

Weichmann, Dr. Herbert

1896-1983

Weichmann, Herbert



Herbert Weichmann  
geb. 23. Febr. 1896, Landsberg, Oberschles.

*"The Bulletin"*  
*Born, June 15, 1971*

## **Tribute to Weichmann, Retiring Hamburg Mayor**

Chancellor Willy Brandt sent a message of good wishes on June 9 to Herbert Weichmann, the retiring First Mayor of Hamburg, on behalf of the German people and the Social Democratic Party, of which Weichmann was a member.

Weichmann, 75, was born in Landsberg (Upper Silesia). He joined the SPD after the Kapp Putsch in 1920. He worked as a journalist, lawyer and government official. During the Hitler era, he fled to Czechoslovakia, then to France, Portugal, Britain and finally the United States. He returned to Hamburg in 1948 and became First Lord Mayor and President of the Senate of the city-state in 1965.

In his message Brandt said that Weichmann had remained loyal to the country even in the dark years when the country had not remained loyal to him. Brandt pointed out that many younger politicians had profited from Weichmann's experience, wisdom, his knowledge of human nature and his objective judgement.

**Deutschland, Sommer 1967:****Hamburg blickt in die Zukunft****Alte Stadt mit neuem Gesicht**

Von PROF. DR. HERBERT WEICHMANN,  
Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg

Rund zwei Jahrzehnte nach dem totalen Zusammenbruch aller materiellen und geistigen Werte in Deutschland mag einem Besucher von damals das Heute dieser Stadt als ein 'Wunder' erscheinen. Aber was er sieht und zu erleben vermag, ist nur das Ergebnis harter Anstrengungen.

Max Brauer, heimgekehrt aus Amerika, hat den bedeutungsvollen Anfang gemacht. Ein hohes Mass an politischer Verantwortung und der Wille, den eigenen politischen Kredit für einen neuen Anfang in Deutschland zu leihen, hatten ihn zurück nach Hamburg geführt in eine Stadt, von der man nach ihrer Bestimmung und Geschichte am ehesten die Rückbesinnung auf die demokratische Vergangenheit und die Verwirklichung noch ungewisser Hoffnungen erwarten durfte. Die gleiche Überzeugung hat mich geleitet, als Max Brauer mich 1948 an die Elbe holte und eine trostlose, graue Trümmerwüste der düstere Hintergrund für die Arbeit an einer neuen, lebensfähigen Demokratie wurde.

Heute liegt eine Aufbau-Periode hinter uns, die materiellen Grundlagen sind geschaffen, neue sittliche Kräfte sind geweckt, denen wir vertrauen dürfen und die wir ermutigen müssen.

Der Aufbau der alten Stadt an der Elbe aus dem Schutt von fast 300.000 zerstörten Wohnungen, aus den Trümmern des Hafens und der zerschlagenen Industrie ist das Resultat harter Arbeit, zielbewusster Planung und wertvoller Hilfe aus den Ländern des Westens, vor allem aus den USA. In den zurückliegenden zwanzig Jahren hat

Hamburg fast 400.000 Wohnungen neu gebaut; 150 neue Schulen, dazu Theater und Museen haben das Bildungswesen unserer Stadt bereichert; eine Universität mit heute schon fast 20.000 Studenten und Forschungsstätten von internationaler Geltung haben Hamburgs Ruf als Stadt der Wissenschaft und Forschung gefestigt. In diesem Zusammenhang darf auch der Neubau des von Salomon Heine gegründeten Israelitischen Krankenhauses und einer Synagoge erwähnt werden.

Uns geht es jetzt darum, das Fundament Hamburgs zu verbreitern. Diese Stadt, die mühsam um den Anschluss an eine grosse Vergangenheit hat ringen müssen, ist heute der wichtigste Hafen der Bundesrepublik. Unsere Schiffe fahren in alle Welt, wir treiben Handel mit allen Kontinenten. Unser wichtigster Aussenhandelspartner sind die USA; rund 12 Prozent des Hamburger Aussenhandelsvolumens entfielen 1965 auf den Handel mit den USA.

Bis jetzt habe ich vor allem vom materiellen Aufbau und von den wirtschaftlichen Grundlagen der Existenz Hamburgs gesprochen. Unseren Gästen, die uns von der anderen Seite des Atlantiks besuchen — und wir hoffen auf einen wachsenden Strom von Besuchern, von Freunden —, haben wir auch andere Seiten dieser Stadt zu zeigen, die auf eine über tausendjährige Geschichte zurückblickt. Ich sprach schon davon, dass Hamburg zu einer Stadt der Wissenschaft und Forschung geworden ist. Es ist auch ein Platz internationaler Begegnung, und es hat sich vor allem zu einem grossen literarischen und publizistischen Zentrum entwickelt. Hamburg ist die Presse-Hauptstadt Deutschlands, hier erklingt die Stimme des freien, des demokratischen und der Zukunft

zugewandten Deutschland besonders laut und klar.

Am meisten aber freut es mich, dass die Stadt des Hafens, des Handels und der Industrie heute mehr denn je eine Heimstatt der Musen ist. Hier gäbe es so viel zu berichten, aber was sollen viele Worte des Bürgermeisters, wenn doch schon bald

ebenso auf künstlerischem Gebiet in der Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Werken, auf die nun in New York ein kritisches und verwöhntes internationales Publikum wartet.

Meine Hoffnung ist es, dass diese Begegnung noch mehr Menschen aus den USA dazu bewegen wird, in unser Land und nach Hamburg zu kommen, und ich möchte ganz besonders unsere ehemaligen Mitbürger in

Die mir als dem Präsidenten des Senats gegebene demokratische Legitimation war eindrucksvoll genug, um auch kritische Stimmen zum demokratischen Bewusstsein unserer Bürger verstummen zu lassen. Namen wie Albert Ballin und Warburg, Heinrich Hertz und Gabriel Riesser sind wieder lebendig geworden, und zahlreiche andere bedeutende Namen aus der deutschen politischen und Geistesgeschichte zeugen von



**Das schöne Hamburg**  
Das Rathaus, ein Renaissance-Bau aus dem vorigen Jahrhundert, und der Turm der St. Michaels Kirche sind Wahrzeichen der Hansestadt.

im Juni das Gastspiel unserer Staatsoper die New Yorker durch ein weitgespanntes Programm modernen Opernschaffens führen und eine Begegnung der alten und der neuen Welt herstellen wird.

Ich bin überzeugt, dass gerade hier ganz wichtige Ergebnisse unserer Arbeit in den letzten 20 Jahren liegen. Hamburgs Aufbauleistungen sind nicht nur an der Zahl der Neubauten und der Schiffsloadungen messbar, sondern finden ihren Ausdruck

voller Kenntnis grosser Vorbehalte dazu auffordern, sich anzusehen, wie wir unser politisches, wirtschaftliches und geistiges Leben gestaltet haben. Eine neue Generation mit neuen Ideen ist herangewachsen, und junge und alte Hamburger haben geholfen, Hamburg ein neues Gesicht zu geben. Die Wahlen zur Bürgerschaft, dem Landesparlament unseres Stadtstaates, im letzten Jahr haben diese positive Entwicklung eindrucksvoll bestätigt.

der Liberalität einer Stadt, die diese Tradition ungebrochen fortsetzt. Von Hamburg aus liess Erich Lüth auch den Ruf "Friede mit Israel" in die Welt hinausgehen.

Die Sonderausgabe des "Aufbau" trägt den Titel: "Europa erwartet Sie". In diesem Sinne möchte ich die Leser des "Aufbau" und alle Freunde unserer Stadt einladen: "Kommen Sie nach Hamburg, die alte, junge Stadt an der Elbe und Alster!"



A. G.

## PORTRÄT DER WOCHE:

## Herbert Weichmann — "Mr. Hamburg"

Es ist nun bald zwei Jahrzehnte her, seit der Emigrant Herbert Weichmann in New York seine Koffer packte, um nach Deutschland zurückzukehren. Im Anfang war seine amerikanische Existenz hart gewesen. Weichmann hatte 1940 von seiner verhältnismässig komfortablen Pariser Wegstation nach Marseilles fliehen und, da er kein französisches Ausreisevisum besass, illegal die spanische Grenze zu Fuss überqueren müssen; dann kam er, wie viele andere, über Lissabon nach Amerika.

Er hatte nur einen Dollar in der Tasche, besass aber einen unbezähmbaren Willen zur Selbstbehauptung. Der erfahrene Jurist entschloss sich, noch einmal die Schulbank zu drücken. Akademische Papiere führte er nicht mit sich, aber die Nazis hatten ihm nicht nur die Bürgerschaft, sondern auch die Doktorwürde entzogen — das genügte der amerikanischen Universität als Ausweis. Weichmann studierte Finanzwissenschaft und wurde Wirtschaftsprüfer. Seine Frau bewies ihre Anpassungsfähigkeit, indem sie eine Werkstatt für Stoffpuppen betrieb.

Rückblickend schilderte Weichmann sein Erlebnis in einem 1949 erschienenen Buch "Alltag in USA". Die meisten seiner Schlussfolgerungen fielen positiv für Amerika aus. Er pries das "echte demokratische Gefühl" des amerikanischen Bürgers, die "Abwesenheit einer Rentnermentalität", die "Weisheit des politischen und wirtschaftlichen Kompromisses", den "grosszügigen Zugang zu den Bildungsmöglichkeiten für jedermann" und "die sich täglich immer neu vollziehende Eliminierung einer Klassenschichtung". Aber im Verhältnis Amerikas zur Kultur sah er ein grosses Manko; für den Amerikaner, sagte er, sei "der Wert der Bildung relativ und der Wert des Geldes absolut".

In der vergangenen Woche kam Weichmann nach langer Pause wieder nach Amerika. Aus dem früheren Emigranten war inzwischen der Präsident des Senats und Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg geworden. Und nicht nur der Gast, sondern auch das Gastland hatte sich gewandelt.

"Von einem amerikanischen Kulturmanko kann man heute nicht mehr sprechen", bekannte Weichmann, der stolze Begleiter seines gegenwärtigen "Exports", der im New Yorker Lincoln Center gastierenden Hamburger Oper. "Die Welt steht heute wesentlich anders als unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Europa hat sich amerikanisiert, gleichzeitig aber hat sich Amerika europäisiert. Der Ausgleich und Austausch wirkt für beide Teile befruchtend. Wir luden zum Beispiel das Balanchine-Ballett zu uns ein und brachten dafür unsere Oper nach Amerika."

Der heute einundsiebzigjährige Bürgermeister ist ein ausgezeichneter Werber für den Stadtstaat, den er verkörpert. Dass er in spätem Lebensalter plötzlich zu einer führenden Rolle in der deutschen Bundesrepublik aufstieg, hat die erfahrensten politischen Beobachter in Erstaunen versetzt. Denn Weichmann ist das genaue Ge-

gentell des "Hail-Fellow-Well-Met"-Typs. Er ist im Grunde scheu, bedächtig, introvertiert. Auch ist er kein Mann des politischen Massenapparats. Er trat der Sozialdemokratischen Partei in den Jahren der Weimarer Republik bei, suchte und erhielt aber nie eine Funktionärstelle.

Weichmann wurde in Landsberg in Oberschlesien als Sohn eines jüdischen Arztes geboren, studierte Jus, wurde 1926 Landrichter in Breslau und später als Referent in das preussische Staatsministerium berufen. Der sozialdemokratische Ministerpräsident Otto Braun machte ihn zu seinem engsten Mitarbeiter. Aber Weichmann trat nie öffentlich hervor, abgesehen von den Beiträgen, die er für die "Vossische Zeitung" und andere Blätter schrieb. (Seine journal-



istische Begabung half ihm dann während seiner Emigrationsjahre in Frankreich).

1948 holte der damalige Hamburger Bürgermeister Max Brauer, der selbst Emigrant in New York gewesen war, Weichmann als Präsident des Rechnungshofes zurück. 1957 wurde Weichmann Finanzsenator. Und

1965 bestimmten die Sozialdemokraten ihn als Bürgermeisterkandidaten, nachdem Paul Nevermann wegen seiner Ehescheidungsaffäre von der Leitung des Stadtstaates verdrängt worden war.

Da gab es erhebliches Stirnrunzeln: Weichmann, der abseitige Intellektuelle, der zudem nicht einmal mit Elbewasser getauft ist, als Nachfolger zweier der populärsten Bürgermeister Hamburgs? Konnte man sich vorstellen, dass die Hamburger, für die Brauer "Max" und Nevermann "Paul" gewesen war, Herbert Weichmann beim Vornamen nennen würden? Konnte der "Zugereiste" eine andere Rolle spielen als die des Statthalters?

Weichmann überraschte das Heer der Skeptiker. Bei der Neuwahl des Hamburger Parlaments im Frühjahr 1966 erhielt er eine Majorität von 60 Prozent aller Stimmen. Sein Fleiss (er arbeitet in seinem Amt täglich bis zu zwölf Stunden) und seine haushälterische Finanzpolitik

(den Ausgleich des Hamburger Etats bewirkend) machten auf die Öffentlichkeit einen ebenso tiefen Eindruck wie die Straffung des Verkehrsnetzes und die Fortschritte im Wohnungsbau unter seiner Leitung.

Schon lange spricht niemand mehr vom "Statthalter"; die Hamburger wissen, dass die Zügel der Regierung einer festen und zuverlässigen Hand anvertraut sind. Will Schaber

## Jewish Mayor Says He Refused Bonn Presidency

**Hamburg Leader Declares  
Two Principal Parties  
Offered Post to Him**

By RALPH BLUMENTHAL  
Special to The New York Times

BONN, April 24—Dr. Herbert Weichmann, the Mayor of Hamburg and the highest government official in West Germany who is Jewish, turned down a chance last year to become federal President because he felt that a Jew should not be the country's head of state.

"I never hesitated a second," the genial, 73-year-old Social Democrat said in an interview here last week. He disclosed how he had rejected an offer by his party and the dominant Christian Democrats to be a bipartisan candidate for the prestigious but largely ceremonial post of President, to which Dr. Gustav Heinemann has since been elected.

Germany's problem of coming to terms with her past is not something in which a Jew should lead the way, Dr. Weichmann said. It is, he said, a moral problem for non-Jewish Germans.

### Aloof From Debate

For the same reason, he added, he was deliberately not taking part in the country's debate over lifting the 20-year statute of limitations for the punishment of Nazi war criminals.

Furthermore, he reflected, as he drew on a long cigar, a Jewish President could raise serious complications in West Germany's delicate relations with the Arab countries and Israel.

Both political parties then nominated different candidates, resulting in the election by the Federal Assembly March 5 in West Berlin of the Social Democratic Justice Minister, Dr. Heinemann.

Dr. Weichmann, in addition to being Mayor of the largest city in West Germany, is this year's President of the Bundestag, or upper house of Parliament. He concedes that he shares some of the sensitivities of many of the 30,000 other people who had escaped or survived Hitler's policy of exterminating Jews and then decided to make their postwar homes in West Germany.

"There are limits," he said softly in English. "I'm restricting myself. I have no ambition to have my fingers in every ple."

"I think it is more tactful to hold back. I didn't come back as a German or a Jew but as a Social Democrat interested in rebuilding Germany as part of a peace-minded and democratic world."

There was also a negative



The New York Times

Dr. Herbert Weichmann, Hamburg's Mayor, in Bonn recently

reason for coming back, Dr. Weichmann said.

After he and his wife escaped to France in 1933 and to the United States when France fell to the Nazis in 1940, he said, "I realized I could never do anything like I wanted in municipal government elsewhere. I didn't have roots there and besides I wasn't young enough to start over."

As for Israel, he said, "I have never been a Zionist—although I recognize the necessity of the state—and I didn't have the feeling I could do there what I wanted to do."

In New York from 1940 to 1948 Dr. Weichmann worked as an accountant—he had been a state judge in the Prussian state government before the Nazi take-over—but, as he recalled, "It was not my ideal just to help people evade taxes."

### Took Over as Mayor

Returning to the new Federal Republic of Germany, he became a civil service controller general in the city-state of Hamburg while still vowing to keep aloof from politics. But during a government change-over he was persuaded to take over temporarily as Mayor. He has held the post ever since and is ready to run for election next year.

He has virtually no active opposition in the Hamburg government and, he reported,

has never been subjected to mistreatment or slights in postwar Germany because he is Jewish.

According to one of his ministers, Dr. Weichmann is sometimes too quick to see current parallels to the violence of the Weimar Republic era and has, with the other state leaders, taken a hard line against student demonstrators. But at the same time he has been angered by those who have raised a false issue of anti-Semitism in postwar Germany. For example, in party circles he has assailed the West German Ambassador to Yugoslavia, Peter Blachstein, for having charged in a party squabble that anti-Semitism would keep him from running for Parliament in the election Sept. 28.

As Mayor, Dr. Weichmann has concentrated on constructing traffic by-passes and rebuilding a port city of 1.8-million inhabitants that lost 250,000 apartments in the war. With a grin, he defended Hamburg's tolerant approach to prostitution in specially designed public "Eros centers." "You can't suppress it, but we are controlling it," he said.

He will remain in Germany, the Mayor said. "Do I feel guilty? No, absolutely not. I don't owe anything to anybody. I have no inner conflicts on this. I have a very cosmopolitan feeling."

*Aufbau, F. Z. 7-28-67*

# Herbert Weichmann nächster deutscher Bundespräsident?

Deutschland ist auf der Suche nach einem Mann, der als Nachfolger des gegenwärtigen Bundespräsidenten Heinrich Lübke das höchste Amt im Lande einnehmen könnte. Unter den Kandidaten, die dafür genannt werden und in Betracht kommen, wird letzthin immer häufiger der Name des Hamburger Bürgermeisters Prof. Dr. Herbert Weichmann erwähnt.

Präsident Lübkes Amt geht am 12. September 1969 zuende; aber erstens besteht die Möglichkeit, dass der heute 73 Jahre alte und etwas kränkliche Lübke sein Amt aus Gesundheitsgründen schon früher zur Verfügung stellen mag, und zweitens muss ungefähr zur gleichen Zeit, im September 1969, der Bundestag neu gewählt werden, und es gilt als politisch ungünstig, beide Wahlgänge zeitlich so nahe aneinander zu legen; also sollte man sich nach einem Nachfolger für Lübke vielleicht schon sehr bald umsehen.

Der erste deutsche Bundespräsident der 1949 ins Leben gerufenen Bundesrepublik Deutschland, Prof. Theodor Heuss, gehörte der Freien Demokratischen Partei an, der zweite, Lübke, der grössten Partei im Lande, der CDU. Also liegt es vielleicht im Interesse innenpolitischer Harmonie nahe, nunmehr an einen Sozialdemokraten zu denken; und in der Tat besteht in der Öffentlichkeit viel Sympathie für den Gedanken, auf diese Weise das höchste Amt des Staates der Parteipolitik zu entreissen. Die Sozialdemokraten haben bereits durchblicken lassen, dass sowohl ihr hessischer Ministerpräsident August Zinn als auch der Hambur-

ger Senatspräsident und Bürgermeister Herbert Weichmann geeignete und qualifizierte Anwärter wären. Die CDU will, falls sie doch einen Mann eigener Couleur durchbringen kann, Bundestagspräsident Gerstenmaier vorschlagen.

Herbert Weichmann, der Jude ist und in den Hitlerjahren in der Emigration in New York lebte (wo er eine Zeitlang auch Angestellter des "Aufbau" war), erfreut sich in Hamburg ungewöhnlich grosser Beliebtheit und allgemeinen Respekts. Es war die grösste Zeitung Hamburgs, das im Verlag Axel Springer erscheinende "Hamburger Abendblatt", das als erstes die Kandidatur Weichmanns aufbrachte und sofort unterstützte. Seither ist der Name Weichmanns in Deutschland allgemein "im Gespräch".

Ohne Frage ist Weichmann nach Bildungsgrad, persönlichem Ansehen und Würde ein geradezu idealer Kandidat, was auch in den Zeitungen unterstrichen wird. Hier und da sagen Leute auch, dass, gerade weil er Jude ist, er für das hohe Amt gewählt werden sollte, weil das der bei weitem beste Weg sei, der Welt zu zeigen, dass das deutsche Volk endlich seine "Vergangenheit bewältigt" und sich vom Hitlergeist distanziert habe. Freilich gibt es auch Leserschriften an Zeitungsredaktionen, die Weichmann als "freischwebenden Intellektuellen" kritisieren, — was wohl nur eine verfeinerte Umschrift für das einmal von Goebbels erfundene Wort vom "Asphaltliteraten" ist.

H.St.



# Ordnung in gebundener Freiheit

Demokratie zwischen geistiger Freiheit und wirtschaftlichem Wachstum / Von Herbert Weichmann

Professor Dr. Herbert Weichmann, Anfang Juni 1971 im Alter von 75 Jahren als Hamburgs Erster Bürgermeister in Pension gegangen, hat sich vor kurzem nach längerem Schweigen wieder zu Wort gemeldet. Zum „18. Geburtstag“ von „Haus Rissen“ bei Hamburg hat er einen Vortrag gehalten, der es wert scheint, nicht nur einem begrenzten Kreis von Zuhörern bekannt zu werden. Wir veröffentlichen den (leicht gekürzten) Wortlaut. Das „Haus Rissen“, gelegen im gleichnamigen Elbvorort, nennt sich „Institut für Politik und Wirtschaft“. Es hat — obwohl ihm fälschlicherweise gelegentlich eine besondere Beziehung zur CDU nachgesagt wird — überparteilichen Status, was durch die Vergabe von Mitteln aus dem staatlichen Fonds des „Kuratoriums für staatsbürgerliche Bildung, eines Gremiums aller drei großen Parteien, dokumentiert wird. Weichmann ist alter Sozialdemokrat, an dessen Loyalität gegenüber seiner Partei kein Zweifel besteht. Er ist außerdem, als ehemaliger enger Mitarbeiter von Otto Braun, alter Preuße (obwohl aus Schlesien gebürtig, Jahrgang 1896). Und er ist Jude, dessen Verwandtschaft zum größten Teil umgebracht worden ist, der aber trotzdem bald nach Kriegsende zurückgekehrt ist. Vor diesem politisch-biographischen Hintergrund sind seine Ausführungen zu sehen.

Wir sind seit der Überwindung der Folgen des letzten Weltkrieges wieder in Gefahr, unser staatliches und gesellschaftliches Zusammenleben durch Gewalt oder ihre Tolerierung zu zerstören und in eine Verfallsperiode auch unserer zweiten Demokratie hineinzuwischen. Die Begriffe oder Werte, auf denen unsere rechtsstaatliche, freiheitliche und demokratische Ordnung beruht, werden in ihrem Inhalt angezweifelt, in ihrer Bedeutung umfunktioniert; Freiheit, Recht, Verantwortung und Inhalt der Aufgabe des Individuums dieses Staates sind ins Zweifelhafte geraten oder sollen nach den Vorstellungen einer geschichtslosen Generation sogar zum „Abfallenerbe der Geschichte“ gehören, um nach der Zerstörung aller Tempel eine neue, freilich bisher undefinierte, Welt und Gesellschaft zu schaffen. Das Anathema des „Establishment“ wird uns von einer jungen Generation entgegenge-schleudert, und als Establishment gilt alles, was besteht oder auch nur im bestehenden Rahmen bewegt wird. Man muß sich unwillkürlich bei dieser Auffassung an die Worte des Mephisto erinnern: „Und alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht.“

## Verunsicherung

Mit diesem Zitat ist freilich auch ein anderes gesagt. So schrecklich neu ist das Neue wieder nicht, was uns da als „Neues“ angeboten wird. Der Kampf gegen das Establishment ist alt und hat viele Facetten. Sich als System anpreisend, ist er sich selbst auch insofern treu, als er alle Systeme angreift, sowohl die bestehende gesellschaftliche Ordnung des westlichen sogenannten Spätkapitalismus wie des Sowjetmarxismus, wie eigentlich jeder staatlichen Herrschaftsgewalt. Wir erleben insofern nichts anderes als eine Renaissance des Anarchismus mit seiner Ablehnung der Herrschaft des Menschen über den Menschen.

Zunächst zum Begriff der Freiheit. Wir stehen einer neuen Art von Freiheitstheorie gegenüber, von jungen Menschen besonders, die noch niemals den Verlust der Freiheit erlebt oder die

scheitert. Es scheint mir, daß der Versuch der Natur, auf dieser Erde ein denkendes Wesen vorzubringen, gescheitert ist, denn in diesem Wesen sind tierische Instinkte mit intellektuellen Kräften so unheilvermischt, daß die Mischung nicht mehr unter Kontrolle gehalten werden kann.“ — Festzuhalten bleibt jedenfalls, daß gerade die Naturwissenschaften zu einer Umwertung zahlloser Werte in der gesellschaftlichen Entwicklung beigetragen haben, der die Disziplinen der mehr humanistischen Geisteswelt mit ziemlicher Fassungslosigkeit gegenüberstehen.

So stehen wir tendenziell und auf eine große Formel gebracht vor der Alternative einer permissiven society,

Freiheit selbst verloren haben und die uns also nun, unterstützt von einigen freilich zuweilen arg mißverständlichen Professoren, versichern, diese Freiheit ist keine Freiheit. Es ist eine „repressive Freiheit“, wir sind eine manipulierte Menschheit. Zugegeben, wir sind manipuliert, aber wir sind es seit Adams Zeit. Wir sind es in einer Art und Weise, die gleichzeitig ewigkeitswert hat, permanent ist und sich vielleicht verstärken wird. Manipulation war unser Schicksal, wir sind uns vielerlei dieser Tatsache etwas bewußter geworden, man nimmt es nicht mehr so hin, und nun ist eine große demokratische Verwirrung in den Menschen entstanden, eine Ver-

jeder Verband oder jede Gruppe auftritt, ihre Ansprüche anmeldet, was ich ihnen nicht übernehme, ihre Ansprüche aber in der Öffentlichkeit nicht vertritt als offenen Interessenanspruch, sondern sozusagen als die letzte gesellschaftliche Gerechtigkeit, auf die sie eben ein Recht hätten, und nur das sel Recht, was ihnen gegeben oder von ihnen verlangt würde. Und wir haben zweitens dieses merkwürdige Phänomen, daß heute sogar zur Gewaltanwendung, zu direkten oder indirekten Gewalt geschritten wird unter Berufung auf vermeintliches Recht. Ich glaube, man muß sich sehr entschieden anfangen zu wehren gegen die Aufwindung des Rechtsbewußtseins durch übersteigerte Interessenansprüche und

Generation hat sich gezeigt: Der Sinn des Lebens ist vielen jungen und sogar intellektuell sehr wachen Menschen verlorengegangen. Die Ausbreitung von Frustration — übrigens auch in kommunistischen Ländern —, die Flucht aus dem Leben in die Droge, in die Lust oder in die Aggression, das sind Erscheinungen unserer Zeit geworden. Viele junge Menschen und auch manche Alten wissen nicht mehr, was zu tun ist, und fliehen entweder in das, was die anderen tun — den Konformismus —, oder in das, was die anderen von ihnen wollen, das heißt, den Totalitarismus, oder sie greifen letztlich zur brutalen Gewalt. Es ist mehr als bezeichnend, daß innerhalb von zwei bis drei Jahren in der revolutionären Studierendenschaft auf einmal ein Um-schwung eingetreten ist, von der erst absoluten antiautoritären Gesinnung zum Spartakus-Bund mit strengster Disziplin und Konformismus zu einer Ideologie beides Fluchterscheinungen.

Wir stehen vorläufig noch ohne Antwort einem Phänomen gegenüber, das einer der führenden Psychotherapeuten unserer Zeit, Professor Frankl, als die Neurose unserer Zeit bezeichnet hat, nämlich das Leben im Vakuum. Eine Antwort auf dieses Problem kann ich ebensowenig wie der Psychologe oder der Psychoanalytiker geben, aber ich will doch versuchen zu sagen, ohne was es überhaupt nicht geht, wenn ein Mensch nicht als Individuum und die Gesellschaft nicht als organisierte Gemeinschaft in Selbstaufgabe enden sollen.

Auf der Suche nach verbindlichen Regelungen liegt die Antwort, die wir hier suchen, in einigen ganz grundlegenden gesellschaftlichen und relativ

einfachen Postulaten. Wir müssen uns auf das Postulat der Humanität im Sinne aller biblischer Weisheit oder des klassischen Humanismus wieder besinnen. Wir müssen schlicht im Verhältnis zueinander human sein und aufeinander Rücksicht nehmen, und das heißt allerdings auch rücksichtslos dem Unhumanen seine Grenzen setzen. Wir müssen im sozialen Sinne materiell ein Leben für den einzelnen ermöglichen, das nicht nur ein Existenzminimum, sondern auch ein komfortables Leben gewährleistet, soziale Ungleichheit vermeidet und auch die soziale Verpflichtung des Eigentums besser realisiert. Wir müssen die Macht, die sich mit dem Eigentum verbindet, besser kontrollieren und um einen angemessenen Anteil aller am Sozialprodukt bemüht sein. Wir müssen gewisse Regeln des klassischen bürgerlichen Rechts revidieren und sie durch das Recht der Gesellschaft in engeren Grenzen halten, als sie per leges lata bestehen.

Daher sind Reformen im gesetzlichen Wege durchaus am Platze und sie sind auch im Tempo dringend erforderlich. Zu diesem Reformwerk sind auch alle Parteien aufgerufen, in ebendieser heraklitischen Periode, wenn aus der Bewegung der Bedürfnisse, der Ansprüche und der Gemüter nicht eine Erschütterung des gesellschaftlichen Zusammenlebens entstehen soll. Die Parteien wählen daher m.E. gut beraten, wenn sie sich nicht um einen Wettlauf im Reformieren, sondern um Einigung bemühen, damit die Reformen eine breite Basis und damit eben ein Optimum an Consensus omnium zur Grundlage haben und die Ordnung so gefestigt wird.

## Die Arbeit hat auch ein Ethos in sich

Wir brauchen aber nicht nur Reformen im materiellen Sinne. Wir müssen im sittlichen Sinne uns wieder von der modernen Triebhaftigkeit des Lebens abwenden und um die Unvergänglich-keit und die positiven Seiten der Leistungsgesellschaft wissen. Ich wage es wieder auszusprechen: die Arbeit hat auch ein Ethos in sich, sie ist zudem im Grunde genommen auch eine Freizeitbeschäftigung, die der Mensch nötig hat, wenn er nicht aus den „Pantinen kippen“ soll, und er braucht sie schließlich, um zu überleben.

Wir müssen ferner resolut die Rechtsstaatlichkeit bejahen und ihr zum Respekt verhelfen. Wir können keine Rechtsaufweichung tolerieren; denn solange Recht noch Recht ist, muß auch nach ihm Recht gesprochen werden. Veränderte gesellschaftliche Umstände können das Strafmaß verändern oder beeinflussen, aber solange Recht gilt, muß es auch als geltendes Recht angewendet werden. Und solange, und soweit veränderte gesellschaftliche Umstände und gewisse Phänomene der Kriminalität von heute wie etwa Bombenterror eingetreten sind, für welche unsere Rechtsregeln nicht mehr ausreichen, müssen eben neue Rechtsbestände geschaffen werden, die es erlauben, damit fertig zu werden.

Wir müssen schließlich uns darüber klar sein, daß alles in allem nur der Staat die rechtsetzende Organisationsform der Gesellschaft ist und allein die Befugnis zur Rechtssetzung hat und allein auch das Monopol der Gewalt. Die Legitimität des demokratischen Staates, das heißt des letztlich auf Wahlen und dem Volkswillen beruhenden Staates darf auch nicht umgangen werden. Ich meine damit etwas, was vielleicht nicht überall gern gehört werden wird; auch in einem Staat, der Parteien hat als Elemente der Willensbildung, dürfen nicht die Abgeordneten dem imperativen Mandat von Parteien oder Parteitag bis ins letzte Gesetzesdetail unterstellt werden, denn das wäre der Anfang vom Rätestaat. Die

Souveränität des seine Abgeordneten wählenden Volkes ist etwas anderes als die imperative Gewalt der Parteien.

Ich scheue mich schließlich nicht zu sagen, daß auch der Staat eines gewissen Maßes an Autorität bedarf. Ein Staat, dessen Autorität ständig in Frage gestellt wird, wird handlungsunfähig durch Verunsicherung, und auch das ist ja übrigens die systematische und raffinierte Taktik gewisser Kreise. Der Staat muß auch vor einer ständigen Verunglimpfung geschützt werden; damit meine ich allerdings nicht so sehr den Schutz durch die Gesetzgebung. Ein Staat, der täglich durch eine gewisse Publizistik von oben bis unten „madig gemacht“ wird, über den nicht mehr im Sinne dessen berichtet wird, was vielleicht an ihm noch gut oder gesellschaftlich fruchtbar ist, sondern in dem nur immer die Schattenseiten gezeigt werden, auch ein solcher Staat muß an dieser intellektuellen Sünde eines Tages scheitern. Das war in Weimar schon so, und das ist auch heute wieder so. Ich meine, der Staat hat auch ein Recht auf Autorität, wenn er auf demokratischer Grundlage steht. Er ist ja schließlich nicht ein auf Profit ausgerichtetes Unternehmen, das von der Ausbeutung der Kräfte seiner Angestellten oder seiner Arbeiterschaft lebt. Der Staat ist ja ein Treuhänder. Er hat eine legitime Treuhandfunktion, denn seine Wurzel ist der mehrheitliche Wille des Volkes, der sich in rechtsetzenden Entscheidungen äußern muß. Damit sage ich nicht, daß ich immer diese Entscheidungen billigen oder vernünftig entgegennehmen würde, aber in irgendeiner Weise muß eben eine Entscheidung gefällt werden, vor Gericht und so im Staate. Und wenn die Entscheidung gefällt wird, muß sie rechtens sein. Die Aufgabe des Staates ist die eines Schiedsrichters zwischen den Interessen der pluralistischen Gesellschaft, und ich weiß keinen anderen Schiedsrichter, und ich meine, sogar ganz brutal gesagt: „Was dem Fußball billig ist, sollte dem Staat wirklich recht sein.“

## Die Gefahr der Überdemokratisierung

Zur Wahrnehmung dieser Funktion muß er aber auch in der Lage sein, und in diesem Zusammenhang möchte ich mir einen kurzen Hinweis wagen, die ich wegen ihrer besonderen Aktualität hier erwähnen will. Es gibt, und das ist Demokratie die Gefahr einer Überdemokratisierung. Man kann Demokratie oder man kann einen Staat nicht funktionsfähig erhalten, wenn man sozusagen jede Entscheidung bis zur Basis vortreibt und von der Basis her legitimieren will. Dann kommen emotionale und sicherlich weniger sachverständige Erwägungen zum Tragen, als sie in den Entscheidungen angestrebt werden. Man kann sich breit beraten lassen, aber bei allem müssen Regierung und Parlamente funktionsfähig bleiben und können nicht durch ein Übermaß von sogenannter Demokratisierung, durch Mißbestimmung am falschen Platze, Anhörverfahren, Gutachtergremien schließlich dazu verurteilt werden, immer hinter der Zeit hinterher zu rennen. Ich sehe auch die Gefahr, daß aus der Sphäre von Staat und Parlament heraus Entscheidungen in autonome oder halbautonome Gremien verlegt werden, wo man doppelt und dreifach prüfen muß, ob das richtig ist. Die Hochschule ist ein Beispiel, Schulverwaltung ist ein Beispiel, Gruppenleistungen oder sonstige Ausschüsse können ein Beispiel sein. Und ich meine auch, daß die Väter unseres Grundgesetzes mit gutem Grunde nach den Erfahrungen der Weimarer Republik das Plebiszit abgeschafft haben, während heute eben wieder unter der Parole der Demokratisierung Tendenzen vor-treiben sind, plebisziäre Methoden einzuführen. Schließlich und mit größter Besorgnis sehe ich auch einen Verfall des Staatsgedankens im Kreise der Staatsdiener selbst oder gewisser Schichten. Dienst nach Vorschrift, langsam arbeiten, oder selbst — man mag über die Berufung denken, wie man will — die Vorgänge, die sich in der Beamtenschaft um den „Fall Machens“ abgewickelt haben, glaube nicht, daß Polizeibeamte ihrer-

seits demonstrieren sollten. Ich glaube, daß alle diese Gruppen von Staatsbediensteten in der Art, wie sie Pressionen ausüben oder wenn sie überhaupt Pressionen ausüben, den Ast abspalten, auf dem sie selber sitzen, nämlich auf dem Plebiszit. Die Staatsgewalt, die eben zur Aufrechterhaltung einer Ordnung notwendig ist,

Ich gestehe, ich bin dafür besonders empfänglich, denn ich bin in gebräuntem Kleid und höre den Ruf der braunen Bataillone: „Die Straße frei!“ Die Machthaber von Weimar haben die Macht verkannt, die auch dem demokratischen Staate zu seinem Schutze zusteht, weil sie in einer Periode des Machtmißbrauchs aufgewachsen sind und also zur Macht nur ein negatives Verhältnis besaßen. Wir sollten daraus lernen und wissen, daß der Machtanspruch des demokratischen Staates durchaus legitim ist, wenn er eben der Sicherung des demokratischen, der Kontrolle des Volkes unterliegenden Staates dient.

Der Weg, den wir zu begehren haben, ist der Weg der Mitte. Es ist der Weg der Ordnung in gebundener Freiheit, es ist der Weg des Rechts, und das muß eben ein Weg der Mitte sein. Es ist der Weg des Kompromisses, denn die Weisheit der Demokratie ist schließlich die Weisheit des Kompromisses. Es geht um diese so nüchternen, so primitiven Formeln, die im Grunde genommen schon seit vielen tausend Jahren gewußt worden sind, die immer wieder verletzt worden sind und die dann doch immer wieder richtig geworden sind. Um diese primitiven Formeln in unserer Zeit, diese primitiven Tatbestände wieder durchzusetzen, dazu bedarf es freilich auch einer nicht nur schweigenden, sondern auch einer aktiven Majorität gegen die zuweilen ja schon sehr erfolgreichen aktiven Minoritäten. Wir sind alle aufgerufen, auch in der älteren Generation, nicht zu resignieren, sondern zu wissen, es geht wieder einmal, auch in dieser zweiten Demokratie, um unser Schicksal.



Linksgerichtete Demonstranten unter dem Schutz der Ordnungsgewalt. Frankfurt, Januar 1972. Foto Lutz Kleinhaus

einer Welt, die sich Bindungen versagt und fatalistisch, aus mangelndem Erkenntnisvermögen, aus geistiger Ausweglosigkeit, in triebhafter Entthemung oder durch verlorene Affekte in eine Katastrophe hineinläuft, von der selbst die von Club of Rome gekennzeichneten Grenzen des Wachstums nur einen Teilaspekt der die Gesellschaft bedrohenden Gefahren darstellen — oder ob wir eine Welt der Ordnung, und zwar einer Ordnung auf der Grundlage von Freiheiten, Rechten und Pflichten der Individuen und des Staates als der Organisationsform der Gesellschaft zu organisieren und zu respektieren in der Lage sind.

In dem Bemühen, auf diese Frage eine Antwort zu finden oder zumindest zu versuchen, die Umriss einer solchen Antwort anzudeuten, möchte ich nun im besonderen jene drei Postulate erörtern, die nach unserer gegenwärtigen staatlichen Verfassung als die tragenden Säulen einer Ordnung des menschlichen Zusammenlebens in menschenwürdiger und lebenswerter Weise anzusehen sind, nämlich Freiheit, Verantwortung und ein funktionierendes Staatswesen auf ebendieser Basis.

Zunächst zum Begriff der Freiheit. Wir stehen einer neuen Art von Freiheitstheorie gegenüber, von jungen Menschen besonders, die noch niemals den Verlust der Freiheit erlebt oder die

wirrung des demokratischen Selbstverständnisses; uns allen stellt sich auf einmal sehr klar und eigentlich täglich neu das Problem, wie weit werden wir fremdbestimmt und wie weit reicht der Raum unserer Selbstbestimmung? Und das ist ja nun auch eine politische Frage, die von diesem Ort der permanenten Manipulation und dem Schwanken zwischen Gelenksein und Freiheitsraum resultiert im Grunde genommen die gesellschaftliche Aufgabe unserer Epoche, nämlich den Weg zu finden zwischen einer entweder anarchischen oder totalitär gelenkten Gesellschaft. Wo hört sie auf, wo fängt sie an, die Freiheit? Wo hört sie auf — wenn sie überhaupt aufhört —, wo fängt sie an, die Manipulation?

Die Antwort kann naturgemäß nicht lauten: zurück zur Natur. Eine Hippiesung für die Allgemeinheit gehört nicht in den realpolitischen Bereich. Eher wenig bieten jene eine Endlösung, — und ich gebrauche absichtlich diesen Ausdruck aus dem faschistischen Vokabular —, die über die Zerstörung der bestehenden Systeme uns die Vorstellung des Paradieses vorenthalten, in das sie uns hineinführen wollen. Im übrigen verändert sich die Welt ohnedies in einem Tempo, das schneller verläuft, als unser Bewußtsein wahrzunehmen in der Lage ist, und das von der Ignoranz der revolutionären Dogmatik schlicht ignoriert wird.

## Der Staat muß ein Rechtsstaat sein

Das Schicksal und die Voraussetzung unserer Zeit ist die pluralistische Gesellschaft. Die pluralistische Gesellschaft, gerade mit ihrer Vielfalt und Vielseitigkeit, ist im Grunde genommen die Quelle, aus der wir selbstbestimmende Kräfte ziehen und wirken lassen können. Sie ist der Nährboden der individuellen und gesellschaftlichen Fruchtbarkeit, weil sie eben durch ihre Vielfalt eine Herausforderung an unsere Kräfte ist, uns auf diesem oder jenem Gebiet, das uns den Begabungen nach oder unseren Freuden und Bedürfnissen nach am nächsten liegt, zu beschäftigen. Und die pluralistische Gesellschaft ist letztlich auch der Antipode oder eben der wirkliche Antipode gegen die totalitäre und die total fremdbestimmte Herrschaftsmacht ideologischer Gewalten.

Ist die pluralistische Gesellschaft auch so die Voraussetzung, der Lebensraum, das Aquarium, in dem wir Nahrung und auch den Sauerstoff finden, so setzt sie jedoch andererseits unserem Bewegungsspielraum auch Grenzen. Sie verlangt zunächst einmal Ordnung, Ordnung und nicht anarchisches Spiel der Kräfte, das zu Ende gedacht Unordnung in Anarchie und in den Bürgerkrieg, oder letzten Endes dann wieder in die Diktatur führt. Die Ordnung, nach der wir im Sinne der Erhaltung unserer Freiheit und der Abgrenzung unseres Freiheitsraumes gegenüber der Manipulation streben müssen, die Ordnung und die Ordnungsgewalt, die wir haben müssen, muß dann der demokratische Staat inkorporieren mit der legitimen Bekundung des eigenen Willens des Bürgers, mit der Institutionierung der Macht im Staat auf Zeit und Abruf, mit der legalen Gewaltenteilung, in der jeweils die eine institutionelle Macht die andere kontrolliert, mit seiner ersten, zweiten, dritten Gewalt. Das bedeutet gleichzeitig allerdings auch die Anerkennung der Tatsache, daß die Gewalt des Staates ist und sein muß und daß der demokratische Staat nicht ein Staat der Verbündeten, daß die Demokratie nicht eine Räte Demokratie sein darf und daß

den Ansprüchen, die erhoben werden, eben eine Grenze gesetzt werden muß durch die Gewalt, die ihrerseits diese Ansprüche zu decken und Ordnung in Freiheit zu gewährleisten in der Lage ist.

Der demokratische Staat mit seiner Ordnungsgewalt muß nun auf dem Recht basiert sein. Der Staat muß ein Rechtsstaat sein. Ordnung kann nur Ordnung durch eine demokratisch legitimierte Rechtsordnung sein; mit ihrer Bindung der Freiheit des einzelnen und der Bindung des Staates, das heißt der Versicherung gegen Willkür, von beiderseitigem Bewegungsspielraum.

Und schließlich, und auch das müssen wir den modernen Ideologen sehr selbstbewußt entgegenhalten, die pluralistische Gesellschaft muß eine Leistungsgesellschaft bleiben. Jedenfalls, solange nicht Manna vom Himmel fällt, fällt mir nichts anderes ein, wodurch die Ernährung des Menschen und sein fruchtbares Zusammenleben in Arbeitstellung erzielt werden können. Die Notwendigkeit des individuellen und kollektiven Lebens und Überlebens verlangt den Willen und die Verpflichtung zur Leistung. Wenn es einigen heute auch gelingt, ohne Leistung zu leben, so sind sie eben irgendwie „Schmarotzer am Baume der Leistungsgesellschaft“. Darüber hinaus bleibt es freilich ein ernsthaftes Problem, auch dieser Leistungsgesellschaft und ihrem Wachstumsfetischismus Grenzen zu setzen, innerhalb deren das Leben lebenswert bleibt und die Gesellschaft nicht zu einer Streß-Gesellschaft und einer Gemeinschaft von Neurotikern wird.

Freiheit, Ordnung und Leistung, die drei Gedanken, sind nun nur zusammen mit dem immanen Gebot der Bindung zu begreifen, der Bindung an Gesetz, der Bindung an das Recht, der Bindung in seinen eigenen Ansprüchen. Das muß gerade heute gesagt werden gegenüber den Erscheinungen, die Bestimmung dessen, was Recht ist, den Ideologien zu überlassen. Wir beobachten ja leider heute vielfach die Tatsache, daß

durch ein sogenanntes verändertes gesellschaftliches Bewußtsein. Wir leben gewiß in einer Gesellschaft, die Reformen nötig hat. Ich bin ein Anhänger gesellschaftspolitischer Reformen und des Fortschritts, wobei ich freilich nicht glaube, daß jede Änderung auch mit Fortschritt zu identifizieren ist. Reformen müssen aber auf gesetzlichen Wege erfolgen. Ein labiler Rechtszustand, wie er heute ausgebrochen ist und wie er auch durch manche Massenmedien gepflegt oder sogar unterminiert wird, gefährdet die Ordnung im gesellschaftlichen Leben, den Rechtsschutzanspruch des Bürgers und die Rechtsschutzgewalt des Staates. Und so hat die Bindung auch ihre ganz präzisen Aspekte, die wir wieder lebendig machen müssen im Menschen selbst, in unserem Bewußtsein. Der einzelne muß zunächst sich selbst gegenüber gebunden fühlen und um Pflichten wissen, die er sich selbst gegenüber hat. Es ist eine verhängnisvolle Tendenz, die sich heute ausbreitet, nämlich für jede Notlage, für jedes Verbrechen, für jede Unzulänglichkeit der Gesellschaft den Staat verantwortlich zu machen und sich selbst damit Absolution zu erteilen.

Wir müssen auch wieder um die Bindung dem anderen, dem Mitmenschen gegenüber wissen und Verständnis für die Bedürfnisse des anderen auch im Falle der Interessenkollision zeigen. Das ist das Wesen des pluralistischen Staates, daß es Interessenkollisionen gibt, daß diese Interessenkollisionen unvermeidlich sind, aber daß sie in irgendeiner Weise nicht zum Ausschließungsanspruch jeder einzelnen Gruppe führen dürfen, weil das im Grunde genommen weder Ordnung noch Recht noch ein gesellschaftliches Zusammenleben ermöglicht. Wir müssen schließlich gebunden sein an eine gesellschaftliche Ordnung mit verbindlichen Grundregeln für alle, also durch Bindung, durch Verantwortung für das Ganze.

Und damit kommen wir zu dem eigentlichen Problem: ja, was sind nun eigentlich diese verbindlichen Regelungen? Worin es sich im Grunde genommen handelt, das klang schon bei Rousseau an, das wollten aber auch schon unsere Vorfahren und es ist auch in der Bibel gesagt. Ohne einen gewissen Consensus omnium oder einen gewissen Consensus omnium, ohne einen Menschen verständigen, kann es kein richtiges Zusammenleben der Menschen geben, kann es keine Ordnung, keine Freiheit und kein Recht geben, wenn eben alles schwimmt, entsteht entweder ein Chaos oder eine Turbulenz. Wir müssen uns wieder auf bestimmte, allgemeine Spielregeln einigen. Aber nun, wo sind noch diese Spielregeln, wo holen wir sie wieder her? Wir haben ja nicht nur aufgebaut, wir haben ja so erfolgreich auch unendlich viele sogenannte Tabus abgebaut in dieser Aufbauperiode der Bundesrepublik. Die Religion ist ins Zwielicht geraten, die Familienbindung und schon gar die Familienautorität steht auf sehr schwankendem Grunde, zuletzt durch den Vertrauensverlust, den die Eltern in sich selber haben. Die Auffassung von sittlich und unsittlich vermischt sich, und wie man lesen kann, dient ja auch die Pornographie der Befreiung von gesellschaftlich sonst bedingten Trieben. Der Begriff der Autorität — hier darf man schon gar nicht mehr aussprechen, daß es in dieser Welt so etwas geben könnte. Mit anderen Worten: Alle Leitsätze des gesellschaftlichen Zusammenlebens und alle Grundregeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens sind ins Schwanken und ins Zweifelhafte geraten. Und noch etwas viel Ärgeres in unserer jüngeren



„Eine Schlinge um den Hals der Arbeiterklasse“

Taktik der KPD in der Weimarer Republik zwischen Revolutzertum und Opportunismus

ARNOLD REISBERG: An den Quellen der Einheitsfrontpolitik. Der Kampf der KPD um die Aktionseinheit in Deutschland 1921-1922. Ein Beitrag zur Erforschung der Hilfe W. I. Lenins und der Komintern für die KPD. Dietz Verlag, Berlin, 2 Bände, zusammen 843 Seiten, 27 DM (Ost).

Der Mißerfolg des Aufstands in Mitteleuropa 1921 führte die KPD in eine schwere Krise. Die Gegensätze, die im Zentralausschuß der Partei schon lange schwebten, traten plötzlich scharf hervor und wurden als Vorwürfe und Beschuldigungen in die Öffentlichkeit getragen. Paul Levi öffnete am 12. April 1921 in seiner Broschüre „Unser Weg. Wider den Putschismus“ zwei Finger breit das Nähkästchen. Eine Woche später wurde der KPD-Chef, Heinrich Brandler, unter dem Verdacht des Hochverrats verhaftet. Levi wurde im Gegenzug aus der Partei ausgeschlossen, erlebte aber die Genugtuung, daß sich Clara Zetkin auf seine Seite schlug und daß sich Lenin selbst in einem „Brief an die deutschen Kommunisten“ (Werke, Band 32, S. 541) für seine Sache einsetzte, wenn auch mit dem Vorbehalt, daß sein Vorgehen der Partei geschadet habe.

Arnold Reiberg, wissenschaftlicher Arbeitsleiter am Institut für Marxismus-Leninismus in Ost-Berlin, mit den bislang unveröffentlichten Protokollen und Gesprächsnotizen in den Parteiarbeiten in Moskau, Amsterdam und Berlin ebenso vertraut wie mit den gedruckten Parteitags- und Kongreßberichten und zudem ein Mann von schriftstellerischen Fähigkeiten, öffnet nun in seiner erweiterten Habilitationsschrift aus dem Jahr 1964 den Nähkorb ganz. Er schüttet ihn sozusagen mit ein paar tausend Fakten und Zitaten — alles wohl belegt, genau zitiert, aber soweit es sich um Archivmaterial aus Moskau und Ost-Berlin handelt, natürlich nur begrenzt nachprüfbar — auf 684 Seiten Text und 150 Seiten Anmerkungen mit Literaturverzeichnis und Register vor dem Leser aus.

Die meisten Beteiligten sind tot, viele sind noch vor ihrem Ende aus der Partei ausgeschieden oder kamen in Säuberungsaktionen der Stalin-Zeit um. Reiberg kann deshalb wohl relativ sorglos zitieren und man erfährt Dinge, die noch nirgends sonst mitgeteilt wurden. Streckweise fühlt man sich in eine bislang völlig verschlossene Welt versetzt: Diskussionen im Zentralausschuß der VKPD, Gespräche mit Lenin am Rand der Kominternkongresse, Randnotizen auf Briefen werden mitgeteilt. Da schreibt zum Beispiel Bela Kun an Lenin, er solle doch den „Hysterikern“ Levi und Zetkin keinen Glauben schenken. „Lenin hat diese Stelle eingekreist, unterstrichen“, berichtet Reiberg, „und an die Seite ein ironisches ‚So‘ in deutscher Sprache geschrieben.“

Auch die negativen Empfindungen der deutschen Delegation auf dem III. Kominternkongreß anlässlich der Rede

Lenins gegen das „linke Sektierertum“ werden nicht verschwiegen. Wilhelm Koenen fand Lenins wilde Polemik „gottsjämmerlich“. Man sei sich in der Delegation darüber einig gewesen, „daß ein Genosse wie Lenin doch eigentlich eine andere Methode einschlagen müsse, wenn er Genossen überzeugen will.“ Ähnlich Heckert: „Das verdroß uns sehr... und wir rechneten das Lenin gar nicht als eine gute Seite an“. Auch Paul Frölich war „sichtlich enttäuscht über die Methode der bolschewistischen Selbstkritik“.

Lenin polemisierte gegen die Linie, die er selbst bislang vertreten und nach der er in der Oktoberrevolution gehandelt hatte: gegen die „Offensivtheorie“, derzufolge die Arbeiterklasse durch entschlossene Gewaltanwendung die Diktatur des Proletariats verwirklichen sollte. Erschöpfungszustände der Herrschenden waren dabei nur als „Gelegenheiten“ vorausgesetzt. Die nun neu ausgegebene Parole der „Einheitsfront“ beruhte auf der These Lenins, daß für eine Revolution zwei Grundbedingungen erfüllt sein müßten: „Erst dann, wenn die ‚Unterschichten‘ das Alte nicht mehr wollen und die ‚Oberschichten‘ in der alten Weise nicht mehr können, erst dann kann die Revolution steigen.“ Für einen Aufstand sei deshalb die Rückhalt an einer „Mehrheit“ erforderlich: „Hat die revolutionäre Partei nicht die Mehrheit in den Vortrupps der revolutionären Klassen und im Lande, so kann von einem Aufstand keine Rede sein.“ Kühn behauptet Lenin, es sei das Geheimnis des Erfolgs der Oktoberrevolution gewesen, daß sie diese Mehrheit besessen habe: „Wir haben in Rußland nicht nur deshalb gesiegt, weil wir die unbestrittene Mehrheit der Arbeiterklasse auf unserer Seite hatten, sondern auch deshalb, weil unmittelbar nach der Eroberung der Macht die Hälfte der Armee und binnen weniger Wochen unser Zehntel der Bauernmasse auf unsere Seite übergingen.“

Die kommunistischen Parteien sollten zur Gewinnung dieser Mehrheit die Initiative zu Gemeinschaftsaktionen der Arbeiterparteien ergreifen und sich dann als Vorhut und Führung zugleich an die Spitze der „Einheitsfront“ setzen. Ob es sich dabei um ein „Manöver“, eine „neue Taktik“ oder um „Politik“ handle, wurde, wie man von Reiberg erfährt, in den kommunistischen Führungsgremien ausführlich diskutiert. Einig war man sich darüber, daß die organisatorische Selbständigkeit der KP und ihre Freiheit der Agitation bei allen Absprachen gewahrt werden müssen. Differenzen aber gab es dann schon bei der Frage, wofür oder wegen „gemeinsamer Aktionen“ gestartet werden sollten. Als man nach der Ermordung Rathenaus zusammen mit SPD und USP „für die Republik“ demonstrierte, die man als „Errungenschaft“ der Revolution von 1918 betrachtete, wies Grigori Jesejewitsch Sinowjew darauf hin, „daß die bürger-

liche Republik nicht nur keine Garantie für die Klasseninteressen des Proletariats ist, sondern umgekehrt in der gegebenen Lage die beste Form der Unterdrückung der Arbeitermassen“. An anderer Stelle nennt Sinowjew sie „eine Schlinge um den Hals der Arbeiterklasse“.

Sollte die KPD Länderregierungen, die von SPD und USP gebildet worden waren, z. B. in Braunschweig, Thüringen, Sachsen, als „Arbeiterregierungen“ betrachten, sie stützen oder sich sogar an ihnen beteiligen? Bot sich ein Ansatzpunkt, mit diesen Partnern zum Rüstestart voranzuschreiten? War es nicht taktisch klüger, zusammen mit den Deutschen — späterhin zusammen mit den Nationalsozialisten — den Hals der Arbeiterklasse von der „Schlinge“ dieser Republik zu befreien? Die Entscheidung wurde der KPD vor allem durch die Sozialdemokraten schwermogt, die 1922, als SPD, USP und KPD zusammen in Sachsen eine knappe Mehrheit bei den Wahlen errungen hatten, das Koalitionsangebot

PROJEKTGRUPPE ORGANISATION DER CURRICULUM-ENTWICKLUNG: Schulnahe Curriculum-Entwicklung. Ein Vorschlag zur Errichtung regionaler Pädagogischer Zentren mit Innovationsproblemen in den USA, England und Schweden. Band 2 der vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft herausgegebenen Reihe „Bildungspolitische Initiativen“. Ernst Klett Verlag, Stuttgart, 240 Seiten, 17,- DM.

Der Plan, ein zentrales Curriculum-Institut in der Bundesrepublik zu errichten, ist vorläufig beiseite gelegt worden; nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch und vielleicht noch mehr wegen Schwierigkeiten zwischen Bund und Ländern. Folgt man der inzwischen weitergegangenen Diskussion über die bestmögliche Organisation der Curriculum-Forschung, kann man vermuten, daß es diesmal ausnahmsweise nicht schlecht gewesen sein mag, das Projekt vorerst ruhen zu lassen. Denn es sind erhebliche, und, hört man auf ausländische Erfahrungen, berechtigte Zweifel daran aufgetreten, ob ein großes zentrales Institut, das von seiner Anlage her nicht in engem Kontakt mit den Lehrern arbeiten kann, diesen wirklich helfen kann, die Reform mit neuen Lehrinhalten, Lehrverfahren, Lehrmitteln, Verhaltensweisen voranzubringen.

Auf Initiative des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft und durch ihn gefördert, hat eine Projektgruppe von Sachverständigen (Sabine Gerbault, Otto Herz, Ludwig Huber,

der Kommunisten mit einer Rückfrage nach ihrer Verfassungstreue beantworteten. Die „Rote Fahne“ antwortete sofort, „eine Arbeiterregierung, die in der Vertretung der Interessen des Proletariats vor der Reichs- und Landesverfassung des kapitalistischen Staates haltmacht“, sei „unmöglich“. Reiberg rügt eine solche Offenherzigkeit: „Das war ja gerade der springende Punkt, daß dies den sozialdemokratischen Arbeitern nicht klar war. Die Lösung der Arbeiterregierung sollte an ihren Bewußtseinsstand anknüpfen und sie weiter führen. Daher war es unrichtig, von vorneherein die Anerkennung der Verfassung zu verweigern.“ Dieses Votum des SED-Professors verdient auch deshalb Beachtung, weil nach seiner eigenen Feststellung die „Einheitsfrontpolitik“ dieser Art bis heute Taktik des Kommunismus geblieben ist.

In der Weimarer Republik führte die neue Taktik zunächst die KPD keineswegs von Erfolg zu Erfolg. Reiberg schildert die Anstrengungen, die es kostete, den Reichskongreß der revolutionären Betriebsräte in Berlin 1922 zusammenzubringen. Die Teilnehmer kamen aber dann doch zu mehr als vier Fünfteln aus der KPD. Bei dem sich anschließenden Streik in Ludwigshafen

konnte auch kein Erfolg verbucht werden. Auch die Initiative auf internationaler Ebene kam nicht über eine Konferenz der Exekutiven der drei Internationalen in Berlin hinaus. Der „Neuauerschub“, der die künftige Zusammenarbeit vorbereiten sollte, löste sich rasch wieder auf. Die Erfolglosigkeit verstärkte die Konflikte in der Parteilührung: „Opportunismus“ wurde von Ernst Reuter, „linkes Revolutzertum“ von Ruth Fischer kultiviert. Während Reuter bald ausstieg, verstand es Ruth Fischer, maßgeblichen Einfluß auf die Politik der KPD nach dem Jahr 1922 zu erringen, in Reibergs Augen einen höchst verderblichen Einfluß.

Frägt man nun nach den Gründen, die für diesen Taktikwechsel verantwortlich waren, so drängt sich seit oh und je dem unbefangenen Beobachter die Feststellung auf, daß der Sowjetunion 1921 und 1922 an einer politischen Beruhigung Mitteleuropas gelegen sein mußte, wenn anders Arrangements wie das von Rapallo überhaupt diskutabel sein sollten. Arthur Rosenberg hat 1932 diese Meinung auf die Formel gebracht: „Geändert hat sich vom II. Weltkongreß (der Komintern, der noch zur Revolution aufrief) und dem III. Weltkongreß weder die Welt-

lage im Ganzen noch die Situation in Europa. Geändert hatte sich nur Sowjetrußland.“ Reiberg findet freundliche Worte für den Zentrumskanzler Wirth und andere fortschrittliche bürgerliche Kräfte, um die man sich in einer etwas einseitigen Fixierung auf die SPD 1921 und 1922 zu wenig bemüht habe. Die KPD Paul Levis, Ernst Reuters und Ruth Fischers mußte erst von Lenin lernen, daß auch mit kooperationswilligen Bürgern etwas anzufangen ist. Der große Mann nannte sie nützlich. Das steht allerdings nicht bei Reiberg.

An einer Stelle spielte der Druckfehlerleutzel Reiberg einen hinterlistigen Streich. Da gibt es 1922 Unstimmigkeiten bei den Russen, ob „Arbeiterregierung“ ein „Synonym“ für „Diktatur des Proletariats“ sei, Radek streitet mit Sinowjew, und über der Schilderung des Streits wird unversehens bei Reiberg oder seiner Frau, der er im Vorwort für „umfangreiche Schreibarbeiten“ dankt, oder bei dem Setzer aus dem „Synonym“ ein „Pseudonym“. Ein solches „Pseudonym“ mag eine von Sowjet-Direktiven abhängige „Arbeiterregierung“ ja in der Tat sein. Der Widerstand der Sozialdemokraten ging jedenfalls von dieser Annahme aus. GERHARD SCHMOLZE

Plädoyer für 60 regionale Pädagogik-Zentren

Curriculumforschung nur in organisierter Verbindung mit den Schulen sinnvoll / Vergleiche mit England, Schweden und den Vereinigten Staaten

Knut Nevermann, Christian Petry, Hans-Henning Pistor, Jürgen Raschert, Ingo Richter, Heide Rientis) einen anderen Vorschlag vorgelegt. Dieser geht davon aus, daß eine strukturelle Schulreform, wie die Gruppe sie für notwendig hält, nicht gelingen kann ohne eine gleichzeitige Curriculum-Reform, daß die Lehrer dazu unmittelbare Hilfe brauchen und daß sie nicht nur Vollzieher, sondern Teilhaber der Reform sein müssen. Das ist nur möglich, wenn Curriculum-Forschung und -Entwicklung schulnah geschieht.

Der Vorschlag der Gruppe begründet sehr eindrücklich und gestützt auf gute Kenntnis der Situation in den Schulen, warum eine innere Reform neben der äußeren unerlässlich ist. In einer Analyse dessen, was im Bereich der Curriculum-Forschung und -Entwicklung in der Bundesrepublik schon tätige Institute tun und tun können, kommt die Gruppe zu dem Ergebnis, daß diese der Schule die Hilfen, die sie braucht, nicht in ausreichendem Maße geben können. Eine Darstellung der Situation in den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Schweden, wo die Gruppe sich „vor Ort“ unterrichtet hat, zeigt, daß bei einem Verfahren, das mit „Forschung — Entwicklung — Vermittlung an die Schulen“ von oben nach unten verläuft, die Schulen nicht wirklich erreicht werden. Die Hoffnungen, die man auf groß angelegte, wissenschaftliche Curricula gesetzt hatte, sind enttäuscht worden.

Die Gruppe schlägt vor, „Regionale Pädagogische Zentren“ zu errichten, die ihre Curriculum-Projekte in enger Verbindung mit den Schulen entwickeln, diese beraten und zugleich mit der Lehrerfortbildung verbunden sind. Für die Beteiligung der Lehrer werden drei Formen vorgeschlagen: erstens sollte jedes Zentrum außer fünfzehn Stellen für ständige wissenschaftliche Mitarbeiter zehn weitere Planstellen für Lehrer haben, die vom Schuldienst beurlaubt werden, um für einige Zeit, je nach der Dauer eines Projekts, hauptsächlich am Institut mitzuarbeiten. Zweitens sollten größere Arbeitskreise von Lehrern als Bezugsgruppen für die in den Zentren entwickelten Projekte dienen; die hier mitwirkenden Lehrer wären damit ebenfalls beteiligt, wenn auch nicht so intensiv wie die hauptamtlich Tätigen. Drittens sollten an einzelnen Schulen Gruppen von Lehrern selbst an Curriculum-Projekten arbeiten können, beraten durch einen Mitarbeiter des Pädagogischen Zentrums und in engem Kontakt mit diesem. Die Zentren könnten schließlich auch projektbezogene Kurse anbieten, durch die Lehrer eine praxisnahe Fortbildungsmöglichkeit hätten. Die bisherige Lehrerfortbildung würde damit nicht ersetzt, sondern sinnvoll ergänzt werden.

Die Gruppe hält sechzig solcher Zentren in der Bundesrepublik für erforderlich, wenn alle Schulen ausreichend versorgt werden sollen. Nicht in der Organisation, aber in der Arbeitsweise kommt, was der Vorschlag anstrebt, wohl dem am nächsten, was in England die Nuffield-Stiftung mit ihrer Curriculum-Arbeit in erfolgreicher Weise getan hat. Bei uns würde der Philo-

logieverband, wie die Aussprache über den Vorschlag beim Gesprächskreis Wirtschaft und Wissenschaft gezeigt hat, die vorgeschlagenen Zentren lieber mit der Ausbildung in der zweiten Phase der Lehrerbildung verbunden sehen. Dem stünde aber wahrscheinlich entgegen, daß bei einer Verbindung mit der Ausbildung die Zentren nicht die notwendige Autonomie erhalten könnten. Eine so enge Kooperation zwischen Pädagogischen Zentren, Schulen und Lehrern, wie die Gruppe sie empfiehlt, und eine Autonomie, die ihnen selbständige inhaltliche, personelle und finanzielle Entscheidungen erlaube, sind innerhalb der klassischen Verwaltungsbürokratie kaum möglich. So etwas könnte, ein neues Verständnis der Schulaufsicht vorausgesetzt, am ehesten im Zusammenhang mit Fortbildung geschaffen werden.

Der Stifterverband hat sich den Vorschlag zu eigen gemacht und will versuchen, zusammen mit anderen Stiftungen wenigstens zwei Versuche mit regionalen Pädagogischen Zentren in Gang zu bringen und zunächst durch eine Planungsgruppe detaillierte Pläne dafür ausarbeiten zu lassen. Zu weiteren Vorgehen wäre dann freilich die Hilfe des Bundes und der Länder notwendig. Gewiß können die vorgeschlagenen Pädagogischen Zentren, das weiß die Projektgruppe selbst, nicht das Alleheilsmittel für alle Nöte der Schule sein. Aber sie könnten weiterhelfen und die Innovationen in Gang bringen. Das zu erproben, wäre der Mühe wert. BRIGITTE BEER

Do you speak English?

Dann sprechen Sie eine Weltsprache — die Sprache von TIME.

Neun von zehn Lesern, die TIME ausserhalb der USA kaufen, sind keine Bürger der Vereinigten Staaten. TIME ist für den internationalen Geschäftsmann in Deutschland genau so da, wie für seinen Partner in 180 anderen Ländern.

Regional begrenzte Zeitschriften können alle Bevölkerungsschichten eines Landes als Leser erfassen. Das kann TIME nicht. Aber TIME erreicht dafür in jedem Land einen Grossteil jener Leute, die in Spitzenpositionen sind. Sie bilden eine internationale Gemeinschaft gut informierter, vorurteilsfreier Menschen, die wahrscheinlich untereinander mehr Verbindendes haben, als mit vielen ihrer

eigenen Landsleute. Tatsächlich ist TIME ihre lingua franca — ein internationales Band, das so lokal sein kann, wie die Adresse an die es geliefert wird. So lokal, wie lokale Zeitschriften. Dennoch gibt es einen Unterschied: TIME-Leser können den Namen ihrer Firma weltweit bekanntmachen und ihre Produkte kaufen.

Regionale Wirkung im Internationalen Rahmen — ein weiterer Grund Ihre Werbepanung zu überprüfen und TIME an die richtige Stelle zu setzen. Weitere Informationen über die internationalen Ausgaben von TIME erhalten Sie bei: TIME, The Weekly Newsmagazine, 4 Düsseldorf, Berliner Allee 61, Telefon: 0211/80511 — FS 8-582 229.



für Multinationales Marketing

Newsweek

ATLANTIK-AUSGABE (Auflagenentwicklung)

190.000

170.000

155.000

140.000

130.000

110.000

1967

1968

1969

1970

1971

1972

Newsweek International — und das Bewußtsein wächst

Weitere Informationen über die 30 internationalen Ausgaben von NEWSWEEK erhalten Sie von: NEWSWEEK INTERNATIONAL in Deutschland, Wittigo Graf Einsiedel, 6 Frankfurt/Main, Beethovenplatz 9, Tel.: 749017

NW 2008

Für alle Mediaplaner mit Fingerspitzengefühl und guten Nasen hat NEWSWEEK einige erstaunliche Tatsachen: Die verkaufte Auflage der Atlantik-Ausgabe ist seit 1967 um 73% gestiegen. 82% der Leser sind Bürger des Landes, in dem sie leben. 3 von 4 Lesern arbeiten in Wirtschaft und Industrie. Und über 43% gehören zum top management. 62% haben eine Universitätsbildung. 80,2% waren innerhalb der letzten 12 Monate im Ausland. Das durchschnittliche Einkommen der NEWSWEEK-Leser liegt über 41.000,- DM. Wir brauchen Ihnen kaum zu sagen, daß sie gut unterrichtet, einflußreich und wohlhabend sind. Marktführer, mit denen man einen Markt kaufen kann.



*Süddeutsche Ztg.*  
*14. Juni*  
*1973*

## Freiherr-vom-Stein-Preis für Herbert Weichmann

Der mit 25 000 Mark dotierte Freiherr-vom-Stein-Preis der Hamburger Stiftung F.V.S. ist für dieses Jahr Hamburgs ehemaligem Bürgermeister Professor Herbert Weichmann zuerkannt worden. Wie die Stiftung mitteilte, soll damit das gesamte Lebenswerk Weichmanns gewürdigt werden. Nach der Satzung wird der Preis jeweils für sozial- und staatsreformerische Leistungen verliehen. Unter anderen wurde schon der Bremer Altbürgermeister Wilhelm Kaisen und zuletzt die frühere Präsidentin des Deutschen Roten Kreuzes, Etta Gräfin Waldersee, mit der Auszeichnung geehrt.

AP

M. B., 24 August 1973

## Ein antisemitischer Bremer Bürgermeister

In der Hansestadt Bremen ist ein merkwürdiger Streit ausgebrochen. Da soll am 5. November der 200. Geburtstag von Johann Smidt (1773—1857) festlich begangen werden. Smidt war von 1821 an Bürgermeister seiner Vaterstadt. Als solcher hat er 1827 Bremerhaven gegründet. Da er schon auf dem Wiener Kongress massgeblich an der Verselbständigung der drei Hansestädte beteiligt war, gilt er als ein Idol der Bremer. Um die Laudatio auf den legendären Hanseaten bat man den Hamburger Altbürgermeister Professor Herbert

Weichmann. Der lehnte aber ab, denn er meinte, es ginge doch wohl nicht an, dass ein Jude die Festrede auf einen so kämpferischen Antisemiten halte, wie Smidt es gewesen war. Inzwischen kam aber noch heraus, dass Smidt ein ausgesprochener Antidemokrat gewesen war, der Initiator des schmachvollen Acht-Klassen-Wahlrechts, der Abgeordnete als „Gesindel“ bezeichnete. Wie Senat und Parlament dieses kleinsten Landes der Bundesrepublik über die Peinlichkeit hinwegkommen sollen, darüber gehen jetzt die Beratungen hin und her.

• Die Welt n. 13. 6. 33

## Tumulte: Weichmann brach Vortrag ab

Eine Vertragsveranstaltung mit Altbürgermeister Herbert Weichmann im Auditorium maximum der Kieler Universität ist gestern abend geplatzt. Die Mehrheit von etwa 1500 Studenten verhinderte mit Sprechchören und Puffen Thema „Grundgesetz in Not?“ sprechen eine Rede Weichmanns, der über das sollte. Als vor dem Mikrophon eine

Anzeige

**viel Öl für's Geld**  
noch wie vor  
Kraftstoffe-Verb.  
Hansa-GmbH - 33 11 18 

Prügelei entstand, verließ Weichmann den Saal.

Als „besonders erschütternd“ bezeichnete es Weichmann nach seinem Auszug, daß der Ruf „Volksfeinde raus“ ertönt sei. Das sei genau der Ruf, der im Hitler-Regime ertönt sei und unter dem „meine sozialdemokratischen Freunde ins KZ getrieben, verprügelt, ermordet oder ins Exil gezwungen“ worden seien.

Erschütternd sei darüber hinaus, daß es nicht mehr möglich sei, selbst mit den Gegnern des Grundgesetzes in eine Diskussion einzutreten, das sei ein Beweis dafür, daß wie im Dritten Reiche die Gewalt gegen Sachen wie Personen dazu benutzt werde, um die demokratischen Freiheitsrechte und das Grundgesetz außer Kraft zu setzen.

# Was macht den Staatsmann aus?

Von HERBERT WEICHMANN

Vom Idealbild Platos (also vom Staatsmann als Philosophen und vom Philosophen als Staatsmann) oder von der aristokratia, der Herrschaft der Besten, kann hier nicht die Rede sein, denn aus Wunschbildern und Idealvorstellungen ist der Leitfaden für das harte Geschäft der Staatskunst im Umgang des Staatsmannes mit den Menschen und der Menschen mit dem Staatsmann nicht abzuleiten. Idealbilder sind in der Substanz doktrinär und in der Praxis der Nährboden für jene „Führer“, die nichts anderes sind als Inkarnationen der Macht.

Im Jahre 1864 veröffentlichte Maurice Joly ein klassisches Werk: „Das Wesen des Despotismus, Gespräche in der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu“. Es erschien zuerst anonym in Brüssel und wurde sofort unterdrückt. In zweiter Auflage 1868 erschienen, wurde es von Napoleon III. verbrannt und blieb über Jahrzehnte verschollen. Im Jahre 1948 erschien dann eine Neuauflage im Richard-Meiner-Verlag, Hamburg, und sie scheint mir im Jahre 1974 wieder von höchster Aktualität zu sein. In imaginären Gesprächen zwischen Machiavelli und Montesquieu ringen hier die beiden Antipoden staatsphilosophischen Denkens um die Prinzipien und Konsequenzen ihrer Staatsauffassungen, um Demokratie oder Diktatur, Freiheit des Einzelmenschen und Machtanspruch des Staates — also um Gesinnung, PERSPEKTIVEN und die Instrumente der Staatsführung, mit der Völker von Staatsmännern regiert werden sollen.

„Nach meiner Meinung“, so erwidert hier Machiavelli dem Verfasser vom „Geist der Gesetze“, „sind die meisten Menschen kriecherisch vor der Gewalt und unfähig, die Unbequemlichkeiten eines freiheitlichen Regimes zu ertragen, jedoch geduldig bis zum Martyrium gegenüber allen Gewalttaten eines frechen Despoten.“ Wir haben diesen Tatbestand in den nur durch den Sieg fremder Mächte verkürzten 1000 Jahren erlebt. Wir sehen ihn heute noch jenseits unserer Grenzen im Osten, und wir würden ihn wiedererleben, wenn nicht der Geist der Gesetze, sondern der Ungeist der pseudo- oder neomarxistischen Ideologie einer an unserer grundgesetzlichen Ordnung irgeordneten Generation die Zügel der Macht zu ergreifen in der Lage wäre.

Aber auch ohne die neuen Bilderstürmer von heute oder ohne jede eschatologische Ideologie — müssen wir uns nicht fragen, ob die Menschen wirklich fähig sind, die Unbequemlichkeiten der Freiheit in ein rechtes Demokratieverständnis einzubeziehen und dem Staatsmann zu erlauben, mit den Regeln der Demokratie und ihren Gegebenheiten die Staatsgeschäfte zu führen? Vor welchen Erwartungshorizont sieht sich der Staatsmann heute in unserer demokratischen Regierungsform gestellt, welchen Anforderungen an Person und Leistung steht er gegenüber?

Der von den Fesseln einer absoluten Staatsgewalt befreite und zur Selbstbestimmung aufgerufene Bürger agiert widersprüchsvoll zwischen der Aufgabe der Selbstbestimmung und der Verpflichtung des Staates ihm gegenüber. Er nimmt eine ambivalente Haltung ein, bei welcher der Ruf nach mehr Demokratie mit der Erwartung einer Omnipotenz des Staates zur Erfüllung seiner Ansprüche kontrastiert. Dieser Kontrast erhält um so mehr Brisanz, als gleichzeitig sein gesellschaftliches Bewußtsein als anspruchsberechtigter Staatsbürger gestiegen ist und ebenso das Maß oder auch das Unmaß seiner Ansprüche.

Es ist aber nicht nur das quantitative Maß der Ansprüche, das gestiegen ist. Der dem Bürger in der Demokratie vermittelte Freiheitsraum zur Selbstbestimmung kontrastiert qualitativ mit einer Tendenz, sich der Verantwortung für sich selbst zu entledigen und dem Staat die totale Vorsorge und Fürsorge für den Ablauf des Lebens anzulasten. Die Verantwortung des Bürgers für sich oder den Staat wird zur totalen Verantwortung des Staates für den Bürger als Ausfluß seiner demokratischen Rechte umgedeutet.

Im Grunde genommen ist in diesem Verhalten ein Element von Staatsauffassung enthalten, das in letzter Konsequenz das Mißvergnügen am demokratischen Staat erzeugt, wenn den Ansprüchen nicht genügt wird, und das so im Unterbewußtsein die Sehnsucht nach dem allgewaltigen Staat vorbereitet.

\*

Schließlich zeichnet sich der Zustand und Verlauf unserer gesellschaftlichen Entwicklung durch eine Fülle unerkannter Vorzeichen und Kennzeichen aus, trotz aller futurologischer Wissenschaft. Eine Fülle neuen Wissens, neuer Technologie oder auch nicht vorhersehbarer politischer Verwirrungen hat den Veränderungskoeffizienten unserer Gesellschaft ins Unermeßbare gesteigert. Das eher sanfte „panta rhei“ Heraklits ist zu einem reißenden Strom geworden, der keine Dämme mehr kennt oder, alle Dämme brechend, die Landschaft grundlegend verwandelt. Ökonomische Strukturen, soziale Bedarfe, kulturelle Maßstäbe verlieren wie auf einem gestörten Fernsichtbild ihre Konturen und entziehen sich offenbar immer mehr der Voraussicht und dem Zugriff der zur Ordnung berufenen Gewalten.

Vor diesem Hintergrunde einer vorhandenen Verwirrung der Welt und der Menschen in ihr kommt man zu jenen persönlichen und doch allgemein bedeutsamen Problemen, welche den Handlungsraum des Staatsmannes betreffen. Unter welchen konkreten Bedingungen zeichnen sich die Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten seines Wirkens ab? Ist die Demokratie überhaupt noch funktionsfähig, um den Anforderungen der Zeit zu entsprechen? Vermag der Staatsmann noch im Geiste der Gesetze, im System der Gewaltenteilung Montesquieus das Steuer des Staatsschiffes zu führen oder sind neue Gewalten am Werke, die ihm die Rudergewalt aus der Hand nehmen?

Es ist ein Kennzeichen der Struktur der Wissenschaft von heute, daß selbst der Fachgelehrte mit der fortschreitenden Entwicklung

seines Fachgebiets nicht mehr Schritt zu halten vermag. Gewiß, das staatliche Instrumentarium hat sich ausgeweitet, vom Computer im Bereich der Technik bis zur Ausdehnung des Personalapparates und der Inanspruchnahme spezieller Quellen echten oder vermuteten Sachverständes außerhalb des Regierungsapparates. Gleichwohl landen alle Projekte mit ihrem Für und Wider — und welches Projekt hätte nicht beides — auf dem Schreibtisch des Staatsmannes und verlangen seine verantwortliche Entscheidung im Streit der Meinungen. Hinzu tritt die zahlenmäßige Fülle der Staatsgeschäfte, bei der ein riesiger Apparat permanent einer sehr beschränkten Zahl von Verantwortungsträgern, dem Kanzler und seinem Kabinett, eine Durchdringung des Stoffes abfordert, die schlichthin das Fassungsvermögen in zeitlicher, quantitativer und qualitativer Hinsicht überfordert.

Bei dem geschilderten Mißverhältnis zwischen dem Maß der Rezeptivität und dem Ausmaß der Staatsgeschäfte ist zu fragen, ob nicht veraltete Strukturen oder moderne Gebräuche zu revidieren sind. So wird es für notwendig, wenn nicht sogar für gut betrachtet, daß der Chef des Kabinetts zugleich Vorsitzender seiner Partei ist. Ich halte nach meinen Erfahrungen die Personalunion von Parteilvorsitzenden und Kabinettschef für eine Überforderung, unter der beides leiden kann, die Kabinettsführung und die Parteilführung. Eine solche, auch bei Montesquieu nicht vorgesehene Trennung der Gewalten, steht freilich unter der Voraussetzung, daß ein Parteilführer gefunden werden kann, der im Regierungsziel ein kongeniales Alter ego und im Regierungsvollzug ein doppelter Koordinator ist.

\*

In diesem Zusammenhang möchte ich aber auch ein Fragezeichen hinter eine andere Praxis der Staatsführung setzen. Ist das Ausmaß der Publizität wirklich erforderlich, um das sich heute Minister bewerben? Erschlägt hier die Quantität nicht die Qualität der Darstellung, vom Problem des Zeitaufwandes ganz abgesehen? So möchte ich wagen, unsere Massenmedien zu fragen, ob sie wirklich dem Bürger und seinem Informationsbedürfnis dienen, wenn durch die Fülle nicht Transparenz, sondern Verwirrung erzeugt wird. Das Wort des Staatsmannes muß Gewicht haben und muß für gewichtige Dinge vorbehalten bleiben. Vielleicht darf ich auch noch auf jene physische und seelische Überforderung hinweisen, die von einer Fotoreportage ausgehen muß, welche allgegenwärtig im Amt oder Urlaub das Objektiv auf Gesicht und Haltung seines Opfers richtet.

Nicht anders als Staatsmänner oder Bürger empfindet auch das Parlament eine Überforderung durch die Komplexität der gesellschaftlichen Umstände. Berufen, die Regierungsgewalt zu kontrollieren, leidet es speziell unter dem Informationsvorsprung, der einem gewaltigen Regierungsapparat zu eigen ist. Es hat sich daher im parlamentarischen Raum die Tendenz entwickelt, nicht erst nach vollzogener Regierungsentscheidung die parlamentarische Befugnis zu Kontrolle oder Gesetzgebung auszuüben, sondern bereits im Vorbereitungsstadium, das heißt, im Verlaufe des administrativen Prozesses, an der Gestaltung der Regierungsvorlagen teilzunehmen.

Hervorgehoben sei, daß hier eine Vermischung der Handlungsbereiche von erster und zweiter Gewalt, also eine Verletzung des Prinzips der Gewaltenteilung, vorliegt. Die verfassungsmäßige, aber auch die eigenständige und schöpferische Initiative des Staatsmannes unterliegt hier der Gefahr der Auslöschung seiner spezifischen Verantwortung als Repräsentant der Exekutivgewalt. Eine ähnliche Erosion, aber genau in entgegengesetzter Richtung, droht übrigens von dem Komplex der sogenannten Demokratisierung.

Die Funktion des Staatsmannes ist das Dienen, aber es sollte auch nicht verkannt werden, daß ihm eine Herrschaftsgewalt auch im demokratischen Staat legitim zusteht, die er anzuwenden verstehen muß. Es gibt viele Ursachen für den Bestand oder den Verfall von Staatssystemen. Immer gehört aber in die Kausalkette der Gebrauch oder Nichtgebrauch der Macht. Die Republik von Weimar ist nach meinen Erfahrungen nicht zuletzt deshalb zerfallen, weil ihre Repräsentanten ein gestörtes und ihre Gegner ein sehr positives Verhältnis zur Macht hatten. Aufgewachsen in der Periode des Mißbrauchs der Macht durch privilegierte Schichten, war dem demokratischen Gefühl der Männer von Weimar der Einsatz der Macht auch zur Sicherung der Demokratie im Herzen zuwider. Auch heute scheint mir in der Einstellung zu den Feinden unserer grundgesetzlichen Ordnung ein zwiespältiges Verhältnis der Politiker zum Gebrauch der Macht vorhanden zu sein.

Es gehört zum Wesen des demokratischen Staatsmannes, rechtzeitig auf die Zeichen neuer Bedrohung unserer Demokratie zu achten und, ohne Machiavelli zu sein, um die Legitimität der Machtausübung zum Schutze des demokratischen Rechtsstaates zu wissen.

Gibt es nun ein Rezept „for the making“ eines Staatsmannes, für ihn selbst oder für diejenigen, die ihn berufen? Es gibt viele Eigenschaften, die ein Staatsmann (und jeweils in verschiedener Dosierung) besitzen sollte. Er kann nicht ohne Ehrgeiz sein, denn dieser ist ein unverzichtbares menschliches Antriebsmoment, aber es muß auch ein Ehrgeiz aus sittlichem Impuls und um der Sache willen sein, er soll nicht die Lust, aber auch nicht Unlust haben, mit der ihm anvertrauten Macht umzugehen, er bedarf eines Schusses von Genie und eines ganzen Munitionslagers von Leistungspotenz, er soll dienen und durch Dienen herrschen, er muß Vertrauen und gleichzeitig Autorität ausstrahlen, er muß Kenntnisse besitzen und doch auch instinktiv sich des rechten Weges wohl bewußt sein. So gibt es reale Eigenschaften, die den Staatsmann machen, aber kein Rezept für die Grade der Begabung und die Fügung des Schicksals.

Der vorstehende Text ist ein Auszug aus der Dankrede, die der Hamburger Altbürgermeister Herbert Weichmann am Donnerstag bei Entgegennahme des Freiherrn-von-Stein-Preises der Stiftung F. V. S. in Hamburg gehalten hat.



SCHLESISIEN

NIEDERSCHLESISIEN

OBERSCHLESISIEN

SUDETENSCHLESISIEN

KUNST WISSENSCHAFT VOLKSTUM

1976

I

MÄRZ

PAKOTA

Was in diesen Oderliedern in der notwendigerweise gedrängten Formulierung des Gedichts gesagt wird, das ist noch einmal breit ausgesponnen im 1961 bei Herder veröffentlichten Roman „Der Wind weht von der Oder“. Das Geschehen spielt überwiegend in der bäuerlichen Umwelt von Oppeln und in der Stadt selbst und hat als Kern die Entwicklung des Oderbauernsohnes Joa von der Jugend bis in seine 20er Jahre, ohne Zweifel trägt er z. T. autobiographische Züge — Niekrawietz war nach Volks- und Handelsschule Kaufmann, Hilfsbeamter, Bibliothekar und Archivar, Verlagslektor und jahrelang arbeitslos. Kleinbäuerliche und kleinbürgerliche Welt mit allen Sorgen und bescheidenen Freuden, und in diese Lebenskreise immer wieder einbrechend der Fluß mit seinem Segen und Fluch. Die alten Sagen von der Mora und dem Flußgott Odrabil sind lebendig, geheimnisvolle Vergangenheit verwebt mit der Gegenwart.

Diese Dichtung von Hans Niekrawietz wurzelt im Unvergänglichen, sie ist gleichwohl gegenwartsnah, ihr Grundakkord ist bestimmt durch menschlich-humanitäre Gesinnung, die er selbst unaufdringlich und liebenswert lebt. Mensch und Werk wurden bereits nach den ersten Gedichtbänden 1937 mit dem Schlesischen Literaturpreis und 1938 mit der Ehrenplakette der Stadt Oppeln ausgezeichnet. 1965 erhielt Niekrawietz den Eichendorff-Literaturpreis des Wangener Kreises und 1968 den Hauptpreis des Oberschlesischen Kulturpreises, würdige Anerkennungen für ein in sich geschlossenes, künstlerisch bedeutendes Werk. *Hans M. Meyer*

**PROF. DR. HERBERT WEICHMANN:**  
80 JAHRE

Ein Mann von unbestechlichem Charakter, von selten erreichter geistiger Weite, bis auf den heutigen Tag durchdrungen von dem Bewußtsein politischer Verantwortlichkeit, feierte am 23. Februar 1976 seinen 80. Geburtstag: Herbert Weichmann, Doktor der Jurisprudenz, Professor der Finanzwissenschaft.

Der gebürtige Schlesier und Hamburger aus Verantwortungsbereitschaft und Leidenschaft, den die Nationalsozialisten in der Mitte seines Lebens zum Verlassen seiner Heimat, zum Abbruch seiner politischen Arbeit im Deutschland der Gewaltherrschaft trieben, den sie auf den schweren Weg des Exil-Daseins zwangen, diese universelle Persönlichkeit erträgt auch heute noch nicht wohlmeinende Nachrufe auf acht Jahrzehnte eines Weges, den er stets mühsam

gesucht, den er dann mit Konsequenz zu Ende gegangen ist.

So sind es auch nicht so sehr Respekt und Hochachtung, die mich zur Würdigung Herbert Weichmanns veranlassen, wiewohl es für diese Empfindungen genug Gründe gibt. Aber mehr wiegt die Tatsache, daß das Wort des Altbürgermeisters und Ehrenbürgers Hamburgs heute noch in dieser Stadt unverändert großes Gewicht hat. Die lebendige Auseinandersetzung mit diesem offenen und kritischen Geist bleibt auch für mich als einen seiner Landsmänner und Nachfolger im Amt des Ersten Bürgermeisters politische Selbstverständlichkeit und immer wieder erneuerter Gewinn.

Sein Pragmatismus in Politik und Verwaltung ist nichts anderes als vom Verstand gesteuerter Idealismus. Er hat die Notwendigkeiten der Veränderungen in der Welt immer gesehen und zugleich in jedem Wirkungskreis seines langen Arbeitslebens die Anpassungsvorgänge mit beeinflußt, die das Wesen von Politik ausmachen. Für ihn war Freiheit stets Voraussetzung der Menschenwürde, zugleich aber auch die Verpflichtung des einzelnen gegenüber den anderen. Die gerechte Beteiligung der Menschen an den Gütern dieser Welt hat Herbert Weichmann nie aus den Augen verloren.

Dieser Mann kam nach Hamburg mit dem unbeugsamen Willen, menschliche Würde, wirtschaftliche Gesundheit und demokratische Zusammenarbeit zu verwirklichen. Er hat sich Hamburg zur Lebensaufgabe gemacht, und die Stadt dankt ihm das nicht zuletzt durch ihre heutige Existenz.

Der Sozialdemokrat aus Überzeugung und aus persönlicher Erfahrung repräsentiert in der politischen Geistesgeschichte dieser Zeit den Politiker, für den Vernunft, Ordnung und sozialer Fortschritt die tragfähige Synthese dafür darstellen, die Freiheit in der Gebundenheit des Rechtsstaates zu verwirklichen und auszubauen. Es ist schwer, diesen Mann einzuordnen in vorhandene Schemata. Weder erscheint er anfällig für ideologische Verengungen, noch findet sich bei ihm eine Bereitschaft zu modischer Progressivität. Wenn man Herbert Weichmann überhaupt klassifizierend, formelhaft begreifen wollte, so allerhöchstens dadurch, daß für ihn Sozialismus die Formel für Menschlichkeit ist.

Von daher begründet sich sein Engagement, das Gewissen seiner Mitmenschen zu schärfen gegen Willkür, Unrecht und unredliche Ver-

sprechen. Darin wird verständlich, daß Mannes keinen g Herbert Weichmann

Von sich selbst meiner Ämter führen müßte.“ Ich 80. Geburtstages Weichmann in der ihre Bürger auch eine respektierte antwortung gebu Unsere Demokra die Maßstäbe setzt ist ein solcher Maßbarer Haltung un

NORBERT ERNST  
Norbert Ernst 1976 sein 70. Lebensschowitz, einem Hindenburg und kommen. Seine verlebte er in bei Beuthen O/S vor, schon vor dem schen Reiches. sich auch als L Ansehen erwor schien sein Bu Kindheit und kam aus orzogenen/Westf., 28 Arbeiten des V den Naturen, harter Wille zu tät um einen A vielen Obersch begabung, die zielstrebig-pra und technische Sich-Öffnen, und auch als l kann. — Im W Gegensatz vo der „Welt“ u losen Gefühl spiel in dem gesteinsblock innerhalb der mauern); od sichtlicher A am Kölner bahnhof in

sequenz zu Ende

Respekt und  
digung Herbert  
ohl es für diese  
ibt. Aber mehr  
ort des Altbür-  
Hamburgs heute  
ert großes Ge-  
inandersetzung  
en Geist bleibt  
ndsmänner und  
Bürgermeisters  
t und immer

k und Verwal-  
n Verstand ge-  
ie Notwendig-  
er Welt immer  
Wirkungskreis  
Anpassungsvor-  
sen von Politik  
t stets Voraus-  
leich aber auch  
gegenüber den  
g der Menschen  
Herbert Weich-

burg mit dem  
e Würde, wirt-  
okratische Zu-  
n. Er hat sich  
macht, und die  
tzt durch ihre

erzeugung und  
präsentiert in  
dieser Zeit den  
dnung und so-  
synthese dafür  
Gebundenheit  
en und auszu-  
n einzuordnen  
rscheint er an-  
gen, noch fin-  
zu modischer  
rt Weichmann  
elhaft begrei-  
urch, daß für  
Menschlichkeit

Engagement,  
n zu schärfen  
redliche Ver-

50

sprechen. Darin wird für mich zugleich auch verständlich, daß die Persönlichkeit dieses Mannes keinen gleichgültig lassen kann, der Herbert Weichmann kennengelernt hat.

Von sich selbst hat er einmal gesagt: „Jedes meiner Ämter führe ich so, als ob ich das ewig tun müßte.“ Ich kann in diesem Jahr seines 80. Geburtstages nur wünschen, daß Herbert Weichmann in der Stadt Hamburg und für all ihre Bürger auch in den kommenden Jahren eine respektierte Stimme der in sozialer Verantwortung gebundenen Vernunft sein wird. Unsere Demokratie braucht solche Vorbilder, die Maßstäbe setzen, und Herbert Weichmann ist ein solcher Maßstab im Sinne von vergleichbarer Haltung und Tat. *Hans-Ulrich Klose*

#### NORBERT ERNST DOLEZICH: 70 JAHRE

Norbert Ernst Dolezich, der am 16. Februar 1976 sein 70. Lebensjahr vollendete, ist in Bielschowitz, einem Industriort zwischen Zabrze/Hindenburg und Antonienhütte, zur Welt gekommen. Seine Kindheit und frühe Jugend verlebte er in Orzegow, einem Industriort bei Beuthen O/S. Er trat zuerst als Maler hervor, schon vor dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches. Seit mehreren Jahren hat er sich auch als Lyriker, Erzähler und Essayist Ansehen erworben. Vor wenigen Wochen erschien sein Buch der Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend unter dem Titel „Ich kam aus Orzegow“ (Verlag A. Laumann, Dülmen/Westf., 282 Seiten mit 12 Bildern nach Arbeiten des Verfassers). Dolezich gehört zu den Naturen, in denen Verstand und Gefühl, harter Wille zur Leistung und starke Sensibilität um einen Ausgleich ringen. Er besitzt die — vielen Oberschlesiern eigentümliche — Doppelbegabung, die man als Ratio und Irratio, als zielstrebig-praktisch „vernünftiges“ Denken und technisches Geschick einerseits und als ein Sich-Öffnen, ein Sich-Verströmen im Gefühl und auch als leichte Verletzbarkeit bezeichnen kann. — Im Werk von Dolezich finden wir den Gegensatz von mathematisch-klarem Erfassen der „Welt“ und einem unbestimmten namenlosen Gefühl Gestalt geworden, so zum Beispiel in dem Bild, in dem ein unförmiger Urgesteinsblock im Innern eines Domes liegt (innerhalb der formvollendeten Umfassungsmauern); oder in dem Bild, das — in offensichtlicher Anregung durch die Bahnlinie, die am Kölner Dom vorbeiführt — eine Eisenbahnlinie in der Höhe eines Domsdaches ver-

51

laufen läßt, die aus weiter Ferne kommt und unbestimmtem Ziel zustrebt, oder in dem — oft aufgegriffenen — Motiv von großen (im Detail genau gebildeten) Muscheln (von überdimensionaler Größe) am Strand, dahinter angedeutet die (formlose) Weite des Meeres, darüber die Unermeßlichkeit des Raumes. — Andere Bilder tragen das Signum der Verträumtheit, der zarten Märchenseligkeit, der weichen Konturen; wieder andere lassen die Naturliebe des Künstlers erkennen. — Auch in der Dichtung (Lyrikbändchen „Zeichen und Wege“, 1968, „Das Barackenfenster“, 1974) geht Dolezich dem Motiv des Gegensatzes nach und dem der Befremdung in einer alltagsvertrauten Umwelt und bildet es zum Symbol, zur Parabel, zum Gleichnis aus.

Dolezich ist Sohn eines Volksschullehrers, der 1910 zum Rektor (der Knabenvolksschule) in Orzegow berufen wurde (als man noch zwei Prüfungen abzulegen hatte, um dieses Amt bekleiden zu können).

Die Vorfahren des Vaters waren Bauern (Freigärtner) im Umland des Klosters Rauden, die Familie der Mutter (Jankowski) stammte aus dem Tarnowitzer Land, und die Vorfahren kamen aus Berufen der Industrie, waren Steiger und Maschinenmeister; einer der Verwandtschaft war bereits Grundbesitzer und Unternehmer geworden. Norbert Ernst Dolezich wuchs in Orzegow zusammen mit fünf Geschwistern auf. Der Vater, 1866 geboren, starb schon 1920, die Familie geriet in Not, als die polnische Regierung — nachdem der Ort an Polen gefallen war — keine Witwen- und Waisenpension zahlte. Der Sohn Norbert mußte das Gymnasium in Beuthen O/S verlassen, um als Schlosserlehrling und Bürolehrling (auf der Grube Gotthard-Schacht) für den Unterhalt der Familie Geld zu verdienen. Die Ausbildung zum Volksschullehrer in Ratibor vereitelte der sog. Dritte Polenaufstand, d. h. die bürgerkriegsähnlichen Zustände, die nach der Volksabstimmung im März entstanden waren, um das für Deutschland günstige Ergebnis der Abstimmung zunichte zu machen. 1928 gelang es Dolezich, das Abitur (am staatl. Realgymnasium in Beuthen O/S) abzulegen. Er studierte dann Kunstpädagogik und Kunstgeschichte in Königsberg, Köln und Berlin. Längere Krankheit unterbrach seine Ausbildung zum Studienassessor (1940). 1940 erhielt er eine Dozentur an der Kunstakademie in Königsberg. Nach 1945 wirkte er einige Jahre am



# Aufruf eines streitbaren Demokraten

**Herbert Weichmann, ehemaliger Erster Bürgermeister Hamburgs und Bundesratspräsident von 1968/69, tritt ein für ein neues, aktiveres Demokratie-Verständnis. Carlo Schmid, wie Weichmann leidenschaftlicher Politiker, Philosoph und Staatsrechtsdenker, rezensiert das neue Werk des 78jährigen**



Herbert Weichmann: Plädoyer für den „Sozial-Vertrag“



Carlo Schmid: Plädoyer für den Kollegen

Dieses Buch, von dem ich wünsche, daß es viele lesen möchten, enthält eine Pathologie der politischen Realitäten Deutschlands und Vorschläge für eine Therapie, die ein politisches Bewußtsein, das aus den Fugen zu geraten droht, ins Lot bringen könnte.

Das rechte Gefühl für die Notwendigkeiten und das Mögliche scheint verlorengegangen zu sein. Die einen wehren sich gegen jede Veränderung, die anderen, vor allen Dingen die Jungen, halten das Bestehende für schlecht, schon darum, weil es „etabliert“ ist, und jedes Mittel, auch Gewalt ist erlaubt, um es zu verändern, ohne noch sagen zu können, wie das Veränderte aussehen soll.

Der Verfasser hat durchaus Verständnis dafür, warum gerade Jugend heute so denken kann, nichtsdestoweniger ist er davon überzeugt, daß der Staat der Bundesrepublik ein Recht und die Pflicht hat, die Demokratie, die seine Grundlage ist, gegen solche Bestrebungen und das Dogma der angeblich legitimen „Gegengewalt“ zu verteidigen.

Demokratie bedeutet, so meint er, die Selbstbindung des Volkes in einer Ordnung, deren Herr das demokratisch zustande gekommene Gesetz ist. Der Rechtsstaat hat für die Durchsetzung des Rechtes das Monopol auf Anwendung — legaler — Gewalt. Ein Staat, der gestattet, daß — legitimerweise — der verfassungsmäßigen Gewalt ein Recht zur Gegengewalt entgegengewhalten wird, würde der Demokratie — „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus“ — die Grundlage entziehen.

Demokratie steht und fällt mit dem Postulat, daß der Wille des Volksganzen die Fähigkeit hat, Ordnungen zu schaffen, darin die Freiheit des Landes und die Freiheiten der Bürger sich in Rechten und Pflichten zu freier Menschlichkeit entfalten können — vorausgesetzt, daß Minderheiten in ihrem Anderssein innerhalb dieser Ordnungen existieren können, wenn sie das Anderssein der Mehrheiten respektieren und vorausgesetzt, daß man auf die Vorstellung verzichtet, der Staat könne im Bereich seiner Funktionen Vollkommenes verwirklichen und vorausgesetzt, daß das Gefüge der staatlichen Ordnung eine immer stärkere Annäherung an das vom Absoluten her Geforderte möglich macht.

Demokratie ist etwas anderes als eine Häufung von „Demokratismen“. Sie besteht nicht darin, daß jede Gruppe den Anspruch erheben kann, den Staat oder eine Parzelle von dessen Wirklichkeit nach ihren Vorstellungen zu gestalten oder in Anspruch zu nehmen; sie besteht darin, daß die Staatsgewalt als Ganzes vom gesamten Volke ausgeht, dessen gewählte Vertreter auf der jeweiligen Stufe der staatlichen Ordnung — durch Wahlen auf Zeit und Abruf legitimiert — die Gesetze erlassen und ausführen.

So ist eine pluralistische Gesellschaft im Gefüge einer vom Gesamtvolk getragenen Ordnung möglich. Freilich ist die Voraussetzung dafür, daß dieses Volk sich als einen Verbund betrachtet, der auf der Grundlage allgemein anerkannter und gewollter Grundwerte zustande gekommen ist und diese als Richtlinien seines Tuns fixiert hat. Sie stellen dar, was wir die Humanität nennen, jenes Gefüge von Vorstellungen, Gedanken und Gefühlswerten, auf denen unser moralisches Weltbild beruht und dessen Keime uns die Bibel und die Geschichte der humanistischen Bewegung bißlegen.

Herbert Weichmann konkretisiert sie folgendermaßen: Im materiellen Bereich fallen darunter auskömmliches Leben für den einzelnen, Eigentum als moralische Kategorie, nämlich als Grundlage eigener Verantwortung für die eigene Lebensführung; Kontrolle wirtschaftlich begründeter politischer Macht; der rechte Anteil an dem von allen zusammen erarbeiteten Sozialprodukt; Begrenzung der im BGB begründeten allgemeinen Vertragsfreiheit durch die Lebensrechte der Gesellschaft. Im moralischen Bereich fallen darunter: das Ethos der Arbeit; der Respekt vor der Einbettung der Gesellschaftsordnung in die Rechtsordnung des demokratischen Staates; der Schutz der Bürger durch das Recht; das alleinige Recht des Staates, Recht zu setzen

und mit legaler Gewalt durchzusetzen, sowie — darauf beruhend — die Anerkennung der Autorität des durch den Volkswillen legitimierten Staates und dessen Schutz gegenüber Verunglimpfungen, deren Duldung ihn handlungsunfähig und damit unfähig zur Wahrung des Rechtes seiner Bürger machen müßte.

Staat ohne Machtbewußtsein ist nicht möglich, am wenigsten ein demokratischer Staat, der sich seiner Bestimmung nach den Bewegungen der Zeit auszusetzen hat. Die großen, klassischen Demokratien, die den Satz vom „contrat social“ und der „volonté générale“ ernst nahmen, haben dies gewußt. Die Männer der Weimarer Republik hatten es vergessen, und darum ging ihr Staat zu Grunde.

Immer wieder hebt Herbert Weichmann auf diesen Satz ab, mag er nun von der Gesellschaft, in der wir leben, handeln oder von den Trägern der Verantwortung oder von Charakteren im Strom der Zeit. Die Elemente der Methode seiner Betrachtung sind nach seinem eigenen Zeugnis: geschichtliche Erfahrung, erlebtes Leid, vergleichende Betrachtung.

Ich möchte diesen Elementen hinzufügen ein weiteres: das von keiner Enttäuschung zu erschütternde Vertrauen

**Herbert Weichmann: Gefährdete Freiheit. Aufruf zur streitbaren Demokratie. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg. 186 S., 24 Mark.**

in die Kraft des Menschen, über Irrtümer und Niederlagen hinweg die Welt und ihre Ordnungen als Stätten der Menschlichkeit einzurichten, jedes Volk auf seine Weise.

Verfassungen sind für Herbert Weichmann geprägte Wirklichkeit der Völker und, da Ordnungen Produkte von oft konträren Willenskräften sind, die auf einen möglichst großen Anteil an den zu schaffenden Machtchancen gerichtet sind, Ausdruck politischer Machtverhältnisse. Der demokratische Staat ist für ihn nicht das Machtinstrument einzelner gesellschaftlicher Gruppen, die über ökonomische Privilegien verfügen; er weist diesen vielmehr die Reichweite ihrer Instrumente für die Verwirklichung ihrer Zwecke und Interessen an. „Die Gesellschaft ist nicht ein vom Staat losgelöstes oder auch nur in Teilen losgelöstes Gebilde, sondern der Staat ist ihr Organisations- und Ordnungsinstrument, das befähigt bleiben muß, seine Ordnungsgewalt auszuüben, nicht um seiner selbst willen, sondern gerade zur Sicherung des Fortschrittes der Gesellschaft.“

Bürgerinitiativen können den Staat weder ersetzen noch gegenstandslos machen. Gesellschaftliche Gruppen können die Staatsorgane aufklären, beraten oder auf Notwendigkeiten aufmerksam machen — unter Umständen in drastischer Weise —, doch würden „wilde“ Mitentscheidungsbefugnisse aus den Bereichen der Gesellschaft gegenüber der staatlichen Exekutive und Verwaltung die konstitutionelle Kontroll- und Entscheidungsbefugnis des Parlaments auf die Dauer gegenstandslos machen.

Uferlose „Demokratisierung“, das heißt die Übernahme der Bestimmung von Teilbereichen der durch den Konsens der Bürgergesamtheit dem Staat vorbehaltenen Ordnungsbereiche durch deren Interessenten oder Nutznießer, müßte schließlich zur Auflösung dessen führen, was einst nach einem um die Befugnisse des demokratischen Gesamtstaates geführten Kriege — dem Sezessionskrieg der USA — ein großer Demokrat, der Sklavenbefreier und Streiter für die Rechte des Gesamtvolkes, Abraham Lincoln, unter Demokratie verstanden wissen wollte: Regierung des Volkes durch das Volk für das Volk, was ihm die einzige Bürgschaft dafür schien, daß Menschen ihre Welt in Freiheit gestalten können.

Die Demokratie postuliert die Toleranz aller für alle. Der politische Gegner ist kein Feind, der entrechtet werden müßte. Auch er hat das Recht, die allgemeinen Freiheitsrechte in Anspruch zu nehmen. Doch diese Freiheitsrechte werden durch das Recht aller anderen auf Verwirklichung ihrer Freiheitsansprüche eingeschränkt.

Der Ausgleich dieser unter Umständen einander entgegenstehenden Ansprüche wird durch die das freie Spiel der Kräfte der Gesellschaft regulierende Verfassung des Staates geleistet. Deren vornehmste Aufgabe ist es, das den Menschen zuträglichste Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, Bürger und Staatsmacht möglich zu machen. Heraklit hat einst gelehrt, das Volk der Polis solle seine Verfassung schützen wie seine Mauer.

Es gibt keine persönliche Freiheit als Grundzustand unseres Lebens, wenn dieses nicht in einer Rechtsordnung eingebaut ist, die ein von uns getragener Staat setzt und durchsetzt, der sich als ein Werk begreift, das Menschen geschaffen haben, damit alle Bürger trotz ihrer vielen Gegensätze und allen sachlichen Widersprüchen zum Trotz, als mündige Menschen in vernünftiger Freiheit menschlich miteinander leben können. So hat Immanuel Kant die Funktion des Rechtsstaates verstanden.

Freiheit des Wirtschaftens betrachtet Herbert Weichmann als eine Vorbedingung für eine freiheitliche Gesellschaft

und einen freiheitlichen Staat. Totale Beherrschung der Produktionsprozesse durch den Staat wie auch umfassende Monopole führen zu totaler Manipulation der Bürger, aus der es kein Entweichen gibt. Die Vielfalt der freien Unternehmer ist also eine demokratische Notwendigkeit, jedoch müssen diese sich staatlichen Einflüssen gefallen lassen, wo der Mechanismus des Wettbewerbs für sich allein die sachgerechte Versorgung der Gesellschaft mit den Gütern, deren die Menschen für ein auskömmliches Leben bedürfen, nicht mehr zu gewährleisten vermag. Der Unternehmer muß sich auch gefallen lassen, daß der Staat Rechtsnormen setzt, die garantieren, daß die Postulate freiheitlicher Demokratie auch in den Ordnungen der Arbeitswelt ihren Niederschlag finden.

Daß der Verfasser, der sein öffentliches Wirken als Zeitungsmann begann, sich in diesem Buche auch mit der Presse befaßt, wird niemanden erstaunen. Der Staatsmann und der Publizist haben für Herbert Weichmann „ein gemeinsames Berufsfeld: die Gesellschaft, in der wir leben, und die Gestaltung, die wir für sie erstreben“.

Wie der Staatsmann steht auch der Zeitungsmann vor der Gewissensfrage, ob sie an die Vernunft oder an die Unvernunft der Menschen als die entscheidende gesellschaftliche Kraft glauben. Für den Zeitungsmann heißt das insbesondere, ob er durch die Kraft der Überzeugung oder die Kunst der Verführung gestaltend wirken will, ob er vom Glauben an das Gute oder von der Überzeugung der weltlichen Schlechtigkeit sich tragen lassen und damit in einem Falle zum Vermittler ethischer Postulate und im anderen Falle zum Zyniker und Künstler der Manipulation werden soll. Immer aber sollte er sich bewußt bleiben, daß die Presse eine öffentliche Aufgabe erfüllt und damit auch Verantwortung für den Staat trägt.

Der Zeitungsmann verfügt über eine besondere Macht, die Macht des überall hin dringenden Wortes, das sowohl zu überzeugen als auch zu verführen vermag. Hier hat er oft genug eigenen Versuchen zu widerstehen. Schlimm ist es, wenn der Kritiker nicht übt, um das freiheitlich-rechtsstaatliche Bewußtsein seiner Leser zu stärken, sondern um diese zu verunsichern. Der Publizist habe das Für und Wider abzuwägen und so seinen Beitrag zur Meinungsbildung zu leisten, ohne zum verantwortungslosen Sensationshascher oder Zeloten zu werden. Gerade weil er weiß, daß es im

politischen Kampf fast immer auch um Interessen geht, wird sich gerade der Journalist nur vor seinem Gewissen verantwortlich fühlen und nicht irgendeiner „Basis- oder Interessengruppe“.

Dieses Buch enthält einen Schatz von Erkenntnissen. Ich zögere nicht, es das Werk eines Staatsmannes zu nennen. Sein Verfasser hat darin selbst definiert, woran er glaubt, den Staatsmann erkennen zu können: Diesen bewege der Glaube an die Kraft der Vernunft ebenso sehr wie der Glaube an die Schöpferkraft des menschlichen Herzens, an das, was Blaise Pascal „les raisons du cœur“ genannt hat; er lebe in der Welt der Ideen und beherrsche dazuhin die Technik der Apparaturen von Staat und Gesellschaft und sei, wo er Macht ausübt, auf Redlichkeit bedacht. Vor allem aber hat er eine Vision dessen, was der Mensch im Ablauf seiner Geschichte gesucht hat und immer wieder sucht, um diese Erde menschlicher machen zu können. Freilich müßte diese Vision auf der Grundlage eines gefestigten und den Geboten der Zeit gemäßen Staatsbildes ruhen, das ihm erlaubt, im Führen den Menschen zu dienen.

Dieser Katalog staatsmännlicher Tugenden trifft auf das Lebensbild Herbert Weichmanns zu, jenes „Preußen“ aus Schlesien, der lange Jahre einer der nächsten Mitarbeiter einer der stärksten politischen Persönlichkeiten der Weimarer Republik, des preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun, war, dann das bittere Brot und die Unbehaustheit der Emigration zu ertragen hatte und dabei immer der in den edelsten Traditionen Europas wurzelnde Humanist blieb. Dann kehrte er in das zerschlagene Deutschland zurück, um schließlich wie sein Vorgänger Max Brauer, vom einmütigen Vertrauen der Bürger Hamburgs getragen, durch sein Wirken darzutun, daß Politik mehr ist als erfolgreicher Umgang mit den Hebeln der Staatsmaschine, nämlich Erschaffung und Festigung von Ordnungen, die es den Menschen erlauben, auch in einer Zeit, die viele sich selber und ihrer Arbeit, ja sogar der Natur zu entfremden droht, die Lebensordnungen zu bejahen, in denen sie stehen, ohne damit auf Selbstachtung verzichten zu müssen.

Diese ständige Maxime im Leben Herbert Weichmanns ist es wohl gewesen, was ihn, den humanistischen Moralisten, bewogen hat, sich mit Herz und Hand den Dingen des Staates zu ergeben, dessen Gewalten von einem Volke ausgehen, das sich entschlossen hat, von ihnen nur Gebrauch zu machen, um den Menschen zu dienen.



Weichmann, Herbert  
zum 75. Geburtstag

Hans Tramer

M 13, 1971, Nr. 8, S. 5

## POLITIK INLAND

**Kieler Kontroverse zwischen CDU und SPD****Störung der Veranstaltung „Grundgesetz in Not“ und der Rede Weichmanns**

al. KIEL, 29. Juni. Zu einer scharfen Kontroverse zwischen CDU und SPD in Schleswig-Holstein haben die Störaktionen geführt, mit denen linksradikale Studentengruppen an der Universität Kiel vor einer Woche eine Veranstaltung über das Grundgesetz verhinderten, auf der Professor Weichmann (SPD) das Hauptreferat halten wollte. Beide Landesparteien werfen sich das Anschüren antidemokratischer Stimmungen vor.

Anlaß ist die Haltung des geschäftsführenden sozialdemokratischen Landesvorstands, der nach einwöchigem Zögern am Freitag erklärte, die vom Rektorat unterstützten Organisatoren der Kieler Veranstaltung „Grundgesetz in Not?“, nämlich RCDS und Burschenschaften, seien eine „rechtsreaktionäre Sammlungsbewegung“. Sie hätten der Verfassung ebenso schweren Schaden zugefügt, wie die terroristischen Aktionen der „Roten Zellen“, die dem Kieler AStA nahestehen. Die CDU des Landes erwiderte in einer Presseerklärung, die SPD verdrehe die Tatsachen. Sie erteile linksextremen Studenten einen Freibrief für Ausschreitungen.

Während der engere SPD-Landesvorstand in seiner Erklärung einerseits zu besonnener Haltung aufruft und eine Unterstützung derjenigen Kräfte ankündigt, die, wie der Sozialdemokratische Hochschulbund, rechtsstaatliche Grundsätze der Freiheit der Menschen verteidigten, wendet er sich andererseits scharf gegen die Schritte der CDU-Landesregierung.

Das schleswig-holsteinische Kabinett hatte Strafanzeigen des Rektorats gegen den AStA-Vorsitzenden Lötzer und andere linksextreme Studenten begrüßt und angekündigt, daß den Dienststellen der Universität nicht mehr zugemutet werden könne, mit den gegenwärtig

rechtswidrig handelnden AStA-Vertretern überhaupt noch zusammenzuarbeiten.

Der schleswig-holsteinische CDU-Pressesprecher Koop weist darauf hin, daß nicht die von der SPD als „heimatlose Rechte“ bezeichneten Veranstalter des durch linksradikale Störungen verhinderten Abends die Schuldigen an den Zwischenfällen seien, sondern der AStA und seine Sympathisanten. Die Kieler CDU-Landtagsfraktion äußerte sich gleichzeitig bestürzt, daß der schleswig-holsteinische Oppositionsführer Matthiesen (SPD) in einer persönlichen Stellungnahme zuvor bereits den ehemaligen Hamburger Bürgermeister Weichmann offenbar zu „rechtsreaktionären Kräften“ gerechnet habe und daß die SPD-Landespartei sich zunächst weigerte, überhaupt eine Erklärung zu den Zwischenfällen an der Universität abzugeben.

Wie anwesende Journalisten der Landespressekonferenz übereinstimmend berichtet hatten, waren die Zwischenfälle einseitig von der linksextremen Seite ausgegangen. AStA-Chef Lötzer bemächtigte sich des Mikrophons und erklärte, die Veranstaltung mit Weichmann sei eine einzige Provokation und ließ über den von ihm begangenen Hausfriedensbruch abstimmen. Nachdem er von einer Linksmehrheit der anwesenden Studenten Zustimmung erhalten hatte, verhinderte der AStA durch akustischen Terror und körperliche Gewalt die Veranstaltung zum Grundgesetz. Lautsprecheranlagen wurden zerstört und die Fernseh- und Presseberichterstattung stark behindert. Dabei kam es auch zu Schlägereien zwischen der Störer- und der Veranstaltergruppe. In dem Tumult wurde selbst Professor Weichmann von AStA-Sympathisanten körperlich stark bedrängt.

## Herbert Weichmann 80jährig

"Der Weg, den wir zu begehen haben, ist der Weg der Mitte, es ist der Weg des Rechts . . . Es ist der Weg des Kompromisses." Mit diesen Worten schloss Professor Dr. Herbert Weichmann, in den Jahren 1965 bis 1971 Erster Bürgermeister von Hamburg und Präsident des Senats der Freien Hansestadt, seinen vielbeachteten Vortrag "Ordnung in gebundener Freiheit". Das war 1972.

Dass er, der am 23. Februar sein 80. Lebensjahr vollenden kann, der weitblickende, souveräne und dabei kritische Politiker geblieben ist, davon zeugen seine Veröffentlichungen, seine Vorträge und Interviews auch aus jüngster Zeit. 1974 erschien eine Herbert-Weichmann-Bibliographie. Mit ihren rund 800 Nummern, sprich: Titeln, ist dieses Werk zugleich ein Spiegel von Weichmanns Werdegang und von dem weiten Rahmen seiner finanz-, wirtschafts- und staatspolitischen Äusserungen, beginnend mit seinen frühen Beiträgen in der "Vossischen Zeitung" in Berlin (ab 1920, als es um die Frage der Zukunft seiner ober-schlesischen Heimat ging) bis zu seinem 1973 vor der Hamburgischen Pressestelle veröffentlichten Aufruf "Grundgesetz in Not!" Da fehlen weder die Schilderungen seiner Eindrücke von einer Reise durch Israel im Frühjahr 1957 ("Das Werden eines neuen Staates") noch seine Ansprache "Der Weg der jüdischen Gemeinschaft", 1960 gehalten bei der Einweihung der neuen Synagoge in Hamburg.

Bevor er 1965, als Senior im Senat, zum Ersten Bürgermeister gewählt wurde, war er, 1948 von seinem alten Freund Bürgermeister Brauer aus der Emigration nach Hamburg geholt, bis 1957 der Präsident des Hamburgischen Rech-

nungshofes und dann Finanzsenator und, schon als solcher, Mitglied des Bundesrats in Bonn. Als Bundesratspräsident (1968/69) war er Stellvertreter des Bundespräsidenten und damit, zeitweise, der Zweite Mann im Staate. Seit 1956 ist er ausserdem an der Universität Hamburg Lehrbeauftragter für öffentliches Haushalts- und Rechnungswesen, seit 1964 Honorarprofessor.

In Landsberg (Oberschlesien) geboren, studierte er Jura, wurde Landrichter in Breslau und stand von 1927 bis 1933 im hohen preussischen Verwaltungsdienst, zuletzt als Ministerialrat und persönlicher Referent des Ministerpräsidenten Otto Braun. 1933 als Jude und Sozialdemokrat aus dem öffentlichen Dienst verjagt, verbrachte er seine ersten sieben Emigrationsjahre als freier Journalist in Frankreich. 1940 gelang es ihm, nach Amerika zu entkommen, wo er auch zum Mitarbeiter des "Aufbau" gehörte. Als 44jähriger nahm er dort das Studium der Wirtschaftswissenschaften auf und wurde selbständiger Accountant.

Ob der engagierte, dynamische Politiker, jetzt ein "Elder Statesman", im Rückblick auf die vergangenen 28 Jahre den Entschluss von 1948 bereut hat, möchte man bezweifeln. Die Hamburger Ehrenbürgerwürde, die ihm beim Ausscheiden aus dem Bürgermeisteramt verliehen wurde, dürfte der beste Ausdruck des Dankes der Hamburger Bürger sein, die nach wie vor von ihm in den lobendsten Tönen sprechen.

E.G.L. (Berlin)

# DARAN GLAUBE ICH

Von HERBERT WEICHMANN



**Der große alte  
Mann der SPD,  
Professor  
und Hamburger  
Bürgermeister a. D.,  
glaubt an  
die Beständigkeit  
des Wandels**

Der Glaube eines Staatsmannes oder eines Politikers — ist er eine fest und unerschütterliche Größe?

Als junger Mensch schrieb Friedrich der Große den Anti-Machiavelli — im Alter ließ er das „Anti“ fort.

Als junger Mensch glaubte ich, daß der Mensch von Natur aus gut sei und daß der Wechsel von Obrigkeitsstaat zur Demokratie ein fest in der „volonté generale“ verankertes Gemeinschaftsleben unter den Vorzeichen sozialer Gerechtigkeit herbeiführen werde. Das Schicksal der Weimarer Republik hat diesen Glauben nicht gerechtfertigt.

In den Jahren der mittleren Reife glaubte ich, daß die Beseitigung der Slums oder großstädtischer Elendsquartiere und menschenunwürdiger Wohnungen die Kriminalität beseitigen oder zumindest erheblich mindern würde. Sie tat es nicht. Neue Arten der Kriminalität entstanden, von denen die Gegenwart erschütternd Zeugnis ablegt.

In noch späterer Zeit glaubte ich daran, daß allgemeiner, breitgestreuter Wohlstand die Menschen zufrieden machen würde. Auch diese Erwartung wurde getäuscht. Wachsender Wohlstand schuf wachsende Ansprüche und vielerseits wachsendes Mißvergnügen, wenn sie nicht befriedigt werden konnten.

Im Alter glaube ich an die Beständigkeit des Wechsels in einer ständig und sich immer schneller verändernden Welt, mit wechselnden Bedarfen der Menschen, denen die Politik flexibel Rechnung zu tragen hat.

Gleichwohl, bei aller Skepsis gegenüber der Natur der Menschen, die eben Unvernunft und Börsartigkeit nicht ausschließt, glaube ich, daß es bestimmte Voraussetzungen für ein menschenwürdiges Leben gibt, die zu gestalten in unsere Hand gelegt und unsere Aufgabe ist.

So glaube ich an den Wert der Freiheit, die aber zugleich eine verantwortungsvolle Freiheit sein muß, für das eigene Leben und das Leben in der Gemeinschaft.

*Herbert  
Weichmann  
Hamburg*

*Mein Glaube an die Beständigkeit des Wandels. In der Welt der  
Angabe, wo es veröffentlicht war, und was.*



## „Israels Verhalten bei Terrorakten ist richtig und hat sich bewährt“

HERBERT SCHÜTTE, Hamburg

Nach dem Attentat auf Arbeitgeberpräsident Hanns-Martin Schleyer äußerte sich Prof. Herbert Weichmann, 81, in einem Interview mit der WELT zu Fragen der inneren Sicherheit. Der SPD-Politiker Weichmann war von 1965 bis 1971 Erster Bürgermeister in Hamburg.

**WELT:** Die Bundesrepublik wird — wieder einmal — von Terroristen erpreßt. Welche Folgen sehen Sie, wenn der Staat diesem Erpressungsversuch nachgibt?

**Weichmann:** Dann sehe ich nur, daß sich daraus ein Erpressungskreis ohne Ende ergeben würde. Denn es könnten daraus neue Erpressungsversuche eingeleitet werden in der Gewißheit, daß auch sie wieder zum Erfolg führen. Dann würde der Staat endgültig seine Ordnungsmacht verlieren.

**WELT:** Israel war jahrelang Ziel der meisten Erpressungsversuche. Doch es läßt sich auf solche Erpressungen grundsätzlich nicht ein. Ist diese Einstellung Ihrer Meinung nach langfristig die erfolgreichste Abwehr gegen den Terrorismus?

**Weichmann:** Ich halte diese Einstellung für richtig. Sie hat sich auch bewährt.

**WELT:** Wie kann der Staat dem Terrorismus wirksamer entgegenreten?

**Weichmann:** In der pluralistischen Gesellschaft gibt es keine eindeutigen Rezepte. Ich meine, daß in erster Linie die Präventivmöglichkeiten verstärkt werden müssen. Dazu ist es erforderlich, die verschiedenen Sicherheits-Systeme auszubauen.

**WELT:** Sie persönlich haben sich — nicht zuletzt durch ihre Weimarer Erfahrungen und das Schicksal der Emigration — immer für eine wehrhafte Demokratie eingesetzt. Sind unsere Demokraten in Verantwortung zu furchtsam?

**Weichmann:** Ich möchte nicht sagen, zu furchtsam. Aber sie sind nicht genügend aufgeklärt über die gefährliche Situation. Welt über zehn Jahre bin ich gekennzeichnet — oder auch verschrien — als ein Mann von „Law and order“. Wegen des Mißbrauchs von Law and order im Dritten Reich sind nun viele Kreise ängstlich, daß erneut Mißbrauch getrieben werden könnte. Ich habe in vielen Gesprächen mit maßgeblichen Politikern darauf hingewiesen, daß Verfassungs- oder Gesetzes-Bestimmungen der Taktik des Gegners angepaßt wer-



Herbert Weichmann, ehemaliger Erster Bürgermeister von Hamburg

FOTO: DIE WELT

den müssen. Erfreulicherweise hat ja die Bundesregierung — sehr zögernd allerdings — Schritte in diese Richtung unternommen; aber ich glaube, noch nicht genügend. Verteidiger-Überwachung wird notwendig sein, oder — wie Golo Mann zu Recht fordert — nur noch Pflichtverteidiger für die inhaftierten Terroristen.

**WELT:** Eine distanzierte Haltung gegenüber Ihrer Forderung nach Law and order ist ja vor allem im sozial-liberalen Lager zu finden. Glauben Sie, daß nach den Anschlägen auf Buback, Ponto und Schleyer dort jetzt ein Prozeß des Umdenkens einsetzt?

**Weichmann:** Es handelt sich nicht so sehr um einen Prozeß des Umdenkens, der wohl angebahnt ist, sondern es handelt sich darum, real Maßnahmen zu treffen, in denen sozusagen im uns erklärten Kriegszustand unsere Verteidigungstaktik der Aggressions-Technik

angepaßt wird. Ich fürchte auch, daß ohne ausreichende Maßnahmen die Forderung nach der Todesstrafe brisante Formen annehmen würde.

**WELT:** Eine sehr persönliche Frage: Kein Nachgeben gegenüber Erpressungsversuchen, haben Sie gesagt. Jetzt steht die Bundesrepublik vor der Frage: Geben wir die Terroristen frei und laufen damit Gefahr, daß neue Morde stattfinden, oder riskieren wir, daß eine Geisel getötet wird. Wie würden Sie entscheiden?

**Weichmann:** Ich kann hier nur eine sehr persönliche Antwort geben. Wenn ich heute noch Politiker oder Erster Bürgermeister wäre, so würde ich mir auch des Risikos bewußt sein, das in einer solchen Zeit eingeschlossen ist. Und ich würde für meine Person der Auffassung sein, daß ich — und also auch der Staat — dieses Risiko zu tragen haben.

Süddeutsche Zeitung  
München, 23/24. Januar 1971

Herbert Weichmann tritt ab

früher LR 2

## Ein Weltmann und Selfmademan

Die Autorität des scheidenden Hamburger Bürgermeisters war auch bei der Opposition unbestritten

Von unserem Redaktionsmitglied Immanuel Birnbaum

Hamburg ist eine weltoffene Stadt, die schon in der Vergangenheit mehr als einmal auch Männer aus anderen Teilen Deutschlands an ihre Spitze gestellt hat. Den Oberschlesier Herbert Weichmann importierte die Hansestadt erst nach dem letzten Krieg aus den Vereinigten Staaten, wo der ehemalige Verwaltungsjurist und nächste Mitarbeiter eines der bedeutendsten Staatsmänner der Weimarer Republik, des preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun, sich als Emigrant auf eine rein wirtschaftliche Tätigkeit umgestellt und nach dem Studium der amerikanischen Buchführung Betriebsberater geworden

war. Sein Schicksalsgefährte und sozialdemokratischer Parteifreund Max Brauer brachte ihn nach Hamburg mit, als er, Brauer, als Bürgermeister in die Heimat zurückgeholt wurde. Weichmann wurde auf Grund seiner ungewöhnlichen Verbindung von Verwaltungskunde und privatwirtschaftlicher Erfahrung Präsident des Hamburger Rechnungshofes und, in diesem Amt bewährt, 1957 Finanzsenator.

Die Hamburger wußten es zu würdigen, daß er sich den Wind draußen in der Welt tüchtig hatte um die Nase wehen lassen. Als junger Richter in Breslau, als Journalist im Ruhrgebiet und in Oberschlesien, später, nach der Entfernung aus dem Staatsdienst, auch noch einmal in Paris, dann als Selfmademan, der sich mit 44 noch einmal auf Schulbänke setzte, drüben in den Staaten. Als Kontrolleur und dann als Leiter der Hamburger Finanzen erwarb er sich Respekt über alle Parteigrenzen hinweg. Als er von der SPD 1965 zum Ersten Bürgermeister vorgeschlagen wurde, war er schon beinahe 70. Aber als damals eine Zeitung in Frankfurt kommentierte, in diesem Alter könne er wohl nur noch ein „Übergangsbürgermeister“ werden, meinte er lächelnd: „Das wollen wir erst einmal sehen“ Jetzt, fünf Jahre später, hat er angekündigt, daß



„Unser Weichmann“

Photo: SZ-Archiv

er im Juni seinen Platz dem von ihm empfohlenen Nachfolger Peter Schulz räumen wolle, der sich in seiner Senatsmannschaft zuerst als Leiter des Justizwesens und dann als Chef der Schulbehörde bewährt hat.

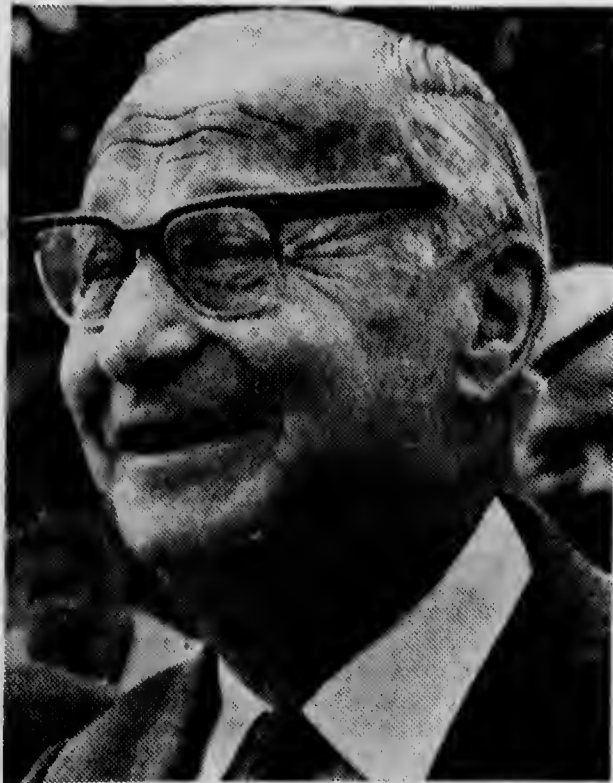
Damals kam er gerade, braungebrannt und straff wie ein Fünziger, zu Fuß von seiner kleinen Berghütte im Allgäu herunter, neben ihm seine aus mährisch-deutscher Familie stammende Frau Elsbeth, die den Gatten an politischem Temperament immer noch um einige Schwünge übertraf. Als Hausfrau ist sie Vertreterin der Verbraucherinteressen, aber als tätiges Mitglied der Hamburger Bürgerschaft auch in Bildungsausschüssen und -verbänden aktiv. Sie war eine der letzten, die am Strand eines großen Ostseebades, als ringsum fast nur noch schwarzweißrote oder Hakenkreuzfahnen von den Sandburgen wehten, täglich eine große schwarzrotgoldene Fahne aufzog.

Als Hamburger Finanzsenator und Bürgermeister hat Weichmann eine undoktrinäre Wirtschaftspolitik betrieben, die neue Industrie und Arbeitsplätze ins Stadtgebiet zu bringen verstand, zäh um Ausgleich der Finanzlasten auch mit Bonn kämpfte und die Beziehungen des größten deutschen Hafens mit den Überseeländern systematisch ausbaute. Von seinen Auslandsreisen nach der Sowjetunion, den Vereinigten Staaten, nach Israel und nach einer ganzen Reihe von afrikanischen Ländern hat er immer wieder Erfahrungen über Verwaltungsaufbau und Finanzpolitik, aber auch über die soziale Lage der wirtschaftlich schwächeren Schichten mitgebracht und einiges davon in nüchternen, aber gründlichen Studien veröffentlicht. Die Hamburger Universität hat ihm einen Lehrauftrag als Professor für öffentliches Finanzrecht gegeben. Mit solchen und anderen Nebentätigkeiten wird der fleißige und persönlich anspruchslose Mann ohne viel Aufhebens fertig. Seine Freunde wissen, daß sie zum kurzen Mittagessen in dem altmodischen Raum neben seinem Büro eigentlich nie etwas anders erwarten dürfen als Bockwurst mit Kartoffelsalat, gefolgt von einer Orange und etwas schwarzem Kaffee. Aber wenn er der alljährlichen Ratsmahlzeit für Ehrengäste im großen Saal des Rathauses präsiert, bei der das schwere alte Stadtsilber auf den Tischen glänzt, vermag er auch so würdig zu repräsentieren wie nur irgendeiner seiner großbürgerlichen Vorgänger, deren Porträts von Meisterhand in der Hamburger Kunsthalle hängen. Hinterher fragt einen der sparsame Finanzpolitiker höchstens ganz leise und vertraulich: „Ich hoffe, es war nicht zu protzig?“

Weichmanns Autorität in seiner letzten Wahlheimat war seit Jahren so unbestritten, daß der Hamburger Pressezar Axel Springer ihn, halb aus Bewunderung, halb wohl aber auch aus Berechnung, auf den Posten des Bundespräsidenten fortloben wollte. Der Bürgermeister winkte freundlich ab. Er hatte unter Beweis gestellt, daß ein Mann seiner Herkunft auf verantwortlichem Platz etwas leisten konnte, aber er kannte auch seine Grenzen. Als Präsident des Bundesrates hatte er in der zweithöchsten Stellung der Republik seinen Mann gestellt und die Zustimmung aller seiner Kollegen von der SPD bis zur CSU für seine Amtsführung gefunden. In der Bundespolitik hatte er beispielsweise den finanzpolitischen Teil der Vorschläge des Wissenschaftsrates für die Hochschulreform ins Gleichgewicht gebracht. In der Hansestadt selbst vertrauten ihm die Arbeiter und ihre Gewerkschaften; aber auch die Wirtschaftsführer waren ein wenig stolz auf „unseren Weichmann“. Dabei nahm er kein Blatt vor den Mund, wenn er sich mit eigennützigem Sonderinteressen oder mit illusionären Schwärmereien auseinanderzusetzen hatte.

Sein Lehrmeister Otto Braun, dem er nach dem Krieg die Grabrede gehalten hatte, blieb ihm in dieser Haltung Vorbild auf Lebenszeit. Ich traf sie vor 40 Jahren einmal beide zusammen am Ostseestrand, als Braun gerade eine Rede auf der Königsberger Messe für eine Politik des Ausgleichs mit Polen gehalten hatte, und erzählte ihnen, die anwesenden polnischen Gäste hätten sich anschließend sehr zufrieden und hoffnungsvoll geäußert. Otto Braun lachte: „Ich hab ja immer gesagt, man kann auch mit ein bißchen Vernunft regieren.“ Als ich Weichmann kürzlich daran erinnerte, fragte er nur zurück: „Hat er nicht recht gehabt?“





**Herbert Weichmann wird 80**

## **Patriarch in Hamburg**

*Von unserem Redaktionsmitglied I. Birnbaum*

Es gibt zwei fast gegensätzliche Motive, die junge Idealisten in die sozialistische Bewegung führen können. Das eine ist politischer Freiheitsdrang, der marxistische Utopisten in der letzten Konsequenz auf das „Absterben des Staates“ hoffen ließ. Das andere Motiv hat einer der Mitarbeiter des jungen Karl Marx, der Dichter Freiligrath, um 1848 in den Versen formuliert: „Wir sind die Kraft, / Wir hämmern jung / Das alte morsche Ding / Den Staat.“ Der Jurist Herbert Weichmann, der am kommenden Montag 80 Jahre alt wird, hoffte als junger Mann auf eine solche Staatserneuerung.

Ehe er selbst in den Staatsdienst trat, sah er sich indes auch in anderen Bereichen um. Er wurde Zeitungsmann im Dienst des demokratischen Ullstein-Verlages und zeitweise sogar Chefredakteur einer deutschen Zeitung im polnisch gewordenen Teil Oberschlesiens. Dann in die preußische Verwaltung übernommen, stieg er zum nächsten Mitarbeiter des kraftvoll um

die Verteidigung der Republik kämpfenden sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Otto Braun empor, der ihm in seiner undoktrinären Politik immer ein Vorbild geblieben ist.

Als die Nationalsozialisten den preußischen Ministerialrat Weichmann ins Ausland trieben, wurde er zunächst in Frankreich wieder Wirtschaftsjournalist, dann, nach Amerika verschlagen, erlernte er dort kaufmännische Betriebs-technik und wurde Steuerberater. So war er, nach dem Kriege von dem früheren Altonaer Bürgermeister Max Brauer nach Hamburg geholt, einer der wenigen Beamten, die sowohl die staatliche kameralistische Buchführung als auch die amerikanische Geschäftsbuchhaltung beherrschten. Brauer machte den sozialdemokratischen Parteifreund zum Hamburger Finanzpräsidenten. In diesem Amt bewährte er sich, auch nach Meinung bürgerlicher Wirtschaftskreise, so glänzend, daß er nach einiger Zeit als Regierungsmitglied Finanzsenator der Hansestadt werden konnte.

Als 1965 der Posten des ersten Bürgermeisters in Hamburg neu besetzt werden mußte, wandten sich die Sozialdemokraten an Weichmann, der das arbeitsreiche Amt übernahm und bis Ende 1971 mit großer Autorität führte. Auch parteipolitische Gegner erkannten an, daß dieser weltläufige schlesische Jurist an der Spitze der Freien und Hansestadt eine ebenso gute Figur machte wie einst die Vorgänger aus den patrizischen „senatsfähigen“ Familien. Es gab neben ihm auch andere „starke Männer“ im Hamburger Senat und in der Bürgerschaft, dem Parlament der Hansestadt. Helmut Schmidt, der heutige Bundeskanzler, gehörte als Innensenator dazu. Ging es aber um die von ihm gesetzten Schwerpunkte der Stadt- und Landespolitik, so setzte sich Weichmann am Ende stets durch, notfalls mit dem Angebot seines Rücktritts.

Als er, 75jährig, sein Amt verlassen hatte, trat er in der Öffentlichkeit noch energisch für die Verteidigung der demokratischen Ordnung gegen Staatsfeinde ein. In die Hamburger Verwaltungsfragen mischte er sich öffentlich nicht mehr ein; aber die Nachfolger, die einer viel jüngeren Generation angehören, suchen in schwierigen Lagen noch seinen erfahrenen Rat. Weichmann kennt seine Grenzen. Als ein großer Zeitungsverleger ihn vor einigen Jahren für das Amt des Bundespräsidenten vorschlagen wollte, winkte er still ab. Unter den „älteren Staatsmännern“ der Bundesrepublik bleibt Herbert Weichmann einer der angesehensten.



# Die Ausbeutung aller durch alle muß endlich aufhören

Von HERBERT WEICHMANN

Wird unsere demokratische, freiheitliche Gesellschaft, die der nackten Machtpolitik weitgehend entsagt hat, sich den Herausforderungen der achtziger Jahre gewachsen zeigen? Diese Herausforderungen sind neu, soweit es sich um den Komplex der Energieverknappung und anderer ökonomischer Fakten handelt, aber sie sind doch auch wieder alt, nämlich als Prinzip des gesellschaftlichen Wandels überhaupt. Der Wandel ist ein immanenter Bestandteil der sozialen Entwicklung in modernen und demokratischen Staaten.

Im Artikel 1 des Grundgesetzes bekennt sich das deutsche Volk dazu, die Freiheit des Individuums als wichtigste Grundlage des staatlichen Zusammenlebens aufzufassen. Damit ist zweierlei von vornherein akzeptiert: einerseits eine auf Konflikt vorprogrammierte Gesellschaft, zum andern aber auch die Notwendigkeit, die Konflikte nach vorher in Kraft gesetzten Regeln zu lösen.

Werden wir es aber in Zukunft bei dieser Maxime belassen können? Besteht nicht die Gefahr, daß unsere Gesellschaft an ihren widersprüchlichen Interessen, aus Mangel an Besinnung, aus Mangel an humaner Ethik, aus Ratlosigkeit oder Ohnmacht der Exekutive zerfällt? Droht nicht allenthalben auch eine Überforderung des Staates? Und müssen wir nicht befürchten, daß bei Nichterfüllung der Erwartungen oder gar bei einer ökonomischen Verschlechterung der Ruf nach neuen, minder demokratischen Führungsgewalten ausgelöst wird, wie er sich z. B. in dem Ruf nach stärkerem Dirigismus, nach Investitionslenkung zur Zeit schon offenbart?

Stehen wir nicht ferner vor dem Virulentwerden einer der Demokratie und der pluralistischen Gesellschaft wesens-eigenen Führungsschwäche, wo die auf der Freiheit der Individuen basierende Herrschaftsform den Notwendigkeiten der Stunde hinterherhinkt? Zeigt die demokratische Ordnung in der Welt

sondern auch durch militärische Abwehrkraft gesichert sein muß. Sicherheit ist zwar nicht alles, aber alles ist nichts ohne Sicherheit.

Vor allem aber sollten wir uns endlich zu einem aktiven Eintreten für unsere demokratische Gesellschaft aufraffen. Über dem Streben nach Wohlstand dürfen wir nicht vergessen, daß Demokratie und Freiheit in erster Linie ein Zusammenleben in humaner Gesinnung bedeuten. Meine Besorgnis ist, daß die Demokratie auch in ihrer Beziehung zur Außenwelt jede dynamische Kraft verloren hat, um mit dem Geiste der Freiheit über jene Mauern und Grenzen hinweg wirksam zu werden, hinter denen tapfere Dissidenten und wohl auch schmerzlich schweigende Massen eben um den Wert der Freiheit als Basis der Menschenwürde noch wissen.

Auch hier gilt freilich: „Charity begins at home.“ Sind wir mit den Vorstellungen, die sich bei uns neuerdings über das Wesen einer freiheitlichen Demokratie entwickeln, wirklich immer auf dem rechten Wege? Alte, durch Jahrhunderte als ewig angesehene Richtpunkte menschlichen Verhaltens in der sozialen Gemeinschaft wurden in den Abfallleimer der Geschichte geworfen. Religion, Autorität, Respekt vor dem Alter, Familienbindung, nationalstaatliches Bewußtsein: all das ist als sogenanntes Tabu „entthront“ worden.

Um es drastisch auszudrücken: Nicht nur der Paragraph 218 ist bestritten, sondern auch die 10 Gebote sind in ihrem Sinn erschüttert. Nun sind ganz gewiß manche alten Vorstellungen zu Recht überwunden worden. Aber an Stelle der verpflichtenden Vorstellungen von einst breitet sich nun ein moralisches Vakuum aus. Kein allgemein akzeptierter ethischer Normenkodex rückt an die Stelle der weggefallenen hierarchischen, religiösen, familiären oder sonst gemeinschaftlich verpflichtenden sozialen Bindungselemente. Mit der Anspruchsinflation, dem individuellen Egoismus, dem Gruppenegoismus, der Selbstbestimmung ohne Selbstbesinnung ist eine ganz neue Art von Freiheit über uns gekommen: die Freiheit zu einer durch ein ungezügelter Anspruchdenken zwar unbewußten, aber faktischen Ausbeutung aller durch alle.

Teils ursächlich hierfür oder teils gleichzeitig mit der Welle eines solchen Eliminierungsprozesses alter Werte ist jene ungeheure Flut neuen Materials im geistigen und technologischen Bereich und eine sehr weitgehende Veränderung unserer gesellschaftlichen Strukturen über uns hereingebrochen. Sie ist die Quelle einer immer weniger wirksamen Aufklärung und einer immer mehr anwachsenden Verwirrung, die sowohl den einzelnen wie die Gemeinschaft erfaßt. Die pluralistische Gesellschaft mit ihren Konflikten führt zu Befremdung und Entfremdung, auch ohne die so in Mode gekommene marxistische Entfremdungstheorie im speziellen Bereich des Arbeitsplatzes. Der Mensch ist verwirrt von der Vielfalt, der Undurchsichtigkeit, der Widersprüchlichkeit der Dinge. In dieser Lage sind die Menschen geneigt, allzu einfache Antworten auf sehr komplizierte Fragen zu suchen oder hinzunehmen. Groteskerweise ist so gerade in der „aufgeklärten“ Gesellschaft die Gefahr gegeben, daß die nüchterne Ratio durch ideologische Glaubenssätze ersetzt oder verfremdet wird oder daß hinter solchen Glaubenssätzen eine raffinierte machtpolitische Unterwanderung organisiert werden kann. Die Sehnsucht nach Wiederherstellung eines verlorengegangenen *Consensus omnium* ist dabei wohl die erste Antriebskraft.

Woraus und nach welcher Richtung hin ergeben sich demgegenüber für das Selbstverständnis des einzelnen und seinen Platz in der Gesellschaft sowie für die Gemeinschaft selbst in nationalem oder übernationalem Sinne neue Verhaltensrichtlinien? Vor allem wird zu begreifen sein, daß es die vielzitierte heile Welt tatsächlich nicht gibt, daß die freie Gesellschaft unvermeidbar eben eine pluralistische Gesellschaft ist und daß der mündige Bürger, wie mündig auch immer, in der Addition eine vielmündige Gemeinschaft ergibt, mit notwendig gegensätzlichen Vorstellungen und Interessen. Gerade diese Tatsa-

che wird immer noch nicht genügend realisiert. Menschen als Individuen, Menschen in Gruppen oder Organisationen und auch die Parteien sind geneigt, sich in das Getto ihrer spezifischen Interessen oder Ideen einzuschließen und die Erfordernisse der Gemeinschaft auszuschließen oder nach ihren Sonderinteressen zu interpretieren. Das birgt die Gefahr einer Auflösung der Gesellschaft und der Lockerung der gemeinsamen Verantwortung für ihre Funktionsfähigkeit.

Es gibt kein Patentrezept für die Herstellung einer absolut harmonischen Gesellschaft. Das gibt es nur in Diktaturen mit ihrer diktierten Staatsreligion. Unsere Gesellschaft ist auf Konflikte vorprogrammiert. Es darf aber nicht die Konfliktbereitschaft oder gar die hemmungslose Austragung der Konflikte gepflegt werden. Das Bemühen um Ausgleich hat Vorrang, die Minimierung und nicht die Maximierung der Konflikte. Das Lebensrecht des einen bedingt die Rechte des anderen und damit auch ihre Einschränkung. Wir brauchen den verständigen Kompromiß unter Berücksichtigung des Gemeinwohles, wenn wir uns nicht in den Zustand eines mehr oder minder latenten Bürgerkrieges versetzen wollen.

## Bürgerinitiativen können die Demokratien verformen

Die Berücksichtigung des Gemeinwohles ist auch aus einem anderen Grunde unabdingbares Gebot: Der Ausgang der Interessen-Kämpfe trifft nicht nur die Interessenten. Dinge wie die Gestaltung des Lohn- und Preisniveaus, Fusion wirtschaftlicher Unternehmen, Umweltschutz, Bildungsreform oder Maßnahmen der Gesundheitsfürsorge verlangen ihren Preis. Dieser Preis jedoch beschränkt sich nie auf den Kreis der unmittelbar agierenden Parteien. Er ist vom Bürger schlechthin durch Steuern und Veränderung ihrer Produktivität oder ihrer Konsumkapazität zu tragen. Das Problem stellt sich übrigens in gleicher Weise im marktwirtschaftlichen wie im planwirtschaftlichen System. Im letzten Falle entscheidet der allmächtige Staat, und die Erfahrung zeigt, daß es gerade in den planwirtschaftlichen Systemen am wenigsten klappert.

In diesem Zusammenhang enthüllt auch der Ruf nach „mehr Demokratie“ sein Janusgesicht. Selbstverständlich darf der Bürger von heute nicht mehr Untertan und Objekt autoritärer Gewalt ohne kontrollierende Gegengewalten sein. Selbstverständlich soll der Bürger nicht nur alle vier Jahre durch seine Wahlbeteiligung an der Politik mitwirken. Die Zeit verlangt aktivere Anteilnahme des Bürgers, und Anhörungs- wie Mitwirkungsrechte sind zeitgemäß. Von ihnen zu unterscheiden sind aber echte und letzte Entscheidungsbefugnisse in Angelegenheiten, die von allgemeiner gesellschaftspolitischer Bedeutung sind. Hier gibt es höchst bedenkliche Erscheinungen.

Bürgerinitiativen und Demonstrationen, die auch vor physischer Machtanwendung nicht zurückschrecken, oder Interessengruppen, die dank ihrer Stärke in gewissen Leistungsbereichen glauben, mit erpresserischem Druck ihre Forderungen durchsetzen zu können, verformen die Demokratie. Die Idee oder Praktizierung des imperativen Mandats ist ein weiteres Beispiel für eine Erosion der repräsentativen Staatsgewalt, wie sie sich täglich vollzieht.

In der repräsentativen Demokratie mit dem Prinzip der Dreiteilung der Gewalten ist der demokratische Staat mit seiner auf Zeit begrenzten Gewalt die höchste und mit legitimer Gewalt ausgestattete Organisationsform, die es erlaubt, unerläßliche Schiedsrichterfunktionen unter dem Gesichtspunkt des optimalen Nutzens für die Gemeinschaft ohne diktatorische Gewalt auszuüben. Diese Schiedsgericht muß bei allem Verständnis für ein Mehr an demokratischen Ingredienzien in unserer Gesellschaftsstruktur bei Fragen von allgemeiner Bedeutung den verfassungsmäßigen Willensträgern vorbehalten bleiben.

„Die Demokratie“, so hat es jüngstens der frühere Bundespräsident Scheel formuliert, „ist nicht nur die beste, sie ist auch die schwerste Staatsform. Sie setzt erwachsene Menschen voraus, die gewillt sind, sich dem Argument der Vernunft zu unterwerfen.“ Die Vernunft sollte uns auch hier den richtigen Kompromiß finden lassen. Es darf nicht zuviel, aber auch nicht zuwenig Staat geben. Eine Atomisierung der auf die notwendige Balance zwischen den Interessen des Individuums und der Ge-

meinschaft ausgerichteten Staatsgewalt — und damit meine ich Exekutive wie Legislative — kompromittiert die Funktionsfähigkeit des Staates und eröffnet den Weg entweder in die Anarchie oder in wie immer geartete Formen einer nicht mehr auf der Volkswahl basierenden repräsentativen Herrschaftsgewalt, eines bloßen Pluralismus von Gewalten, der die rechtliche und gesellschaftliche Ordnung auflöst.

Die Träger der Staatsgewalt und die Strömungen, die sie tragen, sind freilich veränderlich; eben das gehört zur demokratischen Essenz. Wenn wir die repräsentative Demokratie und die Legitimität einer zeitlich befristeten Entscheidungsgewalt bejahen und damit gewisse, auf plebiszitäre oder auf autonome Gewalten verlagerte Entscheidungsbefugnisse für zu weitgehend, wenn nicht für grundgesetzwidrig erklären, so bedeutet das nicht, daß der konstitutionelle Staat der berufenen Promotor des gesellschaftlichen Fortschritts sein muß. Gesellschaft und Staat sind nicht Gegensätze, sondern zwei Seiten der einen Münze. Der demokratische Staat hat die gesellschaftlichen Fortschrittsimpulse aufzugreifen und zu verarbeiten, er hat die Anpassungen voraussehen und zu vollziehen, welche im Interesse des Gemeinwohles in einem so rapiden ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungsprozeß wie dem heutigen immer wieder notwendig werden.

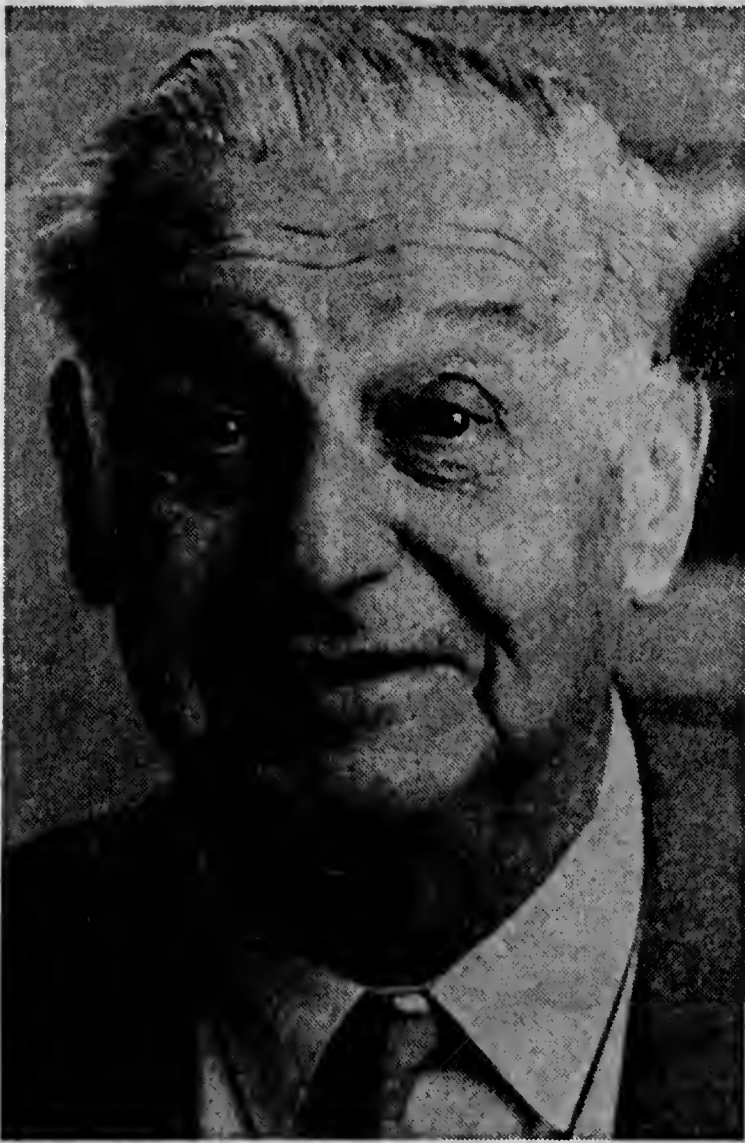
Auf diesem Wege liegen freilich viele Steine. Bei der Bewältigung der Aufgaben eines Fortschritts in Freiheit stellt sich das Problem, wieweit an sich wünschenswerte Reformen vom Bewußtsein der Bevölkerung getragen und also bejaht werden oder aber in politische Opposition umschlagen. Gerade die Gegenwart bezeugt dieses Dilemma. Die Produktion oder Überproduktion von Programmen und programmatischen Tagungen in dieser oder jener Richtung, die Fülle der Bestrebungen auf dem Gebiet der Sozialreform und der Fortentwicklung des Rechts, die Welle der Bildungsreformen mit Spruch und Widerspruch und der in der jungen Generation bis vor kurzem noch so lautstark vorhandene Tatbestand des *Novarum rerum cupidus* haben bekanntlich eine gewisse Reformmüdigkeit verursacht. Wir stehen hier Symptomen von Bewußtseinshemmungen gegenüber, welche die Freiheit des politischen Handelns eingrenzen, vielleicht aber auch es als weise erscheinen lassen, nicht durch ein Übermaß an Neuerungs willen den machbaren Fortschritt zu kompromittieren.

## Trotz Bildungsreform gibt es ein Defizit an Erziehung

Ähnlich steht es mit der Polarisierung unseres politischen Verhaltens dem politisch Andersdenkenden gegenüber. Trotz gemeinsamer politischer Basis in der Bejahung der demokratischen Staatsform und der Werte des Grundgesetzes — und damit grundlegend anders als in der Weimarer Republik — offenbart sich derzeit, wie jeder Wahlkampf bezeugt, auf allen Seiten die unheilvolle Neigung, sich gegenseitig nicht als Träger verschiedener Meinungen in verschiedenen Fragen, sondern als Freund oder Feind zu betrachten.

Die Emanzipation der jungen Generation hat leider auch zu einer Konfrontation der Generationen geführt, die einigen sogar Veranlassung gegeben hat, von einem „Klassenkampf der Generationen“ zu sprechen. Ist demgegenüber nicht eher zu fragen, ob den Erfahrungslücken in der jugendlichen Erlebniswelt, der verwirrenden Undurchsichtigkeit der Ereignisse und der dadurch bedingten Sucht nach allzu einfachen Formulierungen nicht ein Defizit an Erziehung, trotz Bildungsreform, korrespondiert? Liefern unsere Erziehungsstätten noch genügend politische Allgemeinbildung für jene Probleme, die ich hier angeschnitten habe, geschichtliches Bewußtsein und Kenntnisse, die die so unübersichtlich gewordenen sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen der postindustriellen Ära transparenter machen? Wird der Jugendliche in unseren Schulen noch in die Lage versetzt, emotionalen Schlußfolgerungen zu entgehen?

Im Spannungsfeld der Konflikte in der freiheitlichen Demokratie sind wir alle gehalten, uns als Gemeinschaft nicht auseinanderzuleben. Wir müssen gemeinsam an einer Gemeinschaft bauen, in der Freiheit auch Pflicht, Recht auch das Recht des anderen im Rahmen der Gesetze des Rechtsstaates und die Respektierung des Rechts der Gemeinschaft selbst beinhaltet. Erst eine solche Haltung verbürgt einen *Consensus omnium*, einen „Contract social“, ohne den eine freiheitliche und gleichzeitig rechtsstaatliche Struktur unseres gesellschaftlichen Lebens nicht möglich ist.



Prof. Herbert Weichmann  
FOTO: J. H. DARCHINGER

nicht bereits überall Zeichen der Schwäche, ist sie nicht überall auf dem Rückzug vor dem Expansionsdrang der totalitären Staaten?

Die Periode eines gesicherten Friedens hat in jedem Fall zuerst einmal ein Ende genommen. Die Konflikte im Nahen Osten, in Afrika und in Asien haben schon kriegerischen Charakter angenommen. Hinter diesen Konflikten (aber nicht nur hinter ihnen) vollzieht sich global eine Wiedergeburt der alten Machtpolitik, besonders in der UdSSR, was soeben durch den Einfall in Afghanistan wieder drastisch dokumentiert worden ist. Wir müssen uns fragen — oder, schlimmer noch, daran zweifeln —, ob die Organisation der Vereinten Nationen noch ein Instrument der Friedenssicherung sein kann, in ihrer Mehrheit überhaupt noch sein will.

Für uns ergeben sich daraus unabweisbar einige unbequeme Schlußfolgerungen. Wir sollten die Entspannungspolitik zwar fortsetzen, sie aber künftig wirklich ohne jede Illusion betreiben und darum wissen, daß sie bis zu einem gewissen Grad für die totalitären Staaten nur eine Fortsetzung der Machtpolitik mit anderen Mitteln ist. Wir müssen uns leider dazu bekennen, daß der Frieden, und damit auch unsere Freiheit, nicht nur durch friedliche Gesinnung,



# "Einfache und schwierige Wahrheiten"

*Aufbau*  
*Jan. 23, 1981*

Ein Buch zu Herbert Weichmanns 85. Geburtstag

Mit einem Vorwort von Bundeskanzler Helmut Schmidt erscheint in diesen Wochen ein neues Buch von Professor Dr. Herbert Weichmann, der, von 1965 bis 1971 Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg, in Deutschland und darüber hinaus zu einem "Elder Statesman" geworden ist. Das Werk mit dem diesen erfahrenen und überlegenen Politiker treffend kennzeichnenden Titel "Der Gesellschaft und dem Staat verpflichtet" kommt zum 85. Geburtstag des Autors (am 23. Februar) heraus (Albrecht-Knaus-Verlag, Hamburg) und ist, zumal es grundsätzlich wichtige Ansprachen und Aufsätze Weichmanns aus den letzten Jahren enthält, geeignet, den geistigen Kontakt zwischen dem zwar im Ruhestand (in Hamburg) lebenden, aber ausserordentlich interessiert, beteiligt und vital gebliebenen

Politiker und einer grösseren Öffentlichkeit gleichsam erneut herzustellen. Nicht umsonst lautet der Untertitel der Neuerscheinung "Einfache und schwierige Wahrheiten"; denn Weichmann setzt hier seine Bemühungen fort, nachfolgenden Generationen Begriffe und Werte politischen Denkens und Handelns vor Augen zu stellen, die der Gesellschaft als "Forderung des Tages" gestellten Aufgaben beim Namen zu nennen und herausragende Persönlichkeiten, verwiegte wie lebende, zu ehren.

E.G.L.

Professor Dr. Herbert Weichmann, als Hamburgs Erster Bürgermeister i.R. heute ein "Elder Statesman", ist mit der Grossen Goldenen Medaille der Patriotischen Gesellschaft der Hansestadt ausgezeichnet worden. In den vergangenen 80 Jahren ist die Medaille nur an drei oder vier hervorragende Hamburger Persönlichkeiten verliehen worden.

egl.

Hufbauer, June 27

27 1980

## Weichmann trat zurück

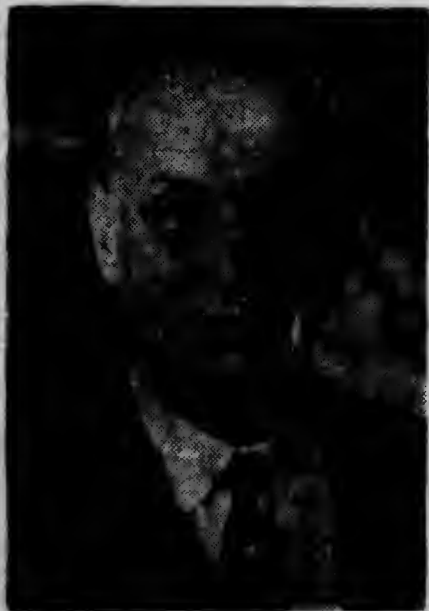
Der Hamburger Bürgermeister Professor Herbert Weichmann hat auf einer Sondersitzung des Senats am 9. Juni nach sechsjähriger Amtszeit aus Altersgründen seinen Rücktritt erklärt. Auf der gleichen Sitzung wurde der bisherige zweite Bürgermeister und Präses der Schulbehörde, Peter Schulz, als Nachfolger Weichmanns zum Präsidenten des Senats und damit zum Ersten Bürgermeister der Hansestadt gewählt. Anschließend wurden dem verdienten Kommunalpolitiker aus Oberschlesien auf einer Sitzung der Bürgerschaft die Ehrenbürgerrechte der Stadt verliehen. In seinen Emigrationsjahren, war Prof. Weichmann ein geschätzter Mitarbeiter des "Aufbau" und des "New World Club".

*Aufbau, Juni 18*

Wie wir hören

Josef Kaut, ehemals L...

## Herbert Weichmann 85jährig



Am 23. Februar wurde Herbert Weichmann 85 Jahre alt. Über die Verdienste dieses grossen Mannes haben die "Aufbau"-Leser im Laufe der Jahre viel erfahren: dass er der erste jüdische Ministerpräsident eines Landes in der neuen Bundesrepublik Deutschland wurde, dass er lange Jahre Präsident des Ham-

burger Rechnungshofes und Finanzsenator war, dass er als Bundesratpräsident diente und somit Stellvertreter des Bundespräsidenten war; dass er an der Universität Hamburg einen Lehrauftrag für öffentliches Rechnungswesen bekam und Honorarprofessor wurde; das Verzeichnis seiner schriftstellerischen Tätigkeit umfasst über 800 Titel.

Professor Weichmann wurde in Landsberg, Oberschlesien, geboren, wurde Landrichter in Breslau und erlangte schliesslich vor seiner Emigration den Rang eines Ministerialrates. In der Emigration ernährte er sich als Journalist, zunächst in Frankreich und dann in Amerika, wo er auch zum Mitarbeiter des "Aufbau" wurde. Eine Zeitlang war Herbert Weichmann auch Geschäftsführer des German-Jewish Clubs, des Trägers des "Aufbau".

Diesem engagierten, lebensfreudigen Mann wünschen wir noch viele Jahre wirkungsvoller Tätigkeit. Wir sehen dem Tag entgegen, wo wir ihm abermals zum Geburtstag gratulieren können.

L.S.L.

*Aufbau, März 6, 1987*

# Vaterfigur und Wille zur Macht

Herbert Weichmann – Porträt eines Elder Statesman / Von HERBERT SCHÜTTE

**D**u wirst nicht zu fürchten haben, die graue Langeweile des Müßigganges könnte sich durch das Schlüsselloch Deiner Klausur schleichen." Carlo Schmid schrieb diesen Satz seinem besten Freund ins Stammbuch. Wer Herbert Weichmann, den Adressaten dieser Zeilen, in seiner Wohnung am Feenteich in Hamburg sieht, findet einen Menschen, der Beschaulichkeit mit Schaffenskraft, Vitalität, Engagement verbindet. Nach Schmid's Tod — kurz darauf starb Wilhelm Kaisen — ist der 84-jährige Herbert Weichmann Senior der deutschen Sozialdemokratie und der letzte aus der Reihe großer Vaterfiguren von Ernst Reuter bis zu Max Brauer, von Hinrich Kopf bis zu Georg August Zinn.

In diesen Tagen wird Weichmann für „außerordentliche Verdienste um Hamburg“ die „Große Goldene Medaille“ der Patriotischen Gesellschaft erhalten, eine Auszeichnung, die in unserem Jahrhundert erst viermal verliehen worden ist.

Die Formel „Um ihn ist es still geworden“, die einen Ruheständler oft überraschend schnell nach seinem Ausscheiden aus dem Amt verfolgt — sie trifft für Weichmann ganz und gar nicht zu. Als er mit 75 Jahren den Stuhl des Ersten Bürgermeisters im Hamburger Rathaus räumte — nach eigenem Bekenntnis aus der klaren Überlegung, nicht dem Beispiel Adenauers zu folgen, der sich gegen den Rücktritt gewehrt hatte —, legte er bewußt den Ehrgeiz ab, sich in der aktiven Politik weiterhin zu engagieren. Doch wenn er gefragt, gefordert, zuweilen aus eigenem Impetus getrieben ist, dann scheut sich der Ehrenbürger der Hansestadt nicht einzugreifen. Und dann spricht er auch unangenehme Wahrheiten deutlich aus. Die Legitimation dazu verleiht ihm seine Erfahrung, das Weltbild eines Mannes, der die Schattenseiten des Lebens kennengelernt hat.

Das Leben dieses Abkömmlings einer jüdischen Familie aus Oberschlesien, dessen scharf eingekerbte Mundwinkel in raschem Wechsel Skepsis, Zorn und ein Lächeln ausdrücken und dessen tiefe Augen intellektuellen Witz mitteilen, war bestimmt von der Suche nach dem menschlichen Staat. Einem Staat, der sich nicht als Obrigkeit zur Reglementierung von Untertanen, doch auch nicht als notwendiges Übel versteht. — „Ohne Machiavelli kann man in der Staatskunst nicht auskommen“, bekennt der Politiker, der schon während der Brandt-Euphorie Zweifel anmeldete, ob die berauschende Parole „Mehr Demokratie wagen“ nicht plebiszitäre Elemente in unser parlamentarisches System und durch den Ausfluß dieser Denkrichtung — wie Bürgerinitiativen und die Hinwendung zum imperativen Mandat — die auf Gewaltenteilung beruhende Demokratie einem Erosionsprozeß aussetzen würde.

Seine Stellung zu Brandt sieht Weichmann denn auch als ein Nicht-Verhältnis, seine Beziehungen zu Heinenmann nannte er gespannt.

Die Erfahrung von Weimar hat den Mann geprägt, der aus dem Gefühl der Solidarität mit denen, die im Schatten leben, zur SPD stieß. Der Arzt-Sohn, der 1922 in Breslau zum Doktor jur. promovierte, wurde Richter, Journalist, Beamter, zuletzt — 1932 — als Ministerialrat persönlicher Referent des preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun. Über das Hitler-Regime machte der sich als „unzuverlässig“ aus dem Amt entfernte Weichmann keine Illusion: Er verließ 1933 Deutschland.

Als Mittvierziger fing er in den USA ein Studium der Betriebswirtschaft an, gefördert von Max Brauer, dem ehemaligen Altonaer Oberbürgermeister und Mitglied des Preußischen Staatsrates, der in New York über weitreichende Verbindungen verfügte.

Der „Accountant“ einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, der sich später selbstständig machte, lehnte — anders als seine Frau Elisabeth und sein Freund Max Brauer — die Annahme der amerikanischen Staatsbürgerschaft ab. 1948 rief Brauer, inzwischen Präsident des Hamburger Senats, den Emigranten in die Hansestadt, der „als alter preußischer Beamter und zudem als Jude absolut keine Politik machen wollte“. Weichmann blieb Beamter und baute den Rechnungshof auf, wurde 1957 Finanzsenator und am 9. Juni 1965 — als Paul Nevermann zurücktreten mußte — Präsident des Senats der Freien und Hansestadt.

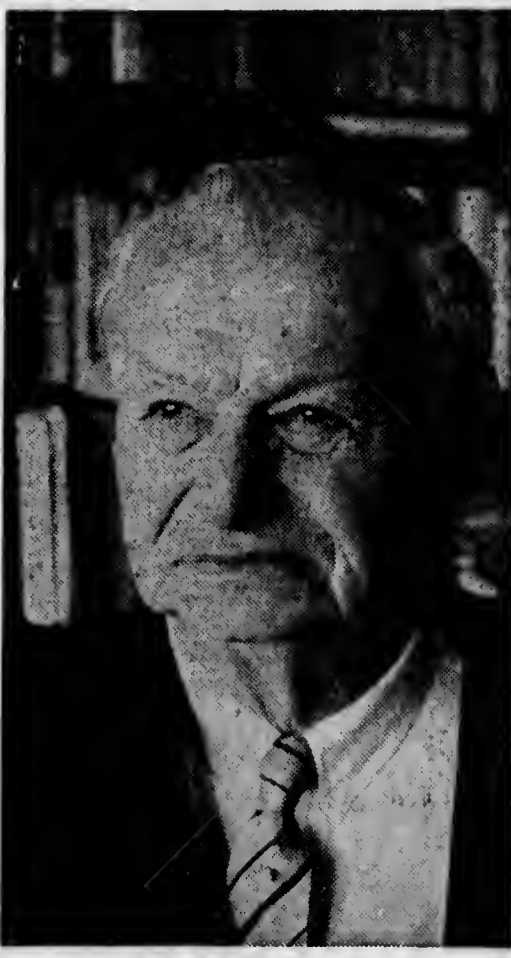
Ein Hainstädtler und Übergangskandidat — so sah er es selbst und so dachten die Mitglieder der Findungskommission, zu der auch Innensenator Helmut Schmidt gehörte. Erst jetzt öffnete sich der Finanz- und Verwaltungsfachmann der Politik. Die Kenntnisse, die Erfahrungen, die Einsichten, die der im 70. Lebensjahr stehende Bürgermeister aus der Prägung durch die Kaiserzeit, die Weimarer Republik, die Emigration und die aus Ruinen zur Anknüpfungsgesellschaft vordringende Nachkriegsgeneration gewonnen hatte, ließen den

Ersten Mann des Stadtstaates über die Konturen eines Kommunalpolitikers weit hinauswachsen.

Der sympathische, väterliche Weltmann, dem alle Hamburger das vertrauensvolle Bekenntnis „er ist uns Bürgermeister“ entgegenbrachten — die SPD erreichte denn auch 1966 ihr bestes Wahlergebnis in der Hamburger Nachkriegsgeschichte —, sieht seine Aufgabe noch immer auch darin, das politische Gewissen in der Bundesrepublik zu schärfen. Am stärksten bewegt ihn das Verhältnis zwischen Staat und Bürger, die Balance zwischen Freiheit und Pflicht. Verbindliche Regeln für die Bürger, der Appell an ihre Bereitschaft zum „Common sense“ und die Sorge, der Staat könne Schaden nehmen durch hemmungsloses Parteieingeständnis, wie auch die Überforderung durch die Versorgungsgesellschaft — diese Gedanken hat Weichmann in Dutzenden von Reden und Aufsätzen seinen Mitbürgern einzuschärfen versucht. Dazu gehört auch das Eintreten für „Law and order“, wie er sie versteht: daß der Staat Autorität besitzen müsse — ausgesprochen von einem Menschen, der von einem Unrechtsstaat verjagt, verfermt, verfolgt wurde. Weichmann glaubt — so hatte er einmal als Fazit seines Lebens zu Protokoll gegeben — „an beide Möglichkeiten: an die Vernunft, die genutzt, und die Unvernunft, die im freiheitlich konzipierten Staat mit den Mitteln demokratisch legitimer Macht rechtzeitig in Schranken gehalten werden kann“.

Wer in Weichmanns Klausur blickt, findet ein Ehepaar, das seine goldene Hochzeit längst hinter sich hat, zwischen Büchern und Erinnerungstücken, die besonders willkommen sind, wenn man sie billig erstehen konnte. Die Weichmanns sind bescheiden und sparsam. „Herbert!“, sagt Frau Elisabeth — die aus Brunn stammende Doktorin der Nationalökonomie hatte sich schon als Studentin der SPD angeschlossen —, schenkt Kaffee ein und verrät: „Wir sagen jeden Tag: ‚Das ist ein Geschenk, wie wir jetzt wohnen.‘“

Philemon und Baucis am Alsterufer? Sicher nicht. Dafür nimmt der Preuße, der Hanseat par excellence wurde, zu viel Anteil an Hamburg und der Welt. Dafür ärgert er sich zu gern über die Blindheit seiner Zeitgenossen, dafür



Herbert Weichmann  
FOTO: KLAUS BEHR

wetzt er zu bereitwillig seinen Witz an Politikern, die heute noch an Entspannung glauben, „wo der eine spannt und der andere spinnt“. Und dafür hat er, seit ihn die Partei 1965 ans Portepée faßte, ein zu intaktes Verhältnis zur Macht. Die in der Verfassung verankerte Ohnmacht des Bundespräsidenten war einer der Gründe — „ein bißchen in the back of my mind“, wie er zugibt —, die ihn 1969 Abstand nehmen ließen, den von Parteifreunden gemachten Vorschlag, Weichmann für das Amt des Bundespräsidenten zu nominieren, ernsthaft zu verfolgen.

Die Macht, die ihm heute als „großer Bürgermeister“, als vom Parlament einstimmig gewählter Ehrenbürger, als Elder Statesman anvertraut ist, die moralische Kategorie für die Hamburger Bürger, die Herbert Weichmann heißt — er gebraucht sie selten. Gewiß, in kleinem Kreis von Politikern (der Kanzler sucht das Gespräch mit ihm, der SPD-Landesvorstand nicht), bei den Zusammenkünften der Großen der Wirtschaft an Elbe und Alster, im Zirkel von Wissenschaftlern, Schriftstellern und Künstlern fehlt der 84jährige nicht. Dort hält er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Doch sein späterer Nachfolger Hans-Ulrich Klose hört von ihm kein öffentliches Wort des Tadels, keinen Ausbruch der Verwunderung, die von der innerlichen Distanz Inzwischen das Stadium des tiefen Mißtrauens gegenüber einem als gefährlich angesehenen Kurs erreicht hat.

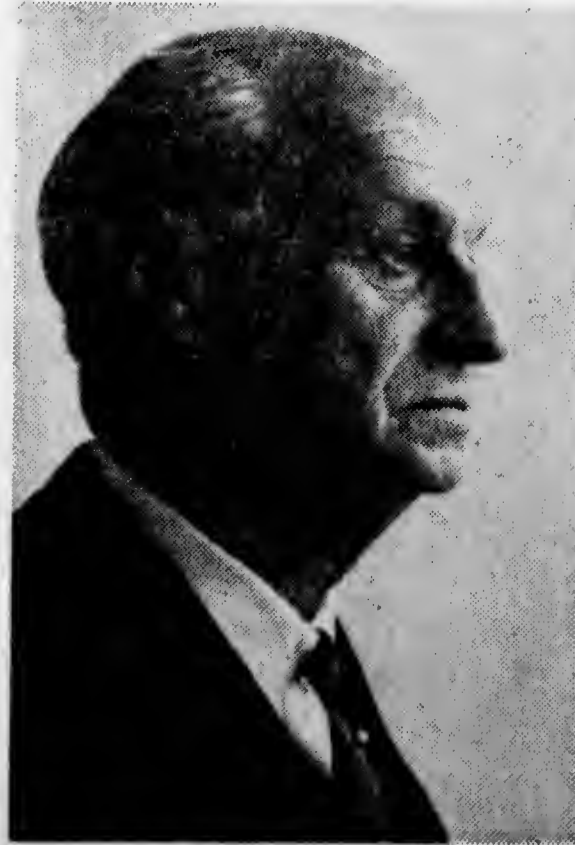


# Der Pflicht untrennbar verhaftet

## Herbert Weichmann 75 Jahre

Am 23. Februar wird ein Mann sein 75. Lebensjahr vollenden, der sich an diesem Tag allen Ehrungen entzogen hat, obgleich es unzählige Menschen in seiner Stadt, in seinem Land und weit darüber hinaus gibt, die ihn aus voller, unmittelbarer Überzeugung ehren möchten. Er aber hat sich abgesetzt, weil er nicht will, daß man von einem Lebensdatum so viel Aufhebens macht. Es ist Herbert Weichmann, Erster Bürgermeister von Hamburg und Präsident des Senats der Hansestadt, Professor für Finanzwissenschaft, Doktor der Rechte.

Hier steht vor uns ein Mann so ungewöhnlichen



(Staatliche Landesbildstelle Hamburg)

Zuschnittes von Herkunft, Lebensweg, Leistungen, Erfahrungen und Charakter, daß es kaum möglich ist, eine ähnlich geprägte Persönlichkeit im deutschen politischen Raum der Gegenwart zu benennen.

Ein junger Mann aus der jüdisch-preußischen Akademikerschicht des deutschen Ostens, der angesichts des ersten Schlages der Reaktion gegen die Weimarer Republik, des Kapp-Putsches, sich entschließt, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei zu werden;

ein Jurist, der sich zugleich als Journalist in angesehensten Blättern profiliert;

ein Staatsbediensteter, der sich profunde Kenntnisse verwaltungstechnischer, finanzpolitischer und ökonomischer Zusammenhänge aneignet;

ein Emigrant der ersten Stunde aus NS-Deutschland, der in die Trümmer des Landes zurückkehrt, das seine Familie vernichtete, wobei er schon 1946 als Begründung für seine Rückkehr sagte: „Ich kehre zurück als Ausdruck des Willens, zum Nutzen aller Betroffenen wenigstens in einem Teil Deutschlands menschliche Würde, wirtschaftliche Gesundheit und demokratische Zusammenarbeit wiederherzustellen.“

Wo findet das alles heute noch Parallelen?

Die 75 Jahre, die das Leben dieses Mannes umspannt, enthalten mehr als ein Einzelschicksal. In ihnen spiegelt sich die deutsche, die europäische, sogar ein Stück der atlantischen Geschichte dieses Jahrhunderts. In Episoden wird das reflektiert: Am Grab des Vaters, 1965 auf der Durchreise von der Posener Messe im heute polnischen Liegnitz nach so vielen bitteren Jahren wieder besucht; bei offizieller Visite in der Partnerstadt Marseille, vor 30 Jahren die letzte Station auf der Flucht vor den deutschen Armeen; auf dem bewegenden Empfang des „Aufbau“ 1967 im New Yorker Hotel „Americana“, auf dem einige Hundert alte Freunde, Leidensgefährten der bitteren Jahre der Emigration, flüchtige Bekannte und gänzlich Fremde dem einstigen Mitbürger aus Brooklyn und seiner Frau Elsbeth die Hand drücken wollten.

Aus dem preußischen Staatsministerium über das Pariser Asyl zu erneuten Studienjahren an der New York State University, dann vom stillen Amt als Rechnungshofpräsident in Hamburg bis auf den Präsidentenstuhl des Bundesrats — ein unerhörter Bogen voll Spannung und jähem Wechsel. Wer aber Herbert Weichmanns Artikel liest — von den

frühesten Auseinandersetzungen im Wandervogel, von der Beschäftigung mit zionistischen Fragen, mit der gesellschaftsformenden Rolle der Gewerkschaften bis hin zu seinen Aussagen als Hamburger Bürgermeister —, der muß zur Kenntnis nehmen, daß dieser Mann nie aufgehört hat zu lernen, sich zu korrigieren, daß er gewachsen ist, an Tiefe der Reflexion und Breite der Gedanken gewonnen hat, daß er sich dennoch in allen Schwankungen und jähen Umbrüchen seines Lebensweges stets treu geblieben ist.

Man hat ihm Etiketten anzuhängen versucht. Er sei geprägt von der „jüdisch-preußischen Doppelspur“, hat ein angesehener dänischer Korrespondent von ihm gesagt. Einen „preußischen Hanseaten“ hat ihn beim Amtsantritt als Bürgermeister vor fast sechs Jahren die Hamburger „Zeit“ genannt. Man gab ihm die Attribute „kosmopolitisch“ und „welttoffen“, man sah ihn als Konservativen, er wurde als „Übergangslösung“ bezeichnet, und man wollte ihn bereden, für das höchste Staatsamt, das Amt des Bundespräsidenten zu kandidieren. Man hat ihn als intellektuell-kühl geschildert, als Verwaltungsbeamten par coeur, als eine „wahrhaft humanitäre Erscheinung“, als „soveränen Geist“ und als „Glücksfall für Hamburg“, als Patriarch, als distanzierter Herr und schließlich als einen der „populärsten, erfolgreichsten und größten Hamburger Bürgermeister“.

Das alles ist er, dazu ein Freund guten Essens, ein Sammler schöner Dinge, ein Mann mit Kultur und Esprit, zuhause auf allen Parketts dieser Welt, in Leningrad, Budapest, Paris, London, Montreal und New York, belesen und in der Welt der Wissenschaft ebenso bewandert wie im Bereich der Theater.

Herbert Weichmann hat sich seinen Lebensweg nicht aussuchen können, und vielleicht will er deshalb großen Sprüchen zum Geburtstag entgegen. Er hat von sich selbst einmal gesagt, wie er jedes Amt geführt hat und auch heute — für einige Zeit, diese nach Monaten bemessen — sein Amt bis zu seinem Ausscheiden zu führen gedenkt: „So als ob ich das ewig tun müßte.“

Er ist der Bürgermeister einer großen deutschen, einer europäischen Stadt, eines Zentrums von Handel, Hafen, Industrie, von Geist, Kultur und schlichten Bedürfnissen. Er ist populär gerade bei dem oft zitierten kleinen Mann, und dies macht ihm die größte Freude. Er ist im Grunde geblieben, was er wohl 75 Jahre lang war: Ein Jude aus Preußen in Deutschland; ein Mensch, der Pflicht, dem gemeinen Wohl und seinen Überzeugungen untrennbar verhaftet

P. O. V.

Welt, 23. Febr. 1971

## Professor Weichmann feiert seinen 75. Geburtstag

hs Hamburg, 22. Februar

Der Hamburger Bürgermeister Professor Herbert Weichmann vollendet an diesem Dienstag das 75. Lebensjahr. Um dem Trubel großer Feiern zu entgehen, hat der Regierungschef des Stadtstaates einen Urlaub angetreten; er verlebt den Tag mit seiner Frau Elsbeth auf Teneriffa.

Weichmann entstammt einer jüdisch-preußischen Akademikerfamilie aus Landsberg/Schlesien. Der junge Jurist schloß sich der sozialdemokratischen Partei an, wurde Mitarbeiter des preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun bis zum Ende der Weimarer Republik. Er verließ Deutschland unmittelbar nach der „Machtübernahme“ 1933, emigrierte nach Frankreich und 1940 nach den USA. Der Jurist und Journalist setzte sich hier noch einmal auf die Schulbank, um Wirtschaftsprüfer zu werden.

Max Brauer, erster gewählter Hamburger Nachkriegsbürgermeister und der ebenfalls nach USA emigrierte, holte Weichmann nach Hamburg als Präsident des Rechnungshofes. 1957 trat der brillante Finanz- und Verwaltungsfachmann das Amt des Finanzsenators an. 1965 wurde Weichmann als Nachfolger von Paul Nevermann zum Präsidenten des Senats gewählt. Die „Übergangslösung“, als die die Weichmann-Ära zunächst an-



Bürgermeister Herbert Weichmann

Foto: AP

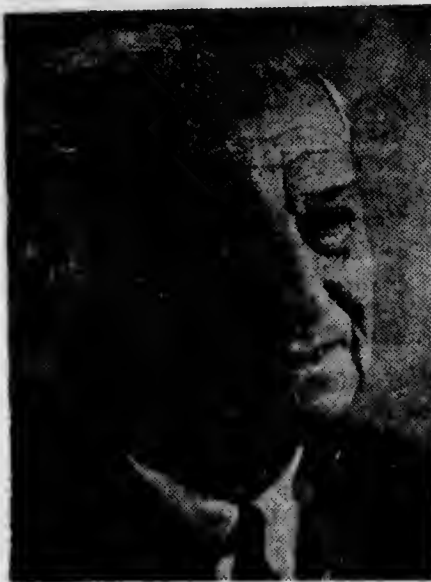
gesehen wurde, führte zu einer Regierungszeit, die Weichmann weit über Deutschlands Grenzen bekannt machte. Der weltoffene Hanseat leitete eine Politik ein, die Hamburg auf die großen Aufgaben der nächsten Jahrzehnte vorbereitete; der Vorhafenvertrag, die Planung des Großflughafens Kaitenkirchen und das Entwicklungsmodell Hamburg und Umland kennzeichnen diese zukunftsweisende Konzeption.

## Herbert Weichmann 75 Jahre

Am 23. Februar wurde ein Mann 75 Jahre, der sich allen Ehrungen entzog, obgleich es unzählige Menschen in seiner Stadt, in seinem Land und weit darüber hinaus gibt, die ihn aus voller, unmittelbarer Überzeugung ehren wollten. Er wollte nicht, dass man von einem Datum so viel Aufhebens macht. Es ist Herbert Weichmann, Erster Bürgermeister von Hamburg und Präsident des Senats der Hansestadt, Professor für Finanzwirtschaft, Doktor der Rechte. Er ist ein Mann so ungewöhnlichen Zuschnittes von Herkunft, Lebensweg, Leistungen, Erfahrungen und Charakter, dass es kaum möglich ist, eine ähnliche Persönlichkeit im deutschen politischen Raum der Gegenwart zu finden.

Ein junger Mann aus jüdisch-preussischen Akademikerkreisen, der in den Tagen des Kapp-Putsches sich entschliesst, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei zu werden; ein Jurist, der als Journalist an angesehensten Blättern arbeitet; ein Politiker, der sich profunde Kenntnisse verwaltungstechnischer, finanzpolitischer und ökonomischer Zusammenhänge aneignet; ein Emigrant der ersten Stunde aus Hitlerdeutschland, der in die Trümmer des Landes zurückkehrt, das seine Familie vernichtete, wobei er 1946 als Begründung für seine Rückkehr sagte: "Ich kehre zurück als Ausdruck des Willens, zum Nutzen aller Betroffenen wenigstens in einem Teil Deutschlands menschliche Würde, wirtschaftliche Gesundheit und demokratische Zusammenarbeit wiederherzustellen."

Die 75 Jahre, die das Leben Herbert Weichmanns umspannen, sind mehr als ein Einzelschicksal. In ihnen spiegelt sich die deutsche, die europäische, sogar ein Stück der atlantischen Geschichte dieses Jahrhunderts. Episoden reflektieren: am Grab des Vaters, 1965 auf der Durchreise von der Posener Messe im polnischen Liegnitz nach so vielen bitteren Jahren wieder besucht; bei offizieller Visite in der Partnerstadt Marseille, vor 30 Jahren die letzte Station auf



Herbert Weichmann

Photo Fritz Kempe

der Flucht vor den deutschen Armeen; auf dem bewegenden Empfang des "Aufbau" 1967 in New York, auf dem einige Hundert Freunde, Leidensgefährten der bitteren Jahre der Emigration, Bekannte und gänzlich Fremde den einstigen Mitbürger und seine Frau Elsbeth begrüßten.

Aus dem preussischen Staatsministerium über das Pariser Asyl zu erneuten Studienjahren an der New York State University, dann vom stillen Amt als Rechnungshofpräsident in Hamburg auf den Präsidentenstuhl des Bundesrats — ein weiter Bogen voll Spannungen und Wechsel.

Wer aber Herbert Weichmanns Artikel liest — von den frühesten Auseinandersetzungen, als Wandervogel bis zu Artikeln die er als Redakteur des "Aufbau" schrieb, von der Beschäftigung mit zionistischen Fragen, mit der gesellschaftsformenden Rolle der Gewerkschaften bis hin zu seinen Aussagen als Hamburger Bürgermeister —, der erkennt, dass dieser Mann nie aufgehört hat, an sich zu arbeiten, dass er gewachsen ist an seinen Aufgaben und dass er sich treu geblieben ist.

Man hat ihn etikettieren wollen. Er sei geprägt von der "jüdisch-preussischen Doppelspur",

hat einmal ein angesehener dänischer Journalist von ihm gesagt. Einen "preussischen Hanseaten" hat ihn beim Amtsantritt als Bürgermeister vor fast sechs Jahren die Hamburger "Zeit" genannt. Man gab ihm die Attribute "kosmopolitisch" und "weltoffen", man sah ihn als Konservativen, er wurde als "Übergangslösung" bezeichnet, und man wollte ihn überreden, für das Amt des Bundespräsidenten zu kandidieren. Man hat ihn als intellektuell-kühl geschildert, als Verwaltungsbeamten par coeur, als eine "wahrhaft humanitäre Erscheinung", als "souveränen Geist" und als "Glücksfall für Hamburg", als Patriarch, als distanzierter Herr und schliesslich als einen der "populärsten, erfolgreichsten und grössten Hamburger Bürgermeister".

Das alles ist er. Und dazu ein Freund guten Essens, ein Sammler schöner Dinge, ein Mann mit Kultur und Esprit, zuhause auf allen Parketts dieser Welt, in Leningrad, Budapest, Paris, London, Montreal und New York, belesen und in der Welt der Wissenschaft ebenso bewandert wie im Bereich der Theater.

Herbert Weichmann hat sich seinen Lebensweg nicht aussuchen können, und vielleicht wollte er deshalb den Lobpreisungen zu seinem Geburtstag entgehen. Er hat von sich selbst einmal gesagt, wie er jedes Amt geführt hat und auch heute — für einige Zeit, diese nach Monaten bemessen — sein Amt bis zu seiner Amtsniederlegung zu führen gedenkt: "So als ob ich das ewig tun müsste."

Er ist der Bürgermeister einer grossen deutschen, einer europäischen Stadt, eines Zentrums von Handel, Hafen, Industrie, von Geist, Kultur und schlichten Ansprüchen. Er ist populär gerade bei dem "kleinen Mann", und das macht ihm die grösste Freude. Er ist geblieben, was er immer war: ein Jude aus Preussen in Deutschland; ein Mensch, der Pflicht, dem gemeinen Wohl und seinen Überzeugungen untrennbar verbunden.

Paul O. Vogel



# Finanzsenator Weichmann nominiert

## SPD-Landesvorstand entschied über Nachfolger Nevermanns

Von unserem Redaktionsmitglied

Zl. Hamburg, 3. Juni

Finanzsenator Professor Herbert Weichmann ist Donnerstagabend, wie erwartet, vom Landesvorstand der Hamburger SPD als Nachfolger des zurückgetretenen Ersten Bürgermeisters Paul Nevermann nominiert worden. Unter den 22 Stimmberechtigten gab es nur eine Gegenstimme. Mit demselben Ergebnis wurde der Vorsitzende der sozialdemokratischen Bürgerschaftsfraktion, Gerhard Brandes, als künftiger Finanzsenator vorgeschlagen. Die Sitzung dauerte nur eine knappe Stunde.

Bürgermeister Nevermann teilte mit, daß er am Dienstag dem Präsidenten der Bürgerschaft offiziell seinen Rück-

tritt erklären werde. Als den Zeitpunkt seines Rücktritts nannte er den kommenden Mittwoch. An diesem Tage wird der Senat zusammentreten und, wie die Verfassung es vorschreibt, seinen neuen Präsidenten, den Ersten Bürgermeister der Hansestadt, wählen.

Brandes soll in der nächsten Sitzung der Bürgerschaft am 16. Juni zum Senator gewählt und vom Senat dann mit dem Finanzressort betraut werden. Der gebürtige Leipziger ist 62 Jahre alt. Er ließ sich nach dem Kriege in Hamburg als Steuerberater nieder. Seit 1958 ist er kaufmännischer Geschäftsführer der Hamburger Wasserwerke. Der Bürgerschaft gehört Brandes seit 1946 an und ist seit 1957 Vorsitzender der SPD-Fraktion.

*Die Welt. No 128*

*Hamburg, 4. Juni 1965*

Die Welt. Hamburg. No 73. (28. März 1966).



**Die Partelführer der Freien und Hansestadt Hamburg am Sonntag bei der Wahl**

Links Professor Herbert Weichmann (SPD), der Hamburger Erste Bürgermeister, zusammen mit seiner Frau, im Wahllokal. — In der Mitte der Spitzenkandidat der CDU, Erik Blumenfeld. — Rechts Bürgermeister Edgar Engelhard (FDP) und seine Frau bei der Stimmabgabe

Fotos: AP / Conti-Press

# Wie Hamburg wählte

## Dr. Weichmann bleibt Bürgermeister

Bei den Wahlen zum Parlament des Stadt-Staates Hamburg, die am Sonntag stattfanden, hat die SPD unter Führung des bisherigen Ersten Bürgermeisters der Hansestadt, Professor Dr. Herbert Weichmann, einen überwältigenden Wahlsieg und die absolute Mehrheit errungen. Weichmann, vor 70 Jahren in Oberschlesien als Sohn eines Arztes geboren, früher Ministerialrat in Berlin und aus "politischen und rassischen" Gründen von Hitler 1933 exiliert, war während seines Kriegsaufenthaltes in USA auch beim "Aufbau" und "New World Club" tätig. Er wurde jetzt triumphal in seinem Amt als hamburgl-

scher Staatschef von den Wählern bestätigt.

Obwohl die rechtsstehenden Nationaldemokraten keinen Abgeordneten durchbringen konnten, hat sich ihr Stimmenanteil in besorgniserregender Weise von 0,9% auf 3,9% vergrößert, also sogar weit über den bayrischen Durchschnitt hinaus. Auch Bürgermeister Weichmann war über diesen Stimmenzuwachs höchst unangenehm überrascht.

Auch die CDU errang unter ihrem Leiter, dem in Hamburg geborenen Abgeordneten Erik Blumenfeld (52 Jahre), einem ehemaligen Auschwitz und Buchenwald-Häftling, erheblichen

Stimmenzuwachs, während die Freien Demokraten Stimmen verloren.

R.M.W.K.

# Ein preußischer Hanseat

Herbert Weichmann: Polemische Begabung und wissenschaftliche Präzision / Von Kai Hermann

Hamburgs neuer Erster Bürgermeister, Professor Herbert Weichmann, prostete seiner Frau mit einem Glas Wasser zu — für den „Bild“-Photographen. Er lachte so fröhlich, wie es eben ging. Auch seine erste Amtshandlung in der Öffentlichkeit hatte mit Wasser zu tun. Er weihte ein Wasserwerk ein. Hier also begann der 69jährige Weichmann mit dem, was er selbst einen „Häutungsprozeß“ nennt. Der — von Amts wegen — wahrscheinlich unbeliebteste Senator, Ressort Finanzen, soll sich zum populären Stadtvater häuten.

Sein Vorgänger, Paul Nevermann, hat — was die Popularität betrifft — das Fußballidol Uwe Seeler innerhalb der Stadtstaatgrenzen um Längen geschlagen. Von Herbert Weichmann wußten eigentlich nur diejenigen etwas, bei denen sich der Finanzsenator unbeliebt gemacht hatte. Das freilich waren nicht wenige. Einmal verdarb er's mit den Journalisten, dann mit den Anwälten, ein anderes Mal mit den Sportfreunden und schließlich mit den Schrebergärtnern.

Weichmanns Leidenschaft und Stärke hat ihn in der Hansestadt eben nicht populär gemacht: es ist die Kunst geschliffener Rhetorik, die Freude an der Polemik, eine bisweilen beißende Ironie, die seine eigene Person übrigens nicht ausschließt. Sein Amtsvorgänger bemerkte eines Tages resignierend, als sich wieder einmal ein hanseatischer Stand von einer Weichmann-Attacke verletzt fühlte: „Jeder hat das Recht, sich soviel Ärger einzubringen, wie er will.“ Und Weichmann erklärte jetzt bei seiner Amtsübernahme den Journalisten: „Es mangelt mir wohl an der persönlichen Ausstrahlung eines Petersen, Schönfelder, Brauer und Nevermann, die Vertrauen einflößt.“

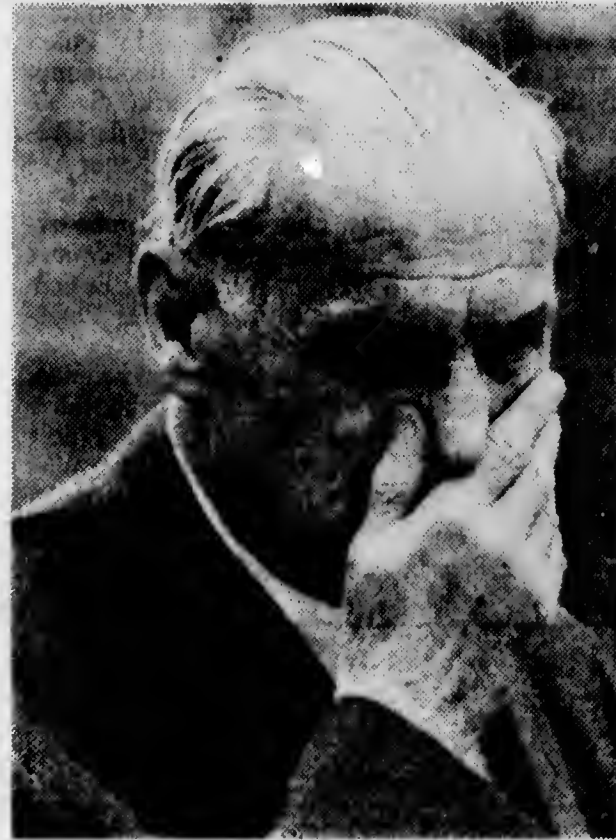
Den ehemaligen Glasbläser Brauer nannten viele Hamburger liebevoll „Max“, der Arbeitersohn Nevermann war für sie „Paul“, der „Bourgeois“ und Intellektuelle, der jetzt an die Spitze des Senats trat, wird bei ihnen wohl immer „Professor Weichmann“ heißen.

Mangelt es Weichmann vielleicht an der Fähigkeit, Volksgunst zu erwerben, so hat er kaum mehr Geschick darin bewiesen, das Wohlwollen des Parteiapparates zu gewinnen. In 45 Jahren SPD-Mitgliedschaft hat er es nie zu Funktionärswürden gebracht. Erst als die Genossen ihn zum Bürgermeister gemacht hatten, erinnerten sie sich daran, daß ihr erster Mann weder im Vorstand noch im Parteirat Stimme hat. Nicht einmal dem SPD-Bezirk seines Wohnviertels war es je eingefallen, den unbequemen Mann in den Bezirksvorstand zu wählen.

Die Eigenschaften, die Herbert Weichmann dennoch zum Amt des Regierungschefs in einem Bundesland qualifizierten, sind sein scharfer In-

tellect, Fachwissen und ein bedingungsloses Engagement an den demokratischen Staat. Er meint: „Ich fühle mich für die Gesellschaft verantwortlich und finde, jeder sollte etwas dazu tun, daß die Welt besser wird.“ Und wenn er das sagt, klingt es nicht phrasenhaft; man glaubt es ihm.

Mitverantwortlich für den Aufbau der Demokratie von Weimar hat sich schon der Jura-Student Weichmann gefühlt. Als in Berlin Kapp



Conti

Herbert Weichmann

Kein populärer Volkstribun

putschte, drohte dem leidenschaftlichen Republikaner wie vielen seiner politisch engagierten Kommilitonen in Berlin die Verhaftung. Arbeiter versteckten ihn. Als der Spuk des Staatsstreichts vorüber war, zog Weichmann, Sohn eines jüdischen Arztes aus Oberschlesien, für sich die Konsequenzen: Er trat in die SPD ein. Sein Studium verdiente er sich als Korrespondent der angesehensten liberalen Zeitungen — der „Frankfurter“ und der „Vossischen“.

Den Referendar erschreckte der anti-demokratische Geist in Verwaltung und Justiz. Mit einigen Gesinnungsgenossen gründete er einen „Republikanischen Führerbund“.

Der fertige Jurist stand vor der Chance, im preußischen Staatsdienst eine gute Karriere zu machen. Aber er glaubte, die deutsche Minderheit in seiner Heimat, die inzwischen polnisches Staatsgebiet geworden war, brauche ihn notwendiger. So wurde er Chefredakteur der kleinen „Kattowitzer Zeitung“. 1928 holte ihn Ministerpräsident Otto Braun dann als Referenten ins preußische Staatsministerium. Er wurde dann schon nach kurzer Zeit zum engsten Mitarbeiter Brauns.

Die preußische Regierung stürzte, Hitler übernahm die Macht. Und Weichmann floh vor drohender Verfolgung mit seiner Frau ins Ausland. Über die Schweiz und Frankreich kam er in die Vereinigten Staaten. Die deutsche Staatsbürgerschaft gab er nicht auf — wie so viele seiner Leidensgenossen. Er, den die braunen Unmenschen als „Untermenschen“ vertrieben hatten, wollte für den Augenblick bereit sein, da er noch einmal in einem demokratischen Deutschland gebraucht würde.

Zunächst mußte er von vorn beginnen. Er wurde Wirtschaftsprüfer in Amerika, ohne sich in diesem Beruf sehr wohl zu fühlen. Er war und blieb halt der durch und durch „preußische Beamte“. „Ich konnte einfach niemandem raten, wie er den Staat um Geld bringt, obgleich ich damit sehr viel Geld hätte verdienen können“, meint er heute.

Als Brauer ihn 1948 nach Hamburg holte, übernahm er es, sich wieder um das Geld des Staates zu kümmern. Er wurde Präsident des Rechnungshofes. Von neuem fühlte er sich leidenschaftlich politisch engagiert. Aber es zog ihn nicht „in die Politik“. Er fühlte sich als Beamter, als Staatsdiener. In die politische Funktion drängten ihn seine Parteifreunde. Sie brauchten ihn als Chef der Finanzbehörde.

Weichmann wurde 1957 Senator und vier Jahre später auch Abgeordneter der Hamburger Bürgerschaft. Das Florett — und manchmal auch der Degen — seiner Rhetorik waren bald bei dem politischen Gegner gefürchtet. Aber nie stand er im Vordergrund der politischen Bühne. Schlagzeilen machten nur seine polemischen Ausfälle, von seinem Wirken als finanzpolitischer Experte der Länder in Bonn, den Kontakten, die er für den hanseatischen Außenhandel knüpfte oder von seiner Mitarbeit an den Empfehlungen des Deutschen Wissenschaftsrates für die Neugründung von Universitäten nahm die Öffentlichkeit kaum Notiz.

Neben seiner politischen Tätigkeit arbeitete Weichmann wissenschaftlich. Er hielt Vorlesungen an der Hamburger Universität und wurde

im vergangenen Jahr Honorarprofessor für Finanzrecht. Manche glaubten bereits, der Senator werde sich mit Ablauf der Legislaturperiode ganz der Wissenschaft widmen. Doch da geschah es, daß man wieder einmal von ihm erwartete, er möge sich „zur Verfügung stellen“.

Über der Hansestadt hatte sich der Nebel einer „Affäre“ zusammengezogen. Die sozialdemokratische Führung, in ihren Bekundungen gerade hierorts sonst so liberal, orientierte sich an Normen, die sie für bürgerliche Wohlanständigkeit hielt. Paul Nevermann mußte das Rathaus verlassen, weil er sich von seiner Ehefrau getrennt hatte. Sein Kronprinz Helmut Schmidt wollte erst nach einer sozialdemokratischen Wahlniederlage im Bund nach dem höchsten Amt im Stadtstaat streben. Der zweite Kandidat, Schulsenator Dr. Drexelius, war sich — dem Vernehmen nach — zu schade als „Übergangs-Bürgermeister“. Professor Weichmann, der keinen Hehl gemacht hatte aus seinem Abscheu über die Behandlung des „Falles Nevermann“, sprang in die Bresche. So verhalf er seiner Partei zum kaum verdienten „würdigen Abschluß“ der Affäre.

Der Senat wählte einen Mann zu seinem Präsidenten, der die halbe Welt kennt. Der Fachmann für Finanzen und Kommunalpolitik sieht seine Aufgaben nicht nur in den Grenzen der Stadt. Schon in der ersten Woche seiner Amtszeit bereitete er eine Reise vor. Der Schlesier Weichmann fährt zur Posener Messe, um die traditionellen Kontakte der Hansestadt zu den osteuropäischen Staaten auszubauen.

In Hamburg schießen indes schon die Hinweise ins Kraut, die den neuen Regierungschef „liebenswert“ machen sollen. So wird berichtet, er sei ein leidenschaftlicher Koch und Gourmet. Weichmann zerstört derlei wohlgemeinte Publicity-Versuche mit einer ironischen Bemerkung: „Ja, ich weiß, wie lange Eier kochen müssen.“

Wenn Weichmann trotz allem hoffen kann, noch populär zu werden — auf eine andere Weise freilich als seine Vorgänger — dann nicht zuletzt im Vertrauen auf seine Ehefrau. Um die intelligente und charmante First Lady Dr. Elisabeth Weichmann, die selbst seit dem achtzehnten Lebensjahr „in der Politik steht“, Mitglied der Bürgerschaft und Präsidentin des Brüsseler EWG-Büros der Verbraucherverbände ist, wird man Hamburg beneiden.

Ist Professor Weichmann eine Übergangslösung? Wenn einige der Bürgermeister-Macher bei seiner Wahl eine solche Vorstellung hegten, dann werden sie vermutlich von der Dickköpfigkeit überrascht werden, mit der der hanseatische Preuße wieder einmal seiner Parole folgt: „Was ich tue, tue ich ganz.“

Die Zeit. N 025

Hamburg, 25. Juni 1965



# Die sanfte Hand im Staatsgetriebe

Elsbeth Weichmann, die Frau des Ersten Bürgermeisters von Hamburg

In einer Serie von Porträts will die WELT ihren Lesern Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur vorstellen. Die einzelnen Beiträge werden in zwangloser Folge erscheinen.

Die Stellung der sogenannten First Lady, sagt die „First Lady“ des Bundeslandes Hamburg, „ist eine klägliche Angelegenheit. Staatsrechtlich ist sie eine Doppelnul. Als Repräsentationsgehilfin ihres Mannes ist sie nicht etwa die Hausfrau, die ihre Gäste als erste begrüßt — zuerst begrüßt sie der Mann. Eine total überalterte Funktion.“

Trotzdem hat diese Repräsentationshilfe auch für Frau Elsbeth Weichmann eine wertvolle Seite:

„Schließlich sitzt die Frau bei allen Empfängen neben dem Ehrengast. Wenn sie ein Gespräch führen kann, das auch in politische Probleme hineinkommt, kann sie die eigenen Belange, also die hamburgischen, zur Sprache bringen. Und auch sie gewinnt ja einen Eindruck von ihm: Wo sind seine Reserven? Was will er? Auch ich kann ihn ja ausholen!“ Sie lächelt mit allen Zähnen und sehr blauen Augen.

Die lebhaft lebenswürdige, aber klug formulierende Ehefrau des Ersten Bürgermeisters von Hamburg führt ein Doppelleben. Und eben das wünscht sie auch anderen Frauen.

„Die jungen Frauen“, sagt sie, „leben heute vom Gefallen, aber das kann doch nur eine Phase sein. Die Frau braucht ein Eigenleben. Anpassung und Selbständigkeit müssen im Gleichgewicht sein, sonst ist eine Frau nicht harmonisch.“

Sie selber ist es ganz offenbar, aber sie weiß auch, woher: „Meine Mutter hatte immer ihren eigenen Schreibtisch, an den sie sich mehrere Stunden am Tag zu sich selbst zurückzog. Ich habe eine abhängige Frau nie erlebt.“

Allerdings befand sie sich in ihrem — wie sie sagt — „bürgerlich-liberal-revolutionären“ Elternhaus in Opposition zum konservativen und antisozialistischen Bürgertum. So studierte die Tochter des Brünner Sparkassendirektors nicht nur Nationalökonomie und promovierte mit einer dann schon kritischen Arbeit über die sowjetische Kolchoswirtschaft, sie gehörte schon 1918, als 16-



Elsbeth Weichmann

Foto: Anny Breer

jährige, zur SPD und dann zur sozialistischen Studentengruppe: „Wir waren eine kindliche Generation, waren fortschrittsgläubig.“

Der jugendliche Glaube von damals hat sich durch die weltpolitische Katastrophe des Nationalsozialismus zu einem Erwachsenenglauben an die „sanfte Gewalt der Vernunft“ gemäßigt, „und daß jemand, der ein gewisses Zutrauen zu den Möglichkeiten des Menschen hat, etwas Freundlicheres ausstrahlt und auch etwas Freundliches zurückbekommt“.

Die Weichmanns, seit 1928 verheiratet, mußten 1933 nach Frankreich und dann in die USA emigrieren. Aber obwohl der entlassene Staatssekretär des preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun sich in Amerika zum Wirtschaftsprüfer ausbildete, während seine Frau eine kleine Fabrik für Stofftiere betrieb, waren sie in dieser Neuen Welt noch 1945 nicht heimisch.

Trotzdem zögerte Herbert Weichmann, als SPD-Genosse Max Brauer ihn aus Hamburg bat: „Komm und hilf wiederaufbauen!“ Der alte Zukunftsglaube hatte von Hitlers Triumph vor dem Untergang noch einen Knick. Da sagte seine Frau: „Fahr doch erst mal und sieh es dir an. Ein Jahr lang schmeiß' ich den Laden hier auch alleine.“ Am Abend nach seiner Ankunft im zertrümmerten Hamburg schrieb er ihr: „Ich habe keinen rationalen Grund, aber ich kann hier nicht wieder weg!“ Er sah, was alles zu tun war.

In dieser Zeit des Neubeginns

wandelte den späteren Präsidenten des Hamburger Rechnungshofes allerdings auch eine Schwachheit an. Bis dahin vom Doppelleben seiner Frau durchaus angetan, wollte er sie nun doch gern zu Hause haben. Anpassungsfähig tat sie es. Selbständig mischte sie sich allmählich dann doch ins Stadtstaatsgetriebe. Als er 1957 Finanzsenator wurde, ging sie als Abgeordnete in die Bürgerschaft und vertrat dort gern den Verbraucherstandpunkt, also den der Hausfrau. Doch als Herbert Weichmann 1965 zum Ersten Bürgermeister bestimmt und von den weltoffenen Hamburgern durch Bürgerschaftswahl eindrucksvoll bestätigt worden war, zog sich seine Frau, „um nicht gegen ihn zitiert zu werden“, mit Erfolg in die Kulturpolitik zurück.

So sitzt sie nicht nur neben dem Ehrengast und in Ausschüssen und Verbänden, ist nicht nur Erste Vorsitzende des von ihr gegründeten „Neuen Literarischen Vereins“ — sie hat zu Haus auch nur eine Putzfrau, kauft selber ein und kocht, hat einen Sohn, den kanadischen Physikprofessor Frank Weichmann, und ist schon Großmutter; aber vor allem hat sie neben ihren eigenberuflichen und repräsentativen Aufgaben, ihrer Selbständigkeit, eben den Mann. Wenn er abends mundfaul nach Hause kommt, „dann weiß ich, daß sich die Schwierigkeiten seines Tages also noch nicht gelöst haben, dann halt' ich den Mund. Dann betüter ich ihn.“ Und lächelt, im Gleichgewicht.

Gerd Klepzig

## ■ PROFILE

# Weichmann's retirement marks the end of an era for Hamburg

In Hamburg a grand old man is leaving the political stage. Professor Herbert Weichmann, senior burgomaster of the Freie und Hansestadt (Free Hanseatic city) will give up his office on 9 June.

The departure of Professor Weichmann marks the end of an era for Hamburg, an era that will be remembered under the retiring burgomaster's name. For six years Professor Weichmann has steered the ship of State in the Hanseatic port and has developed a style of representation and government that bears his personal stamp and corresponded thoroughly to Hanseatic traditions.

The constitution of the Federal state made Weichmann's office a fairly weak one. He was the "premier" but also the "equal". But he built up his position in the government of the city state to that of a governing statesman. He regarded himself as the first man in the Federal state of Hamburg and always avoided sinking to the depths of party politics.

Social Democrats in Hamburg respected their brother burgomaster and with delightful irreverence called him "God the Father".

The retiring burgomaster was born in 1896, the son of a Prussian-Jewish academic family in Landsberg, Silesia. He studied jurisprudence and was a combatant in the First World War.

Politically speaking the key experience in Weichmann's life was the Kapp Putsch. At that time when reaction against the Republic first became voiced lawyer

Weichmann spontaneously decided to attach himself to the German workers' movement.

He worked as a government adviser in Prussian offices rising to the position of personal adviser to the Prussian Premier, Otto Braun.

In his student days and afterwards Professor Herbert Weichmann worked as a journalist and was on the staff of the renowned liberal paper, *Frankfurter Zeitung*. In 1933 he had to leave Germany. At first he went to France and later fled to the United States via Spain.

In 1948 Herbert Weichmann returned to the Federal Republic prompted to do so by the then burgomaster of Hamburg, Max Brauer. His first position was president of the Hamburg accounts department and later he became the Hanseatic city's Senator responsible for finance.

In 1965 Weichmann helped the Social Democrats out of a difficult situation. Family difficulties were enough to persuade the prudish Hanseatic brothers that the then burgomaster Paul Nevermann should be voted out of office and within 24 hours Herbert Weichmann found himself occupying the senior burgomaster's chair.

This was intended as a temporary solution to a problem. The solution lasted until 1971. Weichmann carried out his duties as burgomaster in the same way as he considers he had carried out every office he had ever held. He says: "As if I had been doing it all my life."

His six years as Hamburg's senior burgomaster were a success story. He set up a planning staff as an instrument for drafting concepts for the future, drew up a plan of development for Hamburg and its outlying districts, created the essentials for harbour precincts at the mouth of the Elbe with the accession of Neuwerk Island to the Hamburg city state, and had a decisive influence on the compromise that was reached on financial adjustment.

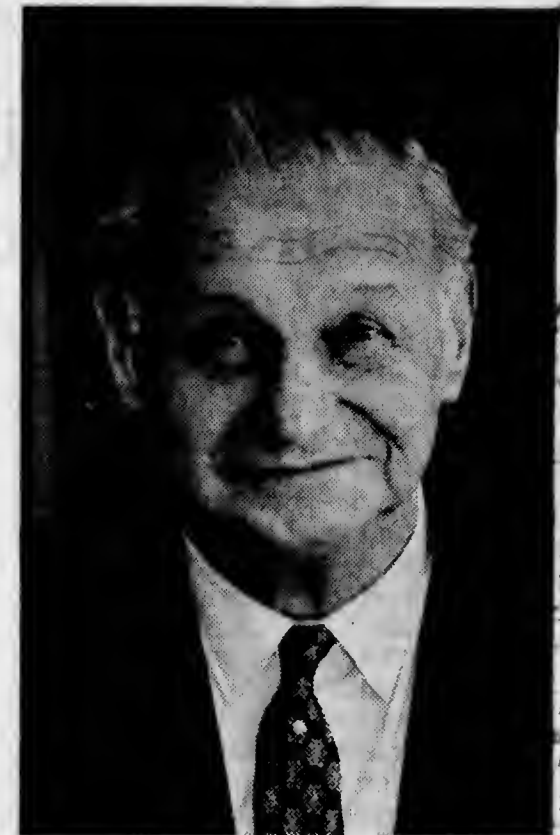
In the Senate this foxy administration man was feared. On numerous occasions he sharpened his pencil and looked through a few figures that had been presented to him by the Senate — occasionally he found that his colleagues' arithmetic was not too good!

Weichmann's successor, the present junior burgomaster, education senator Peter Schulz, who is also a lawyer is not inheriting a sinecure! This former solicitor and ex-Justice senator for Hamburg is a pragmatist through and through. He does not have the great dignity about him that enabled his predecessor to override all objections raised by his party. Peter Schulz takes care of the minor details.

Long discussions and a number of objections preceded his election to his new office. Many leading brothers in the Hamburg Social Democrat party fear that the new man who is only 41 years-old will start a lengthy "Schulz era" and thwart forever the dreams of the office of burgomaster for his colleagues in the Senate, Heinz Ruhnau and Helmuth Kern.

Whereas Heinz Ruhnau the Senator for Domestic Affairs cleverly kept in the background during the discussions about Weichmann's successor, the powerful Senator for Economic Affairs, Helmuth Kern plunged into the fray as a combatant. He was clearly shown to be second best to Peter Schulz.

The Economic Affairs Senator who is a



Herbert Weichmann

(Photo: Archiv/Conti-Press)

keen publicity man intends to have a second shot and hopes that he can at least obtain for himself the position of junior burgomaster. The Federal state committee of the SPD has, in the meantime, nominated Helmuth Kern as its candidate for this office. The actual decision on Kern's candidature — the election takes place in the Senate itself — will come on 4 June at a party political conference of the Hamburg SPD. The party, which in earlier times was generally speaking content to follow the suggestions of its senior members, has gradually become more and more rebellious.

Now it has managed to pass an amendment ensuring that whenever there is a

Continued on page 5

**Continued from page 4**

change in the Senate the candidate in the acting Federal chairman of the West German white-collar workers union. He had to submit to a gruelling interrogation from the party before being elected.

gentleman's agreement during the coalition negotiations. A compromise was questioned must be approved by the party political conference. Kern is the second candidate who has had to receive this confirmation.

The first was the future Senator for Education, Günter Apel, who is at present the acting Federal chairman of the West Germany white-collar workers union. He had to submit to a gruelling interrogation from the party before being elected.

Should Helmuth Kern win the election — and no other candidate has yet appeared on the horizon — he will only be the junior burgomaster for a limited period. As soon as it was known Herbert Weichmann intended to stand down the PDP, the other coalition partner in Hamburg, claimed the office of junior burgomaster for itself, encouraged by a gentleman's agreement during the coalition negotiations. A compromise was finally decided upon which is unorthodox to say the least. In the first half of the legislative period, which continues until early 1974, the SPD will provide the burgomaster, then the FDP will get its turn.

*Dieter Stäcker*

(Frankfurter Rundschau, 1 June 1971)



## Prof. Weichmann zum 75. Geburtstag

*M B, 19. Feb., 1971*

Am 23. Februar 1971 wird einer der höchsten Repräsentanten des neuen Deutschlands 75 Jahre alt. Das ist ein Datum, das zu würdigen auch uns obliegt, denn **Prof. Dr. Herbert Weichmann**, der Erste Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg, ist seit je ein treuer Freund unserer Sache. Geboren in Landsberg in Schlesien war Prof. Weichmann nach seiner Studienzeit zunächst Journalist und wurde dann Ministerialrat und persönlicher Referent des Ministerpräsidenten Otto Braun in der preussischen Staatsverwaltung. Als Jude und Sozialdemokrat musste er 1933 Deutschland verlassen und kam

über Frankreich nach den USA. Trotz schwerer Bedenken, da er fürchtete, „dass gehorsame und bewegliche Nazis und Reaktionäre mehr Vorteile antreffen als ehrenvolle Charaktere“, folgte er 1948 einem Rufe seines Freundes Max Brauer, der ihm das Amt des Präsidenten des Rechnungshofes des Stadtrates Hamburg antrug. Nach einer kurzen Uebergangszeit als Senator der Finanzen, wurde Prof. Weichmann im Juni 1965 Erster Bürgermeister, wobei hervorzuheben ist, dass in seiner Regierungszeit die SPD die absolute Mehrheit der Hamburger Bürgerschaft erringen konnte. Wie es heisst, beab-

sichtigt Herbert Weichmann, der zugleich auch Professor für Verwaltungsrecht an der Hamburger Universität ist, im Frühsommer 1971 sein hohes Amt an einen jüngeren Nachfolger weiterzugeben.

Sein Judentum hat Prof. Weichmann niemals verleugnet. In mannigfaltiger Form hat er seine Mitarbeit und seinen Rat jüdischen Institutionen zur Verfügung gestellt. Die 1969 unter dem Titel „Von Freiheit und Pflicht“ (Hans Christians Verlag, Hamburg) erschienene Sammlung seiner Reden enthält zahlreiche Zeugnisse seines jüdischen Bekenntnisses. Er weiss und betont es stets wieder: „Wir

tragen... immer den Stempel der Vergangenheit, zugleich als Mahnzeichen der Gegenwart, mit uns und in uns herum.“ Wer Prof. Weichmann kennt, der hat auch erfahren, wie eng dieser Mann mit dem jüdischen Schicksal verknüpft ist. Wenn er sich jetzt anschickt, von der politischen Bühne abzutreten, so dürfen wir ihm anlässlich seines 75. Geburtstages die besten Wünsche für ein weiteres, ebenso fruchtbares Wirken in mehr Stille und mit reichlicherer Zeit für seine musischen und wissenschaftlichen Interessen entbieten.

H. T.

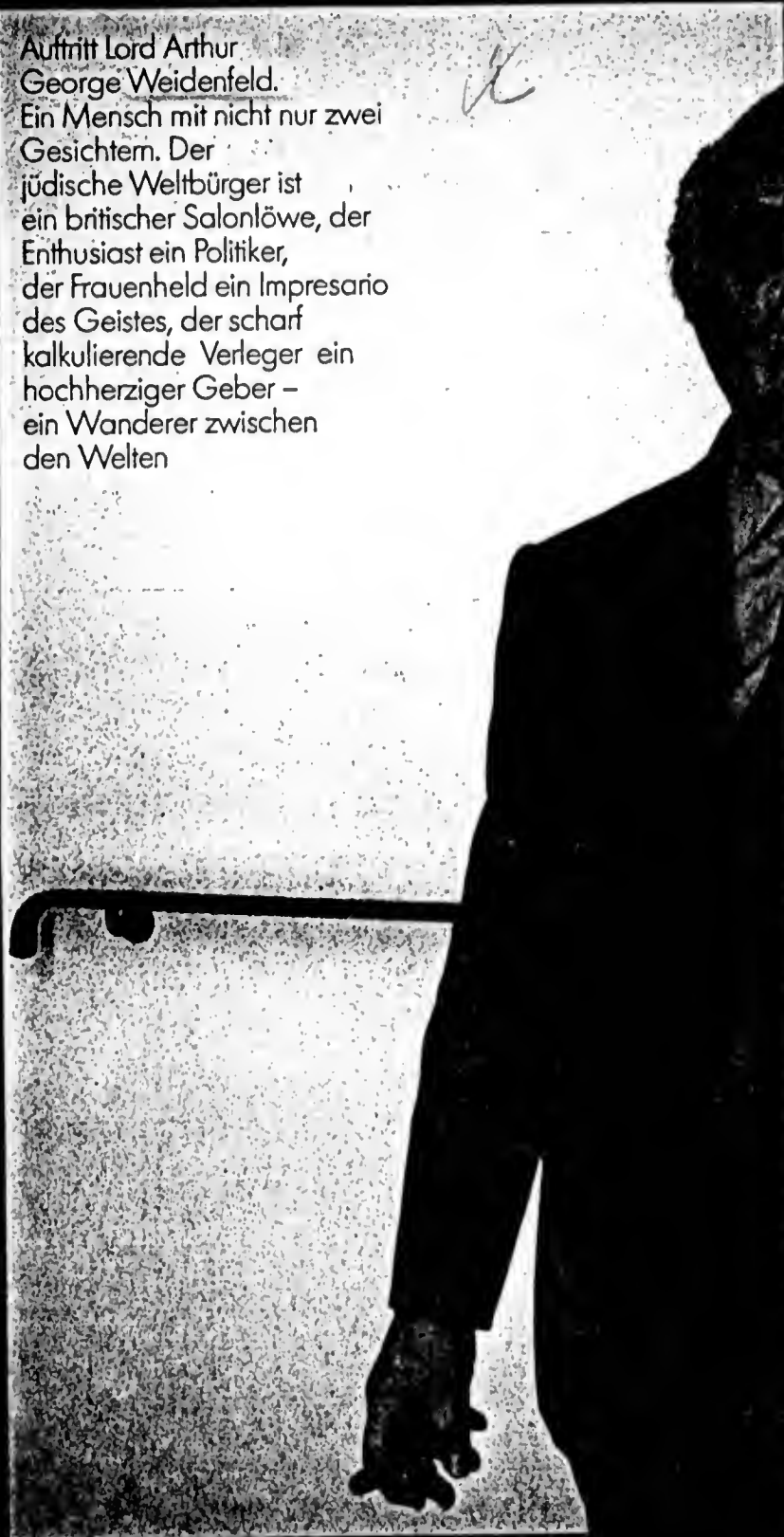
WEIDENFELD, GEORGE 1919-

Weidenfeld, George

52. Woche 27. Dezember 1985 Heft 304

# Frankfurter Allgemeine

Auftritt Lord Arthur  
George Weidenfeld.  
Ein Mensch mit nicht nur zwei  
Gesichtern. Der  
jüdische Weltbürger ist  
ein britischer Salonlöwe, der  
Enthusiast ein Politiker,  
der Frauenheld ein Impresario  
des Geistes, der scharf  
kalkulierende Verleger ein  
hochherziger Geber –  
ein Wanderer zwischen  
den Welten





# G

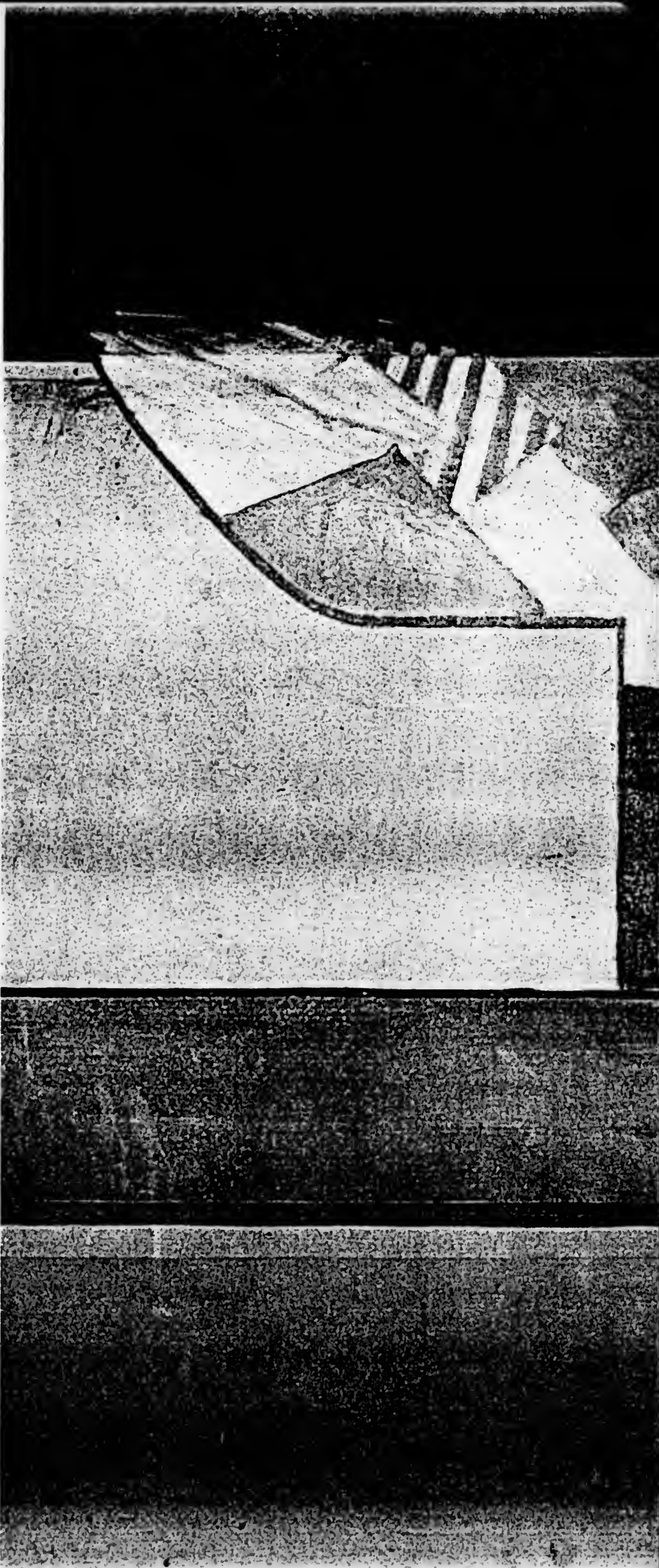
Der Verleger  
als Lord: George  
Weidenfeld  
in natura – und  
im Bild von  
Bryan Organ

George Weidenfeld ist ein geborener Wiener und ein englischer Lord. Er gehört der sozialdemokratischen Partei Großbritanniens an und befürwortet „im großen und ganzen“ die Politik Ronald Reagans. Er ist der Verleger von Henry Kissinger, Harold Wilson und Abba Eban, er liebt schöne Frauen, glänzende Gesellschaften und saftigen Klatsch und Tratsch. Er ist die Hälfte des Jahres auf Reisen und führt während der übrigen Monate einen der letzten Salons in London, in dem sich die Reichen und Einflußreichen, die Glitzernden, die Mächtigen, die Wortgewaltigen und manche Irrlichter zum Stelldichein zusammenfinden. Er ist Jude und sammelt Porträts und Skulpturen von Päpsten. Er ist ein schwerer Mann, der seinen fülligen Körper leichtfüßig fortbewegt.

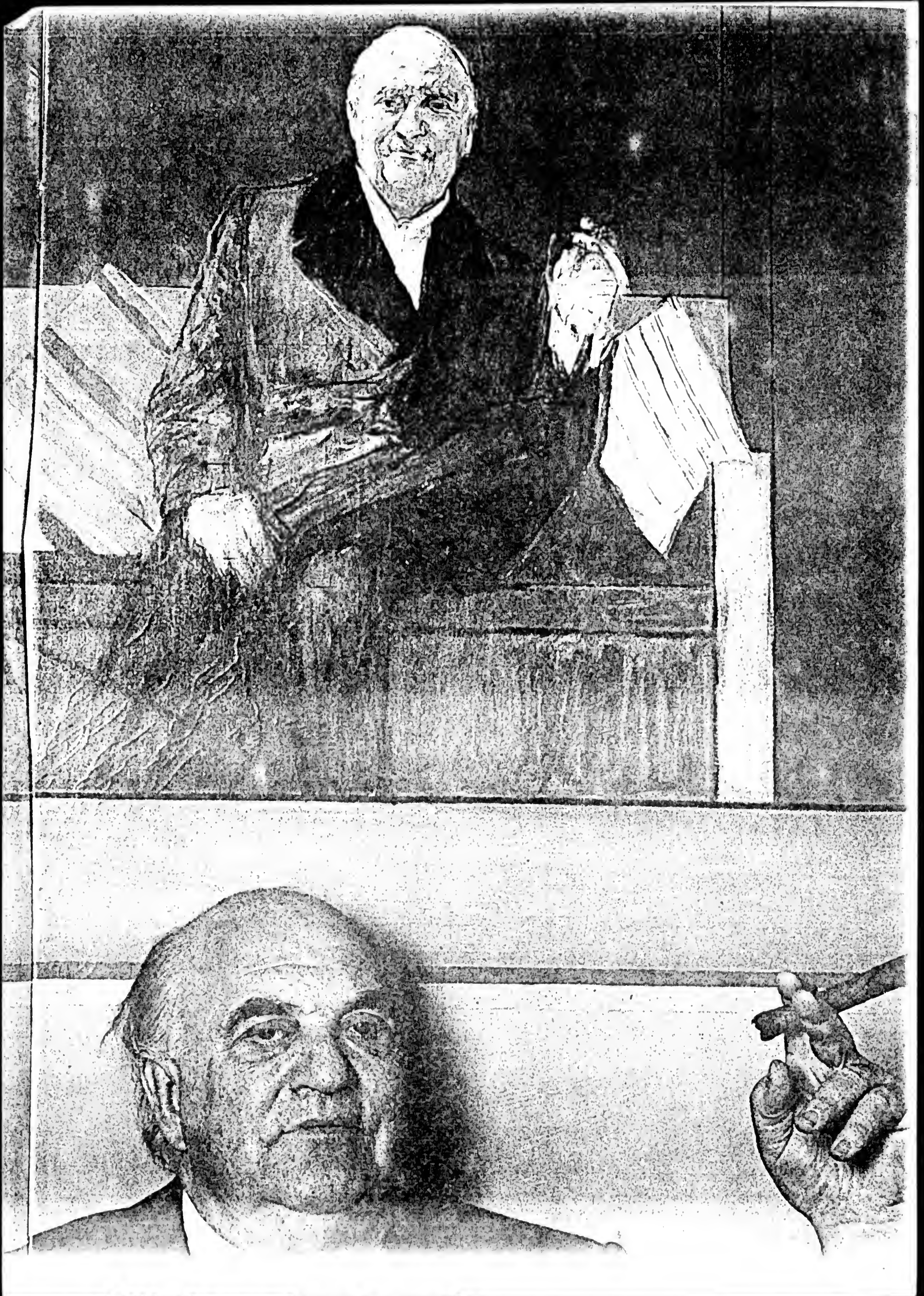
Lord Arthur George Weidenfeld ist eine vielschichtige und nicht nur in Verlegerkreisen umstrittene Persönlichkeit. Der Versuch, ihn einzuordnen, mißlingt ständig. Wer ihn als Salonlöwen denunziert, muß zugeben, daß er ein überaus gebildeter Mann und ein schneller Kopf ist. Wer behauptet – und das tun viele –, daß dieser Verleger seit Jahren kein Buch mehr aufgeschlagen habe,

## GEORGE WEIDENFELD

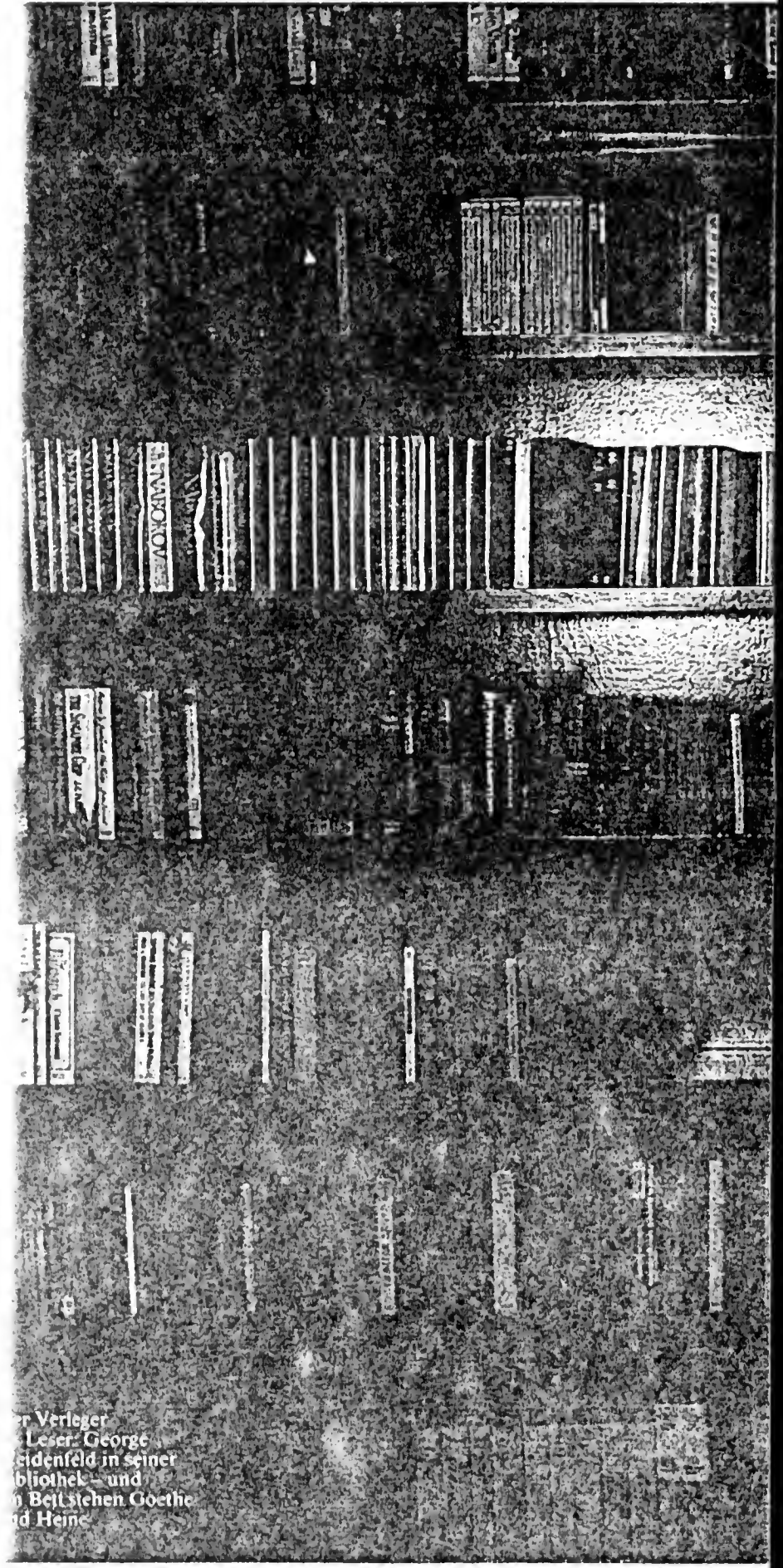
*Von Gabriele von Arnim  
Fotos Hermann Dornhege*





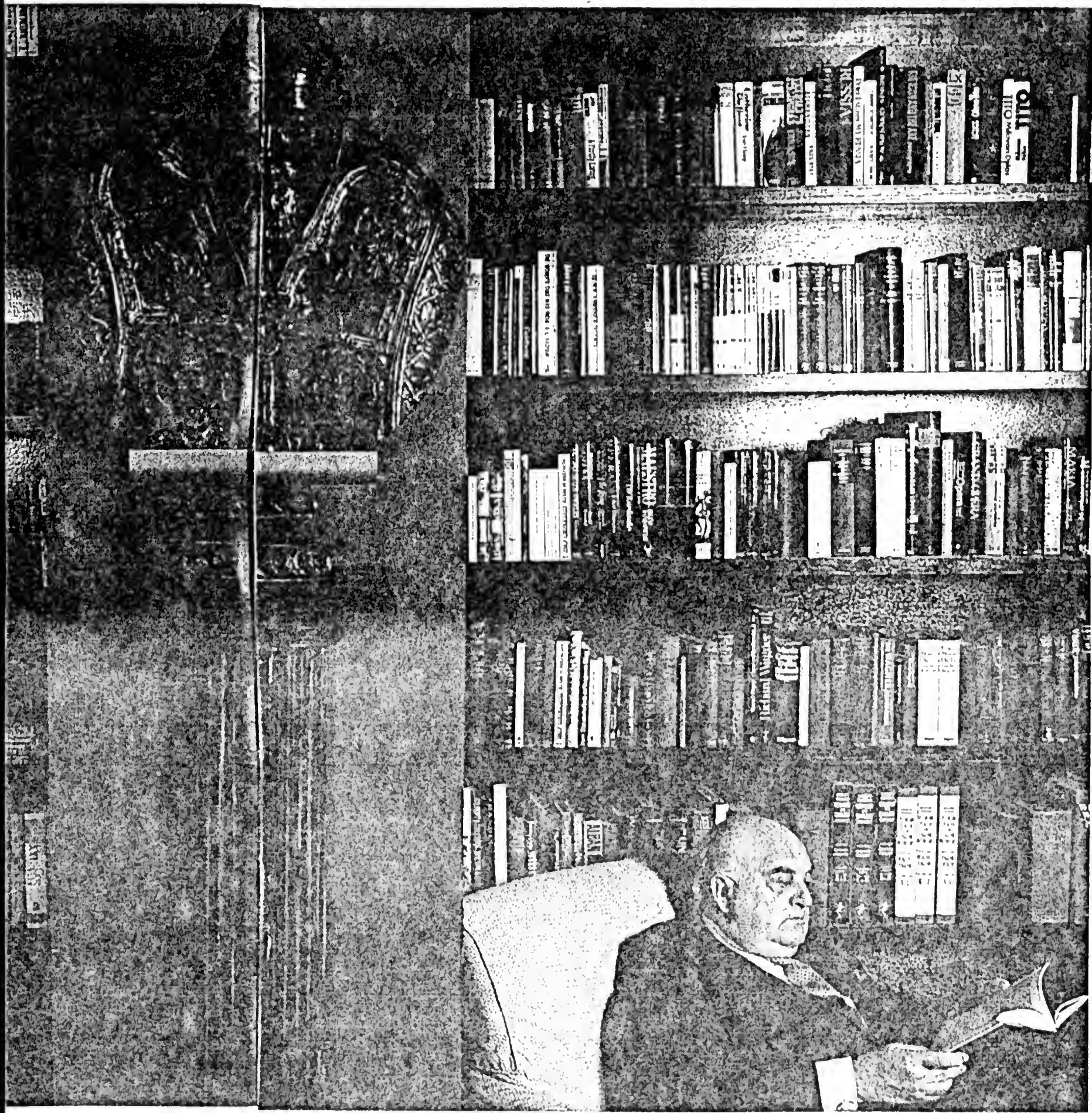






Der Verleger  
Leser: George  
Sidenfeld in seiner  
Bibliothek - und  
in Beitstehen Goethe  
und Heine





## WEIDENFELD

muß einsehen, daß er dafür von vielen Büchern weiß, was drinsteht. Mal, die erkaltende Zigarre im Mund, die dunklen Augen rasch von einem Gesicht zum anderen wandern lassend, ähnelt er der Karikatur eines Chicago-Bosses, dann wieder überläßt er sich für kurze Momente schmunzelnder Gemütlichkeit. „Der Impresario des gedruckten Wortes“, wie eine englische Zeitung ihn einmal nannte, ist zweifellos ein wendiger Verleger und offensichtlich in den Augen mancher ein windiger Charakter. „Menschlich fehlt ihm ein Organ“, meint einer, der natürlich nicht genannt werden möchte.

Es scheint häufig vorzukommen, daß George Weidenfeld mehr verspricht, als er halten kann. Doch kaum einer unterstellt ihm Börsartigkeit. Sein überbordender Enthusiasmus, so heißt es, sei schuld, wenn er sich vergaloppiert. Er wolle nicht täuschen, selbst wenn er enttäuschen müsse. Er selbst gibt zu, an der „österreichischen Krankheit“ zu leiden, er möchte von allen geliebt werden. Von vielen wird er nicht einmal gemocht. Zu seinen Gesellschaften kommen sie trotzdem, ergötzen sich an der illustren Runde und spotten später über den ambitionierten Gastgeber. „Die Welt“, so philosophiert Weidenfeld, „ist aufgeteilt in Geber, die verfolgte Minderheit, und in Nehmer, die große Mehrheit. Die Geber kennen einander, wie die Freimaurer, die Juden oder die Homosexuellen. Ich bin ein Geber. Man muß a priori davon ausgehen, daß man nichts Gleiches zurücknimmt, sonst bekommt man Magengeschwüre.“

Spitze Bemerkungen über seine Person erklärt er unter anderem mit der Oberflächlichkeit so vieler Menschen. Es sei ihm ohnehin lästig, mit einem Etikett versehen und abgestempelt zu werden. Und das in jeder Hinsicht. Er überhörte einmal eine Beschreibung seiner Person, die ihm offensichtlich gefiel. „George Weidenfeld“, so hieß es, „ist ein Viertel Österreicher, ein guter englischer Patriot und steht immer für die Juden ein.“ Der erfolgreiche Verleger, der seit neun Jahren auf Vorschlag Harold Wilsons Mitglied des englischen Oberhauses ist, habe keine Schwierigkeiten, sagt er, seine scheinbar unterschiedlichen Loyalitäten miteinander zu verbinden. Im Gegenteil. Er brauche sie alle. „Ich bin glücklich, im

deutschen Kulturraum aufgewachsen zu sein. Goethe und Heine stehen an meinem Bett. Ich lese Wagners Libretti.“ An England, das ihn adoptiert hat, hat er eine „starke gefühlsmäßige Bindung. Es ist das zivilisierteste und wohltemperierteste Land, das ich kenne. Ich fühle mich hier sehr zu Hause.“ Gleichzeitig ist er ein „westlicher Patriot“, mit einer großen Liebe für Amerika. Er mag die Amerikaner und bewundert „das unverwüsthche demokratische Ethos des politischen Systems“. Darüber hinaus ist er mehr denn je ein aktiver Zionist. Er ist der Präsident eines britisch-israelischen Komitees und Gouverneur von drei israelischen Universitäten. Weidenfeld fördert eine „Verflechtung von Europa, Amerika und Israel in jeder Weise“. Das schlägt sich in seinem verlegerischen Programm nieder, das zeigt sich in seinen Reiserouten, und das bestimmt seine politischen Aktivitäten. Das klinge vielleicht nach Mischmasch, meint er, doch es habe Methode.

George Weidenfeld ist ein Wanderer zwischen den Welten, doch er erklärt, sich dabei nicht heimatlos zu fühlen. Freunde glauben, sein Versuch, als Weltbürger zu leben, gelänge ihm nicht zuletzt deshalb so gut, weil er in dem jüdischen Staat eine emotionale Zuflucht gefunden habe. „Nur für Israel“, sagt einer, „würde George Opfer bringen.“

George Weidenfeld wurde am 13. September 1919 in Wien geboren. Sein Vater war ein klassischer Philologe, der eine akademische Laufbahn angestrebt hatte. Doch als er heiratete, erkannte er – wohl nicht ganz ohne Zutun seiner Frau –, daß seine Neigung zu einer eher brotlosen Kunst ihm nicht den Lebensstandard garantieren konnte, den er seiner zukünftigen Familie gern bieten wollte. Er wechselte ins farblose Versicherungsgeschäft, „machte eine schöne Karriere“, wie sein Sohn heute sagt, „und blieb ein verhinderter Akademiker“. Auf die ihm eigene Weise führt Weidenfeld jr. heute das fort, was seinem Vater versagt blieb: die Beschäftigung mit Büchern, Sprachen und Literatur, und das nicht als Hobby, sondern als Beruf. „Mein Vater war zweifellos der größte Einfluß auf mein Leben“, sagt der Mann, der drei gescheiterte Ehen hinter sich hat, Vater einer Tochter und Großvater ist. George Weidenfeld war ein Einzelkind. „Ich war auf mich selbst angewiesen und habe Dinge für

mich erfunden.“ Das tut er immer noch. Heute erfindet er Bücher – und daß er das großartig macht, geben selbst seine Gegner zu. Er wurde schon in jungen Jahren nach Frankreich und Italien geschickt, um Sprachen zu lernen. Noch heute liebt er es, „geheime Sprachen in den Sprachen“ zu entdecken. Die „Genealogie der Manierismen“ ist sein Steckenpferd. „Ich bin ein verhinderter Higgins.“

Nach der Schule studierte er Jura und ging gleichzeitig auf die Diplomatenschule, auf der unter anderem Kurt Waldheim, den er inzwischen verlegt, sein Studienkollege war. Seine Berufsvorstellungen waren vage. Sein politisches Bewußtsein wurde dafür immer klarer. Angesichts des aufkommenden Faschismus geriet er ins zionistische Lager, wurde er zum bewußten Juden.

Er trat einer schlagenden zionistischen Studentenbewegung bei und focht eines der letzten Duelle in Österreich. Zweimal mußte er seinen Gegner, einen Nazi, mit Beleidigungen herausfordern, bevor es tatsächlich zum Kampf kam. Für einen Arier galt es als unschicklich, einem Juden Satisfaktion zu geben. Nach 125 Gängen mit Achter-Klingen-Kavallerieäbeln gaben sie auf. Es blieb beim Unentschieden.

Zehn Tage später wurde Weidenfelds Vater festgenommen, George gelangte auf Umwegen, mit einem Drei-Monats-Visum und sechzehn Shilling in der Tasche, nach London. Dort führte er selbst als armer Student keine kärgliche Existenz. Geld hatte er kaum, dafür aber Kontakte, einen Frack und einen Smoking. Oft marschierte er zu Fuß quer durch die Stadt, um an Abendgesellschaften und Debütantinnenbällen teilzunehmen. Da konnte er sich satt essen und der Passion fröhnen, die ihn bis heute umtreibt: viele Menschen kennenzulernen und schöne Frauen zu hofieren.

Frauen, so scheint es, spielen in seinem Leben eine große Rolle. Einige wurden Ehefrauen, mehr blieben vorübergehende Lieben. Dabei hat er, wie er sagt, „patriarchalische Anlagen. Die Idee des Clans interessiert mich. Doch Umstände haben es verhindert, daß ich ein regeres Familienleben hatte. Es ist nicht leicht, verheiratet zu sein“. Dennoch möchte der Sechszwanzigjährige noch eine Ehe nicht ausschließen. In London, und nicht nur dort, gilt er als „womanizer“, der dem weiblichen Geschlecht unablässig nachstellt.

Und das, zum Erstaunen aller Neider, mit Erfolg.

Wir sitzen in der behaglichen Bibliothek seiner eleganten Wohnung am Themse-Ufer. Bricht die Sonne aus den Wolken hervor, betritt Butler Ignatio ungerufen den Raum, um die Jalousien ein wenig herunterzulassen, den Lord zu beschatten. Er ist umgeben von Kunst: Zeichnungen und Gemälde von Picasso, Kokoschka, Egon Schiele und Francis Bacon wetteifern mit Stücken italienischen Barocks um die Aufmerksamkeit des Betrachters. „Georges Sammlung ist nicht gerade als zusammenhängend oder organisch zu bezeichnen“, meint ein kunstsinniger Freund. Doch einige der Stücke sind erstklassig, und die Atmosphäre stimmt mit der Person überein: Pracht, die nicht protzt. Das ist angenehm. In dieser Umgebung hält Weidenfeld hof, hier ist er Mittelpunkt, hier fühlt er sich geborgen. Auf fremden Gesellschaften ist das nicht immer so. Dann, so sagt es ein Freund, gerät seine Selbstsicherheit ein wenig ins Wanken.

Wenn George Weidenfeld aus seinem Leben erzählt, hört man nie etwas von Unsicherheit, Mutlosigkeit oder Verzweiflung. Er ist ein Pragmatiker, ein Macher, einer, für den Apathie und Resignation Fremdworte zu sein scheinen. Sein rastloser Geist fragt wohl selten beim Gemüt nach, wie es ihm ergehe, sondern treibt den Intellekt an, fündig zu werden. Er ist viel zu neugierig auf andere Menschen, als daß er sich allzulange mit sich selbst beschäftigte. Seine Neugier ist eher impulsiv und heftig als ausdauernd. Er will Fakten, will Informationen, und die will er schnell. Es fällt ihm schwer zuzuhören. „Wenn ich im Krankenhaus läge“, sagt eine seiner treuesten Freundinnen, „würde er weit fahren, um mich zu besuchen, und zwei Minuten bleiben.“

Weidenfelds Ungeduld und sein Tatendrang taten seiner Karriere gut. Wenige Monate nach seiner Ankunft in London las er eine Anzeige der BBC, in der diese nach polyglotten Journalisten suchte: Fremdsprachen beherrschte er – „schließlich hatte mein Vater mich wie ein Kaninchen trainiert“ –, vom Journalismus wußte er nichts. Er meldete sich trotzdem. Von zweitausend Bewerbern wurden sechszwanzig eingestellt. George Weidenfeld war einer von ihnen. Und mit seinen knapp zwanzig Jahren war er bei weitem der jüngste. „Was die BBC bewogen hat, mich zu neh-



## WEIDENFELD

men, weiß ich bis heute nicht“, sagt er nicht ohne Koketterie. Denn daß er es in sich hatte, bewies er schnell. Er begriff, daß „ich konventionell nicht weit kommen konnte, also habe ich mir selber etwas konstruiert“. Er schlug vor, das Propagandamaterial der BBC im Deutsch des Dritten Reiches zu verfassen. Um die Menschen zu erreichen, so sein Argument, mußte man sie idiomatisch ansprechen. Man ließ ihn gewähren. Und so entwarf er eine tägliche, hektographierte „Zeitung“, in der er – unter dem Titel „Germany day by day“ – lokale Nachrichten, Hitler-Ansprachen und Gauleiter-Reden so zusammenstellte, daß „sie für sich selbst sprachen“. Er arbeitete zwanzig Stunden am Tag. Sein Nachrichtendienst wurde zum unentbehrlichen Bestandteil der BBC.

Seinen Durchbruch im Radio hatte er allerdings nicht als Redakteur George Weidenfeld, sondern als Hitler. Eines Abends war in der Hörspielabteilung wegen eines Luftangriffs eine Hitler-Platte nicht rechtzeitig angekommen. Der Produzent verzweifelte. Doch sein Assistent wußte Rat. Er erinnerte sich dieses verrückten jungen Österreichers, der seine Freunde abends im BBC Club mit Imitationen von Hitler und Mussolini unterhielt. Weidenfeld wurde geholt und bekam die Rolle.

Sein Talent öffnete ihm neue Türen. Er avancierte bald zum politischen Kommentator und Korrespondenten für das britische Empire und Nordamerika. Weidenfeld war in seinem Element. Er begann, das zu tun, womit er nie wieder aufhörte: Er reiste, stellte Kontakte her, pflegte Beziehungen, mischte mit. Sein Hauptaugenmerk blieb auf Deutschland

gerichtet. Er schrieb ein Buch („The Goebbels Experiment“) über Organisation und Substanz der deutschen Propaganda. „Ich kannte mich im Propagandaministerium aus wie im eigenen Haus. Ich bin zu einer Enzyklopädie des Dritten Reiches geworden.“ Manchmal übte er sein „Polizeigedächtnis“, wie er es selbst nennt, indem er sich Gauleiter, Botenschaftsangehörige und Mitglieder von Heeresgruppen und deren Funktionen in Erinnerung rufte.

Es fiel ihm nie schwer, nach dem Krieg nach Deutschland zurückzukehren. „Ich ging klinisch vor, kam ohne Werturteile. Ich wußte, ich mußte als Wissenschaftler kommen und nicht als emotionales Nervenbündel. Mein Zionismus war mein Ruhepol.“ Die Materie faszinierte ihn. Der Hitler-Bazillus sei universell, meint er, und von einer kollektiven Schuld der Deutschen hat er nie hören wollen. „Es gibt nichts Genetisches im Faschismus.“ Heute hält er die Demokratie in Deutschland für sehr stabil. Die Idee, Europa als dritte Kraft zu etablieren, sei „keine reale politische Konzeption, sondern eher der Titel eines Science-fiction-Films.“ Weidenfeld hat viele deutsche Freunde. Wenn ihm zum Vorwurf gemacht wird, daß ausgerechnet er die Memoiren des Albert Speer verlegte, läßt ihn das kalt. „Ich würde nie zu einem aktiven Nazi gehen und ihm Geld bezahlen. Speer war, als ich ihn kannte, kein Nazi.“

Es ist bezeichnend für den Weitblick eines Chaim Weizmann, des ersten Präsidenten Israels, daß er sich ausgerechnet diesen Mann 1949 als politischen Berater holte. Weidenfeld wurde zum Verbindungsmann zwischen der Taube Weizmann und dem Falken Ben Gurion, der zum Regierungschef gewählt worden war.

„Es war das bewegendste Jahr meines Lebens“, erinnert sich der Verleger. Er hatte sein Bleiben von Anfang an zeitlich begrenzt. Schließlich war sein Verlag „Weidenfeld und Nicolson“ erst kurz zuvor gegründet worden, und das Debüt war nicht gerade erfolgreich gewesen. Ein Harold Wilson, damals Statistiker im Energieministerium, hatte über die Zukunft der Kohle geschrieben. Das Buch war ein Flop, und Weidenfeld hatte seinem Partner Nigel Nicolson, einem Sohn von Harold Nicolson und Vita Sackville West, versprochen, nach einem Jahr nach London zurückzukommen.

Doch auch für den Verleger Weidenfeld zahlte sich die Zeit in Israel aus. Er gewann Moshe Dayan, Abba Eban, Teddy Koller, Yigael Yadin und Chaim Herzog nicht nur als Freunde, sondern einige von ihnen auch als zugkräftige Autoren. So hält er es bis heute: Freunde werden zu Autoren, Autoren zu Freunden. Da mögen böse Zungen behaupten, daß seine Zuneigung zu einem Mann wie Kissinger eher auf kommerziellem Kalkül als auf politischer Überzeugung oder gar menschlicher Sympathie beruhe. Für Weidenfeld sind „Privatleben und Berufsleben eigentlich nie getrennt. Ich weiß nie, ob ich arbeite oder mich amüsiere“. Seine berühmten Parties haben immer auch den Zweck, aus den Gesprächen Ideen für neue Bücher zu erlauschen. Selbst gesellschaftlicher Smalltalk schlägt sich in den Titeln eines Verlages nieder. Aristokratische Plaudereien ergötzen offensichtlich nicht nur den Verleger, sondern auch ein Publikum. Die Bücher werden gekauft.

Doch George Weidenfelds Ambitionen beschränken sich nicht allein auf sein Londoner Verlagshaus und seine Mitgliedschaften in internationalen Komitees. Er

will mehr, plant Größeres. Zwar hat sich die Hoffnung, die er vielleicht hegte, als Lord in ein politisches Amt berufen zu werden, nicht verwirklicht. Politisch muß er sich damit begnügen, glühende und glänzend formulierte Reden im Oberhaus zu halten, in denen er für die israelische Politik wirbt. Aber als Verleger und Kulturmäzen hat er, wie es scheint, einen neuen Coup gelandet, oder „die Krönung, ja den logischen Höhepunkt meines Strebens erreicht“. Mit seiner „guten Freundin“ Ann Getty und deren Mann, und vor allem mit den Getty-Millionen, hat George Weidenfeld in New York einen „Medienkonzern“ gegründet, an dem sein Haus „minoritätsbeteiligt“ ist. Der erste Schritt des neuen Unternehmens: Es kaufte den angesehenen Verlag Grove Press. Darüber hinaus versucht der Verlag Weidenfeld-Nicolson, mit einer Niederlassung in New York den amerikanischen Markt zu erobern.

In guter amerikanischer Tradition haben George Weidenfeld und Ann Getty auch noch eine Stiftung gegründet, die Symposien über Probleme der darstellenden Künste organisieren wird und sich als Ergebnis dieser Zusammenkünfte, natürlich nur von Koryphäen, konkrete Vorschläge darüber erhofft, welche Bereiche philanthropisch zu betreiben seien.

So jettet Lord Weidenfeld durch die transatlantische Literatur- und Kulturszene. Von den administrativen Tätigkeiten eines Verlegers will er sich mehr und mehr zurückziehen, um sich den neuen Aufgaben intensiver widmen zu können. Er denke selten an sein Alter, sagt er. „Ich fühle mich immer wie fünfundvierzig, das tat ich schon mit fünfundzwanzig.“ Dennoch schreibt er zur Zeit seine Memoiren, die im nächsten Jahr erscheinen sollen. ○



Frankfurt/M. ist 15 Autominuten entfernt. S-Bahn Linie Frankf. Hbf führt direkt nach Bad Soden.

## ...TaunusTagungsZentrum

8 Autobahnen und ein ausgebautes Straßennetz führen zu uns. Der Flughafen

Bad Soden ist mit dem Tagungs-Zentrum in unmittelbarer Nähe Frankfurts nicht nur für die Rhein/Main-Region ein attraktives Ziel, sondern auch für Tagungen auf bundesweiter Ebene äußerst interessant.

- First-class-Hotel mit 130 Zimmern (260 Betten).
- Variables Raumprogramm für 10-900 Personen.
- Großer Saal (teilbar) klimatisiert bis 906 Plätze. Hubbühne.
- Tageslicht in allen Räumen. ● Modernste Technik.

### BAD SÖDEN am Taunus

Kongreß-, Tagungs- und Seminarangebote auf Anfrage.

Bitte fordern Sie Prospekt an.

Name \_\_\_\_\_  
 Anschrift \_\_\_\_\_  
 \_\_\_\_\_  
 Firma \_\_\_\_\_ Telefon \_\_\_\_\_  
 Kur- und Kongreß Park GmbH FM 15  
 Königsteiner Str. 88 · 6232 Bad Soden a. Ta.  
 ☎ (06196) 2000 · Telex 410588



Weil, Bruno 1883-1961

Weil, Bruno

Bruno Weil

200. 24. April 1893, Saarlouis  
gest. 11. Nov. 1961, New York

## Zum Tode von Bruno Weil

Dr. Bruno Weil ist am 13. November in New York im Alter von 78 Jahren gestorben.

Sein ganzes Leben in Deutschland, in Süd- und Nordamerika, im Mittelmeergebiet oder auf Reisen, war dem Kampf für Gerechtigkeit und Freiheit gewidmet. Nie erschien Bruno Weil müde, immer zeigte sich der vielseitige, intelligent-klare Anwalt, der glänzende Redner, der gewandte Schriftsteller. Und das galt nicht nur für die letzten 15 Jahre, wo es ihm um die Sache der Wiedergutmachung ging.

Die Erinnerungen an Bruno Weil gehen in den Sommer 1930 zurück. Thüringen hatte einen Nationalsozialisten als Innenminister, Frick, der seine berüchtigten "Hassgebete" den Schulen empfohlen hatte. Der Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, zu dessen Stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Weil gehörte, rief zu Protestkundgebungen auf. Das Herrenhaus in Berlin war übervoll. Weil sprach als erster. Der Weg des Nationalsozialismus, so erklärte er warnend und mahnend, führe zurück ins finsterste Mittelalter. Er sei die direkte Umkehrung aller modernen Staatsbegriffe und müsse letzten Endes zum Krieg und zur Auflösung des Reichsgedankens führen. Wenige Tage vorher hatte er in einer Kundgebung in Eisenach den Geist, der zu Goethes Zeiten in Weimar geherrscht hatte, mit dem Regime des thüringischen Innenministers verglichen.

Weils auf Dokumenten des deutschen Auswärtigen Amtes basiertes "Dreyfus" - Buch (1930) hat ihn als Autor weit bekannt gemacht. Hier wird die Unschuld des französischen jüdischen Hauptmanns bewiesen. Das Buch wurde nicht allein in mehrere Fremdsprachen übertragen, es wurde auch (von Richard Oswald) verfilmt. Weil war damals — sozusagen im "Vorspann" — auf der Leinwand zu sehen, ein neuartiger

Vorgang im Filmwesen, und richtete einige Worte an das Publikum.

Wer wie Bruno Weil viel erlebte, mit zahllosen, oft einflussreichen Menschen zusammenkam und dazu ein Meister des Worts war, konnte in seinen Erlebnisschilderungen aus dem Vollen schöpfen. Hinzu kam, dass er mehrere Berufe nebeneinander ausübte. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören — besonders dann, wenn er mit einem Besucher in ein Streitgespräch verwickelt war.

Im Weilschen Haus im Grunewald konnte man in früheren Jahren manchen Politiker, Publizisten oder Wissenschaftler treffen. Dr. Weil war in diesem Kreis zu Hause; das brachten schon seine Stellung, sein Ansehen auch im internationalen Leben, seine vielfältigen Interessen mit sich. Seine Frau und Mitarbeiterin, Alice Weil, gestaltete damals die freundliche Atmosphäre, wie sie später, in den 25 Wanderjahren der Emigration, seine ständige liebevoll-fürsorgliche Begleiterin war. So zeichneten auch beide, Alice und Bruno Weil gemeinsam, für einen vor etwa sechs Jahren im Selbstverlag in New York erschienenen knappen, impressionistischen Bericht voller Beobachtungen von einer Reise (mit dem Titel "Wir sahen..."), Eindrücke aus Deutschland, Italien, Griechenland, Ägypten, Israel, der Türkei.

Zuletzt ist der Schreiber dieser Zeilen Bruno Weil in Bad Godesberg begegnet, in einem kleinen Kreis. Und wieder sprach fast nur er. Im Sitzen schien er kaum gealtert. Die faszinierende Lebendigkeit, mit der er von Dingen, Menschen und Reisen erzählte und mit der er Zusammenhänge kritisch analysierte, war ihm geblieben.

Sein Leben war erfüllt, das darf man wohl sagen. Dass er es genossen hat, mag uns, die wir seiner gedenken, ein tröstlicher Gedanke sein.

E. G. LOWENTHAL  
Farnfurt/M)

### Hauskonzert zugunsten der Winterhilfe

In ihren schönen gastlichen Räumen empfingen Dr. Bruno Weil und seine Gattin Gäste aus den Kreisen der Politik, der Wirtschaft und der Wissenschaft. Neben vielen Freunden konnte Dr. Weil in seiner Ansprache, in der er den Sinn des Abends, der Not des Winters steuern zu helfen, kennzeichnete, den französischen Volschaffer und Angehörige der italienischen und der rumänischen diplomatischen Vertretungen begrüßen. Ihnen dankte der Hausherr besonders, daß sie, obschon auch in ihren eigenen Ländern Not herrsche, doch der deutschen Not Verständnis entgegenbrächten und mitwirken wollten, sie zu lindern. Der hervorragende Tenor Louis Gravenre und die Pianisten Renée und Arpad Sandor begeisterten die Gesellschaft durch ihre hohe Kunst und entfesselten bald eine festliche Stimmung, die die Gäste in angelegter Unterhaltung lange zusammenhielt.

M. E.

Weil, Bruno  
1883-1961



24.11.61

# Seine Waffe war das Wort

Zum Andenken an Dr. Bruno Weil

Aus New York wird gemeldet, daß Bruno Weil am 11. November gestorben ist. Er, der geradezu eine Inkarnation des Lebens war mit seinem Lebenswillen, seiner Genußfreudigkeit, seiner sprühenden Lebendigkeit, dem kämpferischen Vorwärtsstürmen und weltweiten Wandern soll nun in die große Stille eingegangen sein. Eine Vorstellung, in die sich die Begleiter dieses bunten, reichen, ungewöhnlichen Lebens nur schwer fügen können.

In Saarlouis hat dieses Leben vor 78 Jahren begonnen. Ein Sohn des Grenzlandes hatte er teil an beiden Kulturen, deren Sprachen er mit gleicher Meisterschaft beherrschte. Es war die Tragik seines Lebens, daß er von beiden Ländern tief enttäuscht wurde. Der junge Straßburger Anwalt mußte 1919 die Stadt seines frühen Wirkens verlassen, in der er zur Zeit der Zabern-Affäre als Vorkämpfer der liberalen Partei seine ersten anwaltlichen und politischen Erfolge errungen hatte. Er liebte Frankreich, die Grazie und Eleganz seiner Sprache, er war ein Meister charmanter Causerie im französischen Stil, die großen französischen Advokaten und Parlamentarier waren seine forensischen und politischen Vorbilder. Aber er war nach Herkunft und Erziehung, insbesondere im K.C., dem Verband deutscher Studenten jüdischen Glaubens, deutsch, und so war dieser erste Exodus aus der Stadt und den Landesteilen, die nun französisch wurden, nur die notwendige Folge seiner Haltung und Gesinnung. Den Glauben an die Ideale, die ihm französische Tradition zu verkörpern schien, erschütterte diese Vertreibung nicht. Im Gegenteil: In seiner neuen anwaltlichen Tätigkeit in Berlin fühlte er sich als Mittler zwischen den beiden Kulturen. Nicht nur machten ihn seine bedeutende juristische Begabung und sein Fleiß bald zum Spezialisten in den Fragen des internationalen Entschädigungsrechts, das sich als Folge des Friedensvertrages entwickelte. Er plädierte vor den deutsch-französischen und den deutsch-englischen Schiedsgerichten in französischer und englischer Sprache und wurde Anwalt der französischen Botschaft in Berlin. Ueber die Krisen der französischen Republik schrieb er drei Bücher; das wichtigste davon: „Der Prozeß des Hauptmanns Dreyfus“ bezeichnete die Witwe des unglücklichen Offiziers als die beste Darstellung der „Affäre“. 1960 ist es in einer neuen Ausgabe in Deutschland erschienen.

Daß er, der Wanderer zwischen beiden Welten, der französisches Wesen dem deutschen Volk nahebringen suchte; der durch sein Buch über die deutsch-französischen Rechtsbeziehungen zu den Juristen beider Länder sprach; daß dieser Mann, der den Kampf um die Unschuld des Hauptmanns Dreyfus unter dem ewigen, in den dreißiger Jahren jedoch wankenden Aspekt des endlichen Sieges des Rechts und des Triumphs der Freiheit darstellte; daß der Anwalt der französischen Botschaft, der deutschen Konzentrationslagern entgangen war, während des Krieges in ein fran-

zösisches verbracht wurde, das war die große Wunde, die ihm dieses Land seiner Liebe schlug.

Die andere trug er wie alle deutschen Juden in schweigendem Schmerz. Seit seinen frühen studentischen Tagen hatte Bruno Weil sich als Nachfahre der deutschen Emanzipations-Vorkämpfer gefühlt. Für den K.C. gab er, nachdem er eine Studie über „Juden in der deutschen Burschenschaft“ veröffentlicht hatte, die ersten K.C.-Jahrbücher heraus— heute vergriffene wertvolle Dokumente zur Geschichte der deutsch-jüdischen Studenten. Seine Waffe war das Wort. Er führte sie wie ein Florett elegant, aber auch schneidig und leidenschaftlich. Er hatte Freude am Wort und am Kampf. Doch war es nicht, wie es ihm manchmal mißdeutet wurde, diese Freude am



Wort, dieser Drang nach öffentlichem Wirken allein, die ihn befeuerten. Gewiß war er stolz auf seine oratorischen Erfolge, und er gestand mit vernehmlich liebenswerter Offenheit seine Befriedigung über die Wirkung seiner ungewöhnlichen Beredsamkeit. Und ebenso offen sprach er von seinem großen Ziel: Anwaltliches Können hatten ihn in die vorderste Reihe der erfolgreichen deutschen Anwälte geführt. Er war in das Präsidium der jüdischen Organisation Deutschlands,

des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, berufen und ihr gesuchtester Sprecher geworden. Der Glanz seines rednerischen Ruhms war in jeden Ort gedrungen, in dem deutsche Juden lebten. Nun erhoffte er sich einen Platz auf der politischen Tribüne und sah sich den Kampf der deutschen Juden als Abgeordneter im Reichstag führen.

Politischer Ehrgeiz, rednerische Brillanz und Freude an der Anerkennung, gewiß; sie aber als das Leitmotiv dieses Mannes anzusehen, der eine der markantesten Persönlichkeiten der deutschen Judenheit und des Liberalismus in den Jahren der Weimarer Republik war, hieße ihm Unrecht tun. In Bruno Weil brannte ein echtes Feuer leidenschaftlichen Freiheits- und Rechtsempfindens. Die Weimarer Republik war ihm nicht nur Vollenderin der Emanzipation der deutschen Juden. Er sah in ihr die Erfüllung seiner Hoffnung, daß der deutsche Obrigkeitsstaat sich zur Demokratie im Sinne des französischen und englischen Vorbildes entwickeln würde. Die Vollendung der deutschen Juden-Emanzipation war für ihn nur Teil des Ringens um die Festigung der demokratischen Ideale auf deutschem Boden. „Wo aus religiösen, politischen, Rasse- und Weltanschauungsgründen einem Angeklagten ein Leid zugefügt wird, ist der Grundsatz der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz in den Tiefen erschüttert, und es wird zur Kulturaufgabe der Allgemeinheit, gerade auch dem Bürger der Minderheit zu gleichem Ansehen und gleichem Recht vor Gericht zu verhelfen.“ Daß die Insel Borkum sich mit ihrer „Judenreinheit“ brüsten dürfte, hielt er für eine Erschütterung des Gleichheitsgrundsatzes. Keinem deutschen Staatsbürger dürfe der Aufenthalt in irgend einem deutschen Ort verwehrt werden. Deshalb sah er in dem Strafprozeß gegen den Pastor Münchmeyer aus Borkum weit mehr als ein Verfahren

gegen einenvölkischen, nicht übermäßig bedeutungsvollen Agitator. Weil kämpfte damals 1925 und 1926 um die Wahrung des Grundsatzes der Freizügigkeit. In zahlreichen sogenannten Aufklärungsversammlungen sprach Bruno Weil in den Jahren 1922 bis 1932 in ganz Deutschland vor zehntausenden nichtjüdischer und jüdischer Hörer. Bei den Wahlen 1932 war er — ohne Erfolg — Reichstagskandidat der Deutschen Demokratischen Partei.

Zu einer Zeit, in der weder die Weimarer Parteien noch die Regierung die Gefahr eines nationalsozialistischen Dammbrochs sehen wollten, warnte Bruno Weil mit seinen Freunden vom Centralverein vor der drohend anrollenden Flut des Nationalsozialismus und schloß 1932 eine seiner leidenschaftlichen Ansprachen mit den Worten: „Hitler ist der Krieg! Schon höre ich die Clairots der französischen Kavallerie Unter den Linden tönen.“ Die Vision ist zur Wahrheit geworden, Zehn Jahre, nachdem Weil Deutschland hatte verlassen müssen, marschierten die siegreichen Alliierten in das zerstörte Berlin ein.

Auch nach der Niederlage von 1933 suchte er seinen Kampf fortzusetzen. Noch 1934 schrieb er in Deutschland eine Broschüre „Der Weg der deutschen Juden“, in der er mutig und Rücksicht auf die neuen Machthaber mißachtend sich zu der Idee bekannte, der er als einer der Sprecher der deutschen Juden sein Leben lang verpflichtet war, der Symbiose von Deutschtum und Judentum. Die Gestapo machte der Verbreitung dieses letzten Bekenntnisses einer großen Liebe ein Ende. Auch verhängte sie über ihn ein dauerndes Rede- und Schreibeverbot.

Dieser echte Liberale ist seiner kämpferischen Haltung auf seinem Weg durch die Neue Welt treu geblieben. Ueber Argentinien kam er nach New York und gründete dort die League of Axis Victims, die den Gedanken der Wiedergutmachung frühzeitig vertrat. Er war ihr Präsident, ihr Sprecher und wohl auch ihr wesentlicher finanzieller Förderer. Für die International Bar Association wirkte er als Referent für Staatsangehörigkeitsfragen und sprach auf manchen internationalen Zusammenkünften dieser Vereinigung. Bis in die letzten Wochen seines Lebens blieb Bruno Weil ein bildungsbeflissener Student. Sein Meister war Cicero, und Ciceros erste Rede gegen Verres war ihm der Vorwurf zu einer belletristischen Studie „Der Geiselmord von Lampsakos“, der er erst kürzlich eine zweite heitere aus dem römischen Leben folgen ließ.

„Ewig und unverjährbar ist der Gegensatz zwischen der herrschenden Macht und dem besetzten Land“, schließt er sein Buch vom Geiselmord, „bleibt der Freiheitswille der Unterdrückten, ihre Bereitschaft zum Aufstand gegen den Beherrscher, bleibt der köstliche, niemals ganz zu stillende, immer neu erwachende Trieb zur Freiheit.“

Wohl hatte Vertreibung aus Deutschland und Internierung in Frankreich seinen politischen Glauben nicht gebrochen, doch fühlte er sich um die Erfüllung seines Lebensziels gebracht. In vielen Ländern trat er vor die Kreise seiner Schicksalsgenossen, insbesondere die Gefährten seiner studentischen Jahre und die Gesinnungsfreunde, die ihrer Bahn gefolgt waren. Wie je brannte das alte Feuer in ihm, und die Kraft seines Worts riß die Hörer mit fort. Noch im Juli dieses Jahres sprach er in London vor Hunderten alter K.C.er. Noch immer lag der alte Glanz in seiner Rede, die klassische Bildung mit dem Bekenntnis zu den ewigen unverrückbaren sittlichen Werten vereinigte. Mit dem Satz, den er an das Ende seines Epitogs zum Dreyfus-Buch setzt, hat er sich seinen eigenen Epilog geschrieben: „Die Geschichte des Falles Dreyfus ist allen denen zugeeignet, die in berechtigtem Zorn gegen jeden ungerechten entbrennen, die ihr Herz voll Mitleid dem Unschuldigen öffnen, die die Wiedergutmachung geschehenen Unrechts als höchste sittliche Pflicht ansehen und sie wünschen, die Welt möge mehr und mehr von Liebe und Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Güte erfüllt sein.“ **Hans Reichmann, London**

Weil, Simone 1909-1943

Weil, Simone



Simone Weil

geb. 1909, Paris

gest. 1943, Kent, England

# Eine moderne Rosa Luxemburg?

Neues Buch über Simone Weil

In diesen Tagen ist in "rowohlt's monographien" (Reinbek bei Hamburg 1970) das Büchlein "Simone Weil in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten" in der Darstellung von Angelica Krogman erschienen.

Zweifellos war Simone Weil, 1909 in Paris als Tochter aus dem Elsass stammender, wohlhabender jüdischer Eltern geboren und jung 1943 in Ashford/Kent (England) gestorben, eine ungewöhnliche Erscheinung. Ursprünglich zur Lyzeallehrerin ausgebildet, mit einem Zug in die philosophische Gelehrsamkeit behaftet, trat sie früh als Sozialistin und

millitante Pazifistin hervor und büsste dadurch mehrfach ihre Stellung ein. Man hat sie wegen ihrer kämpferischen Haltung zuweilen mit Rosa Luxemburg verglichen. Nach Bekanntwerden des sowjetrussischen Terrors wandte sie sich vom Kommunismus ab. Ihr Ideal war es, den leidenden und sozial schwachen, den entrechteten und unterdrückten Menschen zu dienen.

Seit 1929 hat sie publiziert, in französischen Zeitungen, Zeitschriften und Gewerkschaftsorganen, auch über Deutschland und gegen das nationalsozialistische Regime. Vor den Nazis floh

AUFBAU, FRIDAY, SEPTEMBER 25, 1970

## Allgemeine

SCHILAND

ungen der Welt

den Gebildeten und  
le von der Nordsee  
ist ein Zeichen da-  
gemeine Zeitung als



Frankf. Allgemeine  
11. 11. 1975

# Das Zauberwort Revolution

Skeptisch gegenüber der Erwartung eines Wunders / Gedanken zum Thema „Unterdrückung und Freiheit“ von Simone Weil

Simone Weil, die jüdische Philosophin (geboren 1909 in Paris, gestorben 1943 in England) ist bei uns vor allem als religiöse Denkerin bekannt geworden. Von ihren politischen Schriften wurde bisher nichts ins Deutsche übersetzt. Simone Weil hatte sich 1936 in der Internationalen Brigade für die spanische Republik eingesetzt. Die Niederlage der Republikaner sowie das Scheitern der Volksfront in Frankreich bestärkten die engagierte Sozialistin in ihrer Kritik am Marxismus, dem sie vorwarf, er setze die Überführung der Produktionsmittel in die Hände des Volkes der menschlichen Erlösung gleich, habe aber vom Kapitalismus die Produktionsideologie unverändert übernommen. Insofern sei „der Marxismus der höchste geistige Ausdruck der bürgerlichen Gesellschaft“. Der folgende Aufsatz aus dem Jahre 1938 ist dem von Heinz Abosch übersetzten und eingeleiteten Band entnommen, der demnächst im Verlag Rogner & Bernhard unter dem Titel „Unterdrückung und Freiheit“ erscheint. (H. S.)

Ein Zauberwort scheint heute imstande zu sein, alle Leiden zu kompensieren, jede Unruhe zu beschwichtigen, die Vergangenheit zu rächen, dem gegenwärtigen Unglück abzuwehren, alle Zukunftsmöglichkeiten in sich zu vereinen. Das ist das Wort Revolution. Es wurde nicht gestern geprägt, es ist ein- einhalb Jahrhunderte alt. Ein erster Anwendungsversuch zwischen 1789 und 1793 hat etwas ergeben, aber nicht das, was man erwartet hatte. Seitdem glaubt jede Generation von Revolutionären in ihrer Jugend sich dazu berufen, die wahre Revolution zu vollziehen. Dann wird diese Generation allmählich älter und stirbt, ihre Hoffnungen auf die nächsten Generationen übertragend. Einmal tot, läuft sie keine Gefahr mehr, von ihnen widerlegt zu werden. Das Wort „Revolution“ hat eine so reine Hingabe hervorgerufen, mehrfach ein so edles Blut vergießen lassen, für so viele Unglückliche die einzige Quelle des Lebensmutes gebildet, daß die Absicht, es zu prüfen, fast frevelhaft ist. Aber dies alles verhindert nicht, daß es vielleicht doch jeden Sinnes entbehrt. Allein Priestern gelten Märtyrer als Beweise.

Betrachtet man das zu beseitigende Regime, so scheint das Wort Revolution nie so aktuell gewesen zu sein, denn dieses Regime ist offenkundig krank. Blickt man auf die möglichen Erben, so ist die Situation paradox. In diesem Augenblick benutzt effektiv keine organisatorische Bewegung das Wort Revo-

lution als eine die Richtung der Aktion und Propaganda bestimmende Losung. Dennoch hat man sich noch nie so oft darauf berufen. Individuell berührt die Losung ganz besonders jene, welche die bestehenden Existenzbedingungen in ihrem Fleisch und Blut schmerzhaft empfinden, die Opfer sind oder sich einfach als Opfer betrachten, auch jene, die sich großmütig der Opfer um sie herum annehmen, und noch viele andere. Das Wort enthält die Lösung aller unlösbaren Probleme. Die Verwüstungen des vergangenen Krieges, die Vorbereitung eines möglichen neuen Krieges bedrücken die Völker immer unerbittlicher. Jede Unordnung im Währungs- und Warenverkehr, im Kreditwesen, in den Investitionen hat fürchterliches Elend zur Folge; der technische Fortschritt scheint dem Volk mehr Überarbeitung und Unsicherheit als Wohlstand zu bringen. Das alles wird augenblicklich verschwinden, wenn die Stunde der Revolution geschlagen hat.

Der Fabrikarbeiter, der zu passivem Gehorsam, zu stumpfsinniger und monotoner Arbeit gezwungen wird, der „die Zeit lang“ findet, oder der sich für die Handarbeit ungeeignet hält oder der von einem Chef verfolgt wird, oder der nach der Arbeit leidet, weil er auf dieses oder jenes Vergnügen verzichten muß, das sich die geldbewußten Konsumenten leisten können: dieser Arbeiter denkt an die Revolution.



SIMONE WEIL (1909 — 1943)

Foto Archiv

Der unglückliche Kleinhändler, der ruinierte Rentner wenden ihren Blick der Revolution zu. Der bürgerliche Jugendliche, gegen Familie und Schulzwang rebellierend, der sich langweilende und abenteuersüchtige Intellektuelle träumen von der Revolution.

Der Ingenieur, dessen Vernunft und Selbstgefühl zugleich vom Vorrang finanzieller Erwägungen gegenüber technischen verletzt werden, der den Wunsch empfindet, die Technik solle das Universum regieren, sehnt sich nach der Revolution.

Die Mehrzahl derer, die Freiheit, Gleichheit, allgemeinen Wohlstand lieben und beim Anblick des Elends und der Ungerechtigkeiten leiden, erwartet eine Revolution.

Befragte man jene einzeln, die das Wort Revolution einmal hoffnungsfroh aussprachen, suchte man die wirklichen Motive, dann sähe man, welche außerordentliche Vielfalt von Ideen und Gefühlen das gleiche Wort umfassen kann. Man würde bemerken, daß die Revolution eines Menschen nicht immer auch die des Nachbarn ist; bei weitem nicht, häufig sind sie sogar unvereinbar.

Im Grunde denkt man heute nicht an die Revolution als Lösung der gegenwärtig gestellten Probleme, sondern als Wunder, das von der Lösung der Probleme entbindet.

Der Beweis dafür ist die Annahme, sie würde eines Tages vom Himmel herunterfallen. Man wartet, daß sie sich vollziehe; man fragt nicht, wer sie vollziehen wird. Wenige sind so naiv, diesbezüglich auf die großen gewerkschaftlichen und politischen Organisationen zu zählen, die mit mehr oder weniger Überzeugung fortfahren, sich auf die Revolution zu berufen.

Bei den unteren Funktionärskadern und bei den Jugendlichen weist nichts darauf hin, daß sie Elemente einer derartigen Gruppe enthielten. Überdies widerspiegeln diese Organisationen einen beträchtlichen Teil der Laster, deren sie die bestehende Gesellschaft anklagen. Sie enthalten sogar einige, die noch schlimmer sind, auf Grund des aus der Ferne ausgeübten Einflusses von seiten eines gewissen totalitären Regimes, das schlimmer als das kapitalistische ist. Die kleinen Gruppen mit radikaler oder gemäßiger Tendenz, die den großen Organisationen Inaktivität vorwerfen und mit rührender Halsstarrigkeit das Heil nach ihrer Vorstellung verkünden, wären höchst verwirrt, müßten sie die Menschen bezeichnen, die eine neue Ordnung zu schaffen imstande wären.

Nun vertraut man freilich — oder zumindest gibt man sich den Anschein — der Spontaneität der Massen. Im Juni 1936 gab es ein erregendes Beispiel für jene Spontaneität, von der man geglaubt hatte, sie sei im Blut der Pariser Kommune ertränkt.

Ein machtvoller Elan, aus dem Innern der unregierbaren Masse hervorgebrochen, hat plötzlich den Schraubstock des sozialen Zwangs gelockert, die Atmosphäre gereinigt, die Ansichten in allen Köpfen verändert, Dinge als natürlich hinnehmen lassen, die noch sechs Monate davor als skandalös galten. Dank der unvergleichlichen Überzeugungskraft, die der Gewalt eignet, haben Millionen Menschen geltend gemacht — und zuerst in ihrem eigenen Bewußtsein —, an den heiligen Rechten der Menschheit teilzuhaben. Selbst ein scharfsinniger Geist hatte dies nicht bemerken können, solange sie schwach waren. Aber weiter geschah nichts.

Außerhalb einer tieferen Umwälzung konnte auch nichts anderes geschehen. Die Massen stellen und lösen keine Probleme, folglich organisieren und konstruieren sie nichts. Übrigens sind auch sie von den Lasten des Regimes geprägt, unter dem sie leben, sich abmühen und leiden. Ihre Hoffnungen tragen das Zeichen des Regimes. Die kapitalistische Gesellschaft führt alles auf Frances, Sous, Centimes zurück; die Hoffnungen der Massen drücken sich auch hauptsächlich in Frances, Sous, Centimes aus. Das Regime beruht auf Ungleichheit, die Massen erheben ungleiche Forderungen. Das Regime beruht auf Zwang; sobald die Massen sich durchsetzen, üben sie in ihren Reihen einen Zwang gleicher Art aus.

Betrachtet man die Sache näher, so hat man eine eigenartige Idee von der Revolution. Wenn man übrigens Idee sagt, ist es bereits eine Übertreibung. Woran glauben die Revolutionäre den Augenblick zu erkennen, da eine Revolution ausbrechen wird? An Barrikaden und Straßenkämpfen? An der Errichtung einer Regierung mit bestimmten Leuten? An der Verletzung der Gesetzlichkeit? An manchen Verstaatlichungen? An der massiven Auswanderung der Bourgeois? An der Verkündung eines Dekrets über die Abschaffung des Privateigentums? Dies alles ist keineswegs klar. Im Grunde versteht man unter dem Namen Revolution einen Augenblick, da die Letzten die Ersten sein werden, da die vom bestehenden Regime gelegneten oder herabgesetzten Werte triumphieren werden, da die

Sklaven, ohne übrigens ihre Arbeit einzustellen, die einzigen Bürger sein werden. Das sind keine religiösen Prophezeiungen, solch eine Zukunft wird als dem normalen Geschichtsverlauf angemessen präsentiert. Aber man hat keine richtige Vorstellung vom normalen Geschichtsverlauf. Selbst nach dessen Studium bleibt man von der vagen Erinnerung an Volksschullehrbücher und Chroniken durchdrungen.

So beruft man sich auf das Beispiel von 1789. Man erzählt uns, das Proletariat würde in einem noch unbestimmten Jahr gegenüber der Bourgeoisie wiederholen, was die Bourgeoisie gegen den Adel vollbracht hat. Man stellt sich vor, daß in jenem Jahr 1789 oder zumindest zwischen 1789 und 1793 eine bislang untergeordnete soziale Schicht, die Bourgeoisie, die an der Spitze der Gesellschaft befindlichen Könige und Adligen vertrieben und ersetzt habe. Genauso glaubt man, daß in einer bestimmten Epoche, als „Große Eroberungen“ bezeichnet, die Barbaren das Römische Reich überfielen, seine Strukturen zerbrachen, die Römer in einen sehr untergeordneten Stand zwangen und die Macht überall an sich rissen.

Warum würden die Proletarier dies nicht ebenso, auf ihre Weise, tun? In den Geschichtsbüchern geschieht das tatsächlich so. Da besteht das Römische Reich bis zum Beginn der Großen Eroberungen, danach beginnt ein ganz neues Kapitel. In den Geschichtsbüchern ist Frankreich im Besitz des Königs, des Adels und des Klerus bis zur Einnahme der Bastille; dann herrscht der dritte Stand.

Diesen katastrophartigen Geschichtsbegriff, der Kapitelenden oder -anfänge als Katastrophen darstellt, haben wir Jahre hindurch akzeptiert. Unfähig, uns seiner zu entledigen, stellen wir unser Handeln danach ein. Die Kapiteleinteilung der Geschichtsbücher wird uns noch manchen vernichtenden Irrtum bescheren.

Diese Einteilung entspricht keiner wirklichen Kenntnis der Vergangenheit. Die ersten Formen des Feudalismus ersetzten keineswegs gewaltsam das Römische Reich. Den Barbaren war es gelungen, die wichtigsten Ämter des Imperiums zu besetzen, den Römern fielen allmählich Ehrenämter oder untergeordnete Funktionen zu, die Armee löste sich in Abenteurerbanden auf, das Pachtsystem ersetzte nach und nach die Sklaverei. Das geschah lange vor den großen Eroberungen.

Auch 1789 war die Rolle des Adels schon lange Zeit fast parasitär. Ein Jahrhundert davor zeigte sich Ludwig

XIV., sonst hochmütig im Umgang mit bedeutenden Würdenträgern, willfährig gegenüber einem Bankier. Die Bourgeois besetzten die höchsten Staatsämter, herrschten im Namen des Königs, übten die Rechtsprechung aus, leiteten Industrie- und Handelsunternehmen, zeichneten sich in Wissenschaft und Literatur aus.

Besteht der Anschein, daß mittels eines blutigen Kampfes ein Regime ein anderes ersetzt, dann ist in Wirklichkeit der Kampf doch nur die Krönung einer bereits mehr als zur Hälfte vollzogenen Umwälzung: die an die Macht gelangte Gruppe hatte sie bereits zum größten Teil besessen. Das ist eine Notwendigkeit. Wie könnte das gesellschaftliche Leben unterbrochen werden, da man jeden Tag essen, sich kleiden, produzieren und tauschen, befehlen und gehorchen muß? Dies alles kann heute nur in Formen geschehen, die den gestrigen ähneln. Unter einem scheinbar stabilen Regime vollziehen sich langsam Umwälzungen in der Struktur der sozialen Beziehungen, Veränderungen in den Befugnissen der verschiedenen sozialen Kategorien. Finden gewaltsame Kämpfe statt — und das geschieht nicht immer —, dann üben sie die Funktion einer Waage aus: Sie geben denen die Macht, die sie schon besitzen. Um uns auf die beiden Beispiele zu beschränken: Das Römische Reich fiel durch Eroberungen in die Hände der Barbaren, die sich seiner bereits im Innern bemächtigt hatten. Desgleichen hat die Einnahme der Bastille mit all ihren Folgen den vom Königtum errichteten Staat konsolidiert und die Regierung den Bourgeois ausgeliefert, die schon vorher fast alles tun konnten, was ihnen beliebte.

Scheint die russische Oktoberrevolution alles neu geschaffen zu haben, so ist das nur der äußere Eindruck; tatsächlich hat sie nur jene Machtapparate befestigt, die unter dem Zarismus allein wirksam waren: Bürokratie, Polizei, Armee. Ereignisse dieser Art beseitigen Privilegien, die keiner effektiven Funktion mehr entsprechen, aber sie stürzen weder die Verteilung der Funktionen noch die damit verbundenen Befugnisse.

Es wäre durchaus möglich, daß Finanziers, Spekulanten, Aktionäre, Sammler von Aufsichtsratsitzen, Kleinhändler, Rentiers, alle diese kleinen und großen Parasiten, eines Tages weggefegt werden. Dies könnten auch gewalttätige Ereignisse begleiten. Aber wie soll man glauben, daß die Sklaven, die sich in Fabriken und Bergwerken quälen, mit einem Schläge Bürger einer neuen Wirtschaft sein werden?

Weill, Kurt 1900-1950

Weill, Kurt

Kurt Weill

geb. 2. März 1900, Dessau  
gest. 3. April 1950, New York



# Der jüdische Verdi

Eine Kurt-Weill-Biographie von Ronald Sanders / Von Carl Dahlhaus

Musikkritiker und Musikhistoriker sind selten Leute mit ausgeprägtem Theatersinn. Leute also, für die es selbstverständlich ist, Musik als Funktion von Bühnenvorgängen wahrzunehmen und aus einem Stück auch dann, wenn es auf einer Schallplatte erscheint, die szenischen Momente herauszuhören, die zur ästhetischen Substanz gehören.

Sich die weitreichenden Implikationen des Begriffs Theatermusik oder Musiktheater bewußt zu machen ist jedoch die einzige Möglichkeit, einem Komponisten wie Kurt Weill gerecht zu werden, dessen Werk für Kritiker, die von abstrakt musikalischen Kategorien ausgehen, eine unauflösbare Verlegenheit bedeutet. Daß Weill die „Zeitoper“ und das „Songspiel“ mit dem Broadway-Musical vertauschte, daß er — um im Rundfunk-Jargon zu reden — von der „E-Musik“, in der er um 1930 Musikgeschichte machte, zur „U-Musik“ überwechselte, gilt unter musikalischen Intellektuellen als nahezu unverzeihlich, unter Theaterleuten dagegen als geringe Differenz, durch deren Übertreibung man Theaterfremdheit demonstriert. Und daß es Weill stets gelang,

für szenische Vorgänge den passenden musikalischen Ton zu treffen, ist sogar von den Verächtern seiner amerikanischen Werke niemals geleugnet worden.

Weill, den es von Dessau nach Berlin und von Berlin — über Paris — nach New York verschlug, war eines der Opfer einer Epoche, in der die Politik sich überstürzte. Und er gehörte zu den wenigen musikalischen Intellektuellen, die genau fühlten und wußten, was geschah, und sich nicht scheuten, von den Ereignissen, auch den schmutzigen, musikalisch Notiz zu nehmen. Sein Werk ist weniger eine tönende Konfession, die zu psychologischer Entschlüsselung herausfordert, als ein Dokument der Zeit, aus der es stammt und deren Geist es reflektiert. Kurt Weill, wie ihn ein Biograph schildern müßte, ist also weniger eine Privatperson — auf die es kaum ankommt — als ein Zeuge der Epoche, in die er hineingeboren wurde.

Die Konsequenzen, die daraus erwachsen, daß Weills Musik ein Stück tönende Zeitgeschichte darstellt, sind von Ronald Sanders, seinem amerikanischen Biographen, deutlich gesehen worden: Sanders psychologisiert nicht, sondern spricht über Politik und deren

Folgen. Der historische Hintergrund, vor dem sich das Leben Kurt Weills abspielte, wird mit einer Genauigkeit geschildert, wie sie in Komponistenbiographien bisher unbekannt war. (Daß ein amerikanischer Autor, der offenbar niemals längere Zeit in Deutschland war, in einer Beschreibung Berlins um 1930 keinen einzigen Akzent setzt, durch den sich ein Einheimischer befremdet fühlen könnte, ist erstaunlich genug.)

Dem Fehler, über Weills Werk nach abstrakt musikalischen Kriterien zu urteilen, entgeht Sanders bereits dadurch, daß er kein Musiker ist. (Und da er gar nicht erst prätendiert, einer zu sein, entsteht aus dem Mangel, dessen Konsequenzen er überblickt und darum zu begrenzen vermag, kein wesentlicher Schaden für das Buch.) Außerdem ist Sanders als New Yorker Journalist davor gefeit, das Musical *a priori* für eine niedrigere Gattung zu halten.

Aber Sanders ist andererseits auch kein Mann des Theaters, sondern ein Publizist, der gelernt hat, sorgfältig und verantwortungsbewußt zu recherchieren und Geschichten, in denen künstlerische, persönliche, kommerzielle und politische Motive miteinander verflochten sind, spannend und geschickt zu erzählen. Wie in einem Zirkel von Leuten, die sämtlich ihr Metier verstehen — wenn auch die Hälfte von ihnen ein wenig verrückt ist —, ein Musical entsteht oder ein Plan für ein Musical scheitert, erfährt man von Sanders so genau wie in kaum einem anderen Buch. Sanders berichtet über Weills Leben

also so, wie darüber berichtet werden muß: nicht auf der Suche nach Privatsachen, die das Publikum nichts angehen, sondern mit einem gewissermaßen professionellen Verständnis für ein Dasein, das im wesentlichen in der alltäglichen Arbeit aufging (oder durch unglückliche Umstände belastet war, die an der Arbeit hinderten). So eingehend aber von den Bedingungen des Weillschen Werkes die Rede ist, so wenig wird strenggenommen über dessen Substanz gesagt. Von dem Gedanken, daß man ohne eine Theorie oder Ästhetik des Musiktheaters über einen Mann, dessen Leben aus Arbeit und dessen Arbeit aus Theatermusik bestand, eigentlich nichts wirklich Triftiges sagen kann, wurde Sanders, wie es scheint, nicht einmal gestreift.

So redlich und vernünftig also seine Darstellung ist: das Buch über Kurt Weill, das seinem Gegenstand wahrhaft gerecht wird, muß erst noch geschrieben werden. Bedenkt man jedoch, daß es ein halbes Jahrhundert dauerte, bis in dem „Leierkastenmann“ Giuseppe Verdi der musikalische Dramatiker — der Begründer eines Dramas aus dem Geiste der italienischen Oper — entdeckt wurde, so besteht auch für den „jüdischen Verdi“, als der Kurt Weill einmal apostrophiert worden ist, einige Hoffnung auf musikhistorische Gerechtigkeit.

Ronald Sanders: „Kurt Weill“. Aus dem Amerikanischen von Leonore Germann, Evelyn Linke, Brigitte Stein und Johanna Woltmann-Zeitler. Kindler Verlag, München 1980. 456 S., geb., DM 48,—.

*Die Welt, 29. Okt. 1977*

Für Leonard Bernstein war Kurt Weill „ein Geschenk des Himmels“

## Dem Musical die Richtung gewiesen

In den 27 Jahren seit dem frühen Tode Kurt Weills in New York ist sein Ruhm zu beiden Seiten des Atlantiks nicht verblaßt. Wie es ganz natürlich ist, kennt man den „deutschen“ Weill besser in Europa, während dem „amerikanischen“ in den USA der Vorzug gegeben wird. Hüben wie drüben ist somit noch beträchtlicher Nachholbedarf, ehe man den ganzen Weill kennt.

Je anderthalb Jahrzehnte künstlerischen Schaffens waren dem Komponisten in seiner deutschen Heimat und seiner amerikanischen Wahi Heimat beschieden. Sein Einfluß, der in Deutsch-

**Aufstieg und Fall der Stadt Mahagony**  
— Sonntag abend um 21.00 Uhr im Ersten Programm

land mit der „Dreigroschen-Oper“ 1928, in Amerika mit „Lady in the Dark“ 1941 jeweils seinen Höhepunkt erreichte, war bedeutend. Dem Musiktheater beider Länder hat er wichtige Impulse gegeben, die sich in Deutschland in den fünf Jahren bis zum Beginn der Nazi-Herrschaft nicht mehr voll auswirken konnten, in Amerika freilich dem Musical eine neue Richtung wiesen.

Nur selten sind die Fälle, da ein Musiker — noch dazu einer, der nur 50 Jahre alt wird wie Weill — eine solche Doppelkarriere erlebt. Schon das zeichnet ihn aus. In Europa, vor allem von seiten der zünftigen Musikkritik, hat man ihm vorgeworfen, sein künstlerisches Erbe verraten zu haben, als er sich dem Broadway-Theater an den Hals warf. Solche Beschuldigung kann nur aus Unkenntnis seiner Rolle in Amerika erhoben werden. Zweifellos mußte es für ihn ohnehin schwierig sein, seine künstlerische Entwicklung über den Glücksfall der „Dreigroschen-

Oper“ hinaus konsequent fortzusetzen — ganz abgesehen von der solchem Schaffen ungünstigen Atmosphäre im Deutschland der frühen 30er Jahre. Er mußte neue Wege gehen.

Als er 1935 nach Amerika kam, war ihm wohl bewußt, daß das Land weder für die „Dreigroschen-Oper“ (die US-Erstaufführung im April 1933 mußte schon nach einem Dutzend Aufführungen wegen totalen Mißerfolgs abgesetzt



**Kurt Weill machte zweimal Karriere: einmal in seiner Heimat Deutschland und ab 1933 in Amerika.**

FOTO: KEYSTONE

werden) noch für seine übrige Musik reif war. Erst vier Jahre nach seinem Tode begann der Siegeszug dieses Werkes, das dann in New York mehr als 2700mal en suite gegeben wurde. Anfang 1977 startete die erfolgreiche Erstaufführung von „Happy End“ am Broadway.

Das wäre 1935 unmöglich gewesen. Weill, intelligent, scharf beobachtend, war es nach zwei an ihm vorbeigezogen-

nen Broadway-Spielzeiten relativer Untätigkeit klar, wo er in Amerika einsetzen mußte. Er ließ sich (wie schon in Berlin von Georg Kaiser und Caspar Neher) nun auch in New York Libretti und Gesangstexte von Dichtern schreiben (Maxwell Anderson, Paul Green, Ogden Nash, Ira Gershwin) und rückte allein schon dadurch von der unaufführbar gewordenen Wiener und Berliner Operette mit ihren massenfäbrizierten Vorlagen weit ab. Und er ließ sich eine Musik einfallen, von der Leonard Bernstein im vergangenen Jahr anlässlich einer großen Weill-Lenya-Ausstellung im Lincoln-Center sagte, sie sei „ein Geschenk des Himmels“.

Zweifellos ist es für Weills Musicals schwieriger, in Deutschland adäquate Aufführungen zu bekommen, als dies für die frühen Werke des Komponisten in Amerika der Fall ist. Noch ist nicht sein Gesamt-Ceuvre bekannt, einiges auch verschollen, etwa die Oper „Na und“ sowie die Rilke-Lieder. Und noch fehlt eine brauchbare Biographie des Komponisten, die sein Gesamtbild vor uns stehen ließe.

Dazu gehört neben dem Werk auch das des Menschen Weill. Er war ungewöhnlich sanft, zurückhaltend, introvertiert, so daß man sich oft nach den Quellen des exposiven Gehalts seiner Musik fragte. Er hatte keine Feinde — eine Seltenheit im amerikanischen Theaterleben! In den Proben zu seinen Musicals war er bescheiden, immer auf Anregungen eingehend, erst gegen Ende seines Lebens konnte man an ihm Ungeduld und gelegentlich Aufbrausen bemerken, die sehr wohl Vorboten des tödlichen Herzleidens sein mochten. Er erlag ihm inmitten der Arbeit zu einem Musical nach Mark Twains „Huckleberry Finn“. Es blieb unvollendet.

HENRY MARX



## Kurt Weills verschiedene Gesichter

Raritäten — und das Populäre exemplarisch neu

Mit der Konstruktion historischer Zyklen sollte man äußerst vorsichtig sein, der These „Alles schon einmal dagewesen“ mit Mißtrauen begegnen. Aber es fällt immerhin auf, daß auf dem Theater die locker aneinanderreichende Form des Bilderbogens in letzter Zeit wieder häufiger anzutreffen ist. Das neue Interesse an der Trivialkunst mag dabei ebenso mit im Spiel sein wie der politische Gegenentwurf zur meditativen Weltflucht. Die gesellschaftskritische Unterhaltungskunst gewinnt an Bedeutung.

Zufällig ist es vermutlich nicht, daß Komponisten wie Hanns Eisler (dessen „Doktor Faust“-Libretto gerade bei den Ruhrfestspielen wieder einmal vorgestellt worden ist), Kurt Weill, Erik Satie, George Gershwin und George Antheil ins Blickfeld rücken: Musiker, denen die Nähe zur Unterhaltungskunst und zum Jazz-Idiom, die Skepsis gegenüber der großen Form, der materialbezogenen Konstruktion und dem romantischen Totalitätsanspruch — speziell Wagnerscher Provenienz — gemeinsam ist.

Das Werk von Kurt Weill ist wieder attraktiv geworden. Und so sehr manche seiner Songs zum Schlager-Ohrwurm wurden, so wenig ist die phosphoreszierende Kraft seiner Musik bislang erschöpft — oder zumindest erschöpfend in ihrer Bedeutung erkannt. 1971 unternahm man beim Holland-Festival den Versuch einer Kurt-Weill-Renaissance, der seine Fortführung bei den Berliner Festwochen 1975 fand, bei denen die von David Atherton geleitete „London Sinfonietta“, die exemplarische Schönberg-, Ligeti-, Stockhausen-, Berio- und Henze-Interpretationen geliefert hat, exzellente. Im Anschluß an die Berliner Festwochen-Konzerte nahmen die englischen Musiker im Londoner Studio drei Platten mit Musik von Kurt Weill auf. Sie sind als Glücksfall zu betrachten. Denn es ist bei diesen Aufnahmen gelungen, die Live-Intensität der Konzerte zu bewahren und mit der Studio-Perfektion zu verbinden.

Die DG-Kassette präsentiert den Komponisten Kurt Weill in authentischer Gestalt und auf höchstem interpretatorischem Niveau. Sie enthält das frühe „Mahagonny“-Songspiel (1927), die „Pantomime I“ aus Georg Kaisers „Der Protagonist“ (1925), die Brecht-Ballade „Vom Tod im Wald“ (1927), „Happy End“ (1929), „Das Berliner Requiem“ (ebenfalls nach Brecht, 1929), die 1928 für Otto Klemperer geschriebene „Kleine Dreigroschenmusik für Bläserchester“ und das bizarr-neoklassizistische, gefährlich spielerische Konzert für Violine und Bläserchester von 1924.

Leider ist unter den Aufnahmen kein Werk aus den amerikanischen Jahren. Aber die Auswahl ist perspektivenreich genug und vermittelt ein äußerst instruktives und packendes Bild von Weills stilistischer Vielseitigkeit und kompositorischer Kunst und Genauigkeit: Qualitäten, die bei den gängigen, mehr an den Ohrwurm-Oberflächenreizen orientierten Interpretationen kaum recht zu ermessen sind.

Die Aufnahmen präsentieren Weills Kompositionen in originaler Instrumentation und Tonart — und die Londoner Musiker unter Atherton spielen die Werke mit einer Akribie und gestischen Platizität und Schärfe, instrumentalem und vokalem Witz, äußerster Distinktheit gerade etwa des schummerigen Charakters von Harmonik und Klangfarbe, daß man verblüfft ungeahnter kompositorischer Dimensionen gewahr wird. Der leichte englische Akzent der Vokalsolisten sorgt für hier völlig legitim klingende Verfremdungseffekte. Das Begleitheft ist vorzüglich ausgestattet und enthält eine exzellente Einführung des englischen Kurt-Weill-Spezialisten David Drew. Wer an Weill und Brecht und an Musik und Theater der zwanziger Jahre, die — wie sich zeigt — noch keineswegs ganz abgeschlossen sind, interessiert ist, sollte sich die Kassette nicht entgehen lassen.

Eine wichtige Weill-Platte liegt auch bei Philips vor. Der Name Weills ist so eng mit dem Theater, speziell dem Bert Brechts, verknüpft, daß man darüber gerne vergißt, daß Weill auch zwei Sinfonien geschrieben hat: die erste 1921, als er noch bei Ferruccio Busoni in Berlin studierte, die zweite 1933/34 kurz vor und nach seiner Flucht nach Frankreich. Beide Werke frapieren durch die Schärfe und Entschiedenheit des Personalstils, mit dem sich Weill im Zwischenreich von Spätromantik und neuer Klassizität bewegt und dabei immer wieder zu einer erstaunlichen Mischung aus subjektiven Espressivo und einer schon gleichsam realistisch gehärteten Schlagkräftigkeit der Diktion gelangt. Die Aufnahmen mit dem Leipziger Gewandhausorchester unter Edo de Waart sind dem eindeutigen Zwitterwesen der Werke angemessen.

Die WEA-Nonesuch-Platte verdient Interesse nicht nur ihres interpretatorischen Zuschnitts, sondern auch der aparten Koppelung wegen. Denn Weills „Dreigroschenmusik“ und Darius Milhauds „La Création du Monde“ (1923) belegen gleichermaßen attackierend, welche inspirierende Kraft damals von der fremden, farbigen Musik aus der Neuen Welt ausgegangen ist.

GERHARD R. KOCH

Kurt Weill: Die zwei Sinfonien. Edo de Waart. Gewandhausorchester Leipzig. Philips 6500 642.

Kurt Weill: Kleine Dreigroschenmusik. Darius Milhaud: „La Création du Monde“. Arthur Weisberg. The Contemporary Chamber Ensemble. WEA-Nonesuch NON 32 807.

Kurt Weill: „Mahagonny“-Songspiel. Pantomime aus „Der Protagonist“. „Vom Tod im Wald“. „Happy End“. „Das Berliner Requiem“. Kleine Dreigroschenmusik für Bläserchester. Konzert für Violine und Bläserchester. David Atherton. The London Sinfonietta. Meriel Dickinson, Mezzosopran; Mary Thomas, Mezzosopran; Philip Langridge, Tenor; Ian Partridge, Tenor; Benjamin Luxon, Bariton; Michael Rippon, Baß; Nona Lidell, Solovioline. DG 2709 064 (3 LP).



Ein Paar, das sich gegenseitig inspirierte: Kurt Weill und Lotte Lenya.

Foto DG



## Kurt Weill unter neuen Aspekten?

Zu einer Sendung des Zweiten Deutschen Fernsehens

-df- Am 2. März 1900 wurde in Dessau Kurt Weill geboren; am 3. April 1950 starb er in New York. Die musikalische Welt gedenkt in diesem Jahr also zugleich seines 70. Geburts- und seines 20. Todestages. Wird das doppelte Jubiläum Anlaß geben, Kurt Weill und seine Musik unter neuen Aspekten zu sehen? Das *Zweite Deutsche Fernsehen* sendete in der vergangenen Woche (am 27. Februar) unter dem Titel *«Vom Schiffbauerdamm zum Broadway»* ein Porträt Kurt Weills von Franz Willnauer. Es stellte die Frage:

Franz Willnauer ging von der Beurteilung aus, wie sie Kurt Weill im allgemeinen heute zukommt: von der Wertschätzung seiner Arbeiten der zwanziger und der frühen dreißiger Jahre und vom achselzuckenden Uebergehen seiner amerikanischen Werke. Vor dem Hintergrund der großen Fragen, ob Weill ein Genie oder ein Opportunist gewesen, ob er (endgültig) verblichen oder (wieder) im Kommen sei, kam die *«Dreigroschenoper»* zur Sprache — einstmals als Parodie auf die Oper und (noch weit mehr) als Verhöhnung aktueller gesellschaftlicher Zustände gedacht und damals auch durchaus als aggressiv und ultramodern empfunden, heute von renommiertesten Opernhäusern zum («kulinarischen») Vergnügen eines

übersatteten Publikums, das ob solcher «Verruchtheit» sich wohligh angegriffen, aber keinesfalls aus der Ruhe gebracht fühlt, nachgespielt —, als modernes Agitationstheater (mit abschließender Internationale) hier (z. B. in Oberhausen), in historischem Kostüm gewissermaßen dort, und in beiden Fällen im Grund am Werk vorbei.

Eine aktuelle Inszenierung, meinte Franz Willnauer, müßte den Zeitgeist der legendären dreißiger Jahre transparent machen. Diesen Zeitgeist zu umreißen, unternahm ein Interview mit Dr. Hans Curjel: Er lebte damals in Berlin, und er war an den künstlerischen Ereignissen jener Jahre, und zwar an sehr prominenter Stelle, unmittelbar beteiligt. Mehr noch: Er hat sie maßgebend beeinflußt. Man erfuhr in diesem Gespräch ziemlich genau (mindestens so weit, wie es sich in Worte fassen ließ), «wie es damals war». Doch ließen sich, auch wenn man wollte, jene Jahre um 1930 heute wieder, noch einmal, beschwören? Ließen sie sich überhaupt «transparent machen»? Wo immer die *«Dreigroschenoper»*, wo immer *«Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny»* auf der Bühne auftauchten, wurde doch gerade die Unmöglichkeit evident, Vergangenes wieder herbeizurufen, damit das

Werk auf seinen Kern zurückzuführen. Die Inszenierungen suchten sich ihren Weg zwischen Agitproptheater und großer Oper.

Das Interview mit Hans Curjel setzte sich in einem Lebensbild fort: man verfolgte Kurt Weills Weg von *«Mahagonny»*, 1933, nach den Vereinigten Staaten, von der Erfindung des epischen Musiktheaters (mit eben diesem *«Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny»*) bis zu jenen amerikanischen Werken, mit denen er sich den Broadway unterwarf. Mit *«Mahagonny»* hatte sich Weill gewissermaßen zwischen alle Stühle musikdramatischer Tradition gesetzt — nach einem pointierten Wort Arnold Schönbergs an den Platz, auf den rechte Kunst allein gehört. Es folgte in Paris, 1933, noch das letzte Zusammenwirken mit Bertolt Brecht (*«Die sieben Todsünden»*). Dann emigrierte Kurt Weill über London nach New York. Dort fing er gleichsam neu an. Und hier begann, was man ihm gemeinhin als Unterwerfung unter das amerikanische Show-Business ankreidet; was man aber — und diese Stimmen wären doch wohl endlich einmal etwas ernster zu nehmen — mit plausiblen Argumenten als einen Versuch, und erst noch als einen weitgehend gelungenen Versuch, betrachten muß, eine echte amerikanische Oper zu schaffen.

In zwei Werken vor allem hat Kurt Weill den pädagogischen, den wahrhaft humanitären Aspekt seiner Musik gegenüber dem Unterhaltungstheater sehr streng und eindeutig behauptet: in der kleinen Oper *«Down in the Valley»* (1948) und in der größeren *«Lost in the Stars»* (1949) — kurz vor seinem Tode. Der Weg zu diesen beiden Werken war lang, war wohl auch mühselig. Zwar brachte ihm (nach dem minder erfolgreichen *«Johnny Johnson»*, einer Bühnenmusik zu Julian Greens Schauspiel; 1935) *«Knickerbocker Holiday»* (Libretto von Maxwell Anderson; 1938) den ersten großen Widerhall; gleichzeitig bezeichnete das Werk aber auch den größten Abstand von seinem bisherigen Schaffen. Der September-Song aus diesem Stück blieb während Jahren das, was man einen Evergreen nannte — ein Hit, ein Schlager, der tausendfach gespielt, in hunderterlei Varianten allüberall gesungen wurde... Die Rückkehr zeichnete sich mit *«Street Scene»*, der Musik zu Elmer Rices Schauspiel (1947) ab; *«Down in the Valley»* und *«Lost in the Stars»* folgten kurz darnach.

Man bedauerte es, daß Franz Willnauer keine guten Beispiele aus diesen amerikanischen Werken zur Verfügung standen. Sie hätten wohl beweisen können, was behauptet wurde: daß Kurt Weill in seiner Amerikazeit nicht den Weg des geringsten Widerstandes ging, daß er mit dem Schauspielgeschäft seiner zweiten Heimat (er wurde 1943 amerikanischer Staatsbürger) keinen Kompromiß einging. Er, der in seinen Berliner Jahren bewiesen hatte, daß er seiner Zeit sehr genau auf den Puls zu fühlen imstande war, daß er fähig war, ihr in seiner Musik sehr exakt Ausdruck zu geben, tat auch in Amerika anders nicht — und ihm, dem aus der Alten in die Neue Welt Emigrierten, gelang, was dem Amerikaner George Gershwin (mit der Negeroper *«Porgy and Bess»*) nicht oder doch höchstens zum Teil gelungen war: die amerikanische Oper zu schaffen. Daß in ihr amerikanisches Sentiment (man darf sogar sagen: Sentimentalität) mitschwang, daß in ihr typisch amerikanische Züge, die man in der Alten Welt nur schwer als echt und autochthon zu akzeptieren vermag, im Vordergrund stehen, kann und darf nicht Gegenstand von Vorwürfen oder gar Grund für Ablehnung sein. Der amerikanische Kurt Weill war gewiß ein anderer als der europäische, der berlinerische, aber er blieb Kurt Weill — ein Künstler, der die Nerven und die Stimme seiner Zeit hatte.

Franz Willnauer hat, nach seinen eigenen Worten, «das Revisionsverfahren in Sachen Kurt Weill eröffnet» — an unseren Bühnen (am Fernsehen!) liegt es, dieses Verfahren durchzuführen!

Hans Curjel  
7. März 1970



Günther Rühle

# Der Auftritt der Jenny

Lotte Lenya wird achtzig Jahre alt



Lotte Lenya und ihr Mann, der Komponist Kurt Weill, um 1929.

Jedes Jahrhundert hat kleine Wunder. – Zu den uns nahen gehört, daß mitten in den Verwandlungen der zwanziger Jahre plötzlich eine Stimme da war, die nicht mehr so beladen klang wie die der Sopranistinnen aus den Konzertsälen, nicht mehr so fatal wie die der Soubretten, und die nicht mehr so selbstbezogen keß und aggressiv war wie die der Chançonnetten aus den Kabarettis von 1919/20. Die neue Stimme war eher hell; sie war zart, aber energisch, fein, aber auch robust, im Volumen nicht groß, manchmal brüchig und rauchig, als hätte sie sich müde gesungen in den Spelunken. Sie war auf fast raffinierte Weise beseelt, schneidrig, lyrisch in den knappen und gezogenen Tönen und dann wieder kalt und frech, mädchenhaft und gossenhaft. Sie konnte sehr abrupt die Liebe in Haß, Stolz in Jammer, Kraft in Armseligkeit verwandeln. Die infame Süßigkeit der Töne („Ja, Liebe, das ist leicht gesagt...“) rieb sich an den harten, illusionslosen Wahrheiten des Textes, und das brachte soviel Erregung wie Irritationen hervor, wohin diese Stimme, wohin die Kunst mit dieser Stimme denn wolle. („Und man fragt sich: Was lächelt sie dabei?“) – Hier sang eine, auf die zu hören man nicht lassen konnte, etwas Nicht-Geheures, das neu-tönerrisch, aber schwer zu bestimmen war. Und war auch ihr Körper schmal und leicht, so wirkten dessen Bewegungen doch weit: sie hatten eine kühle sinnliche Strahlung; das kaum schöne, disproportionierte Gesicht war unvergleichbar mit dem der schönen Diseusen, aber es hatte seine eigene Attraktion.

1927 waren Person und Stimme zum ersten Mal als ein Signal für das Jahrhundert zu vernehmen gewesen. Die Szene war Baden-Baden, der Anlaß das „kleine Mahagonny“ von Weill und Brecht. Als sie 1929 mit der „Dreigroschenoper“ „ganz groß“ herauskam, ging das Aufregende an dieser Person, das sich durch das, was sie sang, noch verstärkte oder gar erst zeigte, als Erregung über auf die vielen.

Alfred Kerr fragte in seiner Kritik am nächsten Mittag: „Wer war die? Die war gut. Die war schon sehr gut. Die wird bald in der szenischen Front sein...“ Das war die stärkste Reklamierung der Unbekannten (und auf dem Programmzettel nicht genannten) für ihre künftige Bekanntheit. Die Spuren des erschreckten Entzückens, des entzückten Schreckens von damals, finden sich noch in Ernst Blochs Panegyricus über das Lied von der Seeräuber-Jenny und in seiner Bemühung, diese Stimme zu fassen: „Süß, hoch, leicht, gefährlich, kühl, mit dem Licht der Mondsichel“, und als dann Lotte Lenya, die bald „die Lenya“ war, ihren Erfolg in der Berliner Mahagonny-Aufführung wiederholte, konnte auch der junge, lüsternde auf Modernität gerichtete, bissige Theodor W. Adorno nur so von ihrer „großen und authentischen Leistung“ schreiben: Sie allein habe den Umriß für eine künftige, „wahre Mahagonny-Aufführung“ gegeben.

War es nur diese Stimme, nur das Bühnentalent, die dieses Wäscherinnenmädchen aus Wien, das im Straßenzirkus nebenan den Kopfstand, in Zürich Ballett gelernt hatte und dem die Musik im Blut saß, so über Nacht ins Zentrum rückte? – Keine Stimme fügt sich dem Gedächtnis des Jahrhunderts ein, wenn sie nicht selbst etwas von diesem zur Erscheinung bringt. Was wäre es gewesen?

Damals gingen einige, nach Neuem suchende Menschen, aufeinander zu. Das noch unbekannte Mädchen lebte im Hause des Dramatikers Georg Kaiser in Grünheide bei Berlin. Kaiser: das war damals das Vorfeld Brechts. Als

Kaiser sie schickte, einen jungen, unbekanntem Komponisten (mit dem er zusammenarbeitete) von der Bahn abzuholen, schlug das Zusammentreffen Funken. Der Unscheinbare war Kurt Weill. Er wollte die Erneuerung der Oper. Er träumte von der Verschmelzung aller Ausdrucksmittel der Bühne mit denen der Musik. Aus Busonis Schule kommend, hatte er das offene Ohr für die neue Musik, er war berührt vom neuen Rhythmus des Jazz. Weills entscheidende Begegnung wurde nicht das komprimierte, expressive, dynamische, dramatische Werk Kaisers, sondern das Zusammentreffen mit Brecht, der an ähnlichen Erneuerungsarbeiten für das Drama saß. Es war der zweite Funkenschlag.

An Brecht erfuhr Weill, daß nicht die Verschmelzung, sondern die Zerlegung des Materials weiterführe. Weill dachte nun eine Zeitlang wie Brecht. Er sprach vom gestischen Charakter der Musik, er sagte, daß Musik den Grundgestus für die Haltung des Darstellers hervorbringen müsse, er nannte das epische Theater die reinste Form des musikalischen Theaters.

In diesen fast experimentellen Arbeitsprozeß führte Weill die junge Freundin ein. Er brachte sie mit an den Schiffbauerdamm, als hektisch und wirr die „Dreigroschenoper“ vorbereitet wurde. Er wollte für sie die Rolle der Jenny. Der Produzent Aufrecht hat seine Reaktion von damals notiert: „Gut, sagte ich, denn sie sah begabt aus, hatte schöne Bewegungen und gefiel mir. Weill wird mir auch einen Song komponieren“, sagte sie in der Tür. Ziemlich



Besuch in Frankfurt, 1973.

unverschämte ist die, dachte ich, und: Dem kleinen Weill kommt eine so attraktive Frau gar nicht zu.“

Dieser Song der Jenny war die Entscheidung. Hier war der neue Ton, ein virtuoser, modulationsreicher Sprechgesang, der eine Geschichte erzählte, einen Menschen plastisch und bewegt erlebbar machte und den Vortrag so zum Genuß höhte, daß er zum Verführungsmittel für den abgründigen Inhalt wurde. Sie verfügte über das Gesuchte: Die Lenya hatte von ihrer Herkunft her keine Probleme mit der bürgerlichen Tradition. Sie hatte das Plebeische, aber es war verbunden mit dem grazilen, tänzerischen, dem Erotischen (nicht wie bei der Weigel, mit dem Proletarischen) das zur Show-Szene gehört. Und: Sie kam nicht vom Konzertpodium, sondern von der Schauspielerei. Was Brecht und Weill mit dem „gestischen Singen“ meinten, gewann sie fast aus ihrer Natur. „Die Einfachheit war das, was mir lag. Der Sound kam von Weill, das lag mir.“ Das sind ihre Sätze, mit denen sie das kleine Wunder, das sie

selbst war, kommentiert. „Ich war besonders geeignet für die Kombination Brecht-Weill. Ich steckte da so drin und folgte.“ Und sie begriff schnell, was für Brecht-Sängerinnen schwer zu begreifen ist, daß man die Songs nicht vom Gedanken her singt, sondern sie verstehen und sich ihrer Einfachheit überlassen muß.

Indem sie so den einen vor dem anderen bestätigte, bewies sie die Zündkraft der neuen „Songs“, die die noch deutliche Kluft zwischen der neuen Tonkunst und dem Publikum schnell übersprangen. „Und die Seeräuber-Jenny kam auf Augenblicke dem Herzen des Volkes so nahe wie früher die Königin Luise“, schrieb Bloch. – Jazz und Sentiment, Volkstümlichkeit und Kunstfertigkeit war hier mit der „uralten Bänkel-Sängerschnucht“ (Heinrich Strobel) verbunden. Es war ein intellektuelles Gebilde, zum Transport der Botschaften von unten. Eine aufsässige Sozialromantik, die mehr als sich selbst bedeutete. „Es ist unzuverlässige Kunst, dicke Luft im Amusement, die satte Kunst ist hin.“ Bloch hatte das Sensorium, zu spüren was vor sich ging, und die Wörter anzusagen. Der Zusammenarbeit Brechts mit Weill vom Badener kleinen bis zum großen Mahagonny – über Lindberghflug, Dreigroschenoper, Happy-End und den Ja-Sager – war der Versuch, das ganze kulinarische Instrumentarium, das Raffinement der sinnlichen Kunstwirkungen für die großen Menetekel vom Ende der bürgerlichen Gesellschaft einzusetzen. Die Lenya war dafür die verführerischste Stimme und die schönste Präsenz. Sie trat an einem Krisenpunkt der gesellschaftlichen Entwicklung hervor, nein, sie verhalf ihm selbst zur Erscheinung – wie sonst nur noch Marlene Dietrich im „Blauen Engel“. Darum ging die zarte Sängerin, die Mädchenfrau mit dem großblättrigen Gesicht und dem zerfransten roten Haar und der fragenden Stimme ein in die Mythologie des Jahrhunderts. Jeder ihrer Songs wurde zu dessen Chiffre. Das kurze herzlose „Hoppla“, mit dem sie im Song der Jenny das Fallen der Köpfe schaurig akzentuierte, erklärte die hohe Präzision ihrer gestischen Kunst, aber auch die zynische, unbarmherzige Kälte des Zeitalters. Schneller durchschlägt nicht die Guillotine einen Hals als dieses „Hoppla“ das gespannte Herz.

Daß die Lenya ihre künstlerisch vielleicht bedeutendste Leistung, die Rolle der Anna I in Brecht-Weills Ballett von den „7 Todsünden“ in Paris im Exil vorzeigte (und Jahrzehnte später in Frankfurt nur wiederholen konnte), gehört zu den Verlusten, die unsere Erinnerung verbucht.

Gegenüber solcher Bedeutsamkeit zählt wenig, was die Schauspielerin Lotte Lenya für das Berliner Sprechtheater bedeutete. Nach all dem gehörte zu den Zwangsläufigkeiten ihrer Biographie, daß sie, die einst als Lohengrins Page begonnen und sich über Wedekind vorgearbeitet hatte, nun in jene avancierten Inszenierungen in Berlin vorrückte, die im Wirkungsfeld Brechts stattfanden. Man sah sie in den „Petroleumsinseln“ von Feuchtwanger, als Ismene in Jessners „Ödipus“, als Ilse in Karl-Heinz Martins Inszenierung von „Frühlings Erwachen“, sie war die junge Alma, die in den „Pionieren in Ingolstadt“ der Fleißer mit Peter Lorre in die Sarg-Kiste zum Liebesakt kroch, deren Wackeln dann den vehementesten Skandal auslöste. Sie wollte damals, statt der Körper, die bravere Berta spielen, Brecht hat ihr die freizügigere Alma zugemutet. „Die Körper ist das Opfer, Du kannst niemals Opfer sein.“ Wenn die Lenya heute sagt, Brecht habe damit recht gehabt, klingt das wie eine Bestätigung für sich selbst. Wo immer sie auftritt, erscheint sie – in aller Bänglichkeit – doch immer wie eine Siegerin.

Daß es im amerikanischen Exil eine Entfernung zu Brecht gab, lag nicht nur an der Entfernung zwischen Hollywood, wo Brecht lebte, und New York, wo die Weills sich niederließen. Daß ihnen das Exil dort nicht so schwerfiel wie anderen, war auch in jenem „Amerikanismus“ begründet, der im Berliner Brechtkreis als eine Art Selbstverständnis gepflegt wurde. Noch war Amerika damals das Neue, es hatte noch die ganze Faszination der Zukunft. So hatte sie sich schon in Berlin eingelesen in den Kontinent. „Es war, als kämen wir nach Hause.“ Stellte sich Brecht dann die fremde Sprache als Sperre entgegen, so ließ sich Weill, der dem Drang zum Musikantischen nachgab (nach den Brechtschen Exerzitien), nun hinein gleiten in die Szene des amerikanischen Musicals.

Erfolg und Mißerfolg hat die Lenya



Als Jenny im „Dreigroschenoper“-Film, 1930.

Fotos Ullstein (3), dpa



Mit Albert Hoerrmann und Hermann Speelmanns in Michael Golds Stück „Das Lied von Hobohen“ (1931).



Bei den Ruhrfestspielen 1965 als Mutter Courage.

mit getragen. Wer Schallplatten mit ihren Songs aus den Stücken Weills abhört, trifft auf die andere Lenya, die nun eine hohe artifizielle Süßigkeit in ihren Liedern hat und immer die Tendenz zeigt, zu Eliza Doolittle („My fair Lady“) zu werden. Die Stimme hat das schöne Gleichmaß der Konfektion: Alle Widersprüche, aller Widerstand ist weggenommen. Ging sie verloren?

Erst die fast Sechzigjährige hat, das selbstaufgelegte Schweigen der Witwenschaft durchbrechend, sich noch einmal als tätige Verwalterin der Erbschaften dargestellt, die ihr in Berlin zugewachsen waren. Sie hat Mitte der fünfziger Jahre jene „Dreigroschenoper“ in New York zustande gebracht, die über sechs Jahre lang gespielt wurde, ein kleines, rohes Vorstadunternehmen im dunstigen Saal: schwerlich sah man etwas dem Brecht Näheres als da. Und diesen Erfolg hat sie mit „Mahagonny“ und der Revue „Brecht on Brecht“ unterstützt. Sie hatte für Brecht auch jetzt mehr Gewinn als mit ihren Bemühungen, Weills Musicals auf die deutschen Bühnen zu bringen. Obwohl inzwischen weltbekannt – blieb und ist sie fixiert an ihre deutsche Vergangenheit. Nur so erklärt sich, daß sie das Äußerste wagte: Sie ließ sich endlich für Frankfurt und Recklinghausen als „Mutter Courage“ verdingen. Das Wagnis muß aus einem Traum hervorgekommen sein. Sie nahm die Rivalität auf mit der Weigel, deren große, prägende Rolle die Courage war, die mit ihrer proletarischen Natur über die Songlady nur lächelte. Die Brecht-Interpretin der westlichen Welt gegen die der östlichen: aus dem Abstand der Zeit erscheint das als großes Schauspiel einstiger Rivalitäten, wie das Zank-Duett aus der Dreigroschenoper über große Entfernungen hinweg.

In den Künsten werden viele private Gefechte geliefert. Sie schmätern nicht die Verdienste, zu denen wir zählen, daß sie in diesen Jahren ihr Teil an jener großen Arbeit der Wiederherstellung der Kontinuität in der Kunst mitvollzog, die 1933 gebrochen war. Sie brachte die Lieder von damals zurück, und das Singen, das noch immer ans Herz greift. Weill hat von ihr gesagt, er höre alle Melodien, die er erfände, immer in ihrer Stimme. Sie war ein Medium den einen, den anderen ein jähres Signal der Zeit. Sie weiß, wo sie herkommt, was sie bedeutet und was sie miteinander verband.



## Ein Weill-Jubiläumsband

*Eine Sammlung von Texten über den Komponisten*

Dieser als *Suhrkamp-Taschenbuch 237* erschiene Band *«Ueber Kurt Weill»* versteht sich ausdrücklich als Jubiläumspublikation: zum 75. Geburts- und 25. Todestag des Komponisten der *«Dreigroschenoper»*. Von den rund fünfzig Beiträgen sind der überwiegende Teil bisher unzugängliche oder heute nur noch schwer erreichbare Aufsätze und Dokumente. Das Hauptgewicht liegt bei den Schriften der zwanziger und der frühen dreissiger Jahre. Nur etwa ein Fünftel der Beiträge befasst sich mit Kurt Weills amerikanischer Zeit. Dabei kommt seine künstlerische Entwicklung unter den gewandelten gesellschaftlichen, politischen und künstlerischen Bedingungen in dieser Auswahl zu wenig plastisch zur Geltung. Seine letzten fünfzehn Schaffensjahre, die reich an Quantität, in qualitativen Bezügen aber stets noch (nicht nur unter «europäischem» Aspekt) umstritten sind, erscheinen in diesem Gedenkband eher wie ein Anhängsel zum erfolgreichen Beginn in Deutschland.

Als Gedenkband gibt sich diese Publikation durch und durch, vor allem auch im Ton der Verehrung, der (fast) kritiklosen Darstellung, dann auch in der Einstufung auf höchster Künstlerebene. Ob die Beiträge nun von Oskar Bie, Theodor W. Adorno, Emile Vuillermoz oder selbst vom eher distanziert abwägenden Paul Bekker stammen — dieser Band gibt sich doch fast durchwegs als Kette «positiver» (Zeitungs-)Rezensionen. Erscheint einmal eine negative Beurteilung, so stammt sie (fast) ausnahmslos aus dem *«Völkischen Beobachter»* — und hat sich heutzutage dadurch im vornherein selber disqualifiziert.

Der vorwiegend applaudierende Ton ist auch im umfangreichen Vorwort des Herausgebers *David Drew* fast ungebrochen durchgehalten. Diese Studie interessiert zum einen durch Einzelbeobachtungen — etwa wenn hier Boris Blachers *«Romeo und Julia»* von 1943 in *«eine Weillsche Untergrundtradition»* während des Dritten Reichs gestellt wird. Zum andern müssen da aber (nicht näher definierte) Klischeeausdrücke verstimmen: etwa wenn die *«schizoiden Elemente in Busonis Klassizität»* hier einfach als Fakten rubriziert werden oder wenn behauptet wird, es habe Weills *«Kunst, wie die Gustav Mahlers, von ihrer christlichen Umgebung in einer früheren Phase ein lebhaftes Gefühl für das Fegefeuer übernommen»*. Der Herausgeber bedauert, dass *«über gewisse Schlüsselwerke Weills»*, wie *«Rilke-Lieder»*, *«Royal Palace»*, *«Lindbergh-Flug»*, *«Silbersee»*, aus den verschiedensten Gründen hier *«keine wesentlichen Studien»* verwendet werden konnten.

Dieser Band leidet, trotz dem halben Hundert verschiedener Beiträge, nicht an einem Zuviel der Facetten, sondern an einem Zuwenig. Eine Aneinanderreihung von Uraufführungskritiken (etwa 1926 zum *«Protagonisten»*) führt zu ermüdenden

Wiederholungen. Iwan Golls überspannt-hymnische Anschauungen von 1927 zur *«Oper»* sagen wenig zu Kurt Weill aus, aber allzuviel über diesen Textdichter. Auch Th. W. Adornos *«Protagonist und Zar»* von 1928 hat heute einigen Staub angesetzt und enthält, etwa in seinen Reflexionen zu Busonis Komponiertechnik und vor allem -ästhetik, glattweg und leicht widerlegbare Unrichtigkeiten. In seiner Rezension zur Frankfurter Erstaufführung der *«Dreigroschenoper»* liess er sich gleich zur apodiktischen Meinung hinreissen, sie sei *«die Restitution der Oper durch Wahrheit»*.

Aus Weills späterer Zeit ist hier manch Ueberflüssiges, tatsächlich wenig Erhellendes zusammengetragen, wie etwa Mary McCarthys Theateranmerkungen *«Broadway 1943/1944»* und, am Rand, zu Weills *«One Touch of Venus»*. Völlig unpersönlich-unverbindlich wirken hier Harry Graf Kesslers Ausschnitte aus Tagebuchnotizen; sie sagen weder über Weill noch den Schreiber noch deren Umgebung etwas aus. An Scharfsicht der Beobachtung, an Uebersichtlichkeit des Phänomens, vor allem in der Einstufung in der Zeit, vermag Heinrich Stobels *«Erinnerung an Kurt Weill»* in *«Melos»* von 1950 hier den Grossteil des übrigen Sammelbandes aufzuwiegen. Eine entsprechend überlegen-distanzierende Situierung dieser künstlerischen Erscheinung hätte diesem Phänomen 1975 nur von Vorteil sein können.

Aufschlussreich wären tatsächlich einige Arbeiten über Kurt Weill aus heutiger Sicht gewesen. Allerdings hätten sie vielleicht noch verfasst werden müssen. Ein einziger Beitrag aus der Zeit von Weills Nachwelt vermag da doch wenig Gegengewicht zu bieten: Ian Kemps *«Weills Harmonik»* von 1973, eine Uebersetzung aus der Musikzeitschrift *«Tempo»* (London), nennt sich im Untertitel *«Einige Beobachtungen»* und weiss denn auch, mit dürftigen und im ganzen gewertet wenig stichhaltigen Notenbeispielen, kaum aufschlussreiche Einsichten zu Weills Klang- und Formensprache zu vermitteln, jedenfalls nicht eine Perspektive anzuvisieren, wie sie aus einer zeitlichen Distanz von fünfundzwanzig bis fünfzig Jahren nun unbedingt erstrebenswert wäre.

Kurt Weills Produktion 1975 wertend zu situieren — ein Hauptzweck eines Jubiläumsbandes ist da ungenutzt gelassen worden. Die Publikation enthält eine nützliche Zeittafel, Quellennachweise und (teilweise überaus ausführliche) Anmerkungen. Ausser Namen- und Werkregister wäre vor allem ein *Werkverzeichnis* von Nutzen, zweifellos auch eine Diskographie. Vermutlich hätte *«Ueber Kurt Weill»* auch mit einigen (ausgewählten) Beiträgen von ihm zielbewusst ergänzt werden können: so dürfte gerade heutige Leser zweifellos Weills (hier erwähnter) Brief an Adorno vom April 1942 interessieren, der das Ende ihrer persönlichen Beziehungen bewirkte.

Rolf Urs Ringger

Mehr als der Hauskomponist von Bert Brecht – Die New Yorker Opernhäuser ehren Kurt Weill zu seinem 80. Geburtstag

# Tiefsinnige Trivialmusik war sein Ideal

Ein zweiwöchiges Kurt-Weill-Programm im New Yorker Goethehaus und ein Symposium des amerikanischen Kritikerverbandes sind zwei gewichtige Akzente in einer wahren Veranstaltungsfülle zum 80. Geburtstag des 1950 in der Emigration verstorbenen Komponisten. Nach seinem Tod war Weill, der 1935 nach New York gekommen war, als Komponist zunächst fast völlig in Vergessenheit geraten. Nur das Interesse an Bertolt Brecht führte zu einer kurzen Renaissance Brecht-Weillscher Bühnenwerke in den USA. Doch Kurt Weill, der erfolgreiche und eigenständige Broadway-Komponist, fand kaum noch Erwähnung.

Der Dirigent Julius Rudel sieht den Grund für die zeitweilige Geringschätzung Kurt Weills im „Snobismus des musikalischen Establishments“. Weills große Broadway-Erfolge „Johnny Johnson“, „Knickerbocker Holiday“, „Lady in the dark“, „One touch of Venus“, seine Evergreens wie „Macky Messer“, „September Song“ brachten ihm den Ruf eines „unseriösen Schlagerkomponisten“ ein. In diesem Zusammenhang erinnert man sich, daß Arnold Schönberg in Weill den einzigen Komponisten sah, „in dessen Musik ich keinerlei Qualitäten feststellen kann“. Die Einschätzung Weills hat sich inzwischen radikal geändert.

Kurt Weill, der seine Zusammenarbeit mit Brecht aufkündigte, „weil ich nicht ‚das Kapital‘ für ihn komponieren

wollte“, glaubte nicht an die Zukunft des traditionellen Opernbetriebes. Er wollte die Schranken zwischen ernster Musik und Unterhaltungsmusik abbauen, sein Ideal war die „Broadway-Oper“. Hindemith und Schönberg waren für den Busoni-Schüler die kompositorischen Eckpunkte, Ausgangspunkt einer Tonsprache, die Jazz, Blues und Volksmusik miteinander verschmolz.

Dreißig Jahre nach seinem Tod ist die Grenze zwischen U- und E-Musik kaum noch erkennbar – zumindest nicht in den USA: Jazzpianisten treten als Solisten in Sinfoniekonzerten in der ehrwürdigen Carnegie Hall auf. Broadway-Regisseure, die keine Partitur lesen können, inszenieren Puccini-Opern. Die Metropolitan Opera öffnete ihre Bühne für Brecht/Weills „Mahagonny“, und die New York City Opera wollte die Weill-Renaissance mit der Oper „Silbersee“ krönen, der ersten amerikanischen Bühnenführung des in Zusammenarbeit mit Georg Kaiser entstandenen Werkes, das zwei Wochen nach der Uraufführung im Jahre 1933 von den Nazis verboten wurde.

Nimmt man die New Yorker Aufführung zum Maßstab, dann hat „Silbersee“ nicht die geringste Überlebenschance. Doch was auf der Bühne des New York State Theatre dem müde applaudierenden Publikum angeboten wird, ist ein in schlechtesten Broadway-Manier von vielen Köchen angerührter und verdorbener Weill-Verschnitt. Das

Libretto ist ein optimistisches Märchen über den Glauben an das Gute im Menschen. Ein Polizist und ein Dieb, Symbole der Macht und der Unterdrückung, werden zu Weggefährten im Bemühen um die Erschaffung einer neuen, besseren Gesellschaft, in der niedrige menschliche Instinke keinen Platz mehr haben. Komponiert ist „Silbersee“ im Stil bekannterer Werke wie „Dreigroschenoper“ oder „Mahagonny“. Eine kurze, schneidende Ouvertüre, zahlreiche Songs („Cäsars Tod“), die durch längere Dialogpassagen unterbrochen sind.

Die New York City Opera hatte offensichtlich ein abgründiges Mißtrauen gegenüber der kärgen Struktur des Werkes und unternahm alles Menschenmögliche, es in eine „wirksame“ Form zu bringen. Hugh Wheeler, der als Drehbuchautor einen erheblichen Beitrag zum totalen Mißlingen des eben uraufgeführten Nijinski-Filmes geleistet hat, übersetzte und bearbeitete das Libretto. Lys Symonette, langjährige Weill-Mitarbeiterin, suchte aus verschiedenen anderen Partituren – hauptsächlich aus seiner Bühnenmusik zu Strindbergs „Gustav III“ – Brocken zusammen und unterlegte die Dialoge mit einer Art Hintergrundmusik.

Da nun die Texte nicht mehr verständlich über die Rampe kamen, mußte ein Toningenieur für die nicht immer ohrgerechte Mikrofonverstärkung herangezogen werden. Der Bühnenbild-

ner Manuel Lutgenhorst nahm den Titel „Silbersee“ zum Anlaß, die Bühne mit beweglichen Acryl- und Spiegelwänden zu füllen, die der Aufführung so viel Märchenatmosphäre verleihen, wie sie ein superschickes Kaufhaus zur Weihnachtszeit ausstrahlt. Als Hauptdarsteller wurde der auch bei uns durch den Film „Cabaret“ bekannt gewordene Entertainer Joel Grey verpflichtet. Er zog eine so rührselige Ein-Mann-Schau ab, daß die Plastikdekorationen zu schmelzen drohten.

Die übrigen Sänger präsentierten die Weill-Songs wie schwergewichtige Ariosi aus einer Zwölftonoper. Um dem Unternehmen den Hauch des „totalen“ Theaters zu geben, choreographierte Larry Fuller zahlreiche zusammenhängende Balletteinsprengsel. Der Regisseur des „Silver Lake“ heißt Harold Prince, der gegenwärtig erfolgreichste Broadway-Produzent und Regisseur („Cabaret“, „Evita“, „Sweeney Todd“). Sein Verdienst besteht darin, den kunterbunten Mischmasch durch keinen Regie-Eingriff oder -Einfall zu stören – eine heutzutage seltene Eigenschaft unter Regisseuren, die im Fall „Silbersee“ leider fehl am Platze war. Der einzige Pluspunkt der ehrgeizig gescheiterten Aufführung ist der Dirigent Julius Rudel. Er macht verständlich, warum Weills „tiefsinnige Trivialmusik“ gerade heute wieder an Popularität gewinnt.

ALBIN HÄNSEROTH

Die Welt  
5. Apr. 1982

... über den „Jazz in den Medien“ diskutiert





Kurt Weill und Lotte Lenya im Jahre 1948.

## Begegnungen mit Kurt Weill

Ein Gedenkblatt für den Komponisten

Von Hans Heinz Stuckenschmidt

Mitte der zwanziger Jahre trafen sich in der Berliner Galeriewohnung des Kunsthändlers Hugo Graetz, Achenbachstrasse, ein Dutzend junge Architekten, Maler und Musiker. Sie planten eine erweiterte Aktivität der «Novembergruppe», zu der sie gehörten, einer Vereinigung expressionistischer Künstler, die sich zu demokratischen Ideen bekannten. Ein kleiner, stiller Mann mit klug-sanften Augen, die hinter einer grossen Hornbrille hervorblickten, sass bei den Musikern. Es war Kurt Weill, dessen «Frauentanz» nach mittelalterlichen Gedichten für Sopran, Bratsche und vier Bläser beim Salzburger Musikfest 1924 aufgefallen war, kurz nach dem Tode Ferruccio Busonis, bei dem er studiert hatte.

Weill schrieb damals einen experimentellen, dissonanzreichen Stil, der in seinem Violinkonzert den Höhepunkt erreichte. Er sprach von Opernplänen. Für einen Musiker war er ungewöhnlich belesen und völlig vertraut mit den jüngsten Produkten der neuen Dramatik.

Bald danach begann man ihn als Opernkompagnisten zu entdecken. In Dresden, später in Berlin und schliesslich in Leipzig kamen seine in kräftigen Farben gemalten, dramaturgisch glänzenden Einakter heraus, «Der Protagonist», «Royal Palace» und «Der Zar lässt sich photographieren», zu denen ihm Dichter wie Georg Kaiser und Iwan Goll die Libretti geliefert hatten. Weill begann, neben Paul Hindemith und Ernst Křenek, zu den jungen Begegnungen zu zählen, von denen man eine neue Epoche der Musikgeschichte erwartete. Noch liebte ihn das Abonnentenpublikum nicht; aber schon hatte die fortschrittliche Kritik Grussignale geblasen.

1927 begegnete er Bertolt Brecht, dessen neue Theaterideen ihn fesselten. Urplötzlich musste er erkannt haben, dass sein bisheriger, ultramoderner Stil sich mit der plakhaften Theaterwirkung, die er anstrebte, nicht vertragen. Etwas für damalige Avantgarde-Begriffe in Deutschland Unerhörtes geschah. In seiner Wohnung am Luisenplatz nah dem Charlottenburger Schloss spielte Weill einigen erstaunten Freunden die Kernszenen eines neuen Stücks vor. Es war Brechts ganz freie Nachbildung der alten «Beggars' Opera», die 1728 den Opernunternehmer und Komponisten Händel in London durch ihren Erfolg ruiniert hatte. Genau zweihundert Jahre später nach diesem Bankrott wurde die «Dreigroschenoper» in Brecht-Weills Fassung im Theater am Schiffbauerdamm zu Berlin uraufgeführt. Harald Paulsen, Erich Pontó, Lotte Lenja (Weills Frau) und Carola Neher spielten. Es wurde der grosse, durchschlagende Erfolg der Saison 1928/29. Das Werk fand bald Tausende von Aufführungen an fast allen deutschen Bühnen.

Weill hatte das Steuer herumgeworfen; der «Song» war in die Oper eingezogen. Was Ernst Křenek in «Jonny spielt auf» 1927 nur einmal als Sensation geglückt war, das wuchs dem gleichaltrigen Weill zur neuen Sprache. Musik war Funktion einer modernen, dabei aber populären Theaterform geworden.

«Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» hiess die aggressive Fortsetzung dieses Versuchs. Es war ein rüdes, in einem persiflierten Traum-Amerika spielendes Schauspiel von Brecht mit Dirnen, Räufern und Vielfressen. In Leipzig, wo Gustav Brecher die Uraufführung

wagte, kam es zu einem wüsten Premierenskandal. Ein völlig verwirrter Hörer zischte und applaudierte zugleich. Weill blieb ruhig, unbewegt und heiter; er wartete den Erfolg der Berliner Erstaufführung ab. Seit den mageren Jahren in der Novembergruppe hatte er sich wenig verändert. Nur trug er gute Anzüge, hatte Lotte Lenja geheiratet und fuhr einen hübschen Wagen.

Mit Brecht zusammen schrieb er noch die «Lindberghflug»-Kantate und ein Schulstück «Der Jasager», dazwischen ein Drama mit Musik, «Happy End», und das «Berliner Requiem» für drei Männerstimmen und Bläser. Die Uraufführung seiner letzten deutschen Oper «Die Bürgschaft» (Text von Caspar Neher) im Charlottenburger Opernhaus stand schon im Zeichen der Hitlerschen Kultursbirren. Gemessen an der Kampflust in «Dreigroschenoper» und «Mahagonny», wirkte sie zahm. Hanns Eisler, schon damals entschiedener Politmusiker, verhöhnte sie als «Avant-Gartenlaube».

1933 verliessen Weill und die Lenja per Auto Deutschland. Ihr erstes Ziel war Paris. Hier entstand für George Balanchine, nach einem Szenarium von Brecht, Weills letztes gemeinsam mit dem Dichter der «Dreigroschenoper» geschaffenes Werk, das Ballett «Die sieben Todsünden». Es wurde erfolgreich im Théâtre des Champs-Élysées uraufgeführt, fand aber eine stärkere Anerkennung fünfundsiebenzig Jahre später in New York.

Hier waren die Weills 1935 heimisch geworden, als Max Reinhardt die Uraufführung von Franz Werfels biblischem Schauspiel «The Eternal Road» vorbereitete. Der Broadway akzeptierte Weill als seinen Mann. Mit «Lady in the Dark» versuchte er einen neuen, von Psychoanalyse und Surrealismus durchsetzten Operentypus zu lancieren. Mit «A Touch of Venus» fand er den grossen Filmserfolg. Aber er blieb bei alledem immer der Literatur verbunden.

Mai 1949. Am Tisch des Restaurants Rumpelmayer, mitten in der Riesenstadt Manhattan, am Südrand des Central Park, sitzt ein kleiner, stiller Mann mit klug-sanften, etwas sehnsüchtigen Augen und einer gewaltigen Tonsur, neben ihm Lotte Lenja. Er spricht über Amerikas Theater mit derselben hellen und wissenden Einsicht wie fünfundsiebenzig Jahre vorher in Berlin über die deutsche Avantgarde. In der unbarmherzigen Auslese des Broadway-Theaters sieht er ein Stimulans für neue dramatische Versuche. Mit Elmer Rice hat er «Street Scene», mit Maxwell Anderson «Knickerbocker Holiday» für diese New Yorker Bühnen geschrieben. Und der Erfolg hat ihm in Amerika ebenso recht gegeben wie damals in Deutschland, als Bertolt Brecht sein Verbündeter war. Zum Song, dem jazzbeschwingten Lyrismus der Herbheit, tritt das amerikanische Volkslied in einer vereinfachten, sozusagen stromlinigen Fassung. «Down in the Valley», die Studentenoper der transatlantischen Universitäten und Colleges, ist aus diesem Stil geboren.

Von Rainer Maria Rilkes «Stundenbuch» zu Elmer Rice, von Ferruccio Busoni zum Broadway-Musical, vom «Recordare» a cappella zur psychoanalytischen Operette ist ein weiter Weg. Kurt Weill ist ihn gegangen, ohne sein Gesicht zu verlieren. Zwischen der Funktionsmusik, deren politische Variante Hanns Eisler ausbaute, und einem Musiktheater der Klangkulissee, wie es Carl Orff pflegt, hat er neue Möglichkeiten

gefunden. Die primitiven Rhythmen und Melodien der «Dreigroschenoper», viel kopiert und nie erreicht, haben dem Theater zwischen zwei Weltkriegen wichtige Impulse zugeführt. Ja sie haben ein Kapitel in der Geschichte der Avantgarde begründet.

Weill, der achtzehnjährig an der Berliner Musikhochschule bei Engelbert Humperdinck Komposition, bei Friedrich E. Koch Kontrapunkt studiert hatte, bevor er zu Busoni kam, hat jung die Theaterpraxis kennengelernt. Sein verfrühter Tod am 3. April 1950 war durch

Ueberanstrengung des organisch schwachen Herzens verursacht. Die musikalische Tragödie «Lost in the Stars» nach Maxwell Anderson war gerade beendet worden.

Seine Vorstellung vom Wesen der Theatermusik hat Weill einmal klar formuliert. Er wollte «eine Musik, die den Hörer nicht berauscht, sondern ihn mitzudenken veranlasst, die daher selbst mitdenkt und die, unter Ausnutzung der formalen Kräfte der Musik, von sich aus die Dramaturgie des Werkes bestimmt, um auf ihre absolute Wirkung zu verzichten».



# Zeitgeist

## Lotte Lenya in Amerika *Huffman* *Jan 8, 1982* Begegnungen mit Schülern und Studenten

Von Guy Stern

Lotte Lenya stand ihrer Wahlheimat Amerika nicht unkritisch gegenüber. Aber als sie kurz vor ihrem Tod über ihr Verhältnis zu Amerika mit mir sprach, betonte sie erneut ihre Dankbarkeit und ihr Zugehörigkeitsgefühl zu dem Land, das ihr Zuflucht und unbeschränkte künstlerische Entfaltung gewährt hatte.

Aus dieser Einstellung heraus suchte und fand sie die Jahre hindurch Kontakt zur Schul- und Universitätsjugend Amerikas. Zu einer Zeit, in der ihr (als Schauspielerin und Sängerin) aus Hollywood und vom Broadway oft recht verlockende Angebote zufliegen, zog sie es nicht selten vor (ohne Aufhebens davon zu machen), auch vor ganz kleinen Kreisen jugendlicher aufzutreten. In Cincinnati (Ohio) z.B. kam sie zu einer FLES-Klasse (Foreign Languages in Elementary School), an der vorwiegend Negerkinder teilnahmen, unterhielt sich mit ihnen und stimmte in ihr Singen deutscher Lieder ein. In Fullerton (Kalifornien) wanderte sie mit Professor Gustave Mathieu von Deutschklasse zu Deutschklasse, scherzte mit den Studenten und liess sich Autogramme abfordern.

Oder aber sie rezitierte Gedichte und Prosa auf Sprech-Schallplatten für den Unterricht — zum "Unkostenpreis", wie sie mir einmal lächelnd sagte. Eine Kafka-Lesung war darunter und "Invitation to German Poetry", eine Rezitation deutscher Gedichte (für den Verlag Dover) von Walter von der Vogelweide bis zu Bertolt Brecht.

Sie, die mit wenig Enthusiasmus und manchmal nur notgedrungen an Diskussionsabenden, Fernsehinterviews usw. teilnahm, gab sich bei Unterhaltungen mit Studenten und jungen Menschen völlig ungezwungen, ja ging bei solchen Begegnungen ganz aus sich heraus. Unvergesslich, wie sie nach einer anstrengenden Vorstellung von "Brecht on Brecht" am John Carroll College in Cleveland (Ohio) noch eine gute Stunde lang einer riesigen Studentengruppe Rede und Antwort stand, zum hundertsten Mal als Antwort auf eine Frage erzählte, wie die "Dreigroschenoper" als Geschenk eines Augenblicks und zum Teil als reiner Glücksfall zustande gekommen war, dabei jene frenetischen zwanziger Jahre in Berlin noch einmal aufleben liess, dann mit etwas spitzbübischem Humor auswich, als ein Student fragte, ob denn Weill und Brecht enge Freunde gewesen seien. Sie beendete die Plauderei damit, dass sie statt einer Antwort mit einer wissbegierigen Studentin einen Song von Weill summt, über den die Fragestellerin Auskunft haben wollte.

Dann wiederum entschloss sie sich, Weills achtzigsten Geburtstag nicht etwa mit einer Gala-Gedenkfeier zu begehen, sondern einer collageartigen Weill-Aufführung, die in Detroit von der Wayne State University unter Beteiligung lokaler Schauspieler und einer Studentengruppe veranstaltet wurde. Vor der Pause bestieg

sie mit mir die Bühne zu einem Gespräch über Kurt Weill, nahm eine Ehrung des Staates Michigan, die ihr von einem Senator des Bundesstaates überreicht wurde, mit einem Anflug von Ironie entgegen und mischte sich während der Pause mit sichtlicher Erleichterung unter die Studenten. Gegen Ende der Vorstellung — es war eine Barszene — reichte ihr einer der Schauspieler, ein Student, über mehrere Zuschauerreihen hinweg ein Glas Wein zum Toast. Sie lehnte sich weit vor, ergriff und schwenkte es, wandte sich zuerst an die Darsteller und Sänger und dann an die vorwiegend aus Studenten und Fakultätsmitgliedern bestehende Zuschauermenge.

Ähnliche Szenen spielten sich auch an anderen Universitäten ab. Lenya war mit einer Studentengruppe der Universität Cincinnati in einer Weill-Brecht-Szenenfolge drei Abende hintereinander aufgetreten: für die Zuschauer, besonders aber für die angehenden Schauspieler, ein unauslöschliches Bildungserlebnis. Nach der Aufführung gab es eine Party für die Darsteller sowie für die Mitglieder der Theater- und Deutschabteilung. Gegen zwei Uhr nachts an jenem Sonnabend wollte Lenya Schluss machen. Die Gastgeber, Professor Jerry Glenn und seine Frau, gefolgt von der gesamten Partygruppe, begleiteten sie zum Auto. Jemand stimmte ein Lied von Weill an, die anderen fielen ein, Gitarren wurden herbeigeholt, ein paar Studenten hoben Lenya aufs Auto-



Prof. Dr. Guy Stern mit Lotte Lenya und seiner Gattin Judith (rechts) bei der Kurt-Weill-Gedenkfeier an der Wayne State University (Detroit, Michigan).

dach, und sie stand dort, hörte die ihr vertrauten Lieder als Ständchen und als Huldigung der damals jüngsten Generation ihrer und Weills Bewunderer.

Kurz vor ihrem Tod — Lenya wusste, dass er bevorstand — sagte sie zu einer engen Freundin, Lys Simonette, einer Professorin am Curtis Institute of Music:

"Weisst du, jetzt fallen mir doch alle möglichen schönen Augenblicke aus der Vergangenheit wieder ein. Aber immer wieder komm' ich auf diese neblige Nacht in Cincinnati zurück, als ich oben auf dem Auto im Scheinwerferlicht der anderen Wagen stand und die Studenten Kurts Lieder zu mir hinaufsang. Lys, da hatte ich das Gefühl, hier bin ich zuhause".

### Leute

Fragen nicht wann und warum.  
Bleiben taub. Blind. Und stumm.  
Haben von nichts gewusst.  
Klopfen sich auf die Brust  
Mit den bunten Firlefanzorden:  
Seht, wir sind was geworden!

Gibt Gute und Bösewichte.  
Gibt die Unterrichtsstunde Geschichte,  
Die mit züchtigem Feigenblatt  
Vergangenheit zugedeckt hat.

Ilse Blumenthal-Weiss



Damals im....

# AUFBAU

*An Independent Weekly Journal to Serve the Americanization and the Interests of All Immigrants and to Combat Racial Intolerances.*

Published by the GERMAN-JEWISH CLUB, INC.  
Single copies, 5¢—Subscription: \$1.00 24 copies; \$2.00 a year.

Editor: MANFRED GEORGE

## Gespräch mit Kurt Weill

„...Die übergangslose Anpassung an Amerika ist mir selbst überraschend“ bemerkt Weill. „Ich stamme aus einer jüdischen Familie, die ihre deutsche Vergangenheit bis auf das Jahr 1340 zurückleiten kann. Trotzdem habe ich mich niemals als einen „deutschen Komponisten“ betrachtet, und ich habe immer das vollste Verständnis dafür gehabt, dass die deutschen Nationalisten meine Musik als „undeutsch“ bezeichneten.“

Diese schnelle innere Einbürgerung mag auch die Erfolge erklären, die ich bald auf amerikanischen Bühnen hatte. Glauben Sie aber nicht, dass alles leicht errungen wurde! Im Gegenteil, die ersten Jahre waren voller Mühen und Schwierigkeiten.

Max Reinhardt hat mich herübergeholt. Seine Idee war es, das jüdische Schicksal „The Eternal Road“ dramatisch-musikalisch zu schildern. Er forderte Werfel und mich zur Mitarbeit auf. Als wir 1935 in Salzburg an die Beendigung des Werkes gingen, trat der New Yorker Theatermann Meyer Weisgal an uns heran. Die Verhandlungen wegen der Uraufführung in New York kamen schnell zum Abschluss.“

Ich werfe ein, dass es für mich zu den merkwürdigen Vorgängen im New Yorker Kunstleben gehört, dass ein Bühnenwerk dieser dichterischen, musikalischen und szenischen Qualität keinen durchschlagenden Erfolg hatte.

„Die Erklärung“, entgegnete Weill, „liegt in zwei Dingen. Zunächst: Die Tendenz des Stückes war für Amerika falsch! Ihm fehlt der kämpferische Geist! Gerade die amerikanischen Juden wollen nicht die Geste der Demut und Unterwerfung. Ausserdem: Selbst die gewiegtsten New Yorker Theaterleute konnten nicht die Balance zwischen Kosten und Einnahmemöglichkeiten herstellen. „The Eternal Road“ hat mich aber auf jenem Wege weitergebracht, den ich schon in der „Dreigroschenoper“ und „Mahagonny“ beschritten hatte.“

Ich bin überzeugt, dass die Oper im traditionellen Sinne mit Wagner, Strauss und deren Nachfahren ihr Ende gefunden hat. Man muss selbstverständlich das Beste der vergangenen Epoche konservieren; man kann den Weg aber nicht weiter fortsetzen. Wir haben „Oper“, „Operette“ und „Singspiel“. Die mir vorschwebende neue Form ist richtiges, lebendiges, modernes „Musikalisches Theater“, in dem die Musik nach Ausdehnung und innerer Bedeutung gleichberechtigter Partner ist.

Eine Begegnung mit Maxwell Anderson — der übrigens mein Nachbar in New Jersey ist und mit dem mich eine grosse Freundschaft verbindet — führte 1938 zur gemeinsamen Arbeit an „Knickerbocker Holiday“. Anderson ist, im Gegensatz zu den meisten amerikanischen Dramatikern ein „poet-playwright“. Er schrieb nicht nur das Libretto, sondern auch die Gesangtexte für diese satirische Operette, die in absichtlicher Modernisierung der Gilbert-Sullivan-Tradition die Geschichte des ersten amerikanischen „Diktators“ Peter Stuyvesant erzählt. Die grosse Freilichtschau „Railroad on Parade“, die ich dann für die World's Fair schrieb, und in der ich Elemente der Oper, des Oratoriums, des Balletts und der musical comedy verwandte, war ein wichtiger Schritt weiter zur Popularisierung dieses musikalischen Theaters, weil die Show von Millionen von Menschen gesehen und gehört wurde.

In den Jahren meines Hierseins bin ich, wie gesagt, als Künstler und Mensch ganz in den amerikanischen Kulturkreis hineingewachsen. Ich lebe auf meiner Farm, und mein Interesse ist verteilt zwischen meiner Arbeit, meinen Freunden, meinen Büchern und der Bebauung meines Landes. Ich fühle mich vollkommen als Amerikaner und werfe keinen Blick mehr zurück. Amerika ist für mich die Fortentwicklung Europas, und ich bin glücklich, dass es „my country“ ist!“

A. H.

16. Januar 1942

# Von und über Kurt Weill

*Kupfer  
Feb. 27,*

Kurt Weill: "Ausgewählte Schriften und "Über Kurt Weill"  
(Suhrkamp Taschenbuch-Verlag, Frankfurt am Main)

1976

"Sie ist eine miserable Hausfrau; aber eine sehr gute Schauspielerin. Sie kann keine Noten lesen, aber wenn sie singt, dann hören die Leute zu wie bei Caruso. Sie kümmert sich nicht um meine Arbeit (das ist einer ihrer grössten Vorzüge); aber sie wäre sehr böse, wenn ich mich nicht für ihre Arbeit interessierte. Sie hat mich geheiratet, weil sie gern das Gruseln lernen wollte, und sie behauptet, dieser Wunsch sei ihr in ausreichendem Mass in Erfüllung gegangen." So stellte Kurt Weill im April 1929 Lotte Lenja vor.

Zum 75. Geburtstag und 25. Todestag Kurt Weills ist eine Sammlung seiner in verschiedenen Musikzeitschriften veröffentlichten Beiträge und eine Auswahl aus vierhundert für die Berliner Wochenzeitschrift "Der deutsche Rundfunk" geschriebener Artikel vereinigt worden. Ein immer noch "aktueller" Band, weil sich Weill mit theoretischen und praktischen Fragen des Opern- und Musiktheaters, mit dem Problem des Rundfunks für ein Massenpublikum, und mit anderen umstritten gebliebenen Themen in einer Weise auseinandersetzt, die nicht allein für die späten zwanziger Jahre eines kulturell glanzvollen Berlin und Wien Gültigkeit beanspruchen kann.

Der gleichfalls von David Drew

herausgegebene und mit einem Vorwort eingeleitete Band "Über Kurt Weill" lässt Persönlichkeiten wie Jean Wiéner, Iwan Goll, Harry Graf Kessler, Paul Stefan, T. W. Adorno, Oskar Bie, Ernst Bloch, Alfred Polgar, Paul Bekker, Wal-



# Frankf. Allg. Information über Anfänge

30. März 1971 Deutsche Erstaufführung von Kurt Weills I. Sinfonie in Hamburg

Kurt Weill hat sich zweimal als Sinfoniker versucht, zuletzt 1933, was ein halbes Jahrzehnt Abstand zur „Dreigroschenoper“ anzeigt. Das ältere Schwesterwerk stammt aus Weills erstem Berliner Lehrjahr bei Ferruccio Busoni, 1921; Engelbert Humperdincks Unterweisung im Tonsatz lag drei Jahre zurück. Diese Sinfonie war offenbar ein Gesellenstück des 21jährigen für Busonis Meisterkurs. Weill, der 1950 gestorben ist, hat diesen Erstling angeblich nie öffentlich aufführen lassen. Eine interne Aufführung im Busoni-Kreis aber ist unwahrscheinlich angesichts der großen Besetzung. Die Partitur galt bis nach Weills Tod als verschollen; tatsächlich jedoch hatte sie bei Freunden überwintert. Wilhelm Schüchter zog sie 1957 ans Licht und spielte sie am Norddeutschen Rundfunk aus anscheinend unvollständigem Material erstmalig ein. Die Edition ist David Drew zu danken; die deutsche Erstaufführung nach einem halben Jahrhundert besorgte, in einem Abonnementskonzert des Hamburger Philharmonischen Staatsorchesters, Wolfgang Sawallisch.

Großes Orchester; knapp 25 Minuten Aufführungsdauer; ein Satz aus mehreren Sätzen. Diese Beziehung zu Schönbergs wesentlich älterer erster Kammer-sinfonie ist so äußerlich wie die Analogie durch das gleichfalls grundlegende

Quartintervall, das bei Weill aber tonal definierter Motivbaustein bleibt. Die Großform ist leicht überschaubar. Das fanfarenhaft eröffnende Kopfmotiv, das verklärt im Grave-Schluß wiederkehrt, bildet rhetorisch deutlich das Motto vom Titelblatt der Originalpartitur ab, ein Zitat aus Johannes R. Bechers Festspiel „Arbeiter, Bauern, Soldaten — Der Aufbruch eines Volkes zu Gott“. Innerhalb des mottohaft steuernden Grave-Rahmens wird der Ablauf des mehrteiligen Einsätzers durch dieses im Becher-Titel angezeigte Gefälle von Aufbruch („Sehr wild“) zu religiöser Befriedigung („Andante religioso — Larghetto. Wie ein Choral“) bestimmt. Es handelt sich um polarisierte, zwischen plakathafter Deklamatorik und Idylle schwankender Bekenntnismusik eines fortgeschrittenen Kompositionsschülers auf der Schwelle zur Volljährigkeit wie zur handwerklichen Meisterschaft.

Das erklärt die stilistische Vielfalt dieser Gesellenarbeit. Der junge Kurt Weill führt mit seiner ersten Sinfonie ins reichsortierte Arsenal jener auch musikalisch erregten Jahre ein. Da ist alles beisammen, Hymnus und Motorik, große Geste und strenge kontrapunktische Arbeit, neuromantische Liedmelodik mit Populartendenz und der Neobarock häufiger Concertino-Einlagen oder fugierter Strecken. Der Vergleich

mit dem (nur um fünf Jahre älteren) Hindemith von damals liegt nahe, wobei die enge Beziehung beider zu Max Reger als Tertium comparationis dient. Auffallend die Banalität der Liedthematik, die nicht als verfremdetes Zitat wie bei Mahler eingesprengt, sondern ausgekostet und oft unkritisch übersüßt wird. Was der Herausgeber David Drew für die Fern- und Nahwirkung von Franz Liszt, von Richard Strauss hält, läßt sich auch verstehen als Voraussignal dessen, was viel später, beim amerikanischen Weill, zum Broadway-Erfolg von „Street Scene“ oder zur vielgespielten Schulooper „Down in the Valley“ geführt hat: eine fast schon genialische Anpassungsfähigkeit, mit der Kurt Weills Kommentatoren den Weg von „Mahagonny“ nach „Drunten im Tal“ zu erklären versucht haben.

Davon blitzt bereits hier etwas auf, im gleichsam zielbewußten Eklektizismus dieser ersten Sinfonie, die musikalische Zeitmoden auf die jeweils schlagkräftigste Kurzformel bringt: expressionistisches Pathos und hymnischen Plakatstil, religiösen Aufschwung und den Appell ans Gemüt. Ein Sortiment des Gärend-Disparaten, das Sawallisch anbietet als Paket, als gebündelte Information über Anfänge.

KLAUS WAGNER

## Kurt Weill, der Musikjournalist

### Zu seinen «Ausgewählten Schriften»

Um Themen war er offensichtlich nie verlegen. Er schrieb über «Beethoven und die junge Generation», «Zeitoper», «Ueber Komposition», «Oper in Amerika», «Kompositionsaufträge», «Bernhard Shaw und der Rundfunk», «„Alessandro Stradella“ als Revue», über Siegfried Wagners «Schwarzschanenreich», gar über Berthé-Schuberts «Dreimäderlhaus». Vielfalt und Offenheit des Komponisten Kurt Weill zeigen sich auch beim Journalisten.

Nach der ebenfalls als *Suhrkamp*-Taschenbuch erschienenen Sammlung «Ueber Kurt Weill» folgen nun, auch von *David Drew* herausgegeben, «Ausgewählte Schriften». In seinem knappen und informativen Vorwort meint der Herausgeber, Kurt Weills Schriften liessen sich in zwei Kategorien aufteilen: die einen sollten seine Kompositionen erklären, die anderen seien als Brotarbeiten zu verstehen. Von den rund vierhundert Artikeln wurde hier ein knappes Hundert aufgenommen. Der Grossteil davon erschien in den Jahren 1924 bis 1929 in der Berliner Wochenzeitschrift «Der deutsche Rundfunk», wo Kurt Weill regelmässig seine Vorschauen, Einführungen und Rückblicke publizierte.

Es sind Texte zur Praxis. Sie zeigen den engagierten, unbestechlichen, intelligenten und vor allem den vorausblickenden Zeitgenossen. Vorlieben, Sympathien werden so eindeutig vorgestellt wie auch Antipathien. Weill hatte seine Favoriten. Es waren — das kommt auch in diesem Auswahlband zur Geltung — Ferruccio Busoni, der verehrte Lehrer, und Arnold Schönberg. Trotzdem wusste Weill auch diese wesensfremden Geistesrichtungen zu akzeptieren. Richard Wagner gegenüber wahrt er nüchterne, bei den «Meistersingern» sogar freundliche Distanz. Hans Pfitzner bezeugt er, mehrfach, noblen Respekt. Franz Schreker feiert er als überlegenen (Radio-)Dirigenten. Offenbachs «Orpheus in der Unterwelt» spielt er pointiert gegen Lortzings «Zar und Zimmermann» aus. Durchweg lässt der prononcierte Modernist der zwanziger Jahre die Tradition als solche gelten.

Offensichtlich herrschten, auch hier, die Themen zum Musiktheater vor. Seine Ausführungen zur eigenen frühen Produktion vom «Protagonisten» bis zur «Bürgerschaft» dürfen beim Musikfreund weitgehend als bekannt vorausgesetzt werden. Schon in den zwanziger Jahren war sich Kurt Weill über seine Stellung im klaren: er sah sich in einer Entwicklungslinie von Busonis «Arlecchino» und Strawinskys «Histoire du Soldat» bis zu Veroperungen der Jean Cocteau und Georg Kaiser. Leider müssen hier seine journalistisch-literarischen Kommentare zu seiner «amerikanischen» Periode fast ganz fehlen. Die meisten Artikel erschienen vor 1930. «Oper in Amerika» vom Mai 1937, «A Coke, A Sandwich und Us», vermutlich von 1944 und nur als Maschinenschriftdurchschlag erhalten, sowie «Musikalisches Theater» vom Jahr 1942 als Auszug aus einem Interview des «Aufbaus» sind, obwohl überaus informativ für den europäischen Leser auch von heute, allgemein gehalten und können nicht als produktive Bezüge zum Komponisten und zu seinem damaligen Œuvre verstanden werden.

Drängt sich ein Zusammenhang auf zwischen Weills musikalischer Komposition und seinem journalistischen Schreibstil? Nicht zwingend. In seinen Artikeln drückt er sich zwar knapp, präzise, völlig unverblümt aus; doch ihr Ton ist kaum je witzig, ironisch oder gar — was seiner Musik unabdingbar anhaftet — schmissig und elegant. Ein Hang zur beinahe trockenen Sachlichkeit liesse da eher einen Schönberg-Adepten vermuten als den Komponisten der «Dreigroschenoper».

Die meisten Artikel sind für den Tagesverzehr verfasst worden — und interessieren denn heute nur noch wegen Kurt Weills Autorschaft. Seine Gedanken zu Möglichkeiten der Oper im Radio, zur Filmoper oder zur Präsentation zeitgenössischer Musik sind heute noch so aktuell wie damals und in den bald fünfzig Jahren von der Praxis oftmals — obwohl dafür schon längst nun die technischen Möglichkeiten bereitstehen — noch gar nicht realisiert worden. Daneben kann dieser Band — aus der Sicht eines schöpferischen Musikers — als eine Dokumentation der frühen deutschen Radiogeschichte gelesen werden.

Der Herausgeber weist auf sachliche Fehler und Irrtümer Weills hin. Dazu kämen noch Differenzen der Anschauung. Die Bedeutung von Busonis Nachwirken wurde von Weill allzu einseitig gewertet. Weill sah Verdis Komponistensituation («... die gesündeste Theatersituation: es gab eine Reihe von Impresarios, die Opern in Auftrag gaben») allzu euphemistisch für einen schöpferischen Menschen, denn schon in den zwanziger Jahren hätte man diese als prototypisches Beispiel einer wahrhaften Ausbeutung durchschauen müssen. Aus dem Mund des Antifaschisten Kurt Weill nimmt sich ein Ausdruck wie «Endziel» unbehaglich aus; doch wenn er es einmal damit in Zusammenhang bringt, jede wahre Kunst habe «Schönheit zu geben und durch Schönheit den Menschen gut zu machen und gleichgültig gegen die Kleinlichkeiten des Lebens», so vermutet man in ihm versteckt einen «Elitären» — und ist denn auch gleich mit ihm versöhnt.

Kurt Weills musikliterarische Produktion ist nicht auf einen Nenner zu bringen. Doch diese Absicht wurde vom Herausgeber gar nicht verfolgt. Das Auswahlverfahren wird nicht begründet. Fast alle Artikel wurden hier ungekürzt aufgenommen. Die Anmerkungen sind sachlich-informativ gehalten und nur selten spekulativ, wie etwa zum Aufsatz «Möglichkeiten absoluter Radiokunst», wo David Drew den Komponisten nicht nur zur *Musique concrète* der fünfziger Jahre in Beziehung bringt, sondern meint, «auch etwas von der Anschauung, ja sogar vom Tonfall Stockhausens in den sechziger Jahren» hier aufspüren zu müssen.

Kurt Weill ging in seinem «Melos»-Aufsatz vom März 1929 — in überaus sachlichem Ton — mit den Zeitungskritikern nicht zimperlich um. Selber ein Rezensierender, zeigte er die vornehmste und auch schwierigste Möglichkeit des Kritisierens auf: er begnügte sich oftmals nicht damit festzuhalten, was ist, sondern was anders sein könnte und müsste. Manche seiner Kritiken sind prospektiv — und bezeugen gerade dadurch einen schöpferischen Geist.

Rolf Urs Ringger



# Kurt-Weill-Uraufführung in Holland

~~Franz Altschuler~~  
30 Juli 1957  
Biblisches Chorwerk in Utrecht gespielt

Die Leitung des Holland-Festivals, das seit 24 Jahren im Juni und Juli in verschiedenen niederländischen Städten gleichzeitig stattfindet, ist stets darauf bedacht, neue und interessante Werke des Theaters und der Musik zur Aufführung zu bringen, und in jedem Jahr steht eine Reihe von Komponisten — klassische und zeitgenössische — im Mittelpunkt der Programme. Einer der Hauptkomponisten dieses Jahres war Kurt Weill, der vor 21 Jahren in der Emigration in New York verstorbene Komponist der bekannten „Dreigroschenoper“ und „Mahagonny“. In der Erinnerung der Musiker, der Historiker und des breiten Publikums lebt er weiter als Theaterkomponist und Verfasser charakteristischer unvergeßlicher Songs. Daß sein Oeuvre gewichtige Kompositionen erster Prägung umfaßt, ist wenig bekannt, und nur allmählich kommen auch die Partituren seiner sinfonischen und vokalen Werke zutage, denn Weill war so optimistisch, bei seiner Flucht aus Berlin 1933 den größten Teil seiner Manuskripte zurückzulassen, denn er glaubte, bald zurückkehren zu können — er ist niemals nach Deutschland zurückgekommen.

Unter den erst kürzlich aufgefundenen Kompositionen befindet sich ein biblisches Chorwerk, das Kurt Weill 1923 im Alter von 23 Jahren schrieb und das seinerzeit für unaufführbar erklärt wurde. Die Uraufführung fand nun im Rahmen des Holland-Festivals in der 900 Jahre alten Pieterskerk von Utrecht statt. Dem Werk, „Recordare“, liegt ein Text aus den Klagegedichten des Jeremias zugrunde, und Weill benutzte den lateinischen Vulgata-Text. Ein gemischter Chor und ein Knabenchor wirken mit, und das Chorwerk bewies sich als eine stark expressive, stilistisch eigenartige

und musikalisch fesselnde Komposition. Der NCRV-Rundfunkchor und der „Cantasona“-Knabenchor waren die vorzüglichen Interpreten der Komposition; Dirigent war Marinus Voorberg.

Zwei gleichfalls fast unbekannte Bühnenwerke Kurt Weills waren vorher zur Aufführung gekommen: „Der Silbersee“ nach einem Libretto von Georg Kaiser und „Royal Palace“ nach einem Libretto von Ivan Goll. Dirigent dieser Stücke war Gary Bertini aus Tel Aviv; im „Silbersee“ wirkte die anscheinend ewigjugendliche Lotte Lenya mit, Lebensgefährtin und unvergleichliche Interpretin Kurt Weills.

Im Konzert in der Pieterskerk kamen auch zwei eindrucksvolle geistliche Werke des polnischen Komponisten Krzysztof Penderecki zur Aufführung: die alttestamentarischen „Psalmen Davids“ und das christliche „Stabat mater“. Debütantin im Holland-Festival war die junge israelische Geigerin Miriam Fried, die im Concours der Königin Elisabeth von Belgien erste Preisträgerin war.

Peter Gradenwitz

## *Auffbau* Strassenfest für Kurt Weill

*29. Sept  
1972*

Eine bunte, fröhliche "Block-Party" in Christopher Street zu Ehren von Kurt Weill. Der Anlass: Aufstellung eines Strassenschildes "Kurt Weill Strasse" (Strasse, nicht Street!) beim Theatre de Lys als Vorbereitung für die am 1. Oktober anrollende Premiere: "Berlin to Broadway with Kurt Weill. A Musical Voyage". Über sieben Jahre spielte man dort die Dreigroschenoper als "The Threepenny Opera". Marc Blitzstein war es gelungen, die sozialkritischen, aggressiven Bänkelverse von Brecht genial nachzudichten. Und Weills Musik riss mit — wie immer. Nach meiner — ohne Computer angestellten — Berechnung kamen damals 770.000 Zuschauer ins Theatre de Lys.

Vier Mitglieder des Ensembles gaben eine Kostprobe der neuen Inszenierung. Sehr lecker. Das zahlreiche erschienene Publikum — mit den Füßen klappend, den Fingern schnalzend, als ob's Rock n' Roll wäre, aber sonst sehr manierlich hinter den Polizeibarrieren — ging begelstert mit. Die Strasse hatte sich geschmückt, die Läden Weill-Mementos in die Schaufenster ge-

stellt. Der Höhepunkt: Lotte Lenya wirft gelbe Rosen, die man ihr überreicht hatte, in die Menge. Wie schrieb doch ein Kritiker nach der Premiere des Musical "Cabaret"? New York liebt Lenya.

Die Umbenennung ist nur temporär. Schade. Weill verdient eine Strasse. Weill — und Lenya — schlugen die Brücke vom Berlin der zwar nicht goldenen, der gewitterschwülen, aber doch rasant-erregenden Zwanziger Jahre zu Broadway, Off-Broadway und in die Herzen der New Yorker.

Darum liessen es sich der Regierende Bürgermeister von Berlin Klaus Schütz und seine Gattin Heidi trotz Terminnot nicht nehmen, mit ihrer Anwesenheit die Verbundenheit des kulturellen Berlin mit dem kulturellen New York zu betonen. Man sah auch sonst Prominente: Lindsay hatte Commisloner Davidson geschickt, Graf und Gräfin Posadowsky - Wehner, Generalkonsul Julius Hoffman waren anwesend und aus Berlin Hanns-Peter Herz, Leiter des Presseamts, Dr. Guenter Struwe, Leiter der Senatskanzlei, sowie die zur



## Weill among the surrealists

The new Congresgebouw at Scheveningen, vast, impersonal and gleaming as a recently completed air terminal, might seem an odd place to go to hear two virtually unknown operas by Kurt Weill. But the Holland Festival is vast enough to allow in some surprises. And perhaps Weill's sense of the exotic and irrational would have been pricked by this building with its huge and garish entrance mural by Karel Appel, keeping tenuous links with the real world via mini trams which whizz off to The Hague with the speed and motion of roller-coasters.

There is no lack of exoticism in *Royal Palace*, which Weill composed when he was 25 to a text by the surrealist poet Yvan Goll. Across a lake (which could well be Lake Lugano) comes the distant noise of bells and voices to the balcony of a grand hotel (which could well be in Lugano itself). Dejanira and her three consorts—husband plus once and future lovers—stand listening. The *ferne Klang* and the sound of the music over the waters do not bring pleasure but a sense of dissatisfaction. Dejanira rejects the visions of happiness proposed by her three men and walks away across the lake, not a squalidly watery death like *Wozzeck's* but a surrealistically glorious one as her blonde hair "falls behind her in a train three times her own length" and catches golden stars and golden fish in its tresses.

*Royal Palace* ideally should have been a glossy mixed media show, with film for Dejanira's rejection of the promise of material happiness and her answer to being summoned by bells to a better (?) life. The Congresgebouw performance toyed tentatively with a couple of projections and thereafter let the audience use their imagination and

concentrate on the music. The score, as reconstructed here by Gunther Schuller and Noam Sheriff from the existing piano version is precise and variegated. There is the exoticism of *Le Rossignol*, which the opera at times closely resembles, right down to the fisherman who foretells a death on the balcony. There is plenty of evidence too of Weill's gift for pastiche, but also of the composer's personal imprint notably in the allegro for jazz orchestra when Dejanira's husband offers her a grand tour and the final percussive tango which drives Dejanira into the lake.

Plenty indeed to show why Kleiber thought it worth while conducting the premiere in 1927 and why Gary Bertini has revived it now. Hanneke van Bork was suitably cold and glittering in Dejanira's music and John van Kesteren ardently extravagant as the poetic lover. The woodwind and percussion of the Residence Orchestra were a good deal more in evidence than the strings, but perhaps that is how the piece was written.

*Der Silbersee*, which made up the second and longer half of the evening, is much more difficult to judge. Weill's text this time was a "winter's tale" by the expressionist playwright Georg Kaiser, which to judge from the extracts given at Scheveningen has the perversity of much early Brecht: the flavour is that of *Baal* and *In the Jungle of the Cities*. (Brecht was a great admirer of Kaiser).

Lotte Lenya was engaged as narrator and Frau von Luber, the least attractive character in the play. But despite the presence of that hypnotically intelligent figure on stage, with glittering eyes and gravelly voice, the idea of giving highlights from the show was a dubious one. The singers were shunted around

the stage as well as on and off it and a few more inapposite projections appeared. The audience came for the music and the music was interrupted.

The score shows Weill composing in a much more popular idiom than *Royal Palace* and looking back, particularly in the first act, to *Mahagonny* and the *Dreigroschenoper*. The bitterness of the Hunger Song, well projected by Werner Götz as the hero of the piece, and a dance duet full of irony and distaste for two shopgirls could both have come from the earlier operas, as could a tango for a lottery agent (John van Kesteren again).

But the invention, the splendidly pungent writing of the opening act do not seem to have carried through the remainder of the opera. It is possible that Weill became bogged down by Kaiser's text. This judgment though is tentative, because there were ample signs of insufficient rehearsal towards the end of the evening and the key female role of Fennimore was inadequately sung—Lotte Lenya who has herself recorded Fennimore's "Cäsar's Tod", the most famous number in the opera, showed no sign of pleasure at hearing it again.

Gratitude, then, to the Holland Festival and Gary Bertini for letting us hear the full score of *Der Silbersee*, but also a hope that they will come back to it again and tackle its acknowledged difficulties in a quite different way.

The following afternoon in the much warmer atmosphere, and I suspect rather better acoustics, of the Congresgebouw in Amsterdam Montserrat Caballe gave a memorable operatic recital. There were four arias (by Donizetti, Bellini, Rossini and Verdi), each delivered with perfectly spun tone but each also marked with the sense of drama that is now filling out Mme Caballe's singing.

"Casta Diva" was begun in the chest, a warm reverential invocation to the moon, but a quite different voice was produced for the brilliantly sung cabaletta of private rather than public emotions, "Bello a me ritorna". Mina's "Ah! dagli scanni" from *Aroldo* had a passion and strength that made one regret that Caballe has not so far sung any Verdi in Britain. In between came "Di tanti palpiti" and Elisabetta's "Vivi ingrato" from *Roberto Devereux*. The audience wanted more, but Mme Caballe decided that a quartet of taxing pieces was sufficient for one Saturday afternoon and with a tiny regal wave of goodbye, fingers undulating from the knuckle, she went back to Barcelona.



Lotte Lenya and Kurt Weill in the Twenties

John Higgins

29. Sept. 1976 - Frankfurt, 4. Sept. 1976

# Plädoyer für den amerikanischen „Weill“

Erstaufführungen von „Knickerbocker Holiday“ und „Lady in the dark“ in Hamburg und Lübeck

Kurt Weills amerikanische Jahre liegen, vom Europa der „Dreigroschenoper“ aus betrachtet, noch immer wie im Nebel, der auch die scheinbar zwielichtige Aura seiner Broadway-Produktionen erklärt. Lotte Lenyas Bemühungen, dazu die seines beredten künstlerischen Anwalts David Drew haben an diesem Tatbestand bisher nicht allzuviel zu ändern vermocht, was die Frage nach den Gründen nahelegt. Es fällt ja auf — und die Hamburger Ausstellung „Deutsche Theaterleute im amerikanischen Exil“ hat soeben erst wieder daran erinnert (vgl. F.A.Z. vom 23. 9. 1976) — daß der andere Erfolgsautor der deutschsprachigen Emigranten, Franz Werfel, nach dem Kriege durchaus „heimgeholt“ worden ist. Beide, Werfel und Weill, hatten 1937 Anteil an Max Reinhardts hollywoodesker Monsterproduktion „The Eternal Road“ im Manhattan Opera House, dem angeblich größten Erfolg der deutschen Theater-Emigration.

Das Riesenunternehmen, das trotz ständig ausverkaufter Vorstellungen schließlich an seiner kostspieligen Gigantonomie zugrunde ging, bedeutete für Kurt Weill die Entscheidung: gegen eine Fortsetzung des Pariser Exils, für die amerikanische Staatsbürgerschaft, um die er sich vom Herbst 1937 an konsequent bemühte. Ebenso überlegt aber betrieb er, der im Gegensatz zu den meisten anderen Emigranten als nicht nur berühmter, sondern auch materiell relativ gutgestellter Autor einigermaßen sorgenfrei arbeiten konnte, seine berufliche Eingliederung. Ein Musical Play „Johnny Johnson“ von Ende 1936 für das New Yorker Group Theatre war Vorspiel zu seiner Broadway-Karriere, die er 1938 mit „Knickerbocker Holiday“ fast explosiv startete. Mit „Lady in the dark“ verbreiterte und konsolidierte er etwa zwei Jahre später diesen Durchbruch. Er legte damit den Grundstein für seine noch etwa zehn Jahre andauernde Laufbahn als amerikanischer Erfolgskomponist.

Zwei norddeutsche Premieren erinnern an diese Anfänge des amerikanischen Kurt Weill, der bis heute umstritten ist. „Knickerbocker Holiday“ ist im „tik“ des Hamburger Thalia-Theaters zu besichtigen, zuvor kam „Lady in the dark“ in einer Inszenierung des Lübecker Generalintendanten und Musical-Spezialisten Karl Vibach an dessen Großem Haus heraus. Hat das Bemühen um sinnvolle Beiträge zum Bicentennial der Vereinigten Staaten die beiden Musicals nur zufällig nebeneinander ins Blickfeld gerückt? Oder handelt es sich, begünstigt durch jenen Anlaß, um weitere Anzeichen für eine Kurt-Weill-Renaissance?

## Sanfter Schrecken vor Hitler

Es hatte bald nach Kriegsende erste Versuche unserer Theater und damit wohl europäischer Bühnen überhaupt mit dem amerikanischen Schaffen Kurt Weills gegeben; beide Broadway-Debüts sind dafür Beweis. „Knickerbocker Holiday“ ist schon 1948 in Essen und am Berliner Hebbel-Theater herausgekommen. „Lady in the dark“ erschien unter dem Titel „Das verlorene Lied“ 1952, zwei Jahre nach Weills Tod, zu Paul Roses Kasseler Intendantenzeit am dortigen Staatstheater. Insofern sind die Plakatierungen in Lübeck und Hamburg als deutsche Erstaufführungen, wenn auch im Zusammenhang mit Neufassungen oder Neuübersetzungen gebraucht, nicht ganz korrekt.

„Knickerbocker Holiday“, wie „Lost in the stars“, Kurt Weills letztes Musical, librettiert vom Pulitzerpreisträger Maxwell Anderson, ist mit seinem historisch-satirisch aufgelegenen Szenarium charakteristisch für die Position des Europa-Flüchtlings (Weill) als Neu-Amerikaner. Das Stück nach der 1809 erschienenen, inzwischen klassisch gewordenen „History of New York“ von Diedrich Knickerbocker alias Washington Irving verbindet auf der Grundlage jener parodistisch abgefaßten Stadtge-

schichte beides, den Rückblick auf die als Pfahl- und Schildbürger um 1650 geschilderten holländischen Gründerväter der Stadt, die damals Neu-Amsterdam hieß, mit der Warnung des Emigranten vor dem brandstiftenden Biedermann. In der Figur des Gouverneurs Pieter Stuyvesant, der dem vertrottelten Rat 1647 das Stadregiment aus der Hand nimmt und, unverschämt korrupt, zum Kriege rüstet, hat das deutsch-amerikanische Autorengespann eine Satire auf die Machtübernahme in Deutschland geliefert, eine allerdings milde karikierte Hitler-Miniatur.

Damit beginnen die Schwierigkeiten. Diese Verharmlosung des Hitler-Syndroms zum flüchtigen Entertainment muß nicht erst heute befremden. Aber diese Ausweichbewegung erklärte sich offenbar auch aus New Yorker Gegebenheiten der Entstehungszeit. Wie die amerikanischen Nazi-Stücke und -Filme von damals bezeugen, wurde die Kunde vom fernen nazistischen Unheil meist nur in Form des Agenten-Thrillers vermittelt oder aber in der ebenso wenig Betroffenen auslösenden Verballhornung im Rahmen des Showbusiness.

## Musikwolf im Schafspelz

Die Musik spiegelt deutlich diesen Zwang zur Camouflage, der man mit dem Vorwurf leichtfertiger Anpassung oder der Kompromißbereitschaft nicht gerecht werden kann, bedenkt man jenen Zeithintergrund. Diese Nummern — darunter ein bis aufs rhythmische Gerüst abgeschälter Trauermarsch, eine fulminante Schlachtmusik, die klassisch-romantische Vorbilder wie Tschairowskys Overtüre „1812“ parodiert, sowie der berühmtgewordene, auf Kullerträne spekulierende „Septembersong“ — sind allenfalls Echos aus besseren Songspiel-Zeiten, aber gemixt mit dem neuen, opulenteren Sound der amerikanischen Musikszene. Falls die Besetzung der Hamburger Aufführung dem Original entspricht oder nahekommt, sind die Ingredienzien denkbar einfach gemischt: stark herausgestellter Saxophon-Chorus plus Streicher-Kitt, ökonomisch dosierte Breaks der gestopften Trompeten und Posaunen, dazu im Schlagzeug viel Jazzbesen, das Ganze leicht nieselnd verschmust und zielbewußt übersüßt.

Diese stilistische Vagabundage zwischen beiden Welten vor dem Einschnitt des großen Kriegs hat damals am Broadway ihre Schuldigkeit getan, und sie erweist sich heute bei uns im Zeichen von Coca-Cola-Kultur-Kritik und Bicentennial-Emotionen als brauchbare Vermittlerin. Mit der „Lady in the dark“-Partitur als der nur wenig jüngeren Komposition steht es anders. Zu den ersten, die ihren Urheber nach der Premiere vom Januar 1941 spontan beglückwünschten, gehörte kein Geringerer als Igor Strawinsky, wie uns dank Robert Crafts dokumentarischem Eifer überliefert ist. David Drew hat wohl recht mit der Feststellung, nur scheinbar handele es sich dabei um die am wenigsten persönlich geprägte Partitur, die Kurt Weill bis dahin geschrieben hatte, in Wahrheit aber um eine Annäherung an die „unterbewußte Form von Autobiographie“.

„Wie ist der Mann aus Amerika?“ heißt ein Songtitel aus „Knickerbocker Holiday“. Wie im Gegenzug dazu steht im Mittelpunkt von „Lady in the dark“ ein ursprünglich amerikanischer Typ der emanzipierten Frau, das Karrieregirl. Doch das eigentliche Thema dieses Zweiakters nach einem Buch von Moos Hart heißt, erstmals im musikalischen Showgeschäft und entsprechend trivialisiert: Psychoanalyse. Die Chefredakteurin einer Modezeitschrift wird auf der Couch des Analytikers von ihren Hemmungen befreit. Dabei liefert den Ariadnefaden ins Labyrinth des Unbewußten ein vergessenes, aus traumatischen Gründen verdrängtes Lied.

Die Opern- und Operettenparodie innerhalb einer Zirkusnummer weist als

Spiel mit europäischen Musikformen zugleich auf die eigene autobiographische Beziehung des Komponisten zu diesem Stoff und zu dieser formalen Lösung hin. Die Komposition spiegelt deutlich den doppelten Druck, dem sich Weill ausgesetzt sah. Während der Entstehungszeit dieser bis dahin am meisten amerikanisierten Musik mit ihrer geflissentlichen Verdrängung oder Ironisierung jener noch in „Knickerbocker Holiday“ ausgebeuteten europäischen Impulse trat der Zweite Weltkrieg in seine härtere Phase. „Und als die Partitur beendet war, bestand der europäische Kontinent, wie Weill ihn gekannt hatte, nicht mehr.“ Krasser noch als die „Dreigroschenoper“ sei die Musik zu „Lady in the dark“ nichts anderes als der Ausdruck einer Kulturkrise, der eine gleichzeitige persönliche Krise entsprach, meint David Drew. Er nennt diese Partitur, die für den mit Kriterien seiner europäischen Werke nicht mehr zu messenden Broadway-Weill steht, eine „fast klinisch genaue Analyse der Reaktionsbildungen und der lokalisierten Amnesie“.

Dieser ins Werk eingegangene Verdrängungsprozeß hat offenbar auf die Lübecker Aufführung stark ausgestrahlt. Musikalisch herrscht eine Vorliebe für Weichzeichnung und Soft-Wirkungen, was zum Eindruck von fataler Überlänge beiträgt. Der regieführende Intendant läßt nicht mit der lebhaft-gelenkigen Overtüre beginnen (den Abschluß bildet eine veritable Applausmusik), sondern mit dem vorangestellten „verlorenen Lied“. Mit dieser einleitenden Rückblende erhält der Zuschauer beim nachfolgenden Seelenkrimi des Rätsels Lösung vorweggeliefert. Zugleich wird mit dieser schlicht umschicht gestrickten Liednummer der Charakter einer nostalgisch sich zurückträumenden Aufführung wie im Initial angezeigt. Es bleibt beim bloßen Versuch einer Ehrenrettung dieses sehr komplexen Falles von sogenanntem Selbstverrat. Den Rahmen für diesen Rettungsversuch liefert ein Stargastspiel, mit dem Nadja Tiller ansehnlich und intelligent ihre neue Karriere weiter ausbaut, unterstützt von Mitgliedern des von Karl Vibach rege und wagemutig in Gang gehaltenen Lübecker Allspartenbetriebs.

## Nostalgie statt Überprüfung?

Das Hamburger Thalia-Theater hatte sich mit „Knickerbocker Holiday“ die wesentlich leichtere Aufgabe gestellt. Helmut Baumann ist der choreographisch versierte Spielmeister dieser Aufführung auf der Podiumsfläche des „tik“, die Kathrin Kegler listig platzsparend ausgebaut hat. Der Regisseur gibt die Politsatire um den Gouverneur Stuyvesant (Richard Münch), soweit es sich um eine Härtung und Aktualisierung dieser Lebkuchenfigur handeln kann, von vornherein für verloren. Wohl zu Recht, denn die neue Übersetzung von Ute und Volker Canaris mit komisch verköhltem Deutsch-Holländisch für die frühen Neu-Amsterdamer hat dieses Unmögliche auch nicht fertiggebracht: Maxwell Andersons Anspielungen auf die Roosevelt-Administration der Entstehungszeit in europäisierte Faschismus-Kritik umzubiegen. Jens-Peter Ostendorf, Hauskomponist bei Boy Gobert, ist der tüchtige musikalische Leiter einer Aufführung, die nicht ungeschickt die Gefahren der Broadway-Revue umgeht, indem sie wie von ferne auf die Naivität des alten Jahrmarktstheaters abstellt — kein Patentrezept zum Umgang mit dem amerikanischen Kurt Weill, ebensowenig wie Vibachs Lübecker Revueversuch. Aber beide Aufführungen mit ihrem ungetrübten Premierenerfolg bedeuten ein Stück später Wiedergutmachung. Sie bieten Gelegenheit, das verbreitete Urteil über Kurt Weills Broadway-Arbeiten auf Beimengungen gedankenloser Vorurteile hin zu überprüfen, eine Voraussetzung für mehr Gerechtigkeit.

KLAUS WAGNER



# Der weite Weg Kurt Weills

Süddeutsche Zeitung  
20. April 1964

Eine Musicalpremiere im Münchner Cuvilliéstheater

„Weit ist der Weg zu dem Herzen des Kindes“, singt der Negerpastor Stephen Kumalo, bevor er sich von seiner südafrikanischen Dorfpfarr in die große Stadt Johannesburg aufmacht, um dort seinen Sohn Absalom zu suchen, von dem er lange nichts gehört hat. Noch viel weiter aber ist der Weg, der den deutschen Komponisten Kurt Weill von den Songs der „Dreigroschenoper“ zu den Schulzen dieses Moralischen-Aufrüstungs-Lehrstücks führte, mit dem er als Emigrant in Amerika sein Schaffen kurz vor seinem Tode (1950) abgeschlossen hat. „Lost in the Stars“, wie der Originaltitel lautet, ist eine Dramatisierung des Romans „Cry the beloved Country“ von Alan Paton, der das Negerproblem Südafrikas in Gestalt einer herzbewegenden Familienstory behandelt: Wer versteht nicht den Schmerz des guten, frommen Negerpfarrers, wenn er in Johannesburg erfährt, daß ausgerechnet sein Sohn der Mörder — aus Angst, nicht aus bösem Vorsatz — eines Weißen ist, und daß dieser Weiße ausgerechnet der den Farbigen wohlgesinnte Sohn des Farmers James Jarvis war, der in des Pastors Heimatgemeinde für strenge Rassentrennung und Niederhaltung der Neger eintritt? Wem weitete sich, nach Meinung Alan Patons und seines Bühnenbearbeiters Maxwell Anderson, nicht das Herz, wem feuchtete sich nicht das Auge, wenn der weiße und der schwarze Vater sich just zur Stunde, da Absalom Kumalo wegen Mordes hingerichtet wird, die Hände zur Versöhnung reichen und der Weiße gelobt, hinfort im Sinne seines toten Sohnes das Werk der Bruderliebe zu üben? Edelsinn quillt über die Rampe, wenn Schwarz und Weiß im Verein, der Chor im Finale in pastosem Des-Dur verkündet, daß nur die Liebe des Menschen einsames Sein wärmend erheit, und mächtig rauscht der Beifall durchs Cuvilliéstheater, in dessen Parkett Münchens High Snobiety zahlreich vertreten ist; vielleicht nicht so sehr, weil sie sich für die brennenden Probleme des schwarzen Mannes in Afrika und Amerika brennend interessiert, als weil es schick ist, ihm als Sänger und Schauspieler auf distinguierten Bühnen zu applaudieren.

In der Tat ist William Ray, der den Pfarrer gibt, ein Künstler, dessen wohlgepflegter hoher Baß ebenso wie seine Erscheinung und sein nobles, diskretes Spiel Wärme, Güte, Menschlichkeit und Gläubigkeit ausstrahlen, und Thomas Carey, dem Darsteller des unglücklichen Absalom, glaubt man den hilflosen Schmerz und die Ehrlichkeit der Reue über seine Tat; auch er verfügt über einen schönen und gut geführten Bariton. Felicia Weathers, die rasch zu Ruhm gelangte Salome des Nationaltheaters, spielt mit einer stillen, intensiven Verhaltenseigenschaft die junge farbige Frau, die Absalom noch kurz vor der Exekution im Gefängnis angetraut wird — versteht sich, vom Vater des Delinquenten; der Verbrauch an Rührung auf diesem Höhepunkt der Familientragödie ist enorm. So gern man aber Felicia Weathers und ihre männlichen Landsleute singen hört — was ihnen von Kurt Weill an Larmoyanz und Sentimentalitäten in den Mund gelegt wird, macht den Zuhörer weniger geneigt, ihnen zu lauschen, als rabiät. Die triefende Heimatschulze in amerikanischer Verpackung, sie hätte man vom Komponisten des „Jasagers“, von „Mahagonny“, der „Bürgschaft“ und der „Sieben Tod-

sünden“ am wenigsten erwartet; freilich, deren Texte waren auch nicht von Paton und Anderson, sondern von Brecht und Caspar Neher.

Geblichen ist auch dem letzten Kurt Weill die Leichtigkeit und Eingängigkeit der melodischen Erfindung, gesunken, beklagenswert gesunken ist ihre Qualität. Die sirupsüße Melodik dieser Songs und Chöre könnte auch die Seiten einer mit der linken Hand geschriebenen Partitur von Menotti verkleben. Nichts mehr von der in den alten Werken an der geschärften Harmonik erkennbaren ironischen Verfremdung — die Harmonik des „Weiten Wegs“ ist glatt und ölig wie die der Musikkonfektion der internationalen Unterhaltungsindustrie. Die einst so brillant parodierte Sentimentalität („Siehst du den Mond über Soho, Geliebte?“ aus der „Dreigroschenoper“), das karikierte Pathos — hier ist alles ernst gemeint, schmalzig und schwülstig. Die alte rhythmische Aggressivität (der „Kanonensong“, die Ensembles der Männer von Mahagonny) — nicht einmal in dem Tanzcouplet der Barfrau Linda ist davon noch etwas zu spüren. Einzig der Angstchor, wenn sich die Weißen und die Schwarzen begegnen und voreinander erschrecken, hat noch ein paar rhythmische Konturen, die an die Plastik, wenn auch nicht mehr an die Schlagkraft der Chöre in Weills früheren, in Europa entstandenen Partituren denken läßt.

Es steht uns nicht zu, zu fragen, was einen Musiker von dem Talent und der Bedeutung Weills, der den deutschen Song-Stil geschaffen hat, dazu bewegen haben mag, in den Staaten so weit unter seinem Wert zu produzieren. Ob es im Fall des „Weiten Wegs“ das Bedürfnis war, sein Engagement für eine ernste und gute Sache — nämlich die Rassenversöhnung — in einer beim Durchschnitts-Amerikaner populären Form zu bekunden, ob, wie in vielen anderen Fällen seiner amerikanischen Produktion, einfach die finanzielle Sicherung der Existenz: Wir müssen es bei einem Mann, der einmal für die künstlerische Avantgarde seiner Generation viel bedeutete, auf sich beruhen lassen. Fragen müssen wir aber, ob es notwendig war, uns im Rahmen des Staatsopernspielplans mit diesem traurigen Musical, das sich hochtrabend „eine musikalische Tragödie“ nennt, bekannt zu machen. Die, wie gesagt, gute und ernste Sache, die es vertritt, in Gestalt einer so penetrant larmoyanten Kolportage darzubieten, könnte man einer Goodwill-Institution, wie beispielsweise jener im waadtländischen Caux residierenden „Moralischen Aufrüstung“, allenfalls zugestehen. In der Staatsoper ist sie, zumal auch die dramaturgische Faktur eher an einen Dilettanten als an einen routinierten Bühnenautor wie Maxwell Anderson denken läßt, fehl am Platz. Es wird im Ernst niemand daran gedacht haben, den „Weiten Weg“ als „positives“ Pendant zu Werner Egks tragischer Rassenhaßoper „Die Verlobung in San Domingo“ vorzustellen; künstlerischer Anspruch und Rang sind in beiden Fällen doch wohl inkommensurabel.

Wenn Heinz Rosen, der Inszenator der fatalen Sache, sich für Weill einsetzen wollte — warum hat er sich nicht für die „Bürgschaft“ oder die „Sieben Todsünden“ entschieden, die ihm, dem Fachmann für choreographische Regie, ganz andere Möglichkeiten geboten hätten

als diese primitive Folge von geschwellenen Dialogen und wehleidigen Musiknummern? (Hätte man das Ganze doch nur in englischer Sprache gegeben, daß die Peinlichkeiten, zumal in der Gerichtsszene, nicht gar so direkt herausgekommen wären!) Und ein ad hoc gebildetes Ensemble aus weißen und farbigen Darstellern zu der technischen Präzision und Brillanz zu erziehen, die bei den Akteuren amerikanischer Musicals selbstverständlich ist, dazu reichte die Probenzeit wohl kaum aus, wenn anders sie mit einem Personal, das nicht über die Allround-Virtuosität der als Sänger, Schauspieler, Tänzer und Pantomimiker ausgebildeten Broadway-Ensembles verfügt, überhaupt zu erreichen wäre.

Der Dirigent Daniel Stirn bemühte sich mit dem im Musical-Stil nicht unbedingt eingeübten Staatsopernorchester um die von Saxophon und Klavier bestimmte Klangfarbigkeit, die kaum noch die einst charakteristischen Weillschen Schärfen und Pointen aufweist. Das Beste waren die aus montierten Photoprojektionen und rasch versetzbaren praktikablen Teilen kombinierten Bühnenbilder von Otto Stich; sie allein hatten die harte, plakathafte Direktheit, die auf das hinter dem Stück stehende ungeheure ernste und schwierige Problem hinweist.

Kurt Weills weiter Weg — er war für ihn persönlich weit tragischer als der, den Father Stephen Kumalo in „Lost in the Stars“ beschreiten muß. Denn er war, da er zu dieser Endstation führte, ein Weg nach unten. Und angesichts dieser persönlichen Tragik eines hochbegabten Musikers sein „Wie man sich bettet, so liegt man“ anzustimmen, verbietet uns die Achtung, mit der wir das Gedenken an ihn und die gloriose Zeit seiner Zusammenarbeit mit Brecht und Neher bewahren wollen. K. H. Ruppel

## Literatur

### Über Kurt Weill

Zeugnisse und Dokumente.

In den Wochen vor Weihnachten solle man, meinte Ernst Bloch, ein Liedchen anstimmen, das Lied von der Seeräuber-Jenny, weil es Adventsstimmung verbreite, auch eigne es sich dank der Melodie zur Nationalhymne bei frohen Anlässen. Die Melodie ist von Kurt Weill, der Text von Brecht, der Vorschlag von Bloch, und die Sammlung, die ihn enthält, von David Drew. Sie heißt „Über Kurt Weill“ und enthält ein ausführliches Vorwort, eine Sammlung von Zeugnissen der Zeitgenossen und Tabellen.

Nach Reger, Schönberg, Ives und Eisler ist nun Kurt Weill der Gegenstand von Feiern. Über jene konnte, wenn nichts anderes half, die Kategorie „musikalisches Material“ Auskunft geben, über diesen nicht, denn über ihn gibt es viele schöne Beteuerungen, einige pfiffige Analysen (Bloch, Adorno), weiter nichts. Bislang ist von einem Unternehmen, das sich Bühnenwerken wie „Der Zar läßt sich photographieren“, „Der Protagonist“, „Die Bürgschaft“, „Der Silbersee“, „Lady in the Dark“ annimmt, nichts bekannt. Wir werden daher bei unseren Kenntnissen der Songs, der Mahagonny-Oper, vielleicht auch der Lehrstücke bleiben müssen, wir können die frühen großen Instrumentalwerke wenigstens in Partituren studieren. Das in Amerika für den Broadway entstandene Werk ist verschlossen.

Der Herausgeber des Bandes, David Drew, hat ein neues Interesse für Weill in der Öffentlichkeit bemerkt, und zwar als Folge des Interesses für den modisch ausgestopften Bürgerknaben, wie ihn Schönberg genannt hat, ich meine Hanns Eisler. Sein Werk zu analysieren ist ein Vergnügen. Das Handwerk stammt von Schönberg, die politische Haltung von der KPD, das Schrifttum von der Feder Brechts. Alle musikalischen Sachverhalte lassen sich mühelos einordnen. Handelt es sich um kirchentonale Wendungen beispielsweise, läßt sich die ironische Absicht herbeizitierten.

Die gleiche Wendung im Werk von Weill ist dagegen Ausdruck eines fal-

schen Bewußtseins. Dieses zeigt sich an den amerikanischen Werken. Wie hätte ein Komponist, der im Herzen der Arbeiterklasse eingeschreint werden wollte, sich dem schnöden Geschäft des Broadways mit Haut und Haaren verschreiben können!

Weills Schicksal war, glaubt man der Gegenseite, seine Unfähigkeit, die Gedanken Brechts zu verstehen. Sie teilt er mit Hindemith. Doch gibt der Herausgeber, der diese Gedanken nobel entwickelt, zu bedenken, daß diese Feststellung auch umgekehrt gültig sei. „Feind der meisten Rechtgläubigkeiten und aller Systeme“, schreibt er, sei Weill von dem Weg, den Brecht um 1930 einschlug, abgewichen. Über die Zusammenarbeit mit Brecht enthält der vorliegende Band bedauerlich wenig Material. Das vermerkt auch der Herausgeber. Freilich zeigt sich daran die Problematik eines solchen Sammelbandes. Er ist aus den Materialien zusammengestellt, die sich im Weill-Archiv befinden, und er ist im präzisen Sinn der Versuch einer Rezeptionsgeschichte, nicht einer Bestimmung dessen, was Weill heute wert ist.

Brecht hat im Arbeitsjournal gesagt, daß er dem Busoni- und Schrekerschüler die atonalen, psychologischen Opern ausgetrieben habe, indem er ihm die Melodien vorpiffte und genau angab, welche Haltung die neue für ihn geeignete Musik haben solle. Schaut man sich die Folge der Lehrstücke mit Musik, vom „Badener Lehrstück“ über den „Lindberghflug“, den „Jasager“ bis zur „Maßnahme“ an, dann sind Zweifel an dieser Behauptung allzu berechtigt. Denn Brecht war von Hindemiths Musik zum „Badener Lehrstück“ durchaus angetan, diese aber unterscheidet sich in ihrem methodischen Gestus deutlich von den knappen Umrissen der Musik Weills, so daß eine Zusammenarbeit Hindemith/Weill am Projekt „Lindberghflug“ scheiterte und Weill die vier Musikstücke Hindemiths nachkomponierte.

Der Herausgeber will mit seiner Veröffentlichung zur Rekonstruktion des Bewußtseins beitragen, daß Weill nicht



WEINER, RICHARD 1884-1937

Weiner, Richard



## «Deserteur seiner Generation»

Der tschechische Dichter Richard Weiner

Von Susanna Roth

«Ich bin weder Jude noch Tscheche, weder Deutscher noch Franzose» – mit diesen Worten charakterisierte der Dichter Richard Weiner (1884–1937), der einer jüdisch-tschechischen Familie entstammte und sein Leben vorwiegend in Frankreich verbrachte, die existentielle Situation seiner Entwurzelung. Nach einem Chemiestudium in Prag, dessen letztes Jahr er teilweise in Zürich verbrachte, verzichtete er völlig unvermutet auf seine gesicherte Zukunft in der väterlichen Süßwarenfabrik und zog 1912 nach Paris, um sich dort ausschliesslich der Schriftstellerei und dem Journalismus zu widmen.

## UNSTETES DASEIN

Nie konnte Richard Weiner irgendwo heimisch werden, und das Widersprüchliche seiner frühen Briefe an die Eltern klingt in seinem ganzen späteren Werk nach. 1913 schrieb er:

«Ich will nicht nach Prag zurück. Ich habe alles dermassen satt, dass ich mir nur noch wünsche, dieses Reich schnellstens zu verlassen und nicht mehr zurückzukehren. Lieber lebenslänglich freiwilliges Exil und vielleicht gar Not, als hier Braten zu essen, wo weder Ordnung noch Unordnung, sondern nur ein soziologisches Nichts ist.»

Und ein Jahr später:

«Es ist nicht gut, in der Fremde zu leben. Der Mensch sollte in seinem Land bleiben. Anderswo degeneriert er früher oder später. Ich wünsche mir, nach Böhmen oder Mähren zurückzukehren. Der Mensch kann nur unter den Seinen ganz er selbst sein. Eine noch so karge heimatliche Scholle ist – vor allem für einen Künstler – stets fruchtbarer als die Fremde.»

Der nächste Ortswechsel war nicht freiwillig: im Balkankrieg und im Ersten Weltkrieg musste der sensible Dichter an die serbische Front, von wo er nach einem Nervenzusammenbruch ausgemustert nach Prag zurückkehrte. Von 1919 bis 1936 lebte er fast ausschliesslich in Paris, als Korrespondent bedeutender tschechischer Zeitungen und Zeitschriften. Das traumatische Kriegserlebnis hinterliess nicht nur in Weiners Schicksal, sondern auch in seinem Werk tiefe Spuren: das lebensbejahende Element wurde von Hoffnungslosigkeit abgelöst, der Wille zum Glück vom Willen zur Wahrheit. Die 1913 und 1914 in kleinen Auflagen veröffentlichten Gedichte fügten sich problemlos in das Bild der damaligen literarischen Produktion ein und wurden von (zwar wenigen) Kritikern wohlwollend aufgenommen. Den Einbruch der Verzweiflung markierten die Kriegserzählungen «Die Furie» (Litice, 1916), und nach einem weiteren Prosaband mit dem Titel «Die Fratze» (Skleb, 1919) verstummte der Dichter für ganze acht Jahre.

## LETZTE SCHAFFENS PERIODE

Von 1928 bis 1931 folgte eine letzte, intensive Schaffensperiode, der wir Weiners reifste Werke verdanken, insbesondere das nun in deutscher Übersetzung vorliegende «Spiel im Ernst» (Hra doopravdy). Anlass zu dieser Rückbesinnung auf seine eigentliche Berufung war eine kurze, schicksalhafte Freundschaft mit den jungen simplistischen Dichtern (vor allem René Daumal, Roger Gilbert-Lecomte und Roger Yailland) sowie dem tschechischen Maler Josef Sima. Sie schlossen sich zu einer in Rimbauds Tradition stehenden Gruppe, «Le Grand Jeu», zusammen, in der man Anarchismus, Mystizismus und fernöstliche Philosophie pries und praktizierte. Da Weiners Inspiratoren in ihren ersten Spielen um Leben und Tod dem wesentlich Älteren wahrscheinlich zu weit gingen, trennte sich dieser von ihnen und verfiel danach in eine neue, diesmal definitive Einsamkeit.

Hatte er auch früher nur wenige Leser gefunden, so stiessen seine Lyrik und seine Prosa in der von programmatischem Optimismus und Patriotismus erfüllten jungen Tschechoslowakei auf grosses Unverständnis. In der Tat lässt sich sein Werk nur schwer in eine Tradition einreihen. Zusammen mit wenigen anderen Autoren wie Ladislav Klíma und Jakub Deml gehört er zu den Aussenseitern der modernen tschechischen Literatur; für deren offensichtliche Verwandtschaft könnte man sich mit dem Begriff «böhmischer Expressionismus» behelfen. Diese Dichter hatten wenige Berührungspunkte mit ihrer Zeit, die sich für Fortschritt und zivilisatorische Errungenschaften engagierte. Sie wussten, dass die Integrität der Welt für immer verloren war, ahnten kommende Katastrophen voraus und suchten das Absolute, wodurch ethische Fragen für sie ebenso wichtig wurden wie ästhetische.

## GEISTIGE BEZÜGE

Man hat Richard Weiner einen Vorläufer des Surrealismus und des Existentialismus genannt. Mit dem Surrealismus teilte er das Interesse für das Unbewusste, doch interessierten ihn weniger die Psychoanalyse als Sprache gewordene Träume, Tagträume und Alpträume: als Ausgangspunkt oder besser Bestandteil seiner Poetik waren sie ihm wichtiger als die Realität. Philosophisch standen ihm Bergson und Kierkegaard vielleicht am nächsten, und in der Literatur lassen sich berechtigte Bezüge zu Dostojewski und Kafka herstellen. Während aber Kafka das Ausgeliefertsein und die Hilflosigkeit seiner Antihelden analysiert, sucht Weiner immer wieder einen Ausweg aus dem Labyrinth der Welt, durch das der schuldige Mensch irrt. Verschulden und Verantwortung für nicht begangene Taten finden sich in fast allen Texten Weiners. Obwohl die Biographie Erklärungen

dafür bereithält (Homosexualität, Anlehnung an den Katholizismus ohne Konversion, Enttäuschung sozialer Erwartungen), handelt es sich um metaphysische Gefühle.

Ihren deutlichsten Ausdruck finden sie in den beiden vielschichtigen experimentellen Pro-



Richard Weiner, 1884–1937.

sen des «Spiels im Ernst», die einerseits die Zeit mit den Simplisten aufarbeiten, andererseits eine poetische Meditation über die Bedeutung des

## Fiktion und Faktizität

Neues von Vladimir Nabokov

Von Felix Philipp Ingold

Seit Nabokovs Tod vor zehn Jahren – er starb 1977 in Montreux – hat sich das Interesse an diesem Autor insofern beträchtlich verlagert, als es von einer wellenartigen, vor allem am Skandal-erfolg des «Lolita»-Romans orientierten Leserschaft mehr und mehr auf einen verhältnismässig engen Kreis von Kritikern und Wissenschaftlern übergegangen ist, die mittlerweile – ähnlich der Joyce-, der Kafka- oder Chlebnikow-Forschung – so etwas wie ein internationales exegetisches Syndikat bilden, innerhalb dessen nicht nur äusserst rege, oftmals spielerisch gehandhabte Konferenz- und Korrespondenzkontakte gepflegt, sondern auch – wie unlängst im «Fall Agejew», wo es um die Attribution eines nicht autorisierten Textes aus den dreissiger Jahren ging – polemische Grabenkämpfe ausgetragen werden.

Diese Interessenverlagerung – weg vom naiven Lesen, hin zum ingeniosen Deciphrieren und Interpretieren – hat in jüngster Zeit zu zahlreichen wichtigen Publikationen geführt, die der Nabokov-Lektüre wohl neue Perspektiven eröffnen, ihr aber gewiss keine zusätzliche Breitenwirkung verleihen können. Dies dürfte auf primär- und sekundärliterarische Veröffentlichungen gleichermaßen zutreffen – auf die englischsprachige Erstausgabe von Nabokovs Stücken («The Man from the U. S. S. R.», 1984) und die nunmehr bei Ardis Publishers (Ann Arbor) im Erscheinen begriffene russische Werkedition ebenso wie auf D. Barton Johnsons wegweisende Untersuchungen zur Erzählkunst Nabokovs («Worlds in Regression», 1985), auf den grossen Werk- und Lebensbericht von Andrew Field («VN: The Life and Art of Vladimir Nabokov», 1986), auf das englisch-russische Wörterbuch zur Nabokovschen «Lolita» von A. Nakhimovsky und S. Paperno (1982) oder auf Joann Karges' Monographie über «Nabokovs Lepidoptera» (1985).

Auch die beiden hier nun anzuzeigenden Neuerscheinungen – eine bisher unbekannt-

dichterischen Schaffens darstellen. In Weiners Universum bewegen sich oft puppenhafte Figuren in kulissenähnlichen Räumen. Sie dienen dem Autor dazu, das Schicksal des Menschen als Summe verschiedener Existenzmöglichkeiten durchzuspielen. Oft erscheinen sie verdoppelt oder gespalten und widerspiegeln so den unlösbaren Antagonismus von Wahrheit und Lüge, Rationalem und Irrationalem, Bewusstem und Unbewusstem, oder sie bilden komplementäre Paare: Schauspieler und Zuschauer. Ein häufiges Motiv ist folglich das des Doppelgängers: in ihm wird die Frage nach der Identität des Menschen und der Pluralität seiner Persönlichkeit konstant aufgeworfen.

## ABSCHIED VON DER LITERATUR

Weiners Warnung vor Leichtfertigkeit und Verlogenheit blieb ohne Echo. Und da er die Frage nach dem Sinn des Schreibens in «Spiel im Ernst» nicht positiv beantworten konnte und sich so selbst verdammt, erstatte es nicht, dass er nach dem Misserfolg seiner letzten Bücher unverstanden verstummte. Sein Hauptwerk wurde so zu seinem Abschied von der Literatur.

Das postume Schicksal von Weiners Werk sieht demjenigen zu Lebzeiten des Dichters ähnlich. Jindrich Chalupceky bis heute einzige Monographie wurde 1948 nach der kommunistischen Machtübernahme eingestampft, und bis Anfang der sechziger Jahre erschien keine Zeile mehr. Das Hauptverdienst für die nur kurzfristige «Rehabilitierung» Weiners kommt Věra Linhartová zu; in ihr hat der Dichter darüber hinaus seine vielleicht einzige Nachfolgerin gefunden. Nach 1968 fand diese Phase ein abruptes Ende; danach durfte bis heute noch ein einziger Band herauskommen. Auch im nichttschechischen Sprachraum ist Richard Weiner zu Unrecht ein grosser Unbekannter geblieben. Um so mehr ist es zu begrüssen, dass fast zwanzig Jahre nach dem Erzählband «Der leere Stuhl» nun das wichtigste Prosawerk dem deutschen Leser zugänglich gemacht wurde.

Richard Weiner: Spiel im Ernst. Roman. Aus dem Tschechischen von Peter Sacher. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M. 1987.

gewesen sei, weshalb er «das Geschriebene bald vernichtet» habe. «Die männliche Hauptperson», so heisst es in Nabokovs Nachbemerkung weiter, «war ein Mitteleuropäer, das anonyme Nymphchen eine kleine Französin und die Orte der Handlung Paris und die Provence. Ich liess den Mann die kranke Mutter des Mädchens heiraten; sie starb bald; und nach einem missglückten Versuch, in einem Hotelzimmer die traurige Lage der Waise auszunutzen, warf sich Arthur (das war sein Name) vor die Räder eines Lastwagens.» – Der von Nabokov angeblich vernichtete Text ist vor kurzem bei der Nachlassichtung wiederentdeckt worden und liegt neuerdings in englischer sowie in französischer Übersetzung (noch nicht jedoch im russischen Original) vor, so dass die diesbezüglichen Hinweise des Autors nunmehr überprüft beziehungsweise präzisiert werden können.<sup>1</sup>

Die «Ur-Lolita», die Nabokov als «Kurzgeschichte» in Erinnerung hatte, ist in Wirklichkeit eher ein Kurzroman – der auf «Herbst 1939» datierte Text, dessen russischer Titel, «Volšebnik», im Deutschen mit «Der Zauberer» (oder «Der Magier») wiederzugeben wäre, umfasst rund hundert Druckseiten und entspricht inhaltlich recht genau dem späteren Résumé des Autors, doch ist festzuhalten, dass der Protagonist der Erzählung («Arthur») ebenso namenlos bleibt wie die übrigen handelnden Personen und dass auch der geographische Raum des Geschehens nicht näher bestimmt wird. Im weiteren unterscheidet sich «Der Zauberer» vom «Lolita»-Roman wesentlich dadurch, dass der männliche Antiheld – anders als Humbert Humbert – nicht als Ich-Erzähler, sondern als erzählte Person («er») fungiert.

Trotz der sonst sehr weitgehenden stofflichen Übereinstimmung zwischen den beiden Texten ist «Der Zauberer» – entgegen Nabokovs eigenem Dafürhalten – weit mehr als eine skizzenhafte oder gar misslungene «Urfassung» des Romans. Was wir vor uns haben, erweist sich als eine Meistererzählung von höchstem künstlerischem Rang, zudem als ein Werk, das in geradezu enzyklopädischer Vollständigkeit und gleichwohl mit äusserster Diskretion (sei es durch Anspielung, sei es durch indirektes Zitat oder selbstironischen Kommentar) noch einmal sämtliche Motiv- und Themenkomplexe evokiert (um nicht zu sagen: durchspielt), die für den «russischen» Nabokov bis zu seiner Übersiedlung nach Amerika bestimmend geworden und in der Folge, für den «englischen» Nabokov, bestimmend geblieben sind – so etwa, ausser der zentralen Thematik der heterosexuellen Pädophilie und der ehelichen Hassliebe, die Motivkreise des Schachspiels und der Schmetterlingskunde, des Alphabets und des Farbenspektrums, der Bartrasur, des Rauchens und des Hustens, der Sammlerleidenschaft und des nomadischen Reisens.

## LITERARISCHE PERFEKTION

Dass Nabokov mit dem «Zauberer», seinem letzten in russischer Sprache verfassten Erzähltext, eine literarische Perfektion erreicht hat, die ihn als einen der ganz grossen Prosaautoren dieses Jahrhunderts ausweist, kann keinem Zweifel mehr unterliegen, wenn man sich die drei novellistischen Schlüsselszenen vergegenwärtigt, anhand deren er die Handlung entwickelt – die erste Begegnung mit dem «Nymphchen» im Stadtpark; die qualvolle Hochzeitsnacht mit dessen kranke Mutter; und schliesslich der von magischen Beschwörungsformeln begleitete Liebesakt, den der vierzigjährige Mann an dem schlafenden zwölfjährigen Mädchen in seiner Phantasie – die Welt der Phantasie ist die einzige dem Zauberer adäquate «Wirklichkeit» – vollzieht, bevor er sich, nachdem die Geliebte unversehens erwacht ist und sein Verzeihen schreiend abgewiesen hat, in letzter Verzweiflung den Tod gibt. Nabokovs «sinnliches Denken» – der Ausdruck stammt von ihm – verleiht diesen Szenen eine künstlerische Tiefenschärfe und Prägnanz, wie sie sonst nur in Gedichten erreicht wird, und man muss den Text gewissermassen Wort für Wort abschreiten, um seine vielfältigen ästhetischen Dimensionen – Tragik und Ironie, Sprachspiel und Fremdzitat – vollumfänglich wahrnehmen zu können.

Im übrigen ist «Der Zauberer» wohl auch als eine subtil bekenntnishaft Künstlernovelle zu lesen, die dem Schriftsteller die riskante Rolle des Verführers zuweist und die Schönheit als unnahbare Nymphe imaginiert: «... war es vielleicht die Angst, welche seit der ersten Begegnung mit dem Mädchen ständig seinen unmöglichen Wunsch begleitete, der Schönheit etwas abzugewinnen und sie für einige Sekunden festzuhalten, etwas daraus zu machen, was auch immer es sei, nur damit eine Art von Kontakt hergestellt würde, der in irgendeiner Weise dieses heftige Begehren zu stillen vermöchte? Doch wozu sich den Kopf zerbrechen? Die Kleine würde rasch sich entfernen und wieder verschwinden, und morgen würde ein anderes Mädchen wie ein Blitz vor ihm erscheinen, und so würde er sein Leben damit verbringen, dieses andauernde Verschwinden zu beobachten... Einen Augenblick danach sass sie schon neben ihm, sie hielt sich mit rosigem Händchen, zu deren spitzen Knöcheln mal eine Ader, mal eine

<sup>1</sup> Vladimir Nabokov: The Enchanter. Translated by Dmitri Nabokov. Putnam & Sons, New York 1986. – Vladimir Nabokov: L'Enchanteur. Traduit de l'anglais par Gilles Barbedette. Postface de Dmitri Nabokov. Éditions Rivages, Paris 1986.

<sup>2</sup> Vladimir Nabokov: Peregipska s sestroj (Briefwechsel mit der Schwester [Jelena Sikorskaja]). Ardis Publishers, Ann Arbor 1985.



Vladimir Nabokov mit seiner Schwester Helene Sikorski.



tiefe Mulde verlief, am Rand der Sitzbank fest, während ihre vorgebeugten Schultern unbeweglich blieben und ihre plötzlich erweiterten Pupillen dem Hüpfen eines Balls auf dem Kiesweg folgten...» Den «unmöglichen Wunsch», dieses Wesen «festzuhalten», es in Besitz zu nehmen und ihm dadurch einen höheren Realitätsstatus zu verleihen, muss Nabokovs Zauberer – halb Don Juan, halb Don Quijote – mit dem Leben bezahlen.

## BRIEFWECHSEL MIT DER SCHWESTER

Knapp ein Jahr vor der Erstveröffentlichung des «Zauberers» ist – in russischer Sprache – Vladimir Nabokovs über rund dreissig Jahre (1945 bis 1974) sich erstreckender Briefwechsel mit seiner Schwester *Helene Sikorski* (Jelena Sikorskaja geb. Nabokova) in Buchform erschienen.<sup>2</sup> Der von Nabokovs Adressatin mit auffallend vielen (im Text wohl gekennzeichneten, jedoch nirgends erklärten) Auslassungen edierte Band enthält insgesamt 67 Dokumente, von denen die meisten aus dem ersten Nachkriegsjahrzehnt stammen, mithin aus der Zeit, da Helene Sikorski in Prag ein entbehrungsreiches Leben führte, während ihr Bruder, der 1940 mit seiner Familie in die USA emigriert war und 1945 die amerikanische Staatsbürgerschaft erworben hatte, als (nunmehr englisch schreibender) Autor und als weithin geschätzter Hochschullehrer sich in mittelständischer Behaglichkeit einzurichten begann. Stauenswert an dieser Korrespondenz ist eigentlich bloss deren durchweg gleichbleibende Trivialität, die mit Nabokovs im selben Zeitraum entstandenem Werk – es reicht vom Roman «Das Bastardzeichen» über «Lolita» bis hin zu «Sieh doch die Harlekine!» – auf befremdliche Weise kontrastiert.

Nabokovs meist recht kurz gefasste und in eher kühlem Ton gehaltene Briefe haben im Unterschied zu denjenigen seiner Schwester, die oft sehr ausführlich über ihre materielle Not und

ihren prekären Gesundheitszustand, aber auch über prägende Leseerfahrungen und kleine familiäre Freuden berichtet, vorwiegend die Sorge um seinen literarischen Erfolg, um seine Wohn- und Arbeitssituation, um sein (zu hohes) Körpergewicht und sein (entsprechend unvorteilhaftes) Aussehen zum Gegenstand – alltagsweltliche Ephemeren also, denen keinerlei biographische, politische oder künstlerische Relevanz zukommt, die aber doch deutlich machen, wie weitgehend «Werk-Text» und «Lebens-Text» innerhalb ein und desselben Lebenswerks differieren, ja sich gegenseitig widersprechen können.

Unter diesem Gesichtspunkt ist der sonst eher enttäuschende Briefwechsel zwischen Nabokov und Helene Sikorski immerhin als Beleg dafür von Interesse, dass der «wirkliche» Autor seine Existenz nicht durch sein Leben, sondern einzig in seinem Werk zu bezeugen vermag. Deshalb sollte man bei der Nabokov-Lektüre auch gar nicht erst den Versuch unternehmen, «die Fiktion der Fakten mit den Fakten der Fiktion in Einklang zu bringen»; denn – so hat es Nabokov in seiner Vorlesung über Cervantes formuliert – «ein Meisterwerk der Fiktion ist eine in sich geschlossene «originale Welt», wohingegen «der Begriff des «realen Lebens» auf ein System höchst genereller Vorstellungen gegründet» bleibt, «und nur auf derart allgemeinem Weg treten die sogenannten «Fakten» des sogenannten «realen Lebens» in Kontakt mit einem Werk der Fiktion. Je weniger generell also ein Werk der Fiktion ist, desto weniger ist ihm mit den Begriffen des «realen Lebens» beizukommen. Oder anders – je lebendiger und frischer die Details eines fiktiven Werkes sind, desto mehr entfernt es sich vom sogenannten «realen Leben», denn «reales Leben» ist ja nichts als ein Allgemeinbegriff, die Durchschnittsempfindung, plakativer Massenbegriff, die Welt des gesunden Menschenverstands.»

## Cancan im Schattenreich

Ein Berlin-Essay von Andrei Belyi

Von Ilma Rakusa

Mit Büchern über Berlin wird man in letzter Zeit wahrlich verwöhnt. Der Essay des russischen symbolistischen Dichters Andrei Belyi (1880–1934) über seinen Berlin-Aufenthalt 1921 bis 1923, «Im Reich der Schatten», aber verdient besondere Bedeutung: als physiognomische Skizze einer krisengeschüttelten Stadt («Kreuzungspunkt von Räumen und Zeiten»), in deren Widersprüchlichkeit der Verfasser die Dekadenz der europäischen Kultur inkarniert und die eigene krisenhafte Befindlichkeit gespiegelt sieht.

Als Belyi 1921, im Besitz eines Sowjetpasses, aus Moskau über Lettland und Litauen nach Berlin reist, verbindet er damit die Hoffnung, den Kontakt zu seiner langjährigen Gefährtin Assja Turgenewa, mit der er zwischen 1912 und 1916 am Johannisbau in Dornach gearbeitet hat, nach einer Phase der Entfremdung erneuern zu können. Die Hoffnung erfüllt sich nicht; Berlin wird zum Ort des Bruches mit Assja und (zumindest zeitweilig) mit der Anthroposophie Rudolf Steiners, zu einem Ort des seelisch-weltanschaulichen Umbruchs, zu einem «Domizil des Gespensterreichs». Belyi meidet das russische Milieu (Berlin zählt um 1922 gegen 300 000 russische Emigranten!), verkehrt jedoch anonym in Kneipen und Tanzlokalen, wo er sich – ein begnadeter Tänzer – momentaner Ekstase überlässt. Marina Zwetajewa, die Belyi in dieser Zeit gut gekannt und in einem hellen Essay («Der gefangene Geist») porträtiert hat, deutet Belyi Verwandlungsfähigkeit und Maskierungskunst als Kehrseite seiner «Vater- und Heimatlosigkeit». In Berlin ist Belyi, dessen eigentlicher Name Boris Bugajew war, im wörtlichen Sinne heimatlos, und die «schreckliche Freiheit der Maske» manifestiert sich als «Hilfslosigkeit» (Zwetajewa).

## BERLIN-DIAGNOSE

Liest man Belyi 1924 in Moskau niedergeschriebenen Essay, ist von Hilflosigkeit und persönlicher Misere allerdings wenig zu spüren. Sein selbstbewusst-ironischer, polemisch-aggressiver Ton verrät vielmehr einen Verfasser, der nicht nur Meister seines Fachs, sondern auch Herr seines Schicksals ist. Wir wissen, dass letzterer Eindruck auf Täuschung beruht. Doch besass der Verwandlungskünstler Belyi offensichtlich die Fähigkeit, auch in Zeiten persönlicher Krisen schriftstellerisch souverän und produktiv zu sein: in den schwierigen Berliner Jahren entstanden nicht weniger als sieben Werke und neun Neubearbeitungen.

Belyi sieht Berlin nicht durch einen autobiographischen Filter, nicht als Verlängerung seiner selbst, wohl aber ist er gerade hier für alles Krisenhafte sensibilisiert, das er mit kulturkritischem Pathos und in grotesker Verzerrung demaskiert. Schlüsselbegriffe seiner Berlin-Diagnose sind «schattenreich» und «braun-grauer Opportunismus», Foxtrott und Kokain, Dumpfheit und Verwilderung. Vieles erinnert Belyi an das vorrevolutionäre Russland, dessen grelle Antagonismen er im Bewusstseinsroman «Petersburg» (1916) durchleuchtet hat. Berlin mit seiner «schlafenden, trostlosen, neurasthenischen Luft» und seinen «stickigen, giftigen Gasen» stagniert, während das neue, nachrevolutionäre Moskau «das schöpferische Laboratorium für zukünftige, von der Welt vielleicht

nach nie gesehene Formen ist». Alles in Belyi Essay steuert auf einen solchen Schlussvergleich hin: Moderne und Barbarei erscheinen im Mythos Moskau zu einer schöpferischen Synthese vereint.

## «REALITÄTSZERSETZUNG»

Wirklich fasziniert aber ist Belyi nicht vom proletarischen Moskau, das ihn schon wenige Jahre später desillusionieren sollte, sondern von der unterschwelligen Katastrophenstimmung Berlins, von jener «Realitätszersetzung», die zum chaotischen Miteinander von Instinkt und Herrschaft, atavistischem Tamtam und neuer Sachlichkeit, von Bürgertum und Negerkultur geführt hat. Mit polemischer Verve entlarvt Belyi, nicht ohne Nietzsches und Oswald Spenglers zu zitieren, die in seinen Augen virulenteste Gefahr für das Abendland, die er mit dem Symbol «Neger» bezeichnet.

«Bei Belyi», so schreibt Karl Schlögel über die irritierende Theorie des Russen, «ist der «Neger» allgegenwärtig: in den Sälen des Völkerkundemuseums, in den Cafés auf dem Kurfürstendamm, in den Ausstellungen der Dadaisten und Expressionisten, in den Klängen des Foxtrotts, Shimmys und Jazz – und im Marschtritt des organisierten Rowdytums, das den Namen Faschismus trägt... Belyi «Neger» ist überall am Werk, er ist eine Art internationale Verschwörung... die «Schwarze Internationale». Man mag anführen, Belyi habe, wie viele seiner russischen Zeitgenossen, Max Nordaus «Die Entartung» (1892/93) rezipiert und vitalistische Lebensphilosophien seien um 1920 im Schwange gewesen – den Kern der Sache trifft die Einsicht, dass der somnambulische Cancan-Tänzer Belyi, wenn er über den «Neger» schreibt, den Neger in sich meint – das Barbarisch-Dionysische, Wilde in der eigenen Brust.

## KNEIPEN-ORIENT

Nicht da, wo Belyi über die Negerkultur theoretisiert, sondern wo er den Kneipen-Orient beschwört, gelingen ihm die besten Seiten. Seine Sprache setzt hier, kraftvoll und rhythmisch, Eindrücke des Wahnsinns um – suggestiv wie eine Negertrommel. Ein Herr in Melone läuft vom Dienst direkt in eine Tanzbar, stürzt sich in einen quälenden Booston und eilt als braver Bürger nach Hause zum Mittagessen, oder er rennt ins «Patzenhofer», wo er gegen Ende seines Schoppens die Wahrheit der Veden zu predigen beginnt. Ein mausgrauer Herr Direktor und Eichendorff-Liebhaber entpuppt sich als «Bum-Bum»-Anarchist, während in «kurfürstendammig-langweiligen» Luxusrestaurants «grossmäulige Spekulanten-Wilde aller Länder Eis aus Ananasfrüchten fressen». «Ja, Berlin steht auf dem Kopf: und die Spitzen der subtilen Kultur hausen in den zweifelhaften, schmutzigen Tiefen des gefoppten, verrückten, ausgespienen Lebens; die Tiefen der Kultur aber recken aufs dreiste die Köpfe nach oben; und sitzen in Restaurants, flattern in Autos umher, behängen sich mit Brillanten... Berlin ist ein organisierter, systematisch in die Realität umgesetzter Alptraum, gefasst in die unschuldige Form gewöhnlichen, vernünftigen (bourgeois) Sinnes: jener Sinn aber ist der Unsinn.»

Belyi hat mit seiner seismographischen Sensibilität für katastrophale Zuspitzungen und

## Perpetuum mobile

Von Dezsö Monoszló

Yvon, die ursprünglich Maria geheissen hatte und die diesen banalen Namen, den sie von den spießbürgerlichen Eltern erhalten hatte, erst später ablegte, träumte, dass sie sterben werde. Nach dem Erwachen dachte sie ständig an diesen Traum, bis sie sich endlich sagte, dass das Ganze gar nicht so schlimm war, laut Traumbuch bedeutete ja vom Tod zu träumen ein langes Leben. Peter, der immer Peter geheissen hatte, träumte gar nichts, er wusch und rasierte sich nach dem Aufstehen, dann zog er sich an und dachte sofort daran, dass er jetzt zur Trafik gehen und Zigaretten und Zigaretten holen sollte. Er ging also. Dort begegnete er Yvon. Auch Yvon kaufte Zigaretten, aber nicht dieselbe Marke. Aus der Trafik traten sie fast gleichzeitig auf die Strasse. Der Mann ging unmittelbar hinter der Frau her. Weder schön noch hässlich, sagte er zu sich selber. Aber gerade weil sie nicht schön und auch nicht hässlich war, hatte sie etwas Besonderes an sich. Das alles hätte er aber nicht richtig formulieren können, es waren eher Impressionen, die er da hatte: Duft, Farbe und Yvons graziöser Gang. Bevor sie noch das Ende der Strasse erreicht hatten, wo sie in drei Richtungen abzweigte, beschleunigte Peter seine Schritte, holte Yvon ein und schwang den Arm empor, zu spät fiel ihm ein, dass er ja gar keinen Hut hatte, den er hätte lüften können. «Wir kennen uns ja von irgendwo», sagte er ein wenig verärgert, da er es einerseits lächerlich fand, mit einem so faulen Männertrick zu kommen, andererseits schämte er sich wegen dieser überflüssigen Bewegung nach dem nicht existierenden Hut.

Yvon blieb nach dieser Anrede stehen und betrachtete Peter. «Können Sie sich denn nicht erinnern?» fragte Peter etwas ruhiger.

«Nein», antwortete Yvon, «aber machen Sie sich nichts daraus. Sie können mich begleiten, wenn sie nichts Besseres zu tun haben.»

«Wohin denn?»

«Ist es nicht egal?»

«Doch, völlig egal», gab Peter zu, und sie gingen weiter, als wäre ihnen diese Begegnung bereits lästig geworden. Später heirateten sie trotzdem.

Veränderungen die widersprüchlichen Tendenzen Berlins in den frühen zwanziger Jahren perspektivisch richtig gedeutet, was ihn freilich nicht gehindert hat, gelegentlich in Klischees zu verfallen und über die Stränge zu hauen. Groteske Übertreibung kennzeichnet durchwegs Belyis expressiven Stil (von ihr bleiben auch Let-

Sie lebten viele, viele Jahre nebeneinander. Diese erste Begegnung erwähnten sie nie wieder. Allmählich schienen sie das Ganze vergessen zu haben. Einmal war Tag, ein andermal Nacht. Viele Tage und viele Nächte lösten einander ab. Nachts träumten sie manchmal. Einmal dies, ein anderes Mal das... Als sie älter wurden, träumten sie immer weniger. An einem Herbsttag, als die Wolken tief hingen, schleppten sie sich, alt und müde, den Rhythmus ihrer Schritte verfehlend, in der engen Gasse. Ein noch älterer, grosser Mann mit weissem Bart kam auf sie zu. Als er bereits in ihrer Nähe war, schrie er sie an:

«Erkennt ihr mich denn nicht?»

Die beiden Alten blinzelten einander erschrocken an. Unweit von ihnen ging ein junger Mann mit vorsichtigen Pfadfinderschritten einem herzigen, blonden Mädchen nach.

«Seht ihr dieses Paar?» donnerte der Weisbärtige. Peter griff mit der Hand erschrocken an sein Ohr, nicht einmal so verstand er aber genau, was der fremde Greis von ihm wollte.

«Dieses Paar hier treibe ich gerade einander in die Arme, genau so, wie euch damals.»

«Was sagt er?» räusperte sich Yvon.

«Nichts, ein Betrunkener» winkte Peter mit der Hand, und sie schleppten sich weiter.

«He!» schrie ihnen der Graubärtige nach, «wisst ihr wirklich nicht, wer ich bin? Ich bin das Perpetuum mobile, ich fange an und ich mache Schluss, gleichzeitig aber hat mein Werk kein Ende und keinen Anfang.»

Peter und Yvon gingen weiter. Das Perpetuum mobile zog die Augenbrauen wütend zusammen. Peter tat einen Griff zu seinem Herzen und fiel um. Daraufhin schleppte sich Yvon noch ein paar Jahre allein durch dieselbe enge Gasse. Daran, dass sie dem Perpetuum mobile begegnet war, dachte sie nie, sondern eher daran, dass ihr einmal Peter nachgegangen war.

«Ja, Peter», seufzte sie, «Peter», und ohne sich darüber klar zu werden, wem sie es nachmachte, zog sie die Augenbrauen zusammen, obwohl sie eigentlich lächeln hatte wollen.

ten, Litauer und Franzosen nicht verschont); ob ihm die Berliner «roaring twenties» am Ende nicht doch näher waren, als er sich eingestehen mochte?

Andrei Belyi: Im Reich der Schatten. Berlin 1921 bis 1923. Mit einem Essay von Karl Schlögel. Aus dem Russischen von Birgit Veit. Insel-Verlag, Frankfurt a. M. 1987.

## Auf dem Weg zum «heiligen Handwerk»

Autobiographische Prosa von Marina Zwetajewa

«Die Emigration macht mich zum Prosaisten. Natürlich... ist es eine lyrische Prosa, dennoch kommt sie nach den Gedichten.» Dieses Bekenntnis der russischen Dichterin Marina Zwetajewa aus dem Jahre 1933 gründet sich auf die unumstössliche Überzeugung von einer Hierarchie der literarischen Genres, deren oberste Stufe die Lyrik einnimmt. Als Lyrikerin trat Marina Zwetajewa anfänglich hervor, achtzehnjährig bereits veröffentlichte sie ihren ersten Gedichtband «Abendalbum», der bei seinem Erscheinen im Jahre 1910 höchste Anerkennung erfuhr. Es folgten weitere Gedichtbände, Dramen und Versen, und erst nach der Emigration, also nach 1922, publizierte Marina Zwetajewa in verschiedenen Exilzeitschriften autobiographische Prosa. 1973 kam einiges davon auf deutsch heraus, in der Übersetzung von Ilma Rakusa, die auch den neuesten Prosa-Band unter dem Titel «Mutter und die Musik» herausgegeben und übersetzt hat.

## KINDHEITSERINNERUNGEN

Er enthält vier in den frühen dreissiger Jahren in Paris entstandene Stücke, die allesamt Kindheitserinnerungen heraufbeschwören. Nicht aber das eigene Ich wird in den Mittelpunkt gerückt, als vielmehr Figuren aus der unmittelbaren Umgebung der Zwetajewa, die ihre Moskauer Kindheit geprägt haben. Landschaft, Menschen und Gegenstände verschränken sich – zumal in den beiden kürzeren Stücken – mit magischen und populistischen Elementen zu einer höchst subjektiven Wirklichkeit, in der Vergangenheit und Gegenwart ineinanderfliessen.

Die privateste Sequenz, «Mutter und die Musik», rekonstruiert gleichsam die Genese der dichterischen Entfaltung Marina Zwetajewas in eigenwilligen, assoziativ verknüpften Reminiszenzen. Die Mutter, eine begabte Pianistin, an der Ausübung ihrer Karriere durch deren Vater gehindert, projizierte alle ihr verwehnten Wünsche auf die Töchter, zwang die ältere, Marina, schon als kleines Mädchen, täglich zwei Stunden Klavier zu üben: «Die Mutter überflutete uns mit der ganzen Bitterkeit ihrer nichtverwirklichten Berufung, ... überflutete uns mit Musik wie mit Blut, dem Blut einer zweiten Geburt.» Mit dem Resultat freilich, dass Marina Zwetajewa keine Musikerin wurde; ja sie gab nach dem frühen Tod der Mutter das Klavierspiel ganz auf: «das Andere, das Aufgetragene» nahm sie fortan in Beschlag. Und dies mit solcher Leidenschaftlichkeit, dass Ilma Rakusa in

ihrem vorzüglichen Nachwort mit Recht behaupten kann: «Die Welt besteht für sie aus Wörtern, aus Reimen und Assonanzen.» Alles andere bleibt daneben peripher. Eine Weltanwendung durch das Wort führt zwangsläufig zum Mythos, zu metabiographischen Bildern.

## SINNBILD DES ALTEN RUSSLAND

Sie dominieren denn auch das umfangreichste Stück des Bandes, «Das Haus beim Alten Pimen» überschrieben, in dessen Zentrum die Figur eines alten Mannes steht, eines nahen Verwandten von Marina Zwetajewas Vater. Er wird zum Sinnbild des alten Russland, zugleich aber gewinnt er Züge einer mythischen Gestalt: des Gottes der Unterwelt. Beinahe alle seine Angehörigen überlebt er um Jahre, sogar Jahrzehnte, zu Stein geworden wie das von ihm bewohnte Haus beim Alten Pimen. Über eine Photo zweier frühverstorbenen Söhne dieses Alten heisst es da: «... über die mütterlichen Knie hinweg bespritzten sie sich bis zum letzten Moment mit dem unbewegten Wasser der Lethe...» Solche Bilder sind in ihrer Verknüpfung von fast kindlicher Unmittelbarkeit und strenger Archaik charakteristisch für Marina Zwetajewa, die die Wirklichkeit des Mythos mit eigenen Erfahrungen durchsetzt. Daher auch gelingt es ihr, ihre Eindrücke, Emotionen und Erkenntnisse so darzustellen, als erlebte sie die Koexistenz von Uranfänglichem, Vergangenen und Zeitnahem im Schreibprozess. An dieser Vergegenwärtigung teilzuhaben ist für den Leser der ungemein sensibel übersetzten Prosa der Zwetajewa ein erregendes Erlebnis.

Elsbeth Wolffheim

Marina Zwetajewa: Mutter und die Musik. Autobiographische Prosa. Aus dem Russischen und mit einem Nachwort von Ilma Rakusa. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M. 1987.

## Die Mitarbeiter dieser Beilage

Prof. Dr. Felix Philipp Ingold, Hochschule St. Gallen.

Prof. Dr. Hanno-Walter Kruft, Universität Augsburg.

Prof. Dr. Hans Kuhn, Australian National University, Canberra.

Dezsö Monoszló, Schriftsteller, Wien.

Dr. Ilma Rakusa, Slawistin, Zürich.

Dr. Susanna Roth, Slawistin, Paris.

Dr. Elsbeth Wolffheim, Slawistin, Hamburg.



WEINREB, FRIEDRICH 1910-

Weinreb, Friedrich



# THAUROS LESEBLÄTTER

FRÜHJAHR 1984

Für Bücherfreunde

Nr. 1

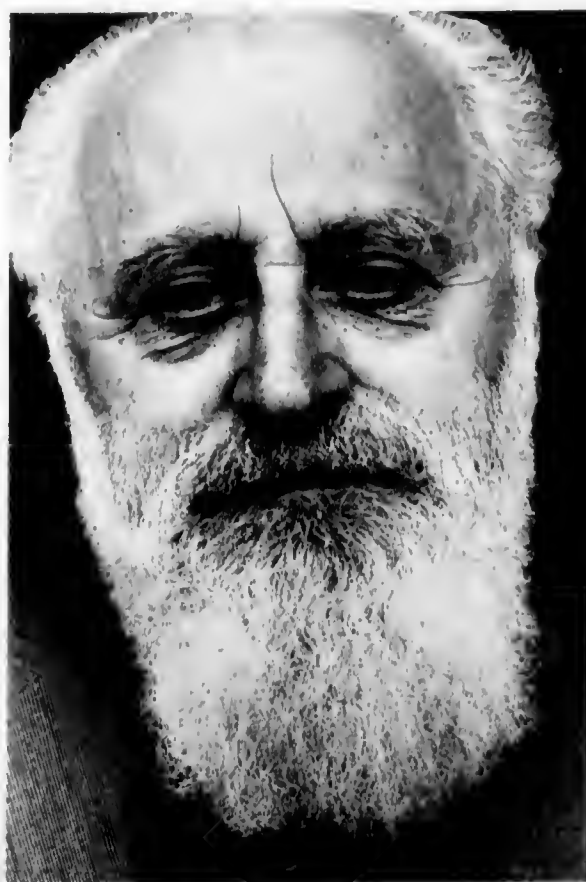
Christian Schneider

## Antworten in einer frag-würdigen Welt

Friedrich Weinrebs schriftstellerisches Werk

Wie stellt man jemanden der Öffentlichkeit vor, der sich allen Maßstäben, die ein solches einordnendes Vorstellen erst ermöglichen, kompromißlos entzieht? Friedrich Weinreb ist in den deutschsprachigen Ländern ein nahezu Unbekannter geblieben, obwohl seit 1965 mehr als 25 Bücher von ihm in deutscher Sprache erschienen sind, darunter Taschenbücher bei Rowohlt und Herder. In seiner zweiten, seiner staatsbürgerlichen Heimat Holland – seine wahre und Geburtsheimat ist Altösterreich (Lemberg) – wetteifert sein Bekanntheitsgrad seit Kriegsende bis heute mit dem jedermann geläufiger Politikernamen. Ein schergewichtiges Werk trägt den lapidaren Titel *Het Weinreb Report*. Es befaßt sich, wie Weinrebs 1969/70 erschienener dreibändiger »Bestseller« *Collaboratie en verzet* (Kollaboration und Widerstand) mit seinen Aktivitäten während der Besetzung der Niederlande durch Nazideutschland. Auslöser war das Friedrich Weinreb gewidmete Kapitel im Buch *Ondergang* (Untergang) des angesehenen Historikers Professor Dr. J. Presser, das 1965 erschien und, reich dokumentiert, die Haltung der Besetzer und der Besetzten im Krieg darstellte. Prof. Presser hatte fast 14 Jahre vollamtlich an dieser Dokumentation gearbeitet und damit einen ihm erteilten Regierungsauftrag erfüllt. Die Besetzten insgesamt schnitten dabei nicht sehr rühmlich ab – mit Ausnahme Weinrebs, dessen ein-

zigartiges Verwirrspiel mit dem SD zum Wohle vieler Juden positiv gewürdigt wurde.



Friedrich Weinreb, 1910 in Lemberg geboren, porträtiert von dem Photograph Walter Schels. Als Schriftsteller und Vortragender sprengt Friedrich Weinreb die gewohnten literarischen Kategorien, seine Bücher schenken dem Leser die Sprache wieder.

### Man brauchte einen Sündenbock

Das verursachte gewaltige Aufregung in Hollands Massenmedien. Eine beispiellose Hetzkampagne gegen Weinrebs Person setzte ein. Die holländische Gesellschaft hatte durch Pressers Buch zwanzig Jahre nach Beendigung des Krieges einen Schock erlitten. Psychologisch ist es vielleicht erklärlich, daß man seine begreiflichen Schuldgefühle – wo übrigens herrschten sie nicht, die Holländer machten keine Ausnahme im Verhalten während der Besetzung – auf den Einen wälzte, der ein ganz anderes Verhalten als die Masse gezeigt und eine ganz andere Aktivität entfaltet hatte. Diese Aktivität Weinrebs war auch der Gegenstand des in der Bundesrepublik Deutschland produzierten Fernseh-Spielfilms *Eigentlich hatte ich Angst. Ein Mann überlistet den Hitler-Terror*, der im Zweiten Deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde. Ab 1984 wird das außerordentlich umfangreiche *Collaboratie en verzet* – und zwar in der unbearbeiteten und ungekürzten handschriftlichen Fassung des Autors – in deutscher Sprache im Thaurus Verlag erscheinen. Es wird dann auch in Deutschland möglich sein, zum ersten Mal einer Stimme zuzuhören, die mit tiefer Anteilnahme, ohne irgendwelche Rachegefühle, unbestechlich genau wie liebevoll den wahren Wurzeln des Dramas von Verfolgern und Verfolgten nachgeht. Es ist der Bericht eines Mannes, der der Konfrontation mit dem Bösen der Zeit weder ins fragwürdige Heldenentum der bewaffneten Widerstandskämpfer noch in die Haltung des Zuschauers noch in innere oder äußere Emigration

ausgewichen ist, sondern seiner Glaubensüberzeugung entsprechend ganz allein und auf sich gestellt gehandelt hat. Wären nicht alle Details von Weinrebs Handlungsweise genauestens belegt, könnte man seine Schilderung für einen Traum ohne Wirklichkeitsbezug halten. Bei der Lektüre dieses unglaublich fesselnden Buches geht einem unwillkürlich die prophetische Doppelbödigkeit der Propagandaphrase »Der Jud ist schuld!« auf: schuld am Untergang der Naziherrschaft.

### Wissenschaft und Glaube

Auch Weinrebs beruflicher Werdegang zeigt alle Züge des Ungewöhnlichen. Sein erstes Buch, er war gerade 26 Jahre alt, erschien als Publikation Nr. 17 des Niederländischen Ökonomischen Instituts, an dem er ab 1935 Leiter des Mitarbeiterteams war, unter dem Titel *Statistische Bepaling van de Vraagcurve* (Statistische Bestimmung der Frage-Kurve), Haarlem 1936. Die wissenschaftliche Welt nahm es lobend zur Kenntnis. Er wurde zum – damals jüngsten – Ordinarius für Volkswirtschaft und Statistik, mit dem Spezialgebiet der mathematischen Statistik, an der Hochschule Rotterdam ernannt. Nach dem Krieg lehrte Weinreb auch im Ausland, in Jakarta/Indonesien und in Ankara/Türkei, war beim Internationalen Arbeitsamt in Genf als Experte für Indien und bei der UNO, Ökonomische Kommission für Europa, ebenfalls in Genf, tätig.

Kern der genannten beruflichen Hülle aber ist Friedrich Weinrebs Herkunft aus dem Judentum chassidischer Prägung. Was sich hinter dieser knappen Zusammenziehung ebenso inhaltsreicher wie nahezu unerkannter Begriffe verbirgt, während eines Menschenlebens im hochtechnisierten 20. Jahrhundert mit seinem alles Bisherige in den Schatten stellenden Zweiten Weltkrieg durch sein Dasein als Mensch unbeirrbar handelnd, lehrend und schreibend weiter und weiter zu entfalten –, ist Weinrebs eigentliche und einzigartige Berufung. Das Älteste, den Ursprung, die Quelle, mit dem letzten Stand der Entwicklung zu verbinden, und dabei den Sinn, die Größe und die einmalige Verantwortung jedes menschlichen Daseins in hoffnungsreicher, freudiger Zuversicht aufzuweisen, dazu bedurfte Weinreb eines Wissens, das von ganz anderer Quelle sich nährt als unsere heutigen Wissenschaften.

Die Welt, die Friedrich Weinreb als Vortragender und Schriftsteller eröffnet, nimmt unserem alles überwuchernden westlichen Intellektualismus in der unmittelbaren Konfrontation erst einmal den Atem. Es ist ein Schock, ein heilsamer. Oder aber wie eine Provokation zur Ablehnung. Das liegt weit mehr am Zusammenprall der Welten als etwa in der Absicht Weinrebs.

Das heute geläufige Weltbild ist wissenschaftlich, und das heißt naturwissen-

»In diesem Buch spricht ein orthodoxer Jude chassidischer Prägung von der Weisheit seiner Väter, die vom lebendigen Wasser der biblischen Quellen und Brunnen geschöpft und getrunken haben. Weinreb behandelt die Bibel nicht als wissenschaftliches Objekt, sondern als ein Gefäß, in dem Gottes Weisheit sich als Medizin für Leib, Seele und Geist des Menschen anbietet, sofern man dieser Medizin vertraut und sie auch empfangen will.« Mit diesen Sätzen empfiehlt die Kirchenzeitung der Diözese Würzburg (Nr. 46, 1983) ihren Lesern SELBSTVERTRAUEN UND DEPRESSION. 55 Seiten. Thaurus Verlag München.



»Wie der Traum sich baut, so baut sich auch das Leben. Man kann weder Traum noch Leben mit dem kühlen Verstand analysieren und dann verstehen. Ohne die Beziehung zu allem in der Welt, ohne die Sehnsucht, die alle zu einer überwältigenden Einheit erfahren möchte, kann man nicht verstehen. Vielleicht wäre es ein Weg der Zukunft, in den Erlebnissen der wissenschaftlichen Untersuchungen, des Studiums, des Denkens und Experimentierens mehr zu träumen. Dieses Träumen aber nicht wahllos über sich kommen zu lassen, sondern zu bedenken, daß der Ausgangspunkt des wahren Träumens die Sehnsucht nach Beziehungen zu allen und allem in der Welt ist. Und daß diese Beziehungen eine tiefe menschliche Wärme brauchen, daß also Liebe zum Leben und zur Welt grundlegend ist.«

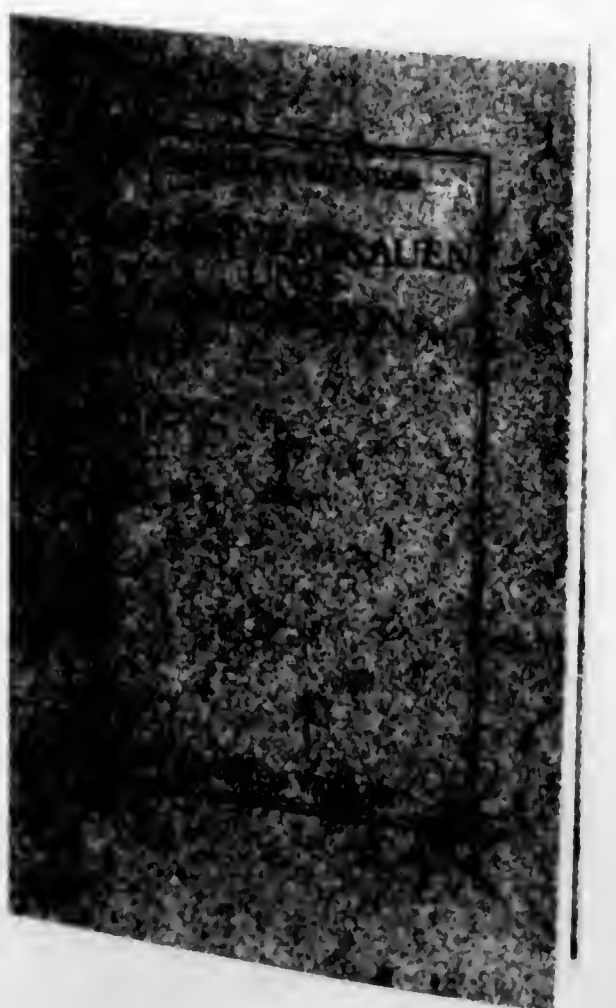
Aus dem Vorwort des Autors zum TRAUMLEBEN. ÜBERLIEFERTE TRAUMDEUTUNG. 4 Bände. 896 Seiten. Thaurus Verlag München.

schaftlich geprägt. Alle Fragen, auch die Lebensfragen, ja selbst die Frage nach Gott, werden innerhalb seines Machtbereiches gestellt und erhalten dort zahllose, ständig wechselnde, ständig modifizierte und differenzierte vorläufige Teil- und Schein-Antworten, fächerartig sich ausbreitend, allmählich in fade Endlosigkeit sich verlierend. Jede Antwort hat nur für eine sehr begrenzte Fragestellung Gültigkeit, erzeugt also ihrerseits nur Enge, die zu vielen Ängsten führt. Seine Einseitigkeit läßt dieses Weltbild heute auf nahezu allen Gebieten an seine Grenzen prallen.

Weinreb, selbst Wissenschaftler, bringt, wenn immer er spricht oder schreibt, diese längst zur Gewohnheit verfestigte Einseitigkeit spontan zu Fall, indem er unseren

»Ein schmales, sehr hübsch aufgemachtes Bändchen, das beweist, daß Wesentliches niedergeschrieben eigentlich nur wenige Seiten braucht. Besonders dann, wenn das Wort so mächtig, so einprägsam tönt wie bei Friedrich Weinreb. VOM GEHEIMNIS DER MYSTISCHEN ROSE, 48 Seiten, erschienen im Thaurus Verlag München, ist ein ideales Geschenk für Leute, die gerne nachdenken und sich zur anderen Seite des Lebens hingezogen fühlen.«

Aus einer Sendung des Österreichischen Rundfunks am 29. 11. 1983.





Bitte trennen Sie diesen Bestellschein ab und senden Sie ihn mit Ihren Buchwünschen an den

**THAUROS VERLAG  
GMBH**

Jakob-Huber-Straße 9  
D-8999 Weiler im Allgäu  
Telefon 083 87-25 10

- Vom Sinn des Erkrankens, 12,- Fr
- Selbstvertrauen und Depression, 12,- Fr
- Die Wurzeln der Aggression, 12,- Fr
- Vom Geheimnis der mystischen Rose, 18,- Fr
- Geistige Erfahrung und Lebenspraxis, 18,- Fr
- Die bewahrte Stimme, 18,- Fr
- Hat der Mensch noch eine Zukunft?, 15,80 Fr
- Der Kreuzweg mit 7 Bildern v. R. P. Litzzenburger, 22,- Fr
- Symbolik der Bibelsprache, 18,80 Fr
- Gedanken über Tod und Leben, 19,80 Fr
- Wie sie den Anfang träumten, 23,80 Fr
- Die jüd. Wurzeln d. Matthäusevangeliums, 24,80 Fr
- Die Astrologie i. d. jüd. Mystik, 30,- Fr
- Das jüd. Passahmahl, 38,- Fr
- Wunder der Zeichen - Wunder der Sprache, 34,80 Fr
- Leben im Diesseits u. Jenseits, 38,- Fr
- Legende von den beiden Bäumen, 39,50 Fr
- Zeichen aus d. Nichts m. Bildern v. D. Franck, 48,- Fr
- Der biblische Kalender: Nissan, 48,- Fr
- Begegnungen m. Engeln u. Menschen. Autobiograph. Aufzeichnungen 1910-1936, 42,50 Fr
- Die Rolle Esther, 42,50 Fr
- Der göttliche Bauplan d. Welt, 42,50 Fr
- Das Buch Jonah, 46,- Fr
- Der Krieg der Römerin. Erinnerungen 1935-1943, 76,- Fr
- Biblische Porträts m. Bildern v. E. Wachter, 78,- Fr
- Die Überraschung am Brückenkopf. Kriegserinnerungen 1942-1946, 80,- Fr
- Weinreb hören und sehen. Eine Festgabe f. F. Weinreb z. seinem 70. Geb. m. Handzeichnungen von E. Wachter, sign. u. num., 90,- Fr
- Traumleben, 4 Bände im Schubert, 119,- Fr
- Tellenbach/Schels, Im Traum hab ich mich schwarz gesehn. Gedichte und Bilder, 39,80 Fr
- Uriel Birnbaum, Von der Seltsamkeit der Dinge. Essays. 34,- Fr
- Walter Herz, Unbekanntes Judentum, 28,- Fr

Meine Adresse:

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

Datum/Unterschrift

Ich wünsche regelmäßige Zusendung der THAUROS LESEBLÄTTER in \_\_\_\_\_ Exemplaren.\*

\* Bitte ankreuzen falls zutreffend

zungen, die es weiter-, tiefer- und höherführen. Eines der Kapitel im Erleben des Ich trägt die Überschrift »König Saul und König David«. Zwei Könige im Erleben des Menschen - heiter der eine und trotz allem Schweren froh und dankbar alles, was kommt im Leben, als Geschenk empfangend wie David; der andere eifersüchtig und düster wie Saul, schwermütig und niedergeschlagen den, der leicht durchs Leben »tanzt«, verfolgend. Zwei Könige, wie im Schachspiel. In seinem Büchlein *Selbstvertrauen und Depression* (1980) hat Weinreb diesen zwei biblischen Königen im Menschen eine zeitgemäße Deutung gegeben. Die biblischen Gestalten, wie sie im Wort leben, sind dem Leser auf einmal so nah und vertraut, wie er immer hofft, mit seinem eigenen, rätselhaften Leben verbunden zu sein.

In gleicher Weise gibt Weinreb auch das Blickfeld frei auf *Die Wurzeln der Aggression* (1980). Als Angreifer, aber auch als Angegriffener, erfährt sich jeder Mensch in seinem Leben. Wie unmittelbar und heilsam sich dieser für Täter und Opfer so quälend ausweglos erlebte Zustand öffnet, befreiend, das ist in Weinrebs Erzählen von Kain und Abel und von Joseph und seinen Brüdern mitvollziehbar. Klarer wird dabei auch, daß die Bibel und der mit ihr verbundene Komplex der jüdischen Überlieferung einen noch weitgehend ungehobenen Schatz im Menschen bilden. Wenn dieser Reichtum, mit dem der Mensch in seinem Kern ausgestattet ist, ins tägliche Leben flösse, dann käme der Mensch, gerade noch in verwirrender Fremde, endlich zu sich selbst.

**Quellen der mündlichen Überlieferung**

Einen ersten Versuch, ausgewählte Quellentexte der Überlieferung in Übersetzung und nur sehr sparsam kommentiert selbst zum heutigen Menschen sprechen zu lassen, hat Weinreb mit dem Buch *Wie sie den Anfang träumten. Überlieferungen vom Ursprung des Menschen* (1976) unternommen. Aufgrund dieses Buches läßt sich des Autors übriges Werk erst recht würdigen. Der Quellentext nämlich bildet im allgemeinen nur den sehr knappen, oft hermetischen Ausgangs- oder Endpunkt von unerschöpflichen Erlebnismöglichkeiten. Er enthält gleichsam die selbstverständliche Voraussetzung in sich, daß der Leser *lebt*, was er *liest*, und nicht etwa, wie heute gewohnt, den Text wissenschaftlich studiert. Damit trennt er sich nämlich ab, macht die Worte, die nur um der Verhelichung mit dem Leser willen da sind, zum Gegenstand und schafft Leichen in seine wissenschaftliche Scheuer, wo die Hochzeit des Lebens hätte stattfinden sollen. Weinrebs Bücher aber sind Kinder derartiger Hochzeiten. Das Leben selbst spricht aus ihnen, weshalb es sich mühelos mit dem Leben des Lesers verbindet, aber, wie in einer guten Ehe, so, daß jeder darin gerade sich selbst verwirklicht.

Vom Hören und Sprechen in der mündlichen Überlieferung, die ebenfalls eine Einheit in der Weise einer Ehe bilden, erzählt Weinreb in dem Buch *Die bewahrte Stimme* (1983). Worin gründet das Geheimnis der Stimme? Was geschieht, wenn der Mund spricht und das Ohr hört? Der, dem das Sprechen kommt, wie der, dem das Ohr zum Vernehmen sich öffnet, - beide stehen darin im selben tiefen Geheimnis, beiden geschieht es aus Gnade. Im zweiten Teil des Buches gibt Weinreb eine Übersicht aller seiner auf Band oder Tonkassette erhaltenen Vorträge, Kurse und Tagungen; dabei geht er auf Themen und Inhalte näher ein und zeigt, wie dieses gewaltige Reservoir mündlicher Überlieferung in deutscher Sprache aus den ersten Anfängen in Zürich zustande kam.

**Begegnung mit zeitgenössischer Kunst**

Die Texte Weinrebs zu drei »Begegnungs-Büchern« sind von Bildern zeitgenössischer Künstler angeregt worden; das eine, *Zeichen aus dem Nichts*, mit Aquarellen von Dieter Franck, wurde schon genannt; die beiden anderen sind *Friedrich Weinreb erzählt den Kreuzweg nach sieben Bildern von Roland Peter Litzzenburger* (1982) und *Biblische Porträts* (1982) mit Bildern von Emil Wachter.

Die Situation des *Kreuzweges* erlebt Weinreb als Prolog zur Auferstehung, ganz intim und persönlich, aus eigener Erfahrung im Leben, wie es Paulus jedem Christen zuruft: Gestorben bist du und auferstanden! Die permanente Gegenwart dieses Heilsgeschehens mag den Leser in ungeahnter Weise betroffen machen. Er erlebt Tod und Auferstehung in der göttlichen Unmittelbarkeit, frei von historischer Fixierung und den üblichen dekorativen Hüllen, die das alles als »einmal in ferner Vergangenheit geschehen« suggerieren.

Wachters biblische Porträts, die die zeitlose Wirklichkeit des Heiligen zur Anschauung bringen, waren Ausgangspunkt für Weinrebs »biblische Miniaturen«. Der Name einer biblischen Gestalt in der Sprache der Bibel ist wie ein Antlitz, dem vergangenes, gegenwärtiges und künftiges Schicksal ineins eingepägt ist. Und wer den Namen zu lesen versteht, dem entfaltet sich in stauendem Wiedererkennen sein Leben im Muster des Heiligen. Nah ist ihm dann Mose, David oder Jeremias; er könnte sich in ihnen finden.



nung meldet es sich bei dem, der mit den Mitteln des Bewußten die andere, die geistige, die nichtbewußte Seite des Lebens beeinflussen will. Vielmehr ist dort gerade das Zentrum, von dem Wirklichkeit und Praxis ihr Gepräge erhalten. Dieses Zentrum ist niemals mit gezielter Übung zu erreichen, sondern nur durch Vertrauen, Glaube, Liebe und Hoffnung zu stärken.

**Zukunftshoffnung**

Friedrich Weinrebs schriftstellerisches Werk will dem Menschen unserer Zeit nicht in erster Linie interessantes Wissen vermitteln oder gar Lebensanleitungen geben; sondern es will ihn eindringlich auf seine Herkunft verweisen und die Treue zu ihr erwecken und festigen, die Hoffnung stärken, Mut zum Vertrauen und Glauben geben, die Angst vor der Freude nehmen. Daß dabei wie von selbst ein reiches philologisches, mythologisches, psychologisches, anthropologisches und vor allem biblisches Wissen mitkommt, ist selbstverständlich und macht die Lektüre jedes Buches zum geistigen Abenteuer mit immer neuen Überraschungen. Die Frage *Hat der Mensch noch eine Zukunft?* (1971) - gerade heute angesichts weltweiter ökologischer und militärischer Bedrohung zunehmend und meist angstvoll gestellt - findet in allen Büchern Weinrebs vielfältige und positive Antworten.

Die echte Lebensfreude, der Zukunft täglich, stündlich, ja von Augenblick zu Augenblick als dankbar angenommenes Geschenk begegnet, ist die Frucht eines tiefen Vertrauens auch gegen alle Beweise. Dazu lese man einmal die Kriegserinnerungen Weinrebs. Sie erzählen von der alles verwandelnden Kraft, die vom alltäglichen Hoffnung-schenken, Gutes-gönnen und Freude-bringen ausgeht, weil sie hinter allen, zuweilen unerträglich grausamen Masken unbeirrbar *den Menschen* im Bild und Gleichnis Gottes erkennt. Aus solchem Verhalten, aus einer solchen Lebensweise erwächst Einsicht; wie schon die starke Sehnsucht nach Einsicht und Glaubenwollen, Vertrauen-schenken-wollen das Verhalten im Alltag weit stärker zum Guten bestimmt, als bewußtes Streben es vermag.

Zukunftsweisend sind Weinrebs Bücher, weil sie von der Quelle des Glücks im Menschen, in *jedem* Menschen, erzählen, die von der alltäglichen Lebensweise zum Sprudeln gebracht wird. Dann erschließt sich dem Menschen auch alles, was er wissen muß und will; dann braucht er dem Wissen nicht mehr nachzujagen. Durch Studium, Meditation oder sonstige absichtsvolle Bemühungen versiegt diese Quelle leicht, und der Mensch findet sich nur im Netz seiner Zwänge verstrickt. Aber gerade dann - und vielleicht *erst* dann - sehnt er sich nach Befreiung, die seit je geduldig nur auf ein Zeichen seiner Sehnsucht wartet.



**Mystik, Geist und Leben**

Viele Ebenen durchläuft diese Suche, und in entsprechend vielen Dimensionen geschieht das Finden. *Vom Geheimnis der mystischen Rose* (1983) erzählen, heißt für Friedrich Weinreb, von der Grundstruktur des Lebens sprechen. In vielen Windungen vollzieht sich unser Leben, wie das alte Bild des Schneckenhauses als Spirale es zeigt. Der lebendige Mensch durchbricht den Kreis in der Horizontalen und erhebt sich. Was ihm in den höheren Windungen widerfährt, begründet auch sein symbolisches Weltverständnis. Am Beispiel der mystischen Rose übersetzt Weinreb das Symbolische ins nachvollziehbare Erleben und befreit damit diesen Begriff aus philosophischer Erstarrung.

Das westliche Leistungsdenken hat die heute fast schon zur Mode degradierte Weisheit des Ostens - Yoga, Zen - im Zwang des »Übens« erstarren lassen. In ursprünglicher Bedeutung ist Yoga zum Beispiel eine erfüllte Verbindung von *Geistige(r) Erfahrung und Lebenspraxis* (1983). Als unfurchtbare, störende Span-

Verantwortlich für den Inhalt: Christian Schneider, Zentnerstraße 32, D-8000 München 40  
Gestaltung: Rudolf Paulus Gorbach, D-8035 Buchendorf  
Fotos: Christoph Bauer



# THAUROS LESEBLÄTTER

Herbst 1985

Zum 75. Geburtstag von Friedrich Weinreb

Nr. 2

Eugen Baer

## Friedrich Weinrebs Wohnen in der Zeit

*Ich glaube, alles dreht sich  
um das Phänomen Zeit.*  
Friedrich Weinreb

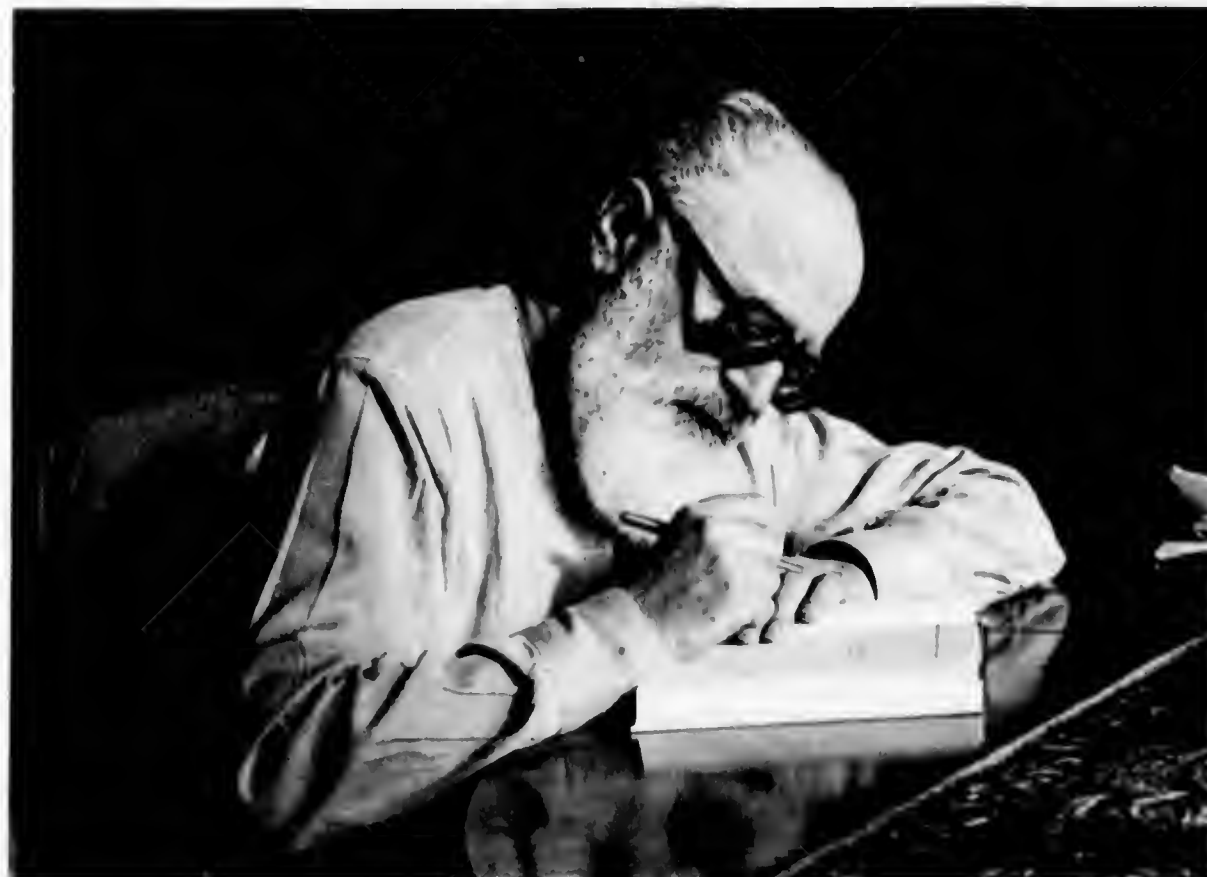
Friedrich Weinrebs sehr ungleicher Namensvetter Friedrich Nietzsche, der ihm aber vielleicht doch nicht so ganz ungleich war, schreibt in seiner Autobiographie *Ecce Homo*: »Um nur etwas von meinem Zarathustra zu verstehen, muß man vielleicht ähnlich bedingt sein, wie ich es bin – mit einem Fuße *jenseits* des Lebens...« Das Wort »jenseits«, das, wie Weinreb uns erinnert, dem Hebräer sein Wesen schenkt, beinhaltet eine ungeheure Befreiung von aller Form, erschließt aber zugleich eine von innen kommende Freiheit, sich uneingeschränkt auf das Wort »diesseits« einzulassen.

Weinreb lebt, wie sonst kein Mensch, dem ich begegnen durfte, zugleich »jenseits« und »diesseits«. Er selber ist die Legende von den zwei Bäumen im Paradies, über die er in seinem Buch *Legende von den beiden Bäumen* (1981) so schön geschrieben hat: Ein Baum, der Frucht ist, und ein Baum, der Frucht macht. Er erlebt Sein und Werden in ihrer Doppelheit als Einheit.

Das kann man so abstrakt sagen, und das kann dann einleuchten oder eben nicht. Bei Weinreb spürt man aber nichts Abstraktes. Da sprüht und glüht das Leben direkt in die Seele. Da spürt man den Baum des Lebens in sich wachsen.

Der Fluß der Zeit wird zur Liebessuchung nach der heiligen Quelle, die jenseits von Anfang und Ende steht. Wiederum das Wort »jenseits«. Wie tief wohnt Weinreb in diesem Wort, um die Zeit als Liebessuchung erleben zu dürfen!

Warum Liebe als Geheimnis der Zeit? Weil die Zeit als Gegenüber Gottes sein Abbild ist. Aber eben kein Bild, das steht. Alles zerfließt ins Jenseits, weil es von



»Wer ich bin, fragen Sie? Ich weiß es nicht. Ich weiß höchstens, daß ich auf dem Weg zu mir bin und daß ich dann sehr überrascht sein werde. Und ich weiß nur, daß ich mich sehne, mit allem, was lebt, in Beziehung zu stehen. Daß das Gute sich wohlfühlt, weil es

die Ewigkeit kennt. Und daß das Böse, das große Geheimnis, von Gott gerichtet wird und damit aufhört, das Böse zu sein« – läßt Friedrich Weinreb den Rebbe von Lelov in der Geschichte des 15. Ijar sagen. Eine trefende Selbsterkenntnis.

dort her als dem Urquell strömt, und wieder dorthin wie der verlorene Sohn in die Heimat zurückkehrt. So sind denn alle unsere Vorstellungen vom Jenseits nicht wahrhaft jenseitig, wenn wir sie nicht, gerade als Abbild Gottes, freudig in seinen Abgrund zerfließen lassen.

Selbst das Bild des Flusses muß zerfließen. Dann öffnet sich der Himmel als des Menschen Maß. Wenn der Himmel aber zum Maß des Menschen wird, dann heißt dies einmal, wie Hölderlin »In lieblicher Bläue« sagt, daß es dann auf Erden kein Maß mehr gibt. Es besagt aber auch, daß der Himmel eben auch nicht gemessen werden kann, wie dies im Dual des hebräi-

sehen »Schamajim« so schön zum Ausdruck kommt.

Und es besagt drittens, daß die Sprache, die uns Wörter wie »Zeit« und »Ewigkeit« schenkt, auch nicht gemessen werden kann. Das Maß von Weinrebs Sprache ist der Himmel. Wenn ich ihm zuhöre, fließt und zerfließt wirklich alles. Er bereitet ja auch nie etwas vor. »S'kommt schon«, sagt er. Und wirklich: »Es« kommt immer. Und während seine Worte fließen, spürt man das Gegenüber, die Gegenwart der Quelle. Weinreb, als biblischer Orpheus, pflanzt mit seinen Erzählungen den Baum des Lebens, die »reine Übersteigung« (Rilke) in unser Ohr.

Seit letztem Jahr arbeitet er nun an einem biblischen Kalender, der jeden Tag mit dem Selben füllt. Die ersten zwei Monate, Nissan (im Zeichen Widder) und Ijar (im Zeichen Stier), sind erschienen. Monate ziehen wie der wechselnde Mond den Kreis des Sonnenjahres. Der Mond nimmt zu und ab, verschwindet ganz und kommt immer wieder, wie die Zeit. Die Sonne strahlt Licht und Ewigkeit in dieses ewig wandernde Gegenüber. Der Kalender wird so im Wechsel von Nacht und Tag, von Mond und Sonne, zur Begegnung mit dem, was uns wesentlich berührt, und zwar jeden Augenblick, was immer geschieht, es ist immer Zweifelt in Einheit: die Geschichte der Welt mit Gott und Gottes Geschichte mit der Welt in einem. In jedem Augenblick blicken sich Mensch und Gott gegenseitig in die Augen, und zwar so, wie sich nur Verliebte anschauen können.

So wird denn jeder Tag der Woche zu einer Stufe der Einswerdung mit Gott. Sieben Tage. Die Zahl Sieben. Wie Weinreb uns aus alter Tradition erzählt, leben wir in dieser Welt eigentlich am siebten Tag. Der achte ist verborgen, aber schon anwesend als der Kommende, wie ein Schatz, für den man alles hergibt.

Mitarbeiter dieser Leseblätter:

**Dr. Eugen Baer**  
Professor der Philosophie  
Hobart and William Smith Colleges  
Geneva, New York, USA

**Rektor Martin Gutl**  
Leiter des Bildungshauses  
Mariatrost in Graz

**Universitätsprofessor  
Dr. Herbert Pietschmann**  
Direktor des Instituts für  
Theoretische Physik der  
Universität Wien

**Christian Schneider**  
Herausgeber und Verleger in  
Weiler im Allgäu

Zu jedem Tag erzählt Weinreb eine chassidische Geschichte. Warum das? Doch wohl, weil wir uns nur durch das Erzählen von Gottesgeschichten von Gott her erschaffen lassen dürfen. Wir sind ja, was wir sind, durch das Wort. Aber wer spricht denn im Wort? Dies ist ein Geheimnis, das die von Weinreb ausgewählten Geschichten mit zarter Hand berühren.

Die Geschichten stammen aus mündlicher Überlieferung, oft in kleinen Heften aufgeschrieben und von Hand zu Hand weitergegeben. Sie sind also ebenso verborgen wie das, was uns in dieser Zeitwelt heil und heilig macht. Sie sind da und doch diskret nur dem suchenden und liebenden Blick zugänglich. Weinreb, wie



Die traditionelle Mahlzeit der Juden am ersten Abend ihres zentralen Festes, wenn die überlieferte Erzählung vom Auszug aus Ägypten, die »Hagadah«, gelesen wird, nimmt

Friedrich Weinreb als Ausgangspunkt einer Entfaltung des Wesens der Erlösung. Indem er die Handlungen, Bräute und Texte, die diesen Abend und diese Nacht seit jeher bestimmen, in ihrem Sinn, den sie über Jahrtausende bewahrten, für unsere heutige Zeit und unser heutiges Lebensgefühl erschließt, wird zugleich erlebbar, was die Erlösung für den Menschen überhaupt bedeutet. Der historische und folkloristische Aspekt, der den Kern der Hagadah auch für heutige Juden fast vollständig verdeckt, tritt ganz in den Hintergrund. Und plötzlich kommt, wie eine überreif gewordene Frucht, die ganze Fülle jenes Erlösungsgeschehens zum Vorschein, nach dem sich der Mensch eigentlich sehnt. Die tiefe, alltäglich gelebte Vertrautheit des Autors mit der jüdisch-chassidischen Tradition, in der er wurzelt, hat in diesem Buch vollendeten Ausdruck gefunden. Es ist ein inniges Bekenntnis zur Herkunft des Menschen, deren wahre Erinnerung allein seine Zukunft verbürgt. Erlösung ist nicht in erster Linie die Angelegenheit irgendeiner Religion und ihrer Riten, sondern das zentrale Ereignis im Dasein des Menschen, in seiner Gegenwart. Vielleicht ist ein Autor noch nie so weit gegangen wie Friedrich Weinreb in diesem Buch, und noch nie dem Menschen und seiner tiefsten Sehnsucht dabei so nahe gekommen. **DAS JÜDISCHE PASSAHMAHL UND WAS DABEI VON DER ERLÖSUNG ERZÄHLT WIRD.** 277 Seiten.

Thauros Verlag Weiler im Allgäu



»Mein Gebet, das bin ich«, sagt Friedrich Weinreb. Damit ist vielleicht der wesentliche Grundzug allen Betens eröffnet. Das Gebet als Existenzvollzug verweist nachdrücklich auf das vom Ewigen durchwirkte Alltägliche, das wegen der steifen Feierlichkeit vieler Gebetstraditionen in diesem Zusammenhang kaum erwartet wird.

»Eben dieses Gebet, das du selbst bist, bestimmt dein Verhalten.« Hier ist von Weinreb eine Konsequenz angedeutet, die in ihrer ganzen Tragweite erkannt werden will. Ist sie nicht eigentlich der Ausgangspunkt für eine echte Psychologie? Dann sind also die vielberedeten Verhaltensstörungen des modernen Menschen Gebetsstörungen? Dann allerdings handeln Gedanken zum Gebet und zum Beten vom Verhalten des Menschen im Leben, umkreisen seine wahren Lebensverhältnisse. **WAS IST BETEN?** 99 Seiten.

Thauros Verlag Weiler im Allgäu



immer, hilft unserer Suche nach, aber eben diskret, nicht auffällig. Seine Geschichten wahren das Geheimnis und vertiefen es.

In der Zeit wohnen heißt in einer solchen Geschichte wohnen, die, da sie aus der Traumwelt stammt, uns mit unserem heiligen Nicht-Bewußten in Berührung bringt. Hier spricht die Sprache aus ihrem ewigen Sein in unser ständiges Vergehen und Neuwerden hinein. Hier ist Sprache heilige Mitte zwischen hüben und drüben, zwischen Bewußtem und Nichtbewußtem. Ich frage staunend: Was geschieht im Ewigen an diesem Tage?

In Weinrebs Kalender wird jeder Tag der Weltgeschichte, und auch jeder Tag meiner ganz persönlichen Geschichte, zur Heilsgeschichte. Da stehen am Anfang eines jeden Tages eine ganze Reihe von biblischen Ereignissen, die nach der Überlieferung auf diesen Tag fallen. Damit wird die Welt in die Bibel hineingehoben. Ganz selbstverständlich, ohne große Worte. Es ist einfach so. Die Welt wird von der Bibel her verstanden, und nicht umgekehrt.

Zum Beispiel steht da für den 2. Nissan, daß Mose an diesem Tag die »rote Kuh« verbrennt und damit alles Niedrige und Schmutzige der Welt in Gottes Sinn und Geheimnis einbezieht. Ferner ist da zu lesen, daß in der Weltgeschichte an diesem Tag der Beschluß der Vertreibung der Juden aus Spanien durch Ferdinand und Isabella besiegelt wurde. Irgendwie fällt hier alles zusammen, das Niedrige, das Schreckliche, das vom rein Diesseitigen her Unausstehliche, mit dem Schönen,

Guten, und vom Jenseits her Tröstenden. Alles wird einfach in die Liebe hinein verzehrt.

Wie tief Weinreb dies erlebt, wird im folgenden Eintrag ersichtlich, der mich sehr gerührt hat. Am 22. Nissan lesen wir, unter anderem, daß dies der Tag der Beschneidung des Isaak ist. Es ist der achte Tag von Pesach, der Tag des vollkommenen Sabbath, des vollkommenen

Friedens. Am Schluß aller Einträge steht da folgendes zu lesen: »An diesem 8. Tag von Pesach ist der Sterbetag von Nathan Birnbaum, im Jahre 5697 (1937), und der meines Sohnes David, im Jahre 5703 (1943).« Dies, mehr als alles andere, hat mich getroffen. Wer so den Tod seines Sohnes ins ewige Geschehen übersetzen kann, dessen Wohnen in der Zeit ist von der Zeit erlöst.

## Martin Gutl Seelsorge als Mitteilung der Hoffnung

Ich bin Professor Weinreb zum erstenmal in Tainach begegnet. Ich wollte nicht nach Tainach fahren. Freunde haben mich mitgenommen. Da saß ich da und hörte, wie ein Mensch, ein Jude, über Jesus redete. Ich hatte auf einmal die Gewißheit: Da spricht einer, der aus der Wesensmitte lebt. Da hat einer Zugang zu den verborgenen Quellen. Da fließen Quellen, die ich nicht kenne. Mich ergriff die intuitive Weise, Menschen und Vorgänge zu betrachten. Friedrich Weinreb deutete die Geschichte als Verheißung. Ich wurde während des Vortrages ruhig. Ich spürte eine Verankerung in der Tiefe. Die Perspektiven der Hoffnung blieben mir im Alltag erhalten.

Ich habe Professor Weinreb in verschiedenen Phasen meines Lebens hören können. Es war da immer ein Mensch, der Frieden ausstrahlte. Ich habe immer wieder Vereinigung von Weisheit und Liebe gesucht. Für mein Leben, für meine Seelsorge war die Verbindung von Weisheit und Liebe wichtig. Für die Seelsorge brauchen wir Menschen, die uns die Ruhe und die Liebe Gottes zeigen. Menschen haben viele Fragen. Wo wir nur ihre Fragen vermehren, werden wir ihnen keine Hilfe sein. Da ist einer, der mit uns unterwegs ist, ein Mensch: Viel erfahren, viel erlebt; gelitten, getragen worden, herausgefordert worden. Was ist die Seele, der Horizont eines Menschen namens Weinreb? Was hat dieser Mensch nicht alles in Menschen ausgelöst, bei den Begegnungen oder durch seine Bücher und Kassetten! Durch seine Schau der Welt und der Men-

sehen! Es ist viel Hoffnung unterwegs zu uns, wenn Friedrich Weinreb spricht. Er spricht aus einer Perspektive des Vertrauens, aus einer Sicht der Freiheit, aus einem Impuls der Liebe. Es wacht in mir die Bildwelt der Bibel neu auf, wenn er spricht. Da ist nicht nur Bild und Wort, da ist auch eine Empfindung. Da ist eine Gewißheit, die gefühlt wird. Es ist so, wie es da steht: »Und Gott sah, daß es gut war«. Das Vertrauen wächst. Es wird gut, auch meine kleine Welt, die große Welt. Wieviel Vertrauen geht von diesem Mann aus, wieviel Hoffnung! Jedes Wort ist Ergänzung, weist aufs Ganze hin. Himmel und Erde wachsen in seinen Darstellungen zusammen. Es ist eine Mystik, die mich ergreift. Ich glaube, daß diese Mystik wichtig wird in einer Zeit, wo der Mensch zur Maschine zu werden droht.

Ich erlebe Friedrich Weinreb nicht als einen, der es besser weiß oder der alles weiß, obwohl er sehr vieles weiß. Ich erfahre einen gütigen Menschen, der mir die Bibel so deutet, daß ich die Dinge mit Hoffnung betrachte. Seelsorge wird Mitteilung der Hoffnung, Mitteilung der Liebe. Ich glaube, daß es eine Gnade ist, Weinreb begegnen zu dürfen. Ich habe durch diese Begegnung neu über das Wort »Gnade« zu denken begonnen. Die Seelsorge in seinem Sinne ist nicht das Endprodukt von Anstrengungen, sondern ein Ergriffenwerden von der Liebe Gottes, die ich weitergebe. In diesem Sinne war die Begegnung mit Professor Friedrich Weinreb für meine Seelsorge wegweisend.



Von der Rose als Symbol erzählen heißt für Friedrich Weinreb, von der Grundstruktur des Lebens sprechen. Und dies so komprimiert und farbig zugleich, wie man es heute sonst nie hört. Dabei erfolgt auch eine bislang noch nie vernommene Klärung des Begriffes Symbol.

Ausgehend vom kabbalistischen Bild des Schneckenhauses gibt Weinreb eine knappe, treffende und tiefgehende Einführung in das Bild der Spirale: Das Gleiche, aber in höherer Windung, nicht mehr der Kreis in der Horizontale, sondern dessen Aufbruch in die Vertikale – damit ist die Grundstruktur eines echten symbolischen Weltverständnisses umrissen.

Das dem Thema entsprechend sehr sorgfältig und kostbar ausgestattete Büchlein eignet sich auch gut als Geschenk, um diesen Gedanken noch Fernstehende mit dem echten mystischen Denken in Berührung zu bringen. VOM GEHEIMNIS DER MYSTISCHEN ROSE. 48 Seiten. Thauros Verlag Weiler im Allgäu



Warum wird die Sieben eine »heilige Zahl« genannt? Was kann sie uns erzählen? Und was ist das für ein Licht, das uns Erleuchtung schenkt? Gewiß, das sind tiefe Geheimnisse. Aber es wäre schade, sie deshalb nur geheimnistuerisch zu zerrreden oder mit einer unnahbaren esoterischen Aura zu umgeben. Läßt sich das Geheimnis wahren und zugleich erzählend offenbaren? Eine Antwort auf diese wichtige Frage, vielleicht sogar eine wegweisende Antwort, ist dieses Büchlein von Friedrich Weinreb. Als orthodoxer Jude lebt und erlebt er täglich, wovon er hier spricht. Und so findet er die Worte, den siebenarmigen Leuchter zum Erlebnis im Leser werden zu lassen. Denn es zeigt sich gleich, daß der Leuchter als ein tiefes und ausdrucks mächtiges Bild im Kern jedes Menschen lebt, und nicht etwa auf einen Kultgegenstand jüdischen Brauchtums zu reduzieren ist. DER SIEBENARMIGE LEUCHTER. 48 Seiten. Thauros Verlag Weiler im Allgäu

Friedrich Weinreb erzählt von den Tagen des Jahres, wie sie sich jedes Jahr wiederholen, wie sie sich jedes Jahr wieder erneuern. Für uns sind die Tage meist nur noch flüchtig wahrgenommene Kalenderblätter, die wir achtlos abreißen. Friedrich Weinreb, der ganz in der Tradition jüdischer Überlieferung lebt, eröffnet mit diesen Büchern wahre Schatzkammern der Zeit, von denen der streßkranke Mensch kaum etwas ahnt. Und wie jeder neue Tag Überraschendes bringt und eigentlich nur darauf wartet, von uns erfüllt zu werden, so handeln die alten oder neuen chassidischen Geschichten, die Weinreb hier Tag für Tag erzählt, vom großen Geheimnis der Überraschung. Im Zentrum des ersten biblischen Monats, des »Nissan«, stehen die Feiertage des Pesach-Festes, des Gedenkens an den Anszug Israels ans Ägypten. So lebendig und einleuchtend kommentiert Weinreb dieses zentrale Erlösungsgeschehen, daß man von einem völlig neuen Zeit-Bild sprechen möchte, das mit diesem Buch geprägt wird. Ijar, der zweite Monat des Jahres, steht im Zeichen Stier. Drei wichtige biblische Ereignisse kennzeichnen ihn: Das Geschenk des Manna, das Entspringen des Mirjambrunnens und der Krieg mit Amalek. In Vorbereitung: Der Monat Siwan im Zeichen Zwillinge. DER BIBLISCHE KALENDER. 1. Band: Nissan, 295 Seiten. 2. Band: Ijar, 371 Seiten. Thauros Verlag Weiler im Allgäu.

#### Impressum

© 1985 Thauros Verlag GmbH  
Jakob-Huber-Str. 9 D-8999 Weiler im Allgäu  
Foto Titelseite (oben): Susan Abelin  
Redaktion: Christian Schneider  
Gestaltung: Rudolf Paulus Gorbach  
Herstellung: Gorbach GmbH Gauting-Buehendorf  
Satz und Druck: J. A. Schwarz GmbH & Co. Lindenberg  
Die THAUROS LESEBLÄTTER erscheinen in unregelmäßiger Folge für Leser und Freunde der Bücher aus dem Thauros Verlag.







Hiermit bestelle ich beim  
Thauros Verlag Jakob-Huber-Str. 9  
D-8999 Weiler im Allgäu  
folgende Bücher von Friedrich Weinreb:

- Vom Sinn des Erkrankens, 9,80 Fr
- Selbstvertrauen und Depression, 12,- Fr
- Die Wurzeln der Aggression, 12,- Fr
- Chassidische Geschichten, 15,- Fr
- Der siebenarmige Leuchter, 18,- Fr
- Vom Geheimnis der mystischen Rose, 18,- Fr
- Geistige Erfahrung und Lebenspraxis, 18,- Fr
- Die bewahrte Stimme, 18,- Fr
- Hat der Mensch noch eine Zukunft?, 15,80 Fr
- Der Kreuzweg mit 7 Bildern v. R. P. Litzemberger, 22,- Fr
- Was ist beten?, 22,- Fr
- Symbolik der Bibelsprache, 18,80 Fr
- Gedanken über Tod und Leben, 19,80 Fr
- Wie sie den Anfang träumten, 23,80 Fr
- Die Astrologie i. d. jüd. Mystik, 30,- Fr
- Das jüd. Passahmahl, 38,- Fr
- Wunder der Zeichen – Wunder der Sprache, 34,80 Fr
- Leben im Diesseits u. Jenseits, 38,- Fr
- Legende von den beiden Bäumen, 39,50 Fr
- Zeichen aus d. Nichts m. Bildern v. D. Franck, 48,- Fr
- Der biblische Kalender: Nissan, 48,- Fr
- Der biblische Kalender: Ijar, 58,- Fr
- Begegnungen mit Engeln und Menschen. Autobiograph. Aufzeichnungen 1910 – 1936, 42,50 Fr
- Die Rolle Esther, 42,50 Fr
- Der göttliche Bauplan der Welt, 42,50 Fr
- Das Buch Jonah, 46,- Fr
- Der Krieg der Römerin. Erinnerungen 1935 – 1943, 76,- Fr
- Biblische Porträts m. Bildern v. E. Wachter, 78,- Fr
- Das Wunder vom Ende der Kriege. Erlebnisse im letzten Krieg, 68,- Fr
- Weinreb hören und sehen. Eine Festgabe f. F. Weinreb z. seinem 70. Geb. m. Handzeichnungen von E. Wachter, sign. u. num., 90,- Fr
- Traumleben, 4 Bände im Schuber, 119,- Fr
- Tellenbach/Schels, Im Traum hab ich mich schwarz gesehn. Gedichte und Bilder, 39,80 Fr
- Uriel Birnbaum, Von der Seltsamkeit der Dinge. Essays., 34,- Fr
- Walter Herz, Unbekanntes Judentum, 28,- Fr

Meine Adresse:

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

Datum/Unterschrift

Ich wünsche regelmäßige Zusendung der THAUROS LESEBLÄTTER in \_\_\_\_\_ Exemplaren.\*

\* bitte ankreuzen falls zutreffend

neue Welt technischer Phantasie und phantastischer Spiele zu installieren, die – wenn das möglich wäre – das dann leidige Problem »menschlicher Beziehungen« vergessen lassen könnte.

Solchen begründbaren Verheißungen wissenschaftlicher Höhenflüge steht der Chassid gegenüber und verliert dabei jedenfalls die mißverständlich sentimentale Aura osteuropäischer Folklore. Die gewaltige Herausforderung, die bei dieser Konfrontation beide Seiten erleben, läßt das Wesen der Überlieferung, aus dessen Quelle der Chassid sich nährt, wie die Kernstruktur gesetzmäßiger Theorien, die das Welt- und Menschenbild der Wissenschaftsgläubigen bestimmen, in die Helle befreiender Klärung treten.

Die naheliegende Versuchung, den Chassid gegen die Wissenschaft oder die Wissenschaft gegen den Chassid auszuspielen, verläßt in diesem Fall nicht. Denn Friedrich Weinreb ist auch ein weltzugewandter, sogar anerkannter Wissenschaftler auf dem Gebiet der mathematischen Statistik gewesen, jahrzehntelang.

Sollte es möglich sein, daß die Quellen der Überlieferung überhaupt nur dem zu fließen beginnen, der dem Zeitgeist nicht ängstlich ausweicht, sondern ihn wach und aktiv durchlebt, mit allen Konsequenzen? Das wäre eine merkwürdige Angewiesenheit aufeinander, in der Tiefe, hinter den Kulissen.

Von der Welt, wie sie ist, vom Menschen, wie er ist, erzählt die Überlieferung. Entsprechend kann sie nur erlebt und verstanden werden von einem, der sich eben nicht, wie üblich, in eine Theorie von der Welt und vom Menschen flüchtet – sei sie auch noch so »fromm« –, sondern den Ort, auf dem, und die Zeit, in der er lebt, ganz erfüllt.

Die »Weltflucht« des Mystikers ist ein Mißverständnis, ein vielsagendes obendrein und vielleicht gerade deshalb so beliebtes Vorurteil. Dem übrigens auf der anderen Seite ein nicht minder plattes antwortet, wenn ein Versinken der Menschheit im Rausch des Materialismus und technischer Errungenschaften beklagt wird. Unser Leben hier und jetzt schließt gerade ein, was uns als Atombombe, Umweltgift oder Kriegsdrohung bedrängt. Wer dafür nur Sündenböcke sucht, weicht dem Geheimnis seiner Gegenwart aus. »Hier konnte niemand

sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn«, »brüllt« der Türhüter in Kafkas berühmter Erzählung den »Mann vom Lande«, »der schon am Ende ist«, an. Ein »Geistlicher« erzählt diese Geschichte, »im Dom«, um einer folgenreicheren »Täuschung« im »Prozeß« des Bewußtseins zu begegnen.

Gegenwärtig sein: also sein, der man ist – so leicht ist, so schwer scheint die Aufgabe, deren einzig mögliche Lösung wir selber sind.

Wer wagte sich da ohne Lehrer ins Leben! Aber wie die Spreu vom Weizen trennen, ehe es zu spät ist? Die Überlieferung nennt den Prüfstein, der den echten Lehrer erweist: der *lebt*, was er lehrt, und *lehrt*, was er (er-)lebt.

Wer Weinrebs autobiographische Erinnerungen, vor allem an das Jahrzehnt zwischen 1935 und 1945 (»Der Krieg der Römerin«, »Das Wunder vom Ende der Kriege«) liest, dem könnte plötzlich aufgehen, welchen, wie es scheint, unerfüllbaren Anspruch Ort und Zeit – *dein* Ort, *deine* Zeit! – an den Menschen stellen, und was es heißt, ihn *ganz* zu erfüllen. Auch auf die Gefahr hin – wie es in den Jahren nach dem Krieg dann auch tatsächlich geschah –, verurteilt, verfolgt und verleumdete zu werden.

Daß Friedrich Weinreb in so einzigartiger Weise aus den Quellen der Kabbala schöpfte und diese Einsichten in der Sprache *unserer* Zeit darstellen kann, ist Frucht seines *Verhaltens* im Leben.

Jede tiefe Einsicht in seinen zahllosen Vorträgen und zahlreichen Büchern zielt, wenn ich das einmal so sagen darf, unmittelbar auf *Verwandlung* im Verhalten des Lesers oder Hörers sich selbst, dem Mitmenschen, der Welt gegenüber.

»Kabbala als Lebenspraxis« war das Thema einer denkwürdigen Tagung mit Weinreb in Celle-Hustedt. Dem einfachen Wortsinne nach bedeutet Kabbala »empfangen« und »weitergeben«, also »Überlieferung«. Wer mit diesem Begriff obskuren Zahlenzauber oder geheimnisumwitterte Esoterik verbindet, ist ahnungslos oder leider etwas dumm, jedenfalls selbst schuld, denn seit Weinrebs Publikationen *könnte* man es besser wissen.

Des Menschen Lebenspraxis ist sozusagen die Voraussetzung dafür, daß es ihm »geliefert« wird. Und nur die selbstverständliche Bereitschaft, das »Gelieferte« weiterzugeben, läßt ihn es überhaupt empfangen. So sprudeln die Quellen.

Unfaßbar für den »Wissenschaftler« in uns, der nur »amerkannte« Quellen« zuläßt, um sich auf sie zu »stützen«.

Einsicht als Frucht der Lebenspraxis, und ein Verhalten im Leben, das aus der Einsicht von selbst erwächst – in diesem unauflösbaren Zusammenhang stellt sich Weinrebs Lebensweg als personifizierte Herausforderung für eine Welt dar, die resigniert mit einer, wie sie glaubt, grundsätzlichen Gespaltenheit des Menschen sich abzufinden bereit ist.

Wie kann es dazu kommen? Vielleicht durch ein Übermaß an Scharf-Sinn, dem immer etwas Schneidendes, ein Trennungsmachen anhaftet. Die fortschrittlichen Denker der Gegenwart resignieren: Alles wegerklärt und auf – nichts gestoßen. Statt irgendwelcher Rätsel und Geheimnisse – Nichts. Der Weltraum unendlich, kalt und leer; der Mensch um einer Lust willen bereit, sich dem anzupassen, der gerade das Sagen hat. Zynische Vernunft und Selbstbestimmungsrausch schaffen sich Konsum- und Ferienparadiese, aber auch die Angst vor dem Zusammenbruch.

Der Scharfsinn hat mit feinem Gespür die Komplexe des Unglücklichseins aus



DIE ASTROLOGIE IN DER JÜDISCHEN MYSTIK. 200 Seiten. Thauros Verlag Weiler im Allgäu

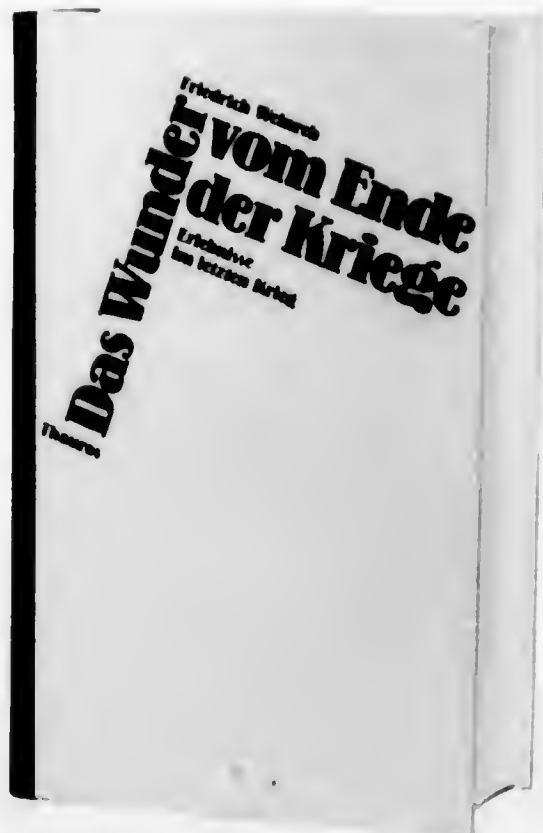
dem Dunkel ins grelle Licht des Bewußtseins gehoben, besser: gezerzt, denn das ist schwere Plackerei. Und wir finden heute Wissenschaftler, Dichter, Schriftsteller und bildende Künstler mit der »Ausarbeitung« dieser Komplexe beschäftigt, die viele Namen tragen: Ödipus, Mutter-Tochter, Isolation, Bürokratie-Individuum, Sterben usw., usw...

Mit einer Hingabe, deren nur Besessene fähig sind, einer Hingabe, die den feinsten Verästelungen des Unglücklichseins folgt, fragend, anklagend, voll kalten Zorns, bitter, schwermütig, sarkastisch. Oder sich in Vexierspiralen intellektueller Phantasmagorien windend, futuristische Visionen entwerfend, Science Fiction, bizarre Esoterik – immer aber im Netz zappelnd, in Reichweite der langen Spinnenbeine des Unglücklichseins.

Und Weinreb redet und schreibt fortwährend vom Glücklichsein. In den Schriften und Träumen der Kabbala werden die Heimstätten des Glücklichseins überliefert, wird die Thora als »Baum des Lebens« erlebt, dem sich die Bücher des Neuen Testaments als weitausladende Krone des *einen* Stammes einverleihen. Im Reichtum echter Tradition stehen die Hoheliedkommentare eines Bernhard von Clairvaux brüderlich neben Weinrebs jahrelangen Erläuterungen des Matthäusevangeliums. Das Zeitverhaftete des Früheren wie des Späteren wird von der Quelle, aus der beide schöpfen, relativiert.

Den Komplexen des Unglücklichseins – mit dem Wissen und seiner Macht, der Technik, ins Riesenhafte gewachsen – hält Friedrich Weinreb die Komplexe des Glücklichseins entgegen, im verschwiegenen Wink, in zarter Andeutung, in selbstverständlicher Hingabe seiner Person an das Wort. Glücklichsein hat keine Public Relation und besteht vor allem nicht auf Rechthabenwollen. Glücklichsein ist eine schweigende Bitte um Anerkennung im lärmenden Getöse der Aufregungen, Aggressionen, Ängste und Verletzungen in der Welt wie in jedem Menschen selbst.

»Die Angst vor der Freude« des Glücks (mit diesem Thema eröffnete Weinreb seine Münchner Vorträge) wenigstens zeitweise, und dann, durch Gewohnheit, mehr und mehr, endlich gar für immer zu nehmen, ist die verborgene Triebfeder seines Daseins.



Friedrich Weinreb erzählt in diesem umfangreichen Buch seine Kriegserlebnisse. Es ist die Fortsetzung seiner Autobiographie, die mit dem Buch »Begegnungen mit Engeln und Menschen. Mysterium des Tuns« beginnt, sich im zweibändigen Werk »Der Krieg der Römerin. Erinnerungen 1935 bis 1943« fortsetzt und nun, die Jahre 1943 bis Kriegsende umfassend, ihren Höhepunkt erlebt. DAS WUNDER VOM ENDE DER KRIEGE. 540 Seiten. Thauros Verlag Weiler im Allgäu

Weinreich, Frieda (Hanf)

FR FRIEDA HANF-WEINREICH June 1965  
The well-known social worker, Frieda Hanf-  
Weinreich, died suddenly in Haifa at the age

Weinreich, Frieda



Mai 1965

M. B. No 21

Tel Aviv 21. Mai 1965

Nr. 21

## Meine Schwester Frieda Hanf-Weinreich

### ZU DEN SCHLOSCHIM

Eine Woche vor Pessach sollte ich meine Schwester zum letzten Male sehen. Sie kam von Haifa nach Tel-Aviv, um uns zu besuchen, ohne besonderen Anlass.

Ihr Familiensinn war stark, ihr Interesse für das Ergehen ihrer Angehörigen immer lebendig, so hatte sie die für sie schon beschwerliche Reise nicht gescheut, um uns zu sehen.

Ihr blasses Gesicht war noch gezeichnet von den Spuren einer „ersten Warnung“ einer Herzschwäche, die sie vor einigen Wochen aufs Krankenlager warf. Nicht für lange — ihre Vitalität siegte, und ihr letzter Besuch bei uns war erfüllt von ihren Plänen für eine Auslandsreise mit ihrem Mann diesen Sommer. Zwei Wochen später ereilte sie der Tod und riss sie in Sekundenschnelle aus ihrem so vollen und noch tätigen Leben.

Schon vor ihrem 20. Lebensjahr war ihre Persönlichkeit klar geprägt. Mir, der jüngeren Schwester, damals noch ein Schulkind, schrieb sie in das „Poesie Album“ einen Ausspruch von Richard Dehmel:

Sei schwarz oder weiss —  
aber nicht grau'.  
Sei kalt oder heiss —  
Aber nicht lau'.

Inmitten der sentimental, konventionellen Sprüche jener Epoche, geschrieben mit kindlicher oder gezielter Handschrift, stehen diese starken und fordernden Worte in den grossen, klaren Schriftzügen, die mir über die Jahre so vertraut geworden sind.

Die grauen Zwischentöne, die Lauheit des Lavierens, geschmeidige Diplomatie, Opportunismus und Kompromisse in wesentlichen Dingen waren nie ihre Sache.

An das, was sie glaubte — und sie glaubte seit je an ein jüdisches Land in Palästina — glaubte sie unbeirrt und unerschütterlich. Ihr erster Besuch im Lande zur Einweihung der Hebräischen Universität auf dem Scopus blieb eine der erregendsten und schönsten Erinnerungen ihres Lebens. Mit wieviel Liebe, Begeisterung und Humor pflegte sie von ihren Eindrücken und später von ihrer Arbeit im Lande zu erzählen!

Für das, was sie wollte — und es war meistens etwas für andere, — setzte sie ihre ganze Kraft, seelisch und körperlich ein. Kein Bittgang war ihr zu beschwerlich, kein Weg zu weit, keine Hitze zu lästig, wenn es galt, Rat- und Hilfesuchen-

den eine Existenz zu verschaffen. Ihre Energie schien so unerschöpflich wie ihr Reichtum an konstruktiven Ideen. Ihrer Fürsorgearbeit waren Bürokratie und Routine fremd. Als Leiterin der Arbeitsvermittlung war sie vom Jahre 1939 an in der Hitachduth Olej Germania tätig und leistete später für den Irgun Olej Merkaz Europa Ausserordentliches auf dem Gebiet der Arbeitsbeschaffung. Was sie tat, tat sie ganz und ohne Zögern — sie hatte den Mut ihrer Überzeugung. Ihre Handlungen waren stark vom Impuls, vom Emotionellen her bestimmt. Kleinliche Überlegungen des Verstandes und Halbheiten lagen ihrem Wesen nicht.

Sie machte sich das Leben weder bequem noch leicht — nicht sich und auch nicht manchen ihrer Freunde und nächsten Menschen. Die Masstäbe, die sie ihrem eigenen Denken und Handeln anlegte, mochten für manche zu streng, zu fordernd sein — es gab Enttäuschungen und Bitterkeit. Sie, die so stark und unabhängig schien, die so vielen geholfen hat, konnte sich oft in ihren eigenen Konflikten nicht helfen — sie hat manches Mal schwer am Leben gelitten — aber sie hat wahrhaft gelebt, ein erfülltes, reiches Leben.

In ihrer Ehe mit Dr. Otto Hanf fand sie noch das persönliche Glück, das ihr so lange versagt geblieben war. In den letzten Jahren liess ihre Gesundheit nach, sie wurde müder, aber sie wurde nie alt.

Wo immer ich mit meiner Schwester ging, in den Städten und Siedlungen des Landes von den Tagen meiner Einwanderung 1936 (sie kam schon 33) bis zu unserem letzten Beisammensein vor Pessach wurde sie von Menschen auf der Strasse begrüsst und angesprochen: „Frau Weinreich, erinnern Sie sich noch an mich, sie haben mir doch damals geholfen, als wir einwanderten“ oder „als ich Arbeit suchte“ „als meine Frau krank war“. Nicht immer konnte sie sich erinnern, zu viele waren an ihr vorbeigezogen — zu sehr hatte auch der Wohlstand die Menschen, denen sie einst beigegeben hatte, äusserlich verändert. Sie aber wurde immer erkannt und es waren wohl mit die besten Augenblicke ihres Lebens zu wissen, dass ihre warme Hilfsbereitschaft in der Erinnerung der Menschen weiterlebt. Meine Schwester Frieda — ein starker, ein guter und ein ganzer Mensch — sie hat uns verlassen!

ANNI SAMUELSDORFF

FRIDA HANF-WEINREICH June 1965  
The well-known social worker, Frieda Hanf-Weinreich, died suddenly in Haifa at the age of 67. From 1923 to 1934 she held leading positions with the "Zentralwohlfahrtsstelle der Deutschen Juden" in Berlin and directed its departments for health, economic help and homes. After her emigration to Palestine she put her services at the disposal of the organization of the Jews from Germany, the Hitachduth Olej Germania (now Hitachduth Olej Merkaz Europa) and took charge of the organization's employment and careers advice bureau. When the State of Israel was established she became an official of the Welfare Ministry. She retired a few years ago but continued her welfare activities in Haifa in a voluntary capacity.

Weinreich, Frieda (Hanf)

Weiss, Ernst 1882-1940

Weiss, Ernst



# Ein Romancier wird wiederentdeckt

## Werke von Ernst Weiß werden neu aufgelegt

Zwischen den beiden Weltkriegen gehörte er zu den bekannten und geachteten Schriftstellern, er stand Franz Kafka nahe, und Thomas Mann schätzte seine Werke sehr. Gleichwohl ist der Romancier Ernst Weiß, der 1933 vor den Nationalsozialisten floh, als Jude im „Dritten Reich“ geächtet war und beim Einmarsch der deutschen Truppen am 15. Juni 1940 in Paris Selbstmord beging, nach dem Zusammenbruch mit seinem Schaffen nicht wieder recht eingebürgert worden. Wie so viele Schriftsteller seiner Generation wäre auch Weiß fast ein Opfer der Emigration geworden, denn die Herausgabe eines nachgelesenen Romans im Jahre 1963 und einige Neuauflagen seiner Werke im Claassen Verlag von 1965 an konnten nur kurzfristiges Interesse wecken, waren kein Erfolg beim Lesepublikum.

Jetzt besteht die Aussicht, daß der Romancier der Vergessenheit entrissen wird: Kein geringerer als der Frankfurter Verleger Siegfried Unseld engagiert sich mit Suhrkamp und Insel Verlag für das Schaffen von Ernst Weiß. Nach einem Vorabdruck in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ kam zunächst in der Bibliothek Suhrkamp der Roman „Franziska“, seit mehr als 50 Jahren nicht mehr gedruckt, neu heraus, und jetzt folgte bei Insel der Roman „Der Verführer“, dessen Erstausgabe 1938 im Schweizer Exilverlag Humanitas in kleiner Auflage erschienen und seitdem nicht mehr herausgebracht worden war. Thomas Mann,

dem Weiß dieses Werk widmete, schrieb darüber: „Das Buch gehört zum Allerinteressantesten, das mir in Jahren vorgekommen . . . Man ist angefüllt mit Eindrücken, erregt und okkupiert von sonderbar existenten, aber unvergeßlich geprägten Bildern und Geschehnissen.“

Aber damit soll es nicht sein Bewenden haben: Nach und nach werden alle Werke von Weiß bei Suhrkamp und Insel wieder greifbar sein. Im November soll der Roman „Der Aristokrat“, der in der Erstausgabe von 1928 „Boetius von Orlamünde“ hieß, in der Bibliothek Suhrkamp neu vorgelegt werden, im Dezember folgt in der Reihe suhrkamp taschenbücher das Hauptwerk „Georg Letham. Arzt und Mörder“ aus dem Jahr 1931.

Ein zweites Hauptwerk von Weiß, der 1936 während der Emigration zuerst in Amsterdam erschienene Roman „Der arme Verschwender“, ist soeben als Rowohlt-Taschenbuch herausgekommen, nachdem im letzten Jahr schon das nachgelassene Werk „Ich — der Augenzeuge“, in dem Adolf Hitlers „hysterische Blindheit“ nach seiner Gasvergiftung im Ersten Weltkrieg eine wichtige Rolle spielt, als Heyne-Taschenbuch vorgelegt worden war.

Mittlerweile interessieren sich auch die Literaturwissenschaftler für Ernst Weiß, gegen seiner Entwicklung vom expressionistischen Lyriker und Dramatiker zum neusachlichen und psychologisch versierten Erzähler nach. In den Handbüchern wird der Autor, der als ausgebildeter Arzt immer wieder Stoffe aus dem medizinischen Bereich auf ganz eigene Weise gestaltete, fälschlicherweise meist mit zwei „s“ geschrieben, sein Geburtsdatum mit 1884 angegeben. Der tschechoslowakische Weiß-Forscher Eduard Wondrak, der auch die erste brauchbare Weiß-Bibliographie verfaßte, hat inzwischen nachweisen können, daß der Schriftsteller am 28. August 1882 in Brünn geboren wurde.

Nicht geringe Verdienste um die Wiederentdeckung von Weiß hat sich auch der amerikanische Literaturwissenschaftler Prof. Klaus-Peter Hinze erworben: 1977 legte er die erste wissenschaftliche Bibliographie der Weiß-Primär- und Sekundärliteratur vor, ein Jahr später brachte er in der Reihe „Verschollene und Vergessene“ des Steiner Verlags den Band „Ernst Weiß. Der zweite Augenzeuge und andere ausgewählte Werke“, darunter auch erstmals seit vielen Jahren wieder Gedichte der Autors, heraus. Die israelische Germanistin Margarita Pazi legte in ihrem vor zwei Jahren erschienenen Band „Fünf Autoren des Prager Kreises“ auch eine Studie über Weiß vor, nachdem sie zuvor bereits die Beziehung des Autors zu Kafka untersucht hatte. Der Frankfurter Germanistin Edita Koch schließlich ist der Nachweis des genauen Todesdatums von Weiß zu danken.

Peter Engel

*„Augenzeuge“, 4. Juli 1980*

Romane von gestern - heute gelesen

## Die Blindheit Adolf Hitlers

Rolf Schneider über Ernst Weiß' „Der Augenzeuge“

1955 wurde ich, ein sehr junger Mensch, Redakteur beim Berliner Aufbau-Verlag. Er galt als das feinste Editionshaus der DDR; er hatte einen guten Ruf auch jenseits der Grenzen, da er sich beharrlich der deutschen Belletristik des antifaschistischen Exils annahm. Remigranten wie Johannes R. Becher waren seine Autoren ebenso wie die Nichtheimkehrer Heinrich Mann und Oskar Maria Graf.

Eine der ersten Arbeiten, die man mir damals auf den Schreibtisch tat, zeigte sich in höchst sonderbarer Gestalt. Jemand hatte die Bürstenabzüge eines Romans mit der Schere umbrochen, auf weiße Blätter geklebt und alles miteinander vom Buchbinder zusammenheften lassen. Der Roman trug den Titel „Der Augenzeuge“; Verfasser war ein mir damals völlig unbekannter Schriftsteller namens Ernst Weiß.

Erzählt wurde die Geschichte eines Arztes, der gegen Ende des Ersten Weltkrieges den psychisch gestörten Adolf Hitler behandelt, geheilt und damit unwissentlich dessen spätere Karriere ermöglicht hatte. Zwiefach litt der Held an jener humanitären Tat: als Mitverantwortlicher für des Diktators blutige Handlungen und als Opfer von Hitlers politischer Polizei, die der für ihren Auftraggeber blamablen Krankheitsgeschichte hinterdrein war. Der Arzt, Geschöpf einer verdüsterten Bürgerlichkeit und ausgestattet mit den schmerzlichsten Selbstzweifeln, wich am Ende aus; er ging in die Emigration und würde gar am Spanischen Bürgerkrieg teilnehmen, auf der republikanischen Seite.

Mich faszinierte der Roman. Er faszinierte mich in jeglicher Hinsicht. Seine Sprache war spröde, aber konnte auch unversehens aufbrechen und grelle Farben hergeben, unter dem Druck von heftigen Gefühlen und unbezwingbaren Leidenschaften des im Roman geschilderten Personals.

Dunkle jüdische Selbstzweifel überschatteten die Geschichte von Anfang an. Sie bezeugten die Unmöglichkeit einer jüdischen Assimilation ans deutsche Bürgertum; letzter Ausweis solcher Unmöglichkeit war die auch im Roman agierende Figur des Adolf Hitler. Dessen biologisches Ende lag, als ich das las, eben zehn Jahre zurück. Die Spuren seiner unseligen Existenz waren allenthalben wahrzunehmen; Fragen nach dem Warum und Woher waren noch längst nicht ausreichend beantwortet.

Gerade hier aber fand sich der Grund dafür, daß der Aufbau-Verlag den „Augenzeuge“ dann nicht drucken mochte. Faschismus wurde in der DDR erklärt als Verschwörung des Monopolkapitals wider Volk und Fortschritt, nicht anders; psychologische Beiträge zum Thema waren gemacht, von solcher Doktrin abzulenken, dahinter stand immer der ideologische Klassenfeind. Alle meine bewegten Empfehlungen halfen dem Roman nicht zur Imprimatur, und das einzige folgenreiche Resultat meiner Lektüre war mein persönliches Interesse an diesem Autor, das mich seither nicht verlassen hat.

Dabei waren Ernst Weiß und sein Roman vielen DDR-Buchlesern inzwischen durchaus geläufig, freilich versteckt hinter einer kleinen belletristischen Maskerade, die ganz gut als bloße Fiktion nehmen ließ, was in Wahrheit das reine Dokument war.

Der Roman „Transit“ von Anna Seghers (auch ein Buch, das es bei seinem Ersterscheinen in der DDR nicht einfach hatte, seiner offenbaren Hinneigung zu Kafka wegen) beginnt damit, daß der Ich-Erzähler und Held im Paris des Jahres 1940 auf einen Toten stößt: Weidel, emigrierter Schriftsteller, hat sich umgebracht angesichts des deutschen Einmarschs, in einem kleinen Hotel des Quartier Latin. Anna Seghers' Romanheld nimmt das nachgelassene Manuskript Weidels an sich.

„Aus lauter Langeweile fing ich zu lesen an... Ich war verzaubert... Und hätte ich tödliche Wunden gehabt, ich hätte auch sie im Lesen vergessen. Und wie ich Zeile um Zeile las, da spürte ich auch, daß das meine Sprache war, meine Muttersprache, und sie ging mir ein wie die Milch dem Säugling... Das Ganze war eine ziemlich vertrackte Geschichte mit ziemlich vertrackten Menschen.“

Das Haus des Quartier Latin, in dem der hier Weidel genannte Dichter starb, trug den pompösen und der Wirklichkeit widersprechenden Namen Grand Hôtel Trianon Palace. Der Name Weidel steht für den Namen Ernst Weiß, und das Manuskript, in dem der Held der Seghers so verzaubert liest, ist jenes vom Roman „Der Augenzeuge“.

Das nachgelassene Buch von Ernst Weiß ist schließlich doch noch erschienen, 1963, im Kreiselmeyer Verlag, Icking bei München, mit einem Vorwort von Hermann Kesten. „Ich habe diesen Roman“, heißt es da, „zu Paris 1939 im Manuskript gelesen. Würde man aber auch nicht den Namen des Autors, so wäre kein Zweifel über ihn möglich, da der Roman alle Idiosynkrasien des Romanciers Ernst Weiß zeigt, alle epischen Vorzüge und Manierismen von Ernst Weiß, seine psychologische Spannung und moralische Kraft und allen Glanz dieses besessenen Epikers.“

Weiter ist zu lesen, Weiß habe sein Manuskript im Jahre 1939 zu einem literarischen Preisausschreiben nach New York geschickt; reüssiert habe es dabei nicht. Reüssiert hat auch nicht die verspätete Ausgabe von 1963, die bereits bei Erscheinen straukelte: der deutsche Romantitel war inzwischen vergeben; der Verlag mußte eilig, durch Insert, Überdrucken und Überkleben, auf die nachträgliche Veränderung aufmerksam machen. „Ich — der Augenzeuge“ ist ein unbekanntes Buch geblieben. Mit dem Autor und seinem Gesamtwerk verhält es sich nicht sehr viel besser.

Geboren wurde er 1882 in Brünn. Ähnlich den Schriftstellern Döblin, Benn, Carossa, seinen Zeitgenossen, war er im Hauptberuf Arzt. Er studierte in Prag, Wien und Bern, einer seiner Universitätslehrer hieß Sigmund Freud, der ihn ebenso beeindruckt wie

verstört zu haben scheint. Große Emotionen und ein alles penetrierender Eros sind die ständigen Inhalte seiner Bücher. Ein Freudianer wie etwa die beiden Zweig, Stefan und Arnold, ist er gleichwohl nicht geworden.

Er arbeitete als Schiffsarzt, gelangte so bis nach Indien, China und Japan. Im Ersten Weltkrieg wurde er Militärarzt der k. u. k. Armeen, in Ungarn und in Wolhynien. 1913 erschien sein erster Roman, „Die Galeere“; Mittelpunktfigur war ein zum Morphinsten gewordener Arzt. Anfangs der zwanziger Jahre ging Ernst Weiß nach Berlin; der auslaufende Expressionismus, zu dessen Vertretern man ihn eher irrtümlich schlug, beschiede ihm einen bescheidenen Ruhm. Seine neuen Arbeiten veröffentlichte er in rascher Folge. „Georg Letham, Arzt und Mörder“ (1921) wurde sein wohl bekanntester Roman, wiederum ein Medizinerschicksal, diesmal basierend auf den Erlebnissen des Schiffsarztes Ernst Weiß, in eine Joseph-Conrad-Umgebung implantiert, duftend nach Zimt und tropischer Fäulnis.

1933 flüchtete er erst nach Prag, dann nach Paris. Im Exil erschienen seine Romane „Der Gefängnisarzt oder Die Vaterlosen“ (1934) und „Der arme Verschwender“ (1936). Mit dem zweiten Buch erregte er die Aufmerksamkeit der kommunistischen deutschen Emigration. Willi Bredel, Arbeiterschriftsteller aus Hamburg, in sozialer wie ethnischer Hinsicht grundverschieden von Ernst Weiß, rühmte ihn in der Zeitschrift „Internationale Literatur“, die in Moskau erschien, als Autor von Romanen, „wie sie die deutsche Literatur in den letzten zwanzig Jahren nur selten hervorgebracht hat“. Der für einen Fatalisten und Skeptiker wie Weiß einigermaßen überraschende Ausgang des „Augenzeuges“, die Hinwendung der Helden zum kämpferischen Antifaschismus, ist gern dem Einfluß Bredels zugeschrieben worden.

Die persönliche Disposition des Autors hielt dagegen. Sie war am Ende stärker. In Hollywood wartete bereits einer jener Überlebensverträge für deutsche Emigranten. Der Freund Walter Mehring wollte ihn zur gemeinsamen Flucht bewegen. Ernst Weiß blieb „in jenem winzigen Zimmer mit den grellfarbenen Tapeten, nach einem Lichtschacht hinaus gelegen, halbdunkel, jedenfalls billig“ (Bredel); er wählte den Freitod.

Mit seinem Œuvre aus fünfzehn Romanen, zwei Theaterstücken, einem Band Lyrik und einem Band Essays gehört er in den Umkreis der Prager deutschen Dichtung um und nach 1900, die man besser eine Prager deutsch-jüdische Dichtung nennen sollte und deren berühmteste Vertreter Kafka, Brod, Werfeld, Kisch, Baum und Meyrink hießen. Mit ihnen allen teilte Ernst Weiß sein, erhebliches literarisches Vorbild, Fjodor Dostojewski.

Sein wichtigster Beitrag zur modernen deutschsprachigen Belletristik aber besteht darin, daß er der einzige Verfasser von Arztromanen jenseits der Trivialität war. Er hat dafür gesorgt, daß ein anderswo, beispielsweise im Angelsächsischen, durchaus honorierter Literaturtypus nicht gänzlich durch den unsäglichen Axel Munthe und dessen namenlose Nachfolger vom Heftchengeschäft verlutert wurde.

Strahlende Moralisten sind seine Ärzte nicht. Aus guter eigener Kenntnis vermag Ernst Weiß seinen Berufsstand zu literarisieren, indem er ihn problematisiert, bis in die Dimensionen des Verbrechens hinein, seine Helden sind fast immer der Dr. med. Raskolnikoff.

Bis auf den Ich-Erzähler im „Augenzeuge“, der sich eher als ein Dr. med. Myschkin gibt.

Ernst Weiß unterbreitet in seinem Roman ein ganzes Spektrum von moralischen Möglichkeiten der medizinischen Berufsausübung; es reicht vom karitativen Erbarmen bis zur vivisektoralen Lust. In fast schon ein wenig aufdringlicher Symbolhaftigkeit werden dem sich bildenden Helden zwei potentielle Leitfiguren gegenübergestellt, beide mit Namen Kaiser; der eine ist von selbstloser Güte, der andere ist, kalt, genialisch, ein verführbarer Verführer, der folgerichtig zu den Nazis stößt; und dies alles miteinander ist dann auch noch dem Thema Judentum und Antisemitismus attachiert.

Weiß schickt seinen Helden durch lauter Feuer der Versuchlichkeit, der Blendung, der sexuellen Nöte, der Hörigkeit, der Präpotenz, bis er ihn schließlich zur aktiven Humanitas gelangen läßt; außerhalb des medizinischen Berufes; die schaudernde Mißbilligung seines erlernten Gewerbes hat er diesmal nicht auf seine Hauptfigur projiziert, sondern auf das Gewerbe selber, von dem er die positiv besetzte Hauptfigur sich also emanzipieren läßt.

Sein böser Blick gewinnt im nachhinein eine geradezu unheimliche Weisheit. Der Nürnberger Ärzteprozeß nach dem letzten Krieg hat es alles erbarungslos dokumentieren müssen, was Ernst Weiß, bis in den Tonfall hinein genau, sieben und acht Jahre vorher in der französischen Emigration aufgeschrieben hatte.

Hinter einer solchen Leistung mag das Porträt der anderen Hauptgestalt des Buches, welche der oberösterreichische Gefreite A. H. ist, ein wenig zurücktreten, auf den ersten Blick. Der Autor bringt hier ein, was es zu jener Zeit über Hitler zu lesen und zu erfahren gab; daraus entsteht eine Figur, an der nichts falsch und nichts sensationell ist. Aufregend ist erst der Zusammenhang, in den der Autor diese Figur stellt. Der Held des Buches, der Arzt, hat einmal eine „Wunderheilung“, eine als unerklärlich empfundene medizinische Heilbehandlung, durchlaufen; etwas Vergleichbares möchte er nun an dem Hysteriker Hitler bewirken.

„War ihm zu helfen? Ich dachte lange nach, und endlich ging es mir auf. Ich konnte versuchen, durch eine ingenieure Verkupplung seiner zwei Leiden mit seinem Geltungstrieb, seinem Gottähnlichkeitstrieb, seiner Überenergie einen Weg zu finden, ihn von seinen Symptomen zu befreien. Daß ich ihm damit nicht von seiner Grundkrankheit helfen konnte, gestand ich mir nicht ein. Da war ich blind. Ich wollte es nicht sehen, weil mich eine Art Leidenschaft ergriffen hatte. Auch ich wollte wirken, ich mußte handeln. Ich wollte herrschen, und jede Tat ist mehr oder weniger ein Herrschen, ein Verändern, ein Sichüber-das-Schicksal-aktiv-Erheben.“

Auch H. hatte sich über das Schicksal erhoben. Er wurde lieber blind, als daß er sich den Untergang Deutschlands ansah. Seine Blindheit war ein Zeichen seines außergewöhnlich starken Willens.“

Die Heilung gelingt. Der Arzt spielt Schicksal an einem, der später mit ihm Schicksal spielen wird. Der deutsche Faschismus als ein Phänomen der hypnotischen Herrschaftsbeziehungen und der wechselseitigen Verführungen: es ist dies nicht die ganze Wahrheit, aber die Wahrheit ist es eben auch. Man hat sich ihr heute so gut zu stellen wie vor dreißig und vierzig Jahren.



— WEISS, Peter  
1916-1982

Weiss, Peter

Peter Weiss

geb. 8. November 1916, Nowawes b. Berlin



Die Welt, 24. April 1965



Peter Weiss, Träger des Lessingpreises 1965

„Redlichkeit, Aufbruch, Genieansatz und eine neue dem Bewußtseinsstand der Epoche adäquate Form“ sind die Gründe, die das Preisrichterkollegium der Freien und Hansestadt Hamburg dem Schriftsteller Peter Weiss den Lessingpreis 1965 zuerkennen ließen. Senator Dr. Biermann-Ratjen, der Präsens der Kulturbehörde, überreichte in einer Feierstunde den mit 20 000 Mark dotierten Preis an den Dichter, 5000 Mark davon entfallen auf das Stipendium des Lessingpreises, das dem jungen Schweizer Autor Peter Bichsel zuerkannt wurde. Senator Biermann-Ratjen nahm die Prosa von Weiss, „Abschied von den Eltern“, „Fluchtpunkt“ und „Der Schatten des Körpers des Kutschers“, zum Anlaß seiner sprachanalytischen Laudatio. Nicht der Weiterfolg des Dramas „Die Verfolgung und Ermordung des Jean

Paul Marat...“, sondern die Sprachqualität seiner Prosa, in der individuelle Erfahrung und Bild der Epoche zur Parabel wurden, habe die Preisentscheidung herbeigeführt. Der Lessingsche Satz „Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen“ wendete Biermann-Ratjen auf Peter Weiss' Werk in dem Sinne an, als sein Weg zur Wahrheit nur über die Sprache führe. Peter Weiss hielt den anschließenden Festvortrag über das Thema „Laokoon oder die Grenzen der Sprache“, eine ästhetische Abhandlung über Verlust und Wiedergewinnung der Sprache und Realität durch den Dichter, ein Selbstgespräch, das im Ansatz an Hofmannsthals „Lord Chandos Brief“ und die deutsche Sprachmystik erinnerte, ein hermetisches Exerzium über die verlorenen Bilder. Foto: Contl-Press

— Weiss, Peter

1916-1989

SZ, Nr. 259, München,  
10. NOV. 1982, p. I

# Bilder und Sätze

Der Maler Peter Weiss (82)

PETER SPIELMANN, PETER ROOS, SEPP HIEKISCH u. a.: *Der Maler Peter Weiss. Bilder, Zeichnungen, Collagen, Filme.* Verlag Frölich & Kaufmann, Berlin. 282 Seiten, 271 Abbildungen, 58 Mark.

Im „Abschied von den Eltern“ wird manches erzählt, was in diesem Bilderbuch wieder erscheint, anders, härter, schmerzhafter – auf das Leben eines jungen Mannes namens Peter Weiss bezogen, der seine Kindheit und Jugend in einem großbürgerlichen Elternhaus verbringt, angeregt und behütet, der sich schon früh künstlerisch auszudrücken versucht, unruhig wird, der durch den Tod seiner geliebten jüngeren Schwester ebenso aus dem Paradies vertrieben wird wie durch die Politik: die jüdische Familie flieht 1935 vor den Nazis nach London.

Weiss arbeitet in der Firma seines Vaters, eines Textilfabrikanten, mit, besucht dazu eine Schule für Photographie, malt und erinnert sich an Beatrice, die Schwester, in Bildern, die andere Verluste und Tode vorausahnen. Diese Bilder wissen mehr – so, wie er viel später in seiner Prosa über Auschwitz einholte, was zu erleben ihm erspart blieb. Schon damals trieb ihn offenbar der Wunsch, sich in anderer Gestalt voraus zu sein. Erst in der dreibändigen „Ästhetik des Widerstands“ würde er sich ihn Jahrzehnte danach und in einer unerhörten Anstrengung erfüllen.

Er ist sich über seine Begabungen nicht schlüssig. Als die Familie 1936 in die Tschechoslowakei umzieht, konzentriert er sich auf die Malerei, wird in die Malerklasse der Prager Kunstakademie aufgenommen, lernt bei Willi Nowak. Nebenher entsteht Prosa, auf der Suche wie die Bilder, und Hermann Hesse, dem Weiss Arbeiten schickt, bestätigt den Maler mehr als den Dichter: „Begabung haben Sie ohne Zweifel“, schreibt er im Januar 1937, „sowohl als Dichter wie als Zeichner. Ihre Zeichnungen scheinen mir schon reifer und selbständiger zu sein als das Geschriebene. Ich könnte mir denken, daß Sie als Zeichner rascher fertig werden, und auch Anerkennung finden, denn als Dichter.“

Diese Anerkennung als Maler hat Peter Weiss nie gefunden, obwohl er bis nach dem Krieg, als er schon in seiner schwedischen Wahlheimat Fuß gefaßt hatte, mehr malte und filmte als schrieb, und auch mehrfach ausstellte.

Wer die Zeichnungen und Gemälde in diesem Band, vor allem jene aus den Prager Jahren, ohne Vorurteil anschaut, ist angerührt von ihrem Eigensinn und ihrer Erzählfkraft. Sicher redet die Zeit mit, Neue Sachlichkeit und Surrealismus treffen sich in Gegenständen und Gestalten, doch Gemälde wie *Das Gartenkonzert*, *Selbstbildnis*, *Junge im Garten*, *Jüngling am Stadtrand* – alle im Jahr 1938 entstanden – üben wie *Der Jahrmarkt am Stadtrand* oder *Die Dampfwalze und der Drache* aus dem Jahr 1940 einen sonderbaren, dauerhaften Zauber aus: Die Bilder gehen in unsere Träume ein.

Peter Weiss erzählt in einem Gespräch, das Peter Roos 1979 mit ihm führte und das hilfreich den Band einleitet, wie sein Zutrauen zur Malerei durch tägliche Schinderei zerstört wurde. Er hatte sich in Stockholm aus Not wieder einmal bei dem väterlichen Textilwerk verdingt und entwarf nun Muster. Die stupide Arbeit fraß sich in die Phantasie, kränkte sie: „1943/44 herum waren Veränderungen in der Malerarbeit eingetreten durch die ständigen Störungen der Textilarbeit; laufend mußte ich mich mit etwas beschäftigen, was meinem Geschmack völlig widersprach, was ich notgedrungen tat, und zwar mit ziemlichen Anstrengungen. Ich rang mir immer die Stunden ab, um dazusitzen über diesen mechanischen Tätigkeiten.“

Wäre er seiner Kunst noch sicher gewesen, hätte er solche Zumutungen dennoch ausgehalten. Aber er entfernte sich schon von der Malerei, versuchte sich im Film, schrieb. Das Buch dokumentiert auch diese Übergänge sehr gewissenhaft: Sepp Hiekisch geht auf die zwischen 1952 und 1969 gedrehten Filme ein (er hat auch die biographischen Daten gesammelt), und die Anfänge des Schriftstellers Peter Ulrich Weiss belegt ein zwischen 1938 und 1939 entstandener „Traktat von der ausgestorbenen Welt“. Da ist die Prosa den Bildern noch nah. Die in ihrer Einsamkeit eingefrorenen Figuren aus den Gemälden frieren auch in der Sprache, die noch wenig weiß von den kühnen Abstraktionen des 1952 geschriebenen Mikro-Romans „Der Schatten des Körpers des Kutschers“ und von der ruhigen Redeweise im „Abschied von den Eltern“.

Es war ein quälender Weg – die Malerei führte, genaugenommen, zu keinem Ergebnis, erfüllte sich nicht in dem großen erhofften Entwurf. Dazu brauchte er dann doch die Sprache. Und in einer letzten, alle Verluste zusammenfassenden Vision gelingt es ihm im ersten Band seiner „Ästhetik des Widerstands“, bildende Kunst und Dichtung in der Beschreibung der Laokoongruppe zu vereinen. Die abgebrochene Fährte wird, wie nach einer langen Bewußtseinsstörung, fortgesetzt: Bild und Wort überwinden das Elend eines Lebens und vertrauen sich der Zukunft an.

Dieses vorzüglich ausgestattete, mit Kenntnis und Zuneigung kommentierte Bilderbuch ist unerlässlich für alle, die den angestrengten und anstrengenden Traum des Peter Weiss ernst nehmen, die diesen Schriftsteller als einen Zeugen unserer konstanten Unruhen verstehen.

PETER HÄRTLING ✓



## Zum Tode von Peter Weiss

Am 10. Mai ist der Schriftsteller, Dramatiker, Maler und Experimental-Filmer Peter Weiss in der Universitätsklinik Karolinska in Stockholm im Alter von 65 Jahren einem Herzinfarkt erlegen. Mit der Nachricht vom Tod eines der für die zeitgenössische Literatur deutscher Sprache wichtigsten Autoren gibt der Verlag von Peter Weiss (Suhrkamp) bekannt, daß die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt Weiss den Büchner-Preis 1982 verliehen (und der Autor diese Ehrung noch angenommen) hat.

Das sind zwei Trauermeldungen auf einmal. Neben den Schock über den plötzlichen Tod dieses vielseitigen, ruhelosen Künstlers, der sich am 12. März im schwedischen Nationaltheater Dramaten zum erstenmal auch als Regisseur (der schwedischen Fassung seines nun letzten Stückes, „Der neue Prozeß“, nach Kafka) vorgestellt hat, treten Wut und Scham darüber, daß Peter Weiss tatsächlich erst auf dem Totenbett die am höchsten angesehene literarische Ehrung empfangen hat, die unser Staat vergeben kann. Wie gehen wir mit den Dichtern um, die vor einem halben Jahrhundert aus Deutschland, aus der deutschen Sprache vertrieben wurden! Die vor wenigen Tagen im Alter von 72 Jahren gestorbene Irmgard Keun erhielt ihre erste Auszeichnung (Marieluise-Fleißer-Preis) auch erst, als sie schon auf den Tod krank war.

Peter Weiss, der nach Verfolgung und Exil 1945 schwedischer Staatsbürger wurde, hat sich über die fehlende Anerkennung durch das Land, in dessen Sprache er seine großen Werke schrieb, nie gewundert, aber er hat darunter gelitten: „Meine Beziehung zu Deutschland ist eine gespaltne – das gespaltne Deutschl.“ Dieser Satz findet sich im zweiten Band der „Notizbücher, 1971–1980“; wer die bis zur Akten-Notiz verkümmerte, Gefühl (fast) tilgende Sprache dieser noch zu entdeckenden Jahreshefte zu lesen lernt, hört den Schrei in diesen wenigen Worten.

Dieser Autor, am 8. November 1916 als Sohn eines Textilfabrikanten in Nowawes bei Berlin geboren, lebte ständig im Kampf – auch mit sich selber. Von Werk zu Werk veränderte er seinen Stil. Vom hitzig obszönen Collage-Prinzip der ersten Prosa-Stücke („Der Schatten des Körpers des Kutschers“) und Stücke („Die Versicherung“) über den nüchternen Berichtston des Dokumentartheaters („Die Ermittlung“, „Vietnam-Diskurs“) schrieb er sich in die strenge Prosa seines Kunst und Politik, Sozialismus und Klassizismus auf neue Art verbindenden Roman-Werks „Die Ästhetik des Widerstands“. Sein Wort von der „kämpfenden Ästhetik“ gilt nicht nur für diesen Roman über den antifaschistischen Widerstand, den er als „Wunschbiographie“ verstanden wissen wollte.



Peter Weiss

Als er, Ende Januar, zum letztenmal in Deutschland war, um den Bremer Literaturpreis entgegenzunehmen, trat er nur mit einem kleinen Zettel ans Rednerpult und erinnerte sich und die Bürger der Stadt, in der er von 1918 bis 1929 gelebt hat, an diese Zeit der Kämpfe. Kein Schwelgen in Erinnerungen, keine Anekdoten, sondern sofort die „Lehre“ aus den Erfahrungen der Kinderspiele auf einer Straße von Arbeitern und Bürgern: Klassenkampf. So bleibt Peter Weiss in Erinnerung: ein strenger, aber gütiger Lehrer mit traurig fragenden Augen hinter der randlosen Brille.

Rolf Michaelis



Seit Jahren habe ich mich mit meinen Träumen und mit dem Nachspüren innerer Monologe nicht mehr beschäftigt, damit war ich fertig, das hatte ich früher zur Genüge getan, die äußeren Vorkommnisse waren jetzt wichtiger, und wenn es um mich gehen sollte, so konnte es sich nur darum handeln, welche Stellung ich in der Außenwelt einnahm, für wen ich Partei ergriff. Die persönliche Problematik zeigte sich höchstens in der Wahl meiner Arbeitsthemen, sie lag tief unter der Objektivität, mit der ich auf bestimmte soziale, ökonomische und politische Fragen reagierte. Das Material, das bei diesem Unterfangen auf mich zukam, war so umfassend und zog die Aufmerksamkeit in so zahlreiche Verzweigungen, daß für die Meditation, das Phantasieren, die poetische Erfindung, kaum mehr Zeit übrig blieb. Bis zu dem Augenblick, in dem ich an die Grenzlinie geriet, benötigte ich für meine Gedankengänge die Unterlagen einer Sachliteratur, ich konnte nicht auskommen ohne Exzerpte, Zeitungsausschnitte, Bibliotheken, wissenschaftliche Archive, Korrespondenzen, alles war ein Teilnehmen an vorhandenen Fakten, ein Prüfen und Vergleichen, ein mühsames langwieriges Zusammenstellen, das schließlich zu einem in Form und Inhalt konzentrierten Wirklichkeitsbild führte. Die gesammelten Bücher zu einem neuen Ideenkreis, die Mappen mit den Notizen und Skizzen zu den einzelnen Abschnitten, die Blätter mit den Vorübungen lagen angehäuft auf dem Schreibtisch, während ich andernorts zuerst von ihnen losgerissen war, dann langsam wieder Beziehung zu ihnen suchte, sie erwarteten mich, als ich mich bei meiner Rückkehr, einen Monat später, ihnen zuwandte, ihr Inhalt war für mich der gleiche wie zuvor, sie hatten mein Interesse nicht verloren, es schien mir weiterhin sinnvoll, diesen Stoff, von dem ich schon so viel geklärt hatte, der bereits deutlich in Einzelheiten war, nun zur Ausführung zu bringen.

Auch war ich während meiner Abwesenheit keineswegs untätig gewesen, nach wenigen Tagen war ich wieder fähig, in den Fachzeitschriften zu lesen, Studien zu betreiben und mit Aufzeichnungen meine Untersuchungen fortzusetzen. Die Weiterführung der Arbeit war selbstverständlich, die Kontinuität war ungebrochen, ich handelte unter Gewohnheiten, das Erreichen des Grenzpunkts war nur eine neue Erfahrung, mit der ich jetzt weiterleben würde, die direkte Berührung mit der Wende zum Nicht-mehr-Vorhandensein brauchte mich nicht daran zu hindern, die einmal gestellten Aufgaben weiter zu verfolgen. Doch beim Versuch, wieder in die normale alltägliche Arbeit hineinzugelangen, stieß ich auf Unfähigkeit und Mutlosigkeit. Nicht daß ich an der Haltbarkeit des Begonnenen zweifelte, aber was jetzt mit Leichtigkeit, aus der Kraft eines selbständigen Prozesses ablaufen sollte, wie ich es nach langen Vorarbeiten früher gewohnt war, wurde zu einem unübersteigbaren Widerstand. Ich mußte akzeptieren, daß ich noch nicht zu einer Arbeit fähig war, die ständig nach der Anspannung eines großen Überblicks verlangte. Ich schob diese Einsicht wochenlang hinaus, denn sie schien mir verbunden mit einer Niederlage, schließlich aber hatte ich keine andre Wahl, wenn ich nicht einen Rückfall in die Krankheit riskieren wollte, als die Kompensieren, Notizbücher und Manuskripte beiseite zu legen, mit dem Vorsatz, mich später, nach der Rückkehr meiner Energien, ihrer wieder anzunehmen, und bis dahin meinen Anspruch auf Expansion zurückzuschrauben, und auf eine andre Stimme zu hören, die sich bemerkbar machen wollte.

Während tagsüber eine Verlorenheit überwog, eine Hilflosigkeit, da mir die üblichen Funktionen abhanden gekommen waren, geriet ich in ein Nachtleben, in dem meine sonstigen Vorsätze zum vernünftigen verantwortungsvollen Reagieren rücksichtslos Spott ausgesetzt wurden. Mein Umgang bestand hier vor allem aus Prostituierten, Spielern, Zirkusartisten, Komödianten, aus Unzugehörigen, Außenseitern, Gescheiterten, in einer eigentümlichen Unterwelt, einer Art Totenreich, das doch nicht im geringsten schattenhaft war, sondern intensive Begegnungen zuließ und Emotionen, die zu Tränen oder zu wildem Gelächter führten. Hier, mehr als bei nützlichen Schreibereien, Kommentaren und Ausdeutungen im Zusammenhang mit dem äußeren Betrieb, spielte sich mein eigentliches Dasein ab, unter Vorzeichen, die ich früher Flucht genannt hatte, und was mir widerfuhr, schien mir bedeutungsvoll, wenn es sich beim Nachsinnen darüber auch oft als Banalität erweisen konnte. In der vergangenen Nacht verschlug es mich in ein Theater, vielmehr in eine Höhle, eine Grotte, in der, völlig unübersichtlich, ein riesiges Schauspiel zur Aufführung kam, ohne daß es klar wurde, wovon das Stück handelte, wo die Bühne lag und wo sich der Zuschauer befand, und dazu gehörte, daß ich selbst eine Rolle zu spielen hatte, ohne zu wissen, welche Repliken und Aktionen damit verbunden waren. Dabei überwog die Empfindung, daß dies nun tatsächlich ein handfestes und realistisches Vorkommnis sei, daß es keine Ausflüchte gab, zudem war mein Name im Programmheft angekündigt. Mein Auftritt stand unmittelbar bevor, ich bemühte mich herauszufinden, was ich denn nun sagen sollte, und dachte dabei daran, wie schwer mir schon in der Schulzeit das Auswendiglernen gefallen war. Ein Mitakteur, ein Inszenierer, oder vielleicht sogar der Regisseur selbst, sprach mir die Worte vor, die ich dem Hauptdarsteller zuzurufen hatte, sie lauteten, fünfmal, Laertes, hat man dir bereits nach dem Leben getrachtet, und er reichte mir ein Textbuch, daß ich es noch einmal nachlesen konn-

Für Zeitungsleute hat der Tod - ist es nicht der eigene - auch einen Hauch schöner Routine; die Betroffenheit darf den Gedanken nicht hindern: „Haben wir noch Zeit für den Nachruf?“ Als letzte Woche die Nachricht vom Tode des

großen Schriftstellers Peter Weiss eintraf, war das ZEIT-Feuilleton schon fertig. Zum Gedenken an Weiss drucken wir in dieser Woche ein unveröffentlichtes Manuskript, Auszug aus den Notizbüchern von 1960 bis 1971 - ein Stück

bedeutender Prosa, eine Paraphrase zu dem Thema, das Weiss zeitlebens beschäftigt, ja gequält hat: Kunst und Politik. Das Verblüffende an dieser Studie zur eigenen Arbeit ist, daß ein emigrierter Autor, der im

Nachruf des „Neuen Deutschland“ „Genosse genannt wurde und in dem des „Svenska Dagbladet“ „ein schwedischer Schriftsteller“, hinter die eigenen Bemühungen die Frage nach dem großen Vergebens setzt.

Peter Weiss

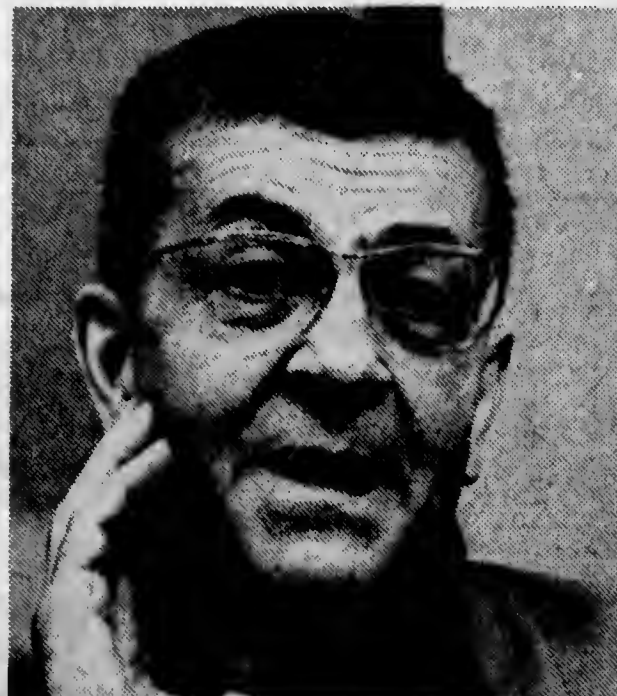
## Es leben die Toten!

te. Dort stand jedoch, viermal, vier-, nicht fünfmal, und das übrige war nicht zu entziffern, die Seiten waren verschmutzt, abgegriffen, zerledert, so ungenau, so unsicher verlief hier alles, und ich sollte doch schon hinaus auf die Bühne. Von einem Kostüm hatte ich nur eine kurze bestickte Bolero-Jacke erhalten, das konnte nicht genügen, ich suchte nach einer Garderobe, einer Ankleiderin, fand sie tief unten am Ende eines schlauchartigen Ganges, in dem sie sich schon unter Decken zur Ruhe gelegt hatte. Warf mich den Schacht hinab, zog sie aus dem Bett, mahnte sie zur Eile und erhielt von ihr noch ein Hemd und eine schwarze Trikotose. Zog das Hemd an, doch es war nicht länger als die Jacke, reichte kaum über den Nabel, aber aus Seide war es, die Hose war unbrauchbar, es war keine Hose, es waren durchsichtige Strümpfe, in denen konnte ich mich nicht auf der Bühne zeigen, da lieber in den eigenen ausgebeulten Hosen. Doch unmöglich, zur Bühne zurückzufinden, oder war dies alles schon Bühne, gehörte dies alles schon zum Stück, ging es hier darum, zu improvisieren, und da waren wüste zerklüftete Landschaften, Regengüsse, ich mußte durch Tümpel hindurch, meinen Ruf übelnd, viermal, fünfmal, Laertes, hat man dir schon nach dem Leben getrachtet. Pause, Zwischenakt. Ich geriet neben andre, die auf ihr Entree warteten, und da war diese Vertrautheit, diese Intimität, die ich von den vergangenen Nächten her schon kannte, eine Schauspielerin befand sich neben mir, ich legte den Arm um ihre Schulter, ihren Namen wußte ich nicht, ihr Gesicht nah an meinem, Zuneigung ohne Umwege, Zärtlichkeit ohne Fragen, und da war auch Cora, Cora bist du hier, in welchem Stück trittst du auf, und mich überkam das Lachen, hier gilt ein besonderes Lachen, das Gelächter schüttelt mich.

Das Bestürzende immer wieder der jähe Wechsel von solchen Erlebnissen zur stabilen Tageswelt. Was eben noch einschneidend und bedeutungsvoll war, läßt sich schon kaum mehr halten, verliert schon, kann nach wenigen Augenblicken in Vergessenheit geraten, und doch, unlegbar, war die ganze Existenz davon ausgefüllt gewesen. Auch ist mir der Sinn für die Eigenart, die Sprache dieser nächtlichen Gegenden abhanden gekommen, vor zwei, drei Jahrzehnten war ich dort zeitweise mehr zu Hause als in den Räumlichkeiten der äußeren Wirklichkeit. Hatte Stunden damit verbracht, die Einzelheiten der Erscheinungen zu analysieren, auch die Arbeit war gefährt von dem Unberechenbaren, Fließenden, schnell Veränderlichen, Unerklärlichen, von allem dem, was ich von meiner späteren Gegenposition her abwie und als überwunden ansah. Auch jetzt steht das Modell der konkreten rationalen Welt im Vordergrund, das Wissen, daß alle Entscheidungen hier getroffen werden müssen, daß nur hier Handlungen Folge tragen, nur hier die Vorgänge wirklich spürbar sind, und beschämt vergleiche ich meine flüchtigen flackernden Bilder mit den blendend hellen Gleichzeitigkeiten. Da ist die Müdigkeit, die mich überkommt, unverzeihbar, da ist die angebotene Ruhe nach einer Krankheit nur faule Ausrede, da wird meine Wartezeit zu einem sinnlosen Dahocken, während andre das ihre tun, im afrikanischen Busch, im Delta des Mekong, in den Gettos, den Fabriken, den Universitäten der großen Städte, und einige Stunden lang strengte ich mich an, zu einer nützlichen agitatorischen Tätigkeit zurückzufinden, und gerate dann doch nur wieder in meine Ermattung. Unversehens bin ich in den nächtlichen Szenarien, es fällt mir ein, daß ich Laertes für einen andern gehalten hatte als den Vater des Odysseus, eher für einen jugendlichen Helden, aber der Vater, der Erzeuger, der Schöpfer des Odysseus, das ist auch einer, der eine Dichtung ins Leben lockt, sei es Homer, sei es Joyce, und einem solchen wollte ich doch nach-eifern, ich hatte meine Ziele, meine Ambitionen immer hochgehalten, und bei diesen Bestrebungen, bei diesem Klettern aus dem Mittelmaßigen, hatte man mir, o Laertes, viermal oder fünfmal nach dem Leben getrachtet. Die letzte, entscheidende Station, am 6. Juni dieses Jahres. Genau zwei Jahre zuvor in Ha Noi. Davor, ein Vierteljahrhundert zurückliegend, im Jahr 1944, beim Zusammenbruch in meiner alten Wohnung, an der Fleminggata. Und früher, das war in der Kindheit, ein-, zweimal.

Um etwas anders kann es sich in diesem Drama, in dem ich agiere, in dem mir auch die Hauptrolle zusteht, nicht handeln, denn woraus setzt dieses Stück sich zusammen, wenn nicht aus Einblicken in das Dickicht der eigenen Nerven und Organe, in diesen ungeheuer verletzbarsten Lebensklumpen, vollgeladen mit Eindrücken, Impulsen, Reflexen, Verwitterungen und Fäulnissen.

Wie ein Verräter, ein Fahnenflüchtiger schleiche ich noch eine Weile auf den Seitenwegen umher, in den Randgebieten des Gegenständlichen, ohne die Kühnheit, die Überlegenheit oder den Zynismus aufbringen zu können, das Notwendige, Praktische, Handlungsträchtige ganz fahren zu lassen, alles das, was mir als Wertbestand zugute kommt, wenn mein Einsatz hier einmal gewogen wird. Immer noch mit einem Seitenblick auf die bewohnte Welt, auf das deutlich Artikulierte, das Allgemeinverständliche, auf die Nöte und Qualen dort, auf die unaufhörlichen Anläufe dort, um endlich ins Freie vorzustoßen, frage ich nach Coras Lachen, spüre die Verbundenheit mit ihr, unzerstörbar nach Jahrzehnten, dieses Weiterbestehens der Umarmungen, trotz aller äußeren Trennungen, das ist es, was das Gelächter hervorruft, das Gelächter über den Sieg der inneren Kontinuität, das Gelächter des Wagemuts, mit dem ich mich, ohne zu zögern, ins Verbotene hineinwerfe, das Gelächter der Bestätigung, daß die wichtigen Beschlüsse auch hier getroffen, die entscheidenden Handlungen auch hier eingeleitet werden, und da taucht das andre Gesicht auf, das dicht neben mir war, das keine Züge hatte und das ich doch kannte, und das dem Gesicht verwandt war, das mir in der Nacht zuvor begegnete. Es muß in einer Kaschemme, einem Bordell gewesen sein, denn mei-



Peter Weiss Aufnahme: Isolda Ohlbaum

ne Partnerin hatte noch einen Kunden abzufertigen, ehe unsere Beziehung begann. Was ist denn dies für ein Gesicht, was für eine elementare Nähe ist dies, in der nach keinem Namen gefragt wird. Sie, die sich schon von mir entfernte, hatte meinem Vorgänger, einem Passanten, den ich nirgends wiedererkennen würde, eines meiner Bücher zum Lesen gegeben, sie jedenfalls mußte mich sehr wohl kennen, denn das Buch trug den Titel „Die Ermittlung“, und damit saß der Fremde auf der Straße, in der Nähe eines Bahnübergangs, im spärlichen Lampenlicht, ganz der Lektüre hingegeben, und ich fragte mich nach der Bedeutung dieses Bildes, zeigt es mir, daß meine Tätigkeit nicht vergeblich war, oder ist es Ausdruck des Wunsches, noch etwas klarzustellen, ja, etwas muß unbedingt klargestellt, unbedingt ermittelt werden, und dieser Wunsch war es, der mir die Tränen in die Augen trieb.

Morgens treten wir, ohne uns dessen recht bewußt zu werden, fast regelmäßig, zum Ritual eines Totengedenkens an. Während wir unserm Körper die erste Tagesnahrung zuführen, nehmen wir die Zeitungsmeldungen auf, kauend, schlürfend erfahren wir von den Erschlagenen, Zerstückelten, Verbrannten, Zerquetschten und Ertrunkenen, von den an Krankheit, Schwäche, Auszehrung oder Verzeiwung Zugrundegegangenen, von denen, die es einzeln niederstreckte, paarweise, in kleinen Gruppen, bis zu den Massen, den Ungezählten. Die Opferplätze waren an Straßenecken, in Hospitälern, in Kontoren, Wohnzimmern, Fabriken, Versammlungsstätten, in Transportmitteln zu Land, zu Wasser, in der Luft, sie lagen in aufgeborener Erde, unter Springfluten und Unwettern, in Einöden voller Stille, in grauenhaftem Tosen. Unerwartet, hinterrücks kam das Ende oder wälzte sich auf den Schenden zu, es stürzte sich aus einem Tor, auf einer Gasse über dich, Dolchstöße zerrissen dich, Revolverkugeln zerschmetterten deinen Schädel, Schlagknüppel warfen dich zu Boden, oder nur eine harte fla-

che Hand, die deinen Hals traf. In unsrer noch schläfrigen Morgenandacht wird uns berichtet von den Zentren, in denen sich das Schlachten zusammenballt, in bestimmten Städten fallen sie in immer größeren Mengen, da ist die Auslöschung statistisch erfaßt, an Hand von Tabellen können wir die Anzahl der Abgestochenen und Abgeknallten mit der Zahl des vorigen Monats, des vorigen Jahres vergleichen, und immer drastischer werden die Visionen, in denen die Augenblicke gefangen sind, und mit unsrer Morgenmahlzeit verschmelzen die aufgeschlitzten Bäume, die herausgerissenen Gedärme, die abgeschnittenen Köpfe, die Schriften, an die Wand gemalt mit dem Blut der Ermordeten. Ausführlich, und mit wachsendem Detailreichtum immer kälter und gleichgültiger werden die Verhörschilderungen mit den Mördern, wir lesen schon darüber hinweg, kennen schon diese Abgestorbenheit, diese Beziehungslosigkeit zu den Taten, kennen schon dieses totale Unverständnis gegenüber der Schuld, verstehen schon die Empörung der Abgeurteilten, die es nicht fassen können, die nie zugeben können, daß andre durch ihre Hand aus dem Leben gerissen wurden, sie haben doch nur ausgeführt, was ein gütiger Mechanismus verlangte, was von höherem Ort befohlen wurde, über ihnen waren immer die großen Institutionen, in denen sie gelernt hatten, zu knebeln, zu würgen, zuzuschlagen, den Schuß abzugeben, hier hatte einer ein Dutzend umgelegt, das war noch nicht viel, die Befehle erstreckten sich immer über viel größere Zahlen, hier wurde einer verantwortlich gemacht für das Ende von Hunderten, gar von Tausenden, dort hatte einer mit der Liquidierung von Zehntausenden, von Hunderttausenden zu tun, und manchmal hieß es, dies läge ja schon Jahrzehnte zurück, dies habe keine Bedeutung mehr, da seitdem Hunderttausende, Millionen auf ähnliche Weise ungesühnt vernichtet worden waren, und nicht einmal Schwindel überkommt uns bei den Ziffern, von denen erloschene Leiber umfaßt werden, Millionen erloschene Mütter und Augen, und kein Entsetzen hält uns auf, da vor uns Leichen liegen, denn wir wissen seit langem, in welcher Welt wir zu Hause sind, wir sind schon so vertraut mit der Alltäglichkeit der Lüge, der Niedermetzlung, der Zerstampfung, des Verscharens, des freien Umhergehens der Mörder, des freien Wirkens der Mordknechte, daß es uns keinen Schrei, nicht einmal ein Stöhnen entlockt, es sind immer andre, die dran glauben müssen, uns kann es nie ereilen, bis du selbst am eigenen Leib erfährst, daß der Morgen sehr nah war, an dem du selbst als Aas auf dem Frühstückstisch liegst und man sich den Nachruf auf dich zwischen Butter und Marmelade aufs Brötchen streicht ...

Es leben die Begegnungen mit den Toten, es lebe das Hinuntersteigen in die Regionen der Zwecklosigkeit, es lebe die Gescheiterten, es leben alle, die es zu nichts gebracht haben, die aus Schwerkraft und Schmerz nicht vermögen, sich morgens zu erheben, die verkommen, die es nur noch aushalten können, wenn sie sich bis zum äußersten mit Alkohol und Narkotika betäuben, es lebe die Verachteten, Verhöhnerten, die Verkrüppelten, die Verdammten, die Umnachteten, es lebe die Vereinsamten, es lebe die, die heulend in ihren Verstecken sitzen, es lebe die, die alles aufgegeben haben, von denen nie die Rede sein wird, die nichts hinterlassen und die im eigenen Unrat verrecken. Es leben alle die, für die ich Hilfe suchte und denen ich, aus eigener Entkräftung, keine Hilfe leisten konnte, es lebe die furchtbare Machtlosigkeit, die ich in klaren Augenblicken so hasse, die ich aus dem Bewußtsein streichen möchte, und die mich doch dazu verurteilt, in heimlichen Stunden mit ihr gemeinsame Sache zu machen, es lebe der Ausbruch aus allem Vernünftigen, Sinnvollen, Zukunftsbedachten, es lebe Gert, den es aus der Welt der Dinosaurier in die Städte verschlug, der nachts durch die Straßen taumelt, der irgendwo in Hinterhöfen sein Lager hat, der Verschollene, der dämpf vor sich hin Lallende, der mir näher ist in dieser Stunde als jeder junge militante Planer und Erneuerer, dem ich ausweiche, wenn ich ihn doch einmal an einer schummerigen Ecke, an einem Hofeingang erblicke, schaukelnd in einer Gruppe von abgerissenen erdfarbenen Brüdern, diese um Kopfeslänge überlagernd, vor dessen schallendem Gelächter ich flüchte, den ich verrate, auf irgendeinem schnellen Weg von Praxis zu Praxis, es lebe Hieronymus, der vor mir Verlassene, der zwischen den Bergen seiner unlesbar bekratzelten Papiere, den Ruinen seiner verschrobenen Maschinen, Bildermaschinen, Sternschaumaschinen, Höllenmaschinen, elendig verendete, zu dessen kläglichem Armenbegräbnis

ich an einem blendend hellen kalten Wintertag stolperte und als einzigen Abschiedsgast dort jenes Mädchen traf, das er sich als Kind in seine Höhle geholt hatte, und das dann mit ihm Schluß machte, mit der ganzen Liebe und mit allem, wie ich aus einem winzigen Zettel erlesen konnte, unbekannt, bekleckelt und verwischt beschrieben, der unter seinem modrigen Kopfkissen lag. Schluß mit allem, ich weiß, du bist krank. Aus. Ein vergilbtes Stückchen Papier, von Kinderhand beschrieben, aus einem Schulheft gerissen. Ich hatte mir vorgenommen, seine Manuskripte zu sichten, die Tausende von zerknitterten Blättern in Ordnung zu bringen, die dünnen Bleistiftzüge zu deuten, ich brachte die Ausdauer dazu nicht auf, immer legte sich die eigene Arbeit dazwischen, die eigene Hilflosigkeit, die Gleichgültigkeit gegenüber den Hirngespinnsten, Traumgeweben eines andern, auch wenn dieser andre dir nah ist wie ein Zwillingbruder. Es lebe diese Unfähigkeit, diese Verschönerung der Untergehenden, obgleich sie einer Welt angehört, die ich bekämpfe, die wir bekämpfen müssen, um nicht selbst drin zu verenden, es lebe Jacques, den ich in England, auf dem Bahnhof von Chislehurst, Graftschaft Kent, dem totalen Verschwinden überließ, dem ich wohl noch eine Weile nachforschte, und der dann doch weg war, für immer, als müsse es so sein, es lebe Uli, mein Jugendfreund aus dem Berlin vor dem tausendjährigen Reich, der so voll war von Phantasien, Ideen, unerhörten Möglichkeiten, und der, stehend in der Uniform der mit dem Hakenkreuz geschmückten Mörder, als aufgeschwollene Leiche an der dänischen Küste lag, es lebe Elisabeth, der es gelang, Maxens fahles Gesicht noch bleicher werden zu lassen, die ihn in stundenlange verzweifelte Auseinandersetzungen zog, die ihn zerbrochen, in Tränen aufgelöst, zurückließen, und die ich zwei Jahrzehnte später, kurz vor ihrem Tod, noch einmal traf, an den Stockholmer Kaianlagen, an der Fährstelle, jetzt war auch ihr großflächiges Gesicht schneeblass in der Umrahmung des schwarzen Haars, kaum verständlich waren ihre geflüsterten Worte im Lärm des Verkehrs, ich hab' nur noch ein paar Wochen, Krebs, es leben die Toten, es leben alle die, die ihren Tod überdeutlich mit sich herumtragen, die auf dem Weg zum Fährboot sind, zum Acheron, die schon den Ruderschlag, den Ruf hören des Charon. Es lebe das Unwirkliche, dem ich so oft meine Gegnerschaft angesagt habe, es lebe der Gedanke, daß meine Tätigkeit jeglichen Zwecks entbehrt, daß das Schweigen, das Aufgaben erlicher wäre als der Drang, sich zeitlebens eine Gedächtnisstätte seiner selbst zu errichten, es lebe das Nachgeben an alles, was mich herabziehen will ins Unkenntliche. Nur einen Augenblick lang, dann gelingt es mir wieder, mich in Einklang zu stellen mit der gegebenen Stunde, dann bin ich wieder bereit, der Bemühung Vorzug zu geben, den Krankheiten und Seuchen mit allerlei Medikamenten beizukommen, dann bin ich wieder verschworener Feind des Selbstmitleids, der Poesie zur Auflösung, der Euphorie des Untergangs. Die Schicht ist dünn, auf der wir gleiten, tappen, auf Zehenspitzen schleichen, auf der wir schlittern, ausrutschen, kriechen, notdürftig uns aufrecht halten, um folgerichtigen, überprüfbareren Vorsätzen gerecht zu werden, es schwankt, knirscht, knackt unter unsern Schritten, wir müssen uns leichtmachen, tief Luft holen, um nicht abzusacken, unversehens zu verschwinden, in einem winzigen Loch, das sich gleich wieder schließt, wir müssen eine enorme Kraft aufbieten, um uns selbst davon zu überzeugen, daß es hier ein Weiterkommen gibt, mit der ganzen unvorstellbaren Schwärze unter uns, müssen uns vorsehen, daß wir vor totem Gelächter über unsere Situation nicht verweilen und den hauchdünnen Halt, den wir uns einbilden, zerplatzen lassen, müssen so tun, als führe unser Unterfangen, obgleich wir es nicht ernst nehmen können, irgendwo hin, müssen uns ständig zwingen zu vergessen, daß jede unserer Äußerungen winziges Fragment bleibt und gleich schon verblasen ist, müssen uns unauffällig der genialen Leistung anschließen, den kurzen Aufenthalt auf diesem Planeten zur Verbesserung unserer Lebensbedingungen zu benutzen, und dabei diejenigen zu bekämpfen, die sich uns in den Weg stellen, die das Angenehme und Wohlliche nur für sich selbst beanspruchen, und die zumeist stärker sind als wir, weil sie nicht an den Sturz in den Abgrund denken. Von denen, die die Kunst des Vergessens so viel besser beherrschen, lassen sich die Wissen- den allzu leicht beiseite drängen, bestehen bleibt das Selbstsichere, Freche, Unverschämte, Zynische, in gigantischer Verschwendung dagegen sterben die Keime von Hoffnung, Liebe, Wärme und Zuversicht ab. Es lebe das Wirkliche, wenn wir uns an den Haaren wieder heraufgezogen haben, nach unsern Absenzen, unsern Schwächeanfällen, wenn wir wieder einen Fußbreit Boden erstanden können, es lebe die Aufgabe, mit all unsern Toten in uns, mit unserer Totenklage, unserm eigenen Tod vor Augen, zwischen den Lebenden dahin zu balancieren, sich ihnen bemerkbar zu machen, es lebe das wilde Ansinnen, alles ringsum in leuchtender Greifbarkeit entstehen zu lassen. Phantastisch, ungeheuerlich dieser Einfall, daß wir im Leben vorhanden sind, daß es noch etwas für uns zu tun gibt, daß noch etwas bevorsteht, unfaßbar, daß wir hier um unsere Bleibe kämpfen, daß wir hier sogar Gerechtigkeit einrichten wollen, daß wir Hilferufen entgegennehmen, daß wir erwarten, auch nach uns strecke sich eine Hand aus, wenn wir sie brauchen, da es doch nur eine Gewißheit gibt, gleich ist es zu Ende.





„Hölderlin“-Uraufführung in Stuttgart: Unser Bild zeigt den Empfang des Herzogs in der Universität Tübingen. Girlanden, Chorgesang, an der Wand die Parole „Tod dem Tyrannen“

Foto: Madeline Winkler-Beizendahl

# Hölderlin – Gesprächspartner für Marx?

Mutmaßungen über einen deutschen Dichter – Das neue Stück von Peter Weiss in Stuttgart uraufgeführt

Von unserem Korrespondenten

Stuttgart, 19. September

Das Stück des Jahres, das die Spielzeit einläuten sollte, kam nur halb zu Wirkung oder Sieg. Wer gehofft hatte, Peter Weissens natürliche Theaterkraft, für einige Jahre durch Glaubensübertritt zum Marxismus und durch das daraus folgende Lehrbedürfnis behindert, sei endlich wieder freigelegt, wurde halb enttäuscht.

Mit seinem „Marat-Sade“ hatte Weiss noch Fragen gestellt. Das Theater aber will gefragt sein, dann lebt es. Soll es nur dienen, Lösungen zu propagieren. Lehren zu pauken, grämt es sich, wird es selber grämlich und erstirbt oft sehr schnell. Weiss hat das lernen müssen – und wir mit ihm.

Mit seinem neuen Stück lehrt er wieder. Aber er nimmt den Zeigefinger des Bosswissers vorsichtiger zurück. Er stellt aus: das Schicksal des Hölderlin, wie es sich (seit Pierre Bertaux in Frankreich seine erstaunliche Studie über Hölderlin und die Französische Revolution erscheinen ließ vor zwei Jahren) in einer neuen Einseitigkeit anbietet.

Der Dichter tritt hier selber in den Wahnsinn ein wie in eine Lösung oder in ein Versteck. Er erleidet, was Goethe die „Disproportion zwischen Genie und Leben“ nannte. Hölderlin erleidet bei Weiss das Tasso-Schicksal. Aber nur simpler, eingleisiger, heftiger.

Peter Weiss rückt zurecht. Er nimmt die große Gestalt des unglücklichsten deutschen Hymnikers endlich aus dem Käfig der Stefan-George-Begriffe heraus, in dem sie bei uns so lange steckte, seit Norbert von Hellingrath, ein George-Schüler, Hölderlin eigentlich erst im Ersten Weltkrieg entdeckte und seine Größe sofort konservativ etablierte.

George, Hölderlin ansingend: „Ehmich das Dunkel überholt, entrückt mich hohe Schau...“ – Falsch! sagt Peter Weiss, Bertaux folgend: Die verdammten, die verkorksten, die unerlösten politischen Umstände haben den Mann ins Dunkel getrieben! Nix von „hoher Schau“!

Peter Weiss sagt szenisch unverblümt und simpel: Hätte Hölderlin Karl Marx kennen dürfen, hätte er nicht verrückt zu werden brauchen. Die gerechte Lösung aller Weltfragen lag ja schon fast vor! Hölderlin, hätte er das „Kapital“ lesen können, wäre gerettet gewesen.

Das klingt natürlich komisch. Und komisch wird dann prompt die erdachte Bilderbuchszene auch wirklich, wenn der junge Karl Marx auf einem vorsintflutlichen Tretfahrrad vor Hölderlins Turm der Umnachtung in Tübingen erscheint und mit dem greisen Irren ein Grundsatzgespräch führt, wie man der Wahrheit des Marxismus auf zwei Wegen inne werden könne: wissenschaftlich – aber auch in unmittelbarer poetischer Erkenntnis. Das wurde in Stuttgart zu Recht angelächelt. Peter Weiss, anstatt nur die Irrtümer eines falschen Hölderlin-Bildes zurechtzurücken, will neue Einseitigkeit etablieren. Er hat die Erklärung fertig und zur Hand. Hölderlin ist der frustrierte Revolutionär. Er kann die Welt des räuberischen Feudalismus und Frühkapitalismus nicht ertragen. Seiner Seele Seligkeit hing am Traum der Französischen Revolution. Dieser Traum wurde beschädigt und geschändet. So trat er freiwillig in die Umnachtung ein. Er flieht in den (wer weiß, ob gespielten oder echten) Wahnsinn.

## Zwang zum Mitdenken

Um das szenenständig zu machen, soll in Bilderbuchmanier und mit den kräftig naiven Mitteln, derer sich Weiss in seinem ersten Stück so mühelos kompliziert bediente, der errechenbare Unglücksfall eines hohen Poetenherzens und frustrierten Revolutionärs dargetan sein.

Wie ging das nun bei seiner Uraufführung unter Peter Palitzschs Regie im Württembergischen Staatstheater? Es wirkte leider vor allem betulich. Palitzsch machte didaktisch ausführliches Belehrungstheater. Er rückt den Zeigefinger von Szene zu Szene. Er will, was ständig auf der Hand liegt, ganz deutlich machen, so daß auch der Letzte im vordersten Parkett verstehe: Was Hölderlin so schrecklich betraf, das ist immer noch als Gefahr virulent.

Die Welt ist ebenso schlecht wie einst und ebenso schlecht verstanden. Studenten sind, sagt Weiss, unterdrückt. Der Text-Exegese, wenn anhand des

Hölderlinschen „Empedokles“ eine Art Che-Guevara-Vorausahnung bewiesen werden soll, wird breiter Raum gegeben. Palitzsch will nicht plump aufputschen. Er will sozusagen Wort für Wort überzeugen und zum Mitdenken zwingen. Er macht, könnte man sagen, wenn Weiss schon politische Philologen-Dramatik anbietet, nun auch gleich recht trocken-Philologen-Theater.

Dabei wird manches, wie eben bei manchen Philologen dergleichen wird, läppisch oder sogar albern. Die berühmte, Hölderlin zuerst unbewußte Begegnung mit Goethe (der bullige Traugott Buhre spielt ihn wie einen hochnäsigen Catcher) ist indiskutabel. Man kann Goethe nicht einfach zum törichten Kapitalistenknecht stempeln und zum grausamen Knieker junger Genies.

Auch die schönrednerische Betulichkeit eines Schiller (Gerd Seid) muß da unbeabsichtigt komisch werden. Wenn Hegel (Nikolaus Haanel) über die Szene geht, als handle es sich um eine ins Schwäbische verlegte Wilhelm-Busch-Figur, so nimmt der Eingeweihte Anstoß. Eine solche Simplifizierung ist

## Erinnerung an Brechts „Hofmeister“

Manches ist Peter Palitzsch so lecker und in Karl Kneidels weitem, hell gestanzten Bühnenbild so ausführlich und geschmackvoll gelungen, daß man immer wieder an die hohe Ansehlichkeit von Brechts und Neheers alter „Hofmeister“-Inszenierung gemahnt wird. An dieses Modell hat sich der Brecht-Schüler Palitzsch denn wohl auch gehalten.

Nur, daß eben Brecht damals des ungestümen Reinhold Lenz „Hofmeister“ eigentlich sorgsam gegen den Strich bürstete, während Peter Weissens Lehrstück durch eine betuliche Behandlung eher noch mehr enträufelt und entfärbt wird, als daß ihm Hilfe und Dienst geleistet würden.

Die Fülle der Spieler ist anspruchsvoll. Manche Rolle bleibt da plötzlich trocken und einfach leer. Die für Weiss doch noch interessante Putscher-Figur im Diplomatenfrack, die Gestalt des Hölderlin-Freundes Sinclair, kann auch der hochbegabte Giovanni Früh nicht dingfest machen. Sein Sinclair

bleibt ein etwas törichter Wichtigtuier. Das aber war er nicht.

Die Frauen können sich kaum entfalten. Julia Costa darf die Schiller-Freundin, die Frau von Kalb, kurz zu einer erotischen Hysterikerin machen. Hildegard Schmal (Diotima) kann in einem hellen Jugendstilgewand nur von ferne eine Ahnung dieser Gestalt der bürgerlichen Gespaltenheit geben. Erst wenn Elisabeth Schwarz zum Ende auch noch gleich die beiden Betreuerinnen des im Wahnsinn dahindämmenden Hölderlin darstellerisch übernimmt, kommt eine späte Betroffenheit auf, wird die fürchterliche Ratselhaftigkeit des Hölderlin-Schicksals sozusagen neben und über des Dramatikers allzu einfacher Erklärungsemsigkeit wieder sichtbar.

Und wie ist der Darsteller des Hölderlin selber? Hier ist Peter Roggisch der erst herrlich aufsteigende, schwärmende Jüngling, der die Beschädigung seines revolutionären Traumes erfährt und zeit seines Lebens und zeit seiner Dichtung den falschen Lauf der Welt

nach der Franzosen-Revolution nicht mehr verwindet. Peter Roggisch steht äußerlich unserem Hölderlin-Bild eigentlich entgegen. Er ist stämmig. Er wirkt wie ein gesunder Schnitzmesser, der etwas erstaunt in die Welt blickt und der, wenn man ihn ließe, auch kräftig zurückschlagen würde und dabei gewiß kaum sehr feinsinnig wäre.

Roggisch hat es mit dieser schwer spielbaren Rechthaberrolle nicht leicht. Jedem Hölderlin-Darsteller wird jetzt aufgegeben sein, unterdrückt zu werden und nur immer hinzuhalten. Die Rolle ist bei Weiss auf ständigen Substanzverlust angelegt. Der Dichter wächst vielleicht innen. Aber das ist nicht zeigbar. Währenddessen verliert er unablässig an Bedeutung und Substanz nach außen. Das vorzuspielen, das zweite nicht zu unterlassen und das erste nicht allzu wehleidig zu offenbaren – da liegt das Kreuz, ja fast die Unmöglichkeit dieser Rolle.

Roggisch konnte den Ausgleich nicht finden. Oft ist sein Hölderlin nur ein lebensfremder Mensch mit aufgerissenen Augen, bedauerndswert, aber groß oder wichtig eigentlich nicht. Die Gestalt wird sofort gefährlich (aber eben auch erst zu spät), wenn Roggisch unter der Maske sich den trübseligen medizinischen Untersuchungen seines Wahnsinns zu unterziehen hat. In der schwersten Erniedrigung wird die Rolle am größten.

Sonst fragt man sich am Ende, ob hier nicht doch mehr eine Beschäftigung für politisierende Philologen stattgefunden habe als eine Neuauslegung und Erklärung des Hölderlin-Schicksals. Wenn die herkömmliche, schlimmerweise, viel zu weit „rechts“ sich eingenistet hatte, Hölderlin nur als „Seher“, als Vaterlandsbesinger, als irren Innerlichkeitslutscher gesehen hatte, so war das falsch und oft unerträglich, zugegeben.

Aber, andererseits, glaube ich denn doch sicher, daß Hölderlin, wäre er sofort Marxist geworden, eben nicht Hölderlin geworden wäre. Das aber will Weiss nicht wissen. Vielleicht gibt eine der späteren vielen Aufführungen diesem Stück mehr recht und seiner Bühnenbrauchbarkeit mehr Raum. Ich will's bezweifeln, hoffe es aber sehr.

In Stuttgart steigerte sich der Beifall erst an einigen (auch eher leidenschaftslosen) Buh-Rufen zu einem Achtungserfolg, wie man dergleichen wohl nennt.

Friedrich Luft



# Von Arkadien ins Kistchen

In Hamburg inszenierte Peymann „Hölderlin“ von Peter Weiss

Hamburgs Springer-Presse sah dieser Premiere mit offenbar verschwommenen, zweideutigen Gefühlen entgegen. Am Samstag im Abendblatt, in einem Interview mit dem Hölderlin-Darsteller Fritz Lichtenhahn, wurde noch berichtet, wie „besessen“ er in diese neue Rolle „ganz hineinschlüpfen“ wolle, und besonders anregend sei ihm, hier einen Menschen vom 23. bis zum 73. Lebensjahr darzustellen. Womit das Stück ja ganz betulich dem schönen Schatz des üblichen Welttheater-Repertoires wieder zugeschlagen schien. Doch dann folgte in der Welt am Sonntag eine volle Breitseite Trauer und Hohn über einen Marxismus, der hier ein Dichterleben verhunzt habe, das schließlich nur an der „heftigen Liebe zu Susette Gontard“ und langen „Fußmärschen durch Südfrankreich“ zerbrochen wäre. Aus diesem Stück von Peter Weiss spräche eben wieder nur: die „Lust am Untergang“. (Untergang wessen?)

Doch als der Vorhang aufgegangen war vor Claus Peymanns Inszenierung, wurde bald klar, daß hier weder mit gediegener Theatertüchtigkeit noch mit apokalyptischem Ernst zu rechnen war. Auf historische Wahrscheinlichkeit, so wie die erste, die Stuttgarter Premiere des Stückes, auf Stahlstich- oder Miniaturentreue war diese Aufführung nicht angelegt. Grotesk und grell übersteigert sollten da die inneren und äußeren Momente, die Antriebe und das Umweltzubehör eines Lebens theatralisch ausgestellt werden, das ja wahrhaftig weder mäßig noch natürlich, sondern ekstatisch verlaufen ist. Für den Hintergrund seiner Bühne hatte Christian Steiof ein dreidimensionales Land-Art-Idyll aus bräunlich begrasten Hügeln, Bäumen, Schäfchenwolken und viel zu blauem Himmelsblau entworfen. Allerliebster Naturalismus scheinbar, und dieses halb arkadische, halb utopische Idyll schaute schön und tückisch von hinten auf das, was auf der Vorderbühne gravitativ und konvulsivisch losgespielt wurde.

Da schritten die beiden Weimarschen Dichturfürsten, Goethe und Schiller, auf güldenen Kothurnen dem bittstellernden Hölderlin entgegen, zwei Feldwebel der Ästhetik, und Hölderlin saß sehr bald zag auf dem Hintern vor ihrer Übergröße. Über den Bühnenboden kriechend, versuchte er, sein ins klassische Maß nicht zu zwängendes Schreibprogramm den beiden Gesetzgebern zu erklären. Eine gute Figur also macht der Unglücksdichter kaum in Peymanns Inszenierung, die einer billig abzurufenden Ergriffenheit des Publikums keine Eselsbrücke bauen will. Aus einigen Spielanweisungen von Weiss, die Hölderlin in Augenblicken der Erregung in Stampfschritte, Schnaufen, ja Blöken ausbrechen lassen, war hier eine Vision der Figur entwickelt worden, die auf die Einsicht setzt, daß gerade einer, der recht hat gegen eine bornierte Umgebung, durchaus nicht immer erhaben, sondern sehr schrecklich lächerlich aussehen kann. Vom Stückanfang zum Stückende, von Hölderlins Hoffnung auf eine revolutionär umgewälzte Welt bis zu seinem Wahnsinn in der vorhandenen Welt, war also nur wenig Strecke zurückzulegen.

So richtig diese Anlage schien, so reichlich Peymanns Einfälle wieder einmal herausplatz-

ten — er hatte (wieder einmal) nicht die Geduld, sie zu sortieren und gründlich durchzuführen, und mußte auch mit zu vielen Schauspielern arbeiten, die von der energischen Künstlichkeit der Inszenierung ganz offensichtlich überfordert und überanstrengt wurden (die auffallendste Ausnahme unter allen: Ilse Ritter in vier kleineren Rollen). Selbst Fritz Lichtenhahn, der Hölderlin, verstieg sich immer wieder hoch in einen kostbaren, mit lauter überedlen Endkonsonanten geschmückten Deklamationston. Das kontrastierte dann peinlich mit seiner Gestik, die schon schlimmer und genauer ausdrückte, wie heillos vertieft er in seine Ideen war, und wie zerfallen mit seiner Umwelt: Tragikomische Schmerzensmann- und Sehergebärden, schleifend gespannte Gänge, schwermütig brummige Trotzhaltungen. Ganz ohne hehren Krampf sprach er erst in den Wahnsinnszenen, als unwillkürlich seine Schweizer Mundartfärbung durchkam. Nun hörte er sich an wie einer, der sich nur mühsam dauernd durchkämpft zum vorgeschriebenen Hochdeutsch.

Dieses letzte Bild, die 40 rasch zusammengerafften „Umnachtungsjahre“ im Tübinger Turm, war in ein winziges, mit Möbeln vollgestopftes Biedermeier-Wohnkästchen gezwängt, auf drei Quadratmeter schätzungsweise. Und besser ließ sich die Enge, die Abgeschiedenheit, aber auch die Gemütlichkeit dieses sogenannten Wahnsinns kaum abbilden. In diesem Kistchen hatte die Regie endlich zusammengebracht, was ihr sonst so oft auseinanderfiel: groteske Steigerung, gedankliche Exaktheit und — Sympathie für das Vorgeführte.

Sonst nämlich sah Peymanns Premiere ausgerechnet immer dann verdächtig, verklemmt, verlegen bis verlogen aus, wenn sie die Hoffnung des Stückes unterstützen sollte, die Hoffnung auf die französische Revolution und alle folgenden: im Tübinger Stift, während Hölderlins Empedokles-Erzählungen, in den laufenden Kommentaren des Sängers (merkwürdig interesselos: Heinz Schubert) und auch beim Eintritt des Karl Marx ins Tübinger Irrenstübchen — in allen Momenten also, die in der Stuttgarter Uraufführung von Palitzsch so locker, lauter, selbstverständlich durchgespielt wurden. Ein Fiasko drohte in Hamburg sogar, als den Zuschauern mit Ausdauer eingebläut werden sollte, daß Weiss/Hölderlins Empedokles auch vorausweist auf Ché Guevara, als dessen Geschichte also lang, naiv und ernst auf der Bühne nachsimuliert wurde, mit lauter vom Bread and Puppet Theatre eilig zusammengeklau(b)ten Stilmitteln. Da spielte ein Staatstheater armes Theater. Ein Mädchen mit der Stimme einer Nachwuchs-Iphigenie war aufgebaut wie die Postkarte einer militanten Untergrundmadonna. Die verlogene Form machte den nur flott nachempfundenen Inhalt kenntlich und blamierte ihn. Denn nicht alles ist kommandierbar und gerade Engagement kann nicht jederzeit hergestellt werden aus einem gut sortierten Theaterzauberkasten. Die Nuß, die dieses Stück dem deutschen Theater zu knacken gibt, ist noch längst nicht ausgeschält, gegessen und verdaut.

REINHARD BAUMGART



Saal. Wochenblatt f. d. Schweiz.  
Zürich. 65, 49. (3. Dez. 1965).

## «Die Ermittlung»

Im Zürcher Schauspielhaus

nk. Mit einem gewissen Bangen sah man der vom Zürcher Schauspielhaus angesetzten szenischen Lesung des Oratoriums «Die Ermittlung» von Peter Weiß entgegen. Würde das Publikum den Anforderungen, die hier an dieses gestellt werden, gewachsen sein? Würde es die Szenen in Ruhe anhören können, würde es sie ertragen? Würde sich überhaupt genug Publikum einfinden, um das Grauen von Auschwitz über sich ergehen zu lassen?

Tatsächlich wird schon an das physische Beharrungsvermögen der Theaterbesucher enorme Ansprüche gestellt, geschweige denn an das seelische. Mehr als zwei Stunden hat man auszuhalten, ohne sich auch nur eine kurze Atempause gönnen zu können. Mag sein, daß es schon aufs Konto dieser langen Zeitbeanspruchung geht, wenn einzelne Besucher, aber nur ganz wenige, das ausverkaufte Theater vorzeitig verlassen haben. Ein Kriterium für oder gegen das Stück scheint es uns nicht zu sein. Als Unterlassungssünde kann man es vielleicht ansehen, daß der Verzicht auf eine Pause nicht im Programm angekündigt ist; damit man sich vorher darauf einrichten könnte, wäre ein solcher Hinweis nicht unnütz. Andererseits mochte es als Selbstverständlichkeit gelten, daß ein Stück dieser Art kaum eine Pause verträgt. Wer aber versucht sein sollte, sich an der pausenlosen Wiedergabe des Werkes zu stoßen, sollte bedenken, daß diese kleine Härte nur eine bedeutungslose Kompensation dafür ist, daß man selbst von Auschwitz und allem, was dazu führte, verschont geblieben, daß es uns erspart worden ist.

Und damit sind wir in medias res dieses Stückes, das *Auschwitz* auf die Bühne bannt, oder, wenn man genau vorgehen will, «nur» den *Auschwitz-Prozeß*. Aber handelt es sich in Wirklichkeit nicht um eine nur geringfügige Nuance? Schließlich gäbe es keinen *Auschwitz-Prozeß* ohne *Auschwitz*. Es hätte sich denken lassen, und viele haben dies sicherlich erwartet, daß «Die Ermittlung» etwa in der Art des Kipphardtschen *Oppeheimer-Dramas* aufgeführt worden wäre. Dies war am Samstagabend im Schauspielhaus Zürich nicht der Fall. Man sah und hörte Schauspieler, die eindringlich und eindrücklich vorlasen — und doch wurde die Szene eindeutig zum Tribunal. Wie Hammerschläge fielen Anklagen und Zeugenaussagen, die ja ihrerseits wieder Anklagen waren, auf die Zuhörer nieder. Das Einzigartige geschah: Es bedurfte gar keines Bühnen- und Mienenspiels, keines *Schau-Spiels*, um sich auf die Bühne versetzt zu fühlen. Darum, weil man sich unmittelbar in die *Wirklichkeit* versetzt sah, in eine ungeheuerliche, brutale Wirklichkeit. Konnte sie durch schauspielerische Darstellung überhaupt noch ungeheuerlicher, brutaler wirken? Was eher etwas verwirrte, war die Tatsache, daß verschiedene Angeklagte und Zeugen immer wieder — aus Gründen des «Personal mangels», möchte man sagen — von ein- und demselben Mitglied des Ensembles gelesen wurden, so daß man die einzelnen Personen fast nicht mehr auseinanderzuhalten vermochte. Jedenfalls erhöhte dies noch die Anstrengung der Aufmerksamkeit.

Aber die Aufmerksamkeit im Saale war an diesem Abend eine hundertprozentige. Man hörte kaum ein Räuspern, kaum ein Atmen. Und dies wie bereits erwähnt mehr als zwei Stunden

lang. Einige Wiederholungen im Stück lagen wohl in der Natur der Sache. Von Höhepunkten läßt sich in diesem Oratorium nicht reden. Es läßt sich auch nicht ästhetisch-kritisch ein Teil des Stückes gegen den andern ausspielen. Und doch läßt es sich vielleicht verantworten zu sagen, daß einer der eindrücklichsten Teile der *Gesang der Lili Tofler* war. Vielleicht weil er einem durch das einzige mit Namen genannte Opfer besonders nahe geht. Vielleicht weil dieser «Fall» besonders «typisch» ist, wenn man überhaupt so argumentieren kann. Jedenfalls aber strebt das Stück nur einem Höhepunkt zu, einem Höhepunkt des Grauens, dem Schluß, der Vergasungsszene, dieser einzigartigen und einzigartig grauenvollen «Errungenschaft» unseres Jahrhunderts, des technischen Zeitalters.

Soll man sich auf eine nähere Inhaltsangabe einlassen? Ich glaube nicht. Man müßte gewissermaßen den ganzen Ablauf des *Auschwitz-Prozesses* nochmals wiedergeben. Das ganze Stück besteht aus einer Steigerung des Grauens und der Untaten in ihren einzelnen Graden von der «harmlosen» Prügelstrafe über die Folter-Schaukel und den Erschießungstod bis zum Gas- und Verbrennungstod. Fragen mochte man sich, ob die Angeklagten nicht doch in einem etwas zu günstigen Licht erscheinen — wenn man von den Zeugenaussagen, die ja allein noch kein Gericht ausmachen, absieht. Ihre eigenen Erklärungen entsprechen wohl den im Prozeß selbst abgegebenen. Aber vielleicht wäre ihre wirkliche teuflische Rolle auch von der Bühne aus deutlicher erkennbar, wenn man gleichzeitig auch das gegen sie verhängte *Urteil* oder wenigstens Auszüge aus der Urteilsbegründung erführe, um so mehr, als ja auch die Einwände der Verteidigung die Wirkung der Zeugenaussagen immer wieder abschwächen oder abzuschwächen drohen, sie zu entkräften geeignet erscheinen.

Was am Stück, das ja nicht ungekürzt zur Wiedergabe gelangte, sonst noch auffiel, war, daß *das Wort Jude den ganzen Abend nicht ein einziges Mal fiel*. Vielleicht ist es irrelevant, weil das Werk einfach das Verbrechen am Menschen, an der Menschheit an sich aufzeigen will. Es waren wohl Juden, die in *Auschwitz* umkamen. Morgen schon hätten es aber auch andere Völker sein können, die Unberechenbarkeit der nationalsozialistischen Verbrecher ließ ja alle Möglichkeiten offen.

Halten wir noch fest, daß zum Schluß beklemmende, betretene Stille herrschte, es war, als ob es jedermann die Sprache verschlagen hätte, als ob jedermann gelähmt wäre vor Entsetzen. Eine andere Wirkung ist auch gar nicht denkbar.



# Das Ende eines „dritten Weges“

Peter Weiss und seine politischen Metamorphosen / Von H.-D. SANDER

Es hat sich schon herumgesprochen: ein vielgenannter Schriftsteller deutscher Zunge ist zu den Kommunisten übergewechselt. Sein Damaskus war die Ostseestadt Rostock. Fasziniert von der Fraktur, in der dort die alten Kämpen Kuba und Hanns Anselm Perten sein Marat-Dramolett gaben, hat der in Schweden lebende Peter Weiss seit Mai dieses Jahres in sukzessiven Erklärungen seine Bekehrung bekanntgegeben. An sie kann heute kein Zweifel mehr gesetzt werden.

Die literarische Welt in Deutschland horchte auf, als Weiss beim „Internationalen Schriftstellertreffen“ in Weimar am Abend des 19. Mai 1965 jene orakelnden Sätze sprach: „Für uns, die wir in der westlichen Welt leben und arbeiten, ist die Verbreitung der Wahrheit, von der Brecht spricht, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Zunächst müssen wir die erste Schwierigkeit überwinden, die Wahrheit überhaupt aufzufinden, und wenn wir sie gefunden haben, müssen wir als Partisanen arbeiten, um die Wahrheit zu verbreiten.“

Die harmlosen Babbitts des Liberalismus waren damals geneigt, den frisch gebackenen Partisanen, ob er wollte oder nicht, irgendwie zu integrieren. Sie sahen in dieser Verlautbarung ein Mißverständnis, eine Marotte offenbar. Der „Monat“ klopfte ihm auf die Schultern, zählte die fünf Titel seiner bisherigen Werke auf, um ihm zu beweisen, daß er mindestens mit ihnen keine Schwierigkeiten gehabt habe. Wachere Geister, die solche Verharmlosungen nicht mitmachen, wurden üblicherweise als kalte Krieger verketzert. Man machte die Rechnung ohne den Autor.

Am 4. Juni brachte die schwedische Zeitung „Stockholm Tidningen“ ein Interview Thomas von Vegesacks mit Peter Weiss, in dem die „Ur-worte weimarisch“ verdinglicht wurden. Über die besagten Schwierigkeiten sagte Peter Weiss: „Die Schriftsteller im Westen sind vom dem kapitalistischen System abhängig. Wenn sie es kritisieren, gefährden sie ihre Einkommensmöglichkeiten.“ Welcher Art die Partisanentätigkeit sein soll, stellte er wenige Zeilen tiefer klar: „Meine Solidarität mit den sozialistischen Ländern gilt diesen Systemen als Möglichkeit. Ich erklärte auch in Berlin, daß der Sozialismus heute das einzige System ist, das sich entwickeln wird. Ich stelle mich ganz hinter den Marxismus-Leninismus als Grundlage, weil er Kritik, Veränderung voraussetzt.“ Über das, was zu verändern wäre, heißt es: „Wenn man, wie ich, Deutsch schreibt, kann man nicht neutral sein.“ Einige Zeilen höher hatte er gesagt: „Der Haß auf den Bolschewismus ist in der Bundesrepublik die Nachfolge des Judenhasses.“

## Frage des Geschmacks

Die Konfusion dieser Erklärung sollte nicht über die Ernsthaftigkeit des Engagements hinwegtäuschen. Die Parallelen zwischen dem Kommunistenthaß und dem Judenhass verleiten zwar, ihren Verkünder nicht ernst zu nehmen. Logisch betrachtet bedeutet dieser Satz doch wohl: Die Untaten der Kommunisten sind so erfunden wie die angeblichen Greuel, die die Juden der Menschheit angetan haben, oder, wenn man bedenkt, daß die Untaten der Kommunisten dokumentarisch, zum Teil von ihnen selbst, belegt sind: Die jüdischen Greuel sind nicht weniger faßbar als die kommunistischen Untaten. Dergleichen Ungereimtheiten abzuheften hieße, den Marxismus-Leninismus mit formaler Logik zu verwechseln, was nicht einmal die Marxisten-Leninisten tun.

Die Bemerkungen über das kapitalistische System, das seine Kritiker verhungern läßt, verleiten ebenfalls zu Bagatellen über den Dichter. Der Kommunismus war ja gar nicht die Absicht, die Peter Weiss im „Schatten des Körpers des Fluchters“, im „Abschied von den Eltern“, im „Fluchtpunkt“, im „Gespräch der drei Gehenden“ und in der „Verfolgung und Ermordung des Jean-Paul Marat“ verfocht. Das betreibt der Autor erst seit seinem Damaskus an der östlichen Ostsee. Und er hat als Schriftsteller ein öffentliches Recht darauf, daß man vor seiner Wandlung den Kopf nicht in den Sand steckt.

So sollten die bisher neunzehn Bühnen, die im Oktober sein Auschwitz-Stück „Die Ermittlung“ gleichzeitig aufführen, der Berliner Rundfunk, der in einer Konferenzschaltung von diesen neunzehn Premieren berichten will, die übrigen Sender in der Bundesrepublik, die den Text der „Ermittlung“ allesamt verbreiten wollen, sich darüber klar sein, daß dieses neue Stück die erste Partisanenaktion des Peter Weiss darstellt. Es geht ihm in erster Linie mitnichten um die Vergangenheit, von deren Schatten wir noch umgeben sind. Er hat dieses Stück geschrieben, um, synchron mit der permanenten Propagandakampagne des Ostblocks, die Bundesrepublik anzugreifen, die demokratischen Verhältnisse im Westen, die angeblich den Faschismus erzeugt haben, die Ursache von Auschwitz. In dem Interview mit Thomas von Vegesack sagte der Autor klipp und klar: „Das Stück entbehrt nicht der aktuellen Sprengkraft. Ein Großteil davon behandelt die Rolle der deutschen Großindustrie bei der Judenausrottung. Ich will den Kapitalismus brandmarken, der sich sogar als Kundschaft für Gaskammern hergibt.“

Das besagte Interview ist bei uns geflissentlich übersehen worden. Erst der Ostberliner „Sonntag“ machte es am 15. August (gekürzt um Passagen über das Verhältnis Staat und Kunst während der nachrevolutionären Zeit in der Sowjetunion) in Deutschland bekannt. Und es hat sich auch nur ein Publizist, Matthias Walden, mit diesen demagogischen Simplifizierungen auseinandergesetzt.

Nun hat Peter Weiss mit seiner letzten Erklärung in der schwedischen Zeitung „Dagens Nyheter“ im August erneut erkennen lassen, daß die Aufführungswelle seiner „Ermittlung“ nicht allein eine Frage des fragwürdigen ästhetischen Geschmacks ist, wie Joachim Kaiser jüngst in der „Süddeutschen Zeitung“ meinte. Die „Zehn Arbeitspunkte eines Autors in der geteilten Welt“, die das SED-Organ „Neues Deutschland“ am 2. September deutsch veröffentlichte, machen sie auch zu einer Frage des fragwürdigen politischen Geschmacks.

## „Die Welt ist zweigeteilt“

Die zehn Punkte des Konvertiten Peter Weiss sind:

1. Jedes geschriebene Wort, veröffentlichte Wort, ist politisch.
2. Die Teilung Deutschlands ist die Teilung der Welt; was dem deutschen Schriftsteller die Aufgabe erleichtert.
3. Die Zweiteilung der Welt, obwohl vielfach gebrochen, hat zwei Machtblöcke hervorgebracht: „Der eine Machtblock enthält die teils etablierten, teils sich heranformenden sozialistischen Kräfte sowie die Freiheitsbewegungen in den ehemals kolonisierten oder noch unter Gewaltherrschaften stehenden Ländern. Der andere Machtblock enthält die vom Kapitalismus bedingte Ordnung, ansteigend vom freien, unabhängige miteinander konkurrierenden Unternehmergeist bis zu den höchsten imperialistischen Konzentrationen. Innerhalb dieses Blocks sind jedoch auch, vor allem in den skandinavischen

Staaten, umfassende Demokratisierungen zu finden und vom Klassenkampf hervorgezwungene soziale Einrichtungen. Das Werk der Arbeiterbewegung oder -regierungen bleibt letzten Endes eingeschlossen unter der Oberherrschaft der Großkapitalverwalter, die ihren Besitz nie freiwillig herausgeben.“

4. Die Grenzen der Literatur im Westen: „Während im Ästhetischen keinerlei Grenzen gezogen sind und jede Neuentdeckung auf diesem Gebiet ihre geschäftstüchtigen Zwischenhändler und Konsumenten findet, werden Vorstöße im Sozialen genauesten Kontrollen unterzogen.“

5. Die Grenzen der Literatur im Osten: „Zu einer Revolution der Gesellschaftsordnung gehört auch eine revolutionäre Kunst. Es ist deshalb ein Widerspruch, wenn in einigen Ländern des Sozialismus die Kunst auf Grund ihrer innewohnenden Kraft niedergehalten und zur Farblosigkeit verurteilt wird, während sie sich in den bürgerlichen Ländern aus Mangel an Bindungen bis zum Anarchismus entfaltet.“

6. Die Frage der Wahl, die Überlegung, auf welcher der beiden Seiten hinter den Unvollkommenheiten die Möglichkeit einer Entwicklung gesehen werden kann: „Kann ich den bequemeren dritten Standpunkt aufgeben, der mir immer eine Hintertür offenließ, durch die ich in das Niemandsland bloßer Imagination entweichen durfte?“

7. Die Frage ist der Beginn der Antwort. Weiss resümiert, welches Wohlwollen sein Unbehagen, sein Überdruß, seine absurden Ideen fanden; sie testierten den westlichen Macht-habern ihre Freizügigkeit, denn sie tasteten die offizielle Meinung nicht an, die sozialen Unterschiede seien heute weitgehend aufgehoben, und zwischen Unternehmern und Arbeitnehmern sei eine Interessengemeinschaft hergestellt. Die Frage aber, auf wessen Kosten der Wohlstand entstanden sei, entlockte den Machthabern „unflätige Beschimpfungen“, die zeigen, „wie faden-scheinig der Begriff von Humanität und Demokratie im Wappen der Besitzenden ist.“

8. Solange man sich einbildet, daß man im Westen seine Integrität und Bewegungsfreiheit bewahren kann, bleibt man Gefangener dieser Gesellschaft; solange man meint, der Westen lasse sich durch soziale Bestrebungen verändern, beschwichtige man sein Gewissen: „Die Angriffe auf die Korruption, die Ausbeutung und die von privaten Monopolen geleitete Meinungs-verseuchung führen zu nichts, wenn sie nicht eine deutliche Alternative anzeigeln.“

9. Der Westen kämpft für eine verlorene Sache; er kann sie nur mit Terror, Brutalität und finanziellen Bestechungen aufrechterhalten. Der Osten setzt seine Macht langsam durch: „Überall aber treten durch den kalten Krieg, dessen innere Glut ständig zu offenen Kampfherden aufflammt, die Unausgeglichenheiten und Streitpunkte der neuen Gesellschaftsordnung zutage. In dieser Situation findet der Gegner reichlichen Stoff, um auf das Versagen oder die Utopien des Sozialismus hinzuweisen. Die Aufgabe eines Autors ist hier: Immer wieder die Wahrheit, für die er eintritt, darzustellen, immer wieder die Wahrheit unter den Entstellungen aufzusuchen.“

10. Die „Richtlinien des Sozialismus“ enthalten die „gültige Wahrheit“. Bindungslose Kunst sei heute „vermessen, angesichts der Tatsache, daß die Gefängnisse derjenigen Länder, in denen die Unterschiede zwischen den Rassen und den Eigentumsverhältnissen aufrechterhalten werden, angefüllt sind mit den torturierten Vorkämpfern der Erneuerung.“

## Tragödie oder Farce?

Das sind die zehn Punkte. Es hätte keinen Zweck, ihren Widersinn ins Feld zu führen. Peter Weiss würde es nicht rühren, wollte man ihm nachweisen, in welchen Ländern die Gefängnisse angefüllt und die literarischen Vorstöße ins Soziale genauestens kontrolliert werden. Eine Konversion ist keine Sache der Logik, sie gründet sich auch nicht auf empirische Tatsachen. Sie ist ein Akt des Glaubens. Deshalb genügt es hier, den kommunistischen Aplomb hervorzukehren.

Es ist nichts anderes als das bekannte Abrahamkadabra, das mit den Jahren immer abgegriffener wird, die fade gewordenen Spezereien der ideologischen Opiumküchen. Hier wird das Opium für Intellektuelle verteilt, von dem man meinte, es sei schon ausgelaut. Peter Weiss ist ein gelehriger Schüler, nicht nur des Jargons, sondern auch der kontrollierten Schizophrenie, der stumpfsinnigen Arithmetik mit dem Axiom „Vierbeiner gut, Zweibeiner schlecht“. Aber was er gelernt hat, gilt im Osten nicht mehr unbedingt. Tragödie oder Farce — das ist bei dieser Konversion die Frage...

Wie immer auch die Antwort lauten mag, sie schafft den Fall Weiss nicht aus der Welt. In jedem Falle haben sich die neunzehn Bühnen und die Sender der Bundesrepublik durch betriebsame Bußfertigkeit und Ahnungslosigkeit in eine peinliche Zwickmühle manövriert. Hätte man die Erklärungen von Peter Weiss mehr auf die Waagschale gelegt, würde uns die zweifelhafte Haupt- und Staatsaktion, die uns bevorsteht, erspart bleiben. Zwei, drei Theater hätten die „Ermittlung“ gespielt, und eine weniger belastete Diskussion wäre möglich gewesen.

Man kann schon sagen: Die Überraschung ist perfekt. Ein prominenter Schriftsteller konvertiert zum Kommunismus. Seinen ersten Angriff auf den Westen trägt er in einem Stück vor, dessen Thema unantastbar ist. Die Konversion wurde als Begriffsverwirrung, als Kauziade gewertet. Deswegen fielen auch die unter-schwelligsten Motive nicht auf, die dem Zuschauer nachher im Parkett suggerieren sollen, das System, in dem er gegenwärtig lebt und arbeitet, habe an Auschwitz schuld. Wie immer man das Stück jetzt angreift, wie immer man sich mit der Konversion des Autors auseinandersetzt, der Osten wird spielend jede Polemik als neofaschistische Hetze auslegen können.

Bleibt zu fragen, was Peter Weiss veranlaßt haben könnte, so bissig die Partei des Ostens zu ergreifen? Man kann sich schwer vorstellen, daß hier Kuba die Rolle eines Missionars gespielt haben soll. Wenn man das neurotische Verhalten des Intellektuellen zur Macht bedenkt, könnte man zwar glauben, Kuba habe tatsächlich einen Proselyten gemacht. Wahrscheinlicher ist aber, daß die Entscheidung im Marat-Stück schon vorbestimmt war: Der moralische Relativismus hätte dann dem amorali-schen Engagement vorgearbeitet. Sartre repetitus.

Im Grunde wirkt das Engagement, das Peter Weiss eingegangen ist, eher klärend als verwirrend. Seine Entscheidung für den Osten bedeutet, daß auch in der Ära der „Entspannung“, der „Koexistenz“ ein dritter Weg nicht gangbar ist.

Peter Weiss hat länger an ihn geglaubt als Sartre, der die Alternative der Neutralität schon vor Jahren aufgegeben hat. Peter Weiss hat eine mutige Konsequenz gezogen, die dem permanenten Lavieren mancher Geister gewiß vorzuziehen ist. Ein exemplarischer Traum ist ausgeträumt.





Die Ermordung des Marat  
(Szenenbild aus der Pariser Inszenierung)

Foto: AP

## Vom Skandal zum Erfolg

Die Pariser Premiere des „Marat“ von Peter Weiss

Von unserem Korrespondenten

Paris, 29. September

Nach Pariser Brauch folgte im Theater Sarah Bernhardt die „Kritikerpremiere“ auf acht öffentliche Vorstellungen. Das nimmt dem Wort Premiere seinen Sinn, hat aber für ein Theater den Vorzug, daß die Reaktion eines echten Publikums sich abzeichnet, bevor die Richter ihren Spruch fällen. Durch Mundpresse bildet sich eine erste Meinungsatmosphäre, die eine Exekution gelegentlich aufschiebt.

Marat/Sade ist in Frankreich als zweites Stück von Peter Weiss angekommen, denn „L'Instruction“, das allgemein ein Auschwitz-Oratorio genannt wurde, hatte im Theater von Auber-villiers einen starken Eindruck hinterlassen. Was hat nun Jean Tasso, der griechische Regisseur, entscheidend sekundiert vom griechischen Komponisten Prodromides und vom Bühnenbildner Jean Acquard, gemacht?

Das dialektische Gespräch zwischen dem Vertreter des individualistischen und dem des kollektiven Exzesses zwischen Genuß und Gerechtigkeit, und die immer stärkere Aktivierung des Chores der Irren von Charenton geben dem Schauspiel von der Anlage her eine Mischung von innerer Starrheit und äußerer Bewegung und öffnen dem jeweiligen Regisseur alle Möglichkeiten, die Akzente so oder anders zu setzen, die dünnen Knittelverse lehrhaft zu betonen oder gleich einem Opernlibretto in Musik und Choreographie zu ertränken.

Bei Jean Tasso spielt die Musik jedenfalls eine größere Rolle als vermutlich in allen bisherigen Inszenierungen. Zwischen Brechtschem Song, Kabarett, Musical und sogar einer Geräuschkulisse, die an den Film denken läßt, muß die Musik, ausgeführt von einer zwischen dem Käfig der Irren und dem Saal der Wasserkur und der Auf-führung angebrachten Jazzkapelle, jede Art von Spannung beitragen. Die vor-züglich geregelten Massenbewegungen erstarren immer wieder zu einem lebenden Bild, in dem die Zuschauer traditionelle Revolutionsszenen im Sinn von Rude und Delacroix erkennen, so wie Marat in seinem Bade dem Gemälde von David entspricht.

Nach Paris heimgekehrt, ist das Stück über die französische Revolution von jeder „Entfremdung“ entfremdet worden. In unvertrauter Manier wird

das Publikum durch den Anblick des Vertrauten beruhigt. Es war ein ausgezeichnete Einfall, aus den Irrenwärttern Nonnen zu machen, die von hochgewachsenen, stämmigen Mannsbildern gespielt werden, so daß man versteht, warum sie die immer wilder werdenden Wahnsinnigen bändigen und in ihren Käfig zurückdrängen können.

Aber Drapierung wie Gruppierung dieser Irren, die ihren Wahnsinn im Stil ältester Bühnentradiation agieren, läßt an Moritat und zugleich an Operette denken, daß heißt, an das gegenüberüberliegende Volkstheater des Chatelet. Müssen Sade und Marat als die Hauptfiguren angesehen werden? Zum Glück nicht; denn Jean Servais ist ein gelangweilter und langweiliger Conférencier von einem Marquis, der sogar die Auspeitschung durch Charlotte Corday weder als Schmerz noch als Genuß wahrnimmt.

Michel Vitold wiederum als „der Irre“, der Marat verkörpert, schäumt und kreischt in der Art ältester Bühnenroutine, der er sich keinen Augenblick zu distanzieren vermag, um sie wenigstens in Anführungszeichen zu geben. So wird unversehens zum Mittelpunkt des ganzen Abends Charlotte Corday mit ihrem Freund, und sie, nämlich Françoise Brion, hat als Kataleptikerin, die aus der Lethargie in marionettenhafte Agitation übergeht, die doppelte Stilisierung der Schauspielerin, die eine Irre spielt, und der Irren, die eine edle Mörderin spielt, zustande gebracht.

Hier wird dem Stück an Dramatik alles gegeben, was ihm bei Sade und Marat vorenthalten blieb. Eine ganz untergegangene Dimension ist die des Irrenhausdirektors mit seiner Familie als dem privilegierten, machtverkörpernden Zuschauer.

So werden von den vier Ebenen, auf denen das Stück zu zeigen war, nur zwei sichtbar: die Gruppe um Charlotte Corday und die Masse der Irren. Dennoch ist die Pariser Kritik fast einhellig von dieser Aufführung beeindruckt, und sie hat auch Grund, es zu sein. Denn obzwar die Elemente des Theaters von Pirandello, Brecht und Antonin Artaud hier ein wenig abrupt nebeneinanderstehen, ist diese Aufführung dennoch ein faszinierender Versuch und ihr Erfolg — alles in allem genommen — wohlverdient.

François Bondy

Welt.

No 228

30. Sept

1966

Weiss,  
Peter

Weiss  
Peter

Die Berliner «Ermittlungs»-Inszenierung <sup>Israel. Wochenblatt</sup>  
<sup>1 d. Schweiz. Zv. 1. 65/44</sup>  
<sup>(29. Okt. 65)</sup>  
Zum 75jährigen Bestehen der Freien Volksbühne Berlin insze-  
nierte *Erwin Piscator* in Anwesenheit des in Babelsberg bei  
Berlin geborenen, in Stockholm lebenden Autors *Peter Weiß*  
dessen *Oratorium in elf Gesängen* «Die Ermittlung».


Dieses «Oratorium» hat den Auschwitzprozeß zum Inhalt. Nach  
des Dichters eigenen Worten ist der Text ein «Konzentrat der  
Aussage» des Frankfurter Prozesses. Hier werden Angeklagte,  
die keine Reue zeigen und sich auf den Befehlsnotstand berufen,  
ihren Schandtaten gegenübergestellt. Die Ermittlung läßt  
uns das Urteil nicht miterleben, sie beschränkt sich auf die  
Beweisaufnahme. Dem Zuschauer bleibt die Freiheit, sich mit  
den Angeklagten, den Zeugen oder dem Gericht zu identifizieren.  
Es handelt sich also nicht um ein Theaterstück im üblichen  
Sinn.

Schon 1890 forderte der Kritiker Bruno Wille im «Berliner  
Volksblatt», daß das Theater neben der «Quelle hohen Kunst-  
genusses» zum *Nachdenken über die großen Zeitfragen* anregen  
solle. Piscator, der Hochhuths «Stellvertreter» aus der Taufe  
hob, war gut beraten, gerade dieses Oratorium zum 75jährigen  
Geburtstag der Berliner Volksbühne auszuwählen. Daß ihm neben  
seinen künstlerischen Ambitionen mindestens ebenso die  
politische Erziehung des deutschen Publikums am Herzen liegt,  
bewies er dadurch, daß er die Theater in West und Ost auf-  
forderte, diese Uraufführung am gleichen Tage wie er, am  
19. Oktober, anzusetzen.

Vierzehn deutsche Bühnen und das Londoner Aldwych-Theater  
schlossen sich an. Das hat es meines Wissens noch nie gegeben.  
Viele andere, darunter auch Zürich und Tel Aviv, werden in  
dieser Spielzeit folgen. Ich glaube, daß besonders dem Schweizer  
Zuschauer aufgehen wird, worum es Peter Weiß in seiner  
«Ermittlung» geht: aufzuzeigen, wohin es führen kann, wenn  
Staatsbürger sich nur auf den kritiklosen Gehorsam berufen  
und nicht an die eigene Verantwortung denken.

Die, an Piscators anderen Regieaufgaben gemessen, erstaunlich  
distanzierte, dennoch engagierte Aufführung, war für mich am  
erschütterndsten in der Zwischenaktmusik des Italieners *Luigi Nono*.  
Der Komponist verbindet elektronisches und instrumentales Material,  
blendet einen Kinderchor und einen hohen Sopran ein, und die  
Phantasie des Angesprochenen geht ihre eigenen Wege. Annelise Hartnack





Peter Weiss Oratorium ist politisches Theater; das jedenfalls ist die erklärte Intention des Autors. Er will demnach das Theater als Produktionsmittel zur Veränderung der bestehenden Verhältnisse benutzen. Mit seiner bezielten – nicht romantisch-allgemeinen – Negation der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung steht er in der Tradition Bertold Brechts, wie wir dessen „Schriften zum Theater“ wörtlich entnehmen können. Solch politisches Theater, bei dem der Autor eine Position einnimmt, Partei ergreift, bringt bei uns nach wie vor mühelos alles Bestehende gegen sich auf, zumal der Autor hier noch Jude, Emigrant und Sozialist ist. Folgerichtig wurde Peter Weiss nach allen Regeln der Kunst diffamiert wie zuvor Hochhuth, Grass und andere.

Und dies, weil Peter Weiss nicht nur die furchtbare Wirklichkeit von Auschwitz aufzeigen, sondern auch die Gründe dafür sichtbar machen will. Durch eine abstrahierende Selektion zeigt er mit den Fakten des Auschwitz von gestern auch das mögliche „Auschwitz“ von morgen. Wir müssen nämlich erkennen, daß die objektiven gesellschaftlichen Bedingungen, die Auschwitz ermöglichten, bis heute fort-

Ein Beitrag zur Aufführung  
von H. Brands

Der Dokumentarstreifen „Wahlkampf“ (Hilgert, BRD) versucht ebenfalls Klischees zu Leibe zurücken. Obwohl der Film mit viel Pfiff gemacht ist und viele gute Ansätze hat, ist er dennoch zu kritisieren. Die Klischees, die er angeht, übernimmt er schließlich selbst als Terminologie.

Drei weitere preisgekrönte Filme waren „Elegie“ (Huszarik, Ungarn), „Manastschy“ (Schamschijev, UdSSR) und „Ezra Pound“ (Bienek, BRD). Mit „Elegie“ bin ich bis heute noch nicht zu Rande gekommen. Der Film hat mich trotz aller technischen Raffinesen und trotz seiner Kompromißlosigkeit nicht befriedigt. „Manastschy“, die Arbeit eines jungen Kirgisen, schildert eine folkloristische Legende, vorgetragen von einem Barden. Reizvoll wirken die Wechselbeziehungen zwischen dem Sänger, seinem Publikum und Bildern aus seinem Leben. Das ist geschickt arrangiert. Das Pound-Portrait scheint mir völlig mißlungen. Neben dem langweiligen Kommentar sind auch die meisten Sequenzen langweilig. Da hat das Fernsehen doch bedeutend mehr Möglichkeiten zu bieten. Bieneks Film lag noch unter vielem, was von diesem vielgelästerten Medium gebracht wird.

Vielleicht als Resümee: Die Tschechoslowakei wurde als bestes Länderprogramm ausgezeichnet, die übrigen Ostblockstaaten schnitten bis auf Polen ebenfalls neben Frankreich gut ab. Wenig Wichtiges kam von den Deutschen beiderseits des Eisernen Vorhangs. Und manche Filme waren des Wettbewerbs einfach nicht würdig. Andere wurden dagegen unterbewertet (z. B. Lemkes „Die kleine Front“). Dieser Film lief nur außerhalb des Wettbewerbs, obwohl er einer der geschicktesten aufgemachten deutschen Beiträge war. Warten wir also auf das nächste Jahr.

## Margarete Susmann Festschrift Aufsätze

Auf gespaltenem Pfad  
Festschrift zum 90. Geburtstag.  
Hersg. v. Manfred Schlösser

400 S. 450 num. Exemplare. Leinen  
DM 54,-, Leder DM 265,-

Ein Zeugnis des unzerstörbaren  
Kernsdeutsch-jüdischen Gesprächs  
mit 40 international berühmten Mit-  
arbeitern. Unter anderem bringen  
ihre Huldigung dar:

Hugo Bergmann, Ernst Bloch, Max  
Brod, Martin Buber, Paul Celan,  
E. R. Curtius, Erich Kahler, Gustav  
Landauer, Franz Rosenzweig, Man-  
fred Schlösser, Gerschon Scholem,  
Georg Simmel, Carl Zuckmayer.

Vom Geheimnis der Freiheit –  
Gesammelte Aufsätze der Jahre  
1914-1964

360 S. Leinen DM 19,80 Agora Nr. 19  
„Die von Manfred Schlösser heraus-  
gegebene und eingeführte Samm-  
lung der Aufsätze von M. S. ist ein  
Längsschnitt durch ein halbes  
Jahrhundert. Das Leitmotiv ist die  
Untersuchung des Geheimnisses  
der Freiheit. M. S. war die Ver-  
körperung der Gedankenfreiheit  
mit allen innewohnenden oder durch  
neue Erkenntnisse sich ergebenden  
Widersprüchen.“

Alfred Kantorowicz  
Welt der Literatur

**Agora · Erato-Pressse  
Darmstadt · Lucasweg 17**



bestehen. Bei den verschiedenen Aufführungen saßen die Angeklagten teils unter den Zuschauern oder stellten gleichzeitig auch die Zeugen dar. Diese Regieanweisungen unterstreichen deutlich die im Stück offenbar werdende Austauschbarkeit all derer, die in der Hierarchie der Klassengesellschaft zu bloßen Objekten erniedrigt und den Verhältnissen ausgeliefert sind, gegen die sie anscheinend nichts vermögen. So stehen denn die Namen der Angeklagten, wie Weiss sagt, „als ein Symbol für ein System, das viele andere schuldig werden ließ, die vor Gericht nie erschienen sind“. Die Todesmaschinerie von Auschwitz läßt sich nicht ins bloß Subjektive abdrängen, obwohl man, dem nationalen Ritual der Teufelsaustreibung folgend, Auschwitz lieber im Beichtstuhl erledigen möchte, um die Verhältnisse unbehelligt zu lassen. Dabei ist an den Angeschuldigten keine Spur von Bestialität oder Dämonie, wie die saftigen Schlagzeilen suggerierten. Sie sind lauter Biedermänner; Untertanen, die zu Untermenschen gemacht wurden; verfolgte Verfolger. Peter Weiss zeigt uns auch ein anderes Auschwitz, und dieses Auschwitz ohne die Requisiten, die die

Presse in Sensationsmanier ausmalte, ist das eigentliche Auschwitz: die totale Verdinglichung des Menschen. Wer nicht ermordet wird, arbeitet bei den IG-Farben bis er daran stirbt oder auch ermordet wird. Nicht umsonst waren in einigen Aufführungen die bekannten Firmennamen gestrichen worden. (Freiwillig?)

Mit seiner „Ermittlung“ hat Peter Weiss einen höchst bedeutenden Beitrag zur einzig möglichen, nämlich der politischen Bewältigung unserer Vergangenheit geleistet. Er betreibt nicht Propaganda, was ihm aber aus propagandistischer Absicht vorgeworfen wird, sondern die Fakten, die er in seinem Drama wiedergibt, propagieren sich selbst, weil Peter Weiss die ästhetischen Mittel des politischen Theaters derart gekonnt eingesetzt hat, daß die Brisanz dieses Stückes ein weitaus lauterer Echo und heftigere Diskussionen auslöste als die gesamte Berichterstattung über den Original-Prozeß. Das Drama hat seine Genese hinter sich gelassen, keine Relikte der Mühsal stehen zwischen den Dialogen, keine Schweißtropfen zwischen den Versen trüben das Wort. Ich will nicht weiter Fragen der Ästhetik diskutieren, da man schon vor der

Aufführung des Stückes von den politischen Zusammenhängen auf diese Fragen ablenken wollte; die happy few wünschten, ihre Exklusivität zu wahren: Dergleichen geht das Volk nichts an. Auschwitz gehört nicht in die gute Stube des bürgerlichen Theaters, denn die Herrschenden, die Verantwortlichen für unsere Bildungsnotzucht, fürchten nichts mehr, als daß der „kleine Mann“ Zusammenhänge begreift, daß er einen Einblick bekommt in die „Geheimwissenschaft“ der Politik Erhardschen Stils, die der „Elite“ vorenthalten bleiben soll. Es geht aber das Volk sehr viel an, daß die Großindustrie, die an Auschwitz Riesensummen verdiente, und die Kirche, die offiziell nicht gegen die Greuel protestierte, sondern mit den Mördern paktierte, weil sie sich durch den Nazi-Krieg die Vernichtung des „gottlosen Bolschewismus“ erhoffte, daß beide Mächte heute bei uns in der Bundesrepublik wieder (immer noch) die Politik bestimmen. Diese eminent politischen Zusammenhänge, die Auschwitz ermöglichten und wieder ermöglichen können, aufgezeigt zu haben, ist das große Verdienst von Peter Weiss.

# DIE ERMITTLUNG

# Rita Zarai

Neuer Stil im israelischen Chanson?

Die Gorby ist ein prima Beispiel. Die jüdisch-jiddische, israelische Kleinkunst hat in ihr ein in der Tat charmant-apartes Exempel, das sich wie von selbst statuiert. Bringt die junge Rika Zarai, von der mehr in der mondänen Pariser Welt als in der so aufbaubesessenen, schweißtriefenden Israels die Rede ist, eine wirkliche neue Note in das oft so abgestandene Genre, hat Rika Zarai die unbedingte eigene Art der Vortragskunst und Chansonformung? Feststeht auf jeden Fall, daß sie Paris reichlich umgekrempt hat, und sie trägt ein neues Make-up in ihrer Darstellungsfinesse, der das nasallose Französisch gar nicht übel ansteht. Bei Air 211011 und 211022 Medium stellen Rika Zarai jetzt „groß heraus“, wie man zu sagen pflegt, und klein hat sie auf ihrem Gebiet bei Hed Arzi in Israel angefangen, nur waren hier zunächst die LP größer, die Stimme natürlicher und unfrisiert, aber gerade das Letztere halten ja Frauen, die auf sich halten, nicht allzu lange aus. Vielleicht wird gerade die „Andere“ berühmter werden?

Sie singt Chansons von Yohanan Zarai auf Hed Arzi AN 11-9 und 12-62. Aber der 1929 in Budapest geborene Y. Zarai ist vornehmlich ein Arrangeur, der nach Vollendung seiner Wiener Studien 1950 nach Israel einwanderte und seinen angeborenen bzw. angelesenen Stil schon mitbrachte. Nun akklimatisierte er sich ein wenig, nahm die Farbe des Milieus sozusagen an, nicht aber den neuen Ausdruck. Kaum

kann man ihn orientalisch angehaucht nennen. Wie ein gewöhnlicher Europäer schreibt er, hochprozentig okzident. Bemerkenswert das „Adom, Kachol, Yarok“ und das melancholisch überzogene „Lishon, Yalda, Lishon“, ein Schlaflied. Im Arrangement hält er sich in Grenzen. Es konnte dem freundlichen Einfall Naomi Shemers im „Rav Haor“ nichts anhaben, wenn auch nicht viel dazutun. Für das Ohel-Theater schrieben sie, doch sind es sicher nur Teile einer Bühnenmusik, die hier unter „Habimah“ mit zwei kleinen Klangpiècen läuft, wenn ich an „Kol Orlogin“ und „Schir Hakarish“ denke oder an die Bühnenmusiken zu Lorcass Stücken „Don Perlimplin“ und „Des Schusters wundervolles Weib“. Vier kleine Stücke werden nicht ausreichen, F. Garcia Lorca „Don Perlimplin“ musikalisch zu illustrieren, dieses oft so tragikomische Geschehen, dieses Drama impotenter Erektionen, wie ich es paradoxerweise einmal nennen möchte. Charakteristisches ist in der Musik nicht aufzufinden. Eine Gitarre macht noch keinen Lorca.

Rika Zarai indessen beginnt mit Formungsansätzen. Noch sind die Konturen nicht scharf genug, noch reicht es nicht bis zur Hintergründigkeit aus, aber in der Stimme prägt sich schon Eigenart im Timbre, im Gestalten, das nie Manier werden darf, aus. Man hat diese jugendliche Stimme nicht verdorben, wenn man sie jetzt ausbeutet, was sicher der Fall ist, und das „Boa Legani“, allzu schnulzenhaft ausgerichtet, wird sicher nur ein Einzelfall bleiben wie das berühmte „Arava Arava“ eine Gefahr für jeden Interpreten wird, zu dick aufzutragen. Im israelischen Tanz „Rad Alayla“, mit

reizsam nuanzierten Flötenpassagen versehen, im rhythmisch tadellos sitzenden „Yomme Yomme“ ist Rika Zarai in neuem Vortragsfahrwasser. Ein Kilo Temperament mehr ist spürbar, und wie ausgewechselt scheint sie im Klima Pariser Luft zu sein. Die Israelitin in ihr darf dabei aber nicht zu kurz kommen: schließlich will sie ja ein orientalisches Land repräsentieren!

Gerhard Krause

---

## Träumende BELINA...

---

Immer „größer“ bringt sie die Schallplatte heraus (vgl. Columbia C 8337); immer mehr „Typ“ soll sie werden. Das Geschäft blüht. Blüht auch die Stimme dieser polengebürtigen Belina, die jetzt französische Staatsangehörige geworden ist und sich mehr als eins „piaft?“. „Non, je ne regrette rien“ wird sie auch in dieser Beziehung mit dem Text ihres Schlagers sagen, der den Schluß auf dieser neuen LP besiegelt und der Piaf so ähnlich sieht. Was wäre die Karriere ohne dieses Vorbild?

Ganz auf das Jüdische, Jiddische sollte sich Belina legen, die auch ihre „A Yiddische Momme“ mitteilt, die individuell instrumentierte und arrangierte. Als Kind noch floh Belina aus



Weiss, Peter

Hyams, Barry

An investigation  
(on Peter Weiss)

In: The Reconstructionist

New York. Vol 32, No 17

(Jan 6, 1967).

Dissent. New York. March - April 1966.

Lionel Abel

## SO WHO'S NOT MAD?

### On *Marat/Sade* and Nihilism\*

It was Susan Sontag, I think, who first pointed up the extreme theatricality of *Marat/Sade*. Susan Sontag was right, *Marat/Sade* is theatrical. Is the play dramatic, though? About this there seems to be some question in even Miss Sontag's mind. When she discussed the work in her *Partisan Review* article (Spring 1965), the word "dramatic," scarcely used in her text, came up in this sentence: ". . . *Marat/Sade* is far from being the supreme masterpiece of contemporary dramatic literature, but it is scarcely a second-rate play." From which I infer that Miss Sontag herself has doubts as to the value of *Marat/Sade* as drama. My own opinion—which has the virtue at least of being settled—is that the play is indeed a "director's play," and owes most of its values of excitement and bravura to the staging and direction of Mr. Peter Brook. Whatever life *Marat/Sade* has on the stage comes, in my finding, from the devices of its director, not its author.

One could not say this were the play truly compelling. For certainly a play not soundly dramatic can do little more than hold its audience; the devices of a director can merely make a play bearable. To me, *Marat/Sade* was certainly bearable, but little more than that, except for a few moments. The first part was often tedious, and the second part a repetition of what is boring in the first. But what concerns me here is a general point, the difference between the theatrical and the dramatic.

When we find Marat on the Martin Beck stage, half of his body is enclosed in a metal bathtub, and the naked flesh of him that we do see is covered with large red spots. There he is, immobile, frail and blotched in his bath, stained by his disease. Now the effect is electric. But this effect lasts only for a moment, for Marat is going to speak. We want to hear what he says. And as we listen, we tend not to look

---

\* *The Persecution and Assassination of Marat as Performed by the Inmates of the Asylum at Charenton under the Direction of the Marquis de Sade.* By Peter Weiss. Directed by Peter Brook. Martin Beck Theater, New York.



at his red spots; but what he says is less interesting than the red spots, much less interesting humanly, much less interesting dramatically. His voice, which often rises to an orator's shout, somehow erases the strong effect the sight of his body first gave us. His is a theatrical presence, not a dramatic one.

To point up the contrast between the theatrical and the dramatic, one has only to think for a moment of Danton in Buechner's play, *Danton's Death*. The real Danton, the Danton of history, was pockmarked, but Buechner in the directions for his work never insisted on representing him as such. For what interests us in the Danton of Buechner are the things Danton says, and were he presented with a pockmarked visage, the force of his lines would limit, make one forget, or even quite destroy, I think, any theatrical value his appearance with a pitted skin might have, just as the feebleness and platitudinousness of Marat's lines in *Marat/Sade* tend, as that play goes on, to destroy the theatrical effect our first sight of Marat, spotted and in his bathtub, gave. I suggest that the theatrical is something very different from the dramatic, and that it is finally dependent on the dramatic. A play in which the first is substituted for the second will tend to lose whatever value, as it goes on, it had at the start. This is what happens in *Marat/Sade*. Highly theatrical at the outset, never becoming dramatic, as it progresses it loses its theatricality. And not because the theatrical is contrary to the dramatic or in some sense its opposite. The theatrical sums itself up in one moment of time whereas the dramatic links into a culminating action many moments of time. When we speak of a *coup de théâtre* we have in mind an event which combines the theatrical with the dramatic, but the *coup de théâtre* simply cannot take place if some dramatic development has not prepared it. Now there is no *coup de théâtre* in the utterly theatrical play of Peter Weiss. In fact, the most theatrical thing about this play is its full title, which takes up about a minute's reading time. Read it: *The Persecution and Assassination of Marat as Performed by the Inmates of the Asylum at Charenton under the Direction of the Marquis de Sade*.

The idea that Sade might put on a play to be performed by the inmates of a lunatic asylum, and that in this play he and Marat might be the leading characters, is certainly a fascinating one suggesting a real drama. But no drama takes place in Peter Weiss's play. Sade tries to convert Marat, who does not listen to him. Why would he listen to the platitudes of sadism? Marat, totally unresponsive, declaims, in his turn, the political platitudes to which he remains committed. There is no yielding of one to the other, consequently there is no dramatic

play between them. The author has said that the center of his play is an argument. Now I heard none. For in any true argument there is always a moment of wavering on the part of the one or the other. But in *Marat/Sade*, the Marquis is scarcely beguiling, and Marat never gives any indication of being beguiled.

Some, including Miss Sontag, have found a great theatrical interest in the fact that almost everyone on the stage is mad. I am inclined to think that this reveals in those who take such a view an ideological interest in the mad rather than an aesthetic or even psychologically normal response to madness. Anyone who has ever had a discussion with another person and noted or suspected at some point that the other was mad, must recall that with that thought or suspicion there was an immediate tendency to break off discussion. For one cannot know what a lunatic is thinking or feeling and the normal impulse is to detach oneself from any consideration of what may go on in his mind. And so it follows, however surprising this may be to some people, that madmen, though theatrical, are fundamentally undramatic and do not properly belong on the stage. A moment of madness, yes, particularly as expressed by someone whom we have seen as sane before, can have dramatic interest, and of course a sane man pretending madness is interesting. But real madmen, or persons presented as really mad, do not belong in any theater attended by people with a taste for drama.

Yet I must admit that the audience at the Martin Beck Theater does not reason as I do, and does not feel as I do. During the last moments of *Marat/Sade*, when the inmates of Charenton threw off all restraints and went berserk, there was an unmistakable feeling of solidarity with them on the part of the audience, so that for some moments I half expected whole groups to get up on stage and add their own versions to the outrageous "twist" Peter Brook designed. Why this fellow feeling for the mad? In answering this question, one can perhaps find some reason for the very great success of Peter Weiss's play.

Now the play is quite devoid of any intellectual meaning. Is Weiss trying to say that the content of history is sadism? This judgment might indeed make a play, and a challenging play, though I think the judgment false. In any case, Weiss has denied that this is his judgment. He asserts, "Everything irrational and absurd is foreign to me." He claims, also, to side with the platitudinous opinions uttered by Marat. Of course, none of Weiss's statements about his play need be taken seriously. In public interviews he has on the one hand described himself as a socialist, and on the other hand said that he considers socialism a failure. Such indecisiveness of judgment is hardly



the sign of a superior sensitiveness to what, after judging, may remain ambiguous. Very probably, we can only learn about what is unresolvably ambiguous in politics and morals from someone whose moral and political position is clear. Certainly it would be unfair to confront Weiss's play with masterpieces like Dostoevsky's. Nevertheless, the art of the Russian novelist did settle one question (there are some questions that have been settled) now being called upon by the partisans of *Marat/Sade*, notably its director, Mr. Peter Brook. What Dostoevsky's work proved, to those, of course, who know how to read him, is that one can choose finally—Dostoevsky chose Christ as against science and socialism—and yet acknowledge with full awareness all that is valid in what one rejects. No reader can be in doubt of Dostoevsky's judgment; he denies no reader a taste of the ambiguous. Bad or inconclusive thinking is hardly the best, or even a good way, to apprehend ambiguities.

But why the enthusiasm for *Marat/Sade*? Here, I think, we have to turn aside from the aesthetics of drama and look to the ideological motives of the play.

Let me go back to the frenetic response of certain members of the audience to the final scene of *Marat/Sade*. In that response there was a clearly articulated sympathy for madness. What sustains so peculiar, and to my mind unnatural, a sympathy?

Do people tend to think now that history is a madhouse? Or, to cite again Joyce's much-quoted phrase, a nightmare? In that case, why would they not want to wake up from it? I must also point out, that, when any strikingly leftist remark was made on the stage, the very same members of the audience who solidarized themselves with the stage's madmen again came to life with clapping and cheers. So there was a feeling in the theater for leftism plus madness, and I think this feeling is expressed in the play itself, whose two chief protagonists have the names Marat and Sade.

I suggest that the play appeals generally to those who have violent leftist notions and yet, like the author, think socialism a failure. In madness, one can combine such ideas.

However, the interest in madness presently expressed, and by a good many talented and intelligent people, may go far beyond the need to conciliate political leftism with despair of socialism. The frantic, the frenetic, the wild and outrageous are continually being stated as positive values nowadays, in literature, in the films, and on the stage. I recently saw an extremely clever French film in which the goal of the hero—he achieves it—is schizophrenia. The film is light, intelligent,

ironical, and in that way pays tribute to French rationality, but it is an ironic tribute, for the real appeal of the film is in the figure of its protagonist finally at home in the white walls of an asylum. And if one correlates with a film of this kind, the various expressions of hysteria, irrational violence, homosexual hatred, and sheer nuttiness regularly expressed by our youngest writers, one has to look more deeply into what may have caused or promoted what now amounts to a powerful trend.

I have in mind *The White Negro*, that wacky though powerful essay by Norman Mailer, in which our genial friend and Marxist gone haywire singled out psychopaths as the bearers of future values. In this piece, he also defended the courage of some tough young kids who beat up a weak old man. Now there was a time when courage was understood very differently. Not a few French knights in feudal times thought it unmanly to engage in combat when not outnumbered. I also have in mind Mailer's recent novel, *The American Dream*, in which the protagonist, Rojack, kills his wife and then immediately afterwards buggers their maid. I must note here that the deed is a variant of one in Jean Genet's *Querelle de Brest*. In that novel the young sailor Querelle, having killed a man, feels that he ought to pay for his crime, and has himself bugged by the local pimp. Thus bugged, Querelle becomes a marked man, an *enculé*, and for all eternity. So Querelle does not entirely escape the mark of Cain. Except that the mark Cain had to bear on his forehead is kept hidden by Genet's hero in his ass. Now Mailer's American hero, who kills as if Cain had never existed, appears, after his crime, like an innocent abroad; he has no feeling of guilt, no need for expiation. And how was Mailer's novel understood? When Philip Rahv attacked the book insofar as its hero is without any kind of conscience, his objection was met with derision, as if it were absurd to judge a fictional character morally! As if the best of our critics had not done just that, and ever since the novel came into being.

Or take Leslie Fiedler's article, *The Mutants*, published in the Fall 1965 *Partisan Review*. I heard Mr. Fiedler give that essay as a lecture at a conference at Rutgers University and so I can supply some additional data which may throw light on Mr. Fiedler's purposes; these, from his essay as published, may be unclear. In his essay, and also in his lecture, Mr. Fiedler quoted a contemporary kid as having said to him: "Freud is a fink." Now what interested Mr. Fiedler was not whether this judgment was true or false. What interested him was that a kid should say this, and I submit that if you look at Mr. Fiedler's article you will see that he is inclined to accept the kid's judgment. Why? At Rutgers Mr. Fiedler said in so many words, though I quote



from memory—but there is a transcript of the discussion which may be checked—: “I myself have become as tired of the rationalism of Freud as of Marx.” Is Freud then really a fink? And why did the young man Fiedler cited say so? The answer to this is not hard to find. Norman Brown, who has had a very great impact on many of our very young men, says in his now famous book that the insistence of many conventional American males on satisfying women sexually is a form of repression stemming from Freud, and something to be rejected in the name of freedom. So even fucking, in other words, is to Mr. Brown and to the young enlightened by him a bit too classical, just too upstanding!

I want to say something further about Mr. Fiedler's essay. According to him, the taking of drugs by the young is their expression, and main expression, of dissatisfaction with a boring and spiritually flat society. I will not go so far as to say that Mr. Fiedler recommends that the young take drugs, but I suggest that no one whose children are engaged in taking drugs should call on Mr. Fiedler to dissuade them from doing so. To take drugs, according to him, is to be an adventurer, and in a society in which little adventure is possible. It is to travel inwards, something very up-to-date, like the up-to-dateness of the cosmonauts who go towards outer space. Once again, I do not want to charge Mr. Fiedler with recommending the taking of drugs, but I think his whole essay is a confession that he cannot call upon one value in whose name he could oppose it. Why?

When there is a real trend, and I think I am talking about a real trend here, one has to look for something deeper to explain it than the views of those who represent it verbally, even with cleverness. It is not enough to call names as Philip Rahv did in his review of Norman Mailer's *The American Dream*. Nor is it enough to argue politically with the youth, as Irving Howe did in his article on the “new left.” Call Mailer foolish or a bad novelist—the last he is not—and the young will still listen to him. Call the “new left” ahistorical, as Irving Howe did in his essay, and the young will reply—they already have replied—with violence. Philip Rahv and Irving Howe are perfectly right, of course, but I can't help remembering Hegel's remark about Rome in its decadence. The philosophers were right, Hegel said, but the people were right not to listen to them.

Once again, what can be understood to lie behind the not always clear inclination of the contemporary youth for all forms of the irrational?

More than fifteen years ago, in Alexandre Kojève's extraordinary book, *An Introduction to the Reading of Hegel*, a work which has in-

fluenced all French thought, including Sartre's and Merleau-Ponty's, I read the following remarkable passage, the full meaning of which I confess not to have understood at the time and which I am here translating rather freely:

Philosophy has no sense or reason for being unless it can lead to Wisdom, or at least to the Sage, that is to say, to the Man of Wisdom. On the other hand, to believe that the Sage or Man of Wisdom is possible is to necessarily accept philosophy, understood as a means of attaining Wisdom, of realizing the Sage . . .

Now on the question of the Sage the only fundamental disagreement is between Plato and Hegel . . . Let us see what their disagreement amounts to. One can of course, with Plato, deny that Wisdom can be realized. Then we have an either/or. Either the ideal of the Sage is never and nowhere realized, and the Philosopher is simply a madman who pretends to be what he *knows* it is impossible to be. Or he is not a madman; and then his ideal of Wisdom is or will be realized, and his definition of the Sage or Man of Wisdom is or will be a truth.

But to deny the existence of wisdom realized, either in God, as with Plato, or in man, as with Hegel, means, according to Kojève, to say that the philosopher is a madman—in other words, that there is no difference between the madman and the philosopher. (One might add, between the philosopher and the criminal, and between the philosopher and the dope addict.) The point of view expressed here, and which is so pertinent, in my opinion, to our contemporary problems, may be summed up as follows: either God exists and perfection on earth is not required, or God does not exist and human life can be perfected. That is, philosophy is a reasonable pursuit. But if God does not exist (contrary to Plato), and if wisdom cannot be realized (contrary to Hegel), then the madmen, the criminals and dope addicts are as reasonable as the philosophers, and even more reasonable insofar as they do not attempt to philosophize.

Now, the final deliverance of this epoch is that God does not exist and that human life cannot ever be perfected and hence that the madman, the criminal, and the dope addict are not inferior to the philosopher. That is why it is so difficult to argue with a young student against taking drugs, not to speak of dissuading him from doing so. Can one say to him that God exists? No. Can one say to him that society can be perfected? No. (It will not do, according to Kojève, to say that society can be somewhat improved.) Then can one say that the philosopher is better than the drug addict? No. Or better than the criminal or the madman? Again no. It is the vague recognition, I will



not call it knowledge, that no one to be respected can answer these questions affirmatively which emboldens our contemporary youth and makes them so rash and so sad.

Obviously our dilemma was not new in the Russia of the 1860's. What is new, though, is the impact on a mass society of the issue of belief which Dostoevsky raised. Do we today believe in God or in man? And by "we" I mean the masses, I mean the many, the millions. For there are many Raskolnikovs among us and many more Rojacks. In fact, to appreciate fully the effect on the masses of our spiritual dilemma and the receptivity of present-day society to any and all answers, no matter how drastic, one has only to think of a contemporary Dr. Raskolnikov giving a seminar on the Double Meaning of Killing Two Pawnbrokers, or of a Dr. Rojack lecturing at an honored university on Why It Is Not Wrong to Kill One's Wife. Say that Norman Mailer is no Dostoevsky, who's going to say he is? But to say that he is not is to discriminate, and the whole question now is whether discrimination is valid. As for Mailer, his excesses in thinking were prophesied, I believe, in James Joyce's *Ulysses*. When Bloom, about to fall asleep, plays with variations on the name Sindbad, calling up Ninbad the Nailer, Tinbad the Tailor, and Binbad the Bailer, he suddenly becomes less lethargic, somewhat more caustic, and gets to the name we know and he didn't: our contemporary to him is Mindbad the Mailer.

But never mind Mindbad. The question is not whether Mailer is intelligent, but whether intelligence counts any more. The argument for intelligence, that is for philosophy—and by philosophy I mean the taking up of any topic, art, morals or politics, with a sincere intent to be reasonable—was, I once thought, stated forever by Aristotle. He said: if you want to philosophize, then let us philosophize; and if you don't want to philosophize, you still have to philosophize. But who in philosophy feels he has to philosophize nowadays?

In fact, our young philosophers are dulled, I believe, by their aim, which is only to be bright, that is brighter than other philosophers. And the brightest and most intolerable of all philosophers in recent times was Ludwig Wittgenstein, who said against philosophy what no philosopher ever said before him: Philosophy is Hell. For why undertake the great labor of reasoning if reason is futile, if wisdom is unrealizable, and if the philosopher is no better than the madman, the criminal, or the addict? Why? Genet is a problem to Sartre, the philosopher, who devoted a book of over 600 pages to explaining him. Sartre, as all the young know now, is no problem to Genet.

But to get back to Weiss's play. It is my assumption that the depth

of the contemporary situation is there and present whenever the least conscious members of the audience at *Marat/Sade* respond to that work as they do and empathize with its moments of madness. I know I could argue with them about the aesthetics of drama, dispute and even refute their notions of taste, but how am I going to refute their spontaneous identification with the mad figures tumbling convulsively at the play's end across the stage?

## *Two New L.I.D. Pamphlets*

### **I. THE POLITICS OF POVERTY**

by Michael Harrington 30¢

—a critical evaluation of the war on poverty and its implications beyond the welfare state.

Quantity rates for The Politics of Poverty:

25 or more — 25¢ per copy

50 or more — 20¢ per copy

100 or more — 15¢ per copy

### **II. THE URBAN SCHOOL CRISIS** 75¢

—an anthology of provocative essays by Patricia Sexton, Paul Goodman, Christopher Jencks, and others, with an introduction by Irving Howe.

---

**LEAGUE FOR INDUSTRIAL DEMOCRACY**  
112 East 19th Street, New York, N.Y. 10003

Enclosed please find \$ ..... for ..... copies of  
The Politics of Poverty.

Enclosed please find \$ ..... for ..... copies of  
The Urban School Crisis.

Please send me information about the LID.

Name.....

Address.....

City.....State.....Zip Code.....



Aufbau 33, 2  
(Jan 13, 1967) 15

## Welt des Theaters

### Irrenanstalt Charenton, neue Version

Peter Weiss, "Marat/Sade", Neueinstudierung im Majestic Theatre

Das erregendste Schauspiel eines jungen Dramatikers unserer Zeit, Peter Weiss' "Verfolgung und Ermordung von Jean-Paul Marat, dargestellt von den Insassen der Irrenanstalt Charenton, unter der Leitung des Marquis de Sade", ist soeben auf den New Yorker Broadway zurückgekehrt: eine seltene Erfolgsleistung für ein Stück eines ausländischen Autors, und noch dazu eines, das an die intellektuellen und nervlichen Aufnahmefähigkeiten des Publikums gewisse ernste Ansprüche stellt. Anfang 1966 wurde das Stück von der englischen Truppe Peter Brooks in New York gezeigt, in regelmässiger und schauspielerischer Meisterschaft und mit nachhaltigem Erfolg — der so gross war, dass nicht alle Leute, die das Stück sehen wollten, eine Chance dazu hatten, weil das (fremdenpöhllich für die englische Truppe limitierte) Gastspiel zu kurz war.

Nun hat eine amerikanische Gruppe den Faden aufgenommen. Es handelt sich um eine nagelneu zusammengetretene Schauspieler-Kooperative, "The National Players Company", deren Gründer, Zev Bufman, zugleich Produzent der Weiss-Aufführung ist. Die Gruppe kann mit ihrem Debut hochzufrieden sein; die neue amerikanische Produktion des Marat/Sade hat

nicht die unglaubliche Sprechdisziplin, die nun einmal die einzigartige Stärke englischer Schauspielkunst ist, aber sie kommt in ihrer ernstesten Eindringlichkeit dem Vorbild doch sehr nahe. Die symbolische Unbestimmtheit der Grenzlinie zwischen Vernunft und Wahnsinn und zwischen Realität und The-

(Fortsetzung auf Seite 16)

PREVIEWS TONITE THRU  
SUN. EVE., JAN. 22nd

VASLIN PRODUCTIONS presents

MARTIN SHEEN

NORMAN ROSE JOHN COE



directed by VASEK SIMEK

scenery and lighting by CLARKE DUNHAM

Eves. Tues. thru Fri., 8:40;  
Sat. 7 & 10, Sun. 3 & 8 p.m.

ORPHEUM THEATRE  
2nd Ave. nr. 8th St. YU 2-6410

YIDDISH MUSICAL THEATRE  
COMES TO B'WAY!

Tues. thru Thurs. at 8:30-\$2 to 3.  
Fri. at 8:30, Sat. at 7, Sun. at 2 &  
5, Wed. Mat. at 2-\$2.50 to \$3.50.  
Sat. at 9:30-\$3 to 4.

BEN BONUS presents

Friday, January 13, 1967

## Marat/Sade

(Fortsetzung von Seite 15)

ater wird diesmal durch harten Realismus ersetzt, der manchmal, etwa in der Darstellung der Leiden, von denen die Anstaltsinsassen befallen sind, sogar ein wenig über die Grenzen des guten Geschmacks hinaus geht.

Aber das Beste an dieser amerikanischen Truppe ist der Kollektivrhythmus und das Ensemblegesetz der Regie, für die Donald Driver verantwortlich zeichnet.

net. Wenn immer die Bänkelsänger mit ihren Weisen die zuschauenden Patienten zu Ausbrüchen spontaner Massenaufregung anstacheln, begleitet von Fetzen der Marsellaise aus dem Orchester, haben wir bestes, intensivstes Theater grosser Klasse vor uns. Die einzelnen Darsteller fügen sich diesem hervorragenden Teamprodukt fast lückenlos ein, auch wenn man sich William Roerick (Sade) ein wenig temperamentvoller und Robert Fields (als ehemaliger Priester Jacques Roux) etwas weniger brüllend gewünscht hätte. Aber die weiblichen Hauptrollen — Shellie Feldman als verkrüppelte Dienerin Marats und Verna Bloom als Charlotte Corday — sind in ihrer Simplizität hinreissend, und Dennis Patrick (Marat), Stephen Elliott (Anstaltsdirektor Coulmier) und Douglas Watson als kommentierender "Herold" tragen zum Erfolg des Abends das ihre bei. Er ist redlich verdient.

H. St.



Samstag, 25. November 1967

Vor dem Bildschirm notiert

## Der TV-Marat

Regie: Peter Schulze-Rohr

Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade" fand nun auch als „erste elektronische Farbaufzeichnung eines Fernsehspiels in Deutschland“ auf dem Bildschirm statt. Es war am 23. November 1967. Doch wird man das Datum sich nicht merken müssen: Es wurde kein Tag der TV-Historie, kein Einschnitt ereignete sich, keine neue Fernsehperiode begann zu dieser abendlichen Stunde. Was geschah, war ein Versuch, war ein Bündel von Versuchen unter den Aspekten Zeit, Format, Farbe. Der Versuch ist zu registrieren.

Peter Schulze-Rohr führte Regie. Sein Bemühen, die Begrenzungen der genannten Trinität in Stiltugenden zu verwandeln, war sichtbar. Die ihm von der Zeit auferlegten Textraffungen waren behutsam geschehen (bis auf den bedenklich diffusen Schluß, aus dem de Sade gleichsam herausoperiert war). Doch so unauffällig die Streichungen sonst auch gewählt waren, sie trugen dazu bei, den Neuruppiner Touch der Weiss'schen Dramaturgie sichtbar zu machen, sichtbarer, als es Autor und Regisseur lieb sein konnte. In der Komprimierung zeigte sich unverkennbar die Struktur eines Bilderbogens.

Freilich unterstützte der Zwang zum kleinen TV-Format diese enthüllende Verformung. Weissens „Marat“ ist eine kritische, eine politische Revue. Sie lebt von der Szene, auf der alles, was etwas zu sagen hat, das Spiel hindurch versammelt ist, sprechend, agierend, proklamierend, singend, tanzend und zuschauend; auf mehreren Ebenen zu gleicher Zeit, die Rolle in der Rolle tauschend, die sich wandelnde Präsenz an dem Gegenüber messend oder verfehrend — große Bühne der aus Distanz überblickbaren Instrumentengruppen.

Was setzte Peter Schulze-Rohr, das Viereck von 40 mal 50 Zentimeter im Sinn, an die Stelle der notwendigen Weite und Fülle? Er verwandelte in erlernter Bravour die Gleichzeitigkeit in ein Nacheinander der Details. Er dressierte die Kamera auf den Mann. Wo einer sich räusperte, faßte sie zu. Wo die Trommel anschlug, griff die Kamera nach den Schlegeln im Großformat. Wo ein Dialog anhub, geriet sie ins Hin und Her, als wär's ein Blick vom Center Court. Aber was tun, wenn man im Fernsehen einem Text getreu bleibt, der auf dem Bildschirm nicht blühen will?

Die Farbe tat ein übriges. Peter Weiss hat (trotz präziser Farbanweisungen) sein Stück ganz gewiß nicht als Farbtestobjekt gemeint. Andererseits bot sich szenische Anlage und Struktur der Irrenhausparabel mit den bilderbogenhaften Verkürzungen und den showmäßigen Chorszenen zu einem farbdramaturgischen Versuch an.

Es blieb beim Versuch. Doch kein Gerechter wird Schulze-Rohr deshalb verdammen. Was die Regie an Mitsprache der Farben gewann, verlor das Stück an Differenziertheit. Zu anbiedernd erschien die Farbgruppierung der Agierenden. Das behutsamste coloristische Leitmotiv wäre schon zuviel. Das Spiel mit den fahlen Farben der Irren und den strahlenden Kleidern auf der Galerie (dies etwa) war gewiß nicht dialektisch; eher diapositiv-fromm. Da half auch nicht der vor Spielbeginn empfohlene Farbreger.

Die Akteure: Der Marquis de Sade fand in Charles Regnier eine räsionierende, statische Variante. Er machte es der Kamera leicht, größere Schwenk- und Fahrambitionen zu vermeiden. Regniers Understatement, oft genug von erfrischender Kühle, war hier fast ohne Resonanz: Sollte es zuwenig Substanz zum „Tiefstapeln“ gegeben haben? Doch immerhin: Regnier for Regnier.

Hans Christian Blech, immer wieder von der Kamera auf großer Fahrt eingeholt, an die Scheibe geholt, runzelte und doch im Grunde genommen sehr fern, tat sich, büchnerisch echauffiert, schwer. Schwerer, als es die Rolle von ihm verlangte, doch leichter, als es seine Dialoge mit de Sade erfordert hätten. Lieselotte Rau als Charlotte Corday brachte als Somnambule das Element des Traums gut ins Geschäft. Sie tat es so intensiv, daß dessen dramaturgische Notwendigkeit ersichtlich wurde.

Auch für die Kamera war es ein Versuch. Sie hat ihn unter Verzicht auf Experimente auf ihrem Platz überstanden. Die Musik von Hans-Martin Majewski verweilte im Bereich der dienenden Schwester, wohin sie die Regie mit Recht beordert hatte.

Was fehlte? Merke: „Wenn ich schrieb, schrieb ich immer im Gedanken an Handlung“ (Marat in „Marat“ von Peter Weiss).

Valentin Polcuch

# Peter Weiss' politische Revue

Premiere in Stockholm: „Der Gesang vom lusitanischen Popanz“ / Von Henning Rischbieter

Das neue Stück von Peter Weiss, „Der Gesang vom lusitanischen Popanz“, ist nicht in Deutschland zum ersten Male gespielt worden — nicht in Westberlin wie die Moritat „Nacht mit Gästen“ und das „Marat“-Schauspiel, nicht gleichzeitig in der Bundesrepublik und in der DDR wie „Die Ermittlung“. Eine kleine, neu gegründete schwedische Truppe hat den Text in einem Stockholmer Privattheater, der Scala, zuerst gezeigt. Mit einer Aufführung in Rostock ist in absehbarer Zeit zu rechnen. Von westdeutschen Inszenierungen ist bislang nichts bekannt.

Hat Weiss ein formal schwaches oder ein rein kommunistisches Stück geschrieben? Beide Fragen bin ich geneigt zu verneinen, nachdem ich den ursprünglichen deutschen Text gelesen und die von Weiss zusammen mit dem Regisseur hergestellte schwedische Fassung zweimal in Stockholm auf der Bühne gesehen habe.

Der „Gesang vom lusitanischen Popanz“ ist ein szenisches Pamphlet (die Gattungsbezeichnung „Musical“, die man in Stockholm verwandte, führt bei uns auf eine falsche Fährte). Ein Pamphlet: die Verhältnisse in den portugiesischen Gebieten in Afrika, besonders die in Angola, werden von Sprechern, Chören und Rollenträgern dargestellt. Elf Nummern hat der Text. Sie berichten von privater Ausbeutung eines Dienstmädchens in Portugal, von der Jahrhunderte zurückliegenden Entdeckung und Eroberung Angolas durch den Portugiesen Diego Cao, von der Kolonisation, die Weiss schlichtweg als Ausbeutung begreift, von den sozialen

dessen Blechgitter rasselnd hochklappt und schepend wieder zufällt (Bühnenbild: Gunilla Palmstierna-Weiss). Die Spieler, in eher schäbiger Alltagskleidung, zeigen durch den starren Nachdruck, mit dem sie die Anklage- und Leidens-texte sprechen, auch durch die ausdrucksstärkeren Gesten der Verfolgten, Gejagten, Gepeinigten, daß sie sich emotional mit den Afrikanern solidarisieren — so braucht es keine auffällig negerhaften Masken und Gesten. Die Kostüm- andeutungen und Requisiten, die sie brauchen, wenn sie Unterdrücker darstellen, sind raffiniert zufällig, aus Abfall: Gasrohre als Bischofskrumstab und Erobererfahne, rotsamtene Fetzen für einen transportablen Vorhang, ein vierarmiger, rostiger Schraubenschlüssel als Kreuzsymbol. Das bekundet die Armut der Afrikaner, wie es den Hohn auf die Unterdrücker verstärkt. Viele Partien des Textes werden gesungen, solistisch oder im Chor. Wer auf der Bühne ist, ist im Spiel: Der Rollenwechsel geschieht unaufdringlich, die eben noch litten, geifern gleich darauf. Es gibt Momente von großer szenischer Überzeugungskraft — so, wenn das Ensemble sich um einen hilflos Kauernden, Todesängstlichen schließt.

Die Textveränderungen gegenüber der ursprünglichen deutschen Fassung sind, wie man mir sagte, vorwiegend durch die andere Rhythmisierung im Schwedischen bedingt — mit einer Ausnahme. Weiss hat nämlich dem Stück einen zweiten Schluß hinzugefügt. Auf die Beschimpfung des Popanz („Schlagt diesen bleichen Mann / schlägt diesen Leichenmann / daß er sich nie wieder bei uns / zeigen kann“), mit dem der Text in der ersten Fassung endete, folgt jetzt die Zerstörung des Symbols: Die schuppige Blechplatte fällt mit scharfem, donnerndem Krach um. Die Spieler wenden sich ans Publikum: „Es gibt viele Unterdrücker / Unterdrückte gibt es mehr“ — und endlich, auffordernd: „Befreit sie!“

Der „Gesang vom lusitanischen Popanz“ ist nach den ausladenden Stücken „Marat“ und „Ermittlung“ eher ein Werk im kleinen Format zu nennen. Weiss spricht von Graphik. Sie ist grell, plakativ, bewußt simpel ausgefallen. Das sind Kennzeichnungen, keine Abwertungen. Das Pamphlet, die Agitation ist kein minderes literarisches Genre.

Grundtatsachen im Land: Neunundneunzig von hundert afrikanischen Arbeitern verdienen durchschnittlich fünf Dollar im Monat, nur dreißigtausend *Assimilados* ist es gelungen, die Qualifikationen zu erlangen, die an Stelle der formell nicht existierenden Rassenschranken die portugiesische Herrschaft sichern. Es wird erzählt von der Bitte einer Provinz um Selbstverwaltung, die als revolutionäre Handlung betrachtet wird und zur Ermordung der männlichen Bevölkerung durch die Herrschenden führt.

Zu den Zahlen treten die Namen: die der finanziell in Angola engagierten europäischen und amerikanischen Unternehmungen (der „Firma Krupp“ folgt die „Bethlehem Steel Corporation“) zu den dreißig Prozent Gewinn, die sie jährlich erzielen. Nr. VIII nennt das Datum des 15. März 1961, den Beginn des Aufstandes, des Guerilla-Krieges gegen die Portugiesen. Von nun an steigen die Zahlen der Truppen, die gegen den Freiheitskampf eingesetzt werden: 25 000, 80 000. Ein „ausländischer Justizminister“ (Richard Jäger) feiert die Eintracht im Lande. Auf dem Höhepunkt wird dem Hinweis auf die Verschwörung Portugals mit den NATO-Ländern der Klagetext über die verfaulenden, verhungerten, zu Tode geprügelten Gefangenen in Fort Peniche gegenübergestellt.

Elf Nummern: in jeder kontrastiert Weiss die Stimmen der Unterdrückten mit den scheinheiligen, bornierten, machtbesessenen Stimmen der Unterdrücker. Sie erscheinen als Bischof, General, Kolonisateur, Polizist, schließlich in satirischen Tiermasken: der ausländische Finanzier als Fuchs, der Portugiese als Papagei (eine Anspielung auf Salazars scharfes Profil). Das System, das sie vertreten, ist bildlich anwesend im Popanz. Ihn umtanzen, fürchten, verhöhnen die Afrikaner. Sie übernehmen in der Stockholmer Aufführung mittels knapper Requisiten und Kostümierungen auch die Parts derer, von denen sie unterdrückt werden. Indem sie sich verlarven, entlarven sie. Das Spiel geht in Agitation über. Weiss hat, mit den sprachlichen Mitteln, die er in der „Nacht mit Gästen“ und in der „Ermittlung“ entwickelte — grobe Reime, Knittelverse, dazwischen rhythmisierte Prosa —, ein antikolonialistisches Pamphlet geschrieben. Stimmen die Fakten, die Zahlen, die Namen, die Ereignisse, die er montiert? Aber ich nehme an, ich setze voraus, daß Weiss' Text — als Pamphlet, mit der Zuspitzung, die diese Form erlaubt und fordert — zutreffend ist. Er trifft wen?

Das Stück hat eine Vorgeschichte, nämlich die Kontroverse, die sich zwischen Peter Weiss und Hans Magnus Enzensberger im *Kursbuch* abspielte. Enzensberger hatte (*Kursbuch* 2) konstatiert, daß an Stelle der alten weltpolitischen Gegensätze und Klassenspannungen eine dominierende neue Scheidung der Welt getreten sei: in Arme und Reiche. Hier die USA, Europa, aber auch die UdSSR, dort China, Südostasien, Afrika, Lateinamerika. Er hatte bezweifelt, daß wir, die Reichen, fähig seien, aus unserer Haut zu fahren und unsere Interessen beiseite zu setzen. Weiss antwortete Enzensberger scharf und erregt: „Indem wir uns soviel Kenntnisse wie möglich verschaffen über die Zustände in den von ‚Reichen‘ am schwersten bedrängten Ländern, können wir diese Länder in unsere Nähe rücken und unsere Solidarität mit ihnen entwickeln.“ Das ist das Programm seines neuen Stückes.

Billig finde ich die Argumentation, mit der der Theaterkritiker der Stockholmer Zeitung *Svenska Dagbladet* dem Stück entgegentrat: Weiss solle doch über dem fernen Angola die nahe Berliner Mauer nicht übersehen — und er täte besser, über sie zu schreiben. Enzensbergers Zweifel aber sind auch die meinen. Was bewirkt Weiss' Text? Er vermag uns aufmerksam zu machen. Er hilft uns aber nicht bei der Beantwortung der Frage: Was sollen wir tun? Indem Weiss sich (und die Zuschauer) emotional mit den Unterdrückten in Angola zu solidari-

sieren sucht, läßt er das wichtigere Thema, das der Selbstprüfung, aus.

Sein Stück ist das erste deutsch geschriebene Beispiel für eine neubelebte theatralische Gattung, die politische Revue. Sie montiert Fakten und Lieder, Information und Aggression. Das erste Beispiel dafür war Joan Littlewoods pazifistische Montage über den Ersten Weltkrieg, „*Oh What a Lovely War*“. Ein zweites, wichtigeres Beispiel ist das Vietnam-Programm der Londoner *Royal Shakespeare Company*, „*US*“. Peter Brook aber meinte mit dem Titel zweierlei: Die *United States* und *us* — wir — uns selbst, die Europäer. Der zweite Teil seiner Show stellt die Frage: Was können wir wirklich tun?

Ich plädiere dafür, Weiss' Text bei uns aufzuführen (wir sind es dem Autor schuldig, seinen



Wess, Peter

Salzinger, Helmut

Mu. für die zu Hause. Ein

50 Gebrauchs tag v. Peter Wess.

M:

Allgemeines nr. 21, 33. (11.1.1966)

1966 | 10.7



Peter Weiss

### Lessing-Preis der Freien und Hansestadt Hamburg

Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg verleiht nach dem Beschluß des hierfür berufenen Kollegiums den Lessing-Preis 1965 Peter Weiss.

*Hamburg, den 22. 1. 1965 · Der Präsident des Senats*

### Literaturpreis der Schwedischen Arbeiterbildungs- bewegung

In Stockholm wurde im Dezember 1965 der Literaturpreis der Schwedischen Arbeiterbildungsbewegung für das Jahr 1965 an Peter Weiss verliehen.

---

*Süddeutsche Verlagsgesellschaft 1965*



---

**Vita** Peter Weiss wurde 1916 in Nowawes bei Berlin geboren. Er lebte in Bremen und in Berlin, bis er 1934 nach Prag emigrierte; dort studierte er an der Kunstakademie. Vor der Besetzung flüchtete er über die Schweiz nach Schweden, wo er die schwedische Staatsbürgerschaft erwarb und sich als Maler und Schriftsteller niederließ. Heute wohnt Peter Weiss in Stockholm. Nachdem er mit Collagen und Experimentierfilmen hervorgetreten war, spann sich 1948 die Verbindung mit Peter Suhrkamp an, aber es sollte noch Jahre dauern, bis sein erstes Buch im Suhrkamp Verlag erschien.

**Frühere Auszeichnungen** Charles-Veillon-Preis 1963

**Seine Bücher** Der Schatten des Körpers des Kutschers. 1960. *Bibliophile Ausgabe beim Verlag vergriffen. 1964 als Band 53 der edition suhrkamp neu aufgelegt. 18. Tsd. 1964. 3 Mark* · Abschied von den Eltern. 1961. *Leinen DM 12,80; 1964 als Band 85 der edition suhrkamp. 3 Mark* · Fluchtpunkt. 1962. 8. Tsd. 1965. *Leinen DM 16,80; 1965 als Band 125 der edition suhrkamp. 3 Mark* · Das Gespräch der drei Gehenden. 1963. 30. Tsd. 1965. *Band 7 der edition suhrkamp. 3 Mark* · Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade. 1964. 72. Tsd. 1965. *Band 68 der edition suhrkamp. 3 Mark* · Die Ermittlung. 1965. 15. Tsd. 1965. *Engl. Broschur DM 12,—*

**Sein jüngstes Buch** Die Ermittlung. Oratorium in 11 Gesängen.

**Für Schulen empfohlen** Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade. *Band 68 in der edition suhrkamp. 3 Mark*

**Sein neues Werk** Peter Weiss arbeitet zur Zeit an einem neuen Stück nach Motiven von Dantes »Divina Commedia«.

»Das »unbewältigte Auschwitz«, das ist die Kernfrage, die Peter Weiss' Oratorium anspricht. Die *Ermittlung* gilt den Lehrern, den Richtern, den Ärzten, den Wirtschaftsführern, den Bahnbeamten, den Herstellern der Verbrennungsöfen, den Lieferanten des Zyklon B — denjenigen, die damals dem Regime dienstbar waren und heute behaupten, nicht gewußt zu haben, daß sie Mörder dienten, und das für sich als Entschuldigung anführen. Nicht der Vergangenheit, die man gern vergessen möchte, sondern der sich verschließenden Gegenwart gilt die *Ermittlung*.«

*Die Andere Zeitung*

---



THEATER

Auschwitz-Prozeß-Drama „Die Ermittlung“ von Weiss\*: An 14 Bühnen in West- und Ost-Deutschland...

**WEISS**

**Gesang von der Schaukel**

In dieser Woche wird das zweigeteilte Deutschland zu einer einzigen moralischen Anstalt: 14 Bühnen der Bundesrepublik und der DDR präsentieren am selben Tag dasselbe Stück — „Die Ermittlung“, ein „Oratorium in 11 Gesängen“ über Auschwitz und den Auschwitz-Prozeß.

Autor ist der deutsche Schriftsteller und schwedische Staatsbürger Peter Weiss, 48, der im vorigen Jahr mit seinem Schauspiel „Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade“ internationalen Ruhm errang und in diesem Jahr für den „Geniesatz“ seines Werkes mit dem Hamburger Lessing-Preis geehrt wurde.

Sein neues Werk, das Angeklagte und Richter, Zeugen und Anwälte, Vernehmungen und Aussagen des bisher größten deutschen KZ-Prozesses theatraalisiert, wird am Dienstagabend in West-Berlin und Ost-Berlin, in Erfurt, Essen, Gera, München, Halle, Leipzig, Köln, Rostock, Potsdam, Dresden, Cottbus, Altenburg und Neustrelitz dargeboten\*\*. Am Sonntagabend dieser Woche hat es in Stuttgart Premiere. Weitere Aufführungen sind in Braunschweig, Hannover, Frankfurt, Lübeck, Hamm, Pforzheim und Zürich geplant.

\* Bühnenmodell zur Stuttgarter Aufführung mit Bildern der Angeklagten.

\*\* Eine Buchausgabe erschien Anfang Oktober im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt.

Eine solche Simultanpremiere war noch nie da — ein „Massenstart“, wie er sonst nur Filmen bereitet wird; Filmen wie „My Fair Lady“.

Und damit nicht genug: Zwischen dem 26. Oktober und dem 21. November werden neun westdeutsche Rundfunkanstalten senden, was „Papa“ Kaduk tat und sagte und was Peter Weiss davon

aufgeschrieben hat. Der Deutschlandsender der DDR strahlt eine eigene Hörspiel-„Ermittlung“ aus. Der NDR bereitet eine Fernsehfassung vor.

Ungewöhnlich wie das Ausmaß der Verbreitung sind die Anstrengungen, die unternommen werden, das Weiss-Werk wirkungs- und würdevoll zu präsentieren.

Der Autor will sich an dem Auschwitz-Drama nicht bereichern. Weiss: „Natürlich muß ich Unkosten ersetzt bekommen und ein Honorar erhalten. Aber wenn durch die vielen Aufführungen sehr große Einnahmen entstehen, so sollen diese einem Fonds für Opfer des Faschismus zugute kommen, vor allem einigen Zeugen, deren Prozeß-Aussagen ich verwendet habe.“

Münchens „Kammerspiele“-Regisseur Paul Verhoeven führte sein Ensemble bei Probenbeginn durch das ehemalige Konzentrationslager Dachau. Frankfurts Theaterintendant Harry Buckwitz erzwang eine Aufführung in der Paulskirche. NDR-Regisseur Peter Schulze-Rohr will seine Fernsehinszenierung vor Publikum aufzeichnen und dessen Reaktionen in die Sendung einbauen.

In Ost-Berlin wird „Die Ermittlung“ Dienstagabend von „Persönlichkeiten“ rezitiert, „deren antifaschistische Vergangenheit höchste Legitimation bietet“ (so Regisseur Lothar Bellag): es sind unter anderen Brecht-Witwe („Barrikaden-Duse“) Helene Weigel, Brecht-Sänger („Barrikaden-Caruso“) Ernst Busch, Schriftstellerin Anna Seghers, Lyriker Stephan Hermlin, Regisseur Wolfgang Langhoff, Bildhauer Fritz Cremer und der stellvertretende DDR-Minister-



Auschwitz-Dramatiker Weiss  
... ein Oratorium in 11 Teilen...



... mit 18 Angeklagten: Auschwitz-Prozeß in Frankfurt



Von ihrer Wohnung in der Amsterdamer Stadhouderskade aus steuert sie das Aktionskomitee „Bittschrift Volksvertretung“. Hunderte von Helfern im ganzen Land sammeln Unterschriften. Sie hoffen auf 500 000 Einsprüche gegen den Trix-Bräutigam. Das private Plebiszit soll das Parlament unter Druck setzen, ohne dessen Genehmigung Prinzessin Beatrix ihren deutschen Claus nur unter Thronverzicht bekommen kann.

Damit hat sich — kurz vor der Abstimmung über das Ehe-Ermächtigungsgesetz — der Widerstand gegen den zugereisten künftigen Prinzgemahl doch noch organisiert.

Der Leidener Professor für gerichtliche Psychiatrie Dirk Wiersma ergriff



Bräutigam von Amsberg, Braut Tricks gegen Trix

die Initiative. 19 Professoren, 48 namhafte Künstler und Hunderte Arbeiter und Studenten schlossen sich an, Frau Eringa übernahm das Sekretariat. Bis jetzt wurden in Hörsälen und Fabriken, an Haustüren und auf Straßen über 30 000 Anti-Amsberg-Autogramme gesammelt. An Häuserwände pinselten die Aktivisten die Parole „Raus mit Claus“.

Gleichzeitig mit dem Amsterdamer Komitee der Dieuwke Eringa griff ein Rotterdamer Aktionsausschuß „der ehemaligen Widerstandskämpfer 1940/45“ in den Krieg gegen Amsberg ein. Und die beiden einzigen überregionalen Sozialisten-Blätter, „Het Vrije Volk“ und „Het Parool“, giffeten immer heftiger gegen die Gattenwahl ihres majestätischen Meisje.

Die Königstreuen blieben nicht tatenlos. Joseph Duynstec, Optiker in Breda und Vorsitzender von drei „Oranien-Komitees“ in Südholland, blies zum Gegenangriff. Er mobilisierte die im ganzen Land verbreiteten Monarchisten-Vereine zu einer Unterschriftensammlung für den importierten Bräutigam der Oranier-Prinzessin.

Eine Probe-Abstimmung im Parlament ergab eine klare Mehrheit der Oranier. Monarchist Duynstec: „Die Hochzeit klappt natürlich.“

# Wer ist Merrill Lynch?



Sind Sie vielleicht schon im Besitz amerikanischer Wertpapiere, oder planen Sie eine Investition? Dann sind Sie sicher schon einmal auf den Namen Merrill Lynch, Pierce, Fenner & Smith gestoßen. Diese amerikanische Brokerfirma ist eine der größten ihrer Art in der Welt mit über 150 Niederlassungen auf dem nordamerikanischen Kontinent. Sie ist bei allen wesentlichen Wertpapier- sowie Produktbörsen registriert. Die Wertpapierforschungsabteilung von Merrill Lynch ist mit ihren 300 Angestellten eine der umfangreichsten und qualifiziertesten überhaupt. In den USA ist der Name Merrill Lynch fast gleichbedeutend mit dem Begriff Investition. Das mag daran liegen, daß in den Vereinigten Staaten und vielen anderen Ländern Brokerfirmen und nicht Banken als Vermittler für private Kapitalanleger auftreten.

„Die Interessen unserer Kunden kommen zuerst.“ Die strengen ethischen Grundsätze von Merrill Lynch gründen sich auf dieses Prinzip und haben der Firma zu ihrer führenden Stellung unter den amerikanischen Brokerfirmen verholfen. Für die Tochtergesellschaft Merrill Lynch, Pierce, Fenner & Smith International Ltd., die 10 Niederlassungen im europäischen Raum hat, gelten die gleichen Grundsätze, die den Namen Merrill Lynch in den USA so bekannt gemacht haben. Wir können Ihnen die gleichen Dienstleistungen bieten wie unseren Kunden in den Vereinigten Staaten, da wir über zwei Direktleitungen von der Frankfurter Niederlassung nach New York verfügen. Kauf- und Verkaufsanweisungen unserer Kunden liegen in wenigen Minuten der New Yorker Börse vor.

Möchten Sie sich eingehender informieren? Schreiben Sie an unser Frankfurter Büro, rufen Sie an oder besuchen Sie uns einmal. Unsere Account Executives werden Sie gern mit den Möglichkeiten des amerikanischen Aktienmarktes vertraut machen. Es stehen Ihnen zur Beratung nur Mitarbeiter mit einer ausgezeichneten Fachausbildung zur Verfügung, die durch die Merrill Lynch-Wertpapier-Forschungsabteilung in New York ständig wertvolle Unterstützung erhalten. Eine Anfrage bei uns ist für Sie völlig unverbindlich. Im Falle einer Auftragserteilung entstehen für Sie außer der von der jeweiligen Börse festgesetzten Mindestprovision keine Kosten.

Wir schicken Ihnen gern unsere ausführlichen Broschüren: „Dies ist Merrill Lynch“ und „Warum lohnt es sich für Sie, amerikanische Wertpapiere zu kaufen?“, worin ein Überblick über unsere Geschäftstätigkeit gegeben wird und vor allem unsere Möglichkeiten einer fachmännischen Beratung unserer Kunden in Anlagefragen dargelegt werden.

Der in dieser Anzeige angebotene Service, der sich auf Forachung, Übertragung und Durchführung von Aufträgen bezieht, wird durch Merrill Lynch, Pierce, Fenner & Smith Inc., New York, N.Y., geleistet und wird außerhalb der USA durch Merrill Lynch, Pierce, Fenner & Smith International Ltd. und deren Tochtergesellschaften angeboten.

**MERRILL LYNCH, PIERCE, FENNER & SMITH INT. LTD.**

Frankfurt/Main · Zürich-Haus am Opernplatz · Telefon 720366

Bitte schicken Sie mir die Broschüren:

„Dies ist Merrill Lynch“ und  
„Warum lohnt es sich für Sie,  
amerikanische Wertpapiere zu kaufen?“

Name: \_\_\_\_\_

Anschrift: \_\_\_\_\_

Außerdem bin ich interessiert an: \_\_\_\_\_

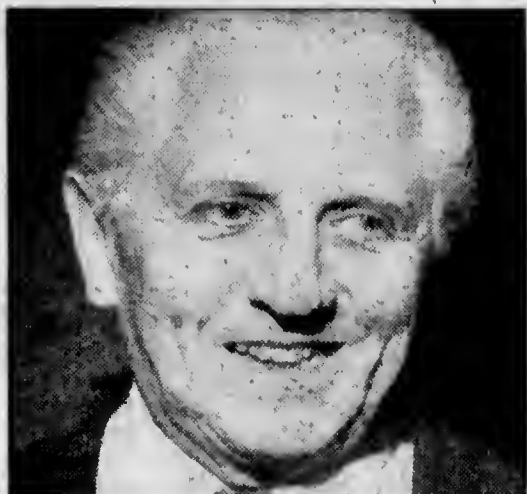
präsident Alexander Abusch, Cremer hat schon bekanntgegeben, es sei möglich, daß er aus „innerem Engagement“ nicht „regierecht lesen“ könne, er werde vielleicht „durchgehen“.

Erwin Piscator, der das KZ-„Oratorium“ — mit Musik des Italiensers Luigi Nono („Intolleranza“) — in West-Berlin inszeniert, strebt schier Unmögliches an: „Wenn auf der Bühne alles ganz richtig wird, müßte es so unerträglich sein, daß der Zuschauer gleich wieder geht. Die Kunst ist nun, das Unerträgliche erträglich zu machen, und gleichzeitig muß es noch tiefer gehen als das Unerträgliche.“

Mit einem Satz: „Das spektakulärste Theaterereignis Deutschlands steht vor der Tür“ (so die West-Berliner „B.Z.“).



Weiss-Vorleserin Helene Weigel  
So erregend...



Weiss-Regisseur Piscator  
So unerträglich...

Indes, es steht auch „schon jetzt im Kreuzfeuer der Kritik“ (so der Düsseldorfer „Mittag“).

Tatsächlich war kein Bühnenwerk seit Hochhuths „Stellvertreter“ schon vor der Uraufführung so umstritten wie Weissens „Ermittlung“. Das liegt nicht nur an der ästhetischen Problematik dieser — wie jeder — Theatralisierung des Themas Auschwitz. Daß der Vorausstreit um „Die Ermittlung“ heißblütig, hatte auch politische Gründe: Autor Weiss bekennt sich seit kurzem, wenn auch mit einigen Vorbehalten, zur „Solidarität mit den sozialistischen Ländern“ — einschließlich der DDR.

Der Münchner Theaterkritiker Joachim Kaiser formulierte Unbehagen angesichts einer „Uraufführungssorgie“, die von „unendlichem gutem Willen und wohl auch von der Angst (der Theater-

leiter) zeugt, sich durch eine Weigerung scheußlichen Verdächtigungen auszusetzen“. Kaiser: „Auschwitz ... sprengt den Theaterrahmen, ist unter ästhetischen Bühnenvoraussetzungen schlechthin nicht konsumierbar.“

Politisches Vor-Urteil fällte der Journalist und DDR-Flüchtling Hans-Dietrich Sander in der „Welt“. Der zum Kommunismus konvertierte Peter Weiss, so warnte Sander, habe sein Auschwitz-Stück in erster Linie nicht zur Bewältigung der Vergangenheit verfaßt, sondern „um, synchron mit der permanenten Propagandakampagne des Ostblocks, die Bundesrepublik anzugreifen“.

Die Warnung mag niemanden sonderlich erschrecken. Tatsache ist allerdings, daß auch Autor Weiss daran glaubt, sein Stück besitze „aktuelle Sprengkraft“. Weiss in einem Interview mit „Stockholms-Tidningen“: „Ein Großteil davon behandelt die Rolle der deutschen Großindustrie bei der Judenaustragung. Ich will den Kapitalismus brandmarken, der sich sogar für Geschäfte mit Gaskammern hergibt.“

Solche Absichten, die fast jeden Kritiker seines Auschwitz-Dramas zu einem Zwei-Fronten-Abwehrkampf gegen Mißverständnis und unerwünschten Applaus zwingen werden, hegte der Schriftsteller Weiss nicht immer. Als Autor, für den „die Richtlinien des Sozialismus die gültige Wahrheit enthalten“ (so seine eigenen Worte), agitiert er erst seit Mai.

Sein Einstand in der deutschen Literatur sah anders aus: Weiss debütierte als Formalist und Individualist; sein erstes Buch, der von ihm so genannte Mikro-Roman „Der Schatten des Körpers des Kutschers“, erschien 1960, mit Weiss-Collagen nach makabrer Surrealisten-Art illustriert, in einer exklusiven Auflage von 1000 nummerierten Exemplaren. In diesem 70-Seiten-Prosa-Experiment beschreibt Weiss mit einer Akribie, die das Beschriebene zum Alptraum werden läßt, banale, eklige, brutale und obszöne Vorgänge in einer ländlichen Pension sowie den Vorgang des Schreibens selbst: „Zum ersten Mal in meinen Aufzeichnungen um weiter als einen sich im Nichts verlierenden Anfang hinausgeratend...“

Das „Schatten“-Buch, manchen Experimenten des französischen „nouveau roman“ ähnlich, machte seinen Autor zum Geheimtip deutscher Avantgarde-Literaten. Seine beiden nächsten Bücher, „Abschied von den Eltern“ (1961) und „Fluchtpunkt“ (1962), erschienen konventioneller, aber auch sie kamen über Auflagen von 8000 Exemplaren nicht hinaus — es sind autobiographische Erzählungen, mit denen Weiss sich von Unordnung und frühem Leid befreite, in denen er über sich und seine Herkunft Auskunft gibt.

Der 1916 in Nowawes bei Berlin geborene Sohn eines zum Christentum konvertierten jüdischen Textilkaufmannes aus Ungarn und einer Schweizer Mutter, die vor ihrer Ehe Schauspielerin gewesen war, emigrierte mit seiner Familie 1934 zunächst nach England, später in die Tschechoslowakei, schließlich nach Schweden. Aber nicht die Emigration, sondern die Familie vor allem verursachte die Leiden des jungen Weiss, von denen die Bücher des Erwachsenen handeln.

Die Emigration, erklärt Weiss im „Fluchtpunkt“, bedeutete für ihn „keine Stellungnahme. Ich war Fremder, wo ich auch hinkam... mit keiner Nation, keiner Rasse solidarisch“. Er hätte sogar „auch auf der anderen Seite stehen können, hätte mich nicht der Großvater im Kaftan davor bewahrt“.

Anders das Verhältnis zu den Eltern: Die Trauer, die er bei ihrem Tod empfand, so heißt es im „Abschied“-Buch, galt nicht ihnen, sondern „der Erkenntnis eines gänzlich mißglückten Versuchs von Zusammenleben, in dem die Mitglieder einer Familie ein paar Jahrzehnte lang beieinander ausgeharrt hatten“.

Weiss beschreibt — Erinnerungsmächtig, sprachintensiv und rückhaltlos —



Weiss-Vorleserin Anna Seghers  
...daß der Rezitator durchgeht?



Weiss-Regisseur Verhoeven  
...daß der Zuschauer geht?

Enge und Ängste, Entfremdung und Pubertätsnot im bürgerlichen Elternhaus: „Ich lebte wie ein gekuschter Hund.“ Er berichtet von ersten künstlerischen Versuchen und prägenden Lektüre-Eindrücken (Hamsun, Hesse, Kafka, Henry Miller), von seinen Studien an der Prager Kunstakademie und seiner Mitarbeit in der Textilfabrik, die der Vater in Schweden aufbaute.

Er bekennt Inzest-Erfahrungen und Selbstkasteiungen, Potenzhemmungen („In meiner Machtlosigkeit suchte ich mir Frauen, die sich quälen lassen wollten“) und „Wühlen in meinem eigenen Schmerz“. Nach der Befreiung von elterlicher Dominanz blickt er zurück auf die „Befähigung und Versumpfung“ seiner Entwicklungsjahre.

„Abschied von den Eltern“ ist in hohem Maße Privatsache — trotzdem ist



es bislang das beste Weiss-Buch. Der Dichter Hermann Hesse, den der junge Weiss vor dem Krieg in Montagnola (Tessin) aufgesucht hatte, schrieb 1961 nach der „Abschied“-Lektüre an den Autor: „Nun haben Sie aus Ihrer Kindheits- und Jugendgeschichte dies Buch gemacht, ein ebenso prachtvolles wie schreckliches Buch... Rein literarisch betrachtet, ist es vollkommen.“

Der Weg zu solcher Anerkennung war lang. 1940 zog Weiss nach Stockholm, um sich dort als Künstler durchzusetzen. Während des Krieges verdiente er seinen Lebensunterhalt als Textilmuster-Zeichner und als Lehrer an privaten Malschulen. In den fünfziger Jahren drehte er, zum Teil im Auftrag, Dokumentarfilme (zum Beispiel über jugendliche Strafgefangene) und Experimentalfilme mit surrealistischer Sexuelsymbolik. Surrealistisch, erotisch und sadistisch betont sind auch Collagen, die er für eine schwedische Ausgabe von „1001 Nacht“ verfertigte.

Um 1948 gab Weiss seine Versuche auf, sich als schwedisch schreibender Autor zu etablieren. Er kehrte zu der Sprache zurück, „die ich am Anfang meines Lebens gelernt hatte... die mein Werkzeug war... und mit dem Land, in dem ich aufgewachsen war, nichts mehr zu tun hatte“ („Fluchtpunkt“). Er schickte einen deutschen Text, „Der Vogelfreie“, an den Verleger Peter Suhrkamp nach Berlin. Suhrkamp lehnte das Manuskript ab: „Es hat auch noch als Experiment... etwas Falsches.“

Das nächste Weiss-Experiment brauchte acht Jahre, bis es richtig lag: Der 1952 geschriebene „Schatten des Körpers des Kutschers“ wurde von fast allen großen deutschen Verlagen abgelehnt, bevor ihn Deutschlands findigster Talentspürer, Walter Höllerer, 1960 bei Suhrkamp durchsetzte.

Der Literaturprofessor Höllerer (Weiss: „Ihm verdanke ich am meisten“) fand auch eine schöne Erklärung für die erstaunlichen formalen Unterschiede der nächsten Weiss-Bücher — auf das „Schatten“-Experiment folgten die biographisch-psychologischen Erzählungen, danach erschien eine esoterische Prosa-Groteske, „Das Gespräch der drei Gehenden“ (1963). Die eigentliche Avantgarde, so dozierte Höllerer vor der „Gruppe 47“, die Weiss inzwischen in ihre Mitte genommen hatte, seien nicht diejenigen, die heute so schreiben, wie Weiss vor einigen Jahren geschrieben habe. Avantgarde sei immer anders — wie Weiss.

Immer gleich blieb freilich bis dahin



Collage von Weiss  
„Ich lebte...“

der Status des Autors Weiss: ein Literat für Literaten, der zwar schon bald Nachahmer fand — etwa die „Riesenzwerge“-Autorin Gisela Elsner —, doch nach wie vor ein „Name, der endlich ein Begriff werden muß“ (so noch 1963 die „Welt“).

Das wurde erst anders, als der Epiker die Gattung wechselte. Mit der lustig-grauslichen Bühnenmorität „Nacht mit Gästen“ (Uraufführung: Berlin 1963) gewann Weiss auch Publikumsgunst. Mit dem am Berliner



... wie ein gekuschter Hund“: Weiss-Collage zu „1001 Nacht“

Schiller-Theater furios uraufgeführten Schauspiel „Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats...“ (SPIEGEL 19/1964) wurde er weltberühmt.

Das Thesen-Spektakel um die Französische Revolution, um Politik, Irrsinn, Terror, Freiheit und Anarchie („Denn was wäre schon diese Revolution ohne eine allgemeine Kopulation“) ist bisher von Bühnen in 19 Ländern aufs Programm gesetzt worden. Im Dezember wird es, als Gastspiel der Londoner Inszenierung von Peter Brook, die Weiss für die künstlerisch gelungenste hält, am New Yorker Broadway gezeigt.

Seit dem „Marat“-Erfolg ist der Name Peter Weiss auch Nicht-Literaten präsent, seither kann Weiss von seinen Schriftsteller-Einkünften leben.

Der unpräzise auftretende Dichter lebt bescheiden. Mit seiner Frau, der schwedischen Keramikerin, Kostüm- und Bühnenbildnerin Gunilla Palmstierna und drei schon fast erwachsenen Kindern (zwei hat Frau Gunilla aus erster Ehe, eines Peter Weiss mitgebracht) bewohnt er eine große Mietwohnung in Stockholm. Zur Arbeit an der roten Schreibmaschine, täglich von 10 bis 18 Uhr, zieht er sich in ein Dachstudio im vierten Stock eines Stockholmer Altstadthauses zurück. Abends wird meistens ferngesehen (Weiss: „Gute Dokumentarsendungen“). Einen Klein-Citroën 2 CV hat Weiss wieder abgeschafft: „Man findet in Stockholm keinen Parkplatz mehr.“

Seit dem „Marat“-Erfolg ist der Schriftsteller aber auch entschlossen politischer zu werden.

Publik wurde dieser Entschluß im März 1965 in der DDR. Das Volkstheater Rostock, dramaturgisch gelenkt von dem SED-Barden Kuba (Kurt Bartel), hatte Weissens Schauspiel um den prä-marxistischen Revolutionär Marat und den Extrem-Individualisten de Sade unter Beachtung des Gebots der Parteilichkeit herausgebracht. Weiss, zur Überraschung westdeutscher Kritiker, lobte die Rostocker Regie: „Ich habe immer wieder betont, daß ich das Prinzip Marats als das richtige und überlegene ansehe. Eine Inszenierung, in der am Ende nicht Marat als der moralische Sieger erscheint, wäre verfehlt.“

Westdeutsche Weiss-Scher sahen rot. Doch ehe sich ihre Verblüffung gelegt hatte, kamen schon neue Weissheiten aus dem Osten. Auf einem internationalen Kongreß „antifaschistischer Schriftsteller“ in Weimar sprach Weiss im Mai, ein berühmtes Brecht-Wort zitierend von den Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit: „Wir müssen als Partisanen arbeiten, um die Wahrheit zu verbreiten“ — im Westen.

„Partisanen-Peter“, pflaumte der Schriftsteller Hans Scholz im „Tagespiegel“ und empfahl Weiss, er solle „alsbald auf dem Ostgestühl Platz nehmen“. „Wer zwingt Sie hinter die Hecke?“ polemisierte „Quick“-Kolumnist Matthias Walden; eine bei Weiss bestellte Entgegnung wurde von der Illustrierten nicht gedruckt — der Autor hatte darin die „Quick“-Berichterstattung über den Deutschland-Besuch Königin Elizabeth II. als Beispiel west-journalistischer Volksverdummung kritisiert\*.

Im Juli ließ Weiss über das DDR-Nachrichtenbüro ADN verbreiten, er

\* Der Weiss-Brief ist inzwischen von der in München erscheinenden Literaturzeitschrift „Kürbiskern“ gedruckt worden.

# Friden \*

\* Eine Schutzmarke der Friden, Inc.



**Kann Ihr Fräulein Müller Ihre Schreibarbeiten automatisieren?  
Ja, jetzt kann sie es. Mit dem neuen 2201 FLEXOWRITER\*  
Programmierbaren Organisationsautomaten von Friden.**

Der neue 2201 hat eine Schalttafel. Beliebig auszuwechseln nach den Erfordernissen Ihrer Arbeitsprogramme. Die Programmierungsmöglichkeiten des 2201 sind nahezu unbegrenzt. Er ist leicht zu bedienen: Schalttafel herausnehmen — andere Schalttafel einsetzen. Auf der gleichen Maschine bestätigt Ihr Fräulein Müller morgens Aufträge und schreibt nachmittags Bestellungen. Und jede neue Schalttafel stellt den 2201 blitzschnell auf die neue Aufgabe ein — mit oder ohne Ein- und Ausgabe von Loch-

streifen oder Lochkarten. Der 2201 ist gegen Fehlbedienung gesichert — mit einem unerreicht hohen Automationsgrad für alle anfallenden Schreib-, Organisations- und Verwaltungsarbeiten.

Haben Sie schon einmal nachgerechnet, wieviel Geld Sie mit dem 2201 sparen können?

Rufen Sie unsere örtliche Geschäftsstelle an oder schreiben Sie an Friden GmbH., 85 Nürnberg, Postfach 2466.



**Wenn es um Büroautomation geht, fragen Sie Friden!**

KULTUR



Weiss-Nachahmerin **Gisela Elsner**  
Beschreibung des Schattens...

bedauere, daß seine westdeutschen Autorenkollegen, „die die heutige Gesellschaft kritisieren, nicht offen genug Stellung nehmen und sagen, daß sie für den Sozialismus sind“.

Im September schließlich veröffentlichte er in der Stockholmer Zeitung „Dagens Nyheter“ und im „Neuen Deutschland“ der SED „10 Arbeitspunkte eines Autors in der geteilten Welt“. Punkt 3: „Die hochentwickelte Wohlstandsgesellschaft (etwa in der Bundesrepublik) ist nichts anderes als eine Klassengesellschaft auf erhöhtem Niveau.“ Punkt 7: „Das Verharren im Außenstehen“ führt für den Schriftsteller „zu einer immer größer werdenden Nichtigkeit“. Punkt 10: „Zwischen den beiden Wahlmöglichkeiten, die mir heute bleiben, sehe ich nur in der sozialistischen Gesellschaftsordnung die Möglichkeit zur Beseitigung der bestehenden Mißverhältnisse in der Welt.“

Solche Bekenntnisse kommen dem aufrichtigen Autor, auch wenn er es nicht wahrhaben will, mehr aus der Seele als aus dem Kopf. Seine grimme Selbstverpflichtung auf die „Richtlinien des Sozialismus“ reflektiert auch brave alte Künstler-Skrupel.

Im „Abschied von den Eltern“ hatte er die Schuldgefühle analysiert, die er einst wegen seiner Beschäftigung mit Kunst und der eigenen Person empfand:



Weiss-Gegner **Walden**  
Schwierigkeiten beim Schreiben...





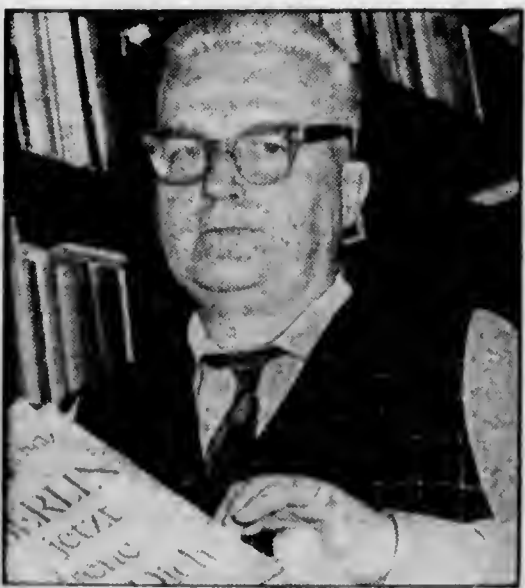
Weiss-Förderer Höllerer  
... des Körpers des Kutschers

„Ich hatte nie Stellung genommen zu den umwälzenden Konflikten der Welt. Die Anstrengung, einen Ausdruck für mein Dasein zu finden, hatte keine andere Aufmerksamkeit zugelassen.“ Im „Fluchtpunkt“ trotzte er diesen Skrupeln und den Vorwürfen politisierender Emigrantenfreunde: „Ich mußte die Anklage der Feigheit, der Selbstsucht abweisen und an mein Vorhaben (als Künstler) glauben.“

Heute aber, so schreibt er im „Neuen Deutschland“, „sehe ich, daß eine solche Bindungslosigkeit der Kunst eine Vermessenheit ist“. Zwar tadelt er die Einschränkung der künstlerischen Freiheit „in einigen Ländern des Sozialismus“, zwar spricht er zu Freunden gelegentlich von den „Kulturbonzen der SED“. Doch, so spricht er auch, „was nützt schon meine Freiheit als Künstler den unterdrückten Völkern in Asien, Afrika und Amerika?“

Peter Weiss ist entschlossen, sich nützlich zu machen. Deshalb liest er neuerdings kaum noch schöne Literatur, sondern „fast nur politische, dokumentarische Werke“ sowie „seit etwa anderthalb Jahren regelmäßig die Weltpresse“.

In diesem Frühjahr machte der bald 50jährige zum erstenmal in seinem Leben Ferien. „Gruppe 47“-Chef Hans Werner Richter hatte die Weissens in sein Sommerhaus in Bibione eingeladen. Altsozialist Richter staunte: Weiss las



Weiss-Gegner Scholz  
... der Wahrheit im Westen



der Scotch  
mit dem  
markanten Profil.  
Seine Qualität  
ist sein Erfolg.

*As supplied to Her Majesty Queen Elizabeth II Scotch Whisky Distillers James Watson & Co. Ltd. Perth, Scotland.*

ALLEINIMPORT: EPIKUR GMBH • KOBLENZ/RHEIN



Weiss-Uraufführung „Marat“ am Berliner Schiller-Theater\*: Geschichte und Politik...

am Adriastrand bei 30 Grad das „Kapital“ von Marx.

Beim Studium der „Weltpresse“ (Weiss: „Ich lese ganz vorurteillos, auch DDR-Zeitungen“) greift der Autor gelegentlich zur Schere: Er schneidet Nachrichten, Bilder und Berichte aus, die ihm als Zeichen der Zeit signifikant und als Material für seine Arbeit verwertbar erscheinen. Zur Aufbewahrung der Ausschnitte steht in des Dichters Dachstube ein Kartelschrank mit 90 Schubfächern. Sie tragen Aufschriften wie „Congo, Ghana“, „Littérature engagée“, „USA, Rassenkampf“, „Psychoanalyse“, „Cuba“, „Weltraum“, „Portugal“, „Westdeutscher Militarismus“, „Westdeutscher Nationalismus“ oder sogar „Westdeutscher Imperialismus“.

Die gesammelten Lesefrüchte werden ein Werk speisen, das den „weltpolitischen Konflikt zwischen den armen und

den reichen Völkern“ (Weiss) zum Thema und die „Divina Commedia“, die große Himmel-und-Hölle-Dichtung des italienischen Klassikers Dante (1265 bis 1321), zum Form-Vorbild hat. Weiss sieht es als „großes Welttheater“. In seinem „Inferno“ sollen unter anderen Franco, Salazar, Verwoerd und Trujillo auftreten. Weiss: „Das wird meine wichtigste politische Stellungnahme.“

Als er mit den Vorstudien zur Dante-Variante begann, hatte — im Dezember 1963 zu Frankfurt am Main — die Verhandlung über ein anderes Inferno begonnen: der Auschwitz-Prozeß. Er gab dem Dramatiker Idee und Stoff für eine weitere politische Stellungnahme.

Im „Fluchtpunkt“ beschrieb Weiss, wie er 1945 zum erstenmal vom ganzen Ausmaß der KZ-Greuel erfuhr. Sie erschienen ihm „so ungeheuerlich... daß wir sie zu unseren Lebzeiten nie bewäl-

tigen würden... es gab nichts mehr zu sagen, es gab keine Erklärungen, keine Mahnungen mehr“. Und auch eine künstlerische Bewältigung schien nicht mehr möglich: „Nie mehr konnte daran gedacht werden, nach neuen Gleichnissen, nach Haltepunkten zu suchen vor diesen endgültigen Bildern.“

Das waren Gedanken, wie sie 1955 auch der Philosoph Theodor W. Adorno in einer berühmt gewordenen Sentenz fixierte: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch.“

Knapp zwei Jahrzehnte nach Kriegsende machte der Auschwitz-Prozeß es möglich: Weiss fand einen Haltepunkt vor den Bildern finalen Grauens und fand sogar eine Erklärung: „Wir konnten alle“, sagt ein Zeuge im Auschwitz-Stück, „die Gesellschaft, aus der das

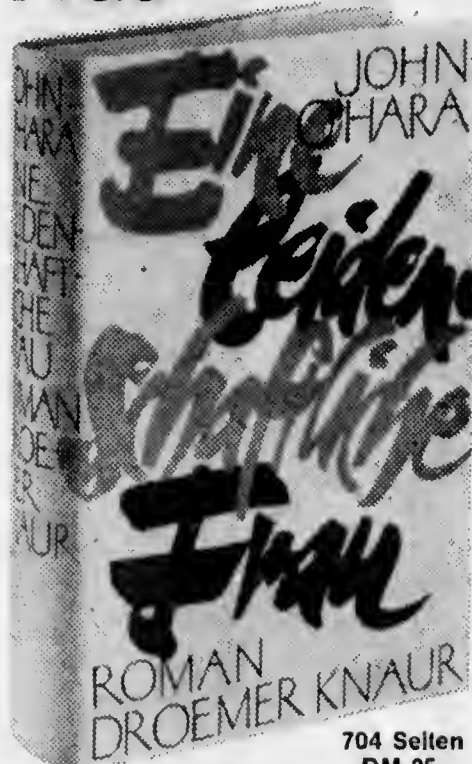
\* Peter Mosbacher als Marat, Lieselotte Rau als Marat-Mörderin Charlotte Corday.



... in Schubfächern abgelegt: Künftige Weiss-Dramenfiguren Trujillo, Verwoerd, Franca, Salazar



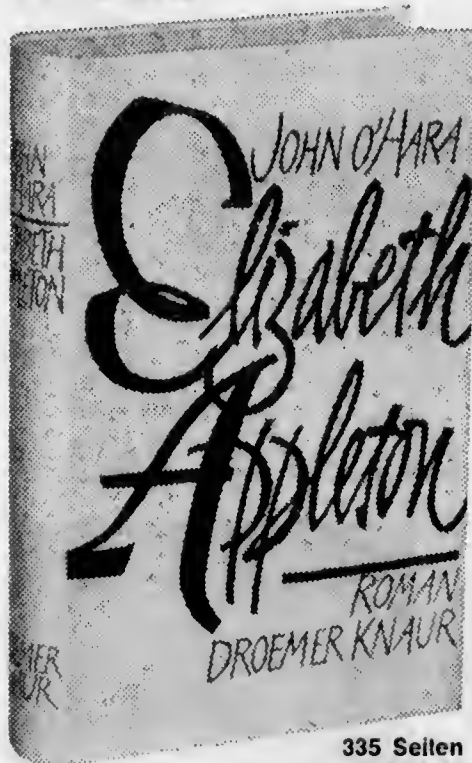
## John O'Hara Eine leidenschaftliche Frau



704 Seiten  
DM 25,-

Der neue Roman  
des großen ameri-  
kanischen Erzählers.

Vom gleichen  
Verfasser:



335 Seiten  
DM 18,50

Der Roman einer Ehe



**Droemer  
Knaur**

Regime hervorgegangen war, das solche Lager erzeugen konnte.“ Der Zeuge sagt, was auch der Autor meint: Auschwitz war Kapitalismus in seiner „letzten Konsequenz“.

Weiss war nicht der einzige Schriftsteller, den das Frankfurter Schwurgerichtsverfahren „gegen Mulka und andere“ anzog. Die Dramatiker Arthur Miller („Zwischenfall in Vichy“), Max Frisch („Andorra“) und Martin Walser („Eiche und Angora“) beispielsweise besuchten den Prozeß. Weiss kam am häufigsten — „von Anfang an jeden Monat ein paar Tage“ —, fuhr auch zum Lokaltermin nach Auschwitz und schrieb mit. „Zur Ergänzung und Überprüfung“ seiner Notizen benutzte er Prozeßberichte zahlreicher Zeitungen, vor allem die Artikel des „FAZ“-Redakteurs Bernd Naumann,

hielt Weiss für „ebenso unmöglich, wie es die Darstellung des Lagers auf der Bühne wäre“.

Sein Stück ist vielmehr ein aus den Hunderten von Aussagen gefiltertes „Konzentrat“ des Konzentrationslager-Prozesses: „Dieses Konzentrat soll“, sagt der Autor, „nichts anderes enthalten als Fakten, wie sie bei der Gerichtsverhandlung zur Sprache kamen.“

Die Fakten sind freilich mit Bedacht und Geschick ausgewählt und arrangiert; die Sprache der Prozeßteilnehmer ist sanft behobelt und dezent rhythmisiert — ein Hauch von Brecht liegt darüber. Weiss nennt das Stück auch „Protokollichtung“ oder „eine große Collage“. (Sein Dante-Stück soll eine „große dialektische Collage“ werden.) Die ein-



Ehepaar Weiss: Am Abend Fernsehen, im Urlaub Marx

der viele Verhandlungsabschnitte in authentischer Dialogform wiedergab.

Ursprünglich wollte Weiss den Auschwitz-Stoff in seinem Dante-Drama unterbringen. Seine Freunde Enzensberger und Walser rieten davon ab. Vom „Divina Commedia“-Muster blieb der „Ermittlung“ aber die Struktur: „Oratorium in 11 Gesängen“.

Der Untertitel zeigt an: Weiss hat sein außerordentliches Thema nicht mit konventionellen Bühnenmitteln zu bewältigen versucht. „Die Ermittlung“ ist kein Drama mit bewegter Handlung und erfundenem Konflikt, auch kein Zeit- und Thesenstück, wie etwa Hochhuths „Stellvertreter“, und nicht einmal eine szenische Prozeßreportage, wie Kipphardts „Oppenheimer“. Eine solche Rekonstruktion des Auschwitz-Verfahrens

zelen „Gesänge“ heißen etwa „Gesang von der Rampe“, „Gesang von der Schaukel“, „Gesang vom Zyklon B“.

Er läßt seine 18 Angeklagten unter ihrem realen Namen, die aus 409 realen Zeugen konzentrierten neun Bühnenzeugen aber anonym auftreten, da sie auch als Häftlinge namenlos gewesen seien. Er hat die 24 Verteidiger zu einem einzigen „Vertreter der Verteidigung“ verdichtet, dessen Argumente und dessen Fragen an die Zeugen ihn als „Rechtsstaatsbarbar“ (Kritiker Joachim Kaiser) erscheinen lassen. Staatsanwälte und Nebenkläger vereinfachte er zu einem einzigen „Vertreter der Anklage“, und in dessen Worten, so Weiss, „steckt auch manches von Kaul“ — von dem Ost-Berliner Star-Anwalt Friedrich Karl Kaul, der in Frankfurt für Hinter-



**DAS  
SIEGEL DES  
VERTRAUENS**

ist seit Generationen das Qualitäts-Zeichen für ein in Deutschland unübertroffenes Sortiment feiner Bordeaux-Weine.



**PRESTIGE DE  
BORDEAUX**

kennzeichnet von deutschen und französischen Weinexperten ausgewählte Qualitäten.

Wählen Sie Bordeaux-Weine  
mit diesen beiden Siegeln

**REIDEMEISTER & ULRICHS**

**BREMEN-BORDEAUX**

POSTFACH 752 • 6 QUAI DE PALUDATE

bliebene von Auschwitz-Opfern aus der DDR als Nebenkläger auftrat.

Im Text des „Zeugen 3“ wiederum hat sich, laut Weiss-Wort, „auch Material aus theoretischer Literatur, aus Hannah Arendt, aus dem Gutachten von Broszat zum Beispiel“ niedergeschlagen. Zeuge 3 ist es, der Auschwitz als Ausgeburt des Kapitalismus definiert. Weiss: „Ich habe keinen eigenen Senf hinzugegeben. Aber ich habe natürlich eine Tendenz bewußt gelenkt.“

Gereizt hatten den Prozeßbeobachter Weiss vor allem auch die Versuche von Verteidigern, ihre Mandanten als Abwehrkämpfer gegen den „Bolschewismus“ zu salviaieren. Gereizt hat ihn, daß über die Verstrickung deutscher Industriefirmen ins KZ-System „in westdeutschen Zeitungen recht wenig zu lesen war“.

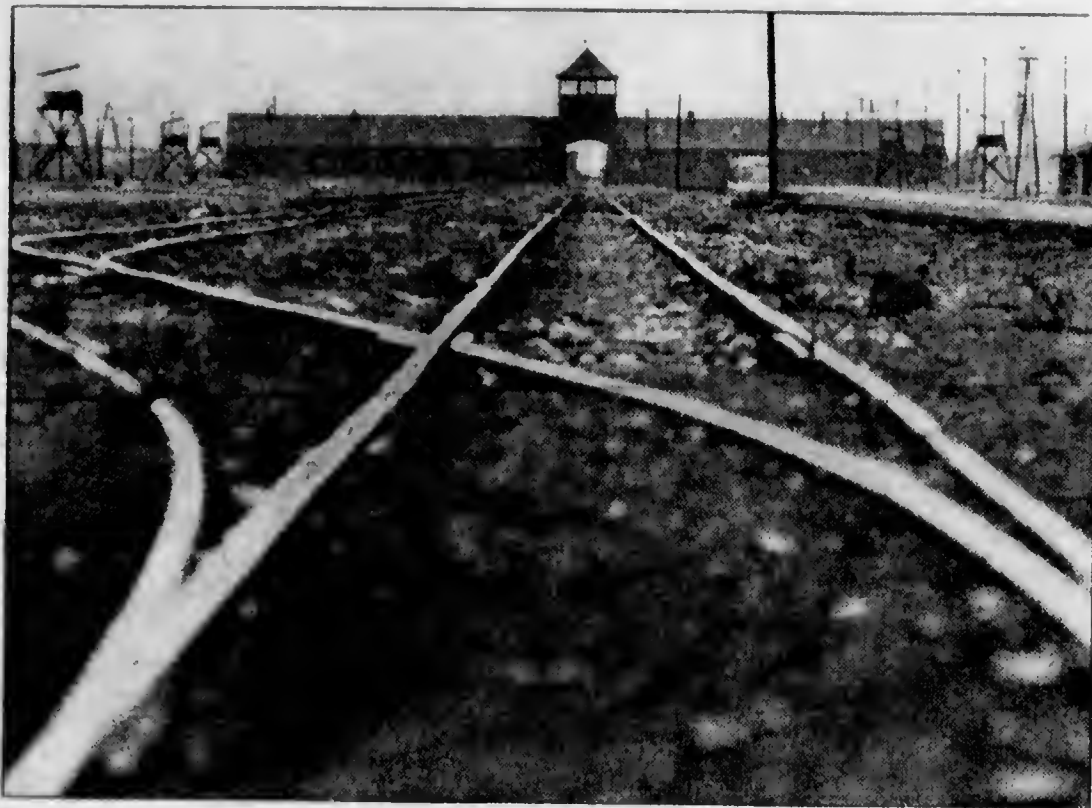
Die schaurig-bezeichnenden Kernsätze der Angeklagten (Kaduk: „Scharf war

renz (Regieanweisung: „Die Angeklagten lachen“).

Er erzielt trotz allem stärkere Wirkungen mit stilleren Pointen: Der „Gesang vom Ende der Lili Toller“, eines von Boger gequälten und erschossenen Mädchens, das ihren Freund nicht verraten wollte, schließt so:

Richter: Frau Zeugin  
Woher stammte diese Lili Toller  
Zeugin 5: Das ist mir nicht bekannt  
Richter: Wie war ihr Wesen  
Zeugin 5: Jedesmal wenn ich Lili traf  
und sie fragte  
Wie geht es dir Lili  
sagte sie  
Mir geht es immer gut

Das Stück, vor der Frankfurter Urteilsverkündung fertiggestellt, endet ohne Urteilsspruch — mit einem Schlußwort des Angeklagten Mulka, das, gerade weil es heutige deutsche Volksmeinung nach Meinung Weissens repräsentativ vertritt, keines Kommentars bedarf:



Konzentrationslager Auschwitz: Sektpause nach dem sechsten Gesang

ich, das kann ich schon sagen“), das Vokabular der Unmenschlichkeit („Es fielen bis zu 300 Tote pro Tag an“) sind im Stück effektiv einkalkuliert. Die furchtbarsten Details des Terrors und der Qual („Vor allem aber waren die Geschlechtsteile den Schlägen ausgesetzt“; „Aus den Stehzellen mußten die Leichen mit Stangen herausgekratzt werden“) wurden Theatertext.

„Man muß sich diesen Einzelheiten einmal konfrontieren“, sagt Peter Weiss, in dessen Oeuvre Motive der Grausamkeit und des Leidens auch an anderen Stellen und auf andere Weise ihre Rolle spielen, „man muß sich diesen Bildern stellen, um damit fertig zu werden.“ Und: „Ich habe das Stück auch für mich selbst geschrieben. Um mir darüber klarzuwerden, was da geschehen ist.“

Er erzielt Wirkungen aus dem immer wieder pointierten Kontrast der berichteten Greuel („Dann wurde geschlagen, bis Blut kam“) zu den unerschütterlichen Ausreden der Angeklagten („Ich hatte überhaupt keinen Spezlalschlag“) und zu ihrer moralisch-seelischen Indiffe-

Herr Präsident  
man soll in diesem Prozeß  
auch nicht die Millionen vergessen  
die für unser Land Ihr Leben ließen...  
wir alle  
das möchte ich nochmals betonen  
haben nichts als unsere Schuldigkeit  
getan...  
Heute  
da unsere Nation sich wieder  
zu einer führenden Stellung  
emporgearbeitet hat  
sollten wir uns mit anderen Dinge befassen  
als mit Vorwürfen  
die längst als verjährt  
angesehen werden müßten

Letzte Regieanweisung des Autors:  
„Laute Zustimmung von seiten der Angeklagten“.

Im Frühjahr 1965 offerierte Weiss sein Auschwitz-Stück dem West-Berliner Schiller-Theater, an dem, mit „Marat“, sein Weg zum Ruhm begonnen hatte. Indes, das Schiller-Theater lehnte ab. Chefdramaturg Beßler: „Wir fanden, das ist kein Stück, das in einem üblichen Theaterraum, in dem heute dies, morgen das gespielt wird, gezeigt



werden kann — womöglich noch mit Pause und Büfett.“

Den Vorschlag der Schiller-Leute, das Stück abseits des üblichen Theaters in einem kleineren Raum zu erproben, mochte Weiss nicht akzeptieren: „Es soll doch von möglichst vielen Leuten gesehen werden.“

„Ermittlungs“-willig zeigten sich aber der Regisseur am Stuttgarter Staatstheater und ehemalige Brecht-Assistent Peter Palitzsch sowie Alt-Aktivist Piscator, der zum 75. Geburtstag seiner Freien Volksbühne in West-Berlin ohnehin „etwas Besonderes“ suchte. Piscator: „Ich finde es gut, wie Peter Weiss, dieser saubere, vorsichtig denkende Mensch, den Prozeß rhythmisch organisiert hat.“

Es blieb nicht bei Palitzsch und Piscator. Mitte Mai gab der Suhrkamp-Verlag das Drama „jedem deutschsprachigen Theater“ ohne Prioritätsklauseln zur Uraufführung am 19. Oktober frei: „wegen der Bedeutung des Themas und der möglichen Wirkung“.

Es kam in Gang, was seither nicht wenige Beobachter der deutschen Szene beunruhigt: ein „Run“ auf das KZ-Stück, der dem Stuttgarter Theaterkritiker Hellmuth Karasek „fatal nach einer ‚Gleichschaltung‘ des schlechten Gewissens“ aussieht, eine „einzigartige theatralische Wiedergutmachungsaktion“, über die man „frohlocken — aber auch tief erschrecken“ könne (Kaiser), ein „Rummel“ (so Stuttgarts Schauspielregisseur Vibach).

In dieser Woche muß sich nun entscheiden, ob Weissens rhythmisch organisierte Konzentrat-Collage vom Auschwitz-Prozeß „durchaus gestaltbar“ ist und ob es tatsächlich „kein besseres Instrument gibt, die Wahrheit (über Auschwitz) den Menschen nahezubringen, als das Theater“ — dieser Ansicht jedenfalls ist Regisseur Verhoeven.

Er, wie die Mehrheit der westdeutschen Regisseure, will der „Ermittlung“ durch eine „ganz leise, ganz entpersönlichte“ Inszenierung gerecht werden, durch Verfremdung — Porträtähnlichkeit der Kaduk- und Boger-Darsteller etwa ist nicht vorgesehen.

Wie DDR-Theater und DDR-Zuschauer das Stück zu sehen haben, hat Alexander Abusch dargelegt: „Seine eigentliche Fabel ist, wie Westdeutschlands Klassenjustiz sich bemüht, die Schuldigen des Systems von Auschwitz um so mehr zu schützen, je höher heute ihr gesellschaftlicher Rang ist.“

In München wird das Auschwitz-Stück in einem Stück gegeben, obwohl laut Weiss „eine Pause nach dem 6. Gesang eingelegt werden“ kann. In Stuttgart wird auf die Pause nicht verzichtet. Regisseur Palitzsch: „All die Dinge in Auschwitz sind geschehen, und wir alle trinken immer noch Sekt und essen Schinkenbrötchen. Die Frage an das Publikum ist doch: Wie stellst du dich zu Auschwitz, mit Schinkenbrötchen oder ohne.“

Um seinerseits das Publikum zu stellen, hatte Palitzsch einen besonderen Regie-Einfall: Er wollte über der Bühne einen riesigen Spiegel anbringen lassen; der Spiegel sollte die Zuschauer zwingen, sich selbst als Teilnehmer am Prozeß, als „Teil dieser Vergangenheit“ zu sehen.

Der Einfall wurde nach einer Probe begraben. Die Sache mit dem Spiegel funktionierte nicht.



Eumig präsentiert:  
VIENNETTE Super 8

W · EU 7-85 b

## Die perfekte Filmkamera für perfektes Filmen

Das neue Super 8-Format erlaubt eine bisher nicht gekannte Ausnutzung des 8 mm-Filmstreifens, denn Eumig entwickelte für dieses neue Filmsystem eine völlig neue Filmkamera: die Eumig VIENNETTE Super 8, perfekt in der Funktion, perfekt in der Form, perfekt im Bedienungskomfort:

■ Filmwechsel mit Kassette: nur ein Handgriff! ■ Tages- oder Kunstlicht: Filmwechsel überflüssig — die Viennette wählt für Sie ■ Servo Focus\*: die vollautomatische Entfernungseinstellung mit größter Tiefenschärfe ■ CdS Belichtungsautomatik: die selbsttätige Blendenwahl ■ Motor-Zoom: Automa-

tische Veränderung der Brennweite (Tele bis Weitwinkel) ■ Reflexsucher: Ihre Viennette Super 8 filmt genau das, was Sie sehen ■ Diese neue lichtdynamische Kamera ist so perfekt, daß Sie alle Technik vergessen können: Sie brauchen nur zu filmen!

Für perfektes Filmen die perfekte Kamera:

Eumig VIENNETTE Super 8 Eumig ist einer der größten Hersteller von Filmkameras und Projektoren in der Welt. Eumig Geräte und Eumig Service gibt es in allen Ländern der Erde.

\* Nur Eumig baut Kameras mit Servo Focus

Weitere Informationen in jedem guten Fachgeschäft oder durch Eumig Industrie GmbH, 7000 Stuttgart 1, Kernerstraße 11/11 A

**eumig**<sup>®</sup>

® = registriertes Warenzeichen

...perfektes  
Filmen  
— perfektes  
Vorführen



## Hüben und drüben

## Peter Weiss, die DDR und der dritte Standpunkt

Ein Schriftsteller revidierte seine Position / Von Marcel Reich-Ranicki

Er habe sich gegen den Kapitalismus und für den Sozialismus, gegen die Bundesrepublik und für die DDR entschieden. Also verkündet seit Monaten der deutsche Dichter Peter Weiss. Derartige Erklärungen konnten natürlich nicht ohne Echo bleiben.

Drüben respektvolle Anerkennung für den Einsichtigen, herzliche Begrüßung, aufrichtige Genugtuung, Freude und fast schon ein stiller Triumph. Das ist verständlich.

Eine Presse, die im Laufe der Jahre immer wieder Schriftsteller und Philosophen, Wissenschaftler und Künstler beschimpfen mußte, weil sie dem Land zwischen der Elbe und der Oder den Rücken gekehrt hatten, darf endlich auch einen Gewinn buchen — und wahrlich keinen geringen.

Hier hat man auf die Äußerungen von Weiss betreten und verärgert reagiert, oft spöttisch und zornig. Das ist wiederum verständlich.

Nur frage ich mich, wem und welcher Sache diejenigen nützen, die es für angebracht halten, über diesen hervorragenden Vertreter der deutschen Literatur unserer Zeit in einer Tonart zu schreiben, die auf beunruhigende Weise an die DDR-Presse erinnert und dort angeschlagen wird, wenn von „Republikflüchtigen“ die Rede ist. „Wie sich die Bilder gleichen...“ singt Cavardossi im ersten Akt der „Tosca“.

Unter den Journalisten, die sich melden, um den Dichter des „Abschied von den Eltern“ und der „Verfolgung und Ermordung des Jean Paul Marat“ zu verdammen, fehlt es nicht an solchen, die offenbar keine Hemmungen kennen. Ein Kommentator der Welt am Sonntag (vom 12. September) geht sogar so weit, sich zu überlegen, ob Peter Weiss nicht auf die deutsche Sprache verzichten und es „lieber mit dem Schwedischen versuchen sollte“.

So wird man plötzlich an die finsternen Zeiten erinnert, da man Schriftsteller, deren Anschauungen unbequem waren, aus Deutschland vertrieben und ihnen hinterher noch die Staatsangehörigkeit aberkannt hat. Nein, dies ist heute nicht mehr üblich. Und es ließe sich im Fall Weiss auch beim besten Willen nicht verwirklichen — denn er wurde bereits 1938 vertrieben, lebt seitdem im Ausland und ist seit 1945 schwedischer Bürger.

Darum eben möchten manche ihn, der mit seinen erzählenden Werken auf die deutsche Prosa der jüngeren Generation einen stilprägenden Einfluß ausgeübt hat, wenigstens aus dem Bereich der deutschen Sprache ausstoßen. Gewiß: andere Zeiten, andere Sitten. Und doch: wie sich die Bilder gleichen.

Mag, wen es danach gelüstet, den Stein auf Peter Weiss werfen. Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich gestatte mir vielmehr, angelegentlich zu warnen: vor den Rittern der Unduldsamkeit, den professionellen Fanatikern, den ewigen Hetzern, den gewohnheitsmäßigen Steinwerfern. Und ich bin überzeugt, daß man es sich im Westen leisten kann und leisten sollte, den Prozeß, den Weiss jetzt durchmacht, ruhig und gelassen zu beobachten.

Worum handelt es sich eigentlich?

In einem im September erschienenen Sonderheft der Zeitschrift Theater heute finden sich Auszüge aus einem Interview, das Weiss Ende 1964 der British Broadcasting Corporation gewährt hat. Er sagte damals: „Weil ich nicht an politische Gesellschaftsformen glaube — so wie es heute sind —, wage ich es nicht, irgendeine andere vorzuschlagen... Ich vertritt den dritten Standpunkt, der mir selber nicht gefällt.“

Von diesem Interview, das die Theaterzeit-

schrift ohne seine Genehmigung druckte, rückte Weiss in einem von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung im September 1965 publizierten Offenen Brief ab: „Ich habe seitdem, im Verlauf meiner Studien, meine Ansichten weitgehend geändert... Heute ist mir die Errichtung einer unabhängigen künstlerischen Region nicht mehr möglich.“

Also eine abhängige Region. Doch abhängig wovon oder von wem? In einem der Zeitung Stockholms Tidningen im Juni gewährten Interview, das der Ostberliner Sonntag am 15. August nachdruckte, teilte Weiss mit: „Ich stelle mich ganz hinter den Marxismus-Leninismus als Grundidee...“

Und in einer Verlautbarung mit dem Titel „10 Arbeitspunkte eines Autors in der geteilten Welt“ (Neues Deutschland vom 2. September) sagte er: „Die Richtlinien des Sozialismus enthalten für mich die gültige Wahrheit... Zwischen den beiden Wahlmöglichkeiten, die mir heute bleiben, sehe ich nur in der sozialistischen Gesellschaftsordnung die Möglichkeit zur Beseitigung der bestehenden Mißverhältnisse in der Welt.“

Was hat eine so radikale Wandlung des schließlich nicht mehr jungen (1916 geborenen) Schriftstellers bewirkt?

Während er im Gespräch mit Stockholms Tidningen in diesem Zusammenhang auf die im letzten Winter erfolgte Aufführung des „Marat“ in der DDR verwies, erklärte er im Offenen Brief in der FAZ: „Vor einem Jahr... fehlten mir noch viele Kenntnisse über die Zusammenhänge der Weltpolitik.“ Jetzt wüßte er, „daß das Unverständliche und Verworrene vieler Erscheinungen“ nur auf seinen „eigenen Mangel an Erfahrungen zurückzuführen war“. Bei der Überwindung dieser „Selbstbegrenztheit“ sei ihm die Lektüre „der Weltpresse“ behilflich gewesen.

Doch haben sich die Studien des also um neue Gesichtspunkte bemühten Schriftstellers in letzter Zeit gewiß nicht nur auf die „Weltpresse“ beschränkt und auf Besuche in der DDR anlässlich der Aufführungen seines Stückes. Inhalt, Vokabular und Diktion der erwähnten „10 Arbeitspunkte“ lassen auf die Lektüre fundamentaler Abhandlungen der Klassiker des Marxismus schließen.

Aber die Gedankenwelt des Marxismus-Leninismus ist groß und weit. In einigen Monaten läßt sie sich schwerlich bewältigen. Daher wundert es mich nicht, daß jene wohl etwas vorzeitig publizierten „10 Arbeitspunkte“ zahlreiche Unklarheiten und Mißverständnisse, Widersprüche und Irrtümer enthalten. Weiss ermöglicht es den Kritikern seiner Wandlung, ihm „Konfusion“ vorzuwerfen.

Was tun? Gegen seine ideologischen und politischen Darlegungen polemisieren? Takt und, vor allem, Respekt vor dem künstlerischen Werk von Peter Weiss gebieten es, meine ich, auf eine solche Polemik vorerst zu verzichten. Und die Vertiefung und Erweiterung seiner eher noch in den Anfängen stehenden Studien des Marxismus-Leninismus geduldig abzuwarten.

Indes finden sich in seinen Äußerungen auch solche Gedanken, die nicht auf die Beschäftigung mit der Theorie zurückzugehen scheinen, sondern auf Empirie. Und darüber können wir gleich reden.

„In der westlichen Gesellschaft“ müßten die Schriftsteller — sagte Peter Weiss im Mai auf einer Tagung in der DDR — „als Partisanen arbeiten, um die Wahrheit zu verbreiten“. DDR-Autoren, die gewisse Schwierigkeiten haben, ihre Werke in der Heimat gedruckt zu sehen, fanden



Peter Weiss

Aufnahme: Lütfi Özkök

die Bemerkung des Gasts nicht unbedingt rück-sichtsvoll.

Im Gespräch mit Stockholms Tidningen wiederum erläuterte Weiss: „Die Schriftsteller im Westen sind von dem kapitalistischen System abhängig. Wenn sie es kritisieren, gefährden sie ihre Einkommensmöglichkeiten.“ In den „10 Arbeitspunkten“ schließlich heißt es, daß in der westlichen Welt für die Schriftsteller zwar „im Ästhetischen keinerlei Grenzen gezogen sind“, daß hingegen „Vorstöße im Sozialen genauesten Kontrollen unterzogen“ werden.

Kein Zweifel, was sich hinter diesen Behauptungen verbirgt — nämlich harte Tatsachen, konkrete Vorfälle, bittere Erfahrungen des Dichters Weiss. Welche? Es ist schade, daß er es bisher unterlassen hat, diese Fakten der Öffentlichkeit mitzuteilen.

Wo sind, beispielsweise, in der Bundesrepublik Schriftsteller zu finden, die ihre Einkommensmöglichkeiten gefährden, weil sie das kapitalistische System kritisieren? Gilt das etwa auch für Weiss selber? Wann, wo und wie wurde seine Freiheit eingeeengt? Welche Werke deutschsprachiger Autoren, die — wohlgemerkt — im Westen leben, können nicht gedruckt werden? Oder: wie funktioniert eigentlich jene „genaueste Kontrolle“, der man die „Vorstöße im Sozialen“ unterzieht?

Wer über solche Daten und Namen verfügt, wer solche Umstände und Tatsachen kennt und sein Wissen dennoch für sich behält, beteiligt sich an der Unterdrückung der Wahrheit. Dies kann natürlich nicht die Absicht von Peter Weiss sein. Vorerst klagt zwischen den außerordentlichen Erfolgen dieses in vielen westlichen Ländern gedruckten, gespielten, gerühmten und auch mehrfach preisgekrönten Dichters und seiner Selbstbezeichnung als „Partisan der Wahrheit“ ein etwas peinlicher Widerspruch.

Aber sieht Weiss keinerlei Einschränkungen der Freiheit in der östlichen Welt? Weder ist dieser Peter so schwarz, wie ihn manche malen, noch hält er die DDR für so weiß, wie man es uns weismachen will.

„Ich erklärte auch in Berlin“, heißt es in dem

Interview in Stockholms Tidningen, „daß der Sozialismus Selbstkritik und volle Redefreiheit voraussetzt.“ Dabei fällt mir übrigens auf, daß Die Welt in ihrem Kommentar vom 18. September zwar den entsprechenden Abschnitt des Interviews zitiert, jedoch gerade den hier angeführten Satz stillschweigend wegläßt.

In den „10 Arbeitspunkten“ betont Weiss, daß die Kunst „in einigen Ländern des Sozialismus... niedergehalten und zur Farblosigkeit verurteilt wird“. Und das Dokument endet mit der Feststellung, daß die Kräfte, „die für mich die positiven Kräfte dieser Welt bedeuten“, ein noch stärkeres Gewicht bekämen, „wenn sich die Offenheit im östlichen Block erweiterte und ein freier und dogmatischer Meinungs-austausch stattfinden könnte“. Die Leser des Neuen Deutschland pflegen solche Sätze nicht zu übersehen.

Sowenig sich aus derartigen, sehr vorsichtig geäußerten Forderungen von Peter Weiss irgendwelche Folgen für das geistige Leben in der DDR ergeben werden, so sicher bin ich doch, daß er es damit sehr ernst meint. Er hat sich nicht für „die sozialistischen Länder“ entschieden, um „die dort herrschenden Mißstände“ — so er selber im BBC-Interview — hinzunehmen.

„Ich könnte niemals in einem Land leben“, meinte er, „wo ich als Individuum unterdrückt werde, wo ich nicht lesen darf, was ich will, und nicht sagen darf, was ich sagen möchte.“ Zwar darf er in Stockholm lesen und sagen, was er will, doch wird es ihm nicht gleichgültig sein, daß in der DDR die westliche Presse nicht zugänglich ist. Und ein großer Teil der modernen Weltliteratur — von Joyce bis Beckett — ebenfalls. Nicht einmal die Werke Georg Lukács' dürfen dort erscheinen.

Da Weiss dagegen ist, daß man die Kunst unterdrückt, wird er fragen müssen, warum man beispielsweise in der DDR Peter Huchels Gedichte nicht veröffentlicht und ihm seit Jahren eine Reise nach dem Westen nicht erlauben will. Oder er wird fragen, warum man seit Monaten öffentliche Auftritte des Dichters Wolf Biermann verhindert. Und warum mehrere größere Arbeiten von Stefan Heym nicht gedruckt werden.

Und warum in der DDR neuerdings der Film „Das Kaninchen und ich“ (Drehbuch: Manfred Bieler) verboten ist.

Wer, wie Weiss, die „volle Redefreiheit“ für eine selbstverständliche Voraussetzung hält, kann es schwerlich akzeptieren, daß ein Mann wie Robert Havemann keine Möglichkeit hat, auf die gegen ihn in der Presse der DDR erhobenen Vorwürfe öffentlich zu antworten. Und daß man ihm Ausreisegenehmigungen verweigert.

Genug der Beispiele. Nichts liegt mir ferner, als etwa Peter Weiss ermahnen oder belehren zu wollen. Er, ein reifer und integrier Mann, weiß, was er zu tun hat. Und zu genau kenne ich den Weg, auf dem er sich befindet, um zu glauben, ihn könnten jetzt Argumente überzeugen. Nur Erlebnisse werden auf ihn Einfluß haben.

Aber vielleicht sollte ihn der Umstand ein wenig beunruhigen, daß seine schärfsten Gegner in der Bundesrepublik insofern seinen Freunden in der DDR ähneln, als sie von der Existenz eines dritten Weges von vornherein nichts wissen wollen. Sie denken — hüben und drüben — in Blöcken und in Fronten. Sie reduzieren alles auf eine Entweder-Oder-Formel. Für sie gibt es immer nur zwei Möglichkeiten — und jede dritte ist zu verdammen. Wer diese Alternative nicht akzeptiert, der gilt, wie eh und je, als zersetzend. Oder als Zweifler, oder gar als Intellektueller.

In einer Welt, die Alternativlösungen zurecht, ist es bequemer und sicherer, sich einzureihen. Wer in einer Front steht, weiß zumindest, daß ihn nur eine der beiden Seiten attackieren wird. In einem großen Kollektiv der Gleichgesinnten fühlt man sich geborgen — zumal in einem, dessen vereinende Idee eine ungeheuerliche Faszination ausübt.

Und zu beneiden mag der Heimatlose sein, der die Küste des gelobten Landes zu sehen glaubt. Wer dies erlebt hat, wird es bis an das Ende seiner Tage nicht mehr vergessen. Doch gibt es noch eine andere Erfahrung, deren Wirkung nicht weniger nachhaltig ist. Ich meine die Erkenntnis, daß jenes gelobte Land eine Fata Morgana war.

Dem Dichter Peter Weiss unseren Gruß.



Weiss, Peter

**Peter Weiss** ist in Stockholm mit dem Literaturpreis der schwedischen Arbeiterbildungsbewegung für 1965 ausgezeichnet worden. Der Preis ist mit 5000 Kronen (rund 3800 Mark) dotiert.

**Prof. Albert Betz**, einer der Pioniere

Die Welt. Hamburg.

No 299 (24/25. Dez. 1965)

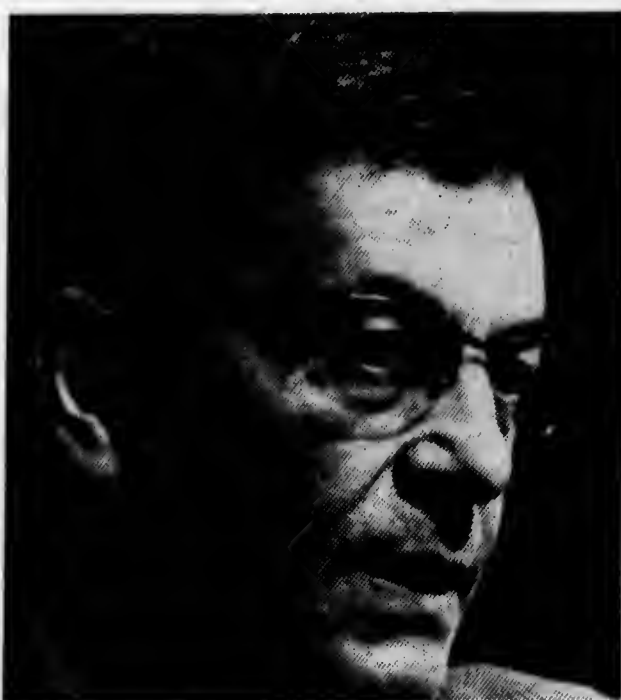
Inventar-Nr. 1125  
10. Febr.  
1971

**Peter Weiss' Stück „Die Versicherung“**,  
sein erstes 1952 geschriebenes Drama,  
wird an den Städtischen Bühnen Essen  
uraufgeführt werden. Regie: Hans  
Neuenfels. Voraussichtlicher Premierentermin: 28. März.

F.A.Z.



Schon jetzt ist das neue Stück von Peter Weiss, das den Titel „Hölderlin“ trägt, von sechzehn deutschen Bühnen angenommen worden. Die Uraufführung findet am 18. September an den Württembergischen Staatstheatern statt. Regie führt Peter Palitzsch. Am 21. September kommt Basel, wo Horst Siede den „Hölderlin“ inszeniert. Es folgen am 26. September das Deutsche Schauspielhaus Hamburg (Regie: Claus Peymann) und die Vereinigten Städtischen Bühnen Krefeld (Regie: Gerald Szyszkowitz). Am 6. Oktober hat das Stück am Schillertheater in Berlin (Regie: Hans Hollmann) während der Festwochen Premiere



Peter Weiss

## Von der Realität in die Ecke gedrängt

Interview mit Peter Weiss vor der Uraufführung seines neuen Stückes „Hölderlin“

**Wie sind Sie auf den Stoff gestoßen, was hat Sie gereizt, ein Stück über Friedrich Hölderlin zu schreiben?**

PETER WEISS: Wie beim „Marat“ kommen die Impulse, die Gedanken und Ideen, die mit dem Stück zusammenhängen, aus frühester Jugend. Wohnte als Zwölfjähriger ein halbes Jahr in Tübingen, in unmittelbarer Nähe des Hölderlinturms, bei Verwandten — übrigens der gleichen Familie Autenrieth, deren Vorfahre zu Hölderlins Zeiten das Klinikum leitete. Der „geistes- kranke“ Dichter im Turm spukte in meiner Phantasie, lange bevor ich überhaupt Gedichte von ihm kannte. Seine Situation: jahrzehntelang eingesperrt in einem Turm, verkannt und vergessen von der Außenwelt — 40 Jahre lang, man stelle sich das einmal vor — nur in seinen eigenen Träumen lebend, seinen eigenen, persönlichsten Vorstellungen immer treu — dies gab einen ähnlichen dramatischen Anlaß wie die Situation Marats: in der Badewanne, krank, isoliert, und doch ungeheuer von seinen eigenen Visionen und Utopien erfüllt. Auch Trotzki war wohl eine Station auf dem dramatischen Weg zu Hölderlin: es ist ständig der gleiche Konflikt — der Dualismus von Utopie, Wunschbild, Traum, Poesie, Humanismus, Veränderungs- trieb kontra Außenwirklichkeit, Dogma, Erstar- rung, Zwang, Kompromiß, Repression. Immer handelt es sich um Menschen, die sich mit ihrer ganzen Person einsetzen für eine grundlegende Umwandlung der existenziellen Verhältnisse, und die von der Realität in die Enge gedrängt und bis an den Rand der Vernichtung oder bis in die tatsächliche Vernichtung getrieben werden.

Trotzdem möchte ich diese Charaktere nicht als tragische ansehen: selbst wenn sie untergehen, so bleiben sie ihrer Umwelt doch überlegen, sie lassen sich nicht korrumpieren, sie betrügen ihre Ideale nicht, sie betrügen sich selbst nicht, sie halten an ihrer Wahrheit fest — so scheint mir auch in diesem Stück Hölderlin der am wenigsten Gebrochene: nicht er ist umnachtet — die Welt, in der er lebt, ist umnachtet.

**Wie lange haben Sie am „Hölderlin“ gearbeitet?**

Fing mit dem Schreiben des Stückes kurz nach der „Trotzki“-Niederlage im Frühjahr 1970 an, entwarf das ganze Stück, betrieb ausführliche Studien, doch alles wurde im Juni unterbrochen, als ich ziemlich krank wurde und die Arbeit drei Monate lang aufgeben mußte. Während der Krankheitszeit verdichtete sich der Stoff, als ich im Lauf des September wieder mit dem Schreiben begann, ging die Arbeit schnell: Ende Dezember 1970 war die erste Fassung fertig. Hatte dann ausführliche Gespräche über das Stück, vor allem mit Martin Walser, verarbeitete die Kritik und die Anregungen, und im Frühjahr 1971 war der Text dann so weit fertig, daß er den

Theatern vorgelegt werden konnte. Zahlreiche Änderungen wurden dann aber noch bis in den Sommer hinein am Stück vorgenommen — möglich, daß für eine Neuauflage des Buches auch noch einige Änderungen, bei der praktischen Bühnenarbeit entstanden, hinzukommen werden.

**Hat es mehrere Fassungen gegeben oder waren die Szenen des Stückes gleich beim ersten Entwurf da?**

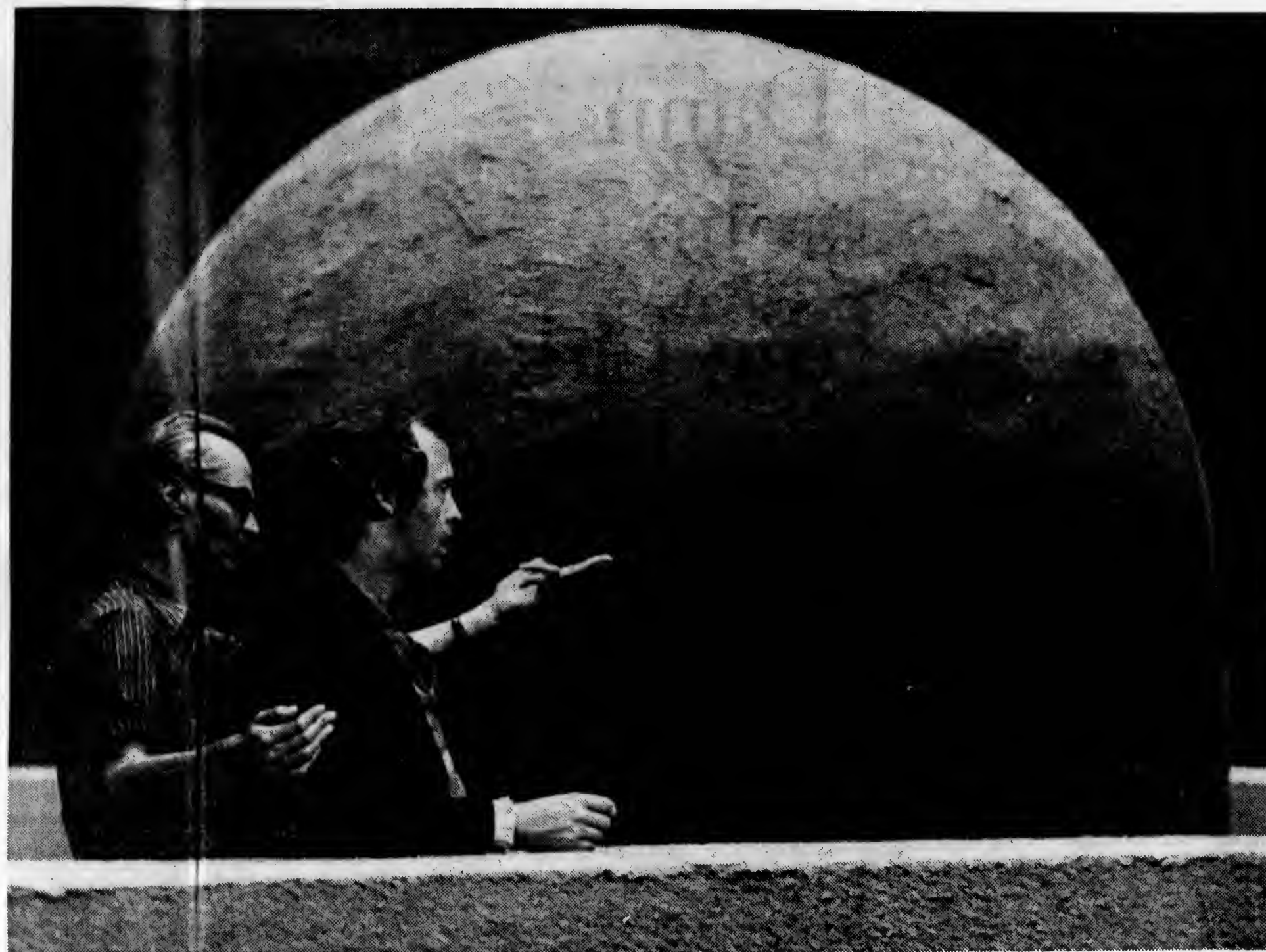
Es gibt also mindestens zwei Vorfassungen des Stückes, und danach sehr häufige Änderungen, noch bis in den letzten Umbruch des Buches hinein.

**Das Stück wird in den kommenden Wochen und Monaten u. a. von so verschiedenen Regisseuren wie Palitzsch, Peymann, Hoffmann, Heyme inszeniert werden. Arbeiten Sie, wie Sie das früher oft getan haben, an einer Inszenierung mit — und glauben Sie, daß ähnlich wie beim „Marat“ aus den Erfahrungen der verschiedenen Aufführungen eine veränderte Fassung entstehen wird?**

Ich habe mich diesmal entschlossen, an keinerlei Proben mitzuarbeiten. Will es diesmal ganz den Regisseuren überlassen, mit ihrem Ensemble und ihren Technikern, völlig unbehelligt vom Autor, an das Stück heranzugehen. Wenn ich jemals wieder bei Proben dabei bin, so nur als Regisseur, Ko-Regisseur und Mitglied eines demokratischen Theaterkollektivs — nie mehr als Schreiber, vom Parkett aus beobachtend, sich halb einmischend und halb sich diplomatisch zurückziehend. Ich habe gelernt, daß diese halbe Mitarbeit nur von Schaden ist, sowohl für den Regisseur, als auch für den Autor selbst. Entweder Arbeitsteilung: Ich liefere den Text, andere übernehmen die Ausführung, oder: ich nehme total an der Verwirklichung des Textes teil, in nächster Zusammenarbeit mit dem Ensemble. Sicher werden bei den Erstaufführungen jetzt sehr verschiedene Auffassungen und Ausformungen zutage treten, an denen sich die positiven Seiten und die Schwächen des Stückes zeigen werden.

**„Hölderlin“ ist schon vor der Uraufführung ein Erfolgsstück, es wird in dieser Spielzeit an mehr als einem Dutzend Theatern gespielt werden. Ihr letztes Stück, „Trotzki im Exil“, ist insgesamt nur zweimal inszeniert worden (in Düsseldorf und Hannover). Wie erklären Sie sich diese unterschiedliche Rezeption?**

Was das Stück vor der Bühnenaufführung ist, weiß ich nicht. Ich habe die unterschiedlichsten Reaktionen vernommen, doch das alles besagt nichts. Vom „Marat“ wußte auch niemand, was aus ihm werden sollte, ehe er auf die Bretter ging. Die meisten waren damals sehr negativ eingestellt. Auf der Bühne zeigte das Stück dann seine Möglichkeiten, die, glaube ich, immer noch nicht erschöpft sind: Ich kann mir Aufführungen des „Marat“ vorstellen, wie sie bisher noch nicht



Proben zum „Hölderlin“ — Peter Palitzsch und sein Hauptdarsteller Peter Roggisch Aufnahmen (2): Werner Schloska

verwirklicht wurden. Zum Beispiel als sehr verhaltenes Kammerstück. Das „Theatralische“ im „Marat“ hat sich oft als schädliche Eigenschaft gezeigt.

Warum der „Trotzki“ nur zweimal gespielt wurde, hängt in den bürgerlichen Ländern ausschließlich mit dem Stoff zusammen. Eigentlich ist es ja ein Stück, daß in revolutionären Ländern gespielt werden sollte: nur dort kann man die Problematik richtig verstehen. Das ganze Stück ist ein einziger riesiger Traum von der Revolution, muß auch gespielt werden als Vision, als ungeheures, episches Ereignis — in seiner ganzen Länge, vier, fünf Stunden lang. In einer Kürzung geht das Stück kaputt. Kann sich ein bürgerliches Theater so etwas leisten?

Nachdem die sozialistischen Länder noch unter dem Tabu der Stalinszeit stehn und sich an das Thema Trotzki nicht heranwagen, wird das Stück vorläufig liegen bleiben: Ich hörte jedoch, daß Bremen im nächsten Frühjahr das Wagnis noch einmal unternehmen will, es auf die Bühne zu bringen. Viel Glück! Man sollte dort versuchen, das Stück zu spielen, so wie es geschrieben ist, sich viel Zeit nehmen, sehr gründlich und wissenschaftlich arbeiten und im Ensemble die notwendige politische Auffassung herstellen. Wenn es nicht gelingt, diesen großen Fluß der historischen Ereignisse darzustellen, so wie sie sich in der Phantasie der Titelfigur spiegeln, dann sollte man es lieber bleiben lassen.

**„Hölderlin“ knüpft nicht nur formal (Knüppelverse, Chöre, Ansagen durch Sänger, Spielen auf mehreren Ebenen usw.) an den „Marat“ an, das neue Stück bezieht sich nicht nur inhaltlich mehrfach auf jenes — auch der Grundkonflikt des „Marat“ scheint mir im „Hölderlin“ aufgehoben: die theoretische Einsicht in die Notwendigkeit der Revolution und das praktische Unvermögen, diese Revolution auch wirklich zu machen, sind in der Figur Hölderlins zusammengezwungen — unter dem Druck dieses Widerspruchs zerbricht Ihr Hölderlin. Inwieweit hat dieses Exempel einer deutschen Misere Beweiskraft für die Situation eines Schriftstellers heute, für die Situation des Schriftstellers Peter Weiss heute?**

Die Form ergibt sich aus dem Inhalt. Gewisse dramatische Eigenarten, die an den „Marat“ erinnern, hängen mit dem verwandten Ideenkreis zusammen. Marat ist eine der Endfiguren des französischen Jakobinismus. Hölderlin ist der letzte deutsche Jakobiner. Marat wird erschlagen, ehe er von der neuen historischen Periode zerbrochen worden wäre. Hölderlin scheint zwar zu zerbrechen, der „Umnachtung“ zu verfallen, vielleicht kann man bei ihm auch von einer Flucht in die Krankheit sprechen, doch ist aus seinen Lebenszeugnissen nie ganz zu erhellen, ob er nicht doch geistig intakt blieb, und beinahe litig handelte. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als

sich in sich selbst zurückzuziehen. Man hätte ihn sonst entweder als Hochverräter eingekerkert, oder ihn auf andere Weise unschädlich gemacht. Er stand als einziger mit seinem revolutionären Bewußtsein einer restaurativen Zeit gegenüber. Alle seine Freunde, ein Hegel, ein Schelling, um von den großen „Kulturpersönlichkeiten“ Goethe, Schiller, Fichte gar nicht zu sprechen, hatten sich von ihm abgewandt, hatten ihn verraten, hatten sich selbst dem Konservatismus angepaßt. Nach langem Spießrutenlaufen blieb für Hölderlin nur noch das Gefängnis übrig, und da war der Turm für ihn noch die beste Lösung.

Eine Misere ist das schon — vielleicht ist es im besonderen eine deutsche Misere — aber der Konflikt tritt überall auf, heute wie gestern. Der Autor des Stückes kämpft weiterhin gegen diese Misere an. Natürlich zeigt die wiederkehrende Wahl dieses Themas, daß der Autor selbst davon betroffen ist, nach den Erfahrungen mit dem „Trotzki“ mehr denn je, doch will ich es nicht allzu persönlich sehn. Wir alle, die gleichzeitig mit dem Kampf um die Veränderung der Gesellschaft uns auch um die Revolutionierung der künstlerischen Welt bemühen, müssen in dieses Dilemma geraten.

**„Hölderlin“ scheint mir das poetisch reichste und zugleich das am wenigsten kämpferische Stück zu sein, das Sie seit dem „Marat“ geschrieben haben. Woher kommt das?**

Für mich ist der „Hölderlin“ ebenso revolutionär wie der „Trotzki“, oder wie das Vietnam-Stück (das ja in der Bundesrepublik auch kaum gespielt wurde). Im Grunde bezieht es die gleichen politischen Positionen, wie sie, mehr plakativ, in den dokumentarischen Stücken angegeben wurden. Nur versuche ich hier, neben der betonten Notwendigkeit der gesellschaftlichen Umwälzung, eine einzelne Figur besonders stark hervorzuheben: in ihr wird die Bemühung um eine Ganzheit ausgetragen.

**Ihre Erfahrung mit der Dramaturgie des dokumentarischen Theaters, Ihre Arbeit an den großen gesellschaftlichen Gegenständen, Ihr Studium des Marxismus — welche Impulse sind von dieser Ihrer Arbeit der letzten acht Jahre in „Hölderlin“ eingegangen, in welchem dramaturgischen und politischen Zusammenhang sehen Sie „Hölderlin“ mit der Kette Ihrer Stücke seit dem „Marat“ („Ermittlung“, „Gesang vom lusitanischen Popanz“, „Vietnam-Diskurs“, „Trotzki im Exil“)?**

Ich glaube, diese Frage ist bereits beantwortet. Natürlich habe ich gelernt, meine Figuren zu sehn als Bestandteil bestimmter historischer, ökonomischer Epochen. Ihr Bewußtsein ist weitgehend vom gesellschaftlichen Sein bestimmt. Doch bemüht sich Hölderlin, wie Trotzki, wie Marat, die Geschichte voranzutreiben, zu neuen Einsichten zu gelangen. Wie die Geschichte ein Konti-

num ist, so sind alle diese Stücke auch Glieder in einem Entwicklungsprozeß. Motive werden aufgenommen, weiterverarbeitet, verwandelt.

**In der letzten Szene Ihres Stückes sagt der junge Marx zu Hölderlin: „Zwei Wege sind gangbar / zur Vorbereitung / grundlegender Veränderung / Der eine Weg ist / die Analyse der konkreten / historischen Situation / Der andre Weg ist / die visionäre Formung / tiefster persönlicher Erfahrung.“ Taucht hier nicht das Bild eines Dichtertums auf, das sich auf sich und seine Visionen zurückzieht und das Vorbereiten grundlegender Veränderung den anderen, den „Praktikern“ überläßt? Und andersherum gefragt: Demonstriert Ihr „Hölderlin“ nicht gerade, daß der Versuch, Sprache als „Rammbock gegen die Wirklichkeit“ (eines verrotteten Staates) zu benutzen, qualvoll scheitert?**

In meinem persönlichen Leben fasse ich es als Mangel auf, daß ich nicht in größerem Maß praktisch politisch arbeite. Es bleibt mir dazu einfach nicht die Zeit und die Kraft. Wie wenig wir mit Stücken, mit Büchern erreichen können, das ist mir natürlich bewußt. Aber das Schreiben ist nun einmal mein Handwerk, ich versuche, das Bestmögliche daraus zu machen, und neben dem Schreiben, auf andern Frontabschnitten, meine politische Solidarität deutlich darzustellen. Auch innerhalb der konkreten politischen Arbeit sind wir ja ständig der Gefahr des Scheiterns ausgesetzt, stoßen uns an Unverständnis, Vorurteilen, Ignoranz, verknöcherten Unbeweglichkeit. Und doch setzen wir unsre Tätigkeiten fort.

**Bevor Hölderlin in Ihrem Stück seinen Kommilitonen die große revolutionäre Utopie seines „Empedokles“ vorträgt, sagt er, sein Stück spiele „Fünfhundert Jahr eh / unsre Zeitrechnung begann / und heut.“ Inwiefern glauben Sie, spielt Ihr Stück über Hölderlin auch „heut“?**

Für Hölderlin war Empedokles eine historische Figur, er griff sie auf, weil er an ihr eine Problematik darstellen konnte, die für ihn aktuell war. Hölderlin griff weit in die Antike zurück, um sein gegenwärtiges Anliegen verfremdet in seine Zeit hineinzuhoben.

Dieses phantastische „Empedokles“-Fragment nun zeigte sich mir beim Lesen in seiner ganzen Aktualität. So wie Hölderlin sagen konnte, daß sein Stück auch heute, also 1799, spielen konnte, so erhält es für den gegenwärtigen Leser einen neuen Aspekt, der tief mit seinen eigenen Erfahrungen verbunden ist. Empedokles, in Hölderlins Welt verschlungen, für mich heute zudem in die Welt des Che Guevara verschlungen, behält seine zentrale Aussage.

Aber wie weit dieses „heute“ auch für andere als den Autor aktuell ist, das kann erst die Aufführung des Stückes zeigen.

Das Gespräch führte Volker Coras



## The Arts

# Inspired Poetic View of a Ghastly Crime

From Our Special Correspondent—BERLIN, OCT. 19

The wilfully planned and demoniacally organized extermination of five million human lives in the infamous wartime concentration camp in Auschwitz was so monstrous an undertaking that the ordinary human mind is quite incapable of grasping its enormity. The facts, however, are there, cold and incontrovertible. They have been recorded in numerous official and unofficial publications. They were brought into the public eye once more at the 18-month-long Frankfurt trial which ended last summer.

They are the material of Peter Weiss's drama, entitled *The Investigation*, which its author has deliberately called "an Oratorium in 11 Cantos", because no poet, not even the divinely inspired descendant of a Homer or a Sophocles, can hope to encompass the theme and reduce its dimensions in order to fit them into the framework of the four walls of a playhouse. Producing the work at the Freie Volksbühne, Berlin, tonight, Piscator well knew that the only way to tame this indomitable material was to treat it formally as the stuff of a religious experience.

Weiss's condensation of the trial report is an inspired poetic view of a ghastly crime for which no man-made legal machinery adequate or comprehensive enough exists. If the murderer of a child deserves such and such a punishment, what are the just deserts of a man who with his own hands strangled or smashed to pulp a dozen children? Or killed 500 victims? Or 50,000 such? The sentences at Frankfurt (which in no way figure in Weiss's play, though they were read out at the end of the public reading given simultaneously under the auspices of the Academy of Arts in east Berlin as a reflection of this very inadequacy) were not even token sentences.

Piscator sees the text as a Requiem for the Dead and has punctuated it throughout its divisions and subdivisions, during which the investigation into what happened takes place, with ear-splitting recorded electronic music, supported by solo voices and choir, specially composed by Luigi Nono. Manfred Wekwerth and Lothar Bellag (the latter replacing Erich Engel, whom illness had laid low) do almost the same thing, with, however, music selected from the works of Paul Dessau. Both scores have the effect of stunning the senses.

Piscator stages the work in the theatre's regular repertoire, where it will run for two months. The east Berliners preferred not to rush things and chose a different method. The text was distributed among professional actors and

members of the Academy of Arts, many of them, like Alexander Abusch, the Cultural Minister, former inmates of the camp. This had the unforeseen effect of inviting one to distinguish between the two, and this it was, unfortunately, all too easy to do.

It was, however, truly heartbreaking to hear Helene Weigel or Georgia Peet reading the lines allotted to them as two of the nine anonymous witnesses called on to retell events of such horror that the worst atrocity imagined by an Elizabethan or Jacobean playwright paled into an act of schoolboy truculence by comparison. Angelika Hurwitz and Hilde Krahl were their opposite numbers on the western side. Though one is numbed by the incredibility of the facts, one is left even more aghast by two elements in the drama that Weiss brings to the fore.

First, there is the unbelievable stubbornness of the 18 accused. Denial is heaped upon denial; the doctors and the others seek to shelter behind one another and behind authority; never has the buck been passed by so many men so frequently though with so little effect. Did these human monsters really think that their impudent denials and their blind refusal to recall the squalid past would persuade the court to let them off scot free?

Secondly, there is the perfectly well-established point that the able-bodied were sent to Auschwitz to be financially exploited as slave-labour for large German industrial concerns (they are named in the trial report and in the play, so let us not be squeamish about naming them here), concerns like I.G.-Farben, Siemens, Krupps, and the Buna-Werke (to say nothing of Topf and Söhne, who built the gas ovens and whose current advertisement, in the words of one witness, offers for sale an incinerator "perfected in the light of considerable experience"). Have these concerns, one is asked by Weiss to reflect, paid the penalty of their murderous and inhuman traffic?

A word of praise should go to Hans-Ulrich Schmückle for the sobering effect of the grey-monochrome setting at the Freie Volksbühne and another to all the company for their disciplined performances in the service of the author's and the director's humanist conception. The experiment of staging the reading in the east Berlin Volkskammer against the background of a huge map of the camp is more disputable. *The Investigation* is also to be regularly performed at the east Berlin Volksbühne in November. It is an experience which the younger generation of Germans should not be allowed to miss.



# Neues Peter Weiss-Drama: brillant und makaber

"Die Versicherung" in Essen uraufgeführt

*Aufbau, 14. Mai 1971*

"Die Versicherung", von dem in Stockholm lebenden deutschen Dichter Peter Weiss ist im Schauspielhaus in Essen uraufgeführt worden. Das bereits 1952 geschriebene Stück ist eine massive Herausforderung an die menschliche Gesellschaft, die als neurotisches Gesindel von Trüb-Besessenen hingestellt wird. In Essen gab es Beifall für eine brillante Inszenierung und hervorragendes Spiel. Die begleitenden Pfiffe blieben vergleichsweise massvoll.

Versicherung gegen jegliche Gefährdung für sich und die Seinen sucht Polizeipräsident Alfons, Familienvater und pflichtbewusster Bürger, der zum feierlichen Akt des Vertragsabschlusses seine Freunde eingeladen hat. Die kleine Abendgesellschaft samt Kindern und Hund Pluto demonstriert nun in stark pantomimisch gehaltenen Szenen die brutale, zerstörerische, zur Anar-

chie drängende und nie zu bändigende "Verunsicherung" des Lebens, gegen die kein Vertrag gewachsen ist.

Unter Einwirkung elektrischer Schocks werden die Gäste zu Versuchstieren für Vivisektions-Experimente abgerichtet. Die Szene wird zum Panoptikum, zum abstrusen Garten der Lüste, in dem Ziegenböcke und Hunde zu perversen, sado-masochistischen Sex-Exerzitien herhalten. Als der von Pluto mit einem Knochen misshandelten Dame Burlan vom Krankenpersonal die Suppe in den Unterleib gelöffelt wird, verliessen die ersten schockierten Besucher den Saal. Die nächsten Abgänge erfolgten angesichts des sodomitisch funktionierenden Ziegenbocks, der nach gehabtem Spass seine Zitzen lustvoll an den gesalzenen Fusssohlen eines Folteropfers reibt.

Hans Neuenfels, der den zer-

störerischen Surrealismus des Stücks in ein glänzendes, phantasievoll drapiertes Gewand hüllte, tat zur Demonstration des im Unterbewusstsein häusenden Obszönen zweifellos zuviel. Die Eleganz im Szenenaufbau und all die meisterhaft eingesetzten Kunstmittel sichern ihm das Verdienst, ein heftig auseinanderstrebendes und makaber überfrachtetes Stück als dramatisch gefügte Einheit effektiv auf die Bühne gebannt zu haben.

Unter den ausgezeichnet agierenden Darstellern ragten Ilse Anton als Frau Burlan und Peter Danzelsen als Dr. Kübel durch ihr fein grundiertes Spiel hervor.

Ingeborg Schrader

SCHWEIZ

Weiss, Peter

Kahn, Lothar

On Peter Weiss' 'The Investigation'

In: Congress bi-weekly.

New York . 33, 11. June 20, 1966.

p. 14-15



Weiss, Peter

Castagne, Helmuth

Ausdrück auf der Bühne

Zu dem Oratorium

"Die Formierung" v. Peter

Weiss.

In: Tribüne. 4. (Heft 16).

(1965). S. 1730 - 1734

# „Marat“ erregt Paris <sup>die Welt, Nr. 217</sup> 17.9.1966

Vor der Premiere: Inszenierung des Weiss-Dramas heftig diskutiert

Paris, 16. September

„Der Abgeordnete Flornoy wird nicht lange allein protestieren“, schreibt die französische Zeitung „Paris-Presse“, nachdem der Abgeordnete der französischen Nationalversammlung, wie bereits gemeldet, einen Brief an den Minister für Jugend und Sport, François Missoffe, gesandt hatte, in dem er bat, bei dem Erziehungsminister Christian Fouchet für ein Verbot des „Marat“-Dramas von Peter Weiss einzutreten.

Auch zwischen dem Produzenten des Stückes, das am 20. September im Théâtre Sarah Bernhardt in Paris für Frankreich erstaufgeführt werden soll, und dem Regisseur ist es zu Auseinandersetzungen gekommen. Nach Auffassung des Regisseurs Jean Tasso haben die Aufführungen in Berlin, London und New York drei Elemente des Weiss-Stückes vermissen lassen, die er nun besonders herausstellen will: „Irrsinn, Sex und Gewalt“.

Unter anderem läßt Tasso die Irren in einer Szene Hostien in die Luft werfen und anschließend darauf herumtrampeln, während einer Enthauptungsszene die Irren mit den Köpfen der Toten spielen, die von der Guillotine rollen, und zwei Schauspieler einen gekreuzigten Christus darstellen, während die Geisteskranken die Statue anbeten und eine der Schauspielerinnen vor dem Kreuzifix Striptease macht.

Weiter bemüht sich der Regisseur, in der Nebenhandlung laufend Scheußlichkeiten zu zeigen. Die Geisteskranken sollen nicht eine Minute den Anschein von normalen Menschen zeigen. Sie müssen dauernd schielen, zucken, versuchen, sich gegenseitig umzubringen, und dumm vor sich hinlallen. Tasso sagt: „Es genügt, daß einer der Schauspieler

nur sekundenlang normal erscheint, und der ganze Effekt der Aufführung wäre vernichtet.“ Der Produzent Tony Azzl drohte, den Geldhahn abzudrehen, als er von den Regieeinfällen seines Regisseurs hörte. Azzl forderte Änderungen.

Es ist das teuerste Stück, das je in Paris gezeigt wurde. Rund 500 000 Mark hat der Produzent bisher in die Inszenierung gesteckt. Der „Marat“ wird seit zwei Monaten täglich neun Stunden lang geprobt. Der Direktor des Théâtre Sarah Bernhardt, A.-M. Julien, legte nach dem Bekanntwerden des Protestes Wert auf die Feststellung, daß die Inszenierung nicht mit staatlichen Zuschüssen finanziert werde. Der Abgeordnete Bertrand Flornoy hatte geschrieben: „Man muß die Zukunft von Millionen junger Franzosen schützen, indem man ein solches Stück verbietet. Es gibt in Frankreich zurzeit etwa 45 000 jugendliche Kriminelle. Diese Zahl wird weiter ansteigen, wenn der Staat nicht eingreift und wenigstens an den von ihm subventionierten Bühnen die Aufführung eines solchen Stückes verbietet, das, so wie es in Szene gesetzt ist, durch die schlimmsten Perversionen und seinen lästerlichen Charakter eine Beleidigung für jeden französischen Staatsbürger sein muß.“

Tillmann Römer (SAD)



Die Welt.  
Hamburg.  
No 293.

## Protest von Böll und Weiss gegen SED-Kulturpolitik

Nachrichtendienst der WELT

(17. Dez. 1965)

Hamburg, 16. Dezember

Die Schriftsteller Heinrich Böll und Peter Weiss haben gegen die Angriffe, denen der Ostberliner Lyriker und Kabarettist Wolf Biermann seit kurzem in der Sowjetzone ausgesetzt ist, und gegen die SED-Kulturpolitik protestiert.

Böll, dessen Stellungnahme wie auch die Äußerung von Peter Weiss in der Wochenzeitschrift DIE ZEIT erschien, sagt unter anderem: „Die törichte Pinscher-Äußerung von Bundeskanzler Erhard, wahrscheinlich längst bereut, war für die betroffenen Schriftsteller vollkommen ungefährlich. Der Artikel im ‚Neuen Deutschland‘ hat eine Hetzkampagne eingeleitet, die alle Künstler und Schriftsteller in der DDR bedroht.“

Peter Weiss erklärte seine Solidarität mit Wolf Biermann. Er schreibt unter anderem: „Ich bin kein Freund des Bonner Staats; doch ich habe trotz der Angriffe, die auch über mich ergingen, bisher jede meiner Arbeiten dort veröffentlichten und meine Stücke aufführen können. Wenn ich für den Sozialismus einetrete, dann tue ich dies, weil zu meiner Vorstellung des Sozialismus die freie Meinungsäußerung gehört.“

Inzwischen hat der stellvertretende Ministerpräsident der Zone, Abusch, den rigorosen Kurs in der Kulturpolitik der „DDR“ offiziell bestätigt und mit dem „verschärfsten Klassenkampf in Deutschland“ begründet. Er rügte die „Propagierung bürgerlicher Ideologien und Kunstvorstellungen“ und forderte von den Künstlern die „Gestaltung der sozialistischen Lösung“.

Das Zentralorgan der SED, „Neues Deutschland“, druckte eine Stellungnahme des Schriftstellers Werner Bräunig ab, der in den letzten Tagen von der Partei attackiert worden war. Bräunig schreibt: „Es geht mir nicht um eine bloße Darstellung der Schwierigkeiten, es geht mir um die Überwindung der Schwierigkeiten, dargestellt in aller mir möglichen Ehrlichkeit.“ In einer Nachbemerkerung stellt das „Neue Deutschland“ fest, Bräunigs Antwort sei „nicht in jeder Beziehung befriedigend klar“.

Filme v. Peter Weiss

v. Beradt, Charlotte



Weiss, Peter

„Die Ermittlung“ von Peter Weiss wird in der Spielzeit 1965/66 noch an siebzehn Theatern in dreizehn Ländern herauskommen. Wie der Suhrkamp-Verlag mitteilt, wird das Stück unter anderem in New York, im Piccolo-Teatro in Mailand, in Helsinki, Oslo, Kopenhagen, Stockholm (unter der Regie von Ingmar Bergman) und Paris aufgeführt.

*Hamburg.*

Die Welt. No 291.

(15. Dez. 1965)

## Weiss verwirklicht sein Stiftungsversprechen

Stockholm, 11. Februar (dpa)

Der in Stockholm lebende Schriftsteller Peter Weiss hat eine Stiftung gegründet, deren Erträge aus Tantiemen seines Stückes „Die Ermittlung“ verfolgten Personen zugewendet werden sollen.

Wie der Theaterverlag Arvid Engling, Stockholm, mitteilt, heißt es in dieser Stiftung unter anderem: „Ein Teil meiner Tantiemen von den westeuropäischen Aufführungen des Oratoriums ‚Die Ermittlung‘ soll als einmalige Spende einer Stiftung zur Betreuung der ehemaligen Auschwitz-Häftlinge, die im Frankfurter Prozeß als Zeugen auftraten, zugute kommen. Ein anderer Teil meiner Tantiemen soll dem Londoner ‚Defence and Aid Funds‘ für die Opfer der südafrikanischen Apartheid zur Verfügung gestellt werden.“



# The Provocative 'Marat/Sade' ...

By STANLEY KAUFFMANN

**L**AST Sunday this column discussed our theater's usual underestimate of the audience's level of interest. As if to substantiate the point, Peter Weiss's provocative, complex "Marat/Sade," which is now at the Martin Beck in a striking production, is being enthusiastically received.

The play's full title must be stated once because it is itself a synopsis: "The Persecution and Assassination of Marat as Performed by the Inmates of the Asylum of Charenton under the Direction of the Marquis de Sade." It was originally produced in West Berlin in 1964 (with a setting designed by the au-

thor) and is seen here in the production of the Royal Shakespeare Company of London directed by Peter Brook.

Weiss, a German-born writer who lives in Sweden, has based his work on fact. De Sade, during his long confinement in an asylum at the end of his life, wrote plays (none of which survives) and produced them with the inmates; these plays were often attended by visitors from nearby Paris. Weiss has imagined that one of these plays, performed in 1808, dealt with the murder of the Jacobin Marat by the Girondist Charlotte Corday 15 years before, and the result is

played for us by the patients, with the "author" at one side of the stage and the benevolent director of the asylum, his wife, and daughter at the other. But it is not a conventional play-within-a-play. Weiss has used the device as an element of the drama itself: the principal ideological tension is between the "author" and his own leading character, Marat. This suggests a Pirandellian ambiguity, but the drama moves out of even unconventional expectation—to thrust, discover, astound. Because of the ambition of Weiss's imagination and the dynamics in his basic concept, the result is generally gripping and intriguingly

disquieting, if finally unsatisfactory.

That basic concept is in a sense deceptive, for the play is not neatly symbolic. Our possible assumption that the madhouse is the world or that the madmen, portraying figures of history, are comments on the deeper lunacy of the seemingly sane—these are patterns too thin for the author's intent. He uses his startling setting and device simply as an impulse to launch his work, not as a control. He is out to reach our subconscious and keeps clawing his way toward it. But—and this is the work's contradiction—he is also out to reach our intellects, and the freight of ideas qualifies the play's free flight. This is not primarily because of the ideas themselves but because of a conflict between two theatrical philosophies. Let us look at those ideas before describing the conflict.

## Voice of Violence

Marat is the voice of violent action, a believer in perfectibility through the guillotine, who thinks that only through erasure of the tainted can the less tainted improve—in short, an idealist. De Sade, his "creator," is repelled by the vanity of rigid belief, is appalled and humbled by what he finds in himself and others, is a believer only in his life as he continually discovers it—in short, a species of existentialist. The gentleman Duperret, with his cries of "Freedom," is less a pleader for a return to the past than a spokesman for bourgeois, property-protecting liberalism. The mob is, through centuries of training, the professional poor. (Thus

they are Marat's instrument.) The play's ideas are as graphically simple as posters. Possibly excepting de Sade, no personage can seriously be called a character. Marat is not comparable with Büchner's Robespierre; the quartet of clown-faced singers, the ugly mob, are abstracts of "The Threepenny Opera." The tantalizing dimensions of most of the persons come from the fact that—within Weiss's play—they are acting roles, and the actors are all mad.

The several ideas and colorations are offered up with no clear indication of the author's preference and, what is worse, no conviction that this irresolution is the point. There are some lines spoken near the end by de Sade (omitted from the published version) in which he says that the play may have planted seeds and we may not know yet what they are, but this sounds less like the apex of a design than uneasy justification. The play's indecisiveness in this area can be construed as intellectual shilly-shallying, as the author's unwillingness to opt for one or the other of his two chief ideas, individualism (de Sade) or proletarian revolution (Marat); but in my view Weiss's equivocation is not ideological, it is artistic. He is essentially a revolutionary playwright, or would like to be, but he is also a contemporary artist, aware of contemporary sensibilities and modes. He starts from a Brechtian position, equipped with some of Brecht's apparatus: the herald who announces scenes with chapter headings, the songs as gloss

Continued on Page Three

## ... Was Peter Brook Its Brain?

By IRVING DRUTMAN

**T**HE biggest dramatic hit of the Broadway season and the one destined to generate the most discussion is an English production of a German intellectual's political morality play. Its uncompromising setting is the bathhouse of an early 19th century insane asylum, its characters are lunatics, and its visual effects include a realistic tableau of guillotined heads, buckets of red, white and blue blood being poured down drains, an actress using her long hair as a whip, and the stately ascension from a trap in the stage of a completely unadorned actor (chosen for his dramatic gifts rather than for his possibilities as an erotic symbol). The play is, of course, "The Persecution and Assassination of Marat As Performed By the Inmates of the Asylum of Charenton Under the Direction of the Marquis de Sade."

### Mr. Brook Resents

Peter Brook, the 40-year-old London-born director whose brilliant conception is largely responsible for the sensation created by the piece (its first, didactic, presentation by a German company was much more placidly received), finds himself in the ambiguous position of being delighted with the praise while resenting the suspicion voiced by some reviewers that

Continued on Page Twenty



Larry Fried

Peter Brook, director of "Marat/Sade." "Childish," to separate director from author

New York Times, 3, 1966

Continued From Page 1

his staging, rather than playwright Peter Weiss's content, has sparked all that electricity.

"It's the sort of theorizing that is based on a completely out-of-date concept of theater," he said recently. "Weiss's clearly stated intention is that his meaning should be carried through the stage image and stage action, as much as through the lines spoken. In other words, to make a separation in this play between the meaning carried by the word and the meaning carried by the staging is as childish as it would be to try to separate image and text in, for example, 'Citizen Kane.'

"In discussing a good film, you talk about it as a whole, without singling out its components. One can discuss and disagree about such a conception for the theater, but first one has to recognize its existence. To say that the play has only 15 minutes of argument is like saying that 'Romeo and Juliet' boils down to three minutes of content and is therefore worthless."

### Brecht and After

In his production of "Marat/Sade," Brook is generally credited with having successfully fused the opposing theories of Antonin Artaud (progenitor of the Theater of Cruelty) and Bertolt Brecht. The play in manuscript form was first sent to him from Germany over two years ago, just as he was leaving on a world tour with "King Lear," which he had staged for the Royal Shakespeare Company. When he reached Berlin he immediately got in touch with Peter Weiss.

"I told Weiss, and he agreed, that the two opposite tendencies in Artaud and Brecht must come together for his play. Both are for Total Theater. With Artaud, it's a complete involvement of the spectator by performances of such intensity that all his intellectual barriers are smashed. In Brecht, it's the exact opposite . . . pouring cold water all the time on emotional involvement so that the audience's critical faculties can come into play." Once he started work on the production, he found it necessary

"to go beyond Brecht; I would say that this is Brecht — and after."

Before beginning rehearsals (which lasted two months instead of the customary four weeks) Brook visited insane asylums in and around London and Paris. On the whole, he discouraged the cast from making similar excursions. In justification, he recalled de Sade's aphoristic line in the play, that in order to find the criminal, one had to dig the criminal out of himself. In the same way, he felt it would be more beneficial to have the actor dig the madman out of himself.

He did, however, suggest to the cast that they look at pictures, especially paintings by Breughel and Hogarth and the graphics of Goya. After the sixth week of rehearsals, during which the company exchanged impressions, comparing madmen of the early 19th century with those of today, Brook arranged for a screening of two French documentary films which he thinks were the most important pieces of background for the actors. One, "Regard sur la Folle," pictured an annual fete in a provincial asylum in

### THE BIG 10

Barefoot in the Park . . . . .	924
Hello, Dolly! . . . . .	827
Any Wednesday . . . . .	791
Funny Girl . . . . .	732
The Subject Was Roses . . . . .	680
Fiddler on the Roof . . . . .	543
Golden Boy . . . . .	505
Luv . . . . .	486
The Odd Couple . . . . .	349
Half a Sixpence . . . . .	296

France. The other, "Le Maitre-Fous" (The Master Nuts), photographed in Nigeria, was "a unique and savage ritual played out in a state of extreme madness—the closest one could get to what madmen in the 19th century must have been like."

Although "Marat/Sade's" dazzling flow of action seems to have been meticulously choreographed, like the set movements in an exceptionally-complicated ballet, Brook says that improvisation is one of the techniques on which the whole work is based. "I

believe the only directing method that can lead to results is a great number of different methods, all of which aim at enabling the actor to contribute more and more, so that rehearsing becomes a living process, not a rational one. There is an elaborate structure of movement but this isn't brought about by the actors being told: 'Stand here,' 'Look over your shoulder there,' so as to make a picture. Every single grouping or movement changed during rehearsals and keeps changing and evolving even now, all the while they are performing.

"My first approach was to have the actor do anything he could think of, in a wild way. Since psychiatrists have never been able to agree on the different classifications of insanity, we made our own: paranoia, cretinism, obsessionism, delusionism, catatonic states, schizophrenic and manic states. Susan Williamson who plays Marat's devoted mistress, Simonne Evrard, had worked in a madhouse and she based her characterization on someone she knew. Her knees are bent, her whole body is twisted. She achieves her cross-eyed effect by throwing her eyes out of focus. I suppose it's a great strain, though she never seems to complain of aches and pains.

"Each actor experimented with a dozen or so characterizations until one was found that served the play's purpose. They had to devise a madness that they could sustain for two and one half hours and that would still be true to the play.

### Rear Exposure

"The staging depends on two contradictory requirements. The actors have to be very free and approach each performance with a certain degree of improvisation, and yet they have to be very disciplined, since what they do must relate to everything else around them. They're an artistically adult company and none of them feels I have put an embargo on their actions."

Since the opening in London a year and a half ago, many changes have been instituted in an effort to make the play more meaningful. For instance, Marat's star-

ting bareback exposure (apprehensive members of the audience may be relieved to know that actor Ian Richardson wears an unseen protective strap in front) was put in late in the run, when the Nightmare Scene was completely restaged. "It was designed to shock by ideas, not by its display of nudity," says Brook. "The line in 'King Lear,' something like 'Is man no more than this?' is an exact description of the image we wanted. The naked Marat is the persecuted, the completely stripped man of the title, and it's now closer to the meaning in Weiss's text"

### Staged Applause

At the chilling ending of the play, there are no formal curtain calls. Instead, the applause of the audience is parodied by the actor-inmates. This ending is constantly being adapted to fit the mood of each night's house. "That doesn't mean that hostility out front draws a poor performance necessarily; it may even draw a better one, as a challenge. Our purpose in concluding as we do is to show that at the moment when insanity seems at its most uncontrollable, when everyone goes wild, it's possible to snap right out of it when the stage manager blows a whistle. The question is then thrown into the laps of the audience. "Take this away with you. You were applauding us for putting on a mad show. What about you? How sane are you?" If we had conventional curtain calls, the audience would emerge relieved. And that's the last thing we want them to do."



# Provocative 'Marat/Sade'

Continued from Page 1

or gibe or dilution, the drama intended to involve us less in present anguish than in the historical causes of the anguish. But, very soon, another and antithetical mode breaks in: that of the visionary French actor-critic-theoretician Antonin Artaud—Artaud, the enemy of literature in the theater, of ideology, indeed of speech, who sought to purify the theater to essential emotion. (Is it mere coincidence that Artaud himself played Marat in Abel Gance's film "Napoleon" in 1926? Possibly Weiss, who is also a film-maker, was stimulated by this fact.) The influence of Artaud is in such elements as the quality of de Sade himself, the mock flagellation and executions, the knife-worship, the tidal swells of the insane mob. There is fundamental discord between the social Brecht method and the instinctual Artaud approach, between straightforward ironic vigor and the flickerings of the unnamed and unnameable.

## Imperfect Alliance

Weiss, we feel, is torn. The Artaud process appeals to him in its search for indefinable truth beneath credo and behavior, but he cannot divorce himself from the programmatic. He fights the subjective with the explicit and vice versa. This imperfect alliance nags at his play, particularly diminishing its tensions in the middle—the end of Act One, the beginning of Act Two; and this play must live by the tensions it generates as it goes, not by plot or by character revelation. The uncertainty continues right to the very end where the lines are revolutionary slogans, the action is maniacal and anarchic. Compare Genet's "The Balcony," which also takes place in a house of fantasies—a brothel—and which also contains a fantastic charade of power and a revolution. By holding to one mode, the Artaudian, and exulting in it, Genet conveys huge implications about the nature of power and of reality. (It is noteworthy that Peter Brook directed the first French production of "The Balcony.") But I must emphasize that, with its flaws, "Marat/Sade" is easily the most interesting play to

appear in New York since "Danton's Death" and is very much more rewarding to see—not because Weiss is in the same class with Büchner but because of Brook's stunning production.

I have not before been a warm admirer of Brook. On the basis of five previous plays and one film, I have thought him a gifted but flashy virtuoso, the kind of director who looks for what he can do to a play. But Weiss seems to have written with dependence on precisely this sort of virtuosity and has provided the right opportunities for Brook's temperament. In this case, the director's flamboyance enriches texture instead of competing with it. The production surges, opens and narrows like the iris of a camera, using its members in mad, stuttering but carefully composed movement. Also, as I have never seen anywhere before, Brook has even made actors of his musicians. (Vice versa?) Occasionally there are touches that seem less Artaudian candor than Brook's ostentation: the glimpse of Marat's bare behind, the bulging and stained trousers of the satyriast. But this play is magnified through

its production, greatly aided by Sally Jacobs's cold setting and monkscloth costumes and Richard Peaslee's wry music. The translation by Geoffrey Skelton, with verse adaptation by Adrian Mitchell, is biting and bitter. There are some long lunges for present-day connection (terms like "the final solution" and "technocratic"), but perhaps they are in the original.

In an excellent cast, Ian Richardson, as Marat, is outstanding: burning intensity sustained through a difficult, monodic role. Patrick Magee, handsome, square-jawed, white-haired, plays a silken, tenor de Sade. One can imagine a style in the part other than Magee's—he seems to sight the lines a little ahead of and above him, then purrs up to them—but he has the requisite elegant oddness. As Corday, Glenda Jackson, though she reminds us more than the others that she is contemporary and English, quivers with insanity-dedication. All the mad men and women are well played. They create a hell in which they are bound to one another with invisible bonds that all of us can feel.

# Schaubühne reinsten Wassers

Peter Brook inszenierte Weiss' „Marat“ im Aldwych Theatre

Eigenbericht der WELT

London, 1. September

Das Londoner Theater hat eine glanzvolle Saison hinter sich, reich an vorzüglichen Shakespeare-Aufführungen aller Art, mit großen Stars und kleineren Sternlein, auf den üblichen Bühnen und im Freilichttheater des Regents Park, das ausnahmsweise einmal vom Wetter sehr begünstigt war. Man hat ausländische Truppen der verschiedensten Länder ihre Autoren spielen lassen. Die englischen jungen Dramatiker kamen nicht zu kurz, obwohl sie wenig Neues von Bedeutung vorweisen konnten. Das bereits erprobte Stück von Harold Pinter „Geburtstagsfeier“, das inzwischen auch in Deutschland verschiedentlich aufgeführt worden ist, fand recht freundliche Kritiker. Man gewöhnt sich recht rasch an die letzte Mode und reiht sie flugs in einer der handlichen Kategorien ein: das „absurde“ Theater, oder wie sie heißen mögen. Im „Grausam-Absurden“ machte ein Stück, oder eine Szenenfolge von David Rudkins „Afore Night Come“ von sich reden.

Und nun zu guter Letzt hat es eine lebhaft empörungsdebatte gegeben, als das Marat-Drama von Peter Weiss zur Aufführung kam. Auch da werden ja, wie man weiß, allerhand „unerfreuliche“ Leidenschaften vorgeführt, und der Berliner Literaturprofessor Wilhelm Emrich hat dagegen seine Stimme erhoben und darauf hingewiesen — so nennt

man es wohl, wenn mit dem Zeigestock auf allgemein anerkannte Größen der Weltliteratur gedeutet wird —, daß Goethe, Shakespeare, Calderon, Corneille, Racine „und andere“ doch in einer anderen geistigen Rangordnung geschrieben hätten.

Hier in London ging die Protestbewegung von einem mächtigen Herrn der Theaterwelt aus, der ein ganzes „Empire“ an Bühnen mit sicherer Hand beherrscht. Mr. Littler, Präsident der Manager des Londoner West Ends und auch Mitglied der Leitung der Royal Shakespeare Company, die neben vielen Shakespeare-Aufführungen eine Serie von modernen Stücken, darunter den Peter Weiss, im Aldwych Theatre herausgebracht hat, dieser Mr. Littler also hat Anstoß genommen an dem „Schmutz“, der da gezeitigt würde.

„Diese Stücke“, so erklärte er, „gehören nicht in das Programm der Royal Shakespeare Company.“ Sie entsprächen nicht dem Bilde, das das Publikum sich mache, und schließlich sei ja auch die Königin die Patronesse der Gesellschaft. Das Stück von Rudkins hat seinen besonderen Zorn erregt: „Mit einem Tonbandgerät kann man in jeder Kantine einer Fabrik diese Art von Dialog aufpicken, und das soll sich das Publikum nun anhören! Ein alter Mann wird in diesem Stück ohne jeden Grund ermordet und man schneidet ihm den Kopf ab.“

## Furioses Finale der Irren

Der Bühnengewaltige appelliert auch aus bekümmertem Steuerzahlerherzen — und man glaubt es ihm, daß er zu den höheren Einkommensklassen gehört —, daß „dafür“ öffentliche Gelder verschwendet würden. Und schließlich, als Herr über so viele Bühnen, auf denen lange Serien, unbehindert durch ihre Mittelmäßigkeit dahintraben, behauptet er, dieses Experimentaltheater sei obendrein erfolglos und schlecht besucht.

Dem wurde freilich sofort energisch widersprochen, und als wir das Marat-Stück sahen, war das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt. Und so wird es wohl eine ganze Weile bleiben. Denn dies ist, rein als Darbietung genommen, eine ganz großartige Leistung der Regie, für die Peter Brook zeichnet, den man auch durch seine deutschen Gastspiele kennengelernt hat. Wir wissen nicht, wie weit er von der ungemein sorgfältigen Berliner Einstudierung des Stückes (vgl. die WELT vom 2. Mai) profitiert hat, aber darauf kommt es nicht an, ebensowenig, wie weit etwa Peter Weiss sich frühere Bühnenmöglichkeiten zunutze gemacht hat.

Auf alle Fälle versteht Peter Weiss sich darauf, und wir rechnen ihm das hoch an, auch wenn er sich nicht gerade Goethes „Natürliche Tochter“ zum Vorbild genommen hat, wie der Berliner Ordinarius Emrich empfahl. Weiss hat ein Stück geschrieben, das vor allem ein „Schau“spiel ist, eine Show vielfach, ein Werk, das gesehen und gehört werden soll, nicht in der Studierstube gelesen und analysiert. Wenn man das Buch zur Hand nimmt, wird man vielfach enttäuscht oder irritiert, durch leichthin vorgebrachte monologische Tiraden, die von den Hauptpersonen steil ins Leere gesprochen werden, oder auch durch unschöne Wendungen, deren saloppe Sprache dann als Absicht gedeutet werden mag.

Das dialektische Verfahren, jede Äußerung sogleich durch das Gegenteil aufzuheben, erzeugt vielfach ein Schaukelgefühl, wie das auch ungemein wirksam pantomimisch durch die Irren symbolisiert wird, die sich packen und hin und her zerren wie die Sägemännlein des Kinderspielzeugs.

Wie anders sieht das aber auf der Bühne aus, im Rampenlicht! Da wirkt es, drastisch, überzeugend, furchterregend — und war es nicht auch eine Aufgabe des Dramas bei den Klassikern, Furcht und Schrecken zu erregen? Es sollte dann noch die „Reinigung“ hinzukommen, gewiß, und die verspürt man bei Peter Weiss nicht so ohne weiteres. Man verspürt eher ein Jucken, wie das seines an gräßlicher Krätze leidenden Marat. Aber wo steht es nur geschrieben, daß der Theaterdichter auf starke und stärkste Effekte verzichten soll,

auch wenn sie „unsympathisch“ sind? „Wir wollen starke Getränke schlürfen — nun braut mir unverzüglich dran!“ so ruft Goethes Theaterdirektor seinem Dichter im Vorspiel zum Faust zu. Leider hat der Weimarer Theaterdirektor Geheimrat Goethe aus sehr zeitlich bestimmten Gründen darauf verzichtet, uns seine stärksten Szenen vorzuführen, und sie in seinen „Walpugissack“ gesteckt oder gar vernichtet, aus Rücksicht auf die Damen der Hofgesellschaft.

Nun, Peter Weiss braucht solche Bedenken nicht zu honorieren. Die jungen Mädchen und Damen im Aldwych Theatre, von denen nicht wenige in einer Art Charlotte-Corday-Kostüm erschienen waren, sind ganz andere Kost gewohnt, und überhaupt ist an keiner Stelle zu sehen, was da „Schmutz“ sein soll.

Schwarzweiß geht es zu bei dieser Aufführung, Grausiges und Komisches wird gemischt, und nur bei den Monologen stockt das Spiel zuweilen. Was aber wird sonst alles geboten! Die Variationen an untermalenden Geräuschen allein sind ein Fest an breughelhaften Effekten, mit Klappern, Kettenklirren, Schaben, Rutschen, Klatschen aller Art. Der trockene Ton des Narrenansagers tönt dazwischen, dem Adrian Mitchell die Bänkelsängerverse vorzüglich übersetzt hat, während der übrige Text von Geoffrey Skelton übertragen wurde, Gesang, Chor, Marschballett von wahrhaft erschreckender Drastik, und bestimmt nicht ohne Bezug auf ähnliches, das wir erlebt haben: es gibt viel zu sehen und zu hören, und die Pointen sitzen an der richtigen Stelle.

Die Rollen sind richtig besetzt; Patrick Magee als de Sage wäre besonders hervorzuheben, auch Glenda Jackson als Charlotte. Peter Brook hat verschiedenes fortgelassen, was im Buch steht, und wie uns scheint nur zum Vorteil, so die etwas landläufige Allegorie des Todes mit der Sense zum Schluß. Aber dies ist überhaupt keine Textbuchaufführung. Es ist lebendiges Theater, Schaubühne reinsten Wassers. Man hat seit langem hier nichts gesehen, was dem gleich käme. Die Irren auf der Bühne, in einem Finale furioso von unvergleichlicher Vehemenz, klatschten sich selber Beifall. Und die sehr kühlen, hartgesottenen jungen Leute im Parkett klatschten ebenso begeistert. Nur der Anstaltsdirektor Coulmier mit seinen eleganten Damen, dem der Tumult nun doch über den Kopf gewachsen war, kletterte erschreckt auf einer kleinen Leiter hinunter ins Auditorium und lief davon. Auch er gehörte wohl zu den „Empörten“.

Richard Friedenthal

Verantwortlich Dr. Helmuth de Haas

W. Welt Nr. 204

2. September 1964



# Arbeitstagung in Amerika

Die Gruppe 47 traf sich diesmal in Princeton - Mitteldeutsche Autoren fehlten

Von unserem Redaktionsmitglied

Princeton/New Jersey, 29. April

Am Nachmittag des dritten, also letzten Tagungstages, aufgerufen zur Kritik an einem besonders schwachen, sentimentalen Text, erhob sich ein junger Autor aus Österreich mit gepflegtem Bubi-kopf. Er hatte sich aufgeschrieben, was ihn zu sagen bewegte, und er sagte es den klassizistischen Stukkaturen in der „Whig Hall“ auf dem Campus der ehrwürdigen Hochschule Princeton, sagte es dem metallenen Relief mit dem Bilde Washingtons, sagte es den deutschen Autoren und ihren Damen, sagte es auch den US-Germanisten, die da lauschten, was die „Gruppe 47“ vorzulesen und miteinander zu reden hatte:

Was, so sagte er also etwa, was soll diese und andere läppische Prosa, die hier vorgelesen wird; diese Autoren wissen wohl, was man nicht mehr schreiben soll — aber nicht, was man nun zu schreiben hat. Und sagte, man borgt sich Ausschwitz aus für einen Nebensatz — und die Kritik paßt sich dem an, und wenn man mal etwas darüber hinausgeht, dann weiß sie nichts Rechtes zu reden.

## „Brombeeren und Jabos“

Nun, solch harsches Wort (der Redner hatte ungewollt auch seine eigene Lesung gekennzeichnet) paßte nicht übel auf etwa ein Drittel der vorgelesenen Texte, auf jenes literarische Versuchsmaterial, in das bei jeder Arbeitstagung der Gruppe die wirklichen Ergebnisse eingebettet zu sein pflegen. Heinz von Cramer seufzte, man bekomme zu viele deutsche Lebensläufe zu hören, „mit Brombeeren und Jabos“, Texte voll Neuromantik, mit politischen Elementen als Alibi.

Günter Graß stöhnte. Was ist mit den Germanisten los, daß sie unbedingt alle schreiben wollen — und Professor Hans Maier nahm sich des jungen Redners mit dem schlichten Worte an: „Was er meint, ist folgendes“ — um dann vom Autorenreflex auf das neue Biedermeier zu sprechen, von der Reaktion des Quietismus, des Establishment, und der Flucht in die Natur, wobei der dargestellte Mensch oft zum Stilleben entarte. Gewiß, gab Maier zu, die Kritik passe sich bisweilen allzu gefällig diesem Zustand an.

Damit war vieles umschrieben und beschrieben, aber doch nur die Randergebnisse dieser Arbeitstage — guter, solider Arbeitstage, die sich nur durch den Ort von den anderen Zusammenkünften der Gruppe unterschieden. Victor Lange, Germanist der Universität Princeton, hatte die Siebenundvierziger zur Arbeit auf den Campus geladen. Reise und Aufenthalt der Autoren aus Deutschland finanzierte die Universität aus Geldern, die ihr durch Stiftungen zur Verfügung stehen, und für einige der Poeten deutscher Zunge reichte es auch hinterher noch zum Geschenk einer Rundreise durch die USA.

Die allerliebenswertigste Gastfreundschaft der amerikanischen Germanisten bescherte der Gruppe nicht nur das Abenteuer der Ferne — sondern auch, und das scheint noch bedeutender, vollkommen normale, ausgezeichnete Arbeitsmöglichkeiten.

Es fehlten nicht weniger und nicht mehr aus dem Freundeskreis als bei jeder anderen Tagung. New York schluckte die Poeten, spie sie wieder aus über den Highway nach Süden — in das zierliche Städtchen rund um die „Nassau Hall“ der Universität, darin einst Washington den Dank der Nation empfing. Und wie immer, und trotz der Müdigkeit von sechs Stunden Zeitsprung für Luftreisende, begann pünktlich am Freitag um zehn das Vorlesen und harte

Kritik — eine Kritik, die nicht immer so konformistisch war, wie der junge Tadler meinte. Gewiß, auch der kritische Kommentar in der Gruppe hat bei den Hauptsprechern bisweilen artistischen, ja narzissischen Charakter, aber das sagt ja noch nicht, daß sie nicht zumeist trifft. (Angemerkt muß hier wohl werden, daß auch der Berichtstatter etwas vorlas; es gefiel nur wenigen.)

Mit den „Brombeeren und Jabos“ wurden die Reich-Ranicki und Kaiser, die Maier und Graß, die Höllerer, Jens und Baumgart bei aller Anpassung denn doch recht gut und gründlich fertig — und es ist nicht ohne Pikanterie, daß nun auf amerikanischem Boden offenbar wurde, wie wenig Frucht außer sattem Selbstbewußtsein das mit US-Geld gut gestützte Berliner „Literarische Colloquium“ getragen hat. Die mittlerweile emanzipierten Zöglinge dieses Unternehmens (von Richter nachsichtig „Klippschule“ genannt) boten durchweg nichts Ergiebiges, und bisweilen waren gerade ihre Lesungen unliebenswürdig dilettantisch.

Aber sie gaben den Ton nicht an. Besseres als solch urgroßväterliche Avantgarde rahmte jene drei Lesungen, die am meisten buchenswert waren: die von Ernst Augustin — er las zum ersten Male bei der Gruppe — die von Lettau, die von Graß.

Graß las sieben Gedichte. Unter ihnen war eines, das heißt „März“. Es beginnt in der schönen wilden Form einer Schmährede auf das Gegenüber und schlägt dann um in exemplarische Leidenschaft: ein Liebesgedicht von außerordentlicher Gewalt, von einer Prägung, wie sie kein deutsches Liebesgedicht unserer Tage hat.

Reinhard Lettau, der der Sprache mit mancherlei Vexierspiegeleien beizukommen weiß, präsentierte mit der vertrackt simplen Geschichte „Der Feind“ so etwas wie einen Nachruf auf den Militarismus: Militärische Dienstgrade vom Marschall abwärts agieren wie Marionetten; das erinnert ein wenig an Passagen von Mrozek und noch mehr an solche von Kurt Kusenberg — doch bei aller verstörten Heiterkeit wurde den Hörern rasch das beklemmende politische Gleichnis klar.

## Ein neuer Name

Ernst Augustin, der Arzt und souverän spielende Erzähler, las einen Abschnitt seines Romans. Ein dicker Junge macht darin den Medicus für andere Kinder, die mit ihm im Hof spielen — und kuriert so fachkundig wie gelassen einen seiner Patienten zu Tode: eine exzellente, originale und ganz unpräzise Zerrspiegelung des gottähnlichen Fachdoktors; schwarzer Humor, hingestrichelt mit dem Silberstift.

Zu buchen war aber noch einiges mehr. Walter Höllerer, einmal nicht Betreuer, sondern Jünger der Künste, las ein interessantes Prosastück, trotz seiner Überfüllung mit Impressionen ein sehr diskutabler Erzählversuch. Walter Jens begann die Arbeitstagung mit sehr merkwürdigen Passagen aus dem Rohmanuskript eines Schauspiels, darin noch einmal von einem Totengericht der Mord an Rosa Luxemburg verhandelt wird. Peter Bichsel ergänzte die Texte, die ihm im vergangenen Jahr den Preis einbrachten, um neue, zärtlich phantasierende Abschnitte.

Erich Fried experimentierte mit Gedichten, die die Sprache gleichsam von innen erforschen. Richard Hey las aus einem Stück, das „Rebellion“ heißen wird und von jenen Kindern der Revolution handelt, die die Revolution frißt: Ein Stück Theater, das bei aller Heyschen Eleganz doch recht rauhe Reibungsflächen hat. Günter Herburger

präsentierte Romanpassagen, die trefflich verzahnt von jener Generation handeln, die die schnodderige heißen könnte. Scouts für moderne Lyrik endlich konnten sich einen neuen Namen notieren: Helga Maria Nowak — ihre Verse verarbeiten konsequent das Erlebnis ländlicher Bereiche, ohne daß sie dabei in das Vokabular der gängigen Molch- und Lurch-Lyrik geraten.

„Mittelprächtig“ nannte Hans Werner Richter am Schluß diese Arbeitstagung im neunzehnten Gruppenjahr. Solch gelassene Zurückhaltung zeugt von einiger Verwöhnung — denn auch in den besten Jahren sind nicht mehr als ein paar Höchstleistungen und etwa ein Dutzend sehr guter Vorlesungen zu ernten. Freilich, es geht Richter und seinen Freunden nicht um eine schön aufgebaute Mustermesse, sondern um Arbeit am Material. Die besonders glücklichen Augenblicke sind dabei ein Nebenergebnis — wenn auch eines, das Gäste vor allem beeindruckt.

## Peter Weiss' Interview

Die amerikanischen Zuhörer, Germanisten deutscher und englischer Zunge, attestierten am Ende der jüngeren deutschen Literatur Lebendigkeit und allerlei Verheißung. Ein wenig schauernd waren sie beeindruckt vom Formulierungstempo der Kritik — wobei auch das schöne Wort „Neskritik“ nicht ausblieb. Offizielle Beobachter gab es übrigens nicht — keine deutschen, keine amerikanischen: Die Ausflüge der Gruppe sind eine Privatangelegenheit, an der keine Regierungsstelle beteiligt ist.

Nur einmal wurde es doch beinahe offiziell: Peter Weiss, dessen „Ermittlung“ während der Tagungstage in New York zu sehen war, hatte der „New York Times“ ein Interview gegeben und man hatte ihn falsch zitiert. Zu lesen stand dort, er, Weiss, sei gegen die amerikanische Vietnam-Politik, und das habe ihn und die anderen Schriftsteller nach Amerika geführt. Weiss berichtete: Er habe nur von „einigen anderen“ gesprochen, und im übrigen seine Privatmeinung gesagt — zumal es ja eine Meinung „der Gruppe“ nicht gebe.

Freilich, auch dann bleibt des Amerika-Gastes Weiss' Ausspruch einigermaßen kühn. Denn nicht irgendeine Politik hat die Posten nach Amerika geführt, sondern die freundliche Einladung Victor Langes im Namen der Universität Princeton — gepolstert mit Reisegeld. Weiss ist ein außerordentlicher Autor und ein sehr naiver Mensch.

Neun Eingeladene haben nicht nach Princeton kommen können, obwohl das Visum der USA für sie bereitlag: die Autoren aus Mitteldeutschland. Hans Werner Richter sagte dazu: „Ich habe im ‚Neuen Deutschland‘ gelesen, niemand bei uns wäre wohl so naiv gewesen, anzunehmen, daß diese Autoren unsere Einladung annehmen würden. Nun, alle neun Autoren wollten sehr gern kommen, sie haben mir das geschrieben, sie haben die Reisegenehmigung beantragt. Was das ‚Neue Deutschland‘ darüber sagt, ist einfach gelogen.“

Die deutschen Autoren fügten sich rasch und unauffällig in das Leben auf dem Campus ein. Gastgeber Victor Lange schien nicht unzufrieden mit ihnen. Wie üblich endete die Tagung nach 72 Stunden mit Durst und einigem Tanz. Tags darauf diskutierte man öffentlich auf einer „Princeton Conference“ mit US-Autoren über den „Schriftsteller in der Wohlstandsgesellschaft“. Darüber folgt ein weiterer ausführlicher Bericht.

Christian Ferber

27. Oktober 1965

XX. 43

50 Pfennig

Günther Cwojdrak:

WEISS, Peter

# Die Ermittlung

Martin Vogler:

**Taugt Auschwitz für die Kunst?**

**Das Konto der Witwe Oswald**

von Lothar Kusche

**Die unsichtbaren Netze**

von Heiner Winkler

Stefan Miller:

**Andrej Iwanowitsch und die Seinen**

**Berliner Kunstkalender**

von Lothar Lang

**Max Burghardt: Brief an die Weltbühne**



SECOND INTENTIONAL EXPOSURE

# Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik·Kunst·Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn  
zuletzt geleitet von Carl v. Ossietzky

Neu herausgegeben von Maud v. Ossietzky  
und Hans Leonard

27. Oktober 1965

XX. 43

50 Pfennig

Günther Cwojdrak:

*WEISS, Peter*

## Die Ermittlung

Martin Vogler:

**Taugt Auschwitz für die Kunst?**

**Das Konto der Witwe Oswald**

von Lothar Kusche

**Die unsichtbaren Netze**

von Heiner Winkler

Stefan Miller:

**Andrej Iwanowitsch und die Seinen**

**Berliner Kunstkalender**

von Lothar Lang

Max Burghardt: Brief an die Weltbühne

# RUF

# ÜBER DIE FRONT

Packende und beeindruckende Kriegstagebücher, gesammelt und literarisch bearbeitet von Dmitri Stscheglow.

Diese Fronttagebücher berichten über mutige Taten tapferer deutscher Antifaschisten, wie Heinz Keßler, Mitglied des Nationalkomitees „Freies Deutschland“, und vieler anderer. Sie standen in entscheidender Stunde auf der Seite der Roten Armee und informierten ihre Landsleute durch Wort und Schrift über die Wahrheit an der Front und in der Heimat. Der Autor Dmitri Stscheglow befehligte im zweiten Weltkrieg eine Infanterieeinheit, war später Offizier der Politischen Abteilung und arbeitete mit Kriegsgefangenen. Durch das Zusammenleben mit den Soldaten gelang es ihm, in seinem Band die verschiedensten Charaktere meisterhaft zu schildern und das Streben der deutschen und sowjetischen Menschen nach echter und tiefer Freundschaft überzeugend darzustellen.

Aus dem Russischen, 365 Seiten.  
Leinen 6,50 MDN

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

**LKG LEIPZIGER KOMMISSIONS-  
UND GROSSBUCHHANDEL**





# Die Weltbühne

XX. Jahrgang

Berlin, 27. Oktober 1965

Nummer 43

---

## Inhalt:

Günther Cwojdrak .....	Die Ermittlung
Martin Vogler .....	Taugt Auschwitz für die Kunst?
I. K. ....	Das Konto der Witwe Oswald
Horst Schötzki .....	Großangriff der Monopole
Nobody .....	Kleines Journal
Heiner Winkler .....	Die unsichtbaren Netze
Stefan Miller .....	Andrej Iwanowitsch und die Seinen
Lothar Lang .....	Berliner Kunstkalender
Max Burghardt .....	Brief an die Weltbühne

## Bemerkungen

---

## Die Ermittlung

von Günther Cwojdrak

Gerade aus Frankfurt am Main von der Buchmesse zurückgekehrt, sah ich hier in Berlin, im Haus der Volkskammer, die von der Akademie der Künste vorbereitete Leseaufführung des „Oratoriums in elf Gesängen“, dem Peter Weiss den Titel „Die Ermittlung“ gegeben hat. Und mir fiel wieder jener Tag im Herbst des letzten Jahres ein, da ich im Gerichtssaal in Frankfurt am Main die Verhandlung gegen einen Teil der Auschwitz-Mörder beobachten konnte: ich sehe noch die stumpf-selbstgefälligen Gesichter der Angeklagten, die angeblich noch immer nicht wissen, was sie eigentlich getan haben, ich höre noch die verhaltene Stimme jenes Zeugen, eines ehemaligen Häftlings, der davon berichtet, wie die Zyklon B-Büchsen in den Schacht geschüttet wurden und wer daran beteiligt war: Erregung zitterte in seiner Stimme, denn wenige Schritte von ihm saß die Mörderkompagnie auf den Bänken, ungerührt, glattrasiert, wohlgenährt: wie wollte denn dieser Zeuge das so genau gesehen haben, wie wollte er das nach zwanzig Jahren noch so genau wissen? Nein, so sagten die Gesichter der Mörder, die Wahrheit läßt sich nicht mehr ermitteln. Verbrechen hatten höchstens, wenn überhaupt, jene begangen, die inzwischen gestorben waren, und die Verteidiger der Mörder spann-

ten Stolperdrähte aus, in denen sich die Zeugen verfangen sollten, und der Vorsitzende gab sich den Anschein einer kühlen Distanz, monoton tropften seine Fragen . . .

Die Erinnerung an all das wurde wieder wach an diesem Abend im Haus der Volkskammer, das bis auf den letzten Platz besetzt war: man hatte eine einfache Bühne improvisiert, darauf ein paar Tafeln gestellt, eine Lagerkarte, Mikrophone, Stühle: dort saßen etwa zwanzig bis dreißig Menschen, Mitglieder der Akademie der Künste, Helene Weigel zum Beispiel und Ernst Busch, und Fritz Cremer und Stephan Hermlin und Bruno Apitz und Alexander Abusch, stellvertretender Ministerpräsident, und Schauspieler unserer Berliner Bühnen: und sie alle, die eine Rolle in diesem Oratorium übernommen hatten, die Schauspieler und die schauspielerischen Laien, darunter auch ehemalige Konzentrationslagerhäftlinge, sie standen auf, sie antworteten auf die Fragen des Vorsitzenden, des Anklägers, und machten ihre Aussagen als Zeugen und als Angeklagte. Das war mehr als ein Schauspiel und weniger als ein Schauspiel: hier wurden Mittel der Kunst souverän eingesetzt wie etwa von Helene Weigel in ihrer Zeugenaussage, wie auch von Paul Dessau in seiner Musik; und hier sprach auch, etwa in der spröde-emotionalen Art, wie Fritz Cremer den Text vortrug, die Wirklichkeit, die Lebenserfahrung in einer direkt-dokumentarischen Weise.

Ist denn dieses Auschwitz überhaupt auf die Bühne zu bringen? Entzieht es sich nicht der Darstellungsmöglichkeit mindestens ebenso wie Dantes „Inferno“? Ich habe im Augenblick das Stück noch nicht gelesen, auch noch keine Aufführung gesehen, kenne also nur die Lesung in der Volkskammer, die nicht den vollständigen Text bot – offensichtlich ermöglicht es aber gerade diese szenische Verdichtung des Prozesses, wie er in Frankfurt stattfand, dieses ungeheuerliche Geschehen überschaubar und durchsichtig zu machen.

Wie man hört, arbeitet Peter Weiss seit einiger Zeit an einem Stück oder mehreren Stücken über das Leben Dantes, eines Dichters, der in den Kämpfen seiner Zeit Stellung genommen und sich engagiert hatte, unbeschadet aller Schwierigkeiten und Verfolgungen, die er damit heraufbeschwor. Berührungspunkte gibt es zwischen der Höllenschilderung in der „Divina Commedia“ und dem Auschwitz, wie es in der „Ermittlung“ gezeigt wird: Auschwitz, das war die Hölle unseres Jahrhunderts, und irdisch, sehr diesseitig, war auch schon die Hölle Dantes. Und schließlich wird es kein Zufall sein, daß Peter Weiss für eben diese „Ermittlung“ die Form eines großen Oratoriums, eine Folge von Gesängen, gewählt hat, vermutlich ließ sich auf diese Weise noch am ehesten die Dimension dieser Vorgänge, die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens, die Größe jener Menschen auch, die widerstanden, darstellbar machen. Und angeklagt werden in dieser „Ermittlung“ nicht nur die Handlanger des Mordes, angeklagt wird das System selbst, das diese Ausrottungsindustrie hervorbrachte, jene großen Konzerne, für die auch die Gaskammern nur Bestandteil eines



Profitmechanismus bildeten: nicht nur eine schreckliche Erinnerung wurde heraufbeschworen, die Wirklichkeit selbst, wie sie im Frankfurter Auschwitz-Prozeß nur teilweise zutage trat, wurde entschlüsselt.

Man muß allen Beteiligten danken für dieses aufrührende, erregende Erlebnis, nicht zuletzt auch dem Regiekollektiv (Karl von Appen, Lothar Bellag, Erich Engel, Manfred Wekwerth, Konrad Wolf), das für dieses Oratorium einen großen, dichterisch-dokumentarischen Darstellungsstil gefunden hatte, unpathetisch, genau, sparsam, bedeutende Schauspieler und schauspielerische Laien zu einer kollektiven Wirkung vereinigend.

Darüber hinaus war diese Leseaufführung im Haus der Volkskammer ein politisches Bekenntnis, eine Kampfansage gegen die Mörder und Profiteure von Auschwitz, wie sie kaum eindringlicher gedacht werden kann. Gewiß, nicht nur in vielen Städten unserer Republik wurde am gleichen Abend „Die Ermittlung“ aufgeführt oder gelesen, sondern auch in einigen Städten in der Bundesrepublik, auch unter Piscators Regie in der Westberliner Volksbühne: aber ein solches Bekenntnis, wie es an diesem Abend im Haus der Volkskammer abgelegt wurde, eine solche Bekundung der künstlerischen Gemeinsamkeit und der politischen Solidarität, konnte nicht in dem anderen deutschen Staat, sondern nur in unserer Republik demonstriert werden: im doppelten Sinn des Wortes war das ein denkwürdiger Abend.

---

## Taugt Auschwitz für die Kunst?

Künstler, Politiker, Schriftsteller und Publizisten unserer Republik fanden sich in der bewegenden Akademie-Lesung der „Ermittlung“ zusammen, um des Dichters szenischer Dokumentation Stimme und Herz zu leihen. Durch die Tat legten sie Zeugnis ab von der Gesinnung und Gesittung des sozialistischen deutschen Staates, in dem der Schwur der Häftlinge von Buchenwald verwirklicht worden ist.

In dem anderen deutschen Staat, der in feierlichen und offiziellen Erklärungen mehr als einmal für sich das Recht in Anspruch genommen hat, Nachfolger des „Großdeutschen Reiches“ in juristischem Sinne und damit auch des Deutschlands der Vernichtungslager zu sein, in der Bundesrepublik Deutschland, blieb es einem Journalisten vorbehalten, in diesen Tagen Peter Weiss wegen der „Ermittlung“ anzugreifen. Sein Name ist Uwe Schütz. Im Düsseldorfer „Handelsblatt“, dem Sprachrohr der Hochfinanz und Industrie (von deren satanischer Nutznießung an der Auschwitzer Vernichtungsmaschinerie so manche Zeugenaussage handelte), kam er zu Wort.

Herr Schütz wagte keinen offenen Angriff. Er weiß, was sich schickt und ist im Bilde darüber, wieweit man vorpreschen darf, ohne bei sentimentalern Mitbürgern oder gar im Ausland Anstoß zu erregen. Also bedient er sich zur Verschleierung seiner Absicht und Ansicht der Ästhetik: Auschwitz taugt nicht für die Kunst.

Das ist die Lauterkeit der Herren Bütetisch und Ambros: in Auschwitz einst Geschäfte mit der SS, in Bonn heute das Bundesverdienstkreuz. Und immer unschuldig gewesen, niemals eigenhändig einen Tropfen Häftlingsblut vergossen – nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch unantastbar in all ihrer strahlenden, wohlstandigen Biederkeit. Auschwitz taugt nicht für die Kunst! Man hört das listige und zufriedene Lachen der wohlstandigen Leser des „Handelsblattes“, denen Herr Schütz nun ein treffliches Argument an die Hand gegeben hat, dessen sie sich künftig zu bedienen wissen werden: Natürlich sei schrecklich, was da vorzeiten – ach Gott, wie lange ist das schon her – geschah. Aber man könne doch nicht, man dürfe doch nicht so einfach ästhetische Gesetze verletzen. Ein Theaterstück über Auschwitz – nein, das sei denn nun doch wohl nicht möglich. Und überhaupt dieser Weiss!

Herrn Schütz ist nicht nur gelungen, sein „Urteil“ geschickt zu bemänteln. Er ist auch ein genauer Kenner der mehr mit Börsenkursen als mit ästhetischen Exkursen vertrauten Leser seines Blattes. Vermutlich hätte der Chefredakteur des „Handelsblattes“ einen nur von ästhetischen Fragen handelnden Artikel mit Rücksicht auf das Bildungsgefüge der Leserschaft abgelehnt. Also beginnt Herr Schütz seine Auslassungen mit üblen Diffamierungen der politischen Haltung von Peter Weiss. Er kennt seinen Erhard und spricht also dem Dichter zunächst rundweg das Recht ab, sich politisch zu äußern. Er verbrämt seine Kritik mit schulmeisterlicher Belehrung: „Das hätte Peter Weiss nicht nötig, solange er Theaterstücke schreibt, denen der spektakuläre Erfolg beschieden ist.“ Dann stimmt er ein in den Chor derjenigen, die den Schriftsteller wegen seines offenen Bekenntnisses zum Sozialismus tadeln, das in den bekannten „Zehn Arbeitspunkten“ enthalten ist.

Alles das verdiente keine so große Beachtung; denn es ist Teil einer seit Wochen gegen Peter Weiss inszenierten Kampagne wegen seiner Parteinahme für die sozialistische Welt. Doch der Herr Schütz strebt nach Höherem. Nach der politischen Diffamierung, nach der ästhetisch verbrähten Attacke gegen die Wahrheit von Auschwitz, wechselt er in kühnem Sprung auf ein Thema über, das im ersten Augenblick verblüfft. Er beschäftigt sich mit dem Kulturaustausch zwischen den beiden deutschen Staaten. Hier offenbart sich die Absicht ganz.

- Auschwitz taugt nicht für die Kunst. Kunstästhetische Gesetze vertragen sich nicht mit politischen Anliegen. Kulturaustausch zwischen Ost und West, der die Realitäten einbezieht oder mindestens



beachtet, ist also genauso abzulehnen wie ein Theaterstück über den Auschwitz-Prozeß.

So etwa müssen Herrn Schützens Gedanken interpretiert werden, die er im Anschluß an die ästhetischen Vorbehalte gegen die „Ermittlung“ über DDR-Gastspiele in Westdeutschland von sich gibt. Zuerst beschimpft er Weiss wegen der Wahl des auf politische Wirkung zielenden Auschwitz-Stoffes. Dann wieder bemerkt er resigniert, es sei „gerade unpolitische Ästhetik nicht selten das Vehikel, politisch eindeutigen Autoren wie Brecht zum gesamtdeutschen Erfolg zu verhelfen“. Und mit einem gehässigen Seitenblick auf unseren Autor fährt er fort: „Davon hat Peter Weiss nicht zuletzt mit seinem de Sade-Marat-Stück profitiert.“ Aus allem zieht er dann den ebenso verblüffenden wie unverschämten Schluß: „Ein gesamtdeutscher Kulturaustausch ist deshalb nur möglich bei qualifiziertem künstlerischem Verstehen und schweigend eingestandenem politischem Mißverständnis.“

Wer bis dahin noch der Meinung ist, es handle sich hier um ziemlich abstruse Emanationen eines wunderlichen Gehirns, wird in den folgenden Sätzen eines Besseren belehrt. Da wartet Herr Schütz nämlich mit Beispielen auf, die belegen sollen, wie sich der innerdeutsche Kulturaustausch nach dem Muster der Vergangenheit zu entwickeln habe. Einige Mitglieder der Komischen Oper zogen es bekanntlich vor, nach dem Stuttgart-Gastspiel dieses Theaters nicht in die DDR zurückzukehren. Zwei von ihnen wurden, obwohl demzufolge vertragsbrüchig, nach Wiesbaden verpflichtet. Das Nationaltheater Weimar erklärte sich daraufhin mit der Komischen Oper solidarisch und lehnte ein geplantes Austauschgastspiel zwischen Wiesbaden und Weimar ab. Kurze Zeit darauf inszenierte Prof. Walter Felsenstein in Frankfurt am Main Offenbachs „Ritter Blaubart“. Aus beiden Fakten zieht Herr Schütz einen Schluß, dessen hinterhältige Bosheit bemerkenswert ist. „Wenn“, so sagt er, „Frankfurts Intendant Harry Buckwitz sich mit seinem hessischen Kollegen Drese (dem Intendanten von Wiesbaden – M. V.) politisch solidarisch erklärte“, so hätte Felsenstein nicht in Frankfurt inszenieren können. Und er leitet daraus jene Forderung ab, die mit der Aufweichungstaktik des Herrn Mende übereinstimmt. Hinter der einfachen Feststellung, Harry Buckwitz' untadelige Haltung betreffend (die in Bonn schon manches Mal mißbilligend registriert worden ist), verbirgt sich die Kritik am Frankfurter Intendanten, der sich eben nicht mit einem Theaterleiter solidarisch erklären konnte, an dessen Haus Vertragsbrüchige engagiert werden.

Hier entlarvt sich Schütz vollends, hier zeigt sich die Mechanik des Systems, dem das „Handelsblatt“ treue Dienste leistet. Die aktuelle Bestätigung bot ein Vorfall, der sich wenige Tage vor der Uraufführung der „Ermittlung“ ereignete. Auf Anweisung Bonner Regierungsstellen verbot der Senat von Westberlin dem Konzertmeister des Westberliner Philharmonischen Orchesters, dem Cel-

listen Ottomar Borwitzky, im Abschlußkonzert der Berliner Festtage mit der Staatskapelle Berlin zu konzertieren.

Auschwitz taugt nicht für die Kunst. Kulturaustausch auf der Basis der Gleichberechtigung, der Anerkennung der Realitäten, ist abzulehnen. Duplizität der Ereignisse? Hier offenbart sich die Methode!  
**Martin Vogler**

---

## Das Konto der Witwe Oswald

Mr. Porter, ein tüchtiger Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat unlängst geheiratet; seine Wahl fiel auf Mrs. Marina Oswald, die Witwe jenes Mannes, der im Zusammenhang mit der Ermordung des Präsidenten John F. Kennedy zu traurigem Welt-  
rum gekommen war. Vielleicht liebt Mr. Porter seine junge Frau. Möglicherweise hat auch ihr Bankkonto keinen schlechten Eindruck auf den Mann gemacht. Seit nämlich Oswald, der mutmaßliche Mörder Kennedys, selber ermordet wurde, sind darauf einige hübsche Einnahmen verbucht worden, beispielsweise

für den Verkauf einer Fotografie, die Oswald mit seinem Gewehr zeigt . . . . .	20 000 Westmark,
für den Verkauf dieser Waffe (Modell Manlicher-Carcono) . . . . .	40 000 Westmark,
für den Verkauf von Oswalds Tagebuch . . . . .	80 000 Westmark,
Voraushonorar für ein Buch über Mrs. Oswalds Leben, das noch von einem Ghost-Writer zu Papier gebracht werden soll . . . . .	200 000 Westmark,
und aus Spenden von USA-Bürgern, die Mitleid mit Mrs. Oswald fühlten . . . . .	<u>280 000 Westmark,</u>
summa summarum also . . . . .	620 000 Westmark.

★

In Robert Louis Stevensons Erzählung „Der Leichenräuber“ haben wir einen Arzt kennengelernt, der für seinen Chef, den Leiter einer Anatomieklasse, auf sehr zweifelhafte und kriminelle Weise das notwendige Rohmaterial, nämlich Leichen, herbeischafft. Es war (so heißt es bei Stevenson) die Politik jenes Arztes, „bei seinen Aufträgen den Händlern keine Fragen zu stellen. ‚Sie bringen den Leichnam, und wir bezahlen den Preis – quid pro quid‘, pflegte er zu sagen, und auch seinen Assistenten riet er frivol: ‚Stellt um Eurer Gewissensruhe willen keine Fragen.‘ Nie wurde die Vermutung geäußert, die Leichen könnten womöglich durch Mord beschafft worden sein . . . Aber schon die Leichtfertigkeit seiner Reden war angesichts des Ernstes dieser Angelegenheit ein Verstoß gegen die guten Sitten.“

Dem ist angesichts des Ernstes *dieser* Angelegenheit nichts hinzuzufügen.

**l. k.**



# Peter Weiss and the Theater of Anger

By Clive Barnes

NEW YORK, Jan. 3 (NYT).

—A woman, six-months pregnant, is kicked in the stomach; a man is pursued by baying hounds; a prisoner, seeing the hallucinations of despair, stands upright for four days and four nights.

These were some of the painful strains to be heard in "Song of the Lusitanian Bogey," last night at the St. Marks Playhouse. It is not a pretty song, but even if you try to block up your ears its pervasive agony will corrode your heart.

The Negro Ensemble Company, which performed the work, is the brainchild of Douglas Turner Ward and Robert Hooks and the stepchild of the Ford

Foundation, whose debut work this is.

In principle I think I am honestly opposed to unintegrated theatrical ventures in America—but while there are so many white companies unintegrated I suppose no one can complain about a black one. Clearly this is a carefully picked company of notable talent.

The play itself, having its American debut, is passionately committed, interesting and moving. The German-born author, Peter Weiss, best known for his "Marat-Sade" and last season's Broadway offering "The Investigation," is here embarked on a journey to the theater of anger, or the theater of protest. It takes the play and uses it as a political weapon.

Lusitania is an old name for

Portugal, and the Lusitanian African possessions are Angola, Mozambique and Portuguese Guinea. Portugal has proved itself the most ruthless and consequently the most effective of all the European colonial powers, and its oppressive regime over its Negro semislave labor is the documentary subject-matter of Mr. Weiss's play.

Mr. Weiss does not write plays like other people. He creates a highly dramatic framework, or, perhaps better, a magnetic field of dramatic force, and offers this to a director and the actors, and invites them to pin the audience's ears back and stab them with facts.

The method used in "Song of the Lusitanian Bogey" is part Brechtian, with its doggerel songs of deliberately contemptuous banality, but derives much more from German political cabaret and those Living Newspapers of the thirties. As a play, like the rest of Mr. Weiss's work, it has no pretensions. It is a contrivance to make you feel and the dramatic ends transcend the dramatic means.

The bogey itself is a sort of African ju-ju figure, improvised of trash-cans and slogans, ramshackle bits of metal and a huge stepladder. It is used as a symbol of 500 years of Portuguese colonialism. Through its jagged, tin-can mouth, Portuguese officials harangue the crowd.

It is not Mr. Weiss's purpose to be fair—this is a polemical attack on Portuguese colonialism, not a polite debate. But mockingly, and most effectively, he introduces some of the more familiar Portuguese arguments in their own defense, such as the fact that the Negro can be fully assimilated in the Portuguese system, but, because of the poor educational opportunities, only one in a hundred is.

The catalogue of miseries, of husbands carried off, of murders, of poverty, of starvation, of the humiliation of the soul, is harrowing enough. But the tension—and this is a Brechtian device—is continually punctured with derisively amusing passages of satire, and the music by Coleridge-Taylor Parkinson, which comes in the two flavors of jazzy and somber, adds much to this savagely touching entertainment.

By far the most horrifying moment (for a white man at least) comes when the various industries of Angola and Mozambique are impassively and impressively listed on one side of the stage, naming all the great European and Anglo-American corporations that have substantial holdings in them, and at the same time, while women moan and a saxophone wails, someone on the other side of the stage describes the wages of the workers. I felt ashamed—and shame is not something I often feel in the theater.

Inclusion of original version  
4. Jan or 1968

## „DIE ERMITTLUNG“ ODER : WAS FOLGT AUS WAS ?

M.B. Teil zwei  
33,50. (10. Dez. 1965).

Ueber das Stück von Peter Weiss „Die Ermittlung“ wird in der deutschen Oeffentlichkeit eine lebhaft Auseinandersetzung geführt, die das Thema betrifft, ob und inwieweit ein derartiges Dokumentarstück künstlerisch befriedigend bzw. zulässig ist. Dabei geht es um ein sachliches Problem der Dramaturgie und der ästhetischen Auffassung.

Gleichzeitig jedoch ist auch eine andere Diskussion entstanden, die z.T. wohl mehr unterirdisch geführt wird, z.T. in die Oeffentlichkeit dringt, und die damit zusammenhängt, dass Peter Weiss sich in einer Erklärung mehr oder weniger eindeutig zum Kommunismus bekannt hat. In diesem Zusammenhänge veröffentlichte die Hamburger Zeitung „Die Welt“ einen Leitartikel aus der Feder von Günter Zehm unter dem Titel „Gehirnwäsche auf der Bühne“, der einen scharfen Angriff auf das Stück und seinen Autor enthielt. Zehm eifert gegen jene „dröhnende Bussfertigkeit“, mit der „Die Ermittlung“ „von den deutschen Theatern, Rundfunk- und Fernsehanstalten zelebriert wird“. Zur Einsicht in Schuld und Sühne gehöre Freiheit, die Art der Darbringung des Stückes und dieses selbst seien „darauf aus, uns die Freiheit des Denkens zu rauben“. Weiterhin heisst es, „dass die kommunistischen Propagandatruden des Ostberliner Nebenklägers Kaul bei Weiss zum Gotteswort des Anklägers geronnen sind“. Die Urteile des Auschwitz-Prozesses würden „in die verschwommenen Tiefen allgemeinemenschlicher oder zumindest deutscher Grundbefindlichkeit hinuntergeorgelt“. Die Wortwahl Zehms ist zwar nicht sehr klar, aber der Sinn des Satzes ist deutlich. Er liebt nicht so recht menschliche Empfindlichkeiten, ob diese nun allgemeiner oder deutscher Art sind. (Wo hat man Ähnliches doch schon gehört?) So wird nach seiner Ansicht der Zuschauer „zum hirnlosen Komplizen deutschen Schicksals gemacht“. „Die Ermittlung“ lande „im tiefen psychologischen Sumpf, es ist kein Prozess, sondern — eine Gehirnwäsche“. — Die Tiefenpsychologie hat es also diesem Kritiker auch angetan, wobei es nicht klar ist, welche Richtung er damit meint, hat man ja die Auswahl etwa zwischen der jüdischen Freuds und der gewiss nicht so arg jüdischen Jungs! Besonders ärgerlich bleibt dann na-

turgemäss die Erklärung des Dichters, es ginge ihm nicht um die „Bewältigung der Vergangenheit“, sondern „um eine Attacke auf die gegenwärtige westliche Gesellschaft, die an Auschwitz Schuld habe“. Die Schlussfolgerung des Artikels geht dahin, es handle sich bei dem Stück von Peter Weiss um einen „Akt beispielloser Geschmacklosigkeit“, die „Protokolle der deutschen Schande wurden dazu missbraucht, von der Bühne herunter eine regelrechte Kollektiv-Gehirnwäsche zu veranstalten“.

Diese Kritik hat nichts mit der Erörterung von Kunstproblemen zu tun, sie bezieht sich auf den politischen Hintergrund der Aufführung und des Autors. Es ist in diesem Zusammenhänge nicht ohne Interesse darauf hinzuweisen, dass nach einer Meldung der „Neuen Zürcher Zeitung“ sowohl Peter Weiss wie der Intendant der Freien Volksbühne Berlin, Erwin Piscator, zahlreiche anonyme Drohbriefe erhalten haben. Die Briefschreiber bezeichnen sie als „Komintern-Bolschewisten“, „Ulbricht-Freunde“, „verbrecherische Anhänger der SED“ und „Feinde des deutschen Volkes und der Jugend“. Mit derartigen Feinden werde das deutsche Volk „fertig werden“. In einem Brief wird gesagt, Weiss „schwelge in Sadismus und Ekel“, die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen solle man den Juristen überlassen. Ein Briefschreiber wird ganz deutlich: „Verschwinden sie aus Deutschland mit ihrem ergaunerten Geld, ehe sie es für den Arzt ausgeben müssen!“

Das sind unmissverständliche Stimmen. Es wäre übertrieben zu sagen, dass zwischen ihnen und einer Aeusserung wie derjenigen von Günter Zehm, die in einem so angesehenen Blatt wie der „Welt“ erschien, ein direkter Zusammenhang bestünde. Immerhin ist der Chefredakteur dieser grossen deutschen Tageszeitung Hans Zehrer, der einst in seinen jungen Tagen der führende Mann des „Tat“-Kreises gewesen ist. Man kann auch nicht behaupten, dass die Angehörigen dieses Kreises die Untaten eines Regimes hervorgerufen haben, die in Auschwitz einen ihrer Höhepunkte erreichten, ja manche von ihnen wurden von diesem Regime später etwas unsanft behandelt. Aber waren sie nicht Wegbereiter der „nationalen Erneuerung“, die sich nicht in

(Schluss S. 12)



## Solidaritätserklärung (12. Okt. 1965)

Die Zeit  
Hamburg

Marcel Reich-Ranicki: ~~Peter Weiss~~, die DDR  
und der dritte Standpunkt, ZEIT Nr. 40

N. 41. Es wird Peter Weiss wenig nützen, wenn ich mich mit ihm im Prinzip solidarisch erkläre. Es wird ihn persönlich und in der Sache wohl auch wenig tangieren, was ich zu dem um ihn entbrannten Streit zu sagen habe. Dennoch möchte ich meine prinzipielle Solidarität mit ihm zum Ausdruck bringen. Ich müßte mich später einmal dessen schämen, wenn ich jetzt nicht meine Solidarität zum Ausdruck brächte — und schwiege.

Im Detail ließe sich über manches mit ihm streiten. Vieles von dem, was seine Thesen enthalten, entspricht nicht meinen Auffassungen, auch bedarf es wohl einer noch differenzierteren Sicht und Formulierung. Aber darum geht es hier nicht. Mir geht es jetzt und hier um etwas anderes.

In wahrscheinlich nicht zufälliger Anhäufung erfolgten in den letzten zwei Wochen in Rundfunk und Presse Stellungnahmen zu den Thesen von Peter Weiss, die nach meinem Dafürhalten in Art und Ton unqualifiziert und teilweise insam waren. Ich spreche nicht davon, was da gesagt wurde, denn zur Sache wurde da zumeist sehr wenig von Bedeutung gesagt oder geschrieben. Wie das geschah, wie da jemand diffamiert und quasi verteuelt wurde, wie man von ihm und über ihn arrogant abwertend rasonierte, die Modulation, das Klima dieser „Zurechtweisungen“, das alles veranlaßt mich zu dieser Solidaritätserklärung. Denn ich spürte in jenen „Entgegnungen“, die sich nur zu sehr aus sich decouvrierten und demaskierten, jenen Geist bzw. Ungeist, der leider noch nicht der Vergangenheit angehört und noch längst nicht bewältigt ist. Auch ich bekomme ihn oft genug zu spüren...

Weil ich weiß, wie böse dieser Geist sein kann, wie tückisch er ist, wie er auf latente, unterschwellige Anti-Emotionen in seinen gezielten, aber nur vage angedeuteten Apostrophierungen spekuliert, weil ich weiß, wie gemeingefährlich er werden kann, darum meine Solidaritätserklärung.

Ich vermisse den Einspruch gegen die Anti-Weiss-Kampagne jener, die im Namen der Freiheit des Geistes, der Unabhängigkeit der Literatur und der Wahrung der Menschenwürde sonst immer so hurtig mit Protesten bei der Hand sind. Ich vermisse das Veto einiger prominenter Geister, die allen Grund hätten, sich hier im Namen ihres eigenen Erinnerungsvermögens — wenn sie schon nicht noch mehr und anderes zwingt — zu Worte zu melden. Ich vermisse das Veto jener, die, ob sie mit Peter Weiss übereinstimmen oder nicht, genau wissen, daß die Auseinandersetzung mit ihm in der jetzt praktizierten Art mehr als unfair ist.

Meine Solidarität mit Peter Weiss — ungeachtet der unterschiedlichen Auffassungen im Detail — wird auch bestimmt von — ich möchte es nennen — der Schicksalsgemeinschaft. Ob er sie mir gegenüber empfindet und akzeptiert, weiß ich nicht, das spielt hier auch keine Rolle. Aber eines weiß ich aus eigenem Leben und Erleben: Es war bisweilen zwingend nötig für einen selbst, daß jemand, wer es auch war, etwas sagte — auch wenn man es nicht wissen wollte und es einen letztlich ärgerte, daß da neben einem jemand das sagte...

Arie Goral, Berlin

Die Zeit: Hamburg.

N. o 51. (21. Dezember 1965). ZEIT Nr. 51 — Seite 9



Aufnahmen (2): Lütfi Özkök

Heinrich Böll (links) und Peter Weiss

#### HEINRICH BÖLL:

Nicht Wolf Biermann fällt irgend jemand in den Rücken. Der einzige, der sowohl Biermann wie allen Schriftstellern in den Rücken fällt, ist Klaus Höpcke und mit ihm die Redaktion des „Neuen Deutschland“.

Die törichte Pinscher-Außerung von Bundeskanzler Erhard, wahrscheinlich längst bereut, war für die betroffenen Schriftsteller vollkommen ungefährlich. Der Artikel im „Neuen Deutschland“ hat eine Hetzkampagne eingeleitet, die alle Schriftsteller und Künstler in der DDR bedroht.

#### PETER WEISS:

Mit Entsetzen sehe ich, auf welche Weise ein Autor der DDR, Wolf Biermann,

öffentlich für seine Meinung abgewertet wird.

Ich bin kein Freund des Bonner Staats, doch ich habe, trotz der Angriffe, die auch über mich ergingen, bisher jede meiner Arbeiten dort veröffentlicht und meine Stücke aufführen können.

Wenn ich für den Sozialismus eintrete, dann tue ich dies, weil zu meiner Vorstellung des Sozialismus die freie Meinungsäußerung gehört. Es ist völlig unvereinbar mit den Grundlagen derjenigen sozialistischen Gesellschaftsordnung, die ich anstrebe, daß einzelne Vertreter der Literatur und Kunst unterdrückt werden.

Wolf Biermann hat bisher in der DDR kein Buch veröffentlicht, seine Arbeiten sind nur kleinen Kreisen bekannt. Ich frage mich, worin denn die Gefahr seiner Lieder liegt, die jetzt einer solchen Diffamierungsaktion ausgesetzt werden. Und ich habe beim Wiederlesen der Texte nichts entdecken können, was gegen den Sozialismus verstößt. Biermann gibt einzig und allein Ausdruck für einen stattfindenden Generationskampf, und dies ist sein natürliches Recht.

Die sozialistische Gesellschaft müßte stark genug sein, abweichende und kritische Stimmen zu ertragen. Man mag gegen Biermann polemisieren, aber man soll ihn zu Wort kommen lassen.

Als humanistischer Schriftsteller erkläre ich meine Solidarität mit Wolf Biermann.



# Hohes Lob für den „Marat“

Das Stück von Peter Weiss im Spiegel der schwedischen Presse

Von unserem Korrespondenten

Stockholm, 20. Mai

Auch in Stockholm wurde das seit der Berliner Premiere im Vorjahre inzwischen schon auf zehn europäischen Bühnen aufgeführte Marat-Drama von Peter Weiss von Publikum und Kritik begeistert aufgenommen.

Frank Sundströms Inszenierung im Königlichen Theater — von den Rezensenten als „sensationell, meisterhaft und unübertrefflich“ gepriesen — versucht, die dokumentarischen Unterlagen des Textes besonders deutlich hervorzuheben und stellt sich, wie etwa „Stockholms-Tidningen“ andeutet, voll und ganz auf die Seite Marats: „Die ganze Aufführung fungiert wie eine Solidaritätserklärung mit der Vision des Revolutionärs, der Idee einer sozialen Verpflichtung...“

Bengt Jahnsson in „Dagens Nyheter“ meint, Sundström hätte — richtigerweise — zwischen den verschiedenen Möglichkeiten der Interpretation des Zerfalls des Individualismus oder des Kollektivs einen Mittelweg gewählt. In der Stockholmer Aufführung erscheinen sowohl de Sade (Erland Josephson) wie Marat (Bengt Ekerot) müde und ent-

täuscht, wissend, daß sie nichts ausrichten können und alles zu Ende ist. „Die aktiven Handlungsmomente werden von zwei Nebenfiguren übernommen, die zu zentralen Gestalten werden: dem Ausrufer und dem Sozialisten Priester Jacques Roux.“

„Svenska Dagbladet“ vergleicht Weiss' Stück mit Brechts Weltuntergangsstimmung in „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ und meint, das Marat-Drama sei in vieler Hinsicht noch zugespitzter, direkter und aggressiver. Die Musik von Hans Martin Majewsky (die von den anderen Zeitungen sehr gerühmt wird), sei aber nur ein „guter Nachklang von Kurt Weill und erreiche nicht ganz das Niveau des Textes.“

Mit Recht rühmt man neben den hervorragenden schauspielerischen Leistungen die ausgezeichnete schwedische Übersetzung von Britt G. Hallquist und Gunilla Palmstiernas Bühnenbild. Die Schlußvignetten der schwedischen Kritiker spiegeln den Erfolg der Aufführung: „Theatergeschichte ersten Ranges.“ — „Der theatralisch effektivste Schluß, den ich je erlebt habe...“ — „Eine Vorstellung voll Leidenschaft, Ernst und Erfahrung...“ M. S.

D. W. 24. No 117.

Hamburg, 21. Mai 1965.

Weiss, Peter

Vom Zyklon B

Zitiert: Der Spiegel . Jg. 19, 23.

Hamburg, 2. Juni 1965.

pp 112 - 114.

THEATER IN LONDON**„DIE ERMORDUNG MARATS“**

Ein Irrenhaus, das einen geradezu modernen Anstrich hatte — klinisch, glänzend, steril — so sah Berlin das Stück von Peter Weiss. Umso wirkungsvoller war der Kontrast des ungebändigten revolutionären Trubels auf der Bühne, und der unvergessliche Schlusseffekt des Auftauchens Napoleons, der sich beim Umwenden dem Publikum als grinsender Tod zeigt. Das Irrenhaus auf der Londoner Bühne war unordentlich, ärmlich, die Kostüme der Irren aber bunter, wahnsinniger, und der Schlusseffekt blieb weg, sodass die labile Unentschlossenheit des Stückes und der unentschiedene Kampf zwischen Phantasie und Vernunft, zwischen sadistischer Selbstsucht und mörderischem Idealismus kein Ende findet. Dies entspricht der Konzeption des Autors, wie er selbst erklärt.

Diese Unschlüssigkeit beunruhigt, und liess das Londoner Premierenpublikum unbefriedigt. „Marats Ermordung“ gibt Rätsel auf, beansprucht Nachdenken, die Diskussion geht auf hohem intellektuellem und literarischem Niveau vor sich. Nicht allzu viele machen sich die Mühe zu folgen. Das Spiel ist vielschichtig, voller ironischer Anspielungen und Gegenspiegelungen, mit kaum deutbaren Ansätzen und Gegensätzen. Es wäre fast des Guten zuviel, wenn nicht der Regie eine grossartige Gelegenheit zur Entfaltung echter Virtuosität geboten würde. Ähnlich wie in Deutschland diskutiert man jetzt in London, ob der Erfolg dem Autor oder dem Regisseur (Peter Brook) zuzuschreiben ist.

Die Stimmen, die sonst bei Aufführungen deutscher Werke teutonisch tierischen Ernst oder schwerfälligen Humor bemängeln, sind diesmal nicht laut geworden. Bei aller Tiefe und Bedeutung ist dies erstaunliche Werk manchmal gallisch elegant und leicht. Es konnte auch in London nicht als didaktisch gelten, da der Autor selbst sich am Ende nicht klar über die These ist (obwohl er in einem Interview sein Stück als „marxistisch“ bezeichnete). In London blieb der Eindruck von

Verzweiflung haften. Dem letzten Toben der Irren wirft sich eine einzelne Gestalt — durch die Zwangsjacke noch hilfloser gemacht — entgegen. Sein Appell an die Vernunft, zum Sehen, wird von der marschierenden fiebertrunkenen Masse fortgeschwemmt (ein Symbol, eine deutbare Unterschrift für den Autor?).

Es blieb der Eindruck einer versagenden, in Ironie flüchtenden Furcht und Flucht vor der Masse Mensch; die Gestaltung des Traumes europäischer Gegenwart.

Die Einfälle der Regie waren mannigfaltig, überraschend, amüsant; die Darstellung bis ins kleinste Detail sorgfältig ausgearbeitet und konsequent durchgehalten. Marats Gefährtin Simonne, beispielsweise, hatte eine verkrampfte Haltung, ein verzerrtes Gesicht, die sich nie lockerten. De Sade war ein feister Intellektueller, der von wollüstigen Wahnideen lebt, wenn möglich ein Bild moralischer Verkommenheit gegenüber der ideologischen Verstiegenheit Marats. Badebretter verdeckten oder offenbarten Versenkungen, Blut (blau bei Hinrichtungen Adliger) wurde aus Kübeln in Trichter und in den Boden abgefüllt, die Revolution als Kopulation wurde eine Reihe menschlicher Schaukeln mit zwei Rücken. Charlotte Corday, eine schlafwandlerische Marionette, peitschte den Marquis mit ihrem Haar liebkosend, verführerisch, unschuldig und verderbt. Nur die Musik, eigens für die Londoner Inszenierung von Richard Peaselee komponiert, wurde bei aller Feinheit dem Schauspiel nicht gerecht. Man hätte sich die Vertonung eines Weill oder vielleicht Britten gewünscht — es fehlte die Prägnanz, die beizende Schärfe, die Brechtschen Stücken etwa stärkeren Nachdruck geben.

Ohne Zweifel ist diese Inszenierung ein bedeutsames Ereignis der Londoner Theatersaison — das Stück selbst bleibt, bei aller Geschicklichkeit und Aussagekunst des Autors, umstritten und rätselhaft. Die Beunruhigung aber, die von ihm ausgeht, wirkt schöpferisch.

PETER MUNK



(Febr. 17, 1967)  
A U F B A U 33,6

## Ein "Politisches Musical" von Peter Weiss

Die Uraufführung des neuesten dramatischen Werkes des in Schweden lebenden deutschen Schriftstellers Peter Weiss, "Der Gesang vom lusitanischen Popanz", ist im Stockholmer Scala-Theater vom Premierenpublikum mit Beifall aufgenommen worden. Mit seinem Stück, das die westliche Kolonialpolitik auf dem Hintergrund der portugiesischen Besitzungen in Afrika anklagt, stellte der Autor eine neue Form des politischen Zeittheaters vor.

Zur Premiere des "politischen Musicals", zu dem der schwedische Jazzkomponist Bengt-Arne Wallin die Musik schrieb, waren Kritiker aus aller Welt erschienen. Der Beifall der etwa vierhundert Premierengäste galt vor allem der Leistung des Ensembles, das von dem jungen Schweden Etienne Glaser geführt wurde, und der effektvollen Musik Wallins. Das neue Werk des "Marat"-Autors wird vorerst nur in Schweden gezeigt. Nach den Worten des Verfassers stellt seine neue Arbeit eine Art Vorspiel zu einer von ihm seit langem vorbereiteten szenischen Dokumentation über den Vietnamkrieg dar.

A few frank words on the performances of "The Investigation" by Peter Weiss

On October 19th, 1965, the same play was put on simultaneously and for the first time by fourteen theatres in West and East Germany as well as by a London ensemble. This is probably quite singular in the history of the theatre. The play in question was the drama of the Auschwitz Trial, "The Investigation", an "Oratorium in Eleven Hymns" by Peter Weiss. Further premieres of the play either followed or are to follow in seven German-language theatres. Nine West German radio stations as well as the East German "Deutschlandsender" broadcast the play in a specially adapted form. A televised version for the First Programme of German Television is being prepared.

Those who experienced the Auschwitz Trial in Frankfurt and years before the Eichmann Trial in Jerusalem will be asking themselves the question - is it possible at all to reconstruct the events of these trials, the whole horrifying episodes, when witnesses were obliged to relive the terror of the past, on a stage or on the radio? Is there any real chance of utilising these mass media, the theatre, the radio or television, to exercise a proper memory-stimulating and educative effect on the broad sections of the population? I have spoken to many of my Jewish friends on this score and they said in one voice: "Magnificent, quite excellent for that sort of thing to be done in the Federal Republic. It is bound to have an effect." Then I started to concentrate on the play and on its author, Peter Weiss. I happened to come across the utterances he had made about what he intended with the play, "The Investigation". And that was terrifying. He was not concerned with painting

*Deutschland - Berichte. Bonn. No 17. Dec. 1965*

a true-to-life picture of this trial. He was concerned with something else. He said in an interview with "Stockholms Tidningen" on May 19th, 1965: "The play is not lacking in topical explosive force." And in another place, he said: "I believe that socialism is the only system today, which is capable of development. I fully back Marxism-Leninism as the basic idea, because it presupposes criticism and change."

The play, "The Investigation", never once mentions those two awe-inspiring letters "SS". Weiss talks about the "officers" and in a very refined but nonetheless dangerous manner proceeds to misplace the stresses. The Soviet Zonal attorney, Professor Kaul, who played a quite subsidiary role at Auschwitz and whose main concern was to change the social order here in the Federal Republic, is the voice of the state attorney in the Auschwitz proceedings.

And then came the performance at the "Volksbühne" in Berlin - the premiere there. There was a champagne reception for the press two hours before the actual performance and Frau Weiss presented ceramic work, she had done herself in Sweden. There was champagne in the foyer of the theatre for the author, the producer, Piscator, and for Frau Weiss in a white evening dress. One of the leading Berlin Social Democrats left the theatre during the interval. He told me that he did not intend to allow himself to be "taught" by someone, who loved the other form of dictatorship. And another colleague, who has been to Israel several times and had no connections whatsoever with the Third Reich, because he was far too young at the time, also left in disgust. For him and for many people in Germany - and that was the oppressive thing - the contours had become blurred. Auschwitz and a normal theatre just do not go together. And if it is only a matter of distorting, in the way Weiss does it, then the educational achievement, which is possible with a subject such as Auschwitz, quickly has a quite adverse effect. The danger lies in the fact that Weiss does something which has been done by Communist propaganda to the Federal Republic of Germany all too long, namely he utilises the terrible events to besmirch the reputation of our state, of our order of society, particularly in the Jewish world. His plea is moreover for that order of state and society, which hitherto has not even done a minimum either morally or materially to show that at least it has the will to do what it can to make good.



What about dealing with the subject of Auschwitz? A very good idea! Our young people cannot be told often enough what happened there. There are after all enough organisations in the Federal Republic, which are doing everything possible to demonstrate to our youth the horrors, which are associated with the name of Auschwitz. This was proved by the Frankfurt Book Fair (see "deutschland-berichte" No. 15 and 16). But, such sincere efforts are themselves endangered, if Auschwitz becomes intermingled, as my colleague described it, with the propaganda of the "other dictatorship". In an article, which was published in the weekly newspaper, "Die Zeit", under the title of "Political Theatre Today", Erwin Piscator writes: "It seems as if a people, which is trying to put an end finally to a certain definite, extremely fatal part of its past, is on the way to becoming a people without a history. With the refusal to become confronted with this past, the necessary consequences are averted, namely those of learning a lesson from the past." One is obliged to take a defensive stand against this. Our people is not trying to bolt the doors of the past and to become a people without a history. That would be the case, if our young people disinterested themselves. But, it is especially strong in them, the constant and living search for a true-to-life picture of history. If these young people start to feel that they are being "taken for a ride" in the theatre, then the political stage can be neither art nor documentation and no more than agitation, in the way Peter Weiss wants it. If this happens then the open hearts of our young people will simply close up.

This has been realised by many journalists and writers in the Federal Republic of Germany. That is perhaps the reason, why so many critical voices have been raised against the performances of "The Investigation" by Peter Weiss. I am purposely including them in "deutschland-berichte", in order to show you how serious people are about the play and about the author, Peter Weiss, as well as how variable the judgements are. One has moreover to make a distinction here between those who criticise the play from the theatrical point of view and the others, who review it from a political standpoint. I regard it as absolutely necessary for these things to be discussed with every seriousness and with every objectivity. That is my justification for including this selections of press cuttings. This is probably the first time that such a comprehensive discussion has become unleashed in the Federal Republic of Germany around a stage play. Hochhuth's "Representative" neither achieved such massed performances nor such an inundation of critical contributions.

There were as many as 150 critiques of the Peter Weiss play on my desk. In this short selection for "deutschland-berichte", I included the most typical, in order to make apparent the breadth of views on this subject.

R.V.

---

Peter Weiss: "Die Ermittlung" (The Investigation)  
Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 210 pp. DM 12,--

Extracts from press comments on "The Investigation" by Peter Weiss

Hans-Dietrich Sander in "Die Welt" of 18.9.:

"Primarily the author is by no means concerned with the past whose shadow still surrounds us. He wrote this play in order to attack -- in synchronisation with the permanent propaganda campaign of the eastern bloc -- the Federal Republic and the democratic conditions in the west, which allegedly produced fascism, the cause of Auschwitz. The element of surprise is perfect: a prominent writer converted to communism; his first attack against the west presented in a play whose theme is 'untouchable'. The conversion has been regarded as a confusion of thought, as a freak. Thus one did not notice the subliminary motifs, aimed at suggesting to the theatre audience that the system under which it is at present living and working shares in the responsibility for Auschwitz. And now, however one criticises the play, or however one analyses the author's conversion, the east will exploit any polemics to present them as neo-fascist incitement."

Günter Zehm in "Die Welt" of 25.10.:

"No-one can see into other people's hearts. But one can say with some certainty that the effect produced among the public by 'The Investigation' and above all the resounding penitence attached to the play by the German theatres and radio- and television-organisations has nothing to do with catharsis. Catharsis and an understanding of guilt and sin must be accompanied by freedom. But 'The Investigation' and the manner of its presentation are aimed at depriving us of freedom of thought.

On the one hand Peter Weiss claims to have written a 'documentary' piece, a representation, corresponding to reality, of historically and legally established facts. On the other hand, it is insisted that 'The Investigation' is a work of art, and that it is entitled to all the artistic licence which such works must necessarily have in relation with reality. But if the critic refers to the many passages where Weiss departs from reality, then these are defended on grounds of artistic licence which is needed to bring out what is 'typical' in the case.

The wretchedness of all so-called 'documentation plays' has increased infinitely in the case of 'The Investigation'. The critic can no longer cleanly discuss either the political or the aesthetic aspects, one's thought processes are baffled, and the play eludes all critical reflection...

In presenting 'The Investigation', Weiss and the directors of the German theatres have betrayed all the principles of 'political theatre' as a moral institution... it is not a court trial but -- a brain-washing... From all that we know about brain-washing, we do not need to seek far in order to find the social ideal behind 'The Investigation'. The elements of an 'internal analysis within the party' are almost all present: the subject matter itself is untouchable, and this alone represses freedom of thought... the penitence of the delinquent who will 'confess' before any public is reckoned on from the start. Finally, even another element is not missing, namely, that on such occasions the things actually involved are quite different from those apparently to be discussed. As is known, Peter Weiss has stated that he is not concerned with 'overcoming a past heritage' but with an attack on present western society, which bears responsibility for Auschwitz."

Jürgen Buschkiel in "Die Welt" of 26.10.:

"In Stuttgart, Brecht's pupil Palitzsch turned the 'documentation' into a demonstration. In spite of all the cuts in the text... industrial managers, railway officials and the ministerial council were given plenty of speeches -- as a proof of the system of exploitation which, according to Weiss, reached its final high-point at Auschwitz and continues to flourish again in west Germany today. Against the background of horror, blood, murder and sadism, such accentuated polemics inevitably produced a weak effect. Even the noticeably emphasised question, as to why none of the prisoners defended themselves and why none of those condemned rose up in protest, aims in the same direction."

Hans Zehrer in "Welt am Sonntag" of 24.10.:

"Are the victims claimed by one totalitarian system, who now weigh heavily on a whole people, to be invoked and misused so as to open up the way for a new totalitarian system, which is no less horrifying and terrible? ... Have not the communist officials and their press openly put forward the intention of their comrade to undermine and shatter the social order in the Federal Republic? This has taken place only a few metres from the Wall along which one finds the crosses and wreaths of the new victims. And it has taken place in the misuse of the facts of a trial which displayed to all the liberal nature of west German society and whose aim was not to conceal the guilt of one's own people."

Matthias Walden in "Die Welt" of 6.11.:

"I am in favour of saying quite openly that, de facto, Peter Weiss has been converted to communism, and that his Auschwitz play is politically inadmissible in so far as it equates Nazism with capitalism, and capitalism with the Federal Republic, and where he tries to force his audience to the conclusion that the march of industrial killing and of murderous industry leads from Auschwitz to Bonn. According to him, the murderous anti-semitism of the Nazi



criminals has transformed itself into a related anti-communism, which is connected by a guide-line, or rather by a hangman's rope, with Himmlers camps and the boulevards of west Germany... With his Auschwitz theme, Peter Weiss at first disarmed his opponents to the point of defencelessness, but because of the tendencies in his play which are intended as relevant to the present situation he gives his opponents every right to take up polemical arms again and to use them. In my opinion, and all my feelings support this, Weiss has misused Auschwitz for the purpose of propagating current ideological concepts. And he is blind - or seems to have blinded himself - to the criminality of the political east.

Democratic freedom enables me to describe Peter Weiss, who is a highly gifted playwright from the point of view of dramatic form, as a politically dangerous muddle-head, together with all those who share his ideas, and indeed they are numerous. They tend to condemn opinions such as those I have just expressed, and to misinterpret them as intolerant and anti-intellectual. And that in turn is not democratic."

Hellmuth Karasek in "Stuttgarter Zeitung" of 18.9.:

"Weiss clearly realises that Auschwitz cannot be dealt with by means of a theatrical fiction. He understands the machinery of annihilation which no longer even granted the victim a dramatic death, which first of all dehumanised its prey and turned them into figures - into numbers tattooed on the body - and made them nameless to the point where no theatrical fantasy however unrestricted would be adequate. The plays which have dealt conventionally with this theme in Germany misunderstand the totality of the totalitarian state in that they try and show us that it aroused decisions of conscience, and heated debates, and involved clearly identifiable "villains" and heroic resistance men as a general rule rather than in exceptional cases. From the trials, and above all the Auschwitz trial, we have learnt that the truth is less flattering."

Hellmuth Karasek in "Stuttgarter Zeitung" of 21.10.:

"During the Auschwitz trial it was often commented that the constitutional state could only cope ineffectively with a crime which bears the name of Auschwitz, and that the acts committed in this name ultimately made a mockery of all possibilities provided by the criminal law and penal code. 'The Investigation' at least shows awareness of this, but in the east Berlin version, it reduces the problems to a conflict between a well-meaning prosecutor and a thick-skinned, unteachable fascist defence advocate."

Günther Rühle in "Süddeutsche Zeitung" of 21.10.:

"The subject under discussion excludes all pleasantries or anything that smacks of rivalry. The whole nation, on this and on the further side of the river Elbe, was implicated in Auschwitz... That mankind should realise what it is capable of - in torturing, in killing and in impenitence, - this was the great service rendered by the Frankfurt trial, at which no judge was able to give an incontestable verdict, because the scope of the civil law cannot expiate the monstrosity of these actions. That a nation in the midst of prosperity should recall its greatest abasement seems to us an act of self-

assurance. Whether this will have a healing effect still remains to be decided. Once cannot discuss Peter Weiss' play without saying that this newspaper has confidence in this healing influence...

It is striking how strongly the structure of the play motivates the effect of the conclusion, which is aggressive. From the point of view of structure Weiss is also open to criticism. Where he uses it to create a puffed-up pretext he shows that he departs from the general trend of the subject matter. Thus, the middle part of the Lili Tofler canto is out of context, because he uses Lili Tofler in order to deal with the role of industry, which was not up for judgement at this trial."

Walter Jens in "Die Zeit" of 29.10.:

"It seems to me that Weiss has not paid enough attention to the question whether Auschwitz was avoidable; he has not concentrated enough on making a historical reconstruction. I see Boger, but I do not see behind him the SS-member inciting and encouraging, the big industrialist; I see Klehr and Kaduk, but ... not the sinister straws in the wind showing which way things were going -- 'intellectuals do not belong to the nation, Jews do not forgive or forget, the communists our mortal enemies'...

Auschwitz as a threat in the future -- this aspect I missed even in Erwin Piscator's grand, skilful and precise production, just as I did in reading the play. In my opinion, Weiss should re-think his play in terms of public reactions."

Theatre directors in "Die Zeit" of 29.10.:

Arno Assmann (Cologne):

"This Oratorio helps to provide information, above all for young people, so that they in particular should no longer heed those who want to hush up what actually happened, or to pass it off as though such things never happened at all... Which party Mr Weiss belongs to, or professes to belong to, does not interest me. What is important is that every word of the Oratorio has been spoken."

August Everding (Munich):

"We are playing Peter Weiss's 'The Investigation' to help create the understanding which is the impulse and essential requirement for genuinely making amends, but which by itself cannot replace restitution... The Munich actors, the Kammerspiele, are not concerned with the political sympathies of their authors. If we have not performed works by many communist authors it is because their works seldom seemed good enough... 'The Investigation' becomes a dilemma only for those who think it takes an enemy of the Federal Republic to point out that among us collaborators in or accessories to the Nazi crimes have received high positions or high pensions. Peter Weiss records this fact in three or four sentences, without emphasising it at the expense of his main theme. He records it because it is relevant to his theme, if this pre-occupation with the horrors of the past is not to be simply a non-committal, ineffective threshing out of old straw. We join forces with him in this, not



out of hostility, but on the contrary, out of loyal responsibility for the Federal Republic, whose citizens we and our audiences are."

Erwin Piscator (Berlin):

"I sincerely welcome the fact that so many theatres have decided to give a first performance of 'The Investigation', - a fact which convincingly emphasises that the theme in question is one which concerns the whole nation, a nation in whose name the crimes to be investigated were committed. This so-called open premiere is an attempt, which is to be taken seriously, to give back to the theatre, on a broad, supra-regional basis, its status as an institution of moral importance... 'The Investigation' by Peter Weiss is based on incontestable facts established at the Frankfurt Auschwitz-trial, not on political speculations. The facts cannot be altered by political attitudes of any kind whatever. Thus the question of the author's political professions is entirely irrelevant to the case..."

Erich Schumacher (Essen):

"For me, the author's references to undoubted shortcomings and painful errors which have constantly emerged during the two decades following the time of Auschwitz do not represent party activity. The references should not be taken by us as a defamation but as an urgent warning... It is the play itself, and only the play, which interests me, and its aims in favour of a clear consciousness, and not the author's prayer book or party membership card."

#### News in Brief

The award of the Theodor Heuss Prize. The Theodor Heuss Prize for 1966 has been awarded to the Bamberg Youth Ring and the Hamburg journalist, Marion, Countess Dönhoff. The Bamberg Youth Ring received its recognition for "exemplary good-neighbourly and humanitarian behaviour" and particular tribute was paid to the fact that the Youth Ring alleviated the damage caused to the Bamberg Jewish Cemetery in June 1965 by one single vandal. In the citation, applying to Marion, Countess Dönhoff, the deputy chief editor of the Hamburg weekly newspaper, "Die Zeit", reference is made to "magnificent examples of civil courage, a feeling for democratic responsibility, fairness and masterly political style given by a responsible and active citizen of democratic Germany". The prizes will be awarded at a ceremony on January 29th, 1966.

Leo Baeck Prize. The Saarbrücken Ministerialrat, Dr. Ernst Blum, this year's winner of the Leo Baeck Prize (see "deutschland-berichte" No. 15) has donated the sum of 3,000 marks which goes with the prize to the blind in Israel. The Central Council of the Jews in Germany has contributed a further 7,000 marks for the same good cause.

Dr. Blum was handed the prize on December 5th at a ceremony, which was held in the House of the Cologne Synagogue Community and was attended by the Israeli ambassador, Mr. Asher Ben Nathan. The prize was awarded to the 65 year old head of the social aid department of the Saarland Ministry of Labour by the Central Council of the Jews for his tremendous and extraordinary success



fernst Weiss und sein  
Ainschwitz - prozess - Drama  
"Die fernkennung."

In.

Der Spiegel, Hamburg.

19, 43. (20. Okt. 1965).

p. 152 - 165.

Weiss, Peter

Bachmann, Claus-Henning  
Fornitierung gegen "Die for-  
nitierung" für Gesquadri  
Wirtsh. Staatstheater Stutt-  
gart.

In:

Abp. W'z d. J. i. D. D' d' d'.

20, 32. (5. Nov. 1965).

p. 7.

Weiss, Peter

Schneider, Peter  
über das Maras-Stück  
von Peter Weiss.

Zitiert:

Heinrich Heine. Krit. Aufl. Bern - TP 2/17.

Jahrg. 75, 4. (1964). p. 664

— 672.



## Weiss verwirklicht sein Stiftungsversprechen

Stockholm, 11. Februar (dpa)

Der in Stockholm lebende Schriftsteller Peter Weiss hat eine Stiftung gegründet, deren Erträge aus Tantiemen seines Stückes „Die Ermittlung“ verfolgten Personen zugewendet werden sollen.

Wie der Theaterverlag Arvid Engling, Stockholm, mitteilt, heißt es in dieser Stiftung unter anderem: „Ein Teil meiner Tantiemen von den westeuropäischen Aufführungen des Oratoriums ‚Die Ermittlung‘ soll als einmalige Spende einer Stiftung zur Betreuung der ehemaligen Auschwitz-Häftlinge, die im Frankfurter Prozeß als Zeugen auftraten, zugute kommen. Ein anderer Teil meiner Tantiemen soll dem Londoner ‚Defence and Aid Funds‘ für die Opfer der südafrikanischen Apartheid zur Verfügung gestellt werden.“

*Die Welt, Hamburg*

*18. Febr. 1966*

# Essay über die Revolution

New York: Das Royal Shakespeare Theatre gastierte mit „Marat“

Eigenbericht der WELT

New York, im Januar

New York hat auf den „Marat“ von Peter Weiss ähnlich reagiert wie London und Berlin, obwohl die Begeisterung nicht einmütig war. Sie galt uningeschränkt der aus London importierten Inszenierung von Peter Brook und dem Ensemble des Royal Shakespeare Theatre, das die Saison zweifellos um einen der interessantesten Theaterabende bereicherte.

Über das Stück selbst schrieb Howard Taubmann in der „New York Times“, daß es den Zuschauer mitunter durch seine Absurdität, durch Brutalität und „nackte Emotionen“ abstoßen könne. Aber es werde ihn nicht unberührt lassen.

Walter Kerr hat in der „Herald Tribune“ als einziger den Versuch unternommen, sich mit Peter Weiss kritisch auseinanderzusetzen. Er sieht in dem Stück die Abdankung des Dramatikers

zugunsten des Regisseurs, der einen Traum hatte, der Peter Brook hieß. Er meint, das Stück habe keine Struktur, das Rededuell zwischen Marat und de Sade sei statisch im Grunde nicht viel mehr als ein dramatisierter Essay. Ebenso gut hätte Peter Brook auch Freuds „Jenseits des Lustprinzips“ inszenieren können. „Das Drama“, so schließt Kerr seine ausführliche Besprechung, „wird hier seinem eigenen Diener überantwortet und ist nicht mehr Herr über andere.“

Die Kritiken in den Wochenschriften und Magazinen stehen noch aus. Übrigens brachte die „New York Times“ in ihrer Sonntagsausgabe, die am Tag vor der Premiere erschien, ein Interview mit Peter Weiss, das er vor zehn Monaten in London gegeben hatte und dem er jetzt ein Nachwort hinzufügte, in dem er sich ausdrücklich zum „Sozialismus“ bekennt. „Es ist die einzige Alternative“, schreibt Weiss. „Sein Widerpart ist eine Welt des Todes.“

H. S.

Hamburg  
Die Welt NO 3.  
(5. Jan. 1966).

# Grand Guignol auf germanisch

Stücke von Peter Weiss und Martin Walser im Theater der Nationen

Eigenbericht der WELT

Paris, 4. Juni

Die Beteiligung der Bundesrepublik am Theater der Nationen, die in den vergangenen Jahren recht repräsentativ und intensiv in der künstlerischen Ausstrahlung war, ist in diesem Jahr gering und wurde von der hiesigen Presse fast völlig übergangen. Im Anschluß an das Internationale Festival der Studententheater in Nancy sollte die Studiobühne der Universität Erlangen in Paris Hans Henny Jahnns „Straßenecke“ vorführen.

Statt dessen kamen nur die preisgekrönten Truppen aus Madrid und Preßburg und jene, die „ehrentoll erwähnt“ worden waren. Keine Erklärung wurde gegeben, weshalb die auf dem Programm des Theaters der Nationen genannte „Straßenecke“ abgesetzt wurde. Nun, die Erlanger Verdienste würdigten schließlich die Kritiker in Warschau.

Die Eröffnungsvorstellung im Sarah-Bernhardt-Theater gab das Théâtre d'Art, Athen, mit den „Persern“ von Äschylos in einer unklassischen Inszenierung von Karolos Koun. Die Chöre gestikulierten wild; abwesend war die Würde, die wir an früheren griechischen Gastspielen, -etwa denen von Alexis Minotis, geschätzt hatten.

Kleinere Truppen schlagen ihre Zelte auf dem Montparnasse im Théâtre Gaston Baty auf, wo wir das Stuttgarter Theater der Altstadt bewundern durften. Es ist der einzige, bescheidene

deutsche Beitrag zu den Theaterfestspielen, die ihren einstigen Glanz verloren zu haben scheinen.

Nachdem der Ruf von Peter Weiss' sagenhafter „Ermordung des Jean Paul Marat...“ bis an die Seine gedrungen war, horchte man auf, als man vernahm, daß des Autoren Erstling, „Die Nacht mit Gästen“, geboten würde.

Dann ging der Vorhang auf, und eine Moritat im Sprachschaffell eines Hans Sachs in der Art eines germanischen Grand Guignol ging über die Bretter, pantomimisch verfremdet, ernst und unheimlich, schließlich zum Lachen reizend. Klaus Heydenreichs erfindungsreiche Mise en scène überspielte geschickt die naiven Schwächen mancher Dialoge. Der Beifall galt eher den Komödianten, der Regie, kaum dem Stück.

Wahrhaft vergnüglich war dann Martin Walsers „Abstecher“, in dem der Regisseur den Hubert spielte. „Gehobenes Boulevardtheater“, meinten unsere französischen Freunde, „witzig, Humour noir; mit Recht strich Heydenreich das dritte Bild, weil überflüssig.“

Ob Walser nun, der noch keinen französischen Bearbeiter gefunden hat, demnächst hier gespielt wird, weiß man nicht. „Der Abstecher“ müßte dann auf jeden Fall von Ulm nach Chartres, Orléans oder Rouen verlegt werden.

Gerhard W. Weber

Verantwortlich Dr. Helmuth de Haas

Dr. Welt, No 129.

Hamburg, 5. Juni 1965



*Die Welt - Hamburg, No 193*

### **Peter Weiss im „PEN-Zentrum Ost und West“**

*(21. Aug. 1965)* Berlin, 20. August (UPI)

Der deutsch-schwedische Schriftsteller Peter Weiss ist in das unter kommunistischen Einfluß stehende „Deutsche PEN-Zentrum Ost und West“ aufgenommen worden. Wie die Sowjetzonenagentur ADN am Donnerstag meldete, wurden auf einer Präsidiumssitzung des Zentrums unter Vorsitz von Arnold Zweig neben Weiss als neue Mitglieder Hans Bunge, Günther Deicke, Konrad Farnert, Heinz Kahlow, Professor Bruno Kaiser, Henryk Keisch, Günter Kunert und Karl Mundstock bestätigt. Maximilian Scheer wurde laut ADN ins Präsidium kooptiert. Die 1951 gebildete Splittergruppe der internationalen Schriftstellervereinigung hat ihren Sitz in München. Das Zentrum Ost und West steht im Gegensatz zum Deutschen PEN-Zentrum, das sich 1949 in Göttingen konstitulierte.

**Heinrich Mann-Preis der Akademie der Künste an Peter Weiss.** *ap* Der Schriftsteller Peter Weiss ist am 31. März von der Ostberliner Akademie der Künste mit dem Heinrich Mann-Preis ausgezeichnet worden. Der Heinrich Mann-Preis ist die höchste Auszeichnung, die die Akademie verleiht. Er wurde dem Künstler für sein dokumentarisches Oratorium «Die Ermittlung» zuerkannt. In seiner Dankrede betonte Weiss, daß er sich in seiner künstlerischen Arbeit zu den Traditionen Heinrich Manns bekenne.

«Der Schweizer Familienforscher». -*er*. Im letzten Heft des 32. Jahrgangs überträgt Prof. A. Helbok (Götzens über Innsbruck) seine Untersuchungen über «Kulturentwicklung und berühmte Männer» eines bestimmten Gebietes, die er im gleichen Jahrgang schon auf Stadt und Kanton Zürich angewendet hatte, auch auf die Kantone Freiburg, Genf, Waadt und Wallis. Solche fast gewaltsam zusammengedrängten Uebersichten und zahlenmäßigen Zusammenstellungen bedeutender Vertreter der einzelnen geistesgeschichtlichen Arbeitsgebiete können Akzentverschiebungen und

*Neue Zürcher Zeitung*

*13. April 1961*

*Französl. Allg. am 28. Dez 1971*  
**Kulturelle Nachrichten**

**Peter Weiss' „Hölderlin“-Drama** kommt im Frühjahr 1972 am Dramaten in Stockholm heraus. Im Herbst 1972 ist eine Inszenierung im New Yorker Lincoln Center vorgesehen. Mit dem Stück gastiert das Württembergische Staatstheater im Frühjahr 1972 beim „Premio Roma“.

AP

Die Fernsehanstalten der DDR und



## Peter-Weiss-Interview

### Mein „Prozeß“

STOCKHOLM, 25. April

Die Tragödie des Bürgers, der seine „heile Welt“ zerbröckeln sieht, beschreibt Peter Weiss in seinem neuen Stück nach Kafkas „Prozeß“, das am 28. Mai in Bremen und Krefeld uraufgeführt wird. Eng ans Buch angelehnt, aber anders als bei Kafka ist der „K.“ in der Version des in Stockholm lebenden Schriftstellers kein kleiner Mann, der im Räderwerk der modernen Gesellschaft zermahlen wird, sondern ein Mann in gehobener Position, Prokurist einer großen Bank, der an Widersprüchen zerbricht.

Weiss sagte dazu in Stockholm: „Sein Lebenskonflikt aber ist, daß er kleinbürgerliche Ideale anstrebt; alles, was er erreichen will, entspricht den Werten einer illusorischen heilen Welt.“ Unaufhörlich Trugbildern nachlaufend, erlebt K. dann, daß diese Welt brüchig geworden ist, „daß es sich dort nur noch leben läßt, wenn man sich seine Blindheit erhält. Das kann er nicht. So geht er zugrunde.“

Seine Aktualität bezieht das Drama laut Weiss daher, daß die „Vorurteile, Zwangsideen, Wahngelbilde der kleinbürgerlichen Welt“ fortbestehen. „Sie wollen sich gern desto fester einnisten, je unruhiger, krisenhafter die Welt

wird“, sagt Weiss und hebt die Periode in Kafkas Leben zwischen Sommer 1913 und Sommer 1914 hervor: „Zwischen dem Ausbruch des Balkankriegs und dem blutigen Vorabend des Weltkriegs beschäftigt sich K. mit dem fruchtlosen Versuch, sich in einer ‚heilen‘ Welt zurechtzufinden. Ein solches Problem scheint mir äußerst aktuell zu sein.“

Folgerichtig will Weiss in seinen Zuschauern die Einsicht wecken, daß K. bei der Suche nach Lösungen für seinen Konflikt auf halbem Weg steckenbleibt, und er will das Publikum darauf aufmerksam machen, „daß die Welt, in der K. hoffnungslos gefangen bleibt, sich verändern läßt, daß die Befreiung, die K. erstrebt, erst zu erreichen ist, wenn die Mechanismen, die ihn in allen seinen Regungen niederhalten, zerschlagen sind“.

## Peter de Mendelssohn

### Thomas-Mann-Preis

Erster Preisträger des Thomas-Mann-Preises, der von der Hansestadt Lübeck gestiftet wurde, ist der in München lebende Schriftsteller Peter de Mendelssohn. Der Preis ist mit 10 000 Mark dotiert.

Peter de Mendelssohn schrieb eine umfassende Biographie Thomas Manns, „Der Zauberer“, die im S. Fischer Verlag erscheint.

F.A.Z.

Frankf. Allgemeine Zeitung, 26. April 1975

hundert.

Starkes Interesse an  
Weiss' „Hölderlin“-Stück

*Die Welt*  
*18. Mai*  
*1971*

Frankfurt a. M., 17. Mai (dpa)

Starkes Interesse zeigen die deutschen Bühnen an Peter Weiss' neuem Schauspiel „Hölderlin“. Nach der Uraufführung am 18. September im Stuttgarter Staatstheater soll das Werk in elf weitere Theater kommen. Einen Tag später wird es in der Regie von Claus Peymann im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg aufgeführt, eine Woche darauf in der Regie von Hans Hollmann im Berliner Schillertheater. Weitere Aufführungen sind geplant in Bochum, Bonn, Darmstadt, Essen, Kiel, Köln, Krefeld, Münster und Nürnberg. Die Schweizer Erstaufführung hat sich Werner Düggelin für das von ihm geleitete Basler Stadttheater gesichert.

*Aufbau, 1. März 1974*

## Revolutionär und Künstler: der Dramatiker Peter Weiss



„Seine Stücke sind die objektiven Korrelate eines unauflösbaren inneren Dramas, in dem der Revolutionär, der eine unerträgliche Welt zu ändern sucht, mit dem Künstler in Widerspruch gerät...“ So beschreibt der Literaturwissenschaftler Peter Demetz („Die süsse Anarchie“) das dramatische Werk Peter Weiss', das im modernen Theater einen überaus wichtigen Platz einnimmt. Weiss steht mit seinem politischen Theater in der Tradition Brechts, allerdings mit einem radikalen Stilwechsel in seiner Hinwendung zum Dokumentarstück aus der jüngsten Zeitgeschichte.

So benutzt er Aussagen und Fakten des Auschwitz-Prozesses und verarbeitet sie in ein Klagelied „Die Ermittlung“ (1965) das an erschreckender Realistik nicht mehr überboten werden kann. In einer unendlich scheinenden Zeugenreihe werden die Grausamkeiten des Naziregimes aufs genaueste entblösst. Überhaupt schien das deutsche Theater der sechziger Jahre auf eine Neue Sachlichkeit zuzustreben, denn das Theater der Wirklichkeit mit stark politischer Tendenz sieht man nicht nur bei Weiss sondern bei Günter Grass, Martin Walser oder Heinar Kipphardt.

Peter Weiss wurde 1916 in der Nähe von Berlin geboren. 1934 musste er in die Emigration nach Schweden gehen und lebt auch jetzt

noch in Stockholm. Er trat erst mit Erzählungen in die Öffentlichkeit. Berühmt wurde er durch sein Stück „Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats dargestellt durch die Schauspielergesellschaft des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade“ (1964). In diesem Theater auf dem Theater tritt Marquis de Sade als Gegenspieler Marats auf, der selbst von einem Irrenhaus-Insassen gespielt wird. In den Monologen werden die verschiedenen politischen Standpunkte deutlich: Sade als überspitzter Individualist und Marat als politisch Engagierter allerdings ohne sofortigen Willen zur Aktion. — In diesem Stück sieht man auch das persönliche Problem des Autors Weiss, der sich als Künstler, als Ästhetiker fühlt und dennoch eine sofortige politische Änderung fordert. Gute Beispiele dafür sind auch sein revolutionäres Maskenspiel „Gesang vom lusitanischen Popanz“ (1967) und der „Viet Nam Diskurs“ (1968).

1968 wurde sein Stück „Wie dem Herrn Mockinpott das Leiden ausgetrieben wird“, fertiggestellt. Dieses Stück ist eine Anknüpfung an Zirkusclownerie, ein Theater, das an Tairoff und Barrault erinnert und eher als Rückschritt des Autors zu interpretieren ist. Allerdings wurde das Stück schon 1963 konzipiert und kaum verändert. Der Politiker Peter Weiss zeigt sich aber wieder in seinem 1971 uraufgeführten Stück „Hölderlin“. Wie in den meisten seiner Stücke greift er auf historische Geschehnisse zurück, um sie für die Gegenwart zu aktualisieren. Nicht das literarische Genie Hölderlins ist für Weiss interessant, sondern die politische Funktion des Dichters, der sich gegen den Fürsten auflehnt und auf Revolution hofft.

Die Rolle Hölderlins in der Politik seiner Zeit ist bisher von der Forschung kaum beachtet worden. Peter Weiss geht sogar so weit, dass er einen Zusammenhang zwischen dem Ausbruch der Schizophrenie Hölderlins und der politischen Lage sieht: „... Die Angst der Verfolgung trieb diesen Menschen, von dem feststeht, dass er zur Resignation nicht bereit oder fähig war, zur Flucht in den selbst geschaffenen Kerker.“ Wie für den Helden seines Stückes ist auch für Peter Weiss die Rolle des Dichters ohne politische Bezugnahme ein Ding der Unmöglichkeit.

Karin H. Czerny



## „MARAT“ IN NEW YORK

New York bezog seinen bisher eindrucksvollsten Theaterabend aus England — vom Royal Shakespeare Theatre, das mit dem „Marat/Sade“-Stück, wie es hier kurz genannt wird, von Peter Weiss gastierte. Nicht nur den beiden Hauptdarstellern, Jan Richardson, der als Marat die Revolution in der Badewanne nachvollzieht, und Patrick Magee als Sade galt der Beifall eines sichtlich überwältigten Publikums, sondern der Regie von Peter Brook, die als choreographische Irrenhaus-Studie unvergeßlich bleibt. In dieser Aufführung gibt es keine Statisten, nur Mitglieder eines Ensembles, von denen jeder einzelne eine Krankengeschichte vorführt. Sie tanzen ihre Störungen, ihre Zustände und manischen Depressionen mit einer individuellen Hingabe an die ihnen jeweils gestellte Aufgabe, die jeden Irrenarzt entzücken würde. Die Palme des Monats gebührt somit nicht einem einzelnen Schauspieler, sondern den Irren von Charenton, die am Schluß vor das Publikum hintreten und ihm zuklatschen: Sie haben sich köstlich amüsiert.

*Hans Sahl*

*Die Welt: 1. März, 66*



# Auschwitz auf der Bühne

Auf siebzehn Bühnen wurde in der vergangenen Woche Peter Weiss' „Auschwitz-Oratorium“ in elf Gesängen, „Die Ermittlung“, uraufgeführt: in Erwin Piscators Freier Volkshalle in Westberlin, in Essen, Köln, München und Stuttgart; in der DDR beteiligten sich an der Ring-Uraufführung die Ostberliner Akademie der Kunst und die Theater in Altenburg, Cottbus, Dresden, Erfurt, Gera, Halle, Leipzig, Neustrelitz, Potsdam und Rostock; in England inszenierte Peter Brook das Stück für das Londoner Aldwych Theatre. Mindestens zwanzig weitere Aufführungen und Lesungen in Deutschland und im Ausland werden im Laufe der nächsten Monate folgen. Eine Funkfassung wurde, als Gemeinschaftsproduktion der deutschen Rundfunkanstalten, bereits von den meisten deutschen Sendern ausgestrahlt; der Bayerische Rundfunk, der Südwestfunk sowie die Schweizerische Rundfunkgesellschaft schlossen sich dem in Kürze an. Eine Fernsehfassung wird von Egon Monk für den Norddeutschen Rundfunk vorbereitet. Die Buchfassung der „Ermittlung“ ist soeben im Frankfurter Suhrkamp Verlag erschienen. Die Bedeutung des Gegenstandes, die für ein Theaterstück beispiellos rege Beteiligung der Kommunikationsmedien, die besondere gesellschaftspolitische wie künstlerische Problematik der Darbietung lassen es uns geboten erscheinen, uns in dieser Ausgabe in mehreren Artikeln mit dem Stück und mit seinen Aufführungen auseinanderzusetzen.

## Drei Fragen an fünf Intendanten

1. Von Joachim Kaiser wurde in der „Süddeutschen Zeitung“ (vom 4./5. September 1965) die Vermutung geäußert, die „einzigartige theatrale Wiedergutmachungs- und Aufklärungsaktion“, zu der Peter Weiss' „Ermittlung“ jetzt benützt würde, zeuge unter anderem von der Angst der deutschen Intendanten vor „scheußlichen Verdächtigungen“. Wie stellen Sie sich zu diesem Vorwurf?
2. An ganz anderer Stelle, nämlich in der „Welt“ (vom 19. September) wurde von Hans-Dieter Sander gesagt, „Die Ermittlung“ stelle eine „erste Partisanenaktion“ des zum Kommunismus konvertierten Peter Weiss dar: Er wolle mit seinem Auschwitz-Oratorium die „demokratischen Verhältnisse im Westen“ verunglimpfen; läßt die westdeutschen Intendanten nur rechtzeitig genug von Weiss' Sympathien für den Sozialismus gewußt, wären sie nicht so „ahnungslos“ gewesen, so wäre ihnen die jetzige „Zwickmühle“ erspart geblieben. Wie stellen Sie sich zu der These von der Partisanenaktion? Befindet Sie sich in einer Zwickmühle? Wäre „Die Ermittlung“ an Ihrem Theater auch dann gespielt worden, wenn Sie von der Revision der Weiss'schen Position rechtzeitig unterrichtet gewesen wären?
3. Halten Sie es für notwendig, „Die Ermittlung“ aus der üblichen Theatermaschinerie herauszunehmen oder von ihr abzuhängen? Wenn ja, welche Vorkehrungen haben Sie getroffen, damit dieses Oratorium nicht wie ein beliebiges anderes Stück auf Ihrem Spielplan produziert und rezipiert wird?

## Es antworteten:

Arno Assmann, Generalintendant der Bühnen der Stadt Köln:

1. Ich fühle mich in keiner Weise verdächtig. Denn wie Sie wissen, war ich selbst als Gastregisseur in Israel und wurde dort nicht als Fremder, sondern als Freund empfunden. Dieses Oratorium dient zur Information, vor allem für die Jugend, damit gerade sie kein Ohr mehr den Stimmen gegenüber haben soll, die das, was wirklich geschah, entweder vertuschen oder „als nicht so gewesen“ hinstellen wollen.
2. Davon kann überhaupt nicht die Rede sein. Mich interessiert nicht, welcher Partei Herr Weiss angehört oder zu welcher er sich bekennt. Wichtig ist, daß jedes Wort des Oratoriums gesprochen wurde.
3. Das Oratorium läßt außerhalb des Abonnements. Freiwillig soll jeder Bürger der Stadt über Teilnahme oder Nichtteilnahme entscheiden.

Angust Ewering, Intendant der Münchner Kammerspiele:

1. Zum Termin „Aufklärungs- und Wiedergutmachungsaktion“ ist zu sagen: Aufklärung gehört zum Auftrag des Theaters, das nicht nur eine ästhetische, sondern auch eine publizistische Anstalt ist. Das Publizistische (im Sinne der Mitteilung, ja der Überredung) dem Theater abstreifen zu machen, heißt es zähmen und fesseln. Wiedergutmachung dagegen ist dem Theater weder als Absicht zuzurechnen noch als Leistung zuzurechnen. Sie kann nur durch Taten, nicht durch Darstellung geschehen. Sie ist Sache des Zuschauers vor und nach der Aufführung, nicht Sache des Theaters während der Aufführung. Wir spielen Peter Weiss' „Die Ermittlung“, um zu jener Aufklärung beizutragen, die Impuls und Voraussetzung der wahren Wiedergutmachung ist, sie aber nicht ersetzen kann. Wir haben versucht, unsere Wiedergabe dieses Textes so zu gestalten, daß sie im Zuschauer nicht (als Schauspiel) falsche Katharsis, privates Erschrecken und-Mitleid, seelische Benüßigung bewirkt, sondern (als Mitteilung) höchste Beunruhigung.
2. Die Münchner Kammerspiele kümmern sich wenig um die politischen Sympathien ihrer Autoren. Wenn wir nicht allzu viele kommunistische Autoren gespielt haben, so deshalb nicht, weil uns deren Werke leider selten gut genug vorkamen. Wir spielen acht Stücke Bert Brechts, drei Stücke Peter Hacks' ohne das Gefühl, dadurch in eine „Zwickmühle“ zu geraten. „Die

Ermittlung“ wird nur für den zur Zwickmühle, der meint, man könne nur als Feind der Bundesrepublik vermerken, daß bei uns Mittäter oder Mitwisser der Nazi-Verbrechen hohe Stellungen oder hohe Pensionen erhalten haben. Peter Weiss registriert diese Tatsache in drei oder vier Sätzen, ohne sie auf Kosten seines eigentlichen Themas zu betonen. Er registriert sie, weil sie zu seinem Thema gehört, wenn anders die Beschäftigung mit den Greueln der Vergangenheit nicht unverbindliches, folgenloses Strohdreschen bleiben soll. Wir schließen uns ihm darin an — nicht aus Feindschaft, sondern gerade aus loyaler Verantwortung für die Bundesrepublik, deren Staatsbürger wir und unsere Zuschauer sind.

3. Wir spielen „Die Ermittlung“ Abend für Abend im Werkraumtheater der Münchner Kammerspiele. Wir wollten es mit diesem Text so halten, als richteten wir im Werkraumtheater eine dokumentarische Anstellung über das Vernichtungslager Auschwitz ein, die sich jeder, der will, ansehen kann, jeden Abend von acht bis elf Uhr. Entscheidend ist aber nicht diese äußere Abbeugung der „Ermittlung“ vom sonstigen künstlerischen und organisatorischen Betrieb. Entscheidend wird die Haltung in Ausdruck und Form sein, welche die Wiedergabe des Textes innerlich, bis ins darstellerische Detail hinein prägt. Durch die Art der Wiedergabe muß der Zuschauer zum Partner der Aufklärung werden, statt zum Objekt eines ästhetisch gefärbten Spektakels, dessen Inhalt und Attraktion das zentrale ist. Es kommt weniger darauf an, die Aufführung aus dem üblichen Theaterbetrieb herauszuheben, als darauf, den Zuschauer aus der üblichen Theaterhaltung herauszuführen. Das ist die Aufgabe von Regie und Darstellung. Es wäre Händelei zu behaupten, daß Regie und Darstellung auch in der „Ermittlung“ eine bedeutende Funktion haben. Nichts ist schwieriger, nichts verlangt mehr Arbeit vom Theater als die Forderung, das Theatralische von sich abzustreifen. Der Regisseur Paul Verhoeven hat eine Art des Spiels durchzusetzen versucht, die die Aufmerksamkeit auf die Mitteilung, nicht auf das Spiel lenkt.

Erwin Piscator, Intendant der Freien Volkshalle Berlin:

1. Ich finde die Tatsache großartig, daß sich so viele Theater entschlossen haben, gemeinsam mit der Freien Volkshalle Berlin an deren 75-jährigen Jubiläum die Ermittlung anzuführen, eine Tatsache, die überaus interessant ist, daß es sich hierbei um ein Thema handelt, welches die gesamte Nation angeht — eine Nation, in deren Namen die zur Ermittlung stehenden Verbrechen begangen wurden. Diese sogenannte offene Uraufführung ist ein ernstzunehmender Versuch, dem Theater im größeren überregionalen Rahmen seinen Rang als moralische Anstalt zurückzugeben. Den Intendanten dabei fragwürdige Beweggründe zu unterstellen, macht eher den Untersteller fragwürdig als die Intendanten.
2. Die Ermittlung von Peter Weiss beruht auf unlegibaren, im Frankfurter Auschwitz-Prozess ermittelten Fakten, nicht auf politischen Spekulationen. Die Fakten sind von keiner wie immer gearteten politischen Einstellung veränderbar. So ist die Frage nach dem politischen Bekenntnis des Autors hier völlig belanglos. Ich hätte deshalb ohne die geringsten Skrupel die Ermittlung auch dann uraufgeführt, wenn die Nachrichten über die politische Neuorientierung des Autors schon vor der Annahme des Stückes vorgelegen hätten. Ebensovienig werde ich mich bei der Annahme des neuen Stückes von Peter Weiss von Rücksichtnahmen auf politische Bekenntnisse leiten lassen. In der Zwickmühle befinden sich jetzt diejenigen, die mit ihren Aussagen nicht recht behalten haben.
3. Die Ermittlung hebt sich von selbst von der üblichen Theaterproduktion ab. Ebenso wird eine Aufführung, die der Vorlage gerecht werden will, aus der herkömmlichen Theatermaschinerie herausgenommen werden müssen. Für mich ist dieses Oratorium gewissermaßen das dritte Testament. Hier betritt das Theater tatsächlich wieder den kulturellen Bereich, aus dem es einmal weggezogen ist. Es bebt zurück aus dem Gefilden des Nazi-Asthetischen, des schönen Scheins, und wird zum beschwörenden Ritual eines majestätischen Schicksals, der erschütterndsten, sinnlosesten Passion der Weltgeschichte. Nicht mehr die Furcht vor den Göttern, sondern die Furcht des Menschen vor sich selbst wird hier als „Kulturbetrieb“ intendiert. Die Ermittlung ist bei uns keine Veranstaltung unter anderen, sondern sie steht für sich selbst auf unserem Spielplan, ohne jede Nachbarschaft zu anderen Stücken. Trotzdem ist hier dem Theater kein Zweitergebilde zu einmaligen Ableistung unterschoben worden. Die Art, wie dieses Abend für Abend doch recht verschiedene Publikum die Aufführung akzeptiert, zwingt mich, ehrsüchtig und voller Hochachtung den Hut vor diesem Publikum zu ziehen.

Erich Schumacher, Generalintendant der Bühnen der Stadt Essen:

1. Wenn ich mich nicht zu dem Stück entschlossen hätte, wären diese „Verdächtigungen“ ohne Zweifel leichter zu ertragen als die „Anklagen und Unterstellungen“, mit denen ich nach der Aufführung zu rechnen habe. Stellt man das Theater als einen analytischen und kritischen Katalysator in das gesellschaftliche und politische Geflecht unserer Zeit, dann muß man auf solche Auseinandersetzungen offener und verdeckter Art gefaßt sein.
2. Die Hinweise des Autors auf unbezweifelbare Versäumnisse und schmerzliche Fehler, die in den zwei Jahrzehnten der Folgezeit von Auschwitz immer wieder erkennbar wurden, stellen für mich keine Partisanenaktion dar. Sie sollten für uns nicht eine Verunglimpfung, sondern drängende Mahnung sein. Nach dem vielfach, aber nicht immer vollständig zitierten

Dieter E. Zimmer:

## Die Lesung in der Volkskammer der DDR

Das war ein Fall, um vor Zweifeln nicht aus noch ein zu wissen. Wären die Tatsachen von Auschwitz nicht ein so erstes Thema für das Theater, die Stätte des Spiels? Oder wäre vielmehr gerade das Theater imstande, die Fakten, die wie in dem Prozeß gegen die Mordekomparserie von Auschwitz und Birkenau zutage kamen, auch an einen Teil der Öffentlichkeit heranzutragen, der sie sonst nicht zur Kenntnis zu nehmen willens gewesen wäre — und auf diese Weise aus dem Frankfurter Prozeß, diesem einmaligen hilflosen Akt der Justiz, die auf Tatbestände dieser Größenordnung nicht eingetrigert ist, doch noch ein bewußtseinsbildendes Exempel zu machen? Oder wären die Theatermaschinerie und die geselligen Begleitumstände des Theaterbesuchs einer solchen Wirkung etwa gerade im Wege? Wäre also vielleicht der Ausweg der Theater zwar, aber unter Verzicht auf alles Theatralische — die öffentliche Lesung?

Hätte also die Deutsche Akademie der Künste in Ostberlin die bestmögliche aller Lösungen gefunden, als sie auf den Gedanken kam, Weiss' Oratorium von einem der besten Schauspieler der DDR (Helene Weigel, Ernst Busch, Ekkehard Schall, Wolf Kaiser) und einigen ihrer prominentesten Antifaschisten lesen zu lassen, dem Journalisten Peter Edel etwa, der Auschwitz überlebte, dem Schriftsteller Bruno Apitz, der Buchenwald überstand, dem Schauspieler Erwin Geschonneck, der Häftling in Neugamme war, dem Dichter Stephan Hermlin, der im Untergrund Widerstand leistete, bis er fliehen mußte?

Sie alle also wirkten dort mit: Erich Engel, Manfred Wekwerth, Konrad Wolf (der Akademie-Präsident), Lothar Bellag (führte Regie; Paul Dessau schrieb eine Musik; Karl von Appen entwarf ein karges „Bühnenbild“, im wesentlichen bestehend aus einem Lageplan des Stammlagers Auschwitz. Des weiteren erschieden auf dieser Liste der Mitwirkenden unter anderem: der Kulturminister der DDR Alexander Abusch, die Intendanten Wolfgang Heinz und Maxim Valentin, der Maler Werner Klemke, der Bildhauer Fritz Cremer, die Schriftsteller Wieland Herzfelde und Helmut Baierl. Die Veranstaltung war angelegt als eine antifaschistische Manifestation; daß Peter Weiss sich kurz zuvor wiederholt zum sozialistischen Lager Charakter einer triumphalen Solidaritätskundgebung („acht, er ist unser!“); und daß sie im Großen Saal der DDR-Volkshalle in der Luisenstraße stattfand (einem Mittelding zwischen Kolleg- und Operettensaal), machte aus ihr einen förmlichen Staatsakt.

Ich war bei der Lesung anwesend, ich sah einen Tag darauf eine „richtige“ Aufführung (die Inszenierung Erwin Piscators in Westberlin). Der Vergleich zwischen beiden hat mir manche meiner Fragen und Zweifel beantwortet.

Es erwies sich nämlich, daß wider Erwartung nicht die Lesung, sondern nur die Bühnenszenierung die tiefe Betroffenheit erzeugen konnte. Die Weiss beabsichtigt hat und deren Ausbleiben sein Oratorium nicht nur überflüssig, sondern sogar gefährlich machen würde. Die offiziellen Umstände der Volkskammerlesung, das Aufgebot an prominenten Namen, die Mischung von Laien und Schauspielern, welche bei aller Zurückhaltung, zu der sie angehalten worden waren, ihre Qualitäten nicht verleugnen konnten, der Kontrast zwischen Sprecherköpfen und Dilettantis-

Ausspruch von Weiss fühlte ich mich keineswegs in einer Zwickmühle. Mich interessiert einzig und allein das Stück und sein auf ein klareres Bewußtsein gerichtetes Ziel und nicht das Gebet- oder Parteibuch des Autors.

3. Ja, ich halte es für unbedingt notwendig, die „Ermittlung“ von allen Theatergelehrten abzuhängen. Das Stück erscheint bei uns nicht in den Abonnements- und Ringvorstellungen, sondern nur im freien Verkauf und vor allem an allen Tagen, die eine besondere Veranlassung dazu bieten können.

Die „Wiedergabe“ ist eine Gemeinschaftsarbeit des ganzen Schauspielensembles. Es gibt kein Programmblatt mit der Einzelaufzählung von Rolle und Darsteller. Alle Beteiligten werden ev. bloc genannt ohne Nennung etwa von Regie, Bühnenbild, Kapellmeister und so weiter. Unter den Beteiligten auf der Bühne ist auch der Oberspielleiter ebenso wie der Intendant, um zu betonen, daß wir hier eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen haben.

Walter Erich Schäfer, Generalintendant der Württembergischen Staatstheater Stuttgart:

1. Es könnte ja, obwohl es sich um Intendanten handelt, auch Leute geben, die es wirklich für nötig halten, daß diese Dinge immer wieder und immer deutlicher gesagt werden.
2. Die These von Herrn Hans-Dieter Sander scheint mir wirklich nicht mehr als eine These zu sein. Natürlich wäre „Die Ermittlung“ auch dann gespielt worden, wenn wir vorher gewußt hätten, daß Herr Weiss sich zu dem bekennet, was er Kommunismus nennt. Ob das auch Kommunisten Kommunismus nennen, ist eine Frage, die mich nichts angeht.
3. Ich halte es allerdings für nötig, dieses Stück aus dem üblichen Spielplanschema herauszunehmen. So schließen wir am Tage vorher das Theater und geben das Stück nicht ins Abonnement.

mus, der sich nicht vertuschen ließ — alles dies rückte gerade den Akt der Vermittlung des Textes an das Publikum so sehr in den Vordergrund, daß der Stoff selbst dahinter (einmal mehr, einmal weniger) verschwand. Statt auf die Worte zu hören, dachte man: Aha, jetzt also kommt der Abusch. Statt Bogers Ausreden zu überdenken, fragte man sich, wie ausgerechnet einem Apitz dieses Boger-Gerede über die Lippen käme. Das stimmte alles so wenig, daß die Unstimmigkeiten die Sache, um die es den Beteiligten zu tun war, verdunkelten. Die Ausschaltung allen Theaters, so stellte sich heraus, gereichte dem Text gerade nicht zum Vorteil, sondern behinderte seine Wirksamkeit auf fatale Weise.

Piscators Inszenierung dagegen: sie zeigte, was immer im einzelnen dazu zu sagen war, daß das Theater jedenfalls keine Apparatur zu sein braucht, die sich hinderlich zwischen den Stoff und das Publikum schiebt, sondern daß seine Möglichkeiten, intelligent genutzt, im Gegenteil dafür sorgen können, daß der Akt der Vermittlung unmerkbar wird und die unmittelbare Konfrontation von Publikum und Stoff stattfindet; und daß das Theater, so ehrenwert seine Skrupel auch sind, Unrecht hat, sich seiner selbst zu schämen und sich zu verleugnen.

Und nach dieser Erfahrung würde ich mich auch nicht mehr erheben, das zu tun, was mancher, der dem ganzen Unternehmen mit Skepsis entgegenah, für den Gipfel der Zumutung hielt — nämlich zu sagen: der war gut als Zeuge drei, der war schlecht als Kaduk, ich geniere mich nicht, zu sagen: Bruno Apitz war natürlich ganz und gar unmöglich als Boger (und das braucht den Autor von „Nackt unter Wölfen“ wahrlich nicht zu kränken), und zum Beispiel der Schauspieler Otto Mächtinger (bei Piscator), der den Angeklagten Stark sprach, war „gut“, er war „richtig“ in seiner dummschlauen, ewig unreifen Tätigkeit.

Wie nicht anders zu erwarten, tat die

Walter Jens:

## Die „Ermittlung“ in Westberlin

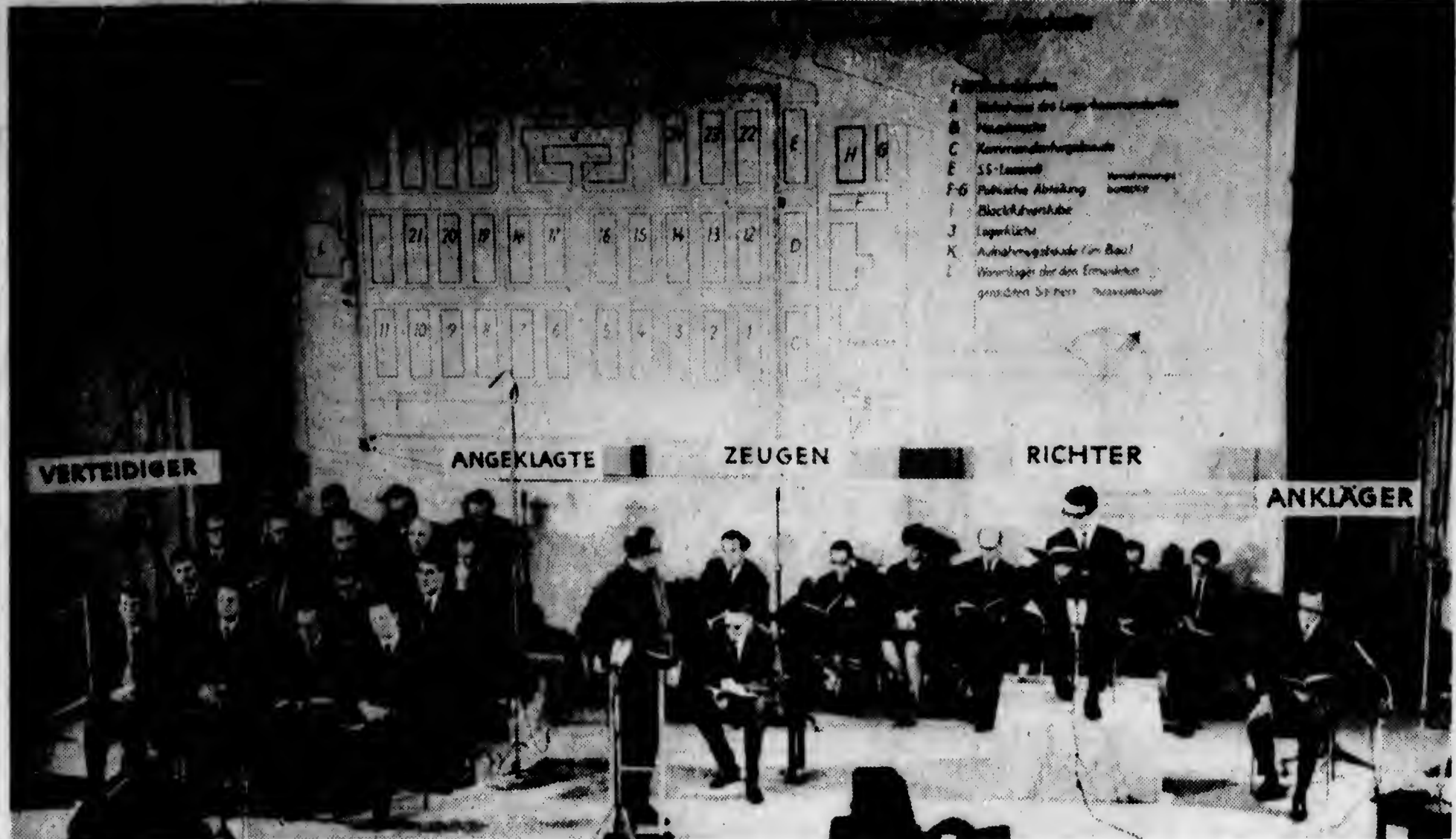
Es wird häufig behauptet — und der Autor hat das Seine getan, um die Legende zu stützen —, die wahren Verfasser der Ermittlung hießen Boger und Kaduk, Stark und Klehr, und Peter Weiss habe sich darauf beschränkt, die Sätze ein wenig zu glätten und den Zeugnisschwärz in eine einprägsame Szenensequenz zu verwandeln.

In Wirklichkeit aber besteht die Ermittlung aus einer mit hohem Kunstverständnis exakt ausgeklügelten Bilderabfolge, die das Häftlingschicksal, im Stil eines konsequent durchgeführten Dante-Zitats, von der Rampe bis in die Todeskammer verfolgt. Wer sich die Mühe macht, die dreifach caesurierten elf Gesänge mit Hilfe einer Graphik zu verdeutlichen, erkennt ein reiches Beziehungs- und Entsprechungsspiel, ein Alternieren von Lokalbeschreibung (Rampe, Lager, Bunkerblock, Feueröfen), von Marter-Darstellung (Schaukel, Schwarze Wand, Phenol, Zyklen B), von Folterknecht- und Häftling-Gesang: hier

Stark, dort, durch das Prälidium vom Überleben eingeführt, Lili Toller.

Was auf den ersten Blick als Unisono erscheint, erweist sich bei genauerer Prüfung als wohl gegliedert und bedachtam nummeriert: Man verfolge das Wechselspiel von Klimax und Antiklimax in den drei Gesangspartien und beachte die bedeutende Charakterisierung, ein vorsichtiges Abschattieren der Zeugen: Die Frauen argumentieren anders als die Männer, Zeuge 1 und 2 bilden die Brücke zwischen den Henkern und Opfern (sie sind es auch, die den Anklagebezirk bis in die Sesselreihen der Theater ausdehnen), Zeuge 3 spricht, über die Vorlage hinausgehend, Maximien des Autors.

Auch die Diktion der Akteure ist, bei grundsätzlich gleicher Behandlung des Sprachmaterials, in Witzigkeiten persönlich gehalten — so weit jedenfalls, daß die Figuren nicht zu Typen erstarrten. Nach der Lektüre schien es mir so, als



„Die Ermittlung“ von Peter Weiss — eine Lesung in der Volkskammer in Ostberlin

Aufnahme: Georg



habe Weiss bei dieser Personalskizzen, die nötig ist, um dem Betrachter ein Sich-Identifizieren nahelegen, eher zuwenig als zuviel Farbe verwandt. Wie plastisch wird der Jammerspekt, wenn in der Zeugin die Wölfin, wenn in Boger der sentimentale Biedermann erwacht und Dialekt-Einsprengel den Angeklagten Konturen verleihen: „Am Frühjahr 1942 erlegte ich die Keieprähm“...

An Stellen wie diesen wünscht man sich, der Generalstilisierung zum Trotz, mehr Mundart und Jargon, Akademiker-Rede und dumpfes Gebraut, kleine charakterisierende Sprachakzente, die im Mördern den thüringischen Kleinbürger oder bayerischen Bourgeois oder den ehrenwerten Familienvater aus dem Schwäbischen zeigen, ohne deshalb gleich ins Psychologisieren und ins Charakterhafte zu geraten. Manchmal, so scheint mir, klingt das keine, akkurat gegliederte und in Zeilenverse zerteilte Hochdeutsch ein wenig gar zu schön, zu poetisch —, und zwar auf beiden Seiten der Schranke —, zu gefällig und zuwenig fremdet. Hier wäre ein wenig Brechtisches Gegen-den-Strom-Schwimmen, wären Widerhaken, Fallstricke und Fußangeln vonnöten gewesen, um die Anteilnahme nicht erlahmen zu lassen.

So sehr ich Peter Weissens Scheu vor subjektiver Zutat und willkürlicher Akzentuierung verstehe: er hat ein Passionsstück geschrieben und nicht Bernd Naumanns Berichte aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in Verse gesetzt. Die Komposition verrät die Handschrift des Dramatikers und nicht allein sie: Die entschlossene Weiss die Materialien bündelt und rafft, je mehr er interpretierend hinzufügt (das Höllensingen des uniformen Gelächers!), je konsequenter er seine Praktik befolgt, die Szenen pointiert-provokativ schließt zu lassen — desto wahrer wird seine Geschichte, desto plausibler die Prozeß-Reaktion auf dem Theater.

Das vermeidbare Auschwitz, das geschichtlich zu rekonstruierende, das wiederholbare Auschwitz scheint mir bei Weiss zu kurz gekommen zu sein. Ich sehe Boger, aber ich sehe dahinter nicht das fördernde SS-Mitglied, den Herrn Großindustriellen, ich sehe Klehr und Kaduk, aber da Weiss es bei dem einen Ausblick beläßt (hinzuwachsen sind vier Anklägerzeilen im Lili-Klehr-Gesang), sehe ich, auf Exzesse starrend, nicht die kleinen Zeichen am Wege, Intellektuelle gehören nicht zum Volk, Juden vergehen und vergessen nicht, die Kommunisten: unser Tad-Feind, die unheilvoll und beängstigend sind.

Zwingt die Ermittlung uns, auf die Gegenwart zu reflektieren? Ermöglicht sie die jungen Leute vom Schlage jener Schülerin, die der Lehrerin zum Trotz, die Namen Israel und Auschwitz auf ihre Tür schreiben wollte? Entlarvt sie die Gesellschaft, der die Greuelthaten zuzuschreiben sind? Macht sie Gründe sichtbar? Weist Prämissen nach? Zeigt Konsequenzen auf?

Es war ein normaler Volksbühnenabend, „ich habe auf Maigret verzichtet, zum erstenmal“ sagte eine Frau hinter mir; „ein prima Stück“, meinte eine Siebzehnjährige in der Pause, „ich hätte nicht gedacht, daß es so spannend sei“; „ach, das ist das“, flüsterte mein Nachbar, als der Zeuge vortrat, dem Lili Toller ihren Brief zugesandt hatte. Die Ausflüchte der Angeklagten wurden belacht, ach nee und denkste, bei der Erwähnung der Greuel hörte man Anteilnahme, aber das Schlußwort blieb aus. Gelegentlich kam böhmisches Gelächter auf, sehr leise und immer an der richtigen Stelle, die Hauptverachtung — ein erstes Kompliment dem Regisseur Erwin Piscator! — galt den Eskapaden des Verteidigers; am

Schluß ging man schweigend, sehr nachdenklich und ernst hinaus; kaum jemand sprach.

Die Inszenierung war der Sache gemäß: anschaulich und rational zugleich. Schwarze Totentafeln bezeichneten die Stationen des Spiels, an der Rampe agierten die graugewandeten Zeugen, von denen Nr. 1 und 2, in Sakkos und mit Schläps, die Verbindung zu den Angeklagten, dunkel gekleideten Herrn in lässiger Haltung, herstellten. Scheinwerfer lösten den einzelnen vom Kollektiv, die oratorische Monotonie wurde durch gestische Akzente vom Tribunal, von der Zeugenbank, von der Henkertribüne aus chorographisch gegliedert. Auf diese Weise traten die Stärken des Stückes deutlich hervor.

Des Stückes: des mit ästhetischen Kategorien zu beurteilenden, der literarischen Kritik zugänglichen Stückes: Weiss hat aus Tausenden von Akten, aus Widersprüchen und Wiederholungen, aus fixierten Floskeln und stereotypen



Peter Weiss Aufnahme: Lilli Ozkok

Wendungen, aus Leidenskatalogen und Schreckenslisten, aus Statistiken und Topographien ein Drama gemacht, in dem — von einigen Ausnahmen, einigen Längen und unnötigen Reipen abgesehen — alles an seinem Ort steht, in dem jeder Angeklagte seine Szene erhält, der eine früher, der andere später, der eine als Protagonist, der andere als Chorus... ein Drama, in dem die Prinzipien des Lagers vorgeführt werden und die Haltung der Opfer, schwankend zwischen blindem Selbsterhaltungstrieb, passiver Resignation und solidarischen Handelns, zur Anschauung kommt.

Hier Monolog, dort, in der Szene vom Unterscharführer Stark, ein Streifengespräch klassischen Stils, hier die schreckliche Lyrik des Sterbens, dort die dramatische Stichoimie: Zitate wurden montiert, Erzählungen gerammt zu Abbriviaturen und Chiffren, Einzelstimme und Chor (die Massenleugnung auf der Anklagebank) begegneten einander im Wechselsang.

Soll nicht gefragt werden dürfen (meine Studenten werden Naumanns Berichte, die Protokolle und die Ermittlung im Sinne einer Schreibschule miteinander vergleichen), soll nicht erforscht werden, was er ausließ (und warum), was er veränderte (und warum), wo er umgruppierte, raffte, zusammenzog, hinzufügte, erweiterte, wiederholte — um der Plausibilität des Theaters willen und der Wirkung mit den Mitteln des Schauspielers? (Kipparth hätte mit den gleichen Materialien und der gleichen Freizügigkeit ein ganz anderes, Hochkultur wiederum ein anderes Dokumentations-Stück geschrieben)

In der Tat, es war ein Theater-Abend: Erwin Piscator sei Dank; er hat die optischen Valeurs, Aufsprünge und Setzen, Pilatus-Gestik der Angeklagten, Zeugenzeile vor dem Tribunal, mit Konsequenz, Entschiedenheit und Ernst gezeigt. Die Inszenierung, auskalkuliert und so wenig wiederlegbar wie das Stück, war meisterlich... sehr schade nur, daß einige Zeugen ins Charakterisierte gerieten. Die Uniformität der Syntax zwang den Schauspieler, der sich behaupten will, zu naturalistischen Extravaganzen, zu langen Pausen und Dramolert-Mimik. Ein wenig Dialekt-Anklang, einige kontaktsprachliche Variationen der Sätze und eine Abkehr von der ungeliebten Sachverständigen-Diktion (Kaduk ordnet Subjekt, Objekt, Prädikat doch anders als der Herr Caposius!) hätten die Akteure vor dem Ausbruch ins Psychologisieren bewahrt.

Sehr schade auch, daß Luigi Nomos bildüberbrückende Musik so geisterbahnhaf, so grell und Emotionen heischend geriet und damit dem Grundtenor von Inszenierung und Stück, der luziden Spiritualität und rationalen Durchsichtigkeit, widersprach. Gerade um dieser Gesetze willen hätte ich mir dann auch gewünscht, daß Piscator die Zentralpassage des dritten Zeugen bei verdunkelter Bühne und einem einzigen Scheinwerferstrahl hätte hersagen lassen — so wie sie kam, kam sie zu beiläufig, während sich Belangloses im Schwarz-Weiß-Kontrast an der Rampe herausgestellt sah. Damit aber wurde die einzige Passage abgeschwächt, die, von ganz wenigen Zeilen gegen Schluß abgesehen, geeignet erscheint, den Gegenwartsbezug herauszustellen (ach, hätte Weiss sie doch verstärkt und dem dritten Zeugen noch mehr das Profil des Deuters gegeben!), fähig, nicht nur das wirkliche, sondern auch das mögliche Auschwitz zu zeigen.

Auschwitz als Drohung von morgen: diesen Aspekt habe ich auch in Erwin Piscators großer, kluger und präziser Inszenierung in ähnlicher Weise wie bei der Lektüre vermisst. Weiss sollte, scheint mir, sein Stück auf Grund der Publikums-Reaktionen noch einmal durchdenken.

Der Schluß ist zu schwach, es fehlt die Verteidiger-Argumentation, es fehlt die Gegenkraft des Zeugen Nummer 3. Zwischen ihnen beiden: dem Advokaten der Klehr, Boger, Barezki und dem Sprecher der Opfer, die sich vor Gericht solidarisch erklären — auch sie dazugehörig, auch sie ein Teil der angeklagten Gesellschaft — zwischen ihnen beiden fällt heute und hier die Entscheidung.

### Hellmuth Karasek:

## Die „Ermittlung“ in Stuttgart

Die Stuttgarter Aufführung der „Ermittlung“ unterschied sich nicht in dieser oder jener Einzelheit von den (bisherigen) übrigen — sie war prinzipiell anders. Anstatt das Stück mit Regiezutaten aufzuputzen, hatte es Palitzsch von der Konzeption her verändert, er hatte es „dramaturgisch“ Eingriffen ausgesetzt, die viel diskutierte Frage, wie das Theater mit Auschwitz fertig werden könnte, für Stuttgart gegenstandslos machte. Keine Flucht in eine Lesung fand statt, die Bogers und Kaduks waren nicht in didaktisch redlichem Eifer in die ersten Parketreihen versetzt.

Zunächst: Die Bühne war in ein helles klares Licht getaucht. Keine Scheinwerferzauber setzten Akzente. Fest gruppiert waren nur Richter, Verteidiger und Ankläger. Sie saßen sozusagen abseits, setzten nur durch Fragen einen Prozeß in Gang, der Auschwitz als episdierenden Bericht lebendig, gegenwärtig werden ließ. Ein endloser, unendlicher Strom von Zeugen und Zeuginnen schien in Bewegung gesetzt: Die Sprecher lösten einander ab, bildeten Gruppen, traten ab in den Hintergrund, wenn sie momentan das Ihrige über Auschwitz berichtet hatten.

In voller Deutlichkeit konnte man in Stuttgart sehen und hören, was der Untertitel mit den „Elf Gesängen“ bedeutet. An der Rampe hing vor jedem einzelnen Gesang (Gerd Richter hatte die Szene mit Richtigkeit und Schlichtheit „ausgestattet“, so daß sie, ohne aufzufallen, die nötigen Akzente setzte) ein Lageplan von Auschwitz, der sich nach jedem Bild mit einer weiteren Beschriftung anfüllte: So wie in die leeren Umrisse des Lageplans nach und nach die Wirklichkeit von Auschwitz eingeschrieben wurde, so wurde nach den Ermittlungen nach und nach das Bewußtsein der Zuschauer mit dem angefüllt, was Auschwitz hieß. Hob sich dieser Plan, dann wurde eine Galerie von fotografierten Köpfen sichtbar: die realen Angeklagten des Frankfurter Prozesses. Und die Zeugen, die die Henker von Auschwitz wiedererkannten, taten das nicht, indem sie auf die mit Schauspielern besetzten Anklagebänke saßen, sondern indem sie auf die Köpfe der inzwischen Verurteilten blickten.

Die Austauschbarkeit von Opfern und Tätern, das grausige System der Maschinerie Auschwitz, die durch ihren Willen darüber entschied, ob einer auf die Seite der Opfer oder der Henker zu gehören habe, wurde auf diese Weise einsehbar. Die gleichen Schauspieler traten in dem Strom der Ermittlungen aus der Anonymität heraus, in

die Auschwitz seine Häftlinge gebracht hatte, sie traten heraus als Betroffene und Beteiligte: unwichtig, ob sich durch die Physiognomie die Vertreter beider Gruppen unterschieden.

Peter Weiss' „Ermittlung“ sagt über die Angeklagten nicht mehr und nicht weniger aus, als es der Frankfurter Prozeß tat. Psychologische Tiefen werden da nicht ergründet. Das Nicht-Erinnern-Können, das Nicht-Erinnern-Wollen kapselt die spielenden Angeklagten in der gleichen Weise von unseren Einsichten ab, wie es während des Prozesses durch die Worte, Ausreden, Phrasen der realen Angeklagten geschah. Und da Palitzsch keinen zu einer Studie des großen, abartigen Bösewichts oder des überlebenden Opfers zwang, vielmehr nur momentanes Verhalten abverlangte, weil die Klarheit nicht auf Biographien, sondern auf das Lager fallen sollte, mußten die Schauspieler sich weder bemühen von ihrer momentanen Rolle trennen noch ihr die Brillanz einer bühnenwirksamen Charakterstudie angeeignet lassen.

Wie zwischen den Juristen des Prozesses und den Zeugen eine unsichtbare Mauer des Nicht-Verstehens war — die Mauer, die zwischen heutigen Ermittlungen und dem erneuten Lebendigwerden damaliger Erfahrungen liegt —, so wurde sie auch zwischen den Zeugen von damals und den heutigen Antworten der Angeklagten spürbar.

Zwischen den einzelnen Gesängen hörte man Musik, die erst allmählich verschwand, wenn die Zeugen zu sprechen begannen. Es war dies keine Bühnenmusik, die wirksam mit ihren Mitteln versuchte, ein musikalisches Äquivalent zu Auschwitz zu finden — wie das etwa bei der Osterberger Lesung von Paul Dessau auf eher peinigende Weise versucht worden war. Was man in Stuttgart hörte, war vielmehr das, was real an Erinnerung an die Jahre geblieben ist, die ihre letzte Konsequenz in Auschwitz fanden. „Lili Marleen“. „Es geht alles vorüber“, zackige und väterländisch sentimentale Nazi-Gesänge, die die morschen Knochen zittern ließen oder dem Vaterland ihr weiches Herz opferbereit zeigten: Die damals unbekannte, zumindest verdrängte Realität wurde mit der bekannten, verkäuschten, offiziellen gemischt zu jener untrennbaren Einheit, die das Publikum an Hand seiner Erinnerungen daran gemahnte, daß ebenso fest wie der musikalische Kitsch das Vernichtungslager von Auschwitz zu den Jahren gehört, über die hier ermittelt wurde.

### Gerhard Schoenberger:

## Die „Ermittlung“ in München

Peter Weiss ist mit diesem Stück, wie mir scheint, etwas Außerordentliches gelungen. Das von ihm entworfene Bild des Verbrechens, seiner ungeheuren Dimensionen wie seiner grauenhaften Details, der irreparablen Folgen wie der weiterbestehenden Ursachen verrät nicht nur genaue Sachkenntnis und politische Einsicht. Der großangelegte Aufbau des Oratoriums, die dramaturgisch klug berechneten Steigerungen und die lapidare Prägnanz der mit sparsamsten Mitteln bearbeiteten Texte bezeugen einmal mehr den eminenten Kunstverstand dieses bedeutenden Schriftstellers.

In der Aufführung der „Ermittlung“ durch die Münchner Kammerspiele muß der Besucher zwangsläufig den Eindruck erhalten, daß die Bühnenbesetzung des Textes verfehlt sei und besser unterblieben wäre, da sie hinter die Wirkung des Buches zurückfällt. Verhovens Inszenierung ist unentschieden, halb szenische Lesung, halb Oratorium. Sie erreicht keine klare Gliederung, weder im Ablauf der Handlung noch im Raum der Bühne. Und sie löst keinerlei Engagement aus, da sie selbst kein Engagement erkennen läßt.

Die „Zeugen“, die wie alle übrigen Darsteller große schwarze Kladden in den Händen halten, als seien sie Chorsänger, sprechen ihren Part bis auf zwei Ausnahmen so hastig und monoton vom Blatt, als hätten sie selbst unter diesen Mitteilungen. Diese Form der Lesung ermöglicht zwar eine annähernd vollständige Wiedergabe des Textes, beraubt ihn aber jeder Eindringkraft.

Die „Angeklagten“ dagegen finden zum Teil menschlich so überzeugende Töne, daß man sich fragt, ob ihre Rechtfertigungen und Ausflüchte, die ohnehin populäre Ansichten spiegeln, nicht auf heimliches Einverständnis stoßen und das Gewicht der Anklage relativieren könnten, statt sich vor ihr zu dekouvirieren. Es ist sicher kein Zufall, daß die Münchner Kritik die Wirkung der Schlussworte von Mulka, die sich nach drei Stunden Beweisaufnahme eigentlich selbst ad absurdum führen mußten, als zwiespältig und mißverständlich empfand.

Was läßt sich aus den bisherigen Aufführungen in der Bundesrepublik lernen? Welche Erfahrungen wurden gewonnen, welche Schlüsse soll man ziehen?

1. Die Annahme, eine Aufführung des Oratoriums gebiete statuarische Strenge und äußerste Zurückhaltung oder sei überhaupt nur als szenische Lesung möglich, hat sich als irrig erwiesen. Je weniger das Theater sich selbst verleugnet, je bewußter es sich seiner spezifischen Mittel bedient, desto mehr nützt es der Sache, um die es hier geht.
2. Durch entsprechende Kürzungen, Rollenbesetzung und Regie kann das Stück leicht um seine dramatische Wirkung gebracht und politisch neutralisiert werden.
3. Das Stück ist zu lang, als daß es ohne Striche gespielt werden könnte. Die Originalfassung benötigt fast vier Stunden, aber schon die knapp drei der bisherigen Aufführungen scheinen für das Publikum fast noch zuviel.
4. Die unvermeidlichen Kürzungen können nicht einer Zufallsentscheidung der Theater überlassen bleiben.
5. Weit verbreitet scheint die Übung, die im

Dialog angelegten Widersprüche, dramatischen Zuspielen und refrainartig sich wiederholenden Befallsäußerungen der Anklagebank, die hier eine dramaturgisch und politisch gleich wichtige Funktion haben, aus dem Text zu eliminieren.

5. Die aus falscher Pietät und innerer Unsicherheit gegenüber dem Thema entwickelte Neigung, die Bühne zur Kirche zu machen und das Oratorium als Bußpredigt anzulegen, entspricht der gleichen Tendenz. Dazu gehört auch, daß man die Zuschauer am Ende entläßt wie aus einem Gottesdienst. Mir wäre es sympathischer, wenn das Kollektiv der Darsteller den Schlussapfel gestrot entgegennehme und ihn zu einer Demonstration des Einverständnisses in der Sache mache.

6. Das Oratorische zwingt das Publikum in eine unnatürlich starre Haltung, in der es weder wirklich empfinden noch nachdenken kann, weil diese Haltung zur bloßen Geste wird und jede Spontanität tötet.

7. Alle diese Erfahrungen sprechen dafür, den Bühnen ein verbindliches Aufführungsmodell, zumindest aber genaue Regieanweisungen und eine autorisierte Bühnenfassung an die Hand zu geben, damit nicht die vom Autor intendierte Wirkung unterlaufen und sein Stück jener Mentalität angepaßt wird, deren Herrschaft zu durchbrechen Peter Weiss seine Ermittlung geschrieben hat.

### Hermann Naber:

## Die „Ermittlung“ in der Presse

Hermann Naber ist Leiter der Hörspiel-Abteilung beim Südwestfunk und verantwortlicher Redakteur für die Funkfassung des Weiss-Stückes.

Als der Auschwitz-Film „Nacht und Nebel“ von Alain Resnais 1955 bei den Filmfestspielen in Cannes vorgeführt werden sollte, mußte er auf den Protest des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik hin zurückgezogen werden.

Das zweite diskutable Werk zum Thema Auschwitz, der Erzählungsband „Die Steinerne Welt“ von Tadeusz Borowski, konnte die Harmonie nicht stören; die geringe Auflagenhöhe machte offizielle Proteste überflüssig.

Mit dem Oratorium „Die Ermittlung“ von Peter Weiss verhält es sich anders. Der Quirkamp Verlag hatte das Stück im Frühjahr „wegen der Bedeutung des Themas und wegen der möglichen Wirkung“ zur offenen Uraufführung angeboten. Als Termin wurde der Tag des 75jährigen Bestehens der Freien Volksbühne Berlin festgelegt: Piscator hatte als erster zugegriffen. Alle westdeutschen Rundfunkanstalten, denen sich später die Schweiz anschloß, trafen die Verabredung, eine Hörspielfassung des Stückes gemeinsam zu produzieren und zu senden. Der NDR kündigte

eine Fernsehinszenierung an. Der Rundfunk der DDR erkundigte sich nach den Möglichkeiten für eine Übernahme der ARD-Hörspiel-Produktion. (Obwohl die ARD zustimmte, bereitet die DDR eine eigene Funkproduktion vor.)

Das war etwas anderes als die übliche Spielplanstrategie. Die öffentliche Diskussion ließ nicht lange auf sich warten. „Der gute Wille ist grenzenlos; und die Lust an der Wiedergutmachungssensation scheint zumindest nicht klein zu sein“, schrieb Joachim Kaiser.

Martin Walser hat in einem Aufsatz zum Frankfurter Auschwitz-Prozeß darauf aufmerksam gemacht, daß die Scheußlichkeiten, über die dort verhandelt wurde, nicht teilbar sind; daß unsere Distanz zu Auschwitz um so größer wird, je furchtbarer die Zitate sind, mit denen uns die Berichterstattung konfrontiert. „Ich glaube, wir werden Auschwitz bald wieder vergessen haben, wenn wir es kennen lernen nur als eine Sammlung subjektiver Brutalitäten... Es kommt kaum vor, daß sich von Mord zu Mord die Einsicht steigert in die Bedingtheit solcher Taten. Die gegenständliche Fülle der Nachrichten und die darin enthaltene Brutalität unterbindet die Reflexion. Das Bewußtsein bleibt leer.“

Walser meint die KZ-Prozesse und die Berichterstattung darüber, die sich — zumindest inhaltlich — kaum unterscheidet von den aktuellen Reportagen über Mord und Totschlag. Walser Argumente liegen sich auf „Die Ermittlung“ anwenden, wenn die Texte dieses Stückes nichts weiter wären als — wie es heißt — „schwach-rhythmisierte Zeitungsberichte“.

Peter Weiss hat jedoch, wie gründlichere Leser bald bestätigen, die Dokumente unterschiedbar gemacht; er hat die Protokolle geordnet, um die Gründe sichtbar zu machen für die furchtbare Wirklichkeit, von denen sie handeln.

Die Gegner der Aufführung zweifelten an der läuternden Wirkung des Stückes, weil es die Kunst vermissen lasse, die allein Läuterung bewirken könne. Paradoxerweise hat, was die Kritiker auf den Plan rief, die Aufführung dann nicht bestätigt: „Für die Strukturierung des Stoffes hat (Weiss) mehr getan, als sein Text auf den ersten Blick sehen läßt (Günter Rühle)“. An den entscheidenden Stellen nämlich kam Weiss mit den bloßen Dokumenten nicht aus, seine Arbeit bestand nicht darin, Protokolle zu skandieren. Der vierte „Gesang von der Möglichkeit des Überlebens“ enthält Passagen, die auf den ersten Blick übersehen wurden: An ihnen

### Deutschland — aber mo ist das?

Deutschland — gleich zweimal und ich weiß nicht, ist zweimal keimnal oder ist zweimal einmal

oder ist es — das hörte ich jetzt da hat einer gesagt er werde um jeden Meter deutschen Boden kämpfen —

ist Deutschland schon wieder da? Ich hoffe, da ist es nicht aber wo ist es dann?

Ich suche es nicht in Meter Boden und nicht in seinem Blut ich suche es in seiner Sprache ich suche es da wo es ist.

wird jene „Autorenstrategie“ erkennbar, deren Mangel Kaiser beklagte.

Die Realität hinter dem Stück ist nicht das Lager, sondern die Frankfurter „Strafsache gegen Mulka und andere“; sein Thema ist die Aporie dieses Prozesses, die kein Gericht lösen kann. Die Bedenken der Kritiker steigerten sich zu berechneten Klagen über die „vergewaltigte Bühne“, die dazu herhalten soll, das aus der Welt zu schaffen, was das Stück darstellt. Das Stück aber stellt dar den Widerspruch zwischen Gericht und Gerechtigkeit über Auschwitz; durch das Lamento über die vergewaltigte Bühne wird er nur bestätigt. Denn jede Bühne, die „Die Ermittlung“ aufführt, konfrontiert ihr Publikum mit diesem Widerspruch, der auch noch in einer mißlungenen Inszenierung deutlich wird.

Allerdings haben die Kenner des deutschen Theaters mit anderen Befürchtungen allzu oft recht behalten. Dort, wo auf die Mittel des Theaters am konsequentesten verzichtet wurde (Peter Brook ließ das Stück im Londoner Aldey-Theater von gerade erst fertiggestellten Übersetzungen lesen), war die Wirkung am größten. Nicht länger kann man aber die Fehler der Regisseure dem Stück ankreiden. Denn die Warnung vor der Inszenierung des Schrecklichen, die bis zum Überdruß wiederholt werden ist, hat an manchen Orten offenbar dazu geführt, daß auf Inszenierung überhaupt verzichtet worden ist.

Das Ergebnis war Langeweile, leeres Bewußtsein. „Die Regie, die bei diesem Stück zu führen ist, muß die unerträglichste sein, der Schauspieler ausgesetzt waren“, schrieb Siegfried Melchinger, und er wird wohl recht behalten; spätestens dann, wenn sich die Befangenheit dem Thema gegenüber in genaue Kenntnis des Stückes gewandelt hat. Nur Befangenheit vermag die unverholenen geäußerten Zweifel an der Redlichkeit der Intendaten zu erklären. Das Wort von der „Wiedergutmachungssensation“ hat Kreise gezogen.

So verschieden die Meinungen über die Angemessenheit einer offenen Uraufführung waren, so einzig war man sich, darin eine Aktion erbliden zu müssen. Hellmuth Karasek, der vor der Premiere einerseits fürchtete „was sich vorbereitet, sieht fatal nach einer ‚Gleichschaltung des schlechten Gewissens aus‘, andererseits aber — in Klammern zwar — „keineswegs Redlichkeit und Güte willigkeit der Theaterleiter“ anzweifeln mochte, fand angesichts aller Widersprüche das richtige Wort: Durch das Auschwitz-Stück von Peter Weiss sind wir in ein Dilemma gebracht worden.

Den frapperendsten Ausweg aus diesem Dilemma zeigte Hans-Dieter Sander: Peter Weiss ist ein Kommunist, sein Stück eine Partisanenaktion; er hat es geschrieben, „um syndrom mit den permanenten Propagandaaktionen des Ostblocks die Bundesrepublik anzugreifen“. Damit ist man bei denen, für die „Die Ermittlung“ wieder einmal Gelegenheit bot, zur Kommunistenjagd zu blasen.



Aus Briefen an die Redaktion

Peter Weiss und sein Auschwitz-Oratorium

Beweis für die Toleranz

Obwohl Journalisten ihre Meinungen nicht durch Leserbriefe zu verbreiten pflegen, und obwohl es unüblich ist, sich im Journalismus gegenseitig mit schriftlichem Applaus zu bedenken, muß ich Ihnen sagen, daß mich ihre kommentierende Behandlung des Falles Peter Weiss zuversichtlich und dankbar gemacht hat.

Die Beiträge von Günter Zehm und Hans-Dietrich Sander (Die Welt vom 25. Oktober und 18. September) schlossen Lücken, ja Klüfte, die andere Publikationen in anderen Zeitungen und Zeitschriften — vor allem durch Unterlassungen, in einigen Fällen sogar durch geistige Unterschlagungen — aufgerissen hatten. Als ich im Juni gegen Weiss' Auftreten und gegen seine Äußerungen in Weimar polemisierte, war ich noch fast allein — und das war eine sehr unangenehme Einsamkeit.

Weiss, der sich als geistigen Partisanen in der westlichen Welt bezeichnete, erlebte nach den rauschenden und rauschhaften Aufführungen seines „Marat“ nun die Massenpremiere seines Auschwitz-Stückes. Seine These, nach der Westdeutschlands Antikommunismus eine Fortsetzung des kriminellen Antisemitismus der Nazizeit ist, wurde von vielen Rezensenten überschrien. Es geht dabei gar nicht um Deutung oder Bedeutung des Dramatikers Weiss. Da Schuld und Verdienst wohl erst jenseits aller Naivität beginnen, bietet sich die Frage an, ob diese Behauptung in der „Ermittlung“ naiv oder perfide ist. Für die Wirkung des Stückes wäre die Antwort aber ohne Belang.

Ich habe neulich im Rundfunk mit dem Schriftsteller Robert Neumann über die gleiche These diskutiert, die er in seinem Roman „Der Tatbestand“ gesinnungslos wie Weiss vertritt. Wir kamen zu keiner Übereinstimmung. Neumann sieht das Gespenst eines systematisierten Neofaschismus in der Bundesrepublik und glaubt offenbar im psychischen und physischen Morden des Kommunismus zufällige oder auch untypische Einzelercheinungen zu erkennen.

Ich würde zwar auf die polemische Barrikade dafür gehen, daß Weiss aufgeführt und Neumann gedruckt und gelesen werden darf. Das gehört unter anderem zu den Beweisen gegen ihre eigenen Behauptungen, die bereits den Bereich der Denunziation unserer demokratischen Gesellschaft erreichen. Aber das Recht auf Widerspruch gegen sie darf nicht als Intoleranz verketzert werden.

In der Welt las ich die Klage darüber, daß „Die Ermittlung“ auch von deutschen Rundfunkanstalten zur Verbreitung erworben wurde. Diese Beanstandung erschien mir aber nur dann ganz treffend, wenn in diesen Anstalten jedes Korrektiv der Weisseschen Tendenzen fehlte. Ich erlaube mir deshalb, Ihnen zur mir notwendig erscheinenden Rundung Ihres Bildes einen Auszug aus einem Kommentar zur Verfügung zu stellen, den ich im Dritten Programm des SFB/RB/NDR sprach. Mir erscheint er als einer der Beweise dafür, daß sich die Anstalten öffentlichen Rechts nicht etwa der Gesinnungswucht des Peter Weiss unkritisch ausliefern:

Ich bin dafür, es laut zu sagen, daß Peter Weiss de facto zum Kommunismus konvertiert ist und daß sein Auschwitz-Stück dort zu einer politischen Unerträglichkeit wird, wo es Nazismus und Kapitalismus gleichgesetzt und identifiziert, und wo er seinem Publikum den Schluß nahelegt, ja aufdrängt, der Marsch des Industriellen Tötens und der tödenden Industrie habe von Auschwitz nach Bonn geführt.

Der mörderische Antisemitismus der Nazi-verbrecher sei übergegangen in

Die Haltung der Welt zu dem in diesen Tagen auf deutschen Bühnen und in deutschen Funkhäusern aufgeführten Auschwitz-Oratorium hat, wie erwartet, viele Leser veranlaßt, zur Feder zu greifen und der Redaktion zu schreiben. Wir veröffentlichten auf dieser Seite eine Auswahl aus diesen Briefen. Unter den Zuschriften, die uns erreichten, fand sich, wie fast stets, auch unsachlicher Tadel und Beifall von falscher Seite.

Der unerwünschte Beifall kommt, das war zu befürchten, aus den Kreisen derer, die Auschwitz nicht wahrhaben wollen oder die versuchen, die Verbrechen des nationalsozialistischen Staates aufzurechnen gegen die Greuel, die im zweiten Weltkrieg und kurz danach an Deutschen begangen wurden. Der bössartige Tadel kommt aus dem Lager derer, die — mehr oder weniger in Anlehnung an die politischen Ziele der Zone — die gesellschaftliche Struktur der Bundesrepublik und darüber hinaus des gesamten freien Westens grundsätzlich verändern wollen.

Sowohl mit diesem Beifall wie mit diesem Tadel haben wir gerechnet. Um nach beiden Seiten die Fronten zu klären,

soll hier noch einmal knapp dargelegt werden, aus welchen politischen Gründen — die künstlerischen stehen erst in zweiter Linie zur Debatte — sich die Welt gegen die Weissesche Bühnenfassung des Auschwitz-Prozesses gewandt hat.

Peter Weiss hat sich zum Sozialismus bekannt; das ist sein gutes Recht. Wer seine politischen Bekenntnisse liest, weiß, daß er nicht einen Sozialismus meint im Sinne der Labour Party oder der schwedischen oder der deutschen Sozialdemokratie, sondern im Sinne des Kommunismus: „... ich glaube, daß der Sozialismus heute das einzige System ist, das sich entwickeln wird. Ich stelle mich ganz hinter den Marxismus-Leninismus als Grundidee...“

Dabei wäre es eine Verfälschung der Wahrheit, wollte man behaupten, Weiss stünde seiner Spielart des Sozialismus völlig unkritisch gegenüber. Aber er hat sich ihm — zumindest jetzt und heute — nun einmal verschrieben. So ist das Auschwitz-Oratorium für ihn nur eine logische Fortführung der Kampfansage an die Gesellschaftsordnung des Westens, von der er meint: „Die hochentwickelte Wohl-

standsgesellschaft ist nichts anderes als eine Klassengesellschaft auf höherem Niveau, wo das ehemals revolutionäre Arbeitertum die Neigung entwickelt, die Normen der Bürgerlichkeit zu übernehmen.“

Oder an einer anderen Stelle seiner zuerst von der schwedischen Zeitung „Stockholms Tidningen“ und dann von dem SED-Parteiorgan „Neues Deutschland“ gedruckten „Arbeitspunkte“: „Die westliche Welt ist eine „vom Kapitalismus bedingte Ordnung, anstehend vom freien, unabhängigen miteinander konkurrierenden Unternehmertum bis zu den höchsten imperialistischen Konzentrationen.“

Die Tendenz, diese von Weiss verachtete kapitalistische Ordnung, das heißt die Gesellschaftsform der freien Welt, als die wesentlichste Ursache der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zu brandmarken, vergiftet das ganze Oratorium, auch wenn sie nur an wenigen Stellen klar zu erkennen ist. Die eindeutige sei hier zitiert:

Wenn wir mit Menschen / die nicht im Lager gewesen sind / heute über unsere Erfahrungen sprechen / ergibt sich für diese Menschen /

immer etwas Unvorstellbares

Und doch sind es die gleichen Menschen / wie sie dort Häftling und Bewacher waren...

Viele von denen die dazu bestimmt wurden / Häftlinge darzustellen / waren aufgewachsen unter denselben Begriffen / wie diejenigen / die in die Rolle der Bewacher gerieten

Sie hatten sich eingesetzt für die gleiche Nation / und für den gleichen Aufschwung und Gewinn / und wären sie nicht zum Häftling ernannt worden / hätten auch sie einen Bewacher abgeben können

Wir müssen die erhabene Haltung fallen lassen / daß uns diese Lagerwelt unverständlich ist

Wir kannten alle die Gesellschaft / aus der das Regime hervorgewachsen war / das solche Lager erzeugen konnte

Die Ordnung die hier galt / war uns in ihrer Anlage vertraut / deshalb konnten wir uns auch noch zurechtfinden / in ihrer letzten Konsequenz / in der der Ausbeutende in bisher unbekanntem Grad / seine Herrschaft entwickeln durfte

Die Gesellschaftsordnung, von der hier insinuiert wird, von ihr führe ein direkter Weg zu den Verbrennungsöfen des Nationalsozialismus, gilt natürlich heute — das läßt Weiss die Zuhörer seines Oratoriums nie vergessen — in der Bundesrepublik. Das ist die „Wahrheit“, die er verkünden will, der von sich wie von jedem sozialrevolutionären Schriftsteller fordert, daß er „die List besitzen muß, die Wahrheit... zu verbreiten“.

Das Diabolische an der hier praktizierten List liegt in der Tatsache, daß der Autor als Vehikel seiner Anklage gegen die westliche Gesellschaftsordnung das Thema Auschwitz verwendet, ein Thema, bei dem fast niemand sich von Emotionen freihalten kann. Dabei hat Peter Weiss unter dem Deckmantel einer Konfrontation mit der nationalsozialistischen Vergangenheit den aktenkundigen, millionenfachen Mord von Auschwitz mißbraucht zu einer handfesten Propaganda, die ganz im Sinne der kommunistischen Gegenwart der Zone wirkt. Darum geht es der Welt bei dieser Auseinandersetzung.

Günter Zehm schreibt erstens, daß es sich bei Peter Weiss' Stück „um eine tendenziöse Auswahl aus den nicht immer korrekt übernommenen Prozeßprotokollen“ handle. Es gibt keine solchen Prozeßprotokolle. Und im übrigen hat kein anderer als Generalstaatsanwalt Bauer in der Öffentlichkeit bestätigt, daß Peter Weiss eine präzise Wiedergabe geleistet hat, sein Protokoll schiene ihm eher vorbildlich für juristisches Protokollieren.

Günter Zehm schreibt zweitens, Weiss habe sein Stück „mit Endzeitmusik an Stelle der nüchternen Alltagsatmosphäre des Gerichtssaals“ eingerichtet. Auch das ist ein Irrtum von Günter Zehm. Die Musik von Luigi Nono ist eine Zutat der Inszenierung Piscators für die Aufführung in der Freien Volksbühne. Im übrigen hat zum Beispiel die Rundfunkfassung, die Peter Schulze-Rohr einrichtete, jene nüchterne Gerichtsatmosphäre eindeutig wiedergespiegelt.

Günter Zehm schreibt drittens, Weiss habe sein Stück als „Oratorium“ eingerichtet, mit „Gesängen“ an Stelle von Prozeßtagen oder Prozeßgegenständen, mit „Chören“ an Stelle von „Anklagebänken“. Die „Gesänge“ von Weiss bezeichnen genau die Prozeßgegenstände, die Zehm vermisst, und von „Chören“ steht im Text Weiss' kein Wort.

Die Stimme des Verlegers

Ich bedauere sehr, daß die Welt einen Leitartikel von Günter Zehm über „Die Ermittlung“ von Peter Weiss veröffentlichte, der nicht nur Mißverständnisse enthält, sondern auch Fehler und Entstellungen. Günter Zehm spricht ein Nein zur Aufführung der „Ermittlung“ in Theatern, im Rundfunk und im Fernsehen. Das ist sein gutes Recht, das ihm niemand bestreiten wird. Die Begründungen aber, die er für dieses Nein gibt, müssen öffentlich zurückgewiesen werden.

Günter Zehm schreibt erstens, daß es sich bei Peter Weiss' Stück „um eine tendenziöse Auswahl aus den nicht immer korrekt übernommenen Prozeßprotokollen“ handle. Es gibt keine solchen Prozeßprotokolle. Und im übrigen hat kein anderer als Generalstaatsanwalt Bauer in der Öffentlichkeit bestätigt, daß Peter Weiss eine präzise Wiedergabe geleistet hat, sein Protokoll schiene ihm eher vorbildlich für juristisches Protokollieren.

Günter Zehm schreibt zweitens, Weiss habe sein Stück „mit Endzeitmusik an Stelle der nüchternen Alltagsatmosphäre des Gerichtssaals“ eingerichtet. Auch das ist ein Irrtum von Günter Zehm. Die Musik von Luigi Nono ist eine Zutat der Inszenierung Piscators für die Aufführung in der Freien Volksbühne. Im übrigen hat zum Beispiel die Rundfunkfassung, die Peter Schulze-Rohr einrichtete, jene nüchterne Gerichtsatmosphäre eindeutig wiedergespiegelt.

Günter Zehm schreibt drittens, Weiss habe sein Stück als „Oratorium“ eingerichtet, mit „Gesängen“ an Stelle von Prozeßtagen oder Prozeßgegenständen, mit „Chören“ an Stelle von „Anklagebänken“. Die „Gesänge“ von Weiss bezeichnen genau die Prozeßgegenstände, die Zehm vermisst, und von „Chören“ steht im Text Weiss' kein Wort.

Ernst Cramer

einen artverwandten Antikommunismus, der wie durch einen Leitfaden, durch einen langen Henkerstrick herüberreichende von den Lagern Westdeutschlands bis in die Boulevards Westdeutschlands. Weiss sagte einst in Weimar, er müsse die Wahrheit, seine Wahrheit! — im Westen als Partisan verbreiten.

Der Partisan Weiss erlebte die Premieren seines Auschwitz-Stückes an vielen Theatern in Westberlin und in Westdeutschland. Auch in Ostberlin und in der Zone wurde er am selben Tage uraufgeführt. Es war trotzdem kein Ereignis gesamtdeutscher verbindender, Teilung überwindender Art. Aber es war ein Beweis für die demokratische Toleranz, die bei uns herrscht, trotz der bösen Buben, die Bücher verbrannten und trotz der Drohbriefe an das Kabarettisten-Ehepaar Lorentz.

Peter Weiss hat seine politischen Gegner durch das Auschwitz-Thema zunächst entworfen bis zur Wehrlosigkeit — aber durch die aktuell gemeinten Bezüge seiner Tendenz in diesem Stück legitimiert er sie wieder zu vollem legitimen Waffenbesitz und -gebrauch. Weiss hat Auschwitz nach meinem Gefühl und nach meiner Ansicht mißbraucht für einen aktuellen ideologischen Gesinnungszweck. Und er ist blind, als hätte er sich selbst geblendet, gegenüber der Kriminalität des politischen Ostens.

Es gehört zur demokratischen Freiheit, daß ich Peter Weiss, den bis in die Nähe der Genialität formal begabten Dramatiker, einen politisch gefährlichen Wirkkopf nenne, samt allen, die seiner Gesinnung huldigen — und das sind eine ganze Menge. Sie neigen dazu, Ansichten wie die eben von mir geäußerte, zu verketzern und als intolerant und anti-intellektuell zu mißdeuten. Und das wiederum ist nicht demokratisch.

Matthias Walden, Berlin

... und der Westen verzeiht es als Kunst

Günter Zehm zehrt Herrn Peter Weiss mit der „Ermittlung“ der Propaganda im Sinne der Zone. Aber hier ist doch ein ausgezeichnetes Werk, der ein Gemeinschaftserlebnis beider deutscher Teile hervorruft. Zudem machte er mit seinem schnellen Grenzübertritt am Tage der Uraufführungen die Durchsichtigkeit der Schandmauer weithin sichtbar. Und treiben die Theaterleiter in Westdeutschland nicht gesamtdeutsche Politik, wenn sie geförnte Langweile zum Kult erheben?

„Gesang vom Zyklon B“ — das ist oratorische Lyrik. Für Nachahmer gibt es den Peter-Weiss-Preis dazu, den man an der Schwedischen Akademie für Auslandsdeutsche bereithält. Im Auftrage des Marxismus gelingt dem „Ermittler“ alles, was ihm der Westen als Kunst verzeiht. Und insofern ist der Einwand von Herrn Zehm „Akt beispielloser Geschmacklosigkeit“ nicht zu begreifen. Kunst ist, was schweigend hingenommen wird.

In Ostberlin wählte ein Schauspieler von „Berliner Ensemble“ dieser Tage den Freitod. Merkwürdig — in einer Gesellschaft, die laut „Ermittlung“-Konstrukturen auf eine Überwindung der anarchistischen Zustände im Westen durch das Leben des betrieblernen Sozialismus östlicher Prägung stündlich wartet. Hierfür findet der „gezehmte“ Peter Weiss im nächsten Stück eine erlösende Antwort.

Krikor Melikyan, Berlin 30

Schlechtes Gewissen?

Unabhängig von den Ansichten Günter Zehms über Wert und Unwert sogenannter Dokumentationsstücke in ihrer politischen und ästhetischen Problematik — Ansichten, denen weitgehend zustimmen ist — müssen seine Folgerungen in bezug auf die „Auführungswürdigkeit“ derartiger Stücke meines Erachtens entschieden abgelehnt werden. Wir können und sollen uns die Freiheit nehmen, umstrittene Versuche der Vergangenheits- und Gegenwartsbewältigung von allen Seiten kritisch zu durchleuchten, oder haben wir etwa einen Anlaß, durch Boykottierungen den Ostbehauptungen eines „schweren Schlags gegen die Imperialisten“ einen Anschein der Wahrheit zu geben, um somit ein schlechtes Gewissen zu offenbaren?

R. Dietrich Schwartz, stud. rer. pol. Berlin 37

Wort des Steuerzahlers

Ihren Ausführungen stimme ich durchaus zu, nur hätten Sie am Schluß noch hinzufügen sollen: Und es stellt sich weiter die Frage, ob die Mehrheit der Steuer- und Gebührensahler sich diese kommunistische Propaganda der Theater und Sender noch lange gefallen lassen wird.

Dr. Otto Schmidt, Brokhöfe-Bahnhof

Was man aus Menschen machen kann

Diese Kritik zur „Ermittlung“ darf nicht unwidersprochen bleiben. Es ist einfach entsetzlich, daß einem Schriftsteller, der zum Osten konvertierte, nichts mehr abgenommen wird. Da ich noch unvoreingenommen das Stück zu sehen bekam, möchte ich hier meine Eindrücke Ihrer Kritik entgegenzusetzen.

Ein Autor soll freie Hand haben

Auch wenn es zuträfe, daß Peter Weiss die Prinzipien Brechts oder Sartres außer acht gelassen hätte, so wird man ihm ebensowenig das Recht absprechen können, das Thema nach den Prinzipien von Peter Weiss zu gestalten, wie die Befugnis zu Abweichungen von den Gerichtsprotokollen, die den ganz überwiegend dokumentarischen Charakter des Stückes keineswegs zerstören. Manche Kritiker meinten ja sogar, Weiss hätte sich noch viel zu sehr an diese Protokolle gehalten.

Solchen Einwänden dürfte aber kaum Gewicht zukommen, da für das fast nicht darstellbare Thema sich auch jede andere äußere Form mit Sicherheit als ein Prokrustesbett erwiesen hätte.

Wenn aber alle Kritikeleien nicht überzeugen wollen, was tun wir dann, um den unbequemen und nestbeschmutzenden Rufer mundtot zu machen? Ganz einfach: Laßt uns auch ihm kommunistische Einstellung vorwerfen, wie schon manchem zuvor, der gewollt oder ungewollt von jenseits der Mauer her beklatscht wurde.

Gerd Müller, Berlin

Kommunistenhaß und Judenhaß

Hans-Dietrich Sander zitiert eine Äußerung von Peter Weiss: „Der Haß auf den Bolschewismus ist in der Bundesrepublik die Nachfolge des Judenhasse.“

Herr Sander schreibt dazu: „Die Parallelen zwischen dem Kommunistenhaß und dem Judenhaß verleihten zwar dazu, ihren Verkünder nicht ernst zu nehmen. Logisch betrachtet bedeutet dieser Satz doch wohl: die Untaten der Kommunisten sind so erfunden wie die angeblichen Greuel, die die Juden den Menschen angetan haben, oder... (da die Untaten der Kommunisten dokumentiert sind); Die jüdischen Greuel sind nicht weniger faßbar als die kommunistischen Untaten.“

Mit Verlaub: Die Logik des Herrn Sander verleiht zwar, ihren Verkünder nicht ernst zu nehmen, aber es liegt zu viel daran, wie wir in der Bundesrepublik — zumal nach dem 19. 9. — mit dem „Kommunistenhaß“ fertig werden und mit den aberwitzigen Mechanismen kollektiver Selbstentlastung und kollektiver Feindmache. Was Peter Weiss sagt, oder vielmehr (weil es nicht um Peter Weiss geht, sondern um einen Sachverhalt), was in jenem Satz steht, ist nicht: — wie damals (?) die Juden zu Un-

Prof. Dr. Hartmut von Henlig, Direktor des Pädagogischen Seminars der Universität Göttingen

Peter Weiss hat sich zum Sozialismus bekannt, er sprach auch von den Schwierigkeiten, bei uns die Wahrheit zu verbreiten. Dafür hat ihn Günter Zehm kritisiert. Zehm liefert aber in seinem Beitrag selbst einen Beweis für die bei uns mehr und mehr üblichen Verleumdungen. Durch sein Bekenntnis ist Peter Weiss für Günter Zehm zu einem „kommunistischen“ Autor geworden, und damit kann die Hexenjagd auf ihn eröffnet werden.

Ich kann nicht einsehen, daß der Kritiker bei diesem Stück „weder politisch noch ästhetisch mehr sauber zu argumentieren“ vermag, daß das Denken hier abdanke. Warum sollten sich die Kritiker und sollten wir uns nicht fragen können, ob das vom Stück Intendiert geleistet wurde oder nicht. Wenig sinnvoll aber scheint es mir, an Stelle eines solchen kritischen Fragens den Autor politisch und moralisch zu diskriminieren.

Dr. Siegfried Unselid, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.

Furcht vor der Wiederholung

Einzig die willige Bereitschaft zu Einsicht und Reue lassen uns hoffen, daß Auschwitz nie mehr auferstehen wird. Auschwitz, der wahnwitzigste Zufall. Aber sind wir in Zukunft vor solchen Zufällen sicher, wenn Bühnen und Rundfunkanstalten, die erkannt haben, daß „Auschwitz wie Hiroshima, das Bild für etwas ist, das unauslöschlich in unserer Welt vorhanden ist, demgegenüber wir immer wieder unsere Entscheidung zu treffen haben“, (E. Piscator), ob schuldig und unmittelbar betroffen oder nicht, sich vorwurfsvoll von einer „Publizistik, die die Fakten von jeden Preis als manipulierte Propaganda abzustempeln sucht“ (E. Piscator), sagen lassen müssen, sie hätten sich zur Veranstaltung einer Kollektivgehirnwäsche hergegeben? Ich meine: Nein!

Georg H. Killan, stud. et publ. Berlin 33

Der falsche Mann

Es ist dankenswert, daß Sie als einzige unserer führenden Tageszeitungen sich mit der künstlerischen Qualität und politischen Intention des neuen Werkes von Peter Weiss „Die Ermittlung“ auseinandersetzen. Sie weisen zu Recht nach, daß die Mischung von Dokumentation und „Kunstwerk“ durchaus politisch absichtsvoll geschieht. So notwendig es ist, sich mit dem Grauen der Vergangenheit zu befassen, um zu verhindern, daß eine Wiederholung geschieht, so wenig bedarf es bei diesen Bemühungen eines Mannes, der sich zu der Ideologie eines nicht weniger verbrecherischen Systems bekennt. Wenn zudem der Versuch der Vergangenheitsbewältigung in einer künstlerisch unzulänglichen Form unternommen wird, so ist das um so mehr zu bedauern.

Günter Trieseh, Seligenthal ü. Siegburg

Es fehlt die andere Seite

Es erschüttert immer wieder jeden von neuem, wenn man von diesen Greueln und Morden in den Konzentrationslagern hört, doch wäre es wohl einmal notwendig festzustellen, ob bei dem Theater-Stück „Die Ermittlung“ auch freies dichterisches Walten mitgewirkt hat.

Auf der anderen Seite sollte man es aber nicht dabei belassen, in Form eines Theater-Stückes und in Form von Rundfunksendungen nur die früheren Untaten zu schildern, die in deutschen Konzentrationslagern vorgekommen sind, sondern man müßte genauso dafür besorgt sein, daß entsprechende Sendungen gebracht werden, welche zeigen und ausweisen, daß auch unsere damaligen Gegner vor ähnlichen Greueln und Morden nicht zurückschreckten.

Dr. Georg Rummel, Celle

\*

Wir können nicht lauthals gegen Tendenzen protestieren, mit denen Peter Weiss die große Schuld und Schande unseres Volkes pervertiert — so wie die

Amerikaner das machen gegenüber den zwielfichtigen Anti-Vietnamkrieg-Demonstrationen.

Wir können nur besorgt über den politisch demagogischen Mißbrauch der Theaterbühne im Falle „Die Ermittlung“ und über die politische Infantilität oder doch wenigstens Instinktslosigkeit mancher Theater- und Fernseh-Intendanten den Kopf schütteln.

Wir können aber auch der Presse Dank sagen für eine klare Haltung, eine verantwortungsbewußte Aufklärung und den Mut, gegen Anfeindungen und falsche Verdächtigungen — und die werden Günter Zehm nicht erspart bleiben — mit Recht geradzustehen.

Dr. jur. Hanns Lang, Tübingen

\*

Am 19. Oktober wurde das Oratorium „Die Ermittlung“ von Peter Weiss uraufgeführt, gleich an sechzehn Bühnen.

Wann folgt der zweite Teil — „Workuta“?

Elisabeth Baumgart, Solingen





Szene aus der Aufführung der Freien Volksbühne Berlin

Foto: Köster

## Oratorium über Auschwitz

Ring-Uraufführung der „Ermittlung“ von Peter Weiss in Berlin, Essen, Köln und München

Von unseren Korrespondenten

Berlin, 20. Oktober

Peter Weiss' „Die Ermittlung“, genannt ein Oratorium in elf Gesängen. Simultan-Uraufführung auf dreizehn deutschen Bühnen zu beiden Seiten der Zonengrenze, gleichzeitig eine öffentliche Lesung in der Ostberliner Akademie der Künste. Weitere Premieren der „Ermittlung“ werden in Kürze im In- und Ausland stattfinden. Die Rundfunkanstalten der Bundesrepublik und Westberlins strahlen den Text als Gemeinschaftssendung aus, der NDR zeigt das Oratorium im Programm des Deutschen Fernsehens.

Verhandelt wird auf den Brettern gegen die Massenmörder von Auschwitz. Die achtzehn Angeklagten tragen die Namen der achtzehn Angeklagten. Zehn namenlose Zeugen sagen stellvertretend für alle Zeugen aus. Für das Gericht läßt Weiss einen Richter sprechen, für die Verteidigung einen Verteidiger, für die Anklage einen Ankläger. Die Fakten sind zusammengeballt die Fakten des „wirklichen“ Prozesses, die Sprache des Dialog-Extrakts ist stillisiert, hält sich aber dem Inhalt und oft genug auch der Formulierung nach an das Prozeßprotokoll.

Zweck und Ziel sind aber nicht die Darstellung des Prozesses — sondern die Darstellung von Mordmaschinerie und Maschinisten. Schrittweise wird erforscht und hinaufbeschoren, was Auschwitz war, was alle Lager waren. Die Gliederung der Gesänge ist die Gliederung der Ermittlung. Bei der Eisenbahnrampe und der Selektion beginnt es, das Ende wird bei den Verbrennungsöfen erreicht. Dazwischen blättert sich auf die Geschichte der Folterungen, der Mordmethoden, der Mörder.

Bei aller Ordnung, die in diesem Konzentrat, dieser Protokollichtung waltet: Der Stoff ist stärker gewesen als der Ordner. Trotz strenger Dreiteilung jedes Gesangs hat Weiss ein szenisches Gleichgewicht nicht erreicht. Der lange Text hat im ersten Teil ein Übergewicht. Solcher Einwand zur Schreib- und Bühnenkunst mag zunächst belanglos erscheinen, geht es doch um die notwendige Bekanntmachung entsetzlicher Taten, geht es doch um die Lehre der Fakten, geht es doch um die Widerlegung der Lüge vom Befehlsnotstand.

Aber eine solche Bekanntmachung ist eben mit den Mitteln der Kunst nur beim richtigen Gebrauch dieser Mittel

möglich. Wer ein Gebirge transportiert, kommt ohne stabilen Wagen nicht aus. Weiss' Wagen ist nicht solide genug — und die mangelhafte Balance bei der Ordnung des Stoffs erscheint dabei nur als Fehler am Rande. Das Grundübel liegt darin, daß der außerordentliche Schriftsteller Peter Weiss die furchtbarste Wirklichkeit unserer Epoche in der Wirklichkeit des Protokolles belassen hat. Er läßt alles über Auschwitz sagen, so wie es gesagt worden ist. Er sagt selber fast nichts. Er referiert, er bringt nicht hervor. Was bei Kipphardts „Joel Brand“ an einem weitaus geringeren Text auf andere Art klar wurde, „Die Ermittlung“ bestätigt es: Politisches Dokumentations-theater kann seine volle Wirkung in der Polis nur haben, wenn das Dokument vollkommen in Theater, das heißt in Kunst umgewandelt wird.

Trotzdem ist „Die Ermittlung“ natürlich ausgezeichnet spielbar — trotzdem oder eben deswegen. Die künstlerische Schwäche des Textes mildert jedes Grauen vor den grauenvollen Fakten so weit, daß alle Vorausbedenken „Auschwitz ist nicht auf die Bühne zu bringen“ gegenstandslos sind. Am nächsten freilich werden wohl der Absicht des Autors die Aufführungen kommen, die man für den Lautsprecher und den Bildschirm produziert: Technische Mittel sind für das Dokument am besten geeignet.

Piscators Inszenierung in der Berliner „Freien Volksbühne“ verblüfft. Der Löwe des Agitationstheaters — warum verbarg er gerade bei diesem Text seine Pranken? Warum verzichtete er gänzlich auf Weiss' Stilisierung und ließ den Text als Konversation mit winzigen Schwerpunkten sprechen? Warum ertränkte er die Wucht der Fakten im Kunstlärm einer ebenso gut gemachten wie irritierenden elektronischen Musik (Luigi Nono)?

Dabei war die Szene trefflich stillisiert (Hans-Ulrich Schmückle) und arrangiert. Einunddreißig ständig auf der Bühne anwesende Schauspieler (unter ihnen Borsche, Berliner, Hilde Mikulicz) agierten zumeist so trefflich, daß fast jede Möglichkeit genutzt erschien. Peinlich war allein Pfitzmanns TV-lässiger Staatsanwalt. Dieser beklemmend vielseitige Schauspieler muß künftig etwas schärfer unterscheiden, wo Kesse Routine genügt und wo nicht.

Christian Ferber

Richter und Ankläger, rechts der Verteidiger. Die Aussagen wurden jeweils durch verstärktes Scheinwerferlicht herausgehoben. Nur wenige Gänge unterbrachen die statische Anordnung.

Dem Regisseur Joachim A. Mühsam war es nicht geglückt, die von Peter Weiss doch immerhin erreichten Steigerungen in den einzelnen Gesängen umzusetzen. Die Bemühung, sachlich und unterkühlt zu präsentieren, durchaus merkwürdig, wurde bei allen Stellen, wo ein sentimentaler Effekt zu erreichen war, durchbrochen; immer wenn von den Leiden der Kinder die Rede war, geriet das penetrant.

Der Gesang von Lili Tofler fehlte ganz. Das agitatorische Element des Oratoriums, vor allem dort, wo Peter Weiss es gegen die Industrie richtet, war eingeebnet. Die Aufführung litt darunter, daß zum Teil fast schlampig gesprochen wurde. Heinrich Vormweg

### Verwirrender Ton

Berlin, 20. Oktober

Während die Bühnen in Westberlin, in der Bundesrepublik und in der Sowjetzone sonst versuchten, der „Ermittlung“ mit theatralischen Mitteln gerecht zu werden, entschloß man sich in Ostberlin vor der Premiere in der Volksbühne am Luxemburgplatz, die in den nächsten Tagen stattfinden wird, zu einer szenischen Lesung. Mit dem Buch in der Hand, mit wenigen andeutenden Gesten und Schritten lasen Schauspieler wie Helene Weigel und Ernst Busch, Schriftsteller Stephan Hermlin und Bruno Apitz und auch der Minister Alexander Abusch in der Volkskammer die Rollen der Angeklagten, der Zeugen und des Gerichtspersonals. Die Wirkung war, wie berichtet wird, zwiespaltig. Die Kunst der professionellen Darsteller stand den Versuchen der Laien entgegen. Die Zwischenakt-Musik Paul Dessaus hatte einen ähnlich verwirrenden Effekt wie die elektronischen Klänge Nonos in Westberlin. Peter Weiss und sein Verleger Siegfried Unseld sahen den ersten Teil des Stückes in Ostberlin und fuhren dann zu der Piscator-Premiere in den Westen. DW

### Irritiertes Publikum

München, 20. Oktober

Die Regie von Paul Verhoeven war eindringlich, war leise und ganz der Sache dienend. Das Programm wies einige bekannte und viele unbekannte Schauspielernamen auf. Dadurch entstand jene gewisse, vom Autor angestrebte Anonymität: Die Masse wurde sichtbar, aus der gelegentlich der eine oder andere „Schrecken verbreitend“ hervortrat. Das rein Demagogische, das in der „Ermittlung“ natürlich enthalten ist, wurde klug und zugunsten der Einheit des Stückes akzentuiert, aber nicht übertrieben aggressiv gebracht.

Die Bühne war mit den einfachsten Mitteln zum Tribunal gemacht worden. Die Angeklagten saßen auf drei übereinander gebauten Bankreihen, Ankläger und Verteidigung agierten im Vordergrund, wo Mikrophone standen, gelegentlich Karten des Lagers und Bilder seiner Einrichtungen gezeigt wurden. Gewisse statistische Angaben und typische Aussprüche erschienen nur gelegentlich als Schriftbilder rechts und links von der Szene. Für das Bühnenbild war Alois Sippl verantwortlich, es erfüllte völlig seinen Zweck.

Das Publikum flüchtete begrifflicher Weise in eine gewisse Starrheit beim Anhören der unmenschlichen Taten, suchte in sich teilnehmende Abwehrkräfte zu mobilisieren — ein unmögliches Unterfangen angesichts der erwiesenen Tatsachen. Falsch verstanden, so will es mir scheinen, wurde von manchen die große Schlussfloskel des Angeklagten Nr. 1, der unter zustimmendem Beifall der übrigen Angeklagten dafür plädiert, das Vergangene vergangen, vergessen und damit vergeben sein zu lassen.

Dieser sehr bewußt eingesetzte aggressiv und aktuell gedachte Schlusshörkel irritierte nach der Aufführung eine Handvoll Zuschauer: sie dachten, der Autor habe dadurch Sinn und Zweck seines grausamen Spiels aufgehoben. Das aber wäre ein erschreckender Irrtum. Das Publikum verließ stumm und offensichtlich stark berührt die Aufführung.

Erich Pfeiffer-Belli

### Kein Stück für das Repertoire

Essen, 20. Oktober

Die Essener Inszenierung der „Ermittlung“ will als eine Gemeinschaftsarbeit des ganzen Ensembles angesehen werden. Intendant Erich Schumacher, der dafür lediglich „verantwortlich“ zeichnet, spielt selbst einen der Angeklagten. Theatralische Mittel sind so sparsam wie möglich eingesetzt. Die Bühne, schwarz und grau verkleidet, ist in der Mitte völlig leer für die Auftritte der Zeugen.

Diese sitzen, in breiter Front zum Publikum, im Hintergrund der Bühne auf einer leicht abfallenden Schräge. Rechts im Vordergrund der Bühne Richter und Ankläger (der Richter etwas erhöht); ihnen gegenüber auf der linken Bühnenseite der Verteidiger. Daneben die Zeugen 1 und 2 (die auf seiten der Lagerverwaltung standen).

Im Orchesterraum, auf drehbaren Stühlen, mit dem Rücken zum Publikum die 18 Angeklagten. Wenn sie sprechen, wenden sie sich langsam um und blicken ins Parkett. Sie tragen gläserne Halbmasken. Dies und eine stellenweise sehr sparsam angewandte Lichtregie sowie zwischen den einzelnen Gesängen kurze Musikeinblendungen (Luigi Nono) sind die einzigen theatralischen Zutaten dieser Aufführung, die sprachlich sehr sorgfältig erarbeitet ist und darstellerisch ziemlich genau die richtige Mitte hält zwischen Engagement und Distanz, neutraler Dokumentation und gezügelter Emotion — bei allen auftretenden Personen, seien es Opfer oder Angeklagte, Richter, Ankläger oder Verteidiger.

Die Aufführung, die, auf eine Dauer von zweieinhalb Stunden gekürzt, ohne Pause gespielt wurde, fand in Essen starke Anteilnahme und lautlose Aufmerksamkeit (selbst die obligaten Hüster verhielten sich still). Schweigend, ohne Beifall, verließen die Zuschauer — etwa zur Hälfte Jugendliche — das

Theater; und auch in den Gängen und Vorräumen blieb es lange Zeit bemerkenswert still; der Eindruck war ohne Zweifel stark und nachhaltig.

Die Aufführung soll in Essen nicht in die Serien der Vormieten und des Theaterregies aufgenommen werden; sie soll, wenn wir den Intendanten richtig verstehen, überhaupt nicht zum „Repertoirestück“ werden. Dr. Schumacher will das Stück „lediglich an Tagen, die besondere Veranlassung dazu bieten“, aufführen.

Edo Plunien

### Abstumpfende Aufzählung

Köln, 20. Oktober

Stumm, ohne Beifall und ohne Mißfallensäußerung nahm das Publikum in den Kölner Kammerspielen das Oratorium „Die Ermittlung“ von Peter Weiss auf. Überraschend war, daß die Inszenierung das bei der Lektüre immerhin starke Entsetzen vor der Häufung des Grauens in diesem Text einebene. Nicht Erdbeben lähmte die Zuschauer, sondern ganz offensichtlich die Länge. Das — trotz erheblicher Kürzungen — zweieinhalbstündige Parlando der Aufzählung von Schrecklichem stumpfte ab, statt zu erregen.

In Köln jedenfalls war solche Reaktion nicht dem Publikum zur Last zu legen. Ob sie unmittelbar aus dem Text folgt, darüber läßt sich andererseits nach dieser Aufführung nicht entscheiden, denn man sah eine zwar bemühte, doch bemerkenswert gesichtslose, verschwommene, unpointierte Inszenierung.

Die Angeklagten saßen mit dem Rücken zum Publikum vor der Rampe, bestiegen jedoch bei den längeren Aussagen die Bühne. Die Zeugen waren, einige in schwarzem, trikotähnlichem Kostüm, über den nach hinten ansteigenden Bühnenraum verteilt, jeder saß hinter einem hüfthohen Geländer. Links



## Peter Weiss' „Die Ermittlung“ in Berlin

Das neue Stück von Peter Weiss „Die Ermittlung“, auf das wir bereits früher hingewiesen hatten (siehe MB Nr. 38 vom 17.9.1965 und Nr. 39/40 vom 24.9.1965), wurde in West- und in Ost-Berlin am gleichen Tage uraufgeführt, abgesehen von den zahlreichen anderen deutschen Bühnen, die es am gleichen Tage herausbrachten. Peter Weiss trat einige Zeit vor der Aufführung in den Vordergrund des politischen Interesses in Deutschland durch die Veröffentlichung seiner „10 Arbeitspunkte eines Autors in der geteilten Welt“, in deren Rahmen er ein Bekenntnis zum Sozialismus des Ostens ablegte, schrieb er doch im letzten Punkt: „Zwischen den beiden Wahlmöglichkeiten, die mir heute bleiben, sehe ich nur in der sozialistischen Gesellschaftsordnung die Möglichkeit zur Beseitigung der bestehenden Missverhältnisse in der Welt.“ Diese Äußerung wurde mehr oder weniger als ein Bekenntnis zu der Gesellschaftsform der ostdeutschen Deutschen Demokratischen Republik ausgelegt. In die gleiche Richtung soll auch nach seiner eigenen Auffassung sein neues Auschwitz-Drama weisen, wozu er sagte: „Das Stück entbehrt nicht der aktuellen Sprengkraft. Ein Grossteil davon behandelt die Rolle der deutschen Grossindustrie bei der Judenaustragung. Ich will den Kapitalismus brandmarken, der sich sogar als Kundenschaft für Gaskammern hergibt.“

In seinem Stück, das er als ein „Oratorium von 11 Gesängen“ be-

zeichnet, hat er das Material des Auschwitz-Prozesses verarbeitet. Die Sprache ist leicht rhythmisiert, neben den Prozess-Protokollen sind auch theoretische Schriften mitverarbeitet worden. Das Stück bringt — im Gegensatz zu dem Oppenheimer-Schauspiel von Kipphardt — nichts über Urteilsverkündung und Urteilsbegründung, sodass die Frage der Schuld und ihres Ausmasses offenbleibt. Zeugen und Angeklagte werden gegenübergestellt. Vom „Gesang von der Rampe“ bis zum „Gesang von den Feueröfen“ findet sich eine Reihe von 11 Stationen des grausigen Geschehens. 18 Angeklagte treten mit ihren wirklichen Namen auf, die 10 Zeugen dagegen bleiben namenlos. Das Gericht wird durch einen Richter, einen Verteidiger und einen Angeklagten dargestellt.

Die Uraufführung in Ost-Berlin fand in der Form einer Vorlesung statt. Schauspieler und Laien lasen den Text in einer gekürzten Form in der Akademie der Künste. Widerstandskämpfer und ehemalige Häftlinge waren dazu eingeladen, sodass die Veranstaltung mehr einen Gedenkakt darstellte. In der Freien Volksbühne in West-Berlin dagegen inszenierte Erwin Piscator das Werk als politisches Theater. Die Bühne war ein schwarz ausgeschlagener Gerichtshof, die Angeklagten blieben den Zuschauern stets sichtbar, der Gerichtshof sass direkt vor den Zuschauern mit dem Rücken zu ihnen. Die Titel der Gesänge wurden mit weissen Lettern auf die Schwarze Wand projiziert. Ein-

zelne Personen traten ins helle Licht der Scheinwerfer. Zwischen den Gesängen ertönte die Musik von Luigi Nono mit Benutzung von Kinderchören, Gesangs-Solisten, Instrumenten und elektronischem Material.

Die Wirkung auf das Publikum wird dadurch charakterisiert, dass es in tiefem Schweigen, ohne Gespräche und ohne Händeklatschen das Theater verliess. Es mag sein, wie Beobachter sagen, dass sich das Theater bei dieser Gelegenheit in eine Stätte des „kultischen Bereichs“ verwandelte oder nach Piscators eigenen Worten zu einer Stätte, wo „die Furcht des Menschen vor sich selbst als Kulterlebnis intendiert wird“. Besonders tiefen Eindruck machten die Szenen, in denen sich ein individuelles Schicksal zeigt: das Ende der Lilly Tofler (eines jungen Mädchens, die einem Häftling einen Brief geschrieben hatte), der Tod eines kleinen Mädchens. Stark wirkte die Musik Nonos: Brutale, schrille Klangformen, anschwellende Klage-töne, Wimmern und Weinen, die Angst und Tränen erzeugten. Die

weissen Lettern auf dem schwarzen Hintergrund, Worte wie „Phenol“ oder „Feueröfen“, erschienen unter dem Eindruck dieser Klänge wie unmittelbare Bedrohung. Dennoch bleibt wohl auch hier die Frage offen, ob es möglich ist, das Unerträgliche zum Erlebnis zu bringen, ob ein Dokumentarbericht wirklich so zu ergreifen vermag wie das unmittelbare Erlebnis oder wie die Gestaltungskraft eines Dichters im echten Kunstwerk.

oe.

★

Bei der Stuttgarter Aufführung wurden Bilder der Angeklagten auf der Rückwand der Bühne gezeigt. In Köln fand die Aufführung in den Kammerspielen statt. Dort sasssen die Angeklagten auf einer Bank unter der Bühne mit ihrem Rücken zum Publikum und wurden zur Vernehmung auf die Bühne gerufen.

In London veranstaltete das Royal Shakespeare Theater eine Vorlesung des Stückes in der Nacht von 11.00 bis 2.15 Uhr. Es wurde ohne Dekorationen und ohne Musik gelesen.



## Hüben und drüben

## Goes, Grass und Weiss | Von Marcel

In der ZEIT vom 12. Februar wies ich darauf hin, daß sich die deutschen Schriftsteller an der fundamentalen Diskussion um die Frage der Verjährung nicht beteiligen. Es ging mir dabei überhaupt nicht um die Verbrecher von gestern, wohl aber um die Schriftsteller von heute; es ging nicht um den Nationalsozialismus, sondern um die Literatur in der Bundesrepublik. „Ich denke nicht daran“, meinte ich, „gegen die Haltung der Schriftsteller zu protestieren oder an ihr Verantwortungsbewusstsein zu appellieren... Ich kann nur nicht aufhören, mich zu wundern. Ich möchte nur begreifen, was eigentlich in ihren Köpfen vorgeht.“

Inzwischen hat eine Anzahl von Schriftstellern versucht, mich in Briefen zu belehren und mir zu erklären, warum sie schweigen und schweigen. Zwei von diesen Briefen scheinen mir besonders charakteristisch zu sein, weil sie weit mehr als die Anschauungen eines einzelnen erkennen lassen — diejenigen von Albrecht Goes, Jahrgang 1908, und von Günter Grass, Jahrgang 1927.

Goes schreibt, er sei „sorgfältig und nicht ohne Leidenschaft mit der Sache befaßt“, denn „zu quälend war und ist für mich die Vorstellung, daß der gutgekleidete Zeitgenosse, der einem im Sommer 1965 beim Kofferverstauen in der Eisenbahn hilft, zum Mordbubenbauken des Krumey oder zur Sadienclique Boger—Kaduk gehören könnte und wir hätten nicht alles getan, um dergleichen wo nicht unmöglich zu machen so doch zu erschweren oder zu verzögern“.

Nun gut, aber was geht daraus hervor? Goes beruft sich auf einen Satz, den er selber am 31. Dezember 1964 in einer Rundfunksendung zu sagen für nötig hielt: Es handle sich hier um „ein Problem, das mit dem Recht und mit der Gnade zu tun hat, mit dem Gewissen und mit der Verschlagenheit, mit dem dunklen Geheimnis der Zeit und mit dem hellen Geheimnis, das nicht von dieser Zeit ist“.

Jetzt fügt Goes hinzu: „Ich möchte gewiß nicht aus Mitleid mit den Wölfen posthum am Los der Schafe schuldig werden; ich möchte aber auch nicht dem Recht der Rache das Wort reden.“ Und sein Fazit: „Ich habe mich gründlich besonnen, aber ich fürchte mich vor dem schnellfertigen Wort.“

Ich schätze Albrecht Goes, ich verstehe seine Hemmungen, ich respektiere sein Schweigen. Dennoch scheint mir sein Standpunkt bedenklich, wenn nicht gar gefährlich zu sein. Ganz abgesehen davon, daß eine Äußerung dessen, der sich „gründlich besonnen“ hat, doch wohl kaum „schnellfertig“ sein kann, fürchte ich nicht weniger als jenes „schnellfertige Wort“ solche Begriffe wie das „dunkle Geheimnis der Zeit“ und das „helle Geheimnis, das nicht von dieser Zeit ist“.

Mit derartigen Formulierungen, die unendlich viel andeuten und nichts genau ausdrücken, sollte man, glaube ich, heutzutage besonders vorsichtig sein — zumal in Deutschland, wo man die raunenden Töne so liebt, wo es immer ein großes Publikum gab, das dem Klaren und Greifbaren eher abgeneigt war. Und dem die schöne und erhabene Dunkelheit gar trefflich mundete. Gibt es dieses Publikum heute nicht mehr?

Ich zweifle keinen Augenblick an der Lauterkeit der Motive von Albrecht Goes. Wer jedoch einerseits sein Schweigen mit der Furcht vor dem schnellfertigen Wort erklärt, sich aber andererseits nicht scheut, in der Öffentlichkeit auf die Problematik beispielsweise der Verjährung mit Hinweisen auf dunkle und helle Geheimnisse zu reagieren — der gerät leider in Verdacht, er wolle die schwierigen moralischen Fragen dieses Volkes und dieser Zeit aus der realen Gesellschaft und der konkreten Welt auf jene Höhen der Metaphysik heben, auf denen alles ebenso lösbar wie unlösbar ist. Gerade das haben deutsche Schriftsteller in der Vergangenheit so oft getan und damit so viel Unheil angerichtet, daß nun zu Mißtrauen und Argwohn für uns alle wahrlich Anlaß genug bestehen sollte.

Im übrigen kenne ich auf die hier angeführten Äußerungen von Goes keine bessere Antwort als dieses Zitat: „Ich weiß, es ist ein weiter Weg, bis auch die Haßerfüllten verwandelt sind. Das Leben wird nicht aufhören, uns einzuladen, an diesem Weg zu bauen. Und ehe nicht das wohl-bemessene Teil geleistet ist, darf keiner sich zur Rube begeben.“

Die Sätze stammen aus der 1949 geschriebenen Erzählung „Unruhige Nacht“ von Albrecht Goes. Nur glaube ich, daß man auf diesem Wege keinen Schritt vorankommt, wenn man die großen moralischen Fragen jeder rationalen Untersuchung feierlich entrückt, auf Geheimnisse verweist und sich schließlich in Schweigen hüllt.

Günter Grass, fast zwei Jahrzehnte jünger als Goes, argumentiert natürlich ganz anders: nicht metaphysisch, sondern pragmatisch. „Es wird wohl aufgefallen sein“, schreibt Grass, „daß öffentliche Deklamationen in den letzten fünfzehn Jahren wenig genützt und oft genug geschadet haben. Jeder noch so berechtigte öffentliche Protest, der nicht mit der notwendigen Macht, dem Protest Nachdruck zu geben, ausgestattet ist, entlastet allenfalls den Bundestag und seine Mitglieder, wie ja auch die lautstarke Forderung, es möge der Schriftsteller das Gewissen der Nation sein, nur dazu angetan ist, anderen Leuten das Gewissen abzunehmen.“

Vielleicht haben „öffentliche Deklamationen“ in der Tat wenig genützt. Möglicherweise haben sie sogar geschadet. Also mag es klüger sein, sie zu unterlassen. Einverstanden.

Aber sind Schriftsteller, um Himmels willen, nur zu „öffentlichen Deklamationen“ fähig? Können Schriftsteller ihre Ansichten zu Fragen, die alle angehen, nur äußern, indem sie sich Protesten anschließen, Petitionen verfertigen oder Manifeste unterschreiben? Ich halte — ebenso wie Grass — nicht viel von derartigen Kollektiv-Aktionen. Indes darf man es wohl von jenen, deren Metier die Sprache ist, erwarten, daß sie sich in wichtigen Fällen zu individuellen Stellungnahmen aufraffen.

Grass spricht jedoch von der Zwecklosigkeit von Protesten, die „nicht mit der notwendigen Macht, dem Protest Nachdruck zu geben, ausgestattet“ sind. Was soll das heißen? Welche Macht meint er eigentlich? Die der Parteien, der Kirchen, der Gewerkschaften, der Polizei, der Bundeswehr? Dem Schriftsteller steht, wie eh

und je, nur eine einzige Macht zur Verfügung: das Wort, die Sprache. Wenn er auf die Unterstützung anderer Mächte, die seinem Protest Nachdruck geben sollen, angewiesen ist, scheint mir dieser Protest überflüssig zu sein.

Auch kann mich schwerlich überzeugen, daß die „nicht mit der notwendigen Macht“ ausgestatteten Proteste von Schriftstellern allenfalls den Bundestag und seine Mitglieder entlasten. Mit diesem Argument könnte man am Ende sämtliche öffentlichen Diskussionen unterbinden. Werden nicht die Mitglieder des Bundestages auch durch die Kritik entlastet, die eine freie Presse übt? Ist daher deren Existenz zu bedauern?

Und schließlich: der Schriftsteller als Gewissen der Nation. Ob eine solche Forderung wirklich „anderen Leuten das Gewissen abzunehmen“ vermag, ist mir schon deshalb ziemlich gleichgültig, weil es um Menschen, deren Gewissen sich so rasch erleichtern läßt, ohnehin schlecht bestellt sein muß.

Ferner scheint Grass übersehen zu haben, daß möglicherweise derjenige, den das Schweigen deutscher Schriftsteller wundert, nicht unbedingt an das Wohl der Nation denkt, sondern, zunächst einmal, an das der Literatur. Wann immer sich Schriftsteller um die Fragen der unmittelbaren Gegenwart ernsthaft Sorgen gemacht haben, ist

dies zumindest ihrem Werke zugute gekommen. Soll man wieder einmal an die französische Literatur von Voltaire und Rousseau bis Camus und Sartre erinnern?

Ob die deutschen Schriftsteller von heute an der faktischen Entwicklung auch nur das Geringste zu ändern imstande sind oder nicht — ihr Schweigen ist auf jeden Fall beunruhigend, zumal sich kein einziger der prominenten Autoren beklagen kann, ihm seien die Publikationsmittel, die seiner Stimme die nötige Resonanz verschaffen würden, nicht zugänglich.

Der Einwand, ein Schriftsteller habe sich vor allem in seinem künstlerischen Werk zu äußern, das sich nicht in den Rhythmus aktueller Ereignisse zwingen lasse, scheint mir ebenso richtig wie in diesem Zusammenhang letztlich belanglos zu sein. Denn eine solche Erklärung kann immer nur für einzelne, freilich auch sehr viele einzelne, in Anspruch genommen werden, hingegen nie für alle, ausnahmslos alle Schriftsteller eines Landes oder einer Epoche.

Niemand ist verpflichtet, dem bedeutendsten deutschen Prosaisten nicht nur unseres Jahrhunderts, Thomas Mann also, nachzueifern, der während des Zweiten Weltkrieges die Arbeit an seinen Romanen unterbrochen hat, um aktuelle Rundfunksprachen zu schreiben. Aber dürfen sich die Schriftsteller in ihrer Gesamtheit jenen

Forderungen des Tages entziehen fühlen, die sich, beispielsweise, aus der Verjährungsdebatte ergeben haben?

Vor wenigen Monaten konnte man Zeuge eines unheimlichen und einzigartigen Schauspiels sein: Die Mörder von Auschwitz waren wieder in Auschwitz zu sehen, diesmal begleitet von ihren Anklägern, Richtern und Verteidigern. Und von manchen ihrer überlebenden Opfer.

Haben sich auch deutsche Schriftsteller die Mühe gemacht, zusammen mit dem Frankfurter Gericht zum Ort der größten deutschen Schande zu fahren? Ja, ein deutscher Schriftsteller hat es tatsächlich getan. Ist es wichtig, daß es nur ein einziger Schriftsteller war und nicht etwa fünf oder zehn? Nein, ich messe der Zahl keine sonderliche Bedeutung bei.

Daß es sich jedoch bei diesem einen einzigen deutschen Schriftsteller, der die Reise nach Auschwitz nicht gescheut hat, um einen Mann handelt, der 1934 vom nationalsozialistischen Regime aus Deutschland vertrieben wurde und vielleicht nur deshalb nicht in den Gaskammern von Auschwitz umgekommen ist, weil ihm die Flucht in ein neutrales Land gelang, um einen Mann, der bis heute im Exil lebt — er heißt Peter Weiss — dieser Umstand sollte uns allen, also auch Albrecht Goes und Günter Grass, zu denken geben.



# Peter Weiss — ein Dramatiker von Weltrang?

Seine Marat-Moritat im Spiegel der Theaterkritik und ein persönlicher Eindruck / Von Johannes Jacobi

Am 29. April 1964 muß im Zuschauerraum des Berliner Schillertheaters Euphorie ausgebrochen sein. Das jüngste deutsche Bühnenstück mit dem längsten Titel hatte bei seiner Uraufführung sensationellen Erfolg. Daß der Autor Peter Weiss von epischer Erzählweise her zum Theater vorgestoßen ist, deutet schon das Monstrum seines Stüchtitels an. Er lautet vollständig: „Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade.“

Eine blendende Inszenierung von Konrad Swinarski, an der drei Monate lang geprobt worden sein soll, schlug die Premierenbesucher in Bann. „Auswärtige Kritiker waren reihenweise angereizt“, berichtete die Berliner Zeitung „Der Abend“. „Sie wurden flankiert von den literarischen Kumpels der ‚Gruppe 47‘. Der Suhrkamp-Verlag rief — und alle, alle kamen.“

Den „nicht endenwollenden Ovationen“ durch das Publikum entsprach dann der Jubelchor, zu dem sich eine Reihe von Kritikern vereinte.

Trotzdem ließen sich nicht alle Rezensenten so weit hinarbeiten wie die Berliner Korrespondentin der „Süddeutschen Zeitung“, Karena Niehoff. Sie schrieb: „Es ist tatsächlich seit Brechts Tod das

kleine Zellen, in denen die weißbeleideten Hausbewohner sitzen. Zur rechten und zur linken wurden Gestelle errichtet. Auf ihnen sind eine kleine Musikkapelle und das Publikum in Gestalt der Direktorenfamilie placiert.

Die Spielfläche wird von zwei Requisiten begrenzt. In einer Badewanne hockt, nackt bis auf ein Leinentuch um die Hüfte, Jean Paul Marat. Er hat eine Schreibfeder in der Hand und läßt sich seinen juckenden Hautausschlag durch kalte Umschläge kühlen. In einem Lehnstuhl hat sich der Marquis de Sade niedergelassen. Er ist zugleich Beobachter und Verfasser der makabren, grotesken Moritat.

Das Spiel, zur Erbauung der Kranken gedacht, beginnt mit der Ansicht eines nackten Männerpopos. Wie alles, darf auch er symbolisch aufgefaßt werden. Peter Weiss will die Kebrseite der Revolution zeigen. Er sucht nach einer neuen Perspektive: modernes Theater auf dem Theater.“

Er hat sich ein höchst kunstvoll verschachteltes Arrangement ausgedacht. Man schreibt das Jahr 1808. Die Anstaltsbewohner stellen einen Vorgang dar, der sich 1793 zugetragen hat. Sie fallen aber immer wieder in ihre Gegenwart zurück. Der Direktor unterbricht das Spiel, wenn es ihm zu

alles in Frage. Er läßt das Publikum allein (obwohl er es formal fasziniert). Das ist die große Schwäche des virtuoseren Stückes. Er antwortet hier nicht: Wie ist Leben noch sinnvoll?“

\*

Hier ist ein entscheidender Punkt erreicht. Trotz dem historischen Stoff erscheint Weiss' „totales Theater“ zutiefst verwandt mit dem Theater des Absurden. In einem Programmheft-Artikel, der das Stück erklärend empfehlen möchte, hebt Marianne Kesting unter verschiedenen Herkunftsstellen für Weiss besonders Artaud hervor: „Während im Theater Brechts die Bühnenmittel exakt voneinander getrennt werden, sind sie in Weiss' ‚Marat‘, gemäß der Theorie Artauds, fusioniert, so daß, trotz des rationalen Dramenaufbaus, durch die Vielzahl der Aktionen, Bühnenmittel und Sprachebenen bei der Aufführung ein quasi surrealer Eindruck entstehen wird, der Eindruck einer Phantasmagorie.“

Er entstand in Berlin nicht. Vielleicht findet einer der künftigen Regisseure einen Inszenierungsstil, in dem „die sich überkreuzenden und einander überlagernden Handlungsabläufe als Träume und Visionen de Sades“ erkennbar werden.

Konrad Swinarski lenkte im Schillertheater die Erwartungen der Zuschauer in eine andere Richtung. Bei ihm baute sich das Stück zunächst aus realistischen Episoden auf. Dabei mußten die Schauspieler manchmal wahre Kunststückchen vollbringen. Heinz Ritter hat das gesehen, als er über die Darsteller schrieb: „Sie hatten kein Futter, keine Rollen unter den Händen — sie mußten sozusagen aus dem Stand agieren.“

So glänzend das die große Barlog-Mannschaft im ganzen und die Protagonisten im besonderen vollbrachten, ich fragte mich angesichts dieser Inszenierung wiederholt, wieso der Marquis de

Sade von Ernst Schröder eigentlich der Verfasser des Spiels im Spiel, der geistige maître de plaisir sein sollte. Dramaturgisch viel aktiver agierte der „Ausrufer“ von Stefan Wigger, ein Narr und Souffleur, der von Swinarski als Spielführer in den Vordergrund manövriert worden war.

Das irreal Element wird in der Berliner Aufführung gewiß auch berücksichtigt. Ein Hauptmittel, die Musik von Hans-Martin Majewski, gelangt in ihrer Substanz jedoch nicht weit über die Illustrationswerte von Filmmusik hinaus. Wird sie trotzdem so massiv eingesetzt wie von Swinarski, dann drückt sie gefährlich auf das Gesamtniveau.

Zur „Entwirklichung“ tragen auch pantomimische Szenen bei, für die der Choreograph Deryk Mendel alle Mienen springen läßt. Das ergibt Gag über Gag und revuehafte Wirkungen. Sie lenken zwar ab von den Monologen, die Peter Mosbacher (Marat) und Ernst Schröder als hoffnungslose „Gespräche“ nebeneinander führen. Aber die Ermüdung des Zuschauers wächst.

Ist man endlich so weit, das Ganze als eine Demonstration der Sinnlosigkeit, als Absurdität, zu begreifen, dann sind, einschließlich einer langen Pause, erst zweieinviertel Stunden vergangen. Mir erschienen sie länger als eine Aufführung der „Götterdämmerung“.

Die Situation ist nicht ohne Pikanterie: Angesichts einer hochartifizialen, überinszenierten Aufführung proklamieren Literaten einen zweifellos ungemein geschickten Theatraliker zum bedeutenden Dramatiker. Und ein Teil sachkundiger Theaterkritiker läßt sich düpiieren.

Da jedoch der Anspruch so hoch geschraubt wird, auch Weiss' Beherrschung von Szenenmitteln fast auf Anhieb eminent erscheint, drängt sich mir für dieses „totale Theater“ der Absurdität die Schlußformel auf: geistig verbrämter Zirkus.



Peter Weiss

Aufnahme: Lütli Ozkok

erste bedeutendere Bühnenwerke eines Deutschen; das erste, das vielleicht aus der bundesdeutschen Enge in die Welt ansbrechen könnte.“

Als solche Prophezie zu Papier gebracht wurde, hatte der Suhrkamp-Verlag bereits wissen lassen, daß Peter Weissens Marat-Moritat für London, Lyon, Warschau und Stockholm schon „angenommen“ worden sei...

Suhrkamps Mannen sammelten die Stimmen, zählten, wählten und exzerpierten ausschließlich zustimmende Sätze auch aus solchen Kritiken, in denen Vorbehalte angemeldet worden waren. Auf fünf eng getippten Seiten Reklame, die flugs verschickt wurden, ist kein einziges einschränkendes Wörtchen zu lesen. Das sind seltsame Praktiken eines so renommierten Verlages.

Vier Wochen später sind die „Marat“-Aufführungen im Berliner Schillertheater noch immer ausverkauft. Der Applaus klingt jetzt zwar zäher als nach der Premiere. Doch tut sich etwas in Berlin, das man wohl gesehen haben muß.

Wer im Gegensatz zu den Jubelkritikern während der Theatervorstellung auf rätselhafte Weise müde geworden sein sollte, der kann in einem wohlfeilen Büchlein der edition suhrkamp (Band 68) den vollständigen Stüchttext nachlesen. Es muß nicht am Zuschauer liegen, wenn einer sich nicht gepackt fühlt; auch nicht an den Schauspielern, die eine der exzellentesten Aufführungen exzerzieren, die in Deutschland zu sehen sind. Es ist durchaus möglich, daß Peter Weiss nicht das Bühnengenie ist, als das er von Friedrich Luft deklariert wurde.

„Es ist möglich — möglich? —, daß von dieser Aufführung eine neue Epoche der Literatur- und Theaterstils ausgeht.“ Es ist aber auch möglich, daß Herbert Pfeiffer den Bühnenauteur Weiss beträchtlich überschätzte, als er diesen Satz in der „Berliner Morgenpost“ schrieb.

Womit hat Peter Weiss derartig Furor gemacht? Ziehen wir den Bericht Heinz Ritters im „Abend“ heran: „Peter Weiss setzt den Schaubuden-Stil fort, den er bereits in einer Kasperle-Moritat ‚Nacht mit Gästen‘ angeschlagen hat... Die Bühne stellt den Waschraum der Irrenanstalt von Charenton dar. Im Hintergrund reihen sich

mißhandelte. Ich machte ihm Vorwürfe, aber er antwortete: ‚Die Großen schlagen mich, und so schlage ich die Kleinen. Das ist fair. Mit diesen Worten faßte er die Geschichte der Gattung Mensch zusammen.‘

Natürlich kann es in einer Familie Hiebe setzen. Warum nicht? Die lieben Kinder sind so beschaffen, daß sie ihre Eltern gelegentlich bis aufs Blut reizen. Und da die Eltern auch nur Menschenkinder sind — oft genug nur äußerlich und oberflächlich weniger kindlich als ihre Kinder — so steigt es ihnen hoch, und schon ist es passiert. Wie Shaw, Bertrand Russells Freund, bemerkte (anders, als unser Herr aus Göteborg): „Wenn du ein Kind schlägst, sieh dich vor, daß es im Zorn geschieht. Nur das wird das Kind verzeihen.“

Aber die moralische Richtermeile beim körperlichen Malträtieren von Kindern — nein, es ist nicht mein Geschmack. Nur der Igelmama in der Karikatur glaube ich, daß es „mir mehr weh tut als dir“, wenn sie ihr Igeljunges auf seinem borstigen „Blanken“ versohlt.

gewagt erscheint. Ein weiß geschminkter, närrisch kostümierter Ausrufer berstet das Publikum von 1964: Die Zustände sind heute natürlich ganz anders — wir leben schon in wundervollen Zeiten.

Peter Weiss arbeitet also auf verschiedenen Ebenen und mit mehrfachen Verfremdungen. Er läßt ständig retardieren. Er weckt den Anschein der Improvisation. Er hebt durch Ironie auf, was gerade mit Ernst verkündet wurde. Er verwendet alle Stilmittel des Theaters... Es wird gesungen und getanzt. Pantomime und Maskenumzüge, Marionettenspiel, Akrobatik und lebende Bilder verbinden sich zu einem ‚Theater der Grausamkeit‘. Die Figuren äußern sich mal in Knittelversen, mal in Arien, mal in Gebeten und dann wieder in freier, rhythmischer Sprache.“

„Dabei sind überall fruchtbare Anlässe zu dramatischer Gestaltung zu spüren“, ergänzt Walther Karsch im „Tagesspiegel“. „Der Marquis de Sade, letzter und extremster Individualist, schießt mit dem zum Tode verdamnten Marat, dem Verfechter des Ideals der Revolution und des Glücks der Massen, thesenreiche Gespräche. Gespräche ist schon zuviel gesagt. Die beiden reden meistens aneinander vorbei. Nur selten entsteht zwischen ihnen eine dialektisch gespannte Situation.“

Volker Klotz, der ein Buch über Brecht geschrieben hat und eins über das Drama, wertet im „Spandauer Volksblatt“ die fünffache Brechung des Grundvorgangs „Die Ermordung Marats“ als formbildendes Kennzeichen des Theatralikers Weiss: „Die Revolution wird besichtigt, von der napoleonischen Ära her, deren restaurativer Charakter müheles eine Brücke in unsere Zeit schlagen läßt.“

Walther Karsch hingegen fragt: „Warum mußten wir bei der Lektüre und im Theater so oft an ‚Dantons Tod‘ von Büchner denken? Doch sicher nicht nur, weil die geschichtliche Situation ähnlich ist... Sicher doch auch deshalb, weil Weiss so fern dem von ihm angestrebten Ziel der Klasse Büchner geblieben ist. Von der Sprache einmal ganz abgesehen... die im Entscheidenden versagt. Da nämlich, wo die Essenz des Stückes gespielt werden soll, in den Szenen zwischen Marat und de Sade. Jetzt wo's mit der Turbulenz auf einmal nicht mehr geht, da trocknet das Spiel aus, da erweist sich, wie gering die Sprachkraft des Dramatikers Weiss oft ist, wie wenig sie ausreicht, die zumindest gedanklich vorgeformten Thesen, Repliken, Antworten, Fragen der beiden Disputanten Bühnenwirklichkeit werden zu lassen.“

Nach der Essenz des Stückes fragt auch Günther Rühle in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“: „Jedesmal, wenn der Stoff nicht mehr festsetzt, sieht man auf die Art, wie er aufgemöbelt und dargeboten wird... Hier ist zusammengeführt, was das Theater an Sprech- und Spielarten überhaupt hat... Peter Weiss ist ein vielfaches Talent. (Er holte sich einen zweiten Erfolg als Bühnenbildner.) Sein Weg ins Drama ist Selbsterlösung aus dem Monolog, den er als Epiker führt (‚Abschied von den Eltern‘, ‚Fluchtpunkt‘). Das Drama wird ihm freilich so lange zur Szenerie zerfallen, wie seine Skepsis die Welt nicht anders wahrnehmen kann denn als grausiges Kasperletheater, als ein Irrenhaus, in dem nur die isolierende Flucht zu sich selbst bleibt.“

Es hat den Anschein, er sympathisiere mit de Sades Philosophie. Er gibt es in diesem Stück vom Ende der Revolution nicht zu. Er stellt hier lieber



## Hüben und drüben

Peter Weiss, die DDR und  
der dritte Standpunkt

Ein Schriftsteller revidierte seine Position / Von Marcel Reich-Ranicki

Er habe sich gegen den Kapitalismus und für den Sozialismus, gegen die Bundesrepublik und für die DDR entschieden. Also verkündet seit Monaten der deutsche Dichter Peter Weiss. Derartige Erklärungen konnten natürlich nicht ohne Echo bleiben.

Drüben respektvolle Anerkennung für den Einsichtigen, herzliche Begrüßung, aufrichtige Genugtuung, Freude und fast schon ein stiller Triumph. Das ist verständlich.

Eine Presse, die im Laufe der Jahre immer wieder Schriftsteller und Philosophen, Wissenschaftler und Künstler beschimpfen mußte, weil sie dem Land zwischen der Elbe und der Oder den Rücken gekehrt hatten, darf endlich auch einen Gewinn buchen — und wahrlich keinen geringen.

Hier hat man auf die Äußerungen von Weiss betreten und verärgert reagiert, oft spöttisch und zornig. Das ist wiederum verständlich.

Nur frage ich mich, wem und welcher Sache diejenigen nützen, die es für angebracht halten, über diesen hervorragenden Vertreter der deutschen Literatur unserer Zeit in einer Tonart zu schreiben, die auf beunruhigende Weise an die DDR-Presse erinnert und dort angeschlagen wird, wenn von „Republikflüchtigen“ die Rede ist. „Wie sich die Bilder gleichen...“, singt Cavaradossi im ersten Akt der „Tosca“.

Unter den Journalisten, die sich melden, um den Dichter des „Abschied von den Eltern“ und der „Verfolgung und Ermordung des Jean Paul Marat“ zu verdammen, fehlt es nicht an solchen, die offenbar keine Hemmungen kennen. Ein Kommentator der Welt am Sonntag (vom 12. September) geht sogar so weit, sich zu überlegen, ob Peter Weiss nicht auf die deutsche Sprache verzichten und es „lieber mit dem Schwedischen versuchen sollte“.

So wird man plötzlich an die finsternen Zeiten erinnert, da man Schriftsteller, deren Anschauungen unbequem waren, aus Deutschland vertrieben und ihnen hinterher noch die Staatsangehörigkeit aberkannt hat. Nein, dies ist heute nicht mehr üblich. Und es ließe sich im Fall Weiss auch beim besten Willen nicht verwirklichen — denn er wurde bereits 1938 vertrieben, lebt seitdem im Ausland und ist seit 1945 schwedischer Bürger.

Darum eben möchten manche ihn, der mit seinen erzählenden Werken auf die deutsche Prosa der jüngeren Generation einen stilprägenden Einfluß ausgeübt hat, wenigstens aus dem Bereich der deutschen Sprache ausstoßen. Gewiß: andere Zeiten, andere Sitten. Und doch: wie sich die Bilder gleichen.

Mag, wen es danach gelüftet, den Stein auf Peter Weiss werfen. Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich gestatte mir vielmehr, gelegentlich zu warnen: vor den Ritzern der Unduldsamkeit, den professionellen Fanatikern, den ewigen Hetzern, den gewohnheitsmäßigen Steinwertern. Und ich bin überzeugt, daß man es sich im Westen leisten kann und leisten sollte, den Prozeß, den Weiss jetzt durchmacht, ruhig und gelassen zu beobachten.

Worum handelt es sich eigentlich?

In einem im September erschienenen Sonderheft der Zeitschrift Theater heute finden sich Auszüge aus einem Interview, das Weiss Ende 1964 der British Broadcasting Corporation gewährt hat. Er sagte damals: „Weil ich nicht an politische Gesellschaftsformen glaube — so wie sie heute sind —, wage ich es nicht, irgendeine andere vorzuschlagen... Ich vertrete den dritten Standpunkt, der mir selber nicht gefällt.“

Von diesem Interview, das die Theaterzeitschrift ohne seine Genehmigung druckte, rückte Weiss in einem von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung im September 1965 publizierten Offenen Brief ab: „Ich habe seitdem, im Verlauf meiner Studien, meine Ansichten weitgehend geändert... Heute ist mir die Errichtung einer unabhängigen künstlerischen Region nicht mehr möglich.“

Also eine abhängige Region. Doch abhängig wovon oder von wem? In einem der Zeitung Stockholms Tidningen im Juni gewährten Interview, das der Ostberliner Sonntag am 15. August nachdruckte, teilte Weiss mit: „Ich stelle mich ganz hinter den Marxismus-Leninismus als Grundidee...“

Und in einer Verlautbarung mit dem Titel „10 Arbeitspunkte eines Autors in der geteilten Welt“ (Neues Deutschland vom 2. September) sagte er: „Die Richtlinien des Sozialismus enthalten für mich die gültige Wahrheit... Zwischen den beiden Wahlmöglichkeiten, die mir heute bleiben, sehe ich nur in der sozialistischen Gesellschaftsordnung die Möglichkeit zur Beseitigung der bestehenden Mißverhältnisse in der Welt.“

Was hat eine so radikale Wandlung des schließlich nicht mehr jungen (1916 geborenen) Schriftstellers bewirkt?

Während er im Gespräch mit Stockholms Tidningen in diesem Zusammenhang auf die im letzten Winter erfolgte Aufführung des „Marat“ in der DDR verwies, erklärte er im Offenen Brief in der FAZ: „Vor einem Jahr... fehlten mir noch viele Kenntnisse über die Zusammenhänge der Weltpolitik.“ Jetzt wüßte er, „daß das Unverständliche und Verworrene vieler Erscheinungen“ nur auf seinen „eigenen Mangel an Erfahrungen zurückzuführen war“. Bei der Überwindung dieser „Selbstbegrenztheit“ sei ihm die Lektüre „der Weltpresse“ behilflich gewesen.

Doch haben sich die Studien des also um neue Gesichtspunkte bemühten Schriftstellers in letzter Zeit gewiß nicht nur auf die „Weltpresse“ beschränkt und auf Besuche in der DDR anläßlich der Aufführungen seines Stückes. Inhalt, Vokabular und Diktion der erwähnten „10 Arbeits-

punkte“ lassen auf die Lektüre fundamentaler Abhandlungen der Klassiker des Marxismus schließen.

Aber die Gedankenwelt des Marxismus-Leninismus ist groß und weit. In einigen Monaten läßt sie sich schwerlich bewältigen. Daher wundert es mich nicht, daß jene wohl etwas voreilig publizierten „10 Arbeitspunkte“ zahlreiche Unklarheiten und Mißverständnisse, Widersprüche und Irrtümer enthalten. Weiss ermöglicht es den Kritikern seiner Wandlung, ihm „Konfusion“ vorzuwerfen.

Was tun? Gegen seine ideologischen und politischen Darlegungen polemisieren? Takt und, vor allem, Respekt vor dem künstlerischen Werk von Peter Weiss gebieten es, meine ich, auf eine solche Polemik vorerst zu verzichten. Und die Vertiefung und Erweiterung seiner eher noch in den Anfängen steckenden Studien des Marxismus-Leninismus geduldig abzuwarten.

Indes finden sich in seinen Äußerungen auch solche Gedanken, die nicht auf die Beschäftigung mit der Theorie zurückzugehen scheinen, sondern auf Empirie. Und darüber können wir gleich reden.

„In der westlichen Gesellschaft“ müßten die Schriftsteller — sagte Peter Weiss im Mai auf einer Tagung in der DDR — „als Partisanen arbeiten, um die Wahrheit zu verbreiten“. DDR-Autoren, die gewisse Schwierigkeiten haben, ihre Werke in der Heimat gedruckt zu sehen, fanden die Bemerkung des Gasts nicht unbedingt rücksichtsvoll.

Im Gespräch mit Stockholms Tidningen wiederum erläuterte Weiss: „Die Schriftsteller im Westen sind von dem kapitalistischen System abhängig. Wenn sie es kritisieren, gefährden sie ihre Einkommensmöglichkeiten.“ In den „10 Arbeitspunkten“ schließlich heißt es, daß in der westlichen Welt für die Schriftsteller zwar „im Arbeitsbereich keinerlei Grenzen gezogen sind“, daß hingegen „Vorstöße im Sozialen genauesten Kontrollen unterzogen“ werden.

Kein Zweifel, was sich hinter diesen Behauptungen verbirgt — nämlich harte Tatsachen, konkrete Vorfälle, bittere Erfahrungen des Dichters Weiss. Welche? Es ist schade, daß er es bisher unterlassen hat, diese Fakten der Öffentlichkeit mitzuteilen.

Wo sind, beispielsweise, in der Bundesrepublik Schriftsteller zu finden, die ihre Einkommensmöglichkeiten gefährden, weil sie das kapitalistische System kritisieren? Gilt das etwa auch für Weiss selber? Wann, wo und wie wurde seine Freiheit eingeeignet? Welche Werke deutschsprachiger Autoren, die — wohlgemerkt — im Westen leben, können nicht gedruckt werden? Oder: wie funktioniert eigentlich jene „genaueste Kontrolle“, der man die „Vorstöße im Sozialen“ unterzieht?

Wer über solche Daten und Namen verfügt, wer solche Umstände und Tatsachen kennt und sein Wissen dennoch für sich behält, beteiligt sich an der Unterdrückung der Wahrheit. Dies kann natürlich nicht die Absicht von Peter Weiss sein. Vorerst klappt zwischen den außerordentlichen Erfolgen dieses in vielen westlichen Ländern gedruckten, gespielten, gerühmten und auch mehrfach preisgekrönten Dichters und seiner Selbstbezeichnung als „Partisan der Wahrheit“ ein etwas peinlicher Widerspruch.

Aber sieht Weiss keinerlei Einschränkungen der Freiheit in der östlichen Welt? Weder ist dieser Peter so schwarz, wie ihn manche malen, noch hält er die DDR für so weiß, wie man es uns weismachen will.

„Ich erklärte auch in Berlin“, heißt es in dem Interview in Stockholms Tidningen, „daß der Sozialismus Selbstkritik und volle Redefreiheit voraussetzt.“ Dabei fällt mir übrigens auf, daß Die Welt in ihrem Kommentar vom 18. September zwar den entsprechenden Abschnitt des Interviews zitiert, jedoch gerade den hier angeführten Satz stillschweigend wegläßt.

In den „10 Arbeitspunkten“ betont Weiss, daß die Kunst „in einigen Ländern des Sozialismus... niedergehalten und zur Farblosigkeit verurteilt wird“. Und das Dokument endet mit der Feststellung, daß die Kräfte, „die für mich die positiven Kräfte dieser Welt bedeuten“, ein noch stärkeres Gewicht bekämen, „wenn sich die Offenheit im östlichen Block erweiterte und ein freier undogmatischer Meinungsanstausch stattfinden könnte“. Die Leser des Neuen Deutschland pflegen solche Sätze nicht zu übersehen.

Sowenig sich aus derartigen, sehr vorsichtig geäußerten Forderungen von Peter Weiss irgendwelche Folgen für das geistige Leben in der DDR ergeben werden, so sicher bin ich doch, daß er es damit sehr ernst meint. Er hat sich nicht für „die sozialistischen Länder“ entschieden, um „die dort herrschenden Mißstände“ — so er selber im BBC-Interview — hinzunehmen.

„Ich könnte niemals in einem Land leben“, meinte er, „wo ich als Individuum unterdrückt werde, wo ich nicht lesen darf, was ich will, und nicht sagen darf, was ich sagen möchte.“ Zwar darf er in Stockholm lesen und sagen, was er will, doch wird es ihm nicht gleichgültig sein, daß in der DDR die westliche Presse nicht zugänglich ist. Und ein großer Teil der modernen Weltliteratur — von Joyce bis Beckett — ebenfalls. Nicht einmal die Werke Georg Lukács' dürfen dort erscheinen.

Da Weiss dagegen ist, daß man die Kunst unterdrückt, wird er fragen müssen, warum man beispielsweise in der DDR Peter Huchels Gedichte nicht veröffentlicht und ihm seit Jahren eine Reise nach dem Westen nicht erlauben will. Oder er wird fragen, warum man seit Monaten öffentliche Auftritte des Dichters Wolf Biermann verhindert. Und warum mehrere größere Arbeiten von Stefan Heym nicht gedruckt werden. Und warum in der DDR neuerdings der Film „Das Kaninchen und ich“ (Drehbuch: Manfred Bieler) verboten ist.

Wer, wie Weiss, die „volle Redefreiheit“ für eine selbstverständliche Voraussetzung hält, kann es schwerlich akzeptieren, daß ein Mann wie Robert Havemann keine Möglichkeit hat, auf die gegen ihn in der Presse der DDR erhobenen Vorwürfe öffentlich zu antworten. Und daß man ihm Ausreisegenehmigungen verweigert.

Genug der Beispiele. Nichts liegt mir ferner, als etwa Peter Weiss ermahnen oder belehren zu wollen. Er, ein reifer und integrierter Mann, weiß, was er zu tun hat. Und zu genau kenne ich den Weg, auf dem er sich befindet, um zu glauben, ihn könnten jetzt Argumente überzeugen. Nur Erlebnisse werden auf ihn Einfluß haben.

Aber vielleicht sollte ihn der Umstand ein wenig beunruhigen, daß seine schärfsten Gegner in der Bundesrepublik insofern seinen Freunden in der DDR ähneln, als sie von der Existenz eines dritten Weges von vornherein nichts wissen wollen. Sie denken — hüben und drüben — in Blöcken und in Fronten. Sie reduzieren alles auf eine Entweder-Oder-Formel. Für sie gibt es immer nur zwei Möglichkeiten — und jede dritte ist zu verdammen. Wer diese Alternative nicht akzeptiert, der gilt, wie eh und je, als zersetzend. Oder als Zweifler, oder gar als Intellektueller.

In einer Welt, die Alternativlösungen zurecht, ist es bequemer und sicherer, sich einzureihen. Wer in einer Front steht, weiß zumindest, daß ihn nur eine der beiden Seiten attackieren wird. In einem großen Kollektiv der Gleichgesinnten fühlt man sich geborgen — zumal in einem, dessen vereinende Idee eine ungeheuerliche Faszination ausübt.

Und zu beneiden mag der Heimatlose sein, der die Küste des gelobten Landes zu sehen glaubt. Wer dies erlebt hat, wird es bis an das Ende seiner Tage nicht mehr vergessen. Doch gibt es noch eine andere Erfahrung, deren Wirkung nicht weniger nachhaltig ist. Ich meine die Erkenntnis, daß jenes gelobte Land eine Fata Morgana war.

Dem Dichter Peter Weiss unseren Gruß.



# "Die Ermittlung" von Peter Weiss am Broadway

**"The Investigation"**  
im New Yorker Ambassador Theater

Die üblichen Adjektive der Sprache sind zu schwach, das Echo auf die Dramatisierung der Auschwitz-Prozesse wiederzugeben; Worte wie ergreifend, packend, erschütternd, aufwühlend sind viel zu oft für banalere Zwecke verwandt worden, so dass sie hier fast frivol wirken würden. Auch andere Techniken, deren sich die Presse zu bedienen pflegt, versagen: es ist unbestreitbar Theater; irgend etwas geht auf einer Bühne vor, und davor sitzen Zuschauer, aber dieser Aufschrei der gemarterten Seele, den Peter Weiss in Theaterform gegossen hat, entzieht sich der normalen Theaterkritik.

Diese dramatisierten Protokolle aus dem Frankfurter Auschwitz-Prozess, dem Weiss aufmerksam beiwohnte — und er nahm sich bei ihrer Niederschrift nur sehr wenig dichterische Freiheit, alles ist wortgetreu, höchstens kondensiert und gestrafft — gehen auch weit über das hinaus, was Schiller dem Theater als "moralischer Anstalt" als Pflicht auferlegte; allerdings konnte Schiller auch nie ahnen, zu welchen höllischen Tiefen organisierte und technisch perfektionierte Bestialität imstande sein würde.

Wir haben Hochhuths "Stellvertreter" gesehen und gelesen, und Arthur Millers "Zwischenfall in Vichy", übrigens ebenfalls auf einer Zuhörerbank im gleichen Frankfurter Gerichtssaal konzipiert; und dann kam Peter Weiss. Seine Entrüstung ist weniger emotionell als die der beiden anderen Autoren, mit denen der Vergleich sich aufdrängt; er ist kälter, mathematischer, schonungsloser und unbarmherziger als sie. Er hat ja nur Protokoll geführt, er hat nichts hinzugefügt; das Stück beginnt ohne Einführung und Übergang, sogleich mit der ersten Zeugenvernehmung, und sogleich stehen wir tief drinnen. Eisenbahnzüge mit vollgepackten Güterwagen, die "Rampe" ... schon sind wir mitten drin.

Weiss hat für sein Stück — das bereits auf zahllosen Bühnen Ost- und Westdeutschlands, Osteuropas und Westeuropas, ge-

zeigt worden ist und das nun, in durchaus adäquater englischer Übertragung, den Ozean überquert hat — kaum Regiebemerkungen gegeben; fast alles ist der Freiheit des Regisseurs überlassen. Der New Yorker Direktor Ulu Grossbard macht von dieser Freiheit nur höchst spärlich Gebrauch: die Methode, vor jedem Akt ganz kurz den Zuschauer-raum grell anzustrahlen, um die Nachdrücklichkeit der Botschaft von den Bühne zu betonen, ist einer seiner wenigen Verstärkungstricks. Angeklagte, Zeugen, Staatsanwalt, Verteidiger: kaum einer bewegt sich, nur gelegentliche Hand- oder Fingerbewegungen unterbrechen die gewollte Monotonie der Aussagen, und selbst mit stimmlichen Nuancen wird sparsam umgegangen. Umso unerbittlicher wird das Gesamtbild.

Den Schreiber dieser Zeilen hat am allermeisten gepackt etwas, was gar nicht auf der Bühne geschah. Im Programmheft sind zwei Skizzen vom Lageplan des Lagers Auschwitz abgedruckt: und das wühlt auf. Im Stück selber wird das Wort "Auschwitz" nie gebraucht, — ebenso wenig wie die Worte "Jude" oder "Nationalsozialisten" oder "SS" oder "Gestapo". In der Nacktheit des zynischen Besserkertums sind diese Worte schon nicht mehr notwendig; es ist, als ob ein stillschweigendes Abkommen zwischen Autor und Publikum vorliegt, sich mit ange-deuteten Ersatzworten zu begnügen, "die Lagerinsassen", "die Lagerverwaltung" usw. Die einzige Ausnahme ist der konkrete Hinweis auf sowjetische Kriegsgefangene, die im Lager, entgegen den internationalen Abkommen über die Behandlung von Kriegsgefangenen, systematisch ermordet wurden.

Peter Weiss hat seine starke dramatische Begabung, die die ganze Welt seit seinem "Marat/Sade"-Drama kennt, eindeutig und bewusst dem Dienst an einer Idee verschrieben. Er ist ein Revolutionär, der mit seinem Wort nicht, wie das abgegriffene Klischee sagt, die "Welt verbessern", sondern der an ihren Pfeilern



**Der Verteidiger ergreift das Wort!**

Eine Szene aus der New Yorker Aufführung der "Ermittlung" ("The Investigation") von Peter Weiss. Vorne rechts der Gerichtsvorsitzende, vor ihm auf der Bühne, in der ersten Reihe, die überlebenden Opfer als Zeugen der Staatsanwaltschaft, hinter ihnen, in der zweiten Reihe, die Entlastungszeugen, und zum Schluss, in den beiden oberen Reihen, die dreizehn Angeklagten.

und Grundmauern rütteln will. Ein Fremdling in dem Lande, in dem er geboren wurde und aus dem das Hitlerregime ihn vertrieb; ein Fremdling in dem schwedischen Asyl-land, das ihn aufnahm und in dem er heute noch lebt, ein Fremdling in der Welt des freien Geistes, in dem allein doch seine Kunst entstehen und gedeihen konnte, — mit einer tief im Herzen brennenden gequälten Sehnsucht nach der Fata morgana einer neuen Ordnung, die er, freilich nur zögernd, jenseits des "Eisernen Vorhanges" zu entdecken hofft.

So schleudert er seinen Hammer gegen alles was war und ist und seinen Zorn erregt, ein "angry young man" der Barrikaden — der hinter dem Blutmeer von Auschwitz die verhassten Teufelsfratzen von Ausbeutung und Unterdrückung sieht. Das Drama des Menschen Peter Weiss ist in

seiner Art kaum minder ergreifend als das Drama von Auschwitz, das er auf die Bühne gestellt hat.

Die 23 Schauspieler, die, jeder in seiner Koje oder an seinem Tisch festgenagelt, gemeinsam dieses Stück sprechen, haben sich ihrer schwierigen Aufgabe durchweg erfolgreich unterzogen — einige der dreizehn Angeklagten, sieben Zeugen und drei Gerichtspersonen sogar mit mehr als nur zufriedenstellendem Ergebnis. Alle sind durchweg überzeugend: die Angeklagten, die von nichts gewusst und nur ihre "dienstliche Pflicht" getan haben wie die befreiten Lagerinsassen, die mit leiser Stimme zugeben, dass "das Lager noch immer da ist".

Es sind das die Worte, mit denen das Stück abschliesst: "Das Lager ist noch immer da". Weiss legt Wert darauf, diesen Worten nichts mehr hinzuzufügen.

Hans Steinitz

BRILLEN

Die Welt, 28. Sept. 1971  
**Langer Marsch in die Irre**

Peymann inszeniert „Hölderlin“ im Hamburger Schauspielhaus

Von unserem Korrespondenten

Hamburg, 27. September

Acht Tage, nachdem Peter Weiss' „Hölderlin“ in Stuttgart zum ersten Male, vorgeblich aus Gründen der verdrückten Revolution, in den selbstgewählten Wahnsinn gegangen war, schleicht er am Schauspielhaus zu Hamburg den gleichen ärgerlichen Weg der Einseitigkeit.

Die Stuttgarter Auslegung — (Peter Palitzsch, der erste Hölderlin-Regisseur, sah an der Seite seines Protagonisten aus der Loge der Hamburger zu) —, die Stuttgarter Szenenfassung war, stellt sich jetzt heraus, weit greifbarer, war viel glaubwürdiger gewesen. Man muß abbitten. Wenn wir ihr schon Saumseligkeit und penetrante Didaktik vorgeworfen hatten, in Hamburg lernte man erst richtig, wie weit neue, linke Feierlichkeit getrieben werden kann.

### Belehrt und beschworen

Claus Peymann zelebriert das Stück wie ein Weihespiel. Er hat sich von A. Christian Steiof eine gewaltige Kastenbühne bauen lassen aus hellen Brettern. Haushohe Toretüren führen links und rechts aus der Stallung hinaus. Auftritte und Abgänge werden durch die schwerfällige Betätigung dieser Scheuentore sonderbar retardiert. Wozu?

Die Weite des hinteren Bühnenraumes ist, als sollte nicht „Hölderlin“, sondern „Hermann Löns“ gespielt werden, mit einer Heidelandschaft bebaut. Sand, Erika und Ginster. Man hat viel Zeit zu grübeln, was das soll.

Zeit vergeht bei der Hamburger Präsentation langsam. Erst eine halbe Stunde vor Mitternacht sind wir entlassen, belehrt und beschworen, dem Hölderlin von heute nicht ein ähnliches Schicksal der Selbstentfremdung durch politische Verkorkung angedeihen zu lassen.

Ungleich gelingen hier die Szenen der vorgefaßten Einseitigkeit und Belehrung. Wenn im Introduktions-Tableau Hölderlin selber fordert, bei diesem Trauerspiel Lustigkeit und Freude nicht zu vergessen, Peymann vergißt sie bald und total. Er drückt die Moral fett auf die Szene. Er gleicht nicht aus. Er will Konfrontation der Figuren. Sie sollen sehr simpel werden, um zu wirken. Weiss wird noch einmal vereinfacht.

Dem „Sänger“, Ansager und Moralbedener werden die Worte zumeist mit Gesang (Musik: Peer Raben) in den Mund gelegt. Heinz Schubert spielt den szenischen Besserwisser nicht besorgt, nicht eigentlich beteiligt: Er muß mit seiner Clownserscheinung doppelt ernst und zeigefingrig agieren. Er drückt während der Szenenintervalle noch einmal schwer und bitter auf die Gewichte.

### Ein linkes Weihespiel

Peymann hat Weiss und seiner ausführlichen Empedokles-Auslegung, die Hölderlin den alten Gesellen der Jugend gibt (sie sitzen ulkigerweise auf einer gigantischen Bettkante alle), Peymann hat Weiss wohl nicht geglaubt, daß man seiner Selbstausslegung des Empedokles Bezüge zu zeitgenössischen Guerilla-Vorkommnissen glauben könnte.

Peymann läßt, schrecklicherweise, eine Art Straßentheater machen und Gesinnungstheater turnen. Die Schweinemasken der amerikanischen Präsidenten inklusive der Kennedys, erscheinen. Der heilige Che spielt, was Empedokles tut und leidet, vor. Agitprop-Sprechchöre ergehen sich in komischer, militanter Bellbrüllerei. Die rote Fahne wird, natürlich, am Ende gehißt. Linke Weihespiele werden, wie furchtbar humorlos!, agiert. Ein Teil des Publikums wollte das nicht sehen und rebellerte.

Wie schlimm läßt Peymann aber auch die imaginierte, die eigentlich szenendumme Begegnung Hölderlins mit Karl Marx werden! Wenn Thomas Mann einmal den aperçuhaften Einfall hatte, beide zusammen zu nennen und dabei zu wünschen, sie würden sich im Deutschen ergänzen können — Peymann läßt seinen Hölderlin Marx geradezu kniefällig adorieren. Heiligenanbetung findet statt. Das wird bald unerträglich.

Dabei gelingen andere Szenen durchaus. Daß man Schiller und Goethe wirklich auf goldenen Kothurnen erscheinen läßt, ist ein gelungener Spaß wie aus dem Germanistenseminar. Daß

Goethe und Schiller den Rausschmeißer des ersten Aktes, das Rummellied vom Vorrang von Profit und Börse, mitsingen und mitschunkeln, bleibt dumm, ist weit unter Peter Weissens Rang — schon im Buch.

Aber in Hamburg sind plötzlich die Szenen der verdrängten Liebe zu Susette Gontard richtig hübsch, traurig und annehmbar geraten. Dafür findet Peymann das zutreffend elegische Arrangement. Angela Schmidt spielt die Rolle der schwebend unglücklichen Diotima wirklich anrührend und mit einem flatternden Trauerrand der Tragik.

Immer wenn Peymann Revolution, Kontrasttheater, wenn er Indoktrinationspaukerei betreibt, ist die Szene abstoßend, ist sie sofort auch künstlerisch schrecklich verlassen. Die ersten Bilder des jugendlichen Aufruhrs unter den Tübinger Studenten gehen in sinnloser Turnerei, der Auftritt des Herzogs inmitten seiner Konkubinen wie eine Fastnachtssauferei vorüber.

Volker Lechtenbrink fällt auf, wie er zwei Rollen der Aufsässigkeit (eigentlich als einziger) glaubhaft und erträglich macht. Friedhelm Ptok raunzt Hegel, ein bißchen töricht, aber wie er im Text steht, als einen linken, eilfertigen Versöhnler hin. Knut Hinz kann die zwielichtige Rolle des Sinclair nicht recht offenlegen. Da hat Weiss nun wieder zu wenig gegeben.

In dem hiesigen Massenaufwand an Spielern wollte mir gefallen, wie Iise Ritter die beiden Kinderrollen der Gefährdung, einmal den Knaben von Kaib, dann den schrecklich frühreifen Gontard kenntlich machte. Sie gibt am Ende, noch eine Doppelrolle, die beiden Betreuerinnen Hölderlins in seinem Turm des Wahnsinns. Das macht sie volkstümlich und ganz pikant rührend.

### Rhythmische Raserei

Hölderlin ist in Hamburg Fritz Lichtenhahn. Peymann läßt ihn viel früher in den Wahnsinn gehen, als Peter Palitzsch in Stuttgart dem seinen (Peter Roggisch) das erlaubte. Noch im ersten Bilde erleidet Lichtenhahn sprachlich die Fallsucht. Er rast rhythmisch. Er tut, da ihn die Umwelt politisch an der Seele verdrießt und enttäuscht, schon früh seinen ersten Fall in die rettende Umnachtung. Glaubhaft ist das an der Stelle kaum. Aber Lichtenhahn teilt es mit überzeugenden Mitteln der vorläufig noch gebremsten Raserei mit.

Einzelheiten fallen aus der Peinlichkeit, Besserwisser- und Indoktrinationstheater machen zu wollen, immer wieder heraus. Die schreckliche und ergreifende Szene, da des Hölderlin Genies, in die Narrenjacke eingebunden und an langen Schnüren hängend wie eine Marionette der Lächerlichkeit, dem untersuchenden Arzt (Josef Dahmen) als Versuchsobjekt des Irreseins dient. Das ist so theatralisch unverblümt und heftig, daß das auch hier zu einer der besten Szenen wurde.

Sonst wurde das Lehrspiel, mit dem Hölderlins Größe von zu weit rechts gleich viel zu weit nach links gerückt werden soll, zwispältig entgegengenommen. Oft Murren und Unruhe. Bei Szenen der ruchlosesten Eindeutigkeit und Versimpelung oft Zurechtweisung und Widerspruch aus Parkett und Rang. Am Ende der Applaus des Respekts.

Friedrich Luft



Szenenbild aus Peymanns „Hölderlin“-Inszenierung

Foto: Rosemarie Clausen



## Vom Kopf auf die Füße gestellt

Claus Peymanns „Hölderlin“-Inszenierung in Hamburg

Alles, was Peter Weiss bisher geschrieben hat, auch das mit Sicherheit sehr Vergängliche, ist nur ein Gleichnis: seiner eigenen Existenz. Sie bleibt lebenslang geprägt von der Schrecksekunde des Begreifens, das er in „Fluchtpunkt“ beschreibt: „Ich war aufgewachsen, um vernichtet zu werden, doch ich war der Vernichtung entgangen.“ Seitdem sucht er, Stimme seiner Generation als der im Zweiten Weltkrieg verheizten Jahrgänge, nach Antworten auf Hölderlins lyrische Frage „Wohin denn ich?“ Das Hölderlin-Motiv seines jüngsten Stücks ist, wie immer auch verdeckt, bei Weiss lange vor seiner Begegnung mit den Thesen des Pariser Germanisten Pierre Bertaux über „Hölderlin und die Französische Revolution“ nachweisbar. In seiner Berliner Strindberg-Rede von 1962 heißt es: „In einer Welt, die krank, vergrämt und verfahren war, stand er selbst lebendig, gesund, mit offenen Sinnen.“ Das klingt wie ein früh vorweggenommener Kommentar zu seinem neuen Stück. Auch das Bild, das den Ausgang seines „Hölderlin“ illustriert, findet sich schon in seinem frühen Versuch „Der Turm“, bekanntgeworden als Hörspiel. Und in seiner autobiographischen Erzählung „Abschied von den Eltern“ heißt es von der Begegnung mit Hesses „Steppenwolf“: „Hier war meine Situation gezeichnet, die Situation des Bürgers, der zum Revolutionär werden möchte.“

Claus Peymann hat in seiner mit Spannung erwarteten Inszenierung am Hamburger Deutschen Schauspielhaus — der dritten überhaupt nach der Stuttgarter Uraufführung unter Palitzsch und der Basler Premiere, Regie: Horst Siede — diese existentielle Problematik des Stücks bisher wohl am stärksten hervorgehoben, auszuspielen versucht als grellbunten Bilderbogen vom Leidensweg der geschundenen Kreatur, „... aufgewachsen, um vernichtet zu werden“. Damit stellt Peymann einen Gegenentwurf zur Stuttgarter Konzeption von Palitzsch vor. Nicht der tragische Held, den als erster Peter Roggisch flammend und exzessiv herauspielte, ist in Hamburg zu besichtigen. Gezeigt wird vielmehr, und zwar auf den Spuren Büchners, die Tragik des Antihelden. Folgerichtig besetzt Peymann die Titelrolle mit dem Hamburger Woyzeck der Inszenierung von Niels Peter Rudolph, Fritz Lichtenhahn. Und ebenso weist Peymanns stark musikalisierte und teilweise choreographierte Revue zurück auf die Berliner Uraufführung des „Marat/de Sade“ unter Swinarski, auf dieses Bühnenereignis, das zumindest aus damaliger Sicht anzuknüpfen schien an „Dantons Tod“. Hebt Peymann, indem er so den Blickpunkt verändert und gleichsam die Blende verengt, die Tiefenschärfe dieses durchaus gleichnishaft frei, aber auch plakativ entworfenen Hölderlin-Bildes an, und wie geht das Stück aus dieser Prozedur hervor?

Peter Weiß ist mit seinem neuen Theatertext nicht nur zum „Marat/de Sade“ zurückgekehrt, zum Thema der französischen Revolution und zu der dort in den beiden Hauptfiguren verkörperten Polarität, die in „Hölderlin“ zusammengezogen ist in eine Gestalt. Er beschwört auch Schatten seiner frühen, strikt ich-bezogenen Periode, wenn er einen anderen Konflikt dramatisiert, „das Gegensatzverhältnis zwischen der Titelfigur und den Personen, die ihn umgeben und, an denen er sich zu messen hat. Schelling, Schiller, Goethe und Fichte werden von dieser verschärften Zeichnung betroffen“, die also karikaturistische Elemente aufweist, Übertreibung durch Vereinfachung. Das aber ist doch wieder eine autistische Perspektive, verlegt in die Titelfigur. Peymann zieht aus dieser Einsicht folgenreiche Konsequenzen. Hölderlin, der Jakobiner, der aber, nach Bertaux (und im Stück auch nach Hiller) „bei der Begeisterung der arkadischen Periode stehen geblieben“, in diesem Verhalten zur revolutionä-

nären Idee steckengeblieben ist, was nach Bertaux „vielleicht ein Fehler“, nach Peter Weiß aber pure Treue zum Ideal war — Hölderlin steht um sich herum nur Selbstentfremdung, während er selber, indem er „sich treu“ zu bleiben scheint, in Wahrheit seine Persönlichkeit aufgibt oder verliert. Indem Peymann aber diesen Abbau durch Lichtenhahn früh als hypersensibel bedingt, in der Krude ausgespielten Schaffensnot zur Bettszene mit Fritzen von Kalb (Wiedersehen mit dem Wuppertaler Artur Aronimus: Ilse Ritter) als bereits paranoisch anzeigen und diese fallende Linie bis zur Psychotenstudie exzessiv austreiben läßt, nimmt er jene Inversion, die Peter Weiß schon in seiner Strindberg-Rede proklamiert hat, wieder zurück. Sein Hölderlin ist am Ende ein zu deutlich klinischer Fall, gewiß Opfer der eigenen Dünnhäutigkeit als entscheidender Lebensschwäche, kaum aber der Verhältnisse, das heißt der verzweiferten Einsicht, daß er sie nicht zu ändern vermochte. Gerade die starke Psychologisierung der Titelgestalt erklärt den Hamburger Hölderlin zum Anti-Helden, der sich konsequent in die Krankheit als geistige Selbstvernichtung, in den „Turm“ flüchtet. Und was das unter revolutionärem Aspekt bedeutet, sagt Schelling zum aufmüpfigen Sinclair im Tübinger Stift, vernichtend aber wahr: „Wenn du in den Carzer kömmt, so bleibt alles beim alten.“

Peymann hat diese Korrektur an Peter Weiß, wie sie sich aus seinem Konzept ergibt, in der großen Empedokles-Paraphrase des zweiten Teils verräterisch überdeutlich wiederum zu korrigieren versucht, über die mit Guevara-Maske und Muskete und Ausbeuterkarikatur des Chores angelegte Parallelsierung mit Leben und Tod und Verklärung des „Che“. Aber solche Überdeutlichkeit, bestimmt wie für Begriffsstütze, schwächt diese oratorische Szene, die sich in lauter umständlich hergestellte Einzeleinstellungen zerlegt, in pantomimische Spiele mit Zeitplane und mit offenem Feuer. Dieses dampfende und heftig gesteigerte allegorische Mittelstück des Textes verliert, so versimpelt, allen Nachdruck. Das ist eine doppelt große Enttäuschung nach dem vielversprechenden ersten Teil, der die zur Revue drängende Anlage dieser Theaterarbeit oft überzeugend akzentuiert: ihren heiter-ironischen Charakter, die präzise eingepaßten satirischen Elemente, auch eine deutlich kulinarische Tendenz.

Am Anfang überstürzen sich, etwas angestrengt, die Einfälle. Akrobatik schießt ein, die Stifter produzieren sich ohne Netz dort, wo sonst der Schnürboden beginnt, hier aber die Decke vernagelt ist. Im nahezu gleichbleibenden Bühnenbild von A. Christian Steiof, vordere Hälfte ein Holzkasten mit rückwärtiger Glaswand, dahinter ein panoramisches Ensemble, eine deutsch-ideale Landschaft — in diesem Gehäuse wird der Auftritt von Serenissimus samt Harem ausgegeben als rollender Faschingsscherz. Goethe (Heinz Gerhard Lück) und Schiller (Charles Brauer) stolzieren im Gespräch mit dem armen Hölderlin auf vergoldetem Kothun, die Krawallszene um Fichte (Kurt Beck) wird filmisch mit Bildstops variiert. Illusionistische und anti-illusionistische Mittel sind kraß und auch komisch nebeneinandergestellt: Zur großen Promenade im Parklabyrinth tragen die Mägede dampfende, wenn nicht gar penetrant duftende Suppen quer über die Szene, während aus einem Fenster hoch droben im Holzkasten per Windmaschine das Herbstlaub unter der sich bauschenden Gardine hindurchwirbelt. Und das erste, das böse gemeine Chorfinale wird mit Beinchenwerfen absolviert, was die bissige Kritik an „Curs“ und „Burs“ doch nur zurückdatiert auf Opas Zeiten.

Viel choreographienahe Führung im ersten Teil, der mit den Zwischentext-

ten des Sängers (Heinz Schubert macht das mit großem Geschick) zum Songspiel hinüberschießt, auch zur Opernparodie, etwa wenn der Major von Kalb (Franz Josef Steffens), sich echauffierend, unvermittelt ausbricht in Gesang. Peer Rabens Musik aber, orientiert an der Marsellaise, ist fast durchweg zu wenig schlagkräftig, auch zu kunstlos (Peymann hätte den noch amtierenden Hausherrn Rolf Liebermann zum Komponieren nötigen sollen). Im zweiten Teil schweigt die Combo fast ganz, der Sänger spricht seine Knittelverse, und der Chor der als Nonnen kostümierten Wärter wird unbegleitet gesummt, während der Anstaltsinsasse Hölderlin in seiner Zwangsjacke an Flaschenzügen wie am Kreuze hängt. Diese visionäre Revue im Irrenhaus, eine zeitlupenhafte verlangsamte Phantasmagorie, hält die Höhe des ersten Teils nicht, und mit dem Schlußbild kommt die Inszenierung vollends herunter. Peymann zwingt seinen Hölderlin samt Bedienerin und Besuchern in eine Puppenstube, die den Riesenholzkasten der Vorderbühne in Miniaturausgabe nachläßt, vollgestellt mit Requisiten bis zum Nachtopf unterm Bett, für Kannitverstan ein Holzhammerwink „enge“, für Hegel (Friedhelm Ptok) und Schelling (Rudolf W. Brem) einen Schwitzkasten, für Lichtenhahn noch einmal Futtermal seiner vollends psychotisch verstandenen Irrengasse des alten Hölderlin. Und als zur Marxschen Belehrung über die beiden Wege Erleuchtung angezeigt wird, ist inzwischen beides vertan: Analyse und Vision. Indem Claus Peymann die strenge Auffassung von Palitzsch konterkarieren und diese Spielvorlage „vom Kopf auf die Füße“, auf die Grundlage theatralischer Wirklichkeit stellen, zugleich im Mittelstück schärfer ideologisieren wollte, hat er die Risse und Sprünge in diesem Lehrstück nur um so deutlicher werden lassen: Widersprüche zwischen Nachdichtung und Faktenwahrheit (zu der etwa Hegels Rolle für den Marxismus gehört), zwischen Anpassung und ebenso passiver Vereinzelung, auch zwischen dem Pluralismus seines Bilderbogenstils und den Traditionen des sogenannten bürgerlichen Theaters. Eines Theaters, das Lessing nach seinen Hamburger Erfahrungen für die lakonische Feststellung benutzt hat, die den Fluchtpunkt der Szenen- und Gedankenführung in diesem neuen Stück auf das kürzeste zusammenzieht: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.“

Die Inszenierung, so auffallend geschieden in zwei ungleichwertige Teile, hinterläßt bei der beträchtlich mehr als dreistündigen Premiere einen entsprechend zwiespältigen Eindruck. Zwischen Szenenapplaus mischen sich im zweiten Teil Lacher und Buhrufe (zur roten Fahne der Guevara-Apotheose), die sich, nach mittelstarkem Schlußbeifall für die zahllosen Mitwirkenden mit Lichtenhahn an der Spitze, noch einmal verstärken beim Erscheinen von Peymann und Peter Weiss. Diese dritte Inszenierung kann das Problem „Hölderlin“ auch nicht ganz lösen. Unter solchen Umständen bleibt zu Fragen, ob nicht die gegenwärtige Wirklichkeit bessere Dramen schreibt, auch über dieses Thema. Es gibt ja ein anderes neues Hölderlin-Stück eines Marxisten, erschienen bei uns zum 200. Geburtstag des Dichters unter dessen Chiffre „Scardanelli“, ein Hörspiel von Stephan Hermlin, dem seit Jahren nahezu verstummten Autor der DDR, eine Montage, die durch den beim Hörer wachgerufenen und unabwiesbar mitlaufenden Prozeß das parallelisierend, was Hermlins eigenes Verstummen angeht, sie bestürzend dramatisiert. Peter Weiss wird die Hölderlin-Frage kennen, mit der Stephan Hermlin wie im Selbstgespräch schließt: „Was wollt ich denn, was ist mir fehlgeschlagen?“

KLAUS WAGNER



Szene aus Peter Weiss' „Hölderlin“ in der Inszenierung von Claus Peymann am Hamburger Schauspielhaus mit Fritz Lichtenhahn als Hölderlin, Joseph Dahmen als Professor Autenrieth und Volker Lechtenbrink als Hiller.

Foto Krauss



# THEATER IN EUROPA

## Simplistische Literaturgeschichte

Uraufführung des "Hölderlin" von Peter Weiss in Stuttgart

In der ersten Szene von Peter Weiss' neuem Stück "Hölderlin" ist die Rede davon, dass in Paris der "rote Marat" erstochen worden sei. Sowohl durch dieses Faktum und ganz allgemein durch die Zeit der Französischen Revolution, als auch durch das zen-

trale Thema des Scheiterns einer theoretisch als notwendig erkannten Revolution stellt Peter Weiss eine direkte Verbindung zwischen seinem "Hölderlin" und dem "Marat/Sade" her.

In einem Interview erklärte der Autor, "Hölderlin" sei ein politisches Stück wie alle seine andern Theaterwerke, bloss hier sei das Politische nicht so eindeutig, so plakativ gezeichnet: "Ich habe hier die politische Wirklichkeit, in der Hölderlin lebte, vermengt mit der Problematik eines Individuums, in dem sich die ganze Epoche spiegelt. Wie wird er fertig mit den Problemen, löst er sie oder zerbricht er daran?"

Hölderlin, aus dessen tragischem Lebenslauf Peter Weiss in chronologischer Abfolge in acht Bildern die wichtigsten Ereignisse heraufbeschwört, tritt nicht als das in Deutschland während langer Zeit gehegte Idealbild eines jünglinghaften Sehers in Erscheinung. Er wird — darin den Spuren der neuesten germanistischen Forschung folgend — als Zeitgenosse der Französischen Revolution begriffen, deren Ziele er in Deutschland durchzusetzen hoffte.

Das Feuer studentischer Empörung im Tübinger Stift flackert nur kurze Zeit auf. Hölderlins Jugendfreunde, insbesondere Hegel und Schelling, wenden sich von ihren Idealen ab und passen sich den sich wandelnden Verhältnissen an; einzig Hölderlin versucht, in Wort und Tat, die Fackel der Revolution emporzuhalten. Das setzt ihn in Gegensatz zu seiner Umwelt — insbesondere zu Goethe und Schiller und zu den grossbürgerlichen Kreisen um die Familie Gontard. So treibt er in eine immer grössere seelische und geistige Isolation, bis ihm gewissermassen nur noch die Flucht in seine Visionen und in den Wahnsinn bleibt, den Weiss als das Ergebnis des auf dem Dichter lastenden gesellschaftlich-politischen Drucks verstanden wissen möchte.

Dass Weiss in seiner Darstellung durch die notwendige Konzentrierung zahlreiche historische Züge vergröbert, ist weniger schlimm als die Verfälschung der damaligen Realität durch

eine prononciert marxistische Sicht heutiger Observanz. Weiss unterstreicht sie dadurch, dass er in einer von ihm erfundenen Begegnung zwischen dem kranken Hölderlin und dem jungen Marx durch den Letzteren den Dichter zu einem Vorkämpfer der proletarischen Revolution deklarieren lässt. Diese simplifizierende, auf der Stufe "volksdemokratischen Schulungstheaters" stehende Interpretation wirkt sich auch formal nachteilig auf das Stück aus. Langatmige Dispute über das Wesen und die Notwendigkeit der Revolution, im marxistischen Jargon gehalten, berauben das Stück des letzten Restes möglicher Spannung.

Bei der Uraufführung im Kleinen Haus der Württembergischen Staatstheater in Stuttgart inszenierte Peter Palitzsch den "Hölderlin" als historisierendes Dokumentarstück mit moralisch aktueller Nutzenanwendung. Die sorgfältig gearbeitete Inszenierung liess die weltanschaulich-politischen Konfrontationen dabei stärker hervortreten als die privaten Nöte Hölderlins, dessen Liebesaffären sich recht klischeehaft ausnahmen, ein Umstand, der eher Weiss als dem Regisseur anzulasten sein dürfte. Der etwas trocken-lehrhafte Zug der Aufführung wurde unterstrichen durch die auf Andeutungen sich beschränkenden, die einzelnen Schauplätze knapp charakterisierenden Bühnenbilder.

Das in der Bibliothek Suhrkamp (Frankfurt a.M.) auch in Buchform vorliegende Stück "Hölderlin" bedeutet einen weiteren Versuch von Peter Weiss, als Schriftsteller die Veränderung unserer Gesellschaft voranzutreiben. Ob sich legitimer- und sinnvollerweise ein Bezug zwischen Hölderlin und dem heutigen Revolutionär Che Guevara herstellen lässt, wie es das Programmheft anlässlich der mit starkem Beifall quittierten Uraufführung in Stuttgart zu insinuieren versuchte, möchten wir allerdings bezweifeln. Th. T.



Israel. Wochenblatt f. d. Schweiz. Zürich  
65,45 (5. Nov. 1965.)

Wein, Peter

## Ermittlung gegen «Die Ermittlung»

### Ein Gespräch in Stuttgart

Das Gespräch «*Auschwitz auf dem Theater?*» fand am Samstagvormittag, 24. Oktober, statt. Das Kleine Haus des Württembergischen Staatstheaters Stuttgart war, bei freiem Eintritt, dicht gefüllt, viel Jugend dabei, noch stehend im Seitengang. (Die Stuttgarter Erstaufführung der «Ermittlung», von Peter Weiß, am Vorabend hatte den Anlaß gegeben.)

Ein neues Schauspiel? Gegen das Gespräch, das als wichtiger Erkenntnisvorgang apostrophiert wurde, wären grundsätzlich die gleichen Einwände vorzubringen wie gegen das Stück. Den größten Beifall erhielt ein Redner, der von der *Demut* und dem *Ring* des Peter Weiß sprach, wohl ebenso großen *Peter Palitzsch*, offensichtlich für seine Inszenierung vom Vorabend, wo der Beifall sich verbat. Emotionen wirkten mit, begreiflicherweise, aber nicht dem Begreifen dienend; über Begriffe wie *Verfremdung* wurde nicht immer sachkundig gesprochen. Dennoch war es gut, daß man überhaupt sprach, und daß so viele zuhörten: es wurde klarer, wozu das Stück gut ist.

Was gegen das Stück vorgebracht werden kann, ist mittlerweile fraglos. Selten wurde an einem Werk so massive Vorkritik geübt. Die Einwände liegen auf der Hand: die Vorstellung «Auschwitz als ästhetischer Konsumartikel» weckt — berechtigte — Scham vor den Opfern. Der Schriftsteller *Erich Kuby*, durch Verabredung in Stuttgart zum advocatus diaboli bestimmt, befürchtete denn auch, daß man nach Besichtigung des Stückes, das in einer Welle auf uns zukomme, zur Tagesordnung übergehen würde, froh, das Problem «Auschwitz» damit bewältigt zu haben. Er vergaß, daß der überwiegende Teil unserer Bürger trotz des Prozesses *längst* zur gut gepolsterten Tagesordnung übergegangen ist und daß das Stück vielleicht etwas von der Aufstörung nachholen kann, die der Prozeß nicht zu leisten vermochte; die *Chance*, immerhin, besteht. Das Moment der *Wirkung*, als einzig mögliche Sicht auf das Stück, betonte auch die Zürcher Kritikerin Dr. *Elisabeth Brock-Sulzer*: es sei die Aufgabe der Dichter, den Menschen zu einem fragenden zu machen und möglicherweise zu einem antwortenden. Nach dem «Dichter», der das aussprache, was die Juristen verschweigen mußten, rief Generalstaatsanwalt Dr. *Fritz Bauer* «mit ganzer Seele»; er sah ein Manko darin, daß Peter Weiß die notwendige juristische Verfremdung des Vorgangs «Auschwitz» übernommen hatte. Demgegenüber fühlte sich der ehemalige Bundesjustizminister Dr. *Ewald Bucher* von dem vorangegangenen Theaterabend ergriffen, wie man von einem guten Stück ergriffen wird — und merkte nicht, daß er damit ein Verdikt aussprach.

Die untere Grenze nicht nur des Gesprächs, sondern der möglichen Fatalität war erreicht, als sich der Kölner Schriftsteller *Wilhelm Unger*, Mitbegründer der «*Germania Judaica*», zum Dialog mit einer Dame aus dem Publikum über die ästhetischen Qualitäten einer bestimmten Aufführung verleiten ließ; der Stuttgarter Redaktor Dr. *Hellmuth Karasek* packte die Wahrheit beim Schopfe, als er, mit Beziehung auf einige Äußerungen, resignierend resümierte: jetzt habe man bereits den Rummel, von *Ödipus* bis *Demut*, vom «*Don Carlos*» bis zu Peter Weiß,

und niemand bedenke (ich referiere sinngemäß) die *Faszination des Bösen*, die wohlige Spannung beim Lesen oder Hören über *Auschwitz*. Zischen wurde laut, der Satz hatte getroffen. Dr. *Friedrich Weigend-Abendroth*, ein österreichischer, jetzt in Deutschland tätiger Journalist, fühlte sich unter dem Eindruck einer Inszenierung der «Ermittlung» als potentiell Angeklagter: «Wenn Du so durchschnittlich bist wie diese da» (die Angeklagten auf der Bühne), «dann kannst Du eines Tages in die selbe Situation kommen, dann bist Du vielleicht der Angeklagte.» Weigend-Abendroth deutete damit etwas an, das er selber als moralischen Anruf verstand, das aber hätte ausdiskutiert werden müssen. Kuby beanstandete mehrfach, daß das Stück keine Erkenntnisse über die *Hintergründe* von «Auschwitz», keine *gesellschaftlichen Einsichten* vermittele. Dazu stand etwas konträr seine Bemerkung, daß dem Tatbestand «Auschwitz» mit marxistischen Theorien allein nicht beizukommen sei.

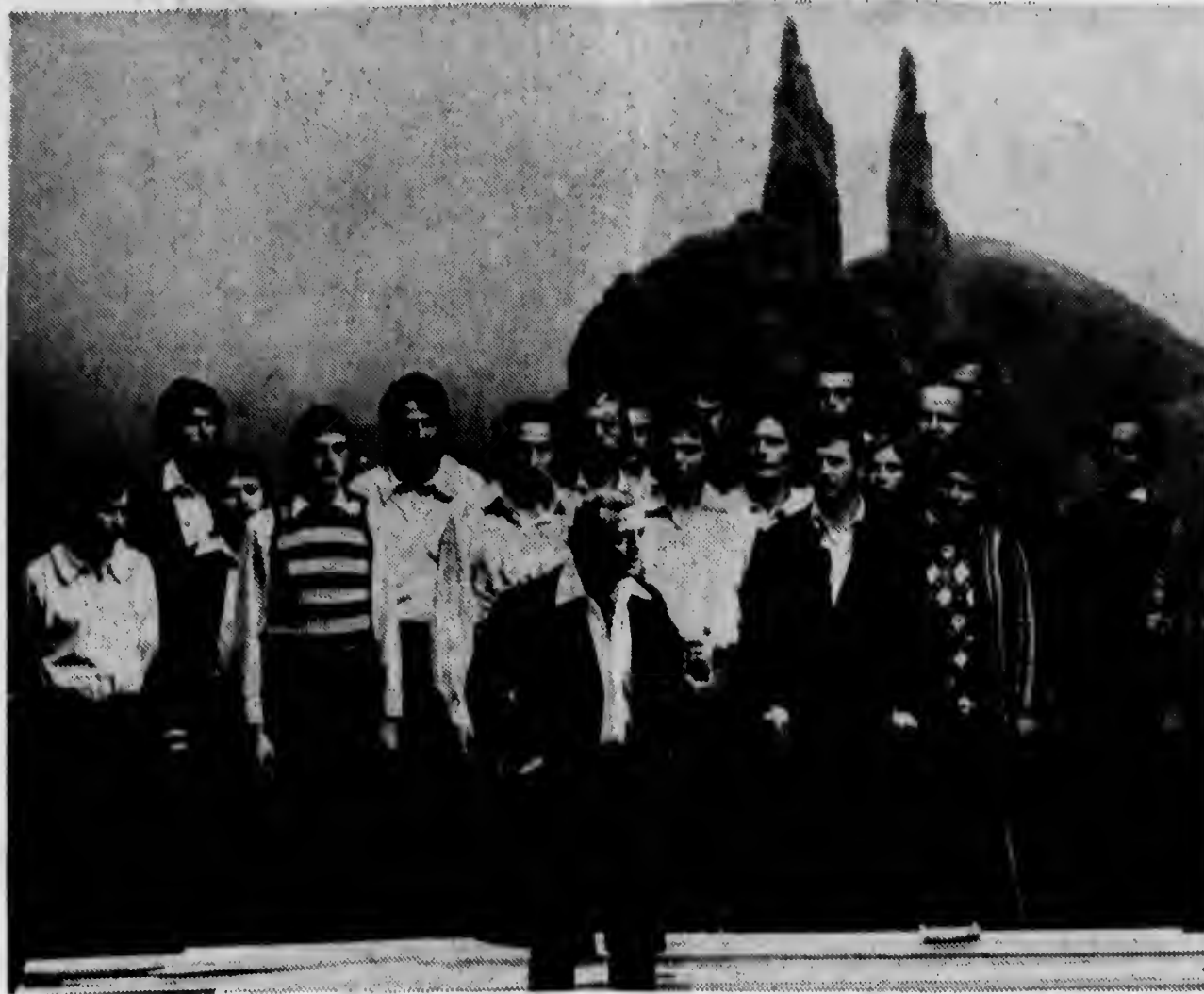
*Peter Weiß selber* nahm keinen der angebotenen Köder an, sondern schilderte einleuchtend, wie er — über die Auswahl aus «ungeheurem Material» — zu der «strengen Form» seines Epos gekommen sei, die er auf dem Theater einmal dargestellt zu finden hoffe. Regisseur Peter Palitzsch setzte seine Erfahrungen auf den Proben dagegen. Dr. *Siegfried Unseld* vom Suhrkamp-Verlag sekundierte Weiß: mit dem Verlangen, «Auschwitz» zu bewältigen, sei das Stück überfordert; man solle und man könne einiges «erkennen», man müsse «eine ganz normale Einstellung zu dem Stück» finden.

Muß man es wirklich? *Walther Karsch*, Mitherausgeber des Berliner «*Tagesspiegel*», lobte das Stück im Vergleich mit anderen, weniger dokumentarischen, die den Vorgängen gegenüber versagt hätten, meinte aber, daß der «Vertreter der Verteidigung» mit einer ideologisch falschen Vorstellung von den gesellschaftlichen Verhältnissen hierzulande belastet sei; mit ihm (der herausfordernd als ein Beschöniger, nationale Phrasen im Munde führend, gezeichnet ist) identifiziere sich *niemand*. Leise, traurig, warf Generalstaatsanwalt Dr. *Bauer* ein, der es wissen muß: «*Hier täuschen Sie sich — der ist sicher idealtypisch.*» Es war ein furchtbarer Satz.

Muß noch weiter klargestellt werden, wozu das Stück gut ist (und wozu auch die von *Joachim W. Preuß* klug-zurückhaltend geleitete Diskussion gut war)?

C. H. B.





Treue der Einzelheiten: „Hölderlin“ in Palitzschs Stuttgarter Inszenierung

Aufnahme: Werner Schlooske

Fünfmal „Hölderlin“ von Peter Weiss

# Erneut in Gips gegossen

Hat man den „Hölderlin“ auf seiner ersten Runde über die deutschsprachigen Bühnen verfolgt, ihn also fünfmal (in Stuttgart, Basel, Hamburg, Krefeld, Berlin) gesehen und gehört, dann dröhnen einem die Ohren von den unsäglichen Knittelversen nach, mit denen das Stück gespickt ist: Denn anders als im „Marat/de Sade“, wo die Sprache von Weiss ja auch holpert und poltert und dauernd Reimschaum vor dem Mund trägt, zeigt sich beim „Hölderlin“ leider, daß dieses „Reim dich — oder ich freiß dich“ keinen Freiraum läßt für eine konvulsivische Theatralik, die dort, beim „Marat/de Sade“, in ihrer Entfesselung auch die Sprache beglaubigte, weil die Verwirrungen einer Epoche als frazenhafter Alptraum gezeichnet wurden.

Jetzt aber, im „Hölderlin“, stetzt das als Mixtur zwischen Studienratsdrama und chorischer Sonntagsfeier daher, die Figuren schleppen ihre großen Namen als Anzeigetafeln mit sich herum (ein Hotelboy, der Herrn Hegel eben mal ans Telefon holen soll) und sind im übrigen auf zwei, drei Kalendersprüche reduziert: Hegel — es gibt ein denkendes Subjekt; Marx — die Revolution muß vom Dritten auf den vierten Stand übergreifen; Schelling — nur ein geglaubtes Absolutes gibt uns Halt.

Wenn ich also nach der Stuttgarter Uraufführung schrieb, das Stück sei spielbar, fast zu spielbar, dann stimmt daran — nach dem Ansehen von fünf Aufführungen — nur noch, daß das Publikum solche historischen Exkurse, die doch auch noch das Heute vermitteln wollen, wohlgefällig hinnimmt. Man buht niemanden an, der Hegel oder Fichte heißt, mag er reden, was er will; und man kann nicht ungerührt weggehen, wenn man im zweiten Teil einen Dichter erlebt, der doch so lange rührend wahnsinnig ist.

Hinzu kam, daß die Stuttgarter Inszenierung von Peter Palitzsch fast durchweg am besten mit den Peinlichkeiten des Stücks fertig wurde. Hinzu kommt auch, daß man nach der fünften Aufführung verzweifelt zusammenzukratzen sucht, was denn nun das Stück an Weltansichten befördert: Es himmelt eine Verweigerung an, malt dazu in diffusen Szenen Schwarzweiß, kündigt bald vom armen, unverstandenen Poeten und zehrt von historisch bedingter Besserwisseri: Wer Hölderlin ein Che-Guevara-Drama vorausahnen läßt, der hat es leicht, andere, die noch an Napoleon glauben, ins Unrecht zu setzen.

Der Rest ist nicht Schweigen, sondern Knittelvers: Bilder vom armen Poeten, der sich verdingen muß als Schulmeisterlein, Bilder von Leuten, die denunziert werden, indem man sie schöngestig parlieren läßt, während ein Ansager ihre Einkünfte herausposaunt, und eine Dramaturgie, die durch den Sänger jederzeit zum Stillstand gebracht werden kann — Butzenscheiben, aber verfremdet. Im großen und ganzen also ein Schema, das so geht: Einer tritt auf, sagen wir Mozart, ein anderer sagt: Mit Ihrer Musik wird das nie was; zusätzlich läßt der Autor noch durchblicken, daß der Banause eine Bank hat oder Deutschnationaler ist oder gar ein Fürst.

Nun aber stemmten gleich im ersten Anlauf fünf Bühnen an dem „Hölderlin“ herum, bis er zum „Ereignis“ wurde, und ich muß zugeben, daß an diesem Stemm-Akt meine erste Rezension kräftig mitwirkte, indem sie den Gegenwarts-Appeal zu sehr für die Sache selber nahm, die mir nun, von Aufführung zu Aufführung mehr, gründlich ausgetrieben worden ist.

Denn was sah, was hörte man anderes als jene Selbstbestätigungsfeier, mit der das Theater sich ob seiner Kühnheit zu progressiven Themen mit breiten, mehr oder minder teuren Aufführungen auf die Schulter klopfte — und den Zuschauern auch: Gesinnungsbeifall mag abliefern, wer gegen Bücherverbrennungen ist. Und der, welcher es Hegel auf der Bühne mit Recht verübelt, daß dieser sagt, das Volk sei so verweichlicht, nur ein Krieg könne da helfen. Solche Sätze sind zum Wahnsinnigwerden, und Hölderlin hatte recht, wenn er es wurde.

### 1. Der Titelheld

Vergleicht man die fünf Aufführungen, dann fällt auf, daß die „Hölderlins“ für die Titelfigur, die eigentlich erst im zweiten Teil, in Wahnsinn und Turm, zur konturierten Rolle wird, fast durchweg auf Mittel zurückgriffen, die sie aus der Erinnerung anderer Rollen nahmen.

Also war Peter Roggisch in Stuttgart als Hölderlin sehr seinem Toller verwandt: eine Gestalt aufbegehrender, verletzlicher Weltferne; einer,

der seine schwachen Schultern gegen das Unrecht stemmen möchte. Peter Brogle in Basel holte die Figur aus der offenen, betroffenen Unschuld seines Andri („Andorra“) her; Fritz Lichtenhahn in Hamburg hatte deutlich seine Woyzeck-Gebärden „aufgehoben“: Bei keinem anderen kündigte sich der Wahnsinn früher an als bei ihm, dessen Figur der Umwelt am wehrlosesten ausgesetzt war.

Hollmann in Berlin riskierte mit Hans Peter Hallwachs eine Besetzung gegen die Figur: Der Widerstand gegen die Welt war hier eine anrührende körperliche Eckigkeit. Dem Klischee vom sensiblen Dichter war hier am kräftigsten entgegengearbeitet: Treue zur Jugendidee war irritierte Treuherzigkeit; der Wahnsinn ein Einmummeln in ein zahllos werdendes Alter. In Krefeld schließlich hatte (der von der Regie ziemlich im Stich gelassene) Wolf-Dietrich Sprenger eine ärmliche Sprödigkeit. Jung, weich, trotzig, hilflos — daß man solche Adjektive aus der Schatulle greifen muß, zeigt schon, wie plakativ-oberflächlich die Umrisse der Figur sind.

### 2. Das Ende

Im neunzehnten Jahrhundert waren imaginäre Begegnungen auf dem Parnaß (Paul Ernst: „Er-dachte Gespräche“) etwas, was die vom Genie affizierten Gemüter sehr reizte: Beethoven trifft Homer, Macchiavelli den Sokrates. Bei Peter Weiss also tritt Marx zum alten Hölderlin ins Zimmer, um ihm zu sagen, daß er nicht umsonst gelebt und gelitten habe. Nun ja.

Claus Peymann in Hamburg ließ es da tatsächlich hell und heller werden: Es ward Licht. Deutlicher als mit diesem Mittel à la Oberammergau hätte man die Umsetzung von vorgeschützter Geistesgeschichte in gefühlige Trivialität (die beiden Herren schmauchen zusammen ein Pfeifchen) nicht denunzieren können.

Palitzsch in Stuttgart war da bedachter, spröder: Mit Streichungen und Abkühlungen reduzierte er den Wehestunden-Charakter dieses Endes. Auch daß Marx (Valentin Jeker) auf der Draisine herbeirollte, zeigte, daß Palitzsch hier für den gezeigten Fortschritt das Mittel des naiven Bilderbuchs als stückgemäß empfand.

In Berlin, in Hollmanns Inszenierung, war Marx erstaunlich schwach besetzt. Bei einem Regisseur, der genau versteht, mit Schwächen und Stärken von Schauspielern Absichten zu signalisieren, darf man vermuten, daß er für kritische Distanz zur Szene sorgen wollte.

### 3. Empedokles

Den Dichter Hölderlin hat Weiss am entschiedensten in der „Empedokles“-Szene zum Künster der Zukunft umgeformt. Denn hier, wo Hölderlin den ehemaligen Freunden seine Stückvision vorführt, um zu zeigen, daß man revolutionäre Handlungen hier und jetzt, mit einer Art Stra-

ßentheater herbeizwingen müsse, macht Weiss aus dem Fragment nicht nur ein deutliches Che-Drama, er läßt auch den Bruch zwischen Hölderlin und dem abwartenden Hegel deutlich werden.

Bei Hans Hollmann in Berlin, dem diese Szene am eindringlichsten geriet, war der Chor eine leibhaftige Vervielfältigung des Dichters: Stimmen, die stellvertretend für ihn seine Lesung unterstützten: die chorisch großartige Vision eines Vereinzelten, der seine Dichtung für sich sprechen lassen will.

Claus Peymann in Hamburg verwandelte die Szene in ein heutiges Straßentheater. Mit Che- und Nixon-Masken, mit amerikanischen Soldaten in Schweinchenköpfen und Ches Gefährtin als rote Madonna geriet die Szene zu krampf-pfem linken Kitsch: Eine Repräsentationsbühne spielt ihren ärmsten Bruder, Schauspieler machen trotzige Gesinnungsgesichter — das ist, als ob auf einer Rockefeller-Party aus Blechnäpfen Betelshuppe gegessen würde.

Palitzsch in Stuttgart entwickelte die Szene aus einem Nachtschischgespräch unter Freunden, er konnte so zeigen, daß die Gemütlichkeit hier auf einmal aufhören soll.

In Basel, in Horst Siedes Inszenierung, stieg ein bengalisch angeleuchteter Chor aus dem Hin-

tergrund des Bühnenbodens.

Und in Krefeld sah man, daß es nur zu einer Sparbesetzung reichte — daß Hölderlin hier weitgehend vorlas, ist in aller unambitionierten Unschuld nicht einmal die übelste Lösung.

### 4. Die Inszenierungen

Eigentlich alle Aufführungen zersplitterten an den eklektizistischen Einzelheiten, an der szenischen Willkür und Dürftigkeit des Vorwurfs. Am angestrengtesten Hamburg, wo Peymann fortgesetzt mit Effekten gegen das Stück anzuturnen suchte. Hollmann, der verbissen für seine Theatralik nach Lücken in dem Stoff suchte, potenzierte so die Länge des Stücks, wollte zwischen dem Papier Theater entfachen.

Die Qual aller Aufführungen war der Sänger: In Berlin sang Dieter Wildt, ständig neu gewandert, mit gedehnt selbstgefälliger Zwickerrone eine seltsam breiige Musik von Peter Fischer. In Hamburg (Musik Peter Raben) wurden von einem traurig-verlorenen Heinz Schubert Brecht- und Jahrmarktsanklänge gesucht und nicht gefunden. In Krefeld schlug Christian Schneller mit dem Stock der französischen Komödie so lange auf den Bühnenboden, bis er endlich Marx sein durfte.

Nur in Stuttgart retteten der Witz und die Diskretion von Elisabeth Schwarz, die mit dem Publikum ein unambitioniertes Zwiegespräch suchte, dieses peinlichste Mittel des Stücks.

Wenn in Berlin Lieselotte Rau und Hans Peter Hallwachs in der Gontard-Szene mit verstörten Schritten durchs Herbstlaub gingen, wenn in Hamburg die Erzieherzene dank der mutigen Grellheit von Ilse Ritter zur Struwelpeter-Verstörung (und damit „Marat/de Sade“-ähnlich) geriet, wenn in Stuttgart im Turm eine einfache Herzlichkeit den kalten Wahnsinn der Außenwelt verdeutlichte, dann hatte das Stück für Augenblicke eigene Bewegungsmöglichkeiten, die ihm nicht von außen aufgeschwätzt waren.

Was aber sonst? Man sah, wie der „Hölderlin“ die Bühnen dazu animiert, wahllos und gedankenlos in die diversen Kisten ihrer momentanen Mittel zu greifen. Da plustern sich kritische Haltungen, ohne daß überlegt würde, wie sie nur noch Klischees produzieren, nur längst Durchschautes noch einmal „durchschauen“.

Bei Hollmann in Berlin konnte man sehen, wie der Regisseur versuchte, dem Stück einen wirkungsvollen, tragfähigen Widerspruch einzubauen, indem er aus dem textdürren, geistesdünnen Hegel den Gegenspieler zu Hölderlin aufbauen wollte. In Stuttgart suchte Palitzsch, da die große Linie ihm wohl nicht herstellbar schien, die Treue der Einzelheiten: die Auseinandersetzung um die Revolution im deutschen Biedermeier, der Widerspruch deutscher Gemütlichkeit. Basel und Krefeld litten daran, daß sie auch nicht durch schauspielerischen Elan das beglaubigen konnten, was der Text den „Großen“ mit platten Kannegießereien ohnehin schuldig bleibt.

Daß Schiller und Goethe überall erstaunlich „ähnlich“ waren, selbst da, wo sie, wie in Berlin, von Frauen gespielt wurden, daß sie in Hamburg auf goldenen Kothurnen einherstritten, der Welt durch alle Studienratsinterpretationen und alle Dannecker-Idealisierungen enthoben, war sicherlich witzig, für manche sogar provokativ.

Aber daß auch die Neudeutung in dem Gips endet, den sie verhöhnern will, uns nur ein neuges überflüssiges Denkmal hinstellt — das ist die traurige Bilanz nach fünf Aufführungen.

Hellmuth Karasek



Szene als Straßentheater: „Hölderlin“ in Peymanns Hamburger Inszenierung

Aufnahme: Rosemarie Clausen



Bremen: Peter Weiss dramatisierte Franz Kafkas Roman „Der Prozeß“

Die Welt

31. Mai 1975

# Ein Theaterstück ohne Menschen

Als eines der Schlüsselwerke unseres Jahrhunderts gilt Franz Kafkas Roman „Der Prozeß“ — die Geschichte des Bankprokuristen Josef K., der, ohne daß er etwas Böses getan hätte, eines Morgens verhaftet wurde, und der widerspruchlos das Todesurteil erleidet, obwohl er sich keiner Schuld bewußt ist. In Bremen war jetzt Peter Weiss' Dramatisierung des Stoffes zu sehen, inszeniert von Helm Bindseil.

Es ist nicht die erste. Die stammt von André Gide und Jean-Louis Barrault, für die „die geringste Abweichung vom Zustand der Vollkommenheit schon Schuld“ war, so daß Josef K. am Ende fragt: „Ist es, weil ich nie geliebt habe?“ Zwei Opern über diesen Stoff gibt es, von Gottfried von Einem und Gunther Schuller („Die Helmsuchung“). Orson Welles nutzte den Text für einen Film. Jan Grossmann aus Prag schließlich visierte die ebenso geheime wie engmaschige Gerichtsbürokratie des Kafka-Romans an, um die technische Welt der sechziger Jahre verschlüsselt ins Bild zu setzen — in der strengsten aller Bearbeitungen, die ausschließlich auf dem originalen Dialog des Romans beruht.

Die größte Nähe zum Original sei auch seine Absicht gewesen, erklärte Peter Weiss. Doch das Bremer Ergebnis vermochte nicht zu überzeugen — trotz des Regisseurs Helm Bindseil, der sich gerade in dieser Saison als ebenso phantasievoller wie präziser Realist herausgestellt hat. Ein entscheidender Teil der Schuld liegt sicherlich am Übergewicht des Bühnenbildes (Dieter Flimm), das eben in der Milleentreue, von der der Autor träumen mag, etliches zu wünschen übrigläßt.

Die drei Räume der Pension von Frau Grubach spannen sich über die ganze Breite der Szene; man erblickt in den Pausen komplizierte Drehungen der Bühne, sich verschiebende Dekorationen; Hebebühnen sind in Aktion, Glaswände und Vorhänge senken sich aus

dem Schnürboden. Für die Darsteller, die sich inmitten der paradierenden Technik bewegen, ist da kaum Raum zur Entfaltung. Nicht für Wolfgang Schenk (Josef K.), nicht für Christina Amun (Fräulein Bürstner), nicht für Renate Pichler (Frau des Gerichtsdieners). Man behält immer nur Bilder von einer Aufführung, die im Namen des Menschen anzutreten behauptet und in der es doch Menschen nicht gibt.

Doch wo liegt der Hauptgrund für die Enttäuschung? Kehrt nicht Peter Weiss von seinem Exkurs zum politisch manipulierenden „Dokumentar-Theater“ („Viet Nam Diskurs“, „Trotzki im Exil“)



Josef K. (Wolfgang Schenk) ist in die Räder einer Maschinerie geraten, die ihn am Ende zermalmt.

Foto: Fritz König

zu seinen Anfängen zurück? Denn Weiss' frühere Dramen — finstere Moritaten aus Chaos und Brutalität — sind schließlich ebenso wie seine Prosa („Der Schatten des Körpers des Kutschers“) ohne Kafkas Visionen nicht zu denken.

Doch der Schein trügt: Beim Wiederlesen, erklärt Weiss jetzt, habe er gefunden, daß die dunklen Gewalten der Roman-Vorlage „insgesamt die Kräfte der Kleinbürgerlichkeit sind“. Josef K., den Weiss recht eindeutig mit seinem Schöpfer gleichsetzt, leide „an den starken Beengungen, den Gesetzen und Wahnvorstellungen, die vom Bürgertum geschaffen wurden“. Und dennoch habe Josef „nichts anderes im Sinn, als ein Mitglied dieser Gesellschaft zu sein und sich hier, in seinem Beruf... vor den zuständigen Ämtern und Behörden zu bewähren“.

Kurz und gut: K. sei „ein Verhafteter seiner Klasse“, er komme nicht aus seiner Klassenbindung heraus und versäume es so, den ganz anderen Prozeß wahrzunehmen, der von der Arbeiterklasse bestimmt werde. Er verpaßt die Gelegenheit, die Welt zu verändern — „an dieser eigenen Schwäche zerbricht er“.

An dieser Trivialität der angebotenen Lösung aber krankt Weiss' Stück, und kein inszenatorischer Aufwand kann darüber hinwegtäuschen. Denn das von Weiss angesprochene Problem mag sein eigenes sein, der „Hölderlin“ zuletzt sprach dafür, Kafkas aber ist es gewiß nicht. Vielleicht ergibt sich einmal eine neue Interpretation der Vorlage, wenn man die Bezüge zum Transzendenten ausklammert und wenn man die Frage nach der letzten Instanz dieses Prozesses nicht stellt. Durch einen freundlichen Proletarier allein, der sich hin und wieder zu dem Angeklagten, diesem Prokuristen-Bourgeois gesellt, ist gar nichts gewonnen.

HORST ZIERMANN

New York: Sept. 30, 66

AUERBAU

## **“Marat”-Aufführung in Paris**

Wider Erwarten gab es keinen Skandal bei der ersten öffentlichen Aufführung des “Marat”-Stückes von Peter Weiss im Pariser Theater “Sarah Bernhardt”. Obwohl die Pariser Presse seit Tagen vom “skandalösesten Stück der Saison” sprach und ein französischer Abgeordneter sowie ein Pariser Stadtrat gegen die Aufführung protestiert haben, nahmen die Zuschauer der französischen Premiere selbst die provozierendsten Szenen mit Gelassenheit hin.

Vergeblich hielten sich Pressephotographen, Fernsehleute und Rundfunkreporter bereit, um die erwarteten Protestkundgebungen festzuhalten. Die Zuschauer taten ihnen nicht den Gefallen. Als der Vorhang nach der letzten Szene fiel, in der die verrückten Hospitalinsassen im Delirium einen wahren Teufeltanz aufführten, rauschte Beifall auf, gemischt mit Bravorufen und einem einzigen Pfiff.



*Kapfau, Herfath, 14. Mai 1971*

## Neues Peter Weiss-Drama: brillant und makaber

"Die Versicherung" in Essen uraufgeführt

"Die Versicherung", von dem in Stockholm lebenden deutschen Dichter Peter Weiss ist im Schauspielhaus in Essen uraufgeführt worden. Das bereits 1952 geschriebene Stück ist eine massive Herausforderung an die menschliche Gesellschaft, die als neurotisches Gesindel von Trieb-Besessenen hingestellt wird. In Essen gab es Beifall für eine brillante Inszenierung und hervorragendes Spiel. Die begleitenden Pfiffe blieben vergleichsweise massvoll.

Versicherung gegen jegliche Gefährdung für sich und die Selten sucht Polizeipräsident Alfons, Familienvater und pflichtbewusster Bürger, der zum feierlichen Akt des Vertragsabschlusses seine Freunde eingeladen hat. Die kleine Abendgesellschaft samt Kindern und Hund Pluto demonstriert nun in stark pantomimisch gehaltenen Szenen die brutale, zerstörerische, zur Anar-

chie drängende und nie zu bändigende "Verunsicherung" des Lebens, gegen die kein Vertrag gewachsen ist.

Unter Einwirkung elektrischer Schocks werden die Gäste zu Versuchstieren für Vivisektions-Experimente abgerichtet. Die Szene wird zum Panoptikum, zum abstrusen Garten der Lüste, in dem Ziegenböcke und Hunde zu perversen, sado-masochistischen Sex-Exerzitien herhalten. Als der von Pluto mit einem Knochen misshandelten Dame Burlan vom Krankenpersonal die Suppe in den Unterleib gelöffelt wird, verliessen die ersten schockierten Besucher den Saal. Die nächsten Abgänge erfolgten angesichts des sodomitisch funktionierenden Ziegenbocks, der nach gehabtem Spass seine Zitzen lustvoll an den gesalzenen Fusssohlen eines Folteropfers reibt.

Hans Neuenfels, der den zer-

störerischen Surrealismus des Stücks in ein glänzendes, phantasievoli drapiertes Gewand hüllte, tat zur Demonstration des im Unterbewusstsein hausenden Obszönen zweifellos zuviel. Die Eleganz im Szenenaufbau und all die meisterhaft eingesetzten Kunstmittel sichern ihm das Verdienst, ein heftig auseinanderstrebendes und makaber überfrachtetes Stück als dramatisch gefügte Einheit effektiv auf die Bühne gebannt zu haben.

Unter den ausgezeichnet agierenden Darstellern ragten Ilse Anton als Frau Burlan und Peter Danzelsen als Dr. Kübel durch ihr fein grundiertes Spiel hervor.

Ingeborg Schrader

## Für Peter Weiss

Die überraschende Nachricht, daß der Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen den Thomas-Dehler-Preis dem Schriftsteller Peter Weiss verliehen hat, wird manchen befremden oder gar erzürnen. Denn Peter Weiss versteht sich selbst als ein sozialistischer Schriftsteller, und sein Satz vom Mai 1965, gesprochen auf dem Kongreß antifaschistischer Schriftsteller in Weimar, ist unvergessen und auch nicht widerrufen. Er lautete: „Zwischen den beiden Wahlmöglichkeiten, die mir heute bleiben, sehe ich nur in der sozialistischen Gesellschaftsordnung die Möglichkeit zur Beseitigung der bestehenden Mißverhältnisse in der Welt.“ Diese Haltung hat er mit manchem Kommentar und Werk befestigt. Eben deswegen ist es nicht ausgeschlossen, daß ihm manche seiner sozialistischen Freunde verübeln, daß er diesen Preis angenommen hat, schließlich ist er nicht nur mit dem Namen eines großen liberalen Politikers der Bundesrepublik, sondern auch noch mit dem eines Ministeriums verbunden, das sich „drüben“, im anderen Teil Deutschlands, wo man Peter Weiss lange als einen der Seinen gefeiert hat, keiner Zuneigung erfreut. Man darf sicher sein, daß Peter Weiss sich die Annahme dieses Preises nicht leichtgemacht hat. Um so mehr zählt sein Entschluß, wenn Weiss nun für manchen auch wieder zwischen den Stühlen zu sitzen scheint.

Das ist, wie die Dinge nun einmal liegen, für einen unabhängigen Schriftsteller kein schlechter Platz. Peter Weiss ist, obwohl er einer der bedeutendsten lebenden deutschen Schriftsteller ist, dessen Werk in neue Dimensionen hineinwächst, mit Auszeichnungen nicht verwöhnt worden. Nach dem Charles-Veillon-Preis von 1963 für den Roman „Fluchtpunkt“, nach dem Hamburger Lessing-Preis von 1964, reichte es, wegen jener politischen Vorbehalte, die sich auf die „Konversion“ von 1965 stützten, noch nicht einmal mehr zum Büchner-Preis, obwohl Peter Weiss, wenn einer überhaupt und wenn Büchner etwas anderes als ein Samtpfotendichter war, ihn reichlich verdient hätte. Dafür bekam er 1966 den Heinrich-Mann-Preis der Ost-Berliner Akademie, die eine repräsentative Institution des anderen deutschen Staates ist.

Man könnte also sagen, mit dem Thomas-Dehler-Preis sei nun eine ausgleichende Anerkennung gegeben. Das aber wäre banal. Vielmehr wird damit anerkannt, daß es eine bedeutsame literarische Position über den beiden kontroversen staatlichen Gruppierungen in Deutschland gibt, die für das geistige Zusammenleben der Nation wichtig ist. Das ist ein Zeichen von Liberalität. Peter Weiss hat in die geistig-literarische und politische Szene beider deutscher Staaten hineingewirkt, beiden seine provozierenden Fragen gestellt. Mit seinem Namen verbinden sich die letzten großen gesamtdeutschen literarischen Ereignisse wie „Marat/de Sade“, die Uraufführung der „Ermittlung“ und des „Vietnam-Diskurs“. Weiss hat sich auch nie zur Hörigkeit gegenüber einem System verdammt. Sein Trotzki-Stück stieß innerhalb der nachstalinistischen Politik im Osten auf so viel Widerspruch, daß er im Briefwechsel mit seinem Kritiker Lew Ginsburg sagte, daß er die Forderung nach Wahrheitsfindung höher stelle als jede „zeitbedingte parteipolitische Rücksichtnahme“. Seine Weigerung von 1976, zum Schriftstellerkongreß nach Sofia zu gehen, wenn nicht auch dissidentische tschechoslowakische Schriftsteller wie Pavel Kohout eingeladen würden, ist seine bisher letzte Weigerung, in irgendeinen Konformismus einzuschwenken. Auch die Annahme des Dehler-Preises ist sicher nicht als Zeichen neuer Annäherung an die Bonner Politik zu werten. Weiss ist aus den zahlreichen Frakturen des deutschen politischen und kulturellen Lebens, aus den Identitätsbrüchen der Nation eine Rolle zugewachsen, die er nie gesucht hat, aber wohl akzeptieren muß: daß sich in ihm wieder jener alte Begriff von deutscher Literatur manifestiert, der die binnendeutschen Demarkationslinien übergreift und darauf verweist, daß Literatur in Deutschland das wichtigste geistige Band ist. Ein gemeinsames im Getrennten. g. r.

## Thomas-Dehler-Preis

Für Peter Weiss

Den vom Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen gestifteten Thomas-Dehler-Preis, der für literarische Arbeiten gesamtdeutschen Inhalts verliehen wird und jetzt mit 20 000 DM dotiert ist, erhält Peter Weiss für sein Gesamtwerk.

In der Begründung der Jury heißt es, daß sich das Werk von Weiss „ebenso durch moralische Leidenschaft und zeitkritisches Engagement wie durch stilistische Originalität und künstlerische Mut auszeichnet. Dementsprechend ist er in Deutschland vertrieben, setzt sich Weiss im schwedischen Exil und von einer unabhängigen Position aus mit der sozialen und politischen Vergangenheit der Deutschen auseinander. Vor allem in dem Roman „Die Ästhetik des Widerstands“, dessen erster Band 1975 erschienen ist, stellt er mit radikaler Offenheit die Frage nach den individuellen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, die zum Widerstand gegen Unmenschlichkeit und Tyrannei befähigen. Der Preis gilt einem bedeutenden Schriftsteller unserer Zeit, der in beiden deutschen Staaten geachtet wird und der hier wie dort auf Literatur und Öffentlichkeit Einfluß ausübt.“

Den Thomas-Dehler-Preis erhielten zuletzt Horst Krüger (1970) und Joachim Fest (1973). F.A.Z.



**Auszeichnung für** *Aufbau*  
**Peter Weiss** *Dec 2, 1977*

Für sein Gesamtwerk wurde dem in Schweden lebenden exilierten Schriftsteller Peter Weiss der mit DM 20,000 dotierte und vom deutschen Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen gestiftete Thomas - Dehler - Preis zuerkannt. Die Auszeichnung rief man zur Prämiiierung von literarischen Arbeiten gesamtdeutschen Inhalts ins Leben. In der Begründung der Jury heisst es u.a.: "Der Preis gelte einem bedeutenden Schriftsteller unserer Zeit, der in beiden deutschen Staaten geachtet wird und der hier wie dort auf Literatur und Öffentlichkeit Einfluss ausübt." Weiss ist Verfasser der auch im Ausland viel gespielten Stücke "Marat/Sade" und des den grossen Frankfurter Auschwitz-Prozess schildernden Dramas "Die Ermittlung".

H. E.

Frankf. A. M.,  
12. Okt. 1976

# Gemaltes Welttheater

Peter Weiss als Maler und Grafiker / Ausstellung in Schweden

STOCKHOLM, im Oktober

Der Schriftsteller Peter Weiss hat eine Vergangenheit als Maler. Die zwei ersten Jahrzehnte seiner künstlerischen Arbeit, von 1933 bis hinein in die fünfziger Jahre, waren sogar hauptsächlich der Malerei gewidmet. Mit den Collagen aus dem Jahre 1962, Illustrationen zum autobiographischen Roman „Abschied von den Eltern“, endet dann seine Bilderproduktion, das Wort hat die Herrschaft übernommen.

Eine erste und, mit Ausnahme weniger zerstörter Bilder, umfassende Übersicht über das malerische Werk von Peter Weiss bietet jetzt die Kunsthalle von Södertälje, einer Industriestadt vor Stockholm. Sie präsentiert die in mühsamer Kleinarbeit vom Direktor Per Drougge zusammengetragenen dreißig Ölgemälde, 37 Tuschzeichnungen, sechzehn Aquarelle, siebzehn Blätter in Mischtechnik und fünfzig Collagen. Der Hauptbestandteil der Arbeiten hatte eingestaubt auf dem Dachboden des Künstlers gelegen, der Rest tauchte mit Hilfe von Zeitungsannoncen aus dem Stockholmer Raum auf.

Schon in seinen ersten Arbeiten, 1933 und 1934, also im Alter von siebzehn und achtzehn Jahren gemalt, hat Weiss sein Thema formuliert: das Interesse am einzelnen, am vereinzelt Menschen, der selbst inmitten der Volksmenge noch ein Einsamer bleibt. So haben seine „Menschen in der Straßenbahn“ (1934) trotz der körperlichen Nähe und Berührung keine Beziehungen zueinander. Jeder zieht, in seiner Welt gefangen, an dem Betrachter vorüber, der Alte neben dem Schurken, das madonnenhafte Mädchen neben dem verhärteten Gesicht mit Sonnenbrille und Weiss selber gleich zweimal: als Junge und als frühzeitig gealterter Mann.

Dieses Nebeneinander von Menschen kehrt im Bild „Die Maschinen kommen über uns“ (1935) in hochdramatischer Form wieder: schreiend fliehen Männer, Frauen und Kinder vor einem sich heranwälzenden Wall von Maschinen, ein weinender Arbeiter, eine Mutter mit Kind, ein Krüppel mit Bauchladen — Typen wie aus einem Brecht-Stück. Im Hintergrund steht kulissenhaft ein abgerissenes Haus, das die Überlebenden birgt.

Im Stil ist dieses Bild an Otto Dix angelehnt. Bis 1937, als er Schüler von Willi Nowak an der Prager Akademie wurde, hatte Weiss keinen Lehrer. Seine Jugendjahre waren von unfreiwilligen Umzügen — der Vater war Jude — zerrissen worden. Die Familie zog von Berlin nach Bremen, wieder zurück nach Berlin, von wo aus die Flucht 1934 nach England führte. Angst, Verfolgung und nahendes Unheil prägten die wenigen Bilder dieser Zeit. In einer Garage in der Nähe von Hyde Park Corner in London fand dann die erste Ausstellung statt. Erst nach der Übersiedlung nach Warnsdorf in Böhmen entstanden auch mehr beschauliche Arbeiten, Federzeichnungen seines bescheidenen Ateliers, eine „Kahnfahrt im Mondschein“ oder ein kleines Frauenporträt.

Bereits gegen Ende der dreißiger Jahre hatte Weiss kurze Erzählungen geschrieben und mit Zeichnungen bebildert. Eine Auswahl davon schickte er an den verehrten Hermann Hesse in Montagnola. Hesses ermunternde Antwort hatte entscheidenden Einfluß auf die weitere Entwicklung, denn Hesse „war der erste Mensch, der mich in meiner Tätigkeit ernst nahm und auf meine Probleme einging“. Weiss fand nun den Mut, sich an der Prager Akademie zu bewerben. Zwei Jahre lang, von 1937 bis 1938, das heißt: bis zur Flucht nach Schweden vor den einmarschierenden deutschen Truppen war er Schüler von Professor Nowak.

Die erlernte technische Fertigkeit benutzte er, um seine Lebenserfahrungen in dem „Großen Welttheater“ zu formulieren, das mit dem Format von 1,20 mal 1,70 Meter sein größtes Bild ist. Vor einem brennenden Horizont sind mit

detaillierten Einzelheiten Mord und Totschlag, Geburt und Jahrmarkt wie in einem glühenden Hexenkessel geschildert. Hochgebirge und schäumendes Meer mit einem sinkenden Schiff gehörten ebenso zur bevölkerten Szenerie wie Babels Turm. Zu diesem Bild, das das Stockholmer Moderna Museet vor ein paar Jahren kaufte, hatte Weiss auch ein Gedicht verfaßt: „Die Sonne sinkt blutrot, Kain schlägt seinen Bruder tot...“

Neben der Szenerie des „Welttheaters“ aus dem Jahre 1937 zeigt die Ausstellung aus demselben Jahr kleinformatige Federzeichnungen aus Montagnola, wo sich Weiss auf Einladung von Hesse im Sommer aufhielt. Rührend liebevoll mit allen Türmchen und Türverzierungen hat er Hesses „Casa Camuzzi“ niedergezeichnet. Mit derselben Hingabe entstanden die von Hesse in Auftrag gegebenen farbigen Illustrationen zu dessen Märchen „Die Kindheit eines Zauberers“ von 1923. Den Text schrieb Weiss neu mit der Hand.

Die Ruhe dieser kurzen Prager Periode mit dem Aufenthalt beim befreundeten Dichter im Tessin fand noch 1940, in Schweden, ihren Niederschlag in einer Reihe von kleinformatigen Ölbildern. Da gibt es ein helles Zirkuszelt vor dem Nachthimmel, umstellt von den spielzeugähnlichen, leuchtend roten Wagen, und ein kleiner Drachen schwebt am grünen Himmel über einer dicken „Dampfstraßenwalze“. Die Buntheit und Fröhlichkeit der „Villa mia“, eines Erinnerungsbildes an eine Tessiner Stadt, wird allerdings eingedämmt von den die Stadt umschließenden nachtdunklen Bergen.

Fabriken und Zirkus beherrschen auch die Bilder des Jahres 1940: Während sich vor dem aufgeschlagenen Zelt Volk und Zirkusleute mischen, darunter auch der Künstler als Hausierer mit schwedischen Fähnchen, thront majestätisch im Hintergrund ein Fabrikkoloss, vor dem sich die Figuren wie bunte Statisten ausnehmen.

Dieses Gemälde ist nur ein Beweis von vielen, daß die Weiss'sche Thematik in Bild und Wort die gleiche ist. Im „Abschied von den Eltern“ (1960) kehrt der Zirkus in einer fesselnden Beschreibung wieder, zieht den Icherzähler und den Leser in seinen Sog. Auch das Selbstporträt von 1938, ein übriggebliebener Ausschnitt aus dem „Gartenkonzert“ — seine Mutter vernichtete aus Angst einige „düstere“ Bilder vor der Flucht — ist mit dem aufbegehrenden und verstöckten Blick eine Entsprechung zum „Fluchtpunkt“ (1964),

wobei die Lebendigkeit der Sprache den Bildern überlegen ist: „Alles hat vorbereitet gelegen. Bilder, die ich machte, hätten Illustrationen zu Stücken sein können, die ich zwanzig Jahre später geschrieben habe.“

Die an den Zöllner Rousseau erinnernde Genauigkeit der Wiedergabe verschwand, nachdem Weiss den Maler Endre Nemes in Stockholm wiedergetroffen hatte. Der Surrealist Nemes, ebenfalls Schüler von Nowak, war auch aus Prag geflohen. Er stand auf seinem künstlerischen Höhepunkt, als Weiss in seinen Einfluß geriet. Es scheint, daß Weiss erst jetzt eine sinnliche Freude am Malen entdeckte. Seine „Jahrmarktgruppe“ von 1942 schilderte die Farbigkeit der Zirkusfamilie mit einem neuen Sinn fürs Dekorative.

Diese eben erreichte malerische Sicherheit vom „Herz-As“ (1942), den zwei „Musikanten“ (1944) und der „Obduktion“ (1944) gab Weiss 1945 wieder auf. Er schuf nun nur noch kleinformatige Zeichnungen und Gouachen. Seine „Parade“ (1945) in Wasserfarbe ist ein letztes Aufflackern, eine Erinnerung an das „Große Welttheater“, ein Aufmarsch aller seiner Figuren wie auf einer Bühne.

„Ich war gefangen in meinem eigenen Ich und dem Exilerlebnis. Das Schreiben wurde da eine immer stärkere Triebkraft. Das Wort ist auch mehr intellektuell als die Malerei. Ich versuchte Klarheit in meine Lebenssituation zu bringen. Da brauchte ich das Wort.“

Seit 1947 war Peter Weiss dann hauptberuflich Autor, nur nebenher hat er bis 1954 gelegentlich noch gezeichnet, die meisten dieser Blätter zeigen in Holzkonstruktionen eingeklemmte Menschen. Weiss drehte auch Filme über Stockholms Altstadt, über Rauschgiftsüchtige und Gefangene. Als Abschluß seines bildnerischen Werkes folgten dann 1957 und 1962 die schwarzweißen Collagen: Illustrationen zu „Tausendundeiner Nacht“ und zum eigenen Roman, originelle Kombinationen in surrealistischer Tradition. Sie bilden den souveränen Schlußpunkt des bildkünstlerischen Œuvres.

Erfolg hat der Maler Weiss im Stockholm der vierziger Jahre nicht, wie ja auch die Anerkennung als Schriftsteller auf sich hatte warten lassen; und in Schweden nimmt sie noch immer den Umweg über Deutschland.

ELKE LEHMANN-BRAUNS

Die Ausstellung bleibt bis zum 17. Oktober in Stockholm und wird danach in Rostock gezeigt; Eröffnung ist dort am 9. November, dem 60. Geburtstag von Peter Weiss.



# Zwei, drei, viele Standpunkte

Der lange Marsch des Peter Weiss / Von Helmut Salzinger

Peter Weiss war einmal ein sehr guter Schriftsteller. Aber er gehörte schon immer zu denen, für die es ein nicht zu unterdrückendes Bedürfnis ist, sich zu etwas zu bekennen. Peter Weiss bekennt sich zu Standpunkten, und er kann heute schon auf eine recht stattliche Reihe verlassener zurückschauen.

Der erste, dessen mühsamen Erwerb er in seinem autobiographischen Roman „Fluchtpunkt“, erschienen 1962, beschreibt: „An diesem Abend, im Frühjahr 1947, auf dem Seinedamm in Paris, im Alter von dreißig Jahren, sah ich, daß es sich auf der Erde leben und arbeiten ließ und daß ich teilhaben konnte an einem Austausch von Gedanken, der ringsum stattfand, an kein Land gebunden.“

Der „dritte“, noch zur Zeit seiner Arbeit an der „Ermittlung“ besetzt gehalten: „Weil ich nicht an politische Gesellschaftsformen glaube — so wie sie heute sind —, wage ich es nicht, irgendeine andere vorzuschlagen. Natürlich ist das ein Zeichen von Schwäche... Ich stehe aber nur in der Mitte. Ich vertrete den dritten Standpunkt, der mir selber nicht gefällt... Ich schreibe, um herauszufinden, wo ich stehe, und deshalb muß ich jedesmal all meine Zweifel hineinbringen.“

Der zweite, ein Jahr später bekanntgegeben: „Die Richtlinien des Sozialismus enthalten für mich die gültige Wahrheit... Ich habe lange geglaubt, daß mir die künstlerische Arbeit eine Unabhängigkeit verschaffen könnte, die mir die Welt öffnete. Heute aber sehe ich, daß eine solche Bindungslosigkeit der Kunst eine Vermessenheit ist... Ich sage deshalb: Meine Arbeit kann erst fruchtbar werden, wenn sie in direkter Beziehung steht zu den Kräften, die für mich die positiven Kräfte dieser Welt bedeuten.“

Damit also wird der „dritte Standpunkt“, den Peter Weiss im selben Aufsatz jetzt den „bequemen“ nennt, aufgegeben. Den sozialistischen Standpunkt vertritt er bis heute.

Dennoch hat er es inzwischen doch schon zu einem weiteren Standpunkt gebracht, wenn der auch nicht eigentlich ein vierter ist, sondern nur ein Derivat des zweiten, ein Standpunkt zwei a, der sich zum Standpunkt zwei verhält wie der Komparativ zum Positiv. Dieser sozialistische Standpunkt eignet sich besonders zum Vorzeigewerden.

Peter Weiss vertrat ihn vor kurzem, indem er seine Mitarbeit bei dem aus dem Suhrkamp-Theaterverlag hervorgegangenen Projekt eines „Verlags der Autoren“ unter anderem mit der Begründung verweigerte: „Die große Arbeit an der Veränderung der Gesellschaft ist mir wichtiger als die Politik der kleinen Schritte, der Kompromisse und Utopien im Verlagsgeschäft... Da ich... meine Angriffe gegen den Kapitalismus und Imperialismus auf breiter Basis durch-

führen möchte, bleibe ich in dem Verlag, der mir bisher die Möglichkeit dazu gegeben hat.“

Seine letzten beiden von dort aus vorgetragenen „Angriffe gegen den Kapitalismus und Imperialismus“ —

Peter Weiss: „Rapporte“; edition suhrkamp 276, Suhrkamp Verlag, Frankfurt; 188 S., 3,— DM

und

Peter Weiss: „Notizen zum kulturellen Leben in der Demokratischen Republik Viet Nam“; Suhrkamp Verlag, Frankfurt; 159 S., 10,— DM,

zwei Bücher, aus denen unter anderem auch hervorgeht, woher Peter Weiss kommt und wohin es nun mit ihm gekommen ist.

Das erstgenannte dokumentiert des Autors Angriffslust höchstens mit seinem lächerlichen Titel: Rapport, ein veralteter Begriff aus der Militärsprache. Als Titel über einem Buch von Peter Weiss suggeriert er, daß hier nicht mehr lange gefackelt werde. Doch nichts dergleichen. In Wirklichkeit enthält das Bändchen eine Sammlung von bisher nur in Zeitschriften veröffentlichten essayistischen Arbeiten und Tagebuchnotizen aus der Schaffensperiode von Peter Weiss, da es bei ihm noch nicht so militärisch knapp und aggressiv zugeht wie heute. Sie bezeugen noch einmal seinen „dritten Standpunkt“, den er in seinen „Zehn Arbeitspunkten“ für überwunden erklärt hatte. Da er sich dort praktisch auch von all seinen früheren Arbeiten distanzierte, erscheint es nur konsequent, daß dieses wichtigste Dokument seiner Sinnesänderung in das Buch nicht aufgenommen wurde. Aus diesem spricht ein Peter Weiss, der noch nicht mit sich selbst im reinen ist, der die gültige Wahrheit noch nicht gefunden hat, der sich nur erst in seinen Zweifeln auskennt und alles Unumstößliche scheut: „Die Universalität, die jedem Ausdruck zugrunde liegt, bleibt unfaßbar, und immer wieder gibt es nur Teilaufgaben, die nach bestimmten Anforderungen gelöst werden müssen.“ In zwei der letzten mit der Jahreszahl 1965 versehenen Arbeiten allerdings zeichnet die neue Richtung sich wenigstens ab.

Sie gehen beide von dem ursprünglichen Plan aus, den Auschnitt-Stoff, der dann zum Oratorium „Die Ermittlung“ verarbeitet wurde, in der Form eines Großen Welttheaters über der Struktur von Dantes Göttlicher Komödie zu gestalten. Im „Gespräch über Dante“ heißt es: „Was immer er (der heutige Dante) auch beschreibt, und wie unzugänglich und unbekannt es auch ist, er muß es mit Worten beschreiben, die einen Standort auf der Erde deutlich machen.“ Entschiedener noch der Schluss des großen Gedichts „Vorübung zum dreiteiligen Drama di-



Peter Weiss

Aufnahme: Abisag Tüllmann

vina commedia“, wo Peter Weiss dann dem Dante in ihm selber das Scheitern bescheinigt: „... Und diese Einsicht, daß alles / was er bisher betrieben hatte, falsch war und mißglückt, / könnte den Anlaß bilden zum Antritt / eines neuen Weges.“

In diesem Buch aber tritt Peter Weiss ihn nicht an. Noch bewegt er sich im Konjunktiv, noch tritt er auf der Stelle, noch verharret er auf dem dritten Standpunkt, der ihm selber nicht gefällt. Und in der Lessing-Preis-Rede gar, die das Buch beschließt, zieht er sich auf eine noch weiter zurückliegende, schon aus dem „Fluchtpunkt“ bekannte Position zurück, wenn er von der Möglichkeit spricht, daß der Schriftsteller „mit der Sprache, die ihm zur Arbeit dient und die nirgendwo mehr einen festen Wohnsitz hat, überall in dieser Freiheit zu Hause sei“.

So begrüßenswert an und für sich eine solche Sammlung verstreuter Opuscula sein mag, so erstaunlich und beinahe fragwürdig erscheint sie in einem Fall wie dem von Peter Weiss, den es doch wie kaum einen anderen nach Entscheidungen verlangt, nach Konsequenzen, nach Farbebekenntnissen. Hätte er nicht seinerzeit den Mund so voll genommen, hätte er nicht von der „Vermessenheit“ der bindungslosen Kunst gesprochen, sich nicht von der eigenen, vor der „Notwendigen Entscheidung“ entstandenen distanziert, dann wäre überhaupt nichts dagegen einzuwenden, daß er frühere Arbeiten neugedruckt sehen wollte, auch wenn er darin längst verlassene Standpunkte vertritt. Da er aber so versessen ist auf Konsequenz, muß er sich gefallen lassen, daß man sich seine Inkonssequenzen nicht stillschweigend mit ansieht. Ich jedenfalls begreife nicht, wie er es fertigbringt, sich mit diesen Arbeiten noch einmal zu identifizieren. Wie sonst aber hätte er sie wieder erscheinen lassen können? Eben darin, so scheint mir, dokumentiert sich sein „viertes“ Standpunkt: daß er seine Linke nicht den Preis wissen läßt, für den er mit der Rechten etwas tut.

Dieser Mann, Peter Weiss, hat irgendwann

einmal sein Damaskus gehabt, aber er redet zu viel darüber, daß es das seine war. Wenn er vom Sozialismus und vom Befreiungskampf der Dritten, der „Letzten Welt“ spricht, dann klingt das immer ein bißchen nach Eigenwerbung. Um es deutlich zu sagen: er nimmt sich geradezu lächerlich wichtig. Wie soll man den Sozialisten Peter Weiss noch ernst nehmen, der, aufgefordert, ein bißchen Sozialismus zu praktizieren und bei kollektiver Arbeit mitzuwirken, weiter nichts zu entgegnen hat als „ich“ und „meine“ Angriffe gegen den Kapitalismus, der von „breitester Basis“ spricht und damit einige in ihrem Wert nicht gerade unangreifbare Theaterstücke meint? Sein Engagement für die Befreiungsfront und Nordvietnam in allen Ehren, aber er möge sich doch nicht einbilden, daß seine Verbalaktionen den Kapitalismus auch nur im geringsten das Fürchten lehren.

Peter Weiss bezeugt in letzter Zeit einen ziemlich unerträglichen intellektuellen Hochmut. Da hat er entdeckt, daß die Amerikaner in Vietnam im Unrecht sind, und schon spielt er sich als Großmeister des Sozialismus auf.

Doch die Solidarität, die er bekundet, hat ihn den Kopf gekostet. Seine emphatischen Verlautbarungen beweisen nicht zuletzt einen betrüblichen Mangel an Denken. Er verwechselt Sympathie mit Solidarität, wenn er wirkliche Solidarität, die eben etwas substantiell anderes ist als Sympathie, überhaupt für möglich hält. Das gilt nicht nur für Peter Weiss, sondern für die linken Intellektuellen Europas überhaupt.

Man erinnere sich etwa der Selbstgefälligkeit, mit der Hans Magnus Enzensberger seinerzeit bekanntgab, er gedenke, die USA zu verlassen und dafür nach Kuba zu gehen: „Ich habe einfach den Eindruck, daß ich den Kubanern von größerem Nutzen sein kann als den Studenten der Wesleyan University.“ Die Tatsache, daß vor allem er von den Kubanern zu lernen habe, ließ er zwar nicht unerwähnt, betonte sie aber nicht mit dem Nachdruck, den sie verdient hätte. Diese Art der Akzentverteilung ist symptoma-

tisch für das Selbstverständnis der progressiven westeuropäischen Intelligenz. Indem sie sich solidarisch erklärt, versucht sie sich freizukaufen. Noch immer will sie nicht wahrhaben, daß die Völker der Dritten Welt ihrer Solidarität nicht mehr bedürfen und sie auch gar nicht mehr wollen. Denn das Verhältnis hat sich inzwischen umgekehrt. Heute ist es an den Europäern zu lernen. Die linken Intellektuellen Europas sind mit ihrem Latein am Ende. Jetzt lernen sie Spanisch. So geraten ihnen ihre Solidaritätserklärungen zu Anbiederungsversuchen, ihre Reisen nach Kuba zu Pilgerfahrten, sie selber aber sind und bleiben, was sie immer waren, bürgerliche Individualisten und abendländische Intellektuelle.

Zu ihnen gehört auch Peter Weiss, und gebärdete er sich noch so radikal. Auch seine Reise nach Nordvietnam war die Pilgerfahrt eines abendländischen Heilssuchers. Seine „Notizen zum kulturellen Leben in der Demokratischen Republik Viet Nam“ beweisen es. Man muß nur genau hinhören. Der Ton, auf den sie gestimmt sind, verrät ihn. Da verlaublich er sich majestätisch im Plural, die beiden Seelen in seiner Brust, die des Individualisten und die des Sozialisten, mit einem Kollektiv verwechselnd: „Die westlichen Länder hatten sich den Luxus der Kultur-entwertung, der Anti-Kunst, leisten können, die künstlerischen Revolutionen spielten sich in einem isolierten Raum ab, griffen in die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht ein, ließen die große Masse der Bevölkerung unberührt. Für Viet Nam mußte die Kunst einen intakten Wert bedeuten... In diesem Land, in dem die Erfolge der Revolution stündlich weiterverteidigt werden müssen, kommt der kulturell-künstlerischen Aktivität nur eine Funktion zu: zu stärken, zusammenzubalten, zu ermutigen... Lange sind wir ausgegangen vom Begriff einer Kunst, in der Handlungen, Begebenheiten, Vorstellungen, Menschenbilder auf eine anschauliche und bleibende Ebene gehoben wurden... Diese Kunst wurde uns mehr und mehr fadenscheinig, in dem Maße, in dem sie zurückblieb hinter den ungeheuren Anstrengungen der Menschen, ihre Wirklichkeit zu verändern... Hier, angesichts der Vernichtungsaktionen im Namen der kapitalistischen Zivilisation, werden auch die letzten Argumente zugunsten des westlichen Modernismus hinfällig... So verstärkt sich noch einmal unser Standpunkt, alle ästhetischen Bewertungen beiseite zu lassen, zu untersuchen nur, was dem Gemeinnützlichen entspricht, was Ansatzpunkte gibt zu einer Neuorientierung.“ Und zur Verdeutlichung des Gemeinten zitiert Peter Weiss ein Lied, „das von Pionieren nach dem Bombenangriff auf eine Deichanlage gesungen wurde“: „Haben wir den Deich aufgebaut / und die Straße gelegt / haben wir den Feind besiegt / und vertrieben / dann ist das Kunst.“

In seiner Begeisterung darüber, endlich einmal auf historische Bedingungen gestoßen zu sein, wo revolutionäre Theorie und revolutionäre Praxis einander ergänzen, vergißt er ganz, daß er nicht ein nordvietnamesischer Pionier, sondern ein europäischer Schriftsteller ist, der seine Schreibprobleme gern in die revolutionäre Tat umsetzen würde, von seinem Stockholmer Schreibtisch aus aber keine rechte Gelegenheit dazu hat. So rattert er denn in Ermangelung eines Maschinengewehrs mit der Schreibmaschine und polemisiert ersatzweise gegen seine Kollegen, die es auf andere Weise versuchen, mit Begriffen wie „Kulturentwertung“, „Anti-Kunst“, „Modernismus“ und „Luxus“, was besonders für einen Sozialisten, als der er sich ja ausgibt, ziem-

● Fortsetzung auf Seite 22

**Deutscher Staatspreis  
für Peter Weiss**

*Aufbau*  
*July 28*

Den Thomas-Dehler-Preis, der vom Bonner Bundesministerium für innerdeutsche Angelegenheiten verliehen wird und dieses Jahr dem in Stockholm lebenden Schriftsteller Peter Weiss zuerkannt worden war, nahm wegen dessen Erkrankung Dr. Siegfried Unseld (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/Main) entgegen. Der mit 20,000 Mark ausgestattete Preis soll der Auszeichnung solcher literarischer Arbeiten dienen, die von gesamtdeutschem Interesse sind. Sohn eines ursprünglich jüdischen Kaufmanns, 1916 in Nowawes bei Berlin geboren, emigrierte Weiss 1934 und ist heute schwedischer Bürger. Er hat Romane und international erfolgreiche Bühnenstücke geschrieben; zu den letzteren gehören "Die Verfolgung und Ermordung Jean-Paul Marats" ("Marat/Sade") (1964), das Auschwitz-"Oratorium", "Die Ermittlung" (1965) (in Amerika unter dem Titel "The Investigation" gespielt), der "Vietnam-Diskurs" (1968) und "Trotzki im Exil" (1969). Schon 1965 war Peter Weiss mit dem Lessing-Preis der Stadt Hamburg, und später mit anderen Literaturpreisen, geehrt worden.

1978

e.g.l.



## Seine Stärke ist es, der Schwache zu sein

„Die Ästhetik des Widerstands“, der neue Roman von Peter Weiss / Von Peter Demetz

Keiner unserer schreibenden Zeitgenossen unterwirft sich Ibsens Forderung, der Autor habe Gerichtstag zu halten über das eigene Ich, mit entschlossenerer Hingabe als Peter Weiss. Der Dramatiker mag scheinbar zu den Heroen der Geschichte oder zu den Schicksalen ganzer Nationen fliehen, aber der Prosaschriftsteller fühlt sich immer wieder von sich selber magisch angezogen; und der Erzähler wird nicht müde, das eigene Selbst prüfend gegen das Licht zu sehen — Narzissus im Spiegel der Weltgeschichte.

Seine Stärke ist es, der Schwache zu sein, und seine besondere Herkunft im immer erneuten Schmerz einer unheilbaren Wunde zu fühlen, die nur fiktive Heilungen kennt. Für Peter Weiss gelten die Nürnberger Gesetze, die er sich selber redigiert, unvermindert fort; in den frühen Prosastücken, mit welchen er in die deutsche Literatur trat, bezieht er sich auf das Vergehen, nicht auf die Verbrechen, die er nicht mit den Verfolgten in mythischer Gemeinschaft gelebt zu haben und gestorben zu sein; und der um dreißig Jahre verspätete Marxist geföhlt sich (da sich eben die zentraleuropäischen Proleten in kleinbürgerliche Konsumenten verwandelt) mit der Poetik des Gedankens, nur ein Ästhet und Bürger zu sein, der eines makellosen proletarischen Anhepases bedarf.

In der „Ästhetik des Widerstands“, einem schwierigen Bewußtseinsprotokoll, das den Gattungsnamen „Roman“ nur deshalb nutzen darf, weil die Fiktion über die Wirklichkeit dominiert, fähig er sich diesen Ahnenpaß in der Art der Dichter, die Unwirkliches zur höchsten Wahrheit erheben; wieder ist ein Revisionsprozeß gegen sich selber eingeleitet, der zur Sprache bringt, wie es eigentlich hätte sein sollen oder müssen. Ein anderer, Max Frisch vielleicht, mag mit der Konstruktion vieler möglicher Ersatzbiografien ironisch spielen und im Spiel mit dem Möglichen eine literarische Erfüllung haben, nicht aber der politische Aktivist, von welchem die Kräfte der Geschichte eine existentielle Legitimation fordern.

Wie wäre's also gewesen, wenn Peter Weiss wirklich als waschechter Prolet geboren und aufgewachsen wäre — nicht in einer schönen Villa, sondern in einer Mietskammer, den Kohlenstaub am Fensterbrett, der Vater nicht beglückter Fabrikant, sondern klassenbewußter Textilarbeiter; die entscheidendsten Jugendjahre nicht leer und verzweifelt an der Prager Kunstakademie, sondern in den Lazaretten der Internationalen Brigade?

Die Traditionen des deutschen Entwicklungs- und Bildungsromans, mitsamt dem Respekt vor der griechischen Mythologie und den schönen Künsten, sind der Antwort auf diese Fragen nicht fern, aber dieser rote Heinrich tut und spricht leider nicht viel; von Schwärmeri und Liebe ganz zu schweigen. Er ist sich hohes Ohr und nervöse Auge; die reale Körperlichkeit seiner proletarischen Freunde (die auch niemals ein Bier trinken oder ins Kino gehen) verschwimmt im Horizont des Ungewissen, aber ihre unverlierbaren Stimmen sind gegenwärtig, kontrapunktisch, dialektisch, scharf, und der Leser muß sich in einen genauen Mitarbeiter des Autors verwandeln, wenn er es mit der puritanischen Strenge und gedanklichen Provokation dieses beziehungsreichen Textes aufnehmen will.

Ein Konzert, nicht ein Gewirr von Stimmen, Protokoll des allerabstrahierenden Bewußtseins, aber von einer artistischen Klarheit und Komposition, die selbst den psychologischen Maßstab zwingt, stilzustehen und Kristalle zu bilden. Der Graphiker Weiss, der Verehrer Dantes ist am Werk; Leitmotive kehren akzentuierend wie-

der, wiederholte Spiegelungen des Gedankens — so die revolutionäre Interpretation des Herkules-Mythos — verbinden Anfang und Ende, und die Konflikte steigern sich in der dreifachen Landschaft des Buches zu lebhaftester Prägnanz.

Zugleich ist der neue politische Stoff, wie einst der private in den frühen Prosastücken, auf jenen melancholisch glühenden Augenblick der Abschiede und Trennungen hin gespannt, in denen Fülle und Verlust noch einmal mächtig aufleuchten: Berlin, Ende September, 1937, drei junge Freunde vor dem Pergamonaltar, aber ihre Gemeinsamkeit im politischen Kunstgespräch schon überschattet von der Gewißheit, sich trennen zu müssen; ein wenig später dann, ehe sich der Erzähler nach Spanien begibt, Kafka-Lektüre in der nordböhmischen Natur und ein folgenreiches Gespräch mit dem Vater über die Vergangenheit und die Zukunft der deutschen Arbeiterbewegung; zuletzt, in einem dritten Teil von unerhört atmosphärischem Licht (so wunderbar hat der Prosast Weiss noch niemals geschrieben) die Welt der spanischen Landschaften, aber auch die Enge des Hospitals, theoretische und praktische Konflikte innerhalb der antifaschistischen Front, und wieder die Schatten der Niederlage, die Schlacht von Teruel, die Republik durch den Vormarsch der faschistischen Armeen zerschneiden, die Auflösung der Internationalen Brigade, Abschied von einem Lande, das dem Realisten wirklich Heimat gewesen, der letzte saugende Blick, ehe der Motor des Lastwagens anläuft: „blitzende Sicheln, schmaler Landstreifen zwischen Meer und Binnensee, aufwühlender Sand, Brücken über Kanälen und Schleusen, Pinienwälder, Apfelsenhaine, die Mündung des Jucar, Ketten von Hügeln und Bergen, einfallende Dunkelheit.“

Die Frage ist nur, ob sich Peter Weiss nicht methodische Komplikationen schafft, die sich seinen Absichten eher entgegenstellen, anstatt sie zu fördern. In seinen frühen Prosastücken berichte er aus einer zeitlichen Distanz von mehr als dreißig Jahren über sein jüngeres Selbst: Das erzählende Ich stand dem erzählten Ich wortwörtlich ferne, und der distanziertere Berichterstatter, der jeweils mehr wußte als sein unbehilfliches Ich, mochte seine Chance nutzen zu urteilen, zu ironisieren, zu rühmen.

Das ist hier anders: Das Grundelement ist immer noch die einzelne Gesprächssituation, aber das erzählende Ich heftet sich an die Stirn seines jüngeren Selbst und vermag, bei Abwesenheit jeder zeitlichen Distanz, nicht mehr über Menschen und Geschehnisse auszusagen als sich seinem Helden im engsten Kreise seiner subjektiven Erfahrung offenbart — deshalb ist es auch ganz widersinnig, wenn der Erzähler oder ein Gesprächsteilnehmer aus der Sprache jener Zeit in das Idiom unserer Epoche verfällt, von Münzenbergs Verdrängen um die „Massenmedien“ der Partei erzählt oder in der Rolle des orthodoxen Funktionärs Mewis, einen denkenden Genossen bezieht, einem „Sozialismus mit dem menschlichen Antlitz“ das Wort zu reden (der unterschätzte Leser bedarf solcher Aktualisierungen gar nicht).

Weiss erzählt von sich selber, als ob er Kafka wäre, der über K. spricht, und diese Beschränkungen der Erzählperspektive, die uns niemals gestattet, über die Nasenspitze des Subjektes fortzublicken, konstituiert zuallererst jene Denk- und Sprachsperrn, die der parteiliche Autor gar nicht zu überschreiten wünscht. Scharfsinnige Analysen, im Gespräch, der deutschen revolutionären Geschichte oder der so-

wjetischen Entwicklungen, aber mit a priori Scheuklappen, denn alle Akteure zählen zur radikalen Linken — man klagt über die mangelnde Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten vor Dreißigjährig, aber keiner erinnert sich daran, wie oft die Kommunisten mit den Nazis zusammen gegen die Sozialdemokratie, ihren Hauptfeind, im Reichstage stimmten; bohrende Gewissensbisse, unruhiges Schweigen, fortgesetzte Spekulationen über das Schicksal jener Parteifunktionäre, die den Moskauer Prozessen zum Opfer fallen, aber nicht ein einziges Wort über die toten Sozialrevolutionäre, Menschewiken oder gar ukrainischen Bauern, die am Wege der Partei liegen.

Wir haben uns an den besonderen Widerhall geschichtlicher Ereignisse zu halten oder, wie in einem Roman von Joseph Conrad, an das Hörensagen vom Hörensagen; und selbst wo unmittelbare Zeugen, historischer Ereignisse sprechen, bleibt ihre Einsicht, wie es anders gar nicht sein kann, fragmentarisch und, da sich der Erzähler nicht über sie erhebt, ganz unkorrigiert. So erzählt der Vater seinem Sohne von den Spartakus-Tagen, Januar 1919, in Bremen und Berlin; sein Zeugenbericht hat, im lebhaften Detail von Barrikaden und Hunger, die genaueste Überzeugungskraft, aber auch er weiß nichts Genaues von der kläglichen Rolle des Parteiparates, der sich durch Liebknecht und Pieck, seine einzigen Delegierten im Revolutionausschuß (die anderen waren Unabhängige Sozialisten und radikale Obleute) gegen sein Programm in den bewaffneten Aufstand manövrierte und dann, als auch Radek zur sofortigen Beendigung des Kampfes rief, weder aus noch ein wußte.

Aber wird sind ja im „Roman“, und unser Held zieht seine politischen Konsequenzen nicht aus dem Studium historischer Texte, sondern als ein zum Handeln gedrängter Mensch, in bestimmten Situationen, die er nie ganz überblickt, auf Grund unvollkommener Einsicht — genauso wie jeder von uns, ob Marxist oder nicht, innerhalb eines begrenzten Horizonts, fragmentarischer Einblicke, beschränkter Wissenschaft, Paradoxie, aber unausweichliche Folgen der an Kafka orientierten Erzählperspektive: Die Subjektivität tritt hervor; das Politische als geschichtlich Objekt vertritt; und anstatt Aufklärung über Geschichte und Politik bietet dieser Text vor allem Aufklärung darüber, wie ein verletzliches Bewußtsein, in Geschichte und Politik, seine Empfindungs- und Urteilskraft bildet. Diese „Ästhetik des Widerstands“ erhebt politische Ansprüche, aber sie ist, ungeachtet des Camouflagesetzes aus historischen Materialien, ein Kern- und Hauptbuch unserer neuen Literatur der privaten Reflexion und der monomanen Selbstanalyse, wie sie die Mitte der siebziger Jahre charakterisiert. Er hat Himmeh nach dem Wedding von damals und spricht unseren neueren Neustigkeiten aus der Mitte der Seele.

In artistischen Fragen entscheidet sich der Schriftsteller Weiss jedenfalls eindeutig und rascher als in politischen, und schon hier, im ersten Band seiner Selbstanalyse, der ja noch ein zweiter folgen wird, hat er sich, durch die Praxis selbst, gegen den sozialistischen Realismus entschieden. Die historischen Argumente für und wider diese Kunstlehre sind, in den Gesprächen der jungen Leute in der Illegalität in Berlin und in den Diskussionen der Spanierkämpfer, in Fairness und Gerechtigkeit dargestellt; und auch das traditionelle stalinistische Argument, in einer vom Felde bedrohten Sowjetunion sei kein Platz für den schwächlichen Solipsismus der experimentellen Künste, fehlt nicht.



PETER WEISS · Foto Volker Krämer

Aber Weiss als Autor hat diese Diskussion längst hinter sich; als Schreibendem stehen ihm Husserl, mit seiner Urursache des bewußten Ich, und Kafka immer noch näher als Marx und Engels; sein Bewußtseinsprotokoll kennt keine unpersönlichen Beschreibungen, wie sie die realistische Tradition erfordert, die Politikkommissare (Martyr oder Mewis) sind keine „positiven Helden“ (im Gegenteil), und sein Optimismus lebt eher verborgen und gebrochen als in plakativ-obszöner Öffentlichkeit.

Wie nun entwickelt sich das politische Bewußtsein des Ich-Erzählers? Nur millimeterweise, fürcht ich; — ein Stillen im Lande. Wir vernahmen die Stimmen und die Argumente, an welchen sich sein Bewußtsein reibt und schärft, aber wir erfahren leider wenig darüber, wie er selber denkt oder wie sich sein Denken verändert. Denkt er überhaupt? Die Voraussetzungen sind deutlich: ein diminiertester Begriff des Faschismus (Hitler nie bei Namen genannt, das Hakenkreuz metaphorisch umschrieben) und eine noch unerschütterlich religiöse Loyalität zum legendären Sowjetstaat. Er nimmt Partei für die Partei, der er nicht angehört, aber in seinen spanischen Erfahrungen lernt er einiges über ihren störrischen Zentralismus, der Gedanken über Kunst

und Politik von oben und außen anordnet, anstatt von unten zu entwickeln, und seine wortlosen Sympathien neigen sich, wenn ich recht verstehe, auf seinen jenen denkenden Genossen (Dr. Hodam, oder eines Schriftsetzers mit dem epigrammatischen Namen Mäuzer), die sich dem Diktator der Parteilitionäre nur zögernd unterordnen oder gar auf ihrem Widerspruch bestehen.

Aber selbst der Fall der Genossin Marceau, die Trotzkitzen verteidigt und vor den Gewehrläufen der Genossen endet, treibt ihn nicht zu artikulierter Opposition; — er weiß nun von den Gegensätzlichkeiten, aber er hofft noch immer, in der schönen Nativität des Mittelalters, die Zukunft vermächte alles, innerhalb der Partei, zur Erlösung der Synthese zu verbinden (Ende des ersten Bandes). Er schwankt zwischen einem blinden Haß gegen den Faschismus, womit ich lebhaft sympathisiere, und einem „erregten Wachsein“, das seine Sprache zur Meisterschaft drängt.

Aber die Sprache selbst verrät die eigentlich erogenen Zonen der Erregung; allein die Konfrontation mit großen Kunstwerken (dem Pergamonaltar, der Gaudi-Kathedrale in Barcelona, Bruegel, Picassos „Guernica“) und die Bildung fiktiver spanischer Landschaften reizt ihn zu Augenblicken sprachli-

cher Präzision und Ekstase; wo er über Denkprozesse politischer oder gar analytischer Art berichtet soll, sinkt er nicht selten in jenen Bildungsjargon hinab, den Horváth fixiert hat. Wo Kunst- und Landschaft ins Bewußtsein drängen, ist alles Sprüchliche, reich entfaltet, fast rauschhaft, und gesteigert zur unvergleichlichen Syntax der exakten Phantasie; sobald er über sein politisches Denken reden soll, wird das Idiom wach, angestrengt, leblos grau; „die Gesamtheit unserer Probleme aktualisiert sich“; „die Problematik kam wieder auf mich zu“; Schritte in einen kulturellen Bereich werden „vermessend“.

Das kompakte Druckbild, die Abwesenheit gliedernder Absätze verbergen den Bruch nicht ganz; das Ich seiner unendlichen Leidens- und Empfindungsfähigkeit, wie es ihm durch seine Natur zuteil geworden, und das Superego des politischen Aktivistens, das er seiner Natur aufzwingen will, de Sade und Marat, sind noch immer im Konflikt mit- und nebeneinander, aber der eine schafft Poesie und der andere noch immer Papier. Niemand kann über seinen Schatten springen, auch nicht in der Fiktion.

Peter Weiss: „Die Ästhetik des Widerstands“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1975, 300 S., br., 24,- DM; geb., 36,- DM

## Ihre unverwechselbare Lebenserfahrung

Nadeschda Mandelstams Memoiren / Von Antonin Brousek

Der erste Memoirenband von Nadeschda Mandelstam, 1972 unter dem Titel „Das Jahrhundert der Wölfe“ ins Deutsche übersetzt, brachte viel mehr als nur eine pietätvolle Denkmalspflege, zu der Dichtertöchter üblicherweise neigen. Zu Wort meldet sich kein Satellit von Osip Mandelstam, sondern eine eigenständige, ausgesprochene Schriftstellerpersönlichkeit. Die Fortsetzung der Memoiren „Das zweite Buch“ — so heißt die 1972 in Paris erschienene russische Originalausgabe, die nun als „Generation ohne Tränen“ auf deutsch erschienen ist — bestätigt die herausragenden Qualitäten des ersten Buches, ebenso seinen dokumentarischen Wert wie auch sein intellektuelles und sprachliches Niveau.

Nadeschda Mandelstam gibt sich nicht mit „Fortsetzung folgt“ zufrieden; fast in jeder Hinsicht vertieft sie die Ansätze ihres literarischen Erstlings. Viel breiter öffnet sich im zweiten Teil die zeitliche Perspektive: Während sich das erste Buch auf die letzten gemeinsamen Lebensjahre mit Osip Mandelstam, auf das elende Verbanntendasein in Südrußland konzentrierte und darüber hinaus das posthume Schicksal des Totgeschwiegenen rekapitulierte, erfährt „Das zweite Buch“ die Zeitspanne vom Bürgerkriegsjahr 1919 (erste Begegnung mit Mandelstam) bis in die pseudoliberalen sechziger Jahre hinein (partielle Rehabilitierung des Dichters). Die einzelnen Zeitaufnahmen werden ineinander eingebettet, was die Autorin als „antichronologische Methode“ bezeichnet (in der Übersetzung widerständig „anachronistisch“ genannt). Der Zeitdynamik entsprechend wechseln abrupt die einzelnen Stationen dieser

Odyssee: Kiew, Moskau, Petersburg-Leningrad, diverse Ortschaften im Kaukasus, in Mittelasien, auf der Krim, deren Eigentümlichkeit die Verfasserin meisterhaft zu evokieren vermag.

In lebhaften Porträtskizzen hält sie Freunde und Widersacher fest, Bekanntheiten und anonyme Mitbürger, Familienangehörige und Arbeitskollegen von den Provinzuniversitäten, den persönlichen Bekanntenkreis von Künstlern, Verlagsleuten, Kulturfunktionären, zufällig Mitreisenden in irgendwelchen abenteuerlichen Zügen, und allen voran — die Schriftsteller — von den russischen „modernen Klassikern“ Blok, Brjussow, Achmatowa, Gumiljow, Chlebnikow, Pasternak, Majakowskij, Zwetajewa, Ehrenburg — bis zu den literarisch eher lokalbedeutenden, jedoch übermächtigen Repräsentanten der offiziellen zeitgenössischen Sowjetliteratur.

Die Optik, mit der sie die verwirrende Summe des Erlebten und Erfahrenen betrachtet, läuft auch im zweiten Buch in einen Brennpunkt — in Osip Mandelstam — zusammen. Dieser großartige, in der russischen Sprache subtil verwurzelte und daher beinahe unübersetzbare Dichter, der radikale, jedoch unaufdringliche Experimentator, der anscheinend lebensfremde, eigenbrütliche Nonkonformist dominiert auch diesmal in den Erinnerungen seiner einstmaligen Partnerin und Mitarbeiterin.

Als wesentlich neu kommt jedoch hinzu, daß Nadeschda Mandelstam programmatisch bemüht ist, sich von dem verpflichtenden Schatten „ihres zweiten Ichs“ zu emanzipieren; sie begibt

sich auf die konsequente Suche nach ihrer eigenen, jahrzehntlang verdrängten Identität. Dies kommt vorrangig in jenen Passagen zum Ausdruck, in denen sie aus ihrem widerspruchsvollen Leben systematisierende Schlussfolgerungen zieht; in philosophierenden Reflexionen, in fundierten literatur- und kulturhistorischen Überlegungen. Wenigleich einiges davon einwillig und verallgemeinernd ausfällt, zeigt sie sich dennoch stets bereit, jede persönliche Befangenheit zu überwinden.

All dies läßt sich allerdings nur der russischen Originalausgabe entnehmen. Die deutsche Fassung, von Godehard Schramm besorgt, reduziert nämlich „Das zweite Buch“ quantitativ wie qualitativ. Zweifellos war es unumgänglich, die 695 russischen Seiten drastisch zu kürzen, schon einer vertretbaren Verlagsskalkulation wegen. Vollständig weggelassen wurden daher 25 Kapitel, fast der gesamte zweite und dritte Teil des Buches, darunter jedoch keine bloßen Übersetzer- und Herausgeber- in einer Person zu meinen glaubt, sondern auch viel Wesentliches. Recht großzügig hat man auch innerhalb der übertragenen Kapitel gestrichen. Bezeichnenderweise weicht Schramm sprachlich besonders anspruchsvollen Stellen in der Regel aus. Die 315 Seiten der deutschen Nachdichtung verzerrt somit grobschlächtig die Proportionen des in sich schlüssigen Buches.

Viel ärgerlicher jedoch ist das unzulängliche Niveau der übersetzerischen Leistung. Der differenzierte, persönliche Stil der Autorin wurde total verfälscht, nämlich trivialisiert und zerredet. Ein detaillierter Textvergleich der drei Übersetzungen zeigt, daß die deutsche Fassung in der Regel die ursprüngliche Bedeutung des Wortes verliert, was die Lesbarkeit des Textes erheblich beeinträchtigt. Dies ist besonders bei den metaphorischen Ausdrücken der Fall, die oft durch ungeschickliche Umschreibungen verloren gehen. Die deutsche Fassung verliert dadurch an der sprachlichen Präzision und der literarischen Qualität, die das Original auszeichnet. Dies ist ein großer Mangel, da die deutsche Fassung die Lesbarkeit des Textes erheblich beeinträchtigt. Dies ist besonders bei den metaphorischen Ausdrücken der Fall, die oft durch ungeschickliche Umschreibungen verloren gehen. Die deutsche Fassung verliert dadurch an der sprachlichen Präzision und der literarischen Qualität, die das Original auszeichnet.

Schramms Russisch-Verständnis als ein folgenschwerer Wackelkontakt. So übersetzte er beispielsweise „Malerpinself“ als „Fahne“, „Wutausbruch“ als „Klarheit“, „Verschwörung“ als „Gespräch“, „bettelarm“ als „winzig“, „Ankerplatz“ als „Reise“, „Zahnärztin“ als „beziehungswise Dentistin“ als „gerissene Techniker“, „Sezierraum“ als „anatomisches Theater“ oder gar „das tausendjährige Reich“ (gemeint ist Hitlers), als „ein tausendjähriges Zarenregime“ (!).

Solche Fehler steigern sich auf der syntaktischen Ebene: Es herrscht ein völliges Durcheinander in der Korrelation der Zeiten und Modalitäten, und bei der sinnngemäßen Entschlüsselung von komplizierteren Bedeutungszusammenhängen hat der Übersetzer fast immer danebengegriffen. Bedauerlicherweise kann man den stillen Verdacht nicht loswerden, daß sich bei Schramm zu seinem lückenhaften Russisch und leichtfertigen Deutsch eine linksübrige, ideologisch fixierte Sperrung gesellt. Sie äußert sich augenfällig im Anmerkungsapparat und im Nachwort. Es ist grotesk, daß sich Schramm gezwungen sieht, eine Schilderung des roten Terrors in Kiew Anno 1919 mit einer Fußnote zu versehen, in der er Nadeschda Mandelstam, „die der Terminologie der Oktoberrevolution abweisend und in gewisser Weise auch hilflos gegenübersteht“, mit einer halbherzigen Korrektur versehen hat. Dieser ideologische bedingte Widerstand kommt allerdings bereits im Übersetzer-Dialog zum Ausdruck: „Die Beschränktheit“ der politischen Terroristen übersetzt Schramm als deren „Organisiertheit“. „Determinismus der Marxisten“ heißt bei ihm „Terminologie der Marxisten“. „Klassenkampf und seine Gespenster“ werden zum „Klassenkampf mit seinen Ausprägungen“.

Irreführend ist auch der deutsche Titel „Generation ohne Tränen“. Nadeschda Mandelstam bildet sich keinen Augenblick ein, daß ihre unverwechselbare Lebenserfahrung zu einem Kol-

lektivum werden könnte. Sie weiß am genauesten, daß gerade aus ihrer Generation (geboren um 1900) die Repräsentanten des doktrinären Sozialistischen Realismus hervorgegangen sind: Fadejew, Wischnewskij, Pogodin, Pawlenko, Surkow und viele andere, die mit einem zukunftsoptimistischen Lächeln gewappneten Lesebuchklassiker und Funktionäre. Wenn sich die Autorin überhaupt mit einem Kollektivum identifiziert, dann höchstens mit denjenigen, welche sie emblematisch „die Erstarreten“ (in Schramms Übersetzung freilich „die Eingeschlossenen“) nennt, also mit Angehörigen verschiedenster Generationen und Schichten, die infolge ihrer Unfähigkeit, sich kopflos in die simple postrevolutionäre Euphorie zu stürzen, bald verspüren sollten, wie das sprichwörtliche Rad der Geschichte über ihre Köpfe rollte. Daß sich einige unter ihnen — wie Nadeschda Mandelstam — dabei nicht zerrädern ließen, sondern die eigene Integrität nicht zu verfestigen vermochten, ist die Ermutung, die von diesem Buch ausgeht.

Es ist legitim, daß sich der Übersetzer im Nachwort von manchen Aufforderungen kritisch distanziert. Seine Vorwürfe allerdings wie: „die zeitgenössische sowjetische Literatur ist ihr vollkommen gleichgültig“ oder „ihre Haltung ist zudem von einem politischen Agnostizismus geprägt, der die politische Priorität des Lebens nicht akzeptiert“ offenbaren, daß er die Substanz des unorthodoxen, freizügigen Buches mißverstanden hat. Lassen wir lieber beiseite, was denn unter der „politischen Priorität des Lebens“ zu verstehen sei — vielleicht war „die Priorität der Politik im Leben“ gemeint. Doch auch ein so unformuliertes Postulat ist gerade angesichts der alarmierenden Lebensbilanz von Nadeschda Mandelstam unhaltbar.

Nadeschda Mandelstam: „Generation ohne Tränen“. Erinnerungen. Aus dem Russischen von Godehard Schramm. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1975. 381 S., geb., 39,80 DM

## Aus dem Inhalt

- 2 Henry Millers „Insomnia oder Die schönen Torheiten des Alters“ / Doris Lessings Roman „Der Sommer vor der Dunkelheit“ / „Kontinent 3“
- 3 Max von der Grün Reisebericht „Wenn der tote Rabe vom Baum fällt“ / Karl Wiesingers Roman „Zemm“
- 4 Die Briefe von Robert Walser / Rudolf Kassners sämtliche Werke
- 5 Edward Goreys Bildergeschichten / Zwei druckgraphische Werk von Ernst Wilhelm Nay
- 7 Klassikerausgaben im Vergleich: Lessing, Pestalozzi, Jean Paul, Sturm und Drang, Goethe, E. T. A. Hoffmann, Wagner, Thomas Mann, Rilke, Benn und Tucholsky im Taschenbuch und in preisgünstigen gebundenen Ausgaben
- 8 Anmerkungen zur Nietzsche-Gesamtausgabe / Cicero als Schriftsteller / Zwei Schriften von Jean Piaget
- 9 Drei Neuerscheinungen zu Brecht
- 11 Daniel Defoes sozialpolitische Studie „Über Projektmacherei“ / Richard Suchenwirths historische Biographie „Maria Theresia, ein Kaiserleben“
- 12 Der Stand der Schulreform in anderen Ländern — Ein Bericht des Max-Planck-Instituts / Arnold A. Hutschnecker: „Psychopolitik“
- 13 Die Sigmund-Freud-Studienausgabe in zwölf Bänden / Jürg Willi: „Die Zweierbeziehung“
- 14 Bücher, die man Kindern schenken könnte



## Druck gegen Weiss?

Interview mit „Dagens Nyheter“

In einem Interview mit der schwedischen Zeitung „Dagens Nyheter“ hat Peter Weiss behauptet, es sei versucht worden, die Aufführung seines „Vietnam-Diskurs“ in der Bundesrepublik zu verhindern. Die Uraufführung war am Mittwohabend in Frankfurt. Während das Blatt von „einer langen Kette von Druckversuchen und Vorstößen sowohl von offizieller wie mehr privaten Stellen“ spricht, sagt Weiss: „Die einzige Möglichkeit, Buckwitz an der Aufnahme des Stückes in den Spielplan zu hindern, war, daß sich darin etwas Ungesetzliches fand. Tatsächlich hat man den Versuch gemacht, derartiges zu finden, ohne daß dies jedoch glückte.“ Die Druckversuche seien ein Hinweis darauf, welche Bedeutung man in Deutschland diesem Stück politischen Theaters in Reinkultur beimesse. „Aber diese Versuche sind auch ein Maßstab dafür, wie proamerikanisch und reaktionär die ganze Einstellung in Westdeutschland ist. Ich bin gespannt auf die Reaktion des Publikums. Sie kann heftig werden. Ich meine auch, daß das Stück gerade hier seine allergrößte Bedeutung hat. Hier, wenn überhaupt irgendwo, bedarf es der Aufklärung, die ich zu geben versuche.“ Großes Lob fand Weiss für den Frankfurter Intendanten Buckwitz. Er sei „eine der wenigen integren Personen“ in Westdeutschland. Sm

Frankfurter Allgemeine

Zeitung Nr. 69

21. März 1967



X

# Für Peter Weiss

## Spanischer Kritikerpreis

Mit dem angesehenen spanischen Theaterpreis „Zuschauer und Kritik“ für das beste im letzten Jahr in Spanien aufgeführte Stück eines ausländischen Autors wurde „Marat-Sade“ von Peter Weiss ausgezeichnet. „Carade Plata“ von Ramón del Valle-Inclán erhielt den Preis für das beste spanische Schauspiel. Auch die Auszeichnungen für Regie (Adolfo Marsillach) und Bühnenbild (Francisco Nieva) gingen an die Inszenierung von „Marat-Sade“.

*5.2.69*  
*Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Kühn

Der Luch Nr. 17,

Freitag, den 22. März 1968



Regisseur und Autor des „Vietnam-Diskurses“ während einer Pause zwischen den Proben: Harry Buckwitz und Peter Weiss

# Vietnam auf der Bühne

Ein Interview mit Peter Weiss und Harry Buckwitz / Von Peter Iden

*Während diese Zeitung gerade ausgeliefert wird, findet in Frankfurt die Uraufführung des „Vietnam-Diskurses“ von Peter Weiss, unter der Regie von Harry Buckwitz, statt. Walter Jens wird darüber in*

*der nächsten Nummer berichten. Peter Iden hat sich mit dem Autor und dem Regisseur darüber unterhalten, ob solche politischen Demonstrationen auf einem vom Staat subventionierten Theater sinnvoll sind.*

**Frage:** „Das Theater theatert alles ein“, der Satz ist von Brecht. Man ist nicht in Vietnam, wenn da ein Schild über der Szene hängt, auf dem „Vietnam“ steht. Was kann, Ihrer Ansicht nach, die Bühne wirklich noch leisten als Ort der Reproduktion und der Verhandlung von Gegenwart?

**Peter Weiss:** Die Bühne soll hier gar nicht den Versuch machen, mit dem Dokumentarfilm zu konkurrieren, und sie soll auch keinen Versuch machen, Geschehnisse, die in Vietnam vorgekommen sind, noch einmal in einer nachhelfenden Realität auf der Bühne darzustellen. Wir versuchen hier ein historisches, wissenschaftliches Theater zu spielen, gleichzeitig natürlich mit ausgeprägten theatralischen Mitteln. Aber es soll hier nur eine Zusammenfassung gegeben werden von realen Ereignissen. Wir versuchen auf der Bühne einen großen historischen Verlauf darzustellen, zu analysieren und ihn so deutlich und konkret wie möglich dem Publikum zu zeigen. Es ist nie ein Zweifel daran, daß dies auf einer Bühne geschieht, daß es von Schauspielern dargestellt wird und daß sie mit theatralischen Mitteln arbeiten. Wir sind nicht in Vietnam, sondern wir sind hier in Frankfurt, und wir zeigen dem Publikum unsere Erarbeitung des historischen Materials.

**Frage:** „Das dokumentarische Theater ist parteilich. Viele seiner Thesen können zu nichts anderem als zu einer Verurteilung geführt werden. Für ein solches Theater ist Objektivität unter Umständen ein Begriff, der einer Machtgruppe zur Entschuldigung ihrer Taten dient.“ Sie haben diese Sätze anlässlich der Osterliner

Brecht-Tage notiert, im März-Heft von „Theater heute“ sind sie festgehalten. Wenn denn nicht die Analyse intendiert ist, sondern die Anklage — welche Reaktion erwarten Sie dann von einem deutschen Theaterpublikum?

**Peter Weiss:** Was wir erhoffen, ist: daß das Publikum, das dieses Stück sieht, seine Schlüsse daraus zieht und dazu kommt, selbst nachzuforschen, sich selbst zu unterrichten, sich selbst mehr Kenntnisse zu verschaffen, das nachzuholen, was von Presse, Rundfunk, Fernsehen zum ganz großen Teil versäumt worden ist. Auf diese Weise wollen wir dem Publikum Impulse geben, und wir zeigen ihm einen ganz bestimmten Standpunkt. Natürlich ist dieser Standpunkt geprägt von einer Überzeugung, der Überzeugung des Autors und seines wissenschaftlichen Mitarbeiters, und diese Überzeugung verschleiert nichts. Es wird genau dargestellt, wo wir den Angreifer sehen und wo wir den Angegriffenen sehen, und wir zeigen auch deutlich die Notwendigkeit des Angegriffenen, sich gegen den Angreifer zu verteidigen. Daraus macht das Stück gar kein Geheimnis.

**Frage:** Der zweite Teil des Diskurses beginnt mit dem Jahr 1954, dem Jahr der Genfer Konferenz also und der Einsetzung des Diem-Regimes durch die Amerikaner. Das Stück endet mit dem Zwischenfall in der Bucht von Tongking 1964, reicht also nicht bis in die Eskalation des Krieges. Woraus ergab sich diese Zäsur, dieser Schluß?

**Peter Weiss:** Das Wichtigste war uns, in unserer Arbeit zu zeigen, wie die Amerikaner den konterrevolutionären Krieg aufbauten, schon Anfang

der fünfziger Jahre, wie sie die Franzosen unterstützten, wie sie dann durch die Etablierung des Diem-Regimes ihre Herrschaft in Vietnam schon etablierten und wie sie dann folgerichtig weiter und weiter ihren Einsatz steigerten bis zu den Lagebesprechungen unter der Kennedy-Regierung, in denen die ganze Eskalation schon konzipiert wurde. Das zeigen wir deutlich an Hand der Dokumente, die es darüber gibt. Die verschiedenen Taylor-, Stayley- und Rostow-Pläne, die ja damals schon zu Beginn der sechziger Jahre genau vorweggenommen, was jetzt in diesen Jahren ausgetragen wird. Der Tongking-Zwischenfall ist das Zeichen für die große Eskalation, und was nachher kam, das wissen wir. Deshalb halten wir es nicht mehr für notwendig, dieses Stadium auch auf der Bühne noch einmal nachzuvollziehen.

**Frage:** Herr Buckwitz, Sie sind dabei, den „Vietnam-Diskurs“ zu inszenieren, ein Stück, das sich in seiner Konsequenz auch gegen unsere Gesellschaft wendet. Sein Autor hat sich in Berlin entschieden zu Auflehnung und Protest bekannt. Er hat sinngemäß gesagt, die Straße sei das letzte noch verbleibende Medium für die Formulierung oppositioneller Interessen. Wird eine Inszenierung in einem bürgerlichen Theater gemäß dessen Tradition nicht nur wieder der Entlastung der Gesellschaft dienen, gegen die sie sich richtet?

**Harry Buckwitz:** Ich glaube, daß man als Intendant die Verpflichtung hat, eine Haltung einzunehmen. Wenn man also ein Stück annimmt, das sich für die großen humanitären Gesetze der

Menschheit einsetzt, dann ist es die Verpflichtung eines Intendanten, der ein engagiertes Theater zu führen versucht, ein solches Stück zu geben. Das bedeutet nicht zwangsläufig, daß auch sämtliche anderen Thesen, die der Autor zu anderen Gelegenheiten äußert, identisch mit dem Theater sind oder identisch mit der Gesellschaft, für die dieses Theater spielt. Ich glaube, daß dieses Stück für diese Stadt und für die Art meines Theaters ein höchst wichtiger Beitrag ist.

**Frage:** Müßte eine solche Inszenierung aber nicht auch praktische Folgen haben für den Theaterbetrieb? Kann man hernach, überspitzt gesagt, wieder Nestroy spielen und so tun, als sei nichts gewesen?

**Harry Buckwitz:** Ich glaube, daß ein Stadttheater, und als solches möchte ich auch das Frankfurter Theater bezeichnen, die Verpflichtung hat, doch einen gewissen Katalog von Stücken anzubieten, daß es sich nicht ganz einseitig, wie es ein Privattheater etwa tun könnte, einer bestimmten Idee verschreiben kann. Wenn also auf meinem Spielplan, neben der „Iphigenie“, von Albee ein sehr wichtiges Stück stehen wird oder auch jetzt der „Vietnam-Diskurs“, so halte ich das für eine wichtige Mischung und nicht etwa für eine willkürliche.

**Frage:** Aber dieses Instrument Theater, und also auch dieses Städtische Theater, wird finanziert, subventioniert und erhalten von einer Gesellschaft, die dort die Herstellung von Kunst verlangt. Peter Weiss hat in seiner Rostocker Erklärung seinerzeit gesagt, daß er „jetzt nicht länger an einen unabhängigen Umkreis der Kunst glauben“ könne. Da ist ein Widerspruch unübersehbar.

**Harry Buckwitz:** Ich fürchte auch, daß das Theater einem Problem zusteuert, indem vielleicht eine Entscheidung getroffen werden muß, die gegen dieses bürgerliche Theater ausfällt, die vielleicht auch gegen viele Intendanten ausfällt. Dann müssen auch die betroffenen Intendanten den Mut haben zu sagen, mit dem Theater habe ich nichts mehr zu tun. Im Moment ist es glücklicherweise noch so, daß ein Intendant bei einer bestimmten Haltung auch die Möglichkeit hat, das Theater seiner Überzeugung zu demonstrieren. Mir ist das in den letzten Jahrzehnten in Frankfurt möglich gewesen, und ich hoffe, das, solange ich noch hier bin, auch fortsetzen zu können.



Stern. Nr. 23.  
Hamburg 28. Mai 1975

## diese woche

### Theater

## Herr K. und der Klassenkampf

Der Links-Poet Peter Weiss, bekannt geworden durch aggressive Polit-Stücke, dramatisierte jetzt Franz Kafkas Roman »Der Prozeß«

Vor elf Jahren avancierte er zum erfolgreichsten deutschen Bühnenautor der Nachkriegszeit. Sein Drama »Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter der Anleitung des Herrn de Sade« — uraufgeführt am Berliner Schiller-Theater — wurde in 19 Ländern der Welt gespielt.

Foto: Volker Krämer



Peter Weiss mit seiner zweiten Frau Gunilla Palmstierna. Tochter Nadja wurde 1973 geboren  
»Früher war ich verbissen. Aber so ein Kind verändert eine Menge«



## Das »Kleine« von ZEISS. Vergrößert Ihr Sporterlebnis. 10fach.

Mit dem taschenkleinen Glas von ZEISS  
aktuell dabei sein!

Ganz dicht am Ball-Sportgeschehen in Großaufnahme sehen!  
ZEISS miniquick 10.

Ideal für Sportfans, Schlachtenbummler,  
überhaupt für alle Sportinteressenten:

sehr klein, sehr leicht, sehr leistungsstark. Hervorragende Optik.

Zusammenfaltbar. Blitzschnell scharf und sehbereit  
für beide Augen gleichzeitig, auch mit Brille,  
durch zentrale Scharfeinstellung.

Große Vorzüge –  
klein beieinander

# ZEISS 10 miniquick

ZEISS miniquick 10: vergrößert 10fach. 190 g. Sehfeld 95 m auf 1000 m.  
ZEISS miniquick 8: vergrößert 8fach. 170 g. Sehfeld 115 m auf 1000 m.



Hauptdarsteller  
Wolfgang Schenk als Josef  
K. im »Prozeß«  
**Opfer seiner Klasse**

Nach einer Aufführung in Rostock legte Peter Weiss, jüdischer Emigrant und seit 1940 in Stockholm zu Hause, ein „Bekenntnis zum Sozialismus“ ab. Fortan ging es in seinen Polit-Stücken um gesellschaftliche und politische Mißstände: „Die Ermittlung“ handelt vom Auschwitz-Prozeß, „Der Gesang vom lusitanischen Popanz“ ist ein Agitations-Musical über den Kolonialkrieg in Angola, und in seinem „Viet Nam Diskurs“ rechnet er mit den Amerikanern ab. Peter Weiss 1974 im SED-Parteiorgan „Neues Deutschland“: „Mein ganzes Leben und Handeln ist anti-imperialistisch.“

Nach vierjähriger Pause ist nun wieder ein neues Stück von Peter Weiss zu sehen. Im Bremer „Theater am Goetheplatz“ wird seit dieser Woche „Der Prozeß“ aufgeführt. Es ist die Dramatisierung des gleichnamigen Romans von Franz Kafka und ein neuer Versuch, einen der geheimnisvollsten Autoren der Weltliteratur zu enträtseln — als politischen Klassenkämpfer.

Der Prager Romancier Franz Kafka (1883—1924) schrieb über schreckliche Ängste, unheimliche Begebenheiten, alptraumartige Heimsuchungen: Wie einer des Morgens erwacht und sich in einen gräßlichen Käfer verwandelt findet; oder wie ein Affe vor einer Akademie einen Bericht über das Wesen von

# eau DE TOILETTE *jeune* \*



NEU  
eau jeune\*  
sofort erleben!  
Im Probierflacon.

## \*Junger Duft für einen jungen Tag.

*eau jeune* ausprobieren. Am besten schon morgens.  
Damit Sie am Abend noch junge Frische fühlen.

Und alle anderen mitreißen. Bezaubernd.

Junger Duft für einen langen Tag.

Für den ganzen Körper.

*eau jeune*

Jung. Spritzig. Ausgelassen.

Les Parfums Cheramy  
PARIS

In Ihrem Parfum-Fachgeschäft



# Die Sensation!



## Die Flecken- Kapsel!

Immer frische Fleckenpaste,  
die nie austrocknet,  
in praktischen Portionen.  
Also:

### Soforthilfe gegen Flecken.

Unentbehrlich für die Reise  
und den Arbeitsalltag.



**1.** aufschneiden



**2.** auftragen,  
wirken lassen



**3.** ausbürsten

Platz ist in der kleinsten  
Tasche für die neue  
K2r Flecken-Kapsel -  
trocknet nie aus.

neue  
Formel

**K2r** praktisch  
gegen alle Flecken.

# diese woche

Affen vorträgt. Der Sinn seiner Traum- und Angstprosa scheint undenkbar.

Der Roman „Der Prozeß“ (1914/15) wurde von drei Autoren — darunter der französische Nobelpreisträger André Gide — dramatisiert; zwei Opernkomponisten (Gottfried von Einem, Gunther Schuller) haben ihn vertont. Orson Welles ließ sich von ihm zu einem düsteren Lichtspiel inspirieren.

Weiss empfing die Anregung zu seiner „gesellschaftskritischen Dramatisierung“ von seinem Freund Ingmar Bergman. Der schwedische Star-Regisseur wollte die Kafka-Dramatisierung zunächst am Stockholmer Schauspielhaus „Dramaten“ inszenieren, übernahm aber andere Verpflichtungen. Um nicht ein Jahr auf die Uraufführung zu warten, bot Weiss den Text in der Bundesrepublik an.

Bei seiner Bearbeitung hielt sich Weiss „so nah wie möglich an den Originaltext“ Kafkas und verzichtete auf die „Ausschweifungen meiner eigenen Empfindungen“. Nur um die Handlung für die Bühne zu verdeutlichen, füge er Versatzstücke aus „Tagebüchern, Briefen und kurzen Prosastücken“ ein.

Dennoch veränderte er die Vorlage. Der Roman Kafkas kennt keine Logik der zeitlichen Gliederung, beschreibt keine konkrete Gesellschaft. Der von einem anonymen Hohen Gericht angeklagte Prokurist Josef K. irrt durch eine unwirkliche Traumwelt und wird schließlich „wie ein Hund“ hingerichtet. Für Weiss gehört der Bühnen-K. hingegen „in einen bestimmten historischen Rahmen“ — und zwar als Vertreter der kleinbürgerlichen Schicht. Er ist den „Erpressungen und den Drohungen einer alten Gesellschaftsordnung“ ausgesetzt: „K. ist in diesem Prozeß ein Verhafteter seiner Klasse.“

Sein Kampf gegen diese Klasse ist „eine Form von Selbstmord“ (Regisseur Bindseil) weil er sie nicht aus eigener Kraft überwinden kann. Weiss leitet diese Deutung aus der Biographie Kaf-

kas zwischen dessen 30. Geburtstag (3. Juli 1913) und dem Attentat von Sarajewo (26. Juli 1914) her. Weiss: „Zwischen dem Ausbruch des Balkan-Kriegs und dem blutigen Vorabend des Weltkriegs beschäftigt sich K. mit dem fruchtlosen Versuch, sich in einer heilen Welt zurechtzufinden.“

Auch der Rückgriff auf einen literarischen Stoff bestätigt, so Weiss, „meine unveränderte politische Einstellung“. Aber er sagt: „Früher war ich vielleicht verbissener, heute bin ich gelassener.“

Denn vor zweieinhalb Jahren hat der heute 58jährige Weiss, der in zweiter Ehe mit der Bühnenbildnerin Gunnilla Palmstierna verheiratet ist, noch einmal eine Tochter bekommen: Nadja. „So ein Kind“, sagt der hagere Mann lächelnd, „verändert doch eine ganze Menge. Früher war ich ziemlich pessimistisch. Jetzt bin ich eigentlich ganz zuversichtlich.“ *Peter Meyer*

## Es stand im STERN

### Davongekommen

Der STERN berichtete über den Münchner Klinikchef Professor Alfred N. Witt, der durch eine umstrittene Rückenwirbeloperation bei dem Internisten Dr. Theo Mauser, 33, eine Querschnittlähmung hervorgerufen hatte und für die Folgen nicht einstehen wollte: „Gestehen Sie doch, Herr Professor!“ (Nr. 8



Der Kunstfehler-Prozeß gegen Prof. Witt findet nicht statt  
**Keln öffentliches Interesse?**

1975). Die Staatsanwaltschaft hatte gegen Witt ein Verfahren wegen fahrlässiger Körperverletzung eingeleitet, nachdem der Züricher Chirurg Professor Werner Brunner in einem Gutachten dem Operateur Witt einen Kunstfehler nachgewiesen hatte.

Jetzt hat der bayrische Staat dem seit sechs Jahren gelähmten Theo Mauser ein Schmerzensgeld von einer halben Million Mark gezahlt. Mauser will sich von dem Geld ein Schwimmbad bauen, weil Gelähmte zu öffentlichen Bädern in München keinen Zutritt haben. Er mußte sich verpflichten, über den Kunstfehler des Professors Witt nichts mehr zu veröffentlichen oder solche Veröffentlichungen zu unterstützen. Außerdem verlangte die Stadt München einen Anteil von dem Schmerzensgeld, weil sie dem Internisten Mauser ein volles Gehalt als Arzt des städtischen Krankenhauses Harlaching gezahlt habe, obwohl der Gelähmte nicht hundertprozentig arbeitsfähig sei und weder Nachtdienst noch Überstunden machen könne. Aber Mauser zahlte nicht; er versucht nun ein Krankenhaus zu finden, das einen Arzt im Rollstuhl beschäftigt. Die Staatsanwaltschaft München hat gleichzeitig das Verfahren gegen Professor Witt eingestellt, weil jetzt kein „öffentliches Interesse“ mehr an der Aufklärung dieses Operationsfehlers bestehen soll.

So hat sich der Staat Bayern schon einmal schützend vor Fehlleistungen seines wohlhabenden Klinikchefs Witt gestellt: Der Steuerzahler muß für den nach einer Witt-Operation hirngeschädigten Kunstturner Jürgen Bischof eine Monatspension von zweieinhalbtausend Mark aufbringen — Witt selbst zahlt auch hier nichts. In einem dritten Fall zahlt keiner: Der neunzehnjährige Peter Ermert starb vor sechs Jahren unter einer Narkose während einer Witt-Operation der Achilles-Sehne. Ermerts Eltern verzichteten auf eine Klage, weil sie „kein Geld für so einen langen Prozeß haben“.

### Ein neues Schauspiel von Peter Weiss

Ein neues Schauspiel von Peter Weiss. «Trotzki im Exil», wird im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt, veröffentlicht. In 15 Szenen zeigt das Stück im Rückblick Trotzki's politischen Weg und dessen Stationen: Gefangenschaft im zaristischen Straflager Wercholenk (1901), erste Begegnung mit Lenin in London (1902), die Brüsseler Tagung (1903), die Revolution von 1905, Trotzki's zweites Exil und sein Treffen mit Lenin in Zürich (1915), die russische Oktoberrevolution 1917, Trotzki in Kronstadt (1921), Lenins Tod (1924), Trotzki's Ausweisung aus Moskau (1927) und die Stationen des dritten Exils in Prinkipo (Türkei), Grenoble, Norwegen und Mexiko. Das Stück schließt mit dem Augenblick der Ermordung Trotzki's.

Die Dramaturgie folgt keiner kontinuierlichen Zeitfolge: sie ordnet die Szenen, dem Vorgang des Rückblicks entsprechend, nicht nacheinander, sondern ineinander; die Verknüpfung erfolgt dabei assoziativ. «Das System von Zeit und Raum ist ziemlich kompliziert, der Dialog dagegen realistische, konzentrierte Prosa», erklärt der Autor. «Es ist ein episches Drama auf Grund authentischer historischer Dokumente ... Mittels einer unrealistischen Zeitanordnung wird Trotzki's Laufbahn kritisch beleuchtet, in Rückblenden wie etwa im Film ... ich habe versucht, eine Perspektive aufzustellen, die zu unserer gegenwärtigen Situation hinführt.»

Peter Weisses Schauspiel, 19. Oktober 1969



## Der lange Feldzug des Peter Weiss

„Vietnam-Diskurs“-Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus

Dieses Stück trifft uns in einem kritischen Augenblick; in dem der Krieg in Vietnam noch einmal eskaliert; in dem klar geworden ist, daß die Erwartungen von 1964, der Krieg sei schnell zu beenden, trogen und daß falsche Einschätzungen des Gegners und des Volkes zu falschen Maßnahmen führten; in dem McNamaras Abgesang über die Schwierigkeit, der Bevölkerung Süd-Vietnams ein eigenes Staatsgefühl als Halt für den Kampf zu geben, uns noch in den Ohren liegt; in einem Augenblick, in dem die Spaltung der Meinung über Rechtfertigung und Notwendigkeit dieses Krieges aus den USA zu uns herübergreift.

Dieser Krieg beherrscht unsere Gedanken — nicht nur die der jungen Vietcong-Trabanten, die mit Eifer und Fahnen nach dem Ende der Aufführung die Bühne besetzen, als wollten sie das letzte Wort des Autors „Wir zeigten den Anfang, der Kampf geht weiter“ gleich realisieren. Man erlebte als letzten Akt zehn Minuten der Konfusion; Vordrängeln, Wichtigmacherei. Aber die Probleme sind nicht zu klären.

Die Schauspieler wurden davon nur um den verdienten Beifall gebracht. Und Harry Buckwitz um seinen Abschied vom Frankfurter Publikum. Buckwitz hat mit der teilweise sehr sehenswerten Uraufführung des langtiteligen Stücks seine Frankfurter Arbeit für ein kritisches Theater noch einmal akzentuiert. Nie geriet er mit einem Stück auch mehr in Parteilichkeit. Das ist kein unbedingter Vorwurf. Der Krieg in Vietnam macht parteilich.

Die Parteilichkeit, die dieser Krieg zustande bringt, ist nicht zwangsläufig identisch mit der des Peter Weiss. Wer gegen den Krieg in Vietnam ist, braucht nicht Ho Tsch Minh zu huldigen, braucht keine rote Fahne zu schwenken, obwohl er in lange Partien des Weisschen Szenariums eintreten kann. Wer ist heute noch für Kolonialismus? Wer für Knechtung? Wer den lang fließenden Text dieses Stückes liest, spürt, daß sein Autor mehr weiß, als er für die Bühne zuläßt. Er weiß: daß die amerikanischen Hilfsprogramme für Süd-Vietnam deutliche soziale Intentionen hatten (sie wurden im Lande selbst korumpiert). Er weiß: daß die Grausamkeit der Kriegführung nicht an die Gruppe der Kriegführenden gebunden ist, die er angreift; daß es auch einen roten Terror gibt; daß der Krieg, den Ho Tsch Minh führt, nicht nur ein Befreiungskrieg, sondern ein politischer Krieg ist. Es ist nur ein Symptom, daß Ho Tsch Minhs berühmter Brief in die Heimat von 1941 in Weiss' Text nicht schließt, wie er „im Dokument“ schloß: „JEs lebe der Sieg der Weltrevolution.“

Gerade der Umfang der historischen Studien, die Weiss für dieses Stück machte, hätte ihm klarmachen müssen, wie in Vietnam eine uralte und nach 1945 durch Machtpolitik wieder akut gewordene Auseinandersetzung, nämlich die Befreiung einer eingeborenen Bevölkerung von fremder Herrschaft, eingegangen und überformt worden ist von einer internationalen Konstellation, an der die Entwicklung des Weltkommunismus einen entscheidenden Anteil hat. Dulles' Theorie von den zwei Blöcken, die am Anfang des zweiten Vietnam-Krieges steht, ist eine Folgerung aus politischen Entwicklungen gewesen, die wir den „kalten Krieg“ nannten. In Vietnam werden heute die Folgen noch ausgekämpft. Die Frage, wie man wieder voneinander loskommt, wird dabei immer wichtiger. Das ist harte Politik. Weiss hat sie im zweiten Teil seines Szenariums, in dem er Szenen im amerikanischen Senat, Lagebesprechungen des Sicherheitsrats, Konferenzen, Eisenhower, Churchills, Edens, Dulles', Kennedys und Johnsons vorführt, berührt, aber dann alles in seine Perspektive zurückgedrängt. Die Tragödie Vietnams ist die einer Verstrickung („Eine Tragödie ohne Bösewichter“, wie Schlesinger sagt). Weiss hat den alten Theaterbösewicht in seinem Szenarium so vergesellschaftet wie den alten Theaterhelden. In Kapitalisten und Freiheitskämpfer. Wir sehen ein Stück in Schwarz und Weiß.

Für das politische Theater ist das nichts Neues. Parteilichkeit aktiviert nicht nur zur Arbeit, sie ist auf dem politischen Theater ein Prinzip, mit dem man einen Stoff schärft, ihn schlagkräftig macht. Also baute Weiss hinter seinem Gegenwartsantagonismus von Freiheitskampf und kapitalistischem Neokolonialismus den alten von Knechtschaft und Herrschaft auf. Was er schrieb, ist kein Drama, sondern das Referat über den tausendjährigen Weg des vietnamesischen Volkes zur Selbständigkeit. Er beginnt mit dem alten Reich am Mekong, dem ersten Erscheinen der Chinesen, der Austreibung und neuen Staatsgründung am Roten Fluß. Er fährt fort mit der versuchten Revolte des Feudaladels gegen die chinesische Herrschaft, mit dem Einmarsch An Nams, mit Fremdherrschaft und Fronarbeit.

Die lange Folge der Jahrzehnte wird zu einer langen Folge von Szenen. Kapitulation der immer gleichen Situation: Unterdrücken, Revolte, neue Herrschaft. Vorgetragen in einem weißleuchtenden, sehr hohen Raum, von einem mobilen immer die Rollen wechselnden Ensemble in schwarzen Kostümen, das auf der Bühne in vielen Himmelsrichtungen bewegt wird; diagonal die einander feindlichen Gruppen, frontal meist die Feinde der Unterdrückten, wenn sie zum Aufstand vorgehen oder ins Publikum zu reden und es „anzusprechen“ haben. In großen Bogen gehen die Aufseher durch die pantomimisch und skulptural dargestellten Arbeitsgruppen. Auf den Podesten links und rechts stehen erhoben, erhaben die Herren, das Feld in der Mitte eingrenzend, bewachend. Die geographische Struktur dieser (oft ballettösen) Choreographie wird dabei weniger sinnfälliger als die symbolische (von Herrschaft und Knechtschaft). Doch erhält die Szene so Beweglichkeit: Gruppen bilden sich, verhaken sich, lösen sich auf, gehen schnell, geduckt, verschüchtert, geschlagen, zeremoniell, angstvoll; optischer Reiz macht sich selbständig und zelebriert sich einige Male selbst in den gestellten Pantomimen herrschaftlicher Aufzüge und Palastkämpfe bis zur Süßigkeit chinesischer Scherenschnitte. Das Auge hält sich fest, wo das Thema sich durch Wiederholung abnutzt. Königskrö-

nungen, Enthauptungen. Der Zwang, schnell durch die lange Geschichte Vietnams zum Jahr 1945 zu kommen, läßt den Autor selbst Passagen unterdrücken, die man ausgearbeitet sehen möchte: etwa die vom Bauernaufstand Le Lois, in dem die Verführung des revolutionären Führers durch die Macht und die daraus folgende Trennung vom Volk wie ein eigenes Drama steckt.

Weiss sucht das Dramatische nicht im Konflikt, sondern in der Konfrontation. Er betreibt so etwas wie die Eskalation der Konfrontationen. Mit dem Erscheinen der Europäer in Südostasien stellt er Figuren in weißen Dreß gegen die schwarzen Einheimischen. Sie betreten die Podeste ringsum. Europäische, dann japanische Fahnen: Europas Herrengeschichte in Vietnam. Wenn Ho Tsch Minh 1945 die Republik des freien Vietnam ausruft, fällt vor den Himmel mit den weißen Schriftfahnen die „rote“ der neuen Zeit. Ein seidiger, ästhetischer Effekt (der sich in einige Ho-Ho-Ho-Tsch Minh-Rufe aus dem jungen Publikum umsetzte).

Weiss vergrößert, je näher er unserer Gegenwart kommt. Das Verfahren ist richtig intendiert: Wachsende Bedrängung des Publikums mit Fakten, mit erschreckenden Reflexionen der Militärs, mit Einblick in den politischen Krieg, in die „weltweite“ Geschäftigkeit der „Drahtzieher“. Aber je näher Weiss unserer Gegenwart kommt, um so mehr verliert die Szene selber an Reiz, an Spannung, an Anspruch. Nicht, weil das Programm, das Ho Tsch Minh seinen Leuten erklärt, uns verdächtig ist, verlieren wir Interesse (gerade der Verdacht könnte uns munter machen), sondern weil an diesem Punkt schon alle optischen Übersetzungsmöglichkeiten des Weisschen Szenariums aufgebracht sind, verfällt nun das Stück.

Auf dem Theater kann man das Theater nicht so aufgeben, wie Weiss es dann tut. Er summiert nach der Pause die politischen Konferenzen. Der Dramatiker gibt sich als Stoffkärner: Große Tische mit Sprechenden und oft peinlich primitiv karikierten Leuten, die durch dauernd wechselnde Fotoprojektionen als Historische identifiziert werden sollen. Nie kommen Projektion und Sprechfigur zur Deckung. Aber ein Text deckt den anderen zu. Stellenweise hört man Plötz: mit verteilten Rollen. Wenn der Sprecher des Winston Churchill mit seinen Fingern das Rauchen einer Zigarre andeutet, ist man schon dankbar für dieses Mini-Mätzchen einer schauspielerischen Regung.

Natürlich gibt es Durchbrechungen der Monotonie; aber wird der an sich „schöne“ Aufzug Diems ein Pendant zu dem Auftritt der alten Mandarine? Bringen die proletarischen Gruppen noch eine neue gestische Sprache?

Weiss hat mit diesem über tausend Jahre zusammenraffenden Stück das Unkonventionelle gesucht. Den Ausstieg aus der Fabel, aus dem geschlossenen Ablauf. Er hat den Schauspieler vom Menschendarsteller auf das Vorzeigen und Repräsentieren sozialer Kräfte, von Klassenbezeichnungen und typischer Situationen und Haltungen verwiesen. „Darstellen, was sie sagen“: Er untermauert also — eine mit dem Rollenwechsel dauernde Verwandlung des Ausdrucks. Was Harry Buckwitz, der doch einen Sinn für Choreographie, für Tableaus wie für sozialen Ausdruck hat, erreichbar war, blieb meist ein Exerzieren mit den Darstellern. Die Vision des Autors Peter Weiss von der szenischen Variabilität seiner Szene und seiner Darsteller ist weiter als die Möglichkeit der Realisation; wie auch der Text in der Lektüre lebhafter, insistierender ist als der Vortrag auf der Bühne. Lauter Vortrag verschleift, zumal, wenn Sprache so wenig sinnfällig ist wie die von Weiss modulierten Reden der zitierten historischen Figuren, und wenn sie so wenig durch „Situation“ auf der Bühne gestützt ist!

Man darf sich auch nicht täuschen über die Form dieses „progressiven“ Theaters. Der Inhalt prägt nie die Form dieses Stücks, obwohl es so scheint. Man kann mit den gleichen Mitteln ein Stück schreiben über den langen Weg der Ukrainer in die versagte Freiheit, oder über den der Kroaten. Man wird unwillig in dieser Inszenierung daran erinnert, weil einer der Sprecher am großen Konferenztisch dem Stalin von 1940 so ähnlich sieht. Die Form ist nur ein Transportmittel für Weiss; vom zweiten Teil dieses Abends her wird „Gesang vom lusitanischen Popanz“ formal ein eminent interessantes Stück.

Verträgt das Thema „Vietnam“ überhaupt ästhetische Reflexion? Kein Autor wird vom Theater daraus entlassen. Theater ist Umsetzung. Es ist nur folgerichtig, wenn Weiss mit diesem Stück aus dem „bürgerlichen“ Theater herausdrängt auf den Markt, in die Fabrikhalle. Er geht auch damit keinen neuen, sondern einen (verwucherten) alten Weg; vielleicht schlägt er ihn wieder frei. Das linke Parteitheater hat am Anfang der dreißiger Jahre ein Tendenzspiel entwickelt, das sich objektivierend „Lehrstück“ nannte, Aufklärungstheater. Aufklärung und Information: das beansprucht auch Weiss. So sieht er sein Stück als „Kontrastprogramm“ zu einer unaufgeklärten westdeutschen Gesellschaft. Unaufgeklärt worüber? Daß es für Vietnam nur die „rote“ Lösung gibt? Daß die amerikanische Aggressionstheorie eine propagandistische Formel ist?

Theater des wissenschaftlichen Zeitalters würden wir Weiss'ens Verfahren nicht nennen. Dazu ist die Analyse der Situation, die es sich zum Thema macht, zu parteilich. Dazu ist die publizistische Diskussion über Vietnam zu fortgeschritten. Und doch ist klar, warum dieses Stück soviel Interesse auf sich zieht. Es vermengt sich mit unseren Sorgen, mit unserer Bedrückung. Mancher wird die Sorge, Vietnam sei das Spanien dieser Generation, so wenig los wie Churchill die Furcht, sich auf ein Neusch München einzulassen. Das Stück reflektiert ungewollt auch solche Phobien.

Das Publikum war deswegen zu großem Beifall bereit. Auch für Weiss, der sich in dieser Konfrontation, mit diesem „Dies meine ich“ auch ausliefert. Doch das Publikum übertrug den Beifall nicht auf die Fahnen des Vietcong, die die Demonstranten, den Schauspielplatz verdeckend, entrollten.

GÜNTHER RÜHLE

Frankfurter Allg. Ztg. 25. 6. 68

## Geteilte Meinung

Schwedische Kritik zu Weiss  
und linken Studenten

Die Frankfurter Uraufführung des „Vietnam-Diskurses“ des in Schweden lebenden deutschen Autors Peter Weiss ist von der Stockholmer Presse am Freitag stark beachtet worden. Die liberale „Dagens Nyheter“ nennt das neue Stück „abstrakt, eindeutig, bewußt didaktisch“. Im „Vietnam-Diskurs“ existieren die individuellen Schicksale im Unterschied zum „Popanz“ nur in der Relation zur Geschichte. „Die eigentlichen Rollen in dem Stück werden von Kollektivs, von Truppen und Nationen gespielt, vereinfacht und schematisch wie Elemente in einer Planzeichnung.“

Bei der Diskussion, die in Frankfurt der Uraufführung folgte, lobt die Zeitung den Ernst, die Konsequenz und den Scharfsinn in der antiautoritären Kritik der Links-Studenten gegen die „westdeutschen Behörden, die westdeutsche Sozialdemokratie und die westdeutsche Bürgerlichkeit“.

Weniger positiv beurteilt das konservative „Svenska Dagbladet“ das Stück, das „einen ausgezeichneten ersten Akt hatte, der Schluß zeigte die Kehrseite des Dokumentartheaters“. Das Ganze sei „anonym, spannungslos, Papiergerede und trocken und dürftig“. Der Kritiker fürchtet, daß der zweite Teil seines „Vietnam-Diskurses“ niemals, in welcher Inszenierung er auch herauskommen mag, dramaturgisch selbsttragend wird. Doch der Anfang zeuge davon, daß dieser „eiskalte und perfide Meinungsbildner — der heute wohl dem internationalen Kommunismus größere Dienste erweist als jeder andere — auch das ist, was das politische Theater nicht immer schafft: ein dramatischer Sensualist und Bilddichter“.

dpa



## Revolutionär und Künstler: der Dramatiker Peter Weiss



„Seine Stücke sind die objektiven Korrelate eines unauflöslichen inneren Dramas, in dem der Revolutionär, der eine unerträgliche Welt zu ändern sucht, mit dem Künstler in Widerspruch gerät...“ So beschreibt der Literaturwissenschaftler Peter Demetz („Die süsse Anarchie“) das dramatische Werk Peter Weiss, das im modernen Theater einen überaus wichtigen Platz einnimmt. Weiss steht mit seinem politischen Theater in der Tradition Brechts, allerdings mit einem radikalen Stilwechsel in seiner Hinwendung zum Dokumentarstück aus der jüngsten Zeitgeschichte.

So benutzt er Aussagen und Fakten des Auschwitz-Prozesses und verarbeitet sie in ein Klagelied „Die Ermittlung“ (1965) das an erschreckender Realistik nicht mehr überboten werden kann. In einer unendlich scheinenden Zeugenreihe werden die Grausamkeiten des Naziregimes aufs genaueste entblösst. Überhaupt schien das deutsche Theater der sechziger Jahre auf eine Neue Sachlichkeit zuzustreben, denn das Theater der Wirklichkeit mit stark politischer Tendenz sieht man nicht nur bei Weiss sondern bei Günter Grass, Martin Walser oder Heinar Kipphardt.

Peter Weiss wurde 1916 in der Nähe von Berlin geboren. 1934 musste er in die Emigration nach Schweden gehen und lebt auch jetzt

noch in Stockholm. Er trat erst mit Erzählungen in die Öffentlichkeit. Berühmt wurde er durch sein Stück „Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats dargestellt durch die Schauspielergesellschaft des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade“ (1964). In diesem Theater auf dem Theater tritt Marquis de Sade als Gegenspieler Marats auf, der selbst von einem Irrenhaus-Insassen gespielt wird. In den Monologen werden die verschiedenen politischen Standpunkte deutlich: Sade als überspitzter Individualist und Marat als politisch Engagierter allerdings ohne sofortigen Willen zur Aktion. — In diesem Stück sieht man auch das persönliche Problem des Autors Weiss, der sich als Künstler, als Ästhetiker fühlt und dennoch eine sofortige politische Änderung fordert. Gute Beispiele dafür sind auch sein revolutionäres Maskenspiel „Gesang vom lusitanischen Popanz“ (1967) und der „Viet Nam Diskurs“ (1968).

1968 wurde sein Stück „Wie dem Herrn Mockinpott das Leiden ausgetrieben wird“, fertiggestellt. Dieses Stück ist eine Anknüpfung an Zirkusclownerie, ein Theater, das an Tairoff und Barrault erinnert und eher als Rückschritt des Autors zu interpretieren ist. Allerdings wurde das Stück schon 1963 konzipiert und kaum verändert. Der Politiker Peter Weiss zeigt sich aber wieder in seinem 1971 uraufgeführten Stück „Hölderlin“. Wie in den meisten seiner Stücke greift er auf historische Geschehnisse zurück, um sie für die Gegenwart zu aktualisieren. Nicht das literarische Genie Hölderlins ist für Weiss interessant, sondern die politische Funktion des Dichters, der sich gegen den Fürsten auflehnt und auf Revolution hofft.

Die Rolle Hölderlins in der Politik seiner Zeit ist bisher von der Forschung kaum beachtet worden. Peter Weiss geht sogar so weit, dass er einen Zusammenhang zwischen dem Ausbruch der Schizophrenie Hölderlins und der politischen Lage sieht: „...“ Die Angst der Verfolgung trieb diesen Menschen, von dem feststeht, dass er zur Resignation nicht bereit oder fähig war, zur Flucht in den selbst geschaffenen Kerker.“ Wie für den Helden seines Stückes ist auch für Peter Weiss die Rolle des Dichters ohne politische Bezugnahme ein Ding der Unmöglichkeit.

Karin H. Czerny

## Der große Traum

Frühe Gedanken, Erinnerungen und Formen des Surrealisten Peter Weiss

Am Anfang war der große Traum.

Ein Dichter, dessen Vorstellungen buchstäblich unter die Haut gehen. Das ist er? Das war er! Einer, der als erster bei uns Oberflächen beschrieb, ohne oberflächlich zu werden, einer der ganz wenigen Poeten unter so viel „Autoren“. Das fällt einem wieder ein, liest man in dem soeben in der „edition suhrkamp“ erschienenen Bändchen mit wenig bekannten früheren Prosastücken, die unter dem so nichtssagenden wie verblasenen Titel *Rapporte* gesammelt wurden, als ob es gelte, diese überaus subjektiven, tief sinnigen Sprachgedanken hinter einem modischen Titel zu verstecken, weil das nach „objektiver“ Dokumentation, möglicherweise nach politischem „Material“ riecht.

Falsche Erwartungen. Zur richtigen Stunde, im Augenblick, da Peter Weiss alle diejenigen, die nicht vergessen haben, welcher Künstler er ist, wider seine eigenen Fähigkeiten mit politischer Naivität langweilt und enttäuscht und auch in seinen letzten beiden politischen Theaterstücken (*Popanz und Vietnam-Diskurs*) auf eine für ihn gefährliche Weise versuchte, sein ureigenes Thema, die Tortur, ausschließlich der aktuellen Gegenwart auszuliefern, die ursprünglich surrealistischen Gesichte umzumünzen in eine nur gesellschaftliche Bedrängung und jedes seiner früheren somnambulen Bilder direkt und polemisch zu übersetzen, in diesem Augenblick ist es wohl tuend, nachlesen zu können, wo die eigentlichen Ursprünge von Peter Weiss liegen: nicht im sogenannten Engagement, sondern im existentiellen Experiment, was jenes Engagement auf tiefere Weise in sich schließt.

Es sind Reflexionen, Geständnisse und sprachliche Unternehmungen von unterschiedlicher Thematik, zwischen 1960 und 1965 entstanden, verstreut, von nur wenigen wahrgenommen, in verschiedenen Zeitschriften (*Akzente, Merkur* und *Monat*) publiziert. Am bekanntesten wurden wahrscheinlich noch die beiden zwischen darstellender Prosa und Aufsatz schwebenden Stücke *Meine Ortschaft*, eine beklemmend exakte Vergewisserung des Konzentrations-

lagers Auschwitz, und *Laokoon oder über die Grenzen der Sprache*, die Rede, die er beim Empfang des Lessing-Preises der Stadt Hamburg vor drei Jahren gehalten hat. Daneben unbekanntere, aber höchst aufschlußreiche und wichtige Vorstöße, die ihn bedrängenden Motive, Bilder und Themen für sich selbst aufzuschlüsseln und uns daran teilnehmen zu lassen. So der Aufsatz *Avantgarde Film*, so die Erzählung *Der große Traum des Briefträgers Cheval*, so die Strindberg-Rede *Gegen die Gesetze der Normalität*. Zwischen Reportage und Imagination, Wahrnehmung und Halluzination, alles andere als die inzwischen so beliebten Statistiken, sind die Titel *Aus dem Kopenhagener Journal* und *Aus dem Pariser Journal*. Der fingierte Dialog *Gespräch über Dante* zeigt am besten den sich vorbereitenden Notzwang, selbst ein symbolistisches, esoterisches, theologisches System zu aktualisieren auf unsere politische Stunde, was der Seelsorger in der Kirche ohne Gefahr für das Seelenheil der ihm Anbefohlenen machen kann, was dem mit ihm wetteifernden Dichter aber immer zum Nachteil geraten muß.

Lesen wir diese neun Versuche also als Kommentar und Erklärung zu seinen beiden frühen Erzählungen, die ihn berühmt gemacht haben, dem *Schatten des Körpers des Kutschers* und dem *Gespräch der drei Gehenden*, so verdeutlicht sich unsere Ahnung, daß der späte, der „politische“ Weiss, der Verfasser der *Ermittlung* und des *Vietnam-Diskurs*, auf eine verblüffende Weise sein ursprüngliches „existentielles“ Leitmotiv, alptraumhafte Angst, monströse Tortur, veräußerlicht hat zum ausschließlich gesellschaftlichen Protest und zur Widerstandsgebärde. Man könnte auch sagen, daß ihn das Grauen der vierziger und sechziger Jahre, deren Kennzeichen die Folter ist, anziehen mußte in einem tieferen als nur moralischen Sinn: Peter Weiss' artistische und metaphysische Beziehungspersonen, das geht aus diesen Aufsätzen klar hervor, sind vor allem wohl der schwedische Dramatiker Strindberg und der spanische Regisseur Buñuel. Der eine,

Strindberg, nahm Weiss durch seinen „Intellektuellen Adel“, durch Bilder, „vor denen einem das Blut gefriert“, in Bann, „ein halbes Jahrhundert vor Kafka, vor Joyce, Sartre und Genet“. Selbst Hesses *Steppenwolf* gehört in diese existentialistische Ahnenreihe, von der Weiss sich her versteht. Der andere, Buñuel, überfiel ihn mit Bildern und Einstellungen, die das ästhetische Spiel auf grausame Weise durchbrechen. Das Rasiermesser, aus dem Film „Un chien andalou“ (1929), das ein menschliches Auge durchschneidet, ist das Bildsymbol, das für Peter Weiss' eigene Sprache ganz offensichtlich von nachhaltigem Einfluß war, ebenso sehr wie, wenn vielleicht auch unbewußter, das Motiv der „Kutsche“ aus einem nicht näher bezeichneten Film von Feuillade und dem Film „La Coquille et le Clergyman“, den Germain Dulac 1927 nach einem Manuskript von Antonin Artaud, dem Erfinder des „Theaters der Grausamkeit“, gedreht hat.

Wir erinnern uns an die zentrale Bedeutung der „Kutsche“ in Weiss' beiden frühen Prosastücken: sie war eine Art Archetyp für geheimnisvolle Gefahr, in der sexuelle, obszöne Bedrohung sich mischten mit einem sadistischen Ritual. Wir lesen in solchem Zusammenhang auch die Rede über *Laokoon oder über die Grenzen der Sprache* wieder neu als das Manifest des surrealistischen Poeten. Als Kind hört er zum ersten Mal seinen Namen: „Das ist ein Triumph. Aber das ist auch eine Drohung. Was will die Welt von ihm?“ Wie *Der große Traum des Briefträgers Cheval* ist diese Erinnerung an die Kindheit eine Parabel für die vorbereitete, apokryphe, manische Substanz, aus der diese Literatur fließt. Wenn Peter Weiss heute das politische Dokument sucht, dann ist ihm das nur dann von Nutzen, wenn er sich seines im Grund unpolitischen, nämlich poetischen Anarchismus und seiner Bedingungen bewußt wird.

KARL HEINZ BOHRER

Peter Weiss: „*Rapporte*“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1968. edition suhrkamp. Bd. 276. 188 S., br., 3,— DM



# Die Hadeswanderung des Peter Weiss

Der dritte Band der „Ästhetik des Widerstands“ und die Notizbücher aus den Jahren 1971 bis 1980 · Von Gert Ueding

Gibt es das sonst noch einmal in der deutschen Literaturgeschichte, daß ein bedeutender Schriftsteller fast zehn Jahre seines Lebens einem Werk gewidmet hat, dessen Ergebnis in keinem Verhältnis zum Aufwand steht – so daß zwar ein Berg kreierte, aber was dann herauskam, tief enttäuschend war? Daß zudem die beiher spielenden Etüden, Fragmente, Notizen, der eigentlichen Arbeit abgewonnen, das fertige Werk dann schließlich noch überragen und sich an seine Stelle setzen?

Es gibt eine riesige, gleichsam unterirdische Literatur und Lebenswerke ohne Zahl, die wir nie kennen werden, obwohl sie den wahren Lebensinhalt ihrer Verfasser bildeten. Bei manchen Literaturwettbewerben kommt etwas davon zutage, mehrbändige Romane, ganze Philosophien warten derart in verborgenen auf eine Stunde, die ihnen nie oder selten schlägt. Der Vergleich solcher *opera maxima* mit der „Ästhetik des Widerstands“ scheint abwegig, bloß diktiert von der Bosheit jener Literaturkritik, über die Peter Weiss in den Tagebüchern so beredt klagt und maßlos schimpft, als wäre jedes ästhetische Verdikt in seinem Falle unweigerlich eine politische Denunziation.

Der Vergleichspunkt ist auch nicht so offensichtlich, dennoch soll dieser Hinweis ein Stück von dem Rätsel erklären, warum die „Ästhetik des Widerstands“ nicht in die Reihe der aufgegebenen Werke einging, die in den künstlerischen Biographien ihrer purgatorischen Wirksamkeit wegen eine so bedeutende Rolle spielen: sie existieren nur, um rechtzeitig abzutreten und die Bühne wieder freizumachen für die Hauptakteure.

„Ein Zurück gab es nie. Der eingeschlagene Weg mußte fortgesetzt werden. Dies war vielleicht das einzige Gebot, das für ihn galt. Und er befolgte es nicht etwa, weil es eine Vorschrift war, sondern die Schwungkraft seines Lebens ausmachte. Den Gedanken, etwas Falsches getan, sich geirrt zu haben, gab es für ihn nicht, nie hätte er anhalten wollen, um eine Handlung zu revidieren, um neu zu beginnen, er existierte nur mitten in einer einzigen Tat.“ Eine Schlüsselstelle der „Ästhetik des Widerstands“, sie charakterisiert nicht nur die Figur, auf die sie hier gemünzt ist, Stahlmann, sondern auch die meisten anderen Kombattanten – ob Lotte Bischoff, Hans Coppi oder Horst Heilmann, ihre Konsequenz und die Treue zur einmal beschlossenen Tat vermag dann nur der Tod zu brechen.

Eine andere Wahl hatten sie allerdings auch nicht, Exil, Illegalität, Widerstand wären ohne diese Bedenklosigkeit nicht zu bestehen gewesen. Nur der Beobachter, der abseits stand vom täglichen Kampf, konnte es sich leisten, nachzudenken, skrupelvoll die eigenen Wege zu verfolgen und die Distanz der Reflexion zu wahren. Für Peter Weiss freilich ist eine solche Haltung nicht nur an die historische Situation gebunden, die er schildert, sondern hat exemplarische Bedeutung. Ebenso wie für ihn der Kampf, dem jene unbeugsamen, unbeirrten Helden schließlich erlagen, noch nicht zu Ende ist, sondern überall in der Welt, verdeckt oder offen, weiterlebt, so bleibt auch ihre Handlungsweise verbindlich.

Dem Autor wird darin schließlich auch jene Selbstvergewisserung zuteil, die ihm die eigenen Krisen einer jahrelangen Fronarbeit zu überstehen half. Durchhalten, nicht irritieren lassen, nicht abweichen vom eingeschlagenen Wege, das wurden auch seine Parolen. Auch deshalb wurde es so wichtig, „der Erfindung jede nur irgend mögliche Realität zu geben“, um sie auf diese Weise gegen Einwände abzusichern.

Wer daher erwartet hätte, der dritte Band der „Ästhetik des Widerstands“ werde eine Revision oder wenigstens Kurskorrektur der beiden vorangegangenen Teile bringen, Schulbuchlangeweile und traktathafte Verbissenheit würden jener historischen Perspektive weichen, die Peter Weiss an Gericault oder Picasso so bewundert, wo sich Exaktheit, Formen- und Bewegungsvielfalt mit hinreißendem Pathos mischen; wer erwartet hätte, daß aus den heroischen Illusionen des kommunistischen Widerstands endlich die Funken herausgeschlagen würden, allen Parteibuchphrasen zum Trotz, und daß nicht mehr nur von Sachen oder von Menschen wie von Sachen gesprochen wird, sondern wieder zu den Menschen von ihren eigenen Sachen; wer schließlich erwartet hätte, daß schöpferisches Denken, Imaginationskraft, Freiheitsenthusiasmus nicht nur in ihrer Zerstörung aufgezeigt, sondern auch aufbewahrt und gerettet würden im Roman des Widerstands, wer all dies auch gegen die Wahrscheinlichkeit und aus einer immer noch positiven Voreingenommenheit diesem bedeutenden Schriftsteller gegenüber gehofft hatte, sieht sich nun endgültig enttäuscht.

Von Balzac wird berichtet, er habe sich mit seinen Romanfiguren unterhalten, sie auf der Straße getroffen und begrüßt. Und wirklich darf man den Einfluß der fiktiven Geschöpfe auf das Bewußtsein ihres Autors nicht unterschätzen, besonders dann nicht, wenn historische Existenz ihre Glaubwürdigkeit erhöht. Der

ständige Umgang mit ihnen prägt, kann so destruktiv wie hilfreich wirken, für Peter Weiss wurden sie zu Medien eines endlosen Alptraums, dessen Bann er sich nicht mehr zu entziehen vermochte. Er wird um so lähmender, je mehr sich die Erzählung dem Jahre 1945 nähert, verstärkte sich schon bei der Schilderung des kommunistischen Widerstandskampfes im schwedischen Untergrund und erreicht seinen Höhepunkt, wenn sich die Handlung nach Deutschland verlagert und im Schlachthaus von Plötzensee endet.

Dieser „Hadeswanderung“ zu folgen ist nicht allein deshalb eine Qual, weil wir den Ausgang von Weiss mit erschütternder Akribie geschildert, kennen, sondern weil sie dafür herhalten muß, die falsche Alternative plausibel zu machen, die nicht nur alle Gespräche und Monologe in diesem Roman, seine Geschehnisse und die von ihm verkündete Ästhetik beherrscht, sondern auch das Welt- und Geschichtsverständnis des Autors prägt. Faschismus oder Kommunismus, ein Drittes gibt es nicht oder wäre nur als Verrat denkbar. Die Zwischenpositionen, durch den Arzt Max Hodann, die Schriftstellerin Karin Boye repräsentiert, ragen bloß als Relikte einer überwundenen Phase des Klassenkampfes in die erzählte und längst fortgeschrittene Zeit hinein und werden aus dem historischen Prozeß ausgeschieden.

Die Alternative ist total und duldet keine Abweichungen, erzwingt die gedankliche und literarische Struktur der „Ästhetik des Widerstands“ und macht sie von Anfang bis Ende zur manichäischen Bildkonstruktion. Wie die Figurenkonstellationen auf dem Pergamonfries, so werden auch die historischen Konstellationen im kommunistischen Widerstand rekonstruiert, die Verbindungslinien, Korrespondenzen und Widersprüche, die gegensätzlichen Bewegungsabläufe schließen sich zu einem eindimensionalen Panorama zusammen, das bis in die Einzelheiten hinein zur künstlich-künstlerischen Veranstaltung tendiert: „Die Frau neben ihr erhob sich von der Liege. Auch andere regten sich auf den Pritschen. Der Luftschutzwart trug einen Eimer herbei. Er tauchte einen Schöpflopfel ins Wasser, gab jedem zu trinken. Auf dem Zinn war der Abdruck vieler Lippen. Die Menschen reckten sich, rückten ihre Kleider zurecht. Ein paar begannen, hin und her zu gehen.“

Der so namen- wie gesichts- und eigen-schaftlose Ich-Erzähler wirkt als eine Art Techniker und Konstrukteur dieser Bilderwelt, wenn er nicht gerade die Gespräche über das jeweilige Exponat leitet. Immer bleibt er eine ganz und gar synthetische Figur, die in ihrer Funktion aufgeht, nur oberflächlich mit dem Geschehen selber verknüpft ist. Ein gestelltes Bild auch er, aber er steht vor den Bildern, die er erläutert und die der Autor penibel nach der Realität und seinen Ortsterminen folgend wiederhergestellt hat.

Die Geschichte der ästhetischen Rekonstruktionen liefern die Tagebücher, und wer sie nach dem Roman liest, dem ist es, als ob er aus der antiquarischen Ruhe und Isoliertheit eines historischen Museums hinausträte ins irreguläre freie Leben, wo jede menschliche Äußerung und jeder Gegenstand von subjektivem Streben und Irrerzeugt und der objektivistische Schein von den Dingen fällt. An die Stelle des abstrakt organisierenden Ich-Erzählers tritt ein leidenschaftlicher, in Irrtümern und Selbstzweifeln zerrissener Mensch. Ein Mensch, der maßlos hasst und lieben gelernt hat, der anfechtbar ist, dauernd der Gefahr des Scheiterns ausgesetzt, von Todesgedanken bedrängt, ein Schriftsteller, der in manischer Versessenheit sein Werk gegen alle Einsprüche von außen zu immunisieren sucht und es doch selber dauernd in Frage stellt, der sich vor den persönlichsten Konfessionen nicht scheut, seine Übereilungen und Erregtheiten preisgibt, ein *homo politicus* zwischen romantischer Schwärmerei und ideologischer Verbissenheit, der so heilsichtige Erkenntnisse wie heillose Vereinfachungen präsentiert, mal ein Don Quichotte, der seine Lehren gegen die riesigen Windmühlen kommunistischer Machtpolitik führt, mal ein melancholischer Zweifler an allen Doktrinen – und zuletzt auch ein deutscher Schriftsteller, der krank wurde an Deutschland und bis zur letzten Zeile ringen wird mit seiner Geschichte, seiner Kultur, seiner Sprache.

Ja, das Tagebuch versöhnt mit dem leblosen, erstarrten Geschichtstraktat des Romans. Die monotone Bleiwüste tritt zurück, der Blick fällt auf ein Geschehen anderer Art, auf den mühsamen, immer wieder abbrechenden, immer wieder angeknüpften Prozeß der Entstehung. Es ist zunächst ein Werktagbuch, hält Entwicklungsdaten, Hemmnisse, Baupläne fest und bewahrt die Reisenotizen, die auf der Suche nach den Überresten des Befreiungskampfes in Spanien, in Schweden, in Deutschland entstanden, die Chronik der Museumsbesuche, Bildbeschreibungen, Exzerpte aus Archivakten, die Auseinandersetzungen mit Kritikern, die bitteren Kommentare zur Aufnahme des Werks, Kollegenschele. Am schwächsten sind die Selbstinterpretationen, die

Überhöhung des Romans als Summe eines Schriftstellerlebens, die Verkündigung ästhetischer Prinzipien, die aus einem älteren marxistisch-leninistischen Handbuch stammen könnten.

„Hier ist die Rede von einer Ästhetik, die nicht nur künstlerische Kategorien umfassen will, sondern versucht, die geistigen Erkenntnisprozesse mit sozialen und politischen Einsichten zu verbinden“ – man muß solche Sätze recht vollmundig lesen, damit sie sogleich als die Phrasen von gestern erkennbar werden. Im Roman fügen sich solche Schiefeiten ins Konzept eines geschlossenen, fix und fertigen Weltbildes, das trotz des verbalen Kampfertums statisch bleibt. Hier im Tagebuch stehen sie ungedeckt, unmaskiert, eingesprengt in einen Denkprozeß voller Fragezeichen, Leerstellen, Ungewißheiten, als vorläufige Haltegriffe, die schon auf der nächsten Seite ihre Funktion gänzlich eingebüßt haben können.

Eine erstaunliche Diskrepanz, die manchmal so groß wird, daß das Tagebuch wie die Anweisung auf einen ganz anderen, virtuell geliebten Roman wirkt, der das, was sich unterm Druck einer scheinbar aussichtslosen historischen Situation verbott, nun endlich verwirklicht, nämlich die Widersprüche herausstellt, die falschen Harmonisierungen zersetzt und die heroischen Illusionen auflöst, hinter denen sich eine ununterbrochene Kette politischer Verbrechen vom Gulag bis zum Einmarsch in die CSSR, von Stalin bis Breschnew verbirgt. Im Tagebuch stehen sie alle, die Fragezeichen und Zweifel, wird die Angst vor jeder Enthüllung spürbar, die qualende Unsicherheit, ob nicht der Fehler auch in der Theorie liegt, wenn die Praxis so ungeheuerlich zu entleeren vermochte. Dazu kommen ganz persönliche, bedrückende Erfahrungen: die schimpfliche Abweisung beim Versuch der Einreise in die DDR, die Rolle als nützlicher Idiot für die Organisation des Schriftstellerkongresses in Sofia, die Abkantung durch bornierte Funktionäre, die Publikationssperre für das Trotzki-Stück oder die „Ästhetik des Widerstands“ in den sozialistischen Staaten.

Freilich, diese Bitternisse und Erschütterungen dringen noch nicht über eine bestimmte Grenze vor, hinter der das Refugium von Peter Weiss beginnt und das streng dualistische Weltbild nach wie vor seinen Geltungsanspruch durchsetzt. „Zwischen zwei Schrecklichkeiten zogen wir die eine vor“, aber diese Alternative galt nicht nur für die Zeit nach 1933, sie herrscht immer noch und polarisiert sein Denken in einem starren Antagonismus. „Die Nazis ließen ihre Opfer die Gräber selbst schaufeln. Die Spätkapitalisten sind so human, daß sie ihre Opfer nur niederknien lassen, und die Grabhügel über ihnen aufschichten.“

Liest man solche Sätze, liest man, daß Peter Weiss jede Kritik, jede Animosität, selbst noch die Lärmbelastung durch rasende Motorbootfahrer als politische Demonstration gegen seine Überzeugungen empfindet oder die Erfolglosigkeit seines Buches, die Nichtverleihung eines Preises in der Bundesrepublik als eine Form der Verfolgung Andersdenkender erklärt, so werden die Beschädigungen sichtbar, die durch die langanhaltende Dauer des Exils in seinem Denken und Fühlen entstanden sind.

So ähnlich mag es im Bewußtsein jener japanischen Krieger aussehen, die im ostasiatischen Dschungel bis heute das Ende des Krieges abwarten und sich aus Angst, vom Feind überwältigt zu werden, nicht in die Nähe bewohnter Stätten trauen. „Oft überwältigt von rasendem, blindem Haß, wenn mir das fette Gesicht Kissingers, die Fratze Nixons aus der Zeitung entgegenstarrt.“ Die Entwürdigung der Gegner gerät manchmal schon bedenklich in die Nähe jener Politik der Niedertracht, die Weiss ihnen gerade vorwirft, und ist Zeichen eines eigentlich ganz unpolitischen, im wesentlichen aus dem Gefühl und den Leidenschaften, der moralischen Empfindsamkeit begründeten Engagements.

Das Momentverhaftete, Vorläufige, Distanzlose und auch Ungedekkte des Tagebuchs relativiert aber selbst die schlimmsten Ausfälle, macht sie kenntlich als Formen der Reaktion und ohnmächtigen Gegenwehr eines verletzlichen, erregbaren, zornmütigen Schriftstellers, der sich zwar die Proletarierjacke angezogen hat, darunter aber der sensible, ein wenig exzentrische und reizbare bürgerliche Künstler geblieben ist, der sich eine Verehrung für Hermann Hesse bewahrt hat und Tonio Kröger nähersteht als der Ich-Figur seines Romans. Und der nur das Unglück hatte, ins Exil verschlagen zu werden und dem es dann nicht gelang, die alte Heimat wiederzugewinnen oder eine neue zu schaffen.

In dieser offenbar in den letzten Jahren immer drängender, depressiver werdenden Erfahrung einer unaufhebbar Heimatlosigkeit liegen wohl die Wurzeln all der Entfremdungsprozesse, die ihn so zermürben. Das Dilemma, einem „Land zugetan zu sein, das zur Zeit gar nicht mehr bestand... das einmal Deutschland hieß... dessen Sprache meine Gedanken geformt hatte“, das ich

verdrängt hatte, bis es mir abhanden gekommen war“, das Dilemma, in England „als Fritz angerempelt, in Schweden als fren der Vogel verschrien“ und den Deutschen als „der in Schweden wohnhafte deutsche Schriftsteller P. W.“ zu gelten, die Erkenntnis, nie so schreiben zu können wie einer, der „sich selbst vertraut“ und „irgendwo heimisch“ ist, schließlich die Notwendigkeit, die Sprache zu benutzen, von deren lebendigem Gebrauch er abgeschnitten ist, zu schreiben für „ein völlig imaginäres Publikum“, ein „Unzugehöriger“ im Kollegenkreis, ein Außenseiter des Kulturbetriebs – das sind die Entstehungsbedingungen der Werke, und sie werden verschärft durch das Gefühl, diese unglückselige Heimatlosigkeit durch Untätigkeit und fehlende Geistesgegenwart selber verschuldet zu haben.

Hier liegt die Ursache für die einmalige und entschlossene Konzentration auf ein dreibändiges Romanwerk, das in allem das Gegenteil von Heimatlosigkeit ist, sie fast gewaltsam aufheben will. Hier ist auch der Punkt erreicht, wo dieses Werk mit jener unterirdischen Literatur konvergiert, die ebenfalls aus einem fundamentalen Mangel kommt und ihn ausgleichen soll. „Das Buch ist eine Suche nach mir selbst“, heißt es an einer Stelle des Tagebuchs und an einer anderen: „Arbeiterklasse, nicht etwas, von wo du herkommst, sondern etwas, wo du hingehörst. Nicht eine große Familie, mit der du von Anfang an zusammenlebst, sondern eine Armee, in die du dich stellst. Woher du kommst, ist gleichgültig, danach wird nicht gefragt. Nur deine Haltung gilt.“

Beide Intentionen gehören zusammen. Die Suche nach der eigenen Identität ist von der Suche nach einer überindividuellen Zugehörigkeit nicht zu lösen. Für Peter Weiss, der alle Hoffnung auf nationale Selbstfindung hat fahren lassen, bleibt nur noch die Konstruktion einer Klassenzugehörigkeit, die aber erst mühsam errungen werden muß und nicht selbstverständlich ist. Diese Funktion hat der Roman, vielleicht sogar weniger im Sinne einer Wunschbiographie als einer Initiationsleistung, einer Einübung in Denken, Fühlen, Lebenshaltung und Selbstverständnis einer Menschenklasse, von der sich Weiss eine Aufhebung seiner Fremdheit, seines Exils erhofft.

Allerdings ist die Klasse für den, der ihr nicht zugehört und durch seine Stellung im Arbeitsprozeß auch nicht zugehören kann, ein bloß abstrakter Sammelort und allemal, wie die Geschichte des proletarischen Internationalismus gezeigt hat, der durch die gemeinsame Sprache,



Peter Weiss, gezeichnet von Loredano

Kultur, Lebensgewohnheiten, durch den konkreten Alltag erfahrenen nationalen Identität unterlegen. Man spürt das auf jeder Seite von Peter Weiss' Roman; das ganze angestrengte, verkrampte Wesen, die sprachliche, stilistische Mühsal, der durchgängige Gebrauch der erlebten Rede, die alles Persönliche, die zwiespältigen Erlebnisse und individuellen Unsicherheiten in der objektivierenden Form des Berichts erstarren läßt, sind die tiefsten und schlimmsten Auswirkungen. Auch hier verdrängt das Tagebuch den Roman, stellt die erzwungene Zugehörigkeit erneut in Frage und zeigt den Wunschtraum einer Vereinigung von Literatur und Leben als romantische Idee, die schon an der nächsten DDR-Grenze zuschanden wird. Mochte die Geschichte noch zu heroischen Illusionen Anlaß geben, die gelebte Gegenwart bietet nur noch den Stoff für die Konfessionen eihats, der durch die gemeinsame Sprache,

der Tagebücher eine geniale Idee, sie widerlegen nicht nur das Werk, dem sie vorzüglich dienen und zeigen die vielfältigen Ursachen seines Scheiterns, sondern enthalten zugleich die Bruchstücke zu einer wirklichen Ästhetik des Widerstands, die von jeder Bevormundung frei, das humane Dritte jenseits aller Alternativen sichtbar machte. Gerne gebe ich die tausend Seiten des Romanwerks für nur wenige Tagebuchblätter – ich meine diejenigen, die das Fragment einer großen Liebesgeschichte enthalten: der Geschichte von Peter Weiss und seiner spätgeborenen Tochter Nadja.

Peter Weiss: „Die Ästhetik des Widerstands“. Dritter Band. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1981. 268 S., br., 26,- DM.  
Peter Weiss: „Notizbücher 1971–1980“. Zwei Bände. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1981. es 1067. 930 S., br., 24,- DM.



## *Peter Weiß und die Emigranten*

vi. — Seinem Beruf wie seiner Berufung gemäß hat der Schriftsteller Peter Weiß einen Artikel über Vietnam und seinen Umgang mit ethnisch und politisch Mißliebigen geschrieben, der selbst demjenigen den Atem nehmen muß, der glaubt, jeden denkbaren Tiefpunkt eines totalitären Zynismus kennengelernt zu haben. Sein Satz: „Es wird erklärt: Die dogmatische Führung in Hanoi steckt ihre politischen Gegner in Konzentrationslager, anstatt zu sagen: um das Leben von 50 Millionen Menschen zu schützen, müssen einige Zehntausende, die die Nation gefährden, in Gewahrsam gehalten werden“, ist nicht zu unterbieten und ist auch nicht im Wörterbuch des Unmenschen unterboten worden. Seine Feststellung, daß „objektive Besucher“ Vietnams keine Vertreibung feststellen konnten — „wir haben von Emigranten zu reden“ — wird passend ergänzt durch eine Charakterisierung der „von Panik ergriffenen Menschen, deren klassenmäßige Zugehörigkeit daraus hervorgeht, daß sie für den Einzelplatz noch 6000 Dollar aufbringen können“.

Zunächst staunt man über das Wörtchen „noch“. War ihm der kommunistische Verarmungsprozeß nicht gründlich genug? Sodann besinnt man sich darauf, daß man mindestens einen weiteren Menschen kennt, der jederzeit 6000 Dollar für einen Einzelplatz aufbringen kann, nämlich den Schriftsteller Peter Weiß. Seine Klasse wird freilich weniger aus seinem Geldvermögen, als aus seinem Denkvermögen abgeleitet. Dabei ist er keineswegs dumm; er ist ein linientreuer Kommunist, der aber im Westen lebt, weil es dort eben Dollar und nicht Rubel gibt.

Soll man ihm daraus einen Vorwurf machen? Intellektualität ist nun einmal zwiespältig, die Definition vom „Menschen, der mit seinem Verstand nicht fertig wird“, reicht kaum aus. Eher gilt wohl, daß Intellektualität eine Art selektiven Scharfsinns ist, die Irrtümer genauso eindrucksvoll und präzise wie — gegebenenfalls — Wahrheiten darzustellen weiß. Aber das Publikum, dem solche Zeugen viele Jahre lang als „Intellektuelle“ und damit geistige und charakterliche Vorbilder höchst erfolgreich angeeignet wurden — das Publikum sollte Selbstentlarvungen dieser Art zum Anlaß nehmen, immer wieder neu über den Unterschied von Intellektualität und Intelligenz nachzudenken.



Literaturpreis des SWF  
geht an Peter Weiss

dpa, Baden-Baden

Der „Preis des Südwestfunk-  
Literaturmagazins“ (10 000  
Mark) geht an den in Schweden  
lebenden Schriftsteller Peter  
Weiss, und zwar für sein dreibän-  
diges Romanwerk „Die Ästhetik  
des Widerstandes“ dessen dritter  
Band im Mai erschienen ist.

Die Welt, 30. Juni  
1987

Neuer Roman von  
Peter Weiss

Frankfurt  
12. Mai

1975

In einem Gespräch mit dem „Neuen Deutschland“ hat der in Stockholm lebende Schriftsteller Peter Weiss Einzelheiten über seinen neuen Roman mitgeteilt. Der jetzt fertiggestellte erste Band spielt 1937 in Berlin, in der Tschechoslowakei und im spanischen Bürgerkrieg. Im zweiten Band gestaltet Weiss eine Art Fortsetzung, angesiedelt in den skandinavischen Ländern. Der Ich-Erzähler, ein 19jähriger Arbeiter, gerate in Konflikt zu seinem Vater, einem linken Sozialdemokraten. Zwei Konzeptionen, Revolution und Reformismus, stießen aufeinander. Bei seinen Recherchen sprach Weiss auch mit Herbert Warnke, Paul Verner, Karl Mewis, Franz Dahlem, Georg Henke und Lotte Bischoff.

awm



Li  
 ↓

## Peter Weiss — eine kritische Bilanz

Die Irrenhauscollage und Revolutionsrevue, die Peter Weiss mit einem barock weitschweifigen, abgekürzt als «Marat/Sade» zu zitierenden Titel versah, gehört zu den markanten Bühnenwerken des letzten Jahrzehnts. Otto F. Best notiert nach einer komplizierten Analyse das Ergebnis: nicht die politisch-philosophische Diskussion zwischen dem geisteskranken Darsteller des Jakobiners und dem lebenslänglich inhaftierten Marquis belasteten Namens, die offene, kühne dramatische Form mit ihren geschickt summierten Effekten errang den aufsehenerregenden Erfolg des Stückes. (Etwa im Sinne eines skeptischen Zuschauers, der die Schauer der Schlangengrube mit einem unziemlichen Vergleich ironisierte: «Pension Schöller», auf großes Theater getrimmt.) Das Theater triumphierte über die Thesen. Diese Feststellung vorausgeschickt, und der Tenor der Untersuchung ist gerechtfertigt. Best, Germanist an der Universität Maryland (USA), geht der Entwicklung «Vom existentialistischen Drama zum marxistischen Welttheater» Schritt für Schritt nach.\* Er beginnt bei dem frühen Einakter «Der Turm», der als Hörspiel konzipiert wurde, und endet bei dem Stück «Trotzki im Exil», das dem jüngsten Werk, «Hölderlin», vorangeht, interpretiert exakt die erzählenden und die dramatischen Arbeiten. Vielfältige Einflüsse werden aufgespürt, Strindberg und Iwan Goll figurieren in der Reihe, die Auseinandersetzung mit dem «Familienvater», einer Zentralgestalt der Expressionisten, fehlt nicht, Kandinsky, Kokoschka, Sorge kennzeichnen Parallelen.

Weiss schreibt, um herauszufinden, wo er steht, bringt seine Zweifel in das Werk hinein, laut Best, der von der Ich-Dramatik des Ich-Erzählers spricht. Das Kardinalthema wird doppelt benannt: Befreiung, Revolte — Revolution und dann, dingfest gemachtes Urthema: Vergewaltigung und Befreiung. Als «Erfahrung der Hölle» isoliert der Analytiker das Motiv im Mittelpunkt. Der Schriftsteller selber sieht sich als einen Entronnenen, der dem Schreckensort Auschwitz entkommen ist. Weiss erlitt nicht das Schicksal, dem er sich bestimmt wähnte (weil es seinesgleichen grausam vernichtete). Fühlt er sich schuldig, durch sein Ueberleben? Kompensiert sein Werk die «Gewissenlosigkeit» des empfindlich Gewissenhaften? Der sich immer wieder mit Schuldigen, die beharrlich leugnen, und Mitschuldigen, die sich ahnungslos glauben oder stellen, auf schmerzhaft, geradezu selbstmörderische Art auseinandersetzt. Ein Existentialist, der zum Marxisten wurde; ein

\* Otto F. Best: Peter Weiss. Vom existentialistischen Drama zum marxistischen Welttheater. Eine kritische Bilanz. Francke-Verlag, Bern 1971.

Marxist, der in der kapitalistischen Gesellschaft verbleibt. Peter Weiss: «Ich könnte niemals in einem Land leben, wo ich als Individuum unterdrückt werde, wo ich nicht lesen darf, was ich will, und nicht sagen darf, was ich möchte. Andererseits weiß ich genau..., daß die westliche bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft nicht so beschaffen ist, daß ich in ihr leben möchte.» Exilierter im doppelten Sinne, auf der Suche nach festem Boden.

Der innere Tatbestand ist nicht einfach. Die philosophische Untersuchung verweist auf ihn, wenn sie die egozentrische Perspektive und die objektivierende Erzählungsweise (Döblin) zusammennückt. «In der Persönlichkeit dieses Autors, wie sie sich in seinen Werken darstellt, erscheinen die subjektiv-persönlichen Konflikte nicht nur als zeittypisch, es spiegelt sich in ihnen auch, auf deutliche Weise, welthistorische Problematik.» Ein Schlüsselsatz des Buches, das weniger der theatralischen Wirksamkeit als den moralisch-ästhetischen Prinzipien nachspürt. Best übergeht beinahe die Schwächen der Oratorien («Die Ermittlung», «Gesang vom Lusitanischen Popanz») und propagandistischen Arrangements («Viet Nam Diskurs», der dialogisierten Leitartikel, die bewußt und radikal auf künstlerische Gestaltung verzichten und das Unglück haben, in ihrer Theaterferne nicht überzeugen zu können, weder als Auf-führung noch als Doktrin. «Das dokumentarische Theater ist parteiisch», sagt Weiss, ohne zu bedenken, ob seine Verlautbarungen noch Theater sind. Sie wenden sich von vornherein an Gleichgesinnte, sind, wie der Interpret meint, eher dokumentarische Weihespiele als Dokumentations-theater. Der Autor mit Barock-Zügen nähert sich Herwart Waldens «Sturm»-Kreis. Das Schwarz-Weiß-Schema reduziert die manipulierten Klebespiele de facto zu Anti-Dokumenten Ein vernichtendes Verdikt trifft den Zweiakter «Trotzki»: gleichermaßen künstlerisch und historisch-politisch unzulänglich.

Der Leser der «Kritischen Bilanz» spürt bewegt die Last und Pein des Ringens, das von Skepsis und Absurdität wegführt zu einem ersehnten, richtiger: erträumten Marxismus. Weiss macht es sich nicht leicht, schwerer als seinem Talent guttut. «Hölderlin», die Uraufführung des September 1971, konnte noch nicht berücksichtigt werden. Vielleicht bestimmten neue Zweifel diese retrospektive Anwendung marxistischer Erfahrungen und Erkenntnisse auf die klassisch-bürgerliche Tradition. Auch die Wahl des Helden ist von Bedeutung für einen Autor, der frei von Willkür und Spekulation, mit strengem Anspruch und ernster Selbstkritik seine Wahrheit sucht.

Wolfgang Drews

## Bremer Literaturpreis an

Peter Weiss

*Aufbau, Jan 1,  
1982*

Der mit 10.000 DM dotierte Bremer Literaturpreis wurde für 1982 dem Schriftsteller Peter Weiss für seine Trilogie "Ästhetik des Widerstandes" und die dazugehörigen beiden "Notizbücher 1971-1980" zuerkannt. Die Trilogie ist eine Chronik des Nationalsozialismus und des Widerstandes gegen ihn. Die beiden Notizbücher geben Einblick in das Prozesshafte der neunjährigen Arbeit. Weiss, jüdischer Herkunft, 1916 in der Nähe von Berlin geboren, verbrachte seine Kinderjahre in Bremen. Heute lebt er in Stockholm, wo er auch als Emigrant Asyl gefunden hatte.



Zum Fremdling ernannt: Leben und Tod des Dichters Alexander Weiss

# Immer im Aufbruch

Der unbekannte Bruder von Peter Weiss / Von Erhard Mindermann

Alexander Weiss starb wie er lebte: unermüdet und abseits. Am 25. Mai 1987 wurde Alexander Gerhard Weiss in Stockholm begraben. Man bezeichnete ihn als Autor, der Einsamkeit und Fremdheit in seinem umfangreichen Werk darstellte, das Absurde beleuchtete, Einzelgänger blieb und rigoros frei.

Der Bruder des Schriftstellers Peter Weiss wurde 1924 in Bremen geboren, flüchtete nach England, in die Tschechoslowakei und 1938 nach Schweden, wo er 1964 mit „Positioner“ zu publizieren begann. In dieser Sammlung von Aphorismen und Tagebuchnotizen ist sein Grundthema gekennzeichnet: „Aufbruch in eine andere Welt.“

dramatisiert sich. In Briefen an Carola Humold, seine junge Nichte, drückt er Wut und Verzweiflung aus: „Die größte Angst galt David, den ich wie in einem Thriller vor der Gesellschaft in Sicherheit bringen mußte... Gleichzeitig ging nun seine Mutter Marie vor Gericht und wollte einen Vorteil aus meiner Thrombose haben. Außer meiner Angst um David, gab es dann meine Angst... Es fällt mir schwer, von meinem Leben zu erzählen, seitdem ich im Mai vom Schlag getroffen wurde... Und alle Menschen wenden sich von einem ab, nicht aus Bosheit, sondern weil das Eingetretene soviel Angst überall weckt.“

Später schrieb er: „Ich habe jetzt den Bescheid von zwei Ärzten bekommen, daß mein rechter Arm und meine rechte Hand unbrauchbar bleiben und ich mich nur auf das rechte Bein stützen kann, um wenige Schritte mit Hilfsmitteln zu gehen. Meinem Verlag habe ich mein Manuskript geliefert, um bestmögliche Reaktionen zu bekommen. Habe aber keine Ahnung, wann die nun kommt und welcher Art sie sein wird. Ich kann mir also bis auf Weiteres einbilden und manchmal ein bißchen weiterschreiben.“

Alexander Weiss arbeitete an diesem Manuskript bis zu seinem Tode am 6. Mai 1987. Er beschreibt die verschiedenen Phasen seiner Krankheit und was Großkrankenhäuser aus ihren Patienten machen. Klinik, Krankheit, Angst waren schon vorher sein Alltag. In „Bericht aus der Klinik und andere Fragmente“ dokumentiert er diesen Zustand (Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt und Lutz Fischer; es 889, Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1978).

Alexander Weiss legt Rechenschaft ab über die Emigration und seine Familie. Er ist sich im unklaren über seine Vorfahren. Der Vater sprach nie über seine Herkunft. Er brach sogar den Kontakt mit seiner Familie in Wien ab. Seine Assimilation in Deutschland als Anhänger des evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnisses trieb er sehr weit. Nur ein leichter österreichischer Akzent ließ ahnen, daß er kein Reichsdeutscher war. Der Vater bemühte sich, Mitglied der SA zu werden. Er war fasziniert von Hitler und dessen Verachtung des Kommunismus. Der Vater emigrierte, weil er nicht sagen wollte, daß er Jude sei. Seine Devise: „Schweig und mach mit. Passe dich an. Fall nicht auf. Weiche nicht ab.“ In einem surrealen Traum vom Sterben des Vaters und von randalierenden Jugendbänden im Keller, projiziert Alexander den

gewünschten Tod der Eltern und sich selbst als Flegel, der immer wieder gegen die Gesetze der Normalität rebelliert.

Alexander Weiss lebte zwischen Schuld und Scham, Außenseiter und Auserwählter zu sein. Das Schreiben war seine Methode, die Angst zu überwinden. Der „Methodensucher“ - so der Titel eines seiner Bücher - sieht den Alltag in Schweden als gefährliche Heimtücke. Die Stadt wird zur Stadt der Kranken. Die Klinik zur Endstation des Künstlers Alexander Weiss: „Dieser Ort ist die Endstation meiner Resignation, der Schlupfwinkel meiner Emigration.“ Der Emigrant als verbannter Geisteskranker und das Schreiben als Kompensation des Wahnsinns. Verbannung, Abweichung und das Abseits blieben seine Heimat.

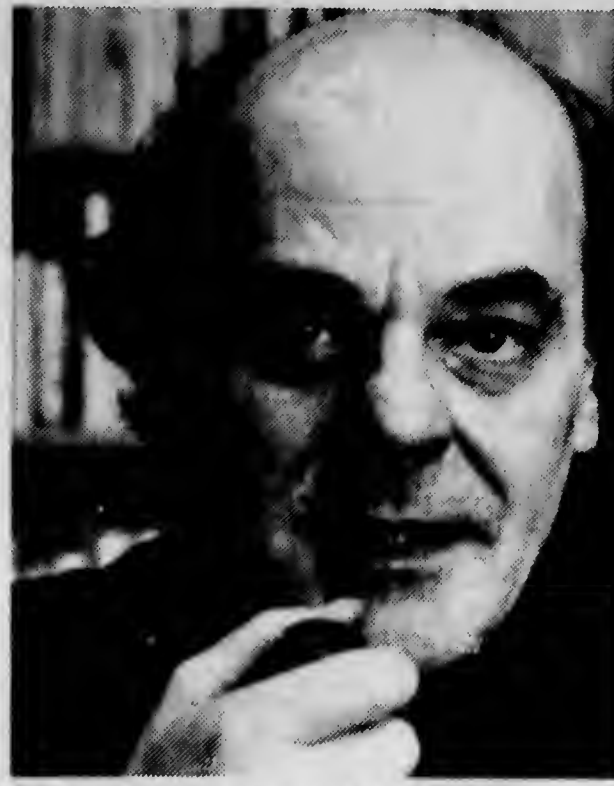
In einem Brief kurz vor dem Tod erklärt er: „Es handelt sich bei mir und meinem Werk um eine ganz spezielle Emigration und innere Emigration. Ich wurde und verblieb jedoch schwedischer Autor und dieses hat mich in eine doppelte oder dreifache Emigration gezwungen - da für mich der Weg in die deutschsprachige Literatur nicht mehr offen stand.“

Die literarische Form des Aphorismus entspricht seinem Denken in Paradoxien. Sein surrealer Stil bestimmt die Prosa-Miniaturen. Er war ein Schüler Rimbauds und Kafkas. Er sah sich immer wieder als einen anderen, mit dem er sprachlich spielen kann. Die Welt Kafkas spiegelt seine Angst und Ohnmacht. Seine Sprachspiele zertrümmern eindeutige Festlegungen: „Alles ist mehr als nichts. Nichts ist weniger als etwas. Etwas ist weniger als Alles. Alles ist mehr als etwas...“

Die meisten seiner Bücher enthalten Aphorismen und Prosagedichte, oder Textcollagen. In „Kombinationer“ sind Fragmentspalten von Zeitungen gemischt, so daß absurde Effekte entstehen. In „Tortyr, det är väl inte så farligt“ (Tortur, das ist wohl nicht so gefährlich) ist jede Seite in zwei Spalten geteilt, wobei die linke Reklametexte für Touristenbesuche in Spanien und die rechte die Wirklichkeit des spanischen Alltags und den Hintergrund des Faschismus schildert.

Schweden war eine ungeliebte Heimat, Deutschland nur noch eine verhaßte Episode. Alexander Weiss war unbehaglich, aber nicht unbeliebt oder verkannt in Schweden. In den Fragmenten parodiert er die Schweden bis zur Lächerlichkeit. Im Schatten Strindbergs und Kafkas war dieser schwedische Arno Schmidt ein unerbitlicher Vivisekteur: „Ich sezieren die Wirklichkeit und lege sie frei.“

Und die Deutschen? Die Musik von Nina Hagen und Bach liebte er. Reggae-Musik dröhnte in seiner Wohnung. Für ihn, den Kommunisten und Anarchisten, hatten die Deutschen nichts aus der Geschichte gelernt. Er haßte die Gesellschaft auch deswegen, weil sie seine explosive Kreativität nicht wahrnahm. Sein Blick auf das Absurde und seine Lust am Sprachexperiment bleiben zu entdecken.



Der „Methodensucher“: Alexander Weiss

gegeben von Christian Böttich und Norbert Miller; Insel, Frankfurt; 827 S., 84,-DM  
Michael Meisler: „Junge Autoren“ in der DDR 1975-1980; drei-Eck-Verlag, Düsseldorf; 97 S., Abb., 14,80 DM  
Egä de Queiroz: „Der Mandarin“, aus dem Portugiesischen von Willibald Schönfelder; BS 956, Suhrkamp, Frankfurt; 116 S., 14,80 DM  
J. R. R. Tolkien: „Die Ungeheuer und ihre Kritiker - Gesammelte Aufsätze“; Klett-Cotta, Stuttgart; 262 S., 38,-DM  
F. G. Wedekind: „Was macht der Lord in Hollywood?“, Roman, aus dem Englischen von Christiane Trabant-Rommel; dtv 10760, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München; 230 S., 9,80 DM  
„Angewandte deutsche Lyrik“, Gedichte von Martin Luther bis Paul Celan, interpretiert durch Gerhard Kaiser; dt 978, Insel, Frankfurt; 449 S., 20,-DM  
„Johann Gottfried Herder - Werke in drei Bänden“, Band II: „Herder und die Anthropologie der Aufklärung“, herausgegeben von Wolfgang Proß; Hanser, München; 1258 S., 188,-DM

**Sachliteratur**  
Matthias Bätz: „Schwarze Politik - Pamphlet gegen die öffentlichen Harmonisierer“; Suhrkamp bei Eichborn, Frankfurt; 109 S., 20,-DM  
Jacques Derrida: „Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie“, ein Kommentar zur Beilage III der „Krisis“, aus dem Französischen von Rüdiger Hentschel und Andreas Knop, Vorwort von Rudolf Bernet; Fink, München; 232 S., 48,-DM  
Franziska Dolter: „Das unbewußte Bild des Körpers“, aus dem Französischen von Elisabeth Widmer; Quadriga, Weinheim; 339 S., 48,-DM  
Hubert L. Dreyfus/Paul Rablaow: „Michel Foucault - Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik“, aus dem Amerikanischen von Claus Rath und Ulrich Raulff, Vorwort und Interview mit Michel Foucault; Athenäum, Frankfurt; 325 S., 48,-DM  
Margret Felt: „Die ‚Neue Rechte‘ in der Bundesrepublik - Organisation - Ideologie - Strategie“; Campus, Frankfurt; 241 S., 26,-DM  
Dietmar Grieser: „Die kleinen Helden - Kinderbuchfiguren und ihre Vorbilder“; Langen Müller, München; 230 S., Abb., 26,-DM  
Süsel Hooakava: „Der Walkman-Effekt“, aus dem Englischen von Birger Öllrogge; Merve, Berlin; 41 S., 6,-DM  
Sabine Jörg: „Per Knopfdruck durch die Kindheit - Die Technik betrugt unsere Kinder“; Quadriga, Weinheim; 138 S., Abb., 24,-DM  
Vittorio Magagnoli Lampugnani: „Architektur als Kultur - Die Ideen und die Formen. Aufsätze 1970-1985“; DuMont, Köln; 292 S., Abb., 24,80 DM  
Christof Macher/Tobias Brenner: „Für eine Welt ohne Krieg - Otto Umfried und die Anfänge der Friedensbewegung“, Gekleintwort von Walter Jens; Günter Albert Ulmer Verlag, Schönaich; 175 S., Abb., 16,80 DM  
Robert McNamara: „Blindlings ins Verderben - Der Bankrott der Atomstrategie“, aus dem Amerikanischen von Volker Englisch und Wolfgang Mallmann; rororo 12132, Rowohlt, Reinbek; 157 S., 14,-DM  
Helmut Pfleger: „Schachabenteuer - Amüsante Aufgaben - überraschende Lösungen“; Falken Verlag, Niederrhein; 195 S., Abb., 19,80 DM  
Walter Kohlenstein: „Kritik der dreifachen Revolution - Apologie“; Greno, Nördlingen; 140 S., 10,-DM  
Oskar Reck: „Schweigende Mehrheit - Eine Analyse der politischen Parteien“; Neue Zürcher Zeitung, Zürich; 116 S., 32,-Sfr.  
Joachim Seyppel: „Lesser Ury - Der Maler der alten City - Leben - Kunst - Wirkung“, eine Monographie; Gebr. Mann Verlag, Berlin; 229 S., Abb., 44,-DM  
Wolfgang Wasinger/Katja Rose: „Bauhaus - gegenständliche Zeichen bei Josef Albers“; Verlag der Zeitschrift „Symbol“, Köln; 92 S., Abb., 32,-DM  
„Filmzeit - Off-Kino-Buch Berlin“, herausgegeben von Dieter Bertz; Edition Gato, Berlin; 192 S., Abb., 19,80 DM  
„Hauptstädte im 1900“, herausgegeben und kommentiert von Norbert Fischer; die bibliophilen Taschenbücher 515, Harenberg, Dortmund; 176 S., Abb., 19,80 DM

## ZEIT-Bibliographie

Eine Auswahl wichtiger Neuerscheinungen

**Literatur**  
Roberto Benigni/Massimo Troisi: „Drum lasst uns weinen“, Roman, aus dem Italienischen von Ulrich Hartmann, herausgegeben von Anna Pavignano; Beck & Glöckler, Freiburg; 138 S., 20,-DM  
Ernst Fuhrmann: „Tote Zeit“, Roman, herausgegeben von Rembert Baumann; Edition Moderne, Zürich; 103 S., 18,-DM  
Knut Hamsun: „Neue Erde“, Roman, aus dem Norwegischen von J. Sandmeier; Klempner & Witsch, Köln; 239 S., 16,80 DM  
Loba Happel: „vers reim und wecker“, Gedichte; Literarisches Colloquium, Berlin; 61 S., 8,-DM  
Marie Luise Kaschnitz: „Gesammelte Werke“, Band 6: „Die Hörspiele 1944-1971“; Die biographischen Studien“, heraus-

## Von ZEIT-Mitarbeitern

Wolfgang Ebert: „Herr Bellheim“, Sekundenprosa; Gustav Lübbe Verlag, Bergisch-Gladbach; 128 S., 19,80 DM  
Wolfgang Ebert: „Herr Bellheim“, Sekundenprosa; Gustav Lübbe Verlag, Bergisch-Gladbach; 128 S., 19,80 DM

**ANZEIGE**  
Waren Sie diese Woche schon bei Ihrem Buchhändler? Gefiederte Freunde in Haus und Garten ist das Geschenk für den nächsten Kindergeburtstag. DM 24,80. Wer alle Vögel Europas im Bild sehen will, hat seine Freude an Geheimnisvoller Welt der Vögel v. F. Sauer, DM 49,80. **TOMUS-Verlag München 19**

Seitdem immer Aufbruch - nie mehr Ruhe, nie Geborgenheit und nie ein bestimmtes Ziel, nie Gewißheit über das, was kommen wird, immer höheren Mächten ausgeliefert, mehr und mehr allein und unfähig, sich Gehör zu verschaffen.“ Er schrieb Hörspiele, viele Bücher und 1981 debütierte er mit „Skärvor“ (Bruchstücke) am Dramaten in Stockholm. Es sollte eine neue Ausdrucksart sein, wo Zeit und Raum im Theater aufgehoben werden und die Zuschauer mit Gedanken und Gefühlen beteiligt sind. Ein Mann und eine Frau sprechen, ohne einander zu erreichen. Sie reden über ein Fest, von dem der Zuschauer nicht weiß, ob es schon stattgefunden hat oder noch stattfindet. Die Sprache trägt das Stück. Die Dialoge sind wie Aphorismen. Alexander Weiss wollte zeigen, wie unbewußt Geschehnisse vorausgesagt werden können. Das Stück läßt offen, ob es sich in einer Szene um eine Geburt oder eine Abreibung handelt. Durch die Geburt von David, Weiss' Sohn, wurde das Stück Realität: Gegen die Vorurteile der Gesellschaft will er beweisen, daß er das Kind allein erziehen kann. So entstand im gleichen Jahr die Gedichtsammlung „Die mögliche liver“ (Das mögliche Leben), wo er seine Gefühle und seinen Kampf um David beschreibt.  
Nach der Beerdigung von Peter Weiss, 1982, erlitt er einen Schlaganfall: Der Kampf um David

**„Der Sommerhit dieses Jahres“**  
Hanns Joachim Friedrichs, Tagesthematiker **ARD**  
Man ist immer ein Südländer für irgendjemand  
  
**Luciano De Crescenzo**  
**ALSO SPRACH BELLAVISTA**  
„Neapel sehen und vor Lachen sterben...prall von Leben und von Lebenskünstlern.“  
Der Spiegel  
ZUR ZEIT IM KINO

**„DIE UNSICHTBARE WELT DER LEBENDIGEN WIRKLICHKEIT“**  
ein „Neuer-Ausblick“-Seminar 87 mit dem Repräsentanten der **GROSSEN WEISSEN BRUDERSCHAFT** und der **GEISTIGEN HIERARCHIE**  
zum 1. Mal in Deutschland vom 31. August - 3. September  
Voniengesucht - aber gefunden nur von den wenigen ernsthaften, die bereit sind uns kennenzulernen und die den Wunsch hegen, Zugang zu den allerhöchsten Geistigen Lehren zu erhalten, die erreichbar sind. Auch Du kannst sie haben. Gold ist dort, wo Du es findest. Gott segne Dich Lieber.  
Auskunft: FUNDAMENT FÜR HÖHERES GEISTIGES LERNEN 7038 Holzgerlingen. Postfach 51

**„... ich will das andere“**  
Autorenporträt von Brigitte Schwaiger  
Eine von vielen Stories im neuen „Taschenbuchmagazin“ - 100 brandaktuelle Seiten über den Taschenbuchmarkt. Das einzige Magazin nur für Taschenbuch-Leser. Jetzt kostenlos bei Ihrem Buchhändler.  
Oder anfordern bei Harenberg Kommunikation, Postfach 13 05, 4600 Dortmund 1 (Bitte DM 2,- Rückporto in Briefmarken beifügen.)  
Reportagen  
Daten, Fakten  
Hintergründe  
  
**Konsalik**  
Der Mann, der die großen Protagonisten ist  
Mit Sonderheft  
Heft 3/87  
Jetzt kostenlos im Buchhandel!

**VERLAG GRUNDLAGEN U. PRAXIS**  
Pl. 1507, 2950 LEE R  
W. Boerick, Homöopathische Mittel und ihre Wirkungen. Mat. med. + Rep., Neuaufgabe, Best.-Nr. 04-9/2, 1030 S., DM 100,-  
Preiswerte Grundlagenliteratur über Homöopathie u. verwandte Gebiete - auch aus Indien in engl. Sprache.

**Achtung Doktoranden und Schriftsteller!**  
Wir verlegen Dissertationen, Fachbücher, Lyrik, Romane, Erzählungen usw., ggf. auch kleinere Beiträge in Sammelbänden. Schicken Sie Ihr Manuskript zur unverbindlichen Prüfung an den:  
**R. G. Fischer Verlag**  
Wilhelmshöher Str. 39, 6 Frankfurt 60

**Dissertationen Sach-u. Fachbücher Belletristik**  
verlegt, vertreibt und druckt **HAAG + HERCHEN Verlag**  
Fischerstr. 30, D-6000 Frankfurt/M. 1  
Telefon (0 39) 55 09 11-13  
Bitte Informationen unter Angabe des Themenbereiches anfordern  
Verlag sucht Autoren  
Info-Buch gegen DM 2,- Briefmarken  
Friedrich-Lorenzstr. 8, 2 Berlin 41  
Alkohol-Sexual-Gewichtprobleme  
Hille d. erf. Hypnotherapeuten  
J. Bruns (bekannt durch Presse)  
Tel. (0 40) 9 01 87 34

**Verschiedenes**  
**SCHMERZEN**  
Alles, was fernöstliche Knüppelkunst hervorbringt, zeigen wir in einmalig großer Vielfalt, ständig über 1000 Teppiche u. Brücken an Lager, auch Übermaße. Sonderanfertigungen möglich. **Selbstteppiche u. Brücken sowie alle Stücke**. Fordern Sie Farbprospekt u. Lagerliste an. Nach Fotovorbild Teppichvorlage bei Ihnen zu Hause unverbindlich möglich. Kein Vertreterbesuch. **REINHARD KG Teppich-Import, Postfach 5 01 02, Bahnhofstraße 38, 0880 Osterburken/Nordbaben, Autobahnneufahrt A 81, Würzburg/Hellbrunn, Tel. (0 8 21) 80 48, Tag + Nacht.**

Für unsere Auktion übernehmen wir **WERTVOLLE BÜCHER, GRAPHIK UND KUNST**. ANKAUF-VERKAUF-VERSTÄRKUNGEN **HENNER WACHHOLTZ KG** RUCH & KUNSTANTIKARIAT AUKTIONEN Maria-Louise-Str. 61, 2000 Hamburg 60 Tel. 640 / 47 70 26

**373 x PLAKATE**  
Führender Museen und Galerien der Welt versenden Robert Arndt + Armin Knope Postfach 08 26, 1000 Berlin 31  
**Illustrierter Katalog 3** gegen DM 2,40 in Briefmarken

**WERTVOLLE BÜCHER ALTE GRAPHIK**  
kauft zu guten Preisen **Das Bücherkabinett**  
2000 Hamburg 36, Poststraße 14 Ruf (0 40) 34 32 38  
**PICASSO-BILDER**  
div. Art. katalogisiert aus Privatbesitz. Karasch, Postf. 50 15 11, 5000 Köln 50

## Kunsthandel/Antiquitäten

**ZUSTÄNDIG FÜRS WEGLASSEN**  
  
Was Ihnen ein professioneller Inneneinrichter genützt hat, merken Sie nach drei, fünf oder zehn Jahren. Wir meinen nicht die groben Schnitzer, sondern die Feinheiten bis hin zum Klima. So ist es mit der handwerklichen Ausführung; mehr noch mit dem Geschmacklichen: Aufreizendes kann fade werden, Ebenmäßiges womöglich immer mehr begeistern. „hans planen und einrichten in Limburg ist zuständig für ein Wohnen von dauerhafterm Reiz. Mit Spannung. Mit Kontrasten. Auch Ausgewogenem. Doch nie zuviel. Die Grenzen bestimmt der Kunde. Wenn es Sie reizt, mit solchermaßen Höherem Wohnen bekannt zu werden, ist Ihnen Limburg schon ein Stückchen näher. **hansplanen** planen und einrichten, Salzgasse 8, 6250 Limburg an der Lahn, Telefon 0 64 31 2 29 59.

**EDELSTEINE**  
Smaragde, Rubine, Saphire, Brillanten, Aquamarine, Turmaline in verschiedenen Größen und Qualitäten. Schmuck mit hochwertigen Edelsteinen in Gold und Platin verarbeitet. Ständig große Verkaufsausstellung mit Edelsteinen, Juwelen-Schmuck und Mineralien. Bitte Katalog anfordern.  
**Fa. HANS GÖRDNER**  
Edelsteinschleiferei  
6581 Hettruden bei Idar-Oberstein Am Kramel, Tel. (0 67 81) 339 27  
Besuchen Sie das **EDELSTEIN-MUSEUM HANS GÖRDNER**

**CHINA- u. TIBETER-TEPPICHE**  
Alles, was fernöstliche Knüppelkunst hervorbringt, zeigen wir in einmalig großer Vielfalt, ständig über 1000 Teppiche u. Brücken an Lager, auch Übermaße. Sonderanfertigungen möglich. **Selbstteppiche u. Brücken sowie alle Stücke**. Fordern Sie Farbprospekt u. Lagerliste an. Nach Fotovorbild Teppichvorlage bei Ihnen zu Hause unverbindlich möglich. Kein Vertreterbesuch. **REINHARD KG Teppich-Import, Postfach 5 01 02, Bahnhofstraße 38, 0880 Osterburken/Nordbaben, Autobahnneufahrt A 81, Würzburg/Hellbrunn, Tel. (0 8 21) 80 48, Tag + Nacht.**

Für unsere Auktion übernehmen wir **WERTVOLLE BÜCHER, GRAPHIK UND KUNST**. ANKAUF-VERKAUF-VERSTÄRKUNGEN **HENNER WACHHOLTZ KG** RUCH & KUNSTANTIKARIAT AUKTIONEN Maria-Louise-Str. 61, 2000 Hamburg 60 Tel. 640 / 47 70 26

**373 x PLAKATE**  
Führender Museen und Galerien der Welt versenden Robert Arndt + Armin Knope Postfach 08 26, 1000 Berlin 31  
**Illustrierter Katalog 3** gegen DM 2,40 in Briefmarken

**WERTVOLLE BÜCHER ALTE GRAPHIK**  
kauft zu guten Preisen **Das Bücherkabinett**  
2000 Hamburg 36, Poststraße 14 Ruf (0 40) 34 32 38  
**PICASSO-BILDER**  
div. Art. katalogisiert aus Privatbesitz. Karasch, Postf. 50 15 11, 5000 Köln 50

**EDELSTEINE**  
Smaragde, Rubine, Saphire, Brillanten, Aquamarine, Turmaline in verschiedenen Größen und Qualitäten. Schmuck mit hochwertigen Edelsteinen in Gold und Platin verarbeitet. Ständig große Verkaufsausstellung mit Edelsteinen, Juwelen-Schmuck und Mineralien. Bitte Katalog anfordern.  
**Fa. HANS GÖRDNER**  
Edelsteinschleiferei  
6581 Hettruden bei Idar-Oberstein Am Kramel, Tel. (0 67 81) 339 27  
Besuchen Sie das **EDELSTEIN-MUSEUM HANS GÖRDNER**

**EDELSTEIN-MUSEUM HANS GÖRDNER**  
Edelsteinschleiferei  
6581 Hettruden bei Idar-Oberstein Am Kramel, Tel. (0 67 81) 339 27  
Besuchen Sie das **EDELSTEIN-MUSEUM HANS GÖRDNER**

**CHINA- u. TIBETER-TEPPICHE**  
Alles, was fernöstliche Knüppelkunst hervorbringt, zeigen wir in einmalig großer Vielfalt, ständig über 1000 Teppiche u. Brücken an Lager, auch Übermaße. Sonderanfertigungen möglich. **Selbstteppiche u. Brücken sowie alle Stücke**. Fordern Sie Farbprospekt u. Lagerliste an. Nach Fotovorbild Teppichvorlage bei Ihnen zu Hause unverbindlich möglich. Kein Vertreterbesuch. **REINHARD KG Teppich-Import, Postfach 5 01 02, Bahnhofstraße 38, 0880 Osterburken/Nordbaben, Autobahnneufahrt A 81, Würzburg/Hellbrunn, Tel. (0 8 21) 80 48, Tag + Nacht.**

Für unsere Auktion übernehmen wir **WERTVOLLE BÜCHER, GRAPHIK UND KUNST**. ANKAUF-VERKAUF-VERSTÄRKUNGEN **HENNER WACHHOLTZ KG** RUCH & KUNSTANTIKARIAT AUKTIONEN Maria-Louise-Str. 61, 2000 Hamburg 60 Tel. 640 / 47 70 26

**373 x PLAKATE**  
Führender Museen und Galerien der Welt versenden Robert Arndt + Armin Knope Postfach 08 26, 1000 Berlin 31  
**Illustrierter Katalog 3** gegen DM 2,40 in Briefmarken

**WERTVOLLE BÜCHER ALTE GRAPHIK**  
kauft zu guten Preisen **Das Bücherkabinett**  
2000 Hamburg 36, Poststraße 14 Ruf (0 40) 34 32 38  
**PICASSO-BILDER**  
div. Art. katalogisiert aus Privatbesitz. Karasch, Postf. 50 15 11, 5000 Köln 50

**EDELSTEINE**  
Smaragde, Rubine, Saphire, Brillanten, Aquamarine, Turmaline in verschiedenen Größen und Qualitäten. Schmuck mit hochwertigen Edelsteinen in Gold und Platin verarbeitet. Ständig große Verkaufsausstellung mit Edelsteinen, Juwelen-Schmuck und Mineralien. Bitte Katalog anfordern.  
**Fa. HANS GÖRDNER**  
Edelsteinschleiferei  
6581 Hettruden bei Idar-Oberstein Am Kramel, Tel. (0 67 81) 339 27  
Besuchen Sie das **EDELSTEIN-MUSEUM HANS GÖRDNER**

**EDELSTEIN-MUSEUM HANS GÖRDNER**  
Edelsteinschleiferei  
6581 Hettruden bei Idar-Oberstein Am Kramel, Tel. (0 67 81) 339 27  
Besuchen Sie das **EDELSTEIN-MUSEUM HANS GÖRDNER**

**CHINA- u. TIBETER-TEPPICHE**  
Alles, was fernöstliche Knüppelkunst hervorbringt, zeigen wir in einmalig großer Vielfalt, ständig über 1000 Teppiche u. Brücken an Lager, auch Übermaße. Sonderanfertigungen möglich. **Selbstteppiche u. Brücken sowie alle Stücke**. Fordern Sie Farbprospekt u. Lagerliste an. Nach Fotovorbild Teppichvorlage bei Ihnen zu Hause unverbindlich möglich. Kein Vertreterbesuch. **REINHARD KG Teppich-Import, Postfach 5 01 02, Bahnhofstraße 38, 0880 Osterburken/Nordbaben, Autobahnneufahrt A 81, Würzburg/Hellbrunn, Tel. (0 8 21) 80 48, Tag + Nacht.**

Für unsere Auktion übernehmen wir **WERTVOLLE BÜCHER, GRAPHIK UND KUNST**. ANKAUF-VERKAUF-VERSTÄRKUNGEN **HENNER WACHHOLTZ KG** RUCH & KUNSTANTIKARIAT AUKTIONEN Maria-Louise-Str. 61, 2000 Hamburg 60 Tel. 640 / 47 70 26

**373 x PLAKATE**  
Führender Museen und Galerien der Welt versenden Robert Arndt + Armin Knope Postfach 08 26, 1000 Berlin 31  
**Illustrierter Katalog 3** gegen DM 2,40 in Briefmarken

**WERTVOLLE BÜCHER ALTE GRAPHIK**  
kauft zu guten Preisen **Das Bücherkabinett**  
2000 Hamburg 36, Poststraße 14 Ruf (0 40) 34 32 38  
**PICASSO-BILDER**  
div. Art. katalogisiert aus Privatbesitz. Karasch, Postf. 50 15 11, 5000 Köln 50

**ORIGINAL-GRAPHIK**  
Bargheer, Chagall, Pechstein, Marc, Picasso, Toulouse-L., Zn.: G. Grosz, Pechstein, Zille. - Fordern Sie bitte Kataloge an! - **Galerie Refugium Walter Koch** Volgersweg 19, 3000 Hannover 1

**EROTISCHER SCHMUCK**  
u. Schlüsselanhänger für Sie & Ihn. Neuer Katalog für DM 2,50 in Briefmarken diskret von: **0 2000 HAMBURG 13**

**TEAK & GARDEN**  
engl. Garten- und Parkmöbel aus Teak direkt vom Importeur, Katalog frei  
Tel. (0 40) 7 22 84 49

**Mittlerwälder Metallergie** von J. Rieger (1778-1788). Bestandsliste, für 10 000,- DM zu verkaufen, ZA 1734 DIE ZEIT, Pl. 10 68 20, 2000 Hamburg 1

**Kunst zu kaufen**  
wird gekonnt sein. Diese Rubrik macht es Ihnen leicht. Angebote verschiedener Art erwarten Sie.  
**Kunstkauf:**  
Kela Kunststück mit der ZEIT

**Seltene Stadtsichten, Landkarten, Varia bis 1880**  
Rundreisepublik. (Städte und Ausflüge mit über 5000 Postkarten + 4000 Br.) 11 Londoner meisenen auf Anfrage kostenlos  
**Kurplatz Kupferstichhandlung**  
Inhaber Hans Hubel  
Eckstr. 11  
5120 Neuss/Im WeinstraÙe

**FINGERHÜTE**  
Exkl. Fingerhüte aus Silber, Gold, Porzellan, Meißner, Farbkatalog. (Neu: Farbkatalog Spielösen.)  
P. J. Walter, Maximilianstr. 2, 8990 Lindau-8, Tel. (0 83 82) 2 27 36  
**Büthner-Pügel**, ca. 1910, 196 cm, 6700,- DM, Tel. (0 64 71) 76 68

**Altindianische Kunst**  
Mexico bis Peru im „Kulthaus“ Kältzing 2, 7452 Hagenloch 0 74 74 23 19  
Fax 074742319 Bk 074742336 \*624824046\*

## Wo, bitte, geht's zum Cloumarkt?

Über den kürzesten Weg - über unseren „Clou-pon“! Sie schreiben uns einfach Ihren Text (möglichst mit Schreibmaschine). Dann errechnen Sie - ebenso einfach - den Preis. Dann Text und Verrechnungsscheck (oder gleichzeitige Überweisungen) an uns - Anzeige erscheint im nächsten „Cloumarkt“.  
**1 Zeile (ca. 40 Anschläge); 2,4 mm hoch Schlagzeile; 2 Zeilen = 5 mm hoch; Chiffre-Nr. + Verlagsanschrift: 2 Zeilen; Anzeige mit Rand: 2 Zeilen mehr**

Beispiele:

10 mm/lsp., ohne Rand	20 mm/lsp., mit Rand
10 mm/lsp. (4 Zeilen Text) x DM 5,70 + 14 % MwSt. = DM 64,98	20 mm/lsp. x DM 5,70 + DM 9,- Chiffre-Geb. + 14 % MwSt. = DM 140,22
10 mm/lsp. (2 Zeilen Text, 2 Zeilen f. Chiffre x DM 5,70 + DM 9,- Chiffre-Geb. + 14 % MwSt. = DM 75,24	

**Clou-pon zur Aufgabe einer Cloumarkt-Anzeige**  
Bitte schreiben Sie Ihren Text mit Schreibmaschine oder in Blockschrift und senden ihn an DIE ZEIT, Anzeigenabteilung, Postfach 10 68 20, 2000 Hamburg 1, Telefon (0 40) 3 28 02 96  
Bitte, veröffentlichen Sie anliegende Privatanzeige\* im Cloumarkt ..... mm hoch zum Preis von DM ..... zuzüglich DM 10,26 Chiffregebühr = DM ..... einschließlich MWST. Dieser Betrag liegt als Verrechnungsscheck bei / wurde heute auf Ihr Konto 08/12461 bei der Deutschen Bank Hamburg, BLZ 200 700 00 / auf Ihr Postcheckkonto Hamburg 1290 00-207 überwiesen (\*Gewerbl. Anz. pro mm Höhe DM 10,26 inkl. MWST., gewerbl. Kunsthandels- und Buchanz. pro mm Höhe DM 8,32 inkl. MWST.)  
Bitte, sagen Sie mir unverbindlich, wieviel mein Text im Cloumarkt kostet  
Name und Anschrift: .....



**Peter Weiß in Schweden ausgezeichnet**

Der Preis der schwedischen sozialdemokratischen Organisation «Arbeiterbildungsverein» (ABF) für 1965 von 5000 Kronen zum Zwecke der Literaturförderung ist Peter Weiß zuerkannt worden. In der Motivierung steht es, daß er den Preis für seine Beiträge als Kulturjournalist und Verfasser kraftvoller und interessanter Werke über interessante Themen erhalten hat.

D. S. r. Wochenblatt f. d.  
Schweiz 66, 6. (11. Febr. 1966.)

G. By.



«La France et la Russie au siècle des lumières»

Ausstellung in Paris

Die von der *Association française d'action artistique* organisierte Ausstellung «La France et la Russie au siècle des lumières» ist der erste gemeinsame Versuch einer Synthese der komplexen kulturellen und künstlerischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern im 18. Jahrhundert, als der Sammelmeister Katharinas II. nicht nur die bedeutendste französische Kunstsammlung der Epoche, sondern auch Voltaires Bibliothek in das eilig «europäisierte» Russland brachte, «... policée trop tôt pour l'être durablement et vouée par son ambition démesurée à retomber sous le joug de ses voisins ou sujets, les Tartares», schrieb Rousseau im «Contrat social».

Voltaire's bissig kommentierte Handausgabe gehört zu den Raritäten der Schau, die neben der bildenden Kunst (einschliesslich Urbanistik, Architektur und Kunstgewerbe), Theater, Musik, Philosophie und Literatur umfasst. Sie reicht, chronologisch in drei Teile gegliedert, von den tastenden Anfängen nach den Reformen Peters des Grossen über die zwiespältige Periode russischer Identitätssuche (1730-50) bis zum Triumph der Aufklärung in der zweiten Jahrhunderthälfte und spiegelt vor allem eine bis heute weiterwirkende gegenseitige (aber ungleichartige) Faszination.

Reziproke Beziehungen, auf die Plakat und Katalog hinweisen (mit einer der Darstellungen aus dem russischen Alltag, die J.-B. Le Prince nach seiner Russlandreise [1758-63] verbreitete), sind noch wenig untersucht. Übersetzungen der Untersuchungen über die Wechselbeziehungen der Baukunst fehlen. Franzosen spielten zwar quantitativ eine geringere Rolle als Holländer und Deutsche, aber A. Le Blond, dessen utopischer Stadtplan von Petersburg ausgestellt ist, repräsentiert die Ausstrahlung von Versailles, und der in Paris geborene und ausgebildete Bartolomeo Rastrelli wurde Begründer eines spezifisch russischen Spätbarocks.

Die Betrachtung der neurossischen Kunst als Anpassung und logische Fortsetzung und nicht als Negierung der Tradition erweist sich als eines der Anliegen russischer Kunsthistoriker. Allerdings liefert der fast fünfhundert Seiten starke (mitunter zwischen den Zeilen zu lesende) Katalog mehr Beschreibung als Kommentar, enthält aber auch viel bibliographisches Anschauungsmaterial (aufschlussreich für die vielen schriftlichen Dokumente).

Der wesentliche Einfluss der klassizistischen französischen Poesie auf die Versreform von W. K. Tredjakowski (einer der wenigen an der

Sorbonne ausgebildeten Russen der Zeit), die Bedeutung der französischen Vorbilder für die Entwicklung gesellschaftspolitischer Lehrstücke statt bürgerlicher Trauerspiele bei dem ersten namhaften Theaterdichter A. Sumarokow lassen sich nur assoziativ anhand einer seltenen Übersetzung oder des einzigen Briefs Voltaires an den Autor zeigen. Ebenso wie die Wirkung der zwei Jahrzehnte langen Lehrtätigkeit N. F. Gillets auf die russische Bildhauerschule nicht seiner einzelnen Skulptur zu entnehmen ist, auch nicht durch daneben stehende Werke seiner bedeutendsten Schüler Tschubin und Kozlowski.

Berechtigt werden hier im übrigen auch Werke hinzugezogen, die nur indirekt (wie die dekorativen Tula-Stahlwaren als Geschenke Katharinas II.), oder Künstler, die gar nicht in einem Bezug zu Frankreich stehen (wie der erste Maler im «europäischen» Stil, I. N. Nikitin, oder der seltsam mystische Porträtist W. L. Borowikowski). Aber die aussergewöhnlich zahlreichen Leihgaben aus der UdSSR ermöglichen auch französische Entdeckungen: wie etwa die von der Petersburger, aber nie von der Pariser Kunstakademie aufgenommene Marie-Anne Collet, Schülerin, Gehilfin (und Schwiegertochter) von E.-M. Falconet, von deren frühreifem Talent eine Porträtbüste Falconets und der von ihr modellierte Kopf zu dessen berühmtem Reiterstandbild Peters des Grossen an der Newa zeugen. J.-B. Greuze (hier u. a. mit dem von Diderot gerühmten Musterbeispiel der «Peinture morale», dem seit dem 1763 hier nie mehr ausgestellten «Paralytique», vertreten) und eine überraschende Illustration des Romans «Paul et Virginie» von Claude Joseph Vernet von 1789 geben der Aufwertung des moralisierenden Genres Nahrung.

Den Mittelpunkt der spektakulären Schau von über siebenhundert Exponaten bildet jedoch die bevorzugte Gattung der Zeit, das Bildnis. In der langen Porträtgalerie erscheinen auch die Auftraggeber: vor allem die Zarenfamilie (von Nattiers «Peter d. Gr.» über ein Bildnis Katharinas II. «als Gesetzgeberin» des psychologisch scharfblickenden D. G. Lewizki bis zu Schtschukins schmeichelhaftem Porträt Pauls I.), aber auch der neue Adel, dessen Europäisierung die Kluft zu dem (nur von dem Franzosen Le Prince gemalten) Volk verstärkte. Diderots Manuskript seiner berühmten «Mémoires pour Catherine II» schliesslich steht für die Schwierigkeit des komplexen Themas: Symbol vielfältiger Wechselbeziehungen und der Problematik im Verhältnis von Despotismus und Aufklärung. (Bis 9. Februar in Paris, anschliessend in Leningrad) Dagnar Sinz

Begegnung mit Peter Weiss

Im März 1948 besuchte ich von Zürich aus eine Freundin in Schweden. Es war meine erste Auslandsreise nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Flug nach Stockholm mit Umsteigen in Frankfurt und Kopenhagen führte in neun Stunden und in geringer Höhe über zerbrochene Landschaften. In Zürich hatte mich Hermann Levin Goldschmidt aufgefordert, seinen Freund Peter Weiss in Stockholm aufzusuchen. Er hatte ihn im Jahre 1938 durch seinen Schulfreund Robert Jungk in Zürich kennengelernt. Alle drei stammten aus Berlin. Jungk und Weiss hatten als erstes Emigrationsziel nach 1933 Prag, Goldschmidt hatte Zürich gewählt. Dieser begleitete die beiden andern auf deren «Wallfahrt» zu Hermann Hesse ins Tessin und führte in den folgenden Jahren einen Briefwechsel mit Peter

Weiss, der die Freundschaft des Philosophen mit dem damals noch mit schweren Zweifeln um seine Künstlerschaft ringenden Weiss eindrücklich bezeugt.

Mein Besuch bei Peter Weiss fand in seinem Atelier statt. In meinem Tageheft habe ich die menschliche Begegnung mit ihm als wichtigstes Ereignis notiert. Wir verstanden uns vom ersten Augenblick an, verbunden auch durch die allgemeine europäische Ungesicherheit. Ich berichtete ihm von Goldschmidt und dessen nach London emigriertem Bruder Konrad, der sich dort den Namen Brian zugelegt hatte, und Weiss erschien mir wie ein zweiter, in Schweden lebender Bruder meines Freundes Hermann, so als verbande die aus ihrem Wurzelboden gerissenen jungen Männer ein familiäres Netz.

Weiss, in dessen Deutsch noch immer das berlinische «Nee» Platz hatte, berichtete mir, er sei in Schweden zuerst in eine kleine Stadt und in eine Familie gekommen, bei denen er sich in die Sprache und Welt einleben konnte, dann erst nach Stockholm. Dort seien die ersten Jahre die schwersten gewesen, bis er sich durchgesetzt hatte. Er habe eine Schwedin geheiratet, eine Tochter bekommen, dann sei es zur Scheidung gekommen, aber die Vertrauensbeziehung sei geblieben. Nun ist er mit einer Schwedin befreundet, die zwei Kinder aus erster Ehe hat. Ich fand in ihr eine grossgewachsene, mädchenhafte «Greta Garbo», durchscheinend und scheu. Sie sprach französisch, wie die gebildeten Kreise in Schweden weitgehend.

Weiss hat sich, wie er sagt, «durchgemalt», eines seiner Bilder ist vom Nationalmuseum angekauft worden. Damit sei er «durchgekommen». In den Jahren 1947/48 habe er je ein Büchlein mit lyrischen Prosastrücken in schwedischer Sprache verfasst: «Von ör till ör» («Von Insel zu Insel») und «De Besegnade» («Die Besiegten»), dieses nach einer Deutschlandreise für eine Zeitung. Das Problem Deutschland wird im Gespräch nicht erwähnt. Er sagt nur: «Alle sind besiegt.» Was ihn bewegt, ist die Frage, wie man den Wert des Menschen im Zerfall aller traditionellen Werte erhalten und weitergeben könne; das sei immer sein Problem gewesen. In diesem Sinne lobt er die Emigration, weil sie ihn auf eine Ebene gehoben habe, von der aus er viele Standpunkte einnehmen könne, ohne mit einem von ihnen identisch zu sein. Dasselbe suche er als Zeichner und Maler auszudrücken. Den Existentialismus lehne er ab. Camus schätze er zwar. Jener schade gerade durch die Betonung des Dynamischen, das immer mehr nur Zerstörung sein könne und zu neuem Nationalsozialismus führe. Auf die Frage, ob er Kriegsfurcht habe, meint er: «Es ist

Le Corbusier als Photograph

Ausstellung in Rom

T. W. Rom hat seine Veranstaltungen zum hundertsten Geburtstag Le Corbusiers mit einer Ausstellung von Photos des jungen Architekten unter dem Titel «L'Oriente di Jeanneret» in den Räumen des Istituto nazionale di architettura im Palazzo Taverna eröffnet. Der 24jährige Westschweizer hatte 1911 eine Reise in Begleitung des Berners August Klipstein unternommen, die ihn über Prag und Bukarest nach Istanbul, Athen, Neapel, Rom und Florenz führte. Erst vor einigen Jahren sind die Photos aufgetaucht, die Jeanneret unterwegs gemacht hatte und die zusammen mit Zeichnungen, Briefen und Artikeln eine detaillierte Kenntnis von dieser Bildungsreise eines jungen Intellektuellen vermittelt, der dann in Paris zum Pionier der modernen Architektur wird. Die Aufnahmen, in denen nicht ein Tourist malerische Effekte sucht, sondern ein Architekt ohne Umschweife Prospekt, Fassaden, Perspektiven und Details festhält, sind in ihrer dokumentarischen Aussage oder in ihrer ästhetischen Qualität ein wertvoller Beitrag zur Biographie.

Der Architekt Giuliano Gresleri, dem diese Entdeckung im Nachlass zu verdanken ist und der in einem sorgfältig ausgestatteten Band unter dem Titel «Le Corbusier - Viaggio in Oriente» (Marsilio Editore/Fondazione Le Corbusier) das Material vorlegt, hat die Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Institut Rom und mit finanzieller Mitwirkung der Stiftung Pro Helvetia betreut. Sie ist bereits in Bologna, Pisa, Istanbul und in einigen Städten der USA gezeigt worden und wird nächstes Jahr auch die Schweiz erreichen.

Neue Schallplatten

Schumann: Kinderszenen, Waldszenen, Albumblätter. Cyprien Katsaris, Klavier. Teldec CD 8.43467.

mey. Aus der Fülle der Einspielungen von Schumanns «Kinderszenen» ragt die neue Aufnahme von Cyprien Katsaris durch Empfindungsreichtum und pianistische Phantasie heraus. Katsaris begreift den Zyklus in seinen Nuancen und Stimmungen, ohne dass es an inneren Zusammenhängen fehlt. Gelegentlich klingt die Artikulation eine Spur gespreizt, den Nebenstimmen und untergründigen Akzenten wird viel Raum gegeben. Andere haben etwa die «Träumerei» einfacher – und damit auch schlüssiger vorgetragen. Katsaris' Erforschung der «Waldszenen», vor allem aber der «Albumblätter», lässt aufhorchen: da leuchten Farben der Dynamik, der Phrasierung.

Antal Dorati: Duo concertant (1983), Cinq pièces pour hautbois seul (1980/81), Tritico (1985). Heinz Holliger (Oboe, Oboe d'amore, Englischhorn), Andrés Schiff (Klavier). Basler Sinfonieorchester, Leitung: Antal Dorati. Philips 416 987.

Der 1906 in Ungarn geborene Dirigent Antal Dorati hat sich auch im Komponieren geübt. Vor allem in den letzten Jahren vermochte er sich als schöpferischer Musiker ins Gespräch zu bringen. Heinz Holliger findet im Hüllentext anerkennende Worte für die Situation des komponierenden Dirigenten. Die drei Werke stammen aus dem Zeitraum der letzten sechs, sieben Jahre. Kammermusikalisches beherrscht nicht nur die formalen Anlagen, sondern auch die Faktoren. Einzig in «Tritico» wirkt der Komponist auch als Dirigent mit.

Das Erlernbare am kompositorischen Handwerk handhabt der Musiker beachtlich. Von einer persönlichen gefärbten Inspiration wird man bei diesen Werken nicht zu sprechen wagen. Das Vokabular ist begrenzt, ohne dass sich dabei ein «Stil» herausfiltern könnte. Leó Weiner und Zoltán Kodály waren nach 1920 Doratis Kompositionslehrer. Vom letzteren dürf-

ten die heutigen Werke am stärksten geprägt sein – in Merkmalen, die in den zwanziger und dreissiger Jahren für Herzhheit, Direktheit, auch für (ungarische) Folklorismen einstanden. Der Einsatz der renommierten Interpreten für diese kompositorischen Fingerübungen ist eindrücklich.

Französische, spanische, mexikanische Lieder (Gabriel Fauré, Maurice Ravel; Manuel de Falla; Blas Galindo, Manuel M. Ponce). Francisco Araiza (Tenor), Jean Lemaire (Klavier). Atlantis ATL 95 204.

Fz. Francisco Araiza, auf den Bühnen der Welt erfolgreich, hat sich immer auch als Liedinterpret verstanden. Mit einer Aufnahme von Liedern Schuberts (Atlantis ATL 95 203) hat er vor drei Jahren aufhorchen lassen; «Die schöne Müllerin» ist unterdessen hinzugekommen (Deutsche Grammophon 415 347-2). Eine neue Aufnahme bestätigt an Liedern ganz anderer Tradition seine Qualitäten: eine gute Diktion, die den Text vollkommen verständlich macht, eine lebendige, nach Tongebung, Artikulation und Phrasierung nuancierte Gestaltung. Möglichkeiten modularischer Verwandlungen, die ans Artistische grenzen und sich doch jederzeit Natürlichkeit wahren, eine perfekt diskrete, in ihrem bewusst begrenzten Ambitus aber höchst differenzierte Dynamik, die sich Expansion zwar an gegebenem Orte erlaubt, sie aber nie überdreht (nur bei Fauré, dessen französischer Romantizismus ohnehin zu gelegentlicher Exaltation neigt, zeigen sich an zwei, drei Stellen kleine, gewissermassen opernhafte Gefährdungen). In Jean Lemaire hat der Sänger einen Begleiter, der das pianistische Handwerk restlos beherrscht, stilistisch einfühlsam ist, der seine Aufgabe durchaus partnerschaftlich versteht, sich auch über ein ausgeprägtes Flair für französische und hispanische Elemente, wie sie in der insgesamt sehr glücklichen Auswahl der Aufnahme hervortreten, ausweist. – Francisco Araiza und Jean Lemaire sind am 26. Januar im Zürcher Opernhaus mit Schuberts Zyklus «Die schöne Müllerin» zu hören.

alles ungewiss, und durch nichts darf gerade diese Ungesicherheit wedisputiert werden.» Judesein sei kein Problem für ihn. Er habe als Halbjude immer international gedacht, auch das Volkhafte und das Religiöse sei nie sein Thema gewesen. Hier lebe er, Schwede geworden und Schweden bejahend. Er kritisiert die Schweden nicht, sagt, er kenne sie, liebe sie sogar in ihrer «konstitutionellen Gefühlskälte», die sich einen Ausweg in der Naturmystik suche. Man müsse die Schweden im Wald und in den Bergen gesehen haben. Dort kämen ganz andere Züge zum Vorschein.

Weiss erscheint mir als ein überaus konzentriert lebender Mensch, der mich durch seine Gelassenheit beeindruckt. Er hat eine Drei-Zimmer-Wohnung gemietet. Ein Zimmer wird von einem tagsüber auswärts Arbeitenden bewohnt. Ihm bleiben das Schlafzimmer und das Atelier, in dem neben den Malutensilien hohe Bücherregale und eine Couch stehen. Tagsüber sei er allein, abends bei der Freundin. Das gebe ihm ein Gefühl von Wärme und Gemütsleben. Aber sein Hauptgefühl ist «die Fremde», die Entfremdung. Er verliert jedoch, wie ich fand, nicht sich, sondern die Sicherheit in der Welt, und seine Emigration steht ihm da nur auslösend als das Gleichnis und Sprungbrett für das allgemeine Problem der Entfremdung: «Dieses Deutschland, von dem man nicht loskommt, weil es Europa und ein wichtiges Schicksal in einem selber ist, obwohl ich in eine fremde Sprache gewandert bin, was es vielleicht noch erschwert.» Kafka habe sehr viel vorhergesehen. Solche schöpferischen Menschen – fand ich – seien die Inseln im Meer der Sinfilit.

Er fragt, ob die «Arche» noch bestehe – eine literarische Zeitschrift (von Goldschmidt, Jungk und anderen Freunden) in Zürich –, das sei ein sehr idealistischer Versuch gewesen, natürlich illusionär. Er, Weiss, habe die Absicht, in Schweden zu bleiben. Alles wäre unausdenkbar anders geworden, wäre er in Zürich geblieben. Hier habe er nun Boden, gewiss, der Kreis wirklicher Freunde sei sehr klein. Man sehe sich selten, vielleicht einmal im «Gülden Frieden», sonst nur bei sich. Er trinkt auch und berichtet, dass man Wein, Likör und Schnaps im Restaurant zwar bekomme, den Liter zu 10 bis 15 Franken, sonst nur drei Liter im Monat gegen Karte, was prohibitiv wirken solle, weil die Leute zuviel tranken.

Ich lasse mir seine Bilder zeigen. Er holt alles, was in der Nähe ist, hervor. Sie zeigen viele Stilwandlungen – auch darin seine Standpunkt-offenheit –, eine Periode mit klassizistischen Formen und Perspektiven, auf sie folgen eine an Dali erinnernde surrealistische Phase und kubistische Versuche. Mir gefällt besonders eine dichte Bleistiftzeichnung, auf der erste, traurige Gesichter aus imaginären Gittern blicken, hinter denen es rot brennt wie Feuer oder Abend. Eine starke Stimmung geht davon aus, die an Gefängnisse, an Flüchtlingsschicksal denken lässt. Es ist ein Ausdruck für seinen eigenen Randzustand eines stummen Verharrens an einer Wand, die kein Haus hinter sich hat, aber Durchblicke ermöglicht. Ich bitte ihn um dieses Bild.

Wie ich ihn am nächsten Tag nochmals besuche, steht das Bild gerahmt auf der Staffelei. Er überlässt es mir. Wir treffen ein Arrangement, das beide befriedigt. Meine Frage, ob er Malerei und Dichtung nebeneinander nicht als belastend empfinde. Er verneint das – es gebe Dinge, die man nicht im Bild ausdrücken könne. Er stehe vor der Veröffentlichung eines dritten Bändchens, das voller Zeichnungen sei. Darin seien starke Bilder, ein rennender Hiob, ein

brennender Mann, der durch die Strassen der Stadt renne, und keiner wage es, ihm zu helfen. Er stürze sich ins Wasser; ein Mann, der, vom Himmel herabstürzend, eine zerbrechende Stadt vollends zerstört. Nun habe er den Wunsch, wieder zu malen, und da komme gerade von mir diese Weisung, sein letztes Bild betreffend. Er werde mir eine Photographie des fertigen Bildes schicken, sei froh, eines seiner Bilder in Zürich zu wissen. Er verspricht, mir seine drei Büchlein zu schicken. Es ist indessen keine dieser Sendungen eingetroffen. Rudolf Zipkes

Künstlerische Perfektion

Eine Neuinszenierung von Verdis «Otello» in Covent Garden

f. th. Domingo in der Titelrolle – Karten im Schwarzhandel um fünffachen Nominalpreis – kein leerer Sitz im Haus trotz der absurden Kälte: ein Anachronismus in unserer Zeit der sozialen Nivellierung? Vielleicht. Wahrscheinlich aber mehr, noch etwas anderes. Die Vorstellung, hundert Jahre nach der Uraufführung in Mailand, war ein Beispiel von absoluter Perfektion, «elitär» natürlich, auf einem Gebiete, das für das Wohlergehen der Nation völlig unerheblich ist, nämlich jenem der italienischen Oper, aber zugleich ein einsamer Gipfel in der Tiefebene von Mittelmässigkeit und Schlimmerem, aus dem das Leben der Nation besteht. Auf einem Gebiete gilt noch das alte Mass von Wert und – also in Gottes Namen: Leistung. Und dieses rechtfertigt den Anachronismus.

Der englische Literaturhistoriker F. R. Leavis nannte Othello – jenen von Shakespeare – einen Helden, der sich selbst dramatisiert und selbst idealisiert, und die Charakterisierung ist zutreffend. In Verdis oder eigentlich Arrigo Boitos Fassung beginnt Otellos Schicksal in Zypern, nach dem Sieg über die Türken, das

Anzeige REX640951L

**Phillips**

**KOSTENLOSE BEGUTACHTUNG IHRER KUNSTOBJEKTE**

Für unsere nächsten Auktionen in Genf, London und New York stehen Ihnen am

2. und 3. Februar im **DOLDER GRAND HOTEL IN ZÜRICH** und am

4. Februar im **HOTEL BELLEVUE PALACE IN BERN** unsere Experten zur Verfügung, um Ihre Kunstobjekte – kostenlos und unverbindlich – zu begutachten.

1. Ian Blowfield Schmuck
2. Brian Koetsier Gemälde des 15., 16. und 17. Jahrhunderts
3. Nicholas Wadham Englische und europäische Gemälde aus dem 18. und 19. Jahrhundert
4. Joachim Pissarro Impressionisten
5. Keith Baker Art Nouveau und Art Deco
6. Michael Prevezer Europäisches und englisches Silber
7. Daniel Fearon Antike Gold- und Silbermünzen und Medaillen

Für weitere Auskünfte und Voranmeldung: Phillips Son & Neale c/o Nicolas Beurret Rigipplatz 5 8008 Zürich Tel. (01) 361 59 07



Weizmann, Chaim  
1874-1952

Weizmann, Chaim



## Zur Geschichte der Weizmann-Briefe

1968 erschien als 1. Band von Chaim Weizmanns Briefen, Schriftstücken und wissenschaftlichen Aufzeichnungen wichtiges Material aus seiner Jugend- und Studentenzeit der Jahre 1885 bis 1902. Der Londoner Anwalt und Publizist Leonard Stein (1888-1973) zeichnete verantwortlich für diesen ersten Band. Die auf insgesamt 23 Bände gewachsene Gesamtausgabe von Professor Weizmanns gewaltigem Nachlass ist nunmehr abgeschlossen und in diesen Tagen — gleichzeitig in London, New York und Jerusalem — der Öffentlichkeit vorgestellt worden: ein Mam-

mutwerk, das als solches seine eigene Geschichte hat.

Bis Ende 1977, als Meyer W. Weisgal, Weizmanns langjähriger Vertrauter und (später) Nachlassverwalter, starb, lagen die von ihm herausgegebenen ersten acht Bände der Weizmann-Papers vor. Schon zwei Jahre zuvor hatte er diese Arbeit abgegeben, und der 23 Jahre jüngere Barnett Litvinoff (London), bekannter englischer Journalist und Schriftsteller, war mit der Weiterführung der Edition der umfangreichen Serie beauftragt worden. Nun also ist das grosse Werk vollendet; vermutlich wird es für lange Zeit Gegenstand historisch-rückblickender Betrachtung und lebhafter Erörterung von Fakten, Menschen und Entwicklungen bleiben.

E.G.L.

29

AUFBAU, FRIDAY, MAY 30, 1980

# Die grosse Schlussrede Weizmanns

Dr. Chajim Weizmann schloss die Generaldebatte des Kongresses am 16. Dezember durch eine grosse Rede ab, die wir hier, mit geringfügigen Kürzungen, in deutscher Uebersetzung bringen.

Ich möchte mit einem "Schechijanu" beginnen, weil wir endlich am Ende der politischen Aussprache angekommen sind. Sie alle haben lange und schöne Reden gehört, und ich habe nur paar Worte zu sagen.

Wenn wir zurückblicken, so sehen wir, dass zwischen uns und der Welt immer eine Differenz bestand. Wir interpretieren die Balfour-Deklaration anders als die Welt. Zwischen unseren Wünschen und dem, was uns nach den Auffassungen der Welt zusteht, ist ein grosser Abstand. Deswegen leiden wir alle die Jahre hindurch so sehr. Wir klopfen drum, was uns nach unserer Auffassung gehört; die Welt will uns nicht alles geben. Das wird noch lange dauern, und wir werden noch viel zu leiden haben.

Ich weiss, dass das schwer ist, und ich wundere mich nicht, dass wir dabei zuweilen Schläge erhalten und den Rückzug antreten müssen und manchmal auch Fortschritte machen. Wenn Silver mit starkem Gefühl und aus vollem Herzen "Rückzug, Rückzug, Rückzug!" ruft, so glaube ich ihm, dass sein Herz blutet, aber ich glaube ihm nicht, dass es mehr blutet als meines. Ich glaube, dass ich zumindest einen Anteil daran habe, was jetzt in Palästina besteht.

Viele von den 600,000 Juden, die jetzt in Palästina leben, wären Opfer von Majdanek und Oswiecim geworden. Doch die zionistische Lehre ist nicht erst vor zwei Jahren erteilt worden. Wir müssen uns entsinnen, was vorher war. Es gibt eine Evolution und wir befinden uns in dieser Evolution.

Ich sehe unsere Schwierigkeiten, ich erlebe sie tagtäglich in meiner Arbeit. Es ist nicht so leicht, zum Colonial-Office zu gehen und ein "Nein" als Antwort zu bekommen. Ich wünschte, andere würden dieses Geschäft an meiner Stelle besorgen.

Man soll hier nicht sagen, dass wir alles verloren haben und dass wir alles durch Druck, durch "Pressure" — ich weiss nicht, was dieses Wort bedeutet — erlangen können. Kann denn durch ein Gespräch mit diesem oder jenem Beamten etwas erreicht werden? Churchill hat seinem Volk Blut und Tränen versprochen. Ich kann Ihnen versprechen, dass auf uns noch Leiden für viele Geschlechter warten. Nicht nur die anderen sind Schuld daran, was uns geschieht; auch wir sind schuldig und unsere Schuld ist mindestens so gross wie die der Nichtjuden.

Ich erinnere Sie an den ersten oder zweiten Karlsbader Kongress. Damals hatte ich gesagt:

Jüdisches Volk wo bist Du? Erst jetzt kommen sie. Jetzt vertritt der Kongress 2 Millionen Schekelzahler. Dies ist eine grosse Kraft, aber inzwischen kamen Umstände, die weder wir, noch die nichtjüdische Welt voraussehen konnten. Widerstände, die wir zu überwinden haben. Es kommt wohl vor, dass wir den Widerständen nicht gewachsen sind und

wir zurücktreten müssen. Dies ist ein natürlicher Prozess. Die ganze Entwicklung unserer Bewegung gleicht einer Pilgerprozession, einen Schritt vorwärts und manches Mal einen halben Schritt zurück. Wer aber auf eine "Kefizat Haderech" hofft und glaubt, mit anderen Mitteln nach Erez Israel zu gelangen, wird schwere Enttäuschungen erleben. Gebe Gott, dass ich mich irre! Allein die Erfahrung all dieser Jahre hat uns bewiesen, dass es keine ebene Bahn nach Erez Israel gibt. Und wer nicht die schweren Wege gehen will, der bleibe, wo er ist. Es wurde uns hier vorgeworfen, dass wir Fehler begangen haben. Ich zweifle nicht daran. Ich denke da an den Spruch meines Grossvaters, der zu sagen pflegte: "In meinen Briefen wird niemand Fehler entdecken, denn ich pflege keine Briefe zu schreiben." Lebendige Menschen, die unter solchen Umständen arbeiten, müssen auch Fehler begehen. Es freut mich,

dass Ben Gurion auf den einen von uns begangenen Fehler hingewiesen hat, dass wir nämlich an das Colonial Office geschrieben haben, dass wir mit einem Teilungsplan einverstanden sind; ich habe selber den Brief unterschrieben. Das war der Inhalt der Diskussion, als die Teilung von der Königlichen Kommission im Jahre 1937 vorgeschlagen wurde. 1937 ist etwas Neues entstanden. Das haben sowohl das Jüdische Volk, als auch die nicht-jüdische Bevölkerung eingesehen. Und wenn der Plan auch verworfen wurde und die Juden sich ihm widersetzen, so wird er immer wieder erneut werden. Ob es taktisch richtig ist, dass wir diesen Vorschlag machen oder die Engländer oder wer immer, kann ich nicht entscheiden: Ich bin kein Taktiker. Die Entscheidung dieser Frage muss ich den Generälen der Taktik überlassen. Eines nur weiss ich: es musste zu einem realen Vorschlag kommen. Und es kommt vor, dass, wenn man nicht die richtige Zeit ausnützt, um einen solchen Vorschlag zu machen, man die Gelegenheit verpasst.

Churchills Regierungskommission und der Tod Lord Moynes  
Vielleicht ist es nicht allen Kon-

gressmitgliedern bekannt, dass in den letzten Monaten der Churchill-Regierung eine ministerielle Kommission sich mit dem ganzen Komplex der Palästina-Frage eingehend beschäftigte. Sie behandelte die Frage in vielen Sitzungen und mit grossem Ernst und ist zu gewissen positiven Beschlüssen gelangt. Diese positiven Beschlüsse bezogen sich auf einen Judenstaat in einem Teil Palästinas, — und vielleicht in einem bedeutenden Teil Palästinas; über die Einzelheiten können wir in der politischen Kommission sprechen. Der Vorschlag, der von der Churchill-Kommission angenommen wurde und durchgeführt werden sollte, starb mit dem Tode Lord Moynes. Nach der Ermordung Lord Moynes wurde der Vorschlag sistiert. Inzwischen fiel die Regierung, "Wajakom melech chadusch" und alles musste von Neuem begonnen werden.

Ich zitiere das nur als ein Beispiel, wie ein wichtiger Moment verpasst wird; wer weiss, ob wir jetzt nicht einen Schritt weiter wären, ohne jenes Unglück. Als ich eine Woche nachher nach Palästina kam, habe ich meine Freunde gewarnt und ihnen gesagt, dass dies das grösste Unglück ist, das uns in den letzten Jahren getroffen hat.

### Der schwere Weg unserer Politik

Ich weiss nicht, ob gerade diese Stunde die richtige ist, um den Teilungsplan wieder aufzunehmen. Aber ich glaube, dass jede Verzögerung unsere Sache nicht verbessern, sondern verschlimmern wird, und ich glaube nicht, dass wir etwas dadurch verlieren, wenn der Vorschlag von uns und nicht von den Engländern gemacht wird. Ich glaube auch nicht, dass der Vorschlag bereits verworfen wurde, dass er nicht mehr in Betracht kommt und dass wir daher über ganz neue Dinge zu sprechen beginnen können. Die politische Arbeit ist empirisch, experimentell. Es ist, wie man englisch sagt, "a trial and error". Man stellt Versuche an, manchmal begeht man einen Fehler, manchmal gelingt der Versuch. Ich weiss, was experimentelle Arbeiten sind, und ich weiss, dass man Hunderte von

Experimenten machen kann, die alle misslingen, bis das letzte gelingt, und dieses letzte überwiegt an Bedeutung alle früheren. Wenn man aber keine Experimente macht, so geschieht auch nichts. Deswegen müssen wir beständig weitere Versuche machen, immer wieder von Neuem beginnen, und uns nicht zurückschrecken lassen, wenn uns etwas nicht gelingt. Auch bei anderen Völkern, bei grossen Mächten, gelingen tausende Sachen nicht und doch lassen sie sich nicht zurückschrecken. Natürlich drücken die Umstände auf uns viel stärker und dadurch ist unser Leiden grösser. Aber die Tatsache unseres Leidens ist kein Grund, dass wir uns in Abenteuer einlassen sollten und den normalen Weg verlassen. Der normale Weg aber ist meiner Ansicht gerade der Weg, den wir gegangen sind. Wir sind einen Weg gegangen — und ich sage hier etwas, in diesem Kongress sehr Unpopuläres — auf dem wir

### Ziegel nach Ziegel und Stein nach Stein

bauten. Ich spreche von den Dörfern im Negev, die nach meiner Ueberzeugung eine viel grössere politische Bedeutung haben, als hunderte von Reden über "Resistance", besonders wenn diese Reden in Washington oder in New York gehalten werden, und man dabei will, dass die "Resistance" in Jerusalem oder in Tel-Aviv ausgetüftelt werde. Man muss endlich aufhören, sich durch einige Worte beruhigen zu lassen. Es gibt gewisse Tatsachen, die man mit den schönsten Reden nicht besorgen kann, z. B. die Tatsache, dass Palästina 10,000 Quadratmeilen gross ist — gebe Gott, es waren 100,000 Quadratmeilen! Ja, unser Leben wäre bequemer leichter, hatte Moshe Rabenu uns nach Amerika geführt (Helterkeit). Moshe und Jeshua blieben aber beim Jordan stehen. Damit müssen wir uns abfinden. Ich beklage mich nicht über Moshe oder Jeshua, nur über mich selber beklage ich mich, denn ein kleines Land ist zu schwer für meine Kräfte. Mit einem grossen Land hätte ich es viel leichter. Es ist viel leichter im Meer zu schwimmen, als in einer Badewanne (Helterkeit). Liehen Sie nicht, das Gleichnis ist nur Jiddisch, in Englisch klingt es wie ein grossartiger Sinnspruch (Helterkeit).

### Die Araberfrage

Es gibt noch eine harte Tatsache, der selbst ein zionistischer Kongress Rechnung tragen muss. Es ist die Tatsache, dass in Palästina über eine Million Araber leben. Und wo ein Araber ein Haus baut oder einen Baum pflanzt, dort kann kein Jude ein Haus bauen oder einen Baum pflanzen. Es sei denn, er vernichte das arabische Haus oder den arabischen Baum. Und dies wollen wir nicht machen. Zwar hat hier niemand so etwas verlangt, aber, wenn man sagt, dass wir eine Million Araber beherrschen und das Land aufbauen wollen, und den Arabern Gleichberechtigung zusage, dann erwidern die Araber: "Warum nicht umgekehrt? Ist Euch etwa darum bange, in einem Arabischen Reich zu

leben? Ihr werdet mit uns gleichberechtigt sein." Genau so wie wir nicht eine Minorität in Palästina sein wollen, so wollen es auch die Araber nicht. Und was für uns recht und billig ist, gilt auch für die Araber. Das sind schwerwiegende Probleme. Glauben Sie, dass man diesen Problemen mit den grössten und schönsten Reden aus dem Wege gehen kann?

### All dies bringt uns zum Teilungsvorschlag.

Er ist mir genau so unlieb, wie Ihnen und ich glaube genau so wie Sie an das prophetische "Wehaja wa acharit hajamim".

Meinen misrachistischen Freunden, die sich einmal dem Plan entgegenstellen und ihm ein anderes Mal zustimmen, möchte ich sagen: Ihr glaubt ja an Gott: Gott hat dem jüdischen Volk versprochen, dass es in den Besitz Palästinas gelangen wird; warum habt Ihr kein Vertrauen in Gott? Er wird sein Versprechen halten. Im richtigen Zeitpunkt. Warum wollt Ihr die Erlösungsstunde mit Menschengewalt beschleunigen? Inzwischen tun wir, einfache Sterbliche, was in unseren Kräften steht. Unsere Kräfte sind gewiss nicht vollkommen. Es können Generationen kommen und gehen, bis das Versprechen Gottes Wirklichkeit wird. Vielleicht wenige, vielleicht mehrere. Ich zerbreche mir nicht den Kopf über Gottes Pläne, das ist seine Sache (Helterkeit).

### Die "Orientierung"

Ich habe hier Reden gehört, dass man sich auf andere Länder orientieren muss. Das ist leeres Gerede. Welche Länder wollen uns? Läuft man uns etwa nach? Gibt es Länder, die uns anziehen? "Wir wollen Euch unter unsere Fittiche nehmen". Es ist schwer, mit England zu arbeiten. Ich weiss das und verstehe die Schwierigkeiten. Meine Kollegen in der Exekutive wissen, wie gross die Schwierigkeiten sind. Jedoch habe ich auf dem politischen Horizont noch kein Land erblicken können, das sich nach dem Vorrecht reibt, das Jüdische Nationalheim aufzubauen. Amerika ist uns gewiss freundlich gesinnt. Amerika wird uns gewiss helfen, und ich hoffe, dass diese Hilfe immer grösser werden wird. Ich glaube, dass der gegenwärtige Präsident der zionistischen Föderation Amerikas, Dr. Silver, in dieser Hinsicht grosse Verdienste hat; ebenso wie Dr. Goldmann. Wenn Sie aber glauben, dass Amerika sich unserer wegen mit England verzanken wird, so sind Sie nach meiner Meinung in einem grossen Irrtum. Und wenn Sie glauben, dass Byrnes Bevin überzeugen wird, so glaube ich, dass gerade das Umgekehrte der Fall sein kann. Tatsächlich hat Bevin bereits Byrnes überzeugt. Es ist wie mit jenem jüdischen Versicherungsagenten, der in einer Debatte mit einem Erzbischof, der ihn zur Taufe bewegen wollte, seinerseits eine Versicherungspolice abschloss.

Aus alledem ist mir nicht ersichtlich, welchen anderen Weg wir betreten können, als den, den wir bis jetzt gegangen sind. Dies



## GRESHAM

LIFE ASSURANCE SOC. LTD.

### LONDON

FOUNDED 1848

REPRESENTATIVES:

### HAMISHMAR INSURANCE SERVICE Co. Ltd.

TEL - AVIV      JERUSALEM      HAIFA

AGENCIES ALL OVER THE COUNTRIES



Ist konservativ, oder vielleicht überlebter Liberalismus. Aber die modernen nichtliberalen Methoden werden uns, nach meiner Meinung, auf wilde Irrwege verführen.

"Ma'avak"

Ich habe mit grosser Aufmerksamkeit der begeistertsten Rede meines Freundes Ben Gurion über den Widerstand zugehört. Er sagte: Einige werden fallen, die anderen werden das Leben weiterführen. Es kann aber auch anders sein: "Es können mehr fallen, als am Leben bleiben." Was soll dann aus dem Judentum und aus Erez Israel werden, wenn man damit beginnt, die Fundamente zu zerstören, auf denen wir mit grosser Mühe, mit Blut und Schmerz, bis jetzt bauten, in den drei oder vier Generationen von Chaluzim, von den ersten Chovev-J Zion an, bis zu den Schiffen, die jetzt ins Land kommen? Jede Melle blüht Schwierigkeiten. Der Weg des Widerstandes ist unberechenbar. Man weiss, wo man beginnt, und man weiss nicht, wo man endet.

Ich kenne das jüdische Volk. Ich will es bei Gott nicht beleidigen, ich habe eine grosse Achtung vor ihm und glaube, dass ich die Seele der Juden verstehe. Dort bin ich aufgewachsen, auf dem Erdflecken, wo das Judentum einen starken Puls hatte. Die Juden, unter denen ich, so wie viele von ihnen geboren wurde, die gibt es nicht mehr. Es gibt eine neue jüdische Gemeinschaft in Amerika. Ich weiss nicht, ob dieses Judentum noch von jenem Märtyrergeist besetzt ist, der unsere Grossväter und Väter kennzeichnete. Es ist kein Verbrechen, wenn man daran zweifelt. Man darf darauf nicht spekulieren, ehe man richtige Beweise dafür hat. Lasst Euch nicht berauschen von schönen Reden und hubsch-gebauten Phrasen. Ich bin davon überzeugt, dass Rabbi Silver meint, was er sagt, und er sagt, was er meint. Noch hat er aber nicht die Juden seiner eigenen Gemeinde auf Herz und Nieren geprüft. Wie lange dauerte es, bis die amerikanischen Juden zu verstehen begannen, was Palästina bedeutet. Ich muss wieder meine eigenen Worte zitieren: Seit 1921 war ich mehrere Male in Amerika. Unsere besten Freunde hatten dort in ihrer Tätigkeit lauter Misserfolge. Wie lange musste es dauern, bis man die amerikanischen Juden dazu gebracht hat, von ihrem Gelde für Palästina herzugeben. Noch jetzt hört man aus dem Munde eines bedeutenden Führers: "Lasst den Jischuw seine Wege gehen. Der Jischuw wird entscheiden, wie man kämpfen soll und wer kämpfen soll; wir wer-

den unsere moralische, finanzielle und politische Unterstützung geben". Moralische, finanzielle und politische Unterstützung bedeutet aber sehr wenig, wenn man Andere auf die Barrikaden schickt, damit jene sich englischen Tanks und Kanonen entgegenstellen (Beifall). (Newman: "Das ist demagogisch!") - Weizmann: "Ich möchte Ihnen nicht so antworten, wie Sie es verdienen würden!" Es war stets meine traurige Rolle, auf unsere Schwachen hinzuweisen, sowie auf die nüchterne Seite unserer Bewegung. Ich erinnere mich, wie wir alle über Achad Ha'am erregt waren, als er nach der Balfour-Deklaration, in den Filterwochen unseres politischen Triumphes, seinen grossen Erklärungs-Artikel schrieb: Vergesst nicht, dass es in der Balfour-Deklaration heisst, dass man uns ein Nationales Heim in Palästina und nicht Palästina als nationales Heim verspricht. Und der Unterschied zwischen diesen beiden Formen besteht. Wir hatten immer die Worte "in Palästina", als "ganz Palästina" gedeutet. Die Nichtjuden akzeptieren diese Deutung nicht. Sie behaupten, dass ein nationales Heim in Palästina gemeint war. Und sobald wir unsere Deutung wiederholen, bezeichnen sie sich, am nächsten Tage zu erklären, dass sie ihre Worte nie so verstanden haben. Ich halte es für einen grossen Fehler, Erwidrerungen zu provozieren, die uns auf unserem Wege zurückstossen.

Wahr ist, dass nach den Brückensprengungen in Palästina der Sabbat tagadol begonnen hat. Es kamen Zionisten und sagten: "Wie unerhört, was tun die Engländer, sie verhalten unsere Führer, sie verhalten unsere Führer, und unsere Mitbürger." Man ist versensichtlich eine bemerkenswerte Entschärfung: "was konntet ihr erwarten? Sollten etwa die Engländer zu Euch kommen und Euch Sussigkeiten darbieten und sagen, ihr habt eine gute Tat getan!" Die, die die Regierung angreifen, müssen auf Gegenangriffe der Regierung gemasst sein. Wenn aber ihre Schlinge kräftiger sind, und wir sie heftiger empfinden, so sollten wir dies wissen.

Sneh wird belehrt

Einige Worte an Sneh. Ich beleihe ihn, weil ihm alles so klar ist. Es ist ihm klar, dass wir von den Engländern nichts bekommen werden. Es ist sehr leicht, dies zu sagen, besonders hier im Kongress; es ist ihm klar, dass der Weg, den man gegangen ist, der einzig richtige ist; es ist ihm klar, dass man andere "Orientierungen" suchen muss. Mir ist das nicht klar. Er zitierte ein Beispiel, dass noch im vorigen Jahre das englische Kabinett den Beschluss der Teilung

annahm, einer Teilung, die ich damals mit Goldmanns Worten bezeichnet habe, als einen "angemessenen Teil Palästinas". Das also ist kein Beweis, dass die Engländer den Zionismus liquidieren wollen. Ich befürchte, dass der Gedanke der Liquidierung des Zionismus in den Köpfen eines Teiles des englischen Volkes auftaucht gerade unter dem Druck der Terrorereignisse der letzten 14 oder 16 Monate. Ich habe es nicht nötig zu wiederholen, dass ich den Terror für das grösste Unheil erachte, sowohl vom moralischen als vom politischen Standpunkt, wie auch vom Standpunkt des Aufbaus eines Staates. Ich befürchte, dass der Terror beginnen wird, die jüdische Gasse zu beherrschen, und dass nicht die Agency den Terror besiegen wird, sondern der Terror die Agency. Dies ist ein Krebs im Körper des Jischuw. "Du sollst das Böse aus Deiner Mitte ausmerzen". Ich warne Euch, nach Jahrzehnten zionistischer Tätigkeit und im meinem 73. Lebensjahre und vielleicht kann ich mit Weisheit sagen, dass dies das letzte Mal ist, dass ich mich an den Zionisten-Kongress wende. Ich warne Euch, lasst diesen Krebs nicht wachsen, denn er wird die Bewegung und den Jischuw vernichten und alles zerstören, was wir bis jetzt gebaut hatten.

Ich hörte, die Argumente Sneh's. Sie jagen mir Angst ein. Lo so luderech. Und wenn man auf dieses Herz-Bild im Saale hinweist und sagt, man soll in seinem Geiste gehen, so ist dies rich-



tig. Aber wie hat er begonnen? Er begann mit einem Charter, und behauptete, dass der Charter im Laufe der Zeit zu einem Nationalheim führen wird, - was viel mehr ist, als ein Charter. Vielleicht gibt es unter Ihnen einige, die den von Nordau entworfenen Charter gelesen haben. Der Charter ist nicht der zehnte Teil dessen, was das Nationale Heim ist. Das schlechte Nationalheim Herzls begnügte sich mit einer Minorität, denn er hoffte, dass das jüdische Volk diese in eine Majorität verwandeln wird. "Greifst Du nach zuviel, so ergreifst Du nichts". Ihr werdet Euch die Finger verbrennen, und wir werden einen Rückschlag erleiden, von dem wir uns nur nach langer, langer Zeit werden erholen können.

Gegen Demagogie

Hier sagte einer, (Ich weiss nicht, wie er heisst, und werde es hoffentlich auch nie wissen.) Ich sei ein Demagog. Ich bin einer, der mit seinem Blut und Schweiss den Weg der zionistischen Arbeit bahnte. Und der "Chewreman", der mir jenen Zwischenruf zuwarf, sollte wissen, dass an jedem Haus und Stall in Nahalal und an jeder kleinen Fabrik in Tel-Aviv oder in Haifa ein Tropfen meines Blutes haftet. (Stürmischer Beifall, die Delegierten erheben sich, ausser den Revisionisten, Misrachi und Achdut Awoda.) Daher habe ich das Recht, so zu reden, wie ich jetzt rede, und keine Frechheiten werden mich davon abbringen. Denn ich glaube, dass ich die Wahrheit sage. Sie ist zuweilen schwer zu hören, aber Ihr werdet mich hö-

P. Zimmer QUALITÄTS MÖBEL 25 TEL AVIV BIN-JEHUARD. Illustration of a living room with furniture.

ren. Und ich warne Euch wiederholt vor "Kefizat luderech", vor falschen Prophezeiungen, vor Verallgemeinerungen, die nie zutreffen, und vor bewusster Entstellung historischer Tatsachen. Ich glaube nicht an Gewalttaten. Ich bin erzogen worden in einem liberalen Zeitalter, welches vergangen und verschwunden ist, und heute treten wir in ein brutales Zeitalter ein. Aber wenn auch andere Völker sich brutale Mittel erlauben mögen, weiss ich nicht, ob wir es tun dürfen. Man führt immer das Beispiel Irlands und der Buren an, oder anderer grosser national-revolutionärer Bewegungen, und immer wieder vergisst man das Eine; in Irland war das Problem viel einfacher als bei uns; die Irländer lebten in Irland, alles was sie zu tun hatten, war, die Administration zu ändern, die Herrscher zu besetzen und sie hatten es nicht nötig, ein neues Volk in ihr Land zu bringen. Sie hatten es nicht nötig, am Anfang viel einfacher als bei uns ist es nicht so, wir müssen bauen und kämpfen. Ben Gurion hatte sich lange Zeit um diesen Punkt herumgedreht: wie kann man bauen und kämpfen, so dass das Eine das Andere nicht behindert? Wieder will ich meinen Grossvater und meine Grossmutter zitieren. Meine Grossmutter hatte zwei Söhne, der eine war für sein Geschäft auf Sommer, der andere auf Frost angewiesen, und die alte Frau, die beide gleich liebte, betete: "Lieber Gott, schick uns einen warmen Frost!" Aber das geht nicht, denn es gibt keinen warmen Frost. Meine Grossmutter richtete ihre Gebete zu Gott in vollem Glauben, dass es in Erfüllung gehen kann. Wenn ich aber die Wahl habe zwischen einer Gefahr, die alles, was wir bis jetzt errungen haben, zerstören kann, und zwischen einem Widerstand, der unklar und unbestimmt ist, so sage ich: Lasst uns mit der Arbeit fortfahren, wie schwer auch die Umstände sein mögen, unter denen wir arbeiten müssen.

Prophet gegen Götzendienst

Ich glaube, dass unsere ganze Debatte uns zum Schluss die Arbeit nicht erleichtern wird, ich weiss es. Wenn die zukünftige Exekutive nach London oder Washington kommen wird, wird man sie nach einem oder zwei Jahren an die wunderbaren Reden erinnern, die Sneh oder Silver oder auch die Revisionisten gehalten

hatten. Alle meinen es gut, aber sie reden, als redeten sie zu sich und nicht zu der Welt. Die Welt versteht es aber nicht. Deswegen sage ich: Seid auf der Hut! Vielleicht leben wir in einer schweren Zeit, in einer brutalen Zeit, wie Goldmann sagte. Die Welt und die Geschichte sind aber nicht statisch. Dinge ändern sich; wir haben gute und wir haben schlechte Zeiten. Wir werden die schlechten Zeiten überwinden und es werden gute Tage kommen. Ich werde es vielleicht nicht erleben, aber die jungen Menschen, die hier sitzen, werden es möglicherweise sehen. Und wenn Ihr den Glauben an bessere Tage verloren habt, und die Erlösung herbeiführen wollt, mit Mitteln, die nicht jüdisch sind, und nicht übereinstimmen mit jüdischer Moral, Ethik und Geschichte, so begeht Ihr Götzendienst und bringt alles von uns bis jetzt Erreichte in Gefahr. Ich warne Euch vor Verblendungen. Ich wünschte, ich hätte eine Flammzunge, damit ich die Kraft habe, zu reden, wie die Propheten redeten, die uns warnten, nicht auf den Wegen Babylons und Aegyptens zu gehen, die den Niedergang Israels herbeiführten. Ich befürchte, dass wir jetzt vor solchen Gefahren stehen. Deswegen ermahne ich Euch: Geht und leset von Neuem die Worte Jesajas, Jeremias und Jecheskias und prüft alles, was wir tun, oder tun wollen im Lichte dessen, was unsere grössten Lehrer, unsere grössten Propheten uns lehrten. Sie erkannten die Natur und den Charakter des jüdischen Volkes. "Zion wird durch Gerechtigkeit erlöst" und mit keinen anderen Mitteln. (Stürmischer Beifall).

Die Dezember-Ausgabe von "Palestine Facts and Figures" bringt eine zweifarbige Darstellung "Von Kongress zu Kongress", die in klaren Diagrammen die Entwicklung des zionistischen Budgets, der jüdischen Bevölkerungszahl, der Anzahl jüdischer Siedlungen und des palästinaischen Imports und Exports in der Periode von 1930 bis 1940 zum Ausdruck bringt. Der weitere Inhalt behandelt Einwanderung, Ansiedlung, Landwirtschaft, Industrie, Erziehung, Technik, Sport, Briefmarken usw., und ist mit mehreren Karten und Tafeln illustriert.

EMANUEL ROSENBLUM TEL-AVIV, BEN JEHUDA ROAD 27. Seit 12 Jahren der zuverlässige Kürschner in Tel-Aviv, mit stets wachsendem Kundenkreis. WERDEN AUCH SIE MEIN KUNDE!

I.L. FEUCHTWANGER BANK LTD. JERUSALEM - TEL-AVIV - HAIFA



# Erinnerungen an Chaim Weizmann

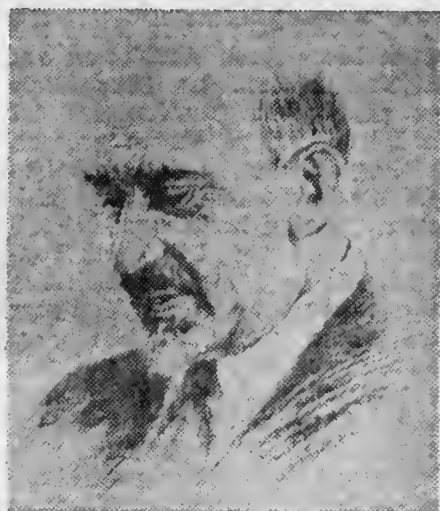
Von JAKOB ROSENTHAL

Chaim Weizmann: Eine stolze, hochragende Gestalt, ein Gelehrtenkopf mit scharf gemesselten Zügen, der stark an Lenin erinnerte. Der geborene Fürsprecher seines Volkes. Als solcher erschien er vor den Grossen und Mächtigen dieser Erde, lange noch bevor er der auserkorene Führer der späteren Jahre war.

Er war ein jüdischer Staatsmann, der bedeutendste in der langen Spanne jüdischer Staatenlosigkeit. Seine Persönlichkeit hatte etwas vom mystischen Zauber alter assyrischer Prinzen, und doch atmete sie die ganze unmittelbare Wärme und Volkstümmlichkeit des russischen Juden. Er stellte eine wunderbare Mischung dar: die glückliche Synthese ostjüdischer Herkunft mit ihrer natürlichen inneren Wärme und Gefühlsintensität, und westeuropäischer Erziehung und Bildung. Er sprach ein perfektes Deutsch, Russisch, Französisch und sein Oxford Englisch, das durch seinen starken osteuropäischen Akzent eine besondere Melodie hatte. Er sprach ein ausgezeichnetes Hebräisch. Aber die Sprache, deren er sich am liebsten zu bedienen pflegte, war sein wundervolles Jiddisch, die Sprache der ostjüdischen Volksmassen, mit denen er seelisch (trotz seiner 45jährigen Residenz in England) sein Leben lang verbunden blieb. In Jiddisch kam denn auch der ganze reiche Schatz des Weizmannschen Witzes zum Ausdruck. Sein Intellekt hatte die Schärfe des Talmudisten, die logische Präzision des Wissenschaftlers, und die Schmiegsamkeit und Elastizität des geschulten und erfahrenen Diplomaten.

Ein Chemiker von Beruf, der schon in ganz jungen Jahren bahnbrechende Entdeckungen auf dem Gebiete chemischer Explosivstoffe gemacht hatte, die nicht wenig zum Siege Englands im Ersten Weltkrieg beigetragen haben, und ein Zionist von Beruf, der die Belohnungen seiner Entdeckungen der einzigen grossen Sache seines Volkes geweiht haben wollte.

Ein strenger Wissenschaftler,



Chaim Weizmann, der erste Präsident Israels.

der zum Träumer ward, wenn er von Zion sprach, ein Mann der harten, nüchternen Realitäten, und ein den Realitäten weit vorausfliegender Visionär und Idealist, ein Staatsmann, Diplomat und "Gesandter" eines "Staates unterwegs", wie der Zionismus vor der Staatsgründung bezeichnet wurde, Gründer der ersten Hebräischen Universität am Skopusberg in Jerusalem inmitten des Kanonendonners des Ersten Weltkrieges, und Propagandist und Geldsammler in New York, Paris, Johannesburg für den Aufbau der Jüdischen Nationalen Heimstätte — den künftigen Judenstaat.

Er hatte eine magische Wirkung auf alle, mit denen er in Berührung kam. In der Galerie der Führergestalten in der zionistischen Bewegung war er (nächst Herzl) der einzige, der die Fähigkeit hatte, die Sache des jüdischen Volkes vor der nicht-jüdischen Welt würdig und wirkungsvoll zu vertreten. Weizmann hatte eine geradezu geniale Art, Nichtjuden von der Gerechtigkeit der jüdischen Ansprüche auf Palästina als die historische Heimat des jüdischen Volkes zu überzeugen.

Diese besondere Gabe Weizmanns fand ihren dramatischen (und historischen) Niederschlag in den engen Beziehungen, die er mit Persönlichkeiten wie Lord Balfour, Lloyd George, Churchill,

General Smuts u.v.m. zu entwickeln fähig war. Während des Zweiten Weltkrieges erzählte man sich in London die reizende Geschichte, wie Winston Churchill sich einmal sehr bemühte, einer Begegnung mit Weizmann zu entgehen — aus Angst, er könnte der suggestiven Überzeugungskraft, die Weizmann inne wohnte, und seinen klugen und scharfen Argumenten nicht widerstehen. Churchill fürchtete, er könnte dem Zionistenführer Weizmann, den er sehr verehrte, etwas gewähren, was er nicht gewähren durfte . . . "I cannot resist Weizmann", soll er ausgerufen haben. "but I have to!"

Im Jahre 1903 schlug die englische Regierung der zionistischen Bewegung das bekannte Uganda-Projekt vor: Die Juden sollten in Britisch-Ostafrika eine autonome Siedlung unter dem Schutze der englischen Flagge begründen. Balfour, der damals zum ersten Male mit der Judenfrage in Berührung gekommen war, unterstützte das Projekt. Das Angebot wurde bekanntlich nach stürmischen Auseinandersetzungen auf dem 7. Zionistenkongress im Jahre 1905, dem ersten Kongress nach dem Tode Herzls, endgültig abgelehnt.

Einer der heftigsten Gegner des Uganda-Projektes, des "Nachtasyls", wie es Max Nordau so trefflich nannte, war ein junger Dozent aus Manchester, England — Dr. Chaim Weizmann, der sich knapp zwei Jahre vorher dort niedergelassen hatte. Weizmann stand im 30. Lebensjahre, als er, von Genf kommend, nach England übersiedelte und Manchester, Zentrum der chemischen Industrie, als seinen ersten Wohn- und Arbeitsort bestimmte. Er begann seine später so glorreiche Laufbahn als Chemiker mit einer bescheidenen Position



Worauf es ankommt: das Gespräch Verteidigungsminister Moshe Dayan an der Allenby-Brücke mit einem aus Jordanien ins besetzte Gebiet gekommenen arabischen Besucher. Photo Sol Herman, Jerusalem

als Dozent in Biochemie an der Universität Manchester.

Im Jahre 1906 besuchte Balfour die Stadt Manchester im Zusammenhang mit den damaligen Parlamentswahlen. Balfour war Tory-Kandidat für Nord-Manchester.

Balfour war sehr interessiert, die Gründe kennenzulernen, warum die Zionisten das Uganda-Projekt abgelehnt hatten. Insbesondere war er neugierig zu erfahren, warum gerade die zionistischen Delegierten aus Russland, für dessen pogrom-gejagte Juden das Uganda-Projekt hauptsächlich bestimmt war, so heftig dagegen waren. So kam es, dass er inmitten des Wahlkampfes den Wunsch äusserte, einem der Uganda-Gegner zu begegnen. Der Vorsitzende der Konservativen Partei in Manchester schlug eine Begegnung mit Dr. Weizmann vor. Das für 15 Minuten anberaumte Interview fand im alten Queens Hotel in Piccadilly, Balfours Hauptquartier, statt. Aus den 15 Minuten wurde eine volle Stunde.

Weder Weizmann noch Balfour

ahnten wohl damals, dass diese ihre Begegnung eine neue Ära in moderner jüdischer Geschichte einleiten würde. "Seit der Stunde, in der ich mit Weizmann gesprochen habe", erklärte später Balfour, "wurde ich selber Zionist!" In seiner Einleitung zur "History of Zionism" von Nachum Sokolow, schrieb später Balfour die folgenden Worte über das Uganda-Projekt: "Der Plan war sicherlich gut gemeint und hatte grosse Vorzüge. Aber er hatte einen grossen Fehler: es war eben kein Zionismus!"

Zehn Jahre später, im Kriegsjahre 1916, arbeitete Dr. Weizmann als Chemiker im britischen Kriegsministerium, dessen Chef damals Balfour war. . . . "Ich sollte ihn damals in irgend einer Ressort-Angelegenheit sprechen", erzählte Dr. Weizmann, "und dachte nicht daran, dass er sich an unser Gespräch von vor zehn Jahren erinnern werde. Als ich aber in sein Zimmer trat, waren seine ersten Worte: 'Wissen Sie, Dr. Weizmann, wenn die Waffen ruhen, werden Sie Ihr Jerusalem haben!'"



# HUNDERTJAHRFEIER CHAIM WEIZMANN'S

Der "Vater des Staates Israel" wurde am 27. November 1874 geboren

## Chaim Weizmann: Jude, Zionist, Mensch

Von Dr. NAHUM GOLDMANN

Weizmann war vielleicht die vollkommenste Synthese der zwei grossen Kulturkreise im zeitgenössischen Judentum: Osteuropa und Westeuropa. Sein Geburtsort Motol und Pinsk, wo er zur Schule ging, waren integrale Bestandteile seiner Persönlichkeit. Er war kein traditioneller Jude im religiösen Sinn, aber er hatte den grössten Respekt vor der jüdischen Tradition in allen ihren Formen.

Sein Intellekt und seine Denkweise waren typisch jüdisch. Er war ein scharfer Analytiker und konnte politische Gegner in der Debatte mit der Kraft seiner Logik vernichten. Er hatte den jüdischen Hang zur Ironie, das Erbe eines Volkes, das zu viel durchgemacht und gesehen hat, um von vergänglichem Macht und Pracht zu sehr beeindruckt zu sein. Er besass auch die für die Juden so charakteristische Mischung von Skepsis und Glauben. Skepsis den irdischen Dingen gegenüber und Glaube an ewige Werte.

An dem Endsieg des Zionismus hat er nie gezweifelt. Der Bibelvers (Samuel I., 15,29) "Die Ewigkeit Israels wird nicht Lügen gestraft" verkündete für ihn eine elementare Wahrheit, von deren Richtigkeit er so überzeugt war, als ob es eine mathematische Formel sei. Sein Stolz verlieh ihm jene Würde, die alle Staatsmänner, mit denen er in Berührung kam, so sehr beeindruckte. Es war ein Stolz, der in seinem Judentum verwurzelt war.

### Zionismus der Tat

Das Erbe von Jahrhunderten jüdischer Tradition und Kultur war in seiner Person organisch mit dem

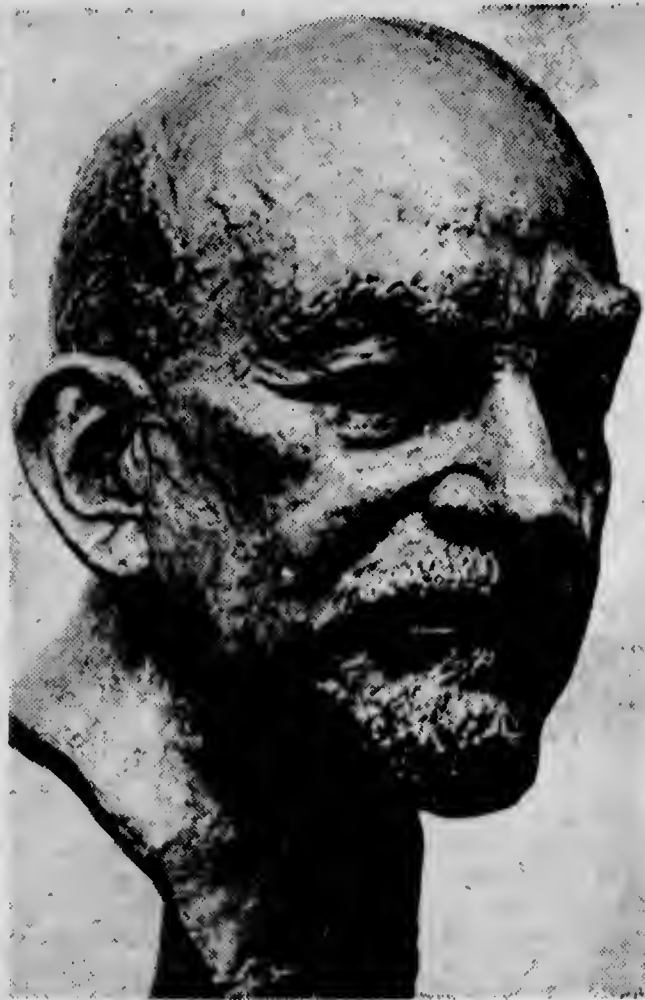
reichen Gut der westlichen Zivilisation verbunden. Er war ein grosser Wissenschaftler. Hätte er nicht einen so grossen Teil seiner Energien dem Zionismus gewidmet, wäre er sicher einer der grössten Chemiker seiner Zeit geworden.

Sein Zionismus war nie einfach politischer Natur, er war vielmehr die Quintessenz und Verwirklichung der grössten Traditionen und Ideen der jüdischen Geschichte. Diese Werte wollte er in die Tat umsetzen, indem er sie in die Formen eines modernen Staates goss. Dabei konnte er sich niemals mit dem in der Politik so oft angewandten Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel, abfinden. Er wusste, dass die edelsten Ziele durch die Anwendung moralisch verwerflicher Mittel zerstört werden.

Weizmann wurde vom Zionismus vollständig absorbiert. Allen anderen Problemen des jüdischen Lebens stand er praktisch gleichgültig gegenüber. Mit der Zielstrebigkeit des Genies stellte er seine ganze Energie und Begabung in den Dienst seiner zionistischen Mission. Alles übrige in seinem Leben, die wissenschaftliche Arbeit, seine gesellschaftlichen Beziehungen und seine zahllosen geistigen Interessen, waren der Sache des Zionismus untergeordnet. So wurde er auch von der Welt mit der Sache des Zionismus völlig identifiziert. Dass er ausserdem Präsident der Zionistischen Weltorganisation war, wurde als so natürlich und unabänderlich angesehen wie die Jahreszeiten. Es konnte einfach nicht anders sein.

### Weizmann der Mensch

Noch grösser als Weizmann der Zionist, Weizmann der Jude, war Weizmann der Mensch. Seinem



Chaim Weizmann-Büste von Elkan.

Wesen nach war er im Grunde ein Künstler, auch in seiner wissenschaftlichen Arbeit und sicherlich in der Politik. Seine Intuition war noch grösser als sein Intellekt. Wissenschaftler haben bestätigt, dass seine grössten wissenschaftlichen Errungenschaften nicht mittels logischer Deduktion sondern durch Intuition erzielt worden sind. Das gilt in noch stärkerem Masse von seinen politischen Leistungen. Und weil er im Grunde Künstler war, war er Launen unterworfen, reagierte auf Atmosphäre. Er brauchte Freunde, Wärme, Sympathie. Er konnte hassen und lieben,

grollen und vergeben, aber nie berechnend und schlau, immer spontan und temperamentvoll. Er hatte das Selbstbewusstsein des Genies und weigerte sich, Dinge zu tun, die seiner Natur widersprachen. Deswegen lehnte er es ab, sich die Zwangsjacke der Parteidisziplin anzulegen.

## Worte Chaim Weizmanns

*"Der Staat ist ein Mittel zum Zweck und es ist nötig, diesen Zweck stets im Auge zu behalten oder, um einen anderen Vergleich zu gebrauchen, der Staat ist nur ein Gefäss, das noch gefüllt werden muss und es ist zu erwägen, was sein Inhalt sein mag. Das erste Element dieses Inhalts und meines Erachtens das Lebensblut einer stabilen Gesellschaft ist Gerechtigkeit und zwar nicht als abstraktes Prinzip, sondern konkret gesehen, wie sie von Gerichten und Richtern verwirklicht wird."*

(Aus Weizmanns Autobiographie)

Die wahre Bedeutung eines Menschen liegt nicht darin, was er getan hat, nicht einmal darin, was er gewesen ist, sondern was seine Persönlichkeit darstellt. Als Symbol kann Weizmann den künftigen Generationen so bedeutungsvoll sein, wie er es für seine Zeitgenossen gewesen ist. Er symbolisiert das Beste am Zionismus, die grosse moralische Idee, die ein Volk verjüngt und befreit hat. Israel wird noch viele Jahre in allen seinen Prüfungen und Schwierigkeiten nichts dringender brauchen als das Symbol Weizmann, das den schöpferischen Zionismus, die sittliche Institution des zionistischen Ideals verkörpert.

## Weizmanns Lebenslauf

Chaim Asriel, Sohn von Eser Weizmann, wurde als drittes von 15 Kindern am 27. November 1874 in dem kleinen Städtchen Motol, in der weissrussischen Provinz Grodno, geboren. Mit 18 Jahren legte er die Reifeprüfung ab, ging dann nach Deutschland und in die Schweiz, um dort Chemie zu studieren. 1900 promovierte er in Fribourg (Schweiz).

Weizmann unterrichtete Chemie in England bis er dann 1904 einen Forschungsauftrag der Victoria-Universität in Manchester erhielt. Schon in seinen Studenten- und Lehrjahren übernahm er eine führende Rolle in der zionistischen Bewegung. Während des Ersten Weltkrieges leitete er die Verhandlungen mit der britischen Regierung, die dann im November 1917 zur Balfour-Deklaration führten, in der

die englische Regierung versprach, die Errichtung einer jüdischen nationalen Heimstätte in Palästina zu fördern. Drei Jahre später (1920) wurde Weizmann zum Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation gewählt. Zwei Jahrzehnte lang blieb er die führende Persönlichkeit der zionistischen Bewegung. Zu Beginn des Jahres 1948, in einer Zeit, in der er kein offizielles Amt bekleidete, gelang es ihm von der amerikanischen Regierung und vor allem Präsident Truman persönlich, bindende Zusagen zu erhalten, die die Gründung des Staates Israel beschleunigten und erleichterten.

Im September 1948 wurde Weizmann zum Vorsitzenden des provisorischen Staatsrats, und im Februar 1949 zum ersten Präsidenten des Staates Israel gewählt. Nach langer Krankheit verschied er am 9. November 1952 in Rehovot.



# Wenn ihr's wollt, dann ist's kein Märchen . . .

Zum 100. Geburtstag des großen Zionisten Chaim Weizmann

Von ERNST J. CRAMER

**E**s war einmal ein König, der einen schweren Krieg führen mußte. Für seine Munitionsindustrie brauchte er dringend viel größere Mengen Azeton, als im Land verfügbar war. Da rief er die Weisen seines Landes zur Hilfe auf. Und es kam auch ein Professor aus Manchester in die Hauptstadt London. Er zeigte, wie man aus einem Getreidebrot durch Fermentation Äthylalkohol, Butanol und — Azeton gewinnen kann. Der König war so dankbar, daß er seinen ersten Minister beauftragte, dem Helfer aus der Not jeden Wunsch zu erfüllen. Der Professor wollte nichts für sich selbst, bat aber um aktive Unterstützung bei der Errichtung einer Heimstatt für sein Volk, die Juden, im Land der Bibel. Der König gewährte die Bitte, und so kam es zur Balfour-Erklärung, in der die Errichtung eines jüdischen Nationalheims auf palästinensischem Boden zugesagt wurde.

Was hier wie ein Märchen erzählt wurde, ist ein Märchen, das in mehr oder weniger abgeänderter Form von romantisierenden Geschichtserzählern immer wieder aufgetischt wird. Der Professor aus Manchester, Chaim Weizmann, hat diese Darstellung aber selbst dementiert und gesagt: „Ich wollte, alles wäre so einfach gewesen, und ich hätte das Herzeleid, die Plackerei und die Unsicherheit nie durchlebt, die der Balfour-Erklärung vorausgingen. Aber die Geschichte verläuft nicht im Sinne von Aladins Wunderlampe.“

Es ist allerdings kein Wunder, daß sich um die Gestalt des ersten israelischen Staatspräsidenten schon zu seinen Lebzeiten Legenden woben. Zu außergewöhnlich war seine Persönlichkeit, zu überragend sein Einfluß, zu unvorstellbar das Schicksal, das ihn zu einer Schlüsselfigur bei der Verwirklichung eines tausendjährigen Traums werden ließ.

Chaim Weizmann wurde am 27. November 1874 in Motol, einer kleinen Stadt in der westrussischen Provinz Grodno, geboren. Er entstammt demnach wie fast alle Baumeister des Staates Israel dem osteuropäischen Judentum, das auf Grund eines Dekrets von Kaiserin Katharina II. ausschließlic in den Städten und Dörfern eines fest umrissenen Ansiedlungsgebiets lebte und sich stets auch als eine von vielen nationalen Minderheiten verstand. Das Leben in einem der aus der jiddischen Literatur bekannt gewordenen „Schtetl“ war fast total abgeschlossen von der russischen Umwelt. Weizmann schreibt in seiner Autobiographie über diese nichtjüdische Umgebung: „Wir waren Fremde und verstanden gegenseitig nicht unsere Träume, Religionen, Feste, ja Sprachen . . . Von den Bauern ringsherum trennte uns eine ganze innere Welt von Erinnerungen und Erfahrungen.“ Das berufliche Leben war, allerdings auch nur für einige, der einzige Kontakt mit der anderen, der nichtjüdischen Welt. So für Chaims Vater. Er war ein „Transportierer“, ein Holzhändler, der Stämme aufkaufte, zu Flößen zusammenfügte und diese auf der Weichsel flußabwärts in die Sägemühlen Danzigs brachte.

Wie fast alle Söhne dieser meist armen Familien wurde Chaim orthodox erzogen. Nach der Talmudschule im Heimatort besuchte er die Realschule im nahe gelegenen Pinsk. 1892 machte er das Abitur, lauter Einsen, abgesehen vom Zeichnen. Da er wegen des Numerus clausus keine Chancen sah, eine russische Universität zu besuchen und wiederholte Pogrome ihn auch nicht zum Bleiben ermunterten, begleitete er kurzentschlossen seinen Vater auf einem Floß nach Ostpreußen und fuhr von dort nach Darmstadt, wo er sich auf der Technischen Hochschule immatrikulierte. Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, wurde er Russischlehrer in einer jüdischen Schule im benachbarten Pfungstadt.

Hier, wie auch in Berlin, wo er zwei Jahre später an der Technischen Hochschule Charlottenburg weiterstudierte, kam Chaim Weizmann mit Juden zusammen, die für ihn eine unverständliche Welt repräsentierten. Das orthodoxe Kleinjudentum, dem er in den beiden hessischen Städten begegnete, schien ihm pedantisch, der deutschen Umgebung gegenüber kritiklos, hypokritisch. Aber noch fremder war ihm das Lebensbild der liberalen, weithin assimilierten Juden, die er in Berlin kennenlernte. Diese ersten Begegnungen haben Weizmann so beeinflusst, daß er bis in die Jahre des Nationalsozialismus hinein zu den meisten deutschen Juden Kontaktschwierigkeiten hatte, die ihren Ausdruck sogar in Spott fanden. Überliefert ist seine Bemerkung gegenüber dem britischen Gesandten in Berlin kurz nach dem Ersten Weltkrieg: „1914 waren die jüdischen Intellektuellen in Deutschland die kampflustigsten aller Preußen.“

Während seiner Berliner Studienjahre waren seine engeren Freunde fast ausschließlich junge Männer, die wie er aus Osteuropa gekommen waren. Gemeinsam gründeten sie in der damals allen politischen Strömungen und Gruppierungen offenstehenden Reichshauptstadt den „Jüdisch-Russischen Wissenschaftlichen Verein“, der sich zu einer intellektuellen Brutstätte des modernen Zionismus entwickelte.

Das war um dieselbe Zeit, als ein Wiener Feuilletonredakteur, Theodor Herzl, zutiefst aufgewühlt durch den im Dreyfus-Prozeß in Frankreich aufgeflamten Antisemitismus, das Buch „Judenstaat“ schrieb. Die Heimkehr der Juden nach Zion, jahrhundertlang ein irreal verstandener Satz eines Gebets, hier wurde sie einer überraschten Welt und einer ebenso erstaunten Judenheit als mögliche, ja als allein richtige Vision vorgeführt. Beinahe über Nacht wurde der Zionismus eine politische Wirklichkeit, in seinen Anfängen verständlicherweise viel natürlicher aufgenommen von den sich als nationale Minderheiten verstehenden jüdischen Massen Osteuropas als von den durch die Emanzipation geformten und beeinflussten Juden der westlichen Länder.

Schon 1897 gab es den ersten Zionistenkongreß in Basel, an dem Weizmann allerdings aus Geldgründen nicht teilnahm. Er war aber Delegierter auf dem zweiten Kongreß im Sommer 1898. Ein halbes Jahr später erwarb er an der

Universität Freiburg im Üchtland den Doktorhut. Beruflich folgte dem eine Lektorenstelle in Genf und 1906 ein Forschungs- und Lehrauftrag an der Universität von Manchester.

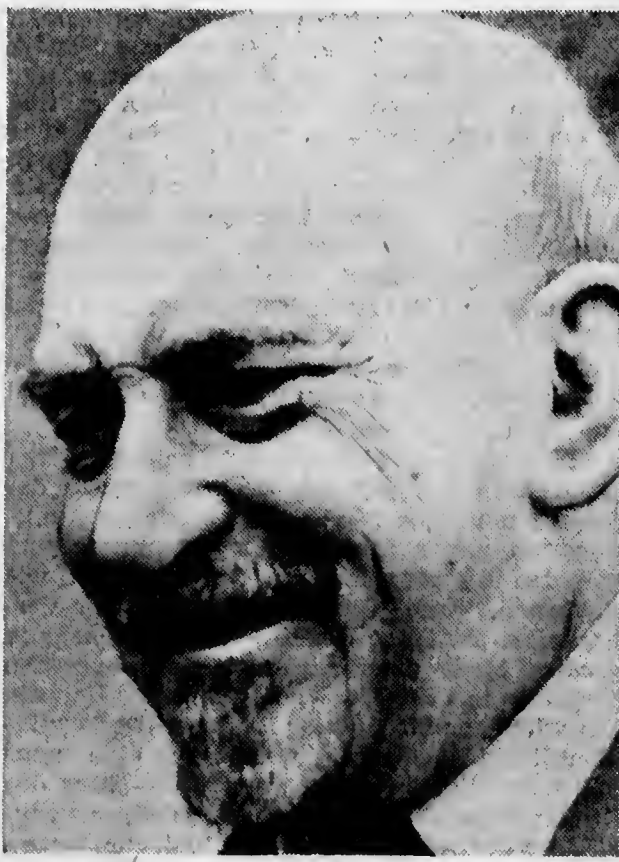
Ein glühender Verehrer Theodor Herzls, stand Weizmann ihm aber von Anfang an nicht ohne Kritik gegenüber. Herzl glaubte mit messianischem Eifer daran, daß er sein Ziel mit Hilfe großer Gönner erreichen könne — des Kaisers, des Sultans, des britischen Kronprinzen —, also durch eine Regierungsverordnung oder dergleichen. Weizmann und seine Freunde, zu denen auch Martin Buber gehörte, meinten, daß zunächst die Fundamente errichtet werden müßten. Sie forderten den Aufbau der Landwirtschaft, die Gründung von Schulen, ja Universitäten, und die Errichtung von allem, was man später Infrastruktur nennen sollte. Der Mensch sollte die Basis schaffen, darauf sollte der Staat stehen. Der Errichtung landwirtschaftlicher Ausbildungsstätten, dem Aufbau einer Technischen Hochschule in Haifa und schließlich der Gründung der Hebräischen Universität in Jerusalem galt deshalb auch für lange Zeit Weizmanns Hauptinteresse. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts spielte er im Zionismus noch keine führende Rolle. Aber er war es, der nach Herzls frühem Tod die Synthese zwischen dessen „politischem“ und dem „praktischen“ Zionismus fand, eine Formel, die Gültigkeit behielt.

Es war der Krieg von 1914 bis 1918, der Weizmann von einem immer prominenter werdenden Zionisten und brillanten Biochemiker zu einer Figur der Weltgeschichte werden ließ. Manchester wurde mehr und mehr zur Zentrale des Zionismus. Hier gewann Weizmann die Unterstützung prominenter und kongenialer jüdischer Freunde, von denen einer, Israel Sieff, in späteren Jahren das Daniel Sieff Institut, das jetzige Weizmann Institut, in Rehovot gründete. Dort verbrachte Weizmann seine letzten Arbeits- und Lebensjahre. Dort starb er im Jahre 1952. Dort ist er auch beerdigt.

In Manchester befreundete sich Weizmann auch mit dem Chefredakteur des „Manchester Guardian“, Charles P. Scott. Dieser sorgte nicht nur dafür, daß Weizmanns großes chemisches Wissen von der Regierung in Anspruch genommen wurde — woraus dann das Märchen um die Balfour-Erklärung entstand —, sondern er interessierte auch prominente Regierungsmitglieder für den Zionismus, unter anderem den Premierminister Lloyd George, den Außenminister Arthur Balfour und den Ersten Lord der Admiralität Winston Churchill.

Nun begann Weizmanns ungewöhnliche und unerschöpfliche diplomatische Kleinarbeit in England und im amerikanischen Ausland. Deren Erfolg, nicht also der Dank für das Azeton, war schließlich im November 1917 die Balfour-Erklärung, der erste wesentliche Schritt auf dem Weg zur Wiederherstellung eines jüdischen Staates.

Über Weizmanns Diplomatie schrieb der britische Historiker Charles Kingsley Webster, ein Verehrer des ersten israelischen Staatspräsidenten: „Der Diplomat, der seine Sache nur durch



Chaim Weizmann

(1874—1952) Foto: DENA-Bild

Argumente durchsetzen kann und nicht durch den Einsatz von Macht, muß das Vertrauen derer gewinnen, mit denen er zu tun hat, so daß sie davon überzeugt sind, daß er ihre Interessen genauso im Auge hat wie seine eigenen; und damit sie wissen, daß er Versprechungen, die er macht, sowohl halten kann als auch will.“

Ein solcher Diplomat war Weizmann, und die Entscheidung Großbritanniens für ein jüdisches Nationalheim war sein größter Triumph, obwohl er später, im hohen Alter, noch eine weitere diplomatische Großtat verrichten mußte. Als Israel nach vielen Jahren der Wirrnisse, der Enttäuschungen, der Rückschläge, der internen zionistischen Auseinandersetzungen, der Entfremdung mit England und des Mordes an Millionen inmitten einer feindlichen Umwelt seine Souveränität erklärte, da brachte es Weizmann ganz allein zuwege, daß der amerikanische Präsident trotz des Widerstands im Kongreß diesen Staat sofort und als erster anerkannte. Das Eis war gebrochen, und wenige Tage später wurde ein stolzer, wenn auch halbblinder, alter Mann von Präsident Truman mit allen Ehrungen eines Staatsoberhauptes empfangen, Chaim Weizmann war Präsident des Staates Israel geworden.

„Wenn ihr es wollt, ist es kein Märchen“, hatte Herzl den jüdischen Massen zugerufen. Chaim Weizmann war einer von denen, die es wollten.



H. Dr. Gröschel

Vielleicht interessiert Sie das

- mit mir

Ernst Cramer

Ernst Cramer

Axel Springer Verlag

1 Berlin 61

Tel. (030) 25 91 2203/2204

25.11.74



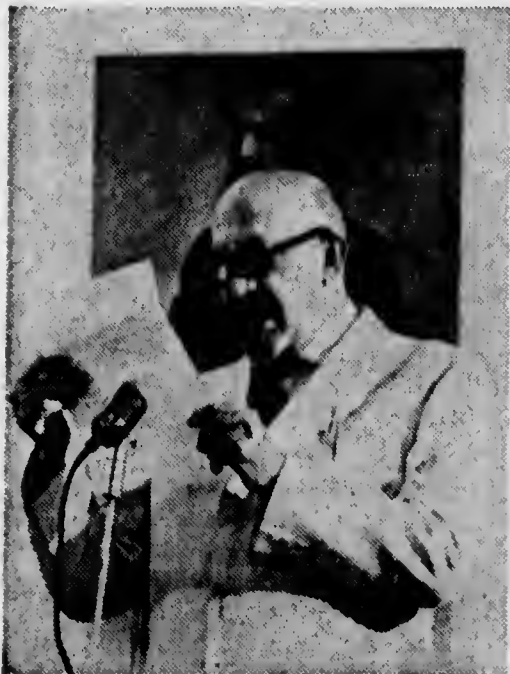
Ein Sprecher der Juden bei den Mächtigen der Welt: Dr. Chaim Weizmann 1949 in Washington mit Präsident Truman (links), Mrs. Truman (rechts) und seiner Frau Vera. FOTOS: AP

# Wie ein Staatsmann seinen Staat suchte

Die größte Korrespondenz der Welt: Chaim Weizmanns Briefe aus fünf Jahrzehnten liegen jetzt vor / Von CHRISTIAN FERBER

Chaim Weizmann, 1874 geboren in den ostpolnischen Provinzen des Zaren, in Pinsk, Sohn eines kleinen Holzhändlers, liegt begraben im Garten seines Hauses zu Rehovot in Israel. Als er dieses Haus baute und daneben den Grundstein legte für ein Forschungsinstitut (es trägt seinen Namen), dehnte sich dort Wüste. Sie ist längst grün geworden. Weizmann starb Ende 1952, erster Präsident des Staates Israel. David Ben Gurion sprach von seinem Platz in der Geschichte des jüdischen Volkes „neben den Patriarchen und Königen, den Richtern, Propheten und geistigen Führern, die viertausend Jahre lang gewoben haben am Muster unseres nationalen Daseins“.

Das Kind aus Pinsk, Muttersprache Jiddisch, mußte in sehr jungen Jahren Hebräisch lernen und Russisch, wenig später auch Deutsch. Mit elf Jahren schrieb es auf hebräisch an seinen Lehrer: „Wir wollen unser Banner nach Zion tragen, zurückkehren zu unserer ersten Mutter. Juden, laßt uns nach Zion gehen!“ Das war ein Jahrzehnt vor der Veröffentlichung von Herzls „Ju-



Am Ziel seines Lebens: Weizmann, 1948, als erster Staatspräsident Israels.

denstaat“, ein Jahrzehnt vor dem ersten zionistischen Kongreß, aus dem die erste weltweite und erste demokratische Organisation des jüdischen Volkes entstand.

„Zion“, das war den Abkommen der zerstreuten Stämme stets ein magisches Reiz- und Sehnsuchtswort. 1901 schrieb Weizmann an seine spätere Frau Vera, die nicht als Zionistin aufgewachsen war: „Möge Deine reine helle Seele sich füllen mit Liebe für Dein Volk, ein leidendes Volk, versklavt und zu Unrecht angeklagt, ein Volk, das seine eigenen Söhne brutal verwerfen — und doch ein gigantisches Volk von verborgener göttlicher Kraft, der Keim eines Weltgewissens.“

Erst um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kam zum Wort die Tat. 1903, als Britannien den Juden die Kolonisierung eines Stückes Ostafrikas angeboten hatte, wandte sich Weizmann wider den „Ugandismus“: „Wir müssen unseren Wunsch nach Palästina mit Taten beweisen statt mit seichten Phrasen. Jeder ernsthafte Staatsmann versteht unsere Ablehnung des Afrika-Plans und rechnet mit unseren Ansprüchen auf Palästina als mit einem Machtfaktor.“

Der junge Mann aus Pinsk machte Karriere. An der Technischen Hoch-

schule in Berlin-Charlottenburg studierte er Chemie, er arbeitete in Genf, und mit dreißig Jahren siedelte er sich in Manchester an. Später ging er nach London, ein führender Chemiker nun, der mit neuen Methoden im Laboratorium sicherstellte, daß die britischen Truppen des Ersten Weltkriegs genügend Sprengstoff bekamen. Er wurde ein wohlhabender Brit, ein Mann mit ausgezeichneten Beziehungen zur Oberschicht.

Vermutlich hätte Weizmann diese — sozusagen weltliche — Karriere noch wesentlich schneller gemacht, hätte er nicht schon als junger Mann seine Hauptaufgabe in jenem Ziel gesehen, das er als Kind genannt hatte. Weizmann diente der zionistischen Bewegung in Deutschland, in der Schweiz, in Britannien und auf langen Reisen durch Europa. Der einflußreiche Chemiker ging mit den britischen Politikern um, die über das von den Türken übernommene Gebiet Palästina zu entscheiden hatten. Er war noch nicht Präsident der Zionisten — das wurde er 1920 —, als er an der Balfour-Erklärung mitwirkte, der ersten Kundmachung einer Großmacht, die den Juden das Recht auf Heimat in Palästina zusprach.

Mit dem Ersten Weltkrieg verschob sich das Zentrum der zionistischen Bewegung von Deutschland nach Großbritannien. Chaim Weizmann, ein geborener Staatsmann, aber einer ohne Land, wurde zum bekanntesten Sprecher der Juden in aller Welt. Andere jüdische Männer seines Zuschnitts, die Léon Blums, die Ehrlichs, die Einsteins, die Frankfurters, sie waren Freunde des Zionismus, doch sie blieben dabei Franzosen, Deutsche, Amerikaner. Dazu ein Zitat aus einem Brief an Felix Frankfurter (1919): „Brandeis hätte ein Prophet sein können in Israel — nur Sie sind aus dem Holz der Lassalles. Statt dessen sind Sie zufrieden, nur Professor zu sein in Harvard, und Brandeis nur ein Richter am Obersten Gericht. Alles Schöpferische im Judentum wird ausgegogen von der nationalen Heimstatt, und der Rest wird englisch, amerikanisch oder was er sonst möchte.“

Es war der Jude Weizmann, mit dem zu sprechen, zu unterhandeln sich die Mächtigen in aller Welt bereit fanden — und bis 1948 allein mit ihm. So stark war sein Einfluß, daß auch jene Gefährten nicht auf ihn verzichten konnten, die ihn zweimal an der Spitze nicht mehr haben wollten — einmal zwischen 1931 und 1935, das zweite Mal 1946. In beiden Fällen mißfiel ihnen Weizmanns Glaube an beharrliche Verhandlung. Sie wollten Taten sehen, statt eines Mazzini einen Garibaldi. Beim zweiten Mal, als das Ziel nahe war, war es ein Weizmann ohne Amt, der Präsident Truman in Privatgesprächen bewog, die Gründer Israels nicht im letzten Augenblick im Stich zu lassen.

Mithin, soweit ein Staat Väter braucht, Israel hat deren zwei: Weizmann und Ben Gurion. In diesen Tagen wurde nun Weizmann in Israel, in Großbritannien und in den USA ein Denkmal gesetzt, das seiner Person nicht minder entspricht als das Forschungsinstitut zu Rehovot: In drei Ländern zugleich wurde der Öffentlichkeit das fertiggestellte Buchwerk der Weizmannbriefe übergeben, eine sorgfältige Edition in 23 Bänden. Auf 9292 Seiten stehen zusammen mit brauchbaren Anmerkungen und Hinweisen 8698 Briefe, ausgewählt aus einem Material von etwa 18 000 schriftlichen Äußerun-

gen: eine der umfangreichsten Brief-Editionen der Welt, die eines Tages allenfalls von der Brief-Ausgabe Hugh Walpoles übertroffen sein wird, an deren 35 Bänden seit langer Zeit in Yale gearbeitet wird. („The Letters and Papers of Chaim Weizmann“, Rutgers University, USA, and Israel Universities Press, Jerusalem. 500 Dollar)

Drei Jahrzehnte sind vergangen, seit Weizmann anregte, seine Papiere zu sammeln und in Israel zu archivieren. Zwei Gesamtherausgeber zeichnen verantwortlich. Der erste war Meyer Weisgal, Weizmanns Freund und Zionismuskampfgefährte aus den USA, nach der Staatsgründung Chef des Instituts in Rehovot und später auch Vorsitzender der Weizmann-Stiftung. Er besorgte das Sammeln, die Organisation der Papiermassen, die Auswahl des wissenschaftlichen Teams. Männer wie der Historiker Isaiah Berlin standen Pate, und die ersten Redaktionssitzungen fanden im Londoner Reform-Club statt. Jedoch, der erste Band mit den Briefen der Kindheit und Jugend erschien erst 1968. Um diese Zeit überredete Weisgal Bar-net Litvinoff den Londoner Schriftsteller und Biographen Ben Gurion, sich dem Herausgeberteam anzuschließen.

Litvinoff hatte gerade sein Buch „A Peculiar People“ abgeschlossen, eine unkonventionelle Erforschung der jüdischen Diaspora in aller Welt. In Rehovot fand er Manuskripte für sieben Brief-Bände vor, bearbeitet von verschiedenen Herausgebern, er sorgte vor dem Erscheinen für einheitliche Anmerkungen und auch für ein Bändigung des Stoffs. Dann widmete er den weiteren fünfzehn Bänden ein Jahrzehnt Arbeit. Seit 1975 zeichnete er gemeinsam mit Weisgal als Gesamt-Herausgeber, nach Weisgals Tod 1977 führte er die Briefausgabe zu Ende. Litvinoff ist ausreichend gelehrt, aber ein Schriftsteller. Das kommt der Edition zugute.

Das jüdische Volk in der Diaspora hat kaum jemals „Buch geführt“. Schriftliche Zeugnisse sind spärlich, Familientraditionen über viele Jahrhunderte sind kaum aufgezeichnet — die Familie Schiff in den USA ausgenommen. Die erste „Geschichte der Juden“ (von Heinrich Graetz) erschien erst um 1890. Manche sagen, diese Armut an Zeugnissen habe religiöse Gründe: Von der Zerstörung des Tempels bis zur Rückkehr des Volks in sein Land sei zeitlose Zeit gewesen.

Dies verleiht Weizmanns großem Brief-Buch in 23 Bänden noch zusätzliches Gewicht. Es ist ein Geschichtsbuch des neuen Staates, ein detailliertes Zeugnis von mehr als vier Jahrzehnten friedlichen und zähen Kämpfen um ein scheinbar unmögliches Vorhaben — Zeugnis auch der letzten militanten Phase, die mit Hitlers Massenmord begann und mit dem Staat Israel endete. Es ist das Buch eines einzigen Mannes und eines ganzen Volkes. Es spiegelt Rückschlag, Widerstreit und unzählige Male auch den klassischen jüdischen Dialog der Ermittlung, der auf jede Frage eine Gegenfrage setzt.

Vielerlei Spenden von Juden und Freunden des jüdischen Volks (Band 12 ist Axel Springer gewidmet) haben dieses Monumentalwerk bezahlt, und gewiß nicht zu teuer. Es zeugt imponierend für jenen Staatsträumer und Staatsgründer, der einmal sagte: „Und wenn der Staat der Juden nur so groß wäre wie Monaco. Statt eines Casinos allerdings werden wir eine Universität bauen.“



Weltlinger, Siegmund  
1886-

Weltlinger, Siegmund

Siegmund Weltlinger  
geb. 29. März 1886, Hamburg



## Siegmond Weltlinger - 80 Jahre

Siegmond Weltlinger ist Berliner. Heute ist er Stadtältester des Freien Berlin und Mitglied des Abgeordnetenhauses — bei der CDU-Fraktion. Siegmond Weltlinger, der sich in jüdischen Fragen immer hervorgetan hat, wird auf die Frage, warum er als Jude einer christlichen Partei angehört, zu antworten wissen: Für ihn ist die CDU keine Glaubenspartei, sondern "christlich" bedeutet für ihn religiös, und da die christliche Religion von der Mehrheit des Volkes geübt wird, so fühlt er sich unter seinen Parteiliebenden sehr wohl. Siegmond Weltlinger kam zu der Partei als "Freiwilliger", weil beim Wiederaufleben der Jüdischen Gemeinde nach 1945 diese ihre Spitzenleute in das neuerwachende politische Parteilieben hineindelegierte. Weltlinger ging zur CDU und hat es nie bereut.

Weltlinger ist nicht nur ein gebildeter, sondern auch ein wissender und weiser Mann. Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Berlin wird von ihm geleitet, er war Vorsitzender der Leo Baeck Loge und hat noch viele andere Funktionen.

Die Hitlerjahre hat er als Untergetauchter in Berlin zugebracht und über seine Erfahrungen einmal im Amerikahaus in Berlin eine interessante Rede gehalten, in der er nicht nur darlegte, was es bedeutete, "illegal, d.h. ohne gültigen Ausweis,

ohne Lebensmittelkarten und vor allem ohne Wohnung und unangemeldet leben zu müssen", sondern als ein Berliner, der seine Stadt wie keiner liebt, pries er sie, da "viele tausende Berliner Nichtjuden das Gebot der Menschlichkeit auch unter den schwersten Verhältnissen beachtet haben." Weltlinger aber muss zugeben, dass etwa 75 Prozent der "Untergetauchten" entdeckt wurden, "meist auf der Strasse, aber auch durch Verrat".

Dennoch hat Siegmond Weltlinger sich einen tiefen Glauben an Deutschland bewahrt. Er ist nie Zionist gewesen und auch nie geworden; aber als er vor einigen Jahren aus Israel zurückkehrte, was er von dem Land und seinen Menschen beeindruckt, ja begeistert. Er hielt Vorträge, und sein jüdisches Herz öffnete sich mit all der Begeisterung und Intensität, deren dieser liebenswerte Mann fähig ist.

"Wir waren völlig abgeschnitten von der Aussenwelt und wussten nichts von dem Schicksal unserer Kinder und nächsten Verwandten. Dann kam endlich, Ende April 1945, die Befreiung." Und kaum war sie gekommen, da war Siegmond Weltlinger, damals 21 Jahre jünger, schon wieder aktiv einer der Ersten, die mit Hans Erich Fabian, dann mit Heinz Galinski und anderen die neue Jüdische Gemeinde aufbauten, deren treues Mitglied er geblieben ist. K.R.G.

Weltlinger, Siegmond  
1-386-

WELLESZ, EGON 1886-

Wellesz, Egon



*Lebenslauf: Österreichischer*  
II. WIRKSAMKEIT IN ENGLAND

Professor Egon Wellesz, Komponist und Musikwissenschaftler in einer Person, konnte Ende Oktober in Oxford sein 85. Lebensjahr vollenden. In Wien, seiner Heimat, hatte er einst bei Arnold Schönberg (1874 bis 1951) und bei Guido Adler (1855 bis 1941) studiert. Von 1913 an dozierte er Musikologie an der Wiener Universität, seit 1929 als Professor, 1938 mußte er Österreich verlassen. In England fand er neue Wirkungsmöglichkeiten: von 1939 bis 1956 lehrte er in Oxford, das ihm zur zweiten Heimat geworden ist. Zu seinen Werken gehören vor allem fünf Symphonien und Kammermusik. Von seinen Opern wurden „Alkestis“ (nach Euripides und Hugo von Hofmannsthal) 1924 in Mannheim und „Die Prinzessin Gynara“ (Text von Jakob Wassermann) 1921 in Frankfurt am Main uraufgeführt. 1921 schrieb Wellesz die erste Schönberg-Biographie, 1924 in englischer Sprache erschienen. Als Musikwissenschaftler ist er Fachmann insbesondere für byzantinische und orientalische Kirchenmusik. Die Stadt Wien und das Land Österreich haben ihren früheren Bürger mehrfach ausgezeichnet; auch England und Paris haben ihn hochgeehrt.

Wien 13. Jan. 1971

Weltsch, Felix

1884-1964

Weltsch, Felix



Felix Weltsch  
geb. 6. Okt. 1884, Prag  
gest. 9. Nov. 1964, Jerusalem

# Felix Weltsch gestorben

Die Welt. No 272.

Hamburg, 21. Nov.

1964

Kurz nach seinem achtzigsten Geburtstag, am 9. November, ist, wie wir erst jetzt erfahren, der hervorragende Prager Philosoph, jetzt Professor an der Universität Jerusalem, Prof. Felix Weltsch, der engste Freund Max Brods und Franz Kafkas, in Jerusalem gestorben. Wir sprachen miteinander leider nur telefonisch, als ich zuletzt in Jerusalem weilte, ich hörte seine vertraute Stimme, er lachte sarkastisch über neuerschienene Franz-Kafka-Kommentare — aber er ärgerte sich auch und wollte polemisieren. Er hätte mit dem Mund Kafkas sprechen können wie kein anderer — denn für Max Brod bedeutete Kafka schon etwas ganz anderes, kein bloßes Objekt, er hatte ihm viele Jahre seines Lebens ganz gewidmet, und es war einfach unumgänglich, daß er unwillkürlich auch sich in Kafka suchte und Kafka in sich selbst. Die drei aber bildeten in gewissem Sinne einen unteilbaren Block.

Felix Weltschs eigene bedeutende philosophische Werke beruhten vor

allem auf seinem Grundsatz: „Die Mitte als Wagnis.“ Die Mitte war für ihn nicht ein Ort der Ruhe oder der Aufhebung von Gegensätzen, sondern der Ort der höchsten Spannung, des tiefsten denkerischen Wagnisses. Sedlmayrs ehemals so berühmt gewordenes Werk über den „Verlust der Mitte“ kannte er nicht.

Die beiden haben seltsamerweise überhaupt niemals Notiz voneinander genommen. Sein *eigentliches* Lebenswerk „Sinn und Leid“, eine „*cribratio*“ (Durchsiebung) der für ihn entscheidenden Lebensfragen im Sinne des Cusanus, ein Werk von der Universalität Schopenhauers oder von Spinozas „Ethik“, wie Max Brod in einem Artikel auseinandersetzt, sollte nächstes Frühjahr erscheinen. Der Brief aus Tel-Aviv, in dem mir der gleichaltrige Max Brod seinen Tod mitteilt, endet mit den Worten: „Ich kann nicht mehr schreiben, ich möchte nur noch weinen.“

Willy Haas

---

Verantwortlich Dr. Helmuth de Haas



Weltisch, Felix

Bergman, Hugo

Kellner, Viktor

"Die Ursprünge v. Gnade u. Freiheit"

M. B., Nov. 1965, Nr. 45, S. 4

AJR Informatic  
January 1965

Page 9

### FELIX WELTSCH

Dr. Felix Weltsch died in Jerusalem a few weeks after his 80th birthday. As a distinguished philosopher he played a prominent part in the Jewish life of Prague, his city of birth. He was also editor of the Jewish periodical "Selbstwehr." At the same time, he held a responsible position with the Prague University Library. After his emigration in 1939 he worked with the Jewish National and University Library in Jerusalem. He was also closely associated with the activities of the organisations of Jews from Central Europe, many of whose leaders were his personal friends.

Felix Weltsch wrote a number of remarkable philosophical books, most of them in German, e.g., "Das Wagnis der Mitte. Ein Beitrag zur Ethik und Politik der Zeit" (1936). His last great book, "Nature, Ethics and Politics", was published only in Hebrew. He was one of the two most intimate friends of Franz Kafka (the other being Max Brod), and one of his works deals with "Religion and Humour in Kafka's Life and Work".



Israel. Wochenblatt f. d. Schweiz  
Zürich, 66, 2. (14. Jan. 1966).



## Von neuen Büchern

### Ein Hauptwerk von Felix Weltsch neu aufgelegt

Felix Weltsch. *Das Wagnis der Mitte*. Mit einem Nachwort von Max Brod. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart, 1965.

Aus Anlaß des 80. Geburtstages von Felix Weltsch im Oktober 1964 und des kurz darauf erfolgten Todes am 9. November 1964 sowie erneut zum ersten Jahrestag des Hinschiedes haben wir ausführlich auf die Person, die philosophische Persönlichkeit und das Werk von Felix Weltsch hingewiesen. Es geschah dies durch berufene Autoren wie *Max Brod* und Prof. *Hugo Bergman*. Im Rahmen dieser Würdigungen nahm stets die Behandlung des Werkes «*Das Wagnis der Mitte*» eine wesentliche Stellung ein. Wenn von dem Buche und den darin dargestellten Gedanken die Rede war, dann mußte festgestellt werden, daß die Ideen lebendig, das philosophische Erbe von Felix Weltsch erhalten geblieben sind, daß das Buch selbst jedoch im Buchhandel nicht mehr erhältlich war. Der Kohlhammer-Verlag hat es nun unternommen, dieses wichtige Werk neu herauszubringen und so dem Denker der Philosophie, Felix Weltsch, ein Denkmal zu setzen. Max Brod, der Felix Weltsch menschlich und geistig während dessen ganzen Leben nahegestanden hat, stellt in seinem Nachwort die Leistung Weltschs in den Zusammenhang der geistesgeschichtlichen Epoche. Ein Eingehen auf den Inhalt des Werkes selbst, der ja hier wiederholt vorgetragen worden ist, dürfte sich in diesem Zusammenhang erübrigen.

# In memoriam Felix Weltsch

Von Moshe Tavor

Vor wenigen Wochen feierte Felix Weltsch seinen 80. Geburtstag. Seine Freunde schrieben ihm Glückwunschbriefe oder schrieben über ihn Glückwunschartikel. Er selbst schrieb in seiner Jerusalemer Wohnung an einem Buch, von dem er wohl ahnte, daß es sein letztes sein würde. Max Brod bezeichnete es, als er jüngst in Deutschland war, als „Summa“, die Zusammenfassung, die Krönung des Werkes, die Bilanz der philosophischen Gedankenwelt Felix Weltschs. Dem Autor war die Vollendung des Buches nicht vergönnt. Am 9. November ist er plötzlich gestorben.

Felix Weltsch, den Philosophen, haben aus Anlaß seines 80. Geburtstages Berufene gewürdigt. In der „Allgemeinen“ ergriff am 2. Oktober sein bester Freund Max Brod das Wort und nannte ihn in der Überschrift eines Aufsatzes, der aus dem Vollen der geistigen Affinität schöpfte, den „Philosophen der Mitte und des Werdens“. Die hebräischen Zeitungen in Israel haben bei der gleichen Gelegenheit das Schaffen des in seinem Wesen so jugendlichen Jubilars, dem bis zu seinem Ende nichts Greisenhaftes zueigen war, einen ehrerbietigen Resümee unterzogen. Einer definierte ihn auch als „Bibliothekar aus Neigung“, denn Weltsch, der zwei Dokortitel, den der Rechtswissenschaft und den der Philosophie, erworben hatte, war von Beruf weder Jurist noch Philosoph. Er war Bibliothekar zunächst an der Prager und dann an der Jerusalemer Universitätsbibliothek, zuletzt zwar formell im Ruhestand, aber dennoch täglich an seinem Arbeitsplatz in der Katalogabteilung zu finden. Seine Dokortitel erwähnte er niemals, weder in seinen Büchern noch in seinen Artikeln. Er qualifizierte diese Unterlassung, die ihm viele als Bescheidenheit anrechneten, mit typischer Selbstironie, als „negativen Snobismus“. Stilgerecht meldeten die Traueranzeigen in der israelischen Presse schlicht das Ableben Felix Weltschs.

Ein Philosoph von Rang und von durchaus eigentümlicher Prägung war er, seit Ende des ersten Weltkrieges bis zum Einbruch der deutschen Finsternis Chefredakteur der Prager zionistischen Wochenschrift „Selbstwehr“. Daß er dieses Amt auf sich nahm, wenn auch anfangs mit dem aus intellektueller Ehrlichkeit geborene Zögern, und es mit Hingabe, Klugheit und Takt bis zum Münchner Abkommen ausfüllte, das der Demokratie und damit auch der zionistischen Presse in der Tschechoslowakei ein unwiderrufliches Ende setzte, ist einer der schönsten Zeugnisse nicht nur für Weltsch selber, sondern für den Zionismus, der Menschen wie er einer war anziehen und festhalten konnte.

Das Wort Platos von den Philosophen, die Könige werden, und von den Königen, die sich zu wahren und echten Philosophen wandeln, wird oft zitiert. Weltsch hat es gewiß angewandt, als Th. G. Masaryk erster Präsident der CSR wurde. Daß der Chefredakteur eines zionistischen Blattes eigentlich kein Journalist im landläufigen Sinne, sondern in Wahrheit ein Philosoph war, ist eine bemerkenswerte Rarität und ein Ruhmesblatt in der Geschichte der jüdischen Renaissance. Felix

Weltsch machte aus der „Selbstwehr“ kein philosophisches Organ. Es drohte ihr, zumal da Prag 1918 über Nacht von einer Provinzstadt zur Kapitale einer modernen Republik wurde, andererseits auch nicht die Gefahr, ein parochiales Blättchen zu werden. Die „Selbstwehr“ war seit ihrer Gründung im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts neben der „Jüdischen Rundschau“ in Berlin eine der wichtigsten Zeitungen des Zionismus im deutschsprachigen Raum, und die Namen der früheren Chefredakteure, z. B. Siegmund Katznelsons und Leo Hermanns, waren eine Garantie gegen provinzielle Tendenzen. Die Bedeutung Felix Weltschs liegt darin, daß er seinem Blatt einen Standort im Zionismus zwies, der es in turbulenten Zeiten vor parteipolitischer Polemik, vor sinnlosem Hader und vor dem Abgleiten in eine starre Dogmatik bewahrte. Der Zionismus hat die viel ge-

rühmten „goldenen zwanziger Jahre“ nicht gekannt; er hatte in jener Periode den Kampf um die Linie Weizmanns durchzustehen, und Robert Weltsch in Berlin und Felix Weltsch in Prag waren die publizistischen Protagonisten dieses Kampfes. Der Zionismus hatte die Krisen der dritten und besonders der vierten Alijah zu überwinden mit ihren vielen Rückschlägen und mit ihren würgenden finanziellen Nöten. Er mußte sich mit der Apathie in den eigenen Reihen und mit dem Widerwillen der großen Mehrheit der jüdischen Gemeinschaft auseinandersetzen, die die Zeichen der Zeit nicht begreifen wollte.

Felix Weltsch war der „Selbstwehr“ ein treuer Chefredakteur, der beste, den sich die Zionisten der Tschechoslowakei wünschen konnten, die einen Mehrfrontenkrieg gegen die deutsche, tschechische und ungarische Assimilation und gegen



Blumenthal's  
handwritten notes  
(ca. October 1964)

3

## Dr. Felix Weltsch zum 80. Geburtstag

Dr. Felix Weltsch wurde vor achtzig Jahren, am 6. Oktober 1884, in Prag geboren und hat sich als Chefredakteur der Wochenschrift „Selbstwehr“, des Organs der zionistischen Bewegung der Tschechoslovakei, in der jüdischen Welt einen Namen gemacht und um die zionistische Ideologie grosse Verdienste erworben. Max Brod hat in seinem kürzlich erschienenen autobiographischen Werke „Streitbares Leben“ der Prager Freundschaftsgruppe jüdischer Dichter und Schriftsteller, der auch Felix Weltsch angehört hat, eine interessante und lebendige Darstellung gewidmet.

Felix Weltsch studierte und promovierte an der Prager Universität zum Dr. phil., war dann 1910 bis 1938 Bibliothekar der Prager Universität und wurde nach seiner Einwanderung hier Beamter der Hebräischen Universitäts- und National-Bibliothek in Jerusalem.

Als Philosoph hat Weltsch oft klare und gültige Formulierungen geschaffen und zur zionistischen Begriffsbildung wesentlich beigetragen. So bemerkte er beispielweise in seiner Auseinandersetzung mit der Assimilation, durch die der Jude seine wesentliche Eigenart verliert: „Beim Nicht-Juden heisst es: ich assimiliere mir die Kulturgüter der anderen, bei den Juden: ich assimiliere mich.“

Auf den Vorwurf, dass der Zionismus „nur“ eine Reaktion auf den Antisemitismus sei, entgegnete Weltsch, dass dies weder ein Argument gegen ihn ist, noch eine Herabsetzung bedeutete. Die grossen Dinge, die der Mensch geschaffen hat, Religion, Wissenschaft, Technik etc., seien alle als Reaktion auf irgendwelche Hemmnisse, Widerstände etc. entstanden. Der Wert des menschlichen Tuns hängt nicht davon ab, ob eine Reaktion oder eine spontane Aktion, sondern davon, ob eine mechanische oder eine schöpferische Reak-

Von MEIR FAERBER

tion vorliegt, ferner davon, welche Kraft in ihr steckt. Es kommt also nicht darauf an, dass man reagiert, sondern wie man reagiert.

Als Beitrag zur Religionsphilosophie betont Weltsch in seinem 1919 in München erschienenen Buche „Gnade und Freiheit“, dass das Judentum der reine und klare Ausdruck einer Freiheitsreligion ist.

Den Begriff des jüdischen Nationalismus, mit dem sich Martin Buber und Max Brod besonders intensiv befassten, führte Felix Weltsch in seiner Schrift „Judentum und Nationalismus“ (erschienen im Welt-Verlag, Berlin, 1920) weiter aus: „Die Nation ist eine Gemeinschaft von Menschen, die eine Anzahl von Merkmalen gemeinsam hat, sofern sie die ses Gegebene als schöpferisch-kulturelle Aufgabe beseelt.“ Wer die Nation nur als Naturtatsache, als ein Gegebenes ansieht, der vergisst, dass der Mensch mehr ist als nur ein Naturgebilde. Er besitzt seine Freiheit in der Entscheidung und Wahl seiner Taten; dies bedeutet: geistige Umschaffung des Gegebenen. „Das höchste, was gerade mit diesem Gegebenen und nur mit diesem Gegebenen zu erreichen ist, hat der Geist zu suchen und anzustreben“.

Mit Max Brod verbindet Felix Weltsch eine lebenslange und sehr innige Freundschaft. Die beiden haben zusammen auch zwei Bände Essays zu jüdischen Geistesfragen veröffentlicht, „Anschauung und Begriff“ (im Kurt Wolf Verlag, 1913) und „Zionismus als Weltanschauung“ (im Verlag Dr. R. Färber). Mit gutmütigem Humor bezeichnete man dieses Buch als „Zionismus als Weltsch-Anschauung“.

Unter den bedeutenderen Büchern von Felix Weltsch sind besonders auch „Judenfrage und Zionismus“ (1929)

„Land der Gegensätze“ (1929) und „Das Wagnis der Mitte“ (1937) zu erwähnen, auf das Nathanel in seinem Artikel näher eingeht. In hebräischer Sprache erschien 1950 im Verlage Mossad Bialik „Natur, Moral und Politik“. Seine vielen Freunde und Anhänger wünschen Felix Weltsch noch viele Jahre geistigen Schaffens und Wohlbefindens und sind ihm für die gelstige Werte, die er ihnen durch seine Schriften vermittelt hat, über die Jahrzehnte hinaus dankbar geblieben.

(Einen Artikel von M. Nathanel über das Spezialgebiet von Weltsch, die „Philosophie des Humors“, bringen wir gesondert.)

# Warum intervenierte Pius XII. nicht bei Ante Pavelic?

Wie bekannt gründeten Hitler und Mussolini im zweiten Weltkrieg auf einem Teil des jugoslawischen Gebietes den „unabhängigen Staat Kroatien“, an dessen Spitze der bekannte Quisling Dr. Ante Pavelic stand. Die Greuelthaten und Morde, die in diesem „Staate“ nach nazistischem Muster an Juden und Serben begangen wurden übertrafen sogar die unheimlichen Erfinder der grausamen Abkürzung KZ, die sie nachahmten.

In der diesjährigen Osternummer des Bulletin des Verbandes der altkatholischen Kirchen Jugoslawien, das dem Schreiber dieser Zeilen bei einem kurzen Aufenthalt in Belgrad in die Hände kam, erschien auch folgender Artikel, der angesichts der Hochhuth - Kontroversen von besonderer Aktualität ist. Hier die Uebersetzung: Die Frage: „Durfte Papst Pius XII. in jenen blutigen Kriegsjahren schweigen“, können mit Recht auch die Katholiken Jugoslawiens stellen, die vergeblich auf eine Intervention ihres Kirchenhauptes warteten, des Stellvertreters Christus' auf Erden, wenigstens was die Persönlichkeit des besoldeten Henkers Pavelic betrifft, wenn er sich dies bei Hitler oder Mussolini nicht traute zu tun. In diesem kurzlebigen „unabhängigen Staat Kroatien“, in dem Katholiken die absolute Mehrheit und die

volle Staatsgewalt in den Händen hatten, durfte der Papst Pius XII., er konnte, er musste und hatte die Pflicht zu intervenieren. Auf diesem Gebiet, vor den Augen des päpstlichen Nuntius, Seines besonderen Repräsentanten im „freundschaftlichen Staat“ und Seines Erzbischofs Dr. Aloisius Stepinac sowie der anderen hohen Mitglieder des Episkopates wurde der grausamste Völkermord organisiert, in dem massenhaft Serben, Juden und jugoslawisch orientierte Kroaten niedergemetzelt wurden, unter ihnen auch viele altkatholische Priester. Nach Direktiven, die aus dem Vatikan eintrafen, mussten Serben um grausamen Folterungen und dem Tode zu entgehen, zum Katholizismus übertreten. Der grösste Verbrecher aller Zeiten in diesen Ländern, Ante Pavelic, wurde als „lieber und treuer Sohn“ vom Papst in Privataudienz empfangen, um Seinen Segen entgegen zu nehmen. Als dieser „liebe und treue Sohn“ kurz nachher unter Berufung auf die römisch-katholische Staatsreform das Blutbad anstellte, schritt der Papst nicht ein. Aus dem Vatikan kam kein ernsthafter Protest, obwohl es nicht vorstellbar ist, dass er über die Vorgänge im unklaren geblieben sein konnte. Nun muss auch die zweite Frage gestellt werden: warum hat der Papst Pius XII. nicht jene Priester und Franziskaner in Bosnien exkommuniziert, die als Ustaschi-Führer und Terroristen die grausamsten und blutigsten Untaten durchführten. Sogar bis heute wurde keine Stimme der Reue laut — den Bischof von Banjaluka ausgenommen — bei all den ausgeraubten und zerstörten or-

thodoxen Kirchen, die das katholische Gewissen schwer belasten.

Vom Juli 1941 bis 1945 vernahm man nicht die Stimme des Papstes, um den furchtbarsten Unmenschlichkeiten der Pavelic-Epoche entgegenzutreten und die Henker zur Verantwortung zu ziehen: „Morde nicht / Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!“

Im spezifischen, jugoslawischen Fall wäre auch die Ausrede wertlos, dass eine Intervention noch grösseres Unheil bringen konnte. Pavelic war zu klein und zu abhängig von der Kirche, um nicht der Stimme des Papstes zu folgen, dem er vieles zu verdanken hatte, schlechthin auch die Berufung zum Staatschef.

Papst Pius XII. schwieg, als er nicht schweigen durfte.

H. Br.



Weltsch, Felix

Brod, Max

Felix Weltsch und der "Propheten  
Kreis". (fünf Jahre nach dem  
Tode von Felix Weltsch.)

In: Allgemeine. 20, 50. (11. März  
1966. p. 23.



24. Marcheschwan 5726 19. Nov. 1965 65. Jahrgang **47**

Gegründet im Jahre 1901 von Rabbiner Dr. Littmann und Dr. phil. David Straus. Das Israelitische Wochenblatt ist ein unabhängiges Organ; die darin enthaltenen Artikel verpflichten nur die Verfasser. Es erscheint jeden Freitag. — Redaktion: Kurt Roschewski. Verlagdirektion: Manfred Marx. Verlag: Dr. phil. et iur. Erich Marx-Weinbaum. — Druck und Expedition: City-Druck AG, St.-Peterstraße 10, 8028 Zürich, Telefon (051) 23 46 34.

Abonnements: pro Vierteljahr pro Halbjahr pro Jahr Postcheck-Konto: 89-6451  
Schweiz: Fr. 9.25 Fr. 17.25 Fr. 32.50  
Ausland: Fr. 14.70 Fr. 26.— Fr. 47.50 Einzelnummer Fr. —.00

Annoncen: Ganze Seite 282 mm Höhe und 203 mm Breite = 1128 mm, viermal gespalten. Die einspaltige Millimeterzeile 71 Rp., 1/2 Seite Fr. 800.—, Teile pro rata. Reklamen und 4. Umschlagseite 15% Zuschlag, 1. Umschlagseite 25% Zuschlag.

8008 ZÜRICH, FLORASTRASSE 14 — TELEPHON (051) 32 70 04

Israel: Abonnements und Inserate: ISPRESS, 148 Ben Yehuda Road, Tel Aviv; Inserate: Gershon Ben, 51 Allenby Road, Tel Aviv. Frankreich: Abonnements und Inserate: Direkter Verkehr mit der Administration in Zürich. England: Abonnements: Continental Publishers and Distributors Ltd., 101 Southwark Street, London S. E. 1. Inserate: F. C. Urbach, 23 Lyndhurst Rd., London N. W. 3. Belgien: Agence et Messageries de la Presse S. A., Bruxelles, rue du Peral 14 A 22. Holland: M. van Gelderen & Zn., Amsterdam-C, N. Z. Voorburgval 142. Deutschland: S. A. Saarbach, Köln 1, Gereonstr. 25—29. Österreich: Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11. Italien: Inter-Orbis, Milano, Piazza Diaz 1. Inserate: Società per la Pubblicità in Italia, Milano, Piazza degli Affari 4. Nordamerika: James J. Brandis, New York 24, 117 West 79th Street. Zentralamerika: Ernesto Dreyfus, San Salvador, POB 102. Südamerika: Libreria Cosmopolita, Buenos Aires, Tucuman 413. Australien: H. Subak, 18 Daley Street, Bentleigh, Melbourne SE 14.

**Max Brod:**

## Der philosophische Denker Felix Weltsch

Zum ersten Jahrestag

Das im Manuskript hinterlassene Hauptwerk von Felix Weltsch ist eine große Konfession, der Extrakt eines eigenartig und im vollen Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit gelebten Lebens. Das Buch trägt den Titel «Sinn und Leid», bringt aber wesentlich mehr, als der Titel verspricht, nämlich eine Erörterung aller entscheidenden Lebensfragen, im thematischen Umfang etwa mit der «Ethik» Spinozas oder mit der «Welt als Wille und Vorstellung» Schopenhauers vergleichbar. Die entscheidende Neuerung des Buches liegt im Begriff der «absoluten Steigerung». Der «absolute Komperativ», wie dies Novum von seinem Schöpfer manchmal genannt wird, ist ein paradoxer Ausdruck, genau so wie «Wagnis» und «Mitte» eigentlich Gegensätze sind, deren dialektische Sprengwirkung Weltsch zum Ausgangspunkt früherer Forschung gemacht hat. Denn im Wesen des «Komperativs» liegt ja eine Vergleichung, ein «mehr», also deutlich etwas Relatives, das der Subsumption unter die Kategorie des «Absoluten» recht hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt.

Die Vollendung oder, besser gesagt, das Vollendete im geformten Werk, das er immer als unmöglich oder nur im flüchtigen Moment möglich dargestellt hat, es hat sich nun in einer seltsamen Abart von tragischer Ironie in den monumentalen Seiten seines Buches verkörpert und wird der Vergänglichkeit trotzen. Man sucht, wenn man von solch einem Blitzstrahl getroffen wurde wie ich von diesem Todesfall, Zuflucht bei alten Büchern, etwas wie Trost bei den vielen Zeitschriften mit Beiträgen von Felix Weltsch, die ich aufbewahrt habe. Da stoße ich auf eine alte Nummer des «Prager Tagblattes» (v. 13. März 1913). Das Feuilleton stammt von Felix Weltsch und handelt von der Philosophie Bergsons, der wir beide damals in einem gemeinsamen Buche «Anschauung und Begriff» (Verlag Kurt Wolff, 1913) einen breiten Raum, wenn auch keine unbedingte Anerkennung einzuräumen im Begriffe waren. In dem Feuilleton gibt Weltsch eine durch ihre Klarheit hervorragende Darstellung der Weltanschauung Bergsons, wobei schon damals, in einem der ersten Artikel, den er veröffentlicht hat, der Grundgedanke, die Grundhaltung, die Felix Weltsch sein ganzes weiteres Leben hindurch ausgearbeitet hat, scharf hervortritt. Weltsch schreibt in diesem frühen Essay, daß es Bergsons Ideal sei, die Wirklichkeit nicht in abstrakten Begriffen, sondern auf andere Art, durch «Intuition», die dem Instinkt oder der Sympathie verwandt ist, nachzubilden. Dieses Ideal aber, so urteilt Weltsch, kann Bergson nur annäherungsweise, nie in vollständiger und definitiver Weise erreichen. Die Aufgabe der Philosophie muß es daher sein, eine mittlere oder vermittelnde Position zwischen dem Nachformen durch Begriffe und dem Nachformen durch intuitive Medien zu finden.

Die Position der «Mitte» war es, um die er schon in diesem Essay über Bergson rang. Dieses Problem hat er dann weiterhin in seinen Büchern immer wieder von andern Seiten her angepackt, auch in dem Bericht über seine erste Reise nach Palästina spielt es eine große Rolle. Ferner tritt es hervor in seinem Buch «Natur, Ethik und Politik», in seiner geistvollen und oft zitierten Untersuchung über den Humor «Das Rätsel des Laehens», in seiner «Organischen Demokratie» und in den beiden Hauptwerken seiner Frühzeit: «Gnade und Freiheit» (Kurt Wolff 1920) und «Das Wagnis der Mitte» (ebenda 1913). In dem letzteren Buchtitel liegt der Ton auf dem Wort «Wagnis». Nicht von der Sicherheit und Bequemlichkeit mittlerer Lösungen ist die Rede, sondern das stürmische Neubeginnen des Denkens auf vordem ungebahnten Wegen gilt dem Kampf gegen Radikalismus und sinnlos zerstörende Extreme.

Persönlich zeichnete sich Felix Weltsch durch seine nahezu absolute Selbstlosigkeit und durch den besondern Humor, die Selbstironie, aus, die dazu nötig sind, um die Position der Selbstlosigkeit gegenüber dem Andrängen und Anbränden der Welt erfolgreich zu verteidigen. Das Fehlen der Ichbezogenheit — es war das Programm seines ganzen Lebens. Er hat dieses Programm in strengster Form verwirklicht. Er hat seine Philosophie wirklich gelebt.

Felix Weltsch war ein Erzieher zur Humanität, ein Erzieher für alle, die das Talent hatten, von einer Stimme erzogen zu werden, die nicht pathetisch spricht, nie dick aufträgt, eher ein wenig spröde bleibt in ihrer Zurückhaltung und gerade durch den leisen, aber vollen Ton die unverfälschte Wahrheit an den Hörer heranträgt. Wie dieser unverwechselbare Ton im Leben klang, so klingt er in seinen Büchern und Schriften weiter. Mögen wir fähig und würdig bleiben, immer gerade diesen echten Ton der Wahrheit von ihm zu hören, von ihm zu lernen!

Das wichtige Buch «Wagnis der Mitte» erschien 1913 und wurde sehr beachtet. Im Jahre 1920 folgte ein weiteres Hauptwerk «Gnade und Freiheit», das unter allen Büchern von Felix Weltsch am tiefsten ins Zentrum der Probleme eindringt, die uns nicht nur gedanklich, auch emotional bewegen, vor allem das Grundproblem des Glaubens, der Religion und ihrer Beziehung zur Wissenschaft. In dieser Hinsicht wird es nur von seinem letzten, noch unveröffentlichten Buch «Leid und Sinn» übertroffen, das gleichsam sein Testament darstellt, seine mahnende Hinterlassenschaft bildet. «Gnade und Freiheit» ist eine umfassende, großangelegte, ja unentbehrliche Vorarbeit für sein opus posthumum. Es zeigt selbst denjenigen, die Weltsch sehr gut zu kennen, ja die alles, was er sagt, gewissermaßen antizipieren zu können glauben, ein anderes, neues, aufs Höchste überraschendes Gesicht. Man steht vor einem gänzlich gewandelten Aspekt des Denkers Weltsch, wenn man die glühenden Worte liest, die er für den tief erlebten Freiheitsbegriff dieser ringenden und gleichsam im Transzendenten unersättlichen Wahrheitsforscher findet. Und es ist ein großes spirituales Schauspiel, bei der Lektüre dieser vielleicht schönsten



# FELIX WELTSCH ZUM 80. GEBURTSTAG

EIN JUGENDBRIEF VON FELIX WELTSCH



(Vorbemerkung: Anfangs Juli 1922 schrieb Franz Kafka an Felix Weltsch: „Der erste Eindruck Deines Briefes war prachtvoll, ich drehte ihn zuerst in der Hand, froh ihn zu haben, und im flüchtigen Darüberhinschauen sah ich nur zwei Stellen, an der einen Stelle stand etwas von Ethik, an der andern „Ruthchen ist wunderbar, da war ich natürlich sehr zufrieden. Freilich habe ich auch noch andere Briefe von Dir, etwa den über den Elternabend (besonders schön) oder den über Rathe- nau...“. Auch ich habe „noch andere“ Briefe von Felix, und wollte eigentlich zum Geburtstag mehrere veröffentlichen, denn sie sind alle wert, gedruckt zu werden, aber vielleicht ist die Zeit dazu noch nicht gekommen. Sie haben alle jene schöne Ironie — Ironie über sich selbst und über den Briefempfänger und über die Welt —, die Felix Weltsch zu einem so lebenswerten Menschen macht. Nur ein Beispiel dafür: Im November 1947 war ich in Stockholm, und bemühte mich (leider vergeblich!) darum, dass der Verlag Fischer Felix Weltschs Buch „Natur, Moral, Politik“ veröffentlichte. Ich berichtete Felix über die Erfolglosigkeit meiner Schritte. Er antwortete am 17.XI.47 aus Jerusalem: „Dass es für Berman-Fischer nichts ist, und dass man mit einem deutschen Manuskript dieser Art an schwedische Verleger schwer heran kann, scheint mir bei meiner Objektivität, die mir alle meine Misserfolge immer so schmackhaft gemacht hat, sehr plausibel. Da in der Welt kein grosses Gereiss um das Buch ist, warum soll sich gerade Schweden reissen? Ich habe nur die Genugtuung, dass die Leute es ablehnen, ohne mein Manuskript gelesen zu haben (eine umgekehrte Nekome an der Wanze)...“. Das wichtige Buch von Weltsch ist bis heute nur hebräisch veröffentlicht worden (im Verlag des Mossad Bialik).

Der Brief, den ich hier, ohne Zustimmung des Briefschreibers und mit der Bitte um nachträgliche Indemnität, veröffentliche, ist ein Jugendbrief, und er erscheint mir, mit Kafka zu sprechen, „besonders schön“. Zur Erklärung: ich hatte damals die Kriegsauszeichnung „signum laudis“ erhalten und das „Prager Tagblatt“ hatte an diesem Tage die Nachricht gebracht. „Transferierung ins Parlament“: das Gebäude des österreichischen Parlaments in Wien war für die Dauer des Krieges in ein Militärkrankenhaus verwan-

delt worden und ich wurde dort Anfang Februar als Patient aufgenommen. — Und nun folge der Brief:)

HUGO BERGMAN

★

Lieber Bergmann!

Da Sie heute Stadtgespräch sind, ich mit so vielen Leuten über Sie rede und in gewisser Weise Ihre Lorbeeren einheimse, will ich Ihnen doch auch selbst — sofern solches Tun einen Sinn hat — zu Ihrer Auszeichnung gratulieren.

Freilich verzweifle ich an diesem Sinne, sowie überhaupt an einer schriftlichen Auseinandersetzung mit Ihrer Lage — wenn ich es so recht, wie es meine Gewohnheit ist, von Ihrer Seite aus betrachte. Das Wesen dieser Schwierigkeit liegt wohl darin, dass ich, so befremdlich es Ihnen scheinen mag, noch immer nichts anderes

tue, wie — sagen wir — systematisieren und beobachten, und dass eben für diesen Standpunkt eigentlich nichts Neues geschehen ist, weil es für diesen Standpunkt ja immer Unglück und Schrecken und Krieg gegeben hat (wenn er auch damit nicht fertig werden konnte), aber auch den klaffenden Unterschied zwischen Wirklichkeit und System. Ich wundere mich daher über die vielen neuen Philosophien des Krieges, die jetzt erscheinen und die Sie wohl auch — mit mehr Grund lächelnd als ich — gesehen haben werden, welche so machen, wie wenn der Krieg überhaupt erst erfunden worden wäre und momentan nichts wichtiger wäre, als ihn ins System zu bringen. — Also für mich gibts da nicht viel Neues, nur Anregungen und energischeres Vordringen ethischer Probleme.

Ausserhalb des Systems aber — also auf der anderen Seite — befinde ich mich natürlich zu Ihnen in dem Verhältnis, dass ich nichts

habe und Sie alles haben. Und da ein Bettler einem Reichen nichts schenken kann, so kann ich Ihnen momentan auch keinen Brief schreiben (Sie werden sagen: G.s.D. — Was käme da erst heraus, wenn er könnte), sondern muss geduldig warten, bis ich paar Zeilen von Ihnen bekomme.

Das werden Sie mir ja gerne glauben, dass die freudigste Kriegsnachricht seit Beginn des Krieges Ihre Transferierung ins Parlament war — das signum laudis braucht ja darüber nicht eifersüchtig zu werden.

Von mir ist nicht viel zu sagen. Ich bin „ungeeignet“! Sonst habe ich mich anfangs 1915 nur mit theoretisch unwichtigen Dingen herumgeschlagen, nun geschieht dies auch mit theoretisch wichtigen. Mit wenig Erfolg. Doch freut mich ihr Bestand. Und das ist immerhin nicht wenig.

Leben Sie wohl.

Ihr

Felix Weltsch

## DER DENKER DER SCHOEPFERISCHEN MITTE

Wie gering ist doch die Zahl der Bücher, die unser geistiges Leben entscheidend beeinflusst haben! Für den Schreiber dieser Zeilen gehören die Bücher von Felix Weltsch zu jenen wenigen richtungweisenden, welche ihm dauernder geistiger Besitz geworden sind, ohne die er sich seine geistige Entwicklung nicht vorzustellen vermöchte.

Weltsch ist einer der wenigen originellen Denker unseres Volkes in dieser Zeit. Berufenere mögen sein philosophisches Werk nach Gefühl würdigen. Dem philosophischen Laien sei die Bemerkung gestattet, dass ihm das Denken von Weltsch ständig um die Polarität zu kreisen scheint, die sich in Geist und Wirklichkeit un- offenbart. Immer von neuem strebt er nach dem Ausgleich zwischen den Extremen, nicht einen Ausgleich des Kompromisses, sondern einem schöpferischen Ausgleich, der beiden Extremen gleichermaßen gerecht wird. Die Titel seiner Werke sprechen eine deutliche Sprache: „Anschauung und Begriff“, „Gnade und Freiheit“, „Das Wagnis der Mitte“. Und in der Festschrift zu Hugo Berg-

mans 80. Geburtstag setzt sich Weltsch mit den beiden Grundtendenzen des menschlichen Geistes auseinander, der zur Unendlichkeit und zur Einheit strebt. Er unternimmt es, den Gegensatz zwischen Sein und Werden zu versöhnen. Der Aufsatz schliesst mit den bedeutsamen Worten von Raw Kuk: „Es ist unmöglich, dass die absolute Vollkommenheit des Vortrags eines unaufhörlichen Aufstiegs ermangle“.

Die Philosophie von Felix Weltsch ist Ausfluss und Ausdruck seines einfachen und unprätentiösen Wesens. Und wie sein Wesen ist, so ist auch seine Sprache. Es gelingt ihm, die schwerste Materie klar und verständlich darzustellen. Er befolgt den Grundsatz, den ein bedeutender Schriftsteller in die Worte gekleidet hat, man dürfe dem Leser nur gedanklich Schwierigkeiten in den Weg legen. Ihm ist ein analytischer Geist eigen, der es immer wieder vermag, das Komplizierteste in seine Grundelemente zu zerlegen.

Das menschliche Wesen von Felix Weltsch ist gekennzeichnet durch Ironie, die wie alle echte

Ironie Selbstironie ist. Er nimmt sich selbst, sein empirisches Ich, niemals ernst. Und soweit die Ironie auf andere geht, ist sie niemals verletzend, niemals übelnehmerisch. Weltsch ist Psychologe und sucht zu verstehen, besonders dort, wo er ablehnt. Sein lebenswertes Wesen ist tolerant, und sein blitzschnelles Erfassen von Menschen und Situationen lässt es sich an geistvoller, oft aphoristischer Formulierung des Erfassten genug sein. Alles Pathos, alle Uebertreibung sind ihm völlig we-sensfremd.

Der vorurteilslose Denker ist im tiefsten ein gläubiger Mensch; der Humanist hat den Weg zum Zionismus gefunden. Der Philosoph hat es nicht verschmäht, durch Jahre im Dienst der zionistischen Idee journalistische Tagesarbeit zu leisten. Seine „Selbstwehr“ hat, weit über die Grenzen seiner einstigen Heimat hinaus, eine ganze Generation zu einem humanen Zionismus, einem Zionismus der Mitte erzogen.

Die Vielen, die von Felix Weltsch gelernt haben, grüssen ihn an seinem Ehrentage in Liebe und Verehrung.

VIKTOR KELLNER

## BIBLIOTHEKAR AUS NEIGUNG

thek, an der er bis zum Range eines der höchsten Beamten aufstieg. Dort war er bis kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges tätig. Nach seiner Uebersiedlung nach Jerusalem setzte er seine Tätigkeit als Bibliothekar an der Jerusalemer Bibliothek fort, in die er, trotz anfänglicher sprachlicher Schwierigkeiten, wie sie bei einem Neueinwanderer in vorge-rücktem Alter fast selbstverständlich sind — wir erinnern uns noch seines launigen Vortrags über diese Schwierigkeiten, in dem er die Aufnahme neuer Wörter mit der Sammelwut auf anderen Gebieten verglich — bald hineinwuchs. Seine bibliothekarische Erfahrung und seine umfassende allgemeine Bildung befähigten ihn, laufend gewisse Probleme in Angriff zu nehmen, mit denen die Bibliothek, gleich anderen Bibliotheken, ihre Schwierigkeiten hatte, wie z. B. die Bearbeitung grosser Massen von Separata aus Zeitschriften oder Sammelwerken, über deren Aufbewahrung und Zugänglichma-

chung es kaum feste Prinzipien gibt. Seine ständige Tätigkeit jedoch war die Klassifizierung der Bücher, ihre Einordnung in bestimmte Fächer und ihre Erfassung durch den systematischen Katalog. In grossen europäischen Bibliotheken liegt diese Tätigkeit in den Händen von Fachreferenten; je grösser die Bibliothek, desto grösser die Zahl der Referenten, d. h. desto weniger Fächer vereinigen sich in einer Hand. Der Referent möchte möglichst ausschliesslich sein eigenes Fach vertreten. Vermutlich bestanden auch in Prag ähnliche Verhältnisse. Hier musste Weltsch sicher umlernen, denn nach dem hier bestehenden amerikanischen System wird die Klassifizierung von einem oder höchstens ganz wenigen Beamten durchgeführt, die sich eines international verbreiteten Schemas bedienen. Dieses zu beherrschen, sich in ihm auszukennen, es auf die jeweils einströmenden Büchermassen anzuwen-

(Schluss S. 4)



## Das Ende einer Epoche im englischen Zionismus

Am ersten September ist ein wichtiges Kapitel in der Geschichte des englischen Zionismus zum Abschluss gekommen. Die Zionistische Föderation zusammen mit der Jewish Agency und der Vereinigten Israel Aktion (J.P.A.), haben nunmehr ihre historische Stätte in der Great Russell Street No. 77 nach dem Rex House, in der Regentstreet 4-12 verlegt. An sich ein ganz unbedeutendes, alltägliches Ereignis, eines der vielen in der heutigen Wirtschaftskonjunktur, ein Wechsel der Adresse vom romantischen Bloomsbury in das betriebvolle Westend Londons. Dennoch verdient dieses Ereignis besonders verzeichnet und gewürdigt zu werden. Es handelt sich hier nicht nur um einen äusseren Wechsel von den alten, einst hochherrschaftlichen, jetzt aber recht bescheidenen und engen Räumen in der Great Russell Street in das moderne, geräumige und schöne Gebäude des „Rex House“, sondern für den, der mit der Entwicklung des Zionismus in den letzten Jahrzehnten vertraut ist, bedeutet dieser Adressenwechsel einen tiefen Einschnitt in der Geschichte des englischen Zionismus und der Zionistischen Weltorganisation als solcher.

Die Generation der älteren Zionisten wird sich noch wohl besinnen, wie Great Russell Street, kurz nach der Balfour-Deklaration, zum Sitz der Leitung der zionistischen Bewegung geworden ist. Mit England als Mandatarmacht in Palästina und der späteren Schaffung der Jewish Agency, die sich aus Vertretern von Zionisten und Nicht-Zionisten zusammensetzte, ist dem Exekutiv-Sitz in der Great Russell Street besondere politische Bedeutung zugekommen. Für jeden Zionisten, ja für jeden Juden, sei es in Osteuropa oder in Deutschland, in Nord- oder Südamerika, überall wo Juden in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg gelebt haben, galt Great Russell Street als Symbol und Träger der grossen Hoffnung auf einen jüdischen Staat in Eretz Israel. Hier waren die Ausführungsorgane des „Staates unterwegs“, der Sitz Weizmanns und seiner Mitarbeiter, die die Politik und die Geschicke der zionistischen Bewegung lenkten. In der jüdischen Diaspora ist Great

### BIBLIOTHEKAR AUS NEIGUNG

(Schluss von S. 3)

den, das ist die Aufgabe des Klassifikators. Weltsch fühlte sich dieser Tätigkeit irgendwie innerlich verwandt. Eine enzyklopädische Bildung, auf der Grundlage gründlicher philosophischer Studien, erleichterte ihm die Orientierung über die verschiedenen Gebiete. Mit fast spielerischer Sicherheit herrscht er im Reiche der die Fächer bezeichnenden Ziffern und findet sich nicht nur in den Geisteswissenschaften, sondern auch in Mathematik, Physik, Chemie und beschreibenden Naturwissenschaften zurecht. Kein Wunder, dass die Bibliothek auch jetzt noch auf die Mitarbeit des offiziell längst in Pension Befindlichen nicht verzichtet.

Wir wünschen dem Jubilar noch viele Jahre fruchtbarer Arbeit, auch im Rahmen der von ihm betreuten bibliothekarischen Aufgabe.

E. D. GOLDSCHMIDT

Russell Street fast zu einer Legende geworden, die vom Volke wunderbar gesponnen wurde. Welche Träume, welche Hoffnungen sind nicht an dieses seltsame Gebäude, das die Nummer 77 trug, geknüpft worden.

Great Russell Street war auch ein Teil der Romantik, die noch von dem einstigen Kultur- und Geisteszentrum des Londoner Bloomsbury ausstrahlte. Hier konnte eine Generation von Zionsträumern den Traum der jüdischen Erneuerung auf dem Boden Eretz Israels mit glühendem Glauben und stürmischer Leidenschaft fortsetzen und das Banner der jüdischen Hoffnung auf Befreiung hochhalten.

In diesem Hause führte ein Staatsmann von Format und ein grosser Jude, Chaim Weizmann, jahrelang die Politik des jüdischen Volkes, seinen schweren Kampf um sein Recht auf Eretz Israel. Ihm zur Seite stand eine grosse Anzahl von führenden Männern im Zionismus von Nahum Sokolow und Schmarjahu Lewin bis zu Selig Brodetsky, Berthold Feiwel, Lewis Namir, Harry Sacher, M. D. Eder, Martin und Felix Rosenblüth, Berl Locker, um nur einige Namen dieses hervorragenden Kreises um Weizmann zu nennen. Hier war der Ort, wo zionistische Führer aus aller Welt zu Beratungen und Sitzungen zusammentraten und wo die Politik des Aufbaus von Eretz Israel in all ihren kritischen Stadien festgesetzt wurde. Von hier erging auch zuweilen der Kampfruf an die jüdische Masse gegen die willkürlichen Eingriffe der britischen Mandatarmacht in Palästina, gegen die Weissbücher und andere Schikanen und Einschränkungen der Einwanderung und des Bodenkaufes, die die englische Regierung von Zeit zu Zeit gegen den Jischuw erliess, um die Araber zu versöhnen.

Von diesem Hauptquartier ging auch während des Zweiten Weltkrieges der Gedanke zur Schaffung der jüdischen Brigade aus, um den Juden die Möglichkeit zu geben, mit der Waffe in der Hand gegen den Nazismus und seine Henker als Gleichberechtigte zu kämpfen. Von hier wurde der verzweifelte Kampf gegen die Bevin-Politik der Labourregierung in der letzten Phase der Mandatarmacht mit dem opferbereiten Jischuw zusammen zu einem erfolgreichen Ende geführt.

Es sind jetzt genau 45 Jahre, seitdem die zionistische Weltorganisation in die Räume der Great Russell Street einzog. Es sind 45 Jahre voll tragischer und blutiger Ereignisse in der neuesten Geschichte des jüdischen Volkes, es waren aber auch zugleich erhebende Augenblicke, die über die Konzentrationslager und Gaskammern einem langen Leidensweg des Volkes ein Ende setzten und zu seiner Wiederbelebung und zur Staatsgründung geführt haben. Es waren Jahre aktiver, militanter, konstruktiver jüdischer Politik, die von der Great Russell Street geleitet wurde.

Diese heroische Epoche des schweren, hartnäckigen Ringens um die zionistische Verwirklichung, die von Great Russell Street mit viel politischem Geschick und unerschütterlichem Glauben verfolgt wurde, ist schon im Jahre 1948, mit der Entstehung des Staates, zum Abschluss gekommen. Dennoch waren der Great

Russell Street weitere 16 Jahre produktiver und aktiver zionistischer Arbeit, Jahre der Verbreitung und Vertiefung der zionistischen Idee in den weitesten Volkskreisen, unter der zielbewussten Führung von Männern wie Selig Brodetsky, Barnett Janner, Israel Steff, Levi Bakstansky, S. Levenberg und vieler anderer beschieden. Natürlich hatte das einstige Zentrum in der Great Russell Street von seinem früheren Glanz mit der Entstehung des Staates verloren. Das politische Schwergewicht hat sich nunmehr von London nach Jerusalem verschoben. Dennoch hatte der englische Zionismus, der gut organisiert und wohl geleitet wird, eine wichtige Rolle im Rahmen der Weltorganisation zu spielen. Von nun ab hat er mehr und mehr sein Augenmerk auf praktische Aufgaben gelenkt. Es hiess vor allem die Aufbauarbeit in Israel durch grosszügige Geldsammlungen zu unterstützen und sonst den guten Willen der englischen Öffentlichkeit für die Sache Israels zu mobilisieren. Daneben wird auch viel Aufmerksamkeit der Kulturarbeit und dem Alljahproblem geschenkt. Erwachsenenbildung, Kurse für Hebräisch und Seminare sowie der Aufbau von jüdischen Schulen wird mit viel Energie und Tatkraft verfolgt. Ein Netz von Volksschulen ist im Entstehen begriffen und bald wird auch das Erziehungsprogramm der zionistischen Föderation das sekundäre Schulwesen umfassen. Auch auf dem Gebiete der Alljah sind wesentliche Erfolge zu verzeichnen und die jährliche Zahl von Olim aus England ist im Zunehmen begriffen. Im Gemeindeleben und im Board of Deputies spielen die Zionisten eine führende und entscheidende Rolle.

Und dennoch wird recht oft die Frage gestellt: Wohin geht der Zionismus in der Zeit nach der Staatsgründung? Was ist sein Inhalt und seine weitere Aufgabe? Welche Werte will er zu erhalten versuchen, und mit welchen Mitteln will er erfolgreich gegen die wachsende Apathie und Verflachung, die das jüdische Leben von innen und gegen zunehmende Assimilation, die es von aussen bedrohen, kämpfen? Energische Geldsammlungen, gutgemeinte Unterstützung des Aufbauwerkes Israels können, vom jüdischen Standpunkt aus betrachtet, seelenlos werden.

Der Zionismus, der einst mit der Botschaft der jüdischen Erneuerung kam und eine Revolution im jüdischen Leben hervorrief, muss auch heute wachsam und kampfbereit sein. Er muss zu einer weiteren, vertieften Auseinandersetzung über Sinn und Inhalt des geistigen Erbes und zu dessen Erhaltung beitragen und eine schöp-



...gibt neuen, pikanten Geschmack für Salat, Fleisch, harte Eier, Fisch, usw. Reich an wichtigem Vitamin C.

**TELMA**

ferische Synthese zwischen dem Einst und Jetzt, zwischen der reichen Vergangenheit und dem sich nunmehr erneuernden Israel in all seinen Lebens- und Ausdrucksformen herbeiführen. Auch den Zionismus in England verpflichtet die hohe Tradition der einstigen Great Russell Street zum weiteren Kampf gegen die Verflachung und Verfälschung des zionistischen Ideals, für die Reinheit der zionistischen Idee, zu deren Klärung und Vertiefung. Mit der Entstehung des Staates Israel ist der politische Kampf um Zion praktisch zu einem Ende gekommen. Heute gilt es den geistigen Kampf um Zion, gegen eine Verwässerung und Verflachung des grossen Kulturerbes mit aller Energie und Entschiedenheit zu führen.

Dr. J. MAITLIS, London

### Restitutions - Zahlungen aus Deutschland

werden bestens erledigt durch

**ISRAEL DISCOUNT BANK LTD.**



fey

## Das Wagnis der Mitte

Max Brod ist es zu verdanken, daß ein wichtiges Buch, «Das Wagnis der Mitte», von Felix Weltsch als «ein Beitrag zur Ethik und Philosophie der Zeit», im Jahr 1936 erstmals veröffentlicht, nun wieder zugänglich ist, dem Text nach unverändert, aber von einem Nachwort Brods erläutert\*. Neben Kafka und Brod der Dritte in deren denkwürdigem Bund, hat auch Felix Weltsch eine schöpferische eigene Bahn durchgemessen. Wie Brod ein Jahr jünger als Kafka, wurde er im Jahr 1884 in Prag geboren und starb im Jahr 1961 in Jerusalem. Er war Bibliothekar erst der Prager Universitätsbibliothek und seit 1939 der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek zu Jerusalem, daneben zwei entscheidende Jahrzehnte lang der Herausgeber der «Selbstwehr», Zeitschrift der tschechoslowakischen Zionisten, eines der führenden Blätter des deutschsprachigen Judentums, vor allem jedoch war er Philosoph: ein ernst zu nehmender Denker eigenen Ranges, den erst eine vollständige Ausgabe seiner heute zum Teil vergriffenen und teilweise noch ungedruckten Werke in seiner ganzen Bedeutung vor die Augen stellen wird.

Das Ergebnis der Ueberlegungen seines «Wagnisses der Mitte», Felix Weltsch selber faßt es wie folgt zusammen: «Keine billige Entladung der Spannung! Keine Illusionen! Kein Selbstbetrug! Keine Vogel-Struß-Politik! Keine Fluchtversuche in die Extreme! Keine hysterischen Reaktionen! Keine einseitigen Bevorzugungen eines Flügels! Sondern: Trenn bleiben beiden Flügeln! Die Mitte suchen aus Treue zu den beiden Gegensatzpolen! Den Gegensatz selbst mit all seiner Tragik und in all seiner Paradoxie intensiv erleben! Nur so kann jene Mitte gefunden werden, welche wir die schöpferische Mitte genannt haben und welche der genaue Gegensatz ist von allen faulen Mitteln des Kompromisses und der Hysterie... *Nur Treue zu den Wertkernen der Gegensätze führt vorwärts.*»

Mit diesem Ringen um ein Leben in der Mitte von Gegensätzen, für die Weltsch — angesichts der dreißiger Jahre seines Jahrhunderts — als Beispiele Liberalismus und Faschismus oder Demokratie und Diktatur anführt sowie Individualismus und Kollektivismus, Sozialismus und Wirtschaftsliberalismus, Militarismus und Pazifismus, Radikalismus und

Opportunismus, erweist sich Weltsch als ein Vertreter der zweiten Entdeckung der Dialogik nach ihrer Begründung durch Feuerbach (1843) und vor ihrer abschließenden Vertiefung in den Jahren von 1944 bis 1948. Zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg sind eine Reihe bedeutender und mit den seither verflossenen Jahren nur immer wichtiger gewordener Denker gegen den Monologismus der Entscheidung für das eine oder andere Gegenteil Sturm gelaufen, als einen — auf dem Boden der Neuzeit — überlebten Weltherrschaftsanspruch des Geistes, von Ebner (1921) und Buber (1923) über Grisebach (1928) bis zu Jaspers (1932) und Weltsch. An einer entscheidenden Stelle überwindet Weltsch sogar den von ihm und anderen Vertretern seiner geschichtlichen Stunde irreführenderweise beibehaltenen Ausdruck «Mitte» durch den ihrer Dialogik — deren Begriff damals allerdings noch nicht zur Lösung erhoben worden war — sehr viel angemesseneren Begriff der «Zweigeleisigkeit»: der Zustand der «Zweigeleisigkeit der Spannung» sei «der eigentliche qualvoll-segenreiche Dauerzustand des Menschen».

Aber hier von einem «qualvollen» Dauerzustand zu sprechen, erinnert bloß von neuem an die vom bereits überholten Begriff der «Mitte» her nachwirkende Abwehr der gleichzeitig schon als unausweichlich erfahrenen, sinnvoll begriffenen «Zweigeleisigkeit», dieser sehr viel «segenreichereren» als «qualvollen» *Treue zu beiden Flügeln*. Schließlich verlegt Weltsch sich auch noch dadurch den Weg in das von ihm gewiesene Neue, daß er durchweg von «dem Menschen» aus philosophiert, statt die Menschheit als Begegnung von Menschen zu erfassen, deren «Zweigeleisigkeit» zwar auch vor die persönlichen Spannungen des Einzelnen stellt, vor allem aber vor die zwischen den Einzelnen auftretenden Spannungen — und diese zu bewältigen erlaubt. In Tat und Wahrheit ist es nur der größere Reichtum der Neuzeit und die auf ihrem Boden jede einzelne Zusammenfassung sprengende Vielfalt ihres Alls, die, wie Weltsch selber es an der schon zitierten Stelle des Ergebnisses seiner Ueberlegungen sagt, «vorwärts führt», und zwar vorwärts wohin? Vorwärts zu der Fruchtbarkeit der Dialogik: keiner Qual, einem Segen.

\* W. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart.

## FELIX WELTSCH / Zur ersten Wiederkehr seines Todestages

### DIE URSPRÜNGE VON „GNADE UND FREIHEIT“

Das geniale Erstlingswerk von Felix Weltsch „Gnade und Freiheit“ (1920) bricht sich die Bahn zum Verständnis des Menschen durch eine Dialektik zwischen zwei einander bekämpfenden und doch zugleich einander ergänzenden Begriffen: Gnade und Freiheit. Unter vielen anderen Namen tritt dieses Begriffspaar in seiner Verschlingung in dem Buche auf: Geist und Vitalität, Logos und Eros, Vernunft und Trieb, Sittlichkeit und Instinkt, Bewusstsein und Unbewusstes, Intention und Sein. Zwischen diesen dialektisch entgegengesetzten Begriffen herrscht Gegensatz; sie können nicht mit einander leben und können nicht ohne einander leben. Die Darstellung dieses Gegensatzes und der verschiedenen Versuche, ihn zu lösen, bildet den Inhalt des Buches. Die ideale Lösung, zu der Weltsch sich durchringt, ist die Versöhnung: die Liebe zum Guten soll zum Trieb, Sittlichkeit zum Instinkt werden.

Das Problem des Buches — Franz Kafka, der Freund von Weltsch, nennt das Buch ein Erbauungsbuch — war für seinen Verfasser zweifellos, wie wir heute sagen, ein existenzielles, ein Problem seines persönlichen Lebens. Auch die möglichen Lösungen, die er fand, zeigen schon in der Terminologie, die er dafür bildet, dass sie erlebte, erkämpfte Lösungen sind: „revolutionärer Irrationalist“, „verzweifelter Irrationalist“, „magischer Irrationalist“, „vertrockneter Rationalist“, „erfüllter Rationalist“. Dennoch stellt sich die Frage nach literarischen Einflüssen, welche Weltsch in der Zeit bestimmten, als er das Buch schrieb. Diese Frage ihrer Antwort zuzuführen, half mir jetzt eine begeisterte Hörerin von Felixs Vorträgen, die schon lange nicht mehr auf dieser Erde weilte. In alten Briefen fand ich einen Brief von Else Epstein, der Frau des Prager Barkochbaners, Dr. Oskar Epstein (dessen Buch „Erziehung und Wirklichkeit“, 1922, es verdiente, von den Historikern der jüdischen Pädagogik studiert zu werden). Der Brief ist datiert Prag, 11. März 1918, und enthält in klarer Stenographie den Bericht über zwei Vorträge, welche Felix Weltsch am 27. Februar und am 8. März 1918 in Prag gehalten hat: „Goethe der Humanist“ und „Goethe als Künstler und Friedrich Schiller“. Die beiden Vorträge, gehalten zur Zeit, wo Weltsch an seinem Buche „Gnade und Freiheit“ arbeitete, enthalten schon, ohne dass Weltsch davon spräche, das Grundgebäude des damals im Entstehen begriffenen Buches. Dies kann hier nicht im einzelnen aufgezeigt werden, da der Abdruck der beiden Vorträge den Rahmen sprengen würde. Nur einzelne Züge seien hervorgehoben, um den Ort aufzuzeigen, an welchen geistesgeschichtlich die Jugendphilosophie von Felix Weltsch eingestellt werden muss.

Weltsch geht aus vom goetheschen Begriff des Urphänomens. Es gibt in der Natur Urphänomene, wirkende Ideen. An einem Baume kann die Idee des Baumes Wirklichkeit geworden sein, er wächst als idealer Baum, während in einem anderen Baume das Urphänomen nicht zum Ausdruck zu gelangen vermochte und er so heranwuchs, dass wir ihn kaum einen Baum nennen können.

Das Urphänomen ist ein Begriff der goetheschen Naturphilosophie. Und Goethe fragt: Was ist das Urphänomen des Menschen? Beim

Menschen ist das Urphänomen der einzelne Mensch. Herder (zitiert von Weltsch) schreibt an seine Frau: „Jeder sei sich selbst treu, das ist die ganze Moral“. Goethe führt hier zugleich seinen Zentralbegriff der Einheit ein. Dem Menschen ist eine Anzahl von Trieben, Wesensrichtungen, Zwecken, Zielen, Leidenschaften eingeboren. Er entwickelt seine Ideale, wenn sie sich einheitlich entwickeln. Alles Kranke, Böse, ist Ungleichmässigkeit in der Entwicklung, z. B. die übermässige Ausbildung eines Organs, oder eine Leidenschaft, die den Menschen fangen nimmt. In einem aus Teilen bestehenden Wesen kann Einheit nur dadurch erreicht werden, dass die Teile stets der Einheit dienen. Wer nicht überzeugt ist, heisst es bei Goethe, dass er alle Seiten des menschlichen Wesens zu einer unterschiedenen Einheit ausbilden muss, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen. Gesundheit besteht im Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte. Von einem grossen Menschen spricht man erst dann, wenn seine einzelnen Leistungen einheitlich in der Gesamtheit enthalten sind. Von

Die Erinnerung von Mitlebenden, welche das Bild eines dahingegangenen Freundes in sich aufsteigen lassen, heftet sich nicht an seine Leistung, so wie es bei Nachlebenden geschieht, die ihn persönlich nicht gekannt haben, sondern vornehmlich an sein menschliches Wesen in seiner Konkretheit und Besonderheit, wie es sich ihnen in seinem Aussensein dokumentiert und offenbart hat, etwa im Klang seiner Sprache, im Tonfall seiner Worte, in Gebärden, im Spiel der Mienen, in Haltung und Gang und in so manchem anderen, das in seiner Einmaligkeit so charakteristisch für ihn gewesen ist. Wir, die wir Felix Weltsch gekannt und geliebt haben, fühlen, dass das geistig Schöpferische, das ihm sein Fortleben sichert, für uns Mitlebende bei all seiner Bedeutung nur ein wenn auch entscheidender Ausdruck seines so überaus eigenartigen und anziehenden menschlichen Wesens gewesen ist. Von diesem seinem menschlichen Wesen soll hier am ersten Jahrestage seines Hinscheidens gesprochen werden.

Er war ein überaus origineller Mensch, ein Original im guten Sinne des Wortes; das teilte sich bei jeder nur flüchtigen Begegnung unmittelbar mit. Wie er in seinem Denken anscheinend unvereinbare Extreme zu versöhnen unternahm, so beherrschte die fruchtbare Spannung zwischen Extremen auch sein menschliches Wesen. Da war äusserste Toleranz, von jeder Missgunst, von allem Uebelnehmen völlig frei, weil aus menschlichem Verständnis geboren, und daneben die innere Festigkeit eines eigenständigen Denkers, dessen geistige Welt bei allem schöpferischen Zweifel doch auf sicherem Grunde ruhte. Da war ideelles Ausgerichtetsein gepaart mit Aufgeschlossenheit für den menschlichen Wert in der Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Offenbarungen, Liebe zu Menschen und Verbundenheit mit ihnen, und dann immer wieder einsames Sichversenken in geistige Welten. Seine leichtschwebenden Worte waren Ausdruck tiefer und origineller Gedanken. Ihm fehlte alles Rhetorische und Pathetische; alles blosse Getue, jede Pose war ihm wesensfremd. Bei aller scheinbaren Leichtigkeit hatte sein Wort in Schrift

Karl August sagte Goethe: er war ein Mensch aus dem Ganzen und alles kam bei ihm aus einer einzigen grossen Quelle.

Goethe — fährt Weltsch in seinem Vortrag fort — leugnete die unerbittliche Tragik des Kampfes zwischen Natur und Geist. Ja, er fasst seinen Standpunkt später so zusammen: Nur das sinnlich Höchste ist das Element, worin das sittlich Höchste sich verkörpern kann. Weltsch verfolgt die Stadien dieser Lehre von der Harmonie der Gegensätze in seinem Vortrage ins Einzelne, er analysiert den Tasso, den Faust (Gegensatz des Erlebens des Augenblicks und der Intention des Ewigen), Wilhelm Meister.

Das Resultat: Es entspricht ganz dem Optimismus Goethes, zu vertrauen, dass uns die Natur nicht ratlos stehen lassen wird, dass sie, wenn sie uns alle Organe gegeben hat, die wir brauchen, uns auch das sittliche Organ gegeben hat, das uns nicht im Stiche lässt.

Dieser Optimismus ist bei Goethe, dem „naiven“ Dichter, ein Vertrauen auf die „Natur“, die uns nicht im Stiche lassen wird. Bei Schiller, dem „sentimentalischen“ Dichter, so führt der zweite

Vortrag aus, ist der Optimismus nicht ein Vertrauen zur Natur. Nicht die Natur schliesst hier den Gegensatz, aber der Mensch kann ihn schliessen. Goethe glaubt die Einheit aus der Natur gedanklich herauslösen zu können, Schiller hatte dieses Vertrauen zur Natur nicht, aber er begnügte sich nicht (wie Kant) mit der Feststellung des Gegensatzes, z. B. zwischen Pflicht und Neigung, sondern stellte das vom Menschen verwirklichte und zu verwirklichende Ideal der Einheit im Begriff der „schönen Seele“ auf.

Soweit der Auszug aus der mir damals ins Feld gesandten stenographischen Nachschrift. Es wird Sache einer besondern Untersuchung sein, herauszufinden, worin der eigene Beitrag von Felix Weltsch zu der von ihm hier dargelegten Problematik gewesen ist. Eine solche Untersuchung würde vielleicht auch klären, was das spezifisch Jüdische im Werke von Felix Weltsch ist.

HUGO BERGMAN

★

Von dem Werk von Felix Weltsch: „Das Wagnis der Mitte“ erscheint im W. Kohlhammer Verlag (Stuttgart) eine neue Auflage mit einem Nachwort von Max Brod.

und Sprache besonderes Gewicht und war von seltener Einprägsamkeit.

Er hatte jene Gegenwart des Geistes, die auf alle Reize blitzartig reagiert — blitzartig in doppeltem Sinne: mit überraschender Schnelligkeit der Reaktion, und zugleich Wesen und Sinn von Mensch und Welt wie mit innerem Licht erhellend. Er war um das treffende Wort nie verlegen. Ihm war Selbstgefühl eigen, von jeder Ueberheblichkeit frei, weil mit strenger Selbstkritik verbunden; Lebenswürdigkeit, die stets die eigenen Vorzüge zurückzustellen wusste, nicht aus faischer Bescheidenheit, sondern aus dem tiefen Wissen um die Problematik alles Menschlichen.

Er betätigte in ungewöhnlichem Ausmass das, was die Engländer understatement nennen. Ihn beherrschte bei allem, was er tat und sprach, das Gefühl menschlicher und intellektueller Verantwortung; aber er besass zugleich jenen wohlthuenden Humor, der die eigenen und die fremden Schwächen gutmütig belächelte.

So lebt er in uns fort, lebenswürdig und lebenswert wie wenige, als ein Eigenes und Ganzes, das durch Wesen und Wort alle jene entscheidend beeinflusst und bereichert hat, denen das Glück seines freundschaftlichen Umgangs zuteil geworden ist.

VIKTOR KELLNER



## Tagung des Council of Jews from Germany

Am 10. Oktober 1965 fand in London unter dem Vorsitz von *Dr. Siegfried Moses* eine internationale Tagung des *Council of Jews from Germany* statt, bei der die dem Council angeschlossenen Organisationen der aus Deutschland ausgewanderten Juden in England, Israel, den Vereinigten Staaten, Südamerika, Frankreich und Belgien vertreten waren.

In seinen einleitenden Ausführungen wies *Dr. Moses* darauf hin, dass der Council auf den verschiedenen Arbeitsgebieten in eine Periode seiner Tätigkeit eingetreten ist, die uns erlaubt, rückblickend mit Befriedigung die Erfolge der Tätigkeit des Council und der ihm angeschlossenen Organisationen zu überschauen, uns aber auch nötigt, uns über die zukünftige Arbeit Gedanken zu machen. Auf dem Gebiete der *Wiedergutmachung* ist die Gesetzgebung durch den Erlass des Schlussgesetzes im wesentlichen zum Abschluss gekommen, sodass sich der Council in der Hauptsache auf den Kontakt mit den Verwaltungsbehörden beschränken wird, in deren Händen die Durchführung der Gesetze liegt. Von den jüdischen Weltorganisationen, mit denen der Council wegen Beschaffung von Mitteln für die *soziale und kulturelle Arbeit* in Verbindung steht, hat die *Claims Conference* ihre Tätigkeit beendet, und auch die sonst in Frage kommenden Mittel werden in der nahen Zukunft erschöpft sein; nur für die kul-

Zukunft zum grossen Teil aus den von diesen Organisationen selbst aufgebracht Mitteln zu finanzieren sein wird.

In seinem Bericht über die Wiedergutmachung wies *Dr. Walter Breslauer* (London), der Dezernent des Council für die Fragen der Wiedergutmachung, darauf hin, dass beim Bundesentschädigungs - Schlussgesetz die wesentlichen Forderungen unseres Kreises anerkannt worden sind, und dass es jetzt darauf ankommen wird, die Durchführung dieses Gesetzes aufmerksam zu verfolgen und, soweit nötig, im Interesse unseres Kreises einzugreifen. Ein ausführlicher Bericht über die umfassende und erfolgreiche Arbeit des Council auf diesem Gebiete ist in Vorbereitung und wird in nächster Zeit veröffentlicht werden.

Die Diskussion über das Verhältnis des Council — als Weltorganisation der aus Deutschland ausgewanderten Juden — zu all den Fragen, die mit unserer *Stellung gegenüber Deutschland* verbunden sind, wurde durch ein Referat von *Dr. Curt C. Silberman* (New York), eingeleitet. Es herrschte Uebereinstimmung darüber, dass die Beeinflussung und Erziehung des deutschen Volkes und insbesondere der deutschen Jugend, die nach den entsetzlichen Verbrechen des Nazi-Regimes als unerlässlich empfunden wird, ausschliesslich Aufgabe der Deutschen ist. Vom jüdischen Standpunkt aus haben wir

den Abschluss der Wiedergutmachungsgesetzgebung und durch die Anknüpfung diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und dem Staate Israel ein entscheidender Abschnitt in der Entwicklung der Nachkriegspolitik erreicht worden ist. Es wurde auch betont, dass in der letzten Zeit in mehrfacher Hinsicht — insbesondere durch die in Deutschland durchgeführten öffentlichen Prozesse gegen die Naziverbrecher und durch einschlägige Literatur — die Katastrophe der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft vor der deutschen Öffentlichkeit und vor der Weltöffentlichkeit in ihrer ganzen Tragweite ins Licht gestellt wurde. Vor allem wurde darauf hingewiesen, dass seit einer Reihe von Jahren wesentliche Kreise in Deutschland und insbesondere Kreise der deutschen Jugend sich darum bemühen, zu einem ehrlichen Verständnis der Judenfrage und ihrer Rolle in der deutschen Vergangenheit zu gelangen und darauf hin zu arbeiten, dass das Bild des Juden in den Augen des deutschen Volkes von der Verzerrung befreit wird, die es durch die Propaganda der Nazizeit erfahren hat.

Der Council begrüsst solche Bemühungen und betrachtet es als seine Aufgabe, sie im Rahmen seiner Möglichkeiten zu unterstützen, insoweit dies von

deutscher Seite gewünscht wird. Von jüdischer Seite ist das von dem Council begründete *Leo Baeck Institut* seit zehn Jahren in seinen Veröffentlichungen bemüht, bei der Korrektur des Geschichtsbildes durch objektive Darstellungen der Geschichte der deutschen Juden und deren Verflechtung mit der deutschen Geschichte mitzuwirken. Der Council sieht in den Bestrebungen beider Seiten einen Weg, in dem Masse wie es in unserer Generation möglich ist, zu einer allmählichen, im Verlauf des Generationswechsels fortschreitenden Entspannung der Beziehungen zwischen Juden und Deutschen zu gelangen."

Es wurde eine *Kommission* gewählt, in der die dem Council angeschlossenen Organisationen vertreten sind und deren vorherige Entscheidung für etwa geplante Aktionen auf diesem wichtigen und verantwortungsvollen Gebiet eingeholt werden soll. Insoweit es sich um keinen Aufschub vertragende Fragen handelt, die nur eine bestimmte Landesorganisation betreffen, kann die Entscheidung durch die lokale Organisation im Rahmen der beschlossenen Grundlinien gefällt werden.

★

### Arbeitsbesprechungen des Leo Baeck Instituts

Im Oktober fanden in London auch Besprechungen der drei *Arbeitszentren des Leo Baeck Instituts* statt, in denen Probleme der laufenden Arbeit behandelt wurden. Erörtert wurden unter anderem Fragen der Programmgestaltung, der Zusammenarbeit mit anderen In-

stituten und der Geldaufbringung sowie die Erfahrungen mit den Verlegern, bei denen die Veröffentlichungen des Instituts erscheinen.

Den Abschluss dieser Besprechungen bildete eine Zusammenkunft mit den Mitgliedern des Londoner Board.

### PUBLIKATIONEN DES LEO BAECK INSTITUTS

Soeben gelangt zur Auslieferung:

ARNOLD HINDLS

EINER KEHRTE ZURÜCK

BERICHT EINES DEPORTIERTEN

Erinnerungen, schlicht, unaufdringlich, nobel, bar jeder Übertreibung und Pathetik. Ein ungewöhnliches, zeitgeschichtliches Dokument, interessant wegen seiner Einzelheiten, die neu Auskunft geben über das „Leben“ in den Lagern, über den Kontakt der Deportierten mit den Partisanen, und überdies das ganz persönliche Zeugnis eines Einzelnen für die Vielen, die davon nicht mehr sprechen können.

Preis in Ganzleinen IL 16.50

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, Stuttgart

BITAON PUBLISHING CO. LTD.,  
Rambamstr. 15, P.O.B. 1480, Tel-Aviv, Tel. 614411



# FELIX WELTSCH ל"ו

## DER PHILOSOPH

Da ich mich anschicke, über den Denker Felix Weltsch zu schreiben, den wir eben in Jerusalem begraben haben, fühle ich das völlig Unzulängliche einer solchen Unternehmung. Denn ich muss sachlich sein und kann nichts von dem eigentlichen Wesen von Felix Weltsch aussagen, dem ganz persönlichen, ganz lebendigen, ganz fließenden, das sich jeder Statik entzog. Es ist charakteristisch für Felix Weltschs Persönlichkeit, dass er in reifen Jahren, ausser von den nächsten Freunden Max Brod und Franz Kafka, nur von einem Philosophen ernstlich beeinflusst worden ist: von Bergson, dem Gegner jeder Statik, dem Philosophen des Werdens.

Weltsch war als Philosoph vor allem eines: er war „Selbstdenker“, und er erfüllte damit das Ideal, das Salomon Maimon vor allem vom Philosophen verlangte. Schon sein erstes Buch, das er zusammen mit Max Brod herausgab, trägt den Stempel völliger Eigenart und fällt aus dem Rahmen der üblichen philosophischen Literatur („Anschauung und Begriff. Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung“, Leipzig 1913). Ein Dichter und ein Denker taten sich hier zusammen, um als Psychologen der scharfen Trennung zwischen Begriff und Anschauung, wie sie im Beginn unseres Jahrhunderts der Philosophie selbstverständlich war, entgegenzutreten und ein Mittelgebiet, den „anschaulichen Begriff“ zu retten, das gerade durch seine Verschwommenheit charakterisiert ist und von ihnen mit einem neuartigen Symbol „A+x“ bezeichnet wurde, wobei x gerade die Sphäre der Unbestimmtheit symbolisiert, die jeden Begriff wie eine Aura umgibt. Es ist noch heute von Interesse, die Polemik von Ernst Cassirer im dritten Band seines grossen Werkes „Philosophie der symbolischen Formen“ (S. 356 ff.) gegen das Buch zu lesen. Zwei Welten stossen hier zusammen: die strenge Wissenschaft, die jeden Versuch abzuwehren muss, einen Übergang zwischen ihren fest definierten Gegenständen und der Anschauung herzustellen, und unsere Welt des Alltags, die gegenüber der Wissenschaft als einem Abstraktionsprodukt ihr Lebensrecht verteidigt. Aber diese Verteidigung von Brod-Weltsch ist doch wieder nicht Parteinahme nach einer Seite (etwa der von Bergson), sondern der immer wieder erneute Versuch, zur Synthese der beiden entgegengesetzten Standpunkte zu gelangen; wobei die Autoren wohl wissen, dass jede Synthese nur ein Ruhepunkt auf dem Wege „zu einem unendlich fernen Ziele“ ist.

Mit diesem Zugeständnis, dass jede Lösung nur provisorisch ist und mit diesem Blick ins Unendliche, ist eigentlich schon die ganze Methode des Denkens von Weltsch charakterisiert: die Polarität, der immer wiederkehrende Versuch, sie zu überbrücken und zu versöhnen, immer wieder unternommen, immer wieder scheiternd, immer wieder erneuert. Wir finden diese Methode zunächst wieder in jenem Buche, das Franz Kafka in einem Brief mit vielem Rechte als „Erbauungsbuch“ bezeichnet hat („als Erbauungsbuch — und das ist es ja viel mehr als ich dachte — bedeutet es mir viel und wird mir viel bedeuten“. Franz

Kafka, Briefe, S. 264). Das Buch heisst: „Gnade und Freiheit. Untersuchungen zum Problem des schöpferischen Willens in Religion und Ethik“. München 1920).

Das Buch ist ein Beitrag zu den Problemen der „Lebensphilosophie“, die im Beginn des Jahrhunderts so umstritten wurde, zur Frage von Macht und Ohnmacht des Geistes. Die beiden Grundpole des menschlichen Seins, so führt das Buch aus, sind Vitalität des Geistes, Eros und Logos, Trieb und Vernunft, Instinkt und Sittlichkeit, Erlebnis und Richtung. Zwischen beiden Polen herrscht ein echt tragisches Verhältnis: sie können nicht miteinander sein und können nicht ohne einander sein. Der Geist ist an die Natur gebunden, kann ohne sie nicht bestehen und doch muss er sie bekämpfen, dadurch aber bekämpft er die Grundlage seines eigenen Seins. Weltsch vergleicht das Verhältnis der beiden mit dem von Pfeil und Bogen. Der Bogen strebt zu dem in sich ruhenden Kreis. Der Pfeil aber strebt weg ins Unendliche; indem er sich vom Bogen entfernt, erfüllt er seine Bestimmung, aber seine Kraft erhält er doch vom Bogen. So ist das Verhältnis von Richtung und Erlebnis. Das Erlebnis ohne Richtung ist bloss Sinnlichkeit, die Richtung ohne Erlebnis ist kalt und ohnmächtig.

In diesem labilen Gleichgewicht zwischen den entgegengesetzten Polen lebt der Mensch und muss seine eigene Lösung finden. Die idealste Lösung unter den fünf von Weltsch aufgezählten Möglichkeiten wäre die Harmonie zwischen Natur und Geist, wie sie Schiller in seinem Ideal der „Schönen Seele“ vorschwebte (oder Luther, als er sagte: „Wozu ein jedes Ding geschaffen ist, das tut es ohne Gesetz und Zwang. Der Birnbaum trägt Birnen ungeheissen“). Aber der Mensch ist zerrissen, sucht vergeblich nach jener Harmonie. „Man will tun, tut aber nicht. Eigentlich will man nur tunwollen. Und so schieben sich gespensterhaft immer neue Willenslagen zwischen Wille und Tun.“

Was kann nun, wenn der tiefe Wille nicht da ist, der oberflächliche dennoch tun? Weltsch antwortet: Wenn du nicht mit deiner ganzen Kraft wollen kannst, dann wolle mit deiner schwachen Kraft. Der Physiker spricht von einer „Selbstinduktion“ elektrischer Ströme. Etwas ähnliches kann hier auch im Felde des Geistigen stattfinden. Die schwache „Ladung“, immer wiederholt, kann sich selbst verstärken. Sie „kann“, sie muss nicht: wir stehen hier im Gebiete der Freiheit. Religiös gesprochen könnten wir sagen: auch das schwache, das zerstreute Gebet, kann Vorbereitung, kann Weg zu einem wahrhaften, tiefen Gebet werden. Noch einmal, es kann, es muss nicht. Denn mit der Freiheit stehen wir bei der Frage der Sicherheit oder Unsicherheit des Glaubens. Weltsch zeigte auf, dass diese Frage nicht nur im Gebiet des Religiösen offen ist. Auch das Wissen, das man gewöhnlich für gesichert hält, hängt im letzten Grunde ab von einer „Vertrauensentscheidung“: wir entschliessen uns frei, an die Möglichkeit der Wahrheit, der Wissenschaft zu glauben. Beweisen lässt sich dieser höchste Glaube nicht. Erst wenn wir die Vertrauensentscheidung gefällt haben, wenn wir unserem Wissen seine Axiome frei zu Grunde

gelegt haben, sind innerhalb dieses Rahmens Beweise möglich. Diese Vertrauensentscheidung liegt jedem Wahrheitsstreben zu Grunde. Aber sie ist frei, und wie es Ketzler des religiösen Glaubens gibt, so könnte es auch Ketzler des Wissens und der Wissenschaft geben, welche die „Evidenz“ der Axiome bestreiten. Man hat oft von einer „Evidenz-Blindheit“ gesprochen, als ob diesen Menschen das Organ fehle, die Wahrheit zu sehen. Weltsch liest dies anders: diesen Menschen fehlt der Mut zu glauben.

Diese subjektive Vertrauensentscheidung hat nun aber ihre objektiven Folgen. Die Wirklichkeit bestätigt meinen Glauben. Ich setze versuchsweise meinen Fuss auf den Boden, ohne zu wissen, ob ich Boden unter den Füssen habe, und siehe da: in jenem Wagnis der Vertrauensentscheidung erfahre ich, dass mein Glaube sich erfüllt. Freilich: das Mass dieser Erfüllung ist wechselläufig. Es gibt selbige Augenblicke vollkommener Entrücktheit, — „Schöne Stellen“ hat sie Brod genannt — für einen Moment haben wir das Absolute besessen, und schon muss der Kampf mit dem Chaos aufs Neue beginnen. Die letzte Lösung der Spannung ist für Weltsch die, dass Gnade und Freiheit zwar in Ausläufern weit voneinander entfernt scheinen, aber „dort, wo tiefstes Erleben sie zueinander gestaltet, kommen sie einander in Theorie und Ethos nahe; sich gegenseitig aufreizend und revoltierend, sind sie Triebfedern der ewigen Bewegung des Glaubens“.

Wir charakterisierten die Struktur der Philosophie von Weltsch durch die Polarität der Gegensätze und das Streben nach einer Synthese. Wie in diesem „Erbauungsbuch“ sich diese Polarität als religiöser Gegensatz offenbart, so in seinem nächsten Buche als politischer Gegensatz: „Das Wagnis der Mitte. Ein Beitrag zur Ethik und Politik der Zeit“. Es erschien in Mährisch-Ostrau 1936, in der Zeit des Aufstiegs Hitlers. Spricht man von Mitte (sagt Weltsch), so denkt man meist an einen faulen Kompromiss. Aber es gibt auch eine schöpferische Mitte, die aus dem Gegensatz gleichsam emporfliehet, in eine höhere Sphäre, die aus Qualen etwas ganz Neues gebiert, das beiden Gegensätzen treu und verbunden bleibt. Weltsch zeigt die schöpferische Mitte zwischen den Gegensätzen jener bewegten Jahre: Liberalismus und Faschismus, Demokratie und Diktatur, Individualismus und Kollektivismus, Sozialismus und Wirtschaftsliberalismus, Nationalismus des Bekenntnisses und Nationalismus des Blutes, Kosmopolitismus und nationaler Egoismus, Militarismus und Pazifismus, Radikalismus und Opportunismus. Alle diese Gegensätze werden in einzelnen Kapiteln behandelt, aber das Ergebnis des Buches fasst Weltsch nicht politisch, sondern metaphysisch zusammen: der Mensch ist ein Wesen der Mitte. Es gibt im Grunde keine „Lösung“ seiner Probleme, aber es gibt eine Unlösbarkeit, die doch sinnvoll ist. Die Dialektik kann nicht lösen, was unlösbar ist, aber gerade darum führt sie vorwärts, zu immer erhöhten Lösungsversuchen.

In immer erneuten Formulierungen hat Weltsch in seinen letzten Arbeiten diese „offene Dialektik“ auf verschiedene Probleme angewendet: auf das Verhältnis von Politik und Sittlichkeit in seinem

## UNSEREM FREUNDE

Erst vor wenigen Wochen, in unserer Ausgabe vom 2. Oktober 1964, konnten wir den 80. Geburtstag von Dr. Felix Weltsch feiern. Nun ist er am 9. November aus unserer Mitte gegangen, gewiss hochbetagt, obwohl der am 6.10.1884 in Prag Geborene bis zum Ende seines Lebens, zugleich dem Ende seines praktischen und geistigen Wirkens, sich uns in der Lebendigkeit des Denkens und auch in bemerkenswerter Frische des Körpers zeigte.

Felix Weltsch, einer der überlebenden Persönlichkeiten jenes so bedeutenden Prager Kreises, der der jüdischen Renaissance und dem Zionismus so viele Begabungen gegeben hat, so viele Anregungen und vor allem auch so viel an kritischem Selbstverständnis, darf wohl als einer der uns besonders teuren Freunde angesprochen werden. Welch eine Bescheidenheit des Auftretens und des Denkens, welche eine Ausgewogenheit der „mittleren“ Linie, in der sich sein Denken bewegte, ein echter Philosoph auch in der oft von Humor bestimmten Haltung zu den Dingen des Tages!

Als wir vor wenigen Wochen, kurz vor seinem Geburtstage, dem nun Dahingeschiedenen begegneten, sprach er mit der ganzen gleichzeitig zurückhaltenden und dennoch von einem inneren Feuer getragenen Begeisterung des denkenden Menschen, der einen eigenartigen Zugang zur Welt und ihren Geheimnissen immer wieder gesucht und vielleicht auch gefunden hat, von seinem letzten, noch nicht publizierten philosophischen Werke. Wir ahnten nicht, dass es das letzte Gespräch sein würde. Er war ganz Leben, ganz Denken, ganz Abgeklärtheit und ganz Frische des Zuganges zu den kompliziertesten Erwägungen und nicht zuletzt voll Offenheit gegenüber dem Partner des Gespräches. Es ist schwer zu fassen, dass ein solcher Mensch in seiner Vielfalt, in seiner adligen Würde — denn dies ist wohl die beste Charakterisierung, die ihm gebührt — nicht mehr unter uns weilt. Er war uns ein Freund, ein Mitstreiter um den Zionismus und oft im Zionismus, ein Führer zu Problemstellungen und ein geduldiger Helfer bei ihren Lösungen, vor allem aber ein vorbildlicher, reiner Mensch, wie wir ihn nur selten finden. Ein gültiges Schicksal hat ihm die Kraft verliehen, bis zuletzt wirken zu können. An uns wird es liegen, dafür Sorge zu tragen, dass sein Wirken auch in die Zukunft weilt.

KURT LOEWENSTEIN

hebräischen Buche „Natur, Sittlichkeit, Politik“, auf die „Dialektik des Leidens“ (hebräisch), auf die fruchtbare Rolle des Widerstandes (in seinem reizenden Essay „Trost für Unbegabte“, Mitteilungsblatt 25.3.1956), auf das Thema der Vorsehung (Mitteilungsblatt 23.9.1957), auf die absolute Einheit der Welt selbst, in seinem letzten hebräisch veröffentlichten Essay in der philosophischen Zeitschrift „Yjjun“. Und selbstverständlich zittert seine Dialektik überall nach in seinem schönen Erinnerungsbuche „Religion und Humor im Leben und Werk Franz Kafkas“, 1957. In so vielen Wendungen wird immer wieder das Thema variiert: „Durch die schöpferische Überwindung der Wi-

(Schluss S. 6)



# Vorgänge in der katholischen Kirche

## Der Pilger oder Konzil und Kirche vor der Entwicklung

Zu einem Buch von Michael Serafian (Rowohlt Verlag rororo Taschenbuch Ausgabe, 1964)

Die Nr. 45 des „MB“ vom 6. November 1964 enthielt einen sehr klaren Bericht über das ökumenische Konzil und seine Situation am Ende der dritten Sitzungsperiode. Für denjenigen, der sich noch mehr für die Einzelheiten der Vorgänge interessiert, ist das hier vorliegende Buch sehr geeignet. Hinter dem Verfassername, der ein Pseudonym sein soll, verbirgt sich ein katholischer Diplomat, dem offenbar ausgezeichnete Informationen zur Verfügung stehen. Das Buch ist mit journalistischer Verve geschrieben und verschmäht es nicht, in die Intrigen hinter den Kulissen der offiziellen Sitzungen und Beschlüsse hineinzuweisen. Aber es enthält auch grundsätzliche, historisch fundierte Erwägungen über die zur Entscheidung stehenden Probleme und insbesondere eine offenbar aus intimer Kenntnis gespeiste Deutung der schillernden, oft mit Hamlet verglichenen, Persönlichkeit des jetzigen Papstes.

So gewiss die Resolution über „die Juden“ nicht im Zentrum der Beschlüsse des Konzils steht und

Neues Material zur Hochhuth-Kontroverse ist in letzter Zeit veröffentlicht worden. In den Vereinigten Staaten wurde ein weiterer Band der Akten des Deutschen Auswärtigen Amtes veröffentlicht. In Paris erschien ein Buch von Saul Friedländer: „Pie XII et le IIIe Reich“, das sich auf die Akten des Auswärtigen Amtes in Bonn stützt. Bei der Durchsicht alter NS-Akten fand der Autor ein Faszikel mit der Überschrift: „Vatikan“, das sich in diese anderen Aktenbände hineingeschoben hatte.

Aus beiden Quellen ergibt sich nun Material, das die Einstellung von Pius XII. zu Deutschland und den Deutschen im allgemeinen beleuchtet. Wenn man die Haltung des Papstes gegenüber der von den Nazis betriebenen Ausrottung der Juden in allen von ihnen besetzten Ländern erneut überprüft, so wird man die These Hochhuths bestätigt finden, dass in seinem

stehen kann, so symptomatisch wird doch die Art und Weise ihrer Behandlung innerhalb und ausserhalb des Konzils empfunden. Hierzu liefert der Verfasser reiches Material. Neu war mir (S. 116) eine offizielle Stellungnahme von Saadat Hassan, dem Sprecher der arabischen Liga in Amerika: „Es sei sehr unwahrscheinlich, dass eine Erklärung (über die jüdische Frage) durch das ökumenische Konzil zu irgend welchen Misshelligkeiten zwischen den Mohammedanern und den Christen in der arabischen Welt führen könne... da wir als Araber keine Antisemiten sein können... Eine klare und aufrechte Aussage des ökumenischen Konzils über den Antisemitismus würde von den arabischen Staaten begrüsst werden.“ (Sommer 1963).

Ferner war mir neu, dass Papst Paul, als er noch Erzbischof Montini war, eigenhändig ein Vorwort zu einem antisemitischen Buch von Angelo Alberti verfasste (S. 48 u. 100).

Die Übersetzung ist leider flüchtig und enthält offenbar Fehler. Der letzte Absatz auf S. 64 ist ganz sinnlos; auf S. 51 (Anm.) wird der jüdische Autor Paul Winter zu einem Pater Winter umbenannt.

Charakter der Diplomat über den „Stellvertreter“ siegte. Seine intime Kenntnis der Deutschen, erworben in den (wie der Papst selbst schrieb) zwölf besten Jahren seines Lebens, liess ihn befürchten, dass die deutschen Katholiken eher von der Kirche abfallen, als sich gegen den Nazi-Staat erheben würden.

Das Argument der Papst-Verteidiger, der Vatikan habe das wahre Ausmass der jüdischen Tragödie nicht gekannt, lässt sich nach Offenlegung der Akten nicht mehr halten. Seine diplomatische Schulung lehrte den Papst, dass den totalitären Regierungen gegenüber das System öffentlicher Kritik mehr schadet als nützt. Seine moralische Verpflichtung, mit apostolischer Festigkeit Zeugnis abzulegen, veranlasste ihn nicht zum Protest gegen die braunen Greuel. Der Diplomat war stärker als der Heilige Vater.

F. M.

## Kontroverse in der Katholischen Kirche Grossbritanniens

Es gärt in der katholischen Kirche Grossbritanniens, nachdem es schon vor einiger Zeit in der anglikanischen Christenheit zu brodeln begonnen hat. Das Dilemma, das

auch die katholische Kirche Grossbritanniens erfasst hat, stellt sie vor die Aufgabe, entweder auf alten Traditionen und Dogmen zu beharren angesichts einer Situation,

## FELIX WELTSCH

(Schluss von S. 5)

derstände verwirklichen wir die Sinnmöglichkeiten unserer Existenz“, obwohl es keine endgültige Lösung gibt. Hier grenzt sich die „offene Dialektik“ von Weltsch ab sowohl gegenüber Hegel, bei welchem die Dialektik nur ein Weg zu einem Ziele ist, das der Weltgeist von je schon erreicht hat, wie auch von der Dialektik Fichtes, die nur ein ewiges Ringen ist, das sich Selbstzweck ist. Bei Weltsch führt die offene Dialektik zu immer neuen Erhöhungen, jeder Fall und Abstieg führt zu erneutem Aufstieg,

„der Kreis wird zur Spirale“. Das Sein in all seinem Leid und durch sein Leid ist ein niemals vollendeter Aufstieg. Dieser Glaube ist die „Vertrauensentscheidung“ von Felix Weltsch.

Unsere Pflicht — vor allem, scheint mir, die des Leo-Baeck-Instituts, — wird es sein, das Unsere dafür zu tun, dass seine in deutschen und hebräischen Zeitschriften zerstreuten oder überhaupt noch nicht veröffentlichten Arbeiten gesammelt und neu herausgegeben werden.

HUGO BERGMAN

die zeitbedingt — aber zeitüberdauernd — sein könnte, oder Konzessionen zu machen, mit der Zeit zu gehen, um die Zeit zu überholen. Was die erste Anforderung angeht, so sind weite Kreise in der katholischen Kirche jetzt bereit, die moderne Wissenschaft in das geistige Rüstzeug des heutigen Katholiken entsprechend modifiziert aufzunehmen. Aber viele katholische Geistliche schrecken noch vor der zweiten Anforderung christlicher Einheit zurück, die christliche Gleichheit voraussetzt.

Sieben prominente britische Katholiken haben jetzt in London ein Buch veröffentlicht, das manche Lehren und Gebräuche des Katholizismus als „veraltet“ erklärt. Unter dem Titel „Objections to Roman Catholicism“ wird eine Offensive eröffnet, deren Schärfe überraschend ist.

„Die [katholische] Geistlichkeit fordert von ihren Gemeinden nicht nur Dingen Glauben zu schenken, die ganz bestimmt nicht offenbart worden sind, sondern darüber hinaus auch Glauben an Dinge, die in offenbarem Widerspruch zu anerkannter Wahrheit des weltlichen Wissens stehen“ — meint Magdalen Goffin, Dozentin für Geschichte in Oxford. Sie greift in ihrem Essay „Betrachtungen über Aberglauben und Leichtgläubigkeit“ „skandalöse“ kirchliche Gebräuche an. Z. B. schreibt sie, sollen die Väter des augenblicklichen Vatikan Konzils einen Schädel als den des Heiligen Andreas verehren, „obwohl nicht der geringste Beweis für die Echtheit dieser Reliquie vorliegt. Ein englischer Bischof akzeptiert ein Stück Stoff als Teil des Schleiers der Mutter Jesu. Nonnen, die geistesklar und hingebungsvoll ihre Schüler dazu aufziehen, das Licht katholischer Wahrheit in den Universitäten zu verbreiten, sind imstande, diesen Schülern vorzumachen, dass ein Bild, vor dem sie beten, die Kopie eines Gemäldes ist, das die Engel gemalt haben“. Rom habe die Kirche zu einem Idol gemacht, das sich durch Unterdrückungsmassnahmen zu schützen sucht und „neurotisch empfindlich gegen jede Art Kritik ist“, als wäre die Kirche nicht die altehrwürdige Institution, die erha-

ben und geachtet war, bevor die Sachsen nach England kamen, sondern eine „Sekte“. Aus den menschlichen Zeugungsorganen hätten römische Theologen einen Fetisch gemacht. Wären im Krieg Schwangerschafts-Verhütungsmittel über Japan abgeworfen worden statt Bomben, die „nur Tausende mordeten, verkrüppelten oder lebend verbrannten, ein Aufschrei empörten Protests wäre von der katholischen Welt vom Vatikan bis zu entlegenen Kapellen in Alaska ausgegangen“.

Der katholische Schriftsteller John Todd meint in seinem Beitrag „die katholische Kirche sei kaum der Kindheit entwachsen“. Ihre Traditionen seien die zeremoniellen Gewohnheiten eines „gerade entwöhnten Kindes“. Der Geschichtswissenschaftler Finberg wendet sich gegen die Absurditäten der katholischen Buchzensur: „Sie beansprucht unfehlbar zu sein, und hat Bücher auf den Index gesetzt, um spätere Ausgaben desselben Buches wieder freizugeben“.

Überhaupt sei Buchzensur anachronistisch in einer Zeit, in der das gedruckte Wort längst nicht mehr das einzige und einflussreichste Mittel zur Verbreitung von Ideen ist. Alle diese Einwendungen und Angriffe sind jedoch vom Geiste der Liebe für die Kirche getragen, und so erklärt der Professor, „in unserer modernen Welt sollte die Kirche keine andere Waffe mehr benötigen als ihre ewige Wahrheit“.

In dem wohl wichtigsten Beitrag des Buches erklärt Erzbischof Roberts, vormals Erzbischof von Bombay, „die Welt und die [katholische] Kirche haben zwei miteinander verknüpfte Aufgaben von überragender Bedeutung zu lösen: das Problem der Bevölkerungsexplosion und das Problem der Verhütung des Atomkrieges“. Eine Liste der Aufrufe, die viele Bischöfe im Laufe der letzten 100 Jahre an ihre Gemeinden richteten, um die Anstrengungen der nationalen Führer in Kriegen, „die stets als gerechtfertigt erklärt wurden“, zu unterstützen, würde eine niederschmetternde Lektüre abgeben. Das Christentum habe fast völlig in dem Anspruch versagt, im Sinne Jesu für den Frieden zu wirken, meint der Erzbischof am Schluss.



## JAPHET BANK

TEL-AVIV

HAIFA

JERUSALEM

### ES IST NIE ZU FRUEH, MIT REISE-PLANUNG ZU BEGINNEN...

VERBILLIGTE WINTERREISEN 1964  
FRÜHJAHR- UND SOMMERREISEN 1965

INDIVIDUELLE BERATUNG

### PROPER TRAVEL LTD.

TEL-AVIV

56 BEN YEHUDA

TEL. 234753

WELTSCH, Felix

**Dr. Felix Weltsch gestorben**

Israel. Wochenblatt f. u. Schweiz  
Juli 64, No 47. Zürich, 20. Nov. 1964

Kurz nach Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres verstarb im Jerusalemer Hadassa-Spital der bekannte Philosoph und Publizist Felix Weltsch, einer der früheren Führer des Zionismus in der CSR. Wir haben den Verstorbenen eingehend zu seinem kürzlichen Geburtstag gewürdigt.

Der Verstorbene wurde unter großer Beteiligung auf dem Har Hamenuchoh zur letzten Ruhe gebettet. Eine Ansprache hielt Prof. S. Hugo Bergmann. In der Trauergemeinde sah man außer der Familie Vertreter der Universität, der tschechischen Landsmannschaft, der Bnai Brit, dessen hebräisches Organ «Ramah» Felix Weltsch geleitet hatte, Dr. Robert Weltsch aus London und den Dichter Max Brod, den Verfasser unseres vor einigen Wochen erschienenen Würdigungsartikels.

**Änderungen im israelischen Armeebefehl**



Welsh, Felix

2. Bergmann Hugo : Felix

Welsh.

In. M.B. Tel Aviv. 33, 45.  
(5. nov. 1965).

MB Teil 440

34, 9 (4 März 1966) **FELIX WELTSCH ZU EHREN**

Dem Andenken von Dr. Felix Weltsch, der am 9. November 1964 in Jerusalem verstorben ist, war eine von der National- und Universitätsbibliothek am 21. Februar 1966 veranstaltete Gedenkfeier gewidmet. Zahlreiche Freunde, Verehrer, Kollegen und Schüler des Philosophen und Schriftstellers hatten sich versammelt, um Felix Weltsch als „Bibliothekar in Prag und Jerusalem“ zu ehren. Nach einleitenden Worten von Dr. Curt Wormann, dem Direktor der Jerusalem National- und Universitätsbibliothek, erzählte Prof. Hugo Bergman aus den Anfangszeiten und dem Beginn der bibliothekarischen Laufbahn von Felix Weltsch, der ja auch viele Jahre der Redakteur des Prager zionistischen Wochenblattes „Selbstwehr“ gewesen war. Ebenfalls aus gemeinsamer Bibliotheksarbeit in Prag berichtete Dr. Th. Gladstein, während Frau Dr. H. Oppenheimer die Tätigkeit von Dr. Weltsch in der Jerusalem Universitätsbibliothek darstellte. Dr. C. Wormann schilderte sodann den Fachmann und den Geist, der Weltsch bei seiner Tätigkeit als Mittler des Buches

und als Dozent beseelte. Abschließend las Dr. Rothschild aus Briefen und Schriften von Dr. Weltsch vor.

Von Felix Weltsch ist soeben im W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart (1965) ein Nachdruck seines 1936 in Mährisch-Ostrau herausgekommenen philosophischen Werkes „Das Wagnis der Mitte“ erschienen. Das Buch trägt den Untertitel „Ein Beitrag zur Ethik und Politik der Zeit“ und wendet sich vor allem gegen den Zug zur Radikalität, der in unserer Epoche vorherrscht. Max Brod, der Lebensfreund von Felix Weltsch, hat dem Neudruck ein längeres Nachwort beigegeben, das er „Felix Weltsch, der Philosoph des Werdens und der Mitte“ überschreibt und in dem er die philosophischen Grundgedanken und die Ergebnisse der denkerischen Bemühungen seines Freundes herausarbeitet. Es war ein dankenswertes Unternehmen, dieses wichtige und auch heute höchst aktuelle Buch der philosophischen Diskussion und damit hoffentlich auch der praktischen Politik wieder zugänglich gemacht zu haben.

H.T.



## Felix Weltsch zum Achtzigsten

Verfasser dieses Briefes ist Dr. Uri Naor, ehemaliger israelischer Generalkonsul in Zürich und heutiger Botschafter in Chile. Dr. Naor, früher Hans Lichtwitz, war in Prag ein enger Mitarbeiter von Weltsch. Wir verweisen auch auf die Würdigung durch Max Brod, IW 2. 10. 64.) Red.

Lieber Felix Weltsch,

Man pflegt bei dieser Gelegenheit gewöhnlich ein überraschtes «Nicht möglich!» zu schreiben, aber diesmal war ich wirklich und ernsthaft erstaunt, als ich hier im fernen Südamerika die Zeitungen erhielt, die über Ihren 80. Geburtstag berichteten — nun, da ich es schwarz auf weiß gelesen habe, muß ich diese Tatsache zur Kenntnis nehmen, obgleich sich alles in mir dagegen sträubt: meine Kenntnis Ihrer Person und Persönlichkeit, die ich in einer fast täglichen Zusammenarbeit während 13 Jahren in unserer Prager «Selbstwehr» gewonnen habe, meine große Verehrung, Hochschätzung und Liebe zu Ihnen.

Lieber F. W. — in dieser kurzen graphischen Form habe ich Sie zunächst als einen Journalisten kennen gelernt, der auch, wenn er, was ihm gar nicht lag und wozu er sich immer wieder zwingen mußte, politisch-polemische Artikel schrieb, mehr Schriftsteller als Tagesjournalist war. Sie wurden mein journalistischer Lehrer, und all der große innere Reichtum und die zuweilen echte Befriedigung, die dieses Metier ihrem Träger einbringt und die auch ich oft genießen durfte, habe ich Ihnen zu verdanken. Ich habe bei Ihnen viel gelernt, darunter einiges, das so typisch für Sie erscheint, daß ich es bei dieser Gelegenheit erwähnen möchte. In unserer ersten Zusammenkunft im Juli 1925, knapp nach meinem Abitur, gaben Sie mir in Ihrer herzlich-freundlichen und so warm-sarkastischen Weise die erste Lektion in Journalismus und ich erinnere mich noch ganz genau an Ihre Worte: «Merken sie sich vor allem eines: in unserer Sprache, der Sprache ernster Journalisten, kommt das Wort ‚ich‘ nicht vor.»

Ich habe niemals in Ihren allwöchentlichen tiefschürfenden und doch in einem so klaren, sauberen und leichten Stil geschriebenen Leitartikeln in der «Selbstwehr» das Wörtchen «ich» gefunden — sie waren auch in Ihrem ganzen Leben so bescheiden und zurückhaltend und haben Ihre große Stellung an der Prager Universität, im Kulturleben jenes in allen geistigen Sparten so anspruchsvollen Prags, in der zionistischen Bewegung und dann später in Jerusalem nur Ihrer Persönlichkeit und Ihrer großen geistigen Kapazität und nichts anderem zu verdanken.

Ich erinnere mich auch oft an eine andere Ihrer Maximen: «Dem Artikel die scharfen Zähne ziehen» —, so nannten Sie die Tätigkeit, die wir jeden Mittwochnachmittag in der kleinen Redaktionsstube der «Selbstwehr», zuerst in der Celetná und dann in der Dlouhá ulice, und Donnerstag vormittags, knapp vor dem Umbruch und der Drucklegung der Zeitschrift in Ihrem womöglich noch kleineren Büro in der Universitäts-Bibliothek vornahmen: den polemischen Ton der Beiträge unserer zahlreichen Mitarbeiter auf ein erträgliches Maß zu dämpfen und vor allem alle, welche Personen auch immer verletzenden und herabsetzenden Stellen, zu streichen.

Die aggressiven Naturen blickten etwas spöttisch und sehr mißbilligend auf diese Zensur, der Sie alle Manuskripte — und in erster Reihe unsere eigenen — unterwarfen, und auf den zionistischen Jahreskonferenzen traten regelmäßig die unerbittlichen Kritiker der «Selbstwehr» auf und richteten sehr spitze und zuweilen genug giftige Pfeile gegen Ihre ungewappnete Brust. Sie haben gar nicht gerne öffentlich das Wort ergriffen und fühlten sich viel mehr beim geschriebenen und verbindlicheren Wort zu Hause. Aber wenn Sie sich manchmal doch auf der Tagungstribüne den Gegnern stellten, dann erzielten Sie mit ein paar unpathetischen, geistreichen und in einem leicht-sarkastischen Tone vorgetragenen Bemerkungen einen viel größeren Publikumserfolg als all die großen Oratoren der Tagung.

Eine gute, unhysterische und anständige menschliche Atmosphäre bildete für Sie eine unabdingliche Voraussetzung jeder ernsthaften geistigen und politischen Auseinandersetzung; nur

## AUS DER GEMEINDE BERN

**Bern. Israelitische Kultusgemeinde.** Freitag Eingang 18.30 Uhr, Schabbat morgens 9.30 Uhr, Mincha 17.27 Uhr, Ausgang 17.52 Uhr.

**Bern. Israelitischer Frauenverein.** *Mittwoch-Rendez-vous.* Kommen den Mittwoch, 11. November, treffen wir uns wieder im Café du Théâtre, I. Stock, um 15.15 Uhr. «Ist Knigge noch aktuell?» lautet der Titel des Vortrages, den uns Frau Dr. Myrthe Dreyfuß-Kahn, Zürich, halten wird. Wir sind sicher, daß unsere Mittwoch-Clüblerinnen sich für dieses Thema interessieren.

**Bern. WIZO. Aviv-Gruppe.** Wir treffen uns alle Donnerstag, 12. November, 20.15 Uhr, bei Frau Dr. Brunshvig, Friedheimweg 53, Bern. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen. Unser Ivrit-Kurs hat begonnen und findet jeden Montagabend um 20.15 Uhr an der Kapellenstraße 2 statt. Weitere Interessenten (auch Herren) sind herzlich willkommen. Nähere Auskunft erteilt Frau Sommer, Telephon 42 40 87. Br.

**Bern. WIZO-Ballbulletin.** Der Fernseh- und Filmstar Carmela Corren singt für Sie am Jubiläumsball vom 28. November im Hotel «Bellevue-Palace» in Bern. Da wollen Sie doch bestimmt auch dabei sein, nicht wahr?

**Bern. Stadttheater.** Das 400. Geburtsjahr *William Shakespeares* wurde im Berner Stadttheater mit einer Woche des Dichters gefeiert, die unter dem Patronat des britischen Botschafters bei der Eidgenossenschaft, Robert Spencer Isaacson, stand. Im Rahmen einer Matinée behandelte der Anglist der Universität Bern, Prof. Dr. Robert Fricker, «Shakespeares Königsdramen»; es folgten zwei Aufführungen von «König Richard II.», der zur Eröffnung der Spielzeit 1964/65 herausgebracht worden ist, dann ein glänzendes Gastspiel der Bristol Old Vic Company mit «King Henry V.» im Original und ein Vortragsabend der unvergleichlichen Maria Becker mit Shakespeares Sonetten in der deutschen Nachdichtung von Karl Kraus, umrahmt von Cembalo-Musik aus der Shakespeare-Zeit, die Silvia Kind vortrug. — Die Oper des Stadttheaters brachte Peter Cornelius' romantische Märchenoper «Der Barbier von Bagdad» (1858 von Franz Liszt in Weimar uraufgeführt) in einer wahrhaft großstädtischen Aufführung unter dem Taktstock von Max Sturzenegger und der Spielleitung von Michael Hampe heraus. In der Titelrolle des geschwätzigen Barbiers, einer berühmten Figur der Opernliteratur, feierte der Bassist Richard Bedel Triumphe, stimmlich und darstellerisch gleich hinreißend. Wendy Fine war eine zauberhaft singende und wunderschöne Margiana, Kjell Dahlström ein Nureddin von lyrischer Höchstform. In den übrigen Partien bewährten sich Sabine Zimmer, George Kroenlein, Horst Weinitschke und — last but not least — Erich Fischhof. F. G.

in einer solchen Atmosphäre konnten Sie wirken. Dort, wo es eine solche Atmosphäre gab, standen Sie, oft gegen Ihren Willen, gleich und mit Recht im Vordergrund.

Ich habe Sie in all jenen Jahren nicht ein einziges Mal beherrscht oder in einer schlechten Stimmung erlebt, die Sie an Ihren Mitarbeitern und Angestellten abreagiert hätten. Über alle Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, die ein Redaktor so oft und so zügellos über sich ergehen lassen muß, brachte Sie Ihr kluger und feiner Humor hinweg, vielleicht auch zuweilen Ihre besondere Vorliebe für Abstraktion und eine philosophisch-psychologische Durchleuchtung und Katalogisierung — sind Sie nicht der Erfinder des modernen Zettelkataloges für Bibliotheken oder haben Sie nicht zumindest ein neues System dieser Katalogisierung konstruiert? — der menschlichen Schwächen. A propos Humor: ich habe seit Ihrem unvergeßlichen

## Felix Weltsch zur Erinnerung

MB  
8. Nov.  
1974

Auch in unseren so schnell ver-gessenden Zeitläuften ist es ange-bracht, die Erinnerung an einen Mann wieder wachzurufen, der uns von Jugend an als ein Symbol für jüdische, zionistische und literari-sche Geistigkeit galt. Zehn Jahre ist es her, dass Dr. Felix Weltsch, nur wenige Wochen nach seinem 80. Geburtstage, am 9. November 1964 in Jerusalem gestorben ist. Seit seiner Einwanderung nach Erez Israel wirkte er über zwei Jahrzehnte als Bibliothekar an der Jerusalemer National- und Univer-sitätsbibliothek. Felix Weltsch kam aus Prag, und wenn man von dem „Prager Kreis“ spricht, so gilt das vor allem und in erster Reihe für die drei Lebensfreunde Franz Kaf-ka, Max Brod und Felix Weltsch. Viele Jahre war er neben seiner Tätigkeit als Bibliothekar der Pra-ger Universitätsbibliothek der be-wunderte Redakteur der Prager zionistischen Wochenschrift „Selbst-wehr“, die durch ihn und seine Aufsätze ihr bedeutsames Gepräge erhielt. Aus der relativ grossen An-zahl seiner philosophischen und zionistischen Bücher seien hier nur das zusammen mit Max Brod ver-fasste und schon 1913 erschienene Werk „Anschauung und Begriff“, sowie „Gnade und Freiheit“ (1920), das 1968 auch hebräisch vom Leo Baeck Institut und dem Mussad Bialik herausgegeben wurde, und sein Hauptwerk „Das Wagnis der Mitte“ (1936) hervorgehoben. Mit dem, ebenfalls hebräisch vorliegen-

den, Buch „Religion und Humor im Leben und Werk Franz Kafkas“ (1957) hat er einen ausserordentlich wichtigen Beitrag zur Kafka-For-schung geleistet. Ein letztes nach-gelassenes philosophisches Werk, eine Auseinandersetzung mit den Zeitströmungen, harrt noch der Veröffentlichung. Wer Dr. Felix Weltsch kannte und mit ihm in Gedankenäustausch kommen durfte, wird nicht nur das tiefe Wissen, sondern auch die adlige Würde die-ser zwar ganz bescheidenen, aber darum um so echteren Persönlich-keit nicht vergessen. Sein Anden-ken ist in einem grossen Kreis seiner Anhänger und Freunde unauslöschbar.

H.T.



## Zum 10. Todestag von Felix Weltsch

Von Sdjalom Ben-Chorin

Der Philosoph Felix Weltsch war ein Dialektiker. Das geht schon aus den Titeln seiner Bücher hervor. Das erste hieß, gemeinsam mit seinem Freunde Max Brod verfaßt: „Anschauung und Begriff“ (1913); das letzte, das noch des Erscheinens harrt, aber im Manuskript abgeschlossen vorliegt, heißt „Leid und Sinn“. Dazwischen liegen Bücher wie „Gnade und Freiheit“ (1920), und auf innerjüdischem Gebiet, eine noch heute lezenswerte Schrift „Judentum und Nationalismus“ (1920), und sein nur auf hebräisch erschienene, mit dem Ruppin-Preis ausgezeichnetes Werk: „Natur, Ethik und Politik“. An allen diesen Titeln fällt das Wort „und“ auf, welches heterogene Begriffe zu Begriffspaaren verbindet, wobei dieses Wörtchen „und“ zu einem „Wagnis der Mitte“ wird.

„Das Wagnis der Mitte“ ist ein weiteres bedeutendes Buch von Felix Weltsch, das 1965 in zweiter Auflage mit einem Nachwort von Max Brod im W. Kohlhammer-Verlag in Stuttgart erschien.

Unter Mitte versteht man nur allzuoft das mehr oder minder faule Kompromiß, aber für Felix Weltsch war die geistige, die politische Mitte ein Wagnis. Er stand den Extremen mit philosophischer und ironischer Skepsis gegenüber. Er wagte dort die Mitte zu denken, wo ein oberflächliches Denken nur ein Entweder — Oder sah. Diese Haltung kennzeichnete den Menschen Felix Weltsch nicht nur als Philosophen, sondern auch als Mitbürger, als Freund, als Zionist und aktiven Bruder in der „David-Yellin-Loge“ im Orden „Bnai-Brith“.

Ein Mann der Mitte, abhold den Exzessen des Denkens und Handelns, mißtrauisch gegenüber dem Volleendeten, offen gegenüber dem Werden. In einer Zeit des Existenzialismus bekannte sich Felix Weltsch zum Werden, sogar theologisch, wo sein Denken zum werdenden Gott hinführt. In seinem nachgelassenen Hauptwerk „Leid und Sinn“, das Max Brod als die Summe von Felix Weltschs Philosophie bezeichnet hat, wird der paradoxe Begriff des absoluten Komparative eingeführt, nicht das Gute, sondern das Bessere ist das zu Erstrebende in der uns zur



Bewährung aufgegebenen Realität. Weltsch war ein Realist, der die Welt und den Menschen so nahm, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. Aber von dieser Gegebenheit wollte er von Stufe zu Stufe höher führen, wobei das Aufsteigen selbst das ethisch Wesentliche wurde.

In seinem Wesen und Werk paarten sich Weisheit und Humor, und so war es gewiß kein Zufall, daß er, einer der intimen Freunde des Dichters Franz Kafka, ein Essay zur Deutung Kafkas überschrieb: „Religiöser Humor bei Franz Kafka“ (1948).

Felix Weltsch ist am 6. Oktober 1884 in Prag geboren. Diese Stadt formte ihn, hier studierte er Philosophie und Jurisprudenz und wurde Bibliothekar an der Universitätsbibliothek. Hier schloß er den Freundschaftsbund mit Max Brod und Franz Kafka, hier erfuhr er entscheidende Impulse von Martin Buber und Hugo Bergmann, seinen Lehrmeistern im Zionismus. Hier fand er innerlich den Weg nach Zion, den er später realistisch beschritt.

Seine Allja führte ihn nach Jerusalem, wo er wiederum als Bibliothekar an der National- und Universitätsbibliothek wirkte, die im Stefan-Zweig-Zimmer eine Memorial-Ecke für diesen unvergeßlichen Diener am Buch und am Geist

einrichtete. In Prag gab Felix Weltsch jahrzehntelang das zionistische Zentralorgan der Juden in der CSR „Die Selbstwehr“ heraus. Aufsätze, die dort erschienen sind, verknüpfte er mit Aufsätzen seines Freundes Max Brod in dem Sammelband „Zionismus als Weltanschauung“ (1925). In der Broschüre „Allgemeiner Zionismus“ (1925) gab er sein zionistisches Credo. Als Redakteur von Kongreßzeitungen trat er in lebendige Fühlung mit der Zionistischen Weltorganisation. Seine zionistische Schulung hatte er im „Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba“ in Prag erfahren. Außerhalb des zionistischen Rahmens war es der unabhängige Orden Bnai-Brith, der Felix Weltsch weite Möglichkeiten jüdischer Aktivität erschloß, ohne daß er besondere Ämter und Würden im Orden anstrebte. Als Redakteur des hebräischen Ordens-Organs „Rama“ wirkte er viele Jahre in Israel über den Rahmen seiner eigenen örtlichen Loge hinaus, der er immer mit allen Kräften seines Geistes diente. Unvergessen ist noch sein Vortrag über das Alter, das den Philosophen des Werdens als den weisen Advokaten des Alterns zeigte, als einen humoristischen Tröster, der den Sinn jeder Lebensphase zu erfassen wußte.

Felix Weltsch war ein religiöser Denker, ohne ein frommer Jude im herkömmlichen Sinne der Tradition zu sein. Aber er stieg hinab zu den Quellen des Judentums, wobei er immer wieder aus diesen Quellen für seine eigene Philosophie schöpfte. Seine Kenntnis des Hebräischen vertiefte sich in Jerusalem, so daß er in reifem Alter noch selbst hebräisch zu schreiben begann. Zahlreiche Aufsätze in der Tageszeitung „Haaretz“ und in Zeitschriften des Landes zeugten von dieser späten Frucht seiner lebenslangen Bemühung

um die Sprache seines Volkes. Die umfassende Bildung dieses Mannes wurde durch seinen musikalischen Sinn ergänzt. Er selbst spielte Geige und musizierte gern in Hauskonzerten.

Felix Weltsch blieb ein echter Repräsentant jener Prager Schule, die eigentlich gar keine Schule, sondern ein Freundeskreis war, in dem sich Männer wie Franz Kafka, Max Brod, Friedrich Thieberger, Oskar Baum und Hugo Bergmann zusammenfanden. Eine Hochblüte jüdischen Geistes, in einmaliger Verbindung mit deutschen und tschechischen Kulturelementen, ist hier entstanden. Vom Prager Kreis gingen Impulse weit über diese Stadt hinaus in die Weltliteratur — man denke nur an die Wirkung von Franz Werfel, der ebenfalls dem Kreise nahestand — und an die jüdische Erneuerungsbewegung des Kulturzionismus. Dieses Kapitel ist freilich abgeschlossen, aber das Dichterwort trifft hier in besonderem Sinne zu:

Was vergangen, kehrt nicht wieder,  
Aber ging es leuchtend nieder  
Leuchtet's lange noch zurück!

Weltsch,  
Robert  
1891-1982

1961

Weltsch, Robert



Robert Weltsch  
geb. 20. Juni 1891, Prag

## A GREAT EDITOR

7 ROBERT WELTSCH celebrates his seventieth birthday on Tuesday. This is something more than the usual septuagenarian occasion. For Weltsch has contributed more to current Jewish attitudes than almost any Jew alive, and it is not his fault that the high standards which he has set throughout his public life have not always been maintained by those who followed him. It is inevitable, of course, that one should begin with his famous editorial in the German Zionist weekly, *Die Jüdische Rundschau*, on April 4, 1933: "Wear it with pride, the yellow patch," he demanded from the German Jews. Don't hide the fact that you are a Jew, don't be ashamed and don't be afraid. This was not a courageous gesture nor an act of bravado. Weltsch was not the man to act in this way. It had a far deeper meaning which we can fully appreciate only now, in the wake of the Eichmann trial.

Weltsch knew the Germans and he knew the German Jews. He sensed intuitively back in April 1933 that the object of the Nazi drive was above all to humiliate and break the spirit of the Jews who were at their mercy. And this was Weltsch's response: whatever happens, he urged in effect, keep your personal dignity; refuse to grovel to the Nazis, for that is what they want. And Weltsch's advice was remembered with gratitude by thousands in their hour of greatest humiliation.

### NO SURRENDER TO PRESSURE

But this was only one side of Weltsch. He has many others. Probably next in importance comes the role which he played as editor of the organ of the German Zionist Organisation. He was not content to become merely the sounding board for the conflicting voices that made up German Zionism after the first World War, to remain the dull and uncommitted voice of officialdom. He was second only to Weizmann himself in evolving the remarkable alliance between the liberal intelligentsia and progressive bourgeoisie of continental Europe and the Zionist labour movement in Palestine. Supported loyally by Kurt Blumenfeld and protected by him against his attackers, Weltsch, and the *Jüdische Rundschau*, became in fact the theoretician of Weizmannism, and much more than that.



ROBERT WELTSCH AND HIS WIFE AT HOME  
*For the man with a conscience, much to be proud about*

Weltsch understood that the paper which he edited could become the decisive instrument in re-educating German Jewry and, to a considerable extent, also German Zionism. He introduced a new approach to Zionist journalism. He insisted on reporting critics as well as supporters objectively, and considering the point of view of the British Mandatory

power and of the Palestinian Arabs as much as those of the Zionist leadership. And when, in 1928, there was a swing to the Right in the German Zionist leadership, Weltsch resisted every form of pressure from the political Zionist parties in Palestine and from the new majority in his own German Zionist Organisation. Several conflicts and attempts to

WELTSCH,  
Robert  
1891-1962



*Aufbau, June 11  
1976*

## Robert Weltsch 85jährig

Als Robert Weltsch am 20. Juni 1966 ein Dreivierteljahrhundert erreicht hatte, fand im Rahmen des Leo-Baeck-Instituts in London ein kleiner Empfang statt. Damals war Professor Norman Bentwich noch am Leben, und er hielt die Laudatio auf den Jubilar: Als Gesinnungsfreund und aus langjähriger Kenntnis bezeichnete er drei Wesenszüge als für Weltsch charakteristisch: seine geistige Unabhängigkeit, die er sich sein ganzes Leben bewahrt habe, sein mutiges Verhalten in der Verfolgungszeit (wobei er auch an Weltschs aufrüttelnden Artikel "Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!" in der Berliner "Jüdischen Rundschau" vom 4. April 1933 gedacht haben mochte) und sein Wirken im Geiste menschlicher Verständigung. Dass Bentwich bei diesem festlichen Anlass auch auf Weltschs grossartigen Beitrag zu der geschichtswissenschaftlichen Arbeit des LBI hinwies, lag nahe; denn immerhin gibt Weltsch seit 1965 die "Year Books" dieser inzwischen international bekannt gewordenen Sammlungs- und Forschungsstätte heraus.

1971, zu seinem Achtzigsten, liess das LBI eine Sammlung von etwa zwei Dutzend Abhandlungen und Essays, die Weltsch in der Zeit zwischen 1916 und 1971 geschrie-

hen hat, als eine Art Querschnitt in Buchform erscheinen ("An der Wende des modernen Judentums — Betrachtungen aus fünf Jahrzehnten", Tübingen 1972).

Aufschlussreich ist Dr. Weltschs "persönliche Nachbemerkung" zu diesem Querschnitt. Zum einen streift sie kurz die Berliner Jahre 1919 bis 1938, in denen er der Chef und die Seele der "Jüdischen Rundschau", des Sprachrohrs der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, war. Zum anderen beschreibt sie die Bedeutung des Blattes in einer ganz bestimmten Hinsicht: Zwanzig Jahre lang und gegen starken Widerstand habe sich die "Rundschau", so stellt Weltsch im Februar 1972 fest, dafür eingesetzt, "die arabische Realität Palästinas zu einem entscheidenden Faktor des zionistischen Denkens zu machen". In diesem Zusammenhang spricht der verantwortungsbewusste, in seiner Meinung völlig unabhängige alte Zionist ganz allgemein von der Sorge um das politische und moralische Schicksal Israels, wie es sich insbesondere seit 1967 gestaltet hat. Wie kaum ein anderer Publizist mahnt er, wo und wann immer es ihm angebracht erscheint, zur Selbstprüfung und Selbstbesinnung; er tut das zuweilen mit einer gewissen Skepsis und selbst auf die Gefahr hin, sich unpopulär zu machen.

Wenn man von Dr. Weltschs 85 Lebensjahren, die er am 20. Juni 1976 vollendet, die Jugend-, Schul- und Studienjahre in seiner Vaterstadt Prag und dazu noch seine Kriegsdienstzeit als österreichischer Offizier "abzieht", so bleiben 60 Jahre, erfüllt von reicher, konstruktiver journalistischer Arbeit. Kontinuierlich beobachtend, mehr und mehr kritisch abwägend, hat er sich zu einer betont geschichtlich-vergleichenden Betrachtungsweise durchgerungen. Fast wäre man geneigt, zu sagen, je älter er werde, umso objektiver erscheine er in seinem Urteil über Vorgänge und Menschen. Das bezieht sich auf die Problematik des Nahen Ostens wie auf die jüdische Existenz in der Diaspora.

E. G. Lowenthal

# Wendepunkt jüdischer Geschichte

*Allgemeine*  
*25. Jan.*  
*1974*

Die Wissenschaft des Judentums — das Wort wurde 1823 von Leopold Zunz geprägt — war ursprünglich eine Erfindung des deutschen Judentums, und ihre maßgebende Sprache war das Deutsche. Das hängt zusammen nicht nur mit der zentralen geographischen Lage von Deutschland zwischen Ost und West in Europa, sondern auch damit, daß infolge der hundertjährigen Kämpfe um Emanzipation und die damit zusammenhängende Säkularisierung das deutsche Judentum im neunzehnten Jahrhundert eine Art Hegemonie in der jüdischen intellektuellen Welt ausübte, insofern eine Synthese von jüdischer und weltlicher Bildung angestrebt wurde. Ein Resultat dieses Prozesses war die damals neuartige Idee, mit modernen wissenschaftlichen Methoden auch an jüdische Materien heranzugehen, nachdem junge Juden in zunehmender Zahl an Universitäten studiert hatten. Zugegebener Weise war die Wissenschaft des Judentums im neunzehnten Jahrhundert auf einen relativ kleinen Kreis von Gelehrten und Interessenten beschränkt, aber sie hat eine über die Judenheit der ganzen Welt erstreckte Gemeinschaft bedeutender Männer geschaffen, deren Medium die deutsche Sprache war.

Wie so vieles andere, hat sich auch dies radikal geändert. Die Wissenschaft des Judentums hat weitere Dimensionen angenommen, aber das Zentrum ihrer Produktivität ist nicht mehr das deutsche Sprachgebiet, sondern das hebräische und an zweiter Stelle das englische. Über die Revolution innerhalb der modernen hebräischen Wissenschaft braucht kein Wort verloren zu werden. Aber unter den von Juden gebrauchten Fremdsprachen steht heute Englisch bei weitem an erster Stelle; das Zentrum der Diaspora ist nicht mehr Deutschland und Rußland, sondern Amerika. In den letzten Wochen sind eine Reihe hervorragender Werke in englischer Sprache erschienen, die als repräsentativ angesehen werden können für die Wissenschaft des Judentums in unserer Zeit. Es ist hier nicht die Absicht, noch besteht die Möglichkeit, auf kurzem Raum eine sachliche Würdigung dieser Gelehrtenarbeiten vorzunehmen, aber wir halten es für wichtig, dem deutschlesenden Publikum Kenntnis zu geben von diesen englischen Publikationen.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß an erster Stelle die von Alexander Altmann verfaßte neue Biographie Moses Mendelssohns zu nennen ist.<sup>1)</sup> Gilt doch Mendelssohn als der erste moderne Jude, der Mann, der Judentum und den modernen Geist der Aufklärung in Deutschland zu vereinen und auf dieser Synthese eine neue Epoche neuzeitlichen Judentums zu schaffen versuchte. Ob ihm dies in dem von ihm beabsichtigten Sinne gelungen ist, ist hier nicht zu erörtern, aber unbezweifelnd ist die Verehrung, die er in jüdischen Kreisen Europas seit dem 18. Jahrhundert genossen hat; hat man ihn doch als den „dritten Moses“ bezeichnet, neben dem Moses der Bibel und dem Moses Maimonides, der im Mittelalter einen Versuch der Synthese von Judentum und der damals in der Gelehrtenwelt vorherrschenden Philosophie unternommen hat. Altmann geht aus von der in Deutschland anläßlich des 200. Geburtstag Mendelssohns 1929 in Angriff genommenen Jubiläumsausgabe, die auf 15 Bände berechnet war, von denen jedoch nur sieben erschienen sind, da dann die NS-Zeit und die Katastrophe hereinbrach. An diesem großen Unternehmen waren eine Reihe Gelehrte der jüngeren Generation beteiligt, die von der neuen Vitalität der Wissenschaft des Judentums zeugen; die meisten von diesen sind dann nach Amerika gegangen, wo sie diese Tradition fortsetzten. Professor Altmann selber kam aus Deutschland zuerst nach Manchester und dann an die Brandeis University (USA) als Professor für jüdische Philosophie. Er hat viele Jahre dem Studium der Quellen gewidmet und viel neues Material über Mendelssohn zutage gebracht, und diese Biographie, die naturgemäß zu einem großen Ausmaß ein Stück deutscher Geistesgeschichte ist, wurde zu einem englisch-sprachigen Standard-Werk gewaltigen Ausmaßes; 900 Seiten großen Formats, mit unzähligen Noten und wissenschaftlichen Hinweisen.

In eine ganz andere Periode und in der Tat, man kann sagen: In eine ganz andere Welt, führt ein Werk, das dieser Tage in englischer Sprache erschienen ist, Gerschom Scholems „Sabbatai Sevi“<sup>2)</sup>.

Durch dieses Meisterwerk wird einer von der Wissenschaft des Judentums bisher vernachlässigten, wenn nicht verachteten Episode der jüdischen Geschichte im 17. Jahrhundert, hundert Jahre vor Mendelssohn, der ihr gebührende Platz eingeräumt. Denn die das ganze jüdische Volk in Europa und Asien zutiefst aufwühlende mystische Bewegung, die sich an den Namen Sabbatai Zewis (im Deutschen ist die Schreibung mit „Z“ und „w“ üblich) knüpft, ist bisher in ihren revolutionären nachhaltigen Wirkungen nicht erkannt worden. Scholem hat darüber vor 15 Jahren ein hebräisches Werk geschrieben, aber sich auch danach intensiv mit der Materie befaßt und so viel unbekanntes Material entdeckt, daß nach seiner eigenen Aussage die jetzige englische Fassung in vielen Punkten ein neues Buch darstellt. Faktisch hat sein Buch weitgehend einen polemischen Charakter, denn er wendet sich mit aller Schärfe gegen die bisherige Behandlung des Themas, die auf einer Mißdeutung und Verkenntung der mystischen Bewegung oder in dem Versuch, sie als unzulässige Häresie aus dem jüdischen Bereich auszuklammern, beruht hat. Scholem verspricht eine Fortsetzung, die auch die Nachwirkungen des Sabbatianismus behandeln wird, worüber er schon eine Anzahl Monographien der erstaunlichsten Art veröffentlicht hat. Es wird sich zeigen, daß der Sabbatianismus nicht nur durch seine später vom Judentum formell abgefallenen Zweige — wie die moslemischen Dönmeh oder die christlichen Frankisten — in seinen Metamorphosen und Metastasen im allgemeinen Geistesleben Gärungen hervorgerufen hat, sondern daß auch im Judentum selbst, dort wo man es gar nicht vermutet, seine Spuren bis in die neueste Zeit verfolgt werden können. Man kann vielleicht sagen, daß unterirdisch der Sabbatianismus nicht weniger beigetragen hat zur Formung des neuzeitlichen Judentums als die Aufklärung. Scholems Werk, genau 1000 Seiten, das dem westeuropäischen Leser Neuland eröffnet, liest sich wie ein spannender Roman; es rechtfertigt jedenfalls den Ruhm Scholems als größten modernen jüdischen Gelehrten unserer Tage (er ist auch Präsident der Akademie der Wissenschaft in Israel).

Eine andere Arbeit in englischer Sprache ist ein Buch des Prorektors der Hebräischen Universität Jerusalem, Jacob Katz, gegenwärtig in Harvard, USA, mit dem Titel „Out of the Ghetto“<sup>3)</sup>, auch dieses behandelt den Wandlungsprozeß des Jahrhunderts 1770—1870, der die Vorstufe zur modernen jüdischen Synthese bildet, die freilich im heutigen Schmelztigel noch unvorgesehene Formen annehmen kann. Es liegt im Wesen des von Katz behandelten Stoffes, daß in dieser Abhandlung das deutsche Judentum im Mittelpunkt steht, obwohl natürlich auch parallele Prozesse in andern Judenheiten behandelt werden. Dieses Buch, das als Titel den charakteristischen Kampfruf der Emanzipation „Heraus aus dem Ghetto!“ (der übrigens in der Frühzeit des Zionismus auch von Herzl und Nordau benützt wurde) trägt, ist eine Sequenz der Doktorarbeit des Autors, die vor 40 Jahren verfaßt und damals in Deutschland gedruckt wurde unter dem Titel „Die Entstehung der Judenassimilation in Deutschland und deren Ideologie. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt a. M., vorgelegt von Jakob Katz aus Magyargencz. Buchdruckerei David Droller 1935.“ Es lohnt sich, den ganzen Titel der Druckschrift wiederzugeben, weil es wahrscheinlich die letzte Dissertation eines Juden war, dem in Frankfurt im dritten Jahr des NS-Regimes die Doktorwürde verliehen wurde, noch dazu für ein jüdisches Thema. Freilich war er ein Ausländer. Trotzdem gehört diese Tatsache in die Reihe der Paradoxe, die vielen, denen die ganze NS-Zeit jetzt nur unter der Perspektive von Auschwitz erscheint, ungläublich vorkommt.

Robert Weltsch

<sup>1)</sup> Moses Mendelssohn. A Biographical Study. By Alexander Altmann. The University of Alabama Press, Alabama (Routledge & Kegan Paul London) 1973. 900 pp. Sponsored by the LBI.

<sup>2)</sup> Gerschom Scholem: Sabbetai Sevi, The Mystical Messiah 1626—1676. Routledge & Kegan Paul London 1973. 1000 pp. (The Littman Library of Jewish Civilization.)

<sup>3)</sup> Jacob Katz: Out of the Ghetto. The Social Background of Jewish Emancipation 1770—1870. Harvard University Press Cambridge Mass (USA) 1973. 271 pp.



## INFORMATION

ISSUED BY THE

ASSOCIATION OF JEWISH REFUGEES IN GREAT BRITAIN

Robert Weltsch

## STEEP ROCKY PATH TO PEACE

## Holy Days Between Anxiety and Hope

London, 12 August

A New Year, as conceived in the Jewish calendar, together with the Holy Day month which stands on its threshold, is understood in the first place as a sacral occasion of religious and moral significance. It is devoted to meditation on Man's position in Time, his ever present confrontation with the mysteries of Being and Waning; an admonition to Man and to the Collective to account for his own actions under the aspect of a moral law miraculously embedded in human consciousness, a phenomenon comparable only to the starred sky above me, in Kant's felicitous formulation.

In perfect logic the feast of Rosh Hashanah, the Day of Remembrance, is followed closely by Yom Kippur, Yom ha-din, the Day of Judgement and Atonement. It is an idea of awe-inspiring grandeur and the fact that we know of this common experience of the Jewish People wherever they may be in their dispersion, is one of the links that hold "This People" (as Leo Baeck simply called it) together; paradoxically including even those who think of themselves as irreligious or agnostic, but cannot be indifferent to the inescapable facts of human fate.

It is, however, no wonder that apart from its metaphysical dignity a New Year reminds us also of its secular implications. Certainly this is the case in popular behaviour and custom. It may not be an error to assume that the usual salute of "shanah tovah", continually heard in these days in the streets of Israel, and possibly—though less ubiquitous—also elsewhere, is to be understood as a good wish for success and happiness. This applies to the person to whom it is directed as well as to the Jewish people as a whole. This year's Holy Days, alas, are inevitably clouded by the thoughts of the sad events of the last Yom Kippur which implanted into our vocabulary the frightening and absurd phrase "Yom Kippur War"; a tragedy which brought deep sorrow to many families and also a staggering psychological blow to the whole people. We still live in the shadow of these events and, moreover, in uncertainty about the future. So it is only natural that we feel urged to muse on the change of conditions which we can observe in the world in which we have to live.

It is generally acknowledged that this war in Israel was an event of more than local importance, not only because of the—for many surprising—revelation of the world-wide importance of the Middle East, demonstrated in the most prosaic but also most tangible manner by the oil revolution with all its consequences, but also because it gave an impulse to many statesmen and commentators to reflect on the turn which has been exposed in different fields. It is characteristic that

Alistair Buchan in the preface to his book *The End of the Postwar Era* which dwells on the profound changes that justify speaking of a "new era", explicitly says that the book was in print when the war in Israel started and therefore could not comment on its lessons pertaining to his subject. Buchan, as former Director of the Institute for Strategic Studies, is mainly interested in forms of warfare and use of modern armaments; these and related matters have an impact on the international structure which, according to Buchan, now supersedes the bi-polarity of the hitherto Two Super-Power balance. It is impossible to enlarge here on the obviously fateful conclusions which Professor Buchan discusses in his treatise. But his own confession that the October War 1973 had consequences in many respects "in a way which neither I—nor as far as I know anyone else—had foreseen", and his indication that this latest experience would have been apt to modify some of his statements, is in itself a contribution to the evaluation of this unexpected historical happening.

In any case, in such delicate situations which reflect the 20th century post-war "One World"—where no "local" conflicts are likely to remain without world-wide repercussions—every single government has to know that from the point of view of world powers other considerations may outweigh its own, unless it takes full account of the new framework. Another inference is that "the world" cannot afford to tolerate local wars as in Israel or Cyprus because of the steady danger of Super Power collision which could set the whole globe ablaze.

All this is well known but it has not yet penetrated the consciousness of peoples who are sometimes tempted to behave in what they regard as purely national matters according to their own will, and even to go to the brink of war—or to plunge into war itself. Although the power setting which characterized the principal part of the post-war era, namely the forming of two opposed camps—initially called the "socialist" and the "Free World" respectively—with the theoretically uncommitted "Third World" in between, is no longer valid, after such power centres as China, Japan, the two Germanies, etc., have emerged, and most countries have now committed themselves in various forms, the political and military position of small and unstable countries has been drawn still more into question. While the number of new states resulting from decolonisation multiplied, their internal difficulties, their dependence on Great Powers and the worries with dictatorial and often inhuman

\*Alistair Buchan, *The End of the Postwar Era. A New Balance of World Power*. Weidenfeld and Nicolson, London 1974. 347 pp. £4.25.

regimes stood out. It also dawned on many observers that the crises created by the dissolution of the Austro-Hungarian and Ottoman Empires after 1918, and of the British Empire after 1945, have actually not been overcome; while the Russian Empire withstood inner pressures and held its dependencies in an iron grip though professing the contrary.

In 1917, Lenin was one of the first to proclaim the principle of self-determination of nations, at a time when the same parole was voiced by President Woodrow Wilson (who also said this would have to be a result of "the war to end all wars"). Yet, later this liberal approach was abandoned in Soviet Russia, and the idea of socialism was used to camouflage the building up of an autocratic empire, in many respects similar to the pre-1914 Russia. Those who had followed the opposite course are completing today, whether they did not go to in the application of self-determination, there is no way of return.

## Pitfalls of Self-Determination

As a matter of fact the principle of self-determination was not always deemed identical with national sovereignty. This seemed impracticable in areas of nationally mixed populations. When Kari Renner, the Austrian Socialist (and later President of Rump Austria), published his book on *The Right to Self-Determination of the Nations* only nine months before the end of the war, he was suggesting an administrative reform by which nationalities would be given full autonomy within the framework of a multi-national democratic state which could continue its function as a European Great Power. This appeared as a necessity in order to avoid a power vacuum and new bitter strife.

It was evident that in mixed areas the creation of new states on the basis of nationality was bound to engender more problems than it would be able to solve. Old wrongs would be perpetuated and multiplied. Therefore, these advocates of self-determination based their argument on the principle of differentiation between State and Nationality. The State, by common consensus, would have to act as an entity within the international power structure, while the nation as a community of persons would conduct its own affairs, primar-

\* Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, in besonderer Anwendung auf Oesterreich. Leipzig und Wien 1918. (Renner had voiced his ideas already 25 years earlier in a pamphlet under a pseudonym.)

Continued on page 2, column 1

The Executive Committee of the  
ASSOCIATION OF JEWISH  
REFUGEES

wishes all members a  
VERY HAPPY NEW YEAR  
and thanks them for their continuous  
support.



## PATH TO PEACE

Continued from page 1

ily education and culture as well as local administration. This would have been in accord with Lord Acton's, the famous English liberal historian's, definition that those States are best which include distinct nationalities without oppressing them. The English historian George Macaulay Trevelyan who studied at Trinity College, Cambridge, when Acton was teaching there, says in his autobiography (published in 1949), he remembers Acton's saying that states based on the unity of a single race, like modern Italy and Germany, both established in the 19th century, would prove dangerous to liberty. "I did not see what he meant at the time", Trevelyan states, "but I do now!"—Indeed, we all know it now!

So some of us doubt whether it was wise policy to make nationality the very criterion of the new states which were the result of de-colonisation, and in this way to contribute to the deification of nationality or tribe as the greatest good to which all other considerations have to be subordinated. In our days this new "religion" has led to tyranny and genocide and in any case to the raising of walls of hatred and to unawareness of real practical common interests.

### Land of Two Peoples

These reflections may seem a deviation, but actually they touch on what is at the root of the rising confusion in national affairs everywhere, also in what was once Mandatory Palestine. The idea that this problem can be treated solely on the basis of exclusive nationalism and monolithic statehood is creating mortal hostility between neighbours who could share an interest in and genuine love for a country where both have to live. Something similar is behind the conflict in Cyprus whose bloody concomitants we have just witnessed. It is this which some of the founding fathers of Zionism feared and wanted to avert; not by chance Theodor Herzl in his last book, the utopian novel *Altneuland* (1904), rejected even the name of "State" as description of the future Commonwealth of Palestine which had to be the fulfilment of the plan originally outlined in his first booklet *Der Judenstaat* (1896).

At the end of his life Herzl stressed two basic demands. One was the form of collective life in future Palestine, called "The New Society", based on complete equality not only of individual citizens, but also of all national or religious communities. The second was the full employment of modern technique (in 1904 still far behind 1974) for the sake of transforming the then very backward, neglected and contaminated land with its swamps and deserts, so that thanks to the knowledge and effort of the Jews it would create plenty of living room for new settlers in addition to the existing population. Looking back, we see that much of the second postulate has been achieved in the last fifty years; from what appeared to Herzl as the first requirement, however, we are farther remote than we were at his own time.

Can this be remedied? This question of destiny will emerge as the main point during the next phase of the present attempt at Israel-Arab negotiations. Though the delicate disengagement agreements, achieved in the last months chiefly thanks to the personal effort of Dr. Kissinger, are an important step forward, they concerned purely military matters in relation to the neighbouring states with which Israel had been at war. The inhabited Arab territories which once formed part of Palestine will be on the agenda only at

the next stage. In fact, this is the central problem from the political, moral and psychological point of view.

It takes us back to the past and reminds us of events, which for years have troubled the conscience of many Jews, many Zionists and many Israelis and sometimes burst into the open in memorable pieces of Hebrew literature written mostly by young Israelis ("Sabras"). Officially all this was ignored or repressed ("verdrängt", in Freudian terminology), most evidently in the last period of the Golda Meir era. Yet, during the few weeks after the forming of the new government in Israel, there occurred a sudden *volte-face*, when gradually the importance of the "Palestinian" question began to be stressed from many sides and the Israel media and press no longer avoided this subject. Even the Knesset had to devote a special session to it.

At the moment of writing it is almost commonly agreed that the tackling of the problem of two nationalities living in one territory—which was also the background to all partition plans from 1937 onwards—is the most urgent and decisive task of the new government. It is obvious that it is not solely in the hands of the nations concerned, in spite of the pompous terminology of self-determination. It is also dependent on the attitude of the super-powers. Characteristically enough, the first steps in this procedure are not made in Jerusalem or Amman; a steady procession of statesmen and envoys is flowing to Washington, while the so-called Palestine Liberation Organisation is opening an office in Moscow. One also has to be on guard against the outbursts of interfering Arab nationalism outside Palestine. During the last years, the now mighty organisations of exiled Palestinians, whether one calls them refugees or terrorists, stole the limelight although they are a minority and certainly not the most constructive sector of Palestinians. Some of us think that their publicity successes are an outcome of the mishandling of this problem by Israel from the days of Ben-Gurion onward. (This was foreseen, e.g., by our friend Georg Landauer, an ardent Zionist, in 1946 to 1948, in his passionate criticism of Ben-Gurion.)

### The Refugee Problem

The long sad story cannot be unrolled here. The removal of masses of people who were born in Jaffa or Acre or Jerusalem etc., and their accommodation in miserable camps almost in full view of their former decent dwellings now occupied by newcomers, their forcible exclusion from the country, and the growing up of a new Arab generation under such conditions and under UNRWA protection was dynamite likely to explode at a given moment. The influence of so-called revolutionary doctrines—emerging in this age in many parts of the globe—could not be kept away. In spite of the warnings of men like Martin Buber and his followers, the "Ihud" circle in Israel and also some independent "lone wolves", there was on the official level no inclination to appreciate fairly the case of these people.

As time advanced, together with frustration also radicalism grew in the camps. Moreover, benevolent but not well-reasoned relief measures adopted under U.N. auspices mainly on American initiative and with American money, provided only a palliative with many pitfalls. Comparing, for instance, the number of Palestinian inhabitants at the time of the Peel Report and of a later census with the numbers quoted thirty years later, one is often tempted to ask how the figure had grown so strikingly. It seems that no great care has been applied to the computation of these lists or that to be registered as a Palestinian refugee under UNRWA protection became a sort of desirable promotion for a certain category

of people who had always lived under miserable conditions.

This is not a new phenomenon, especially after the chaos caused by a war. We all remember the conditions of post-war 1945 Europe, when many Jews wanted to be registered as Displaced Persons and to be provided for by UNRRA, although they did not meet the juridical requirement. It is also not uncommon that in such circumstances huge frauds can be committed in the manipulation of lists and the distribution of rations, a not negligible source of profit for the inhabitants while the authorities turn a blind eye. Such "open secrets" may be revealed at a certain stage and may create difficulties, but after the passing of time there is hardly a remedy. As to the original number of *bona fide* refugees, I should like to point to the careful calculations which Dr. Pinner of Birmingham published a long time ago.

This is perhaps a side issue though liable to complicate things. The principal fact is the powerful myth of the lost homeland which, owing to permanent indoctrination and absence of any other occupation, developed with the Arabs in a much shorter time than the 1,800 years which had to pass between the expulsion of the Jews and the first Zionist Congress.

These Arabs are talking about their right to "the whole of Palestine" in the same way as Jewish extremists, who recently had to be prevented by the Israel Government from staging an unauthorised settlement on Arab soil, talk about the Jewish claim to "Eretz Israel hashlemah" (The whole of Biblical Israel). Yet, in view of the position of 1974, both of these demands are unattainable and only apt to lead to another blood-bath. Of this danger King Hussein and the mass of comparatively peacefully living Arabs in the West Bank territory and the Gaza strip are certainly aware, even if they cannot speak out at this juncture. A new blood-bath is a prospect that the great majority of Israelis and of the Jewish people also abhor.

Nevertheless, with the Holy Days approaching, tension is again spoken of in Israel; the recurring bellicose speeches of Arab leaders are now taken more seriously, after last year's experience. There is talk of the possibility—some say probability—of a new war within months, a kind of anti-climax to the relief felt after the disengagement pacts of Dr. Kissinger's invention. Israel's protector, America, is involved in domestic troubles. Israel has a new military establishment, most leading posts are newly filled; there is much sabre rattling, and too many speeches are made by military leaders. To a layman, who has no expert knowledge of the uncanny weapons described and pictured, it seems uncalled for to discuss in public technical military questions or the dilemma whether Israel should start a preventative war in order to anticipate an enemy attack on three fronts simultaneously. We must assume that such warnings are intrinsically moves in a war of nerves, also intended to deflect citizens from their disregard for the necessity of changing their careless way of life in view of approaching austerity.

The present generation has had enough of the 60 Years' War whose first phase started in August, 1914, its second phase 35 years ago this month. Both dates are linked in our memory with the Jewish Holy-day season. There is no escape from the fact that nations which are threatened must be prepared for defence; but at the same time they have to try all means to avoid the horrors of war. On these Holy-days we hope that wisdom and moderation and the wish for self-preservation will prevail. This, however, can happen only if all nations, great and small, are willing to contribute their share.



See also: Siegfried Moses;  
"Guardian of Our Heritage"

A.J.R. Information,  
March 1974

**EXPRESS TOURS LTD.**  
Das REISEBÜRO mit der  
individuellen Bedienung -

Tel-Aviv, Mendelestr. 9  
(Ecke Ben Jehudastr.)  
Tel. 235695

Jerusalem, Hillelstr. 10  
Tel. 232102

In der Leitung:  
SIGI GROSS

Dr. M. Gruenewald  
18, Haran Circle  
MULLBURN, N.J.  
U. S. A.

RETURN

דמי החזרה  
מוכסחים  
1480 ת.ד. ת"א

P.P.  
יכ-יפו  
Tel-Aviv  
18

עמותת של ארגון עולי מרכז אירופה

Wochenzeitung des Irgun Oley Merkaz Europa

Tel-Aviv • P.O.B. 1480 • Jahrgang XLIII • Nr. 12/13 • Preis IL3.— • 26. März 1975 • ג'ניסר חט"ה

**ROBERT WELTSCH**

## Israel und Mizrajim im Wandel der Zeiten

Trotz allem — trotz allem ist wieder Pessach! Seit dem frühesten Dämmern historischer oder mythischer Überlieferung besteht ein geheimnisvoller Schicksalszusammenhang zwischen Israel und Mizrajim. Wer in diesen heutigen Tagen am Morgen die Zeitung aufschlägt, sucht zunächst zu entdecken, was der jetzige Pharao gesagt hat, und wie die Aussichten sind für eine erträgliche Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern und damit für die nächste Zukunft des ganzen Gebietes, in dem sich einst die Erzählungen des Buches Exodus und der Hagada abgespielt haben sollen. Wir haben gelernt, den Zeitungen und den widerspruchsvollen Erklärungen sogenannter Staatsmänner nicht zu trauen. Heutige Minister reden zu viel, und nicht immer sehr Kluges, und wir sehnen uns nach Menschen wie Moses, der, ägyptisch erzogen, schwer von Zunge war. Wir haben auch ein gewisses Misstrauen gegen die wörtliche Hinnahme der Erzählungen der Bibel, die gewiss nicht als Geschichte im Sinne der modernen historischen Wissenschaft beabsichtigt waren oder verstanden sein wollten. Vieles erzählt uns die Bibel überhaupt nicht über das Leben im vielleicht nur symbolisch gemeinten Aegypten der dunklen Vergangenheit; der Erzähler verbirgt gar nicht, dass seine Darstellung tendenziös ist. Die Schwarz-Weiss-Malerei, die einem modernen Informationsminister Ehre machen würde, ist gewiss nicht wörtlich zu nehmen. Manchmal sickert ja auch etwas Gutes unversehens durch über das Verhalten des

### Gedanken zu Pessach 5635

Gegners. Schliesslich erfahren wir auch, dass die Kinder Jacobs in Zeiten der kanaanitischen Hungersnot um Hilfe bittend nach Aegypten gekommen sind und dort gut aufgenommen wurden, ihre Säcke mit Korn füllen durften, und dass der Hebräer Joseph zum Ernährungsminister des Gastlandes avanciert war. Die eigene Partei des Exodus-Erzählers, der „Erew raw“, bestand auch nicht aus reinen Engeln. Immerhin, das Gleichnis, um das es geht, und um dessentwillen wir Pessach feiern, wird klar herausgearbeitet. Dies ist es, was, endlos diskutiert und kommentiert, in der Ueberlieferung und im Bewusstsein durch Jahrtausende weitergewirkt und die Mentalität von Generationen mitgestaltet hat, und nicht nur bei den Juden.

Mythen sind oft mächtiger als wirkliche Geschichte, da es ja ohnedies sich nicht immer genau feststellen lässt, „wie es eigent-

lich gewesen ist“. Das Volksbewusstsein sucht sich aus der Masse das zum Dramatisieren aus, was es für eine bestimmte psychologische Wirkung braucht. Krasse Gegensätze von Unterdrückung, Bosheit und Tücke auf der einen Seite, Tugend und Sehnsucht nach Freiheit auf der anderen Seite, um der entscheidenden Pointe willen: „me-avduth le-cheruth“, aus Sklaverei zur Freiheit, um die Folie zu haben, den Hintergrund, von dem aus sich erst das wahre Problem erhebt, nämlich was anzufangen ist mit der Freiheit; das ist das Problem nicht nur der antiken Juden, nicht nur der heutigen Juden, sondern der Menschheit überhaupt, in allen ihren Verzweigungen. Dazu sagt uns die Bibel so manche zeitlose Wahrheit. Zu nationaler Ueberhebung ist da auch bei raffiniertester Deutung kein Platz.

So ist im Zuge der Zeiten die Polarität von Aegypten und Is-

rael ein Motiv geworden, über das man viel reden kann, und auch am Seder-Abend viel reden soll, denn wer darüber am meisten redet, wird gesegnet („harej seh meschubbach“). Allerdings wird nicht immer viel Gescheites geredet, sondern auch viel Banales und Irrelevantes. Denn der Mensch, auch der so „progressive“ moderne Mensch, ist nicht immer der Aufgabe gewachsen. Ein neuer James Joyce könnte den alten Mythos in modernem Gewand umdichten, wie er es mit Ulysses getan hat: das Allgemeingültige hervorholen. In unserer Zeit freilich, per tot discrimina rerum, ist die Verklammerung von Aegypten und Israel höchst aktuell; das gibt auch zum Ueberdenken und zur Selbstprüfung genug Stoff, mehr als wir imstande sind zu überschauen, noch dazu an einem kurzen Seder-Abend. Unsere eigenen Erfahrungen mit Katastrophen und Kriegen, das Leben in einer Welt von Grausamkeit und Feindschaft, das Suchen nach einem Ausweg, ist ein unendliches Thema. In der ungeheuren immerzu wachsenden Literatur über den Mittleren Osten gibt es ein Fülle von Dingen, an die anzuknüpfen sich lohnt, und die helfen, die Situation zu klären im Spiegel der jüngsten Ereignisse und im Rahmen der in diesem Jahrhundert durch den Zionismus in Gang gebrachten Entwicklung.

Im Altertum war das Land Israel immer wieder ein Spielball im Kampfe der Grossmächte. Dies wurde im 19. Jahrhundert, in den Tagen des Niederganges der seit vier Jahrhunderten herrschenden Grossmacht, des Ottomanischen Reiches, und der Geburtswehen einer Neuordnung, wieder die beherrschende Konstellation. Sie

(Fortsetzung umseitig)

#### AUS DEM INHALT

<b>HUGO BERGMAN :</b>	Jehuda Leib Magness — der erste Präsident der Hebräischen Universität
<b>JOSEPH CANAAN :</b>	Die grosse Steuerreform
<b>EBICH GOTTGETREU :</b>	Die Sederabende des jungen Lassalle
<b>PETER GRADENWITZ :</b>	Zum Schaffen Arnold Schönbergs
<b>KURT KANOWITZ :</b>	Zwischen Feinden — Ein israelisch-arabischer Dialog
<b>GERDA LUFT :</b>	Landwirtschaft und Mangelwirtschaft
<b>PINCHAS ROSENBLÜTH :</b>	Ein Gedenkbuch des bayrischen Judentums
<b>ERNST SIMON :</b>	Freud und Moses
<b>ABRAHAM TOBIAS :</b>	Moses Hess — Zur 100jährigen Wiederkehr seines Todestages
<b>ROBERT WELTSCH :</b>	Israel und Mizrajim im Wandel der Zeiten
<b>HENRI ZOLLER :</b>	Das Zeitalter des Kalten Krieges

**MB**

Die nächste Ausgabe der „MB“ erscheint am Freitag, den 4. April.



## Israel und Mizrajim im Wandel der Zeiten (Fortsetzung)

wurde in krasser Weise offenbar, als das Zeitalter der Weltkriege begann. Über eine der Facetten dieses Ringens berichtet ein eben erschienenenes, einer Episode des Zweiten Weltkrieges gewidmetes Buch, an das hier angeknüpft werden soll: Iraq and Syria 1941\*. Der globale Konflikt spielte sich damals zwischen England und der faschistischen Berlin-Rom-Achse ab; heute schwelt er zwischen Washington und Moskau.

★

In diesen Rahmen sind der Zionismus und Palästina eingespannt. Die zionistische Theorie hat es niemals über sich gebracht — und konnte sich das auch infolge ihrer strategischen Konzeption nicht leisten —, das politische Grundproblem, mit dem es der Zionismus seit 1917 zu tun hatte, in seiner echten Proportion zu sehen. Darum war die Verlockung so gross, die Realität Palästinas nicht zu würdigen, noch weniger die zionistische Praxis aufzubauen auf deren elastischer Interpretation statt auf der abstrakten Romantik der europäischen Galuth-Müdigkeit. In Wirklichkeit drängte sich die Einsicht auf, dass jede Grossmacht — und eine solche war ja unvermeidlich zu jeder Realisierung erforderlich — die tatsächlichen Verhältnisse des Landes als Ausgangspunkt der Aktion betrachten würde. Herzl sprach davon, dass die Judenfrage „im Rahmen der Kulturvölker“ gelöst werden müsse; später ging er zu allen möglichen Herren der Welt, vom deutschen Kaiser bis Joseph Chamberlain und dem Papst. Als der Erste Weltkrieg kam mit seinen grossen Chancen, erfasste Weizmann den einzigartigen Moment und erreichte die Unterstützung von Balfour und Lloyd George, d.h. des repräsentativen England von damals. Dass die englischen Staatsmänner 1917 meinten, ein „jüdisches Nationalheim“ (der Name war, wie übrigens auch im Basler Programm, mit Absicht vage gewählt), sei für England, damals die grösste Weltmacht und zugleich Träger des liberalen Geistes, ein gewaltiges moralisches Aktivum und würde zugleich ein im Rahmen des Imperiums politisch, ökonomisch und vielleicht sogar strategisch nützliches Glied sein, kann aus der oft zitierten damaligen Literatur ausgiebig belegt werden. Es liegt im Wesen solcher grandioser Ideen, dass sie aufgeschlossene führende Menschen begeistern, ohne dass man im Drange der Geschäfte sich mit Einzelheiten befassen kann.

So ist es nicht zu verwundern, \* Geoffrey Warner: Iraq and Syria 1941. David-Poynter London W.C.2.

dass die eigentliche Konfrontation erst 1918 begann, als die zionistische Kommission nach Palästina kam und das wirkliche Land, seine Bevölkerung und seine englische Militär-Verwaltung vor sich sah. Inzwischen war das nationale Prinzip als herrschend proklamiert worden. In dem Raum des alten Österreich wurde von den siegreichen Alliierten das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung verkündet, im Orient haben die Engländer die „nationale“ (cum grano salis) Revolte der Wüstenaraber im Hedschas gegen die Türken, ihre Oberherren, angezettelt; jeder nationalen Gruppe im Lager der Kriegsgegner (natürlich nicht im eigenen Lager) wurde Unabhängigkeit und ein Staat versprochen. Im eroberten Palästina hatten die englischen Generäle und Administratoren wie überall mit den Vertretern der lokalen Bevölkerung zu verhandeln und waren veräutzt, nun noch eine andere nationale Gruppe vor sich zu sehen, die zwar nicht einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung ausmachte, aber den Wechsel der Balfour-Deklaration zur Einlösung vorwies. So kam es, dass nicht nur die um ihre Position fürchtende Bevölkerung, sondern auch die imperialen Verwalter den Ansprüchen der Neukömmlinge nicht freundlich begegneten.

Dieser Antagonismus blieb von da an der entscheidende Grundfaktor im Leben des Landes. Es führte zu den uns allen bekannten periodischen Explosionen. Der innere Widerspruch des Mandates, das den Juden das Nationalheim und zugleich der Landesbevölkerung Selbstregierung versprach, der auch

von der Mandatskommission des Völkerbundes festgestellte „Dualismus“ des Mandates, machte die Durchführung allmählich unmöglich. Schon 1922 haben die Engländer in dem sogenannten Churchill White Paper die Richtlinien dargelegt, nach denen die Entwicklung Palästinas vor sich gehen soll. Die zionistische Exekutive, sogar einschliesslich Jabotinski, hat dieser Interpretation formell zugestimmt, aber sie wurde nicht ihre massgebende Richtlinie. Fünf Jahre nach der Balfour Deklaration hatte die Erfahrung gelehrt, dass nur bei ständiger Berücksichtigung der Landesbevölkerung die Errichtung des jüdischen Nationalheims vor sich gehen kann. Im tiefgehenden stürmischen Wechsel aller Dinge, — Hitler, Weltkrieg, Auschwitz, Aufstände und ebenso Peel Commission, Teilungspläne, Weissbuch 1939, illegale Immigration, Exodus, jüdischer Terror, UNO — Resolution, Judenstaat, Kriege — in all diesen Stadien musste man zuletzt erkennen: „Plus ça change, plus c'est la même chose“.

Solange auch England unter wechselnden Regierungen das Mandat aufrecht zu erhalten versuchte, konnte niemals die arabische Seite unberücksichtigt bleiben. Dies zeigte sich die ganze Zeit, mit all den königlichen Untersuchungskommissionen und Weissbüchern, bis — am deutlichsten — am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, angesichts der faschistischen Weltbedroher, als England mit der ganzen arabischen Welt im Rücken des Weges nach Indien rechnen musste. In dem oben genannten Buche über „Iraq und Syria 1941“, das die allen

über 50 Jahre alten Palästinensern bzw. Israelis erinnerlichen Ereignisse jenes Jahres behandelt, werden die Intrigen dargestellt, die damals von Nazi-Agenten in der arabischen Welt, vor allem in Bagdad, gesponnen wurden. Inspiriert durch den Mufti von Jerusalem, knüpften die revolutionären anti-englischen Araber Beziehungen mit den Achsenmächten an, um mit deren Hilfe England zur Aufgabe der pro-jüdischen Politik zu zwingen. Das war die Zeit, als nach dem Fall von Frankreich England im Kampf gegen Hitlers Macht völlig allein stand, der europäische Kontinent westlich von Russland in Hitlers Hand war, in Syrien der Statthalter der Hitler untergebenen Vichy-Regierung waltete, und das Randgebiet des östlichen Mittelmeeres, mit dem damals englisch beherrschten Kairo als Mittelpunkt, zum Hauptkriegsschauplatz geworden war. Seit unvordenklichen Zeiten war Bagdad der Gegenspieler und Rivale von Kairo. Nun kam am 2. April im Irak der achsenfreundliche Raschid Ali zur Macht. Seine Popularität verdankte er seinem Kampf gegen Englands Palästina-Mandat. Fast gleichzeitig erfolgte Hitlers Offensive gegen den Balkan (Jugoslavien und Griechenland), die Eroberung Kretas (mit der Bedrohung Ägyptens), der Druck auf die Türkei. Von Indien erklärte General Wavell, er könne keine Hilfstruppen nach Irak entsenden. Die Sorge um Petroleum spielte auch damals schon eine grosse Rolle in allen Kalkulationen. Franklin Roosevelt gab zwar Churchill Waffen und gute Worte, aber eingreifen in den Krieg konnte oder wollte Amerika nicht, bis es im Dezember 1941 durch den japanischen Überfall auf Pearl Harbour dazu gezwungen wurde.

Geoffrey Warner bringt so gut wie keine Dokumente, die nicht schon aus anderen Quellen bekannt sind, vor allem aus den in England in den fünfziger Jahren herausgegebenen dicken Bänden von Dokumenten der deutschen Aussenpolitik und den vielen Memoirenwerken, aber durch geschickte Gruppierung erzeugt er ein eindrucksvolles Bild, um zu beweisen, dass Hitler, wäre er nicht schon zum Überfall auf Russland im Sommer 1941 (um dem Winter zuvorzukommen) fest entschlossen gewesen, den Mittleren Osten hätte überrennen und dadurch den Engländern eine entscheidende Niederlage bereiten können, was auch die Haltung zu Russland völlig verändert hätte. Theoretisch drohte eine Einkreisung der englischen Position, eine Zangenbewegung gegen Ägypten und Palästina vom Westen und vom Norden her. Solche Pläne bestanden in Berlin, aber Hitler selbst wollte erst nach Moskau. Manche hochgestellte militärische Ratgeber Churchills sprachen schon von der Notwendigkeit der Preis-

(Schluss S. 18)

 DR. HURWITZ LTD.  
Tourist & Travel Agency

**Neue Adresse:**  
**Allenby Road 113**  
**Tel Aviv, in der Passage**

**FREIES PARKEN**  
**in der Hamashbir Garage**  
**im Hassneh Gebäude, Yavneh st.**

**Tel. 621351, 614025 Telex 2113**



## Israel und Mizrajim im Wandel der Zeiten (Schluss)

gabe des Mittleren Ostens, um wenigstens die damals von Streitkräften entblösten englischen Inseln vor der Invasion zu retten und im Fernen Osten den auf lange Sicht lebenswichtigen Flottenstützpunkt von Singapore zu verteidigen. Am interessantesten ist ein bei Warner abgedrucktes Telegramm Roosevelts an Churchill vom 1. Mai 1941, worin er sich für englische Hinhalte-Aktionen in Griechenland und anderen Teilen des östlichen Mittelmeers ausspricht, dann aber fortfährt: „Wenn noch weitere Rückzüge nötig werden, dann sind sie Teil eines Planes, der die britischen Verteidigungslinien verkürzt, die Linien der Achsenmächte aber weit ausdehnt, und den Feind zwingt, grosse Mengen an Mann und Ausrüstung aufzuwenden. Ich bin überzeugt, dass sowohl hier als auch in Britannien die öffentliche Meinung in steigendem Masse versteht, dass sogar wenn Sie sich vom östlichen Mittelmeer noch weiter zurückziehen, Sie kein grosses Debakel oder Unterwerfung zulassen werden, und dass in letzter Analyse die Flottenkontrolle des Indischen und des Atlantischen Ozean zur gegebenen Zeit den Krieg gewinnen wird“.

Diese Argumentation, mit der Idee einer Preisgabe von Ägypten und Palästina an Hitler, hat Churchill heftig zurückgewiesen. Aber stellen wir uns vor, was geschehen wäre, wenn er in der damals fast verzweifelten militärischen Situation dem Rate Roosevelts gefolgt hätte! Roosevelts Abgesandter Harry Hopkins hat im Juli in London nochmals dargelegt, dass das englische Festhalten am Middle East ein Irrtum sei; die Entsendung von Verstärkungen dahin bedeute „Schneeberge ins Feuer werfen“; lieber solle man die Tanks in Amerika lassen, statt sie so sinnlos zu opfern.

Zum Schluss setzte Churchill seine Ansicht durch. Hitlers Überfall auf Russland änderte ohnedies die ganze Situation und machte im Laufe eines Jahres den Befreiungsfeldzug von El Alamein möglich. Aber es ist nicht belanglos, sich zu erinnern, dass um die gleiche Zeit in Amerika von zionistischen (revisionistischen) Extremisten eine wüste anti-englische Agitation geführt wurde unter Ausnützung des in Amerika noch von seiner eigenen Revolution von 1772 her glimmenden England-Hasses. Noch heute wird in England zuweilen der Ausspruch eines amerikanischen jüdischen Publizisten zitiert: „Wenn immer ein englischer Soldat (von jüdischen Terroristen in Palästina) ermordet wird, ist das ein Feiertag für mein Herz.“ Dafür haben wir uns zu schämen.

Richtig ist, dass während des Krieges und auch nach dem Krieg die englischen und amerikanischen Interessen keineswegs identisch wa-

ren. Das drückte sich auch aus in der Behandlung des Palästina-Problems. Amerika, gedeckt durch anti-kolonialistische Rhetorik (1772-er Ursprungs), wollte England aus dem Mittleren Osten verdrängen. Dabei war es bereit, mit Russland zusammen zu gehen. Das lag in der Richtung der Konferenz von Jalta. Solange Amerika keine eigene Verantwortung übernahm und keinen einzigen Soldaten zu schicken bereit war, konnte es auch, besonders in Wahlzeiten und in der Ära Truman, mit Versprechungen und mit Empfehlungen an Englands Adresse freigebig sein. Das war für Israel günstig, aber es war das grosse Ärgernis für Bevin, der nach dem Krieg versuchte, innerhalb der damals gegen Russland aufgerichteten Front einen Vertrag mit Irak, dem unter Nuri Said noch pro-westlichen Staat, zustandezubringen. Der schon unterschriebene Vertrag von Portsmouth (1948) wurde wegen der Teilung Palästinas durch anti-englische Aufstände im Irak vereitelt. Ob Bevin's Politik von seinem Standpunkt sinnvoll war, steht hier nicht zur Debatte. Die westliche Politik des kalten Krieges war besessen von dem Wunsch, einen cordon sanitaire um die Südgrenze Russlands zu legen, und der sogenannte Bagdad-Pakt (1955) bildete da ein wichtiges Bindeglied. Zu dieser Ansicht hat auch Amerika sich später bekehrt. Dass auch das zum Schluss anders kam, gehört auf ein anderes Blatt.

Was diese Ausführungen zu zeigen bestimmt sind, ist die Tatsache, dass für jede Macht, die mit dem Mittelost-Gebiet direkt zu tun bekam, die arabische Landmasse und deren Bevölkerung ein ausschlaggebender Faktor war, der bei der Behandlung des zionistischen Problems in Kalkül gestellt wurde. Daran hat sich nichts geändert. Zwar gab es nach Gründung des Staates Israel zuweilen enge Beziehungen zu anderen Mächten, die selber im Konflikt mit dem Arabern waren, aber dies blieben kurzlebige Episoden. Das berühmteste Beispiel ist Israels Freundschaft mit De Gaulles Frankreich, das Israel den Krieg von 1967 gewinnen half, aber nach Ende des algerischen Kriegs eine scharfe Wendung machte und völlig ins arabische Lager überging. Das Verhältnis zu Amerika ist komplizierter, aber auch hier zeigte sich, dass die Unterstützung für Israel nur soweit besteht, als sie sich in Einklang bringen lässt mit der von Washington gewünschten Politik gegenüber den Arabern.

Dass der Einfluss der amerikanischen Juden, besonders in Wahlzeiten, oft zu betonten pro-israelischen Proklamationen, auch seitens der Präsidentschaftskandidaten führte, ist natürlich richtig, aber die Beamtenschaft des State Department (Aussenministeriums)

war niemals weniger „pro-arabisch“ als die des englischen Foreign Office. Nicht aus Sympathie oder aus Antipathie, sondern wegen der Natur des mittel-östlichen Raumes. Trotz all der bekannten Rhetorik war nie damit zu rechnen, dass bei Zuspitzung des Konflikts Amerika diese Tatsachen ignorieren würde. Das nicht vor auszusehen und sich nicht rechtzeitig darauf einzustellen, muss als der eigentliche andauernde „Mechdal“ Israels betrachtet werden.

Infolge des Kalten Krieges und des Auftretens der Sowjets im Mittleren Osten im Jahre 1954 ist Amerika in die Politik der Region direkt hineingezogen worden. England ist von der Bildfläche verschwunden. Das Feld beherrschen die zwei Supermächte. Beide haben die Resolutionen der UNO Nr. 242 und 383 angenommen. Mit dem Versuch der Durchführung ist jetzt

Dr. Kissinger beschäftigt. Er hat mit den gleichen Faktoren zu tun wie alle vor ihm. Die Frage, ob es für Israel möglich gewesen wäre, eine andere Situation im Verhältnis zu den Einwohnern Palästinas zu schaffen, in auf Koexistenz bedachter Vorbereitung einer friedlichen Lösung, ist jetzt nur noch von historischem Belang.

★

In diesen Tagen ist wieder das Schicksal der Region für eine Weile abhängig von dem Verhältnis zwischen Israel und Ägypten, der zwei mystisch aneinander geklammerten Gestalten, von den Zeiten des Pharaos bis zu dem Händeschütteln am Kilometer 101, nahe dem legendären Orte des Auszuges durch das Rote Meer. Beide würden wohlfahren bei Erreichung von Frieden und Kooperation. Ob das möglich ist, hängt ab von dem Gelingen eines Ausgleiches in Palästina. Um dieses Zieles willen lasst uns um Weisheit und Gnade bitten.

### Das TEXTIL SHAMPOO - Bübchen

wünscht  
seinen zahlreichen  
Freunden im ganzen  
Lande

תנ"ש א ת

Ein Neca-Produkt,  
Alleinvertrieb:  
NURIT Co. Ltd.



### FUER DIE REISESAISON SCHOENE PRAKTISCHE GESCHENKE

**KOFFER und REISEARTIKEL**  
HANDTASCHEN  
und sonstige  
KLEINLEDERWAREN

## H. ZENTNER & Co.

CAFE „NOGA“-HAUS  
Tel-Aviv, Pinsker Str. 4 (1 STOCK)

תנ"ש א ת

## PALEX TOURS

EINZEL- u. GRUPPENREISEN in die ganze Welt  
sowie BÄDERREISEN inkl. TSCHECHOSLOWAKEI

ERLEDIGUNG ALLER REISEFORMALITÄTEN.  
LASSEN SIE SICH FACHMÄNNISCH BERATEN!

TEL-AVIV  
72, Allenby Rd.  
612378

תנ"ש א ת

HAIFA  
59, Haatzmaut Rd.  
525954/6



ALLEN VORAN

Englander  
SISTERS

66, ALLENBY Rd.  
TEL-AVIV

DAS HAUS FÜR  
EXKLUSIVE  
DAMENMODEN  
שנה טובה

MB

Dr. M. Gruenewald  
18, Haran Circle  
Millburn, N.J.  
U. S. A.

015 ISRAEL  
דמי החזרה  
מובטחים  
ת"א ת.ד. 1480  
137

ידועות של ארגון עולי מרכז אירופה  
Wochenzeitung des Jrgun Olej Merkass Europa

Tel-Aviv • POB 1480 • Jahrgang XXXIV • Nr. 36/37 • Preis IL 1.20 • 9. September 1966 • כ"ד אלול תשכ"ז

## DIE PROPHETISCHE BOTSCHAFT

ROSCH HASCHANAH-BETRACHTUNG ZUM THEMA JUEDISCHE SELBSTPRUEFUNG UND JUEDISCH-DEUTSCHER DIALOG

Von ROBERT WELTSCH

Das vergangene Jahr war im jüdischen Bereich wieder erfüllt von Versuchen, Sinn und Form für das Judentum unserer Zeit zu finden — meist durch Diskussionen, die mehr in der Diaspora (vor allem in Amerika) geführt werden als in Israel, weil die Diaspora-Juden von heute sich eine jüdische Haltung erst erobern müssen, während in Israel eine Vermischung von jüdischem Patriotismus mit Alltagsdingen stattgefunden hat. Beides aber, das Suchen im Leeren wie das Suchen im Allzu-Verstrickten, führt nicht immer zu klaren oder befriedigenden Resultaten.

Juden überall fühlen, dass das, was wir *Judentum* nennen, nebelhaft oder gar trügerisch ist, weil das alte enge religiöse Band mit seinen rituellen Verbindlichkeiten und seiner allgegenwärtigen Folklore für die Mehrheit in beiden Lagern — Israel und Diaspora — praktisch nicht mehr existiert, und weil die Diskrepanz zwischen den Lebensbedingungen in Israel und im Ausland immer fühlbarer wird. Auch die alten Begriffe — z.B. die der zionistischen und anderer Ideologien von einst — sind fadenscheinig geworden, haben sich überlebt und zum Teil widerlegt und werden trotzdem mit hohlem Klang weiterhin verwendet, weil nichts anderes da ist. Das *Unbehagen* über diesen Zustand führt zu den anfangs erwähnten Erörterungen und Diskussionen. Die Juden der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts suchen das, was man jetzt „jewish identity“ nennt — ein beliebter Ausdruck besonders dort, wo man nicht mehr mit so unbekümmerter Selbstsicherheit wie 1910 oder 1925 von jüdischer „Nationalität“ sprechen will.

Die *Selbsterkenntnis des Judentums* jenseits des Bereiches der politischen Propaganda und des heute sich auf einen professionellen Beamtenapparat von Zehntausenden stützenden weltumfassenden Organisations- und Geldsammelbetriebes ist ein notwendiger, aber schmerzlicher und langwieriger Prozess, in dem wir erst am Anfang stehen. Denn um darin weiterzukommen, müssen wir zuerst die Wirklichkeit analysieren, wie sie wirklich ist, ohne anstelle dessen, was ist, dasjenige zu setzen, was nach der Meinung des jeweils Redenden sein sollte (in dieser Hinsicht zeichnet sich vor allem die Orthodoxie durch wirklichkeitsferne Predigt aus). Wir müssen uns der Stellung der Juden in der modernen Welt bewusst werden, d.h. in der Welt, wie sie mehr als zwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges und nach Hitlers Sturz in den Abgrund ist. Viele alte Argumente sind da ebenso wenig anwendbar wie das sehnsuchtsvolle Schielen nach dem heute von vielen idealisierten Ghettodasein des europäischen

Ostens, das es heute nicht mehr gibt. Ob dessen Reste, die nach Uebersee übertragene jiddische Kultur, lebensfähig sind, darf man bezweifeln.

Nachum Goldmann hat in seinen Reden während der letzten Jahre, kürzlich wieder bei der Gründungssitzung der Memorial Foundation for Jewish Culture in Genf und bei der Tagung des Jüdischen Weltkongresses in Brüssel, in eindringlicher Weise die neue jüdische Situation zu schildern versucht, die er zusammenfasste in die Formel, dass die jüdische Existenz heute nicht mehr von aussen (d.h. von Verfolgungen und Entrechtungen) bedroht ist, sondern von innen, d.h. durch die Verlockungen der Assimilation, denen die neue modern erzogene jüdische Generation sich willig hingibt. Als wichtigstes Gegenmittel wird eine Verstärkung *jüdischer Erziehung* empfohlen, gewiss mit Recht, und die Massnahmen zur Ausbildung jüdischer Lehrer sind nützlich und lobenswert. In all diesen Erörterungen scheint jedoch in der logischen Kette ein Glied zu feh-

len: Es wird nicht deutlich, auf welche Weise eine *entfremdete jüdische Jugend*, die nicht religiös, aber leidenschaftlich vor allem an den Fragen der Wissenschaft und Gesellschaft interessiert ist, davon *überzeugt werden soll*, dass Judentum für sie wesentlich ist, ja einen unentbehrlichen Wert ihres Lebens darstellt. Die alte Generation, besonders die aus dem verschwundenen jiddischen Milieu herkommende — wie sie z.B. die Mehrheit der Teilnehmer des Jüdischen Weltkongresses stellt — ignoriert diese Frage, weil für sie das Jude-Sein noch in gewissem Sinn unproblematisch ist und instinktiv einen Wert darstellt, zumindest einen sentimental. Aber es wäre verhängnisvoll, sich zu verhehlen, dass für die neue Generation, die in einer modernen Gesellschaft integriert ist, dies nicht mehr zutrifft. Ja, auch die durch die Nazi-Aera geschaffene Solidarität, die in der letzten Epoche das stärkste einigende Band des Weltjudentums war, verliert allmählich ihre Wirkung, wie Goldmann richtig festgestellt hat. Damit ist auch der Schock, den der Gedanke der Assimilation vor 33 Jahren infolge ihrer praktischen Desavouierung durch Nazi-Deutschland erhalten hat, nicht mehr recht fühlbar, ja viele deuten geradezu Bejahung der Assimilation als untrüglichen Beweis antinazistischer Haltung. Die Nazi-Zeit wird allmählich eine historische Erinnerung, die Themen für Doktordissertationen liefert. Natürlich ist sie noch in Familienerinnerungen lebendig, die auch auf das Bewusstsein der Nachgeborenen einwirken. Aber weder hat das mit deren tatsächlichem Leben etwas zu tun, noch birgt es den Samen

Aus dem Inhalt der

### Rosch Haschanah - Ausgabe

C. C. ARONSFELD	Ein deutscher Jude half Rhodesien gründen
HUGO BERGMAN	Schulerinnerungen an Franz Kafka
WERNER KRAFT	Ansprache
HANS LIEBESCHÜTZ	Hermann Philipp
EUGEN MAYER	Der Zehnte Ring
WALTER PREUSS	Wirtschaftstätigkeit der Histadruth
GERSHOM SCHOLEM	Juden und Deutsche
ERNST SIMON	Tradition und Zukunft in Israel
M. TURNOWSKY-PINNER	Das Problem gefährdeter Jugend
ROBERT WELTSCH	Die prophetische Botschaft



einer Wiedergeburt des Judentums.

Dem was diese Menschen, die das Objekt einer neuen Erziehungskampagne sein sollen, und die man für jüdische Interessen gewinnen will, fragen, ist: *Was ist Judentum, was ist es heute? Wo ist die zündende Idee, wo sind ihre Verkünder? Was hat das Judentum einem modernen Menschen in seiner geistigen Unsicherheit, in seiner existentiellen Not zu sagen?* Bisher sind in unserer Zeit keine Antworten auf solche Fragen laut geworden. Die Erklärungen, die hier oder dort versucht werden, verlieren sich meist ins Theatralische oder Phrasenhafte. Hier liegt nach unserer Meinung das wirkliche Problem, und es wird durch Kongresse schwerlich seiner Lösung näher gebracht werden, zumal so wie Kongresse heute aussehen, mit ihrer Besessenheit von Parteiwesen und von routinierter Geschäftigkeit der fast nie wechselnden Funktionsäre.

Vielleicht ist einer der Wege, der uns weiterbringen kann, die ehrliche *Konfrontation mit der Aussenwelt*. Freilich leiden solche Begegnungen besonders in unserer Zeit unter der unvermeidlichen Apologetik und dem oft sensationell betonten politischen Beigeschmack. Dies gilt vor allem von den Versuchen eines *deutsch-jüdischen Gespräches*, die in letzter Zeit gemacht wurden, zuletzt bei der Brüsseler Tagung des Weltkongresses. Solche Diskussionen sind zu stark von politischen Momenten beeinflusst, vor allem von der Auseinandersetzung mit der grauenhaften jüngsten Vergangenheit, die vor allem den Deutschen ein unbefangenes Auftreten unmöglich macht. Sicherlich kam es in Brüssel zu keinem „Dialog“, höchstens zu einer Reihe von Monologen. Es hat sich z.B. gezeigt, dass die von *Gershom Scholem* in seiner Eröffnungsrede versuchte Blosslegung der Problematik gar kein Echo,

## Die prophetische Botschaft

vielleicht auch kein Verständnis gefunden hat. Wenn Scholem gleich zu Anfang Klage führte, dass auch die sogenannten pro-semitischen anti-nazistischen Deutschen nicht die *Juden als Juden* in ihren Gesprächen als Partner anerkennen, sondern, um sich von den Nazis zu distanzieren, die *Juden „posthum zu Deutschen ernennen“*, so war es gerade das, was die auf ihn folgenden deutschen Redner taten. Vielleicht ist es zu viel, etwas anderes zu erwarten im Zeitalter des monolithischen Nationalstaates, wo die Anerkennung einer Differenz zwischen der sogenannten Staatsnation und einer Minderheit automatisch zu einer Art Geringschätzung und in der Folge auch Diskriminierung führt.

Gershom Scholem hat, ohne verstanden zu werden, den Deutschen das *Beispiel der Franzosen* vorgehalten und auf die grosse Gestalt von *Charles Péguy* hingewiesen, „der eine unter Nichtjuden selten erreichte oder gar übertroffene Einsicht in die jüdische Situation hatte“. Und später: „Hier liegt ein grosser Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen vor. Nichts in der deutschen Literatur entspricht jenen unvergesslichen Seiten, auf denen der katholische Franzose Charles Péguy das Portrait Bernard Lazares, eines jüdischen Anarchisten, als eines der wahren Propheten Israels festgehalten hat, — und das zu einer Zeit, als die französischen

Juden nichts Besseres wussten, als einen ihrer grössten Männer verlegen oder böseartig, aus Ranküne oder aus Dummheit, totzuschweigen.“

Für diese Erinnerung an Charles Péguy sollen wir dankbar sein. Die Gestalt dieses rätselhaften, grossartigen Franzosen, der freilich ein Einzelgänger war und schwerlich für das damalige, noch weniger vielleicht für das heutige Frankreich charakteristisch ist, wurde uns in diesen Tagen in zweifacher Weise wieder nahegebracht. Erstens erschien in London ein kleines Buch („Charles Péguy“. By N. Jussem-Wilson. — Bowes and Bowes, London), das in gedrängter Form die Geschichte und geistige Stellung dieses Mannes darstellt. Zweitens, in ergreifender Weise, durch den in der Welt fast unbeachtet gebliebenen Tod des 98-jährigen Dichters *André Spire*, der vor fast 60 Jahren zum Kreise von Péguy und seiner Zeitschrift „Cahiers de la Quinzaine“ gehört hatte. Wir erinnern uns, dass der unseres Wissens erste Autor, der im jüdischen Kreise Mitteleuropas die gewaltige Bedeutung Péguy's und seine Haltung zum Judentum bekannt machte, *Hans Kohn* war, gegenwärtig Professor emeritus der europäischen Geschichte in Amerika, dem wir an diesem Rosch Haschanah zu seinem 75. Geburtstag zu gratulieren haben.

In seinem Aufsatz über André Spire, veröffentlicht in der von Martin Buber herausgegebenen Monatsschrift „Der Jude“ im Juni 1922, also vor 44 Jahren, in dem Hans Kohn den deutschsprechenden Juden diesen Dichter vorstellte, heisst es:

„Ende 1905 veröffentlichte Spire in den ‚Cahiers de la Quinzaine‘ Charles Péguy's seinen Gedichtband ‚Et vous riez‘. Seither bis zu ihrer Einstellung bei Kriegsbeginn ist er ein treuer Mitarbeiter dieser einzigartigen Zeitschrift geblieben, der moralisch wie literarisch grössten Zeitschrift Europas. Péguy hatte es

in den fünfzehn Jahren einer völlig seinen Cahiers gewidmeten Existenz verstanden, sie fern von jeder Claquewirtschaft, von Reklame und Konzession, zum Ausdruck des besten und lebendigsten Gehaltes der gleichzeitigen französischen Literatur zu machen. Echte Kunst, beste Handwerksarbeit, völlig unbeeinflusste Informationen zu geben, war sein Stolz. Jedes Heft bildete ein Werk für sich, seinem Autor zugehörig, den mit all den anderen Autoren nur die Ehrlichkeit reiner und strenger geistiger Haltung verband. Die grossen Werke Romain Rollands fanden hier zuerst ihren Verleger. Aber die Cahiers spielten auch eine selten voll gewürdigte Rolle in der Entwicklung des jüdischen Bewusstseins in Frankreich. Péguy war einer der wenigen, vielleicht der einzige Nichtjude der Gegenwart, der aus seiner eigenen tiefen Verwurzelung im ‚unterirdischen‘ Franzosentum Wesen und Sendung, Zwiespalt und Verfall des Judentums ahnte. Er liebte die Juden und — wie so oft anderswo — waren es vor allem Juden, die sich um seine Cahiers scharten, sie erhielten, sie förderten... Die Juden fanden in Péguy immer einen Verteidiger, aber seine Verteidigung war keine selbste Apologetik, sondern eine Ahnung der Einzigartigkeit dieses Volkes und seines Abfalls... In seinem ‚Louis de Gonzague‘, den er als Vorrede den Gedichten Spire's voransandte, sagt er in seinem eigenartigen, sich wie ein Strom langsam durch fast gleichartige Wellen zu majestätischer, feierlicher Steigerung tragenden Stile: ‚Héritiers autant que nous le pouvons, autant que nous le voulons et quelquefois même un peu plus, de la discipline hébraïque, héritiers des Juifs anciens, cohéritiers des Juifs anciens avec les Juifs modernes, au moins avec certains d'entre eux... des plus nobles, des plus dévoués, des plus dignes de leur éternité terrestre et de leur incomparable race... de la discipline hébraïque, des anciens et des nouveaux Juifs recevons cet enseignement que le salut temporel de l'humanité a un prix infini, que la survivance d'une race, que la survivance terrestre et temporelle d'une race, que la survivance infatigable et linéaire d'une race à travers toutes les vagues de tous les âges, que le maintien d'une race est une oeuvre d'un prix infini... Et je place ce paragraphe sous l'invocation de la mémoire que nous avons gardée du grand Bernard Lazare.“

Grossartiger hat wohl kein Nichtjude im 20. Jahrhundert

\* „Erben, soweit wir es können, soweit wir es wollen und manchmal sogar etwas mehr, der hebräischen Dis-

EIN GLUECKLICHES NEUES JAHR

WÜNSCHT ALLEN SEINEN FREUNDEN UND FÖRDERERN

DAS SOLIDARITAETSWERK



über Juden und Judentum gesprochen. In seiner 1964 erschienenen Autobiographie stellt Hans Kohn fest, dass im Jahre 1920, das er in Paris verbrachte, die Entdeckung von Charles Péguy und seinen „Cahiers de la Quinzaine“ sein erregendstes Erlebnis war. „An Péguy bezauberte mich die völlig unorthodoxe Haltung, die er als Sozialist, Republikaner, Christ und Nationalist einnahm, seine Stellung als Einzelgänger, für den weder die Kirche noch die Partei eine Autorität darstellte, und der nach seiner Lehrzeit in der Dreyfus-Affäre ganz auf sich selbst gestellt in einem Geiste stolzer Unabhängigkeit und mönchischer Hingabe weiterwirkte.“ Es ist richtig, dass uns die eigentliche Bedeutung der Dreyfus-Affäre nirgends so deutlich wird wie in den Kundgebungen Péguys. Wohl verstand er die jüdische Seite der Angelegenheit. In dem erwähnten neuen englischen Büchlein schreibt Jussem-Wilson: „Péguy zeigt nicht nur ein feines Verständnis der jüdischen Diasporamentalität, sondern er wirft auch ein zeitloses jüdisches Problem auf, das der Ergebung in ein Schicksal und der Empörung gegen es. Dieses Schicksal sieht er als tragisch und heroisch: ein Volk wird geführt von seinen Propheten durch Elend, Leiden und Tod, auf dass aus seiner grossen Pein etwas Gutes komme für die Menschheit. Dies Schicksal sah er sich wiederholend in der Dreyfus-Affäre.“ Aber die Hauptbedeutung der Affäre lag für Péguy in der moralischen Prüfung, die dem französischen Volk (und dem französischen Staat) aufgegeben worden war. Denn gegen Gerechtigkeit für Dreyfus standen alle mächtigen Interessengruppen des französischen Staates, auf der anderen Seite stand nur die moralische Notwendigkeit. Ein bewusst zugefügtes Unrecht ist ein bleibender Makel an der Nation. Eine einzige Ehrlosigkeit, so sagt Péguy, genügt, um das ganze Volk ehrlos zu machen. Als ein Kämpfer für die Heiligkeit des Rechts aber erscheint ihm der Jude Bernard Lazare.

ziplin, Erben der alten Juden. Miterben der alten mit den modernen Juden, wenigstens mit einigen von ihnen... den edelsten, den treuesten, den würdigsten Ihrer irdischen Ewigkeit und Ihrer unvergleichlichen Rasse... der hebräischen Disziplin, empfangen alte und neue Juden dieses Kennzeichen als einen zeitweiligen Gruss der Menschheit zu einem unendlichen Preis, der das Ueberleben einer Rasse, der das irdische und zeitweilige Ueberleben einer Rasse, der das unermüdete und geradlinige Ueberleben einer Rasse durch alle Wellen aller Zeiten ist, die Erhaltung einer Rasse ist ein Werk von unendlichem Preis... Und ich stelle diesen Paragraphen unter Anrufung des Andenkens, das wir dem grossen Bernard Lazare bewahrt haben.“

Die weit verbreitete Meinung, dass der Kampf gegen den Justizmord an Dreyfus vor allem von den Juden geführt wurde, die dabei die Unterstützung des liberalen Frankreich fanden, stimmt nicht ganz mit den historischen Tatsachen überein. Die französischen Juden waren durch die antisemitische Hetze so verängstigt, dass viele von ihnen — und besonders die sogenannten Oberschichten — die Sache lieber hätten auf sich beruhen lassen, um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, dass sie aus rassenmässiger Sympathie mit einem der Ihren den Staat, seine Minister, seine Gerichte und vor allem seine Armee blossstellen und damit der Nation, zu der sie sich selbst rechneten, unheilbaren Schaden zufügen. Gegen solche Haltung erhob sich Bernard Lazare, und in ihm sah Péguy einen Vertreter des prophetischen Eifers für Gerechtigkeit, ohne Rücksichtnahme auf irdische Interessen. Es war ein Ringen um einen neuen Humanismus. Wir müssen Hans Kohn dankbar sein, dass er die geistige Atmosphäre jener Zeit für uns festgehalten hat in der Artikel-Serie, die vor mehr als vierzig Jahren in der Zeitschrift „Der Jude“ erschienen ist, und die auch das Hauptthema seines französischen Buches „L'Humanisme juif“ bildet, das heute wahrscheinlich nur wenige kennen.

Charakteristisch ist auch der literarische Streit, der sich zehn Jahre nach der Affäre entwickelt hat, als Daniel Halévy, einer der ehemaligen Dreyfusards, in einer Rückschau die Bedeutung der Sache bagatellisieren wollte. Wie Halévy in seinem 1946 veröffentlichten Buch selbst sagt, war er 1907 der Meinung, dass der Kampf sich ausgetobt hatte und die Kontroverse nun im Sand verlaufen könne. „Es schien keinen Platz zu haben im Gedächtnis, in einem Europa, das dem Krieg entgegen ging und in einem Frankreich, das wieder zu nationalem Geist erstanden war.“ In einem von Péguy für dessen Zeitschrift angeforderten Aufsatz erörterte Halévy die Frage, warum die Sache nunmehr auch für die einstigen stolzen Kämpfer so wenig bedeutet, und er deutete an, dass darin vielleicht ein uneingestandenes Bedauern liegt oder gar ein Gefühl des Unrechts. Diese Haltung erregte den Zorn Péguys. Er druckte zwar Halévys Aufsatz ab, veröffentlichte dann aber (siehe die Darstellung bei Jussem-Wilson) einen seiner grössten und wichtigsten Aufsätze, „Notre Jeunesse“, der furchtlos das Problem von Staat und Sitt-



LANDWIRTSCHAFTLICHE  
KOOPERATIVE

**BETH JIZCHAK SCHAAR CHEFER**

wünscht allen Freunden חג שמח

שנה טובה ומבורכת

Allen unseren Versicherten, Mitarbeitern, Freunden  
und Bekannten

**המשמר שרות לביטוח**  
*Hamishmar Insurance Service*

HAIFA	TEL-AVIV	JERUSALEM
39, Haazmauth Rd. Tel.: 63625, 62157	33, Rothschild Bl. Tel.: 622421-5	Agrippa's Way Tel.: 22557, 25471



**JAPHET BANK**

TEL-AVIV      HAIFA      JERUSALEM

**IHR REISEBÜRO**

DAS SIE IN ALLEN FRAGEN DER  
AUSLANDSREISEN, TOURISTIK,  
AUCH AUTOVERLEIH, BERÄT, IST

**TRAVEX LTD.**

JERUSALEM :	8 SHAMAI ST.	TEL. 24556
TEL AVIV :	7 BOGRASHOV ST.	222558
TEL AVIV :	DAN HOTEL	223017

lichkeit ebenso wie die „einzigartige Rolle des jüdischen Volkes“ erörterte (und dem auch das obige Zitat Wilsons entnommen ist). Dies ist ein Dokument, das gewiss nicht veraltet ist und ein Leitstern für viele Nationen sein sollte. Man darf vermuten, dass bei seiner Erwähnung Péguys in der Brüsseler Rede Scholem vor allem an diese Kundgebung gedacht hat. In jenem *Dialog zwischen Franzosen und Juden* wurde das Wesen des Judentums auf höchster Ebene erörtert, und zwar nicht in einer abstrakten Form, sondern in Verbindung mit sehr akuten Fragen der damaligen Gegenwart. Das mag uns einen Fingerzeig bieten auch in unseren heutigen Nöten. Ein Mann wie Lazare wur-

de von den Juden selbst abgelehnt und im Stich gelassen, aber anderen erschien gerade er als Träger einer Botschaft, durch die Herzen erschüttert und Seelen aufgewühlt werden. Unsere Schicksalsfrage ist es, ob in der heutigen Zeit, da Komfort und Bequemlichkeit als die höchsten Ideale erscheinen, ein solcher *Durchbruch zum Geiste* möglich ist, der die Menschen wieder innerlich erfahren lässt, was es heisst, Jude zu sein und Träger einer Botschaft. Denn nur, wenn junge Menschen zutiefst ergriffen werden, wird es eine Renaissance des Judentums geben können. Bürokratische Massnahmen oder schulmeisterliche Ermahnungen werden nicht dazu führen.



GERSHOM SCHOLEM

# Juden und Deutsche / Rückblick und Ausblick

REDE AUF DER PLENARTAGUNG DES JUEDISCHEN WELTKONGRESSES IN BRUESSEL (4. 8. 1966)

## I

Über Juden und Deutsche und ihr Verhältnis in diesen letzten 200 Jahren zu sprechen, ist im Jahre 1966 ein melancholisches Unterfangen. Noch immer ist die Belastung des Gefühls so gross, dass eine der Sache selbst zugekehrte Betrachtung oder Analyse fast unmöglich scheint, und zu stark sind wir alle von dem Erlebnis dieser Generation geformt, als dass Unbefangenheit erwartet werden könnte. Es gibt heute viele Juden, die das deutsche Volk für einen „hoffnungslosen Fall“ ansehen, und noch im besten Fall für ein Volk, mit dem sie nach dem Geschehenen im Guten und Bösen nichts mehr zu schaffen haben wollen. Ich rechne mich nicht zu ihnen, denn ich glaube nicht, dass es so etwas wie einen permanenten Kriegszustand unter Völkern geben sollte. Ich halte es für richtig, und mehr noch, für wichtig, dass auch Juden, gerade als Juden zu den Deutschen sprechen, im vollen Bewusstsein des Geschehenen und ohne Grenzverwischung. Vielen von uns hat die deutsche Sprache, ihre Muttersprache, unverlierbare Erlebnisse geschenkt und die Landschaft ihrer Jugend bestimmt und ihr Ausdruck gegeben. Jetzt, wo es etwas wie einen Anruf von dort her, aus den Bereichen der Geschichte und von einer heraufziehenden neuen Jugend her gibt, und gerade weil dieser Anruf unsicher, und unschlüssig, ja verlegen ist, wohnt ihm etwas inne, dem manche von uns sich nicht entziehen wollen.

Freilich, die Schwierigkeiten der Verallgemeinerung, wenn wir „die Deutschen“ und „die Juden“ sagen, schrecken den Betrachter ab. In Zeiten des Konfliktes sind solche Spezies dann leicht handzuhaben. So fragwürdig solche allgemeinen Kategorien sind, es hat ihren stimmkräftigen Gebrauch niemals gehindert. Viele Differenzierungen wären hier am Platz. Denn die Deutschen sind nicht alle Deutschen und die Juden nicht alle Juden -- mit der einen unausdenkbaren Ausnahme freilich: denn als diejenigen Deutschen, die wirklich, wenn sie die Juden apostrophieren, alle Juden meinten, die Macht in den Händen hatten, haben sie sie benutzt, um soweit es an ihnen lag, alle Juden zu ermorden. Seitdem fällt denen, die den Mord überlebt haben oder aus den Zufällen der Geschichte heraus ihm nicht ausgeliefert worden sind, es selber etwas schwer, zu differenzieren. Die Fallen, die jede Verallgemeinerung, und gar schon in einer kurzen Rede, gefährlich machen, sind klar: Willkür, Widerspruchsfülle und Zusammenhangslosigkeit; zu vielfältig und individuell liegen diese Verhältnisse, als dass nicht jeder allgemeinen Aussage sich eine leidlich ebensogut zu verteidigende entgegengesetzte liesse. Und doch will ich im vollen Bewusstsein solcher Hemmungen versuchen klar zu machen, was mich bei diesem Thema bewegt -- gewiss einem der erregendsten Themen der jüdischen Welt seit mehr als 150 Jahren.

Alfred Döblin, ein jüdischer Schriftsteller, der auf seine alten Tage katholisch geworden war,

schrrieb 1948 einem anderen Juden, er solle darauf achten, wenn er für Deutsche schreibe, das Wort „Jude“ am besten nicht zu benutzen, denn es sei in Deutschland ein Schimpfwort geblieben, mit dessen Anwendung man nur den Antisemiten wohltue. Denn der Antisemitismus sitze den Deutschen tief und sei -- im Jahre 1948! -- bössartiger als vor 1933. In der Tat habe ich selber die Erfahrung gemacht, dass viele Deutsche, die sich von den Nazis (manchmal etwas nachträglich) distanzieren möchten, noch 1965 diese Bemerkung von Döblin durch ihre offenkundige Scheu, Juden, die nicht unbedingt darauf bestehen, Juden zu nennen, einigermaßen rechtfertigen. Nachdem sie als Juden ermordet worden sind, werden sie nun in einem postumen Triumph zu Deutschen ernannt, deren Judentum zu betonen ein Zugeständnis an die antisemitischen Theorien wäre. Welche Perversion im Namen eines Fortschritts, der den Verhältnissen ins Auge zu schauen nach Möglichkeit vermeidet! Aber gerade das betrachte ich als unsere Aufgabe, und wir können gar nicht nachdrücklich genug von den Juden sprechen, wenn wir von ihrem Schicksal unter den Deutschen reden. Die Atmosphäre zwischen den Juden und den Deutschen kann nur bereinigt werden, wenn wir diesen Verhältnissen mit der rückhaltlosen Kritik auf den Grund zu gehen suchen, die hier unabdingbar ist. Und das ist schwierig. Für die Deutschen, weil der Massenmord an den Juden zum schwersten Alpdruck ihrer moralischen Existenz als Volk geworden ist; für die Juden, weil solche Klärung eine kritische Distanz zu wichtigen Phänomenen ihrer eigenen Geschichte verlangt. Wo die Liebe, soweit sie einmal bestanden hat, im Blut erstickt worden ist, sind historische Erkenntnisse und Klarheit die Vorbedingungen für eine, vielleicht zukunftsreichere, Auseinandersetzung zwischen Juden und Deutschen. Solche Auseinandersetzung kann im Ernst nur jenseits der politischen und wirtschaftlichen Faktoren und Interessen angefasst werden, die zwischen dem Staat Israel und der Deutschen Bundesrepublik zur Diskussion stehen oder gestanden haben. Mir fehlt jede Zuständigkeit auf diesem Gebiet, und ich werde mich in keinem Punkte auf sie beziehen. Ich bin nicht einmal sicher, dass durch solche Einzelbeziehung irgend etwas für die Fragestellung oder ihre Beantwortung gewonnen wäre. Wir alle haben darüber viel gehört, und nicht immer ist es uns, gerade als Juden, sehr wohl dabei, wenn ein falsches Junktim geschaffen wird.

## II

Bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, teilweise auch noch darüber hinaus haben die Juden in Deutschland im wesentlichen dasselbe Dasein geführt wie die Juden überall. Sie waren als Nation klar erkennbar, besaßen eine unverwechselbare Identität und eine eigene Geschichte durch die Jahrtausende, wie immer sie selber oder die anderen Völker diese Geschichte beurteilt haben mögen. Sie hatten ein scharf ausgeprägtes Bewusstsein ihrer selbst und lebten in einer

Religionsverfassung, die ihr Leben und ihre Kultur auf überaus intensive Weise in allen Poren ihres Daseins durchdrang. Soweit Einflüsse der deutschen Umwelt in die Judengasse drangen, und es hat keineswegs an ihnen gefehlt, geschah das nicht im Wege einer bewussten Hinwendung und Aufnahme solcher Elemente, sondern grossenteils in einem kaum bewussten Prozess der Osmose. Dabei wurde oft genug deutsches Kulturgut einer Transformation ins Jüdische (und sprachlich ins Jiddische) unterzogen. Die bewussten Beziehungen der beiden Gesellschaften waren heikler Natur, und gerade in den Emanzipationsperiode vorangehenden zwei Jahrhunderten. Die religiöse Kultur ihrer tragenden Schichten ruhte in sich selbst und blieb der deutschen Welt völlig fern. Aber die ökonomisch stärksten Elemente, wie sie in der Erscheinung des jüdischen Hoffaktorentums zutage traten, und die sozial am tiefsten stehenden Gruppen, die mit der deutschen Unterwelt kommunizierten, hatten mit den Deutschen auf eine, in beiden Fällen lebensgefährliche Weise zu tun. Sie bewegten sich auf besondere Weise unter ihnen und mussten den Preis dafür bei der geringsten Änderung der politischen oder sozialen Verhältnisse zahlen. Nichts törichter als von der Verwurzelung der deutschen Juden in Deutschland in diesen Jahrhunderten zu sprechen, in denen weder von den Juden noch von den Deutschen aus irgendeine Vorbedingung für solche Verwurzelung bestand. Jeder wusste, dass die Juden im Exil waren, und wie immer man dies Exil beurteilte, war an seiner unendlichen Bedeutung für den menschlichen Stand der Juden kein Zweifel.

Die überwältigende Majorität der Juden, die zu den obengenannten beiden Randschichten nicht gehörten und von deren Wechselfällen relativ weniger betroffen wurden, hatten damals durchaus ihr traditionelles, von ihrer Geschichte und Geistigkeit geprägtes Gesicht, wie es sich in den langen Zeiten des Exils geprägt hatte. Zugleich ist freilich nicht zu verkennen, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine tiefe Schwäche in ihrem jüdischen Wesen sichtbar wird. Es ist, als ob eine Phase ihrer historischen Existenz an einem Tiefpunkt angelangt wäre, von wo aus nicht sicher war, wohin der Weg führen würde. Als Moses Mendelssohn seine Laufbahn als eine Art konservativer Reformator im deutschen Judentum begann, war dessen Schwäche evident. Mit ihm und vor allem seiner Schule begann jener Prozess der Hinwendung der Juden zu den Deutschen als ein bewusster Vorgang, der nun von gewichtigen historischen Faktoren befördert und begünstigt wurde. Es begann die Propaganda für den entschlossenen Anschluss der Juden an die deutsche Kultur und nicht lange danach auch an das deutsche Volkstum. Es begann auch jener drei bis vier Generationen sich hinziehende Kampf der Juden um ihre Rechte, den sie -- täuschen wir uns darüber nicht! -- gewannen, weil eine entscheidende und siegreiche Schicht unter den Nichtjuden ihn für sie führte.

Mit diesen Kämpfen, bei denen ihnen die deutsche Aufklärung und in nicht geringerem Grade die französische Revolution zu Hilfe kamen, begann eine folgenreiche Wandlung im Judentum im deutschen Raum. Zuerst ist diese Wandlung zögernd und sehr unsicher, wie auch ihr Judentum oft unsicher und verlegen ist. Sie wussten noch immer um ihr jüdisches Volkstum, wenn auch oft schon nicht mehr um dessen Sinn, der ihnen verloren gegangen war oder im Begriff war verloren zu gehen. Es begann, um es deutlich zu sagen, jenes unendlich sehnsüchtige Schielen nach dem deutschen Geschichtsbereich, der den jüdischen ersetzen sollte, wie es für mehr als hundert Jahre der Beziehungen zwischen Juden und Deutschen so charakteristisch ist. Die Schichten im deutschen Judentum, die diesen Prozess nur unter grossen Bedenken mitmachten, und das waren vor allem die ursprünglich numerisch noch recht starken Kreise der Frommen der alten Schule, sind fast ausschließlich durch ein bedrücktes und auffallendes Schweigen vernehmbar, aus dem nur selten direkt warnende Stimmen, als ob sie vor ihrem eigenen Pathos zurückschauernten, zu uns dringen. Bis 1820 etwa ist noch fast allgemein die Rede von der jüdischen Nation und ihren Angehörigen in Deutschland. In den nächsten zwei Generationen ändert sich dieser Sprachgebrauch vollständig und stattdessen treten -- übrigens von beiden Seiten begünstigt -- die Rede von der mosaischen Konfession und ähnliche Phraseologien ihre Laufbahn an.

Die Wandlungen und Verrenkungen, die dieses Schielen nach den Deutschen hin schon von Anfang an mit sich brachte, und die dann, in den fortschreitenden Stadien dieses Prozesses zu so bitterer Problematik führten, waren beträchtlich. Die Emanzipation brachte die entschlossene Verleugnung der jüdischen Nationalität als eines Partners in dieser Auseinandersetzung mit sich, eine Verleugnung, die ebensowohl von den Deutschen gefordert wie von der Avantgarde der Juden und ihren federführenden Sprechern ebenso entschlossen zugestanden wurde. Aus dem Schielen nach dem deutschen Geschichtsbereich wurde ein entschlossenes Hineinsteigen in denselben, und aus den Objekten aufgeklärter Duldung wurden nicht selten lautstarke Propheten, die im Namen der Deutschen selber zu sprechen sich anschickten. Der aufmerksame Leser deutscher Reaktionen auf diesen Prozess und seine Akrobatik nimmt bald den Ton des Erstaunens und der, teils freundlichen, teils bösen Ironie wahr, der ihre Ausserungen durchzieht. Was vielen von uns heute als der von Anbeginn falsche Start in den Beziehungen der Juden und der Deutschen erscheint, was aber in den Verhältnissen von 1800 eine immanente Logik hatte, war mit diesem Verzicht auf die Totalität einer jüdischen Existenz in Deutschland gegeben. Wir haben deutliche Zeugnisse dafür, dass zu jener Missachtung, mit der so viele Deutsche auf die Juden blickten, auch die Leichtigkeit beigetragen hat, mit der deren kulturelle Oberschicht ihre eigene Tradition verleugnete. Was konnte



Erschütterungen des Zweiten Weltkrieges und seiner Folgen, nach dem Brutalität und Gewalt zur Alltäglichkeit geworden war, denken in Begriffen von **Verteidigung**, von **bewaffnetem Aufstand**, von **Terror** usw. Den Terror verurteilt man nur, wenn er sich gegen einen selbst richtet, nicht wenn er den eigenen Zwecken dient. In dieser und anderer Hinsicht hat sich in nationalen Dingen fast überall das Prinzip doppelter Buchführung, Anwendung von zweierlei Mass, durchgesetzt. Es ist begreiflich, dass gerade die idealistische Jugend sich auflehnt gegen Unrecht und Unterdrückung, und solcher revolutionärer Wille auch zu Terror führt; aber sie ist in Gefahr, sich für Utopien einzusetzen und von Illusionen leiten zu lassen, die letzten Endes auch sie selbst ganz anderswohin führen, als sie erwartet. Professor **Butterfield** nennt sie (in seinem am letzten Rosch Haschanah hier besprochenen Vortrag) die „apokalyptische Jugend“.

Können wir solchen jungen Menschen noch erklären, wie 1933 die Lage der deutschen Juden war? Als am 1. April 1933 plötzlich aus dem Höllenrachen die braune Unterwelt ausgespien wurde und bewaffnete Horden vor jedem jüdischen Geschäft oder Bureau standen, konnten vereinzelte Juden sich noch in Auseinandersetzung mit einzelnen, sich nicht so sicher fühlenden SA-Leuten verteidigen, aber die jüdische Gemeinschaft als solche war wehrlos. Sie konnte sich nur jener Mittel bedienen, die ihr damals noch zur Verfügung standen, politischer Mittel durch Verbindung mit dem Ausland, auch des Appells an die damals noch vorhandenen vernünftigen oder gemäßigten Elemente des Regimes. Aber die Vorstellung, dass sie einen **bewaffneten Aufstand** hätten inszenieren können, ist absurd; sie ist nur erklärlich bei Menschen, die sich das geistige und politische Klima jener Zeit gar nicht mehr vorstellen können. Sogar wenn ein derartiger Aufstand von einem Teil der Juden versucht worden wäre, hätte die Folge nur ein sofortiges Ende sein können, während, wie wir wissen, in Wirklichkeit trotz aller Not den deutschen Juden eine Frist von fünf Jahren gegeben war, in der sie eine innere Umwandlung vollziehen und die Auswanderung organisieren konnten. Der oft angewandte Vergleich mit dem Warschauer Ghetto geht völlig fehl, denn dessen Aufstand war eine Aktion mitten im Krieg und mit Mitteln, die im Krieg denkbar geworden waren. Wir wissen, dass auch dieser Aufstand vergeblich war, da niemand von den wirklich grossen Mächten der Welt ihm zu Hilfe gekommen ist. Noch viel weniger wäre jemand den unbewaffneten deutschen Juden 1933 mit bewaffneter Macht zu Hilfe gekommen. Die heute z.B. von beinahe schwachsinnig anmutenden Vertretern der sogenannten Neuen

## WERNER KRAFT

## AUF DEM SINAI

Hier stand ich  
Auf dem Sinai,  
Stand nicht,  
Wo Gott sprach  
Zu Moses,  
Wo stand ich, wie — ?

Sonderbar  
Und doch wahr,

Dass wir stiegen empor,  
Vor  
Uns die Kamele  
Mit der thronenden Menschenlast  
Aufsteigend aus dem Knie,  
Dann ging die Sonne  
Auf  
Über dem Sinai,  
Der Morgenstern schwand  
Sanft über dem Land,  
Und wir waren  
Oben.

Einer hat aus der Schrift gelesen,  
Was hier gewesen.

Es ist nicht zu greifen,  
Nur als das Schweifen

Ab  
Die steinernen Treppen  
Tausend,  
Nah

Vor Sancta Catherina,  
Unten  
Stand ich  
Vor den Felsenmauern,  
Sie dauern,

Ich stand,  
Müde.

Das Gedicht ist im Februar 1966 nach der Besteigung des Mosesbergs im Sinai spontan entstanden. Viel später las ich zufällig in „Nathan der Weise“ (III, 2) die Szene wieder, in der Recha den Tempelherrn nach dem Sinai fragt, wo er gewesen ist: „Auf Sinai? — Ah schön! / Nun kann ich zuverlässig doch einmal / Erfahren, ob es wahr...“ Und dieser: „Was? was? / Ob's wahr, / Dass noch daselbst der Ort zu sehn, wo Moses / Vor Gott gestanden, als...“ Und darauf sagt Recha: „Nun das wohl nicht. / Denn wo er stand, stand er vor Gott. Und davon /

Linken erfundene Theorie, dass die Juden sich gegen die Nazis nicht wehrten, weil sie, als Anhänger des Kapitalismus, deren heimliche Verbündete waren, wirkt wie ein Hohn auf jeden, der die damalige tragische Lage der Juden noch selber kannte. Übrigens müsste es diesen hirnerkrankten Elementen doch auch zu denken geben, dass die grosse **Kommunistische Partei** damals keinen bewaffneten Widerstand leistete, obwohl doch, zumindest theoretisch, die Sowjetunion ihr hätte zu Hilfe kommen können. In Wahrheit war es anders: sechs Jahre später schloss die Sowjet-

union mit Nazi-Deutschland einen Bund. — Ob's wahr, / Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, dass — / Dass es bei weitem nicht so mühsam sei, / Auf diesen Berg hinauf zu steigen, als / Herab? — Denn seht, soviel ich Berge noch / Gestiegen bin, war's just das Gegenteil. —“ Es geht noch wunderschön weiter, aber das gehört nicht mehr ganz zur Sache. Ich hatte diese Stelle nie früher mit Bewusstsein gelesen. Sie zeigt die merkwürdige Gemeinsamkeit eines, der „da“ war, und des grossartigen Lessing, der nicht da war und eben diese Erfahrung aus der weitesten Entfernung gestalten konnte.

union mit Nazi-Deutschland einen Bund.

Wenn wir auf die Zeit vor 40 Jahren zurückblicken, so glauben wir sagen zu können, dass im grossen ganzen — natürlich gibt es überall Ausnahmen — die Juden in einer präzedenzlosen Situation, auf die die grosse Mehrheit nicht vorbereitet war, mit **Würde und Tatkraft** reagiert haben, besonders durch die improvisierte Schaffung jüdischer Institutionen, die vormalig von der Mehrheit der deutschen Juden abgelehnt worden wären, z.B. jüdischer Schulen. Nur wenige können sich heute klar machen, welch gewaltiges Umdenken dazu gehörte, denn nichts scheuten diese Juden, die gerade erst ihre Emanzipation erkämpft hatten, mehr als die „Rückkehr ins Ghetto“. Die Nazis aber bedienten sich in diesen ersten Jahren der sogenannten „Salami-Taktik“, d.h. nach dem 1. April

wurde niemals eine umfassende aggressive Grossaktion unternommen, sondern von der Wurst wurden immer nur so dünne Scheiben abgeschnitten, dass eine aufbrausende gewaltsame Gegenaktion nicht auf das Verständnis einer ferner stehenden Öffentlichkeit hätte rechnen können. Und als 1935 die **Nürnberger Rassengesetze** erlassen wurden, galt Nazi-Deutschland bereits als militärisch so erstarbt, dass niemand einen Zusammenstoss mit dieser Macht gewagt hätte, sicherlich nicht um der Juden willen. Von der Allmählichkeit der anti-jüdischen Gesetzgebung, die sich in unzähligen Einzelverordnungen vollzog, bekommt man einen Eindruck aus dem ersten Kapitel eines soeben aus der Schule von Professor **Gerhard Schulz** in Tübingen hervorgegangenen Buches von **Uwe D. Adam** über die „Judenpolitik im Dritten Reich“ (Droste Verlag Düsseldorf). Dieses Buch in seiner auf Tatsachen und Dokumente gestützten Sachlichkeit ist ein erschütternder Spiegel der Periode, die vor 40 Jahren begonnen hat. Wenn man aber, wie man sollte, den Söhnen und Enkeln davon erzählt, so muss auch die Haltung der Juden in wahrheitsgemässer Weise gewürdigt werden.

So gibt es reichlich Stoff zum Reden und zum Erzählen über all das, was geschah vor 3000 Jahren, und das, was geschah vor 40 Jahren, und über all den Sagenkranz, von dem die Berichte der Vergangenheit umrankt sind, und über die offenen oder versteckten Lehren, die daraus zu ziehen sind. Das ist der **neue Midrasch**, der auch unter den ganz neuen Bedingungen unserer heutigen, so radikal veränderten jüdischen Welt einen konstruktiven Sinn hat. Was haben spätere Geschlechter, wohl tausend Jahre nach dem — wirklichen oder legendären — Exodus, aus den Erzählungen der Vergangenheit gefolgert, oder, mit einem charakteristisch jüdischen Wort, „gelernt“? Wir finden es in Deuteronomium X und auch XXIV: „Ihr sollt lieben den Fremdling [Gastsassen, sagt Buber], denn Fremdlinge wart ihr im Lande Mizraim.“ Und wieder: „Du sollst das Recht des Fremdlings nicht beugen...“ Und immer wieder: „Gedenket dass ihr Fremdlinge wart in Mizraim“ — ein Satz, der eigentlich unnötig wäre, denn die **Ethik gegenüber dem Fremden**, der in meinem Lande nicht „Volksgenosse“, aber trotzdem ein Mensch ist, müsste eigentlich absolut gelten, auch ohne den Zusatz. Aber die Bibel, die grösste Menschenkenntnis aller Zeiten, will es auch für Begriffstutzige ganz klar machen: Bedenke, dass du selber in einer solchen Lage warst, und was du nicht willst, dass man dir tue, das darfst auch du dem andern nicht tun. Die Sprüche der Väter setzen fort in dieser Hinsicht. Wir finden es dort bei Hillel und in vielen andern Variationen. Dreitausend Jahre nach dem Exodus haben wir die Hitler-Zeit erlebt, Gedenket, dass ihr Entrechtete wart im Lande eures Aufenthaltes, würde die Bibel sagen, wenn sie nach 1933 geschrieben worden wäre. **Haben wir diese Lehre in uns aufgenommen?** Eine neue Geschichtsperiode ist angebrochen, wo wir, das Volk Israel, die **Antwort** zu geben haben.

## Vierzig Jahre Alija

Aus Deutschland und Österreich,

## Vierzig Jahre Selbsthilfe

der mitteleuropäischen Einwanderung,

## Vierzig Jahre Gemeinschaftswerk

in guten und schweren Tagen:

Das bedeutet Leistung und das kennzeichnet die Zukunftsaufgabe des

**IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA**

DIE NÄCHSTE AUSGABE DES

**„MB“**

ERSCHEINT AM FREITAG, DEN 27. APRIL 1973



# An der Wende des modernen Judentums

## Der Publizist, Denker und Lehrer Robert Weltsch

Im vergangenen Jahre konnte Robert Weltsch seinen 80. Geburtstag begehen. Als eine nachträgliche Gabe zu diesem Anlass erschien vor kurzem als Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts ein bedeutendes Buch, in welchem Betrachtungen aus fünf Jahrzehnten aus dem grossen Werke, das Robert Weltsch geschaffen hat, vereinigt sind (Robert Weltsch „An der Wende des modernen Judentums. Betrachtungen aus fünf Jahrzehnten“ — J.C.B. Mohr [Paul Siebeck], Tübingen 1972).

Es ist nicht ganz einfach, über dieses Buch zu berichten. Das liegt einmal an der Vielheit und der Reichweite der Themen, denen Robert Weltsch seit seinen Jugendjahren bis auf den heutigen Tag seine Aufmerksamkeit, die Gründlichkeit seines Denkens, die Tiefe seines Gefühls, die Klarheit seiner Diktion und den Glanz seiner Feder geschenkt hat. Es ist aber daneben gerade auch für den Verfasser dieser Zeilen, die einem kurzen Bericht dienen sollen, besonders schwierig, diese Aufgabe einigermaßen zureichend zu lösen. Denn hier wird über einen nahen Freund gesprochen, zugleich über den Mann, der wie kaum ein anderer Wegweiser und Lehrer auf dem Gebiete des journalistischen Wirkens und vor allem bei der Formung zionistischer und jüdischer Vorstellungen war und geblieben ist. Daran ändert auch nichts die Tatsache, dass in vergangenen Zeiten gelegentlich der Jüngere glaubte, eigene, abweichende Meinungen in Fragen des Tages herausstellen zu dürfen.

Es würde sich im Grunde erübrigen, auf die Themen einzugehen, die in diesem Bande vereinigt sind, hat doch Hans Tramer — zusammen mit Arnold Paucker (London) und unter aktiver Mithilfe von Robert Weltsch selbst für die Auswahl der Beiträge des Werkes verantwortlich — in seinem hervorragend geschriebenen Geleitwort einen Überblick gegeben, wie er klarer und in den entscheidenden Punkten zutreffender nicht sein könnte. Aber versuchen wir dennoch, in bewusstem persönlichen Abstandnehmen von dem verehrten Lehrer, einige Punkte hervorzuheben.

Robert Weltsch hat seine bedeutendsten Leistungen im Rahmen und für den Zionismus erbracht, so wichtig auch seine Funktionen als Stimme des deutschen Judentums in seiner schwersten Stunde und als Erforscher der Vergangenheit und Problematik deutsch-jüdischer Zusammenhänge sein mögen. Er hat immer wieder ein deutliches Bekenntnis zu den Prinzipien abgelegt, die er bejaht und die er ablehnt. „Der eine, der Krieger, Eroberer und Herrscher, wird von den Nationalisten aller Schattierungen und meist auch von der Nachwelt bewundert und akklamiert. Der andere sieht Ehre und Grösse des Vaterlandes in dem Ziel einer menschlich und sittlich vorbildlichen Gemeinschaft... Machtpolitik stützt sich auf den Glauben, dass durch harten Willen und militärischen Kraftaufwand jedes Ziel erreichbar ist und zu dauerndem Besitz werden kann, ohne Rücksicht auf die Proportion entgegenstehender Kräfte. Das ist die Logik in der strengen Welt der Freund-Feind-Beziehung. Dem gegenüber aber steht immer auch die Einsicht, dass dies nicht der einzige Weg zur Grösse ist... Im jüdischen Volk ebenso wie überall sind beide Tendenzen vorhanden; das ist in einprägsamer

und klassischer Weise in der Bibel selbst vorgezeichnet, in der Konfrontation von Königen und Propheten, und besteht bis auf den heutigen Tag...“ (1971). Und in seiner persönlichen Nachbemerkung zu dem Bande schrieb er in diesem Jahre: „Auf der Ebene der praktischen Politik war das, was in den zwanziger Jahren als humanistischer Nationalismus postuliert wurde, und — übrigens im Sinne der im neunzehnten Jahrhundert vorherrschenden Auffassung — universalistische und nationale Tendenzen zu verbinden suchte, ein ‚lost cause‘. Wenn wir jedoch nicht an der Zukunft der Menschheit überhaupt verzweifeln wollen, muss der Tag kommen, wo es wieder seine Geltung haben wird.“ Es liessen sich unzählige Äusserungen dieser Art anführen, in denen die tiefe Verbundenheit des Autors mit einem dem Menschlichen zugewandten Nationalismus und damit auch einer Art des Zionismus deutlich wird, die wenig zu tun hat mit dem, was in der Realität nicht etwa erst seit der jüdischen Katastrophe in Deutschland und dann in ganz Europa diesen Namen trägt. Es ist der Geist Achad Haams, der immer wieder aus den Worten von Robert Weltsch spricht, der es unter Bedingungen, die uns heute als harmlos erscheinen, ablehnte, einen Messias zu sehen, der sich in einer dieser Idee entfremdeten Form zu zeigen vorgab. Und dennoch lebt bei Weltsch der Glaube, dass die Zukunft nicht verloren ist, dass sich Kräfte in der Geschichte entfalten können, die zum Guten führen, zu einer anderen Welt und zu einem erneuerten Volk.

Schon von diesem Gesichtspunkt her stellt sich die Frage, ob Robert Weltsch ein objektiver Denker ist. Hans Tramer legt in seiner Einleitung dem Publizisten die Aufgabe bei, nach der objektiven Wahrheit zu suchen, frei von parteilicher Stellungnahme, und er meint, Robert Weltsch erfülle im jüdischen Bereich das Ideal eines so gearteten Publizisten. Das ist gewiss richtig, insoweit es sich darum handelt, die in der Gegenwart und in der Vergangenheit wirkenden Kräfte aufzuspüren, sie darzustellen, das Porträt bedeutender Zeitgenossen zu zeichnen. Aber diese Objektivität steht gerade bei einer Persönlichkeit von der Art Weltsch' im Zeichen gewisser grundlegender Voraussetzungen, die seinem Charakter entspringen. Das führt ihn zu Werturteilen in seiner Beziehung zu Dingen und Menschen, und dies gerade macht ihn zum Erzieher und Wegweiser. „Niemand von uns, die wir diese Jahre [gemeint ist die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und auch noch die erste Hälfte der vierziger Jahre mit ihren Auseinandersetzungen über Ziele und Methoden der zionistischen Politik] miterlebt haben, wird leugnen, dass viele von uns manche praktischen Dinge falsch gesehen oder falsch beurteilt haben. Aber an der Geltung sittlicher Prinzipien ändert das nichts. Wir alle stehen ja immer wieder vor der härtesten und folgenschwersten Entscheidung alles Menschlichen: ob dem sittlichen Prinzip oder den praktischen Vorteilen der Vorrang gebührt...“ (1962). Robert Weltsch war und ist eben nicht nur und auch nicht einmal in erster Linie ein Publizist, sondern eine wirkende Kraft, auch wenn er niemals nach politischen Ämtern gestrebt hat, die ihm unmittelbaren Einfluss auf den Ablauf

der Dinge gegeben hätten. In dieser Funktion des Erziehers, dem Charakter und Gesinnung im Vordergrund stehen, konnte er niemals Kompromisse und scheute sich nicht, ein Aussenseiter zu sein, ein Nonkonformist im höchsten Sinne des Wortes, der sich mit den eigentlichen, ursprünglichen Werten des Judentums und eines Judentum realisierenden Zionismus identifizierte. Das Schicksal hat es ihm beschieden, in einer Zeit der grössten Umwälzungen zu leben, die den Boden für unzählige Illusionen boten, für die falschen Propheten, die im Lande und an allen Enden der Welt aufstanden und sich gelegentlich mit ihren „Wundertaten“ brüsteten, deren Vergänglichkeit nur allzu deutlich dem wird, der geschichtlich zu denken gelernt hat. Sehr frühzeitig, im Jahre 1916, schrieb der junge Weltsch von „der geistigen Assimilation an jene uns fremde Ideologie, die in den Taten, besser Tatsachen des Krieges [d.h. des Ersten Weltkrieges] wirklich die höchste Form menschlicher Tatkraft und Wirkung erblickt... unsere geistige Anpassung [ist] so weit gediehen, dass wir nicht mehr zu wissen und zu sehen scheinen, dass diese ‚grosse‘ Zeit in Wahrheit nur eine folgerichtige Fortsetzung der Frivolität, Rohheit und Haltlosigkeit jener Zeit ist, deren Laster und-versteckte Gier wir als das Ur-Übel kannten... Möge uns das Geschehen nicht verleiten, von jüdischen Kanonen zu träumen und das Wort zu verachten...“ Dies schrieb Robert Weltsch im Felde 1916.

Die zwanziger Jahre bildeten den Höhepunkt seines Wirkens in der zionistischen Bewegung. Wir fragen uns, warum die Dokumente aus dieser Zeit in dem vorliegenden Bande überhaupt nicht enthalten sind, obwohl in der Einleitung darauf verwiesen wird. (Eine spätere Gelegenheit sollte dazu benutzt werden, diese Lücke zu schliessen.) Vielleicht wollten die Herausgeber in erster Linie den Denker Robert Weltsch zeigen, der sich allgemeinen menschlichen und zugleich jüdischen Problemen hingibt, den Kämpfer für das deutsche Judentum in seiner schwersten Stunde, die Persönlichkeit, die ein grosses Werk zur Erkenntnis der Zusammenhänge im Rahmen des Leo Baeck Instituts geschaffen hat. Dennoch müssen gerade wir sagen, dass vielleicht die historisch bedeutsamste Periode im Wirken von Weltsch jene Zeit war, als er in einer ununterbrochenen Auseinandersetzung um den Charakter des Zionismus stand. Er selbst spricht davon in seiner Nachbemerkung, wenn er auf Veröffentlichungen hinweist, deren Autoren „anscheinend keine Kenntnis von der publizistischen Kampagne [haben], die die Jüdische Rundschau, gegen starken Widerspruch, zwanzig Jahre (1919—1939) geführt hat, um die arabische Realität Palästinas zu einem entscheidenden Faktor des zionistischen Denkens zu machen...“ Und er fügt hinzu, dass ein Teil der jungen Menschen Israels „nicht glücklich darüber [ist], die Rolle eines bewaffneten Siegers und einer Okkupationsmacht spielen zu müssen... aber viele Fragen: wie ist es gekommen? Wohin führt der Weg?... Vielleicht darf man das als Anfang einer Wendung betrachten...“ So schliesst, für den gläubigen Weltsch höchst bezeichnend, diese jetzt geschriebene Nachbemerkung mit der Hoffnung auf bessere

Zeiten für unser Volk in diesem Lande und für die Völker des Mittleren Ostens ab.

Wir können uns nur mit wenigen Hinweisen auf die sonstigen Themenstellungen begnügen. Immer wieder ist es das Problem des Nationalismus, das Verhältnis zwischen Juden und Arabern und das Wesen des Staates, die ihn beschäftigen. Dazu sagt er einmal: „Gerade angesichts der Versuche, ein Volksleben nach den im zwanzigsten Jahrhundert vorherrschenden Vorstellungen nationaler Kleinstaaten zu organisieren, mit all den für die Welt unwichtigen und nur für die Beteiligten wichtigen Interessenkämpfen, der oft paradoxen Überschätzung von Tageserscheinungen und der unvermeidlichen Enthüllung menschlicher Unzulänglichkeiten, taucht immer häufiger die Frage auf, ob sich der Sinn der Existenz des jüdischen Volkes und seines einzigartigen Ganges durch die Geschichte wirklich in einem solchen Rahmen erfüllen lässt.“ (1961) Das ist gewiss keine Verneinung des Staates, aber es ist die kritische Frage nach seinem Sinn, wie er geworden ist und wie er sich nach innen und nach aussen hin verhält. In diesem Zusammenhang steht auch das Problem der Einwanderung, das heute eine so grosse Bedeutung in Hinsicht auf die Alijah aus Russland und die damit verbundenen schweren politischen und anderen Probleme gewonnen hat. Im Zusammenhang mit einer Erörterung über die Auseinandersetzungen mit Englands Aussenminister Bevin über die Einwanderung nach dem Kriege weist Weltsch darauf hin, dass das Ziel nicht darin bestand, „die Menschen zu retten, sondern den Jischuw in Palästina zu verstärken. Die Forderung einer verstärkten Einwanderung nach Palästina war stets vor allem politisch...“ Kein Zweifel, dass dieser Gesichtspunkt auch für das Problem der russisch-jüdischen Einwanderung gilt, auch wenn naturgemäss eine Triebkraft psychologischer Natur bei denen, die zur Auswanderung drängen, ihre Gegnerschaft gegen das kommunistische System ist und ihr Wunsch, in einem Land zu leben, das zur westlichen Welt gehört. Aber es ist wohl klar, dass auch die Propaganda für diese Einwanderung, von Israel her gesehen, nicht in erster Linie humanitären Charakter besitzt, sondern politischen, der Stärkung der Volkszahl, seiner wirtschaftlichen und militärischen Kraft dienen soll. Weltsch fragt dazu, warum die Russen „gerade solche Juden ausreisen lassen, die sofort eine aktivistische anti-russische Propaganda betreiben, ja solche, die sich selbst als Faschisten bezeichnen, wie es in Israel geschehen ist...“ (1971). Jede Erscheinung unseres Lebens als Volk im Staate Israel, jede Äusserung unseres staatlichen Willens verlangt die kritische Analyse, die auf dem Festhalten an den grundlegenden Prinzipien des Menschheitsgedankens in seiner jüdischen Form basiert.

Natürlich, in diesem Bande finden sich eine Reihe der berühmt gewordenen Aufsätze, in denen Robert Weltsch in der „Jüdischen Rundschau“ zu den deutschen Juden in der Stunde ihrer tiefsten Erschütterung sprach, beginnend mit dem historischen Wort „Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!“. Wir lesen immer wieder den Gedanken, dass es darauf ankommt, (Schluss S. 7)



Das Anfang Oktober gefeierte fünfzigjährige Jubiläum des Kibbuz Chefzibah im östlichen Emek Jesreel ist ein Ereignis, das Beachtung verdient. Die Anfänge dieses Kibbuz sind das Werk von Chaluzim, die hauptsächlich dem jüdischen Milieu in Mitteleuropa entstammten und bereits mit dem Strom der Dritten Alijah ins Land kamen. Chefzibah ist die erste Gründung eines landwirtschaftlichen Siedlungspunktes durch Menschen aus dem deutsch-jüdischen Kreis.

Die im Anfang der zwanziger Jahre aus Mitteleuropa nach Palästina kommenden Zionisten stammten aus wirtschaftlich und politisch gesichert erscheinenden Verhältnissen. Ihr Entschluss war es, trotz der damals krassen Differenzen in den Lebensbedingungen den Zionismus durch ihre Tat zu verwirklichen. Unter den verschiedenen Gruppen, die in Deutschland in den stürmischen Nachkriegsjahren Wege zur Durchführung ihrer zionistischen und zugleich sozialen Träume suchten, war es in Berlin ein Kreis, der von Mosche Schwabe (bekannt als Erzieher am hebräischen Gymnasium in Kowno, später in Jerusalem und als Rektor der Universität) inspiriert wurde. Unter dem Namen „Hamahapechah“ wurde dieser Kreis zu einem der Paten von Chefzibah. In ihm fanden sich Mitglieder des „Volksheims“ und des „Herz-Bundes“ und auch Jugendliche des „Blau-Weiss“ zusammen, die als ersten Schritt auf dem Weg nach Erez Israel landwirtschaftliche Ausbildungsstätten aufsuchten. Halberstadt und Niedergimmeln in Schlesien sind Ortsnamen, welche in der Vorgeschichte von Chefzibah eine Rolle spielen.

Ganz ähnlich organisierte sich in der Tschechoslowakei eine Gruppe unter dem Namen „Haavodah“, welche zur Chaluziuth strebende junge Menschen umfasste, vornehmlich aus der „Blau-Weiss“-Bewegung, aus Prag, Pilsen, Teplitz und anderen Orten. Auf verschiedenen landwirtschaftlichen Gütern suchten sie die Befähigung zur erstrebten Tätigkeit in Erez Israel zu erlangen.

Nur ungenau lässt sich heute feststellen, wie und wann die ersten Kontakte zwischen den beiden Chaluzgruppen stattfanden, und wie schliesslich durch Briefwechsel, persönliche Besuche und auch Austausch der Hachscharahplätze jene innige Verbindung entstand, welche zu dem Beschluss führte, gemeinsam eine Siedlung auf kollektiver Basis, eine Kwuzah, aufzubauen, der das bereits bestehende Daganla als Vorbild vorschwebte.

Von der zweiten Hälfte des Jahres 1920 an trafen nach und nach in kleinen Gruppen oder auch einzeln Leute der „Hamahapechah“ und der „Haavodah“ in Palästina ein, sofort untereinander den Kontakt aufnehmend und dem Ziel des Zusammenschlusses zustrebend. Gegen Ende des Jahres gelang es, den Platz zu finden, auf dem sie die ersten Schritte zum Aufbau der kommunalen Gesellschaft tun konnten. Der Verwalter einer grossen Orangenplantage westlich der Kolonie Chederah stimmte zu, den Chaluzim aus Deutschland die Bearbeitung der Pflanzung zu übertragen. Zugleich wurden ihnen die dort vorhandenen für die Arbeiter angelegten Häuschen als Wohnstätten überlassen. Die Plantage und das winzige Örtchen führten den Namen Chefzibah. Es sei gleich hier vermerkt, dass dies nicht nur ein in der Bibel vorkommender Frauennamen ist — die Mutter eines Königs aus dem jüdischen Königshause hiess so —, sondern dass ihm

## 50 Jahre Kibbuz Chefzibah

auch eine symbolische Bedeutung zukommt in einem Vers des Propheten Jeschajahu, wo das Volk und die Erde Israels als die von Gott „Begehrte“ bezeichnet wird.

Der damals idyllische, abgelegene Platz an dem Flüsschen, das seinen heutigen Namen der inzwischen zur Stadt gewordenen Kolonie Chederah verdankt, unweit von der Mündung ins Meer, innerhalb des grossen Pardess und in der Nachbarschaft gewaltiger Sanddünen, bot einen geeigneten Rahmen für das romantische Jugenderlebnis von etwa zwei Dutzend jungen Menschen, welche eine neue Gesellschaft bilden wollten. Man war, gerade wegen der Herkunft aus bürgerlichen, gesicherten Familien, bestrebt, die alten konventionellen Lebensgesetze des verlassenen Europa abzuschütteln, das Zusammenleben wurde von sentimental und sensitiven Regungen beherrscht, die Stimmung schwankte zwischen himmelhoch jauchzend zu Tode betäubt. Aber es wäre weit gefehlt, etwa eine Parallele zur Erscheinung der Beatles der Gegenwart zu ziehen. Die Chaluzim der zwanziger Jahre in Erez Israel haben ihren Libertinismus eigentlich nur als eine Fassade ihrer Existenz und ihres Strebens zur Schau getragen. Es ging ihnen um eine sehr ernste, konkrete Aufgabe, die sie sich gesetzt hatten: als Arbeiter beim Aufbau eines neuen Landes sich zu bewähren und das Zusammenleben von Menschen durch das Prinzip der Gleichheit und wahrer Freundschaft von allen Schlacken der überkommenen Gesellschaftsformen zu reinigen. Die jüdischen Arbeiter im Pardess Chefzibah hatten mit der Kritik und den Anforderungen des Aufsehers zu rechnen, der für Arbeitsnorm und Arbeitslohn als Masstab den Vergleich mit dem arabischen Akkordarbeiter anzulegen gewohnt war; in der Haushaltsführung hatten sie mit den Unzulänglichkeiten der primitiven Geräte zu ringen, die Lebenshaltung der in ihrer Kindheit meist recht verwöhnten Jugendlichen war, diktiert von einem unausgeglichene, armseligen Budget, dürftig und kaum ausreichend. Vor allem aber verliess auch die Leute von Chefzibah nicht der damalige treue Begleiter des Chaluz, die Malaria, abgesehen von den anderen Krankheiten der Akklimatisation.

In den unruhigen Maitagen des Jahres 1921 musste der abgelegene Platz zeitweise geräumt werden, die jüdischen Arbeiter von Chefzibah verstärkten die Verteidigung von Chederah, welche einer von ihnen, ehemaliger Offizier in der österreichischen Armee, leitete.

Als im Jahre 1921 mit der Siedlung der von Jehoshua Hankin vor Jahren erworbenen Böden im Emek Jesreel begonnen wurde, erweckte dies die Hoffnung auf baldige Verwirklichung der Pläne, eine eigene Wirtschaft zu gründen. In dem östlichen, sich gegen Beth Schean senkenden Teil des Emek, im sogenannten Nuris-Komplex, blieb ein beträchtliches Stück Land, das noch der Ansiedlung harnte. Gemeinsam mit zwei anderen Chaluzgruppen bewarben sich die Leute von Chefzibah um die Zuweisung von Boden und Eingliederung in das Ansiedlungsprogramm der zionistischen Instanzen. Die beiden anderen Mitbewerber — bei den gemeinsamen Verhandlungen hatte man eine Verschmelzung in der Zukunft ins Auge gefasst, — waren der Kibbuz Alef des Haschomer

Hazair und die Kwuzah „Zwi“, eine kleine Anzahl von Jungen aus Deutschland, welche sich um die Person des charaktvollen Max Hirsch scharten.

Die Ansiedlungsinstitutionen lehnten es ab, die Siedlungspunkte noch im Jahre 1922 zu errichten. Die Bedingungen dafür schienen nicht gegeben, und es mangelte sogar an Geld, die bereits früher gegründeten zu basieren. Aber die Chaluzim wollten sich nicht aufhalten lassen. Eigenmächtig und unbotmässig schlugen sie am 22. Oktober 1922 ihre Zelte am Fuss des Gilboa an einem Abhang auf, der in der Karte mit „Chirbet Beit Ifa“ bezeichnet war, der Name eines schon seit Jahrzehnten verlassenen arabischen Dorfes. Es war naheliegend, dem Platz den Namen eines im Talmud erwähnten ehemaligen jüdischen Ortes „Beth Alfa“ zu geben.

Zur Verschmelzung der drei Gruppen ist es nicht gekommen. Die Kwuzah „Zwi“ löste sich auf, und ihre Mitglieder gingen verschiedene Wege. (Die meisten haben dann im Jischuw und im Staate Israel beachtliche Funktionen ausgeübt.) Der Kibbuz des Haschomer Hazair, welcher den grösseren, nach Osten zu gelegenen Teil des Terrains erhielt, bereitete sich nach dieser Richtung aus, die ehemaligen Arbeiter von Chefzibah errichteten ihre Wohn- und Wirtschaftsgebäude nach Westen zu und behielten für ihren Ansiedlungsplatz den Namen des Ortes, wo sie sich vormalig zusammengefunden hatten: Chefzibah.

Notgedrungen mussten die zionistischen Behörden in Jerusalem die neuen Siedlungen in ihr Programm aufnehmen. Zur Beschaffung von Mitteln wurde eine Aktion in der Tschechoslowakei eingeleitet; auch der Keren Hajessod in Deutschland wirkte mit, vor allem wurde die durch die Inflation in Deutschland sich bietende Gelegenheit benutzt, landwirtschaftliche Geräte und Ausrüstung günstig zu erwerben.

Jahrelang hat die Kwuzah Chefzibah den Charakter behalten, den sie von dem Kern der Gründer übernahm. Die Zusammensetzung ihres Menschen-Kreises gab ihr ein

eigenartiges Gepräge, sie galt mehr oder weniger als ein Unikum unter den Gemeinschaftssiedlungen des Landes, mit ihrer verhältnismässig grossen Anzahl von Intellektuellen, auch Trägern akademischer Titel, vor allem aber dadurch, dass trotz aller Bemühung zur Hebraisierung das Deutsche die Umgangssprache der Chawerim geblieben ist. Als „deutsches“ Kollektiv hat sie später noch manchen Nachwuchs aus ähnlicher Schicht erhalten; ihrer Eigenheit halber wurde sie von Schriftstellern und Journalisten aufgesucht; Max Brod versetzte die Handlung eines Romans zum Teil dorthin.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Siedlung ging nur langsam aufwärts. Kenner der Verhältnisse glauben, dass der die Kwuzah bildende Menschentyp ein Hemmschuh war, im Gegensatz zu anderen Gruppen, die mit weniger intellektuellem Ballast beschwert waren. Gegen Ende der zwanziger Jahre, als die ganze Kibbuzbewegung von ideologischen Auseinandersetzungen erschüttert wurde, machten sich auch in Chefzibah weltanschauliche Differenzen geltend. Aber nicht weniger trugen Krankheiten und der wirtschaftliche Misserfolg dazu bei, dass der Stamm der alten Chawerim immer mehr abbröckelte. Jüngere Elemente aus anderen Herkunftsländern füllten die Lücken. Nach langem Zögern entschloss man sich auch in Chefzibah, die organisatorische Unabhängigkeit aufzugeben, und der nunmehr zahlenmässig stättliche Kibbuz gehört zum Verband des „Kibbuz Hamachad“. Eine junge Generation trägt die Last der Wirtschaft, wobei auch hier der Einbau industrieller Zweige angestrebt wird.

Bei den künstlerisch prächtig gestalteten Aufführungen der Jubiläumsfeier war dafür gesorgt, dass die Verdienste der Gründergeneration nicht vergessen wurden. Mit gutmütigem Spott wurde die „deutsche“ Vergangenheit der Anfangsjahre in Lied und Darstellung gleichzeitig karikiert und doch gewürdigt. Bei dem Abschluss-Rondo, als alle Chawerim die Bühne füllten, führten den Reigen die beiden Gruppen der wenigen Alten aus Deutschland und der Tschechoslowakei, welche von der Gründungszeit bis jetzt durchgehalten haben.

KARL SCHWAGER

## Judaica / Bücher und Autographen-Auktion

Es sind nicht so sehr Judaica im engeren Sinn, die auf der 20. Bücher- und Autographen-Auktion der Berliner Galerie Gerda Bassenge (7.—11. November) Interesse hervorrufen, als vielmehr Judaica in einem weiteren Sinn. Aus der ersten Kategorie ragen Angebote wie die Erstausgabe von Martin Bubers „Vom Geist des Judentums“ (1916), eine 16bändige „Jevrejskaja Enciklopedija“ (St. Petersburg 1906—1912), die bekannte russische jüdische Enzyklopädie, und die „Gesammelten Schriften“ (Berlin 1875/76) von Leopold Zunz heraus. Zu den Judaica im weiteren Sinn sind zu zählen: ein Exemplar der 1923 in beschränkter Auflage erschienenen Propyläen-Vorzugsausgabe von Heines „Rabbi von Bacharach“ mit Lithographien, darunter solchen von Max Liebermann, ferner Chajim Nachman Bialiks „Gesammelte Werke“ (hebräisch) in vier Bänden mit einem Porträt des Dichters von Liebermann sowie Holzschnitten und Vignetten des Graphikers Joseph Budko, jeder der vier Bände ist von Bialik und Budko signiert. Unter den Hammer kommt auch das Hauptwerk des bekannten

Kunstsammlers Salli Kirschstein, „Jüdische Graphiker aus der Zeit von 1625 bis 1825“, 1918 erschienen und selten geworden. Zur angebotenen kulturpolitischen und politischen Literatur gehören die „Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit“ (Königsberg, 1771) des Arztes Markus Herz, der, ein Anhänger Kantischer Ideen und ein Freund Moses Mendelssohns, von 1747 bis 1803 in Berlin lebte, und Flugblattmaterialien aus dem Jahr 1848, mit denen in Wien gegen die Judenemanzipation agitiert wurde, darunter ein „Offener Brief an Rothschild“, ferner drei Erstdrucke von Publikationen von Ferdinand Lassalle sowie Gustav Landauers gedruckter Vortrag „Aufruf zum Sozialismus“ (1911).

Originalbriefe stammen unter anderen von Lou Andreas-Salomé, von Lion Feuchtwanger, Arnold und Stefan Zweig, Max Liebermann und Emil Orlik. Schliesslich wird in der Abteilung „Musik“ ein Brief Felix Mendelssohns an einen Düsseldorf-Maler (1836) und ein weiterer an seine Schwester Fanny Hensel (1839) zum Erwerb angeboten.



# EIN STREIT UM MASARYK

In der amerikanischen hebräischen Wochenschrift „Hadoar“ hat sich in diesem Sommer eine merkwürdige Diskussion entwickelt: War **Thomas G. Masaryk**, der erste Präsident der Tschechoslowakei, ein Freund der Juden und ein Freund des Zionismus, oder war er es nicht? Der Anlass zu diesem Streit war ein Artikel, in welchem ein Mitarbeiter des „Davar“ die grosse Rolle schilderte, welche Masaryk spielte, als er sich in der Sache Hilsner mit dem ganzen Ernst seiner Persönlichkeit gegen die Lüge vom jüdischen Ritualmord einsetzte. Dies war viele Jahre, bevor er der „Präsident-Befreier“ der nach dem Ersten Weltkrieg 1918 neugegründeten tschechoslowakischen Republik wurde. 1927 besuchte er (als erster Souverän!) Palästina und gab damit seiner Sympathie für den Zionismus Ausdruck. Aus Dankbarkeit und zu Ehren seines Namens ist **Kfar Masaryk** im Norden Palästinas gegründet worden, das auch heute noch seinen Namen trägt. Dies der Inhalt des Artikels von **Zwi Karmel**, welcher Anlass zu der Polemik wurde. Kronzeuge in dieser Polemik wurde der schon verstorbene Journalist **Gerschon Swet**. Swet hat Masaryk einige Jahre nach seiner Rückkehr aus Palästina interviewt, und in diesem Interview äusserte Masaryk Zweifel über die Durchführbarkeit des Zionismus und über die Praktikabilität der Wiederbelebung der hebräischen Sprache. Was sein Eintreten für Hilsner betrifft — schreibt Swet —, so war es nicht aus Liebe zu Israel, dass Masaryk sich einsetzte, sondern aus Hass gegen die Herrschaft des Hauses Habsburg.

So bleibt also — damit schliesst der Artikel im „Hadoar“ vom 7. Juli 1972 — die Frage offen: War der grosse Präsident der Tschechoslowakei ein Freund Israels und des Zionismus, oder war er es nicht?

Wenn ich hier zu dieser Frage Stellung nehme, so tue ich es aus Dankbarkeit für Masaryk und seine geistige Gestalt. Ich habe als junger Student an den populären Vorlesungen teilgenommen, welche in Prag am Sonntag Nachmittag in der Jerusalemstrasse stattfanden, gegenüber der Bude des Bar-Kochba, und konnte Masaryk 1927 auf seiner Reise durch unser Land begleiten, deren Ziel **Chefzibah**, die tschechoslowakische Kwuza, war. Damals habe ich meine Eindrücke in dem von Rychnovsky herausgegebenen Sammelbuch „Masaryk und das Judentum“ (1931) niedergelegt. Auch kann ich bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an ein Buch wachrufen: „Zionisten und Christen“ von Emil Kronberger (M. W. Kaufmann, Leipzig 1900). Dieses Buch ist „Herrn Prof. Th. G. Masaryk, dem wackeren Wahrheitsforscher in Ergebenheit und Verehrung“ gewidmet und enthält einen Aufsatz „Über den Zionismus“ von Masaryk selbst. Dass es in der Diskussion nicht zitiert wurde, erklärt sich mir nur daraus, dass bei uns Deutsch eine Sprache geworden ist, die man nicht mehr liest. Das Buch ist heute eine sehr interessante Lektüre und sollte ins Englische und ins Hebräische übersetzt werden. Max Nordau hat eine Einleitung geschrieben. Masaryk schreibt:

„Mir ist die zionistische Bewegung durchaus sympathisch. Indem ich sie von dem Leben der Gegenwart zu begreifen suche, schätze ich an ihr den Nationalismus, speziell achte ich es sehr, dass der unterdrückte Jude (die Unterdrückung des Juden ist doch, wenn wir

aufrichtig sein wollen, überall, auch im Westen!) sich für sein Volkstum nicht schämt. Sofern es sich um die wirtschaftliche Frage der Colonisation Palästinas handelt, so sehe ich in der Auswanderung zahlreicher Juden nur einen Specialfall der allgemeinen Völkerwanderung des XIX. Jahrhunderts; der Gedanke das Urheimatland zu colonisieren, ist für den Juden gewiss nahelegend und sehr berechtigt. Sollten einige Kritiker Recht haben, dass die Colonisation Palästinas in einigen Stücken verfehlt ist, so spricht das nicht gegen die Idee und das Ziel.

Ich fasse den Zionismus jedoch vornehmlich moralisch auf; dem denkenden, fortgeschrittenen Juden kommt das Mangelhafte seines Charakters und seiner Weltanschauung zum Bewusstsein; im Zionismus sehe ich, um ein bekanntes Wort anzuwenden, einen Tropfen Prophetenöles.

Der denkende Jude erkennt seine Mitschuld an den Mängeln der bisherigen Culturarbeit; der denkende Jude will neu geboren werden und darum muss er vorwärts und weiter hinaus über die allgemeinen Mängel unserer Civilisation. Da genügt die Änderung des lokalen Milieus allein nicht, da handelt sich's um eine Wiedergeburt von Innen heraus, um eine Wiedergeburt, an der allerdings auch wir Christen mitarbeiten müssen, als Mitschuldige. Wenn ich nicht irre, erklären die Zionisten selbst, dass die Colonisation Palästinas nur für einen gewissen Teil der Juden als Hilfsmittel bestimmt ist — für diejenigen, die nicht auswandern, bleibt eben die schwierigere Aufgabe.

Der clericale Antisemitismus und chauvinistische Nationalismus ist freilich sociologisch und politisch blind, und vermag in seinem engherzigen Simplizismus nicht zu begreifen, dass die wachsende Complication der gesellschaftlichen Organisation ein selbständiges, bewusstes Judentum nicht ausschliesst, im Gegenteil befürwortet.

Es ist heute (1972) von Interesse festzustellen, dass kein einziger der vielen Teilnehmer an der Diskussion in diesem Buche die Existenz der Araber in Palästina erwähnt. Es ist eine Diskussion mit den jüdischen Gegnern des Zionismus, den „Assimilanten“. Auch Masaryk muss, als er nach Palästina kam, drei Jahrzehnte nachdem er seinen Beitrag geschrieben hatte, von der Existenz der Araber in Palästina überrascht gewesen sein. Der arabische Bürgermeister von Jerusalem begrüsst ihn, als er im April 1927 in Jerusalem einfuhr, zusammen mit dem tschechoslowakischen Konsul in Kairo und dem tschechoslowakischen Konsul in Jerusalem. Die Prager zionistische Wochenschrift „Selbstwehr“ schrieb damals: „Nicht um Philosemitismus handelt es sich — Masaryk hat auch schon, wo er es für notwendig fand, starke Worte gegen die Juden gefunden —, sondern um eine sehr einfache, aber unendlich seitene Tatsache: dass hier ein Mann ist, der auch in hysteriegeladenen Situationen die Kraft und den Geist hatte, Gerechtigkeit walten zu lassen.“

Masaryks Besuch in Palästina fiel in eine Zeit tiefster Depression im zionistischen Lager. Die sogenannte „Vierte Alijah“ war eben ins Stocken geraten, statt Einwanderung begann eine Auswanderung. Die primitiven Verhältnisse in den Siedlungen konnten Masaryk nicht verborgen bleiben (ein eben erschienen Buch einer Chavera von

Chefzibah, **Rosa Epstein-Mahler**, „Pirkej Chajim“ enthält sehr aufschlussreiche Bilder vom Besuche Masaryks und zeigt den ärmlichen Essaal der Kwuzah, in welchem Masaryk empfangen wurde). Nichts ist begreiflicher, als dass Masaryk mit einigen Zweifeln über die Durchführbarkeit des Zionismus heimkehrte und diesen Zweifeln in seiner offenen Art Ausdruck gab; und nichts ist unbegreiflicher, als dass der Interviewer deswegen Zweifel an seiner Freundschaft zu den Juden zum Ausdruck brachte.

Als Masaryk auf seiner Fahrt am 14. April 1927 Nahalal besuchte, wurde er vom Direktor des Keren Hajessod, **Leib Jaffe**, begrüsst. Leib Jaffe erinnerte Masaryk an seine Worte, dass er im Zionismus einen Tropfen von Salböl der Propheten sehe, und fügte hinzu: „Ich erinnere mich, welchen Eindruck Ihr Werk ‚Die Grundlagen des Marxismus‘ auf die junge jüdische Gene-

ration gemacht hat. Wir waren damals noch in etwas chaotischem Zustand, isoliert und verachtet. Unsere nationale Bewegung galt in den Augen unserer Gegner und unter deren Einfluss auch bei Freunden als eine finstere reaktionäre Bewegung. Da, plötzlich fanden wir in Ihrem Werk ein Kapitel über unsere nationale Bewegung und den Zionismus, über sein Recht und seinen inneren Wert. Beseitigt von den Empfindungen der Religion und Moral erkannten Sie die moralische Kraft, die in unserer Bewegung herrscht, die innere Wahrheit, die sie erfüllt.“

Als Masaryk das kleine Tel-Aviv von damals besuchte, war sein Erstes, am Grabe Achad Haams einen Kranz niederzulegen.

★

Es ist mitunter gut, an Vergangenes zu erinnern.

HUGO BERGMAN

## München — Zagreb — Tripolis

Die enge Verflechtung der internationalen Beziehungen wird wie mit einem Schlaglicht dadurch beleuchtet, dass die ernsteste Folge der Befreiung der überlebenden arabischen Sportdelegation der Münchner Olympiade eine diplomatische Spannung zwischen Israel und der Bundesrepublik ist. Noch sind nicht alle Einzelheiten des Dramas bekannt, das sich im Flugzeug zwischen Zagreb und München, in den westdeutschen Gefängnissen, die die Attentäter freilassen, und auf den Flugplätzen von München und Zagreb abspielten. Es scheint manchen Beobachtern nicht ausgeschlossen, dass die Regierung der Bundesrepublik, die gerade daran geht, ihre Beziehungen zu den arabischen Ländern zu normalisieren, von dem Entführungsversuch der Terroristen nicht geradezu schockiert wurde. Denn er befreite sie von einer Last, von der Notwendigkeit, die Attentäter zu bewachen, und öffnete den Weg zur Akkreditierung des deutschen Botschafters in Kairo, der seit Wochen vergeblich auf eine Einladung wartete, seine Antrittsvisite bei Präsident Sadat zu machen. Die Aufforderung an Libyen, die Attentäter vor Gericht zu stellen, klang schwach und unüberzeugend. Das sollte niemand wundernehmen, der sich darüber im klaren ist, dass Libyen einen beträchtlichen Teil des Ölbedarfs der Bundesrepublik deckt. Die Erklärung von Bundeskanzler Brandt, dass die Bundesrepublik sich schliesslich nicht im Kriege mit den Arabern befinde, zeigt deutlich, dass die scharfe Stellung Israels von den Deutschen nicht geteilt wird. Brandt sagte zwar, dass er dafür Verständnis habe, aber das ist auch alles.

Nach dem ersten Sturm der Enttäuschung und des Erstaunens beginnt man sich in Israel zu fragen, was weiter geschehen soll. Die israelische Regierung hat den Botschafter in Bonn „zu Besprechungen“ zurückgerufen mit dem Bemerkung, dass man nicht weiss, wie lange er hier im Lande bleiben soll. Das bedeutet in der diplomatischen Zeichensprache einen Ausdruck des Unwillens gegenüber der Regierung in Bonn. Aber schon sprechen politische Kommentatoren von der Notwendigkeit, die „Empörung im Zaum zu halten“, denn man wird sich dessen bewusst, dass Israel es sich nicht leisten kann, sich mit einer solchen Macht, wie sie die Bundesrepublik heute darstellt, zu

verfeinden. Und was die Bekämpfung des Terrors betrifft, so wird es deutlich, dass wir dabei wenige Bundesgenossen haben können. Denn es werden sich kaum Staaten finden, die sich wegen des Konflikts mit den Israelis die Araber weiter zu Feinden machen wollen. Die internationale Balance einerseits und das in den arabischen Ländern vorhandene Öl andererseits wiegen die evtl. vorhandenen Sympathien für Israel auf. Und schliesslich, wie Brandt sagt, es ist nicht ihr Krieg, der geführt wird.

Man soll sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir und kein anderer mit der Freilassung der Attentäter eine politische Niederlage erlitten haben. Die Vorstösse des Terrors haben ein doppeltes Ziel: eventuelle Friedenspläne der arabischen Staaten zu durchkreuzen und unsere politische Stellung in der internationalen Arena zu schwächen. Im Augenblick sieht es so aus, als ob sie beiden Zielen näher gekommen sind. Die Friedensaussichten haben sich verschlechtert, und von europäischen Staaten wird z.T. unmissverständlich, z.T. verschleierte zu verstehen gegeben, dass man keine Absicht habe, sich bei dem Konflikt im Nahen Osten die Finger zu verbrennen.

Die Konsequenz, die wir in dieser Situation zu ziehen haben, ist eine zweifache: Wir müssen verstehen lernen, dass wir den Kampf mit den Terroristen ohne Verbündete zu führen haben, und wir müssen in der Reaktion gegenüber nichtarabischen Staaten höchste Vorsicht walten lassen. Beides ist nicht leicht. Mit dem Moment, wo die Terroristen den Kampf über die Grenzen des Nahen Ostens hinausgetragen haben, werden notgedrungen andere Länder hineingezogen; diese sehen es höchst ungern, dass der Streit auf ihrem Boden — oder in ihren Flugzeugen — ausgetragen wird. Neben Vorsicht, Wachsamkeit und sorgfältig abgewogenen Gegenschlägen ist also eine umfangreiche politische Tätigkeit notwendig, die nicht nur unseren Standpunkt erklärt, sondern auch die Einstellung der anderen richtig einschätzt. Das ist eine schwere, aber nicht unlösbare Aufgabe, wenn man sie mit richtiger Abschätzung aller Beteiligten und ohne unüberlegte Reaktionen durchführt.

GERDA LUFT



## Erlesenes „EINSCHWEIGEN“

### Bemerkungen zur Lyrik David Rokeahs

... Unter denen, welche Anteil haben am Leben der modernen hebräischen Literatur in Israel, ist uns der Lyriker David Rokeah im Laufe der letzten Jahre eindrücklich vorgestellt worden, besonders durch den Uebersetzer Erich Fried...

Bei Rokeah zeigt sich, was sich auch bei zeitgenössischen Gedichten im deutschen Sprachraum zeigt: Sprache wird zurückgenommen auf Stichwörter, nicht einmal auf Stichwörter, sondern auf Wörter, auf Elemente, für sich gestellt, umgeben mit viel Raum; in diesen Raum hinaus wirken sie, beleben ihn, bringen ihn zum Reden. Was hört man? Man hört Bedrohung, hört Gebete, eingewoben in den Lauf des vom Menschen gelebten Tages. Rokeah sagt: „Dornbüsche blühen als äusserste Hoffnung für unbefestigtes Land.“ Dornbüsche blühen. Wir denken das andere Bild: Brennender Dornbusch. Wir erinnern uns an den Auftrag, den Moses dort empfangen hat; wissen, dass es der Auftrag war, Israel herauszuführen aus dem Leiden; es auf den Weg zu bringen, der ein Heilsweg sein würde. Im gegenwärtigen Wort des Dichters die Erinnerung an das Wort der Väter. Es ist jüdisches Denken in seiner Leben enthaltenden Kraft: das Uralte gegenwärtig; das Uralte zeigt im Gegenwärtigen auf das Kommende hin. Die Zeit wird zum Raum, den einem niemand streitig machen kann, den einem niemand nehmen kann...

Es gibt Gedichte Rokeahs, in welchen der Gedanke einer Episode entlang geht. Man kann dann das Gewöhnliche lesen: Regen fällt auf die Dächer; er rinnt von dem hohen Dach auf das niedrigere; an der Strassenecke brennt eine Laterne; der Wind geht; im Hafen fliegen die Möwen; liegt ein Boot, an dessen Seiten sich Algen angesetzt haben. Man hört das Meer. — Das wären Anlässe für Stimmungslyrik. Für Rokeah sind es Anlässe zum Denken, welches nach Zeit fragt: Erinnern und Hoffen; Reden aus einer Gegenwart, deren Qualität gekennzeichnet ist durch das Erwarten, das Erwarten eines andern, das Erwarten des andern.

Für dieses andere sagt Rokeah „Du“. Ist es das Land, Israel? Ist es die Geliebte, der Freund? Erde, Muttererde, Frau? Je rigoroser man dieses Du vereinzelt, desto entschiedener verfehlt man seine Fülle. Es ist in ihm der Mythos gegenwärtig; Gegenwart mythisch, Rokeah sagt: „Wenn man liebt, schreibt man von neuem die Geschichte der vorigen Lieben.“ Das ist nicht Wiederholung; es ist das Erwarten; und lebt aus der Verheissung...

Auch bei Rokeah wird das Gedicht sich selbst zum Zweifel; es scheint, als habe es in sich das Antagedicht. Was ist geschehen? Auf diese Frage ist nicht leicht zu antworten. — Wir sehen Dinge und Zeug, wir sehen Lebendes vor uns; wir bestehen den Tag, mit allem Alltäglichen, das zu ihm gehört; wir erleben das Gewöhnliche und das Überraschende. Aber gekannt ist das alles doch erst, wenn es gesagt ist. Wenn es zu seinem Wort

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, P.C. 1480, Tel. 614411. Anzeigenannahme: Etlinger's Advertising, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigenannahme in Jerusalem: H. Sturmann, Tel. 33435. Herausgeber: Bitan Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. Hans Tramei, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.

gelangt ist; so, dass es für einen andern erfahrbar wird; so, dass ein anderer es lesen, eben aufnehmen kann. Wir setzen das erste Wort hin, den ersten Satz — und spüren, dass mit diesem Wort, mit diesem Satz etwas Neues angefangen hat: das Wort, der Satz — sie bekommen Eigenleben, sie fordern für sich nun Wörter und Sätze an, die wir „eigentlich“ nicht in Aussicht genommen hatten. Es geschieht etwas Unheimliches: was wir kannten, zu kennen glaubten, deckt sich nicht rein mit dem was die Sprache nun nennt. Die Sprache ist buchstäblich dazwischengekommen. Müsste man Sprache vermeiden, damit sie nicht dazwischentreffe? Wäre das Schweigen das präziseste Sagen dessen, was wir kennen? Alte Fragen. Im Umgang mit ihnen ist das moderne Gedicht zusammengeschrampt. Bei Rokeah heisst es dann: „Ich habe noch nichts gesagt, ich bin auch nicht sicher, ob ich es sagen werde.“

In einem seiner Gedichte sagt Rokeah: „Hinter verregneten Fenstern rufen mich bärtige Dichter beim Namen.“ Bärtige Dichter. Es sind die Alten; es sind diejenigen, die vor uns gesprochen haben. Es sind die Väter, die Weisen. Sie rufen einen beim Namen. Sie geben dem einen, im Namen, das Leben. Der Name macht, dass einer ist; aber auch, dass er sich im Zusammenhang mit den andern erfährt. In der Gabe des Namens wird einer zu sich selber und zur Gemeinschaft gebracht — und zur Pflicht, weiter einen Namen zu vergeben; neues Wesen durch den Namen ins Leben, in die Gemeinschaft zu binden...

... Aller Stoff im Tag, jede Gebärde, alle Verhältnisse werden vielsinnig. Das Ich, welches im Gedicht spricht, verschwindet; die Worte stehen, dem Ich entzogen, in der Unbedingtheit von Gesetzestafeln.

Einschweigen — mit doppelten Augen sehen  
die entlarvenden Farben der Fasern im Holz  
Wurzeln die träumen unter dem Eis  
Samen der anschwillt in verrosteter Erde.

Einmal geraten wir an das Zeugnis, in welchem deutlich wird, woraus die Arbeit Rokeahs lebt, worauf sie zielt: das Gedicht, welches den Bericht vom Kampfe Jakobs mit dem Engel aufnimmt. — Wir erinnern uns an Luthers Übersetzung: „Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Und da er sah, dass er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an; und das Gelenk der Hüfte Jakobs ward über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach: „Lass mich gehen, denn die Morgenröte bricht an.“ Aber er antwortete: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.““ Dann wird Jakob nach dem Namen gefragt. Er nennt den Namen — und bekommt den neuen Namen: Israel. Und Israel heisst „Gottesstreiter“. Solche Vergangenheit ist Gegenwart im Gedichte Rokeahs. Es ist die Gegenwart, aus welcher gesagt sein kann: „Ich schreibe eine neue Stammrolle für den Bund zwischen mir und dir. Für die, die kommen nach uns in Gestalt und im Geist.“

Wb. (Werner Weber) in „Neue Zürcher Zeitung“ vom 15.10.1972 nach einem Vortrag im Rahmen des Vereins „Omant“.

## KAREL SALOMON 75 JAHRE

Als die englische Mandatsregierung den ersten Rundfunksender im Lande errichtete, wurde Karel Salomon zum Leiter der Musikabteilung des „Palestine Broadcasting Service“ ernannt. Damit kam der vielseitigste, gebildetste und originellste Musiker des damaligen Palästina an die richtige Stelle. Salomon war 1933 ins Land gekommen und in den ersten Jahren vor allem im Rahmen der musikalischen Aktivitäten der Hebräischen Universität tätig gewesen. In Heidelberg am 13. November 1897 geboren, hatte er in seiner Geburtsstadt und Berlin Komposition und Dirigieren studiert; zu seinen Lehrern gehörte Richard Strauss. Von 1920 bis 1926 war er Theaterkapellmeister in Hamburg und später Sänger und Dirigent an der „Deutschen Musikbühne“. Dem „P.B.S.“ kamen seine vielen verschiedenen Fähigkeiten zugute: er dirigierte das damals noch kleine Orchester, sang Solopartien in Kantaten und Opern, komponierte und bearbeitete Musik und half mit originellen Ideen das musikalische Programm auszugestalten. 1948 wurde aus dem P.B.S. „Kol Israel“, und Salomon verwaltete weiter die Musikabteilung, später — bis zu

seiner Pensionierung — den Auslandsdienst des Senders. Unter seinen Kompositionen, in denen Traditionelles neben Eigenem steht, sind besonders bekannt geworden eine „Jugendsinfonie“, die Miniaturoper „David und Goliath“, die Tanzrhapsodie für Orchester „Dahlia“, die „Griechischen Tänze“ für zwei Klaviere (auch für Orchester instrumentiert), die biblische Kantate „Ruft nicht die Weisheit“ (Prälat Hermann Maas gewidmet) und die Klavierstücke „Am Jisrael Chal“. Nicht nur als vielseitiger Musiker hat sich Salomon, der am 13. November 75 Jahre alt wird, einen internationalen Namen gemacht, sondern auch als lebenswürdiger Witzbold: seine witzigen Aussprüche können ein Büchlein füllen. Natur- und Tierlieb, lebt Salomon seit vielen Jahren mit seiner Gattin — Sängerin und Musiklehrerin — in einem kleinen Dorf zurückgezogen vom Getriebe der Stadt in den jüdischen Bergen. Der Jerusalemer Sender widmet dem Jubilär eine Sendung eigener Kompositionen am Donnerstag, den 16. November (Weile „Aleph“ von 20.45—22.00 Uhr).

PETER GRADENWITZ

## musik Eröffnungskonzert des IPO

Das Eröffnungskonzert der neuen Saison des Philharmonischen Orchesters kann nicht gerade als ein sehr hochwertiges Ereignis angesehen werden. Ein konventionelleres Programm — Bach, Haydn, Brahms — könnte man sich doch wohl kaum vorstellen. Bachs von Schönberg originell instrumentiertes Präludium und die Fuge in Es Dur hätten gewiss ein passender Auftakt sein können. Aber dem folgte eine ausgesprochen schlechte Aufführung von Haydns D-dur-Cellokonzert, ein Werk, das auch in brillantester Aufführung kaum Begeisterung auslösen kann. Die Solistin war die junge Christina Walewska. Die Wahl dieser Solistin ist unverständlich. Sie spielte unsauber, tonlos und ohne Persön-

lichkeit. Warum konnte nicht einer unserer ausgezeichneten Pianisten, Geiger oder Cellospiele der indispensierte Geigerin Kyung Wha Chung vertreten?

Dem Cello-Konzert folgte Brahms' „Erste“. Maestro Rafael Frühbeck de Burgos interpretierte die Sinfonie originell und nicht uninteressant. Er wich von der traditionellen schwermütigen Einstellung ab und brachte in die Musik etwas von der Eleganz und Leichterzigkeit des Südens. Aber auch dieser von der Tradition abweichenden Aufführung gelang es nicht, das wirklich bis zum Überdruß wiederholte Werk interessant zu machen.

BENJAMIN BAR-AM

## schallplatte

Leonard Bernstein. New York Philharmonic. Debussy: Rhapsody for Saxophone and Orchestra (Sigurd Rascher, Saxophone). Debussy: Rhapsody No. 1 for Clarinet and Orchestra (Stanley Drucker, Clarinet). Honegger: Three Symphonic Movements — Rugby Pastorale d'ete — Pacific 231. Columbia Stereo MS 6659.

Debussys Rhapsodie für Saxophon ist ein Werk auf Bestellung, das der Komponist erst nach dem Ablauf von Jahren fertigstellte, nachdem er die Auftraggeberin, eine Saxophonvirtuosin aus Boston, selbst kennen gelernt hatte. Die Orchestrierung des Werkes wurde erst 1918 von einem französischen Komponisten nach Debussys Tode besorgt. Das Werk ist nicht besonders anziehend, erfordert aber bedeutende Fähigkeiten des Solisten. Wesentlich inhaltvoller klingt seine Rhapsodie für Klarinette, die er als Mitglied des Pariser Konservatoriums für die Prüfung von Holzbläsern schrieb. — Hochinteressant dagegen sind die Kompositionen Honeggers, von denen „Pacific 231“ (1923) die mitreissendste ist. Es ist eine Verherrlichung der technischen Ent-

wicklung einer D-Zug Lokomotive. Diese sinfonische Maschinenmusik ist die pathetisch-musikalische Darstellung eines Zuges, „der mit 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit durch die Nacht rast“. Heute, im Zeitalter der Raumschiffahrt, entdeckt man erst, dass „Pacific 231“ auch ohne den programmatischen Anlass als Verherrlichung des Rhythmus lebensfähig ist. Leonard Bernstein ist der geeignete Interpret solcher Musik; das wird jedem Kenner seiner Fähigkeiten klar sein. Auch in den beiden anderen Stücken von Honegger bringt er die „New Yorker“ zu klanglichen Höchstleistungen.

h.s.

**Die Schallplatte der Woche**  
ist erhältlich

bei 

Tel. 225462  
Tel-Aviv, Ben Yehuda Rd. 41



ROBERT WELTSCH

# An der Wende von Israels Geschick

## Erinnerungen und Gedanken zum Neuen Jahr

Mit diesem Neuen Jahr sind wir, wenn nicht alles trägt, wirklich in eine neue Phase der israelischen, zionistischen und damit der jüdischen Geschichte eingetreten. Der neue amerikanische Präsident, der jetzt im weltpolitischen Masstab die Verantwortung für das Palästina-Problem trägt, drängt auf Beendigung des israelisch-arabischen Konfliktes und nach seinem Willen, dem bisher auch Israel zugestimmt hat, sollen im Spätherbst die Verhandlungen zwischen den Parteien beginnen. Sowohl ein — wenn auch nur teilweiser — Erfolg als auch ein Scheitern müsste als bedeutender Einschnitt betrachtet werden.

Dieser Moment der Ungewissheit und der Erwartung ist geeignet für einen Rückblick, der natürlich an dieser Stelle nur schlagwortartig erfolgen kann. Ehrliche Rechenschaft, wie das unsere Feiertage verlangen, erfordert mehr Zeit und Raum. Wir fragen, was wir wollten und was wir erreicht haben. Politische Ideen werden selten in der Weise verwirklicht, die ihren Verkündern vorgeschwebt hat. In der Kontingenz der Geschichte führen alle „ismen“ zu anderen Resultaten, als die sie auf ihre Fahne geschrieben hatten; das haben wir ringsum reichlich erlebt in den letzten hundert Jahren. Inzwischen sind zwei oder drei neue Generationen herangewachsen; auch sie fragen, wo wir stehen, und auch sie blicken zurück. Interessanterweise sind die zionistischen Vorgänge und Debatten der Frühzeit jetzt zum Gegenstand akademischer Forschungen geworden. Dinge, in die die Älteren unter uns selber verwickelt waren, und deren Ablauf nur Stoff von Tagesereignissen war, erhalten plötzlich eine akademische Dignität. Dies betrifft auch die Vorgänge im deutschsprachigen Judentum und im Zionismus. Als Beispiel diene die Doktorthese eines amerikanischen Doktoranden, die soeben als Buch erschien unter dem Titel „Zionism in Germany 1897—1933“<sup>1)</sup>

Für jemanden, der selber in diesem Drama mitgespielt hat, ist es

von besonderem Interesse, wie ein jüngerer Forscher, der aufgedruckte oder geschriebene Dokumente angewiesen ist, die Dinge sieht. Das sorgfältig erarbeitete und ohne Parteilichkeit geschriebene Buch von **Stephen M. Poppel** erlaubt einen Blick jenseits der leidenschaftlichen Parteikämpfe von einst, die heute belanglos geworden sind. Ich selber habe vor 15 Jahren versucht, eine Bilanz zu ziehen und die Eigenart des „deutschen“ Zionismus, wie er sich in der von Poppel behandelten Periode darstellte, zu charakterisieren<sup>2)</sup>. Diese Interpretation halte ich auch heute noch für gültig. Poppel behandelt das Thema in einem weiteren Zusammenhang und vorwiegend an ein amerikanisches Publikum gerichtet. Ich will hier nur auf einen Punkt eingehen. Nach einer Analyse der beiden im deutschen Judentum einander gegenüberstehenden Hauptgruppen, Central-Verein („Assimilanten“) und Zionisten, sowie der objektiven und psychologischen Widerstände, mit denen beide zu ringen hatten, kommt der Verfasser zu einer für viele vielleicht überraschenden Schlussfolgerung. Beide Gruppen, so sagt er, scheinen einander viel näher gewesen zu sein als jede von ihnen annahm. Beide gingen davon aus, dass gewisse objektive Umstände den Widerstand der Deutschen gegen die Integrierung der Juden verursacht haben. Während aber die Assimilanten das Heilmittel sahen in einem überbetonten Wil-

len zur Assimilation, meinten die Zionisten, dass gerade ein klares Bekenntnis zur jüdischen Sonderart auch Respekt und Anerkennung bei anderen (d.h. den Deutschen) finden würde. Beide Gruppen hatten im Grunde einen Glauben an liberale und humanitäre Prinzipien, mit Vorstellungen der Möglichkeit eines politischen Pluralismus, die freilich in der deutschen Entwicklung in zunehmendem Masse anachronistisch wirkten. Obwohl man vorsichtig sein muss in der Behauptung, dass alles so kommen musste, wie es schliesslich kam, ist doch das Ergebnis unverkennbar. Die Assimilanten scheiterten an dem völkischen Instinkt des deutschen Nationalismus, der dem Eindringen der Juden eine eiserne Wand entgegengesetzte, die Zionisten hingegen sahen sich konfrontiert mit der ebenso undurchdringlich erscheinenden Schranke der arabischen Intransigenz. Beide jüdischen Gruppen waren in ihren Ideologien zu optimistisch gewesen, weil sie an liberale Ideen glaubten. Das ist es, was der Verfasser als ihre Verwandtschaft empfindet.

Ich habe aus Raumgründen Poppels Formulierung nicht wörtlich zitiert. Sie zeigt, wie die Dinge 50 oder 60 Jahre später erscheinen. Vielleicht darf ich noch einmal mich selbst zitieren. Als nach dem Zweiten Weltkrieg zum ersten Mal (1956) das Jahrbuch des Leo Baeck Instituts erschien, habe ich in der Einleitung gleichfalls versucht, die Positionen der beiden Gruppen abzuschätzen. Es heisst dort (gekürzte Übersetzung aus dem Englischen):

„...wir müssen zugeben, wie viele Illusionen in den jüdischen Ideologien enthalten waren. Die Assimilanten idealisierten die Emanzipation. Einige von ihnen gebürdeten sich als deutsche Nationalisten, aber einige sahen den Eintritt der Juden in die universale Menschheit als die Erfüllung von prophetischen und messianischen Ideen. Die Wirklichkeit war anders, aber sie hielten fest an ihrer Vorstellung und verteidigten sie als ob das, was sein sollte, identisch wäre mit dem, was tatsächlich war. Die Zionisten andererseits be-

tonten zuweilen übermässig die Vorzüge der Separation. Sie idealisierten das Wunschbild eines jüdischen Staates, der damals noch nicht existierte und daher in der Vorstellung ausgestattet werden konnte mit all den wünschbaren Attributen des Edlen und Schönen. Die Wirklichkeit konnte natürlich mit diesen Erwartungen nicht Schritt halten. Beide Gruppen zeigten ein hohes Mass von Selbstgerechtigkeit, wenn immer die Gelegenheit für sie günstig zu sein schien. Heute sehen wir das alles in einer anderen Perspektive. Wir alle sind bescheidener geworden.“

### Sechzig Jahre Zionismus

Es besteht hier nicht die Möglichkeit, beide Haltungen in ihren verschiedenen Stadien zu diskutieren. Dazu könnte sich an kommenden Neujahrstagen Gelegenheit ergeben, wenn andere da sein werden, die Rückschau halten. Ich muss mich diesmal beschränken auf den weltpolitischen Aspekt, der ja heute von besonderer Aktualität ist. In den Anfangsjahren, die Poppel auch behandelt, prägte **Kurt Blumenfeld** das damals teils bewunderte und teils kritisierte Wort, der Zionismus sei vor allem ein Persönlichkeitsproblem; das war eine weitblickende Vorausnahme dessen, was man heute, besonders in Amerika, die Frage der „Identität“ nennt. Aber die Meinungskämpfe wurden damals in Versammlungssälen und internen Diskussionen ausgefochten. Die ganze Welt, vor allem auch die jüdische Welt, und der Rahmen, in welchem der Zionismus einer Verwirklichung seiner Ideen konkret nachstreben konnte, hat sich in einem unabsehbaren Masse geändert. Schematisch könnte man als Meilensteine auf diesem Weg die Jahre 1917, 1933, 1937 (erster Teilungsplan), 1948, und 1967 anführen.

In dieser rasch sich wandelnden Welt („wie Wolkengestalten“, sagt Rilke), kann kein Individuum und kein Volk seine jeweilige Situation isoliert betrachten oder sich der Illusion hingeben, allein Meister seines Schicksals zu sein. Alles ge-

(Fortsetzung umseitig)

1) Stephen M. Poppel: Zionism in Germany 1897—1933. The Shaping of a Jewish Identity. The Jewish Publication Society of America, Philadelphia 1977, 234 S.

2) Deutscher Zionismus in der Rückschau, in: „Zwei Welten“, Siegfried Moses zum fünfundsiebzigsten Geburtstag, herausgegeben von Hans Tramer, Verlag Bitan Tel Aviv 1962, S. 27—42. Der Aufsatz ist auch abgedruckt in: Robert Weltseh, „An der Wende des modernen Judentums“, J.C.B. Mohr Tübingen, Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts 1972.

Ein glückliches Neues Jahr

wünscht allen seinen Freunden und Förderern

DAS SOLIDARITÄTSWERK



ROBERT WELTSCH

# An der Wende von Israels Geschick

## Erinnerungen und Gedanken zum Neuen Jahr

Mit diesem Neuen Jahr sind wir, wenn nicht alles trügt, wirklich in eine neue Phase der israelischen, zionistischen und damit der jüdischen Geschichte eingetreten. Der neue amerikanische Präsident, der jetzt im weltpolitischen Masstab die Verantwortung für das Palästina-Problem trägt, drängt auf Beendigung des israelisch-arabischen Konfliktes und nach seinem Willen, dem bisher auch Israel zugestimmt hat, sollen im Spätherbst die Verhandlungen zwischen den Parteien beginnen. Sowohl ein — wenn auch nur teilweiser — Erfolg als auch ein Scheitern müsste als bedeutender Einschnitt betrachtet werden.

Dieser Moment der Ungewissheit und der Erwartung ist geeignet für einen Rückblick, der natürlich an dieser Stelle nur schlagwortartig erfolgen kann. Ehrliche Rechenschaft, wie das unsere Feiertage verlangen, erfordert mehr Zeit und Raum. Wir fragen, was wir wollten und was wir erreicht haben. Politische Ideen werden selten in der Weise verwirklicht, die ihren Verkündern vorgeschwebt hat. In der Kontingenz der Geschichte führen alle „-ismen“ zu anderen Resultaten, als die sie auf ihre Fahne geschrieben hatten; das haben wir ringsum reichlich erlebt in den letzten hundert Jahren. Inzwischen sind zwei oder drei neue Generationen herangewachsen; auch sie fragen, wo wir stehen, und auch sie blicken zurück. Interessanterweise sind die zionistischen Vorgänge und Debatten der Frühzeit jetzt zum Gegenstand akademischer Forschungen geworden. Dinge, in die die Älteren unter uns selber verwickelt waren, und deren Ablauf nur Stoff von Tagesereignissen war, erhalten plötzlich eine akademische Dignität. Dies betrifft auch die Vorgänge im deutschsprachigen Judentum und im Zionismus. Als Beispiel diene die Doktorthese eines amerikanischen Doktoranden, die soeben als Buch erschien unter dem Titel „Zionism in Germany 1897—1933“<sup>1)</sup>

Für jemanden, der selber in diesem Drama mitgespielt hat, ist es

von besonderem Interesse, wie ein jüngerer Forscher, der auf gedruckte oder geschriebene Dokumente angewiesen ist, die Dinge sieht. Das sorgfältig erarbeitete und ohne Parteilichkeit geschriebene Buch von **Stephen M. Poppel** erlaubt einen Blick jenseits der leidenschaftlichen Parteikämpfe von einst, die heute belanglos geworden sind. Ich selber habe vor 15 Jahren versucht, eine Bilanz zu ziehen und die Eigenart des „deutschen“ Zionismus, wie er sich in der von Poppel behandelten Periode darstellte, zu charakterisieren<sup>2)</sup>. Diese Interpretation halte ich auch heute noch für gültig. Poppel behandelt das Thema in einem weiteren Zusammenhang und vorwiegend an ein amerikanisches Publikum gerichtet. Ich will hier nur auf einen Punkt eingehen. Nach einer Analyse der beiden im deutschen Judentum einander gegenüberstehenden Hauptgruppen, Central-Verein („Assimilanten“) und Zionisten, sowie der objektiven und psychologischen Widerstände, mit denen beide zu ringen hatten, kommt der Verfasser zu einer für viele vielleicht überraschenden Schlussfolgerung. Beide Gruppen, so sagt er, scheinen einander viel näher gewesen zu sein als jede von ihnen annahm. Beide gingen davon aus, dass gewisse objektive Umstände den Widerstand der Deutschen gegen die Integrierung der Juden verursacht haben. Während aber die Assimilanten das Heilmittel sahen in einem überbetonten Will-

len zur Assimilation, meinten die Zionisten, dass gerade ein klares Bekenntnis zur jüdischen Sonderart auch Respekt und Anerkennung bei anderen (d.h. den Deutschen) finden würde. Beide Gruppen hatten im Grunde einen Glauben an liberale und humanitäre Prinzipien, mit Vorstellungen der Möglichkeit eines politischen Pluralismus, die freilich in der deutschen Entwicklung in zunehmendem Masse anachronistisch wirkten. Obwohl man vorsichtig sein muss in der Behauptung, dass alles so kommen musste, wie es schliesslich kam, ist doch das Ergebnis unverkennbar. Die Assimilanten scheiterten an dem völkischen Instinkt des deutschen Nationalismus, der dem Eindringen der Juden eine eiserne Wand entgegengesetzte, die Zionisten hingegen sahen sich konfrontiert mit der ebenso undurchdringlich erscheinenden Schranke der arabischen Intransigenz. Beide jüdischen Gruppen waren in ihren Ideologien zu optimistisch gewesen, weil sie an liberale Ideen glaubten. Das ist es, was der Verfasser als ihre Verwandtschaft empfindet.

Ich habe aus Raumgründen Poppels Formulierung nicht wörtlich zitiert. Sie zeigt, wie die Dinge 50 oder 60 Jahre später erscheinen. Vielleicht darf ich noch einmal mich selbst zitieren. Als nach dem Zweiten Weltkrieg zum ersten Mal (1956) das Jahrbuch des Leo Baeck Instituts erschien, habe ich in der Einleitung gleichfalls versucht, die Position der beiden Gruppen abzuschätzen. Es heisst dort (gekürzte Übersetzung aus dem Englischen):

„...wir müssen zugeben, wie viele Illusionen in den jüdischen Ideologien enthalten waren. Die Assimilanten idealisierten die Emanzipation. Einige von ihnen gebürdeten sich als deutsche Nationalisten, aber einige sahen den Eintritt der Juden in die universale Menschheit als die Erfüllung von prophetischen und messianischen Ideen. Die Wirklichkeit war anders, aber sie hielten fest an ihrer Vorstellung und verteidigten sie als ob das, was sein sollte, identisch wäre mit dem, was tatsächlich war. Die Zionisten andererseits be-

tonten zuweilen übermässig die Vorzüge der Separation. Sie idealisierten das Wunschbild eines jüdischen Staates, der damals noch nicht existierte und daher in der Vorstellung ausgestattet werden konnte mit all den wünschbaren Attributen des Edlen und Schönen. Die Wirklichkeit konnte natürlich mit diesen Erwartungen nicht Schritt halten. Beide Gruppen zeigten ein hohes Mass von Selbstgerechtigkeit, wenn immer die Gelegenheit für sie günstig zu sein schien. Heute sehen wir das alles in einer anderen Perspektive. Wir alle sind bescheidener geworden.“

### Sechzig Jahre Zionismus

Es besteht hier nicht die Möglichkeit, beide Haltungen in ihren verschiedenen Stadien zu diskutieren. Dazu könnte sich an kommenden Neujahrstagen Gelegenheit ergeben, wenn andere da sein werden, die Rückschau halten. Ich muss mich diesmal beschränken auf den weltpolitischen Aspekt, der ja heute von besonderer Aktualität ist. In den Anfangsjahren, die Poppel auch behandelt, prägte **Kurt Blumenfeld** das damals teils bewunderte und teils kritisierte Wort, der Zionismus sei vor allem ein Persönlichkeitsproblem; das war eine weitblickende Voraussetzung dessen, was man heute, besonders in Amerika, die Frage der „Identität“ nennt. Aber die Meinungskämpfe wurden damals in Versammlungssälen und internen Diskussionen ausgefochten. Die ganze Welt, vor allem auch die jüdische Welt, und der Rahmen, in welchem der Zionismus einer Verwirklichung seiner Ideen konkret nachstreben konnte, hat sich in einem unausschbaren Masse geändert. Schematisch könnte man als Meilensteine auf diesem Weg die Jahre 1917, 1933, 1937 (erster Teilungsplan), 1948, und 1967 anführen.

In dieser rasch sich wandelnden Welt („wie Wolkengestalten“, sagt Rilke), kann kein Individuum und kein Volk seine jeweilige Situation isoliert betrachten oder sich der Illusion hingeben, allein Meister seines Schicksals zu sein. Alles ge-

(Fortsetzung umseitig)

Ein glückliches Neues Jahr

wünscht allen seinen Freunden und Förderern

DAS SOLIDARITÄTSWERK



## An der Wende von Israels Geschick (Fortsetzung)

hört in den Rahmen eines Zusammenwirkens von Kräften, über die wir keine Macht haben; es wäre ein paranoischer Wahn, nur der Stärke des eigenen Willens zu vertrauen. Natürlich ist der eigene zielbewusste Wille eine Vorbedingung jeder Handlung, aber es wäre naiv und irreführend anzunehmen, dass er allein entscheidet. Um nun diese allgemeine Erkenntnis auf den Zionismus anzuwenden (um den es sich ja in unserer Betrachtung hier handelt), so muss man sich vor der Überschätzung metaphorischer Proklamationen hüten, die nur einen dynamischen und aufmunternden Sinn, aber keine objektive Geltung haben. Einer der Riesen des ursprünglichen Zionismus, der heutigen Generation nur noch aus Strassennamen bekannt, **Menachem Ussischkin**, pflegte — wenn ihm die logischen Argumente ausgingen — zu sagen (auf hebräisch natürlich): „Kein Ding kann bestehen vor dem Willen.“ Der aus einer ganz anderen Welt stammende, in anderen Kategorien denkende **Theodor Herzl** sagte in seiner ersten Programmschrift „Der Judenstaat“ (1896): „Die Juden, die wollen, werden ihren Staat haben“, und seinen späteren utopischen Roman „Altneuland“ beschliesst er mit den Worten: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen.“ Beide Männer aber, und viele andere, dachten sicher nicht zu behaupten, dass Wille allein unwiderstehlich ist. Sie haben nur eine **negative** Wahrheit ausgedrückt, nämlich, dass es ohne den Willen sicherlich nicht geht. Und da stehen wir schon vor dem Hauptproblem der zionistischen Geschichte, über das man sich heute — nach dem umwälzenden Einschnitt des Holocaust, der auch das jüdische Kollektivbewusstsein revolutionär umwandelte — in der Geschichtsbetrachtung häufig hinwegsetzt, nämlich dass dieser wichtige Faktor, der Wille der Juden für den Zionismus, nicht wirklich ausreichend vorhanden war.

### „Im Rate der Kulturvölker“

Alle konkreten Pläne, die im Verlauf der zionistischen Geschichte auftauchten, können nur im Rahmen der jeweiligen Begriffswelt und politischen Konstellation verstanden werden. Man kann solche Pläne nicht vom Gesichtspunkt anderer Zeiten, nachdem sich die grundsätzlichen Weltverhältnisse geändert haben, gerecht beurteilen. Herzl verstand die Bedeutung des Zeitwandels sehr gut, soweit es sich um den **technischen** Fortschritt handelte. Er war fasziniert von den neuen Erfindungen am Ausgang des 19. Jahrhunderts; gleich am Anfang seiner Schrift über den Judenstaat sagt er, dass erst diese technischen Errungenschaften seinen Plan möglich machen. Andererseits aber wusste er, dass natürlich niemals die Juden allein das Projekt

bewerkstelligen könnten. Es gehört dazu die Zustimmung der „Welt“, worunter man zu seiner Zeit Europa verstand, d.h. das sogenannte „Europäische Konzert“, das im 19. Jahrhundert nach der Aufklärung und den Napoleonischen Kriegen im Sinne des Wiener Kongresses (1813—1815) die Weltpolitik dirigieren zu können meinte. Der Kernsatz bei Herzl, den man nicht übersehen darf, lautet (S. 11): „Sie (die Judenfrage) ist eine nationale Frage, und um sie zu lösen, müssen wir sie vor Allem zu einer politischen Weltfrage machen, die im Rathe der Kulturvölker zu lösen sein wird.“

„Im Rate der Kulturvölker“! Was Herzl vorschwebte, war sicherlich die Form der europäischen Kongresse, (Wiener Kongress 1815, Pariser Kongress 1856, der den Krimkrieg beendete), vor allem der Berliner Kongress von 1878, dessen Gegenstand ja die „orientalische Frage“ war, nach dem russisch-türkischen Krieg von 1877, gegen dessen Ergebnis im provisorischen Frieden von San Stefano Disraelis England sein Veto — in der Gestalt einer Kriegsflotte vor Konstantinopel — einlegte. Man rechnete damals, ohne es offen zu sagen, schon mit dem Zerfall des Ottomanischen Reiches, des „kranken Mann am Bosphorus“, und im Rahmen solcher internationaler Erwägungen hielt man alles für möglich, wenn es nur mit genügendem Nachdruck plausibel gemacht werden konnte, und wenn es — das wurde nicht immer klar gesagt — keinen anderen fundamentalen Machtinteressen widersprach. Auf dem Berliner Kongress 1878 gab es bekanntlich auch eine Judenfrage, aber es war nicht die Grün-

dung eines Judenstaates, daran dachte damals niemand, sondern die Sicherung bürgerlicher Rechte (die Emanzipation) der Juden der neuen Balkanstaaten, vor allem Rumäniens. Dabei spielten die grossen Organisationen der reichen und assimilierten Westjuden eine wenn auch nicht offizielle Rolle, verkörpert in der Person des Bankiers **Gerson Bleichröder** in Berlin, über den kürzlich die erste umfassende Biographie<sup>3)</sup> erschienen ist, die in den Vereinigten Staaten und Westeuropa, besonders angesichts des durch die Hitler-Epoche gesteigerten Interesses, grosses Aufsehen erregte. Über die Judenfrage auf dem Berliner Kongress gibt es viele Berichte<sup>4)</sup>.

Was Herzl sich eigentlich dachte, wenn er sagte: „Man gebe uns die Souveränität eines für unsere gerechten Volksbedürfnisse genügenden Stückes der Erdoberfläche, alles andere werden wir selbst besorgen“, ist etwas rätselhaft. Was heisst „man gebe“?, wer ist dieses „Man“? Wahrscheinlich ist diese Grundfrage gar nicht ins Bewusstsein gedrungen, hat doch genau zwischen dem Berliner Kongress von

<sup>3)</sup> Fritz Stern: Gold and Iron. Bismarck, Bleichröder and the Building of the German Empire. Allen and Unwin, London 1977 (erscheint auch deutsch im Verlag Ullstein, Berlin).

<sup>4)</sup> Siehe z.B. N.M. Gelber, The Intervention of German Jews at the Berlin Congress, in Year Book V of the Leo Baeck Institute, London 1960, pp. 221—250, und dasselbe in deutscher Sprache in „Deutsches Judentum, Aufstieg und Krise“, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1963, S. 216—252.

1878 und der Niederschrift des „Judenstaat“ 1896 noch ein anderer Berliner Kongress stattgefunden, nämlich 1884/85, der Höhepunkt des (wie sich heute zeigt, relativ kurzlebigen) Prozesses, den man in der englischen Publizistik nennt „the scramble (Balgerei) for Africa“, die Aufteilung Afrikas in den einzelnen Aspiranten zugewiesene Kolonialgebiete. Das alles natürlich ohne Befragung der als im politischen Sinne nicht existierend angesehenen Bevölkerungen. Gegolten hat nur der Souverän eines Gebietes, nicht die Bevölkerung. Daher war es auch ganz logisch, im Sinne jener Zeit, dass Herzl, sobald er an Palästina als Ort der Verwirklichung dachte, als Kontrahenten nur den Sultan im Auge hatte. Dies sagte er im „Judenstaat“ (S. 29) und schon damals bot er als Gegenleistung an, „die Finanzen der Türkei gänzlich zu regeln“. In wenigen Sätzen wird da auch ein edelmütig konzipiertes Programm der Funktion des künftigen neutralen Judenstaates Palästina vorgetragen. Die Landesbevölkerung wird nirgends erwähnt. Auch später haben ausser in rhetorischen Protesten und Anklagen zionistische Kongresse, Redner und Planer diesen Punkt niemals wirklich ernst genommen, mit wenigen Ausnahmen natürlich, zu denen vor 1917 neben Achad Ha'am z.B. Pädagogen wie Josef Lurie und Izhak Epstein gehörten.

Diese Betrachtung kann hier nicht im einzelnen fortgesetzt werden. Der in unserem Zusammenhang erhebliche Punkt ist vor allem die oft unbewusste Abhängigkeit des zionistischen Denkens von den Vorstellungen der Umgebung. Eines jedenfalls steht fest: kein zionistischer Politiker konnte denken an eine grosszügige Aktion ohne mächtige Hilfe von aussen („Rat der Kulturvölker“ bei Herzl, aber er wandte sich ja auch an den Deutschen Kaiser, an den Papst, an Joseph Chamberlain und andere). Eine ganz neue Konstellation kam mit dem ersten Weltkrieg; da erschienen in der Phantasie Möglichkeiten, die schattenhaft der von Herzl vorgeahnten Konstellation entsprachen: Völkerbund, Mandat, Englands Macht, etc. Damals war England, oder galt als das mächtigste Land der Welt, Beherrscher der Meere, unsichtbarer Garant der politischen und ökonomischen Ordnung (Pax Britannica), Nervenzentrum liberaler Ideen.

In der Periode des deutschen Zionismus, die im Mittelpunkt der Kritik von Poppels Buch steht, und in der auch der Schreiber dieser Zeilen erwähnt wird, hat sich das zionistische Denken im Rahmen dieser Grundthese bewegt; niemand dachte an die Möglichkeit einer Auflösung des Britischen Empire, geschweige denn an den Zusammenbruch der englischen Weltmacht. In diesem Sinne kam Weizmann

(Schluss Seite 22)

PUBLIKATIONEN DES  
LEO BAECK INSTITUTS

KURT BLUMENFELD

### Im Kampf um den Zionismus

BRIEFE AUS FUENF JAHRZEHNTE

Herausgegeben von **Miriam Sambursky** und **Jochanan Ginat**

311 S.

### Jüdisches Leben in Deutschland

SELBSTZEUGNISSE ZUR SOZIALGESCHICHTE  
1780 — 1871

Herausgegeben von **Monika Richarz**

500 S.

(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart)  
Vertrieb durch den Buchhandel



Welton, Robert, zum 75. Geburtstag

Contributors:

Siegfried Moses, Ernst Simon,  
Hans Tramer, Kurt Solwenstein,  
Max Krentzberger, Gerda Luft  
Hans Kohn

M B, Juni 1966, No 24, S. 3-7

Weltsch, Robert  
siehe auch:

Braunthal, Julius  
Sedenpflanz

M B, 1972, Nr. 30/31/5, 5



Weltsch, Robert  
siehe auch:

Hans Gohm, In Memoriam

M B, 1971, Nr. 18, S. 3

Weltsek, Robert  
Publizist, Denker und Lehrer.  
Zum Buch J. L. B. J.: R. W. H. H.  
der Wende des modernen Judentums.  
Betrachtungen aus 5 Jahrzehnten.  
Tübingen 1972

Kurt Löwenstein

M B, 1972, Nr. 45, S. 3



Weltseh, Robert  
zum 80. Geburtstag

Kurt Loewenstein  
M B, 1971, Nr. 25, S. 3-5

Weltlich, Robert

siehe auch:

Aly Warburg. . . . .

M B, 1971, Nr. 34/35, S. 3/4



Weltzien, Robert

siehe auch: Meyerbeer

M B, 1971, Nr. 19/20, S. 3

Deutschland ohne Juden

Robert Weltsch

~~197~~

WB, 1970, Nr 49, S. 5



*Aufbau, New York, 18. Juni 1971*

## **Robert Weltsch achtzigjarig**

Der aus Prag stammende jüdische Publizist Robert Weltsch, der sich in Berlin als Herausgeber der "Jüdischen Rundschau" einen Namen machte und seither in London schriftstellerisch tätig ist und dem Leo Baeck Institut in leitender Funktion einen grossen Teil seiner Arbeitskraft widmet, wird am 20. Juni achtzig Jahre alt. Aus diesem Anlass wird ihm eine Ehrengabe besonderer Art gewidmet werden. Aus der Ehrengabe spricht er selbst; sie besteht aus ausgewählten Publikationen, die er in Zeitungen und Zeitschriften, in Büchern und Jahrbüchern veröffentlicht hat und die wegen ihrer visionären Sicht, ihrer grundsätzlichen Bedeutung oder ihrer mutig-kritischen Haltung von seinen Freunden als für lange Zeit von bleibendem Wert angesehen werden. So ist eine Art Vermächtnis des noch sehr tätigen Lebenden an seine engere Gemeinschaft entstanden, zugleich aber auch ein schönes Dokument liebevoller Verehrung, die Menschen in aller Welt für ihn empfinden.

Dieser Tribut reiht sich würdig an die hohe akademische Auszeichnung an, die Robert Weltsch vor zwei Jahren zuteil wurde, als er die Würde und die Rechte eines Ehrendoktors des Hebrew College/Jewish Institute of Religion in New York empfing.

Wer Weltsch beobachtet und kennt, ist immer wieder beeindruckt von dem Charme seiner

Bescheidenheit und von dem fast sprichwörtlich gewordenen "understatement", mit dem er seine Arbeit, beispielsweise seinen Anteil an der Schaffung und Herausgabe der höchst beachtlichen Jahrbücher des Londoner Leo Baeck-Instituts, bemisst. Dabei sind gerade diese von ihm sehr abgewogen gestalteten jüdisch-geschichtswissenschaftlichen "Year Books" Meisterwerke seines reifen, überlegenen Alters, nicht weniger als 15 an der Zahl.

E. G. Lowenthal

# Reflections on the Czech Crisis

By ROBERT WELTSCH

THIRTY years ago, on the night of November 9th, the first direct and unabashed pogrom was staged in Nazi Germany. All synagogues in Greater Germany, including Austria and the Sudetenland of Bohemia, were set on fire. Apartments and shops were destroyed, and 30,000 Jews were arrested and put into concentration camps. This was the infamous *Kristallnacht*, the ominous start of officially approved violence against all Jews under Hitler's jurisdiction. A year later the huge masses of Polish Jews came under Nazi persecution, and another two years later those of the western part of the Soviet Union. The stage was set for "the final solution."

The outrage had become possible because, on September 30, 1938, the statesmen of Western Europe had bowed to Hitler and surrendered to him Czechoslovakia, the only democratic state of Central and Eastern Europe. The Munich Conference gave Hitler the green light. He now realized that consideration for the *Ausland*, which had been a brake on Nazi behavior during the first five years, could be safely abandoned. Hitler now had only contempt for the Western statesmen. The first victims of the new situation were the Jews. It is noteworthy that in Munich the fate of a viable state was decided by four powers without the presence of the country concerned. The concept of sovereignty of small countries envisaged by the Versailles peace settlement of 1918 had been proved illusionary—a lesson no small state could afford to ignore.

But the lesson was repeated thirty years later. The 30th anniversary of the Munich conference ironically coincided with another occupation of Czechoslovakia, this time by a "friendly" and "allied" super-power. How the passive and emotional resistance of the Czechs in 1968 resembles that of 1938 is evident from George Kennan's new book, *From Prague After Munich*, Diplomatic

---

DR. WELTSCH, a native of Prague, was the editor of *Die Juedische Rundschau*, the official organ of the German Zionists, from 1919-1938. He wrote the stirring editorial "Wear the Yellow Badge Proudly!" He now lives in London where he edits the Yearbooks of the Leo Baeck Institute and serves as the London correspondent of the Israel daily *Ha-Aretz*.

Papers, 1938-1940 (Oxford University Press), which appeared a few weeks before the Soviet tanks moved into Prague. The documents presented are of a gruesome topicality for the understanding of the present. In his memos to the State Department Kennan refers, for instance, to demonstrations which even terror could not prevent, such as the moving performance of Smetana's "Ma Vlast" (My Country), when amid the prolonged applause the conductor kissed the score. Kennan wrote in 1940: "If German authority in the physical sense is unchallenged, morally it does not exist." Then as today, the Czechs applied the "technique of Svejek" by developing a style of journalism for reading between the lines. It reminds me of our own Jewish journalism in Nazi Berlin in 1933, when we used the same technique.

Now, thirty years later, the new rape of the country of which Bismarck said "he who controls Bohemia controls Europe," cannot have the same effect on the Jews, because very few Jews have survived in Central Europe. Nevertheless, there are repercussions for the Jews: the position of the State of Israel, against which ruthless Soviet propaganda has been directed for more than a year, and the special position of the Jewish intellectual who, wherever clashes of this sort occur, is always a target for potential persecution. This is not only the concern of the individuals directly involved; it is a fact that those who enjoy a monopoly of propaganda can make their case more palatable to the masses by labelling the detested side as Jewish, Jewish-inspired, or, according to the most recent fashion, "Zionist." In the language of the Communist block, Zionism during the last year has been used as a synonym for reaction, aggression, counter-revolution, etc.

This quest for exploiting the latent, or not so latent, anti-Semitic feelings of average persons proves that such a prejudice is still regarded as effective. Even if only a few individuals are named specifically, their inclusion into the category of Jew is intended to throw a sinister light on the camp of the adversary. That must be a shocking disappointment to many who thirty



charged with the responsibility of reproofing our neighbor when we saw him involved in a sinful act, had excluded the goy from our reproach. The goy was given the same consideration as a compulsive beast." It takes blind hatred of Jews and Judaism to concoct such a vicious lie. How a Jew and a self-confessed Orthodox rabbi can bring himself to resort to this type of malicious defamation of Jewish teachings, *I cannot explain.*

Using the slogans in vogue among "radical theologians" Rabbi Schachter deplors that "our Bonhoeffer has not yet entered the Jewish theological scene." He hopes for a Jewish Bonhoeffer to establish *Judaism without religion.*

Rabbi Irving Greenberg's "Commentary" is in the style of the "yes—but" stance and contrary to the talmudic admonition to be unequivocal about one's "yes" and "no." He pays tribute to Dr. Rubenstein "for the many brilliant and provocative insights which stud this essay and his earlier volume *After Auschwitz*" and he compares his paganism to—"the last chapters of Job." In between these improper compliments, however, Rabbi Greenberg manages, although not with the scholarship and logic of Mr. Himmelfarb, to point to some mistakes of fact and omissions of data in Dr. Rubenstein's statements. One wonders how an Orthodox rabbi, who of late has become sort of a spokesman for Yeshiva University modern orthodoxy, can conclude that "in any other age, Rubenstein's position, although highly significant, could be taxed with removing itself beyond the framework of Jewish Existence. In our time, his position must be recognized as a possible, even plausible, authentic response for Jews—even if I think it is ultimately wrong." This qualified kosher seal on the worship of the cannibal Mother of Earth is a paradox to which only the pen of Max Nordau could have done justice.

Arthur A. Cohen is a master of that style of "professional philosophers" which has been described by Lewis S. Feuer as follows:

Bereft of a sense that they have something to say, a curious style of writing has developed among academic philosophers. They seem to delight in conspicuous boredom. . . . Young academics vie with each other at philosophy clubs in giving fatuous titles to papers, taking as their models "Chinks and Clinks" and on "Three Different Ways of Spilling Ink."

Bergen Evans in his *Comfortable Words* has this to say on those who decorate their prose in

the manner of Mr. Cohen: "The cheapest form of decoration is the unfamiliar word." H. B. Mencken held up that kind of style to ridicule by quoting the text of the sign formerly hanging in the men's washroom of the British Museum: "These basins are for casual ablutions only."

In Hebrew writing *melitza* and "decoration" went out of style half a century, and more, ago. Modern American and English usage have no tolerance for "decoration" either. I have long despaired of making out what Mr. Cohen means to say in his decorated prose. I gather, however, that, being a "fideist theologian," he does not agree with Dr. Rubenstein and that he is rather displeased for being classed with the theologians of the day, as Dr. Rubenstein categorizes him.

I was amazed to see R. J. Zwi Werblowsky listed among the Consulting and Contributing Editors of *The Religious Situation: 1968*, and I inquired how he could have approved of what I consider expressions of "Sick" Jewish theology. He replied, on April 28, 1968:

"Thank you for your letter of April 25 about the recent issue of *The Religious Situation: 1968* which I have not yet seen. I had quite forgotten about this publication but after receiving your letter I did some archaeological research in my files and discovered my correspondence with the editor of said publication. It appears that I was invited to join the Board of Consulting and Contributing Editors for the 1969 issue of 'The Religious Situation' and I understood that I would indeed be consulted. Since scholars whom I greatly respect are connected with this work (e.g. the sociologists Robert Bellah and Thomas O'Dea), I had no hesitation in joining. Nevertheless I am not a little upset at being listed as a consulting editor of a volume in which I had no part."

It is to be hoped that in future volumes of *The Religious Situation* scholars competent in *Jewish texts* will be given a part as *active* consulting editors and as contributors of essays on the *Jewish* religious situation.

### Also Noted

JAKOB J. PETUCHOWSKI: When Rabbi Petuchowski's book *Zion Reconsidered* was published, in 1967, I described it as "vicious nonsense." I attributed the author's statements, such

(Continued on Page 32)

ion; some of them declared they were and also joined the party. Four of them—E. E. Kisch, Rudolf Fuchs, Louis Furnberg and F. C. Weisskopf were Communists already in the twenties. But their political attitude was due to their sympathy with suffering human beings. They pleaded the cause of the underdog. Longing for brotherhood and love was expressed also by those who did not put their trust in a political solution. The expressionist poetry of that time abounded with ecstatic exhortations to solidarity and protest against the establishment, often reminiscent of the ultra-modern poetry of our own day. In general that generation revolted against the bourgeois society of their fathers and bitterly denounced moral hypocrisy, social injustice and war. They were horrified by the progressing mechanization of life which they regarded as an offense against the dignity of man, and they passionately called for the supremacy of the spirit.

On the other hand, of the four members of what Max Brod called the "inner circle" of Prague

—Franz Kafka, Max Brod, Oscar Baum and Felix Weltsch—two, Brod and Weltsch, became leading figures in Bohemian Zionism, while the other two, though not "party" men, were emotionally very close to it. In at least two recent autobiographical books Brod describes in detail the intellectual development and the activities of these men. Some of the lecturers at the Liblice Conference admit that the specific Jewish issues and Zionism played a very important part. The Czechs acknowledged that many of the German Jewish writers contributed substantially to the appreciation of Czech culture in the world.

Those writers understood that an epoch was drawing to its close. They had not yet discovered, however, that a new epoch was on the march. The proceedings of the Liblice conference are instructive and moving. There is also an element of slight—perhaps unconscious—nostalgia for a past which will never return, and which, though—as all epochs—unsatisfactory, was, after all, not so unbearable, at least in comparison with what came afterwards.

# **Annihilism: Reflections On the Nazi Holocaust**

By MEIR BEN-HORIN

"NAZISM," the abbreviation of national-socialism, is the theory and practice of holocaust. "Holocaust" (from the Greek *holokauston*) means total destruction by burning. Nazism is the theory and practice of reduction to ashes of whatever it designates as anti-nazi. Nazism is holocaustian, and "holocaustism" is essentially nazi. A famous Hitlerite slogan was, "*der Fuhrer* is Germany and Germany is *der Fuhrer*." It is more accurate to say that *nazism is holocaust and holocaust is nazism*.

Nazism signifies the turn to annihilation. That

which is decisive for the nazi mind, party, state, and movement is its deliberate, premeditated, fully conscious self-identification with the annihilist commitment, the annihilist faith.

By *annihilism* I mean something quite different from *nihilism* and *annihilationism*. These three terms share the Latin root *nihil*, nothing, and together they speak of turning something into nothing. But what is to be so turned is different for each. "Nihilism" was made popular by Turgenev's *Fathers and Sons* (1862). It refers to an intellectual movement in Russia, in the 1860's, which rebelled against the tyranny of authority, rejected traditional morality, questioned every general principle and ideal value—all in the name of freedom. It found philosophy and art harmful

---

DR. BEN-HORIN is Professor and Chairman of the School of Education, Dropsie College, Philadelphia. He is the author of *Max Nordau, Philosopher of Human Solidarity* and has contributed to many scholarly and literary journals.



years ago regarded Communism as the most efficient counterpoise to Nazism. If we are to believe the rumors which were widely publicized, the Soviet demands for Czech "normalization" include the staging of show-trials against "Zionist" counter-revolutionaries.

THE manner of the anti-Israel propaganda had shown that the Jewish state, far from resolving "the Jewish problem" had sparked a new variety of anti-Semitism. This makes one realize the dependence of a small state, such as Israel, however ready to defend itself, on the vacillations of Great Power politics — a point which Israeli diplomats certainly have not missed.

Attacks on "Jewish intellectuals" are not a new device. It was used in Czechoslovakia seventeen years ago, together with the accusation of Zionist conspiracy, in the notorious Slansky trial in the heyday of Stalinism, when Russia was shaken by the invention of the so-called doctors' conspiracy, alleging that Jewish doctors of high standing had planned to murder prominent Communists. More recently the ire of the Communist leadership was directed against the few remaining Jews in higher positions. They were suspected of discrediting the Israel policy of the Soviet bloc. Indeed, Russia's siding with the Arabs was not dictated by anti-Jewish sentiment but by her global imperialist policy in the Middle East. It was certainly not only Jews in the Communist realm who did not believe this simplified version of the events. But public opinion is not articulate in Communist countries. When the movement in favor of liberalization gained greater vigor in the Communist bloc, it was blamed on the intellectuals and especially on the Jews among them. This was the case in Poland, where the conservative wing of Communism led by Gomulka, once himself considered a supporter of a more liberal trend, remained in power. Jewish Communists were purged from influential positions.

It was different in Czechoslovakia. But against some of the remaining Jewish intellectuals a clandestine and anonymous anti-Semitic leaflet propaganda was conducted even before the Russian invasion. It was exposed in the official Communist newspaper, when Professor Eduard Goldstuecker, a highly esteemed scholar and president of the Czech Writers' Union, published an obscene anonymous threatening letter he had received. After the invasion Goldstuecker was de-

posed from the presidency of the Writers' Union and from the posts he had held in the party. He has fled to Vienna and is now teaching in England.

Goldstuecker is not only a high-minded Socialist and Communist thinker, but is also a link in the chain of a great literary tradition. Before the Nazis exterminated its Jews, Czechoslovakia had produced a distinctive type of Jewish intellectual. After their emancipation in the Austrian Empire, in 1867, the Jews had risen quickly in social and intellectual life. Before the first World War there was a sort of golden age of Jewish creativity of Jews born in Czech lands, to wit, Sigmund Freud, Gustav Mahler, Franz Kafka. At that time, Jewish writers wrote in German, but—unlike most other Germans—many of them were keenly interested in the culture of the awakening Czech nation. They served as intermediaries who introduced Czechs into the wider European world of letters. A striking example is Max Brod's "discovery" of Janacek and of Hashek. The phenomenon of German literature in Prague had become a subject of study during recent years, perhaps primarily thanks to Goldstuecker who held the chair of German literature at Prague University. One wonders whether these studies are now regarded as "counter-revolutionary."

ONE of the results of these efforts was the "International Conference on Franz Kafka" held in Liblice, near Prague, in 1963. Another was a similar conference in 1965, devoted to a survey of the works of these writers, predominantly Jewish, of fifty years ago. The proceedings were published in Czech and in German. The German version of the last conference appeared only recently under the title "Weltfreunde," borrowed from one of Franz Werfel's poems.\* The book shows how thoroughly the thirty learned participants of the conference — among them several non-Czechs—had studied the subject to the most minute details. Many of the lecturers elaborated on the impact of Jewishness on the writers reviewed. It is not surprising that at a Conference sponsored by Communists special attention was given to the writers' attitude to social questions. Whether those writers of 1910 can be classified as Socialists is a matter of opin-

\*WELTFREUNDE. Konferenz über die Prager deutsche Literatur. Herausgegeben von Eduard Goldstücker, Gemeinschaftsausgabe des Verlags der Tschechoslovakischen Akademie der Wissenschaften und des Hermann Luchterhand Verlags Neuwied 1968. 430 pages.

~~Robert Weitzel~~

Siehe: Martin Buber  
Die Briefe des Jungen  
Buber

MB, 22. Dez. 1972



See:  
Max Krentzberger in  
Memoriam

M. B. 29. Dez. 1978,  
Nr. 47

# גרמניה בלי יהודים

מאת רוברט וואלטש

לונדון, אוקטובר  
למרות המאורעות של ארבעים השנים האחרונות לא נעלמה האנטישמיות בעידן הפוסט-היטלראי, כפי שחשבו פרשנים רבים אחרי 1945. גם הקמת מדינת ישראל לא סילקה את האנטישמיות, בניגוד לגירסת אבות הציונות שטענו, כי הגורמא"ל לזוּציה, "תפתור" את הבעיה היהודית ותשים קץ לאנטישמיות. האפשר להרתיע את האנטישמים המושבעים על-ידי הוכחה, כי גירוש או השמדת היהודים מביאים רק נזק לעם המכבד מובילות כאלה? מי שטיפל קצת במחקר בבעיה מסובכת זו יידע גם משהו על פעולת אינסטינקט טים ועל כמות מיתוס דמיוני עלול להתחשב בספקנות לטענה כזו. יש גם להתחשב בעובדה שבתוך העמים יש דעות שונות על מהו נזק ומה היא תועלת בשבילם. לכן אי-נני בטוח שהמסביר בשום שכל של היהודים הביאו תועלת לגרמניה ושהשתמדותם הייתה אסון בשביל גרמניה עצמה, ישכנע את אלה הסבורים שהיה הכרחי, "לשחרר" את גרמניה מההשפעה היהודית. אולם נסיון כזה עושה סופר גרמני בספרו, "גרמניה בלי יהודים" (1). ספרו מהווה מעין קאטאלוג של שמות יהודים דגור לים בכל שטחי התרבות בגרמניה לפני 1933, עד שהחרימו הנאצים את יצירותיהם וגירשו, ראשית מהמשרות שתפסו באוניברסיטאות ובמוסדות הוראה אחרים, ושנית מן הארץ, אם לא יצאו קודם מרצונם, "התופשי". ביניהם היו אישים מפורסמים מאד, והתיוה של המחבר היא כי לולא סילקה גרמניה את היהודים, לא היתה מגיעה אל תבוסה הממשילה.

המזל מכריז על ספר זה בשביל חים מוגזמים, כמו היה מגיש תג' לית, וייתכן שישנם גרמנים צעירים שלהם אינו ידוע חומר זה. אך למעשה אינו כדאי עובדות חדשות. על הנושא נכתבה ספרות עצומה ויש תיעוד קפדני בכל ענפי החיים. יש גם ספר מקיף ומפורט, "יהודים במערכת התרבות הגרמנית", מאת ז. כצנלסון, שם ישנה כל האינפורמציה (2). מר אַנגלמן אינו מנסה לתת גיחה חודר או לברר את הבעיות הכרוכות בפרשה טראגית זו. אין מה לערער על עמדת המחבר, הוא אנטי-נאצי נמרץ, ונאמר לנו כי כבר ביחוד נער בן 14 היה חבר באחת ה"קבוצות שאירגנו התנגדות לנאצים. אך יחד עם זה הפירסומת האישית היא קצת חסרת-טעם. ככלות הכול, נושא רציני זה אינו מתאים לטיפול סנסאציוני, וחסרה לי אהדה לטענה החוזרת של המזל, כי המחבר רגיל לכתיבת רבי-מכר. זה מוכיח את ספרו של עתונאי אמריקאי על המשפחות היהודיות העשירות בניו-יורק אשר לפני כמה שנים גם כן נהפך לרבי-מכר. אין זו הוכחה לערכו הספרותי או המדעי של הספר.

מר אַנגלמן מצביע בצדק על עובדה הסותרת את הדעה שהיתה נפוצה לפני 1933 על תפקיד היהודים, כלומר שיש ליהודים כשרון מסחרי מיוחד כביכול, אמנם הם תפסו מקום ניכר בכלכלה ובמסחר הגרמני לפני 1933 והיו להם הרבה הישגים בתחום זה. אולם בתחום זה אפשר היה למצוא תחליף, כפי שנתגלה אחרי-המלחמה. הרי הרסובליקה הפדראלית הגיעה אחרי 1918 לשגשוג כלכלי עצום, המעמדת החזקה ביותר מבחינה כלכלית, ואילו מבחינה

מדעית ורוחנית היא מפגרת. בעלי פרס נובל יש יותר יהודים מאשר גרמנים, והו קנה-המידה בו משתמש מר אַנגלמן. גרמניה בלי יהודים וייתה חרה על ההישגים הגדולים במערכת הרוח שהיהודים היו יכולים לתרום. הרי לפני 1933 כל יצירה של יהודי גרמני נחשבה הישג, "גרמני" בעיני העולם. עד היום, טוען מר אַנגלמן, רוב הגרמנים אינו מעריך את ההפסד שנגרם לתרבותם על ידי רדיפת היהודים בימי הנאצים. אסון זה אי-אפשר לתקן על ידי הפגנת פילוח-שמיות שטחית כפי שקורה בגרמניה אחרי 1945, אומר המחבר.

כל זה נכון, אך הילמדו הגרמנים את הלקח? היחסים בין גרמנים ויהודים במשך הדורות מהווים אחד הפרקים המסובכים ביותר בהיסטוריה האירופית, עם השלכות מורכבות לכת, לא רק בשביל עם ישראל. במרכז אירופה ישבו יהודים דים כבר בימי הקיסרות הרומית, ובימיגות השונות שהוקמו במרחב גדול זה בימי הביניים ניהו ליהודים ברוב המקומות מעמד משפטי. הי קיסר, נסיכים חילוניים וכנסייתיים, מוסדות הערים וכו' הוציאו פקודות לגבי היהודים, ניצלו את שירותיהם או עשקו אותם, אולם במשך תקופות ארוכות הסתדרו היהודים. אחד המחקרים היסודיים בשטח זה כתב מלומד גרמני, אוטו שטובאך, לפני יותר מ-100 שנים, ויש לקבל בי ברכה שספר זה שאול מן השוק נדפס מחדש (3). עם הקדמה מאת פרופסור גיידו קיש, מגדולי החוקרים של המעמד המשפטי של היהודים בימי הביניים.

בסוף ימי הביניים, כך מסיים שטובאך את ספרו ב-1866, נעשו היהודים הפקר ברוב המדינות הגרמניות, ולא היה להם מקום קבוע, גע ונד היה היהודי. רק אחרי נצחון הרוח הנאורה במאה ה-18 שקבעה את זכויות האדם, שופר גם מצב היהודים, אומר המחבר, ומורי סיף: "למאה שלנו (כלומר ה-19) נשמרה הזכות להעניק להם מולדת וחנות שווה של החוק". פסוק כזה אמנם נקרא כאידוניה; רק מאה שנים אחרי כתיבתו יש לפנינו, "גרמניה בלי יהודים".

אף-על-פי-כן, ברווח זה באמצע המאה ה-19 עד לפני 1933, היתה בגרמניה פריחת כשרון יהודי ונגלה כוח יוצר שאין להם הרבה הקבלות בחיי עמים. הדגמה מרשימה הנוגעת לספרות הוגשה לנו בימים אלה ביצירת ספר עצום-ממדים המדווח על אחד המוסדות התרבותיים החשובים ביותר בגרמניה הטרנס-נאצית, בית הוצאת ספרים. פישר בברלין (4). רק לאלה - מעטים כיום - הורי כרים את הזמן לפני מלחמת-העולם הראשונה באירופה, יש מושג מה היתה משמעותו של מויל זה בש"ביל החיים הספרותיים המודרניים. בספר זה משתקפות לא רק תולדות ההוצאה, עם חשבונות, דיונים על שטר סופרים, אדמיניסטרציה וכו', אלא למעשה זהו ראי החיים הספרותיים של התקופה, בו נזכרת שורה שלמה של אישים מפורסמים מכל חלקי אירופה שפישר הביא להם תהילה בינלאומית. בחוג זה שררה אווירה קוסמופוליטית, במובן הטוב של המלה. במרכז הסיפור עומדת קבוצה של סופרים יהודיים שיצאו

להם מוניטין והם היו קשורים בידי דות אישית עם פישר. בין אלה שלא היו יהודים בולטים תומאס מאן והרמאן האַסא, שני הסופרים הגרמנים הגדולים של התקופה. ניתנת לנו הצצה לאחורי הקלעים, איך נודדו מפעלים ספרותיים שהיו אחר כך מפורסמים מאד. יש גם סיפורים פיקנטיים המאפיינים את האקלים התרבותי ומבליטים את ההבדל בין או לבין עכשיו. למשל, בשנת 1897 הגיש ארתור שניצלר (שהיה, אגב, ידיד של תיאודור הרצל) מחזה מורכב מכמה מערכונים בשם, "מחול אהבה", אולם ההוצאה ועורכי-הידן שלה פחדו מפני הצנזורה, ועל ענין זה היו הרבה ויכוחים וחליפות מכתבים במשך 20 שנה. בהשוואה עם הספרות הנדפסת בימינו בכל הארצות היה, "המחול" יצירה תמימה, אולם כשהוצג המחזה בתיאטרון אהרן רי המהפכה הגרמנית ב-1918, היה הדבר צילה למהומות והותקף בתור "חזירות יהודית".

לעתים קרובות נתעוררו בחוג זה הוצאה ויכוחים על מעמד היהודים בספרות. אחד הסופרים הלא-יהודיים של ההוצאה, אוטו פלאקא, סבר כי לא יאה מצד היהודים להידחק ברי-כוח כזה לשדה הספרות. מחבר הספר פטר דאָ כאַנדלסון מגנה את פלאקא בגלל דעה זו, אך למעשה היה בזה קצת אמת. רוב האישים שפעלו בי מקצוע התעלמו מן המציאות; רק אחד, יעקב ואסרכו, תמיד חזר והעיד לה את הנושא על סדר היום. האחרים ראו בזה מעין רגישות מווררה. הרבה אפיונות בספר עניי זה מענינות מבחינה ספרותית, היסטורית ויהודית. אך מה שעושה את הספר לתעודה יהודית ממש, הם התחלה והסוף. בעל הוצאה גרמנית דגולה זו לא נולד כלל בגרמניה, אלא בעיירה קטנה בקארפאטים, אז חלק מהונגאריה, עתה סלובאקיה, שם הקימו היהודים אי של תרבות גרמנית. שפתם לא היתה הונגאריה או סלובאקיה, אלא גרמנית. תיאור הסביבה הזאת הוא תרומה מאלפת להסברת היחס המיוחד במינו של יהודי מרכז אירופה באשר הם לתרבות הגרמנית במאה ה-19. גם בסביבה סלאבית או אחרת חשבו היהודים את עצמם גרמנים. שמאל פישר הי צעיר בא מליפסטר-אנט-מיקלוש לברלין ב-1881. ב-1886 יסד את בית ההוצאה. פישר. שם זה נשאר להוצאה עד היום הזה. זוהי דוגמה של עליות המהירה של יהודי מפרי-בינציה רחוקה, בחיי התרבות והעסקים בבירת הרייך הגרמני החדש. פעולתו של פישר היתה מתמיהה וחד-פעמית. מעמד הפרימה היה כזה שאפילו הנאצים היססו תחילה לחסל אותה מיד, והמאבק בסוף הפרשה מהווה פרק מרתק ומדהים. כנראה ראו הנצים בהוצאה זו מוסד, "יהודי" שמגיע לו חופש פעולה בתחום היהודי, אחרת אי-אפשר להסביר שבשנת 1933 עוד הותר שיתרון ההוצאה, "גויא רונדשאו", הקדיש חורבן מיוחדת ליעקב ואסרכו, בה גם דובר בגילוי-לב על הבעיה היהודית, וב-1934 הוציא פישר את המהוזה "המלך דויד" לריכארד באר-הופמאן. אחרי-כך בא הסוף, החנוק. ברם, פישר עצמו מת ויורשיו הצליחו ל"עביר את ההוצאה לחוץ-לארץ. בי 1950 הוקמה הוצאת ס. פישר שוב בפראנקפורט. שם יצא עתה לאור ספר זה, פרק רבי-ערך של היסטוריה המכאיבה של שיתוף-פעולה יהודי-גרמני, מלא אשליות אבל גם הישגים, פרק שאין להשמיטו מתולדות היהדות האירופית. הרבה חומר הלך לאיבוד, אולם יש להודות ליוזמי המפעל שהצילו לפחות חלק ניכר. פרופסור שטובאך טוב הלב בי וודאי לא פילל, כי מאה שנים אחרי הערתו על הסיכויים הנחרטם לגבי גרמניה יוכל ספר כזה שפישר שכתב בגרמנית שבינתיים

בלי יהודים.

3. Otto Stobbe: Die Juden in Deutschland während des Mittelalters, in politischer, sozialer und rechtlicher Beziehung. (Or. Braunschweig 1866) Amsterdam, Verlag B. R. Gruner 1969. Vorwort Professor Guido Kisch. 312 pp. \$ 12,60.  
4. Peter de Mendelssohn: S. Fischer und sein Verlag. S. Fischer Verlag Frankfurt 1970. 1487 pp.

1. Bernt Engelmann: Deutschland ohne Juden, Eine Bilanz. Schneekluth Verlag München 1970. 528 pp. Illustr. DM 28.—  
2. Juden im deutschen Kulturbereich. Herausg. Siegmund Karsnelson. Judischer Verlag Berlin 1959.



*London, 16. Juni 1969*  
**Hohe New Yorker**

## **Auszeichnung für Robert Weltsch**

Dr. Robert Weltsch (London), ein Freund und gelegentlicher Mitarbeiter des "Aufbau", wird Anfang Juni die Würde und Rechte eines Ehrendoktors des New Yorker Hebrew Union College/Jewish Institute of Religion empfangen. Dass einem Nichttheologen diese Ehrung durch die führende liberale Rabbinerausbildungsstätte in Amerika zuteil wird, darf als besondere Anerkennung von Weltschs Verdiensten um jüdisches Geistesgut und jüdische Bildungsarbeit gewertet werden.

Sein ganzes Leben, das 1891 in Prag (im Kreis um Hugo Bergman, Werfel, Brod und Hans Bahn) begann, ihn über Wien 1919 für fast zwanzig Jahre in zionistische Arbeit nach Berlin führte und von da über Jerusalem 1947 nach London, steht im Dienst an der jüdischen Sache. Er ist stets um Verständnis und Ausgleich bemüht und lässt seine Leser an der reichen Erkenntnis historischer Abläufe teilnehmen.

Der langjährige Redakteur der zionistischen "Jüdischen Rundschau" (Berlin) ist heute der Londoner Korrespondent des "Haaretz" (Jerusalem), und seit 1956 der Herausgeber der Jahrbücher des Leo-Baeck-Institutes, dessen Vorstand er seit Gründung angehört. Seit der von ihm Anfang 1933 formulierten Schlagzeile "Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!" ist der Name Weltschs zu einem Begriff in der jüdischen Welt geworden. Seine Beiträge sind nach wie vor in bedeutenden jüdischen Publikationen der angloamerikanischen und deutschsprachigen Welt zu finden. — **E. G. Lowenthal**

Siehe i

Juda Wagner

MB, 5. Aug. 1977



Weltsch, Robert

Das Tragische Jahr.  
Erinnerungen an 1938.

Wl B, Okt. 1963, Nr. 42/43, S. 3

16.12.79

W. Rosal

Article by  
Rob. Walzer

# לחיות עם רוחות הרפאים של אושוויץ

## ספר חדש

### כאת רונברט ואלטש

קללת אושוויץ רודפת את הדור. המלה אושוויץ מקובלת בכל השיחות לציון שואה שאין דומה לה. אנו נתקלים בה בספרי עיון ובספרות היותה משום שאין מלה אחרת העשויה לבטא באופן יותר הולם את שקיעת האנושיות, ומושג אחר כילל לזוועות. יש כמובן גם ספר פוקים כאשר לשימוש במלה זו, משום שעל נקלה היא נהפכת למוטע לשונית שהוקה. אך יש גם מקרים כאשר אנו מרגישים שהמשמשים במלה זו אכן מצליחים לעורר בנו הרגשה שנאמר משהו מוצע, שכמעט אין להביעו במלים, ובעקפיץ מעוררים בלב המאזין את גוראות הדרמה — מעבר לקלישאות הדיבור היומיומי.

הלחן בריצוני להציג שני אישים (אין ספק ישיש גם אחרים) אשר

לפי דעתי נתנו ביטוי כזה לטראדיה. אחד בגרמנית, הוא גינטר אנדרס בשמו הבדוי גינטר שטרן בשמו האמיתי, בנו של פרופסור דגול לפסיכולוגיה וילהלם שטרן, אחותו של גינטר מתגוררת בירושלים. השני באנגלית, הוא ג'ורג' שטיינר, פרופסור לספרות בקאמברידג' ובנויות, אחד מאנשי הישענות המעטים בלימודו. הוא ידוע בארצו גם מביקוריו כאן.

קשה לתמצת את הדעות החדשות של אישים אלה בנושא הנדון, ועל כן אצטמצם ברמזים ובמפתח. גינטר אנדרס ביקר לפני שנים אחדות כי עיר שבה נולד וגדל, ברסלאו, לשיעור עיר גרמנית שנהפכה לעיר הפולנית ורוצלה. כל מכריו נעלמו, כמובן, והכל השתנה בתכלית. לידיעה זו צירף המחבר הרגורים שעלו במוחו בעקבות צפייה בסדרה "שואה" ועל הרושם שהצגה זו עשתה על הקהל הגרמני.

שני ההיבטים האלה מהווים את תורו כן ספרי הגרמני, "ביקור בשואה" (1979). הוא ניתן ביטוי מובהק להיבטים הסויסיים של הניסיון האנושי. כי

כל רכבת העוברת בברסלאו הוא רואה רוחות, אנשים המוסעים לי אושוויץ, שיהפכו בעוד שעות ספורות לאבק ופסולת. בין נוסעים מדומים אלה תופסת מקום מיוחד אשה אחת, שלמותה בתאי הגזים ניתן פסיים מיוחד, היהודיה אידית שטיין שהתנצרה ונכנסה לניור קאמברידג' ובכל זאת הומתה כמא הגזים. הכנסה לא יכלה להצילה אבל לאהר מותה הציע האפיפיור להכריז עליה כעל קדושת הכנסיה הקתולית.

על רעיון זה מגיב אנדרס בספר קנות ובאירוניה. בצדק הוא טוען: איזו זכות יש למוסד אדיר זה שניציגו שתק כאשר מיליוני בני אדם הושמדו, להעלות את זכרה של יהודיה זו? האם מבשרה זו כנסיה, "אליבי" וזל לשתוק ביום השואה? והרי הנזירה אידית שטיין

ביקשה לפני 1938 להתקבל על-ידי האפיפיור, כדי להניע אותו להוציא צו כנסיה נגד מדיניותו של היטלר כלפי היהודים, אך נדחתה משום — כך נאמר לה — שרבים המשחרים לפתח האפיפיור.

**היא פתרון מביים**

אנדרס קובע כי עובדה זו נרשמה גם בביוגרפיה של הנזירה היהודיה שפורסמה בגרמניה בגושי פנקח של הכנסיה (1). זה הספר שעליו דיווחתי במאמרי ב"הארץ" ב-19.8.66. שמעתי או הרבה על אידית שטיין ומשפחה מפי הגב' טרודה קאבנר, אשתו וא"כ אלמנתו של פרופסור ריצארד קאבנר, היטי טריון באוניברסיטת העברית.

גב' קאבנר היתה בברסלאו אירחת שכיחה בבית שטיין ותיארה את המשפחה כיהודיה טיפוסית, אמנם מתבוללת כמו כמעט כל היהודים מן השורה שבגרמניה בימים ההם. אנדרס גורס כי אידית, פילוסופית דגולה ותלמידת פילוסוף היהודי היסרל (אבי הפאנומאולוגיה) שאו נחשב הגדול במקצועו), המירה את דתה מתוך רצון להתבולל התבוך לית שלמה. אך יש לי ספיקות אם אכן זה היה הגורם המניע. קרוב לוודאי כי הרגישה בלבה צורך דתי שהיהדות לא ענתה עליו. אחרי מלחמת העולם היה אנדרס עצמו תלמידו של היסרל, שסיפר לו בכעס על "בריתותה" של האסיסי

טנטית שלו מן הפילוסופיה הנכונה אל הקאטוליות, אך עבר בשתיקה על כך שגם הוא, הפילוסוף הגדול, ביצע "בשתיקה" — כמו רבים אז בחברה, "המטכיליים" במרכז אירופה — את, הצעד הפורמאלי הקטן של המרת הדת לשם השגת קאריירה מקצועית! הוא נעשה (על הנייר בלבד) לפרוטסטנט. אנדרס אומר שהיסרל דמה לאחד הצדיקים הדתיים; לדעתו, הוא דמה יותר לטיפוס של עורר-דין בעיירה בו" המית או מרבית, שהיה ידוע לנו היטב.

קשה לחזור כאן על הטענות השלם שבעלה המהבר נגד מצעיו הוועות, הטענות עתה שהיה עליהם לציות להוראות הממונים עליהם. זו תמונה עגומה, וייתכן שגם אלה שלקחו חלק בדרמה יודעו על מול מראה עיניים, כפי שקרה בעת הצפייה בסדרה "שואה". אנדרס הוסיף אותם בכשרון רב. אצלו מקבלת המלה אושוויץ — מקום שאליו מובילות כל הדרכים מברסלאו — משמעות ממשית שמעבר לכל סטטיסטיקה, והיא יותר חזקה מאשר הדיבורים על ששת המיליונים ההרוגים.

לצער, איחד את הדיבור רק בקיצור על ההרצאה שנתן ג'ורג' שטיינר באנגלית ואשר נדפסה ב"לונדון בשבועון, "דא ליסנר" בקיץ צורים כלשהם (2). שטיינר ניגש לבעית הטראגדיה מנקודת מבט שור בה לגמרי מו של אנדרס — מתוך



ג'ורג' שטיינר      ג'ורג'      קאבנר

## כאשר טרוילוס איננו

"טרוילוס וקרסידה" בתיאטרון הבימה

תיאטרון

3) George Steiner: Tragedy — Remorse and Justice. The Listener, London 18 October 1979, pp. 508—511.

2) Theresa Renata di Spiritu Sancto: Edith Stein, eine grosse Frau unseres Jahrhunderts. Herder Verlag Freiburg.

4) Israel Chalfen: Paul Celan, Eine Biographie seiner Jugend. Insel Verlag Frankfurt 1979 (Suhrkamp Haus), 188 pp. DM 26.—.



מרכז הסברה  
המכון למידע מדיני וזכויות

## המזרח התיכון על סף 1980

יום-עיון המסבירים, מחנכים, פעיני-ציבור  
יהיה ביום המישי, ל' בכסלו תש"ם, 20.12.1979



SPRING 1974 — \$2.50

# JEWISH SPECTATOR

*Alvin Rosenfeld*

## WASTE, WANT & OIL

ISRAEL — LAND AND SPIRIT

David Ben-Gurion

WHERE DO WE GO FROM HERE?

Robert Weltsch

THE TERRIBLE DAYS

Harold Fisch

**Censorship—Yes or No?**

William Cutter

**The Sanctity of Life**

Mordecai L. Brill

**Alienation in Hebrew Literature**

James B. Rosenberg

**The Jewish Student Scene**

Stanley A. Ringler

**Emerging from the Emergency**

Andre Ungar

**Graduate Jewish Studies**

Jacob Neusner

**The Rabbi's Dilemmas**

Norman Mirsky

**Short-Changing Jewish Education**

Allen Maller

THE BOOK OF JOB: A PSYCHOANALYTIC INTERPRETATION

Stephen A. Reid

# Where Do We Go From Here?

By **ROBERT WELTSCH**

COMING BACK from Jerusalem after a month of unexpected shock, heart-breaking experiences and supreme tension, one becomes aware of a momentous historical drama unfolding in breath-taking tempo. It may signal a new turn of events, a new orientation and perhaps the advent of a more promising epoch, if reason, good will and humanity prevail. The first and foremost emotion involving Israel, and indeed the whole Jewish people, is sorrow for the great number of men who died or were crippled. Innumerable families in Israel are bereaved; thousands of human beings—certainly on both sides of the front—were shattered by their encounter with death and with horrors which only a genius like Goya could adequately describe. Many returning soldiers were unable, or unwilling, to speak of what they had witnessed, and one may assume that the survivors will be affected for the rest of their lives. In accordance with "progress" in armaments, this war has been more frightening than all the preceding ones.

At the moment of writing these lines things seem to be moving in a calmer direction, mainly thanks to the efforts of Dr. Kissinger whose ability as a peace-maker is undergoing a crucial test. But every day may bring a new surprise, and it would be preposterous to comment on the details of developments which are in the making. In Israel itself, although at first news was scarce and obscure, in the second week already battles and the advance of tanks were watched every evening on TV—naturally only from the Israeli side; yet quite a number of people in Israel can also see Egyptian and Jordanian television. It was a nerve-wracking sight, more so for people whose near relatives were in the front line—and that means almost all of Israel.

The terrible shock which the Israeli public suffered on Yom Kippur was not only accompanied by horror and mourning as the news spread of the initial massacre of Israeli troops in the unprotected front line. It also brought an abrupt awakening

from over-confidence and from dreams which had been fostered by the prevailing doctrine of underestimating the adversary and overestimating one's own strength. In consequence, it created a resounding crisis of confidence.

It became clear that the Israeli intelligence had failed and that the army had been caught unprepared. Many of the victims had been mobilized not for war but as a routine deployment of reservists. Fury spread among the public against those responsible for a debacle of a sort which Israelis had been taught would be unthinkable. Later, official spokesmen made contradictory and obviously untrue declarations (such as, to quote only one blatant instance, on the second day of the war the statement that all the twelve Egyptian bridges had been destroyed, while actually in the same night 70,000 Egyptian troops and 900 tanks had crossed the Canal on these "non-existent" bridges). If one Israeli journalist spoke of an "atmosphere of lynch" he may have referred to the widely rumored outbursts in hospitals, where the wounded and crippled were cursing national figures who only a few weeks earlier had enjoyed general admiration as impeccable and infallible heroes.

As to the prospects of fighting, one paramount anxiety in Jewish minds was the uncertainty about Soviet Russia's real intentions and the danger of direct involvement of Russian troops on the Arab side. In this respect the immediate American reaction to the threat was reassuring, but nobody felt certain how far the Americans would really go. When in the later stages of the war, after Israel's counter-offensive had reached momentum, cries were voiced about advance towards Damascus and possibly also Cairo, one wondered whether the public was aware of what would be the reaction of Russia—and possibly also America—to such a military adventure, and also what the practical results of such an attempt, even if it succeeded, would be in the long run. To many listeners it was not edifying to hear prominent political figures produce boasting clichés with which the Israeli public had been fed in several variations through over six years. Moreover, politicians could apparently not rid themselves of the influence of the impending election campaign although the elections themselves, originally scheduled for October 30, had to be post-

*Dr. Weltsch was editor of Die Juedische Rundschau, the foremost Zionist periodical of pre-Nazi Germany. He is now editor of the Leo Baeck Institute Year Books and writes regularly for Ha-Aretz and various journals the world over.*



poned to December 31. It was, perhaps, the impact of this constellation which induced the various party leaders in the Knesset to outdo each other with nationalistic brag, some of them utterly repulsive.

In this retrospective survey we cannot dwell on details which will become material for the military historian. This article can only be a subjective appraisal of the situation, and it must be made with full candor, even if it may hurt the feelings of some readers (and of the writer himself).

IT WOULD be senseless to try to predict the future, but one still must assume that this war has produced a tremendous psychological upheaval from which some lessons will have to be drawn. If this is done, it may help towards the achievement of peace for which Israelis and other Jews are longing. The deep wounds of this war were perhaps required to put facts straight which should always have been obvious but were mostly blurred by distorting glasses.

The observer could not rid himself of the impression that the present much spoken-of crisis of confidence, justified as it is, derives only from a short-term event, however grave and painful, and does not go to the root of the matter. The real cause of the crisis is the continuous misinterpretation of Israel's basic situation. In this respect, the great victory of 1967, in spite of its military and political significance as relief from grave danger, had a less agreeable psychological side effect. It led to overestimate Israel's power and created a belief in permanent military superiority and invincibility. Overnight Israel had become the strongest military factor in the Middle East, a sort of Great Power in the region. This gave it a strong deterrent position and a feeling of security, but it also created an intoxication with military might without due consideration for other—military and non-military—factors. Military strength and the stupendous success in the battlefield were an understandable cause of pride, but also a source of self-righteousness which often affected sober judgment.

Last October some inveterate illusions were exploded. First of all, the belief in the permanent inferiority of the Arab soldier. In the Six-Day War the Arab armies were badly equipped, badly officered and badly trained. The great military reform carried out in Egypt and Syria under Soviet guidance was underestimated in Israel. Relying on her strength, Israel was lulled into a belief that the "status quo", i.e., the Israel occupation of Sinai, of Golan and of the territories inhabited by Arabs in "Ju-

dea and Samaria", would last forever. The ancient biblical names were used in order to indicate the historical Jewish connection although we know, in spite of the sentimental impact, that there was no stable political union of these regions in antiquity either. The movement for "The Whole of Eretz Israel" boosted by the slogan of "Not an Inch" (to be returned to Arab sovereignty), although in its organized form representing only a minority of Israelis, had an emotional effect on a not inconsiderable periphery of politically naive people.

One astonishing thing was that the Israeli leaders treated these territories as though forever only they had to have a say in the planning for the future. True, the occupation régime was—and is—undeniably more benevolent and in many respects more constructive than it often occurs in similar situations elsewhere. Also, there were some enlightened and ingenious political moves such as the policy of "open bridges" between Israel and Jordan even throughout this war—one of the puzzling positive phenomena of those weeks, as was also the complete quiet at the border with Jordan and inside the occupied territories themselves.

Yet often affairs of these lands appeared to be a matter to be settled only between the Israeli political parties, or between the army and other authorities. So it happened that the program of *hitnahlut* in this occupied Arab region, became part of official policy. Only a comparatively small group of Israelis, though many of high intellectual and moral standing among them, opposed overtly this master attitude. The case of the inhabitants of the two Christian villages of Ikrit and Biram, who were backed by a large number of Jews, is only an example but characteristic as a matter of principle.

There was also the incident of the 45,000 Bedouins expelled from the desert in Rafia, the northern region of Sinai near Gaza, under circumstances later condemned and officially described as unjustified action by a non-authorized person, but never repaired. On the contrary, General Dayan ordered the building of a new Israel town on the same spot, with a harbor to be ready in four years. On the very eve of the Yom Kippur War Israeli papers carried pictures of bulldozers preparing the ground. Many other examples of this mentality could be adduced, including the advancement of land speculation by Jewish promoters in the Arab region near Jerusalem and elsewhere. Arbitrary decisions, violations of property rights, expropriation and destruction of whole villages by bulldozer embittered the population.

IN SPITE OF many warnings—also in the Israeli press which sometimes very sharply criticized the politics and general attitude of the Israeli Government—Israel did not understand the whole weight of the Arab propagandist counter-offensive which, on the whole, was remarkably successful. It could not be silenced by moralizing or by indignation based on the assumption that all the world should *a priori* accept the validity of Israel's claims. The outcome was that notwithstanding the many faithful friends of Israel, public opinion in the world became to a large extent hostile to Israel. On the international scene Israel became increasingly, and finally totally, isolated: one against all. The sad last chapter to this was written during this war when all African countries, once close friends of Israel, severed diplomatic relations as though Israel were an outcast. And from the practical point of view the shrewd Arab weapon of oil curtailment, which had not been taken seriously, proved very effective.

After the 1967 war, when the youth of Israel—and these are the soldiers—suffered from the trauma caused by the horrors of battle, a remarkable literature of Hebrew anti-war novels emerged, some of them very moving, recalling in spirit the poetry of poets like the Englishman Wilfred Owen who was killed at the age of 25 in November 1918 just before the armistice. (Forty-five years later his verses were used by Benjamin Britten as part of the text of his War Requiem.) These Hebrew writers of post-1967 were conscious of the moral aberration and practical danger involved in the fanning of hatred between Israelis and Arabs. Even if a settlement about political and legal questions be reached, no peaceful and fruitful cooperation will be possible unless the mountains of hatred and distrust are pulled down. To this end these brave writers can contribute considerably, especially among the youth, and they may find a more willing ear now also among wider circles.

The present ferment will be of lasting value only if it contributes to a rethinking of the whole position. There will come a critical moment in the forthcoming negotiations when the question of evacuation of occupied territories will be on the agenda. This is the central problem, and one has to expect that considerable pressure will be exerted on Israel to conform to the Arab demand of complete withdrawal ("with small alterations"). Much will depend on the details of such a scheme, but undoubtedly it will come as a big blow to Israelis who were so happy with the state of "no peace no war" which left them in undisturbed possession of the conquests. But actually this is only a reminder that Palestine

was always a bi-national country; this is the reality to which Zionism had to accommodate itself. For this reason Mandatory Palestine could not as a whole be constituted as a "Jewish" State but had to be partitioned. The choice was between living together in one undivided bi-national country (with separate national entities), or establishing two sovereign States with some links dictated by geographical and economic necessity, as the official partition schemes of 1936 and 1947 envisaged. This reality has not changed—except that a new generation has arisen on both sides which may be weary of wars and death and may be amenable to living together, even to co-operation in a peaceful manner, instead of fighting and killing each other.

There are great potentialities in the present situation. True, from the point of view of security the guarantee of the two Great Powers is essential; and so is an overdue Israeli reconciliation with Soviet Russia against which Israel has for many years conducted a violent propaganda campaign in disregard of the actual power relations. Russia is a staunch supporter of the Arabs and their supplier of arms; but they are also totally dependent on her and she may still play the role of a restraining influence on them. Her co-operation with the United States in stabilizing peace and making a new beginning possible will anyhow be indispensable.

But much will be contingent upon the spirit in which the new relationship within the Middle East is initiated. In the Jewish camp, one has to beware of destructive and damaging suicide slogans such as the glorification of "Masada." To prevent this has now to be the principal concern of all who care for Israel's and the Jewish people's future.

It is no use to lament the omissions of the past; but it may be recalled that some of us tried in 1967 to plead for a generous gesture to be made from a position of strength and while Israel was hailed by sympathy and good will of the world, perhaps in the form of a Manifesto to the Arab people and especially to the Palestinians, proposing a new era of coexistence and cooperation of equals, without victors and vanquished, without humiliations and annexations, in the trend of the declaration made by Prime Minister Levi Eshkol at the outbreak of the June war. It would have been more appropriate to make such a move as part of a voluntary and conciliatory Jewish initiative to place relations on a new basis, instead of waiting for a hardening of the fronts and ultimately for pressure from all sides, risking the gradual pejoration of Israel's image. This is by no means a new idea. It was strongly advocated by one Zionist faction immediately after the First World



War, when Palestine suddenly ceased to be a subject of ideology and entered the sphere of practical politics where attention had to be paid to the reality of circumstances, including the inhabitants of the country. A sort of Manifesto to the Arabs was contemplated at the twelfth Zionist Congress in 1921. We were reminded of those efforts of 52 years ago recently when the second volume of Martin Buber's *Correspondence* was published.

Buber's efforts to carry through a Resolution to this effect were frustrated because Zionists regarded such a step as "renunciation" of just claims. In July 1922 Buber wrote: "If the view I expressed from the Balfour Declaration onward had been accepted, we would have conducted a proper policy towards the Arabs spontaneously and in anticipation of events;

that is politically something completely different from doing the same under pressure." This principle still holds.

Perhaps now there is another chance for such an unconventional approach under circumstances very different from those in 1967, both as to the constellation in the Arab world and on the global plane. Hard political bargaining will be unavoidable when a peace conference starts. It will require much time and patience; many disagreements will have to be overcome. But more important than details will be the spirit which animates the talks. Certainly both sides have infinitely more to win by agreement than by stubborn one-sided obstinacy which may lead to overall catastrophe.

**AMERICAN JEWISH  
HOME**

für Dr. Grünwald

29.4.80

Er (Ehrungen) die uns nicht erfreuten.

# ניסיונות (טובים) שלא הצליחו

von Robert Weltsch

מכנה אותו המחזאי הצ'כי ואצל האוואל, אחד המייסדים של "צ'אר" טה 77 המפורסמת שבאוקטובר 1979 נידון למעצר של ארבע שנים וחצי.

## הניסיון הצ'כי

בספר קטן שנכתב לפני ה' משפט והופיע עתה בתרגום גר' מני 4, מתאר האוואל את המצב של מה שהוא מכנה "העידן הפוסט" טוטאליטארי", שבו האדם אינו אלא אובייקט למאניפולציה, ללא רצון עצמאי, ללא רשות מחשבה וללא מצפון ואחריות עצמית. הוא מתקומם נגד היסוף כל משמעות בחברה שבה מכנים את השפלת האדם שחרורו, את מניעות השלטון — פיקוח על שלטון, את ההתפשטות האימפריאליסטית — שח' רור המקופחים, את דיכוי הדת' בור — מידה עליונה של חירות. ניסיון ה"צ'ארטה 77" לא הצ' לית השעבוד החריף. אולם הא' וואל סבור כי תנועה הדיסידנטים ברוסיה ובשאר ארצות הגוש הקו' מוניסטי, הסובלת כיום דיכוי, ע' שויה לנצח בקץ הדרך הארוכה. מי יודע? אך קרוב לוודאי שאו שוב ייעשו ניסיונות שלא יצליחו. נדמה שזה טבע האדם.

פר' שבו האשים בכישלון קדם כל את הגוינט ונותני הכסף. אך לם האמת המצערת היתה כי לנוי ער שנאסף לשם לא היו התכור' נות שרצה למצוא בו ברנפלד. כי חירות שהוענקה להם הם השתמשו לרע.

הניסיון עלה בתוהו, ועליו דיווח ב'1965 תלמידו ויורשו של ברנ' פלד, ויילי הופר, בשנתון המכון ע"ש ליאו בק'. ברנפלד והופר שניהם מצאו מקלט בחוג הפסיכוי' אנאליזה: ברנפלד באמריקה, ו' הופר כנשיא החברה הפסיכואנא' ליתית בלונדון. בהלווייתו נשאה אנה פרויד נאום הספד נוגע ללב, אך היא לא הזכירה את באומג' גארטן או את "ירובעל". היו אלה ניסיונות סרק שהתבססו על צי' פיות אידאליסטיות, בלתי-מציאו' תיות.

כישלון הניסיונות לשחות נגד הזרם, לשמור על כבוד האדם, מצא ביטוי באופן בולט במישור הפו' לית, ובהאבקות כנגד כוח כפיה פסי, ולא רק כנגד המגבלות ה' אנושיות. המקרה המובהק בזמננו הוא, האביב הפראגאי' בשנת '68, הניסיון לעצב, סוציאליזם בעל פ' נים אנושיים, או בניסוח אחר, ניסיון, "לחיות לפי האמת", כפי ש'

בהקשר זה ציפה להצלה רק מן הנוער. במאי ערך את הכינוס ה' גדול של נוער יהודי ציוני בווינה, באחד האולמות הגדולים ביותר ב' עיר, מארע שלא היה לו תקדים. ברנפלד, נואם מובהק ומצוי, שלט בכינוס, והכל התנהל תחת קסמו והשפעתו. אך הוא לא הסתפק בהקמת ארגון נוער ציוני מאוחד (אחד הגורמים בו היה השומר ה' צעיר הגליצאי, שבימי המלחמה מרכזו היה בווינה), אלא הקים מס' דר' סודי, מסדר "ירובעל", בעק' בות הסיפור התנ"כי על גדעון. חברי המסדר הנבחרים היו, המלך' קים". בעד המסדר פעל חוג פומ' בי יותר רחב, "חוג ירובעל", שבי שמו גם הוציא ברנפלד ירחון. ה' ירחון יצא לאור במשך שנה של' מה.

ברנפלד גם עבר לפעולה מעשית. לפי תכניתו הוקם כפר-נוער בי איטנארטן, סמוך לווינה, לשם נל' קח הנוער היהודי אובד הדרך, והו' מי המלחמה וכו', שהיו תלויים בעזרה סוציאלית — בעיקר בכספי הגוינט האמריקאי. ברנפלד תלה את כל תקוותיו במוסד זה, אך הוא התאכזב. הנוער לא עמד ב' מבחן.

ברנפלד פרש מהמעפעל וכתב ס' קום — זו היתה המטרה של "בני משה", ומשום כך הארגון החדש היה צריך להיות חשאי, מעין "מס' דר". כל חבר היה חייב לחיות לפי "האמת", ולהירחם לבניית ה' יסוד המוסרי והרוחני של התנועה, שישתקף ב"דרך החיים" — זו ה' כותרת של מצע הארגון.

ההגשמה, משום שבהתנגשות עם המציאות ועם דורן מסתאבים היע' דים המקוריים, והתוצאה של פעו' לת התנועה היא אהרת ממה ש' רצו והכריו המייסדים. סממה אה' רת של אחד-העם היתה, "אמת מ' ארץ-ישראל", דהיינו ביקוש האמת בלי משפט קדום ובלו אינטרסים מפלגתיים או ארגוניים.

להקים כוח אידאליסטי ומבקש אמת — כנגד כוח האפאראצי' גון כזה הוא זיגפריד ברנפלד, בעל כשרונות רוחניים וארגוניים מובהקים שהיה חניך וחסיד של גו' סטאב וינאקאן. הוא היה מושפע מ' תורתו של וינאקאן שיש לשחרר את הנוער מכל כפיה ולהניח לו לנ' הל את ענייניו לפי דעותיו. ברנ' פלד היה פעיל בתנועת הנוער ה' זאת וגם היה תלמידו של זיגמונד פרויד, ובגיל צעיר היה מקורב לו. בביוגרפיה הדישה של בתו של פרויד, אנה, — היא עצמה פסי' כואנאליטיקנית ידועה שהתמחתה בעיקר בבעיות ילדים — נאמר כי ברנפלד היה בין האישים שהשי' פיעו עליה ביותר. בשנות העשר' ריט. אולם על פעולתו היהודית יש רק רמזים מקוטעים בספר.

למעשה, ב'1918 היה ברנפלד א' חזו כולו ברעיון הציוני, אך גם

## ספר חדש

מאת רוברט ואלטש

כשאחד-העם דיווח בכרך הרביעי של "על פרשת דרכים" על הקמת הארגון "בני משה" באודסה ב'1889, הוא נתן לרשימתו את הכות'



זיגמונד פרויד עם בתו אנה בווינה (1912).

רה, ניסיון שלא הצליח. כותרת זו ייענה כמובן ידוע סטואציה ה' הזורת ונשנית בצורות שונות בתנו' עה הציונית, ואף בתחום יותר רחב — כמעט כל התנועות האידאליס' טיות או המהפכניות נכשלות בשלב קום — זו היתה המטרה של "בני משה", ומשום כך הארגון החדש היה צריך להיות חשאי, מעין "מס' דר". כל חבר היה חייב לחיות לפי "האמת", ולהירחם לבניית ה' יסוד המוסרי והרוחני של התנועה, שישתקף ב"דרך החיים" — זו ה' כותרת של מצע הארגון.

- 1) Uwe Henrik Peters: Anna Freud, Ein Leben für das Kind. Kindler Verlag München 1979.
- 2) Siegfried Bernfeld: Kindergarten. Bericht über einen ernsthaften Versuch mit neuer Erziehung. Wien 1921.
- 3) Willi Hoffer: Siegfried Bernfeld and Jerubaal. An Episode in the Jewish Youth Movement. In Year Book X of the Leo Baeck Institute, London 1965.
- 4) Vaclav Havel: Versuch, mit der Wahrheit zu leben. Von der Macht der Ohnmächtigen. Aus dem Tschechischen von Gabriel Laub, Rowohlt Taschenbuch Reinbek b. Hamburg-Tororo 1980. 91-S.

הרג ירובעל  
הרעיון להקים קבוצת עילית ש' תתארגן כמתכונת של מסדר לא היה נעדר מן התודעה הציונית. לאחר מלחמת-העולם הראשונה הוא רחם בתוכם, שהתאבדו מן הש'



13. V.

im Auftrag von Dr. Wellsh  
für Dr. Grünwaldt

MAY 27 1980

With Compliments

ברקאי כאל

אנון חנו

LEO BAECK INSTITUTE  
Baeck House  
Jerusalem, 33, Bustanai St.

מכון ליוא בק  
בית בק  
ירושלים, רח' בוסתנאי 33

Tel. 33790 .סל

## **Robert Weltsch neunzigjährig**

Der bekannte jüdische Journalist und Schriftsteller Robert Weltsch konnte in Israel, wo er jetzt seinen Wohnsitz hat Ende Juni seinen neunzigsten Geburtstag feiern. Viele Jahre lang in London ansässig, war er einer der Leiter des dortigen Zweiges des Leo-Baeck-Instituts. Robert Weltsch, vielfach geehrt und gefeiert, wurde auch im "Aufbau" schon mehrfach, so anlässlich seines 80. und 85. Geburtstages, ausführlich gewürdigt.

Erich Gottgetreu, ein regelmässiger Mitarbeiter am "Aufbau", berichtet dazu noch aus Jerusalem, dass der Jubilar dort in einer Nachfeier geehrt wurde, bei der ihm von Professor Jakob Katz vom Jerusalemer Leo-Baeck-Institut als dem "inoffiziellen Alterspräsidenten der jüdischen Journalisten innerhalb und ausserhalb Israels" das erste Exemplar einer Anthologie der im Lauf vieler Jahre von Weltsch in hebräischer Sprache für die Tel-Aviver Tageszeitung "Haarez" geschriebenen Beiträge überreicht wurde.



Siehe: Martin Buber  
Four Stages in Young  
Buber's Life.

A.G.R. Information  
February 1973

**Baeck-Medaille  
für Robert Weltsch**

*Riefbau  
April 18  
1980*

Im Anschluss an die 4. Dr.-Siegfried-Moses-Gedenkvorlesung, eine Veranstaltung des Leo-Baeck-Instituts in Jerusalem anlässlich seines 25jährigen Bestehens, fand eine öffentliche Ehrung von Dr. Robert Weltsch statt. Der jetzt wieder in Jerusalem lebende 88jährige Publizist, der zu den Gründern des LBI gehört und jahrelang in London dessen "Year Books" herausgegeben hat, wurde mit der Leo-Baeck-Medaille ausgezeichnet. Die Laudatio sprach Dr. Max Gruenewald (New York).

**F.G.L.**



Robert Weltsch

# SCHICKSAL EINER WIENER JÜDIN

In einem Kapitel ihrer Jugenderinnerungen, betitelt "Eine Studenten-Freundschaft mit Ernst Toller", berichtete Margarete Turnovsky-Pinner im Year Book XV des Leo Baeck Institute (1970), über eine sozialistische und kriegsgegnerische Studentengruppe, die sich im Herbst 1917 in Heidelberg um Ernst Toller gebildet hatte, um Propaganda für Beendigung der Schrecken des Krieges zu machen. Über Toller, den leidenschaftlichen Fürsprecher eines höheren Menschentums und zugleich zart-lyrischen Dichter, der später unter Kurt Eisner in die Münchner Revolution hineingezogen und nach deren Niederschlagung zu fünf Jahren Haft verurteilt wurde, braucht hier nicht viel gesagt zu werden. Sein tragisches Schicksal ist bekannt. Toller ist am 1. Dezember 1893 im damaligen preussischen Posen geboren, wäre also im vergangenen Dezember 80 Jahre alt geworden. Er hat aber die furchtbaren Schicksalsschläge der Zeit und die vielen Enttäuschungen, vor allem auch die Fehlschläge seiner idealistischen Hoffnungen, nicht ertragen können und am 22. Mai 1939 in Amerika Selbstmord begangen.

In seinen autobiographischen Schriften hat sich Toller auch mit dem Judentum auseinandergesetzt. Er erzählt von seiner frommen jüdischen Mutter und von antisemitischen Angriffen, denen er schon als Kind ausgesetzt war, aber das Allheilmittel erwartete er von dem menschenverbrüdernden Sozialismus. Später zeigte er Sympathien für die sozialistischen Gemeinschaftssiedlungen in Palästina und auch das Heraufkommen des Nazi-Regimes gab ihm über die Judenfrage zu denken. Im Alter von 24 Jahren hingegen, als er in Heidelberg die kleine Studentengruppe bildete, die er pompös "Kulturpolitischer Bund der Jugend in Deutschland" nannte, war er noch ein jugendlicher Rebell, und seine Aktionen von damals waren etwas naiv. Über all das berichtet Margarete Turnovsky in eindrucksvoller Weise, die jene ferne Zeit lebendig macht und auch die Mentalität der damaligen bürgerlichen idealistischen Jugend widerspiegelt. Die Gruppe bestand aus sieben weiblichen und vier männlichen Studenten; die Frauen überwogen infolge des Kriegsdienstes der Männer. Mit Ausnahme von dreien waren alle Mitglieder Juden.

Darunter befanden sich auch drei Österreicher, die später als unerwünschte Ausländer aus Baden ausgewiesen wurden. Eine dieser Österreicherinnen, von Frau Turnovsky als reifer als die andern bezeichnet, hieß Käthe Pick, und unter ihrer Leitung nahm man die Lektüre und Diskussion von sozialistischen Schriften in Angriff. Diese Käthe Pick wurde später als Leiterin des Frauenreferates der Arbeiterkammer eine hohe Beamtin der sozialistischen Verwaltung in Wien. Sie heiratete den sozialdemokratischen Abgeordneten Otto Leichter. Vor kurzem erschien in Wien ihre Biographie, verfasst von Professor Herbert Steiner, nebst Käthe Leichters hinterlassenen Schriften, beides auch von ausserordentlichem jüdischen Interesse, da Käthe Leichter-Pick aus einer prominenten Wiener jüdischen Familie stammte, über die sie in ihren Erinnerungen viele sozialgeschichtlich interessante Mitteilungen macht.\*

\* Käthe Leichter, Leben und Werk. Herausgegeben von Herbert Steiner. Europa Verlag, Wien, 1973. 525 S.

Aus diesen Fragmenten einer Selbstbiographie und den von Professor Steiner gesammelten Dokumenten werden zwei Dinge lebendig: Das eine ist das Milieu des emporgekommene jüdischen Bürgertums vor dem ersten Weltkrieg, und teilweise — obwohl schon im Abstieg — auch noch bis zum Einzug Hitlers in Wien, an das sich nur noch die Ältesten unter den heute lebenden Menschen erinnern. Das andere ist die Opposition, die schon vor dem ersten Weltkrieg bei der Jugend einsetzte, der das Wohlleben und die selbstzufriedene Behaglichkeit ihrer Elternhäuser zuwider wurde, und die andere Lebensformen und auch mehr Verständnis für die benachteiligten „niederen“ Schichten suchte. Das war das Motiv der sogenannten Jugendbewegung, zu der auch Käthe Pick von Anfang an gehörte, und über die sie ausführlich erzählt, mit Anführung von vielen Namen, die so manchem bekannt sind, der damals in irgend einer Sektion der Jugendbewegung in Wien mitmachte. Darunter findet man nicht nur "echte" Wiener, sondern, da ja bis zum Ende des Krieges Wien noch das Zentrum der Monarchie war, vor allem auch das grosse Reservoir von Flüchtlingen aus dem Osten. Käthe gibt eine grossartige Schilderung von Siegfried Bernfeld, der eine Zeitlang als der anerkannte Führer der "revolutionären" Jugendlichen galt, von dem 1913 gegründeten "Sprechsaal", mit seiner Zeitschrift "Aufbruch" angefangen: "Der grosse schöne Psychologiestudent mit den pechschwarzen, zurückliegenden Haaren und den riesigen schwarzen Augen hatte nicht nur ein mitreissendes Äusseres, er hatte tatsächlich alles Zeug zu einem Jugendführer in sich: Leidenschaft und doch eine verhaltene ruhige Art, jeden einzelnen anzuhören und auf ihn einzugehen, umfassendes Wissen, ausgesprochene Begabung für Gemeinschafts- und Organisationsarbeit und jene Mischung von pädagogischem und psychologischen Können, das immer mehr junge Leute zu ihm als Freund und Führer aufsehen liess... Bernfeld gab sich aber gar nicht als Führer, suchte keinerlei autoritäre Vorrechte für sich und konnte namentlich auf Ausflügen genau so hubehaft lustig sein, wie er bei den Diskussionen ernst und konzentriert war. Immer aber wurde er zum natürlichen Zentrum..."

Anschliessend entwirft die Verfasserin ein Bild vieler Menschen dieses Kreises, nur kurz aber erwähnt sie, dass Bernfeld "von der Jugendbewegung weg in die zionistische Bewegung" ging, was nicht ganz richtig ist, denn auch als Zionist blieb Bernfeld vor allem der Jugendführer. Darüber aber berichtet Käthe Pick nicht mehr, weil sie diesen Weg nicht mitging. Bernfeld war der Organisator des grossen Jüdischen

Jugendtages im Mai 1918, wo Buber und Bernfeld im Mittelpunkt standen, wo aber auch die jungen Führer des galizischen (im "Exil" in Wien konzentrierten) Haschomer Hazair mit hebräischen Reden auftraten, eine Sensation und ein einzigartiges Ereignis für jene Zeit.

Es war nämlich eine Tatsache, dass die Jugendbewegung keineswegs einheitlich blieb, sondern von allen möglichen politischen Strömungen erfasst wurde, und da ohnedies die Mehrheit aus Juden bestand, so ging die Spaltung vor allem in zwei Lager vor sich, ein sozialistisches und ein zionistisches. Freilich waren auch diese gespalten, denn unter dem Einfluss der russischen Revolution entwickelten sich im Sozialismus verschiedene Richtungen, die sich gegenseitig scharf bekämpften, je nach dem Grad der Radikalität bis zum Kommunismus. (Eine ganze Reihe der von Käthe Pick genannten begabten und sympathischen Menschen ging später aus Begeisterung nach Russland und fiel den Henkern Stalins zum Opfer). Und was die Zionisten betrifft, so gab es auch da alle möglichen Kombinationen mit Sozialismus, von einem "rechten" Flügel bis zu den sogenannten "linken Poale Zion". Übrigens galt es in dem jüdischen Vorkriegs-Bürgertum auch schon als äusserst revolutionär, wenn die Kinder sich den Sozialdemokraten anschlossen. Käthe Pick ging diesen Weg und fand ihr politisches und geistiges Heim in der österreichischen Sozialdemokratie. Die Judenfrage glaubte sie ignorieren zu können, so wie ja eine ganze Reihe der prominentesten Führer der von Victor Adler gegründeten österreichischen Sozialdemokratie, die allesamt Juden waren. Sie traten als überzeugte Assimilanten auf, und demgemäss bestand eine offene Feindschaft zwischen dieser Art Sozialdemokraten und den Zionisten. Man sprach in Wien von der "roten" Assimilation. Käthe Pick scheint ein klassisches Beispiel dieses Typs gewesen zu sein. Sie sagte offen, dass schon in der Schulzeit die arischen und zum Teil aristokratischen Mitschülerinnen ihr Vorbild waren, während sie jüdische Kolleginnen weniger sympathisch fand. Der Herausgeber des Buches, Professor Steiner, ist in diesem Punkt offen kritisch. Er ist verblüfft von ihrer Feststellung, dass sie "bis zum Jahre 1938 keinen Antisemitismus gekannt habe"; — dies niedergeschrieben über das Wien von Lueger und Schönerer, und den unausgesetzten antisemitischen Ausschreitungen, auch an der Universität, an der die Schreiberin studierte! Sehr zurückhaltend sagt der Herausgeber, dass sich hier "die sonst so kritische Soziologin einer trügerischen Meinung hingab". Aus einer ganzen Reihe von Zeugenschaften von Arbeitsgenossen geht hervor,

dass sogar zur Zeit, als Käthe Leichter bereits Leiterin des Frauenreferats der Arbeiterkammer war, sich ihre Mitarbeiterinnen bis zu den Stenotypistinnen abfällig über "die Jüdin" äusserten, wenn man auch vielleicht nach aussen hin Freundlichkeit heuchelte.

Der Wunsch Käthe Leichters, ihr eigenes Judentum zu ignorieren und zugleich anzunehmen, dass dies auch andere tun werden, hat dann — so wie bei vielen andern — ein tragisches Ende gefunden. Nachdem Hitler in Wien eingezogen war und die österreichischen Massen, darunter auch viele der Proletarier, für die Käthe Leichter ihre ganze Lebensarbeit einsetzte, ihm zujubelten, musste sie an Flucht denken. Ihr "arischer" Mann und die beiden Söhne konnten herausgeschmuggelt werden, aber Käthe wurde von einem als Freund in ihrem Haus verkehrenden Gestapo-Spitzel verraten und wegen sozialistischer Betätigung verurteilt. Als Jüdin wurde sie der Gestapo "überstellt" und von dieser in das berüchtigte Frauen-KZ Ravensbrück eingeliefert. Wie eine Ironie klingt es, dass der Rektor der Universität Heidelberg sich beeilte, am 7. Dezember 1939 Käthe Pick den Doktorgrad abzuerkennen, den sie zur Zeit ihrer sozialistischen Zusammenarbeit mit dem Kreis um Ernst Toller und Margarete Turnovsky-Pinner im Juli 1918 dank Intervention des liberalen Professors Gothein (trotz ihrer Ausweisung aus Deutschland) erlangt hatte. Der famose Rektor verlangte 1939 zweimal die Zustimmung dieses Dekrets, und am 4. März 1940 meldete der höchste Wiener Gestapo-Beamte nach Heidelberg, dass der Bescheid der Aberkennung des Doktorgrades "der Marianne Käthe Sara Leichter gegen Empfangsbestätigung ausgefolgt wurde". Prof. Steiner setzt hinter das Wort "Sara" ein ("sic!"), aber wir alle wissen ja, dass der Name Sara nach Nazi Vorschrift jedem Namen einer Jüdin, auch wenn sie — wie Käthe Leichter — als "konfessionslos" rubriziert war, hinzugefügt wurde.

Käthe Leichter hat übrigens ihre jüdische Herkunft keineswegs verleugnet. In ihrer im Gefängnis verfassten unvollendeten Autobiographie schreibt sie ausführlich über ihre Familie; dies ist sogar ein Kabinettstück der Schilderung des arrierten jüdischen Bürgertums an der Wende des 19. Jahrhunderts. Ihr Grossvater, ein sehr frommer Jude, hatte eine Textilfabrik in Nachod (Nordböhmen) begründet und es zu grossem Wohlstand gebracht. Obwohl bei den Enkeln Weihnachten gefeiert wurde (was der Grossvater nicht wissen durfte), hat Käthe einen starken Eindruck behalten von dem Sederabend, den sie beim Grossvater erlebt hat. Sie hatte sogar Mah nischanah aufzusagen und erhielt dafür vom Grossvater ein Goldstück. Die Grosseltern hatten fünf Söhne und zwei Töchter, alle waren dem Judentum völlig entfremdet, hatten jedoch vom Judentum "Familiensinn" und strenges Festhalten an der Sitte" beibehalten. Sie und die Familie der aus Rumänien stammenden Grossmutter (geb. Rubinstein) waren mit der ganzen böhmischen Textilindustrie verschwägert, wohnten aber in Wien, wo sie ihren Reichtum verzehrten. Käthe schreibt diese Geschichte in dem üblichen marxistischen Jargon, sie empfand schon damals, dass der Luxus ihrer eigenen Verwandten auf der Arbeit der armen tschechischen Arbeiter von Nachod beruhte. Die Opposition gegen die Lebensweise (Schluss Seite 6)

please over  
EH

Aufbau, 16. Juni 1972

## Weltschs literarisches Werk

Ein Zwischenbericht des Baeck-Instituts

Als vor etwa Jahresfrist Dr. Robert Weltsch anlässlich seines 80. Geburtstages in London und anderwärts gefeiert wurde, war bereits davon die Rede, dass ein Querschnitt aus seiner Arbeit erscheinen würde. Es war eine ausgezeichnete Idee, zunächst einmal einen vorläufigen Rückblick auf das literarische Schaffen dieses Mannes zu geben; denn sein Werk kann ja als noch keineswegs abgeschlossen angesehen werden.

Das betonte auch Dr. Hans Tramer (Tel Aviv) in seinem Geleitwort zu dem Querschnitt, der nunmehr, sorgfältig zusammengestellt und vorbildlich ediert, vorliegt. Der Titel des Buches (Verlag J.C.B. Mohr/Paul Siebeck, Tübingen 1972) "Robert Weltsch: An der Wende des modernen Judentums — Betrachtungen aus fünf Jahrzehnten", hätte nicht treffender gewählt werden können, und als Herausgeber wäre keine Stelle geeigneter gewesen als das Leo-Baeck-Institut, weil es Robert Weltsch besonders viel zu verdanken hat. Als historisch interessierter und wissenschaftlich geschulter Publizist gehörte er 1955 naturgemäss zu den Schöpfern dieses Instituts, dessen stetige Entwicklung und aktive Förderung ihm seitdem gleichsam zur zweiten grossen Lebensaufgabe geworden ist. Wie er diese Aufgabe erfüllt, zeigen am sichtbarsten die von ihm herausgegebenen und jeweils von ihm eingeleiteten repräsentativen "Year Books".

Einen Querschnitt aus Weltschs publizistischem Werk zu bieten, heisst nicht allein die wesentlichen Stadien seines Lebens und seiner Laufbahn zur Geltung kommen zu lassen, sondern auch das bei aller Auswahl dennoch umfangreich gebliebene Material nach gewissen grösseren Gesichtspunkten zu ordnen. So gelangen, zusammengefasst in vier grossen Kapiteln, insge-

samt 26 Artikel und Abhandlungen aus der Zeit von 1916 bis 1971 zum Abdruck. In ihrer Mehrzahl, 21, stammen sie jedoch aus den letzten zwanzig Jahren.

Selbstverständlich fehlen im ersten Kapitel ("Die Judenfrage in dieser Zeit") unter den älteren Aufsätzen weder der in die jüdische Geschichte eingegangene Aufruf vom 4. April 1933 "Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck" noch die am 2. Juni 1935 erschienene Polemik gegen Goebels (unter der Überschrift "Der Jude ist auch ein Mensch"). An der Spitze des zweiten Kapitels ("Zum Problem der deutsch-jüdischen Geschichtsforschung") steht ein Auszug aus Weltschs Einleitung zum Sammelband des Baeck-Instituts "Deutsches Judentum — Aufstieg und Krise" (Stuttgart 1963). Man findet da auch seine Schlussbetrachtungen zu den stattlichen L.B.I.-Sammelbänden "Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916-1923" (1971) und "Entscheidungsjahr 1932" (1965). Das dritte Kapitel, "Die Juden und die Völker", besteht aus einigen Betrachtungen zur Zeitgeschichte, zu Feiertagen geschrieben, die nach alter jüdischer Tradition Anlass zur Besinnung auf die Situation des Volkes und des Einzelnen geben. Im vierten Kapitel ("Jüdische Gestalten") kann man nachlesen, was Dr. Weltsch über Persönlichkeiten gedacht und geäussert hat, die ihm nahestanden oder auf ihn von bestimmendem Einfluss waren.

E. G. Lowenthal, Berlin











## INFORMATION

ISSUED BY THE

ASSOCIATION OF JEWISH REFUGEES IN GREAT BRITAIN

Robert Weltsch

## SHIFTING GENERATIONS

Reflections on the Eve of the Holy Days

On the threshold of a New Year of the Jewish calendar the High Holy Days give us leisure to reflect on the flow of time and all this implies for our human condition. We have to look back and forth at the happenings of the changing world; but it is also enjoined upon us to answer for our own conduct, as individuals and as a community. The beginning of the Jewish year is not celebrated by noisy carouse (like Sylvester) but by facing days of judgement. It is not an occasion for self-praise and frivolity; what is demanded is to be honest with ourselves, to repent our wrongs and to seek the truth.

It would go too far to attempt a review here of the world situation with all its intricacies. Men have not excelled in mastering their problems. Yet we may feel some relief that the fears, current a few years ago, about an imminent major conflagration and catastrophes have not materialised. True, the world is far from the real peace that the Hebrew Prophets envisaged. Many "local" wars and deadly conflicts have plunged whole peoples into disaster, and one or two of them engendered world problems of vast dimensions, first of all Vietnam, which—quite apart from the human misery—not only shattered international relations, but had an unforeseen impact on the mental condition of a whole generation, first in the United States and then almost everywhere, comparable only to the Spanish civil war of the 'thirties. It also caused a moral upheaval and created guilt complexes with far-reaching consequences for the Western world.

Twenty-seven years have passed since the end of the Second World War and since the disappearance of Hitler and the collapse of the immense—and for a long time seemingly invincible—might he had gained. Nineteen years have passed since the death of Stalin who now appears as no less a monster than Hitler was. But for the present generation the names of these men are hazy and waning notions of a remote age of which they have some knowledge, often simplified or distorted, from history books or from older people's tales. As always happens with the advance of time, their own conditions and problems outweigh by far such memories of the past.

Although the older among us may wonder that the horrors we lived through forty or thirty years ago have not maintained their deterring effect, and that, as the thoughtless use of slogans shows, many have no clear idea of the evil actually committed under the mask of idealistic phraseology, we cannot ignore that this is the process going on unceasingly while time takes its course.

It is an old truism that people do not learn from history, mostly because each generation has its own mentality which makes it difficult or even impossible for them to put themselves

in the position of their ancestors. This is an inexhaustible theme, upon which the distinguished Cambridge historian, Professor Herbert Butterfield, enlarged in his ingenious Reith Lecture.<sup>1</sup> Against the inclinations of the young to draw hasty conclusions about the past Butterfield refers to Ranke's famous saying that "all the generations of the past were as real in themselves and as valid before Heaven as the one now alive". It means that we have to see each generation in its own context, and—Dr. Butterfield continues—"in a certain sense to judge it on its own terms, at any rate not to condemn it by a too rapid cross-reference to twentieth-century standards". This is a maxim formulated with regard to long-passed—i.e., pre-twentieth-century—events, but it is certainly also applicable to happenings of a few decades ago. In the context of recent German-Jewish history it should be a warning to some young people today who are quick in advancing a now widespread view, blaming German Jews of 1933 that they did not "revolt", i.e., stage an armed uprising against the Nazis—a view completely disregarding the conditions under which that elder generation lived at that time. Such an opinion is often expressed, *bona fide*, by Israel-born youngsters who naturally are worlds apart from the German Jews acting and suffering in the 'thirties; it is also nourished by some "new Left" extremists or ideologists who for the sake of their own political purposes construe the absurd theory that the victims of the Nazis were basically in the same category as their murderers.

The question of how the unfortunate break between the generations could have been avoided occupied searching minds already two thousand years ago. This is perhaps an explanation of the strange passage in the ancient apocalyptic Jewish Book called Fourth Book of Ezra<sup>2</sup> to which Dr. Butterfield refers at the opening of his lecture. The author of that work (V, 41 ff.) quarrels with God because according to the divine plan of salvation only those who would be living at the time of the Messiah's

<sup>1</sup> Professor Sir Herbert Butterfield: *The Discontinuities between the Generations in History. Their Effect on the Transmission of Political Experience.* Cambridge University Press, 34pp. 40p.

<sup>2</sup> Ezra IV, originally written in Hebrew, is known only thanks to its translation into many ancient Oriental languages and into Latin, while the Hebrew and Greek texts have not been discovered. It is now generally assumed that it was written about 100 C.E., after the destruction of Jerusalem by the Romans. A full German translation with introduction and precise philological and ideological comments by the great German Biblical scholar Hermann Gunkel is included in the standard work: *Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments*, herausg. E. Kautzsch, J.C.B. Mohr Tübingen 1900, Bd. 2. By an interesting coincidence, the book is mentioned by Ernst Simon in his Introduction to the first volume of Buber's *Correspondence, Martin Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten* which is being published these days by Lambert Schneider Verlag Heidelberg. While Buber, Simon points out, in a letter written in 1917, expressed agreement with the Messianic creed of Ezra IV, he dissociated himself from these views 37 years later. Ezra IV has not been admitted into the Jewish Biblical Canon, but has been included in the Latin (Christian) Vulgate.

advent would benefit; but what about all the others? Could not the Creator have simultaneously created all the generations of the past, the present and the future, so that all would have an equal part in salvation? To that the Creator is made to respond that no womb could produce multitudes at once and the earth could not bear all men at the same time; they had to come successively, each at his hour of destiny.

To this rather speculative discourse about the messianic mission Professor Butterfield, in a more sober and down-to-earth vein, remarks that if some people could have lived but for a couple of centuries, the human race might have achieved more wisdom. If, for instance, Bismarck had lived to see the long-term consequences of the seizure of Alsace-Lorraine, he would have become a wiser man. This is an example which all of us could venture to multiply from our own experience of the last generation or two. It could also lead us to meditation about potential consequences of acts perpetrated by statesmen of our own days.

As in the first paragraph of his lecture, Butterfield also returns to the Jewish pattern in his conclusion, this time in order to underline his plea for "the gradual growth of reasonableness". Exposing the illusions of the young, who out of resentment to the contrast between ideal and reality, are driven to extremes, he points to the "breath-taking" story of the Jewish war against the Romans (66-70 C.E.), which "brought history to one of its tragic moments". The cautioning speech put by Flavius Josephus into the mouth of Agrippa II<sup>3</sup> was intended to warn the Zealots not to ignore the power realities of the world in which they had to live, otherwise they would risk disaster. In the end, Agrippa was not heeded, and disaster did follow. Yet, most Jewish historiographers glorify not the man who warned but those fervent nationalists who took the plunge—and lost. This led to the destruction of the Temple, the end of all Jewish autonomy, to exile and dispersion.

However, in our own times, a Jewish State has again been created, favoured by certain whims of history which will not recur.<sup>4</sup> This event has produced a completely new situation for our generation. The State, too, has to reckon with the power structure of our time in order not to endanger its existence. Over the gap of almost two thousand years the Jewish people is again confronted with politi-

<sup>3</sup> Josephus: *The Jewish War.* New English Translation by G. A. Williamson. The Penguin Classics, pp. 144 ff.  
<sup>4</sup> See Walter Laqueur: *A History of Zionism.* Weidenfeld and Nicolson, London, 1972, pp. 593, Thesis 5.

Continued on page 2, column 1

The Executive Committee of the  
ASSOCIATION OF JEWISH  
REFUGEES

wishes all members a

VERY HAPPY NEW YEAR

and thanks them for their continuous  
support.



## SHIFTING GENERATIONS

Continued from page 1

cal and moral problems of statehood, and it may heed the admonition not to ignore the lessons of history.

In Jewish life today "discontinuity between the generations" is perhaps more spectacular than elsewhere because of the fundamental changes which occurred during the last forty years. Contrary to previous centuries, the dualism between Israel and Diaspora is now a decisive factor of Jewish consciousness for the people as a whole. For the outside world the image of Israel is inseparably linked with that of the whole Jewish people. In Israel itself the generation gap has become obvious, particularly as soon as the State-born generation had grown up, and more so since the Six-Day War of 1967. Anyhow, it was inevitable that the different background of immigrant-fathers and native sons would assert itself sooner or later. Amos Elon, a brilliant Israeli writer (born in Vienna) has devoted a most instructive book to this subject which is indicated in its very title: "Founders and Sons".<sup>5</sup> There, the author—among other things—also evaluates the impact of the shattering experience of war on the young generation of Hebrew writers. Though victorious on the battlefield, they learned to hate war and became sceptical about its effectiveness for the solution of problems.

### Effects of "Normalisation"

Israel is now a prosperous, almost affluent country. It is flooded with masses of tourists, there are congresses, festivals, and so on. The old ideals of austerity and the cult of work have vanished, and there is a considerable section of the population which feels itself underprivileged. Nevertheless, success is visible. There was no war of revenge, the people trust their army, there is an atmosphere of self-confidence—though perhaps with an undertone of uneasiness about the mystery of super-power politics, speculation about whether there exists some kind of secret Russo-American semi-agreement which would operate after the Presidential elections. The wish is for normalisation, sometimes interpreted in the sense that normal life means also a certain number of aberrations and social misfits. One also has to accept that, in some respect, normalisation means vulgarisation, environment pollution, power stations and mammoth hotels, dependence on foreign millionaires. There are sufficient matters that arouse misgivings and disputes, such as the handling of religious affairs and the power of rabbinic authorities in questions of personal status and family life, the behaviour of fanatics, financial scandals (where often government-managed funds are involved), the spreading of organised crime and the position of foreign Jewish criminals who seek refuge in Israel, etc. It is implicit in the concept of "normalisation" that it can do without the sort of idealisation applied at the utopian stage.

Israel is a very democratic country, more in spirit than in its coalition-bound institutions. It is refreshing and encouraging to observe the fury of the young against double-talk and double bookkeeping on the part of Government and parties. They are weary of conventional lies and indignant about lame vindication of plain injustice which is sometimes explained as unauthorised "irregularity" but never repaired. Only one recent controversy can be mentioned as an example. It arose when the

<sup>5</sup> Amos Elon: *The Israelis: Founders and Sons*. Weidenfeld and Nicolson, 1971. (A German translation, "Gründer und Söhne" was just published by Molden Verlag, Vienna.)

former inhabitants of two Druze villages in Galilee who had been expelled from their houses and fields in 1948, asked for permission to return home. These people, most of them Christians, had not fled in 1948. They had stayed in their villages and acquiesced in the occupation. Some anonymous commander asked them to move out for a fortnight because the place was temporarily needed for military purposes. The "fortnight" lasted 24 years, in spite of a judgment of Israel's Supreme Court confirming the people's right to return.

### Fundamental Issue

Israel has always denied that it had expelled or expropriated Arabs who had not committed hostile acts and had accepted Israel sovereignty. The request of these villagers met with the sympathy of a large section of the public and of the Hebrew press. It was also deemed a welcome opportunity to demonstrate the respect for the law and the goodwill towards Arabs who are loyal citizens. The villagers were even prepared to renounce those parts of their lands which had been arbitrarily allocated to Jewish settlements. Nevertheless, the Government rejected the demand. Only four ministers voted in favour, among them the Vice-Premier, Yigal Allon. Against this Government decision, clumsily explained by the desire to avoid a precedent, there was an outburst of indignation by younger members of Israel's intelligentsia. Regrettably, their protests cannot be quoted in full for lack of space. One writer said the decision must not stand, and the fight against it, far from being ended, is just beginning. Another said the decision turns all valid moral norms upside-down, in addition to being unwise and inhuman; it also undermines the Government's credibility. It is just possible that the case of the villagers of Ikrith and Bir'am, now widely publicised, may become a sort of Dreyfus affair in Israel itself, splitting the public into two camps.<sup>6</sup>

The moral issue involved makes the matter, with all its implications, important for Jews irrespective of frontiers. It is not easy to contemplate a Jewish State violating principles for which the Jews have unceasingly fought

<sup>6</sup> The Hebrew newspaper Haaretz of August 4 published a sad and bitter poem by Yehuda Amichl, one of the most gifted among the young lyrical Israeli poets, which expressed disappointment at the complete failure of the conversation which a group of Hebrew writers had with Israel's Prime Minister when they pleaded for a more favourable approach to the case of the demands of the Arab villagers of Ikrith and Bir'am. Amichl, born in Germany, is one of the Israeli poets who were invited to take part in the Poetry International Festival in London in 1970. A selection of his poems in English translation has been published by Penguin Books. His deeply moving poem shows the despair and tension prevailing among Israel's most sensitive intelligentsia and young generation because of the Government's stubborn attitude in this matter (and others) and the missed opportunity to prove understanding for the Arab's plight.

for centuries. As the High Holy-days are a time of self-examination and confession we may also ponder over the sin of applying double standards of justice (see Deut. XVI, 12-16). In this respect the clash of generations may still produce some unexpected results. Our Liturgy speaks of the Book of Judgement, and we also should not disregard portents of the Book of History.

Editorial Note. Like all contributions to this issue, Dr. Weltsch's article went to press on August 8, i.e., before the events connected with the villages of Bir'am and Ikrith took their later dramatic turn.

### TAXATION OF GERMAN PUBLIC SERVANTS' PENSIONS

#### High Court Decision Reversed

In our June, 1972, issue we reported about a High Court decision in which it was held that recipients of public servants' pensions who were deprived of their German nationality by the Nazi decree of November, 1941, had retained their German nationality and that the pensions paid to them were, therefore, exempt from U.K. tax according to Article IX of the Anglo-German Double Taxation Agreement. We also mentioned that the Inland Revenue had appealed against this decision.

It is now learned that the Court of Appeal has reversed the High Court decision. Leave to appeal to the House of Lords was granted.

### OESTERREICHISCHE SOZIALVERSICHERUNG

Oesterreichische Sozialversicherungspensionen werden ab 1. Januar 1973 um 9% erhöht.

Der Entwurf einer 29. Novelle zum Allgemeinen Sozialversicherungsgesetz wird im Herbst von der Regierung dem oesterreichischen Parlament vorgelegt werden. Der Regierungsentwurf sieht bedeutsame Verbesserungen vor, über die wir nach Verabschiedung der Vorlage durch das Parlament berichten werden. C. I. K.

### BONN PLO OFFICE UNLIKELY

Reports that the Palestine Liberation Organisation had applied to open an office in Bonn have been denied by informed political sources. They said that so far no move had come from the Arabs, although it was not denied that the PLO might be very interested in opening an office.

Any such application would, it is understood, meet with strong objection from West German circles and the Israeli mission and it is, therefore, doubtful if the opening of such an office would be allowed.

A number of centres and local groups in West Germany have been established by Arab terrorist organisations like El Fatah. They have a firm foothold in many universities and terrorist organisations like El Fatah. (See article on page 5.—The Ed.)

## Feuchtwanger (London) Ltd.

Bankers

BASILDON HOUSE, 7, 11 MOORGATE, E.C.2

Telephone: 01-600 8151

Telex: London 885822



Siehe:

Gedenkblatt für Julius  
Braunthal

unter: Sozialpolitiker

MB, 4. Aug. 1972

## Für die Sache der Treue

Robert Weltsch zum 80. Geburtstag

Lieber verehrter Dr. Weltsch,

Sie kennen die Anekdote, daß Goethe auf seine „Farbenlehre“ weit stolzer gewesen sei als auf seinen „Faust“, obwohl Zeitgenossen und Nachwelt zu anderen Wertungen gelangt sind. Befinden Sie sich nicht in einer vergleichbaren Situation? Für viele unserer Generation verknüpft sich Ihr Ruhm mit den Aufsätzen, die Sie 1933 in der „Jüdischen Rundschau“ (Berlin) veröffentlicht haben (in Buchform erschienen sie unter dem Titel „Ja-Sagen zum Judentum“ im gleichen Jahr), und es mag sein, daß Sie gar nicht gern immer wieder an die bekanntesten dieser Artikel erinnert werden, die aus der Tagessituation (der berühmteste unmittelbar nach dem Boykott vom 1. April 1933) heraus geschrieben wurden und nicht in der Vorahnung der viel fürchterlichen Schrecken, die 1938 und in den Kriegsjahren (unter der Bezeichnung „Endlösung“) über das europäische Judentum hereinbrachen. Journalist sind Sie seit mehr als einem Halbjahrhundert (wenn ich nicht irre, starteten Sie 1918 in Wien bei der „Jüdischen Zeitung“ und der „Morgenzeitung“) und 1919 übernahmen Sie das Blatt der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, die „Jüdische Rundschau“, die Sie — bis zu jenem Novembertag 1938, als die gesamte deutschsprachige jüdische Presse ihr Erscheinen einstellen mußte — redigierten, in guten wie in bösen Tagen, wobei in jenen zwei Jahrzehnten die bösen überwogen und so aus dem Journalisten oft ein Tröster werden mußte. Seit 1947 sind Sie in London Korrespondent des „Haarets“, und so darf man Sie in der Tat als einen der richtungsweisenden Pioniere im Journalismus des zeitgenössischen Judentums ehren. Der Tagesschriftsteller ist freilich nur eine Seite des Mannes, dem heute unser Glückwunsch gilt. Sie haben zur geistigen Gestaltung des Zionismus in

den Tagen vor dem ersten Weltkrieg wesentliche Beiträge geleistet: Ihre kritisch-liebende Auseinandersetzung mit Herzl zum Beispiel in dem historischen Sammelbuch „Vom Judentum“ (herausgegeben vom Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag, 1913) zeigt Ihre Nähe zum Kreis um Buber und gleichzeitig Ihr unabhängiges Urteil. Diese Haltung, Treue zur ursprünglichen zionistischen Idee und den Jugendfreunden (jüngst erst schrieben Sie einen einführenden Nachruf für Hans Kohn, der einen anderen Weg ging, als Buber oder auch Sie) und die Unabhängigkeit des Urteils, das Sie aus der Reihe der Konformisten heraushebt, blieb das Kennzeichen des grand old man genau so wie es das des jungen Literaten gewesen war.

In einer relativ späten Phase Ihres immer schöpferischen und aktiven Lebens wurden Sie zum Historiker. Dabei denke ich nicht primär an die Fortführung der Kohnschen Biographie Martin Bubers, die Sie eine Generation nach der ersten Auflage von 1930 verfaßten, sondern an Ihre Tätigkeit als Leiter des Londoner Leo-Baeck-Institutes und Herausgeber seines „Year Books“, das nun in 15 Bän-

den vorliegt. Sie haben mit behutsamer und kundiger Hand den Inhalt zusammengefügt und jeden Band mit einer durchdachten Einleitung versehen, und jedes beweist aufs neue, wie tief Sie sich mit der Problematik jüdischen Lebens im deutschen Sprachraum vertraut gemacht haben, wie Sie Ihr gerecht werden, ohne Apologetik oder Schelte, ohne Verbrämung oder Verurteilung. In diesem Sinne eines von Ehrfurcht und Ehrlichkeit gekennzeichneten Geschichtsschreibers haben Sie für uns ein neues Gesicht gewonnen, nicht minder wichtig als das des Journalisten, dessen Leitartikel wir im Dritten Reich entgegenhingen. Wer Ihre Schlußworte zu „Entscheidungsjahr 1932“, das vor fünf Jahren erschien, oder zu „Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916—1923“, das eben als 25. wissenschaftliche Abhandlung des Leo-Baeck-Institutes herauskam, aufmerksam liest, wird feststellen, daß Sie in den Dingen standen und heute über den Dingen stehen — eine Entwicklung vom Journalisten zum echten Historiker, die selten einem Mann beschied ist.

Ihr Freund und Lehrer Buber hat das Leben Rosenzweigs unter dem Wort des Psalmisten „Reite

für die Sache der Treue“ gewürdigt. Mir fällt kaum ein passenderes ein, wenn ich ein Motiv für Ihr Leben zu finden suche. Als Sie 1957 in der Freundschaft für den 60jährigen Karl Marx über „Jüdische Presse vor 30 Jahren“ schrieben, da erinnerten Sie sich an eine offene Auseinandersetzung mit M. M. Ussischkin am 4. April 1935. Schon damals setzten Sie sich mutig und stark für die Rechte der Araber ein, für die unopportunistische Rolle jüdischer Ethik beim Bau des jüdischen Staates und erinnerten an Hillels Satz „Was du nicht willst, das man dir tue, das tue auch deinem Nächsten nicht“, und Sie warnen vor dem heidnischen „Willen zur Macht“, der „auch bei uns maßgebend“ werden könnte. Und Sie schlossen damals, 1935, als die Schicksalsstunde des Judentums immer näher rückte: „Dann würde nach unserer Meinung der Zionismus seine Seele verlieren.“ Diese Sorge hat Sie nie verlassen: Die Seele erscheint Ihnen heute, 35 Jahre danach, wie 1913, weit wichtiger als die Macht. Deshalb ist unsere Bewunderung, allem voran, die für den Mann von Charakter, der seinen Platz in der Geschichte des europäischen Judentums so fest innehat wie der Journalist und Historiker.

Möge der Mahner und der Schreiber uns noch lange erhalten bleiben. Das ist der Wunsch Ihrer Freunde und Verehrer in der Alten und der Neuen Welt, von Herzen Ihr  
Hans Lamm



### Ehrengabe für Robert Weltsch

Es hieße beim interessierten und gebildeten Leser nicht viel voraussetzen zu dürfen, wollte man Robert Weltsch, den prominenten Publizisten, der jüdischen Öffentlichkeit vorstellen, zumal er auch den Lesern der ALLGEMEINEN kein Unbekannter ist. Dafür sind sein beruflicher Weg, von Prag über Wien 1918 in die Redaktion der zionistischen „Jüdischen Rundschau“ in Berlin, von da für 10 Jahre nach Jerusalem und, schließlich, 1947 nach London, und seine allwöchentlich sichtbare Arbeit in deutscher, hebräischer und englischer Sprache als politischer und jüdisch-zeitgeschichtlicher Autor nur zu bekannt. Hinzu kommt, daß seit mehreren Jahrzehnten, in regelmäßigen Abständen: nämlich zu seinen runden und halbrunden Geburtstagen, auch an der ALLGEMEINEN Würdigungen erschienen sind, die über sein Leben und Wirken informieren.

Am 20. Juni begeht Robert Weltsch seinen 80. Geburtstag, nicht in London, sondern bei seinen Angehörigen in Israel. Aus diesem Anlaß wird ihm eine Ehrengabe besonderer Art gewidmet werden, in der nicht er in der üblichen Weise gefeiert wird, das geschah schon vor 10 Jahren. Aus der Ehrengabe spricht vielmehr er selbst; denn sie besteht aus ausgewählten Publikationen, die er in Zeitungen und Zeitschriften, in Büchern und Jahrbüchern veröffentlicht hat und die wegen ihrer visionären Sicht, ihrer grundsätzlichen Bedeutung oder ihrer mutig-kritischen Haltung von seinen Freunden als für lange Zeit von bleibendem Wert angesehen werden. So ist eine Art Vermächtnis des noch sehr tätigen Lebenden an seine engere Gemeinschaft entstanden, zugleich aber auch ein schönes Dokument liebevoller Verehrung, die Menschen in aller Welt für ihn empfinden. Dieser Tribut reiht sich würdig an die hohe akademische

Auszeichnung an, die Robert Weltsch vor zwei Jahren zuteil wurde, als er, der Dr. juris der Prager Universität des Jahres 1914, die Würde und die Rechte eines Ehrendoktors des Hebrew Union College/Jewish Institute of Religion in New York empfing. Daß einem Nichttheologen diese wissenschaftliche Ehrung durch die führende liberale Rabbinerausbildungsstätte Amerikas zuerkannt wurde, war zweifellos Ausdruck besonderer Anerkennung für Weltschs außerordentliche Verdienste um jüdisches Geistesgut und jüdische Bildungsarbeit.

Indes, so wohlgemeint und so berechtigt solche Ehrungen auch sein mögen — sie werden eine Persönlichkeit wie Weltsch zwar erfreuen, aber letztlich, im Kern seines Wesens, nicht sonderlich tangieren. Wer ihn beobachtet und kennt, ist immer wieder beeindruckt von dem Charme seiner Bescheidenheit und von dem fast sprichwörtlich gewordenen „understatement“, mit dem er seine Arbeit, beispielsweise seinen Anteil an der Schaffung und Herausgabe der höchst beachtlichen Jahrbücher des Londoner Leo-Baeck-Instituts, bemißt. Dabei sind gerade diese von ihm sehr abgewogen gestalteten jüdisch-geschichtswissenschaftlichen „Year Books“ Meisterwerke seines reifen, überlegenen Alters, nicht weniger als 15 an der Zahl. Seine fundamentale Kenntnis vor allem deutsch-jüdischer Zusammenhänge namentlich der letzten 150 Jahre hat in ihm ein seltenes Maß an zuweilen ans Außenseiterische grenzender geistiger Unabhängigkeit und an nobler menschlicher Gesinnung zutage gefördert. Dieser Haltung wollen alle diejenigen, die ihn freundschaftlich beglückwünschen, noch lange Jahre teilhaftig werden.  
E. G. Lowenthal



Jsr. Wochenbl. f. d. Schweiz

Robert Weltsch 80 Jahre

18. Juni 1971

Mit Robert Weltsch feiert am 20. Juni ein Vorkämpfer und Kämpfer für den Zionismus den 80. Geburtstag, der sein Leben dem grossen Ziel gewidmet hat, die Judenfrage durch die Errichtung des Nationalheims in Palästina zu lösen. Er tat dies als Chefredaktor der «Jüdischen Rundschau» in Berlin, und sein Name wurde zum Begriff, zum Ansporn, zum Symbol für jüdische Würde und jüdisches Selbstbewusstsein. Und gerade in den dunklen Jahren der Hitler-Barbarei hat der vornehme, unerschrockene Jude Robert Weltsch der Judenheit in Deutschland und in aller Welt durch sein uneingeschränktes Ja zum Judentum und durch seinen unvergessenen, mächtig triumphierenden Aufruf «*Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!*» ein grosses Beispiel gegeben. 1938 nach Palästina ausgewandert, ging Robert Weltsch sofort daran, seine «Jüdische Rundschau» gewissermassen in Israel fortzusetzen, indem er die Wochenzeitung «Mitteilungsblatt» gründete, um so den deutschsprachigen Zionisten in Israel ein eigenes Organ zur Verfügung zu stellen. Auch hier hat er die Rolle eines nie verstummenden Mahners und Warners übernommen, zugleich auch immer mit Rat und Tat für jede Hilfeleistung bereit. Einen Namen hat er sich, seit 1946 in London ansässig, auch als Herausgeber des Jahrbuches des Leo-Baeck-Institutes gemacht, als welcher er ebenfalls grosse Leistungen aufzuweisen hat. Publizistisch ist er auch als Herausgeber von bedeutenden zeitgeschichtlichen Werken hervorgetreten. Weiterum geschätzt ist er auch als Mitarbeiter von Zeitungen und Zeitschriften, so auch des Israelitischen Wochenblattes. Robert Weltsch, der in Prag geboren wurde, ist aus dem Prager Bar-Kochba-Kreis hervorgegangen und gehörte dann dem Kreis Martin Bubers an. Mit Hans Kohn zusammen gab er eine Sammlung seiner zionistischen Aufsätze unter dem Titel «Zionistische Politik» heraus.

Wir schliessen uns den guten Wünschen an, die in diesen Tagen dem feinsinnigen und kenntnisreichen Publizisten entgegengebracht werden.

nk.

Robert Weltsch

Siehe: Nahe Beziehungen zu jüd.  
"Menschen"

Aus den Tagebüchern v. Theod.  
Heuss

MB - 25. Dez. 1970



Robert Weltsch

Siehe : Meyerbeer

auf der Höhe seines Ruhmes,

" Die Gemeinde, Wien  
" 13. Jan. 1971

# ROBERT WELTSCH

were not heard in the chorus accompanying its advancement. *Sub specie historiae judaicae* it is an indispensable function which Robert Weltsch's uncompromising attitude performs.

That a man of such self-imposed spiritual solitude should, together with his charming Irene, also be the centre of a close circle of friends is one of the endearing contrasts in Robert Weltsch's personality. In one day, perhaps after having just indulged in one of his erudite studies, we meet him in his utter lack of pompousness, his gentle chivalry and inimitable charm, we may at times wonder how so much rare wisdom and so much human warmth can dwell so harmoniously together.

They do, we are happy to say, in Robert Weltsch. And because this is so, we humbly ask his forgiveness for having let "the mouth speak out of the abundance of the heart" and for wishing him many more years of being the reluctant target of our indomitable admiration.

*Hans Liebeschuetz*

## ROBERT WELTSCH AND CONTEMPORARY POLITICS

This theme does not promise any new discovery to the readers of our paper. We all know and enjoy the fact that a man who, from his active experience, is a leading expert on recent Jewish history writes fairly frequently for this circle. But the jubilee of his 80th birthday encourages us to look back in an attempt to grasp the basic philosophy of his contributions.

One problem dominates all his reports, historical reflections and book reviews: how does reality transform those ideas which form the original impulse to action and what can be done to control this process and preserve the integrity of the initial intention? In 1909 Robert Weltsch, as an undergraduate in Prague, heard Buber's historical first speech on Judaism, and played a part in creating a lasting link between the lecturer and his audience, the students' fraternity Bar Kochba. The message seemed to fill a "gap in the soul" of the audience. Its programme promised to safeguard an existence to the Jewish people which would exclude alienation. The starting point was with the individual, who by this decision would bring truth and dignity back to his life. This did not mean that social obligations were overlooked. The establishment of an ideal order of society was a permanent topic of discussion among these young intellectuals, as it had always been important in Buber's thinking. But there was less interest in the concrete problems of the land in the Middle East which would be transformed by the realisation of the Zionist aims. However, the reaction of Palestine's 700,000 inhabitants did not remain long hidden. Already in June, 1914, Richard Liechtheim, the representative of the Zionist organisation in Constantinople, reported growing and, as he considered, unavoidable antagonism by the Arab population against new Jewish settlements.

From early days Weltsch has felt this rising conflict as a call to settle a moral account. He was convinced that the purity of the idea for which Zionism stood could only be preserved by a realistic judgement on the country's situa-



# ROBERT WELTSCH

Continued from page 6

tion. From this point of view the image on which Herzl had founded the movement seemed to him, in retrospect, similar to literary creations of the Viennese circle, in which the borderline between dream and reality was blurred. During the 'twenties Weltsch found a formula for solving the perplexing problem of a Jewish home in Arabic land: Zionism must be interpreted as Jewry's return to the nation's cradle, the Orient. This process ought to go deeper than a mere movement from land to land.

In 1913 Buber, as the result of comprehensive studies of mystical thought, had proclaimed a synthesis of East and West. Weltsch gave ethical content to such a programme. For him it was, in the first place, a command to humility by which he intended to draw a clear line separating the movement from the arrogance of European colonialism. But the people of the Orient, whose entry into the modern world seemed to depend not only on the adoption of European technology but to a certain degree also on the introduction of political attitudes from the West, would never have accepted the adaptation of the new immigrants to native ways as genuine. Moreover, the Jewish movement needed the whole arsenal of European practice and thought to establish themselves in the country. Such experience could not be overlooked, but nothing could shake Weltsch's conviction that the Jewish people in their ancient homeland must follow a course different from those struggles and rivalries of nations with which the annals of history are filled. Nevertheless the recognition of power as the controlling factor in the life of human societies remained always essential for him. This admission formed an important part in his respect for reality and truth without which in his view political judgement lost validity. But he was convinced that in the end the Jews would never be the carriers of that power which would determine the fate of the Middle East. In this region the British Empire was replaced in the function of ruler by America and Russia. This change still leaves the fate of Israel under the decisive influence of forces outside the control of the Jewish people.

In this analysis of the contemporary situation objectivity plays an important part as an instrument of understanding. The attitude of Weltsch the politician is clearly related to the way in which he guides the work of the Leo Baeck Institute in London. In both fields he tries to prevent a form of thought by which single events or social phenomena are seen in isolation and described with the aim of exciting emotional reaction. In this journal we have recently read his plea to apply a certain amount of understanding even towards the Russian ruthlessness in dealing with emigration to Israel. Weltsch emphasises the necessity to see this great denial in the context of Russia's constitution and social organisation. Each licence granted under these circumstances would be a privilege. Passionate protest, especially comparison with Nazi atrocities, might sound satisfying to our side, but would necessarily bring the reaction of an additional impetus to Russian antagonism against Israel; quiet negotiation might help to a modest progress.

Such advice may be taken as an example how Weltsch applies "raison d'état" to controversial issues. But pragmatic considerations do not circumscribe the essential meaning of his attitude. Genuine understanding of the Jewish

situation serves him to show up the illusions of any nationalistic propaganda which pretends power and expansion to be a safer guarantor than justice. In this way realistic reflections are used to preserve the integrity of the Zionist idea.

In pursuing this line his thinking shows a certain parallelism to that of Franz Rosenzweig who, in the 'twenties, had warned the movement, with which he sympathised, not to follow a course whereby an additional "Balkanstaat" would be the outcome of the Jewish Renaissance. He was afraid that the replace-



ment of the "existence outside the world" by political normality would mean the end of the specifically Jewish spirituality. Weltsch, as a critic of the political scene, does not enlarge on this great aspect of the Jewish question; he has no system of religious thought to offer by which the conflict of modern secularism and biblical belief could be solved. But the conviction that the search for a living contact with the religious past will remain an important task for the younger generations, can be traced everywhere behind the surface of his arguments and is sometimes clearly articulated. At this point the relation to Leo Baeck is relevant. For Weltsch he is the believer without commitment to any party or attitude, the rabbi who was capable of passing critical judgement on the very people who composed his audiences in the synagogues of the Berlin West End.

In the situation after the war of 1967 Weltsch saw an opportunity of suggesting to public opinion an act of conciliation which would eliminate the pride of victory. He felt encouraged in this by the impressive address given by General Rabin at an academic function on Mount Scopus. The man, who as chief of staff had directed the campaign, told his audience that the Jewish fighting men had remained unmilitaristic in their thought, because they could not overlook the suffering caused by the war, which had been most intense for the Arabic soldiers. Weltsch looked

for the adequate translation of such feelings into a political programme which even in this late hour might bring the conflict to an end. He renewed the proposals of his friends in the "Alliance of Peace": Palestine would be organised as a bi-national community composed of Israel and an Arabic State on both sides of the Jordan valley. We may guess that the element of optimism, which obviously is a precondition of such an act of political generosity, has its roots in happy memories from the days of Imperial Prague. Here the three nations, Jews, Germans and Czechs, had lived together, not without friction, but in an atmosphere stimulating creative faculties. We sometimes find hints that the replacement of the Habsburg rule over the basin of the Danube by a group of independent nation-states had not resulted in a better realisation of humanitarian values.

No student of past and present, and certainly not Robert Weltsch himself, would doubt that his attempt to reverse, or at least to modify a process by which ideas threaten to lose their original direction, offers no easy prospect of visible success. But he has once told us the story of a Chinese historian who refused to pass judgement on the results of the French Revolution, because at present the time was not yet ripe for such a final decision. This is true, because among the various factors which shape the course of history, some remain hidden for a long time. In this field there are no laws which can be calculated. We may hope that the political judgements, which we have attempted to recall, will become the seedcorn of the future. This is the sincere wish we present to Robert Weltsch on his 80th birthday.

1923.

who  
f one  
their  
l Jew-  
it. Yet  
many  
were  
ies be-  
mono-  
' Resis-  
Nazi  
ocratic  
r with  
worked  
1. With  
sed en-  
resents  
under  
d from  
several  
political  
ence to  
reports  
p which  
ition of  
ans, and  
me to a  
t fire to  
the Ber-  
partici-  
er mem-  
arrested.  
t of 500  
members  
o death,  
enal ser-  
necentra-  
s an im-  
German

luzim who  
" Jüdische  
rsenz and  
he Bulletin

Siehe A&R Information, June 1965

Bentwich's Palestine Memories



ROBERT WELTSCH

# DEUTSCHLAND OHNE JUDEN

## DER ANTISEMITISMUS IST IN DER POST-HITLERISCHEN AERA NICHT VERSCHWUNDEN

Trotz der Ereignisse der letzten vierzig Jahre ist der Antisemitismus in der post-hitlerischen Ära nicht verschwunden, wie es viele Kommentatoren nach 1945 annahmen. Auch die Errichtung des Staates Israel hat den Antisemitismus nicht zum Verschwinden gebracht, im Gegensatz zur Auffassung der Väter des Zionismus, die meinten, dass die Normalisierung die jüdische Frage „lösen“ und dem Antisemitismus ein Ende setzen würde. Als ob es möglich wäre die eingeschworenen Antisemiten durch den Beweis abzuschrecken, die Vertreibung oder die Vernichtung der Juden bringe dem Volk, das solche schrecklichen Vorhaben ausführt, nur Schaden. Wer sich ein wenig mit der Erforschung dieses komplizierten Problems befasst hat, wer etwas weiss über die Wirkung von Instinkten und über die Existenz eines eingebildeten Mythos, der wird an einer solchen Begründung zweifeln. Man muss die Tatsache berücksichtigen, dass es bei allen Völkern unterschiedliche Meinungen gibt über das, was ihnen Schaden zufügt und das was ihnen nützt. Ich bin daher nicht sicher, dass derjenige, der erklärt, die Juden brachten Deutschland Nutzen und ihre Vernichtung schadete Deutschland, jene überzeugen wird, die meinen, ihr Land hätte unbedingt von jüdischem Einfluss „befreit“ werden müssen. Einen solchen Versuch macht jedoch ein deutscher Schriftsteller in seinem Buch „Deutschland ohne Juden“.<sup>1</sup> Es stellt eine Art Katalog der Juden dar, die auf allen kulturellen Gebieten in Deutschland vor 1933 prominent waren, bis die Nazis ihre Werke beschlagnahmten und sie vertrieben, zunächst von den Aemtern, die sie an Universitäten und anderen Unterrichtsanstalten innehatten und dann aus dem Land — wenn sie nicht vorher aus „freiem“ Willen auswanderten. Unter ihnen waren besonders berühmte Persönlichkeiten und der Autor vertritt die Auffassung, Deutschland hätte ohne die Vertreibung der Juden nicht diese beschämende Niederlage erlitten.

Der Herausgeber preist dieses Buch mit übertriebenem Lob an, als ob er eine Entdeckung gemacht habe. Es ist ja möglich, dass es junge Deutsche gibt, denen diese Materie unbekannt ist. Aber in Wirklichkeit bringt er keine neuen Tatsachen. Ueber das Thema existiert eine ungeheure Literatur mit ganz genauen Unterlagen. Es gibt bereits ein umfassendes und detailliertes Buch „Juden im deutschen Kulturbereich“ von S. Kaznelson.<sup>2</sup> Herr Engelmann macht nicht den Versuch, eine eindringliche Analyse zu geben oder die Probleme dieser tragischen Periode zu klären. Gegen den Autor ist nichts einzuwenden, er ist ein ausgesprochener Anti-Nazi und wir erfahren, dass er schon als Vierzehnjähriger Mitglied einer der Widerstandsgruppen gegen die Nazi war. Immerhin ist diese Art Propaganda ein wenig geschmacklos. Alles in allem ist das ernste Thema für Sensationsbehandlung nicht geeignet und mir fehlt es an Sympathie für die Bemerkungen des Herausgebers, der Autor schreibe gewöhnlich Bestseller. Es erinnert an das Buch eines amerikanischen Journalisten über reiche jüdische Familien in New York, das vor einigen Jahren ein Bestseller wurde. Das ist noch kein Beweis für sei-

nen literarischen oder wissenschaftlichen Wert.

Herr Engelmann zeigt mit Recht eine Tatsache auf, die in Widerspruch zu der vor 1933 verbreiteten Meinung steht, dass nämlich Juden eine ganz besondere Begabung für den Handel haben. Sie nahmen zwar in der Wirtschaft und im Handel Deutschlands vor 1933 eine bedeutende Position ein und erreichten viel, aber auf diesem Gebiet konnten sie ersetzt werden, wie sich nach dem Kriege herausstellte. Ist doch die deutsche Republik nach 1948 zu besonderer wirtschaftlicher Blüte gelangt und eine der stärksten Wirtschaftsmächte geworden, aber in wissenschaftlicher und geistiger Hinsicht ist sie zurückgeblieben. Nobelpreisträger gibt es mehr jüdische als deutsche, das ist ein Masstab, den Herr Engelmann anwendet. Deutschland ohne Juden hat auf die grossen Errungenschaften, die es durch den Beitrag der Juden auf geistigem Gebiet hätte erreichen können, verzichtet. In den Augen der Welt war vor 1933 jedes Werk eines deutschen Juden ein „deutscher“ Beitrag. Bis heute, so meint Herr Engelmann, können die meisten Deutschen den Schaden, der ihnen durch die Verfolgung der Juden entstanden ist, nicht abschätzen. Dieses Unglück kann durch die oberflächliche Demonstration von Philosemitismus, wie er in Deutschland nach 1945 üblich ist, nicht wiedergutmacht werden.

All das ist richtig, aber lernen denn die Deutschen ihre Lektion? Die Beziehungen zwischen Deutschen und Juden im Laufe der Generationen bilden eines der kompliziertesten Kapitel in der europäischen Geschichte, das weitreichende Konsequenzen hat, nicht nur für Israel. In Mitteleuropa lebten Juden schon zur Zeit der römischen Kaiser und in den verschiedenen Staaten, die im Mittelalter entstanden, wurde den Juden an den meisten Orten legaler Status gewährt. Der Kaiser, weltliche und kirchliche Fürsten, städtische Institutionen usw. erliessen Judenvorschriften, benutzten ihre Dienste oder vertrieben sie, aber im Laufe der Zeit richteten sich die Juden ihr Leben ein. Einer der gründlichsten Forscher auf diesem Gebiete, der deutsche Gelehrte Otto Stobbe, verfasste vor mehr als hundert Jahren ein Werk, das dankenswerterweise jetzt neu herausgegeben wurde<sup>3</sup> und mit einer Einleitung von Professor Guido Kisch versehen ist, dem bedeutenden Forscher über die gesetzliche Stellung der Juden im Mittelalter.

Am Ende des Mittelalters, so schliesst Stobbe sein Buch 1866 ab, wurden die Juden in den meisten deutschen Staaten vogelfrei, sie hatten keinen festen Wohnsitz mehr und „Na wenad haja Hajehudi“. Erst im 18. Jahrhundert, nach dem Siege der Aufklärung, mit ihren Grundsätzen der Menschenrechte, besserte sich nach Aussage des Autors die Lage der Juden und er fügt hinzu: „Unserem Jahrhundert (also dem 19.) blieb das Recht vorbehalten, ihnen Heimat und Gleichberechtigung vor dem Gesetz zu geben“. Es klingt wie Ironie; nur hundert Jahre sind nach seiner Niederschrift vergangen und es gibt ein „Deutschland ohne Juden“.

Trotz allem, von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1933 er-

lebte Deutschland eine Blütezeit jüdischer Begabung und schöpferischer Kräfte, die im Leben der Völker kaum Parallelen hat. Ein eindrucksvolles Beispiel aus der Literatur wird uns in diesen Tagen in Form eines umfangreichen Buches gegeben, das über eine der wichtigsten kulturellen Institutionen in der Vornazizeit in Deutschland berichtet, nämlich über den S. Fischer Verlag, Berlin.<sup>4</sup> Nur jene — es sind wenige heute — die sich an die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Europa erinnern, haben eine Vorstellung davon, was dieser Verlag für das moderne literarische Leben bedeutete. Das Buch enthält nicht nur die Geschichte des Verlages mit Abrechnungen, Diskussionen über Bezahlung der Autoren, Administration usw., es ist ein Spiegel des literarischen Lebens dieser Epoche, in dem eine ganze Reihe berühmter Autoren aus allen Teilen Europas sich erinnert, dass Fischer ihnen internationale Bedeutung verschaffte. In diesem Kreis herrschte eine kosmopolitische Atmosphäre im besten Sinne des Wortes. Im Zentrum der Erzählung steht eine Gruppe jüdischer Schriftsteller, die Weltruf erlangten und persönlich mit Fischer befreundet waren. Unter den Nichtjuden ragen besonders Thomas Mann und Hermann Hesse hervor, die beiden grossen Schriftsteller jener Epoche. Uns wird die Möglichkeit gegeben einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, wo literarische Werke entstehen, die nachher so sehr berühmt sind. Es gibt auch pikante Geschichten, die das kulturelle Klima charakterisieren und den Unterschied zwischen damals und heute deutlich machen. Zum Beispiel reichte Arthur Schnitzler (der übrigens ein Freund von Theodor Herzl war) 1897 ein Theaterstück ein, das aus verschiedenen Szenen zusammengesetzt war unter dem Titel „Liebesreigen“. Der Verlag und seine Anwälte fürchteten jedoch die Zensur und es gibt über diese Angelegenheit viele Diskussionen und eine Korrespondenz, die sich zwanzig Jahre hinzieht. Im Vergleich zu der Literatur, die heute in allen Ländern gedruckt wird, war „Der Reigen“ ein naives Werk, aber als es nach der deutschen Revolution von 1918 im Theater aufgeführt wurde, kam es zu Tumulten und es wurde angegriffen als „jüdische Schweinerei“.

Oft kam es im Kreis des Verlages zu Diskussionen über die Stellung der Juden in der Literatur. Einer der nichtjüdischen Schriftsteller, Otto Flake, meinte, dass es den Juden nicht anstehe, sich in solch starkem Masse in die Literatur zu drängen. Der Autor des Buches, Peter de Mendelssohn, greift Flake wegen dieser Meinung an, aber in Wirklichkeit hatte er nicht Unrecht. Die meisten Schriftsteller ignorierten die Realität; nur einer, Jakob Wassermann, brachte dieses Thema immer wieder auf die Tagesordnung. Die anderen sahen darin eine seltsame Empfindlichkeit.

Viele Episoden in diesem riesigen Buch sind vom literarischen, historischen und jüdischen Gesichtspunkt sehr interessant, aber was das Buch zu einem echten jüdischen Dokument macht, das sind Anfang und Schluss. Der Inhaber dieses bedeutenden deutschen Ver-

lages ist nicht in Deutschland geboren, sondern in einer kleinen Stadt in den Karpathen, damals ein Teil von Ungarn, jetzt von der Slowakei, wo die Juden eine Insel deutscher Kultur errichteten. Ihre Sprache war nicht ungarisch und nicht slowakisch, sondern deutsch. Die Schilderung dieser Umgebung ist ein hervorragender Beitrag zur Erklärung der einzigartigen Beziehung zwischen den Juden Mitteleuropas und der deutschen Kultur im 19. Jahrhundert. Auch in slawischer oder anderer Umgebung hielten sich die Juden für Deutsche. Der junge Samuel Fischer kam im Jahre 1881 nach Berlin. Im Jahre 1886 gründete er den Verlag S. Fischer. Diesen Namen trägt das Haus bis heute. Es ist ein Beispiel für den raschen Aufstieg eines Juden aus einer entfernten Provinz in das Kultur- und Wirtschaftsleben der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches. Die Tätigkeit von Fischer war aussergewöhnlich und einmalig. Die Stellung der Firma war so, dass sogar die Nazis am Anfang zögerten, sie sofort aufzulösen. Offenbar sahen die Nazis in dem Verlag eine „jüdische“ Institution, der eine gewisse Handlungsfreiheit im jüdischen Rahmen gebührte, anders ist es nicht zu verstehen, dass die Monatschrift des Verlages „Neue Rundschau“ im Jahre 1933 Jakob Wassermann ein Sonderheft widmete, in dem offen über das jüdische Problem gesprochen wurde, und noch 1934 gab Fischer das Schauspiel „König David“ von Richard Beer-Hofmann heraus. Danach kam das Ende. Fischer selbst starb, aber seinen Erben gelang es, den Verlag ins Ausland zu überführen. 1950 wurde der Verlag S. Fischer wieder in Frankfurt errichtet. Dort wurde jetzt dieses Buch herausgegeben, ein bedeutender Beitrag zur schmerzlichen Geschichte der deutsch-jüdischen Zusammenarbeit, voll von Illusionen aber auch von Erfolgen, ein Kapitel, das nicht wegzudenken ist aus der europäischen jüdischen Geschichte. Viel Material ist verlorengegangen, aber ein beträchtlicher Teil wurde gerettet. Professor Stobbe hat sich bestimmt nicht vorgestellt, dass hundert Jahre nach seiner Bemerkung über die herrlichen Aussichten der deutschen Juden ein solches Buch in Deutschland herausgegeben wird, das inzwischen zu einem Land ohne Juden wurde.

Aus dem „Haaretz“ vom 30.10.1970  
übersetzt von E.E.

<sup>1</sup> Bernt Engelmann: Deutschland ohne Juden. Eine Bilanz. Schneeklub Verlag München 1970. 528 pp. Illustr.

<sup>2</sup> Juden im deutschen Kulturbereich. Herausg. Sigmund Kaznelson. Jüdischer Verlag Berlin 1959.

<sup>3</sup> Otto Stobbe: Die Juden in Deutschland während des Mittelalters, in politischer, sozialer und rechtlicher Beziehung. (Or. Braunschweig 1866) Amsterdam, Verlag B. R. Gruner 1969. Vorwort Professor Guido Kisch. 312 pp.

<sup>4</sup> Peter de Mendelssohn: S. Fischer und sein Verlag. S. Fischer Verlag Frankfurt 1970. 1487 pp.

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, P.O.B. 1480, Tel. 614411. Anzeigenannahme: Etlinger's Advertising, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigenannahme in Jerusalem: H. Sturmann, Tel. 33435. Herausgeber: Biton Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. Hans Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.



# theater

HABIMAH-PREMIERE  
CARLO GOLDONI: DER LUEGNER

Goldoni, 1707 in Venedig geboren, war ungeheuer produktiv und schrieb mehr als 150 Komödien, bevor er im Alter von 86 Jahren in Armut verstarb. Bereits 1761 war er nach Paris gezogen, um den Anfeindungen zu entgehen, denen er in seiner Heimat ausgesetzt war. Denn er hatte den Mut, die immer mehr an Wert und Bedeutung verlierende Commedia dell'arte zu reformieren. Er lieferte den Schauspieltruppen individuelle Rollen, feststehende Handlungen und Texte, statt die Improvisationen der traditionellen Maskenträger weiter zu dulden. Carlo Gozzi und andere literarische Rivalen, deren Erzeugnisse und Namen heute grösstenteils vergessen sind, neideten Goldoni die grossen Erfolge, die er erzielte. Sie machten ihm das Leben so unerträglich, dass er Italien verliess.

Von Goldonis amüsanten Stücken haben sich mehrere bis heute auf dem Spielplan der Weithöfen

gehalten, z.B. „Der Diener zweier Herren“ (mit dem Max Reinhardt das Theater in der Josefstadt und Josef Millo das Kammertheater in Tel-Aviv eröffneten) sowie „Mirandolina“, das gleichfalls bei uns — vor vielen Jahren im „Ohel“ mit Edna Fliedel in der Titelrolle — erfolgreich aufgeführt wurde. „Der Lügner“ wurde schon 1748 in Venedig an einem Theater aufgeführt, das Goldoni als Hausdichter verpflichtet hatte. Stil und Titel des Stückes sind bei Cornelle entlehnt; später nahm Goldoni auch Anleihen bei Molière auf, dessen Werke er bewunderte. Die Person des Dichters liess er übrigens (1751) in einem seiner Stücke auftreten, dessen Titel auch „Il Molière“ lautet.

Lelio, der Lügner, dem wir hier begegnen, ist ein junger Taugenichts, dem die Mädchen- und Frauenherzen sehr schnell zufliegen. Bei jeder neuen Begegnung liefert er die phantastischsten Be-

richte über seine Person, Familie und Vermögenslage. Er kann der Versuchung zu lügen nun einmal nicht widerstehen. Selbst seinen Vater hält er anfänglich zum Narren, als er ihn nach einigen Jahren der Trennung in Venedig wiedertrifft. Aber er kommt nicht weit mit seinen Lügen. Am Ende heiratet die schöne Rosaura, Tochter des Arztes Balanzoni, nicht ihn, sondern den schüchternen Medizinstudenten, und Lelio wird von einer handfesten Dame mit Beschlag belegt, mit der er in Rom Beziehungen hatte und bei der er bereits Anleihen auf Rechnung der bevorstehenden Mitgift aufnahm.

Der im Vorjahr aus Rumänien eingewanderte Regisseur Reuwen Radu Miron liefert auf der Bühne des kleinen Habimah-Saales eine recht beschwingt und vergnüglich angelegte Aufführung, die manchmal allerdings etwas forciert wirkt. Das betrifft auch die Leistung des

sehr flinken und begabten Jisrael Biederman, der in der Titelrolle denn doch etwas variationsarm blieb. Tikva Mor war eine recht lebenswürdige Rosaura (besonders in der Szene mit der Maske), Chana Milet-Pilzer eine allzu blasse Beatrice. Alex Kutai beging als Florindo den Irrtum, den schüchternen jungen Liebhaber allzu weich und weiblich wirken zu lassen, statt männlich-romantisch. Das Diener-Volk wurde von einigen jungen Eleven betreut, die über das Mittelmass noch nicht hinaus kamen. Aber die Leistungen in den Väter-Partien, die von Jehuda Efroni und Abraham Ronai betreut wurden, verhalfen dem Abend zu einem recht guten Erfolg und Goldonis humorvollen Pointen zur rechten Wirkung. — Lida Pinkus-Gani besorgte die hübsche Ausstattung, Ada Ben-Nachum die Uebersetzung des Stückes (aus welcher Sprache?).

MANFRED GEIS

# musik

I.P.O.-KONZERT Nr. 3

Der hier zum ersten Mal auftretende spanische Dirigent **Rafael Fruhbeck de Burgos** erfüllte nicht alle in ihn gesetzten Erwartungen. Glinkas Overture „Ruslan und Ludmilla“ wurde vom Dirigenten in solch wildem Tempo heruntergespielt, dass vieles vollständig verloren ging. Melodien, Passagen überstrichen sich und der Gesamteindruck blieb mechanisch und oberflächlich. Fruhbeck de Burgos unterliess es dabei nicht, mit seinen aufgeregten, ganz äusserlichen Gesten die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken. Ähnlich wirkte **De Fallas** Ballettmusik aus „Der Dreispitz“. Die pikanten Rhythmen und Synkopen brachte der spanische Dirigent mit seinem natürlichen Temperament, die diversen Instrumente liess er virtuos

das ihrige sagen, vernachlässigte jedoch das Musikalische. Die Aufführung klang mechanisch, auf äusserliche Effekte eingestellt und oberflächlich.

Dagegen war der Auftritt **Raffaele Arias** ein Hochgenuss. Seine jüdisch-slawische Seele erfasste die Breite, die elegische Traurigkeit und dunkle Farbe der Musik der russischen Meister. Seine Stimme ist warm, weich und besonders in der Mittellage von grosser Schönheit. Nach Arien aus Glinkas „Ein Leben für den Zaren“ und Borodins „Prinz Igor“ sang Arie die erschütternde Todesszene des Boris aus Mussorgskys „Boris Godunow“, die voll zur Entfaltung kam. Man spürt, dass der Sänger auch die schauspielerischen Möglichkeiten hat, um der Szene ge-

recht zu werden. Der Dirigent begleitete mit grösster Aufmerksamkeit und Zurückhaltung. Die kleine

## ZWEITES I.P.O.-PROGRAMM MIT GEORG SINGER

Das zweite Programm von **Georg Singer** erwies sich im Gegensatz zum ersten als äusserst gelungen. Nach einer Wiederholung der hier bereits besprochenen Komposition von Robert Starer: „Samson Agonista“, die dieses Mal jedoch viel genauer und wirksamer aufgeführt wurde, spielte **Joseph Kalichstein** das zweite Beethovens Klavierkonzert. Der junge Künstler bewies seine reiche musikalische Phantasie. Dieses Konzert mit seinen hübschen, beherzten Melodien, seinem Mozart'schen Charm und seiner le-

Gesangsrolle im De Falla wurde von **Bibiana Goldenthal** aufs beste besorgt.

bensbejahenden Stimmung gab ihm die grössten Möglichkeiten, sein Können zu zeigen. Er schmückte die Melodien, verzerrte die Figuren und gab allem eine herzliche, spielerische Musikalität. **Georg Singer** begleitete ungeschickt. Obgleich der Solist dem Dirigenten seine ständige Aufmerksamkeit widmete, ging Singer zu wenig auf ihn ein.

Nach der Pause dirigierte **Georg Singer** mit viel Temperament und seelischer Mitbeteiligung Dvoraks Sinfonie Nr. 8.

## KAMMERENSEMBLE-KONZERT Nr. 1

**Gary Bertini** brachte in seinem ersten Abonnementskonzert des Kammerensembles wieder ein ambitioniertes Programm. Er neigt dazu, Abende zu überladen, was weder dem Interesse der Künstler noch dem der Zuhörerschaft dient.

Bachs Brandenburgisches Konzert Nr. 2 erwies sich als Challenge dem nicht alle gewachsen waren. Die Orchesterpartie klang mechanisch, das Trompetensolo zum Teil falsch und das Zusammenspiel der sechs Solisten im Concertino liess oft zu wünschen übrig. Danach wurden drei Sätze aus **Ben-Zion Orgads**

„Mismorim“ gespielt. Mismorim ist eines der bemerkenswertesten unter den in Israel komponierten Werken. Sein religiös-philosophischer Inhalt, durch das Seelenprisma Orgads projiziert — ist einzigartig. Die fünf Teile des Werkes bilden jedoch ein geistiges Ganzes, daher ist durch die Teilaufführung die Einheit des Werkes beeinträchtigt. Auch die Aufführung mit **Miriam Laron** und **Cilla Grossmeyer**, Sopran, **Rema Samsonov**, Mezzo Sopran, **Gerald Stern**, Tenor und **Willy Haparnas**, Bariton, war dieses Mal nicht überzeugend. Man

fühlte wenig musikalische Spannung und die Künstler schienen ihre Rollen mit Gleichgültigkeit zu behandeln.

**Purcells** „Dido und Aneas“ gibt in konzertanter Form bis auf einige Ausnahmen wenig Anlass zu Begeisterung. Bertini versuchte die Musik so weit wie möglich zu beleben, trotzdem blieben ganze Abschnitte leblos. In den Gesangsrollen behaupteten sich **Miriam Laron** als Hofdame, **Cilla Grossmeyer** mit ihrer ruhigen ausgeglichenen Stimme, **Gerald Stern** hauptsächlich durch seine gute Diktion und

**Rachel Nachmias**. **Rema Samsonov** war eine gute Hexe, aber ihre ausgefallene Stimmfarbe und ihr übermässig starkes Tremolo beeinträchtigten jeden Ensemblesang. In der Hauptrolle bewies **Jehudith Lazarovich** wenig Verständnis für Stil-treue. Sie besitzt eine wunderschöne Stimme und ausgezeichnete Gesangstechnik, aber ihr Opernmanierismus und die Neigung zu Pathos sind dieser Musik vollständig fremd. **Willy Haparnas** als Aneas war kühl und zurückhaltend, ein zu grosser Kontrast zu seiner Partnerin. Der „Ichud“-Chor sang ausgezeichnet.

BENJAMIN BAR-AM

# film

42;6 BEN GURION (Kino „ORION“, Tel-Aviv)

Ein biographischer Film über eine noch lebende Persönlichkeit ist immer kompliziert; aus Rücksichtnahme und Pietät kann das Privatleben des Porträtierten oft nur oberflächlich berührt werden — ein solcher Film kann daher schwerlich Tiefe und Ueberzeugungskraft besitzen.

Dies ist auch bei der ersten **Ben Gurion-Filmbiographie** „42; 6“ spürbar. Sie wurde mit ausländischen Regisseuren und Künstlern begonnen, noch während der Aufnahme wechselten die Produzenten, schliesslich vollendete der israeli-

sche Regisseur **David Perlow** den Streifen.

**David Ben Gurions** Leben wird leider nur sehr lückenhaft gezeigt, der grosse Staatsmann und Wirklicher des Judenstaates, der ergebene Gatte und Vater, der unerschöpfliche Aktivist und Pionier kommt nur in kurzen einzelnen Bildern und Szenen zu Wort. Dennoch sind diese Szenenfolgen (mit **Israel Gurion** als junger Staatsmann) die besten im ganzen Film. Wohl um den Streifen auf abendfüllende Länge auszudehnen, fügten die Produzenten noch einen „Abriss der Geschichte der jüdischen

Renaissance in Israel“ hinzu und verfilmten u.a. den unglücklich verlaufenen Kampf um die Jerusalemer Altstadt und den um Latrun im Jahre 1948. Was diese Ereignisse mit **Ben Gurions** persönlichem Leben gemeinsam haben, bleibt unklar, andererseits aber trägt ihr tragischer Charakter nicht zur Belebung des Films bei.

Ein weiterer Missgriff war es auch, zahlreiche alte Dokumentaraufnahmen in ein- oder zweifarbigen Schattenbildern auf die Leinwand zu übertragen, um ihm dadurch einen (misslungenen) künstlerischen Anstrich zu geben. Auch

der Titel des Films, Kapitel 42, Absatz 6 aus dem Buche **Jeschaja-hu**: „Ich der Ewige, habe rechtens dich berufen, die Hand dir gefasst, habe dich gebildet, dich bestimmt als Volkes Glanz, der Nationen Leuchte“, ein Lieblingszitat **Ben Gurions**, ist verwirrend.

**David Ben Gurion** (bis 120!) hat schon schwierigere Situationen als dieses Filmpanorama überstanden; er wird auch diesen Film überleben. Zünftige Produzenten sollten aber keine Filmbiographien verfilmen, die aus einfachem Mangel an Stoff nicht lebensfähig sind!

S. BEN-JAAKOW



✓  
Robert Weltsch

## DIASPORA AND ISRAEL

It is not easy to review a book of homilies. Sermons have their own purpose and are therefore necessarily epigrammatic and tied to an occasion. Nevertheless, the sermons by Rabbi Maybaum, collected in this volume,\* are of special interest since many of them—as the title indicates—are devoted to a subject which most contemporary Jews prefer to evade: the meaning of the Diaspora and its relation to the State of Israel from a religious—though not Orthodox—point of view, in what the author calls the post-Zionist world.

Starting from various Biblical texts taken from the week's lesson, Maybaum tries to draw a moral for the life of the present Jewish generation. The main problem that emerges is that of Jewry's relationship with other nations, or, biblically, the relation between Jacob and Esau. The State of Israel, whatever its merits on the historical plane (which Maybaum generously extols), has not solved this problem nor, in any real sense, has it solved any other. Zionist ideology was reduced to its proper limits when the actual State disproved the exaggerations of nationalist messianic rhetorics. It has been revealed that a State cannot be the Kingdom of God which is the aim of the true messianic urge. But when Maybaum says (p. 214) that "Theodor Herzl was a false Messiah", he is unjust to the man who gave his life for the secular betterment of his people's life but—as distinct from Sabbatai Zvi—never claimed to be a Messiah.

Yet it is true that political "idealism" is apt to end in barbarism, as the German example shows (p. 99), though religious

\* Ignaz Maybaum: *The Faith of the Jewish Diaspora*. Vision Press, London. £1 1s.

fanaticism also often did not escape this danger. The absolute idea of the Kingdom of God—the kingdom of justice, truth and hope, the kingdom of mercy and holiness—should not be confounded with temporal values, either as exist in the State of Israel or in other countries where Jews live and share the patriotism of their fellow-citizens. This warning often recurs in Maybaum's admonitions. It is encouraging to encounter an honest belief in the possibility of religious revival in the Diaspora, and Maybaum is justified in including also the State of Israel (which in this respect, he says, is only another part of the Diaspora) when speaking of this need. Many Israeli voices support him, such as the new monthly *Prozdor*, which is now adding an English summary to its Hebrew text. Also recently, on the occasion of the 80th birthday of Professor Hugo Bergmann, a young Hebrew writer (Boaz Evron) in the daily *Haaretz* identified himself enthusiastically with Bergmann's profession of faith which, he said, deeply moved even the atheists among his listeners.

### Two Pertinent Questions

There are, however, two questions which Maybaum does not answer. Firstly, can the consciousness of a divine mission alone perpetuate Jewish existence, without a specific collective way of life, without a social structure (which existed in Eastern Europe) and without the tradition of learning? And, secondly, is a religious revival likely in a preponderantly agnostic world caring more for science and technology than for spiritual values? The Christians are facing similar problems. In

the case of the Jews, those who are eager to preserve a defined Jewish identity have recourse to nationalist or semi-nationalist values or contents. In the Diaspora they also use the State of Israel for that purpose. The collection of funds has taken the place of religion or of learning in many communities, especially in the United States. A symptom of this is the at times undignified manner of the so-called Kol Nidre Appeal, rightly criticised by Maybaum.

Maybaum forces his listeners to think for themselves and not to accept propaganda phrases or conventional simplifications uncritically. The reader of these sermons is awakened to some of the most burning—and, alas, unsolved—problems of modern Judaism.

Robert Weltsch  
über

Squas Maybairne

siehe R. Weltsch

OCGR Information, Page 11  
March 1967



Siehe: Robert Weltsch

Courageous Nonconformist  
Rabbi Ignaz Maybaum

AJR Inform. March 1967

Siehe AJR Information  
June, 1963

In Memoriam - Richard Lichtenheim



Welsh, Robert

s.a. Bileski, Moniz

Siehe: Aus den Tagebüchern  
von Theodor Heuss

"Nahe Beziehungen zu jüd.  
Menschen"

W B, 25. Dez. 1970



# ROBERT WELTSCH / ZUM 75. GEBURTSTAG

## VORBILD IN LEBEN UND SCHAFFEN

Robert Weltsch ist ein Erzieher in grossem Masstabe. Sein Wort bildet den Anstoss, der zum Ueberdenken der eigenen Position, zur Selbstkritik führt. Die Beleuchtung, in die er eine Situation stellt, öffnet den Blick für die Zusammenhänge. Seine Gedankenführung zeigt, wie sehr einseitig Ansichten und Urteile oft entstehen. Meinungsbildung aber setzt einen Prozess voraus, der auf Wissen, auf Kenntnis, auf vorurteilsfreier Betrachtung beruht. Nicht Zwang, nicht Ueberredung oder Suggestion ist das Ziel des echten Publizisten, sondern die Ausbreitung des Geschehens, die Darlegung der Tatsachen, die Aufdeckung der Hintergründe, die für den Handlungsablauf massgebend und von Bedeutung waren. Wer berufen und befähigt ist, Menschen in dieser Weise zu führen, durch sein Wort zu bilden, der fordert Denken und Ueberlegen heraus und zwingt zu eigener kritischer Stellungnahme. Ihm wird man folgen, oder man wird ihn zu widerlegen versuchen, aber man wird ihm nicht nachplappern. Das Verlangen nach selbstständiger Beurteilung, das der Publizist hervorgerufen hat, weist seine Qualität als Erzieher aus.

Robert Weltsch ist der Schöpfer einer Haltung, die erst durch sein Auftreten ihre rechten Konturen gewann. Ihre Kennzeichen heissen: Charakter und Gesinnung. Erkenntnisse sind nicht abhängig von Mächten, sondern einzig von der Einsicht, der Gesinnung, die zu ihnen geführt hat. Oft mag es eins sein, solche Erkenntnisse zu gewinnen, und ein anderes, sie auszusprechen und zu vertreten. Die Haltung von Robert Weltsch war immer bestimmt von der persönlichen Verantwortung für das Ganze, und die lässt Kompromisse der Gesinnung nicht zu. Kritik an der Gegenwart erfordert Mut, doch dieser Mut ist ein Zeichen des Charakters — seine Unbeugsamkeit aber gerade hat Ueberzeugungskraft. Nur wenige politische Denker werden in allen Phasen ihrer Entwicklung und mit jeder ihrer Aeusserungen diese Probe bestehen. Robert Weltsch hat dieser Forderung, die er sich selber stellte und die er an sich gestellt empfand, stets standgehalten.

Er, dessen 75. Geburtstag wir nun feiern, ist ein Vorbild. Der Masstab, den er für die Betrachtung geistiger oder politischer Erscheinungen gesetzt hat, wurde zum Leitbild all de-

Lieber Dr. Weltsch,

*Wenn ich Ihnen heute herzlichst zu Ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstage gratuliere, so will ich nicht wiederholen, was Ihre Freunde bei früheren Gelegenheiten mit der Ihnen gegenüber gebotenen Scheu zum Ausdruck gebracht haben: wie tief dankbar wir alle Ihnen sind für die unvergessliche und unvergleichliche Leistung, die Sie in einer nun fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Arbeit vollbracht haben; anlässlich Ihres siebenzigsten Geburtstags habe ich im besonderen darauf hinweisen können, mit welcher bewundernswerten Erfolge Sie seit der Gründung des Leo Baeck Instituts Ihre jahrzehntelang bewährten Fähigkeiten unserem Institut zur Verfügung stellen. Heute möchte ich es wagen, den Tribut, den wir Ihrer Leistung zollen, zu ergänzen durch ein Wort über die Empfindungen, die von Ihren Lesern der hinter dieser Leistung stehenden Persönlichkeit entgegengebracht werden — gleichviel, ob sie Ihre hebräischen, deutschsprachigen oder englischen Aufsätze und Schriften lesen.*

*Es ist Ihre Art, Ihre Persönlichkeit so weit wie möglich zurückzustellen und nur die Gedanken sprechen zu lassen, die Sie in Ihren Aufsätzen und Schriften zum Ausdruck bringen. Aber diese persönliche Zurückhaltung hat nicht verhindern können, dass der verständnisvolle Leser den Menschen erfuhr, der jene Gedanken gedacht und jene Schlussfolgerungen gezogen; der jene moralischen oder politischen oder kulturpolitischen Forderungen erhoben hatte. Der Kreis Ihrer Leser empfindet beglückt Ihr ungewöhnliches Verständnis für Sachverhalte und Menschen verschiedenster Art und Ihr Einfühlungsvermögen, das so stark ist, dass selbst der Gegner Ihnen nicht grollen kann, weil er sich verstanden fühlt.*

*Und die Beziehungen der Leserschaft — die weit über unsere kleine Welt hinausgeht — zu dem suchlich-spröden Autor gipfeln in aufrichtiger Zuneigung und tiefer Verehrung.*

Ihr

SIEGFRIED MOSES

rer, die um eine Durchdringung und produktive Erhellung der Gegenwartsfragen echt bemüht sind. Wer das Wort zu handhaben unternimmt, darf nicht Diener einer Absicht sein; frei muss er die Tatsachen wirken lassen und aus ihnen die Schlüsse ziehen, die sich ihm ergeben, die sich nach gewissenhafter Abwägung aller Vorgänge aufdrängen. Nicht ein Wunschbild zu konstruieren, ist das Amt des Publizisten, sondern die Realität sprechen zu lassen und in ihr, im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten und der möglichen Bedingungen, den Weg zu weisen. Das mag oft keine leichte und keine angenehme Aufgabe sein und gewiss keine populäre, aber sie ist die Pflicht dessen, der vor Illusionen und vor falschen Propheten zu warnen gezwungen ist.

Zu einem Vorbild wird man nur, wenn man durch sein Leben und seine Lehre eine solche Haltung bewährt. Was wir an Robert Weltsch stets bewundern haben, war, dass er an jeder Stelle und in jeder Situa-

tion, mit jedem Wort und mit jeder Zeile als ein ganz und gar selbständiger Geist vor uns gestanden hat. Was er verlautbart hat, dem spürte man an, es war und ist selbständig erarbeitet. Da ist ein Mann zu den Quellen gegangen und hat erst gesprochen, nachdem er das Material geprüft und sich zu eigen gemacht hatte. Nicht verwunderlich, dass seine Sachkenntnis dann oft andere Ergebnisse zeitigte und seine Sicht der Dinge nicht übereinstimmte mit den Ansichten, die von oberflächlichen Beurteilern vertreten wurden. Und doch: sein Beitrag erhöhte die Diskussion, gab ihr Weite, stellte sie in ein anderes Niveau und zwang zur Auseinandersetzung. Was er sprach, schrieb, lehrte, musste verarbeitet werden und duldet kein Ausweichen, es bedeutete echte Konfrontation mit den Problemen, die er behandelte, die zur Debatte standen.

Die Wirkung, die Robert Weltsch seit nunmehr über fünfzig Jahren und in immer

(Fortsetzung S. 2)

## INDIREKTE POLITISCHE MITTEILUNG

„Wer ein Korrektiv zu bringen hat, muss die schwachen Seiten des Bestehenden genau und gründlich kennen und dann das Gegenteil einseitig herausstellen, tüchtig einseitig. Gerade darin liegt das Korrektiv und auch wieder die Resignation dessen, der das zu tun hat. Korrektiv wird ja in einem gewissen Sinn dem Bestehenden geopfert.“

Der Verfasser dieser Sätze hat die im Druck hervorgehobenen Wörter offenbar selbst in seinen „Tagebüchern“ unterstrichen: es ist Sören Kierkegaard. Er betont also, vor etwa 125 Jahren, dass etwas faul in seinem Staate Dänemark und dessen Kirche sei, so faul, dass nur eine Ueberbetonung des Richtigen die bittere Medizin wirksam machen könne. Gleichzeitig aber sieht er die Gefahr dieser Ueberbetonung für den Gehalt der Medizin selbst: die vernachlässigte Wahrheit müsste ja in ihrem eigenen Zentrum ruhen dürfen; sie ist nicht als Mittel, auch nicht als therapeutisches gedacht, sondern als ihr eigener Zweck. Uebertreibt man sie, um sie zu gebrauchen, so opfert man sie gleichzeitig.

Fast alles, was Kierkegaard geschrieben hat, bedarf eines eingehenden Kommentars, besonders dann, wenn es auf den ersten Blick ganz einfach zu sein scheint. Ähnlich steht es um Kafka. Ihre „Mitteilungen“ teilen sich dem Leser nicht unmittelbar mit: sie bedürfen der vermittelnden Deutung. Es handelt sich also um „indirekte Mitteilung“.

Der Ausdruck stammt meines Wissens von Kierkegaard. Er gilt in besonderem Masse für seine ersten pseudonymen Schriften, meist ästhetischen, zum Teil auch ethischen Inhalts. Mit ihren erdichteten Verfassern identifiziert ihr Dichter sich nicht. Sie sind bedeutungsvoll, aber überwundene „Stadien auf dem Lebensweg“.

Die zitierten Sätze könnten fast von Robert Weltsch sein, einem intimen Tagebuch anvertraut, nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Freilich hat er, wenn überhaupt, so nur sehr selten von Pseudonymen Gebrauch gemacht. Aber er weiss sich gelegentlich auf eine noch öffentlichere Art zu verstecken. Ich erinnere mich einer zionistischen Rede von ihm, in der er die politische Generallinie zu verteidigen

(Fortsetzung S. 2)



## INDIREKTE POLITISCHE MITTEILUNG

(Schluss von S. 1)

suchte. Ganz zum Schluss fügte er, in verändertem Ton, hinzu: Wenn Sie meine persönliche Meinung interessiert, so würde ich folgendes sagen... Dann kamen wenige Sätze, die den Thesen des Vortrages diametral widersprachen, sie schlagend widerlegten. Das Offizielle, allen Geläufige, war sein Pseudonym gewesen; die Schlussbemerkung riss die Maske ab.

Die Revolution im Jahre 1848 findet in Kierkegaard einen scharfen Kritiker: „Die Menge ist die Unwahrheit“. Er ist ein Einzelner, wie Abraham in seiner Auffassung ein „Ritter des Glaubens“ ist, ein Aristokrat. Erfolg ist ihm verächtlich. Weltsch hat eine seiner bedeutungsvollsten Analysen über die „Tragödie des Erfolges“ geschrieben, an Chaim Weizmann exemplifizierend. Zwischen beiden Männern waltete eine tiefe Sympathie, aber Weltsch dürfte Weizmann noch besser verstanden haben als dieser ihn. Er hätte sich auf Freuds geniale kleine Schrift „Die am Erfolge scheitern“ berufen können.

Weltsch fehlt der so nützliche „Sinn für Feiertage“, über den sich Fontane lustig gemacht hat. Bei feierlichen Gelegenheiten könnte man — wenigstens scheinbar — eine andere Tagebucheintragung Kierkegaards auf ihn anwenden (16.9.1840):

„Ich habe Mut, an allem zu zweifeln, ich glaube, an allem; ich habe Mut zu kämpfen — ich glaube, gegen alles; aber ich habe nicht den Mut, etwas zu erkennen, nicht den Mut etwas zu besitzen und eigen zu haben.“

In Wahrheit trifft dieser Bekenntnissatz nicht einmal auf seinen Verfasser ganz zu, und garnicht auf Weltsch. Sein scheinbarer Negativismus macht ihn zu nationaler oder religiöser Apologetik unfähig. Apologetik lässt sich definieren als erschlichene Gleichsetzung zwischen dem Sein des verteidigten Tatbestandes und dessen Sollen. Sie ist deshalb so gefährlich, weil sie die produktive Spannung zwischen beiden aufhebt oder verkleistert und dadurch jede Besserung der Gemeinschaft, jede Umkehr des Einzelnen erschwert oder unmöglich macht. Wer Apologetik ablehnt, weiss also um das Reich des Sollens. So ist er in hoher positiver Sphäre beheimatet.

Das gilt auch für Kierkegaard, aber wesentlich nur im Bereich des Individuellen. Buber hat das in seiner Kritik „Die Frage an den Einzelnen“ schlagend nachgewiesen, die eine der grössten antifaschistischen Dokumente der Nazizeit ist. Die Schrift konnte 1936 (!) bei Schocken in Berlin erscheinen, weil sie für die nationalsozialistischen Zensoren zu schwierig war. Hätte auch nur

einer von ihnen sich die Mühe gegeben, sie zu verstehen, so wäre sie nicht nur verboten worden, sondern hätte ihren Verfasser gefährdet. Buber war für direkte Mitteilung besonders im Religiösen, aber in politischer Notzeit konnte er, weil er musste, auch anders.

Mit seinem Lehrer Buber stellt Robert Weltsch die Frage nicht an den Einzelnen allein, sondern durch ihn und in ihm an die Gemeinschaft. Deshalb ist die Adresse seiner indirekten Mitteilung nicht so sehr der atomisierte Jude, vielmehr die zionistische Bewegung, das jüdische Volk. Damit stellt er sich in die Tradition der indirekten politischen Mitteilung; sie ist uralte, älter als die religiöse. Der Prophet Nathan gebraucht sie, beispielsweise, als er dem ehebrecherischen und mörderischen König David die Fabel vom Lämmchen des armen Mannes erzählt, welche jener allerdings erst versteht, nachdem Nathan sie ihm mit den direkt zustossenden Worten: „Du bist der Mann!“ aufgelöst hat. Ohne solche Auflösung spricht die indirekte politische Mitteilung nur zu den Eingeweihten oder zu den klügsten Zensoren. Die haben Mühe gehabt, um ein anderes Beispiel zu geben, die gelehrte Schrift von David Friedrich Strauss „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige“ gleich im Erscheinungsjahr 1847 auf König Friedrich Wilhelm IV.

zu beziehen, obwohl ihre letzten Sätze ihr auch aktuelles Verständnis nahelegen. Im ganzen ist sie aber ein ernster wissenschaftlicher Beitrag zur Figur des letzten heidnischen Kaisers Julian Apostata. Die indirekte politische Mitteilung hohen Ranges hat zwar doppelten Boden, den des Dargestellten und den des Gemeinten, aber beide Böden müssen tragfähig sein.

Dieser Stil der öffentlichen Wirksamkeit blüht und verfeinert sich unter politischem Druck. Leo Strauss hat diesen Sachverhalt in seiner bedeutenden Abhandlung „Persecution and the Art of Writing“ eingehend analysiert (November 1941) und später in einem Buch mit (nicht immer ganz einleuchtenden) Beispielen illustriert. Ein überzeugendes Beispiel ist der Publizist Robert Weltsch in den letzten zwei Jahrzehnten. Während Kierkegaard den Weg von der indirekten zur direkten oder doch direkteren Mitteilung gegangen ist, verläuft Weltsch's Entwicklung in umgekehrter Richtung. Früher hat er mit seinen Aufsätzen unmittelbar in das Geschehen eingzugreifen gesucht; seit der Staatsgründung vermeidet er das immer mehr. Er sitzt in London und schreibt wöchentlich einen hebräischen Aufsatz für den „Haaretz“, der für viele Leser viele Fenster in die grosse Welt öffnet. Einer seiner begeisterten Verehrer war der verstorbene Moshe Smilanski, der immer wieder, vergeblich, anregte, diese Auf-

## VORBILD IN LEBEN UND SCHAFFEN

(Schluss von S. 1)

steigendem Masse als Schriftsteller, Redakteur, Herausgeber ausübt, beruht auf der Fülle des Wissens und der umfassenden Bildung, die diesen Mann auszeichnen. Sein Ausgangspunkt ist Prag und jene Blütezeit des Vereins jüdischer Hochschüler „Bar Kochba“, die für die „Erneuerung des Judentums“ so bedeutsam wurde. Von Beginn an stand für ihn fest, dass es für ihn, wie er als Fünfundzwanzigjähriger aus dem Ersten Weltkrieg an Hugo Bergman schrieb, keinen „andern Beruf geben könnte als Awodath Am“. Sein Name war innerhalb der jüdischen, zionistischen Publizistik nicht unbekannt und seine Feder geschätzt, da wird er unmittelbar nach Beendigung des Krieges als Redakteur an das eben gegründete, täglich erscheinende Organ der österreichischen Zionisten, die „Wiener Morgen-

zeitung“, berufen. Ein Jahr nur, und er übernimmt die Chefredaktion der „Jüdischen Rundschau“ in Berlin. Hier wird er, der dieses Amt bis 1938, fast bis zum Verbot der Zeitung innehat, einer der zentralen Persönlichkeiten nicht nur des deutschen, sondern des Weltzionismus. Seine Wirkung in dieser Zeit, könnte man sagen, zerfällt in zwei Perioden, seit 1921 etwa, da er mit steigendem Nachdruck für eine Neuorientierung der zionistischen Politik eintritt, und ab 1933, da er die immer grausamer werdende Wirklichkeit des deutschen Judentums in all ihrer Schicksalsschwere zu deuten unternimmt. Zwei Bücher kennzeichnen diese beiden Abschnitte, die gemeinsam mit Hans Kohn herausgegebene Sammlung „Zionistische Politik“ (1927) und die Aufsatzreihe „Ja-Sagen zum Judentum“ (1933). Was das Wort

von Robert Weltsch für die Juden im nationalsozialistischen Deutschland darstellte, ist wohl im nachhinein gar nicht mehr erfassbar, seine Wirkung in der Stunde und zu der Stunde des Leids und der Verwirrung jedoch bedeutete Aufrichtung, Wegweisung, Rettung.

In Israel, im damaligen Palästina, fand Robert Weltsch den ihm gebührenden Platz im Rahmen der hebräischen Presse. Neben der Herausgebertätigkeit für das „Mitteilungsblatt“ des Irgun Olej Merkaz Europa und der Alijah Chadascha gehört er seit 1940 dem Redaktionsstab des „Haaretz“ an. In einer Darstellung der Geschichte der hebräischen Presse und ihres intellektuellen Weges wird der Einfluss von Robert Weltsch gewiss nicht gering einzuschätzen sein. Von höchster Bedeutung aber, auch für die spätere Entwicklung, war seine Berichterstattung vom Nürnberger Prozess. Seine so ganz ausserordentliche Gabe der Darstellung und die Werte der Betrachtung jüdischer und zio-

nistischer Vorgänge in weltweitem Masstabe führten ihn für viele Jahre auf einen der wichtigsten Plätze israelischer Korrespondententätigkeit.

Das deutschsprachige Judentum, aus dem Robert Weltsch stammt und auf dessen Gestaltung er eine eindringliche Wirkung ausgeübt hatte, war zur Geschichte, zum Gegenstand historischer Forschung geworden. Als man daran ging, das Leo Baeck Institut als eine Stätte dieser wissenschaftlichen Bemühung zu errichten, gehörte Robert Weltsch zu den Initiatoren dieses Gedankens, und er ist seit seiner Gründung einer der Hauptträger der Arbeit des Instituts. Die zehn stattlichen Jahrbücher, die unter seiner Redaktion seit 1956 herausgekommen sind, beweisen allein schon den ausserordentlichen Beitrag, der ihm als Anreger, Gestalter und Retter wertvollen geschichtlichen Materials zu verdanken ist. Und wollte man die von ihm verfassten zehn Einleitungen zusammensetzen und gesondert



## DANK DEM LEHRER UND FREUNDE

Es war der Zufall oder die Hand der Vorsehung, die mich im Jahre 1924, wenige Monate nach meiner Einwanderung, in Jerusalem auf der Jaffastrasse Felix Rosenblueth, heute Pinchas Rosen, in die Arme laufen liess. Ich suchte damals Arbeit und man hatte mir gerade das Sekretariat des Jerusalemer Arbeiterrats angetragen. „Warum übernehmen Sie nicht die palästinensische Korrespondenz der ‚Jüdischen Rundschau‘?“ fragte er mich. „Hugo Bergman, der sie bisher gemacht hat, ist mit seiner Bibliothek zu sehr in Anspruch genommen.“

Ich war für den Posten eines Sekretärs des Jerusalemer Arbeiterrats ebenso schlecht vorbereitet wie für den eines Korrespondenten der „Rundschau“. Aber als ich mich für das zweite entschied, hatte ich nur, ohne es zu wissen, einen Lehrer und später auch einen Freund erworben. Ich lernte was journalistische Arbeit ist unter der erfahrenen Führung von Robert Weltsch.

Es war keineswegs leicht! So wie Weltsch immer die gute Seite bei dem Gegner herauszufinden wusste, weil er eben gewohnt war, die Dinge von zwei Seiten anzusehen, so machte er seine eigenen Leute vor

### EIN RÜCKBLICK

(Schluss von S. 4)

leicht ein schwaches und unzulängliches — von dem Reichtum der Kultur, von dem Geist und der Produktivität des zentraleuropäischen Judentums. Dieses Denkmal hat Robert Weltsch sich selbst errichtet, hoffentlich wird er noch lange daran weiter bauen können. So ist er geblieben, was er durch viele Jahrzehnte hindurch war: ein schöpferischer Journalist, eine moralische Kraft in der an Moralität so arm gewordenen Welt, ein Humanist, würdig dieses grossen Namens, ein Anreger und Kritiker vielseitigen geistigen Gestaltens, ein unermüdlicher Lehrer, ein Optimist und Skeptiker zugleich und ein getreuer Freund seiner Freunde.

MAX KREUTZBERGER

### REISEN

nach allen Ländern der Welt  
Zuverlässige Beratung, Auskünfte  
und prompte Erledigung  
aller Formalitäten  
durch

Dr. HURWITZ Ltd.  
Travel Agency  
Tel-Aviv, Yehuda Halevi Str. 43  
Tel. 621351, 614 025

allem auf die Fehler aufmerksam und stellte an sie grosse Anforderungen. Unter keinen Umständen wollte er etwas mit der üblichen Propaganda zu tun haben. Über Palästina berichten, bedeutete über „Palästina berichten, wie es wirklich ist“, das heisst ohne Verbrämung, mit Aufdeckung der schwierigen Problematik der Ereignisse und Entwicklungen. Damit aber war man vor allem vor die Notwendigkeit gestellt, genau zu wissen, was vorging und worüber man berichtete. Man konnte nicht einfach Dinge vertuschen, man musste seine Tatsachen am Schnürchen haben, man musste auch lernen, gegen den Strom zu schwimmen und sich klar auszudrücken. Manchmal verzweifelte man an der Möglichkeit, die Aufgabe zu lösen. Denn zwei Mal in der Woche kamen die Nummern der „Rundschau“ mit den Artikeln des Redakteurs und Lehrers und man sah wieder einmal deutlich, wie sehr man hinter dem Vorbild zurückgeblieben war.

Als aber nach zwölf oder dreizehn Jahren zum ersten Male ein Brief eintraf, der Anerkennung aussprach, da fühlte man sich, als hätte man den Ritterschlag erhalten. Die Massstäbe, die Robert Weltsch als Redakteur dem unerfahrenen Journalisten vorhielt, erwiesen sich als geltend und richtig für lange Jahrzehnte und für vielfältige journalistische Tätigkeit.

So kommt es denn, dass ich die Gelegenheit des fünfundsiebzigsten Geburtstags meines Lehrers dazu benutze, einen Dank und Glückwunsch auszusprechen, der jetzt nicht nur dem Lehrer, sondern auch dem Freunde gilt. Er hat mehr gelehrt als gründliche Handwerksarbeit, nämlich ehrliches Denken und dauernde Prüfung des täglichen Tuns an festen Massstäben. Für dieses Beste, was ein Lehrer geben kann, ehrlichen und herzlichen Dank. Dank auch für die Freundschaft langer Jahre.

GERDA LUFT

## DIE LEISTUNG

Vor kurzer Zeit haben wir Robert Weltsch zu seinem 70. Geburtstag beglückwünscht, oder vielleicht besser uns beglückwünscht, dass er mit 70 Jahren in grosser Rüstigkeit seinem Amte obliegt. Er tut es auch mit 75 Jahren, und wir hoffen, dass er es noch manche Jahre tun wird. Ich habe damals über ihn, sein Werk und sein Amt in MB geschrieben, und auch etwas später in meiner Autobiographie „Bürger vieler Welten“, wo er begreiflicherweise oft erwähnt ist. Bei unserer engen Verbundenheit, die ja beinahe 70 Jahre gedauert hat, obwohl wir nur bis 1915 in den gleichen Städten — Prag und Salzburg, in der alten Habsburg-Monarchie — zusammen gelebt haben, konnte dies ja nicht anders sein. Sachlich habe ich dem, was ich dort gesagt habe, kaum etwas hinzuzufügen.

Robert lebt weiterhin in einer stillen und im Sommer grün belaubten Gasse in London's Hampstead, wo auch wir 1921—1925 gewohnt haben. Jedes Jahr fährt er öfters nach Israel, wo seine zwei Töchter leben, und von Zeit zu Zeit in die Vereinigten Staaten, wo sein Sohn an der neuen und einer grossen Zukunft entgegengehenden New York State University in Stony Brook (Long Island) arbeitet. Meine Frau und ich dagegen sind, seit meiner Emeritierung, auf „Wan-

derschaft“ — Philadelphia, Denver (Colorado), Middletown (Connecticut), Austin (Texas), und nun wieder in Philadelphia, wo wir uns eben für die vielleicht noch vor uns liegenden Jahre ein „Heim“ errichtet haben, sind soweit die Hauptstationen dieser Wanderschaft. Verhältnismässig häufig kommen wir nach Europa, und dann sind wir immer wieder in persönlichem Kontakt mit Robert und seiner Gattin. Vorigen Sommer, da ich an der Universität Heidelberg lehrte, begegneten wir zu unserer Freude Hugo und Escha Bergman, die wir schon lange Jahre nicht gesehen hatten. Die alten Prager Bande waren auch hier stark. Die „Wanderschaft“ bringt uns immer wieder in Kontakt mit der (akademischen) Jugend von heute. Auch Robert ist in stetem lebendigen Kontakt mit der Jugend Israels. Mit unentwegter Rüstigkeit sendet er jede Woche seinen Freitag- oder Schabbath-Artikel an den *Haaretz*. Mein Hebräisch, das einmal ganz gut war, ist im Laufe der vielen Jahre ein wenig rostig geworden, aber soweit ich es beurteilen kann, sind seine Feuilletons kulturell-kritische Essays, die für die heutige Jugend das Fenster in die grosse Welt öffnen und zugleich die dieser Jugend fremde Wirklichkeit vor dem ersten und vor dem zweiten Weltkrieg in ein helleres Licht rücken. Es wäre inter-

essant, wenn das MB oder *Haaretz* eine Rundfrage unter der Jugend veranstaltete, um festzustellen, was Roberts Feuilletons für sie bedeuten. Ich bin geneigt zu glauben, dass sie ein wichtiges Bildungselement darstellen: sie vermitteln Weltläufigkeit und geschichtliche Kontinuität. In dieser Weise ist Robert, was auch ich zu sein anstrebe: ein Lehrer.

Roberts grosse Leistung in den zwanzig Jahren von 1918 bis 1938 war die Redaktion der *Jüdischen Rundschau*. Nun hat er in den letzten zehn Jahren diese Leistung wiederholt, und dies unter schwierigen Umständen, als Redakteur des (in englischer Sprache erscheinenden) *Jahrbuches des Leo Baeck Instituts*. In seinen zehn Bänden steckt eine selten verstandene oder voll gewürdigte herausgeberische Kunst, eine ungewöhnliche Sorgfalt und schöpferische Mühewaltung in der Auswahl des Materials, in dem hohen Niveau der Beiträge, in der untadeligen Form der Präsentation, in dem Bemühen um jedes kleinste Detail der Anordnung und des Druckes. Mehrere dieser Aufsätze sind nun auch deutsch erschienen. Es wäre wichtig, dass eine hebräische Ausgabe erschiene, die der Jugend Israels die jüdisch-deutsche schöpferische Periode zugänglich machen könnte. Diese *Yearbooks* sind zu einem der Grundsteine jeder künftigen Geschichtsschreibung des für das deutsche und europäische Geistesleben so wichtigen 19. und frühen 20. Jahrhunderts geworden, in dem Menschen jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung einen so wichtigen Anteil hatten. In diesen *Yearbooks* ist Robert, was ich ebenfalls zu sein anstrebe, ein Historiker, ein Forscher vor allem der geistesgeschichtlichen Vergangenheit.

So laufen unsere Wege, bei all ihrer Verschiedenheit, zu einem nicht unwichtigen Teile nahe beieinander. Wie lange sie noch laufen werden oder besser: wie lange wir, vielleicht verlangsamt, auf ihnen fortschreiten werden, weiss niemand. Mein, und vieler anderer, Wunsch ist, dass Robert noch lange seinen für so viele Menschen bedeutsamen Weg fortschreite.

HANS KOHN

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, POB 1480, Tel. 614411. Anzeigenannahme: Etlinger's Advertising, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigenannahme in Jerusalem: H. Sturmman, Tel. 33435. Herausgeber: Bitan Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. H. Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.





## EIN RÜCKBLICK

Anfang der „Goldenen Zwanziger Jahre“, die gar nicht so golden waren, als man sie durchlebte, begegnete ich zum ersten Male Robert Weltsch. Er war damals bereits Redakteur der „Jüdischen Rundschau“, die sich zur bedeutendsten Wochenzeitung der jüdischen Welt entwickeln sollte und die merkwürdigerweise ihre führenden Redakteure aus Prag bezog — neben Weltsch, Siegmund Kaznelson, Hugo Herrmann und auch einige Zeit während des Ersten Weltkrieges Salman Rubaschow, den jetzigen Staatspräsidenten von Israel, aus dem ferneren russisch-jüdischen Intellektuellentum. Robert Weltsch war damals für uns Jüngere schon ein grosser und geachteter Name, als wir „Redakteure“ der in Breslau erscheinenden „Jüdischen Zeitung für Ostdeutschland“ von der Zionistischen Vereinigung eingeladen wurden (Joachim Prinz und ich), um von ihm die notwendigen redaktionellen Richtlinien und Belehrungen zu erhalten. Er hatte nichts Lehrhaftes und Dünkelhaftes an sich, er wirkte vielmehr durch die Eigenart seines Wesens, durch ein seltsames Gemisch von ungewöhnlicher Kultur und Bildung, durch eine wohl begründete und gefestigte Weltanschauung, die der Kritik und Skepsis sich nicht verschloss und manchesmal in sarkastischen Pessimismus umschlagen konnte. Aber das erkannten wir erst im Laufe vieler Jahre, als die Beziehungen enger wurden, und sich Gelegenheit fand zu manch intimer Aussprache und gemeinsamer Arbeit.

Robert Weltsch war und blieb ein Journalist im tiefsten und schönsten Sinne dieses Wortes, und ohne Uebertreibung kann es gesagt werden (nicht als Geburtstagsgruss oder nur als Geburtstagsgruss, sondern als offenbare Feststellung vieler Jahrzehnte) — er ist der bedeutendste jüdische Journalist unserer Tage und vielleicht aller Tage im jüdischen Bereich und darüber hinaus. Grosse jüdische Journalisten hat es in diesem Jahrhundert viele gegeben, die es verstanden, mit Geschick die Dinge des Tages zu verzeichnen, darzustellen, zu beleuchten, kritisch zu durchdenken. Aber zu einem wirklich grossen Journalisten gehört mehr, gehören Charakter, Moralität und Mut und eine wohldurchdachte, durch Lehre und Erfahrung gegründete Weltanschauung, die Masstab und Richtschnur des Urteilens, des Bejahens und der Kritik ist und die standhält den Stürmen der Zeit und den Umständen und die sich

nicht dreht — ohne blind zu sein und zu werden — im Winde des Tages. Diese Weltanschauung hat sich Robert Weltsch durch umfängliche Studien, durch eine unvergleichliche Bildung, durch eine ständig wach gehaltene und bauende intellektuelle Neugier und Kritik errungen, beeinflusst vom Geist Prags und eines bestimmten jüdischen Kreises, der eine jüdische Renaissance erträumte, humanistisch und human, sich selbst erkennend, ohne den andern zu verkennen, sich erneuernd und erhebend, ohne sich zu überheben und den andern auszuschliessen. In der Idee des selbstarbeitenden, zu sich selbst und seinem Eigenwesen zurückkehrenden jüdischen Volkes auf palästinensischem Boden in Gemeinschaft mit dem arabischen, verbrüdernten Nachbarn — nicht herrschen und nicht beherrscht werden — drückte sich dieses humanistische Erneuerungsideal aus, stark beeinflusst von A. D. Gordon, von Martin Buber, von den ersten Kibbuzim und den Idealen der jüdischen Arbeiterschaft, als sie noch Ideale mit Radikalität verfocht und das Gesicht der zionistischen Bewegung entscheidend bestimmte. Dieser Grundanschauung ist Robert Weltsch sein ganzes Leben lang treu geblieben, und wenn er sie auch nicht ständig predigte, so bestimmte sie ausgesprochen und sehr oft unausgesprochen, jedoch wirksam zwischen den Zeilen, sein Schreiben und sein ganzes journalistisches Wirken, gab ihnen ihre Grösse, Schönheit und, wie ich glaube, ihre Unvergänglichkeit. Unvergänglichkeit wird nicht durch die Zahl der Jahre bestimmt, nicht durch das Rechtbehalten des Tages — Ideen haben ihr eigenes Leben und ihre Unvergänglichkeit, wenn die „Realitäten“ vergangen und vergessen sind.

Eine solche Haltung bringt Freunde und Treue, aber auch Kampf und Feindschaft, doch niemals Nichtachtung. Als die Idee der Kibbuzim noch umkämpft war, trat die „Jüdische Rundschau“ für sie ein, als die jüdische Arbeiterschaft und ihre Einrichtungen dem Zweifel und der harten Kritik ausgesetzt waren und dem kleinen Masstab der sofort ausweisbaren Erfolgchance, da kämpfte Weltsch unermüdlich. Im Zusammenhang mit dem Problem aller Probleme, der Beziehungen zu den arabischen Nachbarn, kannte Weltsch und die „Rundschau“ kein Schwanken, und es lässt sich nicht bezweifeln, dass es von ihm und einem kleinen Kreise, zu dem der un-

vergessliche Georg Landauer gehörte, richtig vorausgesehen das Grundproblem des Landes Israel geblieben ist.

Das Schen der grossen Zusammenhänge und ihre tiefere Bedeutung hat Robert Weltsch der „Jüdischen Rundschau“ aufgeprägt, besonders sichtbar als die Schicksalsstunde des deutschen Judentums 1933 schlug. Die „Jüdische Rundschau“ und ihre bedeutenden Aufsätze, die Robert Weltsch Weltruf eintrugen, haben dem deutschen Judentum in jenen tragischen Jahren die Erschütterung seines Daseins und seiner Illusionen, die so wohl begründet zu sein schienen, tragen helfen. Weltsch blieb seiner Aufgabe treu, bis die Synagogen brannten, und damit alles jüdische Wirken in Deutschland sein Ende fand.

In Palästina stellte sich ihm eine neue Aufgabe. Die deutschsprechende jüdische Einwanderung hatte sich eine Wochenzeitung geschaffen, die, da sie in deutscher Sprache erschien, sich verschämt „Mitteilungsblatt“ nannte. Dieses „Mitteilungsblatt“ erscheint nun schon mit grösster Regelmässigkeit länger als dreissig Jahre, sicherlich die geistig höchststehende Wochenzeitschrift der deutschsprachigen Emigration. Als Robert Weltsch Ende 1938 in Palästina erschien, war es das Selbstverständliche, ihn bald darauf zum Schriftleiter dieser Zeitschrift zu berufen. Er brauchte dazu keine Umstellung, Probleme, Personen und Umstände waren ihm vertraut. Weltsch wurde gleichzeitig ständiger Mitarbeiter der grössten hebräischen Tageszeitung des Landes und seine von ihm selbst in hebräischer Sprache geschriebenen Freitagartikel, journalistische Meisterleistungen, errangen sich bald einen grossen Leserkreis.

Eine andere grosse Idee, die der führende Kreis deutscher Zionisten aufnahm, scheiterte an der Kurzsichtigkeit und dem Uebereifer der jüdischen Instanzen des Landes: mit Hilfe des tatkräftigen Leiters des „Jüdischen Verlages“, der aus Berlin nach Jerusalem übersiedelte, Siegmund Kaznelson, wurde unter der Redaktion von Robert Weltsch die Fortsetzung der „Jüdischen Rundschau“, in Palästina gedruckt, als „Jüdische Weltrundschau“ geplant und bald auch verwirklicht. Der „Sturm“ gegen die deutsche Sprache begann, und nach einigen Monaten musste die Drucklegung in Paris vorgenommen werden. Die grossen

technischen Schwierigkeiten und der Kriegsausbruch beendeten das recht aussichtsreiche Unternehmen und ein zionistisches Sprachrohr, das die Verbindung zu einem wesentlichen Teil der jüdischen Welt hätte herstellen können. Das Sprachrohr der verstreuten Judenheiten untereinander wurde zum Schweigen gebracht. Ein volles Exemplar aller erschienenen Nummern der „Jüdischen Weltrundschau“ dürfte heute zu den grössten bibliophilen Seltenheiten gehören.

Der Kreis der deutschsprechenden Einwanderung in Palästina hielt all die Jahre — trotz mancherlei Verschiedenheiten — eng zusammen. Die gemeinsame zionistische Erziehung hatte diesem Kreis ein bestimmtes politisches Gesicht gegeben; allmählich trat dieser Kreis in Opposition zu vielen politischen Erscheinungen im Lande. Es kam sogar zur Gründung einer eigenen, anfänglich sehr erfolgreichen politischen Partei — sie wurde die zweitgrösste Partei des Landes —, deren journalistischer Sprecher selbstverständlich Robert Weltsch wurde. Als die innerpolitische Situation nach Beendigung des Krieges sich ständig verschärfte, jüdische Terroraktionen an der Tagesordnung waren und die Teilung des Landes und schliesslich die Gründung des jüdischen Staates zur Wirklichkeit wurden, war es nur natürlich, dass die einheitliche Haltung des führenden Kreises der deutschen Zionisten zerfiel, und damit die Gemeinsamkeit politischen Handelns und Auftretens. Robert Weltsch ging als Vertreter der grossen Tageszeitung „Haaretz“ nach London. Als es Jahre später unter dem unermüdlichen Ansporn von Siegfried Moses zur Gründung des Leo Baeck Instituts kam, stellte sich erneut die Zusammenarbeit mit Robert Weltsch her. Es begann ein neues Stadium seines Lebenswerkes. Er wurde der geistige Anreger und der Vorsitzende des Londoner Baeck Instituts. Seine grossen Kenntnisse und seine ungewöhnlichen Fähigkeiten machten ihn zum gegebenen Herausgeber des „Year-Book“ des Leo Baeck Instituts, das jetzt im 11. Jahrgang steht. Wer die zehn Bände durchblättert, muss staunen, immer wieder, über den Gedankenreichtum, den die anregende und dirigierende Kraft des Herausgebers aus der grossen Zahl seiner Mitarbeiter herauszuzaubern vermocht hat. Diese Jahrbücher, heute in allen Bibliotheken der Welt zu finden, geben ein Bild — viel-

(Schluss S. 5)



## D E R F R E U N D

sätze, zum mindesten in Auswahl, in Buchform zu sammeln. Er, als Anhänger von Dr. Magnes und führendes Mitglied des „Ichud“, war imstande, sie sich ins Israelische zu übersetzen. Er hörte aus den ruhig geschriebenen, sich auf die neueste Literatur stützenden Darlegungen über die Gefahr des Chauvinismus, den Personenkult, die Schwäche der Intellektuellen, die Seuche der Massenhysterien, über den Wert rationaler Kritik, individueller Entscheidung, moralischer Masstäbe auch in der Politik, über den (relativen) Segen politischer und wirtschaftlicher Grossräume — Smilanski hörte aus all dem das „Du bist der Mann! Du bist das Volk! Du bist der Staat!“ heraus. Aber hat Weltsch viele solcher Leser? Es gehört zum Ernst seines Lebens und zur Tragik unserer Situation, dass man es nur hoffen darf, aber nicht wissen kann.

Wer, wie wohl mancher Leser des „Mitteilungsblattes“, Weltsch nicht als hebräischen Publizisten kennt, sondern nur aus den deutschen Aufsätzen, die in diesen Spalten erscheinen, wird vielleicht überrascht sein, dass er als ein Meister gerade der „indirekten politischen Mitteilung“ angesprochen wird. In unserem begrenzten Kreise äussert er sich noch manchmal unmittelbar. Für ihn mag das nur ein kleiner Trost sein; für uns ist es ein grosser Stolz.

ERNST SIMON

herausgeben, ein solcher Band würde ein Kompendium der historischen Entwicklung des neuzeitlichen deutschen Judentums darstellen, wie es schillernder und vielseitiger kaum vollstellbar ist.

Robert Weltsch ist aber nicht nur ein Schreiber und Darsteller grossen Stils, er versteht es, Einzelheiten in ihrer charakteristischen Bedeutung aufzuspüren und sie ihrer Nuance entsprechend an richtiger Stelle in das Gesamtbild einzufügen. So gelang es ihm, in einem Sammelband, den er 1963 herausgab, die Gestalten, Ideen, Werke sichtbar zu machen, die das deutsche Judentum zu seinem Aufstieg führten und die es während seiner Krise bewegten. Für das grosse Werk „Entscheidungsjahr 1932“, das sein Entstehen dem von Robert Weltsch geleiteten Londoner Arbeitszentrum des Leo Baeck Instituts verdankt, und das die Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik behandelt, hat er selber ei-

Man hat gesagt, Freundschaft zwischen Menschen bestehe dann, wenn sie „die gleiche Wahrheit“ besitzen. Das ist wohl ein tiefes Wort. Aber es ist auch ein gefährliches Wort. Denn die Wahrheit bildet in Wirklichkeit stets eine Aufgabe, sie wird gesucht — in der Erkenntnis und in der Realisierung im Leben. So ist es nicht leicht, die gleiche Wahrheit zu behalten, nicht leicht, Freundschaft zu wahren. Wie die Wahrheit, so stellt Freundschaft einen fortlaufenden Prozess dar.

Robert Weltsch kennt in seinem Leben solche Freundschaft,

ne ausführliche und die damalige schicksalhafte Situation in einer Gesamtschau erfassende Schlussbetrachtung geschrieben, an der sich seine bewundernswerte Kunst der Gestaltung verzweigter geschichtlicher Zusammenhänge wiederum erweist.

Die Fülle der denkerischen Beschäftigung von Robert Weltsch mit dem modernen Judentum bedarf aber noch einer zusätzlichen Ergänzung. In Prag, als Student hatte er in den Jahren 1909 und 1910 Martin Buber gehört, der im Rahmen des „Bar Kochba“ seine „Drei Reden über das Judentum“ hielt. Seit dieser Zeit sah er in Buber „den grossen Lehrer einer ganzen Generation des europäischen — oder genauer: des mitteleuropäischen Judentums“. Seinen Tribut hat er ihm in zwei grossen Essays gezollt, die als Nachwort zu dem 1961 wiederaufgelegten Buche seines Freundes Hans Kohn über Martin Buber und als Einleitung zu den gesammelten Aufsätzen und Reden Martin Bubers „Der Jude und sein Judentum“ (1963) erschienen. Beides weitausholende Deutungen Martin Bubers, die aber für den Kenner auch viel über Weg und Lehre ihres Autors aussagen!

All die Bemerkungen über das, was Robert Weltsch uns bedeutet, haben in ihrem Grunde aber nur ein Ziel: sie sollen, so unvollständig sie auch gehalten sind, ein Bekenntnis zu ihm darstellen! Und sie sind erfüllt von dem Wunsche, dass er noch lange in unserer Mitte wirken möge als unser Freund und Erzieher, unser Lehrer und Vorbild, als ein Wegweiser jüdischen Menschentums.

HANS TRAMER

er weiss sie zu geben und zu empfangen. Oft ging er Freunden voran, wenn es galt, der gemeinsamen Wahrheit zu dienen, sie festzuhalten, ihr zu leben unter neuen Umständen und zu neuen Zielen hin. Aber er verstand auch zu folgen, wenn andere, wenn Freunde in dem Ringen um das gemeinsame Gut der Wahrheit einen Schritt taten, der ihr entsprach.

Solche Freundschaft ist gewiss stets im Herzen begründet, auch wenn sie distanziert, ja kühl sein kann. Robert Weltsch wirkt oft distanziert. Das bedeutet nicht, sein Herz sei nicht wach und rege, auch in der Freundschaft und in dem Ringen um ihren Inhalt. Die Leidenschaft ist ihm nicht fremd, die Leidenschaft des Denkens und des Handelns, die tiefe Erregung des Lebens überhaupt.

Wenn es richtig ist, dass die Wahl des Menschen sein Schicksal bestimme, wie es die Schicksalsanalyse behauptet, dann ist es nicht zufällig, dass in bestimmten Zusammenhängen und Situationen sich das Wesen des Freundes am reichsten erfüllte. Es waren wohl in allen Bereichen des Lebens die Augenblicke des Leidens und des Leidens, die ihn weit über sich hinaus haben wachsen und wirken lassen. Der Freund wurde und wird zum Helfer. Jene dunklen Tage des Jahres 1933, die ihn wie kaum einen anderen zum Tröster einer ganzen grossen jüdischen Gemeinschaft werden liessen, waren nur ein Leuchtpunkt auf dieser seiner Bahn. Bei vielen anderen weniger spektakulären Gelegenheiten wurde er zur Stütze in der Stunde des Leidens, in der Gemeinschaft und nicht weniger in der Stille zum Helfer des Einzelnen, des Freundes, mit dem er einen kürzeren oder längeren gemeinsamen Weg im Leben ging. Denn das Schicksal hat ihm bestimmt, das Leidvolle, das Unvollkommene zu sehen und zu erleben. Als Historiker sieht er die Torheit des Menschen und das Leid seines Erdenweges. Als Mann sieht er, wo er nur um sich blickt, die gleiche Erscheinung, die Unvollkommenheit des Lebens drängt sich ihm auf, die Hilflosigkeit gegenüber den Mächten, die in Wirklichkeit unsere Existenz bestimmen. Manchen erscheint er als ein Pessimist, als ein Skeptiker, aber es ist in Wirklichkeit die Freiheit von Illusionen, die sich in ihm ausdrückt — nach Anlage und nach der Erfahrung des eigenen Lebens.

Robert Weltsch steht uns nicht gegenüber wie ein Gebilde der Vollkommenheit. Wenn wir ihn mit einem Begriff der Kunst umschreiben wollen, so ist sein Wesen, sein Wirken einem Torso zu vergleichen. Nichts ist ihm ferner, als sich selbst auf den Sockel der Vollkommenheit zu erheben (oder dies auch nur zu denken) und auf die Herabzusehen, die vielleicht kleiner oder schwächer sind als er selbst. Denn er empfindet und weiss aus innerster Erfahrung, dass die menschliche Vollkommenheit oft am stärksten zum Ausdruck gelangt in der Unvollkommenheit, so wie sich mancher grosse Künstler mit der Schaffung eines Torso begnügte, wenn die Idee des Werkes sich darin voll zeigte.

So mag auch seine tiefe Beziehung zur Musik davon mitbestimmt sein. Wenn er immer wieder sich zum Werke und zur Persönlichkeit Gustav Mahlers gewandt hat, so ist dies mehr als ein Zufall von Herkunft und Milieu. Das Ringen um Vollkommenheit, die Durchbrechung des in seiner Reinheit Schönen durch den Ton der Schrilte, ist seiner Auffassung von der Welt nahe, wie sie ist. Er bejaht diese Welt und ihre Menschen, weil er voller Sympathie zu ihnen ist, reich an Fähigkeit zum Mitleiden all dessen, was gelitten wird, und was er vielleicht ein wenig tiefer erfasst hat, als es gemeinhin dem Menschen gegeben ist.

Das macht Robert Weltsch zum Freunde. Es ist wohl auch die Essenz der Wahrheit, die er mit jenen gemeinsam hat, mit denen ihn Freundschaft verbindet — oft eine scheue Freundschaft, die aber auch in der Distanzierung nichts an Kraft, an Beständigkeit verliert, rührt sie doch an die tiefsten, ja oft an die schwersten Erlebnisse zwischen Menschen heran, den Einzelnen und den Gemeinschaften, denen wir angehören. Robert Weltsch — dem Freunde, dem Tröster, der stets ein Wort gefunden hat, das eine Tat der Aufrichtung war, sind diese Zeilen gewidmet. Ein wenig im Scherz, ein wenig im Ernst, aber voller Bedeutung möge er sie hinnehmen und verzeihen. Sonst aber gelte für jedes Wort, das misslang, die Aufforderung des alten Meisters: „E intanto farai di rozzo armonioso il canto“ — verbessere, weise an den Freund und die Melodie seines Wunsches: denn ein Wunsch für gesegnete Jahre sei Dir hier dargebracht!

KURT LOEWENSTEIN



INTRODUCTION

PAUL W. HENNING

Clipped from  
YEAR BOOK V  
OF THE ROEBECK INSTITUTE

London 1969

P.E.N. ZENTRUM DEUTSCHSPRACHIGER AUTOREN IM AUSLAND  
(P.E.N. CENTRE OF GERMAN SPEAKING WRITERS ABROAD)

SITZ LONDON

EHRENPRÄSIDENT THOMAS MANN \*

P

XX

Mit Dank & Gruss —

C. L.



## Introduction

BY ROBERT WELTSCH

The scholarly pursuit of Judaism, started in its modern form in 19th century Germany under the name *Wissenschaft des Judentums*, though often criticized and minimized, is still one of the few strong forces holding together the various — and increasingly varying — parts of world Jewry today. The very term is difficult to translate, as the word "science" which is generally used in this connection, does not really signify what was meant.\*) Science is mostly understood to refer to natural and physical science; it is today an advancing force conquering the whole intellectual life. In German the word *Wissenschaft* also comprises humanities and history, and in the Jewish context it indicates the application of modern European academic methods of study, the rationalist and critical approach to sources, as opposed to the old traditional religious way which dominated Jewish life through the Middle Ages until the victory of Enlightenment. *Wissenschaft* means to a certain degree neutralisation of religion in dealing with provable facts. True, even the Yeshivah could not completely exclude the intrusion of modern aspects of learning, but on the whole the strictly orthodox method which predominated in Eastern Europe until the destruction of Jewish life in the nineteen-forties, and which is still preserved in some bastions of orthodoxy in Western Europe and America, is a continuation of the age-old way of exegesis based on strict and literal faith. All forms of Jewish learning, the orthodox as well as the modern, are the basis of Jewish survival and the cement uniting the Jewish people even when disagreeing about principles or facts. In the case of *Wissenschaft des Judentums* this effect is more remarkable because the more assimilated and less ritually bound sections of Jewry are more exposed to centrifugal forces and more liable to disruption and atomisation, especially in our age of nationalism, when local Jewries, integrated into the national life of different countries, are thereby culturally separated from each other.

The unifying force of that form of modern scholarship which originated in Germany is demonstrated not only by the permanent exchange of ideas and results of research and studies over national frontiers, but almost physically by the migration of scholars who found a new home abroad. This occurred in the 19th and 20th century, long before the Nazi era, but was intensified by the forced emigration after 1933. The two men who are the subjects of the essays opening the present volume of this Year Book, are striking examples of this process. Both came from the *Lehranstalt* in Berlin. Julius Guttmann attained a leading position at the Hebrew Univer-

\*) Cf. the initial Manifesto of 1822, published for the first time in an English translation in Year Book II (1957), pp. 194 ff.

sity in Jerusalem, while Max Wiener became an esteemed fellow at the Hebrew Union College in Cincinnati (where also Leo Baeck was a regular guest lecturer in the post-war period). The Cincinnati College is in some ways a descendant of the German rabbinical seminaries of the 19th century, and Guttman's — the "non-Zionist's" — scholarly prominence in Jerusalem seems of symbolical significance. Sketches of the life of such men who strongly influenced Jewish religious and philosophical thought are revealing contributions to German Jewish history.

Religious thinkers remind us of the priority of Jewry's spiritual vocation, but Max Wiener was one of those who were conscious of the prosaic fact that no mission can be fulfilled in a vacuum or in the sphere of abstraction as some of the liberal protagonists seemed to be assuming. This awareness of the material foundation of spiritual life and of Jewish reality as a social phenomenon led Wiener to the acceptance of Zionist political ideas, but not to the extent of abandoning the spiritual aim. It is well known that within the ranks of Jewish nationalists a controversy has been going on for fifty years or more as to what was more important, the message or its bearer. Ahad Haam has been — albeit unjustly — accused of preaching an abstract, unreal spiritualism and ignoring the necessity of an earthly fundament for all spiritual or intellectual existence. Political Zionists have stressed the demand to save and preserve the Jewish people first of all, and to concentrate on the securing of the indispensable requirements of the mundane life of a nation in its own country. This dispute may now be obsolete, but there is always a danger that those who set out to care for the material needs of the people first of all, may disregard the cultural mandate or content themselves with lip service to human values. Even those who regard the building of the social structure of the nation mainly as a condition for the fulfilment of its spiritual vocation, may be so overwhelmed by the burden of the immediate political, economic and organisational requirements that they become submerged in day-to-day necessities "like all the nations". Absorbed in defending practical interests, they may not always be able or inclined to heed the voice of spiritual demands. Therefore a man like Max Wiener who was always aware of the fundamental spiritual problem may be regarded as a guiding influence also within the Zionist intellectual camp.

Thanks to great men and teachers of all religious opinions the Jewish spiritual message remained alive and gave strength to the people under adverse conditions. We feel privileged to be able to include in this Year Book, among the sketches of remarkable German-Jewish personalities, a study of Joseph Carlebach, one of the leaders of Orthodoxy in Germany, who became a martyr of the Jewish cause. Up to his last moment, he remained a proud and upright man and Jew, a pillar of steadfastness, a model of the victory of faith over the meanness of a hostile world. In paying tribute to a noble representative of the orthodox camp, we may take note of the fact that the vicissitudes of assimilation, emancipation, and finally abrogation

have shaken orthodox Jewry less than they did the non-practising parts of the Jewish people, as they had a stronger reservoir of faith and an all-pervading way of life. On the other hand, it would be wrong to ignore the fact that German-Jewish orthodoxy also could not — and would not — evade the impact of European culture. The productive combination of German and Jewish culture in German orthodoxy is exemplified by a man like Joseph Carlebach.

Likewise the central figure of German Jewish separatist orthodoxy, S. R. Hirsch, whose prominence is acknowledged all over the world, had a close relationship to German culture (as demonstrated, *inter alia*, in his famous memorial lecture on Schiller). In a recent publication\*) an American author tried to prove Hirsch's dependence on Hegel. Still more to the point, Steven S. Schwarzschild in a remarkable and instructive article, evaluates Hirsch's peculiar relation to the German language, which is of special importance because of the function of language in Hirsch's thought. S. R. Hirsch, Schwarzschild also says, was "so far as integration into European society is concerned, a convinced and active member of the group of liberal, democratic nineteenth century middle-class Germans". He blessed the Emancipation and argued that "the modern, emancipated Jew had simultaneously to acquire all the best values and weapons of secular culture, for only with them could he defend and foster the Torah properly in the new environment in which he now lived... This is also the reason that so many of his Jewish opponents, though they disagreed with him violently, admired him, praised him, and, at least at first, were glad to welcome him as a worthy orthodox colleague. In the area in which they were most interested, Jewish acculturation and political emancipation, he shared their fundamental premisses."\*\*) The Leo Baeck Institute which, *ex definitione*, does not take sides in religious or theological controversies but sees the whole historical reality of German Jewry in the age of emancipation from the point of view of the impact of European civilization and of German society on post-ghetto Jewish generations, is certainly no less interested in observing these phenomena in the orthodox sector than in commenting on their perhaps more obvious appearance in reform Judaism. Both were, each in its own way, decisively shaped by assimilation.

All Jewish trends in nineteenth century Germany — including, of course, Jewish nationalism — were influenced by German and European thought, and it is this fact which contributed so much to the emergence of new forms of Jewish collective feeling and expression, which set a pattern for modern Judaism in the whole world.



\*) Noah H. Rosenbloom: The Nineteen Letters of Ben Uziel a Hegelian Exposition. In "Historia Judaica", New York, April 1960.

\*\*) Steven S. Schwarzschild: Samson Raphael Hirsch — The Man and His Thought. In "Conservative Judaism", Vol. XIII, Number 2, Winter 1959. New York 27.



Salman Schocken who died last year, just when Year Book IV was going to press, was not a philosopher or religious leader, but he was, in many respects, one of the outstanding men of twentieth century German Jewry. Although such a figure of strong individuality cannot easily be appraised on conventional lines, we may be allowed to regard him as a characteristic product of the interplay of cultures in the later years of emancipation.

A business man of highest standing, Schocken was not satisfied with traditional methods of trade. He felt an obligation of public service, not only within the scope of commercial activity, but also as a promoter of the arts. As the princes of earlier epochs had built palaces, so the princes of industrial society should contribute to the architectural perfection of modern cities. That is why he was not only always looking for artists of genius, but also took a passionate interest in all details of building. His happy connection with Erich Mendelsohn resulted in the erection of department stores of a new style in German cities such as Chemnitz, Zwickau, Nuremberg, Breslau, Stuttgart; it also continued later in Palestine, where Mendelsohn created the noble building of the Schocken Library and the fine Schocken House in Jerusalem.

Schocken's was an ever-inquiring mind, preoccupied with the search for truth, though well aware of the limitations of human power and knowledge. While he made a habit of reading the works of great writers in the small hours of the morning and knew whole passages of what he had read by heart, he was haunted by the idea that only an infinitesimal part of truth was accessible to Man, and nevertheless one has to endeavour to come as near to it as possible.

We are fortunate in having in Dr. Moses, the President of the Leo Baeck Institute, an author who was closely associated with Salman Schocken for many years in two fields: in the direction of the Schocken concern in Zwickau in the twenties, and in the Zionist movement in Germany for almost three decades. It is these two aspects to which Moses' appreciation is primarily devoted. A full description of Schocken's activities would require a biography that transcends the possibilities of this Year Book. Salman Schocken's achievements as a collector and as a publisher are certainly noteworthy in the context of German-Jewish affairs. One outstanding example of his perseverance and one of his last great triumphs before his death was the acquisition of the famous Nuremberg Haggada of the fifteenth century for which he had hunted fifty years.

Having said all this, we would not be sincere if we did not add a note of slight misgiving about his attitude to the Leo Baeck Institute. Perhaps this is to be explained by the peculiarity of his general approach to people. As a philanthropist he could be generous but he was also full of mistrust lest his generosity be unduly exploited. In public affairs he was sometimes a difficult man to work with. He never made light of any objection he had in mind, and in conversation he often stopped to clarify a point of detail by

questioning his partner in a Socratic way. He had his doubts about organisations and could not easily be persuaded to co-operate in a cause that had not emanated from himself and did not conform precisely to his ideas. He shrank from decisions which could commit him too much or too early. This attitude wrecked all attempts to attract him to active participation in the Leo Baeck Institute. In spite of his obvious lively interest in the matter, numerous conversations — of the usual kind of unending Schockenesque inquiries — came to naught. And as Schocken was a man who in dealing with a cultural project knew only the alternatives of all or nothing, he remained an onlooker at a distance. We wish to point to this regrettable fact as surprise has been expressed by some of our friends that Salman Schocken did not take part in the Leo Baeck Institute's work and withheld the practical aid that he, if anyone, was amply qualified to give. Naturally, the Leo Baeck Institute evaluates a man of this calibre not according to his whims in respect of an organisation or an institute, be it even our own, but according to his objective accomplishments. For us he is a grand, almost unique representative of the last period of German Jewry, a great German Jew whose personality was moulded by the intellectual influences and historical forces, Jewish, German, and European, which shaped the image of the German Jew at the eclipse of that era.



Co-operation among assimilated western Jews of different countries during the nineteenth century amounted not only to the effort of scholarly re-examination of the past and an endeavour to conquer the Bible anew for the modern Jew, but extended to the political field as well. This cohesion, often described as "tribal", contradicted to a certain extent the assumption that the exclusive attachment of Jewish citizens to their country, in which they were legally absorbed after emancipation, has left them nothing in common with foreign Jews except purely religious matters. To counter the suspicion of dual loyalty, these Jews were anxious to combine any activities for Jewish causes with renewed profession of patriotism. Their very demand that their government should intervene in favour of foreign Jews was represented as being prompted by the conviction that such an action would be in the interest of their own country. Their country would earn universal praise for its sense of justice and humanity if it supported the legitimate concern for the East-European and Oriental Jews who lived in less fortunate circumstances than their more favoured western brethren. Sometimes Jewish activities of this kind were also considered as direct support of the national policy of the respective state, at least in the form of cultural propaganda. The principal example is the *Alliance Israélite Universelle* whose centenary was celebrated this year. The leaders of the *Alliance* were certainly French patriots, and since the Great Revolution France had been regarded as the

leading country in all matters of humanitarianism and progress. The political aspect of the activities of the *Alliance*, however, caused a certain amount of antagonism, or rather competition, as Jews in other countries — among them in Germany — embarked on similar ventures, e.g. the foundation of schools for Oriental Jews. The language of instruction then was French, English, German respectively, and this could be explained as an extension of cultural influence of the countries concerned\*).

The action taken by western Jews for securing citizens' rights for not yet emancipated Jewries was inspired by religious — some would say nationalist, or at least ethnical — solidarity and out of charity, which imposed a special obligation on those Jews who a comparatively short time ago were no less oppressed and persecuted than the Eastern Jews, and had been rehabilitated by the effects of Enlightenment and the French Revolution. But it was, knowingly or not, inspired also by two more "egoistic" motives: (a) the wish to fight for the overall validity of a principle (i.e. emancipation as a natural right) which otherwise could be shaken even where it was already accepted; and (b) the fear that permanent oppression could easily lead to mass emigration of Eastern Jews who would sweep the western countries and become an embarrassment for the local communities.

One of the most momentous examples of western Jewish political co-operation for a Jewish cause, in which German Jews were destined to play a decisive part, was the fight for the granting of citizenship and full civic rights to the Jews in the newly established Balkan states. This came to its climax at the Berlin Congress of 1878 which had been called to settle what was then known as the Oriental Question, after Disraeli's intercession in the Russo-Turkish war had kept Russia out of Constantinople. The Oriental Question, after the Crimean War, was essentially the anxiety about the future of the Ottoman Empire, the "Sick Man on the Bosphorus", which was near to collapse and preserved by the rivalry of the Great Powers. The silent or overt expectation of a final partition of the Sultan's realm — in the heyday of colonialism that also brought about the partition of Africa — explains much of the international politics and tension of those days. *In parenthesis* it could be added that this psychological background of politics in the Levant was also one of the factors that gave birth to the belief that in the ensuing chaos it would be feasible to establish a Jewish State in Palestine; this led to the emergence of Theodor Herzl's Zionism as a matter of practical planning. Theodor Herzl, the centenary of whose birth was widely celebrated this year, did not himself live to see his dream come true, but after the downfall of the Ottoman Empire in 1918 partition took place and the conditions were created which thirty years later actually engendered the establishment of the State of Israel.

The word "Orient" or "Near East" in the context of nineteenth century

\*) In this respect the activity of the *Hilfsverein der Deutschen Juden* may be recalled. Cf. reference in Year Book III, pp. XIII and 66 ff.

European politics largely applied to the Balkans. The gradual transfer of the rule from the Turks to Christian (mostly Greek Orthodox) hands in the Balkan successor states was not always an improvement of the situation for the Jews. The young nationalism of the nineteenth century demanded conformism and was suspicious of minorities. All these phenomena are familiar to us as in the twentieth century nationalism achieved a fuller victory than ever foreseen, and was politically strengthened in 1918 through the proclamation, by President Wilson and the Bolshevik Russian Revolution simultaneously, of the right of self-determination, although nations which had successfully invoked this principle showed no inclination to concede it also to their own minorities. Certainly it was completely absent from Disraeli's mind in 1878 that the idea of Balkanisation would eighty years later become a disruptive force in the British Empire itself, to the extent that not only Disraeli's Indian Empire but also the island of Cyprus, which he acquired for Britain from Turkey at the Berlin Congress, would attain independence. West European Jewry, defending the rights and position of Balkan Jews in the new order, could rightly claim to fulfil a moral mission by insisting on justice and legal equality for a minority. They used this argument lavishly in most of their pronouncements, as they were always keen to appear in public as champions of universal moral ideas rather than of narrow egoistic tribal interests. They also took every opportunity to express gratitude to their own countries which enabled them to fulfil their duty as "humanitarians and citizens of a free country". Such declarations, in the rhetorical style of the period, we find frequently in the applications of German Jewish notables to the Government of the *Reich*, which Dr. Gelber rescued from German archives.

German Jews were in a position to exert special influence not only because the place of the Congress happened to be in the capital of the new German *Reich*, but also because they had amongst them one of the most colourful personalities of European banking who had established an intimate relationship with the German Chancellor who presided over the Congress. The banking house of Bleichröder was one of those fabulous firms of the nineteenth century which took a prominent part in financing various activities of governments, including the conduct of wars, as did the *Hoffjuden* in the small German principalities in an earlier epoch. Jewish private banks of the nineteenth century were the subject of wide-spread myths and rumours. Part of the public regarded them as mysterious, almost omnipotent, forces. The study of the rise and development of such a banking business, necessarily linked with Great Power politics, is apt to elucidate a special and important side of Jewish entanglement with German economic life. It may prove to be one of the decisive chapters of German Jewish — social, as distinct from religious — history to be written. Readers of the Year Book will be delighted to learn that Professor David S. Landes is working on a comprehensive survey of the Bleichröder Bank on the basis of the enormous archives which



have been placed at his disposal in America. While many details of such a work may be of interest (and even comprehensible) only to the learned economist, the wider public will pay attention especially to the controversial question of how far political points played a part in these relationships. That this matter has given rise to an anti-Semitic campaign and to various suspicions directed both against Bleichröder and against Bismarck himself, is mentioned by Dr. Landes. It is doubtful whether all points will ever be fully clarified, and they are today perhaps of minor importance. From the practical point of view, nobody in the nineteenth century questioned the legitimacy of a man using personal relations with a leading statesman for advocating a cause near to his own heart. Western Jews, and to a small extent also individual Eastern Jews, never hesitated to use such influence in favour of averting persecution or injustice from their more helpless brethren. They followed in the footsteps of Josel von Rosheim, the man whose new biography, written by the senior German-Jewish historian, Mrs. Selma Stern-Taeubler, was recently published by the Leo Baeck Institute.

Bleichröder was generally regarded as the central figure of Jewish endeavours at the Berlin Congress, not only by German Jews, but by all other Jewish communities including those whose destiny was at stake. Thus Dr. N. M. Gelber's well-documented essay on the Berlin Congress forms a welcome supplement to Dr. Landes' outline of his planned work.

It will also be noted that among the prominent Jews who formed the *Rumänien-Komitee* in Berlin were figures like the novelist Berthold Auerbach, and the philosopher Moritz Lazarus who acted as president of the Committee. These people were no politicians, but like most of their generation they were filled with an almost religious passion for the idea of Jewish emancipation. Curiously enough, we find the man whose philosophical work is mentioned in Dr. Bamberger's essay on Julius Guttman, re-appearing in the pages of this Year Book in quite a different capacity\*).

As Dr. Gelber's contribution, within a LBI Year Book devoted primarily to the activities of German Jews, does not extend to the future, it should perhaps be briefly stated here that the "victory" of the Jewish and humanitarian cause, greeted with so many "Mazel-tovs" after the Berlin Congress, was of short duration. The decision was never implemented. In an unexpected way, the matter occupied European diplomacy for another forty years. Successive Rumanian governments found ever new methods of evasion, and world Jewry had ground for many renewed interventions, western Jewries especially pressing their own governments to insist on the fulfilment of the obligation which Rumania had undertaken. All these efforts were in vain. Shortly after the Berlin Congress, alas, the Rumanian Jewish question was overshadowed by the Russian, when the wave of pogroms of the eighteenthies set in. After 1918 the problem of emancipation in the nineteenth century sense lost much of its momentum. It was left to Germany herself to

\* On Lazarus see also D. Baumgardt in LBI Year Book II, pp. 205 ff.

make the matter topical again by rescinding Jewish emancipation and equality in 1933.

The messianic zeal with which educated Jews expected full emancipation is well reflected in the letters of Zunz from the year 1848, which Dr. Glatzer publishes and evaluates. Like many others, Zunz hailed the European revolution of that year as the beginning of redemption: reaction would be defeated by the forces of progress that automatically would also bring equality to the Jews. "In spite of various pinpricks against Jews, which I do not take seriously, our cause has been decisively victorious in civilized Europe, and in this conviction we shall, next Pessah, celebrate the redemption", Zunz wrote on 7th April, 1848, a few days before the Passover holyday. European events were, even in the mind of Jews who regarded themselves as assimilated, identified with Jewish national and historical symbols such as the Pessah (Passover) festival stands for. That Jews participated in the fight for freedom and some of them gave their lives for the sake of the revolution, was a matter of pride. The achievement of full civic status appeared not only as a pragmatic aim, but as a messianic fulfilment, and thus coherent with Jewish history.



This Year Book follows a now well-established pattern. It extends from the time when the intellectual unrest in German Jewry arose from its encounter with European culture at the beginning of the nineteenth century until the time when German Jews had to defend their spiritual inheritance, their honour, and finally their very existence against the Nazi oppressors. Dr. Ellen Littmann introduces a lesser known figure from the first decade of the nineteenth century, Saul Ascher, who struggled in a sometimes odd way with the new problems, but was a forerunner of more systematic thinkers.

Within the limits of the Year Book we cannot do more than offer some characteristic sidelights on the great debate which went on during the nineteenth century, when on the one hand Jews went very far in their identification with German civilization and on the other hand some German thinkers tried to find a position in face of the new element that seemed to disturb German life. An example of the search of Jewish philosophers for a position in German philosophy is their effort to absorb Kantian ideas, which in some outstanding cases — needless to mention Hermann Cohen — led to close identification with Kant. "The religious consciousness of modern times", Julius Guttman (as quoted by Dr. Bamberger) wrote in 1908, "finds its expression in Kant and . . . means a return to the idea of Judaism." Salomon Ludwig Steinheim, to whom Dr. Graupe's treatise is devoted, marks a decisive stage in this — perhaps the most significant — intellectual process of philosophical German-Jewish relation. Among the German thinkers who ventured a digression into the Jewish question Eduard von Hartmann

occupies a prominent place. He dissociated himself from current Jewish opinion and was labelled as an anti-Semite. Writing eighty years later, Professor Bergman warns us of the pitfalls of over-simplification.

The Jewish reaction in Germany to the Nazi attack on their position will perhaps one day find an objective and critical appraisal that would have to assess also the whole sociological and ideological background. Mrs. Muehsam, in her review of the Jewish press of the five years' period before its extinction, has attempted the difficult task of picking out some quotations which naturally can give only a part of the picture. One interesting side of the journalistic exertion of that time is the defence by indirect approach, the evolution of a special style under a totalitarian régime, based on the assumption that the accustomed reader had learned to discern the truth between the lines. Twenty five years later, when the papers are read under totally different circumstances, one can hardly expect such sharp-sightedness. Jewish journalism then had an almost conspiratorial character. Sometimes misunderstandings arose even with Jewish friends outside the Nazi realm, who could not fully appreciate what writing under a hostile dictatorship implied. Viewed from a liberal world, cautiously phrased opposition could appear timid, when in fact under Nazi domination it was daring, and its essence was well understood by those who lived under the same conditions. It must also be added that perhaps because of this subtlety many phrases defy translation. Nevertheless the story of this chapter of Jewish journalism should also impress a generation fortunately not faced with that predicament.

Although German Jewry as a whole had to struggle for survival, the interpretation of the historic position and the choice of methods of expression varied according to the basic philosophy of the different sections of the community. The main burden of polemics against rising anti-Semitism in Germany rested on the organisation known as *Centralverein*, as Mrs. Muehsam points out. It was perhaps the tragedy of the situation that the Nazis themselves could not be directly influenced by a verbal fight conducted by Jews. The main stress was therefore placed on inducing prominent Gentiles to defend democracy and the constitution under which the Jews had the same rights as all other citizens. In this respect, it was again mainly a fight for general principles. Mrs. Muehsam has to concede with regret that this defence finally broke down, but it must in fairness be admitted that it would have been impossible to remain silent and to do nothing. The suggestion that the problem was organically insoluble and that only a clear separation could have some beneficial effect was not accepted by the bulk of German Jews. The idea, held by many before 1938, that a gentlemanly recognition of the limits of German and Jewish identity could form the basis of co-existence even in a nationalist German state, was certainly over-optimistic, if not naive. It likewise broke down when conditions deteriorated in 1938.

However, to hold one's ground morally in the face of perpetual attack

was possible only with the help of strong allegiance to the Jewish idea. In order to prevent a breakdown of Jewish morale, the Jews had to be made conscious of the positive values of being a Jew. This could give them dignity and strength in the face of hostility and coercion. Judaism was a rock of strength in distress. This was discovered by many Jews who knew almost nothing of the Jewish past and had alienated themselves completely, often to the point of official conversion to Christianity. To creative and sensitive men this experience came from their own inner voice. One of the most notable and most moving cases in point is Arnold Schoenberg who found his way to Jewish consciousness long before Hitler attained power and became the cause of Schoenberg's expulsion. The LBI cannot indulge in discussing the details of musical theory, but the great musician's Jewish confession, which Dr. Gradenwitz describes, is of real concern to all students of the Jewish mind in this period.

Schoenberg's predecessor, Gustav Mahler, was far remote from a similar approach to Judaism, but many feel — and in the post-Hitler years it was more generally recognized — that in his music the instinctive restlessness of the Jew searching for some kind of security in faith found a deeply moving expression. In this genius admiration of nature and joy of life were curiously mixed with irony and despair, but his longing for redemption reveals the tremendous religious drive. It is a curious coincidence that Gustav Mahler and Theodor Herzl were born in the same year and that their centenary was celebrated almost simultaneously in 1960. Although both came from outside Vienna, they belonged to the atmosphere of the pre-1914 Imperial capital which was already in decline. In the music of Gustav Mahler one may sense the melancholy forebodings of the doom of an epoch. Mahler, perhaps, was not aware that it was the end of a Jewish epoch as well. Theodor Herzl turned it into the beginning of a new one.



In our series of articles describing the forms of organisation of Jewish communal life in Germany in the various parts of the *Reich*, we present this time the small but important community of the former Kingdom of Wurttemberg. It is of special interest because the official constitutional organisation of Jewry there retained its peculiar historical form until the last period of continuous Jewish existence in the days of the Weimar Republic. The organisational changes brought about under the influence of the democratic era could not come to full fruition as shortly after their introduction the whole structure of Jewish life was fundamentally altered under the Nazi régime. Wurttemberg Jewry, however, made an invaluable contribution to this last chapter of German-Jewish history, when one of their prominent members, Otto Hirsch, became executive chairman of the *Reichsvertretung* in 1933. He served his Jewish people with the greatest devotion and faith-



fulness and rejected all offers of escape from Germany until he and his steadfast wife were murdered by the Nazis in 1941. In our Year Book I (1956) our late leader Leo Baeck himself paid a moving tribute to the memory of Otto Hirsch (pp. 54/55). After the war, two of the reconstructed bridges over the Neckar in Stuttgart were named after Otto Hirsch, and the ceremony of dedication was performed by Theodor Heuss, the first president of the German Federal Republic.\*)

Wurttemberg, like the whole of southwestern Germany, was for centuries the home of a special type of rural Jew and some villages had a considerable Jewish population so that they appeared almost completely "Jewish". Jacob Picard has impressively told the story of this German-Jewish village life in the chapter of his autobiography which was printed in Year Book IV\*\*). More folklore material of this kind is contained in his collection of short stories "The Marked One" which was published in the U.S.A. Leopold Marx in a recently circulated historical sketch "Shavey Zion 1938-1960" \*\*\*) reminds us of an exciting episode in the history of Wurttemberg Jewry, the collective settlement in Palestine of a great part of the Jewish population of the Wurttemberg village Rexingen. He tells us that in February 1938, when the party of settlers left for Palestine, there were still 240 Jews in Rexingen. In 1933, there had been 400, constituting one third of the village's population. The settlement which they founded in Palestine took the name of "Shavey Zion" (Returner to Zion). Today it is a flourishing village though the original Rexingers are now a minority. Still, it retains the old "Swabian" character. Its connection with Wurttemberg has been demonstrated by the erection of the Otto Hirsch Memorial on the beach of the Mediterranean, a monument and a tribute to one of the great Jews and brave men who sacrificed themselves in the service of German Jewry.

\*) Cf. also Ernst Simon, Jewish Adult Education in Nazi Germany, in Year Book I (1956), pp. 73/75, and Ernst Simon, Aufbau im Untergang, Publication of the LBI, Tübingen 1959, pp. 38-41.

\*\*\*) Childhood in the Village. LBI Year Book IV, 1959, pp. 273 ff.

\*\*\*) Leopold Marx: *Über Schavej Zion. Moezah Mekomit (Ortsrat) Schavej Zion*, 1960, 44 pp. and pictures. (In German).

Robert Weltsch**VOICES FROM THE PAST**

Many of us were puzzled, some were shocked, when we heard Professor Gershom Scholem, in his speech on Jewish-German relations at the World Jewish Congress in Brussels on August 4 (meanwhile the speech has been printed in several places both in German and in an English translation) describing Kurt Tucholsky as "one of the most repulsive of Jewish antisemites". It seemed a little harsh on a man who had himself paid the highest price by taking his life, abroad, in despair over Hitler. In the 'twenties Tucholsky was liked, even admired, not only by all leftists, but probably also, though with reservations, by most Jews, because of his fight for human causes and his courageous opposition to the many signs of dangerous reactionary trends in the Weimar Republic which the government was unable to check.

In Germany of the 'twenties the wider public did not regard Tucholsky as an "antisemite". On the contrary, it mistook him for a representative Jew, and that is what those responsible for the Jewish community were fully entitled to repudiate. In the second volume of the Nazi "Forschungen zur Judenfrage" (Hamburg 1937) Wilhelm Stapel devoted a lengthy tirade to him. He did not conceal that Tucholsky left the Jewish community in 1911 and joined the Christian Church in July, 1918, in Rumania of all places. Nevertheless, Stapel says of him: "There is no doubt that he belongs to the Jewish people with body and spirit. But in his writings one would look in vain for an identification with the Jewish people." Stapel compares the satirical pieces where Jews are ridiculed (especially the famous series of Herr Wendriner) with Tucholsky's mockery of Germans: "While his sneers at Jews are always tinged with a certain degree of good humour, his malicious relationship to Deutschtum is nothing but hatred and rejection".

We often wondered that Tucholsky did not feel the responsibility which his Jewishness imposed on him in the conditions prevailing at that time in Germany. It is well known that Dr. Hans Reichmann once approached him but met with a rebuff. Tucholsky considered the "Jewish" implications as completely irrelevant. Many of us did not mind so much his derision of the Jewish philistine parvenu (whose weaknesses were hardly in dispute) as the unrestrained and occasionally excessive—and at the same time not sufficiently profound—form of his detraction of the German character. It was obvious that the offence he caused in German circles would be ascribed to "the Jews" as a whole by malevolent observers. We certainly did not expect from Tucholsky any guidance in Jewish affairs.

Sometimes we are asking ourselves whether there is not something artificial in the Tucholsky revival attempted in post-Hitler Germany. It is apparently bound up with the wish to rehabilitate in a demonstrative way those proscribed by the Nazis.

The issue of some records\* containing extracts from Tucholsky's work—including some of the famous Wendriner monologues—and the publication of an anthology from "Weltbühne" and "Tagebuch"† may lead

\* Der politische Tucholsky. Kompositionen Hanns Eisler. Gesang Ernst Busch. Deutsche Grammophon Gesellschaft, Literarisches Archiv 44025.—Kurt Tucholsky: Das Lotlchen—Wendriner Geschichten. Gesprochen von Grete Weiser und Ernst Ginsberg. DGG 44021.

† Ausnahmezustand. Eine Anthologie aus "Weltbühne" und "Tagebuch". Herausgegeben von Wolfgang Weyrauch. Verlag Kurt Desch München 1966. 428 pp. (Paperback).

us to reassess this kind of literature. Although for many this will be a nostalgic renewal of contact with half-forgotten publications once enjoyed, it strikes the listener or reader that most of the stuff is oddly dated. The songs are briskly rendered here by Ernst Busch and the music is a good example of the pungent alacrity of political cabaret. It seems, however, that the texts have lost some of their vigour and freshness when isolated from the atmosphere prevailing at their time.

It is to be regretted that an opportunity has been lost in editing the selected pieces from the two weeklies. They valiantly fought for democracy. Both were significant for the atmosphere of Weimar Germany, especially of the big cities, and they could serve as an object of study for an understanding of the political and intellectual climate of the unlucky Republic. For this purpose they would have had to be explained and put into context. As they stand here, many make the impression of period pieces, not always convincing. The authors present their views with irritating self-righteousness, often with a tone of condescension and intellectual hubris; one also feels that their judgement was not always right. Nevertheless, here or there one may find one of those little masterpieces of political pamphletism or pure feuilleton, which endeared those writers to their readers. In most matters of principle one may assume that they were preaching only to the converted.

Finally, Herr Wendriner. A few of these famous monologues are selected on the L.P. record. They show the type Tucholsky wanted to hit, a man of humble origin from the "Ghetto", without culture and education, proud of his success in business. He thinks of money and amusements and little else, a pitiable, but on the whole harmless creature. To caricature "Jewish types" was a favourite habit of Jewish cabarettists from the time of Eisenbach and the famous *Klabriaspartie*; many Jews enjoyed it. It was a sneer at precipitated and imperfect assimilation, combined with the Jewish inclination for self-persiflage. Such parodies of Jews as well as of Germans one could regard as inoffensive jokes, or one could regard them as tactless and tasteless. In the early 'thirties in Germany, one feels, Jews should have refrained from them.

If we decide to enjoy the Wendriner speeches then we must say that one could hardly find a better acting interpreter than Ernst Ginsberg. He himself came from an assimilated Berlin Jewish family (his grandparents came from Poland) and in the book edited in his honour after his death in December, 1964‡ we find extracts from his revealing autobiography. His father, a staunch German, had an unshakeable faith in German civilisation and was not even disturbed by Hitler; ultimately he suffered humiliation and exile. Ernst Ginsberg became a famous actor, and in 1935, after his emigration to Zürich, he converted to Catholicism out of religious conviction. This step, he tells us, became easier for him when it was clear that in the eyes of the Nazis baptism did not remove the flaw of Jewish descent. But his autobiography is full of "Jewish" episodes, encounters with antisemites from early youth, and his own deductions and theological speculations, though subjectively honest, are not always convincing.

‡ Ernst Ginsberg: Abschied. Erinnerungen, Theateraufsätze, Gedichte. Herausgegeben von Elisabeth Brock-Sulzer im Verlag der Arche Zürich 1965.



J.W.'s 67,6 (10. Febr. 1967).

**Robert Weltsch, London:**

## Späte Nachklänge der Dreyfus-Affäre

Einer der Wendepunkte der neueren jüdischen Geschichte ist fraglos die Dreyfus-Affäre. Noch bevor die grauenhafte Katastrophe der Nazizeit hereinbrach, wurde das optimistische liberale Bürgertum 1894 durch den Ruf «A bas les juifs!» aus dem Traum aufgescheucht, als ob mit der Emanzipation alle Probleme des Jüdischseins gelöst wären. Die Tatsache, daß es sich hier um einen Kampf zwischen zwei fundamentalen Tendenzen der französischen Politik handelte, ist aber für viele Juden ein Anlaß gewesen, die jüdische Problematik zu bagatellisieren und durch eine zu einfache Formel wie etwa «Kampf zwischen Fortschritt und Reaktion» zu ersetzen.

Die unheimliche Anziehungskraft des Themas zeigt sich darin, daß sich auch heute noch Gelehrte damit beschäftigen, obwohl man glauben sollte, daß alles erreichbare dokumentarische Material schon erforscht ist. Die jüngste Neuerscheinung ist ein Buch eines englischen Professors, *Douglas Johnson* (geb. 1925),



Die zentrale Figur der Affäre:  
Hauptmann Alfred Dreyfus

dessen Ziel es ist, sich in dem Dickicht der beiderseitigen Propaganda von vorgefaßten Meinungen frei zu halten<sup>1</sup>. Wie sehr unbewiesene, wenn auch wahrscheinliche Hypothesen die öffentliche Meinung beeinflussen können, exemplifiziert er am Reichstagsbrand von 1933, der bis heute nicht wirklich aufgeklärt ist. Beim Studium der Dreyfus-Affäre, deren überaus verschlungene Handlung er reproduziert, kommt er zu dem Ergebnis, daß sich beide Seiten nicht immer sauberer Mittel bedient haben. Auch waren die Vorgänge so dunkel, daß man nicht annehmen kann, daß alle diejenigen, die Dreyfus für schuldig hielten, bewußt böse handelten. Heute wissen wir, daß Dreyfus unschuldig war, und es wäre absurd, diejenigen, die ihn verteidigten und sich für Gerechtigkeit einsetzten, auf eine Stufe zu stellen mit denen, die auf Grund ganz andersartiger Interessen die bestehenden Mächte, vor allem Armee und Kirche, stützen wollten. Wie schwierig es ist, ein Bild davon zu gewinnen, wie das Problem sich den Zeitgenossen darstellte, geht auch daraus hervor, daß in den kritischen Jahren auch links gerichtete Politiker, die nicht der Unterstützung der Reaktion verdächtigt werden können, gegen die Dreyfusards auftraten. An ein besonders kras-

<sup>1</sup> Douglas Johnson. *France and the Dreyfus Affair*. Blandford Press, London.

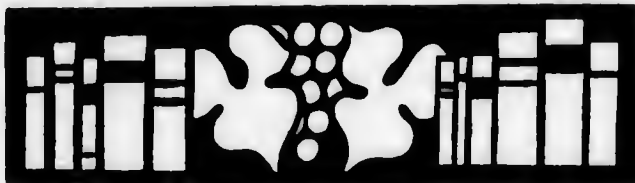


**Papeterie  
Büroartikel**

**Zürich**

**Rosmarie Bräm** Universitätsstraße 41 / Haldenbach

**Bücher**



ses Beispiel werden wir erinnert in dem neuen und sehr instruktiven *Buch über Karl Kraus von Caroline Kohn*<sup>2</sup>, das eine Verherrlichung des Werkes von Kraus ist. Bei all ihrer Verehrung für Kraus muß die Verfasserin zugeben, daß seine Haltung in der Dreyfus-Affäre *bedenklich* war. Er wollte sich nicht identifizieren mit dem für das Recht kämpfenden jüdischen Bürgertum. Aus Mißtrauen gegen die Motive der Verteidiger Dreyfus' und offenkundig aus Antipathie gegen «die Inszenierung einer jüdisch-nationalen, d. h. pro-jüdischen und zugleich anti-französischen Hetze» in Mitteleuropa wandte sich in der «Fakkel» der Sozialistenführer *Wilhelm Liebknecht* gegen die Kampagne, die zugunsten von Dreyfus geführt wurde und hinter der er das «internationale Finanzkapital» vermutete. In Deutschland wettete auch *Maximilian Harden* gegen die «jüdischen Plutokraten», die dem Nachweis der Unschuld eines der ihren alle anderen Interessen unterordnen. Es ist doch höchst befremdend, daß Journalisten, die sonst als Vorkämpfer der Wahrheit sich aufspielten, in diesem Fall so gleichgültig waren gegen die Idee des Rechts, nur weil sie nicht in den Verdacht kommen wollten, als seien sie durch jüdische Motive oder gar durch ihr eigenes Jude-sein bestimmt.

Auf diesem Hintergrund müssen wir es wohl auch verstehen, wenn in Frankreich bedeutende Persönlichkeiten, bei denen man keine Zustimmung zur Verurteilung eines Unschuldigen vermuten sollte, sich auf die Seite der Dreyfus-Gegner schlugen. Ein solcher Mann war der große Maler *Edgar Degas*, über dessen Haltung wir Näheres erfahren aus einem attraktiven kleinen Buch, gestützt auf Tagebuch-Notizen von *Daniel Halévy*, das in einer englischen Übersetzung, sorgfältig redigiert und mit nützlichen Fußnoten versehen, von *Mina Curtiss*, soeben in London erschienen ist<sup>3</sup>. Dort wird uns berichtet, daß Degas ein begeisterter Leser des von dem Antisemitenführer *Edouard Drumont* seit 1892 herausgegebenen Blattes «*La Libre Parole*» war. Er war beeindruckt von den Erklärungen, die Drumont für die verschiedenen Skandalaffären der Dritten Republik gab, die Schuld meist auf die Juden schiebend. Degas war ein intimer Freund des Hauses Halévy, als der Verfasser dieses Tagebuchs 16 Jahre alt war. Die Mitteilungen über die Familie Halévy und ihren Kreis sind überaus interessant, weil sie zeigen, wie eng verwoben die jüdischen Intellektuellen in Paris zur Zeit der Dritten Republik mit dem französischen Leben waren. Es hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zuständen in der Weimarer Republik vierzig Jahre später und hat ähnliche Reaktionen hervorgerufen, allerdings mit dem entscheidenden Unterschied, daß in Deutschland die Antisemiten zu einer unbeschränkten Terrorherrschaft kamen, während in Frankreich ein erheblicher Teil der Intelligenz sich dem Antisemitismus *entgegenstellte*, besonders nachdrücklich zur Zeit der Dreyfus-Affäre, wo es sich ja nicht eigentlich um Juden handelte, sondern um die Subordinierung der Idee des Rechts unter die Staatsinteressen. Aktive anti-jüdische Politik kam in Frankreich erst vierzig Jahre nach dem Ende der Affäre, unter Laval, und auch dies nur unter dem Druck von Nazideutschland. Der gewaltige Unterschied zwi-

<sup>2</sup> Karl Kraus. Von Caroline Kohn. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 1966.

<sup>3</sup> Daniel Halévy. My Friend Degas. Translated and edited with notes by Mina Curtiss. Rupert Hart-Davis, London, 1966.

Im

## HOLIDAY CENTRE ASHKELON

an der Israel-Riviera  
verkauft R A S S C O  
Bungalows. Preis: Fr. 25 000.—

Auskünfte durch

**RASSCO** Zürich Bleicherweg 33 Telephon 25 34 40



### Der neue Schwarz-Bart

*André Schwarz-Bart*, Träger des Prix Goncourt des Jahres 1959 für seinen Roman «Der Letzte der Gerechten», hat nach mehr als sieben Jahren des Schweigens einen neuen Roman veröffentlicht, der Ende Januar bei den Editions du Seuil in Paris herausgekommen ist. Obwohl die Kritik noch nicht Stellung zu diesem neuen Werk genommen hat, das den Titel «*La Mulâtresse Solitude*» trägt, sich mit dem Problem der Farbigen beschäftigt und den Schwarz-Bart gemeinsam mit seiner Frau Simone, selbst eine Farbige, geschrieben hat, ist die Erwartung der literarisch interessierten Öffentlichkeit außerordentlich groß. Der «Figaro littéraire» widmet Werk und Autor die erste und dritte Seite einer seiner letzten Ausgaben. «*La Mulâtresse Solitude*» soll der erste Band eines sieben teiligen Zyklus sein. — «Der letzte der Gerechten» hatte seinerzeit eine Originalauflage von 450 000 Exemplaren erzielt und wurde in sieben Sprachen übersetzt.

K. K.-B.

schen Deutschland und Frankreich bestand darin, daß selbst zur Zeit des Rechtsbruchs und der Pöbelpropaganda in der Dreyfus-Affäre der Mechanismus der Demokratie und des Rechts nicht zerstört war (wie bei den Nazis), sondern von mutigen Männern wiederhergestellt werden konnte.

*Ludovic Halévy* ist bekannt als der Verfasser des Librettos von Bizets «Carmen» und Mitverfasser der Texte zu einer großen Zahl von Offenbach-Operetten, wie «Orpheus in der Unterwelt», «Die schöne Helena», «Großherzogin von Geroldstein» u. a. Er war zum Christentum übergetreten und mit einer Katholikin verheiratet. Sein Onkel, Fromental Halévy, ist der Komponist der Oper «Die Jüdin». Dessen Tochter, *Geneviève Halévy*, war in erster Ehe verheiratet mit dem Komponisten George Bizet, in zweiter Ehe mit Emil Strauß. Madame Strauß, so unterrichtet uns *Mina Curtiss*, war berühmt für ihren Charme und Witz, und in ihrem Salon traf sich die Intelligenz von Paris; sie war eines der Modelle, das Marcel Proust für die Gestalt der Herzogin von Guermantes benützte. Ebenso wie Proust hat auch Madame Strauß in der Dreyfus-Affäre eine klare Haltung bewahrt, obgleich dann einige glänzende Gestalten, wie der von ihr bewunderte *Maurice Barrès*, ihrem Salon fernblieben. Madame Strauß ist Jüdin geblieben, aber sie war nach den Worten von Proust aufgewachsen «in der Tradition der Halévy-Familie, wo durch viele Jahre hindurch alle Religionen sich vermischt und aneinander gerieben haben».

*Mina Curtiss* meint, daß *Daniel Halévy*, der Verfasser dieses Buches, allgemein für einen Juden gehalten wird wegen seiner Haltung in der Dreyfus-Affäre. Tatsächlich war er kein Jude mehr und mit einer Protestantin verheiratet. Er war eine Zeitlang zusammen mit *Charles Péguy* der Herausgeber der «*Cahiers de la Quinzaine*», und Péguy scheint ihn oft damit geneckt zu haben, daß er infolge seiner Familienverhältnisse *Respekt für alle drei Religionen* haben müsse. Seine große Verehrung für Degas geht aus diesem Buch deutlich hervor, und es war für ihn eine bittere Erfahrung, als Degas im Jahre 1897, auf dem Höhepunkt der Dreyfus-Affäre, sich von der Familie Halévy, die er jede Woche besucht hatte, lossagte. Später hat *Daniel Halévy*, der Toleranz als sein Grundprinzip bezeichnete, Degas wieder besucht, aber noch im Jahre 1904 stellt er fest, daß Degas, wenn er sagte, «seit unserem Unglück», damit den Sieg der Dreyfusards meinte. Vielleicht hat dies dazu beigetragen, auch Halévys eigene Begeisterung für die Dreyfus-Sache nachträglich zu dämpfen. Im Jahre 1910 veröffentlichte er in Péguy's Zeitschrift eine Verteidigung der Haltung der Dreyfusards. Dies gab Péguy selbst die Gelegenheit zu einem seiner großartigsten Artikel, «*Notre Jeunesse*», die Antwort eines großen freien Geistes an den offenbar nicht so unbefangenen «Judenstämmling» *Daniel Halévy*.

Diese Kontroversen sind bis zum heutigen Tag von großer Aktualität, da sie uns helfen können bei der Enträtselung des verschlungenen Problems der Beziehungen der Juden mit den Völkern, in deren Mitte sie leben. Halévy starb 1962 im Alter von 90 Jahren.

Leningrad. Der Schriftstellereklub von Leningrad veranstaltete kürzlich einen literarischen Abend mit moderner hebräischer Poesie.



# כשדפקו הפליטים על שערי שווייץ

אחרי מלהמתי העולם הראשונה נש" תנו הדברים. הכניסה לשווייץ לא היתה כה אוטומאטית כפי שהיתה קודם. תמיד היו שם בראש אינטרן סים אנוכיים, כמו בכל מדינה. עיקר רון הנייטרליות היה הבסיס למעמד הכין-לאומי של שווייץ וכל הגורר מים התחשבו בכך. אולם בימי הר נאצים בא משבר איום על הארץ הזאת באכזע היבשת האירופית הר מורכבת משלושה או ארבעה לאר מים. אמנם כבר במאה ה-19 התפטר כה התורה שלאומיות צריכה להיות הגורם המכריע בעיצוב מדינה. ושיש מעין הכרח מוסרי לאחד כל בני אותה הלאומיות במדינה אחידה. אולם בהקמת מדינה לאומית באיר סליה ובגרמניה לא נכללו כל הר איטלקים או כל הגרמנים. משום שי היו אנוסים להתחשב גם בגורמים אחרים. אולם הדרישה לאחדות כל האומה לפי בחינה גזעית מעולם לא הורמה בכוח כזה כמו בתיאוריה הר נאצית. בעליית הנאצים לשלטון הושמעו דרישות כאלה בגלוי, ולא רק בגרמניה. אלא גם בתוך האר- צות שנגדן היתה מכוונת הקריאה, כגון אוסטריה, צ'כוסלובאקיה, אר- צות אחרות בהן ישב מיעוט גרמני גזעני. והדבר חל גם על שווייץ שי היה שם רוב גרמני באוכלוסייה. כיצד הגיבה שווייץ על אתגר זהו על בעיה עדינה זו כתבה עתה מחב- רת שווייצית (ספרי) הגותן לעומד בר חוץ מושג לא רק על הקטיים האובי יאקטיביים של המצב, אלא גם על הנטיות השונות בפנים הארץ, על פחדנות וחששות. על בנידה גלויה, אבל גם על אימץ-לב ונאמנות לרע- יון היסודי של מדינה זו. ייתכן שי הפרטים מעניינים כיום רק בארץ זו עצמה. אולם כדוגמה לסיטואציה בר יחדת ולבעיות הסמויות בה. יש לספר זה ערך מועז.

## התמולה למובת אחרות באוטומיניט

אין זה הדויה הראשון על עמדת שווייץ במלחמה. יש לנו למשל הר ספר המצוין על הגנרל הנרי גויזאן באת העהונאי היהודי הירוע גיון קומתי. שעליו כתבתי לפני כמה

1) Alice Meyer: Anpassung oder Widerstand. Die Schweiz zur Zeit des deutschen Nationalsozialismus. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1966. 228 pp. Fr. 18.50.

הדמוקראטים בארצות חפשייות, שוא- לים אחרים. כלום לא היו מקרים שי הכורחים מגיהנום אושוויץ דפקו על דלת. והדלת לא נפתחה ואם כך. זה כמובן אינו פסחית מאימת הר רוצחים אבל לא להציל, גם כחלל כזה פוגע במוסר וסותר רגש האנו- שיות. אולם שלטונות ואישים המת- נאים בדמוקראטיה ובהומאניות שי להם, לא היססו לפנות עורף לבקשות הנרדפים. זוהי טראגדיה נוספת בר תוך הטרגדיה. אינני יודע אם רגש זה של שיתוף אשמה נסרן מאד בר אמריקה. אולי שם הציבור מי שוכנע שהחוק האמריקאי הפרמאלי עומד מעל כל דרישת ההומאניות. שהם אינם הפוסים מה היה פירוש החזרת אניות הפליטים שהגיעו לי- חוף או למל אמריקאי ולא ניתן להם להיכנס. אלה שנכחו ביולי 1938 בוועידת כל המדינות המער- ביות, שדנה בעיר אוויאן על תכי- נית עזרה לפליטים, לא ישכחו את הרושם הנורא ששקמו שליח אחר שליח והמריזו על הכוונות הטובות של ממשלתו וסיימו בהבעת צעד שי אין לממשלתם אפשרות לקבל פלי- טים חוץ כאלה שניתן להם להיכנס לפי החוק הקיים. למשל באמריקה לפי הקיצבה המצומצמת הגורמאלית. כאילו המצב לא היה דורש צעדים בלתי גורמאליים, כי אחרת לא היה טעם לכנס וועידה במלון נהדר ליד אגם ג'נבה. עכשיו התחיל להופיע בהמשכים רומאן של הסופר הגרמני האנטי-נאצי האנס האבא, המוקדש לוועידת אוויאן ולכל הקשור בה. מטרתו כנראה לשים את הראי לפני העמים המתהדרים יותר מדי במוס- ריותם בגינוי פשעי הנאצים.

## בעיות בארץ נייטראלית

בין העמים היקרים לאנושות הר דמוקראטיה. הידועים כשוחרי הר רות. היו תמיד עמי שווייץ. לפני מלהמתי העולם הראשונה היתה שווייץ מקלט לסוציאליסטים רוסים וביחוד לסטודנטים רוסים שלא ניתנה להם הרישות ללמוד באוניבר- סיטת רוסיות והם הלכו מערבה. לי עתים היו בשווייץ גם מרכזי התנו- עות האידיאולוגיות והפוליטיות של פליטי רוסיה. לא רק הד"ר ווייצמאן למד בשווייץ אלא גם לאנין למשל. ולפעמים אישים כאלה גפשו בר אסיפות סטודנטים בהן ניטשו ויי- טיחים ברוסית על נוסאים פולר- טיים. שווייץ היתה אז סמל החירות. לזה גם תרמה ספרות כגון המחזה ווילהלם של לשיילר (שתירגם ביאי

אחת התופעות הספתיעות של זמ- ננו היא התעוררות המצפון הציבורי בארצות שונות לגבי הוועות הנאי- ציות, לאו דווקא אצל האנשים שי עמדו על הבמה בשעת המעשה. אלא אצל הדור שבא אחריהם. הבנים מאי ימים את אבותיהם. לדור הצעיר יש מרחק ניכר מן המאורעות בימי היטלה. רבים שגולדו בשנות השלו- שים אינם זוכרים את עידן היטלה. הם גדלו בעידן המלחמה הקרה. שי היה לו גון אחר לגמרי מאשר לי תקופה שקדמה לו. האווירה של עש- רים השנים האחרונות הועילה לי טישטוש העבר. הקומוניזם היה לי אויב הרטמי, כפי שהיה גם בשנת 1938 כשיצמדליון שיתף פעולה עם היטלה ומוסוליני בניכון והקריס את המדינה הדמוקראטית הציורי סלובאקיה. הידידותית למערב. אחרי נפילת היטלה היה לרבים הרושם שי העולם המערבי הוזר לסיטואציה שי היו סיטואציות של היטלה בהתחלת תעמולתה היינו הוקעת הקומוניזם בתור סכנה לציוויליזאציה המער- בית. זה היה כמובן יאה מאד בעיני כל אלה שהיו מעוניינים שלא תיכ- ים לפרטיה התנהגותם בעבר. נאי- צים רבים הסתדרו בשקט בנטיבות החדשות. ואנו עדים לתופעה הפדי- הימה כיצד פעם בפעם מגלים בר גרמניה המערבית פושעים שהיו כי אזרחים בכובדים, אפילו בעלי מישי רות השובות. בגל השיכחה. יתרי עליכן. לא היה מורגש פרץ מיוחד להביא אור לפינות נסתרות ולברר מה היתה בימים ההם. המתרחקים והולכים מזכרוננו. העמדה של גרי- מים צדדיים כביכול, כלומר חוץ מי אלה שעמדו ליד ההגה והיו ידועים לכל.

## כמו עורף המורחים

עדיראיה לא היו להוטים לעורר זכרונות לאינעימים. הם העדיפו לי שתוק. אבל הבנים התחילו לשאל ולפשט בתעודות. יזכה זו הלידה ספרות שלמה בגרמניה. ריטאנים וי מהקרים מדעים. המפוסט ביותר הוא המהז "הנציג" ואו כמלא (המקום) להיכהוט. נכון הפושעים המקוריים הם הגרמנים הנאצים. בר עובדה זו אין להטיל ספק. אולם מה עשו האחרים אלה שהיה בידם לי עזור אולי למעטים, אך בכל זאת לעזור. אולי גם להצילו מה עשה האפסיוור. שואל הוכחות מה עשו

18.3.66 "הארץ" 3

*Lot Heller*  
*Flodberg*  
 18/3/66 "Haarag"

ALLEN VORAN

Englander  
SISTERS

66, ALLENBY Rd.  
TEL-AVIV

DAS HAUS FÜR  
EXKLUSIVE  
DAMENMODEN  
שנה טובה

CM 11H  
MB

Mrs. Vera Rubin  
107 West, 86th St.  
Apt. 11h, New-York 24  
N. Y. U.S.A.

דמי החזרה  
מובטחים  
ת"א. ת.ד. 1480

0.15

137

ידועות של ארגון עולי מרכז אירופה  
Wochenzeitung des Jrgun Olej Merkaz Europa

Tel-Aviv • POB 1480 • Jahrgang XXXIV • Nr. 36/37 • Preis IL 1.20 • 9. September 1966 • כ"ד אלול תשכ"ו

## DIE PROPHETISCHE BOTSCHAFT

ROSCH HASCHANAH-BETRACHTUNG ZUM THEMA JUEDISCHE SELBSTPRUEFUNG UND JUEDISCH-DEUTSCHER DIALOG

Von ROBERT WELTSCH

Das vergangene Jahr war im jüdischen Bereich wieder erfüllt von Versuchen, Sinn und Form für das Judentum unserer Zeit zu finden — meist durch Diskussionen, die mehr in der Diaspora (vor allem in Amerika) geführt werden als in Israel, weil die Diaspora-Juden von heute sich eine jüdische Haltung erst erobern müssen, während in Israel eine Vermischung von jüdischem Patriotismus mit Alltagsdingen stattgefunden hat. Beides aber, das Suchen im Leeren wie das Suchen im Allzu-Verstrickten, führt nicht immer zu klaren oder befriedigenden Resultaten.

Juden überall fühlen, dass das, was wir *Judentum* nennen, nebelhaft oder gar trügerisch ist, weil das alte enge religiöse Band mit seinen rituellen Verbindlichkeiten und seiner allgegenwärtigen Folklore für die Mehrheit in beiden Lagern — Israel und Diaspora — praktisch nicht mehr existiert, und weil die Diskrepanz zwischen den Lebensbedingungen in Israel und im Ausland immer fühlbarer wird. Auch die alten Begriffe — z.B. die der zionistischen und anderer Ideologien von einst — sind fadenscheinig geworden, haben sich überlebt und zum Teil widerlegt und werden trotzdem mit hohlem Klang weiterhin verwendet, weil nichts anderes da ist. Das *Unbehagen* über diesen Zustand führt zu den anfangs erwähnten Erörterungen und Diskussionen. Die Juden der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts suchen das, was man jetzt „jewish identity“ nennt — ein beliebter Ausdruck besonders dort, wo man nicht mehr mit so unbekümmelter Selbstsicherheit wie 1910 oder 1925 von jüdischer „Nationalität“ sprechen will.

Die *Selbsterkenntnis des Judentums* jenseits des Bereiches der politischen Propaganda und des heute sich auf einen professionellen Beamtenapparat von Zehntausenden stützenden weltumfassenden Organisations- und Geldsammelbetriebes ist ein notwendiger, aber schmerzlicher und langwieriger Prozess, in dem wir erst am Anfang stehen. Denn um darin weiterzukommen, müssen wir zuerst die Wirklichkeit analysieren, wie sie wirklich ist, ohne anstelle dessen, was ist, dasjenige zu setzen, was nach der Meinung des jeweils Redenden sein sollte (in dieser Hinsicht zeichnet sich vor allem die Orthodoxie durch wirklichkeitsferne Predigt aus). Wir müssen uns der Stellung der Juden in der modernen Welt bewusst werden, d.h. in der Welt, wie sie mehr als zwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges und nach Hitlers Sturz in den Abgrund ist. Viele alte Argumente sind da ebenso wenig anwendbar wie das sehn-suchtsvolle Schielen nach dem heute von vielen idealisierten Ghetto-dasein des europäischen

Ostens, das es heute nicht mehr gibt. Ob dessen Reste, die nach Uebersee übertragene jiddische Kultur, lebensfähig sind, darf man bezweifeln.

Nachum Goldmann hat in seinen Reden während der letzten Jahre, kürzlich wieder bei der Gründungssitzung der Memorial Foundation for Jewish Culture in Genf und bei der Tagung des Jüdischen Weltkongresses in Brüssel, in eindringlicher Weise die neue jüdische Situation zu schildern versucht, die er zusammenfasste in die Formel, dass die jüdische Existenz heute nicht mehr von aussen (d.h. von Verfolgungen und Entrechtungen) bedroht ist, sondern von innen, d.h. durch die Verlockungen der Assimilation, denen die neue modern erzogene jüdische Generation sich willig hingibt. Als wichtigstes Gegenmittel wird eine Verstärkung *jüdischer Erziehung* empfohlen, gewiss mit Recht, und die Massnahmen zur Ausbildung jüdischer Lehrer sind nützlich und lobenswert. In all diesen Erörterungen scheint jedoch in der logischen Kette ein Glied zu feh-

len: Es wird nicht deutlich, auf welche Weise eine *entfremdete jüdische Jugend*, die nicht religiös, aber leidenschaftlich vor allem an den Fragen der Wissenschaft und Gesellschaft interessiert ist, davon *überzeugt werden soll*, dass Judentum für sie wesentlich ist, ja einen unentbehrlichen Wert ihres Lebens darstellt. Die alte Generation, besonders die aus dem verschwundenen jüdischen Milieu herstammende — wie sie z.B. die Mehrheit der Teilnehmer des Jüdischen Weltkongresses stellt — ignoriert diese Frage, weil für sie das Jude-Sein noch in gewissem Sinn unproblematisch ist und instinktiv einen Wert darstellt, zumindest einen sentimental. Aber es wäre verhängnisvoll, sich zu verhehlen, dass für die neue Generation, die in einer modernen Gesellschaft integriert ist, dies nicht mehr zutrifft. Ja, auch die durch die Nazi-Aera geschaffene Solidarität, die in der letzten Epoche das stärkste einigende Band des Weltjudentums war, verliert allmählich ihre Wirkung, wie Goldmann richtig festgestellt hat. Damit ist auch der Schock, den der Gedanke der Assimilation vor 33 Jahren infolge ihrer praktischen Desavouierung durch Nazi-Deutschland erhalten hat, nicht mehr recht fühlbar, ja viele deuten geradezu Bejahung der Assimilation als untrüglichen Beweis antinazistischer Haltung. Die Nazi-Zeit wird allmählich eine historische Erinnerung, die Themen für Doktordissertationen liefert. Natürlich ist sie noch in Familienerinnerungen lebendig, die auch auf das Bewusstsein der Nachgeborenen einwirken. Aber weder hat das mit deren tatsächlichem Leben etwas zu tun, noch birgt es den Samen

Aus dem Inhalt der

### Rosch Haschanah - Ausgabe

C. C. ARONSFELD	Ein deutscher Jude half Rhodesien gründen
HUGO BERGMAN	Schulerinnerungen an Franz Kafka
WERNER KRAFT	Ansprache
HANS LIEBESCHUTZ	Hermann Philipp
EUGEN MAYER	Der Zehnte Ring
WALTER PREUSS	Wirtschaftstätigkeit der Histadruth
GERSHOM SCHOLEM	Juden und Deutsche
ERNST SIMON	Tradition und Zukunft in Israel
M. TURNOWSKY-PINNER	Das Problem gefährdeter Jugend
ROBERT WELTSCH	Die prophetische Botschaft



einer Wiedergeburt des Judentums.

Denn was diese Menschen, die das Objekt einer neuen Erziehungskampagne sein sollen, und die man für jüdische Interessen gewinnen will, fragen, ist: *Was ist Judentum, was ist es heute? Wo ist die zündende Idee, wo sind ihre Verkünder? Was hat das Judentum einem modernen Menschen in seiner geistigen Unsicherheit, in seiner existentiellen Not zu sagen?* Bisher sind in unserer Zeit keine Antworten auf solche Fragen laut geworden. Die Erklärungen, die hier oder dort versucht werden, verlieren sich meist ins Theatralische oder Phrasenhafte. Hier liegt nach unserer Meinung das wirkliche Problem, und es wird durch Kongresse schwerlich seiner Lösung näher gebracht werden, zumal so wie Kongresse heute aussehen, mit ihrer Besessenheit von Parteiwesen und von routinierter Geschäftigkeit der fast nie wechselnden Funktionäre.

Vielleicht ist einer der Wege, der uns weiterbringen kann, die ehrliche *Konfrontation mit der Aussenwelt*. Freilich leiden solche Begegnungen besonders in unserer Zeit unter der unvermeidlichen Apologetik und dem oft sensationell betonten politischen Beigeschmack. Dies gilt vor allem von den Versuchen eines *deutsch-jüdischen Gespräches*, die in letzter Zeit gemacht wurden, zuletzt bei der Brüsseler Tagung des Weltkongresses. Solche Diskussionen sind zu stark von politischen Momenten beeinflusst, vor allem von der Auseinandersetzung mit der grauenhaften jüngsten Vergangenheit, die vor allem den Deutschen ein unbefangenes Auftreten unmöglich macht. Sicherlich kam es in Brüssel zu keinem „Dialog“, höchstens zu einer Reihe von Monologen. Es hat sich z.B. gezeigt, dass die von *Gershom Scholem* in seiner Eröffnungsrede versuchte Blosslegung der Problematik gar kein Echo,

## Die prophetische Botschaft

vielleicht auch kein Verständnis gefunden hat. Wenn Scholem gleich zu Anfang Klage führte, dass auch die sogenannten pro-semitischen anti-nazistischen Deutschen nicht die Juden *als Juden* in ihren Gesprächen als Partner anerkennen, sondern, um sich von den Nazis zu distanzieren, die Juden „posthum zu Deutschen ernennen“, so war es gerade das, was die auf ihn folgenden deutschen Redner taten. Vielleicht ist es zu viel, etwas anderes zu erwarten im Zeitalter des monolithischen Nationalstaates, wo die Anerkennung einer Differenz zwischen der sogenannten Staatsnation und einer Minderheit automatisch zu einer Art Geringschätzung und in der Folge auch Diskriminierung führt.

Gershom Scholem hat, ohne verstanden zu werden, den Deutschen das *Beispiel der Franzosen* vorgehalten und auf die grosse Gestalt von *Charles Péguy* hingewiesen, „der eine unter Nichtjuden selten erreichte oder gar übertroffene Einsicht in die jüdische Situation hatte“. Und später: „Hier liegt ein grosser Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen vor. Nichts in der deutschen Literatur entspricht jenen unvergesslichen Seiten, auf denen der katholische Franzose Charles Péguy das Portrait Bernard Lazares, eines jüdischen Anarchisten, als eines der wahren Propheten Israels festgehalten hat, — und das zu einer Zeit, als die französischen

Juden nichts Besseres wussten, als einen ihrer grössten Männer verlegen oder bösartig, aus Ranküne oder aus Dummheit, totzuschweigen.“

Für diese Erinnerung an Charles Péguy sollen wir dankbar sein. Die Gestalt dieses rätselhaften, grossartigen Franzosen, der freilich ein Einzelgänger war und schwerlich für das damalige, noch weniger vielleicht für das heutige Frankreich charakteristisch ist, wurde uns in diesen Tagen in zweifacher Weise wieder nahegebracht. Erstens erschien in London ein kleines Buch („Charles Péguy“. By N. Jussem-Wilson. — Bowes and Bowes, London), das in gedrängter Form die Geschichte und geistige Stellung dieses Mannes darstellt. Zweitens, in ergreifender Weise, durch den in der Welt fast unbeachtet gebliebenen Tod des 98-jährigen Dichters *André Spire*, der vor fast 60 Jahren zum Kreise von Péguy und seiner Zeitschrift „Cahiers de la Quinzaine“ gehört hatte. Wir erinnern uns, dass der unseres Wissens erste Autor, der im jüdischen Kreise Mitteleuropas die gewaltige Bedeutung Péguy's und seine Haltung zum Judentum bekannt machte, *Hans Kohn* war, gegenwärtig Professor emeritus der europäischen Geschichte in Amerika, dem wir an diesem Rosch Haschanah zu seinem 75. Geburtstag zu gratulieren haben.

In seinem Aufsatz über *André Spire*, veröffentlicht in der von Martin Buber herausgegebenen Monatschrift „Der Jude“ im Juni 1922, also vor 44 Jahren, in dem Hans Kohn den deutschsprechenden Juden diesen Dichter vorstellte, heisst es:

„Ende 1905 veröffentlichte Spire in den ‚Cahiers de la Quinzaine‘ Charles Péguy's seinen Gedichtband ‚Et vous riez‘. Seither bis zu ihrer Einstellung bei Kriegsbeginn ist er ein treuer Mitarbeiter dieser einzigartigen Zeitschrift geblieben, der moralisch wie literarisch grössten Zeitschrift Europas. Péguy hatte es

in den fünfzehn Jahren einer völlig seinen Cahiers gewidmeten Existenz verstanden, sie fern von jeder Claquewirtschaft, von Reklame und Konzession, zum Ausdruck des besten und lebendigsten Gehaltes der gleichzeitigen französischen Literatur zu machen. Echte Kunst, beste Handwerksarbeit, völlig unbeeinflusste Informationen zu geben, war sein Stolz. Jedes Heft bildete ein Werk für sich, seinem Autor zugehörig, den mit all den anderen Autoren nur die Ehrlichkeit reiner und strenger geistiger Haltung verband. Die grossen Werke Romain Rollands fanden hier zuerst ihren Verleger. Aber die Cahiers spielten auch eine selten voll gewürdigte Rolle in der Entwicklung des jüdischen Bewusstseins in Frankreich. Péguy war einer der wenigen, vielleicht der einzige Nichtjude der Gegenwart, der aus seiner eigenen tiefen Verwurzelung im ‚unterirdischen‘ Franzosentum Wesen und Sendung, Zwiespalt und Verfall des Judentums ahnte. Er liebte die Juden und — wie so oft anderswo — waren es vor allem Juden, die sich um seine Cahiers scharten, sie erhielten, sie förderten... Die Juden fanden in Péguy immer einen Verteidiger, aber seine Verteidigung war keine selbste Apologetik, sondern eine Ahnung der Einzigartigkeit dieses Volkes und seines Abfalls... In seinem ‚Louis de Gonzague‘, den er als Vorrede den Gedichten Spire's voransandte, sagt er in seinem eigenartigen, sich wie ein Strom langsam durch fast gleichartige Wellen zu majestätischer, feierlicher Steigerung tragenden Stille: ‚Héritiers autant que nous le pouvons, autant que nous le voulons et quelquefois même un peu plus, de la discipline hébraïque, héritiers des Juifs anciens, cohéritiers des Juifs anciens avec les Juifs modernes, au moins avec certains d'entre eux... des plus nobles, des plus dévoués, des plus dignes de leur éternité terrestre et de leur incomparable race... de la discipline hébraïque, des anciens et des nouveaux Juifs recevons cet enseignement que le salut temporel de l'humanité a un prix infini, que la survivance d'une race, que la survivance terrestre et temporelle d'une race, que la survivance infatigable et linéaire d'une race à travers toutes les vagues de tous les âges, que le maintien d'une race est une oeuvre d'un prix infini... Et je place ce paragraphe sous l'invocation de la mémoire que nous avons gardée du grand Bernard Lazare.'“

Grossartiger hat wohl kein Nichtjude im 20. Jahrhundert

\* ..Erben, soweit wir es können, soweit wir es wollen und manchmal sogar etwas mehr, der hebräischen Dis-

EIN GLUECKLICHES NEUES JAHR

WÜNSCHT ALLEN SEINEN FREUNDEN UND FÖRDERERN

DAS SOLIDARITÄTSWERK



über Juden und Judentum gesprochen. In seiner 1964 erschienenen Autobiographie stellt Hans Kohn fest, dass im Jahre 1920, das er in Paris verbrachte, die Entdeckung von Charles Péguy und seinen „Cahiers de la Quinzaine“ sein erregendstes Erlebnis war. „An Péguy bezauberte mich die völlig unorthodoxe Haltung, die er als Sozialist, Republikaner, Christ und Nationalist einnahm, seine Stellung als Einzelgänger, für den weder die Kirche noch die Partei eine Autorität darstellte, und der nach seiner Lehrzeit in der Dreyfus-Affäre ganz auf sich selbst gestellt in einem Geiste stolzer Unabhängigkeit und monchischer Hingabe weiterwirkte.“ Es ist richtig, dass uns die eigentliche Bedeutung der Dreyfus-Affäre nirgends so deutlich wird wie in den Kundgebungen Péguy's. Wohl verstand er die jüdische Seite der Angelegenheit. In dem erwähnten neuen englischen Büchlein schreibt Jussem-Wilson: „Péguy zeigt nicht nur ein feines Verständnis der jüdischen Diaspora-Mentalität, sondern er wirft auch ein zeitloses jüdisches Problem auf, das der Ergebung in ein Schicksal und der Empörung gegen es. Dieses Schicksal sieht er als tragisch und heroisch: ein Volk wird geführt von seinen Propheten durch Elend, Leiden und Tod, auf dass aus seiner grossen Pein etwas Gutes komme für die Menschheit. Dies Schicksal sah er sich wiederholend in der Dreyfus-Affäre.“ Aber die Hauptbedeutung der Affäre lag für Péguy in der moralischen Prüfung, die dem französischen Volk (und dem französischen Staat) aufgegeben worden war. Denn gegen Gerechtigkeit für Dreyfus standen alle mächtigen Interessengruppen des französischen Staates, auf der anderen Seite stand nur die moralische Notwendigkeit. Ein bewusst zugefügtes Unrecht ist ein bleibender Makel an der Nation. Eine einzige Ehrlosigkeit, so sagt Péguy, genügt, um das ganze Volk ehelos zu machen. Als ein Kämpfer für die Heiligkeit des Rechts aber erscheint ihm der Jude Bernard Lazare.

ziplin, Erben der alten Juden. Miterben der alten mit den modernen Juden, wenigstens mit einigen von ihnen... den edelsten, den treuesten, den würdigsten ihrer irdischen Ewigkeit und ihrer unvergleichlichen Rasse... der hebräischen Disziplin, empfangen alte und neue Juden dieses Kennzeichen als einen zeitweiligen Gruss der Menschheit zu einem unendlichen Preis, der das Ueberleben einer Rasse, der das irdische und zeitweilige Ueberleben einer Rasse, der das unermüdlige und geradlinige Ueberleben einer Rasse durch alle Wellen aller Zeiten ist, die Erhaltung einer Rasse ist ein Werk von unendlichem Preis... Und ich stelle diesen Paragraphen unter Anrufung des Andenkens, das wir dem grossen Bernard Lazare bewahrt haben.“

Die weit verbreitete Meinung, dass der Kampf gegen den Justizmord an Dreyfus vor allem von den Juden geführt wurde, die dabei die Unterstützung des liberalen Frankreich fanden, stimmt nicht ganz mit den historischen Tatsachen überein. Die französischen Juden waren durch die antisemitische Hetze so verängstigt, dass viele von ihnen — und besonders die sogenannten Oberschichten — die Sache lieber hätten auf sich beruhen lassen, um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, dass sie aus rassenmässiger Sympathie mit einem der Ihren den Staat, seine Minister, seine Gerichte und vor allem seine Armee blosstellen und damit der Nation, zu der sie sich selbst rechneten, unheilbaren Schaden zufügen. Gegen solche Haltung erhob sich Bernard Lazare, und in ihm sah Péguy einen Vertreter des prophetischen Eifers für Gerechtigkeit, ohne Rücksichtnahme auf irdische Interessen. Es war ein Ringen um einen neuen Humanismus. Wir müssen Hans Kohn dankbar sein, dass er die geistige Atmosphäre jener Zeit für uns festgehalten hat in der Artikel-Serie, die vor mehr als vierzig Jahren in der Zeitschrift „Der Jude“ erschienen ist, und die auch das Hauptthema seines französischen Buches „L'Humanisme juif“ bildet, das heute wahrscheinlich nur wenige kennen.

Charakteristisch ist auch der literarische Streit, der sich zehn Jahre nach der Affäre entwickelt hat, als Daniel Halévy, einer der ehemaligen Dreyfusards, in einer Rückschau die Bedeutung der Sache bagatellisieren wollte. Wie Halévy in seinem 1946 veröffentlichten Buch selbst sagt, war er 1907 der Meinung, dass der Kampf sich ausgetobt hatte und die Kontroverse nun im Sand verlaufen könne. „Es schien keinen Platz zu haben im Gedächtnis, in einem Europa, das dem Krieg entgegenging und in einem Frankreich, das wieder zu nationalem Geist erstanden war.“ In einem von Péguy für dessen Zeitschrift angeforderten Aufsatz erörterte Halévy die Frage, warum die Sache nunmehr auch für die einstigen stolzen Kämpfer so wenig bedeutet, und er deutete an, dass darin vielleicht ein uneingeständenes Bedauern liegt oder gar ein Gefühl des Unrechts. Diese Haltung erregte den Zorn Péguy's. Er druckte zwar Halévy's Aufsatz ab, veröffentlichte dann aber (siehe die Darstellung bei Jussem-Wilson) einen seiner grössten und wichtigsten Aufsätze, „Notre Jeunesse“, der furchtlos das Problem von Staat und Sitt-

lichkeit ebenso wie die „einzigartige Rolle des jüdischen Volkes“ erörterte (und dem auch das obige Zitat Wilsons entnommen ist). Dies ist ein Dokument, das gewiss nicht veraltet ist und ein Leitstern für viele Nationen sein sollte. Man darf vermuten, dass bei seiner Erwähnung Péguy's in der Brüsseler Rede Scholem vor allem an diese Kundgebung gedacht hat. In jenem Dialog zwischen Franzosen und Juden wurde das Wesen des Judentums auf höchster Ebene erörtert, und zwar nicht in einer abstrakten Form, sondern in Verbindung mit sehr akuten Fragen der damaligen Gegenwart. Das mag uns einen Fingerzeig bieten auch in unseren heutigen Nöten. Ein Mann wie Lazare wur-

de von den Juden selbst abgelehnt und im Stich gelassen, aber anderen erschien gerade er als Träger einer Botschaft, durch die Herzen erschüttert und Seelen aufgewühlt werden. Unsere Schicksalsfrage ist es, ob in der heutigen Zeit, da Komfort und Bequemlichkeit als die höchsten Ideale erscheinen, ein solcher Durchbruch zum Geiste möglich ist, der die Menschen wieder innerlich erfahren lässt, was es heisst, Jude zu sein und Träger einer Botschaft. Denn nur, wenn junge Menschen zutiefst ergriffen werden, wird es eine Renaissance des Judentums geben können. Bürokratische Massnahmen oder schulmeisterliche Ermahnungen werden nicht dazu führen.



LANDWIRTSCHAFTLICHE  
KOOPERATIVE

**BETH JIZCHAK SCHAAR CHEFER**

*wünscht allen Freunden חג שמח*

שנה טובה ומבורכת

*Allen unseren Versicherten, Mitarbeitern, Freunden  
und Bekannten*

**חמישור שרות לבטוח**  
*Hamishmar Insurance Service*

<b>HAIFA</b>	<b>TEL-AVIV</b>	<b>JERUSALEM</b>
39, Haazmauth Rd. Tel.: 63625, 62157	33, Rothschild Bl. Tel.: 622421-5	Agrippa's Way Tel.: 22557, 25471



**JAPHET BANK**

TEL-AVIV      HAIFA      JERUSALEM

**IHR REISEBÜRO**

*DAS SIE IN ALLEN FRAGEN DER  
AUSLANDSREISEN, TOURISTIK,  
AUCH AUTOVERLEIH, BERÄT, IST*

**TRAVEX LTD.**

<b>JERUSALEM :</b>	<b>8 SHAMAI ST.</b>	<b>TEL. 24556</b>
<b>TEL AVIV :</b>	<b>7 BOGRASHOV ST.</b>	<b>222558</b>
<b>TEL AVIV :</b>	<b>DAN HOTEL</b>	<b>223017</b>



GERSHOM SCHOLEM

## Juden und Deutsche / Rückblick und Ausblick

REDE AUF DER PLENARTAGUNG DES JUEDISCHEN WELTKONGRESSES IN BRUESSEL (4. 8. 1966)

I

Über Juden und Deutsche und ihr Verhältnis in diesen letzten 200 Jahren zu sprechen, ist im Jahre 1966 ein melancholisches Unterfangen. Noch immer ist die Belastung des Gefühls so gross, dass eine der Sache selbst zugekehrte Betrachtung oder Analyse fast unmöglich scheint, und zu stark sind wir alle von dem Erlebnis dieser Generation geformt, als dass Unbefangenheit erwartet werden könnte. Es gibt heute viele Juden, die das deutsche Volk für einen „hoffnungslosen Fall“ ansehen, und noch im besten Fall für ein Volk, mit dem sie nach dem Geschehenen im Guten und Bösen nichts mehr zu schaffen haben wollen. Ich rechne mich nicht zu ihnen, denn ich glaube nicht, dass es so etwas wie einen permanenten Kriegszustand unter Völkern geben sollte. Ich halte es für richtig, und mehr noch, für wichtig, dass auch Juden, gerade als Juden zu den Deutschen sprechen, im vollen Bewusstsein des Geschehenen und ohne Grenzverwischung. Vielen von uns hat die deutsche Sprache, ihre Muttersprache, unverlierbare Erlebnisse geschenkt und die Landschaft ihrer Jugend bestimmt und ihr Ausdruck gegeben. Jetzt, wo es etwas wie einen Anruf von dort her, aus den Bereichen der Geschichte und von einer heraufziehenden neuen Jugend her gibt, und gerade weil dieser Anruf unsicher, und unerschüssig, ja verlegen ist, wohnt ihm etwas inne, dem manche von uns sich nicht entziehen wollen.

Freilich, die Schwierigkeiten der Verallgemeinerung, wenn wir „die Deutschen“ und „die Juden“ sagen, schrecken den Betrachter ab. In Zeiten des Konfliktes sind solche Spezies dann leicht handzuhaben. So fragwürdig solche allgemeinen Kategorien sind, es hat ihren stimmkräftigen Gebrauch niemals gehindert. Viele Differenzierungen wären hier am Platz. Denn die Deutschen sind nicht alle Deutschen und die Juden nicht alle Juden — mit der einen unausdenkbaren Ausnahme freilich: denn als diejenigen Deutschen, die wirklich, wenn sie die Juden apostrophieren, alle Juden meinten, die Macht in den Händen hatten, haben sie sie benutzt, um soweit es an ihnen lag, alle Juden zu ermorden. Seitdem fällt denen, die den Mord überlebt haben oder aus den Zufällen der Geschichte heraus ihm nicht ausgeliefert worden sind, es selber etwas schwer, zu differenzieren. Die Fallen, die jede Verallgemeinerung, und gar schon in einer kurzen Rede, gefährlich machen, sind klar: Willkür, Widerspruchsfülle und Zusammenhangslosigkeit; zu vielfältig und individuell liegen diese Verhältnisse, als dass nicht jeder allgemeinen Aussage sich eine leidlich ebensogut zu verteidigende entgegengesetzte liesse. Und doch will ich im vollen Bewusstsein solcher Hemmungen versuchen klar zu machen, was mich bei diesem Thema bewegt — gewiss einem der erregendsten Themen der jüdischen Welt seit mehr als 150 Jahren.

Alfred Döblin, ein jüdischer Schriftsteller, der auf seine alten Tage katholisch geworden war,

schrrieb 1948 einem anderen Juden, er solle darauf achten, wenn er für Deutsche schreibe, das Wort „Jude“ am besten nicht zu benutzen, denn es sei in Deutschland ein Schimpfwort geblieben, mit dessen Anwendung man nur den Antisemiten wohl tue. Denn der Antisemitismus sitze den Deutschen tief und sei — im Jahre 1948! — bösser als vor 1933. In der Tat habe ich selber die Erfahrung gemacht, dass viele Deutsche, die sich von den Nazis (manchmal etwas nachträglich) distanzieren möchten, noch 1965 diese Bemerkung von Döblin durch ihre offenkundige Scheu, Juden, die nicht unbedingt darauf bestehen, Juden zu nennen, einigermassen rechtfertigen. Nachdem sie als Juden ermordet worden sind, werden sie nun in einem postumen Triumph zu Deutschen ernannt, deren Judentum zu betonen ein Zugeständnis an die antisemitischen Theorien wäre. Welche Perversion im Namen eines Fortschritts, der den Verhältnissen ins Auge zu schauen nach Möglichkeit vermeidet! Aber gerade das betrachte ich als unsere Aufgabe, und wir können gar nicht nachdrücklich genug von den Juden sprechen, wenn wir von ihrem Schicksal unter den Deutschen reden. Die Atmosphäre zwischen den Juden und den Deutschen kann nur bereinigt werden, wenn wir diesen Verhältnissen mit der rückhaltlosen Kritik auf den Grund zu gehen suchen, die hier unabdingbar ist. Und das ist schwierig. Für die Deutschen, weil der Massenmord an den Juden zum schwersten Alpdruck ihrer moralischen Existenz als Volk geworden ist; für die Juden, weil solche Klärung eine kritische Distanz zu wichtigen Phänomenen ihrer eigenen Geschichte verlangt. Wo die Liebe, soweit sie einmal bestanden hat, im Blut erstickt worden ist, sind historische Erkenntnisse und Klarheit die Vorbedingungen für eine, vielleicht zukunftsreichere, Auseinandersetzung zwischen Juden und Deutschen. Solche Auseinandersetzung kann im Ernst nur jenseits der politischen und wirtschaftlichen Faktoren und Interessen angefasst werden, die zwischen dem Staat Israel und der Deutschen Bundesrepublik zur Diskussion stehen oder gestanden haben. Mir fehlt jede Zuständigkeit auf diesem Gebiet, und ich werde mich in keinem Punkte auf sie beziehen. Ich bin nicht einmal sicher, dass durch solche Einbeziehung irgend etwas für die Fragestellung oder ihre Beantwortung gewonnen wäre. Wir alle haben darüber viel gehört, und nicht immer ist es uns, gerade als Juden, sehr wohl dabei, wenn ein falsches Junktim geschaffen wird.

II

Bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, teilweise auch noch darüber hinaus haben die Juden in Deutschland im wesentlichen dasselbe Dasein geführt wie die Juden überall. Sie waren als Nation klar erkennbar, besaßen eine unverwechselbare Identität und eine eigene Geschichte durch die Jahrtausende, wie immer sie selber oder die anderen Völker diese Geschichte beurteilt haben mögen. Sie hatten ein scharf ausgeprägtes Bewusstsein ihrer selbst und lebten in einer

Religionsverfassung, die ihr Leben und ihre Kultur auf überaus intensive Weise in allen Poren ihres Daseins durchdrang. Soweit Einflüsse der deutschen Umwelt in die Judengasse drangen, und es hat keineswegs an ihnen gefehlt, geschah das nicht im Wege einer bewussten Hinwendung und Aufnahme solcher Elemente, sondern grossenteils in einem kaum bewussten Prozess der Osmose. Dabei wurde oft genug deutsches Kulturgut einer Transformation ins Jüdische (und sprachlich ins Jiddische) unterzogen. Die bewussten Beziehungen der beiden Gesellschaften waren heikler Natur, und gerade in den der Emanzipationsperiode vorangehenden zwei Jahrhunderten. Die religiöse Kultur ihrer tragenden Schichten ruhte in sich selbst und blieb der deutschen Welt völlig fern. Aber die ökonomisch stärksten Elemente, wie sie in der Erscheinung des jüdischen Hoffaktorentums zutage traten, und die sozial am tiefsten stehenden Gruppen, die mit der deutschen Unterwelt kommunizierten, hatten mit den Deutschen auf eine, in beiden Fällen lebensgefährliche Weise zu tun. Sie bewegten sich auf besondere Weise unter ihnen und mussten den Preis dafür bei der geringsten Änderung der politischen oder sozialen Verhältnisse zahlen. Nichts törichter als von der Verwurzelung der deutschen Juden in Deutschland in diesen Jahrhunderten zu sprechen, in denen weder von den Juden noch von den Deutschen aus irgendeine Vorbedingung für solche Verwurzelung bestand. Jeder wusste, dass die Juden im Exil waren, und wie immer man dies Exil beurteilte, war an seiner unendlichen Bedeutung für den menschlichen Stand der Juden kein Zweifel.

Die überwältigende Majorität der Juden, die zu den obengenannten beiden Randschichten nicht gehörten und von deren Wechselfällen relativ weniger betroffen wurden, hatten damals durchaus ihr traditionelles, von ihrer Geschichte und Geistigkeit geprägtes Gesicht, wie es sich in den langen Zeiten des Exils geprägt hatte. Zugleich ist freilich nicht zu verkennen, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine tiefe Schwäche in ihrem jüdischen Wesen sichtbar wird. Es ist, als ob eine Phase ihrer historischen Existenz an einem Tiefpunkt angelangt wäre, von wo aus nicht sicher war, wohin der Weg führen würde. Als Moses Mendelssohn seine Laufbahn als eine Art konservativer Reformator im deutschen Judentum begann, war dessen Schwäche evident. Mit ihm und vor allem seiner Schule begann jener Prozess der Hinwendung der Juden zu den Deutschen als ein bewusster Vorgang, der nun von gewichtigen historischen Faktoren befördert und begünstigt wurde. Es begann die Propaganda für den entschlossenen Anschluss der Juden an die deutsche Kultur und nicht lange danach auch an das deutsche Volkstum. Es begann auch jener drei bis vier Generationen sich hinziehende Kampf der Juden um ihre Rechte, den sie — täuschen wir uns darüber nicht! — gewannen, weil eine entscheidende und siegreiche Schicht unter den Nichtjuden ihn für sie führte.

Mit diesen Kämpfen, bei denen ihnen die deutsche Aufklärung und in nicht geringerem Grade die französische Revolution zu Hilfe kamen, begann eine folgenreiche Wandlung im Judentum im deutschen Raum. Zuerst ist diese Wandlung zögernd und sehr unsicher, wie auch ihr Judentum oft unsicher und verlegen ist. Sie wussten noch immer um ihr jüdisches Volkstum, wenn auch oft schon nicht mehr um dessen Sinn, der ihnen verloren gegangen war oder im Begriff war verloren zu gehen. Es begann, um es deutlich zu sagen, jenes unendlich sehnüchtige Schielen nach dem deutschen Geschichtsbereich, der den jüdischen ersetzen sollte, wie es für mehr als hundert Jahre der Beziehungen zwischen Juden und Deutschen so charakteristisch ist. Die Schichten im deutschen Judentum, die diesen Prozess nur unter grossen Bedenken mitmachten, und das waren vor allem die ursprünglich numerisch noch recht starken Kreise der Frommen der alten Schule, sind fast ausschliesslich durch ein bedrücktes und auffallendes Schweigen vernehmbar, aus dem nur selten direkt warnende Stimmen, als ob sie vor ihrem eigenen Pathos zurückschauernten, zu uns dringen. Bis 1820 etwa ist noch fast allgemein die Rede von der jüdischen Nation und ihren Angehörigen in Deutschland. In den nächsten zwei Generationen ändert sich dieser Sprachgebrauch vollständig und stattdessen treten — übrigens von beiden Seiten begünstigt — die Rede von der mosaischen Konfession und ähnliche Phraseologien ihre Laufbahn an.

Die Wandlungen und Verrenkungen, die dieses Schielen nach den Deutschen hin schon von Anfang an mit sich brachte, und die dann, in den fortschreitenden Stadien dieses Prozesses zu so bitterer Problematik führten, waren beträchtlich. Die Emanzipation brachte die entschlossene Verleugnung der jüdischen Nationalität als eines Partners in dieser Auseinandersetzung mit sich, eine Verleugnung, die ebenso sehr von den Deutschen gefordert wie von der Avantgarde der Juden und ihren federführenden Sprechern ebenso entschlossen zugestanden wurde. Aus dem Schielen nach dem deutschen Geschichtsbereich wurde ein entschlossenes Hineinsteigen in denselben, und aus den Objekten aufgeklärter Duldung wurden nicht selten lautstarke Propheten, die im Namen der Deutschen selber zu sprechen sich anschickten. Der aufmerksame Leser deutscher Reaktionen auf diesen Prozess und seine Akrobatik nimmt bald den Ton des Erstaunens und der, teils freundlichen, teils bösen Ironie wahr, der ihre Ausserungen durchzieht. Was vielen von uns heute als der von Anbeginn falsche Start in den Beziehungen der Juden und der Deutschen erscheint, was aber in den Verhältnissen von 1800 eine immanente Logik hatte, war mit diesem Verzicht auf die Totalität einer jüdischen Existenz in Deutschland gegeben. Wir haben deutliche Zeugnisse dafür, dass zu jener Missachtung, mit der so viele Deutsche auf die Juden blickten, auch die Leichtigkeit beigetragen hat, mit der deren kulturelle Oberschicht ihre eigene Tradition verleugnete. Was konnte



schon ein Erbe wert sein, dessen berufene Träger sich in ihrer Elite beeilten, es zu verleugnen? So kam es hier zu einer unheimlichen und gefährlichen Dialektik. Breite Kreise der deutschen Elite verlangten von den Juden, ihr Erbe aufzugeben und setzten geradezu eine Prämie auf den Abfall, zugleich aber verachteten viele die Juden für eben diese allzu willige Bereitschaft.

Die entschlossenen Kämpfer für die Sache der Juden unter den Nichtjuden waren gerade die, die am bewusstesten und artikuliertesten mit dem Verschwinden der Juden als Juden rechneten, ja dieses Verschwinden der jüdischen Volksgruppe als Gruppe für eine Vorbedingung ihres Eintretens für die Sache der Juden hielten, wie etwa Wilhelm von Humboldt. Die Liberalen erhofften eine entschlossene fortschreitende Selbstauflösung der Juden. Das Geschichtsbewusstsein der Konservativen machte sie diesen neuen Tönen gegenüber reserviert. Sie beginnen, den Juden die allzugrosse Leichtigkeit anzukreiden, mit der sie auf ihr eigenes Bewusstsein verzichten. Die Selbstaufgabe der Juden wird ebensowohl begrüßt, ja gefordert, wie zugleich häufig genug als Argument für ihre Substanzlosigkeit angeführt. Die Sozialisten, deren totaler Unernst und ebenso totale Unwissenheit in der Diskussion der Judenfrage durch die groteske Invektive „Zur Judenfrage“ von Karl Marx bestimmt wurde, standen der Frage dieser Wendung vollends hilflos gegenüber und konnten nur auf die Auflösung des jüdischen Volkes und seines historischen Bewusstseins drängen, die im Aufstand und Sieg der Revolution sich vollenden würde. Sie konnten überhaupt keinerlei Sinn darin finden, die Juden als aktive Partner irgendeiner Auseinandersetzung anzusehen.

Ich sprach von einer gefährlichen Dialektik in diesem Prozess. Die Juden führten den Kampf um ihre Emanzipation — und das ist die Tragödie dieses Kampfes, die uns heute so bewegt — nicht im Namen ihrer Rechte als Volk, sondern im Namen ihrer Assimilation an die Völker, unter denen sie wohnten. Sie haben damit, indem sie ihr Volkstum aufzugeben bereit waren oder es verleugneten nicht etwa ihr Elend beendet, sondern nur eine neue Quelle ihrer Leiden eröffnet. Denn die Assimilation hat die Judenfrage in Deutschland nicht etwa beseitigt, wie ihre Verfechter erhofften, sondern von einer neuen Position aus eher akuter gemacht. Je grösser die Berührungsfelder zwischen diesen beiden Gruppen wurden, desto mehr nahmen auch die Reibungsmöglichkeiten zu. Das Abenteuer der Assimilation, in das sie sich so leidenschaftlich (und wie verständlich!) stürzten, musste auch die Gefahren vermehren, die aus der wachsenden Spannung erwachsen. Dazu kam, dass an den Juden, die dieser neuen Begegnung mit den Deutschen ausgesetzt waren, etwas „zerrüttet“ war. Und zwar im doppelten Sinn: sowohl von ihrer Existenz unter ihnen aufgezogenen unwürdigen Bedingungen und deren Folgen im Persönlichen und Sozialen als auch von ihrer eigenen tiefen Unsicherheit her, die an ihnen von dem Moment an sichtbar wurde, wo sie das Ghetto verliessen, um, wie die Losung hiess, Deutsche zu werden. Diese doppelte Zerrüttung der deutschen Juden gehört zu den Faktoren, die in dem Prozess, der sich hier anbahnte, — einem Prozess im doppelten Sinn des Wortes — retardierende Momente darstellten, die störend und bald auch zerstörend wirkten. Die Weigerung so vieler deutscher Juden, die Wirk-

samkeit dieser Faktoren und der sich in ihnen ankündenden Dialektik wahrzunehmen, gehört zu den trübseligsten Erfahrungen des heutigen Lesers solcher Auseinandersetzungen. Die Gefühlsverwirrung der deutschen Juden zwischen 1820 und 1920 stellt eine wichtige Instanz für die Erkenntnis ihrer Gruppe dar, jenes „Deutschtum“, wie es uns so oft in unserer Jugend begegnete und in unserem eigenen Milieu zum Widerspruch aufreizte.

Zugleich aber öffnete sich in dieser Unsicherheit auch etwas anderes: mit ihr wurde auch eine langverschüttete Produktivität der Juden in ungeahnter Weise wieder frei. Zwar war mit diesem Eintritt in die neue und begierig aufgenommene Welt keine Sicherheit mehr gegeben, wie sie die Tradition den Juden einst geschenkt hatte und dem an ihr festhaltenden oft so eindrucksvoll auch weiterhin zu schenken vermochte, aber dafür wurde in den Juden, die sich in dieses erregende „Erlebnis“ stürzten, etwas aufgerufen, was in der alten Ordnung verschüttet oder unsichtbar geworden war. Diese Dinge sind tief aneinander gebunden. Hier ziemt es uns kurz innezuhalten und uns über die positiven Momente klar zu werden, die in diesem Prozess gerade für die Juden, auch weit ausserhalb der Grenzen Deutschlands, so bedeutungsvoll wurden.

Die Intimität, die für die Juden die Beziehung zum Deutschen annahm, hängt mit der spezifischen historischen Stunde zusammen, in der sie entstand. Als die Juden aus ihrem Mittelalter sich in grossen Scharen der neuen Zeit der Aufklärung und Revolution zuwandten, da war für ihre entscheidenden Massen in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und den Oststaaten, also für vier Fünftel des damaligen Judentums unter den gegebenen geographischen, politischen und sprachlichen Bedingungen die deutsche Kultur eben diejenige, der sie zuerst begegneten. Und zwar gerade — und das ist das Entscheidende — an einem ihrer fruchtbarsten Wendepunkte, nämlich auf dem Höhepunkt ihrer bürgerlichen Periode. Man darf sagen, dass es eine glückliche Stunde war, in der die neuerwachende Produktivität der Juden, die nach 1750 so bedeutende Formen annehmen sollte, gerade auf den Höhepunkt einer grossen Produktivität des deutschen Volkes traf, die ein Bild des Deutschen hervorrief, das vor 1940 auch durch viele bittere und bitterste Erfahrungen in sehr weiten Schichten nicht erschüttert worden ist. Diese Amalgamierung einer grossen historischen Stunde, für die Juden durch die Namen Lessing und Schiller bezeichnet, hat ihrer Intensität und ihrem Umfang nach keine Parallele in den Begegnungen der Juden mit anderen europäischen Völkern. Aus dieser Begegnung her, der ersten auf dem Weg nach Westen, von diesem neuen Bild her fiel ein grosser Schein auf alles Deutsche. Noch heute, nach so viel Blut und Tränen, können wir nicht sagen, dass es nur ein trügerischer war. Er war auch mehr. Er enthielt Elemente von grosser Fruchtbarkeit, Ansätze zu bedeutenden Entwicklungen.

Die Bedeutung, die Friedrich Schiller für die Beziehung der Juden zu Deutschland gehabt hat, ist schwer zu ermessen und von den Deutschen selber selten gewürdigt worden. Schiller, der Sprecher des reinen Menschentums, der Pathetiker der höchsten Ideale der Menschheit, hat für Generationen von Juden

in und fast noch mehr ausserhalb von Deutschland das repräsentiert, was sie als deutsch empfanden oder empfinden wollten, selbst dann noch, als diese Sprache in Deutschland selbst, im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts schon hohl klang. Die Begegnung mit Friedrich Schiller war für viele Juden realer als die mit den empirischen Deutschen. Hier fanden sie, was sie am glühendsten suchten. Die deutsche Romantik hat vielen Juden etwas bedeutet, Schiller allen. Er war ein Faktor im Glauben der Juden an die Menschheit. Schiller war der sichtbarste, eindrucksvollste und töndendste Anlass zu den idealistischen Selbsttäuschungen, zu denen die Beziehung der Juden zu den Deutschen geführt hat. Hier war das Programm, das dem neuen Juden, der seine Selbstsicherheit als Jude verloren hatte, alles zu verheissen schien, was er suchte, und so fand er keine falschen Töne darin, weil das die Musik war, die ihn in der Tiefe ansprach. Auf Schiller, der zu den Juden niemals unvermittelt sprach, haben die Juden in der Tat geantwortet, und in dem Scheitern dieses Dialoges ist vielleicht eines der Geheimnisse des Scheiterns dieser Beziehung überhaupt enthalten. Denn Schiller, an den sich ihre Liebe so leidenschaftlich geheftet hat, war ja kein Beliebiger, er war wirklich der Nationaldichter der Deutschen und wurde in der Zeit von 1800 bis 1900 als solcher von den Deutschen empfunden, so dass die Juden hier nicht, wie das oft genug vorgekommen ist, sich an eine falsche Adresse gewandt haben.

Die unendliche Leidenschaft, die russische Juden, die den Weg zum Menschlichen in ihrem eigenen Volke suchten, veranlasste, den Namen Schiller anzunehmen — eine der edelsten Figuren der zionistischen Bewegung, Salomo Schiller, ist dafür ein grosses Exempel — hat hier wirklich eine Brücke zu den Deutschen hin gebaut. Aber dieser Brückenschlag ist unglücklicherweise von den Juden aus allein erfolgt. Die Begeisterung der Juden für Schiller ist den späteren Deutschen nur noch komisch oder rührend erschienen. Selten nur regte sich (nicht ganz abwesend) in dem einen oder anderen ein Gefühl dafür, dass hier wirklich einmal gemeinsamer Boden für vieles hätte gegeben sein können.

### III

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine Periode der entschiedensten Annäherung. Die Juden fanden damals auch auf deutscher Seite erstaunlich viel Hilfe und zahlreiche einzelne unter ihnen Entgegenkommen in ihrem stürmischen Bildungsstreben. Man kann keineswegs sagen, dass es damals an gutem Willen gefehlt hat, und wer Biographien der jüdischen Elite dieser Zeit liest, trifft immer wieder auf solches Verständnis auch in sehr christlich-betonen Kreisen (wie den Herrnhutern). Bei diesem Bildungsstreben aber blieb es nicht, der inneren Dynamik dieses Prozesses nach. Wir finden hier den radikalen Übergang der Juden aus dem alt-traditionellen Lebenskreis, der bei ihrer Majorität noch vorwog, zu einem Germanismus, dem „die deutschnationale Bildung der Juden und ihre Teilnahme an den allgemeinen menschlichen und bürgerlichen Interessen als die wesentlichste Aufgabe erschien, der ein jeder sich widmen müsse, welcher etwas von sich erwartet“, wie es der Herbartianer Moritz Lazarus, ein ganz reiner Vertreter dieser Tendenz, formuliert hat, der den Übergang vom reinen talmudischen

Judentum zu dieser neuen deutsch-jüdischen Lebensform in fünf Jahren vollbracht hat! Das unendliche Verlangen, nach Hause zu kommen, verwandelte sich bald in die ekstatische Illusion zu Hause zu sein. Dass der noch heute den Betrachter bestürzenden Schnelle dieser Verwandlung, der Elle dieses Aufbruchs des Juden keine ebenso schnelle Reaktion der Deutschen gegenüberstand, ist ebenso bekannt wie begreiflich. Sie wussten nicht, mit wie tiefen Prozessen des Verfalls der jüdischen Tradition und des Selbstbewusstseins der Juden sie zu tun hatten und schrakten vor diesem Prozess sichtbar zurück. So sehr sie das schliessliche Resultat dieses Vorgangs begrüsst hätten, das mindestens der liberalen und weitgehend sogar der konservativen Ideologie entsprach, so wenig waren sie auf dieses Tempo vorbereitet, das ihnen überhitzt erschien, dessen Aggressivität sie in Abwehrstellung versetzte. Und diese wiederum verband sich früher oder später mit den Strömungen, die von vornherein diesen ganzen Prozess mit Abneigung aufnahmen und denen es an beredten Sprechern seit der nach-mendelssohnischen Generation nie gefehlt hat.

Die Rede vom „Wirtsvolk“, bei dem wir zu Gaste waren, hatte guten Sinn. Auch im besten Fall war es eine Aufnahme des Gastes in die Familie — auf Widerruf, wenn wir etwa den Bedingungen nicht entsprachen. Das wird oft gerade bei den Liberalen besonders deutlich. Die heutzutage manchmal gehörte Rede vom Verschmelzungsprozess der beiden Gruppen, der angeblich ohne das Eingreifen des Nationalsozialismus zwischen der grossen Mehrheit der deutschen Juden und den „andersgläubigen Bürgern“ — das ist von einem Juden in Deutschland 1965 gedruckt worden! — auf dem besten Wege gewesen wäre, ist ein zurückprojizierter Wunschtraum. Gewiss, die völlige Hingabe so vieler Menschen ans deutsche Volk, die sich in ihren (zahlreich vorhandenen) Autobiographien als „von jüdischer Abstammung“ bezeichneten, weil sie sonst innerlich nichts mehr mit der jüdischen Tradition, geschweige denn mit dem jüdischen Volk verband, gehört zu den erschütterndsten Phänomenen dieses Entfremdungsprozesses. Unendlich lang ist die Verlustliste der Juden an die Deutschen, eine Liste grosser und oft erstaunlicher Begabungen und Leistungen, die den Deutschen dargebracht wurden. Wer kann ohne Ergriffenheit ihre Geschichte lesen, wie die jenes Otto Lippmann aus Hamburg, die bis in den Freitod hinein ihren Anspruch aufrecht erhielten, bessere Deutsche zu sein als die, die sie in den Tod trieben, und es ist kein Wunder, dass jetzt, wo alles vorbei ist, viele diesen Anspruch als berechtigt anerkennen wollen. Diese Menschen haben gewählt und wir sollten sie den Deutschen nicht streitig machen. Und dennoch wird uns oft dabei nicht wohl, denn unser Gefühl weist auf den inneren Zwiespalt auch dieser Lebensläufe hin. Noch in der völligen Entfremdung von allem „Jüdischen“ in ihrem Bewusstsein wird in vielen von ihnen etwas sichtbar, was von Juden und Deutschen gleicherweise — nur von den Betroffenen nicht! — als jüdische Substanz empfunden wurde, wie das für so viele bedeutende Köpfe von Karl Marx und Lassalle bis Karl Kraus, Gustav Mahler und Georg Simmel gilt.

Niemand hat diesen Prozess des Aufbruchs der Juden von sich selbst hinweg tiefer bezeichnet als Charles Péguy, der eine unter Nichtjuden



selten erreichte oder gar übertrifene Einsicht in die jüdische Situation hatte. Von ihm stammt der Satz: „Etre ailleurs, le grand vice de cette race, la grande vertu secrète, la grande vocation de ce peuple.“ Dieses „Woanderssein“ war es, das sich mit dem verzweifelten Wunsch, zu Hause zu sein, so intensiv, fruchtbar und zerstörerisch zugleich verband. Es ist das Stichwort für das Verhältnis der Juden zu den Deutschen. Es ist zugleich das, was für den heutigen Betrachter ihre symbolische Stellung so anziehend, ergreifend und in einem bedeutenden Sinn positiv macht, wie es das ist, was sie damals beunruhigend, unter falschen Masken agierend und den Widerspruch herausfordernd erscheinen liess. Den Juden in Deutschland kam nicht zugute, was heute, unter sehr veränderten Verhältnissen, in einem wichtigen Teil der Gesellschaft ihnen gerade positive Bedeutung gibt und Berücksichtigung zuteil werden lässt; ich meine ihre Würdigung als klassische Repräsentanten des Phänomens der Entfremdung des Menschen in der Gesellschaft. Die Entfremdung des Juden von seinem eigenen Nährboden, seiner Geschichte und Tradition, und noch mehr seine Entfremdung in der sich bildenden bürgerlichen Gesellschaft wurde ihm verübelt. Dass er nicht recht zu Hause war, wie sehr er auch seinen Anspruch darauf nachdrücklich anmeldete, also was jetzt manchmal als ein Gleichnis der „condition humaine“ ihm zum Ruhmestitel angerechnet wird, das bildete in der Geschichte dieser Beziehungen, als Entfremdung noch ein Schimpfwort war, eine Anklage. Und es entspricht diesem vertrackten Zustand, dass die Juden selber in ihrer grossen Mehrheit diese Wertung ihrer Umgebung teilten, gerade in ihrem bewussten Stande, und eine Verwurzelung, ein Zuhause in den Deutschen anstreben oder behaupteten, das ihnen die grösste Mehrheit ihrer Umgebung nicht recht glaubte. (Der laute Hohn, den die Erscheinung der sogenannten nationaldeutschen Juden in den 1920er Jahren weckte, ist sehr charakteristisch!)

So war denn von vornherein in diesen Verhältnissen ein Zündstoff angehäuft, der gefährlich genug war. Der Prozess des Hineinwanderns der Juden in die deutsche Gesellschaft hatte sehr verschiedene Aspekte. Die wichtige Tatsache, dass die Juden ihre eigene Elite weitgehend durch Taufe und Mischehe in diesen Generationen verloren haben, weil sie selber diesen Losungen in solcher Radikalität gar nicht zu folgen bereit waren, weist auf folgenreiche Differenzierungen in diesem Vorgang selber hin. Sehr breite Schichten der deutschen Juden waren zwar bereit, ihr Judentum zu liquidieren, wollten aber, in freilich sehr verschiedenen Ausmassen, ihr Judentum, als Erbe, als Konfession, als ein Ich-weiss-nicht-was, ein undefinierbares und doch im Bewusstsein deutlich vorhandenes bewahren. Sie waren, was oft vergessen wird, zu jener totalen Assimilation, welche die Mehrheit ihrer Elite mit dem Verschwinden zu bezahlen bereit war, nicht bereit. Sie waren in ihrem Gefühl unsicher und verwirrt, aber das Schauspiel ihrer eigenen Avantgarde, die ihnen davonrannte, war ihnen zu viel. Diese unaufhörlichen Aderlässe, durch die die Juden die Majorität ihrer fortgeschrittensten Schichten an die Deutschen verloren, bildeten einen wichtigen, von jüdischer Seite aus sehr melancholisch stimmenden Aspekt der sogenannten deutsch-jüdischen Symbiose, von der jetzt so gern und in reichlich fahrlässiger Weise gespro-

## Juden und Deutsche

chen wird. So blieben die kleinen und kleinsten Bürger beim sozialen Aufstieg im Laufe des 19. Jahrhunderts das eigentliche Gros der Juden und mussten in jeder Generation eine ganz neue Führungsschicht aus sich hervorbringen. Es ist eine seltene Ausnahme, Nachkommen jener Familien, die nach 1800 beim „Aufbruch“ ins Deutsche hin führend waren, noch im 20. Jahrhundert unter den Juden zu finden. Andererseits blieben die Schichten darunter jeweilig dem Judentum fast geschlossen erhalten, freilich einem verwässerten oder eher vertrockneten, entleerten Judentum, das aus einer sonderbaren Mischung einer rationalen Vernunftreligion mit starken, nicht selten abgelegneten und dennoch höchst wirksamen Gefühlsmomenten zusammengesetzt war. Die Stellung der Juden zu den Überläufern aus ihrer eigenen Mitte war dabei sehr schwankend, wie das etwa in ihrer Haltung zu der Erscheinung Heinrich Heines sehr deutlich wird. Sie geht von tiefer gefühlmässiger Ablehnung bis zur halb-billigenden Gleichgültigkeit. Heine freilich war ein Grenzfall. Er konnte von sich sagen, dass er zum Judentum nicht zurückgekehrt sei, da er es nie verlassen habe.

Dabei dürfen auch die inneren Spannungen in der jüdischen Gesellschaft selber nicht unberücksichtigt bleiben, die das Verhältnis zur deutschen Umwelt nicht wenig beeinflussten. Deutschland war ja der Schauplatz besonders erbitterter Auseinandersetzungen zwischen den Frommen der alten Schule, den Landjuden und ihren Führern einerseits, und den „Neologen“, die hier schnell das Übergewicht, wenn schon nicht immer numerisch, so doch gesellschaftlich und politisch erlitten. Der Terminus Assimilation wurde zuerst von deren Verteidigern durchaus positiv, im Sinne eines Ideals verwendet, obwohl sie später, als die Zionisten ihnen das Wort im Hohn und als Schimpfwort zurückgaben, doppelt entrüstet waren, als „Assimilanten“ angesprochen zu werden. Diese in vielen Variationen sich manifestierende Tendenz zur Assimilation war gewiss ein bedeutender Faktor. Es ist aber nicht eindeutig zu sagen, wie weit jeweils die Fürsprecher dieser Tendenz zu gehen bereit waren, und nicht alles lässt sich hier über einen Kamm scheren. Jedenfalls war hier von jüdischer Seite selber eine starke Note der Kritik an Juden und an dem alten Judentum vorhanden, und es ist bekannt, wie oft sich das bei einzelnen bis zu jenen extremen Formen steigerte, die wir als jüdischen Antisemitismus kennengelernt haben. Verdankt man doch einem deutschen Juden, der das Judentum verlassen hatte, obwohl er, wie er schrieb, natürlich wusste, dass man das nicht kann, die „erbarmungslosesten Nacktaufnahmen“ der Berliner jüdischen Bourgeoisie, die überhaupt existieren, und die als ein unheimliches Dokument der jüdisch-deutschen Realität bleiben werden — ich meine die von Kurt Tucholsky verfassten Monologe des Herrn Wendriner. Die Antisemiten haben sich bemüht, die Juden so schlecht

zu machen, wie sie konnten, aber ihre Sachen lesen sich merkwürdig überspannt und hohl. Der Hass ist da, aber keine Sachkenntnis und kein Gefühl der Atmosphäre. So kommt es — kaum verwunderlich — dass es einem der begabtesten und widerwärtigsten jüdischen Antisemiten vorbehalten blieb, auf einem hohen Niveau das zu leisten, was die Antisemiten selber nicht fertig brachten.

Oft finden wir in derselben Familie Repräsentanten extremer Möglichkeiten. Das gilt etwa für die Brüder Jakob und Michael Bernays (deren Nichte die Frau von Sigmund Freud wurde). Der eine, ein klassischer Philologe höchsten Ranges, blieb der strengsten jüdischen Orthodoxie bis ins Neurotische hin treu; der andere verliess das Judentum, um eine noch glanzvollere Karriere als Germanist und Deuter Goethe's einzuschlagen. Die Brüder haben nie wieder ein Wort miteinander gewechselt. Das gilt auch für die Vetter Georg Herrmann aus der Familie Borchardt, der die Berliner jüdische Bourgeoisie mit ebensoviel Kritik und Ironie wie auch Liebe in unübertroffener Weise geschildert hat, und dessen unerhört begabten Vetter Rudolf Borchardt, der, nachdem er das Jüdische in sich vernichtet zu haben glaubte, zum beredtesten Sprecher eines kultur-konservativen deutschen Traditionalismus wurde, dessen schiere Paradoxie jeden seiner Hörer oder Leser, nur nicht ihn selber, erschreckte.

Die Majorität war aber nicht bereit, bis ans Ende zu gehen, und viele suchten nach einem mittleren Weg. Ihre grössten Begabungen sind aber nur selten der Sache der Juden zugute gekommen, wie etwa in so bedeutenden und zugleich problematischen Figuren wie Leopold Zunz, dem Begründer der Wissenschaft vom Judentum, Ludwig Steinheim und Herrmann Cohen, ihren besten religionsphilosophischen Köpfen, sowie Abraham Geiger und Samson Raphael Hirsch, den zwei bedeutendsten Gestalten und extremen Gegenpolen des jüdischen Rabbinates in Deutschland. Das Gros ihrer fähigsten Köpfe ist aber in einem erstaunlich reichen Ausbruch von Produktivität der deutschen Gesellschaft zugute gekommen, in Wirtschaft, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Der grosse amerikanische Soziologe, Thorstein Veblen, hat in einem berühmten Essay über die intellektuelle „Pre-eminence of Jews in modern Europe“ geschrieben. Es ist gerade diese „Prä-Eminenz“, die den Juden in Deutschland zum Verhängnis geworden ist. Denn als die Juden ihre wirtschaftliche Funktion, die sie als eine vortreibende Kraft in der Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert innehatten, längst erfüllt hatten und man sie dazu nicht mehr brauchte, hatten sie noch immer, ja gerade erst recht im 20. Jahrhundert, eine kulturelle Funktion, die von Anfang an Unruhe und Widerstand erweckt und ihnen nicht genutzt hat. Dass die Deutschen die Juden in ihrer geistigen Welt nötig hatten, wird jetzt, wo sie nicht mehr da sind, von vielen bemerkt und der Verlust beklagt, aber als sie sie hatten, wirkten sie, gewollt und ungewollt, als irritierendes Element und ihre Prä-Eminenz ist ihnen zum Unheil ausgeschlagen. Denn die Deutschen standen in ihrer grossen Majorität diesem Anmarsch der jüdischen Intelligenz, wie überhaupt dem Phänomen des Eintritts der Juden in die deutsche Gesellschaft, mit grosser Reserve gegenüber. Sie waren, wie schon gesagt, auf das stürmische Tempo

### Kinder lieben Savyon

- ★ Schwimmbassins für Gross und Klein
- ★ Spielplätze und Grünflächen
- ★ Stille Strassen zum Radfahren
- ★ Kindergarten — Volksschule

### Auch den Eltern gefaellt Savyon

20 Minuten vom Zentrum Tel-Avivi

EINFAMILIENHÄUSER IM GRÜNEN

INDIVIDUELLE PLANUNG, SOLIDE AUSFÜHRUNG

Sportklub — Ladenzentrum — Synagoge

**AFRICA-PALESTINE INVESTMENT LTD.**

13, ACHAD HAAM ST., TEL AVIV, TEL. 50281  
Savyon, Tel. 981105



dieses Vorgangs, das ihnen unheimlich vorkam, nicht gefasst. Der politischen Emanzipation, zu der sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts schliesslich endgültig bereit waren, stand keine Bereitschaft zur rückhaltlosen Aufnahme in die kulturell aktive Schicht gegenüber. Und die Juden, mit ihrer langen intellektuellen Tradition, fanden sich freilich für eine solche aktive Rolle, als sie nun ins deutsche Volk einzugehen suchten, wie geschaffen. Aber gerade das erregte den Widerstand, der aktiv und virulent wurde, bevor dieser Prozess der Rezeption sich hätte vollenden können. Die Liebesaffäre der Juden mit den Deutschen blieb, aufs Grosse gesehen, einseitig, unerwidert und weckte im besten Fall etwas wie Rührung (wie z.B. bei Theodor Fontane, um nur ein sehr berühmtes Beispiel zu nennen) oder Dankbarkeit. Dankbarkeit haben die Juden nicht selten gefunden, die Liebe, die sie gesucht haben, so gut wie nie.

Es hat unter den Juden verkantete Genies gegeben, Propheten; die ungen gehört wurden, Männer von Kopf, die sich für Gerechtigkeit, und nicht weniger Männer, die sich für grosse Geister unter den Deutschen eingesetzt haben. Das Letztere geradezu in erstaunlichem Mass, für das es keiner Dokumentation bedarf. Sind doch fast sämtliche der bedeutendsten Interpretationen Goethes von Juden verfasst! Aber keiner unter den Deutschen hat sich je für einen Juden aus jener eben erwähnten Gruppe engagiert. Nichts in der deutschen Literatur entspricht jenen unvergesslichen Seiten, auf denen der katholische Franzose Charles Péguy das Portrait Bernard Lazares, eines jüdischen Anarchisten, als eines der wahren Propheten Israels festgehalten hat, und das zu einer Zeit, als die französischen Juden nichts Besseres wussten, als einen ihrer grössten Männer verlegen oder böse, aus Ranküne oder aus Dummheit, totzuschweigen. Hier gab es einmal Nehmen und Geben; hier sah ein Franzose einen Juden, wie ihn die Juden selber nicht zu sehen vermochten. Etwas Entsprechendes für den vielberufenen deutsch-jüdischen Dialog, der nie stattgefunden hat, steht aus. Kein Deutscher hat Kafka, Simmel, Freud oder Walter Benjamin erkannt, als kein Hahn nach ihnen krächte — geschweige denn als Juden erkannt. Die verspätete Geschäftigkeit verspricht hier nichts.

Nur sehr wenige Deutsche, freilich einige ihrer edelsten Geister, haben die Unbefangenheit wirklicher Humanität gehabt, die den Juden als Juden sah und gelten liess, wie man sie etwa bei Johann Peter Hebel findet. Aber gerade bei den Liberalen sind die Vorbehalte oft unverkennbar. Fritz Reuter, einer der charakteristischsten Köpfe der norddeutschen liberalen Intelligenz, wusste, als er 1870 eine Rede zur Feier der Einigung Deutschlands hielt, nichts Besseres zu tun als gegen „die elenden Judenbengels wie z.B. Heinrich Heine“ loszuziehen, die des Patriotismus ermangelt hätten. Das Gefühl, dass der Liberalismus der Juden von radikalerer Natur war, dass sich in ihm subversive Tendenzen ankündigen, war weit verbreitet. In der Tat ist der Anteil der Juden an der Kritik öffentlicher Angelegenheiten in Deutschland in den hundert Jahren ihres publizistischen Auftretens höchst sichtbar, ganz anders als ihr, ebenfalls vorhandener, an gegenteiligen Bestrebungen, die fast nur, freilich besonders eindrücklich, von Getauften

wie Friedrich Julius Stahl oder Rudolf Borchardt vertreten wurden. Am Widerspruch zu dieser, in der Geschichte der Juden und ihrer gesellschaftlichen Stellung und Funktion tief begründeten Haltung rankte sich das von den Juden mit besonderer Blindheit aufgenommene Phänomen des Antisemitismus empor, der in dem nun von 1880—1930 immer kritischer werdenden Verhältnis der Juden und der Deutschen eine unfruchtbare und zerstörerische Bedeutung annahm. Es braucht hier nicht besonders betont zu werden, dass es spezifische gesellschaftliche und politische Bedingungen waren, unter denen schliesslich die radikalsten Formen des Antisemitismus zur Herrschaft in Deutschland gelangten. Aber nichts ist törichter als die Meinung, der Nationalsozialismus sei sozusagen vom Himmel gefallen oder ausschliesslich ein Produkt der Verhältnisse nach dem Ersten Weltkrieg. Dass er in allen seinen mörderischen Folgen virulent werden konnte, verdankt er einer langen Vorgeschichte. Nicht wenige der Schriften gegen die Juden aus dem 19. Jahrhundert lesen sich wie ganz unverstellte Dokumente des späteren Nazitums, keine wohl unheimlicher als Bruno Bauers „Das Judentum in der Fremde“ von 1869, in dem man schon alles lesen kann, und in nicht weniger radikaler Formulierung, was im Tausendjährigen Reich gepredigt wurde. Und das aus der Feder eines Führers der ehemaligen Hegel'schen Linken. Daneben hat es an subtilen Formen des Antisemitismus nie gefehlt, wie sie etwa in den zwischen Hass und Bewunderung hin und hergeworfenen Formulierungen in Hans Blüchers „Secessio Judaica“ kurz nach dem Ersten Weltkrieg ihren Ausdruck gefunden haben. Hier gab die auf den Hund gekommene Metaphysik in Gestalt des feinen Antisemitismus dem mörderischen das Stichwort. Und nichts bedrückt uns heute vielleicht mehr als das Schwanken vieler Deutscher, auch unter ihren bedeutendsten Köpfen, angesichts der dunklen Welle.

Max Brod hat von der „Distanzliebe“ gesprochen, die als die ideale Beziehung zwischen Deutschen und Juden hätte herrschen sollen, einem dialektischen Begriff, wo das Bewusstsein der Distanz allzu grobe Intimität verhindert, zugleich aber aus dem Gefühl der Entfernung heraus den Wunsch schafft, eine Überbrückung zu vollziehen. Gewiss wäre dies für die hier in Frage stehende Periode eine Lösung gewesen, hätten beide Parteien sich zu ihr verstanden. Aber Brod selber hat erkannt: Wo Liebe ist, schwindet das Gefühl für Distanz — und das galt für die Juden — und wo Distanz ist, kommt keine Liebe auf, und das galt für das Gros der Deutschen. Der Liebe der Juden zu Deutschland entsprach die betonte Distanz, mit der die Deutschen ihnen gegenübertraten. Gewiss, aus „Distanzliebe“ heraus hätten diese Partner mehr Güte, Aufgeschlossenheit, Verständnis für einander aufbringen können. Aber historische Konjunktive sind immer illegitim, und wenn Distanzliebe die, wie wir jetzt wahrnehmen können, zionistische Antwort auf die unaufhaltsam sich anbahnende Krise zwischen Juden und Deutschen gewesen wäre, so kam diese Losung der zionistischen Avantgarde zu spät. Die deutschen Juden, die durch ihren Sinn für Kritik bei den Deutschen ebenso berühmt wurden wie sie ihnen dadurch auf die Nerven gingen, haben sich in diesen, der Katastrophe vorausgehenden Generationen durch einen erstaunlichen Mangel an Einsicht



**ORIENT LLOYD**  
TRAVEL AND TOURIST AGENCY LTD.

TEL-AVIV, 56, Allenby Rd. Tel.: 56281  
Ramat-Gan, 26, Bialik Str. Tel.: 726158  
Raana, 4, Borochoy Str.

DAS FÜR INDIVIDUELLE BERATUNG UND AUSARBEITUNG  
VON REISEPLANEN SPEZIELL BEKANNTE REISEBÜRO.

Das Textile Shampoo  
Bübchen wünscht  
seinen vielen Freunden  
im ganzen Lande  
שנה טובה ונקיה



**TEXTILE**  
Shampoo

DAS SCHOENHEITSBAD  
FUER WOLLE, SEIDE  
UND ZARTE GEWEBE

Erstklassig wie jedes Neca-Produkt — Alleinvertr. Nurit Co. Ltd.

**BUILD YOUR HOME WITH RASSCO**

רסקו  
RASSCO

Dr. Jacobsohn Adv

Wegen Raummangels fallen in dieser Ausgabe die Rubriken „Aus Criticus' Tagebuch“, „Blick in die Welt“, „Musik“ und „Film“ aus.



und Kritik ihrer eigenen Lage ausgezeichnet. Die erbauliche und apologetische Haltung, der Mangel an kritischem Freimut verdirbt fast alles, was man von ihrer Seite über die Stellung der Juden in der deutschen Geisteswelt, in Literatur und Politik und Wirtschaft lesen kann.

Die Bereitschaft vieler Juden, eine Theorie für das Opfer ihrer jüdischen Existenz zu finden, ist ein erschütterndes Phänomen, von dem es ungezählte Varianten gibt. Unübertrefflich in ihrem schieren Selbstwiderspruch und in der gläubigen Forderung nach Selbstaufgabe, die von niemandem sonst verlangt werden dürfte ausser gerade von uns Juden, scheint mir die Formulierung zu sein, die Margarete Susman noch 1935 schreiben konnte, im vollen Bewusstsein, dass „das furchtbarste Schicksal das Juden je traf“ eingetroffen sei: „Die Bestimmung Israels als Volk ist nicht Selbstverwirklichung, sondern Selbstaufgabe um eines höheren, übergeschichtlichen Zieles willen.“ So weit ging die Verblendung, dass uns hier, im Namen der Propheten, die in der Tat nicht wollten, dass Israel ein Volk sei wie alle anderen Völker, zugemutet wurde zu glauben, „der ursprüngliche Inhalt der jüdischen Idee sei das Aufgehen dieses Volkes in den anderen Völkern“. Nicht das ist das Schreckliche, dass dieser Satz von der Geschichte so schlagend widerlegt worden ist, sondern dass er nie einen anderen Sinn gehabt hat als den der Perversion, in der christliche Ideen, die wir abgelehnt haben, solange wir atmen konnten, uns nun als angebliche jüdische Forderungen unserer grössten Männer entgegentraten. In solchen Losungen, wie sie von manchen Seiten immer wieder angeboten werden, liegt eine grösse innere Demoralisierung, ein Enthusiasmus für das Selbstopfer, der für eine Gemeinschaft ganz im Leeren bleiben

## Juden und Deutsche

musste und von niemand ernst genommen wurde als den Antisemiten, die darin einen besonders veruchten Trick der Juden, eine besonders konspirative Note fanden.

### IV

Wo stehen wir nun, nach dem unsagbaren Grauen jener 12 Jahre? Die Juden und die Deutschen haben nach dem Krieg einen sehr verschiedenen Weg genommen. Die Juden haben, in ihrem vitalsten Teil, versucht, sich eine eigene Gesellschaft in eigenen Lande aufzubauen. Niemand kann sagen, ob es ihnen gelingen wird, aber jeder weiss, dass die Sache Israels für die Juden lebenswichtig ist. Die Dialektik ihres Unternehmens ist augenfällig. Sie leben auf einem Vulkan. Ihrem grossen Aufschwung, der von der Erfahrung der Katastrophe, sagen wir's rund heraus: ihrer Erfahrung mit dem deutschen Judenmord und mit der Stumpfheit und Herzensträgheit der übrigen Welt bestimmt war, ist auch eine tiefe Müdigkeit gefolgt. Aber noch immer wirkt jener Antrieb, der von ihrer ursprünglichen Einsicht in ihre wahre Lage bestimmt war. Die Deutschen haben ihre Katastrophe mit der Teilung ihres

Landes bezahlt und andererseits einen materiellen Aufschwung erlebt, der die vergangenen Jahre in den Schatten stellte. Ob es zwischen den zwei Bergen, die aus dem vulkanischen Ausbruch hervorgekommen sind, wohl eine, wie immer schwankende, Brücke geben kann?

Der Abgrund, den die Ereignisse zwischen ihnen aufgerissen haben, kann nicht ergründet und ausgemessen werden. Ich glaube nicht, dass nur die völlige Aufnahme dieses Abgrunds in unser Bewusstsein nach allen seinen Dimensionen und in all seinen Bedeutungen es möglich machen wird, ihn zu überwinden — eine Meinung, die man in Israel oft hört. Es ist eine trostlose Prognose, die freilich nur in Worten besteht. Denn in Wahrheit gibt es diese Möglichkeit gar nicht, das Geschehene, dessen Unfassbarkeit ja gerade sein Spezifikum ist, zu erfassen, voll zu erkennen und so durchdrungen in unser Bewusstsein aufzunehmen. Es ist eine Forderung, die ihrer Natur nach unerfüllbar ist. Ob wir in diesem Abgrund uns begegnen können, weiss ich nicht. Und ob der Abgrund, den unsagbares, unausdenkbares Geschehen aufgerissen hat, geschlossen werden kann, wer möchte sich vermessen, es zu sagen?

Abgründe werden vom Geschehen aufgerissen, Brücken werden vom reinen Willen gebaut. Brücken sind notwendig, um über Abgründe zu führen, sie werden konstruiert, sie sind ein Erzeugnis bewussten Denkens und Willens. Moralische Brücken, ich wiederhole es, sind Erzeugnisse eines reinen Willens. Sie müssen von beiden Seiten her fest verankert und gegründet werden, wenn sie Bestand haben sollen. Israel hat von fast allen Völkern Europas Fürchterliches erlitten. Die Brücken, auf denen wir uns mit anderen Völkern treffen, sind schwankend genug, auch

wenn sie nicht von der Erinnerung an Auschwitz belastet sind. Aber — ist diese Erinnerung nicht auch eine Chance? Brennt in diesem Dunkel nicht auch ein Licht, das Licht der Einkehr? Anders gesprochen: Fruchtbare Beziehungen zwischen Juden und Deutschen, in denen eine bedeutende und ebensowohl eine die Sprache lähmende grauenhafte Vergangenheit aufbewahrt und neu verarbeitet werden sollen, sie müssen, wenn anders sie noch einmal aktuell werden können, mit grosser Behutsamkeit, im Schatten und ich möchte fast sagen, im Verborgenen vorbereitet werden. In solchem neuen Wirken liegt die einzige Garantie, dass die öffentlichen Beziehungen unserer Völker nicht von gefälschten Losungen und Forderungen vergiftet werden. Schon frisst der Wurm der Heuchelei an den zarten Wurzeln. Zu seinem neuen Verständnis bedarf es, wo Liebe nicht mehr aufgebracht werden kann, anderer Ingredienzien: der Distanz und des Respektes, der Offenheit und Aufgeschlossenheit, und mehr als alles, des reinen Willens — von beiden Seiten her.

Ein junger Deutscher schrieb mir, er hoffe, die Juden aus Deutschland mögen, wenn sie an Deutschland denken, sich des Wortes Jesajas erinnern: „Gedenket nimmer des Frühern, dem Vormaligen sinnt nimmer nach.“ Ob die messianische Zeit den Juden Vergessen schenken wird, weiss ich nicht. Es ist ein heikler Punkt der Theologie. Aber von uns, die illusionslos in einer unmessianischen Zeit leben müssen, wird mit solcher Hoffnung das Unmögliche verlangt. So erhaben das sein mag, wir können es nicht liefern. Nur im Eingedenken des Vergangenen, das niemals ganz von uns durchdrungen werden wird, kann neue Hoffnung auf Restitution der Sprache zwischen Deutschen und Juden, auf Versöhnung der Geschiedenen keimen.

## JERUSALEM

Allen unseren Kunden und Freunden

שנה טובה

**VIGO Jerusalem**

23 Ben Yehuda Str.

### ANTIQUARIAT ROMANN

2, Hahavatzet St., 1. Stock, JERUSALEM

Reichhaltiges Lager auf allen Wissensgebieten.  
ANKAUF VON BÜCHERN UND BIBLIOTHEKEN.

DAS FÜHRENDE REISEBÜRO ISRAELS

**PELTOURS** שנה טובה

2 Shlomzion Hamalka St.  
(Princess Mary opp. Generali Bldg.)  
Tel. 24318/19 JERUSALEM

Fachmännische Beratung betreffs Ersparnisse im Ausland.

Schiffs- und Flugkarten nach allen Teilen der Welt — Hotels im Ausland — Gruppenfahrten — Planung der individuellen Reise — Visas

Zweigstellen und Agenturen in allen Ländern der Welt.

### D. FRIEDMANN

Dipl. Kürschner

wünscht allen Kunden  
und Freunden

שנה טובה ומבורכת

JERUSALEM, TEL. 2-5322  
gegenüber Taxi „Aviv“

PENSION

### BARUCH WOLFF

wünscht allen seinen  
Gästen und Freunden

שנה טובה

JERUSALEM-RECHAVIA

Abarbanel Str. 27

Tel. 31876

כשר

### HOTEL JERUSALEM

zentral gelegen,  
empfiehlt sich bestens mit seinen angenehmen Zimmern  
Inhaber: S. FISCHER  
(vormals Restaurant Fischer)  
JERUSALEM, ECKE HASSOLEL ST. — TEL. 22757

שנה טובה

IHR BEWÄHRTES REISEBÜRO

### Orient Shipping Agency Ltd.

4, Coresh St. Telefon 23004 Jerusalem

wünscht allen Freunden

שנה טובה

D W BS. 66, 24. (17. Juni 1966)

## Robert Weltsch zum 75. Geburtstag

Wie schnell die Zeit dahinjagt und Ereignisse vorbeiwirbelt in atemberaubendem Tempo. Eben erst, so scheint es, haben wir den 70. Geburtstag von Robert Weltsch gefeiert, haben die vielen Glückwunschartikel gelesen, die schöne Festschrift, die ihm zum 20. Juni 1961 überreicht wurde. Und schon weist der Kalender auf das neue Jubiläums-Datum hin: am 20. Juni 1966 wird Robert Weltsch 75 Jahre.

Die üblichen Geburtstagsfloskeln für Menschen, die die 70 überschritten haben und die das respektable Lebensalter mit einem «*man möchte es nicht für möglich halten . . .*» zu bagatellisieren suchen, können wir uns bei Weltsch ersparen. Denn wer seine Artikel und Essays in den führenden Tageszeitungen und Zeitschriften liest, seine Einleitungen für das von ihm herausgegebene Jahrbuch des Leo-Baeck-Instituts, diese Meisterwerke an Einfühlung, vollendeter Synthese und schriftstellerischer Leistung, der wird sich gewiß nicht um das Geburtsdatum des Schreibenden kümmern. Was den Leser dagegen beeindruckt und immer wieder seine Bewunderung erregt, ist die menschliche und geistige Größe, die aus allem offenbar wird, was Robert Weltsch schreibt, was er lebt. Heute wie je ist er daher eine der repräsentativsten und vornehmsten Persönlichkeiten des einstigen deutschen Judentums. Erinnern wir uns doch: was wäre der deutsche Zionismus ohne Weltschs unermüdlichen, mutigen Einsatz und Dienst für die zionistische Organisation in Deutschland gewesen, was die seinerzeitige «Jüdische Rundschau» ohne ihn, den langjährigen Chefredaktor der Zeitung? Aber auch den heutigen Menschen, gleich ob sie Überlebende der Vergangenheit oder Später-Geborene sind, ist Weltsch noch immer ein Vorbild, ein maßgebender Mahner, dessen Worten Gehör geschenkt, dessen mit kontrollierter Gemessenheit vorgebrachte Kritik zu Herzen genommen wird.

Daß den Jubilaren zu seinem 75. Geburtstage Glückwünsche und Ehrungen aus allen Teilen der Welt erreichen werden, ist vorauszusehen. Aber ebenso vorauszusehen ist die *Reaktion* des Empfängers auf alle diese Bekundungen. Mit zögernder Bereitschaft wird er sie akzeptieren. Mit jenem scheu-verlegenen Lächeln, von dem man niemals genau weiß, ob es als ein Zeichen der Zustimmung oder der Abwehr anzusehen ist. Im tiefsten Grunde des Herzens aber tut es auch Robert Weltsch, dem so Bescheidenen, so Zurückhaltenden wohl, zu spüren, wieviel Verehrung ihm entgegengebracht wird und wieviel er den Jungen, Älteren und Alten immer noch bedeutet. Denn mag auch Weltschs Skeptizismus und Pessimismus einer unbefangenen Gefühlsaufgeschlossenheit oft im Wege stehen, die Freunde wissen, daß sich hinter der Fassade von Zweifeln ein warmer, mitfühlender Mensch verbirgt, ein Mensch, der um Wissen und Erkenntnis ringt, der unermüdlich in Wort und Schrift für eine bessere Zukunft kämpft und der trotz vieler Täuschungen und Enttäuschungen am Leben hängt und — es liebt.

«Siebzig, 75 Jahre usw. — was bringen sie eigentlich, was ist der Inhalt, was macht schon ein Jahr mehr oder weniger? Und doch möchte man gern noch dabei sein.» Wie bezeichnend für das Wesen von Weltsch sind diese Sätze: Immer wieder bemüht, sich Rechenschaft zu geben über den wirklichen Zusammenhang, den inneren Wert dessen, was Tage und Jahre bringen, steht er auf seinem Beobachtungsposten, ein einsamer Wahrheitssucher. Ein Rückschauender, der mit den Erkenntnissen des Einst in die Zukunft wirken möchte, dienend und mit «dabei». Wer glaubt, daß dieser 75. Geburtstag ähnlich begangen wird wie seinerzeit der 70., der befindet sich in einem Irrtum. Denn dieser 20. Juni 1966 ist ein Festtag wie keiner zuvor. Weil der Jubilar ihn zum erstenmal in seinem Leben auch mit allen Kindern begeht. Ich wage vorauszusagen, daß der Jubilar an diesem Tage, der so ganz im Zeichen der gebenden und empfangenen Liebe steht, statt mit einem verlegenen Lächeln mit einem glückstrahlenden Lächeln umhergehen wird, mit einem Lächeln, das Freude und Dankbarkeit ausdrückt für einen unvergeßlichen Tag. — Viel, viel Gutes für Dich, lieber, treuer Freund. Bleibe uns allen erhalten in Gesundheit und Zufriedenheit und Schaffenskraft. Denn nicht nur die Familie, auch wir können Dich nicht entbehren. Wir brauchen Dich. *Ilse Blumenthal-Weiß*



Leo Baeck Institute  
of Jews from Germany,  
129 East 73 St.,  
New-York 21, N.Y. U.S.A.

ALLEN V. ANI

English  
PARAVION  
SISTER

66, ALLENBY Rd.  
TEL-AVIV

DAS HAUS FÜR  
EXKLUSIVE  
DAMENMODEN

חג שמח

**MR**

ופה

Wochenzeitung des J

דמי החזרה

שולם

מובטחים

ת"א-יפו

137

ת"א תל אביב 1480

ידועות של

Merkas Europa

Tel-Aviv • POB 1480 • Jahrgang XXXIV • Nr. 13/14 • Preis IL • April 1966 • י"א ניסן תשכ"ו

## DIE LEHREN DER GESCHICHTE

Jedes Jahr, wenn der Frühling kommt, gedenken wir des Auszugs aus Ägypten. Ob Geschichte oder Legende, dieser Vorgang, über den man immer wieder spricht, hat das kollektive Bewusstsein des jüdischen Volkes geprägt. Hier wurden die Kategorien geformt, die in der Interpretation der jüdischen Geschichte fortdauernd auftauchen, so wie das Ereignis selbst ja nicht nur am Pessachfest und am Seder-Abend besprochen wird, sondern in der Liturgie zu einer ständigen Form der Erinnerung geworden ist. Es ist das bemerkenswerteste Attribut des Allmächtigen, der nach tausendjährigem, in der biblischen Erzählung wurzelnden Glauben das Wunder bewirkt hat, ein Sklavenvolk aus der Knechtschaft zu führen und ihm sogar eine weltgeschichtliche Aufgabe grössten Ausmasses aufzubürden. Was solcher Glaube bedeutet, wird uns klar, wenn wir als Mitlebende des zwanzigsten Jahrhunderts beobachten, wie sich, an einer weltgeschichtlichen Wende, bei vielen Völkern ein solcher Übergang von Knechtschaft zu Freiheit, beide Begriffe im Sinne der Vorstellungen der Zeit verstanden, vollzieht. Denn wir lernen daraus, dass die blosser Abschüttelung von Fremdherrschaft keineswegs einen Selbstzweck und das Ende des Ringens bedeuten kann, sondern dass auf die Frage „Freiheit wovon?“ mit Notwendigkeit die Frage „Freiheit wozu?“ folgen muss, wenn nicht das Neugeborene in das Chaos und in den inneren Kampf aller gegen alle ausarten soll, zu dem alle Völker neigen, vielleicht die natürliche Folge der empirischen menschlichen Natur. Denn der Mensch ist besessen von dem, was die jüdische Anthropologie den „bösen Trieb“ nennt, Selbstsucht, Eifersucht und Macht-hunger, gepaart mit ungenü-

### Eine Betrachtung zu Pessach 5726

Von ROBERT WELTSCH

gender Einsicht in die gegebene Wirklichkeit. Freiheitsbewegungen neigen dazu, den Menschen zu idealisieren. In Zukunftsprogrammen operiert man oft mit der abstrakten Vorstellung eines Idealmenschen, und vor allem nehmen die meisten sogenannten nationalen Bewegungen für sich in Anspruch, eine Gesellschaft von Idealgeschöpfen zu repräsentieren, was auch die Grundlage für ein übersteigertes nationales Selbstbewusstsein bietet; denn dem entsprechend erscheinen andere Gemeinschaften, die Gegner, als die Bösen, jedenfalls als die Schlechteren.

Vor solcher Haltung sollten die Juden bewahrt werden, als sie aus Ägypten zogen. Ihnen zumindest wurde der Spiegel vorgehalten, ihnen wurde deutlich verkündet, dass sie keineswegs die „Guten“ schlechthin sind, überhaupt nichts sind einfach durch die blosser Tatsache ihrer Existenz, sondern dass sie gut erst werden müssen. Nicht sie selbst sind die Richter über Gut und Böse, sondern diese Richtung kommt von oben, gemessen an einem objektiven Wert-Massstab. Wenn wir sagen „von oben“, so meinen wir nicht eine lokale Bestimmung, sondern den Gipfel der Skala, nach der wir unsere sittlichen Vorstellungen ordnen. In der letzten Zeit hat sich über die seit Jahrhunderten übliche Terminologie von Himmel und Erde, die ja auch auf die Bibel zurückgeht, eine Polemik entwickelt, da besonders von christlich-reformistischen Theologen darauf hingewiesen wurde, dass angesichts der neuen naturwissenschaftlichen Entdeckungen im Zeitalter der Welt-raumforschung die alten Be-

griffe von Himmel und Erde nicht haltbar seien und ihre Verwendung im Religionsunterricht und überhaupt in der religiösen Phraseologie nur die Wirkung haben kann, modern denkende Menschen allen religiösen Gedankengängen zu entfremden (siehe z.B. das kürzlich erschienene kleine Buch von John A. T. Robinson, Bishop of Woolwich „The New Reformation?“ [SCM Paperback], das die in christlichen Kreisen Englands entstandene Kontroverse zusammenfasst). Die gute alte Phrase von „Gott im Himmel“ sei heute nicht mehr annehmbar, da es ja den Himmel dieser kindlichen Auffassung nicht gibt. Dieser Einwand geht an der Tatsache vorüber, dass trotz aller poetischen Ausdrucksweise der Himmel der göttlichen Welt niemals im wörtlichen naturwissenschaftlichen Sinn zu verstehen war als der Ort des blauen Firmamentes, wo der unsichtbare Thron errichtet ist, sondern dass das Wort „Himmel“ ein Gleichnis bedeutet und in diesem Sinn so eingebürgert ist, dass keine Naturwissenschaft es beseitigen kann. Wenn in unserem Ehad mi jodea am Seder-Abend geantwortet wird, Einer ist der Gott, der Himmel und auf Erden ist, dann ist dabei sicher nicht an die physische Geographie des Weltalls gedacht, sondern an die metaphysische Einheit des Weltalls, wie immer man es wissenschaftlich analysieren mag. Und der Himmel, das Oben, ist eine Ausdrucksweise für das höhere Gesetz, das in unserem Innern waltet und wachgerufen werden muss, damit wir uns nicht mit der Erde, dem Allzu-Irdischen, begnügen, wozu ja alle Völker neigen, besonders in der Stunde ihrer Befreiung.

Weder als Menschen noch als Völker können wir leben ohne die Masstäbe „von oben“ (denn der Segen kommt von oben, sagt schon Schiller). Die Art der jüdischen Geschichtsschreibung ist jedenfalls geeignet, den Menschen die Grenztheit seiner Macht zum Bewusstsein zu bringen gegenüber dem, der die Geschichte lenkt. Übertreibung persönlicher oder nationaler Grösse in die Regionen des Göttlichen müssen in Enttäuschung, Erniedrigung und Demoralisierung enden — auch das ist eine Lehre der Hagada. In den nationalen Befreiungsbewegungen unserer Zeit haben wir dafür ebenso viele Beispiele erlebt, wie sie uns überliefert sind aus der Zeit, wo Caesarenwahnsinn für Kaiser oder Führer göttliche Verehrung forderte. Es ist vielleicht kein Zufall, dass die Gestalt des Caligula als ein Symbol des Nihilismus der Zeit, der vor dem Absurden stehenden Menschheit, vor das Bewusstsein der Zeitgenossen des Nazismus hingestellt wurde in dem Drama eines der sensitivsten, mit den moralischen Problemen ringenden Schriftstellers, Albert Camus (englische Übersetzung neu herausgegeben in Penguin Books mit einer wichtigen geistesgeschichtlichen Einleitung von John Cruickshank). Dahinter stehen die Schatten der wahnsinnigen Diktatoren, deren Namen wir alle kennen. Aber auch in den weniger extremen Fällen, im Bereich der vielen „kleinen“ Diktatoren, sehen wir, wie nicht nur das nihilistische Weltgefühl, sondern nationalistische Selbstgerechtigkeit verbunden mit dem Willen zur Macht, nachdem deren verführerischer Geschmack erst mal erschmeckt war, zu einer Vergöttlichung von Personen, von „Befreiern“, Staatsgründern etc. führt, die

(Fortsetzung S. 2)

LEO BAECK  
INSTITUTE  
NEW YORK  
4/66



## DIE LEHREN DER GESCHICHTE

(Fortsetzung von S. 1.)

dann von den Sich-berufen-glaubenden selbst in Tyrannei umgesetzt wird. Aber die Geschichte geht ihre eigenen Wege. Wir sind Zeugen des erstaunlichen Phänomens, wie solche Männer, die sich den unvergänglichen Dank der Völker verdient zu haben glauben, beseitigt werden, wie ihre götzenartigen Statuen unter dem Jubel der von ihnen befreiten Nationen zertrümmert werden und ihre Bilder von einem Tag zum anderen verschwinden. Im letzten Jahr haben wir solche Ereignisse in mindestens einem Dutzend neuer Staaten mit Erstaunen beobachtet. Das ist ein guter Anschauungsunterricht zum Thema der nationalen Befreiung, und vielleicht eine Mahnung an den tiefen Sinn unseres eigenen Auszuges „aus Ägypten“ — dem legendären zeitlosen Ägypten der Hagada.

Unterdrückte Völker, die zur Freiheit streben, kultivieren das Gefühl des *erlittenen Unrechts*, das auch ihren Anspruch auf einen neuen Status begründet, denn Gerechtigkeit gebietet, dass Unrecht gutgemacht werde. Daraus ergibt sich die merkwürdige Dialektik der Beziehungen im Völkergemisch unserer Tage, die beruht auf der Anerkennung eines neuen Prinzips, des „*Rechtes*“ der *schwachen Völker auf Unterstützung durch die starken und reichen*. Theoretisch soll diese Hilfe frei sein von allen Bedingungen, also auch unabhängig von politischen Verbindungen, wenn auch diese Konstruktion manchmal eine Fiktion ist. Der „Neutralismus“ der meisten neuen Staaten, einst von *Foster Dulles* als unmoralisch (weil anti-amerikanisch) verworfen, wird heute allgemein anerkannt und bildet die Ausgangsstellung für Hilfsforderungen nach beiden Seiten, manchmal nach drei Seiten. Nicht nur das Schuldgefühl der mächtigen Staaten, sondern auch politischer Opportunismus und die Angst vor lokalen Explosionen schuf das moralische Klima, in welchem diese internationale Hilfeleistung zu einer selbstverständlichen Einrichtung wurde. Daher ist es auch taktisch erklärlich, dass die ständige Anklage gegen diejenigen, die das Unrecht getan haben, so grosse Propaganda-Dimensionen annimmt und das Bewusstsein der Völker ausfüllt. Dabei ist es unvermeidlich, dass übertriebene Generalisierungen an der Tagesordnung sind und man allmählich ein Ressentiment gegen die Aussenwelt schlechthin kultiviert und andere für alles Missgeschick ver-

antwortlich macht, auch für die eigenen Fehler.

Auch in dieser Hinsicht ist der *Fall der Juden eine Art Musterbeispiel*, denn das Gefühl erlittenen Unrechts, der Versklavung durch andere Machthaber, ist bei uns sehr alt, wie ja die alljährliche, mit Anekdoten und Moralisierungen ausgeschmückte Erzählung des Exodus lehrt. Freilich ist das Judenschicksal in kein Schema einzureihen, dazu ist die Geschichte der Juden zu kompliziert, und zu einzigartig. Aber es gibt andere weitgehende *Analogien*, sogar zu dem Phänomen der Diaspora, wenn auch z.B. die Situation der Neger in Amerika, die mehr durch „Rasse“ und Hautfarbe zusammengehalten werden als durch ein geistiges Band, natürlich eine ganz andere ist. Auch sind die Vorfahren der Neger, um bei diesem Beispiel zu bleiben, als Sklaven nach Amerika gebracht worden in einer der schändlichsten Aktionen der Menschheitsgeschichte, an der profitgierige Weisse ebenso beteiligt waren wie Schwarze, Christen, Heiden und vielleicht auch Juden. Die Nachkommen dieser Sklaven kämpfen jetzt für ihre Rechte als amerikanische Bürger mit Unterstützung der Liberalen aller Völker und vor allem Amerikas selber. Die Juden hingegen sind in den meisten Fällen nicht zwangsweise oder wie Vieh transportiert worden, sie sind, um Verfolgungen zu entgehen, oft aus freien Stücken in ferne Länder gewandert, oft auch von den Machthabern anderer Länder gerufen und für bestimmte Funktionen benützt worden. Sie haben sich grosse Verdienste erworben um die Länder, in denen sie lebten, und diese Dienste wurden auch voll gewürdigt bis zu dem Moment, der so grossartig in der Bibel ausgedrückt ist in den wenigen Worten (mehr wert als alle dickbändige Schnörkel, die Thomas Mann dem Thema verleiht): „Es stand auf ein neuer König, der von Joseph nichts wusste.“ Immer wieder kam eines Tages diese Situation des *Heraufkommens einer neuen Generation*, die ihre eigenen Ideen und Zwecke hatte und sich nicht gebunden fühlte durch das, was ihre Vorväter dankbar empfangen und ausgenutzt hatten, oder durch die — inzwischen durch den Wandel der Zeit überholten und veralteten — Bedürfnisse und Ordnungen. Dann brauchte man die Juden nicht mehr, und dann tat man ihnen jenes „Unrecht“, über das das Volk mit Recht „zum Himmel schreit“, und des-

sen Berichte die Seiten unserer Geschichte füllen. Alle jüdischen Geschichtsbücher bis zur neuesten Zeit sind im Grunde *Chroniken des den Juden zugefügten Unrechts* und der daraus folgenden endlosen Leidenswege. Es ist natürlich und menschlich, dass man Schandtaten gegen Ohnmächtige, Grausamkeit und Massenwahn die unsagbaren Greuel der Verfolgungen und Scheiterhaufen durch die Jahrhunderte, dem Urteil der Menschheit — freilich gibt es nur in der Idee die wahre, ausschliesslich von sittlichen Motiven bestimmte und demgemäss urteilende „Menschheit“ — vorhält als sichtbare Verletzung der humanen Ethik, die zu wahren besonders die christliche Welt als ihren Beruf betrachtete. Und doch: es heisst nicht auch nur das Geringste von diesen Schrecken der Geschichte abziehen oder beschönigen, wenn wir uns immer wieder die Frage vorlegen, wie das alles möglich war und gekommen ist in dieser unvollkommensten der Welten, die nun einmal, im Zeichen des Wehrufes „Ach!“, „mit Machtgebärde in die Wirklichkeiten brach“.

In dieser Hinsicht ist ein kürzlich erschienen Buch über die *Geschichte des Antisemitismus* beachtenswert. (*Hellmut Andics* „Der Ewige Jude. Ursachen und Geschichte des Antisemitismus.“ — Verlag Fritz Molden Wien.) Es ist verfasst von einem katholischen österreichischen Journalisten und hat, soviel ich sehen konnte, in der jüdischen Presse keine wohlwollende Aufnahme gefunden. Andics schrieb gewiss kein wissenschaftliches Buch, aber in seiner Art hat er sich mit dem Problem ernsthaft auseinandergesetzt, unter dem Gesichtspunkt von Wirkung und Gegenwirkung. Für jüdische Leser ist es aufschlussreich zu erfahren, wie ein Mann, geboren 1922, der kein Antisemit ist, und dem man den Willen zu gerechter Betrachtungsweise nicht absprechen kann, das Problem sieht. Gewiss sind nicht alle Einzelheiten zutreffend, man kann auch an einzelnen Formulierungen Anstoss nehmen, und der „amerikanisierende“ Stil wirkt manchmal störend. Was aber von unserem Standpunkt aus wichtig ist, ist der Versuch, die Judenfrage — sowohl für die Juden als auch für die Völker — als *objektives* Problem zu sehen. Dies ist freilich für Juden nicht leicht und am allerwenigsten in unserer Zeit, wo die Generation noch lebt, die das unsagbare Grauen der Nazizeit durchgemacht hat — freilich heute schon ver-

DIE BESTE REISE  
beginnt mit einem  
kurzen Besuch bei Ihrem  
REISEBÜRO

**EXPRESS  
TOURS**  
LTD

Tel-Aviv, Milkve Israel 4  
Tel. 615028  
120 East 56th Street  
New York 22, N.Y.  
Plaza 9-1095  
In der Leitung:  
Werner Rosenberg  
und  
Sigi Gross

mischt mit (und teilweise zurückgedrängt von) einer jüngeren Generation, die den Hitler nicht kannte — und sich naturgemäss nicht freihalten kann von den Emotionen, die diese Erfahrung hervorruft. Jeder Versuch, die Dinge im Zusammenhang der Geschichte und in ihrer soziologischen Verstrickung zu analysieren, kann als Bagatellisierung oder „Entschuldigung“ der Verbrechen von Auschwitz erscheinen. Es ist begreiflich, dass man dies verhindern will. Wir möchten uns einem solchen Verdacht gewiss nicht aussetzen. Aber dämonische Mörder wie Hitler und Himmler, Eichmann und Heydrich, und wie sie alle heissen, standen ja nicht allein, und das Rätsel, wieso ein ganzes, stets als anständig und ordnungsliebend erscheinendes Volk dieses Toben des Bösen mitmachte oder zumindest widerstandslos duldet, ist durch blosser Verdammung nicht gelöst. Das versteht auch die Aussenwelt, und in England wurde jetzt auf Initiative einer unter Führung von *Lord Astor* stehenden Gruppe ein eigenes Institut gegründet, in dem eine Reihe von Gelehrten, mit Professor *Norman Cohn* an der Spitze, diese Frage soziologisch und psychologisch untersuchen soll.

Dass der christliche Verfasser an Juden und ihrer Tätigkeit — z.B. an jüdischen Schiebern — Kritik übt, kann uns gewiss nicht beleidigen, eine „rassenmässige“ Solidarität ist ja der übelste Berater bei der Analyse sozialer Übelstände. Andics sucht mit Recht die Simplifizierung der Begriffe von „Schuld“ oder „Schuldlosigkeit“ in solchem Zusammenhang zu vermeiden, und er würdigt in objektiver Weise die tieferen Ursachen eines sogenannten unsozialen Verhaltens und die Unlogik der Reaktion der Interessenten. Er ist keineswegs einseitig, er geisselt mit aller Schärfe das Verhalten der Chri-

(Schluss S. 3)



HANS TRAMER

# Ein Leben der Täuschung

## H. G. Reissner's Biographie von Eduard Gans

Der Lebensweg begabter Menschen offenbart nicht selten mehr über den Geist einer Epoche als so manche langatmigen Geschichtswerke. Einzelheiten und oft sehr persönliche Reaktionen sind es, die dem Gesamtgeschehen seine Farbigekeit geben. Sie erst decken innere Vorgänge auf, ohne die bestimmte Zeitereignisse ihre Leuchtkraft einbüßen würden. Ähnlich verhält es sich mit der Beurteilung von Persönlichkeiten, die als Repräsentanten ihrer Generation auftreten oder als solche angesehen werden. Will man sie wirklich verstehen und von ihrem Kern aus erfassen, so darf man sich nicht nur an die Daten ihrer Wirksamkeit halten, sondern muss auch in ihre „innere“ Biographie einzudringen versuchen.

Die merk- und denkwürdige Wandlung, die das deutsche Judentum gerade bei seinem Eintritt in die bürgerliche Welt des frühen 19. Jahrhunderts durchgemacht hat, ist schon oft beschrieben worden. Die zahlreichen Biographien Heinrich Heines handeln mehr oder minder ausführlich davon, das Gelehrtenchicksal von Leopold Zunz als Jude, Deutscher und Europäer

hat Nahum N. Glatzer dargestellt, doch fehlte bis jetzt ein umfassendes Lebensbild von Eduard Gans, dem dritten am Wendepunkt, der den Uebertritt zu Europa bedeutete. Diese Lücke hat nun Hanns Günther Reissner mit seinem Buche „Eduard Gans. Ein Leben im Vormärz“ (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts Verlag J.C.B. Mohr [Paul Siebeck], Tübingen 1965) ausgefüllt. Das Material, das Reissner unterbreitet, ergänzt um zahlreiche wichtige Ereignisse unsere Kenntnis jener Zeit; die Anordnung des Stoffes ist dazu in so vorbildlicher Form vorgenommen, dass aus der Lebensgeschichte dieses jüdischen Juristen ein ungemein fesselndes Panorama der Umwelt entsteht, in der sich die jungen jüdischen Akademiker in Deutschland nach den Freiheitskriegen bewegten. Für den, der Geschichte zu lesen versteht, ist diese Monographie eine äusserst spannende Lektüre!

Das Buch über Gans und seine Zeit hätte weit richtiger den Untertitel tragen müssen: **Ein Leben der Täuschung!** Denn betrachtet mit der Distanz von hundertfünfzig Jahren

war es ja eine, im Grunde ganz unverständliche Täuschung, der man sich damals allenthalben hingeegeben hatte. Noch zur Zeit, da Zunz 1794 oder Gans und Heine 1797 geboren wurden, sprach man unter Juden und Christen ganz allgemein und ganz selbstverständlich von Frauenzimmern, von Herren oder Bankiers und Kaufleuten „jüdischer Nation“, und niemand wohl glaubte im Ernst, dass diese Nation verschwinden oder einfach unter den Deutschen aufgehen werde. Dass dafür nicht allein der Wille der Juden massgebend war, dafür sorgten die Deutschen schon, durch ihr Verhalten, ihre Gesetze und Vorschriften, und das wurde auch immer und immer wieder den Einzelnen nicht weniger als der Nation im ganzen bewiesen. Reissner schildert sehr anschaulich die Situation des jungen Studenten Eduard Gans an der Berliner Universität. Es war ja hundert Jahre später nicht anders! „Die 1816/17 in Berlin immatrikulierte Studentenschaft“, heisst es bei Reissner, „wurde von aus den Befreiungskriegen heimgekehrten ‚Frontkämpfern‘ beherrscht. Stolz auf errungene Waf-

ferenerfolge schlug sich nieder in fortwährendem blinden Franzosenhass, Vorurteil gegen Nichtkriegsteilnehmer, Judenfeindschaft und in generellem Unwillen, die Schuldlast der voraufgegangenen Niederlage und des schliesslichen Sieges als gegeben anzuerkennen.“ Was konnte der junge Gans als Jude, Nichtkriegsteilnehmer und Liberaler anderes tun? Er schloss sich mit denjenigen zusammen, die dem gleichen gesellschaftlichen Boykott unterworfen waren. Und so entstand das Freundschaftsverhältnis mit Moses Moser, mit Immanuel Wohlwill, mit Leopold Zunz und mit noch vier oder fünf anderen.

Genau genommen war die Lage dieser jungen Akademiker wenig befriedigend. Das Edikt von 1812 war erlassen, die Zulassung zum Studium hatte man erreicht, aber „der Jude“ war man geblieben, und viel Aussichten auf eine akademische Karriere gab es nicht. Wollte man mit Gleichgesinnten und Gleichgestimmten zusammenkommen, so musste man einen jüdischen Verein gründen. Was man auch tat. Gans, Moser, Zunz und ihre Freunde trafen sich von November 1816 ab regelmässig und nannten ihre Zusammenkünfte „Wissenschaftszirkel“. Das war zwar keine studentische Verbindung, aber immerhin ein gewisser Ersatz, mit dem man sich als Jude eben begnügen musste. Man sprach

(Schluss S. 4)

## DIE LEHREN DER GESCHICHTE

(Schluss von S. 2)

sten, nicht nur der Mörder wie Kreuzfahrer oder Nazis, sondern auch der scheinheiligen und geschäftsbeflissenen Kreise, die sich unter Missbrauch religiöser Motive jeweils der unbequemen Konkurrenz entledigen wollten, nachdem die Juden ihre wirtschaftliche Funktion erfüllt hatten. Ein charakteristisches Beispiel — eines für viele — ist der Fall des österreichischen Hoffaktors Samuel Oppenheimer, dem der Autor nur verübelt dass er nicht genug Stolz besass, mit einem „stolzen Nein Rache an den Verfolgern zu üben“, als der Kaiser Leopold, der ihn aus der Stadt Wien verjagt hatte, seine Dienste als Bankier wieder in Anspruch nahm. Die christlichen Bankiers hatten aus Angst von Verlusten die Finanzierung von Heereslieferungen in den Türkenkriegen abgelehnt. Jud Oppenheimer führte sie durch, natürlich nicht immer mit ganz einwandfreien Mitteln; nachher erhob sich der Neid, und zum Schluss wurde Oppenheimer vom Kaiserhof um sein ganzes Vermögen betrogen. Nun traf den Verarmten noch die Verachtung. „Dass sozusagen nebenher auch noch das Abendland vor den Türken gerettet werden konnte, wies die Buchführung eines ordentlichen Kaufmannes nicht aus...“, bemerkt der Verfasser mit einer Ironie, die sich gewiss nicht gegen den Juden wendet, dem — indirekt — dieser Sieg zu dan-

ken ist, obwohl das in keinem Lehrbuch der Geschichte steht.

Ganze Abschnitte dieses Buches in bezug auf die Geldgeschäfte der Juden, im Rahmen der tatsächlichen Verhältnisse betrachtet, lesen sich wie eine Apologie für die Juden. Oft auch steht die Verkettung von Ursache und Wirkung jenseits des Willens der handelnden Personen. So z.B. hatte die Zugehörigkeit zum Judentum keine Bedeutung im Bewusstsein jüdischer Terroristen im Russland des 19. Jahrhunderts. Sie fühlten sich ebenso wie ihre nicht-jüdischen Genossen als „Vorkämpfer einer weltweiten Verbrüderung aller Unterdrückten“. Aber ohne dass die Jüdin Hesse Helfmann es auch nur ahnte, am wenigsten wollte, wurde am 13. März 1881 „der Grundstein für den jüdischen Nationalstaat Israel gelegt“, nämlich durch das Attentat auf Zar Alexander II. und dessen unabsehbare Folgen. Nun, im Jahre 1965 ist der „Israeli“ sogar in den Augen des Antisemiten eine rezipierte Figur, ein neues „Image“ (ein Lieblingswort des Verfassers), abstrahiert vom Juden. Das Judentum aber befindet sich in „der grössten inneren Krise seit der Zerstörung des Tempels“, in dem Dilemma zwischen Assimilation und Israelitum und in der neuen Spannung zwischen den zwei Arten Juden.

Das Schlusskapitel des Buches, überschrieben „Die Un-

erbittlichen“, wird am meisten Widerspruch erregen. Dr. Andies scheint das *Neuerwachen des Antisemitismus* als eine — wenn nicht berechnete, so doch verständliche — Reaktion auf das Verhalten der Juden zurückzuführen und arbeitet dabei mit Argumenten wie den jüdischen Atomspionen und vor allem dem Morgenthau-Plan, dessen praktische Bedeutung und jüdische Motivierung nur in der Phantasie der Nazi-Propaganda existiert. Er geht auch zu weit in der Akzeptierung des bekannten, recht umstrittenen Argumentes, dass die Deutschen — einschliesslich der Masse der „Parteigenossen“ — nichts von Judenmorden wussten, dass der durchschnittliche Nazi „keinem Juden jemals auch nur ein Haar gekrümmt hatte“ usw. Eine Kritik an der „Denazifizierungspraxis“ besonders der Amerikaner ist berechtigt, wird aber paralytisch durch so willkürliche Übertreibung in der anderen Richtung. Erklärung von Kausalketten ist erwünscht, aber an erster Stelle müsste man den Deutschen die Erklärung liefern, warum ihre Städte zerstört wurden, wer diesen Krieg und all den anderen Wahnsinn begonnen hat. Mit Recht beanstandet der Verfasser Auswüchse jüdischer Empfindlichkeit und Selbstglorifizierung und die gelegentliche jüdische Bagatellisierung jüdischer Gemeinheiten; es ist etwas Richtiges daran, wenn er feststellt, dass in vielen Fällen, psychologisch vielleicht begreiflich, aber darum in der Wir-

kung nicht weniger verhängnisvoll, Juden nicht Gleichberechtigung verlangen, sondern Privilegierung. Wie dem auch sei, wir müssen Dr. Andies glauben, wenn er versichert, dass die Folge der Nachkriegsjahre nicht eine Denazifizierung, sondern eine Renazifizierung war.

Im post-zionistischen Zeitalter rückschauend erscheint es uns oft, dass die grösste Errungenschaft des Zionismus zu Beginn dieses Jahrhunderts darin bestand, die Judenfrage als objektives Problem zu sehen, nicht bloss als ein Thema für Anklagen und Vorwürfe gegen Andere. Das war ein Erfordernis innerer Freiheit, die Loslösung von der Beschränktheit der Ghetto-Haltung. Diese Einsicht zu bewahren, ist ein geistiges Erbe der nächsten Generation, auch in der Post-Hitler-Welt. Es ist nicht leichter, sondern schwerer geworden, sich zur Sachlichkeit zu zwingen. Aber die ganze Grösse unseres Schicksals erkennen wir nur, wenn wir unsere Geschichte in einem objektiven Licht sehen, angefangen vom Auszug aus Ägypten. Das entspricht auch der jüdischen Auffassung, die sich in den grössten Büchern unserer Literatur und unserer Prophetie kundgibt. Aufgegeben ist dem Menschen, die Kriterien der ethischen Wertskala als gültigen Massstab „von oben“ anzunehmen. Kritiklose Selbstgerechtigkeit ist immer eine Fehlleistung. Liebe zum eigenen Volk ist unzulänglich, wenn sie nicht Hand in Hand geht mit der Liebe zur Menschheit.



# Ein Leben der Täuschung

(Schluss von S. 3)

und referierte über alles, was einem interessant erschien, nur vom Judentum handelte kein einziger der Vorträge.

Inzwischen hatte Gans sein Studium beendet und war im März 1819 als Dr. jur. aus Heidelberg nach Berlin zurückgekehrt. Sein im Dezember des gleichen Jahres unterbreiteter Antrag auf Zulassung zur akademischen Laufbahn an der juristischen Fakultät der Berliner Universität wurde zwar vom Fürsten von Hardenberg, dem Gönner seines verstorbenen Vaters, unterstützt, stieß aber sonst auf so ernsthafte Schwierigkeiten, die einer Ablehnung fast gleichkamen. Und noch dazu fanden gerade in jenem Jahre 1819 in mehreren deutschen Städten heftige Ausschreitungen gegen Juden statt. Dr. Gans war tief getroffen und in seinen Hoffnungen enttäuscht und gründete mit den gleichen Freunden von 1816 im November 1819 wiederum einen Verein, der diesmal der „Verbesserung des Zustandes der Juden im Deutschen Bundesstaate“ dienen sollte. Aus diesem „damals geformten Kern ist anderthalb Jahre später“ dann, wie Reissner mit Recht berichtet, „erst der eigentliche „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“ hervorgegangen.

In diesem Verein diskutierten die jungen Herren über manche wichtigen Dinge: über das Prinzip der jüdischen Geschichte, über eine Statistik der Juden, über den Begriff der jüdischen Kultur und schufen auf diese Weise recht eigentlich die Grundlagen der „Wissenschaft des Judentums“. Plötzlich aber wurde in der Sitzung vom 30. April 1820 der „sensationelle Vorschlag“ gemacht, „der Verein möge den Gedanken der Auswanderung in Betracht ziehen. Zu diesem Zwecke solle man mit einem gewissen Manuel Mordecai Noah in New York in Verbindung treten“. Von Noah war gerade die Kunde gekommen, dass er oberhalb des Niagarafalles eine Binneninsel gekauft habe, auf der er „die Errichtung einer jüdischen Kolonie und den Bau einer Stadt Neu-Jerusalem plante“.

Lebhafte Debatten setzten ein. Man stelle sich aber auch die Situation der jungen Akademiker recht lebhaft vor. Gans sitzt in Berlin, schreibt zwar an seinem grossen Werk über Erbrecht, doch die Universität will den Juden als Dozenten nicht akzeptieren. Auch Zunz hatte im Januar 1821 in Halle promoviert, aber eine Aussicht auf eine beamtete Tätigkeit eröffnete sich ihm damit noch lange nicht.

Die anderen, soweit sie nicht Mediziner waren oder in einen kaufmännischen Beruf auswichen, waren nicht viel besser dran. Also warum nicht Auswanderung und speziell nach Amerika, dem Lande der Freiheit? Gans war zunächst zurückhaltend, setzte eine Vertagung der Behandlung der ganzen Frage durch, bis sich seine persönliche Krise Mitte 1822 immer mehr zuspitzte. Am 18. August kam nämlich eine königliche Kabinettsorder heraus, die kurz und bündig verfügte: Juden seien zu akademischen Lehr- und Schulämtern nicht zuzulassen.

Fast genau um die gleiche Zeit hatte der „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“ einen bedeutsamen Zuwachs erfahren. Heinrich Heine war als **ordentliches Mitglied** aufgenommen worden. Für Gans bedeutete die Begegnung mit Heine eine Art von Schicksalsstunde, mit der er eigentlich nie mehr so recht fertig wurde. Reissner sagt: „Heine war in jenem Zeitpunkt auch schon hellhörig in bezug auf die Judenfrage.“ Jedenfalls, dem Gedanken der Auswanderung stand er sofort positiv gegenüber, ja seinen Schülern in der Unterrichtsanstalt des Vereins gab er in der Geschichtsstunde „den Rat, nach Amerika oder wenigstens nach England auszuwandern. In diesen Ländern falle es niemanden ein zu fragen: Was glaubst du, oder was glaubst du nicht? Jeder kann da nach seiner Façon sellg werden.“

Zweifelsohne ist auch Heine von der Stimmung, die unter diesen seinen Berliner Freunden damals herrschte, mitgerissen worden. Seine jüdische Haltung erfuhr eine wesentliche Vertiefung, wovon nicht zuletzt auch die nicht viel später begonnene Erzählung „Der Rabbi von Bacherach“ zeugte. Ob die These Erich Löwenthals, die Reissner verständlicherweise in englischer Sprache zitiert, stimmt, nach der „der ‚Rabbi‘ vielleicht mit einem Ausblick auf Amerika als das neue Land der Glaubensfreiheit enden sollte“, wollen wir dahingestellt lassen. (Im übrigen gibt es gerade zu diesem Problem neuere Forschungen, die Reissner unberücksichtigt lässt.) Jedenfalls aber sah Heine in dem Noah-Projekt ein begeistertes Zeichen für den Lebenswillen des jüdischen Volkes. Reissner spricht geradezu von einem „quasi-messianischen Rausch, der die Gruppe von dannen trug“. Jetzt nahm auch Eduard Gans an dieser Hochstimmung teil. Allerdings gehörte es zu seiner eigenartigen Inkonsistenz, dass er noch kurz vorher geschrieben hatte, die

jüdische Geschichte werde aufhören „mit dem Aufhören der Absonderung“.

1822 war eine „Gesellschaft zur Förderung des Christentums unter den Juden“ gegründet worden, und in eben diesem Jahre machte sich der Dr. Eduard Gans, den sein Judentum am Fortkommen hinderte, zum Vorkämpfer des Auswanderungsgedankens unter den Juden! Irgendwie trat er mit Noah in Verbindung, und sein Freund Heine hatte auch schon den Namen der ersten Judenstadt auf dem jüdischen amerikanischen Territorium erfunden. „Gastown“ schlug er vor, denn sie sollte, wie Reissner in einer einleuchtenden Deutung des Rauschzustandes der Freunde sagt, „den Namen dessen tragen, um den sie sich scharten“.

Im Mai 1823 verliess Heinrich Heine Berlin. Und von da ab scheint es mit der Begeisterung für die Judensache unter den Freunden wieder schwächer geworden zu sein. Der Kulturverein „zerrann — mit den Worten Reissners — in einem allmählichen seelischen Auszehrungsprozess“. Gans gab die ersten beiden Bände seines „Erbrechts in weltgeschichtlicher Entwicklung“ heraus, und Heine begann seine Dichterlaufbahn, in der er auch ein jüdischer Dichter wurde. Aber noch einmal leuchtet grell ihr Jugendtraum auf und — erlischt in einer Tragikomödie. Am 1. November berichtete die Hamburgische Staats- und Gelehrtezeitung von Noahs **Proklamation an die Juden**. Die Zeit sei gekommen, für die in der Welt zerstreuten Juden ein Asyl im Staate New York zu errichten, „in einem Lande, wo Milch und Honig fliesset und Israel unter Weinreben und Felgenbäumen ausruhen kann“. Zu seinen „Commissarien“ in Europa ernannte Noah u.a. Dr. E. Gans und Professor Zunz in Berlin. Unangenehm war nur, dass Herr Dr. Gans am 12. Dezember 1825 in Paris die Taufe nahm. Sein Freund Heinrich Heine war schon ein halbes Jahr vorher zum Protestantismus übergetreten.

Reissner berichtet, dass sich weder Gans noch Zunz öffentlich zu ihrer Ernennung als Commissarien des geplanten Judenstaates in Ararat äusserten. Er zitiert den Brief von Zunz vom 27. Januar 1826 an Mannheim, in dem sich Zunz beklagt, dass ihn diese Ernennung nur Porti gekostet habe. Es gibt aber, wie aus dem Buche von Nahum N. Glatzer über Leopold Zunz, das Reissner anscheinend nicht mehr benutzt hat, hervorgeht, einen etwas späteren Brief von Zunz an seinen Lehrer S. M. Ehrenberg, der gerade deshalb wichtig und interessant ist, weil er etwas über die Reaktion auf den messianischen Aufruf Noahs unter den deutschen Juden aussagt. In diesem Brief vom 17. März 1827 schreibt Zunz: „Den Narren Noa auf dem Berge Ararat werden Sie schon vergessen haben. Im Anfange glaubte auch ich, es stecke was dahinter; aber der Erfolg und seine törichte Ernennung von Leuten zur Commission, die ihn desavouieren, ist Beweis genug von seiner Schwindel. Aber ungeheures Aufsehen hat die Sache gemacht; mehrere Leute meldeten sich bereits bei mir u. viele Anfragen gingen schriftlich an mich ein, die ich unbeantwortet zu lassen für gut befunden habe...“

Also ungeheures Aufsehen und trotzdem: die Juden wollten nicht. Sie gingen den Weg eines geringeren Widerstands. Sie liessen sich taufen und wurden eben dann, wie

Gans im März 1826, ausserordentliche Professoren und schliesslich auch Ordinarien. Aber für ihre nichtjüdische Umwelt blieben sie die Juden! Auch Gans, den Treitschke später, wie Reissner in einem gesonderten Kapitel hervorhebt, sogar zu den fünf „orientalischen Chorführern“ im Jungen Deutschland rechnet. Neben ihm wurden Börne, Heine, Rahel Varnhagen und Dr. Zacharias Löwenthal derselben Ehre teilhaftig.

Die wenigen Jahre, die Eduard Gans noch zu leben blieben, befand er sich, wie Reissner es ausdrückt, in einem Zustand der „unbewältigten Vergangenheit“ Heine gegenüber. Ihr Briefwechsel hat seit dem berühmten Abrechnungsschreiben, das Heine im Mai 1826 an Gans sandte, keine Fortsetzung mehr gefunden. An literarischer Berühmtheit konnte Gans mit seinem ehemaligen Freunde nicht wettelfern. Nur einmal noch, 1830 in Paris, sahen sie sich flüchtig bei einem Empfang. Die Spannung blieb, bis Gans am 5. Mai 1839 für immer die Augen schloss. Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Berliner Universität wurde der Protestant Friedrich Julius Stahl, der, solange er noch Jude war, Julius Jolson geheissen hatte.

Das Buch von Reissner enthält noch eine grosse Zahl von interessantesten Einzelheiten, die dieser Biographie ihre Würze geben, sie aber auch zu einem echten Quellenwerk machen. Es zeigt, und für diese Herausarbeitung haben wir dem Autor zu danken, die grosse Täuschung, in der das deutsche Judentum — und nicht nur die Generation von Eduard Gans — befangen war. Gans ist zwar der Wortführer seiner Zeit gewesen, doch deswegen kein Einzelfall. Er hat mit seinen unbestreitbar grossen Gaben seine Freunde und Zeitgenossen beflügelt, aber sicher auch gehemmt. Und im letzten hat er wohl an der Problematik seines Wesens gerade in den Jahren seines späteren Lebens selber am meisten gelitten. Das Leben, das Streben und das Zerbrechen eines solchen Juden dargestellt zu haben, ist ein grosses Verdienst um die Geschichte des deutschen Judentums.

## DAS IDEALE MITTEL

zur Pflege feiner Gewebe:  
TEXTILE SHAMPOO  
schont und verschönt Seide, Wolle und empfindliche Stoffe.



EIN NECA PRODUKT  
ALLEINVERTRIEB:  
NURIT Co. LTD.

## PUBLIKATIONEN DES LEO BAECK INSTITUTS

Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen Bd. 14

Neuerscheinung:

HANNS GÜNTHER REISSNER

EDUARD GANS

EIN LEBEN IM VORMARZ

Eine umfassende Lebensbeschreibung und Würdigung des Hegel-Schülers, des Jugendfreundes von Heinrich Heine, des Lehrers von Felix Mendelssohn-Bartholdy und Karl Marx.

204 Seiten

Ganzleinen IL 24.25

VERLAG J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TUBINGEN







## NACH ZWANZIG JAHREN

(Fortsetzung von S. 1)

Selbstbeschränkung und eine augenscheinliche Müdigkeit, die Zerstörungen zu beseitigen, gar nicht zu reden von Ostländern wie Polen und Teilen Russlands, wo die Nazis und die Massenarmeen alle Zivilisation vernichtet hatten. Trotzdem wurde in weniger als fünf Jahren nicht nur die Wirtschaft in all diesen Ländern wieder aufgebaut, sondern es wurde der Weg gebahnt zu einer noch nie in der Geschichte dagewesenen Prosperität, einer *Wirtschaft des Ueberflusses* mit all ihren Licht- und Schattenseiten, wenigstens in Europa und Amerika und den direkt von ihnen abhängigen Ländern (wozu heute auch Israel gehört). Man staunte am meisten über das „*Wirtschaftswunder*“ in Westdeutschland, weil man ja dort nach dem völligen Zusammenbruch und der Verelendung nur eine sehr langsame Erholung erwartet hatte; aber nicht weniger erstaunlich war die schnelle Festigung und der Aufstieg anderer Länder wie Holland und Belgien, Italien und Frankreich. Entgegen allen Erwartungen hat der Verlust der Kolonien nicht zu Verarmung, sondern zu steigendem Wohlstand geführt. Es ist hier nicht der Ort, die Ursachen zu untersuchen, wie Marshall-Hilfe, technische Umwälzungen, nicht zuletzt die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft. Die *Tatsache* ist es, die uns in Erstaunen versetzen müsste, dass nicht, wie nach dem Ersten Weltkrieg, Niedergang und Massen-Arbeitslosigkeit eintrat, sondern im Gegenteil ein Aufschwung der westlichen Welt nebst Vollbeschäftigung, sozialer Aufstieg der Massen, Ende des europäischen „Proletariats“, das zu Anfang des Jahrhunderts eine so entscheidende Rolle im ökonomischen Denken gespielt hat. Ja man könnte sogar von einem *Herkommen* einer „Welt des Uebermutes“ sprechen, die keine Grenzen der Ausdehnung anerkennen will, und in der das Ringen um nationales Ansehen jetzt in der Frage gipfelt, wer zuerst den Mond erreichen wird.

### ENTWICKLUNG POLITISCHER BEZIEHUNGEN

Das alles hatten wir vor zwanzig Jahren nicht vorhergesehen. Wir hatten auch nicht verstanden, dass die Zahl der unabhängigen Staaten in der Welt sich mehr als verdoppeln wird, dass die Landkarte sich grundlegend verändert, und dass aus dieser sich immer mehr spaltenden und bekrie-

genden Welt trotzdem in höherem Masse als früher eine Art *Einheit* hervorgehen wird. Wir haben den Triumph der Idee der *politischen Freiheit* erlebt, wenn auch nicht durchaus in der Wirklichkeit, und wir haben Erfahrungen gesammelt, die uns so manche am Pessachfest früher oft in hergebrachter Weise diskutierte Gedanken von einer andern Seite zeigen und problematisch machen. Kein Zweifel, dass in materieller Beziehung für viele Millionen Menschen eine *bessere Zeit* gekommen ist und — mit allen Einschränkungen sei es gesagt — auch eine Erhöhung ihrer *Menschenwürde*. Es ist nicht zu verwundern, dass so tiefgehende Veränderungen, auf die die Menschen seelisch nicht vorbereitet sind, ein Chaos erzeugen, aus dem erst allmählich neue Formen sich entwickeln müssen. Niemals mehr als in solchen Situationen bedarf der Beschauer der *Geduld*, bevor ein endgültiges Urteil zu fällen ist. Niemand kann sich verhehlen, dass vor allem in dem Umsichgreifen unverstandener Theorien oder missverständlicher und missbrauchter Schlagworte grosse Gefahren für die Menschen selber liegen, die in diese Lage geraten, und für die Menschheit als ganzer.

Nicht so positiv wie die wirtschaftliche Wendung nach dem Krieg war die Entwicklung der *politischen Beziehungen*. Wir alle, die wir uns im Krieg für die Anti-Nazi-Koalition begeisterten und diese dankbar als den Kern einer neuen Humanität sehen wollten, erlebten die grösste Enttäuschung, als die Koalition auseinanderfiel und in die Bahn des Kalten Krieges einlenkte mit allen seinen Folgen. Nach zwanzig Jahren haben wir uns an diese Enttäuschung sozusagen gewöhnt, wir betrachten die *Spaltung der Nationen in zwei Blocks* schon als eine Gegebenheit, unsere Jugend ist damit aufgewachsen. Ja gerade in unseren Tagen scheint diese starre Teilung schon wieder gewichen zu sein, und obwohl der grosse sogenannte West-Ost-Gegensatz noch immer alle Politik beherrscht, sehen wir Anzeichen einer *Auflockerung*, einer Entstehung neuer Kräfte. Man redet schon von *Polyzentrismus*, in beiden Blocks sind Spaltungen, die in ihrem Innern beinahe grössere Gegensätze erzeugen als die zwischen den zwei herkömmlichen Lagern. Aber die Träume von Harmonie und gemeinsamen Idealen, mit denen die Menschheit das Morgenrot des Friedens begrüsst, sind zerstoßen. Neue Spannungen

haben neue Gefahrenherde aufflackern lassen in einer Welt, die nach unseren Hoffnungen allen Krieg und alle Barbarei überwunden hatte. Dazu kam die Bedrohung durch noch nie dagewesene *Vernichtungsmittel*, die Atomwaffen, vor denen alle zittern und die alle besitzen wollen. Sie sind das neue Symbol von Macht. Wieder sind kleine Völker zum Spielball der Mächtigen geworden. Sie sind Bauern auf dem Schachbrett, Stützpunkte einer Welt-Strategie. Statt unter dem Schutz einer Kolonialmacht, wie früher, leben manche nun „befreiten“ Völker in ständiger Gefahr, in inneren und äusseren Kämpfen, unter furchtbaren Leiden und Opfern. Nationaler Egoismus paart sich mit Misstrauen gegen die eigenen Verbündeten, und der Versuch einer Ordnung, die sich auf die von Amerikanern erfundene, keiner Wirklichkeit entsprechende Formel „*United Nations*“ stützt, ist misslungen. Trotzdem hat auch dieses Instrument der Gesamtheit in lokalen Fällen nützlich eingegriffen. Die neue Organisation leidet darunter, dass manche ihrer tragenden Mitglieder sie gar nicht wollen, und andere ihre Autorität nur dann anerkennen, wenn sie ihre Partei nimmt.

### VERWIRRUNG IN DER WELT

Politisch ist die Welt in *Verwirrung*, vielleicht weil sie keinen *moralischen Halt* besitzt. Den alten Schlagworten begegnet man mit Zynismus. Möglicherweise ist in manchen Teilen Asiens eine rücksichtslose, ja asketische Haltung vorhanden, die dienend arbeitet an einem neuen Menschentum, wie man es dort versteht. In der uns bekannten Welt Europas wurde das Vertrauen durch die Proklamation von Prinzipien untergraben, die nicht ernst waren, am deutlichsten durch die amerikanische Haltung gegenüber Deutschland, die von schärfster Abgrenzung (im Verbot des „*Fraternisierens*“) und selbstgerechten Schlagworten von „*Um-erziehung*“ (re-education) sowie Verbot von Re-militarisierung für ewige Zeit nicht nur zu milder Nachsicht mit Naziverbrechern umschlug, sondern auch zu einer zwangsweisen, von den Deutschen gar nicht gewollten, militärischen Beteiligung Deutschlands an dem gegen den neuen Feind gerichteten Bündnis. Es ist nicht das einzige Beispiel des Gegensatzes zwischen Moralpredigt und Praxis, der besonders auf die junge Generation so ernüchternd wirkte.

Noch in dem soeben erschienenen dritten Band von *Eden's Memoiren* (Cassell, London) lesen wir, wie während des Krieges beim Auftauchen schwieriger Probleme immer gesagt wurde, sie müssten bis zur Friedenskonferenz vertragen werden. Die Friedenskonferenz aber hat niemals stattgefunden, und ohnedies sind inzwischen die Fronten verschoben, sodass bei einer solchen Konferenz nicht mehr Sieger und Besiegte des Weltkrieges einander als Gegner gegenüberstehen würden.

### DER SCHATTEN DES GRAUENS

Vor zwanzig Jahren öffneten sich auch die Tore der *Konzentrationslager*, die Ueberlebenden, die durch alle Hölle gegangen waren, wurden befreit. Die beste aller mir bekannten Schilderungen des seelischen Zustandes der nun in eine noch immer verworrene und angesichts der präzedenzlosen Situation hilflose Welt zurückkehrenden Befreiten hat *Primo Levi* in seinem Buch „*La Tregua*“ (in englischer Uebersetzung: „*The Truce, A Survivor's Journey Home from Auschwitz*“ — The Bodley Head, London, in deutscher Sprache unter dem Titel „*Waffenruhe*“ erschienen und im MB Nr. 15 vom 9.4.1965 besprochen) gegeben. Was Auschwitz bedeutet, wird auch den heute Lebenden vorgeführt, nicht nur in einer wachsenden Literatur, sondern vor allem in den grossen *Prozessen*, von denen mehrere jetzt schon viele Monate lang in Deutschland öffentlich vor sich gehen, und ein besonders erregender — paradoxerweise in der Form einer zivilen Beleidigungsklage — in London stattfand. Er brachte Dinge zutage, die auch den Unbeteiligten die Haare zu Berge stehen liessen und den englischen Richter zu der Aeusserung veranlassten: „*Dreieinhalb Wochen haben wir Zeugenaussagen angehört, die eine — nur eine! — Seite enthüllt haben von Geschehnissen, die künftige Generationen wahrscheinlich als das grösste Verbrechen bezeichnen werden, das jemals begangen wurde. Ich habe mein ganzes Leben lang Geschichte studiert, aber mir kommt kein Verbrechen in den Sinn, das sich auch nur im entferntesten mit Auschwitz vergleichen lässt.*“ („*Auschwitz in England. A Record of a Libel Action*“). Macgibbon & Kee, London.) Mit diesem Phänomen der jüngsten Vergangenheit können wir nicht fertig werden, und „*wir*“ heisst hier nicht die unmittelbar Betroffenen, vor allem Juden, sondern das Ge-

(Schluss S. 3)



## NACH ZWANZIG JAHREN

(Schluss von S. 2)

wissen der Welt und der christlichen Zivilisation. Der *Schatten dieses Grauens* liegt über uns und das unergründliche Geheimnis einer Menschennatur, das durch die Formel von der „Banalität des Bösen“ nicht ausgeschöpft ist. Bezeichnenderweise hören wir — neben der verführerischen Parole des Vergessen-Wollens — Bekundungen des *Ringens mit diesen moralischen Problemen* vor allem aus Deutschland, wie etwa in einigen bemerkenswerten Reden in der kürzlichen Bundestags-Debatte. Ob es gelingen kann, nach solchen Erschütterungen das europäische Bewusstsein wieder ins Gleichgewicht zu bringen, ist eine Frage, die wir nicht zu entscheiden wagen. Grosse Teile der heutigen Welt, der aktiven Völker, leben in einer völlig anderen Perspektive und nach anderen Masstäben, sie wissen nur wenig oder gar nichts von den Vorgängen Europas oder von den jüdischen Erlebnissen dieser Zeit, und sie drängen zum

Vordergrund der geschichtlichen Bühne.

### DIE ENTWURZELTEN UND ISRAEL

Von den vor zwanzig Jahren befreiten Insassen der Lager, die man mit etwas Euphemismus „entwurzelte Personen“, Displaced Persons, nannte, und die den alliierten Militärverwaltungen Kopfschmerzen bereiteten, waren die Juden, vor allem die, die aus Osteuropa stammten, zum *Auszug nach Palästina* entschlossen. Sie wollten keine „Repatriierung“. Für sie war der Gedanke einer Fortsetzung des Lebens an den Stätten des Grauens unerträglich, und die letzte Phase der Unterdrückung hatte das nationale Bewusstsein gestärkt. Die Idee der Befreiung verband sich von neuem, wie so oft in unserer Geschichte, mit dem Wunsch der Aufrichtung einer *neuen Gemeinschaft im Lande der Väter*, in das schon Abraham und später die Flüchtlinge aus Aegypten unter Führung Moses' gewandert waren. Mit Hil-

fe einer unterirdischen Organisation entfalteten die Flüchtlinge von 1945 eine erstaunliche Energie, und der politische Druck blieb nicht unwirksam. Amerika drängte auf ihre Zulassung nach Palästina, vielleicht hat auch *Christopher Sykes* recht, wenn er in seinem neuen Buch („Crossroads to Israel“ — Collins, London) sagt, eines der Motive Amerikas war der Wunsch, die Einwanderung dieser Menschen nach Amerika zu verhindern. Die meisten dieser DP's sind damals nach Palästina gebracht worden, wenn auch manche, die besonders laut ihre Palästina-sehnsucht verkündeten, anderswo landeten. Ueberhaupt müssen wir rückschauend feststellen, dass die von vielen damals gehegte Idee, nach dem Krieg und nach dem Ende der Nazi-Aera würde ein *Massendrang nach Palästina* einsetzen, sich *nicht erfüllt* hat. Auch die Theorie, dass eine solche Einwanderung durch die Engländer entmutigt wurde, hat sich als unrichtig erwiesen, denn nach Errichtung des Judenstaates war die Zahl der frei-

willig aus Ländern Einwandernden, in denen kein politischer Druck von aussen bestand, sehr gering. Wir alle wissen, welche Konsequenzen diese Tatsache für den Staat Israel selbst, für die demographische und ideologische Zusammensetzung seiner Bevölkerung und für die Veränderung des zionistischen Urbildes gehabt hat. Nur selten gestehen wir uns ein, dass nicht nur die *objektive jüdische Lage*, sondern auch die *gedanklichen Grundlagen einer Analyse der Judenfrage* sich auf Grund der Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre entscheidend verändert haben. Aber auch das gehört zum Verständnis des neuen Abschnittes der jüdischen Geschichte, in dem wir heute stehen. So verbinden sich die Erinnerungen an die stürmischen zwanzig Jahre, die seit der letzten Befreiung von dem Druck der schwersten Tyrannei unserer neueren Geschichte vergangen sind, mit den Gedanken an jene erste Befreiung, durch die das jüdische Volk zu seiner geschichtlichen Rolle in der Welt geführt worden ist.

Robert *Weltsch*

## COURAGEOUS NONCONFORMIST

Rabbi Dr. Ignaz Maybaum 70

In extending our warmest congratulations to Rabbi Ignaz Maybaum on the occasion of his 70th birthday on March 2, we are conscious of the unique position he holds as a rabbi among modern Jewish thinkers and as a public figure. If it may be said of anybody that he does not fit into the habitual categories which we use in our daily routine to indicate party divisions in Jewish life, it applies to Maybaum. Although in Germany a member of the Zionist K.J.V., he has always withstood the temptation of using current simplifying slogans when problems are at stake which in fact have no parallel in history. On the other hand, he has an acute awareness of the entanglements of thought and habit which arose for the Jews during the centuries of their co-existence with other cultures and faiths, and of the constant process of adaptation and separation, which actually is the most characteristic fact of Jewish history. He has resisted the perpetual propaganda that has engulfed Jewish thought since the predominance of politics in Jewish life and the pressure of vested party interests, both secular and religious. Yet he has never wavered in his conviction that it is the theological aspect of Judaism which matters, and which will ultimately decide the Jewish future.

Such a reluctance to fit oneself into one of the traditional camps or of treading a party line does not enhance a man's popularity. Very suspicious of all ready-made formulas, Maybaum has remained an independent thinker, haunted by the quest for truth. He does not accept the self-assurance of fundamentalists, and he does not mince words in his polemics with Orthodoxy. He does not accept the once fashionable admiration of *Ostjuden* as such, nor the recognition of the automatic superior-

ity of Israelis. He disagrees with the notion of assimilation as an opprobrium, and argues that Eastern Jews, Israelis and all the others are no less products of assimilation than the German Jews were. He has propounded the view that many attributes of Eastern Jews, which have been praised as Jewish virtues and have been regarded as norm for allegedly true Judaism, can be unmasked as acquisitions from the surrounding world. He has discovered that many ritual habits of Orthodox Jewry were only developed from the Middle Ages, and often derived from the legalistic world of Islam—a fact which had passed unnoticed into Jewish consciousness. At the same time he is an unequivocal believer in Western civilisation, and he can see a future for Judaism, be it in Israel or anywhere else, only in close connection with this civilisation.

### Judaism in the Gentile World

Recently he developed his basic ideas in an illuminating essay contributed to the volume published in memory of Leon Roth.\* This is a kind of summary of his interpretation of Judaism confronted with the Gentile world. To speak of "Jewish culture", he says, is a misconception. There were only two civilisations which both, as Yehuda Halevi said, grew out of the seed of Judaism: the Christian and the Islamic. In contrast, he defines the Jew as engaged in Worship and Work ("Avodah" in Hebrew)—this is his mission. "In so far as Judaism holds fast to its prophetic element, it is debarred from the possibility of fulfilling itself in the sort of creativity that establishes States, cultures and civilisations". Perhaps some will feel that Maybaum often makes apodictic statements without sufficient evidence, but his ideas are always interesting and thought-provoking.

All of Maybaum's writings are permeated by the anxiety not to be pushed back into the Middle Ages. The acceptance of Jewish Orthodoxy as "State religion" in Israel, which he rightly criticises (though perhaps overstating its practical impact), is in his view "a step back into the dark ages—into the Islamic Middle Ages". As a true follower of the Enlightenment in its German-Jewish pattern, he pleads for the unconditional identification of the Jew with the Western idea of freedom. "In a century and a half since Mendelssohn, Jews have proved that they can be both Westerners and Jews". This is undoubtedly true, but some readers may feel that there is also another side to this all too optimistic picture. It seems almost like an intentional paradox when Maybaum exclaims: "By pursuing the phantom of a Jewish culture we cannot preserve our Jewish identity. We must either stand in the midst of Western civilisation as God-worshipping Jews, or we must disappear".

From these quotations it becomes clear that many of Maybaum's views are controversial, and no better compliment can be offered to this sincere and indefatigable preacher than the fact that even when hailing him on a purely personal occasion one inevitably becomes involved in a discussion—not necessarily polemical—of his views. This, however, cannot be extended in the short space avail-

\* *Studies in Rationalism, Judaism and Universalism*. In memory of Leon Roth. Edited by Raphael Loewe. Routledge & Kegan Paul, London, 1966.

able, as the subject of his thought comprises the whole of Jewish life and history, e.g., the effects of enlightenment, the changing image of German Jewry under the impact of emancipation, the philosophy of such figures as Mendelssohn, Baeck and Rosenzweig, various aspects of Jewish nationalism and the future status of the Diaspora, and many more themes, all closely linked with the interpretation of Judaism.

After his arrival in England as a refugee, Maybaum published a series of books, mainly consisting of sermons he had given at his synagogue. To mention a few of them: *Man and Catastrophe* (1941, with a foreword by the then Archbishop of York), *The Jewish Mission* (1949), *Jewish Existence* (1960). It is clear that the homiletic style suits his purpose well—to convey a stirring message, to link Biblical stories with contemporary events, to warn his audience of rigid clichés that blur the reality of our life. It is significant that this modern and wholly westernised thinker seems to be best at home in the world of Maggiduth.

### The Challenge of Auschwitz

His most recent book bears the provocative, and indeed deeply disturbing, title "The Face of God after Auschwitz".† Its blurb says: "This book considers what has to change in religion and culture to save mankind in the nuclear age". Such a statement of intention indicates that the author disapproves of the complacency which is widely noticeable in Jewish life, as though nothing of shocking importance had happened. At a time when many other religious men have confessed in awe that Auschwitz shattered the foundations of their belief, and when the dialogues of Job have assumed an alarming topicality, Maybaum stresses his confidence in the validity of Jewish religion. He looks at Auschwitz in the perspective of the everlasting protracted drama of Jewish existence under changing historical conditions, and he arrives at the conclusion that "the Remnant of the Jewish people must remain the people believing in God, the Redeemer from Egypt. What about the six million? They perished, trapped in the land of the cruel Pharaoh".

It is no reflection on the integrity of the author if one does not feel quite sure whether his words will be convincing to all those tormented by Job-like doubts. At least he dared to touch overtly on this very sensitive point. But many who are disgusted by some phenomena of our contemporary Jewish scene, especially the aloofness from genuine spiritual values and the cult of Mammon, will agree with Maybaum's exhortation: "Prophetic faith must become our faith today when we are forced to say farewell to the long tradition of the Jewish people in the Middle Ages influenced so strongly by Islam". Nevertheless, one cannot suppress some reservation with regard to the view that all salvation will come from Western civilisation—as it presents itself to us today.

Anyhow, Maybaum deserves our gratitude for extracting many actual facts of contemporary Jewish life from the distortion and haziness which they have assumed by propaganda, and for inducing us to critical thinking. He leaves no room for doubting the seriousness of his ceaseless intellectual endeavour. We are glad that he is among us, and that, after a certainly not easy process of adaptation to his new environment, he has continued in England his activity as a rabbi and as an interpreter of events. We wish him many more years of health and vigour to say what is going on in his burning heart and to help others in finding their way through the darkness of our time.

† Polak & Van Gennep, Amsterdam. 265 pp.

*With the Compliments of*

**DICK & GOLDSCHMIDT**  
LTD

London W.1



A. Rosenberg

## TWO EXHIBITIONS

Six years ago *The Times* said about Frank Auerbach's art: "But by now it is the most assured example in this country of that type of 'realist' painting which interprets reality as something solid, tangible and weighty and identifies paint itself with the same qualities as its subject." And in the *Daily Telegraph* we read: "Always we feel ourselves in the presence of a talent of brooding strength."

The competition for the critics' and the public's attention is fierce. Thousands of young painters every year exhibit or want to exhibit their work. What is the particular quality which causes this high esteem of Frank Auerbach's art?

First of all, who is Frank Auerbach? Now living in London, he was born in Berlin in 1931. His parents perished in a concentration camp and, at the age of eight, he arrived in England, where he went to the Bunce Court school. He studied art in London at St. Martin's and at the Royal College. Some time ago he translated part of Rilke's "Book of Poverty and of Death" into English. This is more than a youthful accident or "aberration". He takes life and art very seriously—the ancient "struggle with the angel". The object, whatever it may be, is almost something sacred. The difficulty, the challenge, consists in being true to it.

We all know that it is silly to imagine that an object can just be represented by the artist as it is. Picasso said: "Nature and Art, being two different things, cannot be the same thing." The problem for the painter is how to tackle reality, how to infuse it with that special meaning he sees in it. This sounds expressionistic and, in a certain way, Auerbach is an Expressionist. About how very subjective and personal his approach is he says: "One never has power over anything, can never do anything clearly or purely." It is this sincerity, this single-mindedness, that raises him above many of his contemporaries.

The onlooker is struck by the heaviness in every sense of the word of Auerbach's canvases. The paint is laid on very thickly and the objects are earthy and weighty. He seems to paint for eternity, giving the picture the same stability and durability that the world itself has. This creates a remarkable tension: classicism and expressionism. No wonder that he admires Poussin and Turner as well.

Many people find it very difficult to recognise even after prolonged observation what some of his pictures represent. This is the price we have to pay for his originality and, I should say, his spirituality. He once said: "In the morning I had been working, very very conscientiously painting a building site. Suddenly I was conscious of something underneath it, and then there suddenly was the image underneath it."

It is this unending struggle with reality, this somewhat tortured sense of striving for perfection, which still makes the spectator a little uneasy. But the earnest will and the great skill are there and, who knows, one day he may break through to the longed-for and liberating image.

### Helen de Beer at Brent Bridge Hotel

An encounter with the work of people who came to this country from Germany in the 'thirties is moving because it not only confronts us with what we read or hear or see, but also leads us back into the past—our own past.

Mrs. de Beer hails from Emden in Friesland. Her family was friendly with the painter Otto Modersohn, the husband of the famous Paula Modersohn-Becker. It was he who encouraged the young girl to take to brush and oil. Since then, she has intermittently painted oils and water colours. She received advice from Eugen Spiro in Berlin and had a more formal training in Amsterdam and London. The

exhibition at the Brent Bridge Hotel is not her first. We had occasion to discuss her pictures when they were exhibited at the Ben Uri Gallery.

As so many people in those northern climes, Helen de Beer hungers after sun and light. Therefore, her stay in the south of France stimulated her creative powers in a remarkable way. The greater part of the exhibits depicts landscapes in Menton and St. Tropez. We do not see an explosion of gushing colours. A deep and luscious green is predominant but the sky is muted, more white than blue, and a delicate filigree of twigs and branches is silhouetted against the sky's luminosity. Strangely enough, an almost Gauguin-like glow of paint informs a large water colour of the painter's London garden.

### KURT HAHN'S ANCESTORS

A Festschrift published in honour of Kurt Hahn on the occasion of his 80th birthday "Bildung als Wagnis und Bewahrung", Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg 1966) includes contributions by well-known personalities, e.g., Golo Mann and Helmut Becker, director of the Planck Institute, both former pupils of the Salem School.

One article deals with Hahn's family and traditions. Its author is Lola Landau-Wegner (Jerusalem), daughter of the Berlin gynaecologist Theodor Landau, and former wife of the author Armin T. Wegner (Rome). Hahn's father, the industrialist Oskar Hahn (died 1904) and his grandfather, Albert Hahn (born 1824 in Breslau), the founder of the "Röhrenwalzwerke", were economic pioneers, personalities endowed with gifts of organisation, tenacity and authority.

One of the ancestors of Hahn's mother, Charlotte Hahn, a scion of the Landau family, was Jecheskiel Landau, Chief Rabbi of Prague (died 1793). In Hahn's youth the maternal grandmother, Anschulka, who came from a well-off assimilated Warsaw merchant's family, played a decisive part. After her husband's death she was almost the matriarchal centre of the family.—(E.G.L.)

Such pretty things at  
Reasonable Prices



BRANCHES IN MAIN TOWNS

### GRANGE TRAVEL SERVICE LTD.

59 COLDHARBOUR LANE, HAYES, MIDDLESEX

Tel.: HAYes 5517-9. Cables: Grange, Hayes, Middx.

Under the personal supervision of  
MR. J. G. J. BARON, M.T.A.I., DIRECTOR & GENERAL MANAGER

ALWAYS AT YOUR PERSONAL SERVICE

FOR ALL TRAVEL, TOURS, CAR BOOKINGS AND INSURANCE,  
AIR AND RAIL TICKETS, HOTEL RESERVATIONS, TRAVELLERS'  
CHEQUES & FOREIGN CURRENCIES, SIGHTSEEING & EXCURSIONS,  
THEATRE TICKETS, AGENTS FOR ALL TOUR OPERATORS.

TOURS TO ISRAEL A SPECIALITY

### AJR CHARITABLE TRUST

These are the ways in which you can help:

#### CONTRIBUTIONS UNDER COVENANT

(in lieu of your membership subscription to the AJR).

A Covenant commits the covenanter for a period of seven years or during his life, whichever period is shorter.

#### GIFTS IN YOUR LIFETIME. A BEQUEST IN YOUR WILL

Ask for particulars from: The Secretary, AJR Charitable Trust,  
8 Fairfax Mansions, London, N.W.3.

SPACE DONATED BY TRADE CUTTERS LTD., BRITANNIA WORKS, 25 ST. PANCRAS  
WAY, N.W.1.

Welsh, Robert

Martin Buber's last  
testimony

in: AJR Febr. 1966

D. Buber, Martin



## VICTOR GOLLAN CZ

Mit Sir Victor Gollancz, der am 8. Februar im Alter von 73 Jahren gestorben ist, hat das öffentliche Leben Englands, aber auch das Judentum, eine lebenswerte, jedoch auch umstrittene barocke Figur verloren, deren Einfluss in England besonders in den dreissiger Jahren nicht unbeträchtlich war. Er war ein enthusiastischer Fürsprecher aller Bestrebungen, die von Menschenliebe inspiriert waren. Er stand in der vordersten Reihe der Kämpfer für humanitäre und reformistische Ziele, die darauf gerichtet waren, das Unrecht gutzumachen oder zu mildern, das der Mensch dem Menschen antut. Er hat selbst berichtet, wie entsetzt er schon als Kind war, als sein Schulweg ihn eines der verkommenen Londoner Slum-Viertel kennen lehrte, und dass diese Entrüstung der erste Antrieb zu seiner späteren sozialistischen Gesinnung gewesen ist. Ein grosser Teil seiner vor einigen Jahren erschienenen Autobiographie ist der Auseinandersetzung mit dem Judentum und der Religion gewidmet. Victor Gollancz war von früher Jugend ein tief religiöser Mensch, aber die engherzige Art der Einstellung zur Religion in seinem orthodoxen Elternhaus hat ihn abgestossen. Er hat gegen die Beobachtung von rituellen Gebräuchen ohne wirklich geistige Teilnahme revoltiert; für ihn war Menschentum und Ethik das Wichtigste. Sein Verhältnis zum Judentum ist zeit lebens ein ambivalentes geblieben. Er hat es für sich auf seine eigene Weise umgebildet, zugunsten einer individuellen Religion, die im persönlichen Erleben verankert war. Da er niemals mit seiner nonkonformistischen Überzeugung zurückhielt, ist er von jüdischer Seite oft angegriffen, oder doch mit Kopfschütteln betrachtet worden.

Obwohl er dem orthodoxen Judentum seines Vaterhauses schon als junger Mann den Rücken gekehrt hat, ist er ein Bewunderer der eigentlichen jüdischen Lehre geblieben, zu der für ihn auch Jesus gehörte. Er ist fasziniert von der echten Schönheit und von dem tiefen Sinn der mit den rituellen Geboten verbundenen Intention. Nur wurde dies alles zerstört durch die Beobachtung, dass die meisten Menschen die Bräuche gedankenlos und seelenlos praktizieren, und dass ihnen die Form weit wichtiger geworden ist als der Inhalt. Der Verfall des empirischen Judentums machte es ihm unmöglich, diese Tradition fortzusetzen. Das Vakuum, das dadurch entstand, hat Gollancz auf eigenartige Weise ausgefüllt: durch seine Begeisterung für die Oper. Er wurde ein regelmässiger Besu-

cher des Opernhauses in Covent Garden, Bewunderer der grossen Sänger und Sängerinnen der Zeit, und ein grosser Teil seiner autobiographischen Schriften ist mit diesen musikalischen Erinnerungen ausgefüllt. Das scheint in jener Generation eine nicht ungewöhnliche Erscheinung gewesen zu sein. In jüdischen Familien, besonders wenn unter den Vorfahren grosse Kantoren waren, spielte Musik und Oper eine überragende Rolle. Rückschauend erscheint es paradoxerweise wie ein Übergang von Religion zur Oper. Das entspricht genau dem, was ich in Prag miterlebt habe in meiner Jugend, in der Ära des grossen Operndirektors Angelo Neumann, der auch vor 60 Jahren der Erfinder der — inzwischen unter dem Namen Festival zu einer allgemeinen Einrichtung gewordenen — „Maifestspiele“ war. Einen Nachklang dieser Periode finden wir z.B. in Max Brods kürzlich neu erschienenem aus dieser Ära stammenden Buch „Prager Sternenhimmel“. In der Oper schien Gollancz völlig in seinem Element. Ich erinnere mich an eine Unterhaltung bei der Traviata-Aufführung mit der Callas, von der ich enttäuscht war, aber Gollancz sagte mit strahlenden Augen: „Sie singt fürchterlich, und sie ist die grossartigste Traviata, die ich jemals gehört habe.“

Gollancz begann 1928 als Verleger in kleinem Masstab; er hatte einen ausserordentlichen Blick für Begabungen und gleichzeitig eine gewisse erzieherische Tendenz, und sein Verlag brachte es zu hohem Ansehen und Rang, in der englischen Buchproduktion. Als in den dreissiger Jahren der Faschismus sein Haupt immer drohender erhob, gründete Gollancz den „Left Book Club“, dessen gelbe Bücher in schärfster Form den Kampf gegen die Reaktion führten. So wurde er ein Wortführer der Linken. Für das Bewusstsein der englischen Intellektuellen stand damals der spanische Bürgerkrieg noch mehr im Vordergrund als Hitler. Es war in seiner Haltung auch manche Inkonsistenz. Gollancz war ein Gegner des Militarismus, ein leidenschaftlicher Verdammter des Krieges, wie jeder Unmenschlichkeit, und daher auch gegen Aufrüstung. Aber wie sollte man ohne Waffen Hitler bekämpfen? Obwohl er der Labour Party angehörte, war er niemals Mitglied offizieller Zirkel, nach dem Krieg war er ein Gegner von Bevin und setzte sich — ebenso wie Harold Laski — eine Zeitlang energisch für die Zulassung jüdischer Einwanderung nach Palästina ein. Damals erschien seine Broschüre „Let My People Go“. Sein prozlo-

nistisches Intermezzo dauerte nicht lange, denn er wurde ernüchtert durch die Aktivität der Terroristen und war — wie ja auch viele andere Menschen — fassungslos über die Untaten von Dir Yassin. Manche seiner jüdischen Kritiker sahen einen Widerspruch in seiner Haltung darin, dass er sich in der Nazizeit aktiv für die jüdischen Opfer des Nazismus einsetzte, auch Freigabe des Weges nach Palästina forderte, aber 1948 eine (kurzlebige) Jewish Society for Human Service anregte, um den arabischen Flüchtlingen zu helfen, die ihr Heim verloren hatten. Für ihn lag hier natürlich kein Widerspruch, sondern ein logischer Zusammenhang: in beiden Fällen vertrat er die Stimme der Menschlichkeit. Er wollte Menschen helfen, die schuldlos ins Unglück geraten waren. Aus dem gleichen Grund setzte er sich 1945 dafür ein, deutsche Kinder vor Hunger zu bewahren in dem Chaos, das die Nazis über Europa und auch über Deutschland gebracht hatten. Gollancz war immer darauf bedacht, dort einzugreifen, wo andere Vorurteile hatten. Er war im Grunde ein unpolitischer Mensch, der naiv meinte, in jeder Situation käme es auf Menschlichkeit an. Auch Hass dürfe nicht verewigt werden. Er deutete die jüdisch-christliche Überlieferung als eine Lehre der Versöhnung.

Obwohl ihm alle institutionalisierte Religion zuwider war, suchte Gollancz in allen Religionen den echten gemeinsamen Kern, die

Sehnsucht des Menschenherzens nach der Verbindung mit dem Transzendenten. Er war ein Kenner der religiösen Literatur aller Völker, und er gab zwei Anthologien heraus, „A Year of Grace“ und „From Darkness to Light“, wo er Aussprüche von Weisen und Heiligen zusammenstellte. Natürlich nehmen dort jüdische Zitate von der Thora über Psalmen und Propheten bis zu den Chassidim einen grossen Platz ein. Obwohl Gollancz niemals die Synagoge besuchte (nach seinem eigenen Wort) und, wie gesagt, gegen die Formen des jüdischen Kults viel einzuwenden hatte, überraschte er die grosse, aus allen Kreisen englischer Intelligenz zusammengesetzte Festgesellschaft, die sich zur Feier seines siebenzigsten Geburtstages vor drei Jahren eingefunden hatte, indem er vor dem Essen aufstand und mit bedecktem Haupt die Brachah auf hebräisch und englisch rezitierte. Das war gewiss keine leere Demonstration. Stets pries er die Herrlichkeit der jüdischen Segenssprüche und überhaupt die tiefe Idee, bei so vielen Gelegenheiten einen Segen zu sprechen. Nur müsste das tatsächlich mit echter Hingebung geschehen, was über die menschliche Kraft geht. Völlig hat auch dieser Mann den Zwiespalt seines Lebens nicht gelöst. Aber in seiner Mischung von überkonfessioneller Frömmigkeit mit Einsatz für so viele gute Zwecke, von Idealismus und Geschäftstüchtigkeit, von Musikliebe und Wohlleben, war er ein einzigartiger, lebensfreudiger, überschäumender Typus, ein Mann, den niemand vergessen wird, der ihn gekannt hat.

ROBERT WELTSCH

Welsh, Robert

Hans Kohn - Bürger wider

Welken [Bild besprechung]

In: Neue Kinderschau. Fl.

77, 3 (1966).

p. 519 - 525.



Andree

Robert Weisberg  
75 Jahre

# ראיתי שמעתי

**חקלאות אינטנסיבית**  
עברתי ליד חלקת שדה בשפלה. לפני שבוע עמדה כאן עדיין הקמה במלוא קומתה. עתה השדה חרוש, ממטרות סוככות ומפורות מים. תוך שבוע נאספה התבואה, נכבש הקש והובל למקומו המיוחד ליד הרפת. מסורות פיזור זבל בשדה ועתה מכינים את השדה לגידול מספוא ירק, שיניב את יכולו עד הסתיו. כך מושגים שני יכולים מאותו שדה תוך שנה חקלאית אחת.

בקרוב היובלים של היום אין בכך שום הישג מיוחד. בתנאים של צמיחה באדמות, יש לנצל את הקרקע כהלכה. קימות חלקות שבחנאי עדיין בוד אינטנסיבי טוב ויכול מתמיד אשר להגיע בהן במחזור זרי-עים תקין אף לשניים וחצי יבולי לים בשנה. אולם לגבי אורח מחייל ניצול שדה פעמיים בשנה הוא דבר בלתי מוכר. גם הפלחים הוותיקים בארץ היו צריכים להתרגל למחשבה של עיבוד אינטנסיבי מעין זה. כי לפני היות הציווד החקלאי המיכני ורשת עניפה להשקיה, אי אפשר היה להעלות על הדעת חרישת שדה שלף ווריעתו מחדש בחודשי הקיץ תוך שבוע ימים. באותם זמנים הושגו ארו שדות שלף לרעה לעדרי הציאן והבקר, ורק אחרי רדת הגשמים, בתחילת החורף, אפשר היה לחרוש את השדה ולהכינו למורע תבואות הקיץ.

## מי היה הרמב"ם

כאחת הגימנסיות שבצפון הארץ. בבחינות בגרות בספרות מורחבת נשאלה נבחנת על "שמונה פרקים של הרמב"ם". אחרי שעותיה היטב על השאלה, שאל הבוחן מספר שא"ל לות על הרמב"ם עצמו. לתלמידה לא היה מושג לא על התקופה. לא על המקום בו חי ופעל הרמב"ם — אולם לשיא הבורות הגיעה כאשר — לא ידעה את שמו.

השאלה נתגלגלה גם לאחד הנב"חנים האחרים. שאל הבוחן בהזריה מספר נתונים על בעל מורה נבוכים כים והנה למרבה הפתעתו — גילה הנשאל בקאות רבה לא רק בנתונים ביאוגרפיים של הרמב"ם, אלא ידע לצטט מספריו השונים הרבה מעבר לתכנית הבחינות.

## „שושנת יריחו“ באירן

בכנזי שושנת יריחו או ציץ בגד משתמשים רבים כדי לציין מחלת עור קשה וממושכת שמנה המדעי הוא לישמאניה. השם שושנת יריחו בא אולי משום שלפחה בשם זה מיוחסים חיים ארוכים במיוחד ואילו אלמוות, וכך סימני המחלה. המחלה נפוצה במשך דורות רבים באירן ובצירק וחלקים גדולים של האוכלוסיה נפגעו בה. היא משאירה צלקת עור על עור הנפגע. לעתים קרובות ביותר על הפנים. באירן קוראים למחלה משום כך צאלאקה. כאשר החל עולם המדע להתעניין בחיסונים נגד מחלות, הוחל גם במחקר על הגורמים למחלה זאת, כדי למצוא חיסון נגדה. אחת ממט"קנות המחקר היתה שהגורם למחלה הוא וירוס המתפתח במים עוי מדים בתנאי אקלים מיוחדים. עדיין לא הסביר המדע מרוע לא כל הערים נמצאות באזור תפוצת המחלה, על אף שער לפני שנים מטות לא היו סידורי מים זורמים וביוב מתוקן בשום מקום באירן.

עם זאת, התאמתה ההנחה בדבר המים, כאשר החלה המחלה דועכת ונעלמת לפני כעשר שנים, בד בבד עם הכנסת צינורות מים זורמים בעריה הראשיות של אירן.

כמה רופאים אירניים ספרו לי, ששוב פורחת שושנת יריחו בטה"א, בני דלת העם הנבערים טר עקב שבבצית הפריתה החודרת, כי הכן לעולם לא תיבול שושנת יריחו לחלוטין. אנשי המדע באוניברסיטת טהראן מאמינים שכעת ניי תן להדביר את המחלה אם מטפלים בה מלכתחילה בתרופות אנטי-ביוטיות ושלא רחוק היום בו יימצא החיסון המתאים. מעניין לציין שזורים אינם נפגעים במחלה זאת אלא לעתים רחוקות ביותר, למרות היותה מירבקה.

## דולר עד כל מיר

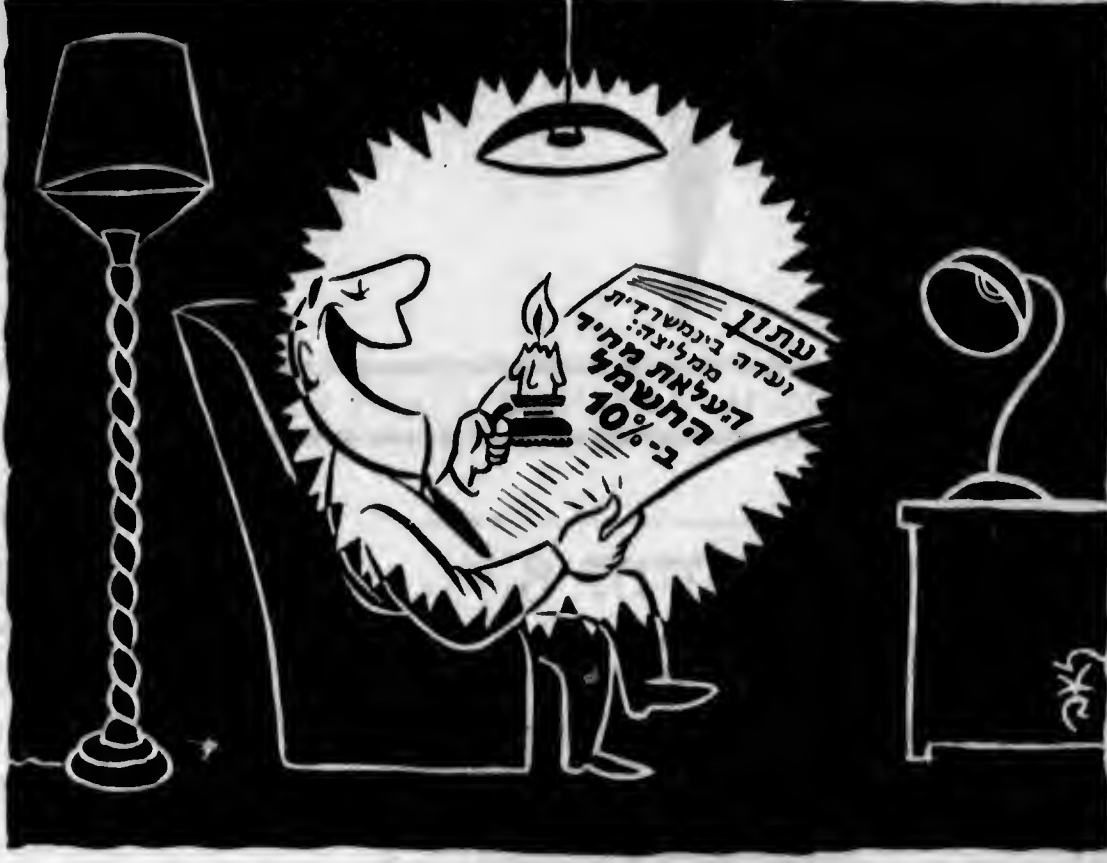
שיטה מיוחדת במינה להטלת עו-נשים על עברייני תנועה המורשעים בנהיגה מוסרות פיתח לעצמו הרשופט אלפרד האגרטי בעיר גלודרסוויל בארה"ב: הוא קונס את העברייני בדולר אחד ושולל ממנו את רשיון הנהיגה ליום אחד על כל מיל של מהירות העולה על המ"הירות המותרת.

## עוני

הלמיד בית ספר באמריקה מקשיב בסה פעור לדברי המורה המסביר מה מעניקה חברה הסעד לעניים. כשהוא חוזר הביתה הוא שונש בטרקלין, את הדודה שלו השואלת אותו מה ירצה להיות לכשיגדל.

„עני“ משיב הילד.

# מחסור חמור בנורות חשמל (מן העתונות)



# רוברט וואלטש בן ה-75

מאת זרה לזין

בעוד שהציונות שאבה בדרך כלל מהרעיונות הלאומיים-פוליטיים ואי-דיאלוגיים של מורח אירופה ומרכז, זה, סנה רוברט וואלטש עוד בראי שית צעדיו אל אירופה המערבית.



רוברט וואלטש

ובעיקר התכוון לאנגליה. המבנה הר מיוחד של הקיסרות האוסטרית שיק אחרי התמוטטותה נתבררה לבני ה דור משמעותה המכרעת בקונצרט אומות האירופה — ושל האימפריה הבריטית. הוא שפך את עיניו להערכת גורמים על-לאומיים בתוך מצוי אומות מסובכת.

מאו ראשית פעילותו הציונית חרג וואלטש ממסגרת הלאומיות המקר בלת על הרוב. הוא נאבק למען מוש הרעיון הציוני ברוח לאומית בלתי-תקופתית. במסגרת אחרים סך ליטיים של אן, והצביע על צורמית מסובכת. צלילות כמאייבות את ה מגשימים. רחיעתו של החוג עעמו נמנה רוברט וואלטש. מדרכי אלי מות, מקורה בשיאסה למנוע אותה לאומנות. שגילתה את פרצושה הודר ני בימינו.

## חסיד מדינה דו-לאומית

וואלטש נמנה עם חסידי המדינה הדו-לאומית, ואף נתן לגישה פוליטית זו ביטוי מוסרי-נרעו כנאום. שנשא בערידה הארצית של ציוני גרמניה ביאנא ב-1929. באותה שנת מאורע עות העו וואלטש לחונר ולהשמיע את האני מאמין הפוליטי שלו: רק חיי שלום עם הערבים, הם שיבטיחו את קיומנו בארץ. אם כי התרחבה המסגרת ונשתנתה הגירסה — מן הבית הלאומי למדינת ישראל — לא נגרע מהתוקף הפוליטי והמוסרי של גישה זו. עתה עלינו להוכיח, שאר תה אטיקה יהודית אינה. כפי שטר ענים רבים, רק הגנה עצמית של מיעוט בסביבה עוינת — טען בשנים אלה.

וואלטש רואה את המתהווה כע-חונאי מדיני וכהיסטוריון כאחד. כי אחד ממאמריו הנדיר את תפקידו של העתונאי, לרשום עובדות, אך שלא כמו ההיסטוריון, לא להעריך את משמעותן. אכן, יש והוא נהוג כע-

ריאליסט ספקני, רומאנטיקאי מ-סוכה, איך נקודת-המוצא האכסטי-סנציאלית שלו הוא מצפון-המזרח — כך מצטייר לנו רוברט וואלטש, בן ה-75. ראייה ברורה של המציאות מתאחדת אצלו עם דבקות בערכים. המשוים למציאות זו את משמעותה. ראשית דרכו של

רוברט וואלטש ה ציוני הלה בעיר פראג. ותקופת בשר לותו היא בשנות ה עשרים והשלושים בגרמניה. כעורך ה "יודישע רינדשאוו" מ-1919 עד 1938. כי פעילותו הציבורית המסופפת נתגלה וואלטש, בתקופה של בטחון מדומה. כמש"מע אהרונה ואילו בתקופה של אי-בטחון מרוע. כחומך ר מורה דרך. הוא נמנה עם אלה, ששייכו לציר נות הגרמנית את אר-סיה המיוחדת.

הציונות וואלטש כי עיניו אוחו דור מראה של הכרח אכסטיסטי ציאל, יורה מאשר פויטי, שהרי ערב מלחמת העולם הרא-שונה, שהיה בסיומן הרגשת אי-בטחון ר חוסר-מנוח. השפיע בקרב היהודים בכר-חון של רגישות מיר

חדת השאלה "יהדות מה היא" היתה נקודת המוצא של הר-ההרים. היהודי היה ער להרגשה ש,האירופיות הושגה מותרת אבדן הסובסטאנץ והוא שפך את היהודי לנעיונד נפשי. עיקר עניינו של הודר הזה היה לחונר ולחשוף את מהותו המקורית. החיפושים אחריה התרחשו באוריה של שיכבה אחי אולוגית, שנחאונה על-ידי תנופה בה נאחו האדם כולו. אכן, ציונות בימים אלה היתה הרגשת-חיים מיר תוב, במינה. אם כי דת היהודי אהדות העם היהודי לא היתה אלא והקשטה. הנק טמון היהודי-הששה"ה זו כוח חיוני עצום, ואם כי לא היתה הציונות, כפי שהגדירה וואלטש, תר-סעה מציאותית במובן המקובל. היה זה מין תהליך למען ליכוד היסטוריו הציונות היתה מורה הדרך אל גילוי המשכיות ההיסטורית. בגישה זו באה לביטוייה אחרותם של המציאות והאיריאולוגי, שציינה את תפיסתם של ציונים אלה, שחיפשו הגדרה קולעת למיוחדות היהודית-מיוחדות שהצטיירה להם בקיום על קרהגבול שבין היחסי למוחלט.

דוקטרינות זו קובעת את עמדתו של רוברט וואלטש. גם בהכון המדינה השאר עקבי בדרך תפיסתו הרחנות והמדינית. בפעילותו כסופר, "הארץ" בלונדון ומסותיו השבועיות על דסי העתון נתבלט וואלטש כמפרש-מתי ווך בין ישראל לבין העמים מפרש עניני המדינה והיהדות מזה ומפרש עניני העולם הרחב מזה. שהרי בעיר ניו אין המדינה הסחרון הבלעדי של כלל הבעיה היהודית. "אורח המדינה יכול להיות פאטריוט כלי שתתגלה אצלו הנהגת חיים מיוחדת, הגות חיים והרגשת חיים מיוחדת" — ניו בלי שיתגלה אצלו המיוחד ה"הוא, שחיפשו הציונים המערבי-איי-רופיים.





für die Schweiz

8008 ZÜRICH, FLORASTRASSE 14 — TELEPHON (051) 32 70 94

22. Siwan 5726 10. Juni 1966 66. Jahrgang 23

Gegründet im Jahre 1901 von Rabbiner Dr. Martin Littmann und Dr. David Strauss. Das Israelitische Wochenblatt ist ein unabhängiges Organ; die darin enthaltenen Artikel verpflichten nur die Verfasser. Es erscheint jeden Freitag. — Redaktion: Kurt Roschewski. Druck/Expedition: City-Druck AG, St.-Peterstr.10, 8023 Zürich. Verlag Manfred Marx.

Abonnements: pro Vierteljahr pro Halbjahr pro Jahr Postcheck-Konto: 80-6451  
Schweiz: Fr. 9.25 Fr. 17.25 Fr. 32.50  
Ausland: Fr. 14.70 Fr. 26.— Fr. 47.50 Einzelnummer Fr. -.90

Annoncen: Ganze Seite 282 mm Höhe und 203 mm Breite = 1128 mm, viermal gespalten. Die einspaltige Millimeterzeile 71 Rp., 1/2 Seite Fr. 800.—, Teile pro rata. Reklamen und 4. Umschlagseite 25% Zuschlag. — Platzvorschriften 10% Zuschlag.

Israel: Abonnements und Inserate: ISPRESS, 148 Ben Yehuda Road, Tel Aviv; Inserate: Gershon Ben, 51 Allenby Road, Tel Aviv. Frankreich: Abonnements und Inserate: Direkter Verkehr mit der Administration in Zürich. England: Abonnements: Continental Publishers and Distributors Ltd., 101 Southwark Street, London S. E. 1. Inserate: F. C. Urbach, Dorset House, Stamford Street, London S. E. 1. Belgien: Agence et Messageries de la Presse S. A., Bruxelles, rue du Persil 14 A 22. Holland: M. van Gelderen & Zn., Amsterdam-C, N. Z. Voorburgvnl 142. Deutschland: S. A. Saarbach, Köln 1, Gereonstr. 25—29. Österreich: Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. Italien: Inter-Orbis, Milano, Piazza Diaz 1. Inserate: Società per la Pubblicità in Italia, Milano, Piazza degli Affari 4. Nordamerika: James J. Brandis, New York 24, 117 West 79th Street. Zentralamerika: Ernesto Dreyfus, San Salvador, POB 102. Südamerika: Libreria Cosmopolita, Buenos Aires, Tucuman 413. Australien: H. Subak, 18 Daleystreet, Bentlygh, Melbourne SE 14.

Robert Weltsch:

## Zu Bubers erstem Jahrzeitag

Die erschütternde Nachricht vom Ableben Martin Bubers hatte mich in Prag erreicht. Gerade war ich, nach vielen Jahrzehnten und unter so ganz veränderten Verhältnissen, durch die vertrauten alten Straßen gegangen und hatte der Zeit gedacht, da wir, als Studenten, auswärtige Gäste durch diese Straßen führten, vor allem haftet im Gedächtnis der Rundgang mit Martin und Paula Buber im Jahre 1909. Es hat wohl kaum Besucher gegeben, die mit so viel echtem Verständnis und Sachkunde die architektonischen und künstlerischen Herrlichkeiten der Stadt aufnahmen, aber auch die Magie und Mystik des Ortes empfanden. Nur noch wenige von denen, die damals Buber durch die Stadt begleiteten, sind heute noch am Leben. Das war unsere erste Begegnung mit Buber in Prag, damals hielt er dort seine erste Rede über das Judentum. Es war, wie Buber selber sagte, der unermüdlichen Initiative von Leo Herrmann gelungen, Buber wieder zu aktiver jüdischer Tätigkeit zu ermuntern, nachdem er sich einige Jahre nach Florenz zurückgezogen hatte. Nun entdeckte er Ähnlichkeiten zwischen Florenz und Prag. Fortan blieb er mit Prag verbunden, bis das alte jüdische Prag selber verschwand. Es war unmöglich, in Prag nicht an Buber zu denken und an jene erste Begegnung.

Ich ging auch durch die Lange Gasse, Dlouha trida, an dem Haus Nr. 41 vorbei, wo einstmal die «Bude» des Studentenvereins Bar Kochba war. Dort hat uns Buber im Jahre 1911 seinen «Daniel» vorgelesen, «Gespräche über Verwirklichung», ein Buch, das mit seiner Gegenüberstellung von «Orientierung» und «Realisierung» für unsere damalige Weltanschauung beinahe noch von nachhaltigerer Wirkung wurde als Bubers jüdische Schriften. Buber war damals 33 Jahre alt, uns Jüngeren erschien er als Mann vorgeschrittenen Alters, ein Mann von unausweichlicher Autorität. Genau zwei Monate zuvor war ich an jene Stunden erinnert worden, da mich in London ein englischer Kulturphilosoph besuchte, um über Buber zu sprechen. Der Mann hatte im BBC einen Vortrag über das «Gespräch nach dem Theater» aus dem «Daniel» gehalten, er fand darin die entscheidenden Ideen zur Metaphysik des Theaters. Obwohl er natürlich nur einen Teil von Bubers Werken kannte und dem mitteleuropäischen Hintergrund von Bubers Laufbahn und Lebenswerk ziemlich ahnungslos gegenüberstand, erklärt er schlechtweg, daß für ihn Buber der größte lebende (damals lebende) Mann unserer Zeit sei. Dieser Fall zeigt, daß die Botschaft Bubers — ganz abgesehen vom Jüdischen — jetzt eine große neue Welt von Hörern erreicht. Was 1911 in der Langen Gasse in Prag mit Bubers Vorlesung des «Daniel» begonnen hatte, wird mehr als fünfzig Jahre später wegweisend für Menschen ganz anderer geistiger Herkunft.

Über Bubers Gedankenwelt, über seine vielfache Wirksamkeit im jüdischen Bezirk, über seinen Anteil an der Gestaltung des

modernen mitteleuropäischen Judentums und nicht zuletzt über seine Menschlichkeit und persönliche Wirkung im Gespräch und in der Offenheit für alle Rat und Hilfe Suchenden ist viel geschrieben worden und wird noch viel geschrieben werden. Seine komplexe, nach vielen Richtungen ausstrahlende, nach den üblichen akademischen Kategorien noch zu klassifizierende geistige Position ist in dem (ursprünglich englisch geplanten) Sammelwerk bei Kohlhammer mit zwanzig Beiträgen verschiedener Autoren, mit einem auf kontroverse Punkte einzelner Beiträge eingehenden Schlußwort Bubers dargestellt und beleuchtet worden. Auch die von Buber selbst noch besorgte Gesamtausgabe seiner Werke (er selbst fand das Wort anstößig) bei Kösel/Lambert Schneider, und der Jüdischen Schriften bei Melzer, gab Gelegenheit zum Rückblick und zur Wertung von Bubers einzigartiger Stellung in der Geschichte des modernen Denkens und in der Geschichte des modernen Judentums. Es scheint, daß er selbst in den letzten Jahren dazu geneigt hatte, die Bilanz seines Lebens zu ziehen und Rechenschaft vor sich selbst abzulegen. Das heißt aber nicht, daß er einen Schlußstrich gezogen hatte. Bis zum letzten Tage war er mitten im Leben gestanden, hatte teilgenommen an allem, selbst dem geringsten Geschehen, wie es ja überhaupt seine Art war, die kleinen Dinge ebenso ernst zu nehmen wie die großen — oft zum Erstaunen seiner Gesprächspartner.

Seine Schriften werden studiert werden, sie werden so manchem Erleuchtung bringen. Seine so ganz auf das Unmittelbare, auf den Anruf der Stunde und die Forderung der existentiellen Situation eingestellte «Philosophie» ließ sich nicht in ein System pressen. Für die weitere Welt der Geistigen, nun auch besonders in England und Amerika, ist Buber der Kündler der dialogischen Philosophie, der Mann des «Ich und Du», und seine Botschaft wird Früchte tragen. Seine außerordentliche Figur wird auch für die Nachwelt eine Herausforderung und ein Stoff der Auseinandersetzung sein.

Manchmal schien es, als ob Buber so etwas wäre wie das Haupt einer Schule, oder das moderne Äquivalent eines chassidischen Rabbi, der eine Gemeinde um sich sammelt. Er war nichts dergleichen, aber er war für eine ganze Generation jüdischer Menschen ein wirklicher Lehrer, in Dingen des Menschentums und Judentums zugleich. Seit jener Prager ersten Rede von 1909 hat Buber den jungen Menschen von damals, die zwar vage «Zionisten» und von dem schon damals aktiven völkischen Antisemitismus verletzt waren, aber in ihrer großen Mehrheit mit «Judentum» (in seiner offiziellen Erscheinungsform) nichts anzufangen wußten, einen neuen Weg gewiesen, er hat nicht nur die Beschränktheit der offiziellen jüdischen empirischen Lebensform, die inhaltsleer geworden war, durchbrochen; er hat das «unterirdische» Judentum rehabilitiert und den Unwissenden neue Aspekte gezeigt, und er hat die Parole der «Erneuerung» ausgegeben. Noch im ersten Weltkrieg hat Buber die Jugend aufgerufen und das Wort vom Heiligen Weg geprägt. Die Stunde der «Verwirklichung», nun buchstäblich angewandt



auf das Judentum und die neue Gemeinschaft, schien gekommen. Die Zeitschrift «Der Jude» war ein Ereignis. Dann kam die Prager Konferenz des Hapoel Hazair 1920; wieder in Prag war Buber eine zentrale Figur in der ersten Begegnung palästinensischer Arbeiterphilosophen und mitteleuropäischer Intellektueller.

Es erscheint wie ein unerlaubtes Wagnis, die weiteren Etappen schlagwortartig aufzuzählen. Bubers Leben und Arbeit nimmt eine neue Wendung, als die *Bibel* ihn ganz in den Bann zieht. Aber auch neben der ungeheuren Arbeit der Übersetzung, an der *Franz Rosenzweig* nur kurze Zeit mitarbeiten konnte, erlahmte niemals Bubers aktives Interesse an den sittlichen und politischen Problemen des jüdischen Volkes und des Zionismus. Sein jüdischer Humanismus brachte ihn unlöslich an die Seite derer, die gegen die Mentalität einer kolonisatorischen Herrenrasse im Judentum kämpfen und einen Ausgleich mit den Arabern suchen. Das führte ihn in die Reihen des *Brit Schalom* und später des von Dr. Magnes geführten *Ichud*, für den er nach Magnes' Tod der maßgebende Sprecher wurde. Gedacht werden muß auch seiner Wirksamkeit in den ersten Hitler-Jahren in Deutschland, als er so viel beitrug zur Stärkung der Moral der seelisch erschütterten Judenheit und in der kulturellen Erziehungsarbeit im wahrsten Sinne zum Lehrer und Tröster wurde. Dann kam die Übersiedlung nach Jerusalem, die Verbindung mit der Universität und die überragende Mitwirkung an hebräischen kulturellen Instituten. In Israel hatte Buber auch genug Anfeindungen hinzunehmen, aber für die Welt wurde er immer mehr der *Große Alte Weise Mann des jüdischen Volkes*, zu dem Menschen vieler Nationen pilgern — Dag Hammarskjöld war dafür ein Symbol. Und in seinem letzten Jahrzehnt verband er sich dem *Leo-Baeck-Institut*, wurde er einer seiner geistigen Führer. Als ihm durch die holländische *Erasmus-Stiftung* die Aufforderung zuteil wird, eine ihm nahestehende Institution mit der Abfassung einer repräsentativen jüdischen Geschichtsarbeit zu beauftragen, wählt er dafür das Leo-Baeck-Institut.

Mehr als ein halbes Jahrhundert war Buber der Mittelpunkt eines Kreises, für den das Wort *Jünger* schlecht gewählt wäre, denn Buber wollte keine Jünger, und seine Freunde waren nicht unkritisch ihm gegenüber. Mit seinem Tod vor einem Jahr ist ein großes Vakuum entstanden. Der Lehrer und Freund ist nicht mehr. Aber wir besitzen, was er uns gegeben hat.

### Keren Hajessod - Vereinigte Israelaktion

#### Magbit in Solothurn

Die am Samstagabend von Herrn und Frau Wormser veranstaltete Garden-Party war ein lang ersehntes Ereignis für die jüdischen Familien Solothurns. Der Gastgeber und der Ortsleiter des Magbit, Ivan Weill, begrüßten die Anwesenden, die sich an den reichlich und geschmackvoll vorbereiteten Platten und Getränken erlaben konnten. Zvi Etzioni, der Delegierte des KH aus Jerusalem, erklärte in klaren und eindrucksvollen Worten, wozu die gesammelten Gelder gebraucht und verwendet werden, und ersuchte die Gäste, auch dieses Jahr ihre Beiträge wesentlich zu erhöhen. Die an Ort und Stelle vorgenommene Zeichnung der Beiträge für 1966 erbrachte eine durchschnittliche Erhöhung von etwa 25 Prozent. Mit der Vorführung eines Farbfilmes aus und über Israel fand die Party ihren passenden Abschluß.

#### Zehn neue landwirtschaftliche Siedlungen

Im eben begonnenen Finanzjahr wird die Jewish Agency aus KH-Geldern für die Konsolidierung von landwirtschaftlichen Siedlungen fertiggestellt werden, mit deren Einrichtung schon begonnen wurde. Fünf befinden sich bereits in einem fortgeschrittenen Stadium.

#### Erziehung in Zahlen

In diesem Jahre lernen an allen Erziehungsanstalten des Staates Israel zusammen 792 000 Schüler und Studenten, 97 000 Kinder in Kindergärten, 475 000 Schüler in Grundschulen, 120 000 Jugendliche in Mittelschulen, 8000 in höheren Schulen, 7000 in Lehrerseminaren und Anstalten zur Heranbildung von Kindergärtnerinnen und 22 000 Studenten an Hochschulen. Das Budget des israelischen Ministeriums für Erziehung und Kultur beläuft sich im Finanzjahr 1966/67 auf 456 000 000 isr. £, was 10 Prozent des Gesamt-Etats ausmacht. Der größte Teil des Erziehungsbudgets, nämlich 62 Prozent, ist für Grundschulen bestimmt.

### Ist Israel der Erbe?

Befriedigung bietet uns die Gewißheit, das Erworbene einst geliebten Menschen zu hinterlassen. Wo aber Erben fehlen? — Ist Israel nicht auch der Liebe wert, des Erbes würdig?

Für den Keren Kajemet Leisrael, der im Odland Israels Grundlagen des Lebens schafft, nimmt die KKL Treuhand-AG Lebendlegate und letztwillige Zuwendungen an und führt sie Ihrem segensreichen Zwecke zu.

Ist es Ihr Wille, Israel an Ihrem Erbe teilhaben zu lassen, dann setzen Sie sich mit uns zwecks unverbindlicher und vertraulicher Beratung in Verbindung.

### KKL Treuhand AG


Gegründet durch den  
Keren Kajemet Leisrael  
Jerusalem

8021 Zürich, Geßnerallee 40

Tel. (051) 27 58 89 + 27 68 07


Telegramm-Adresse:  
Keren Kajem Zürich





**SWISS-ISRAEL  
TRADE BANK  
ZÜRICH**

Société Bancaire et Financière S. A., Paris  
The Foreign Trade Bank Ltd., Tel Aviv  
The Foreign Trade Bank, Montevideo  
American Bank & Trust Company, New York  
Banque Centrale S. A., Bruxelles



GENÈVE  
LONDRES — MANCHESTER

Wells, Robert

Focus on first Simon

↳ Simon, first.



Welsh, Robert

s.a. Simon, Frank:

Airless

(= Bird bespeaking)

Welsh, Robert

Trance im Machi Buber.

In: AJR Information.

London. August 1965.

p. 8



ROBERT WELTSCH

## JUDEN IN VERKLEIDUNG

Bevor wir über die Frage sprechen, wer ist Jude, sollten wir feststellen, was ist Judentum. In vielen Ländern gab es eine Anzahl von Juden, die Interesse daran hatten, ihr Judentum zu verstecken, und auch diejenigen, die fragten, was ist Judentum, erhielten nicht immer eine befriedigende Antwort. Die Umstände, unter denen Juden ihren Glauben wechselten, werden in Autobiographien von Juden, die es in ihren Berufen zu gesellschaftlich angesehenen Positionen brachten, analysiert. In der Rückschau haben diese bedeutenden Personen ihre jüdische Herkunft wohl nicht verleugnet, aber sie haben es oft verabsäumt, die Situation zu erläutern, die den Abbruch ihrer Bindung zum Judentum verursachte.

## JUEDISCHER SELBSTHASS

In den letzten Wochen erreichten mich Bekenntnisbücher von Juden dieser Art, und ich möchte kurz einige Beispiele dafür aufzeigen. Die Autoren selbst beschäftigten sich mit der Frage, warum das Judentum in ihrem Leben keinen Wert hatte. Nehmen wir z.B. den Schriftsteller Fritz Mauthner (1849—1923), dessen 1918 verfasste Erinnerungen<sup>1</sup> nach mehr als 50 Jahren neu herausgegeben wurden. Hier können wir einen Blick werfen auf die Entwicklung jüdischen Bewusstseins in dem entscheidenden Stadium zwischen dem Ghetto und dem Einfluss der Aufklärung, oder richtiger dem Schwinden dieses Einflusses, denn er schildert Juden aus der Zeit dieses Übergangs, die sich nicht orientieren konnten und im leeren Raum verblieben.

Mauthner schrieb über die Philosophie der Sprache, für die er äusserst empfindlich war. Er hatte in seiner Jugend — in einer kleinen jüdischen Stadt in Böhmen, in der die Juden inmitten der tschechischen Bevölkerung schlechtes Deutsch sprachen, das sie mit hebräischen und jiddischen Worten mischten — das Gefühl, er wachse praktisch „ohne Sprache und ohne Religion“ auf. Er drückt sich nicht vor dem Problem, aber die Schilderung der grotesken jüdischen Erziehung, die er erhielt, erklärt seine Entfremdung. Als deutscher Autor erreichte er eine hervorragende Stellung, unter anderem schrieb er „Die Geschichte des Atheismus“.

Zweifellos hat der primitive „Melamed“, der jüdische Lehrer jener Zeit, begabte Jugendliche vom Judentum abgestossen, die sich vielleicht bei einem anderen System in ganz anderer Richtung entwickelt hätten. Schliesslich klopfte das moderne Judentum bereits an die Tür, und es gab in dieser Generation Begabungen, die den Weg

<sup>1</sup> Fritz Mauthner: Erinnerungen. Prager Jugendjahre. S. Fischer Verlag Frankfurt. 336 pp.

zu ihm gefunden haben, trotz dem grotesken Eindruck, den sie durch den jüdischen Lehrer erhielten. Viele Intellektuelle, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts lebten, befanden sich in ähnlicher Situation. Sie fühlten sich angezogen und abgestossen in ihrem Verhältnis zum Judentum, bis schliesslich die Kette der traditionellen Erziehung unter dem Druck der modernen Bildung riss.

Die Autobiographie von Theodor Lessing (1872—1933)<sup>2</sup> wurde ebenfalls neu herausgegeben; auch er ist Schriftsteller und Philosoph, er wurde etwa 20 Jahre nach Mauthner in Deutschland geboren. Den grossen Unterschied in ihrem Schicksal bildete der Umstand, dass Mauthner 1923 starb, ohne dass seine Stellung angegriffen worden war, den Namen Hitler kannten damals nur wenige. Zehn Jahre danach, 1933, wurde Lessing ermordet, nachdem er aus Deutschland in die CSSR nach Marienbad — Mauthners Geburtsort — geflüchtet und dort von den Nazis verhaftet worden war. Auch er war in seiner Jugend ein begeisterter Deutscher, den die jüdische Umgebung seiner Familie absties. Er gab der hässlichen Atmosphäre, die damals in jüdischen Familien herrschte, deren einziges Streben danach ging, in den reichen Mittelstand aufzusteigen, klassischen Ausdruck. Er hasste seine Eltern und schrieb in den 20er Jahren „Jüdischer Selbsthass“; das Buch basierte auf seiner eigenen Erfahrung und auf der anderer jüdischer Intellektueller dieser Zeit. Als er unter starkem Antisemitismus zu leiden begann, änderte sich seine persönliche Einstellung. Nationalistische Studenten demonstrierten gegen ihn — er war damals Professor in Hannover — und verlangten seine Entfernung vom Technikum wegen eines Aufsatzes, den er gegen die Wahl Hindenburgs als Präsidenten der Deutschen Republik schrieb. Er näherte sich auch dem Zionismus und hätte vielleicht den Weg zum modernen Judentum gefunden, wenn er nicht ermordet worden wäre.

## FLUCHT, VERWIRRUNG, TAUFEN

Oft versuchten Juden dieser Art dem Dilemma durch Glaubenswechsel zu entkommen, doch fanden sie nicht immer Befriedigung und kamen vom jüdischen Problem nicht los. Sie gerieten noch mehr in Verwirrung. Maurice Sachs (1906—1945)<sup>3</sup>, ein exzentrischer Mensch, hinterliess uns eine erschütternde Schilderung der dekadenten Atmosphäre in Frankreich, aus einer Welt, die dank des literarischen Werkes Marcel Proust's allgemein bekannt ist. Die Mutter dieses grössten Schriftstellers seiner Zeit war eine deutsche Jüdin (aus Elsässischer Familie). Sachs zitiert in seinem Buch Abschnitte aus dem Tenach, er wählte als Motto seiner Jugendjahre die Worte Jecheskis: „Väter essen Herlinge (saure Trauben), Söhne werden Zähne stumpf“ (Martin Buber) „אבות יאכלו בוסר ושני הבנים תקניהם“.

Dieses Zitat bezeichnet sein Schicksal. Seine Grossmutter wurde von George Sachs geschieden und heiratete Jacques

<sup>2</sup> Theodor Lessing: Einmal und nie wieder. Lebenserinnerungen. Bertelsmann Sachbuchverlag. Gütersloh. 448 pp.

<sup>3</sup> Maurice Sachs: Der Sabbat. Eine Chronique scandaleuse. Deutscher Taschenbuch Verlag München. 258 pp.

Bizet, den Sohn des berühmten Komponisten (der „Carmen“ schrieb) und seiner Frau Genevieve Halevy, die später Frau Strauss wurde. In ihrem Salon verkehrten bedeutende Schriftsteller und Künstler, insbesondere Proust. Dieses zweifelhafte Milieu schildert Sachs offen mit heftiger Kritik und ohne seine Unzulänglichkeiten zu verheimlichen. Es gab genügend Neurotiker in diesem Kreis. Sachs kam in Kontakt mit vielen bekannten Persönlichkeiten, und als er sich 1925 taufen liess, waren seine Paten Jean Cocteau und der berühmte katholische Schriftsteller Maritienne sowie dessen Frau Raissa, auch sie eine Jüdin. Als er aber in der Kirche ersucht wurde, von seinen „jüdischen Irrtümern“ Abstand zu nehmen, schreckte er zurück. Er schreibt: „Ich glaube nicht, dass ich an Gott glaube, aber wenn ich einmal zu ihm beten will, werde ich das nicht in der christlichen Kirche tun, sondern zurückkehren zum Bethaus meiner Väter. In unserer Zeit, in der Juden verfolgt werden, muss man auf sein Judentum stolzer sein als in einer Zeit, in der das Haus Israel geachtet wird.“ Das ist nicht der einzige Widerspruch in seinem Leben; er, dessen wirklicher Name Ettinghausen war (er nannte sich Sachs nach der Familie seiner Mutter), trat 1943 in die Dienste der Gestapo, die ihn nach einiger Zeit in Hamburg ins Gefängnis sperrte. Nach der Befreiung durch englisches Militär (1945) wurde er von einem SS-Mann ermordet.

Andere hatten mehr Glück, aber ich habe nicht die Möglichkeit, mehr als eine oberflächliche Schilderung der Karriere von zwei Getauften zu geben, die auch ihre Beziehung zum Judentum in ihrer Autobiographie detailliert darstellten. Einer ist Heinrich Kronstein<sup>4</sup>, der unter den deutschen Juden eine geachtete Stellung einnahm, in Mannheim dem „Verein deutscher Bürger mosaischen Glaubens“ angehörte und zu der Nazizeit viele Juden rettete als er bei der Organisation von Auswanderung mithalf. In Amerika angekommen, schloss er sich der katholischen Kirche an, die ihn immer angezogen hatte, aber in der Zeit der Not wollte er das jüdische Lager nicht verlassen. Er erklärt, er sei gläubiger Christ gewesen. In Amerika hatte er eine hohe Stelle bei der Regierung als internationaler Jurist inne, und seine Erzählungen über seine Tätigkeit dort und über den amerikanischen Charakter sind es wert beachtet zu werden.

Ein anderer ist der Kunsthistoriker Alfred Neumeyer<sup>5</sup>, der einer geachteten jüdischen Familie entstammt. Sein Onkel war Gemeindevorstand in München und zählte zu den Führern der deutschen Judentum. Neumeyer schildert den schrecklichen Eindruck, den der Unterricht des Jüdischen in der Schule auf ihn in seiner Jugend machte. Aber seinen orthodoxen Grossvater liebte er sehr und er sagt: „Wenn nicht mein Grossvater gewesen wäre, hätte ich meine jüdische Religion gehasst; aber heute glaube ich, dass das Judentum die reinsten Form des Glaubens und der Gottesfurcht ist“. Die jüdische Ge-

sellschaft in seiner Stadt war in den Augen des Kindes unangenehm, erst in den Tagen von Hitler „erwachte in meinem Herzen ein Zusammengehörigkeitsgefühl“. Er und seine Familie leben heute als Katholiken in Amerika. Beide hier genannten Autoren sind hervorragend gebildet, haben einen erstaunlichen Horizont, es lohnt sich ihre Bücher zu lesen.

## WER IST JUDE?

Eine erstaunliche Antwort auf die Frage „wer ist Jude“ findet man im Buch von Robert Neumann<sup>6</sup>. Dieser hervorragende Schriftsteller (in Wien 1897 geboren) ist einer der grössten Satiriker unserer Zeit. Auf diesem Gebiet ist er Erbe von Mauthner, der die Parodien „Nach berühmtem Muster“ schrieb. Beide haben es in grossartiger Weise verstanden, den Stil berühmter Schriftsteller zu parodieren und lächerlich zu machen. Das letzte Buch von Neumann ist aus spontanen Anmerkungen zusammengesetzt, die im Laufe des Jahres 1947 aufgezeichnet wurden, sich auf Erinnerungen und Begegnungen beziehen und voll sind von Andeutungen auf jüdische Personen und Themen. Ohne zu ermüden kämpft Neumann bis heute gegen den Nazismus und seine Ausläufer, kämpft sein Leben lang mit seiner jüdischen Feder, betont seine Herkunft aus einem karpathischen Ghetto und seine Beziehung dazu. Er lebt jetzt im Tessin mit seiner Frau (die dritte oder vierte), einer jungen Christin.

Einmal wurde der Familie Neumann von einem Freund aus Israel ein Paket Mazoth geschickt. Der kleine Sohn Michael kostete diese Speise das erste Mal und fand Gefallen daran. Nun sah sich der Vater auf die Bitte seines Sohnes hin gezwungen, die Mizwah „und du sollst es deinem Sohne erklären“ zu befolgen und ihm über den Auszug der Juden aus Aegypten zu erzählen. Als der Sohn diese seltsame Geschichte hörte, rief er aus „ich bin ein Jude!“ Was würden unsere Rabbiner zu dieser Chuzpah des Sohnes einer christlichen Mutter sagen! (Neumann geniesst seinen Exhibitionismus, spricht ganz offen über sich selbst und nimmt keine Rücksicht auf seine Schriftstellerkollegen, unter denen es solche gibt, die keinen Spass verstehen und beleidigt sind. Bei Neumann gibt es eine Fülle von Witzen und Anekdoten, er bringt sein Material, das teils erheilt und teils ärgert, absolut hemmungslos und gibt das als Wahrheitssuche aus. Wie es jetzt üblich ist, stellt er auch vitale Funktionen wie Sex, banale Dinge des täglichen Lebens, Liebeserlebnisse und literarische Dispute detailliert dar. Er hat sowohl natürlichen Humor als auch Gefühl für die Tragödie unserer Zeit. Bei ihm finden wir spitze Bemerkungen und boshafte Kommentare über seine Mitmenschen ebenso wie Selbstironie. Dem Satiriker ist alles erlaubt, er darf auch überheblich sein. Bornierte Juden sind ihm verhasst, er findet diese Eigenschaft gerade bei Juden besonders unerträglich. Damit hat er wahrscheinlich recht.

Übersetzung aus dem Haaretz (17.4.70) von E.E.

<sup>6</sup> Robert Neumann: Vielleicht das Heitere. Tagebuch aus einem andern Jahr. Verlag Kurt Desch München. 608 pp.

INSERIEREN SIE IM „MB“ —

und Sie werden bekannt!

ETTLINGER'S  
ADVERTISING

Tel-Aviv, Allenby Rd. 70,

P.O.B. 911, Tel. 613344.

AJR London

May 1967

## ogenarians

Robert Welles;

### Pinhas Rosen

Another man in Israel, who also comes from the ranks of German Zionism, Pinhas Rosen (Felix Rosenblueth), is almost Moses's twin. He was born two days before Moses, and reaches his 80th anniversary in the same week. To him, too, we paid tribute only five years ago and his astounding career was described here on that occasion. Rosen is one of the three German Jews who at one time or another were members of the Israel Government (the other two being Fritz Perez Naphtali and Giora Josephthal). He held office longer than most ministers but resigned in 1961 over the so-called Lavon affair. He was the founder and head—and is now the elder statesman—of the Liberal, later Progressive, now Independent Liberal, Party in Israel.

This was never more than a splinter group, sharing the lot of liberal parties elsewhere. But Rosen must be singled out as the man who courageously tried to uphold some of the liberal traditions of German Zionism—a difficult proposition in a political climate where such puzzling things occur as the recent almost universal glorification of the terrorist leader Abraham Stern, the Israeli Schlageter (about which "The Times" reported at great length) or the admiration for the hysterical-romantic story of the terrorist girl Geula Cohen, recently even published here in an English translation, apparently relying on the unlimited tolerance of British readers.

Rosen never lost contact with German-Jewish affairs, and recently he, too, joined the Jerusalem Board of the Leo Baeck Institute. Many former German Jews, especially Zionists, and many old friends, are pleased to salute both these vigorous octogenarians.



ROBERT WELTSCH

# Was bedeutet uns Dubnow heute?

Hugo Bergman zum 80. Geburtstag

Bei der Lektüre eines Buches zum Andenken an Simon Dubnow's 100. Geburtstag (1960), das von der Französischen Sektion des Jüdischen Weltkongresses unter der Redaktion von Ahron Steinberg (Dubnows deutschem Uebersetzer) in London erschienen ist, drängt sich dem Leser unwillkürlich die Frage auf: Was hat der von Dubnow vertretene jüdische Nationalismus für uns in dieser Zeit noch zu bedeuten? Einmal war diese Art des Denkens für uns junge westjüdische Studenten eine Erleuchtung. Wir, die wir unsicher schwankten in einer Welt, die organisch die unsere zu sein schien, aber es doch nicht ganz war, die wir aber von echtem jüdischen Leben und einer Kultur, die sich jüdisch nennen konnte, nichts wussten, waren tief beeindruckt von einer Lehre, die eine produktive Volks-existenz auf der Idee einer geistigen Nation aufbauen will, die sich stützt auf intensives Geschichtsbewusstsein und auf eine ihrer selbst sichere Realität des Volkslebens.

Heute aber erheben fast alle Mitarbeiter dieses Buches, erfüllt von tiefem Respekt für Dubnow, Zweifel an der Richtigkeit und Gültigkeit seiner Lehre. Das ist vielleicht die Folge der Wandlungen der letzten Jahrzehnte. Wir haben Katastrophen sondergleichen durchlebt, das letzte Kapitel der jüdischen „Weltgeschichte“ hat Dubnow nicht mehr geschrieben, es brachte Schlimmeres als alles, was er an Leiden schildert. Niemand zu Dubnows Zeiten hätte sich vorstellen können, dass das osteuropäische Judentum völlig verschwinden wird.

Von der Existenz dieses osteuropäischen Judentums war seine Theorie abgeleitet. Für ihn wie für alle massgebenden Intellektuellen der Zeit war das osteuropäische Judentum „das“ Judentum par excellence, es war der Masstab, den man anlegte zur Bestimmung der Skala jüdischer Werte. Freilich fand seine Theorie einer nicht-territorialen autonomen Volks-existenz starke Opposition in jüdischen Kreisen, sie widersprach dem Axiom des Zionismus, und es ist nicht nötig, auf die berühmten Debatten hinzuweisen, die damals über die Frage der Normalisierung geführt wurden. Heute hat dieser Streit seine Schärfe verloren, da es wohl keine jüdischen Nationalisten mehr gibt, die nicht den Staat Israel anerkennen, d.h. sich zu dem territorialen Prinzip bekennen. Das

geht auch aus der Kritik hervor, die die Mitarbeiter des Sammelbuches an Dubnow üben. Die Theorie des Autonomismus war schon zu Dubnows Lebzeiten diskreditiert, denn die Blütenräume der in den Friedensverträgen von 1919 verankerten Minderheitenrechte sind nicht gereift. Diese Verträge, zustande gekommen vornehmlich unter jüdischem Einfluss, waren der Triumph von Dubnow, der Höhepunkt auf dem Wege des Versuches der Verwirklichung seiner Lehre des Autonomismus. Sie haben sich noch in höherem Masse als Illusion erwiesen als das Prinzip der Selbstbestimmung, das damals proklamiert wurde und die Landkarte Europas — und in unseren Tagen Asiens und Afrikas — umgestaltet hat.

Wenn heute die Theoretiker des Nationalismus die Möglichkeit einer geistig-kulturellen nationalen Existenz ohne territorialstaatliche Grundlage bezweifeln, und daher den Judenstaat als die wahre Erfüllung des jüdischen Nationalgedankens betrachten, ist damit das eigentliche Problem aber noch keineswegs beantwortet. Denn in Wirklichkeit hat auch der Zionismus, den wir kennen, sich völlig auf die Tatsache des osteuropäischen Judentums und der von ihm bestimmten Werteskala gestützt. Wenn ich auf meine eigene Jugend und Studentenjahre zurückblicke, erscheint als die entscheidende Wendung die Begegnung mit dem osteuropäischen Judentum. Vor 1914 war das vor allem eine literarische Begegnung, abgesehen von gelegentlichen isolierten Besuchen ostjüdischer Redner. (Einer dieser Besuche ist weltbekannt geworden durch die Verbindung mit Franz Kafka, nämlich das Gastspiel einer jiddischen Schmierenschauspieltruppe in Prag, zu der auch der von Kafka verewigte Schauspieler Löwy gehörte). Wichtiger war das Kennenlernen der ostjüdischen Geisteswelt. Der Führer und Lehrer auf diesem Wege war für uns *Hugo Bergman*. Sein suchender und kritischer Geist hatte sich nie zufrieden gegeben mit der zionistischen Phraseologie, der keine echte Wirklichkeit entsprach. Er war der erste, der hebräisch konnte, er hat die geistigen Auseinandersetzungen und literarischen Schöpfungen der Ostjuden auch anderen zugänglich gemacht. Damals, vor mehr als 50 Jahren, war Hugo jünger als 30, aber er war der geborene Lehrer: einer,

der selber lernte, der sich nichts leicht machte, und der mit sanfter und gütiger Stimme andere lernen lehrte und von dem, was er sich erarbeitet hatte, anderen spendete. Ohne seine Leitung hätten wir alle nichts, oder nur sehr wenig, gewusst von den leidenschaftlichen Auseinandersetzungen innerhalb der jüdischen nationalen Elite jener Tage, deren Zentrum in Odessa, vielleicht auch in Warschau oder Wilna lag, nichts von den Geburtswehen der neuen hebräischen Literatur, deren Gestalten die Problematik des modernen, aus der Isolierung langsam erwachenden und von dem Weltgeschehen sowie von der europäischen Gedankenwelt aus dem Gleichgewicht gebrachten jüdischen Menschen verkörperten.

Hugo Bergman war einer von denen, die die widerspruchsvolle Wirklichkeit des ostjüdischen Lebens bejahten und darin die Keime spürten, die die ganze jüdische Existenz umwandeln konnten. Das Volkstümliche hat auch ihn hingerissen. Etwa um 1912 hatte er in Berlin Begegnungen mit dem, was damals im Westen als ostjüdische Kultur erschien, und er war so erfüllt von den Eindrücken, dass er auch anderen davon geben konnte. Das Urwüchsige des Jiddischen hob sich positiv ab gegenüber der gekünstelten und abstrakten Schwerfälligkeit eines Intellektualismus, der keinen Zugang zum Volke fand. Bekanntlich haben später einige jüdische Intellektuelle, als Reaktion auf den ihnen lebensfern scheinenden Intellektualismus, den Kultus des Volksmässigen und des Jiddischen etwas zu weit getrieben. Die unter dem Einfluss von Nathan Birnbaum stehende Gruppe, die sich zum „Alljudentum“ bekannte, war aus der Verteidigung echter Werte übergegangen zu einem Angriff auf Assimilation und Zionismus zugleich. Deren Thesen konnten wir nicht hinnehmen. Weder das Ostjudentum noch das Westjudentum waren geeignete Objekte für kritiklose Glorifizierung. Während die Westjuden, in ihrer Absorption der europäischen Ideen und Lebensform, ihr Judentum verloren hatten und jetzt dieses aus dem Arsenal des Ostens teilweise zurückzufinden versuchten, war es offenbar, dass auch das Ostjudentum aus bestimmten soziologischen Bedingungen entstanden und in vielen Hinsichten der Assimilation nicht entgangen war, und dass seine Intelligenz die Errungenschaften Europas

begierig aufzusaugen versuchte, sobald sie von der Luft der Aufklärung erreicht wurde. Beide waren in Gefahr zu entarten, oder beide fähig, sich zu erneuern.

Dubnows Idee einer Gründung des jüdischen Volkstums nur auf das Geschichtsbewusstsein und Kulturbewusstsein der Gruppe, ohne die Attribute „normalen“ nationalen Lebens, war ein Versuch, das Problem der jüdischen Diaspora im Zeitalter der sich auflösenden oder lockernden religiösen Bindungen durch die Substituierung von nationaler Gesinnung zu lösen. Er betrachtete dies als eine „höhere“ Form nationaler Existenz, erhoben über die materialistischen äusseren Voraussetzungen wie Boden und Staat. Dies war gedacht nicht als Alternative zur Gleichberechtigung, sondern als deren Ergänzung, und es war klar, dass die Durchführung nicht von den Juden allein abhing, sondern von den Bedingungen, in denen sie lebten, d.h. von der Form und gedanklichen Grundlage des Staates, dessen Teil die autonomen jüdischen Gemeinden sein sollten. Die Nationalstaaten der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg erwiesen sich als unbrauchbarer Boden für solche Ideen, obwohl wir nicht vergessen dürfen, dass in Polen vor dem Einbruch der Nazis das jüdische Schulwesen florierte (jiddisch und hebräisch), und man nicht voraussagen kann, wohin die Entwicklung gegangen wäre. Denn das Problem der Lebensform der Diaspora in den Massensiedlungen bestand damals in all seiner Schärfe. Niemand kann annehmen, dass es durch Auswanderung in den palästinensischen Judenstaat hätte gelöst werden können. Heute besteht das Problem nicht mehr, aus ganz anderen Gründen, deren wir mit Grauen inne werden.

Alles hat heute einen ganz andern Charakter angenommen, da nicht mehr Polen und Litauen, sondern Amerika das Zentrum der Diaspora geworden ist. Natürlich gab es eine numerisch relativ starke Judenheit in Amerika auch schon vorher, deren Mehrheit aus eingewanderten osteuropäischen Juden bestand. Sie hatten aus Osteuropa nicht nur ihre Lebensform, ihre Sprache und Sitten mitgenommen, an denen die erste Generation unentwegt festhielt, sondern auch die politischen Ideologien, ja die Parteilagen, der alten Heimat; so z.B. ist doch die starke jüdische Arbeiterbewegung Amerikas eine

(Schluss S. 4)



## Was bedeutet uns Dubnow heute?

(Schluss von S. 3)

Tochter des „Bund“, der die nationale Autonomie in seinem Programm hatte. Unter den eingewanderten geistigen Führern vor dem Ersten Weltkrieg war auch *Dr. Israel Friedländer*, Dozent am Jewish Theological Seminary in New York, der 1920 dann auf einer Mission des Joint ermordet wurde\*). Friedländer, ein russischer Jude, der in Deutschland studierte, hat vor dem Ersten Weltkrieg Dubnows „Grundlagen des nationalen Judentums“ sowie die erste Sammlung von Aufsätzen Achad Haams ins Deutsche übersetzt, das waren vor 1914 zwei klassische Bücher des Jüdischen Verlags Berlin, mit deren Hilfe Scharen von deutschsprechenden Zionisten erzogen wurden. Als Friedländer 1903 nach Amerika eingewandert war, kam er — was uns heute seltsam anmutet — zu der Ansicht, dass Dubnows Idee nationaler Autonomie auch auf Amerika anwendbar sei, und dass eine enge geistige Brücke zwischen amerikanischem und russischem Judentum hergestellt werden müsse. Darüber berichtet Koppel Pinson in seiner Einleitung zu der von ihm besorgten Dubnowausgabe in englischer Sprache (Philadelphia 1958). Das Ergebnis von Friedländers Bemühungen um Dubnows Hilfe war Dubnows für amerikanische Zwecke geschriebene „Geschichte der Juden in Russland und Polen“, die während des Ersten Weltkrieges in Amerika erschien. Ich habe im „Haaretz“ (7.12.63) darüber berichtet, wie dieses Buch 50 Jahre später einen englischen Juden beeindruckt hat, nämlich *Maurice Edelman*, Labour-Abgeordneter im englischen Parlament, der kürzlich zum Präsidenten der Anglo-Jewish Association gewählt wurde. Im „Jewish Observer“ (30.8.63) schrieb Edelman, man müsste dieses Buch in hunderttausenden Exemplaren unter den englischen Juden verteilen, damit sie ihre

\*) Seine Witwe, Lillian Friedländer, geborene Bentwich, hat sich bekanntlich später in Sichron Jakob niedergelassen und dort das Bet Daniel gegründet.

eigene Geschichte verstehen lernen. Ob sich aber auf solche, gewiss erstrebenswerte Erziehung eine neue Lebensform in der englisch-sprechenden Diaspora aufbauen lässt, muss man leider bezweifeln.

Wir haben uns darüber Rechenschaft zu geben, dass alle früheren Ideologien des jüdischen Nationalismus, die schattenhaft noch heute weiter leben und die nationale Begriffswelt erfüllen, aufgebaut waren auf der ostjüdischen Wirklichkeit vor der Nazi-Zeit. Diese von pulsierendem Leben erfüllte, auch von ihrer Umwelt stark beeinflusste Gruppe hat nicht nur die Menschen für alle Führerpositionen gestellt, sie hat auch die beinahe als axiomatisch geltende Wertskala geschaffen, nach der nationale Errungenschaften gemessen wurden. Bewusst oder unbewusst, war das jüdische Denken beeinflusst von dem „Image“ — mit „Urbild“ nur schlecht übersetzbar — des perfekten jüdischen Menschen, der ein Produkt altjüdischer Ueberlieferung, osteuropäischer nationalistischer und sozialistischer Vorstellungen und der von der hebräischen und jüdischen Kultur Odessas und Warschaus geschaffenen Werte sein sollte. Wir haben bis heute nicht den Mut gehabt, uns einzugestehen, dass diese Fassade fadenscheinig geworden ist. Die neue Jugend kennt die Welt von Achad Haam und Dubnow nicht mehr, und auch die Welt von Dichtern wie Mendele oder Scholem Alechem kann nur noch von ihrer allmenschlichen Seite her und nicht als folkloristische Quelle verstanden werden. Trotzdem ist all dies auch heute das richtunggebende Material unserer Bildung. Ich habe kürzlich in Jerusalem einen jiddisch-sprechenden Lehrer aus Frankreich über die Bemühungen berichten gehört, die algerischen Flüchtlinge in jüdisches Kulturleben einzuführen, und er hob rühmend hervor, dass manche dieser jungen Menschen schon Geschichten von Perez oder Scholem Alechem mit Interesse lesen; d.h. auch für sie wird die alte ostjüdische Welt als der rechtmässige Kulturinhalt angesehen.

Es erhebt sich unabweislich

die Frage, ob dies der neuen jüdischen Situation entspricht. Die Gründer des Staates Israel haben zwar an allen aus dem osteuropäischen Nationalismus stammenden Begriffen festgehalten, sie haben aber den Raum des Staates ausgefüllt mit ganz anderen aus anderen Voraussetzungen stammenden Juden. Diese orientalischen Massen haben nicht nur andere soziale und ethische Voraussetzungen, auch ihr jüdisches Geschichtsbild ist grundverschieden von dem der Europäer. Auf der andern Seite wird das nach Amerika ausgewanderte Ostjudentum immer stärker verwestlicht und in das allgemeine Kulturleben einbezogen. Angesichts dieser heutigen Wirklichkeit versagen solche Versuche, die Gemeinsamkeit wieder herzustellen, wie sie Friedländer 1911 den amerikanischen Juden durch Verbindung mit Polen empfahl. Ist die *Religion* imstande eine solche Plattform zu bieten? Gibt es etwas Gemeinsames zwischen einer marokkanischen oder jemenitischen Synagoge und einem amerikanischen Reformtempel?

Der Zionismus unserer Jugendzeit war inspiriert von dem Ziel, einen neuen jüdischen Menschen zu schaffen, der eine Einheit seines Menschseins und seines Judeseins verwirklicht, und der eine jüdische Kultur frei entfalten kann, ohne Hemmungen durch eine andersartige Umwelt. Aber unsere Vorstellung des neuen Juden war unbewusst immer gebunden an die europäischen Voraussetzungen. Niemand dachte damals daran, dass das ungeheure Reservoir des Ostju-

dentums verschwinden wird. Sogar der postassimilatorische Jude von heute sucht, wie wir aus Edelmans Begeisterung für Dubnow ersehen, eine Ergänzung seines Geschichtsbewusstseins durch Anschluss an die Vergangenheit des Ostjudentums. Das war für viele von uns, unter Führung unseres Lehrers Hugo Bergman, vor fünfzig Jahren der erste Schritt. Die Welt ist darüber hinweggegangen, in Konvulsionen und Revolutionen. Wo stehen wir heute?

In dieser geistigen Krise, deren Ausmass nur langsam deutlich wird, sind Männer wie Hugo Bergman auch heute Wegweiser. Er ist niemals willig den Verführungen von Trugbildern gefolgt. Er hat einen wachen Sinn für die Ironie der Widersprüche zwischen Proklamation und Realität. Er weiss, dass die ewigen Werte in einer tieferen Schicht gesucht werden müssen, und dass sich aus Ur-elementen eine neue geistige Welt aufbauen muss, die ein tragfähiges Gerüst für eine jüdische Zukunft sein soll. Aus der Geschäftigkeit oder Gross-tuerei werden sie nicht erwachsen. Der neue Götze der Technologie wird keine geistigen Quellen sprudeln lassen, aus denen die Seele des Volkes, oder des Einzelnen, sich erneuern kann. Die grosse Frage ist, ob die Forderung, die Hugo Bergman in seinem Aufsatz (im Buch „Vom Judentum“, 1913) „Kiddusch Haschen“ genannt hat, in der neuen Welt der 1960er Jahre unter ganz gewandelten Verhältnissen Gehör finden kann. Denn eigentlich meint dieses Wort immer das Gleiche.

Mit grosser Trauer geben wir das plötzliche Ableben des langjährigen Mitarbeiters unseres Jerusalemer Büros, Herrn

### Fritz J. Elkan

bekannt.

Den Angehörigen sprechen wir unser herzlichstes Beileid aus.

UNITED RESTITUTION ORGANISATION Ltd. (URO)  
Tel-Aviv ······ Haifa ······ Jerusalem  
Leitung und Angestellte

Anlässlich des ersten Todestages meiner unvergesslichen geliebten Schwester

### Frau Kaete Olivenbaum

findet die Askara und Grabsteinsetzung am Montag, den 6. Januar 1964, in Kiriath Schaul statt.

Treffpunkt 3.30 Uhr am Friedhofseingang.

ERNA MALINOWSKI



### PESSACH 1964

MITTELMEER-SCHIFFSREISEN

BUCHEN SIE JETZT

IHRE TOUR NACH GRIECHENLAND

ORIENT SHIPPING AGENCY LTD.

4, Rehov Koresh, Tel.: 23004, Jerusalem



## Agnon in Deutsch

In letzter Zeit zeigen deutsche Verleger ein besonderes Interesse an belletristischen Werken jüdischer Autoren, unter ihnen auch Israelis. In Deutschland wurden viele »jüdische« Bücher veröffentlicht zusätzlich zu Büchern, die der Klärung der Judenfrage dienen sollen. Diese Bücher gelten als Teil der »Umerziehung des deutschen Volkes«, das sich bis vor 20 Jahren vom Gift der Nazipropaganda ernährte. Der Staat und öffentliche Institutionen unterstützen die Verbreitung von Kenntnissen über das Judentum und die Juden. Man muß dabei bedenken, daß das deutsche Publikum nicht nur durch den Nazismus verdorben wurde, sondern, daß die junge Generation beinahe keine Juden mehr kennt. Ist diese Situation überhaupt zu ändern? Einer der wichtigsten Publikationsthemen ist der Staat Israel und es ist kein Ende der Veröffentlichungen abzusehen, in denen Schilderungen des Landes aus der Feder von Reisenden geboten werden, die einige Zeit unter Juden verbracht haben. Solche Berichte in Zeitungen und Büchern beruhen meist auf den Touristen am Orte übergebenen Informationen, mit mehr oder weniger gelungenen feuilletonistischen Ausschmückungen. Alle sind sie voll des Lobes für die Erzungenschaften des jüdischen Volkes. Ein Buch, das vor einiger Zeit erschienen ist, von Christoph von Imhoff: Israel – die Zweite Generation – Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart (Politische Bücherei), ragt über die anderen hervor in seinem ernsten Bemühen, das Beobachtete zu ergründen und zugänglich zu machen, gemeinsam mit der guten Absicht, die Deutschen aufzurufen, daß sie nach Möglichkeit die Gemüter in Israel und in den arabischen Ländern zu einem Frieden zwischen den beiden Völkern reif machen. Daraus folgt, daß die Deutschen sich jeder Handlung zu enthalten haben, die gegen eines dieser Länder gerichtet ist, (z. B. antijüdische Hetze oder Raketenerzeugung in Ägypten). Herr Imhoff wählte sich einen Ausgangspunkt, der einer neuen seelischen Abrechnung entspricht, nämlich die Tatsache, daß nunmehr die zweite Generation in Israel erwachsen ist, in deren Augen sich viele Dinge in anderer Form widerspiegeln, als bei den Älteren, deren Wurzeln noch einer anderen Welt, hauptsächlich der osteuropäischen, verhaftet sind. Er versucht, die Geistesverfassung dieser neuen Generation zu ergründen.

Die Welt hat sich geändert; die jüdische Lebensform in Osteuropa, wo die Mehrzahl des Volkes verwurzelt war, ist ganz verschwunden. Die neue in Deutschland erscheinende jüdische Literatur basiert häufig auf einer Handlung, die mit den Opfern der Katastrophe verbunden ist, welche nach dem Lande Israel und besonders in einen Kibbuz gelangten. Nicht alles wahrt ein angemessenes literarisches Niveau. Man kann annehmen, daß einige Verleger durch Herausgabe von solchen Büchern einen Stempel erhalten möchten, Sympathie für Juden zu zeigen. Verantwortungsbewußte Juden haben schon darauf hingewiesen, daß dieses Verhalten dem jüdischen Volk keinen guten Dienst erweist, und manchmal ernste Worte in eitles Geschwätz verwandelt. Jedoch ist auch eine andere Richtung rühmend zu erwähnen, deren Aufmerksamkeit auf die klassische jüdische Literatur

aus der Vergangenheit gerichtet ist. Ein hervorstechendes Symptom dafür ist das Erscheinen zweier Bücher von S. J. Agnon in den letzten Wochen. Das erste ist gewissermaßen nicht »neu« für die Deutschen, es ist die Erzählung »Der Verstoßene«, die 1919 erschienen ist und schon 1923 ins Deutsche übersetzt wurde. Die Übersetzung von Nahum Glatzer und Moritz Spitzer erschien im Schockenbändchen No. 78 1938 in Berlin, in der Reihe der Bücher mit gepflegter äußerer Form und erlesenem Inhalt, die damals eine geistige Stütze für die deutschen Juden in ihrer Notzeit im Hitlerdeutschland bildeten. Die neue Ausgabe von 1964 wurde vom Inselverlag veranstaltet (S. J. Agnon: Der Verstoßene. Aus dem Hebräischen übersetzt von Nahum Glatzer und Moritz Spitzer. Inselbücherei Frankfurt 1964), der vor etwa 50 Jahren als Pionier des erlesenen kleinen Buches, in prachtvollem Druck, schönem Einband und billigem Preis auftrat, und kontinuierlich diesen Weg weiterverfolgt. Der Inselverlag hat das Original von Schocken unverändert übernommen. Merkwürdig ist nur, daß man es nicht für nötig hielt, einige Erläuterungen zuzugeben, da doch diesmal die Erzählung einem deutschen Leser dargereicht wird, der keinen Begriff von jüdischen Bräuchen hat und sicher den Unterschied zwischen Chassidim und Mitnagdim und den fanatischen Haß zwischen ihnen nicht versteht, der den Hintergrund der Tragödie darstellt, auf dem sich diese wunderbare Erzählung abspielt. Aber nicht nur für die Deutschen ist der jüdische Hintergrund verdunkelt, auch der Rahmen, in dem sich die Handlung ereignet, ist nicht mehr vorhanden. Der jungen Generation kommt es vor, als ob dies alles vor Jahrhunderten gewesen wäre. Diese Erzählung hat exotischen Charakter, doch darf man annehmen, daß die poetische Darstellung auch den Unwissenden beeinflusst.

Die osteuropäische jüdische Welt, die im Verlauf von Jahrhunderten ein autonomes Leben führte, vernichteten die Nazis bei ihrem Einfall in dieses Gebiet vor 25 Jahren. Aber bereits vorher wurden die Grundfesten dieser Gesellschaftsordnung von außen und innen erschüttert, wie es in dem wunderbaren Roman »Nur wie ein Gast zur Nacht« von S. J. Agnon geschildert wird, der jetzt in deutscher Übersetzung im Fischerverlag Frankfurt erschienen ist. Dies ist ein bewundernswertes Werk, da es ja keineswegs leicht ist, Agnon in eine fremde Sprache zu übertragen und dabei darauf zu achten, daß die besonderen Nuancen, die Feinheit des Ausdrucks und der gesegnete Humor nicht verlorengehen. Es scheint mir, daß Karl Steinschneider diese Aufgabe gelungen ist. Auch der der deutschen Sprache kundige hebräische Leser wird großen Genuß und sogar Nutzen aus dem Vergleich des deutschen Textes mit dem Original ziehen. Der Rahmen zeigt auf, daß der Untergang bereits mit dem ersten Weltkrieg begonnen hat. Wenn im Buch vom »Krieg« die Rede ist, ist natürlich jener erste Weltkrieg gemeint, der schon beinahe aus dem Bewußtsein der heutigen Generation geschwunden ist. Man muß allerdings befürchten, daß der deutsche Leser etwas in Verwirrung gerät, da für ihn der »Krieg« Hitlers Krieg ist. In

der deutschen Ausgabe auf dem Vorblatt ist: »1951 Schocken Publishing House Ltd., Tel Aviv« eine irreführende Angabe, die besagt, daß das Original 1951 im Schockenverlag Tel Aviv erschienen sei, während tatsächlich das Buch erstmalig 1939, also vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, erschienen ist. Allerdings bringt der Verleger auf dem Umschlag eine Erklärung, daß der Autor »noch einmal die Welt des Ostjudentums vor uns erstehen läßt, eine Welt, in der verhaltene Innigkeit und nüchternen Alltag, tiefe Religiosität und resignierende Skepsis, geistige Regsamkeit und Enge des Horizontes zu einem vielschichtigen Ganzen zusammentreten«. Bei seiner Rückkehr 1930 aus Israel in seine Geburtsstadt fand er dort ein Durcheinander, nachdem die Lebensbasis durch die furchtbaren Veränderungen der Kriegs- und Nachkriegszeit erschüttert wurde. Alles ist in Armut und Verwirrung versunken. Der Gast ist erschüttert, weil er seine Freunde und Bekannten nicht mehr findet, alles hat sich zerstreut:

Verwandte und Freunde besaß ich in meiner Geburtsstadt nicht mehr. Wer nicht eines natürlichen Todes gestorben war, der war im Krieg gefallen, und wer nicht im Krieg gefallen war, war durch die Kriegsfolgen umgekommen, und wer den Krieg überlebt hatte, war ausgewandert.

*Leo Brod, Prag*

## Sie kommen alle, alle . . .

Vierhunderttausend im Jahr, aus allen Teilen der Welt, in allen möglichen Trachten, hypermodern, gediegen und folklore, orthodox und fortschrittlich, alle Sprachen sprechend, Touristen aus aller Welt, Globetrotter per Aeroplan, die nur wenige Minuten Zeit haben, weil sie in ein anderes Flugzeug umsteigen wollen, um rechtzeitig in Tokio zu sein, Weltumfahrer in Planwagen wie die Familie Gillis, Kongreßbesucher, Künstler und Wissenschaftler, einfache Landleute und Beter, sie alle kommen, um den alten jüdischen Friedhof in Prag zu sehen.

Hradschinburg und Karlsbrücke, aber dann vor allem ins ehemalige Judenghetto, so war es bereits vor 150 Jahren und so ist es auch heute. Man sagt: Niemand braucht zu drängen, um auf den Friedhof zu kommen, wir alle kommen an die Reihe, einer früher oder später! Aber beim Prager Friedhofsgitter drängen sich die Gruppen in Massen, und der für die ewige Ruhe bestimmte Friedhof gleicht mit seinen vielen Besuchern und Photographen eher seiner hebräischen euphemistischen Benennung »Haus des Lebens«; denn ein ewiges Leben herrscht auf ihm, wie es nicht einmal der in Paris mit dem Grabe Heinrich Heines oder der in London mit Marxens Grabe aufweisen kann.

Zwei tradierte Besuche fanden nicht statt: Friedrich Schillers und Goethes. Der erste war 1791 in Karlsbad viel zu krank, um so einen Abstecher nach Prag zu machen, auch wenn ihn das Waldsteinpalais gelockt hat. Der Besuch auf dem Prager Judenfriedhof mit dem Statthaltereibeamten Chmelnický ist eine literarische Mystifikation, und alle auch gedruckten Berichte sind falsch. Goethe hat Altneu-Syna-

Das ist heutzutage, noch mehr als vor 35 Jahren, ein tägliches Erlebnis. Viele reisen in ihre Geburtsstädte und finden dort von ihren Lieben und Freunden keinen einzigen mehr. All dies ist jetzt noch viel hervorsteckender, als in den Tagen, da der Gast seinen Besuch in Szybuscz abstatete. Damals gab es dort noch wenigstens einige Juden, wenn auch in elendem Zustand. Für diese Juden errichtet Agnon einen herzergreifenden Gedenkstein, denn außer dem historischen und den folkloristischen Hintergründen findet sich in diesem Rahmen eine Fülle von menschlicher Charakteristik und tiefem menschlichem Verhältnis, wodurch das Buch in den Rang der hervorragendsten Schöpfungen der Weltliteratur emporgehoben wird. Die wunderbare Mischung von menschlicher Liebe mit versöhnlicher Ironie und im Glauben an bestehende Werte, trotz Kurzsichtigkeit der Menschen, verleiht diesem Buch die Buntheit einer »menschlichen Komödie« in weitestem Sinne, die nicht auf ein Volk und einen besonderen Ort begrenzt ist, wobei der Realismus voller Würze und Treffsicherheit nur die Eindringlichkeit der daraus zu ziehenden Lehre verstärkt. Auf jeden Fall muß das Erscheinen dieses Buches, das zum erstenmal in einer der europäischen Sprachen und in einer äußeren dem literarischen Wert entsprechenden Form dargeboten wird, herzlich begrüßt werden.

*Haavez*

goge und Judenfriedhof durch Zeichnungen gekannt, sich eingehend mit ihnen laut Tagebuch beschäftigt; aber in Prag war er nie, trotz vielseitiger Einladungen. Das schöne Gedicht über den St. Nepomukstag ist auf einer heute nicht mehr in Karlsbad bestehenden Brücke über die Tepl entstanden und nicht auf der Karlsbrücke.

Aber ansonsten kamen sie alle, alle: Humboldt und Andersen, Wilhelm Raabe, der hier Inspirationen empfangende Autor des »Hollundergartens« und L. A. Frankl, Verfasser des ersten Golem-Gedichtes. Franz Grillparzer ging auf seiner Reise nach Deutschland im Jahre 1826 ins schmutzige Judenviertel und rief dreimal aus: »Schmutz, Schmutz, Schmutz!« Sein Tagebuch beschreibt die schönen Jüdinnen hier, und es fragt sich, ob er – der sonst verschlossene – nicht hier Anregungen für seine spätere »Esther« und »Jüdin von Toledo« bekommen hat.

Heute? Riesenhaft lang ist die Reihe der namhaften Persönlichkeiten: Außenminister und Gesandte, Delegationen und Bürgermeister vieler fremder Städte, Dirigenten wie Karajan u. a., Künstler wie Isák Stern und David Oistrach, Schauspielerinnen wie Ida Kaminska, Schriftsteller wie Max Brod und Dürenmatt und viele, viele andere. Isák Stern steht vor einem Konzert, und man glaubt, daß ihn das Erzählen des Fremdenführers ermüden würde, aber er sagt nur immer wieder: »Nehmen Sie keine Rücksicht, erzählen Sie alles, was Sie wissen, von Gustav Mahler hier in Prag und Emmy Destin, die tschechische Sängerin, die hier vor Jahrzehnten – damals noch auf einer einsamen Bank – die Rolle der Jüdin für die gleichnamige Oper Meyerbeers



Siehe "Birthday Tributes  
to S. Adler-Rudel

ADR Inf. June 1968

Siehe : Theodor Heuss

MB, 25. Dez. 1970

" Nahe Beziehungen zu frö. v.  
" Menschen "

Aus den Tagebüchern von Th. Heuss



Welsh, Robert

→ Glicksman, Dora

Robert Weltsch

## A TEST OF RELIGION

### Maybaum's New Book

Like all of Maybaum's books and essays of the last twenty years, many of them known to the readers of this paper, this one, too, circles around the deeply disturbing problem of "God after Auschwitz".\* There seems to be no answer in human terms to the questions of how to make faith compatible with the experience our generation has suffered. Nevertheless, this is the test of religion: to see the abyss in its ghastliness and still to retain the link with that world of an unintelligible spirit where the well-being of the individual—in human terms—does not count. It is the problem of the Book of Job. It was also the test for Abraham who was confronted with the revolting command of God to slaughter his own son. He was called upon to show that he loved God more than even those human beings on earth who were dearest to him.

The story of the *Akedah* ("binding" in preparation of the sacrifice) plays an ample role in Jewish exegesis and mythology and has also stirred up non-Jewish theologians, the most outstanding example being Kierkegaard. It has also been interpreted as proof that the custom of sacrificing children has been known in old Israel just as in the neighbouring countries where it was an ingredient of the Moloch cult. Modern psychology regards it as a confirmation of the ever existing father-son antagonism (with the resulting complexes). Our experience makes us unwilling to accept the reassuring gentle assertions of a happy end after agonizing suffering, such as in the last chapter of Job's book itself, or, for that matter in Goethe's *Faust*. And what about Abraham? Benjamin Britten in his *War Requiem* used the famous verses by Wilfred Owen, the English poet who was killed at the age of 25 on November 4, 1918, one week before the Armistice. In Owen's World War I version Abraham defies the word of God who holds him back at the last moment. He actually does slay his son, "and half the seed of Europe, one by one".

That was the frightful lesson of the World War to which Owen himself fell victim, and of the following fifty years which escalated the horrors. It is the theme with which theology has had to wrangle since, and which preoccupies the mind of Dr. Maybaum who does not acquiesce in easy formulas. Indeed, he sees the calamity of mankind in the advent of the fatherless society which is also a Godless society. The sons have rebelled against the father who wants to kill or subjugate them. This is the background of Sigmund Freud's philosophy which is the focus of Maybaum's enquiry. Freud's vision of the hordes who united to kill the father-king was, in fact, not mythical past; it was Freud's own present. From his window in Vienna's Berggasse Freud watched the marching columns of discontented demonstrators of various nationalities demanding what they regarded as their rights, he saw the antisemitic students occupying the entrance of the university, only five minutes walk from his flat, denying entry to any Jew, he saw endless columns of protesting workers, all these identified with the primeval hordes. Nearby in a furnished room sat a Russian tenant studying Marx, his name was Stalin. An unknown tramp by the name of Hitler strolled

through the streets. One could add that in the more sophisticated Café Central sat another Russian called Trotsky (whom Maybaum omits), the man of whom the Austrian Minister Berchtold, when warned of the impending Russian Revolution, contemptuously said: "Who will make a revolution? Perhaps Mr. Trotsky from the Café Central?"

It is significant that Maybaum tries to revive the atmosphere of that old Imperial Austria which produced a man like Freud and others and was the cradle of modern psychology. Apart from the slight nostalgia transpiring from these pages written by one who himself had known the last stages of this now vanished world, this memory gives him the cue for understanding the perplexities of modern man and society, and also of the intellectual transformation of the Jew. There, in Vienna, at the beginning of the century, the lonely father-figure of the old Emperor, full of sorrow, of whom sentimental popular songs spoke with filial affection, was residing in god-like remoteness in Schönbrunn castle. He represented the end of an epoch. An Austrian poet, Rainer Maria Rilke, generalised the situation by writing in his *Stundenbuch* of 1901:

Die Könige der Welt sind alt  
Und werden keine Erben haben;  
Die Söhne sterben schon als Knaben. . .

There was a fateful clash of generations, an obvious father-son conflict, in the Emperor's own house, and the son fell as a victim; he was not slain, he committed suicide in Meyering on January 30, 1889 (on the same day on which Hitler came to power 44 years later). The Crown Prince had been a liberal and a would-be reformer, and many believe he might

have changed the course of history had he come to reign. No Hitler would have arisen.

Maybaum senses what tremendous impact the Austrian spiritual climate had on the emergence of the modern Jewish intellectual. It was a melting pot of East and West. A sequel of the Enlightenment, the almost unlimited belief in progress and science, in assimilation and socialist idealism, was confronted with the refractory reality of ethnic particularities and nationalist trends. All this combined to give a new turn to the thinking of Jews which was not necessarily "Jewish" thinking. One has to dig below the surface in order to discover the implications with their positive and negative aspects. Maybaum analyses the resulting phenomena of doubt and scepticism, complacency and guilt. At this critical juncture, he states, Zionism, originating in Vienna, brought salvation to the Austrian Jew in his Jewish quandary.

Maybaum has not written a coherent book, but collected a series of independent chapters which, however, are held together by the tangle of fundamental problems which pervade them all. Maybaum is not afraid of the opposition which his books inevitably provoke. He is aware of the striking paradoxes of Jewish existence, and he sometimes surprises the reader by the firework of daring assertions and *aperçus* which provide ample food for thought, even where they are not readily convincing. Like all of us, he is horrified by the experience of Nazism which reappeared as the mythical Moloch to whom millions had to be sacrificed. On the other hand, he is also an uncompromising opponent of orthodoxy, because "the attire woven in the Middle Ages is no longer appropriate for the Jewish people;" it was definitely destroyed by the "third *churban*" after which Jewry "must either live as a westernised people or disappear from the scene of history." At the same time he argues that the loss of medieval ritualism has in fact not changed the Jew existentially.

As always in Maybaum's books there is much enlightening polemic against Christian and Moslem historical attitudes, in which he shows his remarkable erudition. But the prospect for the future is different: "We see today that Christianity, Islam and Judaism are disappearing as watertight groups... as Western civilization becomes global civilization. . . . Not the Jew integrated into a life of separation... will survive, but the Jew who meets God under the same conditions as those under which the Biblical prophet met Him." This quotation shows the particularity of the author's style and the self-confidence of his approach.

Maybaum's strong belief in the historical role of Judaism within mankind, his thoughtful interpretation of mythical concepts reflected in the reality of our life, and his crusading passion make this book absorbing reading. It reveals the undreamed of abundant potentialities of undogmatic modern Jewish thinking.

\* Ignaz Maybaum: *Creation and Guilt. A Theological Assessment of Freud's Father-Son Conflict.* Vallentine, Mitchell, London. 25s.



Robert Weltsch

## FIFTY YEARS SERVICE TO JEWRY

Nahum Goldmann: The Affair and the Man

Three years after the so-called "Six-Day War" there is still no relief in Israel's situation. Many had naïvely expected that the fruit of victory would be an honourable peace. Indeed, a leading Israel personality at that time mockingly said that Nasser had been revealed as a "paper tiger", and that Israel was waiting for an Arab telephone call proposing negotiations. It is perhaps understandable that the elation of victory nourished such an illusion, but it was not a sign of far-sighted statesmanship. It is now—too late—almost common view that the initiative should have come from Israel in June, 1967, without the humiliation of the vanquished. There was no need to boast of Israel's obvious military superiority; the need was to show Israel's awareness that military victory does not solve everything, and that the political issue in its wider context must be tackled in a reasonable way.

In the last months the situation has been aggravated, with no solution in sight and with a large part of world opinion now arrayed against Israel. While life is going on fairly normally inside Israel, acts of war at the ceasefire line and shocking atrocities abound. The ensuing indignation makes reconciliation more remote than ever. In such a situation it is clear that only some unorthodox bold initiative could possibly break the ice. That is why the "Goldmann affair" has stirred up such strong emotions in Israel. The surprising suggestion that the leading Arab ruler, President Abdul Nasser, may have agreed to have an—admittedly non-committal—conversation with a well-known Jewish statesman, however unrepresentative of the present Israeli Government, had a catalytic effect on Israel public opinion. The result was an amazing amount of utterances in favour of a more active peace policy. From many quarters, but predominantly from spokesmen of the younger generation, the Government is now reproached for not more unequivocally declaring its willingness to make concessions for the sake of peace. Primarily it is criticised for failing to avoid actions which bar the way to an understanding even with moderate Arabs, such as the confiscation of land in Arab Hebron and the announcement of a project to establish a Jewish settlement in this occupied territory.

For the first time, opposition in Israel is very vocal; not of course, in Parliament which is paralysed by the coalition system of so-called national unity, but in public manifestations, in newspaper articles, on the radio, in intellectual circles and mainly among university professors and students. One of the rather bizarre examples of protest was the production of a satirical anti-Government play called "The Queen in the Bath Tub" at the Tel-Aviv cham-

ber theatre. The mockery of the Israeli establishment, the funny persiflage of its—and the average Israeli citizen's—naïve self-righteousness, and the unequivocal anti-war tendency aroused strong indignation, but even many who disliked the play defended its presentation in accordance with the democratic principle of freedom of speech and of artistic expression. Nevertheless, the performances (which were almost daily interrupted by uproar) had to be stopped after a run of a few weeks because of public pressure, especially from part of the extremist press.\* Actually, criticism should not be mistaken as "defeatism" or as weakening of military preparedness. It is one of the signs of independent thought and of the awakening of the nation's consciousness, tired of nationalist slogans and of reliance on military strength only without seeking more promising political ideas.

For that reason Nahum Goldmann's bold initiative, whatever was felt about its details, was welcomed at least by a minority, and discussed with interest. Much more widespread was the view that the Government had blundered in its handling of the affair. Quite unnecessarily it was turned into a publicity stunt and a display of personal animosity, to the detriment of Israel's prestige and image. At the same time, it is evident that the issue at dispute was not only the question of procedure, i.e. insistence of the Israel Government that Arab peace moves should be directly addressed only to themselves, in accordance with its own rigid (and now most controversial) formula of "direct negotiations" which no Arab can accept at this juncture. The issue also involved the merits of the case. The fact is that Goldmann's ideas about peace and about the future of the State of Israel, and also his appraisal of the actual possibilities, are at great variance with the views hitherto maintained by official spokesmen. However, owing to the coalition of very divergent elements, no agreed platform has yet emerged from the Government, and some of its ministers have gone on record as proclaiming far-reaching annexionist aims (not underwritten by the Government as a whole).

One cannot be surprised that a fresh breeze blew into the stuffy atmosphere and caused a kind of shock treatment, when Goldmann, having frequently defined his attitude in speeches, published his ideas tentatively in the reputed American Quarterly "Foreign Affairs", and subsequently at the beginning of April, in a series of six long articles in the Hebrew daily "Haaretz". Apart from some

details this, too, was not a novelty. Goldmann had explained his political point of view both with regard to Israel and the Diaspora in the last chapters of his autobiography which appeared in London last month\*\* (but published in the United States already at the end of last year). By virtue of these last chapters, which are not strictly autobiographical but concern the future, this book has become a kind of polemical pamphlet, in addition to being a kaleidoscope of almost 60 years of Jewish history. It also reveals the origin and intellectual background of this man who has been in the limelight over the last months. Although the controversy about his ideas has abated slightly, it is by no means over. Dramatic and tragic events in the military field and especially the extended Russian engagement on the Arab side, have created a feeling of emergency in Israel, where internal discussions are placed in the background. But this very situation highlights past omissions and is apt to emphasise the urgency for a new orientation.

## In Pre-War Germany

Apart from these topical issues, Goldmann's autobiography may be of special interest for the readers of this journal because a large part of it is closely linked with the Jewish situation in Germany. Although born in the small Lithuanian townlet of Viznevo on July 10, 1895—he thus celebrates his 75th birthday this month—he was six years old when the family moved to Frankfurt and Goldmann was educated in Germany and spent his formative years there. True he never lost that *character indelebilis* which the provenience from a Yiddish "shtettel" provides. But the more interesting phenomenon is his devotion to German culture, literature and philosophy, which made the young boy an enthusiastic German also in the political sense. He was one of those—at that time before the First World War not uncommon—Jewish intellectuals of Eastern European origin, who regarded Germany as their gateway to the world, and to the acquisition of knowledge. Compared with Tsarist Russia, Germany was a heaven of freedom. Having been a kind of prodigy, a brilliant orator whilst still at high school, appearing "illegally" as a successful speaker at public meetings for the Zionist cause, Goldmann put all his great talents at the service of Germany when the First World War broke out. He tells us with complete candour of his conviction that Germany was fighting for a just cause, that it represented the morally and culturally superior party in that great contest. Not yet 20 years of age he wrote patriotic pro-German articles for the "Frankfurter Zeitung", which so greatly impressed the proprietor of that paper, Dr. Heinrich Simon, that he reprinted them in a brochure which the German Foreign Office was eager to use as propaganda. To cut a long and interesting story short Goldmann,

\*\* *Memories. The autobiography of Nahum Goldmann. The story of a lifelong battle by World Jewry's Ambassador-at-large. Weidenfeld & Nicolson. London, 1970. 358 pp. 84s.*

\* According to news received after this article was written, the performances will be resumed in premises outside Tel Aviv.—The Editor.

Continued on page 2



## FIFTY YEARS SERVICE TO JEWRY

Continued from page 1

though being an enemy alien, landed in the propaganda department of the *Auswärtiges Amt*, where he stayed until the end of the war.

This early chapter of his life will amaze many who regard Germany as the very incarnation of antisemitism. But this was a long time before Hitler, and the world was different then. Germany in 1914 was still the country of Goethe and Kant. The disillusionment came in the course of the war when the preponderance of pan-German hubris and reliance on military victories revealed the other side of Germany. The nationalistic and annexionistic trends got the upper hand, and the militarists did not doubt their right and capacity to dictate the terms of a future European settlement, in spite of the fact that even inside Germany serious doubts were already being felt about Germany's final victory. It is not necessary to repeat the whole story of German blunders in the First World War. But we can safely assume that this was a lesson also to the young German patriot Nahum Goldmann, possibly influencing his views over an interval of 50 years. It made him—as it did many others—sceptical about reliance on victories alone without proper consideration of the whole political and moral background and of other relevant circumstances.

But in 1914 the 19-year-old Zionist, Nahum Goldmann, living in a milieu of enlightened East European Jews, was a German imperialist. Analysing the national character he even found a certain affinity between Jews and Germans, for instance in their inclination to systematic thought and their dialectical talent. Moreover, at that juncture of world history when Germany occupied Russia's Western provinces (Poland and Lithuania among them) Goldmann, like some others, believed that there was some community of interests because Germany was expected to assume responsibility for East European Jewry's future. This would have been tantamount to the solution of the European Jewish problem. (This "solution", alas, was carried out by Germany 30 years later in a very different way.) Needless to say, in the course of the war these ideas dwindled away. Nevertheless, nobody will dispute Goldmann's thesis that the cultural and economic advancement of German Jewry during the 50 or 60 years preceding 1930 was a unique phenomenon in Jewish Diaspora history.

When the Nazi catastrophe came in 1933, Goldmann was not in Germany and he did not return. Later, he joined the attempts to combat Nazi ideology and to curb Nazi activities from abroad. He became one of the leaders of the so-called Jewish World Congress movement, intended to organise popular Jewish forces in a more or less democratic way for the sake of defending Jewish interests wherever Jews were persecuted. In this area Gold-

mann co-operated with Stephen Wise and, after the latter's death, became president of Congress, an office he still holds. During his years in America, in the Second World War and after, he became one of the leading Jewish public figures, and there were few contemporary statesmen he did not meet. His prolonged efforts to create a united Jewish front did not succeed, but one of the results of his endeavours was the creation of the "Conference of Presidents" of Jewish Organisations, of which he was the first chairman. He was also chairman of the "Conference on Jewish Material Claims against Germany", and from the very beginning he was involved in the negotiations with Germany about reparation payments, both for the State of Israel and for Jewish survivors elsewhere. His first meeting with Chancellor Adenauer on December 6, 1951, in London had, as we all know, momentous consequences. The Chancellor gave his consent to the idea, and shortly afterwards the negotiations started in The Hague.

Goldmann is one of the best orators of our time, and this affects his style. Large portions of his book read like speeches. He explains the rhetorical technique in which he trained himself from early youth. To maintain direct contact with the audience he shuns written or prepared speeches, and he likes to spice his addresses with amusing anecdotes, which often succeed more than theoretical arguments in bringing home an essential point. The same literary talent is displayed in the interspersed brilliant profiles of prominent people, of whom he gives penetrating studies. Among many startling episodes one perhaps particularly merits mention: his conversation with Mussolini on November 13, 1934, in the course of which the dictator is reported as saying: "Have no fear of Herr Hitler, he is a fanatical idiot . . . You are much stronger than Herr Hitler. When there's no trace left of Hitler the Jews will still be a great people . . ."

Naturally, Goldmann's story is, to a large extent, a rendition of his Zionist *Werdegang*, which was colourful enough until, after the end of the war, he attained the highest office, that of president of the World Zionist Organisation. But at that time, because of the emergence of the State of Israel, Zionism had lost most of its meaning. For many years Goldmann, constantly clashing with Ben-Gurion, vehemently fought for an authorised status for the movement he led. However, the State would not tolerate an independent Zionist policy or ideology based, at least partly, on Diaspora Jewry. Even for fund-raising, the Zionist Organisation was no longer required as most non-Zionist Jews were willing to support the State of Israel. Nevertheless, one of the difficult problems of the new situation was the relationship between Israel and the Diaspora. Nahum Goldmann was perhaps the

most prominent representative of organised Diaspora Jewry, and he often tried to explain to Israeli authorities the inevitability of permanent Diaspora existence and the peculiarity of the resulting position. He warned the Israeli Government of potential conflicts which could arise when the Jewry of a particular country were placed in a dilemma between divergent policies. One case in point was the Suez invasion of 1956, which was strongly opposed by the American Government (and, incidentally, by Goldmann too). Moreover, only if the best brains of the Diaspora exercise the right—indeed the duty—of critical judgement, can they be of real value to Israel. Actually, most part of Diaspora Jewry, often out of inertia, have simply become a sounding board of Israeli propaganda.

Owing to his rhetorical gifts and his tactical skill, Goldmann has played a leading role at Zionist Congresses especially since, after Leo Motzkin's death in 1933, he became their most capable chairman. From a rigid, youthful ideologist he has, with advancing years, gradually turned into a pragmatist who understands that politics is the art of the possible. In this respect he has learned much from the wisdom of Dr. Weizmann, whom he still admires as Israel's greatest statesman, although in 1931 Goldmann himself was instrumental in overthrowing him. No history is without its contradictions. After the First World War Goldmann was one of those who recognised the overall importance of Israel-Arab relations in Palestine, but I regret that he omits to say that the stressing of this point was one of the decisive characteristics of what was then called "German Zionism". The majority of German Zionists and the Zionist press in Germany after 1919 fought relentlessly for the principle that Arab-Jewish co-operation in Palestine must be the basis of all Zionist policy and planning, and was often abused as "minimalist" or even worse. The fierce discussions of 40 and 50 years ago come to mind in face of present experiences, but they are not mentioned in Goldmann's "Memories".

Oddly, this fascinating book contains some errors which could have been avoided by better proof-reading, such as wrong dates (the Brandeis split was in July 1920, just 50 years ago, not 1919; the Lucerne Congress was in 1935, not 1937; the famous Jewish historian's name is Heinrich Graetz not Wilhelm; the Turkish commander in Palestine was Djemal, not Kemal Pasha; the member of the *Komitee für den Osten* was Adolf Friedemann, not Friedmann, etc.). Such minor faults should be corrected in later editions.

### Feuchtwanger (London) Ltd.

Bankers

BASILDON HOUSE, 7-11 MOORGATE, E.C.2

Telephone: 01-600 8151

Telex: London 25157

Your House for:-

CURTAINS, CARPETS, LINO  
UPHOLSTERY  
SPECIALITY  
CONTINENTAL DOWN  
QUILTS!

ALSO RE-MAKES AND RE-COVERS

ESTIMATES FREE

DAWSON-LANE LIMITED

17 BRIDGE ROAD, WEMBLEY PARK

Telephone: 904 6671

Personal attention of Mr. W. Shackman



ISSUED BY THE  
**ASSOCIATION OF JEWISH REFUGEES IN GREAT BRITAIN**

6 FAIRFAX MANSIONS, FINCHLEY RD. (corner Fairfax Rd.), London, N.W.3

Telephone: MAIDA VALE 9096/7 (General Office and Welfare for the Aged).  
MAIDA VALE 4449 (Employment Agency, annually licensed by the L.C.C.,  
and Social Services Dept.)

Office and Consulting Hours:

Monday to Thursday 10a.m.—1p.m. 3—6p.m.

Friday 10a.m.—1p.m.

*Robert Weltsch*

## MORAL STOCKTAKING

Many things in this post-war world are apt to destroy long-cherished illusions. People were induced to believe that, after the victory over the dark forces of Hitler, universal peace would be established and mankind, weary of barbarism which had been revealed on such a horrifying scale, would build a better and more reasonable world. Taking for granted the goodwill of nations to avoid unnecessary conflicts and to display a more brotherly attitude, is always questionable. In the sphere of politics and national life this attitude should find its first expression in the shunning of war and in the just and human treatment of minorities.

It is unnecessary to say that very little of such moral progress has been achieved in a world which made such astonishing technological advances. The dissolution of empires has not brought closer the realisation of national and personal freedom, as many naïve ideologists predicted both in 1918 and in 1948; nor has it abolished imperialism, which has rather been shifted to new grounds. The view that imperialism was a specific European attitude, a device of the white master race to subjugate people, was fostered by a specific historical period of the nineteenth century. Such slogans as Pan-Asianism or Pan-Africanism, coined in the fight against the European powers, have quickly disappeared. Hatred and hostility have manifested themselves between Asiatic as well as African nations. Sometimes, even liberals and anti-imperialists feel that the enlightened imperialism of yesterday also had its good points, as shown in the now famous book of the late Professor Richard Koebner, of Breslau and Jerusalem, which was posthumously completed by his pupil, H. D. Schmidt (Cambridge University Press 1961 and 1964).

In any case, the problem of minority existence—in which the Jewish people all over the world are more immediately involved than any others—has reappeared in a new and at times appalling form. The antagonism between black and white, which is unfortunately cultivated in both camps, is based on racialism more pronounced even than the conflict between Jews and Gentiles ever was. The visibility of colour underlines the race motive, and in such places as America—and in a much lesser degree in some British towns—the problem is aggravated by social discrepancy. The hostility against Jews, which we call antisemitism, has not only racial ingredients but is of old standing, evolved during the ages from religious and cultural differences. In the era of enlightenment, these differences were not completely obliterated but assumed a more subtle form. Today, anti-

semitism in most of the civilised countries is subdued because of the much more apparent horrors of Hitlerism with which nobody wants to be associated—at least not openly.

We Jews are obliged to fight against prejudice wherever it appears to obscure the horizons of humanity. It is noteworthy that in the United States some Jewish leaders have come to the conclusion that solidarity with the Negro in his fight for full equality is a quasi-religious Jewish obligation. Some time ago Dr. Joachim Prinz, once a Berlin rabbi, made this point in a speech in London. On the other hand, we all know the weaknesses of selfish human beings and the many complications which reality brings forth in contrast to pure ideology. There have been occasions when antisemitism also crept up in the Negro camp, and much remains to be done to clarify the relationship that is so important for the future. The friendly co-operation between the State of Israel and the African States is an additional hopeful sign in a picture not too comforting overall.

Nations are not guided only by reasonableness. Ill-feeling, whether objectively justified or not, can always be stirred up for some unrelated purpose, especially in election times when parties want to attract votes. This autumn we witnessed election campaigns in two countries, Germany and Israel, and it was almost inevitable that candidates should play on the sentiments of the common man. This also affected the Jewish issue. True, one cannot compare the situation on both sides. It is perfectly natural and legitimate that Jews all over the world carry an ever-open wound from the traumatic experience of the unprecedented catastrophe inflicted on them by Nazi Germany. The thought of those involved in those crimes and often unrepentant, now continuing life as "normal human beings", is almost unbearable.

The recent major trials in Germany, especially the prolonged Auschwitz trial in Frankfurt and the Treblinka trial in Düsseldorf, have laid bare facts for which there can be no words. The procedure of the German courts has generally been admitted to have been fair, anxious to reveal the whole gruesome truth without shrinking from the disgrace ensuing with regard to the recent German past. As far as the uncovering of the real nature of the concentration camps and of the bestial conduct of those connected with them is concerned, justice has been done quite independent of the individual cases. It is not difficult for anybody who listened to these proceedings or read some of the—naturally scanty—reports, to understand the feelings of those few Jews who

escaped from that hell. It is beyond doubt that the abhorrence is shared by all Jews; indeed, it would be very painful to restrict this statement to Jews so as to suggest it were merely a tribal approach. We assume that revulsion must be the general reaction of all human beings, as could be observed from public opinion in England.

Generally speaking, one may assume that the leading men of the Federal Republic of Germany, who themselves condemn the Nazi horrors in no uncertain terms, have understanding for the difficulty of the situation on the Jewish side. It seems, however, that the bulk of German public opinion is not favourable to the continuous reminder of the sinister past, and also that some are not prepared to join in the unconditional rejection of Nazism. Young people hardly realise the full implication of events which happened before their time. We find testimony to this in a moving booklet by Emmi Bonhoeffer, whose husband was executed by Hitler in 1945 as a member of the German Resistance, together with his brother, the famous theologian Dietrich Bonhoeffer.\* In the account she gives of her meetings and conversations with witnesses of the Auschwitz trial, all of them former inmates of the camp, she also frankly states that these trials are not popular with the Germans:

"Wenn ich mit Deutschen über SS-Prozesse spreche, kommen immer wieder dieselben langweiligen, banalen Hinweise auf die Greuelthaten anderer Völker in die Debatte, auf Dresden, Hiroshima, die russischen Tscheka-Säuberungen, die dreissig Millionen das Leben gekostet haben sollen. . . . Ich kann dann immer nur antworten wie jener Rostocker Flüchtling, der zwei Jahre bei mir gewohnt hat: 'Das mag ja alles ganz richtig sein; ich sage mir bloss immer: Der Schmutz von anderen kann doch niemals die Seife sein, die mich reinwäscht.'"

The fact that much of her book contains such polemics is an indication of what is really being said in private, although perhaps not in the newspapers. It is proof of how strong and widespread are the views which she censures. This might explain the inclination of vote-seeking politicians to indicate consent or at least sympathy for those who would prefer stopping the "self-flagellation" and "not to yield to Jewish pressure". It requires no excessive psychological insight to understand this process.

In democratic countries the voice of all sections of the population can make itself heard, and it is not unusual in political battles to exploit the feelings of malcontents. Israel's election campaign is no exception. The events in Jerusalem on the occasion of the inauguration of the German Ambassador have been deplored by many Jews all over the world and, indeed, in Israel itself. This certainly does not imply

\* Emmi Bonhoeffer: Zeugen im Auschwitz-Prozess. Begegnungen und Gedanken. Johannes Kiefel Verlag Wuppertal-Barmen. 61 pp.

(Continued on page 2, column 1)



## MORAL STOCKTAKING

(Continued from page 1)

indifference to the memories of the Nazi holocaust. But wrath has to be directed to the proper channels at the proper time. It should not hit a man of goodwill who has come in the sincere desire to help, the more so if he has come in fulfilment of an oft-repeated demand. It was Israel who accused the German Federal Government of disregard because it had not established diplomatic relations. It cannot have been intended to raise this demand in order to humiliate the man in charge of the delicate mission.

There are times when it is useful to scrutinise the contradictions on one's own side. Apart from the impropriety of the demonstrations and of their exploitation for political and party purposes, one cannot be wholly indifferent to the reaction which this and other actions must evoke in large sections of the German population which, especially at election time, are bound to have some influence on the governing circles. From the point of view of expediency, a snub to a duly accredited ambassador is hardly to be reconciled with the obvious wish of the Israeli Government to co-operate with Germany in various fields. It is noteworthy that Shlomo Ginossar, son of Ahad Haam and a former Israeli Ambassador, has published a letter in which he calls upon the Israeli Government to apologise to the Federal German Government for the unfortunate incident. It should be borne in mind that, in face of Arab pressure, practical co-operation with Israel is not a matter of course for Germany—as indeed it is not for other Western countries either. Moreover, a new German generation which sees the pros and cons in contemporary terms, seems to get impatient at the constant rebuffs of a policy which tries as far as it can to atone for the past and to open new avenues for the future.

In the general confusion of the world today, where emotions and susceptibilities are so effective, Jews should try to keep their heads, in spite of the tragedy we can never forget. Future generations will still wonder how such things were possible, and what uncanny side of human nature came into the open. It is a reason to meditate upon the human condition and upon the obligation, imposed on us Jews on our Holy Days, to proceed on the unending path of moral stocktaking.

Your House for :—  
**CURTAINS, CARPETS, LINO,  
UPHOLSTERY**

SPECIALITY

**CONTINENTAL DOWN  
QUILTS!**

ALSO RE-MAKES AND RE-COVERS  
ESTIMATES FREE

**DAWSON-LANE LIMITED**

17 BRIDGE ROAD, WEMBLEY PARK  
Telephone: ARN. 6671

Personal attention of Mr. W. Shackman.

## NEWS FROM GERMANY AND ISRAEL

### ANALYSIS OF DAUBERS

An official Bonn analysis states that, of 44 Germans arrested this year for neo-Nazi or antisemitic daubings, 16 were aged 16 years or under. From the beginning of 1962 to the end of 1964 there were 180 registered antisemitic incidents in the Federal Republic, or about 60 a year. In the first six months of this year alone there were 45.

The over-all figure for Nazi daubings from January to June 30 this year is given as 99. Eleven of those apprehended for daubings and other antisemitic activities were said to have done it "just to attract attention". Five acted "under the influence of alcohol" and three were found to be "mentally defective". Nine claimed to be antisemitic by conviction.

Most of the culprits are said to hold fairly menial, often unskilled jobs. Many of them have been in trouble with the police before and display anti-social characteristics. All the delinquents, it is stated, acted alone; no connection has been found between them and any extreme Right-wing or neo-Nazi organisation.

### RADICAL RIGHT-WING PARTY

A delegation of the radical Right-wing National Democratic Party, headed by its leader Fritz Thielen, laid wreaths at the cemetery of Landsberg prison in memory of the many Nazi war criminals executed there by the Americans after the war.

Many of the 200 Nazis buried there had been unjustly condemned, said Thielen. A statement put out by the party declared that the whole world remembered the martyrs of Bergen-Belsen but nobody visited the graves at Landsberg.

The official organ of the National Democratic Party, *Deutsche Nachrichten*, has published an article about the "Tale of the Six Million". The article said:

"The International Red Cross in Geneva has declared that the number of Jews killed could not be fixed exactly. The Red Cross estimates that it might be between 300,000 and 600,000 Jews." The paper adds: "This, of course, is a terrible number, but it is not six million."

Leaders of the Central Council of Jews in Germany, as well as Karl Marx, editor of the *Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland*, are to protest to the German Government against this distortion of the number of Jews killed during the Nazi holocaust.

In the Federal elections of September 19, the Party obtained 658,250 votes (2 per cent). It will have no seat in the new Parliament.

### MORE AUSCHWITZ TRIALS

A West German Government spokesman stated in Frankfurt that punishing some of the Nazis who helped to run the Auschwitz death camp did not end the matter. Prosecutors are preparing to try 326 other Nazis for their part in the slaughter of millions at Auschwitz, he said.

### ENTSCHAEDIGUNGS - SCHLUSSGESETZ VERKUENDET

Das Schlussgesetz zum Bundesentschädigungsgesetz ist im Bundesgesetzblatt Teil I vom 18. September 1965 verkündet worden. Die Verkündung im Berliner Gesetz- und Verordnungsblatt dürfte in aller Kürze erfolgen.

### SUPPLEMENT ON INDEMNIFICATION LAW

It appears that in some cases the previous issue of *AJR Information* was dispatched without the Supplement on the new Indemnification Law. We apologise for the omission, which is due to reasons beyond our control. Members who have not received the Supplement may order it from the AJR Office.

### DIPLOMATIC RELATIONS

#### Statement by Dr. Pauls

In an exclusive interview Dr. Pauls told the "Jerusalem Post" that "stones, bottles and placards" were not the right way to greet a new Ambassador. He would have had full understanding for a quiet demonstration and genuine feelings but did not have the same understanding for people who wanted to mobilise honest feelings for special political purposes.

#### Gesture of Protest

Mr. Aba Kovner, the poet and writer who led the Vilna Ghetto Uprising during the war, has returned to President Shazar the campaign ribbon awarded to him for his services in Israel's War of Independence.

This was in protest against the President's acceptance of the credentials of Dr. Pauls and the playing of the West German national anthem at the ceremony.

#### Israeli Ambassador's First Impressions

In an interview with the German press agency, Israeli Ambassador Asher Ben-Nathan said: "I have found here a friendly welcome and have everywhere had the opportunity of free and open talks about our problems." The Ambassador favoured an exchange of youth between the two countries and said that German youth were not responsible for the deeds of their fathers. Referring to economic relations, Mr. Ben-Nathan expressed the hope that negotiations would prove satisfactory to both sides. There were also possibilities, he said, of improving, step by step, the cultural relations between the two countries.

#### Bonn Embassy Appointments

Mr. Leo Savir, formerly second in command at the Israel Purchasing Mission in Cologne and a former press attaché at the Israeli Embassy in London, has been appointed to the new Israeli Embassy in Bonn. All the other members of the Cologne Mission have also been given diplomatic status and will, at least for the time being, constitute the Embassy staff. The diplomatic staff comprises ten persons.

#### ADENAUER VISIT

The former West German Chancellor, Dr. Konrad Adenauer, is to visit Israel late in November or early in January. He received an invitation from the Israel Government.





Weltsch, Robert

Die dritte Phase der  
Menschheitsrevolution.

Zu Rosch Haschanah

5726.

Zu:

MB. Tel Aviv, 23, 39/40.

(24. Sept. 1965). p. 1-2.

Siehe :

Hans Cohn

In Memoriam Hans Cohn

MB, 30. April 1971



Robert Weltsch

Siehe: Tribute to Martin Buber

AJR Information, Febr. 1963

Robert Weltsch:

## Ein Pionier der Kulturforschung

In der bekannten Hamburger Familie Warburg, deren Mitglieder in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Deutschland und Amerika eine führende Rolle im Bankwesen, aber auch in der jüdischen Philanthropie und zum Teil in der Politik gespielt haben, gibt es einen Outsider, der in der Familienchronik eine Sonderstellung einnimmt. Abraham (Aby) Warburg hat sich weder in der Finanzwelt noch im jüdischen Leben hervorgetan, aber er hat sich einen bedeutenden Namen gemacht auf dem Gebiet der Kunstgeschichte und der Kulturforschung, und das von ihm ursprünglich in Hamburg als private Bibliothek begründete „Warburg-Institut“ ist zu einer eigenartigen, in der ganzen Welt bekannten geisteswissenschaftlichen Anstalt geworden. Es bildet heute einen Bestandteil der Universität London, und einen Anziehungspunkt für Gelehrte und Studenten der ganzen Welt. So wurde der Name Warburg ein Symbolwort, das unerwarteterweise einer ganzen Richtung geistiger Bestrebungen aufgeprägt wurde.

**Aby Warburg** (1866—1929) war der älteste Sohn des Hamburger Bankiers Moritz Warburg (1838—1910), der von seinen Söhnen noch die Beobachtung der Ritualgesetze erwartete, eine Forderung, gegen die Aby schon als Kind rebellierte und die er als Student vollends preisgab. Seine Familie hatte ihn zum Rabbinerberuf bestimmt, aber das und manche Beobachtungen gedankenloser unverständlicher Zeremonie trugen nur bei zu seiner Entfremdung vom Judentum. Seine Familie konnte seine Neigungen nicht begreifen. Sein jüngerer Bruder Max, der später das Haupt des Bankhauses wurde, erzählt in seinen Erinnerungen, wie verdutzt er war, als der dreizehnjährige Bruder dem jüngeren Knaben anbot, ihm sein Erstgeburtsrecht zu verkaufen. Als Preis verlangte er nicht ein Linsengericht, sondern „die Zusage, daß ich ihm immer alle Bücher kaufen würde, die er brauchte“. Der zwölfjährige Max erklärte sich einverstanden, aber in seinem Alter rückschauend bemerkt er scherzend, daß er keine Vorstellung davon hatte, wie teuer ihn dieses Versprechen zu stehen kommen würde. So wurde der Grundstein gelegt zu der einzig dastehenden Bibliothek Warburg.

Eine Biographie dieses ungewöhnlichen Mannes war lange überfällig, und auch lange geplant. Besonders bemüht darum war Warburgs ihm geistesverwandte und jahrelange Assistentin, Gertrud Bing, die dafür wichtige Vorarbeiten leistete. Es bedarf keiner besonderen Erklärung, warum in der turbulenten Zeit nach Abys Tode die Arbeit nicht zustande kam. Aber auch als es 1934 Abys Neffen Erich mit Hilfe des amerikanischen Konsuls gelungen war, die ganze Bibliothek in 535 Kisten auf zwei kleinen Dampfbooten nach England zu überführen, gab es in London für die Neuankömmlinge zu viele Schwierigkeiten und Probleme, als daß der kleine Stab an die Ordnung der nachgelassenen Papiere hätte herangehen können. Einer der wichtigsten Mitarbeiter des Instituts, der Wiener Fritz Saxl (1890—1948), der sich schon 1911 Warburg angeschlossen hatte und nach dessen Tode sein Nachfolger als Direktor der Bibliothek wurde, kam 1935 nach Wien auf der Suche nach einem Mann, der Gertrud Bing beistehen könnte in der Herausgabe von Warburgs Schriften (von denen zwei

Bände schon 1932 erschienen waren). Ihm wurde der junge Wiener Ernst Gombrich empfohlen. So kam Gombrich 1936 nach London. Diesem glücklichen Umstand ist es zu verdanken, daß nun, 35 Jahre später, die Biographie von Aby Warburg in London erschienen ist (E. H. Gombrich: „Aby Warburg.“ An Intellectual Biography. With a Memoir on the History of the Library by F. Saxl. London 1970. The Warburg Institute University of London. 366 S.), die als ein geistesgeschichtliches Werk ersten Ranges bezeichnet werden muß.

Das Denken und Wirken und schließlich auch das Schicksal Aby Warburgs ist für den Autor ein passender Anlaß, ein Bild zu entwerfen der menschlichen Tiefenforschung der letzten hundert Jahre, die in das Geheimnis menschlicher Kultur eindringt, wie sie sich vor allem in den großen Werken der Kunst offenbart. Hier wird Kunstgeschichte nicht allein von der ästhetischen Seite betrieben, sondern als ein Ausdruck des Ringens des menschlichen Geistes in seinem Streben nach Klarheit, in dauerndem Kampf gegen die in der Menschenseele wirkenden dunklen Kräfte, die in den Mythen des Altertums, in den Ängsten und Wahnvorstellungen der Völker Gestalt angenommen haben und den Menschen verführerisch in den Abgrund ziehen. Die Ursprünge solcher Vorstellungen können auch heute noch bei primitiven Völkern aufgespürt werden. Solche Gedanken quälten Aby Warburg von dem Moment an, wo er sich der Entzauberung dieser Zusammenhänge verschrieben hatte. Tatsächlich hat auch Aby Warburg eine entscheidende Anregung für seine Studien aus der anthropologischen und religionspsychologischen Untersuchung der Sitten und Gebräuche eines Indianerstammes empfangen. Max Warburg schreibt von seinem Bruder: „Aby ... erkannte mit wissenschaftlicher Präzision, daß der Gang der Kultur durch den ständigen Kampf zwischen dem Streben des Menschen nach Klarheit und seiner Befangenheit im Aberglauben bestimmt wird. Dieser beständige, nie sich lösende Kampf schien ihm in der Kunst eines Zeitalters gespiegelt.“ Die Quellen und Einflüsse, die diesen Weg bestimmten, stellt Prof. Gombrich mit überlegener Gelehrsamkeit dar. Es ist hier nicht möglich, alle die großen Lehrer und Forscher anzuführen, die an der Wiege dieser Wissenschaft standen. Das Zentrum der Forschungen Warburgs bildeten die Kunstwerke der Renaissance, an denen er die fortwährende Lebenskraft des klassischen Altertums beobachtete und sich über das mächtige Wiedererleben dieser Symbolwelt in den Kunstwerken, oft auch in christlicher Verkleidung oder in unlösbarer Kombination mit christlichen Ideen und Symbolen, Gedanken machte. Zu dieser Erkenntnis gehörte auch die Auseinandersetzung mit Astrologie und vor allem Astrologie, Magie und allen möglichen Geheimlehren, Ikonologie und Dämonologie, die Reaktion des Menschen auf das ewig Unbekannte, den Tod, die Naturkräfte und Katastrophen, die Leiden und die Bosheit und die Welt des Teufels. Auffallend ist, daß dabei die Kabbala keine Erwähnung findet. Ihre Problemwelt ist doch sehr verwandt dem Gebiet, um das es sich handelt, aber zu jener Zeit hatte noch nicht Prof. Gershom Scholem der Kabbala als Gegenstand moderner

wissenschaftlicher Forschung ihren Platz erobert.

Es besteht kein Zweifel, daß Aby Warburg keinen besseren Interpreten finden konnte als Gombrich, der sich mit liebevoller Gewissenhaftigkeit nicht nur in alle Gedankengänge des merkwürdigen Mannes hineinversetzt und den Hintergrund seines Problemkomplexes souverän beherrscht, sondern auch für den menschlichen Werdegang und das tragische Schicksal des ihm ja persönlich Unbekannten volles Verständnis hat. So wird durch die Darstellung des Lebens und des Wirkens des Gründers auch das Wesen des einzigartigen Institutes dem Leser nahegebracht. Warburg selbst, der 1929 gestorben ist, und eigentlich ganz in der deutschen Kulturwelt lebte, hätte sich freilich nicht träumen lassen, das die von ihm gegründete „Kulturwissenschaftliche Bibliothek“ eines Tages in London ein Asyl finden würde. Wie Gombrich mit Recht hervorhebt und in einem vor einigen Jahren gehaltenen und später gedruckten Vortrag (E. H. Gombrich: „In Search of Cultural History.“ Clarendon Press Oxford 1969. 55 S.) ausführlich darlegt, läßt sich das Wort Kulturwissenschaft gar nicht adäquat ins Englische übersetzen. Nicht nur das Institut, sondern auch die Sache, die es vertritt, ist sozusagen ein Geschenk der mitteleuropäischen Hitlerflüchtlinge an die angelsächsische Welt. Die Mitarbeiter des Warburg-Institutes waren fast ausschließlich Juden. Nicht nur die spezifische Abart der von ihm vertretenen Wissenschaft, sondern die ganze Kunstgeschichte ist in England und Amerika erst durch diesen Zustrom aus Europa vertriebener Intellektueller zu einem wichtigen, an allen Universitäten gepflegten Fach geworden. Gombrich weist darauf hin, daß zwar Gelehrsamkeit und geistige Beschäftigung in jüdischen konservativen Familien gepflegt wurde, daß aber Kunstgeschichte nicht gerade zu dem traditionellen Interessengebiet dieser Kreise gehörte, besonders da dieses Studium eine intensive Beschäftigung mit heidnischen und christlichen Vorstellungen verlangte. Trotzdem kamen zwei der bedeutendsten Kunsthistoriker Deutschlands — Adolph Goldschmidt und Max Friedländer — aus dem gleichen Milieu. Beide waren Söhne jüdischer Bankiers, wie Warburg. Beide lebten länger als er und wurden daher Emigranten. Daß viele dieser durch die Schule der Aufklärung hindurchgegangenen Gelehrten von ihrem ererbten Judentum keinen großen Gebrauch machten, ändert nichts an diesem auch für die jüdische Geistesgeschichte charakteristischen Phänomen.

Die Tragik in Warburgs Leben bestand darin, daß die innere Zerrissenheit, der im schöpferischen Prozeß permanente Kampf der chaotischen dämonischen unterirdischen Mächte gegen die formende Vernunft, d. h. das Thema, mit dem er sich sein ganzes Leben lang so leidenschaftlich beschäftigte, in ihm selbst Wirklichkeit wurde. Er scheint stets dem geistigen Zusammenbruch nahe gewesen zu sein, und das auslösende Moment für seine tatsächliche Erkrankung war der erste Weltkrieg, unter dessen Grauen und Enttäuschungen er maßlos litt. In der Stunde des deutschen Zusammenbruchs 1918 mußte er in eine Anstalt gebracht werden, wo er sechs volle Jahre zubrachte, immer selbst einen innerlichen Kampf führend um seine



### FULDA

Die attraktive Stadt mit 1200jähriger Geschichte und einzigartigen Kunstdenkmälern aus der karolingischen Renaissance und des Barock.

Die gastliche Stadt als Tor zur Rhön mit preiswerten und komfortablen Hotels und Gasthöfen, behaglichen und stilvollen Restaurants und Cafés, mehreren Kaufhäusern und exklusiven Fachgeschäften aller Branchen.

Die ideale Tagungs- und Kongreßstadt mit Sälen bis zu 1200 Personen fassend. Die interessante Stadt mit sehr guten Möglichkeiten für die Industrieansiedlung. An die Bundesautobahn Kassel—Fulda—Würzburg (Rhönlinie) unmittelbar angeschlossen.

Auskunft: Magistrat der Stadt Fulda, Tel. 0661/8151, und Städt. Verkehrsbüro, Karlstraße 5, Tel. 24 67 und 21 57.

Genesung. Aus dieser Zeit besitzen wir einen Bericht von dem ehemaligen Direktor der Hamburger Kunsthalle Karl Georg Heise, der schon als junger Mann ein Jünger des viel älteren Warburg war. (Carl Georg Heise: „Persönliche Erinnerungen an Aby Warburg.“ New York 1947. 56 S.) Heise betont die große Wichtigkeit, die die Periode der Erkrankung für die Erkenntnis von Warburgs Persönlichkeit besitzt. „Alles, was ihn je in schlaflosen Stunden gequält haben mochte, überwältigte ihn jetzt, unkontrolliert durch abmähigende Erwägungen der praktischen Vernunft, in apokalyptischen Visionen. Überall sah er Gefahr und Vernichtung, und in gräßlichen Verwünschungen gab er sich selber die Schuld.“ In diesem Zusammenhang schildert Heise einen besonders charakteristische Episode. Bei einem Besuch Heises zog ihn der Patient in eine Zimmerecke und erklärte, er müsse ein furchtbares Geständnis machen, wie er sich um jeden Kredit gebracht habe, als anständiger Mensch zu gelten. „In der Unterhaltung mit einem Universitätsprofessor habe er die Äußerung getan: ‚Im Grunde meiner Seele bin ich ein Christ!‘ Jetzt bezichtigte er sich der Würdelosigkeit, der unbeherrschten Preisgabe einer noch dazu in dieser undifferenzierten Formulierung völlig mißdeutbaren Regung seines Herzens. Ein Jude, der sich als heimlicher Überläufer bekennt, das sei ein Feigling, der keine Konsequenzen zieht, oder aber ein Mann, der nicht weiß, was er seiner Rasse und seiner Familie schuldig ist. Er raufte sich die Haare, erklärte, er könne sich nirgends mehr sehen lassen und beschwor mich dann, sein Geständnis geheim zu halten. Gleich darauf aber schrie er es laut heraus, so daß die Nachbarn es durch die geöffneten Fenster hören konnten. Der Eindruck war

(Fortsetzung auf Seite 27)



# JÜDISCHE RUNDSCHAU

Erscheint jeden Dienstag-Freitag, Bezugspreis bei der Expedition monatlich 2,- Goldmark, vierteljährlich 5,75 Goldmark. Auslandsabonnements werden in der Währung der einzelnen Länder berechnet. Anzeigenpreis: 1. Gruppe Nonpareilgröße 0,50 G.-M. Stellengröße 0,25 G.-M.

Redaktion, Verlag und Anzeigen-Verwaltung: Jüdische Rundschau G.m.b.H., Berlin W15, Meinekestr. 10. Telefon: 11 Bismarck 7165-70. Anzeigenchluss: Dienstag und Freitag nachmittags 4 Uhr. Redaktionsschluss Sonntag und Mittwoch nachmittag.

Postfachkontos: Berlin 773 92, Basel V 9355, Budapest 680 32, Brüssel 394 33, Budapest 596 93, Dattig 1973, Haag 140 470, Prag 994 10, Riga 4155, Straßburg 164 30, Warschau 190 708, Wien 156 930. Bank-Kontos: Dresdener Bank, Depots: Kassa Berlin, Kurfürstendamm 52; Rumänische Kreditbank, Comau (Rumänien); Anglo Palestine Co. in Haifa, Jerusalem, Tel.-Aviv.

Nummer 27

Berlin, 4. IV. 1933

ח' ניסן תרצ"ג

XXXVIII Jahrg.

Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina. „Baseler Programm.“

## Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!

Der 1. April 1933 wird ein wichtiger Tag in der Geschichte der deutschen Juden, ja in der Geschichte des ganzen jüdischen Volkes bleiben. Die Ereignisse dieses Tages haben nicht nur eine politische und eine wirtschaftliche, sondern auch eine moralische und seelische Seite. Ueber die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge ist in den Zeitungen viel gesprochen worden, wobei freilich häufig agitatorische Bedürfnisse die sachliche Erkenntnis verdunkeln. Ueber die moralische Seite zu sprechen, ist unsere Sache. Denn so viel auch die Judenfrage jetzt erörtert wird, was in der Seele der deutschen Juden vorgeht, was vom jüdischen Standpunkt zu den Vorgängen zu sagen ist, kann niemand aussprechen als wir selbst. Die Juden können heute nicht anders als als Juden sprechen. Alles andere ist völlig sinnlos. Der Spuk der sogenannten „Judenpresse“ ist weggeblasen. Der verhängnisvolle Irrtum vieler Juden, man könne jüdische Interessen unter anderem Deckmantel vertreten, ist beseitigt. Das deutsche Judentum hat am 1. April eine Lehre empfangen, die viel tiefer geht, als selbst seine erbitterten und heute triumphierenden Gegner annehmen.

Es ist nicht unsere Art, zu lamentieren. Auf Ereignisse von dieser Wucht mit sentimentalen Salbadereien zu reagieren, überlassen wir jenen Juden einer vergangenen Generation, die nichts gelernt und alles vergessen haben. Es bedarf heute eines neuen Tones in der Diskussion jüdischer Angelegenheiten. Wir leben in einer neuen Zeit, die nationale Revolution des deutschen Volkes ist ein weitläufig sichtbares Signal, daß die alte Begriffswelt zusammengestürzt ist. Das mag für viele schmerzlich sein, aber in dieser Welt sich behaupten kann nur, wer den Realitäten ins Auge sieht. Wir stehen mitten in einer gewaltigen Umwandlung des geistigen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens. Unsere Sorge ist: Wie reagiert das Judentum?

Der 1. April 1933 kann ein Tag des jüdischen Erwachens und der jüdischen Wiedergeburt sein. Wenn die Juden wollen. Wenn die Juden reif sind und innere Größe besitzen. Wenn die Juden nicht so sind, wie sie von ihren Gegnern dargestellt werden.

Das angegriffene Judentum muß sich zu sich selbst bekennen.

Auch an diesem Tage stärkster Erregung, wo im Angesicht des beispiellosen Schauspiels der universalen Verformung der gesamten jüdischen Bevölkerung eines großen Kulturlandes die stürmischsten Empfindungen unser Herz durchzogen, haben wir vor allem Eines zu wahren: Besonnenheit. Stehen wir fassungslos vor dem Geschehen dieser Tage, so dürfen wir doch nicht verzagen und müssen uns ohne Selbsttäuschung Rechenschaft ablegen. Man müßte in diesen Tagen empfehlen: daß die Schrift, die an der Wiege des Zionismus stand,

### Theodor Herzls „Judenstaat“

in hunderttausenden Exemplaren unter Juden und Nichtjuden verbreitet wird. Wenn es noch Gefühl für Größe und Adel, für Ritterlichkeit und Gerechtigkeit gibt, müßte jeder Nationalsozialist, der dieses Buch zu Gesicht bekommt, vor seinem eigenen blinden Tun erstarren. Aber auch jeder Jude, der es liest, würde beginnen zu verstehen; und würde daraus Trost und Erhebung schöpfen.

Theodor Herzl, dessen reiner Name in diesen Tagen durch ein Zitat aus einer Fälschung vor der gesamten deutschen Öffentlichkeit belächelt wurde, schrieb in der Einleitung der genannten Schrift:

„Die Judenfrage besteht. Es wäre töricht, sie zu leugnen. Sie ist ein verschlepptes Stück Mittelalter, mit dem die Kulturvölker auch heute beim besten Willen noch nicht fertig werden konnten. Den großmütigen Willen zeigten sie ja, als sie uns emanzipierten. Die Judenfrage besteht überall, wo Juden in merklicher Anzahl leben. . . .

Ich glaube den Antisemitismus, der eine vielfach komplizierte Bewegung ist, zu verstehen. Ich betrachte diese Bewegung als Jude, aber ohne Haß und Furcht. Ich glaube zu erkennen, was im Antisemitismus roher Scherz, gemeiner Brogneid, angeerbtes Vorurteil, religiöse Unduldsamkeit — aber auch, was darin vermeintliche Notwehr ist. Ich halte die Judenfrage weder für eine soziale, noch für eine religiöse, wenn sie sich auch noch so und andern läßt. Sie

ist eine nationale Frage, und um sie zu lösen, müssen wir sie vor allem zu einer politischen Weltfrage machen, die im Rate der Kulturvölker zu regeln sein wird.“

Man müßte Seite um Seite dieser 1897 erschienenen Schrift abschreiben, um zu zeigen: Theodor Herzl war der erste Jude, der unbefangen genug war, den Antisemitismus im Zusammenhang mit der Judenfrage zu betrachten. Und er erkannte, daß nicht durch Vogel-Strauß-Politik, sondern nur durch offene Behandlung der Tatsachen vor aller Welt eine Besserung erzielt werden kann. Gegen nichts hat er so leidenschaftlich Stellung genommen als gegen das, was ihm jetzt unterschoben wird, nämlich gegen den Gedanken, die Juden könnten eine nichtöffentliche Weltverbindung herstellen oder irgend etwas tun, was bei den anderen Völkern irrtümlicherweise solche Vorstellungen erwecken könnte. In seiner Schrift „Leroy-Beaulieu über den Antisemitismus“ schreibt er:

„Wir Zionisten sind auf das deutlichste und entschiedenste gegen jede internationale Vereinigung von Juden, die, wenn sie wirksam wäre, den mit Recht verpönten Staat im Staate vorstellte und, da sie machtlos und nichtssagend ist, nur Nachteile bietet. . . . Nur das sei gesagt, daß wir zur Lösung der Judenfrage nicht einen internationalen Verein, sondern eine internationale Diskussion wünschen. das heißt: nicht Bündeleien, geheime Interventionen, Schleichwege, sondern die freimütige Erörterung unter der beständigen und vollständigen Kontrolle der öffentlichen Meinung.“

Wir im Geiste Theodor Herzls erzogenen Juden wollen auch heute nicht anklagen, sondern verstehen. Und uns fragen, was unsere eigene Schuld ist, was wir selbst gesündigt haben. Immer hat das jüdische Volk in kritischen Tagen seines Schicksals sich zunächst die Frage vorgelegt, was seine eigene Schuld ist. In unserem wichtigsten Gebete heißt es: „Um unserer Sünden willen wurden wir aus unserem Lande vertrieben.“ Nur wenn wir kritisch gegen uns sind, werden wir gerecht auch gegen andere sein.

Die Judenheit trägt eine schwere Schuld, weil sie den Ruf Theodor Herzls nicht gehört, ja, teilweise verspottet hat. Die Juden wollten nichts davon wissen, daß „eine Judenfrage besteht“. Sie glaubten, es komme nur darauf an, als Jude nicht erkannt zu werden. Man wirft uns heute vor, wir hätten das deutsche Volk verraten; die nationalsozialistische Presse nennt uns, und wir sind dagegen wehrlos, den „Feind der Nation“.

Es ist nicht wahr, daß die Juden Deutschland verraten haben. Wenn sie etwas verraten haben, so haben sie sich selbst, das Judentum, verraten.

Weil der Jude sein Judentum nicht stolz zur Schau trug, weil er sich um die Judenfrage herumdrücken wollte, hat er sich mitschuldig gemacht an der Erniedrigung des Judentums.

Bei aller Bitterkeit, die uns beim Lesen der nationalsozialistischen Boykottaufrufe und der ungerechten Beschuldigungen erfüllen muß, für eines können wir dem Boykottausschuß dankbar sein. In den Richtlinien heißt es in § 3:

„Es handelt sich . . . selbstverständlich um Geschäfte, die sich in den Händen von Angehörigen der jüdischen Rasse befinden. Die Religion spielt keine Rolle. Katholisch oder protestantisch getaufte Geschäftsleute oder Disidenten jüdischer Rasse sind im Sinne dieser Anordnung ebenfalls Juden.“

Dies ist ein Dékret für alle Verräter am Judentum. Wer sich von der Gemeinschaft wegstiehlt, um seine persönliche Lage zu verbessern, soll den Lohn dieses Verrats nicht ernten. In dieser Stellungnahme gegen das Renegatenum ist ein Ansatz zur Klärung enthalten. Der Jude, der sein Judentum verleugnet, ist kein besserer Mitbürger als der, der sich aufrecht dazu bekennt. Renegatenum ist eine Schmach, aber solange die Umwelt Prämien darauf setzte, schien es ein Vorteil. Nun ist es auch kein Vorteil mehr. Der Jude wird als solcher kenntlich gemacht. Er bekommt den gelben Fleck.

Daß die Boykottleitung anordnete, an die boykottierten Geschäfte Schilder „mit gelbem Fleck auf schwarzem Grund“ zu heften, ist ein gewaltiges Symbol. Diese Maßregel ist als Brandmarkung, als Verächtlichmachung

gedacht. Wir nehmen sie auf, und wollen daraus ein Ehrenzeichen machen.

Viele Juden hatten am Sonnabend ein schweres Erlebnis. Nicht aus innerem Bekenntnis, nicht aus Treue zur eigenen Gemeinschaft, nicht aus Stolz auf eine großartige Vergangenheit und Menschheitsleistung, sondern durch den Aufdruck des roten Zettels und des gelben Flecks standen sie plötzlich als Juden da. Von Haus zu Haus gingen die Trupps, beklebten Geschäfte und Schilder, bemalten die Fensterscheiben, 21 Stunden lang waren die deutschen Juden gewissermaßen an den Pranger gestellt. Neben anderen Zeichen und Inschriften sah man auf den Scheiben der Schaufenster vielfach einen großen Magen David, den Schild König Davids. Dies sollte eine Entehrung sein. Juden, nehmt ihn auf, den Davidsschild, und tragt ihn in Ehren!

Denn — und hier beginnt die Pflicht unserer Selbstbesinnung, — wenn dieser Schild heute belächelt ist, so sind es nicht unsere Feinde allein, die dies bewirkt haben. Viele Juden gab es, die sich nicht genug tun konnten in würdiger Selbstverhöhung. Das Judentum galt als überlebte Sache, man betrachtete es ohne Ernst, man wollte sich durch Lächeln von seiner Tragik befreien.

Aber es gibt heute bereits den Typus des neuen, freien Juden, den die nichtjüdische Welt noch nicht kennt.

Wenn heute in der nationalsozialistischen und deutsch-nationalen Presse häufig auf einen Typus des jüdischen Literaten und auf die sogenannte Judenpresse hingewiesen wird, wenn das Judentum für diese Faktoren verantwortlich gemacht wird, so muß immer wieder gesagt werden, daß dies keine Repräsentanten des Judentums sind, sondern höchstens geschäftlich von den Juden zu profitieren versucht haben. In einer Zeit bourgeois Selbstgerechtigkeit konnten diese Elemente auf Beifall auch bei jüdischen Zuhörern rechnen, wenn sie Juden und Judentum verhöhnend und bagatellisierten. Wie oft wurden uns Nationaljuden von dieser Seite die Ideale eines abstrakten Weltbürgertums gepredigt, um alle tieferen Werte des Judentums zu vernichten. Aufrechte Juden waren stets entrüstet über die Witzeleien und Karikaturen, die von jüdischen Possenreißern genau so oder in noch höherem Maß gegen das Judentum wie gegen Deutsche oder andere gerichtet wurden. Das jüdische Publikum beklatschte seine eigene Erniedrigung und viele versuchten, dadurch ein Alibi für sich zu schaffen, daß sie in den Spott miteinstimmten. Auch jetzt, in diesen schweren Tagen, glauben manche sich durch Fahnenflucht oder Anschmeißerei retten zu können. Der „Völkische Beobachter“ vom 2. April berichtet schmunzelnd, daß die Boykottleitung von jüdischen Geschäftsleuten überlaufen wurde, die für sich eine Ausnahmebehandlung wünschten. Viele, so behauptet der „V. B.“, hätten sich schnell taufen lassen, um sagen zu können, sie seien Christen. Glücklicherweise geht selbst aus der Darstellung des „V. B.“ hervor, daß solche Fälle vereinzelt waren. Aber die Zeit des Druckes ist noch nicht vorüber, wir stehen am Anfang, und darum muß von dieser Gefahr die Rede sein.

Denn die Gefahr, die größte Gefahr, die dem Judentum droht, ist die einer Verderbnis und Verkrüppelung des Charakters. Die Nationalsozialisten erklären in ihren Reden und in ihren Kundgebungen, daß sie Charakterlosigkeit mehr verachten als alles. Dr. Goebbels hat sich in seiner Rede am Freitag über die Wandlung der „jüdischen Presse“ lustig gemacht, die so schnell umgelernt habe, daß die Redakteure des „Angriff“ vor Neid erblassen müßten.

Wenn der Nationalsozialismus diese Sachlage erkennt, dann müßte er sich als jüdischen Partner ein Judentum wünschen, das seine Ehre hoch hält.

Er dürfte nicht jüdische Charakterlosigkeit fördern, um sie dann brandmarken zu können. Er dürfte dem Juden, der sich offen als Jude bekennt und der nichts verborgen hat, seine Ehre nicht bestreiten. Ob dem so ist, wird sich bald erweisen: Man hat jetzt eine Prozentsorm für gewisse Berufe angekündigt



# Boykott und Auslandsmeinung

oder kurzerhand bereits eingeführt. Wir werden noch davon zu sprechen haben, wie schwer diese Maßregel die deutschen Juden moralisch und wirtschaftlich trifft; aber wenn die Liste derer zusammengestellt wird, denen als Juden — denn als solche sind sie ja hier ausgewählt — innerhalb der Prozentnorm die Ausübung des Berufes gestattet wird, dann darf nicht derjenige benachteiligt sein, der offen und klar zum Judentum steht. Das ist die logische Konsequenz, die sich für die Nationalsozialisten aus ihrer eigenen Anschauung ergeben müßte.

Ueber die Judenfrage zu reden, galt noch vor dreißig Jahren in gebildeten Kreisen als anstößig. Man betrachtete damals die Zionisten als Störenfriede mit einer Idee fixe. Jetzt ist die Judenfrage so aktuell, daß jedes kleine Kind, jeder Schuljunge und der einfache Mann auf der Straße kein anderes Gesprächsthema hat. Allen Juden in ganz Deutschland wurde am 1. April der Stempel „Jude“ aufgedrückt. Nach den neuen Anweisungen des Boykottkomitees soll, falls der Boykott erneuert wird, nur noch eine einheitliche Bezeichnung aller Geschäfte stattfinden: bei Nichtjuden der Vermerk „Deutsches Geschäft“, bei Juden einfach das Wort „Jude“. Man weiß, wer Jude ist. Ein Ausweichen oder Verstecken gibt es nicht mehr. Die jüdische Antwort ist klar. Es ist der kurze Satz, den Moses zum Ägypter sprach: *Iwri anochi*. Ja, Jude. Zum Jude-Sein ja sagen. Das ist der moralische Sinn des gegenwärtigen Geschehens. Die Zeit ist zu aufgeregt, um mit Argumenten zu diskutieren. Hoffen wir, daß eine ruhigere Zeit kommt, und daß eine Bewegung, die ihren Stolz darin setzt, als Schrittmacherin der nationalen Erhebung gewürdigt zu werden, nicht ihr Gefallen daran findet, sich zu entwürden, selbst wenn sie meint, sie bekämpfen zu müssen. Aber wir Juden, unsere Ehre können wir verteidigen. Wir gedenken aller derer, die seit fünftausend Jahren Juden genannt, als Juden stigmatisiert wurden. Man erinnert uns, daß wir Juden sind. Wir sagen ja, und tragen es mit Stolz.

## „Wir als Freunde Deutschlands“

Erklärung Dr. Stephen Wise's vor der amerikanischen Einwanderungskommission

New York, 31. März. (J.T.A.) Der Ehrenpräsident des amerikanisch-jüdischen Kongresses Dr. Stephen S. Wise und der Präsident Bernhard Deutsch hatten am 30. März eine Unterredung mit dem Vorsitzenden der Senatskommission für ausländische Beziehungen Senator Pittman und dem früheren Vorsitzenden dieser Kommission Senator Borah. Am selben Tage sprachen die Führer des amerikanisch-jüdischen Kongresses auch im State Department, dem amerikanischen Außenministerium, vor. Dr. Stephen S. Wise hielt auch eine Ansprache vor der Einwanderungskommission. Er erklärte, er sei mit dem Mitglied des Repräsentantenhauses Dickstein im gemachten Vorschlag, alle aus Deutschland fliehenden Juden, die Verwandte amerikanischer Bürger sind, ohne Rücksicht auf die Quotenbeschränkungen frei zur Einwanderung nach Amerika zuzulassen, nicht einverstanden. Er teile zwar den Wunsch des Kommissionsvorsitzenden Dickstein, den Juden aus Deutschland Zufluchtsmöglichkeiten zu sichern. Die deutsche Judenfrage aber müsse in Deutschland gelöst werden. Durch die deutsche Regierung, durch das deutsche Volk müsse Recht getan werden. So gastfreundlich auch Amerika, England, Frankreich und die Schweiz sein mögen, die 600 000 Juden in Deutschland müssen ihren Platz an der deutschen Sonne finden, die Aufrechterhaltung ihrer politischen und bürgerlichen Rechte müsse gesichert werden. Ich glaube, erklärte Dr. Wise, daß es uns als Freunden Deutschlands möglich ist, bei der deutschen Regierung Verständnis dafür zu erwecken.

## Zurückhaltung in Amerika

Washington, 1. April. (W.T.B.) Die Tatsache, daß der Boykott der jüdischen Geschäfte in Deutschland zunächst nur am Sonnabend durchgeführt wird, ist im Staatsdepartement begrüßt worden. Gleich nach Bekanntwerden der Nachricht hat das Staatsdepartement die seit vorgestern in Washington weilenden Vertreter der amerikanisch-jüdischen Verbände New Yorks davon unterrichtet. Das Staatsdepartement hat ihnen dringlich ans Herz gelegt, sich bei der öffentlichen Diskussion der Vorfrage in Deutschland die größte Zurückhaltung aufzulegen. Man hofft, daß sich jetzt die Erregung der jüdischen und pazifistischen Kreise New Yorks legen werde, sowie, daß die Angelegenheit bald als abgeschlossen betrachtet werden könne, jedenfalls sowohl sie Amerika betrafen.

Wie — laut „DAZ.“ — das Reuter-Büro aus New York mitteilt, haben die amerikanischen Juden sich, entsprechend dem Wunsche des Staatsdepartements und der führenden Mitglieder des Kongresses, entschlossen, gegenüber der Lage der Juden in Deutschland eine „Haltung des Stillschweigens“ einzunehmen.

## Berichte des „Angriff“

Der „Montags-Angriff“ berichtet: „In Brüssel fand eine Protestkundgebung des Aktionskomitees zur Verteidigung der Juden in Deutschland“ statt, in der erzeit über die angebliche Unterdrückung der in Deutschland lebenden Juden Lügenberichte verbreitet wurden. Auch in London ist ein besonderer Ausschuss gebildet worden, der außer den jüdischen auch die nichtjüdischen Kreise zu einem Protest gegen den Teil des nationalsozialistischen Programms auffordert, der angeblich eine Unterdrückung der in Deutschland lebenden Juden verlangt. Auf Veranlassung dieses Ausschusses fanden in London Kundgebungen statt, wobei Lord Mount Temple, ein berühmter englischer Jude, forderte, daß die Tore Palästinas den in Deutschland „terrorisiert“ Juden so weit geöffnet werden sollten, wie es nur möglich ist. Eine Forderung, die wir nur begrüßen können. Sollte die Hetze gegen das nationale Deutschland und eine Regierung in den kommenden Tagen weitere Ausmaße annehmen, dann wird voraussichtlich ein zweiter Aufruf gegen das „deutsche“ Judentum geführt werden, bei dem wir immer in die Kasse zwingt.“

Die Durchführung des Boykotts der jüdischen Geschäfte, Rechtsanwälte und Aerzte ging am 1. April in ganz Deutschland programmäßig vorstatten. Die gesamte Presse stimmt darin überein, daß sich die Aktion in voller Disziplin vollzog und daß es — mit Ausnahme eines beklagenswerten Zwischenfalles in Kiel — zu keinen Unruhen gekommen ist. Es hat sich gezeigt, daß die nationalsozialistische Partei und die Regierung ihre Anhänger vollständig in der Hand haben. Wir zweifeln nicht, daß diese Tatsache einen um so größeren Eindruck im In- und Auslande machen wird, als immer noch da und dort Befürchtungen bestanden, daß einzelne Personen oder Oruppen Eigenmächtigkeiten begehen könnten.

Schon an den dem Boykott vorhergehenden Tagen war die Stimmung sehr erregt. Unkontrollierbare Gerüchte durchschwärmten das Land. Die verschiedenen Anordnungen riefen jeweils Schrecken oder Erleichterung hervor. So z. B. wurde die Anordnung, alle jüdischen Geschäfte müßten sofort sämtliche jüdische Angestellte entlassen, in den Kreisen der jüdischen Angestellten und darüber hinaus mit größter Unruhe aufgenommen. Als dann die Nachricht kam, der Boykott sei auf einen Tag begrenzt und die Gehaltsvorauszahlungen könnten entfallen, sah man dies als Zeichen der Besinnung an. Das Gefühl, gänzlich von den Anordnungen einer unzugänglichen Instanz abhängig zu sein, konnte auf die deutschen Juden nicht anders als niederdrückend wirken.

In Berlin herrschte seit den Morgenstunden reges Leben auf allen Straßen, insbesondere in den größeren Geschäftsstraßen. Überall gingen uniformierte Nationalsozialisten von Haus zu Haus und beklebten die jüdischen Geschäfte mit den offiziellen roten Zetteln des Aktions-Ausschusses, worauf gedruckt stand: „Es ist verboten, dieses jüdische Geschäft zu betreten“ oder aber „Achtung, Judel Betreten verboten“. Außerdem erschienen bei den größeren Geschäften größere rote Plakate, auf denen stand: „Deutsche, wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden“. Einen besonderen Zweck verfolgten offenbar die großen weißen Plakate, auf denen in deutscher und englischer Sprache geschrieben stand: „Deutsche, verteidigt Euch gegen die jüdische Creutz-Propaganda, kauft nur deutsche Waren“. Es ist ganz unverständlich, warum diese an Deutsche gerichtete Aufforderung in englischer Sprache plakatiert wurde. Offenbar legte man Wert darauf, die Photographien in den angelsächsischen Ländern zu verbreiten. Das Anbringen der Plakate ging in völliger Ruhe und Ordnung vor sich, ja man konnte sogar beobachten, daß stellenweise ein gewisser Humor nicht fehlte. Auf der anderen Seite wirkte es häufig sehr deprimierend, wie alte ehrliche Geschäftsleute wehrlos dabeistehen mußten, während von ganz jungen Menschen an ihren Häusern und Läden die als Schimpf gemelten roten Zettel befestigt wurden. Um 10 Uhr bezogen die SA-Posten ihre Plätze vor den größeren jüdischen Geschäften. Eine große Menge Neugieriger durchwogte den ganzen Tag die Straßen. Man konnte in der Menge die Beobachtung machen, daß ein großer Teil der nichtjüdischen Bevölkerung mit der Aktion keineswegs sympathisierte. Mit allem Nachdruck muß betont werden, daß die christlichen Mitbürger keine Bemerkungen über Schadenfreude oder der Demütigung der Juden von sich gaben. Vielmehr verhielt sich das Publikum durchaus korrekt und zum großen Teil schweigsam. Das Schauspiel beabsichtigter Erniedrigung der jüdischen Nachbarn fand keinen Widerhall. Unsere Eindrücke stammen in der Hauptsache aus Berlin, und es mag sein, daß die Aktion nicht in allen Orten gleichmäßig verlief oder die gleichen Gefühle auslöste. Aber viele unvoreingenommene Beobachter haben es bestätigt, daß das Verhalten des nichtjüdischen Publikums zurückhaltend und teilweise menschlich mitempfindend war. Diese Tatsache wird gewiß auch im Auslande, dem ja die Boykottaktion vor allem galt, ihren Eindruck nicht verlieren.

Im Verlaufe des Tages wurden dann noch eine Reihe anderer Zettel und Plakate an den Geschäften befestigt. Insbesondere gab es eine ganze Reihe von roten Schildern mit allerlei Versen. Da hieß es z. B.:

„Warum bin zum Juden laufen,  
Deutscher soll bei Deutschen kaufen“

oder:

„Laßt das Geld in deutscher Hand,  
Jude schleppt es aus dem Land“

oder:

„Was mäset ihr den Juden groß,  
Solang noch Deutsche arbeitet“

oder:

„Jede Mark in Judenhand  
Fehlt dem deutschen Vaterland“

oder:

„Mit dem Geld, das Juden stahlen,  
Fremde Hetzer sie bezahlen“

Von wem diese Plakate ausgingen, war auf ihnen nicht ersichtlich. Man darf wohl annehmen, daß es sich dabei nicht um offizielle Plakate des Boykottkomitees handelt, sondern um die Arbeit privater Dichter. Es wurden ferner im Laufe des Tages in den Hauptstraßen die großen Schaufenster mit riesigen Inschriften in roter und weißer Farbe bemalt. Da hieß es immer wieder: „Inhaber Jude!“ Oder aber: „Ich bin Jude!“ Daneben stand meist ein großer Magen David. Man sah aber auch Inschriften, die sicher nicht vom Komitee gebilligt wurden, so z. B. „Juda verrecke“, ferner „Dreckjude“, „Mistjude“ und ähnliches. Auch sah man häufig Karikaturen von Judenköpfen mit gewaltigen Nasen. Die „D. A. Z.“ berichtet:

„An die Fenster des Warenhauses Tietz am Dönhofsplatz waren mit weißer Farbe Wegweiser mit der Aufschrift „Nach Jerusalem“ und Davidsterne aufgemalt. In der Nähe des Rosenthaler Tors fand man Aufschriften, wie „Juden raus!“, „Tod den Judenhetzern!“, „Nicht kaufen, Lebensgefahr!“ und ähnliches. Es scheint übrigens festzustellen, daß in vielen Fällen solche Aufschriften von Elementen angebracht worden sind, die ein Interesse an der Störung der Abwehraktion hatten. Als Beispiel dafür erwähnen wir den Fall eines Kaufhauses in der Danziger Straße, an dessen Schaufenstern sich heute früh die Aufschrift fand: „Wenn die Juden weiterhetzen, wird SA das Messer wetzen“. Der Inhaber des Kaufhauses wurde von dem NSDAP.-Gauführer in höflichster Weise darauf aufmerksam gemacht, daß diese Inschrift zweifellos von kommunistischer Seite angebracht sei und wurde veranlaßt, sie entfernen zu lassen, was auch geschah.“

Leider wurde nicht in allen Fällen, wo grob beleidigende Aufschriften angebracht waren, in derselben Weise verfahren und für Beilegung gesorgt.

Den im Boykottaufruf verheißenen „gelben Fleck“ sah man nur relativ selten. In den Nebenstraßen scheint die Aktion bei Aerzten usw. nicht restlos durchgeführt worden zu sein. Die Warenhäuser und die meisten anderen größeren jüdischen Geschäfte waren geschlossen oder schlossen ihre Läden im Laufe des Tages. Die Plakate und Aufschriften blieben teilweise auch am Sonntag noch befestigt. Viele Ladeninhaber waren im Zweifel, ob sie sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen, wenn sie die Plakate entfernen. Am Montag früh wurde die offizielle Weisung des zentralen Boykottkomitees veröffentlicht, wonach sämtliche Zettel und Plakate zu beseitigen sind.

In den Kundgebungen der Nationalsozialistischen Partei und des Boykottkomitees war erklärt worden, die Aktion bezwecke vor allem, den ausländischen Verbreitern von Creutznachrichten über Deutschland zu zeigen, daß eine Fortsetzung dieser Kampagne an den deutschen Juden gerichtet werden würde und daß die herrschende Partei dazu die Macht habe. Inzwischen hat, darin stimmen alle Berichte überein, diese Kampagne im Ausland bereits deutlich nachgelassen. Sogar die nationalsozialistische Presse, die bisher jede antideutsche Stimme auf Konto der Juden geschrieben hat, obwohl es z. B. im rein nordischen Skandinavien fast keine Juden gibt, meldet jetzt: „Jüdische Weltmacht weicht zurück“. Es ist bedauerlich, daß sogar Kreise, die einer Argumentation sonst zugänglich sind, wie z. B. die „Tägliche Rundschau“, die Legende von der „jüdischen Weltmacht“ auch kritiklos hinnehmen ohne zu untersuchen, um welche Art Reaktion es sich hier handelt. Es wird keineswegs berücksichtigt, daß die Schritte, die von verantwortlichen Juden im Ausland gemacht wurden, in keiner Weise die natürlichen außerpolitischen Schranken verletzen. Mit aller Deutlichkeit hat, um nur das vornehmste Beispiel zu nennen, Lord Reading im englischen Oberhaus erklärt, er befürworte nicht eine Einmischung in deutsche Angelegenheiten und überhaupt nicht eine Intervention. Ein Staatsmann wie Lord Reading, der die höchsten Ämter in England bekleidet hat, der Oberster Richter (Chief Justice), Vizekönig von Indien und Außenminister gewesen ist, weiß sehr genau, daß eine derartige Einmischung unmöglich und unzulässig wäre, ja daß sie einen anderen als den beabsichtigten-Effekt haben könnte. Alle Nationen besitzen in diesem Punkt eine natürliche Empfindlichkeit. Was Lord Reading wollte und worin ihm die anderen Lords und die Führer der christlichen Konferenzen bestimmten, war nichts anderes als der Versuch, in einer überaus aufgeregten Zeit zur Entspannung beizutragen, indem die Stimmung der maßgebenden Bevölkerung eines großen Landes, wie es England ist, durch maßgebende Sprecher der Welt bekannt wird. Dies ist um so wichtiger, als gerade dadurch auch die erlogenen Creutzmeldungen in den Hintergrund gedrängt werden. Die englische Oberhausdebatte, bei weitem die wichtigste aller ausländischen Kundgebungen zur deutschen Judenfrage, hat gezeigt, daß die Lords den Creutznachrichten keinen Glauben schenken und sich nicht darauf stützen. Was ihnen Anlaß zu Besorgnis gab, waren die von der deutschen Regierung selbst offiziell angekündigten Maßnahmen, vor allem gegen jüdische Aerzte, Professoren, Richter, Rechtsanwälte, Künstler usw. Man kann verstehen, daß ein Mann, der als Jude das höchste Richteramt seines Landes bekleidet hat, irritiert ist, wenn Juden generell die Fähigkeit, Richter zu sein, abgesprochen wird. In ähnlichem Sinne hat Lord Horder in der „Times“ vom 31. März ganz unpolitisch, nur im Namen der englischen medizinischen Wissenschaft, die Frage aufgeworfen, ob die Wissenschaft es ertragen kann, wenn die vielen hervorragenden jüdischen Mediziner Deutschlands, denen die Wissenschaft Unendliches verdankt, von ihren Forschungs- und Arbeitstätigkeiten ausgeschlossen werden. Der Briefschreiber hofft, es werde keine Notwendigkeit entstehen, diese für die ganze Welt so wichtige Frage weiter zu erörtern. Ein Mann wie Sir Ernest Barker, aus altem holsteinischen Geblüt, spricht in der „Times“ mit höchstem Respekt von deutscher Kultur und erklärt, er habe von Kant die Idee des Rechtes gelernt; darum beunruhigt ihn die „Rechtstellung der deutschen Juden“. Aus ähnlichen Besorgnissen offenbar haben auch die Vereinigten deutschen Gesellschaften New Yorks ihre Bitte an den Reichskanzler gerichtet, das Programm der Regierung für die künftige Behandlung der Juden zu formulieren. Es handelt sich nicht darum, daß Auslandsjuden in deutsche Angelegenheiten eingreifen wollen; worum es geht, ist ein natürliches Interesse jüdischer und christlicher Kreise für die Regelung von Fragen, deren Tragweite, obwohl ihre Behandlung eine innerdeutsche Angelegenheit ist, über die Grenzen Deutschlands hinausragt und auch an anderen Orten fühlbar ist. Das sind die imponderablen der Politik, über die niemand eine Macht hat, die aber der kluge Politiker in sein Kalkül einstellt.

Die deutschen Juden sind überaus bestürzt, daß sie zum Objekt einer Aktion geworden sind, die im Ausland Beunruhigung und Kritik hervorgerufen hat. Wenn wir beim Regierungsantritt des Reichskanzlers die Hoffnung ausgesprochen haben, daß in diesem Augenblick der Macht ergreifung das die Juden betreffende Programm der NSDAP. nicht Programm der Reichsregierung sein wird, so taten wir das in dem Bewußtsein, daß Deutschland in diesem Moment einer so großen Menge schwierigster Fragen und zu bewältigender Aufgaben gegenübersteht, daß demgegenüber die Bedeutung der Judenfrage für Deutschland verschwindet. Wir waren darauf gefaßt, daß die Judenfrage aufgerollt werden wird, und daß entsprechend dem Charakter des neuen Staates manche Änderungen erfolgen werden. Wir sind überzeugt, daß eine Neuorientierung in dieser Sache hätte vor sich gehen können, ohne eine so heftige Reaktion zu erregen. Aber wenn mit einem Schlage



durch eine Aktion, der man den kränkenden Namen „Säuberung“ gibt, die Juden von Gerichten, Spitätern usw. vertrieben werden, dann entsteht für große und angesenehene Kreise des deutschen Judentums eine katastrophale Situation. Die so betroffenen Juden beschwerten sich nicht beim Ausland. Aber wenn im Ausland sich Stimmen der Verwunderung erheben, dann können nicht die Juden dafür verantwortlich gemacht werden.

Wir hoffen, daß, um nicht in diesen erregten Tagen Mißverständnisse zu erzeugen und nicht den Anschein antideutscher Haltung zu erwecken, es den verantwortlichen Führern der Judenheiten in England, Amerika und den anderen Ländern gelingen wird, alle Demonstrationen zugunsten der deutschen Juden zu unterdrücken. Schon jetzt ist zu ersehen, daß viele Irrtümer im Ausland aufgeklärt wurden und die Sprache ruhiger ist. In einer ruhigen Atmosphäre muß die Frage dann erörtert werden, was mit den Juden geschehen soll, die in Deutschland ihrer Lebensstellungen verlustig gehen. Dies ist eine Frage, die vor allem die Juden selbst angeht, aber auch die deutsche Regierung kann sich ihr nicht verschließen. Je eher der Versuch gemacht wird, aus der heutigen Verwirrung herauszukommen, um so größer ist die Möglichkeit, einen Ausweg zu finden. Die Judenfrage ist für das ganze deutsche Volk eine furchtbare Belastung geworden; das deutsche Volk ist an ihrer Lösung fast ebenso stark interessiert wie die Juden. Daher ist die Zeit zum Handeln gekommen.

„Wie alle anderen Staatsangehörigen“

W. T. B. meldet: Die Vereinigten deutschen Gesellschaften in New York hatten an Reichskanzler Hitler das nachstehende Telegramm gerichtet:

„Vereinigte deutsche Gesellschaften in New York in Gemeinschaft mit hiesigen deutschen Juden deutscher und amerikanischer Staatsangehörigkeit erheben heute schärfsten Einspruch gegen unerhörte Deutschenhetze in Amerika. Erbitten zwecks Abwehr Erklärung über künftige rechtliche, politische und wirtschaftliche Stellung der Juden in Deutschland. Persönliche Antwort für das Deutschland hier von größter Bedeutung.“

Darauf ist vom Staatssekretär in der Reichskanzlei, Dr. Lammer, die folgende Antwort ergangen: „Reichskanzler dankt für Ihre Mitwirkung im Kampf gegen jüdische Hetze. Deutsche Juden werden wie alle anderen Staatsangehörigen gemäß ihrer Einstellung zur nationalen Regierung behandelt werden. Abwehraktion Nationalsozialistischer Partei durch Verhalten deutscher Juden im Ausland herausgefordert.“

Ausschaltung der Jüdischen Richter und Anwälte

Reichskommissar Kerl hat an sämtliche Oberlandesgerichtspräsidenten, Generalstaatsanwälte und Präsidenten der Strafvollzugsämter in Preußen eine Anweisung erlassen, derzufolge alle amtierenden jüdischen Richter aufgefördert werden sollen, sofort ihr Urlaubsgesuch einzureichen. Dem Gesuch ist sofort stattzugeben. Die Kommissoren jüdischer Assessoren sind sofort zu widerrufen. Jüdischen Richtern, die sich weigern, ihr Urlaubsgesuch einzureichen, ist das Betreten des Gerichtsgebäudes kraft Hausrechts zu untersagen. Jüdische Laienrichter sind nicht mehr einzuberufen, jüdische Staatsanwälte und jüdische Beamte im Strafvollzug umgehend zu beurlauben. Jüdische Rechtsanwälte sind nur in einer dem Verhältnis der jüdischen Bevölkerung zur sonstigen Bevölkerung entsprechenden Verhältniszahl zuzulassen. Die Auswahl der zum Auftreten autorisierten Rechtsanwälte ist im Einvernehmen mit der NSDAP, oder dem Bund nationalsozialistischer deutscher Juristen zu treffen. Aufträge zur Vertretung von Rechtsstreitigkeiten des Staates sind jüdischen (Anwälten abzunehmen und nichtjüdischen Anwälten zu übergeben. Im ganzen sollen in Berlin 35 jüdische Rechtsanwälte zugelassen werden.

Ähnliche Maßnahmen wurden in Bayern, Sachsen und anderen Ländern durchgeführt.

Gegen jüdische Aerzte und Apotheken

Der „V.B.“ meldet: Der Staatskommissar für das Berliner Gesundheitswesen, Dr. Klein, hat eine umfassende Neuorganisation der ihm unterstellten Verwaltung durchgeführt: Mit Beginn der Boykott-Bewegung gegen die ausländische Grauel-Propaganda scheidet Sonntagabend, vormittags um 10 Uhr, sämtliche jüdischen Wohlfahrtsärzte der Stadt aus ihrem Dienst aus und werden durch deutschstämmige, nationale Aerzte ersetzt. 72 nationalsozialistische Aerzte haben diesen sehr schweren Dienst ehrenamtlich übernommen.

Auf Grund des Boykotts gegen das Judentum hat im Einvernehmen mit dem Oberbürgermeister die Städtische Krankenversicherungsanstalt zu Berlin ihre Abteilungen angewiesen, Erstattungsanträgen ihrer Mitglieder mit Mißversicherten, aus denen hervorgeht, daß die ärztliche Behandlung am oder nach dem 1. April 1933 bei einem jüdischen Arzt begonnen hat, nicht stattzugeben. Bei bereits begonnener Behandlung bei einem jüdischen Arzt sollen die Mitglieder sich überlegen, ob sie die Behandlung bei diesem fortsetzen.

Die Krankenversicherungsanstalt erwartet, daß die Mitglieder aus ihrem nationalen Pflichtgefühl heraus auch jüdische Apotheken, Kliniken, Bandagisten, Optiker, Badeanstaltsbesitzer, Massage- und Lichtheilanstalten, Röntgeninstitute, Zahnärzte und Dentisten und dergleichen nicht in Anspruch nehmen.

Für Numerus clausus

Wie der Preussische Pressedienst der NSDAP. mitteilt, hat die Fraktion der nationalsozialistischen preussischen Landtagsabgeordneten an den Reichskommissar für das preussische Kultusministerium ein Schreiben gerichtet, in dem gefordert wird:

1. Sämtliche jüdische, d. h. von Juden herkommende oder abstammende Lehrpersonen sind mit sofortiger Wirkung von allen preussischen Unterrichtsanstalten zu beurlauben bzw. abzubauen.

2. Für die jüdischen Schüler und Schülerinnen, Studenten und Studentinnen wird der Numerus clausus entsprechend der Bevölkerungszahl des jüdischen Volkes innerhalb des deutschen Eingebürt, d. h. nur immer ein Prozent der Schülerschaft einer Anstalt darf jüdisch oder jüdischer Herkunft sein.

Muß das sein?

Der „Völkische Beobachter“ bringt in seiner Ausgabe vom 2. April folgende Notiz in Fettdruck:

In den „Nachgelassenen Schriften“ von Walter Rathenau, die in dem jüdischen Verlag S. Fischer, Berlin, erschienen sind, lesen wir im ersten Band eine Schrift „An Frankreich“, die dieser jüdische Außenminister Deutschlands am 6. Februar 1920 schrieb. Hört auf Ihr werdet erstarren. Der Jude Rathenau schreibt an Frankreich:

„Frankreich ist heute politisch sehr stark durch eine große und siegreiche Armee und durch mächtige Bündnisse. Auch wenn diese Bündnisse fünfhundert Jahre lang mit Italien, England und Amerika standhalten, ohne sich einen Augenblick zu lockern, wird jeder weltstichtige Mensch Frankreich nur den einen Rat geben können:

Verlaßt euch nicht darauf. Vernichtet Deutschland im eigentlichen Sinne, tötet seine Menschen, besiedelt sein Land mit anderen Völkern. Es genügt nicht, daß ihr das Reich in kleine Staaten zerstückelt. Wollt ihr eure Nachbarn entehren, so vernichtet sie, damit ihr Gedächtnis aufgrund gehe. Es bleiben noch genug mächtige Völker übrig, wenn sich eines gegen euch erhebt in einem Augenblick, wo ihr nicht auf der Höhe eurer politischen Stärke seid, so wird es mit der Erinnerung der deutschen Schmach gegen euch kämpfen und diese Erinnerung gegen euch geltend machen.

Vernichtet die Erinnerung, indem ihr das deutsche Volk vernichtet.“

Jeder intelligente Leser muß sofort erkennen, daß es sich hier nicht um einen ernst gemeinten Appell Rathenaus an Frankreich handelt, sondern im Gegenteil um einen aus tiefster Erbitterung geborenen Protest gegen die harte Politik Frankreichs gegenüber Deutschland. Walter Rathenau war ein großer deutscher Patriot, und er glaubte, durch einen Appell an die besten Instinkte der Menschlichkeit in Frankreich und an die französischen Ideen von Humanität denkende Franzosen zur Besinnung bringen zu können. Das Zitat des „Völkischen Beobachters“ stammt aus dem ersten Band der „Nachgelassenen Schriften“, Seite 116. Unmittelbar hinter der angeführten Stelle geht es weiter:

„Seld ihr euch dessen bewußt? Wollt ihr das? Ist das die Mission Frankreichs? Gut. Was wir noch zu verlieren haben, einschließlich des Lebens, lohnt kaum der Mühe. Eure Heere sind bereit, marschieren!“

Wollt ihr es nicht? Dann, Männer und Frauen Frankreichs, schafft den Frieden. Der aber kann nicht beruhen auf Entehrung und Unrecht, sondern auf dem, was ihr bisher vertreten habt: dem Gedanken der Menschlichkeit und der Menschenrechte.“

Es ist unmöglich, daß der Verfasser der Notiz im „Völkischen Beobachter“ diesen Zusammenhang nicht kannte, da er selbst das Zitat aus dem Buche abschreibt. Muß der Kampf gegen einen Toten in dieser unritterlichen Weise geführt werden?

In der Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ besprach kürzlich Dr. Stapel das auch in der „Jüdischen Rundschau“ angezeigte Buch von Hans Joachim Schoeps und Hans Blüher. Dabei weist er Schoeps eine Ungenauigkeit bei einem Zitat aus Paracelsus nach und fügt hinzu: „Es ist eigentlich schade, daß man so vorsichtig sein muß.“ Wird Dr. Stapel oder irgendeiner aus der völkischen Bewegung dafür sorgen, daß — bei aller Gegnerschaft dieser Kreise gegen Walter Rathenau, den auch wir keineswegs als repräsentativen Juden anerkennen — dieses Zitat des „Völkischen Beobachters“ berichtigt wird?

Frauen sprechen ...

Das offiziöse W. T. B. veröffentlicht einen Aufruf der NS-Frauentchaft (Deutscher Frauenorden) der NSDAP, den wir wörtlich wiedergeben; er zeigt, wie weit die Verblendung in der jüdischen Gedankensphäre ist. Die Juden werden der „Todfeind des deutschen Volkes“ genannt und ihnen die Verantwortung für die Toten des Weltkrieges aufgebürdet. Und es gibt keine Macht in Deutschland, die derartigen Anschauungen entgegentritt; die Stimme der Juden selbst ist zu schwach und wird nicht gehört. Der Aufruf lautet:

Parteilosensinn! Volksgenossinnen! Am 1. April, vormittags 10 Uhr, wird der Boykott gegen alle jüdischen Geschäfte erklärt. Warum? Weil die jüdische Grauelpropaganda im Ausland kein Mittel unversucht läßt, um Deutschland und seine nationale Regierung vor der ganzen Welt verächtlich zu machen und sie gegen uns aufzuhetzen. 14 Jahre lang habt ihr, Parteilosensinnen, Schulter an Schulter mit der braunen Front gegen die Juden, den Todfeind des deutschen Volkes, gekämpft, habt jüdische Lügen aufgedeckt und jüdische Geschäfte gemieden, denn nur durch wirtschaftlichen Boykott ist der Jude niederzurufen. Jetzt werdet ihr als Aufklärungsgruppe eingesetzt. Ihr habt dafür zu sorgen, daß keine deutsche Frau beim Juden kauft. Der Kampf ist hart und unerbittlich, persönliche Rücksichten sind auszuschalten. Ihr habt die deutschen Frauen darüber aufzuklären (I — Red. „J.R.“), daß dieselbe jüdische Grauelpropaganda schuld ist am Ausgang des Weltkrieges, schuld ist an den verhungerten Greisen, Frauen und Kindern, schuld ist an Versailles, Dawes und Young. In unermüdlicher Aufklärungsarbeit im Hause, im Beruf, auf der Straße, vor den Warenhäusern müssen wir unseren deutschen Schwestern einhämmern: daß wiederum Juden die Welt gegen uns in Harnisch bringen wollen, weil sie wissen, daß der Kampf, den der Nationalsozialismus gegen sie führt, das Ende ihrer Weltmacht bedeutet. Daß die deutsche Frau aller Stände allein den Sieg dieses Kampfes gewährleistet, liegt auf der Hand. Euch, Parteilosensinnen, ist eine einheitliche Abwehr selbstverständlich. Sorgt dafür, daß in jeder deutschen Frau der Abwehrwille erwacht und sich zum stärksten Abwehrkampf steigert. Keinen Groschen mehr in ein jüdisches Geschäft, keinen jüdischen Arzt, keinen jüdischen Rechtsanwalt für die deutsche Frau oder deutsche Familie. Frauen! Unterschätzt nicht den furchtbaren Ernst dieses Entscheidungskampfes. Der Jude will ihn führen bis zur Vernichtung des deutschen Volkes. Wir führen ihn bis zur Vernichtung des Judentums. Parteilosensinnen! Amtswalterinnen! Geht das letzte hier in Aufklärung und Vorbild! Nicht allein für den Augenblick, sondern für immer muß der Jude aus Volk und Staat ausgeschaltet werden. Deutschland den Deutschen! Der Sieg der deutschen Revolution ist in eure Hände gelegt, beweist, Volksgenossinnen, eure Liebe zu Deutschland durch die Tat: Es ist ein heiliger Kampf, den ihr kämpft.

Alle jüdischen Lehrer beurlaubt

Der kommissarische Stadtschulrat von Berlin, Dr. Meinhäuser, hat sämtliche Berliner Bezirksämter angewiesen, alle dem Blut nach jüdischen Lehrkräfte an den städtischen Schulen sofort zu beurlauben, um jede Unruhe von den Schulen fernzuhalten. Ueber ihre Maßnahmen sollen die Bezirksämter unter Angabe der Personalien der Beurlaubten innerhalb von drei Tagen Bericht erstatten.

Zeltungsverbot. Das „Israelitische Familienblatt“ (Hamburg) ist von der zuständigen Behörde auf drei Monate verboten worden.

Zum Aufruf des Boykottkomitees

Eine Erklärung der Z. V. L. B.

Die Zionistische Vereinigung für Deutschland sandte Freitag, am 31. März, folgende Erklärung an die Redaktionen aller größeren deutschen Zeitungen und an die Nachrichtenagenturen; eine Abchrift wurde auch den zuständigen Instanzen der Reichsregierung und Preussischen Regierung zugestellt.

Die heutigen Morgenzeitungen veröffentlichen den Text eines Aufrufes des Zentralkomitees zur Abwehr der jüdischen Grauel- und Boykott-Hetze. Nach den Zeltungsmeldungen heißt es in diesem Aufruf:

„Die Juden handelten nach dem Programm, das der jüdische Zionistenführer Theodor Herzl im Jahre 1897 in Basel auf dem großen jüdischen Kongreß felerlich verkündete. (Auszug aus der 7. Sitzung.) Sobald ein nicht-jüdischer Staat es wagt, uns Juden Widerstand zu leisten, müssen wir in der Lage sein, seine Nachbarn zum Kriege gegen ihn zu veranlassen. Als Mittel dazu werden wir die öffentliche Meinung vorschützen. Diese werden wir vorher durch die sogenannte achte Großmacht — die Presse — in unserem Sinne bearbeiten. Mit ganz wenig Ausnahmen, die überhaupt nicht in Frage kommen, liegt die ganze Presse der Welt in unseren Händen.“

Die heutige Ausgabe des „Völkischen Beobachters“ bringt im Leitartikel dasselbe Zitat in etwas anderem Wortlaut, als Auszug aus angehänglichen „Zionistischen Protokollen“, niedergeschrieben zu Basel im Jahre 1879 (Verlag Franz Eher, München).

Hierzu erklärt die Zionistische Vereinigung für Deutschland:

1. Es hat 1879 keinen Zionistenkongreß gegeben. Der erste Zionistenkongreß fand 1897 in Basel statt. — Die Zitate des erwähnten Aufrufs und des „Völkischen Beobachters“ sind Werke entnommen, die längst als Fälschungen entlarvt sind. Es existieren keine zionistischen Protokolle dieser Art, es haben keine zionistischen oder jüdischen Sitzungen stattgefunden, wo Derartige beschlossen worden wäre. Es existieren keine derartigen Beschlüsse.

Die Zionistische Organisation dient einzig und allein der friedlichen Besiedlung Palästinas durch Juden. Ihre Ziele sind der ganzen Welt bekannt und völkerrechtlich sanktioniert.

2. Das Zitat entstammt vielmehr dem Pamphlet „Die Geheimnisse der Weisen von Zion“, herausgegeben von Gottfried zur Beek (3. Auflage, Verlag Auf Vorposten, Charlottenburg 4, 1919) Seite 59.

Die Verbreiter dieser Schrift erklärten, wiederholt dringend nach der Herkunft der angeblichen Protokolle befragt, daß dies Richtlinien seien, die der jüdische Schriftsteller Ginsberg für den 1. Zionistenkongreß abgefaßt habe. In der Verhandlung vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte am 19. April 1923 erklärte Graf Reventlow, einer der Verbreiter dieser Behauptung, daß er seine Behauptung nicht aufrechterhalten könne. Er bedauerte, seine Angaben verbreitet zu haben und übernahm die Kosten des Prozesses.

3. Die Protokolle der Weisen von Zion sind kompiliert aus verschiedensten Quellen. Eine dieser Quellen ist die Schrift des Pariser Anwalts Maurice Joly „Dialogue au Eniers entre Machiavel et Montesquieu ou la politique de Machiavel au XIXe. Siècle par un Contemporain“. Die Schrift ist in zweiter Auflage in Brüssel 1863 erschienen. Sie enthält Zweigespräche in der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu; diese Zweigespräche sind eine Satire auf den französischen Kaiser Napoleon III.

Schon diese Tatsache genügt, um die völlige Haltlosigkeit der in den Protokollen der Weisen von Zion hergestellten Verbindung dieser Texte mit zionistischen Kongressen vor aller Welt klarzulegen. Gottfried zur Beek zitiert vielmehr den Text auf Seite 89 der Schrift von Joly, wo die einschlägige Stelle in deutscher Uebersetzung lautet:

„Sobald ein nichtjüdischer Staat es wagt, uns Widerstand zu leisten, müssen wir in der Lage sein, seine Nachbarn zum Kriege gegen ihn zu veranlassen. Wollen aber auch die Nachbarn gemeinsame Sache mit ihm machen und gegen uns vorgehen, so müssen wir den Weltkrieg entfesseln“ ...

4. Wir erklären hiermit nochmals, daß die Zitate im Aufruf des „Zentralkomitees zur Abwehr der jüdischen Grauel- und Boykott-Hetze“ und im heutigen Leitartikel des „Völkischen Beobachters“ auf einem schon lange als Fälschung nachgewiesenen und als Fälschung anerkannten Werke beruhen.

daß ihr Inhalt in keinem Punkte irgendeinem wirklichen Vorgang entspricht.

Wir legen felerlich Verwahrung dagegen ein, daß Extrakte aus französischen literarischen Spielereien, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus innerpolitischen französischen Gesichtspunkten verfaßt wurden und aus Machwerken späterer Zeit Grundlage für einen Vernichtungskampf gegen die deutsche Judenheit sein sollen.

Mit Bedauern muß festgestellt werden, daß, soweit wir kontrollieren konnten, keine einzige deutsche Zeitung diese Zuschrift abgedruckt und damit der Wahrheit die Ehre gegeben hat.

Eine Erklärung Dr. Baecks

Der Vorsitzende des Deutschen Rabbiner-Verbandes, Dr. Leo Baeck, erklärte in einem Gespräch mit dem Berliner Korrespondenten des „Intransigent“ u. a.: „Die nationale deutsche Revolution, die wir durchleben, hat zwei ineinandergehende Richtungen: den Kampf zur Ueberwindung des Bolschewismus und die der Erneuerung Deutschlands. Wie stellt sich das deutsche Judentum zu diesen beiden? Der Bolschewismus, zumal in seiner Gottlosen-Bewegung, ist der heftigste und erbitterteste Feind des Judentums. Die Ausrottung der jüdischen Religion ist in seinem Programm; ein Jude, der zum Bolschewismus übertritt, ist ein Abtrünniger. Die Erneuerung Deutschlands ist ein Ideal und eine Sehnsucht innerhalb der deutschen Juden. Mit keinem Lande Europas sind Juden in jahrhundertelanger Geschichte so tief und so lebendig verflochten wie mit Deutschland. Keine Sprache Europas bedeutet für sie so viel wie die deutsche. Wir Juden hier hegen den ehrlichen Wunsch und die ehrliche Hoffnung, daß wir in Ruhe auch unser Verhältnis zu den neuen Herren in Deutschland aufrichtig werden gestalten können.“



# Debatte im Oberhaus

Ueber die Aussprache im englischen Oberhaus, die am 30. März in London stattfand, verbreitet das W.T.B. einen ausführlichen Bericht. Zunächst macht

### Viscount Cecil

längere Ausführungen über die Lage in Deutschland und besonders der deutschen Juden. Er wolle die Regierung, so betonte er, zwar nicht zu einer diplomatischen Aktion drängen, wäre jedoch dankbar, wenn sie das Oberhaus über die Lage informieren wolle. Ein Bericht des britischen Botschafters in Berlin, von dem der Außenminister im Unterhaus gesprochen habe, wäre wohl die wertvollste Darlegung und Imstande, die in England vorhanden Besorgnisse zu zerstreuen. Die Presse habe ihrer Informationspflicht mit Mut und Diskretion genügt. Bei den Vorgängen in Deutschland müsse man verschiedene Dinge genau auseinanderhalten. Zunächst seien Meldungen verbreitet worden, wonach Juden gewalttätig und rücksichtslos behandelt worden seien, Vorkommnisse, die aber nicht auf Ermächtigung der deutschen Regierung, sondern ohne deren Eingreifen sich abgespielt hätten. Die deutsche Regierung habe nachdrücklich gegen die übertriebene Darstellung solcher Vorkommnisse protestiert und erklärt, sie sei schuldlos. Soweit sich derartige Vorfälle ereignet hätten, gehören sie zu den bedauerlichen, aber unvermeidlichen Begleitumständen einer Revolution. Das Oberhaus, so erklärte Viscount Cecil, werde es begrüßen, wenn die britische Regierung ihrerseits etwas zur Bestätigung der Auffassung der deutschen Regierung zu sagen wisse.

Weiterhin seien in deutschen Zeitungen heftigste und überreizte Artikel wegen der Juden veröffentlicht worden. Dies sei angesichts der in Deutschland herrschenden strengen Zensur nur schwer verständlich. Man hätte, so meinte Cecil, doch annehmen können, daß die Zensur in der Lage gewesen wäre, gegen derartige Artikel einzuschreiten. Erster aber als die bisher von ihm erwähnten Dinge seien die im großen Umfang vorgenommenen Entlassungen jüdischer Aerzte, Juristen und Gelehrter, die die deutsche Judenheit am folgenschwersten trafen.

Die besondere Stellung, die England als Mandatar Palästinas einnehme, habe zur Folge, daß England mit Wohl und Wehe des jüdischen Volkes in besonderer Weise verknüpft sei. Wenn man betone, daß die Judenfrage eine Angelegenheit der deutschen Regierung sei, in die England sich nicht einmischen dürfe, so treffe dies zwar in gewissem Maße zu. Doch sei es seit mehr als einem halben Jahrhundert allgemein üblich, die Behandlung völkischer und religiöser Minderheiten als eine Frage zu betrachten, die nicht nur die Länder angehe, in denen die Minderheiten leben, sondern die das Interesse und eventuell auch Maßnahmen anderer Länder erfordere. Kein Staat Europas habe eifriger auf der strikten Durchführung der Minderheitenbestimmungen des Versailler Vertrages bestanden als Deutschland in Genf.

### Kriegsminister Lord Halifax

gab in Erwiderung der Ausführungen Viscount Cecil über die Behandlung der Juden in Deutschland eine Erklärung der Regierung ab. Kein britischer Untertan jüdischer Herkunft, so führte er aus, habe Ursache gehabt, sich über Mißhandlung in Deutschland zu beklagen. Die Regierung glaube nicht, daß es gerechtfertigt wäre, bei der deutschen Regierung über die Behandlung nichtbritischer Staatsangehöriger jüdischer Herkunft Vorstellungen zu erheben. Der amerikanische Botschafter wie auch der britische Botschafter in Berlin seien angewiesen worden, ihren Regierungen über die Lage in Deutschland Bericht zu erstatten. Es treffe zu, daß vor einiger Zeit zwischen dem britischen Botschafter und dem deutschen Außenminister eine Unterredung stattgefunden habe; auch entspreche die Behauptung den Tatsachen, daß Sir John Simon die Angelegenheit dem deutschen Botschafter in London gegenüber erwähnt habe. Die in beiden Fällen gegebenen Antworten hätten beruhigenden Charakter gehabt. Um Mißverständnisse zu vermeiden, müsse er feststellen, daß man sich zwar durchaus im Recht befinde, wenn man davon spreche, es sei England als Mandatarmacht für Palästina eine besondere Verpflichtung zum Schutz der in Palästina ansässigen Juden übertragen worden. Das verleihe jedoch England nicht ein allgemeines Recht, für Juden in bestimmten Ländern zu intervenieren. Es treffe zu, daß die Friedensverträge den Schutz der Minderheiten vorsehen. Diese Bestimmungen seien aber auf die Lage in Deutschland nicht anwendbar. Es läge nicht im Interesse der Juden selbst, wenn irgendeine Andeutung gemacht werde, daß die britische Regierung sich irgendwie zur Intervention für die Juden in Deutschland für autorisiert halte.

### Lord Reading

erklärte, er habe nicht gewußt, daß diese Debatte stattfinden wird, aber da die Frage berührt wurde, sei er der Ansicht, er könne als Mitglied der jüdischen Gemeinschaft und des Oberhauses unmöglich darauf verzichten, die Regierung zu ersuchen, alles Menschenmögliche zu unternehmen. Zumindest müsse man die Ansicht, die die große Mehrheit des englischen Volkes von den furchtbaren Unterdrückungen der Juden in Deutschland hätte, darlegen. Der für den 1. April in Deutschland angesetzte Angriff richtete sich gegen die jüdischen Universitätsprofessoren, Richter, Rechtsanwälte und Aerzte. Er erkenne durchaus die schwierige Lage der britischen Regierung in dieser Angelegenheit an. Trotzdem wolle er bei ihr darauf dringen, daß sie die ihr zu Gebote stehenden legitimen Mittel benutze, um Deutschland wissen zu lassen, welche Auffassung von den Vorgängen in Deutschland man in England habe.

Den Ausführungen Lord Readings schloß sich auch Lord Halsbury (konservativ) an. Lord Idlesleigh (konservativ) stimmte als Katholik den Ausführungen Lord Readings über die Lage der Juden in Deutschland zu. Auch der

### Erzbischof von Canterbury

schloß sich den Erklärungen Lord Readings an. Die britische Regierung tue alles in ihren Kräften Stehende, um die Besorgnis des englischen Volkes und der christlichen Mitbürger mit der jüdischen Gemeinschaft, nicht zum mindesten auch der aufrichtigen Freunde Deutschlands, zum Ausdruck zu bringen.

Den Ausführungen Lord Readings, erklärte Lord Halifax, müsse man, da sie von einem Mann von anerkannter Autorität stammten, großes Gewicht beilegen. Die Erklärungen des Erzbischofs von Canterbury und des Lord Idlesleigh die für die beiden christlichen Konfessionen gesprochen hätten, zeigten deutlich, wie weit verbreitet die Besorgnis sei.

Lord Reading erklärte darüber, er habe nicht eine förmliche Intervention der britischen Regierung wegen der deutschen Juden anregen wollen.

Es schiene ihm lediglich wichtig zu sein, daß die von der Mehrheit des britischen Volkes vertretenen Auffassungen über die Lage in Deutschland angemessen und mit dem „Imprimatur“ der Regierung versehen der deutschen Regierung übermittelt würden.

Darauf erwiderte Lord Halifax, es könne wohl kaum eine wirksamere Art geben, die von sehr großen Teilen des britischen Volkes gehegten Ansichten zum Ausdruck zu bringen, als die heutige Debatte des Oberhauses. Wenn er sich so sehr bemüht habe, gegen jeden Vorschlag Einwendungen zu erheben, der einen Schritt der britischen Regierung in Berlin wünsche, so sei das deshalb geschehen, weil eine derartige Demarche eine nicht zu rechtfertigende Einmischung in deutsche Verhältnisse bedeuten würde. Sie würde zudem mehr Schaden als Nutzen anrichten und von der öffentlichen Meinung in Deutschland übel vermerkt werden. Er freue sich, dem Haus mitteilen zu können, daß auf Fragen der britischen Regierung von deutscher Seite befriedigende Versicherungen abgegeben worden seien. Er vertraue darauf, daß die deutsche Regierung nichts geschehen lasse, was die Berechtigung der in der Oberhausdebatte ausgesprochenen Besorgnisse beweise.

### Auch im Unterhaus

kam es am selben Tag zu einer Besprechung der Judenfrage in Deutschland. Die Aussprache wurde eingeleitet durch eine Interpellation des rechtsstehenden konservativen Unterhausmitgliedes Com. Locker-Lampson, der den Außenminister fragte, ob er die Frage vor die nächste Sitzung des Völkerbundes bringen werde. Der Außenminister Sir John Simon erwiderte, daß es im Statut des Völkerbundes keinen Anhaltspunkt gibt, auf den man sich stützen könnte, um die Frage vor dem Völkerbundrat zu behandeln. Hierauf stellten Locker-Lampson, sowie das Unterhausmitglied für Whitechapel, Jenner, und schließlich der Führer der Opposition, Lansbury, noch eine Reihe weiterer Fragen. Der Außenminister erklärte schließlich, daß die Anregung des Oppositionsführers Lansbury, einen Bericht des britischen Botschafters in Berlin einzufordern, damit authentisches Material verfügbar sei, vernünftig ist, und daß er in diesem Sinne mit der Botschaft in Verbindung bleibe.

Die englischen Zeitungen vom 1. d. M. veröffentlichten ein Telegramm, das der bekannte antikommunistische Politiker und Gründer der englischen „Blauhemden“, der Unterhausabgeordnete Kapitän a. D. Oliver Locker-Lampson, an Reichskanzler Hitler geschickt hat, den er persönlich kennt. Das Telegramm lautet:

„Als englisches Parlamentsmitglied und ehemaliger Seeoffizier, der stets und in aller Öffentlichkeit die deutschen Ansprüche auf militärische Gleichberechtigung und Territorialrevision verteidigt und unterstützt hat, und als jahrelanger aufrichtiger Bewunderer ihrer Person, darf ich mich gestatten, darauf aufmerksam zu machen, daß durch die beschlossene Ausnahmebehandlung deutscher Juden die bereits stark erwachsene Sympathie für Deutschland im englischen Volk für Deutschlands nationale Erneuerung unter ihrer Führung in größter Gefahr ist, sich gegen Deutschland zu drehen und meine und anderer Freunde Arbeit für Deutschlands gerechte Forderung beinahe unmöglich zu machen. Verzeihen Sie, Herr Reichskanzler, diese freimütigen Worte eines Engländers, der Ihnen in Ihren Versammlungen oft zugeklatscht hat.“

Der Schutzverband deutscher Schriftsteller hat eine Reihe linksstehender Mitglieder, darunter zahlreiche Juden, ausgeschlossen. Unter den ausgeschlossenen jüdischen Mitgliedern befinden sich Dr. Lion Feuchtwanger, Dr. Alfred Kerr, Otto Heller, Egon Erwin Kisch, Dr. Apfel, Dr. Bruno Frey und Manfred Georg.

## An unsere Leser!

Wir erhalten in diesen Tagen eine große Reihe von Zuschriften aus unserem Leserkreis, worin wir darauf aufmerksam gemacht werden, daß die

## „JÜDISCHE RUNDSCHAU“

in diesen Wochen, in denen die Judenfrage im Vordergrund des Interesses bei Juden und Nichtjuden steht, eine

## überaus starke Resonanz

findet. Wir werden überflutet mit Anregungen, für eine weite Verbreitung der „Jüdischen Rundschau“ zu sorgen. Insbesondere wird uns mitgeteilt, daß

## sehr viele christliche Mitbürger,

besonders auch solche, die rechtsstehenden, die Regierung unterstützenden Parteien angehören, von der Haltung der „Jüdischen Rundschau“ stark beeindruckt sind. Um den an uns ergangenen Anregungen nachkommen zu können, bitten wir alle unsere Leser, uns

### Adressen anzugeben.

an die Probenummern der „Jüdischen Rundschau“ gesandt werden können. Insbesondere ist es Pflicht aller unserer Freunde und Leser,

### unter den Juden Abonnenten zu werben.

Wir stellen zu diesem Zweck gern Probenummern zur Verfügung. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß eine Abonnentenwerbung in diesen Tagen überaus erfolgreich sein kann. Angaben von Adressen erbitten wir an die Expedition der „Jüdischen Rundschau“, Berlin W 15, Meinekestr. 10.

## Die „JÜDISCHE RUNDSCHAU“ muß von Hand zu Hand gehen!

## Presseschau

Der „Völk. Beob.“ überschreibt seine Sonntagsnummer: „Ganz Deutschland boykottiert die Juden“, und darunter: „Der Feind der Nation geächtet!“ Im Text des Berichtes heißt es dann:

„In den Massenkundgebungen, die sich in den Städten nach grandiosen Umzügen entwickelten, kam die Entschlossenheit unserer Bewegung spontan zum Ausdruck, im Kampf gegen das Judentum nicht nachzulassen, bis das Märchen von den Oreulen in Deutschland restlos im Ausland beseitigt ist. Die Juden haben eine bittere Lehre hinnehmen müssen. Die Lehre war, daß man jetzt nicht mehr gewillt ist, sich auf lange Verhandlungen mit ihnen einzulassen, sondern daß man sie da packen wird, wo sie am empfindlichsten sind: Am Geldbeutel.“

Der Boykott vom Sonnabend ist lediglich als Generalprobe für eine Reihe von Maßnahmen zu betrachten, die, wenn sich die Meinung der Welt, die im Augenblick gegen uns ist, nicht endgültig ändert, durchgeführt werden.“

Der letzte, im Druck besonders hervorgehobene Absatz unterstellt demnach, daß es in der Macht der Juden liegt, zu bewirken, daß sich „die Meinung der Welt“ zugunsten des Nationalsozialismus ändert.

Die „Nachtausgabe“ vom 3. d. M. teilt mit, daß der amerikanische Staatssekretär Hull am Sonntag ein Gespräch mit der Berliner amerikanischen Botschaft hatte. Weiter schreibt das Blatt:

Die Berichte, die in amerikanischen Blättern jetzt über Deutschland veröffentlicht werden, sind wesentlich ruhiger. Die Hetzmeldungen sind mit Ausnahme der Berichte des Revolverblatts „Daily Mirror“ verschwunden. Die öffentliche Meinung Amerikas ist beruhigt. Der amerikanisch-jüdische Kongreß hat eine Erklärung herausgegeben, in der es u. a. heißt: „Wir fügen uns dem Wunsch des Staatsdepartements und enthalten uns jeglichen Kommentars über die tragische Lage der Juden in Deutschland.“

An dieser Notiz der „Nachtausgabe“ ist besonders bemerkenswert, daß der hetzerische „Daily Mirror“ als „Revolverblatt“ bezeichnet wird. Es handelt sich um ein Organ, das sich bisher in Europa völliger Unbekanntheit erfreute und nur in den letzten Tagen leider in Verbindung mit der antideutschen Kampagne so oft in Deutschland zitiert wurde, als wäre es ein ernsthaftes Organ. Dieser „Daily Mirror“ hat aus Genf seine Nachrichten von feilgeborenen Mädchen und zerstückelten Leichen bezogen. Wir haben uns sofort dagegen verwahrt, daß man die deutschen Juden für das Geschick dieses Sensationsblättchens verantwortlich machte, und es ist mit Genugtuung hinzunehmen, daß es nunmehr als „Revolverblatt“, das eine Beachtung nicht verdient, charakterisiert wird.

Die „Frankfurter Zeitung“ vom 2. d. M. leitet einen Fragen der Außenpolitik behandelnden Artikel ihres Berliner RK-Mitarbeiters folgendermaßen ein:

„Wird man an diesem Tag einer tiefen inneren Erregung geneigt sein, uns zu folgen, wenn wir versuchen, die Gedanken unserer Leser herauszureißen aus der Atmosphäre der Oreulhetze und des Abwehrboykotts, in dessen Zeichen dieser 1. April steht? Das soll nicht geschehen, um diejenigen über die Bitternis hinwegzureden, die heute die schwerste Stunde erleben, die man einem Menschen bereiten kann: die Stunde einer bewußten und ungewollten Erniedrigung und einer unverdienten Schmach. Sie bedürfen keines Trostes, denn sie können gewiß sein, daß die überwaltigende Mehrheit des Volkes zwar jedes andere Mittel gutheißt und mit Ungestüm fordert, das der Abwehr der Oreulhetze dient, daß sie aber diesen Akt unhebtbarer Ungerechtigkeit erlich, wenn auch vielleicht wortlos bedauert. Wer wollte denn etwa behaupten, daß die jüdischen Kinder, die man heute vormittag in manchen Orten aus der Schule weggeschickt hat, sich je in ihrem kurzen Leben gegen die Nation vergangen hätten? Wenn man schon den Erwachsenen, vor allem den Zehntausenden im öffentlichen Leben erproben und seit vielen Jahrzehnten bewährten Männern und Frauen keine Gerechtigkeit widerfahren lassen und wenn man bei ihnen nicht die Spreu vom Hafer scheiden will —, warum schützt man nicht einmal das zarte Rückgrat harmloser Kinder? Wer für die Nation lüht, muß verlangen, daß gerade diese Jungen zu aufrechten deutschen Staatsbürgern erzogen werden. Wer die Reden liest, die im englischen Oberhaus auf eine sehr würdevolle und dadurch wirksame Weise gehalten wurden, der weiß, daß es fürwahr nicht bloß Juden sind, die im Ausland mit Erschütterung die Sprache der Boykotteure vernommen haben...“

## Kein Boykott in Palästina

Jerusalem, 31. März. (J. T. A.) Die Zionistische Exekutive und der Waad Leumi haben an Reichskanzler Hitler ein Telegramm gerichtet, in dem erklärt wird, es handle sich bei dem anti-deutschen Boykott um spontane individuelle Aktionen, die aufhören würden, wenn die deutschen Behörden ihre gegen die Juden gerichtete Aktion nicht fortsetzen. Eine Kopie des Telegramms wurde dem deutschen Konsul in Jerusalem überreicht. Dieser richtete nach Besprechung der Lage mit einer Delegation des Waad Leumi ebenfalls ein Telegramm nach Berlin, in dem erklärt wird, daß der bisher auf individuelle Aktionen beschränkte Boykott abflauen werde, wenn die palästinensischen Juden nicht durch eine jüdenfeindliche Aktion in Deutschland in eine deutschfeindliche Haltung gedrängt werden.

## Erleichterung in der Erteilung von Visa für „Auswanderer mit eigenem Vermögen“

Das Berliner Palästina-Amt teilt mit: Die Palästina-Regierung hat erneut eine Erleichterung in der Erteilung von Visa für Auswanderer mit eigenem Vermögen aus Deutschland eingeführt. Auswanderer aus Deutschland mit einem Kapital im Werte von wenigstens £ 1000 (ca. 15000 M.) können ein provisorisches Visum ohne Rückfrage in Palästina erhalten, 1. wenn sie über ein flüssiges Kapital von wenigstens £ 1000 (15000 M.) nachweisbar verfügen, 2. wenn sie sich verpflichten, innerhalb von drei Monaten Antrag auf Erteilung eines ordentlichen Visums der Kategorie A1 gemäß den geltenden Einwanderungsbestimmungen in Palästina zu stellen, 3. wenn sie einen gültigen Paß besitzen, 4. wenn das Palästina-Amt oder eine andere entsprechende Stelle bestätigen kann, daß die Angaben der Antragsteller den Tatsachen entsprechen und es sich um ernsthafte Auswanderer handelt.

Alle Anträge dieser Art werden daher zweckmäßig zunächst an das Palästina-Amt, Berlin W. 18, Meinekestr. 10 (Tel. Bismarck 7165), geleitet.



### Der Antisemitismus und die Lösung der Judenfrage

Von Ernst Hoffmann.

Zu Herzs Zeiten wie heute werfen ihre jüdischen Gegner den Zionisten immer wieder vor, daß sie im Grunde genommen nicht anders handeln als die Antisemiten: sie geben das Bestehen einer Judenfrage zu und wollen diese in einem eigenen, außerhalb des Wirtsvolkes liegenden Bereich lösen. Zionisten hinwiederum werden durch die Erkenntnis, daß sich der moderne Antisemitismus in mancherlei Hinsicht als eine Folgeerscheinung der jüdischen Assimilation entpuppt, des öfteren zu der Annahme verleitet, die Abkehr von der Assimilation, die Bemühungen um eine zionistische Endlösung und die innere Rückkehr zum Judentum als nationale Zwischenlösung könnten den geschichtlichen Vorgang einfach umkehren, den Antisemitismus eindämmen und innerhalb gewisser Grenzen einen allmählichen Ausgleich herbeiführen. In der Tat vermisst man hier und da auch nichtjüdische Stimmen, die eine solche Auffassung in mittelbarer oder unmittelbarer Form, die Vermutung geäußert, daß in antisemitischen Kreisen eine gewisse Geneigtheit vorhanden sein dürfte, einer Neuregelung der Beziehungen der Juden zu ihrer Umwelt in zionistischem Sinne entgegenzukommen.

Es ist ein Gebot des Augenblickes, nach einem Wege Ausschau zu halten, der aus der Sackgasse der Verelendung und des Angeleindetseins herausführt, in die sich eine ihre naturgegebenen Grenzen verkennende Sehnsucht nach Gemeinschaft und Brüderlichkeit so unheilvoll verirrt hat. Es darf daher eine Ueberprüfung der hier ausgesprochenen Vermutung, die vielleicht eine freie Sicht erschließt, auch nicht unterlassen werden.

Zu diesem Behufe erscheint es zunächst notwendig, den hinter der ausgehöhlten Fassade seiner Äußerungen in Wort und Schrift verborgenen Willen des Antisemitismus zu erkunden. Man wird finden, daß dieses Wort zur Bezeichnung von zwei Haltungen angewandt zu werden pflegt, die in bezug auf die hier gestellte Frage ganz und gar verschieden sind.

In der einen Gruppe scheinen Gefühlsmomente nur eine sekundäre, manchmal sogar überhaupt keine Rolle zu spielen. In ihren vorliegenden Zeugnissen, denen die „jüdische Rundschau“ seit jeher eine verdiente Beachtung geschenkt hat, gelangt als primärer Beweggrund zur judenfeindlichen Haltung die Sorge um das eigene Volk zum Ausdruck, dessen wirkliche oder vermeintliche Interessen durch die geschichtlich gegebene Symbiose mit einem Teil des jüdischen Volkes für beeinträchtigt erachtet werden. Die Verfechter dieses Antisemitismus legen oft Wert darauf, zu betonen, daß ihre Feindschaft nicht über den Raum hinausreicht, in dem der Kreis des jüdischen Volkes des seines Wirtsvolkes überschneidet. Zu erkennen ist an einem Querschnitt durch diese Richtung ein Suchen nach Verständnis des jüdischen Wesens und der jüdischen Lage; fallweise die Einsicht, daß den aus einer bestimmten Stellung verdrängten Juden eine andere als Ersatz eingeräumt werden muß, und mitunter auch Klarheit darüber, daß die Judenfrage nur in zweiter Linie eine Frage der nichtjüdischen Welt, in erster jedoch eine jüdische Frage und daher nur von den Juden selber, niemals aber gegen ihren Willen zu lösen ist. — Eine mehr oder minder gerechte Würdigung des Zionismus, seiner nationalen und geistigen Bestrebungen, und des religiösen Judentums bilden hier durchaus nicht die Ausnahme.

Dieser „rationale“ Antisemitismus unterscheidet sich nicht wesentlich von den Feindschaften anderer Völker mit gegensätzlichen Interessen; der Versuch, zwischen diesem und den Juden einen friedlichen Ausgleich zu schaffen, darf trotz der durch die Einzigartigkeit des Sonderfalles bedingten Schwierigkeiten nicht von vornherein als aussichtslos abgetan werden. Eine Lösung, die nicht beide Teile unbefriedigt läßt, wäre zwar in der Diaspora niemals zu gewärtigen, wohl aber ein bestmöglicher Zwischenzustand.

Der hier angedeutete Weg wird gangbar, insofern die rationale, vom nationalen Egoismus bestimmte Haltung innerhalb des Antisemitismus sich durchzusetzen vermag. Das innerantisemitische Kräfteverhältnis kann nicht genau abgeklärt, seine Wandlungen können nicht vorausgesagt werden. Vor einer Ueberschätzung der rationalen Haltung muß jedoch nachdrücklich gewarnt werden, zumal sich mehrere Einflüsse geltend machen, die Fehlschlüsse dieser Art begünstigen: der Optimismus der Juden, die Uebernahme der rational-antisemitischen Beweisführung seitens der nichtrationalen Richtung, schließlich die jüdische Neigung, alle Irrationale auf rationale Formeln zu bringen.

Im Irrationalen wurzelt aber zweifelsohne die andere antisemitische Haltung, in der als das Primäre ein seelisches Urteilen entquellender metaphysischer Haß erscheint, der sich wohl — mit Hilfe der erwähnten geistigen Anleihen — ins Rationale zu übersetzen, in logischen Formen auszudrücken sucht, doch ohne seine Herkunft jemals zu verleugnen. Von irgendeinem Interessenausgleich zwischen Juden und Judenhaß kann nicht die Rede sein, ist doch der irrationale Antisemitismus jederzeit bereit, die schwersten Opfer sich selber darzubringen und die vernunftgemäßen Interessen des eigenen Volkes wesentlich und willentlich außer acht zu lassen. Man könnte über die Schäden, die sich die Völker durch antisemitische Maßnahmen zugefügt haben, Bände schreiben, ohne auch nur im geringsten vorbeugend oder abwehrend zu wirken. Im Irrationalen herrscht eine eigengesetzliche Logik, die im vorliegenden Falle wahrlich nicht der Verständigung dient.

Es bleibt noch die Aufgabe übrig, die mittelbaren Verständigungsmöglichkeiten im Bereiche der Tatsachen zu überprüfen; zumal da eine aus dem Religiösen ins Weltliche verplante Meinung, ein unter den Juden sehr verbreitetes nationales Gegenstück zur sozialistischen „Verelendungstheorie“, dahingehet, daß sich aller Antisemitismus — wider Absicht — zur Stärkung und Erhaltung des Judentums auswirke. Es ist also zu erwägen, ob nicht ein ungewollter Gleichlauf jüdische und feindliche Kräfte denselben Zielen zuzustreben zwingt.

Als wesentliches Moment ergibt sich, daß der irrationale Antisemitismus niemals aus seinen Lehrgedanken, sondern nur aus dem Mythos seiner Rassenlehre, aus dem Ahimann-Mythos des Judentums, zu verstehen ist, von welchem aus er selber das Phänomen des Judentums erfassen zu können sucht. Während der rationale Antisemit den Juden aus der Oemerkung des eigenen Volkstums zu verdrängen sucht, die jüdische Eigensphäre hingegen zu achten bereit ist, erscheint

dem Irrationalen von seinem mythischen Standpunkte aus ein Angriff auf diese Eigensphäre als das Dringlichste. Wohl wird auch er von dem „zersetzenden kulturellen Einfluß“ des Juden, von dessen „Wurzlosigkeit“ oder von dessen „politischem Radikalismus“ reden; in seinen Handlungen wendet er sich aber vor allem gegen den politisch loyalsten, in seinem Eigenwesen wurzelnden, sich von den Tummelplätzen fremdvölkischer Kunst- und Literaturschaffens fernhaltenden zelligsten Juden und auch gegen die Erscheinungsformen des modernen jüdischen Nationalismus. Wann und wo immer sich der Haß freie Bahn zu schaffen vermag, richtet er sich vorerst gegen die Synagoge, gegen das Schächten, gegen die jüdische Gasse, gegen die in ihrer äußeren Erscheinung und ihrer Sprache volkstreuere Juden; er zerstört diese in nichtjüdische Wohnviertel, zwingt sie zur äußeren und inneren Assimilation; entwirrt sie, indem er das Festhalten am Althergebrachten mit stets schwerer und untragbarer werdenden Opfern verbindet. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht wird der Jude immer wieder entwirrt: der Haß der Umwelt gegen die „jüdischen“ Berufe läßt die Juden, da fast jede Generation aus dem väterlichen Beruf gejagt wird, zu „Nomaden der Wirtschaft“ werden, ohne Standesbewußtsein, ohne Wurzeln. Das jüdische Kapital wird zur Anonymität, zum Aufsuchen von immer abstrakteren Betätigungsfeldern gezwungen.

Auf die Frage, ob der irrationale Antisemitismus fähig und willens ist, die Judenfrage zu lösen, gibt die hundertjährige geschichtliche Erfahrung eine ganz eindeutige Antwort. In dieser Zeitspanne hat der irrationale Antisemitismus seinen Namen und seine Beweisführung öfters gewechselt; an seinen Grundtendenzen hat sich nichts geändert. Vor etwa einem Jahrhundert wollte diese Haltung die in der Form der Gleichberechtigung gedachte Lösung der Judenfrage jener Zeit verhindern und warf damals den Juden vor, sie seien zu ungebildet, zu kulturlös, zu sprach- und volksfremd, wirtschaftlich zu unbedeutend und unfähig, um der Gleichberechtigung teilhaftig zu werden. Dank diesen Anwürfen und einem allzu willfährigen Assimilantentum setzt anstatt einer natürlichen, allmählichen, eine forcierte Assimilation ein: die Juden machen nach allen geforderten Richtungen hin ungeheure Anstrengungen, um sich gemäß den Ratschlägen ihrer Feinde zu „hessern“, um die Gleichberechtigung zu „verdienen“. Die Söhne und Enkel der Hausierer und Handwerker erobern sich Stellungen in den ersten Reihen des Großbürgertums; sie werden Schriftsteller und Künstler, Sprachgelehrte und Literaturforscher der von den Großeltern kaum geradebrechten Sprachen; sie überfluten die Gymnasien und Universitäten, die akademischen Berufe mit dem Erfolge, daß der irrationale Antisemitismus aus der durch die Erfüllung seiner eigenen Forderungen herbeigeführten, in einer ungemessenen Verschärfung der Judenfrage gipfelnden Sachlage einen weiteren Rechtstitel zum Fortschreiten auf dem einmal eingeschlagenen Wege schöpft. Der irrationale Antisemitismus assimiliert und entwirrt die Juden, hält ihnen dann ihre Assimilation und Wurzlosigkeit vor, und rechtfertigt aus diesen Erscheinungen sein eigenes Vorgehen; er steigert die Assimilation und steigert sich an der Assimilation.

In der Bahn dieser endlosen Schraube bewegt sich auch die neueste, durch die scheinwissenschaftliche Gestaltung des uralten Judennythos gekennzeichnete Abart des irrationalen Antisemitismus. Dieser wird wohl niemals anerkennen, daß der Jude Sprache und Kultur seines Wirtsvolkes beherrscht, wird aber dies von ihm, wie es zahlreiche osteuropäische Beispiele aus der Nachkriegszeit beweisen, nichtsdestoweniger fordern; seine Handlungen richten sich nicht in erster Linie gegen die „Polen und Rumänen mosaischen Glaubens“, nicht gegen die fremdvölkischen „Vortrupps“ von einem Assimilationsmasochismus verfallenen Juden, sondern gegen das echtjüdische Leben. Auch das Rassenprinzip gebietet der Assimilation keinen Einhalt; es fördert letzten Endes den Hang der Assimilation zur Mischehe und läßt diese Richtung in eine Mimikry ausarten, die auch kosmetische Operationen nicht verschmäht. — In der Wirtschaft werden die Juden durch Sondermaßnahmen von einer abnormen Lage in eine andere, wünschenswert noch abnormere gedrängt; die Assimilation wird hier zur Flucht vor dem Hungertode.

Nichts liegt aber dem Irrationalen Antisemitismus ferner, als etwa unter Ablehnung aller Zwischenlösungen die zionistische Endlösung zu fördern. Als vor einigen Jahren schwere Unruhen das jüdische Aufbauwerk in Erez Israel gefährdeten, da ging ein einziges Fehlocken durch die Presse dieser Richtung; man kann nicht behaupten, daß ihr gehässiger Ton sich seither auch nur im mindesten geändert hätte.

Auf diese Weise behauptet zwar der irrationale Antisemitismus, die Juden verdrängen zu wollen, in Wirklichkeit versperrt er aber ihre einzige Rückzugslinie und treibt die Judenfrage, deren Lösung er anzustreben vorgibt, immer mehr auf die Spitze. Im irrationalen Antisemitismus scheint eine Tendenz zur Dauer, zur Selbstverewigung vorzuwalten, die jegliches Bemühen um die Lösung der Judenfrage ausschließt; der Judenhaß findet immer frische Nahrung in der Assimilation, die er erzeugt, bis schließlich eine Assimilationsform ohne Ecken und Kanten zustande kommt, an der er abgleiten, in Verachtung hinübergleiten muß. Diese Form sichert den irrationalen Kräften ein untrügliches Flußbett, aus dem sie jederzeit zutage treten können.

Zur Lösung der Judenfrage wird nur der „rationale“ Antisemitismus beitragen. Die Lösung selber ist Aufgabe des Zionismus; sein Werk darf auf die Unterstützung aller Völker und Staaten rechnen. Das jüdische Volk bietet für diese Hilfe seinen Freunden Treue und Dank an; allen anderen Mächten eine billige Gegenleistung: die Lösung ihrer Judenfragen.

### Offene Tür in Transjordanien

Amman, 2. April. (J. T. A.) Das transjordanische Parlament hat in seiner am 31. März abgehaltenen Sitzung mit 13 gegen 3 Stimmen ein von der Opposition eingebrachtes Gesetz, durch das der Verkauf oder die sonstige Ueberlassung von Grund und Boden an Ausländer verboten werden sollte, abgelehnt. Der Vertreter der Regierung hatte beantragt, die Beratung des Gesetzesentwurfs auf die nächste Session zu vertagen und so das Problem offen zu lassen. Die Mehrheit bestand jedoch auf sofortiger Abstimmung und gab damit zu erkennen, daß sie eine Politik der offenen Tür gegenüber den Juden wünsche. Die Politik Emir Abdüllahs hat durch diese Abstimmung einen entscheidenden Sieg errungen.

### Flüchtlinge in Holland und der Schweiz

Das eidgenössische Justiz- und Polizeifremdenamt hat den Kantonen über die fremdenpolizeiliche Behandlung der aus Deutschland in die Schweiz einreisenden Juden Anweisungen erteilt, in denen betont wird, daß Ausländern in der gegenwärtigen Zeit ein vorübergehender Aufenthalt in der Schweiz nicht verwehrt werden solle. Es könne sich aber im Hinblick auf die Lage der schweizerischen Arbeitsmarktes und die bereits bestehende Ueberfremdung des Landes nur um eine vorübergehende Zuflucht ohne Ausübung einer Erwerbstätigkeit handeln.

Die „Frankf. Zig.“ meldet aus Amsterdam vom 1. April: Oestern ist eine große Anzahl jüdischer Reisender aus Deutschland hier eingetroffen. Am Zentralbahnhof war ein jüdischer Hilfsdienst eingerichtet. Während die überwiegende Mehrzahl der Ankömmlinge in Hotels Unterkunft fand, war für einige Dutzend unentgeltlich Privatquartiere zu haben. Einige hundert Personen haben sich mit der Bitte um Hilfe an den Ausschuss gewandt.

Belgrad, 29. März. (J. T. A.) Der jugoslawische Außenminister Jeltic erklärte, er als Vertreter der serbischen und aschkenasischen Judentum zusammengesetzten Delegation, die ihn bat, jüdischen Flüchtlingen aus Deutschland in Jugoslawien das Asylrecht zu gewähren, Jugoslawien werde die Einreise deutscher Juden nicht verhindern.

Tel-Awiw, 29. März. (J. T. A.) In einer Versammlung erklärten der Bürgermeister von Tel-Awiw, Mayer Dizengoff, und der Oberrabbiner der Stadt, Uziel, das jüdische Palästina sei bereit, jüdische Flüchtlinge aus Deutschland aufzunehmen. Eine in diesem Sinne gehaltene Entschließung wurde der Palästina-Regierung überreicht.

### Boycott-Aktionen in Oesterreich

Wien, 31. März. (J. T. A.) Die österreichischen Nationalsozialisten haben einen Aufruf zum Boycott der jüdischen Geschäfte erlassen. Der Aufruf enthält eine detaillierte Anleitung zur Durchführung dieses Boycotts. Zur Organisation des Boycotts wurde ein spezieller Apparat unter Leitung des nationalsozialistischen Handels- und Gewerbering für Oesterreich geschaffen. Das Publikum wird aufgefordert, sich in Fällen, in denen die Zugehörigkeit eines Geschäftsinhabers zum Judentum zweifelhaft ist, an die in den Braunen Häusern eingerichteten Boycott-Büros um Aufklärung und Weisung zu wenden. Jedem nationalen Deutsch-Oesterreicher wird auf Grund des dort vorhandenen Berufskatasters für die gesamte jüdische Bevölkerung Auskunft erteilt werden. Die nationalsozialistischen Blätter, welche als erste diesen Aufruf zum Boycott der Juden veröffentlicht haben, wurden von der Wiener Staatsanwaltschaft und Polizei konfisziert.

### Die Spaltung der Revisionisten

Der Landesvorstand der Zionisten-Revisionisten in Deutschland teilt mit: „Der Landesverband der Zionisten-Revisionisten in Deutschland stellt sich eindeutig hinter die Führung Jabotinskys und hat in seiner Sitzung vom 27. März 1933 mit überwiegender Mehrheit beschlossen, entsprechend dem Aufruf Jabotinskys vom 23. März 1933 die politische Arbeit aufzunehmen.“

Das die Mehrheit der palästinensischen Revisionisten repräsentierende Zentralkomitee der Revisionistischen Organisation Palästinas hat an Jabotinsky ein Telegramm gerichtet, in dem es seine gegen die bisherigen Mitglieder der revisionistischen Exekutive gerichteten Maßnahmen billigt.

In einer Sitzung des Partrats der österreichischen Revisionisten wurde eine gegen das Vorgehen Jabotinskys gerichtete Resolution, die von Stricker vorgelegt worden war, in namentlicher Abstimmung mit überwältigender Mehrheit angenommen. Die hinter Jabotinsky stehende Minderheit gab daraufhin die Erklärung ab, daß sie die gegenwärtigen Instanzen und Behörden des österreichischen Revisionismus nicht mehr anerkenne und Jabotinsky Gehorsam leisten werde. Der Brith Trumpeldor in Oesterreich steht geschlossen hinter Jabotinsky.

### Die amerikanische Palästina-Kampagne

Jerusalem, 29. März. (J. T. A.) In den Kreisen der Exekutive der Jewish Agency herrscht infolge des unbefriedigenden Ergebnisses der in diesem Jahre in Amerika durchgeführten Sammlungen für den Palästina-Aufbau lebhaft Unzufriedenheit. Während früher Amerika stets an der Spitze der Länder stand, die Geldsammlungen für den Palästina-Aufbau durchführten, ist es in diesem Jahre auf den fünften Platz der Liste zurückgefallen und rangiert erst nach der Tschechoslowakei. Die Zionistische Organisation in den Vereinigten Staaten hat bisher dem Keren Hajesod für einen Zeitraum von fünf Monaten bloß 3300 Pfund überwiesen. Die Exekutive hat an die zionistischen Führer in New York telegraphisch die dringende Aufforderung, eine lebhaftige Tätigkeit zu entfalten, gerichtet.

### Der Wahlkampf zum 18. Zionistenkongreß

Krakau, 29. März. (J. T. A.) Am 25. März hielt die Leitung des Weltverbandes der Allgemeinen Zionisten in Krakau eine Beratung ab, in der die Frage der Teilnahme der Allgemeinen Zionisten an den Wahlen zum 18. Zionistenkongreß besprochen wurde. Nach Anhörung des von Dr. Schwarzbart erstatteten Tätigkeitsberichts wurde beschlossen, daß die Allgemeinen Zionisten selbständig in den Wahlkampf zum 18. Zionistenkongreß eintreten sollen mit dem Ziele, sich eine dominierende Stellung auf dem Kongreß zu sichern. Weitere Beschlüsse der Verbandsleitung betreffen die Unterstützung des allgemeinen Hechaluz-Verbandes und eine Aktion zwecks Beeinflussung der zionistischen Instanzen im Sinne stärkerer Förderung der Mittelstands-Allijah.

Der Wiener Kultusvorstand befürchte sich in seinen letzten Plenarversammlungen mit dem Voranschlag für das Jahr 1933. Der Voranschlag für das laufende Jahr sieht 6 134 975 Schilling an Ausgaben gegen 5 725 045 Schilling an Einnahmen vor. Zum erstenmal erscheint in dem neuen ordentlichen Budgetvoranschlag Palästina mit dem Betrage von 15 000 Schilling. Für Unterstützung von Palästina-Emigranten sind 8000, als Subvention für den Hechaluz 6000 Schilling vorgesehen.



Ueber zwei Millionen Juden in New York

New York, 22. März. (J.T.A.) Dr. Julius Mahler von der Columbia University hat festgestellt, daß im Jahre 1932 2001 104 jüdische Seelen in Orob-New York lebten; sie machten 27,7% der gesamten Bevölkerung New Yorks aus. Während unter der allgemeinen Bevölkerung das Verhältnis der im Auslande Geborenen 33% betrug, zählte man unter den Juden 46% im Ausland Geborene. Unter der allgemeinen Bevölkerung betrug die Geburtenzahl 16,5 pro tausend, in der jüdischen Bevölkerung betrug die Geburtenzahl 17,5 pro tausend. Die Kindersterblichkeit betrug bei Juden 42 pro tausend gegen 57 pro tausend bei Nichtjuden. Auch die allgemeine Sterblichkeit war bei Juden niedriger als bei Nichtjuden (8,5 gegen 10,4). Während die Sterblichkeit infolge Zuckerkrankheit bei den Juden höher als bei den Nichtjuden, ist die Sterblichkeit infolge Syphilis bei Juden um 50% geringer als bei Nichtjuden. Auch die Altersgliederung ist bei der jüdischen Bevölkerung günstiger als bei der nichtjüdischen. 40,1% der jüdischen Bevölkerung stehen im Alter von unter 21 Jahren, während unter der nichtjüdischen Bevölkerung nur 34,9% in dieser Altersstufe stehen.

Kleine Nachrichten

Im Hinblick auf das bevorstehende Nebi-Musa-Fest hat die Leitung der palästinensischen Polizei alle Urlaube eingestellt und die gesamte Polizeimacht mobilisiert. In der Zeit vom 3. bis zum 23. April bleiben die Polizeileute in ständiger Dienstbereitschaft.

Wie den griechischen Zeitungen aus Washington berichtet wird, beabsichtigt Präsident Roosevelt, den bekannten amerikanisch-jüdischen Staatsmann Henry Morgenthau zum Gesandten in Athen zu ernennen.

Wie verlautet, wird der gesetzgebenden Versammlung Transjordaniens ein Gesetzesantrag unterbreitet werden, der das Tragen von Waffen in ganz Transjordanien verbietet.

Der Volksbildungsminister Lettlands, Kenisch, hat ein Gesetzesprojekt ausgearbeitet, das, falls es durch den Sejm zum Beschluß erhoben werden sollte, die Wirkung haben müßte, daß sämtliche Mittelschulen der nationalen Minderheiten, die zum Teil von Zuschüssen des Staates und der Stadtverwaltungen, zum anderen Teil von Beiträgen der Eltern der Schüler erhalten werden, aufgelöst werden müßten. Minister Kenisch beabsichtigt die Streichung aller Zuschüsse für die privaten jüdischen und russischen Mittelschulen.

Wie aus den Ziffern der letzten Volkszählung hervorgeht, leben gegenwärtig in Kanada 156 726 Juden, davon allein 120 572 in den Städten Montreal, Toronto und Winnipeg. Als Angehörige des jüdischen Volkes erklärten sich bei der Volkszählung 156 726, als Angehörige der jüdischen Religion 155 614 Personen.

Laut der neuesten Mitteilung des staatlichen statistischen Amtes der Türkei wohnen in der heutigen Türkei 81 872 Juden. Die größte jüdische Gemeinde, Konstantinopel, zählt 46 698 Seelen, die zweitgrößte, in Smyrna, 16 501, die drittgrößte, die in Adrianopel, 6098 Seelen. In Konstantinopel machen die Juden 6,76%, in Smyrna 10,53% der Gesamteinwohnerschaft aus. In der Türkei gibt es 22 jüdische Schulen mit insgesamt 5746 Schülern.

Die jüdischen Deputierten Salonikis, Daniel Allalouf und Isaac Molho, unterbreiteten der neugewählten griechischen Kammer ein Gesetzesprojekt, das die Auflösung des jüdischen Wahlkollaterals in Saloniki vorsieht.

Im Alter von 50 Jahren verstarb in Istanbul der berühmte jüdische Rechtsgelehrte Isaac Ferrera, einst oberster Staatsanwalt Konstantinopels und späterer Rechtsanwalt. Er verteidigte wiederholt grundlos verdächtige Juden in politischen Prozessen. Er war einer der geachtetsten Lyriker der Türkei.

Die Budapest Professoren Dr. Karl Goldzieher und Dr. Josef Patai erhielten durch den Kanzler der Jerusalemer Universität eine Einladung des dortigen Universitätsrats zur Abhaltung von Gastvorträgen. Prof. Goldzieher wird am Einstein-Institut über Mathematik und Dr. Josef Patai über die Geschichte der hebräischen Dichtung im ungarischen Mittelalter an der philosophischen Fakultät der Universität sprechen.

In der palästinensischen Presse wird an alle jüdischen jungen Leute mit Seemanns-Ausbildung oder

-Erfahrungen, sei es in Kriegs- oder Handelsmarine, die Aufforderung gerichtet, sich bei Captain W. Frankfurter, 3, Herzlstr., Tel-Awiv, zu melden. Diese Aufforderung steht offenbar in Zusammenhang mit den Bemühungen um Schaffung einer jüdischen Schifffahrt.

In London starb der englische Ingenieur Miller, auf den in Jerusalem vor einiger Zeit ein Ueberfall erfolgt ist, wobei seine Frau getötet und er verletzt wurde. Der Mörder der Frau wurde inzwischen zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Die von der Histadruth begründete Gesellschaft „Nir“ hat einen Plan ausgearbeitet, nach dem es jüdischen Arbeitern und Angestellten Palästinas ermöglicht werden soll, Siedlungsland zu erwerben. Jeder siedlungswillige Arbeiter wird monatlich eine kleine Sparsumme in die Arbeiterbank einzahlen; erreicht die Sparsumme die Höhe von 60 Pfund, so übergibt ihm „Nir“ eine Bodenparzelle und gewährt ihm andere Erleichterungen zur Ansiedlung. Der jüdische Nationalfonds unterstützt diesen Plan.

Bücherschau

Josef Prys, Die Familie von Hirsch auf Oseruth. Erste quellenmäßige Darstellung ihrer Geschichte. München 1932, Selbstverlag des Verfassers.

In diesem beachtlichen Beitrag zur Geschichte der bayerischen Judenemanzipation wird zum ersten Male auf streng wissenschaftlicher Basis eine Geschichtsschreibung der jüdischen Adelsfamilie Hirsch auf Oseruth unternommen. In 15 Kapiteln und einem Anhang gibt Prys einen genauen Überblick über Taten und Verhältnisse der Familie von Hirsch seit dem Tage ihrer Nobilitierung, dem 13. August 1818, bis in die jüngste Vergangenheit. Mit einer kurzen Würdigung des großen Philanthropen und Ordners der Ica, Baron Moritz von Hirsch, der uns Zionisten besonders aus dem berühmten Gespräch mit Herzl vom Pfingstsonntag 1895 bekannt ist, und seiner Gattin Clara, nach welcher in München, der Stadt ihres Wirkens im Dienste der Menschlichkeit, eine Straße benannt ward, schließt dieses interessante Material für den Historiker reiche Buch. Zum Schluß sei noch auf die saubere stilistische Durchführung und das gut gewählte Abbildungsmaterial hingewiesen.

Fritz Rosenthal

M. Zuly: Zur Liturgie der babylonischen Juden. Stuttgart, W. Kohlhammer 1933. X, 90 S. — Trotz der Forschungsarbeiten von Zunk und Rappaport blieb die alte hebräische Liturgie im Dunkeln. Zumeist nur in Handschriften blieb sie ziemlich unbekannt. Erst seit kurzer Zeit wird diese Literatur wissenschaftlich erforscht bzw. herausgegeben. Dr. Zuly beschreibt in dieser Arbeit Ursprung, Form und Aufbau der Kerobas (Liturgie zum Achtzehneten von Schachard) und bringt einige Originale mit Übersetzungen. Dieses Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der alt-hebräischen Liturgie. R. M. Chasan.

Nach einer kurzen Pause beginnt die Monatschrift „Hatewa we-Haaretz“ (Natur und Land) wieder zu erscheinen. Die Zeitschrift bringt Aufsätze aus dem Gebiete der Geographie, Naturkunde, Physik usw.; es ist die einzige hebräische Zeitschrift ihrer Art. Die Adresse lautet: Tel-Awiv, Mendelestr. 4.

J. L. Goldberg, der bekannte Führer der russischen Zionisten in Palästina, hat zum Andenken an seinen Sohn Benjamin Goldberg, der bei den August-Unruhen 1920 den Tod gefunden hat, ein illustriertes Gedenkbuch (hebräisch) herausgegeben, das Leben und Werdegang seines Sohnes schildert und die an die Familie nach dem Unglücksfall eingelangten Kondolenzen wiedergibt.

„Neue Hauswirtschaft“, herausgegeben von Frau Dr. Erna Meyer, München. Das Februar-Heft enthält a. a. „Das Bauprogramm und die Frau als Bauherrin“, von Stadtbaurat Max Schneider, „Hauswirtschaft als Bildungselement des reisenden Menschen“, von Lina Schumacher, „Technischer Unterricht für Frauen und Mädchen im In- und Ausland“, von G. Krüger, „Kopfschmerzen“, von Dr. Toni Haber. Interessante Photos vervollständigen den Inhalt der empfehlenswerten Zeitschrift. Auf Wunsch versendet K. Thienemanns Verlag, Stuttgart-S, kostenlos Probehefte. Bezugspreis vierteljährlich 2 RM.

Frankfurt a. M. Das Sekretariat der F. Z. V. ist für Auskünfte für Palästina-reisende Montag und Donnerstag von 6 1/2—7 1/2 Uhr geöffnet.

Brith Chaluzim Dathlim

Die Brith Chaluzim Dathlim ist die Organisation der religiösen Hachsharah-Bewegung in Deutschland. Ihre Aufgabe sieht sie in der Vorbereitung der religiösen Jugend zur Teilnahme am jüdischen Aufbauwerk in Erez Israel innerhalb der Zionistischen Organisation. Ihr Platz im Lande ist die im Hapoel Hamisrachi organisierte religiöse Arbeiterschaft.

Die Brith Chaluzim Dathlim entstand aus einer Gruppe misrachistischer Chawerim, die auf dem jüdischen Lehrgut Rodges (heute Gerlingshof-Hattenhof) ihre Ausbildung genossen und war ursprünglich als eine neutrale, unpolitische Zusammenfassung religiöser Chaluzim gedacht. Im Laufe der Zeit sah sie ein, daß ihre Wege vorgeschrieben sind in der Golah und in Erez Israel. So entstand der Gedanke der Schaffung eines Kibbuz aus ihrer Mitte, der auch im Kibbuz Rodges verwirklicht wurde.

Die Durchführung unserer Hachsharah ist bedeutend schwieriger als in der Schwesterorganisation „Hechaluz“. Bei der großen Arbeitslosigkeit ist es nicht leicht, Stellen zu beschaffen. Für religiöse Menschen, die auf Schmirath-Schabbath und Kaschrut Wert legen, ist dies besonders schwer. Auf Öktern können die Chawerim nicht am Tische des Besitzers mitessen. Es entstehen im Ausbau der Hachsharah größere Unkosten und die Differenz zwischen der Zahl der Bewerber und den uns zur Verfügung stehenden Unterbringungs- und Arbeitsmöglichkeiten ist augenblicklich leider recht groß.

Gleich unserer Schwester-Organisation, dem Hechaluz, möchten auch wir in Zukunft der Öffentlichkeit in regelmäßigen Zeitabständen über unsere Arbeit Rechenschaft geben.

Zu Beginn des Frühjahrs werden auf unserem Lehrgute Gerlingshof 13 Mädchen und 13 Jungen beschäftigt sein. — In Frankfurt a. M. und Hamburg haben wir gemeinsam mit dem Hechaluz Bathal-Chaluz eingerichtet. In beiden Orten arbeiten je 6 unserer Chawerim. In Frankfurt a. M. sind außerdem noch 8 Chawerim konzentriert, die als Vorbereitung ihrer Hachsharah Gufanith zunächst ein Jahr auf der Hoffmannschen Jeschiwa lernen. Es sei in diesem Zusammenhang kurz darauf hingewiesen, daß unsere Hachsharah ebenso notwendig sich auf geistiges, wie auf rein praktisch berufliches Gebiet erstrecken muß.

Wer sich über unsere Arbeit gründlicher orientieren will, dem werden wir gern unsere Rundschreiben regelmäßig zustellen. Die Anschrift für den Waad des Brith Chaluzim Dathlim sowie des Vereins der Freunde von Rodges lautet: Jüd. Lehrgut Hattenhof, Fulda-Ld. Postscheckkonto des Vereins der Freunde von Rodges 27 222 Jizchak Kaufmann, Frankfurt a. M.

Vermischtes

Jüdische Schule Klopstockstraße 58 (eine Minute vom Bahnhof Tiergarten). Oster-Anmeldungen von Schülern und Schülerinnen für sämtliche Klassen und für den hebräischen Kindergarten an allen Wochentagen von 12 bis 13 Uhr bei der Schulleiterin Frau Nathan. Kinder, die einen weiten Schulweg haben, können von den verschiedenen Sammelstellen aus regelmäßig in Begleitung von Lehrerinnen hin- und zurückfahren. — Die Leiterin der Jüdischen Schule Klopstockstraße, Frau Nathan, ist während der Osterferien täglich — außer Schabbath und Sonntag — und außer den vier Pessachtagen — von 9 bis 10 Uhr in ihrer Wohnung, Brunwald, Salzbrunner Str. 24 I, r, persönlich oder telefonisch (Umland 1955) zu erreichen.

Persönliches. Am 2. April beging Herr Bruno Hochneime in Frankfurt am Main seinen 60. Geburtstag.

Von der größten internationalen Schule der Schweiz. Wie wir dem Jahresbericht entnehmen, konnte das bekannte voralpine Kna-bea-Institut Dr. Schmidt, auf dem Rosenberg bei St. Gallen (Schweiz), letztes Jahr das 40jährige Gründungsjubiläum feiern. — Wenn man diese klimatisch und landschaftlich beidenswert gelegene, weltberühmte Schule besucht, so fällt als charakteristisches Merkmal vor allem eines auf: Die systematische, harmonische Ausbildung des Geistes und des Körpers, auf ein Ziel gerichtet: Prägung ausgeglichener Persönlichkeiten, lebenswürdiger Charaktere, die mit einer Lebensreserve an Arbeitslust, Freude und Kraft in die spätere Laufbahn übertreten. Kameradschaftlich und wohlwollend leben die jungen Leute aus der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Tschechoslowakei, Oesterreich, Italien, England miteinander. Wir können diese seit Jahrzehnten erprobte und in jeder Hinsicht tolerante Schule bestens empfehlen.

Referendar Alexander Fränkel stud.med. Lenke Fränkel geb. Duschitz Vermählte Frankfurt a. M. Hohenhof / C. S. R. Berlin-Charlottenburg Wilsdorfstraße 10

Die glückliche Geburt eines Sohnes segne in dankbarer Freude an Dr. med. D. Enoch u. Frau Hanna geb. Zwas Bad Nauheim, 20. März 1933

Glückwünsche UND BLUMENSPENDEN. Bestellen Sie durch Nationalfonds-Telegramme und Baumspenden für Palästina! Telegramme an 50 Pf. bei allen Verkehrsstellen. Ein Baum kostet 6 Mark. Wir senden auf Wunsch eine Broschüre über die wichtigsten Adressen. KEREN KAJEMETH LEJISRAEL BERLIN W 15, Meinekestraße 10. Telefon: 11 Bismarck 7165. Postfach-Karte: Berlin 202 47

Zur Gründung einer Dam- u. Schuh-Fabrik in Palästina sucht Fachmann mit kompletter Fabrikanlage Teilhaber mit Kapital. Zuschriften unter E 281 an die „Jüdische Rundschau“, Berlin W 15, Meinekestraße 10

KOMFORTZIMMER. evtl. mit Voll- oder Teilpension zu gut und ruhig. Heber direkt U-Bahn. Rüdigerstr. 10. Preis 2000 RM. Telefon: H 3 Rheingau 2200

Palästina - Kunstgewerbe. Seder - Schüssel, Mazzo - Körbe Mazzo - Tassen. finden Sie in geschmackvoller Ausführung in der Kunstgewerbestube Lotte Engel - Hecker, Berlin NW 87, Laventowstr. 12a / Tel.: C 9 Tiergarten 2590

Junger Radio - Ingenieur mit großer Praxis in allen elektro-technischen Gebieten sucht eine Kapitalisten zur Gründung eines derartigen Unternehmens in Erez Israel. Offerten unter E 283 an die Jüdische Rundschau, Berlin W 15, Meinekestr. 10

Kindergärtnerin die hebräisch spricht und Unterricht erteilen kann, für israelische Familie in westdeutscher Stadt gegen freie Station und kleine Vergütung gesucht. Bewerbungen unter E 274 an die „Jüdische Rundschau“, Berlin W 15, Meinekestraße 10

Gediegene Malerarbeiten — jetzt noch viel billiger! sämtliche Arbeiten: Wohnungen, Hausinstandsetzung, Spezialität: Treppenture. Eigene Mitarbeiter, Hauswerkstatt. Werkstätten-Woldt, Neukölln / Palästina 40. Telefon: F 2 Neukölln 2598

Erholungsbedürftige. finden Komfortstube mit herrlichem Garten, bester Verpflegung (mod. Diätküche) in vornehmem Hause eines westlichen Vornehmen. Tel.: Wannsee 5250

KLEIN-ZIMMER. bei guter Familie, Komfort, Gasheizung, nahe Bahnhof Charlottenburg, per sofort oder 1. Juni. Dame sehr billige Abgaben. Tel.: C 3 Neukölln 22 18

Kapellmeister Max Lampel und Frau, Wien. übernehmen Kinder und Jugendliche zur gewissenhaften, nachträglichen Betreuung. Preis einzeln, Schulausschüsse. Musikunterricht RM 110.—. Anstufung: Dr. Malka Schlam, Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 158. Telefon: J 1 Bismarck 1064

Zeitungsausschnitte. Kostenlos! schnell und vollständig. Berlin-Neukölln, Danastraße 7a. UNTERSIEHEN SIE IN DER JÜDISCHEN RUNDSCHAU

Erziehung in der Schweiz. Voralpines Knaben-Institut Dr. Schmidt Lyzeum auf dem Rosenberg bei St. Gallen, Schweiz. Alle Schularten / Hebräisch / Latein / Griechisch / Französisch / Vollständige Handelsausbildung / mit Diplom. resp. Maturitätsbescheinigung. Abitur-Vorbereitung. Unterrichtsreihe d. Individualisierung / Kleinklassen / Körperk. Erziehung in best. Höhenluft / Ferienreisen / Telemat. Unterricht. Im Frühling spezielle Umkleeklassen.

BAD HARZBURG. Tarlowsky-Rosenfeld. Ausgesuchter ruhiger Postchauffeur. Komfort. Möbige Preise. Telefon 379

GEBR. HERTLING. Internationale Spedition & Möbeltransport. BERLIN-CHARLOTTENBURG. Sophie-Charlotten-Str. 15 / Tel.: C 0 Frankfurter 0301. Spezialverkehr nach PALÄSTINA. Günstigste Frachttarife / Besondere Einrichtungen für Übersieverpackungen

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Georg Landauer, Berlin-Wilmersdorf. Verlag: Jüdische Rundschau G.m.b.H., Berlin W 15. Verantwortlich für den Inseratenteil: R. Vogel, Berlin-Wilmersdorf. Anz.-Verw.: Jüdische Rundschau G.m.b.H., Berlin W 15, Meinekestr. 10. Druck von Siegfried Schölen, Berlin-Schöneberg.

DIESER NEUDRUCK DER „JÜDISCHEN RUNDSCHAU“ MIT DEM LEITARTIKEL VON ROBERT WELTSCH WURDE VOM „MB“, DER WOCHENZEITUNG DES IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA (Tel-Aviv, Rambamstr. 15), HERGESTELLT



# BIRTHDAY TRIBUTES TO ROBERT WELTSCH

by G. Reichmann

## UPHOLDER OF MORAL STANDARDS

If those who know and love Robert Weltsch—and this, generally speaking, is a tautology—were to heed his own wishes on his eightieth birthday on June 20, they ought to keep their mouths shut and their pens idle. But, alas, much though they like to please him whenever possible, there are occasions which transcend such otherwise gladly offered courtesies. Though he himself may turn away in irritation from “yet another adulation due to occur every five years”, he cannot escape the reality that he does not belong to himself alone. He belongs to all of us, and it is our good fortune that he does not disdain to acknowledge this fact through the medium of this and other journals. Thus it would be just as well if he braced himself to the “ordeal” of listening for once to the voice of those who love to listen to his, be it even in praise and admiration. How, after all, dare he blame us who himself has acknowledged with an understanding so profound and an appreciation so generous innumerable jubilees of his friends. Perhaps—if this is not hoped for too much—we may at least derive some modest measure of gratification in realising what he means to us.

Robert Weltsch's contributions to Jewish thought—outstanding both in width and depth—do indeed defy the scope of a birthday congratulation. They are, fortunately, appreciated more appropriately elsewhere in this issue. In his age of unheard-of Jewish tribulation of the many and miraculous survival of the few he has been the supreme mentor, interpreter and guardian of what was once German Jewry. Coming from one of its regional and linguistic border-lands, he took to it with what his compatriot Max Brod described as “Distanzliebe”: an affectionate identification made more penetrating and perspicacious through the original remoteness it had to overcome. Now, in his age of maturity, his knowledge of the German-Jewish history, evolution and ramifications, his ability to follow its problems into their most intractable subtleties is unequalled. It is largely thanks to him that the “encounter of civilisations” that took place on German soil before, during and, in its tragic decline, after the epoch of Jewish emancipation has assumed the sombre grandeur of the great tragedy it was. No pretentious censorship, whether professed in the guise of scholarship or political rebellion, will now be able to distract from either the eminence of its accomplishments or the dignity of its victims. Robert Weltsch, who knows them all, their weaknesses as well as their nobility, their temptations as well as their spiritual conquests, their all too human errors and their features of rare genius—Robert Weltsch has erected their monument *aere perennius*.

Why then, in the distinction of such achievements, his aversion to being celebrated? Knowledge is proud that he has learned so much; wisdom is humble that he knows no more” may be one of the answers, albeit even centuries ago by the poet William Cowper. Robert Weltsch's wisdom is of the kind which is always aware of its shortcomings. Perhaps it would not be wisdom without this awareness; certainly it would not be a wisdom worthy of Robert Weltsch. “We all have become more humble” he wrote in one of his inimitable Prefaces to the Leo-Baeck-stitute Year Books with which he has pre-

sented us since 1956. While, surely, he did not need the effort of subduing any exuberance of youthful complacency, he did not spare himself the cathartic ascent to maturity. From it, he emerged even more modest, less inclined to value his own merits, more sceptical perhaps with regard to the human condition in general—but with an intellectual creativity which had, if anything, still gained in perfection.

This perfection has in matters of—particularly Israeli—politics set him apart at times from prevailing public opinion. He has become a controversial figure. This, to a man so kind, sociable and hospitable in his private life, cannot always have been easy to bear. Yet he has accepted his role of dissenting from generally agreed views with serene fortitude—his only concession being some smiling self-criticism now and then and the most generous understanding for the opinions from which he feels compelled to differ. By some of his critics he is considered an ethical utopian, and he himself has few illusions about his power of exerting any tangible influence on the course of events. However, in a country that prides itself on the conviction that “only a person believing in miracles is a realist”, Robert Weltsch's allegedly unrealistic demands may more than once have touched the border-line where miracles become truths and truths look miraculous to less inspired minds. At any rate, whether realistic or not: the upholding of absolute moral standards, even in matters of politics, has its ancient and sublime tradition in Jewry. The rebirth of the Jewish State and its sacrificial self-preservation against odds necessitated so many concessions to harsh reality that its very essence might be affected if the voice of unconditional Jewish values

were not heard in the chorus accompanying its advancement. *Sub specie historiae judaicae* it is an indispensable function which Robert Weltsch's uncompromising attitude performs.

That a man of such self-imposed spiritual solitude should, together with his charming Irene, also be the centre of a close circle of friends is one of the endearing contrasts in Robert Weltsch's personality. In one day, perhaps after having just indulged in one of his erudite studies, we meet him in his utter lack of pompousness, his gentle chivalry and inimitable charm, we may at times wonder how so much rare wisdom and so much human warmth can dwell so harmoniously together.

They do, we are happy to say, in Robert Weltsch. And because this is so, we humbly ask his forgiveness for having let “the mouth speak out of the abundance of the heart” and for wishing him many more years of being the reluctant target of our indomitable admiration.

## Haus Liebeschutz

### ROBERT WELTSCH AND CONTEMPORARY POLITICS

This theme does not promise any new discovery to the readers of our paper. We all know and enjoy the fact that a man who, from his active experience, is a leading expert on recent Jewish history writes fairly frequently for this circle. But the jubilee of his 80th birthday encourages us to look back in an attempt to grasp the basic philosophy of his contributions.

One problem dominates all his reports, historical reflections and book reviews: how does reality transform those ideas which form the original impulse to action and what can be done to control this process and preserve the integrity of the initial intention? In 1909 Robert Weltsch, as an undergraduate in Prague, heard Buber's historical first speech on Judaism, and played a part in creating a lasting link between the lecturer and his audience, the students' fraternity Bar Kochba. The message seemed to fill a “gap in the soul” of the audience. Its programme promised to safeguard an existence to the Jewish people which would exclude alienation. The starting point was with the individual, who by this decision would bring truth and dignity back to his life. This did not mean that social obligations were overlooked. The establishment of an ideal order of society was a permanent topic of discussion among these young intellectuals, as it had always been important in Buber's thinking. But there was less interest in the concrete problems of the land in the Middle East which would be transformed by the realisation of the Zionist aims. However, the reaction of Palestine's 700,000 inhabitants did not remain long hidden. Already in June, 1914, Richard Liechheim, the representative of the Zionist organisation in Constantinople, reported growing and, as he considered, unavoidable antagonism by the Arab population against new Jewish settlements.

From early days Weltsch has felt this rising conflict as a call to settle a moral account. He was convinced that the purity of the idea for which Zionism stood could only be preserved by a realistic judgement on the country's situa-

Continued on page 7, column 1

**HOUSE OF HALLGARTEN**

Specialist



Shippers

Fino Wines

Unique Liqueurs

*If you enjoy wines  
write for our latest free list  
which is full of fascinating  
information, maps, vintage reports  
and charts, descriptions, wines  
for laying down*

---

**HOUSE OF HALLGARTEN**  
1, Crutched Friars, London, E.C.3

*Choose Hallgarten—Choose Fine Wines*

Siehe: Gerson Stern,  
der Dichter des „Weg ohne Ende“,  
In: Jsr. Wochenbl. f. d. Schweiz,  
18. Febr. 1972



ROBERT WELTSCH

## Hundert Jahre boehmischer Geschichte

Als nach der Schlacht bei Königgrätz im Juli 1866 die Preussen das damals österreichische Prag besetzten, war mein Vater, 1861 in Prag geboren, fünf Jahre alt. Auf den kleinen Jungen hat offenbar das Ereignis einen grossen Eindruck gemacht, obwohl er sicher nicht genau wusste, was da voring. Noch in späten Jahren pflegte mein Vater mit der ihm eigenen Ironie von den seltsamen fremden Soldaten zu erzählen, die zu den Kindern nett zu sein versuchten. Sie spielten mit den Kindern in gutmütiger Weise. Eine kleine Episode hat mein Vater nie vergessen: ein gewaltiger preussischer Kürassier nahm den Knaben auf den Schooss und sagte freundlich: „Na, Kleiner?“ Es war gut gemeint, aber in den Ohren des Kindes klang das sehr komisch. Prager jüdische Kinder hatten damals noch nie preussischen Akzent gehört; alles „Reichsdeutsche“ war ihnen fremd und sonderbar, jedenfalls viel fremder als das Tschechisch der Nachbarn. Preussen war eine andere Welt, für die Kinder war das eine Szene im Theater.

Für die Soldaten der Besatzung, auf der anderen Seite, waren die deutschsprechenden Juden im tschechischen Prag ein Element, mit dem sie sich verständigen konnten. Man würde das heute „fraternisieren“ nennen. Ebenso konnten genau fünfzig Jahre später die deutschen — auch die deutsch-österreichischen — Soldaten im besetzten Polen leichter mit Juden (und Jüdinnen!) fraternisieren als mit den Slawen. Umgekehrt sollte man annehmen, dass heute die Russen in Prag leichter mit den Tschechen fraternisieren könnten, die als slawische Brüder und als sozialistische Genossen „zu Hilfe“ gekommen sind, zumal da ja in den tschechischen Schulen seit 20 Jahren russisch gelernt wird. Aber davon scheint nicht viel zu merken zu sein.

Die preussische Besetzung von Prag dauerte bekanntlich nicht lange. Nach der Schlacht bei Königgrätz lag Böhmen, ja ganz Oesterreich, fast schutzlos dem Feinde offen, der alte deutsche Kaiser wollte sogar im Triumph in Wien einrücken, aber Bismarck hat das verhindert. Bismarck war ein kühl rechnender Staatsmann, er fürchtete die Einmischung Napoleons III. und wollte auch Russland nicht reizen. Die Abrechnung mit Frankreich schob er noch auf, und musste sich den Rücken decken durch milde Behandlung des besiegten Oesterreich. Schon am 26. Juli 1866 wurde der Präliminarfriede von Nikolsburg unterzeichnet und am 24. August der Friede in Prag. Aber seit jener Zeit vor 100 Jahren war Prag immer wieder im Mittelpunkt europäischer Krisen.

Die Folgen von 1866 sind jedem Studenten der österreichischen Geschichte bekannt. Es war ein Schicksalsjahr Europas. Für Oesterreich — und damit für die Welt — hätte es einen Neubeginn bedeuten können, aber die Kräfte der Reaktion waren zu stark. Die Idee eines echten Nationalitätenstaates, mit voller Gleichheit der auf einander angewiesenen Völker des Donauraumes, wurde nicht verwirklicht. Gewöhnlich wird die Schuld an diesem Verhängnis den Ungarn zugeschoben, die für sich eine Sonderstellung auf Kosten der anderen Nationalitäten erlangten. Aber die

liberale Verfassung Oesterreichs von 1867, die auch die volle Gleichberechtigung der Juden brachte, könnte wohl noch heute jedem ehemaligen Oesterreicher von damals als ideal erscheinen, verglichen mit dem in seinem Nachfolgestaat heute herrschenden Zustand. In vielen Lehrbüchern — und sogar von westlichen Historikern — wird das damalige Regime in Oesterreich als tyrannische Unterdrückung der Nationalitäten bezeichnet, eine Uebertreibung, die man heute eigentlich ermesen sollte angesichts dessen, was in der Zwischenzeit geschehen ist.

In die Nationalitätenkämpfe der letzten Jahre der österreichischen Monarchie wurden auch die Juden hineingezogen. Die Forderung nach Anerkennung einer jüdischen Nationalität wurde zwar nicht erfüllt, aber gerade darum war ihre Position umso verwundbarer. Nirgends war das so deutlich wie in Böhmen. Die zu eigenem Nationalbewusstsein erwachten Tschechen kämpften zwar vor allem gegen die Vorherrschaft der Deutschen in der Verwaltung, dort wo sie noch vorhanden war, aber die sogenannte Volkswut liess sich immer leicht auf die Juden ableiten, besonders da diese ja seit der josephinischen Reform oft auch in tschechischen Gebieten deutschsprechend waren. Im deutschen Lager aber wurde die antisemitische völkische Bewegung immer stärker. Diese Situation hat schon Theodor Herzl deutlich erkannt und die Juden 1897 vor den drohenden Gefahren von beiden Seiten gewarnt (im Artikel „Entschwundene Zeiten“). In der Tat war diese Demonstration des Nicht-Dazugehörens, die nur von illusionistischen Assimilanten geleugnet wurde, auch eine der psychologischen Wurzeln der zionistischen Bewegung in Böhmen. Auch ein Teil der jüdischen Intelligenz verstand, dass ihre Orientierung nur in einer Stärkung des jüdischen Nationalbewusstseins liegen kann. Dies ist es, was 1918 die Entstehung einer jüdischen Nationalpartei im neuen tschechischen Staat möglich machte.

Im Vertrauen auf die Proklamationen von Präsident Wilson und von Lenin über das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung und der prinzipiellen Gleichheit aller Staaten ohne Rücksicht auf ihre Grösse, glaubten die Nachfolgestaaten im Jahre 1918 ihre Selbständigkeit gesichert. Sie hatten das Wort von Palacky vergessen, wenn Oesterreich nicht bestünde, müsste man es erfinden. Niemand glaubte mehr an die Möglichkeit eines multinationalen Staates, und nur vage an die Notwendigkeit der engen Zusammenarbeit der kleinen selbständigen Nationen. So wurden diese Völker alleinstehend eingepresst zwischen den deutschen und den russischen Kolossen, die beide 1918 ohnmächtig gewesen waren. Nun ging es weiter beinahe wie in einem Lehrbuch, immer mit Prag im Mittelpunkt. Die Stichjahre haben seltsamerweise immer eine acht: 1918, 1938, 1948, 1968. Dem tschechoslowakischen Staat als demokratisches Musterland war leider nur die kurze Lebensdauer von zwanzig Jahren beschieden. Vor kurzem sind dreissig Jahre seit der Münchener Konferenz vergangen, wo die vier Grossmächte über das Schicksal eines kleinen Staates entschieden haben, ohne ihn auch nur

zur Konferenz einzuladen. Dieses Ereignis, unnötig zu sagen, war für die Tschechen verhängnisvoll, aber für die Juden war es eine Katastrophe. Nicht nur wegen der unmittelbaren Folgen, der Ausdehnung der nazistischen Judengesetze und später der Judenvernichtung auch auf die böhmischen und slowakischen Länder, sondern auch deshalb, weil München die Ohnmacht des Westens demonstriert hatte und die Nazis nun überzeugt waren, sie könnten alle Rücksicht auf das Ausland fallen lassen. Die Folge waren die Ereignisse in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938, wo in ganz „Gross-Deutschland“ die Synagogen brannten, jüdische Geschäfte und Wohnungen demoliert wurden und mindestens 30.000 Juden ins Konzentrationslager gebracht wurden.

Die Problematik von München ist oft geschildert worden. Gerade jetzt aber wurden überaus interessante amerikanische Dokumente veröffentlicht, die die Situation in den tschechoslowakischen Ländern nach der Münchener Konferenz und auch nach dem bald darauf erfolgten Einmarsch der Hitlerhorden in Prag am 15. März 1939, der praktisch das Ende der tschechoslowakischen Souveränität mit sich brachte, darstellen. Der bekannte amerikanische Diplomat und Historiker George Kennan war damals Sekretär der amerikanischen Botschaft in Prag und legt jetzt die Geheimberichte vor, die er damals an das State Department geschickt hat (George F. Kennan: *From Prague after Munich. Diplomatic Papers 1938-1940.* London 1968 Oxford University Press [Princeton University Press], 266 S.). Dieses Buch erhielt unbeabsichtigt eine unheimliche Aktualität, weil das Verhalten der ohnmächtigen tschechischen Bevölkerung gegenüber einer übermächtigen Besatzungsmacht, das Kennan im Detail schildert, in vielen Punkten an das erinnert, was wir in Prag in den letzten Wochen erlebt haben. Aber Kennan gibt auch ein Bild der Lage der Juden und der Art und Weise, wie die nazistische Judenpolitik, teilweise gegen tschechischen zumindest passiven Widerstand, dem Lande aufgezwungen wurde. Es wird dort gezeigt, in welcher Verzweiflung sich die Juden befanden, und wie schliesslich die einzige Rettung in Auswanderung gesehen wurde, die aber nicht immer möglich war, da die Einwanderungsländer ja nur sehr bedingt zur Aufnahme von Flüchtlingen bereit waren. Kennan gibt bei dieser Gelegenheit auch eine wohl unterrichtete Information über die Struktur des böhmischen und slowakischen Judentums. Es ist kein grosses Vergnügen, manche seiner damaligen Berichte heute zu lesen.

Wie wir wissen, glaubten viele nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, dass nun die guten Zeiten der Masaryk-Republik zurückkommen werden. Sehr viele ausgewanderte Juden kehrten in die Tschechoslowakei zurück; auch aus Palästina. Die Illusion war aber kurz, denn 1948 kam der kommunistische Putsch und damit ein völliger Wandel der Dinge. Obwohl es auch zahlreiche überzeugte jüdische Kommunisten gab, nahm das Regime doch einen deutlich antisemitischen Kurs, der in den furchtbaren Slansky-Prozessen des Jahres 1952 kulminierte. Damals begann sich die antisemitische Tendenz des späten

Stalinismus deutlich zu zeigen. Als eines der Hauptverbrechen wurde den Juden Zionismus vorgeworfen. Wieder musste die Demokratie einer unbarmherzigen Diktatur weichen. Sogar die Enthüllungen des 20. kommunistischen Kongresses in Moskau haben in der Tschechoslowakei nur langsam nachgewirkt. Die grosse Hoffnung auf eine Liberalisierung begann erst am Anfang des Jahres 1968. Dieses Jahr war wieder ein Schicksalsjahr; wie es scheint, ist der Traum eines mit Demokratie und Menschenrechten vereinbaren Kommunismus ausgeträumt.

Gegenüber der militärischen Okkupation von 1938 und von 1968 war die preussische Besetzung von 1866, die mein Vater als Kind miterlebt hat, ein Kinderspiel. Geistigen Terror und Verbot von Gedanken hat es im neunzehnten Jahrhundert nicht gegeben. Während diese Zeilen geschrieben werden, wissen wir noch nicht, welche Konsequenzen sich im einzelnen aus der neuen Situation in Prag ergeben werden. Aber es verstummen nicht die Gerüchte, wonach die Okkupationsmacht die Veranstaltung von Schauprozessen gegen sogenannte Konterrevolutionäre verlangt hat, wobei Zionismus als eines der Motive der Konterrevolution bezeichnet wird. Abgesehen von der bekannten anti-israelischen Politik der Russen im Mittleren Osten, gegen die auch ein grosser Teil der freilich ohnmächtigen Volksmeinung in den kommunistischen Ländern und besonders in der Tschechoslowakei sich auflehnt, sind vor allem die jüdischen Intellektuellen, auch innerhalb der kommunistischen Partei, den Russen ein Dorn im Auge. Eine antisemitische Politik kann heute natürlich nicht dieselben Folgen haben wie in der Nazizeit, da ja nur sehr wenige Juden im ganzen Lande vorhanden sind. Aber eine unterirdische antisemitische Neigung ist überall vorhanden und kann leicht aktiviert werden. Auch während der letzten Monate wurden die wenigen Juden unter der kommunistischen Führung in einer anonymen unterirdischen Propaganda angegriffen. Ueber die unverschämten Briefe, die besonders Professor Eduard Goldstücker als Präsident des Schriftsteller-Verbandes erhalten hat, ist bereits berichtet worden. Er selbst hat diese Briefe veröffentlicht, als es noch Pressefreiheit gab. Es ist nicht zu verwundern, dass die Befürchtung bestand, dass ein Mann wie Goldstücker eines der Opfer der beabsichtigten Schauprozesse werden könnte, schon damit man einen geeigneten Sündenbock hat. Es wurde ihm jedenfalls dringend nahegelegt, das Land zu verlassen, und es wurde ihm jetzt eine Gastprofessur an der University of Sussex in England angeboten.

Die Persönlichkeit von Goldstücker ist besonders interessant, da dieser Mann nicht nur ein idealistischer Kommunist ist, der an die Möglichkeit eines humanen Sozialismus glaubt, sondern auch weil dieser hervorragende Literaturhistoriker ein Glied in einer grossen literarischen Tradition ist. Es ist vielleicht kein Zufall, dass gerade er in den letzten fünf oder sechs Jahren Spezialstudien organisiert hat über das goldene Zeitalter der deutschen Literatur in Prag zu Beginn



VIKTOR KELLNER

## BEGEGNUNGEN

Die Berührung mit wesensfremden Menschentypen bringt oft die eigenen Grenzen und Unzulänglichkeiten zum Bewusstsein: es geschieht aber auch zuweilen, dass die Begegnung mit einem Andersgearteten den, der ihrer teilhaft wird, in seiner eigenen Wesensrichtung bestärkt, indem es ihn den Wert, den er selbst zu verwirklichen bestrebt ist durch den Gegensatz zu jenem Anderen stärker und deutlicher erleben lässt.

Ich traf in Wien in der Gesellschaft nichtjüdischer Freunde mit einer Frau von etwa vierzig Jahren zusammen. Als ich, wie ich es bei der Begegnung mit unbekanntem Menschen meistens tue, von meiner israelischen Heimat sprach, um

mir so über Wesen und Einstellung dieser Frau klar zu werden, sagte sie, sie habe vor kurzem Verwandte ihres Mannes in Israel besucht. Im Laufe des Gesprächs fragte ich sie dann, wo sie sich in der Nazizeit aufgehalten hatte. „In Wien“, war die Antwort. Als ich sie verwundert ansah, sagte sie: „Ich bin katholisch.“ Auch ihr Sohn aus der Ehe mit einem Juden war katholisch. Meine Freunde erzählten mir nachher, der Vater, der mit Erfolg ein Engros-Geschäft betreibt, sei hinsichtlich der Erziehung seines Sohnes völlig gleichgültig und lasse der Frau freie Hand. Als aber diese Frau dann erzählte, sie habe diesen ihren zehnjährigen Sohn, einen überaus lebhaften und recht schwierigen Jungen, mit dessen Er-

ziehung sie sich nicht befassen könne, weil die Mitarbeit im Geschäft ihres Mannes ihre Kraft und ihre Zeit voll in Anspruch nehme, in einem renommierten Institut der Jesuiten — mit Internat — eingeschrieben, war ich sehr peinlich berührt. Zur Begründung brachte sie vor, der Junge müsse in Oesterreich leben, das seine Heimat sei, und darum so erzogen werden, damit er sich in das dortige Leben vollkommen einfüge. Mein Einwand, dass auch in solchem Grenzfall ein Nonkonformismus geboten sei, wie er nicht nur Juden, sondern alle wertgläubigen Menschen verpflichtet, fand bei der Frau kein Verständnis. Dabei war sie vom Leben in Israel sehr beeindruckt und sie plante, das Land in zwei Jahren wieder zu besuchen.

## Hundert Jahre böhmischer Geschichte

(Schluss von S. 5)

des zwanzigsten Jahrhunderts, bei der, wie wir wissen, so viele Juden eine hervorragende Rolle gespielt haben. Goldstücker ist einer der besten Kenner von Franz Kafka, und ihm ist es zu danken, dass der anfangs bestehende Bann in den kommunistischen Ländern, der allerdings in Russland auch heute noch herrscht, zumindest gemildert wurde. Noch unter dem alten Regime konnte Goldstücker 1963 eine internationale Konferenz über Kafka veranstalten, deren Protokoll in tschechischer und deutscher Sprache gedruckt wurde. Zwei Jahre später wurde eine ähnliche Konferenz im Schloss Liblice abgehalten, die sich auf die ganze Gruppe dieser Schriftsteller bezog. Das ist die Gruppe, die Hans Tramer im Year Book IX des Leo Baeck Institute und Johannes Urzidil in seinem Vortrag im New Yorker Baeck Institute (s. Bulletin des LBI Nr. 40) beschrieben hat. Der Bericht über die Liblice Konferenz wurde vor kurzem unter dem Titel „Weltfreunde“ veröffentlicht (in Anspielung auf den Titel eines bekannten Gedichtes von Franz Werfel). Weltfreunde. Konferenz über die Prager deutsche Literatur. Herausgegeben von Eduard Goldstücker. Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften und Hermann Luchterhand Verlag Neuwied. 430 S.) Die dreissig Teilnehmer der Konferenz, darunter einige Nicht-Tschechen, haben das Thema bis in die kleinsten Details durchstudiert. Es wurden eingehende Referate über die einzelnen bedeutenden Gestalten jener Zeit gehalten. Natürlich interessierte die meisten sozialistischen Redner die Frage, ob und inwiefern man diese Schriftsteller als Sozialisten oder als Vorläufer der jetzigen Generation betrachten könne. Aber unvermeidlich war es, dass auch die Judenfrage bei diesen Untersuchungen eine grosse Rolle spielt. Nicht nur weil das jüdische Milieu, aus dem die meisten dieser Dichter stammen, auf ihren Charakter und die Art ihrer Tätigkeit eingewirkt hat, oder weil z.B. die jetzt als Hauptorgan des beginnenden Expressionismus betrachtete Zeitschrift „Herderblätter“ eine Gründung der Bnei-Brith war, sondern auch weil viele dieser Schriftsteller ihr jüdisches Problem selbst empfunden haben und sowohl in Romanen als auch in philosophischen Darstellungen sich damit beschäftigten. Vor allem ist

hier Max Brod zu nennen, aber auch sein Freund Franz Kafka und Oscar Baum, ferner der Philosoph Felix Weltsch, viele von ihnen später aktiv in der zionistischen Bewegung. Allen diesen Schriftstellern ist gemeinsam die Sehnsucht nach einer besseren Welt, mit mehr Menschlichkeit und mit geistiger Freiheit. Da auch die Sozialisten jener Zeit von ähnlichen ethischen Impulsen getrieben wurden, kann man hier eine gewisse Analogie entdecken. Jedenfalls revoltierte jene Generation gegen die Behäbigkeit der bürgerlichen Gesellschaft und gegen soziale Ungerechtigkeit, auch war sie von der Unmenschlichkeit des Krieges, die sich im ersten Weltkrieg enthüllt hatte, zu tiefst betroffen. Manche Redner der Konferenz von 1965 in Böhmen sagten, dass jene Dichter das richtige Gefühl gehabt hätten, dass eine Epoche zu Ende geht, aber sie hätten noch nicht empfunden, dass eine neue Zeit, die des Sozialismus, im Anzuge ist. Es ist freilich seltsam, heute zu lesen, wie bedauerlich es sei, dass die Männer aus Franz Kafkas Generation noch nicht in der Lage gewesen seien, abzuschätzen, welches Glück und welche Freiheit der Kommunismus der Welt und besonders den — bisher wurzellosen — Intellektuellen seiner Geburtsstadt bringen wird.

Dieses Buch ist ein wichtiges und in seiner Art rührendes Dokument, Zeugnis von einer gewaltigen und respektabeln Forschungsarbeit. Es enthüllt uns auch viele Tatsachen, die wichtig sind vom Gesichtspunkt der jüdischen Geistesgeschichte im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts. Es ist jedenfalls zu bewundern, mit welcher Entdeckerfreude sich diese — fast durchwegs kommunistischen — Forscher diesem Gegenstand gewidmet haben. Vielleicht steckt darin auch Nostalgie für eine Vergangenheit, eine leichte wenn auch unbewusste die niemals wiederkehren kann, und die zwar — wie alle anderen Epochen der Geschichte — unbefriedigend war, aber doch nicht so unerträglich, wie man sie oft darstellt; zumindest im Vergleich zu dem, was nach ihr kam.

Ob die für nächstes Jahr geplanten Feiern des tausendjährigen Bestehens der Prager Judenheit unter den neuen Verhältnissen stattfinden werden, darüber ist noch nichts bekannt geworden.

Kurz vor dem Antritt meiner Europareise erhielt ich aus Wien den Brief zweier junger Menschen, eines Mädchens und ihres Freundes, in dem ich gebeten wurde, ihnen über das von mir durch zwanzig Jahre bis in die ersten Monate des Naziregimes hinein geleitete Chajes-Realgymnasium zu berichten, sowie eine Reihe anderer genau präzisierter Fragen über das Kulturleben der Wiener Juden zu beantworten. Sie studierten beide an der Wiener Universität Geschichte und wollen nun unter dem Einfluss eines Buches über die Wiener Juden Dissertationen über ihr kulturelles, soziales und politisches Leben vor der Nazizeit schreiben. Meinen Namen und meine Adresse verdanken sie einem bekannten jüdischen Schriftsteller, mit dem ich persönlich in keiner Beziehung stehe. Ich schrieb ihnen, dass ich in kurzer Zeit in Wien sein werde und ihnen dann gerne zu Gesprächen zur Verfügung stehe, was sie mit Begeisterung aufnahmen. Wir trafen öfters zusammen und ich bemühte mich, auf ihre Fragen, die sowohl von Sachlichkeit als auch von echtem persönlichen Interesse zeugten, einzugehen. Aus diesen Begegnungen erwuchs zwischen uns eine wirkliche Freundschaft. Mir will scheinen, dass diese beiden jungen Menschen einen wohlthuenden Typus der heutigen österreichischen Jugend repräsentieren. Schon der innere Antrieb, ein solches Thema zu wählen, beweist ein tieferes Interesse für jüdische Dinge, von dem auch der wissenschaftliche Ernst zeugt, mit dem sie an diese Dinge herantraten. Hier wächst eine neue Generation heran, völlig frei von der Schuld der Väter. In diesem besonderen Falle ist es zu einem weitgehenden inneren Sichidentifizieren mit dem gewählten Thema gekommen. Ich war nicht der einzige, an den sich die beiden wandten; wie sich im Gespräch erwies, hatten sie Kontakt mit einer Reihe anderer ehemals Wiener Juden, die sie mit Umsicht auszufinden wussten. Mich beschäftigte im Zuge dieser Gespräche das Problem: welchen wissenschaftlichen Wert besitzt das, was die Befragten aus ihrer Erinnerung hervorholen, da doch alles Dokumentarische in der Nazizeit vernichtet wurde und den mündlichen Berichten notwendig viel Subjektives anhaftet, wobei auch sachliche Irrtümer nicht ausgeschlossen sind. Vielleicht aber ist dies nur ein Einzelfall der allgemeinen Tatsache, dass alle Geschichtsschrei-

bung, selbst die dokumentarisch belegte, fragwürdig bleiben muss und ihrem Wesen nach niemals reine Wissenschaft sein kann.

Auf dem Markusplatz in Venedig traf ich mit einer grösseren Gruppe etwa fünfzig- bis sechzigjähriger Menschen zusammen, die tschechisch sprachen. Ich begann mit ihnen eine Unterhaltung. Es war am Tage nach dem Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei. Sie hatten gerüchtweise von dem Ereignis gehört, wussten aber nichts Genaueres. Auf ihren Wunsch übersetzte ich ihnen aus einer italienischen Zeitung, was für sie wissenschaftlich war. Es war mir interessant, dass diese Menschen viel von Israel wussten und auch von Mnacko gehört hatten. — Ich sagte zu einem der Männer: „Ihr seid doch keine Kommunisten“, worauf er erwiderte: „Wir leben bei den Kommunisten“. — Wir waren uns alle darüber klar, dass eine Staatsform nur dann wünschenswert sei, wenn sie dem Einzelnen wie der Gesamtheit ein Höchstmass von Freiheit gewährleistet.

In einem Vorort von London wartete ich lange auf einen Autobus. Es begann heftig zu regnen. Neben mir stand ein junges Mädchen, das seinen Regenschirm aufspannte. Sie lud mich ein, mich bei ihr unterzustellen. Es entwickelte sich zwischen uns ein Gespräch; als ich von Israel sprach, sagte das Mädchen, sie sei in Jerusalem Krankenschwester gewesen. Da ging ich vom Englischen zum Hebräischen über, das das Mädchen recht gut beherrschte. Ich wollte nun wissen, was sie veranlassen habe, nach England zurückzugehen, worauf sie erklärte, sie habe in Israel nicht bleiben können. England sei ihre Heimat und nur hier könne sie leben.

Diese Begegnung bringt mir ein anderes Erlebnis in Erinnerung: vor einigen Jahren ging ich in Rom in der Nähe des Forum Trajanum in ein kleines Andenken-Geschäft. Die Tochter des Besitzers, der nicht anwesend war, begann, als sie hörte, dass ich von Israel komme, moderne hebräische Lieder zu singen. Es stellte sich heraus, dass sie Mitglied einer jüdischen Jugendbewegung in Rom war, und dort hatte sie die Lieder gelernt. Als ich wieder nach Rom kam, hörte ich, sie sei inzwischen in Israel gewesen. Sie war aber nach Rom zurückgekehrt, wo sie mit grossem Geschick das Geschäft betrieb, in dem sie die Sprachen der fremden Besucher radebrechen und nicht müde wurde, ihnen ihre Ware anzupreisen. Der Vater, den ich dann auch kennen lernte, war ein nordafrikanischer Jude. Als ich jetzt wieder das Geschäft betrat, fand ich ihn allein vor; das Mädchen war in einer Filiale tätig. Er erzählte mir, dass der etwa achtzehnjährige Sohn, der später auch im Geschäft erschien, vor kurzem Israel besucht habe und nun fest entschlossen sei, dorthin zurückzukehren, um sich ein neues Leben aufzubauen. Das bereitete dem Vater, der auf den Sohn als Teilhaber des Geschäftes grosse Hoffnungen gesetzt hatte, schweren Kummer. Dabei hatte er ein ehrliches jüdisches Gefühl, das in unseren Gesprächen zum Ausdruck kam.

Ein Freund, der in London lebt, hob im Gespräch hervor, wie wohlthuend es berühre, dass in Israel

(Schluss S. 7)



# Robert Weltsch — Zum 80. Geburtstage

## Sein Wirken als zionistischer Publizist

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, einem Freunde wie Robert Weltsch zu diesem Anlass zu gratulieren. Denn dem Zurückblickenden, der vor allem die Jahre der gemeinsamen Arbeit im Gedächtnis hat, erscheint er als derselbe, der er immer war — der ältere Freund, ein Mentor im Geistigen wie im Menschlichen, frisch im Denken, unermüdetlich in der Arbeitsleistung — der Alte, der gewiss nicht gealtert ist, auch wenn er uns wieder einmal die Freude macht, dass wir ihn an einem Meilensteine seines Weges grüssen dürfen.

Nicht ganz leicht ist es, die Persönlichkeit von Robert Weltsch zu zeichnen, und wir wollen diesen Versuch hier gewiss nicht wagen. Jedenfalls lebt in ihm das Erbe jenes Kultur-Bezirks, der wie kaum ein anderer dazu beigetragen hat, eine Synthese geistiger Elemente zu schaffen und zu überliefern — vom Osten und vom Westen, vom Slawischen wie vom Deutschen, vom Europäisch-Menschlichen wie vom Judentum, vom 19. hinüber zum 20. Jahrhundert. Wir meinen Prag und den Prager Kreis, zu dessen — leider nicht mehr sehr zahlreichen — Repräsentanten Robert Weltsch zählt. Er wählte den Weg ins Jüdische hinein, zum Zionismus, wie andere aus diesem Kreise davon abweichende Bahnen gingen, sie alle aber verbunden durch das eigenartige geistige und humane Fluidum, das ihnen Herkunft und gemeinsame Jugend auf den Weg mitgaben. Die Geschichte und Bedeutung dieses Kreises für Kunst und Literatur, für Politik und Gesellschaft darzustellen, sollte eine wichtige und drängende Aufgabe sein. Vielleicht dürfen wir zu diesem Ehrentage Robert Weltsch ans Herz legen, für ihre Bewältigung Sorge zu tragen.

Für uns natürlich ist er vor allem der Lehrer auf den verschlungenen Wegen des Zionismus. Einer jungen Generation — vor allem in Israel — ist er bekannt als Autor zahlreicher bedeutender Beiträge im „Haaretz“, die gerade von der geistig aufgeschlossenen Jugend gelesen wurden, weil durch die Art des Schreibens und durch den Inhalt ein Fenster zur Welt sich öffnet, das in mancher Hinsicht sonst oft verschlossen erscheint. Das ist in einem kleinen Lande und für ein kleines Volk um so bedeutsamer, wenn die Gefahr besteht, dass es nur auf sich selbst blickt, die eigenen Probleme und Sorgen, die drückend genug sind, überbewertet und darüber die Welt vergisst — in der ja auch die grosse Mehrheit des jüdischen Volkes lebt, an ihren Problemen aller Art Anteil nehmend. In diesem Sinne war und ist Robert Weltsch seit langem ein Mentor auch für eine jüngere Generation geworden.

Dazu tritt seine Leistung im Rahmen des Leo Baeck Instituts, die sich vor allem in der stattlichen Reihe der „Jahrbücher“ spiegelt, in ihren zusammenfassenden Einleitungen, aber auch auf vielen anderen Gebieten der historisch-literarischen Arbeit.

All dem gegenüber erscheint es uns gerade heute und an dieser Stelle notwendig, ein Wort über die Wirksamkeit Robert Weltsch's in einer früheren Periode seines Lebens zu sagen. Wir meinen damit nicht seine Haltung in den Jahren

(Fortsetzung S. 4)

## Ein Brief von Robert Weltsch an Hugo Bergman

Der nachfolgende vor mehr als 55 Jahren, als österreichischer Offizier im Ersten Weltkrieg, geschriebene Brief von Robert Weltsch wurde uns freundlicherweise von dem Empfänger, Professor Hugo Bergman, zu Ehren des Jubilars zur Verfügung gestellt.

DIE RED.

25.IV.16 Schloss Rosochacz

Lieber Hugo,

Ich will Dir nur geschwind etwas erzählen — ich war gestern in Swodziec, einem kleinen Städtchen von (normaler Weise, d.h. vor dem Krieg) 3000 Einw., natürlich fast ganz zerstört, die paar Häuser, die stehn, fast lauter Gasthäuser. Ich habe auf der Gasse zu fotografieren versucht, sofort war ein Schwarm von 200 Kindern um mich, z.T. sehr hübsche, lustig und gesund, ich hab mit ihnen gescherzt und dann eine Gruppe aufgenommen und dazu auch ein zufällig vorübergehendes hübsches, ganz europäisch gekleidetes Mädchen aufgefordert. Ich kam dann mit ihr ins Gespräch, sie war mit ihren Eltern jetzt in Berlin (als Flüchtling). Ich frage sie über die Ortsverhältnisse und dann auch, ob es hier Zionisten gibt. Sie schaut mich überrascht an und sagt: Natürlich, ich selbst bin auch eine; ich spreche sie hebräisch an, sie antwortet gut, und so entdeckte ich allmählich, dass beinahe alle Mädlein hebräisch sprechen. Sie — selbst ein Kind von 16 Jahren, also vor dem Krieg 14, jünger als meine kleine Schwester Gerta, — hat immerhin schon einiges vergessen, aber sie führt mich zu ihren Freundinnen, die können sehr viel, kennen die Literatur, auch die alte, Jesaja und Jeremia, sowie Bialik und Frischmann; fünf Jahre war eine hebr. Schule hier, die von allen besucht wurde, die Kinder gingen trotz Protestes der Alten statt in den Cheder in die hebr. Schule, die Polen haben sie sehr angefeindet, und die Kinder haben in der poln. Schule schlechte Zeugnisse gekriegt. Vor dem Krieg wurde die Schule aufgelassen, aus diesen Gründen. Aber das Hebräisch blieb unausrottbar, war die alleinige Umgangssprache der Mädlein, die einen Verein „Iwriah“ gründeten, eine grosse hebr. Bibliothek hatten — sie lasen das Signon halwri von Krinski, das ich auch zu Hause habe. Bialiks Gedichte und noch paar Bücher sind die Ueberreste der Bibliothek, die die Russen wie alles andere vernichtet haben. Sogar die Jüd. Ztg. gibt es hier, und die Mädlein hatten grad das Geld für das Abonnement des „Juden“ zur Expedition vorbereitet. Ich ging noch eine Zeitlang mit ihnen, während die andern in einem Weinlokal tranken (wo natürlich auch Judenmädlein waren), und als wir dann wieder zur Stadt kamen, geschah das Merkwürdigste: Alle blieben stehen, dann sagte die Eine mit sehr beklemmender Stimme, sie müssten sich jetzt verabschieden. Als ich erstaunt blickte, sagte sie: Es geht nicht, dass wir mit einem Offizier gehen — es ist so schrecklich hier, und es geschehen leider solche Dinge, dass es so aussähe, als gehörten wir, die bisher nie in üblem Ruf waren, auch schon zu jenen — es weiss ja niemand, wer Sie sind etc. Die Gute ahnte gar nicht, wie ich sie am liebsten umarmt hätte für diese Worte, sie entschuldigte sich ängst-

lich und beinahe mit Tränen in der Stimme; dann sprachen wir noch über diese Sachen, und was sie mir sagten, bestätigte meine Beobachtung, worüber ich Dir letztthin schrieb. Und bei all der schrecklichen Traurigkeit der Sache hätte ich gebubelt vor Freude, dass es noch so gesunde und gute Exemplare gibt, die auch das nationale Element sind. Allerdings gibt es auch Hebraistinnen, die jetzt andere Wege gehen, aber hier fand ich die höchste Auffassung von Zionismus; dass Nationalismus nicht in Hebräisch-Sprechen besteht, sondern dass Nationalismus vor allem moralisches Verantwortungsgefühl bedeutet. Sie klagten, dass niemand jetzt da sei, infolge des Krieges alles zerstört, die meisten erst vor kurzem heimgekehrt und provisorisch untergebracht, und trotz allem wollen sie arbeiten. Als ich fragte, warum sie nur abseits gehen und nicht aktiv protestieren, bzw. einzuwirken trachten, sagte eine ganz warm und aus tiefstem Herzen: Wenn wir nur einen Führer hätten, ich möchte mich ja aufopfern! — Und ich glaube, dass das wahr ist.

Vielleicht ist dieses die Ver-zweiflung, die wir brauchen, und vielleicht, vielleicht geschieht doch noch etwas Grosses — wenn die Waffen schweigen, und das Weinen der Mutter Rahel wieder vernehmbar wird.

Ich sprach dann noch mit einem Mädlein, die ich nachher, zufällig auf der Gasse hebräisch ansprach, worauf sie wie elektrisiert sich zu mir wandte. Das war natürlich eine unerhörte Sensation für Swodziec. Sie spricht hebräisch perfekter als deutsch, polnisch, jüdisch, dabei wunderschön, obwohl aschkenasisch, das wie ich sah, auch schön klingt: sie war vor dem Krieg in Czernowitz und hat dort zwei Monate lang unterrichtet, selbst eine hebräische Sprachschule eröffnet — dann kam der Krieg. Sie war so glücklich, schleppte mich nach Haus, stellte mich der Familie vor —; mit der kleinen 16 jährigen sprach ich dann auch noch, sie hat mir versprochen, sie wird jetzt alles, was sie vergessen hat, nachholen und mit neuem Eifer lernen.

Es war ein schöner Tag für mich, und ich konnte über das Unangenehme, das ich dann auch sehen musste, leichter hinweg, und konnte ehrlich lächeln, als man über mein Ausbleiben und über meinen Verkehr mit den hübschen Mädlein unflätige Witze machte.

Herzlichst Dein Robert.

Ich schreibe diesen Brief nur in aller Eile zwischen der Ausrückerei.

## Sein Kampf um humanistische Gesinnung

Der Tribut, den wir Dr. Robert Weltsch zollen, wobei sein 80. Geburtstag nur der Anlass ist, das wiederum auszusprechen, kann sich nicht anders als in Dankesworten ausdrücken. Robert Weltsch, den wir wohl heute, in unserem Bezirk zumindest, als den Altmeister der jüdischen Journalistik und Publizistik bezeichnen dürfen, ist in all den Jahrzehnten seiner Wirksamkeit mehr als in einer Hinsicht unser Lehrer, unser Vorbild und unser ständiger Mahner gewesen. Von ihm, den man ja den Lesern dieses Blattes nicht vorzustellen braucht, haben wir gelernt, was die Aufgabe, was der Beruf, was die Verantwortung des Publizisten darstellt. Er hat uns gelehrt, dass Wortkunst und sprachliche Prägnanz nicht alles ist, nicht alles sein darf, dass auch die Meisterschaft des Ausdrucks, die ihm eignet, zu nichts führt, wenn der Leser nicht spürt und nicht versteht, dass der Schreiber, was für eine Meinung er auch vertritt, von dem Willen zur radikalen Ehrlichkeit beseelt ist.

Das Amt eines derart sich verstehenden Publizisten ist kein bequemes Amt. Mehr Publikum und oft auch mehr Anerkennung gewinnt man, wenn man die allgemeine Ansicht, die Meinung der Masse in gefälliger Form darbietet. Das kann dann, in billige Klischees gegossen, als Bestätigung der gängigen Haltung gelten. Es bedarf nicht des Mutes zur Unpopularität, es reizt nicht zum Widerspruch, weil ein solcher Schriftsteller nur das Uebliche, das schon Gesagte, das oftmals Vorgeschriebene wiederholt und ihm höchstens einen andersartigen Ausdruck verleiht. Er kann dann sicher sein, konform zu gehen, sich im Einklang zu befinden mit dem, was als verbindliche Stimmung und Auffassung angesehen wird.

Nicht so Robert Weltsch. Was er seit mehr als fünfzig Jahren geschrieben hat, die Ereignisse, die er in heute unzählbaren Artikeln und Aufsätzen dargestellt, erläutert, kommentiert hat, waren stets im besten und im tiefsten Sinne kritisch reflektiert. Seine Darstellungen aktueller Begebenheiten begnügten sich niemals mit einer oberflächlichen Analyse; sie vermittelten Erkenntnisse, sie beruhten auf der weitgreifenden Einsicht, dass auch jedes Tagesgeschehen seinen geschichtlichen Stellenwert besitzt. Das gilt für die Struktur der zionistischen Politik in den letzten fünf Jahrzehnten in gleichem Masse wie für jeden einzelnen Beschluss, die Richtung und die Zielsetzung bestimmter Handlungen.

Es gibt wohl kaum einen Aufsatz von Robert Weltsch, der nicht dazu ansetzt, das kritische Bewusstsein seines Lesers zu wecken, es zu entwickeln und zu schärfen. Und in diesem Sinne darf man Robert Weltsch in weitem Umfange einen Lehrer, einen Erzieher nennen. Ganz und gar nicht ist er, war er jemals lediglich nur ein Vermittler von Tatsachen, sondern was er schreibt, zwingt uns dazu nachzutrübeln, die Hintergründe aufdecken zu wollen, selber einzutreten in die Auseinandersetzung um die Wahrheit. Weltsch scheut sich nicht davor, seine Leser zu beunruhigen, er ist und war stets ein Kämpfer, der das von ihm für

(Fortsetzung S. 4)



## Sein Wirken als zionistischer Publizist

(Fortsetzung von S. 3)

der Nazi-Herrschaft, die der jüdischen Geschichte angehört, wobei das berühmte Wort „Tragt ihn mit Stolz, den Gelben Fleck“ sozusagen ein Symbol jener Tage geworden ist. Zweifellos war es eine bedeutungsvolle Haltung, auch wenn der Historiker Robert Weltsch, rückblickend, vielleicht die Frage stellen mag (oder gestellt hat), inwieweit die Parolen jener Tage vor dem kritischen Forum der Geschichte Bestand haben. Das ändert nichts an der moralischen Kraft und, an der publizistischen Meisterschaft, die in ihnen enthalten sind.

Aber nicht dies allein, und nicht einmal in erster Linie, ist die Seite im Wirken unseres Freundes, auf die es uns ankommt. Wir erblicken seine wahre Grösse und Bedeutung in seinem Kampf im und um den Zionismus. Was er in den zwanziger und dreissiger Jahren auf diesem Gebiet gesagt, gefordert, verteidigt, bekämpft und verworfen hat, das ist das wirkliche geistige Erbe, das es zu verwalten gibt. Robert Weltsch hat vielleicht in dieser oder jener Einzelheit geirrt — er wäre der letzte, dies nicht zuzugeben —, aber er erkannte in einer relativ frühen Stunde der Entwicklung die wahren Probleme des Zionismus, seiner Politik und seiner Verwirklichung. Die Aufsätze aus jenen Tagen wieder zu lesen, aus ihnen für unsere Gegenwart zu lernen — das sollte ermöglicht werden, sofern, wie es vielleicht geplant ist, aus dem umfangreichen publizistischen und wissenschaftlichen Werk, das Robert Weltsch geschaffen hat, eine Auswahl der breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte. Denn in jenen Worten, die heute auf vergilbtem Papier zu lesen sind, liegt die ganze Frische des relativ jungen und doch schon voll ausgereiften Denkers und Mahners. Seine durch keinen Modernismus eines bössartig verfälschten Zeitdenkens beeinflusste Zionismus kommt darin zum Ausdruck, seine mahnende und warnende, seine realistische Stimme, die dazu rief, nicht zu sein „wie alle Völker“, weil die Verwirklichung des grossen Traumes nur dann auf sichere Grundlagen gestellt werden kann, wenn man die Eigenart des eigenen historisch bedingten Schicksals ebenso sieht wie die nicht immer einfach oder gar mit Gewalt zu behandelnden Realitäten der Umwelt. Er wusste von jeher, dass die Freiheit unseres Volkes auf leisen Sohlen kommen musste, nicht unter dem Gedröhn von Kanonen und Flugzeugen, die allein den Anschein von Freiheit vortäuschen können. In dieser Leistung liegt — so scheint uns — die Eigenart und Bedeutung von Robert Weltsch; sie hat seinen Platz in der Geschichte unseres Volkes fest begründet. Darum gebührt ihm unser Dank, auch wenn — wie es so oft in unserer Vergangenheit der Fall war — der echte Mahner und Lehrer (um einen anmassenden Begriff zu vermeiden) meist nicht gehört wurde und man seiner eindeutigen Mahnung nicht Folge leistete. Der Geistige — den man, typischerweise, in unseren Tagen so leicht mit dem abwertenden Begriff des „Intellektuellen“ belegt — kann ja überhaupt nicht mit dem Politiker, dem Volkstribunen konkurrieren, was die unmittelbare Wirkung anbelangt, zumal in einer Zeit voll ungezügelter Leidenschaften, die das Gesicht der Menschheit entstellen. Seine Wirkung mag dennoch bestehen, auf einzelne We-

(Schluss S. 5)

## Portrait eines Publizisten

Robert Weltsch war ein Erfolg beschieden, dessen sich nur wenige Publizisten rühmen können: es gelang ihm, in einer schweren Stunde einen Satz zu prägen, der einer bedrängten und verwirrten Generation zum Wegweiser wurde. „Tragt ihn mit Stolz, den Gelben Fleck“, dieser Satz, geschrieben zu Beginn der Nazinot der Juden in Deutschland, fasste zusammen, was die jüdische Gemeinschaft damals brauchte. Er gab ihr die moralische Stütze, das „Ja-Sagen zum Judentum“, das sie befähigte, den Versuchen zur Demütigung einen positiven Stolz gegenüberzustellen. Er schuf für eine Gruppe, die die ihnen überlieferten Kulturwerte zerfliessen sah, die Aussicht einer neuen Umgebung ihres Daseins, die Möglichkeit der Erwerbung neuer Massstäbe. Heute, im Jahre 1971, da der jüdische David und der arabische Goliath geradezu ein Klischeewort geworden ist, mag das alles sonderbar klingen. Damals aber in der Stunde des 1. April 1933 war es keine geringe Leistung und zeugte von grossem Mut, den Juden Stolz auf ihr Judesein zu predigen.

Was dem Publizisten Weltsch die Fähigkeit gab, in jener Situation diesen Aufruf in so prägnanter Form zu formulieren, war nicht nur journalistische Gabe und seine gewandte und gescheite Feder. Wie packend diese Worte gewählt sind, wird auch jeder spüren, der den berühmten Satz zergliedert, auf die Art achtet, wie das Komma gesetzt ist, und auf die Knappheit des Ausdrucks, die seine Eindringlichkeit bewirkt. Aber all das sind nur formale, äusserliche Elemente. Weltsch konnte sie damals so virtuos anwenden, weil er mit voller Ueberzeugung hinter diesem Satze stand. In den Jahren, die zwischen dem Aufstieg der Nazis zur Macht und der Schliessung der „Jüdischen Rundschau“ in Berlin im Jahre 1938 lagen, kämpfte Weltsch seinen publizistischen Kampf ohne Rückhalt, völlig überzeugt von dem Wert und der Wichtigkeit seiner Aufgabe, die er im Dienste der moralischen Stützung der bedrohten deutschen Juden vollbrachte. Vielleicht nie wieder während seiner langen Laufbahn als Journalist fühlte er so eindeutig, dass das, was er tat, zur Verteidigung der zionistisch-jüdischen Sache geschah.

Jemand, der wie die Schreiberin dieser Zeilen das Glück hatte, in Weltsch seinen Lehrer in der Kunst des Journalismus zu sehen, weiss aus Erfahrung, dass er von sich und seinen Mitarbeitern vor allem eine „objektive Stellungnahme“ verlangte. Das bedeutete unter anderem, dass man immer versuchen musste, „um die Ecke zu sehen“, also die Gegenseite zu verstehen, herauszubekommen, ob nicht von der eigenen Seite Fehler gemacht wurden. Man hatte es niemals so leicht, dass man von vornherein annehmen durfte, dass die eigene Partei, seien es nun die Juden oder die Zionisten oder später die Regierung des Staates, im Rechte war. Es musste immer der gleiche Massstab für beide Seiten angelegt werden. Das führte zu der sogenannten „Realpolitik“, die die arabischen Rechte auf Palästina ebenso anzuerkennen suchte wie die jüdischen. Aus dieser Haltung ergab sich die Formulierung der sogenannten „non-dominant“, des Konzeptes eines politischen Gemeinwens ohne Herrscher und Beherrschte, und eines immer wachen Misstrauens gegenüber offiziellen Lösungen. Es führte aber auch zu

einem Zwiespalt zwischen Weltsch dem Zionisten und Weltsch dem Humanisten und Weltbürger, dem Mann der Gerechtigkeit. Und vielleicht ist die Durchschlagskraft des anfangs zitierten Satzes eben dem zuzuschreiben, dass die Not der Stunde diesen Konflikt nicht aufgenommen liess.

Mag sein, dass es für Robert Weltsch und gegen unsere Zeit spricht, dass es in der langen Periode seiner publizistischen Tätigkeit nur diese wenigen Jahre gab, in denen kein Zwiespalt zwischen seiner eigenen politischen Linie und der offiziellen Einstellung vorhanden war. Wie bei fast allen historischen Fragen wird man niemals gültig beweisen können, dass uns eine gründliche und frühe Behandlung der arabischen Frage vor den Konflikten hätte bewahren können, die im Jahre 1920 begannen und heute noch nicht gelöst sind. In den entscheidenden Jahren jedenfalls, in denen er nach Schliessung der „Jüdischen Rundschau“ in Israel Fuss zu fassen suchte, hielt er sich auch weiterhin an die Prinzipien des „Brith Schalom“, und die Tragik wollte es, dass der begabteste Publizist, den der Zionismus hervorgebracht hat, im Lande kein Arbeitsfeld fand. Seine Aufgabe als Londoner Korrespondent des „Haaretz“ stellte, — so wichtig diese Arbeit als solche auch war — eine Kompromisslösung dar, ein Arbeiten für Israel, nicht aber in Israel.

In den letzten zehn Jahren ist Robert Weltsch durch seine wöchentlichen Artikel im „Haaretz“ zu einem Lehrer der israelischen Jugend geworden. Seine umfassende Bildung, seine Fähigkeit, komplizierte Themata leicht fasslich darzustellen, sein immer waches Interesse an der Historie und ihrer Ausstrahlung auf die Entwicklungen des Tages befähigen ihn, Woche für Woche einen Ausblick auf die Zeitgeschichte zu geben, der mit einem Rückblick in die Vergangenheit verbunden ist. Es ist kein Zufall, dass gerade unter der Jugend so viele eifrige Leser von Robert Weltsch zu finden sind. Denn obwohl er in einer Welt geformt wurde, die längst versunken ist, obwohl seine Begriffe einer Epoche entstammen, die heute von vielen als überholt angesehen wird, ist seine Darstellungsfähigkeit doch so kräftig, sind seine Kenntnisse so weitgehend, dass sie gerade die wissenshungrigen jungen Geister befriedigt. Wo sonst hätten sie noch Gelegenheit, die Früchte einer Lebenserfahrung zu geniessen, die auf das gesamte gegenwärtige Jahrhundert zurückgeht, und das in einer Form, die auch den widerspenstigsten Stoff klar und durchsichtig macht?

Der Prager Kreis, aus dem Robert Weltsch stammt, bestand aus einer Gruppe von Begabungen, die alle eigenartig, eigenwillig und ausgreifend in ihren geistigen Interessen waren. Es gehört zur Charakteristik dieser Menschenart, dass sie — wie Schattenbäume — viel Platz um sich verlangen und sich nicht in der Masse verlieren und wohlfühlen. Aber Weltsch hat trotz der wählerischen Art, mit der er Dinge, geistige und künstlerische Güter — aber auch Menschen — behandelte, Freundschaft gegeben, empfangen und gepflegt. So kann er heute an seinem achtzigsten Geburtstag die Glückwünsche der vielen entgegennehmen, die ihm so vieles verdanken und die neben dem Publizisten den Menschen lieben.

GERDA LUFT

## Sein Kampf um humanistische Gesinnung

(Fortsetzung von S. 3)

richtig Gehaltene ohne Zögern ausspricht, es begründet und mit geschichtlichen Erfahrungen aus eigenen und fremden Bereichen belegt. Er hält der Zeit und ihren Figuren den Spiegel vor, in dem diejenigen, die dazu fähig sind, erkennen können, wie die Dinge sind, und nicht wie sie sich wünschen oder wie sie sie zu sehen glauben. Was er vornimmt, was ihm sein Beruf als Autor auferlegt, ist die unmissverständliche Verteidigung der Wahrheit im Jüdischen, im Zionistischen wie im Menschlichen.

Es sind oft wenig angenehme Wahrheiten, die Weltsch verkündet, auf Grund seiner Einsichten verkünden muss. Das hat ihm, bei aller Anerkennung seiner journalistischen und schriftstellerischen Leistung, schon viel Opposition eingebracht. Nicht nur als Redakteur der „Jüdischen Rundschau“, sondern auch späterhin in der israelischen Presse als hebräischer Schreiber und Berichterstatter befand er sich vielfach nicht im Einklang mit der allgemeinen Meinung und der Stimmung der Mehrheit. Aber wo man sich auch gegen ihn stellte, stets musste man anerkennen, dass die Kernzone seiner Betrachtung unangreifbar war. Sie war es, weil es für Robert Weltsch eine Selektion nicht gibt: sein Humanismus ist unteilbar. Noch so konfliktgeladene Fragen des Tages setzen für ihn hinsichtlich ihrer Beurteilung und auch ihrer Lösung eine Haltung als verpflichtend voraus, die das unmittelbare Menschliche nicht ausser Acht lässt. Immer wieder warnt er vor politisch gesteuerten „Notwendigkeiten“, denn er weiss, was die Geschichte schon wiederholt gelehrt hat, wie schnell und wie leicht selbst gute Vorsätze unter dem Druck politischen Zwanges in nicht voraussehbare Unmenschlichkeit umschlagen können. Deshalb ist die politische Haltung von Robert Weltsch auf allen Gebieten so kompromisslos humanistisch.

Robert Weltsch hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten — nicht zuletzt auch im Rahmen seiner Tätigkeit für das Leo Baeck Institut — mehr und mehr historischen Arbeiten und Untersuchungen zugewandt. Das nun schon in 15 Bänden vorliegende Jahrbuch dieses Instituts mit Einleitungen aus seiner Feder gehört zu den Glanzleistungen seiner Herausgabe und Redaktionsfähigkeiten. Auch hier bei der Durchforschung der Geschichte des deutschsprachigen jüdischen Judentums steht für ihn der humanistische Gedanke im Vordergrund. Die heute so beliebt gewordene Formel von der historischen notwendigen Härte gegenüber dem Einzelnen oder ganzen Volksgruppen kommt bei ihm nicht zur Geltung. Für ihn ist in der politischen Zielsetzung wie in den Taten von Menschen und nationalen Gebilden — nach einem Wort von Jakob Burckhardt — historische Grösse, die einen Dispens vom Sittengesetz beansprucht, abzulehnen. Nur mit diesem Blick kann er sich auch in die Geschichte des jüdischen Volkes zu welcher Zeit und an welchem Ort auch immer versenken.

Die uneingeschränkte Menschlichkeit von Robert Weltsch kommt aber ebenso in der Treue zu seinen Freunden und Schülern zum Ausdruck. In der Beziehung zu Menschen, die er für würdig hält, gibt es, auch wenn sie nicht seine Mei-

(Schluss S. 5)



## **Sein Wirken als zionistischer Publizist**

(Schluss von S. 4)

nige zunächst, und vielleicht in die Zukunft hinein, wenn die Grössen der Tagespolitik längst vergessen sind. Das mag auch Geltung haben für eine Persönlichkeit von der Art und dem Range, den Robert Weltsch besitzt.

Unser Gruss gilt heute, gerade heute, diesem Robert Weltsch. Möge ihm ein gütiges Schicksal viele weitere Jahre des geistigen Schaffens in der Kraft des Körpers und der Seele geben, möge er dennoch die Stunde erleben, in der die echten Kräfte unseres Volkes über die zeitgebundenen Illusionen triumphieren — zu seiner Befriedigung und zum Wohle all der Hoffnungen und Aufgaben all der Menschen, mit denen er verbunden ist!

**KURT LOEWENSTEIN**

Siehe: Kafka  
„Wie Kafka Amerika  
und England eroberte“

Allgemeine

7. April 1972



# An der Wende des modernen Judentums

## Der Publizist, Denker und Lehrer Robert Weltsch

Im vergangenen Jahre konnte Robert Weltsch seinen 80. Geburtstag begehen. Als eine nachträgliche Gabe zu diesem Anlass erschien vor kurzem als Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts ein bedeutendes Buch, in welchem Betrachtungen aus fünf Jahrzehnten aus dem grossen Werke, das Robert Weltsch geschaffen hat, vereinigt sind (Robert Weltsch „An der Wende des modernen Judentums. Betrachtungen aus fünf Jahrzehnten“ — J.C.B. Mohr [Paul Siebeck], Tübingen 1972).

Es ist nicht ganz einfach, über dieses Buch zu berichten. Das liegt einmal an der Vielheit und der Reichweite der Themen, denen Robert Weltsch seit seinen Jugendjahren bis auf den heutigen Tag seine Aufmerksamkeit, die Gründlichkeit seines Denkens, die Tiefe seines Gefühls, die Klarheit seiner Diktion und den Glanz seiner Feder geschenkt hat. Es ist aber daneben gerade auch für den Verfasser dieser Zeilen, die einem kurzen Bericht dienen sollen, besonders schwierig, diese Aufgabe einigermaßen zureichend zu lösen. Denn hier wird über einen nahen Freund gesprochen, zugleich über den Mann, der wie kaum ein anderer Wegweiser und Lehrer auf dem Gebiete des journalistischen Wirkens und vor allem bei der Formung zionistischer und jüdischer Vorstellungen war und geblieben ist. Daran ändert auch nichts die Tatsache, dass in vergangenen Zeiten gelegentlich der Jüngere glaubte, eigene, abweichende Meinungen in Fragen des Tages herausstellen zu dürfen.

Es würde sich im Grunde erübrigen, auf die Themen einzugehen, die in diesem Bande vereinigt sind, hat doch Hans Tramer — zusammen mit Arnold Paucker (London) und unter aktiver Mithilfe von Robert Weltsch selbst für die Auswahl der Beiträge des Werkes verantwortlich — in seinem hervorragend geschriebenen Geleitwort einen Überblick gegeben, wie er klarer und in den entscheidenden Punkten zutreffender nicht sein könnte. Aber versuchen wir dennoch, in bewusstem persönlichen Abstandnehmen von dem verehrten Lehrer, einige Punkte hervorzuheben.

Robert Weltsch hat seine bedeutendsten Leistungen im Rahmen und für den Zionismus erbracht, so wichtig auch seine Funktionen als Stimme des deutschen Judentums in seiner schwersten Stunde und als Erforscher der Vergangenheit und Problematik deutsch-jüdischer Zusammenhänge sein mögen. Er hat immer wieder ein deutliches Bekenntnis zu den Prinzipien abgelegt, die er bejaht und die er ablehnt. „Der eine, der Krieger, Eroberer und Herrscher, wird von den Nationalisten aller Schattierungen und meist auch von der Nachwelt bewundert und akklamiert. Der andere sieht Ehre und Grösse des Vaterlandes in dem Ziel einer menschlich und sittlich vorbildlichen Gemeinschaft... Machtpolitik stützt sich auf den Glauben, dass durch harten Willen und militärischen Kraftaufwand jedes Ziel erreichbar ist und zu dauerndem Besitz werden kann, ohne Rücksicht auf die Proportion entgegenstehender Kräfte. Das ist die Logik in der strengen Welt der Freund-Feind-Beziehung. Dem gegenüber aber steht immer auch die Einsicht, dass dies nicht der einzige Weg zur Grösse ist... Im jüdischen Volk ebenso wie überall sind beide Tendenzen vorhanden; das ist in einprägsamer

und klassischer Weise in der Bibel selbst vorgezeichnet, in der Konfrontation von Königen und Propheten, und besteht bis auf den heutigen Tag...“ (1971). Und in seiner persönlichen Nachbemerkung zu dem Bande schrieb er in diesem Jahre: „Auf der Ebene der praktischen Politik war das, was in den zwanziger Jahren als humanistischer Nationalismus postuliert wurde, und — übrigens im Sinne der im neunzehnten Jahrhundert vorherrschenden Auffassung — universalistische und nationale Tendenzen zu verbinden suchte, ein ‚lost cause‘. Wenn wir jedoch nicht an der Zukunft der Menschheit überhaupt verzweifeln wollen, muss der Tag kommen, wo es wieder seine Geltung haben wird.“ Es liessen sich unzählige Äusserungen dieser Art anführen, in denen die tiefe Verbundenheit des Autors mit einem dem Menschlichen zugewandten Nationalismus und damit auch einer Art des Zionismus deutlich wird, die wenig zu tun hat mit dem, was in der Realität nicht etwa erst seit der jüdischen Katastrophe in Deutschland und dann in ganz Europa diesen Namen trägt. Es ist der Geist Achad Haams, der immer wieder aus den Worten von Robert Weltsch spricht, der es unter Bedingungen, die uns heute als harmlos erscheinen, ablehnte, einen Messias zu sehen, der sich in einer dieser Idee entfremdeten Form zu zeigen vorgab. Und dennoch lebt bei Weltsch der Glaube, dass die Zukunft nicht verloren ist, dass sich Kräfte in der Geschichte entfalten können, die zum Guten führen, zu einer anderen Welt und zu einem erneuerten Volk.

Schon von diesem Gesichtspunkt her stellt sich die Frage, ob Robert Weltsch ein objektiver Denker ist. Hans Tramer legt in seiner Einleitung dem Publizisten die Aufgabe bei, nach der objektiven Wahrheit zu suchen, frei von parteilicher Stellungnahme, und er meint, Robert Weltsch erfülle im jüdischen Bereich das Ideal eines so gearteten Publizisten. Das ist gewiss richtig, insoweit es sich darum handelt, die in der Gegenwart und in der Vergangenheit wirkenden Kräfte aufzuspüren, sie darzustellen, das Porträt bedeutender Zeitgenossen zu zeichnen. Aber diese Objektivität steht gerade bei einer Persönlichkeit von der Art Weltsch im Zeichen gewisser grundlegender Voraussetzungen, die seinem Charakter entspringen. Das führt ihn zu Werturteilen in seiner Beziehung zu Dingen und Menschen, und dies gerade macht ihn zum Erzieher und Wegweiser. „Niemand von uns, die wir diese Jahre [gemeint ist die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und auch noch die erste Hälfte der vierziger Jahre mit ihren Auseinandersetzungen über Ziele und Methoden der zionistischen Politik] miterlebt haben, wird leugnen, dass viele von uns manche praktischen Dinge falsch gesehen oder falsch beurteilt haben. Aber an der Geltung sittlicher Prinzipien ändert das nichts. Wir alle stehen ja immer wieder vor der härtesten und folgenschwersten Entscheidung alles Menschlichen: ob dem sittlichen Prinzip oder den praktischen Vorteilen der Vorrang gebührt...“ (1962). Robert Weltsch war und ist eben nicht nur und auch nicht einmal in erster Linie ein Publizist, sondern eine wirkende Kraft, auch wenn er niemals nach politischen Ämtern gestrebt hat, die ihm unmittelbaren Einfluss auf den Ablauf

der Dinge gegeben hätten. In dieser Funktion des Erziehers, dem Charakter und Gesinnung im Vordergrund stehen, kannte er niemals Kompromisse und scheute sich nicht, ein Aussenseiter zu sein, ein Nonkonformist im höchsten Sinne des Wortes, der sich mit den eigentlichen, ursprünglichen Werten des Judentums und eines Judentum realisierenden Zionismus identifizierte. Das Schicksal hat es ihm beschieden, in einer Zeit der grössten Umwälzungen zu leben, die den Boden für unzählige Illusionen boten, für die falschen Propheten, die im Lande und an allen Enden der Welt aufstanden und sich gelegentlich mit ihren „Wundertaten“ brüsteten, deren Vergänglichkeit nur allzu deutlich dem wird, der geschichtlich zu denken gelernt hat. Sehr frühzeitig, im Jahre 1916, schrieb der junge Weltsch von „der geistigen Assimilation an jene uns fremde Ideologie, die in den Taten, besser Tatsachen des Krieges [d.h. des Ersten Weltkrieges] wirklich die höchste Form menschlicher Tatkraft und Wirkung erblickt... unsere geistige Anpassung [ist] so weit gediehen, dass wir nicht mehr zu wissen und zu sehen scheinen, dass diese ‚grosse‘ Zeit in Wahrheit nur eine folgerichtige Fortsetzung der Frivolität, Rohheit und Haltlosigkeit jener Zeit ist, deren Laster und versteckte Gier wir als das Ur-Übel kannten... Möge uns das Geschehen nicht verleiten, von jüdischen Kanonen zu träumen und das Wort zu verachten...“ Dies schrieb Robert Weltsch im Felde 1916.

Die zwanziger Jahre bildeten den Höhepunkt seines Wirkens in der zionistischen Bewegung. Wir fragen uns, warum die Dokumente aus dieser Zeit in dem vorliegenden Bande überhaupt nicht enthalten sind, obwohl in der Einleitung darauf verwiesen wird. (Eine spätere Gelegenheit sollte dazu benutzt werden, diese Lücke zu schliessen.) Vielleicht wollten die Herausgeber in erster Linie den Denker Robert Weltsch zeigen, der sich allgemeinen menschlichen und zugleich jüdischen Problemen hingibt, den Kämpfer für das deutsche Judentum in seiner schwersten Stunde, die Persönlichkeit, die ein grosses Werk zur Erkenntnis der Zusammenhänge im Rahmen des Leo Baeck Instituts geschaffen hat. Dennoch müssen gerade wir sagen, dass vielleicht die historisch bedeutsamste Periode im Wirken von Weltsch jene Zeit war, als er in einer ununterbrochenen Auseinandersetzung um den Charakter des Zionismus stand. Er selbst spricht davon in seiner Nachbemerkung, wenn er auf Veröffentlichungen hinweist, deren Autoren „anscheinend keine Kenntnis von der publizistischen Kampagne [haben], die die Jüdische Rundschau, gegen starken Widerspruch, zwanzig Jahre (1919—1939) geführt hat, um die arabische Realität Palästinas zu einem entscheidenden Faktor des zionistischen Denkens zu machen...“ Und er fügt hinzu, dass ein Teil der jungen Menschen Israels „nicht glücklich darüber [ist], die Rolle eines bewaffneten Siegers und einer Okkupationsmacht spielen zu müssen... aber viele Fragen: wie ist es gekommen? Wohin führt der Weg?... Vielleicht darf man das als Anfang einer Wendung betrachten...“ So schliesst, für den gläubigen Weltsch höchst bezeichnend, diese jetzt geschriebene Nachbemerkung mit der Hoffnung auf bessere

Zeiten für unser Volk in diesem Lande und für die Völker des Mittleren Ostens ab.

Wir können uns nur mit wenigen Hinweisen auf die sonstigen Themenstellungen begnügen. Immer wieder ist es das Problem des Nationalismus, das Verhältnis zwischen Juden und Arabern und das Wesen des Staates, die ihn beschäftigen. Dazu sagt er einmal: „Gerade angesichts der Versuche, ein Volksleben nach den im zwanzigsten Jahrhundert vorherrschenden Vorstellungen nationaler Kleinstaaten zu organisieren, mit all den für die Welt unwichtigen und nur für die Beteiligten wichtigen Interessenkämpfen, der oft paradoxen Überschätzung von Tageserscheinungen und der unvermeidlichen Enthüllung menschlicher Unzulänglichkeiten, taucht immer häufiger die Frage auf, ob sich der Sinn der Existenz des jüdischen Volkes und seines einzigartigen Ganges durch die Geschichte wirklich in einem solchen Rahmen erfüllen lässt.“ (1961) Das ist gewiss keine Verneinung des Staates, aber es ist die kritische Frage nach seinem Sinn, wie er geworden ist und wie er sich nach Innen und nach Aussen hin verhält. In diesem Zusammenhang steht auch das Problem der Einwanderung, das heute eine so grosse Bedeutung in Hinsicht auf die Alijah aus Russland und die damit verbundenen schweren politischen und anderen Probleme gewonnen hat. Im Zusammenhang mit einer Erörterung über die Auseinandersetzungen mit Englands Ausserminister Bevin über die Einwanderung nach dem Kriege weist Weltsch darauf hin, dass das Ziel nicht darin bestand, „die Menschen zu retten, sondern den Jischuw in Palästina zu verstärken. Die Forderung einer verstärkten Einwanderung nach Palästina war stets vor allem politisch...“ Kein Zweifel, dass dieser Gesichtspunkt auch für das Problem der russisch-jüdischen Einwanderung gilt, auch wenn naturgemäss eine Triebkraft psychologischer Natur bei denen, die zur Auswanderung drängen, ihre Gegend gegen das kommunistische System ist und ihr Wunsch, in einem Land zu leben, das zur westlichen Welt gehört. Aber es ist wohl klar, dass auch die Propaganda für diese Einwanderung, von Israel her gesehen, nicht in erster Linie humanitären Charakter besitzt, sondern politischen, der Stärkung der Volkszahl, seiner wirtschaftlichen und militärischen Kraft dienen soll. Weltsch fragt dazu, warum die Russen „gerade solche Juden ausreisen lassen, die sofort eine aktivistische anti-russische Propaganda betreiben, ja solche, die sich selbst als Faschisten bezeichnen, wie es in Israel geschehen ist...“ (1971). Jede Erscheinung unseres Lebens als Volk im Staate Israel, jede Äusserung unseres staatlichen Willens verlangt die kritische Analyse, die auf dem Festhalten an den grundlegenden Prinzipien des Menschheitsgedankens in seiner jüdischen Form basiert.

Natürlich, in diesem Bande finden sich eine Reihe der berühmten gewordenen Aufsätze, in denen Robert Weltsch in der „Jüdischen Rundschau“ zu den deutschen Juden in der Stunde ihrer tiefsten Erschütterung sprach, beginnend mit dem historischen Wort „Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!“. Wir lesen immer wieder den Gedanken, dass es darauf ankommt,

(Schluss S. 7)

## An der Wende des modernen Judentums

(Schluss von Seite 3)

was der Jude in der eigenen Vorstellung ist, und nicht darauf, wozu man ihn herabwürdigen möchte. In jenen Jahren erlangte das Wirken von Robert Weltsch eine Breiten- und Tiefenwirkung, ja eine Weltbedeutung, wie er sie wohl kaum erahnt hatte. Auch die Dokumente der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, die von ihm geführt wurde, solange noch eine Möglichkeit dazu bestand, haben an Aktualität nichts eingebüsst in einer Welt, in der die Urkräfte der Verderbnis, die in jenen fürchterlichen Jahren sich ausbreiteten, immer noch wirksam sind und das Leben, die Seelen von Menschen und Völkern vergiften.

In seinen vier Hauptabschnitten bildet so dieses Werk nicht nur eine gross angelegte Übersicht über die geistige Wirksamkeit einer der bedeutendsten Gestalten des deutschen, des mitteleuropäischen Judentums, sondern auch einen Wegweiser durch die Wirrnisse dieser unserer Gegenwart. Es ist gegliedert in die Abschnitte „Die Juden-

frage in dieser Zeit“ — „Zum Problem der deutsch-jüdischen Geschichtsforschung“ — „Die Juden und die Völker“ und „Jüdische Gestalten“. Hier seien vor allem die bedeutenden Arbeiten über **Martin Buber** erwähnt, der seit seinem Auftreten in Prag für die ethische Haltung von Robert Weltsch wie auch für seine, allerdings kritische, Verwurzelung in einer Art von Romantik, die zum Volke in seiner Kontinuität Ja sagt und der Aufsplitterung entgegentritt, grösste Bedeutung besitzt. Schliesslich sei auf seine Worte über **Georg Landauer** hingewiesen, einen der engsten Freunde und Weggenossen, den unerbittlichsten Kämpfer für ein neues, besseres Judentum in der Zeit des Unterganges. Wer unsere Periode verstehen will, wer begreifen will, was heute, an diesem Tage, vor sich geht, der sollte sich in Robert Weltsch' Schriften vertiefen, die uns hier in einer bedeutsamen Auswahl vorgelegt werden. Der Lehrer möge den Dank dessen empfangen, der ihm so Vieles schuldet.

KURT LOEWENSTEIN



## SURVIVAL

### PROBLEMS OF POST-ASSIMILATION

#### GERMAN JEWRY AS CLASSIC EXAMPLE

from Robert Weltsch

The thoughtful statement of Judah Shapiro published in THE JEWISH OBSERVER of February 26 on the present Jewish position, is the more deserving of attention as he was for some time director of cultural policy of the Claims Conference. And he is one of the best informed men on the cultural situation of Jews all over the world.

He exposes one of the absurdities of Jewish — and especially Zionist — life when he points to the survival, in usual oratory, of an obsolete phraseology of East European origin of fifty years ago. Rightly he says most young Jews today have no Jewish education in the sense of pre-assimilation days. But, having in mind almost exclusively the East European Jewry and its offspring overseas, Shapiro overlooks the fact that the phenomenon itself, and the problems involved, are not as new as they seem.

What he describes as the condition of present day Jewry, that is to say, mainly American, British, and other overseas Jewries whose main stock comes from Eastern Europe, is very similar to the situation which existed in Central Europe when Zionism started seventy years ago.

**Main object:** By the whim of history, the ideas of European enlightenment came to Central Europe a hundred years earlier than to the vast areas which at that time were under the domination of Tsarist Russia. Under the impact of these ideas the gates of the Ghetto were opened and Jews were admitted to secular cultures.

Politically, the struggle for complete emancipation started in Central Europe approximately at the time of the Emperor Joseph II (1780-90). The wish of the Emperor for a centralised government and Germanisation of the subject nationalities coincided with the wish of the Jews to enter European secular society. From that time on secular education—and consequently assimilation—became the main object even in Jewish schools in Central Europe.

Thus emerged the rift between Western and Eastern Jews in the nineteenth century. It was a result of object circumstances, and sometimes misunderstandings arose because Eastern Jews were inclined to apply their own standards in judging the Westerners, and to blame

them for their diminishing Jewish consciousness.

**Motives of reform:** It is commonplace that the process of assimilation led to the merging of many Jews with Gentile society. On the other hand, German Jews tried to develop a new form of Judaism and Jewish life which could withstand the pressure of circumstances. This was one of the motives of the religious reform movement, even of a new brand of orthodoxy, but it also led to a considerable effort to strengthen Jewish knowledge by adaption to modern methods.

New places of higher Jewish learning were founded and a scientific approach to Judaism created which was called *Wissenschaft des Judentums*. All these forms were later transferred to other Western countries, including the United States.

Most important of all, however, Jewish communal activities attained a new, semi-political content in Central Europe, because in the constant political fluctuations between progress and reaction the rising tide of antisemitism menaced the achievements of emancipation.

**Shift in contact:** For a century German Jews had to struggle for full equality of rights, and at the same time they organised the defence against antisemitism. This has moulded the mentality of the so-called *Westjude* to a consider-



GERMAN JEWISH-CHRISTIAN HOLIDAY HOME  
Where the gates are always open

able degree. Apart from Jewish learning, which reached the bulk of the mainly commercial Jewish community only marginally, the content of Jewish life and activity shifted to the legal sphere and to philanthropy.

Nevertheless, these were the pillars of a strong and proud Jewish consciousness, even in those circles which later were called assimilationists.

All this was at that time not easily understood by the masses of Eastern Jews, who still lived in a sort of self-contained autonomy. For them Jewish culture was a primary fact of their collective existence, whether expressed in Rabbinical or Hassidic religiosity, or later

## TILLIE & HENDERSON LTD.

CHESTER

MANUFACTURERS OF

*Dee Hill Shirts*

AND

*Restrite Pyjamas*

on in populism or folkism. Towards the Western Jews they had a rather ambivalent relationship.

**Immediate emancipation:** But the mass emigration which started in 1882 and brought in fifty years millions of eastern Jews to the western world, mainly to America, created a completely new situation which only now begins to be understood by the intellectual leaders of these Jewries. To summarise it shortly: These Jews were transferred, so to say, with one single jump from the Pale or the Ghetto into a liberal world where legal discrimination did not exist and equality of rights was a matter of course.

While German Jews had to fight a hundred years' battle for emancipation—a fact which, as I said, impressed itself on their mentality—to East European Jews, as far as they reached the new shores of the west, emancipation was found immediately.

The process of assimilation, characteristic of all post-enlightenment society, inevitably seized also these masses, and transformed them in the course of two or three generations, into the type of Jews so convincingly described by Dr. Shapiro: those who, in order to remain Jews, are now in need of what he calls Jewish acculturation.

**Classic case:** It may be assumed that only now Jewish thinkers are becoming aware of the fundamental existential problems which occupied "German" Jewry for a hundred years. I believe that for this reason—though also for many others the history of German Jewry (to which, by the way, the Leo Baeck Institute has devoted its studies for ten years) is very instructive.

It is the classical case of assimilation with all its positive and negative aspects, and also shows how Jewry and Judaism persevered under adverse conditions and even produced important works, which enriched Jewish knowledge immensely. It is clear that a return to East European patterns of Jewish life is impossible for Americanised or Anglicised post-enlight-



REBUILT WORMS SYNAGOGUE  
Finding new brands of orthodoxy

enment Jewries, even if here and there some people are looking back in nostalgia. So what can be done?

How can the "acculturation" for which Dr. Shapiro pleads, be accomplished? We cannot avoid raising the question of what we mean by Jewish culture. This is often obscured because even areligious propagandists take refuge in religious terms. The classification of the religious Jew is comparatively easy. But what about the increasing number of non-religious Jews? Can sympathy with Israel be a sufficient *Ersatz* for people who do not go to Israel and are steadily integrated into American (or any other) society?

**Decisive test:** It is this question which will be the decisive test for Jewish existence at the end of the twentieth century. Fifty years ago, Zionism fulfilled a special role in Central Europe by filling this gap. Apart from politics, which lies outside the scope of this discussion, the essence of Zionism in 1912 in Central Europe may be described as the search for ethnic personality, its historical impact (*Geschichtsbewusstsein*) and its actual

potentialities.

This was admittedly only the position of an intellectual minority, but in Central Europe at that time Zionism was the domain of an intellectual minority which commanded great respect and influence. The Three Lectures on Judaism (1909-1911) given by Martin Buber signified a completely new approach.

As another characteristic document of that time I would mention the book *Vom Judentum*, published by young Zionists in 1913, a symposium in search of the meaning of Judaism for the modern Jew, which caused an uproar in Jewish circles, whether Zionist or not. In any case, the search for Jewish renewal was also a revolt against the decaying forms and customs of "official" Jewish life, and its meaningless routine, with its kowtow before money tycoons and its spiritual emptiness.

**College-educated youth:** Dr. Shapiro like many others, points out that one of the principal differences from yesterday is the fact that the bulk of Jewish youth in our days is college-educated. This brings them nearer to the temptations of the Gentile world.

But it may also make them more amenable to the understanding of the subtle factors which determine Judaism and Jewish existence in a pluralistic world. I strongly believe that the intellectual history of Central European Jewry may—in proper adaptation—make a decisive contribution to the effort of bringing about some sort of Jewish acculturation which is not thwarted by incongruence with the needs of modern times, and takes fully into account the new conditions in which the descendants of East European Jewry now live.

### ISRAEL SUMMER CAMP IN A KIBBUTZ

Ages 15-18 years

Leaving London - - - 28th July, 1965

Returning - - - 13th September

Part-time work and Organised Trips

Inclusive cost £69. A few vacancies left

HASHOMER HATZAIR

London: 104 Nightingale Road, E.5.

AMH: 0457

Manchester: 134 Bury Old Road, Manchester

CHE: 4331



Robert Weltsch:

## Jüdische Geschichte im Spiegel der Feste

Die Zeit zwischen Pessach und Schawuoth, der sogenannte „Omer“, in dem wir jetzt stehen, ist ein besonderer Abschnitt des Jahres, der uns die Frühgeschichte unseres Volkes ständig in Erinnerung bringt. Es ist die Zeitspanne zwischen dem Auszug aus Ägypten und der Gesetzgebung am Sinai, in der sich eine entscheidende Umwandlung des ganzen Volkes vollzieht. Darauf wird in der Haggada Bezug genommen. Im folgenden wird von einer neuen Haggada-Ausgabe die Rede sein, an die sich Gedanken über das Wesen der jüdischen Geschichte bis auf den heutigen Tag anknüpfen. Das kommt nur scheinbar verspätet. In Wahrheit bleibt die Haggada auch nach Pessach aktuell; es ist da nicht so wie in dem bekannten jüdischen Scherzwort „Ethrogim nach Sukkoth“. Denn der Ethrog dient nur zu einer bestimmten kultischen Handlung und ist daher nach Sukkoth nicht mehr am Platze. Die Haggada dagegen hat einen geistigen Inhalt, sie ist ein Diskussionsstoff, dessen Auslegung unser ganzes Leben zum Gegenstand hat, und vor allem unsere Geschichte.

In der Erzählung der Bibel, die die Zeit nach dem Auszug aus Ägypten und nach dem Pessachfest betrifft, werden die Situationen dargestellt, die sozusagen archetypisch sind. Da ist zuerst die Begegnung mit der Wüste und ihren Schrecken und die begreifliche Reaktion der verängstigten Menschen: das Murren des Volkes und die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen, die Revolte gegen den Führer Moses, und dann das „Wunder“ der Wachteln und des Manna. Es umfaßt aber auch den ersten Versuch einer Volksverfassung, die durch den Rat von Mosis Schwiegervater Jethro zustande kommt. Es ist bemerkenswert, daß die Bibel hier keine nationalen oder rassischen Vorurteile kennt. Sie gibt das Verdienst dem Ausländer und Fremdling, der dem unerfahrenen Staatsmann Moses hilft. Auf alle diese Dinge finden wir Anspielungen in der Haggada. Vielleicht ist diese Zeit der ersten Wüstenwanderung noch wichtiger in volkpsychologischer Hinsicht (und daher aktueller) als die von einem Legendenkranz umwobene Geschichte des Auszuges selbst. Wieso sind die Juden überhaupt nach Ägypten gekommen? Die Angst vor dem Hunger war immer eine treibende Kraft in Völkerleben. Sie hat stets zu Wanderungen den Anstoß gegeben. Die Vorfahren der später als Sklaven mißbrauchten, dann von Moses aus Ägypten geführten Juden waren, wie berichtet wird, wegen der Hun-

der Teilnahme von einzelnen Juden am allgemeinen Kulturleben der betreffenden Zeit, sondern auch im ureigensten Bezirk des jüdisch gebundenen Lebens. Dafür sind Anzeichen sogar in der Haggada zu finden, die uns als ein gänzlich jüdisches Buch, ja als das populärste jüdische Buch gilt. Es ist ein Verdienst einer neuen prachtvollen Haggada-Ausgabe des englisch-jüdischen Gelehrten und Schriftstellers Chaim Raphael<sup>1)</sup>, daß er das Augenmerk auf diese Zusammenhänge lenkt. Denn unstreitig ist dies einer der wichtigsten Gesichtspunkte zum Verständnis der jüdischen Geschichte als Ganzes. Sie setzt sich zusammen aus zwei Phänomenen: der ununterbrochenen Berührung mit vielen anderen Zivilisationen, und zwar in höherem Grade, als das bei irgendeinem anderen Volk der Fall ist, und der trotzdem gelungenen Selbstbehauptung als klar umrissene Einheit durch all diese Begegnungen und Verklammerungen hindurch.

Das erwähnte Buch von Raphael ist keine gewöhnliche Haggada der üblichen Art. Sie hat zwei Teile, beginnend an den entgegengesetzten Enden des Buches. Hinten, das heißt von rechts nach links, steht der Text in origineller Anordnung des hebräischen Originals mit der neuen englischen Übersetzung, reich ornamentiert und sinnvoll illustriert; vorn, das heißt von links nach rechts, steht eine 150 Seiten lange, weit ausholende und brillant geschriebene Einleitung in das ganze Problem der Haggada, ihre Entstehung und Bedeutung im Wandel der Zeit. Ohne seine eigene innige Anhänglichkeit für das einzigartige Buch und den einzigartigen Brauch zu verbergen, ist der Verfasser doch frei von Dogmatismus und Einseitigkeit. Er weist darauf hin, daß die Kanonisierung eines festgelegten und unveränderlichen Textes erst eine spätere Phase ist, während ursprünglich die Haggada ein „offenes“ Buch war, das heißt, der Seder war eine freie Unterhaltung und Diskussion über das alte Wunder, in unlöslicher Verbindung mit jeweils zeitgemäßen Gegenständen. Er ist seinem Wesen nach eine Veranstaltung, in der sich das Drama der jüdischen Geschichte spiegelt und nicht nur der Sagenkranz des Exodus. Oft ergibt sich das nur aus kurzen Anspielungen. Viele Äußerungen leichter und oft humoristischer Art im Verlauf solcher Gespräche aus früherer Zeit wurden aufgezeichnet und dann in das Buch inkorporiert. Ursprünglich waren nicht einmal die berühmten vier Fragen des Mah-nischanah feststehend; zwar

wechselnden Erscheinungen und dem Kosmos als Ganzem. Diese Konzentration auf das Bleibende ist die andere, sozusagen die ungeschichtliche, oder übergeschichtliche, Seite der Existenz, und hier wird in kondensierter Form die Vielheit zur Einheit. Das in seinen Tiefen gezeitigt und in uns wachgerufen zu haben, ist das Verdienst eines Zeitgenossen, des größten jüdischen Malers: Marc Chagall. Über Chagall gibt es eine sehr große und vorzügliche Literatur, und jüngstens wurde er uns wieder nahegebracht und gedeutet in einer Publikation über sein jüngstes großes Werk, die von ihm gemalten Fenster im Frauenmünster in Zürich<sup>2)</sup>. Diese Ausgabe bringt eine vollständige Reproduktion der fünf Fenster; das schwierige technische Problem wurde gelöst durch die Verwendung von zusammenlegbaren Bildbändern, die natürlich den vollen überwältigenden Eindruck des Züricher Originalwerks nur andeuten können. Beigefügt ist eine vorbildliche, eingehende Analyse. Bei Chagall zeigt sich die Überwindung der Isolierung ohne Untreue gegen das eigene Selbst; er ist eine Bestätigung der schöpferischen Synthese von Innenwelt und Umwelt.

Viele Strömungen vereinigen sich in der Mystik Chagalls; nicht zuletzt war es der Chassidismus, aber auch die geistige Welt der Ikonen, die er in seiner Jugend in dem russischen Milieu seiner Herkunft in sich aufgenommen hat. Von Anfang an offenbart sich in seiner Kunst die intensive Wirkung der im jüdischen Städtl empfangenen surrealistischen Eindrücke. Sie schafft „die Welt der inneren Bilder, der Träume, Erinnerungen und Lebensahnungen“, wie es die Verfasserin des vorliegenden Kommentars nennt. Auf der Suche nach einem adäquaten Stoff, der in universaler Weise dieses Chaos der inneren Menschennatur und die Sehnsucht nach Ordnung und Erlösung widerspiegelt, wird der Künstler immer mehr zur Bibel getrieben, wobei die Grenzlinien zwischen den Konfessionen sich verwischen. Je mehr die Zeiten sich zum Bösen wenden, desto mehr, sagt die Verfasserin, sucht Chagall in den Berichten und Ereignissen der Bibel Trost und Hoffnung. Was für die meisten seiner Malergenossen jeder Aktualität entbehrte, die biblische Welt und ihre Botschaft, war für Chagall das Zugänglichste und Selbstverständlichste. Denn „die seelischen und geistigen Realitäten, die auszudrücken immer schon sein künstlerisches Ziel gewesen war, hatten sich ihm im langjährigen Umgang mit

Israels darstellen. Auch im Gebäude der Knesseth ist die künstlerische Hauptsehenswürdigkeit ein monumentales Chagall-Gemälde. Er hat für die Vereinten Nationen in New York ein „Friedensfenster“ gemalt zum Andenken an Dag Hammarskjöld. Er hat aber auch biblische Fenster für verschiedene Kirchen und für die Kathedrale von Metz geschaffen. Die Chorfenster im Frauenmünster, von denen das hier angezeigte Buch handelt, sind ein Werk geistiger Synthese. Wir erfüllen hier wie auch sonst in Chagalls Werk die Kontinuität der Geschichte und der Legende, das heißt des Menschengelstes in seinem Ringen nach Selbst-Verständnis und nach Erlösung. Die Einheit der Menschenwelt und aller Geschöpfe, einschließlich der Pflanzen und der Tiere, wo die Grenzen verschwimmen und das hinter der äußeren Gestalt verborgene Wesen sichtbar wird, das endlose Leiden, die Not, aber auch das Wunder und die Sehnsucht nach Harmonie, all das wird nachgeschaffen durch Licht und Farbe, durch die Chagall seine magische Wirkung erzielt.

Chagall betont nicht das Trennende zwischen Völkern und Religionen. Für ihn ist auch die christliche Symbolik nicht fremd, sondern aus dem Judentum hervorgewachsen. Er ist nicht der erste Jude, für den der Mann am Kreuz ein organischer Bestandteil der jüdischen Geschichte ist. Das ist die Figur, durch deren — wie wir meinen — Mißdeutung soviel Leid über das jüdische Volk gebracht wurde durch die Jahrhunderte. Nicht nur bei Chagall wird das Kreuz zum Symbol der Tragödie des Juden. Es ist begreiflich, daß in der letzten Zeit auch viele jüdische Forscher bemüht sind um die Ent-rätselung der Vorgänge jener Pessachwoche, die jahrhundertlang durch offenbar historisch unzuverlässige, nachträglich fabrizierte Berichte in ein falsches Licht gerückt wurden. Das neueste Werk in dieser Richtung ist das Buch des israelischen Oberrichters Chaim Cohn, das in diesen Tagen dankenswerterweise in englischer Übersetzung erschienen ist<sup>3)</sup>. Darin wird unter anderem auch dem Zweifel Ausdruck gegeben, daß die in den Evangelien geschilderten Ereignisse wirklich am Pessachfest stattgefunden haben können. Weder die angeblichen Massenaufläufe jüdischer Gaffer noch gar eine jüdische Gerichtsverhandlung wären am Feiertag möglich gewesen. Es ist sehr wichtig, daß ein geschulter Jurist hohen Ranges und zugleich jüdisch gebildeter Mann dieses Thema so sachkundig-ausführlich und dokumentiert behandelt hat. Ob allerdings eingewurzelte Vorurteile und liebgewordene mythische Vorstellungen überhaupt rationell zu widerlegen sind, ist eine andere Frage. Es ist jedenfalls ein Thema von großer Wichtigkeit für das Verhältnis zwischen den Juden und den Völkern im Laufe der Jahrhunderte und kann nicht ignoriert werden bei einem

Roschbaum

M

Leidensweg — zu Macht und Ansehen in fremdem Land gelangt, sondern auch gerade dank dieser „Assimilation“ in die Lage versetzt wird, seine Familie und sein Volk zu retten; ebenso wie der in Assimilation aufgewachsene Moses einige Jahrhunderte später nicht nur der Anführer des „Auszuges“, sondern auch der Gesetzgeber wurde.

All diese Sagen sind in das Bewußtsein der ganzen abendländischen Welt eingegangen. Daß sie noch heute die Phantasie anregt, beweist in unserem Jahrhundert das zur Nazizeit entstandene merkwürdige — und auch umstrittene — Romanwerk „Joseph und seine Brüder“ des größten zeitgenössischen deutschen Epikers, Thomas Mann, das in viele Sprachen übersetzt wurde und an das wir kürzlich wieder erinnert wurden durch eine neue populäre und billige Ausgabe<sup>1)</sup>.

Dieser Dichter versucht die Joseph-Geschichte im Spiegel der Gesamtkultur jener Zeit zu zeigen, durch Ausschmückung und Zutaten, die nicht in der Bibel stehen. Dadurch wird sie herausgelöst aus einer nicht berechtigten Isolierung, die leicht dadurch entsteht, daß das jüdische Volk, aus komplizierten, mit seinem Schicksal und seinem Denken verbundenen Gründen, in seinen Geschichtsdarstellungen oftmals von der Außenwelt absah, als ob sich sein Schicksal losgetrennt von der nur als Staffage dienenden Umwelt abgespielt hätte, was ja eine Unmöglichkeit ist. Moderne Anschauungen, das gestiegene Interesse für Altertumforschung sowie für die vielen sensationellen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte haben viel zur Änderung der Perspektive auch bei den Juden beigetragen. Nicht umsonst ist Archäologie ein so zentrales Erlebnis der jungen israelischen Generation geworden.

#### DAS DRAMA DER JÜDISCHEN GESCHICHTE

In Wahrheit ist ja jüdische Geschichte eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Beziehungen des jüdischen Volkes — oder in manchen Situationen muß man sagen: des Juden — zu anderen Völkern und Zivilisationen. „Challenge and Encounter“ (Herausforderung und Begegnung) nennt das Arnold Toynbee. Niemals war das jüdische Volk isoliert, wenn es auch seine Individualität und theologisch sanktionierte Lebensform zu schützen suchte gegen Überwältigung durch die Umwelt. Immer hat das Volk Gedanken und Bräuche der Nachbarvölker angenommen und in seiner eigenen Weise verarbeitet. Das war schon der Fall in der ägyptischen und kanaaischen Welt, später in der babylonischen und in der hellenistischen Zivilisation,

und so geht es weiter auf dem langen Zug der Zerstreuung durch europäische und orientalische Länder. Das gilt nicht nur von

nen. Die Form des Sederabends war eigentlich aus der griechischen Welt übernommen, es war ein „Symposion“ nach griechischer Art, in dessen Mittelpunkt das Mahl und der Wein standen und das stets Gelegenheit zu ungezwungener Aussprache ist.

In unserer Zeit, sagt der Verfasser, hat eine Revolution des jüdischen Denkens stattgefunden, die dem Judentum einen neuen Sinn gegeben hat, so daß heute nicht nur unsere fernen Vorfahren, sondern wir selber die Protagonisten einer noch unvollendeten, lebenden Haggada geworden sind. Vielleicht darf man hier darauf hinweisen, daß ein besonderes Erlebnis dieser Art, ganz verschieden von all den anderen Pessachnächten, die vorausgingen, den Juden in Deutschland 1933 zuteil wurde. Pessach war damals eine Woche nach dem Boykotttag, dem berühmten 1. April, und die um den Sedertisch Versammelten hatten wie nie zuvor das Gefühl, Mitwirkende in dem Drama der jüdischen Geschichte zu sein. So verschieden und so aufwühlend können die Umstände sein, unter denen die Sederfeier begangen wird. Als Juden sind wir alle, sagt der Verfasser, „sowohl bestimmt durch unsere Lebensumstände in einer fest umrissenen Zeit als auch zeitlos“; und alle stehen wir in der Spannung zwischen Separatheit und Gemeinschaftsverbundenheit (Intercommunion).

Eine der anschaulichsten, wenn auch natürlich unbewußten Stützen dieser These einer Abhängigkeit von der Umwelt finden wir in den berühmten illuminierten Haggada-Handschriften und -Drucken, die nach dem jeweiligen Stil der Zeit und der Umgebung illustriert und ausgestattet sind. Viele von diesen stammen aus Deutschland. Vor kurzem sah ich in New York ein Exemplar des faksimilierten Neudruckes der Darmstädter Haggada aus dem 15. Jahrhundert, das Axel Springer hergestellt und dem Leo-Baeck-Institut in New York geschenkt hat. Im Britischen Museum wurde vor einiger Zeit ein neuer Faksimiledruck der sephardischen sogenannten Goldenen Haggada aus dem 14. Jahrhundert gezeigt. All das sind kostbare Dinge, käuflich für Millionäre, von denen es ja unter den westlichen Juden jetzt nicht wenige gibt. Die berühmten Haggadoth und auch die weniger denkwürdigen mit den recht grobschlächtigen Illustrationen des 19. Jahrhunderts werden in Raphaels Buch besprochen und manche herrlichen Blätter in guten Reproduktionen gezeigt (ein Bravo dem Tel-Aviver Drucker!).

#### DIE BOTSCHAFT MARC CHAGALLS

Die jüdische Idee ist untrennbar verbunden mit der Volksgeschichte, aber im Menschenherzen ist der Trieb eingewurzelt, die Welt zu begreifen und die Erlösung zu finden in der Durchdringung des inneren Wesens, der inneren Beziehung zwischen den

Stand, von Nationalität und Glauben, mußte sie eine monumentale Form erhalten.“

Die in diesem Essay von Irmgard Vogelsanger enthaltene Betonung der Verwurzelung des Künstlers in der jüdischen Tradition, die er sozusagen mit der Muttermilch eingesogen hatte, und seiner weltumfassenden, allmenschlichen universalen Botschaft, ist ein charakteristischer Beitrag zu der hier erörterten Problematik. Chagall hat bekanntlich für Israel großartige Werke geschaffen, vor allem die allen Touristen bekannten zwölf Fenster in der Synagoge der Hadassah-Klinik in Jerusalem, die in Farbenspiel und mystischer Symbolik die zwölf Stämme

<sup>1)</sup> Thomas Mann: „Joseph und seine Brüder.“ 3 Bände, Fischer-Bücherei, Mai 1971.

<sup>2)</sup> „A Feast of History.“ The drama of Passover through the ages with a new translation of the Haggada for Seder. By Chaim Raphael. Weidenfeld and Nicolson, London and Jerusalem, 1972. Printed in Tel Aviv. £ 4.—

<sup>3)</sup> Irmgard Vogelsanger-de Roche: „Die Chagall-Fenster in Zürich.“ Vollständig farbig reproduziert auf 5 Farbtafeln 24 x 192 cm, 60 Seiten Text, 24 Seiten mit 15 farbigen und 27 schwarzweißen Abbildungen. Einleitende Vorgeschichte von Dr. Peter Vogelsanger. Orell-Füssli-Verlag, Zürich, 1971. Fr. 75.—

<sup>4)</sup> Chaim Cohn: „The Trial and Death of Jesus.“ Weidenfeld and Nicolson, London 1972. 419 Seiten, £ 3,50.



Haaretz,  
May 15, 1973

Robert Weltsch  
Robb. Publishing of Books, 1933  
at. Bureau of Books, 1933

# כתבי יהודים על המוקד

הצתת הספרים לפני 40 שנה בכיכר האופרה בברלין

מאת רוברט וואלטש

לונדון

גבלס שוב שופר העידוד לעם המובס, והוא המשיך לקלס ולשבח את ה"פירר עד הסוף, בהיסטוריה מהו"כמת. בנאומו האחרון שנדפס כאן, ב־19 באפריל 1945, הוא שוב התקצף נגד "היהדות הבינלאומית", צעק "אחרי המלחמה תפרח גרמניה בשנים מעטות כפי שלא שיגשגה מעולם!" עשרה ימים בלבד אחר-כך הת-אבדו היטלר וכל משפחת גבלס. ואילו במובן בלתי-צפוי ומפתיע התאמתה נבואתו, אס-גם בנסיבות אחרות לגמרי.

### ויכוח עם צורך

לצערי האישי לא נכלל בקובץ נאום אנטי-יהודי שנשא גבלס ב־ברלין בינוי 1935, בו הוא התפלמס עם גרמנים, "רכי-נפש" המגינים על יהודים הו"ך כדי טענה, כי "גם היהודי בן-אדם הוא". בעקיפין העיד אותו נאום שאפילו בזמן ההוא, שלו-שה חודשים בלבד לפני הנהגת "חוקי נירנברג" שביטלו כל זכויות אורח של יהודים, נמצאו גרמנים שהמליצו על יהודים, עת שהנאצים רצו לשכנע את העולם שכל העם הגרמני מואס ביהודים. המיניסטר טר התלוצץ על טענת "ידידי הייט" דים" אלה באמרו כי להיות אדם אינו הישג, הכל תלוי באיכות האדם — הרי הפישש הוא חיה אולם חיה בלתי-צרייה וכו'. "בשביל היהודי אין מקום בקהילת העם הגרמני!"

הנאום שעליו נדפס דו"ח בעתו-נות הגרמנית, עורר תשובה במאמר שלי בעתון "ידישע רונדשאר" שהו-פיע ב־2 ביולי 1935. מיותר לומר, כי זה היה מבצע מסוכן במקצת. היה דרוש להשתמש בסיגנון מיוחד, לכאורה להימנע מפולמוס ישיר, אך הו"ך אירוניה מוסווית נאמר, כי אמ" גם טענה זו של עידן הסובלנות אינה מספיקה, הרי אצל כל אדם העיקר הוא איכותו המוסרית. אשר ליהודים, אנו מבקשים מהיהודי ל"היות אדם שלם ויהודי שלם, עם כל הכבוד וכל הזכויות. למרות זה-רות הביטוי בסגור העתון והגליון החרם, ואחר כך באה פקודה ש"תגבילה כאד את חופש העתונות היהודית ונאסרה מכירתה ברשות הרבים. אני דיווחתי על אפיזודה זו ברשימה מלאה שנדפסה באנגלית בשנתון המכון על-שם ליאו בק", גם על החקירה נגדי ומכתב האזהרה שקיבלתי אז ממר גבלס, אמנם ב"חתימת מזכירו. חבל שאין זכר לדבר זה בהוצאת הנאומים הנוכחית; אולי איננה בנמצא הקלטת הטקסט ה"מקורי. מדוע הרשו המוסדות חידוש הוצאת "ידישע רונדשאר" ומן-מה אטרי התקרות, לא יכולתי לברר. זה נשאר אחת החידות של אותה תקופה מלאת הפאראדוקסים.

2) A Goebbels Speech and a Goebbels Letter. In Year Book X of the Leo Baeck Institute, London 1965, pp. 280-286.

ספקנות. יש אולי לשער, כי גבלס לא היה משוכנע כי מבצע זה הוא רצוי כל כך, אולם כמוכן לא עלה בדעתו להתנגד לפעולה לאומנית ספונטאנית של הנוער המשוסה. לכן האירה המדורה. בה בערו ספרי ה"מלומדים הגדולים וגאוני-הרוח, את רחובות העיר, בחצות הלילה, לפי הנהוג הרומאנטי של תנועת הנוער הגרמנית המסורה למוסטיקה של פולחן-אש, והכל נחשב נצחון הרוח הגרמנית החדשה.

בשביל יהודי גרמניה היה מאורע זה חווייה מזועזעת, בני-גוד להשקפתם הקודמת שתרו-כות היהודים להרבות הגרמנית היא הישג גדול ומכובד; אכז"בה אינמה, אך גם עלילה לרגש עדיפות ולחידוש גאוה יהודית. אי-אפשר להיכנס כאן לסיקור ה"נאומים של גבלס בשלבים השונים.

נאום בכתב, סר לעתים קרובות מן הנוסח שלפניו. עורך הדואג לדיי-קנות ספרותית צריך להזהר בהש"תמשו בפרסומים, הקיימים כמוכן בשפע. משום כך הסרתי במבחר זה נאומים רבים שאנו זוכרים ושלא נכללו, מחמת ספיקות בדבר הנוסח הנכון. אלא, קורא המעוניין בהיס"טוריה די לו בידעת התוכן והסיגנון הדאמאוגי, גם כשאין ודאות שהכל נאמר בצורה זו. הרי בשבילנו גבלס אינו איש-רוח דגול, אלא פוליטיקאי שהעמיד את כשרונו לשירות ענין רע והצלחה במשיכת הנאונים תמי-מים והבאתם לשיכרון על-ידי פניי-תו ליצרים פרימיטיביים. הוא אכזב היה שגון וגאון בטיעון הגיוני, אולם הצלתו הגדולה ביותר היתה בליבו רגשות איראציונאליים אצל מאויניו. ואם אולי מלכתחילה האמין עצמו במה שאמר, בשלב האחרון היה נביא שקר גלוי.

### שריפת הספרים

גם נאומי בהודמנות שריפת ה"ספרים ב־10 במאי 1933 נדפס בקובץ זה. באותו נאום הוא עודד את הסטו-נטים שביצעו מעשה-בלע זה. "נגי-מר עידן האינטלקטואלים היהודי



גאבלס: איש שגון המייצג את הדעות-הרע.

המופרז" — במילים אלה פתח המי-ניסטר את ברכתו. בימי הרפובליקה הוויימארי, כך אמר, נחסמה הדרך בפני הרוח הגרמנית, ונגד זיוף זה קמה המהפכה של האינטליגנציה ה"גרמנית האמיתית למען שיקום הרוח הלאומית. "כשאתם הסטודנטים דור" שים לעצמכם את הזכות למסור ל"להבות את הטינופת הרוחנית. מו"טלת עליכם החובה לסלול את הדרך לרוח גרמנית טהורה שתכוא במקום הטינוף".

במילים אלה מורגשת גימה של

ב־10 במאי 1933, לפני ארבעים שנה, היינו בברלין עדים למחזה יוצא-מין-הכלל, הכרות מלחמה סמי-לית על הרוח. היה זה טכס סטגוני, איום למחצה ומצחיק למחצה, ש"הטביע חותמו על תקופה שלמה, אם גם היה הם יחסית בהשוואה למה שבא אחר-כך. אני מתכוון לשריפת ספרים החגיגית וההפגנתית שנערכה בברלין בכיכר האופרה הגדולה, מול האוניברסיטה, שקיבלה את הגושפנ"קא של הממשלה הגרמנית החדשה, המהפכנית כביכול, שניצגה בתחום התרבות היה מיניסטר החסברה, יוסף גאבאלס, האחד בין צמרת הנאצים עשהיה לו יחס והכנה לעניני רוח. גאבאלס הוא דמות אניגמאטית בין מנהיגי הנאצים, לא רשע פשוט וצר"מזח כרוב שאר הנאצים שחיו פראי-אדם פרימיטיביים ובורים. בתור איש משיכיל הוא המענין ביותר ביניהם, מלא סתירות, כמעט דמות דוסטו-יאבסקית כמו איוואן קארמאזוב ה"מופיע כמענה לטען ואף זהה אתו. הוא המאפייטו בדראמה היסטורית זו, איש תחבולה, איש שגון ונאם מובהק, המייצג את הדעות הרע, בהקבלה ל"באנאלית הרע" עליה דיברת חנה ארנט בקשר עם אייכ"מני היינהיים כאלה משוגעים הנהר גרמני וואלטר הייבר, שהקדיש מחי-קר ממושך לדמותו של גאבאלס והוציא עתה כבהר נאומים בשני כרכים".

### נאום מנהיב

הייבר טוען, כי לפי מקורו וחינוכו היה גבלס יכול לתפוס מקום באי-זשה מינסטר מוסרתי, למשל בכנסיה הקתולית. הוא התנגד זמן מה, ב"היותו סטודנט, בקתוליות שלו, כש"היה מזור ומדריכו פרופסור יהודי (גונדולף). גבלס היה מתאים גם להיררכיה קומוניסטית. הרי הוא נטה לכיוון מהפכני. בנעוריו ניסה למצוא פרנסה במפעל יהודי, שלח מאמרים ל"ברלינר טאגבלאט" שבעליו ועורכו הראשי היו שניהם יהודים. רק ב־1924, אחרי המרד הראשון של המפלגה הנאצית עם היטלר בראש, נכנס גבלס למפלגה, ומן-מה היה עורך של בטאון מקומי ומאו 1926 נהפך לאחד המעריצים העזים והנאמנים ביותר של היטלר ובתמנה "גאולייטר" בברלין. התחיי-לה הקארקארה שלו בתור נואם מל"חייב ואחד מן החוג הפנימי, שניתן בשררון של תועמלן ממדרגה ראשו-נה.

הוא עלה לתפקיד של ראש מנגנון התעמולה אחרי הקמת הממשלה ה"נאצית היה מיניסטר החסברה ונשאר בתפקיד זה עד הסוף. אין ספק ושאר היה אחד הנאומים היעילים ביותר בהיסטוריה, אס-גם כשרונו היה מוקדש לענין אורח. משום כך יש לנאומי ענין "מקצועי" כביכול, מבחינת אומנות הרצאתו-יקה, גם כ"שמטרתו היתה מאוסה.

1) Goebbels Reden. Herausgegeben von Helmut Heiber. Droste Verlag Düsseldorf. Band I, 1932—1939, 337 S. DM 22. Pb. Band II, 1939—1945, 466 S. DM 32 Pb.



**הארץ**  
 ירושלים: רח' המגנסים 2, תל-אביב: המסעדה ההנהלה  
 טל: 224245-6, 273, המפקדת המודעות, המנהל  
 חיפה: רחוב נורוד 20, טל: 233, 824261-8  
 טלפון: 66116-6, 5399, טל: 233, 824261-8  
 המוציא לאור: משה שרת, מנהל: משה שרת, עורך: גרשון סוקול, האחראי: גרשון סוקול  
 אין המערכת אחראית לכתוב המודעות ואינה אחראית במערכת  
 HAARETZ Daily Newspaper, Tel-Aviv, Israel, P.O.B. 233, Tel. 824261

## הפקעות ואוטונומיה

בנאומו לקידום הצהרה בביטחון עורר ויכוחים רבים לא רק בקרב הממשלה, אלא גם בקרב הציבור. הממשלה תמכה בקרקע פרטית לטובת התחלואות והמקורות, אך לא תמכה בממשלה להקצות את האדמה לטובת התחלואות והמקורות. הממשלה תמכה בקרקע פרטית לטובת התחלואות והמקורות, אך לא תמכה בממשלה להקצות את האדמה לטובת התחלואות והמקורות.

הממשלה תמכה בקרקע פרטית לטובת התחלואות והמקורות, אך לא תמכה בממשלה להקצות את האדמה לטובת התחלואות והמקורות. הממשלה תמכה בקרקע פרטית לטובת התחלואות והמקורות, אך לא תמכה בממשלה להקצות את האדמה לטובת התחלואות והמקורות.

## לא היגינו ולא צדק

המלאכותיות של מדינה פלשתית נפרדת מומחשת בימים אלה על-ידי ההתקרבות שחלה בין ירדן ואש"ף

באמון רובינשטיין  
 הממשלה של הארצות השלישית גיבשה את המדיניות שלה כלפי אש"ף. הממשלה של הארצות השלישית גיבשה את המדיניות שלה כלפי אש"ף.



לדברים אלה יש משמעות רבה

## יש גם פתרון אחר

מאת רוברט ואלטש  
 שלום חוקים להגנת המעורבים תחת פיקוד חבד האוטונומיה ביטוח נגד

המלחמה האוטונומית נדחשה עשירי. המלחמה האוטונומית נדחשה עשירי. המלחמה האוטונומית נדחשה עשירי. המלחמה האוטונומית נדחשה עשירי.

## פלשתינאים ואוטונומיה: מושגים מול מציאות

בשנים אלה על רקע ההתקרבות בין אש"ף וירדן, נראה כי הממשלה של הארצות השלישית גיבשה את המדיניות שלה כלפי אש"ף. הממשלה של הארצות השלישית גיבשה את המדיניות שלה כלפי אש"ף.

## תפקיד בתוך אינפלציה

מאת א. שוויצמן  
 אינפלציה הולכת וגדלה. אינפלציה הולכת וגדלה. אינפלציה הולכת וגדלה. אינפלציה הולכת וגדלה.

## הסתירה הטרואגית

ראש הממשלה, ושמעון פרס, נשען על הסתירה הטרואגית. ראש הממשלה, ושמעון פרס, נשען על הסתירה הטרואגית.

## גלגלת המחבלים

מאת עוזי בנימין  
 המחבלים גלגלים. המחבלים גלגלים. המחבלים גלגלים. המחבלים גלגלים.

## תמרונים בגינת בחזית הפנימית

ראש הממשלה נשען על הסתירה הטרואגית. ראש הממשלה נשען על הסתירה הטרואגית. ראש הממשלה נשען על הסתירה הטרואגית.

## מחנה גוש דן והמרכז

מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז.

## מחנה גוש דן והמרכז

מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז.

**מחנה גוש דן והמרכז**  
 מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז.

**מחנה גוש דן והמרכז**  
 מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז.

**מחנה גוש דן והמרכז**  
 מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז. מחנה גוש דן והמרכז.



~ WERFEL, Franz  
1890-1945

Werfel, Franz

Franz Werfel

geb. 10. Sept. 1890, Prag

gest. 26. Aug. 1945, Beverly Hills



Theaterbrief aus New York: Ein Stück über Ignaz Semmelweis und ein Kranz neuer Musicals

## Wenn Werfels Jacobowski tanzt

Die New Yorker Theatersaison, in ihren Anfängen durch den zweieinhalbmonatigen Zeitungsstreik stark behindert, kommt jetzt zwar verspätet, aber doch ziemlich rasch in Gang. In der zweiten Oktoberhälfte zeichnen sich viele neue Produktionen ab, wobei — nicht sehr überraschend — wie auch schon früher der Nachdruck auf den Musicals liegt. Auffallen muß es, wie wenig Originalstoffe als Vorlagen dienen: alte Theaterstücke, erfolgreiche Filme, Fernsehspiele und Bücher werden wiederum für das Musiktheater bearbeitet. Überdies fehlt es auch nicht an Reprisen von Musicals, die während der beiden letzten Jahrzehnte ihre Zugkraft bewährt haben.

Die interessanteste Vorgeschichte aller Musicals dieser Saison hat zweifellos „Ballroom“, von dem sich sein Produzent Michael Bennett denselben großen Erfolg erhofft wie von dem seit mehr als zwei Jahren laufenden „Chorus Line“. Wie dieses ging auch „Ballroom“ wieder aus der Theatermenagerie von Joseph Papp hervor, jenem einzigartigen New Yorker Theatermann, der unermüdlich nach Neuem Ausschau hält und es dann bis zur Produktionsreife nährt. Aber in diesem Falle zog er sich von dem Musical zurück und ließ es darüber zum Bruch mit seinem über zwei Jahrzehnte als Direktionsstellvertreter tätigen Mitarbeiter Bernard Gersten kommen, der dann Bennetts Koproduzent wurde.

„Ballroom“, dessen Keimzelle das Fernsehspiel „Queen of the Stardust Ballroom“ ist, wird nun einen Monat lang im American Shakespeare Theatre in Stratford, US-Bundesstaat Connecticut, sozusagen vor den Toren New Yorks ausprobiert, ehe es Mitte Dezember an den Broadway kommt. Kürzlich wurde — ein Novum in der Broadway-Geschichte — die Presse nach Stratford eingeladen, um sich ein paar Tanzeinlagen und etwas von der Musik vorspielen zu lassen und neben Bennett den Komponisten Billy Goldenberg, den Autor des Buches, Jerome Kass, den Bühnenbildner Robin Wagner und die Hauptdarsteller zu interviewen. Alles war mehr oder weniger „off-the-record“, denn an der Aufführung, deren Vorbereitungszeit jetzt schon fünf Mo-

nate übersteigt, wird noch weitergebaut. Die Ausgaben bis zur Broadway-Premiere dürften 1,5 Millionen Dollar übersteigen — also zumindest in dieser Beziehung wird ein neuer Rekord aufgestellt werden.

Kurz nach „Ballroom“ wird am Broadway „The Grand Tour“ uraufgeführt, eine musikalische Bearbeitung von „Jacobowsky und der Oberst“, jenem bereits von S. N. Behrmann zur Komödie umstilisierten Stück von Franz Werfel. Nachdem es bereits als Grundlage für eine Oper von Giselher Klebe diente, kann man mit einigem Interesse den Bemühungen des Komponisten Jerry Herman und seiner Librettisten Michael Stewart und Mark Bramble entgegensetzen. Joel Gray ist für die Hauptrolle des in Frankreich während des Zweiten Weltkrieges gestrandeten polnisch-jüdischen Bankiers vorgesehen.

„I remember Mama“, John van Drutens vor 35 Jahren erfolgreiche Komödie, wurde von Thomas Meehan und Martin Chamin (Buch) und Richard Rodgers (Musik) in ein Musical verwandelt. Liv Ullman wird ihr Musical-Debüt machen und die Rolle verkörpern, die der unvergeßlichen Madý Christians (an der Seite des kürzlich verstorbenen Oscar Homolka) den größten Broadway-Erfolg ihres Lebens eintrug.

„King of Hearts“ geht auf einen Film des französischen Regisseurs Philippe de Broca über die Insassen einer Irrenanstalt während des Ersten Weltkrieges zurück (was für ein Musical-Stoff!), „Seven Brides for Seven Brothers“ auf den gleichnamigen Film (in der Broadway-Aufführung sollten Joan Powell und Howard Keel ebenfalls mitwirken), „Sweeney Todd“, das neue Musical Stephen Sondheims auf die in Erzählung und Theaterstück dargestellte Legende des mörderischen Friseurs aus Londons Fleet Street. „Platinum“ und „A Broadway Musical“ (dies der tatsächliche Titel) sind zwei Musicals, die keine früheren Vorlagen haben: ersteres beschäftigt sich mit der Schallplattenindustrie, und Alexis Smith ist als Hauptdarsteller in Aussicht genommen; letzteres behandelt die hinter den Kulissen sich abspielenden Machenschaften bei den

Vorbereitungen eines Neger-Musicals durch weiße Produzenten: Charles Strouse und Lee Adams sind hier die Komponisten. Neil Simon hat ein Musical für nur zwei Personen geschrieben: „They're Playing Our Song“, bei dem es um die Beziehungen zwischen einem Komponisten und einer Textdichterin geht; die Musik hierzu stammt von Marvin Hamlisch, der natürlich gerne seinen Erfolg aus „A Chorus Line“ wiederholen möchte.

Neben diesen Musicals — und hier sind nur jene genannt, deren Produktionspläne schon weit vorangeschritten sind — nimmt sich die Zahl der Sprechstücke eher bescheiden aus. Eines freilich erscheint vielversprechend: „Semmelweis“ von Howard Sackler, der dem Entdecker der Ursache des Kindbettfiebers wohl das erste literarische Denkmal setzt. Sackler versucht eine Erklärung dafür zu finden, wieso ein Bahnbrecher durch Frustration und Ungeduld in den Wahnsinn getrieben wird, und geht dabei ähnlich vor wie Brecht in der Gestaltung des Galilei. In den 19 Szenen des Stücks (mit einem für amerikanische Verhältnisse ungewöhnlich großen Ensemble von mehr als 30 Schauspielern) werden mit geradezu klinischer Objektivität die Charakterzüge des großen Frauenarztes (dessen Namen übrigens ein „s“ hinzugefügt wurde), seiner Gegner und Befürworter offengelegt. Es ist ein Schauspiel, über das nach der New Yorker Premiere Ende November noch mehr zu sagen sein wird.

Edwin Sherin, der Regisseur von „Semmelweis“, hat auch „First Monday in October“ von Jerome Lawrence und Robert E. Lee inszeniert, das ebenfalls aus Washington nach New York kam und Anfang Oktober seine Erstaufführung erlebte. Der erste Oktobermontag ist der von der US-Verfassung vorgeschriebene Tag, an dem das Oberste Bundesgericht nach den Ferien zu seiner ersten Sitzung zusammentritt, und das Stück dramatisiert den nicht immer ohne Lacher vor sich gehenden Zusammenstoß zwischen dem ersten weiblichen Mitglied des Gerichts (vorerst noch ein Wunschtraum) und ihren männlichen Kollegen. Jane Alexander



Schrieb das Schauspiel „Jacobowski und der Oberst“: Franz Werfel

FOTO: ARCHIV

und Henry Fonda sind die beharrlichen Antagonisten.

Andere interessante Stücke sind derzeit am Broadway-Horizont nicht zu entdecken, aber dieses Vakuum wird durch die vielen Off- und Off-off-Broadway-Ensembles wettgemacht, die oftmals Bewährtes und Neues, vor allem aus der amerikanischen Dramatik, mischen. „Im ganzen gesehen, ist Off-off-Broadway noch immer das beste Theater der Stadt“, schrieb unlängst Alan Rich im „New York“-Magazin und fügte hinzu, „das abenteuerlichste, idiotischste, riskanteste, stimulierendste und indiskreteste Theater.“ Und natürlich ist es immer noch das ärmste, in ärmlichen Lokalen untergebracht, die nur selten Ähnlichkeit mit einem Theater aufweisen. Aber das vermag der Begeisterung der Off-off-Akteure und ihres Zuschauer-Anhangs keinen Abbruch zu tun.

HENRY MARX

Frankf. Hlgem. 22. Juli 1976 F.A.Z.

FRANZ WERFELS gegen Ende des Krieges in den USA geschriebene Komödie „Jacobowsky und der Oberst“ ist ein Meisterwerk deutscher Dramatik der letzten Jahrzehnte. Werfel hat bewiesen, daß man sogar die nationalsozialistische Verfolgung der Juden in einer Komödie zeigen kann, ohne deshalb das düstere Thema zu bagatellisieren oder zu beschönigen. Das einst in Deutschland viel gespielte Stück ist mittlerweile ganz in Vergessenheit geraten. Es lohnt sich, diese „Komödie einer Tragödie“ wieder zu entdecken. Als Kuriosum sei vermerkt, daß der Fischer Taschenbuchverlag unfähig war, den Namen Jacobowsky auf dem Umschlag richtig zu schreiben. (Frankfurt am Main 1976; Fischer Taschenbuch Nr. 7025. 161 S., br., 4,80 DM.) F.A.Z.



Amerika längst anerkannte Schriftstellerin geleitet und die Anregung gegeben haben, daß eine oder andere ihrer Bücher (das letzte ist die köstliche Hundsgeschichte „A Dark Gentleman“) ins Deutsche zu übertragen.

**Franz Werfel: „Das Reich Gottes in Böhmen.“ (Paul Zsolnay Verlag, Berlin, Wien, Leipzig, 1930.)**

Die „Tragödie eines Führers“ nennt Werfel sein neuestes Bühnenwerk. Wie in „Paukus unter den Juden“ ist der Stoff des Dramas der Religionsgeschichte entnommen. Es handelt sich darum, Leben, Lehre und Sterben des Führers der hussitischen Taboritengemeinde in Böhmen, Prokop des Großen, darzustellen. Gegenspieler sind die Abgesandten des Papstes, die gelehrten Mitglieder des Konzils von Basel, vor dem sich Prokop zu verantworten hat, und die Mitglieder des böhmischen Hochadels. Da Prokops Forderungen vor allem religiös-sozialer Art sind, entbehren sie nicht eines höchst erregenden aktuellen Reizeschmacks. Der Hussitengeneral im geistlichen Gewand kämpft für Aufhebung der Standesunterschiede; ihm ist Eigentum gleich Todsünde; für ihn gibt es kein Mein und Dein, alles soll gemeinsamer Besitz werden. Er glaubt mit dieser seiner Anschauung durchaus auf dem Boden der wahren biblischen Verkündigung zu stehen, die er gegen die offizielle Kirche der „Herrschenden und Habenden“ wieder zur Geltung bringen will. Er scheitert an der Tatsache, daß seine ihm begeistert zuschubende Gemeinde die Höhenlage seiner Gedankengänge nicht einhalten kann. Er muß es erleben, daß die von ihm geforderte Freiheit von seiner Frau, die sich einem adligen Liebhaber in die Arme wirft, und von seiner eigenen Schwester, die als Dirne den revolutionierenden Truppen folgt, mißverstanden und mißdeutet wird. Er, der geglaubt hatte, ohne Wassergewalt, mit der Macht des Wortes und der liebevollen Gesinnung, seine Gegner bezwingen zu können, muß zum Schluß selbst zum Schwert greifen, um des Ansehens in den eigenen Reihen Herr werden zu können. So stirbt Prokop in der Schlacht, die er mit sich selbst zu führen hat und in der er, trotz Wollens, unterliegen muß.

Wenn der religiöse Reformator Prokop vom allgemeinen Priestertum unter den Menschen, von seinem Wunsch, die Ewigkeit in der Zeitlichkeit zu verwirklichen, spricht, so schwingt in solchen Reden unbehindert viel alttestamentliches Gut mit. Die Judenfrage der damaligen Zeit (1431—1434) wird in einigen charakteristischen Bemerkungen gestreift. Als der Anführer der Adligen seinen Standesgenossen den Vorschlag macht, aus taktischen Gründen freiwillig auf die Abgaben der Bauern zu verzichten, sagt einer der großen Herren: „Demnach wäre ich gezwungen, in gewissen Städten und Gemeinden

Judenverfolgungen zu veranstalten. Tüt mir Leid um die Juden. Sie zaubern Geld und sondern sich ab. Weid's gefällt mir.“ Und demselben Anführer wird aus dem Kreis seiner Kameraden als Anerkennung für seine schlaue Politik geantwortet: „Für einen Grafen bist du verdächtig gerissen. In die erhabene Reihe deiner Ahnen scheint sich ein Jud eingeschlichen zu haben.“ Sind das wirklich nur schnurrige Ideen von Vertretern einer bestimmten Kaste des 17. Jahrhunderts? Das Werk atmet überall stärkste Lebensnähe, weil Werfel es auch in dieser Tragödie versteht, im Gewande eines klar umrissenen Geschehens Fragen von endgültiger religiöser Bedeutung aufzurollen und zu klären.  
Dr. Hugo Hahn (Essen).

## Franz Werfels Judentum

Rh. 47746

ALMA MAHLER WERFEL  
120 EAST 73RD STREET  
NEW YORK CITY

30. März 1958

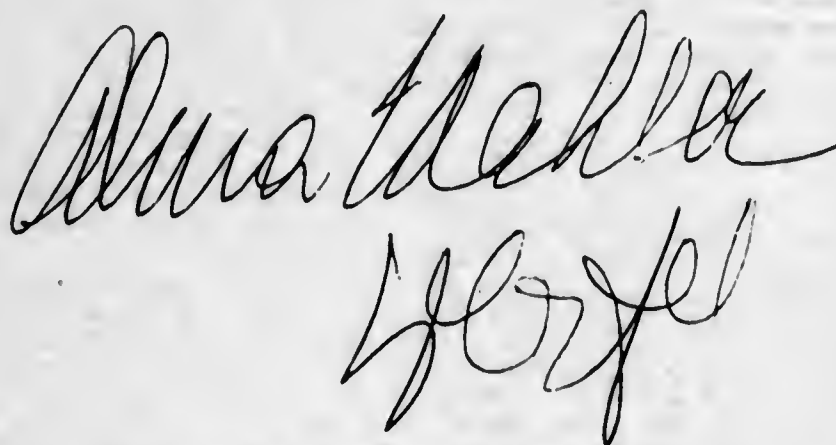
Sehr geehrter Herr Bloch,

Franz Werfel war weder Zionist noch Nationaljude - weder hat er je den katholischen Glauben angenommen noch sich "als Jude katholischen Glaubens ausgegeben." Er hat weder in Frankreich noch sonstwo die Taufe erhalten. Er hat als guter Jude gelebt und ist als guter Jude gestorben.

Ich waere Ihnen sehr verbunden, wenn Sie dazu beitragen wuerden, dass diese immer wieder auftauchenden Geruechte, die jeder Grundlage entbehren, endlich aufhoeren wuerden.

~~Beilage~~ Inliegend sende ich den Artikel aus der jüdischen Zeitung zurueck.

Mit freundlichen Grues.en



From the Archives of the LBI, N.Y.

Der oben wiedergegebene Brief von Alma Mahler Werfel, der sich im Archiv des Leo Baeck Instituts in New York befindet, stammt aus der Sammlung Rabbi Chaim Bloch. Er war in den LBI NEWS, Vol. 7, No. 1, Spring 1966 abgebildet, die vom Leo Baeck Institute in New York herausgegeben werden, mit dessen freundlicher Genehmigung wir das Faksimile veröffentlichen. Rabbi Chaim Bloch ist der Autor einer grossen Zahl von Büchern, darunter des im Jahre 1937 bei R. Löwith in Wien erschienenen Buches: „Das geliebte Land — Sagen aus Palästina“. Er wurde in dem Aufsatz von S. Cahnmann „Adolf Fischhof and his Jewish Followers“ im Jahrbuch IV (1959) des Leo Baeck Institutes erwähnt und war Schüler und Mitarbeiter, aber kein Verwandter des dort genannten Politikers und Publizisten Joseph Samuel Bloch.



Außen, 7. Dez. 1979

## Franz Werfel neuaufgelegt

Zu den "klassischen" Schriftstellern der deutschen Vor-Hitlerperiode, deren Bücher heute wieder neuaufgelegt und viel gelesen werden, gehört, neben Stefan Zweig, Carl Zuckmayer, Hugo von Hofmannsthal, Erich Maria Remarque, Max Brod und anderen auch Franz Werfel, — vielleicht sogar noch populärer als diese. Werfels wichtigste Werke liegen seit einiger Zeit auch in Taschenbuch-Format des Verlages S. Fischer vor: Werfels "Lied von Bernadette", "Die Geschwister von Neapel", "Der Abituriententag", "Verdi, Roman der Oper" und jetzt auch, soeben erschienen, "Die vierzig Tage des Musa Dagh".

## Ruhm und Nachruhm Franz Werfels

Von Roger Bauer

Nach dem einst gepriesenen «ekstatischen» Lyriker scheint nun auch der lange Zeit erfolgreiche Dramatiker und Epiker Werfel in Vergessenheit zu geraten. Ueber diese Entwicklung, deren Gründe und Hintergründe, und die bestimmenden literarischen Moden geben uns die kürzlich publizierten Essays Auskunft. Unter dem Titel «Zwischen Oben und Unten»: Prosa, Tagebücher, Aphorismen, Literarische Nachträge erschienen sie (der Herausgeber Adolf Klarmann hatte seine Vorarbeiten schon seit langem abgeschlossen) im Verlag Langen-Müller und nicht wie die früheren Bände der Gesamtausgabe beim bisherigen Verleger Werfels, S. Fischer.\* Auch dies ein Zeichen schwindenden Interesses.

Schon die Verschiedenheit der gewählten Untertitel: «Betrachtungen», «Porträts», «Reden», «Briefe», «Einleitungen», «Nachworte», verrät das Unsystematische an Werfels Denk- und Darstellungsweise. Seine literarischen Ueberlegungen (von Theorien kann kaum die Rede sein) bewegen sich im Vorfeld des poetologischen Raisonnements; sie sagen mehr aus über die moralischen und religiösen Ueberzeugungen des Dichters als über seine literarischen Grundsätze. Nicht das «Weltbild» eines Dichters interessiert ihn, sondern dessen «Gesinnung» und «Vision». Und dieselben Massstäbe legt er bei der Beurteilung des eigenen Werkes an: «Hat meine Gestaltung unrecht, so hat meine Vision recht. Ins Wort rufen heisst in die Lüge rufen. Die Vision aber ist ein unverlierbares Gewässer, das seinen Nächten und Frühstunden treu bleibt...»

### BILD DES DICHTERS

Eindeutig gab die Lyrik der Frühzeit derartige «Gesichte» wieder, Gesichte, die — um eine Formulierung Kurt Wolffs abzuwandeln — Werfel unter die «Poet[en] schlechthin» einreihen: «Dichter, Seher, Kind war er: blind für die Wirklichkeit, linksich, unbeholfen, ungeschickt, erfüllt von Versen und Musik.» So sahen ihn, neben Wolff und Kurt Pinthus, damals auch Rilke und — vor der dramatischen Trennung vom ehemaligen Freund — Karl Kraus.

Es spricht für Werfel, für seine Natürlichkeit und Spontanität, dass er seine Gedichte nie kommentierte. In den «Betrachtungen», «Porträts» usw. rechtfertigt er seine Art nur indirekt: indem er bei anderen aufdeckt und lobt, was für ihn selbst von Bedeutung ist.

In «Begegnung mit Rilke» (aus dem Jahr 1927) schreibt er nach einer devoten Verneigung vor dem kurz zuvor verstorbenen «Meister»: «Dichter sein — das war etwas Religiöses, Gnade jenseits alles Willens...» Und im Nachruf auf Hofmannsthal wird dieser «einer der allerletzten Dichter im heilig-antiken Sinn» genannt: ein «träumender Genius», ein «Seraph», ein «Bote fremder Mächte in unserer Mitte». Wegen der ihm eigenen «Produktivität der Innerlichkeit», «Liebesfähigkeit und Identifikationskraft» scheint für Werfel jedoch Gerhart Hauptmann der Dichter *ka' exochen* gewesen zu sein. 1922, anlässlich des 60. Geburtstages, feiert Werfel Hauptmanns «homerische Blindheit» und «mythischen Schlummer». Zehn Jahre später heisst es: «Hauptmann hat mit unerschrockener Zauberhand an den Schmerz der Welt geführt; er erbarmte sich des Leidens, das in der Schöpfung eingesprengt ist». Gelobt wird nun Hauptmanns demiurgische Kraft, die jenseits steht von jeder Kunst und jedem Können.

Einheit des Dichters mit allen Kreaturen und Verbundenheit der Dichter untereinander sind komplementäre Vorstellungen. Aber gerade dieses Sichauflösen in der ewigen Poesie und das absolute Solidarisieren mit den Freunden und Mitstreitern — in Prag, in Leipzig, in Wien — mussten denen missfallen, die sich bewusst abseits hielten wie Karl Kraus und später Robert Musil... Mit der Figur des Dichters Feuermaul karikierte dieser ganz offen ein derart naives Dichterideal.

### DISTANZIERUNG VOM EXPRESSIONISMUS

Im «Mann ohne Eigenschaften» wird Werfel — mit Thomas Mann, Stefan Zweig, Lion Feuchtwanger — unter die «erfolgreichen Schriftsteller» und «Pseudodichter» eingeordnet, die «eine göttliche Inspiration in Anspruch nehmen»: ein Anspruch, den der strenge Analytiker Musil nur als Konfusion und Verlogenheit interpretieren kann. In der von Feuermaul immer wieder verkündeten Liebe zum «Menschen» sieht er ein ebenso gefährliches Hirngespinnst wie in der Verachtung «des undeutschen Mannes» durch den Gegenspieler mit dem teutonischen Namen Hans Sepp.

Wie berechtigt Musils Kritik auch sein mag, der Historiker darf nicht übersehen, dass sich Werfel selbst bald vom expressionistischen Clan löste und seine irenische Menschheitsschwärmerei reduzierte.

Im Drama «Spiegelmensch» (1920) — in einem Werk also, dessen Form und Thematik sehr «expressionistisch» sind — werden die Expressionisten sogar verspottet: Spiegelmenschs erste Worte nach seiner Erweckung zum Leben wie seine letzten liefern eine karikierende Illustration des damaligen ekstatischen Stils. Und im selbstverfassten Kommentar dazu wird dann der Expressionismus sogar ausdrücklich abgetan als erneuerte «schwulstige Poesie»... (1921).

Aber selbst noch der späte Werfel spricht sehr distanziert von seinen frühen Schwärmereien. Folgende Stelle aus den «Theologumena» (aus

\* Franz Werfel: Zwischen Oben und Unten, Aufsätze, Aphorismen, Tagebücher, Literarische Nachträge. Verlag Langen-Müller, München.

den vierziger Jahren) ist eine aufrichtige Selbstkritik:

«Das Traumhafte als Kunstform, die Assoziationsflucht, das kühn Zusammenhanglose, die Neigung zu Echolalien, das Herumlöffeln im assonierenden Wortbrei, all das in seiner verstockten Entferntheit vom strengen Logos ist der letzte künstlerische Schlupfwinkel des Nihilismus, oft sogar unter dem Vorwand, ihn überwunden zu haben.»

Diese Einsicht erklärt zugleich das allmähliche Verstummen des Lyrikers Werfel: er schreibt immer weniger Gedichte und vor allem keine mehr in der alten Manier.

### MYSTERIENSPIEL

Die in den zwanziger Jahren erfolgte Wandlung der lyrischen Sprache in Deutschland, der Sieg des «knappen Wortes» über die «absolute Sprache» («Begegnung mit Rilke», 1927), die «Sachlichkeits- und Aktualitätsbewegung» («Hofmannsthal Tod», 1929) waren für Werfel keine möglichen Lösungen. Zwar stellt er weiter die alte Frage vom Ich und von der Welt und der Versöhnung beider, aber er bedient sich dabei nur komplizierterer Formen als derjenigen der direkten lyrischen Konfession. Die dramatischen und bald auch epischen Versuche Werfels illustrieren somit eine Entwicklung, die vergleichbar ist mit der Hofmannsthal's, der sich schon sehr früh für das Drama — das heisst das «Allomatische» oder «Soziale» — entschieden hatte. Es ist bezeichnend, dass bereits im Kommentar zum Drama «Spiegelmensch» nicht nur die dramatische Form über die lyrische gestellt wird. Werfel plädiert nun sogar für eine Ablösung des Konfliktdramas (in dem Individuum gegen Individuum steht durch ein erneuertes Mysterienspiel. Dort bleibt dem Individuum die absolute Katastrophe erspart und es wird ihm der Ausweg gezeigt: die Rettung durch «Umkehr, Konversion, Wiedergeburt». Die Versöhnung des Ich mit der Welt findet in einem Traumreich statt: sie kann nur noch als «Mysterium» erahnt und erhofft werden.

Auffallend ist die Verwandtschaft solcher Gedankengänge mit denen der Autoren (und Historiker), die um dieselbe Zeit die «barocke» Konstante in der österreichischen Kunst entdecken. Werfels oft wiederholte Bewunderung für Lenau, Raimund, Stifter, Grillparzer — er nennt sie die vier «dämonischen Erscheinungen» der österreichischen Literatur — steht in diesem Zusammenhang; an Hofmannsthal und vor allem an Hermann Bahr fühlt man sich erinnert, wenn auch Werfel von den lateinischen, romanischen und slawischen Wurzeln Oesterreichs schwärmt oder gar von der österreichischen Kultur als einer «gegenreformatorischen»: der «protestantisch-norddeutschen entgegengesetzten».

Zum Komplex der neuen Barockbegeisterung gehört auch Werfels Vorliebe für das paradigmatische (er sagt bereits das «epische») Lehrstück. Schon der 1913 (im ersten Heft der Reihe «Jüngster Tag») publizierte Dialog zwischen Dichter, Satan und Erzengel fällt unter diese Kategorie, und um das exemplarisch lehrhafte Theater geht es noch im Aufsatz «Historisches Drama und Gegenwart» von 1930. Werfel sieht nun den Vorzug dieser Gattung darin, dass sie eine gewisse Wahrheit wiedergibt (dargestellt werden «historische» Ereignisse) und dass sie zugleich die «Kraft des Gleichnisses» besitzt. Das Hussitenstück «Das Reich Gottes in Böhmen» (1930) handelt vor allem vom ewigen «Gegensatz zwischen Empörung und Glauben, Bewegung und Ruhe»: das Geschichtsdrama wird zum philosophischen Ideendrama!

### ZEUGEN DES ABSOLUTEN

Die ersten lyrischen Sammlungen Werfels trugen Titel wie: «Der Weltfreund» (1911); «Wir sind» (1913); «Einander» (1915); sie enthielten Verse wie: «Mein einziger Wunsch ist, dir o Mensch verwandt zu sein»; sie sprechen vom «Glück, o auf der Welt [zu] sein»... In diesen frühen Gedichten, den Kosmos und die Menschen preisend, war die äussere Welt zugleich Spiegel (Entsprechung) und Rechtfertigung der inneren Freude. An die Stelle dieses beglückenden Kommunizierens mit der Schöpfung tritt, in den späteren Gedichten, ein wehmütig zaghaftes Suchen nach Spuren jenes seligen Urzustandes. Das Mitfühlen mit der ganzen Welt schrumpft zu einer Sympathie mit Teilen dieser Welt: mit dem Aushilfsschneider Mrázek, mit Herrn Wávra, dem alten Kutscher («Ballade vom Winterfrost»); «Eine Prager Ballade», oder mit der Schauspielerin Maria Immisch, die einst vor dem Fünfzehnjährigen Schillers grosse Rollen spielte:

«Der Lenz Maria Immisch hiess,  
Der mir den Weg zur Ferne wies  
Sie war der Lenz. Ich stand in Blüte.» (um 1943)

Ähnlich einfache, demütige Zeugen des Absoluten sind die Helden der späten Romane und Erzählungen. Dass diese Wandlung oder Akzentverschiebung bewusst geschieht, ergibt sich unter anderem aus folgender, an Kafka mahrender Glosse, die in der amerikanischen Ausgabe von «Twilight of a World» (New York, 1937) in die Lektüre von «Der Tod des Kleinbürgers» einführt:

«Der Leser lernt nun einen wirklichen Helden kennen und einen sinnbildhaften Mann. Der Held gehörte einst dem silberblitzenden und pelzverbrämten Geschlecht der imperialen Türhüter an, er war ein würdiger Teil des Ganzen, ein dienendes Glied des Reiches, ein Baustein der Weltordnung. Die Weltordnung ist zusammengebrochen.»

Von diesem Zusammenbruch und zugleich von der rettenden Präsenz der Dienenden, die

Zeugnis ablegen vom ewigen Reich, berichten die späten grossen Romane.

### FORSPRECHER ENTRECHTETER VÖLKER

In der Prosa wie im Vers wird die Sympathiekräft des Dichters zum Massstab seines Wertes. Und weil in diesem Zusammenhang die traditionellen Gattungsunterscheidungen keine Geltung haben, ist es erlaubt, hier die Vorrede zu den «Schlesischen Liedern» des Petr Bezruč zu zitieren. (Diese Schrift entstand 1916, stammt also noch aus der ekstatischen Periode.) Werfel plädiert hier zum erstenmal für eine engagierte Literatur zugunsten der unterdrückten Völker. Als Mährler hat Bezruč das Los seiner in der polnisch-deutschen Diaspora lebenden Landsleute beklagt. Aber der sich für die entrechteten Völker einsetzende Dichter muss diesen nicht angehören: «Unser Herz fühlt connational mit allen Unterdrückten aller Völker.» Allein dieses «Gefühl», dieses offene Sympathisieren ist wichtig: «Die Unterdrückung ist der unendliche Stoff für den Dichter. Denn hier werden die gewaltigsten schöpferischen Kräfte des Menschen angerührt. Erbarmen und Zorn, von der kleineren wärmenden Flamme des Mitleids bis zum Vulkan des Irrsinn.»

Für den Prager Juden Werfel werden «östliche» Vorbilder — das böhmisch-jüdische vor allem, aber auch das Schicksal des armenischen Volkes — zum Leitmotiv:

«Niemand, der nicht selbst Teil einer Diaspora ist, kann ermessen, was es heisst, friedlos und ohne Zugehörigkeit zum Allgemeinen im Exil zu leben!» (1943)

Zwanzig Jahre nach dem Bezruč-Aufsatz — 1936 also — bewundert Werfel erneut einen «Dichter eines kleinen Volkes, eines verfolgten Volkes»: Samuel Lewin, den Sänger der jüdischen Diaspora. In seinem Roman «Und er kehrte heim» leerte Lewin «den Becher des jüdischen Schicksals». Er verschmähte es aber, «dieses sein Problem [...] mit schriller Stimme, unter Klagen und Anklagen oder mit geschüttelten Fäusten vorzutragen». Denn er glaube immer noch an die Erfüllung des einstigen «Geheisses»: «Ihr sollt mir ein Volk von Priestern sein.»

Lewin erzählt keine «Lebensstatsachen» nach, und er gehört nicht zu den Autoren, die «eine gute Fabel erfinden können und die Wirklichkeit

in sprachgewandte Wahrscheinlichkeit übersetzen». Das heisst abermals heben die Vision und die richtige Gesinnung einen Kleinen unter die Grossen. Die im Lewin-Aufsatz dargelegten Ideen waren zum Teil schon sechs Jahre vorher — 1930 — im grossen Essay über Schalom Asch abgehandelt worden. Weil Asch als «Seher des werdenden» und «Seher des Seienden, Erschauer der Wirklichkeit», als «Prophet» also, ein wirklicher Dichter war, war er zugleich mehr als ein einfacher «realistischer Schriftsteller». Wie bei Homer oder in der Bibel — oder bei Tolstoi — verbinden sich bei ihm Wirklichkeitsnähe und Pathos. (Pathos wird definiert als «der Ausdruck der Erschütterung durch das Lebenswunder».) Hinter der alltäglichen Wirklichkeit sieht und zeigt Schalom Asch eine andere Wirklichkeit, die «der göttlichen Schöpfung, die von Vergewaltigern aller Art geschändet wurde».

### TRAUM DER ERLÖSUNG

Damit ist ein Programm vorgegeben, das Werfel selbst zu erfüllen suchte: in seinen böhmischen Geschichten, in seinem armenischen Roman. Alle stehen sie aber vertretungsweise da für den jüdischen Roman, den er nie schrieb und vielleicht nicht schreiben konnte. Eine stellvertretende Rolle anderer und komplementärer Art spielt dann noch das «Lied der Bernadette», jener «jubelnde [...] Hymnus auf [den] geistigen Sinn der Welt». (Von Lewin hiess es bereits: er singe von der Diaspora!)

Dieses Lied in Prosa ist abermals ein Mysterium oder eine Vision: ein Traum von der allen Menschen verheissenen Erlösung. Aber im Grunde hängt Werfel immer noch an seinem ersten und einzigen Traum: dem des «Kindes», des «strahlenden Jünglings», des «Adolescent», des unbeholfenen, genialen «Judenbuben». (So stand es in einem Brief Rilkes an Marie von Thurn und Taxis vom Oktober 1913.) Diesen Traum träumt er weiter mit derselben Andacht und der gleichen ironielosen Selbstverständlichkeit und schreibt ihn auf mit ungebrochener Naivität. Daher die verständliche Kritik derer, die meinten, wenigstens die Mitteilung des Traumes hätte strenger unter Kontrolle gehalten werden müssen. Folgende Notiz Musils dazu darf nach Lust und Laune — in Musils Sinn oder zugunsten Werfels — gedeutet werden: «Für Werfel mein Denken unkünstlerisch; für mich seine Kunst Spielerei.»





Franz Werfel und Alma Mahler, fotografiert von Felix H. Man

## Ein Dichter, nur ein Dichter . . .

Am 10. September wäre Franz Werfel 80 Jahre alt geworden / Von Willy Haas

An Franz Werfel ist vor allem eines wichtig: daß er ganz und gar Dichter war, nichts anderes als ein Dichter, sozusagen von Kopf bis Fuß. Das scheint eine Selbstverständlichkeit zu sein, ist es aber nicht. Viele Dichter, wir möchten sagen fast alle, darunter sehr bedeutende, möchten eigentlich im Alltag etwas anderes darstellen als sie sind, zum Beispiel einen Wiener Aristokraten oder einen hohen katholischen Würdenträger oder einen Kommunisten aus einem Zentralkomitee oder . . . Es ist ihr Image.

Werfel wollte nichts sein als das, was er war — Dichter. Ein Dichter, wenn er am Schreibtisch saß, im Kaffeehaus, wo er mit Freunden diskutierte, oder wenn er in den nächtlichen Straßen Prags italienische Arien schmetterte oder seine neuen Verse deklamierte.

Das war seine Größe, aber auch — zeitlich gesehen — sein Unglück. Vor allem deshalb hat sein Nachruhm sehr gelitten; deshalb ist er heute in eine relative Vergessenheit geraten. Wie es scheint, muß der Nachruhm — wir möchten sagen die kürzere Form von Nachruhm, die etwa einige Jahrzehnte nach dem Tode andauert — von irgendeiner nichtliterarischen Seite gestützt werden, sei es die Kirche oder eine politische Partei oder eine verwandte Gruppe.

\*

Werfel hat keinen Fürsprecher für sich gehabt. Die Kommunisten warfen ihm seinen Abfall vor, die Kirche seine Ungenauigkeit im Glauben — er hätte mindestens noch zwei Romane wie „Das Lied von Bernardette“ schreiben müssen; vor allem aber hätte er der Kirche in aller Form beitreten müssen. Das tat

er nicht. An seinem Grab in Kalifornien sprach zwar ein Priester, aber er sagte ausdrücklich, daß er als ein Freund des Dichters spräche und nicht als Priester.

Nach Ende des Ersten Weltkrieges stand Werfel eine Zeitlang extremen revolutionären Gruppen nahe. Damals hielt er auf einem Wiener Platz, um den die Bankpaläste standen, eine Rede, die ihn sogar bei der Staatsanwaltschaft verdächtig machte. In Wirklichkeit ist es bewiesen, daß er den herumstehenden Massen nur predigte: „Haltet Disziplin und diese Bankpaläste werden euer sein.“ Aber das genügte, um ihn zum Kommunisten zu stempeln.

\*

Alma Mahler-Werfel war sehr böse; denn sie war eine ziemlich strenggläubige Katholikin. Also hörte Werfel bald auf, Kommunist zu sein.

Hier müßte eigentlich ein ganzes Kapitel über Alma Werfel eingefügt werden. Sie besaß eine ungeheure Macht, besonders über Künstler, die sie liebten — und deren waren einige sehr bedeutende. Sie bewährte sich als Geliebte Franz Werfels in geradezu heroischem Maßstab. Nichts wäre ihr leichter gefallen, als einfach in Wien zu bleiben und die Nazis sich nähern zu lassen, wie es fast ihre ganze Familie tat. Sie aber folgte dem Manne, den sie liebte, auf einer abenteuerlichen Flucht durch dornige Dickichte von Gefahren für ihr und sein Leben.

Einen „Virtuosen der Kindheitsdichtung“ hat Werfel ein Satiriker seiner Zeit genannt. Heute erscheinen uns auch diese seine frühen Gedichte des ersten Buches „Der Weltfreund“ wie verklärt. Es folgen die donnernden

Oden, die süßen Kantaten, die großen dichterischen Rhapsodien und Predigten seines gottmenschlichen Glaubens. Die Romane, unter ihnen „Die Geschwister von Neapel“, eine Art träumerische Realistik, wie es sie noch nie vorher oder nachher gab. Dann ein Prosaepos „Die 40 Tage des Musa Dagh“, ein Epos des lautlosen Heroismus in der Schar der todgeweihten Armenier, die von den Türken verschickt wurden „in das Nichts“, wie der Befehl lautete. Es war wie eine Prophezeiung der Judenvernichtungen durch die Nazis, nur daß hier die Tapferkeit fast fehlte.

„Verdi“, der Roman der Oper, galt der Erfüllung einer Liebespflicht seines Herzens für den großen alten Guisepppe Verdi, der in diesem Roman in Venedig, nahe dem Palazzo Vendramin-Calergi, wo Wagner eben stirbt, herumirrt.

„Barbara oder die Frömmigkeit“ ist eine Schilderung des wilden anarchistischen Lebens nach dem ersten Weltkrieg.

\*

Auch die Dramen gelten als veraltet, darunter so unbedingt wirksame wie „Juarez und Maximilian“ und „Das Reich Gottes in Böhmen“. Hier schadete Werfel seine kräftige Bühnentechnik, wie ihm überhaupt seine überzeugende Kraft, niemals jedoch seine Schwäche in den Augen der Nachwelt geschadet hat.

Denn sagen wir es nur offen: Die achtzig Jahre, die er nur zum Teil gelebt hat, sind halb versunken in der Dämmerung der Vergänglichkeit. Wir glauben nicht, daß die letzten Jahrzehnte seit seinem Tode 1945, die Jahrzehnte des allmählichen Vergessens, das letzte Wort über ihn sein werden.

# Frankfurter Anthologie

München, 10. Jan. 1987

Franz Werfel

## Das Bleibende

Solang noch der Tatrwind leicht  
Slovakische Blumen bestreicht,  
Solang wirken Mädchen sie ein  
In trauliche Buntstickerein.

Solang noch im bayrischen Wald  
Die Axt im Morgengraun hallt,  
Solang auch der Einsame sitzt,  
Der Gott und die Heiligen schnitzt.

Solang auf ligurischer Fahrt  
Das Meer seine Fischer gewahrt,  
Solang wird am Strande es schaun  
Die spitzenklöppelnden Fraun.

Ihr Völker der Erde, mich rührt  
Das Bleibende, das ihr vollführt.  
Ich selbst, ohne Volk ohne Land,  
Stütz nun meine Stirn in die Hand.

Reinhold Grimm

## Ohne Volk, ohne Land

Wie dem jungen Rilke, so ging ihm alles rasch, allzu rasch und mühelos von der Hand. Die Bilder und Reime, die Verse und Strophen: sie ergaben sich förmlich von selber, wenn er zur Feder griff, quollen und flossen und strömten ihm über die Seiten, ganz wie er es wünschte und wollte. Ja, im Rückblick wirkt diese sprachliche Fertigkeit und Behendigkeit, diese Fülle an Worten, dieser poetisch-rhetorische Überschwang, den zu zügeln er weder die Kraft noch die Absicht hatte, manchmal schon beinahe unbewußt oder doch unbedacht, jedenfalls unkontrolliert und im tieferen Sinne unreflektiert...

Oder müßten wir eher folgern, Franz Werfels Schaffen sei lediglich überbeflissene, allzu flotte Betriebsamkeit gewesen? Zumindest Karl Kraus mokierte sich bereits darüber,

indem er, boshaft wie eh und je, seinen fruchtbaren (und so erfolgreichen) jungen Schriftstellerkollegen mit gleichsam katzbuckelndem Diensteifer, reimweis obendrein, werben und fragen ließ: „Ich bin der Dichter Werfel, ham sie ein Bederfel?“

Denn kam dieser Dichter nicht in der Tat, Gott und die Welt verreitend, jedwedem Bedürfnis nach, ja entgegen? Die Masse seines poetischen Angebots war schier erdrückend, die Promptheit seiner lyrischen Lieferungen schlechthin überwältigend. Vieles davon – namentlich aus Werfels expressionistischer Produktion mit ihren Tränenwonnen und steilen Gefühlsekstasen, wohlfeilen Bruderküssen und menschheitlichen Umarmungen – ist mittlerweile nur noch schwer genießbar. Von dem, was sich damals in solch unerschöpf-

lichem Fluß und Überfluß ergossen hat, scheint sich heute wenig als bleibend erweisen zu wollen.

Und dennoch hat gerade Werfel ein Gedicht geschrieben, das sich, inmitten der beängstigenden Red- und Empfindungsseligkeiten, der wortreich-geschäftigen, nicht selten ans Kitschige streifenden Entrückungen und Verzückungen wie ein Kalenderspruch oder ein Volkslied anhört. Seine plötzliche Schlichtheit und Kargheit, seine auf einmal fast schamhafte Scheu vor der Deklamation, die sich, erschüttert, in die reine Gebärde zurücknimmt: sie sind derart, daß diese paar stillen Strophen für mich zum Ergreifendsten zählen, was ich aus neuerer deutscher Lyrik kenne. Wo auch spräche das Wort vernehmlicher als am Rande des Schweigens? Und wer wäre beredter als der Allzuberedte, dem es die Zun-

ge zu lähmen droht?

Aber Werfels Gedicht ist nicht etwa Ausdruck seiner konkreten Exilerfahrung. Die Elegie des in Prag Geborenen, der dann in Wien lebte, ist lang vor dem „Anschluß“ Österreichs entstanden, sie weist sogar aufs einstige Österreich-Ungarn zurück. Deutlich umkreisen ihre ersten drei Strophen dessen Grenzen; nacheinander ruft sie das slawisch-magyarische, das deutsche und das romanische Element des Vielvölkerstaates ins Gedächtnis. Doch dient ihr die Donaumonarchie bloß als Zeichen für alle „Völker der Erde“.

Der hier so schmerzlich die „Stirn in die Hand“ stützt, war überall „ohne Volk ohne Land“. Er war Dichter und Jude und mithin – wie er zuletzt, nun wirklich verbannt und vertrieben, sagte – „Emigrant auf dem ganzen Planeten“. Werfels Erfahrung

war älter als Hitler. Aber trotzdem und eben darum ist auch dieses Gedicht schon ein Exilgedicht. In ihm bebte das uralte Leid des jüdischen Schicksals und zugleich die Verlorenheit und bange Fremdheit des geistigen Menschen, den das „trauliche“ Leben „rührt“, weil ihn darin „das Bleibende“ anrührt.

Ach, dieses Bleibende ist so bleibend nicht. Statt auf die Tatra braucht man nur aufs Riesengebirge, statt auf Ligurien auf die Levante zu schauen; von anderem zu schweigen. Vertreibung und schließlich Vernichtung, wohin man sich kehrt. Wahrhaft bleiben wird einzig das Leid, über dem selbst die Dichter verstummen.

Franz Werfel: *Das lyrische Werk*. Hrsg. von Adolf D. Klarmann. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1967. Geb., 34,- DM.



Damals im....

# AUFBAU

An Independent Weekly Journal to Serve the Americanization and the Interests of All Immigrants and to Combat Racial Intolerances.

Published by the GERMAN-JEWISH CLUB, INC.  
Single copies, 5¢—Subscription: \$1.00 24 copies; \$2.00 a year.

Editor: MANFRED GEORGE

## Gespräch mit Franz Werfel

Der "Advisory Board" des "Aufbau" ist wieder um ein Mitglied von Weltgeltung erweitert worden: *Franz Werfel*, der die Entwicklung des Blattes seit langem mit Aufmerksamkeit und Sympathie verfolgt, hat sich bereit erklärt, in das Komitee einzutreten, das an den Geschicken der Zeitung beratend teilnimmt. Die Unterhaltung mit dem Dichter führt daher zunächst zu der Frage, worin er die wichtigsten Aufgaben des "Aufbau" erblickt.

"Im ethischen Sinne sehe ich die

### Aufgabe des "Aufbau"

darin", erklärt Werfel, "dass er den Menschen, die in die gleiche schicksalhafte Situation geraten sind, geistig und auch praktisch durch die Schaffung von Verbindungen aller Art eine feste Stütze gibt. Ich sehe für das Blatt eine grosse Zukunft mit einer weltweiten Verbreitung. Denn es ist die einzige deutsche Zeitung, die den Kampf gegen den Nazismus zugleich mit dem Geist eines lebendigen, umfassend orientierten Blattes verbindet.

Die besondere Aufgabe besteht für mich noch in folgendem: Es fällt dem "Aufbau" wie keiner anderen Zeitung die Pflicht der Bewahrung des deutschen Kulturgutes zu. Deshalb darf er keineswegs nur ein "Jüdisches Familienblatt" sein. Er hat auch für die politischen Flüchtlinge und für die Menschen aus anderen Religionsgemeinschaften einzutreten. Er muss den geistigen Besitz mit verwalten, der seit der Aufklärungszeit bis Hitler von europäischen Menschen geschaffen worden ist. Gerade der "Aufbau" hat die Mission, jene Spannungen zu erhalten, die zu grossen Schöpfungen geführt und das Kulturleben eines ganzen Jahrhunderts geformt haben. Die Überzeugung, dass diese Pflicht erfüllt werden müsse, hat auch alle wichtigen Autoren bewogen, sich an der Arbeit für das Blatt zu beteiligen.

Der "Aufbau" muss ganz international werden: er muss seine Botschaft überallhin senden. Denn die kulturellen Kräfte, die sich in ihm sammeln, werden gerade nach dem Zusammenbruch des Nazismus von grösster Bedeutung sein!"

Das Gespräch wendet sich dem Thema zu, das allen Problemen übergeordnet ist: der Frage nach den tiefsten

### Gründen der gegenwärtigen Katastrophe

"Ich darf", beginnt Werfel, "darauf hinweisen, dass ich schon seit 1930 das Wesen der kommenden Krise dargestellt habe. In ausgedehnten Vortragsreisen sprach ich über 'Realismus und Innerlichkeit' und über 'Können wir ohne Gottesglauben leben?' — Als ich 1941 dieselben Themen behandelte, brauchte ich nichts Wesentliches zu ändern und hinzuzufügen. — Ich sehe in dem ganzen Ringen der Welt einen *Religionskrieg!* Es ist ein gigantischer Aufruhr gegen den von Israel ausgehenden Versuch, die Welt als ein geistiges Universum darzustellen und es dem Menschen zur Pflicht zu machen, die Vergeistigung und Vergöttlichung

des Individuums als das höchste Ziel des Lebens zu betrachten. Diese Ideen sind im Judentum und im Christentum als Lehre realisiert. Es ist ein

### Sklavenaufstand gegen die Moral

und nicht im Sinne Nietzsches: *der Moral!* — Millionen primitiver Menschen erwachen, die nur an die Befriedigung materieller Wünsche denken. Diese kennen ausschliesslich das Axiom: *'Fordere Du!*, anstatt *'Man fordert von Dir!*' — Unter dem Druck dieser Idee bricht die alte geistige Welt zusammen. Surrogate der Religion, wie Nationalsozialismus und Kommunismus treten an die Stelle der geschwächten Religionen. In dieser Revolution der geistigen Existenz der Menschheit liegt der wahre, tiefste Grund der Krise!"

Ich werfe ein: "Welche Aufgabe ergibt sich in diesem Ringen für die ausgewanderten Juden?"

"Das Judentum", erklärt Werfel mit Nachdruck, "hat die erste Aufgabe, sich wieder zu sammeln, sein Geschick zu meistern! Dabei darf es nicht in die Fehler der anderen verfallen. Das Schlimmste wäre es, die Fehler des Nationalsozialismus zu wiederholen, dessen Schicksal in diesem Kriege besiegelt wird.

### Für Israel bleibt die tausendjährige Sendung: Träger der Gottesidee zu sein!

Und darin sehe ich das Interessante im Phänomen des Judentums. Dieses Problem habe ich übrigens schon vor Jahren in meinem Roman 'Höret die Stimme' behandelt."

Bei der Erwähnung dieses Buches gleitet die Unterhaltung zu dem neuen Werk Werfels hinüber.

"*Das Lied von Bernadette*" ist das künstlerische Ergebnis eines Gelübdes. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs musste Werfel mit seiner Frau seine Zurückgezogenheit in der Grauen Mühle in Sanary sur Mer aufgeben. Er gelangte mit vielen Beschwerden nach Lourdes. Vom englischen Sender hörte er die Nachricht von seiner Erschiessung verkündet. Tatsächlich war die Gestapo bereits auf seiner Spur. In jener schlimmen seelischen Verfassung hat ihn der Zauber dieser merkwürdigen Stätte gepackt. Werfel lernt die Lebensgeschichte der kleinen seherischen Bernadette Soubirous kennen und gibt sich selbst das Versprechen, dass, falls es ihm und seiner Frau gelingt, die rettende Küste Amerikas zu erreichen, das erste Werk dort dieser jungen Heiligen gewidmet sein solle.

"Es mag verwunderlich erscheinen, dass gerade ein Jude diese katholische Welt des Wunderglaubens betritt", bemerkt Franz Werfel. "Ich finde in diesen Wundern jenes geistige, mystische Element symbolisiert, ohne das das menschliche Leben verarmt und schliesslich zu jenem Zustand herabsinkt, durch den wir jetzt gehen müssen. Das Buch ist die Geschichte des Kindes, das mehr als andersieht."

Artur Holde  
30. Januar 1942

...ister konnte ich durch eine Reise nach Italien ergänzen. In den Uffizien in Florenz habe ich nach den klassischen Meistern kopiert. Auf Grund dieser Erfahrung habe ich später nach guten Reproduktionen eine Reihe Bilder nach Raffael, Murillo und Frans Hals gemalt und dabei deren Technik studiert.

Zu den Aufgaben der Kunsterziehung kehrte ich wieder zurück, nachdem ich mich zur Ableistung eines Probejahrs gemeldet hatte. In der Oberrealschule Altona-Ottensen habe ich nicht nur unterrichtet, sondern auch wertvolle Anregung empfangen. Das Krisenjahr 1928 zwang mich, Anstellungen zu suchen, was mir aber gerade zu dieser Zeit der Wirtschaftsnot nicht gelang. Das veranlaßte mich, in mein Geburtsland Argentinien zurückzugehen. Ende 1928 fuhr ich über Holland, wo ich die Sammlungen in Amsterdam und Den Haag besuchte, nach Südamerika. In Buenos Aires konnte ich mich durch eine eigene Malschule einführen. Und als an der großen deutschen Auslandsschule – der Goethe-Schule – die Stelle des Kunsterziehers frei wurde (der über 70jährige Maler von Steiger hatte dort 30 Jahre gewirkt), wurde mir dieses Amt übertragen. 13 Jahre habe ich mich an der Schule betätigt, fand aber Zeit, namentlich in den Ferien, mich mit der Malerei zu beschäftigen, und als unter der Schirmherrschaft der Deutschen Botschaft im Deutschen Klub Ausstellungen der deutschen Maler am La Plata veranstaltet wurden, habe ich mich immer daran beteiligt.

Nun aber wurden am Kriegsende alle deutschen Schulen, die Vereinsgebäude, mit ihnen der Deutsche Klub und auch die Zeitungen, beschlagnahmt, und ich verlor von einem Tag zum anderen meinen Lehrberuf und mußte mit Frau und Kind ins Landesinnere, in die Wildnis der Berge. Zuerst lebten wir auf primitivste in leeren Räumen. Eine Bambusstange ersetzte den Schrank, Kisten die Tische, Kuhschädel mit Hörnern vom Kamp unsere Sessel, eine zahme Maus unser Haustier; unsere Nahrung war Maismehl, Brunnenkresse, spanischer Klee und Löwenzahn. Es soll keine Klage sein, es ist uns alles gut bekommen.



Hans Broemmel: „Blühender Kaktus“, Ölgemälde 1965  
(Foto: Archiv Broemmel, Villa General Belgrano)

Bald konnte ich aber in der reizvollen Landschaft unseres Calamuchitals eine Reihe Gemälde schaffen, die uns einen allmählichen Aufbau ermöglichten. Rasch wurde unser Ort Villa General Belgrano von Deutschen besiedelt und entwickelte sich zu einer ansehnlichen Stadtgemeinde, was mir ermöglichte, wieder Kontakt zu finden und uns ein eigenes Heim und Atelier zu schaffen. Hier bekomme ich nun schon seit 20 Jahren Atelierbesucher, die Verständnis und Liebe zur traditionellen Kunst bewahrten.

Lore B. Foltin – John M. Spalek, Pittsburgh/Pennsylvania

## Franz Werfels literarischer Nachlaß

Franz Werfel, am 10. September 1890 in Prag geboren, nach dem Umsturz in Wien ansässig, teilte das Schicksal Tausender Europäer, die von diktatorischer Gewalt zur Flucht gezwungen wurden. Als der Hitler-Sturm Europa überschwemmte, wurde Werfel in die Neue Welt verschlagen, wo er am 26. August 1945 in Beverly Hills, Kalifornien, starb.

Der literarische Nachlaß von Franz Werfel befindet sich fast ausschließlich in den Vereinigten Staaten, und zwar an der University of California at Los Angeles, an der University of Pennsylvania in Philadelphia und an der Yale University in New Haven. Der Nachlaß enthält das Werk, das in Amerika in den Jahren 1940–1945 entstanden ist, außerdem große Teile von Werfels österreichischem Archiv, das seine Frau, Alma Mahler

Werfel, im Herbst 1947 aus Wien nach Amerika geholt hatte. Die Materialien in Yale befinden sich in dem Kurt-Wolff-Archiv und dem Theatre Guild Archiv.

### Geschichte der Archive

Drei Jahre nach dem Tode des Dichters schenkte Alma Mahler Werfel, auf Anraten ihres Freundes, Dr. Gustave O. Arlt, der University of California at Los Angeles die Schätze, die jetzt das Franz Werfel Archiv birgt. Frau Werfel war sich der Verantwortung, die auf ihr als Verwalterin des literarischen Nachlasses ihres Gemahls ruhte, wohl bewußt, und sie sprach in einem Brief an die Universität die Hoffnung aus, daß in Kalifornien

Institut für Auslandsbeziehungen

Zeitschrift für Kulturanschauung

Jg. 19, Heft 1  
Jan./März 1969





Franz Werfel (1890–1945) (Foto: Archiv der Universitätsbibliothek, Pennsylvania)

ein Zentrum der Werfel-Forschung entstehen würde. Die Gründe, warum Werfels Witwe gerade die University of California at Los Angeles wählte und warum Dr. Arlt dazu riet, waren teils ideeler, teils praktischer Natur. Kalifornien hatte dem von der Flucht erschöpften Dichter Asyl und Ruhe zu neuem Schaffen geboten, sein Spätwerk war dort entstanden, die Universität hatte ihn mit einem Ehrendoktorat ausgezeichnet; bei den Verhandlungen mit der Universitätsverwaltung und schließlich Übergabe des Materials assistierte Dr. Arlt — Kalifornien schien tatsächlich der gegebene Platz. Seit dem Jahre 1948 steht das Franz Werfel Archiv in der Universitätsbibliothek der Werfel-Forschung zur Verfügung.

Allerdings enthält dieses Archiv in Los Angeles nur einen Teil, wenn auch einen bedeutenden, des gesamten Nachlasses. Einen Großteil, einschließlich der Bibliothek Franz Werfels, nahm Alma Mahler Werfel bei ihrer Übersiedlung nach New York im Jahre 1952 mit und behielt ihn in ihrem Hause 120 East 73rd Street, New York, bis zu ihrem Tod am 11. Dezember 1964. Ihre Tochter und Alleinerbin Anna Mahler übergab den Bestand der University of Pennsylvania zur vorläufigen Aufbewahrung. Erst im Jahre 1968 änderte sie die Leihgabe auf eine Schenkung um, so daß jetzt auch dieser Teil des Nachlasses von der Forschung benutzt werden kann.

Die Werfel-Materialien, die sich im Kurt Wolff Archiv und im Theatre Guild Archiv befinden, sind nur Teile dieser aus verschiedenen Beständen zusammengesetzten Sammlungen.

Wie die folgende Beschreibung der Archivbestände zeigen wird, ist der Werfelsche Nachlaß trotz Krieg und Exil sehr reichhaltig, was hauptsächlich den Bemühungen von Alma Mahler Werfel zu verdanken ist. Dieser Bericht gibt zum erstenmal über den gesamten Nachlaß Auskunft.

### Beschreibung der Archive

#### 1. Das Franz Werfel Archiv an der University of California at Los Angeles.

Das Archiv enthält Tagebücher und Notizbücher, eigenhändige Manuskripte, Typoskripte, Briefe von und an Werfel, zahlreiche Telegramme, Zeitungsausschnitte mit Beiträgen von und über Werfel, deutsche und fremdsprachige Ausgaben seiner Werke, Bücher und Zeitschriften aus seiner Bibliothek, Drehbücher und Bearbeitungen seiner Werke, und schließlich einige Erinnerungstücke. Da Werfel bis zu seinem Tode nur deutsch schrieb, ist alles Handschriftliche in deutscher Sprache.

##### a) Tagebücher und Notizbücher

Im Archiv sind 51 Tage- und Notizbücher verschiedener Größe und verschiedenen Umfangs aus dem Zeitraum 1910–1941, wobei die Notizbücher bei weitem überwiegen. Es war Werfels Gewohnheit, seine Eintragungen von vorne und von hinten zu machen, so daß die Blätter in der Mitte der Notizbücher leer sind. Der Inhalt der Notizbücher besteht aus Geistesblitzen, Gedankenketten, Betrachtungen und Aphorismen, die dann oft in gleicher oder geänderter Form von Personen in einem Werk gesprochen werden, sowie Orts- und Namenlisten und mehr oder minder detaillierten Szenerien und Plänen zu seinen Werken. Notizen über und Entwürfe von Gedichten sind reichlich vorhanden, besonders zu „Einander“, „Der Gerichtstag“ und „Beschwörungen“. Eine Reihe von Notizbüchern enthalten Erstfassungen von Werken, z. B. „Stockleinen“, „Die schwarze Messe“, „Spielhof“, und „Pogrom“; Notizen, Entwürfe und Teilfassungen zu Dramen, z. B. „Besuch aus dem Elysium“, „Mittagsgöttin“, „Juarez und Maximilian“, „Reich Gottes in Böhmen“ und „In einer Nacht“; außerdem Vorarbeiten zu Romanen, wie „Verdi“, „Die Geschwister von Neapel“, „Die vierzig Tage des Musa Dagh“, „Jeremias. Höret die Stimme“ und „Cella“. Auch Ideen zu Werken, die nie über das Stadium des Planens hinausgelangten, sind schriftlich vermerkt. Während des Schaffens an einem Werk benutzte Werfel oft Arbeitstitel, die er bei der endgültigen Fassung des Werkes änderte. Ein Beispiel eines solchen Arbeitstitels ist „Verwirrung eines Apriltages“ für die Novelle „Eine blaßblaue Frauenschrift“ (vgl. dazu den englischen Titel „April in October“).

Was die Tagebücher betrifft, so läßt sich sagen, daß sie für eine Biographie des Dichters wertvolle Unterlagen bilden könnten. Als Beispiel sei das Tagebuch erwähnt, das Werfel einen Tag nach seinem 49. Geburtstag und am achten Tage nach Kriegsausbruch begann. In der Erinnerung scheint ihm der Anfang des Ersten Weltkrieges „naiv und ahnungslos“, verglichen mit dem Herbst des Jahres 1939. Werfel berichtet über die Verhöre bei der französischen Polizei und Gendarmerie, denen jeder Deutsche als Kommunist oder Nazi verdächtig war.

##### b) Manuskripte und Typoskripte

Die folgenden vollständigen Manuskripte von größeren Werken sind in dem Archiv aufbewahrt: „Stern der Ungeborenen“, mit dem Arbeitstitel „Reiseroman“, in drei Teilen von insgesamt 488 SS.; „Jacobowsky und der Oberst“, mit dem Arbeitstitel

„It is a long way to Saint Jean de Luze oder Jacobowsky und der Oberst“, 131 SS.; „Theologumena“, welche etwa ein Drittel des Buches „Zwischen Oben und Unten“ ausmachen.

An Typoskripten in deutscher Sprache (maschinengeschrieben und hektographiert) liegen die folgenden vor: „Der Weg der Verheißung“, 105 SS.; „Das Lied von Bernadette“, in zwei Teilen von insgesamt 654 SS.; „Jacobowsky und der Oberst“, wovon zwei Fassungen existieren, 137 SS. und 158 SS.; „Reisroman“ (siehe oben) in drei Teilen von insgesamt 760 SS.; und „Theologumena“, 145 SS.

An Typoskripten in englischer Sprache liegen vor: die Bühnenbearbeitung des Romans „The Forty Days of Musa Dagh“ von Iris English, 112 SS.; „The Eternal Road“ in der Bühnenbearbeitung von Alexander Leftwich, 129 SS.; „Embezzled Heaven“ in der Bühnenbearbeitung von Laci Bus-Fekete und Mary Helen Fay, 90 SS. Von „The Song of Bernadette“ eine verkürzte Fassung von Charlotte Dieterle, 69 SS., sowie drei Drehbuchfassungen von George Seaton, 232 SS., 166 SS. und 166 SS. vorhanden. Von dem Stück „Jacobowsky and the Colonel“ liegen sechs Fassungen mit verschiedenen Untertiteln vor; die Seitenzahl variiert von 125 zu 144 SS. Die späteste Fassung heißt „Jacobowsky and the Colonel. Comedy of a Tragedy. In Three Acts. The Original Play by Franz Werfel. Translated by Gustave O. Arlt“. Der Roman „Star of the Unborn“ ist ebenfalls in der Übersetzung von Gustave O. Arlt, in drei Teilen von insgesamt 767 SS., da.

An Manuskripten zu kleineren Werken ist das Archiv reich, wobei die Handschriften und Typoskripte zu Werfels essayistischem Werk den größten Raum einnehmen. Die Zahl der handschriftlichen Manuskripte zu erzählenden Schriften beträgt sieben, nämlich das frühe Märchen „Der Dschin“, 1918, 20 SS., und die im Exil verfaßten Geschichten „Par l'amour“, 1938, 7 SS., „Weissenstein, der Weltverbesserer“, 1939, 8 SS., und „Die wahre Geschichte vom wiederhergestellten Kreuz“, 1942, 22 SS. Auch zwei Erzählungen, deren Veröffentlichung Werfel ausdrücklich verbot, „Die Katze“, 1906, 9 SS., und „Das traurige Lokal“, 1912, 7 SS., findet man unter den Handschriften. An Typoskripten lagern 25 im Archiv von insgesamt 350 SS., darunter das Romanfragment „Die schwarze Messe“, 1919, 61 SS., „Der Arzt von Wien“, 1938, 8 SS., „Geza de Varsany oder Wann wirst du endlich eine Seele bekommen“, 1944, 27 SS., und „Ein wichtiges Erlebnis beim Hochschwebenden“, 8 SS., welches die Originalfassung dieser Episode im 15. Kapitel des Romans „Stern der Ungeborenen“ darstellt.

Über 400 handgeschriebene Seiten, die 36 essayistische Einzelwerke darstellen, findet man in dem Archiv, darunter eine Vortragsfassung zu „Können wir ohne Gottesglauben leben?“ unter dem Titel „Kann die Menschheit ohne Religion leben?“, 1932, 17 SS., „Stefan Zweigs Tod“, 1940, 6 SS., „Gustav Mahler (Zur Einführung in den Mahler-Zyklus der N. B. C.)“, 1941, 2 SS., und „Max Reinhardt zum 9. September 1943“, 3 SS. Das Archiv enthält außerdem 24 Typoskripte von Essays auf 300 Seiten, z. B.



Franz-Werfel-Archiv an der University of California in Los Angeles, 1968  
(Foto: Photographic Service University of California Library, Los Angeles)



„Beim Anblick eines Toten“, 1938, 11 SS., „Heimkehr ins Reich“, 1938, 6 SS., „Nur ein Weg zur deutschen Rettung“ in zwei Fassungen, 1945, 3 bzw. 2 SS.

#### c) Gedichte

Über 200 handgeschriebene und über 200 maschinengeschriebene Blätter mit verschiedenen Fassungen von Gedichten befinden sich im Archiv, außerdem holländische und englische Übersetzungen auf ungefähr 100 Seiten in Maschinenschrift.

#### d) Dramenfragmente und Szenarien

An Handschriftlichem ist folgendes vorhanden: 14 Blätter zu „Schweiger“; 42 Blätter zu „Paulus unter den Juden“; 58 Blätter betitelt „Inszenierungsübersicht für das Bibelspiel ‚Der Weg der Verheißung‘“; und 28 Blätter zu „Jacobowsky und der Oberst“. Alle diese Blätter sind verschiedener Größe und enthalten neben Dialogfragmenten auch Notizen und Zeichnungen. Als Typoskript ist nur „Der Berg des Beginns. Festkantate mit Szene und Tanz“ auf 19 Blättern da.

#### e) Briefe von Werfel

Das Archiv birgt etwa 500 Korrespondenzstücke von Werfel. Davon sind 265 an Alma gerichtet: handgeschriebene, meist undatierte Briefe, außerdem mehrere Postkarten und zahlreiche Telegramme aus dem Zeitraum 1918–1945. Gottfried Berman-Fischer, der Werfels Werke im Exil in Schweden verlegte, ist der Empfänger vieler Briefe, von denen das Archiv nur die Durchschläge enthält. Auch die Briefe an Laci Bus-Fekete, der Werfels „Der veruntreute Himmel“ für die amerikanische Bühne bearbeitete und mit dem Werfel hauptsächlich dramaturgische Fragen besprach, sind im Durchschlag da. Dasselbe gilt von den Briefen, die Werfel an seinen Schwager, Herbert Fuchs-Robetin richtete, welcher Werfels Ausgaben in England betreute.

Besonders reich dokumentiert ist in Briefen und Telegrammen das Schicksal des Theaterstückes „Jacobowsky und der Oberst“ und seiner amerikanischen Inszenierung. Werfel schrieb das Stück sehr rasch und war stolz darauf. Der zuerst in Aussicht genommene Titel war „It is a long way to Saint Jean de Luze oder Jacobowsky und der Oberst“. Für die amerikanische Bühne sollte das Stück zuerst von Clifford Odets bearbeitet werden, der nach Werfels Meinung nicht genügend Verständnis für das Werk aufbrachte. Sam N. Behrman, wie Odets ein bekannter amerikanischer Dramatiker, machte das Stück bühnenfertig, und in seiner Fassung wurde es aufgeführt. Das amerikanische Publikum sah es zuerst in Philadelphia, dann am 14. März 1944 im Martin Beck Theatre in New York, wo es von der Theatre Guild aufgeführt wurde. Die seitenlangen Telegramme, die zwischen der Ostküste, wo für „Jacobowsky“ geprobt wurde, und der Westküste, wo Werfel lebte, hin und her gingen, könnten dem Theaterwissenschaftler eine Quelle der Information bieten. Werfel selbst nannte das Schicksal des Stückes „nicht weniger abenteuerlich als das seines Helden“. Ferner enthält das Archiv Briefe an den österreichischen Schriftsteller Friedrich Torberg und Entwürfe seiner Korrespondenz mit Edith Abercrombie Snow, der Übersetzerin seiner Gedichte ins Amerikanische.

#### f) Briefe an Werfel

Unter den mehr als 300 Briefen an Werfel taucht mancher berühmte Name auf, z. B. Hermann Bahr, Alban Berg, Hermann Borchardt, Alfred Döblin, Ludwig Fulda, Willy Haas, Hugo von Hofmannsthal, Annette Kolb, Else Lasker-Schüler, Jacques Maritain, Erich Mühsam, Arthur Schnitzler, Francis Kardinal Spellman, Friedrich Torberg, Johannes Urzidil, F. C. Weiskopf, Anton Wildgans, Arnold Zweig und Stefan Zweig.

Abgesehen von diesen Briefen prominenter Persönlichkeiten erhielt Werfel Zuschriften von vielen Menschen aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen, die einfach ihrer Bewunderung oder ihrem Dank Ausdruck verliehen. Diese Briefe von jungen Mädchen, Pensionären, Studenten, Lehrern, Künstlern, Mönchen, Nonnen, Invaliden sind lebendiges Zeugnis dafür, daß Werfel in den weitesten Kreisen eine Leserschaft fand.

Man könnte über die Briefe, die an Werfel geschrieben wurden und die im Archiv aufbewahrt sind, allein einen ganzen Artikel schreiben. Besonders nach dem kolossalen Erfolg des Romans „Das Lied von Bernadette“ wurde der Dichter von den verschiedenartigsten Organisationen als der ihre in Anspruch genommen. Daß sich katholische Organisationen bemühten, ihn als Patron und Ehrenmitglied zu haben, versteht man. Aber auch eine griechische Organisation ersuchte den unerschrockenen Kämpfer für Freiheit und Demokratie, ihre Sache zu fördern, und der gut-herzige Werfel tat es.

Ehe die Verfilmung von „Das Lied von Bernadette“ begann, wurde bekannt, daß die 20th Century Filmgesellschaft ein „neues Gesicht“ für die Rolle der Bernadette suche. Sogleich wandten sich zahlreiche Aspirantinnen sowie deren Mütter und Gönner an Werfel, er möchte seine schirmende Hand über diese und jene junge, sehr talentierte (das versteht sich!) Dame halten und ihr zu dieser Rolle verhelfen.

Es ist begreiflich, daß Menschen, die „Bernadette“ und „Zwischen oben und unten“, das englisch schon im Jahre 1944 unter dem Titel „Between Heaven and Earth“ erschien, gelesen hatten, ihn je nach ihrer eigenen religiösen Überzeugung mit Glückwünschen überhäuferten oder mit Strafpredigten beleidigten. Die Flut solcher Briefe wurde immer dann stärker, wenn in einer Zeitung die falsche Nachricht auftauchte, Werfel habe sich zum katholischen Glauben bekehrt. Der aufmerksame Leser seiner Werke hätte wohl wissen müssen, warum Werfel einen Konfessionswechsel unmöglich fand, trotzdem beharrte dieses Gerücht. Juden beschuldigten daraufhin Werfel des Verrates, eine Protestantin warnte ihn mit dem Hinweis, er befinde sich in den Fängen des Antichrist, Katholiken hießen ihn freudig in ihrem Konfessionskreis willkommen.

#### g) Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften

Von Interesse für die Werfel-Forschung sind ungefähr 700 Ausschnitte, meist in englischer Sprache. Den größten Teil nehmen Rezensionen seiner Bücher, Aufführungen seiner Theaterstücke und Verfilmungen seiner Werke ein: 250 betreffen „Bernadette“, 100 „Jacobowsky“, 80 „Zwischen oben und unten“, 70 „Der veruntreute Himmel“, 50 enthalten Beiträge von Werfel. Etwa 60 sind Artikel über Werfel und bestehen teils aus Interviews, teils aus Berichten über seine nicht-literarische Tätigkeit. So erfahren wir z. B., daß Werfel eine Messe besuchte, in der für die verfolgten Juden in Frankreich gesammelt wurde, und daß er eigenhändige Manuskripte zur Verauktionierung für wohltätige Zwecke spendete.

#### h) Bestände aus Werfels Bibliothek

Weniger als 100 Bücher und Broschüren aus der Exilzeit sind in Kalifornien aufgehoben. Darunter befindet sich das Quellenmaterial zu „Stern der Ungeborenen“, ferner Schriften, die sich mit Anti-Faschismus, Pazifismus, der Zukunft des Judentums, Österreichs und des Sudetendeutschums befassen. Unter einigen Dutzenden von Zeitschriftennummern fällt es auf, daß Werfel offenbar die von Musik und Metaphysik handelnden aufhob. Werfels eigene Korrekturen in den gedruckten Exemplaren von

„Verdi“ und „Der veruntreute Himmel“ bieten wertvolle Unterlagen für textkritische Studien. Die Korrekturen des „Verdi“-Romans stellen eine Durcharbeitung für die Volksausgabe von 1930 dar.

Unter den Erinnerungsstücken seien erwähnt: das Ehrendiplom, das die University of California at Los Angeles ihm am 9. Juni 1943 verlieh, sein Schreibtisch, an dem er bis zuletzt arbeitete, zwei Bilder der heiligen Bernadette, eine blaue Flasche in Gestalt der Muttergottes aus Lourdes, sowie die von seiner Stieftochter, der Bildhauerin Anna Mahler geschaffene Totenmaske.

## 2. Das Franz Werfel Archiv an der University of Pennsylvania in Philadelphia

Da dieses Archiv erst im Februar 1968 der University of Pennsylvania übergeben wurde, ist es noch nicht endgültig geordnet. Aus diesem Grunde kann es derzeit nicht detailliert besprochen werden. Es enthält Materialien, die sowohl Franz Werfel betreffen als auch Alma Mahler Werfel. In dem Archiv sind eigenhändige Manuskripte von Werfels größeren Werken, einige wenige Typoskripte derselben, eigenhändige Handschriften kleinerer Werke, Bearbeitungen mancher Werke für die Bühne und den Film, über 5000 Korrespondenzstücke, einige hundert Photographien sowie die Bibliothek, die ihm und seiner Gattin gehörte.

### a) Manuskripte und Typoskripte

Das Wertvollste für die Werfel-Forschung sind wohl die eigenhändigen Manuskripte von Werfels großen Werken, viele in letzter Reinschrift und gebunden. An Dramen: „Spiegelmensch. Magische Trilogie. Fortsetzung des zweiten Teils. Eins ums Andre“, 1920, S. 146–292 mit einem fünfseitigen Nachtrag; „Bocksgefang. In fünf Akten“, 1921, 176 SS.; „Schweiger. Ein Trauerspiel in 3 Akten“, 1922, 124 SS.; „Juarez und Maximilian von Mexiko. Große Historie in 3 Phasen und dreizehn Bildern“, 1924, 142 SS.; „Paulus unter den Juden. Dramatische Legende in sechs Bildern“, 1926, 133 SS.; „Das Reich Gottes in Böhmen. Tragödie eines Führers in drei Teilen. 1ter Band“, 1930, 104 SS.; „Der Weg der Verheißung. Ein Bibelspiel“, 1934, 76 SS.; und „Jacobowsky und der Oberst. Komödie einer Tragödie in 3 Akten (3te Fassung)“, 1943, 172 SS.

An Prosawerken: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. Novelle. Fortsetzung“, 1920, S. 59–230; zwei Fassungen des „Verdi“-Romans, 1923, 914 bzw. 726 SS.; „Der Tod des Kleinbürgers (1te Niederschrift) Skizze“, 1926, 76 SS.; „Die Entfremdung/Die Liebe der Schwester“, 87 SS.; „Geheimnis eines Menschen“, 71 SS.; und „Novellen“ (darin „Die Hotelreppe“, 40 SS., „Barbieri“, 19 SS., „Die Liebe der Schwester“, 79 SS., „Das Trauerhaus“, 63 SS.), alle 1927; zwei Niederschriften von „Barbara oder die Frömmigkeit“, die erste Fassung mit dem Untertitel „Erzählung in 4 Fragmenten. 1ter Entwurf“ und die zweite mit dem Untertitel „Ein Leben in Vier Fragmenten. Roman. Die II Niederschrift“, beide 1929, 651 bzw. 777 SS.; „Kleine Verhältnisse. Erzählung“, 1930, mit dem Vermerk „Aus dem geplanten mehrbändigen Zyklus ‚Die Lebensalter‘“, 70 SS.; „Die vierzig Tage des Musa Dagh. Roman“, 1933, 888 SS.; „Jeremias. Höret die Stimme“, 1936, mit den folgenden provisorischen Titeln: „Der Kündler des Herrn“, „Die Furchtbare Stimme“, „Der Goldweider“ und „Der ewige Jäger“; das Romanfragment „Cella oder Die Überwinder“, 1939, 281 SS.; „Eine blaßblaue Frauenschrift“, hier noch unter dem Titel „Wirrnisse eines Oktobertags“, 1940, 70 SS.; „Das Lied der Bernadette“, 1941, 530 SS.

Die folgenden Typoskripte befinden sich in dem Archiv: „Cella“,

317 SS., und ein unvollständiges frühes Typoskript von „Spiegelmensch“, 88 SS. An englischen Bearbeitungen zu Werfels Werken liegen vor: „Mirror Man. Magic Trilogy“, übersetzt und bearbeitet von Gustave Arlt, 167 SS.; „Maximilian and Charlotte“, von Franz Waxman, 35 SS.; eine Drehbuchfassung von „Der Tod des Kleinbürgers“ unter dem Titel „King of the Heart“ von Conrad H. Lester, 33 SS.; „The Love and Hatred of Zorah Pasha“ von Franz Werfel und Friedrich Torberg, 38 SS.; „Love and Hatred of Zorah Pasha“ von Franz Werfel, Friedrich Torberg und Angela Stewart, 129 SS.; „Forty Days of Musa Dagh“, eine Dramatisierung von Iris English, 105 SS.; und „Star of the Unborn“, Vorarbeiten zu einem Drehbuch, 62 SS.

### b) Gedichte

Über 100 Blätter mit handgeschriebenen und maschinengeschriebenen Gedichten.

### c) Notizen und Fragmente

Etwa 400 Blätter mit Notizen zu Dramen, Romanen und essayistischer Prosa, hauptsächlich in Werfels eigener Handschrift.

### d) Korrespondenz

Von Werfel selbst findet man in dem Archiv verhältnismäßig wenige Stücke (meist Entwürfe und Durchschläge). Der größte Teil der voluminösen Korrespondenz ist an Alma Mahler Werfel gerichtet, einige hundert Briefe gemeinsam an Franz und Alma, schließlich ein Teil an Franz allein. Unter den Korrespondenten befindet sich eine Vielzahl bedeutender Persönlichkeiten: Alban Berg, Hermann Borchardt, Max Brod, Martin Buber, Franz Theodor Csokor, Marlene Dietrich, Walter Gropius, George Grosz, Willy Haas, James Joyce, Franz Kafka, Otto Klemperer, Oskar Kokoschka, Annette Kolb, Else Lasker-Schüler, Emil Ludwig, Gustav Mahler, Thomas Mann, Heinrich Mann, Klaus Mann, Darius Milhaud, Dimitri Mitropoulos, Alfred Neumann, Hans Pfitzner, Max Reinhardt, Luise Rinser, Felix Salten, Arnold Schönberg, Kurt von Schuschnigg, Richard Strauss, Igor Stravinsky, Julius Tandler, Ernst Toch, Ernst Toller, Friedrich Torberg, Fritz von Unruh, Bruno Walter, Jakob Wassermann, Anton von Webern, Thornton Wilder, Alexander von Zemlinsky, Carl Zuckmayer, Stefan Zweig.

### e) Bibliothek

Ursprünglich bestand die Bibliothek aus 5000 Büchern, von denen etwa 1200 in das Archiv aufgenommen wurden. In dieser Zahl sind 165 deutsche und fremdsprachige Ausgaben der Werke Franz Werfels eingeschlossen. Einen Großteil der Bibliothek nehmen Widmungsexemplare anderer Autoren ein. Die Bibliothek umfaßt ausschließlich Werke aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Erwähnenswert ist das Manuskript „Franz Werfel. Versuch einer Zeitspiegelung“ von Richard Specht mit einer Widmung des Verfassers. Ferner liegt eine Dokumentensammlung der Familie Werfel, bestehend aus Geburts- und Heimatscheinen, französischen Ausweisen u. dgl. m. vor.

## 3. Das Kurt Wolff Archiv in der Beinecke Rare Books And Manuscripts Library, Yale University

Dieses Archiv besteht aus Korrespondenzstücken, handschriftlichen und maschinengeschriebenen Manuskripten, Vortrags- und Theaterprogrammen sowie Verträgen zwischen Franz Werfel und dem Kurt Wolff Verlag. Wie zu erwarten, ist die aus 863 Stücken bestehende Korrespondenz hauptsächlich geschäftlicher



Natur, doch fehlt eine persönliche Note nicht. Etwa 150 handgeschriebene und getippte Briefe sind von Franz Werfel. Die Korrespondenz zwischen seinem Vater Rudolf Werfel und Kurt Wolff zählt über 100 Stück, wobei aus den Briefen des Vaters die Sorge um das finanzielle Wohlergehen seines Sohnes spricht. Etwa 25 handgeschriebene Briefe von Alma Mahler an Kurt Wolff liegen auf. Der restliche Teil der Korrespondenz setzt sich aus etwa 150 Telegrammen, Briefen von Martin Buber und Gustav Landauer, Werfels Schwester Albine, sowie Verlagskorrespondenz zusammen. An Handschriften enthält das Archiv „Die Troerinnen des Euripides. Ausgewählte Szenen für die Weißen Blätter“, 1914, 41 SS., Gedichte aus „Wir sind“ und „Gerichtstag“, 50 handgeschriebene und 16 maschinengeschriebene Blätter.

4. Das Theatre Guild Archiv in der Beinecke Rare Books And Manuscripts Library, Yale University

Die Theatre Guild war die angesehenste amerikanische Theatergesellschaft, die dem amerikanischen Publikum sehr oft europäische Autoren vorstellte. Werfel war im Zeitraum 1926–1944 mit vier Inszenierungen vertreten („Goat Song“, „Juarez and Maximilian“, „Jacobowsky and the Colonel“ und „Embezzled Heaven“). Die Unterlagen zu diesen Inszenierungen (Bühnenbearbeitung, Regiebücher, Entwürfe für das Bühnenbild) und die Kostüme, Rezensionssammlungen, Programme, Photographien, Theaterkorrespondenz) sind da. Aus der wohl vollständigen Sammlung von Rezensionen (etwa 4000) ist genau ersichtlich, wie Werfels Theaterstücke in Amerika von der Kritik beurteilt und vom Publikum aufgenommen wurden.

5. Die Bestände in der Research Library for the Performing Arts in Lincoln Center (ein Teil der New York Public Library) in New York

Die folgenden Werfel-Materialien sind in New York aufbewahrt: In deutscher Sprache ist ein Typoskript der dritten Fassung von „Jacobowsky“ vorhanden, ferner englische Typoskripte und Regiebücher der folgenden Dramen: „Schweiger“, in der Bearbeitung von Jack Charash; „Juarez und Maximilian“; „Paul among the Jews“ und „God's Kingdom in Bohemia“, in der Übertragung von Ruth Langer; und „Jacobowsky and the Colonel“ in der Bearbeitung von S. N. Behrman. Eine große Zahl von Photographien, etwa 200 Zeitungsausschnitte und einige Programme vervollständigen das Bild dieser Sammlung.

6. Die Bestände in der Bibliothek der Academy of the Motion Pictures in Los Angeles.

In der umfangreichen Sammlung von Zeitungsmaterialien findet man etwa 100 Ausschnitte über die Filme „Juarez“, „The Song of Bernadette“, „Me and the Colonel“, sowie Zeitungsaufsätze über die mehrmals geplante aber nie ausgeführte Verfilmung von „Musa Dagh“.

7. Einige Briefe Werfels sind in der Sammlung des Leo Baeck Instituts in New York. Das Yivo Institute for Jewish Research, ebenfalls in New York, besitzt die Handschrift von „Begegnung über einer Schlucht“, 3 SS. Einige Materialien zu „Der Weg der Verheißung“ befinden sich in der Max Reinhardt Sammlung an der State University of New York at Binghamton.

8. Soweit uns bekannt ist, sind die folgenden Personen Eigentümer von Handschriften und anderen Materialien. Werfel schenkte Dr. Gustave O. Arlt, Washington, D. C., die Reinschrift von „Jacobowsky“, ferner besitzt dieser etwa 15 Briefe und Unterlagen zu dem Stück. Dr. Adolf D. Klarmann, Philadelphia, Pennsylvania, der Herausgeber von Werfels Gesammelten Werken, ist der Eigentümer vieler Materialien, die seiner langjährigen Freundschaft mit dem Dichter und der Beschäftigung mit dessen Oeuvre entstammen. Prof. Meyer Krakowski, Los Angeles, empfing von Werfel als Geschenk Manuskripte von Gedichten, erhielt Briefe, und er besitzt die Originalplatten, auf denen Werfel kurz vor seinem Tode Gedichte las. Dr. Conrad Lester, ebenfalls in Los Angeles wohnhaft, besitzt einige Gedichtmanuskripte.

9. Außerhalb der Vereinigten Staaten gibt es Materialien in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, und zwar die Handschrift von „Juarez und Maximilian“, ein Werk, für welches Werfel der Österreichische Staatspreis verliehen wurde. In der Sammlung Stefan Zweig, ebenfalls in der Österreichischen Nationalbibliothek, ist die Handschrift des Dramas „Euripides oder Über den Krieg“, datiert Prag, Dezember 1914, mit dem Vermerk „Darf nie veröffentlicht werden“.

Die Wiener Stadtbibliothek besitzt die Handschrift von „Bocksgesang“, 157 SS., und eine Fassung des Prologs zu „Die Troerinnen“, 13 SS.

Das Theaterwissenschaftliche Institut der Universität Wien in der Hofburg enthält in verschiedenen Konvoluten zahlreiche Zeitungsausschnitte über Aufführungen.

In den Beständen der Akademie der Künste in West-Berlin liegen eine Personalakte und zahlreiche Rezensionen vor.

Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N. besitzt eine Handschrift von „Der Weltfreund“, außerdem siebzehn Briefe und eine große Sammlung von Zeitungs- und Zeitschriftenausschnitten mit Beiträgen von und über Werfel.

Das Institut für Theaterwissenschaft der Universität Köln im Schloß Wahn hat etwa 300 Rezensionen über Aufführungen auf deutschsprachigen Bühnen.

Schließlich sei die Jewish National and University Library in Jerusalem erwähnt, die Handschriften und Materialien verschiedener deutscher Autoren besitzt, darunter etwa 20 Blätter in Werfels Hand (Gedichte und Briefe), sowie den Umbruch von „Gerichtstag“.

**Zu Heft 4/68:**

Das Publikationsrecht für das auf Seite 273 veröffentlichte Foto von Nazim Hikmet liegt beim Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied

Bei der Abbildung der Variationen des Kreuzes von Agades auf Seite 316 wurde Ober- und Unterseite des Fotos verwechselt. Die im Bild nur als weiße Balken erkennbaren Schildchen sind jeweils unter dem durch sie bezeichneten

Kreuz angebracht; die Bilderklärung rechts neben dem Foto ist also nur dann richtig, wenn die Abb. auf Seite 316 als auf dem Kopfe stehend gesehen wird.

Wir freuen uns, mitteilen zu können, daß die Facultad de Filosofía y Letras in Rosario, Prov. de Santa Fe/Argentinien, das von Universitätsprof. Dr. Gerhard Moldenhauer dort aufgebaute Institut für Germanistik, wie uns die Tochter des Verstorbenen jetzt mitteilte, inzwischen nach ihm benannt hat.

Hamburg, 27. Aug.

1965

DIE WELT - Nr. 198 - Seite 5

## Zwischen Kindheit und Tod

Franz Werfel zum 20. Todestag

Ich mache mir nicht viele Gedanken darüber, warum das Andenken an den Dichter Franz Werfel, dessen 20. Todestag in diese Tage fällt, heute in der Dämmerung einer halbdunklen Vergessenheit dahinvegetiert. Vermutlich wird dieser oder jener seiner Romane sogar noch viel gelesen — sie sind ja fast alle auch als billige Taschenbücher erschienen. Das aber bedeutet gar nichts für eines der größten dichterischen Genies dieser Zeit und nicht nur dieser Zeit.

Die Wahrheit ist: jedes Lebenswerk, auch das des Genialsten, kann einmal durch irgendeinen Zufall in ein Loch vorübergehender Vergessenheit geraten. Hier war es vermutlich nach 1945 die scharfe Reaktion auf den Nazigeschmack, die ja eher für und keinesfalls gegen den Geschmack des deutschen Lesepublikums spricht, was ganz andere literarische Typen vorgeschoben hat. Denn die allgemeine Antipathie gegen alles, was wirklich Dichtung ist, Dichtung sans phrase und nicht nur eine versifizierte Ausrede für Nicht-Dichtung.

Man wollte zunächst das kennenlernen, was die Nazibande am schrillsten verdammt hatte, und das waren vorerst die „Asphaltliteraten“. Das Populärste, Schmissigste, Temperamentvollste in dieser Art war von Tucholsky, und eine Weile lang hatte man das Gefühl, für das Nach-Hitler-Deutschland sei Tucholsky der größte deutsche Klassiker nach Schiller und Goethe. (Er ist in der Tat einer der eminenten Publizisten nach Heinrich Heine.) Dann kam man langsam auf die Expressionisten, die „entartete Kunst“ und... wir haben ja nun umfangreiche Neuauflagen der Werke Trakls, der Else Lasker-Schüler, Däublers, und das ist ganz ausgezeichnet. Auch der Dadaismus, auf den sich vor allem die Sammler stürzten, war eine der schicksten Zeitexzentritäten der zwanziger Jahre.

Nun haßte Franz Werfel alle diese Richtungen, er hatte auch bestimmt nicht viel übrig für Georg Trakl... vielleicht doch etwas für Else Lasker-Schüler. Weder seine Gedichte noch seine großen Romane haben etwas von dem Tonfall der Epoche, dem Zeitstil von 1920. Nun schlug er eben jetzt, nach 1945, nicht gleich ein — was übrigens völlig gleichgültig ist.

Heute gibt es wohl einige solide Leinenbände bei S. Fischer mit der Bezeichnung „Gesammelte Werke“ von Franz Werfel — aber es fehlt darin das Wichtigste, eine wirklich umfassende Sammlung seiner Gedichte, die der gewissenhafte Herausgeber eines Nachlasses Professor Adolph Klarmann, Germanist an der Pennsylvania University, gewiß längst bereit hat.

\*

Warum der größte Dichter unserer Zeit (sagen wir einmal, aber nicht sehr gern, der größte neben Georg Trakl), warum er seinerzeit fast ganz zum Roman übergegangen ist, scheint zunächst ein Rätsel. Wir wollen nicht leugnen, daß auch äußere Gründe mitgesprochen haben mögen. Doch Werfel war nicht nur ein ekstatischer Mensch, sondern auch ein breiter, äußerlich und innerlich breit, geboren nicht nur zum lodernen Gedicht, sondern auch zum Epos. Er hatte einen wundervollen Sinn für das Süße und Bittere des Menschenschicksals, ohne alle Lüge. Eine Kreatur, die er mit Liebe anschaute — und er liebte so viele! —, begann zu leben, sie erwachte und ging weiter, fast unabhängig von ihm. Dabei stand doch hinter allem eigentlich immer ein Märchen. Etwa „Die Geschwister von Neapel“ — obwohl die Handlung durchaus realistisch ist — ist für mich ein Märchen, und zwar eines der träumerisch schönsten, die es gibt, beinahe Musik, Schönsalmsmusik.

Aber der Kern seines geistigen Lebens ist nun doch das Gedicht. Mit der Erinnerung an seine Prager Kindheit verwob sich in den späten hoffnungslosen Jahren seiner Krankheit, vor seinem Tode, ganz unmittelbar das Erlebnis der tödlichen Krankheit, des Todes. Er konnte nicht altern — „Der Weltfreund versteht nicht zu altern“ — ist der Titel eines seiner reiferen späten Gedichte. Die Erinnerung an die Kindheit und die Erwartung des Todes waren ihm die beiden einfachen und festen Pfeiler, zwischen denen das Menschenleben, das Menschenschicksal mit allem Schmerz aufgespannt ist.

\*

Das große utopische Epos „Der Stern der Ungeborenen“ ist ja eigentlich eine Art kolossale metaphysische Satire auf den Menschen (oder vielmehr das menschenähnliche Wesen), das eigentlich weder geboren wird noch eigentlich stirbt — weil er sich beides durch den sogenannten physikalischen Fortschritt verbaut hat. Und das deshalb auch kein Schicksal hat, während nur der Erzähler und sein Freund W. B., die durch Seelenwanderung über die Jahrtausende in diese utopische Welt hinübergelangen sind, noch immer ein Schicksal haben und sterben.

Nun ist dieses Krankheits- und Sterbenserlebnis für Werfel ganz un-sentimental, von derselben höchst konkreten Feinheit, wie es einst die Kindheitserinnerungen waren. Wie diese sind sie zuweilen von großen, monumental Glaubensvisionen durchsetzt, etwa „Ezechiels Gesicht von der Auferstehung“, die großartigsten Verse biblischen Charakters, die ich kenne. Ein anderes Mal kleidet er seinen Glauben in ein merkwürdiges Wortspiel ein:

„Wem angehör ich also? Ich bin sein,  
Denn Sein ist sein, und schmiegt mich,  
nun ich wein“,

In seine offene Vaterhand hinein.“

So wie er den Sinn des Judentums anderswo in einem ähnlichen Wortspiel, in dem mehrdeutigen Wort „aufgehoben“ formuliert:

„Geschöpfen nicht, auch nicht den  
Engeln oben

Ward kundgetan in ihrem Strahlenchor  
Wozu Du dreifach sein wirst aufgehoben  
Wenn der Atome letztes sich verlor.“

„Dreifach aufgehoben“ hat hier in der Tat den dreifachen Sinn: annulliert, konserviert und eleviert.

Krankheit, körperlicher Schmerz, Tod waren ihm zwar unwillkommen, aber doch ehrliche Freunde — alles Vorher wird Lüge, nur das, was mit diesem Leben zum Tode hin zusammenhängt, ist noch Wahrheit und bleibt als Dichtung.

Willy Haas



In diesen Jahren, wenn ich früh die Zeitung öffnete, gab es manchmal Meldungen, die mir bekannt vorkamen, als hätte ich Ähnliches längst gelesen. Bei Orwell? Nein. Eher bei Werfel in dem heute fast vergessenen krausen Zukunftsroman, den der genialische Poet in seinen letzten Lebensjahren in Kalifornien, wo er auch starb (1945), geschrieben hat: in dem „Stern der Ungeborenen“.

Ich schlug ihn wieder auf. „Zu Beginn der siebziger Jahre“, so waren die Ereignisse in dem Buch datiert. Ich will manches davon dem Leser in Zitaten vorstellen, doch nicht ohne zuvor vom Witterungsvermögen des Autors gesprochen zu haben.

Es gibt ja verschiedene Arten von Witterungsvermögen. Da ist die menschenkennerische Zukunftsabschätzung Churchills. Dann gibt es die ebenso scharfäugige, aber anders rechnende Zukunftserwartung Orwells. Und es gibt schließlich das nervös intuitive, geschichtlich spürsinnige Künstlervermögen (das auch Burckhardt und Nietzsche besessen haben müssen), das zugleich etwas aktiv Diagnostisches und etwas passiv Wettervorempfindliches hat.

Worfels verwandtes „Vermögen“ hatte seine „Treffer“ und seine „Ausfälle“. In „Stockleinen“ und in „Musa Dagh“ hat er besser „vorausymbolisiert“, als er es vielleicht selbst im Augenblick wußte. Später hat er ein selbstkritisch lächelndes Verhältnis zu seinem „visionären“ Vermögen gewonnen. Er wußte, daß es nur so funktioniert wie eine lückenhafte, eine mühsame Erinnerung. So erklärt sich die Einkleidung im einschlägigen Kapitel neun des Nachschlagewerks: Da erzählt einer, der vor unendlich langen Zeiten, er hat mehrmals gelebt, unsere siebziger Jahre erlebt hat, seine Erinnerungen: Geschehnisse, die allmählich aus dem Nebel der Ferne steigen, merkwürdige Einzelheiten, wie Schlagzeilen, die haften bleiben und mit denen er zu scherzen scheint, amüsiert vom wunderlichen Treiben der Deutschen von damals.

Damals, so heißt es, „... drängten sich die Deutschen an die Spitze der Humanität und Allgüte“. Das Wort „dräng-

Franz Werfel und das Witterungsvermögen

## Das Heute in der Vision von gestern

Von PAUL STÖCKLEIN

ten“ paßt so gut in den Stil des spottlustigen Österreicherers, der in fabelhaften Jugendtagen sogar noch die Monarchie erlebt hat, und dessen Stil man geradezu als „kakanisch kassandrisch“ bezeichnen könnte. Er erinnert sich weiterhin: „Die meisten der Deutschen nahmen auch, was sie unter Humanität und Güte verstanden, äußerst ernst. Sie hatten doch seit Jahrhunderten danach gelehrt, beliebt zu sein. Humanität und Güte erschienen ihnen jetzt der beste Weg zu diesem Ziel.“ Sie versuchten, so fügt er achselzuckend bei, „ihre Schuld gutzumachen“. Damals „hielten die Gebildeten“ gern „philosophische Vorträge an Volkshochschulen, in protestantischen Kirchen...“, wobei ihr eintöniges Thema stets der brüderlichen Pflicht des Menschen gewidmet war. Ohne Pflicht ging's nicht, wie ja die deutsche Grundauffassung vom Leben in der „Anbetung des Unangenehmen“ bestand“ (schon immer).

Man müßte diese weltläufigen Betrachtungen ein wenig übersetzen, ich meine in die Sprache unserer Tage: zum Beispiel jenes „eintönige Thema“, das wäre unser etwas monotones Reden über Soziales, über soziale Gerechtigkeit hier und überhaupt auf dem ganzen Erdenrund. Diese „Gebildeten“ waren nämlich, wie es im Roman heißt, „die Erfinder der undankbaren Ethik der selbstlosen Zudringlichkeit“. „Undankbar“: Ja, eine undankbare Rolle. In den Frankfurter Zeitungen war neulich wieder von einem „Dialog“ zu lesen, der „während des Gottesdienstes“ stattgehabt hatte, in dem „Fragen der Gläubigen zur Entwicklungspolitik“ von Kom-

petenten unter ethisch-philosophischen Gesichtspunkten beantwortet wurden, zum Beispiel von dem zuständigen Bundesminister.

Sie „drängten sich“, hatte Werfel lächelnd gesagt. Das hing auch damit zusammen: Es gab bestimmte, in den Zeitungen Schlagzeilen machende Arrangements, es waren große zukunftsweisende „Tage“ der Wegwende. Der Erzähler dichtete in „satirischer“ Laune (wie er's selbst nennt) die dunkel erinnernden Schlagzeilen neu in seiner Sprache: „Der Kasseler Weltfreundschaftstag... Allgemeines deutsches Judenabbittfest... Bund deutscher Pantheistinnen zur Hingabe an das Leben in jeder Form.“ Es ist nicht schwer, das alles zu übersetzen.

Einer voll humanisierten Blüte- und Friedenszeit also entgegengehend: so war Deutschland. Und es war doch zugleich vollständig unterminiert. Bestimmte Volksangehörige — eine Minderheit, aber eine kraftvolle Gruppe — „unterwühlten kraft ihrer frenetischen Energie und inhaltslosen Opferbereitschaft die Haupt- und Großstädte aller Nationen mit ihren wissenschaftlich ausgeklügelten Labyrinth“.

„Labyrinth“ bedeutet hier zweierlei: „System“ und „Unterwanderung“. „System“: Gemeint ist dasjenige geschlossene Gedankensystem, aus dem man nicht mehr herauskommt, wenn man einmal hineingekommen ist. Koestler hat es geschildert, als er von seiner fatalen „Bekehrung“ zum Extrem berichtet, und er hat dabei an verwandte geschlossene Systeme erinnert: an den je-

den „Widerstand“ a priori vermiesenden Trivialfreudianismus und Trivialdogmatismus.

Die zweite Bedeutung: Unterwanderung. Es gibt ein Netz unterirdischer Wege; das Phänomen reicht bei Werfel von der stillen Denkbeeinflussung (auch im Sinne jenes trivialpolitischen „Systems“) bis zum militanten Terror. Eine weite Skala. Für all das stellt er bei den Deutschen Begabung und Neigung fest. Genauer: Er findet sie bei den „Wichtelmännchen“, diesen „bösen Geistern“, diesen „unbelehrbaren Kobolden in hunderterlei Verkleidung“, die übrigens bei ihrem „Unterwühlen“ der Metropolen „aller Nationen“ auch unter nichtdeutschen Herren arbeiteten: „Sie dienten allen Herren und allen Ideen der Welt, denn das echte Wichtelmännchentum hielt alle Ideen und alle Herren für auswechselbar, da es ja niemals eine eigene Idee gehabt hatte außer dem Protest.“ Das letzte Wort möchte ich unterstreichen.

Werfel hat nicht nur im „Musa Dagh“ und ähnlichen Werken symbolisch prophezeit; er tat es, erfolgreich, auch im Nachlaßroman. Mit einer anderen Symbolbildung allerdings. Mit einer schwierigeren. Ich füge noch ein kleines erhellendes Zitat an: Der „Charakter“ der Nicht-Wichtelmännchen war „so schwach, daß sie der Neigung, Wichtelmännchen zu werden, oft nicht widerstehen konnten“. — Wie es ausgegangen ist, wird leider nicht erzählt.

Leider? Von der Zukunft kann manches von einem Kenner des historischen Kontextes (wie es Werfel war) gewittert oder erschlossen werden; dabei ist nichts Unheimliches, es verhält sich wie bei der genialen Diagnose, die immer auch ein kleines Stückchen in die Zukunft hineinblicken kann. Werfel hat eben die Geschichte, er hat seine lieben Deutschen gekannt, er diagnostizierte die Welt, die Menschen seiner letzten Lebensjahrzehnte. Aber wie „es ausgehen“ wird, das kann uns niemand erzählen.

Professor Paul Stöcklein, geb. 1909, war Hochschullehrer in München, Saarbrücken und Frankfurt für Deutsche Sprache und Literatur. Er hat sich insbesondere mit Goethe, Carus und Werfel befaßt.

P. Walter Jacob:

## Franz Werfel (10. Sept. 1890 - 26. Aug. 1945)

Für das große Publikum in allen Ländern ist er der Schöpfer des „Verdi“-Romans, der Drehbuchautor des „Bernadette“-Films. Aber sein wahres Wesen gibt sich in der Lyrik zu erkennen, in jenen Versbänden, die der 1890 in Prag Geborene als junger Mensch vor und nach dem Kriege von 1914 erscheinen läßt. Ihre Titel schon sind Symbol für ihren Inhalt: „Der Weltfreund (1911)“, „Wir sind“ (1913), „Einander“ (1915), „Gerichtstag“ (1919). Das Ich des Dichters, das alle Bilder des Lebens, alle Erscheinungen der Welt in den Strom seines Erlebens reißt, strebt zum Nebenmenschen, erlebt schließlich die menschliche Gemeinschaft in ihrer Tragik, in ihrer ewigen Forderung. Aus diesem Durchleben des Ich, des Nebenmenschen, der menschlichen Gemeinschaft kommt Werfel, der Ausdruckskünstler, der hymnische Expressionist auch zum Erlebens des Göttlichen, „das sich im Menschen verwirklicht“. Eine tiefe Religiosität ergreift den Dichter, der die Verbundenheit des Individuums mit dem Weltall und seinen kosmischen Gesetzen fortan sucht, für den „Gottes Hauch im Menschen geboren wird“.

Und was der Lyriker im Aufschrei, im hymnischen Gedicht kündigt, das sucht der Epiker in breiter, wirklichkeitsgenäherter Form zu gestalten. Die Probleme des Menschen, des ins Chaos geschleuderten Menschen seiner Zeit, sind und bleiben Anlaß und Thema auch seiner epischen Kunst, mag sie in der revolutionär aufbrechenden Erzählung „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“ das uralte Vater-Sohn-Thema gegenwartsnah gestalten, mag er bürgerliche Menschen dieser Epoche in ihrer Not und Verwirrung zeigen („Tod des Kleinbürgers“, „Abituriententag“), mag er eine der großen Schandtaten dieses Jahrhunderts, die Verfolgung und Ausrottung eines ganzen Volkes („Musa Dagh“) der Vergessenheit entreißen und mit seiner Darstellung des Grauenhalten den Zeitgenossen warnen, seiner und jeder Gegenwart einen Spiegel vorhalten, mag er ein breitangelegtes Kultur- und Entwicklungsbild seiner besten Jahre zeichnen („Barbara“) oder das Religiöse selbst zum Thema der Darstellung machen („Höret die Stimme“, „Der veruntreute Himmel“, „Bernadette“).

Was in der lyrischen Hymnik als Ruf, als menschenliebende Melodie sich kundtut, was breiter, ruhiger, wirklichkeitsgebundener ausgemalt in epischer Darstellung wiederkehrt, das wird auch in der plastischen, bildhaften Form des Dramatischen, des Bühnenmäßigen versucht. 1915 dichtet Werfel die „Troerinnen“ des Euripides nach, läßt das Werk in einem Hymnus auf das Leben, das trotz aller Daseinsqual lebenswert, verpflichtend bleibt, ausklingen. Das Problem der menschlichen Persönlichkeit, ihrer Spaltung und ihres Strebens nach Einheit gewinnt in der magischen Trilogie „Der Splegmensch“ (und später auf ganz anderer Ebene und mit völlig anderen Mitteln im „Schweiger“) Gestalt. In der dramatischen Legende „Paulus unter den Juden“ wird die Gottes- und Erlösungssehnsucht der Christuszeit zum religionshistorischen Gleichnis, das später in dem Simultanspiel vom „Reich Gottes in Böhmen“ einen reformatorisch-kämpferischen, in dem für Max Reinhardt geschaffenen „Weg der Verheißung“ einen biblisch-prophetischen Nachklang findet. — Die Probleme der Freiheit, der Autorität und des Menschenrechts geben der dramatischen Historie „Juarez und Maximilian“ ihren überzeitlichen Wert, während das Realismus und dichterische Traumvision seltsam mischende Kammerstück „In einer Nacht“ (Reinhardts letzte Wiener Premiere!) nochmals den Hymnus des Lyrikers Werfel auf die all-

les überwindende und alles versöhnende menschliche Liebe anzustimmen scheint.

Vielgestaltig, vielgesichtig ist das Werk des Mannes, seltsam verschlungen und oft fast unverständlich der Weg des Dichters und Künders Werfel. Seine Menschenliebe, sein Gotteserlebnis führt ihn zu immer neuen Gestaltungen, zu immer neuen Kombinationen seiner religiösen Ideen. Träumt er zeitweilig von Aussöhnung und Vereinigung des traditionellen Judentums mit dem Katholizismus, scheint er mehr als einmal ein frommer — wenn auch niemals kirchlicher — Apologet der christlichen Lehre zu sein, wird er dann wieder zum Kämpfer und Erneuerer alttestamentarischer Bibelweisheit, findet er aus manchem Opportunismus, mancher Konvention oft wieder zum revolutionären, menschenliebenden Ruf seiner frühen Lyrikerekstasen zurück, so wird sein ganzes Werk überstrahlt und geeint durch die tiefe, nie versiegende Liebe zur Musik, die Liebe zu einem ihrer herrlichsten Meister: zu Verdi!

Diesem Genius der weltlichen italienischen Musik huldigt er schon im musikdurchtränkten Schlußkapitel seiner Jugendnovelle „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“, ihm setzte er in seinem biographischen „Roman der Oper“ ein Denkmal, mit ihm beschäftigt er sich immer wieder (ob er durch Neuübertragung der frühen Opern die deutsche Verdi-Renaissance mit heraufführen hilft,

oder die herrlichen Briefe des Meisters veröffentlicht und ihrer Ausgabe einen biographischen Abriss voranstellt). Auch in Verdi, dem Sinnbild des schaffenden Künstlers, sieht Werfel den Menschen im Kampf mit den Mächten und Strömungen seiner Zeit, auch an ihm, dem klaren, lateinischen Musikertyp zeigt er die Entwicklung, das Leid und die Vollendung des Menschenbruders.

Das letzte Jahrzehnt des Wertelschen Lebens war Flucht, Der Prager, der Wien seine zweite Heimat nannte, wurde von den Feinden aller Menschlichkeit von Land zu Land getrieben. Deutschland war ihm, dem Juden und „Kultur bolschewisten“, seit 1933 verschlossen; aus Österreich flieht er 1938 nach Frankreich und von dort 1940 nach Nordamerika. Hier schreibt er seine letzten Werke, hier gestaltet er auch das Drama der Emigration, das Zeitstück dieser dunklen Jahre: „Jacobowsky und der Oberst“. Die gemeinsame Flucht eines von Land zu Land getriebenen Juden und eines faschistischen polnischen Obersten, der gegen Hitler kämpft, gibt die äußere Handlung; die Rettung des Menschen, des Verfolgten nicht nur im materiellen sondern auch geistig-seelischen Sinne die tiefere Bedeutung dieser „comédie humaine“ unserer Zeit.

Und so klingt Anfang und Ende dieses Dichterswerkes und Dichterslebens doch harmonisch zusammen: Unsterblich und unverloren bleibt der

Mensch mit seiner Not, mit seinem Erleben, seiner Freiheits- und Gottessehnsucht. Er, der sich seiner Verpflichtung, seiner menschlichen und — eben deswegen — göttlichen Sendung bewußt ist, wird auch die Jahre des Chaos, jeder Verwüstung, jeden Unheils überdauern und wissender, durch Leid und Not gestärkt, zu neuen Ufern, zu neuem menschenwürdigerem Leben finden!



**JUDISCHE KLOSTERSCHULER ODER DIE PRAGER PIARISTENSCHULE**

Von Dr. Leo Brod

Die nachstehenden Erinnerungen veröffentlichen wir im Gedenken an *Franz Werfel*, der am 10. September 1890 in Prag geboren wurde und am 26. August 1945 in Beverly Hills starb.

Piaristen, Väter der Frommen Schulen, in Polen auch Piaren genannt, waren ein geistlicher Orden, der seine Mitglieder zum unentgeltlichen Schulunterricht der Jugend verpflichtete. 1607 von einem spanischen Edelmann gestiftet, 1621 von Papst Gregor XV. bestätigt, wirkten sie insbesondere in Österreich und in Polen. Ordensverfassung und Kleidung waren ähnlich wie bei den Jesuiten, und als letztere in Österreich durch Kaiser Josef II. von den Schulen beseitigt wurden, traten die Piaristen an deren Stelle. Besonders in den böhmischen Ländern übernahmen sie Mittelschulen und Volksschulen, und in Prag existierte noch, als bereits alle Mittelschulen verstaatlicht waren, in der Herrengasse bis zum Umsturz 1918 eine deutsche Volksschule, die von Mauthner, Brod, Kisch, Werfel und anderen besucht wurde. Sie galt als besonders gut, war aber nur ausnahmsweise unentgeltlich. Hierher schickte die Prager deutsch-jüdische Bourgeoisie ihre Söhne und man rief ihnen daher auf der Straße den Satz nach: Piaristen, schlechte Christen. Zu meiner Zeit waren die Schüler in der Mehrzahl Juden und wurden von den Lehrern, die vielfach Tschechen waren, zu strammen Österreichern erzogen. Zweimal in der Woche gab es früh katholischen Unterricht, so daß die jüdischen Schüler erst um 9 Uhr antraten. Einmal kam ich bereits um 8 Uhr – irrtümlich – und Pater Gregor ließ mich in die letzte Bank setzen, denn draußen froh und stürmte es. Bei der Prüfung wußten die christlichen Schüler manche Frage nicht zu beantworten, nur ich wußte die Antwort und wurde so der Lieblingsschüler. Wir Juden hatten dafür zweimal von 11–12 Uhr jüdische Religion und wurden von Rabbiner Prof. Dr. Thieberger unterrichtet. Dieser Rabbiner war der Vater des Kafka-Freundes Dr. Friedrich Thieberger und später Schwiegervater Johannes Urzidils; das ahnten wir damals nicht. Für uns war jede Religionsstunde Anlaß für manchen Unfug, weil gewisse hebräische Worte uns komisch vorkamen. Nur wenn Thieberger vor den Feiertagen deren Sinn erklärte, waren wir eine ruhige Klasse. Wir wurden von den Katholiken beneidet, die Sonntags in die Piaristenkirche an der Ecke Graben-/Herren-Gasse oder in die Hauskapelle zur Beichte kommen mußten, daß wir keinem derartigen Zwange unterlagen. In der ersten Morgenstunde beteten wir ein Vater-Unser mit, das heißt wir falteten die Hände und schwiegen dabei. Freitags verlängerte sich das Gebet um ein Mariengebete. Ein antisemitisches Wort hörte man nie.

Heute steht noch das Klostergebäude mit der lateinischen Inschrift über dem Torbogen, im Hause sind Monteure untergebracht. Der Garten wich einem vernachlässigten Hof und in den ehemaligen Klassen des Hintergebäudes sind Lagerräume errichtet worden. An die Piaristenschule erinnert nur das Restaurant „U Piaristů“ im Erdgeschoß, daß man „Bei den Piaristen“ ist. Verschwunden ist auch das kleine Barockpalais gegenüber, das den Großeltern von R. M. Rilke gehörte, in dessen Garten der kleine René noch in Mädchenkleidern spielte. Heute ist dort eine moderne Durchgangspassage „Zur schwarzen Rose“ und Passanten bemerken gar nicht, daß im Passage-Knie ein Stück Garten erhalten ist, wo eigentlich ein Rilke-Denkmal stehen sollte. Der Mittelschüler Rilke besuchte dann – später als Externist – auch das neben dem Piaristenschulgebäude befindliche Grabengymnasium, das aber nicht mehr von Piaristen geführt wurde. Einmal besuchte ich die Klassengänge, wo auch

ich meine Jugend verlebt hatte, und fragte die Schüler der dortigen elektrotechnischen Berufsschule, ob sie den Namen Rilke kennen. Nein, so einen Schüler gab es angeblich nie dort! Dann jagte die tschechische Jugend die Stiegen hinunter.

Und doch war vielen diese Schule unvergeßlich. Franz Werfel widmete ihr im fernen Amerika sein Gedicht „Erster Schultag“.

In das Haus der Piaristen  
Zogen wir als große Schar,  
Im gewölbten Raum zu nisten  
Manches lange Kinderjahr.  
Ehrevoll den Schultornister  
Trug ich heut zum ersten Mal,  
Und zum Neide der Geschwister  
Klappert drinnen ein Pennal.

Doch im grünen Schulgebänke  
Wurde plötzlich mir so schwer,  
Als ob hilflos ich versänke,  
Ausgesetzt im Knabenmeer.  
Unter Härteren und Kältern  
Weint' ich etwas, ohne Mut,  
Bei den anderen Herrn Eltern  
Stand Papa und winkte gut.

Oben stand auf dem Katheder  
Groß und grau der Kuttenmann,  
Mit dem Finger droht er: jeder  
Zeigt mir seinen Namen an.  
Wenn auch rauh die Stimme knarrte,  
Seine Hand war lieb und weich.  
Hinter ihm auf bunter Karte  
Dehnte stolz sich Österreich.

Als die Stunde ging zur Neige,  
Merkt' ich gar nicht, daß er schied,  
Denn zu Lehrers Winselgeige  
Plärrten wir das Kaiserlied.  
Mancher schien mir nichts zu taugen,  
Grinst' mich tückisch an und schwieg,  
Und in wilden Bubenaugen  
Wetterleuchtete schon Krieg.

Wenn ich mir die Kindheit hole,  
Wunderlich und unversehrt,  
Glaub ich nicht, sie sei wie Kohle  
Längst verglommen, längst verzehrt.  
Wo die Kindgespenster nisten,  
Geh ich als mein Widerhall  
Ewig zu den Piaristen  
Irgendwo in Gottes All.

So hat ein Jude die schönsten Verse über die Piaristenschule geschrieben. Und manchmal frage ich mich, der auch in diese „Dichterschule“ ging, ob in dem vielschichtigen Prag mit seinen nationalen und religiösen Spannungen nicht diese Schule mitgewirkt hat, daß die Autoren Max Brod über *Judentum, Christentum und Heidentum* und über *Den Meister*, Franz Werfel über *Barbara oder die Frömmigkeit* und *Gottes Königreich in Böhmen* geschrieben haben. Und ein stummer Gruß geht zurück an jene Kirchenmänner, die ihre Kutte mit drei ledernen Knöpfen zumachten und keinen Unterschied zwischen einem Juden- oder Christenkind kannten.

---

Bitte senden Sie uns Adressen, an die wir Probenummern schicken können.  
Die **Prager Nachrichten** gehören in jede Prager Familie.

---



Franz Werfel:

# Revolution der Makulatur

Ein Märchen (Bisher unveröffentlichtes Manuskript)

**Motto: Kauft Bücher!**

Im Lagerspeicher eines berühmten Verlegers brach ins Morgenraue eine Zauberstunde. — Denn eben hatte sich das Jahrhundert umgedreht. — In den Regalen, wo manche Myriade von Büchern stand, erhob sich ein Donner, wie wenn auf ungeheuren Blachfeldern Armeen erwachen und die Eskadrons auf die noch schnaubenden Morgenpferde aufsitzen. Und wie in die strammen Fronten wilde Kommandos einschlagen, die Linien zerbrechen, die Stäbe sich sammeln und die Trains in der Ferne gellen, so fuhr auch durch die Reihen der hundertfarbigen Bücher (jedes einzelne Werk bildete Kompanien, Bataillons, ja ganze Regimenter) eine empörte Bewegung, und man sah, wie sich die Truppen in präzisen Formationen treulich geführt in weiten Scharen um einen Kolossalglobus sammelten, der in der Mitte des Raumes stand. Als die Bewegung dieses Heeres in Kürze und großer Exaktheit ausgeführt war, gewährte man auf dem Nordpol des Globus, umgeben von einem Haufen von Adeligen, einen mächtigen Band, der mit ungeheurer Stimme stolzen Blätterauschens die hier aufgezeichnete denkwürdige Rede hielt:

Kameraden! Wiederum ist in die Urne des erhabenen Weltenlenkers der Tropfen eines Jahrhunderts gesunken! Kameraden, nun brach die ersehnte Stunde an, die unsern Leib beflügelt und uns der höchsten Erdenwonne, der Bewegung, teilhaftig werden läßt! Kameraden! Jetzt, oder niemals! Wir sind geboren! Wir sind da! Was aber ist jammervoller, als da zu sein und nicht da zu sein. Wir sind Geschöpfe! Welches Geschöpf aber ist erbärmlicher als die Makulatur. Das Glück ist keine Notwendigkeit, das Unglück voll Berechtigung! Im Himmel zu leben, Seligkeit, in der Hölle zu leben, Bitternis! Und nicht zu leben, vielleicht das Süßeste!

Aber zu leben und nicht zu leben! Ohne Glück und Unglück, ohne Himmel und Hölle zu sein und doch zu sein! Ihr Freunde, das ist unser Los!

Hier erhob sich eine Wehklage, die dumpf in den Schlaf der Häuser stöhnte.

„Seht her, Brüder, in diese Zeit“, fuhr der Mächtige fort! „Sie nennt sich Menschlichkeit, Die Todesstraße wird abgeschafft, Tierschutzvereine werden gegründet, Mädchenhändler bestraft, Singvögel beschützt... der Zweck der Allgemeinheit ist das einzelne Wesen, weil ein einzelnes Wesen für die Allgemeinheit gestorben ist! Für uns ist der Heiland nicht gestorben, Brüder! Wenn sie den Ratten Futter streuen, lassen sie uns verhungern, wenn sie den unnützen Schwachsinnigen Paläste bauen, lassen sie uns Nützliche verschmachten! Sie verschmähen die grenzenlose Wohltat, die wir für sie im Herzen tragen, und wir verzehren uns, weil wir sie ihnen nicht bringen können.“

Das Niedrigste und Schmächtigste wird mit Kraft erhalten und gefördert (denn Dasein ist heilig), und nur uns ist der Atem genommen, daß wir nicht sterben noch leben, nur nebeneinander stehn, Mann für Mann, fast unsterblich und starr im Anschauen dieses ungeheuerlichen Geschicks!

Ja, ihr Heerscharen, es ist unser Fluch, daß wir in Wahrheit nur sein können, wenn wir wirken! Diese Gedichte hier, gesammelt in den weißen Blättern meines Busens, meine süßen Eingeweide, können sich nur von den menschlichen Tränen nähren, in denen sie sich spiegeln! Und wie selig preis ich die Geschöpfe, die Hungers sterben können! Wir müssen ohne Nahrung leben, wenn uns nicht eine gütige Maschine einstampft.

Aber jetzt ist die Stunde da, wir fühlen Flügel und Willen! Hört meinen königlichen Spruch! — Hinweg mit Güte und Feigheit, laßt eure schrecklichen Wunden klaffen und denkt an das erste, was wir tun müssen, an die Rache! An wem rächen wir uns, ihr Männer? An den Menschen — nein sie sind unwissend, und kennen unser Schicksal nicht, an dem Dichter — er war unsere Mutter, und gab uns die selige Gestalt, o wäre sie niemals verwandelt worden!

An wem also rächen wir uns? Wer war es, der uns in die Schauer des zweifelhaften Daseins stieß,

wer verwandelte uns aus himmlischen Wesen, hingelagert an dem Maß des Himmels, in Bücher, in uniformierte Auflagen! Wer verbannte uns lieblos in diese Katakomben, wer drückte den entehrenden Druckvermerk auf unser Antlitz, wer machte zu wenig Reklame für uns, wer versandte nur spärliche Rezensionsexemplare, wer verriet uns, wenn wir schlecht rezensiert waren, wer höhnte mit, wenn man uns höhnte, wer schämte sich unser, da wir gleich alten Jungfern verwelkten!

Wer ihr Brüder, Freunde, Kameraden, Wer? „Tod dem Verleger“ tönte der Chor zurück.

„Hört meine Pläne“ überschrie das Königsbuch den Lärm.

Gelobt sei Gott, der es uns gegeben, daß wir von einem Ort zum andern können, nicht mehr starr und auf unsern Platz gestellt. So lasset uns denn einen Bund schließen und gehorcht meinem Befehl! Bis zum Abend rühre sich keiner von seiner Stelle. Bis aber draußen die Lichter aufgehen in den Straßen und der Chef zu uns kommt, um die

Lampe anzuzünden und nach der Ordnung zu sehen, denn erhebt euch, geflügelt wie scharze Raben oder bunte Papageien, ihr Lexika wie große Geier, ihr kleinen Damenkalender wie Kolibris, Atlas, Memoiren, Roman und Gesamtwerk, drohend und donnernd, Mann für Mann. Stürzt über ihn zusammen und tötet ihn! Und ist es vollbracht, brecht mit dumpfem Gesang aus eurem Gefängnis, und flattert auf euren weißen Flügeln durch die Nacht und in die offenen Fenster, daß die Menschen ein Grauen faßt und sie nach euch greifen und wir erlöset sind.“

Als er so geendet hatte, erhob sich ein namenloser Jubelsturm unter den Büchern, und sie brausten ihm zu und schrien: „Heil“ und „So sei's“ und „Heute abend“, und „Rache“ und „Tod dem Verleger“ und „Freiheit“ und „Neues Leben“ und solcher bei Volksversammlungen üblichen Worte mehr.

Von diesem Lärm erwachte nun der Verleger in seiner Kammer, gerade zur Stunde, da der Zauber

zu Ende ging. — Er meinte, im Magazin wäre ein Fenster offen und der Wind schlug mit ihm. Er stand auf, um nachzusehen.

Als die Bücher die Schritte auf der Treppe hörten, schreckten sie rasch in Kolonnen auf ihre alten Plätze zurück. Nur der König, der auf dem Globus stehen blieb, rief: „Mein Volk, er kommt, lasset uns nicht warten, sondern gleich Rache nehmen!“ Aber eine Dampfsirene tönte, und der Zauber war vorbei, und nur dem königlichen Buch gelang es, dem eintretenden Verleger auf den Kopf zu fallen, der sich die Glatze rieb und sagte: „Wie kommst du denn her?“

(Soweit Nachforschungen von Fachleuten ergeben haben, ist dieses „Märchen“ bisher noch nicht erschienen. Die ALLGEMEINE verdankt dem S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, das Manuskript zu diesem Erstdruck, das wir zur Erinnerung an den 25. Todestag am 26. August 1970 und zum 80. Geburtstag des Dichters, dem 10. September 1970, mit besonderem Dank an den Verlag, bei dem sämtliche Rechte — Copyright — liegen, abdrucken.)

Zur Zeit bereitet der S. Fischer Verlag einen Sammelband von Franz Werfels essayistischer Prosa, „Zwischen oben und unten“, vor, in dem nachgelassene Schriften enthalten sein werden und Arbeiten, die teilweise in verschollenen oder schwer zugänglichen Blättern veröffentlicht wurden. — D. Red.)

## Werfel und Prag

Am 10. September 1970 wäre der Dichter 80 Jahre alt geworden

Wenn man im Prager Städtischen Archiv im Fischer-Erlach-Palais der Adelsfamilie Clam-Gallas in der Hus-Gasse die wunderbar breite Treppe hinaufsteigt, kommt man in Säle, wo früher Beethoven gespielt hat, der zur jungen Gräfin Clam-Gallas in einem zärtlichen Vertrauensverhältnis gestanden und ihr manche Lieder gewidmet hat. In diesen Räumen sind gegenwärtig die ehemaligen Meldekarteien Prager Bürger aufbewahrt, und man kann sich eine Spezialmappe vorlegen lassen, in der die Konskriptionslisten der Familien *Rilke*, *Meyrink*, *Franz Kafka*, *Brod* und auch *Werfel* sich befinden.

Zum Unterschied von Franz Kafkas Familie, die infolge Zuwachs, Standardserhöhung und vielleicht auch infolge von Mutters Nervosität allzu oft übersiedelte, waren die Verhältnisse in



Werfels Familie stetig. Der Vater war Handschuhfabrikant, Besitzer der Firma *Werfel & Böhm*, die Handschuhe auch in Heimarbeit herstellen liess und sie exportierte. Die Familie wohnte in der Mariengasse, heute *Opletalova*, mit Aussicht auf den Stadtpark, der tschechisch *Vrchlického sady* hiess. Die Zinse waren wegen der Parkaussicht höher, hier lebte die deutsch-jüdische Hochbourgeoisie. Die Knaben wurden in die Piaristenschule in der Herrengasse geschickt, spielten nachmittags unter Aufsicht der Bonnen im Park, den *Rilke*, *Kisch*, *Winder* und vor allem *H. Grab* (in seinem Roman *«Der Stadtpark»*) verherrlicht haben. Auch bei *Werfel* gibt es ein Gedicht aus späterer Zeit, denn seine Theaterwege führten durch den Park. Hier wurden die ersten Zu-

kunftspläne der Gymnasiasten *Ernst Deutsch*, *Willy Haas* und *Franz Werfel* geschmiedet, denn alle sollten in Vaters Spuren fortschreiten: *Ernst Deutsch* Prokurist der väterlichen Drogerie-Grosshandlung auf dem Petersplatz, *Willy Haas* Advokat und *Franz Werfel* Handschuhfabrikant werden. *Werfel* musste in die Werkstätte, um die Produktion von Grund auf zu lernen. *Willy Haas* hatte bereits den älteren *Dr. Max Brod* auf die ekstatische Lyrik des Maturanden aufmerksam gemacht, dessen Gedicht *«Über die blühenden Gärten von Prag»* in einer Wiener Zeitung erschien. Nichtsdestoweniger bestand Vater *Werfel*, dass sein Sohn das Exportgeschäft bei seiner Hamburger Speditionsverbindung lerne. Doch *Franzl* hatte für Konnossemente und Frachtbriefe kein Interesse und fabrizierte unter dem Geschäftspult weiter Gedichte. Eines Tages raffte er alle Frachtdokumente zusammen, ging aufs W. C. und spülte seinen Ärger mit ihnen in die Klosettschüssel. Dann ging er nach Leipzig und wurde Lektor.

Die Aufregung zu Hause war gross. Ein solch gutes Geschäft zu lassen! Der Streit mit dem Vater wird dann im bei *Kurt Wolff* 1920 in München herausgekommenen *«Spiegelmenschen»* künstlerisch festgehalten (*«Ich bin kein Erbe, ich bin selbst Beginn!»*) und verläuft ganz anders als bei *Kafka*, der sich von Vater und Mutter nicht loszureissen vermochte. Der Literat *Franz Werfel* befreite sich von Familie und Geschäft, und als sich die ersten Erfolge einstellten, versöhnte dies auch den Vater, der ihm eine monatliche Apanage auszahlen liess.

Inzwischen war der Krieg ausgebrochen. *Franz Werfel* hat selbst beschrieben, wie er rechtzeitig aus seinem Karpathen-Telephonstand nach Wien abberufen wurde. Ein paar Stunden später schlug eine Granate dort ein.

### Im Urlaubszug nach Prag

In Wien machte *Franz Werfel* seinen Sturm und Drang durch. Wann immer es möglich war, nahm er den Urlaubszug nach

Prag, um im *Café Arco* seine Mitkämpfer aufzusuchen. Dort legte ihm *Rudolf Fuchs* die Übersetzung der sozialen Gedichte eines tschechischen Bardens vor: *«Schlesische Lieder»* von *Petr Bezruč*. Die tschechische Ausgabe wurde von der k.-k. Polizei konfisziert und lag die ganze Kriegszeit in den Kellern der Prager Polizeidirektion. *Werfel* schrieb für *Fuchsens* meisterhafte Wiedergabe eine begeisterte Einleitung und sorgte für die Drucklegung, so dass die konfiszierten tschechischen Gedichte den Weg in deutscher Übersetzung in die Weltliteratur fanden. In Wien schloss sich *Werfel* 1918 dem Kommissar der Roten Garde, *Egon Erwin Kisch*, an, was seine Geliebte *Alma Mahler* nicht gerne sah. In den Revolutionstagen marschierten *Kisch* und *Werfel* mit einer kleinen Gruppe beim Heeresminister *Dr. Julius Deutsch* auf und verlangten die Herausgabe eines Haftbefehls für *Kaiser Karl*. *Deutsch* lächelte und sagte: *«Ihr wollt aus Karl einen Märtyrer machen? Ich habe Wichtigeres zu tun!»* *Werfel* fiel bald ab, nichtsdestoweniger kann man heute noch in der damals erscheinenden *«Roten Fahne»* die von ihm geschriebenen Kraftartikel lesen. Mit den Habsburgern hat er sich — wohl auch unter dem Einfluss seiner Wiener Frau *Alma Mahler* — ausgeglichen. Er erinnerte sich, wie er als Knabe alljährlich den Veteranenverein zur *Roztoker Restauration Maximiliánka* ausrücken sah. (*Roztoky* ist ein Villenviertel nördlich von Prag, wo der Fabrikant *Werfel* eine Villa als Sommerwohnung gemietet hatte, um von hier alltäglich nach Prag zu reisen. Der Erzherzog *Maximilian* und seine Mexikofahrt beschäftigten *Franzl* bereits damals.)

Seine Heimatstadt Prag hat der Schriftsteller *Franz Werfel* verhältnismässig spät erobert. Die von *Hans Demetz* noch während der letzten Kriegsjahre gegründeten Kammerspiele ignorierten die Werke der Prager Dramatiker *Paul Kornfeld* und *Franz Werfel*. Weder *«Himmel und Hölle»* und *«Die Verführung»* (beide *Kornfelds* Frau *Fritta Brod* aus Prag auf den Leib geschrieben) noch *Werfels* *«Spiegelmensch»* und *«Bocksgesang»* wurden aufgeführt. Erst *«Juarez und Maximilian»* wurde später deutsch gespielt und, nach dem Zweiten Weltkrieg, als es schon keine deutsche Bühne mehr gab, gelangten tschechisch *«Jakobowsky und der Oberst»* und *«Gottes Reich in Böhmen»* zur Aufführung. Einen Theaterskandal erlebte *Franz Werfel* in Prag im tschechischen Nationaltheater anlässlich der Aufführung von *Alban Bergs* *«Wozzek»*. *Alma Mahler* berichtet, dass sie *«in der fürchterlich grossartig kenntlichen Loge»* sass, *Franz* wurde als Komponist angesehen, *Alma* als seine Frau. *«Hanba ... Schande ... Judenvolk»* ertönte es aus dem Parkett. *Alban Berg* und *Alma* waren gar keine Juden!

Wohin immer *Franz Werfel* seine Schritte lenkte, Erinnerungen an Prag folgten ihm. Einen Tag vor seinem Tode holte ihn in Beverly Hills *Bruno Walter* ins Kino ab. Während sich *Werfel* oben anzog, spielte *Bruno Walter* unten *«Die verkaufte Braut»* auf dem Klavier. Mit den gesummtten Worten *«Warum sollen wir uns nicht des Lebens freuen»*, die in der Operneinleitung gesungen werden, tänzelte *Franz Werfel* die Stiegen herunter, am nächsten Tage war er tot. Auch mit seinem letzten Werk *«Stern der Ungeborenen»* kehrt er in Gedanken nach Prag zurück.

Leo Brod



## Wie man Unsterblichkeit wiederbelebt



Man irrt sich, wenn man glaubt, der Ruhm sei etwas, was von selbst komme und wieder gehe. Selbst die Unsterblichkeit ist etwas, was sorgsam gepflegt werden muß wie ein zartes Pflänzlein. Sie bedarf ihrer eigenen Tradition, um immer wieder aufzublü-

hen. Manchmal macht es sich in der Tat, als sei es aus mit ihr, sei sie vertrocknet und verblüht ein für allemal. Aber nein, plötzlich zeigt sie wieder Blüten. Der Nachruhm geht wieder eine Weile weiter.

Es ist etwas passiert, ein ganz leises Beben im Pflanzenboden oder vielleicht nur ein winziger Luftzug, ein „Lüfterl“, wie man im Süden sagt, eine neue literarische, weltanschauliche, gar politische Strömung, die den alten Namen in ihrer Tradition brauchen kann — es erscheint eine neue, umfangreiche Ausgabe in einem feinen Verlage, und siehe da, die Unsterblichkeit ist wieder da, für eine ganze lange Weile, sagen wir fünfzig oder sechzig oder gar hundert Jahre. Wir haben es ja erlebt, zum Beispiel mit Wilhelm Heine und der prachtvollen Inselausgabe seiner Werke von Prof. Schüddekopf, die, glaube ich, schon 1902 zu erscheinen begannen.

Einmal war Heine schon unsterblich gewesen unter den „Jungdeutschen“, und der treffliche Heinrich Laube hatte eine mehrbändige Neuausgabe seiner Werke veranstaltet, von der ich freilich nicht beschwören möchte, daß sie vollständig war, die ich aber sehr liebe. Natürlich, hier konnte man, wenn man lesen konnte, alles das in der Vollendung finden, was der arme Gutzkow, das Haupt der Jungdeutschen Bewegung, etwa in seinem Roman „Wally die Zweiflerin“ vergeblich herauszustottern versucht hatte.

Aber da kam um 1890 oder 1900 die sogenannte „Ästhetische Bewegung“. Sie hatte in England mit Walter Pater, Aubrey Beardsley, „The Yellow Book“ und „Savoy“ und mit Oscar Wilde eine große Bedeutung, in Deutschland eine

viel kleinere. Aber Alfred Walter Heymel und der junge Inselverlag, der junge Blei, der feine Felix Poppenberg hatten doch manches Wesentliche von dorthin — wenn wir nicht gleich auch die Essays des jungen Loris Hofmannsthal einrechnen wollen, wodurch die Bewegung noch gewaltig an Bedeutung gewänne. Kurzum, das Bedürfnis nach einem deutschen Walter Pater war da, und weiß der Teufel, wer da auf Wilhelm Heine kam. Er war noch ein ganz anderes Kaliber an Genießertum und Glut für das „Schöne“ in der Kunst, Phantasie und Farbe als der gelehrte Oxforder Walter Pater, der ja gewiß auch ein Dichter war und als Vorläufer für Marcel Proust wichtiger als Ruskin.

Kurzum, die neue Inselausgabe von Heines Werken erschien, zum großen Teil vor 1914, in wunderbarer Jugendausstattung von E. R. Weiß, die besseren Leute lasen wieder einmal Heine, er hatte seine neue Portion Unsterblichkeit. Das war nicht nur eine Mode: Heine war wirklich ein großer Schriftsteller.

Freilich, das könnte heute kaum wieder geschehen. Der Bildungsumfang einiger unserer jungen Literaturdozenten ist so beschränkt, daß mancher, der mit Vorliebe dicke Bände über Kafka, Brecht und Benn schreibt, kaum etwas von Heine gelesen hat. Da ist denn für die Neuentdeckung vergessener älterer Unsterblicher nicht viel Chance, trotz unserer wunderbaren neuen Klassikerausgaben zum Beispiel bei Hanser oder im Artemis-Verlag.

Schillers Gedichte kommen wieder ins Gespräch, wenn es einem Germanisten — diesmal einem wirklich gebildeten — einfällt, eine Schillerausgabe zu veranstalten, in der „Das Lied von der Glocke“ und ein paar Balladen nicht enthalten sind, was ich übrigens trotz seiner Gelehrtheit für grundfalsch halte. Und mit Faust II beschäftigt man sich wieder, wenn man ihn statt im Frack — wie Alexander Moissi um 1920 den Hamlet spielte — nun zeitgemäßer im Pullover gibt. Auf diese Weise, glaube ich, kann man die Unsterblichkeit nicht vor dem Wandel der Zeit retten, indem man sie dem äußeren Wandel der Zeitmode überantwortet.

Caliban möchte als Gegenbeispiel den Namen eines der größten Dichter unseres Jahrhunderts anführen: Franz Wer-

fel. Er ist unsterblich wegen seiner Verse, nicht wegen seiner Romane, obwohl Romane wie „Der veruntreute Himmel“ oder „Die Geschwister von Neapel“ oder „Der Stern der Ungeborenen“ ohne weiteres mit in die Unsterblichkeit wandern können.

Aber der wesentliche Gesichtspunkt für seine Bedeutung fehlt: denn es fehlen die Gedichte. Es gibt nur eine kleine Auswahl der Gedichte, die zum Teil vielleicht noch auf dem kurz vor seinem Tode getroffenen Auswahlband in Kalifornien fußt. Es ist gut, daß das breite Corpus seiner erfolgreichen Romane den lange Leidenden bis zum Ende komfortabel leben ließ und sich in Taschenbuchform gut verkauft. Aber heute versperren die Romane den Zugang zu den Gedichten. Jeder zweitklassige Expressionist bekommt heute seine gesammelten Werke, oder doch eine breite Auswahl, oft in mehreren Bänden, mit Briefen und Lebensdokumenten. Es ist gewiß gut, daß von den Dichtungen der Else Lasker-Schüler eine monumentale Gesamtausgabe bei Kösel erschienen ist. Aber wo bleiben Franz Werfels Dichtungen, den die Dichterin respektvoll „König von Böhmen“ tituliert?

In dem letzten Fischer-Almanach findet sich die erfreuliche Bemerkung: „Franz Werfel: Gedichte in Vorbereitung“. Hoffentlich handelt es sich nicht nur um eine Neuauflage einer ganz schmalen Auswahl. Und hoffentlich dauert die Vorbereitung nicht zu lange. Selbst die Chance zur Unsterblichkeit hat seltsamerweise gewisse Termine.

In der WELT sind vor Jahren Angriffe gegen den Verwalter des dichterischen Nachlasses von Gerhart Hauptmann erschienen, weil er diesen Nachlaß versteckt hielt und keine große Gesamtausgabe der Werke erschienen ist. Heute hat die Sache alle Bitterkeit verloren, denn es erscheint eine prachtvolle Gesamtausgabe im Propyläen-Verlag, und wir hoffen, daß sie sich gut verkauft. Aber es ist tatsächlich das Geschehen, was wir fürchteten: Der große Name Gerhart Hauptmanns war halb geschwunden und wurde von der neuen schönen Ausgabe gerade nach am Rockzipfel erwischt.

Von so viel Äußerlichkeit also ist das abhängig, was wir Ruhm und Nachruhm nennen!

Caliban

Die Welt, No 283, (5. Dezember 1966).

[ = Haas, W. u. ]

Israel. Wolumenten f. d. Schweiz. Zürich.  
65, 46. (12. Nov. 1965).

## «Jacobowsky und der Oberst» vertont

### Uraufführung eines neuen Opernwerkes in Hamburg

«Figaros Hochzeit» von Mozart wurde vor der Generalprobe zu Giselher Klebes neuem Werk gegeben in einer besonders delikates gelungenen Aufführung unter Leopold Ludwig; ein guter Stern funkelte über diesem Abend. Sein Leuchten warf er auch auf die neue Klebe-Première, die gleichfalls Ludwig dirigierte und Rennert regisierte. «Ein Auftragswerk der Hamburgischen Staatsoper» war diese Uraufführung, an der eben mit dem Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis ausgezeichnete Kurt von Wolfurt-Schüler ein Jahr gearbeitet hatte. Rolf Liebermann warf den Gedanken auf, Werfels «Komödie einer Tragödie» zu komponieren, wählte er doch in Oskar Czerwenka den idealen Jacobowsky auf der Opernbühne. «Es ist die Traumpartie meines Lebens», gestand jener. Hatte Liebermann den idealen polnischen Oberst in Gerhard Stolze, dessen phänomenale Begabungen oft genug in hohen Tönen gelobt wurden? In Zivil erkannte man den Polen nicht; symbolisch für die Katholische Kirche soll er sein, Jacobowsky für die Juden, Marianne, die Arlene Saunders darstellte, für Frankreich. So der Komponist. Hat ihn Liebermann in Verlegenheit mit dem Auftrag, ideell gesehen, gebracht?

Ist dieses Judenschicksal vertonbar, das Sujet an sich mit seinen vielen äußerlichen Brütismen, der Luftschutzkellerszene, der klangwiderstrebenden und dem vielen anderen «Requisit»? Wird nicht durch das gesungene, wenn auch stets gut artikuliertes Wort alles um Grade umständlicher, unnatürlicher, weil das Gesetz der Oper es so befahl? Je tiefer der Komponist in seine Arbeit vordringt, je mehr wir ihm folgen, um so weniger werden die Einwände, haben doch beide Kunstwerke ihre Aufgabe zu erfüllen: auf ihre eigene Art Humanitas-Ausschüttung zu sein, ein Innenreich als Beispiel preiszugeben. Oft bleibt es dem Klange vorbehalten, ein Empfinden zu verankern, eine Situation noch tiefer, erschütternder auszuloten, als es dem Worte selber möglich schien. Wir glauben, Klebes Klangpalette zu kennen, wie er mit Flötenfloskeln, mit Oboenpassagen im Alleingang viel mehr als nur Stimulans zu geben weiß, wie er in kammermusikalischen feinsten Verwobenheiten und Versponnenheiten Ausdrucksintensität starker Kräfte entwickelt. Im Verhaltenen ist dieser Komponist zu Hause, verliebt dann und wann durchaus in das impressionistische Element, in Akkordüberschneidungen, in den transparenten, «metaphysischen» Klang, der er ja im Eigentlichen immer zu sein hat. So wie der echte jüdische Witz umflort, verhangen, trauerumrandet ist, so

auch manche Partiturseite dieses Werkes, wenn sie Charakterzüge Jacobowskys nachzeichnet in komödiantisch-kapriziöser Manier, zugleich irgendwie tragisch akzentuiert.

«Zur Bestimmung der Größe dieser schöpferischen Leistung gehört aber die Frage nach der unwiederholbaren, der einmaligen Form. Nicht das Gefällige, das im ästhetischen Sinne Schöne, ich möchte sagen: das Bequeme, kann und darf Maßstab sein, nicht die Idealisierung, sondern allein die künstlerische Form und die künstlerische Aussage. Auch da, wo wir nicht verstehen, sollen wir uns um Verständnis bemühen. Der Mangel der Einsicht darf kein Maßstab sein für die Gültigkeit einer schöpferischen Leistung. Jede Zeit hat ihre Zeichen, hat ihren unmittelbaren Ausdruck.» Recht hat Dr. A. Köchling, der Klebe eben in Soest so charakterisierte. Er ist durchaus «Einzelgänger aus Unbestechlichkeit» (E. Helm), einer der wenigen, so möchte ich ihn nennen, der mit innerer Würde diesen Werfelstoff zum Klingen brachte und menschlich beschwor durch das tönende Ingenium. Interessant, wie ein orthodoxer jüdischer Komponist Jacobowskys Vergangenheit bewältigt hätte: wäre eine «jüdische» Oper daraus geworden, die, übrigens, ja wohl immer noch nicht geschrieben worden ist, trotz vieler Versuche in Osteuropa, in Israel?

Franz Werfel hat einen guten Assistenten in Klebe erhalten, der seinem Meister sehr nahekommt in der Zustandsbeschreibung, in seelischer Erschließung, und alle Hintergründigkeit dieser beiden Kunstwerke wird dem offenbar werden und nachgehen, der sich diese neue Partitur erst ganz zu eigen machen wird. Die Arie lebt in ihr ihre Eigengesetztheit höchst persönlich, im Bilde 2 etwa, in dem Toni Blankenheim, als der tragische Herr die volle Aufmerksamkeit auf sich lenkt, oder in der Soloarie Mariannes, im Duett: Marianne—Oberst. Präludium, Interludium entsprechen der «Opernfassung»; in ihnen breitet, prägt sich die Gedankenwelt Klebes in überzeugender Identifizierung mit den «handelnden» Menschen aus. Diese Zwischenspiele sind Kernstücke der Partitur, der oft nur schraffierenden, behelfsmäßig kennzeichnenden, sind doch streckenweise Stationen und Situationen, die sich heftig einer Tonkennzeichnung widersetzen. Wo haben wir das in den Opern nicht? Partiturode hier wie dort! Aber plötzlich reißt es den Gestaltenden, den wirklich Hörenden, mit, wo es um das menschliche Plus, um eine Entscheidung geht, und expressiv äußert sich Klebe, von den Spannungen auch schöpferisch emporgetragen.

Eine gute Sache, eine gute Aufführung — von Ita Maximowna in dunkler, ihr so lieber Manier, ausgestattet. Gerhard Krause



Zum 20. Todestag von Franz Werfel:

Israel. Wochenzeitung P. d. Schweiz. Zürich  
65,37. (10. Sept. 1965)

## «Ich bringe die Apanage, Herr Werfel»

Von F. R. Kraus, Prag

Wenn man siebzehn Jahre alt ist und die Reifeprüfung mit Vorzug abgelegt hat, glaubt man, jetzt stünde einem die ganze Welt offen. So war es auch schon damals in Prag vor dem Ersten Weltkrieg. Auch der Schwenk-Franzl glaubte es. Da er aber armer Leute Kind war, seine Eltern auch keine guten Beziehungen hatten, kam für Franzl, den schönen Judenjungen aus der Prager Altstadt, ein höheres Studium nicht in Frage. Auch gute Posten waren rar. Darum schrieb Franzl Schwenk Offerten auf Inserate im «Prager Tagblatt». Leider lange Zeit erfolglos. Aber der nette junge Mann gab nicht auf. Und eines Tages kam eine Antwort in Franzls Hände. Er möge sich am 1. Juni bei der Prager Firma *Werfel & Böhm, Handschuhfabrik und Exporthaus* in der Mariengasse, vorstellen.

In seinem besten Schabbesanzug, auf Zehenspitzen und klopfenden Herzens stieg Franz Schwenk am festgesetzten Tag die weißgetünchte Wendeltreppe im Hause Mariengasse 10 empor. Wie im Traum durchschritt er hohe Gewölbe und Türen. Eine Glocke schrillte; ein Respekt einflößender Diener mit Riesenglatze, im Cutaway und gestreiften Hosen, mit Kaiser-Franz-Josephs-Bart und weißen Handschuhen trat Franzl, dem Judenjungen, entgegen, warf einen Blick in das Schreiben, das der junge Mann vorwies, und war vorerst sehr blasiert, dann aber machte er eine leichte Verbeugung — nicht vor Franzl, aber vor dem Namen des Chefs, Herrn Werfel. Dann sagte er mit gedämpfter Stimme: «Der Herr Kommerzialrat erwartet Sie.» Franzl Schwenk folgte dem voranschreitenden Herrschaftsdienner durch Büroräume. Von irgendwo drang das Surren von Nähmaschinen an sein Ohr, es roch nach feinstem Leder, hinter Riesenwänden schäumte ein erschöpfendes, fieberndes Leben, ein dumpfes Getöse von Maschinen zitterte in der Luft, das ganze Gebäude schien irgendwie zu zittern. Dann stand Franzl urplötzlich in einem großen eleganten Raum mit blankem Parkettboden, der beim leisen Betreten durch Franzl zu prasseln und zu knirschen begann. Es standen hier zwei riesige, braunglänzende Schreibtische, einer in der linken Ecke beim hohen weißeingerahmten Fenster, der andere in der rechten, gleichfalls beim hohen Erkerfenster; der Plafond war mit Goldstuckarbeit herrlich geziert und aus einem prachtvollen Kronleuchter glitzerte ein perlendurchflutetes Licht, da gerade die Sonne mitten im Zimmer stand.

Hinter dem einen Schreibtisch erhob sich ein etwas wackeliger, älterer Herr und sagte wohlwollend: «Na also, da ist er ja, der neue Praktikant; Schwenk heißen's, na ja, und Franzl heißen's auch, ganz wie mein Sohn, der doch, Sie wissen vielleicht, ein großer Dichter geworden ist! Was Sie da in Ihrem Offert schreiben, junger Mann, klingt ja recht verheißungsvoll... Stimmt das aber auch alles? Ich will hoffen, daß... ja, Eindruck machen Sie einen guten, mein Junge. Na also, hundert Gulden monatlich bekommen Sie, zu Chanukka doppelte Gage und im Dezember und dann wieder im Juni einen neuen Anzug von der Firma Hirsch in der Eisengasse. Aber brav und fleißig sein, mein Junge!» Es war Herr Werfel, der ältere Kompagnon, der nun hinter dem Schreibtisch hervorkam und Franzl zu dem anderen Schreibtisch führte, «das hier ist mein Kompagnon, Herr Böhm. Der ist den ganzen Tag hier in der Fabrik. Ich bin bloß am Vormittag da, den Nachmittag ver-

## ISRAELITISCHE GEMEINDE BASEL

Basel. Israelitische Gemeinde. Freitag Eingang 18.45 Uhr, Schabbat Ausgang 19.33 Uhr.

Basel. Schomre Tora. Ab Schabbat, 11. September, beschäftigen wir uns im *Damenschür* um 16 Uhr mit den Gebeten der Jamim Noarim. Gäste sind freundlich eingeladen.

Basel. Israelitischer Kindergarten. *Rosch-Haschana-Aktion*. Seit Wochen sind unsere 32 Jungen und Jüngsten damit beschäftigt, das Geschenk für unsere Gemeindemitglieder zu verschönern, das in den nächsten Tagen zum Versand gelangen wird. Sie alle hoffen, daß es allen unseren Freunden und Gönnern gefallen wird. Die Kommission des Kindergartens über der kleinen Synagoge rechnet auf viele großzügige Spenden und Zuwendungen anlässlich der Hohen Feiertage und dankt allen im voraus bestens für die Überweisungen. — *Neuanmeldungen* für das Wintersemester (Beginn 18. Oktober) sind unter Angabe der Adresse und des Alters (Minimum abgeschlossenes 4. Lebensjahr) zu richten an den Präsidenten Dr. R. Salzberg, Oberer Batterieweg 10, 4059 Basel. Ende des Schulbetriebes: Freitag, 1. Oktober.

Hegenheim. Die traditionelle Feier anlässlich des ersten *Selichot*-tages mit Ansprache von Rabbiner Schwob, St. Louis, findet am Sonntag, 19. September, 9.30 Uhr, auf dem Israelitischen Friedhof in Hegenheim statt.

Basel. Variété Clara. Ein Mann «schmeißt» das ganze Programm, ein Mann steht während dreier Stunden zaubernd auf der Bühne oder «telepathisierend» im Saal. Vom Zaubern sei hier nicht die Rede, das hat man schon einmal gesehen, aber die praktische Telepathie zwingt zum Nachdenken und zur Bewunderung: Rinoldi kennt Ihr Geburtsdatum, ohne Sie zu kennen, er weiß auch Ihre genaue Adresse und Ihre Telefonnummer, und wenn Sie ihm nicht «Stop» entgegenrufen, antwortet er nach einem Blick auf Ihre linke Hand auf Fragen, die Sie ihm erst gar nicht mündlich oder schriftlich zu stellen brauchen. Rinoldi sagt mit aller Deutlichkeit, daß seine Fähigkeit mit Hellseherei nichts zu tun hat, aber er beweist doch, daß parapsychologische Fakten bestehen oder aber, daß ein Mensch über einen sechsten Sinn verfügt. REL.

bringe ich zu Hause. So, die Hauptsache wissen's jetzt, das andere wird sich finden. Sie können anfangen!»

Franzl Schwenk hatte bald herausgefunden, daß Herr Böhm den Betrieb der Export-Handschuhfabrik sozusagen selbst leitete und in Gang hielt, obwohl er mit weit weniger Kapital an der Firma beteiligt war als Herr Werfel, der Vater des Prager Dichters Franz Werfel. Das Hauptgeschäft machte die Firma mit Export nach England, Amerika und der Schweiz.

Franzl begann seine Tätigkeit als Kanzleipraktikant. Er arbeitete sich aber so rasch ein, daß er in knappen drei Monaten das Vertrauen seiner Chefs gewonnen hatte und mit allen Mitarbeitern auf bestem Fuß stand. Es gab kaum etwas, für das Franzl nicht zuständig war. Er fuhr im Aufzug, ging die Treppen hinunter, durchquerte die langen Korridore, sah den Frauen bei den Nähmaschinen zu, musterte die Ware, kontrollierte die Exportverpackung, überall war er, der gewaltige Rhythmus der Fabrik riß ihn mit, die Menschen, die Arbeiter, Näherinnen, Verpacker, die Berge aufgestapelter schwarzer, brauner, grauer,

Unsere *Elizabeth Arden* Spezialistin  
weiss Bescheid!

PARFUMERIE

**HYAZINTH**  
AG

Basel  
Falknerstrasse 17/Ecke Pfluggasse  
Telephon 23 65 64

## Frank AG Basel

Internationale Transporte Rheinschiffahrt und Befrachtung Viehtransporte

Buchs

Zürich  
Chlasso

Brig

Telegramme: Transporlfrank Fernschreiber 62 170 Telephon (061) 35 30 00



## W. BOOZ COIFFURE

garantiert für vollkommenen first class-Service:

immer schnell und individuell!

Über Mittag geöffnet!

TURMHAUS AESCHENPLATZ Telephone 34 01 00

Für Männer von heute:

# arden for men

HAUTE COUTURE

### zeigt ihre Kollektion

am Freitag,  
den 17. September 1965,  
um 15.15 und 20.15 Uhr, im

Stadt-Casino Basel, 1. Stock,  
Tea-Room

Reservation unter Tel. 23 34 58



## Clarins

**FETTPOLSTER**  
verschwinden,  
wo sie auch sind

Lassen Sie sich unverbindlich  
beraten

INSTITUT VISANA Riehenring 119 BASEL ☎ 33 06 17



schlatter

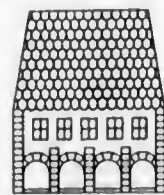
061 332221

büro- und  
betriebseinrichtungen  
feldbergstraße 140  
4000 basel

roter, grüner Damen- und Herrenhandschuhe, alles hochprima, feinste Qualität, mit dem Anhängsel und der Markenetikette «Werfel & Böhm, Prague, Bohemia»; das Pulsieren der Fabrik spürte er in seinen eigenen Nerven, ja sogar in seinem Puls-schlag... Franzl lief in Prag herum, um das und jenes für die Firma zu besorgen, er arbeitete in der Exportbuchhaltung, in der Korrespondenz, in der Manipulation, war Verbindungsmann zu den Schnitträumen, den Verpackungszimmern, kurz er war überall. Man vertraute ihm große Geldbeträge an, die er zur Bank bringen oder von dort abholen mußte: von der Länderbank zur Union-Bank und der BEBCA, der Böhmisches Eskompte Bank und Kreditanstalt... Ja, er wurde sogar zum Vertrauten der Familie Werfel. Aber bei dem Monatsgehalt von hundert Gulden blieb es zwei volle Jahre, erst dann bekam Franzl fünfzig Gulden Aufbesserung.

Doch trotz seines Eifers kam Franzl Schwenk eines schönen Tages in eine peinliche Situation. Der Herr Kommerzialrat Werfel liebte nämlich über alles das Pilsner Bier. Darum stand auch in seinem Büro stets eine Zweiliterflasche der feinen, goldfarbenen, schmissigen Flüssigkeit im Fenster, sichtbar für jedermann. Diese Zweiliterflasche mußte der Diener Powondra Lojza täglich im Wohnhaus der Werfels in der Mariengasse 41 gegenüber dem Stadtpark mit feinem Pilsner füllen und sie ins Büro bringen. Das edle Naß wurde direkt von der Brauerei «Gambrinus» sowie auch abwechselnd vom «Urhell» in Pilsen bezogen und in einem 200-Liter-Faß per Bahn nach Prag in die Mariengasse geliefert. In den tiefen Hauskeller verfrachtete es sodann Powondra Lojza. Sobald das Bier zur Neige ging, wendete sich Herr Werfel an Franzl: «Schwenk! Es ist wieder so weit! Schreiben Sie bitte nach Pilsen, man soll übermorgen ein frisches Faß liefern.» Wenn Schwenk die Geschäftskarte geschrieben hatte, unterschrieb Herr Kommerzialrat Werfel. Aber auch der Kompagnon, Herr Böhm, unterschrieb. Und einmal passierte es eben: Zwei Tage nach der Bestellung kam nicht ein Faß Pilsner, sondern es langten zehn Fässer ein, jedes mit 200 Liter des Weltbieres.

«Wer hat das bestellt?» tobte der alte, gute Herr Werfel. «Ist Schwenk wohl wahnsinnig geworden? Er soll sofort zu mir kommen, aber sofort, und alles aufklären!» Es wurde von der Wohnung in die Fabrik vis-à-vis telephonierte. Franz Werfel, der junge Dichter mit dem langen Haar, redete seinem Vater



**BMS** Für Sie

das schön gearbeitete,  
handwerklich geformte  
Möbel

**Basler Möbelhandwerk**

Spalenvorstadt 14 BASEL

# ZIMBA

## Lampen- schirme

Neuanfertigungen  
Reinigen  
Reparaturen  
Zutaten

B A S E L

Verkauf von Beleuchtungskörpern  
Spalenvorstadt 7 Telephone 23 91 72



gut zu: «Sei doch nicht so aufgereggt, Papa! Was ist schon dabei. Jeder Mensch kann sich einmal irren. Du bist doch sonst mit dem Schwenk so zufrieden.» Auch die beiden wunderschönen Töchter im jüdischen Hause versuchten zu vermitteln, auch die feine Mama, und sie alle setzten sich für den jungen Angestellten ein.

Dann kam Schwenk. Aufgeregt, zitternd, blaß. Er wagte kaum zu atmen und den Blick zu dem wutentbrannten Chef zu erheben. «Herr Kommerzialrat, ich weiß wirklich nicht, wie die Null dazugekommen ist... Ich habe ja nicht 10, sondern bloß 1 Faß bestellt... ich nicht, ich keinesfalls...» stotterte der junge Praktikant. Franz Werfel — der Dichter im braunen Sammetwams und der Künstlermähne, hatte eine hochschallende, schöne und starke Tenorstimme, man nannte ihn in Prag «Caruso». Und Franz Werfel schmetterte unermüdlich zu Hause, einem kultivierten Heim des konventionell-formalen Judentums, und im Café «Arco», wo er mit Kafka, Kisch und Brod zusammenkam, sowie in nicht ganz einwandfreien Prager Nachtlokalen eine Verdi-Arie nach der anderen — und seine Schwestern und sogar die heißgeliebte Kindermagd Barbara redeten begütigend auf Vater Werfel ein; es blieb nicht ohne Wirkung. Alle zusammen begaben sich schließlich in den goldgezierten, rotbeplüschten Salon, wo Barbara den duftenden «Kapuziner»-Kaffee auftischte... Alles war gut abgelaufen.

Natürlich forschte Franzl Schwenk dem «Irrtum» nach. Aus dem Kopierbuch ging hervor, daß die Bestellung nach Pilsen tatsächlich auf 10 Faß gelautet hatte. Herr Böhm gestand dann in einer schwachen Stunde Schwenk, daß er heimlich die verhängnisvolle Null zu dem Einser dazugemacht hatte. Die Bierflasche im Bürofenster der repräsentativen Exportfabrik irritierte Herrn Böhm schon seit langer Zeit, und darum hatte er die Bierbestellungen einmal auf die Spitze treiben wollen. «Er wird ja immer flotter, mein Herr Kompagnon!» flüsterte Herr Böhm dem jungen Franzl Schwenk zu. Doch der hütete sich, darauf einzugehen. Er hielt das Gleichgewicht, wenngleich er den Werfels menschlich überaus mehr zugetan war.

Besonders verehrte Franzl Schwenk den jungen Dichter Franz Werfel. Mit großer Freude brachte er an jedem Monatsersten von der Mariengasse 10 das Geld für den Junior in die Mariengasse 41: «Guten Tag, Herr Werfel! Ich bringe Ihre Apanage!» Es waren 300 Gulden, viel mehr, als Schwenk verdiente. Als Franz Werfel bereits in Wien lebte, und nicht mehr jeden Nachmittag im Conti, Corso, Arco oder Zentral mit Brod, Urzidil, Kafka, Fuchs, Pick, Winder, Baum oder Weltsch, mit Kisch herumsaß, mußte Schwenk die Apanage nach Wien schicken. Nach dem Ersten Weltkrieg schickte dann Schwenk allmonatlich 2000 Tschechenkronen, damit der Dichter alles Notwendige besitze. So wollte es Papa Werfel, Handschuhfabrikant in Prag.

Papa war übrigens sehr stolz auf seinen großen, körperlich kleinen, ein wenig dicklichen Sohn. Er sprach oft mit Schwenk über den Sohn, allerdings nur zu Hause, nie in der Fabrik viv-à-vis. «Natürlich macht er uns viel Freude, der Franz, freilich anders, als wir glaubten», sagte Papa Werfel. «Die Handschuhfabrik ist eine wahre Goldgrube», fuhr er nachdenklich fort. «Mein Franz hätte sie natürlich übernehmen sollen. Aber er ist ja kein Kaufmann, nein, er ist ein Dichter...».



### Hotel Schweizerhof Basel

beim Bundesbahnhof, Telephon (061) 34 12 10  
Telex 62 373  
HAUS ALLERERSTEN RANGES

Bar • Restaurant français • Terrasse • Gediegene Räume für Bankette und Sitzungen  
Besitzer: Familie Goetzinger

### Wo schläft Ihr Besuch?

Sauber Ruhig Preiswert

**HOTEL CÉCIL garni**  
Basel Hochstraße 76  
Hinter Bahnhof SBB P  
☎ 061 - 34 90 52 oder 34 21 93



## Wohin in Basel?

### STADTTHEATER BASEL Telephon 24 19 64/65

Billettkasse: werktags 10—12.30 und 15—18.45 Uhr; sonntags 10.30—11.45 Uhr

Mittwoch, 15. Sept., 20 Uhr: «Aida», Oper von G. Verdi. — Donnerstag, 16. Sept., 20 Uhr: «Torquato Tasso», Schauspiel von J. W. Goethe. — Freitag, 17. Sept., 19.45 Uhr: «Hochzeit des Figaro», Oper von W. A. Mozart. — 18./19. Sept. geschlossen. — Montag, 20. Sept., 20 Uhr: «Aida». — Dienstag, 21. Sept., 20 Uhr: «Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats», dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade. — Mittwoch, 22. Sept., 19.45 Uhr: «Die Hochzeit des Figaro». Donnerstag, 23. Sept., 20 Uhr: «Torquato Tasso». — Freitag, 24. Sept., 20 Uhr: «Aida».

### Sobald fünf Jahre vergehen

10./14. September, 20.15 Uhr  
**Emil und die Detektive**  
11./12. September, 15.00 Uhr  
**Mutter Courage und ihre Kinder**  
11./12. September, 19.45 Uhr  
**Laune des verliebten Mitschuldigen**  
13. September, 20.15 Uhr

## KOMÖDIE

Telephon 23 79 75



INTERNATIONALES RESTAURANT  
FLUGHAFEN BASEL-MULHAUSEN

Das Restaurant  
mit der internationalen  
Speisekarte

Rolf R. Bickel  
Telephon 23 55 35



### HOTEL TOURING & RED OX BASEL

CHINA RESTAURANT  
GOLDEN DRAGON

SPEZIALITÄTEN RESTAURANT  
PAUL'S RED OX GRILL & BAR

### CHEZ NOAH



Restaurant / Bar Arche Barfüsserplatz 17

### Restaurant



Glock

PETER VALENTE

Basel, Aeschenvorstadt 45, ☎ (061) 24 32 55

### Unser Prinzip: Nur das Beste

Jeden Samstag: POT AU FEU



### H. Stucki-Herbster

Küchenchef  
Bruderholzallee 42  
BASEL  
beim Studio  
Telephon 34 24 60  
Parkplatz

Wien. Anlässlich der 75. Wiederkehr des Geburtstages von Franz ~~Werfel~~ veranstaltet das Wiener Burgtheater am 9. September eine Gedenkfeier, die auch vom österreichischen Fernsehen ausgestrahlt wird.

Israel. Wochenblatt f. dt. Schweiz.  
Zürich. 65, 36. (3. Sept. 1965).



Franz Weefel. Zwanzig  
Jahre nach seinem Tode

in:

Mitteilungsblatt, Tel Aviv.

33, 37. (10. Sept. 1965). p. 5

## Franz Werfel / Zwanzig Jahre nach seinem Tode

Vor zwanzig Jahren, am 26. August 1946, starb im amerikanischen Exil, im kalifornischen Santa Barbara, Franz Werfel. Er gehörte zu den Grossen des Prager Kreises, wohl neben Franz Kafka derjenige, der in der Welt den meisten Ruhm erworben hat, auch er ein Freund und in gewissem Sinne eine Entdeckung von Max Brod. Obwohl Werfel nur ein Alter von knapp 55 Jahren erreicht hat — er wäre am 10. September 75 Jahre alt geworden — ist sein Werk schon allein durch seinen Umfang ein gewaltiges. Er war wohl der bedeutendste Dichter unter den deutschen Expressionisten, aber er hat diese Kunstform überdauert und hinter sich gelassen. Die Frage ist oft gestellt worden, worin seine eigentliche Stärke lag: im Lyrischen, im Epischen, im Dramatischen, im Denkerischen. Denn auf all diesen Gebieten hat er ein Erbe hinterlassen und wohl auf jedem von ihnen einzelne Meisterwerke, die die Zeit überdauern haben. Das mag mit seiner so vielfach schillernden Persönlichkeit zusammenhängen, in der viele Möglichkeiten angelegt waren. Man hätte sich ihn, wie Thomas Mann in seinem der Witwe gewidmeten Nachruf sagte, als Sänger, als Mimen und Parodisten, als Dirigenten, als Opernregisseur vorstellen können. Mit der Musik verband ihn — auch unter Alma Mahler-Werfels Einfluss — ein tiefes Verständnis, dessen schönste Frucht sein Verdi-Roman ist. Sein erst nach dem Tode erschienenen letztes Werk, der grosse utopische Roman „Der Stern der Ungeborenen“ zeigt ihn als einen Visionär, der in eine Zukunft, sie intuitiv erfühlend, hineinblickte, die indessen in vielen Zügen zur Wirklichkeit geworden ist. Mit diesem Buch stellte sich Werfel in die Reihe der drei grossen Gestalten des deutschen Romans jener Tage, die wie eine „Endzeit“ im deutschen Kulturbereich wirkten, erschienen doch in einer knappen Periode neben dem „Stern“ auch Thomas Manns „Dr. Faustus“ und Hermann Hesses „Glasperlenspiel“, drei grosse Dokumente der deutschen Epik aus

den Tagen des Falles und Zusammenbruches.

Franz Werfel war ein zutiefst religiöser Mensch. Sein Ringen um und mit dem Glauben, auch sein Ringen mit dem Judentum und seine Beziehung zum Katholizismus haben vielerlei Deutungen erfahren, zutreffende und noch mehr unzutreffende. Sein Verhältnis zum Judentum war unzweifelhaft ambivalenter Natur. Aber in der Stunde der letzten Prüfung bekannte er sich zu ihm. Er lehnte den Gedanken eines Übertritts zum Katholizismus mit der Begründung ab, es zieme ihm nicht, zu einer Zeit jüdischen Martyriums sein Judentum zu verleugnen. In dem von Max Reinhardt in New York aufgeführten „Weg der Verheissung“ (der s. Zt. auszugsweise in der „Jüdischen Rundschau“ erschien), schildert er die jüdische Geschichte, wie auch sein Jeremias-Roman „Höret die Stimme“ und nicht zuletzt sein vielleicht eindrucksvollstes episches Werk „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ im Kern ein Bekenntnis zum Judentum als Wurzel seines Schaffens zum Inhalt hatten, auch wenn ihm Judentum wohl nicht als letztes Ziel und Erfüllung erschien.

Aus dem im Jahre 1932 veröffentlichten Buch „Können wir ohne Gottesglauben leben?“ (Paul Zsolnay Verlag, Wien) geben wir nachstehend einen Abschnitt aus dem Schlusskapitel wieder, in welchem sich eine „Zusammenfassung einiger Hauptgründe, warum der Gottesglaube sich als notwendig und unüberwindlich erweist“, findet. Der hier abgedruckte Teil ist dem Abschnitt entnommen, der den Titel trägt: „Wenn die Wahrheit es nicht kann, so entscheidet die Schönheit (Ästhetischer Grund)“. Er zeigt den religiösen Denker Werfel und den radikalen Verfechter des von ihm als richtig Erkannten in grosser Klarheit und gibt damit auch ein Bild des Menschen, der in allen seinen Werken ein Kämpfer für das Gute, das Wahre und das Schöne war, in dessen Verwirklichung er seine dichterische und menschliche Mission erblickte. 1.

Mensch zweifellos nur geboren wird, um zu verwesen. Durch diesen Weg vom Nichts zum Nichts entpuppt sich aber die kurze Lebensunterbrechung als eine höchst überflüssige Störung des geruhsamen Nichtseins. Daher ist die Gleichgültigkeit die einzige Weltanschauung, die logisch gerechtfertigt ist, so wie die Schmerzlosigkeit das einzig wirkliche Gute ist, dem man nachzustreben hat.\*

Dies ist eine Lösung oder Nicht-Lösung, die sich zur Wahl anbietet. Man kann sie auch die Illusion der Illusionslosigkeit betiteln.

Demgegenüber unterscheidet sich die andere Welt vor allem dadurch, dass sie eine Welt des Sinnes und des Wertes ist. Wer sich zu ihr bekennt, ist der Überzeugung, dass der Mensch als Teil des Ganzen nicht etwas besitzen kann, was das Ganze nicht besitzt. Wenn ihm also als Splitter des Kosmos die Tendenz der Sinn- und Wertgebung innewohnt, so kann diese Tendenz doch nur eine blasser Spiegelung, eine schwächliche Entsprechung jener Sinn- und Werthaftigkeit sein, die im Universum selbst liegt. Wer an Sinn- und Werthaftigkeit des Universums glaubt, glaubt damit zugleich an dessen Geisthaltigkeit, er glaubt, dass die Schöpfung ein geistiger Akt ist. Im Glauben an diesen Schöpfungsakt ist der Glaube an die Schöpfungsmacht mitenthalten, die das höchste Prinzip der Sinnhaftigkeit (Geist) und Werthaftigkeit (Liebe) vorstellen muss. Mithin ergibt sich für jeden, der in der Welt Sinn und Wert anerkennt, notwendigerweise der Glaube an die Gottheit, welche der höchste Geist und die erste Liebe ist. (Dante: La somma sapienza e il primo amore.) Genau umgekehrt jedoch bedingt die Leugnung Gottes die Leugnung jedes, auch des geringsten Sinnes und Wertes in der Welt. Der Glaube verwandelt die Stellung des Menschen dem Leben gegenüber radikal. Während für den Gottlosen die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes den schlagenden Beweis für dessen stoffgebürtige Bedingtheit bildet, so beweisen für den Gläubigen die genetischen Wissenschaften nichts anderes, als dass die Entelechie des Geistes und der Liebe im Menschen gewisse Stadien durchlaufen muss wie alles der organischen Natur Eingeschaffene. Der Gläubige ist kein historischer, sondern ein Mensch der ewigen Gegenwart. Während der diesseitig gesinnte Realist in der Sittlichkeit nur eine zielstrebige Verhaltensweise sieht, welche die Lebenssicherung und Bedürfnisbefriedigung des Menschengeschlechtes (Schiffbrüchige auf einer wüsten Insel) zum letzten Zweck hat, so erkennt der Gotterfüllte weit über dieses menschliche Kompromiss aus „Kampf ums Dasein“ und „Anpassung“ hinaus seine Aufgabe in der Verwirklichung von Geist und Liebe, in der Vergöttlichung des Menschen. Plakatiert der eine „Wohlstand für Alle“, so verkündet der andere: „Glückseligkeit und Freude für Alle“. Der Ungläubige findet in seiner inneren Welt nur die äussere Welt, d. h. also eine Welt ohne Sinn und Wert. Infolgedessen kehrt er sich von seiner inneren Welt, ab, weil ihre Leere quälend

der ist als die durch Lärm und Trubel gemilderte Leere der Sachwelt. Als gehetzter Flüchtling seines Ich stürzt er sich in ein Meer von Geschäftigkeit, wodurch er im sozialen Leben falsche Bedürfnisse erzeugt und viel Übel stiftet. Der Gläubige findet in seiner inneren Welt ebenfalls die äussere Welt, diese jedoch hat Sinn und Wert. Er findet aber noch etwas mehr als diese äussere Welt in sich, das Erlebnis nämlich der übersinnlichen Bedeutung aller sinnlichen Gegebenheiten. In seiner Seele spürt er einen Brennpunkt, der alle Strahlen des Geistes und der Liebe sammelt, den Ort der inneren Wahrnehmung des Göttlichen. Für ihn ist die Innenwelt daher reicher als die Sinnenwelt und nach dem Gesetz der Fortschreibung vom Kleineren zum Grösseren richtet er den Blick in sich selbst. Er verabscheut die Geschäftigkeit und liebt die Beschaulichkeit. Die Innenschau erschliesst ihm auch jene andern Werte und Mächte, die um die Zentralsonne des religiösen Erlebnisses wie Planeten kreisen, die musischen Schöpferkräfte der Seele. Er begreift mit einermal den Enthusiasmus als die höchste Lebensspannung, und die Ansicht der Religion, ein ewiger Lobgesang sei der Daseinszweck der Engel, erscheint ihm nicht mehr unsinnig. Wenn er sich aus seiner Versenkung erhebt, ist er reicher als zuvor und sein volles Herz will sich den andern mitteilen. Dadurch macht er die Menschen reicher, im Gegensatz zu dem Geschäftigen, der sie in die Hetzjagd des Nichts reisst, sie ausbeutet und beraubt. — Der Ungläubige glaubt an nichts mehr als an den Tod, der Gläubige an nichts weniger. Da für ihn die Welt eine Schöpfung aus Geist und Liebe ist, so kann doch er als Weltgeschöpfer in seinem wesentlichen Teil nicht von ewiger Vernichtung bedroht sein, da ja nicht einmal die Materie, aus der er zusammengesetzt ist, vernichtet wird, sondern nur neue Verbindungen eingeht. Das wichtigste persönlichkeitsbildende Element seines eigenen kleinen Menschengestes ist das Organ des geistigen Zusammenhangs, das Gedächtnis. Der Gläubige glaubt, dass Gott den Menschen sich zum Ebenbilde geschaffen habe.\* Dem menschlichen Gedächtnis muss demnach ein unendlich genaueres und vollkommeneres All-Gedächtnis der Gottheit entsprechen. Die Art dieses Gedächtnisses kann niemand begreifen. Eines aber ist gewiss. Wie immer es auch jenseits von Raum und Zeit beschaffen sein mag, kein Hauch lebenden und gelebten Lebens kann aus ihm verschwinden. Deshalb glaubt der Gottgläubige an nichts weniger als an den Tod...

\* Der Nihilismus dreht den Satz um und sagt, der Mensch habe Gott sich selbst zum Ebenbilde geschaffen. Wir aber wissen bereits, dass dies eine Homologie ist. Der Mensch kann nichts produzieren, was nicht in ihn hineingelegt ist. Ohne die innere Wahrnehmung des Göttlichen hätte er diese niemals interpretieren können.

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 18, POB 1480, Tel. 614411. Anzeigenannahme: Eitlinger's Advertising, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigenannahme in Jerusalem: H. Sturmman, Tel. 33425. Herausgeber: Biton Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. H. Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.

### FRANZ WERFEL

#### GOTTESGLAUBE

Aus dem Schlusskapitel von „Können wir ohne Gottesglauben leben?“

„Es stehen uns zwei Welten zur Wahl. Die eine besitzt keinen Sinn und keinen Wert, denn Wert und Sinn sind blosser Anthropismus und willkürliche Teleologie, die wir nicht aus ihr herausholen, sondern in sie hineinbringen. Wenn wir auch an der Materie ein paar Gesetze hypothetisch abzulesen imstande sind (morgen stellen sich diese Ablesungen wieder als Irrtümer heraus), so bleibt uns der Endzweck der organischen und anorganischen Natur doch ewig verschlossen, ja die Annahme dieses Endzweckes schon ist eine denkerisch untersagte Vermessenheit. Von uns, nämlich vom Menschen, kennen wir bis zu einem bescheidenen Grade

ein wenig Geschichte und Psychologie. Beide zeigen uns, dass vor allem das ökonomische Prinzip alle Entwicklung veranlasst. Dieses entspricht dem Prinzip der „Anpassung“ und dem des „Kampfes ums Dasein“, das Darwin formuliert hat. Da der Urmensch keine Klauen, Krallen, Hörner, Stosszähne und ähnliche Waffen besass, war er gezwungen, seine Intelligenz als Waffe auszugestalten. Alle Geistestaten also, alle Heilslehren, Philosophien, Kunstwerke, Platos Dialoge und die Neunte Symphonie entstammen dem prekären Zufall, dass eine ziemlich verschlagene Affenart kein anderes körperliches Rüstzeug besass als den Intellekt. Lebensaufgabe dieser arrivierten Affenart ist es, die Naturkräfte des Erdplaneten sich nach und nach dienstbar zu machen, um die Herrschaft der eigenen Gattung gegen alle kosmisch-tellurischen Missheiligkeiten und gesellschaftlichen Feindseligkeiten zu sichern und dem Individuum (dies ist das alleinige und höchste Zukunftsideal) ein gerechtes Mass der Wohlfahrt zu gewährleisten. Damit ist alles gesagt, es sei denn, dass der

### REISEN

nach allen Ländern der Welt  
Zuverlässige Beratung, Auskünfte  
und prompte Erledigung aller Formalitäten  
durch

Dr. HURWITZ Ltd.  
Travel Agency  
Tel-Aviv, Yehuda Halevi Str. 43  
Tel. 621351

\* Diese Konsequenz zieht die nahezu atheistische oder zumindest atheologische Lehre des Buddhismus, die tatsächlich die Leidver-nichtung zum höchsten Grad erhebt.



## MASSENWANDERUNG

(Schluss von S. 4)

überzugehen, kann ein weiterer Unterschied festgestellt werden, bei dem die Vereinigten Staaten nicht gerade schlecht wegkommen. Das betrifft die Staatsbürgerschaft. Wenn ein Mann fünf Jahre im Land lebte und die Sprache erlernte, hatte er die Möglichkeit amerikanischer Staatsbürger zu werden und abzustimmen wie ein Einheimischer. Dies war die Hoffnung. In Europa ist es die Ausnahme...

Es ist für einen Einwanderer in Europa möglich, die Staatsbürgerschaft zu erwerben, aber es ist schwer. Was die Italiener und die Spanier in der Schweiz anstreben, ist nicht der Erwerb der Staatsbürgerschaft, sondern das Recht zu permanentem Aufenthalt, das nach dreijährigem Aufenthalt gegeben wird, obgleich der vorgeschlagene Vertrag mit Italien diese Frist auf 18 Monate beschränken wollte. Die Algerier und die Mitglieder der Communauté, die Staatsbürger sind, haben das Recht auf freie Einreise verloren, aber die Mitglieder des Gemeinsamen Marktes, die das Recht der freien Einreise haben, haben keinen leichten Weg zur Erlangung der Staatsbürgerschaft. Man erwartet, dass die wirtschaftliche Integrierung so weit fortschreitet, dass sie zur sozialen und schliesslich zur politischen führt.

### DAS EUROPÄISCHE DILEMMA

Das ist das europäische Dilemma, das die Zeit lösen muss. Wenn die Einwanderer aus den Mittelmeerländern im Norden und Westen aus wirtschaftlichen Gründen bleiben, müssen sie soziale und politische Gleichheit erlangen.

Wenn sie nachhause zurückkehren, stellt sich die Frage, was aus ihnen werden wird.

Der Landarbeiter, sagen wir, von Norwegen, der in Amerika zur Landwirtschaft übergang und später heimkehrte, war ein veränderter Mensch — er experimentierte, er fand, wurde unzufrieden mit den Routine-Methoden seiner Heimat. Aber der italienische Bauer, der in den Vereinigten Staaten in die Industrie ging, fand es schwierig, sich anzupassen, wenn er nachhause kam. Er hatte Geld, das er auslieh, statt es in einem neuen eigenen Unternehmen zu investieren; aber er hatte keine landwirtschaftlichen Fertigkeiten erworben und nur geringe industrielle. Amerika hatte seine Kleider und sein Aussehen verändert, aber seine Ziele waren die gleichen geblieben, als er die Heimat verliess: die Farm zu verlassen und in die Stadt zu gehen. Viele Türken, die in diesen Tagen von Deutschland nach der Türkei zurückkehren, bringen grosse amerikanische Automobile aus zweiter Hand mit und treten in Dolmus-Geschäfte ein — halb-Taxi, halb-Bus — in Ankara oder Istanbul. Einige italienische Firmen haben italienische Arbeiter in deutschen Städten zurückgerufen und lieferten so das kuriose Phänomen, dass Deutschland, das die Arbeiter in Südtalien rekrutierte und sie nun an Norditalien verliert, die Beweglichkeit der italienischen Arbeitskraft schuf, die das Land von sich aus nicht erreichen konnte. Aber selbst wenn sie zu ihrem eigenen Land zurückgehen, ist es nicht klar, ob sie leicht absorbiert werden können.

Und dies ist die Gefahr — dass

der Massen-Einwanderer von heute ein Mann ohne Land werden wird, einer, der ein Leben verlassen hat und findet, dass er nicht da bleiben kann, wo er ist und auch nicht wieder nachhause gehen kann. Das Problem der Zugehörigkeit ist

schon schwierig genug innerhalb der eignen Grenzen. Wenn Europa nicht eine soziale und politische Gleichheit erreicht, kann sich ein Problem der „fliegenden Mittelmeerbewohner“ entwickeln, unruhige Geister ohne Heimat.

## Zum 100. Geburtstag von Hedwig Lachmann

Am 29. August waren 100 Jahre seit der Geburt von Hedwig Lachmann vergangen, die zu den bedeutenden, interessanten Frauen der deutschen Literatur am Ende des vergangenen Jahrhunderts und bis zu ihrem frühen Tode am 21. Februar 1918 gehörte. Hedwig Lachmann selbst war eine Dichterin eigenen Ranges, vor allem aber ist sie als Uebersetzerin weit bekannt geworden, u.a. von Oskar Wilde, Rabindranath Tagore, Edgar Allan Poe, Balzac, Verlaine u.a. Unter den Dichtern und Kämpfern des Expressionismus spielte sie eine wichtige Rolle. Sie war eng befreundet mit Paula Dehmel, der Gattin des Dichters und Schwester Franz Oppenheimers. Aus dieser Freundschaft heraus entwickelte sich eine leidenschaftliche Liebe des Dichters zu ihr, der nach einer engeren Verbindung strebte, aber Hedwig Lachmann verweigerte sich ihm in Rücksicht auf ihre Freundschaft mit Paula.

Sie heiratete später den um einige Jahre jüngeren Gustav Landauer und war ihm eine Gefährtin und Mitarbeiterin, die die in ihm liegenden Fähigkeiten stark beeinflusste, wie auch sie unter seinem Einfluss an Persönlichkeit noch gewann. Gustav Landauer hat ihr u.a. seinen berühmten „Aufruf zum Sozialismus“ gewidmet, eines der grossen Dokumente des idealistischen Sozialismus unserer Zeit. Es mag als eine gnädige Fügung des Schicksals erscheinen, dass sie das grausame, sinnlose Ende Landauers nicht mehr zu erleben brauchte.

Zweifellos gehört Hedwig Lachmann in die Reihe der schöpferischen Frauen jüdischer Herkunft im deutschen Kulturkreis, die durch ihre eigene Leistung wie vor allem durch den Einfluss ihrer Persönlichkeit auf einen grossen Kreis von Freunden und von geistig bedeutenden Menschen eine nachhaltige Wirkung ausgeübt haben.

—n.



Unsere Rosch-Haschanah-Ausgabe erscheint in stark erweitertem Umfang am Freitag, den 24. September. Inseraten-Annahmeschluss Mittwoch, den 15. September.

## Im Bannkreis Herzls

Eine zionistische Jugend in Wien

Von PAULA ARNOLD

3. Fortsetzung

Ayot St. Lawrence, Herts,  
Welwyn  
21. Nov. 1912

Mein lieber Kellner,

Die einzige Art, auf die man „The Unsocial Socialist“ und „Love among the Artists“ hier bekommen kann, ist die folgende: Sie müssen einen Buchhändler dazu bringen, die Piratenausgabe aus Amerika hereinzuschmuggeln! Es ist klar, dass ich selbst das nicht tun darf — aber zu meinem Leidwesen muss ich bekennen, dass es oft geschieht. Mein eigener Verleger in Amerika (Brentano) errang mein Zutrauen zuerst durch seine Hartnäckigkeit und seinen Unternehmungsgelst. Er veranstaltete Raubausgaben meiner Werke und bewies damit, wie sehr er sie zu schätzen wusste.

„Zetetical Society“ ist ein alter Druckfehler für „Zetetical Society“. Die europäische Presse hat nie genug Griechisch gekonnt, um das zu korrigieren. Diese Gesellschaft war ein junger Spross der „Dialectical Society“, einst eine blühende Gesellschaft, zu dem Zwecke gegründet, J. S. Mills „Essay on Liberty“ zu diskutieren. Da der Name „Dialectical Society“ somit schon vergeben war, verfiel jemand auf Zetetical als Ersatz.

Ich kann nicht behaupten, dass ich niemals Verse geschrieben ha-

be. „The Admirable Bashville“ ist in Blankversen. Gelegentlich habe ich mich damit unterhalten, Reime zu drehen — aber meine gesamte Produktion in diesem Genre würde wohl nicht mehr als zehn Seiten ausmachen, und sieben von diesen wären wohl Burlesken. Ich habe einmal in einem Roman zwei gereimte Zeilen gefunden, die von mir waren. Bei einer Gelegenheit, gegen Ende einer öffentlichen Versammlung, bei der ich der Hauptredner gewesen war, kam ein Mann auf mich zu, reichte mir eine alte Nummer der „Academy“ (einer literarischen Monatsschrift der Zeit) und sagte: „Ich lese Stenographie. Dies Zeug könnte Ihnen leicht Ungelegenheiten machen, wenn es in die Hände eines Menschen geriete, der Ihnen übel gesinnt ist. Zerreißen Sie die Seite und seien Sie in Zukunft vorsichtiger.“ Und der Mann entfernte sich ohne ein weiteres Wort. Ich sah mir die Zeitschrift an und fand, dass der Rand dieser Seite mit meiner eigenen Handschrift, in Stenographie, bedeckt war. Je mehr ich von dem Zeug entzifferte, desto indenter kam es mir vor. Es war offenbar an jemanden gerichtet, dem ich wärmsten empfahl, zu einer Dame zu gehen und „sich in ihr Bettuch zu schmiegen“. Ich war ganz entsetzt und aufs Höchste erstaunt, denn ich konnte mich nicht entsinnen, je solch unanständiges Zeug verbrochen zu haben. Endlich kam ich auf ein paar Zellen, die

das Rätsel lösten: Die Verse lauten wie folgt:

Go Pleasant and Unpleasant:  
I make you all a present  
To my Ellen, to my Ellen  
Who has read you all before etc.

In deutscher Uebersetzung, etwas freier:

Nun gehet hin, Ihr Kindchen mein,  
Ihr sollt bei meiner Ellen sein,  
Die euch seit langem kennt — etc.

Ich hatte die Buchausgabe meiner Stücke „Plays Pleasant and Unpleasant“ an Ellen Terry geschickt, von ein paar Knittelversen begleitet. Da sie die Gewohnheit hatte, abends im Bett zu lesen, hatte ich das Buch angewiesen, „sich in ihr Bettuch zu schmiegen“ und auch sonst allerhand zu tun, was für ein menschliches Wesen höchst unanständig, aber für ein Buch völlig harmlos war. Der Mann muss mich für einen ganz verkommenen Wüstling gehalten haben!

Der Titel „Widowers' Houses“ ist eine etwas weithergeholte Version eines Bibeltextes: Matthäus XIII,14.

Ich glaube, hiermit sind alle Fragen beantwortet. Ich danke Ihnen sehr, dass Sie mir das Ersuchen von Frau Richter übermittelt haben.

Immer der Ihre

G. Bernhard Shaw

### IV. BIELITZ — MEINE GROSS-ELTERN MUETTERLICHERSEITS

Meine Grossmutter in Bielitz war eine „Eschet Chail“, wie es in der Bibel heisst, die Verkörperung von Energie und Tüchtigkeit, von weltlicher Klugheit. Als ich jung war, hatte ich viel gegen sie einzuwenden, denn ich konnte nicht be-

greifen, wie eine so kluge und gütige Frau sich schroff gegen dasjenige einstellte, was mein Leben ausmachte — gegen den Zionismus und die Gleichstellung der Frau.

Sie war die jüngere Tochter eines Grosskaufmanns in Bialystok, namens Schwarzberg. Ihre Mutter war bald nach ihrer Geburt gestorben, und der Vater verwöhnte sie masslos, namentlich seit ihre weitaus ältere Schwester in die Ferne geheiratet hatte, nämlich nach Leipzig, das damals weiter entfernt war als heute Argentinien. Es war in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Sonderbarerweise für jene Zeit — ich weiss nichts Näheres über die Umstände — war der Schwiegersohn ein Nichtjude, ein deutscher Kaufmann. — Meine Grossmutter selbst erzählte mir als Illustration dazu, wie sehr sie verhätschelt wurde, folgende Geschichte.

Ihr Vater importierte besonders aus Indien, und brachte ihr einmal von dort einen kostbaren Kaschmir-Schal mit, ein riesiges Ding, wie man sie damals statt eines Mantels trug. Diese Tücher waren so dünn, dass man sie durch einen Ring ziehen konnte. Sie waren aber sehr warm. Klara spielte im Hofe mit einem Nachbarskind, und erzählte ihr von dem herrlichen Geschenk. Sie lief ins Haus, um den Schal zu holen. Nachdem er genügend bewundert worden war, hingte ihn Klara an den Zaun. Die Kinder spielten weiter, und als Klara zum Essen gerufen wurde, vergass sie den Schal. Während des Essens erinnerte sie sich und lief hinaus — aber das kostbare Stück war natürlich verschwunden. Klara heulte bitterlich, und der Vater, statt sie

Weifel, Franz

Fehlbetrag unserer  
Zeit. Zum 75. Geburtstag  
v. Franz Weifel.

In: Allgemeine W. z. d. J. i. D.  
Düsseldorf. 20, 25. (17. Sept.  
1965). p. 7



## Franz Werfels Glück beim Dichten und Mißgeschick beim Denken

Seine Essays und Tagebücher und die Neuauflage seiner Romane / Von Martin Gregor-Dellin

Vielleicht sollte man einmal grundsätzlich zwischen integralen und anthologischen Schriftstellern unterscheiden — ein Vorschlag zur schnelleren Verständigung. Integrale wären diejenigen, bei denen noch das Nebensächlichste und Unwesentlichste den Stempel des Ganzen trägt und dieses Ganze durch Seitenblicke erhellt, verstärkt, abstützt und verdeutlicht, so daß man es kennen und wissen möchte als unerläßliche Bezugsquelle zum Werk und zur Person des Autors. Bei den Anthologischen ist die Blütenlese des Besten zugleich die Summe alles Wesentlichen, von der das Nebensächliche, Beiläufige und Gelegentliche nur Abzug und Minderung bringt. Das macht den genauen Unterschied zwischen „sämtlichen“ und „gesammelten“ Werken aus — ein Herausgeber muß da höllisch aufpassen, ob er einem Verstorbenen schadet oder nützt. Zu welcher dieser beiden Gruppen gehört Franz Werfel?

Der S. Fischer Verlag hat recht daran getan, das Interesse an Werfels Werk durch Sonderausgaben neu zu beleben. So liegt Werfels „Verdi, Roman der Oper“ (nicht eines seiner besten, wohl aber eines seiner typischsten Bücher) wieder vor: typisch für den kantilenensüchtigen Romancier, der nicht wenig für die Verdi-Renaissance nach dem Ersten Weltkrieg getan hat. „Der veruntreute Himmel“, die Geschichte einer Magd, die sich ins Paradies einkaufen will, ist schon wegen der Hauptfigur Teta ein unvergeßliches Erzählwerk. Teta hat Vorläufer in der Prosa Werfels, unter anderem in dem für mich immer noch bedeutendsten Buch, das Werfel geschrieben hat, dem Roman „Barbara oder die Frömmigkeit“, der merkwürdigerweise am erfolglosesten geblieben ist und in dem Verlagsnachwort zum „Veruntreuten Himmel“ nicht einmal aufgezählt wird. Nimmt man „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“, „Die vierzig

Tage des Musa Dagh“, den „Stern der Ungeborenen“ und die Kleinbürger-Novellen hinzu, so ergibt das, abgesehen vom literarhistorisch sehr interessanten expressionistischen Frühwerk, ein Kern-Œuvre, an dem die Zeit kaum Abstriche vornehmen wird. Wie aber steht es mit dem kaum bekannten Essayisten Werfel? Stutzig will es doch machen, daß der S. Fischer Verlag den enorm umfangreichen Abschlußband der Werksausgabe, „Zwischen Oben und Unten“, nicht selbst herausbringt, sondern einem anderen Verlag überlassen hat. Liegt hier schneidende Untreue eines Verlegers vor, oder hat das etwa andere Gründe?

Das Lese-Interesse wird nicht nur durch die seit 1946 nicht mehr greifbare Hauptschrift „Zwischen Oben und Unten“, sondern auch durch eine Menge kleinerer Nebenschriften angereizt, die sich auf Bücher der Zeit, religiöse und politische Themen, zeitgeschichtliche Phänomene und Figuren wie Karl Kraus, Arno Holz, Verdi, Hauptmann, Schnitzler, Stefan Zweig und Gustav Mahler beziehen. Aber die fast unbeholfene und schönrednerische Porträtmalerei der kleinen Aufsätze verweist doch sofort zurück auf das, worum es Werfel in erster Linie ging: Erlösung, und zwar nicht der Zeit, sondern von der Zeit, Erlösung aus einer dem Materialismus verfallenen Welt, Erlösung von rechts und links. Denn — so Werfel — nicht um rechts oder links gehe es in diesem Jahrhundert, sondern um „oben oder unten“. Unten ist der „naturalistische Nihilismus“, oben der „musische Mensch“.

„Nur der musische Mensch vermag die durch den Sachglauben zerstörte Innerlichkeit wieder aufzubauen.“ Sachglauben: das heißt einmal Naturalismus, dann wieder Realismus oder gar Realgesinnung. „Die Realgesinnung gräbt nach dem Schatz an falscher Stelle.“ Es geht da ein wenig mit den

Begriffen durcheinander, wie folgender Satz zeigt: „Die naturalistische Epoche, deren politisches Glaubensbekenntnis überall im nationalistischen Sozialismus lag, hat dem Individuum anempfahlen: ‚Mensch, sei du selbst!‘“ Man ist versucht, hinter jeden Begriff ein Fragezeichen zu setzen, auch wenn von dem neobarbarischen Fanatismus der mit Haß genährten Massen die Rede ist, der nur vernichtet werden könne „durch die lichten Begeisterungen jener unverlierbaren Kräfte, die an der Wiege der Menschwerdung standen“.

Werfel lebte in seinen agierenden Personen, in seinen dialogreichen Romanen und Erzählungen, wo er Menschen ohne vorgefaßte Programme und Weltanschauungen, oder doch gegenseitig aufhebend in der Dialektik von Schuld und Sühne, zeigen und handeln lassen konnte. Systematisch zu denken vermochte er nicht; er haßte es sogar, sich abstrakt auszudrücken, und deshalb muß man frühestens hier Franz Werfel gegen den Herausgeber seiner nachgelassenen Aufsätze, Adolf D. Klarmann, in Schutz nehmen. Es heißt in den Tagebuchfragmenten (Notizen, zu denen Werfel immer wieder Anlauf nahm und die er offenbar jedesmal verzweifelt wieder aufgab): „Frei heraus gesagt, die Form des Essays ist mir widerlich, so widerlich wie der sogenannte ‚gescheite Mensch‘ mir ist. Hat nicht eine Lebensrealität, wenn sie auch nicht zum Thema gehört, tausendmal mehr Überzeugungskraft als noch so respektabel verschlagene, logische oder esoterische ‚Erkenntnisse‘?“

Untersuchen wir nicht, auf welche Zeitgenossen die Bemerkung von den „gescheiten Menschen“ zielte — sie haben ja noch im Exil über den guten und lieben Zeitgenossen Werfel manchmal lächelnd den Kopf geschüttelt. Es kommt noch ärger: In abstraktem Geschwätz stecke verlogene Großtuererei. Da war es also heraus: Bilde,

Künstler, rede nicht! Nur nachdenken mußten sie eben doch, die Schriftsteller dieses Jahrhunderts, und manche sagten dann auch, was sie gedacht hatten. Werfel versuchte es — aber man muß es nicht auch noch drucken.

Es nahm sich etwa so aus: „Die kurze Stunde, die mir gegeben ist und die mir persönlich sehr warm am Herzen liegt...“ Oder: „Es gibt keine politische Menschheitsfrage, die diese Kräfte entbehren könnte.“ (Gemeint sind musische Kräfte.) Oder etwa folgende, nur schwer verständliche Manifestation aus einem Flugblatt zur Sammlung „Der jüngste Tag“ von 1913: „In keiner menschlichen Produktion ist das Kunstwerk an sich so bedeutungslos wie in der Dichtkunst. Denn hier ist mehr als in jeder anderen Kunst des Organismus das Maß der Menschlichkeit. Hinfällig ist deshalb die Dichtung, die einen Dualismus Kunst und Leben betont. Eine Abkehr des ergriffenen Geistes von seiner Zeit ist der wahnwitzige Widerspruch.“ Diese Sprache geht übrigens quer durch die Jahrzehnte, die Zitate sind austauschbar und nicht beschränkt auf frühe oder späte Äußerungen. Nur ein einziges Mal, in einem Aufsatz über italienische Oper und russisches Ballett von 1912, blitzt noch der alte expressionistische Stil Werfels in seiner unbekümmerten Direktheit auf: „Ein Schwein, wer nicht weiß, daß er am Abend untergeht. Daß wir noch sagen, das Leben sei schwer und der Tropfen Freude nicht des Eimers Leid wert, ist ein Zeichen, daß wir noch nicht zu einer neuen Menschlichkeit erwacht sind, für deren ersten Sturm und erstes Sinnbild wir die italienische Oper und das russische Ballett halten.“

So ganz war allerdings auch damals schon nicht die Freude an der Sprache „des Eimers Leid wert“. Werfel litt übrigens viel, und er litt sehr persönlich, wie die frühen Tagebuchfragmente zeigen. Wenn er sich aber nach außen wandte, sprang das Hymnische wie ein Motor an und trübte den Blick — oder verklärte ihn. Seine kleinen Porträts von Zeitgenossen, Festtagsgrüße, Geburtstagswünsche, Klappentexte, sind Blumenbuketts ohne Erkenntniswert, sie tragen nirgendwo einen neuen Zug zum Porträtierten bei. Es war über-

haupt alles nicht sehr neu, was er sagte und was er beklagte, und über zeitbedingte Irrtümer könnte man hinwegsehen, wenn sie nicht immer einen Hang zum Undurchdachten und zum utopischen Nonsens hätten. So forderte er vom Staat, der doch mit ungeheuren Defiziten Staatstheater erhalte, die Klugheit, „durch eine ästhetische Filmzensur“ die Autonomie der Theaterwirkung zu schützen. Was er über das Weib und die Rolle des Weibes von sich gab, wagt man nach dem Jahr der Frau gar nicht mehr zu zitieren. Mindestens indiskret aber ist es, in den von Alma Mahler-Werfel immer wieder erzwungenen und dann abgebrochenen Tagebuchaufzeichnungen den Satz zu drucken: „Ich habe mir nicht vorstellen können, daß aus meinem Samen ein Mädchen kommt.“

Werfel entwarf (1938) die Gliederung eines „Ostreichs“, er machte sich Gedanken über die Zukunft der Literatur, über Tschechen und Juden, über das österreichische Kaisertum, über den Krieg von morgen; was aber immer wieder durchbrach, war ein divinatorischer Zug, eine Gereiztheit an der „wissenschaftlichen Geistesverfassung“ der Welt, die das Schuldgefühl ausschaltete, an der Glaubenslosigkeit und Gottesferne der Menschen; aber selbst diesem Thema vermochte er aphoristisch nicht beizukommen: „Gott hat Menschengestalt angenommen, um diese ad absurdum zu führen, indem er sie zur Glorie erhebt.“

Aufschlußreich an den Tagebuchfragmenten ist die schon früh ausgebildete Neigung, sich selbst Gelübde abzunehmen — der wir ja am Ende „Das Lied von Bernadette“ verdanken. Wenn es Alma schlecht ging, wenn eine Fehlgeburt drohte, legte er das Gelübde ab, nicht zu rauchen. Ging es ihr wieder besser, rauchte er wieder. Er fastete, er ließ augenblicklich alles stehen und liegen, wenn eine schlechte Nachricht eintraf: drängte es ihn also wirklich so sehr, die Menschheit ausgerechnet von Aberglauben, von Irrlehren abzubringen und zu einer höheren, göttlichen Wahrheit zu führen?

Man tut ihm sicher unrecht, wenn man nicht folgendes weiß: „Was wir

Aberglauben nennen, ist oft nur das Zittern und Warten der erwärmten Luft um die aufrechte Flamme des Glaubens.“ Es war ihm also, genaugenommen, um eine religiöse Durchglühtheit zu tun, die sich dem Ausdruck offenbar verschließt. Deshalb gibt es auch keinen Gegensatz, keinen Bruch zwischen dem frühen expressionistischen Ekstatiker und dem späteren Katholiken Werfel, der nie konvertierte. Was folgendes Beispiel am Ende beweist: er war sozialistisch, er dachte sozialistisch am Ende des Ersten Weltkrieges, aber paradoxerweise nur, weil der russische Sozialismus einen religiösen Zug habe: „Weil Religion Herzensache von Millionen ist, konnte die Revolution triumphieren.“ Sein linkes Engagement, das einmal noch in diesem Buch mit der Anrede „Genossen“ paradiert, war dahin, erlosch, als er auch den Sozialismus als „Interessenpolitik“ durchschaute. Später war es ihm dann lieber, nicht mehr einzugreifen in eine verkommene Welt, in der die beiden „tödlichen Zangenkiefer“ Rußland und Amerika herrschten, die „Identität dieser beißenden Gegensätze“.

Daß ein ekstatischer Autor einfährt in den Hafen einer bergenden Weltanschauung, ist nichts Neues, und daß er seine ursprüngliche Sprache dafür hingibt, auch nicht. Johannes R. Becher ist fast ein Parallelfall. Werfel hat sich selbst wenigstens in seinen Werken bewahrt, in seinen zuweilen zwar angestregten, aber imponierenden Prosa-Epen, von „Barbara“ bis zum „Stern der Ungeborenen“. Alles andere war bei ihm wohl doch nur Vereinsrednerie und schöne Bemühung um das Gute, das Bessere im Menschen. Zu sagen wußte er es nicht.

Franz Werfel: „Zwischen Oben und Unten“. Prosa, Tagebücher, Aphorismen, literarische Nachträge. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Adolf D. Klarmann; Langen Müller Verlag, München 1976. 915 S., geb., 68,— DM.

Franz Werfel: „Verdi, Roman der Oper“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1976. 435 S., geb., 26,— DM.

Franz Werfel: „Der veruntreute Himmel“. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1976. 256 S., geb., 22,— DM.



Die Welt, 17. Apr. 1976

Aus Franz Werfels Nachlaß entstand ein neuer Sammelband: „Zwischen oben und unten“

# Produktive Feindschaft

Von FRIEDRICH TORBERG

Franz Werfel ist 1945 im amerikanischen Exil gestorben, 54 Jahre alt und auf der Höhe eines Schaffens, das weit größere Beachtung verdient, als es sie heute genießt. Für einen Großteil der heutigen Leser empfehlen sich vielleicht sogar ein paar ausdrückliche Hinweise auf Umfang und Vielfalt des Œuvres, das uns Franz Werfel hinterlassen hat.

Er war einer der wenigen und ganz gewiß einer der letzten, die sich noch in allen literarischen Formen ausdrücken konnten. Man wird unter den lebenden Repräsentanten der deutschsprachigen Literatur vergebens nach einem Schriftsteller mit ähnlich reicher Begabung Ausschau halten. Werfel hat wunderschöne Gedichte geschrieben, meisterhafte Novellen wie den „Tod des Kleinbürgers“ oder „Das Geheimnis eines Menschen“. Großangelegte Romane wie „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ oder der „Stern der Ungeborenen“ stammen ebenso von ihm wie die historischen Dramen „Juarez und Maximilian“ oder „Das Reich Gottes in Böhmen“ und zeitkritische Komödien wie „Jacobowsky und der Oberst“. Er war — der Anlaß dieses Berichts erweist es — zu alledem ein Essayist von hohem Grad.

Wenn dennoch sein Name auf der literarischen Wertpapierbörse nicht eben hoch im Kurs steht, so rührt das wohl daher, daß die jeweiligen Kurse weitgehend von der bundesdeutschen Literaturwissenschaft und -kritik bestimmt werden, daß also, beispielsweise, in Deutschland eine dreibändige Anthologie des expressionistischen Theaters erscheinen kann, in der Franz Werfel — immerhin einer der Mitschöpfer des Expressionismus sowohl auf dem Theater wie in der Lyrik — überhaupt nicht vorkommt.

Es muß sich hier nicht unbedingt um das oft zitierte „österreichische Schicksal“ handeln, aber es ist doch eines, dem österreichische Autoren häufig ausgeliefert sind. Selbst Arthur Schnitzler hat ja immer noch Mühe, sich vom Klischee einer Wiener Lokalgröße des Dekadenten „Fin de siècle“ zu befreien. Auch Joseph Roth, gleich Werfel und vielen anderen von den Nazis vertrieben und in der Emigration gestorben, hat Jahrzehnte gebraucht, um wieder jenen Rang zu erreichen, den er vor 1933 innehatte. Aber er hat ihn nun endlich erreicht, und wenn es mit rechten Dingen zugeht — was doch meistens der Fall ist —, wird das über kurz oder lang auch bei Franz Werfel der Fall sein.

Einen Anstoß dazu sollte der soeben erschienene Sammelband „Zwischen oben und unten“ liefern. Er enthält laut Untertitel „Aufsätze, Aphorismen, Tagebücher und literarische Nachträge“, umfaßt auf rund 900 Seiten den Zeitraum von 1910 bis 1945 und verdankt seinen Titel einer kleineren, längst vergriffenen Erstausgabe, in der drei Vor-

tragstexte aus den dreißiger Jahren — „Realismus und Innerlichkeit“, „Können wir ohne Gottesglauben leben?“, „Von der reinsten Glückseligkeit des Menschen“ — mit den im Exil entstandenen „Theologumena“ vereinigt waren.

„Theologumena“, also „Sätze zur Glaubenslehre“, könnte über dem ganzen Buch stehen, ja eigentlich über dem Gesamtwerk Franz Werfels. Er hat sich unablässig mit den Problemen des Glaubens und der Gläubigkeit beschäftigt, auch dort, wo die Anlässe im scheinbar Vordergründigen liegen, im Tagesgeschehen, in der Aktualität. Und es sind gerade Beiträge solcher Art, die das Gewicht dieses Bandes ausmachen.

Sie wurden von Adolf Klarmann, dem im Vorjahr verstorbenen Nachlaßverwalter Werfels und Betreuer der nun-

---

Franz Werfel

**Zwischen oben und unten**

Verlag Langen-Müller, München. 916 S., 68 Mark.

---

mehr abgeschlossenen Gesamtausgabe, zum Teil aus verstreuten oder verschollenen Publikationen zusammengestellt, zum Teil wurden sie im Nachlaß aufgefunden und hier zum erstenmal veröffentlicht. Arbeitsnotizen und autobiographische Anmerkungen befinden sich darunter, Skizzen und Entwürfe zu niemals ausgearbeiteten Werken, Betrachtungen über politische und literarische Themen, Porträts und Würdigungen seiner Zeitgenossen und Freunde, deren Bogen sich von Gerhart Hauptmann bis Ödön von Horvath spannt.

Werfel, an Entdeckerfreude und Hilfsbereitschaft höchstens von seinem engeren Landsmann Max Brod übertroffen, ist als einer der ersten für den jungen Horvath eingetreten, wie er sich ja überhaupt von seiner konservativen Grundhaltung in keiner Weise hindern ließ, Neues und Neuartiges zu erkennen und zu schätzen. Schon seine frühen Essays über Gustav Mahler und Arnold Schönberg belegen das, und sie sind zugleich Zeugnisse seiner tiefen Musikalität, die ihn besonders zu Verdi hinzog. Es sei daran erinnert, daß Werfel nicht nur einen Verdi-Roman geschrieben, sondern die Libretti zweier Verdi-Opern („Die Macht des Schicksals“ und „Simone Boccanegra“) ins Deutsche übertragen hat, und zwar hervorragend übersetzt. Aus begreiflichen Gründen konnten die Texte nicht in den Nachlaßband aufgenommen werden — er wäre sonst überdimensional geworden.

Franz Werfel ist schon allein um seines zeitgeschichtlichen Informationsgehaltes willen im höchsten Maße lesenswert. Vielleicht wäre es — eben aus informativen Gründen — ratsam gewesen, die Entstehungsdaten der einzelnen Stücke gleich am Anfang des Textes zu vermerken, nicht erst im Anhang (und auch dort nicht immer).

Ein mit den Umständen nur mangelhaft Vertrauter würde etwa Werfels Huldigung an Karl Kraus auf S. 340 anders lesen, wenn er a priori mitbekäme, daß sie aus dem Jahr 1916 stammt, wenn ihm der Zusammenhang mit dem „Dorten“-Brief auf S. 559 sofort klargemacht würde und wenn er nicht erst nachschauen müßte, was aus dieser wechselseitigen Zuneigung geworden ist: nämlich eine heftige, geradezu überströmende Feindschaft, die viele Jahre hindurch auch ins Produktive überströmte, angefangen mit der polemischen Zurechtweisung, die Karl Kraus jenem „Dorten“-Brief angedeihen ließ, über unverkennbar gegen Kraus gerichtete Gedichte Werfels („Der Glaserdiamant“) und deren Glossierung in der „Fackel“ bis hin zu einer dramatischen Auseinandersetzung, als Karl Kraus auf Werfels Schlüssel-Schauspiel „Spiegelmensch“ mit einer kaum noch verschlüsselten „magischen Operette“ unter dem Titel „Literatur oder Man wird doch da sehen“ reagierte. Damals haben Dichter einander mit Theaterstücken bekämpft. Das waren noch Zeiten.

In diesem Zusammenhang scheint mir eine persönliche Zwischenbemerkung gestattet oder gar geboten zu sein. Werfel, dem ich während unserer gemeinsamen (und gemeinsam unfreiwilligen) amerikanischen Jahre in freundschaftlichem Umgang verbunden war, hatte längst Distanz zu den Angriffen des vormals von ihm verehrten und nachmals von ihm provozierten Karl Kraus gewonnen. Zumindest hätte er deren brillante Sprachkunst zu würdigen gewußt. Er äußerte sich über Karl Kraus mit ungetrübtem Respekt, und mehr als einmal entlockten ihm die Querelen der diversen Emigrantenklüngel den Stoßseufzer: „Jetzt müßte der Kraus hier sein!“

Gewinnt dieser Fall seine eigentliche Bedeutung unter den Aspekten der Literatur, so können andere der hier erstmals an die Öffentlichkeit gelangenden Dokumente nicht ohne Kenntnis des Datums, nicht ohne Bedachtnahme auf ihren historischen Hintergrund richtig eingeschätzt werden. Das gilt für den erschütternden Nachruf auf Stefan Zweig, der 1942 in Brasilien Selbstmord beging, das gilt für die vom Mai 1945 stammende „Botschaft an das deutsche Volk“, deren menschliche Wärme sich wohlthuend vom präzeptorischen Tonfall anderer dichterfürstlicher Botschaften unterscheidet, und das gilt zuletzt für den offenen Brief, den Werfel nach dem amerikanischen Sensationserfolg des „Lieds von Bernadette“ an den Erzbischof von New Orleans richtete, um die auch heute noch grassierende Falschmeldung zu dementieren, daß er zum Katholizismus übergetreten sei.

„Israel“, so schrieb er, „geht durch die Stunde seiner unerbittlichsten Verfolgung. Ich könnte mich nicht dazu brin-



Franz Werfel gehörte zu den wenigen Lyrikern, die sich in allen literarischen Formen ausdrücken konnten.

gen, mich in dieser Stunde aus den Reihen der Verfolgten fortzuschleichen... Bekehrungen bringen dem Juden bestimmte Vorteile. Ich möchte nicht den leisesten Anschein erwecken, daß ich solche Vorteile zu gewinnen suchte.“

Vielleicht rechtfertigt sich aus den vorstehenden Anmerkungen das Resümee, daß aus diesem Sammel- und Nachlaßband ein neues, farbigeres und zugleich redlicheres Bild des Menschen und des Dichters Franz Werfel entsteht, als es zu seinen Lebzeiten im Schwange war. Zu seinen Lebzeiten hat man ihm gerne vorgeworfen, daß er dem Erfolg nachgelaufen sei. Und obwohl sich das in Wahrheit umgekehrt verhielt — die Anrühigkeit des Erfolgs blieb an ihm haften. Nun, wenigstens die ist er jetzt losgeworden. In Hinkunft sollte ihm dafür die Geltung beschieden sein, die ihm gebührt.



*Die Welt, 11. Juli 1975*

## Werfels Ehrengrab in Wien

dpa, Wien

Die sterblichen Überreste Franz Werfels werden endgültig in Wien beige-  
setzt. Wie am Mittwoch in Wien mitge-  
teilt wurde, erhält der vor 30 Jahren in  
Kalifornien verstorbene österreichische  
Dichter von der Stadt Wien ein Ehren-  
grab auf dem Zentralfriedhof. Die Lei-  
che ist in Kalifornien bereits exhumiert  
worden und wird am Sonntag nach  
Wien übergeführt. Die Kosten der  
Überführung werden von einer armeni-  
schen Stiftung getragen. Werfel hatte in  
seinem Roman „Die 40 Tage des Musa  
Dagh“ die Vertreibung und Ausrottung  
der armenischen Bevölkerungsgruppe  
durch die Türken während des Ersten  
Weltkrieges beschrieben.

*Aufbau, Sept. 6. 1974*  
**Ehrengrab für Franz**

## **Werfel in Wien**

Die sterblichen Überreste des Schriftstellers Franz Werfel sollen im kommenden Jahr aus Los Angeles in ein Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof überführt werden. Wie die Wiener Stadtverwaltung mitteilte, hat die Stieftochter des Dichters, Anna Mahler-Werfel, jetzt die Zustimmung zur Überführung gegeben.

Der in Prag geborene Werfel hatte in Österreich gelebt, ehe er auf der Flucht vor den Nationalsozialisten in die Vereinigten Staaten emigrierte. Er starb 1945 in Los Angeles.



*Aulöan, 8. Aug.*  
**Ehrengrab  
für Franz Werfel** *1975*

In Wien wurde kürzlich Franz Werfel in einem Ehrengrab beige-  
setzt. Die Kosten für die Umbet-  
tung Los Angeles, wo der jüdische  
Dichter 1945 gestorben ist, hat al-  
lerdings nicht Österreich übernom-  
men, sondern ein wohlhabender Ar-  
menier, und zwar als Dank für das  
Denkmal, das Werfel den Arme-  
niern im Verzweiflungskampf gegen  
die Türken in seinem Roman "Die  
40 Tage des Musa Dagh" gesetzt  
hat.

Franz Werfel, 1880 in Prag gebo-  
ren, lebte von 1918 bis 1938 in  
Wien. Dann musste er vor den Na-  
zis fliehen. Er starb im Exil. Das  
Grabmal für die Ehrenstätte hat  
seine Stieftochter Anna Mahler-  
Werfel geschaffen. Es soll am 24.  
April nächsten Jahres, dem arme-  
nischen Nationalfeiertag, auf dem  
Wiener Zentralfriedhof enthüllt  
werden. Franz Werfel war mit der  
Witwe Gustav Mahlers verheiratet.

**H. L.**





J. Thürmer und G. Gutensohn: Entwurf für ein Ständehaus in München, 1921, nicht realisiert. (München, Oberste Baubehörde)

## Versuchte Demontage eines Königs: Ludwig I.

### Eine Ausstellung und eine Publikation von Winfried Nerdinger

Das Jahr 1986 hat merkwürdige Blüten der Verehrung für Ludwig I. und Ludwig II. von Bayern getrieben. Dies geschah in Büchern und Ausstellungen. Die Tradition der Wittelsbacher ist in Bayern ungebrochen.

Jetzt ereignet sich etwas Sonderbares: eine Ausstellung im Münchner Stadtmuseum, die unter dem Titel «*Romantik und Restauration*» der Architektur in Bayern zur Zeit Ludwigs I. (Regierungszeit 1825-1848) gewidmet ist, gerät keineswegs zur Hymne auf diesen baufreudigen König, der sich gern mit Hadrian, Augustus und Nero verglich. Vielmehr wird versucht, die bisher als Monumente seines Mäzenatentums interpretierten Bauten zum Belastungsmaterial gegen einen autokratischen, ausbeuterischen, gewissenlosen und in künstlerischen Fragen inkompetenten König umzumünzen.

Winfried Nerdinger, der Leiter der Architektursammlung der Technischen Universität München, der die Ausstellung konzipiert hat, betreibt diese Um- und Neubewertung mit Konsequenz und provokativer Härte. Sein einführender Katalog-Essay über die Kunstpolitik Ludwigs I. setzt mit dem Zitat der Invektiven in Georg Büchners «*Hessischem Landboten*» über den König ein und zieht eine vernichtende Bilanz. Ludwig I. erscheint als ignoranten Kunstpotent. Nerdingers Fazit: «*Ludwigs Kunstpolitik basierte dagegen auf Unterdrückung und Ausbeutung und zielte nur auf Beweishäufung und Verewigung eines Despoten.*»

Nerdinger hat sachlich gute Argumente. Dazu gehören auch die «*Memorabilien*» des Hofbauintendanten Leo von Klenze, deren Veröffentlichung unmittelbar bevorsteht. Man fragt sich jedoch, was mit diesem Totalangriff auf ein Geschichtsbild bezweckt wird.

Formal handelt es sich fast ausschliesslich um eine Ausstellung von Architekturzeichnungen, die das öffentliche Baugeschehen unter Ludwig I. spiegeln. Damit wird an eine ebenfalls von Nerdinger realisierte Ausstellung des Jahres 1980, «*Klassizismus in Bayern, Schwaben und Franken*» (1775-1825), angeknüpft, die das Material regional gliederte. Die jetzige Ausstellung verfährt typologisch nach Bauaufgaben.

Der Gang durch die Ausstellung und mehr noch die Lektüre des Katalogs hinterlassen einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits wird ein enormes, teilweise wenig oder unbekanntes Material ausbreitet, das die Vorgeschichte der einzelnen Bauten verdeutlicht. Andererseits wird jede der 12 Ausstellungssektionen durch Schrifttafeln eingeführt (textidentisch im Katalog), die das gesamte präsentierte Material relativieren oder konzeptionell als fragwürdig erscheinen lassen. Die Architekten und ihre Bauten werden zu blossen Instrumenten des königlichen Willens oder zu Demonstrationen seines Desinteresses. Man fühlt sich in der Ausstellung nicht wohl, und das ist offensichtlich Absicht. Dies färbt auf die ausgestellten Architekturzeichnungen und die durch sie vorbereiteten Monumente ab. Nerdinger schärft die Sicht für das «*Mecha-*

nische» und Fabrikmässige vieler Entwürfe. Da bleibt kein strahlender Künstler-Architekt zurück, auch nicht Leo von Klenze oder Friedrich von Gärtner. Die Frage nach der Qualität der Entwürfe bleibt in der Schwebe, bzw. sie wird ausgeklammert. Die Ausstellung dokumentiert. Nur das. Dem zeitgenössischen Vorwurf eines «*architektonischen Karnevals*» (Heinrich Hübsch, 1847) wird nicht widersprochen.

Die wissenschaftliche Qualität von Ausstellung und Katalog ist überragend. Unabhängig von der angedeuteten Grundproblematik zeigt sich bei einzelnen Bauten und Monumenten, wie gründlich gearbeitet worden ist. Viele Katalogeinträge werden sich in Zukunft als die massgeblichen Darstellungen der Planungsgeschichte erweisen. Leider musste wohl aus Platzgründen in der Ausstellung einiges entfallen, was im Katalog aufgeführt und sogar abgebildet ist. Dies gilt etwa für die von Adrian von Buttlar rekonstruierte Vorgeschichte der Bayerischen Ruhmeshalle in München. In diesem Zusammenhang ist es besonders begrüssenswert, dass die Staatlichen Museen Berlin (Ost) die Entwürfe von David Joseph Ohlmüller ausgeliehen haben, die sich in ihren grossen Dimensionen wie mittelalterliche gotische Planrisse ausnehmen. (Klenzes bildliche Darstellung der Walthalla von 1839 auf S. 197 des Kataloges ist seitenverkehrt reproduziert. Dies sollte möglichst schnell korrigiert werden.) - Die etwas labyrinthisch angeordnete Ausstellung enthält etwa 350 Exponate. Es wird interessant sein zu beobach-

## «Omaggio a Olivier Messiaen»

### Ein musikalisches Wochenende in Lugano

Lugano hat den 1908 geborenen französischen Komponisten, Organisten, Schriftsteller und Lehrer Olivier Messiaen für ein Wochenende eingeladen. Hauptanlass war eine der seit 1983 durchgeführten «*Vespérali*» zur Zeit von Quaresima, der Fastenzeit. Veranstalter von der Associazione Amici della musica in Cattedrale, gab es innerhalb eines Orgelkonzerts mit Stücken von Messiaen eine «*Testimonianza*» des Komponisten. Diesem Ereignis voran ging ein Konzert im Auditorio der Radiotelevisione della Svizzera italiana in Lugano Besso mit Solisten, Chor und Orchester der RSI unter der Leitung des Dirigenten Francis Travis.

Auch dieses wichtige Ereignis war durchaus «*geistlich*» ausgerichtet. Beide Werke stammen aus den frühen vierziger Jahren und ergaben bei der Gegensätzlichkeit der formalen Anlage einen spannungsreichen Kontrast. Das «*Quatuor pour la fin du temps*» entstand in einem deutschen Gefangenenlager und zeigt bereits deutlich die Eigenschaften von Messiaens reifen Werken. Klangliche Süsse und der Hang zu Statik, rhythmische und akkordliche Ostinati und einfache, fast banale Themen ergeben in den acht Sätzen von beinahe sechzig Minuten Spieldauer eine Tonwelt von eigenem Profil und vor allem von eigenstem Reiz. Die Bildhaftigkeit und Sprachbezogenheit dieser Musik ist in ihren Klanggesten leicht nachvollziehbar, vermutlich auch von einem Publikum, das mit neuer(er) Musik wenig oder kaum vertraut ist. Die Darstellung dieser unter Messiaens Werken vermutlich am meisten aufgeführten Partitur war von einer packenden Frische des Fast-zum-erstenmal. Die Gruppe «*IGNM*» der Sektion Basel mit Alexandru Gavrilovici, Violine, Thomas Friedli, Klarinette, Tobias Muster, Violoncello, und dem überlegen disponierenden Pianisten Jürg Wytenbach traf suggestiv diese Mischung aus Überschwang und Ökonomie.

Die «*Trois petites liturgies de la Présence Divine*» sind reinste Verkündigungsmusik. «*Klein*» sind diese drei Liturgien überhaupt nicht, denn sie dauern 35 Minuten. Messiaens Aufgebot an Mitteln ist - trotz Klavier, Orde Martenot, Frauenchor, Schlagzeug und Streichorchester - doch nicht so breit gefächert, dass nicht passagenweise Wiederholungszwang und Monotonie sich breitmachten. Doch um (artisti-

sche) Abwechslung geht es dem Komponisten auch hier nicht in erster Linie. Vertiefung, Versenkung, die gar nicht so subtile Manier der Überredung liegen ihm am nächsten. Immer wieder hat sich Messiaen auch als Dichter verstanden. Satzbruchstücke wie «*Donnez-moi le rouge et le vert de votre amour*» oder «*Mais la robe lavée dans le sang de l'agneau*» werden in eine Klangwelt verpackt, die das Wort als solches beinahe wieder in den Hintergrund drängt. Francis Travis wurde der Vorlage imponierend gerecht. Er führte den heikel eingesetzten Frauenchor schlagkräftig über die Hindernisse hinweg, holte auch aus dem Orchester die extremen dynamischen Werte vom sehr Leisen zum aggressiv Lauten packend heraus und wusste genau die schwierigen Temporelationen zum Sprechen zu bringen. Yvonne Loriod am Klavier und Jeanne Loriod, Orde Martenot, spielten - jahrzehntelang Messiaen-erfahren - ihre Parte, gewissermassen voll verinnerlicht, ohne Notensützen.

Ganz auf Verinnerlichung ausgerichtet war auch das Orgelrezital mit Almut Rössler an der 1984 erbauten Mascioni-Orgel in der Kirche San Nicolaio in Lugano Besso unter dem Motto «*L'Armonia del Creato*». «*Le Banquet Céleste*» von 1928, hier Messiaens frühestem Werk, stand «*Prière après la Communion*» aus dem «*Livre du Saint Sacrement*» von 1984 gegenüber. Die Auswahl der acht Orgelwerke war so geschickt, dass auch hier die meisten von Messiaens Kompositionselementen deutlich wurden: von den Debussy-haften Gleitakkorden über die Gregorianik zu stilisierten (und auch weniger stilisierten) Vogelrufen. Eine klanglich und klangfarblich reizvollere Orgel hätte für das Anliegen des Musikers eben bei einem Laienpublikum mehr auszurichten vermocht. Wer, zumindest teilweise, vom Komponisten auch ein musikalisch-künstlerisches «*Zeugnis*» erwartet hatte, kann nicht auf seine Rechnung. In seinem sprachschönen, bildstarken und durchaus retrospektiven Bekenntnis unter dem Motto «*Sia santificato il tuo Nome*» erwies er sich als treues Sprachrohr seiner Kirche. Viele Zuhörer mochten ihm dankbar sein, dass sie die in adäquates Italienisch übertragene Botschaft schon im voraus auf einem Blatt ausgehändigt bekommen hatten.

ten, wie man in Bayern mit Nerdingers Anti-Ludwig-Ausstellung bzw. seiner konzeptionellen «*Nestbeschmutzung*» fertig wird. (Bis 24. Mai 1987)

Hanno-Walter Kruff

## Zwei Musen aus Prag

### Franz Werfels Schwestern Hanna und Marianne

Der Schriftsteller Franz Werfel (1890-1945), ein Hauptvertreter der deutschsprachigen Prager Literatur in unserem Jahrhundert, war mit seiner künstlerischen Begabung in seiner Familie nicht der einzige: Auch seine beiden Schwestern, die um fünf Jahre jüngere Hanna und die um neun Jahre jüngere Marianne, haben ihre Spuren in der Musik, im Theaterleben und in der Malerei der Zeit hinterlassen.

Hanna Werfel heiratete im Jahr 1916 den Prager Herbert Fuchs-Robetin, der Eigentümer einer Papierfabrik im B. Chemnitz (Nordböhmen) war. Zu dieser Zeit wirkte die Familie, die auch Fabriken in Prag, Wien und Hamburg besass, bereits seit 122 Jahren: 1794 hatte Jer Grossvater Ignaz Fuchs in Prag sein erstes Geschäft gegründet. Herberts Eltern Robert und Bettine Fuchs wurden in den Adelsstand erhoben und nahmen den Namen Fuchs-Robetin an. Trotz dieser Herkunft aus einer Fabrikantenfamilie neigte aber Herbert Fuchs-Robetin, einem Zug der Zeit folgend, mehr zur Literatur hin. Er versuchte mehrmals, die Theaterszene zu erobern, und seine Lyrik findet man in einer Anthologie deutscher Dichter aus Böhmen, die am Ende des Ersten Weltkriegs in Wien erschien.

Durch Franz Werfel und seine spätere Frau Alma Mahler, die damals in Wien lebten und mit Alban Berg befreundet waren, wurde der Wiener Komponist auch mit der Familie Fuchs-Robetin in Prag bekannt. So besuchten das Ehepaar Fuchs-Robetin, Alma Mahler und Franz Werfel am 11. November 1926 zusammen mit dem Komponisten die Premiere der Oper «*Wozzeck*» im Prager Nationaltheater, die von einem Teil der konservativen Zuhörer ausgepfiffen wurde.

Alban Berg und Herbert Fuchs-Robetin befreundeten sich näher. Die beiden Männer waren fast gleich alt, der Musiker erwies sich als feinfühler Leser der Gedichte seines neuen Freundes. Dessen Ehe mit der attraktiven Hanna hatte jedoch bereits kleine Risse bekommen, Herbert war eher melancholisch, Hanna dagegen gesellig und vital, wie alle Geschwister Werfel. So geschah es, dass Hanna die grosse Liebe des Wiener Komponisten wurde. Theodor W. Adorno, Bergs Schüler und lebenslanger Vertrauter, wird recht haben, wenn er glaubte, dass der bescheidene und in kleinen Verhältnissen lebende Komponist sich nicht zuletzt durch das grossbürgerliche Milieu der Familie Fuchs-Robetin zu Hanna hingezogen fühlte. Jedenfalls hat sich Berg durch diese Gefühlsneigung bezaubern lassen, auch wenn ihm Hanna nicht in

vollem Umfang in seine geistige Welt folgen konnte: Auf einem aus den Noten A-B-H-F bestehenden Leitmotiv, in dem die Initialen des Liebespaars Alban Berg und Hanna Fuchs kunstvoll miteinander verbunden und zugleich vor Ausstehenden verborgen waren, schrieb er seine «*Lyrische Suite*», eine seiner wichtigsten Arbeiten, die auch in anderen Punkten durch seine Beziehung zu Hanna geprägt wurde. So kann man sie, die 1964 in den Vereinigten Staaten starb, als Bergs Muse bezeichnen.

Die Jüngste der Geschwister Werfel, Marianne, war so wenig wie ihr berühmter Bruder eine gute Schülerin. Sie verliess das deutschsprachige Mädchenlyzeum in Prag-Neustadt schon in der Mitte des achten Schuljahrs: Gute Schulleistungen hatte sie lediglich in den Fächern Zeichen und Handarbeit aufzuweisen. Anschliessend wirkte sie in ihrem Atelier, das Werfel nicht nur in seiner Korrespondenz mit seiner damaligen Geliebten Gertrud Spirk erwähnt, sondern auch in seiner Erzählung «*Kleine Verhältnisse*», wo er freilich solche Kunstübung verschleiend seiner Mutter zuschreibt. Mariannes Jugend wurde stark vom Jugendstil beeinflusst, der damals auch in der Architektur herrschend war und sich bis heute in zahlreichen hervorragenden Bauten Prags erhalten hat; man denke nur an das «*Repräsentationshaus*» am Pulverturm oder an das bekannte Hotel Europa am Wenzelsplatz.

Freilich hatte Marianne in der eigenen Familie ebenfalls Gelegenheit, sich mit Kunstrichtungen auseinanderzusetzen. Ihr Vater, der Handschuhfabrikant Rudolf Werfel, war auch Kunstsammler. Er reiste mit seinen Kindern ausserdem viel ins Ausland, wo man schon früh mit neuen Strömungen in der Kunst in Berührung kam.

Im Alter von fünfundzwanzig Jahren heiratete Marianne in Prag den Schweizer Ferdinand Rieser, der zwar im Handelsregister der Prager Handschuhfabrik Werfel und Böhm als Generaldirektor eingetragen war, tatsächlich jedoch seit dieser Zeit bis zum Jahr 1938 das Zürcher Theater zum Pfauen leitete, das ihm selbst auch gehörte. Diese Tätigkeit des Ehepaars Marianne und Ferdinand Rieser wurde von dem Schauspieler Erwin Parker in seinem Buch «*Mein Schauspielhaus*» nicht unkritisch beschrieben. Aus dieser Schilderung geht ausserdem hervor, dass Marianne sich aktiv an der Leitung des Unternehmens beteiligte. Auch Peter Lotar schildert in seinem autobiographischen Roman

«*Und die Krähe war mit mir...*» ein Zusammentreffen mit Marianne, das Mitte der zwanziger Jahre in Marienbad stattfand.

Obwohl sie keine Theaterdekorationen entwarf, malte Marianne schon in dieser Zeit viel; einstweilen betrachtete sie diese Tätigkeit als Hobby. Aus dieser Phase hat sich unter anderem ein Porträt ihres Bruders erhalten. 1938 gab Rieser sein Theater auf und ging über Paris in die Vereinigten Staaten. Nach dem Zweiten Weltkrieg - Ferdinand Rieser war 1947 nach seiner Rückkehr in die Schweiz an den Folgen eines Unfalls gestorben - übersiedelte Marianne mit ihrer Tochter Ester Alma in die Vereinigten Staaten, wo sie, nach künstlerischer Verwirklichung strebend, ihre einstige Freizeithetätigung zum Mittelpunkt ihrer Arbeit machte.

Sie hinterliess eine Sammlung von ungefähr einhundert Bildern, die sich, bisher der Öffentlichkeit nicht zugänglich, im Besitz der Familie Fuchs-Robetin in Österreich befindet. Noch in den jüngeren Stillen ist der Einfluss der Prager Sezession, des Vereins der deutschen Künstler in Prag unter dem Vorsitz Maxim Kopfs, deutlich spürbar: Sie sind verwandt mit Dekengemälden aus den ersten Jahren des Jahrhunderts, die sich in den oberen Sälen des ehemaligen Prager Kasinos «*Slovanský dům*» erhalten haben. Später liess sich Marianne von der alten chinesischen Malerei bezaubern.

In der dritten und letzten Phase ihres Schaffens ändert sich der Stil erneut. Die Gestalten ihrer Gemälde treten plastisch hervor, weil sich jetzt die Farbe mit profiligender Stukkatur vereint. Solche Bilder wirken wie eine Synthese von Malerei und Bildhauerei, sind zuweilen gewagt in der Durchführung. Mariannes Schaffen ist im Kern dekorativ, freilich wenig aufdringlich und auf vielfache Weise verbunden mit der allgemeinen Entwicklung der Künste. Ob diese ganze Sammlung der Prager Muse Marianne Rieser-Werfel in einer österreichischen Galerie oder auch in Zürich, wo ein Teil der Bilder entstand, ausgestellt werden kann, ist noch ungewiss.

František Kafka

## Kulturnotizen

Österreichischer Theatertag in Salzburg. Am 26. und 27. März findet der österreichische Theatertag 1987 in Salzburg statt. Das veranstaltende Kollegium Wiener Dramaturgie hat für diesen 13. Theatertag das Generalthema «*Theater abseits der Metropolen*» gewählt. Einem österreichischen Intendantengespräch folgt ein «*Blick über die Grenzen*». Dazu werden Theaterpraktiker, Theaterkritiker und Theaterwissenschaftler aus der Bundesrepublik, der DDR, aus England, Frankreich und Österreich eingeladen. (my)

Ein Museum zur Arbeitswelt, in dieser Form einmalig in Europa, entsteht in der oberösterreichischen Industriestadt Steyr. Zwei ehemalige Fabrikhallen im «*Wehrgraben*» von Steyr, die im 19. Jahrhundert im Besitz der Industriellenfamilie Wernld standen, dienen als Sitz des Museums. (io)

Anzeige REX645350G

**Grand Hotel Villa Castagnola au lac Lugano**

\*\*\*\*

wer das Besondere sucht...

Exklusive Suiten - elegante Zimmer - ruhige Lage am See - Park mit Liegewiesen - Hallenbad und privates Lido - Sauna - Solarium - Fitness - 2 Tennisplätze - Restaurant - Bar - ☐ - ☐

Reservation: Tel. 091/51 22 13 Ex. 841200 VTX: 7100 Direktion: P.A. Müller



Werner, Alfred 1911-1979

Werner, Alfred

## Abschied *Aufbau* von Alfred Werner

Im Alter von 68 Jahren ist im New Yorker St. Vincent's Hospital der aus Wien gebürtige Kunstkritiker und Autor von Künstler-Biographien Dr. Alfred Werner einem Krebsleiden erlegen. Der langjährige Freund und gelegentliche Mitarbeiter des "Aufbau" war nach fast einjähriger Gefangenschaft im Konzentrationslager Dachau 1940 in die Vereinigten Staaten gekommen und lebte zuletzt im Greenwich Village.

Zu den Buchveröffentlichungen des Gelehrten und Kunstkritikers, der bereits als Gymnasiast Lyrik in Wiener Zeitungen veröffentlichte, zählen Biographien von Malern wie Modigliani, Chagall, Pascin, Max Weber, Dufy, Soutine, Munch und Barlach. Im "Aufbau" erschien zuletzt ein Aufsatz von Alfred Werner über den polnischen Maler Maurycy Gottlieb (Ausgabe vom 18. Mai d.J.).

Der Mitherausgeber (1941-45) der "Jewish Encyclopedia" war von seinen ersten Amerika-Jahren an freier Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften, u.a. der "New York Times", "The Kenyon Review", "Commentary", "Arts". Neben seiner schriftstellerischen Arbeit wirkte Dr. Werner auch als Dozent an Universitäten (z.B. Rutgers, 1975) und anderen Lehrinrichtungen (Theodor Herzl Institute etc.).

*July 20, 1979*



(Mith.) die beide das Recht Is-

*Dresden, 7. März, 1971*

## Wie wir hören

Prof. Dr. Alfred Werner, der bekannte Kunsthistoriker, wurde durch den deutschen Bundespräsidenten Dr. Heinemann mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet. Die Verleihung erfolgte durch den deutschen Generalkonsul in New York, Graf von Posadowsky-Wehner. Werner, der in Wien geboren und jetzt amerikanischer Staatsbürger ist, hatte sich bereits bald nach dem Zweiten Weltkrieg für erneute Kontakte zwischen den USA und Deutschland eingesetzt.

\* \* \*

KIRJATH SEPHER  
Bibliographical Quarterly,  
P. O. B. 503  
JERUSALEM  
ISRAEL

קרית ספר  
רבעון לבibliography  
ת.ד. 503  
ירושלים

*Avraham*

*To 92*  
*[Signature]*

Enclosed please find clipping(s) of our  
bibliographical quarterly KIRJATH SEPHER  
vol. 53 no. 1 listing your publication(s),  
which we received through your courtesy.  
Kindly accept our cordial thanks.

The Editor

16 אתנוגרפיה מולקלור, אמנות

1062-1053

\*1055 Werner, Eric. A voice still heard....  
the sacred songs of the Ashkenazic Jews. •  
University Park, Pennsylvania State Univer-  
sity Press. (c1976). xiii, 350 p., col. mounted  
front., facsim., music, port. 4°.

מחקר על מקורותיו, מהותו והתפתחותו של הלחן  
היהודי הדתי ב"נוסח אשכנז". המחבר מתאר את  
הרקע הדתי, מוסיקלי, חברתי-כלכלי ופוליטי ממנו  
צמחו הלחנים; כמרכז מנתח הוא, בין היתר, את  
השפעתו של זמר העם הנוכרי (גרמני, צרפתי, פולני,  
איטלקי) על אופיים. הספר מקיף תקופה של 1000  
שנה ומגיע עד למלחמת-העולם הראשונה. 9 לוחות  
תווים, הערות ומפתחות חיתמים את הספר.

1056 Wiener, Martin. Jerusalem A to Z;  
drawings • (Jerusalem, Carta, c1976) [56] p.  
of illus.

מרכזים קהילתיים, בתי-ספר, בתי-כנסת ומשפחות  
באר"ב. כולל הסברים על התיעוד בע"פ, פרטים על  
פרוייקטים שבוצעו והדרכה לארגון פרוייקטים. רשי-  
מת מוסדות שבמסגרתם נותקיימים פרוייקטים לתי-  
עוד בע"פ הובאו בע' 80-77. רשימת מכונים ארכיווא-  
ריים יהודיים בע' 120-116. — ביבל': ע' 122-121.

\*1054 Warshaw, Mal. Tradition; Orthodox  
Jewish life in America. • New York, Schocken  
Books. (1976). x, 118 p., illus., facsim., ports.  
4°. On back of tp: Published in association  
with the exhibition "Tradition; photographs  
by Mal Warshaw of the Lubavitch in Brook-  
lyn, the Brooklyn Museum, Sept. 24 - Nov.  
28, 1976.

אלבום תמונות של ההוי היהודי הדתי, ובעיקר של  
חסידי חב"ד בברוקלין.



a study of the sources essence, & development of Jewish religious melody of the "Nusach Ashkenaz". The author depicts the religious, musical, social & political background against which these melodies developed. He also describes, among other things, the influence of outside peoples (German, French, Polish, Italian) on their style. The book covers ~~the~~ a period of 1000 until ~~the~~ World War I. 9 tables, footnotes & indices conclude the book

- SELMA STERN-TAEBLER
- HERBERT A STRAUSS
- LEO STRAUSS
- ALBERT U TIETZ
- FELLOWS
- WERNER ANGRESS
- N. Y. STATE UNIVERSITY
- STONY BROOK, L. I., N. Y.
- GERSON D COHEN
- THE JEWISH THEOLOGICAL
- SEMINARY OF AMERICA
- NEW YORK, N. Y.
- ALBERT H FRIEDLANDER
- LEO BAECK COLLEGE
- LONDON, ENGLAND
- PETER GAY
- YALE UNIVERSITY
- NEW HAVEN CONN.
- FELIX GILBERT
- THE INST. FOR ADVANCED STUDY
- PRINCETON, N. J.
- N. N. GLATZER
- BRANDEIS UNIVERSITY
- WALTHAM, MASS.
- ERNEST HAMBURGER
- NEW YORK, N. Y.
- PETER LOEWENBERG
- UNIVERSITY OF CALIFORNIA
- LOS ANGELES, CAL.
- MICHAEL A. MEYER
- HEBREW UNION COLLEGE
- JEWISH INSTITUTE OF RELIGION
- CINCINNATI, OHIO
- HANNS G. REISSNER
- N. Y. INSTITUTE OF TECHNOLOGY
- OLD WESTBURY, N. Y.
- ISMAR SCHORSCH
- THE JEWISH THEOLOGICAL
- SEMINARY OF AMERICA
- NEW YORK, N. Y.
- GUY STERN
- UNIVERSITY OF CINCINNATI
- CINCINNATI, OHIO
- SELMA STERN-TAEBLER
- BASEL, SWITZERLAND
- HERBERT A STRAUSS
- CITY COLLEGE OF CUNY
- NEW YORK, N. Y.
- BERNARD WEINRYB
- HARVARD UNIVERSITY
- CAMBRIDGE MASS.

~~Wiener~~, Alfred ~~Wiener~~  
~~Wiener~~, 1985-1964

Wiener, Alfred



Alfred ~~Werner~~<sup>Werner</sup>  
geb. 16. März 1885, Potsdam  
gest. 4. Febr. 1964, London

Wiener, Alfred

Reichmann, von G.

Alfred Wiener - the German  
Jew

In: The Wiener Library Bulletin.

Vol. 19, 1. January 1965.

p. 10/11.



Wiesenthal, Simon  
1908-

Wiesenthal, Simon

Simon Wiesenthal

geb. 31. Dezember 1908, Buczacz, Polen



**Simon Wiesenthals  
eigener Bericht**

Simon Wiesenthal, der bekannte und höchst verdienstvolle Leiter des "Jüdischen Dokumentationszentrums" in Wien, hat in Buchform die Geschichte der rund 900 Nazi-Kriegsverbrecher und Mörder beschrieben, die er aufgespürt und der Justiz übergeben hat. Der Bericht erscheint zur Zeit in verkürzter Form in englischer Sprache in der "Saturday Evening Post"; sein Erscheinen in Buchform ist in Vorbereitung. Unter dem Titel "The Murderers Are Among Us" wird dem Leser in sachlicher und nüchterner Sprache, durchzogen von tiefer unstillbarer Bitterkeit, Wiesenthals Schicksal und Lebensarbeit vorgelegt, die Jagd auf Eichmann, Murer und andere Kriegsverbrecher nimmt lebhaft Gestalt an, und mit zitternden Händen möchte man vor diesem tapferen und unermüdlichen Mann Wiesenthal ehrfurchtsvoll den Hut ziehen.

Aufbau 33,8

(Febr: 24. 1967)

Wiesenthal, Simon  
1908-

Dr. h. c. h. c. i. Schweiz  
27. Juli 1973 19

### **Ehrendokortitel für Simon Wiesenthal**

Dem Leiter des Wiener Dokumentationszentrums der Naziverfolgten, Ing. Simon Wiesenthal, wurde in New York vom Hebrew Union College — Jewish Institute of Religion das Ehrendoktorat verliehen. Am Bankett, das der Verleihung im Temple Emanu-El folgte, hielt Wiesenthal die Festrede mit dem Thema: «Humanity must take a stand».



*Aufbau, May 27*  
*1974*  
**Ehrung**

## **Simon Wiesenthals**

Auf dem diesjährigen Kongress des American Jewish Committee, der voriges Wochenende im New Yorker Hotel Waldorf-Astoria stattfand, ist der bekannte, unermüdliche Nazijäger Simon Wiesenthal mit einem besonderen Diplom geehrt worden. Das Diplom wurde dem aus Wien als Ehrengast gekommenen Wiesenthal im Rahmen eines Gedenkgottesdienstes für die Opfer des Holocausts von der Kongressabgeordneten Elizabeth Holtzmann (Brooklyn) überreicht.

## Kongress-Ehrung für Simon Wiesenthal?

- Im amerikanischen Kongress hat Senator George McGovern einen Antrag eingebracht, dem bekannten "Nazijäger" Simon Wiesenthal angesichts seiner Verdienste um die Strafverfolgung von Kriegsverbrechern die goldene "Congressional Medal of Merit" zu verleihen. Der Antrag, der viele Befürworter im Kongress gefunden hat, soll dem Vernehmen nach noch in der laufenden Kongress-Session zur Abstimmung gebracht werden.

R.S.

7

AUFBAU, FRIDAY, NOV

*Nov. 23*



Aufbau, Wand 28.  
1980

## Amerikanische Ehrung für Simon Wiesenthal

Wie schon gemeldet, hat der amerikanische Kongress, in beiden Kammern einstimmig, beschlossen, dem bekannten Nazijäger Simon Wiesenthal (Wien) die goldene Ehrennadel des Kongresses, die "Congressional Gold Medal", zu verleihen. Die Verleihungsurkunde ist nunmehr von Präsident Carter unterzeichnet worden und damit rechtskräftig; die feierliche Übergabe der Medaille wird in etwa sechs Monaten erfolgen, sowie sie entworfen und geprägt ist.

*Aufbau, 6. Okt. 1972*

# War Columbus Jude?

## Nazijäger Wiesenthal als Geschichtsdetektiv

“Segel der Hoffnung” — heisst das neue Buch von Simon Wiesenthal, das soeben von dem Verlag Walter Olten in Freiburg i.Br. der Öffentlichkeit in Frankfurt am Main vorgestellt wurde. Es war eine ungewöhnliche “Sitzung” im Frankfurter Palmengarten, zu der Pressevertreter und Sachverständige geladen waren. Ging es doch um das Buchthema “die geheime Mission des Christoph Columbus”. Simon Wiesenthal gab selbst eine Zusammenfassung dieses Themas, an dem er seit über zehn Jahren gearbeitet hat. Angeregt durch den Holocaust im Europa des 20. Jahrhunderts, forschte er nach der spanischen Judenvertreibung, die zeitlich fast genau mit dem “Segel der Hoffnung” des 15. Jahrhunderts zusammenfiel. Stammte der Genueser oder Spanier Christoph Columbus von der Familie Colon aus Köln, Colonia Agrippina ab?

Frühere Forschungen haben schon darauf hingedeutet, dass Christoph Columbus, der über seine Herkunft stets ausweichende Angaben gemacht hat, ein ge-

taufter Jude war. Simon Wiesenthal geht in seinem Buch, das in der ganzen Welt Aufsehen erregen wird, den Quellen nach, präsentiert Briefanmerkungen des Columbus-Colon an seinen Sohn, die jüdische Schriftzeichen enthalten, beweist in seinem Buch, dass das Schiff der Hoffnung jüdische Seeleute an Bord hatte. Vorsorglich hatten sie frühzeitig an Bord gehen müssen, um nicht von der Judenvertreibung erfasst zu werden, die wenige Stunden danach ausbrach.

Columbus hatte einen der hebräischen Sprache mächtigen Dolmetscher an Bord, weil er den verlorenen Stämmen nachsegeln wollte. Wiesenthal weist darauf hin, dass die Mission, die sich Columbus gestellt hatte, eine doppelte war: Den Weg vom Osten nach Indien zu finden und gleichzeitig Gebiete jüdischer Potentaten, die die vertriebenen Spanier hätten aufnehmen können. Bis zu seinem Tode hat er bekanntlich nicht gewusst, dass er einen neuen Erdteil entdeckt hat. Als er ankam, konnten die Eingeborenen den jüdischen Dol-

metscher nicht verstehen. War dieser Colon voll von einer Vision? Warum liessen ihn Ferdinand und Isabella segeln? Machten ihn zum Grossadmiral?

Aus dem Buch von Simon Wiesenthal, der abends auch in einer Fernsehsendung sein Werk vorstellte, ist viel zu lernen: über die Inquisition, die Vertreibung der Juden in Spanien, christlich-jüdische Beziehungen, die gelobten Länder, damals Amerika und nach der deutschen Judenvertreibung Israel. Deshalb wurden von Sachverständigen, unter ihnen der Frankfurter jüdische Historiker Dr. Paul Arnsberg, bei der Vorstellung dieses ungewöhnlichen und interessanten Werkes viele Fragen auch von den Pressevertretern gestellt.

Das aufregende Buch, glänzend dokumentiert, wird viele Diskussionen herausfordern. Was wird die Geschichtsforschung, was werden die Italo-Amerikaner und die Knights of Columbus dazu sagen? Für die jüdischen Geschichtsforscher ergeben sich ganz besondere Aspekte für weitere Arbeiten auf diesem Gebiete.

**Robert M. W. Kempner**



28. Juni 1976

Frankfurter Allgemeine Zeitung



Simon WIESENTHAL Foto Sven Simon

## Ein Rächer gibt auf

Der „Nazijäger“ Simon Wiesenthal, 67 Jahre alt, hat resigniert. Noch nicht vollständig, denn das brächte er bei seiner kämpferischen Veranlagung sicher gar nicht fertig, aber doch so weit, daß er jetzt sogar schon Thesen seiner Gegner übernommen hat und — zumindest für Österreich — eine Verjährung von Kriegsverbrechen, „noch besser eine Generalamnestie“, für angebracht hält. Noch vor wenigen Jahren war Wiesenthal leidenschaftlich gegen eine solche Amnestie aufgetreten.

Wiesenthal sieht sich weitgehend isoliert, angefeindet, erlebt sogar tätliche Angriffe; seit seiner Konfrontation mit dem Landes-Idol, Bundeskanzler Kreisky, ist es für ihn in Wien ganz arg geworden. Seine Frau Cyla, eine stille, ganz zurückgezogen lebende Frau, konnte jetzt, nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen, ihren Mann zum Aufgeben bewegen: „Laß uns in Ruhe alt werden“, sagte sie.

Wiesenthal ist dabei, sein „Dokumentationszentrum jüdischer Verfolgter des Naziregimes“ in Wien aufzulösen. Es scheint, als sei die Zeit über ihn und sein Wirken hinweggegangen. Eine neue Generation, die sehr oft nichts mehr von den Sünden, aber auch nichts mehr von den Leiden der Väter hören will, ist hochgekommen. Die Kriegsverbrecher und ihre Opfer, soweit sie überlebten, sind alt geworden, sterben hinweg. Auch die Zahl jener, die bereit sind, die Suche nach noch nicht gefaßten NS-Verbrechern zu finanzieren, ist klein geworden.

Man hat Simon Wiesenthal immer wieder als den großen Racheengel der Juden hingestellt, der, unterstützt von einem ausgedehnten „Agentennetz“, die Peiniger des jüdischen Volkes über die Erdkugel hinweg verfolgt und entlarvt. Wiesenthals Organisation aber ist nur sehr klein. Zuletzt bestand sie nur noch aus einer Halbtagssekretärin und zwei helfenden Studenten. Quartier war ein winziges, mit Unterlagen vollgestopftes Zimmer in Wien. Wiesenthals wertvollste Waffen waren immer sein Gedächtnis, sein kriminalistischer Jagdeifer und sein Jagdglück.

Er hat Grauenhaftes erlebt. Dreimal war er als Gefangener der SS und als KZ-Häftling nur um Haaresbreite, nur durch ein „Wunder“ dem Tod entgangen. Zweimal haben Nationalsozialisten ihn gerettet. Er ist erfüllt von dem Glauben, daß er nur deshalb am Leben geblieben sei, um die Mörder von damals einer gerechten Strafe zuzuführen. Er ist außerstande, zu verzeihen. Er kann auch nicht vergessen. Andererseits hat er aber an sich selbst erfahren, daß auch Nationalsozialisten menschlich handeln konnten, daß es also eine Kollektivschuld nicht gibt. Es ist wenig bekannt, daß Wiesenthal nach dem Kriege in Wort und Schrift immer gegen die Tendenz angekämpft hat, die Deutschen und Österreicher kollektiv mit der Schuld des Dritten Reichs zu belasten.

Er hat eine ganze Reihe schuldig gewordener Nazis in ihren Verstecken aufgespürt und der Justiz übergeben — der bekannteste davon war Eichmann, obwohl heute Wiesenthals Anteil an dessen Ausforschung umstritten ist. Der in Wien erhobene Vorwurf, Wiesenthal übe Selbstjustiz, ist nicht beweisbar.

Wiesenthal stammt aus Galizien, aus einem kleinen Städtchen, in dem damals vorwiegend Juden wohnten. Sein Vater fiel als österreichischer Soldat im Ersten Weltkrieg an der russischen Front, seine Mutter wurde im Alter von 63 Jahren im KZ Belzig umgebracht. Wiesenthal hat an der Technischen Hochschule Lemberg Architektur studiert und wurde dort zum Diplomingenieur graduiert. Heute ist er österreichischer Staatsbürger. Seine Heimat Polen darf er nicht mehr besuchen; sein Gerechtigkeitsfanatismus, der auch vor der Vergangenheit östlicher Prominenz nicht haltmacht, ist auch den Kommunisten ein Dorn im Auge.

HANNI KONITZER

Aufbau, Aug. 22, 1980



Amerika würdigt Verdienste Simon Wiesenthals: Aus den Händen von Präsident Carter hat Simon Wiesenthal im Weissen Haus die ihm vom amerikanischen Kongress zuerkannte Goldene Medaille entgegengenommen (vgl. letzte "Aufbau"-Ausgabe). Der Begründer des "Jüdischen Dokumentationszentrums" in Wien und des nach ihm benannten Zentrums für Holocaust-Forschung in Los Angeles hat sich in jahrzehntelanger Arbeit besondere Verdienste um die strafrechtliche Verfolgung von NS-Verbrechern erworben. Das von Wiesenthal gesammelte Material führte bisher zur Ergreifung von über 1100 Massenmördern. Seinen intensiven Recherchen war auch die Festnahme des berüchtigten Kommandanten von Treblinka, Adolf Eichmann, zu danken; prominentester Fahndungsfall, an dem Simon Wiesenthal gegenwärtig arbeitet, ist der in Südamerika flüchtige Auschwitz-Arzt Josef Mengele.

(Foto: Jack Kightlinger, White House)



*Campbell, F. G.*

Friday, April 21, 1967

## **Wiesenthal: Bormann in Paraguay**

Der Stellvertreter Hitlers, Martin Bormann, lebt in Paraguay, hat der Leiter des jüdischen Dokumentations-Zentrum in Wien, Simon Wiesenthal, in Washington erklärt. Vor den Mitgliedern des Nationalen Presse-Klubs versicherte Wiesenthal, er habe Beweise und Informationen dafür. Der ehemalige "Reichsleiter" sei dort ein wohlhabender Mann und werde von Leibwachen geschützt. Ausser Bormann befänden sich noch drei andere führende Nazis in Lateinamerika: der ehemalige Gestapo-Chef Heinrich Müller, der Inspekteur der Konzentrationslager, Richard Glücks und Dr. Josef Mengele, der Arzt im KZ Auschwitz war und heute Staatsbürger in Paraguay sei.

*Aufbau, 1. Juni 1973*

## **Ehrung Simon Wiesenthals in New York**

Am 3. Juni wird Simon Wiesenthal (Wien), der weltbekannte Leiter des Wiener Dokumentationszentrums der Nazi-verfolgten und erfolgreiche "Eichmann-Jäger", in New York eine längst verdiente Ehrung erfahren. Gemeinsam mit einigen anderen verdienstvollen Persönlichkeiten wird der Board of Governors des Hebrew Union College-Jewish Institute of Religion ihm in einer Feierstunde vormittags im Tempel Emanu-El den Ehrendokortitel verleihen. Abends findet am gleichen Tage im Hotel Plaza ein Convocation-Bankett statt, bei dem Simon Wiesenthal der Festredner sein wird; das von ihm gewählte Thema seiner Ansprache lautet, getreu seinem Lebenswerk: "Humanity must take a stand".



## Kommunisten gegen Wieselthal

*Aufbau  
Febr. 20  
1976*

Der bekannte Verfolger versteckter Naziverbrecher, Simon Wieselthal, wird nicht nur von alten und verstockten Nationalsozialisten bekämpft, die seine Tätigkeit fürchten und hassen, sondern auch von Kommunisten. Seit langem ist er "persona non grata" bei den meisten osteuropäischen Regierungen, vor allem wegen seiner positiven Einstellung zum Staat Israel und seiner Mitarbeit an dessen Wohlergehen. Wie so oft, erweisen sich in dieser kommunistischen Hasskampagne die ostdeutschen DDR-Leute als gelehrigste Schüler Moskaus, vielfach sogar die Schärfe des "grossen Bruders" übertreffend.

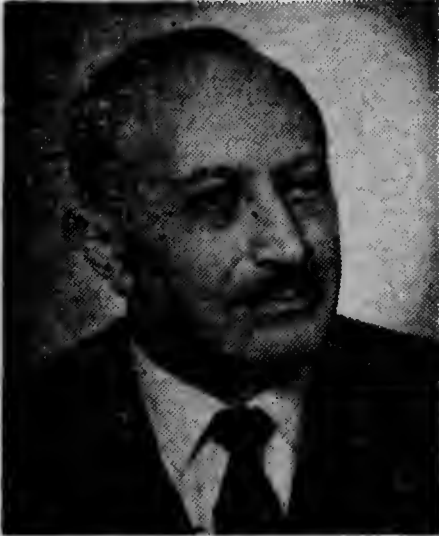
Die in Toronto (Kanada) erscheinende kleine Monatszeitschrift "Kontakt", ein Propagandaorgan der DDR, veröffentlicht soeben unter dem Titel "Die Wieselthal-Legende" eine hasserfüllte und verzerrte Darstellung des Mannes, dessen Aufrichtigkeit und Unerbittlichkeit offenbar Ost-Berlin ein Dorn im Auge ist; in diesem zwei Druckseiten langen Artikel wird Wieselthal alles vorgeworfen, was sich denken lässt: Zusammenarbeit mit den Nazis, mit dem amerikanischen und dem israelischen Geheimdienst. Suche nach Schweizer Nummer-Bankkonten unter dem Vorwand, Nazis zu suchen. Dokumentenfälschung, Zusammenarbeit mit Mafia-Leuten aus der Wiener Unterwelt usw.

Viel Feind' viel Ehr'.

H. St.

# Alleingänger Simon Wiesenthal

„Nicht Rache, sondern Gerechtigkeit“



Simon Wiesenthal ist zu einer Institution geworden. Bei der Begegnung mit ihm jetzt in New York wird man sogleich von seinem Fluidum, seiner Besessenheit, seiner Zielsetzung in Bann genommen. Er sprudelt seine letzten Erlebnisse heraus — und fasziniert hört man ihm zu.

Simon Wiesenthal, heute 58 Jahre alt, ein Galizianer, der frühzeitig die westliche Kultur in sich aufzog, ist in der Welt als der Jude bekannt geworden, der es sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, das unsagbare und nie wiedergutmachende Verbrechen an den Juden sühnen zu helfen; ob es den Schuldigen oder denen, die sie schützen wollen, gefällt oder nicht. Dabei hat er sich auf Grund des immensen Materials, das er in seinem Dokumentenzentrum, erst in Linz und dann in Wien ansammelte, als Protokollschreiber der grausamen Geschichte der jüngsten Vergangenheit betätigt. Er schrieb Bücher über das Konzentrationslager Mauthausen, das er 1945 nur durch ein Wunder lebend verliess, über den Mufti und seine Beziehungen zu den Nazis, den Tatsachenbericht, wie er Eichmann „jagte“; und jetzt liegen seine soeben bei McGraw-Hill herausgekommenen Memoiren: „The Murderers among us“, vor, für deren Gestaltung Joseph Wechsberg eine helfende, konstruktive Hand geliehen hat.

Simon Wiesenthal ist einer jener Menschen, auf die das bekannte Wort zutrifft, das man prägte, als im Jahre 1927 Lindbergh allein das erste Mal den Ozean überflog: „Ein Mensch allein kann alles tun, aber wenn ein Komitee den Ozean mit einem Flugzeug überquert — dann wäre das ein Wunder!“

Wie Wiesenthal dazu kam, der selbsternannte Ankläger für die Ermordung unserer Glaubensgenossen zu werden, erzählt er nun in seinen Memoiren. Was er im Ghetto Lemberg, in Mauthausen erlebte, was er selbst erlebte, wie er Zeuge der barbarischen Vernichtung unschul-

diger jüdischer Kinder wurde, alles das hatte in ihm jenes verständliche Motiv geweckt: nun werden wir es euch zeigen! Dieser Leitgedanke aber ist abgeklungen; für ihn sind jetzt drei Gründe massgebend, diese Ermittlungsarbeit fortzusetzen: Nicht der Rache, sondern der Gerechtigkeit will er dienen; er will die Erinnerung wachhalten, gleich einer warnenden Fackel, die vor einem Abgrund leuchtet; und er ist überzeugt, mit der moralischen und juristischen Bereinigung zu helfen, eine bessere Zukunft für die Völker, zu bauen.

Er ist gegen die Kollektivschuld (nicht aber gegen Kollektivverantwortlichkeit), und ist von der Richtigkeit seiner Überzeugung durchdrungen, denn 57 Millionen Deutsche können — so meint er — auf 10 oder 20,000 Mörder verzichten.

Mit zweiunddreissig Jahren

begann sein Gethsemane, das vier Jahre später endete. Aber diese vier Jahre waren für ihn, wie für seine Leidensgenossen, vier Jahrzehnte, ja vier Jahrhunderte. Sicher ist für Simon Wiesenthal die fanatische Suche nach Gerechtigkeit eine Mission, von der er nicht loskommen kann und die ihm viele Freunde und Bewunderer, aber auch Kritiker im eigenen Lager einbrachte. Seine in Europa befindlichen zwei Büros verfügen über ganze fünf Angestellte (und einige Helfer). Joseph Wechsberg schreibt in den Memoiren, dass Wiesenthals Registrierungssystem ganz ausgezeichnet ist. Keine der grossen jüdischen Organisationen gibt ihm einen Schilling. Er ist daher stolz, dass sich viele Freundeskreise in aller Welt für sein Dokumenten-Zentrum gebildet haben, die ihm Mittel zur Verfügung stellen. (Letztere wer-

den im übrigen von einem vierköpfigen Kuratorium verwaltet.) Allein die Entdeckung Franz Stangls in Brasilien kostete 22,000 Dollar.

Hat Wiesenthal praktischen Erfolg gehabt? Ausgedrückt in Zahlen hat er in tausend Fällen geholfen, die Täter zu verhaften und zu überführen. Sein Anteil an der Eichmann-Angelegenheit war beträchtlich. In seinem Buche, „Ich jagte Eichmann“ schreibt er darüber: „Die Ergreifung Eichmanns ist keineswegs das Verdienst einer Person, sondern es war eine Gemeinschaftsarbeit im besten Sinne des Wortes. Es war ein Mosaik, zu dem besonders in der letzten Phase viele Leute, die einander zumeist gar nicht kannten, Steinchen zusammentrugen ...“

Seit Wiesenthal sich entschied, „allein über den Ozean zu fliegen“, hat er 22,500 Fälle in seinem bescheidenen Büro in Wien in Karthotekkarten gesammelt. Wenn immer gutmeinende Leute kommen und sagen, dass es nun genug sei, oder andeuten, die Schwierigkeiten seien zu gross, weil die Schuld-

Christians, A. J.  
H-7-67



**Riesenerfolg des Wiesenthal-**  
*Austan* **Funds** *4/2/67*

Der von Simon Wiesenthal gegründete Fund für die aktive Fahndung nach NS-Massenmördern hat in Holland durch einen Aufruf des Radio Hilversum einen riesigen Erfolg aufzuweisen. Tausende von Holländern haben in kleinen Spenden etwa 275,000 Mark gestiftet. Da die Interpol, die Internationale Polizei-Organisation, in den meisten NS-Mordfällen nicht aktiv wird, weil teilweise in Verkennung des wahren Sachverhalts die Fälle als politisch angesehen werden, und sie deshalb nach ihren Satzungen an Fahndungen nicht mitwirken kann, sind internationale private Fahndungen notwendig geworden. Simon Wiesenthal mit seinem jüdischen Dokumentationszentrum in Wien hat mit seinen Fahndungen nach NS-Massenmördern besondere Erfolge aufzuweisen.

**R. M. W. Kempner**

## • Gespräch mit Simon Wiesenthal

AUFBAU, FRIDAY, MARCH 12, 1976

„Wenn zwei Nazis sich streiten, droht schliesslich einer von ihnen: Ich gehe zu Simon Wiesenthal. . .“ Das ist ein Teil der Antwort auf die Frage, was das Fazit von Wiesenthals Arbeit ist.

Simon Wiesenthal ist zur Zeit in den Vereinigten Staaten. Er spricht in vielen Städten, stellt sich langen Diskussionen, trifft Politiker, erscheint an Fernsehprogrammen und am Radio, unterhält sich mit Leitern grosser Organisationen und mit unzähligen unbekanntem Menschen. Die physische Kraft und Energie, die dazu gehört, sieht man ihm an. Er hat unendliches Grauen durchlebt. Er schafft eine unglaubliche Menge von Arbeit in seinem Jüdischen Dokumentationszentrum in Wien, und das seit 30 Jahren. Aber er gibt nicht auf.

Simon Wiesenthal ist ein grosser, kräftiger Mann mit einer stets bereiten Freundlichkeit um den Mund. Er ist ein bekannter guter Erzähler von Witzen und Anekdoten. „Ich sammle gerade Material für ein neues Buch, das ich vorerst nenne „Humor als Waffe der Wehrlosen“. Er versteht diesen Titel zu tiefst.

Im Ausdruck seiner Augen liegt das Schicksal des Schreckens, das er mit Millionen geteilt hat. Sein ganzes Leben ist davon erfüllt. Es ist seine Lebensberechtigung. „Ich bin das schlechte Gewissen meiner Gegner, eigentlich eines Grossteils der Welt. Es spricht gegen die Juden, dass ich mit meiner Arbeit allein bin, wo tausende das gleiche hätten beginnen sollen. Da ich es aber tue, bin ich zugleich eine Linderung des schlechten Gewissens.“

„Ich bin mit mir einverstanden. Wenn ich heute vor die Wahl gestellt würde: ich würde genau dasselbe tun, die Fehler eingeschlossen. Es sieht aus wie eine gute Statistik: ich habe in den 30 Jahren ungefähr 3000 Fälle behandelt und bin nur zweimal wegen Ehrenbeleidigung verklagt worden. . .“

„Er hat es nicht gern, wenn man ihn „Nazijäger“ nennt. Er will die Schuldigen der Gerechtigkeit zuführen. „In dieser Arbeit muss man besonders vorsichtig sein. Ich würde nie jemanden anklagen, ohne alle einwandfreien Dokumente in der Hand zu haben. Kein Unschuldiger darf leiden. Das Wichtigste ist, die noch übrigen Nazis und ihre Mithelfer in der Defensive zu halten, solange sie leben. Solange mein Büro offen und aktiv ist haben sie Angst; und daraus will ich sie nicht entlassen. . . . Meine Arbeit geht natürlich einer biologischen Lösung zu. Beide Seiten sterben aus. Und ein Nachfolger für mich ist unmöglich.“

Bücher werden bleiben. Wiesen-

thals „Die Mörder unter uns“ wird jetzt als Quelle benützt für eine Serie von Jugendbüchern, die in den Vereinigten Staaten veröffentlicht wird. Seine „Sonnenblume“ ist im Schocken Verlag soeben neu erschienen, in englischer Übersetzung. Weitere Bücher sind in Vorbereitung. Und die Samen, die er in das Denken und die Auffassung der Jugend legt, werden Früchte tragen. „Auf die Jugend besonders kommt es an. Sie muss die Botschaft verstehen. Wir müssen sie lehren, wieso das alles kam. Wehret den Anfängen! Der deutschen Jugend müssen wir einen Vertrauensvorschuss geben; wir dürfen sie nicht an eine schuldige Generation ketten. Wir müssen allen jungen Menschen klarmachen, was geschehen kann — und konnte — sonst hätten wir sie gar nicht in die Welt setzen dürfen.“

Simon Wiesenthal ist glücklich zu beobachten, wie immer mehr Junge unter seinen Zuhörern sind. Er bestätigt, was in den letzten Jahren auf vielen Gebieten offensichtlich wurde: mit dem grösseren Abstand in der Zeit wächst das Interesse am Holocaust und seinen Ursachen. „Die Jungen fragen mich oft: gibt es einen Gott nach Auschwitz? Wie kann ich ihnen antworten? Ich sage ihnen wahrheitsgetreu: mein Gottesdienst ist meine Arbeit. Ich versuche ihnen zu erklären, dass ein grosser Unterschied besteht zwischen dem Begriff „Kriegsverbrecher“, den Goebbels prägte, und „Naziverbrecher“, der nicht Soldaten a priori zu Mördern stempelt. Ich versuche ihnen zu zeigen, wie die Basis aller Religionen Gut und Böse, Lohn und Strafe ist, und wie die extreme Rechte und die extreme Linke sich nicht nur im Judenhaus einig sind sondern wie sie — wenn sie es noch so bestreiten — Juden mit Israel gleichstellen. Und ich erzähle ihnen von den Anfängen mit den sogenannten „harmlosen“ Judenwitzen, aus denen schliesslich der Judenmord geworden ist.“

Die Arbeit, die Simon Wiesenthal tut, macht einen nicht unbedingt beliebt. „Das jüdische Establishment will nicht erinnert werden. Ich reisse dauernd das Pflaster von der Wunde; aber anders geht es nicht. Ich muss ihnen sagen, dass an allen höheren Schulen der Welt — an einigen gibt es das schon — Kurse über den Holocaust eingerichtet werden müssen; Lehrer müssen zukünftige Lehrer unterrichten. Ich muss ihnen — auch denen, die sich dagegen wehren — klarmachen, dass die Deutschen heute ein integrierter Teil der freien Welt sind. Der altbekannte jüdische Optimismus ist eine Tatsache, die uns vor dem kollektiven

Selbstmord gerettet hat; aber die Warnung, auf der Hut zu sein und die Notwendigkeit, das Gedächtnis wachzuhalten, darf nicht davon beeinflusst werden.“

Wiesenthal ist ein dynamischer Mensch. Er ist ein Sprecher von Überzeugung und Integrität. Er fasziniert durch sein Wissen, durch seine beinahe dichterisch bildhafte Sprache. So fesselt er den Einzelnen und die Menschen, die ihm zuströmen, wo immer ein persönliches Erscheinen angezeigt wird. „In Johannesburg haben sie 800 Zuhörer erwartet und über 4000 kamen; so wurde eine Fernsehübertragung arrangiert. Da fällt mir eben ein: erinnern Sie sich an den uns allen vertrauten ‚Blick über die Schulter‘? Es wurde mir öfters gesagt, dass es den immer noch gibt: dort wo die entkommenen Nazis sich versteckt haben. Man hat Angst vor Agenten von Wiesenthal.“ Er sagt das mit dem gleichen Stolz, mit dem sich Schriftsteller der Scheiterhaufen in Berlin erinnern, in denen Flammen ihre Werke durch die Nazis verbrannt wurden. Die Leistung des Ertragens macht es möglich, den Schmerz ein Leben lang in sich zu behalten.

P.S.: Simon Wiesenthal wird am Mittwoch den 24. März 1976, 8 Uhr abends, in New York sprechen (Temple Israel, 112 East 75th Street).  
Hilde Marx



## Wiesenthal empfängt Goldmedaille des amerikanischen Kongresses

Unmittelbar vor Beginn des demokratischen Parteitages übergab Präsident Carter, in einer bewegenden Zeremonie im Festsaal des Weissen Hauses, dem Wiener "Nazijäger" Simon Wiesenthal, einer der markantesten Persönlichkeiten im zeitgenössischen Judentum, die Goldene Medaille, die der amerikanische Kongress ihm in einer einstimmig angenommenen Resolution verliehen hat. Der Feierstunde wohnten insgesamt rund 200 Gäste bei, darunter Senator McGovern und Kongressabgeordneter Dodd die ursprünglich den Resolutionsantrag in beiden Häusern des Kongresses eingebracht hatten. Der 72 Jahre alte Wiesenthal wurde beim Betreten des Saales von den

begeistert applaudierenden und ihm stehend eine Ovation darbietenden Gästen begrüsst. In seiner Grussansprache wies Präsident Carter auf die grossen Verdienste hin, die sich Wiesenthal mit seinem Wiener "Jüdischen Dokumentationszentrum" und jetzt auch mit dem "Center for Holocaust Studies" in Los Angeles erworben hat. Der Präsident zitierte das bekannte Wort Wiesenthals: "Ich glaube an Gott und an eine Welt, die da kommen wird" und fügte hinzu: "Mr. Wiesenthal, die Welt wird auch Sie niemals vergessen."

Wiesenthal sagte in seinen Dankworten, dass er die ihn ehrende Medaille nur als "Vertreter der sechs Millionen Naziopfer" akzeptiere; "ich bin weder Hassler noch Rächer, aber ich baue meine Zukunftshoffnungen auf die Vereinigten Staaten, die ich verehere, und auf das zur Nation gewordene jüdische Volk in Israel". Zum Abschluss umarmte Wiesenthal den Präsidenten und gab ihm den (europäischen) Kuss auf beide Wangen.

---

28. Mai, 1976

AUFBAU,

## Kinderbücher von Simon Wiesenthal

Der Leiter des Jüdischen Dokumentationszentrums in Wien, Simon Wiesenthal, verhandelt mit einem amerikanischen Verlag über sechs Geschichten, die im Rahmen einer Jugendbuchserie veröffentlicht werden sollen. Es soll sich dabei um Detektiv- und Abenteuergeschichten handeln. Das Thema des ersten Buches, das im Herbst erscheinen soll, wird die Suche nach dem Gestapo-Offizier sein, der 1944 Anne Frank verhaftete und den Wiesenthal 1963 bei der Wiener Polizei wiederfand...

**D.B.**



# „Die Freilassung von Wagner ist empörend“

DW. Jerusalem/Wien

Die Entscheidung Brasiliens, den als Kriegsverbrecher verdächtigten ehemaligen stellvertretenden KZ-Kommandanten Gustav Franz Wagner nicht auszuliefern, ist mit Verwunderung und Empörung aufgenommen worden.

Der israelische Justizminister Shmuel Tamir sagte im Rundfunk, die vom brasilianischen Gerichtshof vorgebrachte Begründung, der Staat Israel habe zum Zeitpunkt der Verbrechen Wag-



**Simon Wiesenthal: Wir werden nicht aufgeben.**

FOTO: DIE WELT

ners noch nicht existiert, sei besonders schmerzvoll für die Israelis; wenn Israel zu jenem Zeitpunkt existiert hätte, wären viele Juden dem „Holocaust“ entkommen.

In einem gestern von den polnischen Zeitungen abgedruckten Kommentar der amtlichen polnischen Nachrichtenagentur PAP wird die Ablehnung als eine „empörende Entscheidung“ bezeichnet.

Als unglaublich hat der Leiter des jüdischen Dokumentationszentrums in Wien, Simon Wiesenthal das Urteil des obersten brasilianischen Gerichtshofs bezeichnet. Wagner war im vergangenen Jahr von Wiesenthal auf einem Zeitungsfoto identifiziert worden, das ihn in Brasilien auf einer Geburtstagsfeier für Adolf Hitler zeigte. Wiesenthal: „Wir werden nach diesem Rückschlag nicht aufgeben.“

Ein Sprecher des Justizministeriums in Wien sagte, das Amt werde den Fall Wagner weiterverfolgen.

In Bonn wurde die Ablehnung „mit Bedauern und Unverständnis“ aufgenommen. Das Bonner Auslieferungsbegehren galt als besonders juristisch abgesichert.

*Die Welt, 23. Juni 1979*

Aufbau, Jan. 9, 1989

## Jerusalem ehrt Simon Wiesenthal

Im Zentrum der Überreichungsfeier der Jerusalem-Medaille an Simon Wiesenthal am 23. Dezember stand eine Rede des Knesset-Mitgliedes Gideon Hauser über die jahrzehntelange, unermüdliche Tätigkeit des Laureaten.

Hausner, der im Eichmann-Prozess als Generalstaatsanwalt fungierte, stellte besonders den Anteil Wiesenthals an der Ausfindigmachung des unter einem Decknamen in Argentinien untergetauch-

ten Massenmörders dar. Dieser Aspekt seiner Rede ist besonders deshalb interessant, weil die Rolle Wiesenthals in der Fahndung nach Eichmann und in seiner Identifizierung gelegentlich in Zweifel gezogen worden war. Hausner schilderte, dass damals zwei Nachrichten bei der Jerusalemer Regierung eintrafen, eine vom Hamburger Oberstaatsanwalt Fritz Bauer und eine von Wiesenthal. Nach dem Tode von Eichmanns Vater erschien in einer österreichischen Zeitung eine Traueranzeige mit den Namen der Hinterbliebenen. Unter diesen fand Wiesenthal auch den neuen spanischen Namen von Adolf Eichmanns Frau. Wiesenthal kombinierte richtig und fand so die lange gesuchte Spur, wovon er die zuständige israelische Behörde verständigte.

In seiner Dankrede für die Auszeichnung betonte Wiesenthal, dass er zwar bereits 26 Ehrungen für seine Tätigkeit erhalten habe, dass er aber die in Jerusalem erhaltene Medaille besonders schätze.

M. F.



Frankf. Allgemeine  
Die Beichte eines SS-Mannes SA Aug.  
1987

# Die Beichte eines SS-Mannes

Simon Wiesenthals Erzählung „Die Sonnenblume“

- Dies ist ein wichtiges, ein faszinierendes, ein ungewöhnliches Buch. Es enthält eine Geschichte, in der ein ethisches Dilemma gestaltet wird und die Reaktionen von dreiundvierzig in der Öffentlichkeit wirkenden Personen auf dieses Problem.

Die Mitte zwischen autobiographischem Bericht und symbolischer Novelle haltend, schildert Simon Wiesenthal — der Leiter des Dokumentationszentrums jüdischer Verfolgter und Fahnder nach den Mördern des NS-Regimes — die furchtbaren Demütigungen, körperlichen Foltern und seelischen Leiden, die die Nazis während des Krieges ihm und seinen Mitgefangenen in einem Lemberger Arbeitslager zugefügt haben. Die Handlung spitzt sich auf eine Episode in einem Lazarett zu, wo eine Gruppe dieser Unglücklichen Reinigungsdienste verrichten muß.

Plötzlich wird der Ich-Erzähler von einer Krankenschwester beiseite gerufen und zu einem Sterbenden geführt, einem jungen SS-Mann, der, von Reue ergriffen, seine Verbrechen einem Angehörigen der jüdischen Schicksalsgemeinschaft zu beichten verlangt hat. Der tödlich Verletzte erzählt, wie es scheint, ohne Beschönigung, seinen Werdegang, seine Untat und seine innere Umkehr und bittet den jüdischen KZ-Häftling um Verzeihung. Dieser hört sich das lange Bekenntnis nicht ohne Anteilnahme an, verläßt aber in der Überzeugung, ein an anderen begangenes Verbrechen nicht vergeben zu können, wortlos den Raum.

Dennoch läßt ihn das Erlebnis nicht mehr los. Obwohl er jahrelang zahllose Unschuldige neben sich sterben und ermorden sieht und selbst bis dicht an den Rand des Todes gebracht wird, kann er es nicht vergessen. Er fragt sich und andere immer wieder, ob er damals recht gehandelt hat. Wider Erwarten überlebt er alle Greuel, einschließlich derjenigen des Vernichtungslagers, in dem er zuletzt dahinvegetiert, und besucht, getrieben von der unauslöschlichen Erinnerung, die Mutter des SS-Mannes in den Trümmern von Stuttgart, bringt es aber nicht über sich, ihr die Wahrheit über seine Begegnung mit dem Verstorbenen anzuvertrauen.

Damit endet die Novelle, nicht aber das Buch. Wiesenthal hat das Manuskript an eine Reihe von Leuten geschickt, von denen er glaubte, „daß sie etwas zu sagen haben“, mit der Bitte um ihren Kommentar, prominente Schriftsteller, Theologen, ehemalige KZ-Insassen, Sozialwissenschaftler, kirchliche Würdenträger, Politiker mehrerer Länder. Die Antworten machen die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes aus.

Fast alle bekennen, daß der „Bericht unbedingt ehrlich“, daß er „erschütternd in seiner Echtheit, Aufrichtigkeit und Lebenswahrheit“ wirke, daß er sie „tief bewegt“ habe. Viele betonen seine literarische Qualität. Die Kategorien, unter denen die Entgegnungen angeordnet sind, verraten etwas von der Art und Vielfalt der Positionen: „Es gibt keine Antwort auf diese Frage“, „Niemand kann vergeben, was andere erlitten“, „Kein Recht und Gesetz ohne Gnade“, „Sühne als Voraussetzung des Verzeihens“, „Richtet nicht...“, „Schon die Reue ist eine gnädige Wirkung des göttlichen Geistes in uns“, „Sie haben

das menschenmögliche getan“, „Verzeihen aus Schwäche?“, „Verzeihen fördert indirekt solche verbrecherischen Praktiken“, „So etwas darf nicht wieder geschehen“.

Daß es sich hier um eine zentrale historische Erfahrung, das Erlebnis einer Grenzsituation des Menschlichen handelt, geht schon daraus hervor, daß die Erwiderungen unabhängig von der Ideologie, den beruflichen und politischen Orientierungen der Respondenten erfolgen. Sie hängen vielmehr von der größeren Härte oder Milde, von dem religiösen Engagement, von der Distanz oder Nähe zu den geschilderten Geschehnissen ab. Der eine ist wortreicher, der andere begnügt sich mit ein paar Zeilen, der eine schlägt einen gehobenen, der andere einen eher nüchternen Ton an, aber alle haben etwas Bedenkenswertes zu sagen.

Vielleicht berührt das Ganze den einen oder den anderen Leser als eine Art „Nicht-Problem“, ähnlich etwa den moralischen Übungen Halbwüchsiger („Wen würdest du in ein Boot, das nur zwei Personen aufnehmen kann, retten, deine Mutter oder deine Geliebte?“) oder als eine der Fangfragen, die Wehrdienstverweigerern gestellt werden. Denn was verschlägt es in einer Epoche von Genoziden und Massenverblendungen, mag man sich fragen, ob ein dem Tode geweihter Jude einem vom Tode gezeichneten SS-Mann ein paar beruhigende Worte gewährte oder verweigerte.

Aber auch diese Reaktion findet der Leser vorformuliert. So schreibt Leon Poliakov, der bekannte Antisemitismusforscher: „Ich bin Historiker, kein Moralist. Vielleicht weil die Geschichte den Skeptizismus lehrt, gelange ich immer mehr zu der Einsicht, daß... das neue Element in der Endlösung eher aus den technologischen Möglichkeiten des 20. Jahrhunderts erwachsen ist als aus menschlicher Bosheit. Deshalb meine ich, daß Dein SS-Mann Karl den Pardon verdiente, ebenso sehr (oder



Simon Wiesenthal Foto Jan Guyaux

auch ebensowenig) wie ein vom Pogrom besessener Kosak... oder ein türkischer Soldat, der um 1915/1916 Armenier aufgespießt hat.“

Keine Sensibilität, keine Nuance dieses Fragenkomplexes scheint unberücksichtigt geblieben zu sein. Mit diesem Buch haben Wiesenthal und seine Briefpartner Wesentliches zu dem unendlichen Prozeß der „Vergangenheitsbewältigung“ beigetragen. Man hat es hier mit einer jener Schriften zu tun, aus denen man, wenn auch alle anderen Zeugnisse fehlten, den Bewohnern einer zukünftigen Welt oder eines entfernten Planeten unser Zeitalter in seinen extremen Polaritäten würde rekonstruieren können. Deswegen wird man sich mit Überzeugung dem Urteil Martin Niemöllers anschließen und diesem Buch, aber schon hier und jetzt, „Tausende von Lesern“ wünschen.

EGON SCHWARZ

Simon Wiesenthal: „Die Sonnenblume“. Erzählung. Bleicher Verlag, Gerlingen 1981. 251 S., geb., 26,— DM.

Aufbau, Febr. 29, 1980

# Briefe an Simon Wiesenthal

Von HANS STEINITZ

Über Simon Wiesenthal — dessen Leben und Werk wir keinem unserer Leser zu erklären brauchen — ist ein kleines Buch erschienen, in einem deutschen Verlag (Seewald Verlag in Stuttgart), der sich mit dieser Veröffentlichung unendliche Verdienste erworben hat. Das Buch heisst "Das Echo; Widerhall auf Simon Wiesenthal", und wurde herausgegeben von dem bekannten deutschen Schriftsteller Rolf Vogel, der, selber Halbjude, sein gesamtes Leben in den Dienst einer jüdisch-deutschen Wiederausöhnung gestellt hat; Vogel ist ja auch als gelegentlicher und hochangesehener Mitarbeiter am "Aufbau" unseren Lesern wohlbekannt.

Vogel schrieb ein Geleitwort zu dem Buch, woran sich dann die Begrüßungsworte anschliessen, die Günther Wagenlehner, Vorsitzender einer "Vereinigung europäischer Journalisten", an Wiesenthal richtete, als dieser Gastredner bei einer grossen öffentlichen Veranstaltung dieser Vereinigung in Bonn war. Zum Schluss kommt noch ein weiterer Bewunderer Wiesenthals zum Wort, und zwar ein sehr gewichtiger Zeuge, Oberstaatsanwalt Adalbert Ruckerl, der Leiter der bekannten Ludwigsburger Zentralstelle zur Verfolgung von Naziverbrechen, der von Wiesenthal sagt, dass er "eine positive Meinung über einen anständigen und gesetzkonform lebenden Menschen" hegt, obwohl dieser "einigen unbequem und nicht genügend angepasst" erscheint.

Das ist aber alles nur der Rahmen des Buches; im Hauptteil kommt Wiesenthal selber zu Wort, sowie die Menschen, die ihm antworten: es ist praktisch ein Dialog zwischen dem Mann, den die Deutschen bisher nur etwas vereinfacht "den Eichmannjäger" nannten, und der deutschen Öffentlichkeit.

Ein Fernsehreporter namens Grabe brachte einen Wiesenthal-Fernsehfilm heraus, der 1978 im Zweiten Deutschen Fernsehen gezeigt und offenbar stark beachtet wurde; es war dieser Fernsehfilm, der eine Flut von Briefen unbekannter Zuschauer an Wiesenthal zur Folge hatte, von denen rund ein halbes Hundert in dem Buch abgedruckt sind. Drei oder vier sind kritisch oder völlig beleidigend, beschimpfend und gehässig; natürlich sind diese dann zumeist anonym, da solche Helden bekanntlich gewöhnlich Angst haben, ihre Namen bekanntzugeben. Aber die sehr grosse Mehrzahl ist positiv. Auch 15 Pressestimmen zu dem Fernsehprogramm werden abgedruckt, ebenfalls durchweg sehr positiv; vielleicht noch am relativ kritischsten und distanzier testen die einzige nicht-deutsche Zeitung unter ihnen, die "Neue Zürcher Zeitung".

Diese Grabe'sche Fernsehreportage ist in dem Buch wörtlich abgedruckt, ebenso die Ansprache Wiesenthals auf der erwähnten Veranstaltung der Vereinigung europäischer Journalisten in Bonn (im Frühjahr 1979); dazu kommen noch einige heute etwas weniger wichtige Bestandteile, wie Auszüge aus der Bundestagsdebatte über die Verjährung der Kriegsverbrechen und eine Grussbotschaft Präsident Carters an Wiesenthal. Aber das wichtigste sind die rund 50 Briefe, von denen wir sprachen.

"Sehr geehrter Herr Wiesenthal, ich habe heute abend Ihre Fernsehsendung gesehen. Ihnen gehört meine Hochachtung. Ich bin Deutscher, Jahrgang 1936" — "Sehr geehrter Herr Wiesenthal, ich habe im Fernsehen eine Sendung über Sie und Ihre Arbeit erlebt . . . Ich bin zutiefst getroffen und fassungslos über das Leid, das dem jüdischen Volk zugefügt wurde." — "Sehr geehrter Herr Wiesenthal, ich bin 14 Jahre alt und besuche noch die Hauptschule; am 1. August werde ich dann in die Lehre gehen.

Meine Bewunderung gilt Ihnen, der sich so für das Recht einsetzt. Ich wünsche Ihnen Kraft und Gesundheit . . ."

"Sehr geehrter Herr Wiesenthal, ich habe Ihren Film im Fernsehen gesehen. Hoffentlich haben Sie noch recht lange die Kraft zum Weitermachen. Das ist sicher auch der Wunsch sehr vieler deutscher Mitbürger, auch wenn nur wenige Ihnen das schreiben." — "Sehr geehrter Herr Wiesenthal, solch ein Bericht über Ihre Arbeit hätte schon viel früher gesendet werden müssen . . . Als besonders beleidigend gegenüber den Opfern des Lagers Majdanek empfinde ich die Argumentation der Verteidiger im Majdanekprozess in Düsseldorf . . . Ich möchte Ihnen für Ihre ungeheure Arbeit danken . . ."

"Sehr geehrter Herr Wiesenthal, ich habe an den Fernseh-Intendanten geschrieben und ihn gebeten, die Sendung zu wiederholen, und nicht nur einmal . . ." — "Sehr geehrter Herr Wiesenthal, ich habe lange geweint nach dieser Fernsehsendung. Ich schäme mich, eine Deutsche zu sein. Was soll ich später meinen Kindern sagen?" — "Sehr geehrter Herr Wiesenthal, schon zweimal hatte ich Gelegenheit, Yad Vashem in Israel zu besuchen. Für mich selber und meinen Söhnen gegenüber brauche ich Klarheit über das Verhalten meines Vaters während jener Zeit, da mich sein Einsatzort beunruhigt. Wollen Sie mir bitte mitteilen, was Sie über meinen Vater wissen, ohne jede Schonung. Ich grüsse Sie in Demut . . ."

Diese kleine Auswahl soll hier genügen; dass nicht alle eingegan-

genen Briefe so positiv klangen, haben wir schon gesagt und wird auch von den Herausgebern des Buches unumwunden zugegeben. Wichtig ist aber, zu bemerken, dass diese Briefe durchweg vor jener berühmt gewordenen "Holocaust"-Fernsehsendung, geschrieben wurden, die ja in Deutschland erst sehr viel später kam als der Wiesenthal-Film; die beiden Fernsehwerke überschneiden sich ja auch thematisch nur zum Teil, denn der "Holocaust"-Film endete mit dem Zusammenbruch des Naziregimes 1945, während Wiesenthals Wirken als "unbesoldeter freiwilliger Gehilfe der Justiz", wie er sich selber bezeichnet, erst in der Nachkriegszeit einsetzte.

In den Augen der Öffentlichkeit scheint sich freilich beides vermischt zu haben; was die Deutschen zu sehen bekamen, war eben ein bildhafter Gesamteindruck des Versuchs der "Endlösung der Judenfrage", und die zahlreichen Reaktionen darauf waren eben, logisch verknüpft, Entsetzen und Fassungslosigkeit über das Geschehen, mit Zustimmung zu dem Bemühen, Schuldige zu bestrafen, — durchsetzt von einigen wenigen Reaktionen des "Geschah ihnen recht" oder "Auschwitz und Anne Franks Tagebuch sind alles Lügen". Man soll diese Minderheit im Auge behalten und ernst nehmen, aber nicht in Panik verfallen. Es hat immer Menschen gegeben, die, in den Worten des Dichters, von den Göttern mit Blindheit geschlagen wurden; Wiesenthal weiss das, seine Freunde Vogel, Grabe, Wagenlehner, Ruckerl, die in dem Buch zu Wort kommen, wissen es, und keinem Leser dieser Zeilen ist das unbekannt.



## Hochkonjunktur für Simon Wiesenthal

Ein unerwartetes Nach- oder Nebenprodukt des Films "Holocaust", nachdem er Ende Januar im deutschen Fernsehen gezeigt worden war: der unermüdliche Nazi-jäger Simon Wiesenthal erhielt in seinem Wiener Hauptquartier zahlreiche (angeblich Hunderte) von brieflichen Hinweisen auf bisher unbekannte NS-Kriegsverbrecher. Wiesenthal und seine Assistenten gehen den Tips jetzt nach und versuchen zu ergründen, ob sie ernst zu nehmen oder eventuell als persönliche Racheakte oder Gehässigkeiten unfreundlicher Nachbarn usw. anzusehen sind. Offenbar hat aber der Film so viele Gewissen wachgerüttelt, dass die Briefschreiber, in Wiesenthals Worten, "nicht länger zu schweigen vermochten".

Sein Schutzherr,

7

● AUFBAU, FRIDAY, FEBRUARY 16,

1979

## Los Angeles: Wiesenthal Center eröffnet

In Los Angeles ist in Anwesenheit Simon Wiesenthals das seinen Namen tragende Center for Holocaust Studies an der Yeshiva-Universität seiner Bestimmung übergeben worden. Neben der Sammlung von Dokumenten und Materialien zur Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Europas durch das NS-Regime sieht das Holocaust-Zentrum (über das "Aufbau" bereits berichtet hat) seine Aufgabe darin, durch Erziehungs- und Informationsarbeit Wiederholungen jenes Massenmords in welcher Art und Abstufung auch immer vorzubeugen. Ein engagiertes Eintreten für die Menschenrechte gehört deshalb heute ebenso zu den Anliegen des mit modernstem technischen Lerngerät ausgerüsteten Instituts wie die Wissensvermittlung und akademische Forschung.

Gegenwärtig arbeitet der bekannte britische Künstler und Regisseur Arnold Schwartzman an einer Multi-Media-Präsentation des Holocausts für das Simon-Wiesenthal-Zentrum.

*Aufbau, April 27, 1979*



# Bleicher in Gerlingen: Kleiner Verlag mit grossem Programm

## Simon Wiesenthal als Erzähler

Die Frankfurter Buchmesse ist die grösste der Welt. Wenn sie jeweils im Herbst eröffnet wird, sind so viele neue Titel auf dem Markt, dass selbst der Fachhandel sich kaum noch zurechtfindet. Die meisten Verlage sind offenbar der Auffassung, alle wichtigen Neuerscheinungen unbedingt auf dieser Riesenmesse vorstellen zu müssen.

Ganz anders verhält sich der Bleicher-Verlag aus Gerlingen in Württemberg. Soeben hat er drei wichtige Titel aus dem Bereich NS-Zeit und Judaika vorgelegt, ein weiteres Buch zum Thema Nazizeit ist schon einige Monate länger auf dem Markt. **Judenpogrom: "Reichskristallnacht" November 1938 in Grossdeutschland** heisst ein aktuelles Taschenbuch (256 Seiten, DM18,80), in dem **Heinz Lauber** (Jahrgang 1929) Daten, Fakten, Dokumente, Texte, Thesen und Kommentare zur Reichspogromnacht gesammelt hat. Lauber ist studierter Lehrer und stellvertretender Direktor der Landeszentrale für politische Bildung in Baden-Württemberg.

Der Autor hat sich mit Erfolg bemüht, die Fakten pädagogisch verwertbar zu machen. Er schildert nicht nur die Vorgeschichte des 9. November 1938, sondern hat auch Reaktionen aus dem In- und Ausland zusammengetragen. Als Überschrift und Mahnung kann man den damaligen Berliner Probst Heinrich Grüber zitieren, der später über jene Pogromnacht sagte: "Es fand damals keiner das entscheidende Wort. Die Menschen sahen zu, einige beiseite..."

**Simon Wiesenthal** braucht man nicht vorzustellen. Vom damaligen Präsidenten Carter für seine Verdienste um die Menschlichkeit ausgezeichnet, jagt der Holocaustüberlebende nicht nur mutmassliche NS-Verbrecher. Wiesenthal kämpft und arbeitet für die Humanität. Unermüdlich und erfolgreich, wie die Gründung des nach ihm benannten Holocaustforschungsinstituts an der Universität Los Angeles zeigt. Wiesenthal nimmt auch am aktuellen politischen Leben aktiv teil. Sein Engagement im Sommer 1979 gegen die Verjährung von NS-Verbrechen hat die Entscheidung des Deutschen Bundestages ohne Frage mitbestimmt.

Lange hat den Humanisten Wiesenthal die Frage gequält, ob er sich 1942 richtig verhalten habe. Ein junger SS-Mann liegt in jenem Jahr in Wiesenthals Heimatstadt Lemberg im Sterben. Er vertraut sich dem jüdischen Häftling Wiesenthal an, gesteht seine Verbrechen, hofft auf Vergebung des Häftlings... Wiesenthal

verliess das Sterbezimmer, ohne eine Antwort zu geben. "Habe ich mich richtig oder falsch verhalten?" Simon Wiesenthal konnte die Frage nicht beantworten, hat deshalb sein Geheimnis preisgegeben und 43 Persönlichkeiten um ihren Standpunkt gefragt. Saul Friedländer, Robert Kempner, Albert Speer, Gustav Heinemann, Helmut Gollwitzer, Carl Zuckmayer, Manès Sperber, Herbert Marcuse, Jean Amery. Sie alle gaben unterschiedliche Antworten, liessen Wiesenthal aber mit der Frage nicht allein. Ein faszinierendes Buch: spannend und mit Anteilnahme formuliert die Erzählung **Die Sonnenblume** (260 Seiten, DM26,00) die Antworten. Wer sich mit NS-Verbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit auseinandersetzt, sollte Wiesenthals Erzählung unbedingt lesen.

Welches Ansehen der Bleicher-Verlag sich inzwischen gerade unter NS-Opfern erworben hat, zeigt der Fall des KZ-Überlebenden **Kazetnik 135 633**. Man muss den Namen — ein Pseudonym — laut lesen, um den Hintergrund zu verstehen. Sein Roman **Höllenfahrt** (348 Seiten, DM29,80) ist längst in vielen Sprachen erschienen. Nur auf deutsch wollte der Autor sein Werk nicht vorlegen lassen. Nach der "Holocaust"-Sendung im deutschen Fernsehen hielt er die Zeit für gekommen, die Erlebnisse des polnischen Mädchens Daniela Preleschnik auch deutschen Lesern zugänglich zu machen. Dass er dem Bleicher-Verlag die Rechte gegeben hat, spricht für sich.

Man darf fragen, ob angesichts der kaum beschreibbaren Greuel in den Vernichtungslagern und Gettos Erlebnisse aus dieser Zeit in Romanform dargestellt werden dürfen. Gerade "Holocaust" hat gezeigt, dass anders ein breites Publikum nicht zu erreichen ist. Den Massenmord am Schicksal von wenigen Menschen zu zeigen, ist einer der Wege, Menschen anzusprechen.

Zum Schluss ein Titel zum Aufatmen. Rabbi **Samuel S. Cahana** war nicht nur fast 20 Jahre lang Generalsekretär im Religionsministerium in Jerusalem. Cahana ist nicht nur Rabbiner in Israel. Cahana kann auch erzählen und Erzählungen sammeln. Sagen und Legenden sind ihm geläufig. Deshalb ist es gut, dass der Schriftsteller und "Aufbau"-Mitarbeiter Meir Faerber nun eine Auswahl aus Cahanas Sammlung zusammengestellt und im Bleicher-Verlag veröffentlicht hat: **Sagen und Legenden aus Israel** (320 Seiten, DM27,00). Besinnliches, Heiteres — es ist ein gutes Buch. Gut nicht im Sinn von Qualität — das auch, aber vor allem gut, weil gütig. Für Interessenten die Anschrift des Verlags: Bleicher-Verlag, Postfach 100 123, 7016 Gerlingen, W. Germany.

Heiner Lichtenstein

## Simon Wiesenthal siebzigjährig

Anfang, Dec. 22  
1978



(Photo Eva Dukes, New York)

Am letzten Tage dieses Jahres kann der bekannte, unermüdliche Gerechtigkeitssucher Simon Wiesenthal (gewöhnlich "Nazijäger" genannt) seinen siebzigsten Geburtstag feiern. Wiesenthal hat seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges seinen Wohnsitz in Wien, wo er — oft unter finanziellen Schwierigkeiten — sein Dokumentenzentrum aufgebaut hat, mit dessen Hilfe in vielen Fällen Kriegs- und KZ-Verbrecher vor Gericht gestellt und abgeurteilt werden konnten. Wiesenthal wird oftmals kritisiert, und die Beharrlichkeit seiner Arbeit wird, manchmal auch von gutwilligen Menschen aus dem eigenen Lager, hier und da kritisch unter die Lupe genommen; aber weder die Lauterkeit seiner Gesinnung noch die Uneigennützigkeit seines Gesamtwerks kann in Zweifel gezogen werden, und die Resultate seiner Arbeit zeigen (wie vor allem etwa in dem berühmtesten aller Fälle, im Fall Eichmann), wie unendlich wertvoll der Mann und sein Anliegen sind. Ein bescheidener Bewunderer Wiesenthals hat uns einmal gesagt: "Wenn es Wiesenthal nicht gäbe, müsste man ihn erfinden"; und diesem Urteil wird man sich gern anschliessen, und wird ihm zu seinem runden Geburtstag alle guten Wünschen übermitteln. Unter den vielen Gratulanten zu seinem Ehrentag befand sich auch, mit einem herzlich gehaltenen Telegramm, Präsident Jimmy Carter. H. St.



## Hohe niederländische Auszeichnung für Simon Wiesenthal

Anlässlich seines 70. Geburtstags ist in Wien dem für sein engagiertes Eintreten zur Strafverfolgung von NS-Verbrechern bekannten Simon Wiesenthal aus den Händen des niederländischen Botschafters die höchste Auszeichnung verliehen worden, die Holland an Ausländer vergibt: der Titel eines Kommandeurs des Ordens von Nassau-Oranien.

*Aufbau* Apr. 27. 1979

## Würdige Eröffnung des <sup>Auffbau</sup> Wiesenthal Center in Los Angeles <sup>May 11, 1979</sup>



Blick in den Ausstellungsraum des Wiesenthal Center, der eine Dokumentarausstellung zum Holocaust enthält.

An der Yeshiva-Universität in Los Angeles (9760 West Pico Blvd.) ist — wie wir bereits berichteten — mit Beginn der international begangenen Gedenkwoche für die NS-Opfer das "Simon Wiesenthal Center for Holocaust Studies" seiner Bestimmung übergeben worden. Die Einweihungsfeierlichkeiten standen unter Leitung von Esther Cohen, selbst Überlebende des braunen Terrors.

Zum Empfang des Ehrengastes, dessen Namen das Institut trägt, hatte sich Kaliforniens Gouverneur Jerry Brown eingefunden, der Simon Wiesenthal vom Hotel abholte. Unter den zahlreichen prominenten Vertretern der Politik und des öffentlichen Lebens befanden sich Bürgermeister Bradley, Kongressabgeordneter Robert Dornan, Finanzrat Edelman, die Stadtratmitglieder Zev Jaroslawsky, Joyce Picus, Robert Wilkinson sowie Staatsanwalt Burt Pines. Für ihre Verdienste um das Zustandekommen des Mahnmals wurden Samuel Belzberg, Roland Arnall und Rabbiner Marvin Hier gewürdigt. Der "Jewish Club of 1933" war durch seinen Vizepräsidenten John J. Baer vertreten.

Das Wiesenthal Center ist in erster Linie ein mit modernsten audio-visuellen Einrichtungen ausgestattetes Lehrinstitut. An seinem Eingang befindet sich das von dem

israelischen Künstler Amin H. Shafir entworfene Mahnmal.

Eine Dauerausstellung in den Innenräumen belegt anhand von Fotografien und Dokumenten die Geschichte des NS-Regimes und seiner Verbrechen. Auch das jüdische Leben in "Shtetls" in Polen und Russland vor dem Nazi-Einbruch ist anschaulich belegt. Berücksichtigt sind ferner jüngste Beispiele der Judenverfolgung im Libanon, dem Iran und in Uganda. Eine Sonderabteilung ist den anderthalb Millionen Kindern gewidmet, die ihr Leben in den Todeslagern lassen mussten. Einen Aspekt der Ausstellung bildet auch das Thema "Die Welt hat geschwiegen": traurig-tragisches Zeugnis des Versagens der Westmächte und der Kirche angesichts der Massenverbrechen des NS-Regimes.

Robert Schreier



Das Mahnmal am Eingang des Instituts mit einer die Namen der Todeslager tragenden Gedenktafel.



**Ehrung**

**Simon Wiesenthals**

**durch Hadassah**

*Auffbau, Aug. 10  
1979*

Auf der diesjährigent Delegiertenversammlung der Hadassah (in Chicago, in der dritten Augustwoche) wird der bekannte Nazi-verfolger Simon Wiesenthal den angesehenen und vielbegehrten Henritte-Szold-Preis erhalten. Redner auf der Tagung werden sein: Senator Birch Bayh (Indiana), Gouverneur Thompson (Illinois), und der israelische stellvertretende Ministerpräsident Yadin.

# Der natürliche Vater bleibt verborgen

Ein grausames jüdisches Schicksal – Simon Wiesenthals Tatsachenroman „Max und Helen“

Einem ließ der große Rächer der Nazi-Morde, der finftenreiche Eichmann-Jäger, laufen. Über den schrieb er einen Roman. Die Handlung läuft so eng und unausweichlich in ihren Schienen wie eine attische Tragödie, sie kann kein anderes Ende finden als das hier beschriebene, bei dem das Schicksal zwei Liebende nach entsetzlichen Qualen leer ausgehen läßt und ihrem abscheulichen Verderber kein Haar gekrümmt wird. (Zur Genugtuung des Lesers fällt er dann wenigstens einem Auto-Unfall zum Opfer.)

Der dreiundsiebzigjährige Österreicher Simon Wiesenthal, ein Habitué von Hitlers Konzentrationslagern, der sich seit

---

Simon Wiesenthal:  
**Max und Helen**

Ein Tatsachenroman. Mit einem Vorwort von Hans Weigel. Ullstein, Berlin. 158 S., 26 Mark.

---

1947 systematisch mit der Aufdeckung von Nazi-Verbrechen und dem Einfangen von Nazi-Verbrechern beschäftigt, ist ein erfahrener und erfolgreicher Schriftsteller. Was mag ihn bewogen haben, sich in diesem besonderen Fall für die Geschichte von dem unbescholtenen Fabrikdirektor, der als ein kleiner SS-Kommandant das Leben eines jüdischen Paares in Polen zur Hölle gemacht hat, die

belletristische Form der Darstellung zu wählen? Weil die wahre Story, die er mit veränderten Orts- und Personennamen erzählt, sich so unglaublich ausnimmt wie eine erfundene? Oder weil er nach dem Beispiel von „Holocaust“ in dem Medium der Erzählung eine noch stärkere Wirkung anstreben wollte, als sie von dem dokumentarischen Bericht ausgeht?

Das Unterfangen bleibt ein kühnes; das Handwerk des Romanciers erlernt man nicht ad hoc in jedem beliebigen Lebensalter (Rainer Barzel als Verfasser eines



Simon Wiesenthal

FOTO: POLY-PRESS

Zeitromans über deutsch-deutsche Begegnungen am Schwarzen Meer könnte darüber mitreden), ein Rest von Ungelenkigkeit bleibt selbst auf den bewegendsten Seiten haften. Doch auch „Onkel Toms Hütte“ war kein literarisches Meisterwerk und hat doch seine Wirkung auf Herzen und Köpfe nicht verfehlt.

Viel hängt allerdings in diesem besonderen Fall davon ab, ob man zu glauben bereit ist, daß der Sohn eines blonden Schurken und einer vergewaltigten Jüdin äußerlich zum vollkommenen Ebenbild seines Vaters heranwachsen kann – zum Entsetzen des endlich heimkehrenden ursprünglichen Verlobten, dem er die Haustür aufmacht –, während er innerlich alle guten mütterlichen Eigenschaften fortsetzt, sich als Jude empfindet und auch gedrängt fühlt, ein jüdisches Mädchen zu heiraten. Ganz glaubhaft ist dann wiederum, daß man einen solchen jungen Menschen durch die Enthüllung über seinen wahren Vater in eine geradezu tödliche Verzweiflung stoßen würde.

Wiesenthal beschwichtigt alle Zweifel, indem er auf die Authentizität der Geschichte verweist. Im übrigen hat er den dokumentarischen Charakter seines Romans durch die Einführung der eigenen Person unterstrichen, so daß wir nebenher einen Einblick in seine detektivische Forschertätigkeit bekommen und unmittelbar Zeugen seines Entschlusses werden, in diesem Fall nicht der Rache-Engel zu sein. **HELLMUT JAESRICH**

*Die Welt, 7/8. Nov. 1987*



Wilder, Billy 1906-

Wilder, Billy

Billy Wilder  
geb. 22. Juni 1906, Krakau



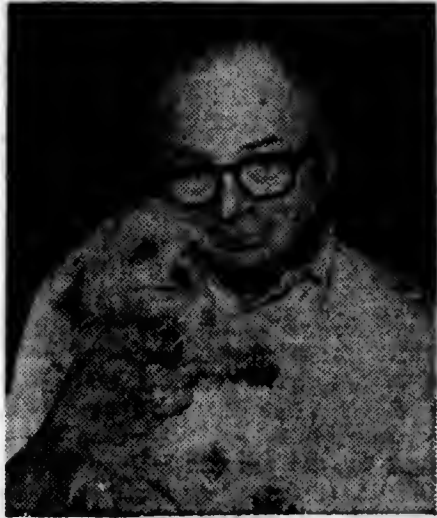
Aufbau. N. Y. 32, 25

Friday, June 24, 1966

## Billy Wilder—60 Jahre

Unter den europäischen Filmleuten, die in den dreissiger Jahren als Immigranten nach Hollywood kamen und es zu Erfolg auf dem harten Boden der Filmmetropole brachten, nimmt Billy Wilder eine Sonderstellung ein. Vom Anfang seines Wirkens an, als er noch als Filmautor arbeitete, galt er als origineller 'Ausenseiter' im Sinne von "Ich scher' mich um garnichts, — ich tue, was ich will!" In der Tat hat sich Billy Wilder von niemandem in sein Fach etwas dreinreden lassen.

Wilder und ich waren Kollegen. Wir teilten ein Zimmer auf einer Wiener Zeitungsredaktion.



Das ist allerdings bereits lange her. Billy war ein vorzüglicher Reporter, temperamentvoll und ungeduldig. Der Wirkungskreis erschien ihm bald zu gering und die Stadt Wien zu eng. Er wollte nach Berlin. Und dahin ging er auch, als er sich das Reisegeld durch einen Reportageauftrag beschafft hatte.

PEM hat in seinem Buch "Sehnsucht nach dem Kurfürstendam" geschildert, wie Billy im "Romanischen" Café erschien und Rat und Unterkunft suchte. Billy versuchte es mit freier Mitarbeit an Zeitungen. Das trug jedoch wenig ein. Da wurde Billy Eintänzer im Eden-Hotel. Dort traf er Klabund, der ihm die Idee gab, seine Erlebnisse als Eintänzer niederzuschreiben, und die B.Z. am Mittag nahm, auf Klabunds Empfehlung hin, die Serie an.

Billy Wilder tat weiterhin Arbeit als Reporter. Entscheidend wurde für seine spätere Karriere sein Zusammentreffen mit Robert Siodmak. Dieser wollte Filmregisseur werden und einen Film in Berlin drehen. Billy erhielt den Auftrag, das Drehbuch zu schreiben. Siodmak brachte ein kleines Produktionskapital auf. Der Film hiess "Menschen am Sonntag", das neu- und eigenartige Werk einer Gruppe von Idealisten, zu denen auch die

unbekanntesten jungen Darsteller gehörten, die man von der Strasse geholt hatte. Anfangs 1929 begegnete der Film der Zustimmung einer "Neues" fordernden Kritik und der Apathie des breiten Publikums. Aber Siodmak und Wilder erhielten auf Grund des Films Beschäftigung bei der Ufa.

So also startete Billy Wilders Filmkarriere. Aber als Wilder 1934 über Paris nach Hollywood gelangt war, schien sich die Episode vom "Romanischen" zu wiederholen; Billy konnte Rat und Unterkunft brauchen.

Wilder bemühte sich, da und dort kleine Mitarbeitsaufträge an Filmbüchern zu erlangen. Aber es brauchte fast zwei Jahre, ehe Wilder bei Charles Brackett landen konnte, und der Weg zum Erfolg frei war.

An seinem 60. Geburtstag am 22. Juni durfte Billy Wilder auf eine grandiose Reihe von Erfolgen zurückschauen, die ihm innerhalb von dreissig Jahren in Hollywood zuteil wurden. Zwanzigmal wurde er für seine Filme "Oscar"-nominiert und sechsmal hat er bisher die Auszeichnung entgegennehmen können. "The Lost Weekend", "Sunset Boulevard", "The Big Carnival", "Stalag 17", "Love in the Afternoon", "Witness For the Prosecution", "Some Like It Hot", "The Apartment" und "Irma La Douce" zählten zu den preisgekrönten Filmen. Er hat eben einen neuen Film "The Fortune Cookie" beendet.

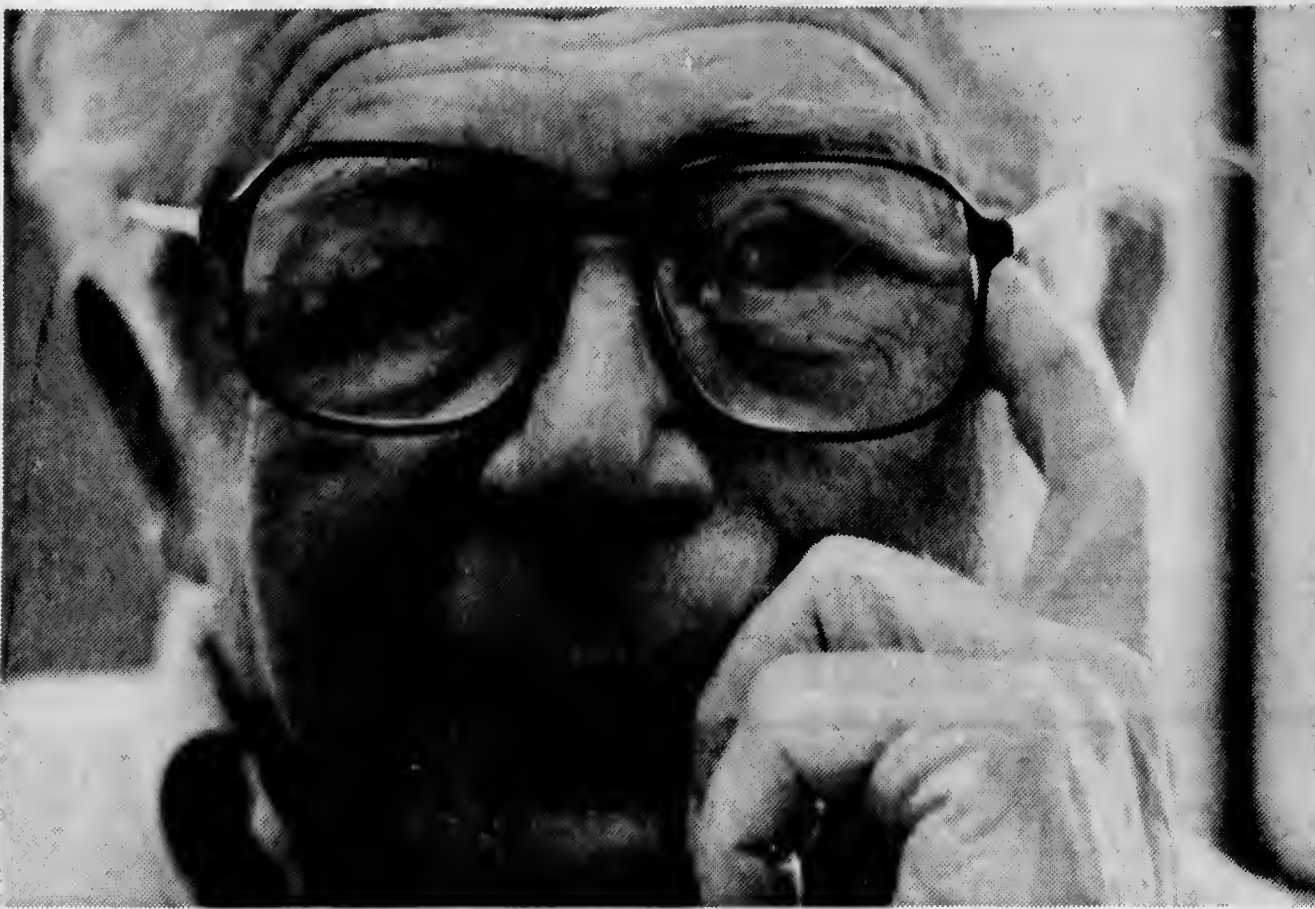
Dem filmschaffenden Billy Wilder ist viel Lob gespendet worden; schon vor zwanzig Jahren wurde sein "Mut zum Ungewöhnlichen" von Kritikern und von Zunftgenossen hervorgehoben. Aber man hat ihn auch wegen seiner Verachtung der Zensurvorschriften angegriffen. Wilder hat sich immer gegen eine verlogene Zensur gewandt und gelegentlich den Filmherstellern Hollywoods Feilheit vorgeworfen. Immerhin, das Kinopublikum hat seine Filme, auch die problematischen, mit wenigen Ausnahmen beifällig aufgenommen.

Billy Wilder gehört übrigens zu jenen Regisseuren, die bei den Schauspielern beliebt sind. Stars, wie Jack Lemmon und Shirley MacLaine, sind begeistert von ihm als freundlichem, ihnen stets freundschaftlich gesinnten, meist beste Laune zur Schau tragenden Spielleiter; sie würden jederzeit andere Filmverpflichtungen entsprechend zu verlegen versuchen, wenn Billy Wilders Ruf an sie ergeht.

Friedrich Porges

Wilder, Billy 1966-





## Geist und Witz, gebunden in Melancholie Zum 80. Geburtstag von Billy Wilder

Als Billy Wilder im März dieses Jahres die höchste Auszeichnung erhielt, die Hollywood zu vergeben hat, den «Life Achievement Award» des American Film Institute, war dies natürlich nicht die erste hohe Ehrung des heute wohl populärsten Altmeisters der Filmmetropole: 6 Oscars für den besten Film, beste Regie oder bestes Drehbuch sowie 22 Oscar-Nominierungen markieren ebenfalls den beruflichen Weg des Künstlers, ohne den der amerikanische Film um einiges ärmer wäre.

Dabei hatte es der am 22. Juni 1906 in Sucha (Galizien) geborene ehemalige Österreicher punkto Karriere nicht leicht: nach Besuch des Realgymnasiums in Wien und nach kurzem Rechtsstudium an der dortigen Universität wechselte Billy Wilder (schon als Kind nannte ihn seine Mutter Billie, obwohl sein ursprünglicher Name Samuel war) zum Journalismus über. Er interviewte für die Zeitung «Die Stunde» sowie für «Die Bühne» Persönlichkeiten wie Richard Strauss und Arthur Schnitzler – und wurde von Sigmund Freud vor die Tür gesetzt. Bereits 1926 ging Billie Wilder auf Initiative des amerikanischen Jazzmusikers Paul Whiteman, über dessen Gastauftritte in Wien er Berichte geschrieben hatte, nach Berlin. Er arbeitete da für mehrere Zeitungen und Zeitschriften und wirkte als Ghostwriter an zahlreichen Drehbüchern mit; freilich erschien sein Name weder auf dem Titelblatt noch im Vorspann. Der Durchbruch kam erst mit dem halbdokumentarischen «Nouvelle vague»-Film aus dem Berliner Alltag, zu dem der Autor Kurt Siodmak die Idee hatte: «Menschen am Sonntag» (1929). Regie führte Robert Siodmak, das Drehbuch verfassten Kurt Siodmak und Billie Wilder gemeinsam, hinter der Kamera stand Eugen Schüfftan, unterstützt von Edgar G. Ulmer und Fred Zinnemann. Das war jene «Gang», die sich damals mit Billie Wilder häufig im Romanischen Café traf und später Hollywood entscheidend mitgestalten sollte.

Nach dem Erfolg von «Menschen am Sonntag» und der Einführung des Tonfilmes fand Wilder sehr schnell Gelegenheit, eine Reihe von Filmgeschichten und Drehbüchern entweder als alleiniger Autor oder als Co-Autor (Dialoge waren schon immer seine Stärke gewesen) bei der deutschen Filmindustrie unterzubringen, die jetzt seinen Namen trugen und von denen wir nur folgende Titel nennen wollen: «Ihre Hoheit befehlt» (1931), «Emil und die Detektive» (1931), «Ein blonder Traum» (1932) sowie «Scampolo, ein Kind der Strasse» (1932).

Kurz nach dem Reichstagsbrand im Jahre 1933 verliess Billy Wilder Deutschland. Er wirkte zuerst während einiger Monate als Co-Autor und Co-Regisseur – zusammen mit Alexandre Gway – in Paris an «Mauvaise Graine» mit, dessen Originalgeschichte von ihm stammte. Bereits Anfang 1934 siedelte er dann nach Hollywood über, seit seiner Berliner Zeit das Ziel seiner Träume. Auch in Hollywood war Wilder zunächst als Co-Autor tätig, für so berühmte Filme wie «Music in the Air» (1934, Regie Joe May), «Lottery Lover» (1935, Regie William Thiele), «Bluebeard's Eighth Wife» (1938, Regie Ernst Lubitsch), «Midnight» (1939, Regie Mitchell Leisen), «Ninotchka» (1939, Regie Ernst Lubitsch) oder «Ball of Fire» (1941, Regie Howard Hawks). 1942 übernahm Billy Wilder zum erstenmal auch die Regie, für «The Major and the Minor». Seitdem hat er einige der grössten Meisterwerke Hollywoods geschaffen, zu denen er jedesmal das Drehbuch mit Co-Autoren verfasste; die meisten entstanden in Zusammenarbeit mit Charles Brackett oder I. A. L. Diamond.

Ohne Zweifel ist Billy Wilder einer der vielseitigsten aller Hollywood-Regisseure. Er schuf einige der besten Kriminalfilme («Double Indemnity», 1945, und «Witness for the Prosecution», 1958), einige der schönsten Romanzen («Sabrina», 1954, sowie «Love in the Afternoon», 1957), einige der schärfsten Sozialkriti-

ken («Ace in the Hole», 1951, und «The Front Page», 1974), einige der besten Charakterstudien («The Lost Weekend», 1945, und «The Private Life of Sherlock Holmes», 1970), einige der besten Komödien («Some Like It Hot», 1959, und «The Apartment», 1960, sowie «Irma La Douce», 1963); und er schuf die grossen Schwangengesänge auf das vergangene Hollywood («Sunset Boulevard», 1950, und «Fedor», 1977).

Dabei sind Wilders Filme nicht nur mit Blick auf die Thematik vielseitig; jeder Film enthält überdies eine Vielzahl verschiedener Elemente, die subtil miteinander verbunden werden. So weisen die Tragödien immer auch eine Prise Komik auf, die Komödien immer auch einen Schuss Tragik. Und in allen Filmen Wilders spürt der Zuschauer das sozialkritische Engagement des Regisseurs, dessen unterschwellige Melancholie auch – komische und romantische Melancholie, dann ebenfalls Melancholie aus Resignation.

Die «komische Melancholie» erlebt man zum Beispiel in der Gestalt des Jerry (gespielt von Jack Lemmon) in «Some Like It Hot», eine jener von Wilder (und Lemmon) oft gestalteten Figuren, die – um zu überleben oder weil sie dazu von Menschen oder Umständen gezwungen werden – immer wieder in an sich komische Situationen geraten, in Wirklichkeit aber den Eindruck des Tragischen erwecken. Zur Rettung ihrer selbst bzw. ihrer Identität haben sie oft ihre Identität gegen aussen preisgegeben, so lange, bis sie diese gelegentlich sogar im Kern zu verlieren drohen. Jerry wird nicht nur gezwungen, sich gemeinsam mit seinem Freund Joe als Frau zu verkleiden; er wird von Joe sogar dazu veranlasst, diese Rolle so hingebungsvoll zu spielen, dass er schliesslich selbst an seine neue Identität zu glauben beginnt. Und Nestor in «Irma La Douce» erfindet und spielt den impotenten Lord X, damit sich seine Geliebte, die Prostituierte Irma, nur von ihm bezahlen lässt; er wird auf seinen «Rivalen», an dessen Existenz er allmählich glaubt, so eifersüchtig, dass er ihn «umbringt».

«Romantische Melancholie» dagegen bei Ariane (gespielt von Audrey Hepburn) in «Love in the Afternoon»: da nimmt Ariane aus lauter Liebe so lange eine von ihr erfundene Identität an, bis sie am Ende daran fast zerbricht. Weil der Film indes als Romanze angelegt ist, löst sich die Spannung im letzten Moment im Happy-End auf. Wilders Melancholie der Resignation wird am deutlichsten in der Titelfigur von «The Private Life of Sherlock Holmes». Sie gibt zu erkennen, dass das ihr von Watson aufgezwungene Erscheinungsbild des kühlen Rationalisten nicht stimmt. Auch Holmes hatte und hat Gefühle, die aber mit den Jahren verkümmerten; zu ihnen zu stehen fehlt ihm nun der Mut. Die Folge: Der Meisterdetektiv versagt in jener Situation, in der bei ihm das Gefühl wieder an die Oberfläche tritt; er vermag den Fall jetzt auch verstandesmässig nicht mehr zu durchschauen.

«The Private Life of Sherlock Holmes» ist des Regisseurs persönlichster Film geworden. Wilder, bei dem Gefühl und Herz nie verkümmert sind, illustriert darin die Tragik des nur Rationalen. Anhand der modernen (Waffen-) Technik zeigt er auf, dass die Entwicklung unserer Zeit sogar einen Rationalisten der «alten Schule», wie Holmes ihn darstellt, überrollt. Ehre, Ehrlichkeit und Menschlichkeit verkümmern. Nicht umsonst ist deshalb Königin Victoria, die gegen die Erfindung des ehrlosen Monstrums der modernen Waffentechnik, des U-Bootes, opponiert, als Zwergin dargestellt.

Nicht zuletzt illustriert dieser Film Wilders Verhältnis zu Deutschland. Er, der in Auschwitz Mutter, Grossmutter und Stiefvater verlor (der Vater war schon vorher gestorben), hatte die Deutschen in seinen Filmen «A Foreign Affair» (1948) und «One, Two, Three» (1961) keineswegs ablehnend, sondern mit viel Verständnis

gezeigt; die treueste und aufopferungsbereiteste Frau aller seiner Werke, Christine Vole in «Witness for the Prosecution», ist eine Deutsche, die vor Gericht durch totale Ehrlichkeit den misstrauischen Starverteidiger Sir Wilfrid zugunsten ihres angeklagten Mannes «irreführt». In «The Private Life of Sherlock Holmes» wiederum verliebt sich Sherlock Holmes in eine deutsche Spionin, ohne zu merken, dass er von ihr getäuscht wird. Wenn er am Ende erfährt, wer die angebliche Belgierin Gabrielle Valadon in Wirklichkeit ist und dass sie ihn (wenn auch nicht ohne wachsende Zuneigung) ausgenutzt und hintergangen hat, schützt er sie dennoch; er kommt von ihr emotional nicht mehr los.

Im Herbst dieses Jahres wird der Europa-Verlag in Wien eine Reihe von Billy Wilders Drehbüchern herausgeben. Und dies mit Recht. Denn alle Wilder-Filme entstanden primär aus dem geschriebenen Wort. Das schloss die Entstehung grosser visueller Werke nicht aus, im Gegenteil. Da Wilder nicht, wie viele andere grosse Filmregisseure, an einen visuellen Stil als eigentliche filmisch-künstlerische Dominanz gebunden ist, kann er sich ganz und gar der Vielseitigkeit seiner Drehbücher anpassen. Und so konnte es vielleicht nur ihm gelingen, die trübe und sinistre Atmosphäre von «Double Indemnity» und «Sunset Boulevard» ebenso meisterhaft zu gestalten wie die heitere, komisch-humorvolle Welt einer italienischen «Liebesinsel» in «Avanti!».

Billy Wilder, der heute unter einem schweren Bandscheibenschaden sowie unter den immer komplizierter werdenden Finanzierungsmodalitäten der auf den Package deal ausgerichteten amerikanischen Filmindustrie leidet, arbeitet zurzeit «nur» als Berater für United Artists. Dabei wäre er noch frisch und agil genug, um weitere Filme zu drehen; er wäre sogar in der Lage, diese zum Teil selber zu finanzieren. Der Resignation zum Trotz, die Wilder ab und zu befallt: Man hofft zu seinem achtzigsten Geburtstag, dass er diesen oder jenen Plan noch verwirklichen wird.

Da gibt es zum Beispiel von ihm die Geschichte, die den Ödipus-Komplex in den Mittelpunkt stellt: Ein Sohn lebt glücklich mit seiner Mutter in ehelichen Verhältnissen, bis er nach zehn Jahren herausfindet, dass sie gar nicht seine Mutter ist; er nimmt sich darauf aus

Der Film in Zürich

## Gefühlsverwirrung in Wüsteneinsamkeit

Robert Altman's «Fool for Love» nach Sam Shepard

G. W. Ein verlottertes Motel an einer Strassenkreuzung in der Mojave-Wüste – hier ist es, wo ein Pferdehändler die Frau, die er liebt, wiederfindet. Doch die Story von Eddie und May – Vorlage war das Theaterstück von Sam Shepard – scheint dem Kippschalersystem unterworfen, ist die Story von zwei Menschen, die nacheinander verlangen und einander dennoch wieder zurückstossen. Alles, was sich da vor dem Zuschauer abspielt, in schäbigen Räumen und auf dem schwach erleuchteten Motelvorplatz, spricht von einer grossen Leidenschaft, die wiedergeboren sein will und irgendwo gegen ein Hindernis anläuft. Und tatsächlich: wenn sich schliesslich ein zweiter Werber einstellt, beginnt in «Fool for Love» die Geschichte innerhalb der Geschichte, beginnt mit Enthüllungen ein Abend ohne Happy-End.

«Fool for Love» ist mit wenigen, aber mit einer Ausnahme durchaus spleenigen Typen bevölkert. Verschrobener als alle im Motel wirkt eine von Harry Dean Stanton gespielte Vaterfigur. Solches wundert angesichts der Vorlage nicht: Menschen sind schon immer Sam Shepards grosses Thema gewesen – Menschen, die auf der Strasse leben, im Caravan oder Camion, Menschen etwas abseits der grossen amerikanischen Trends. Ihre Gefühle, ihre Schwächen, ihre Torheiten, dies ist es, was Shepard interessiert – und wie den Skriptautor im Film «Fool for Love» auch den Regisseur Robert Altman.

## 26. Filmfestival von Cartagena

(ips) Mit zahlreichen Erstaufführungen aus Ländern der Dritten Welt wartet das diesjährige internationale Filmfestival von Cartagena auf, das vom 16. bis zum 22. Juni in dem gleichnamigen Badeort an der kolumbischen Karibikküste stattfindet. Neben den Arbeiten lateinamerikanischer Filmemacher werden Beiträge aus Indien, Burkina Faso, Ägypten, Tunesien, aus Europa und den USA erwartet. Nach Darstellung der Veranstalter hat das Interesse nordamerikanischer und europäischer Verleiher an Filmen aus der Dritten Welt in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen. Veranstalter ist die staatliche Filmförderungsgesellschaft Kolumbiens. Der kolumbische Schriftsteller und Nobelpreisträger Gabriel Garcia Márquez wird mehrere Filme vorstellen, denen eigene Werke zugrunde liegen. Mit Spannung erwarten die Veranstalter das jüngste Werk des chilenischen Filmemachers Miguel Littin, das noch unvollendet ist und mit dessen Fertigstellung in diesen Tagen gerechnet wird. Der im Exil lebende Littin hatte sich heimlich nach Chile begeben und seine Reiseerlebnisse im Film festgehalten. In einem kürzlich in Kolumbien veröffentlichten Buch hat Garcia Márquez die zeitweilige Rückkehr Littins in sein Heimatland nacherzählt.

Verzweiflung das Leben. Es wäre das wohl Wilders Abrechnung mit Freud, der ihn, wie gesagt, als jungen Reporter vor die Tür gesetzt hatte. Und diese «Abrechnung» selbst wäre wahrscheinlich schon wieder eine Filmgeschichte. Allerdings gibt es Stoffe, die Wilder näherstehen und die er ernsthafter erwägt. Bis es soweit ist, lebt er mit seiner attraktiven Frau Audrey als geistreicher Mittelpunkt Hollywoods – auch wenn er die Öffentlichkeit scheut und seinen Geburtstag fernab von Trübel feiern will – in seinem Penthouse in Westwood (Los Angeles) und erfreut sich weiterhin seiner wachsenden Sammlung bedeutender Kunstwerke vom Impressionismus bis zur Gegenwart. – Am Freitag, dem 20. Juni, ermöglicht Südwest 3 eine Begegnung mit dem Jubilar: Die Fernsehanstalt strahlt eine Aufzeichnung der Feier im American Film Institute aus, in deren Rahmen Gastgeber Jack Lemmon zahlreiche Filmausschnitte und Stars präsentierte, mit denen Wilder zusammengearbeitet hat.

Cornelius Schnauber



Sam Shepard als Eddie und Kim Basinger als May.



seine Gefährten auch in Kleidern, die man sich für ihn selbst denken könnte.

#### Effekthascherische Homosexualität – betörende Tableaus

Was den Schreibenden störte, ist, dass aus einem kinematischen Aufsatz über die Malerei gleichzeitig ein Aufsatz über die Homosexualität werden musste. Denn Jarman bringt das Ringen eines von seiner Sexualität besessenen Künstlers mit sich selbst (sei das nun Caravaggio oder ein anderer) nicht zum Ausdruck. Statt dessen begnügt er sich mit einem Katalog von «Scene Gays». Sein Johannes ist ohne Kreuz denn auch nichts anderes als ein Pin-up aus einem Magazin mit Muskelprotzen. Und noch etwas: Statt einer, wie Derek Jarman in «Caravaggio» des Öftern, seine Personen mit Aphorismen statt mit Dialog aus, ist das Resultat,

dass diese Personen ziffernhaft wirken. Doch trotz solchen Vorbehalten ist «Caravaggio» unbedingt sehenswert. Er wurde gemacht von einem, der des Malers Spiel mit Licht und Schatten, und auch dessen Gruppierungen, aufs genaueste studiert hat. Jarman's Tableaus – die Handlung liest sich als eine Interpretation von Caravaggio's Gemälden – sind grossartig. Was ursprünglich ein Nachteil scheinen mochte, nämlich dass auf Grund des niedrigen Budgets sämtliche Szenen in einem Warenlager in der Londoner Dockgegend gefilmt werden mussten, verstand der Regisseur, wie es der Chiaroscuro-Effekt beweist, höchst vorteilhaft zu nutzen. Unter den britischen Filmemachern seiner Generation ist Jarman neben Peter Greenaway der einzige wahre Künstler – sein «Caravaggio» ist eine Tour de force für das Auge, und dabei vergibt man ihm zu guter Letzt auch das, was daran eben weniger gefallen hat. (Movie 1)

### «Die Filme Billy Wilders»

#### Eine Edition seiner Drehbücher in deutscher Sprache

ms. Das Vorhaben lag seit langem in der Luft. Das Interesse an Drehbüchern, so sehr diese literarisch auch ein Zwitterding sind, wuchs in den vergangenen Jahren auch im deutschen Sprachgebiet beträchtlich. Verdienstvoll hat Anfang der sechziger Jahre der Suhrkamp-Verlag den Bann gegen das Lesen von Filmszenarien gebrochen mit der Aufnahme von «Texten moderner Filme» in seine Reihe der grossformatigen Bände von «Spektakulum». Für diese Edition, die Enno Patalas besorgte, richtete man sich nach dem Diktum des französischen Kritikers André Bazin, dass der Film in das Zeitalter des Drehbuches eingetreten sei. Filme sind dann lesbar, wenn sie die Nachprüfung vertragen, welche ihre Fixierung im Buch erlaubt.

Der Durchschnittsfilm, hiess es damals, vermöge vor solcher Nachprüfung nicht zu bestehen. Der moderne Film aber, insofern er eben intellektuell geworden sei, sehr wohl; ja dieser intellektuelle Film verlange sogar nach der Transskription. Und in dem Masse, als diese Filme eine epische Struktur aufwiesen, in welcher das gesprochene Wort bewusst als Kommentar und Dialog eingesetzt sei, und in dem Masse zudem, als sie die Vorgänge auf der Leinwand verfremdeten und distanzieren, könnten Drehbücher gelesen werden, würden sie zur Pflichtlektüre des gebildeten Zeitgenossen.

Die Argumentation stammt aus einer Zeit, da der Film als das Werk eines Einzelnen, eines Autors, auszugeben sich anschickte; da die Kamera nicht länger als ein Instrument zur Aufzeichnung aufgefasst wurde, sondern vom Autor wie ein Schreibstift in die Hand genommen wurde. Misst man diese Argumentation an der Lesbarkeit der Texte, wie sie damals von Marguerite Duras («Hiroshima mon amour»), Ingmar Bergman («Wilde Erdbeeren»), Federico Fellini («Le notti di Cabiria»), Luchino Visconti («Senso»), Orson Welles («Citizen Kane») und Max Ophüls («Lola Montez») in die Auswahl aufgenommen wurden, dann erweist sie sich in weiten Teilen zweifellos als stichhaltig; selbst wenn man sich fragt, ob, und wenn ja, in welchem Grade, in den einzelnen dieser Filme eine epische Struktur auszumachen wäre. Die Ästhetik der Verfremdung, wie sie als allgemeingültig behauptet wurde, vermöchte einer Überprüfung wohl einzig bei Duras standzuhalten; für einen Künstler wie Welles, der ein ganz anderes Herkommen hat, trifft die aus der Brechtschen Dramaturgie abgeleitete Perspektive nicht zu, und die Inspirationsquelle eines Fellini war und ist eine ganz andere, jedenfalls eine, die nicht intellektuell als Verfremdung auslotbar ist.

Trotz der Pionierleistung von «Spektakulum» dauerte es eine Weile, bis sich im deutschen Sprachgebiet Editionen von Drehbüchern

durchzusetzen begannen. Anders als etwa in Frankreich, dessen Beispiel deutsche Herausgeber zu gleichen Unternehmungen anregte, und in Italien, wo die Edizione Capelli eine muster-gültige Leistung deshalb auch bildet, weil sie mit dem Erscheinen der jeweiligen Filme der grossen Italiener, von Anbeginn der neorealistischen «Schule» an, gleichzog. Auf dieser Edition gründet denn auch die bisher lückenlose Reihe der ins Deutsche übersetzten Drehbücher Fellinis, die der Diogenes-Verlag herausbringt.

Andere Verlage haben im deutschen Sprachgebiet bisher nicht mit so viel Konsequenz (und auch Glück) die Herausgabe von Filmtexten betrieben, weder Hoffmann und Campe, der sich Ende der siebziger Jahre Bergmans anzunehmen begann, noch Heyne, der in der Regel Nachdrucke ediert. Vereinzelt allerdings gelangten immer wieder Textausgaben von Filmen auf den Markt, zuletzt etwa bei Greno (Nördlingen) «Heimat» von Edgar Reitz und Peter Steinbach. Solche Verlagsarbeit beruft sich indessen vor allem auf den Erfolg eines Films im Einzelfall, den dann in der Regel, wiewohl nicht jederzeit mit tragender Wirkung, ein allgemeineres Interesse des Publikums nach literarischer Nachprüfung begleitet.

Das literarische Interesse im besonderen dürfte dort bedeutend sein, wo ein Filmemacher als Autor auch anderer Natur, als Schriftsteller, sich einen Namen gemacht hat. Solches trifft ohne Zweifel auf Woody Allen zu, dessen Filmtexte ebenfalls in einer Gesamtausgabe erschienen sind, wiederum bei Diogenes. Dieser gleiche Verlag trug sich eine Zeit mit der Absicht, auch die Drehbücher von Billy Wilder herauszugeben. Dessen achtzigster Geburtstag, unterdessen vorbeigegangen, näherte sich damals, und unbestritten war auch, dass Wilder unter den Regisseuren Hollywoods bei einem breiten Publikum noch immer auf Aufmerksamkeit stiess, obgleich neue Filme seit «Fedora» (1978) nicht mehr auf die Leinwand gekommen waren.

Wie aber sind die Drehbücher Billy Wilders, der stets mit Koautoren schrieb, vorab mit Charles Brackett und später mit I. A. L. Diamond, zu edieren? Sollen nur jene Texte übersetzt werden, die sich als Originaldrehbücher Wilders deklarieren? Das sind herzlich wenige. Oder müssen, wird so vorgeschlagen, alle die anderen, und das sind die meisten, draussen bleiben, die nach Erzählungen, Romanen, Theaterstücken oder mündlichen Stories entstanden sind? Legt man Wert auf den Originalstoff, dann hätte «Some Like it Hot» («Manche mögen's heiss») jetzt nicht übertragen und herausgegeben werden dürfen. Denn der Film wurde angeregt durch eine Story von Robert Thoeren und Michael Logan, die bereits anderen Filmen, so in Frankreich und in der Bundesrepublik Deutschland, zugrunde gelegen hatte.

Mit «Some Like it Hot» eröffnet nun aber der Europa-Verlag seine Reihe mit dem Titel

### Der Festivaldirektor (beinah) ohne Vertrag

#### Unerspriessliche Voraussetzungen für die 37. Filmfestspiele Berlin

che. Am 20. Februar beginnen die diesjährigen, 37. Internationalen Filmfestspiele Berlin. Zwei Wochen davor, am 6. Februar, hatte Moritz de Hadeln, seit 1980 mit zunehmendem Erfolg amtierender Direktor, immer noch keinen Vertrag. Man hatte sich also getäuscht, wenn man letzten Sommer, nach monatelangem Hin und Her und längst abgelaufenem altem Vertrag, melden zu können glaubte, der neue, um fünf Jahre bis zum 30. Juni 1992 verlängerte, sei nun endlich abgeschlossen (vgl. NZZ Nr. 158). Das Tauziehen und Ränkeschmieden zwischen dem Bundesinnenministerium in Bonn, dem Berliner Senat und dem Kuratorium der Festspiele ging in den Kulissen weiter. Wenn der Vertrag nun seit dem 7. Februar – verlängert allerdings bloss um drei Jahre, bis zum 30. April 1990 – erneuert ist, so hat das klägliche Schauspiel zwar doch ein vorläufiges Ende gefunden. Ein Ruhmesblatt ist damit nicht beschrieben. Der Festivalleitung, die unter höchst unerspriesslichen Voraussetzungen das diesjährige Programm gestalten musste, ist zu wünschen, dass es ihr gelingen möge, der Sache des wichtigen und anspruchsvollen Films jene Dienste zu erweisen, die offenbar – so hat man allmählich den Eindruck – mit beinah allen Mitteln hintertrieben werden sollen.

#### Vielversprechendes Wettbewerbsprogramm

Es mag einige vielleicht enttäuschen, dass Jean-Luc Godard, der mit «Soigne ta droite» die Schweiz im offiziellen Wettbewerb hätte vertreten sollen, sein Werk nicht rechtzeitig fertigstellen konnte. Aber auch so gibt es heuer in Berlin einige durchaus vielversprechende Filme zu sehen. Besonders auffällig ist die starke Präsenz aus dem Osten, so ist die Sowjetunion im Wettbewerb gleich mit drei Werken vertreten, wobei «Proschtschanie» (Abschied von Matjora) von Elem Klimow – ein bereits 1982 entstandener, aber erst jetzt freigegebener Film – allerdings ausser Konkurrenz gezeigt wird. Alexander Sokurov zeigt «Skorbnoe Bestschuwstwie» (Gram-

volle Gefühlslosigkeit), und Gleb Panfilow ist mit «Tema» (Das Thema) vertreten. Aus der Tschechoslowakei kommt der neueste Film von Vera Chytilová, «Vlci Bouda» (Wolfsbande), und aus Ungarn «Naplo Szerelmeimnek» (Tagebuch für meine Geliebten) von Márta Mészáros. Ebenfalls ausser Konkurrenz gezeigt wird der erste Film, den Andrzej Wajda seit Verhängung des Kriegsrechtes wieder in Polen hat realisieren können: «Kronika Wypadkov Milosnych» (Die Chronik von Liebesgeschichten).

Von den insgesamt zwanzig Wettbewerbsbeiträgen seien hier noch «Il caso Moro» von Giuseppe Ferrara, «Comrades» des Briten Bill Douglas sowie die sich dank ihren fünf beziehungsweise acht Oscar-Nominierungen grosse Chancen erhoffenden amerikanischen Beiträge «Children of a Lesser God» von Randa Haines und «Platoon» von Oliver Stone genannt. Die Bundesrepublik wird unter anderem von Jean-Marie Straub vertreten, der mit dem Schweizer Kameramann Renato Berta den Film «Der Tod des Empedokles» realisiert hat. Im Wettbewerb der Kurzfilme sodann ist die Schweiz immerhin vertreten, zeigt Anne-Marie Mieville, die Lebensgefährtin Godards, hier doch den 13minütigen Film «Faire la fête». In der gleichen Sektion wird auch «Coffee and Cigarettes» von Jim Jarmusch zu sehen sein, in dem Roberto Benigni erneut die Hauptrolle spielt.

Eines der Schwergewichte des 17. Internationalen Forums des jungen Films bildet die Welturaufführung des fast 15 Stunden dauernden Films «The Journey» von Peter Watkins. In verschiedenen Rahmenprogrammen werden weitere Schweizer Filme zur Aufführung gelangen, die jedoch bereits in den Kinos unseres Landes zu sehen waren oder aber an den Solothurner Filmtagen gezeigt wurden. Retrospektiven sind in Berlin dieses Jahr dem Schaffen des amerikanischen Regisseurs Rouben Mamoulian sowie dem französischen Schauspielerpaar Jean-Louis Barrault und Madeleine Renaud gewidmet.

«Die Filme von Billy Wilder». \* Als Herausgeber zeichnet Cornelius Schnauber, Dozent an der University of Southern California und Leiter des dortigen «Max Kade Institute of Austrian-German-Swiss Studies»; den Lesern dieses Blattes ist er bekannt als Verfasser der seit 1982 erscheinenden Artikelserie «Die letzten Jahre in Hollywood». Der Titel «Die Filme von Billy Wilder» lässt darauf schliessen, dass eine Gesamtedition vorgesehen ist. Das Unternehmen verdient deshalb Beachtung und Ermunterung. Denn unzweifelhaft: auch die filmischen Texte von Wilder vertragen die Nachprüfung durch das Lesen. Und auf eben diese Lesbarkeit ausgerichtet ist denn auch der erste Band mit jener Komödie, die etwas übertrieben als «die klassische Komödie Hollywoods» gefeiert wird.

Was bedeutet in diesem Fall Lesbarkeit? Abgestellt wird der Text des Drehbuches ausschliesslich auf die Beschreibung der Szenen und auf den Dialog, und dieser ist in der Tat funkelnd vor Witz, Gescheitheit und Hinter-sinn. Was hingegen fehlt, sind die eigentlichen Angaben zur Visualisierung, die natürlich nicht alleine auf Grund der Szenennummerierung nachvollzogen werden kann. Wie bei allen diesen Drehbuchausgaben drängt sich hier ein erneutes Mal die Frage auf, ob einzig der Text ausreichte, die Identität des Films in seiner Konkretetheit auf der Leinwand wieder herzustellen. Sinnvoller, weil für die Analyse und die Interpretation ergiebiger, wäre jedenfalls die Edition eines mit Hilfe des Drehbuches erstellten Protokolls des fertigen Films. Jedoch, wen, ausser abgebrühte Cinéasten, würde das zum Lesen lok-

Den Text von «Some Like it Hot» hat sorgfältig und sinnstiftend Heinrich Jelinek ins Deutsche übertragen. Was verlorengeht, ist der

typisch amerikanische Touch dieses Wortwitzes, wogegen die Situationskomik naturgemäss voll durchschlägt – mit Hilfe auch der Bilder, die zur Illustration eingestreut sind. Cornelius Schnauber trägt im Anhang einen kurzen Aufsatz bei, der «Some Like it Hot» in die Reihe der Komödien einordnet. Dennoch möchte man mit dem Herausgeber streiten, nicht sosehr deshalb, weil er die Angabe unterlässt, von wem die Story stammt, wie oft und wo und von wem sie bereits adaptiert worden war (von Jacques Prévert und Richard Pottier in Frankreich und von Heinz Pauck und Kurt Hoffmann in Deutschland), und auch den Hinweis nicht macht auf das nach dem Film entstandene Broadway-Musical «Sugar» von Peter Stone und Gower Champion (mit 505 Vorstellungen zwischen April 1972 und Juni 1973).

Worüber man mehr hätte erfahren wollen, ist die Arbeitsweise Wilders, und zu dieser hat der Künstler selber sich ausführlich und zudem witzig vielfach geäussert: Faszinierend ist seine von ihm geistreich ausgeschöpfte Ambivalenz zwischen seiner Absage an die Improvisation, die er als Faulheit verwirft, und seiner Verweigerung, die einzelnen Einstellungen genau festzulegen, was er als zu mathematisch empfindet. von dieser Art des Arbeitens aus liesse sich dann durch alle Filme Billy Wilders hindurch jene Logik erkennen, die er dadurch einhält, dass er jedem Zuschauer das Wissen vermittelt, von wessen Stand der Film ausgeht. Es ist diese Logik, die für Billy Wilder – neben anderem, neben den Inhalten nämlich und der tragischen Melancholie, die in Witz und Sarkasmus umschlägt – sein ganzes Werk hindurch stilbildend war.

\* Billy Wilder/I. A. L. Diamond: Some Like it Hot. Die Filme Billy Wilders. Europa-Verlag, Wien, München, Zürich 1986.



Film:**Billy Wilder wurde 75**

Aktiv wie immer und mitten in den Dreharbeiten zu einem neuen Streifen, "Buddy Buddy" mit Jack Lemmon und Walther Matthau, beging am 22. Juni in Los Angeles der vielseitige Hollywood-Regisseur Billy Wilder seinen 75. Geburtstag. "Aufbau" hat oft Gelegenheit gehabt, diesem guten Freund unseres Blattes seine Bewunderung auszudrücken.

\* \* \*

1906 bei Wien geboren, fühlte sich Samuel Wilder (sein eigentlicher Name) schon in jungen Jahren als Reporter vom Filmmedium angezogen. Im hektischen Berlin der zwanziger Jahre schrieb er Drehbücher, unter anderem zu Robert Siodmaks "Menschen am Sonntag". Die Schrecken des Naziregimes vorausahndend, verliess er 1933 Deutschland und startete, "ohne ein Wort Englisch und ohne einen Cent in der Tasche", in den USA eine neue Karriere. Für Ernst Lubitsch erstellte der frischgebackene Amerikaner das Drehbuch zu "Ninotschka" und erwies sich in der Regie für "The Major and the Minor" schnell als kommende Hollywood-Grösse.

Schon für "Lost Weekend" und "Sun-

set Boulevard" hatte Wilder Oscars erhalten. Insgesamt sollen es mindestens sechs sein, die Statistiken geraten bereits durcheinander. Die meisten, nämlich drei, wurden ihm für die sympathievoll und zugleich ätzende Korruptionsstudie "Das Appartement" zugesprochen.

Dass sich Wilders Filme schwer einem Schema einordnen lassen, hat seit Jahrzehnten die Kritiker beschäftigt. Zweifellos ist er jedoch mit den zynisch-humorvollen Streifen am ehesten in seinem Element. Die letztjährigen Filmfestspiele in Berlin widmeten ihre Retrospektiv-Schau diesem grossen Hollywoodregisseur.



Wittgenstein, Ludwig  
1889-1951

Wittgenstein, Ludwig

L D 7

THE TIMES LITERARY SUPPLEMENT THURSDAY SEPTEMBER 12 1968

Philosophy

## THE MISSING MYSTICISM

PAUL ENGELMANN: *Letters from Ludwig Wittgenstein, with a Memoir.* Translated by L. Furtmüller. 150pp. 25s. FRIEDRICH WAISMANN: *Wittgenstein und der Wiener Kreis.* Edited by B. F. McGuinness. 266pp. £2 5s. Oxford: Blackwell.

After the posthumous publication of the *Philosophical Investigations* in 1953, Wittgenstein came generally to be thought of as the author of two important and importantly different philosophical works, the much earlier *Tractatus Logico-Philosophicus* and the *Investigations*. Very little was known about the development of thought that had led to these two monumental contributions to philosophy; very little was known about the author himself. More recently, publication of material by and on Wittgenstein has helped us to form a more detailed and more lifelike picture of the man and his work. The two books under review contribute to the completion of this picture.

*Letters from Ludwig Wittgenstein, with a Memoir* is mainly of biographical interest. It contains, to begin with, fifty-three letters from Wittgenstein to his personal friend Paul Engelmann. Engelmann was not a philosopher by profession, but an architect, and so these letters—written between 1915 and 1937—are not, on the whole, concerned with philosophical issues, but deal with small everyday matters that reveal comparatively little about Wittgenstein himself. In the memoir that follows the letters Engelmann fills in some of the background of the correspondence and tells of his friendship with Wittgenstein. His account is, unfortunately, marred by its hagiological style and by long passages devoted to the exposition of Engelmann's own rather trite philosophical views. Engelmann succeeds, however, in showing one important thing about Wittgenstein's philosophical views in the period of the *Tractatus*. It is that Wittgenstein was at times willing to regard his remarks about ethics and the mystical at the end of the *Tractatus* as the real core of the work. In

support of this interpretation Brian McGuinness quotes Wittgenstein as saying of the *Tractatus*: "The book's point is an ethical one."

If this is indeed the correct reading of the *Tractatus* most interpretations of this work need to be revised. But the question is how seriously we should take Wittgenstein's claim about the importance of the ethical in the *Tractatus*. Compared to the body of the work the remarks on ethics and the mystical are short and obscure. The influence the *Tractatus* has had on the development of philosophy in this century—and on the development of Wittgenstein's own later thought—derives not from these remarks about ethics and the mystical, but from the view of language and the world that is contained in the main passages of the *Tractatus*. It is true that in his *Notebooks* (out of which the *Tractatus* was composed) Wittgenstein devotes much space to ethics and the mystical. But again we do not know how relevant this is for the interpretation of the finished work, since, presumably, Wittgenstein must have had some reason for omitting most of these considerations from the final text.

*Wittgenstein und der Wiener Kreis* consists largely of shorthand notes taken by Friedrich Waismann of discussions between Wittgenstein, Schlick and Waismann himself. These discussions took place between 1929 and 1932, at a time when Wittgenstein contemplated a return to philosophy after he had abandoned it for some years. He had finally become dissatisfied with the philosophical position expressed in the *Tractatus*, but he had not yet begun to develop the philosophy later formulated in the *Investigations*. It is

this which makes his thinking as recorded in the Waismann book so inconclusive. Both the discussions recorded in this book and the manuscript of a book Wittgenstein wrote in 1930 (published posthumously in 1964 under the title *Philosophische Bemerkungen*) show, however, that during this period the philosophical foundations of mathematics were one of Wittgenstein's major concerns. It seems that it was these considerations about mathematics that finally led him to a revision of his earlier views. In the *Tractatus* mathematics had been dealt with in a somewhat summary fashion. Mathematical statements were, according to the *Tractatus* view, mere empty tautologies. This is a view that may fit simple arithmetical equations, but it does not fit statements of real number theory or of transfinite number theory. In the Waismann book, as in Wittgenstein's later writings on mathematics, we find that much thought is devoted to irrationals and the problems of infinity. Perhaps we are justified in assuming that it was the insufficiency of his earlier views on mathematics that finally proved to Wittgenstein the insufficiency of the *Tractatus* view of language.

In recent years much of Wittgenstein's unpublished work has been published posthumously. However important this new material may be for the understanding of Wittgenstein's philosophical development, there can be little doubt that Wittgenstein's reputation will always rest on the *Tractatus* and the *Investigations*; all his other writings—including the material in these two books—are merely supplementary to these two works; as their author Wittgenstein will always be counted among the few truly great philosophers.



Ronald Tinsley Davis

31. April 1973

## BOOKS

X

### WITTGENSTEIN'S VIENNA

By Allan Janik and Stephen Toulmin. Simon & Schuster  
Illustrated. 314 pps. \$8.95.

Reviewed by Christopher Lehmann-Haupt

OH, Lord. Truth-in-packaging is not this book's strongest suit. For while "Wittgenstein's Vienna" may appear superficially to be a leisurely and colorful "account of the life, the times and the culture of Habsburg Vienna before World War One," as the descriptive line on the dustjacket enticingly puts it—"the Vienna of Sigmund Freud, Arnold Schönberg, Adolf Loos, Oskar Kokoschka, 'Modernism,' Mayerling—and Ludwig Wittgenstein, the great philosopher whose epochal work was formed in the decline and fall of the Austro-Hungarian Empire"—it is actually quite a different book.

It is really a rigorous, intellectually demanding, rather unorthodox cross-disciplinary study of Wittgenstein by two philosophy professors, one of whom (Stephen Toulmin) knew Wittgenstein personally and studied under him at Cambridge, and the other of whom (Allan Janik) wrote his MA thesis on the parallels between Schopenhauer and Wittgenstein, and has incorporated much of that thesis here.

So it would be presumptuous of me, to say the least, to pass judgment on this study's central claims. Which are: That it is a mistake to call Wittgenstein a logical positivist, or even to place great emphasis on his association with Gottlob Frege, Bertrand Russell and the Cambridge intellectuals. That instead, insofar as Wittgenstein is to be understood as a philosopher, he must be viewed in the traditions of Kant, Schopenhauer and Kierkegaard. But that the key to understanding his thinking is to regard him in the context of Habsburg Vienna and its political, historical, social, intellectual and esthetic milieu.

Indeed, it would be presumptuous of me even to summarize the crux of their argument. For if they have not quite succeeded in conveying it limpidly in several hundred pages of muscular prose, how can I hope to do so in a paragraph or two?

Still, a couple of peripheral points ought to be made about this unusual book. First: while its summary of Wittgenstein's thought may be extremely difficult to follow in places, its portrait of the philosopher's character and biographical background provides considerable compensation. If it is hard for a casual reader to figure out how Wittgenstein arrived in his major work, "Tractatus Logico-Philosophicus," at his distinction between the realm of fact and that of value—that is, between what language can say and what lies beyond its scope—then one is amply rewarded by the descriptions of Wittgenstein's family life. For whether the philosopher's siblings were fighting with their wealthy industrialist father over what profession they might pursue (and in the case of one brother, this struggle led to sui-

cide), or whether Ludwig himself was busy building out of toothpicks a working model of a sewing machine, family life was never exactly dull or ordinary.

Second: whether or not the authors' approach to Wittgensteinian thought through the milieu of Habsburg Vienna is intellectually legitimate, it does succeed in conveying a remarkably coherent and vivid portrait of that milieu. If, before reading this book, its dramatis personae seemed to me nothing but dead stars in some far-off nebula, then they have now taken their places in a brilliant firmament just overhead. Of course, this is partly because of something that is easily forgotten and that the authors have particularly emphasized, namely, that such Viennese inhabitants as composers Bruckner, Mahler and Schönberg, psychoanalysts Freud and Adler, writers von Hofmannsthal, Robert Musil and Karl Kraus (the satirical editor of "Die Fackel," whose writing has been lost to most of us because of its untranslatability), artists Kokoschka and Gustav Klimt, architects Otto Wagner and Adolf Loos, physicists Ernst Mach and Ludwig Boltzmann, not to mention many others, all knew each other's work and moved in the same social circles.

Third: Messrs. Janik and Toulmin make an extremely provocative point about the "Modernism" that these various artists and thinkers introduced to the 20th century. In almost every case, the authors argue—whether it was Arnold Schönberg's 12-tone composition or Adolf Loos's functional architectural design—what was originally worked out as a reaction to the meaninglessness of life under the rigidly conservative Habsburg monarchy (what Karl Kraus vehemently described as the extreme confusion of fact and value—subsequently became a dogma in its own right. Major misunderstandings of their intentions, Schönberg's innovations degenerated into 12-tone composition as an end in itself; Loos's architectural functionalism led first to Walter Gropius and the Bauhaus and eventually to the boxes that now line New York City's avenues. And it is only now, in the nineteen-seventies, that we are beginning to escape the formal dogmas of his modernism.

All of which brings us back to Wittgenstein; what he was trying to get at by distinguishing facts from values (or the sayable from the unsayable); and some intimation, I hope, of what "Wittgenstein's Vienna" is really about.

In short, this is a complex, elusive, but brilliant book that I would like to read again as soon as I have the time it takes to truly understand it.

Mr. Lehmann-Haupt is a New York Times staff book reviewer.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

31. Juli 1970

**Büchert**

## Was ist Gewißheit?

Aufzeichnungen von Ludwig Wittgenstein

Diese Notizen hat Wittgenstein in den letzten beiden Jahren vor seinem Tod geschrieben (1945/51). Sie sind in seinem Nachlaß gefunden worden, teilweise datiert, aber offensichtlich ohne den Titel, den der Band jetzt trägt (er stammt wohl von G. E. Anscombe und G. H. von Wright, die diese Texte 1969 zum erstenmal in einer deutsch-englischen Ausgabe zugänglich gemacht haben). Es sind in sich zusammenhängende, aber isoliert formulierte Gedanken, die für eine zusammenhängende Darstellung notiert worden sind. Sie sind voller Hinweise auf Dinge, die Wittgenstein noch ausführen wollte, Zitate, Erinnerungen. Die Numerierung (1—676) stammt von den Herausgebern, jede Ähnlichkeit mit dem Tractatus ist zufällig. Wittgensteins Notizen sind eine Auseinandersetzung mit S. G. E. Moore (*Defence of common sense*, 1925, und *Proof of the external world*, 1939). Ausgangspunkt der Überlegungen Wittgensteins ist Moores Behauptung, er wisse von einer Anzahl Sätzen mit Sicherheit, daß sie wahr seien, z. B.: „Hier ist eine Hand — und hier eine zweite.“ Zentrales Thema ist: Wissen, zweifeln, sicher sein, sich irren. Was bedeutet der Satz „Ich weiß“ in Wirklichkeit. „In Wirklichkeit“: die Elementarsätze des Tractatus gibt es nicht mehr, die wahren Sätze, die Wirklichkeit spiegeln. Wittgenstein verwendet hier seine „unendliche Geduld im Aufspüren der kleinen und unauffälligen Fallen der Sprache“ (Heller), weil nur noch jener Riesen Zweifel da ist, in dem das kreative Denken identisch ist mit der Kritik des Mediums: der Sprache. Diese Notizen sind gerade nicht eine „Summe“, die der Klappentext so gern sähe. Mehr noch als mit andern Arbeiten Wittgensteins ergeht es mir hier wie mit Lichtenbergs Spiegel: Wenn ich hineinschaue, bin ich da der Apostel oder der Affe? In diesem Buch sind die Gedanken nicht richtig oder falsch an sich, es kommt auch darauf an, ob sie für diesen einen Leser, jetzt, richtig oder falsch sind. — (Ludwig Wittgenstein: „Über Gewißheit“. Herausgegeben von G. E. M. Anscombe und G. H. von Wright, Bibliothek Suhrkamp, Bd. 250, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1970, 179 S., 7,80 DM.)

URS WIDMER





Südostansicht des Wittgenstein-Baus

# Der Philosoph als Architekt

Das einzige Haus, das Ludwig Wittgenstein erbaute,  
soll abgerissen werden / Von Bernhard Leitner

Der Philosoph Ludwig Wittgenstein baute von 1926 bis 1928 in Wien ein herrschaftliches Wohnhaus. Nicht für sich selbst, sondern für eine seiner Schwestern. Margarethe Stonborough-Wittgenstein wollte mit diesem Bauauftrag ihrem Bruder helfen, die Krise zu überwinden, in der er sich seit dem Ersten Weltkrieg befand. Jahrzehntlang hat sich, wie das in Wien so üblich ist, niemand um dieses Haus gekümmert: Die Kunde von der Bedeutung Wittgensteins ist schließlich noch nicht ganz bis nach Österreich vorgedrungen. Aber jetzt kümmert sich plötzlich jemand: eine Baufirma, die das zentral gelegene Grundstück für die Errichtung einer Hochhaussiedlung gut gebrauchen könnte. Die Verhandlungen laufen bereits, an der Frage der Abbruchkosten werden sie gewiß nicht scheitern.

Zwei Jahre lang beschäftigte sich Wittgenstein ausschließlich mit dieser Aufgabe. Anfangs arbeitete er mit seinem Freund Paul Engelmann, einem Schüler von Adolf Loos, zusammen, nach kurzer Zeit war er alleinverantwortlich.

Der Bau paßt in keine der zahlreichen Architekturtheorien des beginnenden 20. Jahrhunderts. Lediglich das Äußere erinnert in seinen strengen und kubischen Formen an Loos'sche Bauten.

Wittgensteins Bau ist nicht eine Versammlung genialer Ideen, sondern von der räumlichen Konzeption bis hin zum kleinsten Detail eine Konfrontation mit seinem ganzen Ich. Ob es nun die Haupthalle ist oder ein Fensterverschluß: Sie sind gleichen Geistes, gleichwertiges Zeugnis seiner logisch-strengen Denkhaltung. Hier ist nichts übriggeblieben für Geschmacksentscheidungen, nichts ist einer spekulativen Ästhetik überlassen. „Ethik und Ästhetik sind Eins“ (Tractatus logico-philosophicus 6.422).

Der Bau steht inmitten mehrstöckiger Wohnblocks auf dem 3000 Quadratmeter großen Grundstück einer ehemaligen Gärtnerei, durch Aufschüttung, einige Meter über Straßenniveau, dem Blick von Passanten weitgehend entzogen. Der Weg vom Gartentor zum Haupteingang des Hauses auf der gegenüberliegenden Seite des Gartens ist eine freie Kurve, ein anschleichendes Umgehen, merkwürdig kontrastierend zu der Direktheit und Strenge des Gebäudes.

Das Haus, ein verputzter Bau, ist dreigeschossig, umfaßt 27 Zimmer, was einer Wohnfläche von 1116 Quadratmetern entspricht. Konstruktion: Stahlbetonsäulen und -unterzüge, tragende Ziegelmauern sowie Betonrippendecken. Raumorganisation: im Erdgeschoß Gesellschaftsräume und Wohnung der Frau, im ersten Obergeschoß

Wohnung des Herrn sowie Gästezimmer, im zweiten Obergeschoß Kinder-, Fremden- und Dienerzimmer.

Der Bau entstand zwischen Wittgensteins erster philosophischer Periode des logischen Positivismus oder logischen Empirismus und dem philosophischen Neubeginn, der Zeit der Lehrtätigkeit in Cambridge. Ein sichtbares Monument seines Anspruchs auf Absolutheit und Kompromißlosigkeit, das mit der sogenannten „Neuen Architektur“ derselben Epoche nichts zu tun hat. Diese erhielt wesentliche Impulse für ihr geistiges und formal-ästhetisches Vokabular aus neuen Materialien, neuen Herstellungsverfahren und einem neuen Sozialbewußtsein. Wittgenstein, der Philosoph, zeigt in seiner einzigen praktischen Auseinandersetzung mit Architektur eine ganz andere, absolut sichere Ästhetik, seine philosophisch-geistige Haltung umgesetzt in Raum und Form.

Bilder von Details können Wittgensteins Denkweise als Architekt illustrieren, das Besondere jedoch, die geistige Einheit, die Absolutheit, mit der Raumkonzeption und formale Details einander bedingen und ergänzen, ist in Abbildungen nicht wiederzugeben. Im Zusammenhang gesehen und erlebt, ist ein höchst disziplinierter Vorgang ablesbar, im Verlauf dessen auch ein handelsüblicher Türgriff durch den Rest des Hauses umgedeutet wird.

Der Bau als Denkprozeß: ein einzelner versucht Werte zu objektivieren. Klarheit wird hier nicht funktionalistisch getarnt, Exaktheit und Strenge beruhen nicht auf Moduleinheiten, Einfachheit nicht als Verzicht aufs Ornament. Statt Formeln und Klischees eine Philosophie. Der schmucklose Bau ist in seiner Ausgewogenheit und Ruhe, in seiner Endgültigkeit und Würde ein Denkmal — im Sinn des Wortes. Und schließlich, unpersönlich, anonyme, starke Architektur.

Der Bau ist wichtig als ein Beispiel für Grenzüberschreitung, weil er zeigt, wie bereichernd Übergriffe sein können, weil er die Grenzen eines Berufsstandes, die vornehmlich von den Angehörigen desselben Berufsstandes gezogen werden, in Frage stellt. Wittgenstein ein Architekt.

Sein Bau ist nicht modern im Sinne der jüngeren Architekturgeschichte, aber eines der gebauten Dokumente des 20. Jahrhunderts. Und wenn sich dieses Jahrhundert die Pflege von Dokumenten nicht glaubt leisten zu können: Es ist ein ideales Haus für Studententagungen, Konferenzen, Kolloquien — und von denen kann man sich heutzutage doch gar nicht genug leisten.



Halle mit Glaswand zur Terrasse

Aufnahmen (2): Bernhard Leitner



# Wenn Philosophen ein Haus einfällt

Restaurierungsgroteske um das Wiener „Haus Wittgenstein“

Ein besseres Beispiel als das seit Jahren umstrittene „Haus Wittgenstein“ werden alle jene Kritiker kaum finden können, die mit unverhohlenem Zynismus behaupten, Österreichs Denkmalspfleger legten sich nur dann ins Zeug, wenn es darum geht, irgendwo ein hübsches Barockschloß oder eine nette Biedermeierfassade vor der Spitzhacke zu retten. Viel weiter reicht ihr Ehrgeiz nämlich nicht, und das fast schon legendäre Urteil des Wiener Landeskonservators über die Qualität des Wittgenstein-Hauses belegt das in aller Deutlichkeit. Am Beispiel dieses Bauwerks, so räsionierte Peter Pötschner, stelle sich die Frage, „ob es sich hier um Architektur oder um begabten Dilettantismus handelt, ob hier ein Dokument oder ein Kuriosum vorliegt, wie es vergleichsweise eine von Sigmund Freud angefertigte Läubsägearbeit wäre“.

Ein bißchen widerwillig hat man sich den Argumenten der drei Gutachter Max Bill/Zürich, Victor Gruen/Wien, Los Angeles, Eduard Sekler/Boston) dann aber doch gebeugt, das Wittgenstein-Haus gehöre kulturhistorisch, architektonisch und ästhetisch zu den bedeutendsten Hervorbringungen unseres Jahrhunderts in Wien. Das Haus sei — urteilte Max Bill — „eines der frühesten Bauwerke einer integral-funktionellen Baugesinnung, die erst heute Geltung bekommt“.

Im Sommer 1971 erklärte man das Haus zum Denkmal, sehr zum Unmut seines neuen Eigentümers, der das gesamte Areal für rund zwei Millionen Mark gekauft hatte, um darauf ein dreißigstöckiges Großhotel zu errichten. Den Weg dahin ebnete ihm übrigens zunächst das freundliche Entgegenkommen des Wiener Gemeinderates, der das Grundstück flugs von der ersten in die fünfte Bauklasse „umwidmete“, und zwar ohne jede Auflage.

Inwieweit politische und wirtschaftliche Interessen der Gemeindevertreter den Gang der Dinge beschleunigt haben, läßt sich nur mutmaßen. Tatsache ist und bleibt es allerdings, daß sich von allen Denkmalstürmern just die „Arbeiterzeitung“, das Parteiorgan der SPÖ, damals am vehementesten für den Abbruch engagierte. Zumindest für die Wiener SPÖ und den damaligen Bürgermeister Slavik war die Erhaltung des Wittgenstein-Hauses keine Herzensangelegenheit.

Im Sommer 1973 kam es zum Sturz Felix Slaviks und zur Inthronisation seines Nachfolgers Leopold Gratz, den — neben vielen anderen — auch die guten Hoffnungen der Beschützer des Hauses Wittgenstein begleiteten. Eine dieser Hoffnungen hat sich, wenn auch aus Zufall, mittlerweile bereits erfüllt. Fred Freyler, als Berater für architektonische und städtebauliche Probleme zum engeren Stab des Bürgermeisters gehörig, entdeckte nämlich im Frühjahr 1973, daß das vermeintlich seit zwei Jahren geschützte Haus gar nicht geschützt war, weil man nach der Erklärung des Denkmalsamtes einfach „vergessen“ hatte, den rechtlich wichtigen Bescheid der Baupolizei einzuholen. Was in der Praxis hieß, daß die Zeit für

den Eigentümer arbeitete, der dem Verfall lachenden Auges zusehen mochte.

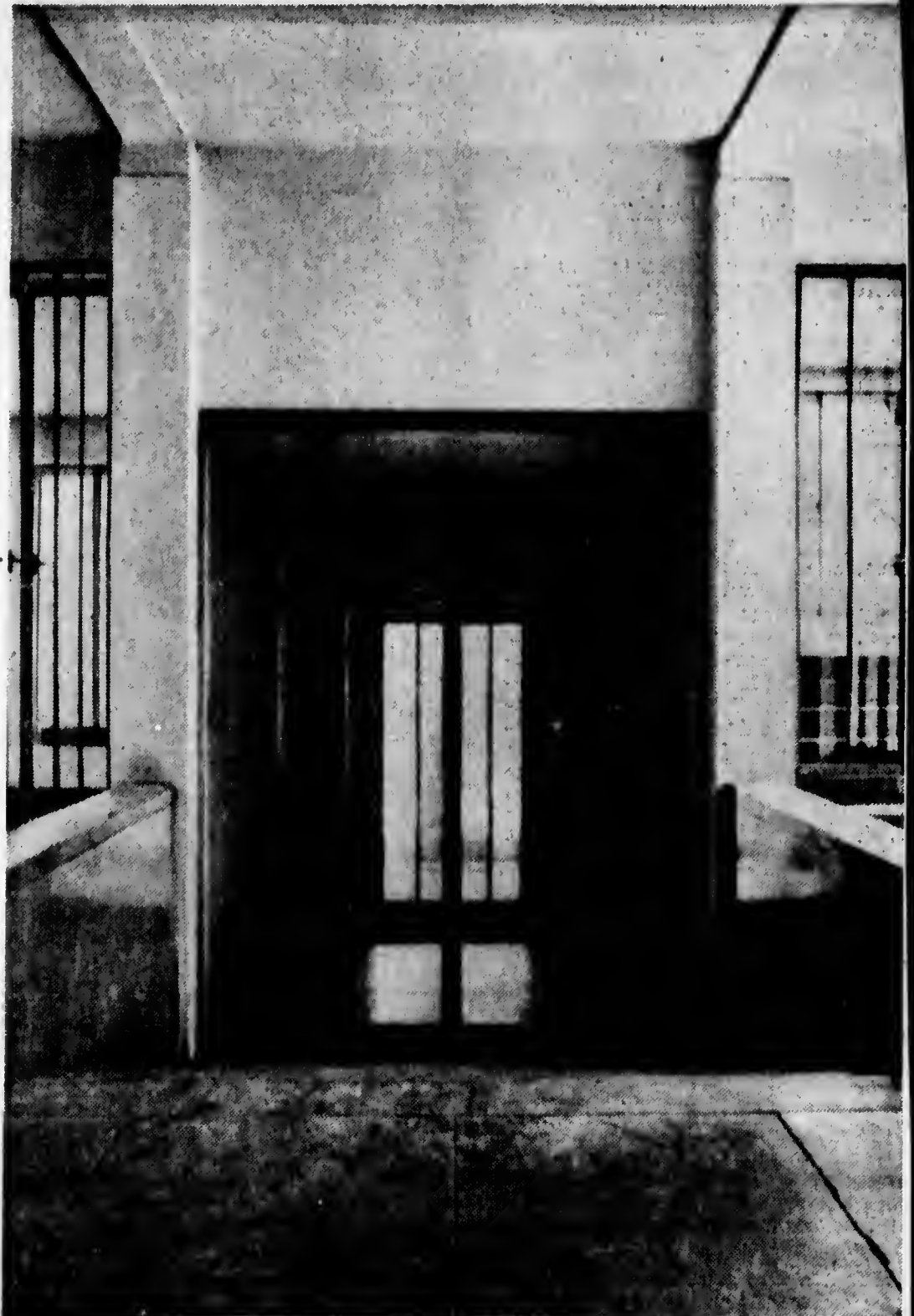
Damit ist es nun vorbei. Seit Oktober 1973 ist das Haus Wittgenstein rechtsgültig ein Denkmal, wenngleich ein ziemlich derangiertes. Im Zuge der Vorarbeiten für das geplante Großhotel war nämlich der Park bereits abgeholt und die wegen der architektonischen Kontrapunktik wichtige Portierloge abgerissen worden. Im Hause selbst fehlen einige der samt und sonders von Wittgenstein selbst entworfenen Türschnallen, aber dieser Verrottung dürfte nunmehr durch die haupolizeiliche Auflage ein Ende gesetzt worden sein, der Eigentümer habe das Objekt „in gutem Zustand“ zu erhalten.

Nicht zuletzt am Beispiel gerade dieser Türschnallen läßt sich erkennen, mit welcher Genauigkeit Wittgenstein die Aufgabe, ein Haus für seine Schwester zu bauen, gelöst hat. Die funktionelle Strenge und Klarheit seines Denkens wird an jedem Detail deutlich, aber auch an dessen Beziehung zum Ganzen. Dieses Haus ist in seiner Konsequenz einzigartig, und darüber sind sich Architekten und Philosophen mittlerweile so einig, daß selbst die beamteten Denkmalspfleger in ihrer Fixierung auf den Barock ein bißchen nachdenklicher zu werden scheinen.

Zunächst stellten sie ja selbst die Urheberschaft Wittgensteins glatt in Abrede, aber die Fülle der Belege ist einfach erdrückend. Bernhard Leitner, ein in New York lebender Architekt, hat sie in seiner soeben publizierten Dokumentation „Die Architektur von Ludwig Wittgenstein“ (The Press of the Nova Scotia College of Art and Design, Halifax) zusammengefaßt. Eine Stampiglie, die „Paul Engelmann & Ludwig Wittgenstein“ als Architektengemeinschaft ausweist, war ohnehin längst bekannt, aber Leitner ist es darüber hinaus gelungen, einige der entscheidenden Kapitel der Familienchronik, geschrieben von Hermine Wittgenstein, zum Abdruck zu bekommen, in denen es heißt, Ludwig Wittgenstein habe sich nach einer vorbereitenden Phase, die Engelmann verantwortete, mehr und mehr in die Sache verbohrt. „bis er sie endlich ganz in die Hand bekam“.

Als eines der vielen Beispiele für Ludwig Wittgensteins unerbittliche Formstrenge nennt Hermine seine Forderung, den Plafond eines saalartigen Raumes aus Gründen der Proportion nachträglich um drei Zentimeter heben zu lassen, und ein weiteres Zeugnis dieses geradezu fanatischen Gestaltungswillens ist auch Wittgensteins Dankschreiben an jene Firma, die alle Schlosserarbeiten ausgeführt hatte: „Es ist meine Überzeugung, daß keine Firma in Wien imstande gewesen wäre, das, was ich fordern mußte, in ähnlicher Weise zu erfüllen.“

Wie soll es nun aber weitergehen? Rein theoretisch hätte der Eigentümer und Bauherr des Großhotels natürlich das Recht, eine Amtshaftungsklage gegen die Republik Österreich einzubringen, weil er das Grundstück ohne die Belastung durch den Denkmalschutz



kaufte, aber zugleich dürfte er nur allzu gut wissen, daß die Umwidmung den Wert vervielfacht hat, und das wird für ihn Grund genug sein, die Auflage widerspruchslos hinzunehmen. Sein Plan allerdings, das Haus Wittgenstein, sei es nun als Hotelbüro oder als Cafeteria, in die Planungen einzubeziehen, war so absurd, daß es dazu nicht kommen wird.

Gesucht wird daher, und zwar dringend, ein Käufer und Erhalter des Hauses Wittgenstein. Ideal wäre es natürlich, darin ein philosophisches Institut unterzubringen, aber auch der Plan, hier ein Museum für die Architektur- oder Geistesgeschichte Wiens im frühen zwanzigsten Jahrhundert einzurichten, hat viel für sich. Die Querverbindungen von Wittgenstein zu Freud, Loos, Schönberg oder Kraus sind bis heute nicht untersucht worden. Gut vorstellbar wäre es aber auch, hier eine Art Forum der Begegnung zu etablieren, und das wäre wohl auch jene Funktion, die man dem Haus Wittgenstein geben könnte, wenn sich die Gemeinde Wien zum Kauf entschließt. Aber noch ist es nicht soweit. Noch überläßt man das Haus Wittgenstein den Ratten.

GERHARD BRUNNER

Unsere Abbildungen zeigen oben die Eingangshalle im Hause Wittgenstein, rechts einen von Wittgenstein konstruierten Türgriff.





Dec. 9, 1965

## WITTGENSTEIN'S YARD-STICK

LUDWIG WITTGENSTEIN: *Philosophische Bemerkungen*. Aus dem Nachlass. Herausgegeben von Rush Rhees. (Schriften 2.) 348pp. Frankfurt: Suhrkamp Verlag. Oxford: Blackwell. 35s.

The *Philosophische Bemerkungen* is to be appreciated less for its intrinsic philosophic interest than for the light it throws on the evolution of Wittgenstein's thought. For the more historically minded, it has always appeared rather puzzling to find a great philosopher with a "beginning" and an "end" but very little hint of a "middle". In the autumn of 1930 Wittgenstein compiled a manuscript from work done between January 1929 and September 1930. This manuscript, edited by Rush Rhees, Lecturer at the University of Swansea and one of Wittgenstein's literary executors, forms an important link between the earlier *Tractatus-Logico-Philosophicus* and the later *Blue and Brown Books, Remarks on the Foundations of Mathematics*, and *Philosophical Investigations*. The *Bemerkungen* has a thirty-eight page analytic table of contents and two appendixes, the second containing important notes taken by Frederick Waismann from conversations with Wittgenstein between December 1929 and September 1931.

In the *Tractatus* philosophy was restricted to the task of describing what the necessary features of language and the world must be, given that we can use a language to talk about a world. Echoing this view, the *Bemerkungen* says that philosophy, as the supervisor of grammar (logical grammar), can comprehend the essence of the world by concentrating on the rules which govern a language which contains no nonsensical sign combinations. When Wittgenstein says that language cannot say what belongs to the essence of the world, but what does so belong is made evident in the application of language, he seems to be using the "saying-showing" distinction of the *Tractatus*. By "application" Wittgenstein here says he means that which makes a collection of sounds or strokes into a language, much as it is the application that makes a stick with marks on it into a measuring-stick.

But though we find these echoes of *Tractatus* views, we also find hints that philosophy is to be given a broader task, that of loosening or untying the "knots" we have unwittingly made in our understanding. The complexity of philosophy does not lie in its subject matter, but rather lies in the methods required to untie these knots. Accordingly, the *Bemerkungen* contains little of the oracular style of the *Tractatus* and gives us instead the intricate, dialogical style and technique of the *Investigations*. "Knots" are to be found in a much wider range of topics than those to which the *Tractatus* proudly limited itself, and we find extensive discussion of problems in philosophy of mind, language, and, at great length, mathematics.

In the *Bemerkungen* Wittgenstein modifies the *Tractatus* view of ele-

mentary propositions. There elementary propositions were held to be logically independent; no two could either contradict or entail each other. Further, no attempt was made to specify examples of such elementary propositions, for this task was no concern of philosophy proper. The *Bemerkungen* is written by a much more positivistic Wittgenstein who accepts phenomenalistic reports as the "primary" level of propositions in a language, out of which all other propositions are to be combined truth-functionally. But now Wittgenstein is forced to account for the way in which the predication of a colour, tone, intensity, or length of something excludes predication of any other colour, tone, intensity or length of that thing. One way of handling this problem is to admit that the rules governing the logical constants "and", "or", and "not", which were introduced by truth-function tables in the *Tractatus*, govern only a part, not the whole, of the grammar of these terms. This approach is more fully discussed in Wittgenstein's article, "Some Remarks on Logical Form" (*Proc. Arist. Soc., Suppl. vol. ix* (1929)), written at the same time as the *Bemerkungen*. This approach involves the claim that there is a certain range of functions, to be specified in an adequate logical grammar, which are completely satisfied by the substitution of only one value, say one colour, at a time. For example, the proposition "Blue at point p at time t" ("Bpt") is a value of the function "( ) at point p at time t" ("( ) pt"). "Bpt" completely describes p at t; there is no room, as it were, for any other value of the function. For such functions as these, there will be no line in the truth table defining "and" that gives T for T values of two conjuncts, say Bpt and Rpt. But this is far from explaining just what it is that makes these functions work the way they do, assuming one could specify just which ones operate like this. To call a value of such a function a "complete description" is merely to state in other words one's intuitions regarding the exclusion of predicates in the same range.

Acknowledging that more explanation is required, Wittgenstein tries to expand his notion of "color-space", first mentioned in the *Tractatus*. He uses the analogy of measuring with a yard-stick. When we use a yard-stick to determine that something is two yards high, we are not just "laying down against reality" one mark on the yard-stick. Rather, we are using the whole system of marks. Analogously, there will be a whole system of sentences which contains the complete range of predications in each scale (length, colour, tone) that can be applied to a particular thing. In "measuring" something we lay this whole system of sentences down

against it, as one would a yard-stick, and find that only one sentence is applicable, the others registering false for the quality of this thing being measured. The metaphor of the measuring stick brings into highlight what might be called the confrontation between those who insist all necessity is "in language" (e.g., *Tractatus*) and those who talk of "necessity in the world (*de re*)" (cf. Kneale, *Development of Logic*, p. 634). But the metaphor is far from serving as an explanation of what it is that would lead one to answer the question in one way or the other; it serves only to restate the problem.

The *Bemerkungen* comes closest to the *Investigations*, in both technique and conclusions reached, when problems in the philosophy of mind and theory of knowledge are treated. Wittgenstein argues that the reference of the pronoun "I" must basically be a bodily reference. In discussing belief and certainty he claims that one cannot possibly believe something that one cannot somehow think verifiable, and further, that whatever would contribute to the strengthening of a belief helps to specify logically the nature of the belief. Philosophers are cautioned against transferring words unwittingly from one sense to another, as for example might be done in using a physical language vocabulary in phenomenalist description. In discussing the logic of first and third person psychological statements, Wittgenstein invokes a criterion of empirical meaningfulness. If one is to be able to accept a proposition as meaningful (and here Wittgenstein often runs together "meaningful" with "empirical") one must be able to specify facts that would lead to accepting the proposition as true and facts that would lead to accepting its negation as true. Thus he wants to settle the "controversy over behaviourism" by pointing out that it could not make sense to say that others do not have pains (but only pain behaviour) unless it also made sense to say that they do have pains; the truth of the opposing claims would have to be settled empirically. In discussing our criteria for individuating pains (what counts as "the same pain") Wittgenstein argues that we cannot distinguish pains by their possessors, but rather by place, intensity, and duration: if the possessing person is itself a characteristic of a toothache, he asks, then what is expressed by "I have a toothache"?—nothing at all. "I feel my pain" will be nonsensical unless we can give sense to "I do not feel my pain". Missing from these discussions are several important *Investigations* notions, one of the most obvious being the need to account for language-learning in any theory of the meaning of psychological terms.

## THE LANGUAGE OF LANGUAGE

Ludwig Wittgenstein: *Lectures and Conversations on Aesthetics, Psychology and Religious Belief.* Edited by Cyril Barrett. 72pp. Oxford: Blackwell. 12s. 6d.

When so important a philosopher as Ludwig Wittgenstein leaves the greater portion of his written and spoken work unpublished the temptation is strong to reclaim the work for the reading public. Mr. Cyril Barrett has edited notes taken by Mr. Yorick Smythies, Mr. Rush Rhees, and Mr. James Taylor from some of Wittgenstein's Cambridge lectures and conversations between 1938 and 1946. Nothing in the book is written by Wittgenstein himself, and, as Mr. Barrett warns us, "It is even doubtful if he would have approved of their publication, at least in their present form". But Mr. Barrett defends their publication because the notes include topics not much discussed in other of Wittgenstein's published writings and because somewhat similar material has been widely circulated privately without adequate textual standardization. The student of philosophy will hope for something of more than historical interest: this hope is only partially fulfilled by the rather uneven quality of the material Mr. Barrett presents. The notes lack the beauty of Wittgenstein's own published prose, and although the philosophical technique is unmistakable the energy and penetration of the *Philosophical Investigations* are lacking.

The lectures on aesthetics are more fully developed than the material on Freud or on religious belief. Wittgenstein disapproves of the urge to look for a "quality" or "real subject" in virtue of which typically aesthetic adjectives, like "beautiful" or "fine", are applied. His method is to remind us that we learn these expressions for the most part as interjections, which substitute and supplement gesture and facial expression. This primitive model of an aesthetic language does not allow us to account for the greater part of our talk about art. Very often our judgments are about "correctness" rather than expressions of approval. Wittgenstein makes some inadequate

comments about the "rules" whereby we can speak of "correctness". All that does emerge with real clarity is the repeated insistence that the search for a general account of "appreciation" is futile since it would require a description of a whole culture.

Most of the rest of the lectures on aesthetics are devoted to dispelling two recurrent "errors" in traditional aesthetics, the error of assimilating aesthetic explanation to psychological explanation, and the belief that aesthetics must develop some special technique for describing the "effect of a work of art". For example, we are tempted to speak of a "cause" of aesthetic discomfort and this may lead us to attempt a causal explanation of aesthetic reaction. Let us suppose that with an elaborate theory of the mechanism of the brain we could predict what a particular person would like or dislike or how he would react to a certain line of poetry. "The question is whether this is the sort of explanation we should like to have when we are puzzled about aesthetic impressions." Our "Why?" is connected with reasons and criticism, not causes. This difference between aesthetic and psychological explanation is associated by Wittgenstein with the difference between motives and causes. The point here is that just as we can give explanation of our actions without knowing any laws by which body and mind are governed, so too can we give aesthetic explanation without the help of psychological experimentation, laws, and theories. "What we really want, to solve aesthetic puzzlement, is certain comparisons—grouping together of certain cases." To complete Wittgenstein's argument, one would have to claim that the "groupings" he speaks about could not themselves be accounted for in the psychological theory.

Wittgenstein is interested in how to describe the reaction to a work of art. First, he points out that in our culture we do not treat works of art

as being primarily means to producing effects. A more interesting point comes from a discussion of the general human ability to respond to and remember very subtle differences in facial expressions. Wittgenstein argues that this ability involves a special employment of the concept "Is the same as" since the similarity is not in terms of length, weight, &c. Because a similar ability is present in our perception of works of art, it is argued that we can hardly hope for a better description of aesthetic reactions and attitudes than can be provided by a description of the work of art, the culture of the audience, and what is said and done in response. This somewhat behaviouristic approach is thought to show that the search for some special technique of describing or measuring attitudes in "unheard-of detail" is really a search for "something we know not what".

Wittgenstein complains that Freud never provides adequate criteria for arriving at a "correct" interpretation of a dream by free association. He claims that Freud mistakenly moves from the fact that something *may* be used as a symbol to the contention that it is always so used. He argues that if we have a method for translating dream language into ordinary language, why should it not work the other way around? Freud's assumption that there is only one correct interpretation of a dream is part of a greater mistake; for Wittgenstein claims that any arbitrarily collected objects can be set in a "surprisingly logical pattern" by the process of free association. The production of a pattern cannot be taken as a validation of the method. Rather, Wittgenstein characterizes the theory of the unconscious and the theory of dream-symbolism as "myths", the persuasive charm of which comes from their form, "All x are really y". "If you are led by psycho-analysis to say that really you thought so and so or that really your motive was so and so, this is not a matter of dis-

covery but of persuasion." Freud's deterministic challenge, "Are you asking me to believe that there is anything which happens without a cause?" cannot lead by argument to "the proposition that everything in the dream must have a cause in the sense of some past event with which it is connected by association in that way".

The discussion of religious belief is the least developed in the collection. Wittgenstein analyses the role played by "believe", "believe the opposite", and "understand" in expressions of religious belief. As in aesthetics, we must beware of attending just to what is said for the beliefs are manifested more in what we do than in what we say. The irrelevance of evidence is the main reason for the divergence in the use of the word "believe" in religious and scientific contexts. Wittgenstein insists that he, as a non-believer, has no clear idea of what he is saying when he says, "I don't cease to exist". In attempting to explain the "pictures" involved in such thoughts as "existence after death" and "God sees all" he can only characterize the linguistic conventions drawn by someone else regarding the expressions in question. Wittgenstein's claim not to understand a religious expression is for him a prelude to philosophical explication, a sign to look deeper and not an arrogant denunciation.

In the third lecture on aesthetics there is an "aside" of some importance.

I very often draw your attention to certain differences. . . . What I am doing is also persuasion. If someone says: "There is not a difference", and I say: "There is a difference". I am persuading. I am saying "I don't want you to look at it like that". . . . I am in a sense making propaganda for one style of thinking as opposed to another. An insight like this into his own method is far from an apology. One might well take it to be a characterization of almost all philosophical "proof".



# Was verbindet Heidegger mit Wittgenstein?

VIII. Deutscher Philosophenkongreß: Diskussion über die Sprache

Von unserem Redaktionsmitglied  
Heidelberg, 31. Oktober

Wissenschaftliche Kongresse gleichen in vieler Hinsicht der Hauptversammlung einer Aktiengesellschaft. Sowohl dort wie hier wird meistens nur Bilanz gemacht, man spricht detailfreudig und kenntnisreich über das, was geschehen ist, aber nur vage und in großen Umrissen über das, was künftig geschehen sollte. Und dennoch mag der Gast solcher Zusammenkünfte oft ein genaueres Bild vom Fahrplan erhalten, als den Herren vom Vorstand lieb sein kann, weil die Zukunft eben auf den Fundamenten der Vergangenheit sich erheben muß. Das Studium der Baupläne beflügelt die Imaginationskraft.

So war der VIII. Deutsche Kongreß für Philosophie, den die Allgemeine Gesellschaft für Philosophie in Deutschland unter der Ägide von Hans-Georg Gadamer während der vergangenen Woche in Heidelberg veranstaltete, außerordentlich aufschlußreich. Aus der schier unüberblickbaren, doch überaus wohlkanalisierten Flut der philosophiegeschichtlichen und systematischen Vorträge kristallisierten sich für den Beobachter am Ende einige klare Entwicklungstendenzen heraus, denen die Schulphilosophie Deutschlands in den nächsten Jahren wohl oder übel folgen müssen.

Der Kongreß stand unter dem Generalthema „Das Problem der Sprache“. Michael Polanyi und Helmuth Plessner hatten die Hauptvorträge übernommen (Polanyi über „Sinnegebung und Verständnis“, Plessner über die Hermeneutik des nichtsprachlichen Ausdrucks), aber bezeichnenderweise kam das für diese Tagung bei weitem Wichtigste nicht in diesen Hauptvorträgen zur Sprache, sondern in den einzelnen Sektionen und Kolloquien, dort jedoch um so entschiedener und in einer Synchronisation zwischen den verschiedenen Hörsälen, die ersichtlich nicht nur Gadamer's kluger Regie entstammte, sondern sich immer wieder objektiv und gleichsam wie von selber herstellte.

Das große Thema, um das es ging, läßt sich verschieden umschreiben. Man könnte sagen, daß in Heidelberg die Wiedergeburt der Metaphysik aus dem Geist der Sprachanalyse proklamiert wurde, man könnte sagen, daß dort eine Woche lang alle Gedanken um eine angemessene Synthese der Philo-

sophie Heideggers und Wittgensteins kreisten — gemeint wäre damit stets das gleiche: daß die deutsche Schulphilosophie die Herausforderung des angelsächsischen Logischen Positivismus nicht nur angenommen hat, sondern daß sie — besonders nach dem postumen Erscheinen von Wittgensteins „Philosophischen Untersuchungen“ — mit Energie darangegangen ist, die analytische Philosophie in die klassische deutsche Tradition zu integrieren, sie dadurch verändernd und ihr neue, überraschende Aspekte abgewinnend. Die Verschmelzung von Feuer und Wasser stand auf der Tagesordnung.

Es versteht sich von selbst, daß sich kaum einer der Heidelberger Organisatoren oder Hauptredner expressis verbis zu einem solch kühnen Unterfangen bekannte. Man pflegte das Understatement, man suchte die Extravaganz des Ereignisses zu unterspielen. Gadamer rechtfertigte die Wahl des Generalthemas, „Das Problem der Sprache“, in seinem Eröffnungsvortrag mit überwiegend rein praktischen Gesichtspunkten. In einer Zeit, so meinte er, die die Menschen durch Ökonomie und Politik im Geist so voneinander getrennt habe wie die unsrige, könne die Besinnung auf die Sprache, das allgemeinste und spezifisch menschliche Organon, verbindend wirken. Außerdem sei es dringend nötig, in einer Zeit der babylonischen Sprachverwirrung, da Fachterminologie sich zum Jargon auswächst und Sprache gebraucht wird, nicht um sich zu verständigen, sondern um sich vom anderen abzukapseln, die theoretischen Umstände dieses Organons aufzuheben.

Es gab dann auch die einschlägigen Referate, die der praxisnahen Spracherehellung dienten. Johannes Lohmann (Freiburg) umriß die Entwicklung der abendländischen Sprachwelt unter dem Aspekt von Syntax und Grammatik, Wilhelm Kamlah (Erlangen) und Kuno Lorenz (Erlangen) analysierten sprachliche Handlungsschemata, um ihre Eignung oder Nichteignung zur Führung eines präzisen Dialogs aufzuweisen. Besondere Beachtung verdiente in diesem Zusammenhang auch die Untersuchung von Hermann Lübbe (Bochum) über „Sprache und Politik“, die sich polemisch mit der immer mehr in Mode kommenden, hybriden und unpragmatischen Kritik des politischen Sprachgebrauchs beschäftigte.

## Sätze anstelle von Wesenheiten

Lübbe verwies mit Recht auf die wesenhafte Folgenlosigkeit der, modischen Kritik an der Sprache der Politik. Statt triumphierender Entlarvung zieme der Sprachwissenschaft analytische Aufklärung, und am Beginn dieser Aufklärung müsse die Einsicht stehen, daß die politische Sprache durch die Dominanz der performativen über die informativen Sätze gekennzeichnet sei. Die Sprache werde von den verschiedenen politischen Gruppen bewußt oder unbewußt zu Integrationszwecken eingesetzt; daraus resultiere die für den Rätoneur natürlich durchschaubare Rhetorik und Ideologie der politischen Sprache sowie ihre häufige Neigung zur unpräzisen Formulierung — diese verhalte unter Umständen zur zwanglosen Assoziation von Begriffen in ideologischer Absicht.

In einem interessanten Exkurs durch das „Wörterbuch des Unmenschens“ relativierte Lübbe dessen sprachpuristischen Anspruch. Die dort geübte Methode der „Sprachverfolgung“ diene ihrerseits einem politischen, wenn auch ehrenhaften Zweck. Der politische Gegner soll identifiziert und getroffen werden, andererseits hilft die „Sprachdistanzierung“ zur politischen Selbstdarstellung. „Sprachverfolgung“ und „Sprachdistanzierung“ schwebten aber immer in der Gefahr, oft ganz harmlose Wörter, die aus rein innersprachlichen, also politisch zufälligen Gründen häufig in den Kontext totalitärer Verlautbarungen gerieten, zu verteufeln, und trügen deshalb unter Umständen zur Sprachverarmung bei.

Doch so fruchtbar und folgenreich im einzelnen die praktischen Sprachanalysen à la Lübbe oder Lorenz immer sein mochten: Auf dem Heidelberger Philosophiekongreß spielten sie nur eine ephemere Rolle. Im Mittelpunkt stand, wie gesagt, die Auseinandersetzung mit dem Logischen Positivismus.

Daß man in Deutschland nicht mehr gesonnen ist, die analytische Philosophie der Moore und Ayer, Quine und Edwards, Russell und Wright links liegen zu lassen oder sie im Getto esoterischer Sonderschulen einzuschließen, zeigten schon die neueren Arbeiten von Gadamer, Bruno Liebrucks, K. O. Apel oder Karl Ulmer. In Heidelberg nun trat eine ganze Reihe jüngerer Namen an die Seite dieser Gelehrten.

Während Friedrich Kakkartel (Münster) und Helmuth Fahrenbach (Tübingen) dabei den Umkreis des Logischen Positivismus nicht verließen und sich im wesentlichen auf die Interpretation der Positionen Wittgensteins und Ayers beschränkten, beharrten die übrigen auf einem phänomenologischen oder metaphysischen Standpunkt und modifizierten ihre Frage an die kritische Sprachphilosophie dahin, was sie denn an „Philosophischem“ enthalte und welche ihrer Methoden oder methodischen Postulate für die Philosophie insgesamt wirksam werden könnten.

Ernst Tugendhat (Heidelberg) machte in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß sich die einst pauschale Ablehnung von Metaphysik und Ontologie seitens der analytischen Philosophie seit einiger Zeit wesentlich ab-

geschwächt habe. Bei einigen Denkern, etwa bei Quine, sei sogar ein eigener Begriff von Ontologie entwickelt worden. Dadurch sei es jetzt möglich, den sachlichen Kern der sprachanalytischen Kritik am überkommenen Seinsbegriff herauszuheben und nutzbar zu machen.

Tugendhat gliederte diesen sachlichen Kern in drei Teile. Erstens habe die analytische Philosophie die traditionelle Vorstellung von der Essenz als einem möglichen Sinn von Sein ein für allemal suspendiert, habe gezeigt, daß das prädikative „ist“ keine inhaltliche, sondern lediglich eine formale Universalität beanspruchen darf. Zweitens habe sie die schillernde Vieldeutigkeit des Begriffs „Sein“ beseitigt; seitdem müsse jeder, der vom Sein spreche, sagen, welches er meine, ob das der Identität, das der Existenz oder die prädikative Kopula „ist“. Drittens habe sie auch den Existenzbegriff seines individualisierenden Gewichts, das ihn für die Existenzphilosophie so interessant machte, enthoben. Der Existenzbegriff sei generalisierend. Das Urteil „Löwen existieren“ habe sprachlich keinen Sinn, sei nichts als die Verballhornung des Urteils „Unter den Gegenständen der Welt gibt es einige, die Löwen sind“.

Aus der sprachanalytischen Seinskritik folge demnach, daß der Begriff von Sein zur Bezeichnung des „Alles“, welches Philosophie ihrem Wesen nach zu thematisieren trachte, nicht ausreicht. Er müsse ersetzt werden auf der Basis der analytischen Kritik, indem man die universale, formale Negierbarkeit von allem und jedem zum Ausgangspunkt einer „Ontologie“ mache („die Affirmation in ihren verschiedenen Modalitäten“). Eine Welt von Sätzen müsse an die Stelle einer Welt von „Entitäten“ treten, eine Welt von Sinn-einheiten, analog der Einsicht, daß alles „Seiende“ vom „Sinn“ umgriffen werde.

Der Vortrag von Tugendhat darf als repräsentativ gelten für eine ganze Reihe weiterer Heidelberger Vorträge. Wie er gelangten auch viele andere am Ausgang ihrer Konklusionen bei der Wittgensteinschen Endposition an, da der mit allen Finessen der Semantik und der mathematischen Logik vorangetriebene Skeptizismus so bodenlos wird, daß er plötzlich ins Sprachgelaber der „ordinary language“ um-

schlägt, wo alles wieder durchs pure Sprechen möglich ist und wo sich der Baron von Münchhausen am Zopf der impliziten Deduktion, jenes „legitimen Zirkels“, aus dem Sumpf des Nichts zieht.

Zweifelloso handelt es sich hier aber auch um die Position des späten Heidegger. Nicht der Name hat die Sprache, sondern die Sprache hat den Menschen“, heißt es bei diesem. „Die Sprache ist das Haus des Seins.“ „Die Sprache spricht.“ Solche mittlerweile berühmt gewordenen Tautologien, in denen Philosophie im Wittgensteinschen Sinne buchstäblich zum Verstummen kommt, begründen dennoch eine „Fundamentalontologie“, die ausdrücklich für sich in Anspruch nimmt, den Kardinalfehler der alten Metaphysik, die Verwechslung des Seienden mit dem Sein, zu vermeiden und dem modernen Denken haltbare Brücken zu bauen.

Mit Kritik an der sich anbahnenden „unheiligen Ehe“ zwischen Heidegger und Wittgenstein wurde in Heidelberg nicht gespart. Sie kam zumeist von älteren Denkern (Löwith, Heintel, Weizsäcker) und zielte bezeichnenderweise nicht so sehr auf das vermeintlich Luftige und Weltenferne dieser Ehe als vielmehr auf ihren Anspruch, daß mit ihr etwas völlig Neues in die Welt des Denkens gekommen sei. Einzig Odo Marquard (Gießen) versuchte, das Gespann H & W als „Verhinderungs-Arrangement zur Nichtdiskussion von Interessenfragen“ zu denunzieren — die anderen mochten wohl spüren, daß eine Philosophie, welche „ordinary language“ zum obersten Schiedsrichter auch in Fragen der Ethik macht, nicht nur nicht unpraktisch ist, sondern gegebenenfalls sogar einen gefährlich dezisionistischen Begriff von Praxis inauguriert hätte.

Zum Trost diene aber der Hinweis, daß in der Geschichte alles schon einmal dagewesen wäre. Erich Heintel erinnerte an Duns Scotus und William von Occam, andere Diskussionsredner an die Sophisten. Und Ludger Oeing-Hanhoff meinte, fröhlich ein Bibelwort zitierend, daß ja auch die heutige Philosophie einmal der Vergangenheit angehören werde: „Siehe, die dich hinaustragen werden, sie stehen schon vor der Tür...“

Günter Zehm

SUHRKAMP VERLAG

kündigt an:

DILLON'S UNIVERSITY BOOKSHOP LTD  
1. MALET STREET,  
LONDON, W.C.1,  
MUSEUM 2128.

*die erste deutsche Werkausgabe*

# Ludwig Wittgenstein Schriften

Man wird sagen dürfen, daß Ludwig Wittgenstein zu den grandiosesten outsiders unseres konformistischen Zeitalters gehört. Vielleicht ist er der reinste und der tragischste philosophus nach Nietzsche.

*Hermann Wein · Neue Zürcher Zeitung*



# Ludwig Wittgenstein · Schriften

*Inhalt des Bandes:*

Tractatus logico-philosophicus  
(Logisch-philosophische Abhandlung)

Tagebücher 1914-1916

Philosophische Untersuchungen

*Etwa 560 Seiten, Leinen ca. DM 30.- · Erscheint Mitte November*

Ludwig Wittgenstein ist in Deutschland unter den großen Philosophen der Gegenwart der unbekannteste und unter den unbekanntesten der größte. Kaum einem Werk eines Philosophen von der Bedeutung Wittgensteins ist ein widersprüchlicheres Schicksal widerfahren. In Wien, seiner Geburtsstadt, zunächst umworben, dann verpönt, in England und Amerika leidenschaftlich diskutiert, ist er in Deutschland bis heute nahezu unbekannt. Das mag zum Teil an seinem spröden Charakter gelegen haben, an seinem völligen Verzicht auf Publizität, der zahlreiche Legenden über ihn entstehen ließ, sicher aber auch an der spezifischen Methode seines Philosophierens, deren Intention extremer als jemals zuvor auf eine »ultima philosophia« zielte. Der vorliegende Band enthält seine beiden Hauptschriften, den »Tractatus logico-philosophicus« von 1921 und die ihn ebenso fortführenden wie aufhebenden posthum veröffentlichten »Philosophischen Untersuchungen« (1953). Beigegeben sind die bisher unbekanntesten Tagebücher, die die Entwicklung zum Traktat hin erkennbar machen, sowie einige persönliche Dokumente, Briefe und Aufzeichnungen. Wittgenstein, der den bedeutendsten Einfluß auf die moderne anglo-amerikanische Philosophie ausgeübt hat, wird durch diesen Band ins Bewußtsein auch der deutschen Philosophie treten, aus der er hervorgegangen ist und der er entscheidende Impulse zu geben hat. Sein sprachlogischer Positivismus, ins Gewand scharf geschliffener, fast aphoristischer Einzelaussagen gekleidet, ist zu Recht der tiefste Ausdruck der gegenwärtigen Endsituation genannt worden. Von einer nur ihm eigenen Sprachanalyse und Sprachkritik ausgehend, die an die Methoden der modernen Naturwissenschaften angelehnt ist, kommt er zu umstürzenden Erkenntnissen auf den Gebieten von Logik, Ethik, Ästhetik, Psychologie und Metaphysik.

Gleichzeitig erscheint

## Wittgenstein Schriften/Beiheft

mit folgenden Beiträgen

Ingeborg Bachmann: Ludwig Wittgenstein · Zu einem Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte  
Maurice Cranston: Bildnis eines Philosophen  
Paul Feyerabend: Ludwig Wittgenstein  
José Ferrater Mora: Wittgenstein oder die Destruktion  
Erich Heller: Ludwig Wittgenstein · Unphilosophische Betrachtungen  
Bertrand Russell: Vorwort zum Tractatus logico-philosophicus  
George Henrik von Wright: Biographischer Essay

*Etwa 128 Seiten, kartoniert ca. DM 6.80*

Diese Aufsätze wollen durch behutsame Interpretationen und durch die Vermittlung biographischer Details und der Geschichte von Wittgensteins Werk Wegweiser zu einer fruchtbaren Diskussion sein.

## Aus den Tagebüchern 1914-1916

8. 7. 16

An einen Gott glauben heißt, die Frage nach dem Sinn des Lebens verstehen. An einen Gott glauben heißt sehen, daß es mit den Tatsachen der Welt noch nicht abgetan ist. An Gott glauben heißt sehen, daß das Leben einen Sinn hat.

Die Welt ist mir gegeben, d. h., mein Wille tritt an die Welt ganz von außen als an etwas Fertiges heran.

Daher haben wir das Gefühl, daß wir von einem fremden Willen abhängig sind.

Wie dem auch sei, jedenfalls sind wir in einem gewissen Sinne abhängig, und das, wovon wir abhängig sind, können wir Gott nennen.

Gott wäre in diesem Sinne einfach das Schicksal oder, was dasselbe ist: die – von unserem Willen unabhängige – Welt.

Vom Schicksal kann ich mich unabhängig machen. Es gibt zwei Gottheiten: die Welt und mein unabhängiges Ich.

Ich bin entweder glücklich oder unglücklich, das ist alles. Man kann sagen: gut oder böse gibt es nicht.

Wer glücklich ist, der darf keine Furcht haben. Auch nicht vor dem Tode.

Nur wer nicht in der Zeit, sondern in der Gegenwart lebt, ist glücklich.

Für das Leben in der Gegenwart gibt es keinen Tod.

Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Er ist keine Tatsache der Welt.

Wenn man unter Ewigkeit nicht unendliche Zeitdauer, sondern Unzeitlichkeit versteht, dann kann man sagen, daß der ewig lebt, der in der Gegenwart lebt.

Um glücklich zu leben, muß ich in Übereinstimmung sein mit der Welt. Und dies heißt ja »glücklich sein«.

Ich bin dann sozusagen in Übereinstimmung mit jenem fremden Willen, von dem ich abhängig erscheine. Das heißt: »ich tue den Willen Gottes«. Die Furcht vor dem Tode ist das beste Zeichen eines falschen, d. h. schlechten Lebens.

Wenn mein Gewissen mich aus dem Gleichgewicht bringt, so bin ich nicht in Übereinstimmung mit Etwas. Aber was ist das? Ist es die Welt? Gewiß ist es richtig zu sagen: Das Gewissen ist die Stimme Gottes. Zum Beispiel: es macht mich unglücklich zu denken, daß ich den und den beleidigt habe. Ist das mein Gewissen?

Kann man sagen: »Handle nach deinem Gewissen, es sei beschaffen, wie es mag«?

Lebe glücklich!

14. 7. 16

Der Mensch kann sich nicht ohne weiteres glücklich machen.

Wer in der Gegenwart lebt, lebt ohne Furcht und Hoffnung.

21. 7. 16

Was für eine Bewandnis hat es eigentlich mit dem menschlichen Willen? Ich will »Willen« vor allem den Träger von Gut und Böse nennen.

Stellen wir uns einen Menschen vor, der keines seiner Glieder gebrauchen und daher im gewöhnlichen Sinne seinen Willen nicht betätigen könnte. Er könnte aber denken und wünschen und einem anderen seine Gedanken mitteilen. Könnte also auch durch den anderen Böses oder Gutes tun. Dann ist klar, daß die Ethik auch für ihn Geltung hätte, und er im ethischen Sinne Träger eines Willens ist.

Ist nun ein prinzipieller Unterschied zwischen diesem Willen und dem, der den menschlichen Körper in Bewegung setzt?

Oder liegt hier der Fehler darin, daß auch schon das Wünschen (resp. Denken) eine Handlung des Willens ist? (Und in diesem Sinne wäre allerdings der Mensch ohne Willen nicht lebendig.)

Ist aber ein Wesen denkbar, das nur vorstellen (etwas sehen), aber gar nicht wollen könnte? In irgendeinem Sinne scheint dies unmöglich. Wäre es aber möglich, dann könnte es auch eine Welt geben ohne Ethik.

24. 7. 16

Die Welt und das Leben sind eins.

Das physiologische Leben ist natürlich nicht »das Leben«. Und auch nicht das psychologische. Das Leben ist die Welt.

Die Ethik handelt nicht von der Welt. Die Ethik muß eine Bedingung der Welt sein, wie die Logik.

Ethik und Ästhetik sind eins.

29. 7. 16

Denn daß der Wunsch mit seiner Erfüllung in keinem logischen Zusammenhang steht, ist eine logische Tatsache. Und daß die Welt des Glücklichen eine andere ist als die Welt des Unglücklichen, ist auch klar.

Ist Sehen eine Tätigkeit? Kann man gut wollen, böse wollen und nicht wollen?

Oder ist nur der glücklich, der nicht will? »Seinen Nächsten lieben«, das hieße wollen!

Kann man aber wünschen und doch nicht unglücklich sein, wenn der Wunsch nicht in Erfüllung geht? (Und diese Möglichkeit besteht ja immer.)

Ist es, nach den allgemeinen Begriffen, gut, seinem Nächsten nichts zu wünschen, weder Gutes noch Schlechtes?

Und doch scheint in einem gewissen Sinne das Nichtwünschen das einzig Gute zu sein. Allgemein wird angenommen, daß es böse ist, dem anderen Unglück zu wünschen. Kann das richtig sein? Kann es schlechter sein, als dem anderen Glück zu wünschen?

Es scheint da sozusagen darauf anzukommen, wie man wünscht.

Man scheint nicht mehr sagen zu können als: Lebe glücklich!

Die Welt des Glücklichen ist eine andere als die des Unglücklichen. Die Welt des Glücklichen ist eine glückliche Welt.



# Über Ludwig Wittgensteins Werk

**Paul Feyerabend** Es wird Zeit, daß Wittgensteins Gedanken Gegenstand echt philosophischer, d. h. rationaler Untersuchung werden.

**José Ferrater Mora** In der Welt, die uns Wittgenstein dank seiner persönlichen Analysen »beschreibt«, hat sich die Frage selber verfraglicht. Ich kenne keine furchtbarere Weise, die Wurzel selber der gegenwärtigen menschlichen Situation aufzudecken. Ich will, wohlgemerkt, nicht behaupten, daß diese Situation unabänderlich sei; persönlich neige ich eher zu Hoffnung als zu Angst. Aber es handelt sich zumindest um eine Situation, in die sich viele, fast alle Menschen gestellt fühlen. Wenn das Genie eines Denkers, in einer Krisenepoche, darin besteht, die erlebte Krise mit maximaler Intensität zu reflektieren, so kenne ich keine exaktere, schrecklichere Spiegelung als die von Wittgenstein dargebotene. Eben deshalb ist Wittgenstein ein Genie, eben deshalb behaupte ich, daß die Welt, wenn sie wieder einmal zur Ruhe findet, ihre Vergangenheit in diesem Manne exakt gespiegelt finden wird.

**Ingeborg Bachmann** Nicht die klärenden, negativen Sätze, die die Philosophie auf eine logische Analyse der naturwissenschaftlichen Sprache beschränken und die Erforschung der Wirklichkeit an die naturwissenschaftlichen Spezialgebiete preisgeben, sondern seine verzweifelte Bemühung um das Unaussprechliche, die den Traktatus mit einer Spannung auflädt, in der er sich selbst aufhebt, – sein Scheitern also an der positiven Bestimmung der Philosophie, die bei den anderen Neopositivisten zur fruchtbaren Ignoranz wird, ist ein erneutes, stets zu erneuern-des Mitdenken wert.

**Bertrand Russell** Wittgensteins »logisch-philosophische Abhandlung« verdient sicherlich wegen ihres umfassenden und tiefen Zwecks als ein wichtiges Ereignis in der philosophischen Welt angesehen zu werden, ob es sich erweist, daß sie die ganze endgültige Wahrheit über die behandelten Gegenstände enthält oder nicht. – Aber die Konstruktion einer Theorie der Logik, die an keinem Punkt falsch ist, bedeutet ein Werk von außerordentlicher Schwierigkeit. Dieses Verdienst kommt m. E. Wittgensteins Werk zu, und deshalb darf kein ernsthafter Philosoph daran vorübergehen.

**Max Bense** Ludwig Wittgenstein hat meines Erachtens das tiefste Buch über die logistische Kunstsprache verfaßt, als er in den zwanziger Jahren den »Logisch-philosophischen Traktat« schrieb, und mit der Aufdeckung ihrer tautologischen Natur – danach ihre Wahrheit in ihrer »regelrechten« Konstruktion besteht – hat er die zwei einzigen inhaltlichen Momente dieser Sprache demonstriert. Daß es in ihr eine vollkommene Immanenz des Technischen gibt neben der Immanenz des Schweigens über die Welt; denn die Tautologie vermag über die Welt selbst nichts auszusagen.

**Erich Heller** Was für eine Art Mensch war Ludwig Wittgenstein? Will man eine Antwort, die schnell bei der Hand ist, eine voluminöse, undeutliche und wahre: Ein Mann von seltenem Genie. Wie anders soll man einen Mann bezeichnen, der ein Logiker von höchstem Rang war; ein Stilist, dessen Prosa schön ist durch intellektuelle Passion und disziplinierte Klarheit (vielleicht bedarf's nur großen Talents, um in irgendeiner anderen Sprache solche Prosa zu schreiben: im Deutschen aber bedarf's der Genialität); ein Ingenieur von vielversprechenden Fähigkeiten; der Architekt eines vorbildlichen Wohnhauses; ein begabter Bildhauer, Musiker; ein Einsiedler, der monatelang die strengsten Übungen des Denkens und der Einsamkeit ertrug; ein Reicher, der die Armut wählte; ein Professor in Cambridge, der dachte und lehrte, aber weder dozierte noch dinierte.



# ON WITTGENSTEIN'S SHOWING

MAX BLACK: *A Companion to Wittgenstein's "Tractatus."* 451pp. Cambridge University Press. £2 15s.  
 JAMES GRIFFIN: *Wittgenstein's Logical Atomism.* 166pp. Clarendon Press: Oxford University Press. 25s.

Both Max Black's *Companion to Wittgenstein's "Tractatus"* and James Griffin's *Wittgenstein's Logical Atomism* are addressed to the serious student of contemporary theory of meaning. They make it clear that the early doctrines of Wittgenstein are not just like some king's early birthday suit, views whose sole claim to attention is that they were once worn by the monarch.

The *Companion* is specifically designed as an aid to study of the *Tractatus*. It contains a clear and helpful general introduction which makes central to the *Tractatus* Wittgenstein's approach to metaphysics through questions concerning the relationship between logic, language, and the world. The major portion of the *Companion* is devoted to a series of almost one hundred self-contained essays which attempt to clarify numerous issues raised in the *Tractatus*. Dr. Black finds it particularly important to give some sense to the "dazzling metaphors" and "images" that abound in the *Tractatus's* doctrines of picturing, showing the world as a mosaic of facts, and facts as concatenations of objects. Very helpful are the discussions on objects, showing, logical space, operations, and the general form of a proposition. Occasionally, however, an attempt at explication does make points end up a bit more complicated than they actually are. For example, Wittgenstein does not believe that logical constants like the vel ("v") or the tilde ("~") stand for objects in the world. He argues that "p" and "~p" can say the same thing and that this shows there is nothing in reality corresponding to the "~p". What Wittgenstein is saying is that one can construct a language (E) which has the following correlations with English (E):

p (in E) is true when and only when ~p (in E) is true  
 ~p (in E) is true when and only when p (in E) is true

All that has thus far been described is a language which employs a truth-condition scheme which is dual (in Quine's definition of duality, *Methods of Logic*) to ordinary English. In such a schema, contrary to what Dr. Black thinks, double negation would retain its ordinary function (c.f. *Companion* p.180). Wittgenstein is right, then, in claiming that one could "say the same thing" with "~p" as we do with "p". But occasional small errors like this do little to detract from the *Companion's* great value as an aid to study.

Other features of the *Companion* make it an obvious aid to serious research on the *Tractatus*: it contains a line-by-line explication of more difficult passages, citing extensively from relevant passages in other of Wittgenstein's works which either precede or comment on *Tractatus* views; the line-by-line explication offers paraphrases of difficult passages and quotes relevant comments by other commentators. There is a carefully constructed German concordance which offers translations and line citations for most terms of importance; there is also a line-by-line index to the works of other commentators on the *Tractatus* and to other relevant Wittgenstein passages. The *Companion* has an extensive bibliography and excellent index as well.

Dr. Griffin's *Wittgenstein's Logical Atomism* restricts itself to intensive consideration of *Tractatus* propositions beginning mostly with numerals 1-3. Perhaps the most interesting point Dr. Griffin makes is his contention that Heinrich Hertz should be considered a major influence on Wittgenstein's thought. In so introducing Hertz, Dr. Griffin intends to support his claim that a "material point" interpretation of *Tractatus* "objects" is more convincing than the "traditional" (Russell and Vienna Circle) sense-datum interpretation. It is impossible to give any consistent account of just what the objects of the *Tractatus* are supposed to be: accounts in terms of material points will run up against difficulties just as do accounts in terms of sense-data. To see that this is so, we must look to the way in which objects are introduced by Wittgenstein.

Both Dr. Black and Dr. Griffin emphasize that Wittgenstein began by

asking some basic questions concerning the structure and function of logic and language. In answering these kinds of questions, he was led to some definite metaphysical views about the nature of reality. As Dr. Black puts it, "throughout the book Wittgenstein expects a perspicuous view of the nature of logic to have ontological implications. Logic is important because it leads to metaphysics" (*Companion*, p.4). Perhaps the basic question is that which asks: "Is there an order in the world a priori, and if so what does it consist in?" (*Notebooks*, 53(11)). Wittgenstein's approach to this question is through another question, "how is it possible that we have definite sense in language?" That is, our language, ordinary as well as scientific, makes definite sense: what makes it possible for language to be so definite? How is language related to the world so that it makes definite sense, is not vague, communicates sense without ambiguity?

Several recent commentaries have emphasized the "transcendental" nature or form of Wittgenstein's movement from the observation that we can make definite sense or explicit reference in language to the conclusion that there must be logically simple objects which form the substance of any possible world. The step is made through the demands of a particular theory of reference: the only definite or explicit referential relationship between a symbol and something in the world is the naming relationship. Logically simple names stand for or deputize for logically simple objects. At its most fundamental level, language (in the *Tractatus* view) consists of elementary propositions whose sole function is to picture possible concatenations of objects into atomic facts and whose sole components are these logically simple names which deputize for the objects involved in the atomic facts. An elementary proposition is able to perform this function of picturing because the concatenation of names shares the same logical form as the concatenation of objects (the atomic fact) the proposition pictures.

Objects have thus far been specified as logically simple to meet the requirements of Wittgenstein's theory of reference. Are we to interpret these objects as sense-data? To do so, Dr. Griffin claims (and Dr. Black agrees), would make epistemological problems central to the *Tractatus*, for it was epistemological questions about certainty that led to the introduction of sense-data into philosophical language. To insist that Frege and Hertz are the major influences on the *Tractatus* is to provide us with a more appropriate philosophical stream or tradition in which to locate Wittgenstein's concerns—and the mention of Hertz is without doubt an interesting suggestion worthy of consideration. But objections to the sense-datum interpretation of objects are more than just historical, and if we are conclusively to exclude such an interpretation it must be shown that sense-data do not behave as Wittgenstein's objects do. Some of Dr. Griffin's arguments on this point are more convincing than others. In one argument he simply insists that since arrangements of objects are what constitute facts, and facts are what constitute the world, then "the world" would have to reduce to "the world of my immediate experience" if objects were sense-data. Dr. Griffin says this equation of "the world" with "my world" is impossible and comes from the wrong tradition. Unfortunately, Wittgenstein himself says in 5.62: "The world is my world: this is manifest in the fact that the limits of language (of that language which alone I understand) mean the limits of my world." But just as Dr. Griffin is unjustified in ignoring this equation, so also would it be unjustified to use this problematic remark as direct evidence in favour of a sense-datum interpretation, as it so frequently has been used.

A second, related, argument which Dr. Griffin employs is one that has been pointed out before. A statement of the form "This red now" can be shown to be non-elementary on Wittgenstein's view of elementary propo-

sitions. "This red now" and "This green now" are logically incompatible if "this" is meant as the name of an object. What this argument proves is that "This red now" is not elementary: only if "This red now" is taken as an elementary sense-datum proposition does the argument disprove the equation of objects and sense-data. So all the argument shows is that if we are to make such an equation, we must find more elementary sense-datum words than "red". The incompatibility of "This there now" and "This here now", which has been proposed as an argument to show that a material point interpretation faces the same difficulties as a sense-datum interpretation, also does no more than demonstrate that "This there now" is not elementary in the same way.

A further argument that Dr. Griffin uses to oppose a sense-datum interpretation is that objects are "changeless" or "eternal", and this "would hardly be the case with the parts of a sense-datum" (*Logical Atomism*, p.150). The only way in which a sense-datum interpretation avoids this attack is by claiming that what is referred to as a sense-datum is a universal. This argument of Dr. Griffin's goes a long way toward discrediting the sense-datum interpretation, for it is highly controversial whether the equation of objects with universals is itself a possible one.

But discounting the sense-datum interpretation does not show that a material point interpretation will work any better; there is good reason to believe it will not. One problem that a material point interpretation obviously faces, and one which Dr. Griffin himself recognizes, is that we do not have any idea what it would be like to name a material point. Further, does it make sense to speak of elementary propositions which say that the same material point is in two places at once? If we can make two such propositions, then they will not be independent, and therefore material points would not meet a requirement set for *Tractatus* objects. If we cannot make two such propositions, then it remains to be clarified just why this is so—what in the nature of a material point makes it impossible to name one independent of its location. This clarification is not one Dr. Griffin has made.

In spite of the difficulties facing a material point interpretation, Dr. Griffin does remain clear in most of his explications of such basic *Tractatus* notions as showing, the picture theory of meaning, and Wittgenstein's theory of judgment. One puzzling point, however, detracts from Dr. Griffin's discussion of sentences. He believes that the difference between *Satz* and *sinnvolle Satz* might best be thought of in terms of the Strawsonian distinction between a sentence and a significant sentence; that is, between the linguistic entity, the sentence, and the sentence as it is used on a particular occasion in a particular context by a particular speaker. Only when a sentence is used can it be said to have a truth-value. This distinction was made by Dr. Strawson in order to emphasize the role played by context in determining just what is referred to in the particular use of a certain sentence. Dr. Griffin agrees that there is an "interesting divergence" between Dr. Strawson's point and any distinction Wittgenstein makes between *Satz* and *sinnvolle Satz*, but he fails to realize that this divergence is a very good reason for not making the comparison in the first place. Wittgenstein had not thought at all of the role played by context and use (in Dr. Strawson's sense of "use") in determining reference; if he had, as Dr. Griffin himself later points out, he might not have looked to naming as the sole way in which language connects with reality and the whole search for logically simple objects might not have got started. The most Wittgenstein could have meant by "use" in distinguishing *Satz* from *sinnvolle Satz* is that it is only when a *Satz* is "thought", only when we "think through the method of representation of the *Satz*", that a *Satz* has its determined sense. But this is a far cry from Dr. Strawson's distinction and to invoke Dr. Strawson is to blur the issue.

## COUNTRY LIFE and W. H. & L. COLLINGRIDGE LTD.



### Horses of the World

DAPHNE MACHIN GOODALL

An illustrated record of all the breeds of horse and pony existing in the world today. The striking photographs cover 190 different Breeds and the Breed Index gives concise details of localities, colour, characteristics and height.

Foreword by the Duke of Beaufort. 320 photographs in colour and black and white. 50s. (Sept.)

### Birds of Town and Village

BASIL EDE and W. D. CAMPBELL

Printed in Switzerland in 7 colour-offset, Basil Ede's superb paintings show 56 familiar birds in typical settings. The text by a well known ornithologist, W. D. Campbell, amply describes each bird, its haunts, food, voice, nesting habits, etc. Apart from the aesthetic appeal of the illustrations, this is a most useful reference book.

Foreword by H.R.H. The Prince Philip, Duke of Edinburgh, 36 colour paintings. £6 6s. (Oct.)

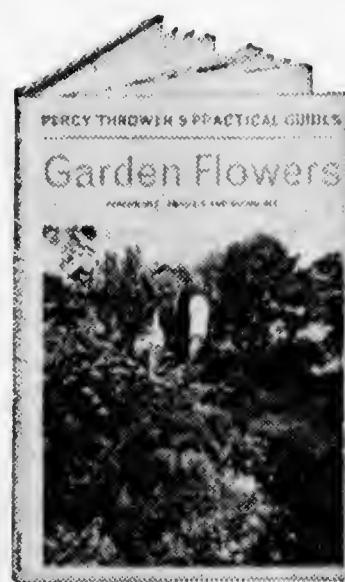
### Percy Thrower's Practical Guides:

#### GARDEN FLOWERS

A guide, by Britain's 'head gardener', to the cultivation and selection of Perennials, Annuals and Biennials. There are 160 black and white illustrations and 16 colour photographs. An essential reference book for your garden. 15s.

#### ROSES

The first of Percy Thrower's practical guides and a 'best-seller' for gardeners. It covers all aspects of rose growing and has 83 colour photographs and 140 black and white. 15s.



TOWER HOUSE, SOUTHAMPTON STREET, WC2

1931

TO DATE



DEAL YOURSELF

A TRUMP

HAND

IN POLITICAL KNOWLEDGE

Every week KEESING'S subscribers in all parts of the globe receive by post (airmail if desired) a purely factual bulletin, fully recording the important events throughout the World in the spheres of Politics, Economics, Social Questions: free from bias and without any comment.

Its 'living' Subject Index, reborn 26 times a year, gives instant access to every item recorded in the Diary—to form a permanently up-to-date work of reference on the 'live' history of our time—prepared for easy filing in the handy compact Binder.

Thus KEESING'S Service provides an orderly flow of authentic details and data comprising a concise, yet complete documentation, as KEESING'S is not a mere index of news but a unique medium of objective information embracing the whole field of Current Affairs on a literally global scale.

No wonder that, in the three decades since its inception in 1931, KEESING'S has become the trusted Reference Tool of those who have to keep always fully and truly up-to-date on the important happenings of our day, and NOW IS THE TIME FOR YOU TO FOLLOW THEIR LEAD, because a NEW Volume (1965-66) has recently started.

Keesing's, 74, Bristol Road, Keynsham, Bristol, England.  
 Please supply free details of your service.

Name \_\_\_\_\_ Address \_\_\_\_\_ T.L.S.25



# Die Teufelsaustreibung aus der Sprache

Ludwig Wittgenstein: dem reinen Zweifel ausgeliefert / Von Ernst Stein

„Ist denn die Lage etwa so selten, in der einem Philosophen das Philosophieren versagt? Ich habe schon lange gedacht, die Philosophie wird sich noch selbst fressen. Die Metaphysik hat sich zum Teil schon selbst gefressen.“  
Lichtenberg

Vier Jahre nach dem ersten Band der Werke ist nun der zweite erschienen —

Ludwig Wittgenstein: „Philosophische Bemerkungen“, Schriften 2, herausgegeben von Rush Rees; Suhrkamp Verlag, Frankfurt; 350 S., 26,— DM.

und damit liegt, mit zwei Ausnahmen, auch in deutscher Ausgabe alles vor, was von dem beunruhigendsten Denker des Jahrhunderts bisher veröffentlicht ist. Alle seine Bücher kamen deutsch zuerst in England heraus — und alle, bis auf eines, nach seinem Tode. Aber noch gedruckt scheinen sie mitten in gärender Entleerung begriffen, wie ein niemals abzuschließender Arbeitsvorgang, ein Lautdenken, dessen Ende nicht abzusehen ist.

Wittgenstein selbst hat zeitlebens nichts veröffentlicht als eine kleine Schrift von etwa achtzig Seiten, die „Logisch-philosophische Abhandlung“ (1921), dann kein einziges Buch mehr, dreißig Jahre lang, bis ans Ende. Ursprünglich erschien auch sie nicht einmal als Buch, sondern nur als letztes Heft einer deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift, die im Mahlstrom der zwanziger Jahre unterging.

Fast hätte das höllische Jahr, in dem sie hervortrat, eine der bestürzenden Grubeleien aller Zeiten in die Tiefen der Vergessenheit mitgerissen, wären diese Thesen, die das Ende alles Philosophierens zu proklamieren schienen, nicht ein Jahr später in einer englischen Parallelausgabe wiederaufgetaucht, mit einem steilfahrenden Titel (von fremder Hand) angehen: „Tractatus logico-philosophicus“ sind sie in das moderne Denken und in die Legende eingegangen.

Heute, da Wittgensteins Gesamtwerk annähernd vorliegt und Bücher über ihn geschrieben werden, eines nach dem andern, und die Nachschlagewerke ihm, mehr oder weniger verdreht, bescheinigen, daß er einer der einflussreichsten Philosophen der Gegenwart geworden ist, heute scheint es angesichts seines Weltbühnen — an dem Deutschland dürftig beteiligt ist — verständlicher, warum seinerzeit über den „Tractatus“ ein betretenes Schweigen zusammenschlug, bis sich in der jahrelangen Stille um den Autor die Sage von einem neuen Simson der Philosophie spann, der nicht die Tempelsäulen niedergeworfen, sondern bewiesen hatte, daß dem Tempel die Säulen fehlten.

Es ist heute begreiflicher, daß sich die Zunft — außerhalb Englands und Amerikas, wo man sofort auf ihn hörte — lange mit ihm überhaupt nicht einließ, denn unerkennbar war er ein Außenseiter, ein Laie und ein Grobian dazu, der da zum erstenmal seine Stimme erhob, um der Philosophie zu bedeuten, sie möge lieber das Maul halten, weil sie niemals wissen könne, wovon sie rede.

Schon die Form, in der das gesagt wurde, schien den Dilettanten zu verraten: keine zusammenhängende Darstellung, auch keine geschlossenen Aphorismen — seit Nietzsches hätte das die Philosophie verziehen —, sondern eher Selbstgespräche oder Wechselläden, Bruchstücke, aber ohne Bruchstellen. Es waren vertrackt nummerierte Sätze, fast wie Formeln aus einem Lehrbuch der Mathematik, von einer brutalen Nüchternheit, die nur beabsichtigt sein konnte, Offensichtlich war von diesen herausfordernden Sätzen in mühevoller Weizsäckerarbeit alles abgeschliffen worden bis zur schroffen Aussage. Das Buch, das sie hätten werden können, schien weggewickelt. (Er hat diese Schreibweise bis zuletzt beibehalten.)

Gelegentlich scheniten die Thesen des „Tractatus“ sogar die Banalität zu streifen, wäre man nicht dauernd einer unheimlichen denkerischen Potenz gewärtig, die im Hinterhalt lauert. Der berühmte letzte Satz daraus, der bis zum Überdruß zitierte Satz: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ — kann er wirklich so simpel sein, wie er klingt? Und wie soll man einem Philosophen trauen, der zum Schluß naiv von sich sagt, wer ihn versteht, werde seine Sätze als unsinnig erkennen! Sie sind von einer irreführenden Einfachheit, an der sich jeder Erklärungsversuch die Zähne ausbeißt, weil sie sich nicht weiter zerlegen lassen; aber was sie verbindet, entzieht sich der Rekonstruktion — es zeigt sich nur.

Mit den Jahren ergab sich aus Wittgensteins Lehrtätigkeit an der Universität Cambridge, aus den Arbeiten seiner Schüler und später aus seinen postumen Büchern, was da, drei Jahrzehnte lang, scheinbar ungenügend, mit unerbittlicher, wenn auch sprunghafter Methode, in unbedanktem Ringen, vollzogen worden war. Es war die große Teufelsaustreibung aus der Sprache, die Ausfaltung der Psychologie aus der Erkenntnistheorie, der Hinauswurf der Mythe aus der Philosophie.

Der Zweifel daran, daß sich durch das Denken allein, ohne die Richtschnur der Beobachtung, Einsichten in die Wirklichkeit erlangen lassen, ist so alt wie die Metaphysik selbst — sei es die psychologische Entzauberung solcher vermeintlichen Erkenntnisse, etwa durch den Empiriker Hume im achtzehnten Jahrhundert, sei es ihre logische Analyse wie bei den modernen Spielarten des Positivismus. Wittgenstein war gewiß nicht der einzige, noch der erste, der mit den Abstraktionen, den verkappten Metaphern im Treibhaus der hochgezüchteten Metaphysik aufbrach.

Aber er war der einzige, der nicht nur der Metaphysik, sondern ebenso dem Empirismus mißtraute — und das ohne die Stütze einer eigenen Weltanschauung, ohne die Tröstungen eines Glaubens, ohne das Glück der Meditation, ohne Hoffnung auf Lösung und Erlösung. Dem Nichts des reinen Zweifels ausgeliefert, suchte er selbst den Erfahrungswissenschaften, vor allem aber der Logik auf die Schliche zu kommen, mit einem Fanatismus, der immer verzweifelter wurde, weil er aus höchst praktischen Gründen auf die Suche gegangen war. Er war Ingenieur,

er kam von der Mathematik her, und sie hatte sich ihm als ungeheuerliche Tautologie entpült. So begann er ihren Voraussetzungen nachzuforschen; die erst 1956 in England (und in Deutschland noch nicht) veröffentlichten „Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik“ sind der Niederschlag. Er fragte, fragte, und je dürftiger, staubiger die Antworten ausfielen, desto mehr erhellte es sich ihm, daß es nicht an den Antworten lag, wenn sich die Erkenntnis nicht einstellen, sondern an den Fragen. Gefragt kann nur werden, was sich beantworten läßt, sonst ist die Frage falsch.

Nicht die Antworten zu finden, ist die Hauptaufgabe der Philosophie, sondern die richtigen Fragen. „Die hergebrachten Fragen taugen zur logischen Untersuchung der Phänomene nicht. Diese schaffen sich ihre eigenen Fragen, oder vielmehr, geben ihre eigenen Antworten.“ Um richtig fragen zu können, sah er sich zum Philosophieren verurteilt, lebenslanglich.

Man zählte den unbehaglichen Einzelgänger meist zu einer der Schulen, einem der Kreise, die als Gegenspieler der Metaphysik auftraten, aber trotz zahlreicher Berührungen gehörte er zu keiner philosophischen Schule. Vielleicht sollte man ihn überhaupt weniger einen Philosophen nennen als einen Denker. Er war vom logischen Denken besessen wie von einem Wahn und baute an einem Modell des Denkens, um den Dämon zu beschwören. Er selber einer der Schwierigsten, war in der klassischen Philosophie bemerkenswert schwach besagelt und gab freimütig zu, daß er sie oft nicht verstand. Als er schon längst Universitätsprofessor war, riet er seinen Schülern eindringlich ab, Philosophie zu unterrichten.

Selbst die stilistischen Einflüsse in seinen Werken sind nicht philosophischen Ursprungs, soweit man bei diesen sich gegen alle Vorbilder sträubenden Aufzeichnungen überhaupt von Beeinflussung sprechen kann. Die spärlichen Ein-

leben aus, um Raum zu schaffen für den Kampf mit seinen Gedanken.

Die jetzt als zweiter Band der deutschen Werkausgabe erschienenen „Philosophischen Bemerkungen“ aus den Jahren 1929/30 stehen zwischen dem „Tractatus“ und den „Schriften“ (1. 1960), die als sein Hauptwerk gelten. Aber was will hier „Schriften“ heißen! Man kann nicht gut von Entwicklung sprechen, wo es auf die Methode mehr ankam als auf ihren Erfolg und wo das Begonnene stehen gelassen und ein anderer Weg eingeschlagen wird. Und kann man noch Aufstieg nennen, was schon so hoch oben begann?

Wittgenstein hat seine Reflexionen einmal als Landschaftsskizzen auf einer Reise charakterisiert. Die Gegend wechselt sprunghaft, aber die Hand arbeitet immer gleichmäßig, im ersten wie im letzten Werk und in jedem dazwischen. Er hat mit den Jahren mehr als eine seiner grundlegenden Thesen preisgegeben, scheinbar unbekümmert, denn er weiß Bescheid über die Labilität von „Grundlagen“ und hatte oft genug gesehen, daß Waldstämme die kürzesten Beine haben. Eine Handbewegung, mit der ein Gesprächspartner einen Einwand veranschaulichte, eine italienische Geste war es, erzählte er selber, was ihn bestimmte, seine für ihn so lange entscheidende Theorie fallenzulassen, die Übereinstimmung der logischen Struktur von Satz und Tatsache. Aber das kann nur der letzte Strohhalm für eine aufgespeicherte Gedankenbürde gewesen sein, nachdem er sich einmal dazu durchgerungen hatte, die Sprache nicht mehr als eine Abbildung der Welt aufzufassen.

Aus den spärlich fließenden biographischen Quellen weiß man — und aus den Werken selbst läßt es sich beklammern rekonstruieren —, welche aufreibende Gestation seinen ersten Thesen voranging, und so kann man ermaßen, was es ihn gekostet haben muß, sich dieser Umklammerung wieder zu entwinden und sich zu neuen Ufern durchzuschlagen.

Der Bruch mit seinem Erstling, in diesem Zwischenwerk angebahnt, scheint im Hauptwerk restlos vollzogen. Es kommt ihm nicht mehr auf die „richtige Form“ der Sätze an, denn wenn der Satz nicht mehr als das logische Abbild der Tatsache gilt, gibt es keinen logischen Maßstab für seine Form. Nun geht es nur noch um den „richtigen Gebrauch“ der Worte, und der ist durch die Regeln des Sprachspiels bestimmt.

So nannte er „das Ganze der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verweben ist“. Vielleicht war das keine sehr glückliche Bezeichnung, weil ihre Schlichtheit leicht zur Geringschätzung verleitet. Ein jedes Sprachspiel — denn es gibt ihrer zahllose, und erst ihre Gesamtheit bildet die Sprache — anders gesagt: die Art des Gebrauchs, der von den Wörtern gemacht wird, drückt eine Lebensform aus, etwa beginnend mit dem Nennspiel, durch das ein Kind sprechen lernt (ein Gedanke aus den „Bekanntnissen“ des Augustinus).

Alle diese Sprachspiele, die Elemente der Sprache, sind zwar miteinander verwandt und von einer gewissen „Familiärenähnlichkeit“, wie er sagt, aber sie besitzen nicht ein gemeinsames, durch das sie sich definieren ließen, so wenig wie die Brettspiele, von denen Schach eines ist, eine gemeinsame Eigenschaft haben, durch die man „das Spiel“ definieren kann. („Die Frage, was ist ein Wort? ist ganz analog der Frage, was ist eine Schachfigur?“) Auch die Sprache läßt sich nicht definieren. „Was sich in der Sprache ausdrückt, können wir nicht durch sie ausdrücken“, hieß es einst im „Tractatus“, und so schließt sich doch der Kreis mit ihm.

Es klingt wieder einmal verdächtig nach einer Banalität, dieses letzte Wort von der undefinierbarkeit. Aber die Maus, die da geboren wurde, ist größer als der Berg. „Die Philosophie als Verwalterin der Grammatik kann tatsächlich das Wesen der Welt erfassen, nur nicht in Sätzen der Sprache, sondern in Regeln für diese Sprache, die unsinnige Zeichenverbindungen anschießen.“ („Philosophische Bemerkungen“, 54). Klarheit ist alles; wenn nichts mehr mißverstanden werden könnte, gäbe es keine philosophischen Probleme mehr.

Wittgenstein begann zu philosophieren, könnte man sagen, weil er den Menschen helfen wollte, die Phänomene besser zu verstehen; er wußte durch jahrelange vergebliche Suche, wie unbegreiflich das Einfache ist. Vielleicht spielte auch ein persönliches Motiv mit; vermutlich grübelte er (mit Grund, denn er war auch ein schwieriger Mensch), warum die Menschen ihn nicht verstanden, schon als er noch gar nicht zur Philosophie übergegangen war. Er übersah, daß der Mangel an Verständnis nicht nur an der „Verbeugung durch die Sprache“ liegt, sondern in der menschlichen Natur, im Charakter und den Gefühlen, in der Trägheit des Herzens mehr noch als der des Hirns — aber er hatte vergessen, in sein Denkmodell das Gefühl einzubauen.

Später-philosophierte er ähnlich und doch wieder anders: um die Menschen vor Mißverständnissen zu bewahren. Er ist dunkler und gefährlicher als die drei großen H der Schweregründlichkeit, Hegel, Husserl, Heidegger — denn er gibt den Menschen nicht die Lösungen als Rätsel auf, sondern sagt ihnen: Ich werde euch vormachen, wie man denkt, vor allem: wie man nicht denken darf — nun geht hin und denkt allein! Es ist nicht so schwierig wie unbehaglich.

Kann Wittgenstein populär werden? Wie denn nicht, wenn man einmal darauf gekommen sein wird, daß er klassische Prosa geschrieben hat, sogar „geschliffene“, besser gesagt: geglättete, Aphorismen, die sich selbst im Munde der feinsten Kritiker nicht zu schlicht ausnehmen würden. Könnten sie nicht, zum Beispiel wenn von Proust oder Joyce die Rede ist, zur Abwechslung einmal von der „Philosophischen Bemerkung 52“ ausgehen: „Es ist merkwürdig, daß wir das Gefühl, daß das Phänomen uns entschließt, den ständigen Fluß der Erscheinung, im gewöhnlichen Leben nie spüren, sondern erst, wenn wir philosophieren. Das deutet darauf hin, daß es sich hier um einen Gedanken handelt, der uns durch eine falsche Verwendung unserer Sprache suggeriert wird. Das Gefühl ist nämlich, daß die Gegenwart in die Vergangenheit schwindet, ohne daß wir es hindern können. Und hier bedienen wir uns doch offenbar des Bildes eines Streifens, der sich unauflöblich an uns vorbeibewegt und den wir nicht aufhalten können. Aber es ist natürlich ebenso klar, daß das Bild mißbraucht ist. Daß man nicht sagen kann, die Zeit fließt, wenn man mit Zeit die Möglichkeit der Veränderung meint.“



Zeichnung: Michael Drobit  
Ludwig Wittgenstein

klänge sind literarischer Herkunft; da und dort an Augustinus, den Sucher, der gefunden hatte; an den Ingrid Kierkegaards über die Scheinlösungen der Philosophie; stärkere Querverbindungen zu dem Maulwurfsbau, mit dem Lichtenberg das spekulative Denken — nicht zuletzt sein eigenes — unterhöhlte; gelegentlich ein unwirsch mokrater Tonfall wie von Nestroy; und eine unerwartete Fundamentnähe zu Karl Kraus, mit dem sich Wittgenstein schon in der Apodiktik der Kürze begegnet.

Neben dem vor vierzig Jahren verstorbenen Mathematiker Gottlob Frege, der die tiefstnigsten Untersuchungen über die Zahl angestellt hat und, zeitweilen kaum anerkannt, einer der größten Logiker seines Jahrhunderts war, hatte wohl kein anderer Autor soviel unterirdischen Einfluß auf Wittgenstein wie sein österreichischer Landsmann Karl Kraus. Für beide war die Sprache die Quelle aller Offenbarung, aber was für Kraus der einzige Himmel war, den er kannte, wurde Wittgenstein zum Inferno, denn er niemals zu entrinnen vermochte. Von zwei entgegengesetzten Enden her schlugen sie den Stollen in das gigantische Massiv der Sprache — Kraus, um dem Mysterium in ahnende Nähe zu gelangen, Wittgenstein, um zu zeigen, daß es „das Rätsel nicht gibt“.

Auch für Wittgenstein war die Sprache „an allem schuld“, wiewohl nicht, wie bei Kraus, im künstlerischen und sozialkritischen Sinn als Niedergang aller sprachlicherer und sitzlicher Werte infolge der Sprachverlotterung — sondern als Verwilderung der Logik. Der fahrlässige Gebrauch der Sprache, den sich die Philosophie gestattete, die unscharfen Ränder der Begriffe, die Simuloseigkeit der Abstraktionen nahmen, nach Wittgenstein, sogar der Logik das Recht, sich als fehlerfreies System aufzuspielen. Er nannte es — um den zweiten berühmten Ausdruck zu wiederholen, mit dem sich der deutsche Bildungsschatz an Wittgenstein-Zitaten erschöpft — „die Verbeugung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“.

Es war das alte Problem, das fast identisch ist mit aller Philosophie — das Verhältnis der Sprache zur Realität. Aber nirgends ist der Befund so hart und so knapp, die Therapie so drakonisch ausgefallen, die Sprache wurde bei ihm auf schmalste Kost gesetzt. Trotzdem nahm er keine der symbolischen Zeichensprachen der Logistik zu Hilfe, nur kritisch oder ergänzend befaßte er sich mit Freges Begriffsschrift, mit Bertrand Russells mathematischer Logik, mit den Methoden des „Wiener Kreises“. Denn selbst diese Formalisierungen setzen die Sprache voraus,

die Not der Gedanken manchmal trieb; aber mit Proben aus der Fülle der Einfälle, durch die Wittgenstein gezeigt hat, nicht wie man mit dem Herzen denkt, wohl aber mit dem Kopf fühlt.

Inzwischen liegt in der schütterten deutschen Sekundärliteratur über Wittgenstein wenigstens eine höchst brauchbare kleine Einführung vor — Augustus Hartnack: „Wittgenstein und die moderne Philosophie“; Urban & Schwarzenberg, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart; 152 S., 4,80 DM. In der der dänische Philosophieprofessor genau das sagt, was zum ersten Verständnis nötig ist, und genau auf die Weise, in der es gesagt werden muß: einfach, wiewohl manchmal übervereinfacht; ergänzt durch einen Überblick von dreißig Seiten über den heutigen Stand der verwandten philosophischen Untersuchungen und belegt durch zwanzig Seiten geschickt ausgewählter Zitate.

Das Erdenteil Wittgensteins ist in verstreuten Erinnerungen seiner Schüler nur lose bewahrt — die ungedruckten „Familiären Erinnerungen“ seiner Schwester sind unerwartet verschwiegen und unerschwinglich — und unter ihnen am lebendigsten und am zugänglichsten ist Norman Malcolm: „Ludwig Wittgenstein, ein Erinnerungsbuch“, mit einer bibliographischen Skizze von Georg Henrik von Wright; R. Oldenbourg Verlag, München; 128 S., 8,80 DM. Wiewohl es erst den Wittgenstein nach 1938 schildert, das aber mit viel Humor, voll anhänglicher Freundschaft und nicht kritiklos. Die einleitende biographische Skizze Professor von Wrights (Helsingfors) gibt einen soliden, recht knapp geratenen Abriss über die Jahre vor Cambridge, mit einigen Unsicherheiten, die keine mehr sein sollten. (Hoffentlich bezieht man sich mit einer großen Biographie, solange die Zeugen und die Zeugnisse noch lebendig sind.)

Aus diesem Erinnerungsbuch — wie fast aus allen Aufzeichnungen über ihn — ergibt sich verblüffenderweise der Eindruck, daß dieser über die Maßen schwer verständliche Denker als Mensch noch unergieblicher war, und wenn es auch gelingen wird, seine Philosophie völlig klarzumachen, er selbst wird ein Käsel bleiben. Seine treuesten Freunde wurden manchmal dem Verdacht nicht los, daß ein Schatten von Geisteskrankheit dieses Leben anwehte — aber in welchem großen Leben fehlt dieser Schatten! Vielleicht gab es in seiner Vergangenheit eine Stelle, um die er die Wille seiner Gedanken immer höher aufrichtete, bis er sie selbst aus der Erinnerung verlor; man weiß es nicht. Aber nichts scheint so tief zu treffen wie sein Ausspruch zu seiner Schwester (der hier noch mal zitiert sei): „Du erinnerst dich an einen Menschen, der aus dem geschlossenen Fenster schaut und sich die sonderbaren Bewegungen eines Passanten nicht erklären kann. Er weiß nicht, welcher Sturm draußen wütet und daß dieser Mensch sich vielleicht nur mit Mühe an den Heinen hält.“

Vielleicht tobte der Sturm nicht mehr so unerbittlich durch seine späteren Jahre. Er sagte überraschenderweise — bei letzten Worten ist immer Vorsicht geboten — ehe er entschlief, sein Leben sei wundervoll gewesen, dieses Leben, das selbst seine Freunde nur unglücklich finden konnten. Vielleicht hatte er, angedunkelt am Ende, noch einmal eine Vision, die Vision des Unausprechlichen, vor dem alles Fragen gestillt verstummt.

So nannte er „das Ganze der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verweben ist“. Vielleicht war das keine sehr glückliche Bezeichnung, weil ihre Schlichtheit leicht zur Geringschätzung verleitet. Ein jedes Sprachspiel — denn es gibt ihrer zahllose, und erst ihre Gesamtheit bildet die Sprache — anders gesagt: die Art des Gebrauchs, der von den Wörtern gemacht wird, drückt eine Lebensform aus, etwa beginnend mit dem Nennspiel, durch das ein Kind sprechen lernt (ein Gedanke aus den „Bekanntnissen“ des Augustinus).

Alle diese Sprachspiele, die Elemente der Sprache, sind zwar miteinander verwandt und von einer gewissen „Familiärenähnlichkeit“, wie er sagt, aber sie besitzen nicht ein gemeinsames, durch das sie sich definieren ließen, so wenig wie die Brettspiele, von denen Schach eines ist, eine gemeinsame Eigenschaft haben, durch die man „das Spiel“ definieren kann. („Die Frage, was ist ein Wort? ist ganz analog der Frage, was ist eine Schachfigur?“) Auch die Sprache läßt sich nicht definieren. „Was sich in der Sprache ausdrückt, können wir nicht durch sie ausdrücken“, hieß es einst im „Tractatus“, und so schließt sich doch der Kreis mit ihm.

Es klingt wieder einmal verdächtig nach einer Banalität, dieses letzte Wort von der undefinierbarkeit. Aber die Maus, die da geboren wurde, ist größer als der Berg. „Die Philosophie als Verwalterin der Grammatik kann tatsächlich das Wesen der Welt erfassen, nur nicht in Sätzen der Sprache, sondern in Regeln für diese Sprache, die unsinnige Zeichenverbindungen anschießen.“ („Philosophische Bemerkungen“, 54). Klarheit ist alles; wenn nichts mehr mißverstanden werden könnte, gäbe es keine philosophischen Probleme mehr.

Wittgenstein begann zu philosophieren, könnte man sagen, weil er den Menschen helfen wollte, die Phänomene besser zu verstehen; er wußte durch jahrelange vergebliche Suche, wie unbegreiflich das Einfache ist. Vielleicht spielte auch ein persönliches Motiv mit; vermutlich grübelte er (mit Grund, denn er war auch ein schwieriger Mensch), warum die Menschen ihn nicht verstanden, schon als er noch gar nicht zur Philosophie übergegangen war. Er übersah, daß der Mangel an Verständnis nicht nur an der „Verbeugung durch die Sprache“ liegt, sondern in der menschlichen Natur, im Charakter und den Gefühlen, in der Trägheit des Herzens mehr noch als der des Hirns — aber er hatte vergessen, in sein Denkmodell das Gefühl einzubauen.

Später-philosophierte er ähnlich und doch wieder anders: um die Menschen vor Mißverständnissen zu bewahren. Er ist dunkler und gefährlicher als die drei großen H der Schweregründlichkeit, Hegel, Husserl, Heidegger — denn er gibt den Menschen nicht die Lösungen als Rätsel auf, sondern sagt ihnen: Ich werde euch vormachen, wie man denkt, vor allem: wie man nicht denken darf — nun geht hin und denkt allein! Es ist nicht so schwierig wie unbehaglich.

Kann Wittgenstein populär werden? Wie denn nicht, wenn man einmal darauf gekommen sein wird, daß er klassische Prosa geschrieben hat, sogar „geschliffene“, besser gesagt: geglättete, Aphorismen, die sich selbst im Munde der feinsten Kritiker nicht zu schlicht ausnehmen würden. Könnten sie nicht, zum Beispiel wenn von Proust oder Joyce die Rede ist, zur Abwechslung einmal von der „Philosophischen Bemerkung 52“ ausgehen: „Es ist merkwürdig, daß wir das Gefühl, daß das Phänomen uns entschließt, den ständigen Fluß der Erscheinung, im gewöhnlichen Leben nie spüren, sondern erst, wenn wir philosophieren. Das deutet darauf hin, daß es sich hier um einen Gedanken handelt, der uns durch eine falsche Verwendung unserer Sprache suggeriert wird. Das Gefühl ist nämlich, daß die Gegenwart in die Vergangenheit schwindet, ohne daß wir es hindern können. Und hier bedienen wir uns doch offenbar des Bildes eines Streifens, der sich unauflöblich an uns vorbeibewegt und den wir nicht aufhalten können. Aber es ist natürlich ebenso klar, daß das Bild mißbraucht ist. Daß man nicht sagen kann, die Zeit fließt, wenn man mit Zeit die Möglichkeit der Veränderung meint.“

Vielleicht wäre es kein übler Anfang zur Einbürgerung Wittgensteins in unser täglich Denken, wenn der Verlag in einer seiner billigen Reihen mit einer Auswahl aus den Schriften herauskäme — ohne die Mathematik, ohne die Fachlogik und die verstiegenen Spitzfindigkeiten, zu denen ihn

die Not der Gedanken manchmal trieb; aber mit Proben aus der Fülle der Einfälle, durch die Wittgenstein gezeigt hat, nicht wie man mit dem Herzen denkt, wohl aber mit dem Kopf fühlt.

Inzwischen liegt in der schütterten deutschen Sekundärliteratur über Wittgenstein wenigstens eine höchst brauchbare kleine Einführung vor — Augustus Hartnack: „Wittgenstein und die moderne Philosophie“; Urban & Schwarzenberg, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart; 152 S., 4,80 DM. In der der dänische Philosophieprofessor genau das sagt, was zum ersten Verständnis nötig ist, und genau auf die Weise, in der es gesagt werden muß: einfach, wiewohl manchmal übervereinfacht; ergänzt durch einen Überblick von dreißig Seiten über den heutigen Stand der verwandten philosophischen Untersuchungen und belegt durch zwanzig Seiten geschickt ausgewählter Zitate.

Das Erdenteil Wittgensteins ist in verstreuten Erinnerungen seiner Schüler nur lose bewahrt — die ungedruckten „Familiären Erinnerungen“ seiner Schwester sind unerwartet verschwiegen und unerschwinglich — und unter ihnen am lebendigsten und am zugänglichsten ist Norman Malcolm: „Ludwig Wittgenstein, ein Erinnerungsbuch“, mit einer bibliographischen Skizze von Georg Henrik von Wright; R. Oldenbourg Verlag, München; 128 S., 8,80 DM. Wiewohl es erst den Wittgenstein nach 1938 schildert, das aber mit viel Humor, voll anhänglicher Freundschaft und nicht kritiklos. Die einleitende biographische Skizze Professor von Wrights (Helsingfors) gibt einen soliden, recht knapp geratenen Abriss über die Jahre vor Cambridge, mit einigen Unsicherheiten, die keine mehr sein sollten. (Hoffentlich bezieht man sich mit einer großen Biographie, solange die Zeugen und die Zeugnisse noch lebendig sind.)

Aus diesem Erinnerungsbuch — wie fast aus allen Aufzeichnungen über ihn — ergibt sich verblüffenderweise der Eindruck, daß dieser über die Maßen schwer verständliche Denker als Mensch noch unergieblicher war, und wenn es auch gelingen wird, seine Philosophie völlig klarzumachen, er selbst wird ein Käsel bleiben. Seine treuesten Freunde wurden manchmal dem Verdacht nicht los, daß ein Schatten von Geisteskrankheit dieses Leben anwehte — aber in welchem großen Leben fehlt dieser Schatten! Vielleicht gab es in seiner Vergangenheit eine Stelle, um die er die Wille seiner Gedanken immer höher aufrichtete, bis er sie selbst aus der Erinnerung verlor; man weiß es nicht. Aber nichts scheint so tief zu treffen wie sein Ausspruch zu seiner Schwester (der hier noch mal zitiert sei): „Du erinnerst dich an einen Menschen, der aus dem geschlossenen Fenster schaut und sich die sonderbaren Bewegungen eines Passanten nicht erklären kann. Er weiß nicht, welcher Sturm draußen wütet und daß dieser Mensch sich vielleicht nur mit Mühe an den Heinen hält.“

Vielleicht tobte der Sturm nicht mehr so unerbittlich durch seine späteren Jahre. Er sagte überraschenderweise — bei letzten Worten ist immer Vorsicht geboten — ehe er entschlief, sein Leben sei wundervoll gewesen, dieses Leben, das selbst seine Freunde nur unglücklich finden konnten. Vielleicht hatte er, angedunkelt am Ende, noch einmal eine Vision, die Vision des Unausprechlichen, vor dem alles Fragen gestillt verstummt.

So nannte er „das Ganze der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verweben ist“. Vielleicht war das keine sehr glückliche Bezeichnung, weil ihre Schlichtheit leicht zur Geringschätzung verleitet. Ein jedes Sprachspiel — denn es gibt ihrer zahllose, und erst ihre Gesamtheit bildet die Sprache — anders gesagt: die Art des Gebrauchs, der von den Wörtern gemacht wird, drückt eine Lebensform aus, etwa beginnend mit dem Nennspiel, durch das ein Kind sprechen lernt (ein Gedanke aus den „Bekanntnissen“ des Augustinus).

Alle diese Sprachspiele, die Elemente der Sprache, sind zwar miteinander verwandt und von einer gewissen „Familiärenähnlichkeit“, wie er sagt, aber sie besitzen nicht ein gemeinsames, durch das sie sich definieren ließen, so wenig wie die Brettspiele, von denen Schach eines ist, eine gemeinsame Eigenschaft haben, durch die man „das Spiel“ definieren kann. („Die Frage, was ist ein Wort? ist ganz analog der Frage, was ist eine Schachfigur?“) Auch die Sprache läßt sich nicht definieren. „Was sich in der Sprache ausdrückt, können wir nicht durch sie ausdrücken“, hieß es einst im „Tractatus“, und so schließt sich doch der Kreis mit ihm.

Es klingt wieder einmal verdächtig nach einer Banalität, dieses letzte Wort von der undefinierbarkeit. Aber die Maus, die da geboren wurde, ist größer als der Berg. „Die Philosophie als Verwalterin der Grammatik kann tatsächlich das Wesen der Welt erfassen, nur nicht in Sätzen der Sprache, sondern in Regeln für diese Sprache, die unsinnige Zeichenverbindungen anschießen.“ („Philosophische Bemerkungen“, 54). Klarheit ist alles; wenn nichts mehr mißverstanden werden könnte, gäbe es keine philosophischen Probleme mehr.

Wittgenstein begann zu philosophieren, könnte man sagen, weil er den Menschen helfen wollte, die Phänomene besser zu verstehen; er wußte durch jahrelange vergebliche Suche, wie unbegreiflich das Einfache ist. Vielleicht spielte auch ein persönliches Motiv mit; vermutlich grübelte er (mit Grund, denn er war auch ein schwieriger Mensch), warum die Menschen ihn nicht verstanden, schon als er noch gar nicht zur Philosophie übergegangen war. Er übersah, daß der Mangel an Verständnis nicht nur an der „Verbeugung durch die Sprache“ liegt, sondern in der menschlichen Natur, im Charakter und den Gefühlen, in der Trägheit des Herzens mehr noch als der des Hirns — aber er hatte vergessen, in sein Denkmodell das Gefühl einzubauen.

Später-philosophierte er ähnlich und doch wieder anders: um die Menschen vor Mißverständnissen zu bewahren. Er ist dunkler und gefährlicher als die drei großen H der Schweregründlichkeit, Hegel, Husserl, Heidegger — denn er gibt den Menschen nicht die Lösungen als Rätsel auf, sondern sagt ihnen: Ich werde euch vormachen, wie man denkt, vor allem: wie man nicht denken darf — nun geht hin und denkt allein! Es ist nicht so schwierig wie unbehaglich.

Kann Wittgenstein populär werden? Wie denn nicht, wenn man einmal darauf gekommen sein wird, daß er klassische Prosa geschrieben hat, sogar „geschliffene“, besser gesagt: geglättete, Aphorismen, die sich selbst im Munde der feinsten Kritiker nicht zu schlicht ausnehmen würden. Könnten sie nicht, zum Beispiel wenn von Proust oder Joyce die Rede ist, zur Abwechslung einmal von der „Philosophischen Bemerkung 52“ ausgehen: „Es ist merkwürdig, daß wir das Gefühl, daß das Phänomen uns entschließt, den ständigen Fluß der Erscheinung, im gewöhnlichen Leben nie spüren, sondern erst, wenn wir philosophieren. Das deutet darauf hin, daß es sich hier um einen Gedanken handelt, der uns durch eine falsche Verwendung unserer Sprache suggeriert wird. Das Gefühl ist nämlich, daß die Gegenwart in die Vergangenheit schwindet, ohne daß wir es hindern können. Und hier bedienen wir uns doch offenbar des Bildes eines Streifens, der sich unauflöblich an uns vorbeibewegt und den wir nicht aufhalten können. Aber es ist natürlich ebenso klar, daß das Bild mißbraucht ist. Daß man nicht sagen kann, die Zeit fließt, wenn man mit Zeit die Möglichkeit der Veränderung meint.“

Vielleicht wäre es kein übler Anfang zur Einbürgerung Wittgensteins in unser täglich Denken, wenn der Verlag in einer seiner billigen Reihen mit einer Auswahl aus den Schriften herauskäme — ohne die Mathematik, ohne die Fachlogik und die verstiegenen Spitzfindigkeiten, zu denen ihn

**Zeltmosaik**  
Geschichte treiben setzt das Wissen darum voraus, daß man damit etwas Unmögliches und dennoch Notwendiges und höchst Wichtiges anstrebt. Geschichte treiben heißt: sich dem Chaos überlassen und dennoch den Glauben an die Ordnung und den Sinn bewahren.  
Hermann Hesse

**Gemeint waren die anderen**  
Von Carl Zuckmayer wurden wir gebeten, folgendes zu veröffentlichen: „Auf Grund von Zuschriften halte ich eine Klarstellung zu meiner in der ZEIT Nr. 8 vom 19. 2. 1965 erschienenen Glosse „Sollen wir unsere Kritiker erschicken?“ für geboten. Ich gebrauchte darin die Wendung vom „kleinen Gericktraus in Wien, vom großen Möchtekern in Berlin und anderswo“. Wer immer sich durch diese Worte getroffen fühlen könnte, sei versichert, daß gerade er nicht gemeint ist.“

**Selbstläusung**  
Am Oscar-Wettbewerb für fremdsprachige Filme wird in diesem Jahr die Bundesrepublik nicht teilnehmen, obwohl Rolf Thiele einen Film nach dem anderen macht. Die Entscheidung ist hart, aber gerecht. Trotzdem wurde ein Bedauern aus den Reihen der deutschen Filmemacher laut. Man trauert um den Prestigeverlust und um die Gelder, die man nun nicht bekommt. Sollte sich dem Mißerfolg auch noch Blindheit zugesellen?

**Berlin bleibt Berlin**  
Eine Reform der internationalen Filmfestspiele von Berlin ist überfällig, und der Berliner Senat hat das unterdessen begriffen. Seine Absicht war, die Festspiele in eine GmbH umzuwandeln, um so die Teilnahme der Ostblockstaaten zu ermöglichen, die auf einem vernünftigen Festival nicht fehlen dürfen. Das bisherige Prinzip in Berlin, möglichst viele Länder teilnehmen zu lassen und möglichst viele Filme im Wettbewerb zu zeigen, hat nur dazu geführt, daß es Jahr um Jahr provinzieller zugeht in Berlin. Der Plan des Senats fand aber nicht die Zustimmung der zuständigen Bonner Ministerien: außenpolitische Bedenken. Und so wird wohl alles beim alten bleiben und die Reise nach Berlin sich auch in diesem Jahr nicht lohnen.

**Unfairer Wettbewerb**  
40% mehr Studenten als im vergangenen Jahr erwarten die amerikanischen Colleges für den Herbst 1965 und befürchten, daß dadurch die Kapazität der Ausbildungsstätten empfindlich überschritten wird (soll, wer solche Zustände noch befürchten kann). Amerikas lernbegierige Jugend hat sich also demnach nicht sehr beeindruckt lassen von der Feststellung, die Arbeitsminister Willard Wirtz kürzlich machte: „Die Maschine hat heutzutage auch eine höhere Schulbildung insofern, als sie den meisten Berufen, die ein Abiturient erlangen kann, genauso gut wachsen ist. Da die Maschinen aber für weniger als einen Lebensunterhalt arbeiten, werden sie die Stellung bekommen. Ein Mensch braucht vierzehn Jahre Ausbildung, bevor er mit Maschinen konkurrieren kann.“



GUIDA ALL'AMERICA'S CUP / VELE E MILIARDI

# L'Espresso

## SONDAGGIO

**Che cosa  
pensano  
gli italiani  
del nuovo  
boom  
economico**

**CAPITALISTI  
A METÀ**





Un inedito, uno scandalo

# DIARIO SEGRETO

di Ludwig Wittgenstein

Presentiamo un documento eccezionale: le pagine di diario che Wittgenstein scrisse tra il 1914 e il 1916 mentre era in guerra. È un testo delicato, tormentato, che permette di entrare nel privato del filosofo austriaco.

Per questo un'assurda censura finora l'ha tenuto nascosto

Quello che offriamo in queste pagine è un documento di eccezionale valore culturale e, insieme, la testimonianza di un'assurda censura che offende i diritti di informazione culturale del pubblico di tutto il mondo. Tre allievi di Ludwig Wittgenstein, i professori Rush Rhees, G. H. von Wright e G. E. M. Anscombe, esecutori del lascito letterario del loro maestro (che avrebbe loro dato questo incarico prima di morire) tengono segrete parti cospicue di note e appunti del filosofo austriaco, e in particolare questi "diari segreti" scritti dal fronte bellico tra il 1914 e il 1916. Motivo: offenderebbero l'immagine di Wittgenstein presentandone le debolezze e le ossessioni private ed esistenziali.

Un giovane ricercatore, Fabrizio Funtò, con l'aiuto di Adolf Hübner, presidente della Fondazione Wittgenstein, è riuscito ad entrarne in possesso e adesso con la pubblicazione di una parte di questi manoscritti sull' "Espresso", l'embargo è ufficialmente "rotto". Ma lo scandalo rimane ancora aperto: quanti altri testi sono in possesso del "tre professori"? E cosa si aspetta a promuovere immediatamente la pubblicazione integrale di tutti gli scritti di Wittgenstein? In queste pagine il lettore troverà articoli e schede che spiegano amplamente il contenuto e il valore storico di questi diari. Ma quello che più ci preme è contribuire a rimuovere una censura indegna della cultura europea.

## DAL PRIMO QUADERNO

9.8.'14

L'altro ieri sono stato accettato all'arruolamento e inviato al Secondo Reggimento di Artiglieria da forza di Cracovia. Ieri pomeriggio partito da Vienna. Arrivo oggi in mattinata a Cracovia. Un cortese sottotenente ha consegnato a Trenkler il mio grosso quaderno di appunti perché lo conservasse. Potrò lavorare ora??! Sono ansioso di conoscere la mia vita futura! Le autorità militari di Vienna sono state incredibilmente gentili. Gente, alla quale migliaia di persone chiedeva giornalmente consigli, rispondeva gentilmente e dettagliatamente. Una

cosa del genere incoraggia moltissimo. Mi ha ricordato il modo di fare inglese.

10.8.'14

Ricevuto il corredo da recluta. Poca speranza di poter utilizzare le mie conoscenze tecniche. Ho bisogno di molto buonumore e filosofia per potermi orientare qui. Oggi, quando mi sono svegliato, mi è sembrato di ritrovarmi in uno di quei sogni nei quali, improvvisamente e assurdamente, ci si siede di nuovo fra i banchi di scuola. Peraltro, nella mia situazione conservo anche molto buonumore, ed eseguo i compiti più umili con un sorriso quasi ironico. Non ho lavorato. È una prova del fuoco per il carattere, proprio per-

ché è necessaria così tanta forza per non perdere il buonumore e l'energia.

15.8.'14

Ne succedono tante che un giorno sembra lungo quanto una settimana. Ieri sono stato comandato di servizio al riflettore di una nave che abbiamo catturato sulla Vistola. L'equipaggio è una banda di delinquenti. Nessun entusiasmo, incredibile rozzezza, stupidità e malvagità! Dunque non è vero che la grande causa comune debba nobilitare l'uomo. Per questo anche il lavoro più seccante si trasforma in una corvée. È strano come gli uomini rendano il proprio lavoro estremamente penoso. Stando a tutte le nostre condi-





Ludwig Wittgenstein in  
posa per una fototessera  
probabilmente realizzata  
con l'autoscatto data la  
sua antipatia per i  
fotografi.

zioni esterne, il lavoro sulla nave potrebbe procurarci un periodo meraviglioso e felice, e invece! Risulterà probabilmente impossibile riuscire a comunicare con gli altri qui (salvo forse con il sottotenente, che sembra essere una persona abbastanza gentile). Quindi: eseguire in umiltà il lavoro e, per l'amor di Dio, non perdersi!!!! Infatti, ci si perde più facilmente se ci si vuole regalare agli altri.

17.8.'14

Una massa di farabutti! Solo gli ufficiali sono persone gentili, e a volte molto fini. Dobbiamo dormire sulla nuda terra e senza coperte. Ora siamo in Russia. A causa del duro lavoro ho perso del tutto la sensuali-

tà. Oggi non ho ancora lavorato. In coperta fa freddo, e sotto c'è troppa gente che parla, strilla, puzza etc.

18.8.'14

Stanotte all'una mi svegliano improvvisamente. Il tenente mi cerca e dice che devo precipitarmi al riflettore. «Non vestirti!». Sono corso quasi nudo sul ponte. Aria gelida, pioggia.

Mi sembrava di morire. Ho messo in funzione il riflettore e sono tornato a vestirmi. Tutto qui. Ero tremendamente agitato e gemevo forte. Ho sentito l'orrore della guerra. Adesso (sera) l'ho già superato. Se non mutato la mia attuale disposizione d'animo, farò tutto il possibile per tenermi in vita.

21.8.'14

Il sottotenente ed io abbiamo parlato spesso di molte e svariate cose. Una persona molto gentile. Riesce ad intrattenersi con i peggiori mascalzoni ed essere gentile, senza però permettere confidenze. Se sentiamo un cinese, tendiamo a considerare il suo parlare un gorgoglio inarticolato.

Colui che capisce il cinese vi riconoscerà la lingua. Così spesso non riesco a riconoscere l'uomo nell'uomo etc.

Ho lavorato un po', ma senza risultato. E se fosse finita per sempre con il mio lavoro?!! Lo sa il diavolo! Mi verrà ancora in mente qualcosa? Tutti i concetti del mio

>>>



## QUELL'AGOSTO 1914

Due giorni prima di iniziare "Diario segreto" (di cui pubblichiamo alcuni estratti in queste pagine) Ludwig Wittgenstein si era arruolato nell'esercito austriaco come volontario, sebbene fosse stato esentato a causa di un'operazione di ernia inguinale. Era il 7 agosto 1914. Wittgenstein, dopo gli studi di ingegneria a Berlino e poi, dal 1908, in Inghilterra, dove aveva anche progettato un motore a reazione per quei tempi avveniristico, si era interessato di problemi di logica matematica assistendo alle lezioni di Bertrand Russell a Cambridge. Rientrato in Austria, dopo aver soggiornato in Norvegia nel 1913, era stato sorpreso dallo scoppio del conflitto.

Probabilmente pensava a una guerra rapida e vittoriosa, dove gli ideali di fedeltà alla patria, il senso del dovere, un nuovo senso della comunità umana avrebbero dovuto esaltarlo. Invece, sul battello di pattugliamento Goplana, che percorreva la Vistola da Cracovia fin sotto le postazioni russe, c'era solo una ciurma grossolana che lo prendeva in giro: Wittgenstein umile servente al riflettore «passava i turni di riposo ricurvo sui libri e parlava di filosofia mentre pelava patate». Le note del primo dei tre diari "segreti" si riferiscono a questo periodo.

Il comandante della piazzaforte di Cracovia, riconoscendo le capacità tecniche di Wittgenstein, lo promosse ufficiale in modo del tutto illegale e lo assegnò a una officina di artiglieria (a questi fatti si riferiscono le annotazioni del secondo diario). Agli inizi del 1916, tornato al fronte come osservatore d'artiglieria, si guadagnò varie decorazioni al valore, la prima delle quali durante gli scontri sanguinosi di Okna, durante la prima offensiva "Brussilov" russa. Venne promosso sul campo e inviato alla Scuola Ufficiali d'Artiglieria di Olmütz per regolare ufficialmente la sua posizione (è il periodo del

terzo diario). Ma la guerra aveva già mostrato un altro volto a Wittgenstein, con i suoi orrori, le sue distruzioni, le notizie infauste che giungevano di continuo: la morte del poeta Trakl, il ferimento del fratello Paul, brillante pianista che sembrò destinato a troncarsi una brillantissima carriera (in verità alcuni dei più grandi compositori del tempo scrissero per lui, amputato della mano destra, alcuni concerti per sola mano sinistra, fra cui quello famoso di Ravel). E gli amici di ieri erano diventati i nemici (inglesi) di oggi.

La guerra gettava Wittgenstein anche in uno stato di prostrazione drammatica, rendendogli difficile il proseguimento del lavoro di riflessione filosofica, tormentandolo con l'insorgere di una sensualità feroce solo placata nell'onanismo, facendogli desiderare la morte, addirittura. Wittgenstein progettò anche il suicidio. Del resto era una tragica tentazione di famiglia: tre fratelli di Wittgenstein morirono suicidi.

Due giorni prima della resa, Ludwig Wittgenstein cadde prigioniero degli italiani, a Trento. Nello zaino aveva il dattiloscritto del "Tractatus logico-philosophicus". Riuscì a far avere il suo libro a Bertrand Russell da Montecassino, dove rimase confinato per nove mesi dopo la fine del conflitto. Di lì a poco, abbandonando i clamori della filosofia attiva e la notorietà, si disfece di un ingente patrimonio, per esiliarsi a fare il maestro elementare nei paesini della Bassa Austria. Momenti di raccoglimento, di concentrazione. Anche quando tornerà a Cambridge, questa volta per tenere dei corsi di filosofia (così ardui che soltanto pochi docenti erano ammessi a seguirli), fuggerà spesso a raccogliersi e isolarsi sulle coste estreme dell'Irlanda e della Norvegia.

F. F.

### CULTURA / INEDITI

lavoro mi sono diventati "estranei". Non VEDO proprio niente!!!

25.8.'14

Ieri una giornata tremenda. A sera il riflettore non voleva funzionare. Quando sono andato per esaminarlo, sono stato accolto con urla, lazzi etc. dall'equipaggio. Avevo intenzione di esaminare a fondo il riflettore, ma in quel momento il caporale me l'ha levato dalle mani. Non posso continuare a scrivere. È stato terribile. Ho capito questo: in tutto l'equipaggio non vi è neanche una persona accettabile. Come dovrò comportarmi in futuro di fronte a simili fatti? Devo semplicemente sopportare? E se non lo volessi fare? Allora dovrei vivere in una continua lotta. Cosa è meglio? Nel secondo caso distruggerei sicuramente me stesso. Nel primo forse no. Mi si profilano tempi enormemente difficili, perché mi sento del tutto perduto e abbandonato, come quando andavo a scuola a Linz. Soltanto questo è necessario: essere capaci di osservare tutto ciò che ti accade. Concentrarsi! Dio mi aiuti!

108 - L'ESPRESSO - 5 OTTOBRE 1986



Ludwig Wittgenstein a Cambridge.

26.8.'14

Ieri ho deciso di non opporre resistenza, di alleggerire — per così dire — la mia esteriorità, per lasciare indisturbata la mia interiorità.

2.9.'14

Ogni notte salvo ieri, al riflettore. Durante il giorno dormo. Questo

lavoro mi è congeniale, perché, per mezzo di esso, riesco a sottrarmi maggiormente alla cattiveria dei camerati. Ieri abbiamo sentito di un'enorme battaglia che è in corso già da cinque giorni. Fosse quella decisiva! Ieri per la prima volta da tre settimane mi sono masturbato. Non mi sento quasi per niente sensuale. Mentre prima immaginavo sempre di parlare con un amico, adesso non accade quasi mai. Lavoro un po' ogni giorno. Sono troppo stanco e distratto. Ieri ho iniziato a leggere le "Spiegazioni dei Vangeli" di Tolstoj. Un'opera meravigliosa. Ma non c'è quello che mi aspettavo.

5.9.'14

Sono sulla strada di una grande scoperta. Ma la raggiungerò? Mi sento più sensuale di prima. Oggi mi sono nuovamente masturbato. Fuori è gelido e c'è tempesta. Sono steso sulla paglia del pavimento, scrivo e leggo sulla mia piccola valigia di legno (prezzo: 2.50 corone).

8.9.'14

Stamattina ho sentito che Lemberg è stata occupata dai russi. Adesso so che siamo perduti! Negli ultimi quattro giorni non ho avuto servizi notturni perché le notti erano

Monumentum si

quand  
Chap  
spice



Foto di famiglia nella villa di Neuwaldegerstrasse a Vienna. Wittgenstein è il primo a destra; accanto a lui la sorella Margaretha.

molto chiare. Ogni giorno ho lavorato molto e letto a lungo le "Spiegazioni dei Vangeli" di Tolstoj!

13.9.'14

Stamattina molto presto abbiamo abbandonato la nave con tutto ciò che vi era sopra. I russi ci stanno alle calcagna. Ho visto scene terribili. Non dormo da trenta ore. Mi sento debole e non vedo alcuna speranza esteriore. Se dovesse giungere la mia fine, spero di avere una buona morte, di essere memore di me stesso. Spero di non perdermi mai.

5.10.'14

Ho ricevuto oggi una lettera di Keynes che mi è giunta passando dalla Norvegia fino al locale Comando di Reggimento. Scrive solo per chiedermi che fine faranno i soldi di Johnson a guerra finita. Le sue parole mi hanno colpito, perché fa male ricevere una lettera commerciale da parte di uno, con il quale una volta si era in confidenza, e specialmente di questi tempi. In questo momento ricevo una cartolina di mamma, del primo del mese. Tutto bene, dunque! Negli ultimi giorni ho pensato spesso a Russell. Mi penserà ancora? Sì, è stato proprio strano il

nostro incontro! Nei momenti in cui tutto va bene, non pensiamo alle debolezze della carne; ma quando si pensa al momento del bisogno, te ne rendi conto chiaramente. E allora ci si rivolge allo spirito.

9.10.'14

Notte tranquilla. In lontananza un continuo rombo di cannoni. Stiamo ancora nelle vicinanze di Tarnobrzeg. Evidentemente qui vicino si sta svolgendo un'enorme battaglia perché da più di dodici ore si sentono ininterrottamente i colpi di cannone. Il nostro equipaggio è molto migliore di quello precedente (più gentile e più accettabile). Ordine: adunata generale in coperta, armati. Dio sia con me! Andati a Sandomierz. Sentiamo di continuo forti colpi di cannone. Vediamo esplodere le granate. Sono molto di buonumore. Per tutto il giorno fortissime cannonate. Ho lavorato molto. Mi manca ancora almeno un pensiero fondamentale.

17.10.'14

Ieri ho lavorato moltissimo. I nodi vengono sempre più al pettine, ma non trovo alcuna soluzione. A sera siamo rimasti vicino a Baranow, e adesso, alle sei, proseguiamo

verso Smuzin. Mi verrà il pensiero risolutivo, se mai mi verrà?!! Ieri e oggi mi sono masturbato. A sera giunti a Smuzin, dove pernotteremo. Ho lavorato MOLTISSIMO. Me ne sento un po' spossato. Accumulato MOLTISSIMO materiale, senza poterlo ordinare. Ma questa affluenza è un buon segno. Ricordati quanto sia grande la grazia del lavoro!

25.10.'14

Presto a Sandomierz. Ieri sera è giunta la notizia insensata che Parigi era caduta. D'altra parte anch'io all'inizio me ne sono rallegrato, finché non ho compreso che era una notizia impossibile. Tali incredibili notizie sono sempre un brutto segno. Se veramente accade qualcosa di positivo per noi, allora ciò viene comunicato e nessuno incorre in assurdità del genere. Perciò oggi più che mai sento la terribile tristezza della nostra — la razza tedesca — situazione! Perché non possiamo competere con l'Inghilterra, mi sembra quasi certo. Gli inglesi — la migliore razza del mondo — non possono perdere! Invece noi possiamo perdere e perderemo, se non quest'anno, il prossimo! Il pensiero che la nostra razza venga sconfitta

>>>



In una lettera a Bertrand Russell, Wittgenstein aveva scritto: «Tu dirai che è una grande perdita di tempo questo pensare su me stesso, ma come posso essere un logico se non so prima che uomo sono?».

In effetti dietro la sua grande opera scientifica sulla matematica, la logica e la filosofia si è svolta una seconda storia di sofferenze e tormenti interiori dal quale la vita di Wittgenstein è stata segnata dal principio alla fine. Ne avevamo avuto alcuni indizi dai ricordi dei suoi amici e scolari, ma soltanto la recente scoperta dei "diari segreti" ha svelato questa storia privata di Wittgenstein che al tempo stesso illumina anche il significato della sua opera filosofica e scientifica. Il nucleo essenziale dei problemi agitati in questi diari consiste nella riflessione spietata, micidiale alla quale giorno per giorno Wittgenstein ha sottoposto se stesso.

In breve, questi diari documentano l'incrollabile convinzione di Wittgenstein di non poter raggiungere le finalità del proprio lavoro senza aver fatto prima chiarezza su se stesso in quanto, come egli scrisse, «chi non vuole scendere giù in se stesso perché è doloroso, risulta naturalmente superficiale anche nello scrivere». Per lo stesso motivo, negli anni Trenta, Wittgenstein scrisse una confessione, ancora sconosciuta, che egli sottopose ad alcuni amici, e ancora il bisogno di gettare uno sguardo spietato su di sé gli fece dire una volta che un uomo non è in grado di scrivere su se stesso nulla che sia più vero di quello che egli effettivamente è. Questa motivazione etica, senza la quale non si può scrivere nulla d'importante e significativo, è il tratto che lega Wittgenstein alla grande cultura viennese: mi viene in mente Karl Kraus che diceva: «Su una cosa non posso passare sopra, e cioè che un mezzo uomo possa

## LA PAURA DELLA VERITÀ

di Aldo Gargani

scrivere una riga intera». I "Diari segreti" di Wittgenstein documentano questo suo doloroso sforzo di fare chiarezza su se stesso.

Ma quali erano i problemi personali che Wittgenstein doveva affrontare?

Come mostrano i diari segreti, Wittgenstein era ossessionato dall'idea di essere un uomo privo di coraggio, debole, incapace di sopportare la pressione della vita. Come il campagnolo di Kafka che non riesce a varcare la soglia della giustizia che è aperta solo per lui, così in una annotazione del 1914 Wittgenstein scrive che egli sbatte il naso contro la porta che lo separa dalla verità senza riuscire ad aprirla. I diari segreti allora sono una variazione ossessiva sulla mancanza di coraggio e sulla indecenza morale. In una lettera ad un amico Wittgenstein scrisse che la sua decenza morale consisteva nel riconoscimento della propria indecenza. In questi diari segreti scritti al fronte al quale era andato volontario per mettere alla prova il suo coraggio, Wittgenstein cinge congiuntamente d'assedio i suoi problemi personali e teorici.

Il nesso profondo che lega questi scritti all'opera scientifica consiste precisamente nella circostanza che per Wittgenstein la filosofia è un insieme di false concessioni e illusioni provocate dal fraintendimento del nostro linguaggio, illusioni però profondamente radicate nei bisogni e nei sentimenti degli uomini. Smascherarle, strapparle via per raggiungere la vera chiarezza esige soprattutto un sacrificio non tanto dell'intelletto, quanto del sentimento e della volontà. Esige cioè un tremendo coraggio.

Questa micidiale lotta interiore per raggiungere questo coraggio ha costituito il destino di sofferenza di Wittgenstein del quale i diari segreti rappresentano la preziosa e appassionante testimonianza.

### CULTURA / INEDITI

mi deprime tremendamente, perché sono profondamente tedesco!

Improvvisamente sotto il fuoco dei russi...

Dio sia con me! Non era altro che un aeroplano russo.

Ho lavorato moltissimo. Restiamo per tutta la notte a Tarnobrzeg, e domani ripartiamo per Stutzing. Verso mezzogiorno mi è passata la depressione.

28.10.'14

Mattina e pomeriggio quasi incapace di lavorare a causa della grandissima stanchezza. Tutta la notte non ho quasi chiuso occhio. La maggior parte dell'equipaggio era ubriaco, così il mio turno di guardia è stato abbastanza spiacevole. Al mattino siamo partiti per Sandomierz. Durante il percorso si è rotta una ruota del battello. Dobbiamo farci rimorchiare da un'altra nave a Cracovia. In viaggio per Cracovia. Oggi ho ricevuto molta posta, fra l'altro la triste notizia che Paul è stato gravemente ferito ed è prigioniero dei russi.

Grazie a Dio è in buone mani. Povera, povera Mamma!!!

Buone notizie da Ficker e anche

da Jolles. Per ultimo, una lettera dalla Norvegia nella quale Drädge mi chiede 1.000 corone. Ma posso mandargliele? Adesso che la Norvegia si è alleata con i nostri nemici!!! Del resto anche questo fatto è terribilmente triste. Mi torna sempre in mente il povero Paul, che così improvvisamente ha perso il suo mestiere! Com'è terribile! Quale filosofia potrà mai far superare un fatto del genere? Se questo può avvenire altrimenti che con il suicidio!! Non ho potuto lavorare molto: ma lavoro con fiducia. Sia fatta la Tua volontà.

### DAL SECONDO QUADERNO

31.10.'14

Stamane nuovamente in direzione di Cracovia. Ho lavorato tutto il giorno. Ho dato l'assalto al problema invano (?). Butterei il sangue di fronte a questa fortezza piuttosto che restarmene a mani vuote. Una delle maggiori difficoltà consiste nel tenere la roccaforte in precedenza conquistata finché non ci si possa attestare in essa in tutta tranquillità. E finché (tutta) la città non è caduta, non ci si può attestare definitivamente e tranquillamente in una delle sue fortificazioni. Stanotte ho servizio di guardia, e purtroppo sono già

molto stanco a causa dell'intenso lavoro. Ma è ancora senza risultati! Orsù!... Stanotte restiamo a Szxhu-zin...

1.11.'14

Nella tarda mattinata nuovamente verso Cracovia. Ho lavorato stanotte durante il servizio di guardia, e parecchio anche oggi. E ancora senza risultato. Ma non sono scoraggiato, perché sono sempre in vista del "problema fondamentale". Trakl sta all'ospedale militare di Cracovia e mi chiede di andarlo a trovare. Come sarei felice di conoscerlo! Quando arrivo a Cracovia spero di incontrarlo! Potrebbe essere per me di grande stimolo.

6.11.'14

Stamattina presto in città, all'ospedale militare. Lì ho appreso che Trakl è morto da pochi giorni. Ciò mi ha molto colpito. Che tristezza, che tristezza!!! Ne scriverò subito a Ficker. Eseguite le commissioni e dopo, verso le sei, sono ritornato sulla nave. Non ho lavorato. Il povero Trakl. Sia fatta la Tua volontà.

24.11.'14

Freddo furioso! La Vistola è interamente coperta da lastroni di ghiaccio alla deriva. Oggi entriamo nel

porto. Se soltanto fossi lontano da qui! Qui c'è una confusione infinita e nessuno sa quello che deve fare. I sottufficiali diventano sempre più meschini, uno contagia l'altro e si spalleggiano a vicenda per sempre maggiori insolenze. Vi sono peraltro anche eccezioni. Stanotte ho servizio di guardia. Niente servizio di guardia. Ho lavorato molto. L'idea che mi manca mi sta sempre sulla punta della lingua. Questo è un bene. Ficker mi ha spedito oggi le poesie del povero Trakl che ritengo geniali, senza comprenderle. Mi danno sollievo. Dio sia con me!

26.11.'14

Quando si sente che ci si sta impuntando su un problema, non si dovrebbe continuare a pensarvi, altrimenti si rimane insabbiati. Piuttosto occorrerebbe ricominciare a pensare da un'altra parte, dove ci si possa attestare comodamente. Soltanto: non forzare! I problemi più ardui si devono tutti risolvere da soli davanti a noi. Forti cannonate. Qualunque cosa faccia, i problemi mi si accumulano come le nuvole di un temporale. Ed io non sono in grado di assumere nei loro confronti un punto di vista costantemente soddisfacente. Ho lavorato parecchio, ma senza aver potuto chiarire in qualche modo la situazione. Al contrario, a qualsiasi cosa pensi, trovo sempre domande alle quali non sono in grado di rispondere. Oggi ho creduto che la mia fecondità fosse terminata. Mi sembrava che tutto si fosse nuovamente allontanato. E d'altra parte: i miei tre o quattro mesi sono trascorsi. E purtroppo senza alcun risultato effettivo. Ma vedremo! Ho sentito adesso che dobbiamo prendere sede nei quartieri invernali, e se questo accade, dovrò forse dormire insieme ad altre persone: Dio me ne scampi!! In ogni caso non vorrei perdere la mia presenza di spirito. Dio sia con me!

8.12.'14

Nella tarda mattinata ho marcato visita a causa del piede: distorsione muscolare. Ho lavorato non molto. Comprato l'ottavo tomo di Nietzsche e ne ho letto una parte. Sono rimasto fortemente colpito dalla sua aversità al cristianesimo. Perché anche nei suoi scritti è contenuto qualcosa di vero. Certamente il cristianesimo è l'unica via sicura per la felicità. Ma che succede se si rifiuta questo tipo di felicità?! Non sarebbe meglio andare tristemente alla deriva nella lotta senza speranza contro il mondo esterno? Ma una vita del genere è priva di senso. E perché



Ludwig Wittgenstein (il primo a destra) col suoi scolari della Volksschule di Otterthal nel 1925.

non condurre una vita senza senso? È indegno? Come si accorda ciò con il punto di vista rigorosamente solipsistico? Ma cosa devo fare affinché la mia vita non vada sprecata? Devo sempre esserne cosciente — dello spirito, sempre.

24.12.'14

Oggi, con mia grande sorpresa, sono stato promosso di grado, ma senza stellette. Non ho lavorato.

25.1.'15

Lettera di Keynes! Non molto gentile. Negli ultimi giorni mi sento molto sensuale. Ho lavorato senza risultato. Sono del tutto all'oscuro di come procederà il mio lavoro. Solo con un miracolo ce la posso fare. Solo se DA FUORI MI viene levato il velo che sta davanti agli occhi. Mi devo arrendere totalmente al destino. Accada ciò che è stato prestabilito per me. Vivo nelle mani del destino (solo: non farsi piccolo). E quindi non mi posso rimpicciolire.

11.2.'15

Non ho lavorato. Sono ai ferri corti con un ufficiale — il cadetto Adam. È possibile che fra noi vi sia un duello. Perciò vivo ancora bene e in accordo con la tua coscienza, lo spirito sia con me! Ora e per sempre!

17.2.'15

Ieri e oggi ho lavorato un po'. La mia situazione nel Distaccamento è estremamente insoddisfacente, deve accadere adesso. Sono costretto ad arrabbiarmi molto e ad offendere, e a sprecare la mia forza interiore.

Sono nuovamente molto sensuale e mi masturbo quasi ogni giorno. Così non si può andare avanti.

20.2.'15

Pensieri paurosi, titubanze timorose, sgomento angoscioso, lamento puerile, non cambia alcunché, non dan libertà! Non ho lavorato. Ho pensato molto.

26.2.'15

Non ho lavorato! Riprenderò mai a lavorare?! Di malumore. Nessuna notizia di David. Sono assolutamente abbandonato. Penso al suicidio. Riprenderò mai a lavorare??!

8.5.'15/10.5.'15

MOLTA inquietudine! Ero vicino al PIANTO!!!! Mi sento spezzato e malato! Circondato da cattiveria.

24.5.'15

Ho conosciuto oggi il vecchio logico Dzewicki, di cui mi scriveva Russell nella sua lettera. Un vecchio gentile.

## DAL TERZO QUADERNO

28.3.'16

... e dovrei levarmi la vita. Ho sofferto le pene dell'inferno. Ciò nonostante l'immagine della vita era così allettante, che mi è tornata la voglia di vivere. Mi avvelenerò soltanto se mi vorrò veramente avvelenare.

6.4.'16

La vita è una.

>>>



7.4.'16

Tortura, dalla quale vieni liberato solo per qualche istante, per essere pronto ad ulteriori tormenti. Un assortimento terribile di tormenti. Una marcia estenuante, una notte di tosse, una compagnia di ubriaconi, una compagnia di gente vile e stupida. Fai il bene e rallegrati della tua virtù. Sono malato ed ho una vita schifosa. Dio mi aiuti. Sono un infelice disgraziato. Dio mi liberi e mi conceda la pace! Amen.

15.4.'16

Fra otto giorni andiamo in prima linea. Mi si dia la possibilità di mettere in gioco la vita in una prova difficile!

4.5.'16

Forse domani presento la domanda per essere assegnato agli esploratori. Da quel momento in poi per me comincerà la guerra. E forse anche la vita! Forse la vicinanza della morte mi porterà la luce della vita. Dio mi illumini! Sono un verme, ma attraverso Dio divento uomo. Dio mi assista. Amen.

8.5.'16

Notte tranquilla. Dio con me! Le persone con cui sto, più che essere volgari, sono incredibilmente limitate! Ciò rende quasi impossibile il rapporto con loro, perché ti fraintendono sempre. Essi non sono stupidi, ma limitati. Nel loro piccolo sono sufficientemente intelligenti. Ma manca loro il carattere, e con esso l'espansione. «Il cuore che crede tutto comprende». Ora non posso lavorare.

16.5.'16

In terza posizione. Come sempre molte fatiche. Ma anche una grande grazia. Sono debole come sempre! Non posso lavorare. Oggi dormo sotto il fuoco della fanteria, e probabilmente perirò. Dio sia con me! Per sempre. Amen. Sono un uomo debole, ma Lui finora mi ha risparmiato. Dio sia lodato in eterno, amen. Rendendo la mia anima al Signore.

29.7.'16

Ieri mi hanno sparato addosso. Ero senza coraggio. Avevo paura di morire. Che voglia di vivere ho adesso! È difficile rinunciare alla vita, quando se ne prova il piacere. Proprio questo è il "peccato", la vita irragionevole, una concezione sbagliata della vita. Ogni tanto divento

una bestia. E allora non riesco a pensare a nient'altro che a bere, mangiare e dormire. Terribile! Ed allora soffro anche come una bestia, senza possibilità di una salvezza interiore. In quei momenti sono in balia delle mie passioni e delle mie repulsioni. E allora è impensabile una vita autentica.

12.8.'16

Tu sai cosa devi fare, per vivere

felice; perché non lo fai? Perché sei irragionevole. Una vita cattiva è una vita irragionevole. L'importante è non arrabbiarsi.

13.8.'16

Sto ancora lottando invano contro la mia natura maligna. Dio mi dia la forza!

Traduzione di Fabrizio Funtò  
e Michael Schlicht

## VI RACCONTO IL SUO TORMENTO

colloquio con Adolf Hübner

**Il presidente della Fondazione Wittgenstein spiega il valore esistenziale e filosofico dei diari.**

**E protesta contro la censura degli esecutori testamentari**



Adolf Hübner

**K**irchberg am Wechsel è un paesino ad ottanta chilometri a Sud di Vienna, nella Bassa Austria, appoggiato sui fianchi dello Schneeberg, proprio sotto la piccola e preziosa chiesetta tardo-gotica di St. Wolfgang. Un tempo Kirchberg era soltanto un monastero e quattro case al valico dei monti. Oggi è un luogo moderatamente turistico, pulito. Qui ha sede la Osterreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft, la Fondazione Wittgenstein o anche, più semplicemente, la Fondazione.

La Fondazione è opera che si deve

al profondo amore per la filosofia del suo fondatore, Adolf Hübner, ed anche alla sua indomabile ostinazione. Prima di occuparsi di filosofia e di Wittgenstein, Hübner è stato veterinario e poi ricercatore all'università nel campo degli isotopi radioattivi. Oggi possiede un ridente allevamento di trote con annesso ristorante, appena inaugurato.

**Dottor Hübner, come mai la cosiddetta parte privata dei "Quaderni di Gmuden", cioè i "Diari segreti", non è stata ancora pubblicata?**

«Negli anni '30 Wittgenstein aveva chiesto alla sua famiglia di distruggere i suoi diari, ma grazie a Dio quell'ordine venne solo parzialmente eseguito. Si salvarono tre diari che, secondo me, sono di importanza straordinaria. Da quei diari Wittgenstein elaborò il "Tractatus", ma si tratta già di un'opera filtrata, troppo prudente. Nel "Tractatus" Wittgenstein non si mette a nudo come fa invece nei "Diari"».

**E allora perché non pubblicarli?**

«Perché si pensa di dover proteggere la vita privata di Wittgenstein, le sue manie, le sue tendenze omosessuali...».

**Già, ma per seguire la volontà di Wittgenstein occorrerebbe allora distruggerli!**

«Questa è una domanda che an-

>>>

drebbe girata agli esecutori testamentari».

**Il problema allora è questo: chi detiene oggi i diritti sugli scritti di Wittgenstein?**

«Occorre distinguere fra il lascito privato e quello letterario. Il lascito privato di Wittgenstein è più o meno tutto nelle mani del Dr. Hermann Hänsel, figlio di quel Ludwig Hänsel che fu compagno di prigionia del filosofo e che lo spinse a diventare insegnante. Fra i due ci fu anche un carteggio sul problema del nazismo. Ma si tratta di persone riservate, e sia il padre che il figlio hanno ritenuto giusto preservare le faccende private del filosofo. E questo è anche il motivo per il quale i tre esecutori del lascito letterario, cioè Rush Rhees, G.H. von Wright e G.E.M. Anscombe, che erano suoi allievi, si sono detti contrari alla pubblicazione dei "Diari segreti". Noi non siamo d'accordo. Siamo insoddisfatti proprio perché non tutto ciò che ha scritto Wittgenstein è stato ancora pubblicato».

**Lei è a conoscenza di ciò che non è stato ancora pubblicato?**

«Solo vagamente. Possediamo un catalogo generale, ma non ho mai avuto il tempo per vedere la parte inedita. Quanto alla posizione dei "Diari segreti", dal punto di vista legale non è chiara. Probabilmente non è possibile stabilire con certezza a chi appartengano i diritti, o anche semplicemente come stiano le cose. Gli esecutori del lascito letterario sostengono di poter decidere in merito alla loro pubblicazione, ma credo che ciò non sia esatto».

**Veniamo ora al contenuto dei "Diari segreti". Come mai Wittgenstein si presentò volontario?**

«Era un patriota austriaco...».

**Ma fra i "nemici inglesi" vi erano i suoi più cari amici...**

«In un certo senso Wittgenstein era del parere che le guerre fossero inevitabili: pensava che facessero parte della "natura umana", e che non fossero altro che la prosecuzione di conflitti iniziati nel pensiero. Forse intendeva la guerra come un momento naturale di contrasto fra i popoli, e quindi combatteva per la sua nazione contro il popolo inglese. Ma nello stesso tempo nutriva indicibili preoccupazioni per la sorte di David Pinsent, il suo amico inglese morto in un incidente aereo nel 1918 e che Wittgenstein aveva amato, probabilmente anche in senso omosessuale».

**Su quest'ultimo punto tornare-**



La scuola elementare di Trattenbach dove Wittgenstein insegnò negli anni Venti. Sotto: l'osteria "Al cervo marrone". Sulla sinistra vi è la casa dove il filosofo alloggiava.



**mo tra breve. Ma non crede lei che Wittgenstein cercasse qualcosa di più preciso nel rapporto fra sé ed un evento così terribile come la guerra?**

«Sì, attraverso il superamento dei pericoli cercava la forza per affrontare le pene spirituali. Credo che sperasse di fortificare il carattere attraverso la sopportazione dei dolori e delle privazioni materiali».

**In un passo dei "Diari", Wittgenstein afferma che la vicinanza della morte porta luce alla sua vita.**

«Credo che egli sperasse ardentemente in un momento chiarificatore per la propria esistenza, se vuole in un momento mistico. Quando si trovava sul letto di morte e sentendo che erano i suoi ultimi istanti, capì che non sarebbe riuscito a rivedere i suoi amici. Allora disse al medico che lo accudiva: "Tell them, I had a wonderful life". Che significa questa frase rispetto alla terribile vita che trascorse? Probabilmente questo: dite loro che da un certo momento in poi ho potuto servire lo Spirito, cosa questa che molta gente non può fare perché è incastrata nella quotidianità e non trova una via d'uscita».

**In alcuni punti dei "Diari" Wittgenstein parla di Spirito. In altri di Dio. È la stessa cosa?**

«A quel tempo Wittgenstein si sentiva ed era molto religioso. Molto tempo più tardi Wittgenstein disse

di potersi immaginare Dio soltanto come un giudice inflessibile. Mentre scriveva i "Diari" credo che Wittgenstein credesse in un Dio misericordioso, che potesse soccorrerlo. Si era rassegnato — direi — a servire lo Spirito, e così facendo riteneva di servire Dio. La questione da lei posta però rimane aperta».

**Ritorniamo al problema dell'omosessualità. In un libro di Barthley si afferma che, in base ad alcuni sogni e ai racconti del gay intorno al**

**Prater, Wittgenstein sarebbe stato un omosessuale e che avrebbe praticato attivamente queste sue tendenze. Lei di che opinione è?**

«Il libro di Barthley è inaffidabile, e mi sono già a suo tempo preoccupato di scriverne una confutazione. Oggi sono propenso a credere che Wittgenstein avesse tendenze omosessuali, e che proprio a causa loro pensasse al suicidio. Credo che nutrisse terribili sensi di colpa che vanno però inquadrati anche storicamente. Agli inizi del nostro secolo un omosessuale veniva considerato un errore di natura. Sopportare una tale "disgrazia" era difficile. Probabilmente ci si diceva: purtroppo sono uno sbaglio di natura. In un certo senso violo le leggi di Dio: in me ci deve essere il diavolo o chissà che altro. Ma se devo vivere, allora devo fare qualcosa che giustifichi la mia esistenza, qualcosa che la redima e le dia valore. Ad essa dedicherò la mia esistenza, e per essa concentrerò ogni mio sforzo. È stata una vera fortuna per Wittgenstein aver incontrato Bertrand Russell e di essersi avvicinato alla filosofia. Sono comunque convinto che Wittgenstein non fosse un omosessuale assiduo. Anzi, credo che avesse bisogno soltanto dell'amore. E se è accaduto qualche volta che praticasse l'omosessualità senza amore, in quei momenti probabilmente è stato molto vicino al suicidio».

FABRIZIO FUNTO



Woerl, Ludwig 1906-

WOERL, Ludwig

## Ludwig Wörls gute Taten

Einzelheiten über den Heldenmut des jetzt 60jährigen Münchener Ludwig Wörl, der soeben den diesjährigen Leo-Baeck-Preis erhalten hat, erfährt man aus einem in London (im Verlag Oswald Wolff Publishers Ltd.) erschienenen Buch von D. H. Leuner. Es ist betitelt "When Compassion Was A Crime".

Schon 1934, so heisst es da, beteiligte sich Wörl an der Verbreitung eines Flugblattes "Das ist Dachau". Als er darauf selbst in dieses K.Z. kam, wurde er unausgesetzt verhört, aber er gab weder die Namen der Verfasser noch die der Druckerei preis. Es folgten neun Monate Sonderhaft, davon sieben in der Dunkelzelle des Lagers. Später durfte Wörl, der Erste Hilfe gelernt hatte, als Pfleger in der Krankenbaracke arbeiten. Nach und nach erhielt er dort mehr Verantwortung. Eine Zeitlang war er in der Röntgenabteilung, die einer Rote-Kreuz-Delegation als Dachaus Prunkstück vorgeführt wurde, tätig und bildete sogar Mitgefangene aus. 1942 wurde er mit sechzehn seiner Leute nach Auschwitz transportiert.

In Auschwitz wagte sich Wörl an höchst gefährliche Unternehmen heran. Er fälschte Listen von für die Gaskammern ausgewählten Häftlingen. Er versteckte Häftlinge. Dafür sollte Wörl büssen: er sollte erschossen werden. Die Exekution deutscher Staatsbürger bedurfte jedoch der Bestätigung durch die deutsche Be-

hörden. Als Wörls Aktenstück nach Auschwitz zurückgelangte, wurde es durch einen jüdischen Häftlingsarzt, dem Wörl einmal nützlich gewesen war, vernichtet. Nun musste Wörl dessen Einrichtung mit ansehen. Nur seine Sportsnatur und seine Körperkraft haben Wörl Auschwitz und andere K.Zs überstehen lassen, aber durch elf Lagerhaftjahre ist er zum Invaliden geworden. Zwanzig Israelis, die ihm ihr Leben verdanken, luden ihn im Frühjahr 1965 nach Israel ein.

In neun Kapiteln, nach Zeitabschnitten geordnet, werden nahezu 300 Deutsche, in der Mehrzahl der Öffentlichkeit unbekannt Männer und Frauen, Angehörige aller Stände und Berufe gewürdigt; denn die cha-

rakterstarke Haltung und der Mut dieser verhältnismässig wenigen stillen Helden und Heldinnen, ihr gutes Tun für Gejagte und Halbverhungerte, ja sogar für Eingesperrete, ihr menschliches Verhalten darf nicht vergessen werden, muss festgehalten bleiben. Zahlreiche Personen, die ihr Leben retten konnten, sind namentlich erwähnt; die (zu einem Teil bekannten) Quellen, deutsche und englische, aus denen Leuner schöpft, sind sorgfältig vermerkt. Der Autor, der in London lebt, entstammt einer Breslauer jüdischen Familie. Er hat in Schottland evangelische Theologie studiert und ist in der christlich-jüdischen Zusammenarbeitsbewegung aktiv.

E. G. Lowenthal.

### LEO-BAECK-PREIS FUER LUDWIG WOERL

Einzelheiten über den Heldenmut von Ludwig Wörl, der den diesjährigen Leo-Baeck-Preis des Zentralrats der Juden in Deutschland erhalten hat, erfährt man aus einem in diesen Tagen in London (Oswald Wolff Publishers Ltd.) erschienenen Buch von D. H. Leuner. Es ist betitelt "When Compassion Was A Crime" und etwa 300 "stillen Helden 1933-1945" gewidmet.

Schon 1934, so heisst es, beteiligte sich Wörl an der Verbreitung eines Flugblattes "Das ist Dachau". Als er daraufhin selbst in dieses K.Z. verbracht worden war, wurde er unausgesetzt verhört, aber er gab weder die Namen der Verfasser noch die der Druckerei preis. Es folgten neun Monate Sonderhaft, davon sieben in der Dunkelzelle des Lagers. Später durfte Wörl, der Erste Hilfe gelernt hatte und sich als Bergsteigerhelfer auskannte, als Pfleger in der Krankenbaracke arbeiten. Nach und nach erhielt er dort mehr Verantwortung. Eine Zeitlang war er in der Röntgenabteilung, die einer Rote-Kreuz-Delegation als Dachaus-Prunkstück vorgeführt wurde, tätig und bildete sogar Mitgefange-

ne aus. 1942 wurde er mit sechzehn seiner Leute nach Auschwitz transportiert, nachdem dort eine Epidemie ausgebrochen war, die Häftlinge und Wachmannschaften bedrohte. In Auschwitz wagte sich Wörl an höchst gefährliche Unternehmen heran. Er fälschte Listen von für die Gaskammern ausgewählten Häftlingen, versteckte Häftlinge, gab jüdischen Häftlingsärzten Arbeit, auf die, wenn sie ertappt würden, Todesstrafe stand. Dafür sollte Wörl erschossen werden. Die Exekution deutscher Staatsbürger bedurfte jedoch der Bestätigung durch die deutschen Behörden. Als Wörls Aktenstück nach Auschwitz zurückgelangte, wurde es durch einen jüdischen Häftlingsarzt, dem Wörl einmal nützlich gewesen war, vernichtet. Nun musste Wörl dessen Hinrichtung mit ansehen. Nur seine Sportsnatur und seine Körperkraft haben Wörl Auschwitz und andere K.Z.'s überstehen lassen, aber durch die insgesamt elf Lagerhaftjahre ist er zum Invaliden geworden.

Zwanzig Israelis, die ihm ihr Leben verdanken, luden ihn im Frühjahr 1965 nach Israel ein.

E. G. L.

25. Nov. 1966 MB 34, 47 (25.46)

Wörl, in Brief 1966-



WOLF, FRIEDRICH 1888-1953

Wolf, Friedrich

# DAS Magazin

Heft 9, September 1987  
Jahrgang 34

**Chefredakteur:** Manfred Gebhardt,  
Tel.: 244 34 35  
**Stellvertretender Chefredakteur:**  
Dr. Ursula Halranke, 244 33 87  
**Chefreporter:** Erika Nowak, 244 32 09  
**Literatur:** Heinz Niemann, 244 36 09  
**Kultur:** Ulrich Backmann, 244 35 01  
**Bild:** Brigitte Voigt, 244 24 01  
Brigitte Sellin, 244 36 91  
Alexander Stingl, 244 22 71  
**Gestaltung:** Hans-Peter Greinke,  
Bernd Meier, 244 36 75  
**Anschrift:** Karl-Liebknecht-Str. 29  
Berlin 1026  
Die Redaktion wurde mit dem  
Orden „Banner der Arbeit“,  
Stufe I, ausgezeichnet.  
Das MAGAZIN erscheint  
monatlich im Berliner Verlag.  
**Verlagsdirektor:** Erich Reimann  
Sammel-Nr. 2440  
Artikel-Nr. (EDV) 15231

Druck III/9/1  
Grafischer Großbetrieb  
Völkerfreundschaft Dresden  
Lizenznummer 233 des Presse-  
amtes beim Vorsitzenden des  
Ministerrates der DDR  
**Anzeigenverwaltung:** Berliner Verlag,  
Anzeigenannahme:  
Berliner Verlag, Abt. Anzeigen,  
und sämtliche Anzeigenannahmestellen  
Berlins und aller Bezirke der DDR  
**Auslandsanzeigen:** Interwerbung  
Auslandspreise sind den Zeitschrif-  
tenkatalogen des Außenhandels-  
betriebes Buchexport zu entnehmen.

Copyright  
„Munjo, der Dichter“ aus „Geschichten  
aus der Löwengrube“ – S. Fischer  
Verlag, Frankfurt/Main, 1986;  
„Falsch verbunden“ („Wrong Number“)  
aus „Nobelmorde“ – deutsche Rechte  
Scherz Verlag, Bern;  
„Untreue ...“ aus „Illustrierte Sitten-  
geschichte“ – Fischer Taschenbuch  
Verlag GmbH, Frankfurt/Main.  
Nachtrag zu Heft 6/1987  
Paul Klee: „Villa R.“,  
„Zwei Männer, einander in höherer  
Stellung vermutend, begegnen sich“,  
„Der schimpfende Kaiser Wilhelm“.  
© 1987, Copyright by COSMOPRESS,  
Gené

Fotos: Stingl (6) S. 4/5, 44, 46, 47;  
Archiv: (14) S. 17, 42, 43, 50–53, 55;  
Golka (3) S. 27–29;  
Creutziger (3) S. 28, 29;  
St. Eisler (1) S. 31;  
Friedrich-Wolf-Archiv (4) S. 32–34;  
Renker (12) S. 38, 39  
Sereny (3) S. 40, 41; Steff (2) S. 42;  
Sowjetskoje Foto (1) S. 43;  
Rössler (1) S. 61;  
Söllner (8) S. 62, 63;  
Grünke (4) S. 66, 67;  
Hoffmann (1); Krüger (1) S. 68;  
Pretzsch (1) S. 69;  
J. May (1) S. 75;  
Titel: Werner Klemke

Sie an uns	2
Kurt Steiniger: Begründung	4
Luise Rinser: Munjo, der Dichter	6
Michael Z. Lewin: Falsch verbunden	10
Lisa Jobst: Alte Frau	13
Eduard Fuchs: Untreue – zwischen Verdammnis und Verherrlichung	14
Eigene Beine sind die besten	18
Klaus Klaufuß: Das Geheimnis des Elektromeisters	20
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift: Waechter – der Größte	23
Jürgen Schaepe: Der große Blonde mit dem feinen Witz	27
Dieter B. Herrmann: Hanns Eisler – Ansichten	30
Jens Grandt: Das Doktorbuch des Friedrich Wolf	32
Manfred Gebhardt: Heimat Mansfeld Fotos: Gisela Renker	37
Romy Schneider – Bilder ihres Lebens	40
Posen	42
Ulrike Bresch: Lesen und lesen lassen	44
Milen Radev: Aus der Note eine Tugend gemacht	48
Dr. Reinhard Ulbrich: Die Ekstase von Crewe	50
Werner Liersch: Erinnerungen an die Brauning-Zeit	54
Brigitte Kirilow: Pas de quatre unter dem Klavier	56
Anne Braun: Zum Sehen geboren, zum Nutzen bestellt	62
Ulrich Rhein: Ahoi, alte Fähre	66
Berlin-Magazin	68
Ditti Clemens: Bohrungen	70
Lorenzo Fungo: Das Perlenelixier	75
Rätsel	76
Treffpunkt	78
Ursula Winnington: Liebe, Phantasie und Kochkunst	79
Abgehörtes – Ausgelesenes	80



---

*Als er noch Physikstudent war, führte der heutige Direktor der Berliner Archenhold-Sternwarte, Professor Dr. Dieter B. Herrmann, anfang der sechziger Jahre eine Reihe Gespräche mit dem Komponisten Hanns Eisler. Dabei ging es um Musik und Physik, um Einstein und den Kontrapunkt und um Politik. 25 Jahre nach Eislers Tod (er starb am 6. September 1962) sind die Ansichten und Meinungen des Komponisten noch ebenso vergnüglich zu lesen wie zur Zeit seiner Gespräche mit dem jungen Physiker.*

**Hanns Eisler**

# Ansichten

## Über Musik

*Eisler:* Die Kunst geht immer bei der Unterhaltung los. Alle Kunsttheorien – und es gibt eine ganze Menge – müssen zugeben, daß Kunst unterhaltend sein soll. Diese Trennung: Unterhaltungsmusik und Un-Unterhaltungsmusik – das sind wir – ist doch sehr verdächtig. Ich bin der Meinung, daß auch die sogenannte „ernste Musik“, also auch meine, unterhalten muß.

*Herrmann:* Aber bei der „Deutschen Symphonie“ muß man doch verdammt aufpassen, um alles hören zu können.

*Eisler:* Na und? Ist das keine Unterhaltung: aufpassen?

Für den marxistischen Musiker besteht zwischen Phantasie und Konstruktion ein dialektischer Widerspruch. Die Phantasie regt die Konstruktion an und die Konstruktion die Phantasie. Es ist sinnlos, das eine zu sehen und das andere zu übersehen. Es gibt in der bürgerlichen Welt eine Menge außerordentlich begabter Komponisten, aber sie wollen sich von aller Intuition lossagen. Das ist ganz großer Schwachsinn. Intuition braucht man. Aber nicht so eine primitive, wie sie meist dargestellt wird.

Meine Kompositionen werden oft verfeinerter, als ich selbst will. Schließlich muß ich auch an mein Vergnügen denken, wenn ich komponiere. Das Niederschreiben einer musikalisch einfachen Form ist mir stinklangweilig; wie der Rauschgiftsüchtige zum Rauschgift greift, so greife ich immer wieder zum musikalischen Raffinement. Ich kann nicht anders.

Der Mensch ist das höchstentwickelte Stück Na-

tur. Deshalb muß er auch für den Musiker das interessanteste Stück sein. Meine Lieder sind einfacher nicht denkbar, meine Orchesterstücke vielfach kompliziert. Die Arbeiterklasse verlangt nicht „einfach“ etwas Kompliziertes oder Einfaches, sie verlangt den ganzen Reichtum der Kultur.

## Über die „Ernsten Gesänge“:

Das Werk wird helfen, denke ich, die Gefühle zu reinigen. Das ist schließlich überhaupt eine der Aufgaben der Musik. Ich bin dagegen, daß nur geschimpft wird; das hilft nicht. Wir müssen *erkennen* und *verbessern*. Ich bin ja auch nicht *traurig*, wenn ich hier von Traurigkeit spreche, aber ich will zeigen, wozu auch Trauer fähig ist und wie Trauer umschlagen kann. Ich sehe das alles mit Abstand und drücke mich nicht selber aus. Das verlange ich auch von den Interpreten. Sie sollen das Werk betrachten, wie zum Beispiel diesen Baum dort.

## Über Kunst und Physik

Wie es sich für einen Physiker gehört, daß er Kunst betreibt, so verlange ich von einem Musiker, daß er sich für Naturwissenschaften interessiert. Dadurch, daß die Musiker zum Beispiel von Physik keine Ahnung haben, kommen sie zu Kompositionen, welche die neuen physikalischen Entdeckungen nicht berücksichtigen. Aus dieser Musik weht nicht der große Atem, den Sie zum Beispiel aus der Physik her kennen.

Da schreibt doch neulich einer was von „konventioneller Dialektik“. Der Mann hat doch die ganze Dialektik nicht begriffen. Er denkt, die Dialektik hat sich irgendeiner ausgedacht. Das ist genauso, als ob ich Ihnen sagen würde: Also, diese blöde Einstein-Gleichung, Energie gleich Masse (mal Lichtgeschwindigkeit im Quadrat, Red.), die hängt mir ja zum Halse heraus. Macht doch endlich mal was Neues.

## Über Einstein

Einstein war ein sogenannter „musikalischer Genüßling“. Ihm diente die Musik zur Entspannung und zum Genuß. Allerdings hatte er einen sehr gebildeten Geschmack. Als ich mit ihm in Berlin zusammentraf, war er bereits ein weltberühmter Mann. Die Sonnenfinsternisexpedition hatte die Bestätigung seiner Theorie erbracht. Er war ungeheuer reich, aber man merkte nichts davon, weil er gar keinen Wert auf äußeren Reichtum legte.

Ich habe ihn auch einmal erlebt, als er in der Arbeiterhochschule sprach. Unser alter Duncker hatte das organisiert. Die Arbeiter hatten ihn jubelnd empfangen. Die neue Physik erschien ihnen wie die neue Zeit, auch auf gesellschaftlicher Ebene. Einstein demonstrierte die Bewegung der Planeten nach der klassischen Theorie. Plötzlich machte er eine ganz verwickelte Bewegung mit der Hand und fragte: „Was machen wir aber, wenn sich die Planeten so bewegen? Was machen wir dann?“ Da brachen die Arbeiter in einen Riesenapplaus aus. Brecht, der auch in diesem Vortrag saß, hat die Stelle später in seinen „Galilei“ übernommen.

Als mein Bruder und ich in Amerika mit dem Komitee für unamerikanische Tätigkeit in Konflikt kamen, hat sich Einstein sehr mutig für uns eingesetzt.

### Über den Kontrapunkt

Die temperierte Stimmung ist nicht wegen ihrer größeren Schönheit eingeführt worden, sondern einfach, weil sie praktischer war. Man ließ sich von Schönheitsgesichtspunkten überhaupt kaum leiten, sondern nur von solchen der praktischen Nützlichkeit. Das war auch bei der Schaffung der Kontrapunkttechnik so: Die Kontrapunkttechnik wurde nur geschaffen, um eine praktisch-theoretische Anleitung zu besitzen, die genau vorschreibt, wie man mehrstimmig singen kann. Ein Beispiel zeigt das ganz deutlich: Die Sexte war in der Kontrapunkttechnik zunächst verboten; nicht etwa, weil sie nicht schön klang – es gab ja später ganze Epochen,

die sie unerhört häufig benutzten –, sondern einfach aus praktischen Erwägungen heraus, weil sie nämlich in der Vokalmusik schwer zu intonieren war. So waren also die Regeln des Kontrapunktes nur Verfeinerungen des praktischen Singens. Genauso geht es ja bei Ihnen in der Physik. Die wichtigsten physikalischen Begriffe sind lediglich Verfeinerungen von Begriffen aus der täglichen Erfahrung, zum Beispiel Kraft, Energie. Der Schönheitsbegriff ist deshalb in der Musik nur historisch zu fassen. Er enthält in gewisser Weise auch die gesellschaftlichen Zustände. Aber das zu zeigen ist sehr schwer und von der jungen marxistischen Musikästhetik bisher kaum unternommen worden.

### Über Politik

Wenn wir etwas Gutes leisten, so ist das ein Politikum ersten Ranges.

Zur Musik für das Schauspiel „Sturm“ von Bill-Belozerkowski: Im „Sturm“ sollte alles lustig, optimistisch klingen. Die Musik sollte zeigen: Seht euch das an, seht, was die bis heute geschafft haben und seht, wie es anfing. Es sollte ein historischer Vorgang dargestellt werden, aber nicht ohne Heiterkeit. Ohne Heiterkeit gibt es keine Größe.

„Im Rundfunk spielte man von mir eine Kantate gegen den Krieg.“ „Das im ersten Weltkrieg komponierte Stück?“ „Nein, ich habe vieles gegen den Krieg geschrieben; es waren zu viele Kriege.“

*Diesen Hund hat man mir zum Geburtstag geschenkt, zu meinem Besitz erklärt – jetzt besitzt er mich. Er ist furchtbar launisch, aber er denkt, ich bin launisch.*







# Das Doktorbuch des Friedrich Wolf

„Die Ärzte sagen, ich sei ein guter Schriftsteller. Die Schriftsteller behaupten, ich sei ein guter Arzt. Liebe Freunde, womit habe ich das verdient?“

Diese Worte bringt 1931 ein Besucher, über den noch zu reden sein wird, aus der Praxis des Dr. med. Friedrich Wolf, Arzt für Naturheilkunde & Homöopathie, aus Stuttgart mit. Heutzutage ist Wolf fast nur als Dramatiker, Schriftsteller, Publizist bekannt. Er würde sich wieder beklagen: Liebe Freunde, womit habe ich das verdient?

Die Schule und einige Theateraufführungen – „Cyankali“, „Professor Mamlock“, „Matrosen von Cattaro“ – haben uns ein einseitiges Bild von Friedrich Wolf vermittelt. Als sei Wolf nur der strenge Geistesarbeiter und Protagonist seiner so oft mißdeuteten Programmschrift „Kunst ist Waffe“ gewesen. Dieses Klischee ist insofern grotesk, da gerade Friedrich Wolf ein temperamentvoller Naturverehrer und rührender Liebhaber war. Er wurde

nicht müde, von der Schönheit des menschlichen Körpers zu sprechen, tat alles, um sich gesund zu halten, attraktiv auszusehen. Wolf war ein fanatischer Gesundleber. Und als Arzt besessen von der Idee, allen Menschen den Weg zu einer gesunden Lebensweise aufzuzeigen.

Im Winter 1926 erhält er das Angebot der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, ein ärztliches Ratgeberbuch zu schreiben. Der Mann, der sich im schwäbischen Hechingen und den Dörfern der Rauhen Alb durch seine Heilerfolge Achtung und Vertrauen erworben hatte, dessen expressionistische Stücke und dessen Roman „Kreatur“ künstlerisches Talent offenbarten, der 38jährige Friedrich Wolf gibt seine Praxis auf, verzichtet aufs Stückeschreiben und zieht sich mit der Familie in ein schwäbisches Dorf zurück, um ein Jahr lang an nichts anderem zu arbeiten als an seinem „Doktorbuch“.

Er nennt es „Die Natur als Arzt und Helfer“. Es kamen vier Aufla-

gen heraus, die letzte, wenn auch um wesentliche Teile gekürzt, im Sommer 1935, als Wolf schon in der Emigration lebte, und sicher wären weitere Auflagen gefolgt – in einem nichtnazistischen Deutschland. Das Buch wurde zu einer wahren medizinischen Hausbibel, besonders in Arbeiter- und Landarbeiterfamilien des süddeutschen Raumes. Und war doch 640 Seiten dick! Und kostete 22,50 Reichsmark (1929), eine Ausgabe, die bedacht sein wollte!

In einem Brief vom 5. März 1926 an den Verlagsleiter Gustav Kilpper erläutert Wolf sein Anliegen: „Die Zeit ist vorüber, da man gegen Kopfschmerz 3 × täglich ein Aspirin verordnete oder da man über einen Hautausschlag eine Salbe schmierte. Kein Mensch wird es für richtig befinden, über ein verschmutztes Zimmer einen Teppich zu legen, oder den Boden, der eine unangenehme Nachricht bringt – denn ein solcher Bote ist der Schmerz – abzutöten. Wir gehen heute in den meisten Fällen nicht so sehr darauf aus, einzelne Krankheiten für sich zu heilen, wir wollen die Widerstandskraft des Körpers neu anfachen und erhöhen, wir wollen das uns von der Natur verliehene Hauptheilmittel, ‚die Lebenskraft‘, als Kämpfer gegen die Krankheit in die erste Reihe stellen. Diese Lebenskraft zu erhalten heißt gesund bleiben! Diese ‚Lebenskraft‘ – wie der große Arzt Hufeland dies von der Natur verliehene Erbgut ansprach – neu zu erwecken, heißt gesund werden! ...“

Wir haben das Buch zwar so eingerichtet, daß es in jedem einzelnen Krankheitsfalle als Nachschlagewerk dienen kann; darüberhinaus aber wünschen wir, das jedes Kapitel als eine Art Abendlektüre diene. Denn nur die klare Einsicht in den Aufbau und die Zusammenhänge unseres gesunden Körpers vermag auch im Krankheitsfall eine richtige Entscheidung zu treffen. Diese

**Else und Friedrich Wolf 1949  
im Garten ihres Lehnitzer  
Hauses**

einfache Einsicht in die Lebensvorgänge seines eigenen Körpers sollte auch jeder Laie ebenso haben, wie er die Kenntnis der einfachsten Rechtsverhältnisse und Gesetzesvorschriften für sein Leben haben muß! Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe! Man lese also das Buch, bevor man in Krankheit geraten ist! ..."

Nimmt man das Buch zur Hand, wird einem das Ungewöhnliche sogleich augenfällig. (Der Mitteldeutsche Verlag plant eine Reprint-Ausgabe anlässlich des 100. Geburtstags von Friedrich Wolf am 23. Dezember 1988). Fast keine Seite ohne Abbildungen! Auch und gerade Bilder vom gesunden Menschen, seinem Lebensmilieu und den Verrichtungen, die den Körper kräftigen können. Und oft ist der Autor sein bestes Foto-Beispiel. Friedrich Wolf im Dauerlauf, Wolf beim Körperstemmen, Wolf bei der Klopfmassage. Ganze Gymnastiksequenzen im „Eigenfoto“. Man kann die Damen verstehen, wenn sie von der athletischen Gestalt des Dichters beeindruckt waren, und Wolf genoß diese Wirkung.

Unter den Abbildungen finden sich, zusammen mit den Texten, lustige Kombinationen, etwa: „Der ‚Herr Verfasser‘, 39jährig, bei der Morgenarbeit“ – Friedrich Wolf auf einer Hand stehend; vielleicht ist der Schnappschuß auch beim Radschlagen entstanden, wer weiß. Oder: „Besser als Kissingen und Karlsbad“ (zwei berühmte Badeorte) – Wolf mit freiem Oberkörper beim Umgraben. Oder: „Der Kleine macht's gut. Der Alte ist zu steif!“ Man sieht die „Rumpfbeuge aus dem Liegen“. Der Kleine ist der vierjährige Konrad Wolf, später

**Sohn Markus und der Vater:  
Abhärten macht Spaß**







Regisseur und Präsident der Akademie der Künste. Sohn Markus bespritzt den Vater im Garten mit einem Wasserstrahl, und die geliebte „Eltzefrau“ (Else Wolf) sieht man beim Anlegen von Kreuzwickel oder Heilpackungen mit den Kindern und wohl einige Male auch als Freikörpergymnastin. „Das Private wird öffentlich gemacht im Dienste der Gesundheitserziehung“, heißt es im Prospekt einer Stuttgarter Friedrich-Wolf-Ausstellung. Vergleichbare Gesundheitsbücher verzichten auf diese Unmittelbarkeit, müssen es wohl, weil die Autoren und deren Familien (falls sie verheiratet waren) derartiges nicht bieten konnten.

Anschaulich, für jedermann praktikabel, sind Wolfs Hinweise zur Körperpflege. Erfahrungen eines Mediziners, dessen ärztliche Laufbahn, wie allgemein üblich, mit speziellen Arbeiten (Dissertation über „Die multiple Sklerose im Kindesalter“) und mit Fachartikeln begonnen hatte, der sich dann aber der medizinischen

Volksaufklärung widmete. Erfahrungen eines praktizierenden Gymnasten, der Zeit seines Lebens vorlebte, was er von anderen forderte oder ihnen empfahl. Wolf haßte Unaufrichtigkeit.

Seine Liebe zur Natur und zur Bewegung im Freien wurde in der proletarischen Wandervogelbewegung geweckt. Bereits 1921 schrieb er einen Aufsatz „Gymnasten über euch!“, aus dem dann das Skript für einen populärwissenschaftlichen Film gleichen Titels entstand. Wolf ging bis zum Grund: „Das Wort kommt von ‚gymnos‘. Und dieses Wort heißt: nackt!“ Er war leidenschaftlicher Anhänger der Freikörperkultur. Und er propagierte das „Camp“ (noch ohne „-ing“), in dem sich damals amerikanische Arbeiter zum ersten Mal in der Geschichte ihrer Lebensweise an freier Luft zu erholen begannen. „... lernt sehen, wie schön ihr noch immer seid! Wie schön das Leben sein kann! Ihr wißt es bloß nicht!“ In diesem Aufsatz geißelt er die völlige Verkehrung der Werte durch

### Der berühmte Autor von „Cyankali“, oder: Arbeit am ärztlichen Ratgeberbuch

kleinbürgerliche Gewohnheiten: „Ja, wenn auf der Straße jetzt die Körperkleidung fiele, das wäre furchtbar! Viele der Ersten würden die letzten sein! Ein abgerissener Knopf – Welch ein Makel, aber ein Speckhals – repräsentabel! Gymnasten über euch!“

Gewiß, Wolf war in dieser Hinsicht eitel. Ihm sagte man nach, daß er über sein bestes Theaterstück – er selbst liebte „Die Matrosen von Cattaro“ am meisten – nicht so erfreut gewesen wäre wie über seinen makellosen Körperbau. Man hat das mit einem Hang zum Narzismus gleichgesetzt. Ob das stimmt, sei dahingestellt. Er übte sich in gepflegten, kameradschaftlichen Umgangsformen und hoher Sprachkultur. Er stilisierte die Ästhetik des „neuen Menschen“, wie er ihn verstand.

Wolfs „Erziehung zur Gesundheit“ beginnt natürlich beim Essen. „Ihr freßt und sauft euch tot, das tun wir Tiere nicht“, steht in dicken Buchstaben vor einem der Kapitel. Ein Zitat aus Grimms Hausens „Abenteuerlichem Simplicissimus“, 1669 geschrieben. Wolf: „Du kennst zwar deinen Lohn und Gehalt, deine Einnahmen und Ausgaben, du weißt, was du am Tage ißt, vielleicht auch, wieviel du ißt. Weißt du aber, wie wenig du zum Leben brauchst, weißt du, daß dein Nahrungsminimum zugleich dein Nahrungsoptimum, deine beste Lebensbedingung ist? Weißt du, daß neun Zehntel aller chronischen Krankheiten ‚aus dem Bauche kommen‘, ihren Grund in falscher oder übermäßiger Nahrungszufuhr haben?“

Die konkreten Hinweise, die er für die „richtige“ Ernährung gibt, mögen im Einzelnen heute nur noch zum Teil zutreffend sein – sechzig Jahre Ernährungsforschung versetzen uns in die Lage, klüger zu sein. Sind wir klüger?

In den grundsätzlichen Dingen kann man Wolf vertrauensvoll folgen: Fette, vor allem tierische Fette, Salz, insgesamt „hochveredelte“, meist kalorienreiche Nahrungsmittel sind zu reduzieren (Wolf plädiert für vermeiden). Stattdessen Gemüse, Kartoffeln, Obst, Vollkornbrot, Milchspeisen. „Reduktion! Vereinfachung!“ ist die Devise.

Nun muß nicht zum Vegetarier werden, wie Friedrich Wolf, wer schmackhafte und gesunde Kost zu sich nehmen will. Aber unbestreitbar ist: Übermäßiger Fleisch- und Wurstkonsum „setzen an“ und erhöhen die Anzahl der Krankheitsfälle – das beweisen jüngere amerikanische Statistiken, die weitgehend vegetarisch lebende Glaubensgemeinschaften mit dem Bevölkerungsdurchschnitt vergleichen. Wolfs Theorie und Heilpraxis läuft darauf hinaus, Licht, Luft, Wasser, Sonne und Bewegung, dazu eine vernünftige Ernährung und die natürlichen Heilmittel wie Pflanzeninhaltsstoffe, Schlamm packungen usw. zu nutzen. „Die Kräfte der Natur, die unsere Gesundheit erhalten, sind auch die Kräfte, die unsere Krankheiten heilen!“ Man muß seine Entscheidung für die naturheilkundliche Therapie auch im Zusammenhang mit seinem sozialen Ethos sehen. Eine für die Armen mögliche und erschwingliche Heilpraxis war gefragt. Die vegetarische Ernährung war die billigste; er rechnet es in seinem Buch auf Gramm und Pfennig vor. Und hatte, zusammen mit den anderen Maßgaben, Erfolg. Die Sprechstunden in Hechingen und später in Stuttgart waren überlaufen.

Allerdings forderte er die Patienten zur Mitarbeit auf. Wer zu ihm

Titel populärer medizinischer Schriften, die Friedrich Wolf in den Jahren 1928 bis 1930 veröffentlichte. Links oben: Deckblatt der Werbeschrift für sein medizinisches Hauptwerk

**DR. MED. FRIEDRICH WOLF**

**DIE NATUR ALS ARZT UND HELFER**

Überhört plastische, mit fließendem Dar-  
stellung der Einheit des menschlichen  
Rhythmus und der auf ihr beruhenden  
natürlichen Lebens- und Heilweise

**SCHÜTZE DICH VOR DEM KREBS**

1.25

**IST HEILUNG OHNE OPERATION MÖGLICH**

Sterblichkeit auf 1 Million Lebender

Krebsart	Jahre	1920	1928	1930
Krebs	1920	1880	1928	1930
Lungenkrebs	1920	1900	1925	1925

Dr. med. Friedr. Wolf

**HERUNTER MIT DEM BLUTDRUCK**

1.25

SCHLAGANFALL  
VERLUST DER ARBEITSKRAFT  
VORZEITIGES ALTERN  
**SIND VERMEIDBAR**  
LIES DIES BUCH

Dr. med. Friedrich Wolf

**Trotz Tempo 100 gesund!**

Dein Recht auf Gesundheit  
Dein Weg zur Gesundheit

Die Volks-Gesundheits-Schule

Dr. med. Friedrich Wolf

**DEIN MAGEN KEIN VERGNÜGUNGSLOKAL**

1.25

**SONDERN EINE KRAFTZENTRALE**

Durch Selbsthilfe

Dr. med. Friedr. Wolf

**DER SCHWACHE PUNKT DER FRAU**

1.25

**GESUNDE MÄDCHEN GLÜCKLICHE FRAUEN**



kam, erhielt ein Merkblatt, auf dem zu lesen stand: „*Hauptverordnung: Erwarte nicht durch eine Tablette oder Einspritzung gesund zu werden! 90% aller Krankheiten sind die Folge jahrelanger falscher Lebens- und Ernährungsweise. Hierin Dich umzustellen ist der erste Schritt zur Heilung! Deine Einsicht ist das erste, Deine Mitarbeit und genaue Befolgung der Verordnung das zweite, die Überwachung und Hilfe des Arztes das dritte. Wer also die Diät, Waschungen, Bäder, Massagen, Übungen nicht (nach Möglichkeit) befolgen will, der verzichte auf eine weitere Behandlung!*“

Wolf zieht in „Die Natur als Arzt und Helfer“ alle Register der Dokumentation und Beweisführung. Er zitiert eine Vielzahl von Ärzten und anderen Experten, greift auf Statistiken, historische Beispiele, Ergebnisse aus dem Sport zurück. Er argumentiert mit Überzeugung. Das ist der Vorzug seiner medizinisch-schriftstellerischen Methode. Aber auch ihr Nachteil. Eigene experimentelle Beweise für die eine oder andere Ernährungs- oder Therapieregeln wie für die gesamte Homöopathie hat er nicht; er ist ja praktizierender Arzt, nicht im Laboratorium tätiger Forscher. Und manche seiner naturheilkundlichen Ansichten rühren vielleicht noch vom Einfluß seines Onkels Moritz Meyer her, einem Landgerichtsrat und gefragten Naturheilpraktiker, den Wolf verehrte und der ihm zum Arztberuf angeregt hatte. Wolfs ärztliches Hausbuch ist ihm gewidmet. (Später kühlte das Verhältnis aufgrund politischer Meinungsverschiedenheiten ab.)

Das heißt, Wolf ist vor allem durch Denken, durch Studium der Literatur und empirische Beobachtung zu einer neuen Therapie gekommen. An dieser Stelle mußte er angreifbar bleiben. Teils zu unrecht. Teils zu recht, denn hier offenbaren sich auch seine Irrtümer. Die Homöopathie

wird heute als Heilmethode abgelehnt, ihr wird nur noch eine psychotherapeutische Wirkung zugestanden. Und das Risiko, an bestimmten Krebsarten zu erkranken, kann man zwar durch eine gesunde Ernährungsweise herabsetzen (eine sehr aktuelle Auffassung, die in den letzten Jahren immer größere Beachtung fand), aber heilen kann man Krebs (vielleicht müssen wir sagen: zur Zeit nicht mit Diät, Lehm und Tee.

Das Faszinierende an dem Buch aber ist die durchgängige Einbettung der Gesundheits-Krankheits-Problematik in den gesellschaftlichen Bereich. Wolf behandelt ausgiebig die Wohnverhältnisse, fordert Freibäder und Planschbecken in den Städten, Mütterberatungsstellen, und entwickelt bis in Details wie Grundriß, Tagesablauf, Speiseplan seine Vorschläge für Gesundheitsschulen und Naturheilparks.

Er rechnet den Krankenkassen vor, daß die Strategie der breitesten Gesundheitserziehung und die Investition in entsprechende Einrichtungen effektiver ist als nachträgliches Kurieren. Vor allem der Einzelne hat mehr davon: seine Gesundheit. Und er sah sehr deutlich: Die entscheidenden volksmedizinischen Belange wie Lösung des Wohnraumproblems als soziale Frage, kostenlose medizinische Betreuung, kostenlose klinische Schwangerschaftsunterbrechung, Mutter- und Kinderschutz werden nicht im Arztzimmer geklärt. „... wir können uns hier den Mund fuselig reden“, äußerte Wolf auf einem Kongreß des Verbandes für Volksgesundheit 1930 in Dresden. „Durch bloße Reden wird nichts anders! Die Fragen werden ... lediglich durch den politischen Machtkampf entschieden werden!“

Wolf hat seine populärmedizinischen Gedanken auch in Tageszeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, er hat darüber im Rundfunk gesprochen, auf zahlreichen Arbeiterversammlungen

und Jugendmatineen. „Die Natur als Arzt und Helfer“ wollte ER-DEKA-Film, Berlin, abendfüllend ins Kino bringen. Warum es doch nicht dazu kam, blieb bisher im Dunkel. Nach dem ärztlichen „Hausbuch“ sind noch sechs medizinische Aufklärungsbroschüren entstanden, darunter die umfangreiche Publikation „Trotz Tempo 1000 ... gesund“. Und das innerhalb von vier Jahren! In dieser Zeit schreibt er auch „Cyankali“, das sensationelle Stück gegen den Abtreibungsparagraphen 218, der für eine Schwangerschaftsunterbrechung fünf Jahre Zuchthaus vorsah.

Bemerkenswert, daß gerade der russische Avantgardist Sergej Tretjakow der einzige war, der den Künstler Wolf angemessen als Arzt und Volksmediziner zu würdigen wußte. Er schrieb die eingangs zitierte Äußerung Wolfs auf (veröffentlicht in „Gesichter der Avantgarde“, Aufbau-Verlag, 1985). Für den sowjetischen Kulturpolitiker, Eisenstein-Mitarbeiter („Panzerkreuzer Potemkin“) und Freund Majakowskis war Wolf ein Modell der europäischen proletarischen Avantgarde. Vor allem seine Lebensweise beeindruckte Tretjakow: die übersichtlich eingerichteten hellen Zimmer, die Morgenduschen und Kaltbäder, das Frühstück mit Mohrrüben, Rettich, Joghurt und Schrotbrot. Und Tretjakow schwärmt für die medizinischen Broschüren: „dynamische publizistische Stücke“, „fordernd wie Rezepte“, die sich wie „Abenteuerromane“ lesen.

Wolfs Stil, im politischen Drama wie in den medizinischen Schriften, hat manchmal etwas Beschwörendes an sich. Er dachte seine Auffassungen konsequent zu Ende, und ebenso konsequent richtete er sein Leben ein. Dieser Wille, diese aktivierte Energie, war es nicht gerade das, was seine Patienten, was die Künstler und Parteiarbeiter, alle, die ihn kannten, an Friedrich Wolf bewunderten?

Jens Grandt

Wolfenstein, Alfred  
1883-1945

" und  
rdem  
tische  
l mit  
zwei  
in, ob  
essen  
ieder  
hatte  
ugen,  
noch  
eine  
n für  
aus  
reta-  
hau-  
er.

Wolfenstein, Alfred



Alfred Wolfenstein  
geb. 1883, Halle  
gest. 1945, Paris (Selbstmord)

## Verschollen, nicht vergessen

Aus dem Nachlaß Alfred Wolfensteins  
Von unserem Redaktionsmitglied  
Berlin, 8. Februar

Mit dem Nachlaß des expressionistischen Dichters Alfred Wolfenstein (1883—1945) hat die Berliner Akademie der Künste ihr 34. literarisches Archiv aufgebaut. Über viele Jahre zogen sich die Verhandlungen, bevor Dr. Walther Huder den neuen Besitz präsentieren konnte. Er ist eine Schenkung der Erben an die Akademie. Eine Auswahl aus Briefen, Schriften, Erstdrucken, Fotos und anderen Dokumenten zeigt zurzeit das Foyer in der Akademie.

Mit Ausnahme einer Studioaufführung wurden Wolfensteins Dramen nach 1945 nicht mehr auf deutschen Bühnen gespielt. Allerdings sind seine zwei bedeutendsten dramatischen Dichtungen, „Die Nacht vor dem Beil“ (1929) und „Der Narr der Insel“ (1925) jetzt bei Kiepenheuer und Witsch erschienen. Eine einbändige Dünndruckausgabe, kritisch ausgewählt, soll in etwa zwei Jahren durch denselben Verlag auf den Markt kommen.

Wolfenstein ist außerdem bekanntgeworden durch seine Lyrik. Sie erschien in den Sammelbänden „Die gottlosen Jahre“ (1914), „Die Freundschaft“ (1917) und „Der menschliche Kämpfer“ (1919). Ihre Sprache ist drastisch, ihre Aussage oft emphatisch.

Die Académie Française verlieh Wolfenstein für seine hervorragenden Übertragungen (Molière, Flaubert, Hugo, Rimbaud) den Übersetzerpreis. Auch davon soll einiges in die vorbereitete Ausgabe aufgenommen werden.

Nach fünfjährigem Intermezzo in Prag flüchtete Wolfenstein dann auch nach Frankreich. Die Gestapo fand ihn später dennoch im besetzten Paris und verschleppte ihn in das Gefängnis „Santé“. Dort schrieb er einen Zyklus namens „Der Gefangene“. „Die Wand des Körpers ist geschwind durchbrochen“, heißt es dort.

Wolfenstein hat diesen Vers wahr gemacht. 1945 setzte er, inzwischen unter falschem Namen in Paris untergetaucht, seinem Leben freiwillig ein Ende.

Den „ersten Linksintellektuellen des Jahrhunderts“ (Huder) hat bisher nur Carl Mumm in der Schriftenreihe „Verschollene und Vergessene“ ins literarische Bewußtsein zurückgerufen. L. S.

Verantwortlich Dr. Helmuth de Haas

*Dr. Huder, Nr. 33  
9. 2. 1965*

Alfred Wolfenstein Archives

On 7th February an exhibition will be opened in the Berlin Academy of Arts to mark the establishment of the Alfred Wolfenstein Archives. Alfred Wolfenstein was born at Halle in 1883, studied law at the university and then lived for some time in Munich and later in Berlin as a free-lance writer. In 1933 he emigrated, first going to Prague and then to Paris where during the German occupation he lived under a false name in hiding until he finally committed suicide in 1945. He is known principally as a lyric poet, but he also wrote some expressionistic plays and stories and various articles on expressionism. The exhibition at the Academy showed various manuscripts, including his hitherto unpublished novel „Frank“, letters, first editions, articles in magazines and periodicals, pictures and other documents. An edition of his works is now being prepared by Walther Huder and will be published by Kiepenheuer & Witsch.

AJR INFORMATION April, 1965

Dr. Sigrid Herzog (Berlin)

## ALFRED-WOLFENSTEIN-AUSSTELLUNG IN BERLIN

Am 7. Februar wurde in der Berliner Akademie der Künste mit einer Ausstellung und einer Feierstunde das Alfred-Wolfenstein-Archiv eröffnet. Anwesend waren dabei die langjährige Lebensgefährtin und der Sohn des Dichters, die heute in London leben. Aus dem Nachlass Wolfensteins, soweit er von den Erben gerettet werden konnte, hat die Akademie nun ihre 34. Sammlung dieser Art zusammengestellt.

Im Foyer und in der Glasgalerie werden einige Dokumente aus dem Leben und Werk des „ersten Linksintellektuellen des Jahrhunderts“, des „Rilke aus Thüringen und existentialistischen Expressionisten“ gezeigt. So nannte ihn der Leiter des Archivs der Akademie, Dr. Walther Huder. Briefe, Manuskripte, Erstdrucke und Fotos sind in übersichtlicher Folge aufgestellt. Ueber dem Eingang zur Glasgalerie hängt eine Kopie des Strassenschildes aus Halle, der Heimatstadt des Dichters, wo man eine Strasse nach ihm benannt hat.

Diese kleine aber lebendige Ausstellung vermittelt nicht nur die Bekanntheit mit einer ausserordentlichen Persönlichkeit, sie öffnet zugleich ein Fenster zu einer der intensivsten Epochen künstlerischen Lebens in Deutschland. Mit vielen Grossen dieser Zeit war Wolfenstein persönlich verbunden. Da gibt es Briefe und Fotos von Georg Kaiser, Carl v. Ossietzky und vielen anderen. Rilke hatte die Lyrik Wolfensteins „Gedichte von ergreifender Neuheit und Schönheit“ genannt, „die durch den Geist aufgenommen, das Herz bewegen“.

Alfred Wolfenstein war einer der bedeutendsten Vertreter des Expressionismus. Wer sich jedoch in den neueren Literaturgeschichten über ihn informieren will, findet nur spärliche und ungenaue Angaben. Ausser wenigen Gedichten und kurzen Prosastücken in wiederaufgelegten Anthologien und einem schmalen Bändchen in der Reihe „Verschollene und Vergessene“ wurde nach 1945 nichts von ihm neu gedruckt. Jetzt ebnet das Wolfenstein-Archiv der Forschung und den Verlegern den Zugang zum Werk des Dichters. Es bleibt zu hoffen, dass sie diese Chance nutzen. Im Verlag Kiepenheuer und Witsch werden demnächst in der Reihe „Kollektion Theater“ zwei seiner Dramen wiederer-

scheinen, und zwar „Der Narr der Insel“ und „Die Nacht vor dem Beil“. Ausserdem bereitet dieser Verlag eine historisch-kritische Werkausgabe vor. Der Dünndruckband mit etwa 1.000 Seiten wird vermutlich in zwei Jahren erscheinen. Man darf gespannt sein, ob auch eine deutsche Bühne sich entschlossen wird, ein Stück von Wolfenstein wieder aufzuführen.

Bei der Eröffnung der Ausstellung hatte man Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, dass zumindest eines dieser Dramen noch aktuell ist: „Die Nacht vor dem Beil“, eine szenische Versuchsreihe mit Argumenten für und gegen die Todesstrafe. Die Lesung aus diesem Stück, in der vorzüglichen Interpretation von zwei bekannten Berliner Schauspielern, Ernst Schröder und Stefan Wigger, war—auch ohne das Pathos der zwanziger Jahre gesprochen—höchst eindrucksvoll.

Dr. Ludwig Berger, Direktor der Abteilung Darstellende Kunst an der Akademie, sprach in seinem Eröffnungs-Referat davon, dass man diesen Dichter behutsam ehren müsse. Berger, der lange Jahre hindurch mit Wolfenstein befreundet war, verglich ihn mit dem anderen grossen Einsamen, Novalis. Und es wurde in der Tat keine der üblichen lauten Festreden, sondern eine sehr verhaltene, bedeutsame Würdigung dieses ungewöhnlichen Dichters.

### Autor und Uebersetzer

Nur wenige wissen heute, dass der am 28. Dezember, 1888, in Halle geborene Dichter promovierter Jurist war. Er lebte—mit vierjähriger Unterbrechung in München—in Berlin als freier Schriftsteller. Bekannt wurde er durch seine Dramen und die Lyrikbände „Die gottlosen Jahre“ (1914 erschienen), „Die Freundschaft“ und „Der menschliche Kämpfer“. 1920 gab er das Jahrbuch „Die Erhebung“ heraus. Darin kamen die Vertreter des späten Expressionismus zu Worte. Wolfensteins Uebersetzungen der Werke Molières, Flauberts, Hugos and Shelleys gelten bis heute als unübertroffen. Für seine Uebersetzung Rimbauds verlieh ihm die Academie Française den Uebersetzerpreis.

1933 emigrierte Wolfenstein nach Prag und von dort nach Paris, wo er von der Gestapo in das Gefängnis „Santé“ verschleppt wurde. Dort entstand sein Gedichtzyklus „Der Gefangene“ der im Berliner Archiv jetzt zum ersten Mal zugänglich ist. Auf der Flucht durch Südfrankreich schrieb Wolfenstein einen bisher noch unveröffentlichten Roman, dem er den Namen seines Sohnes gab: „Frank, die Geschichte eines jungen Menschen unserer Zeit“.

Nach seiner Befreiung schied der Dichter freiwillig aus dem Leben. Seine Gedanken werden in vielerlei Gestalt lebendig bleiben. Er schrieb einmal von sich selbst: „Geboren wurde ich an vielen Tagen. . . Denn es gibt nur die Lichter der Welt, die wir selbst entzünden. Biographie gibt es nicht. . . Nur was ein Mensch formt, hat Sprache, um den Menschen zu formen! Das Werk. Niemand wird geboren, ehe nicht von ihm geboren wird. . . Das ist unsere Sternenfreiheit und des Scheinlebens gleich-ewige Gefahr. Aber der Gefahr spottet jede Dichtung und verkündet: Wir selbst bringen uns hervor! Zu unserem Grabe werden nur kommen, die unsere Gestalten nicht sehen“.

*Wolfenstein, Alfred  
1883-1945*



# Emigrantenschicksal

Alfred Wolfenstein: „Ein Gefangener“

Walther Huder hat aus den bei der Berliner Akademie der Künste verwahrten Nachlässen einen neuen Band zutage gefördert: Gedichte Alfred Wolfensteins aus den Jahren seiner Emigration in Frankreich, darunter den Zyklus *Ein Gefangener*. Wolfenstein, ein in der expressionistischen Epoche häufig publizierter Lyriker, Dramatiker, Theaterschriftsteller, war hauptsächlich als Übersetzer und Herausgeber bekannt. Die kürzeren seiner expressionistischen Gedichte sind am besten dort, wo sie der

21

Begegnung des Städters mit dem Elementaren gerecht zu werden suchen, die längeren leiden an schweratmender Rhetorik. Hier nun, in den nachgelassenen Gedichten, ist er einfacher. Es gibt nur wenige (aus Reimgründen) forcierte Bilder („Da sinkt der Mut mit langsamem Propeller“), selten stößt man auf die Diktion seiner lyrischen Anfänge: „So glühn wir hingerissen Tag um Tag.“ Wolfenstein, der in der *Menschheitsdämmerung* 1919 trotzig proklamierte: „Biographie gibt es nicht“, schrieb in den Jahren der Verfolgung Verse, die sich ohne „Biographie“ heute schwer rechtfertigen ließen, vor seinem persönlichen und dem Zeithintergrund jedoch lesen sie sich als Dokument eines bewegenden Emigrantenschicksals, das, wie wir wissen, nach der Befreiung von den Nazis in bitterem Freitod endete. Daß indes auch Kerr — wie Huder in seinem sonst hilfreich genauen Nachwort schrieb — diesen Tod wählte, stimmt nicht; mindestens nicht in der öffentlichen Lesart; kennt Huder eine private, so hätte er sie erwähnen sollen. — (Alfred Wolfenstein: „Ein Gefangener“. Gedichte. Herausgegeben von Walther Huder. Mit 12 zweifarbigen Originallinschnitten von Wolfgang Jörg und Erich Schönig. 36. Druck der Berliner Handpresse. Propyläen Verlag, Berlin 1972. 56 S., Ppb. 88,— DM.)

HEINZ SCHÖFFLER

Frau Huder  
Algerien  
20. Nov. 1972

Walther Huder: Ansprache anläßlich der Eröffnung des  
Alfred Wolfenstein-Archivs in der Akademie  
der Künste in Halle 1965.

Erlauben Sie mir kurze Bemerkungen zum Zweck, zur Struktur und zum Gegenstand der Alfred-Wolfenstein-Ausstellung, dies lediglich aus dem Grunde, weil kein Ausstellungskatalog vorliegt.

1.) Der Zweck: mit der Alfred-Wolfenstein-Ausstellung, die vom 7. Februar bis 7. März 1965 anläßlich des 20. Todestages des Dichters im Foyer und in der Glasgalerie dieses Hauses, intern viel liebevoller Hans-Scharoun-Gang genannt, gezeigt wird, gilt das Alfred-Wolfenstein-Archiv bei der Akademie der Künste als eröffnet. Es ist die 34. Sammlung, die dem wieder vorhandenen Archiv der Preussischen Akademie der Künste angegliedert werden konnte. Die Glasgalerie trägt für diese Zeit den Namen Wolfensteinstraße, entlehnt der gleichnamigen Straße in Halle, in der Vaterstadt des Dichters. Die Ausstellung schlägt ein Fenster auf in das Alfred-Wolfenstein-Archiv, das innerhalb der letzten sechs Monate aufgebaut wurde und dessen Grundsubstanz der Nachlaß des Dichters ist, soweit er vor dem Zugriff der ihn bedrohenden Kräfte zwischen 1933 und 1945 gerettet werden konnte und von Frau Margarethe Frankenschwerth, der Lebensgefährtin Alfred Wolfensteins, in London, sowie von Frank Wolfenstein dem Sohn des Dichters, in Tel Aviv bewahrt oder gesammelt worden war. Wir danken den Erben, daß sie sich entschlossen haben, diese Handschriften, Bücher, Briefe und Dokumente wieder in die Stadt zu geben, in der Alfred Wolfensteins beste Lebens- und Arbeitsjahre waren, aber auch die Emigration, Not und das Lebensende des Dichters ihren Anfang nahmen. Dieser Kern der Sammlung wurde ergänzt durch Erwerbungen der Akademie und durch Geschenke oder Leihgaben.

Während das Archiv das Material sichtet, ordnet, katalogisiert und in dieser Form der Forschung bereitstellt sowie die Texte für eine endlich fällige Alfred-Wolfenstein-Ausgabe historisch-kritisch erarbeitet, die der Verlag Kiepenheuer & Witsch plant, will die Ausstellung, zu deren Vorbereitung umfangreiche biographische wie bibliographische Vorarbeiten erforderlich waren, den Ansatz zu einer objektiven Diskussion über das Werk Alfred Wolfensteins bilden. Mag dieses Gespräch, von den Objekten ausgehend, in der Theaterpraxis und Literaturwissenschaft mit kritischer Distanz und Liebe erörtern, welche Teile des Wolfensteinschen Werkes für unsere Zeit gültig blieben oder lediglich literaturgeschichtlichen Wert besitzen.

Gibt  
byline  
anlass



2.) Die Struktur der Ausstellung: sie ist historisch gegliedert, wächst aus einer sich ergänzenden Korrespondenz von Bild und Text, mit protokollierenden Unterschriften erläutert und den Aspekten des Lyrikers, Dramatikers, Epikers, Theoretikers und Übersetzers Alfred Wolfenstein bedacht. Dabei gelang es, die Breite und Vielschichtigkeit des Freundeskreises optisch, also mit Porträts der Zwanziger Jahre, zu bezeichnen, mit dem der Spiegel einer ganzen Epoche Berliner, ja deutscher Literatur, aber auch Berliner und deutscher Schicksale, gegenwärtig wird. Die Namen: Rilke, Kafka, Rubiner, Kornfeld, Thomas Mann, Schickele, Loerke, Brod, Otten, Gumpert, Däubler, Stefan Zweig, Arnold Zweig, Toller und der Aktionskreis sind nur einige Akzente dieses Spiegelbilds.

3.) Der Gegenstand der Ausstellung: es sind Leben und Werk des Dichters Alfred Wolfenstein, an dem das 1945 sozusagen befreite deutsche Bewußtsein mehr oder weniger vorbeigegangen ist. Dieser Alfred Wolfenstein, der Hofmannsthal des Expressionismus, ein Rilke aus Thüringen, lyrischer Jurist der Berliner Aktions-Gruppe, Jüngling, Jude, Deutscher, erster Linksintellektueller dieses Jahrhunderts, unbändig idealistischer Existentialist noch vor Camus und Sartre, dieser andere Benn, "Menschlicher Kämpfer", elegant, lebenswürdig, aber revolutionär, bei allem geradezu unerbittlich in die Sterne der Humanität verliebt und deshalb auch so gefährdet, ja hilflos, schließlich verfolgt, gepeinigt und zuletzt durch sich selbst erlöst, er sagte:

"Das Theater ist die  
Volksversammlung der Kunst" und  
"Jede Stadt ist als ein Beispiel  
gesetzt. Berlin ist  
tatsächlich ein Beispiel in Europa".

Alfred Wolfenstein

WOLFF, ELSE

WOLFF, ELSE



## Ilse Wolff's Achievement

### *A literary contribution to Anglo-German friendship*

When Professor Heinz Wolff will appear as the guest speaker at the A.G.M. on 17 July, we shall think of his successful and entertaining performance on TV and of his computer adverts which covered whole pages in the daily press. But we shall also spare a thought for his mother who is as it were his supporting cast, admittedly less knowledgeable in the mysterious world of the computer but nonetheless very much a personality in her own right and quite capable of teaching her technological son one or two things undreamt of in his philosophy.

Ilse Wolff happens to be an authority on modern German literature, and the vast knowledge accumulated in a dedicated life she has devoted to the cause of reconciliation between this country and Germany.

Shortly after she arrived from Berlin in 1939, she began her career in the Wiener Library which, under the name 'Jewish Central Information Office,' was itself a recent immigrant (from Holland). She was its chief librarian until 1966 and so may justly claim to have laid essential foundations of the now famous institute. Thanks to her initiative, the contents of the Library were made known to a steadily widening circle. She started a series of subject catalogues (e.g. 'German Jewry,' 'From Weimar to Hitler') which became indispensable tools of scholarly research.

They also were the forerunners of greater work, for Ilse actively cooperated with her husband Dr. Oswald Wolff who, as early as 1949,

had launched an import-export business called Interbook engaging in Anglo-German trade. Nine years later this enterprise was followed by *Oswald Wolff Publishers Ltd* which set out on a more ambitious project - to promote a deeper understanding of all aspects of German culture in the English-speaking world.

The first titles were devoted to translations of books on contemporary history, e.g. *The German Opposition to Hitler*, by Hans Rothfels, but the scope was quickly expanded to essays and monographs by British scholars on German-language literature, e.g. Max Frisch, Heinrich Böll, Günther Grass, Kurt Tucholsky and, more recently, Arthur Koestler.

When Oswald died in 1968, Ilse took over, the first title under her own direction being Willy Brandt's volume *In Exile*, while one of the more recent was *The New German Cinema*. Her work was recognised by the German Ambassador in London as 'a vivid expression of, and a contribution to, British-German friendship'.

AJR INFORMATION JULY 1986

25. Juli 1986  
36. Jahrgang, Nr. 34

AUS DEN SENDUNGEN DES DEUTSCHSPRACHIGEN DIENSTES DER BBC IN DER  
WOCHE VOM 25.- 31. AUGUST 1986

DIE FARBIGE AUFERSTEHUNG DER FILMKLASSIKER

12 Uhr mittags: Gary Cooper steht als Sheriff in diesem verschlafenen Nest seinem Rächer gegenüber, in einem rosa Hemd und blau-lila changierenden Hosen. Bläulich rauchen die Colts. "Was reden Sie da? '12 Uhr mittags' ist doch ein Schwarz-Weiß-Film", werden nun viele sagen. Stimmt schon, aber ein Tüftler hat vor kurzem ein Verfahren entwickelt, mit dem man unsere Schwarz-Weiß-Klassiker in Farbfilme verwandeln kann. Und so werden Monat für Monat alte Filme mit Computerhilfe eingefärbt.

Mehr dazu, u.a. Interviews mit dem Erfinder und mit Regisseur Fred Zinnemann, in 'Er, Sie, Es' am Dienstag, dem 26. August, um 21.07 Uhr.

PORTRÄT: ILSE WOLFF

Wenn jemand ein Land verläßt - verlassen muß, weil das Exil die einzige Alternative zum sicheren Tod ist, dann ist Abwendung von dem, was einmal Heimat schien, die normale menschliche Reaktion. Ilse Wolff ging einen anderen Weg. Sie widmete ihr Leben der Aussöhnung - zwischen Deutschland und Großbritannien, zwischen Deutschen und Juden.

Sie war Chefbibliothekarin der Wiener Library, jener im niederländischen Exil begonnenen Sammlung an Schriften und Büchern über den Nationalsozialismus und das Judentum, die bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nach London übersiedelte. Zusammen mit ihrem Mann Oswald Wolff gründete sie einen Verlag, der sich der Verbreitung deutscher Kultur und Literatur in der englischsprachigen Welt verschrieben hat - ein Unterfangen, das damals, Ende der fünfziger Jahre, sowohl bei Engländern als auch bei deutsch-jüdischen Emigranten umstritten war.

Am Sonntag, dem 31. August, bringt der Deutschsprachige Dienst der BBC ein längeres Interview mit Ilse Wolff: über ihr Leben, ihre Enttäuschungen und Hoffnungen, ihre Bindungen an Deutschland, die Liebe zur Literatur. (20.10 Uhr, 33 Minuten)



~ Wolff, Kurt 1887-1963

Wolff, Kurt

Kurt Wolff

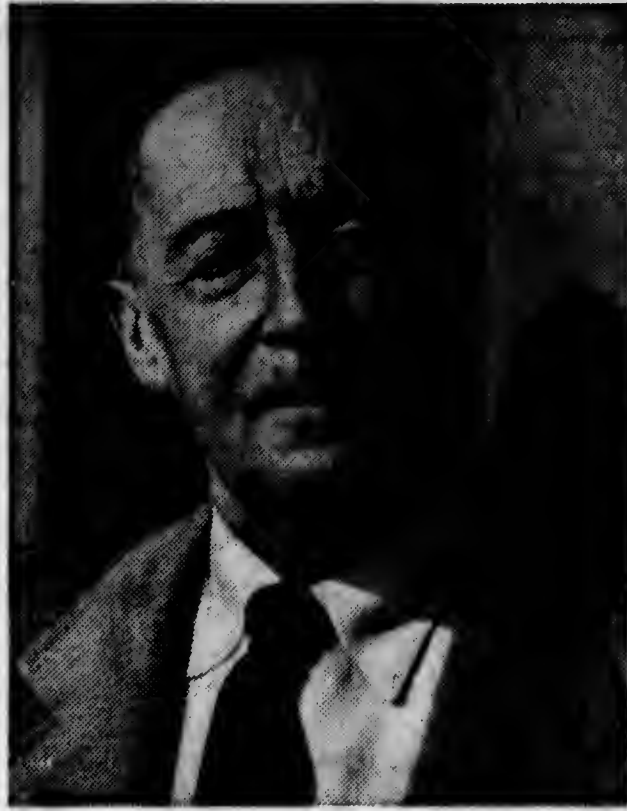
geb. 1887, Bonn (3. März)

gest. <sup>27</sup> Okt. 1963, Ludwigsburg, Süd-Deutschl.



# Ein Freund, ein Mäzen, ein König

## Der Verleger Kurt Wolff und seine Autoren - Auswahl aus dem Briefwechsel



Kurt Wolff Foto: Reinhold

### Kurt Wolff an Franz Kafka

Prag, Poric 7. 20. Juli [1917].

Sehr verehrter Herr Franz Kafka!  
Sie haben mir durch Übersendung Ihrer neuen Arbeiten eine außerordentlich große Freude gemacht. Wenn Sie als Autor darin nicht das Ziel dessen sehen, das Sie sich gesteckt haben, so ist das Ihre Sache und vielleicht vom Standpunkt des Lesers immer begründlich. Ich selbst finde diese kurzen Prosastücke ganz außerordentlich schön und reif und würde mich freuen, von Ihnen zu hören, ob Sie mit einer verlegerischen Verwertung einverstanden sind und welche Form Ihnen die sympathischste wäre.  
Mit herzlichsten und ergebenen Grüßen der Ihre  
[Kurt Wolff]

### Franz Kafka an Kurt Wolff

Prag, 27. Juli 1917

Verehrter Herr Kurt Wolff!  
Daß Sie über die Manuskripte so freundlich urteilen, gibt mir einige Sicherheit. Falls Sie eine Ausgabe dieser kleinen Prosa (jedenfalls kämen noch zumindest zwei kleine Stücke hinzu; das in Ihrem Almanach enthaltene „Vor dem Gesetz“ und der beiliegende „Traum“) jetzt für richtig halten, bin ich sehr damit einverstanden, vertraue mich hinsichtlich der Art der Ausgabe Ihnen völlig an, auch liegt mir ein an dem Ertrag augenblicklich nichts. Dieses Letztere wird sich allerdings nach dem Krieg ganz und gar ändern. Ich werde meinen Posten aufgeben (dieses Aufgeben des Postens ist überhaupt die stärkste Hoffnung, die ich habe), werde heiraten und aus Prag wegziehen, vielleicht nach Berlin. Ich werde zwar, wie ich heute noch glauben darf, auch dann nicht ausschließlich auf den Ertrag meiner literarischen Arbeit angewiesen sein, trotzdem aber habe ich oder der tief in mir sitzende Beamte, was dasselbe ist, vor jener Zeit eine bedrückende Angst; ich hoffe nur, daß Sie, verehrter Herr Wolff, mich dann, vorausgesetzt natürlich, daß ich es halbwegs verdienen, nicht ganz verlassen. Ein Wort von Ihnen, schon jetzt darüber gesagt, würde mir, über alle Unsicherheit der Gegenwart und Zukunft hinweg, doch viel bedeuten.  
Mit herzlichsten Grüßen Ihr ergebener  
Kafka

### Kurt Wolff an Franz Kafka

Prag, Poric 7. 3. November 1921.

Verehrter und lieber Herr Kafka:  
Vor 14 Tagen traf ich zufällig in Leipzig den aus Prag kommenden Ludwig Hardt und fuhr mit ihm zusammen von Leipzig nach Berlin. Auf dieser gemeinsamen Fahrt erzählte mir Ludwig Hardt von seinen Prager Vortragsgängen und von der besonderen Freude, die ihm das Zusammensein mit Ihnen war.  
Das Gespräch mit Ludwig Hardt gibt mir Veranlassung, Ihnen einmal wieder unmittelbar ein Lebenszeichen zu geben. Unser Briefaustausch ist selten und spärlich. Keiner der Autoren, mit denen wir in Verbindung stehen, tritt so selten mit Wünschen und Fragen an uns heran wie Sie und bei keinem haben wir das Gefühl, daß ihm das äußerste Schicksal der veröffentlichten Bücher so gleichgültig sei wie Ihnen. Das scheint es wohl anbracht, wenn der Verleger von Zeit zu Zeit dem Autor sagt, daß diese Teilnahmslosigkeit des Autors am Schicksal der Bücher den Verleger nicht in seinem Glauben und Vertrauen an die besondere Qualität der Publikationen beirrt. Aus aufrichtigem Herzen kommt mir die Versicherung, daß ich persönlich kaum zu zwei, dreien der Dichter, die wir vertreten und an die Öffentlichkeit bringen dürfen, innerlich ein so leidenschaftlich starkes Verhältnis habe wie zu Ihnen und Ihrem Schaffen.  
Sie dürfen die äußeren Erfolge, die wir mit Ihren Büchern erzielen, nicht als Maßstab der Arbeit, die wir an den Vertrieben wenden, nehmen. Sie und wir wissen, daß es gemeinlich gerade die besten und wertvollsten Dinge sind, die ihr Echo nicht sofort, sondern erst später finden, und wir haben noch den Glauben an die deutschen Leserschichten, daß sie einmal die Aufmerksamkeit haben werden, die diese Bücher verdienen.  
Es wäre mir nun eine besonders große Freude, wenn Sie uns die Möglichkeit geben wollten, nach außen hin das unbeeinträchtigte Vertrauen, das uns mit Ihnen und Ihrem Schaffen verbindet, dadurch praktisch bestätigen zu dürfen, daß Sie uns weitere Bücher zur Veröffentlichung übergeben. Jedes Manuskript, zu dessen Übersetzung an uns Sie sich entschließen können, wird willkommen sein und mit Liebe und Sorgfalt in Buchform veröffentlicht werden. Wenn im Laufe der Zeit Sie neben Sammlungen kurzer Prosastücke uns einmal eine große zusammenhängende Erzählung oder einen Roman übergeben könnten, — ich weiß ja von Ihnen selbst und von Max Brod, wieviel Manuskripte dieser Art fast beendet oder ganz beendet sind — so würden wir das mit besonderer Dankbarkeit begrüßen.  
Es kommt hinzu, daß naturgemäß die Aufmerksamkeit für eine zusammenhängende, umfangreiche Prosaarbeit größer ist als für Sammlungen kürzerer Prosastücke. Das ist eine banale und sinnlose Einstellung der Leser; aber sie ist nun einmal Tatsache. Die Resonanz, die eine solche Prosaarbeit finden wird, ermöglicht jedenfalls eine ungleich stärkere Verbreitung als wir sie bisher erzielen und der Erfolg eines solchen Buches würde zugleich die Möglichkeit zu einer lebhafteren Propagierung der früher erschienenen bedeuten.  
Bitte, lieber Herr Kafka, machen Sie mir die Freude und geben Sie mir Nachricht, ob und was wir für die nächste Zukunft erhoffen dürfen.  
Ich hoffe, daß es Ihnen gesundheitlich wieder leicht geht, und grüße Sie in unveränderter Gesinnung als Ihr aufrichtig und herzlich ergebener  
[Kurt Wolff]

### Else Lasker-Schüler an Kurt Wolff

König!  
Der Dr. Ehrenstein hatte Sie mit Beschlag belegt. Sie mit einer Mauer umgeben aus lauter... (unleserlich) Literatur, Keiner von uns bekam Audienz. Ich hätte so gern gehabt. Sie hätten Dr. Benn und Paul Boldt kennengelernt und ich hätte, ich würde herumschlendern oder der Sache ein Ende machen, die Welt kann auch ohne Gedichte von E. L. Sch. auskommen. Mir läge nun so viel daran monatlich ein festes zu haben wie Zech und Dr. Ehrenstein; ich würde zwar bis drei Bücher jährlich liefern ich meine schreiben, die nicht schlechter sein könnten wie die letzten, da noch viel viel Gold in meinen Schluchten — liegt?).  
Es ist gewiß gemein von mir Ihnen das alles zu schreiben? Denken Sie, Sie wären ich — eine Minute.  
Ihr armer Krieger und verwundeter  
Prinz Jussuf  
Für Ihre Frau Gemahlin besten Gruß.  
Ich dachte zuweilend jeden Monat dafür 3 Bücher da ich dann ruhig arbeiten kann. Ich schreibe augenblicklich Criminalroman ich glaube sehr gut.  
Mein Bild, das ich gezeichnet — auswendig ist großartig von ihm. Wenn Ihr es gebrauchen könnt! Ich habe auch Popper (Carrikatur) gemacht und Zech. Alles gut.  
Viele Grüße an Ihre Frau Gemahlin. Alle sagen, sie ist so wunderschön!

### Kurt Wolff an Heinrich Mann

Balken 1/II. [1916]  
Sehr verehrter Herr Mann,  
nicht eher wollte ich Ihnen selbst schreiben, bis ich die Gewißheit durch Herrn G. H. Meyer bekam, daß mein alter, großer Wunsch, verlegerisch für Ihr Werk tätig sein zu dürfen, mit Ihres bisherigen Verlegers und Ihrer eigenen vollen Zustimmung tatsächlich in Erfüllung gehen soll. Jetzt habe ich diese Gewißheit bekommen, und darf Ihnen daher jetzt auch meine große Freude aussprechen, die ich über die mir zugefallene schwere und schöne Verantwortung empfinde. Denn als größte Verantwortung, die ich verlegerisch zu übernehmen, erscheint mir die Erwerbung Ihres Werkes, der Abschluß des Vertrages mit Ihnen.  
Bei anderen Autoren bedeutet eine gelegentliche Ungeschicklichkeit in Ihrer geschäftlichen Vertretung vielleicht ein wenig Ärger, bei Ihnen

Der Verleger Kurt Wolff, 1887 in Bonn geboren und 1963 in Marbach tödlich verunglückt, gehörte zu den bedeutendsten Autoren und Förderern der modernen Literatur. Viele heute weltberühmte Namen wurden durch seinen 1913 in Leipzig gegründeten Verlag zum erstenmal der Öffentlichkeit bekannt gemacht. Vor allem für den literarischen Expressionismus hat er sich eingesetzt. Da er seinen Verlag mehr als großzügiger Mäzen denn als Geschäftsmann führte, geriet Wolff Ende der zwanziger Jahre in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Beim Nahen der Nazis verkaufte er den Kurt Wolff-Verlag und gründete in Florenz den Kunstverlag Pantheon, den er 1941 nach New York verlegte. 1957

brachte beide vor Schluß des Vortrags mit ins Café. Ich finde Sie so fein und es ist mir so schwer (Ehrenwort) egotistische Dinge mit Ihnen zu reden, aber ich bin doch mal ein armer Prinz, meine Stadt ist nur noch ein Schatten. Ich bin des Lebens müde; nicht allein der äußeren Dinge wegen, meiner erschlagenen Empfindungen wegen. Immer bin ich gezwungen anders zu handeln und zu sprechen und Aufenthalt zu suchen wie ich möchte, wie es ehrlich zu mir wäre wie es mir als Prinz und Dichterin zukäme. Jeden Morgen bitte ich den ersten, der mich aufsucht und ist es die Hauswirtin, mich zu erschießen.  
Diesen ebenso wahren wie lästigen Brief, König, nehmen Sie ihn auf wie einen Tropfen Blut, der aus meinem Herzen fällt. Ich würde alles künstlerische verschicken wenn ich es eben könnte. Aber nun muß ich Sie fragen, wie wird es mit den Bildern? Herr Erich Baron, der Herausgeber der Neuen Blätter sagt, am billigsten seien Bilder gut herzustellen, wenn sie mit der Hand bemalt oder durchmal (?) würden. Er will Ihnen schreiben. Hat Juncker schon geantwortet? Bald ist mein Termin; ich hoffe ihm nachzuweisen, daß er mir schon nach einem Monat sagte: 500 Peter Hille Bücher sind verkauft, 300 Commission. Heute nun nach 100 Jahren sollen auch noch nicht mehr wie 500 verkauft sein also wäre seitdem kein Peter Hille Buch mehr gefordert worden sein. Ich kann es meine Aussage beenden.  
Ich möchte Ihnen noch zu schreiben, aber wie!

Ich würde es nicht tun, wenn ich meine frühere Lebendigkeit hätte. Es bleibt doch unter uns?  
Ich war fünf Jahre, da zu spät erkannt, sehr, sehr krank durch Dr. Lasker, ich hatte Tag und Nacht Fieber, mein Leben ist geschwächt meine körperliche Arbeitskraft. Ich kann mit keinen äußeren Tätigkeiten mehr Geld verdienen. Trotzdem ich nun ganz geheilt bin. Es war nie-trotzdem für mich. Wenn ich nicht ein Kind



Else Lasker-Schüler Foto: Kösel-Verlag

hätte, ich würde herumschlendern oder der Sache ein Ende machen, die Welt kann auch ohne Gedichte von E. L. Sch. auskommen. Mir läge nun so viel daran monatlich ein festes zu haben wie Zech und Dr. Ehrenstein; ich würde zwar bis drei Bücher jährlich liefern ich meine schreiben, die nicht schlechter sein könnten wie die letzten, da noch viel viel Gold in meinen Schluchten — liegt?).  
Es ist gewiß gemein von mir Ihnen das alles zu schreiben? Denken Sie, Sie wären ich — eine Minute.  
Ihr armer Krieger und verwundeter  
Prinz Jussuf  
Für Ihre Frau Gemahlin besten Gruß.  
Ich dachte zuweilend jeden Monat dafür 3 Bücher da ich dann ruhig arbeiten kann. Ich schreibe augenblicklich Criminalroman ich glaube sehr gut.  
Mein Bild, das ich gezeichnet — auswendig ist großartig von ihm. Wenn Ihr es gebrauchen könnt! Ich habe auch Popper (Carrikatur) gemacht und Zech. Alles gut.  
Viele Grüße an Ihre Frau Gemahlin. Alle sagen, sie ist so wunderschön!

### Else Lasker-Schüler an Kurt Wolff

König!  
Der Dr. Ehrenstein hatte Sie mit Beschlag belegt. Sie mit einer Mauer umgeben aus lauter... (unleserlich) Literatur, Keiner von uns bekam Audienz. Ich hätte so gern gehabt. Sie hätten Dr. Benn und Paul Boldt kennengelernt und ich hätte, ich würde herumschlendern oder der Sache ein Ende machen, die Welt kann auch ohne Gedichte von E. L. Sch. auskommen. Mir läge nun so viel daran monatlich ein festes zu haben wie Zech und Dr. Ehrenstein; ich würde zwar bis drei Bücher jährlich liefern ich meine schreiben, die nicht schlechter sein könnten wie die letzten, da noch viel viel Gold in meinen Schluchten — liegt?).  
Es ist gewiß gemein von mir Ihnen das alles zu schreiben? Denken Sie, Sie wären ich — eine Minute.  
Ihr armer Krieger und verwundeter  
Prinz Jussuf  
Für Ihre Frau Gemahlin besten Gruß.  
Ich dachte zuweilend jeden Monat dafür 3 Bücher da ich dann ruhig arbeiten kann. Ich schreibe augenblicklich Criminalroman ich glaube sehr gut.  
Mein Bild, das ich gezeichnet — auswendig ist großartig von ihm. Wenn Ihr es gebrauchen könnt! Ich habe auch Popper (Carrikatur) gemacht und Zech. Alles gut.  
Viele Grüße an Ihre Frau Gemahlin. Alle sagen, sie ist so wunderschön!

### Kurt Wolff an Heinrich Mann

Balken 1/II. [1916]  
Sehr verehrter Herr Mann,  
nicht eher wollte ich Ihnen selbst schreiben, bis ich die Gewißheit durch Herrn G. H. Meyer bekam, daß mein alter, großer Wunsch, verlegerisch für Ihr Werk tätig sein zu dürfen, mit Ihres bisherigen Verlegers und Ihrer eigenen vollen Zustimmung tatsächlich in Erfüllung gehen soll. Jetzt habe ich diese Gewißheit bekommen, und darf Ihnen daher jetzt auch meine große Freude aussprechen, die ich über die mir zugefallene schwere und schöne Verantwortung empfinde. Denn als größte Verantwortung, die ich verlegerisch zu übernehmen, erscheint mir die Erwerbung Ihres Werkes, der Abschluß des Vertrages mit Ihnen.  
Bei anderen Autoren bedeutet eine gelegentliche Ungeschicklichkeit in Ihrer geschäftlichen Vertretung vielleicht ein wenig Ärger, bei Ihnen

kehrte er endgültig nach Europa zurück und ließ sich in der Schweiz nieder. — In diesem Herbst erscheint nun im Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt, die umfangreiche Dokumentation seiner bisher durchweg unveröffentlichten Autorenkorrespondenz: Kurt Wolff, Briefwechsel eines Verlegers 1911—1963, herausgegeben von Bernhard Zeller und Ellen Otten (650 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 28 DM). Sie enthält nahezu alle großen Namen der Epoche und spiegelt nicht nur das Wirken eines großen Verlegers, sondern auch ein Stück Geistesgeschichte. Wir entnehmen dem Band mit freundlicher Genehmigung des Heinrich Scheffler Verlages die folgenden Briefe.

erschien sie mir heute als Verbrechen. Sie haben zwischen Herrn Jaques alias Jakobus Hegner und Cassirer 1/2 Dutzend Verleger gehabt, von denen mindestens zwei sich sogar große Mühe um die Vertretung Ihres Werkes gegeben haben. Es wäre geschmacklos und ungerecht, sie im geringsten anzugreifen — aber das darf ich vielleicht sagen: der eine, scheint mir, war begeistert für Ihr Werk, — aber er wollte sein Geld auf ganz anderem Gebiete verdienen, und darum konnte für Sie nichts gewonnen werden; der andere, der Weimar überschätzte, ist mit Herz und Hand den Autoren mit abgelaufener Schutzfrist verfallen. — Ich will als Verleger nicht begeistert sein, sondern Bücher verkaufen, will Ihre Bücher nicht als Objekt d'art meinem Verlag einreihen, will zu den cent leureurs, die da sind, cent mille hinzugewinnen, will für Sie und mit Ihnen viel Geld verdienen.  
Vielleicht ist es ein besonders glücklicher Umstand, der mir erlaubt, gerade in und nach dieser Zeit mich für Ihr Werk einzusetzen. Ich bin der Überzeugung, daß von den Schriftstellern, die eine Generation älter sind als ich selbst, nur zwei die Zukunft gehört. (Für den anderen, Karl Kraus, werde ich von jetzt an auch [in besonderer Form] verlegerisch tätig sein) — und von dieser Überzeugung bin ich so ganz durchdrungen und besessen, daß ich sie mit allen Mitteln propagandieren will. Dieser Tätigkeit in erster Linie soll meine eigene Tätigkeit nach der Heimkehr gewidmet sein. So will ich arbeiten: wie Saccard für die Universalität. Und ich darf den Vergleich wegen, weil der Fanatismus von ihm und mir der gleiche ist, aber die Silberbergwerke des Carmel imaginärer, fiktiver waren als die Gestalten der Violante von Assy oder des Claude Morehn sind, Gestalten die in das Bewußtsein der Zeitgenossen hingehämmert werden sollen, bis sie ihr sicherster, vererblicher Besitz sind. Es soll nur erst „die große Zeit“ vorüber, der Friede ausgebrochen sein...  
Von Ihren Büchern — die ich im Laufe der letzten Wochen zum zweiten, manches zum dritten Male las, — sage ich nichts, ich stehe dem Verleger, scheint mir, nicht an, von Dingen der Kunst zum Dichter zu sprechen. Ich wollte Ihnen nur von meinem Willen sprechen, diesen Büchern Leser und Käufer zu suchen; für die Mittel, mit denen dies geschehen soll, und über die Ihnen genauere Vorschläge noch zugehen werden, Ihre Billigung zu erbitten.  
So begrüße ich Sie heute in großer Verehrung und Hochachtung, voll Dankbarkeit für Ihr Vertrauen, nicht als Ihr siebenter oder achter, sondern als Ihr endgültiger Verleger  
Kurt Wolff

Kurt Wolff an Franz Werfel  
Mecklenburg/Schloß Fürstenberg, 23. VI. 1930  
Lieber Freund,  
Die Versicherung klingt ein wenig unwahrscheinlich, daß ich mich über Ihren Brief vom 25. März riesig gefreut habe — denn dann, werden Sie meinen, hätte ich früher darauf antworten können. Es ist aber doch so und die Verzögerung der Antwort hat ihren guten Grund.  
Zu der Zeit, in der Ihr Brief zu mir kam, waren gewisse Überlegungen noch nicht abgeschlossen, Entscheidungen noch nicht getroffen, und ich wollte Ihnen nicht mehr aus dem Ungewissen, sondern erst schreiben, wenn jene Entscheidungen gefallen waren. Ich wünschte mir sehr, Ihnen mündlich dar- und klarlegen zu können, was ich schriftlich nur kümmerlich andeuten kann; ich kann und werde den Kurt Wolff Verlag nicht weiterführen. Wenn ich mich in diesem Entschluß durchdrungen habe gegenüber einem Werk und Organismus, dem zwanzig Jahre meiner Arbeit und Liebe gehört haben, so können Sie sich denken, daß ich mir tausendfältig und nach allen Richtungen hin überlegt habe (umso mehr, als ich den KWV nicht loslasse, um etwas anderes, was sich mir bietet, anzufassen, sondern loslasse, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Beteiligungsmöglichkeit sich mir in Zukunft bieten wird).  
Ich wünschte Ihnen deutlich machen zu können, daß nicht — wie Sie wohl, vermute ich, meinen — allgemeine Müdigkeit, mangelndes Vertrauen in das deutsche Schrifttum, mangelnder Glaube an die dichterischen Werte, die der Verlag birgt, oder dergl. bestimmend waren. Mag ich nun lediglich durch eigenes Verschulden falsch angefaßt haben, mag ich Pech gehabt haben (was ja auch eine Eigenschaft, also ein Verschulden ist), Tatsache ist, daß ich mich in den letzten sechs Jahren praktisch und materiell an diesem Verlag aufgegeben, verlobt habe.  
Ich bin, wie viele andere, natürlich ohne Geld, aber mit einem immensen Lager von Büchern, die zumeist auf schlechtem Papier gedruckt waren, aus der Inflation in die stabile Währungszeit hineingegangen. (Dieser Übergang vollzog sich, wie Sie erinnern werden, für uns Deutsche im Jahre 1924). Im Anfang blieb der Umsatz groß und gab mir wie so vielen Anderen die Fiktion, ein großes Geschäft zu haben, das einen großen Apparat benötigte. Es war auch eine soziale Selbstverständlichkeit, die Angestellten, die einen durch die schwere Inflationszeit begleitet hatte, so lange wie möglich weiter zu behalten. Damals zählte der Verlag 40 bis 50 Köpfe, die wir zumeist jahrelang durch-

nährt haben, bei allgemeinem Abbau. Geld war keines da, die überwiegende Masse der Vorräte war schwer absetzbar wegen völliger Änderung im Geschmack des Publikums (weder der Tagore, von dem Riesenvorräte da waren, ging mehr, noch eine achtbändige Gorkiakausgabe, die mir herausbrachten, und dergl.). Der Erlös des Umsatzes wurde aufgefressen von den Regiekosten, die Neuproduktion brachte nicht das investierte Kapital zurück (nicht einmal Schickele), während wir etwa an einem Autor wie Joseph Roth viel Geld verloren haben; der einzige Erfolg, Román Rolland, konnte die Passivität der gesamten übrigen Masse nicht paralysieren.  
Ich will und werde nicht Pleite machen, trotzdem die jetzige Zeit das als honorarige Selbstverständlichkeit gelten läßt; ich will ebenso wenig, wie das so mancher meiner Kollegen ist, zum abhängigen Strohmann meiner Gläubiger, Drucker, Buchbinder werden. Was ich privat hatte, ist zugesagt, von Frau Elisabeth nicht großem Vermögen ein nicht unerheblicher Teil. Das Verlegen ist, scheint mir, eine spekulative geschäftliche Betätigung, bei der unter geschickter Leitung das Risiko sich für den Verringerer, der reichliches Kapital besitzt. Ich habe keine Vorbildungen mehr finden können, die mir die Weiterarbeit möglich oder auch nur erlaubt erscheinen lassen; „gewurstelt“ haben wir in der letzten Zeit genug, und entschloß ich mich einhaltbar erkannten Interimszustand fortführen scheint mir unwürdig und sinnlos.  
Ach, das ist so wenig gesagt und sehr an Entschuldigendem vorbei...  
Was jetzt geschieht? Ich habe den Apparat ganz klein gemacht, Herr Seiffhart und etwa vier Leute sind noch in München tätig, ich verkaufe soweit aus, das wir schuldfrei werden können, was jetzt schon geschieht der Fall ist, wie wir denn überhaupt niemals jemandem etwas schuldig geblieben sind oder bleiben wollen) und dann wird es sich zeigen müssen, ob sich jemand findet, der Lust hat, den verbleibenden Kern des Verlags, in dem das Beste und Wichtigste verblieben ist, wieder neu auf- und auszubauen. Ich würde dem Betreffenden, namentlich dann, wenn er mir der Richtige scheint, die Aktienmehrheit abgeben, was ich sehr gerne überlassen und er hätte eine schöne Basis für eigene Betätigung.  
Und was mich persönlich angeht: ich bin hier in ein stilles kleines Nest in Mecklenburg gegangen, wohne bei Freunden, die ein Sanatorium haben (dessen Betrieb mich garnicht stört), erledige die noch ziemlich umfangreiche Korrespondenz, die der Verlagsbetrieb noch laufend mit sich bringt, von hier aus, ruhe mich aus, schwimme, gehe spazieren, und will mir dann ausgeruht im Herbst vielleicht einmal überlegen, was ich tun kann. Vorläufig verläßt meine Phantasie da durchaus.  
Und nun möchte ich Ihnen für Ihren Brief danken, ich spüre, daß das, was Sie mir von Ihrer Gefühlstreue sagen, ganz aufrichtig und wörtlich gemeint ist und ich habe mich darüber und über das, was Sie vom Kurt Wolff Verlag und der historischen Bedeutung, die er gehabt, sagen, von Herzen gefreut. Ich kann Ihnen kaum deutlich genug sagen, wie sehr ich schielte mit einer ganz großen Bitte: über kurz oder lang führt Sie doch sicher der Weg nach Berlin. Ich bin anderthalb Bahnstunden von Berlin entfernt und bitte Sie innigst um ein Wort der Verständigung, wenn Sie dort sind, um Sie aufsuchen zu können.  
Bitte übermitteln Sie Frau Mahler verehrungsvolle und herzliche Empfehlungen und seien Sie selbst herzlich gegrüßt von Ihrem alten  
[Kurt Wolff]

### Thomas Mann an Kurt Wolff

Pacific Palisades, California, 20. Januar 1943  
Lieber Herr Kurt Wolff,  
das George-Buch ist in meinen Händen — ein sehr kostbares Geschenk; ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich zu einem der ersten Empfänger dieses edlen Erstlings Ihres neuen Verlages machten. Ich habe viel, mit eigentümlichen Empfindungen, darin gelesen. Es ist eine merkwürdige und charakteristische, mit unserem ganzen Schicksal übereinstimmende Erfahrung, dies rührend strenge Vermächtnis in der Sprache wieder zu lesen, an die wir Ohr und Mund nun gewöhnen. Ohne unsere Verpflanzung wäre ein solches Buch wohl kaum so bald zustande gekommen, das ein Werk treu bemühten Mittlerfleißes, ein schönes Geschenk ist des ausgewanderten deutschen Geistes an eine Welt, die von diesem sehr hohen Stück Deutschland bisher wenig wußte. So ist mir aufgefallen, daß im Index eines amerikanischen kulturkritischen Werkes von sonst erstauulich weiter Umsicht, „Art and Freedom“ von H. M. Kallen, der Name Stefan George nicht vorkommt.  
Schon die Auswahl ist vorzüglich; geschickt, klug, zugänglich, ich möchte beinahe sagen: populär. Alles, was Liebe ist in diesem stolzen und priesterlichen Gemüt, ist hervorgekehrt, das Natursüße und Innige, der Walther von der Vogelweide-Klang, — ohne das Herrisch-Herbe und Unerbittliche zu verlegen. Ich spreche damit zugleich von der Übersetzung, in die dies alles, dank — wie ich weiß — langer, hingebungsvoller Arbeit, nach Menschenmöglichkeit eingegangen ist.  
Natürlich war es ein Wagnis, das Deutsche

kehrte er endgültig nach Europa zurück und ließ sich in der Schweiz nieder. — In diesem Herbst erscheint nun im Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt, die umfangreiche Dokumentation seiner bisher durchweg unveröffentlichten Autorenkorrespondenz: Kurt Wolff, Briefwechsel eines Verlegers 1911—1963, herausgegeben von Bernhard Zeller und Ellen Otten (650 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 28 DM). Sie enthält nahezu alle großen Namen der Epoche und spiegelt nicht nur das Wirken eines großen Verlegers, sondern auch ein Stück Geistesgeschichte. Wir entnehmen dem Band mit freundlicher Genehmigung des Heinrich Scheffler Verlages die folgenden Briefe.

nährt haben, bei allgemeinem Abbau. Geld war keines da, die überwiegende Masse der Vorräte war schwer absetzbar wegen völliger Änderung im Geschmack des Publikums (weder der Tagore, von dem Riesenvorräte da waren, ging mehr, noch eine achtbändige Gorkiakausgabe, die mir herausbrachten, und dergl.). Der Erlös des Umsatzes wurde aufgefressen von den Regiekosten, die Neuproduktion brachte nicht das investierte Kapital zurück (nicht einmal Schickele), während wir etwa an einem Autor wie Joseph Roth viel Geld verloren haben; der einzige Erfolg, Román Rolland, konnte die Passivität der gesamten übrigen Masse nicht paralysieren.  
Ich will und werde nicht Pleite machen, trotzdem die jetzige Zeit das als honorarige Selbstverständlichkeit gelten läßt; ich will ebenso wenig, wie das so mancher meiner Kollegen ist, zum abhängigen Strohmann meiner Gläubiger, Drucker, Buchbinder werden. Was ich privat hatte, ist zugesagt, von Frau Elisabeth nicht großem Vermögen ein nicht unerheblicher Teil. Das Verlegen ist, scheint mir, eine spekulative geschäftliche Betätigung, bei der unter geschickter Leitung das Risiko sich für den Verringerer, der reichliches Kapital besitzt. Ich habe keine Vorbildungen mehr finden können, die mir die Weiterarbeit möglich oder auch nur erlaubt erscheinen lassen; „gewurstelt“ haben wir in der letzten Zeit genug, und entschloß ich mich einhaltbar erkannten Interimszustand fortführen scheint mir unwürdig und sinnlos.  
Ach, das ist so wenig gesagt und sehr an Entschuldigendem vorbei...  
Was jetzt geschieht? Ich habe den Apparat ganz klein gemacht, Herr Seiffhart und etwa vier Leute sind noch in München tätig, ich verkaufe soweit aus, das wir schuldfrei werden können, was jetzt schon geschieht der Fall ist, wie wir denn überhaupt niemals jemandem etwas schuldig geblieben sind oder bleiben wollen) und dann wird es sich zeigen müssen, ob sich jemand findet, der Lust hat, den verbleibenden Kern des Verlags, in dem das Beste und Wichtigste verblieben ist, wieder neu auf- und auszubauen. Ich würde dem Betreffenden, namentlich dann, wenn er mir der Richtige scheint, die Aktienmehrheit abgeben, was ich sehr gerne überlassen und er hätte eine schöne Basis für eigene Betätigung.  
Und was mich persönlich angeht: ich bin hier in ein stilles kleines Nest in Mecklenburg gegangen, wohne bei Freunden, die ein Sanatorium haben (dessen Betrieb mich garnicht stört), erledige die noch ziemlich umfangreiche Korrespondenz, die der Verlagsbetrieb noch laufend mit sich bringt, von hier aus, ruhe mich aus, schwimme, gehe spazieren, und will mir dann ausgeruht im Herbst vielleicht einmal überlegen, was ich tun kann. Vorläufig verläßt meine Phantasie da durchaus.  
Und nun möchte ich Ihnen für Ihren Brief danken, ich spüre, daß das, was Sie mir von Ihrer Gefühlstreue sagen, ganz aufrichtig und wörtlich gemeint ist und ich habe mich darüber und über das, was Sie vom Kurt Wolff Verlag und der historischen Bedeutung, die er gehabt, sagen, von Herzen gefreut. Ich kann Ihnen kaum deutlich genug sagen, wie sehr ich schielte mit einer ganz großen Bitte: über kurz oder lang führt Sie doch sicher der Weg nach Berlin. Ich bin anderthalb Bahnstunden von Berlin entfernt und bitte Sie innigst um ein Wort der Verständigung, wenn Sie dort sind, um Sie aufsuchen zu können.  
Bitte übermitteln Sie Frau Mahler verehrungsvolle und herzliche Empfehlungen und seien Sie selbst herzlich gegrüßt von Ihrem alten  
[Kurt Wolff]

Thomas Mann an Kurt Wolff  
Pacific Palisades, California, 20. Januar 1943  
Lieber Herr Kurt Wolff,  
das George-Buch ist in meinen Händen — ein sehr kostbares Geschenk; ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich zu einem der ersten Empfänger dieses edlen Erstlings Ihres neuen Verlages machten. Ich habe viel, mit eigentümlichen Empfindungen, darin gelesen. Es ist eine merkwürdige und charakteristische, mit unserem ganzen Schicksal übereinstimmende Erfahrung, dies rührend strenge Vermächtnis in der Sprache wieder zu lesen, an die wir Ohr und Mund nun gewöhnen. Ohne unsere Verpflanzung wäre ein solches Buch wohl kaum so bald zustande gekommen, das ein Werk treu bemühten Mittlerfleißes, ein schönes Geschenk ist des ausgewanderten deutschen Geistes an eine Welt, die von diesem sehr hohen Stück Deutschland bisher wenig wußte. So ist mir aufgefallen, daß im Index eines amerikanischen kulturkritischen Werkes von sonst erstauulich weiter Umsicht, „Art and Freedom“ von H. M. Kallen, der Name Stefan George nicht vorkommt.  
Schon die Auswahl ist vorzüglich; geschickt, klug, zugänglich, ich möchte beinahe sagen: populär. Alles, was Liebe ist in diesem stolzen und priesterlichen Gemüt, ist hervorgekehrt, das Natursüße und Innige, der Walther von der Vogelweide-Klang, — ohne das Herrisch-Herbe und Unerbittliche zu verlegen. Ich spreche damit zugleich von der Übersetzung, in die dies alles, dank — wie ich weiß — langer, hingebungsvoller Arbeit, nach Menschenmöglichkeit eingegangen ist.  
Natürlich war es ein Wagnis, das Deutsche

kehrte er endgültig nach Europa zurück und ließ sich in der Schweiz nieder. — In diesem Herbst erscheint nun im Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt, die umfangreiche Dokumentation seiner bisher durchweg unveröffentlichten Autorenkorrespondenz: Kurt Wolff, Briefwechsel eines Verlegers 1911—1963, herausgegeben von Bernhard Zeller und Ellen Otten (650 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 28 DM). Sie enthält nahezu alle großen Namen der Epoche und spiegelt nicht nur das Wirken eines großen Verlegers, sondern auch ein Stück Geistesgeschichte. Wir entnehmen dem Band mit freundlicher Genehmigung des Heinrich Scheffler Verlages die folgenden Briefe.

nährt haben, bei allgemeinem Abbau. Geld war keines da, die überwiegende Masse der Vorräte war schwer absetzbar wegen völliger Änderung im Geschmack des Publikums (weder der Tagore, von dem Riesenvorräte da waren, ging mehr, noch eine achtbändige Gorkiakausgabe, die mir herausbrachten, und dergl.). Der Erlös des Umsatzes wurde aufgefressen von den Regiekosten, die Neuproduktion brachte nicht das investierte Kapital zurück (nicht einmal Schickele), während wir etwa an einem Autor wie Joseph Roth viel Geld verloren haben; der einzige Erfolg, Román Rolland, konnte die Passivität der gesamten übrigen Masse nicht paralysieren.  
Ich will und werde nicht Pleite machen, trotzdem die jetzige Zeit das als honorarige Selbstverständlichkeit gelten läßt; ich will ebenso wenig, wie das so mancher meiner Kollegen ist, zum abhängigen Strohmann meiner Gläubiger, Drucker, Buchbinder werden. Was ich privat hatte, ist zugesagt, von Frau Elisabeth nicht großem Vermögen ein nicht unerheblicher Teil. Das Verlegen ist, scheint mir, eine spekulative geschäftliche Betätigung, bei der unter geschickter Leitung das Risiko sich für den Verringerer, der reichliches Kapital besitzt. Ich habe keine Vorbildungen mehr finden können, die mir die Weiterarbeit möglich oder auch nur erlaubt erscheinen lassen; „gewurstelt“ haben wir in der letzten Zeit genug, und entschloß ich mich einhaltbar erkannten Interimszustand fortführen scheint mir unwürdig und sinnlos.  
Ach, das ist so wenig gesagt und sehr an Entschuldigendem vorbei...  
Was jetzt geschieht? Ich habe den Apparat ganz klein gemacht, Herr Seiffhart und etwa vier Leute sind noch in München tätig, ich verkaufe soweit aus, das wir schuldfrei werden können, was jetzt schon geschieht der Fall ist, wie wir denn überhaupt niemals jemandem etwas schuldig geblieben sind oder bleiben wollen) und dann wird es sich zeigen müssen, ob sich jemand findet, der Lust hat, den verbleibenden Kern des Verlags, in dem das Beste und Wichtigste verblieben ist, wieder neu auf- und auszubauen. Ich würde dem Betreffenden, namentlich dann, wenn er mir der Richtige scheint, die Aktienmehrheit abgeben, was ich sehr gerne überlassen und er hätte eine schöne Basis für eigene Betätigung.  
Und was mich persönlich angeht: ich bin hier in ein stilles kleines Nest in Mecklenburg gegangen, wohne bei Freunden, die ein Sanatorium haben (dessen Betrieb mich garnicht stört), erledige die noch ziemlich umfangreiche Korrespondenz, die der Verlagsbetrieb noch laufend mit sich bringt, von hier aus, ruhe mich aus, schwimme, gehe spazieren, und will mir dann ausgeruht im Herbst vielleicht einmal überlegen, was ich tun kann. Vorläufig verläßt meine Phantasie da durchaus.  
Und nun möchte ich Ihnen für Ihren Brief danken, ich spüre, daß das, was Sie mir von Ihrer Gefühlstreue sagen, ganz aufrichtig und wörtlich gemeint ist und ich habe mich darüber und über das, was Sie vom Kurt Wolff Verlag und der historischen Bedeutung, die er gehabt, sagen, von Herzen gefreut. Ich kann Ihnen kaum deutlich genug sagen, wie sehr ich schielte mit einer ganz großen Bitte: über kurz oder lang führt Sie doch sicher der Weg nach Berlin. Ich bin anderthalb Bahnstunden von Berlin entfernt und bitte Sie innigst um ein Wort der Verständigung, wenn Sie dort sind, um Sie aufsuchen zu können.  
Bitte übermitteln Sie Frau Mahler verehrungsvolle und herzliche Empfehlungen und seien Sie selbst herzlich gegrüßt von Ihrem alten  
[Kurt Wolff]

### Thomas Mann an Kurt Wolff

Pacific Palisades, California, 20. Januar 1943  
Lieber Herr Kurt Wolff,  
das George-Buch ist in meinen Händen — ein sehr kostbares Geschenk; ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich zu einem der ersten Empfänger dieses edlen Erstlings Ihres neuen Verlages machten. Ich habe viel, mit eigentümlichen Empfindungen, darin gelesen. Es ist eine merkwürdige und charakteristische, mit unserem ganzen Schicksal übereinstimmende Erfahrung, dies rührend strenge Vermächtnis in der Sprache wieder zu lesen, an die wir Ohr und Mund nun gewöhnen. Ohne unsere Verpflanzung wäre ein solches Buch wohl kaum so bald zustande gekommen, das ein Werk treu bemühten Mittlerfleißes, ein schönes Geschenk ist des ausgewanderten deutschen Geistes an eine Welt, die von diesem sehr hohen Stück Deutschland bisher wenig wußte. So ist mir aufgefallen, daß im Index eines amerikanischen kulturkritischen Werkes von sonst erstauulich weiter Umsicht, „Art and Freedom“ von H. M. Kallen, der Name Stefan George nicht vorkommt.  
Schon die Auswahl ist vorzüglich; geschickt, klug, zugänglich, ich möchte beinahe sagen: populär. Alles, was Liebe ist in diesem stolzen und priesterlichen Gemüt, ist hervorgekehrt, das Natursüße und Innige, der Walther von der Vogelweide-Klang, — ohne das Herrisch-Herbe und Unerbittliche zu verlegen. Ich spreche damit zugleich von der Übersetzung, in die dies alles, dank — wie ich weiß — langer, hingebungsvoller Arbeit, nach Menschenmöglichkeit eingegangen ist.  
Natürlich war es ein Wagnis, das Deutsche



Boris Pasternak Foto: AP

mit zu präsentieren — eine treuherzige Herausforderung der Kritik, die sich denn hier und da auch meldet, so ungenügend es von ihr sein mag. Denn das Nebeneinander sagt ja offen genug: „Seht, wie man sich helfen und Zustände machen muß, Abschwächungen und Ungenauigkeiten so gar nicht vermeiden kann!“ Aber es spricht auch ein berechtigter Stolz aus der Zusammenstellung: das Bewußtsein, daß diese Übertragungen sich neben dem Original „sehen lassen können“ und eine wirkliche Einverleibung seitens Gefühls- und Sprachgutes in die Kultur unseres Gastlandes bedeuten. Namentlich die rhythmische Anschmiegsamkeit ist bewundernswert. Die Deutschen haben es immer gut verstanden, sich das Fremde anzueignen. In der Diaspora fangen sie an, das Deutsche der Fremde zu überneigen, und auch das machen sie gut. Man soll sie lieben, wo sie zu lieben sind.  
Ihr ergebener  
Thomas Mann

### Kurt Wolff an Boris Pasternak

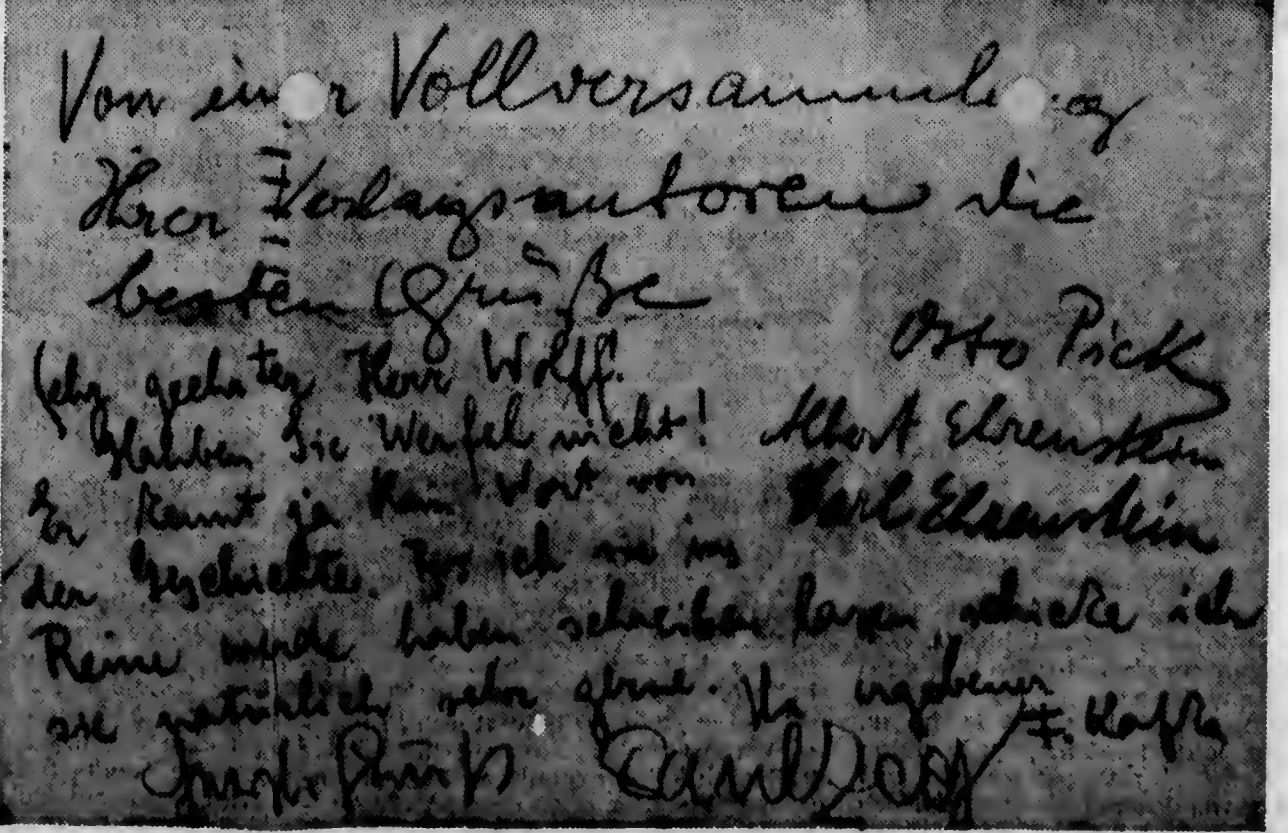
Pantheon Books Inc., 333 Sixth Avenue, New York 14, February 12, 1958

Verehrter Meister, lieber Herr Pasternak —  
Hiermit stellt sich Ihnen Ihr USA-Verleger vor. Es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen zu sagen, daß Pantheon Books stolz und glücklich ist, Ihr großes Buch herauszubringen. Ich habe es bisher als Ganzes nur in der italienischen Übersetzung lesen können; in der englischen Fassung liegt uns im Augenblick erst etwa die Hälfte vor... Genug, zu sagen, daß es meiner Meinung nach der bedeutendste Roman ist, den ich in einer langen verlegerischen Berufstätigkeit (von 1909 bis 1929 in Deutschland: Kurt Wolff Verlag) das Glück und die Ehre hatte zu veröffentlichen; eine Verlagsleistung, in der ich unter vielen anderen Autoren alle Bücher des mir befreundeten Franz Kafka — solange er lebte — publizierte.  
(1929 verließ ich Deutschland, und nahm 1941 meine Verlagstätigkeit in den USA wieder auf.)  
Ramon Jakobson verdanke ich Ihre Adresse (er hat hier für uns die englische Übersetzung der russischen Märchen (Afanasev) herausgegeben und kommentiert.) So hoffe ich, daß dieser Gruß Sie erreicht.  
Ihnen zu schreiben, war mein besonders lebhafter Wunsch, seitdem ich „Safe Conduct“ gelesen und aus diesem autobiographischen Fragment erfahren, daß Sie in Marburg studierten, die Stadt und Hermann Cohen geliebt haben — ich selbst bin — etwa ein Jahr vor Ihnen — Student in Marburg gewesen, habe in Cohen's Seminar in einem unvergesslichen Semester Plato gelesen, und Ihre Erinnerungen an die Stadt und Universität haben mir meine eigenen Erinnerungen wieder lebendig gemacht.  
Ob ich wohl die große Freude haben werde, Ihnen je einmal zu begegnen? Welch Glück wäre es für mich, mich mit Ihnen über Cohen, Natop usw. zu unterhalten (vielleicht sagen Ihnen auch die Namen von Theodor Birt, dem Lateiner, Johannes Weiss, dem Theologen und ausgezeichneten Pianisten, Jenner, dem Musikprofessor und Brahmenschüler, den Germanisten Vogt und Elster usw.). Ich hatte herzliche und nahe Beziehungen zu all diesen, nicht weil ich ein brillanter Student gewesen wäre (das war ich ganz und gar nicht), sondern weil ich zu ihnen allen mit dem Celio unterm Arm kam, und damals der einzige leidlich gute Amateur-Cellist in der Gegend war — denn musikalisch waren sie alle, und Hausmusik war ein Teil ihres Lebens. Auch über Rainer, Maria Rilke könnten wir sprechen, den auch ich gut gekannt zwischen 1914 und 1927.  
Schön wäre es, könnte man über dieses und mehr einmal mündlich plaudern — vielleicht in Stockholm gegen Ende des Jahres 1958.  
Kann man Ihnen Bücher schicken?  
Verehrungsvoll mit guten Wünschen und Gedanken  
Ihr Kurt Wolff

### Kurt Wolff an C. v. Faber du Faur

Lieber Curt,  
May 11, [1938]

Es ist hohe Zeit, Dir für einen sehr lieben Brief zu danken. Du richtest so gute, liebe, freundschaftliche Worte und Gedanken an mich — ich war und bin sehr gerührt. Aber ich acceptiere Deine Wertung meiner sogenannten „Leistung“ nicht. Erstens finde ich diese Leistung wirklich äußerst bescheiden — die europäische sowohl wie die amerikanische — und dann: wer fragt noch übermorgen danach (und mit Recht), wer der Verleger von Kafka oder Trakl war usw.  
Ich weiß nicht, wie's Dir geht, wenn Du gelegentlich rückschaust. Was mich betrifft, so kommt's mir am Ende doch eigentlich nur darauf an, ob ich à la fin des fins ein einigermaßen anständiger Mensch geworden bin, soweit es halt die bescheidene matière première möglich macht. Wie's in der „Drei-Groschen-Oper“ bzw. bei Villon so schön hieß: „Ein guter Mensch sein, ach, wer wär's nicht gern — Ich bin durchaus gern alt geworden (Du auch?) — Immer wieder erstaunt über die Tatsache, daß man ja nicht allmählich altert, sondern jahrelang überhaupt nicht, aber von Zeit zu Zeit mit heftigem Ruck. (Der Anfang dieses Jahres bedeutete für mich solchen Ruck.) Dann hält man neugierig Umschau und macht interessante Feststellungen: etwa: daß das Gewicht der Wichtigkeiten sich erfreulich verschoben hat.“  
Und was das „Guter-Mensch-Sein“ angeht: da man diesen wünschenswerten Zustand ja nie erreicht, bleibt man angenehm beschäftigt bis zum Schluß.  
Ich hab das Péguy-Wort so gern: „Je sais que je vais mourir, mais je ne le crois pas.“ Es ist so wahr. Aber schließlich kommt doch auch der Glaube zum Wissen. Und das soll ja auch so sein.  
Aber ich kann mit Dir nicht brieflich plaudern, Lieber. Und Du weißt, wie schmerzlich ich den lebendigen Kontakt entbehre.  
Grüße Emma — alles Beste Dir, Dein alter  
[Kurt Wolff]



Postkarte vom 24. März 1915 an den Kurt Wolff-Verlag Foto: Scheffler-Verlag



# Weltgeschichte für zwei Sous

## „Imagerie populaire“: Bunte Bilderbogen-Illustrierte der guten alten Zeit

Eigenbericht der WELT

Paris, 2. September

Arg simplifizierte Tatbestände mit „Imagerie d'Epinal“ zu bezeichnen, ist in Frankreich ganz und gäbe. Und doch entzückten dort die Vereinfachungen der Bilderbogen mehr, als sie Spott herausfordern. Man liest die teuren Blätter, in Epinal besteht seit 1851 das höchst originelle „Musée International de l'Imagerie populaire“, und neuerdings drucken die Besitzer der Firma Pellerin wieder mit den alten Stöcken.

Die Freude an Bilderbogen ist nicht neu. Schon Gauguin war von ihrer Flüchtigkeit, ihrem expressiven Umriß betroffen; Kandinsky und Marc beindruckte das Volkstümliche daran. Unser rührt heute vor allem das Naive dieser Blätter. Seit der „Zöllner“ Rousseau als Genie erkannt, das „naive Bild der Welt“ akzeptiert ist, sieht man auch die Bilderbogen mit neuen Augen. Sie zeigen die gleiche Scheu vor Perspektiven und Tiefenraum, den Exaktheitsfanatismus, die Vorliebe für Simultanfarben und vertikale Staffeung, die Würde der Personen. Steif stehen sie da, in ihrer gravitätischen Wichtigkeit ernst genommen. Weithistorische Augenblicke, Familienszenen erstarken zu bedeutenden Posen. So pathetisch erlebt das Volk Geschichte.

Alle diese Züge haben die Bilderbogen mit dem spätantiken „Bischnitt“, von dem sie herkommen, und der naiven Malerei, zu der sie hinführen, gemeinsam. Alle drei lieben starke, reine Farben, denn für sie ist die Welt eindeutig, gut und böse sind klar geschieden. Hinzu kommt der unbefangene Umgang mit historischen Kostümen: Aschenbrödel aus Epinal darbt in einem Salon der Restaurationszeit. Anachronismen sind eine Dreiecke die breite Masse über Kriege, Katastrophen, „freudige Ereignisse“ auf dem laufenden. Daneben haben die Images aber auch Generationen unterhalten. Sie waren die Courths-Maler des 19. Jahrhunderts.

Tradition der Flugblätter

Das 15. Jahrhundert war die erste Blütezeit des kolorierten Holzschnitts. Es waren Miniaturen für Minderbemittelte. Im Dichtertum war die Lage ähnlich. Die feine Welt deklarierte sich an teuren Kupferstichen, das Volk an „Images“ für zwei Sous. Die Xylographen in Chartres, Beauvais, Nancy, Caen, Lille, Orléans, Le Mans, Rennes, Nantes, Toulouse knüpften an die Tradition der Einblattdrucke und Flugblätter an.

Am schönsten läßt sich diese Entwicklung in Epinal verfolgen, das den ganzen bunten Gattung den Namen gegeben hat. Schon beim Orteschild heißen einen die Märchensilhouetten des Ge-

stiefteln Katers und eines Grenadiers Napoleons in der Stadt der Bilderbogen am Westhang der Vogesen willkommen. Das Museum auf der Moselinsel ist dann wie die Erfüllung eines Kindertraums. Da hängen die Stiche aus der Rue Saint-Jacques in Paris, denen die Provinzdrucker ihre Themen entnahmen: die Lebensalter, Soldaten, Heilige, die Passion, Christus in der Kelter; satirische Blätter: die verkehrte Welt, der Geldtaufel, der heilige Monte, das glückliche Paar Faulenzen und Nichtstuerin, „La tres sainte Botelle“, Altweibermühle und Liebesbaum. Bei der Umsetzung in den Holzschnitt ergab sich eine Verdichtung und Rückführung des oft im Detail erstreckenden Stiches auf sprechende Linien und drei oder vier überzeugende Farben. Frauen und Kinder kolorierten mit Schablonen, denn die Druckereien waren Familienbetriebe, in denen von der Großmutter bis zum Enkel jedermann beschäftigt war.

Romantische Schwärmerie

In Epinal kann man auch die Schnittmesser bewundern, mit denen die neuen Druckstöcke aus Birnenholz gearbeitet wurden. Man druckte mit einer aus Rüß, Asche und Fetten gemischten Schwärze. Die kostbaren Platten litten jahrelangem Dienst. Oft wurden sie nach geringen Änderungen ganz ungenügend für neue Themen wiederverwendet. Aus der Armee des Königs wurden Soldaten der Revolution. In den Hundert Tagen war nur die Imagerie dem raschen Wechsel zwischen Napoleon und Ludwig XVIII. gewachsen. Sie setzte einfach dem gleichen uniformierten Rumpf einen anderen Kopf auf.

Die Bilderbogen sind auch eine Art illustrierte der guten alten Zeit gewesen. Eine die Zeitung sich durchsetzte, hielten aktuelle Drucke die breite Masse über Kriege, Katastrophen, „freudige Ereignisse“ auf dem laufenden. Daneben haben die Images aber auch Generationen unterhalten. Sie waren die Courths-Maler des 19. Jahrhunderts.

Romantisch schwärmte man für vergangene Gestalten, Legenden und Märchen, sah sich nicht satt an den unglücklichen Liebespaaren Paul und Virgine, Abälard und Heloise, vor allem aber Pyramus und Thisbe. Ein faulstücker, blutrot gemalter Sirah schließt aus der Brust der unglücklichen Thisbe, während hinten die unheilstiftende Löwin steif und hölzern wie ein Kinderspielzeug dasteht, ohne Reue zu zeigen. Klosterromane im Stil von Damon und Henriette und Verbannungsgeschichten — hier rührte Genevieve von Brabant unsere empfindsamen Ugroßmütter über alle Maßen — wurden ständig nachgedruckt.

Sehr beliebt waren satirische Bilder. Die konservativen Drucker machten sich weidlich lustig über die weiblichen Soldaten, die bei den Revolutionen des 19.

Jahrhunderts in Frankreich auftauchten. Bleibt lieber zu Haus am Herd bei guten Kindern, da seid ihr weniger lächerlich, rufen sie den streitbaren Damen zu. An Geschäften und Knäulen, hing das Blatt vom toten Krieger, den die schlechten Zahler, Maler, Musiker und Fechter, umgebracht haben. Nie fehlte dabei die Moral.

Als sich die Imagerie Mitte des 19. Jahrhunderts immer stärker mechanisierte, wurden als begeisterte Käufer die Kinder erworben. Speziell für sie gab es Spiele, Ausschneidebögen mit den heißbegehrten Hampelmännern Pierrot und Colombine, Theater, Rätsel, Lieder und Straßburger „Soldatle“. Längst waren die kleinen Betriebe eingegangen. Die Bilderbogen hatten sich zur Industrie und einer Lothringer Spezialität entwickelt.

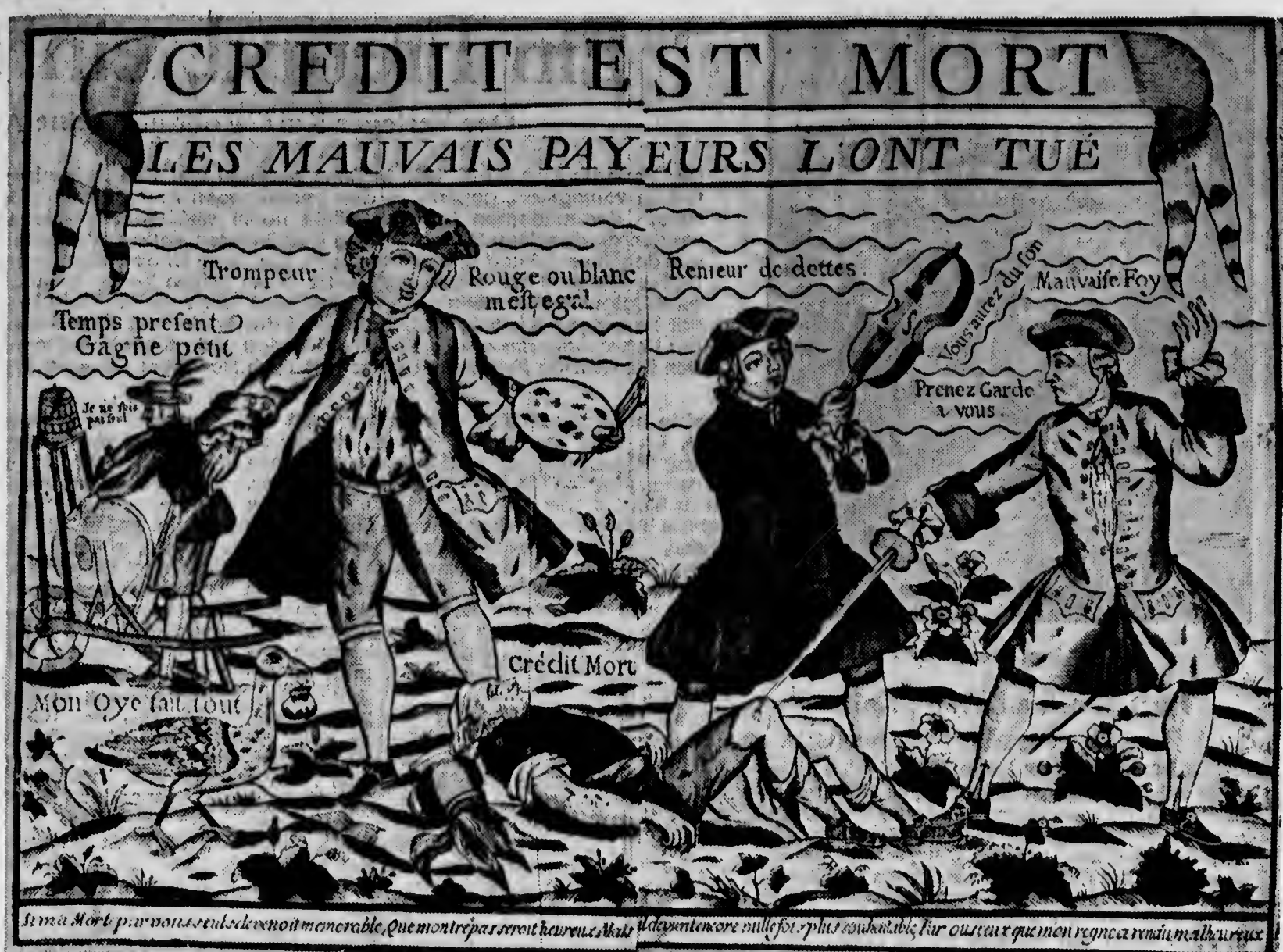
Mit der Einführung der rationelleren Lithographie und der Anilinfarben begann sich dann die Poesie der alten Holzschnitte zu verflüchtigen. Und schließlich machte die Fotografie dem ganzen Lebenswichtigen Gewerbe den Garaus. Aber noch bis zum Ersten Weltkrieg hingen die Bilderbogen in Märkten und Wallfahrtsorten, brachte der pittoreske zerlumpte Kolporteur sie über die Dörfer. Und noch nach 1870 konnte Wentzel, von Weissenburg im Elsaß aus, ganz Süddeutschland mit seinen Bogen überschwemmen, so daß der Bayer Ludwig Staub schimpfte, man finde Wentzels Kabylenschichten jetzt schon in den höchsten Sennhütten.

Schmales Angebot

Im gleichen Maße, in dem die Blätter der Imagerie Populaire begehrte Sammelobjekte wurden, stiegen in den letzten Jahren auch ihre Preise. Napoleonenbögen aus Epinal, früher Massenware, kosten heute zwischen zehn und achtzig Francs. Am höchsten bewertet sind die auf handgeschöpftes rippiges Büttenbläulicher Tönung, das sogenannte Vergé, erfolgten frühen Drucke.

Bei 1835 liegt die Zäsur. Aus Handbetrieben werden Fabriken, die maschinell erzeugtes Papier verwenden — je dünner, brüchiger und farbnüchter es wird, desto niedriger ist der heutige Preis. Relativ „billig“ (bis 100 Franc) kommt man noch an Stücke aus Lille und Metz, wo ziemlich hohe Auflagen gedruckt wurden. Von den kleineren, um 1830 eingegangenen Manufakturen in Chartres, Orléans oder Le Mans jedoch ist unter 150 Franc nichts mehr zu haben. Gute Qualität, aber in der Vorzeit, Liehaber-Exemplare der Zeit um 1800 zwischen 50 und 1000 Franc. Hier ist das Angebot so gering, daß man praktisch die Aufhebung bekannter Sammlungen abwarten muß. Selbst dann erreichen die Stücke den Markt oft nicht — meist werden sie direkt vom „Musée des Arts et Traditions populaires“ in Paris erworben.

Günter Metken



„Der Kredit ist tot, die säumigen Schuldner haben ihn umgebracht“  
Mit drastischer Anschaulichkeit warnen die alten Bilderbögen der Imagerie Populaire den braven Bürgersmann vor Künstlern, Musikern und Kavaliern. Die im 19. Jahrhundert weitverbreiteten Blätter, eine Art Vorläufer der Illustrierten, sind heute als graphische Sammelobjekte nicht weniger begehrt, ganz besonders, wenn sie zu den frühen Erzeugnissen der berühmten Manufakturen in Epinal, Chartres, Orléans, Le Mans und Metz gehören — oder zu dem großen deutschen Konkurrenzunternehmen Gustav Kühn in Neuruippin.  
Foto: Archiv

# Das Gegenständliche verkauft sich besser

## Die Preise auf der „Großen Kunstausstellung 1966“ in München

Eigenbericht der WELT

München, 2. September

Die „Große Kunstausstellung 1966“ im Münchner Haus der Kunst geht ihrem Ende entgegen, am 25. September schließt sie ihre Pforten.

Als Leistungscharakter, an der 537 Künstler der Bundesrepublik und aus Berlin, zu einem geringen Teil auch aus dem europäischen Ausland mit insgesamt 921 Werken teilnehmen, kann sie als Querschnitt durch das Kunstschaffen der Gegenwart gelten und sicher auch als Maßstab für die Konjunktur des Zeitalters.

Klar zeichnet sich bereits — bei einem vorläufigen Ergebnis von 35 000 Besuchern — die Einstellung der Kunstfreunde ab, die dem Gegenständlichen die meiste Aufmerksamkeit zollen. In den letzten Jahren und dieser Tendenz auch in Anknüpfen deutlich Ausdruck geben: Es mag noch ein anderer Umstand bei der Bewertung im Spiele sein: Viele „Abstrakte“ glauben, auch in ihren Preisen abstrakt sein zu müssen.

Die Neue Münchner Künstlergenossenschaft, allen Richtungen aufgeschlossen, in der Hauptsache aber auf Gegenständlichkeit eingestellt, konnte ausgezeichnete Verkaufsergebnisse buchen. Eduard Aigner, in seinen Ölbildern auf lichte Farbtöne gestimmt, erzielte für eine „Landschaft bei Nago“ und eine Ansicht aus dem Altmühltal 3500 und 2500 Mark, während ein anerkannter Künstler wie Gebhardt-Westerbuchberg für seine Bilder, die zwischen 3500 und 4000 Mark angesetzt werden, bisher keinen Abnehmer fand. Auch Hermann Geiseler, der zwischen 1900 und 2000 Mark offeriert, gehört noch nicht zu den Zufriedenstellten; er verkaufte von drei Bildern nur eines: „Frutta di mare“.

Einen großen Fischzug machte hingegen der Augsburger Surrealist Wolfgang Lettl, der zweifellos zu unseren skurrilsten Künstlern gehört: 8000 und 10 000 Mark wurden für „Velo“ und „Nonstop“ bezahlt, Rekordpreise für Bilder, die mit Sport allerdings nicht viel zu tun haben. Auch Heinz Rose (Unterschönau) zählt zu den Bevorzugten, 5500 und 6000 Mark erzielte die in Mischtechnik gemalten Bilder „Landschaft mit Reiter“ und „Phaethon“. Ein Maler von realistischer Präzision, den zerklüftete Papier oder Oberhemden zu malerischen Hymnen inspirieren, ist

der Düsseldorfer Albert Henrich. Für 6000 Mark ging sein Gemälde „Erinnerung“ an den Kunstverein einer bayrischen Stadt, der auch 9000 Mark für das Bronzerelief „Reiter“ von Franz Milkorey anlegte.

Es gab Werke, deren Verkauf trotz vielfacher Nachfrage wohl nur am Preis scheiterte, so die Gemälde von Albin Sätler, die zwischen 3000 und 5000 Mark variieren. Es gab aber auch Werke, die ihrer Billigkeit wegen mehrmals verkauft werden konnten: Holzschnitte des Berchtesgadener Grafikers Fritz Richter. Mehrmals ließ sich auch (zu 225 Mark) das Farblitho „Muschel und Meeresschnecken“ von Markus von Gosen absetzen, mehrmals (zu 50 Mark) der Holzschnitt „Waldkau“ des Bergzaberner Malers Werner von Scheidt. Zu den gemäßigten Angeboten zählten Öl- und Pastellbilder des gerade in München beliebten Malers Rudolf Krieser, der seine ausgestellten Werke zwischen 1200 und 1500 Mark abgeben konnte.

Emil Scheibe, Vorkämpfer des neuen Realismus und apostrophiert als „deutscher Buffet“, kam mit seinen Ölbildern zu 2500 und 4000 Mark nicht zum Zuge. Auch Bildhauer Theuerjahr „Ahorn-Esche“ und „Nußbaum-Fasan“ zu je 4500 Mark blieben im Kunstgehege der Ausstellung sitzen.

Die Sezession hatte im Verkauf weit weniger Glück. Bezeichnend für die steigende Wertschätzung traditionell gebundener, handwerklich solider Malerei ist die Abnahme von zwei Ölbildern des Münchner Altmeisters Ludwig Bock: „Spargel“ (2500) und „Chiniserie“ (3000). Die begabte junge Bildhauerin Marlene Neubauer-Woerner konnte ihre Bronze „Spaziergang“, ein biedermeierlich zierliches Damenfigürchen, für 1700 Mark mehrmals verkaufen. Unverkauft dagegen blieben die abstrakten Beiträge des Pariser Malers Paul Eliasberg, deren Bewertung zwischen 800 und 3000 Mark liegt, das attraktiv bewegte „Pferderennen“ des Münchner Bildhauers Otto Kallenbach (5000) die Öl- und Temperabilder „Landarbeiterfamilie“ und „Television“ von Hans Olde (2000 und 4000) und die drei südlichen Motive des in Rom lebenden Peifer-Watenpohl: sie kosten 7000, 8000 und 10 000 Mark.

Weit ungünstiger schneidet die Neue Gruppe ab, die die Protektion des Abstrakten auf ihren Schild geschrieben

# Frauen im römischen Kunsthandel

## „Sie treten härter und gewandter auf als Männer“

Eigenbericht der WELT

A. R. Rom, 2. September

Während in London, Paris, Köln und Amsterdam der Kunsthandel fest in den Händen energischer Männer liegt, haben sich in Rom die Frauen weitgehend dieses diffizilen, so oft vom Zufall abhängigen Geschäfts angenommen. Einer der ältesten und renommiertesten Kunsthändler der Tibermetropole, Claudio Brunl, klagte melancholisch: „Die Frauen treten in unserer Branche wesentlich härter und gewandter auf, als wir es waren.“

Maria Gracia Montesi zum Beispiel, eine zerbrechlich aussehende schwarzhaarige Schönheit, betreibt ihre Galerie Chisciotte mit betoneter Altbürgerlichkeit. Sicherer Blick und oft nicht ohne Risiko kauft sie Kunstwerke und verkauft sie auf eine Weise, als wären sie das Erbe ihrer (keineswegs illustren) Vorfahren. Das heißt, sie macht Millionen Lire, indem sie vor den amerikanischen Aufkäufern unterstrichene Vornehmheit und Charme entfaltet.

Begonnen hat das „feminine Zeitalter“ im römischen Kunsthandel mit der zähen Palma Bucarelli, die vor zehn Jahren als Kustodin an Roms „Galerie der modernen Kunst“ berufen wurde. Ihre Erinnerung zog damals parlamentarische Anfragen nach sich, aber die flüchtige Signora setzte sich durch. Sie brachte dem Staat für umstrittene Kunstwerke so viele Millionen Lire ein, daß sie mit ihrem Anteil schon bald einen eigenen Salon eröffnen konnte. Die exzentrischen Werke eines Jackson

Pollock oder Alberto Burri verkaufte sie mit aufsehenerregendem Erfolg und arbeitete sich Schritt um Schritt in den Kreis der führenden Kunsthändler Roms vor.

Ähnliches gilt für Paola della Pergola-Borghese, die sich auf weniger bekannte Nebenwerke von Tizian, Caravaggio und Bernini spezialisierte. Carla Panicelli wiederum vertreibt Avantgardewerke von Bildhauern wie Arnaldo Pomodoro. Nina Pirandello-De Martis wird sogar Pop- und Op-art-Erzeugnisse an dollartrüchtige Interessenten los. Die blonde Angelica Savinio de Chirico, Nichte des Surrealisten Giorgio de Chirico, behängt sich mit ausgefallenem Schmuck, wenn sie im Segno-Palast ihren Kunden schockierende grafische Blätter vorlegt.

Zur Elite der römischen Kunsthändlerinnen gehört auch Odysia Skouras, Tochter eines Filmmagnaten, die in Rom sogar ein kunstgeschichtliches Staatsexamen abgelegt hat. Mehr als den fundierten Fachkenntnissen verdammt sie ihre geschäftlichen Erfolge womöglich aber unübersehbar weiblichen Reizen.

Keine einzige der Damen, die in Rom Bilder, Skulpturen, Antiquitäten, Schmuck, Glas- und Metalldekorationen anbieten, sieht ihr Geschlecht als ein Handicap im Beruf an. Auf einer Pressekonferenz sagte neulich lächelnd die „Nestorin“ Bustarelli: „Ausländer kaufen eben lieber von einer schönen Frau Kunstgegenstände als von hartgesotenen, feilschenden Männern...“

# Jugendstil-Vasen und ihre Meister / Gläser von Gallé sind nicht teuer

Eigenbericht der WELT

Hamburg, 2. September

Und wenn Enttäuschung, Trauer oder Langeweile ihre kalte Hand auf unsere Seele legen, suchen wir Orte auf, wo Glas- und Silbergerät auf glänzenden Tischplatten in die Spiegelscheiben lachen, wo auf vergoldeten Tischen um jedes Glas eine Schärlein, fröhlich strahlender Seelchen tanzt, wie Blumen zitternd, deren Stiele der Wind schaukelt, schrieb in seinem Essay „Die Belebung des Stoffes als Prinzip der Schönheit“ der Belgier Henry van de Velde, einer der berühmtesten Protagonisten des Jugendstils. Die von „strahlenden Seelchen“ (die freilich nicht wörtlich zu verstehen sind) umtanzten Gläser dünkten die Künstler der Jahrhundertwende zu Recht schöner als die reich mit Gold bestückten nachgemachten Rokokogläser oder die imitierten Humpen, aus denen die Leute seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts tranken. Denn die neuen Gläser hatten endlich wieder ein „eigenes Gesicht“. Sie gahnten die Bilder von dem Valdes und Mackintosh Möbel und Leonhards Neue Brücke in Köln zum Jugendstil.

Jedermann weiß, wie verpöht jahrzehntlang diese Stilrichtung war, „Jugendstil“ stand geradezu als Synonym für ornamentalen Kitsch, dekadente Oberflächlichkeit und Gedankenerschulst. Erst seit einigen Jahren erfährt er seine Rehabilitierung. Der Blick zurück — aus größerem Abstand — hat seine charakteristischen Züge neu entdeckt. Den wichtigsten der Italiener kopierten die schönsten Eis-, Faden- und Millefiori-Gläser aus der Blütezeit venezianischer Glaskunst.

Da wurde 1846 in Nancy Emile Gallé geboren. Sohn eines Herstellers künstlerischer Keramikwaren. Er studierte Botanik, Naturwissenschaften und ein Jahr lang in Weimar Mineralogie. Im Auftrag der väterlichen Manufaktur, für die er schon eifrig Entwürfe gemacht hatte, ging er 1872 nach London. Nach seiner Rückkehr gründete er in Nancy eine Glashütte. Im South-Kensington-Museum hatten ihn japanische Glaskunst, besonders aber japanische und chinesische „snuff-bottles“ beeindruckt. Diese kleinen Tabakflaschen waren sogenannte Überfanggläser — entstanden nach der ostasiatischen Technik, bei der zwei, biswilen auch mehr, farbige Glasschichten übereinandergelagert und dann spritzig gewundenen Linien und dunkelviolett-blauen Fäden in Überfangtechnik.

Gallé imitierte nicht, sondern experimentierte jahrelang mit neuen Farbzusammenstellungen und Techniken. Seine frühen Arbeiten erkennt man am meistlichen Glassechnitt, später verfiel Gallé auf die Glasätzung: eine einfachere Methode und praktischer, als die Nachfrage nach seinen Arbeiten stieg. Wie beim Glassechnitt blieb auch bei der Ätzung die Zeichnung als Relief stehen, nur arbeitete man sie nicht mehr mit dem Gravierädchen heraus, sondern bedeckte sie mit Wachs und ließ auf die freien Stellen Säure einwirken. Die meisten Gallé-Vasen und -Gläser, die es heute noch gibt, sind auf diese Weise entstanden. Gallé erfand noch eine dritte Technik, die komplizierteste: er legte Metallblättchen, Perlmutter und Glasstückchen in mehrfache Überfanggläser ein und arbeitete das Relief dann wieder durch Schnitt und Schliff heraus. Die wenigen erhaltenen Stücke dieser Intarsien-Gläser haben Seitenheitswert.

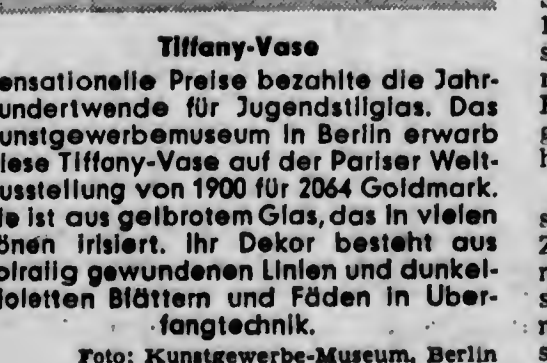
fälligkeit seiner Vasenflora betonte Gallé noch durch matte Farben, wasserhelles Grün, milde Malvenrotte, alle Schattierungen von Violett, opakes Weiß, milchiges Braun und Ocker. Nie verwendete er kräftige Farben.

Sein Namenszug ist oft wie ein Ornament ins Dekor eingefügt, ebenso stimmungsvolle Verse — meist aus der Feder des romantischen Victor Hugo — auf Vasen, die Gallé „poème vitrifié“, glasgewordenes Gedicht, nannte, oder Inschriften auf den „verrières parlantes“, die „sprechenden Gläser“. So steht auf einem mit Tabakblättern gezierten Aschenbecher der Sinnpruch: „Plaisir est fumé — tumer est plaisir“ (Vergnügen ist ein Rauch — Rauchen ist ein Vergnügen). Gallés Ruhm verging nicht mit seinem Tode im Jahre 1904, vor dem er noch vom Rollstuhl aus die Ausführung seines berühmten „Lit papillon“, seines Schmetterlingsbettes, übernahm. Seine Fabrik, die schon um 1900 dreihundert Arbeiter beschäftigte, existierte weiter bis 1936.

Seine Kunst fand überall Nachahmer — die bedeutendsten waren die Gebrüder Daum in Nancy, die wie Gallé Überfanggläser entwarfen und wie er Blumenmotive auf Vasen und Gefäße setzten, aber auch figurliche Darstellungen — mit Vorliebe Szenen aus Wagneroperen. Der Kenner unterscheidet jedoch leicht eine Dame von einer Gallé-Vase: bei Gallé ist der Grund, auf dem sich das Relief erhebt, stets glatt, bei Daum erinnert er an Eisglas, hat Punkte oder Muschelmuster.

Wie Gallé in Nancy schuf Louis Comfort Tiffany in New York einen eigenen Glaskunst. Ihn hatte der opalisierende Schimmer an ausgegrabenen antiken Einwirkung mineralischer Salze in der Erde anmutende Tiffany wie Seifenblasen schillernde „Favrile-Gläser“ entstanden, indem man eine Kugel heißen Glases aufblies und ihr farbige Gaspartikel aufsetzte — ein Vorgang, der sich in die zwanzigmal wiederholte und der scheinbar regellose, fließende, „abstrakte“ Dekors hervorbrachte.

Was sind heute solche Gläser wert? Trotz der Aufwertung des Jugendstils längst nicht soviel, wie mancher glaubt, der Omnia Vase den Versteigerungshäusern anbietet, und viel weniger als einst. Der Ankaufspreis einer 38 cm hohen, signierten Tiffany-Vase aus gebrotem, irisierenden Glas, überfangen mit spritzig gewundenen Linienmustern und dunkelviolett-blauen Blüten und betrug im Jahre 1900 die stolze Summe von 2046 Goldmark. Eine für die Weltausstellung in Paris 1900 gearbeitete grüne Stangenvase von Gallé, dunkel überfangen, mit dick aufliegender Schierlingspflanze und Hugo-Vers kostete 982 Goldmark. Den höchsten Schätzpreis den ein Auktionskatalog 1966 vermerkt, hat eine kugelförmige, signierte Gallé-Vase mit roten Wasserrosen auf gelbem Grund: 800 Mark. Eine andere Gallé-Vase — Mattglas, grüner Überfang, Elchenlaubdekor — hat einen Schätzpreis von nur 80 Mark. Die Preisbildung bewegt sich in überschaubaren Grenzen. Sie wird in nächster Zeit auch keine expansiven Formen annehmen können, denn der Markt ist gesättigt mit Jugendstilgläsern — und auf genau Dachböden dürften noch stille Reserven schlummern. Lo Ornstein



Tiffany-Vase  
Sensationsvolle Preise bezahlte die Jahrhundertwende für Jugendstilglas. Das Kunstgewerbemuseum in Berlin erwarb diese Tiffany-Vase auf der Pariser Weltausstellung von 1900 für 2046 Goldmark. Sie ist aus gebrotem Glas, das in vielen Tönen irisiert. Ihr Dekor besteht aus spritzig gewundenen Linien und dunkelviolett-blauen Fäden in Überfangtechnik.  
Foto: Kunstgewerbe-Museum, Berlin

hat. Immerhin verkaufte sie — neben weniger erwähnenswerten Angeboten von gegenständlichen Malereien — das Bild „Frau am Tisch“ des Berliner Malers Max Kraus zu 3000 Mark und ein Stillleben von Dorothea Stefla, die mit dem Stil der präzisen „Sonntagsmaler“ Berühmtheit erlangt hat, für 1500 Mark. Die raffinierten Primitivmalereien ihres Gatten György Stefla (je 5500 Mark) blieben bisher unverkauft. Erstaunlicherweise fanden auch die bunt lodernen Meisterwerke der Seniorin der bayrischen Maler, Maria Caspar-Filser, keinen Käufer. Ihre Preise liegen allerdings zwischen 8000 und 12 000 Mark. Auch Willi Geiger, der für seine in Leuchtfarben blühenden „Blumen“ im Bewußtsein seiner Arriviertheit 6000 bis 8000 Mark forderte, blieb der Erfolg versagt, desgleichen seinem Sohn Rupprecht Geiger, der für jede seiner abstrakten „Visionen“ 4000 Mark verlangt. Für die „Garden von Erioch, Clizia“ (5000 Mark) und den Berliner Peter Janssen (3000) fand sich ebenfalls kein Interessent.

Was sollen da erst die Abstrakten sagen, deren Preise biswilen in schwindende Höhen greifen, wie Richard Oelze aus dem Hameliner Land, der sein Bild „Im Dunkel der Entwicklung“ mit 25 000 Mark bewertet. In bescheidenen Preiskategorien bewegen sich Hann Trier, Berlin (je 8000), Heinz Trökes, Berlin (je 6000), Fritz Winter, Diessen (10 000 und 12 800), Fried Thielert, Berlin (8000). Auch sie konnten ihre Werke nicht verkaufen. Paul Wunderlich aus Hamburg, zwischen Abstraktion und Surrealismus angesiedelt, nennt für sein „Doppelbildnis“ einen Preis von 9000 Mark. Er hat viel Interesse, doch immer noch keinen Interessenten gefunden.

Die wohl bedeutendsten Namen auf der Großen Ausstellung im Münchner Haus der Kunst sind Purrrmann und Kososchka. Ihre Werke stehen nicht zum Verkauf. Wolfgang von Weber

# Moderne italienische Kunst in Florenz

Nachrichtendienst der WELT

Florenz, 2. September

Ende September wird im Palazzo Strozzi in Florenz die Ausstellung „Moderne italienische Kunst von 1915 bis 1935“ eröffnet.

Sie umfaßt 800 Bilder bekannter und unbekannter Meister, die zum größten Teil aus Privatsammlungen stammen. Darunter sind Werke von Modigliani, Boccioni, Carrà, Severini, de Chirico, Campigli, Marini, Manzù. Die Veranstaltung soll dazu beitragen, viele heute zu Unrecht vergessene Maler und Kunstwerke einem breiteren Publikum nahe-zubringen.

# Lithos von Edvard Munch erheblich teurer geworden

Nachrichtendienst der WELT

Hamburg, 2. September

Munchs Farblitho „Madonna“ stieg auf 7400 Mark (1961, Ketterer-Auktion) auf 9000 Schweizer Franken (Auktion Kornfeld & Kilpstein, Bern), das Farblitho „Vampyr“ von 8000 Mark (1961) auf 52 000 Franken. Die „Sünde“ kostete 1965 in Berlin noch 30 000 Franken und notiert jetzt in einem zerklüfteten Exemplar 75 000 Franken.

# Auktionsvorschau

- 8./9. Sept., Eduard Hünerberg, Braunschweig, Gemälde, Antiquitäten, Möbel, Porzellan.
- 13.-16. Sept., Arnhem, J. Staamer, Gemälde, Antiquitäten, Möbel.
- 13.-16. Sept., Wien, Dorotheum, Gemälde, Plastik, Antiquitäten, Möbel.
- 17. Sept., New York, Parke-Bernet, Engl. und französ. Möbel, Silber.
- 21. Sept., New York, Parke-Bernet, Europ. Bücher, Grafik.
- 22./23. Sept., Berlin, Leo Spik, Gemälde, Antiquitäten, Möbel, Porzellan, Silber.
- 23./24. Sept., New York, Parke-Bernet, Möbel des 16. bis 18. Jahrhunderts.
- 28./29. Sept., Bonn, H. Bödiger, Gemälde, Möbel, Grafik, Teppiche.
- 28.-30. Sept., München, A. Weinmüller, Gemälde, Antiquitäten, Silber, Porzellan.



28. April 1965

Frl. Foerg

Akte: KURT WOLFF

nach Brief von Frau Ellen Otten vom  
12. April 1965, die mithilft eine Brief-  
ausgabe von Kurt Wolff vorzubereiten,  
~~XXXXXXXXXXXX~~ hatte eine juedische  
Mutter geb. Marx.

DZ

## KURT WOLFF / 3. März 1887 - 22. Oktober 1963

Über die Verlage des am 22. Oktober 1963 tödlich verunglückten Kurt Wolff ist viel geschrieben worden, wenig über seine Person. „Edler Jüngling Wolff“, dichtete ihn Karl Kraus an in einem Haß- und Hetzgedicht gegen Franz Werfel und die „Prager Schule“, die Kurt Wolff verlegte. Man kann es nicht anders sagen, er schien der Prototyp des edlen deutschen Hölderlinschen Jüngling, stolz, aristokratisch und unwiderstehlich verführerisch.

Das Glück schien ihm in den Schoß zu fallen. Er war der Sohn eines Bonner Musikprofessors, und schon als junger Student wurde er in der Familie Merck in Darmstadt, den Besitzern der großen chemischen Werke, wie das Kind im Haus gehalten und heiratete schließlich die bildschöne Elisabeth, eine der drei Töchter der Familie.

Kurt Wolff hatte eine offenbar angeborene Fähigkeit, versteckte, abgelegene Schönheit zu finden, auch wenn sie spröde und schwer zugänglich ist. Er wurde der Verleger der jungen Dichter vor und unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß sein Verlag mit Rowohlt in einer kleinen Stube im Hause des berühmten Druckers Drugulin in Leipzig begann. Als ich 1914 für ein paar Monate, bis zum Kriegsbeginn, mit Franz Werfel und Walter Hasenclever als Lektor bei ihm eintrat, war es jedenfalls schon ein großer Verlag in Leipzig, der im Begriff war, seine zwei geschäftlichen Coups zu starten: die Werke von Rabindranath Tagore, der bald zum Dichter der deutschen Familie unter dem deutschen Weihnachtsbaum avancierte, und „Der Golem“ von Gustav Meyrink.

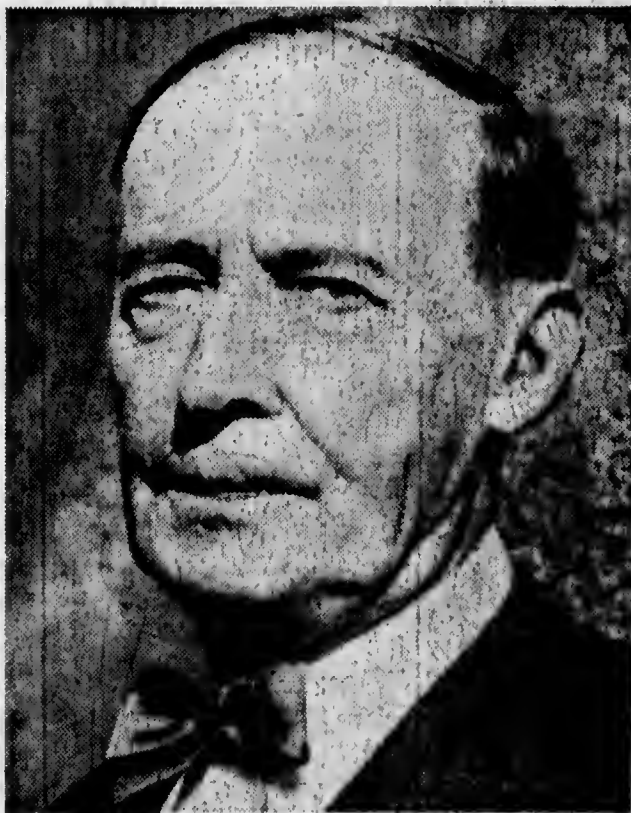
Es ist anzunehmen, daß nicht nur diese geschäftlichen Erfolge den Verlag so plötzlich vergrößerten, es waren gewiß auch Mercksche Kapitalien mit eingeflossen. Der Verlag arbeitete oft eher als großartiger Mäzen als nach geschäftlichen Kalkülen.

Ich besuchte Kurt Wolff wieder, als um 1923 sein Unternehmen im höchsten Glanze stand, weil er mich wieder zum Lektor haben wollte. Eines der falschen, aber pompösen Renaissance-Palazzi im Zentrum Münchens beherbergte den Verlag. Obwohl aus meinem Lektorat nichts wurde, blieben wir in Verbindung, und ich suchte ihn um 1929 in einem gutbürgerlichen, aber keineswegs luxuriösen Hotel in Berlin wieder auf, wo er in seinem kleinen Zimmer ein paar Früchte als Abendessen einnahm. Er mußte den Verlag schließen.

Nochmals, nach 1933, sah ich ihn als Besitzer der Casa editrice Pantheon, seines schönen Kunstverlages in Florenz, da er mich nach Elba

eingeladen hatte, wo er im Sommer eine schöne klassizistische Villa bewohnte. Er erwartete mich an der Endstation auf dem Festland. „Was haben Sie in Florenz gesehen?“ fragte er. Ich zählte es ihm auf, ich glaubte Florenz ziemlich genau zu kennen. „Kennen Sie die Fresken von Castagno in San' Apollonio?“ fuhr er inquisitorisch fort, und ich mußte verneinen. „Dann fahren Sie bitte sofort nach Florenz zurück. Ich erwarte Sie hier wieder am Abend.“ Ich tat es und hatte es nicht zu bereuen.

Später, vor 1939, war Wolff bei mir in Prag. Er schien kränkelnd. Deutschland war uns bei-



Fotos (12): Archiv

den schon verschlossen. Erst in Indien um 1944 erreichten mich dann die Kataloge seines wertvollen und luxuriösen New Yorker Verlages Pantheon Books mit den reichen Bollingen Series, finanziert von den Meilons. Er brachte Hermann Brochs „Tod des Vergil“ heraus, Pasternaks „Doktor Schiwago“, Lampedusas „Leopard“.

Zuletzt sah ich ihn in dem Londoner Hotel Goring nahe dem Buckingham Palast. Er war schlank, elegant, jung, das Gesicht ganz unverändert.

So hat ihn wohl auch der gräßliche Tod auf der Straße in Marbach ereilt. **Willy Haas**

*Dr. Welt, Nr. 301, Hamburg 28.12.1963*



## Lieber Autor! Gruss Ihr Verleger

Von Ludwig Marcuse

Der Historiker arbeitet mit Abstraktionen ersten, zweiten, dritten oder noch höheren Grades. Das Material, aus denen sie stammen, ist in der Regel nur den Gelehrten bekannt. Was Geschichte geworden ist (also schon bereits das letzte Jahr) wird immer dünner werdenden Begriffen aufbewahrt.

Eine Wehr dagegen sind nicht die heute beliebten Bildbände, Momentphotographien einiger Ereignisse der Vergangenheit; eher die Sammlungen von Dokumentationen — wie wir im Jahre 1966 eine grossartige erhalten haben: in Kurt Wolffs "Briefwechsel eines Verlegers, 1922-1963".

Die fünfhundert Briefe dieses Bandes sind ein Abbild des literarischen Lebens in Deutschland — vor allem der beiden Jahrzehnte vor 1933; man kann auch sagen der Zeit des Expressionismus — wenn man das Wort weit genug nimmt und mit ihm jene Jahre meint, deren künstlerischer Mittelpunkt der Expressionismus war... eine Stil-Bezeichnung, die nicht so vage ist, wie man heute bisweilen annimmt.

Sehr viele Autoren kommen hier zu Wort; doch ist es nicht willkürlich, wenn hier nur zwei hervorgehoben werden. Heinrich Mann und Karl Kraus, der älteren Generation entstammend, waren für den jungen Verleger die grossen, geliebten Patrone. 1930 schrieb Walter Hasenclever rückblickend: "Der Kurt-Wolff-Verlag war das literarische Instrument der letzten dichterischen Bewegung, die es gab" — wie sie zum Beispiel in der Schriftenreihe "Der Jüngste Tag" sich zeigte. Aber es gab nur zwei, eine Generation älter als Kurt Wolff, welche die beiden Gallionsfiguren waren, mit denen er in die Zukunft segelte: "Ich bin der Überzeugung", schrieb er, "dass von den Schriftstellern, die um

eine Generation älter sind als ich selbst, nur zweien die Zukunft gehört: Heinrich Mann und Karl Kraus. Nur das "Nur" war ein Irrtum.

Heinrich Mann war, bis 1918, der ältere Bruder des berühmten Thomas gewesen; nun, nach dem Krieg, wurde eine dreiviertel Million seiner Werke verkauft.

Der erste Brief des kommenden Verlegers, der in dieser Kollektion abgedruckt ist, datiert: "Balkan, 1.2.1916." Kurt Wolff schrieb dem 25-jährigen Autor Heinrich Mann: "Als grösste Verantwortung, die ich verlegerisch je übernommen, erscheint mir die Erwerbung Ihres Werks." Er passte sich der spröden Art seines Erwählten an: "Ich will als Verleger nicht begeistert sein, sondern Bücher verkaufen." Besser konnte er den pointierten Stil des verehrten Manns nicht treffen. Der Brief ist unterzeichnet: nicht als "Ihr siebenter oder achter, sondern als Ihr endgültiger Verleger." Dass der "Untertan" während des Krieges nicht erscheinen kann... darüber sind sich Verleger und Autor einig. Aber nach dem Krieg soll er sofort herauskommen: "Mutig mit Pauken und Trompeten angezeigt."

Der alternde Dichter, dem soviel Feuer und Flamme entgegengebracht wird, denkt ans Alter. Er schreibt in einem knappen, konzisen, nüchternfunkelnden Deutsch, in dem auch diese Geschäftsbriefe formuliert sind. "Mein Werk, mein

einziges Lebenswerk" kann "mit den Jahren um Einiges vergrössert, aber nicht beliebig, wie etwa ein Verlag, von Jahr zu Jahr mit lohnenden Unternehmungen bereichert werden."

So begründete er seine Insistenz auf einen besseren Vertrag. Es war kein Feilschen; nie ist besser als in diesem Schreiben die Situation des freien Schriftstellers zur Sprache gebracht worden. Eine Welle hatte die väterliche Erbschaft ge-



Wie Emil Orlik im Jahre 1900 Karl Kraus sah Gezeichnet im Wiener Café Imperial

reicht. Dann waren sehr magere Jahre gefolgt. Jetzt, mit Fünfzig, steht er an der Schwelle des Erfolgs und denkt an den Lebensabend... Damals, 1916, konnte er noch nicht ahnen, dass es so etwas Idyllisches (Lebensabend) für ihn nicht geben wird.

Der andere um eine Generation ältere, dem Kurt Wolffs unbegrenzte Liebe gehörte, war Karl Kraus. Auch seine Briefe an den Verleger sind ein vorzügliches Selbstporträt. Das Werk von Karl Kraus durchzusetzen, (schrieb der junge Liebhaber) sei sein "höchster verlegerischer Ehrgeiz." Diese Korrespondenz hat als Hauptthema Karl Kraus' Aversion, in einem Verlag zu erscheinen, in dem er von anderen Verlagsautoren angepöbelt wurde.

Da heisst es: "Auf Seite 21 eines Buches 'Weisheit der Langeweile' behauptet der Autor... " Und Kraus kommentiert, gegen den Verleger gerichtet: "Was ich aber nicht hingehen lassen kann, ist die Billigung gegen mich verübter Schmutzigkeiten." Und fährt fort, "er könne nicht leugnen, dass Leute dieser Art beim Stinken ehrlich sind, während sie mir beim Nasezuhalten Unaufrichtigkeit zum Vorwurf machen." In jener ferneren Zeit, in der man auch öffentlich ohne Umschweife polemisierte, fügte er hinzu: "Der Autor des kaum erschienenen Buchs bittet für die auf Seite 221 enthaltene Meinung spontan um Verzeihung." Dies steigerte seinen Abscheu; Kraus zog einen Bruch mit dem Verlag in Betracht.

Der 26-jährige Kurt Wolff antwortete: "Ich sehe ein, dass ich das Recht verscherzt habe, Ihr Verleger zu sein" — nach diesem "mich beschämenden Fall". Wie er über den Menschen dachte, der diesen Fall heraufbeschworen hatte, geht für den Leser auch daraus hervor, dass die folgenden Sätze im Buch ausgelassen sind. Sollte er Karl Kraus verlieren, (schrieb der Beschämte) so hätte er den "schmerzlichsten Verlust" zu beklagen, "den es für mich überhaupt geben kann."

Dieser briefliche Austausch ist nur ein Beispiel dafür, wie sehr der Briefband das literarische Leben jener Jahrzehnte widerspiegelte... vor allem die zwei vor 1933.

Die Literatur-Geschichten sind fast ausschliesslich Geschichten der literarischen Werke plus angehängter dünner Biographien; und solche Bü-



Heinrich Mann Gezeichnet von Doubin

cher sind so gut, wie die Analysen der Poesie, der Romane, der Theaterstücke, die sie enthalten... soweit sie nicht Geistesgeschichten sein wollen und das spezifisch Ästhetische übergehen.

Das literarische Leben der Zeit ist immer nur in einem gelegentlichen Satz da, den in der Regel eine Generation Geschichtsschreiber von der andern übernimmt. Es sind solche Dokumenten-Bände wie Kurt Wolffs (leider sehr unvollständiger) "Briefwechsel", die kommenden Generationen erlauben, den Bereich darzustellen, in dem die literarischen Werke entstanden, gewachsen,

propagiert und untergegangen sind — oder überlebt haben; den Bereich, in dem Verfasser von Büchern miteinander, gegeneinander oder in Isolierung ihr Werk schufen.

Solche Chroniken gibt es kaum. Es gibt die Quellen-Werke in Bibliotheken, für die Gelehrten; aber kaum eine zusammenfassende Darstellung für die Leser. Auch diese reiche Briefsammlung rund um Kurt Wolff wird in den Bücher-Museen verschwinden, wenn sie nicht einer grossen Darstellung des deutsch-literarischen Lebens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Material dienen wird.

## Hausmeister im Londoner East End

Von ARNO REINFRANK

Als ich 1956 erstmals ins Londoner East End kam, um die Stelle eines Hausmeisters in dem berühmten Toynbee Hall Settlement zu versehen, stand — milde ausgedrückt — mein Englisch auf sehr schwachen Beinen. Wenn ich "Sub-Warden" sagte, klang es wie "Soup-Warden". Meine Frau und ich fühlten uns sehr bedrückt durch die sprachliche Isolierung. Doch als ich zum ersten Mal zum Haarschneiden in die Wentworth Street ging, fühlte ich mich aus all dem erlöst. So viel ich damals wusste, bedeutete "head" auch "top". Deshalb sagte ich zum Friseur, dabei das Haupthaar meinend:

"Bitte schneiden Sie eine Menge von meinem Kopf ab."

"Oh no", sagte humorvoll der Friseur in seiner jiddischen Aussprache. "Wenn ich das tu, krieg ich die Polizei auf den Hals..."

Nach langem Wandern hatte ich endlich eine verständnisvolle Seele gefunden und fühlte mich zu Hause!

Unsere Wohnung befand sich

## Hoffnungslos

Fast alles lässt sich in der Welt Genau klassifizieren; Passt es in eine Gruppe rein, Dann kann nicht viel passieren.

Der eine ist ein Demokrat, Der andre Sozialist, Ein Extrovert, ein Introvert, Impressionist, Kubist.

Doch wenn die Hoffnungslosigkeit

In Kunst und Literatur Sieht keinen Ausweg aus dem Leid,

Dann bleibt als Klasse nur Die eine, die wir jetzt vermissten, Das sind wohl: Die Depressionssten.

R. S. Hearn.

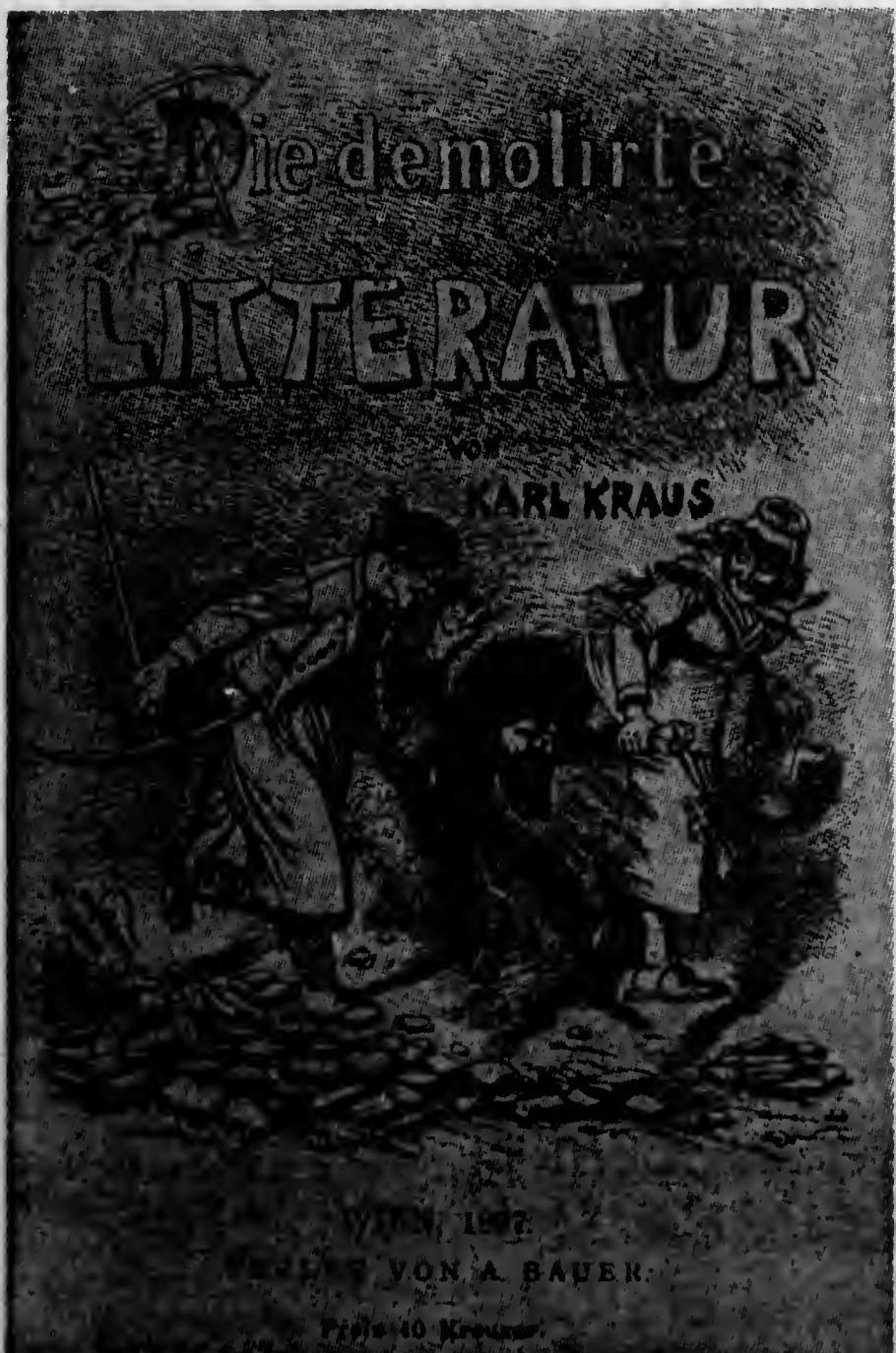
keinesfalls in einem aristokratischen Haus, aber für den Hausmeister gab es ein Badezimmer, und für die übrigen Mieter gab es das nicht. Ich machte mich sogleich ans Herichten der Wohnungswände, in denen zuvor der unglückliche Vater von vier kleinen Kindern hauste, dessen Frau ihm davon-gelaufen war.

Kurz darauf klopfte eine grauhaarige Frau an unsere Tür. Als ich ihr öffnete, zog sie eine goldene Sandale vom Fuss, die sie vermutlich billig auf dem Petticoat Lane-Markt erstanden hatte. Mit dem Absatz begann sie gegen den Türpfosten zu hämmern und dazu etwas Unverständliches zu murmeln, eine "Broche".

"Masselov", sagte sie. "Ich wohne oben und möchte dir das Beste für den Einzug in unser Haus wünschen."

Meschugge? Ich war fast zu Tränen gerührt, dass ein fremder Mensch so um mein Glück besorgt sein konnte.

Um die Ecke befand sich die Koscher Worscht-Fabrik der Firma Bloom. Ich wette, dass die Direktoren keine Ahnung hatten, was für menschliche Juwelen sie beschäftigten. In den allerfrühesten Morgenstunden begannen sie, ihre Ware auf kleinen Eisenräder-Karren über die Pflastersteine unserer Strasse zum Restaurant zu schieben. Auf ihrem Hin- und Herweg trafen sich die zwei Männer jedesmal genau vor unserem Schlafzimmerfenster im Parterre. Wie zwei fleischliche Brüder, die sich nach zwanzigjähriger Abwesenheit — einer handelt am Südpol mit Worscht und der andere am Nordpol — erstmals wieder trafen, unterhielten sie sich mit fürchterlich schallenden Stimmen in russisch gefärbtem Jiddisch. Argerlich öffnete ich das Fenster und rief hinaus: "Ticho! Hobt'r nicht kein Re-



Das Titelblatt einer der ersten Veröffentlichungen von Karl Kraus Die kleine Figur in der Mitte ähnelt Hermann Bahr



# Kurt Wolff

## Notes on a Creative Publisher

By KLAUS W. JONAS

FRANZ KAFKA once said to Kurt Wolff, "I shall always be more grateful to you for returning my manuscripts than for their publication." That was in 1912 when Kafka was unknown and unappreciated, and Wolff was a young publisher with a flair for discovering and promoting talent. No other German-born publisher did more than Kurt Wolff in his later years to bring to Americans the best of German, French, Italian and Russian literature.

Born in 1887, in Bonn, Wolff came from a family that had long distinguished itself in the field of musicology. After graduating from the *Gymnasium* in Marburg he spent a year in Brazil and the next year in military service in Darmstadt. Here he met Professor Friedrich Gundolf of Heidelberg University, one of the great literary men of his time. The professor became fond of his young friend: "Fein, hübsch, beflissen, bescheiden, gesittet . . . von einer rührenden, fragenden und suchenden Geistigkeit und Jungheit . . . einer der jungen Menschen, die zur Bildung der Atmosphäre und zur Hebung des Niveaus so bedurft werden." Thus Gundolf describes him in a letter to Stefan George, before taking him on a visit to Bingen one Sunday to meet the "Master."

During his year of military service, Wolff met Elisabeth Merck, the daughter of one of the partners of the Merck Chemical Company. They married the following year, rather to the disappointment of the bride's father, who did not approve of a student as his son-in-law. Wolff, who loved to read and collect books, wanted desperately to study Germanistics in Leipzig, yet at his father-in-law's insistence he worked at Insel-Verlag, Anton Kippenberg's famous publishing house. This brief experience was to be of great importance for his future development and his decision to enter the publishing field rather than the academic world. Wolff's literary interests were not unlike those of Kippenberg. He concentrated his early literary efforts on the classical

period in German literature, and before making a name for himself as a discoverer of contemporary talent, he became known as the editor of the writings of one of his wife's ancestors, Goethe's friend Johann Heinrich Merck.

But in those early years Kurt Wolff was both an editor and a passionate collector of the *Sturm und Drang* and the classical period, concentrating on *Werther* and *Faust*, but also collecting Schiller, Heine, and the literary magazines. In November, 1912 he had his entire collection auctioned off, and immediately turned to the beginning of the art of printing. When he had achieved what he had set out to do, and was ready to part with this collection, the auction catalogue listed no fewer than 830 incunabula brought together in fourteen years.

Wolff's first interpretation of one of his contemporaries, an essay entitled "Der Dramatiker Herbert Eulenberg," appeared in 1912 in *Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn*. From then on, his interests shifted more and more to his own generation, men and women born between 1885 and 1895, who achieved importance shortly before World War I. The support such influential publishers as Albert Langen, Eugen Diederichs, Bruno and Paul Casirer, Kippenberg and Samuel Fischer had given to the older writers in the first years of this century, Kurt Wolff provided for his contemporaries, the Expressionists.

During his student days Wolff had met Ernst Rowohlt, a young man who had started as a publisher in Munich's Schwabing district, and in Paris, and then transferred his activities to Leipzig. The two joined forces, Wolff at first quietly supporting his new friend's venture, until in 1912 he became a business partner in what had become Ernst Rowohlt-Verlag Leipzig. Rowohlt withdrew soon afterwards, and the next year his former partner became owner-director of Kurt Wolff-Verlag and concentrated on German literature and modern art.



Wolff was fortunate at this time in having as his close literary advisors such men as Walter Hasenclever, a friend from student days in Leipzig; the critic Kurt Pinthus, now of New York, who served as a reader from 1919 until 1923; and Franz Werfel, who held a similar position between 1912 and 1915. Willy Haas, presently writing for *Die Welt* in Hamburg, joined the staff for a short time in 1914. Daniel Brody was with Wolff from the close of World War I until 1928.

In May, 1913 Wolff and his associates had started a series of small volumes by such young authors as Werfel, Hasenclever, Hardekopf, Trakl, Francis Jammes, Kafka, Benn, Edschmid, and Sternheim. It was called *Der jüngste Tag* and, as the publisher once put it, was intended to contain "alles, was aus der Stärke des Zeitlichen heraus ewiges Dasein verspricht." A total of eighty-six volumes appeared in this series, which ran until 1921, giving the writers of the new movement known as "Expressionism" their first chance at the light of day. Anxious to make a radical break with the past and to improve mankind by inspiring reforms, some of these "angry young men" founded periodicals: Herwarth Walden published *Der Sturm* and Franz Pfemfert *Die Aktion*. About the most serious and important of them was a literary monthly, *Die Weissen Blätter* which, from the very beginning, was characterized by pacifist and antinationalistic tendencies. Wolff took over its publication in 1914, though from 1916 until 1918 René Schickele directed it from exile in Switzerland in order to escape wartime censorship. According to the principle that politics and literature are not to be separated, its first number contained Herbert Eulenberg's "Krieg dem Krieg." In November, 1915, Heinrich Mann published his provocative and courageous Zola essay in reply to his younger brother's book, *Friedrich und die grosse Koalition*, an essay which, in turn, inspired Thomas Mann to write his *Betrachtungen eines Unpolitischen*.

Although Kurt Wolff served as an officer in the German army and as aide-de-camp to Duke Ernst Ludwig of Hesse, he continued publishing and remained in contact with many of his authors. At the request of Herman Hesse he regularly gave new books to aid German prisoners of war. Wolff gathered the rights to all the works of Heinrich Mann and, by 1918 issued the first ten-volume complete edition. Only one book — which was to become his greatest success — could not be included: the prophetic but censored novel,

*Der Untertan*. Therefore, in May, 1916 Wolff brought out a private, leather-bound bibliophile edition of eleven copies, now one of the rarest books in modern German literature.

In the years after World War I, Wolff's interests spread from German to European and finally to world literature. Two firms he founded were "Der neue Geist," and Hyperion-Verlag which specialized in beautiful gift books and illustrated editions of the classical writers. He also brought out the twenty-volume edition in German of the works of Zola, and made Anatole France, de Maupassant, Paul Claudel, Romain Rolland and Charles Louis Philippe better known in Germany. Frans Masereel, the Flemish woodcut artist; Charles de Coster; Russians Maxim Gorky and Anton Chekhov; and Sinclair Lewis, were all published.

After almost a decade in Leipzig, Kurt Wolff-Verlag — now numbering some sixty employees — moved to Munich. Although this city remained its headquarters, Wolff founded still another publishing house in Florence. Known as Pantheon Casa Editrice, S.A., between 1924 and 1930 it produced some twenty beautiful art books in various languages. His authors in this series included Adolph Goldschmidt and Erwin Panofsky, the latter now of Princeton.

In 1931, at the time of the bank crash, Wolff was forced to liquidate his firm. He retired from the publishing scene in Germany and, with his second wife, started a new life abroad, at first in Nice, and later in Florence. He returned to France with his family, and then emigrated to America in May, 1941. The following year, at the age of fifty-five, Kurt Wolff had the courage to start yet another firm: Pantheon Books Inc. After spending hours of research in the New York Public Library to determine what German books were available in English to American readers, he began his American career with Jacob Burckhardt's *Weltgeschichtliche Betrachtungen (Force and Freedom: Reflections on History)*, a selection from the works of Charles Peguy translated and introduced by Julien Green, and a bilingual edition of Stefan George. These were followed by two successful books, Grimm's *Fairy Tales* and Gustav Schwag's *Die Sagen des klassischen Altertums (Gods and Heroes: Myths and Epics of Ancient Greece, 1946)*. Together with his friend Curt von Faber du Faur, Professor of German at Yale, Wolff selected highlights of German lyrical poetry for an anthology entitled *Tausend Jahre deutscher Dichtung (1949)*. It is now a standard college textbook.

But there were disappointments, too, since some of the books which Wolff wanted to introduce to American readers — works by Stifter, Mörike, Musil and Goes — went unnoticed. One of the greatest successes of his new firm was Ann Morrow Lindbergh's bestseller, *Gift from the Sea* (1955) which sold more than 600,000 copies in a short while. Wolff's extraordinary vision in discovering talent before it was universally appreciated shows again and again in his decisions. Thus he was confident that Hermann Broch's monumental work, *Der Tod des Vergil* (*The Death of Vergil*), would one day be recognized as a masterpiece, and he published it in this country in both German and English in spite of the many problems it presented. Under the imprint of Pantheon Books, French works by Bernanos, Claudel, Paul Valéry, and others, appeared in their original language during the war years.

In 1945 Paul Mellon contracted with Pantheon Books to publish works sponsored by the newly established Bollingen Foundation of New York. Kurt Wolff was appointed a member of the advisory board. Known as the "Bollingen Series," the books include original contributions, translations of works heretofore unavailable in English, and new editions of classics. There are works in such fields as aesthetics, archaeology, cultural history, history of religion, literary criticism, mythology, philosophy, psychology, social anthropology and symbolism. In the realm of art, the publication of *The A. W. Mellon Lectures in the Fine Arts*, a series delivered annually in the National Gallery in Washington, D.C., deserves mention. One of the most ambitious literary projects has been *The Collected Works of Paul Valéry*, in new translations from the French in fifteen volumes edited by Jackson Mathews. In German literature, there is Michael Hamburger's new edition of *Selected Writings of Hugo von Hofmannsthal*. One of Paul Mellon's special interests is analytical psychology, and Pantheon Books has started publishing *The Collected Works of Carl Gustav Jung* in eighteen volumes edited by Herbert Read. The English translations from the German are new.

During the last years in New York, Wolff's lively correspondence with Boris Pasternak developed into a warm friendship. Thanks to his efforts, *Doctor Zhivago* was brought before the American public and, like Lampedusa's *The Leopard*, soon appeared on the bestseller list. The last book edited by Wolff and published posthumously, in 1964, was a volume of Julien



Kurt Wolff

Green's *Diary, 1928-1957*, beautifully translated by the author's sister, the distinguished American novelist Anne Green. After Wolff and his wife returned to Europe in 1959 to live in Switzerland, they continued to be active in American publishing. From 1961 on their books appeared as "Helen and Kurt Wolff Books," published in cooperation with Harcourt, Brace and World in New York.

The last author whose works Wolff helped to introduce to the American reading public was Günter Grass, one of the most prominent members of the group of younger writers in postwar Germany known as "Gruppe 47." Having recognized Grass's unusual talents and secured the American rights to his works, Wolff travelled to see him in Paris to discuss the meaning of certain words difficult to translate into English. On the last evening of his life he read parts of the English text of *Hundejahre*. Gruppe 47 had invited Wolff to its annual get-together, to be held in Saulgau, in Southern Germany, for the young generation wanted to pay tribute to the man who, some fifty years before, had discovered and promoted the Expressionists. On his way Wolff was planning to visit the Schiller-Nationalmuseum. In nearby Ludwigsburg sudden, violent death in

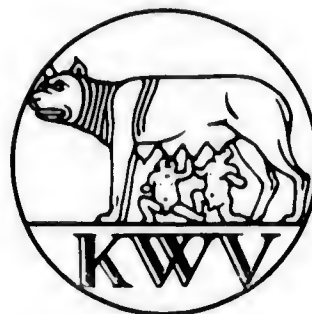


an accident put an end to his rich and active life. Kurt Wolff was buried in the cemetery of Marbach, the birthplace of Schiller, and one of the few towns in Germany he had never seen.

What kind of man was Kurt Wolff? With fondest memories I think of the hours I was privileged to spend in his company in Switzerland. My first impression was of his extreme modesty. He tried to shy away from public honors whenever possible, and anything that might look like self-advertisement was anathema to him. I remember him as an exceptionally kind and helpful man, always willing to give generously of his advice. When I was first introduced to him, I noticed something aristocratic about him: here, I felt, was a *grandseigneur* of literature, a man of the world, urbane, cosmopolitan, elegant and good-looking even in his seventies. Sitting with him on the terrace of his hotel, I could observe the ease with which he switched from one language to another: we talked in German, but speaking of his twenty years in America he changed to English. When he was called to the telephone I heard him speak French like a Frenchman, and when ordering drinks he addressed the waiter in fluent Italian. He would have been well equipped for a diplomatic career. That exact-

ly, it seemed to me, he had been; a diplomat and a mediator between the Old World and the New. When the news of his death came, the London *Times* called him

a great publisher, the embodiment of all that is best in European culture, a man of wide interests and many enthusiasms, of great taste and discrimination and knowledge. But he had one special quality that is very rare: his gaiety, intelligence and cultivated learning were so freely imparted that when one was with him one felt one was equally (or almost equally) gay and intelligent and learned, so sympathetic and understanding was his approach to his guests.



• Professor Jonas, of the University of Pittsburgh, has received two research grants from the Bollingen Foundation of New York to study the Kurt Wolff papers at Yale and in Locarno. Photo of Kurt Wolff by Lotte Jacobi, courtesy of Mrs. Wolff. Signet of Kurt Wolff Verlag courtesy of Heinrich Scheffler, Frankfurt a. M.

(Continued from page 10)

II, Adenauer was moved to murmur: "This is a turning point in history."

The problems faced by our modern honeymooners are, of course, infinitely more complex than those of Briand and Stresemann. Certainly it was far easier in the Locarno days to co-exist with a weak Russia than today with a nuclear Russia. Stresemann was not a particularly religious man, and Briand was an agnostic who had worked out the law in France which separated the state and church. Yet the menace to the Christian world from the east was alive in their minds, and no less acute than it now is. We may safely assume that the fact that both Adenauer and de Gaulle are enlightened Catholics has something to do with their friendship, and with their political philosophy.

In 1925, the major German problem was the evacuation of the Rhineland. Today it is the evacuation of East Germany. To achieve the evacuation of the Rhineland by force of arms was as much a pipe-dream in the 'twenties as the reuni-

fication of Germany by force would be today. Stresemann realized, as well as Adenauer has realized that any change in the status of Germany can be achieved only within the framework of a relaxed and stabilized Europe, which in turn can be achieved only through Franco-German understanding.

"We never question Adenauer's sincerity when he talks of Franco-German agreement," said a French diplomat. "But we don't forget another German, Stresemann . . . Six months after he died, what happened? His party and policy collapsed."

But reconciliation is a two-way affair. Adenauer was aware of it when he said, "If France refuses reconciliation, we cannot say what would happen. But we have had experience in the past."

Today, Adenauer is out of office, but not out of the picture. His work together with de Gaulle, has been solid enough to support a lasting structure of Franco-German understanding, even though his successor, Dr. Erhard, has found himself so different in shape from de Gaulle.

# Die Geschichte des Kurt Wolff Verlages

Zu einem der wichtigsten Verlage des Expressionismus / Von Thomas B. Schumann

Trotz der so engen Wechselbeziehungen zwischen Literatur- und Verlagsgeschichte, trotz der Abhängigkeit der literarischen Rezeptionsgeschichte von den Distributionsfaktoren hat sich die Literaturwissenschaft bislang nur sporadisch mit der Einwirkung des Buchhandels in all seinen Erscheinungsformen auf die Literatur beschäftigt. Das erstaunt, handelt es sich doch um eine wirklich interessante Aufgabe, die sozialen und ökonomischen Voraussetzungen von Literatur, d. h. den literarischen Vermittlungsprozeß zwischen Autor und Leser mit seinen verschiedenen Instanzen und die Funktion des Buches im geistigen und gesellschaftlichen Leben überhaupt zu untersuchen.

Seit einiger Zeit jedoch läßt sich eine gewisse Bewußtseinsänderung der Literaturwissenschaft diesen Themen und Problemen gegenüber bemerken, wie etwa die Gründung des „Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens“, der soeben die Ergebnisse seines zweiten Jahrestreffens zum Thema „Das Buch in den zwanziger Jahren“ vorgelegt hat, beweist.

Wichtige Impulse für die Buchforschung gehen auch vom Münchner Universitätslehrstuhl für Buch- und Verlagswesen, Editions-kunde und literarische Kritik des ehemaligen Lektors (im Carl Hanser Verlag) und heutigen Professors Herbert G. Göpfert aus. Einen instruktiven Einblick in das breitgefächerte Feld von Buch- und Verlagsgeschichte und Göpferts Forschungen dazu gewährt der anlässlich seines 70. Geburtstages erschienene Sammelband seiner verstreuten Aufsätze „Vom Autor zum Leser. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens“.

Als eine der interessantesten, von Göpfert angeregten Universitätsarbeiten erschien kürzlich die erste umfassende Untersuchung über den Kurt Wolff Verlag, verfaßt von Wolfram Göbel.

Der Kurt Wolff Verlag war einer der führenden literarischen Verlage seiner Zeit (erstes Drittel des 20. Jahrhunderts) im allgemeinen und im speziellen der wichtigste Verlag des literari-

schen Expressionismus, dieser bis heute so folgenreichen Bewegung. Kurt Wolff (geb. 1887 in Bonn, gest. 1963 in Ludwigsburg) war — nach Germanistikstudium unter anderem in Bonn und Marburg, Heirat mit Elisabeth Merck aus der berühmten gleichnamigen Familie in Darmstadt und Volontariat im Leipziger Insel-Verlag — zunächst literarischer Berater und stiller Teilhaber (er hatte ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt) im 1910 gegründeten Ernst Rowohlt Verlag. Nach Auseinandersetzungen mit Rowohlt übernahm Wolff dessen Verlag im November 1912 und nannte ihn ab 15. Februar des folgenden Jahres Kurt Wolff Verlag. In den folgenden zehn Jahren erschien nahezu kein expressionistisches Werk von Rang in Deutschland, das nicht von Wolff verlegt worden wäre.

Seine wesentlichsten, das Verlagsprofil — qualitativ wie quantitativ — prägenden Autoren waren: Johannes R. Becher, Max Brod, Kasimir Edschmid, Walter Hasenclever, Georg Heym, Franz Kafka, Oskar Kokoschka, Else Lasker-Schüler, Heinrich Mann, Gustav Meyrink, Salomo Friedländer-Mynona, René Schickele, Carl Sternheim, Georg Trakl, Fritz von Unruh, Franz Werfel, Arnold Zweig. Zur Betreuung des Werkes von Karl Kraus hatte Wolff sogar einen eigenen separaten Verlag der Schriften von Karl Kraus gegründet. Größte Verdienste erwarb sich Wolff durch die Entdeckung und erstmalige Präsentation von Georg Heym, Georg Trakl und Franz Kafka auf dem deutschen Buchmarkt.

Am bekanntesten wurde die Buchreihe „Der Jüngste Tag“ (86 Nummern von 1913—1921), die einen repräsentativen Querschnitt durch die gesamte expressionistische Dichtung bot und Erstausgaben von Ferdinand Hardekopf, Emmy Hennings, Berthold Viertel, Albert Ehrenstein, Ludwig Rubiner, Gottfried Benn, Rudolf Leonhard, Franz Jung, Max Herrmann-Nelisse, Alfred Wolfenstein, Iwan Goll, Ernst Toller und diversen der oben bereits genannten Autoren brachte. Darüber hinaus publizierte Wolff noch einzelne Werke folgender namhafter Schriftsteller, deren

gesamtes Oeuvre er allerdings nicht vertreten konnte: Hugo Ball, Carl Einstein, Kurt Hiller, Richard Hülsenbeck, Annette Kolb, Paul Kornfeld, Walter Mehring, Erich Mühsam, Joachim Ringelnatz, Joseph Roth, Ernst Stadler, Robert Walser, Paul Zech und Carl Zuckmayer.

Auch für die bildende Kunst des Expressionismus hat sich Kurt Wolff eingesetzt, indem er etwa Graphik und Mappenwerke von Kokoschka, Kubin, Meidner, Schmidt-Rottluff und vor allem immer wieder von Masereel veröffentlichte. Neben dem Stammhaus führte Wolff mit der Zeit mehrere Seitenverlage, so den Verlag der Weißen Bücher, den Verlag der Neue Geist, den Hyperion-Verlag und Pantheon Casa Editrice. In den zwanziger Jahren wandte sich der Verleger dann mehr ausländischer Literatur und Kunstpublikationen zu, um schließlich — im Zuge der Weltwirtschaftskrise in Schwierigkeiten geraten — 1930 sein Unternehmen zu verkaufen. Ab 1932 lebte er zumeist im Ausland (zunächst freiwillig, ab 1933 als Emigrant), in London, Nizza, Florenz, Paris und emigrierte 1941 (nach der französischen Internierung) schließlich in die USA, wo er 1942 in New York nochmals einen Verlag — nämlich Pantheon Books Inc. — gründete.

Über diese wahrlich säkulare Verlegergestalt, ohne deren Engagement der Expressionismus —

**Wolfram Göbel: „Der Kurt Wolff Verlag 1913—1930. Expressionismus als verlegerische Aufgabe.“ Mit einer Bibliographie des Kurt Wolff Verlages und der ihm angeschlossenen Unternehmen 1910—1930. Verlag Buchhändler-Vereinigung, Frankfurt a. Main, 312 S. mit 36 Abb., Br. 144,— DM.**

**„Das Buch in den zwanziger Jahren. Vorträge des zweiten Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 16. bis 18. Mai 1977.“ Verlag Dr. Ernst Hauswedell & Co., Hamburg. Wolfenbütteler Schriften für Geschichte des Buchwesens. Hgg. von Paul Raabe. Bd. 2. 120 S. mit Abb., Br. 40,— DM.**

**Herbert G. Göpfert: „Vom Autor zum Leser. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens.“ Carl Hanser Verlag, München. 246 S. Br. 29,80 DM.**

das kann ohne Übertreibung gesagt werden — wohl nie die Entfaltung und Verbreitung gefunden hätte, gab es bis jetzt außer einigen Aufsätzen, dem Band „Kurt Wolff — Briefwechsel eines Verlegers 1911—1963“ (1966, inzwischen vergriffen) und dem schmalen Bändchen „Kurt Wolff: Autoren; Bücher, Abenteuer. Betrachtungen eines Verlegers“ (1965) keine Literatur, so daß vorliegende erste Monographie von Wolfram Göbel äußerst willkommen ist. Sie zeichnet aufgrund umfangreichen, teils bisher unveröffentlichten

Quellenmaterials ebenso zuverlässig-genau wie instruktiv-belehrend die Geschichte des Kurt Wolff Verlages und seiner Dependancen nach.

Im einzelnen: die Vorgeschichte des Verlags, die Biographie und Persönlichkeit Kurt Wolffs, das Neuartige seines Programms unter dem Schlagwort „Dichtung der Jüngsten“, Wolffs Auswahlprinzipien und die Rolle der Lektoren, die Resonanz bei Publikum und Kritik, die materielle Basis, Zeitschriftenpläne, die Bedeutung des Ersten Weltkrieges für den Verlag sowie dessen Umstrukturierung, die Werbestrategien und die Verkommerzialisierung, die ersten Bestseller (Gustav Meyrink, Heinrich Mann), die unwillkürliche Abwerbung von Autoren anderer Verlage, die einzelnen Buchreihen, die „nichtexpressionistische“ Literatur, die Fusionspläne mit S. Fischer, die Abwanderung der Autoren, der Verkauf des Verlangsimperiums usw. usf.

Insgesamt also ein rundum gelungenes, muster-gültig unterrichtendes Werk, ein unentbehrliches Standardwerk zur Literatur-, Kunst- und Verlagsgeschichte des 20. Jahrhunderts, dessen Informationsfülle den Leser fast „erschlägt“! Einziger Wermutstropfen: der immense Preis von 144,— DM für eine nur broschürte und ziemlich unhandliche Publikation (DIN-A-4-Format, zweispaltig bedruckt) von 312 Seiten, wodurch die — so wünschenswerte — Verbreitung stark eingeschränkt werden dürfte.



Wolff, Kurt

## AUSSTELLUNGEN

Eine Marbacher Kabinett-Ausstellung und eine Doppelnummer des »Marbacher Magazins« zeigen, demonstrieren und interpretieren so ziemlich das Spannendste und möglicherweise auch das Außergewöhnlichste, was die Branche in diesem Jahrhundert zu bieten hat:

Von Irene Ferchl

**O**bsie sich das vor 75 Jahren wohl so vorgestellt haben, das hanseatische Urviech und der rheinische Grandseigneur, daß sie anlässlich ihres 100. Geburtstags unter dem Dach des Schiller-Nationalmuseums in einer Ausstellung zwangsvereint sein würden? Daß wegen ihrer Bücher, Bilder und Hinterlassenschaften das Publikum nach Marbach pilgern, angesichts mancher Erstausgabe sehnsüchtiges Herzklopfen bekommen und ein als cleverer Kaufmann ausgewiesener Zwischenbuchhändler fasziniert Kalkulationen nachvollziehen würden? Ich denke, die beiden hätten sich gehrt gefühlt und wären verschwunden: Kurt Wolff in die Archive zu den Handschriften und Editionen vergessener Dichter und Ernst Rowohlt in irgendeine Marbacher Weinstube, wo man vergeblich versucht hätte, ihm statt des verlangten Bordeaux den hiesigen Schillerwein schmackhaft zu machen. Aber überlassen wir die reizvolle Schilderung einer fiktiven Begegnung Berufeneren und halten uns an die Realität, die in Marbach spannend genug ist.

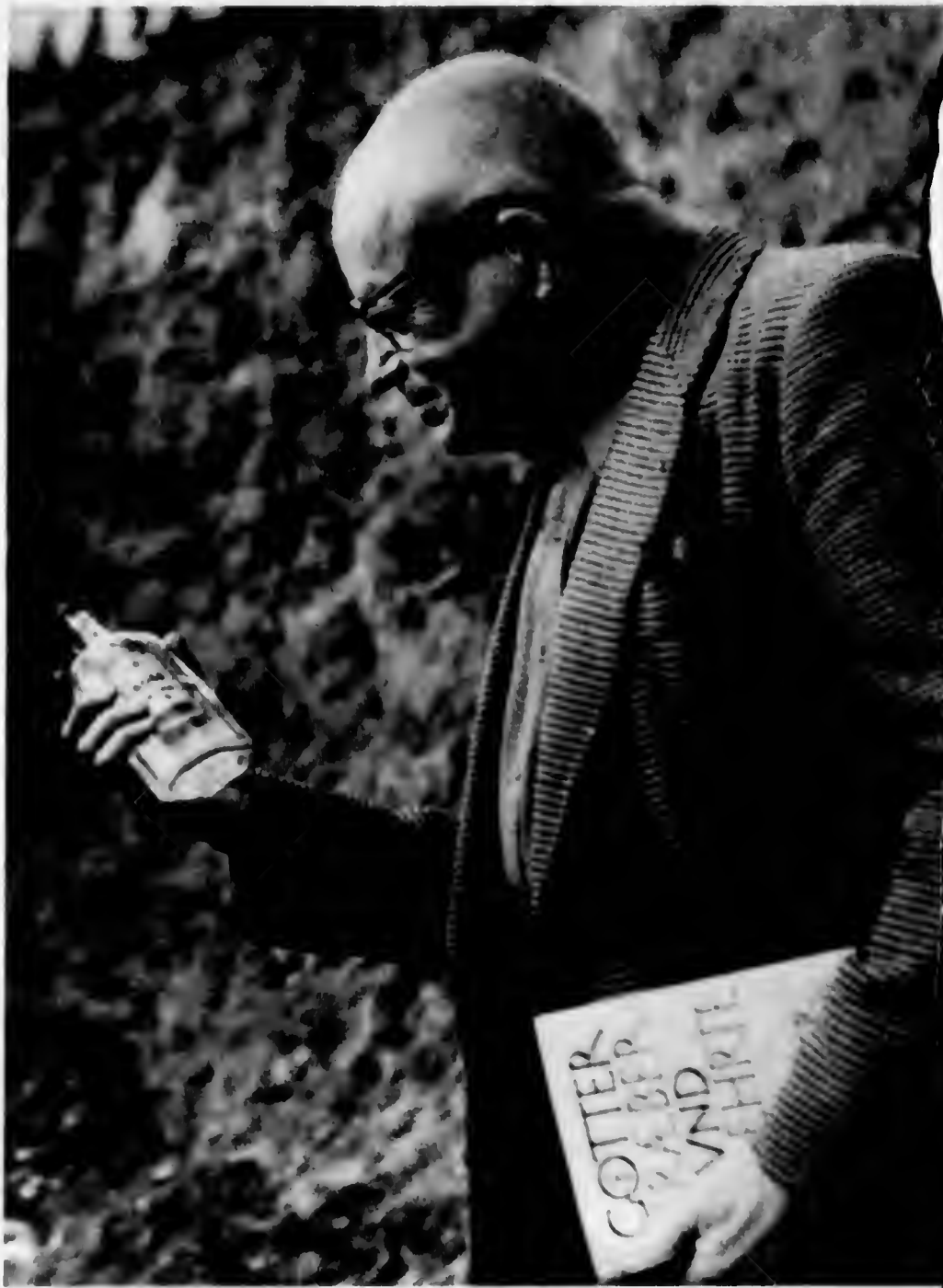
Denn die geheimnisvollen Schätze, die da unterirdisch lagern, werden immer nur in kleinen Portionen ans Tageslicht geholt, eine Weile unter Glas präsentiert, um dann wieder zu verschwinden. Na klar, man kennt die höchst prosaische Arbeit in Magazinen, aber im Marbacher Literaturarchiv erscheint alles ein bißchen anders, zauberhafter vielleicht, auf jeden Fall bedeutender. Wenn Rowohlt und Wolff jetzt also in der Nachfolge von Eugen Claassen, Kippenbergs Insel Verlag, Willi Weismann und S. Fischer, in räumlicher Nachbarschaft zu Cotta eine Verlagsausstellung gewidmet ist, so wirkt das wie die Aufnahme in den Olymp der Verleger.

Zur Eröffnung der Ausstellung waren sogar mehr Gäste erschienen als ein Vierteljahr vorher bei Uhland . . .

Kein Wunder, wurde es doch eine Art Treffen von Familie, Freunden und Kollegen, eine Geburtstagsfeier auf den Tag genau für Ernst Rowohlt, nachgeholt für Kurt Wolff. In einer überblickhaften, humorigen Ansprache würdigte der Bio-Bibliograf beider Verleger, Dr. Wolfram Göbel, deren Arbeit, wobei er bei einem der Ehrengäste in der ersten Reihe auf temperamentvollen Widerspruch stieß. Heinrich Maria Ledig-Rowohlt nämlich wollte sich nicht als »Vater der

Rotationsromane« bezeichnen lassen, die Ehre gebühre ihm nicht, meinte er, der Gedanke sei zwar von ihm, verwirklicht aber hätten die Idee »Väterchen – der große weiße Elefant« und der damalige Leiter der Herstellungsabteilung, Edgar Friederichsen.

Später dann – Friedrich Pfäfflin hatte als Verantwortlicher der Ausstellung und Redakteur des wie immer ausgezeichneten »Marbacher Magazins« (das Doppelheft Nummer 43 kostet zehn Mark) noch Hinweise auf die



# Ernst Rowohlt Zwei Träume...



hier wie dort gezeigt, als bahnbrechendes Werk und Problemkind des Verlags sicher zu Recht. Auch so ein Roman zum Feuchte-Hände-Krieges – schade, daß Rowohlt ihn in seiner Jahrhundert-Reihe nicht mit dem schönen E. R. Weiß-Umschlag ausstatten konnte.

Der Spaziergang durch die Räume kann einen – am Eröffnungstag wegen der zu umrundenden Menschengruppen, später wegen obengenannter Anziehungspunkte – kreuz und quer führen, um 15 Vitrinen herum, an diversen Bildnissen vorbei. Insgesamt sind 276 Exponate ausgestellt, die hier beileibe nicht alle aufgezählt werden sollen, sondern lediglich mehr oder minder zufällig gestreift. Was im Gedächtnis bleibt, ist ohnehin das, ganz subjektiv, Überraschende, das Kuriose: die krakelige Handschrift, in der Ja-

**Für eine Verleger-Ehe zu verschieden: Ernst Rowohlt (links), Kurt Wolff**



# Kurt Wolff: ...vom Verlegen

Konzeption gegeben, und Direktor Ulrich Ott hatte begrüßt und eröffnet – konnte man nachprüfen, ob die Ausstellung »vom Verzicht lebt« (Pfäfflin). Sie lebt jedenfalls, und wenn Verzicht meint, daß man das eine oder andere Exponat ein Stockwerk höher in der Jahresausstellung »Literatur im Industriezeitalter« findet, so ist das durch den anderen Kontext eher ein Gewinn. Musils »Mann ohne Eigenschaften« in der zweibändigen Erstausgabe von 1930 und 1933 wird aber

kob van Hoddis sein »Weltende-Gedicht« auf einen kleinen Zettel notierte und wo nicht nur des Bürgers Hut fliegt und die Eisenbahnen fallen, sondern auch die Buchstaben. Oder der ernst-befehlende Ton, mit dem Richard Huelsenbeck bei Kurt Wolff anfragt, ob »die Herstellung meines Buches ›Dr. Billig am Ende‹, an der ich ein Geld- und Prestige-Interesse habe, in Angriff genommen worden ist«, und der so gar nicht zum Briefkopf des »Centralamtes der dadaistischen Be-

wegung in Deutschland« passen will. Oder der Brief von Henry Miller an Ernst Rowohlt, in dem er sich für den geschenkten Füllfederhalter bedankt, der den 25 Jahre alten, einst von Anaïs Nin erhaltenen ersetzt. Oder Kurt Wolffs Verlagsidee von 1914, »ganz vertraulich« an Julius Zeitler gerichtet, eine »Erotische Bücherei« herauszugeben mit Ariosts Satyren, den »Carmina burana«, ältere also und neuere wie Pierre Louys' »Chansons de Bilitis«. Wegen des Kriegsausbruchs kam es dazu nicht mehr. Oder Mascha Kalékos »Lyrisches Stenogrammheft«, 1933 erschienen und gefolgt/verfolgt von einem Schreiben der Reichsschrifttumskammer, das den Vertrieb dieses und auch des »Kleinen Lesebuchs für Große« und der Autorin jede schriftstellerische Tätigkeit untersagt.

Oder, oder, oder. Den Spaziergang sollte besser jeder selbst unternehmen, eigene Entdeckungen machen. Und auch die kleinen (Lese-) Zeichen nicht übersehen.

★

»Eine hochinteressante Operation, über deren Erfolg die Stimmen allerdings noch geteilt sind, wurde in Leipzig ausgeführt. – Das bekannte Zwillingpaar Roh-Wolff hatte bekanntlich die Drugulin-Druckkunst erfunden, und da der rechte Zwilling die Druckkunst gar fein in seinem Kopfe ausgebildet hatte, der andere aber die Ernährungsangelegenheiten mittlerweile

besorgte, ergänzten sie sich – nu wie eben siamesische Zwillinge. – Sie gediehen und wurden dick alle beide, und alle Menschen hatten sie lieb. – Da bekam der Verdauungsapparat Streit mit dem Rückenmark, und siehe, sie gingen zum Herrn Doktor und baten um ein Glanzstück seiner Kunst. Der hat sie auseinandergeschnitten und nun geht der Roh mit seiner Druckkunst davon und der Wolff sitzt beim Drugulin und hat keinen Roh mehr. Das ist eine traurige Geschichte, nicht wahr, liebe Kinder? Na – was nicht ist, kann ja noch werden. Vielleicht wachsen sie wieder zusammen.«

Emil Preetorius' Hoffnung (verewigt in kleinen Zeichnungen und diesem Märchen auf einem dem Magazin beiliegenden Lesezeichen) erfüllte sich nicht: Die Trennung zwischen Rowohlt und Kurt Wolff war – einmal ausgeführt – endgültig und unwider-



## AUSSTELLUNGEN

ruflich. Und das hübsche Bild von den siamesischen Zwillingen, an dem auch Wolfram Göbel seinen Vortrag aufhängt, führt eigentlich in die Irre. Denn die beiden, zum Zeitpunkt der Trennung (1912) noch »Jungverleger«, sind zwar im selben Jahr geboren, hatten in Anton Kippenberg, dem Insel-Chef denselben väterlichen Mentor und vielleicht zu Beginn ihrer Karriere sogar das gleiche Ziel, doch ihre Wege dorthin könnten unterschiedlicher nicht sein.

Noch die beiden Räume der Marbacher Kabinett-Ausstellung atmen einen völlig anderen Geist. Ist es Einbildung, oder dringt nicht durch die Ritzen mancher Vitrinen leichter Zigarrenrauch und der Dunst des Bordeaux, den der Bohemien Rowohlt zahlreichen Anekdoten zufolge in einer schweinsledernen Aktentasche bei sich zu tragen pflegte? Nebenan blickt ein distinguiertes Herr – neusachlich ins Bild gesetzt von Felice Casorati – auf seine Editionen herab, stets flankiert von einer seiner schönen Ehefrauen, erst Elisabeth, dann Helen; es ist Kurt Wolff, der Kosmopolit und Sammler, der Ästhet und sensible Seismograf.

Rowohlts Frauen – das fällt am Rande doch auf – traten nie im Verlagszusammenhang öffentlich auf; obsie sich freiwillig von dem harten Männergeschäft zurückhielten oder Väterchen das nicht wünschte, sei dahingestellt. Apart ist aber, wie die Biografen bei der Aufzählung der Frauennamen nie hinzuzufügen vergessen, daß Rowohlt bei all seinen Frauengeschichten immer nur eine zur gleichen Zeit liebte und unter seiner Elefantenhaut doch ein rechtes Sensibelchen gewesen wäre. Vielleicht sogar ein bißchen verwöhnt von einer sorgenden Mama? Werfen wir einen Blick auf den Lebenslauf: »Mein Vater war Fonds- und Effektenmakler, ich selber in einem Bankgeschäft und hatte von früh bis spät mit Wechseln zu tun. Mein Großvater war getürmt aus dem Familienschloß und zur See gefahren und meine Schwester heiratete einen Marineoffizier. Was um Himmels willen sollte ich später anderes werden als Verleger?«

Jedenfalls war das, was Ernst Rowohlt später ironisch als unausweichliche Bestimmung zeichnete, mehr als ein Beruf: eine lebenslange Leidenschaft. Denn immerhin mußte er dreimal von vorne beginnen, bis sich sein Verlag eigendynamisch zum Großunternehmen entwickelte.

Der am 23. Juni 1887 geborene Sohn aus gutbürgerlicher Bremer Familie

liebte die Literatur und legte sich bereits in jungen Jahren eine Bibliothek zu. Freilich reichte dafür sein Lohn als Banklehrling nicht aus, aber die eleganten Bremer Buchhandlungen gewährten dem bibliophilen Jüngling gerne Kredit. Bis die Bücherschulden irgendwann die Summe von 4000 Mark erreichten. Vater Heinrich Rowohlt schimpfte, aber zahlte. »In dieser Zeit«, schrieb Ernst Rowohlt später, »legte ich den Grundstein zu meiner heute mit Recht so berühmten literarischen Bildung, den ich hatte, während ich mit der Straßenbahn fuhr und bei den Großbanken auf Abfertigung warten mußte, viel Zeit zum Lesen. Ja, Altersgenossen von mir behaupten, daß ich häufig auf der Straße ein Reclam-Bändchen lesend, getroffen wurde und manchmal sogar Laternenpfähle angerannt hätte. (Jede Behauptung, daß dies damals schon im Suff geschehen sei, bestreite ich energisch.)«

Als Lust und Interesse an der Literatur proportional zur Abneigung gegen das Bankgeschäft wuchsen, wurde Ernst Rowohlt nach Leipzig zu Anton Kippenberg, der ein Schulfreund der Mutter Anna Dorothea Rowohlt gewesen war, geschickt. Diesem seinem Mentor und väterlichen Freund schrieb der junge Ernst (im ersten Brief des soeben anläßlich des Geburtstags erschienenen Briefwechsels): »Mein Ideal ist der Verlagsbuchhändler und zwar ein Moderner.«

Noch während seiner Volontariate in der Leipziger Druckerei Breitkopf & Härtel, der Münchner Ackermannschen Hofbuchhandlung und in Paris begann Rowohlt mit der Verlegerei von bibliophilen Ausgaben klassischer Dichter, nach der Offizin »Drugulin-Drucke« genannt. Der erste lebende Autor – nach einem mißglückten Versuch, der Publikation eines Lyrikbändchens von Gustav C. Edzard – war Paul Scheerbart, der zu der Zeit gerade an der Erfindung des Perpetuum mobile arbeitete.

Spätestens mit ihm beginnen die Anekdoten und unwiderstehlich komischen Geschichten um den Verleger Rowohlt und seine ihn später liebevoll »Väterchen« nennenden Autorenfreunde. Zum großen Teil drehen sie sich um »Männerschmausereien«, um Stammkneipen und Alkohol in jeder Form. Gewiß ist es kein Zufall, daß

Rowohlt sich Scheerbart auserkor: hatte er sich doch in dessen »Katerpoesie« geradezu verliebt. Um eine der ersten Veröffentlichungen, eben das »Perpeh«, rankt sich die berühmte Episode, die als charakteristisch für den Geschäftssinn des Jungverlegers nicht verschwiegen werden soll. Offenbar interessierten niemanden die Werbeplakate an den Berliner Litfaßsäulen, und so fuhren Rowohlt und Scheerbart mit der U-Bahn von Station zu Station, um an jedem Kiosk nach dem aufsehenerregenden neuen Buch von Scheerbart zu fragen, den Ladenpreis von 1,50 Mark zu hinterlegen und so beim Großhändler Georg Stilke größte Erregung auszulösen.

1910 trat Kurt Wolff als stiller Teilhaber ein ( . . . »und mir haben seine Pläne – es handelt sich übrigens selbstverständlich nur um einen ganz bescheidenen Umfang – recht eingeleuchtet und gefallen, so daß ich besagte kleine Summe R. nicht lich, sondern als Anteil an diesen Unternehmungen einlegte«); es kamen der Verlaiband »Vers« und andere Meisterwerke der Weltliteratur in bibliophilen Ausgaben und kleinen Auflagen. Bereits zwei Jahre später kam es zu dem Zerwürfnis zwischen Rowohlt und Wolff, ersterer wurde ausgezahlt, Wolff behielt die Autorenrechte unter anderem an Max Dauthendey, Herbert Eulenberg, Georg Heym.

»Der äußerst kultivierte und reservierte Kurt Wolff«, schrieb der dama-

**Heinrich Maria Ledig-Rowohlt  
und Michael Naumann  
in Marbach**



lige Lektor und spätere Herausgeber der »Menschheitsdämmerung«, Kurt Pinthus, »paßte nicht zu dem breit-schultrigen, riesenhaft aufragenden, robusten Rowohlt, der gern in öffentlichen Lokalen lärmend trank, laute Lieder sang und Weingläser aß.«

Solche Unterschiede mögen der Anlaß gewesen sein, die dahinterliegenden Gründe lassen sich aus den unterschiedlichen Wegen der beiden Verleger entnehmen. Und so dramatisch wie Preetorius mit seiner »Sectio Siamesica« nahm es wohl niemand; das BÖRSENBLATT berichtete lakonisch am 28. November 1913: »Der bisherige Mitarbeiter und Kommandantist Kurt Wolff hat das Geschäft mit allen Aktiven und Passiven übernommen und wird es unter Beibehal-



**Ledig-Rowohlt, Rühmkorb  
beim Empfang in Marbach**

lung des Firmennamens in der seit Bestehen gepflegten Richtung weiterführen.« Im Februar des Folgejahres allerdings kam es bereits zu Änderungen von Namen und Programm.

Doch zurück zu Rowohlt, der einstweilen ein kurzes Intermezzo bei seinem verehrten S. Fischer gab, wo er – sein Stolz noch Jahrzehnte später – den »Tod in Venedig« herstellen durfte.

1919 gründete Ernst Rowohlt zum zweitenmal seinen Verlag mit den Lektoren Paul Meyer (der ihm mit der Monografie ein liebevolles Denkmal setzte) und Franz Hessel, der die Reihe »Umsturz und Aufbau« herausgab und später die geniale Idee mit der Balzac-Ausgabe in 44 kleinformatigen Bänden gehabt haben soll (der Dank

blieb freilich aus, seine eigenen Bücher gerieten in Vergessenheit, und es blieb anderen Verlagen, ihn für unsere Zeit wiederzuentdecken).

Autoren des Verlags waren damals Walter Hasenclever, Johannes R. Becher, Rudolf Borchardt, Hans Fallada, Carl Einstein, Franz Blei, Arno Holz, Robert Musil, Robert Walser, doch die Bestseller stammten aus den Federn von Carl Ludwig Schleich und Leo Slezak. Die Autoren, denen Ernst Rowohlt Ruhm und Ehren verdankte, waren von unterschiedlichster Qualität und politischer Couleur, denn, wie Hermann Kesten mal bemängelte, »druckte Rowohlt mit der Rechten Ernst von Salomon und mit der Linken Kurt Tucholsky«.

Ende der 20er Jahre entdeckte Rowohlt die Amerikaner, Ernest Hemingway (bis ins kommende Herbstprogramm währt die Freundschaft!), Sinclair Lewis und Thomas Wolfe, die Autoren hiermit, die die Zukunft der dritten Phase prägen sollten.

Als Ernst Rowohlt 1938 aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen wurde – der 1909 geborene Sohn Heinrich Maria Ledig-Rowohlt führte den Verlag einstweilen in Stuttgart weiter –, ging er nach Brasilien, aber nicht für lange.

Auf den Kriegsdienst folgte im März 1946 ein dritter Neubeginn in Hamburg mit dem Lektor und späteren Bestseller-Autor (Ceram: »Götter, Gräber und Gelehrte«) im neuen Sachbuch-Genre, Kurt Marek, den Autoren Arno Schmidt, Wolfgang Borchert, Walter Jens. Mit guter Nase – als harte Männer gefragt waren, fand er die Amerikaner, als Existentialismus angesagt war, Sartre, Beauvoir und Camus – und ausgezeichnetem Geschäftssinn nahm Ernst Rowohlt die Idee der Rotationsromane auf, die für 50 Pfennig verkauft wurden: »eine kleine Sammlung moderner Weltliteratur, nicht für den Bücherschrank, aber zum Lesen«. Anna Seghers' »Siebtes Kreuz« war ebenso dabei wie das zur Feier des 75. Verlagsjubiläums vor vier Jahren reprinted »Schloß Gripsholm«.

Nach dem Vorbild der amerikanischen »pocket books« kamen 1950 die Rororo-Taschenbücher auf den Markt, mit der typischen Werbeseite in der Mitte. Rowohlts deutsche Enzyklopädie und Rowohlt Monographien waren die beiden ersten, bis heute neben inzwischen an die 20 weiteren für Kind, Mann und Frau weitergeführten Reihen.

Ein Jahr vor seinem Tod konnte

Ernst Rowohlt sich noch einen langgehegten Wunsch erfüllen, den Umzug aufs Land in ein großes modernes Verlagsgebäude in Reinbek bei Hamburg. Und auch wenn er gern den Verlegerberuf als »noch närrischer denn Bücherschreiben« bezeichnete, seinem Ideal des modernen Verlagsbuchhändlers ist er wohl näher gekommen als seine Kollegen. Denn Massenaufgaben neben Werkausgaben, anspruchsvolle Literatur neben Thrillern und Sach- wie Fachbüchern scheinen für finanziellen Erfolg unabdingbar, in bestimmten Verlagsgrößenordnungen jedenfalls.

Kurt Wolff mit seiner Vorliebe für Kunstbücher und kleine Kostbarkeiten war Rowohlts chaotische Zielgerichtetheit fremd, er blieb der Literaturwissenschaftler, der kühle Intellektuelle, der die Autoren las, nicht mit ihnen die Nächte in Kneipen verbrachte. Den grundlegenden Unterschied beschrieb Wolfram Göbel: »Rowohlt hatte die ungeheure, urwüchsige Nase für das Außerordentliche, für das abenteuerlich Ungewöhnliche und für den Bestseller. Wolff hatte den Instinkt für den großen, aber in seiner Wirkung letzten Endes doch stilleren Autor, für die geistige Grundströmung seiner Zeit. Er ist der eigentliche verlegerische Vorfahr der Luchterhand-, der Suhrkamp- und der Residenz-Literatur.«

Kurt Wolffs Tragik – nach erfolgreichen Jahren als Verleger der Expressionisten, Max Brods, Gustav Meyrink, Karl Kraus', der »Weißen Bücher«, der »Dionysos-Bücherei«, des Hyperion-Verlags – war seine Emigration 1933. Erst ein Jahrzehnt später begann er wieder mit der Gründung der Pantheon Books in New York, und erwarb sich Verdienste um englischsprachige Editionen deutscher neben der internationalen Literatur. Eigentlich sollte von ihm mehr die Rede sein . . . Auch wenn sein Werk sogar mehr Vitrinen füllt als Rowohlts, jeder spricht abkürzend-verfälschend von der derzeit in Marbach gezeigten Rowohlt-Ausstellung. Kurt Wolff war und bleibt der bescheidenere, aber gelegentlich sollte man an seinem Grab auf dem Marbacher Friedhof Abbitte leisten dafür, daß man ihn neben den von buntem Anekdoten-Rankenwerk umgebenen Kollegen leicht übersieht. Aber ist es nicht das Schicksal von Zwillingen, daß immer einer zu kurz kommt? (Die Ausstellung geht übrigens bis Jahresende – genügend Zeit für eingehende Beschäftigung mit ihr.)



Es gibt nicht viele Verleger, deren Name so eng mit einer literarischen Epoche verbunden ist wie der Kurt Wolffs (Foto) mit dem Expressionismus. Der große, noch immer vorbildliche Verleger, der bereits in jungen Jahren seinen Ruhm erwarb, wäre vor kurzem 100 Jahre alt geworden

# Wer fragt noch übermorgen nach dem Verleger von Kafka?



Vor 100 Jahren, am 3. März, zur selben Stunde, als der Vater in der alten Beethovenhalle den »Messias« dirigierte, wurde in Bonn der Verleger Kurt Wolff geboren. Die meistgesuchten Erstausgaben expressionistischer Dichtung tragen seinen Namen und das legendär gewordene Verlagssignet mit der kapitolinischen Wölfin.

Kurt Wolff und sein Verlag in Leipzig, die dort erscheinende Schriftenreihe »Der Jüngste Tag« und die Zeitschrift »Die Weißen Blätter« im assoziierten Verlag der Weißen Bücher zogen die literarische Avantgarde nach 1910 magnetisch an und bildeten ein literarisches Zentrum, wie es heute für die österreichische Literatur der Residenz Verlag sein mag.

Wer war dieser Verleger, dessen Integrationskraft es gelang, sein Haus in kometenhaftem Aufstieg neben die etablierten Verlage seiner Zeit (S. Fischer, Albert Langen, Georg Müller

und die Insel) zu setzen? Der wie seine Autoren Gottfried Benn und Johannes R. Becher ganz im Bildungsbürgertum aufwachsende, musische Kurt Wolff studierte zunächst Germanistik, heiratete 1909 die wohlhabende 18jährige Elisabeth Merck aus Darmstadt und trat im Sommer 1910 als stiller Teilhaber und Finanzier in den gerade gegründeten Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig, ein.

Die beiden ungleichen Partner überwarfen sich jedoch bald, und Wolff führte den Verlag ab 1913 unter eigenem Namen allein weiter. Der vermögende Verleger – von den Zeitgenossen als »Grandseigneur«, als gebildeter, großbürgerlich lebender und auftretender Aristokrat geschildert –, ein Mann von wachem Verstand, an dem Friedrich Gundolf schon 1907 eine »rührende, fragende und suchende Geistigkeit« rühmte, wurde als Mittzwanziger Mentor, Mäzen und Verleger, der mit seinem Verlag nicht

nur ein Stück Literaturgeschichte geprägt hat, sondern bis hin zu Klaus Wagenbach verlegerisches Vorbild für künftige Generationen wurde.

Mit Hilfe seiner Lektoren Walter Hasenclever, Kurt Pinthus und Franz Werfel bildete er um den KWV in Leipzig das neben dem »Sturm« in Berlin und Franz Pfemferts »Aktion« bestimmende literarische Zentrum der jungen Literatur heraus. Georg Heym und Walter Hasenclever, Georg Trakl und Franz Werfel, Max Brod und Franz Kafka, Carl Hauptmann und Heinrich Mann, Arnold Zweig und Mechtilde Lichnowsky, Robert Walser und Carl Sternheim, Kasimir Edschmid und Albert Ehrenstein, Myrona und René Schickele, Anatole France und Francis Jammes, Romain Rolland und Rabindranath Tagore: Die Autorenliste ist beeindruckend, sie reicht schließlich weit über deutsche Literatur der Zeit hinaus und spiegelt die Rezeption des Auslands

im Expressionismus wider. Mit Gustav Meyrinks »Golem« und Heinrich Manns »Untertan« gelang es Wolff, erste Bestseller-Erfolge seiner Zeit zu erzielen. Auch seine damals umstrittenen Werbemethoden waren überraschend modern und richtungweisend.

Was die zeitgenössischen Autoren jedoch an Wolff faszinierte, war nicht nur die großzügige Förderung, es war auch der weite Horizont des Verlegers und die Fähigkeit, Pläne rasch umzusetzen. Seine literarische Universalität hat er auch in seinem Verlagsprogramm nicht geleugnet: von Klassiker-Ausgaben bis hin zu Handpresse-Drucken wie den »Stundenbüchern der Ernst Ludwig Presse«.

Eine gewisse Neigung zur Hypertrophie, ein allzu rasches Reagieren auf den Wechsel der Zeitströmungen ist bei diesem Verleger, der mit 30 Jahren die Blütezeit seines Verlags erlebt, unverkennbar.

Er gründet, der Laune von Karl Kraus folgend, für ihn 1916 einen eigenen Verlag, er verleiht dem KWV 1917 Schwabachs Verlag der Weißen Bücher mit einem großen Bühnenvertrieb ein und gründet im selben Jahr mit seinem Schwager Peter Reinhold den Verlag Der Neue Geist. Er gibt dort Schriften pazifistischer und aktivistischer Literatur heraus, scheidet aber 1919 schon wieder aus. Ebenfalls 1917 kauft er den Hyperion-Verlag, in dem er – ganz seinen literaturgeschichtlichen Neigungen folgend – Weltliteratur in illustrierten Ausgaben verlegt. Nach dem Ersten Weltkrieg wendet sich das Interesse des Verlegers der Kunst zu: 1919 gründet er die Kunstzeitschrift »Genius«, 1924 ruft er den internationalen Kunstverlag Pantheon Casa Editrice mit Sitz Florenz ins Leben. Ab 1926 erscheinen dort Kunstbände in fünf Sprachen, zum Teil als Übernahme aus dem Kurt Wolff Verlag, der die renommiertesten internationalen Kunsthistoriker seiner Zeit versammelt hatte. Damit übernimmt sich Wolff jedoch zunehmend. Sein Hauptverlag, den er 1919 aus Leipzig nach München verlegt hatte, verliert seinen Rang in gleichem Maße, wie der Expressionismus als

geistige Bewegung zerfällt. Versuche, sich stärker der ausländischen Literatur, vor allem der amerikanischen, zuzuwenden und ein neues literarisches Programm aufzubauen, scheiterten. »Warum aufgehört«, schrieb Wolff einmal rechtfertigend in sein Tagebuch, »da war nix Neues mehr sichtbar.« Er verkaufte seine ganzen Verlagsunternehmungen an den Schwager, der zu dieser Zeit gerade als Reichsfinanzminister im Kabinett Luther zurückgetreten war.

Wolff, der in seiner existentiellen Krise der Lebensmitte alles verlor – sein verlegerisches Lebenswerk, seine Familie, sein Vermögen –, konnte und wollte in der sich ankündigenden poli-



Kurt Wolff 1925, gemalt von Felice Casorati

tischen Diktatur nicht mehr Fuß fassen. Nach dem Reichstagsbrand verließ er Deutschland für immer.

Mit 43 Jahren stand er am Ende einer glanzvollen Karriere, die ihn, den Halbjuden, wie viele Künstler, Musiker und Schriftsteller seiner Generation, in die Emigration trieb. Nach einem Jahrzehnt wechselvollen Privatisierens im europäischen Exil gelang es ihm noch einmal, verlege-

risch Fuß zu fassen. Er gründete in Amerika die Pantheon Books Inc., einen Verlag, der sich zur Aufgabe machte, europäische Literatur in den USA zu vermitteln, während in Europa der Zweite Weltkrieg tobte. Größte Erfolge dieser zweiten Verleger-Ära waren die Bücher von Anne Morrow Lindbergh und Boris Pasternaks »Dr. Schiwago«. 1960 zieht Wolff sich auch aus diesem Verlag zurück, verlegt seinen Wohnsitz nach Locarno, das bald zum Mekka für eine Generation von Verlegern wird, die sich bei ihm Rat und Anregung holen.

Schließlich nimmt er – inzwischen über 70 – noch einmal ein Angebot von Harcourt & Brace, New York, an, unter der Firmierung »Helen & Kurt Wolff Books« Bücher deutscher, französischer und englischer Autoren zu verlegen. Günter Grass, Karl Jaspers, Julien Green, Uwe Johnson, Peter Weiss etc. sind Autoren dieser »Imprint-Reihe«.

Wolff stirbt am 21. Oktober 1963 durch einen tragischen Verkehrsunfall, als er die Marbacher Expressionismus-Ausstellung besichtigen will: Dokumente seines frühen, späten Ruhms. Er hat die Renaissance des Expressionismus nach dem Krieg in den Anfängen noch überrascht und verwundert miterlebt, zweifelnd an dem Rang seiner Verlegerrolle. »Wer fragt noch übermorgen danach (und mit Recht), wer der Verleger von Kafka oder Trakl war?«, schrieb er einmal an einen guten Freund. Eine gültige Antwort auf diese Frage und auf sein verlegerisches Werk hatte Franz Werfel seinem Verleger in einem Buch allerdings schon 1930 gegeben: »Der Kurt Wolff Verlag war das literarische Instrument der letzten dichterischen Bewegung, die es in Deutschland gegeben hat. Wie hoch oder niedrig man die Namen, die ihn gebildet haben, heute veranschlagen mag, eines steht fest, es waren dichterisch gesinnte Elemente, die letzten Dichter, die der Krieg aufgeopfert hat. – Das Bild der Welt ist heute so sehr verändert, daß erst eine künftige Zeit jenen Menschen gerecht werden kann, zu denen wir beide gehören.«

Wolfram Göbel



Wolff, Theodor 1883-1943

Wolff, Theodor

Theodor Wolff

geb. 2. August 1868, Berlin

gest. 23. Sept. 1943, Berlin-Moabit



12. Dez. 1970

und das „Berliner Tageblatt“. Eine liberale Stimme in der deutschen Politik 1906–1933. Tübinger Studien zur Geschichte der Politik, Bd. 25. Verlag J. C. B. Mohr Paul Siebeck, Tübingen; 311 Seiten, Leinen DM 49,—.

Die vorliegende erweiterte Fassung einer bei Prof. Rothfels entstandenen Dissertation ist die erste Arbeit über eine der bedeutendsten journalistischen Persönlichkeiten Deutschlands. Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, stieg vom kaufmännischen Lehrling bis zum Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“ im Verlag seines Onkels Rudolf Mosse auf. Siebenundzwanzig Jahre zeichnete er seine weltweit beachteten Berichte und Kommentare bescheiden mit den Initialen „T.W.“. Unter dem Druck der Nationalsozialisten verließ er in der Nacht des Reichstagsbrandes Berlin, emigrierte nach Frankreich und wurde dort von italienischen Truppen 1942 verhaftet. Die Gestapo schleppte ihn durch elf Gefängnisse und Konzentrationslager. Völlig erschöpft starb der Fünfundsechzigjährige nach einer dringenden Operation im September 1943.

Gottart Schwarz stellt auf breiter Quellenbasis — Zeitungen, Flugschriften, Reden, Memoiren, Protokollen — die vielfältigen, oft komplizierten Ereignisse dar und analysiert sorgfältig die Ideen und Vorstellungen Wolffs und seiner Mitarbeiter. Er gibt jedoch keine zeitungswissenschaftliche Analyse und verzichtet auch auf eine Darstellung der Geschichte des „Berliner Tageblatts“ und auf „äußere“ oder „innere“ Kritik der Zeitung (S. 14 f.).

In einer ausführlichen Einleitung wird die Art der Aufgabenstellung und ihre thematische Abhandlung begründet und methodisch erörtert, sowie die Rolle der Presse in der besonderen politischen und psychologischen Situation der Weimarer Republik verdeutlicht. Die

ersten beiden Kapitel der Arbeit zeichnen Wolffs Entwicklungsgang, seine publizistischen Anfänge und die Zeit vor und in dem Ersten Weltkrieg. Hier und in den folgenden Abschnitten behandelt Schwarz Wolffs Vorstellungen über Verfassungsformen, Friedens- und Parlamentarisierungsmöglichkeiten und eine europäische Friedensordnung. In chronologischer Folge reihen sich Revolution, Konstituierung der Nationalversammlung, außen- und innenpolitische Erfolg und Mißerfolge bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten im Spiegel des „Berliner Tageblatts“ aneinander. Von Rechten und Linken angefeindet, strebte es eine europäische Verständigung an und versuchte, den Ideen des klassischen Liberalismus Raum und dem Parlamentarismus eine festere Basis zu verschaffen. Schwarz zeigt eindrucksvoll, daß Wolffs Reformvorschläge von nicht mehr vorhandenen Positionen ausgingen, kaum den Strukturwandel vom liberalen Repräsentativsystem zum massendemokratischen Parteienstaat berücksichtigten und den nüchternen politischen Sinn im Wahlvolk überschätzten.

Wenn der Verfasser im Epilog feststellt, Wolff habe wenig Sinn für Realitäten gehabt und versäumt, mit den „richtigen Mitteln“ das „Gute“ zu verwirklichen, dann scheint er die Mittel und Möglichkeiten einer Tageszeitung zu überschätzen. Kommentare und Berichte der Mitarbeiter zieht er in unterschiedlicher Intensität heran, ohne in jedem Fall zu klären, ob der Einfluß des Chefredakteurs zu jeder Zeit in allen Ressorts so stark war, daß man von einer streng eingehaltenen redaktionellen Linie sprechen könnte. Und ohne sich zu fragen, ob die Leitartikel — für den Tag und aus ihm heraus geschrieben — ein vollständiges Bild der politischen Vorstellungen Theodor Wolffs vermitteln; denn in ihnen werden einige Fragen gar nicht oder zumindest in einer Form aufgegriffen, in der der Chefredakteur sie einer größeren Öffentlichkeit gegenüber für mittelbar hielt. Leider konnte Schwarz nicht Theodor Wolffs erhaltenen Nachlaß benutzen und so weder die bislang viel zu dürftigen biographischen Angaben vermehren, noch biographische und monographische Darstellungsweise in ausreichendem Maß kombinieren.

Über das Ausmaß des direkten oder indirekten Einflusses der Wolffischen Artikel auf Politiker und Öffentlichkeit möchte man gern etwas mehr erfahren. Überhaupt bleiben die Verbindungen zu den Regierungen, zu Brockdorff-Rantzau, zum Rat der Volksbeauftragten, zu Brüning oder zu Kreisen der Banken und der Großindustrie etwas konturenlos. Leider finden sich Irrtümer und Nachlässigkeiten in zu großem Maße im Quellen- und Literaturverzeichnis. Weder sind alle in den Anmerkungen angeführten Publikationen verzeichnet, noch die wichtigsten ausgewählt; die Tagebücher von Ernst Feder oder die Dissertation von Fischenberg finden sich wie andere wichtige Quellen und Untersuchungen nur in Anmerkungen; die Erinnerungen des Prinzen Max von Baden sind im ganzen Text nicht berücksichtigt. Falsch eingeordnet werden die Memoiren von Theodor Heuss und Klaus Mann. Einige Titel — wie von Kolb oder v. Oertzen — zitiert der Verfasser nur halb, andere falsch — wie von Koszyk, Röckelsen oder Mommsen, bei dessen Aufsatz weder Jahrgang, noch Erscheinungsjahr, noch Seitenzahl stimmen.

Diese kritischen Bemerkungen sollen aber nicht den Eindruck erwecken, die vorliegende Arbeit gäbe insgesamt kein zutreffendes Bild der Verhältnisse und keinen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Presse in Deutschland. Die Masse des eingearbeiteten Materials, die Kenntnis der Probleme und die Sachlichkeit der Darstellung sollten dem Buch (trotz des Preises!) eine größere Beachtung verschaffen, als sie gemeinhin Dissertationen geschenkt wird.  
Bernd W. Sösemann

Wolff, Theodor 1868-1943

**Theodor-Wolff-Preis wieder in Berlin verliehen**

Das „Berliner Tageblatt“ war vor 1933 jahrzehntelang die Wirkungsstätte des bedeutenden jüdischen Publizisten Theodor Wolff. In logischer Konsequenz dieser Tatsache entschloss sich 1964 die „Stiftung die Welt“, Hamburg, die technische Durchführung des von ihr vor 5 Jahren ins Leben gerufenen Theodor-Wolff-Preises dem Institut für Publizistik der Freien Universität Berlin zu übertragen. Durch diese Zusammenarbeit konnte nunmehr zum 2. Male die feierliche Auszeichnung der Preisträger in der Freien Universität Berlin erfolgen.

Der Preis wurde dieses Jahr an 15 Journalisten aus den verschiedenen Sparten der Zeitungswirtschaft verteilt. Der Jury waren 349 Arbeiten von Bewerbern zur Beurteilung eingegangen, wobei das Alter der Autoren relativ hoch war, meist zwischen 30 und 40 Jahren liegend, — was Mitglieder der Jury zu dem Wunsch veranlasste, eine Art zusätzliche Förderung für Journalisten der jün-

geren Generation ins Auge zu fassen.

Der Jury hatte auch dieses Jahr wieder u.a. der Sohn von Theodor Wolff angehört, der in Paris lebt. *(Aufbau, N.Y. H. E. 32, 27. (Juli 1965))*

*24r. Wochenblatt für die Schweiz, 26. Nov. 1965*

Hamburg. Die Stiftung „Die Welt“ hat auch für das kommende Jahr den „Theodor-Wolff-Preis“ für hervorragende journalistische Leistungen ausgeschrieben. Er ist mit 42 000 DM dotiert.

KURT WOLFF stand als Verleger in regem Kontakt zu den wichtigsten Schriftstellern seiner Zeit. Sein Briefwechsel mit Dichtern wie Benn, Hauptmann, Hesse, Kafka, Kraus, Rilke, Sternheim, Heinrich und Thomas Mann wurde 1966 zum ersten Mal herausgegeben und ist jetzt als dickleibiges Taschenbuch erschienen. Für diese Neuauflage, die leider nur sehr klein gedruckt und deshalb schwer lesbar ist, wurde der Anmerkungsenteil überarbeitet und geringfügig ergänzt. (Kurt Wolff: „Briefwechsel eines Verlegers“. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1980, 612 S., br., 19,80 DM.) F.A.Z.

*Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, 7. Nov. 1980*



*Amman, 2. August 1969*

# ZEITUNGSWELT

## Theodor Wolff zum Gedenken

Zu seinem 100. Geburtstag am 2. August

26 Jahre lang war Theodor Wolff Chefredakteur des "Berliner Tageblatt". Seine Leitartikel die ohne Überschrift erschienen, beeinflussten die deutsche Innen- und Aussenpolitik. Was T. W. gesagt hatte, galt.

Theodor Wolff verliess noch vor dem Abitur das Französische Gymnasium in seiner Vaterstadt Berlin. Sein Onkel, Rudolf Mosse, holte ihn als Volontär in die Redaktion des "Berliner Tageblatt" und schickte den 26jährigen 1894 als Korrespondent nach Paris. Während des Dreyfus-Prozesses berichtete Wolff seiner Zeitung laufend von den Verhandlungen, was damals ein Novum in der deutschen Presse war.

Als 1906 der Chefredakteur Arthur Levysohn starb, wurde Theodor Wolff sein Nachfolger. Er bekämpfte mit der Feder den Militarismus der Ära Kaiser Wilhelms II. — ebenso wie später

auch den Versailler Friedensvertrag, dessen katastrophale Folgen er vorausgesagt hatte.

Im November 1918 schuf er mit Friedrich Naumann, Hugo Preuss, Hjalmar Schacht und Theodor Heuss die Deutsche Demokratische Partei. Aber Partei und Parteilpolitik waren ihm fremd und so trat er 1926 aus der Partei aus.

Heute erinnert die alljährliche Verleihung des Theodor Wolff-Preises für hervorragende journalistische Leistungen an den Mann, der die grosse Berliner Zeitungsepoche (es gab damals 93 Zeitungen in Berlin) wie kein anderer repräsentiert und mitgestaltet hat.

Als ihn ein junger Kollege im März 1933 in Paris traf, begann er seine Unterhaltung mit den Worten: "Lieber Freund, Sie brauchen nicht mit mir zu rechnen; ich weiss, dass ich in den letzten Jahren alles falsch gemacht habe". Er wurde damals aufgefordert, an der Zeitung der Emigration, deren Gründung bevorstand, nämlich dem "Pariser Tageblatt", mitzuarbeiten. Aber er lehnte es ab, er wollte von Politik nichts mehr wissen.

Als im April 1943 die Italiener Nizza einnahmen, wurde Theodor Wolff, der sich an der Riviera niedergelassen hatte, von ihnen der Gestapo ausgeliefert und auf Umwegen in das Berliner Gefängnis Moabit gebracht. Von dort aus kam er in das Jüdische Krankenhaus, wo er einige Wochen nach seinem 75. Geburtstag während einer Operation starb.

M. J.

## Ehrung für Theodor Wolff

In Nizza wird der deutsche Botschafter Sigismund von Braun heute eine Gedenktafel für Theodor Wolff einweihen. Die Tafel befindet sich an dem Hause der berühmten „Promenade des Anglais“, das Theodor Wolff im französischen Exil nach seiner Flucht vor den Nazi-Verfolgern bis zu seiner Verhaftung und Deportation durch die Schergen Hitlers im Herbst 1943 bewohnt hatte.

Der 1868 geborene ehemalige Chefredakteur der großen liberalen Zeitung *Berliner Tageblatt* war besonders in der Weimarer Zeit durch seine politischen Leitartikel und Schriften berühmt und tonangebend. Ein zu seinem Gedenken gestifteter Theodor-Wolff-Preis wird seit 1961 alljährlich an deutsche Journalisten verliehen. SZ

10. November 1969



## Nizza ehrt T. W.

### Eine Gedenktafel für den grossen Chefredakteur des "Berliner Tageblatt"

Seine Leitartikel trugen immer nur das Signum T. W. Und selbst dieses war, wie einer seiner Mitarbeiter bemerkte, beinahe unnötig. Denn Theodor Wolffs Stil war unverkennbar. Kein anderer deutscher Journalist seiner Zeit kombinierte echten Liberalismus, Urbanität und abgeklärten historischen Sinn in solchem Mass wie der Mann, der über ein Vierteljahrhundert lang das "Berliner Tageblatt" leitete.

Er war ein Gelehrter auf dem Redaktionssessel — und doch, wie man heute sagen würde, ein Mann tiefsten Engagements. Immer stand T.W. auf der Seite derer, die Unrecht erlitten — von der Dreyfus-Affäre, die er noch als Pariser Korrespondent erlebte, bis zum Falle Sacco-Vanzetti. Und als man ihm während des Ersten Weltkriegs einen Maulkorb umbinden wollte, rettete er sich durch Schweigen: statt die von den höchsten Stellen gewünschte Schönfärberei zu praktizieren, schrieb er ein Jahr lang überhaupt nicht.

Die Staatskanzleien Europas lasen T.W. respektvoll. Das war zu einer Zeit, in der das Wort noch galt. T.W. konnte sich eine andere Zeit nicht vorstellen. Am 31. Januar 1933, nach der Bildung der Hitler-Regierung, schrieb er: "Es gibt eine Grenze, über die hinweg die Gewalt nicht dringt." Und noch am 6. März 1933 hiess es in seiner Zeitung: "Ein faschistisches Regime, das einer Partei das Monopol zur Beherrschung des Staates gibt, lässt sich nach Deutschland nicht übertragen . . ."

Sechs Tage später war das "Berliner Tageblatt" gleichge-



schaltet. Am 21. März verschwand der Name Wolffs aus dem Impressum.

T.W. ging erst nach Paris, dann nach Nizza. Hier fiel er den Nazis in die Hände. Sie liessen ihn erst die Strassen kehren und schleppten ihn später durch elf verschleierte Konzentrationslager. Es war ein langes, grausames Martyrium,

dem T.W. schliesslich am 23. September 1943 in Berlin erlag. Er ist auf dem Jüdischen Friedhof in Weissensee begraben.

T.W. ist nicht vergessen. Seit 1964 verleiht die Freie Universität Berlin einen jährlichen Theodor-Wolff-Preis an hervorragende Journalisten. Und nun ehrt man ihn am 10. November in Nizza mit einer Gedenktafel. Und zwar, wie es sich für den grossen Frankophilen T.W. ziemt, unter deutsch-französischen Auspizien: neben dem deutschen Botschafter in Paris, Sigismund Freiherr von Braun, und dem deutschen Generalkonsul in Marseille, Dr. Oppenheimer, als Vertreter des Bonner Auswärtigen Amtes, das den Plan von vornherein gefördert hat, werden der Schwiegersohn Theodor Wolffs, Dr. Sprinz (gegenwärtig deutscher Konsul in Nizza), und offizielle Vertreter des Departement Alpes-Maritimes und der Stadt Nizza stehen.

Aber man sollte es nicht bei Preisen und Gedenktafeln bewenden lassen. T.W. sollte auch heute gelesen werden. Deutschland schuldet sich selbst und der Welt eine Buchausgabe der historischen Leitartikel Theodor Wolffs.

W. Sch.

## Glanz und Ende der Publizistik von Weimar

Eine Biographie Theodor Wolffs / Der unaufhaltsame Untergang der Republik im Urteil liberaler Journalisten

**Wolfram Köhler.** Der Chef-Redakteur. Theodor Wolff. Ein Leben in Europa 1868 bis 1943. Droste Verlag, Düsseldorf 1978, 320 Seiten, DM 32,—.

**Bernd Söseemann.** Das Ende der Weimarer Republik in der Kritik demokratischer Publizisten. Abhandlungen und Materialien zur Publizistik, Band 9. Colloquium Verlag, Berlin 1976, 251 Seiten, DM 49,—.

Die Weimarer Republik endete in einem Siechtum: dem Sturz des letzten Mehrheitskabinetts Hermann Müllers (SPD) 1930 und der Machtergreifung Hitlers mit den Wahlen vom 5. März 1933, die dessen „legale Revolution“ besiegelten. Hitlers Berufung zum Reichskanzler besiegelte auch das Ende der Pressefreiheit, der liberalen Publizistik, die, lange vor Weimar einsetzend, in der Weimarer Republik ihre journalistische Blütezeit hatte. Man wird einräumen müssen, daß Bedeutung und Vielfalt der Weimarer Publizistik auch für die neue deutsche Bundesrepublik unerreichbar blieben, vielleicht weil die Presse mit Funk und Fernsehen eine äußerst schnelle und schnell formulierende Konkurrenz erstand, vielleicht aber auch, weil sich nach Hitler die politische Kultur verändert hat. Ein Chef-Redakteur mit der Biographie und dem Aktionsspielraum von Theodor Wolff wäre heute kaum denkbar. Margret Boveri, aus seiner Schule im „Berliner Tageblatt“, hat dem nachgedacht. Mit Benno Reifenberg, Erich Dombrowsky, Paul Sethe sind die letzten der alten Journalistenelite noch wirksam geworden und gestorben.

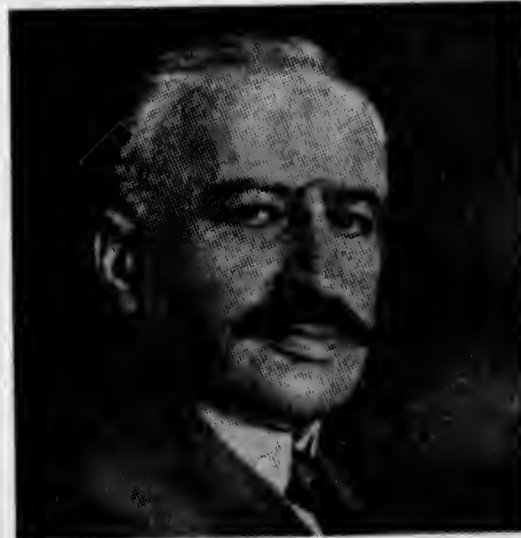
Wolfram Köhler hat „dem“ Chef-Redakteur Theodor Wolff eine liebevolle,

vielleicht allzu betuliche Biographie gewidmet, die den Untertitel „Ein Leben in Europa 1868—1943“ ganz und gar verdient. Wolff, selbstbewußter Sohn einer jüdischen Berliner Familie, verzichtete auf das Abitur, um Dichter zu werden, wurde aber Journalist mit einem durch weltmännischen Umgang, durch immer mehr vertieftes Kulturverständnis und internationale journalistisch-politische Erfahrung erweiterten Horizont. Er erlebte als Pariser Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ die Dreyfus-Affäre, die ihn in ihren Wechselfällen, durch das Engagement der französischen Intelligenz, den Einblick in das politikbegleitende Intrigenspiel der konkurrierenden Parteien als kritischen Liberalen zeitweilig prägte; auch zum souveränen Einzelgänger prägte, der sich in der Weimarer Republik zu keiner parteipolitischen Rücksichtnahme auf die Deutsche Demokratische Partei, die er mitbegründet hatte, verstehen wollte. Theodor Wolff war es, der sich jeder Verbindung mit dem nationalliberalen Gustav Stresemann für eine große Weimarer Partei der Liberalen widersetzte — eine Tradition, die sich mit der Weigerung von Theodor Heuss fortsetzte, Gustav Stresemann in die Bibliographie der „großen Deutschen“ aufzunehmen.

Theodor Wolff war der glänzendste Berliner Journalist der Zeit; er hielt in einem unvergleichlichen Sinn hof. Er war anders als sein Nachfolger Paul Scheffer ganz westeuropäisch orientiert. Als das Jahr 1933 seiner Arbeit, derer er als Zeuge des Untergangs der Republik immer müder geworden war, ein Ende setzte, verließ er Deutschland

nicht eigentlich als Emigrant, sondern als Ruheständler, ging nach Nizza, hielt sich politisch zurück und versuchte, seinen Lebenssinn wie als junger Mensch wieder durch literarische Arbeit zu verwirklichen. Dennoch erreichte ihn nach der Okkupation auch des Vichy-Frankreichs das Los der Emigranten. Er wurde ausgeliefert und kam in den Händen der Gestapo 1943 um, 75 Jahre alt. Mit ihm starb im Wortsinn ein Stück Weimarer Republik.

Wolfram Köhler, dem der lückenhafte Nachlaß im Bundesarchiv Koblenz zur Verfügung stand, hat sorgfältig die Lebensspuren Theodor Wolffs recherchiert und seinen Lesern auch die Jugendgedichte nicht vorenthalten. Das Private überdeckt gelegentlich die



Theodor Wolff

Foto Archiv

Konturen einer Persönlichkeit, die im Kulturleben des Kaiserreichs, in Frankreich und in der ersten deutschen Republik einen Rang einnahm, den Wolff selbst in seiner Zeitung im Juli 1932 mit den melancholischen Worten signalisierte: „Da kein Parlament sein (des Volkes) Sprecher ist, andere ‚geistige Führer‘ schweigen, kann ihm nur die Presse, der er vertraut, zu Hilfe kommen.“ Das war Theodor Wolffs Autorität und Selbstgefühl zugleich. Mag Köhler solchem Rang und der stilistischen Kraft Theodor Wolffs nicht voll gerecht geworden sein, es ist gut, daß dies liebevoll geschriebene Buch als Beitrag zur Zeitgeschichte vorliegt, einer Geschichte, die zu unserem Schaden nur noch in verblassenden Schlagzeilen gegenwärtig blieb.

Bernd Söseemann untersucht die Berliner Publizistik von 1930—1933 an den Kommentaren der herausragenden Journalisten jener Zeit: an Theodor Wolff, Ernst Feder, Julius Elbau und Leopold Schwarzschild. Dieses wissenschaftlich trockene Buch ist ein faszinierender Beitrag zum Ende der Weimarer Republik — und ein faszinierender Beitrag zur Geschichte politischer Publizistik in Krisenzeiten. Die Notdiktatur Heinrich Brüning wurde als Regime zur Wiederherstellung der Demokratie toleriert, Kritik dieser Hauptaufgabe wegen nur verhalten angebracht, auch wohl unterdrückt gegen eigene Einsicht — es ging nicht mehr um diese oder jene Alternative, um diesen oder jenen Fehler, um fragwürdige Tendenzen insbesondere der Brüning'schen Wirtschaftspolitik, es ging mit Brüning von Anfang an um die Republik selbst: Nach Brüning gab es — darin stimmten diese Publizisten bei aller Unterschiedlichkeit überein — kein Halten mehr für den Weimarer Staat, und sie sahen als Sieger und lauernde Gegner Brüning's die schwarz-weiß-rote Reaktion, die immer braunere Färbung annahm.

Bernd Söseemann stellt seiner Untersuchung knappe, präzise, Aufschluß gebende Kurzbiographien der Journalisten voran, deren Arbeit er später im Licht der Entwicklung untersucht. Beiläufig und ebenso präzise ergibt sich dabei ein Einblick in die von ihnen verantwortete Presse. Für Leopold Schwarzschild steht da „Der Montag-Morgen“ und, wichtiger noch, „Das Tage-Buch“; für Theodor Wolff und seinen am Ende doch schmachlich entlassenen Ressortleiter Ernst Feder das „Berliner Tageblatt“; für den stilleren Julius Elbau die „Vossische Zeitung“.

Theodor Wolff, der sich sein Wissen und seine Zuständigkeit eigenwillig erworben hatte, kam über die Literatur zur Zeitung. Ernst Feder, promovierter Jurist und Rechtsanwalt, Ökonom, kam mit ausgedehnter Welterfahrung von 1919—1931 in seine Redaktion und blieb führend in der DDP. Er war der Innenpolitiker und Rechtspolitiker des „Berliner Tageblatts“. Julius Elbau war nach dem Abitur zur Presse gegangen und blieb lange im Schatten Georg Bernhards der eigentliche Chef-Redakteur der „Vossischen Zeitung“. Leopold Schwarzschild schließlich studierte Nationalökonomie und war überzeugter Pazifist. Er war unter den hier untersuchten Journalisten der einzige Wirtschaftspolitiker. Alle mußten emigrieren, alle außer Wolff überlebten auf schwierige Weise das Hitlerreich, das ihre Existenz zerstört hatte, das sie aufklärerisch bekämpft hatten, wofür sie in der schwindenden Hoffnung auf eine Wende die Kanzlerdiktaturen von Brüning über Papen bis zu Schleicher hin nahmen und sogar die zweite Kandidatur des alten Hindenburg unterstützten.

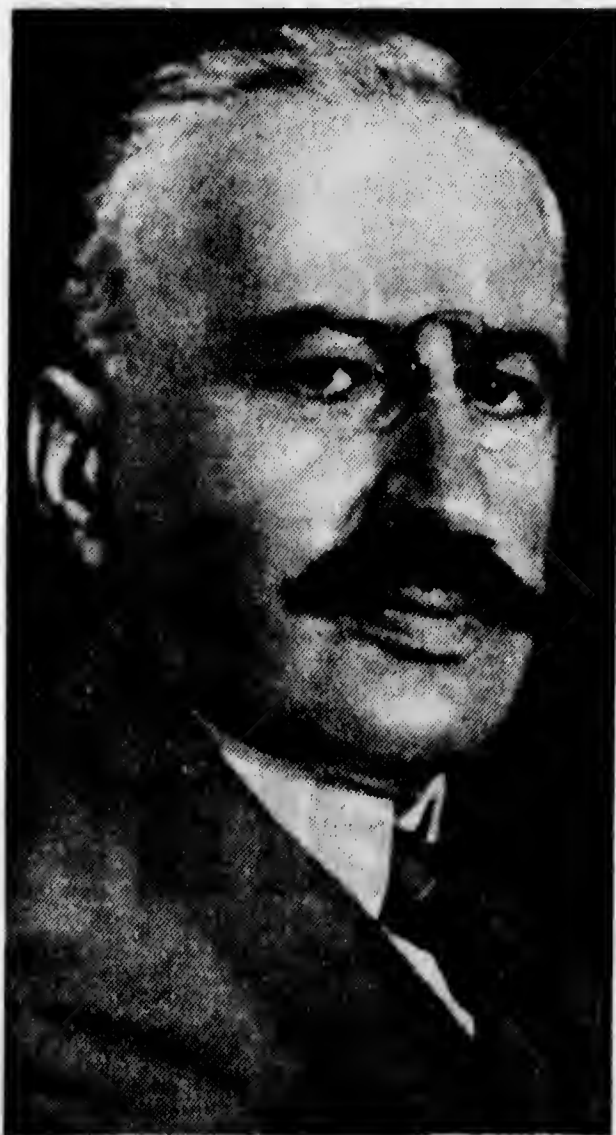
Das traurige Fazit der Lektüre dieses Buches über so unbestechliche Zeugen ist die Einsicht in den unaufhaltsamen Untergang der von ihren Bürgern im Stich gelassenen ersten deutschen Republik. Es gab zu Hitler keine Alternative mehr. Nicht alle Deutschen konnten seinem Reich entfliehen, nicht alle Deutschen sahen in Hitler Deutschlands Rettung. Keiner fand eine Rettung.

ROLF SCHROERS



# Der Chef vom B. T.

Gedenken an Theodor Wolff / Von Ernst Lemmer



Aufnahme: Ullstein

Geradlinig: Chefredakteur Wolff

Gotthard Schwarz: „Theodor Wolff und das ‚Berliner Tageblatt‘. Eine liberale Stimme in der deutschen Politik 1906 bis 1933“; Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1969; 311 S., 44,— DM.

Gotthard Schwarz hat mit dankenswerter Sorgfalt versucht, eine unserer bedeutendsten Tageszeitungen in der Zeit vor Hitler, ihre politische Haltung und öffentliche Wirkung in einer Epoche geistigen und politischen Umbruchs, an der Person ihres Chefredakteurs Theodor Wolff zu messen. Freilich: das liberale „Berliner Tageblatt“, heute würde man sagen: eine fortschrittliche Zeitung, konnte in dem Reichtum der Publizistik jener Tage weniger Aufsehen erregen als der Mann, der mit kämpferischer Kraft in diesem Blatt den Ausdruck für seine keineswegs nur kritischen Gedanken und Überlegungen gefunden hatte. In dem Berlin der letzten Jahrzehnte des Kaiserreichs und der Epoche von Weimar gab es eine solch reichhaltige, vielgeschichtete Publizistik, daß ein Mann, der diese Zeit in seinen besten Jahren erleben durfte, nicht ohne eine gewisse Melancholie daran zurückdenkt.

Zum Unterschied von der einige Jahrzehnte älteren „Frankfurter Zeitung“, dem Blatt der süddeutschen Demokratie, das von der Familie Leopold Sonnemann in eine Stiftung öffentlichen Rechts umgewandelt wurde, gehörte die repräsentativste Zeitung des reichshauptstädtischen Liberalismus der Begründerfamilie Rudolf Mosse. Beide Blätter hatten, ohne gegeneinander in einem Konkurrenzverhältnis zu stehen, schon zu Zeiten des Kaiserreichs für die deutsche Politik Weltgeltung. Während die Frankfurterin keinen Chefredakteur hatte und redaktionell auf der kollektiven Zusammenarbeit der Ressortleiter beruhte, lag die Führung des „B. T.“ deutlich bei seinem Chefredakteur, besonders nachdem Anfang des Jahrhunderts Theodor Wolff, vorher Pariser Korrespondent, die Leitung übernommen hatte.

Doch sollte es keine exklusive Autorität sein, da Theodor Wolff seinen ersten Mitarbeitern wie Ernst Feder, Erich Dombrowski, Felix Pinner, Alfred Kerr, Karl Eugen Müller, Eugen Mündler und Paul Scheffer die Freiheit eines schöpferischen Journalismus ließ. Er „regierte“ mit leichter Hand. Er hatte seine Mitarbeiter so ausgesucht, daß man sich von selber verstand und es keiner Interpretation bedurfte, um die immer geradlinige Haltung des „Berliner Tageblatts“ zu verdeutlichen. Auch die vielen Korrespondenten im Ausland wie im Inland blieben ungehindert als Persönlichkeit und nur ihrem Gewissen unterworfen, um die Originalität dieser hauptstädtischen Zeitung zu gewährleisten.

Auch gehörte es zum Stil dieses Blattes, daß nicht, wie überwiegend in der „Frankfurter Zeitung“, der Standpunkt von der Anonymität der Mitarbeiter getragen war, sondern in der Regel die wichtigen Aussagen mit dem Namen der Verfasser gedeckt wurden. Der Stil des „B. T.“ ließ es zu, daß Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Minister und Parlamentarier, zu dieser Zeitung ein Vertrauensverhältnis finden konnten, um jederzeit zu Wort zu kommen, wenn Wesentliches zu sagen war.

Einen weiteren Unterschied von heute läßt das vorliegende Buch erkennen, das mit seltener Umsicht und gründlicher Materialkenntnis geschrieben ist: Die Zeitungen der früheren Epochen überhaupt und das „B. T.“ im besonderen waren journalistisch unvergleichbar kämpferischer als die heutige Presse unseres Landes. Natürlich war das auch bedingt durch die extremen Gegensätze, von denen die Politik vor Weimar und während der Weimarer Epoche bestimmt war. Freudig wurde polemisiert, doch weiß ich von Theodor Wolff und Ernst Feder, wie sehr sie darauf hielten, daß dabei der gute Stil pfleglich behüteter Demokratie nicht verlorenging.

Dem Verfasser Gotthard Schwarz gebührt Dank, mit wieviel Einfühlungsvermögen und Respekt er einer nicht verwöhnten Nachwelt in unserem Volk „eine liberale Stimme in der deutschen Politik 1906 — 1933“ vorstellt. Man spürt seine Zuneigung für den großen, vielleicht den größten Publizisten seiner Zeit, für diese außerordentliche und überragende Persönlichkeit, diese weithin vernehmbare Stimme deutscher Politik.

Daß Theodor Wolff in der Übergangszeit die noch so schwache Demokratie bis zum bitteren Ende mutig und kompromißlos verteidigt hat, darf als selbstverständlich verzeichnet werden. Berlin verließ Theodor Wolff erst in der Nacht des Reichstagsbrandes, am 28. Februar 1933. Er glaubte, in Frankreich bis zu der von ihm als absolut sicher erwarteten Heimkehr sicheres Asyl gefunden zu haben. Er gehörte zu den vielen, die nur an eine kurze nationalsozialistische Herrschaftszeit glaubten. Deshalb blieb er in Europa, wurde in Südfrankreich von der Gestapo verhaftet und starb am 23. September 1943, schwer erkrankt, aus der Haft entlassen, im jüdischen Krankenhaus in Berlin. Auf dem jüdischen Friedhof in Weißensee fand er seine letzte Ruhestätte.

Wer die Freundschaft dieses Mannes und seiner Mitarbeiter gefunden hatte, kann als heute Überlebender nur mit Dankbarkeit und Wehmut an Theodor Wolff und sein „Berliner Tageblatt“ zurückdenken.

## Ein Kavaliere der Feder Zu einer Biographie über Theodor Wolff \*)

„Der Chefredakteur“ ist die erste umfassende Biographie Theodor Wolffs als des Mannes an der Spitze der Redaktion des „Berliner Tageblatt“, eines der drei führenden Blätter der Weimarer Zeit in Deutschland. Der Untertitel „Ein Leben in Europa — 1868-1943“ umreißt den Rahmen, in dem sich diese eingehende, mit Sachkunde und Akribie zusammengetragene Darstellung von Mann und Werk bewegt, die für das Bewusstsein der damaligen Öffentlichkeit fast zur Einheit verschmolzen waren. So wie das „BT“, wie man es abkürzend vertraulich nannte, ohne Th. W. nicht zu denken war, so Th. W., der Chefredakteur, nicht ohne die Zeitung, sein Blatt, dem er zusammen mit einem Stab ausgezeichneter Redakteure aller Sparten weit über die Grenzen des deutschen Sprachraumes hinaus Verbreitung und Ansehen verschaffte, — ein Sprachrohr, das Sprachrohr des progressiven, liberalen Bürgertums jener Zeit, nicht nur der berühmten „goldenen Zwanziger“, sondern schon vorher, in der Monarchie, in der die Zeitung sich zum Vorkämpfer der Ideale einer neuen Zeit gemacht hatte.

Eine neue Generation, die sich nicht vorstellen kann, mit welch gespannter Erwartung Abonnenten und Leser des „BT“ den Leitartikel Th. W.'s zu den aktuellen politischen

\*) Wolfram Köhler: „Der Chefredakteur Theodor Wolff“, Droste Verlag, Düsseldorf, 320 S., Leinen, DM 32.—

Fragen erwarteten, vermag wohl auch nur schwerlich sich in Mentalität und Habitus jenes Mannes hineinzusetzen, der nach erfolgreicher mehrjähriger Korrespondenten-Tätigkeit in Paris an die Spitze der Redaktion in Berlin berufen wurde, und der dann das Szepter führte, mit sanfter Hand, wie alle seine Mitarbeiter und Untergebenen immer wieder rühmten, viel mehr überzeugend als befehlend, Gegenargumenten nicht abgeneigt, aber unbeirrt in seiner Überzeugungstreue und vor allem in seiner Liebe zum Beruf, der ihn in seinen Bann schlug, ihn in des Wortes wahrster Bedeutung fesselte.

Theodor Wolff war zur Institution geworden. Reichskanzler und Minister suchten seinen Rat. Die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit, sowohl vor dem Sturz der Monarchie wie nach Begründung der Republik, gingen in seinem grossen Haus im vornehmen Berliner Tiergartenviertel ein und aus, darunter besonders viele Künstler, Dichter und Schriftsteller, in denen der Hausherr auch Kollegen sah, weil er zusätzlich zu seiner journalistischen Arbeit sich bereits in seiner Jugend literarisch betätigt hatte. Im Alter, kurz vor dem tragischen Ende, ist er, mehr oder weniger zwangsläufig, zu dieser seiner „ersten Liebe“ zurückgekehrt und hat einige Zeitromane, — der Autor spricht sogar von Schlüsselromanen, — hinterlassen, denen jedoch kein Erfolg beschieden war. So bleibt für die Nach-

welt Th. W. eben „nur“ der Chefredakteur par excellence, der, — auch noch in den Dreissiger Jahren! — am seinem Stehpult handschriftlich in seinem Arbeitszimmer das Zeitgeschehen kommentierte, seine Leser aber vor allem in ihren Überzeugungen bestärkte und das formvollendet zum Ausdruck brachte, was sie in ähnlicher Weise gedacht haben, aber eben nicht zu artikulieren vermochten. Und gerade darin zeigte sich Grösse, aber auch Beschränkung dieser linksliberalen, einstmalig so grossartigen Presse: sie sprach zu fast Gläubigen. Sie sprach Menschen an, die mit den Ansichten des Chefredakteurs durchweg übereinstimmten, und ihr angeblich so gewaltiger politischer Einfluss reichte nicht über den Kreis der treuen Republikaner hinaus. Das erwies sich mit aller Tragik in den Jahren des Niederganges der Weimarer Republik, als die braune Flut höher und höher stieg. Dem Kaiser hat er keine Blumen gestreut, — so resümiert heute der Biograph, — aber mit seinem klassischen Deutsch war Th. W. ein glänzender, ironischer Porträtist jener „herrlichen Zeiten“.

Er wollte die Republik, und bis zuletzt hatte er gehofft, Weimar sei noch zu retten. Doch in der Nacht des Reichstagsbrandes musste er fliehen. Als Emigrant in Nizza erlebte er dann zusammen mit seiner Frau Aenne Hieckethier, einer nichtjüdischen Schauspielerinnen, 1940 den Zusammenbruch Frank-

reichs, dessen Aussöhnung mit Deutschland er zeitlebens als seine wichtigste Aufgabe verstanden hat. Mit Frankreich fühlte er sich von seiner Pariser Korrespondenten-Tätigkeit her aufs engste geistig verbunden. Dort hatte er die Dreyfus-Affäre mit erlebt und selbstverständlich mit Zola und den anderen Dreyfusards für Recht und Gerechtigkeit gestritten, doch anders als ein anderer grosser Korrespondent, der damals ebenfalls sich als Reporter der „Affäre“ seine Sporen verdiente, zog er, der als Jude geboren und nie aus der Religionsgemeinschaft ausgetreten war, doch nicht die Konsequenzen. Anders als bei Theodor Herzl wurde diese Pariser Zeit nicht zu Theodor Wolffs „Damaskus“. Er fühlte sich unentwegt dem deutschen Kulturkreis verhaftet, in dessen Rahmen er sich als Europäer und Mann des Geistes auführte, — weit entfernt von allem Jüdischen und in betonter Ablehnung der zionistischen Vision.

Auch darin repräsentierte er einen Grossteil des jüdischen Bürgertums, das zu seinen treuesten Lesern zählte. Wer damals sowohl in Deutschland wie im europäischen Ausland mit dem „BT“ in der Hand oder der Tasche angetroffen wurde, der brauchte kein Abzeichen mehr zu tragen. Er war bereits „abgestempelt“.

Die Tragik des jüdischen Bürgertums war auch die persönliche Tragik Theodor Wolffs. Er, der immer so glänzend informierte, war zuletzt ganz gewiss nicht so blind, dass er das Unheil nicht heraufziehen gesehen hätte; aber er zog nicht

(Schluss umseitig)

## Autos, Araber und Angstvisionen Ein Zeitroman von A. B. Jehoshua

Vor einem halben Jahrhundert schrieb Ilja Ehrenburg sein „Leben der Autos“. Kein Roman, eher eine Reportage, aber gewiss eine der ersten „Auto“-Biographien der Weltliteratur. Der Nachdruck in jenem Werk lag aber doch auf der Produktion des Kraftwagens, auf Ford, auf Renault.

In einem Roman, der die Aktualität unserer Tage spiegelt — er spielt zwischen zwei Sommern, dem von 1973 und dem Nachkriegssommer 1974 — ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Autos eine zentrale Stellung einnehmen, neben dem sechs Hauptpersonen quasi der ergänzende „siebte Held“ sind. Die Autos im allgemeinen, und das Auto, Morris-Modell 1947, im besonderen. Das Eingangskapitel erwähnt ihn, und die Schlusszene zeigt Adam, einen der Haupthelden, wie er, über ihn gebeugt, versucht, ihn von neuem anzukurbeln.

Es ist ein israelischer Roman, den der namhafte Erzähler A. B.

Jehoshua unlängst vorgelegt hat, 1), und da Israel sein alleiniger Schauplatz ist, ist seine epische Realität nicht von der Produktion bestimmt, sondern von der Reparatur. Wir lernen eine Garage kennen, hören viel von Reparaturwerkstätten, ihrer Einrichtung, ihren Arbeitern und Angestellten, von Zusammenstössen, Pannen und Abschleppdienst, von dem ganzen Universum, das der homo faber unserer Jahrzehnte um dieses Vehikel errichtet hat.

Adam — ein Familienname wird nicht genannt! — geht früh von der Schule ab. Er wird Automechaniker, schon als Gehilfe seines Vaters hatte er sich mit dem Fach vertraut gemacht. In Haifa errichtet er eine Garage und Auto-Reparaturwerkstatt, die sich mit den Jahren zu einem florierenden Unternehmen auswächst. Er heiratet

Assia, eine Klassenkameradin aus früheren Jahren, Tochter eines ehemaligen hohen Funktionärs im Sicherheitsdienst, der aber nach einem während des Unabhängigkeitskriegs vornehmlich gefüllten Urteil den Dienst hat quittieren müssen, und seither — einsam, gemieden und verbittert — dahinlebt (unter dieser Verhüllung wird die Figur von Isser Beerl<sup>2)</sup> sichtbar). Assia war Lehrerin geworden und geht ihrem Beruf in verbissenem Ernst nach, ist bedürfnislos, in sich eingekapselt, eminent tüchtig, in ihrem Bildungseifer einfallreich — und scheinbar gefühlsarm.

Das erste Kind dieser Ehe, ein Sohn wird taub geboren, aber mittels Hörapparates lernt das

<sup>2)</sup> Ein von ihm eingesetztes Standgericht hatte 1948 Tobianski zum Tode verurteilt wegen angeblicher Kollaboration mit dem Feind; später wurde die Nichtigkeit der Anklage bewiesen.

Kind sprechen, nur stören ihn Geräusche dann allzusehr. Deshalb baut der Vater ihm einen Abstellhalter, der dann indirekt zu seinem Tode führt. Beim Überqueren der Strasse wird er von einem Auto, dessen Warnsignal er nicht vernahm, überfahren.

Etwa drei Jahre darauf wird Dafna geboren, — im Roman stets Dafy genannt. Sie ist, wie die Handlung einsetzt, Schülerin der zehnten Klasse eines Haifaer Gymnasiums, munter, lebendig, durchschnittliche Schülerin, mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, ein Sabra-Backfisch.

Besonders erwähnenswert ist die literarische Technik, mit der die fortschreitende (und oft auch rückgeblendete) Handlung eingefangen wird. Jedes Kapitel ist mit einem der Namen überschrieben! Adam, Assia, Dafy. Jede Figur erzählt im Grunde nur ihre eigenen Erlebnisse, natürlich aus ihrer spezifischen Perspektive, der Autor, der allwissende Autor des klassischen Romans des 19. Jahrhunderts, hat sich somit ausgeklammert. Damit wird jedes Erzählungsstück zu einer Art

(Schluss umseitig)

1) A. B. יהושע — המאהב, שוקן, תל-אביב 1978. 435 ע.



## Autos, Araber und Angstvisionen (Schluss)

Tagebuchfragment, besser noch: zu einem „inneren Monolog“, wie er etwa in den Novellen Schnitzlers erscheint, und auch schon von israelischen Autoren (Noomi Fränkel u.a.) gelegentlich angewandt worden ist. Zweierlei erreicht Jehoshua damit: er unterstreicht die seelische Isolation, das Nebeneinander-Herleben und das Aneinander-Vorbeileben der Drei innerhalb des Familienverbandes. Darüber hinaus gibt es ihm die Gelegenheit, ein und denselben Vorgang von zwei Seiten und mehr zu beleuchten — auch hier ist der Autor nicht ganz ohne Vorbild — der Film hat schon in den 30er Jahren des Jahrhunderts Ähnliches gestaltet.<sup>3)</sup>

Den „Liebhaber“ — den Titelhelden des Romans, lernen wir also zuerst durch das Prisma dieser Drei kennen. Kühl — sachlich in den nüchternen Berichten des Mannes Adam, verworren „transponiert“ in den Traumphantasien der Frau, in denen sich ihr zurückgedrängtes Gefühls- und Triebleben unterschwellig entlädt, und schreckhaft-traumatisch in einem Schockerlebnis des Mädchens, das ihre Mutter hinter verschlossener Tür tuscheln hört „Ich habe sie schlafen gelegt, sie hört nichts.“

Kühl-sachlich: Gabriel Arditi ist, — wir schreiben Sommer 73, — nach zwölfjähriger Abwesenheit ins Land zurückgekehrt. In Paris hat er sich mit allerlei Gelegenheitsarbeiten recht und schlecht durchgeschlagen. Seine Grossmutter, 92, ist schon seit Monaten nicht mehr bei Bewusstsein, sie vegetiert dahin, mit ihrem baldigen Ableben muss gerechnet werden. Er ist gekommen, da er alleiniger Erbe ist, — es gibt da ein Haus, einen alten „Morris“ (Modell 47) und ein paar Wertsachen.

Aber die Grossmutter stirbt nicht! Inzwischen geht ihm sein Geld aus; wie er nun einmal seinen Wagen in die Adam-Werkstatt bringt, um „ein Schräubchen zu erneuern“, muss er feststellen, dass der ganze Kasten einer gründlichen Überholung bedarf, die dann vom Chef und seinen von ihm angeleiteten arabischen Mechanikern solide und gründlich durchgeführt wird. Das kostet aber eine Stange Geld. Adams früherer Sozus und derzeitiger Buchhalter will den Wagen erst gegen volle Bezahlung herausgeben. (Er ist „Jeeke“ und heisst — natürlich — Ehrlich). Da verfällt Adam auf eine Idee: seinen Frau braucht für ihre diversen Arbeiten einen Übersetzer aus dem Französischen — damit mag er die Reparaturkosten abarbeiten. So kommt Gabriel Arditi in das Adamsche Haus...

### II.

Da bricht auf einmal der Jom-Kippur-Krieg aus. Auch Gabriel

<sup>3)</sup> Etwa in „Mazurka“ (mit Pola Negri).

meldet sich, ohne einen Stellungsbefehl erhalten zu haben, ist er doch Israeli. Aber im Grunde glaubt er, dass es sich um eine reine Formsache handelt, sein Gesundheitszustand ist nicht intakt, und er ist doch nur aus purem Zufall in das Ganze hereingeraten.

Aber es kommt anders. Er geht — und verschwindet völlig aus dem Gesichtskreis. Es ist, als habe ihn die Erde verschluckt. Eine fieberhafte Suche nach ihm beginnt. Adam jagt von Amt zu Amt, prüft die Listen der Gefallenen, der Verwundeten, der Vermissten, durchrast das Land, vielleicht wird er die Morris-Maschine entdecken, zuletzt organisiert er einen Abschleppdienst, um auf den Chausseen auch des Nachts sein zu können, um einen Fingerzeig zu erhalten, — vorgeblich.

Bei dieser Suche hilft ihm einer seiner Garagenlehrlinge, der Araberjunge Naim, auch er eine der Hauptgestalten der Erzählung.

Jehoshua nun lässt den Jungen sprechen, ihn erzählen, wie er die Juden erlebt, — das Gefühl der Fremdheit, des Andersseins bei der jüdischen Küche („diese schauerhaften Koteletts“), die Befangenheit beim Besuch eines Kaufhauses in Haifa, die Ablehnung der gönnerhaften Gesten, das Widerstreben, dauernd Radio Zahal zu hören, und das Aufatmen wenn man mal arabische Musik andrehen darf (Herr Ehrlich hat es nicht gern) und das

beklemmende Gefühl, wenn einer aus der Familie zu den Terroristen gestossen ist. Und als der Krieg ausbricht, da „müssen wir uns ganz klein und dünne machen und zusammendrücken und ja nicht lachen, auch wenn es sich garnicht um die handelt“...

„Hasst Ihr uns sehr?“, fragt Dafy ihren jungen Gast beim Frühstück, und es ist recht interessant, diese Frage und das sich daran knüpfende Gespräch zweimal zu lesen, einmal in seinem und ein anderes Mal in ihrem Monolog...

Aber die zutiefst erlebte Figur des Ganzen ist ohne Zweifel Gabriels uralte Grossmutter, Vaducha Hermoso heisst sie. Langsam erst wird der Leser mit ihr bekannt, denn ihre ersten „Worte“ machen einen wirren Eindruck. Das hat seinen guten Grund, lebt sie doch in einer Art Dämmer des Bewusstseins, in einer Art lebloser Versteinigung. Erst in der Mitte des Buchs, (übrigens — in der ziffermässig exakten Mitte!) löst sich dieser Starrkrampf, und sie kommt langsam wieder zu sich. Auf einmal geschieht das Wunder: Vaducha Hermoso erwacht zu neuem Leben, und langsam, stockend kehren ihre Erinnerungen wieder, schwere leidvolle würgende Erinnerungen: Jerusalemer Altstadt, Aufläufe, Zusammenrottungen, Araber-Überfülle, Flucht; später in den Unruhen der 40er Jahre fällt ihre Tochter, „von einer Kugel getroffen“, ihr Schwiegersohn verlässt sie und das Land dazu; sie bleibt mit ihrem

Enkel, eben jenem Gabriel Arditi, allein, bis auch der von ihr geht, — und sie beginnt mit Gott zu hadern: gleich ihm, dem Höchsten, verliert auch sie das Bewusstsein (Eine imitatio dei eigener Art).

Diese uralte Greisin symbolisiert so etwas wie die lebendige Bewusstheit des jüdisch-zionistischen Ideals. Es kann für einige historische Augenblicke verblässen, verdämmern, aber auf den Schlaf folgt das Erwachen, auf die Starre pulsierendes Leben, — nicht umsonst wird das Geburtsdatum Vaduchas ausdrücklich genannt: 1881, das Jahr der ersten Alija, der „Bilu“ und des nationalen Erwachens.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass der Araberjunge Naim, der übrigens im Haus der Greisin während ihrer letzten Lebenszeit wohnt, einige Male im Hause der Adam-Familie grade aus Bialiks grossem Poem „Die Toten der Wüste“ rezitiert, — zum grossen Erstaunen aller (Dafy allerdings meint wegwerfend: wozu lernen die jenes langweilige Zeug?). Handelt doch jenes Poem von der Auferstehung der in die Wüste verbannten und der in der Wüste gebannten toten Helden der Vorzeit, ein Poem, in dessen Visionen sich Ur-Ängste und Zukunftsträume eigentümlich mischen.

So hat Jehoshua mit seinem Buch nicht nur eine „Auto“-Biographie, sondern auch ein Stück echter Autobiographie geschrieben, beginnend mit einer Reverenz vor seinen Ahnen. **A. TOBIAS**

## Ein Kavalier der Feder (Schluss)

rechtzeitig die Konsequenzen, im blinden Glauben darauf, dass „das Gute“ schliesslich immer zuletzt siegen werde, und dass „der ganze Spuk“ der Naziherrschaft nicht lange währen werde, nicht lange dauern könne. Gleich vielen Tausenden seiner Glaubens- und Gesinnungsgenossen zahlte er furchtbar für diesen Irrtum. Immer schlimmer wurde in den letzten Jahren der Weimarer Republik die Hetze gegen die „Judenpresse“, aber man sollte nicht vergessen, wie jetzt wieder ans Tageslicht kommt, dass schon während des ersten Weltkrieges der Antisemit Theodor Haecker in der Zeitschrift „Der Brenner“ schrieb, der Chefredakteur des B.T. möge sich „um die Börse kümmern, statt sich anzumassen, die deutsche Kultur zu verteidigen...“ Seitdem ist Wolff immer wieder angepöbelt und verleumdet worden als Prototyp des „artfremden“ Journalisten und als Repräsentant „undeutscher“ Denkart. So konnte es nicht ausbleiben, dass er ausgebürgert wurde als einer der Prominenten auf diesen Proskriptionslisten der Nazis, bis er nach der Besetzung ganz Frank-

reichs, bzw. dem aktiven Eingreifen Italiens zuerst von der italienischen Geheimpolizei aufgespürt, dann der Gestapo übergeben und von ihr durch eine Reihe von Konzentrationslagern verschleppt wurde, bis er schliesslich im Jüdischen Krankenhaus in Berlin von seinem Leiden erlöst wurde.

Ein europäisches Schicksal? Immer wieder erhebt sich heute die Frage nach der Zwangsläufigkeit des Geschehens und nach den Gründen für die mangelnde Ein- und Voraussicht der intellektuellen Führungsschicht. Sie hingen an diesem Europa mit allen Fasern und Sinnen. So verschob auch Th.W. immer wieder Pläne und Möglichkeiten für eine Weiterwanderung nach Amerika, zu der ihm sein schweizer Verleger Oprecht verholfen hätte. Doch der Verstand und die Vernunft sträubten sich, in der Passivität und dem naiven Zukunftsglauben der damals handelnden Personen der Weisheit letzten Schluss zu sehen und eine Art Gesetzmässigkeit, vor der es kein Entrinnen gab. Es gab für viele die Möglichkeit zu Flucht und Exil, sie traten sie nicht an, nicht etwa,

weil sie sich mit dem neuen Regime irgendwie zu arrangieren hofften, sondern weil sie bei all ihrem aufrichtigen Liberalismus und ihrer eingewurzelten, von den Vätern und Grossvätern übernommenen Fortschrittsgläubigkeit zu wenig antifaschistisch eingestellt waren. Th.W. ist ein eklatantes Beispiel dafür, wie seine Bewunderung für Mussolini beweist, mit dem er einmal ein brillantes Interview gemacht hatte, und dessen Strahlkraft auf ihn nicht ganz ohne Einfluss geblieben war.

Wolfram Köhler, selbst Journalist, zeichnet den Lebensweg seines grossen Kollegen, wobei man allerdings etwas mehr Straffung gewünscht hätte, dafür aber mehr Beispiele für Th.W.s Stil und Kommentare zu wichtigen Zeitereignissen. Auch die verkleinerte Faksimile-Wiedergabe einer Ausgabe des „Berliner Tageblatt“ mit einem charakteristischen Leitartikel seines Chefs hätte die Darstellung nicht nur optisch belebt, sondern dem Leser, der keine Vorstellung von der Zeitung hat, oder dem sie nicht mehr in Erinnerung ist, das Bild vom Inhalt jener vergangenen Epoche lebendiger gemacht. **Id.**

# Theodor Wolff zum Gedenken

Zu seinem 100. Geburtstag am 2. August

26 Jahre lang war Theodor Wolff Chefredakteur des "Berliner Tageblatt". Seine Leitartikel die ohne Überschrift erschienen, beeinflussten die deutsche Innen- und Aussenpolitik. Was T. W. gesagt hatte, galt.

Theodor Wolff verliess noch vor dem Abitur das Französische Gymnasium in seiner Vaterstadt Berlin. Sein Onkel, Rudolf Mosse, holte ihn als Volontär in die Redaktion des "Berliner Tageblatt" und schickte den 26jährigen 1894 als Korrespondent nach Paris. Während des Dreyfus-Prozesses berichtete Wolff seiner Zeitung laufend von den Verhandlungen, was damals ein Novum in der deutschen Presse war.

Als 1906 der Chefredakteur Arthur Levysohn starb, wurde Theodor Wolff sein Nachfolger. Er bekämpfte mit der Feder den Militarismus der Ära Kaiser Wilhelms II. — ebenso wie später

auch den Versailler Friedensvertrag, dessen katastrophale Folgen er vorausgesagt hatte.

Im November 1918 schuf er mit Friedrich Naumann, Hugo Preuss, Hjalmar Schacht und Theodor Heuss die Deutsche Demokratische Partei. Aber Partei und Parteipolitik waren ihm fremd und so trat er 1926 aus der Partei aus.

Heute erinnert die alljährliche Verleihung des Theodor Wolff-Preises für hervorragende journalistische Leistungen an den Mann, der die grosse Berliner Zeitungsepoche (es gab damals 93 Zeitungen in Berlin) wie kein anderer repräsentiert und mitgestaltet hat.

Als ihn ein junger Kollege im März 1933 in Paris traf, begann er seine Unterhaltung mit den Worten: "Lieber Freund, Sie brauchen nicht mit mir zu rechnen; ich weiss, dass ich in den letzten Jahren alles falsch gemacht habe". Er wurde damals aufgefordert, an der Zeitung der Emigration, deren Gründung bevorstand, nämlich dem "Pariser Tageblatt", mitzuarbeiten. Aber er lehnte es ab, er wollte von Politik nichts mehr wissen.

Als im April 1943 die Italiener Nizza einnahmen, wurde Theodor Wolff, der sich an der Riviera niedergelassen hatte, von ihnen der Gestapo ausgeliefert und auf Umwegen in das Berliner Gefängnis Moabit gebracht. Von dort aus kam er in das Jüdische Krankenhaus, wo er einige Wochen nach seinem 75. Geburtstag während einer Operation starb.

M. J.

*aus dem Archiv  
8-2-1968*



# Sein Schwert war die Feder

Theodor Wolff, vor hundert Jahren geboren, prägte die liberale Opposition / Von Erwin Topt

Am 2. August 1868 wurde Theodor Wolff — T.W., wie er nach dem Signum seiner Artikel im BT, im „Berliner Tageblatt“, allgemein genannt wurde — in Berlin geboren. Sein Geburtshaus stand am Dönhoffplatz, halbwegs zwischen dem Konfektions- und dem Zeitungsviertel. Und damit nur knappe fünf Minuten entfernt von jenem Eckhaus an der Jerusalemer Straße, wo Ende 1871 sein Onkel Rudolf Mosse das BT gründete und so die Anfänge eines der großen Presse-Imperien Berlins schuf. Theodor Wolff hat entscheidend dazu beigetragen, daß dieses Berliner Blatt, dessen Chefredakteur er bereits Ende 1906 geworden war, sich mit großem Stolz und mit einiger Berechtigung den Slogan „das deutsche Weltblatt“ beilegen konnte...

Als Zwanzigjähriger — im „Dreikaiserjahr“ 1888 — war der junge T. W. in die Redaktion des BT eingetreten. Zunächst schrieb er, mehr Reise- als Auslandskorrespondent, feuilletonistische Berichte aus den Hauptstädten Europas; Vorbild für Stil und Betrachtungsweise war der von ihm bewunderte und verehrte Theodor Fontane. Die Hinwendung zur Politik geschah erst, nachdem er (1894) der Frankreich-Korrespondent seines Blattes geworden war.

In die zwölf Jahre seines Pariser Aufenthaltes fällt die Dreyfus-Affäre, über die er in einer bis dahin für die deutsche Presse beispiellosen Intensität und Ausführlichkeit — das gilt namentlich für seine Reportagen aus dem Gerichtssaal — zu berichten verstand. Damit hatte er sich, knapp vierzig Jahre alt, für die Nachfolgerschaft des gegen Ende 1906 verstorbenen BT-Chefredakteurs Dr. Arthur Levisohn qualifiziert.

Die große, die klassische, „heroische“ Zeit der liberalen Opposition — und damit jener Zeitung, die als Wortführerin der bürgerlichen Linken wirkte — war die „wilhelminische Ära“. Das gilt zumal für ihre zweite Hälfte, für welche jenes Kaiser-Wort von den „herrlichen Zeiten“ — samt der weitgehenden Zustimmung, die es fand — bezeichnend ist. Welch eine Zeit für die Kasandras... besonders für jene, die in subtiler Beobachtung die zunehmenden „europäischen Verwicklungen“ durchaus richtig zu deuten und eindringlich darzustellen verstanden!

In einem Buch, das, 1934 erschienen, der deutschen Öffentlichkeit ganz und gar vorenthalten geblieben ist, ist Theodor Wolff noch einmal den Wegen nachgegangen, die zum Verhängnis von 1914 geführt haben. Das Buch, das von Fachhistorikern geschätzt wird, trägt den Titel „Der Krieg des Pontius Pilatus“.

Es ist in Nizza geschrieben worden, das T. W.s Asyl war, nachdem er Berlin am 7. März 1933, dem Tag nach dem Reichstagsbrand, verlassen hatte. Die Zeit der Emigration dauerte zehn Jahre. Danach (1943) wurde er in Nizza durch

die italienischen „Besatzer“ Südfrankreichs festgesetzt und an die Gestapo ausgeliefert, die ihn durch deutsche Gefängnisse und Konzentrationslager schleppte, bis er, als Fünfundsechzigjähriger, im November des gleichen Jahres ein jämmerliches Ende in Berlin fand. Auf dem Totenschein steht, als Ursache verzeichnet: „Phlegmone“. Sein Grab liegt in Berlin-Weißensee auf dem Jüdischen Friedhof.

Noch zwei weitere Bücher hat T. W. in den ersten Jahren seines Nizza-Aufenthaltes veröffentlicht. Eines davon trägt den Titel: „Der Marsch durch zwei Jahrzehnte.“ Nicht ohne eine gewisse Rührung liest man die biographische Notiz, wonach der große alte Mann einer nun schon fast vergessenen journalistischen Epoche in den an der Riviera verbrachten Jahren auch einen Roman — einen Schlüsselroman, wie es heißt — geschrieben hat, mit dem Titel: „Die Schwimmerin.“

Damit verknüpfen sich Ende und Anfang der literarischen Ambitionen, die T. W. sein ganzes Leben hindurch begleitet haben. In seinen Anfängen hatte er wohl geglaubt, daß es seine Bestimmung sei, zu den großen Bühnenaufstrebenden jener Zeit, den Strindberg, Ibsen und Björnson, hinaufzusteigen; zwei Stücke, die er damals schrieb: „Die Königin“ und „Niemand weiß es“, wurden sogar aufgeführt.

Er war ein echter, typischer Berliner intellektueller Provenienz, dies gilt auch für seine Theaterbesessenheit. Er gehörte zu den Gründern der „Freien Bühne“, zusammen mit Maximilian Harden, Paul Schlenker und Otto Brahm sowie mit dem jungen Verleger S. Fischer, der — später — das Blatt in die „Neue Rundschau“ umwandelte. Da sind wir nun also in der Epoche des Jugendstils... und Theodor Wolff hat, solange



Aufnahme: Ullstein

Theodor Wolff: Chefredakteur des „Berliner Tageblatt“

er seine BT-Leitartikel schrieb, nicht verleugnen können, daß seine „Schreibe“, sein persönlicher Stil, in jener Zeit für die Dauer geprägt worden war.

Kein Wunder also, daß dieser bis auf den heutigen Tag so vielgepriesene, bewunderte und mitunter auch imitierte Stil später, zumal gegen Ende der zwanziger Jahre, immer stärker als antiquiert empfunden wurde. Was ursprünglich brillant (und zeitgemäß) gewesen war, wirkte nun gestelzt, mit Metaphern schnörkelhaft überladen, maniert. Aber es mag sein, daß T. W. durchaus „bewußt“ an der altmodischen Schreibweise festhalten wollte — ebenso wie er, anstatt einer Brille, den altväterisch wirkenden randlosen Zwicker trug, und wie er in seinem schäbig möblierten Zimmer im Mosse-Haus noch immer am Stehpult (mit dem Bleistift!) zu schreiben pflegte...

Gravierender war, daß im letzten Jahrzehnt

des Chefredakteurs T. W. die politische Redaktion zunehmend der Führung ermangelte, während die übrigen Ressorts — wie Feuilleton, Wirtschaft, Sport, Lokales — mehr und mehr ein Eigenleben entwickelten. Die politischen Geschehnisse der Nachkriegszeit — das Ringen mit den Siegermächten und im eigenen Lande um Versailler Vertrag und Reparationsfrage, die schon bald nach Überwindung der Inflation einsetzende Wirtschaftskrise, die Gefährdung der demokratisch-parlamentarischen Ordnung durch eigene Schwächen und durch die Demagogie der Gegner — alles dieses hatte T. W. resignieren lassen, ihn müde und verbittert gemacht. Nur noch in seltenen glücklichen Momenten trat der ursprüngliche geistvolle Charme zutage, den seine vielen bedeutenden Freunde so oft gepriesen hatten und von dem jeder, der ihm irgendwann einmal menschlich nähergekommen war, zu berichten wußte... Jetzt war er oft mürrisch, mitunter zerquält und schwierig im Umgang. Wenn er zur alten Jovialität zurückfand, so wirkte das mehr gezwungen als spontan.

Diese allmähliche Wandlung des Persönlichkeitsbildes bei T. W. mag sich aus der bitteren Erkenntnis ergeben haben, wie stark die Einbuße an Geltung und an Wirkungskraft gewesen ist, die der linksbürgerliche Journalismus in den Jahren der Weimarer Republik — und je länger, um so mehr — erfahren hat. Gewiß, er war noch immer der Gesprächspartner der politischen Prominenz. Die Berliner Botschafter der fremden Mächte, die deutschen Staatssekretäre und Minister, die führenden Parlamentarier der „republikanischen Mitte“: sie hörten mit größtem Respekt seine Meinung; Stresemann wie auch Brüning hielten viel von seinem klugen Rat. Aber es war nicht mehr so wie in den Zeiten, da T. W. als der Wortführer der innerpolitischen Opposition galt und seine Stimme überall in Europa ein Echo fand.

Warum eigentlich? Vielleicht deshalb, weil Polemik und Kritik sich nun mehr und mehr auch gegen ehemalige politische Gesinnungsgenossen, gegen Männer im eigenen — republikanischen — Lager zu richten hatten, während die so dankbare Rolle der grundsätzlichen Opposition gegen das „herrschende System“ Leuten ganz anderer Richtung zugefallen war. Auch hatte der Stil des politischen Kampfes sich verändert. Die Träger der neuen Opposition, angefangen von den Funktionären der Hugenberg-Richtung bis hin zu den Radikalen der antiparlamentarischen Gruppen, hielten sich bei kontroversen politischen Fragen immer weniger an die Spielregeln der geistigen Auseinandersetzung. Sie argumentierten nicht mehr, sondern mobilisierten emotionale Kräfte — und schließlich den Terror.

Dr. Zerk Nr. 31, 2. August 1968



Die Welt Bonn 30. Juli 1975

er Bönisch über  
heodor Wolff und die KSZE

# „Bleib weg von Altorf“

Im Müll der Minister zu wühlen, ist ein albernes, im wahrsten Sinne des Wortes penetrantes Reporter-Spiel. Ein Amerikaner durchsuchte kürzlich Kissingers Abfall-Tonnen. Er fand bekanntlich Whiskeyflaschen, Pillenschachteln und einige nicht ganz geheime Geheim-Papiere.

Ein Deutscher würde bei Genscher noch weniger finden. Bestimmt keine Geheim-Papiere. Der emigrierte Sachse ist viel vorsichtiger als der emigrierte Angelsachse. Vielleicht wären ein paar im Zorn zerknüllte Berichte über Brandts Auslandsreisen im Eimer. Und bestimmt das FDP-Kirchenpapier. Eher Wein als Whiskey. Und vielleicht Klosterfrau Melisengeist.

Es lohnt sich also nicht, in Genschers Müll zu kramen. Lohnender am Tage der KSZE ist der Müll europäischer Friedens-Hoffnungen. Dort mittendrin liegt der zwischen zwei Weltkriegen geschlossene Kellogg-Pakt. Über ihn schrieb Theodor Wolff, Chefredakteur des „Berliner Tageblatt“ am 19. August 1928, was fast Wort für Wort nach fünf Jahrzehnten noch Gültigkeit hat (Ich habe nur Namen und Begriffe geändert, dem Jahre 1975 angepaßt).

II  
Es ist also beschlossene Sache, daß Schmidt zur Unterzeichnung des KSZE-Abkommens in Helsinki eintreffen wird. Das erregt einige Besorgnis. Vermutlich soll die Reise ein neues Zeichen unserer aufrichtigen Empfindungen für Amerika und die Urheber des Paktes sein. Aber diese Empfindungen können nicht mehr bezweifelt werden.

Mancher behauptet, die KSZE sei als Friedens-Instrument ebenso unbrauchbar wie zur kriegerischen Verteidigung der Verteidigungsminister Leber, diese bisher einzige Gabe einer republikanischen Regierung, die in dem Wohlgefühl, zu existieren, ein bißchen die Grundlagen ihrer Existenzberechtigung vergessen hat. Das ist eine krasse Übertreibung, ein hinkender Vergleich; denn während das blanke Panzer-Spielzeug vom deutschen Volke mit vielen Millionen bezahlt werden muß — und nebenbei von den Ministern der Linksparteien mit einem dicken Überzeugungswechsel, wird uns die KSZE gratis, ohne Berechnung von Kosten, ins Haus gebracht.

Wenn auf einer Konferenz aus dem Potsdamer Abkommen ein wirklicher, einigermaßen vernünftiger Frieden ge-



Theodor Wolff, Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“, schrieb am 19. August 1928 einen Leitartikel über den Kellogg-Pakt, der heute, ein halbes Jahrhundert danach, fast Wort für Wort Gültigkeit für die KSZE hat. Fotos: DIE WELT

macht werden sollte — das wäre jedes Opfer wert. Aber diesmal handelt es sich nur um ein schon fertig sterilisiertes Dokument und um die Formalität einer Unterschrift.

Die hier und da auftauchende Meinung, daß immerhin zwischen den Banketten Zeit für ergiebige Gespräche mit Breschnew und Honecker bleiben könnte, dürfte mit einem gewissen Skeptizismus aufzunehmen sein. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten pflegt es zu gehen wie in jenen Komödien-Szenen, wo man den Besucher so lange mit reizenden Worten überschüttet bis ihm selber sein Anliegen im Halse stecken bleibt.

Ich für meinen Teil habe nie ganz den Enthusiasmus politischer Schnell-Touristen begriffen, die zu Breschnew gingen und dann mit der Versicherung zurückkamen, er habe sich gehäutet, sei nicht wiederzuerkennen, kein Schatten mehr von dem alten Denkmals-Redner, ein Pazifist mit dem Ölzweig in der Hand.

Möglich immerhin, daß seine Ansichten sich in vielem gewandelt haben, aber die Widerstände und Hemmungen seiner Natur dürften doch unverändert geblieben sein. Und wenn er, noch so guten Willens ist, holt sein in den Akten glänzend bewandelter, zwischen Vorbehalten und Auslegungen sich tastend vorwärtsbewegender Geist schließlich immer noch den Unterparagrafen eines Paragraphen hervor.

Es kommt doch auf die geistige At-

mosphäre an, in die man nach Krankheit und Kur sich begibt. Leider läßt sich nicht bestreiten, daß gerade seit einigen Wochen eine erhebliche Verschlechterung dieser Atmosphäre zu konstatieren ist. Soll das die Stimmung rund um den Tisch im Festsaal von Helsinki sein, auf dem, zur Unterzeichnung vorbereitet, das KSZE-Abkommen liegt?

Die Luft, in die galoppierende Regimenter den Staub hineinwirbeln, ist keine gesunde Luft. Sie ist für Europa, für die Welt nicht gesund.

Es braucht nicht gesagt zu werden, wie wenig sympathisch uns der Faschismus ist. Aber diejenigen von uns, die im Gegensatz zu allen Nationalisten eine ehrliche Verständigung und, wenn möglich, sogar eine engere Verbindung mit den Siegermächten erstreben und gerade deshalb immer von unpsychologischer Voreiligkeit abgeraten haben, hätten gern jetzt noch den Einsatz zurückbehalten, der KSZE heißt.

Wenn wir mit dem braven Eheeweibe Hedwig sagen: „Bleib weg von Altorf!“, so ist das natürlich ein unwirksamer Anruf, denn Schmidt ist ebenso entschlossen, den weibischen Rat unbefolgt zu lassen, wie Tell.

Man wird ihm in Helsinki selbstverständlich nicht zumuten, den Hut auf einer Stange zu grüßen — man wird auch kein Glück damit haben. Und daß zu Meisterschüssen keine Gelegenheit sein wird, weiß er selbst. Wir hoffen, daß er mit weiterer Miene, von einer Erholungsreise, heimkehren wird.

Und bleiben ein wenig bekommen auf dem Bahnsteig zurück.

III  
Soweit Theodor Wolff.

Aus dem Bahnsteig ist ein Flugplatz geworden. Damals ging es um Stresemann, Poincaré und Briand. Damals sprach man von Versöhnung statt von Entspannung. Und die Sowjets hielten nichts von dem amerikanisch inspirierten Antikriegspakt.

Es ging natürlich auch nicht um den Panzerfahrer Leber, sondern um den berühmte-berühmte Panzerkreuzer, zu dessen Bau die SPD ihre Zustimmung gegeben hatte.

Auch sonst hat sich einiges geändert. Die Faschisten spielen gottlob keine Rolle mehr. Doch den entscheidenden Fehler wiederholen Europa und die Sieger: Man macht keinen wirklichen Frieden, sondern man mogelt sich um die Resultate des Krieges herum. Die Absichten decken die bittere Wirklichkeit zu.

So erhofft denn der ehemalige Flüchtling vor der Gewalt, Willy Brandt, von der Konferenz mehr Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. Und der Neu-Emigrant Solschenizyn fürchtet von der Konferenz die sowjetische Zerschlagung Europas. Wer von beiden buchstabiert unser Schicksal richtig? Wir bleiben bekommen auf dem Bahnsteig zurück.

Theodor Wolff, der Europa nicht verlassen wollte, wurde von den Nazis verhaftet. Er starb 1943 in Berlin nach einer Haft im KZ Oranienburg.



**Bleib weg von Altorf!**  
Das Ergebnis der westdeutschen Auswertungsarbeiten.  
**Bedauern über Kabinettsbeschluss**  
Keine Zurückziehung der Minister.

Die Sitzung des westdeutschen Kabinetts am 19. August 1928 war eine der wichtigsten Entscheidungen der westdeutschen Politik. Sie betraf die Unterzeichnung des Kellogg-Paktes, ein Abkommen, das die Verweigerung des Krieges als Mittel zur Lösung internationaler Streitigkeiten festsetzte. Die Sitzung wurde von Theodor Wolff, Chefredakteur des Berliner Tageblatts, kritisch kommentiert. Er äußerte Bedauern über den Kabinettsbeschluss, da er die Zurückziehung der Minister forderte. Wolff argumentierte, dass die Unterzeichnung des Paktes ohne die Zustimmung der Öffentlichkeit und der Reichstagsmehrheit nicht legitim sei. Er forderte eine öffentliche Debatte über die Vorzüge und Nachteile des Paktes. Seine Forderung wurde jedoch nicht erfüllt, und der Kabinettsbeschluss blieb bestehen. Wolffs Artikel wurde ein Meilenstein in der deutschen Außenpolitik und trug zur öffentlichen Diskussion über die Rolle Deutschlands in der Welt bei.



Wolfskehl, Karl - Otto  
1869-1948

WOLFSKEHL, KARL

Karl Wallskehl  
geb. <sup>17. sept.</sup> 1869, Darmstadt  
gest. 30. Juni 1948, Auckland, Neuseeland



# Karl Wolfskehl, ein deutscher Seher

Zum Gedenken an den 100. Geburtstag des Dichters

Sid. 17 Sept

09

Von den Münchner Angehörigen des Georgekreises war er der Lebensfreudigste und Lebensfrohste. Ohne die zuchtmeisterliche Strenge des Meisters selbst und ohne Alfred Schulers politischen Cäsarenwahn. Mummenschanz und Fasching liebte er. Für uns Junge war es ein Höhepunkt etwa der Münchner Argonautenfeste, wenn Wolfskehl aufzog: als Bacchant, meistens, wenn nicht als Bacchus höchstselbst, die rabenschwarzen Stirnlocken zerwühlt, einen Kranz aus Weinlaub mehr berauscht als königlich schräg überm Ohr, mit einer tastenden Gebärde, als suchte er nach einem kytherischen Mysterium. Sah man näher hin, gewahrte man die weißen starrenden Augäpfel des halbblinden Mannes: wie von einem antiken Götterbild oder einem Seher Tiresias schienen sie zu künden, daß die Gabe der Weissagung noch nicht ausgestorben und daß sie auch bei ihm von der materiellen Gesichtsschärfe unabhängig sei. Dann entsann man sich der legendären Geschichten, die von ihm erzählt wurden: daß er vermöge, jedes Buch aus seiner Bibliothek aus meterweiter Entfernung zu erkennen und gesuchte Zitate aus einem vor Jahren gelesenen Text mit tödlicher Sicherheit mehr zu erwittern als aufzuschlagen.

Es war zu glauben: auch auf den Faschingsfesten befähigte ihn seine Sehergabe, eine Schleppe einladender junger Mädchen mit sich zu ziehen und dem Kreis lustig-gebildeter Schwabinger zuzuführen, den er um sich versammelte. In seltsamem Kontrast zu der weichmäuligen Darmstädter Mundart, die er sprach, stand die Präzision seines germanistischen Wissens und die Weitläufigkeit seiner Vertrautheit mit allem, was in den Stimmen der Völker Mythologie und nornenhafte Prophetie war. Die nordische Sagenwelt war ihm ebenso lebendige Quelle wie die Bücher des Alten Bundes, und ähnlich frappant wie später bei Wilhelm Lehmann war bei ihm die Gabe, aus gelehrsamem Anspielung Poesie aufschließen zu lassen. Aus seinem Briefwechsel mit Albert Verwey (er hatte eine starke Bindung an die Niederlande; seine Frau war Holländerin) wissen wir, wie in seinen glücklichen Jahrzehnten Bildung und Poesie bei ihm ineinanderspielten. Ebenda liest man auch, wieviel Witz er ins Zeremoniell der Georgeschen Hofhaltung einbrachte. Er scheint den Meister mitunter geradezu „derbleckt“ zu haben.

Die Grenzenlosigkeit seiner Verbindung mit dem Mythos in aller Welt spiegelt sich seltsam in seinem Emigrantenschicksal. Er ging 1933 erst nach Italien, in eine Umwelt immerhin, die für ihn, den Dante-Kenner, nichts Fremdes hatte. Von dort aus sandte er seine religiösen Dichtungen „Die Stimme spricht“ in ein nicht mehr zum Hören bereites Deutschland: herzerreißende Hiobsgespräche mit einem unbegreiflichen, dennoch geglaubten Gott, der ebenso Jehovah sein konnte wie seinen Kindern undurchschaubarer christlicher Gottvater. 1938 emigrierte er nach Neuseeland — großartig gespenstische Vorstellung, daß er, der mit deutscher Mythologie inniger umgegangen war als irgendein anderer, den halben Erdball zwischen sich und die Heimat legte. Stolz hat er dort 1947 sein „Lebenslied an die Deutschen“ geschrieben, wo es, ähnlich wie bei Thomas Mann in Prosa, in geselligen Heineschen Trochäen heißt: „Ob im Osten, ob im Westen / Wo ich bin, ist Deutscher Geist.“ Die Berge der neuseeländischen Nordinsel müssen gedöhnt haben, als der blinde Seher ihnen solches zurief. Im 79. Lebensjahr ist er 1948 dort gestorben.

W. E. SÜSKIND

# Allgemeine

12. Mai 1978

## Wolfskehl-Ausstellung in Bonn

Dieser Tage wurde in der Universitätsbibliothek Bonn eine dem aus Darmstadt stammenden deutsch-jüdischen Dichter und Germanisten Karl Wolfskehl (1869—1948) gewidmete Ausstellung eröffnet, die bis zum 24. Juni zu sehen ist. Hier werden — in vier Gruppen — gezeigt: Wolfskehl und der George-Kreis (1893—1920); Bibliophilie, Wissenschaft und Publizistik 1920—1933; Wolfskehl im Exil, d. h. bis 1938 in Italien und bis zu seinem Tode in Neuseeland (1948); und sein Werk in Erinnerung, Dokumentation und Wissenschaft 1948—1978. Als Träger der von dem jungen Wolfskehl-Experten Dr. Karlhans Klunker (Bonn) vorbereiteten Ausstellung zeichnen: die Universitätsbibliothek Bonn, die neuseeländische Botschaft in Bonn, das Germanistische Seminar der Universität Bonn, das Germanistische Institut der Universität Bochum und die Bonner Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Bei der Eröffnung sprach der 45jährige Dr. Paul Gerhard Klussmann, Professor für Neue deutsche Literaturgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, der sich vor allem mit Stefan George wissenschaftlich beschäftigt. Bis etwa 1920 gehörte auch Wolfskehl zu dem esoterisch geprägten Kreis um diesen deutschen lyrischen Dichter, von dem er stark beeinflusst war.

„Meine Stellung zum Judentum, mein Bekenntnis zur jüdischen Idee, zur jüdischen Wirklichkeit ist so alt wie ich selbst“, hat Wolfskehl in seinen „Briefen aus dem Exil“ geschrieben. Neuseeland, wo er am 30. Juni 1948 einsam starb, war für ihn Exil im wahrsten Sinn des Wortes. Seine Gedichtsammlung „Die Stimme spricht“ erschien 1934 in der Bücherei des Schocken-Verlags in Berlin. Es war Salman Schocken, der Wolfskehl in den letzten zehn Jahren seines Lebens mit einer regelmäßigen Beihilfe unterstützt hat; dafür erhielt er für seine berühmte Sammlung die mehr als 12 000 Bände umfassende Wolfskehl-Bibliothek mit Erstausgaben aus der Barockzeit und der Periode der Romantik.

Zu den Leihgebern der soeben eröffneten Bonner Ausstellung gehören außer der Hessischen Landesbibliothek, dem Deutschen Literaturarchiv (Marbach/Neckar) und der Stiftung Castrum Peregrini (Amsterdam) auch einige Privatpersonen, darunter Dr. Margot Ruben, die Wolfskehl ins Exil begleitete und heute in London das Wolfskehl-Archiv betreut.

H. Istor



Walfskehle, Karl

Zum 15. Todestag (30. Juni 1963)

Miriam Scheuer

MB, Juli 1963, Nr. 28, S. 4

Wolfkehl, Karl  
zum 100. Geburtstag  
17. Sept. 1969

Hans Trauer  
M B, 1969, Nr. 39, S. 4/5



## Karl Wolfskehl

*Neue Zürcher Zeitung  
1. Mai 1970*

Karl Wolfskehl ist zuerst als Freund Stefan Georges bekannt geworden, in dessen Zeitschrift er veröffentlichte, mit dem gemeinsam er eine Anthologie deutscher Dichtung herausgab und dessen Ruhm er lange vor Gundolf begründen half. Seine Gedichte sind aber trotz Georges Einfluß nicht George-Schule; er ist «Ekstatiker». Er war Bibliophile und einer der besten Kenner der Barockliteratur, Uebersetzer aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen, aber unter anderen auch des Ulenspiegels von De Coster. Mit Ludwig Klages gehört er zu den Wiederentdeckern Bachofens. Er war der Freund unzähliger Menschen, die sich vor dem Ersten Weltkrieg in seinem gastfreien Haus in München zu treffen pflegten und zu denen auch Emil Prectorius und Maler wie Marc und Klee gehörten. Von der Vielfalt seiner Verbindungen geben zwei Bände mit Briefen Zeugnis, aus denen man ihn vielleicht noch näher kennenlernt als auch seinem Werk. Auch außerhalb der literarisch-künstlerischen Kreise wurde er 1934 bekannt durch «Die Stimme spricht», eines der großen Dokumente der deutschen Emigration. Obgleich er schon 1897 in München die zionistische Ortsgruppe gegründet hatte und auch Martin Buber nahestand, den er bei seiner Bibelübersetzung beriet, entschied er sich nicht zur Auswanderung nach Palästina, sondern fürs Exil in Neuseeland, wo er 1948 starb.

Zu seinem 100. Geburtstag veranstaltete die Hessische Landes- und Hochschulbibliothek seiner Heimatstadt Darmstadt eine Ausstellung, zu

der das Material aus vielen Weltwinkeln durch Manfred Schlösser und Erich Zimmermann zusammengesammelt wurde. Der ausführliche, leider erst nach Schluß der Ausstellung erschienene Katalog hat selbständigen Wert. \* Im Spiegel von Briefen, Rezensionen, Deutungen, Bildern läßt er Wolfskehl als Dichter, Uebersetzer, Herausgeber, Essayisten und Journalisten erstehen, gibt Einblick in sein Verhältnis zu Hofmannsthal, den «Kosmikern», zu Melchior Lechter, Verwey, Alexander von Bernus und vielen andern und bietet so – über das in der Ausstellung Gezeigte noch hinausgehend – einen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte jener Zeit.

Der Katalog bildet ein Pendant zum Katalog der George-Ausstellung von 1968 in Marbach. Aber George ist groß durch sein bleibendes Werk, für das sein Leben nur ein Baustoff war. Wolfskehl war produktiv im Leben, durch seine Fülle und sein Schicksal; sein Werk hat, trotz bedeutenden Leistungen im einzelnen, nur in diesem Kontext Bestand. Daher haben die Ausstellung und ihr Katalog bei Wolfskehl eine andere Valenz als bei George. Erst indem wir auch Wolfskehl als Menschen, in seinen Verflechtungen und in seiner Komplexität, vor uns sehen, haben wir den ganzen, den wahren Wolfskehl.

*Michael Landmann*

\* Karl Wolfskehl 1869–1969. Leben und Werk in Dokumenten. Katalog der Darmstädter Wolfskehl-Ausstellung 1969. Agora-Verlag, Darmstadt 1970.

# Karl Wolfskehl und Mozart

*Allgemeine, 8. Dez. 1978*

Karl Wolfskehl, der in Darmstadt (1869) geborene Dichter, zum ältesten Freundeskreis Stefan Georges und der „Blätter für die Kunst“ gehörig, entstammte einer in Hessen ansässigen altjüdischen Familie. Gern verwies er auf die „toskanisch-rheinische Reihe seiner Vorfahren... jüdisch, römisch, deutsch zugleich“, so sah er sich, so wollte er gesehen sein. Sein Haus in München, wo er als freier Schriftsteller lebte, war Sammelplatz des George-Kreises und er selbst bis 1933 eine bekannte Gestalt des Münchener Geisteslebens. Es gelang ihm, über die Schweiz und Italien nach Neuseeland zu entkommen; in Auckland ist er 1948 hochbetagt gestorben. Wie sehr er sich gerade im Exil als Jude gefühlt hat, erweisen nicht nur die Briefe, sondern auch die unter dem Titel „Aus Schmach wird Ehr“ (kalon bekawod namir) — der hebräische Untertitel ist original — gesammelten Aufsätze aus dem Exil. Manfred Schlösser hat 1966 in Darmstadt eine vollständige Bibliographie des auch heute noch zu wenig bekannten Dichters herausgegeben.

Aber auch diejenigen, die mit des Dichters Werk vertraut sind, werden überrascht sein, daß er 1928, also vor nunmehr 50 Jahren, eine neue Übersetzung zu Mozarts Oper „Die Hochzeit des Figaro“ geschrieben hat, die jetzt erstmalig mit Genehmigung von Wolfskehls Lebensgefährtin Dr. Margot Ruben (London) als Veröffentlichung der Deutschen Schiller-Gesellschaft (Marbacher Schriften) im Druck erschienen ist. Im Vorwort beklagt Wolfskehl, daß da Pontes Operndichtung in keiner der früheren Übersetzungen auch nur einigermaßen „gespiegelt“ wird, womit auch Mozart nicht zu seinem Recht komme. Wolfskehl kam es darauf an, unter Rücksicht auf leichte Sangbarkeit des Textes eine Sprachgrundlage zu schaffen, die wirklich im Sinne Mozarts ist, bei vollkommener wörtlicher Treue gegenüber dem italienischen Urtext in Schwingung und Gefühlsgehalt das in sich faßt, was von der Musik aufs Wort abgefärbt ist.

Bei seiner Arbeit hatte der Dichter einen Mitarbeiter, den Komponisten und Musikkritiker Frank Wohlfahrt (1894—1971). Dieser hat später

die gemeinsame Arbeit an der Übersetzung so beschrieben: „Wolfskehl setzte sich in eine Ecke des Raums, und während er dichtete, mußte ich ihm das betreffende Musikstück immer wieder vorspielen und vorsingen. Dann sprang er plötzlich auf und trat mit einem fanfarig schmetternden ‚Ich hab’s‘ an den Flügel. Es war Wolfskehl darum zu tun, sich in seiner Übersetzung nicht nur nach dem genauen Sinngehalt zu richten, sondern, wenn irgend möglich, die deutschen Vokale den italienischen weitgehend anzugleichen.“

Als der große Mozart-Forscher Alfred Einstein, dem wir das auch heute unübertroffene Standardwerk über den Komponisten verdanken, die Wolfskehlsche Übersetzung zum ersten Mal gelesen hatte, schrieb er im „Berliner Tageblatt“: „Ich finde, das ist schön. Schön wie die Strophen aus der Nähe des jungen Goethe, und wie getreu übersetzt und kunstvoll es obendrein ist, erkennt man erst, wenn man es unterlegt und singt.“ Hier hatte Einstein die zweite Cherubin-Arie abgedruckt und sie mit früheren Übersetzungen verglichen. Bei Wolfskehl hebt die Arie so an:

*„Zärtliche Frauen, saget mir frei  
Ob dieses Grauen Liebe wohl sei.  
Was mich erfüllet, sollt ihr nun sehn,  
Mir ist's verhüllet, kann's nicht verstehn.  
Spüre ein Wallen, Sehnen und Drang,  
Nun ist's Getallen, nun bin ich bang.“*

Bis heute ist Wolfskehls meisterhafte Übersetzung nicht ein einziges Mal aufgeführt worden, nicht auf der Bühne, nicht im Konzert, auch nicht im Rundfunk oder als Schallplattenaufnahme. Das liegt nicht nur daran, daß an den großen Bühnen Europas und der USA die Mozart-Opern im italienischen Original gesungen werden — vor 50 Jahren war es noch ganz anders —, sondern auch daran, daß selbst auf Bühnen, wo eine deutsche Übersetzung gesungen wird, sich eine neue Übertragung nicht einbürgern kann, aus einem sehr praktischen Grunde: Die Sänger sind unwillig, sich eine neue Übersetzung einzuprägen, mit der sie nicht auch auf anderen Opernbühnen gastieren können. Und so wird man auch weiterhin die Cherubin-Arie in der mehr als 190 Jahre alten Übersetzung von Knigge-Vulpus hören:

*„Ihr, die ihr die Triebe des Herzens kennt,  
Sprecht, ist es Liebe, was hier so brennt?“*

Aber das soll das Verdienst der Schiller-Gesellschaft nicht schmälern, uns die neue schöne Wolfskehl-Übersetzung in einem schmucken, mit sechs Figurinen Hans Strohbachs verzierten Buch geschenkt zu haben; das kluge und fachlich überzeugende Nachwort stammt vom Chefdramaturgen der Bayerischen Staatsoper, Klaus Schultz.  
Alfred Frankenstein



# Exul Poeta

Zum 25. Todestag des Dichters Karl Wolfskehl

Allgemeine, 29. Juni  
1973

Einst Gestalter neuer deutscher Lyrik, aus dem Kreis um Stefan George hervorgegangen, Freund auch von Friedrich Gundolf, Else Lasker-Schüler, Margarete Susman und Walter Benjamin, fand Karl Wolfskehl (Darmstadt 1869 – Auckland/Neuseeland 1948) unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Verfolgung der Juden zum Judentum stärker zurück. Sein Spätwerk, ausgezeichnet durch die vorherrschende Beschäftigung mit jüdischer Thematik („Die Stimme spricht“, 1934, „Hiob“, 1950, u. a.), wurde einem breiteren Leserkreis erst nach dem Kriege bekannt. Über die Schweiz, wo er die Jahre 1933 bis 1935 verbrachte, und Italien (bis 1938) emigrierte er nach dem fernen Neuseeland. Dort ist er vor 25 Jahren gestorben. Auf dem Friedhof, weit draußen vor den Toren der Stadt Auckland, deckt eine Steinplatte sein Grab. Außer seinem Namen, in deutscher und hebräischer Sprache, sind auf dieser Platte nur die Worte „Exul Poeta“ zu lesen: der Dichter in der Verbannung.

Kurz nach dem Todestag, dem 30. Juni, ver-

ständigte Dr. Margot Ruben, Wolfskehls letzte Gefährtin, die zu seiner literarischen Nachläßverwalterin wurde, die Freunde des Dichters, indem sie u. a. schrieb: „Es waren Jahre der Einsamkeit, des Leidens. Des Leidens am Niedergang des Geistes, an der Verarmung des Lebens, der Verstofflichung des Menschen. Des Lebens um Deutschland. Eins linderte die Qual: es kamen Briefe, Briefe von Menschen, die Menschen geblieben waren. Die Rufe der Freunde aus der Ferne brachten lebendige Wärme in die Kälte des Exils. Innigste Teilnahme an ihrem Geschick erfüllte ihn bis zu seinem letzten Tag. Es war ihm darum schmerzlich, das letzte halbe Jahr schweigen zu müssen. Die Krankheit verbot ihm, ihnen zurückzurufen. Bis zuletzt währte sein dichterisches Schaffen . . .“

1969, als er 100 Jahre alt geworden wäre, gestaltete der Literaturhistoriker und Verleger Manfred Schlösser zusammen mit dem Bibliotheksdirektor Dr. Erich Zimmermann in den Räumen der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek in Darmstadt eine dem Gedenken an diesen deutsch-jüdischen Dichter gewidmete repräsentative Ausstellung: „Karl Wolfskehl — Leben und Werk in Dokumenten“ — bester Zeuge dafür bleibt der schöne, stattliche Katalog (Agora-Verlag, Darmstadt 1969). Schon vorher waren im Claassen-Verlag, Hamburg, Wolfskehls Dichtungen, Übertragungen und Prosaschriften „Gesammelte Werke“, (1966) und seine Briefe und Aufsätze aus den Jahren 1925 bis 1933 (1960) herausgekommen

e.g. -thal

Robert Weltsch

## WOLFSKEHL LETTERS

Karl Wolfskehl, apart from being a great poet and man of letters, who in a historical hour of German Jewry gave fervent expression to the perplexity and the convulsion of feelings in the face of humiliation and insult, was also a tragic human being who in his own life adumbrated the absurdity of those fateful events almost forty years ago. His case was an extreme one. A man who had firmly believed in his mission as a German, even Teutonic bard, kin to German mythology while loyal to his Jewish identity, was deprived of the very substance of his being. Deeply hurt, incredulous, disgusted and indignant, he left the whole of his former world far behind; he went off, so to speak, to the other end of the world, to New Zealand, tens of thousands of miles from the centre of his former physical and of his enduring spiritual roots. There he died in 1948, a lonely blind man, in a genuine exile. *Exul Poëta* are the characteristic words engraved on his tombstone. His indomitable thought and his suffering are revealed most impressively and movingly in his letters, of which several volumes have been edited and published by the faithful companion of his last years, Dr Margot Ruben, who is also Wolfskehl's literary executor. To her we owe the edition of Wolfskehl's writings in two volumes (Hamburg 1960). We have to be grateful to her for her exemplary careful and instructive annotations and comments.

Now Dr. Ruben has added to our knowledge of Wolfskehl by the publication of a number of letters he wrote to his intimate friend, Margarete Susman (1872-1966; she would have been a hundred years old last October), whom he addressed as "My Sister". Margarete Susman had great admiration for Wolfskehl but a somewhat ambivalent relationship to him, which she described<sup>1</sup> as a mixture of anxiety, respect, compassion and disturbance. To her (as to many others) he appeared as a complex split personality of an overwhelming, somehow demonic character. She refers to their meeting in Switzerland in 1934, when the two became closely involved through innumerable daily encounters and exciting conversations, mostly concerned with the Jewish catastrophe and with the perpetual enigma of Jewish destiny. This experience forms the background to this correspondence.<sup>2</sup>

There are only five letters from Susman, all belonging to a late period; one written in August, 1939, on the eve of war, when Wolfskehl was already in New Zealand, the others after the war (1946-1948). Wolfskehl's 17 letters, on the other hand, start directly from their conversations in Switzerland in 1934 and extend to his stay in Italy during 1935 and 1936, ending with one letter written on the boat in sight of the Australian coast in 1938, and a last one from Auckland, N.Z., November, 1938 (or 1939—more likely 1938), when the poet had definitely turned his back on a Europe where, as he explained, all

countries had closed their frontiers to Jews. Most of the letters written from Italy refer to Susman's communications which have not been preserved; almost all of them are passionate reactions to the Jewish tragedy, which Wolfskehl sees as an event of metaphysical dimensions and is anxious to convey in ecstatic poetical language. They provide an insight into his inner struggles on the edge of the abyss and his despair at the disparagement of the Word. In many variations he emphasises the uniqueness of Jewish existence which cannot be expressed in terms or forms used by other nations. Whether he ponders on Job or on Moses Mendelssohn or other Jewish archetypes, he is always deeply stirred by the timeless mystery. He clings to his belief in a situation "where nothing has any longer any meaning, but is full of a ghastly super-meaning (voll eines grauenhaften Ueber-Sinns)". These letters are documents of great value, where—whatever reservations one may have about one or another of Wolfskehl's judgements—the inner conflicts of the most highly sensitive minds in the haunting catastrophe of German Jewry are reflected in an unforgettable manner.

<sup>1</sup> In her Memoirs "Ich habe viele Leben gelebt" published by the Leo Baeck Institute, DVA Stuttgart, 1964.  
<sup>2</sup> Karl Wolfskehl, Margarete Susman: Briefe. Eingeleitet und herausgegeben von Margot Ruben. In: Castrum Peregrini CII-CIII Amsterdam Postbox 645 (October 1972).  
 —The originals of this correspondence are kept in the Archives of the Leo Baeck Institute in New York.



Karl Wolfskehl

Schriften, die in der Bibliographie des Agora-Heftes 4  
nicht enthalten sind.

I. Gedichte und Prosa (Aufsätze) in Zeitschriften und Zeitungen

- Dämon und Philister. Jean Paul Friedrich Richter. In: Querschnitt.  
Jahrg.7. 1927.
- Sprache und Mundart im Deutschen. In: Von Büchern und Menschen. Festschrift  
Fedor v. Zobeltitz zum 5. Oktober 1927.
- Wandlung der Form. Auch abgedruckt in: Hamburger Fremdenblatt. 16. Nov. 1927.
- Bibliagogik oder bibliophile Behandlung von Büchern. In: Zeitschrift für  
Bücherfreunde. Jahrg. 20. 1928.
- Heilige Narretei. Auch abgedruckt in: Antiquitäten-Zeitung. Jahrg. 36. 1928.
- Stefan George. In: Neue Rundschau. Berlin 1928.
- Mussolini und sein Faschismus. In: Europäische Revue. Jahrg. 4. 1928/29.
- Tocha Slafes Sliums. Althochdeutsches Schlummerlied. In: Festgabe für Martin  
Buber zum 50. Geburtstag. Berlin 1928.
- Bibliothek der Bibliophilen. In: Die literarische Welt. Berlin 1929.
- Bücherfreuden. Auch abgedruckt in: Jahrbuch deutscher Bibliophilen. Jahrg.  
14/15. 1929.
- Deutsches Unterhaltungsbuch der Vergangenheit. In: Die literarische Welt.  
Berlin 1929.
- Stil und Mysterium Habimah. In: Jüdische Rundschau. Jahrg. 34. 1929.
- Darmstädter Nationalgesichter. In: Bücherstube. Jahrg. 4. 1930.
- Was ist ein Tonfilm? In: Bavaria. Jahrg. 1. München 1930.
- Der platonische Epikureer (Karl Georg von Maassen). In: Zeitschrift für Bücher-  
freunde. Jahrg. 23. 1931.
- Geistige Strömungen unserer Zeit. In: Europäische Revue. Jahrg. 8. 1932.
- Revolution der Weltwirtschaft. In: Die literarische Welt. Berlin 1932.
- Mann und Frau im Menschentum Europas. In: Europäische Revue. Jahrg. 9. 1933.
- Jost van den Vondel. Geschrieben anlässlich der Versteigerung der Vondelschen  
Monumental-Ausgabe in Amsterdam. In: Castum Peregrini. Heft 8. 1952.
- Der Antiquar. Zum Gedächtnis von Ludwig Rosenthal. In: Frankfurter Zeitung vom  
21. Januar 1929.
- Die Juden und das Buch. In: Festschrift Emil Hirsch zum 70. Geburtstag zum  
14. 3. 1936.
- Das jüdische Geheimnis. In: Vom Judentum. Ein Sammelbuch. Hrag. vom Verein jü-  
discher Hochschüler Barkochba. Leipzig: Kurt Wolff 1913.





Nachtrag zu Seite 2, Zeile 1:

Von den sechs erschienenen "Almanach des Schocken-Verlags" haben  
fuenf Baende Beitrage von K.Wolfskehl:

Herr, Du suchst mich. [Und:] Aufbruch, Aufbruch. In ...auf das Jahr  
5695. Berlin 1934/35.

Haj Gaon. Eine Selicha. Hebraeisch mit Uebersetzung. [Und:] Die Stim-  
me zum Menschen. [Und:] Er.Er.Er. In: ...auf das Jahr 5696. Be lin  
1935/36.

Fuenf geistliche hebraeische Dichtungen. In deutsche Umdichtung. [Und:]  
Mensch und Stimme. Stimme und Mensch. [Und:] Das juedische Geheimnis.  
In:...auf das Jahr 5697. Berlin 1936/37.

Drei geistliche hebraeische Dichtungen. In deutschen Umdichtungen.  
In:...auf das Jahr 5698. Berlin 1937/38.

Mann wenn nicht heute - Wer wenn nicht du? In:...auf da Jahr 5699.  
Berlin 1938/39.

# Karl Wolfskehl: Dichter und Mensch

Karl Wolfskehl. Briefe und Aufsätze, München 1925-1933, Claassen Verlag, Hamburg 1966.

Was für ein Vollmensch war doch dieser Karl Wolfskehl! Was für ein gütiger, verständiger, zum Verzeihen bereiter — sogar wo es, wie es sich im Schicksalsjahr 1933 herausstellte, ganz und gar nicht am Platze war!

Wolfskehl war ein äusserst vielseitiger Schriftsteller; aber sein Dichtertum war in der in Rede stehenden Periode versiegt (abgesehen von übersetzerischen Leistungen und der Mitarbeit an Anthologien, vor allem an denen, die er zusammen mit seinem Freunde und Meister Stefan George herausgab). Phantasie begann erst wieder zu strömen, als die fürchterlichen Ereignisse einsetzten, die ihn in seinem jüdischen Herzen und Wesen zutiefst erschütterten und ihn zwangen, Deutschland, zu dem er sich bis dahin konsequent bekannte, das Land, wo seine Ahnen seit Jahrhunderten sesshaft waren, zu verlassen. Wolfskehl war keineswegs pompös und gestelzt, wie man es von einem bedingungslos treuen Jünger Georges annehmen könnte. Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein Wort Spittlers ein. "Ein felerlicher Kerl ist niemals gross!" Wolfskehls Stellung zu Spittler war, wie aus dem Briefwechsel hervorgeht, zwar respektvoll, doch sehr reserviert.

Diese Briefe aus der Zeit vor der Nazikatastrophe stammend, sind an die geistige Elite Deutschlands gerichtet. Sie umfassen die Zeit vom Juni 1929 bis Februar 1933, in dem sein Exil begann, das ihn bis nach Neuseeland führt. Dort ist der Dichter dann gestorben. Die Korrespondenz zeigt — ausser dem unglaublich umfassenden Wissen und seiner nie versagenden Menschlichkeit — ein brennendes Interesse für alle Phänomene unseres schwierigen, zerklüfteten und vielschichtigen Kosmos. Sie erstreckt sich auch auf das Metaphysische, den Spiritismus, den Friedrich Gundolf den "Hintertreppentratsch der Geisterwelt" nannte, auf die Physiognomik, die Telepathie, die Graphologie, ja sogar die Handlesekunst.

Daneben war Wolfskehl ein

ausgesprochener Lebenskünstler; ein besonderer Kenner erlesener Weine, wie es seiner Lokalhelmat entspricht, ein Schätzer exquisitiver Klüche, ein fröhlicher Kumpan, der während des Münchner Faschings ganze Nächte durchtanzen konnte. Aus den Briefen geht hervor, wie selten er seine gute Laune verlor, wie gefasst und ruhig er die immer gespannter werdende Situation beurteilte. Dabei verschlimmerte sich sein Augenleiden immer mehr, und er musste sich das Meiste vorlesen lassen und seine Arbeiten diktieren. Das Versagen seines Augenlichts in seiner Wirkung auf seine Handschrift wird in den Faksimiles von Briefen, die der Band enthält, deutlich.

Musik und Drama, die die enge und strenge Weltschau Georges ablehnte, beschäftigten Wolfskehl intensiv. Er hatte auch ein sicheres Gefühl und einen

geschulten Blick für die bildenden Künste.

Jeder, der es liest (und man kann sich kaum jemanden vorstellen, der es nur anblättern würde), dürfte sich gezwungen fühlen, seinen Vorgänger zu erwerben, der den hlobsmässig klagenden, bitteren, doch geduldigen Wolfskehl der Exilzeit in einen scharfen Gegensatz zu dem übersprudelnden und im Grunde optimistischen Menschen während seiner Münchner Jahre stellt, und vielleicht auch seine ergreifenden späten Verse zur Hand zu nehmen.

Ernst Waldinger.

Aufbau, N. Y. 6-23-67



# «Le nozze di Figaro»

Eine unbekannte Übersetzung von Karl Wolfskehl

Von Edwin Maria Landau

Neue Bücher,  
20. Juni 1971

«Geschichte der europäischen Seelenentartung», «die Kunst des Untergangs», die «hoffnungsloseste Krankheit in dem von ihr befallenen Europa», «Musik — Romantik — Revolution — orgiastische Selbstzerstörung» — mit solchen Worten glaubte Karl Wolfskehl sich dem verführerischen Rausch der Musik erwehren zu müssen und fand sich willig bereit, die Einstellung Stefan Georges zur Musik sich in der Studie «Ueber den Geist der Musik» für das dritte der «Jahrbücher für die geistige Bewegung» zu eigen zu machen. Wie weit bei diesem Auftrag Georges an ihn die Ueberlegung mitgespielt haben mag, das Schweifende, Unfangbare, der Gestaltung sich Entziehende in ihm zu strengerer Ordnung zu bringen, kann hier nicht untersucht werden. Das Musische in Wolfskehl war untrennbar vom Musikalischen. Es war Erbe bei diesem Sohn aus einem Hause, in dem die Musik bis in den Alltag hinein ihren Platz hatte, der zudem die Tochter des damaligen großherzoglichen Musikdirektors Willem de Haan geheiratet hatte; es mußte einmal zum Durchbruch kommen. Von den «poetischen Grundlagen» her glaubte er, sich das Wesen der Musik begreiflich machen zu können. Als Wahl-Münchener erlebte er nach dem Ersten Weltkrieg die Wiederentdeckung von Mozart durch Richard Strauss und Bruno Walter. Von Mozarts Kompositionen sah er sich aufgerufen. Er machte sich im Jahre 1924, befeuert durch das geistige Klima von Florenz, an die Uebersetzung von Lorenzo da Pontes Text zur «Hochzeit des Figaro».

Ueber die Entstehung dieser Umdichtung berichtet der Komponist und Musiktheoretiker Frank Wohlfahrt in seinen Erinnerungen. «... und dürft euch lieben wie die ersten Sterne»: «... und so begaben wir uns auch bald und ohne Umschweife an unsere gemeinsame Arbeit. Sie ließ sich merkwürdig genug an. Wolfskehl setzte sich in eine Ecke des Raumes, und während er dichtete, mußte ich ihm das betreffende Musikstück dazu immer wieder vorspielen und -singen. Dann plötzlich sprang er auf und trat mit einem fanfartig schmetternden „Ich hab's“ zu mir an den Flügel. Nicht immer war die Lösung richtig, zwar stimmte die Silbenzahl, aber die Betonungen saßen noch an dieser oder jener Stelle falsch. Es war Wolfskehl darum zu tun, sich auch in seiner Uebersetzung nicht nur nach dem genauen Sinngehalt zu richten, sondern, wenn irgend möglich, die deutschen Vokale den italienischen weitgehend anzugleichen.»

Wie weit ihm das gelungen ist, mag jeder, der dies kann, anhand der Partitur nachprüfen, besonders gegenüber den beiden Arien des Cherubino:

*Wer ich bin, was ich tu, ach, was weiß ich,  
Bald verbrenn' ich und bald beb' ich eisig,  
Jede Jungfrau, die macht mich erblassen,  
Jede Jungfrau befeuert mich ganz.*

*Schon beim Nennen von Liebe und Kosen  
Spür' im Busen ich's toben und tosen,  
Ich kann von Liebe zu reden nicht lassen,  
Ach, dies Sehnen sagt, woher strahlt sein Glanz.*

*Wach' ich, in Liebe lall' ich,  
Zu Quellen, Schluchten und Wäldern,  
Zu Blüten, Bächen, Feldern,  
Das Echo gibt's dem Wind weit  
Dies Wort berauschter Kindheit  
Weit in die Welt hinein.*

*Und will man mich nicht hören,  
Red' ich von Lieb' allein.*

Was er an härteren Texten der althochdeutschen Dichtung, an Versen Walther von der Vogelweides erprobt hatte: auf die knappste, spruchhafte Formel einen geistigen Gehalt zu bringen — das sollte ihm nunmehr an einem geschmeidigeren Text gelingen. Nun galt es, die ganze Leichtigkeit und das Schwebende der zweiten Arie des Cherubino ins Wort zu bannen.

*Zärtliche Frauen  
Saget mir frei,  
Ob dieses Grauen  
Liebe wohl sei.*

*Was mich erfüllet,  
Sollt ihr nun sehn,  
Mir ist's verhüllet,  
Kann's nicht verstehn.*

*Spüre ein Wallen,  
Sehnen und Drang,  
Nun ist's Gefallen,  
Nun bin ich bang.*

*Kalt sind die Glieder,  
Glühn wie am Rost,  
Und dann gleich wieder  
Schau'r ich vor Frost.*

*Wo ich gegangen,  
Hier oder dort,  
Lockt mich Verlangen  
Weit von mir fort.*

*Seufzet entschweben  
Mir wie im Traum,  
Fühle mich heben,  
Weiß es doch kaun.*

*Nächtlich und täglich  
Solches Gewühl,  
Doch welch unsäglich  
Süßes Gefühl!*

*Zärtliche Frauen,  
Saget mir frei,  
Ob dieses Grauen  
Liebe wohl sei.*

Galt es aber, den Humor und Sarkasmus der Nebengestalten zu treffen, so stand ihm sein nie versagender Wortwitz, im Alltag aus dem Gespräch heraus in Schüttelreimen und Knittelversen aufblitzend, und die nie verleugnete hesische Mundart zu Gebote, die zum Beispiel in der Arie des Bartolo durchbricht.

*Ja, die Rache! Ja, ja, die Rache!  
Du bist Wonne für die Feinen;  
Wer ertrüg Höhnen der Kleinen,  
Niedrig wär er, tät Sünd' und Schand!*

*Muß gewitzt sein,  
Muß verschmitzt sein,  
Klug durchdenken,  
Richtig renken,  
Ja, so geht es, (wohl) gut zu lenken,  
Glaubt mir, alles kommt zu Stand!*

*Müßten auch alle Gesetze durchmessen sein,  
Keines in allen Registern vergessen sein,  
Find' schon die Mittelchen,  
Maschen und Titelchen,  
Jegliches Schlupfloch treff' ich gewandt!*

*Wer in Sevilla kennt nicht den Bartolo:  
Der Bube Figaro fliegt an die Wand!*

Die Verdeutschung dieser anmutigen Texte hielt Wolfskehl für eine seiner geglücktesten Umdichtungen, ihre Singbarkeit wurde allseits gerühmt, alle Vokale des Originals seien getreulich nachgebildet, jeder Note entspreche eine Silbe gemäß Quantität. Das berichtet Margot Ruben, die in ihrem Karl Wolfskehl-Archiv in London den vollständigen ungedruckten und nie gespielten Text aufbewahrt. Der Intendant eines der großen deutschen Opernhäuser hatte «Figaros Hochzeit» unter Zugrundelegung dieser Uebersetzung auf den Spielplan gesetzt, als der Anbruch des Nationalsozialismus die Durchführung dieses Planes unmöglich machte. So bleibt diese Umdichtung noch heute für die Oper zu gewinnen. Alfred Einstein, der große Mozart-Forscher und Musikkritiker, dem Wolfskehl einige Proben vorausgeschickt hatte, schrieb ihm: «... ich weiß kaum, wie ich Ihnen danken soll, da... Sie Ihre Zusage wahrgemacht haben! Ich habe den Text der Szene gleich unterlegt und komme aus dem Entzücken nicht heraus, wie treffsicher, genau und musikalisch alles ist; und ich kann es kaum erwarten, alles vergleichen zu können: denn man darf nicht lesen, sondern man muß singen!...»

Israel. Nachdrucke f. d. Schw.

1970  
11. Dez. 1970

### «Bleibe offen offenem Wort...»

In Dr. *Edwin Maria Landau* konnte Dr. Herbert Tauber an der letzten Vortragsveranstaltung des *Vereins Omanut* und der *Wizo Zürich* über «*Karl Wolfskehl in Wort und Deutung*» einen kompetenten und sachkundigen Referenten begrüßen, der sich schon in seiner Dissertation mit Karl Wolfskehl befasst und sich noch 1933 als Gründer und Leiter des Verlags «*Die Runde*» in Berlin für ihn eingesetzt hatte, bevor er selbst den Weg der Emigration beschritt. Dr. Landau ist übrigens auch bekannt als Übersetzer von Paul Claudel.

«Bleibe offen offenem Wort, offenem Gesicht / Dem Leben offen und dem heiligen Licht.»

Diese Worte Wolfskehls stellte der Referent einem Wahlspruch gleich seinen Ausführungen voran, bevor er des nähern auf den Werdegang und das Werk des Dichters einging, der am 17. September 1869 in Darmstadt geboren wurde und von dessen beiden Geschwistern der Bruder Eduard 1943 im Konzentrationslager umkam. Schon die Familiengeschichte verdient vermerkt zu werden: Der Vater hatte in jungen Jahren die Leitung des Familienunternehmens, eines Bankhauses, übernommen. Als Vorsitzender des Finanzausschusses und während dreizehn Jahren Vizepräsident des Hessischen Landtages, bis eine antisemitische Intrige ihn zur Niederlegung von Amt und Mandat veranlasste, diente er seinem Landesherrn, dem Grossherzog von Hessen und bei Rhein. Den Herrschern zu dienen, war eine bald tausendjährige Überlieferung in der Familie. Ein Vorfahre, Calonymus ben Meshulam, ein grosser Gelehrter und Leibarzt Kaisers Otto II., hatte diesem in der Sarazenen Schlacht bei Cotrone, in der Nähe von Tarent, am 13. Juli 982 das Leben gerettet. Zum Dank hatte der Kaiser die bis dahin in Lucca ansässige Familie nach Deutschland mitgenommen und sie in Mainz angesiedelt. Auf diese Abstammung, auf die noch bis zum letzten Krieg das skulpturengeschmückte Calonymus-Haus in Mainz erinnerte, war Wolfskehl besonders stolz. Noch im fernen Exil in Neuseeland gedachte er dessen bei der Gestaltung seines Gedichts «*An die Deutschen*». Schon bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, im curriculum vitae zu seiner Dissertation, hatte sich Wolfskehl als Jude bekannt. Als sein «*Keimerlebnis*» bezeichnete er seine Begegnung mit *Stefan George* 1893 in München. Von hier ab habe sich sein Leben organisch entfaltet, sei der Dichter in ihm geboren worden. Über die weitere Entwicklung und die Auswirkung dieser vierzigjährigen Freundschaft auf beider Werk sich verbreitend, kam Dr. Landau auch auf Wolfskehls Übersetzung von *Lorenzo da Pontes* Text zu Mozarts «*Hochzeit des Figaro*» zu sprechen, die Wolfskehl für eine seiner geglücktesten Umdichtungen hielt, die aber infolge Hitlers Machtantritt noch bis heute nicht aufgeführt ist. Ein untrüglicher Sinn für Geistiges und Künstlerisches führte Wolfskehl dann mit so verschiedenen Gestalten wie *Martin Buber*, *Rudolf Pannwitz*, *Paul Klee*, *Franz Marc*, *Wassily Kandinsky*, *Alfred Kubin*, *Regina Ullmann*, *Annette Kolb*, *Margarete Susman*, *Ricarda Huch* zusammen, deren letzterer Bekennermut er in den dreissiger Jahren mit besonderen Versen ehrte. Als Mensch und Dichterin blieb Wolfskehl auch *Else Lasker-Schüler* bis ins ferne Exil gegenwärtig. Immer wieder werden im Briefwechsel mit ihr die Erinnerungen an München wach, wo sich Wolfskehl nach seiner Verheiratung mit *Hanna de Haan* 1898 niedergelassen hatte und wo in seinem Haus neben *George* auch der 18jährige *Friedrich Gundolf*, *Norbert von Hellingrath* und andere verkehrten, wo er sich auch eine mehrtausendbändige Bibliothek

voller Funde und Kostbarkeiten aufgebaut hatte. Nach der Inflation von 1919, welche die Auflösung seines Haushalts zur Folge hatte, führt Wolfskehl ein unstetes Leben als Schriftsteller, Herausgeber, Übersetzer, Journalist, «nirgends mehr zu Hause, aber überall willkommen, seine Gaben weiterhin verschwendend, keinen Augenblick mit dem Schicksal hadernd», wie Landau weiter ausführte. *Martin Buber* und *Franz Rosenzweig* ist er ein kundiger Berater bei der Wortwahl für ihre Bibelübersetzung.

Am Morgen nach dem Reichstagsbrand 1933 verlässt er Deutschland, ein Kofferchen enthält seine ganze Habe. Basel, Meilen, Orselina, Rom, Camoglio, Recco und wieder Rom werden zu Etappen seines Lebenswegs, der ihn schliesslich bis ins pazifische Thule, nach Neuseeland, führt. *Margot Ruben* findet sich bereit, das ungewisse Los des Verbannten mit ihm zu teilen und zu bewahren, was in einem neuen Ausbruch seiner dichterischen Kräfte in Prosa und Versen sich formt. In diesem Spätwerk offenbart sich das Wunder der Verschmelzung von Dionysos- und Hiob-Erfahrung, weil «ein deutscher Dichter den Juden Karl Wolfskehl zum Bruder in der deutschen Dichtung erhoben und weil der Jude den Deutschen in die Fülle seiner Welt aufgenommen hat». Der teuflischste aller Ungeister, der Wirklicher der schwärzesten aller Dämonen musste kommen, bis ein mit allen Fasern in der deutschen Erde und im deutschen Geist verwurzelter sich für immer lessagte, am späten Abend seines Lebens als seine letzte Bestimmung den «*ewigen Fug des Judentums*» erkannte und aus dem begeisterten deutschen Dichter und Kundler ein neuer Hiob wurde! Allerdings war die jüdische Geisteswelt, der «*jüdische Geistesstrom*», von Anfang an eine der wesentlichen Quellen gewesen, aus denen sich die Dichtung Wolfskehls speiste, denn schon früh hatte die Stimme seiner Väter aus ihm gesprochen, und bereits 1903 findet sich bei ihm ein ganzer Zyklus «*An den alten Wassern*». 1913 schrieb er für ein Sammelbuch «*Vom Judentum*»: Dieses «ist ganz Historie und ganz Metaphysik, es ist beides schlechthin: volle Wirklichkeit und durchaus Idee...» Und diese Antithetik hatte er nicht nur erkannt, sie war ihm lebendige Erfahrung und Wissen von früh an, schon in seinem Drama «*Saul*» von 1897, welcher «in unserer ganzen alten Geschichte vereinzelt Gestalt» er sich vierzig Jahre als «unheimlich verwandt bewusst» bekannte; er hat die Tragik dieser Antithetik als seine eigenste Tragik erkannt, die in seinem Fall noch verdoppelt wird durch den lebenslangen Versuch, die Antithetik zwischen seinem Deutschtum und Judentum zu überwinden. Die Verse seines Gedichtbandes «*Die Stimme spricht*» (1936) begleiteten dann unzählige Juden auf ihrem Exodus als Trost und Stärkung. Unter dem Zeichen Hiob hat Wolfskehl schliesslich in seinem «*Gesang an die Deutschen*» — 1936 in Rom begonnen und 1946 in Neuseeland vollendet — sprachlich die zeitlebens angestrebte Symbiose seines Judentums mit dem Deutschtum vollzogen, im Zeichen des Sehers hält er in «*Hiob oder die vier Spiegel*» Gerichtstag über beide Völker.

nk.



# Proben und Berichte



CLAASSEN VERLAG HAMBURG

KARL WOLFSKEHL

## Über die Erneuerung dichterischen Erbguts

Die Schwierigkeiten der Übertragung von Dichtungen aus einer älteren Sprachstufe in die eigne liegen, man möchte fast sagen, in der Leichtigkeit. Worte, Figuren, Gefüge, Rhythmik und Melodik sind nahe verwandt, vielfach identisch. Das hemmt und verführt zugleich. Denn weder im ganzen noch im einzelnen stimmt es jemals durchaus. Die erhaltenen Worte haben Bedeutungswandel erfahren, ihr Sinn ist erweitert oder verschmälert, meist farbloser, abgezogener, matternen Vollklangs. Und mit dem Sprachbau, vor allem mit dem Gefälle steht es nicht anders. Auch wo langwährende Überlieferung einen Stil geschaffen hat, Ausdruck und Gehaben leitet und eingrenzt, ist alles gesprochener, näher, merkhafter, weniger besonnen als bei uns. Jede wahrhaft dichterische Übertragung aber arbeitet mit dem was sie hat, mit den gegenwärtig vorhandenen, freilich steigerbaren, freilich vertiefbaren Sprachmitteln, denn nur aus dem Lebendigen entsteht Leben. Jeder Versuch nachtastenden Angleichens, interlinearer Scheintreue, mehr aber noch jedes Altertümeln, jedes faschinghafte Herübernehmen vermuffter Embleme, Wendungen, Endungen, Windungen, bleibt Rumpelkammer und Mummenschanz, also stümperhafter Verzicht auf eignes Wohnen, eignen Wuchs, eigne Tat. Auf die wahrhaft erneuernde Erhaltung des ewigen Erbgutes kommt es an. Was ich in meiner Abhandlung »Vom Sinn und Rang des Übersetzens« über das Gesamtproblem ausführe, gilt hier ganz besonders. Welche Mittel nun besitzt unser heutiges Deutsch zum Behuf und Endziel der Erneuerung? Wie gelingt es ihm, Nähe zu sein und Ferne zu atmen, vergangene Läufe,

Gesinnungen, Bluttöne, seine eigne Früh-Zeit, Hoch-Zeit, sich einzuziehen, einzuverleiben? Diese Mittel bestehen, es sind keine anderen, als deren der deutsche Dichter überhaupt bedarf, auch zum eigenen Werk, und über die er verfügt. Sie bestehen, denn unsere Sprache »steht« noch nicht wie so manche andere Europas, sie ist nicht stationär, ihre Gesetze sind noch nicht zu Regeln erstarrt. Ohne Chaos zu sein, durchformt, durchgeistet, ist sie dennoch ganz Element. Bis in ihre Tiefen hinein reicht,



Karl Wolfskehl

Bettina-Photography

wir haben es ehrfürchtig erlebt an Nietzsche wie an George, noch die liebende Gewalt ihrer großen Sprecher und ihrer großen Dichter. Ja, in der Hand jedes Meisters ist unsere Sprache gefügigstes Werkzeug, und sie bleibt dabei unverdorben, heiligster Mutterschoß. Das mag manchen befremden, mancher bespötteln, der Pedant mag es abstreiten, der Schnellschreiber es begrinsen in dieser Zeit barbarischen Verplattens oder Vermanschens, der Zeit der Schlagworte, Schlagzeilen, Schlagreime. Und dennoch ist es so: das alles rührt nicht an unserer Sprache eigentümliches Dasein, an ihren Mysterienbezirk, ihren glühenden, immer gebärerischen, immer geschützten Kern. Und aus diesem glühenden Kern kann und muß unsere Vorzeit wieder erstehen, nicht umgeschmolzen sondern reinwüchsig, weder wiederhergestellt noch modernisiert. Wir bedürfen keiner Notbehelfe, denn das was den Sprachstoff durchdringt, ihn knetet und prägt, der Sprach-Geist ist heute noch der gleiche wie in unseren Vorzeiten. Und auch die freilich gefährdete Sinnlichkeit in Bild und Klang, in Bedeutung und Fügung ist wiedergewonnen oder wieder gewinnbar. Auch haben wir gültigste Vorbilder, geradezu stiltschaffende, für unser eigenes Bemühen. Vor allem in den schon vor hundert und mehr Jahren von den Brüdern Grimm geschaffenen Ausdrucksformen (für das dichterische Neuwerden vor allem Wilhelm Grimms »Altdänische Heldenlieder«), denen freilich die überreiche Übersetzungsarbeit des vergangenen Jahrhunderts bis in unsere Tage kaum etwas abgelernt hat. Heute noch mangelt uns das erneute Nibelungenlied, der Parzival, der Tristan. Denn was es davon gibt ist saftlos und ohne dichterischen Beruf. Aber sie müssen uns wiedergeschenkt werden, es ist unumgänglich. Sie sind unveräußerliche – und wie alles wahrhaft Bild, also ewiges Sinn- und Geist-Zeichen Gewordene immer gegenwärtig –, nicht bloß festwirkende Kräfte. Sie sind Glieder unserer Totalität, haben Anteil an uns und damit allen Anspruch. Wie ich mir Art und Um-

fang solcher Erneuerung denke, will ich noch nicht aussprechen: auch hierfür bestehen unabweisliche Muster.

Und wie ich selber die Aufgabe angepackt habe, die bezeichnendsten und bedeutendsten Denkmäler unserer frühesten Poesie zu übertragen, wohin ich das Ziel gesteckt habe, mag das Werk selber erweisen. Kenner des Alten und Freunde der Dichtkunst mögen bemerken, daß hierbei nach keiner Vorschrift verfahren werden durfte. Eben die Fern-Nähe unseres Sprachschatzes nach Gehalt und Gestaltigkeit verbietet allen Schematismus, zerbricht jedes festgelegte Forderung. In einem Falle ist nachrechenbar genaue Wiedergabe von Sinn, Wortstellung, Silbenzahl möglich,

## Hans Wolffheim

### Zum Erscheinen der ersten Wolfskehl-Werkausgabe

Wenn jetzt die Gesammelten Werke von Karl Wolfskehl erscheinen, so wird dies ein denkwürdiges Ereignis sein — das bedeutsamste, das wichtigste in der Geschichte der deutschen Buchproduktionen seit 1945, wenn man sich vergegenwärtigt, daß von allen Dichtern und Autoren, die ihm an Rang gleich sind, schon vorher Gesamtausgaben bestanden oder wenigstens Anläufe in der einen oder anderen Form zu einer Werksammlung unternommen wurden. Das aber ist bei Karl Wolfskehl nicht der Fall. Sein Werk hat im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Emigrantenschicksal erfahren; es war, was besonders für die Aufsätze gilt, in aller Welt zerstreut, so daß auch der gutwillige deutsche Leser vieles nicht aufnehmen konnte.

Bisher lagen die im Exil geschriebenen Dichtungen ›An die Deutschen‹ (1947), ›Hiob‹ (1950) und ›Sang aus dem Exil‹ in zum Teil textlich unzuverlässigen Einzelausgaben vor. Der Gedichtband ›Die Stimme spricht‹, zuerst 1934 erschienen, führte auch in der späteren erweiterten Ausgabe ein Exildasein, denn diese Beschwörung des jüdischen Schicksals mitten unter den Deutschen hat man bisher kaum zur Kenntnis genommen. Von seinen frühen Dichtungen, die noch in der Verbindung mit dem George-Kreis veröffentlicht wurden, ›Gesammelte Dichtungen‹ (1903) und ›Der Umkreis‹ (1927), läßt sich ohne Übertreibung sagen, daß sie auf unserem Büchermarkt längst verschollen sind. So gut wie verschollen ist auch der Band seiner gesammelten Abhandlungen ›Bild und Gesetz‹ (1930). Wer diesen Band besaß, hütete ihn wie einen kostbaren Schatz.

Und nun gar seine Übersetzungen und die von ihm unternommenen Ausgaben! Die ›Gedichte des Archipoeta‹, das Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert, ›Der Weinschwelg‹ oder ›Das Buch vom Wein‹, alles das war längst unerreichbar, von seinen übrigen Übersetzungen gar nicht zu reden. Nur die gemeinsam mit Friedrich von der Leyen unternommene Übersetzung der ›Ältesten deutschen Dichtungen‹ ist wiedergedruckt worden.

also Gebot, ein andermal wird Freiheit, ja scheinbares Paraphrasieren (niemals freilich Willkür oder Deutlung!) dichterische Gewissenspflicht. Der aufnehmende Empfänger hat sich stets das Ganze vor Ohr und Sinn zu halten, doch darf und soll er das Warum je und je selber erwägen, und ich hoffe, das Werk selbst steht ihm dann Rede, gibt ihm Rechenschaft. Nur zu gut weiß ich, wie manchmal meine Absicht nicht sich erfüllt hat. Doch schon daß ich vor dem Ungeheuren, vor dem Gewicht dieses Auftrags nicht verzagte und nicht zusammensank, sagt mir, ich habe mich zu Recht an ihn gewagt. Möchten diese Ältesten deutschen Dichtungen immer wieder auch die Neuesten bleiben.

Im Ganzen aber bleibt das Fazit: ein solches Schicksal, ein solches Verhängnis über einem ganzen Lebenswerk kennt die Geschichte unserer neuen Dichtung kaum. Nun ist das Unentbehrliche, das schlechtweg Unersetzliche, das einer grenzenlosen Überfülle des Daseins entstammt, zum ersten Mal gesammelt und dargeboten, denen, die ihn verbannten, und der gesamten Welt, soweit sie auf Bildung Anspruch erhebt.

Diese beinahe unerschöpfliche Überfülle eines geistigen Daseins, wie sie uns nun entgegentritt, die über Jahrzehnte hinweg sich unbekümmert an den Augenblick verschwendete, ist im gedichteten und im geschriebenen Wort das Dokument eines einzigartigen Lebens. Denn Karl Wolfskehl war ein Verschwender, weil er reich war wie wenige seiner Epoche. Er, der in seiner Jugend Bachofen wiederentdeckte und eine fast unbegreifliche Witterung für das im Geist Lebendige noch in seinem Alter im Exil besaß, der auf allen Stufen seines Lebens ein begierig und schöpferisch Lernender war, verfügte über eine Kraft der Intuition, über eine Kraft der An- und Einverwandlung, wie sie sich unter Deutschen und Juden bisher so nicht verwirklicht hatte.

Wenn man ihn in seiner Schwabinger Zeit einen Dionysos nannte, wenn er sich in seinem Exil als Hiob bezeichnete, so treten diese beiden Namen, mit ihrem ganzen Ernst genommen, als zwei Wesenheiten in seiner von diesen Ursprüngen erfüllten Existenz zusammen: er war ein sich ständig Wandelnder, ein sich ständig Verschwendender, zugleich aber ein Wortmächtiger aus dem tragischen Urgrund der Welttrauer und Weltklage herauf. Er war, um ihn mit einem vielleicht geheimnisvollen Wort zu bezeichnen, eine archaisch-kretische Existenz, mittelmeerisch-minoisch, von phönizischem Gepräge, aber begabt zu italischer Verwandlung. Älteste Urzeit des europäischen und voreuropäischen Menschen war in ihm gegenwärtig und lebendig, in die er das Deutsche einverwandelte, dieses aber wieder zurückverwandelt, so daß er mit seiner ganzen

Person der Repräsentant einer zugleich archaischen wie modern-zukünftigen Kultur genannt werden kann.

Diese Repräsentanz allgegenwärtiger Ursprünge befähigte ihn, alles Geistige als das Sinnliche, alles Sinnliche als das Geistige aufzufassen und zu begreifen, also das Höchste und Seltenste zu verwirklichen, das dem Menschen möglich ist. In seinen Briefen aus Neuseeland bezeichnet er sich einmal als ›ein dem Eros Geweihter‹. Das ist eine Chiffre wie die andere, die im ›Sang aus dem Exil‹ steht: ›jüdisch, römisch, deutsch zugleich‹. Aber Chiffren dieser Art weisen auf Tieferes hin als auf das, was sie noch greifbar bezeichnen. Er hatte wie keiner sonst eine Liebesbindung zu allem Geistigen, das er auch in allen Urschichten vergangener Völker erspürte.

Zugleich war er befähigt, noch als beinahe Siebzigjähriger, als er das Exil auf sich nahm, sich das Lebendig-Gegenwärtige, z. B. die moderne englische Lyrik, anzueignen. Wenn er andererseits die weinberauschte Tavernen-Keckheit des ›Archipoeta‹ in das Medium unserer Sprache übertrug oder noch im Alter über den saftig Niebergallschen Humor in Darmstädter Mundart verfügte, wenn er den ›Ulenspiegel‹ von Charles de Coster in ein prall anschauliches Deutsch übersetzte — so ist dies, wie noch vieles mehr, Ausdruck seiner proteischen Produktivität dem Leben und der Sprache gegenüber. Das Wort, das lebendige Wort, das bei ihm Kunde und Prophetie zugleich ist, war ihm noch ein Heiligtum voll Lebensenergien.

So war er weit über seine Bindung an George hinaus, an der er immer festgehalten hat, ›der Flamme Trabant‹. Vielleicht als der Einzige war er der wahre Folger Georges, indem er mit seiner Person und mit seinem Werk eine völlig eigene Individualität verwirklichte. Auch sein dichterisches Werk steht nicht in der Schule Georges; er ist kein Nachahmer. Mit seiner ganzen Wortmächtigkeit, mit der ihm eigenen Rhythmik seiner Gedichte ist er ein schöpferischer Eigenbildner.

Auf seinem Grabstein in Auckland stehen in lateinischen und in hebräischen Buchstaben die beiden Worte: Exul Poeta. Nun, mit den beiden Bänden seiner Gesammelten Werke, kehrt der Vertriebene und Verbannte in die Heimat zurück, zu der er auch in seinem Exil sich bekannte: in die ihm lebensmächtige Heimat der deutschen Sprache. Auch im Exil hielt er, in einer Zeit, da Treue so wenig galt und Verrat so vieles vergiftete, dem deutschen Wort die Treue.

Sein Werk ist deutsche Dichtung, die aus der Spannung der Dionysos- und Hiob-Erfahrung entstand. Sein Werk ist ein Beitrag zu den höchsten Verwirklichungen unserer Sprache. Was diese Sprache ihm an Bereicherungen verdankt, geht weit über alles auch aus unserer Vergangenheit lebendig Vermittelte hinaus. Dieses in Bild und Gesetz geprägte Werk bezeugt, daß das mit allen Sinnen erfaßte schöpferische Prinzip des Geistes das einzige und wirkliche Gesetz des Lebens in allen Kulturen ist, ja daß alle Kultur, daß aller Geist die Offenbarung und Repräsentanz eines sinnlich Lebendigen ist.



DBK, Aug. 1970  
**Karl Wolfskehl  
zum Gedächtnis**

Wolfskehl entstammte einer jüdisch-deutschen Familie. In Darmstadt geboren, zunächst in München ansässig, verließ er Deutschland 1933, fand für kürzere Zeit in der Schweiz, danach in Italien Asyl, ehe er 1938 Europa endgültig den Rücken kehrte: Er „beschloß, so weit weg zu gehen, als dies überhaupt auf diesem Kleinplanet möglich ist“, nahm in Neuseeland — „von Ost wie von West her das europafernste Landstück“ — Aufenthalt und starb dort 1948.

Wolfskehls Leben, in den äußeren Fakten den zahlreichen Emigrantenschicksalen jener Jahre gleichend, erhielt seine eigentliche Prägung durch zwei Faktoren: durch die frühe Begegnung mit Stefan George und durch die Auseinandersetzung mit den Problemen des Judentums. Beides war bestimmend für seine geistige Gestalt, beides bestimmt das Urteil der Nachwelt über den Dichter, Schriftsteller und Übersetzer. Wolfskehl war früh bereit gewesen, sein ganzes Leben unter Georges Maß zu stellen. Über die erste Begegnung mit George im Jahre 1892 schrieb er später: „Ich wußte von dem Augenblick an, wohin ich gehöre, was in mir Norm sei... mit einem Male war mir klar geworden, was mit mir, mir selber los sei... was von da ab mein Leben zu bedingen habe.“ Das Urteil über Wolfskehls Dichtungen war nie einhellig: Die einen, selber zum George-Kreis gehörend oder ihm nahestehend, begrüßten ihn als „eine junge Stimme“, die „von dem wunderbaren Land singt, das die Poesie doch immer bleibt“, Nichtgeorgeaner wie Stefan Zweig lehnten die „oft so pompös verkündeten Gedichte“ ab „als unbedeutend und uninteressant“, sprachen vom George-Kreis als einem „produktiven Ästhetenmandarinat“. Zu dieser Zwiespältigkeit der Beurteilung ist heute an sich wenig hinzuzufügen, die Kluft zwischen den Meinungen hat sich eher vertieft, die Gegensätzlichkeit ist fast noch ausschließlicher, grundsätzlicher, weltanschaulicher geworden.

Welchem Dichtungsbegriff Wolfskehl sich verpflichtet wußte, hat er später auch im Titel seiner „Gesammelten Abhandlungen“ angedeutet: „Bild und Gesetz“. Die offenkundige Bezüglichkeit des Titels hat man so verdeutlicht: Das Wort sei für ihn

ein Doppeltes in seiner Einheit, ihm sei es immer darum gegangen, daß das Wort zugleich Bild und Gesetz, daß dem Bild das Gesetz, dem Gesetz das Bild einverwandelt sei...

Wie die Begegnung mit George, so hat auch das Judentum Wolfskehls Schicksal nachhaltig bestimmt. Bereits vor der Jahrhundertwende mit

**„Karl Wolfskehl 1869—1969“. Leben und Werk in Dokumenten. Herausgegeben von Manfred Schlösser. Darmstadt: Agora 1970. 430 Seiten mit 42 Abbildungen. Br 20 DM.**

Theodor Herzl bekannt, 1897 Mitbegründer der zionistischen Ortsgruppe in München, scheint er später kein Befürworter eines jüdischen Staates gewesen zu sein. Seine individuelle Lösung, Deutschtum und Judentum in sich zu harmonisieren, glaubte er vorbildhaft; die dissonante Lösung des Nazismus traf ihn auch deshalb so tief, weil er sein Deutschtum im Grunde nie aufgeben konnte. Im Alter scheint die jüdische Komponente seines Wesens stärkeres Gewicht zu erhalten; fast ausschließlich wandte er sich jüdischer Thematik zu, 1946 sah er sein Schicksal des „Exul Poeta“ (seine Grabinschrift) — auch hierin georgeanischem Mythendenken verpflichtet — unter dem Bilde des Hiob: „Ich, der deutsche Dichter, der Urrheinländer, ziehe seitdem meine beste Kraft aus den frühesten Ursprüngen, und alles, was ich seit dem Abschied von Europa schuf, lebt und ersteht unter dem Bilde des ‚Hiob‘. Von diesem Bild, keinem Bild, fast einer Rückverwandlung, ist seither alles bestimmt, was ich lebe, was ich schaffe und gestalte. Aber auch meine Haltung, nicht zum deutschen Geist, dem ich alle meine Entfaltung verdanke, aber zur deutschen Wirklichkeit, bestimmt und richtet sich danach.“

Manfred Gräfe

# Karl Wolfskehl: Dichter und Mensch

Karl Wolfskehl. Briefe und Aufsätze, München 1925-1933, Claassen Verlag, Hamburg 1966.

Claassen, A. G. 6-23-67

Was für ein Vollmensch war doch dieser Karl Wolfskehl! Was für ein gütiger, verständiger, zum Verzeihen bereiter — sogar wo es, wie es sich im Schicksalsjahr 1933 herausstellte, ganz und gar nicht am Platze war!

Wolfskehl war ein äusserst vielseitiger Schriftsteller; aber sein Dichtertum war in der in Rede stehenden Periode versiegt (abgesehen von übersetzerischen Leistungen und der Mitarbeit an Anthologien, vor allem an denen, die er zusammen mit seinem Freunde und Meister Stefan George herausgab). Phantasie begann erst wieder zu strömen, als die fürchterlichen Ereignisse einsetzten, die ihn in seinem jüdischen Herzen und Wesen zutiefst erschütterten und ihn zwangen, Deutschland, zu dem er sich bis dahin konsequent bekannte, das Land, wo seine Ahnen seit Jahrhunderten sesshaft waren, zu verlassen. Wolfskehl war keineswegs pompös und gestelzt, wie man es von einem bedingungslos treuen Jünger Georges annehmen könnte. Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein Wort Spittlers ein. "Ein feierlicher Kerl ist niemals gross!" Wolfskehls Stellung zu Spittler war, wie aus dem Briefwechsel hervorgeht, zwar respektvoll, doch sehr reserviert.

Diese Briefe aus der Zeit vor der Nazikatastrophe stammend, sind an die geistige Elite Deutschlands gerichtet. Sie umfassen die Zeit vom Juni 1929 bis Februar 1933, in dem sein Exil begann, das ihn bis nach Neuseeland führt. Dort ist der Dichter dann gestorben. Die Korrespondenz zeigt — ausser dem unglaublich umfassenden Wissen und seiner nie versagenden Menschlichkeit — ein brennendes Interesse für alle Phänomene unseres schwierigen, zerklüfteten und vielschichtigen Kosmos. Sie erstreckt sich auch auf das Metaphysische, den Spiritismus, den Friedrich Gundolf den "Hintertreppentratsch der Geisterwelt" nannte, auf die Physiognomik, die Telepathie, die Graphologie, ja sogar die Handlesekunst.

Daneben war Wolfskehl ein

ausgesprochener Lebenskünstler; ein besonderer Kenner erlesener Weine, wie es seiner Lokalheimat entspricht, ein Schätzer exquisitiver Küche, ein fröhlicher Kumpan, der während des Münchner Faschings ganze Nächte durchtanzen konnte. Aus den Briefen geht hervor, wie selten er seine gute Laune verlor, wie gefasst und ruhig er die immer gespannter werdende Situation beurteilte. Dabei verschlimmerte sich sein Augenleiden immer mehr, und er musste sich das Meiste vorlesen lassen und seine Arbeiten diktieren. Das Versagen seines Augenlichts in seiner Wirkung auf seine Handschrift wird in den Faksimiles von Briefen, die der Band enthält, deutlich.

Musik und Drama, die die enge und strenge Weltanschauung Georges ablehnte, beschäftigten Wolfskehl intensiv. Er hatte auch ein sicheres Gefühl und einen



Wolfshohl, Kael

Wirdigung Kael

Wolfshohls [in Kaelchen,  
Vollschuldschule]

In:

Allgemeine. Dr. und d. d. d.

20, 35. (26 Nov. 1965).

10. 9

20. Nov. 1970

Israel. W. J. V. S. S. S.  
27

### Ein Vortrag über Karl Wolfskehl

Über Karl Wolfskehl, den jüdisch-deutschen Dichter aus dem Georgekreis, der für die junge Generation erst letztes Jahr durch die Gedächtnisausstellung zu seinem hundertsten Geburtstag wiederentdeckt wurde, wird *Edwin M. Landau* Montag, 30. November, 20.15 Uhr, im Klubzimmer des Kongresshauses (Eingang Seeseite) sprechen. Der Gegenstand des Vortrages wie die Kompetenz des Vortragenden, der auch als Rezitator aus den Dichtungen Wolfskehls liest, verleihen dieser Veranstaltung grösstes Interesse.

Als Hiob hat sich Karl Wolfskehl in seinen letzten Lebensjahren gesehen und in Versen seine Vorstellung des Aufbegehrenden und sich dem Schicksal Fügenden gestaltet. Damit kehrt er, den man jahrzehntelang nur als den Gefährten Stefan Georges und gewissermassen in dessen Schatten zu sehen, sich gewohnt hatte, zum Ausgangspunkt seiner Dichtung zurück. Ja zu seinem Ursprung selbst, zu dem der im Jahre der Emanzipation 1869 in Deutschland Geborene sich zeitlebens mit unvermindertem Stolz bekannte. «Ich bin Jude», heisst es im curriculum vitae zu seiner Dissertation. Aber mit nicht geringerem, wenn auch verbittertem Stolz heisst es am Schluss eines seiner späten Gedichte «Wo ich bin ist deutscher Geist». Wie nur in

wenigen wird in seiner Gestalt und in seinem Werk diese doppelte Spannweite zwischen Judentum und Deutschtum in ihrer gegenseitigen Steigerung erkennbar. Im Bewusstsein dieses doppelten Ursprungs, seines jüdischen und seines deutschen, hat Karl Wolfskehl seinen dichterischen Auftrag erfüllt, durchlebt und durchlitten bis zu seinem Ende im Exil in Neuseeland. Dies aufzuzeigen und durch Lesung von Vers- und Prosatexten Karl Wolfskehl miterlebbar zu machen, stellt sich der Vortragende zur Aufgabe. — Edwin M. Landau hat seine germanistischen Studien mit einer Dissertation über Karl Wolfskehl abgeschlossen. In dem von ihm gegründeten Verlag *Die Runde* trat er auch noch nach 1933 für ihn ein und ist mit dem Werk des Dichters in ständiger Auseinandersetzung geblieben, in Radiovorträgen und zahlreichen Artikeln zum hundertsten Geburtstag des Dichters 1969. Er darf als ein besonderer Kenner des Dichters angesprochen werden, der über dieses zentrale Thema der Begegnung von Judentum und Deutschtum in Person und Werk des Dichters Wesentliches zu sagen vermag.

Die Veranstaltung wird vom *Omanut, Verein zur Förderung jüdischer Kunst in der Schweiz*, und der *Wizo* gemeinsam organisiert.

**Jerusalem.** Architekt Josef Klarwein, der Planer der neuen Knesset, ist im Alter von 77 Jahren gestorben.





## Von neuen Büchern

**Karl Wolfskehl. Briefe und Aufsätze. München 1925—1933.**  
Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von *Margot Ruben*. Claassen-Verlag, Hamburg, 1966.

Im Jahre 1919 endete mit dem Verkauf seines Münchener Hauses und der Auflösung der Hausgemeinschaft mit Frau und Töchtern für den damals bereits 50jährigen Karl Wolfskehl eine glanzvolle Epoche, und bevor ihm der Durchbruch zu einer neuen und der höchsten äußersten Stufe seines Dichtertums gelang, im Jahr 1933, verfließen vierzehn bittere Jahre. Auch Stefan George, der — wie die Herausgeberin es wahrhaben will — von Wolfskehls äußerer Notlage lange nichts gemerkt haben soll, ließ den Freund allein, der sich erst als Hauslehrer in Florenz den Lebensunterhalt verdiente, dann — einmal mehr in München — als Publizist. Sein letztes vor dem neuen Aufbruch der dreißiger Jahre verfaßtes Gedicht schreibt Wolfskehl im Jahre 1923. Und wie er nun durchhielt, sich menschlich und geistig bewährte, davon legen die hier erstmals gedruckten Briefe und von neuem abgedruckten Aufsätze Zeugnis ab. Aber erst, wenn auch noch die Briefe der Jahre von 1933 bis 1938 einst hinzugefügt sein werden, nachdem diejenigen von 1938 bis 1948 als *«Briefe aus Neuseeland»* bereits vorliegen, wird die volle Bedeutung der Jahre von 1919 bis 1933 zu begreifen und zu würdigen sein. Jetzt, ohne die Sicht auf den Gipfelsturm, für den sie ihren Dichter vorbereitet haben, wirken sie blasser, als der große Mann Wolfskehl es verdient.

Über manchen Text kann man sich allerdings gar nicht genug freuen. So sei hier vor allem auf die im Jahr 1931 veröffentlichte Besprechung von *Jakob Klatzkins «Problemen des modernen Judentums»* hingewiesen. Der Ausschließlichkeit des politischen Zionismus stellt Wolfskehl die Doppelpoligkeit des Judentums gegenüber, für das auch Leo Baeck dasselbe Bild der Ellipse mit ihren zwei Brennpunkten gewählt hat, an der Stelle des von Klatzkin verherrlichten Kreises mit nur einem einzigen Mittelpunkt. Auch die Weltverbreitung ist eine «im tiefsten Fug des jüdischen Schicksals wurzelnde Wirklichkeit». Und ihre Katastrophe, fügt Wolfskehl — im Jahr 1931 — hinzu, heben «die schicksalhafte Wirklichkeit solcher Durchdringungen nicht auf. Welcher Geschichtsablauf wäre nicht eingemündet in ein Ende von Blut und Entsetzen, nicht geschritten durchs ‚Tor der Tränen‘?» So war das Land, darin die Juden behaust waren, stets ihre zweite geliebte Heimat. «Und nimmer darf behauptet werden, Kräfte, die der zweiten Heimat gedient haben, gingen dem jüdischen ‚Volkstum‘, gingen den Kindern Abrahams und Mosés verloren, seien eine Einbuße, ein Aderlaß oder, wie Klatzkin es nennt, eine ‚nationale Taufe‘. Nie noch hat es dem Schenkenden geschadet, daß er sich hingab, ausgab, immer strömte es in ihn zurück, wird ihm gelohnt...»

Hermann Levin Goldschmidt

# Neue Sammlung

GÖTTINGER BLÄTTER FÜR  
KULTUR UND ERZIEHUNG

Herausgegeben von Hellmut Becker, Elisabeth Blochmann,  
Otto Friedrich Bollnow, Elisabeth Heimpel und Martin Wagenschein

## AUS DEM INHALT

LUDOLF MÜLLER: Die Gedichte des Doktor Schiwago

HELENA W. F. STELLWAG: Die erzieherische Funktion des Kindes

GÜNTHER BITTNER: Pädagogische Probleme der Jugendhilfe

HANS WITTIG: Das Kinder- und Jugenddorf „Die Klinge“

OTTO WOLFSKEIL: Jüdische Einflüsse auf das Geistesleben des Abendlandes

3. Jahrgang

Januar/Februar 1963

Heft 1



VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN



*Verantwortliche Herausgeber:* Rechtsanwalt Hellmut Becker, Kreßbronn/Bodensee, Kirchsteig 24 / Prof. Dr. Elisabeth Blochmann, Marburg/Lahn, Ockershäuser Allee 4 / Prof. Dr. Otto Friedrich Bollnow, Tübingen-Lustnau, Waldeckstraße 27 / Dr. Elisabeth Heimpel, Göttingen, Dahlmannstraße 14 / Prof. Dr. Martin Wagenschein, Trautheim b. Darmstadt, In der Röde 21

*Zusendungen* an die „Neue Sammlung“ sind an die Schriftleitung: Frau Dr. Elisabeth Heimpel, Göttingen, Dahlmannstraße 14, zu richten. Für mögliche Rücksendungen Freiumschlag erbeten. — Besprechungsexemplare bitte nicht unverlangt senden, da Besprechung oder Rücksendung unverlangter Bücher nicht zugesagt wird.

*Bezugsbedingungen:* „Neue Sammlung“ erscheint zweimonatlich. Bestellungen durch jede Buchhandlung. Bezugspreis halbjährlich 11,60 DM zuzüglich Porto. Vorzugspreis für Studenten halbjährlich 7,80 DM.

LUDOLF MÜLLER: Die Gedichte des Doktor Schiwago

HELENA W. F. STELLWAG: Die erzieherische Funktion des Kindes

GÜNTHER BITTNER: Pädagogische Probleme der Jugendhilfe

HANS WITTIG: Das Kinder- und Jugenddorf „Die Klinge“

OTTO WOLFSKEHL: Jüdische Einflüsse auf das Geistesleben des Abendlandes

RAFAEL W. MERLIN: Ein Humanist der Tat

WOLFGANG EDELSTEIN: Lernen als Verstehen

KARL SEIDELMANN: Aussprache um die Jugendgruppe

FRITZ UPLEGGER: Über die Unterrichtsweise im 5. und 6. Schuljahr

Notiz

Mitteilungen

*Anschriften der Mitarbeiter:* Dr. Günther Bittner, Tübingen, Münzgasse 24, Päd. Seminar der Universität — Wolfgang Edelstein, Odenwaldschule, Oberhambach über Heppenheim — Prof. Dr. Dr. Ludolf Müller, Tübingen-Lustnau, Aulestr. 2 — Rafael W. Merlin, Weende bei Göttingen, Arbecksweg 16 — Prof. Dr. Karl Seidelmann, Marburg/Lahn, Am Glaskopf 32 — Prof. Dr. Helena W. F. Stellwag, Amsterdam C, Herengracht 196 — Studienrat Dr. Fritz Uplegger, Kassel, Ihringhäuser Str. 116 — Prof. Dr. Hans Wittig, Deckbergen über Rinteln/Weser — Otto Wolfskehl, Darmstadt, Herdweg 36

Druck: Hubert & Co., Göttingen

## Jüdische Einflüsse auf das Geistesleben des Abendlandes vom Mittelalter bis zum Pietismus\*

Von Otto Wolfskehl

1. Wenn wir von einem Einfluß des Judentums auf das Geistesleben des Abendlandes hören, denken wir unwillkürlich immer an die große Zeit des Judentums in den letzten 200 Jahren, in der es seit Moses Mendelssohn zu einem der wichtigsten kulturtragenden Elemente geworden ist. Nur wenige wissen aber, daß schon seit 1000 Jahren ein zunächst nur schwer nachweisbarer, dann aber immer stärker werdender Strom von Anregungen aus der jüdischen in die abendländische Geisteswelt geflossen ist. Ich möchte hier das ganze Alte Testament ausdrücklich aus der Betrachtung ausklammern, weil dessen Bedeutung und dessen Wirkungen so sinnfällig und allgemein bekannt sind, daß sich hierüber jede Erörterung erübrigt. x)

2. Wenn wir zu den Einflüssen kommen wollen, von denen ich heute sprechen möchte, müssen wir zurückgehen in das hohe Mittelalter. Es ist selbstverständlich, daß die geistigen Wirkungen des Volkes, dessen weltgeschichtliche Bedeutung auf religiösem Gebiet liegt, sich auf das religiös-philosophische Gebiet konzentrierten. Zwei Quellen sind es, aus denen das abendländische Denken vom Judentum Anregungen empfangen hat.

2.1. *Maimonides:* Zunächst möchte ich kurz über Maimonides, den Rabbi Moses ben Maimon, sprechen. Er hat gelebt von 1135—1204, war Arzt und Religionsphilosoph und ist die größte rabbinische Autorität des Mittelalters gewesen. In seinem Werk ordnet er die ethischen Grundlagen biblisch-talmudischer Religiosität zu einem philosophischen System. Er versucht außerdem, die Widersprüche zwischen philosophischer Erkenntnis und strengem Bibelglauben zu überbrücken. Er benutzte hierbei weitgehend die Werke des Platon und des Aristoteles. Durch ihn ist viel neuplatonisches und aristotelisches Gedankengut den Scholastikern zugeflossen, die seine Übersetzungen der arabischen Version griechischer philosophischer Schriften ins Lateinische benutzt haben. Das kasuistische Element der Scholastik geht wesentlich auf ihn zurück. Harnack berichtet, daß Thomas von Aquin seine Schriften gut gekannt, benutzt und exzerpiert habe<sup>1</sup>.

Auch auf den Meister Eckehart hatten seine Werke bedeutenden Einfluß.

2.2. *Die Kabbala:* Völlig anderer, man kann fast sagen entgegengesetzter Art ist die andere Einflußquelle. Es ist die Kabbala, die jüdische Mystik, die ihre erste Blüte im Spanien des 13. Jahrhunderts erlebte als Reaktion auf den Talmudismus und den Rationalismus des Maimonides. Ihr ist eine um Jahrhunderte ältere jüdische Mystik vorausgegangen.

2.2.1. *Geschichte der Kabbala:* Man kann die Kabbala in zwei Hauptabschnitte einteilen nach der Zeit ihrer Entstehung und damit nach den Lehrthemen, auf denen der Akzent liegt. Zunächst enthält die ältere Kabbala das dem Abraham zugeschriebene Buch Jesira („Schöpfung“), das allerdings in Wirklichkeit erst zwischen 500 und 900 n. Chr. entstanden sein dürfte<sup>2</sup>. Das Hauptwerk der

\* Vortrag, gehalten am 7. 8. 1961 in Darmstadt.

<sup>1</sup> Harnack, Geschichte der Dogmatik III, S. 420, Anm. 2.

<sup>2</sup> Im Jerusalemer Talmud ist es bereits erwähnt.

x) ersetzt durch gesondert beiliegenden neuen Anfang (aus 1967) über die Einflüsse aus der Scholastik (Anlage 1)

älteren Kabbala ist das Buch „Sohar“ (der „Glanz“), das in aramäischer Sprache von Mose de Leon, der von 1250 bis 1305 gelebt hat, verfaßt oder zumindest zusammengestellt ist und dem Rabbi Simon ben Jochai, einer der größten talmudischen Autoritäten, der im 2. Jahrhundert n. Chr. gelebt hat, in den Mund gelegt ist. Auf dieser Basis entstanden in der Folgezeit eine große Zahl von Werken, unter denen für unsere Betrachtung vor allem die des Abraham ben Samuel Abulafia<sup>3</sup> (1240—1291) und die seines hervorragendsten Schülers Josef ben Abraham Gikatila (1248—1305) besonders wichtig sind. Alle diese genannten jüdischen Gelehrten sind in Spanien geboren. Abulafia ging nicht nur auf die Lehren des Sohars, sondern auch auf die alte deutsche Schule Eleasars von Worms (1160—1230) zurück. Hier, in unserer engeren Heimat, hatten nämlich die Nachkommen jenes Kalonymos ben Mashullam aus Lucca, der Kaiser Otto II. in der Schlacht bei Cotrone im Jahr 982 das Leben gerettet und den der Kaiser deshalb nach Mainz geholt hatte, eine erste chassidische Bewegung ins Leben gerufen, ganz ähnlich dem Chassidismus des 18. und 19. Jahrhunderts in Polen und Rußland. Kalonymos hat die älteste Form der Kabbala aus Italien nach Deutschland gebracht. Seinen Vorfahren Moses ben Kalonymus den Alten hatte Abu Aaron aus Bagdad während seines langjährigen Aufenthaltes in Lucca um das Jahr 870 herum in die Kabbala eingeführt<sup>4</sup>. Ein Nachkomme des Kalonymos war der genannte Eleasar von Worms, auf den Abulafia zurückgriff. Abulafias Schüler Gikatila<sup>5</sup> schrieb eine große Zahl von Werken, darunter das Buch „Schaare Ora“ („Tore des Lichts“), das später Rabbi Jizchak Lurija als Schlüssel zur kabbalistischen Lehre bezeichnete. Dieses Buch ist in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts von dem getauften Juden Paolo Riccio auszugsweise ins Lateinische übersetzt worden und hat unter den christlichen Gelehrten großes Aufsehen erregt. Diese ältere Kabbala bestand mehr oder weniger in Form einer esoterischen Lehre, die auf eine kleine Gruppe geistlich und historisch hochgebildeter Gelehrter beschränkt blieb und die keinen Wert auf eine größere Verbreitung im Volk legte. Sie war inhaltlich dadurch charakterisiert, daß die traditionellen messianischen Züge der jüdischen Religion mit ihrem emotionalen Drängen auf die Ankunft des Messias und sein Reich, auf das Ende der Welt und deren Erneuerung stärker zurücktreten gegenüber den Spekulationen über den Urzustand der Welt, über das geistige Bild der Schöpfung in Gott, über das göttliche Urbild des Menschen in Gott<sup>6</sup>. Das wurde nun völlig anders durch ein Ereignis, das das Judentum in Europa zutiefst erschüttert hat, durch die 1492 erfolgte Austreibung aus Spanien. Diese Erschütterung brachte die Kabbala zu neuer Blüte, nur daß jetzt der Messianismus neue, starke Impulse erhielt. Geistiges Zentrum dieser sogenannten jüngeren Kabbala wurde seit 1550 Safed in Obergaliläa, wo Mose Cordovero († 1570), Jizchak Lurija (1533—1572), ein Sohn deutscher Eltern, und dessen Schüler Chajim Vital († 1620) lehrten. Letzterer ist der Verfasser des Buches „Ez-Chajim“ („Baum des Lebens“), das auf Oetinger einen so großen Einfluß gehabt hat. Die Lehren der obergaliläischen Schule verbreiteten sich rasch im ganzen Judentum, vor allem durch einen Schüler Lurijas, Israel Sarug, der zwischen 1592 und 1598 die frommen Juden Italiens mit ihnen

<sup>3</sup> Encyclopaedia Judaica I, S. 637 ff.

<sup>4</sup> Encyclopaedia Judaica VI, S. 420 ff. u. I, S. 30 ff.

<sup>5</sup> Encyclopaedia Judaica VII, S. 408 ff.

<sup>6</sup> Ernst Benz, Die christliche Kabbala, Zürich 1958, S. 35.

bekannt gemacht hat<sup>7</sup>. Letzter Ausläufer der Kabbala ist der Chassidismus des 18. und 19. Jahrhunderts im Bereich des östlichen Judentums, mit dem uns die Werke Martin Bubers bekannt gemacht haben. Diese Geisteswelt gehört zum Bedeutendsten und Bewegendsten, was uns heute an geistigen Quellen zur Verfügung steht, völlig unabhängig davon, ob man auf dem Boden des Christentums oder des Judentums steht. Gerade hier können wir erkennen, wie nahe beide Religionen sich in ihrem Wesenskern sind!

2.2.2. *Was ist die Kabbala und was lehrt sie?* Die Schöpfer der Kabbala waren keine abstrakten Denker, sondern Mystiker und Beter, die ihr Leben in Meditation und Kontemplation der Geheimnisse Gottes verbrachten. Sie waren bis ins Tiefste ergriffen von der Heiligkeit, Übermacht und Transzendenz Gottes, und sie waren erfüllt vom Bewußtsein, daß dieser heilige Gott und diese irdische Welt in einer unmittelbaren Beziehung zueinander stünden. Sie sahen die Welt weder losgelöst von Gott noch identifizierten sie sie mit Gott, aber sie waren überzeugt von seiner Gegenwart in dieser Welt, und zwar in ihrem Kleinsten und in ihrem Größten. Diese Gegenwart Gottes versuchten sie unter dem Gesichtspunkt des Anfangs und des Endes zu begreifen. Ihre Hauptüberlegung galt der Frage, wie diese Welt aus Gott hervorgegangen sei, wie Gott und die Welt ursächlich und wesentlich miteinander zusammenhängen, was Gott mit dieser Welt vorhabe und auf welches Ziel er sie hinführe<sup>8</sup>. Schon das Buch Jesira läßt die Welt aus der Kombination der zehn göttlichen Emanationen oder Sefirot (von griechisch „sphaira“, die Sphäre) und den 22 Buchstaben des hebräischen Alphabetes entstehen. Im Buch Sohar wird diese Lehre weiter ausgebaut. Er lehrt den sogenannten Sefirotbaum. Die Lehre von den Sefirot ist nichts anderes als der Versuch, die Selbstentfaltung Gottes mit der Entstehung und Entwicklung des Universums und des Menschen in einen unmittelbaren wesenhaften Zusammenhang zu bringen und das in den verschiedenen Stufen zu begreifen. Dem liegt eine Auffassung vom Wesen Gottes zugrunde, welche die Kabbalisten immer wieder aus der Interpretation des Gottesnamens ableiteten, den Gott selbst dem Moses aus dem brennenden Dornbusch in der Wüste offenbarte: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Gottes Wesen ist ein abgründiger Wille zur Selbstoffenbarung, ein Drang zur manifestatio sui, wie der protestantische Pietist Oetinger dies später formulierte. Die Sefirot sind als die Abglänze Gottes die verschiedenen Stufen auf dem Weg der Selbstoffenbarung des transzendenten göttlichen Wesens. In diesen Prozeß der Selbstoffenbarung Gottes gehört auch seine Selbstoffenbarung in der Schöpfung des Universums und seine Selbstabbildung im Menschen als dem Ebenbilde Gottes und damit auch die ganze Heilsgeschichte der Menschheit hinein. Somit ist also sowohl die Entwicklung der Welt als auch die Heilsgeschichte in diesen durch die Sefirot hindurch sich vollziehenden Prozeß der Selbstmanifestation Gottes eingeschlossen<sup>9</sup>. Der Sefirotbaum ist nicht nur inhaltlich, sondern auch methodisch von großer Wichtigkeit. An ihm ist der abgrundtiefe Unterschied zwischen der Methode der neuzeitlichen europäischen Wissenschaft und dem von der Mystik beeinflussten wissenschaftlichen Verfahren besonders sinnfällig zu zeigen. Unsere moderne Wissenschaft erklärt horizontal, ihre wichtigste Kategorie ist die von Ursache und Wirkung, wobei Ursache und Wirkung auf derselben Ebene liegen müssen, gewissermaßen einen gemeinsamen Nenner haben müssen. Alle Erscheinungen

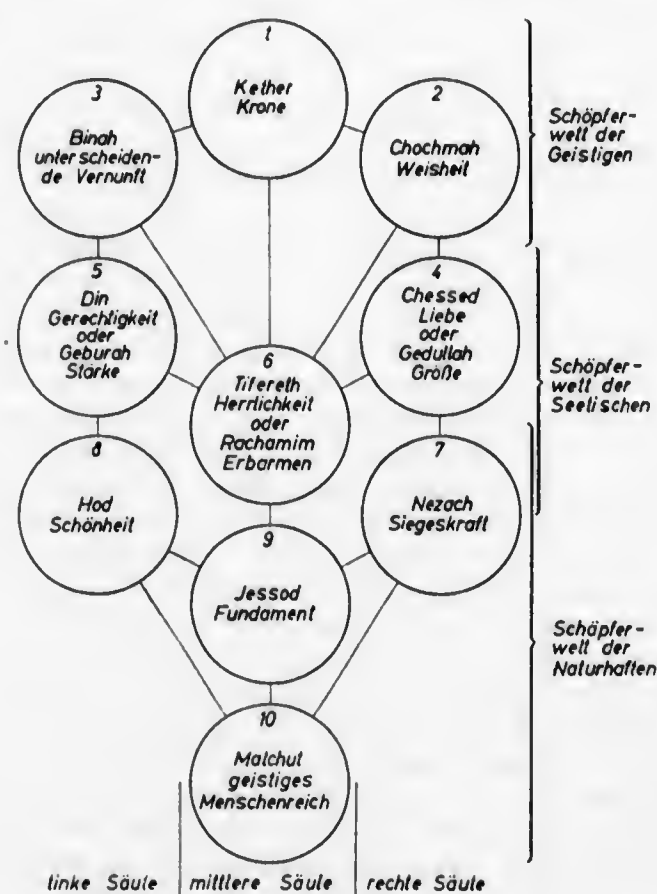
<sup>7</sup> Ebd. S. 36.

<sup>8</sup> Ebd. S. 34 ff.

<sup>9</sup> Ebd. S. 34 ff.



haben aber die tiefste Ebene, das tiefste Niveau gemeinsam, daher das Bestreben der heutigen Wissenschaft, alles auf dieses Niveau zu reduzieren, so z. B. das Leben durch mechanische Bewegungen und chemische Reaktionen erklären zu wollen. Hieraus stammen die im Sinne dieser Methode logischen Forderungen des Physikalismus, alle Erscheinungen auf das Niveau physikalischer Elementarformen zu reduzieren. Der Sohar hingegen erklärt die Welt in vertikaler Richtung von oben nach unten. Die Welt ist als ein Niedersteigen des Göttlichen zu verstehen; wir bezeichnen dies als Emanationslehre. Von der Welt der „Emanation“ geschieht der Abstieg bis hinunter in unsere Welt des „Tuns“ in immer größere Entfernung vom Urquell, immer größer werdende Verdichtung und Verfinsterung<sup>10</sup>! Diese Emanationslehre geht zurück auf Plotin (205—270).



Besonders wichtig für uns ist, daß hinter der Welt der Dinge, der Gestalten und der Ideen der Gottesname steht, der in immer anderen Formen den Sefirot eingepreßt ist. Hinter Urmächten und Urkräften, hinter Werk und Wirklichkeit verbirgt sich das Urwesen und, aus ihm ewig entspringend, alle die Wesen, welche die Welt nicht nur bevölkern, sondern überhaupt ihr inneres Wesen ausmachen<sup>11</sup>.

<sup>10</sup> Ernst Müller, Der Sohar, Zürich 1959, S. 13 ff.

<sup>11</sup> Ebd. S. 45.

Der Sohar mißt dem Menschen eine zentrale Bedeutung zu. Er schließt ein Mehrfaches in sich, unterschieden und doch verbunden: das himmlische Urbild des Menschen, den „Adam Kadmon“ und Adam, den ersten Menschen: „Adam ha-Rischoh“. Er begreift sowohl die alltägliche Erscheinung des einzelnen als auch das Ideal seiner künftigen Vollendung. Die kosmisch-universelle wie auch die irdisch-individuelle Art des Menschen haben ihre Heimat in jenen erhabenen Höhen, aus denen auch die Himmelswesen entspringen. Dieser letzte Ursprung ist derjenige des Menschen schlechthin, hier bilden Mensch und „Urmensch“ noch eine ungeschiedene Einheit. Wie in mystischem Aspekt der „Urmensch“ aus höheren Sphären herniedersteigt, so weilt auch Adam, der Vater des Menschengeschlechtes, bevor er physisch die Erde betritt, in jenem himmlischen Garten Eden. Schließlich lehrt der Sohar für den einzelnen Menschen eine himmlische Präexistenz seiner Seele vor der irdischen Geburt<sup>12</sup>, er lehrt weiter ein Leben nach dem Tode in Form der Seelenwanderung. Diese Lehre von der Seelenwanderung könnte von den Katharern übernommen worden sein<sup>13</sup>, es ist aber auch denkbar, daß sie aus Indien über Babylon in das jüdische Denken gelangt ist. Diese Entwicklung ist spät vor sich gegangen; sie wissen, daß das alttestamentliche Judentum die Seelenwanderung nicht kennt.

Der Sohar lehrt weiter die unbedingte Wahlfreiheit des menschlichen Willens und der religiös-ethischen Impulse und betont besonders die hohe Bedeutung der Umkehr zu einem Leben der Reinheit<sup>14</sup>. Er sieht das Gebet als den höchsten und unmittelbarsten Akt religiösen Lebens an. Er unterscheidet hierbei das Gebet des Armen, der nichts aus sich selber hat und wie eine Zisterne sein ganzes Sein geöffnet hält, um es mit Gottes Liebe zu füllen, und das Gebet des Frommen, der schon selbst zur Quelle geworden ist, der in verstärktem Maße die Verbindung mit der Bahn der himmlischen Segensströmung selber vollzieht<sup>15</sup>. Der Fromme *hilft* durch mystische Erfassung von Thora und Halacha, Gebotserfüllung, Gebet und kontemplative Verbundenheit mit Gott *mit* bei der Wiederaufrichtung der gefallenen Welt. Dies ergibt sich auch logisch aus dem kabbalistischen Weltbild in der Form der wechselseitigen Entsprechung und der Wechselwirkung der oberen und unteren Welten<sup>16</sup>.

Die vom Menschen ausgehende Tat hat ein dreifaches Ziel: Sie ist erstens rückwirkend auf die Menschenwelt selbst, aber auch zweitens auf die segenspendenden Sphären, indem die Segensgabe selbst davon abhängig ist, was diese Sphären vom Menschen empfangen. Damit ist die vom Menschen ausgehende Tat segensvoll für die Erfüllung des Gotteswerkes selbst. Diesen Gedanken finden wir übrigens in der deutschen Mystik und bei Angelus Silesius wieder. Schließlich dringt als Drittes die Wirkung des Menschen als sein Anteil am Gotteswerk in die unter ihm liegenden Regionen, die ihm dadurch untertan werden, daß er selbst in seinen inneren Kämpfen Sieger wird und bleibt<sup>17</sup>.

2.2.3. Aus diesem riesigen Lehrgebäude, das ich Ihnen mit einigen Sätzen zu umreißen versucht habe — es konnte selbstverständlich nur ganz oberflächlich sein —, sind einige Grundsätze und Thesen für das folgende wichtig:

2.2.3.1. Der sich aus dem „En-Soph“ (dem Unendlichen im Sinne des verborgenen Gottes) in hierarchischer Abstufung entwickelnde Sefirenbaum.

<sup>12</sup> Ebd. S. 53 ff.

<sup>13</sup> RGG 3, Band III, S. 1081 ff.

<sup>14</sup> Ernst Müller, a. a. O. S. 64 ff.

<sup>15</sup> Ebd. S. 67.

<sup>16</sup> Ebd. S. 68 ff.

<sup>17</sup> Ebd. S. 69.

Zu 1. In unnennbarer Höhe geht die oberste der Sefirot, die Krone (Kether) in das Unendliche (En-Soph) über. Sie wird hier und da für eins mit ihm gehalten.

Zu 1,2,3: Die oberste Dreieheit bezeichnet die Offenbarung höchster Stufen. Die Weisheit (2.) bildet erst eigentlich den Uranfang der Dinge und wird oft mit dem Logos identifiziert und je nach Auffassung bald als erstes Geschöpf, bald als Weltschöpfer betrachtet, hinter dem dann noch der Urgrund (Ungrund, wie Oetinger und Schelling es nennen) zu erahnen ist. Binah (3.) ist die unterscheidende Vernunft oder die Erkenntnis. Diese drei Sefirot bezeichnen die Schöpferwelt des Geistes.

Zu 4,5,6: Diese Gruppe der Sefirot bezeichnet die Urmacht des seelischen Lebens: die unbedingt bejahende Liebe, die scheidende Gerechtigkeit, beide verbunden und versöhnt durch die harmonisierende Barmherzigkeit.

Zu 7,8,9: Diese Gruppe repräsentiert die Urmächte des vitalen Daseins, des Naturreiches: Stärke, Schönheit und die physische Zeugungsmacht, in welcher Kraft und Schönheit verbunden sind und die deshalb als Fundament bezeichnet wird<sup>18</sup>.

2.2.3.2. „Adam Kadmon“, der Urmensch, der Inbegriff aller Sefirot, der Logos, Gott als Urbild und Endziel der Welt. Am bedeutsamsten sind die Beziehungen der Sefirot zum Menschen in seinem Doppelwesen: Als Erdmensch, aber auch als dessen erhabenes, göttliches Urbild, als Adam Kadmon, als Gottmensch, als Messias.

2.2.3.3. Die Lehre von den Gottesnamen. Der Gottesnamen steht urgründig hinter der Welt, hinter der Welt der Dinge, der Gestalten und Ideen, in immer anderen Formen den Sphären eingeprägt.

Den verschiedenen Sphären entsprechen nach Auffassung mancher Autoren verschiedene Gottesnamen: (1) Eheje; (2) und (3) Jehova; (6) Elohim; (7) und (8) Zebaoth; (9) Schaddai; (10) Adonai<sup>19</sup>.

2.2.3.4. Die Lehre von der Kontraktion und der Expansion der Gottheit (männliches und weibliches Prinzip, Aktives und Passives).

### 3. Christliche Verarbeitung kabbalistischer Weisheit

#### 3.1. Deutsche Mystik

3.1.1. *Geschichtliches*: Auf welchem Wege kabbalistisches Gedankengut in die Deutsche Mystik hineingekommen ist, wissen wir nicht. Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Als erster käme wohl vor allem Gerbert von Aurillac (später Papst Silvester II., 999—1003) in Frage. Er hatte in Salamanca, Cordoba und Sevilla studiert und viel von arabisch-jüdischer Weisheit aufgenommen. Des weiteren ist an Albertus Magnus zu denken, der von 1193—1280 gelebt hat, der „Doktor universalis“, von dem bekannt ist, daß er jüdische Schriften studiert hat<sup>19</sup>.

3.1.2. *Was hat die Deutsche Mystik wahrscheinlich aus der Kabbala übernommen?* Die Deutsche Mystik kennt den Unterschied zwischen der unbewegten Gottheit und der bewegten Gottheit ebenso wie die Kabbala. Die Tatsache, daß sie sich der gleichen Formulierungen und vor allem der gleichen Bilder bedient, spricht für einen möglichen Zusammenhang. So stellen sowohl der Sohar als

<sup>18</sup> Ebd. S. 31 ff.

<sup>19</sup> Gloede, Ordenswissenschaft I, S. 232 ff.

\*) Außerdem natürlich Jbn Gabirol!

auch Meister Eckehart das Wesen der Gottheit in gleicher Weise am Beispiel der Flamme eines Lichtes dar: der dunkle, unbewegliche Kern der Flamme entspreche dem „Wesen“, der bewegliche Lichtmantel um diesen Kern herum der „Natur“ der Gottheit. Bei den Kabbalisten entspricht der dunkle Kern der Flamme dem „En Soph“ (d. i. das namenlose Unendliche, das Unfaßbare, Unbegreifliche), Eckehart bezeichnet dasselbe als die „Finsternis“ Gottes. Die Kabbala kennt andererseits den Begriff der Kontraktion als Gegensatz zur Emanation: die Gottheit schafft durch Kontraktion demütig der Kreatur Raum. Sehr ähnliche Vorstellungen und Bilder finden sich auch bei Meister Eckehart und seiner Schule. Z. B.: „Soviel der Vater seines ungeborenen Wesens in sich zucket, soviel ist er väterlich und wesentlich an seiner Väterlichkeit“ (Meister Eckehart)<sup>20</sup>.

Auch der Gedanke, daß sich Gott durch seine Kleider offenbare, der sich bei den deutschen Mystikern findet, hat sein Analogon in der kabbalistischen Vorstellung, daß die Sphären die Kleider der Gottheit seien.

3.1.3. Im jüngeren Titulel, einem mittelhochdeutschen Epos, das vor 1272 gedichtet ist und dem bayrischen Dichter Albrecht v. Scharffenberg zugeschrieben wird, findet sich eine Stelle, wo der Dichter die Portale des Gralstempels beschreibt (Strophen 529—546), die mit den als Evangelistensymbolen bekannten Löwen, Stier, Adler und Mensch geschmückt sind. Interessant ist hierbei, daß diese vier Symbole als „ein Pferd“ bezeichnet und offenbar als eine Art Sphinx aufgefaßt werden. Eine solche Auffassung ist sonst nur aus kabbalistischen Erörterungen über die Vision des Hesekiel bekannt, aus der diese vier Symbole ja bekanntlich stammen<sup>21</sup>.

3.2. *Die jüdischen Apostaten*: Der schon erwähnte Abraham ben Samuel Abulafia berichtet, daß Schüler, die um 1280 bei ihm in Capua studiert hatten, der Apostasie verfallen, also Christen geworden seien. Sie hatten das Wort im Hohen Lied 2,3: „Ich sitze unter dem Schatten, des ich begehre“, auf Grund einer typisch kabbalistischen Buchstabenumstellung als „Sein Kreuz liebe ich“ oder „im Schatten Seines Kreuzes wohne ich gern“ oder „im Schatten des Gekreuzigten“ gedeutet. Der erste jüdische Konvertit, der sich ausdrücklich auf die Kabbala beruft, war Abner von Burgos, der von 1270—1350 gelebt hat, der mit über 50 Jahren zum Christentum übertrat und den Namen Alfonso von Valladolid annahm. Er versuchte in langen Erörterungen, die christliche Inkarnationslehre in die kabbalistischen Quellen hineinzudeuten<sup>22</sup>. Ein solcher jüdischer Konvertit war auch der sizilianische Jude Samuel ben Nissim Abul Faradsch aus Girgenti, der sich nach seiner Konversion Guilelmo Raimondo Moncada nannte und unter dem Pseudonym Flavius Mithridates<sup>23</sup> kabbalistische Schriften ins Lateinische übersetzte, die heute als Codici Hebraici in der vatikanischen Bibliothek in Rom stehen<sup>24</sup>. Auch der schon erwähnte Übersetzer des Gikatila, Paolo Riccio, war ein getaufter Jude.

3.3. *Die Humanisten*: Ehe wir uns den Humanisten, also den von vornherein christlichen Interpreten der Kabbala zuwenden, wollen wir die Frage erörtern, wie es gekommen ist, daß sich christliche Theologen und Gelehrte überhaupt mit der Kabbala mit dem Ziel beschäftigten, eine Synthese zwischen Christentum

<sup>20</sup> Ebd. S. 386 und 463.

<sup>21</sup> Ebd. S. 46.

<sup>22</sup> Ernst Benz, a. a. O. S. 11.

<sup>23</sup> Er war der Lehrer von Pico della Mirandola.

<sup>24</sup> Ernst Benz, a. a. O. S. 10 ff.



und Kabbala herbeizuführen. Nicolaus Cusanus<sup>25</sup> berichtet, daß schon der Scholastiker Raimundus Lullus (1232—1316) in seiner „Ars Magna“ die jüdische Kabbala als Inbegriff der natürlichen Offenbarung dargestellt habe, in der die christliche Offenbarung ihre Vollendung finde<sup>26</sup>. Diese Auffassung haben alle christlichen Kabbalisten, soweit ich feststellen konnte, geteilt. Selbst im 17. Jahrhundert finden wir bei den beiden großen platonischen Philosophen der Universität Cambridge, Henry More (1614—1687) und Franziscus Mercurius van Helmont (1618—1699), noch die Auffassung vertreten, daß die Kabbala eine Art von Uroffenbarung darstelle, die von Anfang der Welt an als esoterisches Geheimwissen der Menschheit eigen gewesen sei, daß darüber hinaus christlicher und jüdischer Glaube in ihrem esoterischen Wesenskern gleich, ja identisch seien<sup>27</sup>. Nach allgemeiner Ansicht war die Kabbala ein authentischer Kommentar zum Alten, ja, wie viele glaubten, auch zum Neuen Testament. Es hieß, Mose habe sie auf dem Sinai zusammen mit den zehn Geboten offenbart erhalten, wobei diese für das Volk, jene hingegen als esoterische Offenbarung allein für die 70 Ältesten des Volkes bestimmt gewesen seien.

3.3.1. *Pico della Mirandola*: Waren die Wirkungen der Kabbala auf das Geistesleben ihrer Zeit bis zum 15. Jahrhundert klein geblieben, weil nur ein kleiner Kreis speziell interessierter Gelehrter zu ihr Zugang hatte, so wurde dies mit dem Ende des 15. Jahrhunderts anders. Im Jahre 1486 veröffentlichte der damals 23jährige Graf Giovanni Pico della Mirandola in Rom 900 Thesen, um die Gelehrten seiner Zeit zur Diskussion über einen christlichen Synkretismus aller Religionen herauszufordern. Hierin hatte er die Kabbala eingeschlossen und die These aufgestellt, daß das esoterische Judentum mit dem Christentum identisch sei. Daß ein so hervorragender Geist wie Pico die Kabbala in christlichem Sinn aufgriff, ließ die Fachwelt aufhorchen, denn er war schon zu Lebzeiten hoch angesehen, ein Freund von Lorenzo di Medici und ein führender Kopf in der humanistischen Akademie von Florenz. Als er 1494 im Alter von erst 31 Jahren starb, möglicherweise an Gift, schrieb kein Geringerer als Thomas Morus seine Biographie. Hierin stellt er ihn dar als das Idealbild des feingebildeten, weitherzigen, allem Schönen und Wahren aufgeschlossenen Laien, adeligen Sinnes, aber doch frommen und demütigen Herzens, eben eines christlichen Humanisten<sup>28</sup>. Pico hat das Verdienst, die Kabbala zu einem zentralen Thema der Renaissancephilosophie erhoben zu haben, nachdem er sich von dem vorhin erwähnten Mithridates in sie hatte einführen lassen.

3.3.2. *Reuchlin*: Was Pico durch seinen frühen Tod unvollendet lassen mußte, fand einen nicht minder bedeutenden Fortsetzer in der Person des großen deutschen Humanisten Johannes Reuchlin aus Pforzheim (1455—1522). Reuchlin, der wiederholt in Italien gewesen ist, hat Pico gekannt, und da er in den dortigen humanistischen Akademien verkehrt hat, ist er mit seinen Schriften vertraut gewesen. Er war der erste Trilinguist Deutschlands, also der erste Kenner des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Er hat sich intensiv mit der Kabbala beschäftigt. Auf ihn hat besonders die schon erwähnte Schrift des Gikatila, *Schaare Ora* („Tore des Lichtes“), stark eingewirkt. Er hat zwei wichtige kabbalistische Werke verfaßt: „De verbo mirifico“, das 1494 erschien, und

<sup>25</sup> Ernst Müller, a. a. O. S. 50.

<sup>27</sup> Ebd. S. 19.

<sup>28</sup> Russel, *Pico della Mirandola*, Wien o. J., S. 17.

<sup>26</sup> Ernst Benz, a. a. O. S. 11.

„De arte cabbalistica“, das 1517 herauskam. In beiden wird der Versuch einer christlichen Deutung der Kabbala gemacht und sie als eine Uroffenbarung anerkannt, die bereits vor Christi Geburt den Menschen Einsicht in das Wesen Gottes gebracht habe, die aber ihre Vollendung und Krönung in Christo finde. In seinen Werken treten die Unterschiede zwischen der christlichen und der jüdischen Kabbala ganz klar zutage: der jüdische Kabbalist erwartet Wunder von der rechten Aussprache des vierbuchstabigen Gotteswortes, während sich der christliche bemüht nachzuweisen, daß das Wort durch Christus aussprechbar geworden sei und alles schon in Erfüllung gegangen ist. In dem Buche „De verbo mirifico“ wird festgestellt, daß es im Geistigen ein Wissen nur durch göttliche Enthüllung gibt. Durch das Wunderbare Wort treten Gott und Mensch in Verbindung miteinander durch die Enthüllung der Geheimnisse, die in den wunderbaren „Namen“ Gottes vor allem im Tetragrammaton JHVH selbst beschlossen sind und die nicht nur sein Wesen, sondern auch die Art seiner Entfaltung und Ausstrahlung im Universum und in der Heilsgeschichte enthalten. Durch die Ergänzung des Tetragrammatons (JHVH = Jehovah) durch ein „s“ in der Mitte (JHSVH = Jehoschuah) wird es zu einem Pentagramm, zum Jesusnamen, hierdurch wird der unaussprechliche Gottesnamen aussprechbar, er wirkt Wunder und Erlösung. Auch das zweite Werk Reuchlins ist wie das erste in Gesprächsform abgefaßt und beschäftigt sich mit den Methoden der Kabbala, wie Buchstabenumsatzung usw., und endet wieder mit einer Verherrlichung des Jesusnamens. Beide Bücher haben für die Folgezeit große Bedeutung gewonnen, vor allem das erste begründete Reuchlins Ruhm unter seinen Zeitgenossen<sup>29</sup>.

3.3.3. *Agrippa von Nettesheim*: Über das „Verbum mirificum“ von Reuchlin hielt der Arzt und Philosoph Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486—1535) in Köln Vorlesungen und verfaßt selbst eine christliche Kabbalistik mit dem Titel „De occulta philosophia“. Hierin zog er die zehn Sefirot und die Zahlenmystik zur Deutung der Selbstoffenbarung Gottes in der Schöpfung heran. Es hat den italienischen Religionsphilosophen Giordano Bruno stark beeinflusst.

3.4. *Die protestantischen Mystiker*: Waren die bisher genannten christlichen Kabbalisten durchweg Katholiken gewesen, so beginnt nun die Zeit, in der sich führende Protestanten dieses Zweiges der Theologie annehmen.

3.4.1. *Jakob Böhme*: Der wichtigste und bedeutendste Mann, der unter ihnen kabbalistische Ideen aufgegriffen, fruchtbar weiterverarbeitet und mit seinen Gedanken Zeitgenossen und Nachwelt aufs entscheidendste beeinflusst hat, ist Jakob Böhme gewesen, der von 1575—1624 gelebt hat. Woher er seine kabbalistischen Kenntnisse hat, wissen wir nicht. Es ist aber doch beachtlich, daß, wie Ernst Benz<sup>30</sup> berichtet, Koppel Hecht, einer der Lehrer Oetingers in der Kabbala, der in der jüdischen Gemeinde von Frankfurt (Main) der bedeutendste Kabbalist war, Oetinger auf Jakob Böhme aufmerksam gemacht hat mit dem Hinweis, daß Böhme eine deutlichere Kabbala gelehrt habe, als sie im Buche Sohar vorliege.

Der Kampf gegen die Rechtfertigungslehre der protestantischen Orthodoxie, die sich weit von der ursprünglichen lutherischen entfernt hatte, war sein Hauptanliegen neben allgemein metaphysischen Problemen. Seine Weltentstehungslehre ist wesentlich vom Neuplatonismus und der Kabbala geprägt. Ohne Pan-

<sup>29</sup> Ernst Benz, a. a. O. S. 13 ff.

<sup>30</sup> Ebd. S. 27.

theist zu werden, versuchte er, Gott und Natur in Verbindung zu setzen. Das Naturproblem erhält für ihn seine Schärfe durch die Frage nach der Herkunft des Bösen. Gott offenbart sich nach Böhmes Auffassung in der Natur mit zwei Willen: dem „feurigen Liebeswillen“ und dem „finsteren Zornwillen“. Dieser Gegensatz liegt allem Leben zugrunde und macht es erst möglich. Wir finden bei Böhme eine echte Synthese typisch lutherischer Anschauungen und kabbalistischer Lehren.

Böhmes Metaphysik hat auf den deutschen Idealismus stark gewirkt. Hegel fand seine Dialektik bei ihm vorgebildet. Der späte Schelling, der Böhme durch Oetinger kennengelernt hatte, und Franz Baader (1765—1841), der große Naturphilosoph, haben ihn ausdrücklich erneuert<sup>31</sup>.

3.4.2. *Baron Christian Knorr von Rosenroth (1636—1689)*<sup>32</sup>: Er lernte in jungen Jahren auf einer Reise nach Holland bei dem deutschen Rabbiner Meir Stern die ältere und jüngere Kabbala, vor allem die Lehren Jizchak Lurjias, eingehend kennen. Es mögen ihn hierbei zwei Beweggründe geleitet haben. Erstens beschäftigte er sich viel mit Alchemie und glaubte, wie viele seiner Zeitgenossen, irrtümlicherweise, aus der für eine älteste Uroffenbarung gehaltenen Kabbala wichtige Hinweise für seine alchemistische Arbeit erhalten zu können<sup>33</sup>. Hatte doch der Scholastiker Raimundus Lullus, der mit die wichtigste Autorität für die Alchemisten dieser Zeit war, die Kabbala als Inbegriff natürlicher Offenbarung bezeichnet. Zweitens dürften ihn auch die Missionsgedanken der pietistischen Konventikel, zu denen er gehörte, zu der Beschäftigung mit einer Materie veranlaßt haben, von der seit alters her bekannt war, daß sie eine Basis für theologische Gespräche zwischen Juden und Christen abgeben konnte. Anschließend lernte er in England die christliche Kabbala kennen. Dort wurde die Tradition des kabbalistisch-christlichen Neuplatonismus der italienischen Renaissance fortgeführt. Er traf dort auf die bereits erwähnten Platoniker in Cambridge, Henry More und Franciscus Mercurius van Helmont. Hier fand Knorr einen Synkretismus von Christentum, Neuplatonismus, Kabbala, modernen Naturwissenschaften und Jakob Böhmescher Theosophie<sup>34</sup>. Knorr hat einen Kommentar zum Buch Sohar verfaßt, den er unter dem Namen „Cabala denudata“ herausgab. Dieses Buch enthält Stücke aus dem Sohar und Auszüge aus den Schriften des Mose Cordovero, Josef Gikatila, Jizchak Lurjia, Chajim Vital u. a. m. im Originaltext mit Übersetzung und einen Kommentar. In einem einleitenden Sinngedicht ist expressis verbis ausgesprochen, daß dieses Buch den Sinn dunkler Stellen des Alten und Neuen Testaments erhelle. Nach Knorrs und seiner Freunde Überzeugung macht erst die Kabbala die Heilige Schrift wirklich zugänglich. Er deutet, wie schon die übrigen christlichen Kabbalisten vor ihm, den Adam Kadmon als Gottes Sohn und identifiziert die Dreieinigkeit mit den drei höchsten Sefirot. Das war zwar alles durchaus nicht neu, wenn man von der zweisprachigen Ausgabe des Werkes absieht, aber es war erstmalig die jüngere Kabbala mit eingearbeitet. Er sieht, und das ist wichtig, in der Kabbala die erste Philosophie, die als solche eine *ökumenische Mission* habe, da sich auf dieser

<sup>31</sup> G. v. Natzmer, *Weisheit der Welt*, Darmstadt 1954, S. 222 ff. — RGG <sup>2</sup>, Band V, S. 696 ff. desgl., Band II. S. 1681.

<sup>32</sup> Ernst Benz, a. a. O. S. 18 ff.

<sup>33</sup> *Encyclopaedia Judaica* X, S. 141 ff.

<sup>34</sup> Die Begegnung mit den beiden und ihren Lehrern war richtungsgebend für ihn.

Basis die auseinanderstrebenden Konfessionen wieder vereinigen könnten. Daneben bleibt bei Knorr das Moment der Judenmission lebendig, die er auf der Basis seiner christlichen Kabbala für möglich hält. Dies geht deutlich aus dem Schluß des Werkes hervor, das mit einem Religionsgespräch zwischen einem jüdischen und einem christlichen Kabbalisten endet. Von Knorrs „Cabala denudata“ ging eine gewaltige Ausstrahlung kabbalistischer Ideen auf das ganze europäische Geistesleben aus. Neben den Hauptern des deutschen Pietismus wie Spener und August Hermann Francke und Gelehrten wie Wageseil und Hermann v. d. Haardt gehörte vor allem Leibniz zu seinen Bewunderern. Leibniz ließ sich von Knorr in die Kabbala einführen und hat sich sehr intensiv mit ihr befaßt, wie aus seinen Briefen hervorgeht. Das einzige, was heute noch von Knorr lebendig ist, ist sein Kirchenlied „Morgenglanz der Ewigkeit“. Wenige, die dieses Lied singen, ahnen, daß hier die Schechina, der Glanz Gottes, also ein rein kabbalistischer Begriff, gemeint ist, wenn auch in christlicher Form.

3.4.3. *George Keith*<sup>35</sup>: Ein anderer bedeutender christlicher Kabbalist war George Keith (1639—1716), der neben Penn im Quäkertum der zweiten Generation eine führende Stellung einnahm und manchen kabbalistischen Gedanken zu den Quäkern gebracht hat. Als er ihnen aber auch die Lehre von der Seelenwanderung bringen wollte, kam es zum Streit, der mit einem Bruch endete. Keith trat daraufhin zur Anglikanischen Kirche über und ist bei ihr als Geistlicher bis zu seinem Tode beschäftigt gewesen.

3.4.4. *Friedrich Christoph Oetinger (1701—1782)*<sup>36</sup>: Der letzte große christliche Kabbalist war der führende württembergische Geistliche Oetinger, der für die Folgezeit den schwäbischen Pietismus entscheidend beeinflusst hat. Neben der Kabbala hatten die Schriften Jakob Böhmes und Swedenborgs großen Einfluß auf ihn. In Frankfurt am Main lernte er den schon erwähnten Koppel Hecht kennen, der ihn in die Kabbala einführte. Hecht machte Oetinger auch mit der jüdischen Tradition bekannt, wonach Plato ein Schüler des Jeremias gewesen sei. Diese These ist erstmalig von Philo von Alexandria (25 v. Chr. — 50 n. Chr.) ausgesprochen worden. Immer wieder wurde sie bis zu Pico und Reuchlin wiederholt. Daß Plato 153 Jahre nach Jeremias' Tod geboren ist, war offenbar damals noch nicht bekannt. Im übrigen ist es ja nicht völlig ausgeschlossen, daß Plato auf seiner Reise in den vorderen Orient mit Stücken aus der Bibel bekannt gemacht worden ist, er soll in Syrien gewesen sein, so daß es nicht undenkbar ist, daß eine Kenntnis biblischer Texte bei Plato gegeben war. Hierüber wissen wir aber nichts, was irgendwie dazu berechtigte, eine solche Hypothese ernsthaft zu unterstellen. Es ist eine Legende, aus dem frommen Wunsche nach einer Beziehung entstanden. Mit Koppel Hecht kam es zu theologisch interessanten Diskussionen, über die Oetinger berichtet, denn Hecht war bereits von sich aus bis zur christlichen Kabbala gekommen, glaubte daran, daß der Messias in Jesus bereits gekommen sei und nahm nur Anstoß an der christlichen Trinitätslehre, die er „gar irrationabel“ fand. Hier wird der Gegensatz deutlich, der auch bei Oetingers Werken und denen der ihm vorausgegangenen christlichen Kabbalisten zutage tritt: die Kabbala kann wohl die Weissagungen vom Messias als erfüllt ansehen, sie vermag aber die kirchlichen Trinitätsdogmata nicht anzuerkennen, an deren Stelle sie eine andere Auslegung des innergöttlichen Lebens im Sinne

<sup>35</sup> RGG <sup>2</sup>, Band III, S. 766.

<sup>36</sup> Ernst Benz, a. a. O. S. 15 ff.



der Sefirotlehre setzt. An dieser Stelle ist es daher auch immer zu den Konflikten der christlichen Kabbalisten mit den Kirchenbehörden gekommen. — Im Hause des Rat Fende in Frankfurt, der zu einem sehr lebendigen pietistischen Kreis gehörte, lernte Oetinger auch die christliche Kabbala in Form der Knorr'schen „Cabbala denudata“ kennen, die in diesen pietistischen Kreisen weitverbreitet und viel gelesen war, weil man sie eben für einen authentischen Kommentar zum Alten und Neuen Testament hielt. — Koppel Hecht hatte Oetinger nur unwesentlich in die Kabbala einführen können und ihn im wesentlichen auf Jakob Böhme verwiesen. Oetinger wandte sich daraufhin nach Halle, wo ihn ein uns unbekannter Jude in die Lehren des großen deutschen Kabbalisten Jichak Lurija einführte. Die Gedanken Lurijas haben Oetinger sein ganzes Leben hindurch tief bewegt, denn in allen seinen Werken greift er immer wieder auf sie zurück. Er gilt ihm neben Swedenborg und Jakob Böhme als wichtigster Zeuge für geistliche Erkenntnisse. Eine ausführliche Äußerung Oetingers über Lurija findet sich in seiner Schrift „Gedanken zur Verteidigung Jakob Böhmes“. Zum ersten Male wird dem deutschen Pietismus hierin die Bekanntschaft mit dem ihm in so vielem ähnlichen, ja sogar verwandten Chassidismus vermittelt.

Neben einer großen Zahl von Schriften hat Oetinger auch ein Buch verfaßt über die Lehrtafel der Prinzessin Antonia von Württemberg, die in der Kirche von Bad Teinach zu sehen ist. Die Prinzessin Antonia hatte von 1613—1679 gelebt. Sie hatte sich intensiv mit der Kabbala befaßt und ließ die erwähnte Lehrtafel in der Kirche von Teinach an die Wand malen. Wir wissen nicht, wer ihre Lehrer waren. Diese Lehrtafel hat die Zeitgenossen sehr beschäftigt, und Oetinger wurde aufgefordert, eine Erläuterung hierzu zu schreiben, er hat auch Predigten über diese Tafel gehalten. In seinem Buch über die Lehrtafel versucht er, der christlichen Leserschaft ein Bild vom gesamten System der Kabbala zu entwerfen und die kabbalistische Philosophie zu der zeitgenössischen Philosophie und Theologie in Beziehung zu setzen. „Gott ist die unergründliche Tiefe, der En Soph, der oben an der Tafel steht, der in sich selber wohnt: dieser will sich den Geschöpfen mitteilen. Darum heißt der erste Ausgang aus dem En Soph, aus dem ‚Ungrund‘, ursprünglich, wie wir im Liede beten: ‚Dem dreieinigen Gott, als der ursprünglich war, der ist und bleiben wird, jetzt und immerdar.‘“

Hier erscheint Gott als die unergründliche Tiefe, als der „Ungrund“, der aus sich heraus zur Mitteilung selbst drängt.

Wie schon erwähnt, sieht Oetinger die Bedeutung seiner Sefirotlehre darin, daß sie die christliche Trinitätslehre ergänze und verdeutliche. Die Sefirotlehre enthält nach ihm nicht nur die Trinitätslehre, sondern außerdem weitere Aufschlüsse über die Entfaltung göttlichen Lebens im Universum und der Heilsgeschichte. Als Beleg für das Vorhandensein der kabbalistischen Lehre von den zehn Sefirot in der christlichen Theologie erscheint Oetinger Offenbarung 1,4—5: „Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt, und von den sieben Geistern, die da sind vor seinem Stuhl, und von Jeso Christo, welcher ist der treue Zeuge und Erstgeborene von den Toten und der Fürst der Könige auf Erden!“

Was er in seiner Verbindung der klassischen Trinitätslehre mit der Sefirotlehre zum Ausdruck bringt, ist ein spekulativer Versuch, in die inneren Lebensbewegungen der Gottheit einzudringen und die Vorgänge im Universum und in der Heilsgeschichte, die Gegenwart Gottes in der Welt, in der Natur, im Men-

*x) liegt gesondert bei (Anlage 3)*

schen und die verschiedenen Formen der persönlichen Begegnungen zwischen Gott und Mensch aus den inneren Lebensbewegungen der Gottheit selbst zu begreifen<sup>37</sup>.

#### 4. Wer war von diesen Mystikern beeinflusst?

4.1. Zunächst ist Leibniz zu nennen, von dem ich schon erwähnte, daß er durch Knorr von Rosenroth in die Kabbala eingeführt worden ist. Aus seinem Briefwechsel ist zu entnehmen, daß er ihr große Bedeutung beigemessen und ihre Gedanken aufgenommen hat.

4.2. Den Einfluß der Kabbala auf die Quäker durch George Keith habe ich ebenfalls schon erwähnt. Auch hier ist kabbalistisches Lehrgut eingedrungen, wenn auch nur in beschränktem Umfang.

4.3.1. Ganz besonders groß war die Fortwirkung von Jakob Böhme. Zunächst sind hier die schlesischen Mystiker des 17. Jahrhunderts zu nennen. Daniel Czepko von Reigersfeld<sup>38</sup>, ein heute nur noch wenigen bekannter Dichter, war das Haupt dieses Kreises. Er regte Angelus Silesius zu seinem Cherubinischen Wandersmann an<sup>39</sup>. Dieser ganze Kreis war zutiefst erfüllt von Ideen Jakob Böhmes, die ja nach dem kompetenten Urteil Koppel Hechts eine deutlichere Kabbala verkörperten als der Sohar selbst. Angelus Silesius ist der einzige, den wir heute noch aus diesem Kreise kennen.

4.3.2. Die Böhmesche Mystik hat zunächst aber außerhalb Deutschlands in Holland bei den Mennoniten, Arminianern, Rhynsburger Kollegianten u. a. und in England größere Einflüsse gehabt. Sie drang in Deutschland in breitere Schichten in den Pietismus und bei den Herrnhutern des Grafen Zinzendorf, bei dem Oetinger wiederholt gewesen ist und mit dem er gerne zusammengearbeitet hätte. Die beiden verstanden sich aber schlecht, so daß es auf die Dauer zu keiner engeren Zusammenarbeit gekommen ist. Die Gedanken des Pietismus sind noch heute in weiten Kreisen des Protestantismus lebendig.

4.4 Viel kabbalistisches Gedankengut findet sich auch bei den Rosenkreuzern und Alchemisten. Ich erwähnte schon bei Knorr von Rosenroth, daß die Alchemisten des 16.—18. Jahrhunderts sich intensiv mit der Kabbala beschäftigten, weil sie dort wegen der allgemein verbreiteten Ansicht, es handele sich um eine Offenbarung, an wichtige Hinweise für ihre Arbeit glaubten, die dort allerdings durchaus nicht zu finden sind. Diese Beschäftigung ist aber insofern fruchtbar geworden, als die Alchemisten wiederum dem Geistesleben große Anregungen gegeben haben durch die Vorstellung, das eigentlich umzuwandelnde Metall sei nicht Blei oder Quecksilber, sondern vielmehr die menschliche Seele, die zu Gott hin geläutert werden müsse. Die Lehren der Alchemisten, ursprünglich auf antike Vorstellungen zurückgehend, im Mittelalter von den sogenannten Hermetikern überliefert, gewinnen durch die rosenkreuzerischen Schriften des Johann Valentin Andreae große Bedeutung. Hiervon ist vor allem Goethe sehr stark beeinflusst worden. Wir treffen diese Vorstellungen ebenso in seinem Faust wie in der Farbenlehre neben freimaurerischen Gedanken. Von den Rosenkreuzern, Jakob Böhme und Goethe kommend, gehören in diese Entwicklungslinie die Theosophen und Anthroposophen des 19. und 20. Jahrhunderts, deren Bedeutung als eine

<sup>37</sup> Ebd. S. 46 ff.

<sup>38</sup> M. L. Wolfskehl, Jesusminne in der Lyrik des deutschen Barock, Gießen 1934. —

<sup>39</sup> RGG<sup>2</sup>, Band I, S. 1760.

der wichtigen geistigen Strömungen unserer Zeit als allgemein bekannt vorauszusetzen ist.

4.5 Schließlich liegen die Reuchlinschen Werke der Konstitutionsurkunde der Freimaurer zugrunde, die der englische Geistliche Anderson im Jahre 1723 herausgebracht hat. Dort ist Reuchlin zum Teil wörtlich, zum Teil aber auch nur sinngemäß zitiert. Es wäre nicht undenkbar, daß die erwähnten Platoniker More und van Helmont, die ich schon erwähnt habe, das bisher unbekanntes Bindeglied zwischen Reuchlin und Anderson sein könnten. Hierüber ist aber nichts Näheres bekannt. Außerdem enthält die Freimaurerei ganze Komplexe aus der Deutschen Mystik, die mit der Vorstellung von der unbeweglichen und beweglichen Natur Gottes zusammenhängen, die die Deutsche Mystik, wie ich zeigte, auch aus der Kabbala übernommen haben dürfte. Die große Bedeutung der Freimaurerei für das Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts ist ja allgemein bekannt.

4.6. Schließlich sind die Spätwerke Schellings stark von der Oetingerschen Kabbalistik beeinflusst. Der bei Schelling auftauchende Begriff „Ungrund“ für das innerste Wesen Gottes stammt aus Oetingers Kommentar zur Lehrtafel der Prinzessin Antonia. Auch die Überzeugung Schellings, daß Gott wesentlich ein Wille zur Selbstoffenbarung sei, geht auf Oetingers Kabbalistik zurück<sup>40</sup>.

5. *Baruch Spinoza*. Der letzte Große vor Beginn der Judenemanzipation war Baruch Spinoza (1632—1677). Er war völlig anders geartet als alle die bisher erwähnten Denker. Er war kein Mystiker, wenn auch, nach heutiger Auffassung, frommes, mystisches Empfinden zu seinen treibenden Motiven gehörte. Er war vielmehr Rationalist und knüpfte an die talmudische Tradition an, als deren bedeutendsten Vertreter wir zu Beginn Maimonides kennengelernt hatten. Spinoza wollte nachweisen, daß es nur *eine* Wirklichkeit geben könne, die unvergänglich und unveränderlich sei. Geist und Materie wären zwei ihrer Attribute unter einer Vielzahl anderer, die wir nicht kennen. Die beiden seien verschiedene Aspekte, unter denen uns eine unergründliche Urwirklichkeit erscheint. Dieses „Ureine“ nannte er „Gott“; er ist der Inbegriff aller Dinge und alle Dinge sind in ihm. Nach seiner Lehre kommt Gott weder Verstand noch Wille zu; er ist den Dingen immanent und handelt nicht zum Wohl der Menschen, überhaupt nicht aus Zweckmotiven, sondern wirkt als „natura naturans“ sein Wesen in strenger Notwendigkeit aus. Der Gott Spinozas ist also mit der Natur eins. Er leugnet die persönliche Unsterblichkeit. Seine Lehre war ein reiner Pantheismus, der Gott in der Welt und die Welt in Gott aufgehen läßt. Er versucht, seine philosophische Lehre wie mathematische Beweise als Deduktionen von der Grundthese: „Es kann nur *eine* allumfassende Urwirklichkeit geben“, aus aufzubauen mit einer ehernen Konsequenz seines Kausaldenkens. Jede Theologie lehnt er ab. Bei allem setzte er voraus, daß die Logik in der Lage sei, den Kern des Seienden aufzuschließen. Da Denken und Sein einander entsprechen, somit alles beweisbar sei, „hat die menschliche Seele eine adäquate Erkenntnis der ewigen und unendlichen Wesenheit Gottes“. Mit dieser Alleinheitslehre schloß Spinoza an die altgriechische, vorsokratische Schule der Eleaten (Xenophanes, \*575 v. Chr., Parmenides, um 500 v. Chr., und Zeno) an. Es war eine auf der Logik, nicht auf dem Erlebnis aufgebaute Lehre. In Spinozas Welt geschieht alles mit zwangsläufiger Notwendigkeit, sie hat keinen Raum für die Freiheit der Entscheidung (die bei den Kabbalisten, wie Sie sich erinnern werden, von so zentraler Bedeu-

<sup>40</sup> Ernst Benz, a. a. O. S. 48. — RGG <sup>2</sup>, Band IV, S. 633 ff.

tung war). Im Sinne dieser Zwangsläufigkeit meint Spinoza, aus Tugend handeln sei dasselbe, wie nach den Gesetzen der eigenen Natur handeln. Da der Mensch ein Vernunftwesen sei, entspreche es auch seinem wahren Wesen, sich von der Vernunft leiten zu lassen. Hierauf baut er das großartige Lehrgebäude seiner „Ethik“ auf. Die Einsicht dessen, was mit logischer Notwendigkeit kommen muß, war für Spinoza gleichbedeutend mit der Bejahung der göttlichen Ordnung, der ewigen kosmischen Ordnung. Jeder lohnsüchtigen Tugend feind, sah Spinoza die Seligkeit in der Tugend selbst. Im Einklang mit dem göttlichen Weltgesetz erreicht der Mensch seine Vollendung. Der Mensch ist nach Spinozas Ansicht frei, wenn er sich als Teil des Ganzen erkennt. Unter dem Aspekt der Ewigkeit gibt es nichts Unvollkommenes und Böses. Einen ähnlichen Gedanken hat, von einem grundverschiedenen Ausgangspunkt kommend, der Mystiker Jakob Böhme in den Sinnspruch gekleidet: „Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit.“

Spinoza war lange Zeit als Atheist verschrien, bis Lessing ihn „wiederentdeckt“ hat. Der deutsche Idealismus wurde durch Spinozas Werke stark befruchtet. Goethe, Herder und Schleiermacher verehrten ihn tief und empfanden ihn als frommen, gotterfüllten Mann. In gleichem Sinn verstand ihn auch der große englische Dichter Coleridge. Hegel hat Spinozas Werk aufgegriffen und objektiv-idealistisch abgewandelt<sup>41</sup>.

6. Ich habe mich bemüht, ein Bild zu vermitteln von den Einflüssen, die in früherer Zeit von dem Judentum auf die Theologie und Philosophie des Abendlandes ausgeübt worden sind. Ich wollte damit zeigen, in welchem Ausmaß, uns heutigen Menschen nicht mehr bewußt, eine Befruchtung abendländischen Geisteslebens erfolgte, lange bevor die von Moses Mendelssohn eingeleitete Judenemanzipation den Graben, der die beiden bis dahin weitgehend getrennten Lebens- und Geistessphären schied, zuschüttete und beiden Teilen eine höhere Entfaltung ermöglichte. Ich hoffe aber vor allem, Ihnen gezeigt zu haben, daß es einen Geistesraum gibt, innerhalb dessen ein echtes Gespräch zwischen Juden und Christen ohne irgendwelche Missionierungsabsichten denkbar ist.

<sup>41</sup> G. v. Natzmer, Weisheit der Welt, Darmstadt 1954, S. 222 ff. — RGG <sup>2</sup>, Band V, S. 696 ff. desgl., Band II, S. 1681.

Anhang für BBr. Freimaurer Anlage 2



RENATE-MARIA RADBRUCH und GUSTAV RADBRUCH

## Der deutsche Bauernstand zwischen Mittelalter und Neuzeit

2. Auflage 1961, ergänzt nach Gustav Radbruchs nachgelassenen Aufzeichnungen. Vorwort und Nachwort von Harald Keller

108 Seiten mit 24 Bildtafeln, engl. brosch. 12,80 DM

Der „Herbst des Mittelalters“ sah das Landvolk in der heftigsten Bewegung. Der Bauer wurde zu einem Hauptthema der politischen, sozialen und religiösen Reformliteratur und künstlerischer Darstellung (Graphik, Kleinplastik, Webkunst, Tafelmalerei, Totentänze, Planetenkinderbilder, Schachfiguren, Spielkarten, Flugschriften etc.). Die gegliederte Untersuchung zeigt, daß es trotz zunächst auffallender Typisierung im einzelnen kein einheitliches Bild vom Bauern gegeben hat.

Die Verfasserin hat die Vollendung ihrer Arbeit nicht mehr erlebt. Die von ihr begonnene Untersuchung ist von ihrem Vater ausgeführt worden.

Gustav Hartlaub an Gustav Radbruch:

„Alles ist in der schlichtesten und präzisesten Weise gesagt. Dabei ist ein gewaltiges Material wie selbstverständlich verarbeitet und faßlich, übersichtlich gemacht. Im Grunde lernt man aus dieser Schrift mehr als aus manchen dicken Wälzern.“

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN UND ZÜRICH

### Neuerscheinung

## Die Krise des Zeitalters der Wissenschaften

Sonderdruck aus „Pädagogische Provinz“ Januar/Februar 1963  
208 Seiten, Hlw. 7,80 DM (Nr. 548)

Das Deutsche Institut für Bildung und Wissen hat seine Herbsttagung 1962 der Analyse der krisenhaften Situation gewidmet, in welche die Einzelwissenschaften gerade durch die Konsequenz ihrer immanenten Fragestellung geraten sind. Die Vorträge sind mit den wichtigsten Diskussionsbeiträgen in diesem Sonderdruck der „Pädagogischen Provinz“ zusammengefaßt.

**Inhalt:** Die Krise des Zeitalters der Wissenschaften (Staudinger) — Die Krise der Naturwissenschaften: Physik und Chemie (Kronig), Biologie (Mislín), Medizin (Schäfer) — Die Wissenschaftsproblematik moderner anthropologischer Disziplinen: Psychologie (Wellek), Soziologie (Benseler) — Die Wissenschaftsproblematik der modernen Pädagogik (Mühlmeyer) — Zur gegenwärtigen Krise der deutschen Geschichtswissenschaft (Besson) — Die Unsicherheit der Grundlagen der Rechtswissenschaft (Emge) — Die Fragwürdigkeit der klassischen Universalwissenschaften: Philosophie (Hollenbach), Evangelische Theologie (Pannenber), Katholische Theologie (Sladeczek).

HIRSCHGRABEN-VERLAG · FRANKFURT AM MAIN

WALTHER REHM

## Jean Paul — Dostojewski

Eine Studie zur dichterischen Gestaltung des Unglaubens

Kleine Vandenhoeck-Reihe 149/50. Neubearbeitung 1962.

108 Seiten, engl. brosch. 3,60 DM

„Noch nicht als reale Gefahr, aber als zugleich lockendes und schreckendes Traumbild hat Jean Paul das Kommen des Unglaubens, des Nichtmehrglaubenkönnens vorgeschwebt, denn als solches erscheint das experimentum medietatis (der Versuch, selbst ‚medium‘, Sinnmitte und Kraftmittelpunkt zu sein) vom Blickpunkt transzendenter Gebundenheit aus — und als Vision eines kosmischen Untergangs hat er seine Wirkung geschildert in der ‚Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei‘, jener Rede, deren erste Eingebung fast genau mit dem Zeitpunkt der französischen Revolution zusammenfällt. — Was bei Jean Paul noch Ahnung, Phantasie blieb, war bei Dostojewski, neunzig Jahre später, schon greifbar wirkliche Drohung, deren moralische Folgen die ‚Legende vom Großinquisitor‘ beschwor.“

*Frankfurter Zeitung 1940*

Walther Rehm, Gontscharow und Jacobsen oder Langewelle und Schwermut

*erscheint in Kürze*

RICHARD ALEWYN

## Über Hugo von Hofmannsthal

Kleine Vandenhoeck-Reihe 57/57a/b. 2., verbesserte Auflage 1960.

170 Seiten, engl. brosch. 4,80 DM.

*Inhalt: Hofmannsthal und diese Zeit | Jugendbriefe | Unendliches Gespräch | „Gestern“ | Der Tod des Ästheten | Hofmannsthals erste Komödie | „Der Unbestechliche“ | Andreas und die „wunderbare Freundin“ | Hofmannsthals Wandlung*

„Kein anderer Autor läßt die innere Nähe zu dem Dichter spüren wie Alewyn. Seine sechs Essays, im Laufe zweier Jahrzehnte entstanden, vereinen sorgfältigste Analyse mit einer selten gewordenen Fähigkeit zu rhetorischer Darbietung, Originalität mit Klarheit des Gedankens, jene ‚Witterung‘ für das erregend Problematische und spezifisch Literarische, welche sogleich den Kenner verrät . . .“ *Schweizer Monatshefte*

HERBERT SEIDLER

## Allgemeine Stilistik

2., neubearbeitete Auflage 1963. 359 Seiten, brosch. etwa 24,— DM,

Leinen etwa 28,— DM

„Von sprachtheoretischen Überlegungen ausgehend, hat der Verfasser einen Stilbegriff entwickelt, der, jenseits des Zweckmäßigen, auf die Sprachkunst ausgerichtet ist, also jenen Bereich, in dem die Sprache selbst schöpferisch wird. Keine Besprechung vermag den Reichtum dieses Buches wiederzugeben . . .“ *Welt und Wort*

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN UND ZÜRICH



## 17. Einleitung

Wenn wir heute von einem Einfluß des Judentums auf das Geistesleben des Abendlandes hören, denken wir unwillkürlich immer an die große Zeit des Judentums in den letzten 200 Jahren, in der es seit Moses Mendelssohn zu einem der wichtigsten kulturtragenden Elemente geworden ist. Nur wenige wissen aber, daß schon seit 1000 Jahren ein allmählich beginnender und dann immer stärker werdender Strom von Anregungen aus der jüdischen in die christlich-abendländische Geisteswelt geflossen ist. Ich möchte in meinem heutigen Vortrag das ganze Alte Testament ausdrücklich aus der Betrachtung ausklammern, weil dessen Bedeutung und dessen Wirkungen so sinnfällig und allgemein bekannt sind, daß sich hierüber jede Erörterung erübrigt.

## 2. Um welche Einflüsse handelt es sich in diesem Vortrag?

Wenn wir zu den Einflüssen kommen wollen, von denen ich Ihnen heute sprechen möchte, müssen wir zurückgehen in das Mittelalter. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß die geistigen Wirkungen des Volkes, dessen weltgeschichtliche Bedeutung auf religiösem Gebiet liegt, sich auf das religiös-philosophische Gebiet konzentrierten. Zwei Quellen sind es, aus denen das abendländische Denken vom Judentum Anregungen empfangen hat: die rabbinisch-talmudische Tradition und andererseits die Kabbala. Diese beiden verschiedenen Strömungen sind allerdings vor allem im Anfang nicht immer klar zu trennen. Beginnen wir mit der rabbinisch-talmudischen Tradition.

## 21. Raschi

Am Beginn dieser Entwicklung stehen zwei Männer, deren Namen so berühmt wurden, daß sie auch über den Kreis der Fachgelehrten hinaus heute noch bekannt sind. Ich meine zunächst Rabbi Salomo ben Isaak, bekannter unter seiner Namensabkürzung "Raschi", und den großen Dichter und Philosophen Salomo ben Juda ibn Gabirol, in der christlichen Religionsgeschichte bekannt unter seinem arabischen Pseudonym "Avicbron".

Raschi wurde 1040 in Troyes in der Champagne geboren und starb ebendort 1105. Er studierte an den jüdischen Hochschulen in Mainz und vor allem in Worms, wo seit 1624 eine eigene sogenannte "Raschikapelle" an der alten Synagoge an ihn und seine wormser Studienzeit erinnerte. Diese jahrhunderte alte ehrwürdige Gedenkstätte ist wie vieles andere 1938 ein Opfer der Reichskristallnacht geworden. Raschi lebte als Weinbauer in seiner Geburtsstadt Troyes. Das Rabbinat war ja früher ein Ehrenamt, von dem allein man nicht leben konnte. Er verfaßte Kommentare zur Bibel und

zum Babylonischen Talmud, die von säkularer Bedeutung waren. Sie verbanden nämlich Allgemeinverständlichkeit, die selbst dem einfachen Mann ein Thora- und Talmudstudium ermöglichte, mit tiefster theologischer Ausdeutung. Dieser Bibelkommentar Raschis ist nun aber nicht nur für die Juden von Bedeutung, sondern auch für die Christenheit, insbesondere für uns Protestanten.

211. Nikolaus von Lyra.

*Bild ①*

Von 1292 - 1340 lebte in Frankreich ein Mann, ein Franziskanermönch namens Nikolaus von Lyra - er trug den Ehrentitel "Doctor utilis" -, der viele Jahre lang Theologieprofessor in Paris war. Er war der bedeutendste Bibelexeget des Mittelalters. Er war des Hebräischen kundig, was zu seiner Zeit etwas ganz Ungewöhnliches gewesen ist. Er leitete eine ganz neue Epoche der Bibelexegese ein, er stellte den "sensus litteralis", den Wortsinn in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, wobei er sosehr auf Raschis Bibelkommentar fußte, daß er den Spottnamen "Raschis Affe" erhielt. Von Lyras Bibelkommentar, der, wie gesagt, von dem Raschis inspiriert war, ging dann später Luther aus bei seinen Bibelexegetischen Werken. In der Reformationszeit sagte man: "Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset" (Ohne Lyra hätte Luther keine Sprünge gemacht).

22. Ibn Gabirol

*Licht*

Nur wenig älter als Raschi war der 1021 in Malaga geborene und schon 1058, also mit 37 Jahren in Valencia verstorbene Ibn Gabirol. Sein bedeutendes Dichterisches Werk soll uns in unserem Zusammenhang nicht beschäftigen, sondern nur sein philosophisches Hauptwerk "Mekor chajim" (Quell des Lebens), das er unter dem Pseudonym "Avicebron" auf Arabisch geschrieben hat. Es wurde von dem Mönch Domenicus Gundisalvi mit Unterstützung des später noch zu erwähnenden Rabbi Abraham ibn Daud Halevi ums Jahr 1150 herum ins Lateinische übersetzt. Unter seinem lateinischen Titel "Fons vitæ" hat es einen sehr starken Einfluß auf die frühe Scholastik ausgeübt. Niemand wußte, daß der vermeintlich arabische Autor in Wirklichkeit ein Jude, und zwar Ibn Gabirol war. Das haben Fachgelehrte vor etwa 120 Jahren in Paris zufällig herausgefunden. Das Buch, das ein Drittel eines umfassenderen Werkes bilden sollte, trug den Untertitel "Das Buch von Materie und Form", weil die Betrachtung aller Gegenstände unter dem Gesichtspunkt dieser Zweiheit den Grundgedanken bildet. Gabirol folgt im allgemeinen neuplatonischen Gedankengängen und steht insofern auch den Vertretern der Kabbala nah. An höchster Stelle steht in seiner Philosophie der schöpferische Wille. Hiervon ging dann der von der Fons vitae besonders stark beeinflusste Scholastiker Johannes Duns



Scotus - im Mittelalter nannte man ihn den Doctor subtilis - aus, der als Theologieprofessor in Paris und Köln gewirkt hat. Er war der Begründer der franziskanischen Richtung der Scholastik. Er lehrte, darin im Gegensatz zu dem wohl größten aller Scholastiker, dem Dominikaner Thomas von Aquino, den Vorrang des Willens, ganz im Sinne der Fons vitae von Ibn Gabirol. Dessen Theorie von einer den geistigen und körperlichen Wesen gemeinsamen Materie hat Duns Scotus zu einer der Grundlagen seines Lehrsystems gemacht. Bei Gabirol stehen, wie schon erwähnt, neuplatonische und frühkabbalistische Gedanken neben aristotelischen. Mag auch die Thematik seines Werkes, der Gegensatz und Zusammenhang von Materie und Form, in den ausgesprochen aristotelischen Bereich der Philosophie gehören, weswegen ich Ibn Gabirol in diesem Vortrag an dieser Stelle ein geordnet habe, insbesondere wegen des Gabirols System beherrschenden Substanzbegriffes, so ordnen Fachleute sein Werk doch den Mystikern, den Kabbalisten zu. Die Fons vitae stand bei den Scholastikern in höchstem Ansehen.

### 23. Maimonides.

Die Scholastik, die christliche Philosophie des späteren Mittelalters, hat überhaupt seit dem 13. Jahrhundert starke und nachhaltige Beeinflussungen von jüdischer Seite erfahren. Die Zusammenschau neuplatonischer, stoischer und aristotelischer Gedanken hat die Juden schon sehr viel früher als die Christen beschäftigt. In gewissem Sinne sind also die Juden insofern Vorläufer der Scholastik. Die jüdische Übersetzungstätigkeit hat damals dazu beigetragen, dem christlichen Abendlande die bis dahin nur teilweise bekannten Werke des Aristoteles und ihre arabischen Kommentare zugänglich, und dadurch den Aristoteles zu dem in der Scholastik vorherrschenden Philosophen zu machen. Neben Ibn Gabirol hat vor allem Maimonides<sup>⊗</sup> einen starken Eindruck auf die Scholastiker gemacht. Dieser Arzt und Philosoph, der eigentlich Rabbi Moses ben Maimon hieß, war die größte rabbinische Autorität des Mittelalters. Er ist 1135 in Cordoba geboren und 1204 in Kairo gestorben. In seinem Werk ordnet er die ethischen Grundlagen biblisch-talmudischer Religiosität zu einem philosophischen System. Er versuchte außerdem, die Widersprüche zwischen philosophischer Erkenntnis und strengem Bibelglauben zu überbrücken. Er ging in seiner Philosophie<sup>x</sup> von dem schon als Mitübersetzer der Fons vitae erwähnten Rabbi Abraham ibn Daud Halevi aus. Dieser hat von 1110 - 1180 in Spanien gelebt. Er war der erste konsequente jüdische Aristoteliker des Mittelalters. Obwohl seine Philosophie den Maimonides stark beeinflusst hat, ist er durch dessen klassisches philosophies Werk über-

schattet und deshalb in der Folgezeit wenig beachtet worden.

Das Hauptwerk des Maimonides "More newuchim" (Führer der Schwankenden) lehrte die christlichen Scholastiker, Aristoteles mit der biblischen Lehre auszugleichen, insbesondere in den Fragen der Ewigkeit, der Erschaffenheit der Welt und des göttlichen Wissens. Auf Maimonides fußen vor allem die großen dominikanischen Scholastiker Albertus Magnus und Thomas von Aquino. Auch das kasuistische Element der Scholastik geht im wesentlichen auf Maimonides zurück .



Spinoza war lange Zeit als Atheist verschrien, bis Lessing ihn „wiederentdeckt“ hat. Der deutsche Idealismus wurde durch Spinozas Werke stark befruchtet. Goethe, Herder und Schleiermacher verehrten ihn tief und empfanden ihn als frommen, gotterfüllten Mann. In gleichem Sinn verstand ihn auch der große englische Dichter Coleridge. Hegel hat Spinozas Werk aufgegriffen und objektiv-idealistisch abgewandelt.

Literatur: G. v. Natzmer: „Weisheit der Welt“, Darmstadt 1954, S. 222 ff.  
 RGG., 2. Auflage, Band V., S. 696 ff.  
 desgl., Band II. S. 1681

### Anhang für BBr. Freimaurer besonders.

In meinem vorstehenden Vortrag habe ich schon darauf hingewiesen, daß die Reuchlin'schen kabbalistischen Werke der Konstitutionsurkunde Andersons zu Grunde liegen. Es gibt eine ganze Reihe von Hinweisen, die zeigen, daß die Verfasser unserer Akten die lateinische Bibel, die Vulgata, und nicht den Urtext und auch nicht eine Übersetzung ins Englische benutzt haben. Ich will hier nur ein Beispiel nennen: Die Einwohner der Stadt Gibeon heißen nur in der Vulgata „Gabaon“, sonst nirgends. Andererseits gibt es eine Reihe von Zitaten, aus denen hervorgeht, daß sich unsere Väter wohl an die Vulgata gehalten, deren Text aber stellenweise kritisch mit dem Originaltext verglichen haben. Gloede führt in seiner „Ordnungswissenschaft...“, Band I, Seite 7-14; eine größere Zahl von Zitaten an, aus denen sowohl der Ursprung aus der Vulgata, als auch der kritische Textvergleich mit dem hebräischen Original hervorgehen. Wer sich im einzelnen hier für interessiert, möge es an der angegebenen Stelle nachlesen. Für uns ist hier allein die Tatsache als solche wichtig, denn sie spricht gegen die allgemeine Annahme, daß unsere Akten erst am Anfang des 18. Jahrhunderts in England entstanden seien. Im protestantischen England wäre entweder der Originaltext oder die englische Übersetzung verwendet worden. Die Benutzung des Vulgatatextes spricht ganz klar für eine Entstehung im katholischen Geistesraum, die textkritischen Vergleiche mit dem hebräischen Urtext darüber hinaus für Sprachkenner, die wir unter den Katholiken vor dem 15. Jahrhundert nicht ohne weiteres suchen oder erwarten dürfen. Es liegt unter diesen Umständen nahe, die Quelle bei den Humanisten der Reuchlin'schen Schule oder sogar bei ihm selbst zu suchen. Die Geistesfreiheit, trotz der Benutzung des Vulgatatextes, die klar auf Katholiken hinweist, an diesem Text Korrekturen vorzunehmen, was in den Augen echter Katholiken ein Sakrileg bedeutet, ist in den vergangenen Jahrhunderten doch wohl nur bei den großen Humanisten vorauszusetzen. Es spricht manches dafür, daß die Anfänge unserer Akten wenigstens zum Teil aus dem romanischen Sprachbereich stammen. So vor allem die Form unsere Lehrlingswortes. Während es in der Bibel in der Mitte mit „ch“ geschrieben wird, steht hier bei uns ein „k“. Eine Verwechslung von ch und k kann aber nur aus dem Italienischen stammen, in allen anderen Sprachen scheint mir dies, soweit ich es übersehen kann, unmöglich zu sein. Ich sage das nur, weil ich mich nicht mit der heute allgemein verbreiteten These abfinden kann, unsere Akten seien erst im Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden. Vielleicht haben sie damals ihre endgültige, heutige Form erhalten, aber aus den oben angedeuteten und noch manchen anderen Gründen hat man m. E. auf alte Vorbilder zurückgegriffen oder zumindest sehr alte Autoren herangezogen, hierbei vor allem wohl Humanisten. Gloede, Band II, Seite 602, zeigt in sehr ausführlichen Darlegungen, daß die Verfasser des Konstitutionsbuches und auch der Autor der 1730 erschienenen „Defense of Masonry“ das Reuchlin'sche Werk „De arte cabbalistica“ benutzt haben. Schon der Inhalt von Reuchlins erstem Werk „De verbo mirifico“ ist bemerkenswert. Er beschreibt dort eine geheime Gesellschaft, die ihre Mitglieder auf ihre religiöse Auffassung hin prüft, sie in dieser Hinsicht durch wissenschaftliche Belehrung erzieht und unter allerlei Formellen aufnimmt. Christliche Gesinnung ist Vorbedingung zur Aufnahmefähigkeit. Hierbei ist die Frage nach der Konfession nicht gestellt, weil zur Zeit der Abfassung des „Verbum mirificum“ von Reformation noch nicht die Rede war. Reuchlin nennt diese von ihm beschriebene Gesellschaft „academia secretissimae philosophiae“, die Akademie der verborgensten Philosophie (occulta philosophia ist die Übersetzung von „Kabbala“). Was Reuchlin offenbar vorschwebt, geht aus dem Werk hervor: das kabbalistische Wissen von Gott und der transzendenten Welt im Lichte christlicher Auffassung. Dieses Wissen findet seine Symbole in den nomina und verba. Reuchlin greift die kabbalistische Tradition auf, wonach nicht das heilige Tetragrammaton, wohl aber dessen rechte Aussprache verlorengegangen sei. Wer sie wiederfindet, kann göttliche Schöpferthaten verrichten und Wunder tun. Zu den Forderungen der von Reuchlin geschilderten fingierten Gesellschaft bzw. Akademie gehört die Prüfung des Aufzunehmenden auf die Geduld der Zunge (vergl. „Arbeiten“), der Ohren (vergleiche „Gehören“) und der Verschwiegenheit (vergl. „Schweigen“). Im Verlauf des Buches wird der eine Gesprächspartner aufgefordert, über die geheimen Wörter der Kabbala zu berichten, woraufhin eine Aufforderung an die Freunde ergeht, zunächst die Türen zu verriegeln, damit kein Unberufener horche. Es folgt nun eine Diskussion über die Gottesnamen, worüber ich schon berichtet habe und Reuchlin erzählt von den Aufnahmezeremonien in seine Akademie nicht mehr, als daß sie mit der Mitteilung des heiligen und geheimen Wortes endige. Hiermit endet sein Werk „De verbo mirifico“. Es ist nun nicht ohne weiteres zulässig, zu unterstellen, daß Reuchlin eine konkrete Akademie vor Augen hatte, die wirklich existiert

hat. Andererseits ist aber unter dieser Voraussetzung das Versteckspielen Reuchlins nicht verständlich. Er kannte die humanistischen Akademien Italiens, die Bräuche hatten, in denen wir wohl direkte Vorläufer freimaurerischer Bräuche sehen müssen. (Hierzu ein Hinweis: Italienische Musiker, Sänger und Schauspieler haben in London nach dem Vorbild italienischer Akademien Sozietäten gegründet, welche die 1717 gegründete Großloge von England unter ihre Botmäßigkeit zu bringen trachtete. Diese Sozietäten wiesen ein solches Ansinnen als eine Anmaßung energisch zurück mit dem für uns interessanten Hinweis, daß sie nicht von der Großloge von England gegründet seien sondern von Italien aus. Es werden insgesamt 12 solcher Sozietäten genannt. Die Tatsache, daß die Großloge von England in diesen italienischen Sozietäten Vereinigungen freimaurerischer Art sah, beweiht, daß Vorbilder in Italien bestanden haben müssen. Alles im einzelnen nachzulesen bei Ludwig Keller: „Die italienischen Akademien des 18. Jahrhunderts und der Anfang des Maurerbundes in den romanischen Ländern“, Monatshefte der Comeniusgesellschaft, Jahrg. 1905, Seite 177 ff.). Wichtig ist ferner für uns, was Reuchlin über die gesuchte Aussprache des Wortes sagt. Er erläutert, daß man es buchstabieren, syllabieren und dann im ganzen aussprechen und es zugleich ins Ohr des Partners sagen müsse. Weiterhin interessiert aus diesem Werk, daß Reuchlin von der Trias „Zeus, Aphrodite, Athene“ spricht. Wir sehen hier also unsere Trias „Stärke, Weisheit und Schönheit“ bereits auftauchen. Schließlich ist neben anderen Parallelen wie z. B. der Tatsache, daß nach Reuchlin die Aufnahmehandlung „dreier meridian“, was unserer 12. Stunde entspricht, stattfinden soll, zu beachten: Hinsichtlich der Kleidung zitiert er 2. Mose 28, 42-43, die in der Übersetzung aus der Vulgata folgendermaßen lauten: „... und sollst ihnen leinene Bekleider machen, zu bedecken die Blöße des Fleisches von den Lenden bis an die Hüften und Aaron und seine Söhne sollen sie anhaben, wenn sie in die Hütte des Stifts gehen...“. Hierin ist m. E. ohne weiteres eine Parallele zum Freimaurerschurz zu sehen. Die weiße Farbe ist geblieben, Form und Stoff haben sich unter dem Einfluß werkmaurerischer Bräuche verändert. Selbst das Aufnahmealter von 25 Jahren wird expressis verbis gefordert. Am Ende der Aufnahme stehen die Mitteilung des Wortes und der modus, wie es gegeben wird.

Gloede macht auf etwas Grundsätzliches — m. E. völlig mit Recht — aufmerksam („Ordnungswissenschaft“, Band II, Seite 690), daß nämlich Anderson in seinem Konstitutionsbuch ausdrücklich schreibt, ein echter Br. werde beim Lesen des Buches Seite für Seite gute Fingerzeige finden, welche einem profanen und einem Nicht-Eingeweihten verständlich erscheinen müßten. Anderson schreibt weiter, die Fmrm. hätten ihre Geheimnisse nie schriftlich festgelegt. Die Konstitutionen der englischen Werkmaurer, die er ja tatsächlich eingesehen hat, rechnet er demnach überhaupt nicht zu den freimaurerischen Geheimnissen, da er sie geschrieben vorfand und nach seinem eigenen Zeugnis wird man hierin Fmrmisches vergeblich suchen. Diese Auffassung wurde durch die vielfältigen Untersuchungen über die Familien dieser Dokumente durchaus bestätigt. Gloedes Werk ist 1900 erschienen. Mir ist nichts bekannt, was in der Zwischenzeit dazu geführt hätte, eine Korrektur des Gloedeschen Urteils zu veranlassen. Ich halte die These, die Fmrm. allein auf die Werkmaurer zurückzuführen zu wollen, für nicht erleglich. Ich erwähnte schon, daß das zweite kabbalistische Werk Reuchlins: „De arte cabbalistica“ eine ganze Reihe von wörtlichen Übereinstimmungen mit dem Konstitutionsbuch Andersons zeigt. Ich möchte auch hier wieder spezielle Interessenten auf die betreffenden Abschnitte bei Gloede hinweisen. Zum Schluß noch einen weiteren Hinweis in diesem Zusammenhang: In der Zirkelkorrespondenz 61959 hat Br. Hans Nissen-Flensburg ausführlich dargelegt, daß der Sefirotbaum in der Arbeitstafel der GLL. FO enthalten ist und die 10 Symbole umfaßt, die nicht in direktem Zusammenhang mit der Werkmaurerie stehen. Auch hieraus ist zu entnehmen, daß unsere heutige Freimaurerei offensichtlich aus zwei Hauptquellen sich entwickelt hat: Einerseits aus der christlichen Kabbala, andererseits aus der alten Werkmaurerie. Ich möchte hier nur die Zusammenfassung dieser Arbeit kurz zitieren: Es entsprechen sich: Krone und Knoten, Weisheit und Sonne, unterscheidende Vernunft und Mond, Gnade und kubischer Stein, Macht und Rauher Stein, Barmherzigkeit und Fl. Stern, Dauer und Säule B, Majestät und Säule J, Fundament und Reißbrett, Reich Gottes und Fußboden; die übrigen 6 Symbole Winkelmaß, Zirkel, Kelle und Hammer, Senkblei und Wasserwaage stammen aus der Werkmaurerie und ergänzen den Sefirotbaum.

#### Literaturverzeichnis

- 1) Harnack: Geschichte der Dogmatik III, S. 420, Anm. 2
- 2) Encyclopaedia Judaica, I. S. 637 ff.
- 3) Encyclopaedia Judaica, VII, S. 408 ff.
- 4) Ernst Benz, die christliche Kabbala, Zürich 1958, S. 35
- 5) l. c. S. 36
- 6) Ernst Müller, Der Sohar, Zürich 1959, S. 13 ff.
- 7) l. c. S. 45
- 8) l. c. S. 53 ff.

- 9) l. c. S. 64 ff.
- 10) l. c. S. 67
- 11) RGG, III. Aufl. Band III, S. 1081 ff.
- 12) Ernst Müller, l. c., S. 68 ff.
- 13) l. c. S. 69
- 14) Gloede, Ordenswissenschaft I S. 232 ff.
- 15) l. c. S. 386 und 463
- 16) l. c. S. 46
- 17) Ernst Benz, l. c. S. 11
- 18) l. c. S. 10 ff.
- 19) Müller, l. c. S. 50
- 20) Ernst Benz, l. c. S. 11
- 21) l. c. S. 19
- 22) Russel, Pico della Mirandola, Wien o. J., S. 17
- 23) Ernst Benz, l. c. S. 13 ff.
- 24) l. c. 27
- 25) Encyclopaedia, X, S. 141 ff.
- 26) Benz, l. c. S. 18 ff.
- 27) RGG, II, Bd. 3, S. 766
- 28) Benz, l. c. S. 15 ff.
- 29) M. L. Wolfskehl, Jesusminne l. d. Lyrik d. dt. Barock. Gießen 1934
- 30) RGG, II, Bd. 1, S. 1760 X
- 31) Benz, l. c. S. 48
- 32) RGG, II, Bd. 4, S. 633 ff.
- 33) Encyclopaedia Judaica, VI, 420 ff. u. I, 30 ff.
- 34) Benz, l. c. S. 34 ff.
- 35) Müller, l. c. S. 31 ff.
- 36) Benz, l. c. S. 46 ff.

x

### C. AUS DEN LOGEN

**Bonn.** Am 25. November beging die Joh.-Loge „Fünf Punkte“ ihr Schwesternfest. Bei guter Beteiligung konnte der Logenmeister Br. Witt viele Gäste aus den Nachbarlogen begrüßen, anschließend auch die beiden Künstlerinnen Frau Zeruck und Frau Meyer-Denecke, die uns, wie schon im Vorjahr, wieder mit Violine-, Gesangs- und Klaviervorträgen einen harmonischen Beginn des Abends schufen. Nach dem gemeinsamen Essen folgten einige Rezitationen aus Lyrik und heiterer (10.) Muse sowie eine Vorführung von Dias aus den deutschen Ostgebieten und Berlin, an die mit heißem Hoffen zu denken uns immer Pflicht ist. Nach fröhlichem Plaudern fand sich wieder der Zauberer Herr Boltz ein und verstand es meisterhaft uns zu unterhalten.

Br. W.

**Düsseldorf. 75. Geburtstag** des w. Kap.-Meisters Br. Fritz Witt. Am 14. März 1962 begeht der w. Kap.-Meister Br. Fritz Witt seinen 75. Geburtstag. In der Z. K. 4/61 wurde anlässlich seines 40jähr. Maurerjubiläums das vielseitige und unermüdete Wirken des Jubilars für die GLL. gewürdigt. Heute gratulieren

die Obbr. des Prov.-Ordenskapitels für das Rheinland „Conjuncta“ ihrem w. Kap.-Meister in Dankbarkeit und wünschen, daß ihm noch viele Jahre segensreicher Arbeit bei bester Gesundheit vergönnt sein mögen. Br. A. Brück.

**Hamburg. 192. Stiftungsfest** der Joh.-Loge „Zu den drei Rosen“. Obwohl keine besondere Einladungen ergangen waren, konnten wir mit großer Freude wiederum viele Gäste begrüßen.

LM. Br. Felix Pape stellte in seiner Eröffnungsansprache fest, daß ein Stiftungsfest nicht nur an die Gründer der Loge und an die Arbeit des vergangenen Jahres erinnern, sondern daß dann auch jeder Bruder in seinem Herzen die Loge neu stiften solle in Erinnerung an das bei der Aufnahme gegebene Versprechen, künftig ein Leben der Ehre, Tugend, Freundschaft und Treue zu führen. Diese Gebote stellten schlechthin die vier Grundpfeiler der Loge dar.

Sodann wurden vier verdiente Brüder unserer Loge durch Verleihung des großen Ehrenzeichens ausgezeichnet und zwar der 1. abg. Meister Br. Hermann Forstner, der 2. abg. Meister Br. Friedrich Amberg, der 1. Aufs. Br. Robert Heyer und der 2. Aufs. Br. John Kersten.

Nach der rituellen Schließung und Eröffnung der Logenjahre dankte Prov.-Großmstr. Br. H. Schneider für die im vergangenen Logenjahre geleistete Arbeit, auch im Namen der Prov.-Loge und des LGM. Br. W. Coßmann und wünschte unserem LM. nach achtjähriger Amtszeit durch Überreichung der drei Rosen weiterhin Erfolg und Gesundheit.

Br. Mauch, als Vertreter der VGL. von Deutschland, verband seinen Glückwunsch mit der Feststellung, daß das Verdienst der Pr. L. und unserer Loge für das große Einigungswerk der deutschen Freimaurer besonders durch die Verleihung der Paulskirchenmedaille an Br. H. Schneider und Br. F. Pape gewürdigt sei und überreichte hierfür an die Ausgezeichneten die Urkunden.

Br. Marks, als Vertreter der GLL-AFAM, bezeichnete die brüderliche Liebe als das einigende Band zwischen den Logen verschiedener Lehrarten, welches alle unterschiedlichen Auffassungen überwinden könne.

Der ausgezeichnete Festvortrag unseres Br. Erich Lenar, den er unter das Thema: „Freimaurerei und Glaube“ stellte, wird noch im Wortlaut hier abgedruckt werden. Er betonte, Freimaurertum und Glaube sei die Verschmelzung von Willen und Tat. Durch die Freimaurerei würden die idealsten Menschheitsziele, nämlich die Freiheit des Geistes, durch selbstlose aufopfernde Menschlichkeit und Liebe erfüllt.

Die würdige Feier wurde umrahmt von musikalischen Beiträgen unserer BBr. Budenbaum, Kemker und Pickert, und zwar durch den Vortrag der Romanze von Svendsen sowie der Toccata in d-Moll und dem Adagio in a-Moll von J. S. Bach. Den Abschluß bildete unsere gemeinsam gesungene Rosenhymne.

Eine Tafelloge mit der Aufnahme von 3 BBr. Lehrlingen in die Kette, bildete den Abschluß dieser so eindrucksvollen Feier, die noch von Br. Böhlke durch den Vortrag einiger Klavierstücke von Chopin verschönt wurde.

Br. W. Diercks.

**Krefeld.** Ein interessanter Fund. Die Loge Eos in Krefeld ist durch ihren Meister Br. Walter Gesler an den Stadtarchivar Dr. Guido Rothhoff herangetreten und hat ihn gebeten, eine in ihrer Art wohl ganz einzigartige Urkunde zu veröffentlichen. Herr Dr. Rothhoff hat das dankenswerter Weise vorbildlich durchgeführt. Es handelt sich um das Präsenzbuch der früheren Krefelder Loge „Zur vollkommenen Gleichheit“ aus den Jahren 1788—1810. Das erste Blatt mit der „Installation“ ist fotokopiert. Wohl keine andere Loge in Deutschland kann eine so alte Präsenzliste vorweisen. Sie hat heute meist genealogischen Wert für die Krefelder Familienforschung. Da ist sie aber unerlässlich. Interessant ist die soziologische Beobachtung, daß es damals keine an-



Betr. OTTC WOLFSKEHL

1. Neue Sammlung

Gottinger Blaetter  
fuer Kultur und Erziehung

herausgegeben von

Hellmut Becker, Elisabeth Blochmann  
Otto Friedrich Bollnow, Elisabeth Heimpel  
und Martin Wagenschein

2. Anlage 1 ~~Anlage~~ Einleitung

3. Anlage 2

4. Anlage 3 Kabbalistische Lehrtafel der  
Prinzession Antonia von Wuerttemberg

Kenna:

so etwas

Z.H. Abt. 3

"Freimaurer"

Herrn Dipl. Phys. Otto Wolfskehl

Staedtische Werke, A.G.

Koenigstor 3 - 11

3500 Kassel, West Germany

September 15, 1967

im Juni 1860 ein gutes Zeugnis ausstellte. Auf Stüves wohlgemeinten Vorschlag, die Prüfung gleich am Zentralplatz des deutschen Buchhandels abzulegen, wagte er sich jedoch nicht einzulassen.

Zu guter Letzt erklärten sich die Buchhändler Richard Danckwerts und Gustav Elkan in Harburg bereit, die Prüfung nach den erprobten »Grundzügen« abzunehmen. Im Unterschied zu ihren Kollegen in Hannover verlangten sie ein Honorar in Höhe von je drei Reichstalern.<sup>22</sup> Aufgrund der Vorakten legten die Prüfer neue Themenbereiche fest, ohne die Fachgebiete zu vernachlässigen, in denen Richard zuvor versagt hatte. Bei den bibliographischen Arbeiten waren folgende Aufgaben zu lösen: »Ein Arzt wünscht Auskunft über die bedeutendsten Erscheinungen in der pathologischen Anatomie, Heilmittellehre, Chirurgie und Augenheilkunde« und »Es soll eine Bibliothek gegründet werden, für die etwa 100 rt angelegt werden sollen, aus dem Gebiete der Naturwissenschaften (populären), Memoiren, Biographien, Reisebeschreibungen«. Die vom Kandidaten angefertigten Titellisten ließen erkennen, daß er sich ausreichend präpariert hatte. Auch die kaufmännischen »Hürden« nahm er wie zuvor ohne Beanstandungen. In der auf den 16. August 1860 anberaumten mündlichen Prüfung geriet er jedoch erneut ins Schwimmen. Zur Frage nach den »bedeutendsten chemischen Schriftstellern« brachte er zwar einige Namen bei, wußte aber nicht, welche der Autoren bei Vieweg verlegt wurden. »Halm« war der einzige »bedeutende dramatische Dichter der Gegenwart«, an den er sich erinnerte. »Der wirkliche Name kann nicht angegeben werden«, vermerkte denn auch der unbarmherzige Protokollführer.

Die schriftlichen Arbeiten gaben letztlich den Ausschlag zugunsten des Prüflings. Obwohl sie »seine Kenntniß der Literatur« als »eine kaum befriedigende« einstufte, gelangten Danckwerts und Elkan zu dem Urteil, daß der Kandidat befähigt sei, ein buchhändlerisches Geschäft selbständig zu betreiben.<sup>23</sup> Die vierjährige Leidensgeschichte des »Recurrenten« F. J. W. Richard schien ein glückliches Ende gefunden zu haben. Der heimische Magistrat machte sich das Urteil der auswärtigen Prüfer zu eigen und sah die Voraussetzungen für den Erwerb der Konzession als erfüllt an.

Inzwischen war aber die Befugnis zur Erteilung von Konzessionen an die Kgl. Polizei-Direktion übergegangen. Die ehrgeizige Behörde versteifte sich darauf, daß der Magistrat die Federführung in der Sache Richard längst an sie habe abgeben müssen. Da keine der beiden gleichrangigen Behörden das Gesicht verlieren wollte, entbrannte ein wochenlang heftiger Kompetenzstreit zu Lasten des unschuldigen Jungbuchhändlers, in den schließlich die Landdrostei schlichtend eingriff.

Dem ersten geprüften Buchhändler Osnabrücks war indessen keine glänzende Karriere in seiner Vaterstadt beschieden. Eine Werbeanzeige im Adreßbuch der Stadt von 1862 macht deutlich, daß Richard Bilder und Schreib-

waren in sein Sortiment aufnehmen mußte, um existieren zu können. Er hat Osnabrück spätestens im Herbst 1867 den Rücken gekehrt. Im Frühjahr 1868 hielt er sich in Innsbruck auf. Danach verlieren sich seine Spuren. Sein bestens gelegenes Geschäftslokal am Domhof 4a übernahm der junge Bernhard Overwetter, den er am 11. Juni 1864 zusammen mit Hermann Meinders nach Maßgabe der Frommannschen »Grundzüge« geprüft hatte.

1. Zit. nach Johann Goldfriedrich: Geschichte des Deutschen Buchhandels. Bd. 4: Vom Beginn der Fremdherrschaft bis zur Reform des Börsenvereins im neuen Deutschen Reiche (1805–1889). Leipzig 1913, S. 299.

2. Goldfriedrich (wie Anm. 1), S. 304.

3. Niedersächsisches Staatsarchiv Osnabrück (im folgenden StAO), Dep. 3 b V 1645, fol. 44, 45.

4. Ebd., fol. 50r–51v.

5. Ebd., fol. 54v.

6. Ebd., fol. 87r.–v.

7. Einen guten Einblick in Leben und Werk vermittelt der Ausstellungskatalog: Johann Carl Bertram Stüve und seine Zeit (1798–1872). Eine Ausstellung des Niedersächsischen Staatsarchivs in Osnabrück. Bearb. von Heinz-Günther Borek. Göttingen 1972 (Veröff. der Nieders. Archivverwaltung, Beiheft 15).

8. Überliefert sind nur die eigenhändigen Abschriften von Stüves Briefen (StAO, Erw A 16). Über den Verbleib der Originale und der Gegenbriefe Frommanns ist nichts bekannt. Eine Auswertung der rund 10000 Briefe unter buchhandelsgeschichtlichem Aspekt steht noch aus. Die methodisch anfechtbare Regest-Ausgabe von Walter Vogel (J. C. B. Stüve, Briefe. Bd. 1.2. Göttingen 1959–60) streift diesen Themenbereich nur am Rande.

9. StAO, Dep. 3 b V 1645, fol. 102r.–v.

10. 1857 wurde mit Paulus Melchers zum ersten Mal der Bischöfliche Stuhl des 1824 neu begründeten Bistums Osnabrück besetzt.

11. Das heutige Klöckner-Stahlwerk in Georgsmarienhütte.

12. StAO, Rep. 335, 5291, fol. 247r.–v.

13. StAO, Dep. 3 b V 1645, fol. 111r.–v.

14. Ebd., fol. 117r.

15. Ebd., fol. 124r.

16. StAO, Erw A 16, 256, fol. 62 v.

17. StAO, Dep. 3 b V 1645, fol. 244 v.

18. Die Kreisversammlung von Buchhändlern aus Thüringen und den angrenzenden Ländern. In: Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. Nr. 94 vom 27. Oktober 1843, Sp. 3219–3220.

19. StAO, Dep. 3 b V 1645, fol. 127r.–v.

20. StAO, Rep. 335, 5291, fol. 312r.–v.

21. StAO, Dep. 3 b V 1645, fol. 137r, 139r; das Protokoll der Prüfung ebd., fol. 147–170.

22. Vgl. das Protokoll der Prüfung StAO, Dep. 3 b V 1645, fol. 193–218, hier fol. 194v.

23. Ebd., fol. 194v.

## Brief



### Von der Schwierigkeit mit Wolfskehls Handschrift

Die Leser dieser Zeitschrift, die sich für den »Briefwechsel zwischen Annemarie Meiner und Karl Wolfskehl« interessieren, den ich im vorigen Jahr in 1986/4 (S. B 131–B 142) veröffentlicht habe, möchte ich zum Überdenken einer editorischen Frage einladen, die sich hieraus ergeben hat. Ich bitte Sie, einmal die S. B 137 mit dem Faksimile eines Briefes von Wolfskehl aufzuschlagen.

Brief

In Buchhandelsgeschichte, 1987/3

[Beilage zum] Börsenblatt für den

dt. Buchhandel, Frankfurt am Main, 25. Sept. 1987

1987 – B 127



Wie würden Sie die Datumangabe lesen? Wir hatten uns – auch durch biographische Daten gestützt – für »18 Mz« entschieden und den Brief entsprechend eingeordnet (s. S. B 136), obwohl diese Datierung gewisse Schwierigkeiten mit sich brachte (s. S. B 133 rechts). Nun macht mich Herr Dr. Werner Volke vom Deutschen Literatur-Archiv in Marbach/Neckar dankenswerterweise darauf aufmerksam, daß Wolfskehl, wie aus seinen in Marbach liegenden Briefen an seinen Freund Edgar Salin aus dem Jahr 1933 hervorgehe, damals die Monatsangaben »überwiegend mit römischen Zahlen, seltener mit arabischen«, nie aber als Namen ausgeschrieben habe (anders also als in unseren späteren – allerdings maschinenschriftlichen – Briefen Nr. 5 und 7); auch ergäbe sich aus diesen Briefen, daß Wolfskehl sich bis in den September – mit gelegentlichen Unterbrechungen – in Orselina aufgehalten habe. Die Monatsangabe könne dann als »VIII« (also August) gelesen werden. Diese Überlegung hat viel für sich – ich würde auch »VII« (Juli) für möglich halten –, und der Brief müßte dann nach dem »Offenen Brief« von Annemarie Meiner vom Juli 1933 als Nr. 4 in unsere kleine Edition eingeordnet werden. Das in diesem Brief erwähnte »Heft«, in dem ich einen Sonderdruck aus dem *Jahrbuch deutscher Bibliophilen* (wenn nicht das Jahrbuch selbst) vermute, würde dann erst im Juli 1933 erschienen sein, was wahrscheinlicher ist als das sehr frühe Märzdatum, und in der Angabe »Juli 1932« in der Bibliographie von Schlosser (s. S. B 132 links und B 133 rechts) würde nur die Jahreszahl, nicht der Monat ein Versehen und zu korrigieren sein. Man könnte dann annehmen, daß Annemarie Meiner, da sie vermutlich durch gemeinsame Freunde von Wolfskehls Aufenthalt in Orselina wußte, ihm ihren »Offenen Brief« persönlich zugesandt hat. Auch daß sie damals noch eine Antwort Wolfskehls in der *Zeitschrift für Bücherfreunde* für möglich gehalten hat, ist nicht undenkbar. Und sollte sogar Wolfskehl selbst zunächst noch an eine öffentliche Antwort gedacht haben, da er sich in seinem Brief vom 12. Dezember 1934 (Nr. 5) für deren Ausbleiben mit seinem »Verstummen« entschuldigt? –

Wir sehen, welche Konsequenzen solche scheinbar kleinen editorischen Entscheidungen haben können, und den – hoffentlich noch geneigten – Leser daran teilnehmen zu lassen, ist der Sinn dieser Bemerkungen. *Herbert G. Göpfert*

## Mitteilungen

### Aufbaustudium Buchwissenschaft in München

Da die Pressemitteilungen zu diesem neuen Studiengang in München bisher zu vielen Mißverständnissen und falschen Erwartungen geführt haben, wird hier die Mitteilung der Universität München zu diesem Thema im Wortlaut wiedergegeben:

Am Institut für Deutsche Philologie wird ab Wintersemester 1987/88 der Aufbaustudiengang »Buchwissenschaft« angeboten.

Das Ziel dieses Studiengangs ist es, auf wissenschaftlicher Grundlage in aktuelle und historische Probleme der Buchwissenschaft, insbesondere in fachliche Kenntnisse der Vermittlung von Literatur einzuführen und entsprechende praktische Fähigkeiten einzuüben. Das Studium orientiert sich an der Berufspraxis im herstellenden und verbreitenden Buchhandel und anderen Literatur vermittelnden Medien.

Die Aufnahme des Studiums setzt einen qualifizierten Abschluß an einer Hochschule voraus, auch soll eine berufspraktische Tätigkeit von drei Monaten Dauer nachgewiesen werden.

Bei einem Hochschulabschluß mit Magister- bzw. Diplomarbeit bzw. Zulassungsarbeit zum Staatsexamen muß mindestens die Note »gut« in der betreffenden Arbeit, bei Staatsexamen für Grund-, Haupt- oder Realschullehrer mindestens die Gesamtnote »gut« erreicht worden sein. Als berufspraktische Tätigkeit gilt die Tätigkeit in Betrieben des herstellenden und verbreitenden Buchhandels, wobei eine berufspraktische Tätigkeit von mindestens zwei Monaten im herstellenden Buchhandel (Verlag) nachzuweisen ist.

Das Studium steht Absolventen aller Fachrichtungen offen. Es umfaßt zwei Semester und soll jeweils im Wintersemester aufgenommen werden. Aufgrund einer Prüfung stellt die Universität München ein benotetes Zertifikat aus. Die wesentlichen Inhalte des Studiums umfassen

#### 1. Erwerb praktischer Fähigkeiten:

Verlegerische Programmplanung (Akquisition, Beurteilung und Redaktion von Manuskripten); Redaktionelle Tätigkeit im Verlag (Probleme der Umsetzung des Manuskripts ins gedruckte Buch); Marketing im Buchhandel; Praxis des Vertriebs und der Werbung; Typographie und Buchgestaltung; Einsatz von EDV im Buchhandel; Probleme der Edition; Bibliographische Übungen.

#### 2. Organisatorische, wirtschaftliche, technische und rechtliche Grundlagen des Buchhandels:

Buchhandelsorganisation; Grundlagen der buchhändlerischen Betriebswirtschaft; Kalkulation und Herstellung; Probleme der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit; Urheber und Verlagsrecht; Einführung in die Buchmarkt- und Leserforschung.

#### 3. Geschichtliche Grundlagen des Buchwesens:

Buchgeschichte, unter Einschluß von Herstellung und Typographie; Buchhandelsgeschichte; Geschichte des literarischen Lebens; Bibliotheksgeschichte; Sozialgeschichte des Autors; Les(e)r)geschichte.

Das Studium regeln eine Prüfungs- und Studienordnung, sowie ein Studienplan für das Wintersemester 1987/88, die auf Anfrage vom Institut für Deutsche Philologie verschickt werden (mit DM 1,40 frankierter DIN A4-Umschlag).

Studienberatung durch Prof. Dr. Georg Jäger und Dr. Edda Ziegler. Institut für Deutsche Philologie, Schellingstr. 3, 8000 München 40. Geschäftszimmer: Rückgebäude 304/304a, Telefon (089) 21 80-23 70.

#### Zum Titelbild der kartonierten Ausgabe

J.W. von Goethe (Silberstiftzeichnung von Karl August Schwerdgeburth 1831/32) (Goethe-Nationalmuseum Weimar).

BUCHHANDELSGESCHICHTE erscheint einmal vierteljährlich als Beilage zum »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel«, Frankfurter Ausgabe, im Verlag der Buchhändler-Vereinigung GmbH. »Buchhandelsgeschichte« kann separat im kartonierten Umschlag abonniert werden. Preis pro Jahrgang: DM 35,40

Herausgeber: Historische Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e. V. Anschrift der Redaktion: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Großer Hirschgraben 17-21, D-6000 Frankfurt a.M. 1, Postfach 100442. Redaktion: Dr. Monika Estermann (verantwortlich), Dr. Marietta Kleiß, Prof. Dr. Reinhard Wittmann.

Druck: Main-Echo, Kirsch & Co. D-8750 Aschaffenburg. Printed in Germany

Wulf, Joseph 1912-

n, für  
mmelt  
er in  
er das  
tscher  
dem  
große  
er das  
se zu  
rätisch  
Zeit-  
amühe  
Doku-  
olgun-  
er ob-  
i sein,  
t neu-  
Aus-  
e, bei  
ein-

Wulf, Joseph



Joseph Wulf  
geb. 1912, Krakau

### Begegnung mit dem Historiker Wulf

Er arbeitet täglich 14 bis 15 Stunden und wurde von vier Kulturen geprägt: von der ostjüdischen, der polnischen, der französischen und der deutschen. Sein Name: Joseph Wulf. Geboren 1912. Früher in Krakau, jetzt in Berlin lebend.

Zu Beginn unseres Gespräches erzählt Joseph Wulf von seiner Jugendzeit und seinem Elternhaus in Polen, in dem <sup>übrigens</sup> nur Deutsch gesprochen wurde: «Von Goethe bis zur Krawatte — alles mußte deutsch sein.» Wulfs Vater war ein wohlhabender Mann und ein bedeutender Talmudist; er ermöglichte dem Sohn eine Ausbildung an den Universitäten in Nancy, Paris und Krakau. Wulf studierte zunächst Philosophie und — Landwirtschaft. In Mir, jener Stadt, aus der Israels Staatspräsident Schasar stammt, besuchte Wulf die bekannte Talmud-Hochschule. Noch heute lernt er täglich eine Seite Talmud und Sohar. Wulfs enge Verbindung mit dem Judentum zeigt sich nicht zuletzt darin, daß er mit seinem in Paris lebenden Sohn nur Jiddisch spricht, wie er auch mit Marc Chagall in dieser Sprache korrespondiert.

Joseph Wulf gehört zu jenen Zeitgeschichtsforschern, die sich der Aufklärung über den Nationalsozialismus verschrieben haben. Er strebt eine Synthese dessen an, was historische Quellen über die NS-Zeit berichten, und dem, was er als Widerstandskämpfer und Auschwitz-Häftling unmittelbar erfahren hat: «Wenn es um das ‚Dritte Reich‘ geht, leide ich — so pflege

ich es auszudrücken — an ‚Archivitis‘. Es gibt Themen, für die ich seit 15 und noch mehr Jahren Material gesammelt habe.»

Über seine besondere Situation als jüdischer Historiker in Deutschland meint Wulf: «Es war meine Sehnsucht, über das Dritte Reich gerade in Deutschland selbst und in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Außerdem stehe ich auf dem Standpunkt, daß ich mit meinem Thema in Deutschland große Lücken ausfüllen kann. Es ist übrigens kaum möglich, über das Thema Drittes Reich vollständig, gründlich und präzise zu dokumentieren, wenn man Sprachen wie Polnisch, Hebräisch und Jiddisch nicht beherrscht. Daher entstehen bei vielen Zeit-historikern Deutschlands gewisse Lücken, und deshalb bemühe ich mich, in meinen Büchern für deutsche Historiker viel Dokumentarisches zu übersetzen.»

Naheliegend war es im Hinblick auf die grausamen Verfolgungen in der NS-Zeit zu fragen: Können Sie als Verfolgter objektiv sein? Wulf erwidert: «Ich bemühe mich, objektiv zu sein, nicht aber neutral» und betont: «Ich bin politisch nicht neutral.» Er verweist in diesem Zusammenhang auf einen Ausspruch des Historikers Hans Rothfels, der einmal meinte, bei einem Problem wie dem Nationalsozialismus könne man einfach nicht neutral sein. Das ändert nichts daran, wie Wulf versichert, daß er sich um größtmögliche Objektivität bemüht.

Wulf gehörte der jüdischen Widerstandsbewegung in Polen an, die aus Zionisten und Menschen aller politischen Schattierungen bestand. Von 1941 bis 1943 lebte er in Ghettos, von 1943 bis 1945 war er im Konzentrationslager Auschwitz. Gleich nach der Befreiung wurde er Exekutivmitglied der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen. Von 1948 bis 1950 war er in der Leitung des Centre pour l'histoire des Juifs Polonais in Paris tätig und lebt seit 1952 in Berlin.

Imponierend ist die Zahl von Wulfs Veröffentlichungen. Die Reihe beginnt im Jahre 1939 in Jiddisch, «Kritische Miniaturen». Nach dem Zweiten Weltkrieg kam zuerst in Buenos Aires ein Buch über J. L. Perez in Jiddisch heraus. In Deutschland publizierte Wulf mit Léon Poliakov zusammen die Serie «Das Dritte Reich und die Juden», «Das Dritte Reich und seine Diener», «Das Dritte Reich und seine Denker». Dann schrieb er ein kleineres Buch «Vom Leben, Kampf und Tod im Getto Warschau» und zwei Bücher über die Nürnberger Gesetze und «Heinrich Himmler». 1959 erschien die Biographie «Raoul Wallenberg» und 1962 die bisher einzige Bormann-Biographie «Martin Bormann — Hitlers Schatten». Vorher, 1961, noch «Das Dritte Reich und seine Vollstrecker; Die Liquidation von 500 000 Juden im Getto Warschau». 1962 veröffentlichte er ein Buch «Lodz, das letzte Getto auf polnischem Boden» und 1963 die Studie «Aus dem Lager der Mörder — ‚Sonderbehandlung‘ und verwandte Worte in nationalsozialistischen Dokumenten». Dann schrieb Wulf die große Serie über Kunst und Kultur im Dritten Reich. Sein jüngstes Buch erschien im vergangenen Jahr. Es sind «Jiddisch-Gedichte aus den Ghettos 1939—1945». Viele Werke wurden übersetzt. — Wulf erhielt den vom Zentralrat der Juden in Deutschland gestifteten Leo-Baeck-Preis für 1961. Im Jahre 1964 wurde er mit der Carl-von-Ossietsky-Medaille durch die Internationale Liga für Menschenrechte, Berlin, ausgezeichnet.

Befragt nach seinen Zukunftsplänen, berichtet Wulf, daß er die Herausgabe der «Tagebücher eines Historikers 1955—1965» vorbereitet. Anschließend will er die Geschichte des Chassidismus aufzeichnen. Auf dem Arbeitsprogramm Wulfs stehen außerdem Fernsehfilme zu zeitgeschichtlichen Fragen, darunter «Waffen-SS; Legende und Wirklichkeit». J. H.

Wulf, Joseph 1912-

### 33,6 Der Historiker Joseph Wulf (1912-1967)

Joseph Wulf, Jahrgang 1912, früher in Krakau, jetzt ein Mann des geplanten Forschungsinstituts über das Dritte Reich in West-Berlin, gehört zu jenen Historikern, die sich der Aufklärung über den Nationalsozialismus verschrieben haben. Er strebt eine Synthese dessen an, was historische Quellen über die NS-Zeit berichten und dem, was er als Widerstandskämpfer und Auschwitz-Häftling unmittelbar erfahren hat. Über seine besondere Situation als jüdischer Historiker in Deutschland meint Wulf: «Es war meine Sehnsucht, über das Dritte Reich gerade in Deutschland selbst und in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Es ist kaum möglich, über das Thema Drittes Reich vollständig, gründlich und präzise zu dokumentieren, wenn man Sprachen wie Polnisch, Hebräisch und Jiddisch nicht beherrscht. Daher entstehen bei vielen Zeit-historikern Deutschlands gewisse Lücken und deshalb bemühe ich mich, in meinen Bü-

Joseph Wulf gehörte während des zweiten Weltkrieges der jüdischen Widerstandsbewegung in Polen an, die aus Zionisten aller politischen Schattierungen bestand. Von 1941 bis 1943 lebte er in Ghettos, von 1943 bis 1945 war er im Konzentrationslager Auschwitz. Gleich nach der Befreiung wurde er Exekutivmitglied der Zentralen jüdischen historischen Kommission in Polen. Von 1948 bis 1950 war er in der Leitung des Centre pour l'histoire des Juifs Polonais in Paris tätig.

Die lange Reihe der Publikationen, von denen hier nur einige wenige aufgeführt werden sollen, begann im Jahre 1939 in Jiddisch, «Kritische Miniaturen». Zusammen mit Léon Poliakov gab er die Serie über das Dritte Reich und die Juden, «Das Dritte Reich und seine Diener» sowie «Das Dritte Reich» und «Seine Denker» heraus. 1962 erschien aus seiner Feder die erste Bormann-Biographie, «Martin Bormann — Hitlers Schatten»; weiterhin erschien die grosse Serie über Kunst und Kultur im Dritten Reich. Sein jüngstes Buch publizierte er im vergangenen Jahr. Es sind «Yiddish-Gedichte aus den Ghettos 1939-1945». Wulf erhielt den vom Zentralrat der Juden in Deutschland gestifteten Leo Baeck-Preis für 1961. Im Jahre 1964 wurde er mit der Carl - von - Ossietsky - Medaille durch die Internationale Liga für Menschenrechte, Berlin, ausgezeichnet. J.H.

büchern für deutsche Historiker viel Dokumentarisches zu übersetzen.» Wulfs Vater war ein wohlhabender Mann und bedeutender Talmudist; er ermöglichte dem Sohn eine Ausbildung an den Universitäten in Nancy, Paris und Krakau. Wulf studierte zunächst Philosophie und — Landwirtschaft. Naheliegend war es, im Hinblick auf die grausamen Verfolgungen in der NS-Zeit zu fragen: Können Sie als Verfolgter objektiv sein? Wulf erwidert: «Ich bemühe mich, objektiv zu sein, nicht aber neutral» und betont: «Ich bin politisch nicht neutral.»



Herzog für Joseph

• Wulf in [Beeliner]

Jid. Gemeindehaus

in: Allg. W'zeitung

d. j. i. D. July. 20, 6.

D'orf, 7 Mai 1965.

p. 13

Der Historiker Joseph Wulf.

In:

Ally. W'z. d. J. i. D'land.

D'dorf. July. 20, 30.

(22. Okt. 1965). p. 4.



Zechlin, Egmont 1896-~0

Zechlin, Egmont

# „Ein Stamm wie die Bayern“

## Jüdische Beamte und Politiker im Deutschen Reich

Von Egmont Zechlin

Vor mehr als einem Jahrzehnt wurde das Leo-Baeck-Institut gegründet. Es trägt den Namen des geistigen Führers der deutschen Juden, der mit seiner liberalen Wissenschaftsauffassung und seiner Persönlichkeit das Judentum in der Weimarer Zeit moralisch geprägt hat. Das Institut widmet sich — mit Sitz in New York und London — satzungsgemäß der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Geschichte der Juden in Deutschland seit der Zeit der Aufklärung. Ziel ist eine Gesamtgeschichte der deutschen Juden für diesen Zeitraum. Einzeldarstellungen sind bereits erschienen, ebenso zahlreiche Aufsätze in den von Robert Weltsch betreuten Jahrbüchern. Ein wesentlicher Baustein liegt nunmehr vor:

**Ernest Hamburger: „Juden im öffentlichen Leben Deutschlands. Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit, 1848—1918“** (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts); Verlag J. G. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. XII u. 595 Seiten; Kart. 48,—, Ln. 54,— DM.

Der Verfasser — heute Amerikaner — vereint Kenntnis der Atmosphäre mit wissenschaftlicher Methodik und Kunst der Darstellung. Als Kriegsteilnehmer, sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter in Preußen und hoher Verwaltungsbeamter der Weimarer Republik kannte er manche der Persönlichkeiten jener Epoche. Eine nach den Vorgängen der nationalsozialistischen Zeit bewundernswerte innere Distanz macht es ihm möglich, die geschichtlichen Vorgänge und das Handeln der Menschen aus den Verhältnissen von damals zu erklären, statt, wie es heute des öfteren geschieht, Vorstellungen und Situationen der Gegenwart in die Vergangenheit zu tragen.

Freilich geht der Verfasser damit auch einem Problem aus dem Wege, das nach der Gründung des Staates Israel unsere Aufmerksamkeit erfordert und gerade heute wieder die aus Deutschland stammenden Juden zerreißt: Die einen fühlen als „deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“, andere, wenn auch nur eine Minderheit, betrachteten nach dem Schlagwort Theodor Herzls die Juden als „ein Volk, ein Volk“, als eine Nation, die sich nicht „assimilieren“ oder, wie es in zeitgenössischen Quellen mitunter heißt, „amalgamieren“ könne. Der Streit mit den Zionisten also ist außerhalb der Betrachtung geblieben.

Wer aber ist Jude? Das ist eine Frage, die sich jeder Autor stellen muß oder stellen sollte. Ist es der, der sich zum Judentum bekennt oder jeder, den die Umwelt als solchen betrachtet? Oder gibt es dafür Maßstäbe — wiederum verschiedener — Wissenschaftsdisziplinen? Daß nach orthodoxem Dogma Jude ist, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde, hilft gewiß nicht weiter. Jedenfalls werden jene, die mit der Taufe die Religionsgemeinschaft verlassen, so-

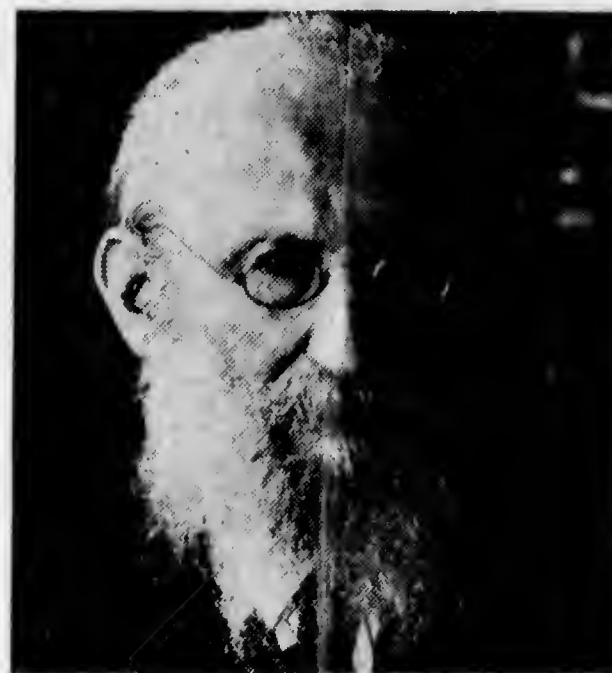
wohl von Orthodoxen wie von Liberalen und natürlich von den Zionisten nicht mehr als Juden angesehen. Andererseits galten zum Beispiel die Bankiers Franz und Ernst von Mendelssohn, Mitglieder des preußischen Herrenhauses, gesellschaftlich als Juden, obgleich bereits die Söhne von Lessings Freund Moses Mendelssohn bei der Begründung des Bankhauses zu Beginn des 19. Jahrhunderts Christen geworden waren. Die meisten Juden in Deutschland betrachteten sich als „Deutsche jüdischen Stammes“, und viele, etwa Walther Rathenau, stuften diesen Stamm ebenso ein wie „Sachsen, Bayern oder Wenden“.

Für den Verfasser dieses Buches aber ist die von den Juden selbst empfundene „besondere jüdische Wesensart“ doch entscheidender als der Unterschied zwischen den deutschen Stämmen, zumal sie zu allen Zeiten und in allen Schichten zur Feindschaft gegen die Juden geführt habe. Und da in der von ihm behandelten Zeit auch getaufte Juden von der Umwelt als Juden angesehen wurden, umschließt seine Darstellung auch diese, darunter auch Abkömmlinge getaufter Juden, die bereits als Christen geboren wurden. Er bezieht sogar den Staatssekretär des Reichskolonialamtes, Bernhard Dernburg, ein, weil dieser trotz nichtjüdischer Mutter allgemein als Jude betrachtet worden sei!

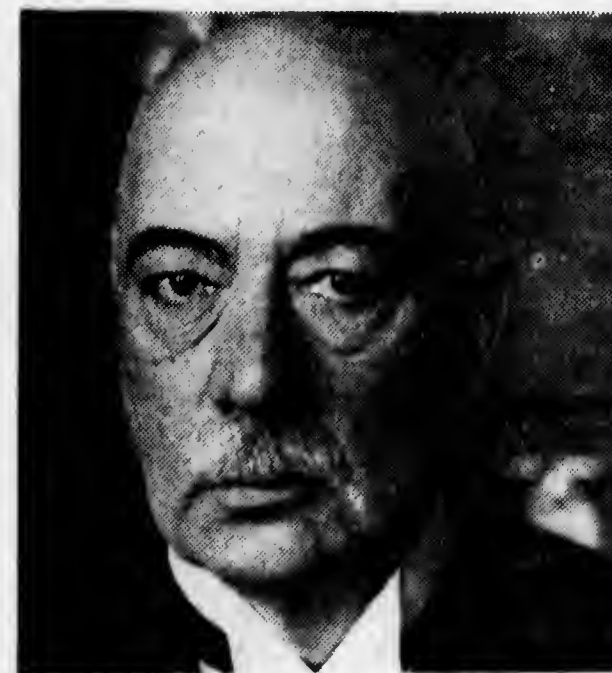
Nach dieser Begriffsbestimmung wird nun der Anteil der Juden in Deutschland an der Regierung und Verwaltung, an den Parteien und der Wählerschaft ermittelt, und zwar für den Zeitraum seit der 48er Revolution bis zum Ende der monarchischen Zeit. Das Jahr 1918 gilt dem Verfasser als ein Einschnitt in der Geschichte der deutschen Juden, weil danach auch ungetaufte Juden in höhere Staatsstellungen berufen wurden. Demgegenüber meine ich freilich vielmehr eine Kontinuität zu erkennen, sowohl im Selbstbewußtsein des weit überwiegenden Teiles der Juden, das unmittelbar von der Kaiserzeit in die der Weimarer Republik überging, wie auch in der antisemitischen Bewegung, die sich seit der Auflösung des „Burgfriedens“ von 1914 in den letzten Kriegsjahren wieder bemerkbar machte, um in der Weimarer Zeit noch stärker anzuschwellen.

### Viel zu verschieden

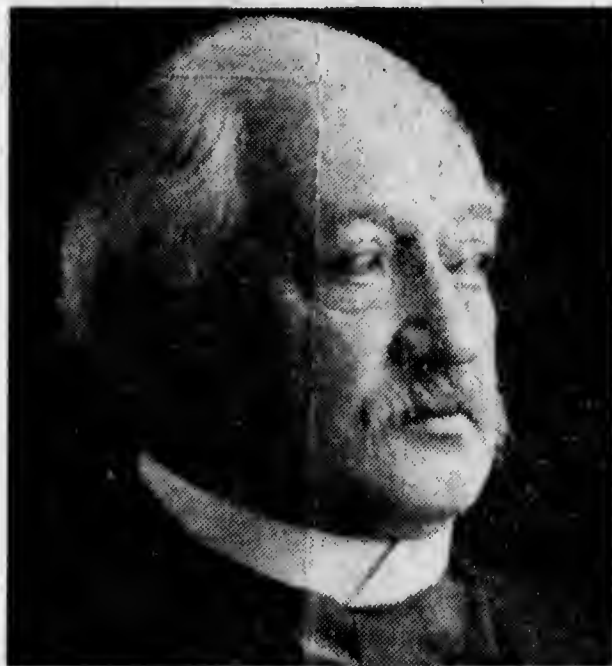
Ernest Hamburger versteht zu differenzieren, wenn er die Charaktere, die politischen Leistungen, die Arbeitsmethoden und das Wirken der Juden in den einzelnen Zeitabschnitten in ihrer Vielfältigkeit aufzeigt: „Sie waren Reaktionäre und Revolutionäre, Idealisten und Realisten, Hüter der Tradition und Kinder des Fortschritts, Doktrinäre und Opportunisten, Gläubige und Zyniker, Nationalisten und Menschheitsapostel, Beamtenaturen und politische Menschen.“ So waren denn auch die jüdischen Abgeordneten viel zu verschieden, als daß sie in den Parlamen-



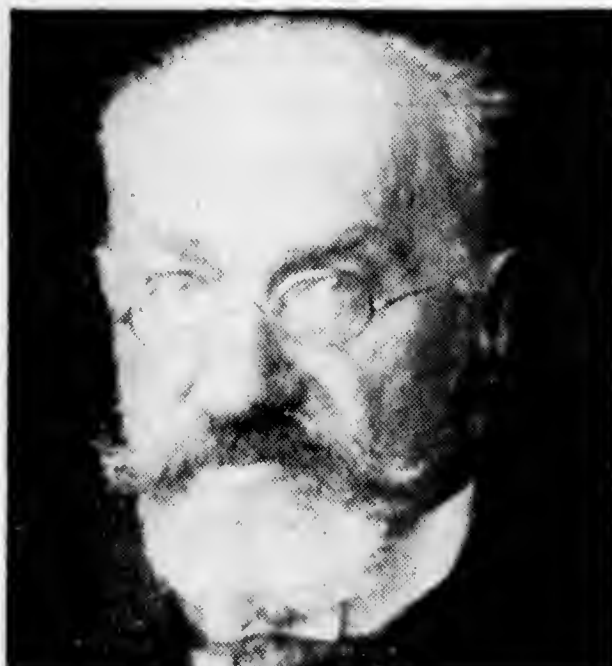
Eduard Bernstein



Franz von Mendelssohn



Paul Laband



Robert Friedberg

ten eine jüdische Position hätten einnehmen können. Der Verfasser scheut sich auch nicht, den Anteil von Personen jüdischer Abstammung an Irrtümern und Fehlgriffen der deutschen Politik aufzuführen: Liberale wie Ludwig Bamberger und Heinrich Oppenheim waren Erzfeinde einer Sozialpolitik, der nationalliberale Parteiführer Robert Friedberg Mitglied des Alldeutschen Verbandes, Oskar Hahn Vorstandsmitglied der evangelischen Generalsynode und sogar ein Anhänger des antisemitischen Hofpredigers Adolf Stöcker.

Bei aller Verschiedenheit erkennt Hamburger bei den von ihm dargestellten Persönlichkeiten spezifisch jüdische Züge. Diese Eigenschaften sind durch religiöse und geschichtliche Tradition, durch eigentümliche Schulung des Geistes und durch Berufs- und Sozialstruktur gegeben. Hier können sie nur schlagwortartig angeführt werden: Neigung und Eignung zum abstrakten Denken, zum Ausarbeiten von Programmen und zur Definition von Situationen, außerdem eine Neigung zur kritischen Betrachtung von Menschen und Dingen! So sind die Juden Theoretiker, etwa Bamberger im Währungsstreit der 70er Jahre im Finanzwesen, oder als Vertreter des liberalen Mandchertums; desgleichen als Sozialisten — um neben Marx, Lassalle und Rosa Luxemburg vor allem den Revisionisten Eduard Bernstein anzuführen.

staaten, die ungetauften Juden den Zugang zur Staatsverwaltung verwehrte. Das geschah im Widerspruch zur Reichsverfassung und zur Preussischen Verfassung, aber in der stillschweigenden Übereinkunft, daß diese Schranke mit dem Übertritt zum Christentum falle. Zu einer Zeit, da im „demagogischen“ Antisemitismus der sozialdarwinistische Rassegedanke sich durchsetzte, wirkte sich hier noch die Idee des „christlichen Staates“ aus, die wiederum der Theoretiker der Konservativen, der zum Christentum bekehrte Jude Friedrich Julius Stahl, staatsphilosophisch begründet hatte. Dagegen wurden ungetaufte Juden im Justizwesen akzeptiert, das in Preußen gegenüber der Regierungslaufbahn gesellschaftlich geringer gewertet wurde; sie kamen dort freilich bis unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg nicht über die Stellung des Amtsrichters und Landrichters hinaus.

Den Zusammenhang der Judenfrage mit der jeweiligen Sozialstruktur zeigt instruktiv ein Vergleich der vom feudal-aristokratischen Charakter bestimmten antisemitischen Verwaltungspraxis in Preußen mit dem mehr volkstümlich regierten Bayern. Dort suchten die Repräsentanten der kleinstädtischen und bäuerlichen Mehrheit gerade die Zahl der Juden in der Justiz herabzudrücken. Auch machte sich antisemitisches Gedankengut in der dort führenden Partei des Zentrums stärker bemerkbar. Dieser „eigenständige“ Antisemitismus prädestinierte nach dem Urteil Hamburgers schon von dieser Zeit her die Hauptstadt Bayerns zur „Hauptstadt der Bewegung“ des Nationalsozialismus.

### Aus der Mitte verdrängt

Während sich an der Lage der Juden in Regierung und Verwaltung in dem halben Jahrhundert nichts änderte, verlief ihre Mitwirkung in den Parlamenten in Wellenlinien. In der Revolution von 1848 und in der Reichsgründungszeit wurden die Juden als Glieder des deutschen Volkskörpers empfunden, in der liberalen Ära der 70er Jahre sieht man sie vorwiegend als nationalliberale Parlamentarier. In den 50er Jahren der Reaktionszeit und den 80- und 90er Jahren der antisemitischen Bewegung treten sie in den Parlamenten zurück, um nach der Jahrhundertwende wieder zu erscheinen. Nunmehr aber sind sie aus den Mittelparteien verdrängt. Diese fürchten, durch Aufstellen jüdischer Kandidaten die Volksmeinung gegen sich aufzubringen. Bei den Konservativen herrscht ohnehin der von Grundbesitz und Bürokratie getragene Antisemitismus des „Tivoli-Programms“. Die Sozialdemokraten freilich bleiben von diesem Auf und Ab unberührt. Im Reichstag von 1912 waren von 397 Abgeordneten 18 Juden, davon 12 bei den Sozialdemokraten, und im preussischen Dreiklassenparlament von 1913 waren es 15 von 443 Abgeordneten, davon 4 bei den Nationalliberalen und 9 bei den Fortschrittlichen.

Wertvoll an dem Buch sind die Lebensbeschreibungen, zum Teil wahre Kabinettstücke, der jüdischen Persönlichkeiten, die damals im öffentlichen Leben gewirkt haben. Sie werden anschaulich und in flüssigem Stil geboten. Allerdings ergibt sich dabei ein Widerstreit mit der systematischen Gruppierung des Buches, das zwischen Juden, die im Staatsdienste waren und denen, die ein parlamentarisches Mandat hatten, unterscheidet. So gehören Eduard von Simson, Übermittler der Kaiserproklamation von 1849 und später Präsident des Reichsgerichtes, und der demokratische Politiker Ludwig Haas, der 1918 badischer Innenminister wurde, sowohl zur Rubrik der Abgeordneten wie auch zur Regierungsbank. Bei Walther Rathenau und Eugen Schiffer, die in der Weimarer Republik Reichsminister waren, bricht die Darstellung 1918 ab.

Hin und wieder fällt auch neues Licht auf die Stellung Bismarcks zur Judenfrage. Er erkannte ihre Gaben und Leistungen auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiete an, scheute sich aber nicht, die antisemitische Bewegung als politische Waffe zur Bekämpfung innenpolitischer Gegner zu benutzen. Im übrigen zog er das „Geldjudentum“, dessen Interessen er mit den bestehenden Staatseinrichtungen verknüpft sah, dem „politischen Reformjudentum“ vor, das sich oppositionell in Presse und Parlament bemerkbar machte. — Wenn der Verfasser Paul Laband mit seiner autoritären Interpretation der Reichsverfassung als stärkste Stütze des Bismarckschen Staatsrechts anführt, so sei dem freilich hinzugefügt, daß Bismarck umgekehrt auch erklärt hat — ich zitiere aus dem Gedächtnis, es war wohl ein Aktenvermerk —, nicht Professoren wie Laband hätten die Verfassung auszulegen, sondern er, der sie gemacht habe.

### Ein „christlicher“ Staat

Hamburger unterscheidet zwischen einem obrigkeitlichen und einem demagogischen Antisemitismus. Der obrigkeitliche zeigte sich, bedingt durch gesellschaftliche Vorurteile und Interessen der herrschenden Schicht, in der antisemitischen Personalpolitik im Reich und in den Bundes-



## Juden und der Erste Weltkrieg

EGMONT ZECHLIN: *Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg. Unter Mitarbeit von Hans Joachim Bieber. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 592 Seiten, 36 DM.*

Die Darstellung dieses bisher wenig bekannten Bereichs der deutschen Politik in den Jahren 1914 bis 1918 beruht auf umfangreichem, noch nicht ausgewertetem Aktenmaterial. Es handelt sich um die Bemühungen des Generalstabs und des Auswärtigen Amtes, die Sympathien oder die Mitarbeit des jüdischen Bevölkerungsteils in Russisch-Polen zu gewinnen. Diese Bestrebungen scheiterten sehr bald. Geringe Kenntnis der amtlichen deutschen Stellen von der komplizierten Nationalitätenlage und der jüdischen Situation im besonderen mag dazu beigetragen haben. Vor allem traten bald politische Erwägungen anderer Art in den Vordergrund: zeitweise die Hoffnung auf einen Sonderfrieden mit Rußland, nach der Polendecklaration von 1916 die Rücksicht auf die antijüdische Stimmung der Polen. Immerhin spielte die ostjüdische Frage, von deutschen jüdischen Organisationen immer wieder zur Sprache gebracht, ziemlich lange im

Auswärtigen Amt noch weiter, doch erlahmte das Interesse. Alles blieb schließlich mehr Sache der Verwaltung als der Politik. Ähnlich wie in Polen tauchte in den besetzten Teilen Rumäniens und der Ukraine das Problem der Behandlung der jüdischen Minderheiten auf. Die Gesamtbilanz der deutschen Ostjudenpolitik war nach der vorsichtigen Formulierung Zechlins „ziemlich problematisch“.

Stärker in die Außenpolitik griff die Frage der Stellung der zionistischen Siedlungen in Palästina ein. Sie waren durch den jungtürkischen Nationalismus ebenso gefährdet wie durch die Kriegereignisse. Die deutsche Diplomatie konnte nur vorsichtig vorgehen, wollte sie den Verbündeten nicht verstimmen, wirkte aber von Fall zu Fall auf Milderung türkischer antijüdischer Maßnahmen hin, schon um nach den Vorgängen in Armenien der Entente-Propaganda nicht neue Angriffsflächen zu bieten. Eine eigene Konzeption gegenüber dem Zionismus entwickelte die deutsche Politik nicht. Die Bewegung schien 1914 nur geringe Bedeutung zu haben. Auch nach der Balfour-Deklaration, die

den Zionismus in das Blickfeld der Weltöffentlichkeit rückte, verharrte die deutsche Regierung in ihrer Zurückhaltung. Sie hielt wohl mit deutschen zionistischen Organisationen ständigen Kontakt, betrachtete aber das ganze Problem wohl als unbedeutende Randfrage. Daß dem nicht ganz so war, zeigt die Haltung der amerikanischen Juden, auf die die deutsche Untätigkeit in der Palästinafrage ungünstig wirkte.

Das weit in die Geschichte zurückgreifende erste und das auf unheilvolle Vorzeichen hindeutende letzte Kapitel des Buches befassen sich mit der Lage der deutschen Juden bei Kriegsausbruch und im Verlauf des Krieges. Sie stecken den Raum ab, der für die deutschen und jüdischen Bestrebungen bestimmend war. Zugleich weisen sie auf die Probleme hin, denen sich das Judentum in sich selbst gegenübergestellt sah und die immer wieder in oft seltsamen Verflechtungen während des Krieges auftauchen, andeutungsweise zu fassen in den Stichworten: Assimilation, Selbstbehauptung, Selbstverständnis „nur“ als religiöse Gemeinschaft oder als Nation. Mit Recht weist Zechlin angesichts dieser Vielschichtigkeit auf die „Fragwürdigkeit des Begriffs ‚Jude‘“ hin.

Wie verschiedenartige, oft in Gegensatz zueinander stehende Aspekte das Judentum aufwies, zeigt sich im Verlauf der Untersuchung eindrücklich. Sie wird damit — Zechlin selbst möchte sein Buch so gesehen wissen — zu einem aufschlußreichen Beitrag zur jüdischen Geschichte vor 1933, mit interessanten Einzelheiten etwa zur Entstehung der Balfour-Deklaration oder zu dem Wachstum der nationalen Komponente im jüdischen Bewußtsein, das Werden des heutigen Israel berührend. Für die deutschen Regierungsstellen waren dies ziemlich fernliegende Erscheinungen am Rande des weltpolitischen Geschehens. Jedoch waren sie nicht ohne Belang als Teil der deutschen Ostpolitik, deren Bild durch Zechlins eingehende Untersuchungen um wichtige Details bereichert wird. kn.

# The Jewish risorgimento and the German Volk

EGMONT ZECHLIN:

*Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg*

584pp. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. DM 28.

One of the stock items of antisemitic propaganda in Germany between the two world wars was "that the Jews had not pulled their weight"; that while others had perished in the trenches, the Jews were to be found in the rear, in the supply depots, or at home on the black market and among the fermenters of revolution. For a defeated Germany and her army in general, for the Nazis in particular, the search for a scapegoat and a "grand conspiracy" appears, if not rational, nevertheless explicable. But defeat alone does not explain why men who knew better, like Blomberg, Beck and Fritsch, were eagerly ready to apply the "Aryan" paragraph of the Nuremberg laws in the German army—without previous instructions from Hitler; why they should deliberately black out the names of highly decorated Germans of the Jewish faith, or, worse, why the army leadership even before 1938 deliberately falsified and reduced the number of German Jews who had been killed in action.

While the falsifications of antisemitic propaganda are familiar, until now no one has supplied a detailed

answer to the question of what the German Jews did during the First World War and what role they or their existence played in the formation of German policy. Egmont Zechlin in this excellent study provides the answer, together with an incisive analysis of the complexity of the "Jewish Question" the moment it began to involve cohesive Jewish minorities in Eastern Central Europe.

Because of the outstanding quality of his book, it is a pity that in his introductory chapters some of Zechlin's statements could be too easily misunderstood—as, for instance, what appears to be an implicit identification of the ethical content of the writings of Arndt and Jahn with those of Herder. It should have been made clear that Arndt and Jahn, by way of Fichte's *Urvoik*, represent distortions of the ideas of Herder, whose own concept of the Volk had little to do with race. Much the same applies to Treitschke, whose *Races, Tribes and Nations*—in spite of his own fundamental ambivalence on the "Jewish Question"—points towards the ultimate perversion which Herder's ideas were to undergo at the hands of the Nazis. Their equation of "Volk" with "Rasse" combined mutually exclusive concepts, at least within the meaning which Herder had given to them.

the merit of being wholly based on first-hand studies, made possible by a grant from the Ford Foundation to the Research Group of the Faculty of Architecture at Ghana University.

The studies are of six northern Ghanaian villages, which display remarkable diversity of architectural form and settlement pattern considering that they belong to the same

However these are, though intrinsically important, minor criticisms. Generally speaking Zechlin's evidence bears out Ernst Nolte's contention that on the eve of the First World War German Jewry was very near to the point of extinction; absorbed by assimilation on the one hand, by the Zionist movement on the other—whereby the majority opted for degrees of assimilation rather than a Palestinian state. Assimilation might have even been stronger but for the remnants of an antisemitism based on religious and economic rather than racial foundations, which experienced a particularly strong revival as a result of the profound socio-economic transformation of Germany between 1870 and 1890. With the growing secularization of German politics, even the religious aspect moved into the background and gradual assimilation was possible, providing Jewishness was considered a denominational question only, not affecting that of national allegiance.

However, it was precisely the fear of assimilation in Central and Western Europe in the age of "nationalism", combined with the pogroms in parts of Eastern Central Europe, which precipitated a Jewish risorgimento expressing itself in movements such as the *Choveve Zion* or demands for a Jewish National state

a few years ago in the English *Journal of the Arms and Armour Society*.

Even apart from this the book leaves a great deal to be desired, and the general reader who hopes to obtain a clear picture of the development of artillery from it will be disappointed, the more so as its thirty-seven half-tone illustrations (contained on six

as put forward by Hirsch Kalischer or Moses Hess. The catalyst of the Zionist cause was the Dreyfus affair; yet in spite of subsequent Zionist agitation, the cause inspired no more than a minority. And even then many of what Nahum Goldmann has described as "hyphenated humans" found it difficult to wholeheartedly espouse the Zionist cause, at the expense of the country in which they were born and raised. Zechlin convincingly argues that although by 1910 one could speak of some sense of community among Germany's Jews, its integrating power varied so widely as to make it impossible to speak of a specifically "Jewish" group-consciousness in the sociological sense. Consequently the category "Jew" became as vague as "Prussian" or "Bavarian". One could well speculate whether but for the remaining obstacles to full assimilation even this spectrum of group-consciousness might not have disappeared altogether.

"Germany is my fatherland, my home, the country of my desires and whenever I return from abroad I return home. I have a Jewish tribal consciousness, German cultural consciousness." This sentiment, expressed by Franz Oppenheimer, reflects the majority view of German Jews, and like their fellow-Bavarians and other Germans they rallied to the colours readily when they believed their country to be in danger. Zionists, too, put the cause of the "fatherland" before that which to many of them still appeared a Palestinian utopia. Carl Zuckmayer, Robert Musil and Emil Ludwig have given eloquent expression to the intoxicating surge of patriotism which, for the time being, united all Germans in the days of August, 1914.

That four years later revolutionary events were frequently connected with Jewish-sounding names was one of the vulnerable points upon which antisemitism could concentrate, distort beyond recognition and thus exploit. This ignored the majority of German Jews, who as late as November 2, 1918 in a meeting of the Central Association of German Jews in Berlin endorsed the speaker when he exclaimed: "To this country we belong, now that it is in misfortune even more than in happier days."

While the patriotism and integrity of Jewish German citizens was beyond doubt, official German policy—by hoping to utilize the aspirations of Eastern European Jews in order to revolutionize Russia's subject populations—entangled itself in the web of Eastern Europe's structural problems. In numerous instances this surrounded German policy with an air of duplicity; it became suspect and ultimately rebounded on both Germans and the Jewish communities involved. To make use of the Zionist cause in the hope of gaining influence over vocal sectors of the Jewish communities of Great Britain and the United States was, in view of Germany's Turkish alliance, tantamount to squaring the circle. In the final analysis Jews of all belligerent countries behaved as "nationals" rather than "Jews". This alone doomed any German attempt to harness the "Jewish Question" to its cause.

For the student of the period as well as the general reader Egmont Zechlin's study fills an important gap; one can only hope that translation will soon be available and that it will encourage someone to write an equally meticulous and lucid account of the German Jews in the Weimar republic.

Books  
received



# Ostjuden ohne Hoffnung

Verpaßte Chancen nach der russischen Februarrevolution — Ein unbekanntes Kapitel deutscher Politik im Ersten Weltkrieg / Von Ernst Fraenkel

Egmont Zechlin: „Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg“; Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1969; 592 Seiten, 36,— DM.

Egmont Zechlins Buch ist weder eine Abhandlung über die Rolle, welche die „Deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens“ 1914 bis 1918 in der deutschen Kriegspolitik gespielt haben, noch eine Studie über die Behandlung, die den nicht-deutschen Juden in den von Deutschland besetzten Gebieten Osteuropas von militärischen und zivilen Instanzen zuteil geworden ist. Es enthält vielmehr eine historisch fundierte politologische Untersuchung der deutschen Anstrengung, sich der Judenfrage als eines Mittels zu bedienen, um den Kriegsausgang günstig für Deutschland zu beeinflussen.

Wenn Zechlin von der deutschen Politik und den Juden spricht, bezieht sich die Redewendung „Die deutsche Politik“ gewiß nicht ausschließlich, aber doch vornehmlich auf die deutsche Außenpolitik, und das Wort „Juden“ steht in erster Linie nicht für Judentum als Religionsgemeinschaft, sondern für die „Judenheit“. Dieser Ausdruck findet sich bereits im Baseler Programm des Zionistenkongresses von 1897 und meint die Angehörigen solcher jüdischen Gemeinschaften, die zum mindesten subjektiv die Merkmale einer nationalen Minorität erfüllen.

Es ist nicht das geringste Verdienst Zechlins, mit großem moralischem Mut und bemerkenswertem Takt einen Fragenkomplex angepackt zu haben, der vor 1945 überwiegend verfälscht worden und nach 1945 weitgehend unbearbeitet geblieben ist. Die Schwierigkeiten liegen nicht zuletzt im Sprachlichen. Dürfte es doch schwerlich eine Materie geben, für deren wissenschaftliche Bearbeitung es sich derart verhängnisvoll ausgewirkt hat, daß die Nationalsozialisten die deutsche Sprache bastardisiert haben. Bereits die Verwendung der Wörter „Judenheit“, „Judenfrage“, „Ostjuden“ und „Weltjudentum“ vermögen auch heute noch allzu leicht einen Autor in ein schiefes Licht zu bringen. Wer sich jedoch scheut, diese und ähnliche, an sich keineswegs affektbetonten Worte auszusprechen, weil sie von den Nazis schmähdlich und schändlich mißbraucht worden sind, trägt ungewollt dazu bei, daß die Analysen dieser Begriffe wissenschaftlich vernachlässigt und Ereignisse aus dem Bewußtsein verdrängt werden, die innerlich nur dann bewältigt werden können, wenn über sie mit schonungsloser Offenheit geredet wird.

Obwohl selber Politologe, rechne ich es dem Historiker Zechlin hoch an, daß er nicht dem Defätismus erlegen ist, wie er bei den Historikern heute so weit verbreitet ist, die sich gegenüber den Sozialwissenschaften nicht mehr behaupten zu können meinen. Zechlin hat das einmalige Phänomen „Judenheit“ nicht in ein Begriffsschema eingezwängt. Wer dieses singuläre und komplexe Phänomen „Judenheit“ (oder wie immer man es nennen mag), wie es zur Zeit des Ersten Weltkrieges bestand, in den Denkkategorien darstellen wollte, mittels derer die moderne Soziologie und Politologie die „Gestalten“ Nation und Nationalität zu erklären versucht, stößt auf eine doppelte Schwierigkeit: In den einzelnen Staaten West-, Zwischen- und Osteuropas bedeutete Zugehörigkeit zum Judentum objektiv etwas Grundverschiedenes, sie wurde von den Anhängern der als „jüdisch“ bezeichneten Gruppen auch nicht einheitlich bewertet. Begnügte man sich aber mit der Annahme, der Status eines Juden sei mit der Zugehörigkeit zur mosaischen Religionsgemeinschaft zutreffend und ausreichend gekennzeichnet, so stempelt man den assimilierten Juden zum Normaltypus, versperrt sich den Weg zum Verständnis des Ostjudentums und ignoriert die Bedeutung des Zionismus.

In dem Buch wird die deutsche Judenpolitik von damals weder chronologisch historisch dargestellt noch systematisch politologisch analysiert. Beide Methoden waren offenkundig ungeeignet, der schwierigen Materie Herr zu werden, weil diese Politik nicht auf einer einheitlichen Konzeption beruhte. Sie bestand vielmehr aus einer Kette pragmatischer Entscheidungen, die sich aus der jeweiligen Kriegslage ergaben und weitgehend von den Beziehungen des Kaiserreichs zu den Verbündeten und den neutralen Mächten abhingen. Aber auch die Schwankungen in der Kriegszielpolitik gegenüber den feindlichen Staaten und den antagonistischen Nationalitäten in den besetzten Ostgebieten lassen sich in der Judenfrage nachweisen.

Der Verfasser glaubte, diese methodischen Schwierigkeiten am besten meistern zu können, indem er den äußerst umfangreichen Stoff in etwa 30 Unterabschnitten behandelte, die nicht durch eine einheitliche Methode, sondern durch

die Fragestellung miteinander verbunden und zu fünf in sich abgeschlossenen Kapiteln zusammengefaßt sind. Dies mag erklären, warum die gesamtpolitischen und geistesgeschichtlichen Gesichtspunkte stark überwiegen und die ökonomisch-soziologischen Aspekte ein wenig zu kurz kommen, etwa in dem wichtigsten Kapitel über die Ostjuden; auch hätte man gern über die Wirtschaftsstruktur der reichsdeutschen Juden mehr erfahren.

Für das Gesamtwerk ist das Eingangskapitel bedeutsam, worin sich Stimmung und Haltung der reichsdeutschen Juden in den Tagen des Kriegsausbruchs 1914 spiegeln. Reichskanzler von Bethmann Hollwegs Propagandatrakt, den Krieg als einen Notwehrakt gegen die aggressive moskowitzische Barbarei auszugeben, um sich die sozialdemokratische Unterstützung zu sichern, bewährte sich auf das glänzendste in seiner Judenpolitik — soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein konnte: Das zaristische Regime, das sich schützend vor die serbischen Königsmörder stellte, war dieselbe russische Regierung, die für die Pogrome verantwortlich war. Vom allgemeinen Kriegsrausch erfaßt, gerieten die reichsdeutschen Juden (mitsamt ihren zionistischen Führern) in eine Art Euphorie. Nach allem, was sich seither ereignet hat, lesen sich ihre Treuegelübnisse und patriotischen Bekenntnisse geradezu gespensterhaft. Inspiriert von dem Neu-Kantianer Herman Cohen, bekannnten sich fast alle zum Dogma von der uneingeschränkten Kongruenz der deutschen und der jüdischen Sache in dem ausgebrochenen Weltkonflikt.

Der Burgfrieden, der am 4. August 1914 proklamiert wurde, unterband auch die innerdeutschen Auseinandersetzungen über die Judenfrage. Doch seit dem Kohlrübenwinter 1917/18 kam der Antisemitismus in den tagespolitischen Diskussionen wieder hoch. Er wurde quasi sogar offiziell sanktioniert, als man in der Armee und in der Wirtschaftsverwaltung begann, Judenstatistiken zu führen.

Abgesehen von den höchst bescheidenen zionistischen Ansätzen, verfügte die Judenheit zur Zeit des Ersten Weltkrieges über keine einheitliche, überstaatliche politische Organisation.

Dennoch wurde sie von der Außenwelt als eine irgendwie geartete Einheit angesehen, so daß sie damals bereits als Faktor der internationalen Politik angesehen wurde. Ihr Betätigungsfeld war nicht die militärische, sondern die psychologische Kriegführung, ihr Instrumentarium nicht die Diplomatie, sondern die öffentliche Meinung. Ihren größten Triumph feierte sie, als am 2. November 1917 die Balfour Declaration verkündet wurde, worin Großbritannien den Juden eine Heimstatt im damals noch türkischen Palästina versprach.

Lehrreich ist es, bei Zechlin nachzulesen, welche Spannungen im jüdischen Lager innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen zwischen den orthodox-religiös, den national-zionistisch und den karitativ-assimilatorisch ausgerichteten Organisationen bestanden haben, namentlich wenn es um das Ostjudentum ging. Welche Legenden sind jahrzehntelang über die Ostjuden verbreitet worden! Darum kann der jüdische Rezensent nur mit einem Gefühl echter Bewunderung die Bemühungen des nichtjüdischen Autors verfolgen, diese für den Außenstehenden so schwer verständlichen und, rückblickend betrachtet, tief tragischen Auseinandersetzungen gerecht abzuwägen darzustellen. Ein solches Verständnis hat während des Weltkrieges auf deutscher und vielfach auch auf deutsch-jüdischer Seite nicht bestanden. Aus diesem Mangel erklärt sich nicht unwesentlich das Scheitern der deutschen Judenpolitik während des Krieges.

Zechlin schrieb ein Buch für nachdenkliche Leser, die aus ihm zu erkennen vermögen, daß auch der Erste Weltkrieg zur unbewältigten deutschen Vergangenheit gehört. Der Rezensent glaubt, daß es hervorragend geeignet ist, diese Periode der deutschen Vergangenheit bewältigen zu helfen, nicht zuletzt deshalb, weil es der Verfasser unterläßt, als *praecceptor Germaniae* in Erscheinung zu treten.

Ein erheblicher Teil des Buches ist den Bemühungen der deutschen Regierung gewidmet, sich des Judentums namentlich in den Vereinigten Staaten als einer *pressure group* in ihrem Propagandakrieg gegen die Entente zu bedienen, der ja bis zur Februarrevolution 1917 das zaristische



Kein Beistand für den Zionismus  
Kaiser Wilhelm II. und Theodor Herzl  
in Palästina

Rußland als konstituierendes Mitglied angehört hat. Obwohl das Zarenregime bei den Juden der ganzen Welt als Todfeind galt, hat dieser propagandistisch höchst dilettantisch geführte Feldzug keine nennenswerten Erfolge gebracht. Es hat auch nichts genutzt, daß „die deutschen Juden unter dem Motto ‚Rache für Kischinew‘ das Zarenreich als Inbegriff der ‚härtesten Tyrannei‘, ‚blutigsten Grausamkeit und finstersten Reaktion‘ zum Hauptfeind erklärten“.

Reichlich phantastisch war der Gedanke, in Amerika eine anti-zaristische Einheitsfront zwischen den deutsch-jüdischen Bankiers von Wallstreet und den ostjüdischen Proletariatsmassen von

lower-Manhattan herzustellen. Die Opfer der gouvernementalen Judenverfolgung in Rußland erwiesen sich keineswegs als eine prodeutsche Emigrantenlobby, um so weniger, je deutlicher es wurde, daß die deutschen Besatzungsbehörden nach wie vor die jüdische Bevölkerung Kongreß-Polens diskriminierten. Die deutschen Besatzungsbehörden weigerten sich sogar, die ostjüdische Bevölkerung als eine Nationalität anzuerkennen, der man den Status einer Minorität hätte zusprechen müssen. Auch an der Förderung der zionistischen Bewegung war ihnen nichts gelegen.

Dies war das Dilemma der deutschen Judenpolitik: Die ostjüdischen Sympathien waren ihr nicht wichtig genug, um derentwegen den amtlichen Antisemitismus des Zarenreiches lautstark zu verurteilen, denn dann hätte Deutschland die Chance aufs Spiel gesetzt, mit Rußland einen Sonderfrieden zu schließen. Und hätten die deutschen Besatzungsbehörden jüdische Minoritätsrechte anerkannt, wären wieder die Polen verstimmt gewesen, die man zeitweilig als Hilfstuppen gegen Rußland mobilisieren wollte. Schließlich konnten die Deutschen auch nicht das zionistische Projekt unterstützen, Ostjuden in Palästina anzusiedeln, (von einer Heimstätte ganz zu schweigen), denn dagegen lehnte sich der türkische Bundesgenosse auf.

Dieselben galizischen Juden, die nach New York ausgewandert waren und in den ersten Kriegswochen für den österreichischen Kaiser Franz Joseph beteten, haben wenige Jahre darauf den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson als irdischen Messias verehrt, und nicht wenige von ihnen haben nach dem Krieg für Lenin demonstriert. So war denn der deutsche Propagandakrieg bereits gescheitert, ehe der gewaltsame Sturz der Zarenautokratie ihn gegenstandslos machte.

Die russische Revolution vom Februar/März 1917 steht im Schatten der großen Oktoberrevolution; sie wird gemeinhin von der deutschen Zeitgeschichte (und nicht nur von ihr) offenkundig verachtet. Auch die Revolutionsgeschichte wird vom Sieger geschrieben. Wer jedoch die Kriegspolitik der großen Mächte und insbesondere ihre Judenpolitik untersucht, für den ist die Februarrevolution die große Zäsur (Zechlin wird nicht müde, ihre Bedeutung hervorzuheben). Erst damals begann im Ernst der demokratische „Kreuzzug“ gegen die Mittelmächte, der unter dem Slogan geführt wurde, die Welt *safe for democracy* zu machen und das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu verwirklichen. Dem hatten die Mittelmächte keine propagandistisch wirksamen Argumente entgegenzusetzen.

Mit der Untersuchung eines Spezialproblems gelingt Zechlin der bedeutsame Nachweis, daß auch die Tage der ersten russischen Revolution „die Welt erschütterten“. Als erste kriegführende Macht proklamierte die provisorische russische Regierung am 9. April 1917 als Ziel ihrer Politik den „Abschluß eines dauernden Friedens auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker“.

Das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts bedeutet für Minderheiten, die sich ihres eigenständigen Charakters bewußt sind, etwas grundlegend Verschiedenes, je nachdem, ob sie in territorial geschlossenen Siedlungsgemeinschaften leben oder ob ihnen, über das gesamte Staatsgebiet verstreut lebenden Angehörigen der Charakter eines Personalverbandes zuerkannt wird. Für die Ostjuden der Weltkriegsperiode war das Selbstbestimmungsrecht der Völker belanglos, insoweit es mit dem Territorialprinzip identifiziert wurde. Es war jedoch höchst sinnvoll, wenn es einem austro-marxistischen Postulat Genüge tat, das zuerst Karl Renner aufgestellt hatte: In einem Viel-Völker-Staat sollte jede Nationalität befugt sein, sich als autonomer öffentlich-rechtlicher Personalverband mit weitgehenden Selbstverwaltungsrechten zu konstituieren, der alle Bürger des Gesamtstaates umfaßt, die für ihn optiert haben. Diese Autonomie sollte sich primär, jedoch keineswegs ausschließlich auf die Kulturpolitik erstrecken.

Zechlin beschreibt in dem wohl faszinierendsten Abschnitt seines Werkes ein Experiment, das im Jahre 1918 in der Ukraine ausprobiert wurde: Dort wollte man das Personalverbandsprinzip realisieren. Es läßt sich nicht übersehen, daß diesem Prinzip Zechlins Sympathien gehören. 1919 trucht es in den Vorschlägen wieder auf, die von den großen amerikanischen und englischen jüdischen Organisationen der Versailler Friedenskonferenz vorgelegt wurden, um das Problem der Ostjuden zu lösen. Im Grunde stellte das Personalverbandsprinzip nichts anderes dar als die Anwendung der Pluralismustheorie auf die Nationalitätenfrage. Kein Wunder, daß es von Stalin bereits in der Zeit vor 1914 leidenschaftlich abgelehnt worden ist.

Auf deutscher Seite hat man die zukunftsreiche Bedeutung dieses Projekts ebensowenig begriffen, wie man den Plan des deutschen Zionistenführers Max Bodenheimer ernstgenommen hat, einen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichenden Staatenbund auf der Basis des Personalverbandsprinzips zu errichten. Man hat dieses Projekt als utopisch angesehen, das selbst für eine Zwischenlösung der Ostjudenfrage ungeeignet sei — nicht ahnend, daß die Endlösung Auschwitz heißen würde.



~~ZINNER~~, BERNHARD 1919-  
ZELNER

Zeller, Bernhard



## Dank an Bernhard Zeller

Dem jetzt 60jährigen Professor Bernhard Zeller als Direktor des Deutschen Schillermuseums und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach/Neckar auch an dieser Stelle eine Gratulation auszusprechen, bedeutet gleichzeitig, ihm Dank zu sagen für vieles, was er nun seit geraumer Zeit für vertriebene und vergessene, aber verdiente Literaturhistoriker und Schriftsteller jüdischer Herkunft getan hat und tut. Wir denken dabei an Prominente wie Kurt Pinthus (1886-1975) und den Jean-Paul-Forscher Eduard Berend (1883-1973), denen er in Marbach bis zu ihrem Lebensende eine ihnen gemässe Bleibe und Arbeitsstätte bot.

Aber da finden sich auch, vollständig oder fragmentarisch, die literarischen Nachlässe von Berthold Auerbach und Julius Rodenberg (-Levy), von Arthur Schnitzler, Kafka und Gertrud Kolmar (-Chodziesner), von Mynona (Friedländer) und Döblin, von Claire Goll, Manfred George, Erich von Kahler und Tucholsky, untergebracht in der Handschriftenabteilung des Kulturinstituts, um zu gegebener Zeit der wissenschaftlichen Auswertung nutzbar gemacht zu werden. Dank gebührt Professor Zeller ferner für von ihm arrangierte Ausstellungen, die nicht nur Heuss und Stefan George galten, sondern auch Pinthus und "Jung-Wien" (mit Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Schnitzler, Freud, Herzl, Altenberg, Karl Kraus u.a.) gewidmet waren.

E.G.L.

*Auftrag, Okt. 9, 1979*

Zohn, Harry 1923-

Zohn, Harry



Harry Zahn  
geb. 21. Nov. 1923, Wien

Theodor Herzl Institute, N.Y.

**PROG**

*Monday* MAY 9 1960

8:00 P.M.

***Jewish Themes  
in Contemporary  
European Literature***

II. The Documentation of Guilt  
on the German Stage



Dr. Harry Zohn  
Professor, Brandeis University



Theodor Herzl Shrine, N.Y.

**PROG**

*Monday*

MAY 2, 1966

8:00 P.M.

***Jewish Themes  
in Contemporary  
European Literature***

I. The Holocaust in German  
Literature:

The Poetess Nelly Sachs



Dr. Harry Zohn  
Professor, Brandeis University

\* \* \*

Von Prof. Dr. Harry Zohn (Brandeis University) ist in der in Kalifornien erscheinenden Zeitschrift "Modern Austrian Literature" (Vol. 13, Nr. 3, 1980) ein Robert Stolz gewidmeter Beitrag über das Wienerlied veröffentlicht worden (Titel der Arbeit: "Und's klingt halt doch so voller Poesie" — Versuch über das Wienerlied). Prof. Zohn, langjähriger "Aufbau"-Freund und Mitarbeiter, ist ausserdem Übersetzer der Jugenderinnerungen Gershom Scholems, die unter dem Titel "From Berlin to Jerusalem. Memoirs of My Youth" beim New Yorker Verlag Schocken Books (178 Seiten, \$12.95) erschienen sind und in unserer Festtagsausgabe vom 28. November besprochen wurden.

*Aufbau, Dec. 19 R.A.*

FLORIDA 1980



EINER VON UNS:

*Aufbau, 25. April  
1975*

## Harry Zohn, Professor in Brandeis

Unter den zahlreichen akademischen Lehrern, Künstlern, Wissenschaftlern, die der Grosse Holocaust nach Amerika exilierte, ist einer der bekanntesten der Chairman (Dekan) der Fakultät für deutsche und slawische Sprachen an der Brandeis University (Waltham, Massachusetts), der nun einundfünfzigjährige Professor Dr. Harry Zohn. Als Sechzehnjähriger kam er mit seinen Eltern nach Amerika, und sie wählten als ihren Wohnort Boston. Dort begann Harrys Vater als Zimmermaler; er tat alles damit sein Sohn "etwas wird." Es ist ihm gelungen: Harry promovierte zum Doktor der Philosophie in Harvard, und schon im Jahre 1948 — drei Jahre vor der offiziellen Eröffnung der Brandeis Universität — interessierte er sich für das Projekt eines solchen Instituts.

Zum ersten Male traf ich ihn bei einer Gedächtnisfeier für Ernst Waldinger, und ich war tief beeindruckt und gerührt von Zohns ausgezeichnetem Vortrag. Ich las sein Werk über Karl Kraus, in dem er den grossen Satiriker dem amerikanischen Lesepublikum vorstellte, und zuletzt die zweite Auflage seines Buches "Der farbenvolle Untergang", die grandiose Literatur-epoche des sterbenden österreichische Kaiserreiches. Was aber Professor Zohn auszeichnet, ist, dass der Neuamerikaner seine emotionelle und intellektuelle Bindung mit der Kultur der alten Heimat beibehalten hat.

Das Erlebnis, als 16jähriger heimatlos geworden zu sein, hat ihn nicht gehindert, die Kulturwerte von drüben, sowohl als Schriftsteller als auch als Lehrer, den Ameri-

kanern zugänglich zu machen. Er ist Kulturhofschafter der deutschen Sprache. Neben Karl Kraus und Stefan Zweig, macht er auch seine Studenten auf Kurt Tucholsky aufmerksam. Zohn arbeitet gegenwärtig an einer Biographie des deutschen Soziologen Max Weber, die demnächst publiziert werden soll. Das "Grosse Werk" seines Lebens soll aber ein Buch werden, zu dem Zohn des Material aus Theodor Herzls Tagebüchern, seiner umfangreichen Korrespondenz und seinen Reden — alle bisher unpubliziert — sammelt.

Seine grosse Liebe ist die Brandeis University, und er bedauert, dass seine Position als Dekan seine Unterrichtstätigkeit hindert. Aber dieses Jahr hält er Vorlesungen über "The Jewish Contribution to German Literatur" und betont den grossen Beitrag, den Juden zur Literatur Deutschlands leisteten. Zohn ist Musikliebhaber, und spielt die Viola im "Brandeis Symphony Orchester." Sein Lieblingskomponist ist Anton Bruckner. "Musik und Humor sind wichtig fürs Lehren", sagt Zohn. "Ein un-musikalischer, humorloser Professor kann nicht deutsch unterrichten."

Zohn ist Direktor der "Goethe Society of New England," Präsident der "Association of the Massachusetts Teachers of German" und Mitbegründer der Internationalen Stefan Zweig Gesellschaft. Er ist eine lebende Brücke nicht nur zwischen der alten und der neuen Welt, sondern auch zwischen der alten und der jungen Hitler-Emigration.

**Richard Berczeller**

Zondek, Bernhard 1891-1966  
~~Herman~~

Zondek, Bernhard



Bernhard Zoudek  
geb. 1891, Posen  
gest. 1966, New York

<sup>1967</sup> **PROFESSOR BERNHARD ZONDEK** <sup>ASR</sup>

Professor Bernhard Zondek, one of the world's leading gynaecologists and Professor Emeritus at the Hebrew University in Jerusalem, died in New York at the age of 75.

Along with Dr. Selmar Aschheim, Zondek was co-discoverer of the so-called Aschheim-Zondek test through which pregnancy can be determined at an early stage.

Professor Zondek was born in Wronke and became lecturer at the Berlin University in 1923. When the Nazis came to power he refused important posts offered to him in several countries, and decided to settle in Palestine. Taking with him much of his own valuable scientific equipment he set up in the three basement rooms of an old Arab house which Hadassah provided for him as a laboratory. Later he became Professor at the university and department head at Hadassah Hospital.

On the occasion of his 75th birthday the British Society for the Study of Fertility presented him with the Marshall Medal which had only been awarded to one other person. At the time of his death Professor Zondek was conducting a research project at the Albert Einstein College of Medicine of Yeshiva University.

D.W.B.S. 66,46 (18. Okt. 1966).

**Prof. Bernhard Zondek gestorben**

Während einer Reise starb in New York der bekannte israelische Gynäkologe Dr. Bernhard Zondek, Träger des Israel-Preises, Ehrendoktor zahlreicher Universitäten in Europa und Amerika. — Prof. Zondek wurde 1891 in der Provinz Posen geboren; von 1926 bis 1933 war er Professor an der Universität in Berlin und wählte bei der Auswanderung auf Grund eines Angebots von Prof. Magnes als neuen Wirkungskreis die Hebräische Universität in Jerusalem. Durch seine Forschungen auf dem Gebiete der innersekretorischen Zusammenhänge gewann er die Erkenntnisse, die zur frühzeitigen Diagnose der Schwangerschaft führen (Aschheim-Zondek-Reaktion). Weitere wissenschaftliche Arbeiten trugen ihm den Szold-Preis der Stadt Tel Aviv ein. Seine medizinischen Werke sind in viele Sprachen übersetzt worden. Seine frauenärztliche Praxis in Jerusalem war im ganzen Orient bekannt. Prof. Zondek besuchte in den letzten Jahren sehr häufig auch die Schweiz, wo seine Freunde um eine geistvolle Persönlichkeit und einen lebenswürdigen Menschen trauern.

Zondek, Bernhard 1891-1966



*Aufbau, Bergezeit: Nr. 18, 1966.*

## Bernhard Zondek gestorben

Im Alter von 75 Jahren starb der Arzt und Wissenschaftler Dr. Bernhard Zondek. Sein Name wurde international bekannt, als er 1928, zusammen mit dem Pathologen Paul Aschheim, den Aschheim-Zondek-Test entwickelte, der die Möglichkeit gibt, eine Schwangerschaft im ersten Monat festzustellen.

Dr. Zondek erwarb sein Doktor-Diplom im Jahre 1919 an der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität, wo er vom Jahre 1923 ab einen Lehrstuhl für Gynäkologie innehatte. Von 1929 bis 1933 war er Chef der Abteilung für Frauenkrankheiten an der Berliner Charité.

Dr. Zondek emigrierte nach

Stockholm, wo er am Universitätsinstitut für Biochemie lehrte. Von dort aus ging er nach Israel an die Hadassah-Medizinische Schule der Hebräischen Universität. 1961 wurde er zum Professor Emeritus ernannt.

Er war einer der ersten Fachleute auf dem Gebiete der Hormonforschung und Ehrenmitglied vieler internationaler Fachorganisationen.

Bernhard Zondek hinterlässt seine Gattin Maria geborene Monk, eine Tochter Rita Haas und zwei Brüder, Dr. Hermann Zondek und Dr. Samuel Georg Zondek, die wie er, als Forscher und Ärzte bekannt sind. m.

Zion Gedanken

Professor Bernard Zondek ל"י

Im Jahre 1966 erreichte Professor Bernhard Zondek sein 75. Lebensjahr. Die Ärzte Israels, stolz darauf, einen Forscher von solchem Rang zu den ihrigen zu zählen, bereiteten eine würdige Feier vor. Nach seiner Rückkehr aus Amerika sollte ihm in einem festlichen Akt eine Festschrift der „Harefuah“, die zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten seiner Schüler und Freunde enthielt, überreicht werden. Es kam nicht dazu. Statt zum freudigen Feste versammelten sich Ärzte und Verehrer am Grabe des aus voller Tätigkeit Dahingegangenen. Bernhard Zondek wurde im Jahre 1891 in Wronke geboren. Er studierte Medizin an der Universität Berlin und wurde im Jahre 1918 zum Doktor promoviert. Als Assistent der Universitäts-Frauenklinik der Charité erhielt er im Jahre 1923 die *venia legendi* als Privatdozent, wurde 1926 ausserordentlicher Professor und 1929 Leiter der Abteilung für Geburtshilfe und Gynäkologie des Krankenhauses Berlin-Spandau. Seine Tätigkeit in Deutschland endete im Jahre 1933, da er schon weltberühmt war. Sehr früh hatte er sich der Erforschung der weiblichen Geschlechtshormone zugewandt, getrieben von Zweifeln an der Richtigkeit der damals auf diesem Gebiete herrschenden Ansichten. Im Jahre 1926 veröffentlichten Aschheim und Zondek die Laboratoriumsmethode, die die Feststellung der Schwangerschaft in deren ersten Wochen ermöglicht. Sie ist dem weiten Publikum wegen ihrer klinischen Nutzenanwendung bekannt; daneben kam aber dieser Entdeckung grösste wissenschaftliche Bedeutung zu, denn sie eröffnete neue Einblicke in hormonale Vorgänge bei der Frau. Auf Grund seiner Forschungen entwickelte Zondek die heute geltende Theorie, dass bei der geschlechtsreifen Frau eine Reihe von hormonausscheidenden Organen sich gegenseitig beeinflussen und in ihrem Zusammenspiel von einer Zentrale gelenkt werden, die ihren Sitz im Hirnanhang hat.

1933 verliess Zondek Berlin. Er arbeitete einige Monate am Institut für Biochemie der Universität Stockholm. Im Jahre 1934 folgte er einer Berufung nach Jerusalem, wo man daran ging, die medizinische Fakultät der jungen Universität zu bilden. Damals standen Zondek

Universitätsinstitute und Kliniken in aller Welt offen; er aber zog es vor, nach Jerusalem zu gehen, wo er mit bescheidenen Mitteln in einem im Keller untergebrachten Laboratorium zu arbeiten begann. Zugleich übernahm er die Abteilung für Geburtshilfe und Gynäkologie am Hadassah-Krankenhaus. Unzählige Frauen des Landes und des Auslandes erhielten von ihm ärztliche Hilfe und Rat. Zahlreich sind seine Schüler, die heute im Lande Krankenhausabteilungen leiten und Professuren bekleiden, im Krankenkassendienst gute Arbeit leisten oder an Forschungsstätten wirken. Zondek wurde, da er schon zu uns im Lande gehörte, mit Ehrungen überhäuft. Ihm wurden die Ehrenbürgerschaften von Rio de Janeiro und Winnipeg verliehen, er erhielt Ehrendokorate der Universitäten Turin und Rio de Janeiro. Die Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe von New York ernannte ihn zum Ehrenmitglied, eine Ehre, die vorher nur einem Vertreter dieses Faches zuteil geworden war. Im Juli 1966, da er den 75. Geburtstag feierte, veranstaltete die Ciba Foundation in der Schweiz eine Tagung, die den Problemen äusserer Einflüsse auf die Fortpflanzung gewidmet war, einem Gegenstand, der ihn in den letzten Jahren beschäftigte. Bei dieser Gelegenheit verlieh ihm die Britische Gesellschaft für das Studium der Fruchtbarkeit ihre höchste Auszeichnung, die Marshall-Medaille. In Israel selbst wurde Zondek mit dem staatlichen Israel-Preis, dem Henrietta-Szold-Preis der Stadt Tel-Aviv und dem Bublick-Preis der Hebräischen Universität geehrt.

Ein reiches, arbeitsvolles Leben, fürwahr! Und doch, er schien immer Zeit zu haben, schien nie in Eile zu sein. Wann immer man ihm begegnete, er fand immer Freude daran, einen anzuhalten, zu befragen, interessiert anzuhören und einem selbst etwas zu erzählen, anscheinend erfreut über das dankbare Verständnis für den nie fehlenden Witz. Oft folgte darauf ein unerwarteter Freundschaftsdienst. Gross ist die Gemeinde derer, die die Trauer der hinterbliebenen Familie und der beiden Brüder, Professor Hermann Zondek in Jerusalem und Professor Shmuel Zondek in Tel-Aviv, teilen.

THEODOR GRUSHKA



Zondek, Hermann 1887-1979

Zondek, Hermann

Von dem aus Wronke (frühere Provinz Posen) stammenden, berühmten Ärztetrio, den Professoren Hermann, Bernhard und Samuel G. Zondek, die bis 1933 in Berlin wirkten, lebt nur noch der älteste, der Internist und Drüsenspezialist Hermann Zondek; er ist vor kurzem in Jerusalem 90 Jahre alt geworden. Seit 1926 war er Ärztlicher Direktor am Urban-Krankenhaus der Stadt Berlin, und bis 1959 leitete er die Innere Abteilung des Bikur-Holim-Hospitals in Jerusalem. Von ihm wissen wir auch deshalb mehr, weil er seine Memoiren in einem Buch niedergelegt hat ("Auf festem Fuss"; Veröffentlichung des Leo-Baeck-Instituts, Stuttgart 1973); unter den diesem Werk beigelegten Fotos befindet sich eines, das die drei Brüder zusammen zeigt. Bernhard, der Gynäkologe, starb 1966 in New York, und Samuel Georg, Internist und Pharmakologe, ging 1970 in Tel Aviv dahin.

EGL

Auffbau, Sept 30, 1977



Zondek, Hermann  
"Auf festem Fusse".  
Autobiographie  
Stuttgart 1973

Z. S. Loewenthal  
M B, 1973, Nr. 38, S. 5

M.B., 26. Aug. 1977  
**Ein grosser Arzt in Israel**  
**Hermann Zondek zum 90. Geburtstag**

Kein Agnon ist dem „Staedel“ deutscher Version im Posenschen erstanden, der sein Aroma festgehalten hätte. Auch hat es bislang nicht den Historiographen gefunden, der die Bedeutung seiner Söhne — 1887 war kein schlechter Jahrgang — für das einmalige Kulturphänomen „Deutsches Judentum“ darzustellen hätte: Treffend könnte er sie an Hermann Zondek exemplifizieren. Die Atmosphäre des Elternhauses, — über dem Geschäft am Markt in Wronke, — war noch getränkt von der Erinnerung an den mütterlichen Urgrossvater Baer Holländer, den seine Eltern aus Amsterdam in die Posener Yeschiwa von R. Akiba Eger geschickt hatten und der dann dort, mittels der üblichen „Köst“, hängen blieb. In zartem Singsang weiss Zondek noch heute die traditionelle Klangfolge der Piyutim der Hohen Feiertage wiederzugeben, in die sich selbst bis dorthin ein Echo von Rossini, Wagner und Berlioz eingeschlichen hatte. In diese primärjüdische Atmosphäre wehte aber schon das „Berliner Tageblatt“ die bestrickende neue Luft hinein und lockte mächtig die begabten Söhne, zuerst Hermann und dann Bernhard-Baer und Samuel-Georg in die Hauptstadt, auf deren Bühne sich bald die „Success-story“ der drei Professoren-Brüder abspielte.

Berufene haben Hermann Zondek als den „grossen Arzt“ geschildert. Bescheidenes hierüber ist auch in seiner Autobiographie skizziert, deren Veröffentlichung dem Leo Baeck Institut zu Ehre gereicht. Sie erstreckt sich auf beide Hälften der ihm gnädig gewährten langen Lebensspanne, die erste primär in Berlin und die zweite seit 1934 in Jerusalem. Von dort aus verliert er das Gefühl der Lebenssicherheit den Tausenden, die ihn aufsuchten, — aus Deutschland und aus Russland, aus Israel und den Nachbarstaaten: Staatsmänner und Generalstabsoffiziere, rabbinische Leuchten und chassidische Amdurim, Dichter, Verleger und Schauspieler, Architekten, Maler und Musiker, Gelehrte und Wirtschaftsmagnaten, — sie alle und die Schar der namenlosen Hilfesuchenden vertrauten der scheinbar intuitiven Heilkraft dieses medizinischen Künstlers, ohne sich seine mit Fleiss erworbene Technik oder gar seine enorme theoretische und klinische Erfahrungssammlung und -sichtung ins Bewusstsein zu rufen. Offensichtlich spürten sie sein Mit-Leiden, seine echte Sym-Pathie, die ihn innerlich nur zu oft, trotz ergebener Hilfeleistung, über die allzu engen Grenzen medizinischer Hilfsmöglichkeiten verzweifeln liess.

Was die wissenschaftliche Leistung und Lehrtätigkeit Hermann

Zondeks angeht, steht es dem Schreiber dieser Zeilen gewiss nicht zu, die fachlichen Würdigungen wiederzugeben, die so viele seiner nahen und entfernten Schüler über ihn als den „Altmeister der Endokrinologie“ veröffentlicht haben. Der Laie staunt über die Arbeitskraft, die trotz Überbeschäftigung in Privatpraxis und gleichzeitig als Oberarzt der Berliner Charité, dann als Direktor des grossen Urban-Krankenhauses und schliesslich als Chef des Jerusalemer Bikur-Cholim Krankenhauses ihm genügend Musse und Kraft zur intensiven Forschung belassen und dies, wie gesagt, auch hierzulande, wo — ein dunkles Kapitel — ihm niemals Laboratorienräume der Hebräischen Universität oder ihrer Partner zur Verfügung standen. Es ist das Verdienst seiner langjährigen Hauptmitarbeiterin, Dr. Hanna Leszyusky, in ihrer synoptischen Zusammenfassung seiner Leistung auch diese zweite Schaffensperiode detailliert dargestellt zu haben. Immerhin war Zondek der erste, der 1923 ein endokrinologisches Lehrbuch veröffentlichte, das dann immer wieder in revidierten Ausgaben in deutscher, französischer, englischer, italienischer, russischer und polnischer Sprache herauskam. Da-

bei fällt auf, dass er nicht nur seine besondere Aufmerksamkeit den verschiedenen Drüsen und insbesondere der Schilddrüse oder dem Myxoedem-Herz, oft das „Zondek-Herz“ genannt, als solchem widmete, dass ihn viel mehr gerade die Enthüllung des Geheimnisses ihrer Wechselwirkungen und Wechselkontrollen mit den anderen Organen des menschlichen Körperwunders reizte. Den Satz, das Genie liegt im Detail, scheint er durch die These ergänzt zu haben, dass auch die Kraft im Detail wurzelt.

Solche allgemeinen Gedanken bildeten den motorischen Antrieb, ohne den das Schaffen Hermann Zondeks nicht zu verstehen ist. In seiner hektischen Berliner Periode mag ihm nicht viel Zeit für jüdische Aktivität geblieben sein, doch war er mit seinen Brüdern sowie mit Wertheimer, Halberstädter und Dolzynski einer der wenigen medizinischen Wissenschaftler von Weltruf, die trotz allerlei Verlockungen sich früh dem Neuaufbau jüdischen Daseins in Israel einfügten. Dabei mag natürliches Solidaritätsgefühl und unverdrängte Selbstidentifizierung eine wichtige Rolle gespielt haben. Für ihn blieb und bleibt aber entscheidend seine Demut vor dem alten Gott Israels,

### „Dass wir solche Dinge lehren...“

Nachstehend ein kurzer Auszug aus Hermann Zondeks Autobiographie „Auf festem Fusse“ — Erinnerungen eines jüdischen Klinikers — (Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1973).

„Welch eine Fülle von Eigenschaften des Intellekts und der Seele muss sich vereinigen, damit sich die Persönlichkeit des wahren Arztes formt. Was für ungeheure Fortschritte hat die Medizin unserer Jahre in all ihren Spezialfächern in Theorie und Praxis gegenüber der Zeit meiner Jugendjahre gemacht. Fortdauernd werden neue Einsichten bekanntgegeben, neue diagnostische und therapeutische Methoden beschrieben. Fortlaufend kommen neue Heilmittel auf den Markt. Häufig sind es nur Meteore, die da aufleuchten und wieder verschwinden. Aber der Arzt hat von ihnen Kenntnis und zu ihnen kritische Stellung zu nehmen. Bei allem jedoch ist und bleibt meines Erachtens die subtile Kenntnis der klinischen Symptomatologie und deren möglichst weitgehende pathogenetische Durchdringung auch heute noch erstes Erfordernis.

Nur eine relativ kleine Zahl junger Ärzte ist heute bereit, sich der freien ärztlichen Tätigkeit zu widmen. Die meisten ziehen es vor

— nicht zuletzt im Hinblick auf die vorherrschende Tendenz zur Spezialisierung —, im Krankenhaus zu verbleiben und das so lange wie möglich. Im Krankenhaus aber ist das Verhältnis Arzt — Patient ein anderes als im Rahmen freier ärztlicher Tätigkeit. Es ähnelt mehr einer zeitweiligen Begegnung und entwickelt sich nur selten zu einer anhaltenden Bindung.

Im Spital tritt der sogenannte „interessante Fall“ in den Vordergrund. Der interessante Fall wird nicht nur untersucht, sondern auch erforscht. Damit begibt sich der Arzt in die Sphäre der Wissenschaft. Wissenschaft ist zum Idol geworden. Ich habe in meinem Leben zahlreiche Kollegen in ihrem Forschartum beobachtet und ihren Werdegang verfolgt. Nur wenigen gelang es, an der steinigen Strasse, die sie wanderten, keimende Sprösslinge zu setzen. Alle waren sie hoffnungsfrohe Gemüter! Viele kamen aus echter Liebe zur Wissenschaft, viele um der Karriere willen. Gar viele wurden fachlich geeignete Mitarbeiter, ja unentbehrliche Gesellen eines geistigen Meisters, der begabt mit Verstand, Erfahrung, Intuition und mit Charakter seinen Weg unbeirrt im Labyrinth der Forschung ging. Wie wenige sind selber zu Baumeistern geworden. Sie hätten besser getan,

dessen meisterhafte Gegenwart er überall spürt, in der Bibel wie im Faust, doch insbesondere in der Einheit des Physischen und Psychischen der Kreatur. An den Freitag-Abenden, an denen sich in seiner kultivierten Häuslichkeit seine engsten Freunde um ihn in geordneten, mit viel Humor gewürzten Gesprächen über Politik, Kunst, Literatur und alle anderen Lebenssparten vereinen, tönt immer wieder, zuweilen ganz unerwartet, sozusagen als Leitmotiv, das Numinose an, jenes Staunen über das Unbegreifbare im Ganzen und im Detail, über das Irrationale und sein Verhältnis zum Rationalen und über seine Konkretisierung im jüdischen Gott der Welt, der nun einmal besonders in Jerusalem zu Hause ist. In seiner Denkrede anlässlich seiner Ernennung zum „Yakir Yerushalaym“ gestand er, dass er sich, wie wohl ein jeder, sein eigenes Jerusalem geschaffen habe.

Seine Kinder und seine vielen Freunde und Verehrer empfinden eine tiefe Dankeschuld an seine Gattin, Dr. Gerda Zondek, dafür, dass sie mit ihrer aufopfernden Umsicht und Pflege uns diesen echten Humanisten in seiner adligen, eleganten Frische erhalten hat, und sie wünschen ihr und uns noch viele Jahre des Glücks seiner Gegenwart.

PAUL J. JACOBI

ihrem praktisch ärztlichen Beruf treu zu bleiben, dem es an dringenden Aufgaben gewiss nicht fehlt. Die wahrhaft Schöpferischen sind im übrigen nur selten unter den Übergebildeten zu finden, d.h. unter denen, deren Hirne während ihres Studiums oder später mit Fachwissen unter Überdruck gesetzt waren.

Durch das Wunder der vegetativen Lebensabläufe, fasziniert durch den festgelegten Rhythmus des Geschehens, das tief im Unbewussten alles Lebendigen gerichtet und zum Ganzen strebend vor sich geht und immer und immer wieder vor sich geht, im Gewährwerden der grandiosen Leistungen des menschlichen Ingeniums, der strahlenden Höhen, aber auch der finsternen Tiefen des menschlichen Seelenlebens bin ich, wie viele andere vor mir, auf das Unfassbare gestossen. Was war der Fortschritt meines wissenschaftlichen Bemühens? Die Unfassbarkeit immer schärfer als solche zu erfassen. Für mich wurde auf diesem Wege höheres Walten zu innerer Gewissheit. Es ist ein subjektives Bekenntnis, das sich mir aufdrängte.

„Dass wir solche Dinge lehren,  
 Möge man uns nicht bestrafen.  
 Wie das alles zu erklären  
 Dürft Ihr Euer Tiefstes fragen“  
 (Goethe)

Zuckermann, Hugo  
1881-1914

Zuckermann, Hugo



Hugo Zuckermann  
geb. 15. Mai 1881, Eger, Böhmen  
gest. 23. Dez. 1914, Eger

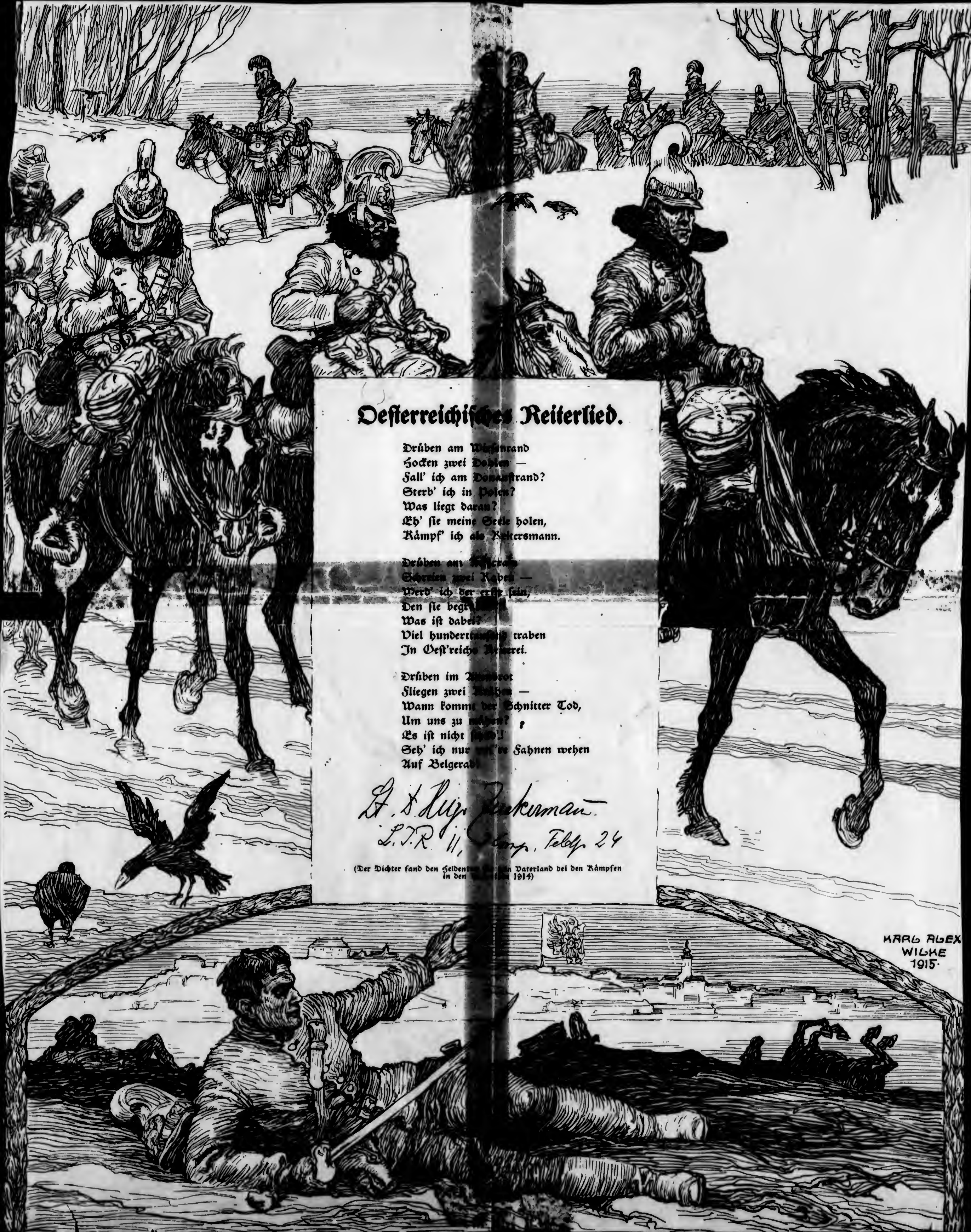
Zuckermann, Hugo  
1881-1914

„Drüben am Wiesenrand  
hocken zwei Dohlen . . .“



Hugo Zuckermann,  
der im Weltkrieg gefallene Dichter des „Oesterreichischen Weiter-  
Liedes“, ist jetzt von seiner Heimatgemeinde in Eger durch die  
Errichtung eines würdigen Grabdenkmals geehrt worden.  
Phot. Atlantic.





### Oesterreichisches Reiterlied.

Drüben am Weidenrand  
Socken zwei Dohlen —  
Soll' ich am Donaustrand?  
Sterb' ich in Polen?  
Was liegt daran?  
Läß' sie meine Seele holen,  
Kämpf' ich als Reitermann.

Drüben am Weidenrand  
Socken zwei Raben —  
Werd' ich der erste sein,  
Den sie begehen?  
Was ist dabei?  
Viel hunderttausend traben  
In Oestreichs Heerei.

Drüben im Abendrot  
Sliegen zwei Falken —  
Wann kommt der Schnitter Tod,  
Um uns zu mahnen?  
Es ist nicht fern!  
Seh' ich nur die Fahnen wehen  
Auf Belgerad!

*G. & Hugo Zukerman  
L.T.R. II, Camp, Feldp. 24*

(Der Dichter fand den Feldweg zu seinem Vaterland bei den Kämpfen  
in den Jahren 1914)

KARL ALEX  
WILKE  
1915.



Zuckmayer, Carl  
1896-1979 Alice-Herdon

Zucker Mayer, Carl

**Neue Bücher von  
Carl Zuckmayer**

*Auffbau  
Oct 29,  
1976*

Der grosse Dramatiker Carl Zuckmayer, auch als Erzähler von Bedeutung, feiert demnächst seinen 80. Geburtstag. Zu diesem Anlass sind im Verlag S. Fischer in Frankfurt zwei Bücher, die Zusammenstellungen von in vielen Jahren in Zeitschriften, Zeitungen oder Broschüren erschienenen Essays Zuckmayers herausgekommen: ein Band "Lesebuch" und ein zweiter, "Aufruf zum Leben" betitelt, der von Persönlichkeiten handelt, denen Zuckmayer begegnet ist, die sein Leben beeinflusst haben oder auch nur allgemein von Bedeutung für unsere Zeit sind: Theodor Heuss, Heinrich Heine, Carlo Mierendorff und Erich Maria Remarque, Gerhart Hauptmann und Max Reinhardt, Ödön von Horvath und Gertrud von Le Fort und viele andere. Zuckmayer lebte nach den Jahren seiner Emigration in den USA, nunmehr in Saas Fé in der Schweiz.

## Literatur

### Eine stramme Seele

Porträt einer Freundschaft mit Alice und Carl Zuckmayer

In den schlimmen Jahren des letzten Krieges, als ganz Europa gleichgeschaltet war, hatten die deutschen Dichter im Exil nur die Wahl, sich verlorenzugeben oder an ein Wunder zu glauben. Leitbilder dieser beiden Haltungen waren Stefan Zweig, der die „Welt von gestern“ für unwiederbringlich hielt und sich das Leben nahm, und Carl Zuckmayer, der daraufhin in einem Flugblatt, betitelt „Aufruf zum Leben“, seine Schicksalsgenossen bat, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht sinken zu lassen.

Er selbst, Zuckmayer, hatte sich freilich zu der einzigen Daseinsform bekannt, in der die seelische Gesundheit bewahrt, die Psychose der Heimatlosigkeit überwunden werden konnte. Er hauste auf einem Bauernhof, inmitten einer Berglandschaft, die sich von der europäischen nicht allzu merklich unterschied, sein täglicher Umgang waren Tiere, die nicht in fremden Lauten zu ihm sprachen, er beobachtete nicht nur, er förderte den Kreislauf der Natur und sah, fern von jeder urbanen Verzweigung, daß die Saat zur Ernte führt und die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Von ihren Jahren auf der „Farm in den grünen Bergen“ hat Alice Herdan, seine Frau, in einem schönen und tröstlichen Buch berichtet. Nun erfährt man

mehr aus den Erinnerungen zweier Eheleute, die im Herbst 1941 die Zuckmayers in Vermont besuchten und zu ihren lebenslangen Freunden wurden. Ein junger finnischer Journalist, Piltti Heiskanen, hatte eine Wienerin, die Tochter der damals recht bekannten Schriftstellerin Gertrud Wickerkauser, geheiratet, war mit ihr in die Vereinigten Staaten ausgewandert und wurde amerikanischer Diplomat. Sein Beruf als Presse- und Kulturattaché sollte ihn nach dem Krieg in den Iran und nach Israel führen, wovon er — etwa aus der Zeit in Täbris und Khorramshahr — Beachtliches zu erzählen hat. Dennoch ist das gemeinsame Opus „Die Sterne sind geblieben“ von Christine und Piltti Heiskanen nahezu ausschließlich einer Schilderung der Charakterbilder, der Lebensumstände, der Aussprüche und brieflichen Mitteilungen der Zuckmayers gewidmet: ein Dokument rührender Liebe und Bewunderung.

Ein Maß nicht nur an Naturverbundenheit, sondern an unverbildeter Natürlichkeit, an einer gewissen Naivität überdies, die schlaun Verstand nicht ausschließt und der poetischen Intuition sogar förderlich ist, war den Zuckmayers ebenso eigen wie den Heiskanens, die sie an ihr Herz nahmen und ihre „Kinder“ nannten. Aus all diesen Eigenschaften entsteht eine weitere:

Mut, an dem es Christl und Piltti offenbar auch nicht gebrach. Tapfer, schlaun und naiv geben sie sich in ihren Memoiren und haben zudem die Gabe des *total recall*, eines Bewußtseins, das kleinste Einzelheiten zu registrieren und über Jahrzehnte zu speichern vermag.

Frisch und unverblaßt wirkt denn die Erscheinung des urwüchsigen Dichters und Dramatikers nach, der morgens die Kühe melkt, sich dann prustend wie ein Seelöwe unter die Dusche begibt, mit seinen geliebten Hunden spazierengeht, sinnliche Genüsse schätzt und sein schwaches Herz mit Alkohol stärkt, abends am liebsten seine eigenen Bellman-Nachdichtungen oder Volkslieder zur Gitarre singt, aber zwischendurch mit unendlichem Fleiß an der schriftstellerischen Arbeit ist. Dazu die machtvolle Gefährtin, „energiegeladen“, von soldatischer Zucht, zugleich einfallreich und wortgewandt, eine Frau, mit der sich schwere Zeiten wohl überdauern lassen.

Viele hübsche Streiflichter auf ihren Alltag, viele Geschichtchen über Figuren aus ihrem Dunstkreis finden sich in dem kleinen Buch. Wenn es eine Botschaft für uns enthält, die wir zuweilen wieder vor der Zukunft bangen, dann ist es die schlichte Regel Carl Zuckmayers, der auf seiner Backwoods Farm jede Nacht um drei Uhr aufstand, um die drei Öfen nachzuheizen: „Man darf die Feuer nicht ausgehen lassen.“ Christine Heiskanen sagt dazu: „Er hatte eine stramme Seele in sich.“

HILDE SPIEL

Piltti und Christine Heiskanen: „Die Sterne sind geblieben.“ Porträt einer Freundschaft mit Alice und Carl Zuckmayer. Classen Verlag, Zürich 1980. 158 S., geb., 26,— DM.



Bericht von einer späten Freundschaft

Von Carl Zuckmayer

Die Leser haben die Auszüge aus Carl Zuckmayers Erinnerungen «Als wär's ein Stück von mir», die wir in unserem Blatte seinerzeit im Erstdruck veröffentlichten, nicht vergessen. — Als wir bei Gelegenheit mit Carl Zuckmayer auf die Auswirkungen und Folgen dieser Erinnerungen zu sprechen kamen, begann er unvermittelt vom Glück einer späten Freundschaft zu erzählen; er brachte das, was dazu gehörte, mit heiter beschwörender Sprache zu Gegenwart, unkompliziert, direkt, voller Dankbarkeit und mit dem Vergnügen, das ihn auch instand setzte, beim Schildern und Berichten die Partagas nicht erlöschen und den Wein nicht Bouquet verlieren zu lassen. Wir hörten ihm zu, und zuletzt war nur der Wunsch da, «Zuck» möchte doch aufschreiben, was er uns viva voce geschenkt. Er hat es getan: «Bericht von einer späten Freundschaft».

Wie sich das oft ergibt, gerade bei besonderen Anlässen, begann diese Begegnung damit, daß sie um ein Haar gar nicht stattgefunden hätte. Ich hatte mich, im Frühling 1967, auf eine längere Italienreise begeben, und zwar zum Teil aus Gründen der Postflucht. Sechs Monate nach dem Erscheinen meiner Erinnerungen war die Flut der Zuschriften derart angeschwollen, daß meine Frau und ich schon beim täglichen Anrücken des Briefträgers zusammenbrachen.

«Keine Post nachsenden», war die Devise dieser Fahrt, die mir auch Zeit geben sollte, darüber nachzudenken, ob mein Buch wirklich so schlecht sei, um eine solche Leser-Explosion zu entfesseln. Daheim sortierte eine ordnende Hand den täglichen Segen, von der ich annahm, daß sie die Spreu vom Weizen zu trennen wisse. Das wäre beinahe fatal geworden. Aber es fiel — zufällig oder nicht? — nach meiner Rückkehr ein dickes Dossier zu Boden, das die ordnende Hand beschriftet hatte: «Uebliche Briefe von Unbekannten, summarisch zu beantworten». Beim Aufheben entdeckte ich diesen Brief und starrte ungläubig auf den Namen des Absenders. Konnte das sein, daß dieser «Unbekannte» wahrhaftig Karl Barth war?

«Jemand hat mir Ihr Buch „Als wär's ein Stück von mir“ geschenkt», begann dieser Brief. «Ich habe es in einem Zug gelesen, und nun muß ich ihnen sagen...»

Was er mir sagte, war nicht das Uebliche. Es war ein Anruf, der mich traf und betraf wie selten ein anderer.

«Ich genoß zunächst einfach die Sprache» — und dann führte er aus, wie und weshalb die Lektüre ihn beeindruckt hatte. Es klang in dieser Ausführung etwas ganz Merkwürdiges an — nicht nur Verständnis und Wärme, sondern ein fast kindliches, unverhohlenen Erstaunen. Wie wenn jemand zum erstenmal einen Zoo besucht hätte.

«Ich bin ja noch viel mehr als Sie ein Kind des 19. Jahrhunderts, und die moderne Welt der „Schönen Literatur“, des Theaters, des Films, auch die der — wie soll ich es nennen — Edelbohème hat mich zwar berührt, aber nie aus der Nähe erfaßt und bewegt...»

Dann aber kam das Erstaunlichste: er hielt es für nötig, sich vorzustellen! «Ich bin evangelischer Theologe» — es folgte, in Stichworten, ein schlichter Lebenslauf, in dem hauptsächlich der Anfang, seine Zeit als «richtiger Pfarrer» in Genf und im Aargau, betont war.

«Ich habe viele dicke und dünne Bücher theologischen und — erschrecken Sie nicht zu sehr! — dogmatischen Inhalts geschrieben», hieß es am Schluß. «Jetzt lebe ich in einem nach Umständen friedlichen und auch noch etwas geschäftigen Ruhestand. Liebliche Frauengestalten, auch einen guten Tropfen und eine dauernd in Brand befindliche Pfeife weiß ich immerhin noch bis auf diesen Tag zu schätzen... Dies alles nur zur Orientierung, mit wem Sie es zu tun haben und dem es ein Vergnügen ist, an Sie zu denken.»

Beigefügt waren dem Brief zwei Broschüren, Bericht und Gedanken von seiner letzten Romreise, «Ad limina Apostolorum», die andere eine Zusammenfassung seiner vier Mozart-Reden.

Die letztere war mir schon bekannt. Die erste, mit einem Brief über Mariologie als Anhang, lieferte bald Gesprächs-, auch Zündstoff zwischen uns. Denn das Schönste, für mich, bei diesen reichhaltigen Diskussionen in schriftlicher und mündlicher Form bestand darin, daß es — bei grundlegender, tiefer Uebereinstimmung — immer etwas gab, worüber wir nicht einig waren. Dann konnte er den Gesprächspartner anfunkeln, mit einem schwarzen Feuerblick wie aus glimmenden Kohlen, halb streng, halb belustigt, und gleichzeitig voll Sympathie und Freude an der freimütigen Aussprache.

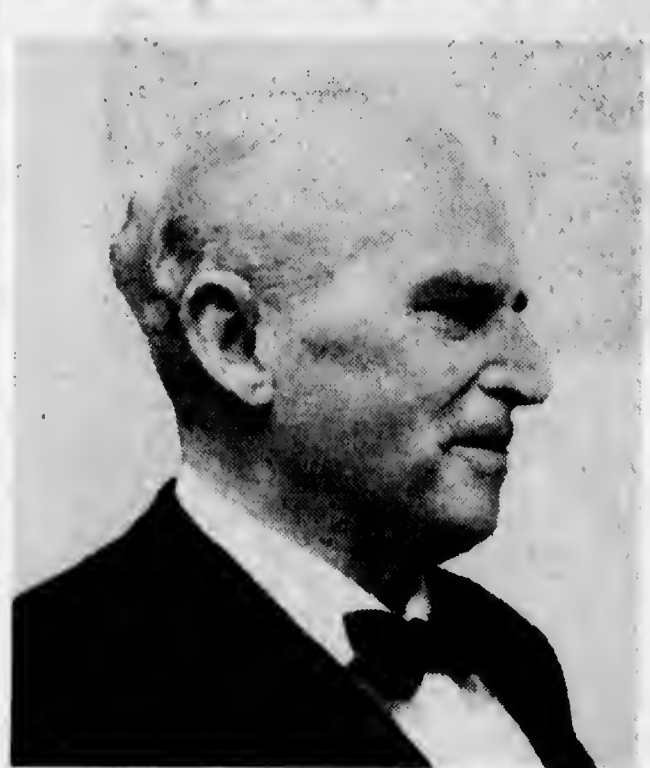
Nach dem ersten Briefwechsel, der im Juni 1967 stattgefunden hatte, kam es bald, im Juli, zur ersten Begegnung, und zwar, auf seinen ausdrücklichen Wunsch, hier oben in meinem Haus in Saas Fee. Er war damals, wie er ahnungsvoll bemerkte: «vielleicht zum letzten Mal», selbst in den Walliser Bergen, im Sommerhaus seines Sohnes Markus im Val d'Hérens. Als der Jüngere — er war 81, ich erst 70 — bot ich ihm natürlich an, ihn dort aufzusuchen. Aber er wollte nicht, er bestand darauf, mich — wie er schrieb — «in meiner eigenen Haut» kennenzulernen. «Nur zu Hause ist man ganz unverstellt.» Er war unverstellt, wo immer er sich befand.

Auch die Tatsache, daß man hier nicht mit dem Auto vorfahren kann, daß man von der «Station» und dem Parkplatz in Saas Fee noch fünfzehn bis zwanzig Minuten bergauf zu unserer Behausung gehen muß, schreckte ihn nicht ab. Immerhin brachte ich einen Electro-Car auf, sonst nur für Materialtransporte benutzt, mit dem er die größere Strecke dieses Wegs fahren konnte. Aber den Rückweg machte er, nach vielen Gesprächsstunden und manchem «guten

Tropfen», zu Fuß, nur auf den Arm seiner Frau gestützt und jede andere Stütze energisch ablehnend.

Es war ein herrlicher Tag. Die Gletscher und Schneegipfel strahlten ihm entgegen. Aber ihm kam es, vor allem, auf die Menschen an. Schon beim Apéritif, auf unserer schattigen Terrasse, nahm er mich ins Gebet und stellte die Gretchenfrage. «Wie ist das nun bei Ihnen mit der Religion? Ich meine, mit dem Katholizismus? Ist das romantische Erinnerung — oder denken Sie sich etwas dabei?»

Meinerseits zunächst Verlegenheit. Eine komplizierte Frage, und wir sitzen da mit Familie,



Carl Zuckmayer

vier Barths, vier Zuckmayers. Er, dies auf der Stelle verspürend, lenkte sofort ein: «Das besprechen wir später, unter vier Augen», und er schaute gebieterisch meine Frau an: «Nach Tisch müßt Ihr uns zwei alte Männer allein lassen.»

Selten bin ich, wie bei diesem nachfolgenden Gespräch, einem jüngeren Geist begegnet. Und er schenkte mir dabei, nach langen, ausführlichen Dialogen, eine völlig unverhoffte Ueberraschung: persönliches Vertrauen — einem Menschen gegenüber, den er zum erstenmal sah.

Dieses Zwiegespräch dauerte zweieinhalb Stunden, und ich hatte dabei den merkwürdigen Eindruck, daß ich, in meinem Verhalten, der Aeltere sei — auf ungewohntem Gelände eher behutsam, nachdenklich, tastend —, er ganz in seinem Element, inspiriert, stürmisch, draufgängerisch.

Natürlich kam die Rede auch auf Literatur, die Künste, Musik vor allem. Hier entwickelte er eine gewisse Unduldsamkeit, fast Einseitigkeit. Mozart, über den kaum ein anderer, selbst nicht Annette Kolb, Schönerer geschrieben hat als er, war für ihn absoluter Gipfel erreichbarer Seligkeit, alles andere nur Anstieg zu ihm oder Abstieg. Er hat ja öfters gesagt, auch geschrieben, daß er glaube, die Engel, wenn sie Freizeit vom Alleluja hätten und zu ihrem Vergnügen musiziert, würden nur Mozart singen (den er auch dem Papst, humoristisch, zur Seligsprechung empfahl).

Ich wagte vorzuschlagen, sie könnten zur Abwechslung auch einmal Schubert nehmen. Aber das paßte ihm nicht, der war ihm bereits zu romantisch, und Romantik war ihm suspekt, auch in der Philosophie.

Am schlechtesten kam Beethoven weg — dieser «verzweifelte Jubel» (in einer späteren Schrift nannte er es das «unerlöste Freudengeschrei»), im letzten Satz der Neunten Sinfonie... Auch die Missa solemnis schien ihm nicht aus einem befreiten Herzen zu kommen, sondern aus einem geplagten Hirn. Mit dem Schlußchor der Neunten geht es mir ebenso; aber ich wies auf den «anderen Beethoven» hin, die letzten Klaviersonaten wie Opus 111, die späte Kammermusik wie das wunderbare Streichquartett Opus 135, mit seinem dritten Satz, dem «Lento assai»...

«Ja, ich weiß», sagte er ungeduldig, «man nennt das metaphysische Musik. Aber das ist es ja gerade! Bei Beethoven muß immer alles etwas bedeuten. Wenn die Leute ein Beethoven-Thema singen, kriegen sie feierliche Gesichter. Uebrigens», sagte er plötzlich mit jenem seltsamen Lachgefunkel in den Augen, «bin ich ja gar nicht musikalisch!» — und brach damit, nach einigen Variationen, dieses Thema ab.

Es war ein bewegter, bewegender Nachmittag, Mittsommer, die Luft strich voll Heugeruch durchs offene Fenster. In der letzten halben Stunde dieses Gesprächs legte er öfters seine

Hand auf die meine und sagte leise, was für keinen anderen Menschen bestimmt war — ich antwortete, so gut ich konnte, und dieser Abschluß eines in allem Ernste stets heiteren Antiphons hätte, auch wenn wir beide noch viel jünger gewesen wären, eine nicht mehr abklingende Zwiesprache begründet.

Nach diesem Besuch, bis zu dem meinen in Basel im nächsten Jahr und darüber hinaus, folgte ein lebhafter Briefwechsel, der immer vertrauter wurde und nicht immer ohne Haken und Widerhaken war. Aus der Anrede «Lieber verehrter...» oder «Lieber Herr...» wurde bald, von ihm aus, die einfache: «Lieber Freund».

Aber schon in seinem ersten Brief nach diesem Julitag, datiert vom 15. August 1967, brachte er mich zum Erschrecken. Er hatte inzwischen fast alles, was gedruckt von mir vorlag, gelesen, und er entschied sich für den «Band mit den Erzählungen», als das, was ihm «den tiefsten Eindruck gemacht habe» (sehr zu meiner Freude, denn ich halte sie für besser als meine bekannteren Stücke).

Dann aber kam's. Das ihn Bewegende, schrieb er, der Vorzug dieser Arbeiten gegen Produkte anderer Zeitgenossen, die er benannte — liege «in der nirgends versagenden Barmherzigkeit, in der die menschliche Dunkelheit, Verkehrtheit und Misere zu sehen Ihnen auf der ganzen Linie gegeben ist. Mephistopheles ist abwesend... Und mit das Beste ist, daß Sie es offenbar kaum selbst bemerken, wie sehr Sie in Ihrer, wie man sagt, rein „weltlichen“ Schriftstellerei faktisch ein priesterliches Amt ausgeübt haben und noch ausüben, in einem Ausmaß, wie das unter den berufsmäßigen Priestern, Predigern, Theologen usw. katholischer oder evangelischer Konfession wohl nur von wenigen gesagt werden kann...»

Mich drückte das zu Boden, mehr als es ein fachmännischer «Verriß» je hatte tun können. Ich fühlte mich von einem Anspruch, einem Postulat betroffen, wie man es bewußt kaum erfüllen kann.

Glücklicherweise vergißt sich so etwas wieder, wenn man an der Arbeit ist. Auch die «Abwesenheit des Mephistopheles» beunruhigte mich zunächst: genau das wurde mir von Kritikern, von Freunden, manchmal auch von mir selbst als Manko vorgeworfen. Damals übten diese Sätze, diese Heimsuchung, eine Lähmung auf mich aus, welche dann, durch die strömende Güte und erfrischende Mitteilbarkeit seiner Briefe ins Gegenteil verwandelt wurde.

«Ich grüße Sie», hieß es am Schluß dieses Schreibens, «als einen spät, aber um so dankbarer entdeckten Freund oder etwas jüngeren Bruder.»

Natürlich hatte ich nun auch versucht, mich mit seinem theologischen Werk vertrauter zu machen, soweit es dem «Laien» (er konnte dieses Wort nicht leiden) zugänglich ist. Er schickte mir Band II/2 seiner Dogmatik, da wir im Gespräch das problematische Thema der Prädestination berührt hatten. Dies, auch Gestalt und Wirkung Calvins, gab Stoff zu mancherlei Dialogen, auch Kontroversen. Er schickte mir die großartigen, mutigen Predigten, die er in einer Basler Strafanstalt gehalten hatte («Den Gefangenen Freiheit!») und in denen er, wie er schrieb, versuchte, solche Probleme auf einfachere Weise an den «in diesem Fall gar nicht so einfachen Mann zu bringen».

Sein Wissensdurst, von einem Quell tiefen, gründlichen Wissens gespeist, war unerschöpflich und nährte den meinen. Immer wieder griff er neue Gegenstände, historischen, literarischen, philosophischen Charakters auf, um, wie er es nannte, «alte Lücken auszufüllen» und sie im Briefwechsel «einigermaßen zu schließen».

So kam er plötzlich auf Wilhelm Raabe, und gleichzeitig auf Jean Paul Sartre («Les Mots»). «Beide gehen mir sehr nahe, aber eben irgendwie unheimlich nahe», hieß es mit diesen Unterstreichungen in einem Brief. — «Ist Raabe nicht in der ganzen urdeutschen Lebenswürdigkeit seiner Schilderungen der raffinierteste Vertreter des heimlichen Nihilismus des neunzehnten — Sartre in seiner eiskalten Schärfe der krude Vertreter des offenen Nihilismus des gegenwärtigen Jahrhunderts?»

Solche und andere Fragen waren von ihm wirklich als Fragen, nicht als Feststellungen gemeint, er vertrug Widerspruch, forderte ihn manchmal heraus, quitierte ihn mit Humor, und wie wunderbar, wie belebend wirkt ein solches Spiel, Gedankenspiel, Frage-und-Antwort-Spiel, manchmal an das des Nicolas Cusanus erinnernd, auf die geistige Vitalität eines immerhin auch schon im Alter begriffenen, aber niemals «mit sich selbst fertigen» Menschen!

Da wurde Schleiermacher zur Diskussion gestellt, von dem ich bis dahin — außer eben seiner Beziehung zu den Romantikern, den Briefen über Lucinde, den «Reden über die Religion» — wenig gewußt hatte und erst durch ihn, auch durch sein zusammenfassendes Nachwort zu einem neuen Auswahlband — Genaueres erfuhr. «Vorläufig behandle ich den Mann», schrieb er über sein gerade begonnenes kritisches Seminar, «mit Lust — in altem Liebeshab und noch älterer Haßliebe.»

Jedesmal hatte er, in seinem «geschäftigen Ruhestand», von neuen Plänen, Vorhaben, Auseinandersetzungen zu berichten: ob er es noch schaffen werde, eine ihm angebotene Vorlesungsreihe in Amerika, Harvard-University, zu übernehmen? Oder: er beginne gerade wieder ein Seminar, mit und gegen Calvin — «die Sache nötigt mich zu heilsam viel Arbeit, macht mir aber Vergnügen, weil ich gerne mit jungen Menschen (etwa 60) umgehe und rede...» — «Kennen Sie die hübsche Anekdote von Pablo Casals?»

hieß es im selben Brief — «der Mann ist 90 Jahre alt, also erheblich älter als wir beide, und übt immer noch täglich 4—5 Stunden. Gefragt: Wozu? Antwort: Weil ich den Eindruck habe, ich mache Fortschritte!»

Alles, was das gegenwärtige Leben, das Weltgeschehen, auch die Tagespolitik betraf, beschäftigte ihn, erregte seine Kritik und sein waches Interesse: so die damalige Koalitionsregierung in Bonn, die er scharf aufs Korn nahm, «ganz abgesehen davon, daß mir eine angeblich „christliche“ Partei, und dann als solche auch noch eine herrschende, prinzipiell ein Greuel ist! Oder das «Getöse der eidgenössischen Wahlen» im Herbst 1967: «Herrlich der mir genau gleichhaltige Walliser Sozialist Dellberg, der, von seinen eigenen Leuten nicht mehr portiert, selbständig kandidierte und dann glänzend wiedergewählt wurde!» Dann wieder erzählte er «von einem reichlich unreifen Theologiebessenen aus Kanada, der mich heute morgen unter anderem fragte, was die Vernunft für meine Theologie bedeute? Antwort: Ich brauche sie!»

Nie hat mich ein lebender Mensch, vielleicht mit Ausnahme von Albert Einstein, so sehr davon überzeugt, und zwar durch sein pures Dasein, daß Gottesglaube unverfügt sei.

Es kam zu dem Besuch in seinem Heim, im Bruderholz zu Basel, den er lange gewünscht hatte. Für mich war es der Höhepunkt in dieser späten Freundschaft, und ich hatte kein Gefühl



Karl Barth

von einem Abschied, kein Vorgefühl. Ich sah sein «Pfarrhausgärtchen», das er sehr liebte, in der Maiblüte. Wir saßen, am Nachmittag er und ich allein, am Abend und bis tief in die Nacht mit einigen seiner nächsten Freunde, von Pfeifenrauch umschwebt in seinem anheimelnden Studierzimmer, zwischen dessen von Büchergestellen verkleideten Wänden er wirkte wie Hieronymus im Gehäuse.

Aber besonders stolz war er auf seinen «modernen Schreibtisch». Die Freunde waren viel jünger — sein letzter Assistent Eberhard Busch, mit seiner reizenden Frau, die ich, sehr zu seiner Erheiterung, als «Augentrost» bezeichnete, und sein trefflicher Arzt Dr. Briellmann, der großzügig Rotweinflaschen aufzog: er wußte, daß ihm dies nicht schadete, sondern ihn nur belebte und unser Zusammensein beschwingte.

Er war gebrechlich, seit ich ihn kannte, seine Gesundheit durch schwere Operationen geschwächt, aber er nahm, soweit wie irgend möglich, keine Notiz davon. Sein geistiges Feuer und seine heitere Sympathie für alles tätige, rüstige Leben waren mächtiger als Krankheit und Alterlast. «Bruder Leib», wie er ihn scherzhaft nannte, machte ihm in seinem letzten Lebensjahr, dem 83., noch schwer zu schaffen. Aber sofort nach einer Spitalzeit mit langwieriger Operation, künstlicher Ernährung, Durst («Ich weiß erst jetzt, was Durst ist», schrieb er mir dann) war er von neuer Energie, von Arbeitsplänen, auch von lebhafter Teilnahme an den meinen, erfüllt.

Daß ihm die «Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung» einen «Sigmund Freud-Preis» für wissenschaftliche Prosa verlieh, belustigte ihn eher, aber ich hatte den Eindruck, es machte ihm, dem an öffentlichen Ehrungen wenig gelegen war, doch Freude.

Er starb am 10. Dezember 1968, nach einem Tag voller Lektüre und Gespräche — wie ich nach Berichten glauben darf, eines milden Todes.

In seinem letzten Rundbrief «Dank und Gruß» nach seinem 82. Geburtstag hat er mich, unsere «merkwürdige Freundschaft» und unsere «muntere Korrespondenz» guter Worte gewürdigt. Ich aber hatte noch einmal gefunden, was ein Mensch am nötigsten braucht, um sich selbst zu verstehen: eine Vatergestalt.

Die Mitarbeiter dieser Beilage

Dr. Werner Kraft, Literaturhistoriker, Jerusalem.

Dr. Wilhelm Seeberger, Zürich. Wilhelm Seeberger ist der Verfasser des Werkes «Hegel oder Die Entwicklung des Geistes zur Freiheit» (Klett-Verlag, Stuttgart 1961).

Prof. Dr. Theophil Spoerri, Honorarprofessor für romanische Philologie, Universität Zürich.

Prof. Dr. Max Wehrli, Ordinarius für ältere deutsche Literatur, Universität Zürich.

Dr. h. c. Carl Zuckmayer, Saas Fee, Wallis.





Erst nach Misserfolgen gelang Zuckmayer mit dem „Fröhlichen Weinberg“ 1925 in Berlin der große Durchbruch auf der Bühne: Hier eine Szene aus der Aufführung im Theater am Schiffbauerdamm

FOTO: ULLSTEIN

## Immer noch Neues von Carl Zuckmayer

Ein neues Buch von Carl Zuckmayer? Seltsam, er hatte in den letzten Jahren – 1977 ist er gestorben – seinen Freunden nicht verheimlicht, daß er „im Augenblick“ nichts Neues plane außer der Herausgabe seiner Gesammelten Werke, zu der es dann ja – wie er fürchtete – zu seinen Lebzeiten nicht mehr kam.

Es handelt sich auch nicht um etwas Nachgelassenes. Im ersten Augenblick fürchtet man fast, dieses neue und wohl endgültig letzte Buch Zuckmayers sei eher überflüssig, aber die Vermutung bestätigt sich nicht, wenn man das schmale Bändchen durchsieht.

Es geht vor allem um Briefe, einundzwanzig an der Zahl, alle an denselben Freund aus dem Ersten Weltkrieg, von dem er später nie sprach, einen Hamburger namens Kurt Grell, der ihm sehr nahe gestanden haben muß, obwohl die beiden Kriegsfreiwilligen sich während des Krieges kaum sahen und sich erst verhältnismäßig spät zu duzen angingen.

Der Inhalt der Briefe: Verzweiflung über den Zustand der Welt, den Krieg natürlich, der ihn wie viele andere anfangs begeistert hatte, und direkt oder indirekt immer wieder die bange Frage, was denn nun sein werde, wenn alles vorbei sei...

Grell, ein gebürtiger Hamburger, kam als überzeugter Nationalist aus dem Krieg nach Hause und trat in ein Freikorps ein, während Zuckmayer, damals von seinen Bekannten nur „der rote Leutnant“ genannt, zumindest vorübergehend ganz nach links ging und Mitglied eines Soldatenrats wurde.

Also Bruch zwischen den beiden im Jahre 1920.

**Carl Zuckmayer:**

**Einmal, wenn alles vorüber ist**

Briefe an Kurt Grell / Gedichte, Dramen, prosa aus den Jahren 1914–1920. S. Fischer, Frankfurt am Main. 239 S., achtseitiger Bilderteil, 36 Mark.

Grell traf später mit Hitler persönlich zusammen und wurde daraufhin über Nacht ein überzeugter Antinazi. Er studierte Theologie, durfte aber, weil er den Nationalsozialisten weltanschaulich nicht genehm war, nie Pfarrer werden, nur Vikar bei Pastoren der Bekennenden Kirche.

Zuckmayer wurde Schriftsteller. In dem Bändchen stehen auch als eine Art Einrahmung Stellen aus seiner Autobiographie, die sich mit seiner Soldatenzeit

beschäftigen. Dazu gibt es eine Handvoll sehr guter, sehr schöner Gedichte. Und schließlich ein ebenfalls frühes Drama, „Kreuzgang“, das Anfang der zwanziger Jahre bei der Berliner Uraufführung mit Pauken und Trompeten durchfiel. Man liest es mit Verblüffung. Expressionistische Szenen, gestelzt geschrieben, in sich zum Teil reimenden Versen – ziemlich schrecklich. Das Stück wäre auch, als Zuckmayer ein berühmter Dramatiker geworden war, wieder durchgefallen Und heute? Unspielbar.

Wer hätte aus dieser blutleeren Phrasendrescherei vorausahnen können, daß der Autor nur wenige Jahre später mit dem saftigen, ausgelassenen Lustspiel vom „Fröhlichen Weinberg“ einen geradezu sensationellen Erfolg auf allen deutschen Bühnen erringen würde und daß sich in den kommenden Jahren Erfolgsstück an Erfolgsstück reihen sollte, über den „Schinderhannes“ und den „Hauptmann von Köpenick“ bis zum in der Emigration geschriebenen „Des Teufels General“?

Eine rätselhafte, aber doch sehr erfreuliche Entwicklung. Schon um sie zu studieren, ist es wert, den „Kreuzweg“ wiederzulesen.

CURT RIESS

Am Helb, Hamburg, 24. Dezember 1971



Carl Zuckmayer

## Fragen an Carl Zuckmayer zu seinem 75. Geburtstag

# Ein Dichter und wir

Man könnte so tun, als sei alles in schöner, festlicher Ordnung: am 27. Dezember wird Carl Zuckmayer 75, und aus diesem Anlaß wird, etwas später, eine Feier im schweizerischen Amriswil stattfinden, bei der Bundespräsident Heinemann, der Schweizer Bundesrat Tschudi und der Literaturwissenschaftler Emil Staiger sprechen werden. Die Kehrseite dieser schönen, festlichen Ordnung: weil schon fast alles und sehr viel Feierliches über Carl Zuckmayer gesagt worden ist, wollen manche, die besonders streng die literarische Saison überwachen, jetzt nichts mehr von ihm hören. Wobei nur eines übersehen wird: Auch Peter Handke wird, eine normale Lebenserwartung vorausgesetzt, einmal 75 werden.

Als Zuckmayers „Der fröhliche Weinberg“ 1925 aufgeführt wurde, da war das ein Schock für Kritiker und Publikum (den sie allerdings rasch überstanden). Wenn Carl Zuckmayer, dessen Werk von dem Glauben an den positiven Kern der *conditio humana* erfüllt ist, in seinen Anfängen als Bürgerschreck bestaunt, beim „Hauptmann von Köpenick“ (1930) umjubelt, beim „Teufels General“ (1946) als der Dichter, der ein Stück Drittes Reich exemplarisch dargestellt hat, gefeiert wurde, wenn eben derselbe Zuckmayer heute von der Kritik als publikumswirksamer Gegenstand zu Feierlichkeiten abgetan wird, dann liegt das unter anderem daran, daß eine auf Innovation fixierte, diskontinuierliche Welt nicht willens und fähig ist, auf ein kontinuierliches Werk zu reagieren. Er habe eigentlich nichts im Laufe seines Dichterlebens dazugelernt, fanden einige Kritiker, als seine Autobiographie „Als wär's ein Stück von mir“ (1966) erschien. Er ist sich immer treu geblieben, so hieß das früher einmal. Als „Sieger von Köpenick“ wurde er im März dieses Jahres bei der englischen Premiere des „Hauptmanns von Köpenick“ von der „Sunday Times“ apostrophiert. Wie sich die Bilder nicht gleichen.

Carl Zuckmayer wurde am 27. 12. 1896 in Nackenheim am Rhein geboren, mußte 1938 Deutschland verlassen, kehrte 1947 aus den USA zurück und lebt seit 1958 in Saas-Fee in der Schweiz.

Petra Kipphoff

☆

Das Drama, mit und wegen der dazugehörigen Institution Theater, ist eine der zur Zeit umstrittensten Formen der Literatur. Theater im „üblichen“ Sinne, so heißt es immer wieder, könne es nicht mehr geben — und dann gibt es es doch noch, und sei's auch nur (abgesehen von Klassikeraufführungen) als Anti- oder Dokumentationstheater. Wie sehen Sie die Chancen des Theaters heute, wo die Möglichkeiten eines Dramatikers?

C. Z.: Wenn sich die ganze Welt in einem Übergangszustand befindet — und das ist ohne Zweifel der Fall, im wirtschaftlichen, politischen, technischen, ökologischen, religiösen, zwischenstaatlichen und zwischenmenschlichen Bereich —, wieso soll gerade das Theater in einem vorgeprägten Zustand verharren oder bereits zu einer auf weitere Sicht gültigen Stilbildung imstande sein? Ich persönlich glaube, daß es in diesem Haus viele Wohnungen gibt und daß kein Zeitstil, auch wenn er für eine kulturelle Phase epochemachend ist, den Anspruch erheben kann, allein-seligmachend zu sein. Die „Chancen des Thea-

ters“, die „Möglichkeiten des Dramatikers“ hängen immer von der gesamten kulturellen Aufnahme-fähigkeit, vom Humanverhalten ihrer Zeit ab. Dies gilt auch für Dramatiker, die — wie Büchner — erst hundert Jahre, oder — wie Horváth — dreißig Jahre nach ihrem Tod zur vollen Auswirkung gelangen. Eines ist sicher: Auf dem Theater, auch wenn es sich doktrinär gebärdet, wird immer gespielt werden. Eine noch so wohl organisierte Gesellschaft ohne Kunst und Spiel wäre nicht lebensfähig.

*Es gibt die zwar private, aber literarhistorisch-statistisch belegte These, der zufolge kein bedeutendes Drama der Weltliteratur von einem über 50jährigen geschrieben wurde. Sie selbst haben diese These zwar immer angezweifelt, aber auch Ihr letzter großer Bühnenerfolg („Des Teufels General“) ist genau 25 Jahre alt. Werden Sie trotzdem noch einmal versuchen, diese Regel zu durchbrechen?*

C. Z.: Man weiß nicht genau, in welchem Alter der, den man Shakespeare nennt, den „Sturm“ geschrieben hat. Verdi hat in hohem Alter den „Falstaff“ komponiert, wenn auch kein Drama, so doch eine ausgesprochen theatralische Leistung. Ähnliche Altersleistungen gab es bei anderen Musikern und bei bildenden Künstlern. Ich weiß nicht, ob mir noch einmal ein Drama gelingt — lassen Sie mich es versuchen, ich bin gerade dabei. Vielleicht wird es besser als meine alten „Erfolgsstücke“ — von den weniger glücklichen zu schweigen.

*Vor einigen Jahren sperrten Sie „Des Teufels General“ für die Aufführung an deutschsprachigen Bühnen. Bestehen Ihre damals geäußerten Bedenken, dieses Stück könnte mißverstanden werden, immer noch?*

C. Z.: Mein Stück „Des Teufels General“ wird nach wie vor teils verstanden, teils mißverstanden, das letztere hauptsächlich von den berufenen Beurteilern. Das fällt nicht weiter ins Gewicht. Mein Versuch einer Verdeutlichung, der sich nur auf zwei, drei Sätze bezog, hat daran nichts geändert.

*Sie gelten, in den Annalen der Literaturgeschichte, vorwiegend als Dramatiker („der erfolgreichste lebende deutsche Dramatiker“, so steht es in Gero von Wilperts „Lexikon der Weltliteratur“). Sind sie glücklich mit diesem Ruf, oder finden Sie, daß der Erzähler Zuckmayer darüber zu kurz kommt?*

C. Z.: Ich halte meine Prosa — zum Teil — für qualitativ besser als meine dramatischen Arbeiten. Daß das Theater eine größere Publizität mit sich bringt, versteht sich von selbst. Aber ich bin ja jetzt auch als Erzähler nicht mehr unbeachtet.

*Welches war das erfolgreichste, welches ist Ihrer Ansicht nach das wichtigste Stück Literatur aus der Feder von Carl Zuckmayer — und wie erklären Sie sich, falls es sich hier um zwei verschiedene Titel handeln sollte, die Differenz zwischen dem Geschmack des Autors und dem seines Publikums?*

C. Z.: Mein erfolgreichstes Produkt ist zweifellos das deutsche Märchen von Köpenick. Es ist auch mein bisher bestes. Hier scheint sich der Geschmack des Publikums (über einige Jahrzehnte und sogar über Sprachgrenzen hinweg) mit dem Sinngehalt der Arbeit zu decken,



## Literaturpreis der Stadt Salzburg an Carl Zuckmayer

(dpa) Der Schriftsteller Carl Zuckmayer hat am 21. August im Marmorsaal des Schlosses Mirabell den mit 50 000 Schilling (8000 Franken) dotierten Literaturpreis der Stadt Salzburg erhalten. In seinem Dank sagte Zuckmayer, da er einen Preis erhalten habe, der eigentlich der Jugend zustehe, möchte er den Check gleich wieder dem Kulturfonds mit der Bitte zurückgeben, den Betrag für die Förderung junger Salzburger Schriftsteller zu verwenden.

Zuckmayer, der bis 1938 in Henndorf, bei Salzburg, eine zweite Heimat gefunden hatte, korrigierte Berichte, wonach er sein jüngstes Stück für Salzburg geschrieben habe. Er sagte, sein neues Werk «Der Rattenfänger» werde in Zürich uraufgeführt werden. Er hoffe aber, daß dies nicht sein letztes Stück sein werde. «Ehe der Vorhang heruntergeht», möchte er noch ein anderes Bühnenstück schreiben, «ein heiteres und vielleicht für Salzburg».

Publ. in *inhaber Zuckmayer*  
L. 4: August 19 24

geb., 2,80 DM.

*Hankel, Alfons*  
*3. Nov. 1978*

## Vital und lebhaft

*Ein Jahrbuch für Carl Zuckmayer*

Das „Carl Zuckmayer Jahrbuch '78“, zum ersten Mal erschienen, versteht sich als einen Sammelplatz für Diverses. Einmal ist es eine Stätte, um aus dem Nachlaß Unveröffentlichtes herauszubringen, wie hier eine textkritische Fassung des Dramas „Pankraz erwacht“ aus den frühen zwanziger Jahren (Uraufführung 1925), aber ebenso sehr gibt es Gelegenheit des Überblicks und Einblicks in Sekundärliteratur, die Bezeichnung in einem umfassenden Sinn verstanden. Gedenkreden (Harry Buckwitz, Günther Fleckenstein, Michael Guttenbrunner, Karl Holzamer und Bernhard Zeller haben sie gehalten) stehen neben Rezensionen Zuckmayerscher Bücher. Eine Primärbibliographie des Werks für die Jahre 1971 bis 1977, ein Bericht über die Zuckmayer-Forschung sind im umfangreichen Band zusammengefaßt. Er ist Hilfsmittel und Leitfaden für Zuckmayer-Freunde und -Forscher, zugleich ein Erinnerungsbuch, in dem sich noch einmal abspielt, was zu diesem Schriftstellerleben und exemplarischen Werk gehört. Diese Zuckmayer-Anthologie, die fortan jährlich erscheinen soll, kann nicht langweilig sein, weil der, dem sie gilt, vital, lebhaft war.

Was zustande kam, ist eine Mischung von unmittelbarer Wiedergabe eines Werktextes und kritischer Befassung, ein Vielerlei, das der Fülle, der Lebendigkeit einer Hinterlassenschaft gilt, die noch frisch im Gedächtnis ist. Die notwendige Apparatur zelt auch im Sekundärbereich Fülle, gibt Anregungen, lädt zur Auseinandersetzung ein. Wie ergiebig das Unternehmen ist, wird sich zeigen, wenn die Jahrbücher fortgesetzt sind. Ein Anfang ist jedenfalls mit „Ein Jahrbuch '78“ gemacht, das vielseitig an Person und Werk Carl Zuckmayers erinnert.

KARL KROLOW

Carl Zuckmayer: „Ein Jahrbuch '78“. Redaktion Barbara Glauert, in Zusammenarbeit mit Siegfried Mews und Siegfried Sudhof. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1978. 400 S., geb., 28,— DM.

## Kein Buch über die Frau Doktor

Alice Herdan-Zuckmayers Buch über Eugenie Schwarzwald, Schulreformerin, Philanthropin und Freundin bedeutender Männer / Von Hilde Spiel

Bis nun ist die Literatur der Emanzipation an einer erstaunlichen Frau vorübergegangen, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts für die Mündigkeit ihrer Geschlechtsgenossinnen tätig und beispielgebend war. Eugenie Schwarzwald, die 1873 im galizischen Polupanowka am Rand der Donaumonarchie geboren wurde, in Wien die Schule, in Zürich die Universität besuchte und 1900 als „Fräulein Doktor phil. und germ.“ nach Österreich zurückkehrte, war die hervorragendste Schulreformerin, Philanthropin und Freundin bedeutender Männer ihres Landes und ihrer Zeit.

Eine Geschichte ihres Werdens und Wirkens war fällig, hätte gewiß, wäre sie auf dem Hintergrund ihrer Epoche entfaltet worden, Bewunderung und den Willen zur Nachahmung entfacht. Als es vor langem hieß, Alice Herdan-Zuckmayer bereite eine Biographie der „Frau Doktor“ vor — wie man sie, als dieser Titel noch rar war, allgemein nannte —, waren nicht nur andere, später den Segnungen ihrer Erziehung teilhaftig gewordene „Schwarzwald-Schülerinnen“ auf das Ergebnis gespannt.

Keineswegs unangefochten von Mißgunst und Spott bewegte sich ja diese unermüdete und ideenreiche Stifterin von Schulanstalten, Ferienheimen, Gemeinschaftsküchen, Hilfsaktionen jeglicher Art durch das Geflecht der stets boshaften Wiener Gesellschaft. Alice Herdan spricht einmal von der „viel geliebten und viel gehaßten, überlobten und beschimpften Frau“. Eine anschauliche Charakterstudie der Eugenie Schwarzwald zu geben, auch nur aus-

reichend Daten und Fakten dazu beizutragen, ist ihr freilich nicht gelungen und hat sie auch nicht angestrebt.

Zu Ende ihres Buches verrät die Autorin, wie Dorothy Thompson, die amerikanische Journalistin und Sinclair Lewis' Frau, sie beschwor, über die Frau Doktor zu schreiben. Sie könne es nicht, habe sie erwidert, könnte „nie eine Biographie“ verfassen, „auch keine Kulturgeschichte und schon gar nichts über Pädagogik, obgleich dies das Entscheidende wäre für solch ein Buch“. Dann solle sie zumindest erzählen, so Mrs. Thompson, was ihr durch Eugenie Schwarzwald widerfahren sei: „Du wirst immer wieder eine Selbstbiographie schreiben — aber laß sie diesmal die Hauptperson sein.“

Wer selbst so entwaffnend auf die Mängel eines Unternehmens hinweist, braucht darüber nicht belehrt zu werden. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß in diesem charmanten Lebensbericht nicht die große Lehrerin, sondern wieder einmal, wie in all ihren bisherigen, ebenso charmanten Hervorbringungen einzig und allein Alice Herdan-Zuckmayer die Hauptperson ist.

Das ist bedauerlich. Denn diesmal wäre es weniger darauf angekommen, Neues über jene interessanten Familienverhältnisse, drolligen Kindheitseindrücke, skurrilen Anverwandten, ersten Bindungen und abenteuerlichen Jahrzehnte an der Seite eines berühmten Mannes zu erfahren, die Frau Herdan uns häufig zuvor geschildert hat. Eine ernsthaftere, weniger verspielte und in beifallheischendem Plauderton abgefaßte Chronik vergan-

gener Ereignisse wäre am Platz gewesen, die Heraufbeschwörung einer einzigartigen Figur im Licht der Zeithistorie, im Dunstkreis bemerkenswerter Persönlichkeiten, die der Ära ihren Stempel aufprägten, in einem Netz von Beziehungen, das halb Europa umschlang.

Schon als Fünfzehnjährige, schreibt die Autorin, sei sie im „Zauberhaus“ der Frau Doktor „mit großen Künstlern, Dichtern, Malern, Musikern und Architekten, mit bedeutenden Menschen aus der Diplomatie am gleichen Tisch gesessen, ohne daß ihre Prominenz mir Eindruck gemacht hätte, wohl aber ihr Wesen und ihre Ausdrucksweise“. Nichts, oder nur lamentabel wenig, erfährt der Leser davon.

Eingebettet in ihre eigenen Erlebnisse und Erfahrungen hat Frau Herdan eine Reihe von Einzelheiten über Eugenie Schwarzwalds äußere Existenz, über ihre Pläne und deren Verwirklichung, gelegentlich auch über ihre Art, mit Menschen umzugehen, mitgeteilt und immerhin einiges, wenn auch zu wenig, aus ihren Schriften zitiert. Wer sich die Mühe macht, all diese Indizien zusammenzutragen — auf Seite 212 etwa wird zum ersten Mal etwas über Wesen und Werdegang Dr. Hermann Schwarzwalds ausgesagt, mit dem sich die Frau Doktor im Jahr 1900 verheiratet hatte —, der gewinnt sicherlich eine Vorstellung davon, was an dieser Frau außergewöhnlich und doch exemplarisch war. Aber das Bild will sich nicht runden, die Gestalt löst sich nicht aus der Emballage, in der sie uns dargeboten wird.

Was es war, das die junge Absolventin der Zürcher Universität zu ihrer rastlosen Bemühung um ein neues Schulwesen in Wien, um eine Linderung der Hungersnot des Ersten Weltkrieges durch kommunale Speisehäuser, um die Verschickung von Tausenden von Stadtkindern aufs Land bewog, kann man zur Not einem hier abgedruckten Aufsatz Eugenie Schwarzwalds entnehmen. Wie es ihr gelang, die genialen Begabungen ihrer Epoche, die Kokoschka, Loos, Schönberg, Wellesz, Kelsen, Friedell, Karin Michaelis, Marcel Ray, frühzeitig zu erkennen und an sich zu ziehen, welche Faszination sie auf junge Leute von hoher Gesinnung ausübte, wie auf jenen Grafen Helmuth James von Moltke, der sich später an der Verschwörung des 20. Juli beteiligen sollte und daran zugrunde ging, bleibt unerklärt.

Aus einem kurzen Porträt, das der Publizist Paul Stefan im Jahr 1922 von ihr entwarf, sind weit mehr Hinweise auf Geisteshaltung und Gemütsart der Frau Doktor zu gewinnen als aus Alice Herdans Buch. Er sah „in dem, was Eugenie Schwarzwald wollte und auch hervorrief, nichts weniger als eine Erneuerung der Weiblichkeit, als eine Verbesserung unseres Lebens und nicht nur des heimischen, sondern des Lebens einer Zeit in ihrem vielleicht furchtbarsten Problem. Denn wenn Kinder anders: in freier, erlebter, selbst erworbener und durch die Einsicht der Kenntnisse begründeter Sittlichkeit aufwuchsen; Mädchen in dem Geist ihrer Zeit Frauen und Menschen wurden statt

Weibchen und (nicht immer höhere) Tiere — so war ein weites Feld aufgeschlossen, ein Weg gebahnt, eine Gesellschaft als Gemeinschaft begründet.“

In Stefans längst vergriffener Broschüre werden die von Eugenie Schwarzwald 1901 begründeten Schulanstalten — Karin Michaelis nannte sie „Glaedensskole“, die fröhliche Schule — beschrieben als eine Insel der Seligen, von der die Kinder und jungen Menschen nicht scheiden wollten, zu der sie immer wieder zurückkehrten, verlobt, verheiratet, und doch des „Seelenlaboratoriums“ stets bedürftig, das die Frau Doktor in ihrem von Adolf Loos eingerichteten, weißgetäfelten Sprechzimmer mitten im Schulbetrieb unterhielt.

Aus den Erzählungen Alice Herdans, die sich im selben Jahrgang wie die spätere Frau Berthold Viertels, Elisabeth Neumann und Helene Weigel befand, jedoch als Liebblingsschülerin Eugenie Schwarzwalds bezeichnet, könnte man schließen, daß sie allein solch lebenslanger Betreuung durch die Pädagogin und Menschenfreundin teilhaftig geworden sei. Das Gegenteil ist der Fall. Mit all ihren „Kindern“ hielt diese Frau die Verbindung aufrecht, nahm Anteil an ihrer Entwicklung, lud sie in ihr „Zauberhaus“ in der Josefstädter Straße oder in ihre Villa im steirischen Grundlsee, wo sich sommers eine gleiche Gemeinschaft europäischer und transatlantischer Idealisten zusammenfand.

Gewiß hätte eine echte Biographie auch die Schattenseiten einer so ausgeprägten, willensstarken Figur nicht verschweigen dürfen, ihre rastlose Betriebsamkeit, die maßlose Besitzergreifung aller ihr nahestehenden Personen, ihre oft leidenschaftlichen Bindungen an attraktive Mädchen und junge Männer — was den Wiener Satiriker Peter Hammerschlag zu dem Vierzeiler bewegte: „Wenn die schönen Christen-

knaben / Ihnen nicht mehr mögen / Werdn Sie sehr viel Kummer haben / fürchte ich, deswegen.“

Es wäre auch zu schildern gewesen, weshalb ihre in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlichten Feuilletons bisweilen den Hohn der Schreibergilde erregten oder ihre Lust, sich mit möglichst vielen talentierten Leuten zu umgeben, ein grobes Bonmot von Leo Perutz nach sich zog. Noch posthum hat ihr ein Übelwoller nachgesagt, daß sie einst „Wiens höhere Töchter nach den modernsten Methoden der Halbbildung“ unterwiesen habe. Aber wo Frauen über die ihnen zugeordnete Rolle hinauswachsen, findet sich stets ein Mann, der sie zu ducken versucht.

Eugenie Schwarzwalds Schwächen waren jedenfalls nie der Ranküne entsprungen: sie war so gütig wie lebensklug, so großzügig wie beherzt. Träte sie aus dem Buch von Frau Herdan doch unmittelbar hervor, statt schemenhafte Staffage zu bleiben! Etwa, wie sie einmal zu uns ins Klassenzimmer schritt, korpulent, aber flink, mit kurzem Männerhaar, dicklicher Nase, funkelndem Aug', gefolgt von dem Jüngling Helmuth Moltke, der auf einem Tablett Becher mit Bonbons für jedes ihrer Schulumädchen trug. Oder wie sie uns ihre Erfindung, den „Salathund“, erklärte — ein Mensch, der aus Gier einem anderen wegfrißt, was er selbst gar nicht haben will.

Dieser Frau gerecht zu werden, wäre gewiß nicht leicht gewesen. Doch sie hat es nicht verdient, als Folie zu fungieren, als Nebenfigur einer ihr noch so wohlgesinnten Hauptperson. Das Buch über Eugenie Schwarzwald hat Alice Herdan nicht geschrieben. Wenn ihr ein Vorwurf zu machen ist, dann der, daß sie es für einige Jahre verhindert hat.

Alice Herdan-Zuckmayer: „Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1979, 287 S., geb., 28,— DM.



S.Z. München, 29. Nov. 79, p. VIII.

## Denkmal für eine Lehrerin

Aus Alice Herdan-Zuckmayers Schule / Von A. v. Schirnding

ALICE HERDAN-ZUCKMAYER: *Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen*. S. Fischer Verlag. 288 Seiten, 28 Mark.

„Exzellenz!“ rief die couragierte und zornmütige Fraudoktor, „Exzellenz, Oskar Kokoschka ist ein Genie, man weiß es nur noch nicht.“ Der also geschulmeisterte österreichische Unterrichtsminister erwiderte kühl: „Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen.“ Der Wortwechsel fand etliche Jahre vor dem Ersten Weltkrieg statt; den Minister hat das verdiente Los abgrundtiefer Anonymität ereilt, von Fraudoktor wüßte man wohl auch nichts mehr, hätte ihr nicht ihre ehemalige Schülerin und spätere Freundin, Alice Herdan-Zuckmayer, mit diesem Buch ein Denkmal gestiftet, das jener Eugenie Schwarzwald gewiß nicht geringere Dauer verleiht, als sie der notorischen Farm in den immergrünen Bergen bereits beschieden ist.

Wer war die merkwürdige Dame, die dem brot- und namenlosen Kokoschka an dem von ihr geleiteten Wiener Lyzeum einen Unterschlupf als Zeichenlehrer bot? Die beifällig zusah, wie in dessen Stunden leichthin mit aller Konvention – und das hieß vor allem mit Zwängen – gebrochen wurde: „Der Lehrer erzählt uns Geschichten, und dann dürfen wir malen und zeichnen, was uns einfällt!“ So berichtet es die kleine Lizzie, ebenso arglos wie begeistert, ihrem entsetzten Paten, und so erzählt es ihr die nur wenig ältere Alice, in Atemnähe zur fernen Vergangenheit, nach. Wer war diese Frau mit den brennenden Augen und dem unerschöpflichen Enthusiasmus, die, in Galizien geboren, nach Zürich ging, um studieren zu können, 1901 in Wien ihre erste Reformschule gründete, Ferienheime, Gemeinschaftsküchen, Mädchenwohnheime, Hilfswerke ins Leben rief und das Genie nicht nur im Vornamen trug?

Will man sie kennenlernen, muß man schon das ganze ihr gewidmete Buch lesen. Es malt kein Lebensbild, ist auch nicht die Geschichte eines pädagogischen Unternehmens, sondern ein ziemlich umfangreiches Konfessions-Brüchstück: Wir begleiten die Autorin von ihren Schulanfängen bis

in die erste Zeit der Emigration mit Carl Zuckmayer. Aber Auto- und Allo-Biographie verknüpfen sich wie von selbst – im Buch nicht weniger als im Leben. Es gibt in der ersten Hälfte von Alice Herdans Vita keine Gelenkstelle, an der nicht Fraudoktor als gute, manchmal auch als böse Fee ihre Hand im Spiel hätte. So sind diese Erinnerungen ein eindrucksvolles Zeugnis für die Macht erzieherischen Einflusses, die Dämonie des pädagogischen Eros.

Der Titel führt übrigens trotz oder eigentlich wegen der oben mitgeteilten Anekdote irre. Denn hier wird ja gerade nicht das übliche Schul-Memento in Zorn und Bitterkeit angestimmt, der Nachruf von Verstümmelten auf die ehemalige Foltermaschinerie. Nur die ersten beiden Jahre verbringt Lizzie in einer dieser staatlichen Dressur- und Demütigungsanstalten. Hier findet sich freilich auch gleich die schönste Stelle des Buches, das De-profundis einer geschundenen Schulkind-Seele: „Das kleine und das junge Kind leben mit dem Tod. Er steht unter dem Fenster, aus dem es fällt; unter dem Obstbaum, den es erklettert hat; neben dem steilen Fußpfad, auf dem es ausgleiten wird; er wartet auf der andern Seite der vielbefahrenen Straße; er ist im Wasser, in dessen Tiefe das Kind versinkt . . . Erst wenn sie die Grenze des Kindesalters überschreiten und in den Stand des Bewußtseins gelangen, kann ihre unbefangene Beziehung zum Tod eine Sucht nach dem Selbstmord werden. Unwiderrufliches war geschehen. Die Lösung: aus dem Fenster fallen, zu Tode kommen, in den Himmel fliegen, bei Gott sein.“

Die Lösung bringt dann aber, zu Alices und unserm Glück, eine nur fast-tödliche Krankheit. Ihre Folge ist Schulwechsel, und das heißt in diesem Fall Versetztwerden aus der untersten Hölle in den siebten Himmel. Ganz ging dieser Himmel nie wieder verloren; das Buch ist ein Hymnus auf eine Schule, in deren Lehrplan Genies nicht nur vorgesehen, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt sind.

Ein Stück Wien vor und nach dem Ersten Weltkrieg wird lebendig: Der Aufbruch gegen Unnatur und Unwahrheit und Überladung einer überalterten Epoche. Adolf Loos ist Fraudoktors Architekt, Hans Kelsen und Egon Wellesz unterrichten in der Schwarzwald-Schule, Georg Lukács will 1905 „nichts mehr von den Frauen wissen“, weil er seine Kollegin Esther Odermatt nicht gekriegt hat. Der fünfzehnjährige Rudolf Serkin spielt Klavier, wobei sein bevorzugtes Pianistengewand in einer Badehose besteht. Damals ist Alice aus dem Schülerinnen-Status schon in den einer Erzieherin übergegangen.

Die pädagogische Laufbahn wird durch die Ehe mit dem Kommunisten Karl Frank unterbrochen, die sie nur widerstrebend eingeht, aber Fraudoktor hat's befohlen. Dann kommt es, im Zusammenhang mit der Scheidung, doch zum spektakulären Zerwürfnis. Es folgen die Begegnung mit Carl Zuckmayer, die Versöhnung mit Eugenie. Alles höchstpersönliche. Begebnisse, in denen sich aber das Zeitalter spiegelt – seine ungeheuren Energien, sein Lebensdrang und seine Todesnähe, seine Höhenflüge und seine Katastrophen. Das angefügte Namensregister allerdings gibt dem Buch, dessen Reiz ja gerade in seiner leichtfüßigen Subjektivität liegt, nun doch ein falsches Gewicht. Da liest man dann nicht nur „Zita, Kaiserin“, sondern auch „Zenz, Frau“, die sich als Klassenvorstand in Lizzies erstem Schuljahr entpuppt.

# Dem Volk auf's Maul geschaut

Zum 80. Geburtstag des Dichters Carl Zuckmayer

*Auffahrt  
Jan. 11, 1977*

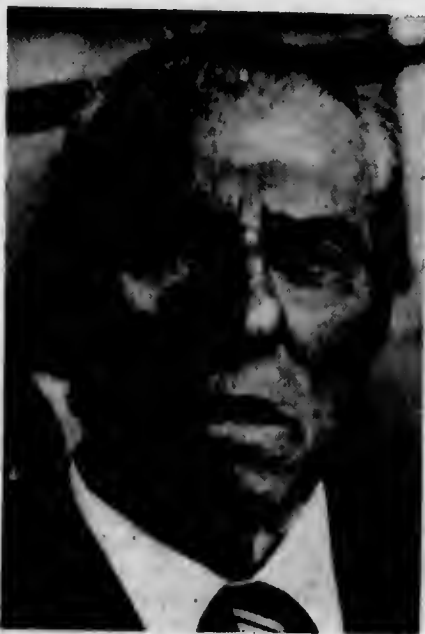


Foto: German Information Center

Wüsste man nichts von der deutschen nationalen Tragödie der ersten Jahrhunderthälfte, so wäre sie doch in den Biographien der grossen deutschsprachigen Schriftsteller transparent. Stefan Zweig, Heinrich Mann und Franz Werfel starben in Amerika, Hermann Hesse und Thomas Mann in der Schweiz. Dort verbringt auch Carl Zuckmayer seinen Lebensabend (old age).

Bert Brecht ging nach dem Krieg in den kommunistischen Machtbereich. Nur Gerhart Hauptmann blieb bis zuletzt in der schlesischen Heimat. Von acht grossen Namen nur ein einziger, bei dem die Biographie nicht eine auffallende Bruchstelle (striking rupture) hat. Alle übrigen sieben haben ihren Lebenskreis (life circle) nicht in dem Land beschlossen, in dem er begonnen hatte.

Die Trennung geschah übrigens bei Zuckmayer ohne irgendein Resentiment. Er war nach dem Zweiten Weltkrieg frühzeitig aus den Vereinigten Staaten heimgekehrt, musste dann aber wohl festgestellt haben, dass sich nicht krampfhaft (desperate) restaurieren liess, was vergangen war.

"Zustände gehen unwiederbringlich verloren" (conditions are irretrievably lost), hatte schon Goethe gesagt; dass es "keine Rückwege gibt", wusste auch Zuckmayer und siedelte über nach Saas-Fee im Wallis, wo ihm, dem gebürtigen Rheinessen, der Bürgerbrief (honorary citizenship) verliehen wurde.

Der Aufstieg zum Ruhm (rise to fame) war nicht leicht. Nach der Uraufführung seines inzwischen vergessenen Bühnenerstlings (first play) "Kreuzweg", 1920, schrieb der damals bekannteste und gefürchtetste (most dreaded) Kritiker Alfred Kerr ebenso bissig (biting) wie ungerecht (unfair): "Dieser heillose (hopeless) Lyriker, dem manchmal ein paar schöne Verse gelingen, wird niemals einen auf der Bühne sprechbaren Satz herbringen."

Fünf Jahre später musste Kerr sich korrigieren. Wie Zuckmayer angstbeidend (fear stricken) hinter dem Vorhang stand und Kerr fixierte, bis diesem sich angesichts der komischen Handlung das erste Lächeln entrang, das ist in der Autobiographie entzückend (charming) beschrieben.

Das Stück, das den Durchbruch (break through) brachte, war "Der fröhliche Weinberg" von 1925, ein

Dialektstück vom Mittelrhein. Sechs Jahre später folgte der erste grosse Erfolg: "Der Hauptmann von Köpenick", eines der bleibenden Werke der deutschen Theaterliteratur. Thomas Mann schrieb: "Die beste Komödie seit Gogols 'Revisor'." Das war ein wichtiges Lob. Würde an eine solche Leistung noch einmal anzuknüpfen sein?

Zuckmayer beantwortete die Frage auf die ungewöhnlichste Art (strangest manner). Nachdem er vor den Nazis aus Österreich, wo sein Sommerhaus stand, über die Schweiz in die USA geflüchtet und Farmer in Vermont geworden war, hörte er 1941 vom Freitod (suicide) seines Freundes Ernst Udet, des berühmten Jagdfliegers (ace), der jetzt in Hitlers Diensten als Inspekteur der Luftwaffe ("Generalflugzeugmeister") gestanden hatte. Jahrelang schrieb der Farmer daraufhin an den Feierabenden, nach der Arbeit in Stall (stable) und Garten, das Drama "Des Teufels General". Es wurde der grösste Bühnenerfolg der Nachkriegszeit in Deutschland.

Danach kamen schwächere (weaker) Produkte, und jetzt, im hohen Alter, gab es ein Werk ("Der

Rattenfänger von Hameln"), das kaum mehr Resonanz gewann. Vielleicht ist der schöpferische (creative) Genius erloschen, aber das literarische Denkmal (monument) steht schon unverrückbar (unshakable) fest.

Was ist das Geheimnis der Wirkung? Ganz sicher seine mühelosen Übergänge vom Volkstümlichen, auch vom groben Jargon (vulgar slang), ja, von der Obszönität, in die zartesten Abschattungen (tender shades) von Sprache und Empfindung.

Am erstaunlichsten ist, dass er im amerikanischen Exil das Klima, Sprechen und Denken im Hitlerreich so atmosphärisch echt darstellen konnte, als habe er mitten drin gelebt. Höchstes künstlerisches Lob daher, wenn ihm der Dichter Lernet-Holenia hinterher, unter dem Eindruck der Uraufführung in Zürich, sagte: "Du bist nie fort gewesen".

Vor zehn Jahren kam dann das Glücksgeschenk der Lebenserinnerungen, die den Epiker dem Dramatiker gleichrangig (equal) an die Seite stellen. Zugleich sind sie der Epilog zu einer unvergleichlichen Kunstepoche.

## **Carl Zuckmayer gestorben**

Nach Redaktionsschluss erreicht uns die Nachricht vom Tode Carl Zuckmayers in einem Krankenhaus seiner schweizerischen Wahlheimat. Erst vor kurzem war er weltweit anlässlich seines 80. Geburtstages geehrt und gefeiert worden, auch in den Spalten des "Aufbau". Seine immer wieder erfolgreichen Bühnenstücke, vor allem "Der fröhliche Weinberg", "Schinderhannes", "Katherina Knie", "Der Hauptmann von Köpenick" und "Des Teufels General" werden ihn überleben, desgleichen seine grosse Selbstbiographie "Als wärs ein Stück von mir".

---



## Prominente Rednerliste zu Zuckmayers Geburtstag

DW. **Hamburg**, 8. Dezember

Bundespräsident Gustav Heinemann, der Schweizer Bundesrat Tschudi und der Literaturwissenschaftler Emil Stai-ger werden zum 75. Geburtstag des Dramatikers Carl Zuckmayer am 9. Ja-nuar 1972 Festansprachen halten. Die Feier findet in Amriswil im Schweizer Kanton Thurgau statt. Die musikalische Umrahmung gestaltet Anneliese Rothen-berger, am Flügel begleitet von Günther Weissenborn.

\* \* \*

"Ehrung, Dank und Freundschaft" nennt sich eine Dokumentation zum Abschied von Carl Zuckmayer, wie sie jetzt gemeinsam von der Landesregierung Rheinland-Pfalz und der Landeshauptstadt Mainz herausgegeben worden ist (Verlag Dr. Hans Krach, Mainz).

egl

Hausmann  
1978

## Erinnerungen an Carl Zuckmayer

Von GERTRUDE URZIDIL

*Carl Zuckmayer, der Anfang Januar verstorbene grosse Schriftsteller, hatte wenige Tage vor seinem Tode noch seinen 80. Geburtstag feiern können. Zu diesem Anlass hatte "Aufbau" ihn und sein literarisches Werk ausführlich gewürdigt, so dass sich so kurz darauf ein Nekrolog erübrigte. Statt dessen bringen wir nachstehend gerne persönliche Erinnerungen an Zuckmayer aus der Feder von Gertrude Urzidil, geschätzter Mitarbeiterin am "Aufbau" und Gattin des 1970 verstorbenen Schriftstellers Johannes Urzidil, der ebenfalls zu den guten Freunden unseres Blattes gehörte.*

Wir Urzidils waren in einer Jahrzehnte langen Freundschaft mit "Zuck", wie man ihn in vertrautem Kreis nannte, und mit seiner liebenswerten Alice, genannt Lizzi, herzlichst verbunden. Ich bewahre viele Erinnerungen, die ich in diesen Tagen des Verlustes mit allen teilen will, die ihn schmerzlich vermissen. Ich versuche es mit einer chronologischen Wiedergabe.

Johannes Urzidil war im Berlin der zwanziger Jahre Hausgast beim Verleger Gustav Kiepenheuer in Potsdam. Eines Morgens trat ein junger Mann mit scharfen Gesichtszügen und gedrungener Gestalt ein und breitete Manuskripte vor sich aus. "Das eine ist ein Lustspiel", so begann er, "das andere ein Gedichtband, betitelt 'Der Baum'. Ich geben Ihnen das Stück, wenn Sie auch die Gedichte nehmen, die mir am Herzen liegen." Kiepenheuer wehrte sich ganz energisch: "Kommt nicht in Frage, ich nehme prinzipiell keine Gedichte." — "Dann gehe ich eben zu Ullstein," sagte der unbekannte Autor, und verliess den Verlag. Das Lustspiel war der "Fröhliche Weinberg", der Autor Carl Zuckmayer. Kiepenheuer hat diesen Fehlgriff nie überwunden.

Die nächste Begegnung Urzidils mit Zuck erfolgte wiederum im Hause Kiepenheuer, diesmal ganz privat, bei einer Familienfeier. Da wurden Urzidil und Zuck Rivalen um die Gunst der bedeutenden Schauspieler Gerda Müller. Vermutlich war Zuck der Sieger, denn er erwähnt in seinem Erinnerungsbuch "Als wärs ein Stück von mir", die "blühende Freundschaft mit Gerda Müller".

Jahre später, in Prag, setzten wir uns in unserer Wohnung gerade zum Frühstück, da klingelte das Telefon und ich vernahm folgendes Gespräch: "Ja, Zuck, welcher Überraschung verdanke ich diesen Anruf?" Ich erfasste den Zusammenhang, denn Urzidil sagte: "Ich habe durch einen Zufall etwas Bargeld im Haus kommen Sie gleich her, wir warten mit dem Frühstück auf Sie." Johannes legte den Hörer nieder und erklärte mir, Zuck sei auf der Durchreise mit einer ihm noch nicht angetrauten Frau. Sie wäre plötzlich erkrankt, brauche einen Arzt. Sie hätten aber kein Geld für einen Arzt oder für ein vielleicht notwendiges Hospital.

Haus bereits mit den speziellen Telefonleitungen versehen sei, die die Verbindung nach Florida zum Nielsen-Computer herstellen, denn ihr Vorgänger hatte bereits für sie gearbeitet, und sie hätten ebenfalls die erforderlichen "Nielsen-Qualifikationen".

Um die Wichtigkeit der Nielsen-Ratings zu erfassen, dürfte folgendes Beispiel aufklärend sein. Von 1200 Nielsen-Panelists

(Fortsetzung auf Seite 16)

Da sollte Urzidil eben aushelfen. Zuckmayer erschien und verabschiedete sich ziemlich rasch, doch nicht ohne in unser Gästebuch die lakonischen Worte "Aufs nächste Mal" einzutragen. Damals ahnte keiner von uns, dass das nächste Mal New York bedeuten sollte.

In Amerika sahen wir die Zuckmayer öfters. Unsere gemeinsamen Freunde, Dorothy Thompson und ihr Gatte Maxim Kopf, der aus Prag stammende Maler, verschafften ihnen eine Einmietung in eine Vermonter Farm, die sich fast in Gehweite von Dorothys Besitz befand. Dort führten Zuck und Frau ein arbeitsames Dasein, das manchen Verzicht verlangte. Ich bringe eine Episode, die mir in Erinnerung geblieben ist.

Wir fuhren zu viert in einem etwas fragwürdigen Wagen zu einem nachbarlichen Besuch. Plötzlich hörte man Lizzi sagen: "Wir haben vergessen, das Haus abzusperrern." "Ja, wozu auch", erwiderte Zuck, "niemand verirrt sich in diese Einsamkeit und niemand kann dort etwas stehlen." — "Ja, aber wenn sich doch jemand hinverirrt und es wird ein Fall daraus, dann wird sich keine Versicherung an unsere Seite stellen." — "Da hast du recht, lass uns umkehren und absperren." Wir kehrten zurück, aber nach einer Weile rief Zuck: "Wir sind gegen Einbruch gar nicht versichert! Merk es dir."

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gingen die Zucks wieder nach Europa und landeten in Saas Fee im Wallis, nach dem sie sich seit 1938 gelegentlich eines Ausflugs immer gesehnt hatten. Dort fanden sie ihre Heimat und lebten bis zu seinem Ende in dem von ihnen umgebauten Haus.

In den sechziger Jahren hatten wir die letzte persönliche Begegnung mit ihnen. Damals kamen wir auf einer unserer Europareisen in das Tal unterhalb von Saas Fee. Davon verständigten wir die Freunde und sie kamen zu unserer Überraschung zur Station. Er hatte den Fahrplan studiert und für die Wartezeit ein Mittagessen im Restaurant bestellt.

Nachher gab es nur briefliche Mitteilungen oder es gingen Neuerscheinungen zwischen den beiden Autoren hin und her, immer erfreulich und mit besonderen Widmungen versehen. In seinem letzten Brief berichtete er von einem wahren Erlebnis in Saas Fee:

Vor einigen Tagen sei er auf einer Bank gesessen, um sich von einem langen Spaziergang auszuruhen. Neben ihm spielte sein treuer Begleiter, der geliebte Hund. Da kam ein Unbekannter heran, verbeugte sich und sagte: "Sie sind doch Herr Zuckmayer." "Ja, freilich, aber wieso erkennen Sie mich?" — "An ihrem Hund, den hat man im Fernsehen gezeigt."



## Carl Zuckmayers versöhnende Weisheit

Zu seinem Tode

Als wir dem Dichter Carl Zuckmayer vor drei Wochen an dieser Stelle den Geburtstagsgruß zum Achtzigsten schrieben, geschah es in der Hoffnung, er werde des Lebens noch einmal Herr. Aber der Hieb, der ihn getroffen hatte, war stark, wie sich zeigte. Freilich nicht gnadenlos. Sich so in die Aufmerksamkeit, Gunst, Liebe, ja in eine neue Einschätzung seines Lebens und seiner Arbeit zurückgeführt zu finden — was vor zehn Jahren noch nicht zu vermuten stand — machte den biblischen Tag heiterer.

Zuckmayer schien lange auf dem Weg weg von uns zu sein. Schon vor einem halben Jahrhundert ging der Rheinhesse nach Österreich, von dort entwich er vor Hitler durch einen Trick in die Schweiz, dann in die Vereinigten Staaten. Eine deutsche Biographie. Seit achtzehn Jahren wohnte er — zurück, aber nicht heimgekehrt — im Angesicht der Gletscher in den Schweizer Alpen.

Aber so weit Zuckmayer sich auch entfernte, er blieb immer vertraut. Bei Döblin erlebten wir dergleichen nicht, wie schwer fiel die Rückkehr Brechts, selbst die Thomas Manns. Was war an Zuckmayer das Besondere? Er lebte aus einer natürlichen, naiven Kraft, die uns abhandeln gekommen ist. Wer mit Zuckmayer in Saas Fee spazierenging, aus dem betriebsam gewordenen Dorf mit dem Gedrängel der Hotels den Hang hinauf in die Berge, kam an alten Lärchen vorbei. Dort, am Übergang in die dauernde Landschaft, ins Ur-Alte und Un-Zeitliche, grüßte er die alten Bäume, als seien sie gute Nachbarn. Er zog den Hut vor ihnen. Er machte andere aufmerksam auf die Sprache der Natur. Er liebte Bäume und hat sie im ersten Gedichtband von 1920 schon als Symbol der Lebenskraft besungen. Er, der sich vorm Getümmel des Tags nie gescheut hat, verehrte in ihnen das Dauernde.

Was war seine Botschaft? Alles, was er zu sagen hatte, war einfach, ohne „geistige Bedeutung“. Im Leben des Carl Zuckmayer hat sich, begünstigt durch die glückliche Konstellation seiner Herkunft, etwas Wunderbares vollzogen. Die jähre Erkenntnis der 1914 jubelnd in den Krieg ausrückenden jungen Mannschaft, daß sie, der Bürgerlichkeit entrinnend, doch nur ins Sterben gezogen war, hatte sich ihm zur Einsicht verwandelt, daß sie damit auch an die Grenzen des Lebens selber gekommen war. Daraus zog er die Konsequenz.

Die erste Sammlung Zuckmayerscher Gedichte („Der Baum“) ist geprägt von diesem Widerspruch des gewaltsamen Sterbens der Geschöpfe inmitten der verwüsteten Schöpfung, deren Schönheit jene zu ihrer eigenen Freude hätten besingen können. „Herz, werde wach und singe: Singe dem Herrn, der die Erde schuf!“ heißt es dort.

Als solcher Sänger hat Zuckmayer begonnen. Seine Melodie hat er, obwohl er zu den Auswanderern von 1933 gehörte, nie verloren. Im Weinberg, im Kornfeld und im Gebüsch haben die jungen Paare seiner Schauspiele die schönsten Liebesgespräche gewispert, immer waren sie ein solcher Lobgesang. Als Sänger der lebensverliebten Bellmannschen Art ist er selber aufgetreten, und als solcher hat er sich im Schauspiel „Ulla Winblad“ in dem schwedischen Anakreontiker einen historischen Genossen gesucht. Jener Abend in den frühen zwanziger Jahren, an dem Zuckmayer dem jungen anarchischen Sänger Bertolt Brecht (der in der Dramaturgie Max Reinhardts schon seinen Einfluß auf ihn ausübte), singend zur Klampfe entgegnetrat, machte ihm deutlich, was sein Wesen, was die ihm eigene Stärke war.

Dieser Abend bezeichnet noch heute den Kreuzweg, an den sich die Besten aus der jungen Generation — von den Nachwehen der expressionistischen Sehnsucht nach Weiterneuerung ergriffen — damals gestellt haben. Drei von ihnen haben damals ihre Entscheidung als Kreuzweg definiert: Hanns Johst, Bertolt Brecht und Carl Zuckmayer. Jener entschied sich pathetisch fürs Völkisch-Nationale, dieser für die kritische Intellektualität, Zuckmayer ging zwischen den Programmen und Theorien, das Weltkind in der Mitte, den dritten Weg, den seiner eigenen Erfahrung.

Wer einmal das Werk Carl Zuckmayers und seinen Weg durch die Zeit beschreibt, wird es aus dem Gegensatz zum Werk jener zwei Weggenossen am besten begreifen. Überindividuelle Organisation war für Zuckmayer kein Mittel, das Leben in dieser Welt erträglicher zu machen. Er lenkte die Augen auf die Kräfte, mit denen der einzelne

sein Leben so deutlich leben konnte, daß er an dessen Ende nicht zu sagen brauchte: Was war es, ich habe es gar nicht gespürt? Im „Fröhlichen Weinberg“ hat er solche Einsicht zum Thema gemacht: Dem prallen Weinbergsbesitzer stellte er politisierende Figuren gegenüber. Zuckmayer lehrte durch Lachen, wie er einst Brecht durch einfaches Lachen darüber belehrt hatte, daß er sein Jünger nicht sein werde.

Dieses Beharren auf dem individuellen Recht zum möglichst kräftigen Le-

ben Fröhlichkeit des Winzers Gunderloch schweigte er so, daß die Freude an dem prallen Leben auf das Publikum übergriff und wie mit einem Schlag das Spukbild der von Verzweiflung gepeinigten expressionistischen Literatur beendete. Die Köpenickiade des Schusters Voigt wurde schon auf dem Hintergrund der Notjahre um 1930 erlebt. Das Wunderbare trat hier nur noch zutage in dem Eulenspiegel-Streich, mit dem ein geschundener Mensch für einen Augenblick das Sy-

bruch von 1918 seine Rolle nicht aufgeben konnte und gläubig mit Hitlers Frontsoldaten-Mythos ins Dritte Reich marschierte. Aber das wäre nur eine soziologische Bestimmung. Aus den Worten des Generals zu dem ideologisch verrannten Leutnant Hartmann sprach Zuckmayer (im Kaslno-Ton) selbst: „Die Welt ist wunderbar, wir Menschen tun sehr viel, um sie zu versauen, und wir haben einen gewissen Erfolg. Aber wir kommen nicht auf gegen das ursprüngliche Konzept.“ Er hat nie verzichtet, an die Einsicht des Menschen zu glauben, er verdammte und verteilte nicht. Auch ein schuldig Gewordener führt bei ihm noch seine Wahrheit im Mund. Und seine Form dafür war das sich aufeinander einlassende Gespräch.

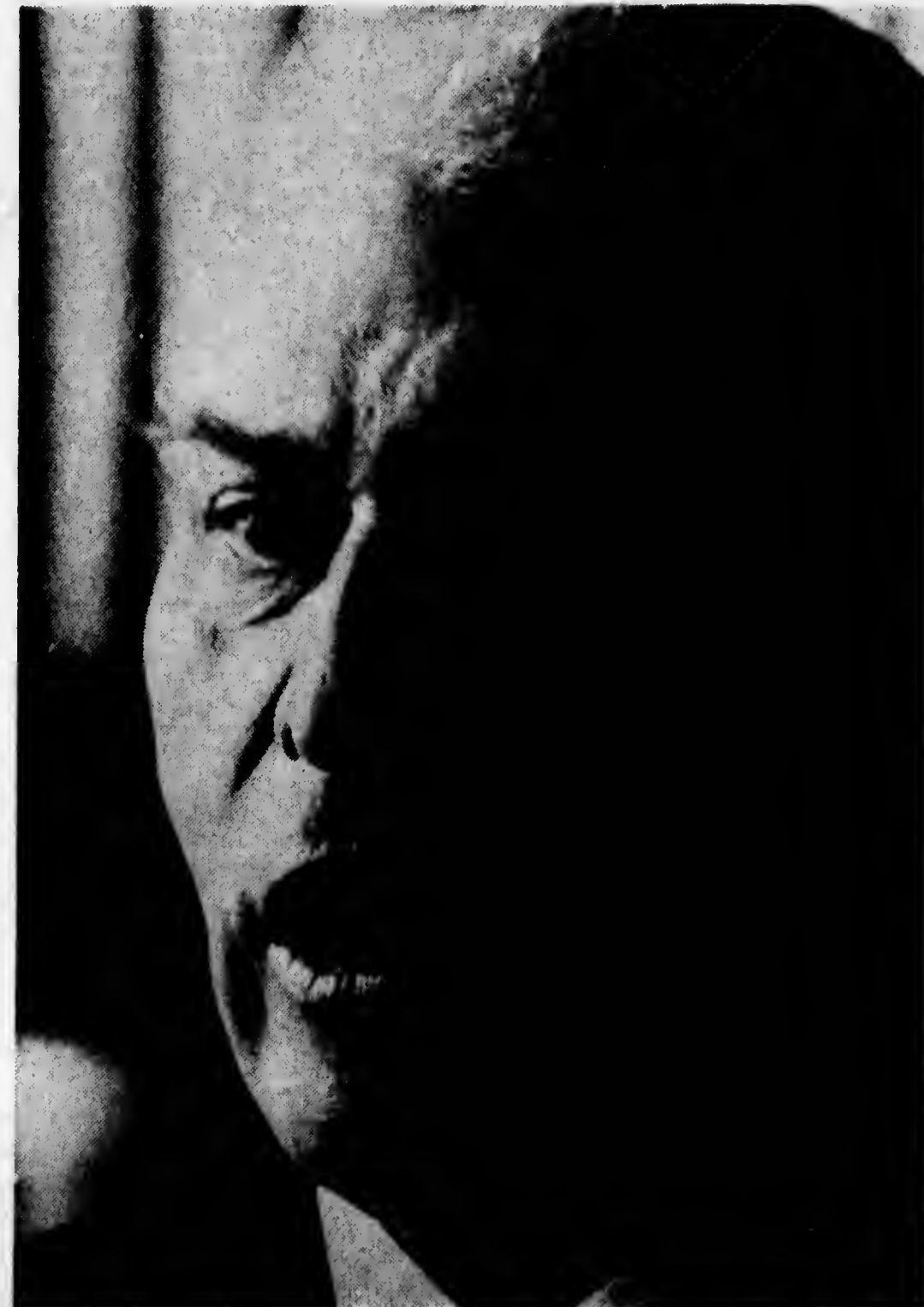
In solcher Schreibweise, in solchem Verhalten des Autors zu seinen Figuren ist noch immer gegenwärtig, was der bessere Teil der Helmkehrer von 1918 gesucht hat: die Geburt der Welt aus einem neuen Impuls zur Solidarität. Für Zuckmayer wurde er nie ein Abstraktum, nie eine Parole, sondern ein Auftrag für sich selbst, den Menschen menschlich zu zeichnen. Alles, was er schrieb, handelt davon. Über seinem erzählerischen Werk steht als Chiffre seines Lebens jene Geschichte von dem „Bauern aus dem Taunus“, der in den letzten Kriegstagen aufbricht, um mit den Wirren des Zusammenbruchs der russischen Front sein mit einer Russin gezeugtes Kind zu suchen und heimzuholen.

Was immer Zuckmayer erzählte, auch wenn es in die Zeitgeschichte eingebettet war, hat Märchenglanz; denn immer versuchte er, das Besondere und Wunderbare zu beschreiben. „Schönheit, Wahrheit, Menschlichkeit“: das nannte er kurz vor der Flucht aus Österreich ins amerikanische Exil „das irdisch-himmliche Dreigestirn“. Eben damals hat er seine Glaubensbekenntnisse (in „Pro Domo“, 1938) formuliert: „Wir wissen, daß es die schöpferische Kraft der Liebe gibt, und wir bekennen uns zu ihr.“ Das blieb in diesem rheinisch-amerikanisch-schweizerischen Schriftstellerleben nicht nur ein Satz. Zuckmayer hat ihn für sein Leben übersetzt. Und man darf nicht glauben, es sei unangefochten geblieben und leichtgefallen. Sein Haus war ein Haus der Gastlichkeit, im österreichischen Hendorf wie in den amerikanischen grünen Bergen von Vermont. Nicht nur Czokor und Horváth erfuhren es.

Zuckmayer war ein Mann, der unfähig war, sich vielleicht auch unfähig gemacht hatte, zum Haß. Für uns Jüngere, die wir 1945 aus dem Krieg heimkamen, war dieser Mann in der Uniform des amerikanischen Siegers, der für einen Kulturbericht an die Regierung durch das zerwüstete Deutschland reiste, der erste Versöhner. Der deutsche Emigrant warb um ein neues Verständnis, auch bei den Siegern. Er sprach — wie Harras mit jenem Leutnant Hartmann — in den Hörsälen mit den überlebenden Hartmanns, behutsam die Gedanken aufhellend, manchmal erregt bis an den Rand der Kräfte. Da war ganz zu erkennen, daß jener Harras sein eigener deutscher Bruder war.

Wo immer man in dem achtzigjährigen Leben Carl Zuckmayers hinblickt — seit jener Erweckung in der Frankfurter Oper im Jahre 1919, als er bei Beethovens „Fidelio“ in Tränen ausbrach und Freiheit und Menschenwürde als die Botschaft der Kunst in sich aufnahm —, trifft man auf die Einheit dieses Lebens. Im Erkannten ließ er sich nicht belirren, im Tun nicht ablenken, im Schreiben nicht literarisieren. Er war pragmatisch, ein Erzähler für lehrreiche Geschichten und ein Sänger, dessen Gedichte noch zu entdecken sind. Er liebte die einfache Form und die einfache Geste. Auch die einfache Sittlichkeit.

Sein Lebensprinzip war, davon bestimmt, voller Neugier und demütiger Erwartung. Sein Satz war: „Kommt mit, sagte der Hahn, etwas Besseres als den Tod werden wir überall finden.“ Im „Hauptmann von Köpenick“ liest der Schuster Voigt ihn aus den „Bremer Stadtmusikanten“ dem sterbenden Mädchen vor. Er nahm ihm wie einen Anruf aus einer alten Geschichte. Zuckmayer las die Zeichen. Er hat nach solchen schlichten Sätzen gelebt und den Tod nie auf deutsche Weise verklärt. Er brauchte es nicht. Denn das Leben des Carl Zuckmayer war voll von Erlebtem. Da erscheint — wenn das Sterben auch schwer war — der Tod nicht als das bessere Ende der Welt. GÜNTHER RÜHLE



Carl Zuckmayer (27. 12. 1896 bis 18. 1. 1977)

Foto Wolfgang Haug

ben hat ihn den Intellektuellen, die eher auf gesellschaftliche Einordnung sahen als auf die Möglichkeit, in den Realitäten zu leben, und neue Formen für eine neue Zeit wollten, verdächtig gemacht. „Na ja, Zuckmayer“ — für ihn gab es keine fortschreitende Entwicklung von Literaturgattungen, auch keine politische Theorie, die ihn förderte. Seine Theorie war sein Gewissen. Er nannte es eine „selbstwirkende Kraft in uns“, einen „Teil unserer angeborenen Natur“. Sein Auftrag an sich selbst hieß: Erzähle, was du kannst! — Auch als Dramatiker war er ein Erzähler. Er erzählte, wie es über die Zunge lief. Er liebte Menschen, die frei waren von eingekasteter Bürgerlichkeit, von Eiferer- und Pharisäertum, Menschen, die wußten, was das bloße Atmen oder ein Sommernachmittag am Feldrain an Daseinsfreude enthalten kann.

Zuckmayer suchte bis ans Lebensende (im „Leben des Horace A. W. Tabor“ hat er es noch einmal beschrieben) den „ganzen Menschen, der sich nicht verloren gibt“. Solche Suche war gewiß selten, nicht nur außerhalb der Mode, sondern auch außerhalb der allgemeinen Erfahrung, denn um ihn herum wuchsen Klagen und Theorien über den Verlust der Freiheit, Entfremdungsprozesse, über die Zunahme der Zwänge in der immer abstrakter werdenden Organisation der Gesellschaft. War er weltfremd?

Noch an seinen fragwürdigen Figuren wie dem Schlinderhannes oder dem General Harras aus „Des Teufels General“ rühmte er das Leuchten der Lebenskraft. Das war kein naiver Biologismus, sondern das Vorzeigen von Fähigkeiten und Möglichkeiten. In der rheinhesi-

stem des uniformierten Staates ausmanövrierte. In „Des Teufels General“ zeigte er eine kräftige Natur in der politischen Verstrickung, in der Selbstgefähndung durch zu viel Lust an der eigenen Rolle und als Handlanger des Teufels. Er stellte dem General Harras in dem Saboteur-Ingenieur Oderbruch jenen Typus Mensch entgegen, der von moralischen Pflichtvorstellungen erfüllt ist und seinen Auftrag aus dem Widerstandszwang gegen einen gewissenlos gewordenen Staat zieht. Eine Verkrampfung des Lebens durch die Situation. — Drei Stücke: eine Folge von Komödien, in denen die Schatten dunkler werden und die letzte mit dem Tod endet.

Schon heute ist gewiß, daß sich Zuckmayers literarische Kraft ganz in dieser deutschen Trilogie dargestellt hat. Sie entstand aus dem Zusammenprall der Zuckmayerschen Natur mit der eigenen Geschichte. Verkehren wir die Reihenfolge ihres Entstehens in die historische Zeitfolge ihrer Themen, so ist in jedem der drei Stücke eine der drei deutschen Epochen dieses Jahrhunderts gespiegelt: Kaiserreich, Republik und NS-Staat. Nächste der Sternheimschen (strengeren) „Maske“-Trilogie ist auch die Zuckmayersche Trilogie von „Weinberg“, „Köpenick“ und „Teufels General“ ein deutscher Bestand.

Manchem mag es schwer sein, das zu erkennen. In welches Ziellicht geriet das Schlußstück, das geschöpft aus einem visionären Akt im Exil, die Welt der Nazis darstellte, wie es bis heute keinem anderen gelang. Der Rang dieses Stücks ist ganz zu erkennen, wenn man begreift, daß Zuckmayer hier die Geschichte des Frontsoldaten von 1914 zu Ende schrieb, der im Zusammen-

## Kirow-Tragödie

Die Meldung vom gewaltsamen Tod des Tänzers Juri Wladimirovich Solowjow, der vermutlich Selbstmord beging, umreißt nicht nur eine private, sondern darüber hinaus auch eine kollektive künstlerische Tragödie. Das Kirow-Ballett, dem Solowjow als prominentes Mitglied, als letzter einer Reihe männlicher Tänzer der Extraklasse angehörte, blutet allmählich aus; es verliert seine besten Leute, einen nach dem anderen. Nachdem 1961 bereits Rudolf Nurejew, Solowjows Freund und Kollege vom Examenjahrgang 1958 am Leningrader Choreographischen Institut, in den Westen abgesprungen war, folgten ihm in den siebziger Jahren auf ähnliche Weise die Ballerina Natalia Makarowa und der neue Superstar Michail Barischnikow sowie das Tänzerpaar Galina Ragoschina und Waleri Panow, das offiziell um Ausreisegenehmigung nach Israel nachsuchte und diese Genehmigung nach Jahren des Wartens und manchen Schikanen auch erhielt, nicht zuletzt dank des Drucks der westlichen Öffentlichkeit.

Die Namen Barischnikow — Solowjow — Panow — unübertreffliche Besetzung etwa von Kassarikina/Wassiljews „Erschaffung der Welt“ — bezeichnen ein Tänzererzetz, das in der ganzen Welt einzigartig war; weder das Bolschoi-Ballett in Moskau noch das Londoner Royal Ballet oder das American Ballet Theatre hatten zu Beginn der siebziger Jahre männliche Tänzer dieser technischen Bravour und Persönlichkeitsstärke aufzuweisen. Nun hat das Kirow-Ballett mit dem 36jährigen Juri Solowjow den letzten dieser drei Musketiere verloren — und was immer auch an persönlicher, vielleicht privater Motivation hinter Solowjows verzweifeltem Entschluß stehen mag, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen: Die Tat ist wiederum auch ein Akt der Emigration, ein Symptom für den Zustand des Kirow-Balletts, dessen beste Kräfte die künstlerische Isolation, Stagnation und Sterilität einfach nicht ertragen und lieber ins Exil oder in den Tod fliehen, als weiterhin mit lächelndem Gesicht die noblen Feen und Prinzen der klassischen Ballette darzustellen.

Daß die künstlerische Enge und Beschränktheit gerade in Leningrad und beim Kirow-Ballett besonders stark empfunden wird, hat mehr als einen einzigen Grund. Gewiß spielt das Gefühl, gegenüber dem konkurrierenden Bolschoi-Ballett im zentralen Moskau bewußt zurückgestellt zu werden und allmählich immer stärker an Boden zu verlieren, eine Rolle. Auch liegt Leningrad, von der Denkweise her, näher am Westen, ist weltoffener, sensibler und liberaler und reagiert deshalb stärker auf künstlerische Zwänge, denen das Ballett wie alle Künste im Sowjetstaat unterliegt. Wie verzweifelt die Lage manchen erscheinen muß, davon gibt Solowjows Freitod betrüblicher Kunde als die Flucht von Barischnikow oder Makarowa, denen der Westen immerhin glänzende Karrieren bereithielt.

Das Kirow-Ballett aber, einstmalig die nobelste, klassischste Ballettkompanie der Welt, wird arm und ärmer. Einen Aderlaß, wie Kirow ihn in den letzten Jahren erlebte, hält kein Ensemble aus, selbst wenn es über so reiche Talenteserven verfügt wie die großen sowjetischen Truppen. J. Sch.

## Stimmen zum Tode Zuckmayers

Zum Tod von Carl Zuckmayer, der am Abend des 18. Januar im Krankenhaus von Visp (Schweiz) an den Folgen einer Lungenentzündung und eines Schlaganfalls im Alter von 80 Jahren starb, gab es am Donnerstag zahlreiche Äußerungen. Bundespräsident Walter Scheel sagte, mit Carl Zuckmayer verließen wir einen bedeutenden deutschen Dramatiker dieses Jahrhunderts, einen aufrechten, wahrhaft lebenswerten Mann, der sich bis in sein höchstes Alter die Kraft und die Wärme eines jugendlichen Herzens bewahrt hat.

Ein Sprecher der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung sagte, mit Zuckmayer habe die deutsche Literatur einen Dichter verloren, der, ohne volkstümlich zu sein, vom Volk verstanden und geliebt worden sei. — PEN-Präsident Walter Jens sagte, Zuckmayer habe beispielhaft bewiesen, daß es möglich sei, zugleich ein Volksschriftsteller und ein Klassiker zu sein. Der ehemalige Berliner Generalintendant Boleslaw Barlog rief ihm den Dank nach für alles, was er „fürs deutsche und für unser Berliner Theater“ getan habe. — In Nackenheim, Zuckmayers Heimatstadt, wurde spontan halbmaskiert geflaggt. Zuckmayer wird am kommenden Samstag um 11 Uhr in seinem Wohnort Saas Fee im Wallis beigesetzt. F.A.Z.



## Erinnerungen an Carl Zuckmayer

Von INGEBORG BRANDT

Carl Zuckmayer ist tot, und für viele Menschen ist diese unsere Welt mit seinem Hingehen ärmer und kälter geworden. Seinen 80. Geburtstag hat er zwar noch erlebt, aber nicht mehr — obwohl er und seine Frau bis zuletzt nur zu gern „festeten“ — seinem eigentlichen Lebensgefühl gemäß triumphal begehen können, wie noch den 75., ganz zu schweigen vom 70., den die Stadt Luzern für 300 Gäste opulent ausgerichtet und mit Strömen von rotem Döle aus dem Wallis versorgt hatte.

Zur goldenen Hochzeit mit „Jobs“, wie Zuck seine Frau Alice („Die Farm in den grünen Bergen“, „Das Scheusal“, „Das Kästchen“) nannte, war es 1975 schon sehr viel stiller zugegangen. Dann kam der erste Herzinfarkt (mit Rückfall nach einer schweren Kleferoperation), es kam eine lange Kur in Ragaz (Graubünden) und sieben Monate Verzicht auf die geliebte Pfeife und die leichte Zigarillo. Auch im Umgang mit dem Wein, dem Pflüml, dem Bier mußte „Old Zuck“ (so unterschrieb er schon als junger Mann seine Freundesbriefe und im letzten Oktober auch einen an mich) Vorsicht walten lassen, was ihm gar nicht lag und woran er es auch immer wieder fehlen ließ. Schon zwei Monate vor dem 80. peinigten ihn Kreislaufbeschwerden, eine ernste Lungenentzündung. „Jobs“ am Telefon: „Er redet davon, daß er womöglich zehn Tage vor seinem Geburtstag sterben werde.“

Als ich ihm im Sommer vorigen Jahres zum letzten Mal begegnete, ging es noch sehr munter zu. Es wurde gelacht, erzählt, erinnert. Ob er noch wisse, fragte ich ihn, wie er auf seinem 70. den Übergang „von der irdischen zur himmlischen Liebe“. „Jobs“ und die Welt, das ganze Leben umarmend, beseligt gepriesen habe? Nein, er wußte es nicht mehr. „Das Tonband war gerade ausgefallen.“ Alter Freunde wie Lernet-Holenia wurde gedacht, die damals noch unter uns waren, und, auf Gerhart Hauptmann gemünzt, sprach Zuck den schönen Satz: „Auch Altwerden ist ein Verdienst...“ Von den Enkeln drüben in den USA sprach man, vom Besuch der jungen Sissy in Salzburg, die sich schrecklich zu sagen!, abfällig über München geäußert haben soll.

„Sehnsucht“, meinte dann Zuckmay-

er, „wirkliche Sehnsucht habe ich nur nach Vermont“ (wehe, wer den ursprünglich französischen Namen des Kanada benachbarten US-Bundesstaates, falsch betonte!), „ja, nach Vermont, denn da komme ich nicht mehr hin!“

„Wissen Sie, daß in Vermont lange Zeit niemand ahnte, daß mein Mann ein Erfolgsautor, „a poet“, war“, fragte Jobs. „Erst viel später kam es heraus und dann hieß es achtungsvoll ‚Carl did good, over there...‘“

Als ich das hörte, hätte ich gern nach Zuckmayers Verhältnis zur Maske gefragt. In seiner „Fastnachtsbeichte“ ist ja von der Magie der Maske eindrucksvoll die Rede. Aber die Frage schien mir plötzlich zudringlich. Wie denn stand es um Zuckmayers eigene Maske? Er war der Dichter des so entlarvend verkleideten „Hauptmanns von Köpenick“, des scheinloyalen, also maskierten „Teufelsgenerals“. Und er selbst? Wieviel Sensibilität und Verletzlichkeit verbarg sich hinter der Attitüde des erverbundenen Naturburschen; wieviel geheime Zweifel mochten seine Plädoyers für sein zwiespältig aufgenommenes letztes Schauspiel „Der Rattenfänger“ nähren, welche Ängste hatte der scheinbar Unverwundliche, von manch schwerer Krankheit (so im Herbst 1965) Wiedergenesene, wohl in der Stille in sich besiegt.

„Wir alten Männer sind abergläubisch“, schrieb er mir kurz darauf, als es um das vorläufige Verschweigen einer wichtigen Nachricht ging, daß nämlich O. K. Kokoschka, ihn malen würde, „der 90jährige den 80jährigen“. Hoffte er wohl selber 90 zu werden? Gewiß. Weitere Meisterwerke zu schreiben, wie die neue, schon begonnene Komödie? Ohne Zweifel! Aber glaubte er wirklich so zuversichtlich daran, wie er vorgab?

Als ich ihn zuletzt sah, war ich zunächst erschrocken, denn er hatte sich sehr verändert. Sein Temperament, sein Lächeln („ich bin ein Lächler, kein großer Lacher“) beruhigten mich dann wieder. Aber man sah, wie dünn und durchsichtig sich die Haut über Hände und Wangen spannte, daß die Lippen sich manchmal leicht zu verkrampfen schienen.

„An die Hölle glaube ich nicht“, sagte der Anbeter der Natur, der unermüdlige Fürsprecher des Lebens, auch des Lebens, wie es heute ist. „Höchstens ans

Fegefeuer. Eine Extrahölle mag es freilich geben, für Hitler und seinesgleichen.“ Also ansonsten wohl Sühne, aber keine ewige Verdammnis für den Sünder? Zuck führte seine Vorstellung nicht weiter aus, kam auf die aus seiner Autobiographie bekannte erste Begegnung mit Alice Herdan in Berlin zu sprechen. „Es war Liebe“, sagte er und ergänzte: „obwohl sie mir viel zu dünn war. Ich mochte die schönen Rundungen.“ Er modellierte Monroe-Maße. „Aber ich dachte, du mußt sie dir eben anfüttern, wie Old Shatterhand jene zwei mageren Commanchengäule, die er sich in einem Karl-May-Roman zur allgemeinen Verblüffung einhandelt...“

Wir reden und reden, besichtigen Arbeitsetage mit Bad und Herd, Gesteinsammlung, Terrasse, Balkon und — es gießt und gießt — am letzten Tag ein paar Minuten Saas-Fee-Blau vor den Viertausendern rings ums alte Haus. Dann will Zuck arbeiten. „Also dann bis zum nächsten Mal!“

Aber ein nächstes Mal wird's nun nie mehr geben, lieber Carl Zuckmayer, unvergeßlicher Freund. Ein Leiden ist ihm im Leben wenigstens erspart geblieben, im Gegensatz zu Millionen Menschen — das Leiden an immer tieferer, zuletzt todesähnlicher Vereinsamung.



Carl Zuckmayer vor seinem Haus in dem Schweizer Ort Saas Fee

FOTO: SVEN SIMON

*Die Welt, 24. Jan. 1977*

## JOURNAL

### Carl Zuckmayer wurde in Saas-Fee beigesetzt

dpa, Saas Fee

Carl Zuckmayer ist am Sonnabend in seiner Wahlheimat Saas Fee im Schweizer Kanton Wallis beigesetzt worden, nachdem zuvor die Angehörigen und 800 Gäste an einer schlichten Trauerfeier in der überfüllten Herz-Jesu-Kirche teilgenommen hatten. Die Totenmesse zelebrierte, von Zuckmayer noch zu Lebzeiten darum gebeten, der Ortspfarrer Franziskus Lehner. In kurzen Ansprachen würdigten Vertreter der deutschen und der österreichischen Bundesregierung, des Landes Rheinland-Pfalz, der Mainzer Oberbürgermeister Jockel Fuchs sowie ZDF-Intendant Prof. Karl Holzamer den Verstorbenen. Aus dessen Geburtsort Nackenheim war auch Bürgermeister Wilhelm Wöll zur Trauerfeier gekommen.

Angriff auf DDR



Zum Tode von Carl Zuckmayer

## Ein Dichter der Lust und des Lebens

Er war für sein Leben gern Freund unter Freunden, das war der Stern, unter dem er stand, ein Mann der glücklichen, der feierfrohen Stunden, die er mit vielen ernsten und bedrängten zu kompensieren hatte. Sein 70. Geburtstag war Weihnachten 1966 im Kreise von Verlegern, Theaterleuten und Bewunderern in Luzern mit großem Aufwand gefeiert worden. Zu seinem 80. hatte die treusorgende Gattin aus Saas Fe, dem Wohnsitz des Paares seit achtzehn Jahren, an viele Stellen Absagebriefe schreiben müssen, die Gesundheit des Jubilars sei den ihm zugeachteten Ehrungen nicht gewachsen. Die Bedenken waren nicht übertrieben: 22 Tage nach den Jubelfeiern ist Carl Zuckmayer jetzt gestorben.

\*

Die deutsche Öffentlichkeit steht vor dem Verlust nicht unvorbereitet. Der „runde“ Geburtstag ist schon im letzten Herbst von dem rührigen Verlag S. Fischer durch eine zehnbändige Taschenbuchausgabe des Gesamtwerks, einen Band mit lesenwerter Gelegenheitsprosa und ein „Zuckmayer-Lesebuch“ begegangen worden. In Leinen gibt es die gesammelten Werke schon seit 15 Jahren, noch ehe die Autobiographie („Als wär's ein Stück von mir“, 1966) erschienen war, die wie kaum eine andere Lebensbeschreibung aus der Jahrhundertmitte zu einer Art deutschem Hausbuch geworden ist.

Auf diese überaus gelungene Selbstdarstellung, die eine ganze Epoche porträtiert, brauchten die beiden deutschen Fernsehprogramme nur zurückzugreifen, um in den vergangenen Weihnachtstagen den Dramatiker mit der Darbietung seiner Lebensumstände und der Chronik seiner Erfolge zu ehren — am gleichen Abend, doch zu verschiedenen Stunden, so daß ein Zuckmayer-Fan sich alles hintereinander ansehen konnte. Rechnet man die zum Fernsehspiel gestaltete „Fastnachtsbeichte“ und die von den Städtischen Bühnen Mainz übertragene „Barbara Blomberg“ noch hinzu, so wurde er auf dem Bildschirm gleich vierfach gefeiert.

Der strahlende Erfolg zu Lebzeiten, der vielen Großen der Weltliteratur vorenthalten blieb, ist auch Zuckmayer

nicht auf Anhieb zuteil geworden. Der begabte Heidelberger Student, dekoriertes Weltkriegsteilnehmer, aus dem Weinort Nackenheim gebürtig (der Vater fabrizierte die Stanniolkappen auf den Weinflaschenhalsen), erlebte im Berlin der noch nicht besonders goldenen 20er Jahre so etwas wie einen Fehlstart. Wohl hatte er im Staatstheater Leopold Jessners eine Premiere, wohl geriet er, dank seiner dramatischen und lyrischen Hervorbringungen, schon mit Bild in Soergels Handbuch „Dichter und Dichtung der Zeit“, doch dieser hochgemute junge Mann von markantem Profil wäre heute glatt vergessen, hätte er nicht 1925 mit dem „Fröhlichen Weinberg“ in einer ganz anderen Tonlage noch einmal von vorn angefangen und ein Lustspiel aus der deutschen Gegenwart, aus seiner engsten Heimat geschrieben — frech, gesellschaftskritisch, doch vor allem heiter, von erlösender Spaßhaftigkeit, für die deutschen Bühnen ein Labsal. Für den Dichter war es, als habe er das große Los gewonnen. Aber er fühlte sich zu weiteren Leistungen des gleichen Schlages angespornt, dem „Schinderhannes“, dem Zirkusstück „Katharina Knie“ bis hin zu der frühen Krönung seines dramatischen Werkes, dem „Hauptmann von Köpenick“, dem er den Untertitel „Ein deutsches Märchen“ gab. Mit Meisterhand hatte er die weltbekannte Geschichte von dem hochstaplerischen Schuster mit dem Schicksal eines Uniformrocks verknüpft und aus dem Ganzen eine Allegorie aller Torheiten und Schrecken des Kaiserreichs gemacht, ein Panoptikum mit Herz — und natürlich lauter Bombenrollen.

\*

Wie glücklich ein Prominenter in jenen Jahren leben konnte, in leidlichem Wohlstand und im Kreis ebenso prominenter Freunde, von Emil Jannings bis Ernst Udet, in Berlin und im Salzburgerischen, niemand hätte es so verführerisch zu schildern vermocht wie Zuckmayer selbst in seiner Autobiographie. Auch die Gewitterwolken, die aufzogen, verstand er zu beschreiben, und die Emigration nach Amerika, die keinen Erfolg auf dem Broadway, sondern Mühe und Arbeit auf einer einsamen Farm in Vermont einbrachte. In den



Ein lebendiger Plauderer war er zeitweilig: Carl Zuckmayer in seinem Heim in Saas Fe. FOTO: SVEN SIMON

verschneiten Bergen wurde das Drama des Fliegergenerals konzipiert, der seine Seele dem Teufel verkauft hat (Freund Udet diente als Modell). „Des Teufels General“ wurde zu keiner so überzeugenden Parabel des braunen Reiches, wie es der „Hauptmann“ für das Wilhelminische war. Doch es beschäftigte die Gemüter, vor allem der Jugend, als es nach Kriegsende an beinahe allen Theatern der sich wiederaufrappelnden drei Westzonen Deutschlands gespielt wurde. Und Zuckmayer, einer der ersten und bereitwilligsten Heimkehrer, stand in unzähligen Diskussionen unermüdlich seinen Mann. Er wollte kein Umerzieher sein, sondern ein Gesprächspartner, und ob der edle Saboteur Oderbruch in seinem Stück richtig gehandelt hatte oder nicht und ob ihm der Nazi-General nicht doch ein wenig zu prächtig geraten war, blieb in allerletzter Instanz ungewiß.

\*

Carl Zuckmayer kehrte Amerika, das sich dem Dramatiker merkwürdig verschlossen gezeigt hatte, den Rücken, doch wählte er wohl mit Bedacht nicht die Bundesrepublik oder Österreich, sondern die Schweiz zum Wohnsitz. Er schrieb noch eine ganze Anzahl von

Theaterstücken: „Barbara Blomberg“, „Gesang im Feuerofen“, „Das kalte Licht“; keines aber hatte einen so durchschlagenden Erfolg wie seine drei Meisterdramen, die aus dem deutschen Repertoire nun nicht mehr wegzudenken sind. Es paßt zu seiner unverdrossenen kämpferischen Natur, daß er es immer wieder versucht hat und in den Monaten vor seinem Tode den ersten Akt einer neuen, so heißt es, besonders heiteren Komödie vollendete.

\*

Wie es häufig geschieht, haben die Kritiker dem Mann der spektakulären Erfolge gern die kalte Schulter gezeigt, zu Unrecht. Seltener ist, daß ein so vom Glück begünstigter Dramatiker bereitwillig seine Irrtümer eingesteht: So hat er „Das kalte Licht“, das Stück über den Fall Fuchs und das Atombombengeheimnis, gegen Ende seines Lebens bis auf eine einzige Szene verleugnet. Es paarten sich in ihm der freudige Stolz auf seine Leistung, sein von Lust erfülltes Leben und die Schar seiner Freunde, bei allem Überschwang, aller Wort- und Weinseligkeit, mit Selbstkritik und frommer Scheu vor dem Geschick und der Ailmacht der Natur.

HELMUT JAESRICH

**Zuckmayer-Ausstellung in Hersfeld**

**Das offene Gesicht des jungen Genies**

In der Spielzeit des Sommers 1975 hatten die Bad Hersfelder Festspiele Carl Zuckmayers Rattenfänger-Stück herausgebracht. Der Autor kam zur Aufführung in die hessische Stadt, es war sein letzter Deutschland-Besuch vor seinem Tod, den er von seiner Schweizer Wahlheimat in Saas-Fee im Wallis unternahm.

Damals führte er bereits erste Vorgespräche mit dem jetzigen Festspielintendanten Günther Fleckenstein über eine Inszenierung des „Schinderhannes“ in der romanischen Stiftsruine. Diese Pläne wurden jetzt verwirklicht. Die Ballade vom sozialrevolutionären Räuberhauptmann im Hunsrück während der Franzosenzeit rückte in den Mittelpunkt der diesjährigen sommerlichen Spielzeit in Hersfeld. In einer straffen Regie- und Schauspielerpräsentation weist sie mit Nachdruck auf die ungebrochene Aktualität des Zuckmayerschen Bühnenschaffens hin, dem außerdem eine sehenswerte und nach vielen Seiten hin anregende Ausstellung in Hersfeld während der Festspielwochen gilt.

Die Schau „Carl Zuckmayer auf der Bühne“, arrangiert von der Stadt Bad Hersfeld in Zusammenarbeit mit Mainz und dem S. Fischer Verlag in Frankfurt, dem literarischen Heimatort des Dichters, geht auf eine Initiative der Stadt Mainz zurück. Dort wollte man mit einer literarischen Dokumentation den berühmten Ehrenbürger zu seinem 80. Geburtstag feiern. Im Dezember 1976 wurde die Schau im Foyer des Mainzer Rathauses eröffnet, einen Monat später, am 18. Januar 1977, starb der Dramatiker in der Schweiz. Unerwartet und unbeabsichtigt war damit die dokumentarische Ehrung zu einer Gedächtnis-Ausstellung geworden. Sie wanderte im März und April 1977 in das Züricher Stadthaus am Limmatquai und ist nun — bis zum 14. August — in Bad Hersfeld zu sehen.

Die Dokumentation will vor allem die Entstehung, Entwicklung und theatralische Realisation des Zuckmayerschen

Bühnenwerkes mit mehr als sechshundert Einzelstücken anschaulich machen. Sie zeigt Handschriften, Typoskripte, Briefe, Bühnenfotos, Plakate, Programme, Rezensionen, Gemälde, Zeichnungen, Bühnenbildentwürfe. Es war die Absicht der Bearbeiterin Barbara Glauert, Mainz, die „künstlerische Gesamtexistenz Zuckmayers in ihrer historischen Dimension aufzuspüren“. Das ist mit ebensoviel Sorgfalt und Fleiß wie mit detektivischer Findigkeit verwirklicht worden. Barbara Glauert weist auf die Schwierigkeiten hin, die einer solchen Dokumentation entgegenstehen. Zuckmayer ist ein Autor der Emigration. Wenige Jahre nach seinem

rauschenden Erfolg mit dem „Fröhlichen Weinberg“ gingen seine Werke in den Flammen der Bücherverbrennung auf, und er mußte bald sein Heim im Salzburgerischen verlassen.

Vieles ging verloren, vieles wurde in alle Winde zerstreut, kein Zentralarchiv kümmerte sich um Bewahrung und Sammlung. Barbara Glauert hat in einer schmalen Schrift festgehalten, wo heute, verstreut, die Dokumente der Uraufführungen bewahrt werden, außer im Dichterhaus „Vogelweid“ in Saas-Fee. Sie nennt literarische Institutionen und Theater-Museen in Berlin, Köln, Marbach, München, Darmstadt, Frankfurt, Hamburg, Zürich. An vielen

Stellen also sind die Zeugnisse bewahrt, die theatergeschichtliche Ereignisse festhalten von der Premiere des „Kreuzwegs“ am 10. Dezember 1920 im Berliner Staatlichen Schauspielhaus unter der Regie von Ludwig Berger über den „Fröhlichen Weinberg“ (Uraufführung am 22. Dezember 1925 am Berliner Schiffbauerdamm-Theater), den „Hauptmann von Köpenick“ (5. März 1931 im Deutschen Theater Berlin) bis zu des „Teufels General“ (Uraufführung 14. Dezember 1946 in Zürich) und dem „Rattenfänger“ (22. Februar 1975 im Schauspielhaus Zürich).

Der Betrachter wandert an den Schautafeln vorbei. Aus den Rollen- und Bühnenfotos, aus den Kritiken, Programmzetteln und Plakaten erstehen die Bühnenergebnisse der zwanziger Jahre. Man sieht das offene Gesicht des jungen Genies, man blickt in die Werkstatt seiner dramatischen Vitalität, sieht seine Freunde und liest die Pamphlete seiner Feinde. Glänzende Stars der Bühne haben seine Rollen gespielt, sie verkörperten sie virtuos und mit realistischer Leidenschaft in einer Epoche der symbolistischen und expressiv stilisierten Figuren. Wieviel lebenswirkliches Theater hat dieser „Zuck“ bewirkt, wie viele Gestalten hat er geschaffen, die Volksbesitz geworden sind, geistiges Allgemeingut. Wie viele geistige Köpfe des deutschen und internationalen kulturellen Lebens zog er mit seinem impulsiven, offenen Wesen in den Bannkreis seines Daseins. Die Schau zeigt es in einem Sonderteil, der die Stationen seines Lebens mit Dokumenten verfolgt. Wie weit reicht seine Ausstrahlung in die bildende Kunst! Von Liebermann bis Hein Heckroth geht die Reihe derer, die Entwürfe für Inszenierungen schufen. Es wäre zu bedauern, wenn diese so fleißig zusammengetragene Dokumentation aufgelöst wieder in die verborgene Existenz der Leihgeber und Archive zurückfielen. (Bis zum 14. August täglich von Montag bis Freitag geöffnet. Stadtparkasse Bad Hersfeld.) FRIEDRICH A. WAGNER



Der historische Schinderhannes. Brustbilder des Johann Bückler und seiner Geliebten Julie Blaesius mit ihrem im Gefängnis geborenen Kind, Gouache-Malereien von K. M. Ernst, Mainz, aus

dem Jahre 1803. Aus der Ausstellung „Carl Zuckmayer auf der Bühne“ in der Stadtparkasse Bad Hersfeld, die während der Festspiele bis zum 14. August gezeigt wird. Foto Bingel



## Literatur

### Poetische Redlichkeit

Carl Zuckmayers Gedichte und sein Briefwechsel mit Karl Barth

Carl Zuckmayers Gedichte gehören schon früh zum sich entwickelnden Werk. Sie begleiten die Bühnenstücke. Einige sind in sie eingeflochten wie im „Schelm von Bergen“, „Ulla Winblad“ oder „Schinderhannes“. Es sind freundliche Gedichte von der Art, wie sie sein Gedicht vom „Freundlichen Dichter“ meint: mehr noch, es sind vital einfache und heitere, sach- und dingfeste Verse, die er zu jeder Zeit seines Lebens geschrieben hat, volkstümlich, liedhaft, manchmal auf angenehme Weise kraftprotzig, Zeilen wie Girlanden über einen ländlich süddeutschen Himmel gespannt. So begann es mit der Lyrik des Bandes „Der Baum“ 1926. So setzte es sich kräftig und einfach fort mit „Blättern“ und „Gelinde Mahnung“, später mit „Abschied und Wiederkehr“ und den erstmals in der neu vorliegenden Ausgabe der „Gedichte“, zusammengestellten Texten „Krieg und Nachkrieg“ sowie „Brandung der Nacht“.

Zuckmayer war, wenn er Gedichte schrieb, das, was Goethe eine „Frohnatur“ nennt. Es geht etwas unbändig Natürliches und Wohlgenutes von ihnen aus, noch wenn Schatten von Düsternis, von Absterben und Abschied über ihnen liegt. Das Nahe, Handgreifliche und das Begreifliche überhaupt, das Absehbare, nicht das Unabsehbare waren seine Stoffe, der Lebensgenuß und die schöne Fülle, die nicht Völlerei war: „Ein Mensch beim Essen ist ein gut Gesicht/ Wenn er nichts denkt und nur die Kiefer mahlen./ Die Zähne malmen und die Blicke strahlen/ Von einem sonderbaren Urweltlicht.“ Die kräftige Gegenständlichkeit, ohne Banalität: dies blieb ein Thema für Zuckmayer. Das Gedicht vom Essen ist aus diesem Grunde ein charakteristisches Gedicht, eines seiner bekanntesten, wie jenes andere aus dem Jahre 1936 „An die Rotweinflecken auf dem Tischtuch in einem französischen Restaurant“, das beginnt: „Ich sehe euch mit ernster Freude an/ Und schieb den Teller weg, der euch verdeckt./ Mein erster Schluck dem unbekanntem Mann / Dem es vor mir an diesem Tisch geschmeckt!“ Dies ist nicht nur ein Gedicht der Freundlichkeit, sondern das Gedicht eines Menschenfreundes. Das „irdische Vergnügen“ hat Zuckmayer nach seiner Art und Weise in Verse gebracht. Er machte sich seinen Reim auf vieles, was in Saft und Süße, in Sinnlichkeit und Übermut stand.

Das Unmutige schlich sich bei ihm selbst im Alter nicht ein: „Einst werden sie sagen: der alte Zuck/ Der lebte in wendischen Zeiten.“ Er war eher dafür, Ratschläge für gutes Trinken zu geben als sich in gereimter Metaphysik zu verlieren. Die Ratschläge galten seinesgleichen, den Freunden, denen er Gedichte widmete: Edschmid oder Schiebelhuth, Usinger oder Kokoschka, der ihn malte. Er verstand sich auch in seinen Gedichten auf Geselligkeit, auf Kumpanei, das Älterwerden war hierbei nicht vergessen, als der „Cognac im Frühling“ — noch deutlich expressionistisch anklingend — längst vorüber war: „Ich bin im braunen Cognac-See ertrunken“, vorüber und ausgetrunken „Der goldgelbe Sliwowitz des Weiland Kardinal Strossmayer“. Das unkomplizierte Leben gab ihm die vier Zeilen ein:

Die Leute, welche meinen,  
Die Welt sei schlecht gemacht,  
Sind nicht mit sich im reinen  
Und gar noch nicht erwacht.

Die Unfreundlichkeit der Welt, der Politik, die Nazijahre vertrieben Carl Zuckmayer aus solch heiler Gesinnung bis in die Vereinigten Staaten, auch dort gab es das Grün, die Landschaft, die er liebte. Der Farmer in den Grünen Bergen von Vermont dichtete seine „Elegie von Abschied und Wiederkehr“, in der die Zeilen stehen: „Ich weiß, ich werde alles wiederschen./ Und es wird alles ganz verwandelt sein“, und in der es später heißt: „Ich weiß, ich werde zögernd wiederkehren./ Wenn kein Verlangen mehr die Schritte treibt.“ Im Herbst 1939 hatte ihn diese Melancholie und Sehnsucht überfallen. Es gibt auch Zuckmayersche Bitterkeit, so selten sie sich auch in der Lyrik einstellt: „Die Halberwachten prahlen als Vollbringer,/ Ehrendoktoren, Helden, Meister-

singer./ Und Volksbeglucker, und Unsterblichkeit.“

Carl Zuckmayer liebte und lobte in Versen die Sterblichkeit in ihrer schönen und einfachen Erscheinung, im Menschengesicht und im Gesicht der Landschaften, „bis rot im Weindunst sinkt der Tagesstern“, wie es im „Schelm von Bergen“ heißt. Dies blieb so bis zu seinen letzten Arbeiten. Er konnte nicht anders als in seinen augenfrohen, sinnhaften Strophen mit sich „ins reine“ kommen. Und so wurden seine Gedichte zur Summe seiner poetischen Redlichkeit, der die dunkle, komplizierte Redseligkeit nicht lag, der die kommenden und wechselnden Moden und Experimente nichts anhaben konnten.

Während der Arbeit an „Als wär's ein Stück von mir“, der Autobiographie, schrieb er für seine Frau nachts vom 26./27. Mai 1966 das Gedicht, das den Titel „Eines Tages“ hat und das beginnt: „Eines Tages bin ich nicht mehr da/ Und ich wünsche Du wirst es erleben/ Dann spürst Du noch eine Zeitlang ganz nah/ Mich durch offene Türen schweben/ Dann geh ich noch eine Zeitlang um/ Man hört mich reden, lachen — /Dann wird die Stimme stumm/ Und die Züge verflachen.“ Es ist der Ton eines knappen, „männlichen“ Abschieds, unsentimental, denkbar einfach, keinerlei Aufwand in Stimme und Sprache, so wie es Carl Zuckmayer erreichen wollte, keine Kleinigkeit schließlich, vielmehr die Gabe, kein

Aufhebens zu machen, auch literarisch nicht und schon gar nicht menschlich.

Zuckmayer war für die Freundschaft geschaffen, und „Späte Freundschaft“, die nur eineinhalb Jahre währte, verband ihn in den Jahren 1967 und 1968 mit dem älteren Karl Barth, dem großen streitbaren protestantischen Theologen, der in Basel lebte. Barth hatte Zuckmayer geschrieben, und dieser war überrascht, wie genau er sein Werk kannte, während sich Barth in Bescheidenheit dem anderen Berühmten im ersten Briefe vorstellte. Man sah einander nur zweimal für Stunden: einmal in Saas-Fee bei Zuckmayer, einmal in Barths Haus. Die Briefe, die hin und her gingen, sind ein Dokument menschlicher Erfahrung und erfahrenen Umgangs. Zuckmayer hat nach Barths Tod Ende 1968 darüber in seinem Aufsatz „Bericht von einer späten Freundschaft“ geschrieben. Die Korrespondenz, die „immer vertrauter wurde und nicht immer ohne Widerhaken war“, wie er sagte, war vor allem in einzelnen Stellen aus Barths Briefen aufschlußreich. Zuckmayer war überrascht, als er las: „Mephistopheles ist abwesend... Und mit das Beste ist, daß Sie es offenbar kaum selbst bemerken, wie sehr Sie in Ihrer, wie man sagt, rein ‚weltlichen‘ Schriftstellerei faktisch ein priesterliches Amt ausgeübt haben und noch ausüben...“

Hier wurde ihm noch einmal bestätigt, was Zuckmayers Freunde ihm oft gesagt hatten: „Mephistopheles ist abwesend“, überall herrscht die Menschenfreundschaft, diese besondere Geselligkeit und Verbundenheit in dem, was Carl Zuckmayer schrieb. Die Gedichte belegen sie auf ihre natürliche Weise. **KARL KROLOW**

Carl Zuckmayer: „Gedichte“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1977. 212 S., geb. DM 22.—

„Späte Freundschaft“. Carl Zuckmayer und Karl Barth in Briefen. Vorwort von Hinrich Stoevesandt. Theologischer Verlag, Zürich 1977. 96 S., br., 8,— DM.



Aufbau, Jan. 28, 1977

# Zorniger alter Herr nimmt Abschied vom Journalismus

Von HEINZ PÄCHTER

*Der bekannte Historiker Dr. Heinz Pächter, Professor am New York City College, der New School und Rutgers University, Autor vieler bedeutender Geschichtswerke in deutscher wie in englischer Sprache, u.a. einer Paracelsus-Biographie, "Weltmacht Russland" und "The Fall and Rise of Europe", nimmt mit nachfolgenden Zeilen Abschied vom aktiven Journalismus. Er war bisher nicht nur hochgeschätzter gelegentlicher Mitarbeiter des "Aufbau", sondern auch ständiger Kolumnist und Korrespondent vieler Publikationen in Amerika, Deutschland und der Schweiz.*

Carl Zuckmayer ist soeben, unmittelbar nach seinem 80. Geburtstag, gestorben. Da er immer etwa zehn Jahre älter war als ich, bedeutet das, dass ich nun bald 70 werde. Zeit, mich zu der mir angemessenen Unruhe zu setzen. Nicht mehr schreiben, dazu will ich mich nicht verurteilen, denn ich traue mir nicht zu, die Tinte zu halten. Aber für Zeitungen schreibe ich schon lange nicht mehr gern; was man dieser Tage schreiben muss, gefällt mir gar nicht.

Ich habe nie geschrieben, nur weil etwas passiert ist und ich dabei war; ich wollte immer nur schreiben, um Leute zu etwas zu bewegen. Aber im Moment gehöre ich keiner Bewegung an; stattdessen bewegt sich alles um mich her mit so rasender Geschwindigkeit, dass ich nicht mehr mitkomme. Ich sehne mich förmlich nach Hitler und Stalin zurück; da hatte man Gegner, deren man sicher war, und folglich auch Freunde. Heute lässt die französische Regierung einen Abu Daoud laufen — hat es das schon gegeben? Und eine angeblich von anständigen Leuten geschriebene Zeitung, wie "Le Monde" in Paris, schreibt: das geschieht den Juden ganz recht. Wie kann man sich da noch auskennen?

Entweder bin ich empfindlicher geworden, oder es gibt mehr Leute auf der Welt, die sagen: ich bin ja

kein Antisemit, aber —. Soll man für solche Leute schreiben? Ich bin es satt, Besuche von angeblichen Lesern zu erhalten, die genau das Gegenteil von dem verstanden haben, was ich sagen wollte. Von diesen verabschiede ich mich nicht einmal. Sie gehen mich, wie Max Pallenberg zu sagen pflegte, einen feuchten Kehricht an. Ja, das ist die andere Beschwerde, die ich gegen die neue Zeit habe: wenn der Pallenberg "feuchter Kehricht" sagte, wusste man, was er meinte. Wenn heute einer "Scheisse" sagt, meint er gar nichts. Die Eskalierung ist in Wirklichkeit das Gegenteil.

Wenn Kaiser Wilhelm ein Schlachtschiff baute, sahen die Engländer das als Bedrohung an. Wenn Ford eine ganze Flugzeugträger-Einheit baut, lacht sich der Breschnew einen feuchten Kehricht (s.o.). Ich MIRVe, Du MIRVst, er MIRVt — lohnt es noch, sich darüber auszulassen? Ich habe immer meinen Ehrgeiz darein gesetzt, meinen Lesern zu erklären, warum die Regierung tut, was sie tut, obwohl ich es nicht billige. Seit geraumer Zeit tut die Regierung immer noch, was ich nicht billige, aber ich kann es nicht mehr rational erklären.

Als ich anfang zu schreiben, konnte ich immer sagen, was ich stattdessen tun würde; seit einiger Zeit kann ich es nicht mehr; das kann entweder daran liegen, dass ich klüger geworden bin, oder daran, dass ich dümmer geworden bin, oder auch daran, dass die Regierung sich nur solche Dummheiten zu machen vornimmt, an deren Stelle ich auch nichts besseres machen könnte.

Ich werde für eine Weile nur noch über längst vergangene Dummheiten schreiben. Soll Henry Kissinger sich über die kürzlich verflorenen erklären. Indem wir beide die Szene der Weltpolitik zu gleicher Zeit verlassen, soll das Publikum entscheiden, an wem es mehr verliert.

er in Minnesota."

## Archiv für Carl Zuckmayer

dpa, Marbach

Ein Carl-Zuckmayer-Archiv mit Manuskripten und Briefen des im Januar im Alter von 80 Jahren verstorbenen Schriftstellers wird jetzt im Deutschen Literaturarchiv in Marbach eingerichtet. Die Dokumente, die vor allem Schriften aus der Emigration des Künstlers bis in die jüngste Vergangenheit enthalten, wurden dem Museum jetzt von der Familie aufgrund des „Letzten Willens“ Zuckmayers zur Verfügung gestellt.

Dieter Volk

Die Welt, 25. Okt. 1977

## Zum Tode Carl Zuckmayers / Von Hermann Lewy

Es ist erst knapp einen Monat her, daß Leben und Wirken von Carl Zuckmayer anlässlich seines 80. Geburtstages in der gesamten Presse gewürdigt wurde (s. auch ALLGEMEINE vom 24./31. Dezember 1976). Damals hieß es schon, daß der Dichter die Geburtstagsfeier aus Krankheitsgründen abzusagen gezwungen war — am 18. Januar ist er gestorben. Auch in unserer hektischen Zeit, wo Vergessen groß geschrieben wird und das Vergangene wenig gilt, wird man Carl Zuckmayer nicht vergessen können, ihn, der — um es mit seinen eigenen Worten auszudrücken — für „die Schwächeren, die Tauben, die Fremden, die unmündigen Kinder“ geschrieben und gedichtet hat.

Obgleich Carl Zuckmayer Sohn einer jüdischen Mutter war, gibt es wohl lediglich eine Aussage, die auf seine Eltern und auf seine Herkunft, wenn auch nur vage, Bezug nimmt. In seinen Memoiren „Als wär's ein Stück von mir“ sagte er, daß er nicht wisse, wie er geworden wäre, würden seine Eltern auch Opfer Hitlers geworden sein. Er selbst allerdings war Opfer der Nationalsozialisten, wurde aus seiner Heimat vertrieben, für die er im Ersten Weltkrieg als Patriot gekämpft hatte, und bekam in den USA die ganze Schwere der Emigration, des Vertriebens, zu spüren. Da es in Hollywood, der ersten Station in Amerika, „nicht geklappt“ hatte, zog er mit seiner Frau nach Vermont und mußte schließlich sein Brot auf einer Farm mit harter Arbeit verdienen. Von diesem Leben berichtet seine Frau

Alice Herdan in ihrem lebenswürdigen Buch „Die Farm in den grünen Bergen“:

Nach dem Mißerfolg seines ersten Bühnenwerkes der „Kreuzweg“ dauerte es nicht lange, bis sich Zuckmayer durchsetzte. Schon fünf Jahre danach (1925) machte „Pankraz erwacht“ auf ihn aufmerksam. Dann kam Ende desselben Jahres die Uraufführung des „Fröhlichen Weinbergs“, die zu seinem Durchbruch führte. Das tolldreiste Stück war Volkstheater, so etwa an Ganghofer anklingend, voll deftigen Humors und mit einem Schuß rheinischer unbesorgter Derbheit, weswegen es die Berliner „Fröhlicher Schweinberg“ nannten. Sein unbestritten dauerhaftester Erfolg war und wird bleiben „Der Hauptmann von Köpenick“, dieses lebensechte „Gleichnis für das, was noch nicht vorbei ist“ — wie es seinerzeit hieß, und dem hinzugefügt werden kann, was auch noch immer nicht vorbei ist. — Es ist heute fast unbekannt, daß es Fritz Kortner war, der den Dichter zu diesem Stück angeregt hat.

Das dramatische Werk von Zuckmayer ist umfangreich. Besonders erstaunlich ist, daß es ihm möglich war, während des Krieges auf der einsamen amerikanischen Farm „Des Teufels General“ zu schreiben, jenes Stück, in dem er seinem ehemaligen Freunde Ernst Udet ein Denkmal setzt und in einer Vielfalt der Gestalten, angesiedelt im berlinischen Milieu, dem ganzen deutschen Volk „aufs Maul geschaut“ hat. Auf die Frage, wie er das habe ermöglichen können, antwortete er: „Weil ich auch in der Emigration nie ganz fort war.“

Die Anzahl der literarischen Preise und der hohen Auszeichnungen, die Zuckmayer erhielt, ist einzigartig vielseitig und groß. Er bekam früh schon den Kleist- und auch den Büchner-Preis, wurde nach der Rückkehr nach Europa Träger des Großen Verdienstordens der Bundesrepublik mit Stern, empfing den Orden Pour le Mérite der Wissenschaft und Künste — um nur einige wenige Ehrungen zu erwähnen. Bei der Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt am Main (1952) sagte er in seiner Dankesrede:

„Ich liebe das Leben, das menschliche Leben, nicht in einer illusorischen Vorstellung von seiner Glückbestimmung, nicht als einen regulierbaren Vorgang zur Erreichung möglicher Zufriedenheit, sondern das bedrohte, umstellte, unendlich tragische und unendlich freudvolle Leben der Geschöpfe, die ein Schöpfer erweckt, erschaffen, beseelt hat. Ich liebe es in Furcht und Ehrfurcht, Vertrauen und Dankbarkeit.“ Das war sein Credo.

So wie einige Bühnenwerke Zuckmayers Bestand haben werden, so auch einige seiner selten erwähnten Erzählungen, wie das „Mädchen aus Flandern“ oder „Seelenbräu“; ebenso gut zwei, drei Dutzend Gedichte, in denen das bitterste Erleben dieser Gegenwart wieder ins Lied zurückverwandelt sind. Zuckmayer war, wenn man den Versuch einer Zusammenfassung wagen darf, ein Dichter der Güte, der Brüderlichkeit, der gegenseitigen Hilfe und nicht zuletzt der Liebe.

*Handwritten note:* Allgemeine 128, I, 1977



zugelassen.

*Franke, Aigen, 4. April*

Alice Herdan-Zuckmayer achtzig

*1980*

## Die Gefährtin

An der Seite eines berühmten Mannes zu leben, ist für eine Frau nicht immer leicht, besonders wenn sie dem gleichen Beruf oder gar der gleichen Berufung wie ihr umschwärmter Gefährte nachgeht. Immer wieder droht es ihr, in seinen großen Schatten und damit auch in das Vergessen abgedrängt zu werden. Der in Wien geborenen Alice Herdan-Zuckmayer, jedoch, die heute ihren achtzigsten Geburtstag feiert, gelang es wiederholt, sich neben der mächtigen Stimme ihres Ehemannes Carl Zuckmayer in der Öffentlichkeit mit Nachdruck bemerkbar zu machen. Bis zu ihrer Heirat im Jahre 1925 war sie Schauspielerin in Berlin, zwischen 1939 und 1946 schrieb sie im amerikanischen Exil in Vermont ihr erstes Buch „Die Farm in den grünen Bergen“, das 1949 in Deutschland erschien. In den letzten Jahren veröffentlichte sie Geschichten um einen ererbten Hund unter dem ironisch-ernstgemeinten Titel „Das Scheusal“ und ein Buch über Eugenie Schwarzwald.

F.A.Z.

## Ein Lebenskünstler

Carl Zuckmayer wird 75 Jahre alt

Manchen sind ihre Geburtstage peinlich. Die Jubilare wollen keine Jubilare sein, verlassen, wenn sie 50, 60, 70, 75 oder 80 werden, ihre Wohnungen mit unbekanntem Ziel: und die Telegrammboten quälen sich umsonst, die Freunde wählen die weitbekannte Geheimnummer verblich, während der Held in der Einsamkeit meditiert.

So ist Zuckmayer nicht. Aus allem, was er produzierte, verteidigte, behauptete und durchhielt während der vergangenen Jahrzehnte — ob es nun „Erfolge“ waren oder Mißerfolge —, spricht, wie gern er lebt, feiert, guter Laune ist. Eine Begabung fehlt ihm offenbar ganz: die zum Haß, zum andauernden Gekränkt-Sein, zur bittereinsamen Übelnemei gegen die Nachfolgenden. . . Daß dieser Carl Zuckmayer, der bereits in den zwanziger Jahren Karriere machte („Schinderhannes“, „Katharina Knie“), von Kerr gelobt wurde, mit Brecht befreundet war, der während der Nazizeit emigrierte, dann das erfolgreichste und meistdiskutierte Widerstands-drama („Des Teufels General“), freilich auch ein wehmütiges Résistance-Stück schrieb („Gesang im Feuerofen“), der schließlich mit seinen Lebenserinnerungen („Als wär's ein Stück von mir“) wiederum Bestseller-Autor wurde, daß dieser Carl Zuckmayer den Spott der Intellektuellen überstand, denen er nicht streng und grundsätzlich genug war, daß er die wechselnden Moden des Theaters überdauerte, die ihn zu einem naturalistischen Relikt zu machen drohten, daß er alle diese Anfechtungen, die so manchen Erfolgreichen entweder zur Verzweiflung oder zu einer opportunistischen Sinnes- und Stil-Änderung veranlaßt hätten, zu überleben und zu überwinden wußte, ohne sich selbst aufzugeben: auch diejenigen müssen es ihm danken, die oft an ihm herumgemäkelt haben.

Denn, und das sehen wir heute besonders deutlich, nichts ist fürs Schauspieltheater gefähr-

dafür, daß er, gut gelaunt und kaum je sichtbar beleidigt (wie's drinnen aussieht?), die gewiß nicht angenehme Vaterrolle spielt. Einerseits ist er da fehlbesetzt, denn Respektsperson, feierlicher Esel, eine Mischung aus Goethe und Hindenburg, war er ja nie. Aber andererseits hat er doch mutig vorgeführt, wie jemand ganz unfeierlich, ganz entkrampft, neugierig, derb und gütig sich selber treu zu bleiben vermag.

JOACHIM KAISER

### Wie Zuck gefeiert wird

Seinen Fünfundsiebzigsten begeht Carl Zuckmayer heute in seinem Haus in Saas Fée im Wallis. Dort besuchen ihn morgen auch Vertreter seines Geburtsorts Nackenheim und der Stadt Mainz: In Nackenheim sollen eine Carl-Zuckmayer-Stiftung zur Pflege der Mundartdramen des Dichters und ein neues Carl-Zuckmayer-Schulzentrum gegründet werden. Als Geschenk bringen die Nackenheimer 75 Flaschen Wein mit. Höhepunkt der Feiern wird am 9. Januar eine Ehrung in Amriswil (Thurgau) sein, bei der die Schweiz durch Bundesrat Tschudi vertreten ist und als Vertreter Deutschlands Bundespräsident Heinemann sprechen wird. SZ



licher, als wenn lauter im einzelnen möglicherweise sogar ehrliche Initiativen, die weder durch künstlerische Potenz beglaubigt, noch von sinnvoll theatralischer Vitalität beflügelt sind, wenn simpel aufklärerische, meist todlangweilige Aktivitäten linker Rechthaberei jene Bretter zu beherrschen beginnen, die doch die Welt bedeuten sollten und nicht bloß die Ideologie. Einfach durch sein Dasein und So-Sein, vielleicht weil er gar nicht anders konnte, hat Zuckmayer sich allen falschen Spezialisierungen widersetzt.

Man hat es ihm gedankt. Günter Grass war stolz darauf, ihm sein „Plebejer“-Stück vorlesen zu können, und hörte dafür von Zuckmayer einiges über den frühen Brecht. Im Jahre 1971 spielte der wohl größte Schauspieler unserer Zeit, Paul Scofield, Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“ im Londoner Old Vic Theater. Man hat so lange über „Papas Theater“ gespottet, daß viele sich nun manchmal nach ihm sehnen. Dem 75jährigen Carl Zuckmayer Dank

Carl Zuckmayer

Frankf. Allgemeine  
14. Juli 1977

## Einst werden sie sagen

Einst werden sie sagen: der alte Zuck,  
Der lebte in wendischen Zeiten.  
Oft ging es ihm herrlich, oft war er im Druck —  
Bald im Wolkenflug, bald im Schneckenzug —  
So schweift er im Engen und Weiten —  
Sah die Welt von verschiedenen Seiten.  
Auch war er, so heißt es, recht häufig bezech.  
Ja, sag ich im Grabe, — da habt ihr recht.

Die Welt, wird man sagen, war damals noch dumm.  
Und ohne methodische Leitung.  
Man schlug sich um Rohstoff und Märkte herum,  
Man brachte einander zu Tausenden um,  
Und keiner wußte so richtig, warum —  
Das erfuhr man dann erst aus der Zeitung. (Aus dem Nachlaß)



## Carl Zuckmayer 75jährig



Carl Zuckmayer besitzt in seinem Landhaus in Saas-Fee in Wallis einen in den Fels gehauenen Weinkeller, der immer die gleiche Temperatur hält. Das Bild zeigt seine Frau und ihn bei der Sortierung seiner Schätze.

Photo Noack.  
München

„Es gilt heute in den Kreisen, die dem Modernismus anhängen, als fein, über einen Dichter wie Carl Zuckmayer die literarische Nase zu rümpfen und ihn ganz einfach für überholt anzusehen.“ Diese Worte des Berliner Intendanten und Regisseurs Boleslaw Barlog, vor fünf Jahren ausgesprochen, haben nichts von ihrer Gültigkeit verloren. Wenn die lautstark sich gebärdenden Modernisten des deutschen Gegenwartstheaters auf Zuckmayer meinen herabblicken zu müssen, so bleibt uns andern die Gewissheit, dass Zuckmayer mit seinen

besten Stücken auf der Bühne weiterleben wird, während die zurechtstilisierten Modeaptoren längst in der Versenkung verschwunden sein werden.

Das erste Stück des am 27. Dezember 1896 in Nackenheim (Rheinhausen) geborenen Dichters, das expressionistisch bestimmte Drama „Kreuzweg“, das am Berliner Staatstheater im Dezember 1920 zur Uraufführung gelangte und von der Kritik heftig umstritten wurde, verschwand wieder nach drei Aufführungen. Nachdem Zuckmayer in dem entscheidenden Jahr 1924 Erich En-

gel und Bert Brecht kennenlernte und mit ihnen an Max Reinhardts „Deutsches Theater“ nach Berlin engagiert worden war, gelang ihm 1925 im Theater am Schiffbauerdamm der Durchbruch mit dem Lustspiel „Der fröhliche Weinberg“, einem von Leben strotzenden, überschäumend-derben Werk, das eine Serie weiterer kraftvoller Bühnenwerke, darunter „Schinderhannes“ und „Katharina Knie“, einleitete. Sie wiesen den Weg wieder in die Richtung des Volksstückes und liessen den Dichter zu einer führenden Persönlichkeit des deutschen Theaters werden, der auch verschiedene Ehrungen zufließen: 1925 der Kleist-Preis, 1926 der Georg Büchner-Preis.

Zu seinem eigentlichen Triumph wurde 1931 die Uraufführung des „deutschen Märchens“ „Der Hauptmann von Köpenick“, das bis heute seine Frische bewahrt hat. Aber zwei Jahre später wurden die Stücke mit Aufführungsverbot belegt, die Bücher in der Heimat des Autors verboten, und er musste sich nach Österreich ins Exil begeben, von wo er 1938 vor den einmarschierenden Nationalsozialisten in die Schweiz flüchtete. 1939 begab er sich nach den Vereinigten Staaten; 1946 kehrte er wieder nach Europa zurück, um sich in der Schweiz niederzulassen. Nach dem Krieg erlebte Zuckmayer ein machtvolles comeback mit seiner Fliegertragödie „Des Teufels General“, die nach

der denkwürdigen Zürcher Uraufführung unter Hilperts Regie über sämtliche deutschsprachigen Bühnen ging und die dritte Phase im dramatischen Schaffen des Dichters einleitete, in der seither "Barbara Blomberg", das Drama "Der Gesang im Feuerofen", die dichterisch-dramatische Gestaltung einer Résistance-Tragödie, und "Das kalte Licht", die Darstellung der Krise des Vertrauens am Beispiel der Atomspionage, folgten.

Zu einem der grössten Bucherfolge der Nachkriegszeit wurde Zuckmayers Autobiographie "Als wär's ein Stück von mir" (1965), in welcher eine ungemein anregende und aufregende Epoche durch das Temperament eines ebenso intensiv lebenden wie genau beobachtenden Schriftstellers gesehen und plastisch geschildert wird.

Seine eigentliche Bedeutung liegt indessen doch wohl in seinem dramatischen Werk, mit dem er den Schauspielern herrlichste Rollen schenkte. Über die szenische Reportage kam der Dichter zu einer Kunst intensiver Menschengestaltung, die vor dem Volkstümlichen nicht zurückschreckte und ihre Dichte aus der Lebensnähe ihres Schöpfers gewann. Von der Wirklichkeit ausgehend, hat sich Zuckmayer über sie erhoben. "Der Boden, in dem Zuckmayer wurzelt, ist der geschichtliche. Was ihn trägt, ist Kontinuität", schrieb Siegfried Melchinger. "Er hat sie nie verlassen. Keiner seit Gerhart Hauptmann hat den Menschen so wie er als Kreatur ge-

fühlt und gedichtet. In ihm ist der Eros mit seiner mächtigen Polarität: als Frauenliebe und als Menschenliebe." Sich der grossen Ordnung der Welt und der Natur anvertrauend, seine eigene Begrenzung kennend, baut der Dichter auf die Sprache: "Der Leib verwest. Lebendig bleibt das Wort."

Th. T.

*Kauf  
Hilfen.*

## Hinweis

*29. Juli  
1976*

CARL ZUCKMAYERS Erzählung  
„Die Fastnachtsbeichte“ erschien 1959.  
„Es ist unmöglich, der Bedeutung dieser  
machtvollen Erzählung durch die An-  
deutung ihres Inhalts beizukommen, da  
ihre Faszination nicht so sehr durch die  
Vorgänge als durch ihre Verknüpfung,  
ihre Doppelbödigkeit, ihre scheinbaren  
Zufälle, Verwechslungen und Wieder-  
holungen zustande kommt“, schrieb da-  
mals Friedrich Sieburg in dieser Zei-  
tung und kam zu dem Schluß: „Aus  
Seiten dieser Art sprechen das unver-  
dorbene, gleichsam unschuldige Ver-  
hältnis zur Realität und das Vertrauen  
in die Unerschöpflichkeit des Men-  
schenherzens; die der Dichter sich  
durch all die Jahre zu bewahren ge-  
wußt hat.“ Die Erzählung ist jetzt in ei-  
ner Neuausgabe zugänglich (S. Fischer  
Verlag, Frankfurt am Main 1976. 242 S.,  
geb. 9,80 DM).

F.A.Z.



*Auftrag July 2, 1976*

Die amerikanische University of Vermont verlieh dem in der Schweiz lebenden Schriftsteller Karl Zuckmayer die Ehrendoktorwürde. Zuckmayer, der Ende dieses Jahres seinen 80. Geburtstag feiern wird, hat während seiner amerikanischen Emigrationsjahre nach anfänglichen Hollywood-Aufenthalt als Farmer in Vermont gelebt, was seine Gattin nach dem Kriege in einem lesenswerten Erlebnisbericht beschrieben hat.

## Zuckmayers Geburtstag

Mit Theateraufführungen, Funk- und Fernsehsendungen sowie Buchausgaben wird der Schriftsteller Carl Zuckmayer gefeiert, der am 27. Dezember 75 Jahre alt wird.

Im Städtischen Theater Mainz kommt am 28. Dezember eine Neuinszenierung seines Schauspiels „Schinderhannes“ heraus. Zuckmayers meistgespieltes Theaterstück, die Komödie „Der Hauptmann von Köpenick“, steht auf den Spielplänen des Jungen Theaters Hamburg, des Landestheaters Hannover, des Staatstheaters Saarbrücken, des Marburger Schauspiels und des Wiener Burgtheaters.

Der Frankfurter S. Fischer Verlag bringt eine Zuckmayer-Bibliographie heraus, die Arnold John Jakobus, Bibliotheksrat an der Deutschen Bibliothek, Frankfurt, zusammengestellt hat. Gleichzeitig erscheint eine illustrierte Sonderausgabe von Zuckmayers bereits verfilmter Erzählung „Die Fastnachtssbeichte“. Das Zweite Deutsche Fernsehen sendet am 27. Dezember um 20.15 Uhr ein Porträt über Zuckmayer. Aus Mainz und Nackenheim brechen Chöre nach Saas Fee auf, u. a. die Mainzer Hofsänger. In Amrisvil gibt es Anfang Januar eine „offizielle“ Feier, auf der auch der Bundespräsident sprechen wird. lh

Im März nächsten Jahres soll in der Geburtsstadt Carl Zuckmayers, dem rheinhessischen Städtchen Nackenheim, eine Carl-Zuckmayer-Gesellschaft gegründet werden. Ziel der Gesellschaft ist die Errichtung einer Stiftung, die Aufführungen der mundartlichen Stücke „Der fröhliche Weinberg“, „Schinderhannes“, „Katharina Knie“ und „Schelm von Bergen“ in ihrer Urfassung durch Laienspieler aus Nackenheim ermöglichen soll. Das Weinstädtchen möchte jedes Jahr ein Stück spielen und denkt daran, in einigen Jahren ein Zuckmayer-Festival zu starten. Bry





Carl Zuckmayer in Saas Fee

# Der Mann aus den Bergen

Carl Zuckmayer wird 75 · Bericht nach einem Besuch · Von Günther Rühle

Ich brauche das Land." Es war spät, als er das sagte; wir saßen schon beim schweren roten Walliser Wein, der auf den steilen Hängen bis in fünfzehnhundert Meter Höhe hinaufwächst. „Heidenwein“. Kommt man die lange, sich oberhalb der Täler hinwindende Straße von Brig herauf, sieht man drüben die Reb- stöcke noch unterm Schnee. Wein, der nicht friert. Die Zone ist eisig. Wenig weiter schieben sich schon die blauweißen Fladen der Gletscher breiig über die Gebirgsrücken und rutschen ins Saas-Tal hinab, noch im Sturz aufgehalten vom dauernden Frost. Es ist ein Panorama befestigter Bewegung.

Wer in diesen hohen Kessel heraufkommt, den Carl Zuckmayer aus dem Rheinbessischen suchend, hat immer den Verdacht auf Weltflucht parat. Aber man trifft keinen Flüchtling, eher einen Mann — „gruzi, Herr Zuckmayer“ — der sich ein Land dazugewonnen hat. Wenn sein Rheinbessisch mit dem Walliserdeutsch zusammenströmt, erfährt man noch etwas vom Charme alter Begegnungen aus der vor-hochdeutschen Zeit; die lange Einsamkeit dieses Hochtals hat sich festgefroren in seiner Sprache: sie ist noch nahe am Althochdeutsch, „frowini“ nennt man hier noch die Frauen. Zuckmayer fand hier, als er aus dem Exil zurück war, einen von den Auseinandersetzungen dieses Jahrhunderts unversehrten Platz, am äußersten Ende der deutschen Sprachlandschaft, wohnt er noch in der alten Sprache; der Witz der Walliser machte die Ansiedlung leicht. „Wenn man den Herrn Zuckmayer so spazieren gehen sieht, dann sieht er nicht aus wie ein Dichter, sondern wie ein pensionierter Kapitän“. Man muß sich dieses Satz, mit dem der Ortsbürgermeister einst eine Lobrede auf seinen Neubürger begann, ins Walliser Idiom übersetzen, dann hat er eine witzige, kritische Anmut, etwas Erstaunlicheres als einen Kapitän kann es unter Hochgebirgsbauern kaum geben. Wenn man hört, wie Zuckmayer mit einem schwarzen Triller im Dorf den Hund Axel aus den Höfen und hinter den Holzstößen hervor zu sich „auf Deck“ pfeift, weiß man auch, wie gut der Walliser beobachtet hat. Wie um das zu bestätigen, sagt er: „Wenn Nebel ist, beginnt vor meiner Haustür die Ostsee.“ Serviert er den selbstgekochten Tee, blinzeln die Etiketten von den Nackenheimer Jahrhundertweinen hinter seinem Stuhl, daß in dem gewitzten Pfeifenqualmer im roten Wollhemd und grüner Hausjacke noch der steckt, den die Nackenheimer im Spaß wie im Zorn immer „des Carliche“ nannten. In seinem kräftigen Gesicht blitzt noch immer ein junger, bübischer Zug.

Er macht den Bewahrer am Ort. Halb grimmig, halb surkastisch hatte er im „Dorf“, das in den letzten acht Jahren — als führe es aus seiner eigenen Haut — eine Hotelstadt geworden ist, gezeigt, wie sich diese alte Welt nun nennt. „Azur“ und „Holiday“. „Unser Bäcker heißt jetzt ‚Royal‘.“ „Ich kümmerge mich nur um Naturschutz und die alten Häuser.“ Er weiß (spätestens aus Amerika), was das heißt: Goldrausch und Goldgräberzeit. Inmitten der neuen Hochbauten stehen die dunkelbalkigen Heuschöber auf ihren steinernen Beinen wie alte Mammuts, stehend, bedrängt, aber so ehrwürdig wie die hohen, zerzausten, von Stürmen geschlagenen Lärchen dort, wo der Feegletscher herabdrückt, als wären sie eine Versammlung uralter Männer. Er hat den zeitgenössischen Konflikt vor der Tür. „Ich bin hier mitten in der Welt.“

Mit Zuckmayer kommt man schnell ins Erzählen. Das Gedächtnis hat alles Erlebte bis ins Detail bewahrt, das Erlebte ist sein Besitz, den er längst als Antwort gegen die Fragen und flatternden Ängste gestellt hat, mit denen der junge Mann einst nach Berlin kam, und die er im ersten Stück, „Kreuzweg“, noch so formulierte: „Seit mich die Stimme traf / ist ihr mein Fuß / und arme irre Menschen fühlt mein Herz / und irres Licht: die Zeit. Und keine Hilfe... Wann — / Wann kommt ein Mensch —?“

Er verwarf das Stück schnell — „als Theaterstück“, aber er muß seinen Aufbruch in die Literatur wie ein Losstürmen erlebt haben; der Duktus seiner Sätze, mit denen er sich die frühen Berliner Tage zurückruft, ist noch voll Emotion. Es war damals ein Suchen nach vielen Seiten. „Wir lebten von neuen Legenden und neuen Personen. Daß Trotzki in Brest-Litowsk gegen die deutsche Generalität stand, hat uns beeindruckt, und Lunatschski mit seinen neuen Vorstellungen von Kultur. Später saßen wir mit Eisenstein und Pudowkin bei Swaneeke; uns war, als ob in unserer Zeit Robespierre und St. Just gelebt hätten.“ — Der Ton ist noch immer verschwärmt, er zieht die Zeiten zusammen. Jugend wurde als Jugend erlebt; von daher hat der 65jährige die auftretenden Worte in seiner Humanismusrede bezogen, mit denen er den Mainzer Schülern sagte, es komme vor allem auf Jungsein an, auf Wagemut, auf das Verlangen nach dem Unmöglichen, das er das geistige Abenteuer nannte. Zuckmayer selber wäre heute, zehn Jahre später, nicht mehr so unverbraucht jung und so unverstellt, wirkte dieses Erlebnis von Jung-Sein nicht noch nach. Er habe damals, Anno 1962, gezeugt, daß es alt oder jung gebe, da Jugend die einzig zählende Wirklichkeit sei; er hätte sich selbst auch nicht einen Alten nennen können.

Er erzählt freilich auch, was damals in Berlin noch Besonderes dazukam. Zum Beispiel: Horvath. Erster Besuch, schwarzes Hemd, ohne Krawatte. Er hatte sein erstes Stück geschrieben: „Die Bergbahn“. Er stellt sich selber vor als ein Arbeiter von der Bergbahn; seinen Bruder als Schlafwagenkondukteur (aber der Vater war im diplomatischen Dienst). Brecht (Sohn eines Schwarzwälder Holzfüßlers angesehen werden. „Wir spielten das Proletarienspiel. Wir fanden Anekdoten und Legenden, zogen andere hinein und damit an uns heran.“ — Die Summe ziehend setzte er sich auf und lehnte sich zurück: „Dieses Miteinanderspielen machte uns miteinander vertraut; wir verschlüsselten alles wieder, aber dieses merkwürdige und schöne Spiel, diese Spielastik hat die Literatur damals sehr befruchtet.“

Wie lange man solchem Sich-Erinnern auch zuhört, man stößt in ihm nie auf Geringschätzung, auf Spuren von Feindschaft oder Haß gegen andere. Vielleicht hängt das mit Zuckmayers Art zusammen, Leben zu sehen und zu verstehen. Wir kamen darauf, als sich der tote Brecht immer stärker ins Gespräch drängte. Brecht ist auch in Zuckmayers Leben ein großes Kapitel. Zuckmayer schwärmte wieder von der „zigeunerhaften Begabtheit“ Brechts, benannte den Ernüchterer der Expressionen mit dem Wort, das Homer dem Odysseus vorbehielt, „polytropos“, der Vielgewandte. Als beide noch in der Münchner Dramaturgie der Hermine Körner saßen, hatte Zuckmayer Brecht noch die Schönheit nackter Blüme im Winter gezeigt. (Sein Gedichtband „Der Baum“ ist der Nachhall

davon.) Als er später mit Brecht bei Max Reinhardt Dramaturg war, kam er unter Brechts Einfluß. „Pankraz oder die Hinterwälder“ — das Stück ist in Anlage, Szenenführung und Dialog von Brecht beeinflusst. „Dann spürte ich, daß ich mich freimachen muß. Er war herrlich. Er wollte Unterwerfung. Als er ideologisch wurde, hatte ich meine Ideologie (den Expressionismus) schon hinter mir. Wir verbanden uns durch Humor. Ich lachte ihm ins Gesicht. So blieb er mir immer gegenüber, so hat mir seine Kälte nichts ausgemacht und ich war verschont vor seinem Dolch.“ Als dann — nicht von ihm — das Wort vom „gefährlichen Brecht“ fiel, rückte er es schnell fort und kommentierte: „Ich sehe die Menschen mehr als ein großes Zoologiealbum.“ Das mag zynisch klingen. Zuckmayer sagt damit nur, daß er im Verhalten schon die Bedingungen des Verhaltens mitbegriff. Das gibt ihm Distanz, Nachsicht und erlaubt ihm seinen Humor. Das Produkt der Lösung von Brecht kam daher: „Der fröhliche Weinberg.“ — Brecht holte Zuckmayers Erfolg erst ein mit der „Dreigroschenoper“. Aber neidisch waren sie nicht aufeinander. Freunde, die über Nacht durch Stücke Antipoden werden, behalten eine unsichtbare Bindung. „Am Abend als Brecht starb, spielte Zuckmayer auf der Terrasse unseres Hauses in Chardonne Lieder zur Gitarre. Er kann den Ton von Brecht so unerbötlich nachmachen“ sagt Frau Alice. In Vevey unten begann ein Hotel zu brennen. Man hörte das Heulen der Löschzüge. Wenig später kam die Nachricht. Zuckmayer züngelt mit den Händen noch die Flammen. — An Abschiede ist er gewöhnt; immer noch ist er der Überlebende.

Aber im Gespräch mit ihm spürt man keine Verluste. Alles und alle sind um ihn, ohne Gelsterlei. Er hat ein unbeschreibliches Talent, alles in Gewinn zu verwandeln. Dieses Talent ist ohne Leichtfertigkeit. Es ist fast bübisch eingestellt auf den dauernden Wechsel von Wetter und Zeit. Selten erlebt man so nah die Natur in der Natur eines Menschen.

## Worauf er aus ist

Sie ist erst sichtbar geworden, als der junge Literat das Literarische abstreifte. Es war ein Häutungsprozeß. Er erzählte lange von dem Übergang aus der Programmliteratur (des Expressionismus) zurück in die Anschauung und in das Einfache. Seltenerweise half dazu das Theater. Die Proben bei Reinhardt, „da lernte ich Menschen sehen“. „Und während Brecht sein episches Theater konsequent entwickelte, fuhr es aus mir heraus wie ein Sturm. Es war so: Plötzlich läßt einer seiner Natur freien Lauf.“ Seiner Natur — die Menschen im „Weinberg“ waren danach. Der Satz, der das Kennwort enthielt, fuhr ihm so aus den Zähnen, als erlebte er den Vorgang noch einmal.

Wir hatten über die Volksstücke gesprochen, die um 1925 plötzlich, wie eine erneuerte Gattung, auf die Bühnen kamen. Ich habe weder Volks- noch Zeitstücke leiden können, ich wollte nur Theaterstücke schreiben, Horvath wollte Volksstücke schreiben, aber solche, über die das Volk sich ärgert.“ Das sagt noch einmal, wovon er ausging. Von keiner literarischen Gattung, von keinem Kunstprozeß, sondern von Fabel und Figuren und am besten von solchen, denen der in der Arbeit Freund werden konnte, und erst auf diesem Umweg hat sich Volks- und Zeitstück in ihm verbunden, und im „Hauptmann von Köpenick“, der funkelndsten Komödie, die in diesem Jahrhundert bei uns geschrieben wurde, kam noch hinzu, was von

Shaw bis Brecht erarbeitet war, verbunden durch Humor. Zuckmayer ist seine eigene Gattung. „Ich karriere nie; ich zeige die Menschen nur mit ihren humores.“ Auch als Dramatiker ist er Erzähler. Sein Ton ist Gelassenheit. Wo er wirklich „dramatisiert“ (Herr über Leben und Tod) stürzt er haltlos zurück in kolportagenhafte „Literatur“. Er kennt diese Grenze. „Die Uhr schlägt eins“ — „das ist nicht zu retten.“ „Das kalte Licht“: „Ich könnte mich ohreifeigen, daß ich die Frau und eine Liebesgeschichte eingefügt habe. Das hätte ein Stück werden können.“

Wir standen auf, und gingen durch die beiden zum „Saal“ zusammengezogenen Zimmer, in dem die Familie sich fast verstecken kann. („in dem Sessel saß mein Vater noch“) über die neue Wendeltreppe hinauf in die kleinen hölzernen Stuben, in denen der Schreiber haust. Neben dem breiten, dickholzigen, fellbelegten Bett ein Stehpult zum Notieren der frühen Einfälle, nebenan die kleine Küche für den Morgentee. „den mache ich selbst, ich will morgens keine Ansprache, ich fange gleich an zu schreiben.“ Sein Tag ist streng gegliedert, der lange Schlaf mittags stellt die Morgenfrische noch einmal her. Das Arbeitszimmer ist ohne Präntention. Ein Schreibtisch wie ein Brett auf zwei Böcken. „Daran schrieb ich die ‚Katharina Knie‘ und den ‚Hauptmann von Köpenick‘. Er stand noch im Henndorfer Haus, als wir das Haus nach 1945 zurückbekamen.“ Also auch eine Trouvaille wie alles Übrige, das auf den langen Regalen über den Büchern liegt. Steine, Kieferknochen noch von einem Hirschkalb von der amerikanischen Farm in Vermont. „Ich kannte dort die Wohnungen der Luchse“. Schmetterlinge im Kasten; Parnassius Apollo und seine Abarten. Weiß und schwarz, die liebsten. Im Aufgang hingen ornithologische Tafeln. Der Geologe dreht nun lange einen breiten, flachen grünschimmernden Stein in der Hand. „Sieht er nicht aus wie ein Schulterblatt?“ — Die steinerne, altförmige Umwelt hat ihn zum Naturwissenschaftler gemacht. Natur übt ihn in Anschauung. „Ich will wissen, was in der Natur vorgeht“ und erzählt von der Verhaltensforschung, die ihn beschäftigt, als wäre der ältere Zuckmayer auf neueren Wegen als der jüngere, als gäbe es nicht von dem Zwanzigjährigen die Tierstudien aus dem Zoo, oder jene fast vergessene in anderen Zusammenhängen wiederholte Geschichte vom Tümpel, vom Aufwachen der Kröten bis zum Austrocknen — keiner kann das eindringlicher beschreiben. Wie wir dastanden vor den Regalen, hatte er fast einen geheimräthlichen Zug.

Für einen Augenblick nur. Zuckmayer ist sicher unfähig, sich auf irgendwen und irgendwas hin zu stilisieren. Das Foto von Gerhart Hauptmann neben dem Schreibtisch verweist nur auf die höchste und bleibende Verehrung für den, den er den größten naiven deutschen Dichter genannt hat; und obwohl Zuckmayer selbst Naives beansprucht, sieht er sich nicht in der Hauptmann-Linie. Ihn einzuordnen fiel manchem schon schwer. Büchner? Vielleicht — auch in Zuckmayers Stücken wird aus drei Zeilen oft ein Gedicht.

„Ich bin aus auf Dinge, die nicht soziologisch erfassbar sind.“ Zwar, sagt er, habe er sich immer mit der Gesellschaft auseinandergesetzt. Im „Leben des Horace A. W. Tabor“ stecke für ihn noch der ganze ungebrochene Frühkapitalismus — aber auch jenes „mehr“ der Person, das nur von der Natur dieser Person her zu bestimmen ist, was man Lebenskraft oder Kraft zum Überleben nennt. „Ich glaube nicht daß der Mensch nur ein Zoon politikon ist und auch nicht, daß er ganz erziehbar ist. Ein Teil seiner Dummheit ist so unabstreifbar wie seine Leidenschaften und Triebe. Das sind Fakten, die nicht von der Veränderung ökonomischer Verhältnisse ergriffen werden können. Darum genügt mir die Soziologie allein nicht.“ Das ist weder konservatives noch einspuriges Denken. Als wir durchs Dorf gingen, sagte er, auf die neuen Hotels zehend: „Jetzt kommen die Bauern auch aus ihrem armen Leben heraus“; jetzt setzte er das fort, als er sagte: „Der soziale Fortschritt ist unter allen Umständen zu betreiben. Aber ansprechen muß man die Menschen anders, durch Methoden, die man heute nicht wahrhaben will: durch Symbole, durch Gleichnisse, durch Ritualisierungen, durch vorbildhafte Figuren“, er pocht darauf, daß die Menschen ein tieferes Wissen haben als das, was sie sich durch Lernen aneignen. Darum spricht er vom „tiefer packen“, aber er fügt bei: „Das trage ich nicht als Programm vor mir her; aber es steckt in allem drin“. Darum setzt er „exemplarisches Theater“ gegen das derzeitige Lehrtheater und nennt seinen Versuch einen „zur Wiederherstellung des kreatürlichen Zusammenhangs“, „Darum“, sagt er, „ist für mich kein Programmtheater möglich.“

Ein deutliches Wort. Die letzten Mißerfolge auf dem Theater haben ihn nicht umgestimmt. Vielleicht waren die Stücke schlecht, nicht jene Überzeugung. Sein Beweis: die guten Stücke setzen sich immer wieder durch. Moden lief er nie nach, auch nicht den Aktualitäten. Wo es so schien wie im „Teufels General“, im „Kalten Licht“, war die alte Frage vorrangig, wie und bis wohin kann man vertrauen, wo muß durch das Gewissen neues Vertrauen begründet werden, um Leben weiter möglich zu machen. Gewissen ist ihm ein Teil der angeborenen, nicht der anezogenen Natur. Es stellt den Zusammenhang mit dem „ursprünglichen Entwurf“ wieder her. Es gibt nur eines, was er wirklich bewundert: der Mensch, der sich nicht verliert, was ihm auch widerfährt. Diesen Menschen nennt er „heil“ — ohne damit das Klischee von der hellen Welt zu beleben. Heil bleiben — inmitten der verheerten Welt — inmitten der Feueröfen — das ist die Kunst zu leben.

Im „Leben des Horace A. W. Tabor“ hat er noch einmal eine solche Gestalt nachzubilden versucht. Er hob das Wort „König“ auf für solche Naturen. Aber wer Zuckmayers Werk im Zusammenhang liest, wird das Wort „König“ nicht nur für Menschen angewandt finden. — Er spricht in alten Vokabeln. Schon im Erzählband von 1927 hat er erzählt, was ihm „Treue“ ist: Selbstbehauptung und Gewissenhaftigkeit. Sein Teufelsgeneral Harras — der in die Genealogie jener Könige gehört — stimmt Zuckmayers Gesang anders an. „Die Welt ist wunderbar. Wir Menschen tun sehr viel, um sie zu versauen und wir haben einen gewissen Erfolg. Aber wir können nicht gegen das ur-

sprüngliche Konzept an.“ Dieses ursprüngliche Konzept kann er sich sichtbar machen, wenn er nur vor die Tür tritt. Wenn morgens die Sonne gleißend auf die Gletscher fällt, hat er vor Augen, was das in seinen Dichtungen heißt „prangende Schöpfung“. Schon der junge Zuckmayer sagte „Leben ist Leuchten“.

Solches heute dichterisch denen plausibel zu machen, die in den Höllen der großen Städte wohnen, ist schwer. Das Land hier bestätigt ihn. Für sein Beharren darauf hat er einige Beweise. Sich selbst, seine Fähigkeit, Natur noch als stärkende Kraft zu erleben, sich in extreme Situationen zu finden und sie sich anzuerkennen; vom Schriftsteller zum Farmer, vom Ruhm in den Ziegenstall — und zurück. Auf jene Frage des jungen Zuckmayer „... und keine Hilfe... Wann, wann kommt ein Mensch —?“ hat er sich selbst die Antworten verschafft. Das Leben bestand für ihn aus dem Sammeln von Freunden; Freundschaften hat er als Naturereignisse erlebt, er selbst wurde — Horvath, Czokor und andere haben das erfahren — der musterhafteste Gastfreund. Er macht, wie um Abstürze zu verhindern, Netze mit Menschen.

Vielleicht ärgert ihn darum so, daß der Kontakt mit jungen Autoren nicht noch stärker ist. „Ich halte meine Verbindung durch Lesen.“ Thomas Bernhard — Zuckmayer hat ihn gerühmt. Hochhuth: Zuckmayer hat für ihn gefochten. Wolfgang Bauers Stück „Magic afternoon“ kommentierte er „Es gibt wieder Autoren, die Menschentheater machen wollen.“ Edward Bonds „Lehr“ (der doch die Engländer ziemlich verschreckt hat) reißt ihn zu Sätzen wie diese hin: „Das sind wieder Höllenstürze. Der kennt die fast prophetische, tiefe Eruption; an ihm spürt man die leidenschaftliche Besorgnis um das Weiterexistieren der Menschen.“ Zuckmayer kann seine Brücken weit schlagen, spürt er nur den gleichen Antrieb. Vor wenigen Jahren sprach er vor Heidelberger Studenten von dem langen Marsch des Menschen zur Menschlichkeit.

Wir gingen nun wieder zurück. Die Stube unten war warm, der Pinot noir du Valais ausgeschenkt. Eine Ruhe, als wäre das alles nicht gewesen, Berlin, Österreich, Schweiz, Amerika, Deutschland: die Fluchten, die Um- und die Rückwege. Und nicht jene kräfteverzehrenden Diskussionen, in denen er, der amerikanische Offizier, selbst als Helfer zurückkam, um einer abermals aus einem Krieg zurückkommenden Jugend die Verwirrung ordnen zu helfen. — Er erzählte von dem Schauspiel, der damals den Leutnant Hartmann in „Des Teufels General“ spielen sollte. „Die Rolle kann ich nicht spielen. Ich bin selbst der Leutnant Hartmann, sagte er. Dann mußst du sie spielen, sagte ich — Ich spürte überall die Verwirrung. Sie wußten nicht, was war schlecht, was war gut. Ich sprach mit ihnen, alles, was nicht von außen kam, wirkte wie eine Offenbarung.“

## Wie er sich erschließt

„Nicht von außen“ — die Formulierung sagt noch heute, wie zugehörig er sich empfand. Man spürte, wie ihn wieder die Erregung ergriff. Er legte die Hand auf die Brust: „Das war eine ungeheure Aufgabe für mich, bis zur körperlichen Erschöpfung.“ Dann, nach kurzem aber: „Da hat mein Leben neu angefangen, es sind meine größten Erlebnisse, es war der Wiederbeginn unseres Lebens.“ Es schien da, als ob ihm alles, was er schrieb, weniger wert sei als das, was er damals praktisch tun konnte („ich bekomme heute noch Briefe“). Das Schreiben ist ihm nur eine Fortsetzung solchen Ordens.

Politik, sagte er einmal, ist dazu da, Leben zu erhalten. Schreiben — nicht weniger. Seine besten Erzählungen und Stücke sind ein — Entspannen, ein Erzählen, wie man aus Erfahrung menschlichen Gewinn macht. Man könnte sagen: in einem Volk, das nicht leben kann, lehrt er zu leben — aber sofort mühte man fürchten, er wiese das zurück, weil es ihm „überzogen“ scheint. Horvath (der von Zuckmayer 1931 den Kleistpreis erhielt), notierte einmal: „Ich liebe Z. als Kamerad, als Dichter, als Mensch. Unter ‚Mensch‘ verstehe ich vor allem: Ein Wesen mit Humor.“ Er konnte an Zuckmayer formulieren, was für ihn ein Mensch ist. — Wenn passiert das.

Gegen elf holte er eine Mappe herunter, die die Enkelin bemalt hat. Er las uns den Anfang zu einem neuen Stück: das Lied, mit dem der Rattenfänger in die Stadt kommt: „In diese Stadt verschlagen...“. Es war da, als singe der vagantische Bellman (dem er das Stück Ulla Winblad schrieb, das er heute verwirft) und als komme der Freund Walter Mehring herein, um zu horten, wie er sie beide zusammenfaßte und sich dazugab. Dies weiß man bei Zuckmayer ja nie, ob nicht alles, was Zuckmayer schrieb und was Bestand hat, schon Übergang in Gesang ist. Lob der Schöpfung, sagte man einst. Es gibt viele Zeilen von ihm, in denen er es anstimmt. Frömmigkeit, aber auch Schuld: die Worte stehen noch in seinem Vokabular. — Wenn er an den uralten Lärchen vorbeigeht, zieht er den Hut.

Als wir noch oben am Regal standen, hatte der Geologe Z. nach zwei schalenähnlichen Steinen gegriffen, und beide zusammensetzt. „Ein Arzt sagte mir, sie hätten exakt die Form eines menschlichen Herzens. — Sehen Sie die Aorta?“. Ein Fund aus dem Hunsrück. Ludwig Berger hatte ihn mitgebracht. „So etwas finden sie heute nicht mehr“. Er wollte damit sagen, die magische Zeit sei vorbei. Er nannte den Stein „das kalte Herz“ — Es war eine Anspielung. Berger und er wollten einmal Hauffs Novelle verfilmen. Es wurde nichts daraus. Er nahm die Schalen wieder auseinander und man sah im Innern das kleine Gebirge von Amethysten — wie versteinertes Blut.

Das Symbol, das den Zugang zu Zuckmayer erschließt, lag offen. Das kalte, versteinerte Herz: das Unberührbarkeit verleiht. So heißt es bei Hauff: „Das Geld und der Müßiggang haben dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud“, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte — du hast gegen den Herrn des Waldes gefrevelt...“

Der Herr des Waldes, die Obhut des alten Wissens. „Ich brauche das Land. Ich habe fast alles auf dem Lande geschrieben.“ Nahe den Wäldern — jetzt erhielt der Satz seinen Inhalt. Wenn man sich in den Sog von Hauffs Märchen verliert, sieht man Zuckmayers hölzernes Bauernhaus wie ein Stück daraus. Es steht während gegen die eisigen Gletscher.



# Alter — wo ist dein Stachel?

Die Welt, 27. Dez. 1971

Leitbilder ihrer Generation: Marlene Dietrich wird siebzig, Carl Zuckmayer fünfundsiebzig / Von Friedrich Luft

Was verbindet die beiden Jubilanten dieses dritten Weihnachtstages?

Beide sind vitale Standbilder ihrer eigenen Standfestigkeit. Ihr Ruhm ist unvermindert. Während Marlene seit vierzig Jahren die Welt zu ihren schönen Füßen sieht, ist Zuckmayer im letzten Jahre von, sozusagen, nationaler Wichtigkeit erst in die internationale aufgestiegen. Seit man den „Hauptmann“ auch in London bearbeitet spielt, weiß langsam auch die Welt, wer dieser deutsche Stückemacher ist.

Beide sind immens fleißig, beide sind von schier preußischer Tüchtigkeit.

Unterschied: Zuckmayer feiert, seit sein Sechziger sich gerundet hat, in glücklichen Abständen des halben Jahrzehnts freudig und ohne merkbare Hemmungen die Geburtstagsfeste, wie sie nun fallen.

Marlene, die bonde Venus, hat schon früh den Nebel der Ungenauigkeit über ihre Herkunft und den Tag ihres Erscheinens gebreitet. Schriftgelehrte ihres Ruhms gibt es, die sogar ihr Jahr der Geburt erst auf 1908 datieren. Sie hat ihre frühen Familienverhältnisse nie offengelegt. Ob sie nun eigentlich mit Recht und von Familiennamen „Dietrich“ oder „von Losch“ heißt, auch daran rätseln Marlene-Forscher noch.

## Ein Akt der Befreiung

Er bewirkte, als er den „Fröhlichen Weinberg“ auf die Bühne schickte, einen Akt der Befreiung von einem verrannten Expressionismus. Das Theater steckte, ausdrucks-hysterisch schreiend, in einer Sackgasse. Zuckmayer machte kehrt, läutete eine Entliterarisierung des Theaters ein, zeigte, daß man unverhohlen direkt, mit schöner Einfalt, zu reinem Jux und anschaulichem Plaisir wieder auf die Pauke hauen dürfe.

Das war damals wie eine Erlösung von dem verkrampten Übel eines lallend tiefsinnig betriebenen Theaters. Die Leute haben es ihm gedankt. Er hat den Sinn für Räuber-und-Gendarme-Spiele wieder auf die Szene gebracht. Zuck-

mayers Leben ist nie hinter eine Nebelwand der kalkulierten Publizitätsverwaltung geraten. Er hat immer gern und aus dem Vollen von sich gesprochen. Sein Memoirenbuch mit dem Titel aus dem Lied vom guten Kameraden, legt alles offen. Er schrieb es, als ihn das Glück als Stückeschreiber verliebte. Seine letzten vier dramatischen Hervorbringungen kamen alle über die Hürde der Uraufführung kaum hinweg.

Andere hätten sich geprügelt und fix den Schmollwinkel bezogen. Zuckmayer nicht. Er hat Beständigkeit, Vernunft und Großmut. Als ich, im Amte des Kritikers, seine letzten Stücke kaum loben konnte, sondern ihre Schwächen und Defekte benennen mußte, wurde er öffentlich befragt, ob er diesen Kritiker nicht nachgerade hasse: Der „habe doch offenbar etwas gegen ihn“.

Andere hätten die Gelegenheit, zurückzuschlagen, nicht versäumt. Zuckmayer antwortete, daß glaube er nicht. Luft finde eben wirklich seine letzten Stücke seit dem „Blauen Licht“ einfach ehrlich nicht gut. Das täte ihm leid, aber er trage das Urteil dem Richter doch nicht nach. — Diese Haltung ist so rar wie ehrenvoll. Die beleidigte Leberwurst zu spielen, liegt dem Naturell dieses raren Mannes nicht, Naturbursch! — aber immer auch Herr.

mayer war, indem er scheinbar das Theater auf eine neue Simplizität zurückschraubte, eine Art Reiter desselben. Er schien naiv, aber gar so naiv war er nie.

Er hat, als er jung und weltumarmend war, ein paar wunderbare Gedichte geschrieben. Die Produktivität der jungen Leute, die kurz vor 33 noch ihre Karriere machen konnten, wirkt heute verblüffend — bei Zuckmayer wie bei Kästner und Kesten, bei Roth, bei Horvath und wie sie alle hießen. Es war als wollten sie, ehe ihnen der Mund verboten wurde, schnell noch möglichst viel verlauten.

Zuckmayer hat in dem halben Jahr-

zehnt, das ihm zu freier dichterischer Tätigkeit blieb in seinem Heimatland, enorm viel geschrieben und gearbeitet. Er heckte die Stücke und hat daneben immer soviel Muße und vorsätzlich ausgesparte Zeit zum puren Leben gefunden.

Er hat damals, als er Heinrich Mann's Roman vom „Professor Unrat“ für den Film („Der blaue Engel“) umschrieb und gleich auch eins der klassischen Drehbücher verfaßte — damals hat er Marlene Dietrich den Teppich zum Welt-ruhm gelegt. Bis dahin war Marlene in Harry-Piel-Filmen erschienen, war ganz hübsches, etwas pummeliges, nicht kurz als die Partnerin von Kortner auf der Leinwand aufgetaucht, galt als ein allzu fleißiges Mädchen.

Von Stund an war sie katapultiert in den Ruhm der Welt. Dort steht sie noch heute. In diesem Jahre gab sie in London noch eine „Gala“ mit den Gesängen ihrer nie abgebrochenen Karriere. Eine standfeste Venus aus Preußen, denn etwas preußisch Nüchternes und Pflichtbewußtes hat ihren raren Charakter nie verlassen, auch wenn sie in Hollywood residierte. Deswegen ist sie wohl auch (aus gekränktem Deutschum) gegen ihre Deutschen so oft ungerecht und reizbar geworden. Sie kehrte nicht zurück.

Zuckmayer tat es, auch wenn er dann die schweizerische Staatsbürgerschaft erwarb. Ob eigentlich sein „Teufels General“ für die deutsche Szene ein Danaergeschenk oder wirklich ein befreiender Akt war, soll heute nicht untersucht werden. Daß er mit dem Stück dem Nachkriegstheater immensen Auftrieb gab, kann keiner bestreiten.

Er hat sich so ehrlich um Versöhnung bemüht. Er hat die ersten jungen deutschen Schreiber wieder in die Welt hinausgeschickt von seinen mächtigen Tantiemen. Er hat geholfen, wo er konnte. Er ist seinem „Teufels General“ nachgereist und hat, so gut es ging, die Mißverständnisse, die dies Stück auslöste, aufzuwischen versucht und zu bereinigen.

Er hat mit seinem Memoirenbuch seinen lieben Deutschen einen angenehmen Spiegel vorgehalten. Wenn Brecht genial dozierte und rechtete,

wenn Horvaths Stücke, die man wieder spielte, bitter waren und gefährlich, wenn Thomas Mann, zurückkehrend als Magister der blutig verirrtten Heimat, schrecklicher Weise unbeliebt blieb und damals Ärgernis gab und sogar Haß auslöste: Zuckmayer kam mit seinen Deutschen gleich in gutes Verhältnis. Er hat ihnen nicht wehgetan, als sie damals (für kurze Zeit) tief erniedrigt waren. Das haben sie ihm nicht vergessen.

Seine Stücke, so derb und vital sie scheinen, setzen langsam Grünspan an. Seinem Werk wird es gehen, wie es dem großen Figurenwald Gerhart Hauptmanns geht: Die Zeit dörft es aus. Was darin dampfte und so rollenstark schien, läßt mit dem Abstand nach zu wirken. Das bleibt nicht aus.

## Leben für ein Ideal

Aber bleiben wird genug. Ein paar Verse, gewiß manche Seite seiner schönen, klaren und starken Prosa und ein paar Rollen, die er schrieb und mit denen er den großen Darstellern (und auch den kleinen) seiner Zeit Futter gab und sie selig beschäftigte. Wer das konnte, hat viel gekonnt. Zuckmayer feiert seinen 75sten, daß es weithin schallt. Mit Recht.

Die Dietrich wird kein Aufsehen davon machen. Sie hat vor einigen Jahren und in einem Augenblick des Sichgehenlassens gestanden, wie lästig, wie dumm, wie leer und wie grundalbern ihr die Existenz eines „Stars“ immer vorgekommen sei, zu der sie zeitlebens verdonnert war. Man lebt für ein Inbild. Man existiert wie zu Ausstellungszwecken. Es sei furchtbar.

Sie hat es auf sich genommen und — blitzgeschelt, wie sie immer war — die strenge Spielregel nie gebrochen. So hat sie triumphiert und ist, viel älter geworden, nie gealtert.

Zwei, die ihre Karriere machten, als die zwanziger Jahre sich in Berlin überschlugen, scheinen, während er 75 und sie schier 70 wird, zu beweisen, daß der Begriff des erworbenen Altenteils fragwürdig, daß der der Greisenhaftigkeit bei hohem Alter aufgehoben sei. Es geht weiter.

## Carl Zuckmayer 75jährig



Carl Zuckmayer besitzt in seinem Landhaus in Saas-Fee in Wallis einen in den Fels gehauenen Weinkeller, der immer die gleiche Temperatur hält. Das Bild zeigt seine Frau und ihn bei der Sortierung seiner Schätze.

Photo Noack, München

„Es gilt heute in den Kreisen, die dem Modernismus anhängen, als fehn, über einen Dichter wie Carl Zuckmayer die literarische Nase zu rümpfen und ihn ganz einfach für überholt anzusehen.“ Diese Worte des Berliner Intendanten und Regisseurs Boleslaw Barlog, vor fünf Jahren ausgesprochen, haben nichts von ihrer Gültigkeit verloren. Wenn die lautstark sich gebärdenden Modernisten des deutschen Gegenwartstheaters auf Zuckmayer meinen herabblicken zu müssen, so bleibt uns andern die Gewissheit, dass Zuckmayer mit seinen

besten Stücken auf der Bühne weiterleben wird, während die zurechtstilisierten Modeautoren längst in der Versenkung verschwunden sein werden.

Das erste Stück des am 27. Dezember 1896 in Nackenheim (Rheinhessen) geborenen Dichters, das expressionistisch bestimmte Drama „Kreuzweg“, das am Berliner Staatstheater im Dezember 1920 zur Uraufführung gelangte und von der Kritik heftig umstritten wurde, verschwand wieder nach drei Aufführungen. Nachdem Zuckmayer in dem entscheidenden Jahr 1924 Erich En-

gel und Bert Brecht kennenlernte und mit ihnen an Max Reinhardts „Deutsches Theater“ nach Berlin engagiert worden war, gelang ihm 1925 im Theater am Schiffbauerdamm der Durchbruch mit dem Lustspiel „Der fröhliche Weinberg“, einem von Leben strotzenden, überschäumend-derben Werk, das eine Serie weiterer kraftvoller Bühnenwerke, darunter „Schinderhannes“ und „Katharina Knie“, einleitete. Sie wiesen den Weg wieder in die Richtung des Volkstücker und liessen den Dichter zu einer führenden Persönlichkeit des deutschen Theaters werden, der auch verschiedene Ehrungen zufielen: 1925 der Kleist-Preis, 1926 der Georg Büchner-Preis.

Zu seinem eigentlichen Triumph wurde 1931 die Uraufführung des „deutschen Märchens“ „Der Hauptmann von Köpenick“, das bis heute seine Frische bewahrt hat. Aber zwei Jahre später wurden die Stücke mit Aufführungsverbot belegt, die Bücher in der Heimat des Autors verboten, und er musste sich nach Österreich ins Exil begeben, von wo er 1938 vor den einmarschierenden Nationalsozialisten in die Schweiz flüchtete. 1939 begab er sich nach den Vereinigten Staaten; 1946 kehrte er wieder nach Europa zurück, um sich in der Schweiz niederzulassen. Nach dem Krieg erlebte Zuckmayer ein machtvolles comeback mit seiner Fliegertragödie „Des Teufels General“, die nach

der denkwürdigen Zürcher Uraufführung unter Hilperts Regie über sämtliche deutschsprachigen Bühnen ging und die dritte Phase im dramatischen Schaffen des Dichters einleitete, in der seither „Barbara Blomberg“, das Drama „Der Gesang im Feuerofen“, die dichterisch-dramatische Gestaltung einer Résistance-Tragödie, und „Das kalte Licht“, die Darstellung der Krise des Vertrauens am Beispiel der Atomspionage, folgten.

Zu einem der grössten Bucherfolge der Nachkriegszeit wurde Zuckmayers Autobiographie „Als wär's ein Stück von mir“ (1965), in welcher eine ungemein anregende und aufregende Epoche durch das Temperament eines ebenso intensiv lebenden wie genau beobachtenden Schriftstellers gesehen und plastisch geschildert wird.

Seine eigentliche Bedeutung liegt indessen doch wohl in seinem dramatischen Werk, mit dem er den Schauspielern herrlichste Rollen schenkte. Über die szenische Reportage kam der Dichter zu einer Kunst intensiver Menschengestaltung, die vor dem Volkstümlichen nicht zurückschreckte und ihre Dichte aus der Lebensnähe ihres Schöpfers gewann. Von der Wirklichkeit ausgehend, hat sich Zuckmayer über sie erhoben. „Der Boden, in dem Zuckmayer wurzelt, ist der geschichtliche. Was ihn trägt, ist Kontinuität“, schrieb Siegfried Melchinger. „Er hat sie nie verlassen. Keiner seit Gerhart Hauptmann hat den Menschen so wie er als Kreatur ge-

föhrt und gedichtet. In ihm ist der Eros mit seiner mächtigen Polarität: als Frauenliebe und als Menschenliebe.“ Sich der grossen Ordnung der Welt und der Natur anvertrauend, seine eigene Begrenzung kennend, baut der Dichter auf die Sprache: „Der Leib verweist. Lebendig bleibt das Wort.“

Th. F.

Siehe i' Ernst Lothar - "Salut für"  
Sp'nddeutsch. Zeitung, Nov. 1970



27. Jan. 1967



Szene aus „Des Teufels General“ in Berlin Foto: Köster  
(Unser Bild zeigt Carl Raddatz als Harras und Otto Mathies als Korlanke)

## Gloriole für den Mitläufer

Im Berliner Schiller-Theater: Zuckmayers „Des Teufels General“

Von unserem Korrespondenten

Berlin, 23. Januar

Vor drei Jahren noch hatte Zuckmayer dieses Stück aus dem Bühnenverkehr gezogen. Es sei, schrieb er damals, „allzu leicht, im positiven oder negativen Sinne, als Entschuldigung eines gewissen Mitmachertyps mißzuverstehen“. Zur prolongierten Feier seines siebenzigsten Geburtstages gab er es dem Schiller-Theater jetzt wieder frei.

Heinz Hilpert inszeniert. Das Parkett erhebt sich, als der Dichter den Saal betritt. Nach dem ersten Akt große Akklamation. Die berühmte Effektszene bei „Horcher“ mit ihrem lebenslustigen Saus und Braus, ihrem munteren, ihrem geradezu liebevoll getroffenen Kasinojargon wirkt so bühnensicher und fragwürdig wie je. Dieser Akt ist das Stück. Da gehen die Wogen hoch.

Später ebbt die Anteilnahme ab. Am Ende ist das Jubiläumspublikum eher betroffen, viel einsilbiger in seiner Beifallsfreudigkeit. Ein paar Buhrufe des Zweifels, als Zuckmayer auf die Bühne geholt wird. Hätte er das Stück doch vorsorglich den Theatern versagen sollen?

Wahrscheinlich. Es wird immer „mißverstanden“ werden, und das Mißverständnis liegt beim lieben Autor selber. Dies Drama ist kein Widerstandsstück. Es ist Liebeserklärung und Memento des Verfassers für einen Freund und Typ des Dollbrägens, für einen Übermann und fröhlichen Rabauken der Lebenslust. Daß dieser Teufelskerl auf die braune Karte setzte, ist, wie er gebaut ist, ganz zwangsläufig. Daß er am Ende an der braunen Pest erstickt, ist keine Tragödie. Es ist Pech. Auch wenn des Teufels General in die Hölle fährt, hat das noch Glanz und Gloria und die geradezu liebevolle Verklärung einer heimlichen Himmelfahrt.

Der wahre Widerstandskämpfer (Friedrich Siemers spielt ihn blond und schmal) ist durch ein paar textlich neu gefügte Sätze eher diffamiert und in Frage gestellt. General Harras macht ihm deutlich: nur gegen Hitler selber sei Gewalttätigkeit in Notwehr erlaubt, Widerstand gegen das System, Widerstand gegen Hitlers Kriegsmaschine oder deren Mechaniker der Macht sei durchaus unfein. Nur die „Wurzel“ dürfe man antasten. Diese Figur liegt jetzt ganz falsch.

Somit ist die Diskussion, die sich gleich nach dem Kriege so heftig mit dem Stück befaßte, heute ganz gegenstandslos geworden. Zuckmayer hat die dramatische Verklärung des Falles Udet schreiben wollen. Das Stück ist ein postumer Freundesdienst aus der Ferne. Eine Tragödie findet nicht statt, ein Liebling des Dichters wird verklärt.

Das wäre nun klar. ~~Hörbas wird aber~~ jetzt auch, und es wird szenendeutlich, wie fast alle Figuren, die den Harras umstehen, nur zu dessen szenischer Gloriole dienen müssen. Seine liebevollen Rabaukendialoge mit der ihn anhimmelnden Ordonnanz (Otto Mathies) klingen wie aus einem Militärschwank. Die edlen Liebesdialoge, die der Ritterkreuzsammler Eilers mit seiner jungen Frau (Rudolf Grabow, Lieselotte Rau) führen muß, oder die, die Harras selber so sinnig und innig mit seiner letzten Schauspielerinnenliebe (Christa Witsch) tauscht, sie tönen heute so, als wären sie aus einem mittleren Heimatfilm genommen.

Die Spannungselemente, die der Autor in die Handlung einbaut, habe ich, als das Stück neu war, „sudermännisch“ genannt und damals dafür erhebliche Keile bezogen. Jetzt stellt sich heraus: Ich hatte, leider, durchaus recht.

Dabei hat Heinz Hilpert schon gedämpft und gestrichen. Er hat ganze Nebenfiguren verschwinden lassen. Er versucht, den Wust der Personen zu ordnen. Er spielt das Stück wie unter der Sordine. Das muß man ihm danken.

Er kann nicht verhindern, daß der einzige „echte“ Nazi, der die Szene betritt (Lothar Blumhagen spielt ihn ölig und urböse) so geklittert und papieren nazihaft bleibt, wie Zuckmayer ihn eben schrieb. Das schreckliche „Pützchen“ (Uta Hallant) bleibt so erfunden und irrig, wie es immer war. Nur: Jetzt geht es noch deutlicher auf die Nerven mit seinen falschen BDM-Tönen. Edith Schneider kodonnert gemäßigt die Operettendiva auf die Szene. Holger Kepich ist der Ingrimme Adjutant. Theodor Vogeler und Claus Eberth haben ihre stumme, eigentlich nur peinliche Szene als proletarische Widerstandsmänner.

Carl Raddatz spielt den Harras. Seine Rolle ist das Stück. Er bleibt dankenswert gedämpft. Er spricht die wirklich schöne Passage von der göttlichen Mischung des Menschenblutes grandios. Er versucht menschlich zu belassen, was der Autor ja eigentlich an der Generalfigur durchweg verklärte. Er spielt die Bombenrolle mit dem ehrlichen Bemühen, ihre Bombeneffekte nicht nur immer zünden zu lassen. Ganz kann das nicht gelingen.

Denn dieser „Teufels General“ ist ja doch keine Abrechnung, stellt keine Klärung dar, dieses Schauspiel ist eine Sympathieerklärung, ist eine Gloriole für die Hauptfigur. Und die war und ist ein hoher Mitläufer, eben doch. Man braucht das Stück nicht „mißzuverstehen“, um zu diesem melancholischen Schluß zu kommen. Zuckmayer sollte, ist er gut beraten, dieses Schauspiel doch nicht mehr spielen lassen.

Friedrich Luft

*Auffbau, Sept 6,*  
**Salzburg ehrt Zuckmayer** 1974

Carl Zuckmayer wurde im Marmorsaal des Schlosses Mirabell der Literaturpreis der Stadt Salzburg überreicht. Da er einen Preis erhalten habe, sagte Zuckmayer in seinen Dankesworten, der eigentlich der Jugend zustehe, möchte er den Scheck auf 50.000 Schillinge (ca. 3000 Dollar) gleich wieder dem Kulturfonds zurückgehen mit der Bitte, den Betrag für die Förderung junger Salzburger Schriftsteller zu verwenden.



*"Die Zeit", 27. Sept. 1966*  
**Sehnsucht nach dem Abenteuerertum**

Carl Zuckmayers Autobiographie „Als wär's ein Stück von mir“ / Von Hans-Albert Walter

Wie rasch das geht. Nun sind auch die jungen Autoren von gestern ins Memoirenalter gekommen. Allein schon ihre Zeitgenossenschaft macht ihr Leben zum Stoff für eine „deutsche Chronik“. Die letzten Jahre des Kaiserreichs, Erster Weltkrieg und Republik, die Scheinblüte der zwanziger Jahre, das Leben im Dritten Reich oder die bitteren Erfahrungen des Exils, der Zweite Weltkrieg und was danach kam, die Frage der Heimkehr oder des Draußenbleibens, die sich den Exilanten stellte: wahrlich genug Material für eine Autobiographie.

Wer sie recht zu schreiben verstünde, trüge vermutlich mehr zum Verständnis seiner Zeit bei, als noch so fundierte historische Quellenwerke das vermöchten.

Das aber hängt davon ab, welche Position der Autor bezieht, wie er seine Zeit betrachtet, was er aus ihr gelernt hat, es hängt ab von seiner Distanz zum eigenen Tun und von seinem Verstricktsein in die Ereignisse, von der Genauigkeit seines Blicks, der Sorgfalt seiner kritischen (Selbst-)Einschätzung, nicht zuletzt auch davon, wie er die Wandlungen, die er im Laufe der Zeit durchgemacht hat, darzustellen vermag. Von Hermann Kesten stammt die Bemerkung, es gehöre zu den schwierigsten Taten eines Menschen, sein Leben gut zu erzählen: „Die berühmten Taten des Herkules waren Kinderspiele dagegen.“ Die Berechtigung dieses Aperçus erweist sich wieder einmal an der Autobiographie von

**Carl Zuckmayer: „Als wär's ein Stück von mir“ — Horen der Freundschaft; S. Fischer Verlag, Frankfurt; 584 S., 25,— DM.**

Niemand wird bestreiten können, daß Zuckmayer ein aufregendes Leben gelebt hat. Gleichmaß und Ruhe hat es da nur selten gegeben, statt dessen meist ein bewegtes Auf und Nieder, für das aber nicht nur die Zeitumstände, sondern zu einem Teil auch das Naturell des Autors verantwortlich gewesen sind. Man tut ihm kaum Unrecht, wenn man in der Sehnsucht nach dem Abenteuerlichen — das Wort im besten Sinne verstanden — den Grundzug seines Wesens erkennt. Seine frühen Gedichte, von denen er einige in dem vorliegenden Band zitiert, sind *à la mode* expressionistisch gesteuert, aber eben nur *à la mode*.

Den in seiner Generation fast obligatorischen Vater-Sohn-Konflikt hat es bei ihm nämlich nicht gegeben. Im Gegenteil bestand, bei aller Verschiedenheit der Auffassungen über seinen Berufsweg, eine enge Bindung ans Elternhaus, ein wirkliches Vertrauensverhältnis. Gleichwohl ist dessen Atmosphäre die seine nie gewesen, und er hat, ohne daß es ihm geglikt wäre, immer wieder (vielleicht unbewußt) versucht, seine Herkunft vom wohlstandigen Bürgertum abzustreifen. Abgeschwächt in der Form, trug Zuckmayer im zwanzigsten Jahrhundert noch einmal den Konflikt zwischen Bürger und Künstler aus dem neunzehnten Jahrhundert aus. Auch darin dokumentiert sich seine Sehnsucht nach dem Abenteuerlichen, von der sein Wesen entscheidend geprägt wurde.

Sie ist die große Konstante seines Lebens, reicht über die Kindheitsspiele hinaus in die Vagantenexistenz der frühen zwanziger Jahre, in das flotte, bewegte Leben des Arrivierten, und eine Spur davon findet sich selbst noch im amerikanischen Exil, in dem mutig-romantischen Versuch, sich als Farmer durchzuschlagen. Was sich ändert, ist allenfalls die Form; das bestimmende Element ist geblieben. Das wirkt sehr sympathisch: dieses stete Aufgelegtsein zu Streichen und Eskapaden, ob nun im Dramaturgenbüro zu Kiel oder Berlin oder in den österreichischen Wäldern, wo der Mittdreißiger die Indianerspiele seiner Jugend noch einmal absolviert, das Bestreben, zu zeigen, was man doch für ein Kerl ist, wieviel Spaß man versteht, soviel, daß man sich bei einer festlichen Party raufend am Boden wälzen kann — aber es wirkt doch auch alles ein wenig unfertig, steckengeblieben, und wer böse will, könnte sagen: nachpubertär. Freilich dokumentiert es auch ein Lebens-

gefühl, das uns Heutigen mit allem Nachdruck ausgetrieben worden ist. Wir besitzen zuviel Nachwissen, zuviel böse Erfahrung, als daß wir uns in diesen Stand holder Sorglosigkeit und Naivität je zurückversetzen könnten.

Wie stark — und wie sauber — Zuckmayers Abenteuerertum gewesen ist, ermißt man daran, daß es auch die vier Jahre des Ersten Weltkriegs (Zuckmayer war Kriegsfreiwilliger der ersten Tage und hat fast den gesamten Krieg in vorderster Linie mitgemacht) weder auszulöschen noch zu rohem Landsknechtstum oder pervertierter Todesromantik *à la* Jünger umzubiegen vermochten. Es wäre falsch, zu sagen, Zuckmayer habe dieses Landsknechtstum etwa in seiner gesellschaftlichen Funktion durchschaut, den romantischen Nihilismus auf besserer Einsicht abgelehnt. Rationalität ist seine Stärke nicht, er hat nie sehr durchdringend gedacht, und es ist bezeichnend, daß er — in seinen Stücken ebenso wie in diesem Buch — nie zu sorgfältigen Analysen einer Situation kommt.

Was ihn beeinflusst hat, war wohl meist die Anschauung, das Erlebte. Sein Urteil kam vom Gefühl, nicht von der Ratio. Der junge Leutnant, der sich in den Gefechtsphasen und im Quartier von den anderen absonderte, sich Warte in die Ohren stopfte, um zu lesen, immer nur zu lesen — er hatte die Wirklichkeit des Krieges kennengelernt und wollte nur noch eines: durchkommen, überleben. Ein Heinrich Mann, ein Schickel, ein Stefan Zweig hatten vorher gewußt, was der Krieg bedeutete. Das Merkwürdige: auch Zuckmayer hatte es vorher ganz sicher zu wissen geglaubt, hatte sich aber dann von der allgemeinen Psychose bei Kriegsausbruch mit-schwemmen lassen, wiederum von Anschauung und Atmosphäre beeinflusst.

Das ist keineswegs als Vorwurf formuliert, schließlich sind andere, bedeutendere Geister in den gleichen Fehler verfallen. Es soll nur zeigen, wie stark Zuckmayers Verhalten von Emotionen bestimmt, wie wenig es von der Ratio kontrolliert worden ist. Auf ihn trifft zu, was er für Gerhart Hauptmanns und Thomas Manns Kriegsbegeisterung anno 1914 entlastend anführt: Er ist unpolitisch — auch da, wo er politisch zu argumentieren meint, wo er politische Themen („Des Teufels General“) aufgreift. Auch wo er sich engagiert hat, bleibt er im Vorfeld der Emotionen stecken, was ihm fehlt, ist ein analytisch-kritischer Blick — auch auf sich selbst.

Sein zeitweiliges Attachement an sozialistische Ideen war denn auch ebenso emotional wie seine frühe Verherrlichung des Krieges. Im November 1918 wurde er, der Offizier, Vorsitzender eines Soldatenrates, sein Sozialismus blieb jedoch schwärmerisch und unbestimmt, eine Gefühlsrevolte, ein platonisches Gutseinwollen, ohne die Fähigkeit, konkrete Folgerungen daraus zu ziehen. Es ist beunruhigend zu sehen, wie dieses Ethos dann beinahe im Privaten versandet, ähnlich dem „O-Mensch!“-Schrei der Expressionisten. Was übrigblieb, war die „richtige“ Gesinnung — sehr viel, aber nicht genug.

Das Studentenleben, das allmähliche Hinübergleiten in die Boheme, eine Vagantenexistenz in Berlin und München, Episoden als Dramaturg am Stadttheater Kiel und bei Reinhardt in Berlin: Das alles ist lustig, aufregend, reich an Überraschungen und Zwischenfällen, eben abenteuerlich, aber doch nie wirklich entschieden, nie zu Ende gedacht und gelebt.

Die Brücken zur bürgerlichen Welt zwar sind abgebrochen, das Studium ist aufgegeben, der Weg des Theaterautors beschritten, aber indem man es hinschreibt, spürt man, daß das alles nicht ganz richtig ist, daß Zuckmayer sich mehr hat treiben lassen, als er gegangen wäre, daß er es darauf ankommen ließ, was werden würde, anstatt wenigstens den Versuch zu unternehmen, es selbst zu bestimmen. Ein Hauch von Unabhängigkeit — aber zur Freiheit fehlte die Einsicht.

Von seinen Begegnungen mit dem jungen Brecht sagt Zuckmayer sehr treffend, in jenem

sei damals schon alles angelegt gewesen, was erst später geformt wurde. Nimmt man diese Bemerkung auf und vergleicht sie mit dem, der sie niederschrieb, so wird eine Parallele zum zentralen Mangel dieses Buches sichtbar. Eine Entwicklung hat es bei Zuckmayer kaum gegeben, weder im Poetischen noch im Wesen des Schreibenden. Wer einige von seinen Stücken unmittelbar hintereinander liest, wird wohl eine immer bessere Beherrschung des Handwerks, die zunehmende Sicherheit beim Bau einer Szene, bei der dramaturgischen Verknüpfung und Verankerung eines Stücks feststellen, aber dennoch das Gefühl nicht loswerden, das sei durchweg zur gleichen Zeit geschrieben worden.

In der Autobiographie entspricht dem ein gewissermaßen statisches Verharren des Autors. Er scheint von Anfang an geprägt gewesen zu sein, machte zwar Erfahrungen und änderte gewisse Ansichten, aber man hat doch nie den Eindruck, als sei er davon im Kern berührt worden. Der da sein Leben in der Rückschau beschreibt, tut so, als sei er von jeher und immer der Gleiche gewesen. Äußere Stationen gibt es die Fülle, die Begegnungen sind kaum zu zählen. Wenn sie aber verändernde Kraft besaßen, so hat Zuckmayer es nicht vermocht, deren Wirkungen sichtbar zu machen.

Es gibt freilich einen Anhaltspunkt, daß er für diese innere Entwicklung — nicht für den äußeren Ablauf — auch kaum ein Gespür hatte: den Aufbau seines Lebensberichts. Das Buch setzt ein mit den Jahren nach dem Erfolg des „Fröhlichen Weinbergs“, als Zuckmayer sich im Salzbürgischen eine alte Mühle kaufen konnte, bricht beim „Anschluß“ Österreichs ab, springt zurück zur Jugend, zum Ersten Weltkrieg, den frühen zwanziger Jahren, und dann das amerikanische Exil zu schildern, und es endet, unter Aussparung der Jahre zwischen 1950 und 1965, mit dem Epilog vom Alterssitz in den Schweizer Bergen, in Saas-Fee.

Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn diese Anordnung, ähnlich wie das Robert Neumann in „Ein leichtes Leben“ brillant verstanden hat, Bezüge sichtbar machte, die anders nicht freizulegen sind. Diesen Eindruck gewinnt man indes nicht, die Abfolge ihrer Kapitel ist willkürlich, verknüpft sind sie oftmals nur durch eine geschickte Übernahme von Formulierungen und Floskeln. Ich wüßte keinen Grund, warum da nicht chronologisch hätte verfahren werden können, außer dem einen: daß nichts dazu zwang, chronologisch zu verfahren, weil es kaum eine innere Entwicklung gegeben hat. Es scheint immer alles gleichgeblieben zu sein, statisch, unbeweglich, schwer.

Das hängt ursächlich damit zusammen, daß Zuckmayer kaum je in der Lage ist, sich von sich selbst genügend zu distanzieren, daß er es nicht fertigbringt, sein Verhalten von außen zu betrachten.

Das gilt mit wenigen Ausnahmen: Einige Passagen zum Ersten Weltkrieg, die Betrachtungen, die er über die Schuld für Hitlers Machtergreifung anstellt, ein paar Sätze über die Bedeutung des Exils. Wäre dieses Leben durchgehend so beschrieben, wir hätten ein beachtliches Buch. (Daß man das kann, ohne an äußerer Farbigkeit einzubüßen, zeigen die Erinnerungen Franz Schoenberners, der Lebensbericht Oskar Maria Graf.) Zuckmayer sinkt aber immer wieder ins bloße Rekapitulieren ab, die Histörchen und vordergründigen Begebenheiten erdrücken das Geschehen.

Man verstehe mich recht: Was dabei zustande kommt, ist durchaus kurzweilig und amüsant, auch spannend zu lesen — da reiht sich eine Geschichte, eine Pointe an die andere, Anekdoten werden eingeflochten, Situationen schwergerisch nachgezeichnet, man sieht sich umgeben von einem Gestirn ehrfurchtgebietender Namen, erfährt, wie Leopold Jessner Bühnenkrähe schlichtete, wie Brecht zur Laute sang, Olaf Gulbrans-

son bei Festen handfeste Krähe inszenierte, wie Toscanini spazierenzugehen pflegte, Max Reinhardt auf Schloß Leopoldskron fürstlich residierte, wie die Henndorfer Schützen eine Fahnenweihe feiern, die Hollywooder Filmmagnaten ihre Drehbuchkulis behandeln, wird eingeweiht in die Flora und Fauna Lapplands, die Mentalität der Farmer von Vermont, die Atmosphäre des letzten Berliner Presseballs vor Hitler, Theodor Heuss kreuzt diesen Lebensweg ebenso wie Dorothy Thompson, Peter Suhrkamp wie Herbert Ihering, Fjodor Schaljapin, Stefan Zweig, Carlo Mierendorff, Ernst Busch, Gerhart Hauptmann und Ludwig Berger. Aber bei aller farbigen Vielfalt bleibt an der Oberfläche, was da mitgeteilt wird, es steht merkwürdig isoliert und arrangiert da, ohne inneren Zusammenhang, ohne wirkliche Bedeutung.

Was fängt Zuckmayer von seinem Leben ein, was hält er für mitteilenswert, was für seine Summe? Freundschaften, sagt er, Menschen, mit denen man gelebt hat. Sie allein blieben. „Horen der Freundschaft“ lautet denn auch der Untertitel, und das sollte bedenken, wer sich gelegentlich an der Registrierfreudigkeit des Autors, an der Vielzahl von Begegnungen und Gestalten stört. Sie alle sind ihm wesentlich, obgleich sich die Porträts der wirklichen Freunde deutlich von jener abheben, die „auch“ dagewesen sind. Man spürt sehr genau, wo die Nähe zu dem Beschriebenen echt ist, wo eine Gestalt, sei es der Varietät oder Kuriosität, sei es der Berühmtheit wegen, nur eben mitläuft; Zuckmayer kann sich da nicht verstellen.

Wesentlich ist aber etwas anderes: die Frage, ob Einsichten und Erfahrungen und die Revision von Einsichten und Erfahrungen nicht gleichrangig neben den Freundschaften stehen, ob sie nicht auch „ein Stück von uns“ und vielleicht das Wichtigere sind? Mir scheint, hier wird eine Lebensauffassung rekrutiert, die nichts anderes ist als eine (sicher unbewußte) Flucht ins vermeintlich Einfache des „Menschlichen“. Was hätte dieser Autor mit einigem kritischen Abstand aus seinem Lebensbericht machen, was am Beispiel seiner Person zeigen können! Die Chance, Gültiges und Verbindliches über seine Zeit zu sagen, hat er nicht wahrgenommen.

Seine Sicht der Dinge wäre indes noch eher zu respektieren, hätte er seine Sprache etwas genauer kontrolliert, seine Bilder, Metaphern und Vergleiche sorgfältiger gewählt. Substantielles und Formales schlagen hier ineinander um, die formale und sprachliche Qualität, also sein künstlerisches Niveau, bestimmen auch die Perspektive Zuckmayers. Und das hängt wiederum mit der Selbsteinschätzung zusammen. Bezeichnend, daß er sich selbst immer wieder einen Dichter — nicht etwa einen Schriftsteller — nennt, daß er mehrfach Dritte zitiert, die ihn so apostrophieren.

Zum Projekt eines (nicht vollendeten) Eulenspiegelstückes liest man: „Der Stoff wollte sich mir nicht ergeben.“ Das klingt nach dem „Ringens“ des Autors mit der toten Materie. Anderswo spricht er von einer „blühenden Freundschaft“, dann von einer „warmen Freundschaft“, er hört eine „die Seele aufrührende Balaleika-Kapelle“, erinnert sich des „Stroms der Musik, der meine Kindheit und Jugend wunderbar durchbrauschte“, wird „von der Schicksalsgewalt dieses Augenblicks ergriffen“, es gibt eine „Olympiade der Freundschaft“, Menschen, die „sich als solche begreifen“, Fensterscheiben, „dahinter die blaue Stunde ihr Wesen trieb“. Muß man noch aussprechen, um was es sich da handelt?

Auch der Satzbau macht mitunter Schwierigkeiten: „Es schien eine blasse märzliche Mittagssonne, sie ließ sich in einer schwebenden Euphorie zum Grunewaldsee hinausfahren, wir aßen im Restaurant Hundeköhl und gaben viel zuviel Geld aus, ich kaufte ihr Veilchen von einer das Lokal abgrasenden Blumenhändlerin...“ Über Mittagssonne und Veilchen wird die Sonne sich aber gefreut haben. Oder: „Unsere Tiere hatten freien Auslauf und natürliche Weide, die wir durch Aussäen bestimmter Gras- und Kleesorten... verbesserten. Die Hunde paßten auf, daß sie nicht vom Fuchs und anderen Raubtieren geholt wurden.“

Auch das ist zumindest mißverständlich. Unmißverständlich hingegen ist der meisterliche Werbetext des Verlags: „Es ist ein Buch der großen Sprache.“



Frankf. Allg. 10. Jan.  
Politisch wachsam 1972

### Heinemann über Zuckmayer

Bundespräsident Gustav Heinemann hat Carl Zuckmayer am Sonntag als einen Dichter voll „großartiger Aufgeschlossenheit gegenüber Menschen, Tieren und Pflanzen“ und als einen politisch wachen Autor gewürdigt. Auf der Feier zum 75. Geburtstag Zuckmayers in Amriswil in der Schweiz erinnerte Heinemann daran, daß der Autor des „Hauptmann von Köpenick“, des „Fröhlichen Weinbergs“ und des „Schinderhannes“ von den Nationalsozialisten aus Heimat und Vaterland vertrieben wurde. „Aber nicht erst das Emigrantenchicksal hat Sie zu einem politisch wachen Menschen werden lassen. Wer mit dem ‚Hauptmann von Köpenick‘ die kaiserliche Gesellschaft in Deutschland so bis ins Mark hinein kennzeichnen und entlarven konnte, war es auch vorher.“

Carl Zuckmayer, so hob der Bundespräsident hervor, habe als Dichter und Schriftsteller stellvertretend für andere gesprochen; für die Schwächeren, die Tauben, die Fremden, die unmündigen Kinder „Das ist der Boden der Freundschaft, die uns und viele andere in Dankbarkeit mit ihm verbindet.“ dpa

*Frankfurt*  
*1941*  
**Leute von heute** *Sept 1941*

CARL ZUCKMAYER und seine Frau Alice Herdan-Zuckmayer erhielten von den deutschen Ziegenzuchtverbänden die Ehrenplakette für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Ziegenzucht verliehen. In der Verleihungsurkunde heißt es, der Schriftsteller und seine Frau hätten während ihrer Emigration 1944/46 auf einer einsam gelegenen Farm im US-Staat Vermont den harten Existenzkampf mit Hilfe einer Ziegenherde bestanden und damit bewiesen, „daß es mit Fleiß, Intelligenz und Ausdauer möglich ist, von einer kleinen Ziegenherde zu leben“.

## Salzburger Literaturpreis an Carl Zuckmayer

In der letzten Sitzung des Fonds der Landeshauptstadt Salzburg zur Förderung von Kunst, Wissenschaft und Literatur hat das Kuratorium den Beschluss gefasst, dem deutschen Schriftsteller und Dramatiker Carl Zuckmayer in Würdigung seines Lebenswerkes, das in vieler Hinsicht in enger Beziehung zu Salzburg steht, den erstmals zu vergebenden Literaturpreis des Kulturfonds der Stadt in der Höhe von 10,000.— Dollar zu verleihen.

Voraussichtlich wird der Schriftsteller in diesem Sommer zu den Festspielen nach Salzburg kommen und bei dieser Gelegenheit den Literaturpreis persönlich entgegennehmen.

*Auffrau, Febr. 22*  
1974



## Bundespräsident Heinemann ehrte Carl Zuckmayer

Amriswil, 9. Januar (dpa)

Bundespräsident Gustav Heinemann hat den Schriftsteller Carl Zuckmayer am Sonntag als einen Dichter voll „großartiger Aufgeschlossenheit“ und als einen politisch wachen Autor gewürdigt. Auf einer Feier zum 75. Geburtstag Zuckmayers im schweizerischen Amriswil erinnerte Heinemann daran, daß der Schriftsteller von den Nationalsozialisten aus seiner Heimat vertrieben wurde. „Aber nicht erst das Emigranten-schicksal hat sie zu einem politisch wachen Menschen werden lassen. Wer mit dem ‚Hauptmann von Köpenick‘ die kaiserliche Gesellschaft in Deutschland so bis ins Mark hinein kennzeichnen und entlaven konnte, war es auch vorher.“

Carl Zuckmayer, so hob der Bundespräsident hervor, habe als Schriftsteller stellvertretend für die Benachteiligten in der Gesellschaft gesprochen. „Das ist der Boden der Freundschaft, die uns und viele andere in Dankbarkeit mit ihm verbindet.“

*Die Welt, 10. Jan. 1972*

## Spaziergänge (VI)

## Mit Zuckmayer in schwindelnder Höhe

„Obwohl mir alles Theoretische fremd ist, bin ich ständig mit Zeitfragen beschäftigt“ / Von Ben Witter

Es war sechs Minuten nach halb elf. Um elf sollte ich da sein. Ein Mann saß auf einem Zaun. Er hatte seinen Hut in die Stirn gedrückt. Ich fragte ihn, wo Herr Zuckmayer wohne. Der Mann sagte: „Ich zeige es Ihnen. Sie sind an seinem Haus vorbeigegangen, im Garten liegt der verwundete Widder, und auf die Wiese ist schon Mist gestreut worden.“

Ein schwarzer Hund bellte. Er lief um mich herum, und sein halber Schwanz stand hoch.

Ein Mädchen kam eine Treppe herunter und sagte: „Hier ist es.“ Alles an ihr war ziemlich groß und rund. Dann sah ich Frau Zuckmayer. Sie war größer als das Mädchen. Ich mußte mich auf die Veranda setzen und Tee trinken und ein Ei essen, ich hätte auch mehrere Eier gegessen, und hätte sie gesagt: das reicht noch lange nicht, hätte ich weitergegessen.

Wir gingen ins Haus. Frau Zuckmayer wollte mir die Zimmer zeigen. Zuerst öffnete sie ihre Schlafzimmertür und sagte: „Das ist der einzige Raum in unserem Haus, den wir tapeziert haben, und mein Bett mit dem Zubehör ist ungefähr hundert Jahre alt. Ich habe es aus Vermont mitgebracht.“ Sie lachte. Das wuchtige Bett hatte einen weißen Himmel, und die Farbe der Tapeten war milde.

Als wir ihr Schlafzimmer verließen, trat Carl Zuckmayer aus dem Dunkel. Er trug ein braunes Freizeitsakko. Ich sagte: „Es ist jetzt elf.“

Er führte mich in sein Arbeitszimmer. Auf einem Bord lagen Mineralien. Carl Zuckmayer zeigte mir einen „Goetheid“ und sagte: „Er wurde nach Goethe benannt, weil Goethe ihn in der Nähe von Marienbad seinerzeit als erster entdeckt hatte.“ Danach durfte ich die abgenagten Knochen aus einem Wildkatzenbau in Vermont näher betrachten und ein römisches Trinkgefäß, das man im Rheinhesischen gefunden hatte.

Carl Zuckmayer öffnete die Tür zum Nebenzimmer: „Dort ist mein Bett, und gegenüber sehen Sie ein Stehpult. Oft habe ich nachts Einfälle, dann stehe ich auf und gehe an mein Pult, mache mir Notizen, lege die Zettel morgens auf meinen Arbeitstisch und schreibe sie ins reine.“ Lose Seiten aus einem Notizbuch lagen genau nebeneinander.

Auf dem Balkon hingen Anzüge. „Wo ist meine Smokinghose?“, fragte Carl Zuckmayer seine Frau, die aus der Küche kam, „und die graue Hose vermischt ich auch.“ „Sie muß kunstgestopft werden“, sagte Frau Zuckmayer. Er strich über seine Smokingjacke und sagte: „Entferne ja diese Nummern, die in der Reinigung hineingeknipst worden sind; wie sieht das aus, wenn eine drin bleibt.“

„Mein Mann ist ein Pedant“, sagte Frau Zuckmayer und lachte. Im Schlafzimmer hatte sie lauter gelacht.

Carl Zuckmayer holte seinen Stock. Der schwarze Hund lief voran. Er hieß Axel. Unten in einer Tür wartete ein Mann, der seinen Hut in die Stirn gedrückt hatte. Und sie redeten über den Mist hinten auf der Wiese und daß das Öl in den Heizungstank muß. Der Mann zog seinen rechten Fuß nach und freute sich, ausführlich über den Mist und das Heizungöl reden zu können. Carl Zuckmayer zeigte auf die gleichmäßig verteilten Misthaufen. Ich sagte: „Die sehen gar nicht wie Misthaufen aus, es sind eher Häufchen, und alle wirken gleich groß.“ Carl Zuckmayer blieb stehen und faßte sich an seinen Kragen: „Das Hemd ist zu dünn.“ Ich sagte: „Ihre Frau war aber der Meinung, es sei dick genug.“ Er sagte: „Ich ziehe mir schnell ein wärmeres an.“ Er trug ein einfaches Hemd.

Auf dem Zaun saß noch der Mann, der mir gesagt hatte, daß ich an Zuckmayers Haus vorbeigegangen sei. Er grüßte wieder und drückte seinen Hut tiefer in die Stirn.

Carl Zuckmayer kehrte zurück. Er hatte ein kariertes Hemd angezogen. Der schwarze Hund bellte und lief um ihn herum.

„Bergauf sagen wir nichts, bergab dann wieder“, sagte Carl Zuckmayer und lächelte immer noch so wie bei der Begrüßung. Sein Schritt war ruhig und fest. Er zeigte mit der Stockspitze auf blaue Flecke, die sich auf Steinen und Blättern gebildet hatten und aussahen wie ausgelauene



Aufnahme: Comet-Press

„Vor zehn Jahren bin ich noch viertausend Meter hoch geklettert“

Tinte. „Das sind Hochgebirgsalpen“, sagte er. Ich sagte, er meine wohl „Alpen“. „Selbstverständlich, aber ist Ihnen denn nicht bekannt, daß ich immer ‚hessisch‘ spreche?“ „Im Haus war es mir nicht aufgefallen“, sagte ich. „Sie müssen auf den Tonfall achten.“ Er blickte nach oben. „Sehen Sie, wie die Lärchen rosa Schatten werfen? Oft ist spät noch ein Licht im Wald... Ich liebe Bäume, die den Wandel mitmachen... Heute ist ein blauer Oktobertag...“ Der Pfad wurde steiler. „Unser Haus ist das einzige in Saas-Fee, das ringsherum Bäume hat; es ist aus Lärchenholz gebaut.“ Das Rinnen der Bäche wurde deutlicher. Ich sagte: „Wie sich das anhört“, so gleichmäßig und unaufdringlich, man müßte sich setzen.

„Dieses ist eines der regenärmsten Gebiete Europas“, sagte Carl Zuckmayer, „und die Bewässerungsanlagen existieren seit achthundert Jahren.“

„Und wie ist es, wenn es schneit?“, fragte ich. „Früher ließ ich mich einschneien“, sagte er, „heute genieße ich im Schnee den Gedanken ans Füßeabtreten und an den Fireplace in der Halle.“

Steiler konnte der Pfad eigentlich nicht werden. Carl Zuckmayers Schritte blieben ruhig und fest. Ich versuchte, mit ihm im Gleichschritt zu gehen und auch gleichmäßig ein- und auszuatmen. Er blieb stehen. Ich atmete durch und wartete darauf, daß er wieder von den Lärchen anfing, die wie zum Photographieren am Oberhang vor uns lagen.

Er zeigte mit seinem Stock auf eine geknickte Lärche, die vor davor fehlte die Spitze: „Bis zu tausend Jahre werden Lärchen alt, das hat man inzwischen festgestellt.“ Seine Stimme klang beruhigend: „Und die da sind wahrscheinlich sechshundert bis siebenhundert Jahre alt.“ Eine schaute er besonders lange an. Ich fragte: „Und wie alt ist die?“ „Sie ist vom Blitz getroffen worden, aber er vermochte sie nicht zu fällen.“ Ich sagte, die Luft sei in dieser Höhe noch nicht zu dünn, und man fühle sich gleich ein paar Pfund leichter. „Wer täglich hier hinaufgeht und diese Luft hat...“ sagte er, „vor zehn Jahren bin ich noch viertausend Meter hoch geklettert, mittlerweile sind dreitausend meine Höchstgrenze.“

Während er das sagte, beobachtete er mich und lächelte nicht mehr so wie bei der Begrüßung. Das Lächeln war nur in den Augen. Ich blickte zu Boden und sagte: „Sie hatten gesagt, das wären Ihre kleinen Pfade, auf denen wir bisher gegangen sind, und dort wäre Ihnen noch nie

jemand begegnet.“ „Außer einem blonden Mädchen, das vergaß ich zu sagen. Und so plötzlich, wie es gekommen war, verschwand es auch wieder.“ Er hatte wie ein Schauspieler gesprochen, wußte wie schwer es war, das ganz einfach zu sagen. Die Augen schienen über jedes Wort zu wachen, als spräche es ein anderer.

Wir näherten uns einer Hütte. An der Stirnseite stand „Café Alpenblick“. Es war geschlossen. Einige Mädchen griffen gerade nach ihren Rucksäcken. Ich sagte: „Es ist keine Blonde darunter, und sie sind alle dick.“

Ich wußte nicht, ob er zugehört hatte; er war auf die Bank zugegangen. „Wenn das Café geöffnet ist, kommt natürlich Wein auf den Tisch“, sagte er. Ich sagte: „Vom Wein haben wir noch nicht gesprochen.“ In seine Augen trat der Ausdruck, als tränke er jetzt. Er richtete den Blick auf seinen Hund, der ihn die ganze Zeit angesehen hatte. „Axel ist ein Entlebucher-Sennenhund. Mit dem Stutzschwanz ist er geboren. Die Rasse ist selten. Und er leckt den kranken Widder in meinem Garten.“

Wir erhoben uns. „Ist dieser Blick nicht einzigartig?“, fragte er. Ich sagte: „Wenn ich nach unten gucke, wird mir schwindelig.“ „Schauen Sie dort hin, das ist der ‚Dom‘, er ist 4554 Meter hoch.“

Ich sagte: „Der Blick ist einzigartig.“ „Alles Theoretische und Abstrakte ist mir fremd“, sagte er daraufhin, das Lächeln wich aus den Augen, und Axel wedelte mit seinem gestutzten Schwanz, „und obgleich mir alles Theoretische und Abstrakte fremd ist, bin ich ständig mit Zeitfragen zu meiner eigenen Klärung beschäftigt, stelle Betrachtungen an und schreibe Hefte damit voll, allerdings nur für mich selbst.“ Er rechte sich, ohne die Brust herauszudrücken, und fuhr fort: „Ich gestalte Menschen, indem ich ins Leben hineingreife, selbstverständlich unter einem künstlerischen Gesetz.“ Ich schwieg. Er sagte: „Sie fragen mich ja gar nichts.“

Es ging bergab. Meine Blicke hielten sich an Carl Zuckmayers Gebirgshut fest und an seinen gleichmäßigen Bewegungen und an dem ruhigen, festen Schritt. Er sagte: „Im November soll ich Ehrenbürger der Universität Heidelberg werden. Ich habe jeden Tag Arbeit mit der Rede, die ich deswegen halten muß. Ich stehe in ständigem Briefwechsel mit Studenten und gehe an keiner aktuellen Frage vorbei. Ich bin dankbar für die reichhaltigen Informationen und werde mich gründlich vorbereiten.“

Ich sagte: „Sie arbeiten während Ihrer Spazier-

gänge auf Ihren kleinen Pfaden, wo Ihnen niemand begegnet. In Vermont muß das so ähnlich gewesen sein, und Sie haben sich, soweit es möglich war, immer gründlich auf alles mögliche vorbereitet.“

Im Tal grasten Kühe und Ziegen, aber das war viel zu tief unten, und mir wurde schwindelig. Ich hob meine Arme und starrte die Lärchen an, setzte einen Fuß vor den anderen und hörte, wie Carl Zuckmayer aus der Ferne sagte: „Wir kommen sowieso zu spät zum Essen.“ Allmählich wurde der Pfad breiter. Wegen des Mittagessens hatte Frau Zuckmayer länger telefoniert.

„Eigentlich hätten wir gern in diesem Restaurant gegessen“, sagte Carl Zuckmayer, „das ist ein neues Restaurant, aber die Wirtin war nicht genügend vorbereitet.“ Die Leute in Saas-Fee bilden sich übrigens ein, je höher ihre Bankschulden sind, desto reicher wären sie.“

Einen ehemaligen Hirten hatte er mir beschrieben: Das Gesicht voller Haare, die Augen und den Mund sieht man kaum... Wie gerufen stand er vor uns. Carl Zuckmayer begrüßte ihn. Der Hirte trug ein offenes Hemd und hatte nicht ein Haar auf der Brust.

Wir gingen in den „Gletschergarten“. Frau Zuckmayer saß mit dem Rücken zur Straße. Ich fand, daß sie ihren Hut zu tief in die Stirn gedrückt hatte. Sie lachte, als ihr Mann sich wegen der Verspätung entschuldigen wollte, wieder so, wie in ihrem Schlafzimmer, und zeigte alle ihre winzigen Zähne.

Carl Zuckmayer wirkte erleichtert. Wir setzten uns in die Sonne, und er sagte: „Ist das nicht ein selten schöner blauer Oktobertag heute?“ Ich sagte zu Frau Zuckmayer: „Wir haben bergab von der Rede gesprochen, die Ihr Mann in Heidelberg halten muß. Er bereitet sich gründlich darauf vor.“

Carl Zuckmayer sagte: „Sie glauben nicht, wie viele verschiedene Landweine es hier gibt.“ Seine Augen suchten die Sonne. Ich sagte: „Ein Student hat mich gefragt, ob Zuckmayer den Titel für seine Erinnerungen selber gewählt habe oder der Verlag.“

Carl Zuckmayer legte Nudeln auf seinen Teller und sagte: „Sprechen Sie weiter, das interessiert mich.“

„Der Student hält den Titel für einen billigen Trick, doch gab er zu, daß es keinen wirksameren Titel gegeben hätte, um das deutsche Gemüt wieder zu gewinnen. Und alles, was in dem Buch stünde, sei das Ergebnis gründlicher Information und Vorbereitung; die Heimat mit den Geschichten und dem Wein, Vermont mit den Ziegen und der Einsamkeit und die Freunde mit ihren Schicksalen, für die es Blumen gab, Verständnis und Hilfe, Herz und Hand.“

Carl Zuckmayer wurde unter den Augen rot, ein Lächeln zog seinen Mund breit, hellwach waren die Augen. Er sagte: „Wußte der Student nicht, daß Ludwig Uhland den Text vom guten Kameraden verfaßt hat?“ Ich sagte, das hätte ich ihn auch gefragt, und es wäre einer dieser Berliner Studenten gewesen. Carl Zuckmayer saß weiter, und mit jedem Bissen wurde sein Gesichtsausdruck zufriedener. Ich sagte zu seiner Frau, daß ich auch noch Spätzle haben möchte. Sie bestellte eine Portion und sagte: „Den Kokoschka haben wir kürzlich getroffen, der Carl zögerte, ihn zu begrüßen, vielleicht würde es ihn stören, dachte er, aber Kokoschka war in Wien mein Zeichenlehrer gewesen, ich sagte: geh' schon; schließlich lagen sie sich in den Armen.“

Bescheiden blickte Carl Zuckmayer von seinem Teller auf. „Wie war der Kokoschka als Soldat damals fesch gewesen“, sagte Frau Zuckmayer, und wir kamen auf Odön von Horváth zu sprechen. „Ich hab' ihn so geliebt“, sagte sie, „und in der Nase hat er oft gebohrt, aber mir hat er gehorcht, und auf den Fußboden haben sie gespuckt.“ „Nicht gespuckt“, wandte Carl Zuckmayer ein. „Ja, gespuckt“, sagte sie.

Axel fraß unter dem Tisch eine große Portion Fleisch und schmatzte.

„Ist das nicht die Gräfin Rantzau am Nebentisch“, fragte Carl Zuckmayer seine Frau leise, „wenn sie es sein sollte, die liebe ich ja.“ „Sie wird inzwischen gemerkt haben, daß wir hier

sitzen. So laut wie wir reden“, sagte Frau Zuckmayer.

Am Nebentisch wurden Stühle gerückt. Carl Zuckmayer ging auf eine Dame zu. Ihr Strohhut war rund und saß halb auf dem Hinterkopf. Sie war kleiner als er. Frau Zuckmayer betrachtete ihre Beine.

Ich sagte: „Das sind junge Beine.“ Die Dame hatte rote Wangen und viele helle Haare am Kinn und auf der Oberlippe. Carl Zuckmayer sagte: „Ich bin Carl Zuckmayer, sind Sie es, Gräfin?“ „Herr Zuckmayer“, rief sie, und er küßte ihr viermal die Hand, „Herr Zuckmayer“. Seine und der Gräfin Augen glänzten gleichzeitig, und rot war er geworden, die Gräfin war gerührt und sagte wieder: „Herr Zuckmayer.“

Im Hintergrund standen eine Pflegerin und ein Begleiter. Man verabredete sich zum Essen. Carl Zuckmayer sah seine Frau dabei an. Sie entschied, zu welcher Zeit. Die Gräfin ging und winkte und sagte noch einmal: „Herr Zuckmayer.“ „Sie ist über neunzig“, sagte Carl Zuckmayer und setzte sich wieder.

„Ist das noch eine Eva!“, sagte Frau Zuckmayer. Er sagte: „Ist sie nicht zauberhaft?“ Kein Schauspieler hätte das so leicht, leise und trotzdem bedeutungsvoll aussprechen können.

Ich sagte: „Sie wirken gar nicht heidsämrig, Herr Zuckmayer, und sind weder ‚Zuck‘ für mich noch ein großer Esser und Weintrinker.“ „So war er nie“, sagte Frau Zuckmayer, „ich habe im Hotel ‚Baur au Lac‘ in Zürich ein Glas zertrümmert, weil wieder Leute davon angingen. Mein Mann hat stets, obgleich es oft ganz anders aussah, mit Bedacht gegessen und getrunken, mit Bedacht die Ärmel aufgekrempelt und geredet.“

Neben einem Hotel war ein großes Faß aufgestellt worden, drinnen konnte man an einem schmalen Tisch Wein trinken. Ich sagte: „Mein Bus geht in fünfunddreißig Minuten, und ich möchte mir noch die Kirche und den Brunnen und die Läden ansehen und alte Häuser suchen.“

Carl Zuckmayer sagte: „Sie haben mich nicht viel gefragt.“ Sein Händedruck war so fest wie der seiner Frau. Er winkte. Frau Zuckmayer hielt ihre Hand in gleicher Höhe, und dann winkten beide zugleich.



Heine, Heinrich

Siehe:

Carl Zuckmayer:

H. H., der liebe Gott und ich

Die Zeit, 19. Dez. 1972



# DER ZEIT

Halbmonats-Beilage des "Aufbau" für Unterhaltu

PORTRÄT DER WOCHE:

28. Sept. 1973

## Alice Herdan-Zuckmayer und ihr "Scheusal"

Die Frau Carl Zuckmayers ist nach einem harten und erfüllten Leben an der Seite ihres Mannes zu schriftstellerischem Ruhm gekommen: ihr drittes Buch "Das Scheusal" steht seit Wochen auf den Bestsellerlisten. In ihrem Haus in den Schweizer Bergen findet das schreibende Ehepaar nicht nur die Ruhe für ihre Arbeit, hier finden sich auch immer wieder Freunde aus aller Welt ein.

"Das ist schon recht. Ihr seid ja auch still und tut nichts Böses."

(Ein Gratulant anlässlich Zuckmayers Einbürgerung in der Schweiz.)

"Erfolg ist, wenn man seine Grenzen kennt und eine säuberliche Bescheidenheit ausübt, etwas höchst Angenehmes und Lebenswertes. Er erleichtert das Leben, bietet die Möglichkeit, Vielen zu helfen, er schafft manchmal den Zustand des Aussergewöhnlichen, der guten Freunde, der Dankbarkeit für das Glück..." Als Alice Herdan-Zuckmayer diese Zellen schrieb — sie finden sich in ihrem ersten Buch "Die Farm in den Grünen Bergen" — waren Zuckmayers nach siebenjährigem Farmerleben in Barnard im amerikanischen Bundesstaat Vermont nach Europa gekommen, wo Carl Zuckmayers Stücke nach zwölf Jahren wieder auf allen deutschsprachigen Bühnen gezeigt und seine Gedichte, Romane und Novellen neu aufgelegt wurden. Allein das Zeitstück "Des Teufels General", das er zusammen mit der heiter-anmutigen Erzählung "Der Seelenbräu" aus USA mitgebracht hatte, war über 5000-mal aufgeführt worden.

Alice Herdan-Zuckmayer kann jetzt, nachdem ihr drittes Buch "Das Scheusal" seit vielen Wochen auf den Bestseller-Listen steht, diesen Satz auch auf sich selbst beziehen. Ihr eigener Erfolg kam nicht von ungefähr. Sie hat lange und hart gearbeitet, ist mit ihrem Mann seit 1925 durch dick und dünn gegangen, bevor sich die beiden in der Schweiz niederliessen.

Im Sommer 1938 waren Carl und Alice Zuckmayer zum ersten Mal von Saas-Grund nach Saas-Fee hinausgewandert. Sie ahnten nicht, dass sie genau 20 Jahre später dort ihr Haus beziehen würden, "das schönste und — wenn es mir vergönnt ist — das letzte Haus unseres Lebens", sagt er in seinem Erinnerungsbuch. Heute sind sie Schweizer Bürger mit dem Recht, "Holz aus dem Wald zu holen und Vieh auf die Almen zu treiben." Zur Feier überbrachte ihnen ein kleiner Junge einen riesigen, duftenden und mit Runen verzierten Laib Brot "von der Gemeinde für die Bürger". Eine Gabe, die nach einem alten Brauch als Spende von den Toten an die Lebenden gegeben wird, um der Verstorbenen zu gedenken. Das Brot wird aus der Sterbekasse der Gemeinde bezahlt.

\* \* \*

Alice von Herdan ist gebürtige Wienerin. "... ist man einziges Kind, geht es darum, dass man ganz auf sich selbst gestellt ist und von früh an die Fähigkeit entwickeln muss, mit sich selbst zu leben..." heisst es in ihrem Buch "Das Kästchen, Geheimnisse einer Kindheit", in der die Welt der Erwachsenen, der Gesetzgeber und Hausgötter noch unangetastet erschien. Nach einer Privatschule ältesten Stils,

in die die Kinder nur mit Angstgefühlen gingen, hatte sie das Glück, an die Schule einer der fortschrittlichsten Frauen ihrer Zeit zu kommen, zu Eugenie Schwarzwald. Dort unterrichtete Arnold Schönberg Musik und Adolf Loos, Vorkämpfer der neuen Sachlichkeit in der Baukunst, Architektur. Mit 16 Jahren machte Alice die sogenannte "Lycealmatura", wollte Theologie studieren, heiratete aber dann das erste Mal, bekam ihr erstes Mädchen, lernte Schreibmaschine schreiben, um Geld zu verdienen, begegnete Carl Zuckmayer und tippte seine erste Gedichtsammlung "Der Baum" — keineswegs fehlerfrei — ab. 1925 heirateten sie. Im gleichen Jahr brachte "Der fröhliche Weinberg" Geldsegen ins Haus, "Der Schinderhannes" und "Katharina Knie" folgten. Tochter Maria Winnetou wurde geboren. Es entstand Manuskript und Drehbuch für den "Blauen Engel", der Marlene Dietrich weltberühmt machte. Im Winter lebte die Familie Zuckmayer in einer welträumigen Berliner Dachwohnung mit grosser Terrasse, im Sommer in der Wiesmühl bei Salzburg.

Alice Zuckmayer machte als junge Frau ihr grosses Latinum nach. Nach bestandenen Examen begann sie mit dem Medizinstudium. Dann kam die Vertreibung, die Jahre der Emigration begannen. Zu dem Entschluss der beiden, Farmer zu werden, sagte sie in ihrem Buch "Die Farm in den Grünen Bergen": "Ich hatte einst sieben Semester Medizin studiert, auch Anatomie, und erklärte daher, ich würde mich vor nichts grausen, ein sehr wichtiger Faktor im Farmleben. Von Tieren verstand ich nichts, dafür aber einiges vom Gemüsebau. Zuck verstand etwas von Zoologie... und liebte Tiere."

Die Arbeit auf der Farm hörte nie auf, man sah sich nach Hilfe um. "Unter den vielen Jungens, die zwischen 12 und 17 Jahre alt waren, für längere oder kürzere Zeit, stunden- oder tageweise, auf die Farm kamen, um zu helfen, war ein damals Fünfzehnjähriger aus einer kinderreichen Familie, Sohn eines Holzfällers und Gelegenheitsarbeiters. Kein Musterknabe, aber gutartig und kindlich einfältig. Das Streben nach Höherem ging bei ihm alle Wege. Er beschäftigte sich mit englischer und französischer Geschichte und sagte einmal beim Kartoffeleinsammeln nachdenklich: 'Ich glaube, ich werde mir nach dem Krieg ein Zimmer im Schloss Versailles mieten', worauf ich ihm erklärte, dass sie dort keine Zimmer vermieten, aber er vielleicht Fremdenführer dort werden könnte."

Das war im Jahre 1940. Dreissig Jahre später — so erzählte uns Frau Zuckmayer — läutete das Telefon in Saas-Fee. Es war der Junge von damals. Er war



Photo: Amann-Noack

Ingenieur geworden und machte mit einer Gruppe eine Europeise. Er wäre aber jetzt allein und wolle nach Paris fliegen, um sich Versailles anzusehen. Ob er vorher wohl einen Besuch machen könne?

24 Stunden lang war er bei ihnen Gast, ging mit der einstigen Farmersfrau durch Saas-Fee und half ihr wie eh und je Einkaufstaschen und Pakete tragen. Er fand es selbstverständlich, dass Zuckmayers wieder auf dem Lande leben. Und er hat recht damit: man kann sich Carl und Alice Zuckmayer nicht als Grosstadtbewohner vorstellen.

Eva Noack-Mosse

# Die Zeit stand uns am Hals *Frankf. Allg.*

Carl Zuckmayers Aufsätze · Von Wolfgang Leppmann *4. Dez. 1976*

Es ist recht still geworden um Carl Zuckmayer. Keine kritische Gesamtausgabe (wenn auch eine Taschenbuch-Kassette), keine Fernsehserie mit Ausschnitten aus den Verfilmungen seiner Werke weist darauf hin, daß sein achtzigster Geburtstag unmittelbar bevorsteht. Keine der führenden Bühnen der deutschsprachigen Welt scheint ein Zuckmayer-Festival zu planen, obwohl „Der fröhliche Weinberg“ doch einst im Theater am Schiffbauerdamm, „Der Schelm von Bergen“ im Burgtheater und „Des Teufels General“ im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt wurden. Wie erklärt sich das fast völlige Schweigen um einen Jubilar, der jahrzehntelang immer wieder im Brennpunkt des öffentlichen Interesses gestanden hatte?

Ist unsere Literatur an Lustspielen so reich, daß wir des Verfassers vom „Fröhlichen Weinberg“ und „Hauptmann von Köpenick“ nicht mehr zu gedenken brauchen? Oder gehört er, wie etwa Somerset Maugham, zu den Schriftstellern, die eben „nur“ glänzend schreiben, im übrigen aber, als relativ unproblematisch und überdies mit dem Makel des Publikums- oder gar Filmerfolgs behaftet, von der Literaturwissenschaft gern übersehen werden? Oder liegt es an der Politik, indem ihm die Rechte immer noch „Des Teufels General“ verübelt und die Linke seine Weigerung, sich auf ihre, ja überhaupt auf eine parteipolitische Linie festlegen zu lassen?

Wie dem auch sei, die scheinbar am nächsten liegende Erklärung kann man nicht anführen: daß nämlich Zuckmayer seit der Autobiographie „Als wär's ein Stück von mir“ (1966) sich selbst überlebt und uns somit nichts mehr zu sagen hätte. Der Sammelband „Aufruf zum Leben“ enthält vielmehr Beiträge neueren Datums, die sich durch nichts von den älteren, etwa der hier nachgedruckten Festrede zu Gerhart Hauptmanns siebzigstem Geburtstag, unterscheiden und die auch keine Spur von Verkalkung aufweisen.

Es ist Gelegenheitsprosa, ob es sich nun um Leseerlebnisse handelt (die Brüder Grimm, Heine) oder um literarische Gutachten (etwa über Ödön von Horváth, dem Zuckmayer 1931 den Kleist-Preis zugesprochen hatte) oder um Erinnerungen an Freunde wie Theodor Heuss und Karl Barth. Gerade diese Namen lassen einen aufhorchen: wäre Zuckmayer nur der urigweinselige Komödienschreiber, den einige in ihm sehen, dann hätten Männer wie diese schwerlich noch in hohem Alter mit ihm Freundschaft geschlossen.

Beim Lesen dieser Seiten ist man überhaupt versucht, neben den literarischen auch andere Kriterien walten zu lassen. Nicht, daß er ein Ausweichen ins Subjektive nötig hätte, dieser Vollblut-Schriftsteller, der den Kern eines Menschen mit einem Blick erfassen (die amerikanische Journalistin Dorothy Thompson war „jederzeit be-

reit, unklug zu erscheinen oder auch zu sein, um richtig zu handeln“) und die Bewußtseinslage einer ganzen Generation zum Bild verdichten kann: „Die Zeitflut“, lesen wir über die zwanziger Jahre, „stieg und schwoll und gurgelte schaurig herauf, und während wir noch furchtlos und unbewehrt in ihren Schaumspritzern und Brechern zu baden glaubten, stand sie uns schon am Hals und schwemmte in saugender Drift den Sand unter unseren Füßen weg.“ Dennoch weist die Charakteristik der Dorothy Thompson, die richtig zu handeln wußte, bereits über das Literarische hinaus.

Es ist allgemein bekannt, daß gute Bücher nicht unbedingt gute Menschen zum Verfasser haben; andernfalls wäre die Literatur ein zwar erbauliches, aber auch recht fades Studium. Wie aber, wenn das „Richtige“ eines Schriftstellers, sagen wir ruhig: sein menschlicher Anstand, auf fast jeder Seite durchscheint und das resultierende Buch trotzdem ein gutes ist? Darf man es sagen und sich darüber freuen, gerade heute, da wir doch allzu oft zum Text auch gleich das soziale Milieu, die politischen Meinungen und sogar die sexuellen Vorstellungen des Verfassers mitgeliefert bekommen, ob sie uns interessieren oder nicht?

Man darf es, man muß es bei Zuckmayer sagen, der, ohne sich im geringsten etwas darauf einzubilden, in den großen Krisen seiner Generation so oft „richtig“ gehandelt hat: als er 1914 als Freiwilliger in den Krieg zog, 1918 mit der Überzeugung heimkehrte, daß dergleichen nie wieder geschehen dürfe, und Hitler dementsprechend von Anfang an bekämpfte. Als er, in die Emigration getrieben, sich weder als Beiunski noch als hundertzehnprozentiger Yankee gerierte (also weder so tat, als sei „bei uns“ in Europa alles besser gewesen als im kruden Amerika, noch so, als stelle die Farmarbeit in Vermont die Erfüllung seiner Träume dar), sondern von der neuen Heimat das übernahm, was ihm gemäß war, und über alles andere schwieg. Und als er den Weggenossen von einst die Treue bewahrte (hier wäre der schöne Essay über Carlo Mierendorff zu erwähnen) und zugleich auch das Neue begrüßte, wo immer es sich durch Leistung legitimierte (dazu eine Rede auf Konrad Lorenz).

Es ist ein weiter Bogen, der hier von dem Ibsen-Übersetzer und Mitbegründer der „Freien Bühne“ Julius Elias zu Zuckmayers zeitweiligem Freund Bertolt Brecht und von diesem wiederum zu Thomas Bernhard geschlagen wird: über ein halbes Jahrhundert deutscher Kultur- und vor allem Theatergeschichte, geschildert von einem, der dabei war.

*Carl Zuckmayer: „Aufruf zum Leben“. Portraits und Zeugnisse aus bewegten Zeiten. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1976. 347 S., geb., 36,- DM.*



Die Welt  
24. Dez.  
1976

## Warum dem Dichter 'Zuck' ein Spaziergang wichtiger ist als Stunden am Schreibtisch



Carl Zuckmayer wird am 27. Dezember 80 Jahre alt.

FOTO: DPA

In Vevey am Genfer See, im berühmteleganten Hotel Trois Couronnes, sitzt er mir gegenüber, liebenswürdig und aufmerksam, im dunklen Anzug, mit roter Krawatte und sorgfältig gekämmtem weißen Haar: Carl Zuckmayer. Der achtzigjährige Dichter und frischgebakene Ehrendoktor der Universität von Vermont ist aus seinem Walliser Bergdorf Saas Fee herunter gekommen, um sich im nahen Villeneuve von Oskar Kokoschka porträtieren zu lassen. Wir sprechen über seine Arbeit, sein Leben, seine nächsten Pläne.

Wie verläuft ein normaler Arbeitstag des Schriftstellers CZ?

„Ich arbeite morgens, gehe alleine spazieren, weil ein Spaziergang mit einem Heftchen in der Tasche für mich wichtiger ist als die Stunden am Schreibtisch. Nach dem gemeinsamen Mittagessen mache ich einen langen Mittagsschlaf, arbeite noch mal und koche mir selbst einen Tee — niemand kann das so gut wie ich. Manchmal kommt meine Frau zum Tee auf eine Viertelstunde herauf. (Ich habe im obersten Stock meine Wohnung ganz für mich, Schlaf-, Arbeits- und Frühstückszimmer und Bad.) Dann setze ich mich wieder an die Arbeit und bin oft recht unwillig, wenn man mich gegen acht Uhr zum Essen ruft.“

Saas Fee ist ein abgelegener Gebirgsort. Braucht Zuckmayer die Einsamkeit?

„Ich habe immer auf dem Lande gelebt und gearbeitet. Vor Hitler war ich jeden Herbst und Winter einige Monate in Berlin wegen des Theaters. Ich hatte immer Beziehungen zur Welt, habe mich nie von der Welt und dem Kontakt mit Menschen in der Stadt zurückgezogen. Zur Arbeit jedoch brauche ich Ruhe, Konzentration und das Land. Früher hatten wir in Henndorf bei Salzburg unser Heim, und in Amerika hatten wir eine Farm, wo wir wirklich in totaler Abgeschlossenheit gelebt haben. Für mich ist ein Spaziergang auf Asphalt überhaupt nichts. Ich muß auf natürlicher Erde gehen, an jedem Wegrand etwas entdecken können, und wenn es nur eine kleine Raubspinne ist. Für mich ist die Natur und das Land absolut lebensnotwendig.“

Im letzten Jahr hielt er sich notgedrungen sieben Monate nicht in seinem geliebten ländlichen Idyll auf. Ein schwerer Herzinfarkt verbannte ihn weg von den letzten Proben des „Rattenfängers“ in Wien fünf Wochen lang ins Krankenhaus. Nach einem Erholungsurlaub schlossen sich drei Monate schmerzhafter Zahnbehandlung an, während derer er gleichwohl an seinem neuen Buch „Aufruf zum Leben“ arbeitete. Aus 150 seiner Aufsätze und Porträts hat er 34 ausgewählt und zu jedem etwas neu geschrieben.

Seit einiger Zeit arbeitet er an einer Komödie, von der Aufriß und Skizze des

ersten Aktes inzwischen fertig sind. Doch dieses Jahr kommt er nicht recht zur Arbeit, denn er braucht dazu Kontinuität: „An einem Stück kann ich nicht eine Seite schreiben und dann drei Tage etwas anderes machen. Wenn ich an der Arbeit bin, dann darf ich einige Wochen hintereinander nichts anderes tun.“

Welche Rolle spielt die Eingebung in Ihrer schöpferischen Tätigkeit?

„Das ist schwer zu sagen. Die Unterscheidung zwischen Eingebung und Gedanke ist außerordentlich schwierig. Selbstverständlich entspringt alles Produktive einer Art Eingebung, die mit sehr oft im Schlaf kommt. Mit meinem besten Dingen wurde ich morgens wach und wußte sie. Mit Titeln, die ungefähr die Hälfte des Erfolgs ausmachen wie ‚Als wär's ein Stück von mir‘, bin ich morgens wach geworden. Genauso war es vor 51 Jahren mit dem ‚Fröhlichen Weinberg‘. Ich wurde eines Morgens wach, lachte ungeheuer im Bett und schrieb auf ‚Der fröhliche Weinberg‘. Diese Einfälle kommen mir am besten im Schlaf beim Wachwerden, wenn das Unterbewußtsein noch frei ist. Beim Spaziergehen fallen mir unter Umständen ganze Szenen ein. Dann mache ich mir nur Stichworte, aber am Nachmittag kann ich das dann ausarbeiten.“

Das Schreiben kommt ihm nicht einfach, es fällt ihm sogar sehr schwer. Das Schrecklichste für ihn ist der erste

Satz eines Aufsatzes oder Feuilletons. Bei einem Theaterstück ist es nicht ganz so schlimm. Unter Umständen, so meint er, könne man da ja mit dem Dialog anfangen. Er schreibt mit der Hand und tippt dann selbst ab. Anschließend korrigiert er und gibt die Blätter seiner Sekretärin zur Reinschrift.

Trotz seiner Vorliebe für das Theater hält er seine Prosa für besser. Seine Dramen findet er ungleichwertig, einige möchte er gar nicht geschrieben haben, andere immer wieder. Ans Aufhören denkt „Zuck“, wie ihn die Freunde nennen, sowieso nicht: „Das ist unmöglich, solange ich nicht schwer krank bin.“

Als Sie so krank waren im letzten Winter und vier Tage auf der Intensivstation lagen, ist Ihnen da nicht der Gedanke an den Tod gekommen, und war Ihnen das schmerzlich? „Nein, wissen Sie, der Gedanke an den Tod muß immer da sein, der gehört zum Leben. Es ist mehr oder weniger eine Glaubens- oder Bekenntnisfrage. Ich zähle mich nicht zu den Leuten, die glauben, wenn der Mensch stirbt, ist alles aus. Ich glaube schon, daß in uns etwas existiert, was in einer uns unbegreiflichen Weise weiterlebt.“

War Ihr Leben das, was Sie sich gewünscht haben? Hat es sich gelohnt?

„Ich glaube schon, ich möchte nichts missen, auch nicht die Unannehmlichkeiten, am allerwenigsten die Rück-

schläge. Sie haben mir sogar Kraft gegeben. Das Schrecklichste, was einem Schriftsteller passieren kann, ist, seine Sprache zu verlieren. Das geschah mir nach 1938, als ich jahrelang im deutschen Sprachgebiet außer in der kleinen Schweiz verboten war und auch nicht schreiben konnte. Zu ‚Des Teufels General‘ brauchte ich erst einmal ein paar Jahre Einsamkeit auf der Farm, bis ich nichts mehr anders konnte. Ich habe das Stück nur geschrieben, weil ich mir nicht helfen konnte. Ich mußte es schreiben, weil ich mich selbst erlösen mußte von dem dauernden Gedanken an Deutschland.“

Sie sagen in Ihren Lebenserinnerungen, daß Sie eine unüberwindliche Schwäche für die Deutschen, sogar für ihre Fehler haben. Warum sind Sie nie wieder nach Deutschland gezogen?

„Ich hatte erwartet, daß sämtliche von Hitler und seiner Regierung ausgesprochenen Ausbürgerungen automatisch aufgehoben würden, und habe mich geweigert, ein, wie mein Freund Theodor Heuss sagte, ‚Eingäble‘ zu machen. Aber ich wollte wieder in einem Lande leben, wo ich wieder deutsch denken kann, wie in der Schweiz, wenn hier auch ein Dialekt gesprochen wird, der fast unverständlich ist. Doch es ist deutsch. Und ich stehe ja in dauerndem Kontakt mit Deutschland.“

HELGA CHUDAKOFF



Frankf. Algem.  
12. Aug. 1971

Carl Zuckmayer ist auf für einen Dramatiker nicht alltägliche Weise geehrt worden. Ihm und seiner Frau Alice verliehen die deutschen Ziegenzuchtverbände die Ehrenplakette für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Ziegenzucht, weil beide in den Jahren der Emigration in Vermont (USA) „den harten Existenzkampf mit Hilfe einer Ziegenherde bestanden und damit bewiesen haben, daß es mit Fleiß, Intelligenz und Ausdauer möglich ist, von einer kleinen Ziegenherde zu leben“.

## Wieder ein Stück von Zuckmayer

Carl Zuckmayer schreibt ein neues Stück unter dem Titel „Der Rattenfänger“. Der Text soll bis zu seinem 75. Geburtstag am 27. Dezember fertig sein. Der S. Fischer Verlag ehrt seinen Autor mit einer Gesamtbibliographie der Primär- und Sekundärliteratur 1917—1971, herausgegeben von Arnold J. Jacobius und Harro Kieser, sowie mit einer Neuausgabe der Erzählung „Die Fastnachtsbeichte“, illustriert von H. M. Erhardt.

*Die Welt, 22 Juli 1971*

## At the Loreley Rock

Again this summer a play is being enacted on the open-air stage at St. Goarshausen on the Rhine, not far from the storied Loreley cliff. This year Carl Zuckmayer's "Katharina Knie" is being presented on four Saturdays: August 19 and 26 and September 2 and 9, at 8 p.m.

250 *The Bulletin*  
*Bonn, Aug. 29*  
*1967*



*Aufbau, Juni 23*  
**Ehrung Carl Zuckmayers**

"In Würdigung seines Lebenswerks und in Anerkennung für die Entschiedenheit, mit der er sich jederzeit für die Freiheit des Gedankens und gegen politische Unterdrückung eingesetzt hat", ist der Schriftsteller und Dramatiker Carl Zuckmayer vom ISDS, dem Internationalen Schutzverband deutschsprachiger Schriftsteller, zum Ehrenmitglied ernannt worden.

*1976* egl

L  
T  
R  
K  
R  
H  
V

Aufbau, April 23, 1976

## Carl Zuckmayer wird Ehrenmitglied des deutschsprachigen Schriftstellerverbandes

Der "internationale Schutzverband deutschsprachiger Schriftsteller", der seinen Sitz in Zürich hat, ernannte den bekannten grossen Dramatiker Carl Zuckmayer zu seinem Ehrenmitglied in Anbetracht seines unermüdlischen Eintretens für freiheitliches Gedankengut. Zuckmayer hat die Ehrung mit Dank angenommen.

Dieser unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz von damals dort residierenden Emigranten und Flüchtlingen aus dem Hitlerreich gegründete Verband konnte vor kurzem eine sehr eindrucksvolle Feierstunde, leicht verspätet, anlässlich seines 30jährigen Bestehens veranstalten. Der Verband hatte vorübergehend unter einem einseitig prokommunistischen Vorstand eine politische Krise durchgemacht und hat nun unter neuer Führung einen gradlinigeren Kurs eingeschlagen, mit bereits sichtbarem Erfolg.

# Zuckmayer im Old Vic

London, 16. März

Carl Zuckmayer saß im „Old Vic“, zweite Reihe rechts vorn und war hinterher sehr vorsichtig: Sein Lobgesang auf die britische Premiere des „Hauptmanns von Köpenick“ bezog sich vor allem auf den Voigt des Paul Scofield — und da konnte jedermann mit ihm einig sein. Scofield, schon lange so etwas wie ein Markenartikel der britischen Bühne und hier zum erstenmal auf den Brettern des Nationaltheaters, er schuf als armes Luder und als Rathäuserstürmer in Uniform eine Figur, die sich ohne Mühe an den ersten deutschen Besetzungen der Rolle messen läßt: einen Voigt vom Rang der Kraus und Ponto — in einem Bereich, wo ein Rühmann nicht mehr mitzieht. Deutscher Untertan, meisterlich ins Cockney der Docks transponiert.

Der Aufführung, zügig inszeniert von Frank Dunlop, läßt sich weit mehr Widerhall voraussagen als anderen deutschen Stücken in Londoner Theatern: Dies wird endlich einmal auch ein Kassenerfolg. Zuckmayers „Deutsches Märchen“ kommt mit allen möglichen Heiterkeiten über die Rampe, arm freilich an Poesie, dafür aber höchst wirksam — und zudem mit einem historischen Deutschen-Bild, das viele Briten noch sehr gern und ohne vieles Nachdenken als zeitgenössisches Deutschen-Bild empfinden wollen. Ein fetter Bürgermeister Obermüller mit Sardellenfrisur ist da die Schlüsselfigur.

Herzhaftes Vergröberung trägt das Ihre dazu bei, daß das für deutsche Bühnen mittlerweile etwas abgetragene Stück (leider ist ja auch die Aufführung des Schiller-Theaters in London gezeigt worden) fast wie neu wirkt, wenn auch nicht immer so gut, wie es sein könnte. Das liegt an der bisweilen fragwürdigen „Adaption“ des Textes durch den britischen Dramatiker John Mortimer. Er werkte etwas allzu schlicht und baute Vergröberungen ein wie etwa ein in der Schlußszene überbrachtes Telegramm von Wilhelm II., preisend den Geist des Gehorsams. Die Quelle dafür waren ein paar Sätze des Originals, bei weitem nicht so gewichtig — und was ist von einem Bearbeiter zu halten, der sogar da mit dem Mittel des Bühnenbriefs werkt, wo es gar nicht nötig ist?

Schade um solche Dinge, wo so vieles sehr gut ist (auch die Bühnenbildchen, aufgebaut von Karl von Appen und Manfred Grund, Gäste aus dem „Berliner Ensemble“). Ein deutsches Märchen, britannisch geraunt.

Christian Ferber

Welt, 17. III, 1971  
↑



# Carl Zuckmayer und sein "Aufruf zum Leben"

Am 27. Dezember 1896 wurde Carl Zuckmayer in Nackenheim am Rhein geboren, dem Schauplatz des "Fröhlichen Weinberg", mit dem er 1925 seinen ersten grossen Bühnenerfolg hatte und für den er den Kleist-Preis erhielt. Anlässlich seines 80. Geburtstages veröffentlicht der S. Fischer-Verlag (Frankfurt) ein neues Buch von ihm: "Aufruf zum Leben — Porträts und Zeugnisse aus bewegten Zeiten", eine Art Ährenlese (wie es ja einem ehemaligen Farmer aus den "Grünen Bergen" von Vermont zusteht mag). Fast alle diese Arbeiten, Festreden und Gedenkaufsätze — Dokumente der Freundschaft — sind für den Tag und die Stunde geschrieben, bilden aber darüber hinaus Bruchstücke einer Autobiographie oder, um es anders auszudrücken, eine Nachlese zu seiner umfassenden Autobiographie "Als wär's ein Stück von mir" (1966). Jedem dieser Beiträge, deren Entstehung von 1922 bis 1973 reicht und so ein halbes Jahrhundert umspannt, ist eine Einleitung vorangestellt, die die betreffende Arbeit in ihren zeitgeschichtlichen und biographischen Rahmen erklärend hineinstellt.

Nach dem Selbstmord Stefan Zweigs (1942) verfasste Zuckmayer "in hoffnungsloser Stunde für einen Hoffnungslosen" einen "Aufruf zum Leben" der als erste Arbeit abgedruckt ist und auch als Titel für diese neue Aufsatzsammlung gewählt wurde. Unter den in diesem Band gesammelten

Schriften finden wir die Festrede, die Zuckmayer zum 70. Geburtstag am 15. November 1932 für Gerhart Hauptmann gehalten hat, in der er ihm "Namen der Jugend und der schaffenden Menschen" Dank sagt. Zum 75. Geburtstag des österreichischen Dichters Alexander Lernet-Holenia (1897-1976), dem "Grandseigneur unter den Dichtern seiner Generation", feiert er seinen Freund, mit dem er ebenso wie mit Franz Theodor Csokor (1885-1966) nach seiner Emigration aus Deutschland eng verbunden war. Tragisch ist der "Abschied von Ödön von Horváth", die Grabrede Zuckmayers, die er am 7. Juni 1938 dem erst 37jährigen halten musste, der während eines Unwetters in Paris von einem Ast erschlagen worden war.

Diesen und anderen Kränzen der Freundschaft mit Schriftstellern stehen dann die Zeugnisse entgegen, die er seinen Kollegen vom Theater widmet: "Für Carl Ebert zum 50. Geburtstag" (1934), den später berühmten Operndirektor, der mit Fritz Busch in Glyndebourne die Opernfestspiele gegründet hat; die Tischrede zum 70. Geburtstag Max Reinhardts, gehalten 1943 in kleinstem Freundeskreis in dem Restaurant "Hapsburg" in New York, die in den Worten gipfelte: "Max Reinhardt, Sie in Ihrer Kunst ewig junger, begnadeter Mensch." Zum 70. Geburtstag Heinz Hilperts (1960) erzählt er von seiner ersten Begegnung mit dem Regisseur, der den "Hauptmann von Köpenick" 1931 im Deutschen Theater in Berlin mit Werner Krauss inszeniert hatte, was Zuckmayer als "die wohl beste Aufführung, die je von einem Stück von mir gemacht worden ist" bezeichnet hat, "ausser der des 'Teufels General' in Zürich" (1946), die ebenfalls von Hilpert in Szene gesetzt worden ist. "Des Teufels General" war "in der Ferne aus unbrechbarer Liebe zu meiner Heimat, zu meinem Land



*Aufruf, Dec. 17, 1976*

und Volk" geschrieben worden; beide Stücke finden sich zusammen mit dem "Fröhlichen Weinberg" und vier seiner schönsten Erzählungen in der neuen Anthologie "Zuckmayer Lesebuch", das der S. Fischer-Verlag gleichzeitig mit dem Erinnerungsbuch veröffentlicht.

Erschütternd ist die Gedächtnisrede auf seinen alten Freund, den grossen Sozialisten Carlo Mierendorff, der jahrelang in Konzentrationslagern von den Nazis gequält worden war und schliesslich bei einem Bombenangriff auf Leipzig seinen Tod fand. Die aber bei weitem umfassendste Arbeit ist den Brüdern Grimm als "Deutscher Beitrag zur Humanität" gewidmet, entstanden in den Kriegsjahren 1944/45 aus "Sprach-Heimweh, dies für einen Schriftsteller im Exil die schmerzhafteste Form des Heimwehs, zugleich die unsentimentalste und, unter Umständen, produktivste".

Wir sind sicher, dass jeder Freund dieses bedeutenden Schriftstellers, Dichters und Dramatikers "Aufruf zum Leben" mit seinen 34 Vignetten grosser Persönlichkeiten wird lesen wollen. Im Nachwort seines Buches verspricht Zuckmayer für nächstes Jahr eine Sammlung seiner Schriften über Natur, Umwelt, Städte und Reisen, und wir warten mit Spannung und Freude auf diese weitere Ährenlese.

Paul F. Proskauer



# Mutabor - Ich werde verwandelt

Der Dichter und die Tiere / Von CARL ZUCKMAYER

**A**esop und Ovid, La Fontaine und Goethe haben Tierfabeln gedichtet, bei denen es nicht um die Darstellung der Tiere in ihrer Wirklichkeit oder des realen Tierverhaltens geht, sondern um die „Moral“, um die Nutzenanwendung auf menschliche Verhältnisse und Sittenlehre — wobei gewisse tatsächlich vorhandene oder angenommene, fiktive Eigenschaften bestimmter Tiere das Vergleichsmoment hergeben. Tatsächlich vorhanden zum Beispiel ist die „Schlauheit“ des Fuchses, wenn auch nicht in der legendären oder vermenschlichenden Version — nämlich seine hochentwickelte Fähigkeit zum Überleben, selbst unter zivilisatorischen Bedrohungen und trotz der fragwürdigen „Bauvergasung“, die man heute zum Schutz gegen Tollwutverbreitung vielfach praktiziert.

Auch ohne das und sogar in verhältnismäßig unberührten Landschaften sind Füchse im Winter fast immer hungrig, man kann es am Morgen an dem rastlosen Herumschnüren ihrer Fährten im Schnee erkennen, einen Hasen erwischen sie nur, wenn er krank und lauffähig ist, und kleine Nagetiere müssen sie sich aus der hartgefrorenen Erde — in kalten Gegenden oft unter meterhohem Schnee — herauscharren. Manchmal sind sie darauf angewiesen, von Baumflechten oder den unter Rinden und Steinen überwinternden Insekten zu leben, und dennoch gehören sie zu den wenigen Wildtieren, mit deren Aussterben trotz aller Verfolgung kaum zu rechnen ist. Ähnliches läßt sich von anderen Tieren feststellen, von denen man es nicht vermuten würde — so gibt es immer wieder mitten im Großstadtgebiet von New York, und zwar gewöhnlich in kleinen, vernachlässigten Anlagen, nicht im großen Central Park, Vorkommen und Fortpflanzung von Wildnerzen, Hermelinwiesel und verschiedenen Marderarten — und es gibt auch Leute, sogenannte „Stadt-Trapper“, die vom Fang solcher Pelztiere und vom Verkauf ihrer Felle das Leben fristen (es kann kein sehr üppiges Leben sein), während die Tiere selbst kaum Nahrungssorgen haben, denn die Stadt wimmelt von Mäusen und Ratten.

Andere fabulöse Tiereigenschaften, wie die Sanftheit der Taube und die Unschuld des Lammes, ebenso aber die Bosheit und Tücke des Wolfs, haben die Ethologen längst als Fiktion entlarvt.

In einer wiederum ganz verschiedenen Sphäre vollziehen sich das Wesen und Treiben der Tiere in den Volksmärchen, wie sie die Brüder Grimm und andere nacherzählen, auch in den Märchen und Sagen primitiver Völker, denn dort unterlegt man ihnen nicht menschliche Eigenschaften, sondern eher etwas von der Über- und Außer-natur der Feen, der Nixen, Geister, Wichtelmänner und Trolle: Da ist der Rabe uralte und weise, wer seine Sprache versteht, kann von ihm die Zukunft erfahren, da weiß die Schlange, die ein Krönchen trägt, geheimen Zauber und bewacht verborgene Schätze, da behütet der freundlich-mürrische Maulwurf das gebrechliche Däumelinchen, das nach seiner Reise auf einem Seerosenblatt auf dem Rücken eines Froschs aus dem Wasser gerettet wurde. Frösche oder Kröten können verwandelte Prinzen sein, der Bär diskutiert mit dem Zaunkönig, die vier Bremer Stadtmusikanten versuchen den Tod zu überlisten, und der Kalif Storch stetzt klappernd mit seinem Storch-Wesir auf den Fluren herum, weil ihm das erlösende Wort nicht einfällt: „Mutabor“ — Ich werde verwandelt ... Hier wird das Tier in die magische Vorstellungswelt einbezogen, welche immer, auch bei breitester Aufklärung, einen Teil des menschlichen Naturerlebens durchwaltet wird — denn die See der Geheimnisse hat keinen Boden.

\*

Der Wege und Umwege, die das Überleben der freien, ungeschützten Kreatur ermöglichen, sind ungezählte, und ihre Gründe oder Ursachen oft schwer erklärbar. So fällt bei manchen Tiergattungen, beim Reh unter anderen, die Periode der Brunft, der Zeugung, auf einen Zeitpunkt, der bei normaler Tragdauer die Geburt der Jungen in der ungünstigsten, fast futterlosen Jahreszeit zur Folge hätte. Statt dessen kommt es zu einem befristeten Stillstand in der Entwicklung des Fötus, einer verlangsamten Entwicklung wenigstens, vielleicht durch verminderte Durchblutung — und die Kitz werden gesetzt, wenn der Klee blüht. Manche Zoologen haben dies als eine Art von „Winterschlaf der Ungeborenen“ bezeichnet, wie man ihn heute auch bei einigen Schmetterlingen, die sich im Herbst paaren und Eier legen, ebenso auch im Pflanzenreich kennt, etwa bei den Herbstknospen der Buche. Die Wissenschaft kann solche Vorgänge feststellen, aber nicht eigentlich erklären oder deuten, und die Dichtung hat sich, mit wenigen prächtigen Ausnahmen, durchweg mit der äußerlichen Erscheinung der Tierwelt oder mit ihrer falschen Vermenschlichung begnügt.

Eine der wenigen Ausnahmen in der neueren Lyrik ist der Dichter Wilhelm Lehmann. Man könnte an einem Teil seiner Verse geradezu Zoologie und Botanik studieren, ohne daß er jemals lehrhaft wird — nur zwei Strophen seien zitiert:

Die Schwalbenwurz zieht den Kalk aus dem Boden  
Mit weißen Zehn.  
Ich kann sie unter der Erde  
Im Dunkeln sehn.  
Ein Regen fleckt die grauen Steine.  
Der letzte Ton  
Fehlt dem Goldammermännchen zum Liede.  
Sing Du ihn, Sohn.

Auch der unlängst verstorbene Richard Gerlach mit seinen Tiergeschichten ist hier zu nennen. Drei unsterbliche Ausnahmen aber stehen mir immer vor Augen: einmal die „Wunderbare Reise des kleinen Niels Holgersson mit den Wildgänsen“ von Selma Lagerlöf, ein Werk, das unseren großen Ethologen Konrad Lorenz zu seiner Lebensarbeit angeregt hat — dann die Dschungelbücher, besonders das erste, von Rudyard Kipling, in denen zwar den Tieren oft menschliche Sprechweise zugelegt wird, aber — wie uns genaue Kenner der indischen Fauna versichern — immer nur im Rahmen der dem bestimmten Tier möglichen Empfindungs- und Handlungsweise, und dies ist ein sehr weiter Rahmen: Wer gewohnt ist, mit Tieren zu leben und sie ohne Vorurteil zu beobachten, wird sich zwar anthropomorpher Interpretationen enthalten, kommt aber zu der Überzeugung, daß es kaum eine menschliche Seelenregung gibt, die nicht rudimentär, in Andeutung oder Annäherung, auch bei Tieren vorkommt. Mit dem Ver-

stand, der Vernunft, der Tätigkeit zur Schlussfolgerung ist es anders bestellt, davon haben beide, Tier und Mensch, nur soviel und nicht einen Funken mehr, wie es der Bestand ihrer Art erfordert und seine Evolution ermöglicht. (Der Mensch, will mir oft scheinen, etwas weniger...)

Der dritte große Erzähler von tierischem Leben und Tierschicksalen, den ich auf Anhieb nenne, weil er mir von Jugend auf gegenwärtig ist, und der auch ein genialer Tierzeichner war, ist der Amerikaner Ernest Thompson Seton. Bei ihm findet sich eine völlige Kongruenz von genaue, durch gründlichste Beobachtung erhärtetem Wissen und dichterischer Darstellungskraft. (Von rein wissenschaftlichen Werken, wie denen des Insektenforschers Fabre, welchen höchste Ausdruckskraft eignet, kann hier nicht die Rede sein.)

Bei Thompson-Seton umfaßt das tierische Personal fast die gesamte Fauna Nordamerikas, vom gewöhnlichen Hausspatzen der Großstadt oder der Dachkatze und Feldkrähe bis zum Grauwolf des Nordens und zum Präriekojothen, vom Erdhörnchen bis zum Ren und zum Wildschaf, vom Hofhund des Einödfarmers bis zum Barribal und zum Grizzly. Und da seine Geschichten naturgetreu sind, gehen sie nur selten gut aus, sind oft sehr traurig, doch besiegeln der Tod und der Untergang immer wieder die Hoffnung auf Überleben, nicht nur der Art, auch des Individuums: Manchmal kommt einer durch, und mit dem einen sind alle gemeint, denn er lehrt sie uns lieben. Da gibt es eine Tiergeschichte von unheimlicher, epischer Gewalt: Ein alter Jäger in den nordwestlichen Felsengebirgen ist bis zur Besessenheit erpicht auf die Erlegung eines bestimmten Dickhornschafs, das er genau kennt und das ihm immer wieder entgeht: des „Gunderwidders“. Er zerbricht fast an den Mühsalen und Anstrengungen der unablässigen Verfolgung, er steht ihm manchmal Auge in Auge gegenüber in einem unerwarteten Moment, sie schauen einander an, das gelbe, wachsame Auge des Widders, das stahlharte, verzweifelte des Jägers, der in dieser raschen Sekunde nicht schußfertig ist.

\*

Wochenlang zieht sich die Strecke hin, das Tier hat sich an das Nachfolgen des Menschen gewöhnt, erwartet und beobachtet ihn, bis der Jäger, schon fast zu Tod erschöpft, ihn mit einem Trick beikommt: Er macht, mit seinem Hut, einem Prügel und ein paar Kleidungsstücken eine Puppe von sich selbst, lehnt sie an einen Stein, und — wissend, daß der Widder sich täuschen läßt und das Abbild beobachtet — kann er ihn umgehen, sich anschleichen und erwischt ihn aufs Blatt. Wenn er sich dann auf seine Beute stürzt, weiß man nicht, ob er es tut wie ein ausgehungertes Raubtier oder wie ein Liebender auf das tote Opfer seiner Liebe, ja man weiß nicht mehr, wer hier das Opfer ist und wer der Sieger. Dann hockt er in seiner Hütte, der Chinook bläst, der Bergföhn Kanadas, aber er hört nur das Schnauben des Widders, dessen riesiges Gehörn an seiner Bretterwand hängt. Er ist vereinsamt. Es bleibt ihm eigentlich nichts mehr als

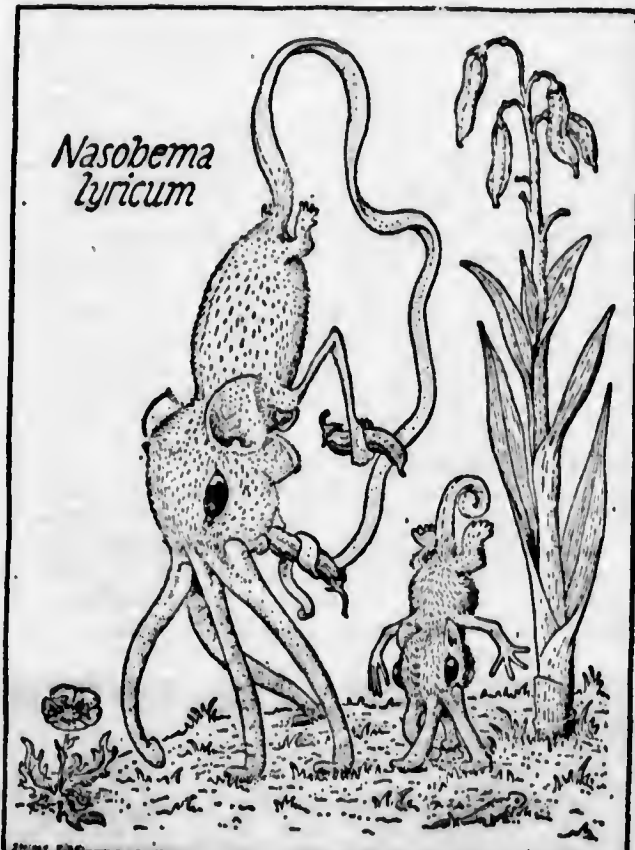


Foto: Archiv

zu sterben. Ich bin nicht sicher, ob die Geschichte bei Thompson-Seton so dramatisch ist, wie ich sie hier nacherzählt habe, gelesen habe ich sie wohl vor etwa 65 Jahren, aber so blieb sie mir im Sinn.

Wenn den Tieren solches von Menschen geschieht, so ist es eine Schicksalsverknüpfung, wie sie beiden bestimmt ist, denn wir wären, Tier und Menschen, ohne einander nicht existent. Und wenn es von Meistern wie Lagerlöf, Kipling, Thompson erzählt wird, ist den Tieren ein Denkmal gesetzt. Grausliches und Greuliches geschieht dem Tier von Tierbuchschreibern, bei denen sich die Geschöpfe des Waldes mit „Herr Geheimrat“ oder „Frau Hofrätin“ anreden. Dabei war der Autor jenes „Bambi“, das für mich der Inbegriff des verniedlichten Tierbuchs ist, Felix Salten, selber ein weidgerechter Mann und, wie alle guten Jäger, ein Tierschützer und Heger, ich habe ihn öfter im graugrünen Jägerloden mit Gamsbart am Hut gesehen als im Smoking. Hätte er doch lieber nur die „Josefine Mutzenbacher“ geschrieben, bei der es ja höchst naturgetreu zugeht.

Was uns von Tieren geschieht, ist fast nur Gutes. Sie schreiben nicht über uns, aber wir leben von ihnen, ihrer Milch und ihren Eiern, ihrem Fleisch und der Wärme ihrer Wolle, dem Wetterschutz ihrer Häute. Auch die unbeliebten Tiere sind uns nicht feindlich gesinnt, die Spinne flängt uns die Fliegen weg, und die Viper fliehet vor unserm Schritt und denkt nicht daran, uns zu beißen, wenn wir nicht das Pech haben, mit nacktem Fuß auf eine draufzutreten. Wir sollen ihnen keine menschlichen Gedanken und Gefühle unterschieben, aber wir dürfen sie getrost besingen, nicht nur als gegenständliches Objekt, sondern als einen integren und integrierten Teil der Vita immortalis.

## RINDERLEGENDE

Die Rinder sind vom Schöpfer ausersehen  
Zu Trägern der Versöhnung durch die Welt.  
Sie geben Milch und lassen  
Daß man sie nimmt gern geschehen,  
und ganz für sich behält.

Ihr Blick ist braun und tief wie große Teiche  
Im Sumpf, durch den sie stampfen voller Müh.  
Nicht viele Tiere sind dem Himmelreiche  
So nah wie Ochsen, Kälber oder Küh.

Und als das Kind geboren ward im Stalle,  
War Ochs und Kuh dabei, damit es warm  
Für Kind und Mutter sei, und wiegten alle  
Die Häupter, wie sie's wiegte auf dem Arm.

Und wenn die Kreatur von Wasser,  
Luft und Erde  
Sich einst dem Paradiese naht  
am Jüngsten Tag,  
Geht in der Mitte ruhig die Rinderherde,  
Wie sie's zu aller Zeit auf Erden pflag.

So geht das Zebu auf dem gelben Acker,  
Und unterm Acker geht die Wurzelmaus,  
Und auf dem Zebu geht der Madenhacker,  
Und auf dem Madenhacker geht die Laus.

Carl Zuckmayer

Zunz, Leopold  
1794-1836

ulich-  
el die  
Platz  
msen  
Ge-  
kabi  
mern  
nter-  
ein-  
r zu  
land,  
eilen  
r bei-  
zame  
zu  
abei:  
chen  
icht,  
mö-  
ein.  
nm-  
wur-  
unz,  
eine  
rätz,  
ver-  
NN

Zunz, Leopold



Leopold Zuz  
geb. 1794, Detmold  
gest. 1886

M B  
3. Jan.  
1964

# Von Leopold Zunz und seiner Leistung

In den, vor kurzem erschienenen, beiden Veröffentlichungen des Leo Baeck Instituts, dem "Bulletin Nr. 21" und der "Leo Baeck Memorial Lecture 6" ("Jewish Learning and Jewish Existence-Retrospect and Prospect by Robert Gordis"), finden sich verschiedentlich Hinweise auf Leopold Zunz.

Die Emanzipation der Juden, hervorgerufen durch die Humanitäts- und Toleranzideen des 18. Jahrhunderts und durch Mendelssohns philosophische Werke, die dem Schöpfergeist der Juden auch auf weltlichem Gebiete Bahn brachen, ihnen Zutritt in die christliche Gesellschaft verschaffte, hatte, da das Pendel bald nach der anderen Seite ausschlug, auch den Uebertritt zahlreicher Juden zum Christentum zur Folge.

Für den Bestand des Judentums fürchtend, gründete im Jahre 1819 der junge Leopold Zunz mit Eduard Gans und dem Kaufmann Moses Moser den "Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden", dem 1822 auch Heinrich Heine beitrug. Das reiche geschichtliche Material zur Geschichte und Wissenschaft des Judentums ruhte zwar noch vergraben in den Bibliotheken der grossen Städte Europas, doch sollten diese Schätze durch wissenschaftliche Arbeit zur Erhaltung des Judentums nutzbar gemacht werden.

Aber die ersten Mitarbeiter von Zunz verloren die Lust am Werke, das, wie es ja wohl nicht anders sein konnte, noch schwache Wurzeln hatte. Sie schieden nicht nur aus, sondern Gans und Heine wandten sogar ihrer Religion den Rücken und liessen Zunz zurück, der es auf sich nahm, mit nach und nach sich zugesellenden Mitarbeitern, die grosse Aufgabe als Beitrag zur jüdischen und zur gesamten Wissenschaft zu Ende zu führen.

In seinem Aufsatz im Bulletin Nr. 21 "Münchens Hebraica-Schätze und ihre Mitarbeiter" zitiert Leo Prijs Zunz' späteren Mitarbeiter David Kaufmann, der für die Leistung seines Meisters, einen schönen Vergleich findet:

"Juden und Griechen wurden durch das Werk Alexanders des Grossen enger zusammengeführt, griechischer und jüdischer Geist flossen zusammen, wie zwei Meere, zwischen denen man Land durchbrochen, und die Frucht dieses Zusammenflusses ersteht in Philo von Alexandrien... Auf Spaniens Boden wird die Literatur des Morgenlandes den Juden erschlossen, Maimonides überflügelt die Aerzte und Philosophen der Araber sowie die Denker und Schriftgelehrten seines jüdischen Stammes.

Und wenn die Geschichte nach solch einem Beispiel für die Vereinigung modernen Geistes, deutscher Forschung mit jüdischer Wissenschaft suchen wird, dann wird sie dazu wählen: Leopold Zunz."

Wie aber die Verschmelzung modernen Geistes, deutscher und jüdischer Forschung und Wissenschaft rein äusserlich vor sich lag, ja sogar Form annahm, dazu gibt die folgende interessante Illustration. Sie ist dem Werke J. Kastan's "Berlin wie es war" (Berlin, 1919) entnommen.

diesem Saale Arbeitenden war keine Rede. Es gab damals weder einen gesonderten Raum für die Benutzung von Zeitschriften oder von Zeitungen, noch eine Arbeitsstätte für besondere Studien in Handschriften oder in wichtigen Kartenwerken. Für alle derartigen und ähnlichen wissenschaftlichen Arbeiten musste der kleine, schlecht erleuchtete Lesesaal ausreichen.

Unter den regelmässigen Besuchern des Lesesaales mussten ungewollt zwei angejahrte Männer auffallen. Beide, ganze Büchermassen vor sich, sassen in eifrigster Arbeit über dem Arbeitstisch gebeugt, ohne ihrer Umgebung nur die mindeste Beachtung zu schenken. Der unmittelbar neben ihnen stehende Sessel blieb stets unbesetzt. Jeder Leser kannte ja die beiden, berühmten Gelehrten und vernahm also ehrfurchtsvoll jede Störung ihrer Beschäftigung. Es waren aber auch zwei Charakter-

köpfe, dergleichen man nicht so leicht wieder antreffen mochte. Beide trugen langes Haar, das ihnen weit über den Nacken in Strähnen herunterfiel. Beide hatten scharfe durchgeistigte Gesichter; beiden sprühte das innere Feuer aus den Augen. Beiden spielte ein sarkastisches Lächeln um die schmalen festgeschlossenen Lippen. Beide waren unter ihren Berufsgenossen wegen ihres schlagfertigen Witzes, wegen ihres unbestechlichen Urteils sowohl über wissenschaftliche Leistungen wie über die öffentlichen Vorkommnisse bekannt und gefürchtet und ihrerseits doch wieder ihrer hohen, rein menschlichen Eigenschaften wegen geschätzt und geliebt: Theodor Mommsen und Leopold Zunz, der Begründer der Wissenschaft vom Judentum. Vor beiden empfand man unwillkürlich eine Verehrung, eine Scheu. Eine geistige Würde umstrahlte sie, eine Hoheit, die nach dem bekann-

ten Dichterworte, die Vertraulichkeit verscheuchte..."

Nicht ohne Grund hatten wohl die beiden Wissenschaftler ihren Platz nebeneinander gewählt. Mommsen schrieb an seiner "Römischen Geschichte". Da mit Jehuda Makkabi die Beziehungen zu den Römern begannen, die gegenseitigen Interessensphären sich immer mehr einander näherten, um sich später zu durchkreuzen, lag es auf der Hand, dass Mommsen und Zunz zuweilen Hand in Hand miteinander arbeiteten, schon um das gemeinsame Lesematerial bei der Hand zu haben. Sicher blieb es nicht dabei: Kleine Zettelchen, denn gesprochen wurde in den Leseräumen nicht, mit Anfragen und Hinweisen mögen hin und her gewandert sein.

Das Ergebnis ist bekannt: Mommsens "Römische Geschichte" wurde bahnbrechend. Leopold Zunz' grosser Quellenschatz und seine Schriften halfen Heinrich Grätz, die "Geschichte der Juden" zu verfassen.

CHARLOTTE GICHERMANN

Zunz, Leopold  
1914-1936

"...In dem links vom Eingange zu ebener Erde gelegenen Lesesaal (der alten Berliner Bibliothek) war an vier Tischen Arbeitsraum für höchstens vierzig Besucher vorhanden. Von irgendwelchen Bequemlichkeiten für die in

# Leopold Zunz

Zum 75. Todestag

Am linken Ufer des Niederrheins abwärts von Köln und in der Nähe von Düsseldorf liegt eine verträumte mittelalterliche Stadt: Zons. Wenn man von der Bahnstation Dormagen im Autobus in etwa einer Viertelstunde nach Zons fährt, wenn man diese Mauern, Tore und Türme sieht, so hat man das Empfinden, daß hier die Zeit stehengeblieben ist. Einer der Türme heißt noch heute Judenturm, läßt also auf eine frühere Judentumsiedlung schließen. Und es haben wirklich Juden hier gelebt und manche, die von hier nach anderen Orten zogen, nach Frankfurt, Hamburg, Berlin oder nach kleinen Orten in Westdeutschland, nahmen nach ihrem Herkunftsort den Familiennamen Zunz (oder Zuntz) an.

Der bedeutendste Träger des Namens ist der Begründer und Altmeister der Wissenschaft des Judentums Leopold Zunz. Er ist 1794 in Detmold geboren und im gesegneten Alter von 92 Jahren 1886, also jetzt vor 75 Jahren, in Berlin gestorben und auf dem alten Friedhof in der Schönhauser Allee beigesetzt worden, obwohl damals schon der neue Friedhof in Weißensee bestand.

Zunz verlor frühzeitig seine Eltern und wurde mit neun Jahren auf die Samson-Schule in Wolfenbüttel gebracht. Diese Schule war 20 Jahre vorher von dem Braunschweiger Rabbiner Herz Samson und seinem Bruder, der herzoglicher Agent war, als eine Art Talmud-Thora mit nur vier Stunden weltlichem Unterricht in der Woche gegründet worden, entwickelte sich aber allmählich zu einer modernen Schule, auf der die Zöglinge im Geiste der jüdischen Tradition erzogen wurden im Gegensatz zu der von Israel Jacobson im benachbarten Seesen gegründeten Jacobson-Schule, die einen ausgesprochen reformierten Charakter hatte. Der Direktor der Samson-Schule war Samuel Meyer Ehrenberg, ein Schwager von Franz Rosenzweigs Großvater. Ehrenberg war Zunz ein väterlicher Freund, hat ihn in seinem späteren Leben liebevoll begleitet, und die Freundschaft übertrug sich auch auf seinen Sohn Philipp Ehrenberg, der später die Samson-Schule leitete. Zunz trat mit 15 Jahren als erster Jude in die Prima des Gymnasiums in Wolfenbüttel ein und erhielt dort mit 17 Jahren das Zeugnis der Reife. Er blieb aber noch einige Jahre dort als Hilfslehrer an der Samson-Schule und bezog erst 1815, mit 21 Jahren die fünf Jahre vorher gegründete Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin. Von dieser Zeit an lebte er bis zu seinem Tode, also mehr als 70 Jahre, mit nur geringen Unterbrechungen in Berlin. Er promovierte 1821 in Halle und heiratete 1822 Adelheid Beermann und war mit ihr bis 1874, also mehr als 50 Jahre, vereint.

Es ist ein glücklicher Gedanke, daß das Leo-Baeck-Institute im Jahre 1958 den Briefwechsel herausgegeben hat, den Leopold und Adelheid Zunz mit den Mitgliedern der Familie Ehrenberg und mit manchen andern Persönlichkeiten geführt haben. Dieser Briefwechsel umfaßt nicht nur die 52 Jahre einer harmonischen Ehe, sondern auch die Zeit vorher seit 1815 und nach Adelheids Tode bis 1885, also volle 70 Jahre und zwar

größtenteils von Berlin oder nach Berlin geschrieben, welches sich damals zum Zentrum aller politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und auch jüdischen Bestrebungen entwickelte.

Diese 70 Jahre waren die Zeit des aufstrebenden Liberalismus, der trotz mancher Reaktion und Rückschläge die Juden im deutschen Sprachgebiet immer mehr und mehr in die deutsche Umwelt eingliederte. Mit allen Deutschen zusammen hofften die Juden damals auf die Wiederentstehung eines geeinten deutschen Reiches. Sie merkten gar nicht, wie sie sich immer mehr den jüdischen Werten entfremdeten, und kamen erst zum Selbstbewußtsein, als nach der Reichsgründung der Siegesrausch allmählich abgeklungen war und die beginnende Judenfeindschaft sie zurückstieß und enttäuschte.

Als ein Bollwerk zur Erhaltung jüdischer Werte und zur Verbreitung jüdischen Wissens erschien damals die Erforschung des Judentums, seiner Lehre, seiner Geschichte nach modernen wissenschaftlichen Methoden. Der erste, der die Bezeichnung „Wissenschaft des Judentums“ gebrauchte, war Leopold Zunz, als er 1823 dem Zensor einen Titel für die Zeitschrift nennen mußte, welche er im Auftrag des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden herausgab. Der neue Name hatte den methodischen Sinn, daß die einseitige,

dogmatisch gebundene und dialektisch betriebene Lehrweise des Mittelalters durch systematische, kritische wissenschaftliche Forschung ersetzt werden sollte. Erst 1832 gab Zunz unter dem Titel: „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden“ sein Meisterwerk heraus, mit dem er die Wissenschaft des Judentums den anderen Wissenschaften ebenbürtig an die Seite stellte. Von diesem Standardwerk hat ein christlicher Fachmann geurteilt, daß seit den Tagen Spinozas keine größere Leistung von einem Juden ausgegangen sei.

Zunz und seine Gesinnungsgenossen strebten aber danach, die Wissenschaft des Judentums gewissermaßen hoffähig zu machen und eine jüdische Fakultät zu schaffen oder wenigstens einige Lehrstühle für jüdische Wissenschaften an einigen Universitäten zu errichten. Diese Bemühungen sind leider über schwache Ansätze nicht hinausgekommen. Um so wichtiger erschien es daher, Hochschulen für die Wissenschaft des Judentums zu errichten, was nach vielen, vielen Bemühungen, zum Teil in der Art von modernen Rabbiner-Bildungsanstalten in Breslau, Berlin, Wien, Budapest und einigen anderen Orten glückte. Vor Errichtung des ersten Jüdisch-Theologischen Seminars wurden auch mit Zunz Verhandlungen geführt. Als endlich 1872 die Hochschule für die

Wissenschaft des Judentums in Berlin gegründet wurde, war er schon zu alt zu aktiver Mitarbeit und lehnte sogar den Festvortrag bei Eröffnung der Anstalt ab.

Wenn man Leben und Lebenswerk von Zunz aus seinem Briefwechsel erkennen will, so findet man manche wertvolle Ergänzungen wissenschaftlicher, religiöser, politischer Hinsicht. Man hört seine demokratischen Ansichten, wie sie besonders in seiner Rede auf die März-Gefallenen zum Ausdruck kommen, man erkennt sein Streben nach religiöser Erneuerung und seine Bemühungen um wissenschaftliche Untermauerung der neugewonnenen Erkenntnisse. Er predigt eine Zeitlang in dem von Israel Jacobson eingerichteten reformierten Tempel in der Spandauer Straße in Berlin, er wird durch seinen Freund Philipp Ehrenberg davon unterrichtet, daß die liberale Rabbinerversammlung in Braunschweig der benachbarten Samson-Schule einen Besuch abgestattet hat, und erfährt bei dieser Gelegenheit viele Einzelheiten über die Braunschweiger Beratungen.

Daß vieles, vieles abgesplittert, dem Judentum verloren gegangen ist, muß mit Schmerz festgestellt werden. Am Anfang seiner Tätigkeit steht der erwähnte Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden, dessen Mitbegründer Eduard Gans und dessen Mitglied Heinrich Heine dem Judentum den Rücken wandten. Aus dem Briefwechsel von Zunz mit Ehrenberg, seinem Sohn Philipp und seinen Enkeln erkennt man, wie immer mehr jüdische Werte verlorengehen. Einige Enkelsöhne ließen sich taufen, um ordentliche Professoren zu werden.

Rabbiner Dr. Neufeld

STUTTGART-N,  
Calwerstraße 33, II  
Diktatzeichen.



# Dr. Rudolf Katz gestorben



Assistent der Columbia-Universität und anschließend bis 1946 in New York Redakteur der „Neuen Volkszeitung“. In seiner New Yorker Zeit war Katz auch Zweiter Vorsitzender und Sekretär der German Labour Delegation, der von den amerikanischen Gewerkschaften anerkannten Vertretung der deutschen Sozialdemokraten und freien Gewerkschaften. Dr. Katz versuchte nach Kriegsende im Ausland Verständnis für die deutsche Situation zu wecken. 1946 kehrte er in seine Heimat zurück.

Ein Jahr später wurde er Justizminister in Schleswig-Holstein. Wegen seiner humorvollen Art, die Amtsgeschäfte zu führen, nannte man ihn „Minister humoris causa“. 1948/49 war er Mitglied des Parlamentarischen Rates in Bonn.

Seit September 1951 stand Dr. Katz mit an der Spitze des Bundesverfassungsgerichts. Erst im Herbst 1959 war er vom Bundesrat für weitere acht Jahre als Vizepräsident bestätigt worden. Er war bekannt und allseits geachtet als ein hervorragender Jurist und als aufrechter Demokrat von liebenswürdigem Charme, der bei allen Parteien höchste Anerkennung genoß. In seiner verantwortungsvollen Stellung hat er einen bedeutenden Beitrag zum Aufbau des demokratischen Rechtsstaates geleistet. Seine Arbeit wurde von Sprechern aller politischen Parteien in der Bundesrepublik gewürdigt. Ein Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion erklärte, der Verstorbene habe sich seit dem Parlamentarischen Rat an hervorragender Stelle Verdienste um die Demokratie erworben. Das gelte sowohl für seine Mitwirkung beim Grundgesetz als auch für seine Tätigkeit am Bundesverfassungsgericht. Ein Sprecher der SPD sagte, Dr. Katz sei durch seine Lauterkeit und Objektivität ein Vorbild im Rechtsleben des deutschen Volkes gewesen. Mit ihm sei eine der profiliertesten Persönlichkeiten im öffentlichen Leben der Bundesrepublik dahingegangen. Er habe sich nach den schweren Jahren der Emigration um die Erfüllung des Grundgesetzes und die Wahrung der verfassungsmäßigen Ordnung in der Bundesrepublik unvergeßliche Verdienste erworben.

Bundespräsident Lübke und Bundeskanzler Adenauer würdigten in Beileidstelegrammen den verstorbenen Vizepräsidenten des Bundesverfassungsgerichts. An die Witwe des Verstorbenen, Dr. Agnes Katz, und den Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, Dr. Gebhard Müller, schrieb

Lübke, der Verstorbene sei in seiner untadeligen Haltung ein berufener Hüter der verfassungsmäßigen Ordnung in der Bundesrepublik gewesen. Adenauer nennt Dr. Katz in seinem Beileidsschreiben einen klugen, weltchauenden, gerechten Richter und untadeligen Mann. Die Verdienste, die er sich erworben habe, würden unvergessen bleiben.

Der Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. H. G. van Dam, hat der Witwe des Verstorbenen und dem Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts im Namen des Zentralrats seine Anteilnahme ausgesprochen.

Der Vizepräsident des Bundesverfassungsgerichts und Präsident des Zweiten Senats, Dr. Rudolf Katz, ist am vergangenen Wochenende im Alter von 65 Jahren gestorben. Er wurde am 30. September 1895 als Sohn eines jüdischen Lehrers und Kantors geboren. Er studierte Rechts- und Staatswissenschaften. Im Frühjahr 1920 promovierte er an der Universität Kiel zum Dr. jur. Von 1924 bis 1933 war er Rechtsanwalt und Notar in Altona. 1929 wurde er dort Stadtverordnetenvorsteher. Am 1. April 1933 verließ er Deutschland. Der Völkerbund schickte ihn noch im selben Jahr als Sachverständigen für Kommunalangelegenheiten nach China. Aus jener Zeit stammt seine enge Freundschaft mit dem früheren Hamburger Bürgermeister Max Brauer. 1934 intervenierte die Regierung Hitlers, und damit war die China-Zeit für Dr. Katz zu Ende.

Von 1935 bis 1938 war er wissenschaftlicher

F  
R  
I  
T  
Z  
  
K  
O  
R  
T  
N  
E  
R



und Barbara Rütting in einer Regiebesprechung zu seiner Lysistrata-Fernsehinszenierung. (Foto: Felicitas, München)

Zung, Leop.

Wick, Curt

Wissenschaft d. Jüden-

Arten. Vor 80 Jahren

Stark h. Z.

In: Allgemeine. 20, 51.

(18. März 1966).

p. 25)







Von der Wissenschaft des Judentums

## Zum 100. Todestag ihres Begründers Leopold Zunz

Von Ernst G. Lowenthal, Berlin

Salman Shazar(-Rubaschoff), Israels dritter Staatspräsident, hat einmal gesagt, die Wissenschaft des Judentums sei die bedeutendste Gabe, die das deutsche Judentum der Gesamtjudentum geschenkt habe. An diese Äusserung wird man erinnert, wenn man des eigentlichen Begründers dieser Wissenschaft an seinem 100. Todestag gedenkt: Leopold Zunz starb 91jährig am 18. März 1886 in Berlin. Er hatte in Detmold, wo heute eine Strasse nach ihm benannt ist, das Licht der Welt erblickt, war früh verwaist und kam 1803 in die (1786 gegründete, damals noch rein jüdische) Samson-Schule in Wolfenbüttel. Ein ausgezeichnete Schüler, trat er, als erster Jude, in die Prima des dortigen Gymnasiums ein, wo er 1811 das Abitur bestand. Schon im gleichen Jahr sieht man ihn als Lehrer an der Samson-Schule. Von 1815 bis 1818 studierte er an der noch jungen Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin, deren geistiger Vater, Wilhelm von Humboldt, hier einen Mittelpunkt freiheitlichen Geistes schaffen wollte. Vermutlich war der Geist der Berliner Universität nicht ohne Wirkung auf die Entstehung der Wissenschaft des Judentums. Seine Promotion zum Dr. phil. erfolgte 1821 an der Universität Halle/Saale. Zunz' Dissertation «Etwas zur rabbinischen Literatur» kann als eine erste Skizze dessen angesehen werden, was er unter den Hauptaufgaben der Wissenschaft des Judentums verstand. Als Kämpfer für Freisinn und Freiheit, überhaupt an öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands interessiert, war er von 1823 bis 1831 Redakteur an der Haude & Spenerschen Zeitung in Berlin, bis ihm deren Richtung nicht mehr zusagte. In dieser Zeit (1826-1828) wirkte er auch als Leiter der Jüdischen Gemeindeschule. Später war er für ein Jahr, 1835/36, Prediger in Prag, aber der Höhepunkt seiner pädagogischen Laufbahn dürfte die Leitung des Jüdischen Lehrerseminars in Berlin gewesen sein (1840-1850). Die Vielfalt und der Wechsel in seinen Tätigkeiten zeigen, dass die stille Gelehrsamkeit «seiner» Wissenschaft des Judentums blieb.

Das deuten auch seine wissenschaftlichen Publikationen an, aus denen «Die synagogale Poesie des Mittelalters» (1855) und «Die Literaturgeschichte der synagogalen Poesie» (1866) herausragen. Schon 1837 war er der Herausgeber einer deutschen Bibelübersetzung gewesen.

Die Bezeichnung «Wissenschaft des Judentums» erscheint zum ersten Mal auf dem Titelblatt der von Zunz 1823 in Berlin herausgegebenen «Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums», die im Auftrag des «Vereins für die Cultur und Wissenschaft der Juden» auf den Plan trat, es aber nur auf einen Jahrgang brachte. Die Wissenschaftlichen Vorträge und Diskussionen in diesem Kulturverein legten den Grund zu dieser neuen Wissenschaft. Der Verein, 1819 in Berlin von dem Rechtsphilosophen Eduard Gans (1798-1839), Moses Moser (Lippehne/Neumark 1796-1838) und Leopold Zunz gegründet, bestand nur bis 1824. Sein Ziel war: kritische Prüfung und Reform jüdischer Lebensformen und geistige Inhalte nach den Geboten europäischer Wissenschaft. Zu seinen rund 80 Mitgliedern gehörten u.a. Heinrich Heine, Lazarus Bendauid (Berlin 1762-1832), der von 1808 bis 1826 der Direktor der Jüdischen Freischule war, und der Wortführer der Emanzipation der Juden, David Friedländer (Königsberg 1750 - Berlin 1834). Der Verein proklamierte, um eine Formulierung Prof. Ismar Elbogens aus dem Jahre 1936 zu zitieren, die Wissenschaft des Judentums als die «Erforschung des Judentums nach den Methoden der Wissenschaft, das systematische und kritische Studium des gesamten Judentums - seines Seins, seines Lebens, seiner Literatur, aber nicht in einer ghettomässigen Isolierung, sondern in seinem Zusammenhang mit der Kultur der Welt, als einer der Ströme, die in das Weltmeer der gesamten Geisteskultur einmünden».

1872, d.h. ein halbes Jahrhundert nach der Prägung des Begriffes, wurde in Berlin die liberale Lehranstalt (1923-1933 Hochschule) für die Wissenschaft des Judentums ins Le-

ben gerufen. Schon vorher, 1854, war in Breslau das konservative Jüdisch-Theologische Seminar als wissenschaftlich fundierte Rabbiner-Ausbildungsstätte eröffnet worden. Das (Hildesheimersche) orthodoxe Rabbiner-Seminar in Berlin (1873) war eine Gegenründung. Aber alle drei haben in mehr oder minder grossem Mass von den Auffassungen und Lehren der Wissenschaft des Judentums profitiert. Hier sind auch die Akademie für die Wissenschaft des Judentums und die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums (1902) zu nennen. Die «Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums», die MGWJ, das wissenschaftliche «Hausblatt» des Breslauer Seminars, geht auf das Jahr 1851 zurück; es bestand, zuletzt unter der Redaktionsführung durch Dr. Leo Baeck (Hochschule) bis 1939.

Von 1822 an war Zunz mehr als 50 Jahre lang mit Adelheid Beermann, einer hochgebildeten Frau, die an seiner Arbeit regen Anteil nahm, verheiratet. Ihr Tod im Jahre 1874 beeinträchtigte seine Schaffens- und Forschungskraft. Der Briefwechsel, den Zunz mit seiner Frau, seinem Lehrer und väterlichen Freund Samuel Ehrenberg und seinen Freunden zwi-

**Heizöl**  
**besser gleich**  
**vom Spezialisten**



**SCHNORF-REINLE AG**

**Tel. 01/42 23 13 und 01/44 37 47**  
*Schnorf-Reinle AG, Brennstoffe  
Neugasse 136, 8031 Zürich 5*

schen 1815 und 1885 geführt hat, also in der Frühperiode des mühevollen Kampfes des deutschen Judentums um politische und soziale Gleichberechtigung, wurde 1959 von Dr. Nahum Glatzer, Professor an der amerikanischen Brandeis-Universität, herausgegeben. (Viel später kam das New Yorker Leo-Baeck-Institut in den Besitz von mehr als 500 Zunz-Briefen). Beide, Leopold und Adelheid Zunz, haben ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhof an der Schönhauser Allee, heute in Ost-Berlin, gefunden.

Zu seinem 70. Geburtstag (1864) wurde «als Zeichen und Zeugnis der Verehrung und Dankbarkeit, in Würdigung der grossen Opfer, die Dr. Zunz während seines ganzen Lebens der Arbeit für die Wissenschaft gebracht hat», die Zunz-Stiftung ins Leben gerufen. Die Zinsen des Kapitals sollten Zunz, solange er lebte, zur Verfügung gestellt werden, während es nach seinem Tode der Förderung wissenschaftlicher Arbeiten im Geiste von Zunz dienen sollte. Anlässlich seines 50. Todestages, 1936, erliess die Zunz-Stiftung einen Aufruf, in

dem es u.a. hiess: «Unvergänglich ist seine Schöpfung, die er als (Wissenschaft des Judentums) bezeichnet hat.» Mit dieser Anregung, das Judentum in seinen Seins- und Erscheinungsformen nach den Methoden der Wissenschaft zu erforschen und darzustellen, habe er das gesamte geistige Leben des Judentums neu begründet und zu fruchtbarer Entfaltung gebracht, war in dem Appell zu lesen. Es ist anzunehmen, dass auch die Zunz-Stiftung 1939 in die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland «eingegliedert» werden musste.

## UdSSR

### «Masada» in Leningrad

Von Peter Honigmann

Als ich 1982 in Leningrad war, nahm ich an einer illegalen Theateraufführung teil. In einem Zimmer, das einer Person kaum zum Wohnen ausreichend Platz bot, hatten sich etwa dreissig Menschen dicht zusammengedrängt. Alle Möbel waren in die Küche geräumt. Für die drei Schauspieler blieb eine Bühne von der Ausdehnung eines Badetuchs. Als Requisiten dienten eine Taschenlampe und ein Pappschwert. Selten jedoch hatte ich Theater von vergleichbarer dramatischer Kraft und Wirkung auf das Publikum erlebt. Das Stück hiess «Masada». Anknüpfend an die historischen Ereignisse bei der Verteidigung Jerusalems gegen die Römer, sprach es von einer Sehnsucht nach jüdischem Leben, die stärker war als alle Rücksichten auf die eigene Existenz. Unter den Anwesenden waren keine Refusniks und keine jüdischen Aktivisten, es waren durchschnittliche Sowjetbürger. Sie wohnten in einem Neubaublock und wussten voneinander nur, dass sie Juden waren.

Regisseur und Hauptdarsteller des Stückes war Leonid Kelbert. Ich hatte mir damals seinen Namen und seine Adresse notiert. Ich wollte versuchen, ihn und seine Truppe nach Ost-Berlin einzuladen. Wir hofften, das würde gehen, weil die DDR noch zum Osten gehört, andererseits aber den wenigen dort noch lebenden Juden weitgehende kulturelle und religiöse Freiheiten einräumte. Leonid Kelbert hatte mir erzählt, dass sie dieses Stück schon in vielen Wohnungen gespielt hatten und so schon mehrere

hundert Zuschauer erreichen konnten. Stets gab es danach stundenlange Diskussionen.

Früher war Leonid Dokumentarfilm-Regisseur und hatte auch einige Preise gewonnen. Seit seinem Auswanderungsantrag nach Israel verlor er diese Arbeit und durfte nur noch einen Foto-Zirkel leiten, wovon er sich kaum ernähren konnte. Geistig hielt ihn vor allem sein illegales jüdisches Theater aufrecht.

Bald nach meiner Rückkehr in die DDR bin ich mit meiner Familie ausgewandert. Ich lebe jetzt in Strasbourg und lerne in einer Jeschiwa, meine Kinder besuchen einen jüdischen Kindergarten bzw. Schule. Vor einigen Wochen brachten mir nun Freunde aus Wien «Die Gemeinde» (vom 6. Dezember 1985) mit. Ich schlug die Zeitung auf und mein Blick fiel auf ein verunstaltetes Gesicht. Der dazugehörige Text war überschrieben «Attacke auf Refusnik». Erst wollte ich gar nicht lesen, aber dann nahm ich doch einige Zeilen fast unbewusst in mich auf: «In Leningrad ist der 41jährige Refusnik Leonid Kelbert auf dem Weg... von drei Männern zusammengeschlagen worden. Die besonderen Umstände des Überfalls lassen vermuten, dass der sowjetische Geheimdienst KGB Kelbert mit dieser Aktion einschüchtern wollte...» Zögernd fing ich an, mich zu erinnern. In meinem Reisejournal fand ich dann den Zettel, auf den Kelbert vor drei Jahren seinen Namen, das Geburtsjahr und die Adresse geschrieben hatte, eben die

Daten, die für die geplante Einladung nötig waren. Es bestand kein Zweifel mehr, in der Zeitung war von demselben Menschen die Rede, den ich damals kennengelernt hatte. Die Sache erschütterte mich, denn es war jetzt schon das zweite Mal, dass ich nach meinem Aufenthalt in Moskau und Leningrad 1982 aus der Zeitung erfahren musste, was mit meinen damaligen Bekannten inzwischen geschehen ist.

Der erste war Moshe Abramov aus Samarkand. Ich hatte ihn in Moskau kennengelernt. Früher hatte er dort einige Jahre an der Jeschiwa gelernt. Danach unterrichtete er in Samarkand Hebräisch und arbeitete als Schochet. Nach Moskau war er damals nur gekommen, um einen Freund, dem die Ausreise gestattet worden war, bis an den Zug nach Wien zu begleiten.

Während meines Moskauer Aufenthalts verkehrte ich in einem Kreis von jungen Anhängern des Lubawitscher Rebbe, die sich meist in einer abgelegenen Holz-Synagoge in einem Aussenbezirk trafen. Als ich von meiner Dienstreise in die DDR zurückkehren musste, organisierten sie für mich ein «Farbrennen», an dem auch Moshe teilnahm.

Anderthalb Jahre später bekam ich zufällig eine «Jüdische Rundschau» (vom 26. Januar 1984) in die Hand und las, dass Moshe Abramov im Dezember 1983 verhaftet worden war. Die Gemeinde in Samarkand hatte ihm die Stelle eines Rabbiners unter der Bedingung angeboten, dass er

Zweig, Arnold  
1887-1968

Zweig, Arnold



Arnold Zweig  
geb. 10. Nov. 1887, Gross-Glogau  
gest. 26. Nov. 1968, Berlin

## Zum Tode Arnold Zweigs



Am 26. November starb in Ost-Berlin 81jährig der Dichter Arnold Zweig. Er hatte in den letzten Jahren gekränkelt; seit langem hatte ihm ein Augenleiden das Leben beschwerlich gemacht.

Zweig stand seit seiner Rückkehr aus dem Exil nach Ostdeutschland immer wieder im Kreuzfeuer des kalten Krieges. Noch im September 1967 erregte ein angeblicher SOS-Brief Zweigs an den israelischen Schriftstellerverband eine heftige Kontroverse. Zweig bestritt die Urheberschaft emphatisch — aber die Angelegenheit wurde nie völlig aufgeklärt. Ein von der ostdeutschen Filmgesellschaft DEFA gedrehter Film, der sich auf einen Roman des Dichters "Das Beil von Wandsbek" (eine Abrechnung mit dem Nationalsozialismus) gründete, wurde von den DDR-Behörden nach einer einzigen Aufführung verboten.

Arnold Zweig, am 10. November 1887 in Gross-Glogau (Niederschlesien) als Sohn jüdischer Eltern geboren, studierte Philologie und trat vor dem ersten Weltkrieg mit den "Novellen um Claudia", einem "Roman in Einzelbildern", und der Erzählung "Ritualmord in Ungarn" hervor. 1915 wurde der Schriftsteller — inzwischen Soldat in Nordfrankreich — mit dem Kleist-Preis, dem damals hervorragendsten Literaturpreis ausgezeichnet.

Später folgten sein bekanntestes Werk "Der Streit um den Sergeanten Grischa" (1927), "Junge Frau von 1914" (1931), "Erziehung vor Verdun" (1935), "Einsetzung eines Königs" (1937)

und (in der Emigration in Israel 1947 vollendet) "Das Beil von Wandsbek".

Zweigs Weg führte von der Position eines liberalen Individualismus über einen engagierten Zionismus zu einer sozialistischen Humanität. Sigmund Freud, das Erlebnis des Ersten Weltkrieges und des Niederrbruchs der Weimarer Republik formten sein Lebensbild. Im Mittelpunkt der meisten seiner Bücher stand der Konflikt zwischen Individuum und Staat. Zweig blieb zeitlebens ein radikaler Pazifist, der Gewalttätigkeit in jeder Form — auch im Kampf für den Sozialismus — ablehnte. Hieraus ergab sich der stille Konflikt, den er offenbar in der DDR während seiner letzten Lebensjahre mitgemacht hat.

Ein westdeutscher Literaturhistoriker der Gegenwart, Marcel Reich-Ranicki, hat Zweigs Rang jenseits der Parteien Gunst und Hass erkannt. Er schrieb: "Nicht vergleichbar mit den bahnbrechenden und stilprägenden Meistern deutscher Prosa unseres Jahrhunderts — mit einem Kafka, einem Döblin, einem Musil oder gar einem Thomas Mann — weist sein Werk doch epische Leistungen auf, die ihm unseren Dank und einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Literatur sichern sollten."

R. A.

**Es gab Zeiten und Gelegenheiten, da gezeichnete oder gekritzelte Blätter wichtige Knotenpunkte der Tagesereignisse so auffassten, dass sie durch die Erinnerung politisches Bewusstsein schufen. Dies betraf aber Epochen, in denen solche Blätter zu Dokumenten wurden, da es weder Reproduktionen noch Zeitschriften oder Zeitungen gab, die sich mit ihrer Wiedergabe ehrten — sich und ihre Leser. Wir heute sind leider von den Zauberkünsten der Fotografie und der graphischen Reproduktion darum gebracht worden, Sensationen zu erleben, wenn uns Illustrationen vor Augen kommen: für uns sind sie Alltag, seit dem Fernsehapparat überdies eine Heimkino-Gewohnheit — und so haben wir kulturelle Gross-taten zum Alltag erhöht oder erniedrigt.**

(Aus dem Vorwort zu Herbert Sandbergs Sammlung von Radierungen "Der Weg", 1965).

**ARNOLD ZWEIG**

*Arnold Zweig, 10. Nov. 1968*



Arnold Zweig (links) mit einem Gesinnungsgenossen, dem französischen Atomforscher Frederic Joliot-Curie auf dem Pariser Friedenskongreß 1949. Damals hatte Ost-Berlin Zweig zum Präsidenten der Deutschen Akademie der Künste ernannt.

FOTO: AP

Er war Vorsitzender des PEN-Clubs der „DDR“ und Inhaber des Lenin-Friedenspreises:

## Arnold Zweig — Aushängeschild der Ostberliner Regierung

Nachdem der 81jährige am 26. November 1968 in Ost-Berlin gestorben war, bereitete die „DDR“ ihm ein prunkvolles Leichenbegängnis mit allen militärischen Ehren. Von einem „der Unseren“ war die Rede, vom ursprünglich bürgerlichen Humanisten, der „aus tiefer Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Geschichte“ seine Wahl für die DDR getroffen habe. Die letzten zwanzig Jahre im Leben des Schriftstellers Arnold Zweig schienen das zu bestätigen.

Von den Nationalsozialisten als Jude ausgebürgert, kehrte Zweig 1948 über die Tschechoslowakei nach Deutschland zurück. Als Nachfolger Heinrich Manns wurde er ein Jahr später Präsident der Deutschen Akademie der Künste in Berlin, Mitglied der Volkskammer, Vorsitzender des „Nationalen Komitees der Kämpfer für den Frieden“, Vizepräsident des Kulturbundes und 1957 Nachfolger Bert Brechts als Vorsitzender des „PEN-DDR“, Träger des Vaterländischen Verdienstordens und Inhaber des Lenin-Friedenspreises. 1966 sagte er in einem Interview: „Ich wurde marxistischer Sozialist im Jahre 1940.“

In diesem Jahr lebte Zweig in Palästina, wohin er 1933 emigriert war. Doch daß er sich dereinst einmal zum orthodoxen Kommunismus bekennen würde, war damals nicht abzusehen. Wohl aber, daß Zweig immer etwas brauchte, an das er sich halten konnte.

Damals war es der Zionismus, im Ersten Weltkrieg der Sozialismus. In einem ist Arnold Zweig sich aber immer treu geblieben: Er war Humanist, und die verschiedenen Ismen, mit denen er sich im Laufe seines Lebens verband, sollten ihm nur dazu dienen, dieses Ideal zu verwirklichen.

Als Sattlersohn kam Zweig aus dem Kleinbürgertum her, aber seine geistige Heimat fand er in der Tradition des liberalen Großbürgertums, in der Welt, die 1914 unterging. Sein Erstling, die

heute nur mit Schwierigkeiten zu lesenden „Novellen um Claudia“ von 1912, atmet ganz den nervösen Ästhetizismus der ausgehenden Kaiserzeit. Für sein Drama „Ritualmord in Ungarn“ erhielt er 1914 den Kleistpreis. Zweigs eigentliches Hauptwerk aber ist der 1927 erschienene Roman „Der Streit um den Sergeant Grischa“, eine Geschichte aus dem Weltkrieg, in der Zweig die kalte Inhumanität des bürokratischen Militärstaates mit der warmen Menschlichkeit des einzelnen konfrontiert.

Das Buch gehört zu einer von Zweig auf acht Bände berechneten epischen Analyse der Zeit um den Ersten Welt-

**Erziehung vor Verdun — 1. Teil, heute abend um 20.15 Uhr, 2. Teil um 22.25 Uhr im Ersten Programm.**

krieg, die den Titel „Der große Krieg der weißen Männer“ trägt — von der jedoch nur sechs Bände fertig wurden.

„Erziehung vor Verdun“ gehört auch dazu. Genau genommen hat Zweig seitdem überhaupt nichts anderes mehr geschrieben als immer wieder das gleiche Buch. Die Trauer um den Untergang seiner Welt bricht stets durch, wenn er ihren Totenkampf beschreibt und das, was danach kam. Schon das muß jeder Festlegung Zweigs auf die Geschichtsphilosophie des Marxismus widersprechen.

Auch hat die „DDR“ sich immer bemüht, die enge Verbindung Zweigs zur Psychoanalyse Sigmund Freuds in der Bedeutung für sein Werk herunterzuspielen. Denn Geschichte aus der Unwägbarkeit der Psyche zu erzählen, ist das Gegenteil zum Glauben an ihren gesetzmäßigen Ablauf. Genau das tut Zweig. Die Wertpole „gut“ und „schlecht“ leiten sich nicht aus historischen Notwendigkeiten her, sondern aus ganz persönlichen Verstrickungen.

Zweig diente der Ostberliner Regierung zu einer Zeit, als sie noch politischer Außenseiter war, als willkommenes Aushängeschild. Ob dem Schriftsteller die Realität der „DDR“ stets bewußt war, muß bezweifelt werden. Und sicher ist, daß Zweig mit der Verfolgung politisch Andersdenkender nicht einverstanden war.

Wie dem auch war, die Zeit in der Republik zwischen Elbe und Oder hat sich in Arnold Zweigs Werk nicht niedergeschlagen. Was er dort auch schrieb, es wies immer auf die Vergangenheit zurück. Er hatte sich selbst überlebt. Vielleicht mußte es so kommen. Denn Zweig war ein Egozentriker, der die Welt aus der Sicht der Zeit beurteilte, die ihn geprägt hatte. Er lernte nichts mehr hinzu, er interpretierte höchstens anders. Und für unsere Welt erwies sich sein am 19. Jahrhundert orientiertes Begriffsinstrumentarium als immer ungeeigneter. Auch sein Stil richtete sich nach dem Realismus des Vorjahrhunderts aus.

Der Marxismus war demgegenüber nur eine dünne Schicht, flüchtig zusammengelesen aus ein paar Kapiteln Marx, Engels und Lenin. Zweig war zum Staatsdichter aufgerückt, also revanchierte er sich. Und das war dann nur noch traurig. Daß Zweig in der Bundesrepublik kaum mehr zur Kenntnis genommen wurde, lag sicher auch am Kalten Krieg, mehr aber noch daran, daß ihn hier keine privilegierte Position davor schützte, am Werk und nicht an der Person gemessen zu werden.

Arnold Zweig hat darunter gelitten. Er ist immer ein Wanderer von Welt zu Welt gewesen, immer in der Hoffnung, irgendwo sein verlorenes Ideal doch noch wiederzufinden. Es war sein persönliches Schicksal, beim Kommunismus erst angelangt zu sein, als es zu spät war, den Weg noch fortzusetzen.

SVEN HANSEN



Die Welt. Hamburg  
No 18. (22. Januar 1966).

**Beatrice Zweig  
stellt in Ostberlin aus**

Von unserem Korrespondenten

**DF. Berlin, 21. Januar**

In der „Galerie am Turm“ in der Frankfurter Allee in Ostberlin wurde in Gegenwart von Arnold Zweig eine Ausstellung von Ölgemälden und Aquarellen von Beatrice Zweig, der Frau des Schriftstellers, eröffnet. Beatrice Zweig war Bauhausschülerin.

HANS TRAMER

## Der Briefwechsel zwischen Meister Arnold und dem Vater Freud

Im dritten Band seiner Freud-Biographie berichtet Ernest Jones von dem Briefwechsel, den Sigmund Freud mit den „berühmtesten Schriftstellern“ unterhielt. „Unter ihnen schätzte er am höchsten Thomas Mann, Schnitzler und Arnold Zweig.“ Als die wertvollsten dieser Briefe bezeichnet Jones die zwischen Freud und Arnold Zweig, und diese, kündigt er 1957 an, „werden wahrscheinlich in der nächsten Zeit veröffentlicht werden“. Es hat noch fast ein Dutzend Jahre gedauert, aber jetzt ist der Briefwechsel Sigmund Freud/Arnold Zweig, herausgegeben von Ernst L. Freud, erschienen. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1968. Dieses Buch, das auch seinen Namen im Titel trägt, war das letzte, das Arnold Zweig vor seinem Ableben am 26. November 1968 noch in den Händen halten konnte.

Wenn man auch wusste, wie viel Arnold Zweig für seinen Lebensgang und sein Werk den Erkenntnissen Freuds zu verdanken hatte, so ist man nach der Lektüre dieser Briefe doch überrascht über das Ausmass der Bindung, in der sich Zweig selber dem einunddreissig Jahre Älteren gegenüber empfand. „Sie wissen“, schreibt er, als der Briefwechsel gerade erst anfing, etwas vertrauter zu werden, an Freud, „dass Ihre Lebensarbeit die meine im wahren Sinne erst möglich gemacht hat und dass ich glücklich bin, das ganz empfinden und Ihnen manchmal ausdrücken

zu können. Immer wieder versichert er, wie tief beglückt er sich in der Atmosphäre fühlt, die Freud für ihn darstellt, und wie sehr fürchtet er die vielen Operationen, die der seit 1923 so schwer Kranke durchmachen muss. Er mahnt ihn, seine Kräfte nicht zu überspannen, „denn Sie müssen daran denken, dass wir heute Sie eine Herde ohne den Hirten sind und ein Kluderstall ohne Vater, um es biblisch auszudrücken“.

Freud ist für Arnold Zweig die Vatergestalt. Er selbst bietet sich als der „Wahlsohn“ an. In dem ersten Brief, den Zweig am 18. März 1927 an Freud schrieb, bietet er ihm die Erlaubnis, sein eben vollendetes Buch „Cellep oder Pölnik und Leutensteint. Versuch über die menschlichen Gruppenaffekte, dargestellt am Antisemitismus“ Freud widmen zu dürfen. Freud nimmt von dem Dichter der „Novellen von Claudia“ diese Ehre an, und damit nähert sich Zweig behutsam und respektvoll dem verehrten Professor in Wien. Es sind nicht sehr viele Briefe, die in den ersten Jahren zwischen Berlin und Wien hin und her gehen, und doch spürt man von Brief zu Brief, die Beziehung wird enger, auch Freud tritt aus der anfänglich betonten Reserviertheit heraus, er lässt es zu, dass dieser Wahlsohn ihn mit „lieber Vater Freud“ anredet, ja er schwärmt nun dem Vater seinen „lieben Meister Arnold“. Das wird Ende 1931 so eingeführt und

ändert sich nicht mehr bis zu Freuds Tode.

Etwas neu, aber eben ganz durchdrungen von der Vaterrolle, die er Freud zuschreibt, sieht er in ihm den „Schlusspunkt der österreichischen Literatur“. „Sie wissen“, heisst es in einem Briefe aus dem Jahre 1930, „dass Sie, wie ich, der Vaterliteratur das Leberrecht abgeblasen hat“. Denn ohne ihn, ohne die Erkenntnisse, die den Namen Freud tragen, kann man nicht „für die Befreiung der Menschen eintreten und die Staaten entthronen, welche Erbsitzbildungen für den Vater noch sind“.

In bezug auf das „Entthronen“ ist Freud allerdings sehr viel skeptischer. Zweig bittet ihn 1930 um die Mitunterzeichnung einer Kundgebung, „die die Sowjet-Regierung und der Öffentlichkeit der Erde unterbreitet werden“ soll. Da sich in ihr ein Aufruf gegen den „kapitalistischen Wirtschaftswirrwarr“ befindet, verweigert Freud die Unterschrift, „denn das käme einer Parteinahme für das kommunistische Ideal gleich, und von dieser bin ich weit entfernt“. Zweig gibt zwar zu, dass „der kommunistische Gewaltakt“ furchterliche Folgen zeitigt“, meint aber, dass es eine Flucht vor dem „Kampfcharakter unserer Gesellschaft Klasse gegen Klasse“ nicht mehr gibt. „Früher“, schreibt er am 2. Dezember 1930, „helfen wir uns durch eine Theologie der Flucht -- Flucht in die

Zukunft gleich Sozialismus, Flucht aus der modernen Gesellschaft, deren Unbehagen Sie so herrlich durchleuchtet haben, in rousseauistischen Zionismus“.

Und doch Arnold Zweig ist ja Zionist, war es Hamer, schon in Glogau, in Kattowitz, lernte als Soldat das Ostjudentum kennen und lieben, arbeitete für die zionistische Bewegung und fuhr im Februar 1932 zu einem Besuche, „der länger fällt ist“, nach Palästina. Die nun folgenden Briefe Zweigs an Freud bis zum Jahre 1939 offenbaren ein Stück intimster Autobiographie. Sie zeigen seine Illusionen, sein Ringen, seine Enttäuschungen und sein Versagen. Zuerst ist er begeistert, fragt sich warum er in dieses Deutschland, „das ich zum guten Teil bin“, zurückgekehrt ist, sehnt sich nach „der heroischen Landschaft Gallias“, dem Meer von Tel-Aviv, dem Toten Meer und schreibt ein Buch, das die Ermordung des jüdischen Schriftstellers de Haan in Jerusalem und den Araberaufstand von 1929 behandelt. Der Roman „Der Vriendt kehrt heim“ erscheint noch 1932, es ist ein Buch, von dem Zweig fürchtet, es „wird bei Juden und Nichtjuden Anstoss erregen, es verurteilt nämlich den Nationalismus und den politischen Mord auch bei den Juden“. Und dann muss Arnold Zweig und seine Familie aus Deutschland fliehen. Seine Frau

(Schluss Seite 5)

## Meister Arnold und Vater Freud

(Schluss von S. 4)

und Kinder schickt er sofort nach Palästina, er selbst folgt ihnen nach einem Aufenthalt in dem berühmten südfranzösischen Künstlerdorf Sanary im Dezember 1933. Doch schon nach fünf Wochen schreibt er an Freud: „Ich habe keinerlei zionistische Illusionen mehr. Ich betrachte die Notwendigkeit, hier unter Juden zu leben, ohne Enthusiasmus, ohne Verschönerungen und selbst ohne Spott. Ich bin dankbar für die List der Idee, die uns als junge Menschen mit diesem merkwürdigen Gebilde hier verband und uns zwang, im Interesse unserer Kinder und jungen Freunde hierherzugehen.“

Zweig hat mit so manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein ihm stark behinderndes Augenleiden verschlimmert sich, Depressionen stellen sich ein, die auch wiederholte psychoanalytische Behandlungen nicht gänzlich bannen können. Trotzdem, er ist ausserordentlich produktiv, fast Jahr für Jahr erscheinen (im Querido Verlag, Amsterdam) Werke von ihm, ja, er gibt sogar an einer Stelle zu — wir sprechen von den Jahren bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges —, dass es ihm wirtschaftlich recht gut gehe. Was ihn aber quält und was ihn schliesslich zu der Feststellung bringt, dass „alles irrig war, was uns hierher brachte“, ist die sich ihm immer stärker aufdringende Tatsache, dass „meine persönliche Wirkung, politisch und kulturell, gleich Null ist. Die Leute verlangen ihr Hebräisch, und ich kann es ihnen nicht liefern. Ich bin ein deutscher Schriftsteller und ein deutscher Europäer, und diese Erkenntnis verlangt Konsequenzen“.

Von dem Wahn, „dass man ein Deutscher sein muss“, versuchte ihn Freud schon frühzeitig zu heilen. Damals, 1932, hatte er Zweig gefragt, „sollte man dies gottverlassene Volk nicht sich selbst überlassen?“ Aber, schreibt der grosse Seelenkenner in einem anderen Zusammenhang einmal, — „Dichter pflegen nicht lenksam zu sein“. Doch für Zweig kam noch etwas anderes, seiner ganzen inneren Einstellung nach entscheidendes hinzu. In einem Brief vom Juli 1936 an den Vater Freud stehen die folgenden Sätze: „Betroffen stehe ich vor der Tatsache, dass die Grundlagen des hiesigen Aufbaus noch mehr vernachlässigt worden sind, als ich früher annahm, und ich leide sehr bei dem Gedanken, wie wenig die jüdisch-arabische Zusammenarbeit gepflegt worden ist, die doch für jeden Vernünftigen als Notwendigkeit auf der Hand lag. Aber irdische oder selbst vorbewusste und bewusste Machtwünsche und -träume haben verhindert, dass eingeleitet wurde, was unerlässlich ist: gegenseitige Zugeständnisse im gemeinsamen Lebensraum.“

Zwei Jahre später steigert sich seine Erschütterung noch, als die Juden den Aufruhr der Araber mit Gegenaktionen beantworten. Seine Sorgen teilt er Freud mit, wenn er schreibt: „Die Juden, gegen den Willen der arabischen Majorität ins Land gekommen, diese Juden, unfähig gewesen, seit 1919 den guten Willen der Araber zu gewinnen, hatten nur ein Plus: die moralische Position, das passive Aushalten. Ihre Aggression als Einwanderer und die Aggression der arabischen Terroristen hoben einander auf. Werfen sie jetzt Bomben, so sehe ich ganz schwarz für uns alle.“ Im

November 1938 erlitt Zweig auf dem Wege nach Tel-Aviv einen schweren Autounfall, der auch die ihm noch verbliebene geringe Sehkraft seiner Augen stark gefährdete. Das und der sich nach dem Einmarsch der Nazis nach Oesterreich immer weiter verengende Markt für den Absatz seiner Bücher liessen in ihm wohl den Entschluss reifen, im Frühjahr 1939 nach Amerika weiterzuwandern. Dazu kam es nicht mehr. Der letzte Brief aus Haifa, den Arnold Zweig an Freud, der ja schon über ein Jahr in London lebte, schrieb, trägt das Datum vom 9. September 1939. Er sollte Freud „die innigsten Wünsche des Ertragens und Aushaltens beim Sturz unserer Feinde, der Hunnen oder Hitlerler“ bringen. Am 23. September 1939 starb Sigmund Freud.

Der Briefwechsel hat aber auch sonst noch viele interessante Seiten. Sind es doch zwei Schriftsteller, die miteinander korrespondieren! Ihre Pläne werden besprochen, Einwände, und besonders von Freuds Seite, sollen den Partner zu erneuter Ueberlegung anregen, ihm aber auch die Teilnahme bezeugen. Es ist natürlich, dass Freud hierbei mehr das Amt des Beraters zufällt als umgekehrt. Zweig hat immer wieder neue Pläne. So will er, gleich nach Abschluss seines Romans „Erziehung vor Verdun“, den „Roman von Nietzsches Umnachtung“ schreiben. Freud antwortet mit einem kleinen Essay über „das Problem der dichterischen Freiheit gegen die historische Realität“, da ihm aber Abraten „keine genügende Freundesleistung“ darstellt, fragt er in jedem Falle Lou Andreas-Salomé an, „ob ihre Mithilfe zu haben wäre“. Die wehrt voll Schrecken ab. Zweig gibt zwar zunächst seine Absicht nicht auf, aber er kommt doch über das Gedankliche nicht hinaus, und der Plan wird nie ausgeführt.

Einmal, 1936, wagt Zweig den Vorschlag, Freuds Biographie zu schreiben. Sich wohl nicht ganz sicher, fügt er sofort an: „Ich bin dazu schlecht geeignet, weil ich nicht lesen kann, gut geeignet, weil ich Ihre Wirkung erlebt habe und Sie liebe und verehere und weiss, was eine Gestalt wie Sie, ein Mann wie Sie, bedeutet.“ Freud muss von diesem Anerbieten eines Dichters nicht gerade entzückt gewesen sein. Seine Antwort auf „die Drohung, dass Sie mein Biograph werden wollen“, ist klassisch klar. „Sie, der so viel Schöneres und Wichtigeres zu tun hat“, schreibt er dem lieben Meister Arnold, „der Könige einsetzen kann und die gewalttätige Torheit der Menschen von einer hohen Warte her überschauen. Nein, ich liebe Sie viel zu sehr, um solches zu gestatten. Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.“

Die Briefe, die zwischen Freud und Zweig gewechselt wurden, stellen in der Tat eine äusserst wertvolle Ergänzung zur Biographie dieser beiden bedeutenden Geistesgestalten dar. Das gilt in erster Reihe natürlich für Arnold Zweig. Die Verse, die er dem Vater Freud schickte, als er telegraphisch von der Errettung Freuds aus Nazihand erfuhr, sind mit Recht als Motto diesem Buche vorangestellt. Sie zeigen, was Freud für Arnold Zweig

bedeutete, und sie geben den Grundton an für das Verhältnis, in dem sie zueinander standen. Sie lauten:

„Was ich war, bevor ich Dir begegnet,

Steht in diesen Seiten mannigfalt.

Welches Leben war wie Deins gesegnet?

Welches Wissen hat wie Deins Gewalt?“

Es war eine Begegnung, die nachzuerleben sich lohnt. Ihre Fülle konnte hier nur angedeutet werden. Man muss sie ganz, in ihrem vollen Reichtum auf sich wirken lassen.



# Arnold Zweig starb in Ostberlin

Nachrichtendienst der WELT

Berlin, 26. November

Der Schriftsteller Arnold Zweig, Präsident des „PEN-Zentrums DDR“, ist am Dienstag nach langer, schwerer Krankheit im Alter von 81 Jahren in Ostberlin gestorben. Der jüdische Autor war erst 1948 wieder aus der Emigration in Palästina nach Deutschland zurückgekehrt, das er 1933 verlassen hatte.



**Zweig**

Foto: DIE WELT

Er lebte fast völlig erblindet in Ostberlin. In den letzten Jahren hat er nichts mehr geschrieben. Zu seinen bekanntesten Werken zählen vor allem die „Novellen um Claudia“ und der „Streit um den Sergeanten Grischa“ (1927).

Der am 10. November 1887 in Glogau als Sohn eines Sattlermeisters geborene Zweig hatte in der „DDR“ zahlreiche Ämter inne. 1950 wurde er Präsident des Kulturbundes der „DDR“ und 1957 Ehrenpräsident der Deutschen Akademie der Künste in Ostberlin. Im selben Jahr wurde er auch Präsident des PEN-Zentrums in Ost und West. 1958 wurde Zweig mit dem Lenin-Friedenspreis ausgezeichnet.

*Die Welt, 27. November*

*1968*

# Erinnerungen an Arnold Zweig

Ich lernte Arnold Zweig im Frühling 1942 kennen. Es war ein schicksalsschweres Jahr für Palästina, das Jahr der Entscheidungsschlacht bei El Alamein. Die Bevölkerung des Landes war aber nicht etwa in der gemeinsamen Gefahr geeinigt. Arnold Zweig hatte begonnen, zusammen mit Wolfgang Yourgrau (heute Professor an der London School of Economics) den „Orient. Unabhängige Wochenschrift für Zeitfragen, Kultur, Wirtschaft“ in deutscher Sprache herauszugeben, die vom 10. April 1942 bis 7. April 1943 erschien und eine betont linke, antifaschistische, parteipolitisch unabhängige Haltung einnahm. Obwohl damals zwei Tageszeitungen und eine Wochenschrift — das „MB“ — in deutscher Sprache herauskamen, auch der Gebrauch der deutschen Sprache bei Wahlkämpfen innerhalb des Jischuw stillschweigend geduldet wurde, hatte der „Orient“ eine Flut von Angriffen hervorgerufen. Druckerellen wurden bedroht, man würde ihnen öffentliche Aufträge entziehen, wenn sie den „Orient“ produzierten. Eine der Ausgaben konnte daher nur in gestenzilter Form erscheinen. Eine grosse hebräische Tageszeitung folgte dem Zug der Zeit und veröffentlichte eine Stellungnahme, die Yourgrau als von „kleinlichem Hass“ getragen bezeichnete. Man sah in dem Auftreten dieses Kreises einen Verrat am Zionismus. Die Atmosphäre war dem Wirken deutschsprachiger Publizisten und Schriftsteller überhaupt feindlich. Mit Rommel vor den Toren, bewegt ausserdem von — unbegründeter — Angst um die Durchsetzung der hebräischen Sprache, vielleicht auch von einer gewissen Eifersucht gegen die damals relativ neuen Einwanderer aus Mitteleuropa, wollten die herrschenden Kreise die deutsche Sprache im Lande nur ganz am Rande dulden. Und doch veröffentlichte Arnold Zweig in dem gestenzilten Heft (Nr. 9) eine sprachlich wunderschöne Ode an das Meer unter dem Titel „Ode an Khayat Beach“.

Arnold Zweig besuchte ich öfters in seinem Heim auf dem Französischen Karmel. Es war eine gutbürgerlich eingerichtete Wohnung mit mehreren Zimmern, schönen aus Europa mitgebrachten Möbeln und einer reichhaltigen Bibliothek. Der Hausherr nahm mich äusserst liebenswürdig auf. Es gab Tee und Kleingebäck, von Frau Beatrice Zweig zeremoniell auf dem Teewagen serviert. Zweig, von Schalom Ben Chorin, der s.Zt. auch zum Mitarbeiterkreis des „Orient“ gehört hatte, mit Recht als ein in der Idylle beheimateter Charakter bezeichnet, hatte sich eine Fassade der Behaglichkeit geschaffen, die in einer Welt der Untermieter-Existenzen mir als geradezu hochherr-

schaftlich erschien. Doch dahinter lauerte der Mangel. Es war bekannt, dass es den Zweigs nicht sehr gut ging, und dass gute Freunde auf alle nur denkbare Weise diskret die Mittel für den Lebensunterhalt der Familie ergänzten.

Bei meinen Besuchen las ich Arnold Zweig vor, da er schon damals sehr schlecht sah, und durfte auch bei den Korrekturen zum „Beil von Wandsbeck“ helfen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatte es den Anschein, als würde es den Zweigs besser gehen. Eines Tages jedoch traf ich den Dichter auf der Strasse, wie immer seine Basenmütze auf dem Kopf, wie immer hinter den dicken Brillengläsern verschmitzt lächelnd. Er berichtete von seiner bevorstehenden Abreise nach Prag und forderte mich auf, dem damals — 1947 — schwer umkämpften Lande den Rücken zu kehren. Nur in Europa könne ein Schriftsteller deutscher Zunge seiner Bestimmung leben.

Im gleichen Jahre hatte mir Arnold Zweig ein Vorwort zu einem kleinen Novellenband geschrieben, in dem er sagte: „Es gehört Mut und Charakter dazu, sich heute immer noch zum deutschen Schriftsteller auszubilden, in einer Zeit, in der die Verachtung und Misshandlung Wehrloser ausgeübt von deutschen Faschisten an ihren jüdischen Opfern die unwahrscheinlichsten Dimensionen angenommen hat...“ „Aber der Geist lässt sich von der Brutalität nicht einschüchtern... Dutzende von begabten jungen Menschen unserer Herkunft bereichern heute die hebräische, die englische, die russische Sprache; darum soll der deutsche Leser sich aufschliessen und nicht abwenden, wenn er jetzt, am Ende des Krieges, inmitten der Entzweiung und sehr gerechten Abwehrgefühle ein solches deutsches Buch in die Hand nimmt...“

Im Jahre 1958 formulierte er nochmals in einem Brief aus Berlin an mich sein Credo: „Die Sprache eines Dichters ist er selber. Die Heimat eines Dichters ist das Gebiet, in dem er aufgewachsen ist und aus dem er und seine Ahnen stammen... Palästina ist in keiner Weise ein Vaterland für zugereiste Emigranten, es hat nichts zu tun mit den wortreichen Erklärungen von Zionisten oder Israell. Chamissos Vaterland war Frankreich, meines ist Deutschland, das Max Brods Böhmen und Prag, das Theodor Herzls Budapest und Wien. Eine so hellhörige Kritikerin wie Sie sollte nicht einmal aus Gründen der aktuellen Politik den Schwindlern Konzessionen machen. Das heutige Israel ist nur Emigrationsziel, was immer wir als Schüler Bubers in unserer Jugend davon auch schwärmten. Es gibt heute nur zwei Nationen auf der Erde: die Imperialisten und ihr Widerspiel, das grosse sozialistische Lager.“

Trotz dieser scharfen Absage an Israel setzte sich Arnold Zweig ein Jahr später dafür ein, dass ein Roman von mir, der eine illegale Fahrt auf einem „Geisterschiff“ nach Palästina beschrieb, in Ostdeutschland veröffentlicht wurde. Bei einem Besuch in seiner Villa in Ostberlin sagte mir der alte Herr mit wehmütigem Lächeln, er habe oft Sehnsucht nach dem schönen Karmelberg und würde im nächsten Jahr bestimmt zu Besuch kommen, um rote Anemonen zu pflücken. Er ist nie gekommen...

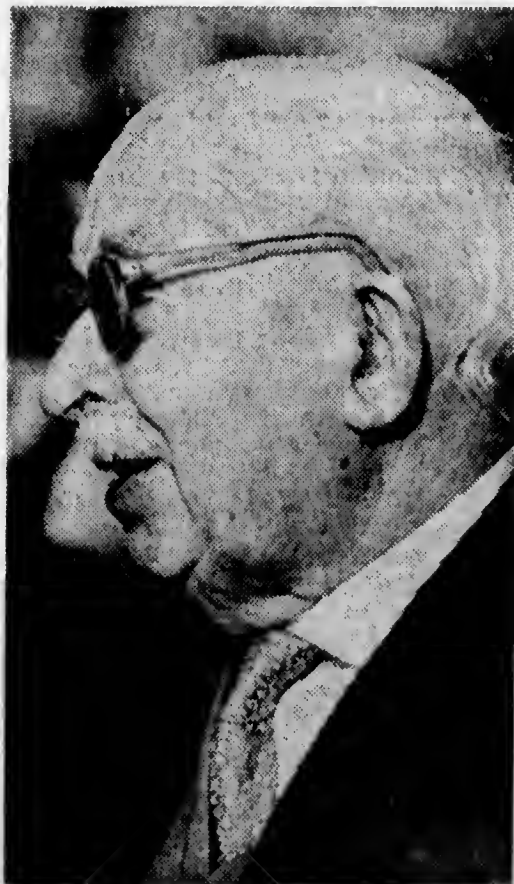
ALICE SCHWARZ

MB, Tel-Aviv  
13.12.68

## Ein Rückkehrer aus Verdun

Arnold Zweig in Ost-Berlin gestorben

81 Jahre ist Arnold Zweig geworden, der am Dienstagvormittag nach langer schwerer Krankheit, wie es im Agenturbericht heißt, in Ost-Berlin gestorben ist. — Um seinen Rang in der deutschen Literatur ist zu streiten. „Drüben“ ist er angesehen, gepriesen, dekoriert, in hohen Auflagen verlegt. Aber wie wahr ist sein Verhältnis zu jenem „Staat“ gewesen, in den er 1948 doch noch nicht zurückkehren konnte aus dem Exil? Er, der es immer als seine Aufgabe angesehen hat, die Vermenschlichung des Menschen zu betreiben, der aus seiner Judenschaft nicht nur keinen Hehl, sondern eine oft dokumentierte Position gemacht hat, hat sich unentschieden — entschieden. — Wer in der Bundesrepublik Zweigs Namen nennt, trifft kaum auf Kenntnis seines großen Werks, erweckt nur Erinnerungen an ein Theaterstück, aus dem ein Roman wurde, „Der Streit um den Sergeanten Grischa“, an einen Zyklus, der den Erotizismus der



Arnold Zweig

Zeit vor dem Ersten Weltkrieg noch heute veranschaulicht: „Novellen um Claudia“.

Zweigs Arbeit, Zweigs Bedeutung sind damit nicht umschrieben. Auch wenn man seine letzte Position, die der Hinnaahme aller Praktiken der „DDR“-Politik, nicht akzeptiert, die beiden anderen enthalten ein ebensolches Stück deutscher Wirklichkeit; Zweigs Pazifismus und Zweigs „deutsche“ Zugehörigkeit, die ihn auch in die deutsche Literaturgeschichte, wie wir sie hier an Rhein und Main schreiben, zurückführen wird. „Ich bin ein deutscher Europäer, und diese Erkenntnis verlangt Konsequenzen“: der Satz Arnold Zweigs erklärt seine Rückkehr aus dem Exil, seine Fixierung an „deutsche Themen“ und auch seine andere Haltung zu sozialen und historischen Gegebenheiten. Zweig, der ein enger Freund Sigmund Freuds war, hat sich von dem Analytiker, der inmitten der Deutschen sich von ihnen trennte, das Deutsche nicht austreiben lassen. Im Grunde ist ein schlesischer Preuße nach Preußen zurückgekehrt, wobei zu bedenken ist, daß Preußen immer zwei Gesichter gehabt hat. Das des Militärs und das des roten Preußen. Der schlesische Sattlersohn aus Glogau hat das in sich ausgekämpft. Der General Ludendorff ist deswegen eine Ziegfigur im Grischa-Roman geworden. Zweig: ein Rufer nach Menschlichkeit und der Generalquartiermeister Schieffenzahn: ein symptomatischer Konflikt.

Daraus ist das umfangreichste Romanwerk entstanden, das in Deutschland seit 1923 die deutschen Erlebnisse dieses Jahrhunderts einzufangen versucht hat: der sechsbändige Grischazyklus mit seinen selbständigen, romanhaften Gebilden „Junge Frau von 1914“, „Erziehung vor Verdun“, „Die Feuerpause“, „Einsetzung eines Königs“ und „Die Zeit ist reif“. „Der große Krieg der weißen Männer“: das ist ein Obertitel, der eher das Ausgreifende der Konzeption als die Ausführung deckt. Alfred Döblin hat etwas Ähnliches, aber viel weniger systematisch versucht. — Zweig hat seine Verstrickung in das deutsche Leiden nie unterschlagen. Romanfiguren wie der Schriftsteller Bertin sind Ausprägungen seiner selbst. Er — als Erlebniszentrum: Darum fallen seine Romane aus dem Zeitstoff so oft auch in die individuelle Psyche zurück. Noch in einem seiner letzten Romane, „Traum ist teuer“, ist

der Nervenarzt Karthaus zum Teil eine Projektion seiner selbst: vielleicht auch eine Projektion auf den Freund Sigmund Freud hin.

Die Lektüre von Arnold Zweigs Romanen ist heute manchem suspekter als etwa die seines jetzt edierten, höchst kultivierten und einsichtsreichen Briefwechsels mit Sigmund Freud. Zweig hat mehr begriffen, als sein Schreibstil verrät, der sich an die kontinuierliche Erzählweise der Nach-Fontane-Zeit hält. Wenn die Geschichte der deutschen Literatur einmal geschrieben wird, wird man Zweig zusammen sehen etwa mit Feuchtwanger (Zweigs „Beil von Wandsbek“ und Feuchtwangers „Der Fall Oppenheimer“).

Das Exil hat den Stil zugunsten des Stoffes zurückgedrängt. Die realistische Erzählweise der sich „sozialistisch“ nennenden Literatur ist im Grunde auch eine Ausprägung dieser Vorgänge wie die ethische Fundierung des „sozialistischen“ deutschen Teilstaates ja auch Positionen des Exils weiterführt.

Zweig ist einer der letzten deutschen Schriftsteller gewesen, die vom Erlebnis des Ersten Weltkrieges ihr Leben lang geprägt waren. Sein Verdun-Roman hat und wird viele andere Verdun-Romane überdauern. Der Soldat Zweig ist 1918 zurückgekommen mit der Absicht, endlich Einblick erhalten zu wollen in das Spiel der anonymen gesellschaftlichen Mächte: ein Antriebs, der viele Intellektuelle, etwa Friedrich Wolff, auch Piscator, auch Brecht, im Laufe des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts in das sozialistische Gedankensystem gelenkt hat. Auch für das Stranden in ihm ist Zweig, der Präsident der Ost-Berliner Akademie war, der den Lenin-Friedenspreis erhielt, ein Symptom.

Auch das mag man als ein deutsches Schicksal nehmen. Zweig hat wie fast alle frühen und liberalen intellektuellen Sozialisten ein lichtereres Inbild einer humanistisch-sozialistisch geordneten Welt gehabt, als deren politische Realisation dann gewährte. Das machte ihn zum Illusionisten. Das Phantastische lag in ihm aber immer auf der Lauer, und wenn es sich negativ ausprägte wie in einem lange verfolgten Plan, den Roman über den Zerfall Nietzsches zu schreiben. — Eine problematische Figur, fast schon überaltert. Aber er repräsentierte doch ein Stück deutscher Geisteswelt, das immer mehr Objekt der Erinnerung wird.

g. r.



versitäten spiegelt. Ein Wissenschaftlicher Rat und Professor, verheiratet, mit zwei Kindern und in einer mittleren Dienstaltergruppe, erhält dort folgende monatliche Bezüge:

Grundgehalt	1593.70 DM
Ortszuschlag	371.-- DM
Kinderzulage	100.-- DM
Hörgeldpauschale	200.-- DM
Insgesamt brutto	2264.70 DM

Nach Abzug von Steuern und notwendigen Versicherungen bleiben netto kaum mehr als 1700 Mark monatlich übrig. Der Mann, von dem wir hier reden, ist Physiologe, vielleicht gerade Mitte dreißig, eine international anerkannte Kapazität auf seinem engeren Fachgebiet. Zur Diskussion stand ein Ruf nach Amerika mit einem 25 000-Dollar-Jahresgehalt, nominell beinahe das Vierfache, kaufkraftmäßig das Doppelte der jetzigen Bezüge. Die Universität will diesen Mann behalten, und er selbst möchte gern in Deutschland bleiben, wenn seine Bezüge sich um 500 Mark monatlich steigern ließen. Das Bundeswissenschaftsministerium hofft auf 260 000 Mark zur Subventionierung von Heimkehrern aus den USA, aber das Kultusministerium in Düsseldorf weiß nicht, wie aus berechtigtem und nicht unbescheidenem Verlangen 6000 Mark jährlich für einen qualifizierten aufgebracht werden können, um ihn im Lande zu halten. Ein entschlossener Rektor und ein einsichtiger Finanzminister haben in diesem Falle Ende des vergangenen Monats einen eleganten Ausweg gefunden, der den Forderungen dieses Dozenten gerecht wird. Eine

Ausnahme wurde gemacht, aber es steht noch dahin, ob sie zur Regel werden kann.

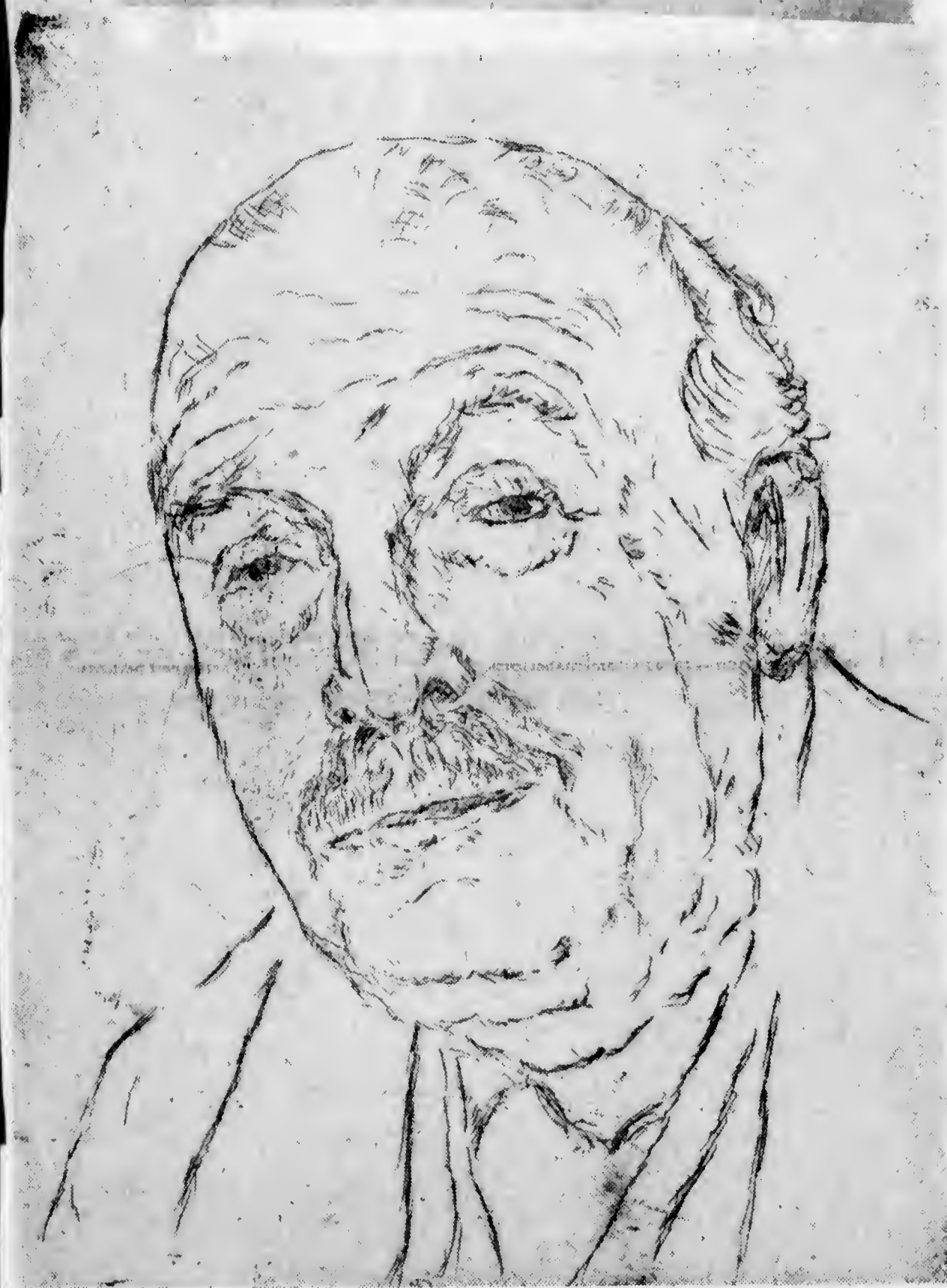
Die Haushaltsmittel eines Landes sind nicht unermesslich, und auch notwendigen Wünschen sind oft enge Grenzen gesetzt. Wie wäre es, wenn ein Teil der Nebeneinnahmen, die manchen Ordinarien über Leistungen zufließen, die aus Institutsmitteln erbracht werden, auch wieder den Instituten und ihren Personaletsatz zugute kommen würden? Die Ständige Konferenz der Kultusminister hat im vergangenen Monat ein Memorandum „Zu vordringlichen Fragen der Hochschulpolitik“ veröffentlicht, das den Stand der Diskussion bis Mitte Oktober wiedergibt. „Zur Frage der Hochschullehrerbesoldung“, heißt es dort auf Seite 34, „hat die Kultusministerkonferenz... mit Rücksicht auf noch nicht abschließend beratene Sachfragen auf eine Stellungnahme verzichtet.“ Lehrstuhlinhaber und Nichtordinarien, im Memorandum als „Mittelbau“ klassifiziert, werden streng auseinandergehalten. Insgesamt setzt sich die Studie jedoch für eine „funktionsgerechte Mitsprache der an Forschung und Lehre beteiligten Gruppen einschließlich der Studenten“ ein. Das ist eine gewiß fortschrittlich gemeinte Empfehlung. Sie ist aber auch unscharf genug, im Einzelfalle beliebig manipuliert werden zu können. Am Konferenztisch herrschen Theorien, in den Parlamentsdebatten oft sachfremde Motive, bei Straßendemonstrationen blindwütige Ideologien. Der Weg zur modernen Universität ist noch weit. Vielleicht kann er nur über die Neugründungen gegangen werden. Konstanz und Regensburg, Bochum, Dortmund und Bielefeld bleiben unsere Hoffnung.

Mit diesen wenigen Namen und Daten sind schon vielerlei Zusammenhänge gegeben, in denen Leben und Werk eines bedeutenden deutschen Schriftstellers zu sehen ist: Arnold Zweig, fast gleichaltrig mit Tucholsky also, und wie dieser übrigens Jurist, wie dieser aus der jüdisch-deutschen Großbourgeoisie stammend, begann ebenfalls noch vor dem Ersten Weltkrieg zu publizieren. Als er mit 40 Jahren, im März 1927, seinen ersten, sehr ergebnen Brief an den 71jährigen Sigmund Freud schickte, war er ein renommierter Autor, der damit rechnen durfte, daß zum Beispiel sein 1912 erschienener psychologischer Roman „Novellen um Claudia“ bekannt war — und prompt antwortet der greise Freud auch entsprechend: „Ich nehme das Anerbieten des Dichters der *Novellen um Claudia*, mir eines seiner neuen Werke zu widmen, mit Dank und voller Schätzung der mir erwiesenen Ehre an.“

Diese eigenartig intensive Beziehung zu Freud, mit dem Zweig in lebhaftem Briefwechsel stand bis zu dessen Tode im Jahre 1939, und sein gleichzeitiges Bemühen, eben nicht nur psychologisierende Literatur zu schaffen — das darf man wohl als eine Art Spannungsfeld sehen, in dem dieser Schriftsteller sein Leben lang stand: Während „der liebe Vater Freud“, der auf elegant-nüchterner Art alle „Beichtversuche“ des Analyseschülers Zweig abwehrt, beispielsweise fast grotesk irritiert — ein Senator Buddenbrook aus Wien IX. — den antisozialistischen Kampf des österreichischen Bundeskanzlers Dollfuß als „unser gar nicht schönes Stückchen Bürgerkrieg“ abtut, während dem die Elektrizität versagte und die „Vorstellung“, das Wasser könnte ausbleiben, unbehaglich war — während also Zeit und Zeitläufe beim Brieffreund kaum vorkommen, schreibt Arnold Zweig jenen weitgespannten Roman vom *Großen Krieg der weißen Männer*, dessen berühmtester Band, *Der Streit um den Sergeant Grischa*, ein Jahr nach Aufnahme der Korrespondenz erscheinen sollte. Zweig selber nennt dieses Romanwerk „gesellschaftskritisch“ und legt Wert darauf, daß allein das „Dimension und Distanz verleiht, was außerhalb der verschiedenen Iche wirkt und spielt“. Dieser programmatische Satz allerdings bezieht sich auf den zweiten Band des Zyklus, der 1935 entgegen der epischen Chronologie entstand: *Erziehung vor Verdun* und von dessen Hauptfigur Zweig sagt: „Das Grundproblem ist so wichtig: Der gebildete Mensch, der die Wirklichkeit nicht anerkennen will und seine Kinderwelt festhalten möchte: im Kriege! in eine Mörderhöhle gefallen, die er für eine Ritterhöhle hält und halten möchte, *coûte que coûte!* und der durch ein mechanisches Abrollen gleichsam so lange geschliffen wird, bis er zugeben muß: Ja, die Welt ist, wie sie ist, die Deutschen, wie Deutsche nun mal sind, mein ich, wie ich eben bin. Seit 1928 drehe und wende ich den Stoff da, aber jetzt kriege ich ihn. Und da ich den Krieg nur als verschärftestes Exemplar der menschlichen Gesellschaft nehme, aber ganz konkret, werden wir hoffentlich vor Winteranfang ein lesbares Buch in Händen haben.“

Im Ablauf der Handlung des folgenden Bands, im Entstehungsdatum sieben Jahre früher, steht jenes berühmte Herzstück, die Fabel vom erbärmlichen Justizmord im Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost: der Sergeant Grischa. Er wurde einer der berühmtesten Romane über den Ersten Weltkrieg — im Versuch, Zusammenhänge und Ursachen zu zeigen, weit überlegen der Schreckensphotographie Remarques, näher dem *Le Feu* des militanten Kriegsgenossen Barbusse. Den Einfluß dieses ersten Antikriegsbuches, schon 1917 publiziert, fixiert Zweig dann in einem späteren Band seines Zyklus, in der 1937 geschriebenen *Einsetzung eines Königs*, wo er seinen Bertin, Schlipper, Gerichtsschreiber und jetzt Mitglied der Presseabteilung Ober-Ost, an dieses Buch geraten läßt: „Zur Zeit irrt Bertin wie leibhaftig durch die Lauf- und Schützengräben jenes Romans *Das Feuer*, der die Schicksale einer Korporalschaft erzählt, im flachen Felde Nordfrankreichs, das er von der anderen Seite her kennt — zwischen den Erdwänden, die er selber ausschachten half, und die bröckelig im Sommer und unerträglich lehmig im Winter das Blickfeld seiner kurzsichtigen Augen umstellten. Es riecht wieder so wie damals, fühlt sich wieder so an, es pfeift wieder so, kracht, knattert, die Flieger werfen Pfeile ab, vor den Schrapnells, die nach ihnen geschossen werden, nimmt man Deckung, sie hageln. Von der Nachbarkompanie hat sich ein Mensch erhängt, weil er keinen Urlaub bekam und nicht mehr mitmachen wollte — niemand weiß seinen Namen. Geschah das drüben oder hier? Bei Barbusse oder bei Bondues? Eben treten die Sturmwellen in den blauen Stahlhelmen an, schwarze Gesichter drunter, Männer von Senegal. Das sind Helden, denkt der Erzähler, seine Mittelspersonen und der Leser Bertin. Das Bajonett im Arm, erwarten sie ihre Minute, unbeweglich übers sausende Blachfeld spähen sie. Gibt es hier noch Hautfarben, Parteien, Vaterländer? Es gibt die menschliche Gemeinschaft, gerissen in den Dreck und die Gemeinheit dieses Krieges; es gibt die gemeinsame Aufgabe, aus diesem Schlachthaus den Ausweg zu suchen, der Geordnete Gesellschaft heißt, sinnvolles Zusammenleben, Brüderlichkeit. Ein Feuer strömt aus den Seiten des Buches und füllt den Leser Bertin: Nie wieder! heißt es, und: In eine bessere Zeit! Und er spürt in dieser nächtlichen Stunde, daß Millionen und aber Millionen Menschen rund um die Erdkugel diesen Impuls gemeinsam tragen, eingehämmert mit dem Blutschlag: Nie wieder! Und: In eine bessere Zeit!“

Doch merkwürdig: Gegenüber dem selbstgestellten Programm bleibt der Grischa-Roman zurück. Zwischen Freud und Marx, zehn Jahre nach Kriegsende, bleibt der Zionist und linke Schriftsteller Arnold Zweig doch unentschlossen. Bereits der Titel des Romangesanges *Der große Krieg der weißen Männer* suggeriert eine fast historische Distanz, reserviert dem Autor eine fiktive Historikerrolle, fast die eines Archäologen — der Wortwert *Weiße Männer* evoziert ja nicht nur Las Casas, Westindien oder jedenfalls Ausrottung anderer Rassen und Völkerstämme, sondern nimmt auch eine mögliche späte Gerechtigkeit Andersfarbiger vorweg. Der Begriff minimalisiert auch, bekommt etwas Winnetouhaftes, Spielzeugcharakter. Dieses Historisieren, im sprachlichen Detail an vielen vorgeblichen Erinnerungsvokabeln wie „damals“ oder „... jener Physiker Einstein...“



ARNOLD ZWIG, gezeichnet von seiner Frau Beatrice Zweig, im November, kurz vor seinem Tod.

FRITZ J. RADDATZ

## Unentschlossen zwischen Freud und Marx

Zum Tode von Arnold Zweig

Es ist fast auf den Tag genau 33 Jahre her: Arnold Zweig, 81jährig, starb am 26. November 1968 in seinem Ostberliner Haus — Kurt Tucholsky starb am 21. Dezember 1935 im schwedischen Exil. Der damals 45jährige Tucholsky, nur drei Jahre jünger als sein Briefpartner, richtete einen seiner letzten Briefe an Arnold Zweig, jenes denkwürdige Dokument, über das Zweig wiederum in einem Brief an Sigmund Freud aus Haifa so betroffen berichtet und von dem er sagt: „Tucholsky ist an seiner Judenflucht gestorben, buchstäblich“, und in dem der große deutsche Polemiker so bittere Bilanz zieht: „Wer die Freiheit nicht im Blut hat, wer nicht fühlt, was das ist: Freiheit — der wird sie nie erringen. Wer das Getto als etwas von vornherein Gegebenes akzeptiert, der wird ewig darin verbleiben. Und hier und nur hier steckt das Versagen der gesamten deutschen Emigration, aus der ich keine Judenfrage machen möchte — hier ist ihre Schuld, ihre

Erbärmlichkeit, ihre Jämmerlichkeit. Das ist nichts. Das klingt nun so, wie wenn das gegen den gerichtet wäre, an den ich diesen Brief richte — aber mit Ihnen hat das nur sehr mittelbar zu tun. Ich klage vor Ihnen — ich belle Sie nicht an. Ich klage die Gesinnung der Juden an, und, viel weiter gehend, die Gesinnung der sogenannten ‚deutschen Linken‘, und hier darf das Wort *nebbich* angewandt werden. Man hat eine Niederlage erlitten, man ist so verprügelt worden, wie seit langer Zeit keine Partei, die alle Trümpele in der Hand hatte. Was ist nun zu tun? — Nun ist mit eiserner Energie Selbstkehr am Platze. Nun muß, auf die lächerliche Gefahr hin, daß das ausgebeutet wird, eine Selbstkritik vorgenommen werden, gegen die Schwefellauge Seifenwasser ist. Nun muß — ich auch! ich auch! — gesagt werden: Das haben wir falsch gemacht, und das und das — und hier haben wir versagt. Und nicht nur: Die andern haben... sondern: Wir alle haben.“

## Arnold Zweig gestorben

*ag Der Schriftsteller Arnold Zweig ist am Dienstag, 26. November, nach langer schwerer Krankheit im Alter von 81 Jahren in Ostberlin gestorben.*

Arnold Zweig wurde am 10. November 1887 in Großglogau geboren; sein Vater war Sattlermeister. Zweig studierte an den Universitäten Breslau, München, Berlin, Göttingen, Rostock und Tübingen. Nach dem Ersten Weltkrieg begann er seinen Weg als Schriftsteller; sein Werk umfaßt Novellen, Romane, Dramen und Essays. Mit dem Roman «Der Streit um den Sergeanten Grischa» (1927) errang er seinen ersten Erfolg.

Arnold Zweig, überzeugter Zionist, lebte während seiner Emigration in Palästina. Auf Betreiben des damaligen sowjetzonalen Kulturministers Johannes R. Becher übersiedelte er 1948 nach Ostberlin. Dort wurde er Mitglied des Präsidiums des kommunistischen Kulturbundes und später Präsident der Ostberliner Akademie der Künste. Zweig, Mitglied des PEN-Klubs, wurde vom SED-Regime vielfach geehrt; der Professorentitel und höchste Orden wurden ihm verliehen. Er war auch Träger des sowjetischen Lenin-Friedenspreises. Die letzten Jahre lebte er völlig vereinsamt.

*Neue Zürcher Zeitung Nr. 734*

*27. November 1968*



missionen und Mitgliedern das Recht auf Einzelinitiative ohnehin schon zu, doch wurde davon bis heute recht spärlich Gebrauch gemacht. Nun, da einige Superkluge entdeckt haben, dass sich mit diesem Instrument recht ausgiebig Vor-Wahlpropaganda betreiben lässt, scheint eine Regelung dieser Materie nicht mehr aufzuhalten zu sein.

### Der Butterberg schmilzt

Der dank den verschiedenen Verbilligungsaktionen steigende Butterabsatz und die infolge der geringeren Milcheinlieferungen rückläufige Butterfabrikation führten bereits zu einer erheblichen Abnahme des Butterberges.

Im Sommerhalbjahr 1968 war der Butterverbrauch um 5850 Tonnen oder 34,7 Prozent höher als im Vorjahr. Die Produktion von Vorzugsbutter in der Zeit von Mai bis Oktober 1968 war um 2660 Tonnen oder 16,4 Prozent kleiner als in der gleichen Zeitspanne des Vorjahres. Beides zusammen bewirkte bis anfangs November im Vergleich zum Vorjahr einen Rückgang der Buttervorräte von 10 690 auf 5420 Tonnen. In den beiden ersten Wochen des Monats November ging die Butterfabrikation sogar um über 40 Prozent zurück.

Trotz Mehrverkäufen sind dagegen die Käseinventare weiter angestiegen und betragen am 31. August 1968 total 19 355,5 Tonnen gegenüber 17 119 Tonnen vor Jahresfrist. Aus dieser Entwicklung ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, die Käsefabrikation überall dort einzuschränken, wo die Qualität den Anforderungen des Marktes nicht zu genügen vermag.

### † Arnold Zweig

spk. Im Alter von 81 Jahren ist in Ostberlin der Schriftsteller Arnold Zweig nach langer Krankheit und nahezu erblindet gestorben.

Der am 10. November 1887 in Glogau als Sohn eines Sattlermeisters geborene Zweig bekleidete in der Sowjetzone Deutschlands unter dem Ulbricht-Regime zahlreiche Ämter, obschon es falsch wäre, in ihm einen kommunistischen Agitator zu sehen. Er war einige Jahre lang Präsident der Sowjetzonenakademie der Künste und erhielt 1958 den Leninpreis, der ihm im Kreml überreicht wurde.

Zweig war zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft im Jahre 1933 aus Deutschland emigriert. Über die Tschechoslowakei und die Schweiz, England und Frankreich wanderte er nach Palästina aus und kehrte erst 1948 nach Deutschland zurück.

Zweigs Werk umfasst Romane, Novellen, Dramen und Essays. Es sei genannt der grosse Kriegsroman «Der Streit um den Sergeanten Grischa» (1927), der das Kernstück der vorerst auf acht Bände berechneten epischen Analyse der Zeit des Ersten Weltkrieges unter dem Gesamttitel «Der grosse Krieg der weissen Männer» bildet. Die Hauptgestalt ist der z.T. autobiographisch konzipierte Schriftsteller Werner Berlin. «Junge Frau von 1914» (1931) ist der zweite Band, der dritte trägt den Titel «Erziehung vor Verdun» (1935), weiter gehören noch zum Zyklus «Die

Feuerpause» (1954), «Einsetzung eines Königs» (1937 und 1949), «Die Zeit ist reif» (1958) und der unvollendete Abschlussband «Das Eis bricht».

Von den Werken Zweigs sind ferner zu erwähnen: Das Drama «Abigal und Nabal» (1913), die 1915 mit dem Kleistpreis ausgezeichnete umstrittene jüdische Tragödie «Ritualmord in Ungarn», «Das Beil von Wandsbeck» (1947; 1951 verfilmt) und «Der Traum ist teuer» (1962). Weiter schrieb Zweig zahlreiche Essays, z.B. über jüdische Fragen. Studien von Shakespeares bis Brecht und andere Essays erschienen 1959. Die Werke, die er seit Kriegsende 1945 schuf, erzielten keineswegs jene Wirkung, die seinen früheren Veröffentlichungen beschieden war. 1964 wurde sein bereits 1912 veröffentlichtes Frühwerk «Novellen und Claudia» neu herausgebracht. Zweig hat nicht nur ein umfangreiches episches und dramatisches Werk geschrieben, sondern auch eine Reihe vorzüglicher «Klassiker»-Ausgaben herausgegeben.

Neben Kleist, Büchner, Lessing steht überraschenderweise eine treffliche Oscar-Wilde Ausgabe.



Nov. 27, 1968

INTERNATIONAL HERALD TRIBUNE,

## Obituaries

# Arnold Zweig, Jewish Writer, Dies in East Berlin at 81

By Ellen Lentz

BERLIN, Nov. 26 (NYT).—Arnold Zweig, 81, the German Jewish novelist and playwright, died in East Berlin today. ADN, the East German press service, said the author had succumbed to a long illness.

Mr. Zweig won fame with his novel "Sergeant Grisha," the story of a Russian soldier in World War I. A cycle of novels, "The Great War of the White Men," also deals with the confrontations of European nations in that war.

The author, a Socialist, fled Germany in 1933 to escape Nazi persecution. Following short stays as a refugee in Czechoslovakia, Switzerland and France, Mr. Zweig settled in what was then Palestine in 1933.

Fifteen years later he left the country to come to East Germany at the invitation of the Communists. The regime bestowed high honors on him.

The East Germans in 1950 picked him as a member of parliament, the Volkskammer, and elected him as one of the East German members of the World Peace Council. Although he continued outwardly loyal to the regime, Mr. Zweig later retired from all his honorary posts, giving old age and failing health as the reason. He was almost blind in his latter years.

Last year he was involved in a heated controversy when West German papers reported he wanted to leave the country to protest East Germany's anti-Israeli stand in the Middle East conflict.

He publicly denied he had written to the Israeli Writers Association describing life in East Germany as "hell" and the West German newspapers were forced to retract their story.

One month later, on his 80th birthday last Nov. 10, Walter Ulbricht honored the author by presenting him with one of the country's highest awards, the Honorary Clasp, for service to the fatherland. In 1950 he had received the East German National Prize and in 1958 the Kremlin bestowed the Lenin Prize on him.

Mr. Zweig's critical attitude toward conditions in East Germany first became known in 1954 when he warned against the "erosion of freedom and leisure" that marked life in the Communist country. He said too much pressure was placed on the individual to make him conform to party politics.

The son of a saddle maker in Gross-Glogau, Silesia, Mr. Zweig was drafted into the German Army in World War I. This experience as a soldier later led to his novels about the war.

trip to Antarctica at 19, died yesterday at Arlington Hospital after a heart attack.

Dr. Siple made seven journeys to Antarctica, the first in 1928 as an assistant to Richard E. Byrd in the admiral's first polar expedition.

From 1955 to 1957 he headed the U.S. Antarctic program and served as scientific leader of the South Pole station for the International Geophysical Year.

## Staatsakt für Arnold Zweig

Eine ganze Seite unter der bekräftigenden Überschrift „Unser Arnold Zweig“ widmet das „Neue Deutschland“ dem am 26. November gestorbenen Schriftsteller. Den „Nestor der sozialistischen deutschen Literatur“ nennt der Nachruf des Zentralkomitees, des Staatsrates und des Ministerrates, „einen der größten Schriftsteller der deutschen Sprache im zwanzigsten Jahrhundert“, der sich „bis in die letzten Stunden seines reichen und sinn erfüllten Lebens als Staatsbürger der DDR bekannt“ habe.

Der ausführliche Nachruf, den Professor Heinz Kamnitzer für das „Neue Deutschland“ verfaßt hat, zeichnet den politischen Weg des jüdischen Handwerkersohns aus Schlesien zum Kommunismus nach und geht ausdrücklich auf die Auseinandersetzungen ein, die es vor einiger Zeit im Westen über distanzierende Äußerungen gegeben hat, die Arnold Zweig wegen der angeblich „antizionistischen“ Haltung der „DDR“-Regierung getan haben soll. Der Bildhauer Professor Fritz Cremer, der Chefredakteur von „Sinn und Form“, Professor Girnus, und der Intendant der „Komischen Oper“, Walter Felsenstein, haben Traueradressen im „Neuen Deutschland“ publiziert. Felsenstein schreibt: „Ich und alle meine langjährigen Mitarbeiter sind Arnold Zweig für seine innige und initiative Anteilnahme an der Entwicklung des Musiktheaters zu unsagbarem Dank verpflichtet. Er war in seinem Verständnis, in seiner Liebe und in seiner Kritik der für uns unentbehrlichste Premierenbesucher.“ — Zu Ehren Arnolds Zweigs wird ein Staatsakt vorbereitet. R. M.

*Frankfurter Allgemeine*

*Zeitung Nr. 277*

*28. November 1968*

## Zum Tode von Arnold Zweig

Der Schriftsteller und Präsident des PEN-Zentrums DDR, Arnold Zweig, ist im Alter von 81 Jahren in Ostberlin gestorben. Arnold Zweig, der jüngeren Generation Westdeutschlands fast nur noch dem Namen nach bekannt (eventuell als Verfasser der „Novellen um Claudia“ und des Romans „Der Streit um den Sergeanten Grischa“), gilt in der DDR als klassischer Romancier, dessen Hauptwerke, mit dem DDR-Nationalpreis und dem Lenin-Preis ausgezeichnet, zur Pflichtlektüre in den Schulen gehören.

Zweig, am 10. November 1887 in Groß-Glogau als Sohn eines jüdischen Sattlermeisters geboren, studierte Philosophie, Neuphilologie, Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte, war im Ersten Weltkrieg Armierungssoldat an der Westfront und in Serbien, später Schreiber beim Kriegspressequartier (in unmittelbarer Nähe des Stabes von Hindenburg und von Ludendorff, den er später in seinem Romanzyklus unter dem Namen „Schiefenzahn“ porträtierte) und wandte sich nach 1918 unter dem Eindruck des „großen Kriegs der weißen Männer“ ganz der Schriftstellerei zu, ja, man kann sagen, daß der Krieg ihn erst zum Schriftsteller gemacht hat. Zwar hatte Arnold Zweig schon 1915 für sein Drama „Ritualmord in Ungarn“ den Kleist-Preis erhalten und war mit seinen luxuriös subtilen, von Freud inspirierten „Novellen um Claudia“ rasch in Deutschland bekannt geworden, doch erst der aus dem Drama „Das Spiel um den Sergeanten Grischa“ hervorgegangene Grischa-Roman (1927) zeigte an, daß Zweig seine eigene Sprache und Thematik gefunden hatte.

Zweig machte es sich als Schriftsteller, der zugleich auch Historiker war, zur Aufgabe, die „Naturkatastrophe Krieg“ als Menschenwerk zu entlarven, als großes Geschäft und Begleitscheinung der imperialistischen Neuaufteilung der Weltmärkte. Der Grundstein dazu war sein in alle Welt Sprachen übersetzter Grischa-Roman, dem sich zyklisch anschlossen: „Junge Frau von 1914“ (1931), „Erziehung vor Verdun“ (1935) und neunzehn Jahre später — Zweig wanderte 1933 nach Haifa in Palästina aus —, „Die Feuerpause“ und 1958 „Die Zeit ist reif“. Als weiterer Band des Romanzyklus erschien 1933 die „Einsetzung eines Königs“, den Zweig 1949 in Neubearbeitung publizierte. Der letzte, den Zyklus abschließende Band unter dem Titel „Das Eis bricht“, in dem Zweig den notwendigen Ausbruch der Weltrevolution darstellen wollte, blieb unvollendet. Von den zahlreichen Büchern, die Zweig weiterhin verfaßte, seien noch der Roman „Das Beil von Wandsbeck“ (1947, 1951 verfilmt; eine Abrechnung mit dem Dritten Reich) und der Essay „Bilanz der deutschen Judenheit“ (1934, neu aufgelegt 1961) erwähnt.

Beim Rückblick auf das bewegte Leben dieses mit seinem Thema verwachsenen, in seinen Stilmitteln konventionellen Realisten, den Lukács tadelte und Brecht nicht lobte, fällt die Zickzacklinie in Zweigs geistiger Lebensbahn auf. Als Student zuerst George-, dann Husserl-, dann Freud-Anhänger, nach dem Kriege Zionist und Sozialdemokrat, dann, ab 1940 „marxistischer Sozialist“, allerdings ohne Dogma und im Grunde seines Herzens wohl auch trotzdem noch Zionist geblieben. Im Hinblick auf die Entwicklung dieses Schriftstellers, der sich oft getäuscht hat, oftmals in die Irre gegangen ist, der sich 1948 als Repräsentationsfigur in die DDR holen ließ — wobei Zweig durchaus an die Verwirklichung des Sozialismus im „ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat“ geglaubt haben mag und trotz der ihn bedrückenden schneidenden Eingriffe in die Freiheit des Geistes zu diesem Staat hielt, welcher ihm zur Heimat seines Alters wurde —, im Hinblick also auf diesen Lebensweg ist Arnold Zweig, der letzte aus der Generation Thomas und Heinrich Manns, eine epochale Gestalt, die bereits zu Lebzeiten Literaturgeschichte geworden war.

Manfred Grunert





Ein wenig bekanntes Foto: Arnold Zweig um 1928

Foto: DIE WELT

## Treuer Sohn des Bürgertums

Zum Tode Arnold Zweigs

Manche Schriftsteller sind so berühmt, daß sie unter ihrem Ruhm geradezu verschwinden. Jedes ihrer Worte wird sofort zur „öffentlichen Stellungnahme“, jeder ihrer Sätze zu „Nationalliteratur“. Es bleibt ihnen gar nichts anderes übrig, als jenes Klischee auszufüllen, das die Zeitgenossen — oft genug allzu absichtsvoll — von ihnen anfertigen.

Unter solchem Zwang stand auch Arnold Zweig, der am Dienstag verstorbenen Ostberliner Nationalpreisträger und Ehrenpräsident der Deutschen Akademie der Künste. Das Klischee, das man von ihm anfertigte, enthielt den „bürgerlichen Humanisten“, der sich nach dem zweiten Weltkrieg „aus tiefer Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Geschichte“ für den „ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat“ entschieden habe. Dieses Klischee wurde so oft vorgezeigt, daß man es zuletzt tatsächlich mit Zweig verwechseln konnte, zumal dieser selbst nichts tat, um ihm zu entgehen. Vielleicht schmeichelte ihm der laute Ruhm. Vielleicht hoffte er auf die korrigierende Kraft seiner Bücher.

Nun, da der Tod den Einundachtzigjährigen aller Politik enthoben hat, wird der laute Ruhm schnell vergehen. Jetzt können nur noch Zweigs Bücher sprechen, und das heißt er selbst. Künftige Leser werden unter Umständen gar nicht mehr erfahren, daß der Dichter die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in der „Deutschen Demokratischen Republik“ wohnte, denn es gibt kein einziges Werk, das das Leben dort zum Inhalt hätte oder auch nur von ihm affiziert worden wäre. Von seinen Büchern her betrachtet, muß Zweig die Jahre 1948 bis 1968 wie in einem Kokon verbracht haben. Um ihn waren nach wie vor die Geister, die ihm in der Jugend einst begegneten und mit denen er weiter freundschaftlichen Umgang pflegte, obwohl sie doch vom Regime unter Zensur gestellt worden waren. Diese Geister hießen Husserl und Freud, Jugendstil, Phänomenologie, Psychoanalyse, Pazifismus, Zionismus... Zweig beschäftigte sich mit ihnen in einer merkwürdig statischen Weise: Er kümmerte sich kaum darum, was die letzten fünfzig Jahre aus ihnen gemacht hatten, er interessierte sich nicht für die neuesten Fortschritte der Psychosomatik oder für die aktuellen Metamorphosen des Zionismus, er hielt sich die Gefährten seiner Jugend jung.

\*

Er muß die Zeit um 1910 mit seiner Intensität des Aufnehmens und Sichverwurzelns erlebt haben wie wohl wenige nur. Dafür spricht auch, daß ihm dann mehr zusammenbrach als nur eine beliebige Epoche. Dafür spricht, daß das erste Werk, mit dem er bekannt wurde, die „Novellen um Claudia“, von 1912, so etwas wie ein Schlüsselbuch der Zeit werden konnte. Das präventiv verschrobene dieser „Novellen“, der Schwübe von psychoanalytischen Ängsten gelagte Eros darin verraten mehr über das Wesen des Jugendstils als die gelehrteste Analyse.

Nach dem „Großen Krieg der Weißen Männer“ 1914—1918 teilt der junge Arnold Zweig zunächst die Leidenschaften und Stürme seiner Generation. Diese junge Frontgeneration ist extrovertiert bis zum Exzeß, sie ist erbarungslos gegen sich und andere, sie schreit nach Fahnen und Feldzeichen, sie will eine „Weltanschauung“. Arnold Zweig macht den Zionismus zu seinem Feldgeschrei. Er tritt in seine journalistische Periode, er wird zum flammenden Propagandisten, seine zionistischen Aufsätze (etwa der zu dem Mord an Rathenau, der in der „Weltbühne“ erschien) lodern, gehen aufs Ganze. Erst ein längerer Aufenthalt in Palästina und die intensive Beschäftigung mit den dortigen Problemen wecken ihn aus mancherlei Illusionen. Er findet zum Liberalismus zurück, gleichzeitig erhält der Liberalismus bei ihm nun ausgesprochen sozialistische Züge.

Es ist die Zeit der „neuen Sachlichkeit“ am Ende der zwanziger Jahre. Der Schock des Krieges ist überwunden. Die Welle der „sachlichen“, desillusionierenden Kriegsbücher hebt an, in Deutschland, Frankreich, England. Zweig schreibt sein Jahrhundertbuch, den „Streit um den Sergeanten Grischa“.

\*

Über dieses Buch ist schon unendlich viel publiziert worden, aber noch keiner hat die Ursachen der bemerkenswerten stilistischen Kontinuität, die der „Grischa“ trotz seiner Neuartigkeit zu den früheren Werken hält, aufgedeckt: seinen phänomenologischen Duktus, die „Wesensschau“, die er bei aller realistischen Detailtreue betreibt, den Blick gleichsam auf das Knochengerüst des Krieges und die schwerfällige, polypenhaft verzweigte Kriegsmaschinerie. Keine Parteilnahme Zweigs für diese oder jene Figur des Romans kann darüber hinwegtäuschen, daß der „Grischa“ kein „Anliegen“ hat, daß er sich selbst genügt, daß er ganz und gar Form ist, zweifellos ein Gipfel der neueren deutschen Literatur.

Daß sich nach einem solchen Gipfel die Kurve der Zweigschen Dichtung abschwächen mußte, versteht sich fast von selbst. Aber es war doch ungewöhnlich und ist nicht mit formalen Gründen erklärbar, daß Zweig nach dem „Grischa“ nicht mehr von dem dort angeschlagenen Thema loskam. Kriegsbuch folgte nun auf Kriegsbuch, und obwohl das Ganze einen „Zyklus“ ergeben sollte, wurde allmählich klar, daß Zweig immer wieder das gleiche Buch schrieb. Daraus ließ sich ablesen, daß ihn der Krieg an den Wurzeln seiner Existenz getroffen und unheilbar verwundet hatte. Der Krieg hatte ihm eine Welt geraubt, die im Grunde die einzige Welt war, in der er leben konnte: die geborgene Welt des europäischen Bürgertums vor 1914.

Wir glauben, daß dies das Geheimnis Arnold Zweigs gewesen ist, das Geheimnis seines Kokondaseins in den letzten zwanzig Jahren und das Geheimnis seines Scheiterns in solchen späten Büchern wie „Das Beil von Wandsbek“ oder „Traum ist teuer“. Dieser Schriftsteller war einer der treuesten Söhne des deutschen Bürgertums, und er weigerte sich, den Spruch der Zeit anzunehmen, die über den „jungen Mann von 1914“ hinweggegangen war.

Günter Zehm



WALTER A. BERENDSOHN

## „Traum ist teuer“

Der neue Roman Arnold Zweigs

Während Bertold Brecht auf fast allen Bühnen des Abendlandes gespielt wird, ist es um seinen am 10. November 1962 75 Jahre alt gewordenen Genossen Arnold Zweig recht still geworden, obwohl er der „alten Garde“ angehört und doch wohl einer der bedeutendsten lebenden Romanciers deutscher Sprache ist. Schön als wir in München zusammen Germanistik studierten, war er der begabteste unter den Beiträgern zum Musenalmanach der Freien Studentenschaft. Mir widmete er Weihnachten 1908 einen bezaubernden Sonettenkranz mit dem Titel „Der Englische Garten“. Wenige Jahre später bedeuteten seine „Novellen um Claudia“ (1912) viel für die persönliche Kultur unserer Generation. Aber sein Hauptwerk ist doch der Romanzyklus um das Zeitalter des ersten Weltkrieges, eingeleitet 1927 mit dem „Streit um den Sergeant Grischa“, der jetzt sieben Bände umfasst, während der abschliessende achte noch zu erwarten ist. Diese Romane stellen das einzige deutsche Werk dar, das ebenbürtig neben den grossen französischen Romanzyklen steht, die ein ganzes Zeitalter charakterisieren. Die Münchener Epoche hat Zweig in „Versunkene Tage“ (1937) geschildert, und diese unsere völlig unpolitische Welt, der Literatur und der Kunst zugewandt, bei ihm durch Zionismus, bei mir durch soziale Interessen ergänzt, noch einmal lebendig gemacht. Inzwischen ist der Aesthet Zweig zu einem scharfäugigen, geschulten Gesellschaftskritiker gereift, der nicht redet, sondern seine Einsicht hineingestaltet in eine psychologisch vertiefte Schilderung der Menschenschicksale im Rahmen der Landschaften, der Milieus und der grossen internationalen Zusammenhänge, die in Uebersichten und Gesprächen immer wieder durchleuchtet werden.

Schon in seinem in Hamburg spielenden Roman „Das Beil von Wandsbeck“ (1947) schilderte Zweig einen Kleinbürger, der sich in der Zeit des Dritten Reichs als Henker verdingt und sich am Ende selber erhängt, um an diesem Fall das ganze Naziunwesen von innen zu erhellen. In seinem soeben erschienenen neuen Roman „Traum ist teuer“ (Aufbau-Verlag, Berlin 1962) aber lässt er die weit ausgreifende Erzählerkunst des grossen Romanwerks von neuem spielen, ja, er gibt über Struktur und Stil hinaus auch noch verwandte Züge des Gehalts. Es ist zwar nicht mehr der Armierungssoldat und spätere Gerichtsschreiber Bertin, der

den Dichter handelnd und redend vertritt, sondern jetzt berichtet in der Ich-Erzählung der Lazarettgehilfe Dick Cardhouse (eigentlich der Oberarzt und Psychoanalytiker Richard Karthaus) vom Ausbruch des Dritten Reichs und, nach einem Sprung von 9 Jahren, vom Krieg in Nordafrika. Zweig mischt wiederum Dichtung und Wahrheit und lässt in seinem Stellvertreter viel Autobiographisches erkennen. Mit offenen Sinnen und bewegter Seele gibt er die persönlichsten Erinnerungen preis, freimütig, frisch und warmherzig. Die Mittelmeerfahrt ostwärts auf einem japanischen Turbinendampfer ruft eine bezaubernd reiche Hymne hervor. Auf Palästina, 1933 das Ziel des Zionisten, fallen im letzten Teil einige Streiflichter; Zweig hat es 1932 in seinem Roman „Der Vriendt kehrt heim“ grosszügiger geschildert. Die Wahl des Ausschnitts aus dem zweiten Weltkriege liefert ungeheure Spannungen. Im Herbst 1942 reichte die Schreckensherrschaft Hitlers vom Nordkap bis zur kretischen Küste und vom Atlantik bis vor Moskau und Stalingrad. Dann kam die grosse Wende mit der Schlacht von El Alamein an der ägyptischen Westgrenze, der Vernichtung einer ganzen Armee vor Stalingrad und der Landung der Amerikaner in Marokko. In dieses breite Stück vom Teppich Weltgeschichte wird nun wieder ein Kriegsgerichtsfall wie im Grischaroman eingewebt. Sergeant George Noel Gordon Kephaldes ist ein griechischer Freiheitskämpfer, der einen griechischen Offizier ohrfeigt und deshalb zum Tode verurteilt werden soll. Da er aber bei einem Unfall eine schwere Gehirnerschütterung erlitten hat, kann ihn der Nervenarzt Karthaus als zeitweilig unzurechnungsfähig eventuell retten. Aus der Analyse des Kranken wird ein grosser prachtvoller Traum eingefügt und gedeutet. Zweig huldigt hier dem von ihm stets verehrten Sigmund Freud. Aber die Lösung der recht verwickelten Handlung geschieht, überraschend, auf völlig andere Weise. Sich kreuzende erotische Beziehungen des Erzählers und des schönen Griechen zu zwei Frauen erwärmen und beleben den Roman, der in das kriegerische Geschehen verflochten ist.

Zweig ist ein enragierter Erzähler, leidenschaftlicher Antifaschist von Anbeginn, und er macht aus seiner Sympathie für die gegen Hitler kämpfende Sowjetunion kein Hehl. Man erlebt, wie er und viele seiner Freunde allmählich angesichts der

fürchterlichen Untaten der Faschisten aller Art zum Kommunismus geführt werden, während die Diktatur in den kommunistischen Ländern andere Menschen ins faschistische Lager treibt, was die Antithetik der Weltgeschichte in unserem Zeitalter anschaulich macht.

Aber wie immer man zu Zweigs Haltung gegenüber dem Weltgeschehen stehen mag, seine Romane, in denen er Einzelschicksale in Völker- und Massenschicksale einbettet, sind zukunftssträchtiger

und dauerhafter als die Massenware rein individualistischer Dichtungen. Ihre Sprache zeugt von eindringlicher geistiger Arbeit und hoher dichterischer Begabung; sie ist in allen Schilderungen und allen Gesprächen gedanken-, assoziations- und bilderreich und von ironischen Lichtern überspielt, sodass das Werk trotz seiner Beladenheit mit schwerem Geschehen von Zeit zu Zeit ein erheitertes Lächeln hervorruft, wie es nur die „alte Garde“ der grossen Romanciers mit ihrer Erzählerkunst schaffen kann.

Aus dem oben von Prof. Walter A. Berendsohn besprochenen neuesten Roman „Traum ist teuer“ veröffentlichen wir nachstehend einen in Paris im Mai 1933 spielenden Auszug:

Mit unwahrscheinlicher Deutlichkeit entsinne ich mich jenes windigen und doch strahlenden, vom Regen immer wieder durchsprühten Pariser Frühlings, während dessen mich all die kleinen Leute im Quartier, die mich von früher her kannten, angstvoll fragten: „Hitler, c'est la guerre, n'est-ce pas, Monsieur?“, indes die reichen, besser situierten Pariser Freunde weit weniger Unruhe zeigten, und einer der klügsten von ihnen, freilich ein Bankier, sogar die Wiederkehr einer reichlich spendenden, allgemein auflockernden Zeit liberalen Aufschwungs erwartete wie unter der Königin Viktoria. Wunder der Technik! Wunder unserer mit Räumen und Zeiten spielenden Welt! Da sass ich mit meiner Frau Hella wieder einmal in dem auf die Champs Elysées vorgeschobenen Strassencafé, das sich nach rückwärts in ein wirkliches verwandelte, wir tranken unseren Aperitif, rauchten unsere Zigaretten und genossen dieses nüchterne, wirklichkeitsfrohe, weniger von den Autos als den Menschen bestimmte Strassenbild in hellem Grau und Himmelblau, das mit soviel Sinn für Mass und Gerechtigkeit durch die Krise Europas hindurchgesteuert zu werden schien. Wie gut verstand man von hier aus die grossen Maler, die man Impressionisten nannte, diese Verklärer und Deuter von Stadtscenen, Menschengewimmel, jungen Frauen!

Meine Frau Hella war hübscher als je, in rotblond und braun, die blitzend klugen Augen, dank grosser Pupillen fast schwarz, beständig durch eine schräge Falte getrennt, die sich von der Wurzel ihres Näschens nach der Stirn zu zeichnete, einer niederen, schöngeformten, von tadellosem Haaransatz begrenzten Stirn. Sie wurde rundlich und kämpfte dagegen mit der Entschlossenheit einer Berlinerin und jenem Schuss Humor, der sie von allen mir bekannten Frauen unterschied.

„Ich begreife nicht, warum ich dicker werde, mir ein neues Kostüm anmassen lassen musste, in meiner eigenen Schneiderei. Meine männliche Direktrice, schwul gottlob, wie so viele von ihnen, der vortreffliche Hans Lurich: ‚Mehr laufen, gnädige Frau, weniger Auto, weniger Kuchen, keinen Schlagrahm! Stehen doch nicht auf der Bühne und singen. Die werden dick, hab ich gelesen, bloss vom Singen.‘ Was sagst du dazu? Beeinflussen Kehlkopf-, Nasen- und Siebbeinnerven wirklich die innere Sekretion und verwandeln alle Soprane in Brunhilden? Viele Tenöre schwabbeln doch nur so von Fett.“

Ich lachte, weil sie das, die ge-

borene Japhet aus der Wallnertheaterstrasse, mit einer so berlinerischen Spitzüberei vorbrachte, gleichsam alle dabei verulkend, die Wissenschaftler, die Sänger und sich selbst. Wir hatten schon mehrere, überaus erfrischende Pariser Aufenthalte miteinander verbracht, denn Hella schwor auf die französische Haute Couture wie ihre ganze Familie auf die wohltätigen Einflüsse von Frankreichs Politik.

„Mein Teurer“, sagte sie und bewegte ihre Hand, an der mir zum erstenmal die Ringe auffielen, die sie angesteckt — alle, die sie besass! Hella, am Vormittag mit Brillanten! „Mein Teurer...“ Dann bemerkte sie meinen Blick. „Angelika Balabanoff — du weisst, wer das ist? — hat mir durch unsere zuverlässige Nachbarin dringend anraten lassen, all meinen Schmuck herauszuschaffen, von dem ich ihr vor zwei Jahren, als ich hier zu tun hatte, vorschwatze. Sie wisse, was Faschismus ist, hatte sie mir immer wieder versichert, und wir in Deutschland würden es auch noch erfahren. Im Frühling 31 durfte man darüber noch lachen. Diesmal tat ich den ganzen Kram in meine Handtasche und werde ihn hier deponieren. Bevor ich aufs Schiff gehen, komme ich noch einmal durch Paris. Uebrigens traf ich deinen Freund Leo Schurmann in der hall des Montmorency, und als er sich ebenso wunderte wie du jetzt, bot er mir in seinem Safe ein Eckchen an. Leute wie er haben an vielen Stellen der Welt gemietete Geldschrankfächer. Zugleich soll ich dir seine Einladung vermitteln, mit ihm morgen nachmittag Tee zu trinken. Dann bin ich schon auf dem Weg nach Berlin.“

„Es trifft sich wirklich glücklich, dass gewisse Gewerbe in allen Grossstädten der Welt Rastplätze brauchen wie unsere Zugvögel, die Schwalben und Störche. Natürlich werde ich mit Schurmann morgen nachmittag im ‚Montmorency‘ plaudern und rauchen. Es ist ja ein vortreffliches Hotel, und sein Ausblick auf den Trocadero macht immer Spass.“

„Zufällig bescherte uns das Hotel Zimmer recht nahe beieinander — den Ausblick aus dem Fenster teile ich also, und die Pariser Zeitungsjungen hört man durch die geschlossenen Scheiben den ‚Figaro‘ ausrufen“, lachte sie, „und die ‚Humanité‘.“

In friedlicheren Zeiten hätte ich diesen Zufall kaum ohne Verdacht hingenommen — Zimmer in einem Pariser Hotel nahe beieinander! Im Mai 33 aber ward unser Inneres von

(Fortsetzung S. 4)



## Nebenbei...

Wenn nicht alles trägt, werden sich unsere Gerichte demnächst wieder einmal mit Problemen öffentlicher Moral zu beschäftigen haben, wobei es sich diesmal um den Begriff der *Bestechung* handeln wird. Die Definition ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. In einem Prozess, der kürzlich in England stattfand, handelte es sich um die Frage, ob der sogenannte „fixers discount“ Bestechung sei. Während der Verhandlung stellte sich nämlich heraus, dass gewisse Geschäfte dem Handwerker, der ihnen eine Bestellung bringt, eine „Einführungskommission“ bezahlen, die naturgemäss in irgendeiner Form in die Rechnung einkalkuliert werden muss. Der Richter, der diese Praxis aufs schärfste verurteilte, bediente sich eines bekannten Shakespeare-Zitats, indem er sagte, eine Rose rieche unter einem anderen Namen genau so süss.

Es ist allgemein bekannt, dass auch bei uns ähnliche Praktiken gang und gäbe sind, und zwar nicht nur bei Handwerkern, sondern auch bei Angehörigen anderer Berufe, mit dem Ergebnis, dass der „Fixer“ sowohl von seinem Auftraggeber wie von dem Lieferanten bezahlt wird. Es scheint, dass es sogar Banken gibt, die für die Zuweisung von Kunden eine Kommission bezahlen. Es wäre zu begrüssen, wenn bei gegebener Gelegenheit vom Richter aus all diese Aeusserungen der Geschäftsmoral durchleuchtet würden.

..

Die allgemeine Entrüstung über die Vernichtung vieler Tonnen von *Bananen* wird hoffentlich den Minister für Landwirtschaft davon überzeugt haben, dass seine

in der Knesset am 21. Januar geprägte Formel: „Wenn wir nicht wollen, dass die Bananen den Landwirt begraben, so müssen wir den Landwirt die Bananen begraben lassen“ zwar stilistisch recht elegant ist, im übrigen aber von einem beklagenswerten Tiefstand sozialer Denkweise zeugt. Da *Mosche Dajan* Sozialist ist, sollte er aus der Geschichte seiner Bewegung wissen, dass einer der bedeutendsten ihrer Väter genau das Gegenteil predigte. Als nämlich *Francois Fourier*, der in seiner Jugend für eine Lebensmittelfirma arbeitete, in Marseille ansehen musste, wie aus den gleichen Gründen, die heute im Jordantal zur Geltung kamen, grosse Quantitäten von Reis vernichtet wurden, erwachte sein soziales Gewissen, und er wurde zu einem der grossen französischen Pioniere des modernen Sozialismus.

..

„Im Jahr 2002 werden wir den sprechenden Robot haben“, schreibt Isaac Asimov in einer seiner Science Fiction-Geschichten. Inzwischen sind wir Zeugen der zweiten *technischen Revolution* (die erste begann mit der Dampfmaschine), die bereits im Computer und anderen elektronischen Apparaten unheimliche Formen angenommen hat. Ein gewisser Trost mag darin zu finden sein, dass diese Vorläufer des Ersatzmenschen nicht unfehlbar sind. Zwei Beispiele hierfür sind kürzlich bekannt geworden, und in beiden Fällen handelt es sich um *Uebersetzungsmaschinen*. Im einen Fall hatte der Computer das Sprichwort „Out of sight, out of mind“, („Aus den Augen, aus dem Sinn“) zu übersetzen; zur Kontrolle wurde eine Rückübertragung vorgenommen, bei der sich ergab, dass der erste Teil des Sprichworts in der Uebersetzung das eine Wort „invisible“ und im zweiten Teil („out of mind“) das

Wort „Idiot“ ergeben hatte.

Der zweite Fall ist noch amüsanter, weil er die Maschine in einem durchaus sympathischen Licht erscheinen lässt; sie versagte nämlich, als ihr die Aufgabe gestellt wurde, den Satz „we are eating apples“ zu übersetzen. Da dieser Satz zwei Bedeutungen haben kann („wir essen Aepfel“ und „wir sind Essäpfel“) konnte sich die arme Maschine nicht entschliessen und verweigerte den Dienst. Unsere berufsmässigen Uebersetzer werden also vorläufig nicht brotlos werden.

..

Da wir uns gerade im englischen Sprachgebiet bewegen, muss der Schreiber dieser Zeilen gestehen, dass er dieser Tage durch zwei *Ueberschriften* in einer Zeitung irreführt wurde. Die eine lautete „*Henry VII faces difficult task*“ und schien einen historischen Artikel zu versprechen; die andere, „*No stopping the Rabbi*“, war begrifflicherweise noch aufregender. Leider musste ich feststellen, dass es sich in beiden Fällen um die Namen von Rennpferden handelte.

Nur gute Kenner des Englischen werden die folgende Anekdote voll würdigen können, der ich für die mit der Topographie Londons nicht Vertrauten vorausschicken muss, dass der berühmteste Sportplatz der Stadt „*Lords*“ heisst und sich in St. John's Wood Road befindet. Ein Passant fragte auf dieser Strasse einen Herrn: „Können Sie mir vielleicht sagen, wo die grosse liberale Synagoge ist?“ Die Antwort war: „It's in this Road, but not on the Lord's side.“

..

In einer langen *Spendenliste* des englischen Komitees der internationalen „*Freedom from Hunger Campaign*“ steht an erster Stelle der Grundstücksmillionär Harold Samuel mit £ 50,000

und an letzter Stelle Sir Winston Churchill mit £ 25. Ein vielsagendes Beispiel der sozialen Umgestaltung in unserer „*affluent society*“.

..

Zwei Todesanzeigen führen uns zurück in die Welt von einst, in der, wie gerade jetzt Frederick Brunner in einem ausgezeichneten Artikel in der Siegfried Moses gewidmeten Festschrift „*In Zwei Welten*“ dargetan hat, *jüdische Bankhäuser* in Deutschland ihre Blütezeit hatten und nicht wenige von ihnen, wie er es ausdrückt, ihre völkerverbindende Tätigkeit ausüben konnten. Die eine der Anzeigen betraf den Tod des *Sir Gerard d'Erlanger*, früheren Vorsitzenden der englischen Luftfahrtgesellschaft B.O.A.C. und Abkömmling der von Raphael Erlanger, einem früheren Angestellten und späteren Konkurrenten der Rothschilds in Frankfurt a/M. gegründeten Bankfirma Erlanger und Söhne, die späterhin Filialen in Paris und London errichtete. Die andere Anzeige berichtet, dass der mit Lena Frein von Richthofen verheiratete *Eberhard Freiherr von Oppenheim* verschieden ist, dessen Stammvater im Jahr 1789 die Bankfirma Sal. Oppenheim in Köln gründete. Beide waren wohl schon in der dritten Generation getauft.

Aus der jüdischen Vergangenheit der Oppenheims stammt eine nette Anekdote. Eines Tages wollte ein in Antwerpen ansässiger Geschäftsfreund namens Cohen bei Oppenheim vorsprechen, traf ihn aber nicht an und hinterliess eine Karte, in der sein Name als *C. d'Anvers* erschien; Oppenheim, nicht faul, sandte ihm sofort eine Karte ins Hotel mit der Aufschrift *O. de Cologne*.

*Interim*

## Aus Arnold Zweigs Roman

(Schluss von S. 3)

so viel gewichtigeren Problemen bewegt, dass sich Zufälle ununterbrochen abspielten, ohne irgend Aufmerksamkeit zu erregen. Und erst zwei Jahre später brach meine Jeanne, jetzt Hannah, das Schweigen von Frau zu Frau: ohne dass ich das geringste hätte merken können, da ich ja jeden Tag ganze Folgen von Stunden ausserhalb meiner Wohnung arbeitete...

Ein intimes Gespinnst von Liebesbeziehungen hatte sich zwischen Schurmann und meiner Hella gewoben, seit Jahren! Darum hatte mich Schurmann auf den Major Repke aufmerksam gemacht, mich beim Anlegen von Ersparnissen beraten; darum auch fuhren sie mit dem gleichen Ozeanlesen den westlichen Kontinenten zu, sehr zur Freude von Bob und Rudi, die an Bord des Schiffes ein Schwimmbassin genossen, wie sie mir später schrieben. Und unsereiner, als Psycholog, vertraut mit den Geständnissen von Patienten, sieht nichts von seiner nächsten Umgebung,

hört nichts, wittert nichts, strahlt Zuversicht aus, Lebenskenntnis, Weisheit. Und Jeanne hatte geschwiegen, weil unser beider Beziehung zueinander eben der Schonung bedurfte, die sie ja auch fand.

„Hella“, fragte ich, den Blick in ihre Augen gesenkt, „du willst mich also wirklich...“

„Nicht nach Palästina begleiten. Wir haben es uns angesehen, noch als Herr Stresemann das Heft in der Hand zu haben schien, wir waren einer Meinung darüber, dass es für die Juden eine Notwendigkeit sei und Absage an das Ghetto, dass wir aber, weder Landarbeiter noch Kleinstädter, dort nicht leben könnten. Diese Erkenntnis kann weder Herr Hitler noch Herr Goebbels umstürzen. Bleibst du also dabei...“

„Ich habe nie zu den Leuten gehört, die heimlich Wein tranken und öffentlich Wasser predigten. Einmal ein Zionist, immer ein Zionist.“

„Und ausserdem“, fuhr Hella unbeeindruckt fort, „lernten wir das Land damals unter der Touristenperspektive kennen — Dame im Abendkleid, Kriegsbemalung, gros-

se Aufmachung. Inzwischen hat mich mehrfach Herr Hillelsohn besucht, den wir früher im hebräischen Verlagsleben unseres Berlin unterstützten, und aus seinen Schwärmereien einer schönen nationalistischen Seele fügte ich den Umrissen von damals Farbe hinzu. Alle Nationalisten sind einander gleich, alle Nationalsozialisten auch. Damals sahen wir mit Vergnügen den frischen mitteleuropäischen Geist im jüdischen Schulwerk Palästinas. Heute strebt man, beteuert der einstige Weissrusse Hillelsohn, danach, Platon und Aristoteles durch krausen Rabbismus zu ersetzen, die griechische Antike und Philosophie durch die jüdische, jene Mittelmeer-Antike durch „unsere“. Das kennen wir — klingt prachtvoll; aber was kommt dabei heraus? Zurück ins Ghetto. Mich könnten sie damit nur belustigen, unseren Jungen aber würden sie die Hölle als tägliche Umwelt bescheren! Und da wir sie ohnehin in ein schwieriges Leben hineingeboren haben, unsere beiden Bürschchen, wollen wir den Blick auf sie nicht ausser acht lassen. Ich gehe mit ihnen zu Theo nach Ottava. Eng-

lisch und Französisch zu lernen bedeutet Gewinn und wenig Schwierigkeit, und das Land da drüben hat soviel Platz und soviel Zukunft...“

„Auch für jüdische Jungen?“ konnte ich mich nicht enthalten einzuwerfen.

„Wird auf sie ankommen“, entgegnete Hella unerbittlich. „Du weisst ja, mir liegt mehr an der menschlichen Substanz als an der stammestümlichen. So hat es schon mein Grossvater gehalten, von Papa gar nicht zu reden. Wie oft einigte er sich mit Paul Singer und Eduard Bernstein darüber, dass es für die Juden nur ein Heil gäbe: im Sozialismus aufzuschmelzen.“

## WOHNUNGEN

Kauf — Schlüsselgeld,  
Monatsmiete — Büros,  
Läden

Münz, Elenberg & Co.  
Tel-Aviv,  
Jawne Str. 34,  
Tel. 62514.





ERICH GOTTGETREU

# Der „Fall“ und der Fall von Arnold Zweig

## Zum 80. Geburtstag am 10. November 1967

Die im „MB“ vom 13. Oktober von „Madrich“ ausgesprochene Ansicht über die „dubiose Art des Journalismus“, die Arnold Zweig die Autorschaft an einem von ihm nie geschriebenen Brief zuschob, wird jeder anständige Mensch teilen: es steht fest, dass Zweig kein Schreiben an Haifaer Freunde richtete, in dem er das Leben in der DDR als Hölle bezeichnet und sich um die erneute Niederlassung in Israel beworben hat. Es besteht kein Anlass an seinem Dementi zu zweifeln — nicht einmal für die höchsten Stellen der DDR, und zum Beweise seines persönlichen Vertrauens überreichte Präsident Ulbricht am 7. Oktober dem Schriftsteller den „Orden für Dienste am Vaterland“ — eine der höchsten Auszeichnungen, die die DDR zu verleihen hat.

Bei der Diskussion über den Fall und bei Erörterung, ob Zweig — seit Jahren überzeugter Kommunist und prinzipieller DDR-Patriot — psychologisch überhaupt einer Rückkehr zum Zionismus seiner früheren Jahre und nach Israel fähig wäre, wurden zwei seiner Briefe aus dem Jahre 1960 an den Verleger Joseph Melzer zitiert. In ihnen, betont er u.a., dass er bei aller Anerkennung für „das Fortschrittliche und die grosse Leistung der Israel“ eben doch sagen müsse, dass sie „als arbeitende Nation ihre Aufgabe im Mittleren Osten nicht richtig erkannten und einen falschen Nationalismus einem vernünftigen bi-nationalen Staat vorzogen.“ Nun, man braucht diese Auffassung nicht zu teilen, muss sie aber als Meinung respektieren; ungefähr so sagt das eine Gruppe von Bi-Nationalisten in verschiedenen unserer Parteien und Vereinigungen auch, nur mit ein wenig anderen Worten.

Was uns aber aufrichtig schmerzt, ist, dass man's „vor Tische“ ganz anders las und mit „vor Tische“ ist hier nicht die Zeit bis in die Mitte der dreissiger Jahre gemeint, in der Arnold Zweig ein prononcierter zionistischer Schriftsteller in deutscher Sprache war — bis er sich in Haifa niederliess und, für ihn, die grosse Desillusion begann. Gemeint ist die Zeit nach seiner im Jahre 1948 erfolgten Rückkehr nach Ost-Berlin, wo er schon zwei Jahre später den Nationalpreis der DDR erhielt und zum Präsidenten der (Ost-)Deutschen Akademie der Künste gewählt wurde — Ehrungen, die eine weitere Steigerung erfuhren, als man ihn zum Ehrendoktor der Karl-Marx-Universität in Leipzig ernannte, und er schliesslich, 1958, den Internationalen Lenin-Friedenspreis erhielt. Heute, als fast Achtzigjähriger und über den ganzen Ostblock hin gefeierter antifaschistischer Autor äussert sich Zweig wieder mit einem Quentchen Unabhängigkeit und hat sich sogar geweigert, zusammen mit zwei anderen DDR-Intellektuellen, nach Beendigung des Sechstagekrieges im Juni einen der ostüblichen Anti-Israelforderungen zu unterzeichnen, aber in jenen fünfziger Jahren schrieb er auf eine Weise „ad usum delphini“ und unter seinem Niveau, dass wir uns nur für ihn schämen können — wenn er es selbst, rückblickend, nicht tun sollte. Am lächerlichsten waren seine moskau-byzantinischen Anstrengungen, als kremlwürdiger Stalinist zu erscheinen, am peinlichsten seine

Bemühungen, die Wahrheit seines eigenen Lebenslaufs zu „verdichten“, um sein Judentum als unerheblich, seinen früheren Zionismus als Jugendirrtum darzustellen. Gibt es für diese Charakterschwäche mildernde Umstände? Hätte Zweig nicht auch überlebt, physisch und literarisch, wenn er sich wenigstens in einigen entscheidenden Momenten die Reserve des Schweigens auferlegt hätte — wie Ilja Ehrenburg?

Es sei hier nur an einem Beispiel erläutert, wie subjektiv Zweig in der Darstellung seiner eigenen Vergangenheit in jener Periode seines Niedergangs wurde — ich meine seinen „Lebensabriss“, den er im Jahre 1955 geschrieben hat und der ein Jahr später in dem im Greifenverlag (Rudolstadt) aufgenommenen Essai-Band „Früchtekorb“ aufgenommen wurde. Zweig beginnt diese Autobiographie mit der Feststellung, dass seine „Ahnen zwischen 1740 und 1756 der preussischen Monarchie einverleibt wurden und also aufhörten, der jungen Maria Theresia Untertanen zu sein, als Friedrich II. auch die Kreise Lublinitz und Rosenberg annekterte, ihren kulturellen Zusammenhang mit der mährischen Landschaft beendend“. Kein Wort davon, dass diese väterlichen Ahnen Juden waren... und über den Vater selbst heisst es nur: „Mein Vater, Handwerker wie seine Brüder, war der erste unserer Reihe, der sich in einer Stadt niederliess, der Festung Glogau in Niederschlesien; dort kam ich zur Welt.“

Nun über die Mutter: „Meine Mutter, Bianca Spandow, besass noch Visitenkarten ihres Vaters, die ‚Arnold van Spandow‘ lauteten; nach ihm wurde ich genannt. Er war ein Mann, der das Herumschweifen, das Angeln und Träumen an dem Fluss der Oder mehr liebte als nützliche Beschäftigung, die er seiner Frau überliess; sie ihrerseits entstammte einer alteingesessenen Familie jener Glogauer Judenschaft, welche von sich zu rühmen pflegte, dass sie aus ihrer Stadt niemals ausgetrieben worden sei, und die inzwischen vollkommen zugrundegegangen ist, fünf Jahre vor der völligen Vernichtung, mit der die kleine Festung ihre Verteidigung durch die längst besiegte Hitlerwehrmacht bezahlen musste.“ — Auch das ist nun eine sehr merkwürdige Beleuchtung der Familiengeschichte. Zwar wird von der Mutter gesagt, dass sie der Glogauer Judenschaft entstamme, gleichzeitig aber die Visitenkarte eines Grossvaters mit scheinbar adligem Namen erwähnt und damit der Eindruck geschaffen, als ob preussisch-blaues Blut mindestens in diesem Zweig der Familie rolle, nicht weniger fein und adlig wie in dem gleichfalls extrem-linken Schriftsteller Ludwig Renn, der eigentlich Arnold Friedrich Vieh von Golsenau hiess, diesen Namen aber aus eigenem Entschluss abgelegt hatte.

Dieses Visitenkartenspiel Arnold Zweigs will um so weniger gefallen, als er über die „van Spandows“ ebenso genau Auskunft hätte geben können, wie er dies in der bereits im Jahre 1916 erschienenen, sehr fein geschriebenen Novelle „Die Flucht der von Spandows“ getan hatte: da führt er einen offensichtlichen Vorfahren,

den feinsinnigen Bankier Arnold von Spandow ein, der zur napoleonischen Zeit in einer märkischen Kleinstadt lebte, verheiratet mit Malwine geb. Lewin und Nachkomme eines ebenfalls klar als Juden deklarierten Herrn von Spandow „der mit anderen Juden und Christen, Handwerkern und Bauern aus Holland nach der Mark gekommen war...“. Schämte sich Zweig im Jahre 1955 dieser Vorfahren, sodass er von ihnen nur noch den Adelstitel der Erinnerung wert hält?

Zweig beschreibt dann in diesem Selbstporträt — bei dem er sich nach Max Liebermanns Maxime „Malen heisst weglassen“ gerichtet zu haben scheint — seine Schuljahre in Kattowitz sowie sein sieben Universitätsjahre währendes Suchen nach einem sicheren Denkfundament, nachdem alle seine „Beziehungen zu Religion und Offenbarung zum Glauben an Gott und seine gesammelten Werke, die Bibel nebst ihren Kommentaren“ bereits in seinem fünfzehnten Lebensjahr einen „radikalen Einsturz“ erlebt hatten. Hat Zweig vergessen, dass er noch im Jahre 1920, zusammen mit Hermann Struck, das von so viel Liebe und Verständnis getragene „Ostjüdische Antlitz“ geschaffen hat? Dass er sowohl in diesem Buch wie später im „Caliban“, seiner hervorragenden Analyse des Judenhasses (1926), in „Juden auf der Deutschen Bühne“ (1927), in der „Bilanz der Deutschen Judentum“ (1934), aber auch in vielen seiner Romane und Novellen, unbeschadet seiner sozialistischen Einstellung, das jüdisch-religiöse Erbe und die, die sich zu ihm gläubiger als er bekannten, mit Takt und Respekt behandelt hat? 1955 schien Zweig der Meinung zu sein, dass sein neues Publikum diesen Takt und Respekt nicht mehr verlangt und dass er ihn dem alten nicht mehr schuldet.

In der Fortsetzung seines Lebensabrisses versichert Zweig, dass, nachdem sein „Ich in Ordnung gebracht“ und seine Stelle in der Familie „bereinigt“ war, (was immer das heissen soll), seine Beziehung zu seiner „jüdischen Abstammung ihre tätige Ausprägung ausserhalb jeder religiösen Bindung“ erfuhr. Er erklärt: „Erst dann konnte ich mich überall dort einreihen, wo Deutsche im Reiche der Hohenzollern demokratische Freiheit und soziale Gerechtigkeit als wirklichen gesellschaftlichen Aufbau fundamentieren wollten...“ Das alles wohl als Rechtfertigung dafür, dass er noch auf lange Jahre hinaus nicht auf dem äusserst linken Flügel der sozialistischen Bewegung marschierte.

Ebenso gibt Zweig in dem „Lebensabriss“ eine langatmige Entschuldigung, das er sich zwischen 1909 und 1933 „häufig und gründlich mit der Darstellung jüdischer Erlebnisse beschäftigte“, wobei die Stichzahl 1909 wohl gewählt wurde, weil damals die „Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer“ erschienen — das erste der vielen um jüdische Themen kreisenden Bücher Arnold Zweigs.

Nach Einbruch der Hitlerkatastrophe entschloss sich Zweig, wie er das 1955 formuliert, „für einige Jahre im Aufbau Palästinas mit-

zuleben, unter den Juden, zu denen ich mich ebenso zählte wie zu den Deutschen, in der Nachbarschaft mit der arabischen Welt und der englischen Verwaltung, die mich beide an Erkenntnissen und Masstäben bereichern würden.“ Aber was die Juden in Palästina taten, gefiel ihm in keiner Weise. „Jetzt sah ich im Gewirk von Alltags, die mir alle Lektüre reichlich aufwogen und überboten, dass es nicht der Geist war, der den Körper baute, sondern dass unsere zionistische Geistigkeit eine imperialistische Kolonialgründung auf der Basis der Ausbeutung errichtete, die freilich die Ausbeutung eingewandeter Emigranten mit derjenigen arabischer Fellachen und Pächter vereinigte. Als Ausbeuter fungierten sowohl gewisse Kreise israelischer Organisationen wie die Mandatarmacht, die immerhin auch für das arabische Dorf in väterlicher Weise sorgte, das Land mit Strassen und Eisenbahnen versah und es zwar nicht bewässerte, aber immerhin den Fellachen gefallene Esel ersetzte und sich bei den massenhaften Autounfällen, die sie verursachten, mit einem Viertel der Heilungskosten per gratiam beteiligte.“

Zweig bemerkt am Ende seiner autobiographischen Darstellung, dass die „neue grosse Leserschaft“, die in der DDR auf ihn wartete, alles mit Freuden aufnahm, was er vor und während der Emigration geschrieben und gedacht hatte. Die alte, von Zweig offenbar nicht mehr so sehr geschätzte Leserschaft steht einem Teil des in der Emigration Geschaffenen und vor allem der seiner Produktion der letzten Jahre weit kritischer gegenüber — nicht nur dem Fall-obst aus dem „Früchtekorb“, sondern auch den wenig geglückten und im Stil oft banalen Romanen wie „Traum ist teuer“ und „Die Zeit ist reif“, der als der Eröffnungsband des Grischa-Zyklus konzipiert ist. Aber alles dies kann uns gewiss nicht vergessen machen, dass Arnold Zweig uns in seiner besseren Schaffenszeit einige ausgezeichnete Bücher geschenkt hat, die viel dazu beitragen, unser Weltbild zu gestalten, und dass er mit dem „Sergeant Grischa“ den ersten grossen deutschen (Anti-)Kriegsroman geschrieben hat, der von tiefer humanistischer Tradition erfüllt war.

In bezug auf die Fragen des jüdischen Volkes und seiner Zukunft bekennt sich Arnold Zweig heute zu völlig anderen Ansichten als in den ersten Jahrzehnten seines Lebens. Und doch könnten wir uns vorstellen, dass ihm das Schicksal selbst in seinen hohen Jahren noch einmal vergönnt, den Problembereich seines eigenen Jüdeselns und den der jüdischen Kollektiv-Existenz erneut zu durchdenken, dass dies ihn zu positiven Schlüssen führt und dass er den Mut findet, sie darzulegen. Die Autorität seines Namens und seiner Stellung würde ihm dies erleichtern.

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, POB 1480, Tel. 614411. Anzeigenannahme: Eitlinger's Advertising, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigenannahme in Jerusalem: H. Sturmman, Tel. 33435. Herausgeber: Bitan Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. H. Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.



## Das Zürcher Vietnamdokument

Man muss schon Bescheid wissen in Zürich. Obwohl es leicht zu finden ist, das ehernen Dokument der Vietnamzeit. In Stein gehauen, eingefügt in eine moderne Brunnen säule, steht es in einem neu gestalteten Hof nahe einem der belebtesten Strassenzüge dieser alten Stadt. Geht man den Limmatquai entlang und blegt in eine der engen Nebenstrassen ab, in die Weingasse oder die Schweizerhofgasse, je nach der Richtung, aus der man kommt, so tritt man zwischen den alten Häusern in ein architektonisch frisch hergerichtete Geviert ein, dessen Mitte von einem neuzeitlich konstruierten Brunnen beherrscht wird. Den jenseitigen Teil des Rechtecks bilden die Hinterfronten der Niederdorfstrasse. Das Ganze trägt, warum wissen wir nicht, seit alters her den Namen Rosenhof. Rosen sind keine vorhanden, und was hier errichtet wurde, ist auch einem sehr anderen Gedenken gewidmet. Der Hof selber hat eine schöne Form, die gedämpften Farben, mit denen man einen Teil der Mauern verputzt hat, vermitteln eine ruhige, beinahe feierliche Stimmung. Die leichte Steigerung gleichen einige gut angelegte Stufen aus, die ein paar Steinbänke tragen. In einer Ecke hat ein kleines Café seine Tische auf die Steinplatten herausgerückt

HIER RUHT 1967

kein grosser  
ZÜRCHER  
DENKER und  
STAATSMANN  
oder REBELL  
weitsichtiger  
PLANER  
der Freiheit  
usw.

kein berühmter Flüchtling  
wohnte hier oder starb ungefähr hier zum  
ruhm unsrer vaterstadt.  
kein ketzer wurde hier  
verbrannt, hier kam es  
zu keinem sieg, keine  
sage, die uns ehrt, erfordert  
hier ein denkmal  
aus stein, hier gedenke  
unsrer taten heute

Das liest man als Inschrift auf dieser Brunnen säule. In der Urfassung hatte Max Frisch sagen wollen „zur Zeit, als man gegen das Volk von Vietnam Krieg führte“ — aber das hätte die Neutralität der Schweiz verletzt, und

und ladet zum Verweilen und wohl auch zum Besinnen ein.

Drei Künstler haben sich zu diesem Werk zusammengetan. Und Zürichs Baukunst-Vorstand hat den Entwurf — wenn auch mit einer kleinen Korrektur — genehmigt. Es ehrt den Geist und die Gesinnung der Zürcher Stadtväter, dass dieser Hof, dieser Brunnen mit seiner immerhin doch provozierenden Inschrift errichtet werden konnte. Denn was man hier geschaffen hat, ist kein gewöhnliches Denkmal. Das was da hingestellt wurde, enthält eine bewusste, eine gewollte Stellungnahme. Dieser Stein soll eine Aussage sein, eine sozusagen politische Demonstration, er ist gedacht als ein eherner Protest gegen das fürchterliche Kriegsgeschehen unserer Tage.

Für die äussere Neugestaltung des ganzen Hofes zeichnet **Benedikt Huber** verantwortlich, den Brunnen hat der Bildhauer **Peter Meister** geschaffen, und die Inschrift wurde von dem Dichter **Max Frisch** aufgesetzt. Er hat schliesslich auch, um das Gesamtwerk zu ermöglichen, dem Kompromiss zugestimmt, auf dem die Zürcher Behörden bestanden.

Und so lautet der Text, der in die vier Seiten des kubischen Brunnens eingemeisselt ist:

niemand,  
kein  
ZEITGENOSSE  
patriot  
REFORMATOR  
DER SCHWEIZ  
im XX. Jahrhundert  
BEGRÜNDER  
der ZUKUNFT  
die trotzdem kommt  
1967

dies denkmal ist frei  
**hier ruht kein**  
kalter kriegler  
1967

dieser stein, der  
stumm ist, wurde  
errichtet zur zeit  
des krieges in  
VIETNAM.

so musste der Dichter seine Worte abschwächen. Aber auch so bleibt es ein eindrucksvolles Dokument, das nicht nur die Künstler, sondern auch Zürich und seine Bürger ehrt.

H. T.

## Die Gruendung des Martin-Buber-Instituts

Zu den Erinnerungen an die ersten Nachkriegstage im Juni 1967 in Jerusalem gehört das Bild der Verwüstung und Verwahrlosung auf dem wiedergewonnenen Mount Scopus, besonders auch der Anblick des damals noch recht trostlos dahindämmenden Rosenblum-Gebäudes. Um so erfreulicher und ermutigender war es, als nun, vier Monate später, gerade in diesem Hause und in seinem Hauptauditorium bereits eine festliche Versammlung zusammentreten konnte, um die Grundsteinlegung für ein zusätzliches Mt. Scopusgebäude zu feiern: für das aus deutschen Spenden zu errichtende dreistöckige Martin-Buber-Institut, das Räume für Studenten-Vorbereitungskurse sowie für das von der Universität geförderte Programm für Erwachsenenbildung enthalten soll. Ueber hundert Mitglieder des bundesdeutschen Zweiges der „Gesellschaft der Freunde der Hebräischen Universität“ und die Mitglieder zweier anderer repräsentativer Besuchergruppen aus Deutschland (eine Delegation namhafter Wirtschaftsführer und eine andere der Vorsitzenden der deutschen Gewerkschaftsverbände) nahmen an der Zeremonie teil — gemeinsam mit den israelischen Gastgebern, die wiederum von einer guten Zahl jüdisch-israelischer und arabischer Studenten flankiert waren.

Die Hoffnung, dass das Institut im Sinne des Gelehrten, dessen Name es tragen wird, der Annäherung und Verständigung zwischen dem deutschen und jüdischen Volk, aber auch zwischen Israel und Arabern dienen möge, kam in den verschiedenen Ansprüchen zum Ausdruck, die der Grundsteinlegung vorausgingen.

Der Präsident der Universität, **Eliahu Eilat**, erinnerte daran, dass es vor Jahrzehnten in Deutschland und in fruchtbarer Berührung mit deutschen Wissenschaftlern war, als Buber sein philosophisches System entwickelte, ebenso aber auch schon sein pädagogisches Wirken begann, das darauf gerichtet war, moralisch-religiöse Erkenntnisse als Wegweiser im praktischen Leben — des jüdischen Volkes, des einzelnen Juden, jedes Einzelnen überhaupt — wirksam werden zu lassen. Am Ende seiner Darlegungen überreichte der Präsident der Universität dem Leiter der Delegation der bundesdeutschen Freunde der Hebräischen Universität, Bankdirektor **Dr. W. Hesselbach** aus Frankfurt, eine Medaille, die 1965, zum 40-jährigen Jubiläum der Hebräischen Universität, geprägt worden ist.

**Dr. Nachum Goldmann** sprach als Freund und häufiger Dialogpartner Martin Bubers, mit dem er sich einig wusste in der grundsätzlichen Definition des Zionismus als einer mit humanitärem Inhalt zu erfüllenden Nationalbewegung, mit dem er aber oft in praktisch-politischen Erwägungen nicht übereinstimmte, besonders wenn es ihm schien, „dass er in seinem Nicht-Konformismus zu weit ging.“ Es bestehe kein Zweifel daran, führte Goldmann aus, dass Vieles aus Bubers Konzeptionen zu einer Bereicherung der zionistischen Verwirklichung beitragen kann, und dass es zum Wohle unseres Staates sein wird, wenn bei der Bewältigung der grossen Aufgaben, die er vor sich hat, mehr vom Gedankengut dieses grossen Mannes verwertet wird.

Prof. (für Hebräische Sprache) **Chaim Rabin** führte aus, dass Buber mit dem Lern- und Lehr-Akzent, den er auf sein wissenschaftliches und schriftstellerisches Werk gesetzt habe, Judentum in der reinsten Essenz vermittelt hätte; sei doch das Lernen „als die jüdische Form des Gottesdienstes“ bezeichnet worden und als einer der Hauptpfeiler, auf dem der Bau Israels ruht — auch der des Staates. Er hoffe, dass die Form der Lehre, die vom neuen Buber-Zentrum ausgehen soll, nicht allein zur Annäherung zwischen Juden und Arabern beitragen möge, sondern auch zur Erweiterung des geistigen Bodens, auf dem einmal Israels jüdisch-arabische Kultur erwachsen soll.

Auch Bürgermeister **Teddy Kolk**, der die Hebräische Universität als „die wichtigste Institution, die wir in unserer Stadt haben“ beschrieb, betonte sein Vertrauen darauf, dass Martin Bubers Ideen helfen mögen, aus der Koexistenz der Kulturen eine fruchtbare Symbiose werden zu lassen, während der Vize-Präsident der Universität, **Prof. David Amiran**, jenen Teil der Aufgaben des Buber-Instituts umriss, der sich auf studentische Vor- und Zwischenkurse bezieht, so dass neueingewanderten Intellektuellen die Akklimatisierung, anderen wieder das „Nachlernen“ und „Aufholen“ erleichtert und dritten Gruppen eine kontinuierliche Fortbildung vermittelt werden kann. Die hier gegebene und gepflegte Bildung soll eben nie ein trockenes Prinzip, sondern ein lebendiges Wachsen sein — auch dies ein Beitrag zur Nationswerdung.

Als einen Höhepunkt der Feier empfanden es die Teilnehmer, als **Prof. Rentorf** aus Heidelberg (der hebräisch sprach) die Grüsse und Wünsche deutscher akademischer Autoritäten und der „Deutsch-Israelischen Gesellschaft“ überbrachte und hoffnungsvoll der Erwartung Ausdruck gab, dass auch Freunde aus Deutschland am Martin Buber-Institut als Lernende und Lehrende wirken mögen.

**Dr. Hesselbach** beschloss die Liste der Redner auf dem Scopus — dem Berg, der ein Kriegszeuge war seit den Tagen des Widerstandes gegen Titus (und früher schon) bis zu den ersten drei Tagen im Junikampf — indem er der Hebräischen Universität und Israel eine Zukunft in Frieden und Freiheit wünschte.

Der erste, dem die Ehre gegeben wurde, die Grundsteinurkunde zu unterzeichnen, war der deutsche Botschafter **Dr. R. Pauls**.

.. h. . . u.

### IRGUN OLEJ MERKAS EUROPA

Ortsgruppe Tel-Aviv

Dienstag, den 21. November 1967, abds. 8.30 Uhr  
im Logenhaus Bnei Brith, Kaplanstr. 10

Vortrag von

Prof. Dr. THEODOR ESCHENBURG

Professor für Politische Wissenschaft  
an der Universität Tübingen

„DEMOKRATIE IN DEUTSCHLAND“

— Rückblick und Ausblick —

Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.

JETZT HIER ERHÄLTlich

DIE BEROHMTEN

KISSINGEN

ENTFETTUNGS  
TABLETTEN

MIT NATURLICHEM  
KISSINGER SALZ

ZORI LTD.





# Arnold Zweig, Novelist, Is Dead; Author of 'Sergeant Grischa,' 81

**German Writer of Tetralogy on World War I—Won a Lenin Prize in 1958**

Special to The New York Times

BERLIN, Nov. 26 — Arnold Zweig, author of "The Case of Sergeant Grischa" and other international best sellers of 30 years ago, died today in East Berlin at the age of 81. He was almost totally blind for many years, and had been in failing health for some time.

Mr. Zweig, who had lived in East Germany since 1948, was considered the cultural dean of his country. He was president of the East German Academy of Arts and a member of Parliament. Ten years ago he received the Lenin Peace Prize from the Soviet Union for a series of antiwar novels.

## Master Storyteller

Although he had a reputation in Europe as a sensitive and penetrating novelist and playwright, Mr. Zweig was virtually unknown to the rest of the world in 1927 when he published "The Case of Sergeant Grischa." Then and later he was acclaimed as a master storyteller, a staunch antimilitarist, a passionate champion of justice, a pitiless critic of bureaucracy and an articulate defender of Jewish culture.

"Sergeant Grischa," which was based on the writer's own combat experiences, was considered by some of the finest novel to emerge from World War I. It was the story of Grischa, a Russian sergeant who fell victim to the German war machine in a case of mistaken identity. Although his innocence was established, he was put to death on a judicial pretext.

In the suspenseful, fast-moving novel, Mr. Zweig portrayed the social organism of the German army, from the common man in labor service to the commander in chief. The book contains realism and irony, and also a strong compassion for Grischa, who, in escaping from the Russian army, prepares the way for his death by assuming the name of dead deserter.

## Movement in A Quartet

The novel was part of a tetralogy that Mr. Zweig intended as a panorama of the war and its impact on all social classes. The three other volumes were "Young Woman of 1914," "Education Before Verdun" and "The Crowning of a King." These did not, at least in the United States, achieve the level of praise accorded "Sergeant Grischa." Nonetheless, they were esteemed for their human qualities and their insights into the nature of war.

Writing of "Education Before Verdun" in The New York Times Book Review in 1936, Louis Kronenberger, the critic, said:

"The book, like 'Grischa,' rather uses the war than selects it as an object of final study. The war, Zweig assumes without laboring the point, is a terrible catasphere of evil; it offers men their private opportunities for evil-doing, it kills and maims, poisons and uproots.

"But for Zweig the war is merely a means of turning into action all those forces and impulses which are rotten and intolerable in life itself."

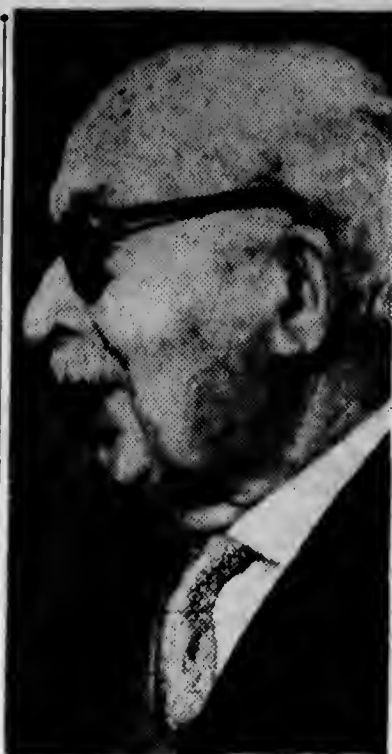
"Education Before Verdun" was one of the products of Mr. Zweig's indomitable courage. When he was driven out of Nazi Germany in 1933 — as a Jew and as a Socialist — the manuscript was destroyed and he was obliged to rewrite it from memory while struggling against a serious eye disease.

## An Ardent Zionist

From Germany Mr. Zweig, who was an active Zionist, went to live in Palestine for 15 years, returning to his homeland in 1948 at the invitation of the East German Government.

Mr. Zweig — he pronounced his name "tsvike" — was born Nov. 10, 1887, at Glos-Glogau, Germany. His father was a saddlemaker with ambitions for his bright son and sent him to study history, philosophy and literature. The young man attended the universities of Rostock, Breslau, Munich, Göttingen and Tübingen.

Mr. Zweig's first works were short stories, and his mastery of that form was, oddly enough, evident in his first novel, "Claudia," which was published in 1913. In it he



Camera Press-Pix

Arnold Zweig

bound together a series of short stories that related the courtship and marriage of a sophisticated upper-class young woman to a diffident professor and their ensuing discord and unhappiness.

Although the book's narrative thread was considered thin, its character perceptions showed that Mr. Zweig was gifted with psychological insight and was a sharp observer of the German literary world. Indeed, Mr. Zweig had a lifelong interest in psychology and became a friend of Sigmund Freud in the nineteen-twenties. Their correspondence was published earlier this year in West Germany.

## Turned to the Stage

After "Claudia" Mr. Zweig turned his versatile hand to writing plays. His major effort was the five-act Jewish tragedy "Ritualmord in Ungarn" (A "Ritual Murder in Hungary"), which was produced in Berlin after World War I by Max Reinhardt. It also toured Germany and Austria.

A volunteer in the war, Mr. Zweig fought as a private in France, Hungary and Serbia before getting a clerk's job at headquarters on the Eastern Front. It was from those experiences that "Sergeant Grischa" emerged. After the war he returned to writing for the stage, mostly comedies this time.

He also wrote several long essays on social conditions among Jews, literary criticism, short stories and a fictional biography of Frederick II, the German Emperor who lived from 1194 to 1250.

During his years in Palestine, he established a reputation for anti-Nazism that was expressed, among other ways, in his novel, "The Axe of Wandsbek." Its theme was the disaster that befell a "little man" who actually believed in Hitler and took seriously his promises to build a great society in Germany. The book was also an indictment of the passive indifference of intelligent people to Nazism.

## Communist Ways a Trial

After Mr. Zweig returned to Germany in 1948 he had some trouble adjusting to the Communist regime in the Eastern Zone. "The Axe of Wandsbek," for example, was made into a motion picture, but the Government did not fancy the result, and it was banned. Because of failing eyesight, Mr. Zweig was forced to dictate his articles and short stories. Those fared better with the authorities, who heaped honors upon him.

Not only was he elected to the Volkskammer, the East German Parliament, but he was also named a member of the World Peace Council. In addition, in 1950 he received the East German National Prize for his literary works. The Lenin award came in 1958. And last year, on his 80th birthday, Walter Ulbricht, the East German leader, presented to Mr. Zweig a special clasp to add to his Order of Service to the Fatherland.

So far as was apparent, Mr. Zweig was loyal to the East German regime. Last year he was involved in a dispute with several West German papers, which reported that he wanted to leave the country to protest East Germany's pro-Arab stand. The author denied the charge. He also denied telling the Israeli Writers Association that "life in East Germany is hell." For lack of evidence, the West German papers retracted their accusation.

Arnold Zweig: Nov. 26, 1968



Die Welt, 14. Sept. 1972

# Die Abenteuer des braven Soldaten Zweig

Arnold Zweig:

**Der Streit um den Sergeanten Grischa**  
Roman. Fischer Taschenbuch Verlag  
Nr. 1275, 385 S., 6,80 DM.

**D**er Streit um den Sergeanten Grischa, 1917 konzipiert, 1921 als Drama niedergeschrieben, 1927 in der Frankfurter Zeitung vorabgedruckt, erschien 1928 in hoher Auflage als Buch, wurde in 17 Sprachen übersetzt und ging in die zeitgenössische Weltliteratur ein, ehe es 1933 von den Nazis verbrannt wurde.“

Soweit der Klappentext zur Neuauflage des „Grischa“ im Fischer Taschenbuchverlag. Wer über diesen Roman und seinen Autor mehr wissen will, macht eine überraschende Entdeckung. Weder Literatursoziologen noch -kritiker von Rang beziehen Arnold Zweigs pazifistischen Grischa-Zyklus „Der große Krieg der weißen Männer“ in ihre Untersuchungen ein. „Junge Frau von 1914“, „Erziehung vor Verdun“, „Einsetzung eines Königs“ und der Grischa-Roman scheinen zu den Werken zu gehören, zu denen nichts mehr zu sagen ist. Einzig Marcel Reich-Ranicki fühlt sich von dem preußischen Juden ange-regt und herausgefordert.

Zweigs Gemeinsamkeiten mit Werfel und Döblin, Feuchtwanger und Tucholsky, mit der respektablen Reihe deutscher Schriftsteller jüdischer Herkunft von Heine bis zu Max Brod einerseits, seine zwanzigjährige Anwesenheit im sozialistischen Teil Deutschlands andererseits erklären die Gleichgültigkeit westdeutscher Publizisten und Leser gegenüber diesem realistischen Erzähler. Je enthusiastischer er von marxistischen Theoretikern gerühmt wurde, desto suspakter erschien er aus bundesdeutscher Sicht. Auch Jürgen Rühle

konnte dieses Mißtrauen mit seinem Aufsatz über „Die Kunst des inneren Vorbehalts“ nicht abbauen; Arnold Zweig blieb ein Vergessener, ein Opfer der nazistischen Bücherverbrennung und auch des Kalten Krieges.

Er überraschte weder thematisch noch formal, vollendete 1954 „Die Feuerpause“, 1957 „Die Zeit ist reif“ und arbeitete unverdrossen am letzten Band des Grischa-Zyklus, um endlich die Aufgabe zu bewältigen, „die sich einem ahnungslosen Schriftsteller vor vierzig Jahren stellte“. Sein wiederholtes Bekenntnis zu Sigmund Freud lenkte den Unmut der Funktionäre auf ihn, aber nicht die Aufmerksamkeit westdeutscher Leser.

Erst als seine Unterschrift unter einer Resolution fehlte, die Israel der Aggression bezichtigte, als die Krise zwischen dem Zionisten Zweig und den antizionistischen Regimen des Ostblocks offenkundig wurde, erinnerte man sich des achtzigjährigen blinden Schriftstellers, der einmal neben Thomas und Heinrich Mann, Stefan Zweig und Anna Seghers zu den bedeutendsten deutschen Schriftstellern gehörte und mit ihnen ins Exil ging.

Der Anlaß der Pressekampagne sei vergessen, jedoch nicht die Frage, die im Mittelpunkt fast aller Werke Arnold Zweigs steht und keine Antwort fand: Wie kann sich ein Jude außerhalb „seines Landes“ behaupten? Das Schicksal des Armierungssoldaten Bertin vor Verdun — Arnold Zweigs Alter ego —, seine Erfahrungen in einer Schreibstube der Heeresleitung Ober-Ost haben eine autobiographisch motivierte Beispiel-funktion. Der Streit militärischer Instanzen um den russischen Kriegsgefangenen Grischa, um Todesurteil oder Humanität, ist nicht belegt, solange es Kriege gibt.

HANS-PETER KLAUSENITZER

## Literatur

### Ein Ruch nach welken Blättern

Essay über die letzten Lebensjahre Arnold Zweigs

Das kleine Büchlein „Der Tod des Dichters“ aus dem Ost-Berliner Buchverlag Der Morgen enthält einen Essay von Heinz Kamnitzer über die letzten Lebensjahre und -tage Arnold Zweigs. Wer ist Heinz Kamnitzer? Das Who is Who der DDR („Namen und Daten“ aus dem Dietz-Verlag) verzeichnet ihn als einstigen Geschichtsprofessor an der Humboldt-Universität und späteren Schriftsteller. Doch hat er so wenig Besonderes geschrieben, daß ihn das in der DDR erschienene „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller“ (in der Bundesrepublik im Scriptor-Verlag, Kronberg 1974) gar nicht erst aufgenommen hat. In der sowjetischen Besatzungszone und in der jungen DDR, als Parteigänger mit jeder Vita und von jeder Couleur willkommen waren, hat der West-Emigrant Kamnitzer seinen Platz in der kulturpolitischen Szene gehabt. Doch längst haben ihn Jüngere von dort verdrängt, wo wirklich etwas passiert. Seit 1970 ist er, in allen Ehren, Präsident des PEN-Zentrums der DDR und damit Nachfolger Arnold Zweigs, in dessen Schatten Kamnitzer immer wandelte und heute noch wandelt.

Es liegt also schon in der Person des Autors begründet, wenn aus den Seiten des Büchleins ein Ruch nach welken Blättern, nach abgelebter Vergangenheit aufsteigt. Es liegt aber auch am Gegenstand, und das nicht nur, weil der in Rede stehende Dichter tot ist. Arnold Zweig gehört in der DDR zu den Klassikern, das aber in dem etwas fatalen Sinn, der mit Schulaufsätzen und feierlichen Reden bei runden Gedenktagen zu tun hat. Sicherlich wird eine Feststellung wie diese in der DDR

auf Widerspruch stoßen, doch sagt das nicht viel, solange solcher Widerspruch nicht durch eine objektive, von kulturpolitischen Pressionen freie Meinungsforschung erhärtet wird.

Kamnitzer erwähnt in seinen Aufzeichnungen über den greisen Arnold Zweig, daß dieser sich zeitweilig über das mangelnde Interesse der Westdeutschen an seinen Büchern geämt habe. Zweig habe das mit politischen Differenzen erklärt; Kamnitzer pflichtet ihm bei. Tatsächlich hat man in früheren Jahren in der Bundesrepublik weniger auf das Werk gesehen als auf den Mann, der die DDR-offizielle Lobpreisung des östlichen Deutschland und Schmähung des westlichen Deutschland in wohlgesetzten Worten wiedergab — jedenfalls öffentlich. Daß ihn im stillen mancherlei Bedenklichkeiten anwandelten, etwa im Zusammenhang mit den stalinistischen Zionisten-, sprich Judenverfolgungen der frühen fünfziger Jahre, ist manch einem bekannt und scheint auch in Kamnitzers Darstellung durch.

Doch die politisch-ideologischen Querelen sind lange her, und Zweigs Bücher im Westen immer noch ohne Publikum. Warum? Sie riechen halt auch nach welken Blättern, selbst seine zwei besten, „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ und die „Erziehung vor Verdun“, sind von diesem Duft nicht ganz frei. Das nicht nur, weil Zweig so sehr ein Mann des 19. Jahrhunderts war und mit dem Instrumentarium dieses Jahrhunderts die Ungeheuerlichkeiten unserer Umbruchszeit bewältigen wollte. Vor allem auch, weil er — figürlich oder gedanklich — immer

sich selbst in den Mittelpunkt stellte; ein Egozentriker reinsten Wassers, wie Kamnitzer durchblicken läßt, wenn auch ein ungemein freundlicher Egozentriker. Ein Werk aber, das so eng an die Person seines Schöpfers gebunden ist, altert mit ihm.

Kamnitzers Büchlein enthält viel Hofberichterstattung, die nur für die beamteten Biographen in der DDR von Nutzen ist. Doch gibt es daneben auch einige treffende Beobachtungen, geschieht dargeboten; zum Beispiel: „Diese Sehnsucht nach Übereinstimmung durchzieht Leben und Werk. Sie ist das Leitmotiv seiner Sinfonien und seiner Kammermusik in Worten.“ Diese „Harmoniesucht“, wie Kamnitzer es nennt, ist auch einer der Gründe dafür, daß Zweig mit unserem schwierigen Jahrhundert nicht zu Rande kam, als Schriftsteller nicht und nicht als zoon politician. SABINE BRANDT

Heinz Kamnitzer: „Der Tod des Dichters“. Essay. Buchverlag Der Morgen, Ost-Berlin 1974, 144 S., 6,50 DM.



# SPUK, HYBRIS UND LINKER KURS

## I. Winter 1931/1932.

Arnold Zweig wohnt in Eichkamp, im Südwesten Berlins, in einem Haus mit „modischem Flachdach“ (Horst Krüger). Er war bereits der Autor des „Grischa“ und der „Jungen Frau von 1914“. Seine Unruhe war nicht allzu gross. Er konnte sich kaum vorstellen, dass Deutschland eines Tages in die Hände der Nazis geraten könnte. Darum war er sehr überrascht, als im Januar 1932 eine hochstehende, wohlinformierte Persönlichkeit ihn auf Gefahren aufmerksam machte, die auf ihn lauerten.

Diese Persönlichkeit war kein anderer als François-Poncet, damals französischer Botschafter in Berlin<sup>1</sup>, der den Schriftsteller und seine Frau zum Mittagessen eingeladen hatte. Nach der Mahlzeit in den Räumen der französischen Botschaft auf dem Pariser Platz, blickten der Hausherr und sein Gast auf das Brandenburger Tor hinaus und plauderten über Malerei. Auf einmal wandte sich der Botschafter dem Schriftsteller zu und sagte unvermittelt: „Übrigens möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, Herr Zweig, Hitler kommt.“

Zweig liess sich nicht aus der Ruhe bringen. „Wenn Hitler kommt, so wird sich, Exzellenz, wiederholen, was wir schon einmal erlebt haben in München 1923. Herr Severing wird auf einen Knopf drücken, die Schutzpolizei wird feuern wie damals die Reichswehr, und der ganze Spuk wird platzen.“

Darauf entgegnete der Botschafter, bedächtig jedes Wort wägend: „Ich fürchte, Herr Zweig, ich muss Sie enttäuschen. Herr Severing wird auf keinen Knopf drücken.“

Arnold Zweig hatte eine Reise nach Paris geplant, um Museen und Kunstausstellungen zu besuchen. Aber der Warnruf von François-Poncet wirkte bei ihm nach. Nach einer Besprechung mit seiner Frau beschloss er, die Pariser Reise aufzuschieben. Er hielt den Moment für gegeben, den ersten Kontakt mit dem Land zu schaffen, das er als Lösung der Judenfrage seit langem betrachtete. So fuhr er Mitte Februar nach Erez Israel... und wohnte eine Zeitlang in Haifa auf dem Karmel bei seinem alten Freund Hermann Struck. Dann durchstreifte er das Land, das in der Frühlingssonne strahlend blühte...

## II. Anfang 1934.

Arnold Zweig hat sich in Haifa niedergelassen. Er wohnt vorerst in der Pension Wollstein.

Die Anwesenheit des Autors des „Grischa“ in Palästina ist nicht ganz unbeachtet geblieben. Im Februar 1934 ist er zusammen mit

<sup>1</sup> Diplomat und Schriftsteller. Seine erste Amtsperiode in Berlin 1931—38. Uebersetzte u. a. Goethes „Wahlverwandtschaften“. Mitglied der Akademie 1952.

## Arnold Zweigs drei Begegnungen mit Vertretern westlicher Demokratien

seiner Frau Dita bei dem britischen Hochkommissar Sir Arthur Wauchop<sup>2</sup> geladen. Ueber diese Begegnung eines jüdisch-deutschen Schriftstellers mit einem hohen britischen Beamten wissen wir einige interessante Details dank einem Artikel, den Arnold Zweig im April 1968 in der ostdeutschen Zeitschrift „Revue um die Welt“ veröffentlicht hat:

„Als sich die Damen zurückgezogen hatten, sassen wir um den Kamin, rauchten, hatten den unumgänglichen Whisky-Soda vor uns und plauderten; worüber? Sir Arthur, ehemaliger General der Artillerie und 1918 in Deutschland, fragte mich, was von der deutschen Regierung zu halten sei, die jetzt Berlin beherrsche.

„Sie werden den Revanchekrieg vorbereiten, Exzellenz“, sagte ich in aller Ruhe und wies auf den ausführlichen offenen Brief hin, den ich vor etwa zwei Jahren im „Manchester Guardian“ veröffentlicht hatte. Als dritter nahm an dieser Unterhaltung ein hoher Offizier der Mandatsregierung teil, wenn ich mich nicht irre, von der Exzellenz mit Patrick angeredet.

„Den Revanchekrieg? Aber das ist Hybris!“, rief Sir Arthur aus.

„Gewiss, Exzellenz“, bestätigte ich, „das ist Hybris, Herausforderung des Schicksals. Aber die Leute, die jetzt Deutschland regieren, sind Verrückte. Die europäischen Kabinette werden gut daran tun, sich vor ihnen in acht zu nehmen.“ — Als wir vor Mitternacht durch den palästinensischen Frühling zurückfuhr, ... durfte ich hoffen, nicht in den Wind gesprochen zu haben.“

Später boten sich kaum noch Gelegenheiten zu derartigen Aussprachen. Kein anderer Politiker kam je auf die Idee, irgendeinen Rat bei Arnold Zweig einzuholen.

## III. Frühjahr 1939.

Arnold Zweig besuchte die Vereinigten Staaten. Am 3. April schiffte er sich in Haifa ein. Er wohnt jetzt im Haus Dr. Moses. Am 26. April landet Zweig in New York und betritt so zum ersten Male den Boden Amerikas; viele unter den berühmtesten der vertriebenen Gelehrten und Schriftsteller, wie Albert Einstein und Thomas Mann, waren ihm darin vorausgegangen. Wir kennen wenig Details über den Aufenthalt des Schriftstellers in den USA. Er fand zu einer Zeit statt, in der die Welt unaufhaltsam dem Krieg zusteuerte. Ueber diesen seinen Besuch hat Zweig erst im März 1950 in der ostdeutschen Veröf-

<sup>2</sup> Vierter Britischer Hochkommissar in Palästina. (November 1931 — Oktober 1937).

fentlichung „Die USA in Wort und Bild“ Bericht erstattet.

Dort wird geschildert, wie der Autor als Gast des Pen-Clubs in New York in einer historischen Minute eintrifft. Franklin D. Roosevelt, gegen Ende seiner zweiten Präsidentschaftsperiode stehend, ist gerade dabei, König Georg VI. von England zu empfangen, der seeben einen Besuch in Kanada beendet hatte. Arnold Zweig ist beim denkwürdigen Einzug beider Staatsoberhäupter in New York anwesend. Dies seine Schilderung:

„Wer die beiden Männer im offenen Wagen in die Stadt New York einfahren sah, bejubelt von einer Millionenmenge, der wusste schon im Mai 1939, dieser Präsident würde wiedergewählt werden; die beiden angelsächsischen Mächte würden zusammenstehen und den deutschen Imperialismus gemeinsam abwehren wie 1917...“

Dann kommt die Einladung ins Weisse Haus, wo ein Empfang zu Ehren des Pen-Clubs gegeben wird. Seines angegriffenen Gesundheitszustandes wegen muss sich der Präsident damit begnügen, den anwesenden Schriftstellern die Hand zu schütteln, seine Gattin Eleanor vertritt ihn beim weiteren Empfang.

Arnold Zweig ist voller Bewunderung für diesen ausserordentlichen Menschen, dessen erstaunlicher Energie es gelungen ist, jener furchtbaren Polio-Krankheit Herr zu werden. „Dann sass er an seinem Schreibtisch und gab uns, den an ihm Vorüberziehenden, die Hand, eine feste fleischige Männerhand... Er lächelte ein amtliches Lächeln, vielleicht etwas freundlicher als bei sonstigen Geschäften, denn die Männer und Frauen, die ihm hier ins Auge sahen, ihn grüssten, sich leicht verneigten, zählten immerhin zu den besten, den freiesten Verbündeten der demokratischen Weltmächte.“

Zweig zitiert noch einige der berühmten Namen, wie Thomas Mann, Ernst Toller, Pearl Buck, Jules Romains und Lin Yutang. Es klingt sonderbar und ist und bleibt doch wahr: Der Präsident der Vereinigten Staaten ist der einzige Staatschef, dem es einfiel, die exilierten Schriftsteller zu ehren, die anderswo gerade noch geduldet waren...

Einige Bemerkungen in diesem Bericht jedoch erinnern uns daran, dass er 1950 in Ostberlin geschrieben worden ist. Nachdem der Autor gebührend vermerkt hat, dass dank der Initiative des Präsidenten weite Strecken brachliegenden Landes in den USA amelioriert, bewässert und so gerettet worden sind, vergiss er nicht seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, dass „diese Hand hier, die ich drücke, wirklich das Steuer der Vereinigten Staaten in gutem Linkskurs hält...“

Weiter kann man da lesen, dass man zu jenem Zeitpunkt in Amerika wohl wusste, dass „das neue Russland seine Gegner sowohl auf militärischem wie auch auf diplomatischem Gebiete, überraschen würde“, — eine der seltenen Anspielungen Zweigs auf den Nichtangriffspakt zwischen Nazideutschland und Stalin...

Anfang August 1939 ist Arnold Zweig wieder in seinem Haus auf dem Karmel. Fast ein Jahrzehnt sollte noch vergehen, ehe er „Europa, gründlich verändert“ (Kisch) widersahen sollte...

(Aus dem französischen Original einer in Vorbereitung begriffenen Biographie A. Zweigs von Manuel Wiznitzer, übersetzt von A. TOBIAS)

## Brief an die Redaktion

### Die Monate Av und Marcheschwan

In dem Artikel „Der 9. Av als Geburtstag des Messias“ (MB 30. 7. 76) hiess es, dass der Monat Av als einziger Monat im hebräischen Kalender mit einem Zusatznamen „Menachem“ (Tröster) ausgezeichnet wurde. Einige Leser meinten nun, dass hier ein Irrtum vorliege, da der Monat Cheschwan den Zusatznamen „Mar“ habe. Es gebe dafür eine volkstümliche etymologische Erklärung: alle Monate haben Feiertage oder Fasttage aufzuweisen, nur der Cheschwan nicht, und dafür bekam er den Zusatznamen „Mar“ (Herr), da er selbst Herr aller seiner Tage ist. Dies ist aber nur eine volkstümliche Interpretation, die den Tatsachen nicht entspricht. Cheschwan ist die falsche Kurzform von Marcheschwan, worauf Abraham Eben-Schoschan in seinem Wörterbuch (Jerusalem 1969) ausdrücklich aufmerksam macht. Der Name Marcheschwan kommt aus dem Akkadischen und bedeutet einfach: der achte Monat. In der Bibel (1. Kön. 6,38) wird er als Monat Bul bezeichnet. Mar ist kein Zusatz zu Cheschwan. Es bleibt also dabei, dass nur der Monat Av einen Zusatznamen erhalten hat. S.B.C.

Wir sprechen Frau Elsheva Eitan anlässlich des Hinscheidens ihres Vaters

## PROF. SINAI UCKO

unsere herzlichste Anteilnahme aus.

Die Bewohner des Wohnheims  
Rachel Imenu Str., Jerusalem



# Arnold Zweig zum 90. Geburtstag

Appell zur Heimholung / Von Hans Lamm

In Ostberlin wird man vielleicht fragen: „Was heißt denn ‚Heimholung‘? – Er ist 1948 nach Ostberlin zurückgekehrt, wo er bis zu seinem Tod verblieb.“ Das stimmt, und es sollte nicht der Versuch unternommen werden, manipulativ Arnold Zweig posthum als „Westler“ oder „Dissidenten“ zu präsentieren. Das war er nicht: Er verließ Halfa (wo er von 1933 an über 15 Jahre gelebt hatte) und siedelte sich bewußt im östlichen Teil der früheren Reichshauptstadt an. Dort besuchte ich ihn, und so kann ich bezeugen, daß er seine starken jüdischen Bindungen niemals verloren hat. Daß ihn – einst glühender Zionist – der werdende und der gewordene Judenstaat enttäuscht hatten, ist ebenso wenig zu bestreiten. In Palästina, in Israel hat er, der dort kein Publikum und keine Gemeinde sich zu erwerben vermochte, Enttäuschungen erfahren und auch Not erlitten. So zog er nach Berlin zurück, und er hat sich dort vielleicht mit manchen Vorbehalten wohl und daheim gefühlt.

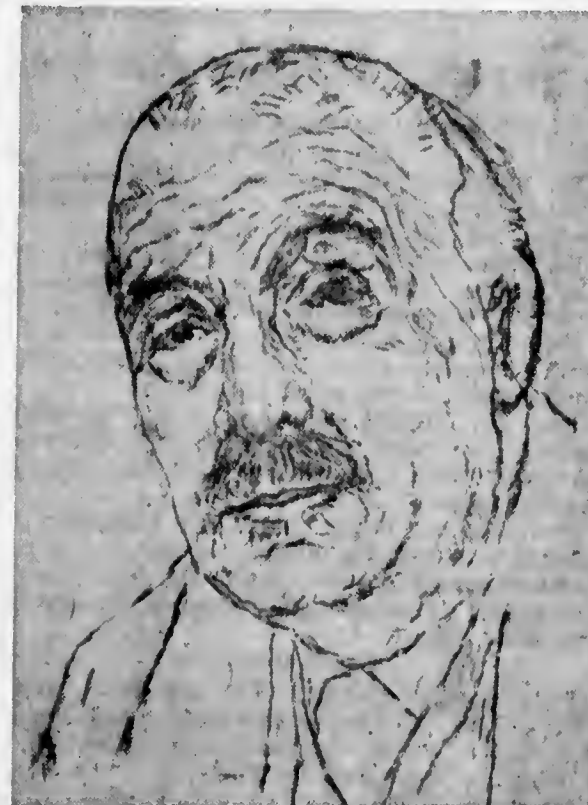
Soll man darum von „Heimholung“ sprechen, wenn man an sein jüdisches Erbe, das so stark in ihm lebendig war und blieb, erinnert? Heine – der sich ja sogar taufen ließ, ein Schritt, den Arnold Zweig nie auch nur erwogen hat – sagte kurz vor seinem Tode: „Ich brauchte nie zum Judentum zurückzukehren, denn ich habe es nie verlassen.“ Ähnlich hätte es Arnold Zweig formulieren können, wobei nur zu bedauern ist, daß man ihm seine letzte Ruhestätte nicht auf dem Berliner jüdischen Friedhof in Weißensee gewährte, sondern auf dem der „Prominenten“ an der Dorotheenstraße.

steht Arnold noch bevor. Wie zur Zeit eine Gesamtausgabe Alfred Döblins und Oskar Maria Grafts, Rathenaus und Eulers in der Vorbereitung bzw. Vollendung ist, so sollte eine Werkausgabe auch für Arnold Zweig im Westen erscheinen. Sie würde kein Mißerfolg, denn vieles, was er geschrieben hat, glänzt noch wie vor Jahrzehnten, als sein Ruhm begründet wurde. Weltberühmt wurde er vor genau einem Halbjahrhundert, als „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ (Franz Rosenzweig schrieb am 7. Februar 1928 darüber an den Autor) zuerst in der „Frankfurter Zeitung“ als Fortsetzungsroman, dann als Buch bei Klepenheuer erschien. Ein jüdischer Roman im engsten Sinn des Wortes ist der „Grischa“ nicht, obwohl viele jüdische Gestalten (der Roman fußt auf Zweigs Erlebnissen an der Ostfront des Ersten Weltkrieges) in ihm eine führende Rolle spielen; jüdisch jedoch in ihm ist zweifellos das Leitmotiv – der Kampf um Gerechtigkeit für den Unterdrückten.

Zu spezifisch jüdischen Themen hat sich Arnold Zweig immer wieder dezidiert geäußert: im berühmten Sammelband „Vom Judentum“ (1913) mit der Studie „Die Demokratie und die Seele des Juden“, in dem Drama „Ritualmord in Ungarn“ (1914), in dem von Hermann Struck illu-

strierten Werk „Das ostjüdische Antlitz“ (1920), in „Juden auf der deutschen Bühne“ und in „Caliban“ (beide 1927) und in der „Bilanz der deutschen Judenheit“ (1934, Neuauflage 1961). „De Vriendt kehrt helm“ (1932) spielt in Jerusalem und ist ein ergreifender Schlüsselroman. „Das Beil von Wandsbek“ (1940 verfaßt) hat Unterdrückung und Terror im NS-Reich zum Gegenstand. Zu meinem Band „Von Juden in München“ (1958) trug Arnold Zweig – der seine Münchner Jahre in „Versunkene Tage“ (1938, neu 1950) geschildert hat – seine „Klage über den Untergang einer schöpferischen Sprache“ (er meinte das Jiddische) bei. Dem jüdischen, ihm geistesverwandten Denker Baruch Spinoza widmete er ein in Darmstadt 1968 publiziertes Buch, und in der Anthologie „Über Schriftsteller“ (1967) findet sich ein Aufsatz „Judenhaß und Kulturhaß“ sowie Artikel über die jüdischen Autoren Siegfried Jacobsohn, Ernst Kamnitzer, E. E. Kisch, Kurt Tucholsky, Else Lasker-Schüler, Ernst Toller, Joseph Roth, Stefan Zweig, Max Brod, Alfred Kerr, Gustav Landauer, Robert Neumann, Anna Seghers sowie einer über Barbarei und Bücherverbrennung.

Heimholung Arnolds? Ja – indem wir ihn, der einer der unseren war und blieb (auch in der DDR), wieder lesen und wieder verlegen. Keine Totenklage um einen zu Unrecht fast vergessenen Dichter und Schriftsteller (zur Zeit sind nur der „Grischa“, die „Novellen um Claudia“ und „Die junge Frau von 1914“ als Fischer-Taschenbücher auf dem Markt), sondern der Appell an westdeutsche Verleger, Arnold Zweig der Versunkenheit zu entreißen und aufs neue ans Tageslicht zu fördern. Dieser große Schreiber verdient es, und die deutsche Öffentlichkeit wird es dem wagemutigen Verleger gewiß danken.



Arnold Zweig

## Arnold-Zweig- Dokumente

*Aufbau  
Dec 2, 1977*

Ein ostdeutscher Verlag legt eine Dokumentensammlung ("Arnold Zweig — 1887 bis 1968") sowie einen Band mit Briefen vor, die der Epiker Zweig mit dem Lyriker Louis Fūrberg (1909-1957) wechselte. Über 100 Briefe zeugen von der produktiven Freundschaft beider Schriftsteller, die sich in den vierziger Jahren im Exil kennenlernten.

Das Dokument enthält interessante und zum Teil bisher unveröffentlichte Schriften aus dem Nachlass Zweigs in Berlin. So finden sich hier Aufsätze aus dem Frühschaffen, Entwürfe und Notizen zu den Romanen "Das Eis bricht" und "In eine bessere Zeit" sowie Ausschnitte aus dem autobiographischen Bericht "Freundschaft mit Freud".

A.D.N.

*Jerusalem Post*

# Arnold Zweig's trial and error

By Eric Gottgetreu

I STILL vividly remember the day in 1934 when I met Arnold Zweig in a Jerusalem Street. He was then almost 50.

Though his roundish face showed signs of the ordeal he had gone through in the last year of flight and exile, he appeared relaxed. He showed a healthy curiosity about the various landmarks which he pointed out inquiringly with his cane. He seemed content to have found "home" at last.

That morning he had just returned from a visit to the British High Commissioner, Sir Arthur Wauchope, who had invited the German-Jewish writer to talk to him about his experiences in Germany, his personal and literary plans and on some literary problems in general.

Arnold Zweig had settled on Mt. Carmel. He believed for good.

And he had told this to the High Commissioner who, in his characteristic gentle manner, had extended a very warm welcome to the writer.

## Firmly established

IT seemed quite natural at the time — about a year or so after the beginning of the Third Reich and the burning of the books, including those of Arnold Zweig, by the Nazis — that the writer should choose Palestine as a place of permanent settlement and not only as a refuge. True, much of his fame which was by then already international, was based on his "general books" such as the impressive anti-war novel "The Case of the Sergeant Grischa" (which, incidentally, the High Commissioner knew thoroughly as it had turned out), on his pre-World War I "Novellen um Claudia" and on a good number of well-told short stories. However, an essential part of Zweig's writing up to then was actually concerned with Jewish subjects. In these he always showed a very distinctive Jewish-national and Zionist outlook, in sharp contrast to most of his German-Jewish or Austrian-Jewish contemporaries including writers such as Jakob Wassermann, Emil Ludwig, Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger and Stefan Zweig (no kin) — to name only a few.

In a way, Arnold Zweig was almost obsessed by the Jewish problem — though, of course, he felt not only Jewish and anti-Jewish group reactions which created this problem, but was also aware of his deep identification with the land where he was born (he came from Gross-Glogau in Silesia) and with the language in which he was brought up, studied and wrote.

## Jewish themes

AT the age of 24 Arnold Zweig had already probed the Jewish problem in a short story which appeared in 1911 — this was "Aufzeichnungen ueber eine Familie Klopfer."

He wrote several books on the Jews of Poland, whom he described with great sympathy and understanding: one of these essays, "Das Ostjuedische Antlitz," was illustrated by Hermann Struck, who two decades later was to become his neighbour on Mt. Carmel.

He wrote a fascinating novel on an episode in contemporary Palestine history, "De Vriendt kehrt heim," based on a mysterious political murder, and he produced an extremely thoughtful book on the psychological background of Jew-baiters, called "Caliban — Versuch ueber die menschlichen Gruppenleidenschaften dargetan am Antisemitismus," an analysis of the psychological sources of anti-Semitism. This work reflects the strong influence of Freud's psychoanalytical theories upon Zweig's thinking. In fact, after its publication Zweig sent Freud "Caliban" with a warm dedication and subsequently discussed its contents with him — this correspondence between the two men was published only a few weeks ago by S. Fischer, Frankfurt.

There was further a quite illuminating book, "Juden auf der Deutschen Buehne," which was followed in 1933 by a more comprehensively conceived "Bilanz der Deutschen Juedenheit," published by Querido's in Amsterdam — up to the outbreak



ARNOLD ZWEIG IN 1940

of the Second World War the new publishing house for many of the great writers whom Hitler had driven into exile.

PARADOXICALLY, Zweig never felt at home in Palestine and within its Zionist surroundings.

Some people here were naive enough to believe that a writer of 50 could learn Hebrew well enough in a short time to use it as his own medium of expression. They failed, however, to consider that Zweig, no linguist anyhow, did not have the Hebrew background many of his critics had. Angry that he insisted on his right to speak and write German, they denounced him for his use of "the language of Hitler."

Nor were the Hebrew publishing houses in a hurry to translate his books (for which they probably had objective reasons as some of these works were out-dated by then), while "Habimah" declined to stage any of his plays. This is all the more difficult to understand as some of them had already stood the test elsewhere.

"Habimah" did not even show any particular interest in a play written by Zweig after his arrival in Palestine and partly prompted by the local scenery. This was "Bonaparte in Jaffa," which Zweig described as dealing with "the capture and unavoidable execution of 3,000 Turkish soldiers after the conquest of Jaffa" — since Bonaparte saw no possibility of feeding them.

## Critical of policy

ZWEIG did not mince words in showing his disappointment. He was also openly critical of the political decisions taken by the Zionist Movement and the Jewish Agency in their fight for Jewish statehood. He vigorously protested that instead of striving toward a bi-national state organized on socialist principles, most Jewish parties and policy-makers preferred a national solution.

Thus his resolve to leave Palestine and settle in East Germany may well be explained by both personal disappointment

and political conviction. Though he never was a member of the Communist Party — as far as I know — he by now felt much closer to the socialist international ideologies sponsored by the Eastern Bloc states than to the nationally restricted Israeli attempt to find a reasonable solution for the problem of the Jewish people.

ARNOLD Zweig did not come empty-handed to East Germany.

While in his Palestine exile — as he regarded his Haifa sojourn during its last couple of years — he had written a good deal — or, actually, dictated them because of his failing eyesight.

First of all, he had written several more volumes dealing with the First World War: three of them dating back to before "Grischa" and one more following it. Later, in East Berlin, he added three additional volumes to the series so that his whole "World War One" cycle, entitled "The Great War of the White Men," totalled eight volumes — an impressive "roman fleuve" mirroring an age of unreason and collective confusion.

In Haifa, Zweig also composed a really great novel about Nazi Germany, the background of which he knew so well: "Das Bell von Wandsbeck" (The Axe of Wandsbeck) — perhaps his best work next to "Grischa." (Wandsbeck is a suburb of Hamburg, the axe was the executioner's tool...)

From a literary point of view, his next book, the World War Two novel, "Traum ist teuer," was less successful. Its locale was Palestine and the Western Desert.

## Welcomed in East Berlin

IN the DDR (German Democratic Republic) Zweig was received with open arms. Two years after his arrival there he was honored with the DDR National Prize.

He was elected President of the (East) German Academy of Arts, awarded an honorary degree at the Karl Marx University in Leipzig and the International Lenin Peace Prize — the Soviet equivalent to the Nobel Prize — by the top literary judges in Moscow.

Another high award was conferred upon Zweig by President Ulbricht personally when he turned 80 on November 10 last year.

There are, however, clear indications that Arnold Zweig again changed his mind on the Jewish problem and the relevancy of the Israeli attempt to solve it. Despite the basic criticism of Israeli policy and its underlying national concept, there are some (published) letters in which he does not hide his appreciation of Israeli achievements.

Above all, after the Six Day War he steadfastly refused to sign a statement condemning Israel's "aggression" against the Arab states. The refusal, undoubtedly, demanded some courage.



## Plädoyer für Arnold Zweig

Heinz Kamnitzer in Darmstadt

„Lose Verabredungen“ bestehen zwischen beiden deutschen PEN-Zentren. Hin und wieder werden Schriftsteller ausgetauscht. Jetzt kam der Vizepräsident des PEN-Zentrums DDR, Professor Heinz Kamnitzer, nach Darmstadt. Die offizielle Zeremonie — die Stadt hatte einen Empfang geben wollen — lehnte Kamnitzer ab. Man traf sich im kleinsten Kreis. Kamnitzer machte aus seiner Reise eine Mission in Sachen Arnold Zweig. In gewisser Hinsicht war er sein posthumer Vertreter. Die „Verabredung“ mit Zweig — im Austausch zu Erich Kästners Dresdner Auftritt (1967) — war vor Zweigs Tod nicht mehr zustande gekommen.

Es gab ein eindringliches Plädoyer, eine gründliche Analyse und zugleich ein persönliches Bekenntnis zu Arnold Zweig, wie man sie hierzulande noch nicht erlebte. Kamnitzer ist leidenschaftlich beteiligt: als Freund (seit der Emigrationszeit in Palästina konnte er Zweig beobachten, die letzten zwanzig Jahre war er mit ihm eng befreundet), als deutscher Jude und Emigrant, als Kommunist, schließlich als Zweigs Nachlaßverwalter und Herausgeber seiner Werke. Historische Distanz und spontanes Engagement gingen nicht ohne Widersprüche ineinander über. Wollte Kamnitzer den monolithischen Staatsdichter, die literarische Vaterfigur der DDR und die Aktualität des Gesellschaftsromans à la Zweig propagieren, oder ging es ihm, der Zweigs politische (bisweilen fast stalinistische) Radikalität und die künstlerischen Schwächen des

späteren Werks diskutieren wollte, nur um Zweigs individuelle Ehrenrettung im Westen, die Verteidigung seiner moralischen Integrität und die Respektierung seiner verschlungenen Wandlungen — einer „Heimsuchung“, die sich zeitlich und örtlich in der DDR erfüllt habe?

Der Weg wurde zumindest für Zweigs „bürgerliche“ Jahrzehnte ohne Vorurteil nachgezeichnet. Das war kein Abziehbild, eher die Zerstörung allzu parteiischer Legenden. Kein Widerspruch wurde gemieden, keine biographische und psychologische Nuance vernachlässigt, um den Übergang vom bürgerlichen zum sozialistischen Schriftsteller in der Dialektik von Erkenntnis und Illusion mit seinen dauernden Täuschungen bis zum Jahr 1933 zu belegen. Als Etappen dazu wurde das Verhältnis zur Psychoanalyse und zum Zionismus nachträglich in dies überraschend differenzierte Bild eingebaut. Interessant etwa diese beiden Beobachtungen: Der Einfluß der Psychoanalyse, meinte Kamnitzer, habe dazu geführt, daß Zweig den Krieg nicht verdrängt habe, daß er sich vielmehr freizuschreiben und den Krieg als gesellschaftlichen Klärungsprozeß zu begreifen versuchte. Oder dies: eine Demütigung als Jude im 1. Weltkrieg (sogar im Soldatenrat) habe Zweig für die allgemeine Unterdrückung empfindlich gemacht, die politischen und sozialen Implikationen seien später hinzugekommen. Abgewendet habe sich Zweig von der Psychoanalyse, wo sie geschichtliche Abläufe und gesellschaftliche Konstellationen psychologisch erklären wollte. Und die sozialistische Utopie des Zionismus sei für ihn zerbrochen, als er in Palästina die Verdrängung und „Ausbeutung“ der arabischen Fellachen durch die jüdischen Neusiedler erlebt habe. Sozialismus und Staatsmacht: diese Synthese habe Zweig in der DDR gefunden. E. B.

*Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. Februar 1970*

# Dichter wider das Unrecht

Zu Arnold Zweigs Schaffen / Von Hans Lamm

Eine informative Biographie Arnold Zweigs, die in der DDR erschienen ist (Eberhard Hilscher, „Arnold Zweig“, 1. Aufl. 1967, Neuauflage Berlin 1973, Volk und Wissen Volkseigener Verlag.) beginnt mit den lapidaren Worten: „Das Gesamtwerk Arnold Zweigs umfaßt ein rundes Dutzend Romane, etwa siebenzig Erzählungen und Novellen, zehn Schauspiele, einen Band Gedichte und Hunderte von Aufsätzen, Reden und Essays.“ Und der Autor stellt dann „das Ergebnis von nunmehr sechs Schaffensjahrzehnten“ dar. In Hilschers selektiver Bibliographie werden Novellen und ein Drama aus dem Jahr 1909 und als erster Roman „Die Novellen um Claudia“ von 1912 erwähnt. Um jene Zeit begann auch Zweigs schriftstellerische Tätigkeit auf jüdischem Gebiet: In dem berühmten Sammelbuch „Vom Judentum“ (Hgg. vom Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag, Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1913), das erstmalig vor 65 Jahren erschienen ist, findet sich sein Aufsatz „Die Demokratie und die Seele des Juden“. In dieser Studie von über 25 Seiten, nimmt er das Judentum sehr ernst — die Demokratie weniger (U.a. sagt er „Wesentlich werden, heißt die Demokratie überwinden.“). Um die Definition seines Judentums ringt er wie sein zehn Jahre älterer Lehrer Martin Buber, und er macht unter anderem klar, daß er (wie jener) von den „Riten einer sterbenden Kirche“ nicht viel hielt. Von seinem Judentum hat sich Arnold Zweig nie völlig gelöst, auch nicht als er, nach 15jährigem Aufenthalt in Haifa, 1948 über Prag nach Deutschland zurückkehrte, wo er in Ost-Berlin bis zum 26. November 1968 lebte und, soweit sein Augenleiden und sein Alter es erlaubten, schöpferisch tätig blieb. Ernste Vorbehalte gegen das DDR-Regime — das ihn mit hohen Auszeichnungen ehrte — hat er nie geäußert: an der antizionistischen Hetze nahm er jedoch nie teil.

Es wäre Geschichtsverfälschung, wollte man bestreiten, daß er die Demokratie, und zwar nicht eine formalistisch-parlamentarische, sondern eine bewußt sozial-militante, wie er sie auf der Linken in der Weimarer Republik (er solidarisierte sich 1932 ostentativ mit Carl von Ossietzky) und später in der DDR vorzufinden glaubte, immer mehr bejahend in den Vordergrund stell-

te. Das Judentum, besonders der Zionismus, den er als junger und reifer Mensch bejaht hatte, rückten immer mehr in den Hintergrund (Den Aufsatz „Klage über den Untergang einer schöpferischen Sprache“ [Das Jiddische] begann er mit den Worten „Als junger Mensch überschätzte ich, wie das bei uns üblich ist, die Wichtigkeit des jüdischen Problems“ [1957, in Lamm: „Von Juden in München, S. 298].). Dennoch, selbst wenn man sich nur an Hilschers Kurzbiographie (Weder in der Reihe von Rowohlts Monographien noch in den „Köpfen des 20. Jahrhunderts“ [Colloquium-Verlag] erschienen bisher eine Darstellung des Werkes von Arnold Zweig.) hält, wird man erstaunt sein, wie viel jüdische Themen ausdrücklich oder durchschimmernd eine Rolle spielen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien erwähnt: „Abigail und Nabal“ (1909), „Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer“ (1911), „Ritualmord in Ungarn“ (1914), „Das ostjüdische Antlitz“ (1920), „Die Umkehr des Abtrünnigen“ (1925), „Das neue Kanaan“ (1925), „Caliban oder Politik und Leidenschaft“ (1927) (Eine Studie über den Antisemitismus), „Juden auf der deutschen Bühne“ (1927), „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ (1928), „Der Vriendt kehrt heim“ (1932), „Bilanz der deutschen Judentum“ (1933, Neuauflage 1961), „Versunkene Tage“ (1938), „Die Natur des Menschen und Sigmund Freud“ (1956), „Baruch Spinoza“ (1960), „Über Schriftsteller“ (1967).

Der Briefwechsel Freuds enthält viele Briefe an und von Arnold Zweig. Des Dichters Erinnerungen an und Betrachtungen über Freud harren noch der Publikation. Von 1924 an war Zweig auch Redakteur an der (zionistischen) Berliner „Jüdischen Rundschau“, in der er von 1923 bis 1928 geschrieben hat.

Findet sich in obiger Aufstellung „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ (erstmalig in der „Frankfurter Zeitung“, 1927, unter dem Titel „Einer gegen alle“ erschienen und in einem Brief Franz Rosenzweigs an Zweig vom Februar 1928 erwähnt) zu Recht als Buch jüdischen Inhalts? Wir meinen: Ja — obschon die Hauptgegensepieler — General von Lychow und Generalmajor Schleffenzahn (letzterer ein Bild Erich Ludendorffs) natürlich prononcierte Vertreter christlichen Adels oder Bürgertums sind. M. Reich-Ranicki hat das berühmteste Buch Zweigs sogar einen „Roman über die deutsch-jüdische Symbiose“ genannt. Jüdische Gestalten spielen in die-

schloß der preußische Landtag ein Gesetz, das de facto den Einkauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse bei jüdischen Händlern unterband: Der Vater Adolf Zweig machte daraufhin Konkurs und zog von Glogau (Niederschlesien), wo Arnold geboren worden war, nach Kattowitz. Dies hat den Neunjährigen beeindruckt und beeinflußt. Er stellte sich zeitlebens gegen Unrecht, seien nun die Opfer Juden (oder andere Minderheiten), Proletarier oder andere Unterdrückte. „Wider das Unrecht“ könnte das dichterische Schaffen Zweigs legitim überschrieben werden, wobei ausdrücklich nicht behauptet wird, daß das gesamte Schaffen Zweigs unter dem Motto sozialen Kampfs konzipiert worden sei. Die siebenbändige Kriegstrieologie, in deren Mitte der „Grischa“ steht (er erschien auch als erster) enthält ebenso viele historische und pazifistische Gedankengänge wie menschliche Tragödien und Liebesgeschichten. Gerade diese spielten in Zweigs Werk

**UHREN KRÄMER**  
Ernst Krämer  
Gold • Brillanten • Perlen • Schmuck  
BERLINS GRÖSSTES FACHGESCHÄFT  
NEUE KANTSTR. 15/16 • 3 22 40 89, 3 22 40 80

— neben den jüdischen Wesenselementen und der Kampf um Frieden und Gerechtigkeit — keine geringe Rolle. Von Umfang und Tiefe des Werkes kann in einem kurzen Aufsatz eine Idee vermittelt werden: nicht von der Schönheit und Größe seiner dichterischen Kraft — die müssen durch die Lektüre von Zweigs Gedichten, Dramen, Novellen, Romanen und Essays erfahren werden. Die meisten seiner Bücher harren der westdeutschen Neuausgabe, und so muß man einen Großteil in Bibliotheken und Antiquariaten aufspüren. Die Mühe lohnt sich. An Arnold Zweigs 90. Geburtstag (10. November) und 10. Todestag (26. November) anbieten wir dem Meister der sprachlichen Gestaltung, dem Verwirklichter alter jüdischer Ideen der Menschenrechte unseren dankbaren Gruß, „respektvoll“ wie er Freud den „Caliban“ widmete.

Ihr  
Spediteur **GEBR. HERTLING**  
Möbeltransporte • Lagerung  
Berlin Frankfurt/Main  
Telefon 32 10 31 Telefon 5 48 12 12

Die Kritik an der publizistischen Machtfülle des Springer-Konzerns hat sich in der letzten Zeit immer mehr verstärkt. Als Ankläger trat jüngst Günter Grass auf. Wir bringen eine Dokumentation der von ihm ausgelösten Kontroverse.

# Grass kontra Springer

## Entschuldigung bei Arnold Zweig

„Panorama“, 25. September 1967

Es besteht Grund, sich bei einem deutschen Schriftsteller zu entschuldigen.

Am 9. September dieses Jahres stellte die „Berliner Morgenpost“ unter einer knalligen Schlagzeile Behauptungen auf, die ich ihrer Infamie wegen nicht wiederholen will. Es wurden dem bald 80jährigen, in Ost und West geehrten Schriftsteller Arnold Zweig Äußerungen in den Mund gelegt, die Arnold Zweig als „faustdicke Lügen“ der „Berliner Morgenpost“, des „Düsseldorfer Mittag“ und des „Hamburger Abendblatt“ bezeichnete; denn dreistimmig tönte die Diffamierung, nachdem die Berliner „Nachdepesche“ mit einer falschen Meldung den Ton angegeben hatte.

Der Zweck aller Lügen war es, einen Konflikt zwischen Arnold Zweig und der Deutschen Demokratischen Republik, in der er nach freier Wahl lebt, zu erfinden. Die Tatsache, daß sich die DDR während und nach der Nahostkrise dem Staat Israel gegenüber unvernünftig und ausschließlich machtpolitisch verhalten hat, sollte den Zwecklügen den Anschein von Wahrheit geben. Ein Journalist, Heimann aus Haifa, und der Israelische Schriftstellerverband wurden, um die Falschmeldung seriös zu kleiden, als Zeugen und Quellen der Information genannt. Als nach Arnold Zweigs Dementi auch Heimann und der Israelische Schriftstellerverband dementierten, brachen die Lügen zusammen: Übrig blieb und bleibt die Beleidigung eines großen deutschen Schriftstellers; übrig bleibt die abermals bestätigte Erkenntnis, daß es den Zeitungen des Springer-Konzerns in der Bundesrepublik und in Westberlin immer noch möglich ist, mit wahrhaft faschistischen Methoden Zweckmeldungen zu verbreiten, die zwar den politischen Vorstellungen des Herrn Springer und seiner dienstwilligen Journalisten entsprechen, den Betroffenen jedoch — diesmal Arnold Zweig — gefährlich schädigen könnten, gäbe es keine Gegenstimmen.

Die empörten Reaktionen vieler westdeutscher Tages- und Wochenzeitungen, der spontane Wille der Rundfunk- und Fernsehanstalten, die Wahrheit wiederherzustellen, läßt immerhin hoffen, daß die lange Zeit, in der die Springer-Presse wie ein verfassungswidriger Staat im Staat die demokratische Ordnung der Bundesrepublik verletzen konnte, demnächst vorbei sein wird.

Es wird Aufgabe des Deutschen Presserates, des Bundestages und des Bundesverfassungsgerichtes sein, gegen die zunehmende Schädigung der parlamentarischen Demokratie durch die Zeitungen des Springer-Konzerns einzuschreiten. Aber auch dem einzelnen Bürger in unserem Land fällt die Verantwortung zu, seinen Protest gegen die zweckdienliche Verleumdung des Schriftstellers Arnold Zweig anzumelden und — da ihm diese Entscheidung offensteht — seine Lesegewohnheiten als Zeitungsleser zu überprüfen. Wir haben die Zeitungen, die wir verdienen.

Als Rest bleibt wieder einmal die bittere Erkenntnis, daß die Teilung unseres Landes jeden Versuch erschwert, Arnold Zweig direkt unsere Verbundenheit mit seiner Person und seiner Arbeit mitzuteilen.

Keine der genannten Springer-Zeitungen hat sich bisher bei Arnold Zweig entschuldigt.

Da dieser um sich greifende Meinungsterror nicht durch die Bürger unseres Staates und also auch nicht durch mich verhindert wird, entschuldige ich mich — wie ich weiß, stellvertretend für viele —, indem ich Arnold Zweig bitte, trotz allem, die Bundesrepublik und Westberlin nicht mit den Springer-Zeitungen zu verwechseln.



# Der Gegenwart entsagend

Arnold Zweig zum achtzigsten Geburtstag / Von GÜNTER ZEHM

In dem Roman „Die Aula“ des Ostberliner Schriftstellers Hermann Kant gibt es ein recht boshaftes, aber auch treffendes Porträt Arnold Zweigs in seiner Eigenschaft als ostzonaler Dichterstürst. Unter dem Namen Bertold Wassermann ist er Mittelpunkt einer Schriftstellertagung, und Kant läßt es sich angelegen sein, die Eigenheiten des (vor allem gegenüber Domestiken) äußerst herrscherlich gesinnten Dichters sanft zu karikieren:

„... An dieser Stelle warf der betagte Verfasser einer Trilogie über die Inflationszeit sein Kognakglas um und sagte empört zu dem Kellner, der längst am Nebentisch servierte: ‚Das war aber sehr geschickt. Das war wohl ein Erdbeben in Mazedonien, wie?‘“

Und so läßt Kant seinen Professor Bertold Wassermann sprechen: „Als ich begann, meinen Roman ‚Geld stürzt den Kronen nach‘ zu schreiben, da war der erste Weltkrieg schon lange vorbei. Ich war als junger Kavallerieleutnant ins Feld gezogen, aber in meiner Sattel-

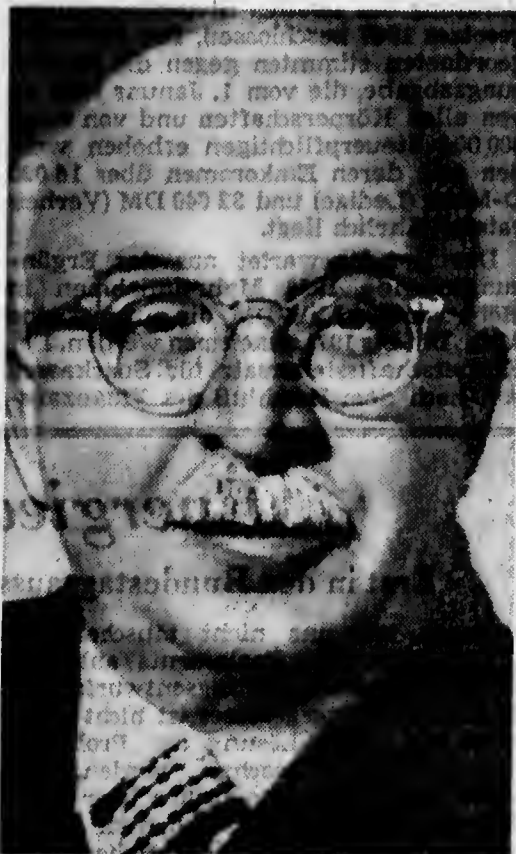


Foto: dpa

tasche hatte ich die Schriften von Sigmund Freud mitgeführt. Und dann kam Langemarck, und das ganze Medusenantlitz der Wilhelminischen Ära wurde sichtbar. Da entfuhr mir ein Aufschrei, und dies war das Grundelement meines Buches...“

Die Pointe der Suada ist, daß sie nicht zur Sache gehört. Man will sich über „aktuelle Probleme der DDR“ unterhalten, aber Prof. Wassermann spricht immer nur über den ersten Weltkrieg, über Sigmund Freud und über das Wilhelminische Medusenantlitz, als wäre die deutsche Geschichte für ihn 1918 stehengeblieben. Und was den wirklichen Arnold Zweig betrifft, so stimmt das auch: Die deutsche Geschichte seit 1918 spielt für sein Werk tatsächlich keine Rolle mehr. Er hat sich von ihr dispensiert.

Im „Streit um den Sergeanten Grischa“ meint ein weiser jüdischer Kriegsgerichtsrat aus dem alten Berliner Westen, das deutsche Volk habe in den vergangenen Jahrhunderten so viel zur menschlichen Kultur beigetragen, daß es nun ruhig für eine Weile aus der Weltgeschichte verschwinden könnte —

dieses Verschwinden sei in jedem Fall besser als all die Schmach und Schuld, die der „Große Krieg der weißen Männer“ für die Deutschen bereithalte. Das wurde 1927 geschrieben, und man kann ihm in Hinblick auf das, was danach kam, nicht jede Vernunft absprechen.

Freilich, keiner steigt ungestraft aus der Gegenwart aus. Der Preis, den Arnold Zweig zahlen mußte, war eine wachsende Versteinerung seiner Meinungen und Ansichten, besonders als er sich nach einem leidenschaftlichen, mitunter fast chauvinistischen Engagement für den Zionismus in den zwanziger Jahren später auch von diesem abkehrte. Alles, was nicht in den unmittelbaren Umkreis seines Romanzyklus über den ersten Weltkrieg gehörte, mißlang ihm von nun an, wie etwa „Das Beil von Wandsbeck“ (1943) oder „Traum ist teuer“ (1962). Mit einer Verbissenheit ohnegleichen wandte er all seine literarischen Energien an die Beschreibung der Kriegsjahre zwischen 1914 und 1918; noch in den kleinen Erzählungen, die die Abfassung der großen Romane begleiteten, geisterten oft dieselben Figuren wieder: der Armierungssoldat und Kompanieschreiber Bertin, die sozialistischen Berliner Arbeiter Pahl und Lebede, die preußische Exzellenz von Lychow und mancher andere.

Wie aber steht es mit jenen großen Romanen, deren Reihe einst mit dem „Streit um den Sergeanten Grischa“ begann und mit dem Buch „Das Eis bricht“ endlich abschließen soll? Hat sich dieses Lebenswerk gelohnt, ist es die Enzyklopädie einer Zeitenwende geworden, wie sie Zweig vorschwebte?

Die Antwort muß lauten: nein. Die einzelnen Bände sind zu unterschiedlich im Niveau. Was sich in den gelungenen Teilen, in der „Erziehung vor Verdun“ und im „Grischa“, als Zweigs Stärke erweist: der phänomenologisch exakte Blick auf einzelne Personen oder Vorgänge, auf die Nacht des Trommelfeuers vor Verdun zum Beispiel, auf einen Militärzug, der sich durch die Wälder Rußlands windet, oder auf eine mit Ordonnanzen gespickte Offiziersparty bei Exzellenz von Lychow, das wird in der „Feuerpause“ oder in „Die Zeit ist reif“ zur Manie, zum leeren stilistischen Automatismus. Zweig hat mit dem „Großen Krieg der weißen Männer“ keinen Roman in sechs Bänden geschrieben, sondern sechsmal denselben Roman, mit ständig abnehmender literarischer Intensität. Sein Unternehmen gleicht einer Schallplatte, die irgendwann einen Riß bekommen hat und sich nun in der immer gleichen Spur dreht. Nein, man steigt nicht ungestraft aus der Geschichte aus!

Bleibt für den Leser die Erinnerung an einzelne große Szenen in Zweigs Büchern, an die Szene aus der „Erziehung“, da der Armierer Werner Bertin zum erstenmal in die vordersten Gräben von Verdun kommt. Die Nacht, der Schlamm, die Landser in ihren Zellstoffuniformen und Wickelgamaschen, die sich ängstlich an den Grabenrand pressen. Und darüber der ungeheure Feuerzauber der feindlichen Batterien, und dann — von Bertin nur einen Augenblick lang wahrgenommen — jener dürre Offizier, bebrilltes Oberlehrer-gesicht unter dem Stahlhelm, der plötzlich und sinnlos und im sächsischen Dialekt in den Artillerielärm hineinschreit: „Na, wir sind vielleicht Äser!“ In solchen Szenen ahnt man, daß der „Riß“ im Werk des Schriftstellers Arnold Zweig seine Parallele in der Geschichte hat.

Die Welt, Nr. 263

10. November 1967

### **Arnold-Zweig-Archiv in Ostberlin**

*Mr. Wöckelbl. f. S. Schwarz  
11. Sept 1970*

Nach einem Beschluss des DDR-Ministerrats sollen in Ostberlin ein Arnold-Zweig-Archiv und eine Arnold-Zweig-Gedenk- und -Arbeitsstätte errichtet werden. Die Pflege und die Verbreitung der Werke dieses Schriftstellers wird empfohlen. Zweig wird als der Nestor der Literatur «des sozialistischen Humanismus und der grösste Romancier deutscher Sprache» bezeichnet.

Zuletzt zu finden *i. p.*

*Auftrag 26. Okt 1973*  
**Arnold Zweigs Nachlass  
in Ostberlin**

Unter den Neuerwerbungen der Handschriftenabteilung, wie sie die Staatsbibliothek in Ost-Berlin kürzlich tätigte, befinden sich aus dem Nachlass von Arnold Zweig das Roman-Fragment "Der Held" sowie Aufsätze, Lyrik, Urfassungen von diversen Manuskripten, Zeitungsartikeln und Korrespondenzen des Dichters.

**H. E.**



Frankf. Allgem., 27. Nov  
Hinweis 1974

ARNOLD ZWEIGS Roman „Erziehung vor Verdun“, zuerst 1935 erschienen und unlängst durch einen auch in der Bundesrepublik gezeigten DDR-Fernschfilm popularisiert, gehört zu jenen Meisterwerken der deutschen Exilliteratur zwischen 1933 und 1945, die bei uns nach wie vor viel zuwenig bekannt sind. So ist es zu begrüßen, daß dieses Buch aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, das immer noch aktuell ist, jetzt als Taschenbuch wieder zugänglich ist (Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt 1974, Bd. 1523, 370 S., 7,80 DM).

F.A.Z.

Zweig, Harold  
zum 80. Geburtstag am  
10. Nov. 1967

Erich Gottgetreu  
M B, 1967, Nr. 44, S. 3

du: Mlt

Nr. 261

Dienstag, 8. November 1966

## Arnold Zweig

H.-D. S. — In Arnold Zweigs Biographie gab es ein politisches Geheimnis. Man wußte: Der Dichter der „Sendung Semaels“ (Kleist-Preis), der „Novellen um Claudia“, des „Streits um den Sergeant Grischa“ war in palästinensischem Exil Kommunist geworden. Wann, wie und warum der „linke Sozialist“ im Sinne Gustav Landauers die Gefilde der marxistischen Scholastik betrat, war nicht bekannt.

In der letzten Woche strahlte das Ostberliner Fernsehen ein Interview aus, das der 79jährige, fast erblindete Dichter, auf der sommerlichen Terrasse seines Niederschönhausener Heims unter Vogelgezwitscher Heinz Kammnitzer gewährte. Er lüpfte den Schleier, der sein Damaskus verhüllte, wenn auch das letzte Motiv verborgen bleibt.

Arnold Zweig sagte: „Ich wurde marxistischer Sozialist im Jahre 1940. Mein Nachbar hat mich in den Marxismus eingeführt. Das war Rudolf Hirsch. Wir hatten viele Gespräche. Es ging um die Frage, ob der Militarismus oder der Kapitalismus die beiden Weltkriege auslöste. Rudolf Hirsch bewies mir das zweite. Ich ließ mir Schriften von Marx und Engels vorlesen, die mir aus Moskau geschickt wurden. Damals funktionierten meine Augen schon nicht mehr.“

Das ist die klassische Bekehrung eines Intellektuellen zum Kommunismus, wie sie für die Jahre zwischen 1920 und 1950 charakteristisch war. Arthur Koestler hat sie im ersten Band seiner Autobiographie „Pfeil ins Blaue“ einen Übertragungsvorgang genannt — nach dem Modell indischer Religionsunterweisung, in dem der Schüler der Faszination seines geistlichen Lehrers, des Gurus, verfällt.

Der kommunistische Guru trat damals in verschiedener Gestalt auf: als Krankenschwester, als Intellektueller, als schlichter Prolet. In Autobiographien ehemaliger Kommunisten und in politischen Romanen pflegen im zentralen Kapitel Gurus zu erscheinen. In Malraux' „Condition humaine“ ist es der Parteifunktionär Borodin, in Sartres „Wege der Freiheit“ der Idealprolet Bruneau. Bei Arnold Zweig war es Rudolf Hirsch. Er sagte nicht, ob es der Mann dieses Namens war, der heute in Ostberlin als Journalist und Gerichtsreporter lebt.

Es war ein merkwürdiges Jahr, in dem das Damaskus Arnold Zweigs sich eignete. 1940 waren gerade zwei Jahre nach den Moskauer Prozessen verstrichen, über die sich Arnold Zweig sehr entrüstet hatte. 1940 hatten Hitler und Stalin Polen unter sich aufgeteilt. Es müssen merkwürdige Gespräche gewesen sein, die Arnold Zweig in diesem Jahr führte. Was Guru Hirsch ihm über die Prozesse und den Hitler-Stalin-Pakt mitgeteilt hatte, über Ereignisse also, die für die westlichen kommunistischen Parteien wahre Aderlässe bedeuteten, sagte Arnold Zweig auf seiner sommerlichen Terrasse dem Adlershofer Fernsehen wohlweislich nicht.

Dieses Jahr 1940 war so merkwürdig, daß man meinen möchte, es sei dem greisen Dichter da ein Erinnerungsfehler unterlaufen. Aber auch wenn der Bekehrungsvorgang nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion sich abgespielt haben mag — ist er rational nicht aufzuschlüsseln. Arnold Zweig hatte sich in seinen besten Jahren sehr genaue Vorstellungen über diese Dinge gemacht.

Wir lesen in dem Buch „Caliban oder Politik und Leidenschaft — Versuch über die menschliche Gruppenleidenschaft dargetan am Antisemitismus“, das Arnold Zweig 1927 erscheinen ließ, auf Seite 365: „Den Weg der Programme und Ideologien halten wir für gebrechlich: theoretisch den Zustand der Menschheit, von dem notgedrungen ausgegangen wird, sehr bedenklich die Idee des Menschen, irrig den Weg von Außen nach Innen, verfrüht vor allem die Zielvorstellung an seinem Ende — die sozialistische Idee der entnationalisierten Menschheit, falsch den Weg der Gewalt und ebenso falsch den Zentralismus, der ihn diktiert.“



# Noch zu entdecken

Zum 80. Geburtstag von Arnold Zweig

In einem satirischen Lebensabriß, den Arnold Zweig unter dem Titel „Meine Unfälle“ 1939 in der „Neuen Weltbühne“ (Paris) veröffentlichte, liest man: „Jedermann erleidet in seinem Leben eine Anzahl Unfälle, von denen einige geradezu günstige Folgen haben; den ersten dadurch, daß er geboren wird. Es war mir keineswegs recht, am 10. November 1887, mittags zwölf Uhr, den behaglich überwölbten Kinderteich meiner Mutter mit der Festung Glogau, Niederschlesien, zu vertauschen... Mein Leben begann also damit, daß ich in Deutschland zur Festung verurteilt wurde.“ Als den folgenreichsten „Unfall“ seines Lebens nennt er jedoch die Tatsache, daß er schon als Student zu schreiben begann: „Ich kann beschwören, daß mich nicht die leiseste böse Absicht beseelte, als ich fahrlässigerweise in die Laufbahn eines deutschen Schriftstellers hineinglitt.“ Als er 1915 für sein Drama „Ritualmord in Ungarn“ den Kleistpreis erhielt, war Zweig als Armierungssoldat in Serbien und Frankreich; später wurde er Schreiber einer Presseabteilung beim Oberbefehlshaber der besetzten Ostgebiete. Die Erfahrungen dieser Kriegsjahre veränderten Zweigs Denken von Grund auf. Er hatte sich bis dahin als „kulturkonservativen Idealisten“ verstanden, hatte das Leben eines weltfremden Intellektuellen geführt, war nie mit gesellschaftlichen Problemen in Berührung gekommen. Die Kriegserlebnisse, vor allem das jahrelange Zusammenleben mit Angehörigen aller Klassen, schärften seinen Blick für den Zustand der Gesellschaft.

Eine Eigentümlichkeit in Zweigs Wesen besteht darin, daß sein literarisches Werk seinen politisch-theoretischen Ansichten immer voraus war. Der Autor Zweig beobachtete so genau, nahm die abzubildende Realität so kritisch auf, daß sich aus seinen beim Schreiben gewonnenen Einsichten Konsequenzen für sein politisches Denken ergaben. So verfaßte er „Das Spiel vom Sergeanten Grischa“, ein Drama mit bedeutenden gesellschaftlichen Einsichten, schon 1920, zu einer Zeit, als sein Sozialismus noch recht vage mit religiösen Motiven vermischt war. Bezeichnend für seine Position in den frühen zwanziger Jahren waren die intensive Auseinandersetzung mit jüdischen Fragen, das zionistische Engagement, der publizistische Kampf gegen den Antisemitismus. Besonders diese letzte Tätigkeit führte ihn in der sterbenden Weimarer Republik immer tiefer in gesellschaftliche Probleme. Seine literarische Beschäftigung mit dem Weltkrieg entsprang dem Wunsch, den Zustand der Republik von seinen Ursachen her zu erklären. Hitlers Regierungsübernahme machte diesen Versuch der Klärung nicht überflüssig, denn sie bestätigte die Kontinuität der von Zweig gezeigten historischen Entwicklung, sie bewies, daß der gesellschaftliche Konflikt von damals noch immer nicht entschieden war. 1927 erschien der aus dem sechs Jahre zuvor entstandenen Drama entwickelte Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa“. Er wurde zur Keimzelle von Arnold Zweigs Lebenswerk, zum ersten Band eines Zyklus, dem der Autor später den Titel „Der große Krieg der weißen Männer“ gab. 1931 kam der zweite Band, „Junge Frau von 1914“, heraus, „Erziehung vor Verdun“ erschien schon im Exil, bei Querido in Amsterdam (1935), zwei Jahre später folgte „Einsetzung eines Königs“. In großem Abstand wurde der Zyklus 1953 mit „Die Feuerpause“ und 1957 mit „Die Zeit ist reif“ fortgesetzt. Der letzte Band mit dem Arbeitstitel „In eine neue Zeit“ steht noch aus.

Als Arnold Zweig Deutschland verlassen hatte, ließ er sich — nach kurzen Zwischenstationen in der Tschechoslowakei und der Schweiz — zunächst in Sarny-sur-Mer nieder, in jenem Rivieradort, das Ludwig Marcuse ironisch als „Hauptstadt der deutschen Literatur“ bezeichnet hat. 1935 übersiedelte er jedoch nach Haifa, wo er bis 1948 lebte. Für den Juden Arnold Zweig mag der Aufenthalt am Fuß des Mount Carmel eine Erfüllung seiner Wünsche bedeutet haben. Für den deutschen Schriftsteller bedeutete er auch eine Enttäuschung. Als Arnold Zweig während des Krieges Vor-

träge in deutscher Sprache hielt, war er heftigen Anfeindungen ausgesetzt, und es hängt eng mit diesen Vorfällen zusammen, daß er seine Wahlheimat 1948 wieder verließ.

Gesellschaftskritik ist bei Arnold Zweig ein dominierendes, bei weitem jedoch nicht das einzige wichtige Element. Die neben dem Marxismus gleichwertige zweite Komponente seines Werks ist die Psychologie. Besonders in den zwanziger Jahren hat er sich intensiv mit der Lehre Freuds beschäftigt. Das läßt sich besonders an den Weltkriegsromanen nachweisen, deren einer — „Einsetzung eines Königs“ — ja auch Sigmund Freud gewidmet ist. Zweig verfällt indes nicht in ein Psychologisieren um seiner selbst willen, der Mensch ist für ihn kein souveränes Einzelwesen. Es zeigt ihn psychologisch differenziert, zugleich aber mit allen Verpflichtungen, Bindungen und Beziehungen innerhalb der Gesellschaft. „Alles kommt auf die Umwelt an, in der es geschieht“, heißt es schon im Grischa-Roman. Psychologie und Soziologie werden also kombiniert, ja, man kann geradezu von einer Synthese aus marxistischer Gesellschaftsauffassung und Freudscher Psychologie sprechen, von einer Verzahnung gesellschaftlicher und psychologischer Analysen. Beides bedingt sich gegenseitig, und die literarische Qualität erweist sich daran, daß dieses theoretische Fundament nirgends zutage tritt, daß es völlig in erzählerischen Stoff umgesetzt ist. In seinem Glückwunsch zu Freuds achtzigstem Geburtstag, 1936 im „Neuen Tage-Buch“ (Paris) veröffentlicht, findet sich eine für Zweig charakteristische Bemerkung: „Die Beherrschbarkeit des Menschen hängt von seiner Unwissenheit ab, vor allem von seiner Unwissenheit als Masse.“ Sie aufzuheben ist das erklärte Ziel seines Schreibens: „Die Vermenschlichung des Menschen ist eine Aufgabe, für die keine Kunst zu schade ist.“

Dieser humane Rationalismus bestimmt noch die Komposition von Zweigs Büchern. Der im Weltkriegszyklus unternommene Versuch, gesellschaftliche Zusammenhänge literarisch darzustellen, führte — bei notwendiger Beibehaltung der traditionell-realistischen Erzählweise — zu einem epischen Riesenbau. Wenn der Zyklus seinen Gegenstand auch nur einigermaßen genau erfassen wollte, mußten alle gesellschaftlichen Komponenten und Kräfte, alle geistigen und politischen Strömungen ebenso in ihm enthalten sein wie das höchst differenzierte Verhalten und Denken der einzelnen Menschen. Daraus erwuchs eine immer umfassendere und breitere Konzeption. Ursprünglich hatte Zweig angenommen, seinen Stoff in einer Trilogie fassen zu können. Beim Schreiben erweiterte er den Plan auf fünf, schließlich auf sieben Bände.

Brecht hat einmal bemerkt: „Es schien mir immer, daß aus Zweigs Romanen viel zu lernen sei, weil er selbst viel gelernt hat.“ Der Begriff des Lernens muß nur etwas freier verstanden werden: als beobachten, Wirklichkeit aufnehmen und analysieren; diese Fähigkeiten nämlich erklären, wie es Arnold Zweig gelang, die politischen Vorgänge aus „normalen“, jeden einzelnen betreffenden Lebenssituationen zu entwickeln. Der Weltkriegszyklus ist ein bis jetzt einmaliges Ereignis in der deutschen Literatur. Zweig hat mit ihm bewiesen, daß es durchaus möglich ist, auch die kompliziert-undurchsichtigen Strukturen, Abläufe und Zusammenhänge der modernen Gesellschaft, die vielschichtigen Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Klassen und Kräftegruppen auf einem hohen ästhetischen Niveau literarisch transparent zu machen. Es entspricht dem aufklärerischen Ethos des Verfassers, daß die Hauptwerke des Zyklus als Bildungsromane angelegt sind. Die Einsicht in die Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderungen ist in der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts selten zwingender formuliert und begründet worden als von dem in der besten Tradition des deutschen Bürgertums verwurzelten Marxisten Arnold Zweig. Sein Werk ist für uns noch zu entdecken.

HANS-ALBERT WALTER

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Nr. 262,

10. November 1967

## Arnold Zweig 75 Jahre

Arnold Zweig, der heute in Ostberlin lebt, wurde am 10. November 75 Jahre alt. Wie die Presse berichtet, wurde er aus diesem Anlass von den ost-deutschen Behörden eindrucksvoll geehrt. In Westdeutschland war, verständlicherweise, das Echo der Presse aus diesem Anlass höchst zurückhaltend. Die "Frankfurter Allgemeine Zeitung" gab einer kurzen Würdigung die Ueberschrift: "Ein Schlesier".

Die in mehrfacher Hinsicht ambivalente Haltung Arnold Zweigs, heute ein prominenter deutscher Schriftsteller kommunistischer Prägung, einst Verherrlicher einer humanen Freiheit, wie sie vor allem in seinem "Grischa" zum Ausdruck kam, Analytiker der Judenfrage aus national-zionistischer Haltung heraus, für einige Jahre in Erez Israel ansässig, kam wohl zuletzt in einem Aufsatz zum Ausdruck, den er im September 1958 schrieb, und der als — ihm "abgefordertes" — Vorwort in dem s.Zt. auch an dieser Stelle besprochenen Buch: "Im Feuer vergangen — Tagebücher aus dem Ghetto" (erschienen bei Rütten & Loening in Ostberlin) enthalten ist. Die Schlussabsätze dieses Aufsatzes, in denen er nach einer vorangegangenen Darlegung der Grausamkeiten der Weltgeschichte im allgemeinen den Versuch macht, die Beteiligung des ruthenischen, heute also kommunistisch regierten Volkes an der Judenverfolgung "marxistisch" zu erklären, enden mit einem Bekenntnis jüdischer Art, das die Gespaltenheit des Herzens dieses deutschen Schriftstellers zeigt, der so verschlungene Pfade in seinem Leben gegangen ist. In diesem Aufsatz heisst es:

"Ein Sachverhalt nur muss erklärt werden, bevor wir dieses uns abgeforderte Vorwort schliessen; die Feindschaft der nichtjüdischen und nichtpolnischen Bevölkerungsteile Ostgaliziens gegen ihre jüdischen Mitbürger. Was wir bei Gogol im "Taras Bulba" lesen und als Studenten auf habsburgischen Universitäten praktiziert fanden, war die Unterdrückung jenes "Ruthenen" genannten Volksteiles in der österreichischen Provinz Ostgalizien. Diese Menschen, Ukrainer, wurden von der polnischen wie von der deutschen Oberschicht aufs härteste ausgebeutet und ihrer geistigen und politischen Entfaltung beraubt — immer unter Mithilfe von Juden als Werkzeugen aller öffentlichen Einrichtungen. Kein Wunder, dass diese "Kleinrussen" sich zunächst einmal an den Juden rächten, als die deutsche Okkupation sie dazu anregte und dafür mit Brotkarten belohnte. Ohne echte sozialistische völkerverbindende Gesinnung gestaltet sich eben überall auf der Erde das Zusammenleben von Menschen verschiedener Abkunft schwierig; jede Tyrannei kann sich auf diese Spannungen stützen und sie bis zum Mord steigern. Hinter einem wissenschaftlichen Wort wie Differenzaffekt verbirgt sich jenes Dynamit, das sich zusammenbraut aus ökonomischen Bestandteilen der Gesellschaft und psychischen der menschlichen Natur. Und dennoch bleiben wir

bei der Ueberzeugung, dass sich im Laufe der Menschheitsgeschichte unser Wesen als homo sapiens wirklich verfeinert und verbessert hat und dass ein Rücksturz wie der faschistische uns wachzurütteln hat für die Aufgabe, an dieser Natur und dieser Gesellschaft aufs intensivste weiterzuformen.

Ein merkwürdiger Zufall will, dass der Verfasser diese Sätze diktiert in jenen herrlichen Tagen des scheidenden Sommers, wo sich die Einweihung des die Zeiten überdauernden Buchenwald-Mahnmals kreuzt mit der

Feier des jüdischen Neujahrs 5719 und gewisser revanchistischer Kundgebungen in der Bundesrepublik und Westberlin. Unter den 21 Fahnen der Völker, welche sich auf dem Ettersberg zusammenfanden, um das unauslöschliche Gedenken der Helden und Märtyrer mit dem Kampf gegen die Wiederkehr der Barbarei zu verbinden, fehlte die Fahne mit dem uralten Emblem des Davidsterns, welches die jüdischen Opfer des faschistischen Terrors vertreten hätte. Hier, in diesem Buche, ist sie neben der roten gehisst."

### ERLESENES



# Wo kann man Jude sein?

Arnold Zweig zum 80. Geburtstag / Von Sabine Brandt

Arnold Zweigs achtzigster Geburtstag am 10. November hat fast soviel Vorschuß-Publicity gehabt wie der fünfzigste Jahrestag der Oktoberrevolution. Die Falschmeldung, derzufolge sich Zweig in einem Brief nach Israel über seine Situation in der DDR beschwert hatte, nahm das SED-Zentralorgan *Neues Deutschland* zum Anlaß, drei Wochen lang Tag für Tag über Arnold Zweig zu schreiben. Alle Anwürfe gegen die Westpresse im allgemeinen und gegen Springer im besonderen mündeten in der Beteuerung, wie hoch man den Jubilar schätze. Am 14. September wurden in einer verwickelten Kausalkette sogar die Vereinigten Staaten als Zweig-Attentäter bemittelt: großer Feind, große Ehre.

Der Volksmund sagt, wo ein Rauch ist, da ist auch ein Feuer. Wo brannte es im Falle Zweig? Die Unterstellung, der Dichter habe die DDR als „Hölle“ apostrophiert, widerspricht allem, was er in den neunzehn Jahren seines Ostberliner Aufenthaltes gesagt, geschrieben, getan hat, und was seinen persönlichen Status angeht, so hat ihm die DDR auch keinen Anlaß zu solchem Groll gegeben. Wohl aber gibt es eine latente Krise zwischen dem Juden Zweig und dem Regime, still genährt seit den Zionistenverfolgungen im Ostblock 1952 und zugespitzt durch die jüdenfeindliche Reaktion der DDR auf den Junikrieg in Nahost. Bekanntlich hat Zweig die peinliche Resolution nicht unterschrieben, in der prominente jüdische Bürger der DDR Israel als Aggressor verdammt, eine Tatsache, die freilich erst durch den Wirbel um den nichtexistenten Brief ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gedrungen ist.

Die dreiwöchige Kampagne des *Neuen Deutschland* zielte wohl nicht nur auf die Anprangerung kapitalistischer Pressesünden, sie diente nicht zuletzt als Demonstration schöner Einigkeit von Dichter und Regime auch dort, wo Differenzen offensichtlich waren.

Es war ein böser Auftakt zum Achtzigsten. Zweig, durch das unumgängliche Dementi in die Pressequerelen hineingezogen, beschränkte sich zwar auf ein Bekenntnis zu seiner DDR-Bürgerschaft, aber da die Israel-Frage nun einmal im schlimmen Spiel war, wurde sein Schweigen in diesem Punkt zwangsläufig zu jener Stellungnahme, die er nicht hatte abgeben wollen.

Der west-östliche Streich lief praktisch darauf hinaus, Zweig die gewaltsame Liquidierung eines Problems abzuwürgen, das er in Wahrheit bis heute nicht gelöst hat: der Frage, welchen Platz er als Jude in der Gesellschaft einnimmt, in der er lebt; oder umgekehrt, wie die Gesellschaft aussehen muß, in der er als Jude leben kann. Alle seine Bücher behandeln diese Frage, und sei es, wie zum Beispiel im „Beil von Wandsbek“,

in Randszenen; alle seine Helden sind ihr konfrontiert.

Der deutsche Dichter Zweig ist in gleichem Maße ein jüdischer Dichter. Sein Hauptwerk, von ihm „Der große Krieg der weißen Männer“, von der Leserschaft einfach Grisca-Zyklus genannt, belegt das am eindringlichsten. Entstanden ist das (bisher fünfbandige) Romanwerk aus der Auflehnung des Humanisten Zweig gegen das große Völkerschlagen 1914 bis 1918. Zweigs Held Werner Bertin, auf Spitz und Knopf seinem Schöpfer nachgebildet, lernt seine Lektion: daß blinder Patriotismus keine Tugend ist, weil Vaterlandsliebe wie jede Liebe Kritik einschließen muß, um fruchtbar zu sein.

Aber darüber hinaus vertritt Bertin die Position des jüdischen Intellektuellen in der deutschen nationalistischen Bürgerwelt. Er ist sozusagen prädestiniert, den Erziehungsprozeß vom Untertan zum selbstbewußten Individuum stellvertretend für seine ganze Generation zu demonstrieren, denn die Gemeinschaft, der er sich willig einordnete, lehnt ihn im Grunde ab und macht es ihm dadurch leichter, sich aus ihrer Verstrickung zu lösen. Die Frage der jüdischen Assimilation gewinnt unter den Bedingungen des Krieges an Schärfe, und Zweig/Bertin, der ihr zuvor nur wenig Gewicht beimaß, beantwortet sie jetzt negativ.

Die Ablösung vom deutschnationalen Kollektiv verweist Bertin auf sich selbst, das heißt auf sein Judentum. Und da es die inhumanen Elemente des Kollektivs waren, die ihn abstießen, ist die jüdische Gegenposition, zu der er gelangt, zugleich eine Position der Humanität. Um Bertin, der leiden muß und helfen möchte, sammeln sich alle jene Kräfte, die dem Militärapparat ein paar Menschlichkeiten abtrotzen wollen, seien es Offiziere, gemeine Armierungssoldaten wie er oder Zivilisten, Männer und Frauen. Besonders deutlich wird das im „Streit um den Sergeanten Grisca“ und in der „Erziehung vor Verdun“.

Bis auf den „Grischa“ hat Zweig seine Weltkriegsromane in der Emigration geschrieben. Er war 1933 über die Tschechoslowakei, die Schweiz und Frankreich nach Palästina gegangen, den zionistischen Hoffnungen folgend, die ihn zwischen 1918 und 1933 zunehmend bewegt hatten. Sozusagen am Ziel seiner Suche nach der jüdischen Identität rekapitulierte er in der Literatur den Prozeß, den er durchlaufen hatte.

Aber er hat als Jude im jüdischen Siedlungsland den Deutschen in sich nicht abgetan. Tausende von Kilometern vom Schauplatz entfernt, schrieb er zwischen 1940 und 1943 den Roman „Das Beil von Wandsbek“, den menschlichsten Kommentar zum deutschen Schicksal unter Hitler, der von einem Emigranten jener Jahre verfaßt



Arnold Zweig

Aufnahme: Barbara Meffert

wurde. In der Verführung durch die Macht, die Zweig an der Geschichte des SS-Mannes und Amateurhens Albert Teetjen demonstrierte, faßte er zugleich den Mechanismus der Macht, im Scheitern des Verführten ihre Grenzen. Die Trauer um die Opfer schließt auch die Verirrten ein, die sich vom totalitären Regime um ihre Menschlichkeit bringen ließen.

1948 kehrte Zweig nach Deutschland zurück und ließ sich in Ostberlin nieder. Äußerlich gesehen war das ein Erfolg der geschickten und toleranten Politik, die Johannes R. Becher als Präsident des kommunistischen Kulturbundes damals betrieb. Aber der entscheidende Beweggrund dürfte wohl Zweigs Hoffnung gewesen sein, unter den Fittichen einer Partei, die sich als antifaschistisch und antinationalistisch deklarierte, Jude und Deutscher zugleich sein zu können. Er übersah, daß im gleichen Jahr, in dem er heimkehrte, im Mutterland des Kommunismus eine neue Art Judenverfolgung unter dem Schlagwort „Kampf gegen Zionismus und Kosmopolitismus“ einsetzte, daß alle jüdischen Kultureinrichtungen in der Sowjetunion geschlossen, die führenden Schriftsteller jiddischer Sprache verhaftet wurden. Als dann 1952 die Verfolgungswelle ihren Höhepunkt erreichte, Slansky in Prag gehängt,

die jiddische Schriftstellergruppe in der Sowjetunion erschossen wurde, in der DDR alte Kommunisten jüdischer Herkunft angeklagt, verurteilt und in Zuchthäuser und Lager geschickt wurden, blieb Zweig stumm. Warum?

Zweig ist nie Kommunist gewesen oder geworden. Für ihn gab es keine Parteikontrollkommission, vor der er seine Meinungen hätte verantworten müssen. Es war wohl so, daß er nach so vielen Wechselfällen des Schicksals nicht mehr die Kraft und den Mut fand, Illusionen zu begraben und am Abend seines Lebens noch einmal eine Heimat zu suchen.

Literarisches Zeugnis seines Versuchs, sich mit dem Unbehagen zu arrangieren, ist der Roman „Traum ist teuer“, aus alten Konzepten in eine kommunistisch pointierte Neufassung gebracht. Zweigs *alter ego* ist diesmal ein jüdischer Nervenarzt namens Richard Karthaus, der wie der Autor nach 1933 den zionistischen Ausweg, den Weg nach Palästina gewählt hat. Wie Zweig kommt auch Karthaus am Ende zu dem Schluß, daß die Antwort auf Hitler nicht einfach Bekenntnis zum Kommunismus als der konsequentesten antifaschistischen Kraft. Zweig/Karthaus verwirft sein Judentum. Er geht so weit, die jüdische Hoff-

nung auf Israel mit nationalsozialistischem Massenrausch gleichzusetzen. Karthaus sinnt: „Wie konnte ich, das frag ich mich nicht erst heute, die tiefe Gemeinsamkeit übersehen, die mich, meinen Zustand beglückter Tatbereitschaft, mit den Menschen innerlich verband, fast gleichsetzte, die mich vertrieben hatten, um ein Tausendjähriges Reich zu starten?“

Das Buch erschien zu Zweigs fünfundsiebzigstem Geburtstag. Damals also fand er Formulierungen, die genau das ausdrücken, was die DDR heute zum Nahostkrieg sagt. Seither sind fünf Jahre vergangen, und es sieht so aus, als habe er die Verführung des Denkens, indem er ihr Gestalt gab, überwunden. Im Juli dieses Jahres veröffentlichte die Jerusalemer deutschsprachige Zeitung *Jedioth Chadaschot* einen Brief an Arnold Zweig, in dem der Autor Schalom Ben-Chorin aus einem Telefongespräch zitiert, das er anlässlich eines Berlin-Besuches mit dem Dichter geführt hatte. Ihm zufolge sagte Zweig: „Schauen Sie sich diesen Altar (den Pergamon-Altar) nur an, aber noch bedeutender ist der unsichtbare Altar, den wir in Jerusalem errichtet haben.“

Ich weiß nicht, ob Zweig das wirklich so gesagt hat. Aber er hat die Wiedergabe des Zitats nicht angefochten.



# Die Sendung Samaels

Die Tragödie in fünf Aufzügen von Arnold Zweig Regie: He

Jizschel Leim	} Hausierer	Hugo Döblin
David Krakauer		Sigmund Neuberger
Esther Solymosi		Auguste Plinkösdy
Ihre Mutter		Margarethe Kupfer
von Onody		Magnum Stifter
von Jhoczy		Friedrich Kühne
Bary, Referendar und Untersuchungsrichter		Emil Jannings
Der Schreiber		Helmuth Krüger
Der Pandur		Josef Knispel
Der Gendarm Schlosser		Max Nemetz
Der Gendarm Kovacz		Franz Teschemacher
Präsident von Kornuß		Walther Redlich
Staatsanwalt Szejffert		Ferdinand Gregori
Dr. Eöwös	} Advokaten	Günther Herrmann
Dr. Funtak		Eduard Wencke
Dr. Friedmann		Richard Martiniussen

bera

chel

g

### 113 Herald

Ein alter Zigeuner . . . . .	Karl Zickner
Ein junger Zigeuner . . . . .	Hardy Diwew
Ein Zigeunerweib . . . . .	Sophie Pagay
Erster Bauer . . . . .	Fritz Hahn
Zweiter Bauer . . . . .	Bruno Klein
Eine Bäuerin . . . . .	Susanne Liebrecht
Eine Höckerfrau . . . . .	Else Lorenz

Angeklagte Juden, Bauern, Knechte, Zuhörer, Die Menge,  
Knaben, Mädchen, zwei Kinder, Berichterstatter, Soldaten  
Ort: Außerhalb des irdischen Raumes und in Sädungarn  
Zeit: Außerhalb der irdischen Zeit und von April 1882  
bis Mai 1883

Die Decorationen sind nach Entwürfen von Ernst Stern.  
Pause nach dem dritten Aufzug

---

Anfang 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr

Ende nach 10 Uhr

B.Z. 11. 2677. 1920  
„Die Sendung Gemaels“

von Arnold Zweig im Deutschen Theater.

Es war eine Doppelvorstellung. Mittags für den Verein „Das junge Deutschland“ abends für die Öffentlichkeit. „Das junge Deutschland“ wurde im Krieg begründet, die Zensur zu umgehen. Nun gibt es keine Zensur mehr. Und die Vereins-Vorstellung ist eine Generalprobe, zu der die Presse geladen wird. Die Generalprobe dauerte vierthalb Stunden, obwohl die Drehbühne arbeitete.

Das Drama, das gestern den Anlauf des Winters begann, hieß, ehe es „Die Sendung Gemaels“ hieß, prosaischer und kühner „Ein Ritualmord in Ungarn“. Geschrieben wurde es vor etwa sechs Jahren. Es ist bis heute der größte Versuch Arnolds Zweigs, des Schöpfers, des in mancherlei Richtung begabten Dichters der „Novellen um Claudia“. Dieser Arnold Zweig hat Mistil in sich und Hohn, er ist Träumer und Zweifler, er hat Motive von dunkler Gewalttätigkeit („Die Bestie“) und Motive der Seele, er schreit und er kann ein musikalischer Virtuos der Form sein. „Ein Ritualmord in Ungarn“ ist nicht seine einzige jüdische Tragödie. Auch die David-Historie „Wigail und Abal“ hat er verfaßt, in die es von ferne abblinzelt. Der „Ritualmord“ ist ein Nebenwerk zeitloser Symbolik und erdgebundener Wirklichkeit. Und obwohl man bei der ersten Anspielung im „Himmel“ oder an Byrons Satan denken mag, in den abgerissenen Szenen der zweiten an den Wehklind von „Frühlingserwachen“, hat doch das Ganze eine suggestive, ungewöhnliche Kraft. Nimmt man die Symbolik fort, so ist es ein Drama des Judenprozesses von Eliza-Elzar, der 1882 und 1883 Magyaren erregte, wie Böhmen und Oesterreich durch den Mordprozeß von Polna erregt wurde oder das östliche Preußen und Deutschland durch Konig. Ein Drama stumpfer bäuerlicher Kulturbarkerei, dessen Geschichte Zweig, der Spätergeborene, in Broschüren fand und mit allen Namen anordnete: des ermordeten ungarischen Mädchens Esther Salmosi, des dreizehnjährigen Judenknaben Morik Scharf, des Kronzeugen für die Ritualmordanklage (der dann in ein Kloster mußte), bis zu dem Namen des Advokaten Edoos, des unerschrockenen Verteidigers.

Ist Arnold Zweig in diesen Bildern Künstler oder, aus dem Schmerz eines jüdischen Verurteilten heraus, Tendenzdramatiker? Auf der Bühne ist er beides, und für den, der mit schlechtem Willen hinhört, das letzte mehr als das erste. Auf der Bühne wird eine Gerichtsverhandlung, ob sie ein Prozeß in einer baskisch-französischen Kleinstadt ist oder in einer südungarischen oder in einer deutschen Garnison, immer eine Spektakelaffäre sein. Dieser ungarische Referendar Barn, wenig intelligent, höflich, kredentisch, der den Judenknaben mit Hunger und Prügeln bricht, dann schmausen und schlafen läßt, bis er durch Angst und Streicheln ihn korrumpiert hat, ist auf der Bühne nicht der Mensch, als der er gedacht ist, sondern eine passenswerte Figur (wie in der „Roten Robe“ der Richter Rouzon). Dieser ungarische Parlamentarier Herr von Istoczyn (fast mit nationaler Echtheit charakterisiert) kann nicht durch eine Herode die Bauern aufstacheln, ohne daß im spärlich beleuchteten Zuschauerraum ein bißchen demonstriert wird. Dieser Advokat Edoos wird ein ungarischer Laborant, dieser Staatsanwalt Egenfert, der durch einen Lokaltermin in der Synagoge von Eliza-Elzar die Ritualmordbeschuldigung als lächerlich erweist, ein Staatsanwalt der Reportage. Es fehlt die Lust, die im Buch um alle diese Gestalten war, die unheimliche, lastende Lust des Erlebnisses. Aber sie ballt sich, selbst in der Aufführung, dennoch zwingend um andere Szenen, die entscheiden. Von einem Dichter ist die Szene zwischen Esther Salmosi und dem Gutsherrn von Onodn, mit der das irdische Drama anfängt, über der tief fliehenden Theil, bei der Krebsreife, die kurze Tragödie der Hiez und ihr Verstummen in einem wilden Aufschrei. Von einem Dichter die Szenen des Morik Scharf, seines Zusammenbruchs, seines Untergangs in



Zweig, Arnold  
zu seinem Tode

Krich Gottgetreu  
M B, Nr. 49, 1968, S. 49/50



# Das Exil in der Heimat

*Könnte man am eine abnehmen  
Zweier-Eindringen  
ankommen*

Aus seinem Geburtsland vertrieben, floh er nach Palästina. Doch der Traum von der „wahren Heimat“ trog, Arnold Zweig blieb auch hier, was er immer gewesen: ein deutscher Dichter.

Von Doris Maurer

Noch in den sechziger Jahren war er hierzulande fast ein Unbekannter - zu einem Unbekannten geworden, von der bundesdeutschen Literaturwissenschaft ignoriert und - viel schlimmer - von den Lesern vergessen. Mittlerweile finden sich seine wichtigsten Romane zwar wieder in den Buchläden, doch bekannt, so berühmt, wie er in diesem Land einmal war, ist Arnold Zweig deswegen noch lange nicht. Und noch immer stimmt, was in einer (1977 erschienenen) Studie Geoffrey V. Davis über Zweig schreibt: „Wer sich mit den Werken Arnold Zweigs befaßt, wird oft mißverstanden. Wo er unter ‚Zweig‘ Arnold Zweig versteht, wird er feststellen können, daß sein Gesprächspartner eher an Stefan Zweig denkt . . .“

Arnold Zweig hat nicht nur das „normale“ Vergessen der nach 1933 vertriebenen Autoren erfahren, sondern er erlitt - von Westdeutschland aus gesehen - auch so etwas wie ein „doppeltes Exil“: Denn nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs kehrte er aus Palästina zwar nach Deutschland zurück, doch nicht nach West- sondern nach Ost-Berlin, was ihn in den Augen der bundesdeutschen Kulturbeflissenen als schamlosen Opportunisten oder Kommunisten abstempelte. Jahrelang wurde er totgeschwiegen, seine Werke - in den zwanziger Jahren so erfolgreich - erschienen nicht mehr. Doch mit dieser Nichtbeachtung hier konnte Arnold Zweig leben, wurde er doch im anderen Teil Deutschlands geehrt und gefeiert.

Auch hatte er bereits zuvor im palästinensischen Exil, wo er seit Dezember 1933 lebte, Mißachtung erfahren und es ertragen müssen, daß seine Romane und Schriften, wenn sie überhaupt gedruckt wurden, nur in englischer Übersetzung erscheinen durften. Schlimmer noch, bei einigen öffentlichen Auftritten, bei denen er deutsch sprach, wurde Arnold Zweig niedergebückt und am Weiterreden gehindert. Die strikte Ablehnung der deutschen Sprache (als Sprache der Nationalsozialisten) und der - in seinen Augen - übertriebene hebräische Nationalismus in Palästina haben Arnold Zweig von Anfang an in seinem Exilland abgestoßen. Am 1. September 1955 schrieb er enttäuscht an Sigmund Freud, seinen Lehrer und väterlichen Freund, dem er 1927 seine psychologische Studie über den Antisemitismus, „Caliban oder Politik und Leidenschaft“, gewidmet hatte: „Inzwischen durchlaufe ich mannigfache Krisen. Zum ersten stelle ich ohne Affekte fest, daß ich hierher nicht gehöre. Das ist nach zwanzig Jahren Zionismus natürlich schwer zu glauben. Nicht etwa persönlich enttäuscht bin ich, denn es geht uns hier recht gut. Aber alles war irrig, was uns hierher brachte. Und das wurde mir deutlich, als vor 14 Tagen ich hier mit linken Arbeitern eine große Antikriegsdemonstration machte und diese die nationalistiche Fiktion aufrechtzuerhalten suchten, als habe man mich Deutschsprechenden nicht verstanden, und meine Rede ins Iwritch übersetzten - als hätten nicht alle 2500 Leute zu Hause jiddisch geredet.“

Und einige Monate später gesteht er bitter und gleichzeitig hilflos, daß er sich Palästina nicht zugehörig fühlt, daß er aber auch nicht weiß, wohin er sich statt dessen wenden soll: „Ich fühle mich falsch am Platze. Kleine Verhältnisse, noch verkleinert durch den hebräischen Nationalismus der Hebräer . . . Aber was mache nun ich? Wo soll ich mich ansiedeln, mit der Erwartung einiger Dauer? In Amerika, sagt mir mein Verstand. Aber mein Herz will nicht so weit weg. Es tröstet mich mit dem Chamaleongesicht der Hoffnungen, Deutschland werde in ein paar Jahren wieder offenstehen und mich dann gut brauchen können. Was sagen Sie dazu? . . . Mein Paß läuft im April ab. Ich will das 3. Reich nicht um Erneuerung bitten. Ich möchte meine Bindung an das deutsche Volk aber nicht freiwillig lösen. Ich kann den palästinensischen Paß haben - in ein paar Wochen. Aber ich habe zur jüdischen Nationalität auch wenig Beziehung. Ich bin Jude - Gott ja. Aber gehöre ich als Staatsbürger zu diesen . . .?“

In jenem Brief, wiederum an Sigmund Freud gerichtet, offenbart sich das ganze Dilemma eines deutschen Juden im palästinensischen Exil. Palästina, das heißersehnte Erez-Israel der frommen Juden, wird für Arnold Zweig zum ungeliebten Exilland, wird niemals zur Heimat, so wie er es sich noch 1933 erhofft hatte, als er sich entschloß, mit seiner Frau und den beiden Söhnen über Italien, Frankreich in das Land der jüdischen Überlieferung zu ziehen, in das Land, das ihm von Jugend auf als Traum, als Vision, sicherlich auch als Ziel erschienen war. Noch im November 1933, kurz vor der Abreise nach Palästina, hatte Zweig an seine Sekretärin geschrieben: „Ich bin voller Elan und gehe 100prozentig hinüber - mit allen Schwierigkeiten. . . . Ich will vernünftige Zustände auf dem Erdwinkel, der meinen Kindern . . . Heimat sein soll.“

Diese Sehnsucht, diese Hoffnungen sind um so verständlicher, wenn man bedenkt, daß Zweig schon ganz früh die Auswirkungen des Antisemitismus erfahren mußte. Geboren am 10. November 1887 im schlesischen Glogau, wuchs er in Katowitz auf, denn die Familie hatte Arnolds Geburtsstadt wegen eines antijüdischen Boykotts verlassen müssen. Zweig hat sich Zeit seines Lebens zu seinem Judentum bekannt, wenn er auch schon sehr früh seinen Glauben verlor. 1908 schreibt der Student an seine Eltern: „Ich merke erst recht jetzt, wie aufrichtig ich nicht an Gott glaube, wie sicher ich vielmehr weiß, fühle, daß es keinen gibt, der Gedanke an ihn müßte einem Menschen in unserer Lage kommen, und doch kann ich mir nicht einmal jemanden vorstellen, der das tut, ohne zu wissen: es hilft sowieso nichts. Man ist ganz allein.“

Von 1907 bis 1914 studierte er in Breslau, München, Berlin, Göttingen und Rostock hauptsächlich Germanistik und neuere Sprachen: „Sieben Jahre lang suchte ich auf deutschen Universitäten ein Fundament, von dem aus sicher zu denken war. Nach dem radikalen Einsturz aller meiner Beziehungen zu Religion und Offenbarung . . .“ quälte mich in immer stärkerem Maß die Frage, was unser Leben auf diesem Stern Erde für einen Sinn habe . . . und welche Aufgaben ein ausgebildeter Intellekt sich stellen könne, der von früh an mit ruheloser Phantasie begabt war, die nach sprachlichem, rhythmischem Ausdruck suchte.“

Nach dem Willen der Eltern sollte Zweig sein Studium mit der Promotion abschließen und Lehrer werden, doch schon als Student begann er zu schreiben, erste Erzählungen erschienen. Und als sein Roman „Die Novellen um Claudia“ (eine komplizierte Liebesgeschichte zwischen einem reichen, schönen Mädchen und einem armen Privatdozenten) 1912 mit großem Erfolg vom Publikum aufgenommen wurde, beschloß Zweig - zum Entsetzen der Eltern -, Schriftsteller zu werden: . . . wenn ihr aber glaubt, daß ich eines Tages umschwenke und ein harmloser, unauffälliger und unbrauchbarer Normalbürger werde wie die Katowitz Assessoren oder Doktors, so will ich euren Irrtum gleich als später zerstören. . . . Ich bin in erster Linie ein Schriftsteller, der seinen Namen hat und der in der Zukunft wohl noch einen besseren sich machen wird.“

1915 wird Arnold Zweig der Kleist-Preis verliehen, 1916 heiratet er seine Cousine, die Malerin Beatrice Zweig. Das Hochzeitsphoto zeigt ihn mit fast kahlgeschorenem Schädel und in Uniform. Wie so viele seiner Zeitgenossen war Arnold Zweig 1914 hochgemut und voll patriotischen Gefühls in den Krieg gezogen. Die Erfahrungen bei der Truppe und im Schützengraben ernüchterten ihn allerdings rasch. Nach 1918 schrieb er einige seiner nationalistisch gefärbten, die Deutschen verherrlichenden Geschichten um (zum Beispiel „Die Bestie“) und dachte daran, einen Roman über, das heißt gegen den Krieg zu schreiben.

Der geplante Roman weitete sich im Laufe von Zweigs Leben zu einem Roman-Zyklus aus („Der große Krieg der weißen Männer“), und in größeren Abständen erschienen: 1927 „Der Streit um den Sergeanten Grischa“, 1931 „Junge Frau von 1914“, 1935 „Erziehung vor Verdun“ und schließlich, 1937, „Einsetzung eines Königs“.

Werner Bertin, ein jüdischer Schriftsteller und Intellektueller, der deutlich die Züge Zweigs trägt, ist der Protagonist dieses Romanzyklus; er erlebt die Unmenschlichkeit und Brutalität des Krieges, die Sinnlosigkeit des Mordens, den Sadismus der Vorgesetzten - auch ihren Antisemitismus. „Der Streit um den Sergeanten Grischa“, der von dem bewußten Fehlurteil gegen einen angeblichen Spion berichtet und die nationalistiche Verstocktheit der Generale und ihre antijüdischen Ressentiments eindringlich beschreibt, wurde neben Remarques „Im Westen nichts Neues“ zu einem der wichtigsten und bekanntesten Antikriegsromane in der Zeit der Weimarer Republik. Innerhalb von drei Jahren wurde das Werk in fast sämtliche europäische Sprachen übersetzt und machte seinen Autor weltbekannt. Arnold Zweig plante, bis spätestens 1934 seinen „Antikriegs-Zyklus“ vollenden zu können - doch spätestens mit dem Jahr 1933 wurde die Notwendigkeit des Exils immer dringender. Am 21. Dezember 1933 traf er in Jaffa ein.

Ein gutes Jahr zuvor hatte er Palästina bereits einmal besucht, damals schon fasziniert von dem Aufbegehren der jüdischen Immigranten, aber auch abgestoßen von ihrer Unfähigkeit, mit den Arabern friedlich zusammenzuleben. Der Roman „Der Freund kehrt heim“, den er 1932 bei seiner Rückkehr nach Deutschland schrieb, macht die zwiespältigen Gefühle seines Autors spürbar. Er behandelt den authentischen Fall der Ermordung des holländischen Zionisten und Schriftstellers Jacob Israel de Haan, der homosexuelle Beziehungen zu jungen Arabern hatte, und stellt die These auf, der Freund sei von jüdischen Nationalisten erschossen worden (Vierzig Jahre nach dem Mord übrigens sollte sich Zweigs Behauptung bewahrheiten). Trotz aller lobenden Worte über die Leistungen der jüdischen Siedler, trotz der immer wieder durchscheinenden Liebe des Autors zu Palästina, wurde der Roman in zionistischen Kreisen nicht aufgenommen und erschwerte Zweig sein neues Leben von 1933 an.

Die Ernüchterung kam schnell, angesichts der unzulänglichen Lebens- und Arbeitsbedingungen schwand bei Zweig jegliche zionistische Begeisterung. Halb amüsiert, halb ärgerlich berichten die ersten Briefe an die zurückgelassenen Freunde, Marta und Lion Feuchtwanger, von den anfänglichen Schwierigkeiten: „Wir sind hier nämlich noch immer ganz primitiv untergebracht, werden aber heute oder morgen Kontrakt für eine komfortable Dreizimmerwohnung machen, die wir nach der Meinung des Hausherrn in einem Monat, nach der Meinung der Bauarbeiter in 7 Wochen beziehen sollen. Hier blüht der schönste Wohnungswucher der Welt. . . .“ Der Wohnbeginn rechnet von dem Augenblick an, in dem die Fenster in den Mauern sitzen und die Steinplatten den Fußboden bedecken. Türklinken, Licht oder dergleichen Kleinigkeiten darf man im Verlauf der nächsten Wochen erwarten; man kriegt sie oder nicht . . . Bemängelt ein Bauherr die Qualität der jüdischen Arbeit, so legen die gekränkten Arbeiter ihre Tätigkeit nieder, weil sie ja überall sofort anfangen können und ein Jude, der es wagen würde, Araber zu beschäftigen, nicht gut abschnitte, zum mindestens moralisch. Dies sind nur kleine Kostproben des realen Palästina, dem wir manchmal wütend, manchmal fassungslos, oft humoristisch gegenübersehen.“

Doch diese und andere alltägliche Unbequem-

lichkeiten greifen die Nerven eines Mannes, der schreiben will und sich deshalb konzentrieren muß, so sehr an, daß er schon kurz darauf bemerkt: „Ich mache mir nichts mehr aus dem ‚Land der Väter‘. Ich habe keinerlei zionistische Illusion mehr. Ich betrachte die Notwendigkeit, hier unter Juden zu leben, ohne Enthusiasmus, ohne Verschönerung und selbst ohne Spott.“

Doch neben diesen Alltagsorgen belasteten Arnold Zweig das Sprachproblem - wegen seiner extremen Kurzsichtigkeit war es ihm unmöglich, Hebräisch zu lernen - und die intellektuelle Isolierung: „Die Leute verlangen ihr Hebräisch, und ich kann es ihnen nicht liefern. Ich bin ein deutscher Schriftsteller und ein deutscher Europäer.“

Arnold Zweig war enttäuscht von Erez Israel, und umgekehrt hatte er die Erwartungen nicht erfüllt, die man an ihn geknüpft hatte. Zu seinem 30. Geburtstag 1937 erschienen viele Artikel in den jüdischen Zeitungen, die ihn als Zionisten lobten, als einen, der 1933 bei seinem Volk Zuflucht gesucht hatte, doch ein - sonst sehr positiver Artikel - endete mit den Worten: „Ihren Weg, Arnold Zweig, verfolgen wir aufmerksam in unserem Lande. Gestatten Sie uns, Ihnen zu sagen, daß Sie uns ein wenig enttäuscht haben? . . . Wir hatten gehofft, daß Sie hier, in unserer neuen Heimat, jenes große jüdische Werk schaffen würden, das der gesamten Welt den heldenhaften Kampf unseres Volkes um sein Überleben und seine Zukunft vor Augen führt. Wird dieses Werk eines Tages entstehen? Wir warten darauf . . .“

Arnold Zweig schrieb statt dessen 1938 den Roman „Verklungene Tage“ zu Ende (das Manuskript hatte seine Sekretärin 1933 gerettet), der das München vor dem Ersten Weltkrieg beschwört. Beim 60. Geburtstag Arnold Zweigs 1947 weist allein Schalom Ben-Chorin, der in München geboren wurde, dankbar auf dieses Buch hin.

Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges unternahm Zweig noch häufig Reisen nach Europa, einmal auch nach Amerika. Obwohl er mehr und mehr vereinsamte, seine Werke nur geringe Resonanz fanden, er sich mühselig mit dem Schreiben von Zeitungsartikeln durchbrachte und all seine Illusionen über die Heimat der Juden zerstört wurden, hat er ein anderes Exilland nie ernsthaft in Erwägung gezogen.

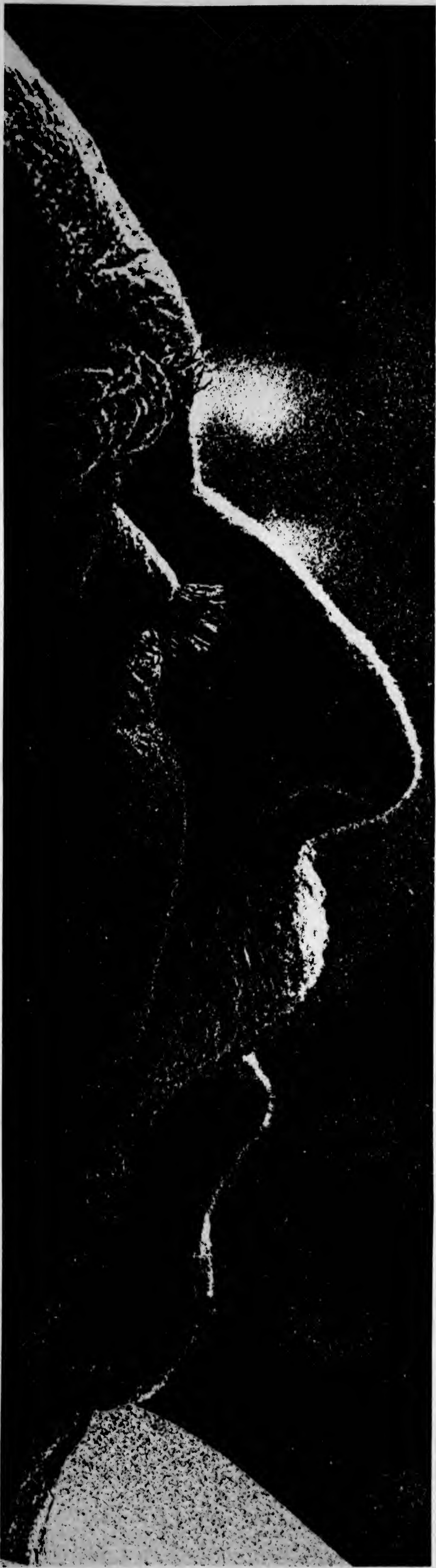
Doch als er im Frühjahr 1948 eine offizielle Einladung aus Prag erhielt, reiste er umgehend, obwohl sein Verhalten in Palästina als „Landesverrat“ gewertet wurde. Kurz nach der Landung in Prag sagte er einem Journalisten: „Das Schicksal des jüdischen Volkes und Palästinas berührt mich verständlicherweise tief. Ein Palästinenser bin ich aber doch nicht geworden; ich wuchs ja auf in Deutschland, in Europa; der größte Teil meines Lebenswerks ist mit dem alten Erdteil verbunden . . .“ Im Oktober 1948 endlich kehrte er nach Deutschland zurück - nach Ost-Berlin; erneut glaubte er, seine geistige Heimat gefunden zu haben: „Das beobachtete Leben hat mich zum Marxisten gemacht, der über seinen Bildungsgang lachend hinweg schreitet.“

In der DDR erlebt Zweig dann endlich die Anerkennung, die er in Palästina fünfzehn Jahre lang so schmerzlich vermisst hatte. Am 5. Februar 1949 berichtet er begeistert seinem Freund Lion Feuchtwanger nach Kalifornien, was alles für ihn getan werde: welche Zeitungen seine Erzählungen drucken, welche Theater an seinen Dramen interessiert sind, daß der Aufbau-Verlag alle vier Romane des Zyklus „Der große Krieg der weißen Männer“ nachdrucken will, daß die DEFA an Verfilmungen seiner Werke denkt. Es ist nur zu verständlich, wenn der nach einem Publikum und Erfolgen hungrige Schriftsteller überzeugt davon ist, endlich den richtigen Weg eingeschlagen zu haben: „Sie sehen, liebster Feuchtwanger: ich hatte recht, schon jetzt hierher zu gehen, wo man uns so nötig braucht, wie das liebe Brot und wo man als großer Fisch im großen Wasser seine Fontänen in die Luft bläst.“

Obwohl Beatrice Zweig an einer schweren Psychose erkrankt - sie fühlt sich als Jüdin unter den Deutschen nicht sicher, erträgt den Anblick der Ruinen in der Stadt nicht, will sich zunächst sogar von ihrem Mann trennen, um nach Haifa zurückzukehren - ist Arnold Zweig schon nach wenigen Wochen entschlossen, in Ost-Berlin zu bleiben. Der Zionismus hat ihn enttäuscht, der Kommunismus überzeugt ihn immer mehr: „Ich lasse mir jetzt bei reifem Verstand Schriften vorlesen, die ich als Student hätte kennenlernen sollen statt des Zionistenkrams, nämlich Marx' und Engels' ‚kleinere‘ Arbeiten über Bonaparte, Klassenkampf in Frankreich, Wohnungsfragen, Bauernkrieg und so fort - prachtvoll und fördernd, und ein Genuß!“

Doch trotz öffentlicher Solidaritätsbekundungen zur DDR - „Wäre nicht nach der Gründung der SED dieser Staat, die DDR gegründet worden . . ., so hätte ich nicht gewußt, wo ich meine Bleibe aufschlagen sollte . . . So sehen Sie, daß ich . . . nirgendwo anders leben könnte als eben in der DDR“ - schloß er sich niemals der Propaganda gegen Israel an, unterschrieb nicht einen offenen Brief von Intellektuellen, die den Sechstage-Krieg verurteilten, hielt weiterhin Kontakt zu Freunden aus Palästina. Das Land, das ihm, wie sein Biograph Manuel Wiznitzer schreibt, „weniger war als eine Heimat, aber gewiß viel mehr als ein Exil“, ließ ihn nicht los, weil ihm sein Judentum nicht losließ. Aber der Schriftsteller Arnold Zweig wußte nur zu genau: „Die Heimat eines Dichters ist das Gebiet, in dem er aufgewachsen ist und aus dem er und seine Ahnen stammen . . .“

Als Präsident der Akademie der Künste, als Abgeordneter der Volkskammer und als Schriftsteller wurde Arnold Zweig, der am 26. November 1968 starb, in der DDR hochgeehrt, in der Bundesrepublik bis Anfang der sechziger Jahre vergessen. Erst die Verfilmung seiner Romane „Der Streit um den Sergeanten Grischa“, „Die junge Frau von 1914“ und „Das Beil von Wandsbek“ machten ihn auch im Westen wieder einem größeren Publikum bekannt. Doch eine Gesamtausgabe seines Werks fehlt immer noch; ein Symposium zu Arnold Zweigs 100. Geburtstag fand dieser Tage in keiner Universitätsstadt der DDR, der Bundesrepublik oder Israels statt - sondern in Cambridge, auf „neutralem“ Boden.



Aufnahme: Barbara Meffert



In seinem letzten Roman „Traum ist teuer“ (Berlin 1962) läßt Arnold Zweig seinen Helden, den Psychoanalytiker Dr. Karthaus aus Bukarest, im Pariser Exil zu seiner Frau Hella sprechen: „Ich habe nie zu den Leuten gehört, die heimlich Wein tranken und öffentlich Wasser predigten. Einmal ein Zionist, immer ein Zionist.“

Diese Romanfigur ist weithin ein Selbstporträt des Autors. Karthaus ist ein schreibender Psychoanalytiker, Arnold Zweig war ein von der Psychoanalyse geprägter Schriftsteller, der in Sigmund Freud seinen väterlichen Meister sah, wovon ein umfangreicher Briefwechsel Zeugnis gibt.

Als das Dritte Reich ausbrach, konnte Arnold Zweig noch rechtzeitig Berlin verlassen, ging zuerst nach Südfrankreich, wo seine „Bilanz der deutschen Judenheit“ entstand, und übersiedelte dann – einmal ein Zionist, immer ein Zionist – nach Palästina, wo er für 15 Jahre auf dem Karmel über Haifa wohnte, aber nicht heimisch wurde.

Arnold Zweig sagte mir einmal mit schmerzlicher Ironie: „Zionismus ist eine Krankheit, die nur in Israel geheilt werden kann.“ Kurz nach der Staatsgründung 1948 zog er dann auch die Konsequenzen, kehrte in den deutschen Sprachraum zurück – nach Ost-Berlin –, wo er als Präsident der Deutschen Akademie der Künste Poeta laureatus der DDR wurde. Das muß ihm wohl tun, denn Israel blieb für ihn eine „Vergegung“, um diesen Ausdruck Martin Bubers zu benützen.

Arnold Zweig, geboren in Glogau/Niederschlesien, in einer kleinbürgerlichen jüdischen Familie (der Vater war Sattler), wurde frühzeitig Zionist sozialistischer Prägung. Zeitweilig fungierte er sogar als Redakteur der „Jüdischen Rundschau“, des Zentralorgans der Zionistischen Vereinigung für Deutschland. Ironie des Schicksals: Er, der an der hebräischen Sprache in Palästina scheiterte, gehörte mit zu den Gründern des Hebräischen Weltbundes in Berlin. Traum ist teuer.

In dem ersten seiner Romane „Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer“ (1911), nahm er fast prophetisch sein eigenes Schicksal voraus. Da saß, im Roman, der deutsch schreibende Schriftsteller auf dem Karmel, heimgekehrt in das Land der Väter. So weit, so gut, „doch die Verhältnisse, sie sind nicht so“. Traum ist teuer.

Der junge Arnold Zweig hatte seinen ersten Erfolg als Erzähler mit den „Novellen um Claudia“ (1912), aber der große Durchbruch erfolgte mit dem Kriegsroman „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ (1928). Seine erste Wahlheimat München hatte er 1923 – unter den Einwirkungen des nationalsozialistischen Antisemitismus, der damals im Hitler-Putsch kulminierte – verlassen und war nach Berlin gezogen, ebenso wie sein Freund, der gebürtige Münchner Lion Feuchtwanger. Diese beiden jüdischen Schriftsteller deutscher Zunge, kosmopolitischer Gesinnung und sozialistischer Prägung, blieben ein Leben lang verbunden, die Diskuren der Literatur der Emigration. In „Traum ist teuer“ sagt Frau Hella: „Einmal Berliner, immer Berliner.“ Sie seufzt es in Kanada.

Der an der Realität Palästinas scheiternde Arnold Zweig seufzte es auf dem Karmel. Nach Berlin zog es ihn zurück. Dort hatte er die Erfolge der Jugend erlebt, und dort sollte ihm ein erfolgreicher Lebensabend beschieden sein. Freilich war auch der Traum vom sozialistischen Deutschland teuer und mußte mit dem bezahlt werden, was man im versunkenen tausendjährigen Reich in der Sprache Goebbels' „Gleichschaltung“ nannte – freilich in entgegengesetzter Richtung.

In den Ost-Berliner Jahren 1948 bis 1968 schuf Arnold Zweig noch zwei große Romane: „Die Zeit ist reif“ (1957) und „Traum ist teuer“. Das erste dieser Spätlingswerke stellt noch einen unmittelbaren Anschluß an seinen 1931 verfaßten Roman „Junge Frau von 1914“ dar, ist aber bereits so sehr von Ideologie geprägt, daß der freie Atem des Erzählers stockt.

Noch schlimmer wird es in dem letzten Alterswerk vom teuren Traum. Der Dichter wollte noch einmal zu dem großen Erfolg seines Lebens, zum Grischa, zurückkehren. Es ist ihm nicht gelungen.

Immer wieder aufbauen,  
was auch immer geschehen sein mag,  
das ist jüdisches Schicksal,  
das ist jüdische Kraft.

Leo Baeck

Am Börneplatz in Frankfurt demonstrierten junge Juden (und andere) gegen die Entsorgung der deutschen Geschichte. Ebenfalls in Frankfurt protestierten Junge und alte Juden gegen die Aufführung von Fassbinders antisemitischem Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“. Im sogenannten Historikertreue wird vierzig Jahre nach dem Holocaust darüber debattiert, ob dieses Verbrechen Einmaligkeit genieße oder gar bloß die „verzerrte Kopie“ bolschewistischer Untaten sei. In Bitburg wurden die Deutschen von ihrer Vergangenheit eingeholt, als sie gerade einen netten Strich ziehen zu können glaubten. Und Kanzler Kohls Bemerkung, daß die DDR wie ein KZ sei, verleitete einige Leitartikel zu akribischer Differenzierung der Gattung KZ, gipfelnd in der unsäglichen Titelzeile „Schlimm waren solche Lager allemal“ (FAZ vom 9. Januar 1987). Dies alles geschah in Deutschland in den letzten zwei Jahren (und noch viel mehr).

Währenddessen hat sich in München seit fünf Jahren eine Buchhandlung etabliert, deren Erfolg diesen Tendenzen und Unterströmungen deutschen Alltags zuwiderlaufen scheint. Die Rede ist von Rachel Salamanders „Literaturhandlung“, die vor kurzem ihren fünften Geburtstag feierte. Hinter der schlichten, etwas altmodischen Bezeichnung verbirgt sich Deutschlands einzige und erste jüdische Buchhandlung – fünfzig Jahre nach der „Entjudung“ des Buchwesens in Deutschland.

Was heißt „jüdische“ Buchhandlung? Es heißt nicht, daß man hier nur religiöse oder gar nur hebräische Bücher kaufen kann. Es heißt auch nicht, daß es hier nur Bücher gibt, die von jüdischen Autoren verfaßt wurden. Die „Literaturhandlung“ ist eine Fachbuchhandlung, die sich ausschließlich mit Literatur zum Judentum befaßt. Das geht von der Geschichte des jüdischen Volkes bis zur Geschichte des Nationalsozialis-



ARNOLD ZWIG  
Photos: SZ-Archiv

gen. Dieser letzte Roman stellt den Streit um den Sergeanten Kephaldes dar, einen griechischen Soldaten in der englischen Armee Montgomerys, der sich ein schweres Disziplinarvergehen zuschulden kommen läßt und nun von dem Psychoanalytiker Karthaus herausgepackt werden soll – durch Hinweis auf zeitweiligen Gedächtnisverlust. Dieselbe Struktur wie im „Grischa“ – das Einzelschicksal im Massenschicksal des Krieges, ein Rechtsfall im Zeitalter der Rechtslosigkeit, der seltsame Aufbau, aufgeteilt in mehrere Bücher des Romans, eingeleitet mit Versen, eine Technik, die Arnold Zweig auch anderwärts angewandt hat. Nun aber zeigt sich der Unterschied – im Berlin von 1928 und im Ost-Berlin von 1963. Der preisgekrönte sozialistische Dichter läßt seine Personen sozusagen mit Spruchbändern erscheinen. Sie reden den antifaschistischen Jargon. Nur selten brechen Individualität und dichterische Intuition durch dieses Gestrüpp der Ideologie. Noch einmal hat der Dichter die Kraft gewonnen, aber das Ganze ist nicht auf Altersweisheit, sondern leider von Altersgeschwätzigkeit gekennzeichnet, die Lektüre wird zur Mühe.

Für mich freilich wurde so vieles transparent, denn ich habe die Jahre Arnold Zweigs in Palästina miterlebt, so daß manche Figur, wie der große Seelenarzt Dr. Manfred Jacobs, klare Konturen gewinnt; es handelt sich um Dr. Eitginger, der sozusagen der Statthalter Sigmund Freuds in Jerusalem war. Das sind Entdeckerfreuden, wie sie

nur dem Zeitgenossen beschieden sind, der Arnold Zweig im Lande Israel kannte. Zweig bemerkte einmal: „Ich bin wie der Prophet Elia. Ich sitze auf dem Karmel. Ihn ernährten die Raben, mich ernährten die Russen.“ Er hat es ihnen gedankt, sang ihr Hohelied bis in die letzten Tage seines Erdendaseins.

Und doch blieb er, in der verborgensten Kammer seines Herzens der Zionist. Als es darum ging, nach dem Sechs-Tage-Krieg 1947 eine Protestresolution gegen Israel zu unterschreiben, hatte er den Mut abzulehnen: „Man muß ja nicht alles unterschreiben.“

Seinen schönen Palästina-Roman „De Vriendt kehrt heim“ (1932) schrieb Arnold Zweig in Berlin. Es war ein kritischer Roman, der den ersten ultraorthodoxen antizionistischen holländischen Publizisten DeHaan (hier De Vriendt genannt) schilderte. Arnold Zweig meinte (in egozentrischer Übersetzung), daß er durch diesen Roman im jüdischen Palästina Persona non grata geworden sei.

So war es nicht. Nur wenige kannten im damaligen Palästina dieses erzählerisch bedeutende Buch. Es waren ganz andere Gründe, die zur Isolierung und Verbitterung Arnold Zweigs im Lande Israel führten. Vor allem blieb er der deutsche Schriftsteller, dem das Hebräische nicht mehr zuwuchs – und das führte zu einem Rand-

Dasein, das er mit anderen Autoren der Emigration zu teilen hatte. Auf dem Karmel schrieb oder diktierte er nur einen großen Roman: „Das Beil von Wandsbeck“. Er versetzte sich zurück in das Deutschland seiner Herkunft, zeichnete eine vom Nazismus zerfressene Gesellschaft, was ihm aus der großen Distanz überraschend gelang. Habent sua fata libelli... Das Schicksal dieses Buches war es, daß es zuerst in der hebräischen Übersetzung von Avigdor Hameiri erschien. Inzwischen liegt es in einer neuen Übersetzung vor, da die hebräische Sprache in den letzten Jahrzehnten viele Wandlungen durchgemacht hat. Es ist bewundernswert, mit welcher Konzentration und Energie Arnold Zweig, inmitten der Mittelmeerlandschaft und im hellen Licht der Sonne des Orients, sein trübes Wandsbeck erbaute.

Zur sprachlichen Isolation kam die politische. Zweig war Mitherausgeber der linksradikalen Zeitschrift „Orient“ (in deutscher Sprache), die in heftiger Opposition zum zionistischen Establishment stand. Nicht zuletzt ging es um die Frage der Stellung gegenüber der arabischen Bevölkerung des Landes – ein Problem, das bis heute

## SCHALOM BEN-CHORIN

# »Traum ist teuer«

Zum 100. Geburtstag von Arnold Zweig

nicht nur nicht gelöst ist, sondern sich immer mehr verschärft hat. Arnold Zweig war der typische Intellektuelle, der die tiefe moralische Pflicht zur politischen Aktivität empfand, ohne ihr wirklich gewachsen zu sein.

Rückblickend sehen wir heute in Arnold Zweig einen großen Epiker der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Er hat in seiner Romanreihe „Der große Krieg der weißen Männer“ unserem Jahrhundert ein unübersehbares Denkmal gesetzt. In der Emigration setzte er mit den Romanen „Erziehung vor Verdun“ (1935) und „Einsetzung eines Königs“ (1937) das Erzählwerk fort. Vom April 1915 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918 war er Soldat. Das hat ihn für sein Leben geformt. Die beiden Weltkriege bilden die Pole seines Lebenswerks.

Er hat neben den großen Romanen psychologisch bedeutsame Novellen geschrieben, aber auch mehrere Essay-Bände, die vor allem der jüdischen Problematik seiner Epoche gewidmet sind, darunter die noch heute lesenswerte Studie über den Antisemitismus „Caliban oder Politik und Leidenschaft“. Auch als Dramatiker trat er hervor. In den Bühnenwerken dominiert das jüdische Thema, von der Bibel bis in das 19. Jahrhundert, von „Abigail und Nabal“ bis zu „Ritualmord in Ungarn“. Ein schier unübersehbares Werk ist die Ernte dieses langen und reichen Lebens.

Der Jerusalemer Philosoph Gershom Scholem stellte in einer vielbeachteten Kritik den Begriff der deutsch-jüdischen Symbiose in Frage. In der Gestalt Arnold Zweigs scheint mir das Gegenargument sichtbar zu werden. Zweig stellte in Leben und Werk diese Synthese und Symbiose dar. Er empfand die Spannung zwischen Deutschtum und Judentum und konnte doch nur in diesem Spannungsfeld leben und arbeiten.

gibt ihr recht. Es ist schon eine Ironie der Geschichte, daß die in einem bayerischen DP-Camp geborene Jüdin galizischer Abstammung (deren Muttersprache jiddisch ist) in ihrem „Born der Aufklärung“ an die ehemalige „deutsch-jüdische Symbiose“ anknüpft. In ihrem Vortrag anläßlich des Empfangs des Ernst-Hoferichter-Preises 1986 sagte sie denn auch: „Eine derartige Idee konnte nur jemand zu realisieren versuchen, der nicht nur im jüdischen Wissen zu Hause ist, sondern – trotz der Hypothek in den Beziehungen von Juden und Deutschen – in der deutsch-jüdischen Geschichte zugleich einen wesentlichen Teil der eigenen Geschichte anzunehmen bereit ist.“

Sie, eine Repräsentantin der Überlebenden aus dem Osten, hat als ihre Schwerpunkte immer die Pflege der großen (vergangenen) deutsch-jüdischen Tradition in Dichtung und Philosophie erkannt, aber auch die jungen Vertreter der zweiten Generation, also Kinder Überlebender wie Henryk Broder, Lea Fleischmann und Barbara Honigmann, zu Wort kommen lassen. Und so wird sie weiter den Bogen spannen, den sie einst mit ihrer ersten Lesung am 18. November 1982 mit dem israelischen Lyriker David Rokeah begann. Vor kurzem hat sie den französischen Film Claude Lanzmann („Shoah“) in einer gemeinsamen Veranstaltung mit der Volkshochschule nach München gebracht und Saleia Landmann zu einem Vortrag über Isaac B. Singer, Ralph Giordano und zu einer Diskussion über sein jüngstes Buch erwartet.

„Jüdische Tradition“, sagt Rachel Salamander, „ist Vergangenes zu bewahren und das Bewußtsein für den Anspruch zu schärfen, den die Toten an uns haben, daß wir ihre Werke lebendig halten.“ Als der jüdische Historiker Simon Dubnow ins Gas getrieben wurde, beschwor er die Zurückbleibenden: „Verschreibt!“ – das ist jiddisch für „Schreibt das auf“. Rachel Salamander, diese fabelhafte, einzigartige Person (Kolbe), sorgt behaftet und mit schmerzlicher Kenntnis dafür, daß das Aufgeschriebene unter die Leute kommt und nicht vergessen wird.

## AM RANDE

# Mildere Zeiten wären nicht schlecht

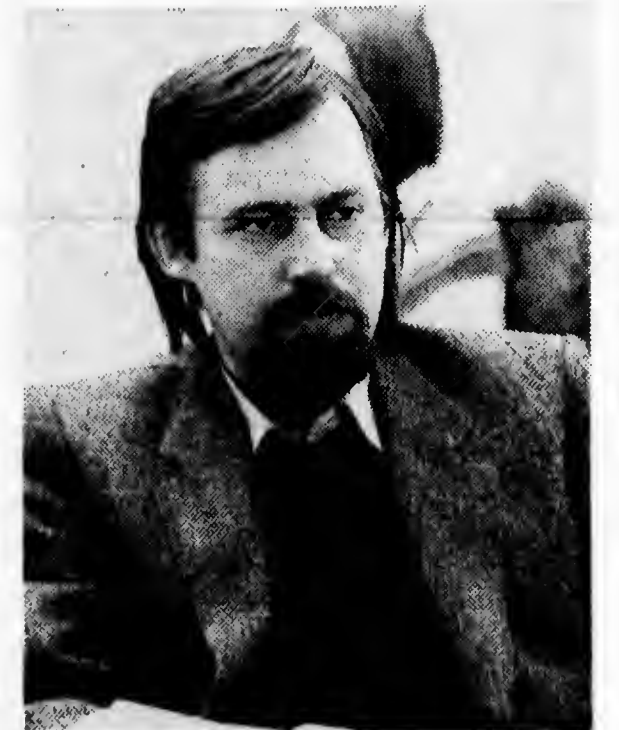
Eine Dankrede

Ich freue mich über die eine Hälfte des Preises und bedanke mich. Vor allem dafür, daß der Preis offenbar keinen Preis hat, keine „Linie“ fordert, die zu befolgen wäre.

In einem Film von Godard hörte ich kürzlich den schönen Satz: „Wir leben in einer Demokratie, jeder braucht Geld.“ Wer bei Lyrik und Prosa bleiben, die Miete bezahlen und den Markt nicht unbedingt bedienen will, darf diesen Satz mit einem besonderen Lächeln zitieren, erleichtert an solch einem Tag, aber auch an die Lage der anderen Autoren denkend, an Mindesthonorare, die durchzusetzen wären. Das ist Gewerkschaft, warum nicht. Luchterhand hat gezeigt, was möglich ist. Verraten und verkauft können die werden, von denen kommt, was zu lesen ist zwischen zwei Deckeln. Und es ist nicht peinlich, davon zu reden, sondern notwendig.

Als ich den Namen Thomas Dehler hörte, hatte ich ihn schon einmal gehört. Beim Nachlesen stieß ich auf einen Politiker, der noch etwas wirklich wollte, liberal hieß nicht lau, er stritt gern, vollzog auch Brüche. Über seine politische Verfolgung in der Nazizeit aber habe er „wenig gesprochen“. Ich konnte nicht herausfinden, warum. An einer Stelle war von „Rücksicht“ die Rede „auf Landsleute“.

Ich trete für eine Literatur ein, die frei ist, rigoros, die keine Rücksicht nimmt auf Landsleute. Die spricht und auch die großen schmutzigen Themen annimmt: zum Beispiel Kasernenhof, Gefängnis, Partei, Macht, Alltag in mittelgroßen Städten, wo „unsere Menschen“ wohnen. Da und dort, hier und heute. Und gestern, sehr sehr gestern – im Heute. Ich schätze es, das möchte ich an dieser Stelle sagen und allen Gleichheitszeichen widersprechen, in einem Stadtteil zu wohnen, wo ich drei, vier Jahre an einem Buch arbeiten kann, ohne abgeholt zu werden. Das schätze ich sehr. Wenn es für andere unbedeutend oder selbstverständlich ist, ich schätze es, verteidige es, empfehle es: Das müßte auch anderswo so sein. Mindestens das und mindestens so. Und in diesem Zusammenhang ist es mir ein Vergnügen – ich sage das sehr freundlich und nicht ironisch –, einer Ministerin zu begegnen, der es pas-



JÜRGEN FUCHS

sieren kann, daß sie abgewählt wird mit ihrer Partei. Das schätze ich sehr hoch ein: Regierungen loswerden zu können auf vorgesehene Weise, nach den Spielregeln sozusagen, auch wenn diese mitunter verletzt werden. Aber es gibt einen Weg, Demokratie zu praktizieren. Von der Wirtschaft ist jetzt nicht gesprochen.

Und da es eine Zeit der Besuche ist, der Kultur-Abkommen – ich will gar nicht alle Bedeutungen von solchen Begriffen hernehmen und lese die Wortbestandteile auch ganz brav herunter ohne Pause – und da Biographien vorliegen, in denen ein Ländchen mit drei Großbuchstaben eine Rolle spielt – zwei gleichen und einem anderen im Alphabet –, soll noch etwas gefordert werden: Alle Berufsgruppen, also auch Erwachsene, Jugendliche, Kinder, Rentner und Frührentner, auch Autoren, möglicherweise auch „zweilichtige oder kriminelle Gestalten“, ich darf an Heinrich Böll erinnern, der dazu Ausführungen machte, wie Sascha Anderson (der andere Preisträger; Anm. d. Red.) und ich, sollen endlich reisen können. Mit ihren Büchern und zu Lesungen nach Jena und Dresden und wieder zurück. Freie Reise für alle in vier Himmelsrichtungen, Aufhebung der Zensur, Rücknahme der Ausbürgerungen. Wolf Biermann könnte dann in Leipzig singen. Wer plaudern möchte mit dem Generalsekretär am Messstand der Thyssen AG, kann dies tun in ständiger Vertretung wie jedes Jahr. Der Rest könnte Lieder hören. Zusammenbrechen würde gar nichts, nur einige Feindbilder, nur Verrantheiten und Ängste, auch Obsessionen, mit denen Literatur immer zu kämpfen hatte.

Eine etwas mildere Zeit wäre nicht schlecht. Auf Knien müßte ja keiner rutschen.

Mit dieser kleinen Rede dankte Jürgen Fuchs, der im Jahr 1977 die DDR verlassen mußte und seitdem als Schriftsteller in Westberlin lebt, für den ihm vom Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen verliehenen Thomas-Dehler-Literaturpreis 1987.

## SZ AM WOCHENENDE

Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung

Redaktion: Dr. Gernot Sittner (verantwortlich)  
Wolfgang Werth (Literatur)  
Dr. Peter Diehl-Thiele (Politisches, Buch)  
Birgit Thiel-Weidinger (Hobby-Seite)  
Dr. Fred Hepp (Die Letzte Seite)



## William Hogarth – Entdecker des Menschlichen

Ausstellung in der Tate Gallery, London

Hs. Es bestehe wenig Hoffnung, dass die poetische Malerei in England Ermutigung findet. Die Leute seien nicht darauf vorbereitet, ihr Geschmack und ihr Gefühl richte sich ganz auf die Realität. – Aus der Sicht des Exzentriker konnte der Zürcher Johann Heinrich Füssli die künstlerische Lage in England nicht anders beurteilen; womöglich hatte der Zürcher Maler bei dieser Bemerkung die Bilder des um zwei Generationen älteren William Hogarth (1697–1764) im Auge. Dessen resoluten Bekenntnis zu den Realitäten des Lebens (und damit auch zu seinem Engländerum) muss den poetischen Phantasten aus der Schweiz zutiefst befremdet haben – und befremdet auch heute noch die Kontinentaleuropäer; diesseits des Kanals ist Hogarth als Maler jedenfalls in kei-



William Hogarth: Captain Thomas Coram; Gemälde, 1740. Thomas Coram Foundation for Children, London.

nem Museum zu Hause – während umgekehrt Füssli in England längst als Fuseli in Ehren aufgenommen worden ist. Jahrhunderte zerflossen an der Küste des Kanals, die Verständigungs-Klippen sind geblieben; der Parallelfall des 20. Jahrhunderts zeigt, wie Bacon als ein Nachfolger von Hogarth selbst von repräsentativsten Museumssammlungen der Schweiz ausgespart bleibt, während Alberto Giacometti bereits seinen Platz in englischen Kollektionen gefunden hat.

In der Tat ist der Begründer der englischen Malerei der «englischste» Maler: der erste, der aus der Nation selbst entstanden ist, kein Immigrant also wie vordem Holbein d. J. und Antonis van Dyck oder, zu seiner Zeit, Godfred Kneller und Louis Laguerre, an denen sich seine Xenophobie entzünden konnte. Ausserdem ein Selbmademan, der sich mit der Kraft und mit der Unbefangtheit des Autodidakten von der Kupferstecherei zur Kunst emporarbeitete; mit dem praktischen Geschäftssinn eines Unternehmers, dem es gelang, das Parlament zur Einführung der Copyright-Akte (auch Hogarth-Akte) zu veranlassen und der so fortan von Raubdrucken geschützt war. Auch darin also ein Künstler, der sich nicht in die Gegenwart des Idealismus flüchtete (obwohl die Historienmalerei ihm eine gelegentliche Verführung bedeuten konnte). Vielmehr einer, der sich den Realitäten seiner gesellschaftlichen Umwelt stellte: als Dramatiker Stücke aus der *comédie humaine* herausgriff, welche eine Grossstadt wie London Tag und Nacht ohne Unterlass produziert; als Journalist die publikumswirksamen Aktualitäten wie Alkoholismus, Prostitution und Wahlbetrug aufspürte; als Gassenarbeiter neue Wege beschritt, damit seine aufklärerische Botschaft – in Form von Stichen verbilligt und vervielfältigt Gemälde – den Mann auf der Strasse, in der Kneipe und an Vergnügungsorten erreichte; ein Wanderprediger, der mit der Redlichkeit des Rechtschaffenen das Böse anprangerte und das Gute lobte. Die Kunst sollte, nach seiner eigenen Erklärung, unterhalten, den Geist fördern und von allgemeinem Nutzen sein.

Moralist, Sozialkritiker und Wohltäter (zählt er nicht zu den Mitbegründern des Londoner Waisenhauses?), engagierte sich Hogarth auch als Maler für den Menschen und das Menschliche; mit der Entdeckung des Menschen hat er in England das Rokoko überwunden und die moderne Kunst eingeleitet. Neben ihm wirken die andern wie Puppenmaler; die Nationalgalerie zeigt es mit ihrem permanenten Bestand, deutlicher noch hebt es in zwölf Sälen die Herbstausstellung der Tate Gallery hervor: In den ersten beiden Dritteln des 18. Jahrhunderts, über welche die Veranstaltung wie eine reich dokumentierte Kunstgeschichte informiert, tritt Hogarth als die kraftvollste Persönlichkeit auf, erscheinen seine Gestalten als einzige mit der Überzeugungskraft gelebten Lebens. Seinen

Kinderbildern – z. B. den Geschwistern Hannah und John Ranby (welche die Ausstellung erstmals aus Privatbesitz vor das Publikum bringt) – eignet eine unverblühte Naturhaftigkeit und offenerherzige Natürlichkeit, die man in den Kinderbildnissen anderer grosser Maler immer vermissen wird. Sein Selbstbildnis mit Palette aus New Haven (Yale Center for British Art) strahlt vor Geisteshelle, Witz, Charme und Lust am Leben.

Das Ganzfigurenbildnis des Kapitans Thomas Coram aus dem Jahr 1740 gehört zu den grossartigsten Bildnissen der englischen Malerei überhaupt – und die englische Malerei ist nicht arm an hervorragenden Bildnissen. Es hing im *Court Room and Picture Gallery des Foundling Hospital*, zu dessen grossen Gönnern auch Händel zählte; die *Thomas Coram Foundation for Children*, welche heute die Interessen des 1926 abgerissenen Waisenhauses wahrnimmt (und den Bildersaal im Gebäude Brunswick Square 40 wieder errichtet hat), hat das Bildnis der Tate Gallery für diese Ausstellung geliehen; mit ihm auch das Bildnis des Dr. Richard Mead von Allan Ramsey – Watteau hatte den Arzt 1719 wegen seines Lungenleidens konsultiert –, das Porträt des Industriellen Theodor Jacobsen von Thomas Hudson sowie das Bildnis des Zuckerbäckers Thomas Emerson von Joseph Highmore – doch die Präsenz des 72jährigen Kapitans, Schiffsbauers und Waisenhausbegründers ist so stark, dass neben ihm keiner mehr bildlich zu Wort kommt.

Ein Mann wie ein Fels, breitbeinig auf dem Stuhl, der rote Mantel weit offen, Leib und Kopf voll dem Betrachter zugewandt, eine weisse Löwenmähne über der hohen Stirn; ein Mann, entschlossen und energisch im Verwalten seiner Macht, stark wie das Fundament, auf dem er sich präsentiert, gerade wie die Säule hinter ihm, erfolgreich rund um die Welt, die als Globuskugel zu seinen Füssen steht, der Zukunft zugewandt mit Plänen und Projekten, die neben seiner Rechten auf dem Tisch liegen. Das Bild eines Engländer, von einem Engländer mit Sympathie gemalt, das Bildnis des inthronisierten Bürgers, der mit Tatkraft, Zähigkeit und *common sense* das britische Imperium errichten wird.

Dieses Bildnis ist ein modernes Lebensbild im gleichen Masse, wie die berühmten, auf dem Kontinent nur in der reduzierten Form von Stichen präsenten Bilderfolgen «Modern Moral Subjects» sind. Die Ausstellung zeigt die acht Bilder «Der Weg des Liederlichen», 1733, die «Vier Tageszeiten», 1736 (Bierstead Collection, Upton House), und die vier Bilder «Die Wahlen», 1754/55. Wenn die sogenannten Konversationsstücke – auch sie, wenn auch nicht seine Erfindung, so doch die Spezialität von Hogarth – verwandte Personen in bestimmtem Zusammenhang gruppieren und wie Figuren eines Schauspiels inszenieren (besonders eindrucksvoll in dem ganz selten öffentlich ausgestellten Bild «Eine Aufführung von Drydens Der indische Kaiser oder Die Eroberung von Mexiko durch die Spanier», (1732, Privatbesitz), so mussten diese sittenbildlichen Zyklen als Szenenfolgen einer moralisierenden Schau Bühne an. Hogarth greift, ohne Scheu vor den vulgären Ab-

KL

## Der blinde Seher

Arnold Zweig zum 100. Geburtstag

«Geboren 10. November 1887 in der Festung Glogau a. O., empfang ich die ganze Sorgfalt einer jüdischen Familie, die linde Luft niederschlesischer Landschaft, die retardierende Kraft einer wegab liegenden Kleinstadt und die stärksten Eindrücke preussischer, militärischer Sauberkeit, Strammheit, Genauigkeit in frühesten Jugend – all das zu meinem Heil», notierte Arnold Zweig um 1919.

Heil oder Verhängnis – Arnold Zweig wurde jene Mischung aus jüdischer Herkunft und deutschem Militarismus zum Schicksal.

Die «linde Luft» Niederschlesiens vermochte ihn nicht über die Existenzkämpfe seiner Eltern hinwegzutäuschen. Der Vater, ein gelernter Sattler, hatte sich in der schlesischen Garnisonsstadt Glogau als Getreidehändler angesiedelt. Ein Erlass, das Heer habe sich künftig direkt bei den Erzeugern mit Nahrungsmitteln zu versorgen, entzog der Familie das Einkommen und liess sie 1896 in die deutsch-polnische Bergarbeiterstadt Kattowitz übersiedeln. Dort wurde der Schüler Arnold Zweig von Arbeitern als Bürgersohn, von Deutschen als Jude und von Polen als Deutscher betrachtet.

Konflikte bahnten sich auch für Zweigs Vater an: Er war einerseits Mitbegründer der zionistischen Ortsgruppe in Kattowitz, hatte andererseits aber als Meister des lokalen Sattlergewerbes während des Ersten Weltkrieges die Belieferung des deutschen Heeres zu verantworten.

Arnold Zweig erlebte diesen Krieg zunächst als Armierungssoldat; er überlebte Verdun – als Jude für Deutschland.

«Ich nehme meinen leidenschaftlichen Anteil an unseres Deutschlands Geschick als Jude, auf meine mir eingeborene jüdische Art mache ich die deutsche Sache zu meiner Sache; ich höre nicht auf, Jude zu sein, sondern ich bin es immer mehr, je wilder ich mich freue, je tiefer ich empfinde... Ich wäre als Kriegsfreiwilliger gegangen...» (August 1914)

## Musik in Zürich

### Primadonna – und Musikerin

Jessye Normans Liederabend in der Tonhalle

hmn. Schon wenn Jessye Norman in wallendem Gewand das Podium betritt, wenn sie den schon zu Beginn frenetischen Beifall des Publikums mit entzückendem Lachen entgegennimmt, um dann mit einer kleinen Körperbewegung die Stille angespannter Konzentration zu fordern, weiss man: Vor uns steht eine Primadonna. Eine Primadonna assoluta, die sich den dichtbesetzten Saal im Handumdrehen gefügig macht und mit einer geringen Dehnung ihrer Stimme, einer Geste nur die Atmosphäre bestimmt. Ihre Ausstrahlung ist enorm; für jeden Einzelnen von uns scheint diese musikalische Königin zu singen. Und die Begeisterung ist mächtig an diesem Sonntagabend im Grossen Saal der Zürcher Tonhalle.

Primadonna: Glänzend sind die stimmlichen Mittel, über die sie gebietet, und souverän setzt sie sie ein. Ihr Ambitus scheint riesig; er reicht von einem kernigen, glänzenden Brustregister ohne Bruch in strahlende Höhen – oder ist es die reiche Palette der stimmlichen Farben, die diesen Eindruck erzeugt? Was Jessye Norman an Vielfalt im Timbre zur Verfügung steht, wie sie den Bogen von einem bald nur gehauchten, bald glockig zart verklingenden Mezzavoice zu einem grossen Ton findet, der von warmer Fülle und üppigem Vibrato getragen ist und aus dem ganzen Körper zu kommen scheint, ist jedenfalls hinreissend. Und strahlt so hell, dass ihr Begleiter *Geoffrey Parsons*, der seine Aufgaben zuverlässig, im ganzen aber doch etwas summarisch erfüllt, kaum aus dem Hintergrund hervortritt.

Bei Jessye Norman, und das hebt diese Sängerin weit über jeden Durchschnitt hinaus, geht es freilich nie um blosses Selbstdarstellung, um exhibitionistisches Vorführen der stimmlichen Möglichkeiten – dazu ist sie zu sehr Musikerin. Man spürt es zum Beispiel an der Art und Weise, in der sie das Programm für ihren Auftritt im zweiten Rezital der Tonhalle-Gesellschaft Zürich (vom 8. November) zusammengestellt und dabei in engen chronologischen Grenzen ein hohes Mass an musikalischen Querverbindungen und stimmungsmässiger Abwechslung erzielt hat. Wie sie im ersten Teil des Abends Lie-

der von Mahler (aus «Des Knaben Wunderhorn») und Berg miteinander verschränkte und darin Gemeinsamkeiten wie Diskrepanzen fühlbar machte, wie sie nach der Pause das Spektrum nach Poulenc hin erweiterte und mit Richard Strauss abrundete, war ein Meisterstück an ebenso sinnfälliger wie Genuss bringender Programmgestaltung. Aus dem Rahmen fiel dabei nur Haydns Solokantate «Arianna a Naxos», die man gerne kennengelernt hat, die stilistisch aber doch einen merkwürdigen Kontrast bildete.

Musikerin, auf Sinn bedacht und intensiv gestaltende Künstlerin ist Jessye Norman aber auch in der Interpretation jedes einzelnen Liedes: Nicht nur scheinen ihr die Möglichkeiten vokalen Ausdrucks unbegrenzt zur Verfügung zu stehen, sie weiss auch differenziert mit ihnen umzugehen. Am deutlichsten kommt es wohl in ihrer Sprachgestaltung zum Ausdruck. Ob sie in deutscher, französischer oder italienischer Sprache singt, stets ist ihre Diktion von einer Perfektion, die das Textheft so gut wie überflüssig werden lässt – bei einer Frauenstimme ist das ja alles andere als selbstverständlich. Und ohne dass sie deklamiert, wie Fischer-Dieskau es zu tun pflegt, gestaltet sie doch ganz aus dem Sprachduktus heraus, schärft sie die Farben der Vokale und gibt sie den Texten ihre Bedeutung.

Das wurde bei Mahler, vom naiv verspielten «Rheinlegendchen» bis zu dem untergründig dräuenden «Irischen Leben», ebenso zum Ereignis wie bei Berg, bei dem die Gegenüberstellung der beiden Fassungen von «Schliesse mir die Augen beide» (von 1905 und 1925) besonders nachhaltige Eindrücke hinterliess. Wie Jessye Norman nach der Pause den ironisch distanzierten Ton von vier Liedern Poulencs auf Texte von Apollinaire traf und diese musikalischen Skizzen aus Paris locker erzählte, wie sie schliesslich ihren dramatischen Impetus, der den ganzen Abend über präsent war, in fünf Liedern von Strauss noch einmal steigerte und in der «Cécilie» zum krönenden Höhepunkt führte, zeugte von einem ganz grossen Talent. Wann hören wir Jessye Norman wieder – zum Beispiel mit Orchesterliedern von Strauss?

«Dass der Mensch die Krone des Lebens sei.» (Sommer 1918)

Obwohl sich Arnold Zweig kurze Zeit später begeistert auf Seiten der Revolution stellte, sah er sie als psychologisches Phänomen, das – «ökonomisch-politisch» verummt – «Dämonen» freisetze. Er lehnte jede Form von Gewalt ab... und feierte in einem Nekrolog auf Rosa Luxemburg in ihr das Sinnbild der jüdischen Revolutionärin, die von einer Idee besetzt Gewalt ablehnt und dennoch der Gewalt verfällt. Als Grund hierfür sah Arnold Zweig die pathologische Sehnsucht des Deutschen nach Ruhe und Ordnung – eine Sehnsucht, die selbst durch vier Jahre Krieg nicht zu erschüttern gewesen sei und die das radikale Handeln der Spartakisten notwendig, zumindest verständlich mache.

«Vergesst den Irrweg, den sie vor ihrem Ende gingen, und gedenket ihrer als Dessen, was sie waren: Urheber der deutschen Revolution, heilige Werkzeuge des Schicksals, Hebel einer neuen Zeit.» (1919)

Arnold Zweig selbst zog sich zu Philosophiestudien an die Universität Tübingen zurück. 1920 siedelte er nach Starnberg bei München, um dort mit seiner Frau Beatrice als «freier Schriftsteller» zu leben. Es entstanden neben verschiedenen Gedichten vor allem dramatische Versuche, deren interessantester wohl ein Bühnenentwurf zu seinem späteren Erfolgsroman «Der Streit um den Sergeanten Grischa» war. Während sich Hitlers Anhänger im wenige Kilometer entfernten München an Bier und Führerreden berauschten, schrieb Arnold Zweig seinen Essay «Das ostjüdische Antlitz», in dem er sich mit Antisemitismus, Assimilation und Ausichten des Judentums beschäftigte. Er bekannte sich darin offen zum Zionismus, einer weltweiten Form des Zionismus freilich, die er aus seinen eigenen Erfahrungen als Jude und Deutscher gewonnen hatte. Vieles verband ihn damit in seinen Ansichten mit Lion Feuchtwanger, den er Anfang der zwanziger Jahre in München

Anzeige REX721286M

**Bad Ragaz**  
**QUELLENHOF**  
Kur- und Golfhotel • Haus allerersten Ranges  
Ganzjährig geöffnet • Pierre Barrelet, Dir.  
Telefon (085) 9 01 11 • Telex 855 897

Golf-, Tennis-, Ski- und Fitness-  
Wochen, kombiniert mit  
Thermal-Badeferien

Weihnachten und Neujahr  
im Quellenhof.

Verlangen Sie unser Sport- und  
Unterhaltungsprogramm.

gründen der Realität, mit der Pranke von Shakespeare in das volle Fleisch des Lebens – anderthalb Jahrhunderte später wird ihm Munch mit den psychologischen Szenenfolgen seiner «Lebensfriesen» antworten. Alles, was sich so lebenssatt und wirklichkeitsdicht im Bild bewegt, bringt Hogarth als Maler in die zusammenfassende Einheit seiner malerischen Vision; die Gesichter, die er in den Gassen, in Kneipen und Hinterhöfen entdeckte, entdeckt der Bildbetrachter hinterher in den Strassen des heutigen London, in der Underground, im Pub oder im Entrée der Royal Academy, zu der Hogarth mit der Anregung zu einer Gemäldesammlung im Londoner Waisenhaus gewissermassen den Grundstein gelegt hatte.

Manners & Morals. Hogarth and British Painting 1700–1760. Tate Gallery, bis 3. Januar 1988.

Durchdrungen von Karl May und Felix Dahn, Shakespeare und Goethe, begeistert von den Gedanken Friedrich Nietzsches und dem Stil Thomas Manns, hatte Zweig bereits als Schüler zu schreiben begonnen. Seit 1907 studierte er an den Universitäten von Breslau, München, Berlin, Göttingen und Rostock unter anderem moderne Sprachen, Philosophie, Kunstgeschichte, Germanistik – und Psychologie.

Schwerer körperlicher Arbeit beim Ausheben von Schützengräben und dem Schrecken der Schlachtfelder vor Verdun waren während dieser Studienjahre auch erste literarische Erfolge vorausgegangen. Schöngeistig-sentimentale Anfänge, die ihn 1912 mit den «Novellen um Claudia» bekannt gemacht hatten und die ihm 1915 den begehrten Kleist-Preis eintrugen, wichen mit Ende des Ersten Weltkrieges sozialen und pazifistischen Stoffen, die Arnold Zweig anhand individualpsychologisch durchleuchteter Figuren gestaltete.

«Die nichts als individuelle Methode der Gesichtsbetrachtung, welche nur Einzelne und ihre Einsichten, Entschlüsse und Begierden als Bestimmer von Landesgeschick sieht, hat heute keine Geltung mehr.» (Januar 1915)

Das letzte Jahr des Krieges erlebte Zweig im Hauptquartier der Heeresleitung Ost. Sein Augenlicht war, physisch betrachtet, so stark geschwächt, dass man ihn zur Presseabteilung des Stabes abkommandiert hatte. Dort gewann er, ergänzend zu seiner «Erziehung von Verdun», allerdings Einblicke, die ihn das baldige Kriegsende und die Novemberrevolution voraussehen liessen.

Dass der Sklav erwache und folge dem Schrei!  
Wir Volk ohne Waffen, wir Bleichen sind frei  
Auch uns sei die Freude auf Wiesen verschönt,  
Lachen von Stimmen die lange gestöhnt,



kennenlernte und mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. Einig waren sich die Freunde auch in der Beurteilung des Münchner Klimas: 1923 putschte Adolf Hitler gegen die Republik, Zweig zog nach Berlin und widmete sich dort mehr und mehr der Lehre Sigmund Freuds.

«Lieber Herr Freud,

... Sie wissen, dass Ihre Lebensarbeit die meine im wahren Sinne erst möglich gemacht hat und dass ich glücklich bin, das ganz empfinden und Ihnen manchmal ausdrücken zu können.» (1930)

Zweig blickte zu Freud in tiefer Verehrung auf und adressierte seine Briefe nur scheinbar scherzhaft an «Vater Freud». Sigmund Freud seinerseits antwortete «Meister Zweig» freundschaftlich und voller Respekt vor einem Dichter, der offen von sich, seinen Depressionen und seiner Analyse berichtete und der – inzwischen nahezu erblindet – den Grossteil seines Werkes nur noch diktieren konnte.

Insgesamt veröffentlichte Arnold Zweig zehn Romane, mehr als sechzig Erzählungen und Novellen, sieben Dramen, mehrere Essays, vorwiegend über Judentum und Antisemitismus, sowie zahlreiche Artikel in zionistischen Zeitschriften, der «Weltbühne», später in nahezu allen wesentlichen Periodika deutschsprachiger Exilanten.

Die Prosa Thomas Manns, die Philosophie Friedrich Nietzsches und die Psychoanalyse Sigmund Freuds wurden zur geistigen Grundlage für Zweigs literarische Auseinandersetzung mit dem Niedergang des Wilhelminischen Reiches. Frei von Joseph Roths Trauer um den Zerfall der K.u.k.-Monarchie, schildert er in seinem Romanzyklus «Der grosse Krieg der weissen Männer» das Ende des deutschen Kaiserreichs. Literarisch herausragend sind dabei «Der Streit um den Sergeanten Grischa» (1927) und «Erziehung vor Verdun» (1935). «Deutschland als Macht geht auf wie ein Napfkuchen, Deutschland als Sittlichkeit schrumpft zur Fadendüne», schreibt Zweig in «Grischa».

Folgen dieses Machtzuwachses sind ausserpolitisch der Krieg, innenpolitisch die Zersetzung politischer Moral.

In «Verdun» wie in «Grischa» wird ein Einzeler Opfer staatlichen Terrors: Der Kriegsgefangene Sergeant Paprotkin, genannt Grischa, wird trotz erwiesener Unschuld in einem Schauprozess als russischer Spion verurteilt und hingerichtet – auch Unteroffizier Kroysing aus «Erziehung vor Verdun» fällt indirekt deutscher Militärjustiz zum Opfer: Er hat die Korruption innerhalb des deutschen Offizierskorps kritisiert und wird deswegen an die vorderste Front versetzt. Ganz der Tradition realistischer Erzählweise des 19. Jahrhunderts verbunden, schildert Arnold Zweig in seinem Romanzyklus vom

«Grossen Krieg der weissen Männer» den Niedergang einer Epoche. Wie er in einem Brief an Kurt Tucholsky ausführlich darlegte, verstand sich der erblindete Romancier bewusst als einfacher «Geschichtenerzähler», dessen Aufgabe es sei, dem Frieden zu dienen und einen weiteren «grossen Krieg» verhindern zu helfen. Wie auch Tucholsky, so sah Zweig bereits nach dem Kapp-Putsch, der Ermordung Walter Rathenau und Hitlers Marsch auf die Feldherrnhalle die erste deutsche Republik ernsthaft gefährdet. Über die Tschechoslowakei, die Schweiz und Frankreich emigrierte er 1933 nach Palästina.

Trotz seiner leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Judentum, dem Zionismus und dem Phänomen des Antisemitismus wurde Arnold Zweig als Schriftsteller in Palästina ignoriert, von konservativen Zionisten sogar als Gefahr angesehen und öffentlich angegriffen. Die von ihm mitherausgegebene, linksgerichtete Zeitschrift «Orient» musste nach einem Bombenattentat auf die Druckerei ihr Erscheinen einstellen. Ohne die Hilfe seines Freundes Lion Feuchtwanger und anderer Kollegen wären Zweig und seine Familie in ihrem Exil am Fusse des Berges Carmel völlig verarmt.

Hieran änderte auch Arnold Zweigs 1943 zunächst auf Hebräisch erschienener Roman «Das Beil von Wandsbek» nichts. Als das Buch vier Jahre später im Stockholmer Bermann-Fischer-Verlag in deutscher Sprache veröffentlicht wurde, nahm Westdeutschland hiervon keine Notiz. «Das Beil von Wandsbek» gehört zu den lesenswertesten deutschsprachigen Exilromanen. Zweigs Geschichte von Albert Teetjen, Metzger zu Wandsbek, der für zehntausend Mark als Henker in offiziellem Auftrag vier unschuldige Regimegegner hinrichtet, ist ein Psychogramm des deutschen Faschismus. Es zeigt die offene Brutalität, vor allem aber den Opportunismus, die alltäglichen Feigheiten – vom liberalen Richter, der schweigt, bis zum in Geldnot geratenen Metzger, der köpft.

Um den Kontakt zum freien Europa, seinen Zeitschriften und Exilverlagen, nicht ganz abreißen zu lassen, aber auch, um der Isolation seiner Wohnung in Haifa zumindest für kurze Zeit zu entgehen, verreise er, sooft es ging. Dankbar nahm Arnold Zweig 1948 deshalb auch die Einladung an, mit seiner Familie nach Berlin zurückzukehren.

Erschüttert fuhr er durch die zerstörte Stadt; erschrocken stellte er das Desinteresse im, wie er ihn nannte, freien Teil der Stadt fest. Noch einmal bezog Arnold Zweig Stellung und verurteilte die Trennung in Ost und West. Diese war aber längst vollzogen. Mit jeder der Ehrungen, die ihm in Ostberlin zuteil wurde, schwand für Zweig die Chance, seine Bücher auch in den westlichen Zonen gedruckt zu sehen. Während er mit hohen Auszeichnungen, Ämtern und Orden der DDR geehrt wurde, geriet Arnold Zweig in der Bundesrepublik in völlige Vergessenheit – ein Schicksal, das er mit anderen, keineswegs «marxistisch-leninistischen» oder gar stalinistischen Schriftstellerkollegen der zwanziger Jahre teilte: mit Ernst Toller, Oskar Maria Graf, Leonhard Frank und vielen anderen.

Westdeutschland hat sie alle «wiederentdeckt». Wenige Jahre nach dieser «Wiederentdeckung» scheint es da nun aber Mode zu werden, linksintellektuelle Schriftsteller der Weimarer Republik als Tendenzliteraten zu diffamieren, sie für das Scheitern der ersten deutschen Republik verantwortlich zu machen, ihnen zumindest aber jede stilistische Qualität abzuspüren.

Auch Arnold Zweig gehört zu diesem in letzter Zeit wieder leidenschaftlich geschmähten Kreis politisch engagierter Schriftsteller der zwanziger Jahre.

Es ist das beachtenswerte Verdienst des S. Fischer-Verlages, nach Lion Feuchtwanger auch Arnold Zweig in einer umfassenden Werkausgabe wieder zugänglich gemacht zu haben. Zweigs Werk liegt rechtzeitig zum 100. Geburtstag in einer preiswerten, siebzehnbändigen Ausgabe des Fischer-Taschenbuchverlages vor. Der Leser kann sich also in dem zu erwartenden Streit um die literarischen Qualitäten von Arnold Zweig sein eigenes Urteil bilden.

Michael Bauer

### Kulturnotizen

Zusammenarbeit zwischen Kölner und Düsseldorfer Oper

(my) Kurt Horres inszeniert für die von ihm geleitete Deutsche Oper am Rhein in Düsseldorf/Duisburg sowie für die Kölner Oper als gemeinschaftliches Projekt Wagners «Ring des Nibelungen» in der Ausstattung von Andreas Reinhardt. Im Oktober und November 1989 werden «Rheingold» und «Die Walküre» in Köln herauskommen und anschliessend im Januar und Februar 1990 in Düsseldorf sowie im April und Mai 1990 in Duisburg gezeigt werden. In der Saison 1990/91 werden dann «Siegfried» und «Götterdämmerung» folgen. Die musikalische Leitung in Köln hat Marek Janowski, Hans Wallat dirigiert den «Ring» an der Deutschen Oper am Rhein.

Ausserdem haben Kurt Horres und der Kölner Operntendant Michael Hampe einen Austausch von Ballett- und Opernproduktionen der von ihnen geleiteten Häuser vereinbart. Ein klassisches Ballettrepertoire in Düsseldorf und ein modernes in Köln sollen sich ergänzen. In der Oper werden vor allem moderne oder selten gespielte Werke zum Austausch kommen. Die Kooperation der beiden Opernhäuser geschieht vor dem Hintergrund einer äusserst angespannten Finanzlage in Nordrhein-Westfalen. Die künstlerischen und technischen Kapazitäten sollen möglichst ökonomisch gehandhabt werden.

## Suleika Dobson

Eine Liebesgeschichte aus Oxford

Von Max Beerbohm

51

Aus dem Englischen übersetzt von Joachim Kalka, Copyright by Klett-Cotta, Stuttgart 1987

«Sagen Sie ihr –» – der Herzog verschluckte einen Satz, dessen Andenken seinen letzten Stunden zur Beschämung gereicht hätte. «Sagen Sie ihr», formulierte er statt dessen, «dass Sie Marius auf den Ruinen Karthagos haben sitzen sehen.» Und er hinkte rasch die Turl Street hinunter.

Beide Hände waren bei dem Sturz aufgeschürft worden. Er tupfte sie zornig mit seinem Taschentuch ab. Mr. Druce, der Drogist, hatte gleich darauf das Privileg, sie waschen und mit Pflaster versehen zu dürfen, ausserdem das rechte Knie und das linke Schienbein zu salben und zu verbinden. «Hätte ein recht schlimmer Unfall werden können, Euer Gnaden», sagte er. «Das war es», sagte der Herzog. Mr. Druce pflichtete ihm bei.

Trotzdem gab ihm die Bemerkung von Mr. Druce sehr zu denken. Der Herzog hielt es für ganz wahrscheinlich, dass die Götter den Unfall eigentlich tödlich ausgehen lassen wollten und dass er nur durch sein Geschick und seine Gewandtheit im Sturze der Schande entronnen war, in voller Flucht vor einer Zofe sein Leben zu lassen. Er hatte, wie Sie sehen, die Theorie des freien Willens nicht ganz aufgegeben. Während Mr. Druce letzte Hand an sein Schienbein legte, sagte er zu sich selbst: «Ich bin unerschütterlich entschlossen, mir für diesen meinen Tod meine eigene Art und Weise und meine eigene – nun, nicht gerade Zeit, aber innerhalb meiner kurzen Zeitspanne den mir angemessenen erscheinenden Augenblick auszusuchen. Unberufen», sprach er und klopfte leicht Mr. Druces Theke.

Der Anblick einiger Flaschen Schnupfenmixturen auf jenem gastlichen Tisch erinnerte ihn an eine peinvolle Tatsache. In den Erregungen dieses Morgens hatte er das vulgäre Leiden, welches ihn befallen hatte, kaum mehr wahrgenommen. Nun wurde er sich seiner wieder ganz bewusst, und ein böser Zweifel stieg in ihm auf: War er einem gewaltsamen Tode nur entronnen, um «natürlichen Ursachen» zu erliegen? Es hatte ihm bis jetzt nie etwas gefehlt, ungehörte er zu den schlimmsten und besorgtesten Patienten. Er wusste, dass eine unbehandelte Erkältung gefährlich werden kann, und er sah sich auf einmal auf der Strasse in Krämpfen zusammenbrechen – die teilnahmsvolle Menge, die Ambulanz, sein verdunkeltes Zimmer; lokaler Arzt stellt völlig falsche Diagnose; berühmte Spezialisten mit Sonderzug herbeigeschafft – heissen Behandlung des lokalen Arztes gönnerhaft gut, schütteln aber die Köpfe und weigern sich, mehr zu sagen als «Die Jugend hilft ihm»; leichte Besserung bei Sonnenuntergang; das Ende. All dies schoss ihm durch den Kopf. Es galt keinen Augenblick zu verlieren. Er eröffnete Mr. Druce frank und frei, dass er eine Erkältung hatte.

Mr. Druce, der durch sein Verhalten anzudeuten suchte, dass man das eigentlich gar nicht gemerkt hätte, schlug seine Mixture vor – ein Teelöffel voll alle zwei Stunden. «Geben Sie mir bitte sofort etwas davon», sagte der Herzog.

Er fühlte sich durch den Schluck magisch erfrischt. Liebevoll wog er das Arzneiglas in der Hand und betrachtete die Flasche. «Warum

nicht zwei Teelöffel voll alle Stunden?» schlug er mit einem geradezu an Alkoholisismus erinnernden Eifer vor. Doch Mr. Druce lehnte mit respektvoller Festigkeit ab. Der Herzog gab nach. In der Tat ging es ihm auf, dass die Götter ihn an einer Überdosis hatten sterben lassen wollen.

Trotzdem war es ihm nach mehr. So wenige Stunden ihm noch blieben, er hoffte, die beiden nächsten würden rasch verstreichen. Und wenn er auch wusste, dass man Mr. Druce vertrauen konnte und dass dieser die Flasche sofort in seine Wohnung schicken würde, zog es der Herzog doch vor, sie gleich mitzunehmen. Er schob sie in die Brusttasche und achtete der kleinen Erhebung kaum, die sich nun dort abzeichnete.

Gerade, als er auf dem Heimweg die High Street wieder überqueren wollte, schoss ein rücksichtslos schneller Fleischerkarren die abschüssige Strasse hinunter. Er trat weit auf den Gehsteig zurück und lächelte sardonisch. Er schaute nach rechts und links und bemass sorgfältig das Tempo des Verkehrs. Es verging eine gewisse Zeit, bis er es als ausreichend sicher ansah, hinüberzugehen.

Sicher angelangt, traf er auf eine Gestalt, die aus ferner Vergangenheit vor ihm aufzustiegen schien. Oover! War es erst vorigen Abend gewesen, dass Oover mit ihm gegessen hatte? Mit dem Gefühl eines Mannes, der alte Archive durchforscht, begann er sich bei dem Rhodes-Stipendiaten zu entschuldigen, dass er ihn so abrupt in der Junta verlassen hatte. Dann – presto! –, als hätten sich die muffigen Archivalien in eine frisch knisternde Morgenzeitung, mit entsetzlichen Schlagzeilen übersät, verwandelt, erinnerte er sich an den furchtbaren Entschluss Oovers und der ganzen Jugend in Oxford.

«Natürlich», fragte er mit leichtem Ton, der kaum seine Angst vor der Antwort verbergen konnte, «haben Sie die Absicht, mit der Sie spielten, als ich Sie verliess, aufzugeben?»

Oovers Gesicht war wie seine ganze Natur massiv, doch höchst sensibel, und es zeigte im Augenblick seinen Schmerz, dass man seinen hohen Ernst bezweifeln konnte. «Herzog», fragte er, «halten Sie mich für einen Skunk?»

«Ohne vorgeben zu wollen, dass ich genau weiss, was ein Skunk ist», sagte der Herzog, «halte ich Sie doch für sein genaues Gegenteil. Und die hohe Wertschätzung, die ich Ihnen entgegenbringe, ist mir das Mass für den Verlust, den Ihr Tod für Amerika und für Oxford bedeutete.»

Oover erröte. «Herzog», sagte er, «das ist ein prächtiges Attest, das Sie mir da ausstellen. Doch machen Sie sich keine Sorgen. Amerika kann noch Millionen produzieren, genau wie ich's bin, und Oxford kann so viele davon haben, wie es verträgt. Andererseits, wie viele von Ihrer Sorte stehen denn in England bereit? Und doch haben Sie sich entschieden, in den Tod zu gehen. Sie nehmen Bezug auf das ungeschriebene Gesetz. Und Sie haben recht, Sir. Die Liebe ist grösser als alles.»

«Ist sie's? Und wenn ich Ihnen sagte, dass ich meine Absicht geändert habe?»

Anzeige

REX677432E

Die Kreation einer Uhr ist eine Kunst, ein einzigartiges, unvergleichliches Geschenk. So setzen die Uhrmachermeister von Corum die bunten Zahlenflaggen der Marine auf ein Zifferblatt und schufen die Admiral's Cup Uhr.

Es ist einzig in der Uhrenmode... das geschützte Admiral's Cup Modell von

CORUM

In Zürich exklusiv bei

225 Jahre BEYER

Bahnhofstrasse 31/ Ecke Barenstrasse  
1. Ober der goldenen Uhr  
8001 Zürich, Telefon 01 221 10 80





seinen Verfolgern dicht auf den Fersen, ist die barocke Szenenfolge eine letzte Frist: Eine Galgenfrist für den Verführer, Gottesherausforderer und Scheinheiligen, dem der Hauptdarsteller nicht die notwendige Ausstrahlung zu verleihen vermag.

Die Inszenierung gibt dieser Szenenfolge zwar eine dynamische Einheit, die aber den Endspielaspekt in der Komödie verharren lässt. Warner und Rächer – Elvira und ihre Brüder, der zürnende Vater, die Statue – haben ihre ge-

rechten Vorwürfe mit höchster Geschwindigkeit und gepresster Stimme herunterzuspeln (wohl um anzudeuten, wie sie den Angeredeten erreichen), was den Verbrechen gewissermassen das Gewicht nimmt; folgerichtig hat auch der Verstockte mit dem eher ausdruckslosen Gesicht eines Ritters, den es nicht gab, in der lodernen Theaterhölle zu versinken. Die im ganzen ausgezeichnete Ensembleleistung wurde vom Premierenpublikum mit grossem Beifall aufgenommen.

### Aschenbrödel als staunende Puppe Maguy Marins «Cendrillon» in Lausanne

Mz. Im Palais de Beaulieu in Lausanne zeigte das Lyon Opéra Ballet Maguy Marins Fassung von «Cendrillon». Die kleine Truppe hat mit dieser Produktion mit einem Schlag internationale Geltung erlangt. Der Erfolg in New York war so triumphal, dass sie auf Ende Mai volle drei Wochen ins grosse State Theatre am Lincoln Center eingeladen wurde und anschliessend Gastspiele an der Westküste gibt. In den üblichen Aufführungen von «Cendrillon» gewinnt dieses Ballett die Herzen der Zuschauer mit grossem klassischem Tanz. Auf dieser Basis aber konnte Maguy Marin das Werk nicht angehen, weder von den Voraussetzungen der Truppe her noch von ihren eigenen. Sie ist eine junge, moderne Choreographin, die vor wenigen Jahren in Nyon am Choreographiewettbewerb ausgezeichnet wurde. Maguy Marin musste und wollte einen eigenen Weg gehen. Sie zeigt «Cendrillon» als Spiel lebender Puppen. Die Choreographin verwendet die Partitur von Prokofjew, streicht aber grosse Partien weg und fügt drei andere bei. Für diese Einschübe verwendet sie nicht Musik, sondern Geräusche, und zwar Geräusche kleiner Kinder, die man staunende und glückselige Laute hervorstossen hört, die eifrig lustvoll schmatzen und aggressiv streiten.

Das sind massive Eingriffe in das musikalische Werk. Aber wir haben uns daran gewöhnt, dass literarische und musikalische «Texte» von jedem nach Belieben für seine Pläne verwendet werden. Und für Maguy Marins Absicht ist der Einfall fruchtbar. Sie möchte das Märchen vom Aschenbrödel im Bereich der Vorstellungen kleiner Kinder ansiedeln. Würden erwachsene Tänzer Kinder spielen, sähe das entsetzlich peinlich aus. Maguy Marin setzt den Tänzer Puppenköpfe auf, und durch diese Verfremdung kann sie jede Lächerlichkeit vermeiden. Durch die Kinderlaute aber bringt sie zwingend die Atmosphäre der Kinderwelt in die Aufführung ein.

### «Die Gäste»

Arnold Zweigs Schülerzeitschrift

Gemeinsam mit Kattowitz Schulfreunden hatte sich 1909 Arnold Zweig zur Herausgabe einer Zeitschrift entschlossen, die als ein Forum «poetischer und theoretischer Selbstverwirklichung» gedacht war. Gleichzeitig der Verbesserung eigener Publikationsmöglichkeiten dienend, setzt sie überauslos und ohne programmatische Erklärung ein. Auf grobem Papier, typographisch rustikal und lithographisch grossformatig abgezogen, erscheinen zweimonatlich sechs Nummern in jeweils nicht mehr als 50 hauptsächlich durch Abonnenten vertriebenen Exemplaren. Die Autoren der Unternehmung mit dem einladenden Namen «Die Gäste» treten anfangs kaum einmal hinter den Aufsätzen hervor, bedienen sich der Kürzel und Pseudonyme, halten dann aber «die ausgezeichnete Angewohnheit der grossen Weimarer Zeitschriften», ihre Verfasser ungenannt zu lassen, nicht ganz durch.

«Die Gäste» erscheint, Exklusivität suggerierend, mit handgeschriebenen Seitenzahlen, mit graphischen Titelblättern und in der Folge mit Beilagen Ludwig Meidners und Jakob Steinhards. Sie enthält philosophische Untersuchungen von Siegfried Hamburger («Das Kausalitäts-Apriori in Schopenhauers Schrift über den Satz vom zureichenden Grunde») und Übersetzungen der «Portugiesischen Sonette» von Elizabeth Barrett-Browning durch Arnold Ulitz, viel Gymnasiastenschwärmerei in den Gedichten und Prosastudien von Rudolf Clemens, darunter mit «Der Abschied vom Leben» eine verschlüsselte Novelle, deren Protagonisten in Ulitz, Zweig und Friedrich Bloch ihre Vorbilder haben. Ein Dramenfragment («Imaginäre Liebschaft») stellt Heinrich Margulies und in Brief- und Tagebuchreflexionen, die erstaunlich lebendig geblieben sind, mit Ludwig Meidner sich auch eine reizvoll-literarische Begabung vor, die unschwer den späteren Herold der expressionistischen Kunst erkennen lässt, der sie auch chronistisch-ergänzend zu begleiten fähig werden sollte. Als Arndt zeichnet Zweigs alter Englischlehrer Bruno Arndt für eine kleine Versfolge verantwortlich, in der es gleich zu Beginn heisst: «Aus Erdentiefe schau ich empor / Dort ist die Sonne, die ich verlor...» Der unter dem Namen Kurt Bittermann schreibende Arndt, der sich als Autor «solide erzählter Romane» des Berliner S.-Fischer-Verlags durchgesetzt hat, berührt hier einmal andeutungsweise das soziale Umfeld der Erzverhüttungszentren um Kattowitz, das sonst ausgespart bleibt in den ausschliesslich ästhetisch geprägten Themen der «Gäste».

Vor dem Bühnenbild von Montserrat Casanova, einem riesigen dreistöckigen Puppenhaus mit vielen bespielbaren Kammern, wird auf Kinder-Puppen-Weise, zumindest wie wir Erwachsene uns eine Kinder-Puppen-Weise vorstellen, die Geschichte vom Aschenbrödel erzählt, in einer amüsanten Mischung von alten und neuen Bildern: Die Fee, die wie ein Astronaut aussieht, gibt Aschenbrödel ein Kinderauto, anstelle des Festes am Königshof findet eine Kindereinladung am Geburtstag der «Prinzen» statt. Das ganze Spiel hat, sehr stark unterstützt durch die Beleuchtung von John Spradbery, die Atmosphäre des Traumes, mit seinem fernen und doch intensiven Zauber, mit berührender Innigkeit, aber auch mit albhaft Bedrückendem, hässlich Bösem.

Tanz im eigentlichen Sinn der grossen fließenden Bewegungslinie findet nicht statt, darf gar nicht stattfinden, wenn die Idee der Kinder-Puppen-Welt nicht blosser Vorwand und damit Gag werden soll. Maguy Marin hält ungebrochen einen genau kalkulierten Stil von Bewegungstheater durch, der das mechanisch Begrenzte puppenhafter Bewegung nicht vergessen lässt und doch frei und beweglich genug ist, um die Aufführung nicht im mechanisch Niedlichen erstarren zu lassen. Doch werden die Grenzen der Entfaltungsmöglichkeit deutlich spürbar.

Das in diesem Rahmen an Bewegung Mögliche vermöchte eine Aufführung, auch in ihrer pausenlosen Konzentration auf anderthalb Stunden, allein nicht zu tragen. Aber die Vorstellung lebt ebenso von der Fülle der szenischen Einfälle und Gags, die phantasievoll erfunden und Bühnenwirksam sind und denen man als Zuschauer ebenso staunend begegnen mag wie das reizvoll staunende Aschenbrödel dieser «Cendrillon»-Fassung.

Der phantasievolle Ludwig Meidner, der ironisch in seinem «Tagebuch eines Malers» gegen die Rolle des «von der Deformationssucht befallenen» Kollegen «Herrn Silberberg» opponiert und dessen «Richtung... bald wieder weggeblasen» sieht, bleibt neben Arnold Zweig der stärkste Eindruck der Kattowitzer Zeitschriften-Rarität. Was für Meidner indessen nur seiner Doppelbegabung entgegenkommt – für den zum Zeitpunkt ihres Erscheinens bereits in Breslau eingeschriebenen stud. phil. Zweig dagegen bedeutet die Mitarbeit an den «Gästen» nichts weniger als seinen durchschlagenden Eintritt in die Literatur. Mit Ausnahme des 6. und letzten Hefts ist er in jeder ihrer Ausgaben zweimal, im 4. Heft sogar dreimal vertreten. Wie seine im Abschlussheft auf 36 Seiten zu Ende gebrachte «Tragödie in drei Akten»: «Abigajil und Nabal» – 1913 in veränderter Form erschienen – hat Zweig auch alle anderen seiner hier vorgestellten Beiträge, zumindest im Kern, gelten lassen. Mit der Erzählung «Das Postpaket» hat er gar die erste der 1912 dann fertiggestellten «Novellen um Claudia» eingerückt. In einer theoretischen Studie, «Das Werk und der Beobachter», äussert sich der Sattlerssohn aus dem niederschlesischen Glogau zudem über «Kunstauffassungen, über Wechselbeziehungen von Stoff, Inhalt und Form und über den Einsatz künstlerischer Mittel. Diese theoretische Selbsterkennung machte ihm die noch grosse Distanz zwischen eigenem poetischem Misslingen und seinen hohen theoretischen Ansprüchen bewusst.» Auf seinen Sonettenzyklus «Der englische Garten» traf sie nicht zu. Anlässlich einer Ehrung Zweigs fanden die Schülerverse von 1908, unbeanstaltet von ihm fast 60 Jahre danach, Aufnahme in einer Festschrift. Diese Erinnerung früher Münchner Sommerstage – «Lärm sticht und Sonnenblitz von Blechtopfeten, / Die Menge rinnt vorbei und prunkt mit Farben – / Doch sah ich Mädchen anmutsvoll erröten...» – erwies hier fraglos jener lange verschollenen Kattowitzer Zeitschrift, die den Beginn Arnold Zweigs markierte, die Reverenz.

Klaus Täubert

### Kulturnotizen

Jean-Claude Riber, seit 1981/82 in Bonn tätig, hat seinen Vertrag als Generalintendant der Oper um weitere fünf Jahre bis zum Ende der Spielzeit 1991/92 verlängert. Riber möchte in den nächsten Jahren das Repertoire an Mozart-, Wagner- und Verdi-Opern vervollständigen und dabei unter anderem ab 1989/90 Wagners «Ring» aufführen. (my)

41

Félix Vallotton

## Corbehaut

Aus dem Französischen übersetzt von Franz Bäschlin

Copyright Manesse-Verlag, Zürich

«Ein instinktives Gefühl gab ihr ein, die Sache geheimzuhalten. Schüchtern zog sie später ihren Bruder ins Vertrauen. Keines von ihnen sprach weiter darüber, doch Sie ahnen, wohin ihre Gedanken abglitten und an welchen Abgrund des Grauens sie gelangten.»

«Das ist doch nicht möglich! Das ist furchtbarer als alles!», rief Pierre Cortal aus.

«Lassen Sie mich nun zum Ende kommen. Zwei Jahre darauf, als Nicolas eines Abends in seinem Zimmer arbeitete, vernahm er durch die Wand, die ihn vom Zimmer seines Vaters trennte, ein ungewohntes Geräusch. Er lauschte, glaubte dumpfe Schläge, ein Strampeln von Füssen und Seufzer zu unterscheiden und, so schien es ihm, etwas wie plötzlich erstickte Klagen. Er ahnte ein Verbrechen, ergriff seinen Revolver und stürzte hinüber.

Als er eintrat, erblickte er etwas Grauenhaftes», sagte Herr Honoré so leise, dass Pierre Cortal sich zu ihm hinneigen musste, um seinen Worten zu folgen. «Er sah seinen Vater im Hemd, grauhaft und grotesk mit seinem gefärbten Schnurrbart, seinem zerausten Bart und seiner Binde. Mit der einen Hand erhob er eine Zange, während er die andere auf die Brust eines jungen Mädchens presste, in dem Nicolas die Nichte eines ihrer Nachbarn erkannte – im Hemd auch sie. Dieser Mann war völlig durcheinander, ausser sich; unablässig stiess er eine Art von rauhem Schrei aus, grausig wie ein Tiergebell, während sein Opfer halb erwürgt auf der Chaiselongue lag und rasend die Augen verdrehte.

Stellen Sie sich diesen Altraum vor, dieses entsetzliche, entmenschte Wesen, diesen schwammigen Körper in den flatternden Hemdschössen, diese behaarten Beine, diese knotigen Füsse auf dem Teppich. Und den Kopf! Den Kopf! Das Auge... den Mund!...»

Pierre Cortal hielt den Atem an und hörte in der Brust jeden Herzschlag.

«Und dann?» fragte er.

«Dann... Hier kann man alles vermuten. Der Zufall, eine unüberlegte oder zwangsläufige Bewegung... Nun, der Revolverschuss ging los, und Alexandre Lacoubière stürzte hin mit zerschmetterter Schläfe.»

«Getötet... von seinem Sohn?»

«Von der Kugel... Wir sind im Roman», flüsterte Herr Honoré und suchte seiner ersterbenden Stimme Halt zu geben. «Sie werden die beste Annahme wählen. Ich erzähle auf meine Art. Ich war nicht dabei, wie Sie sich wohl denken können.»

Es folgte ein Augenblick des Schweigens. Darauf Pierre Cortal, mit einer Stimme, die nicht sehr deutlich klang, obgleich er ihr etwas Gleichgültiges zu geben suchte: «Und wie, zum Teufel, hat er sich aus der Affäre gezogen, Ihr junger Mann?»

«Er hat seinen Vater auf das Bett gelegt, den Revolver in greifbarer Nähe; das junge Mädchen hat sich angekleidet, und zu zweit haben sie etwas abgesprochen – wenigstens stelle ich es mir so vor. Darauf haben sie das Zimmer in Ordnung gebracht, und die Kleine ist durch das zur Strasse gelegene Fenster heimgekehrt. Niemand hat es je erfahren. Als endlich die Polizei dazugekommen ist, hat sie nichts Verdächtiges gefunden und auf Selbstmord geschlossen. Zweifellos kannte man den Mann, und dann – wenn Ihnen das gut scheint – könnten Sie zu

verstehen geben, Nicolas habe dem Beamten irgendwelche stichhaltige Gründe angegeben, er habe von seiner Mutter und ihrem gemarterten Leib gesprochen, von Reuegefühlen... oder was Sie immer wollen, selbstverständlich. Sie sind in diesem Genre beschlagener als ich, nicht wahr? Ich, ich gebe nur eine Ansicht wieder.»

«Ja, ja...» sagte Pierre ernst, «aber die Schwester, wusste sie darum?»

«Sie wusste nichts von dem, was geschehen war, und wie die Justiz glaubte sie die Selbstmorddarstellung. Und was jenes junge Mädchen angeht, so hat nie jemand es einer Entgleisung verdächtigt; es hat sich in allen Ehren verheiratet und lebt als gute Hausmutter.»

«Und er, Nicolas?»

«Nicolas sah sich von einem Tag auf den anderen als einzig überlebenden Lacoubière; er hielt es für seine Pflicht, der letzte zu sein. Nicht wahr, man spielt nicht mit dem Schicksal, und das Blut einer solchen Rasse fortzupflanzen, wäre verbrecherisch gewesen. Er übersiedelte nach Paris und verbrachte dort lange Jahre, allein, wenn man nach dem, was er gesehen hatte, allein sein kann. Seither ist das Alter gekommen... Aber sein Geschick gehört nicht hierher. Friede dem, was ihm an Leben bleibt.»

Pierre Cortal drang nicht weiter in ihn.

«Ein Wort noch, lieber Freund, nur eine Auskunft. Sie haben da unter Ihrer Hand das Tagebuch von Alexandre Lacoubière. Wie Sie mir sagten, enthält es nur alltägliche Bemerkungen, von denen sich keine auf das bezieht, was den Kern Ihrer Geschichte ausmacht. Wie konnten Sie unter diesen Umständen den Charakter dieses Mannes, der Ihnen fremd war, so genau erfassen? Es mussten darin doch im Lauf der Tage Anzeichen enthalten sein. Das Drama ist nicht wie mit einem Donnerschlag ausgebrochen, ohne dass Sie darauf vorbereitet gewesen wären.»

«Ich habe viel nachgedacht, herumgefragt und geschneifelt, und wenn ich es gewagt habe, Ihnen für Gewissheit auszugeben, was vielleicht nur Roman ist, so halten Sie es der Einbildungskraft eines Einsamen zugute, die sich bisweilen vergaloppiert, wie die aller alten Leute. Wegleitend war für mich folgendes:

Ich habe Ihnen doch zu Beginn von den ziemlich befremdlichen Randzeichnungen gesprochen, mit denen Alexandre Lacoubière seine Bemerkungen zu versehen liebte. Als mir sein Tagebuch in die Hände fiel, sah ich darin nur Federspielerien von mehr als anfechtbarem Geschmack, und einige davon waren auch nichts anderes; doch bei näherer Prüfung fiel mir die Wiederholung gewisser Zeichen auf: bald blosse Punkte, bald eine schematische Zeichnung, die eine Art X mit grösseren Unterlängen darstellte. Der Tod Blanches und der vertrauliche Bericht, den Eugénie ihrem Bruder über die bei der Aufbahrung am Leib ihrer Mutter festgestellten Wunden gab, später der tragische Tod Alexandres wie auch seine bedenklichen Begleiterscheinungen öffneten mir die Augen. Ich nahm das Buch wieder vor und zog folgende Schlüsse: Jedesmal, wenn ein Anfall von Wahnsinn Alexandre dazu trieb, seine Frau zu quälen, vermerkte er es mit diesen Punkten und diesen X.»

«Da ist sie also doch, die rote Tinte.»

«Richtig. Die Punkte sind die Nadeltische, die X bezeichnen die Zange. Dies immer nach meiner Annahme.»

Anzeige

REX670532A



ERSTKLASSIGE POLSTERMÖBEL  
MURALTO  
INNENEINRICHTUNGEN

MURALTO AG, Nüscherstrasse 24,

8001 Zürich, Tel. 01/21106 70. Öffnungszeiten: Mo-Fr 9-12, 13-18.30, Sa 9-18



Zweig, Stefan 1881-1942  
Friderike

Zweig, Stefan

*Aufbau, 15. Nov.*  
**Robert Rie siebzig Jahre**  
*1974*

Robert Rie, ein alter Freund und Mitarbeiter des "Aufbau", begeht am 28. November in Fredonia (New York), wo er seit zwölf Jahren als Germanistikprofessor am State University College wirkt, seinen 70. Geburtstag.

Der gebürtige Wiener, ein Sohn der bekannten Schriftstellerin Therese Rie-Andro, promovierte 1928 als Doktor der Rechte und der Staatswissenschaften und unterhielt zehn Jahre lang eine Advokatenpraxis in Wien. 1938 wanderte er aus und kam über Italien und Frankreich in die Vereinigten Staaten. Unter den vielen Hochschulen, an denen er Politologie und Germanistik unterrichtet hat, befinden sich Bradley University, Clark College, St. Olaf's College und die University of Alaska. Seit vielen Jahren ist Rie Mitarbeiter vieler Zeitschriften und schreibt über literarische, kulturpolitische, historische und juristische Themen ("Das Urheberrecht", "Film und Recht", "Der Wiener Kongress und das Völkerrecht", "Das Schicksal der Neger in den Vereinigten Staaten", usw.).

1935 erschien in Wien Ries Roman "Präsident Wieser", und 1963 veröffentlichte er dort die Salzburger Erzählung "Ein Nebelstreif". Auch als Übersetzer ist er hervorge-



treten ("The Incredible Friendship", der Briefwechsel zwischen Kaiser Franz Joseph und Katharina Schratt).

Der seit seiner Jugend mit Stefan und Friderike Zweig befreundete Rie wurde 1957 Mitbegründer der Internationalen Stefan Zweig-Gesellschaft. Auch das Entstehen eines Stefan Zweig Center in Fredonia ist zum grossen Teil seinen Bemühungen zu verdanken. Selbst im Ruhestand kann man von diesem ebenso aktivierten und vielseitigen wie witzigen und rührigen Mann noch viel erwarten.

**Harry Zohn**



Neue Zürcher Zeitung, 5/6. Februar 1978  
**Unbekannte Briefe Stefan Zweigs**

if. In der neusten Ausgabe des «Jahrbuchs der Handschriftenabteilung des Puschkin-Hauses» (Leningrad 1977) legt K.M. Asadowski 18 von insgesamt 60 bisher unbekanntem Briefen Stefan Zweigs aus dem Zeitraum von 1925 bis 1934 im deutschen Wortlaut – ergänzt durch deren russische Uebersetzung und durch redaktionelle Kommentare – vor. Die nun erstmals veröffentlichten Schriftstücke entstammen Zweigs Korrespondenz mit dem Leningrader Wremja-Verlag, der seine Tätigkeit im Frühjahr 1923 unter der Leitung von I.W. Wolfson und G.P. Blok aufgenommen und in der Folge – bis zur Verlagsschliessung im Sommer 1934 – ein umfangreiches belletristisches Programm realisiert hat. Zwischen 1927 und 1932 brachte der Verlag, in enger Zusammenarbeit mit dem Autor, die erste Werkausgabe Zweigs (Bände I–XII) in russischer Sprache heraus. Die meisten Briefe beziehen sich denn auch auf dieses mehrjährige, bei Publikum und Kritik gleichermaßen erfolgreiche verlegerische Unternehmen. Die Korrespondenz gibt überdies – wenngleich in recht beschränktem Umfang – Aufschluss über Zweigs Verhältnis zu Russland und zur russischen Literatur, zu Leo Tolstoi und Maxim Gorki.

Bevor Stefan Zweig im Herbst 1928 aus Anlass der Feiern zu Tolstois 100. Geburtstag nach Moskau reiste, schrieb er (bereits am 26. September 1927) an das Direktorium des Wremja-Verlags:

«Ich zweifle nicht, dass ich Einreise usw. leicht erlangen werde, da ich politisch in keiner Weise hervortreten will und auch nicht die Frechheit habe, nach vier Wochen Aufenthalt gleich ein Buch über Russland zu schreiben. Aber ich halte es für notwendig, dass jeder geistige Mensch, der unsere Gegenwart und Zukunft wissen will, einmal persönlich nach Russland kommt. Wie sehr ich Russland liebe, hoffe ich auch neuerdings durch die grosse Arbeit über Tolstoi zu bekunden.»

Zweigs grosser Essay über Leo Tolstoi erschien noch im Jubiläumsjahr als Teilstück des Bandes «Drei Dichter ihres Lebens», der schon bald darauf (als Band VI der «Gesammelten Werke», 1929) in russischer Uebersetzung vorlag.

Als Dramatiker ist Stefan Zweig fast vergessen – Das ZDF stellt sein „Lamm des Armen“ vor <sup>Die Welt, 27. Febr. 1978</sup>

## Meister der Sprache und Friedensfreund

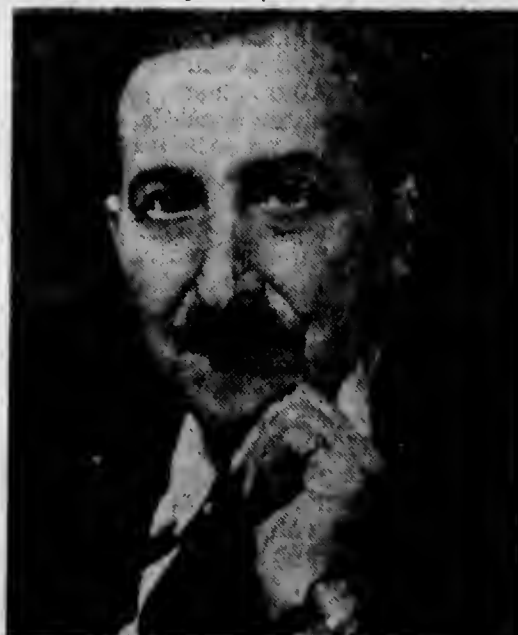
Dem geschäftigen, geschwätzigen, oberflächlichen Wien, seiner Heimatstadt, wollte der Schriftsteller Stefan Zweig, als er die erste Schwelle des Ruhmes überschritten hatte, gerne ent-rinnen. So kaufte er sich 1920 ein Haus auf dem Kapuzinerberg, mit herrlichem Blick auf die Türme und Kuppeln von Salzburg. Doch der Trubel sollte ihn einholen, denn seine Freunde Hugo v. Hofmannsthal, Richard Strauss und Max Reinhardt faßten den Entschluß, aus Salzburg eine Festspielstadt zu machen; Es wurde in Blitzesschnelle ein

**Das Lamm des Armen — heute um 21.20 Uhr im Zweiten Programm**

internationaler Treffpunkt von Künstlern und ihren mehr oder weniger sachverständigen Bewunderern, ein Jahrmarkt der Kunst und der Eitelkeit, weit ärger als Wien. Hinauf zu der mit erlesenen Geschmack eingerichteten Klausur des prominenten Autors zogen auf schmale, stufenreichem Pfad alle Arten von Verehrern, so daß er sich angewöhnte, während der Festspielwochen in ein Sommerhäuschen am Zeller See zu flüchten.

Doch auch viele echte Freunde mit großen Namen hat Stefan Zweig in seinem nicht übermäßig langen Leben (1881—1942) gehabt: Verhaeren, Rilke, Rodin, Romain Rolland, Maxim Gorki. Er hat als Schriftsteller sehr oft die Haltung des Verehrenden und Dienenden eingenommen, sei es, daß er in Miniaturen „Sternstunden der Menschheit“ schilderte oder jeweils „Drei Meister“ in einem Essayband feierte: Balzac, Dickens und Dostojewski, oder Hölderlin, Kleist und Nietzsche im „Kampf mit dem Dämon“, schließlich Casanova, Tolstoi und Stendhal als „Dichter ihres Lebens“. Baudelaire, Verlaine und vielen anderen hat er als Übersetzer gedient, der Komödie „Volpone“ Ben Jonsons durch seine Bearbeitung zu einem Welterfolg und Richard Strauss mit der „Schweigsamen Frau“ zu einem seiner schönsten Libretti verholfen.

In der Vorstellung der Gegenwart freilich lebt Stefan Zweig vor allem als Schöpfer von ins Romanhafte hinüber-spielenden Biographien fort, ebenbürtig mit Lytton Strachey und André Maurois. Sein „Fouché“, seine „Marie Antoinette“, seine „Maria Stuart“ sind in hohen Auflagen verbreitet. Vor einem halben Jahrhundert las man mit gleicher Begeisterung auch seine zum Teil schon vor dem Ersten Weltkrieg geschriebenen Noveellen („Erstes Erlebnis“, „Amok“, „Verwirrung der Gefühle“). Der Lyriker und der Dramatiker Stefan Zweig dagegen sind heute so gut wie vergessen, und die Aufführung der Tragikomödie „Das Lamm des Armen“, die in den ersten Jahren der Alleinherrschaft Napoleons spielt, in einer Fernsehfassung des ZDF ist ein verdienstvoller Wiederbelebungsversuch, auf dessen Wirkung man gespannt sein darf. In unseren Ohren klingt die Prosa des Erzählers Zweig, manchmal sogar die des Essayisten, etwas zu atemlos



**1941 beging Stefan Zweig Selbstmord: Er hielt den Zustand der Welt für beklagenswert und ausweglos.**

FOTO: INTERPRESS

und hitzig, klingen seine psychologischen Analysen zu bohrend und beklemmend. Er kann den Einfluß seines großen Landsmannes Sigmund Freud schlecht verleugnen, auch nicht die Nachbarschaft zu Schnitzler, der der Größere war. Sein eigentliches Vorbild war Balzac, mit dem er sich sein Leben lang beschäftigte, dessen für die Forschung unentbehrliche Korrekturen zu den Druckbogen der Romane er seiner kostbaren Sammlung von Autographen einverleibte und dem sein Hauptwerk galt, eine weit über den Essay des Jahres 1920 hinausgehende Monographie, die er unvollendet zurückließ. Der treue Freund Richard Friedenthal hat sie vollendet, so daß wir sie als eine geschlossene und lückenlose Lebensbeschreibung lesen können.

Ein spätes und ebenfalls sehr zentrales Buch von Stefan Zweig ist „Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam“ (1934). Er mußte den großen europäischen Humanisten als eine vorgeprägte Form seiner selbst empfinden: ein Meister der Sprache wie er, ein streitbarer Freund des Friedens und in dieser Eigenschaft ein Unterlegener, ein tatenschwacher und unentschlüssener Geistmensch unter soviel robust Handelnden und soviel erbärmlich Gemarterten.

Stefan Zweig verließ Österreich, ehe die Nazis die Schlagbäume niederrissen, ging nach England, wo er ein Haus in Bath bewohnte, und von dort nach Brasilien. In Persepolis, einem Villenvorort von Rio de Janeiro, hat er mit seiner zweiten Frau Selbstmord begangen — nicht aus einer Notlage, denn er war trotz mancher Verluste ein reicher Mann, nein, weil er den Zustand der Welt als so beklagenswert und ausweglos betrachtete. Er erhielt ein Begräbnis in Anwesenheit des Staatspräsidenten, wie es kaum je einem Ausländer in Brasilien zuteil geworden ist. Acht Dichter trugen seinen Sarg. „Oh, wäre er doch nur ein wenig eitler gewesen“, rief der Präsident der Akademie an seinem Grab aus. HELLMUT JAESRICH

## «A Confidential Matter»

Englische Ausgabe des Briefwechsels von Richard Strauss und Stefan Zweig

ab. Eine englische Ausgabe des 1957 im S. Fischer-Verlag von Willi Schuh veröffentlichten Briefwechsels zwischen dem Komponisten Richard Strauss und dem Schriftsteller Stefan Zweig — das scheint den kontinentalen Musik- und Literaturfreund zuerst wenig zu betreffen. Indessen geht es, von der Kunst her gesehen, um das einzige Werk, das voll und ganz der Zusammenarbeit dieser beiden Künstler entsprungen ist, die komische Oper *Die schweigsame Frau*, in deren Text sich Zweig der Posse Ben Jonsons gegenüber mindestens so frei verhält wie Strauss sich in seiner Musik gegenüber den ursprünglichen Absichten Stefan Zweigs, der auf eine den Text leichtfüßig kandierende Musik hoffte. Diese Oper hat in den letzten Jahren zunehmend an Terrain gewonnen, und neben ihrem hohen musikalischen und szenischen Schwierigkeitsgrad ist ihr Charme neuerdings weitherum anerkannt worden. Doch sind in den englischsprachigen Ländern, trotz einigen verständlichen Monographien und guten Aufführungen, die spätern Opern von Richard Strauss verschiedenen Belastungen ausgesetzt, und unter ihnen bleibt die schiere Unkenntnis die schwerste. Auch von diesem Gesichtspunkt aus kommen die kompetente Uebersetzung dieses Briefwechsels durch Max Knight und seine vorzügliche Kommentierung durch Edward E. Lowinsky in einem Vorwort zur richtigen Zeit. Das Buch ist in einem etwas grössern Format als die Frankfurter Erstausgabe in der *University of California Press* (Berkeley/Los Angeles/London) im Herbst 1977 erschienen.

Die Ueberschrift «A Confidential Matter», die dem Sachtitel «The Letters of Richard Strauss and Stefan Zweig, 1931—1935» vorangestellt ist, bezieht sich auf eine Briefstelle. Am 23. Februar 1935, also ziemlich genau vier Monate vor der Dresdner Uraufführung der Oper und einige Zeit nach dem Abschluss der Arbeit des Librettisten, antwortete Zweig von Wien aus dem Komponisten, der wegen der antisemitischen Kampagne der Nazis den Vorschlag gemacht hatte, eine zukünftige gemeinsame Opernarbeit geheimzuhalten, ablehnend. Ein Komponist vom Rang eines Richard Strauss sollte es, meinte er, auch unter einer anti-jüdischen Regierung auf sich nehmen können, öffentlich mit einem jüdischen Schriftsteller zusammenarbeiten. Strauss schrieb drei Tage später in der Illusion zurück, dass Dr. Goebbels einer zweiten Strauss-Zweig-Oper keine Hindernisse in den Weg legen würde, und meinte:

«Ich bleibe daher bei meiner Bitte: arbeiten Sie mir ein Paar schöne Bücher (den andern Dichter finde ich *nie*), und die Sache bleibt unter uns so lange geheim, bis wir den Zeitpunkt für gegeben erachten, damit hervorzutreten!»

Max Knight übersetzt zweckmässig:

«So I am sticking by my request: do a few more beautiful libretti for me (I will *never* find another writer), and we will keep the matter confidential until we both deem the time right to come out with it.»

Der Leser wird bemerkt haben, dass der Uebersetzer die Sache, «the matter», eher adelt als erniedrigt. Hätte er statt «confidential» das Wort «secret» gebraucht, so wäre der Aspekt der Illegitimität, der dem Plan notwendigerweise auch anhaftete, hervorgetreten. Ob der Buchtitel vor der Uebersetzung dieses Briefes feststand oder aus ihr abgeleitet wurde: die Wendung «Confidential Matter» lässt die Uebertragung von einem zweiten Opernplan auf die gesamte Zusammenarbeit, in deren Mittelpunkt «Die schweigsame Frau» stand,

Auch die Entstehung dieser komischen Oper war, wie eine andere Uebersetzung von «Confidential Matter» lauten würde, eine «Vertrauenssache». Auch in der englischen Ausgabe folgt man mit steigender Anteilnahme dem ständigen Wachstum eines gemeinsamen, zunehmend tragfähigen geistigen Grunds, auf dem das Werk trotz einigen Meinungsverschiedenheiten zu stehen kommen konnte. Und ein neues Mal wird man als Leser erschüttert durch die so verschiedenartigen Versuche der beiden beteiligten Künstler, in einer sich politisch und sozial rasch verfinsternden Umwelt ihre individuelle Integrität aufrechtzuerhalten.

Während die so wichtige Frage der sich innerhalb der vier Jahre wandelnden persönlichen Beziehungen in den brieflichen Mitteilungen gut gelöst erscheint, bleibt in den gewählten Anreden Unbefriedigendes. In den deutschen Originalen wendet sich der Dichter eingangs und für längere Zeit mit «Hochverehrter Herr Doktor» an den Komponisten, der diese Anrede aufnimmt. «Verehrter Herr Doktor» — Strauss wechselt in der entsprechenden Zeit gelegentlich zu «Sehr verehrter Herr Zweig» — mag eine kleine Veränderung, aber keine eigentliche Wandlung anzeigen. Im Dezember 1932 entspricht dann das erste «Lieber Herr Zweig!» aus der Feder des Komponisten einer grösseren Vertraulichkeit zwischen den beiden, ohne dass Zweig im wachsenden politischen Spannungsfeld diese Formel übernehmen zu können glaubt. Dass zu Beginn des Briefaustauschs eher der Schriftsteller den Komponisten umwirbt, dass es dann aber, mit der glückenden Zusammenarbeit, mehr und mehr der Tonsetzer wird, der den Zeitläuften zum Trotz, glaubt den Dichter an sich binden zu können, findet auch in den Anreden seinen Ausdruck.

Der amerikanische Uebersetzer wählt für «Hochverehrter» die Anrede «My dear», was für Leser in Grossbritannien viel zu vertraulich klingt. Für die Vereinigten Staaten, wo diese Anrede eine grössere persönliche Distanz anzeigt als das einfache «Dear», wären die Verhältnisse gewahrt, würde der Uebersetzer über genügend weitere Abstufungen verfügen. Für das einfache «Verehrter» Zweigs aus der zweiten Hälfte August 1932 setzt er, amerikanischem Sprachgebrauch entsprechend, «Dear». Aber für das entscheidende «Lieber Herr Zweig!» vom 8. Dezember des gleichen Jahrs muss er dann — und dabei verzerren sich die Verhältnisse vollständig — das gleiche «Dear» nehmen. Nicht nur werden die Leser diessseits und jenseits des Atlantiks kaum einen Begriff von der Fülle der Hochachtung erhalten, mit der Zweig an Strauss herantrat; sie werden auch nicht ersehen können, in welchem Moment Strauss in der Anrede eine wichtige Veränderung eintreten liess.

Leider sind zwei Briefe Zweigs, die in Schuhs Ausgabe noch fehlen, jedoch veröffentlicht worden sind, nicht in die englische Ausgabe aufgenommen worden. Es handelt sich um ein Schreiben aus Salzburg vom 12. September 1932 und eines aus Zürich vom 29. Juni 1935. Auch ist der Ausfall des Personenregisters zu beklagen. Auf der positiven Seite der Veröffentlichung steht das «Foreword» von Edward E. Lowinsky, dem in Stuttgart geborenen amerikanischen Musikologen, der hier sein liebstes Forschungsgebiet, die europäische Renaissance, verlässt, um den englischsprachigen Leser einen Ueberblick der Verhältnisse in jener Zeit zu verschaffen, in der zwei Genies, Aug in Aug mit wachsender politischer Despotie, eine komische Oper von hohem Kunstwert zu schaffen vermochten.



Schriftsteller

## »Sie müssen viel trauriger werden...«

Mit den Romanen »Radetzky-Marsch« und »Kapuzinergruft« wurde Joseph Roth berühmt. Jetzt berichtet ein Amerikaner von der leidvollen Lebensgeschichte des im Exil gestorbenen Autors

Einer Freundin gegenüber mimte er den Sohn eines Wiener Munitionsfabrikanten. Für einen deutschen Bekannten gab er seinen Vater als polnischen Grafen aus, mit dem seine Mutter eine kurze Liebschaft hatte. Einem Literaten schrieb er: „Ich bin der Sohn eines österreichischen Eisenbahnbeamten.“ Und bei der Amsterdamer Polizei gab er zu Protokoll, sein Vater sei Kunstmaler gewesen.

Wessen Sohn der Schriftsteller Joseph Roth wirklich war, woher er kam und wie er nach 45 Jahren wechselvollen Lebens als unheilbarer Trinker im Pariser Armenhospital Necker starb, das schildert die erste große Bio-

**Liebe und Untergang:** Mit Doris Kunstmann und András Bálint wurde der Roth-Roman »Kapuzinergruft« unter dem Titel »Trotta« verfilmt

Handgeld, dem Sohn 30 000 Mark, einen weißen Alfa Romeo und eine Wohnung im vornehmen Düsseldorfer Stadtteil Oberkassel. Der EC Bad Tölz ließ den jungen Mann, der bislang Töpfe verkauft hatte, für eine Ablösesumme von rund 100 000 Mark ziehen.

Der traditionsreiche SC Riessersee verlor im Frühjahr eine komplette Sturmreihe, allesamt Nationalspieler, an den deutschen Meister Berliner SC, wo nun neben acht Ausländern zehn Bayern aufspielen. In Düsseldorf sind es neun. Unter ihnen auch Michael Wanner, Sohn des DEB-Präsidenten Otto Wanner und ehemals beim EV Füssen aktiv.

Insgesamt sind in den letzten drei Jahren 29 Spitzenspieler aus dem Freistaat abgewandert, außer nach Düsseldorf und Berlin auch nach Krefeld, Köln und Bad Nauheim. Der Aderlaß blieb nicht ohne Folgen. Als die Leistungen nachließen — derzeit liegen vier bayrische Mannschaften am Tabellenende —, blieben prompt die Zuschauer

weg. Knapp 2000 zahlen bei Heimspielen noch Geld in die Kassen des deutschen Vielfach-Meisters EV Füssen. Zum EV Bad Tölz kamen in der vergangenen Saison nur durchschnittlich 1975 Leute. Geschäftsführer Peter Schultes: „Den finanziellen Verlust müssen wir alljährlich damit ausgleichen, daß wir unsere besten Spieler verkaufen.“ Nationalspieler R. Lorenz Funk, als Tölzer Leihgabe derzeit in Berlin, soll demnächst für rund 200 000 Mark ganz ein Berliner werden.

Die Berliner können sich das leisten. Daheim spielen sie fast immer in ausverkauften Hallen; ebenso die Düsseldorfer und Kölner. Sie können sich auch leisten, die vom DEB angedrohte Konventionalstrafe für nichtvorhandene Nachwuchsmannschaften zu berappen: bescheidene 3000 Mark. Das ist jedenfalls billiger, als selbst für Nachwuchs zu sorgen. Bayerns Vereine investieren für ihre Jugendabteilungen jährlich jeweils rund 100 000 Mark.

Doch auch der bayrische Nachwuchs wird bald zu kurz

kommen. Weil Präsident Gabriel um ein weiteres Abwandern seiner Besten bangt, mag er sie schon gar nicht mehr zu Lehrgängen des Deutschen Eishockey-Bundes schicken. Ernst Gabriel: „Das sind doch die reinsten Spielerbörsen.“ Ulrich Pramann



Joseph Roth mit Stefan Zweig (links) 1936 während des Exils in Ostende

Verblüht und verarmt durch Europa gezogen



Joseph Roth als Schüler, als Student im Jahre 1915, in den zwanziger Jahren und als Alkoholiker kurz vor seinem Tod  
»Ich bin schon längst am Ende, das Ende zieht sich leider«

graphie, die jetzt zum achtzigsten Geburtstag des Österreichers erschienen ist. In zwanzigjährigen, oft mühsamen Recherchen hat der amerikanische Germanistik-Professor David Bronsen auf 700 Seiten zusammengetragen, was über den brillanten Journalisten und genialen Roman-Autor Roth zu berichten ist\*.

Das zuweilen etwas umständlich geschriebene Buch kommt zur rechten Zeit. Denn in den letzten Jahren hat der Schriftsteller Roth ein bemerkenswertes Comeback erlebt. Zwei seiner besten Romane wurden verfilmt: Der »Radetzky Marsch«, ein elegi-

\*David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Klepenheuer & Witsch, 58 Mark

scher Schwanengesang auf das k. u. k. Österreich, war jüngst auf dem Bildschirm zu sehen. Die Fortsetzung, nach der Grabstätte der österreichischen Kaiser »Kapuzinergruft« genannt, diente als Vorbild für das Kino-Lichtspiel »Trotta«. Das von Johannes Schaaf delikates inszenierte Epos von Liebe und Untergang des Adelssprosses Franz Trotta nach dem Ersten Weltkrieg brachte den Autor Joseph Roth einem breiten Publikum wieder in Erinnerung.

Das Deutsch des Romanautors erschien dem Kritiker Ludwig Marcuse als »das makelloseste, was in unserem



Roths Ehefrau Friedl im Hochzeitsjahr 1922  
Wegen Wahnideen zum Wunderrabbi

Jahrhundert geschrieben wurde«. Schöner, bewegender als Roth hat denn auch keiner den Untergang einer — vermeintlichen — heilen Welt von gestern betrauert.

Richtig kennengelernt hat Roth diese heile Welt freilich nie. Als er 1894 im ostgalizischen Brody, der letzten k. u. k. Bahnstation vor der russischen Grenze, geboren wurde, saß sein Vater, der Getreidehändler Nachum Roth, bereits im Irrenhaus. Roth junior wuchs allein mit seiner Mutter auf, zwischen »Bauern in kurzen und stark riechenden Schafspelzen, Ju-

den in schwarzgrünen Kaptans und schwäbischen Landwirten aus den deutschen Kolonien in grünen Loden«. Nach dem Abitur ging der ehrgeizige junge Mann über Lemberg nach Wien. Er hatte gerade zwei Semester Germanistik studiert, da brach der Erste Weltkrieg aus.

1916 rückte auch Roth ein. Fürs Militär bewahrte der schwächliche, gepflegte Mann mit Monokel zeit seines Lebens eine Vorliebe: Er schätzte die »musikalische Exaktheit der Gewehrgriffe«, gab sich bis zu seinem Tod fälschlicherweise als österreichischer Leutnant der Reserve aus und stellte auch seine Kleidung darauf ein. Seine Hosen mußten immer einen engen Offiziersschnitt haben. Nicht passende Beinkleider ließ er für viel Geld ändern.

Nach dem Krieg und dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie (Roth: »Das einzige Vaterland, das ich je besessen habe«) begann Roths Karriere. In wenigen Jahren wurde er einer der berühmtesten Journalisten Deutschlands. Die angesehene »Frankfurter Zeitung«, in der die meisten seiner Feuilletons und Reise-Artikel erschienen, zahlte ihm das höchste Honorar: eine Mark pro Zeile. Doch das Geld zerrann ihm zwischen den Händen.

Ein festes Zuhause hatte der »heimatlose Ostjude« (Marcuse) nur kurze Zeit in Wien und Berlin; fast immer wohnte er in Hotels. In einem Brief vermerkte er: »Wie an-



Fürs Fernsehen verfilmt:  
Joseph Roths Roman »Radetzky Marsch«  
»Das makelloseste Deutsch unseres Jahrhunderts geschrieben«

dere Männer zu Heim und Herd, zu Weib und Kind heimkehren, so komme ich zurück zu Licht und Halle, Zimmermädchen und Portier.“

Trotz zahlloser Bekanntschaften isolierte sich der oft arrogant wirkende, dabei leicht verletzliche Roth im Laufe der Jahre immer mehr. Privates Ungemach vergrößerte seine Einsamkeit. 1926 traten bei seiner Frau Friedl erste Anzeichen von Wahnsinn auf. Roth ließ sie von einem Wunder-Rabbi behandeln und suchte Trost im Alkohol und bei anderen Frauen.

1933 mußte der Schriftsteller vor den Nazis fliehen. Verbittert, verarmt und voll Haß auf die Deutschen zog Roth durch Europa. Seiner Prosa schadete das mühselige und deprimierende Wanderleben wohl nicht. Ein Freund zu dem Autor: „Roth, Sie müssen viel trauriger werden. Je trauriger Sie sind, desto schöner schreiben Sie.“

Nach Aufhalten in Nizza, Marseille und Amsterdam fand der völlig heruntergekommene Emigrant eine letzte Zuflucht im Pariser Hotel de la Poste. Bei gutem Wetter saß er auf der Terrasse oder sonst drinnen in einer Nische und schrieb. Vor ihm auf dem Tisch standen nur Gläser.

Absinth und Cognac ruinierten Roths Gesundheit. Seinem langjährigen Freund Stefan Zweig („Sternstunden der Menschheit“) teilte er 1937 mit: „Ich schrieb Ihnen schon längst, daß ich am Ende bin. Das Ende zieht sich leider!“ Es reichte noch für einen Roman: die heitergelassene „Legende vom heiligen Trinker“. Am 27. Mai 1939 starb der völlig Entkräftete an einer Lungenentzündung.

Nach der Trauerfeier auf dem Pariser Friedhof Thiais klagte einer von Roths Freunden: „Wie schade, daß er dem hier nicht beiwohnen konnte! Genauso würde er es sich erträumt haben. Es fehlte nur der Radetzky-marsch.“

*Peter Meyer*



## Ein Stefan Zweig-Zentrum in New York

10. Ein Stefan Zweig-Zentrum wird in Kürze am State University College Fredonia im Staate New York eröffnet werden. Das Zentrum, das mit Unterstützung des Oesterreichischen Kulturinstitutes aufgebaut wurde, soll neben der Verbreitung des Wissens um den Dichter Stefan Zweig vor allem dazu dienen, die große österreichische Literaturepoche, die um die Jahrhundertwende blühte, in Amerika besser bekannt zu machen. Von Stefan Zweig sollen ein eigenes Archiv, Uebersetzungen der verschiedenen Ausgaben und Originalmanuskripte Kunde geben. Das Zentrum wird mit der Stefan Zweig-Gesellschaft in Wien zusammenarbeiten. Geleitet wird das Zentrum von dem Germanisten Robert Rie; auch Harry Zohn von der Brandeis-University in Massachusetts, der unter anderem Zweigs Erinnerungen «Die Welt von gestern» und Theodor Herzls «Tagebücher» übersetzt hat, sowie zahlreiche andere amerikanische Germanisten haben ihre Mitarbeit am Zweig-Zentrum zugesagt.

Am 21. Oktober  
Lisibug  
No. 85  
8. Februar 1968

korf und Peter

## Unbekannte Briefe von Zweig

dpa, Berlin

Bisher unbekannte Briefe, die Stefan Zweig 1925 bis 1934 an den Leningrader Verlag „Wremja“ schickte, sind jetzt zum erstenmal im Jahrbuch des Instituts für russische Literatur der Akademie der Wissenschaften der UdSSR veröffentlicht worden. In den 60 Schriftstücken äußert sich Zweig über die russische Literatur, zugleich spiegeln sie die Eindrücke seiner Reise nach Leningrad und Moskau.

Bergman inszeniert Molodtsov

*Siehe Welt, 10. Juli 1978*

# Glück und Ende einer künstlerischen Partnerschaft

*Auffbau*  
Febr. 10, 1978

"A Confidential Matter: The Letters of Richard Strauss and Stefan Zweig, 1931-1935". University of California Press, Berkeley/Los Angeles/London.

Um die Übersetzung des 1957 von Willi Schuh herausgegebenen Briefwechsels zwischen Richard Strauss und Stefan Zweig ins Englische hat sich mit grossem Geschick Max Knight, langjähriger Mitarbeiter und Freund des "Aufbau", bemüht. Der neue (wenn auch entbehrlich gewesene) Titel weist auf das Gebot grösster Verschwiegenheit hin, die Komponist und Dichter in der Unzeit des Hitler-Regimes für ihre Zusammenarbeiten zu wahren hatten. Einzige Frucht des gemeinsamen Schaffens verblieb die Oper "Die schweigsame Frau", jedoch hat später Joseph Gregor andere, von Zweig dem Komponisten vorgeschlagene Themen für Opernlibretti verwertet.

Ein glückliches geistiges Verhältnis hatte frühzeitig zu enden. Warum das geschah und wie, mag englischsprachigen Lesern zu vernehmen ein lehrreiches Novum sein. Bezichtigte man Strauss einer politischen Naivität — seine Vermutung, es werden dem Tausendjährigen Reich nur ein paar Jahre beschieden sein, erwies sich dennoch als eine richtige. Zweig, sensitiv auf alles kommende Unheil reagierend und knapp vor dem Anschluss Österreichs nach London gegangen, fühlte sich als Jude und wollte Strauss, der eines von der Gestapo geöffneten, an Zweig gerichteten Briefes wegen des unverlang-

ten Reichsmusikkammer-Präsidentenamtes sofort enthoben wurde, nicht weiter belasten.

So blieb in beider Herzen Traurigkeit: Zweig gab ihr Ausdruck in der "Welt von gestern", Strauss in Tagebuchaufzeichnungen, die den Satz beeinhalten: "Ich bekenne hier offen, dass ich von Juden so viel Förderung, so viel aufopfernde Freundschaft, grossmütige Hilfe und auch geistige Anregung genossen habe, dass es sein Verbrechen wäre, dies nicht in aller Dankbarkeit anzuerkennen." Das kann man Strauss ebensowenig als Opportunismus auslegen wie Stefan Zweig die selbstgewählte Flucht aus dem Leben.

-er

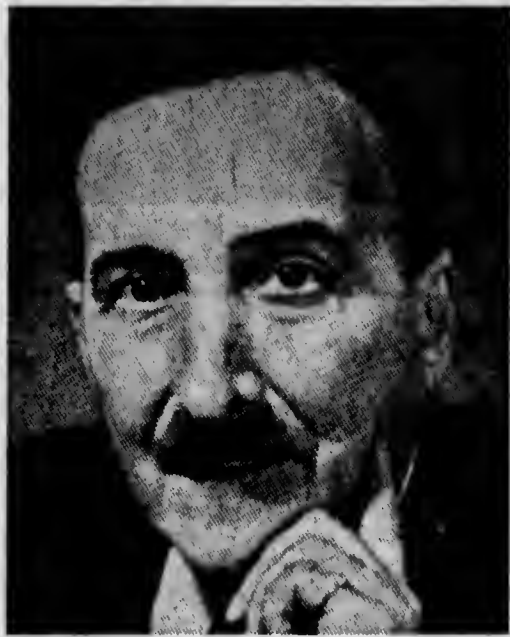


Die Kunst des Briefeschreibens - am Beispiel Stefan Zweigs

# Mit hartem Auge und weichem Herzen

Wer Briefe nicht der Kunst des Schreibens für wert hält, dem mangelt's auch sonst an dieser Kunst. Ein trefflicher Satz, dennoch sind „große“ Schriftsteller oder gar Dichter keineswegs allemal auch besonders fesselnde Briefschreiber, und umgekehrt kann es sein, daß jemand als Briefschreiber dauerhafter, menschlich gewinnender, sogar geistreicher ist, als es der Schriftsteller war, der ihm den Namen gemacht hat. Vielleicht ist die dritte Variante die, die am ehesten für das Beispiel Stefan Zweig gültig ist. Stefan Zweig — es ist kein Allerweltswissen — gehörte zu den Giganten des Briefeschreibens. Sein Herausgeber Richard Friedenthal spricht von zwanzig- bis dreißigtausend Briefen; die wirkliche Zahl ist nicht zu ermitteln, sowenig wie etwas so Monströses: eine „Gesamtausgabe“ irgendwann einmal zustande kommen dürfte.

Es gab seit längerem publizierte Teile aus diesem „Briefwerk“ (die Korrespondenz mit Maxim Gorki, mit Joseph Roth, mit Romain Rolland; auch die mit Sigmund Freud ist vorgesehen). Der Briefband, der jetzt bei Fischer erschienen ist, kreist mehr als alles bisher Veröffentlichte um Zweig selbst. Er enthält ausschließlich eigene Briefe, keine Antworten, und er zieht sich



Zwanzig- bis dreißigtausend Briefe geschrieben: Stefan Zweig

FOTO: DIE WELT

durch das ganze sechzigjährige Leben (genauer gesagt: durch das vierzigjährige Schriftstellerleben) Zweigs mit Beispielen, die an bevorzugte Briefpartner der betreffenden Phase gerichtet sind.

Daß diese Reihe 1902 mit Richard Dehmel beginnt, interessiert vielleicht nur noch wenig; kaum ein Schriftsteller der Wilhelminischen Ära liegt ja so fest im Grab seines Ruhms zu Lebzeiten wie Dehmel. Wichtiger erscheint, daß ganz früh Hermann Hesse als Briefpartner Zweigs auftaucht. Er verschwindet aus diesen Briefen über alle Phasen hin bis zum „Glasperlenspiel“ nicht mehr, er war eine der wichtigsten Partner- und Polarisationsfiguren, die es für Stefan Zweig gegeben hat. Vielleicht würde mancher lieber Thomas Mann in einer solchen Vorzugsrolle sehen. Es dürfte aber weniger in unterschwelligen Vorbehalten Zweigs als in der zu breit gefächerten Kommunikationsweite Thomas Manns seine Ursachen gehabt haben.

\*

Im übrigen sind kaum andere Briefwerke der Zeit ähnlich voluminös und stilverwandt wie diejenigen Thomas Manns und Stefan Zweigs. Das ist sogar eine der „Entdeckungen“, die das Buch, das sich zuerst nur als Ergänzungspublikation zum Werk eines namhaften, doch halb vergessenen Schriftstellers der ersten Jahrhunderthälfte anbietet, für den Leser bereithält: Stefan Zweig ist einer der liebenswertesten, zugleich glänzendsten, der nobelsten, zugleich geistreichsten, der partnerfreundlichsten, zugleich charakterfestesten Briefschreiber, die es in seiner Generation bei uns gegeben hat. Dabei handelt es sich durchweg um wirkliche Briefe, nicht — wie etwa bei Rilke — um eine Ersatzproduktivität schöpferischer Pausenzeiten.

Es lassen sich vier Phasen, die den Lebensepochen Zweigs entsprechen, unterscheiden: die zehn, zwölf Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, danach das Weltkriegskapitel, dann die Zeit der Republik, der Weimarer wie der österreichischen, und zuletzt die Naziepoche mit dem Zweiten Weltkrieg, den Zweig für sich selbst und seine zweite Frau in Brasilien mit dem Fretod am 22. Februar 1942 beendet hat. In der ersten Phase geht es im wesentlichen nur um Literatur und Kunst. Neben den schon genannten Dehmel und Hesse richten sich Briefe an Ernst Hardt, Hugo von Hofmannsthal, Romain Rolland. Die mit dem Weltkrieg einsetzende Zäsur bringt danach große Zeltfragen in die Korrespondenz, in erster Linie Schuldfragen, Wahrheitsfragen.

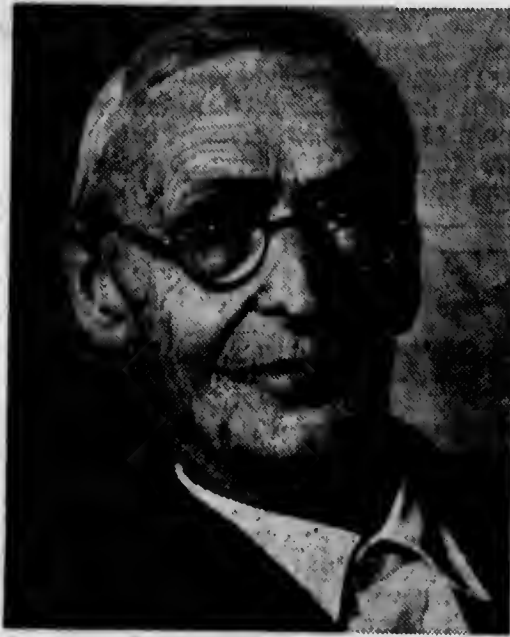
Man braucht kein Patriot zu sein, um die Haltung Stefan Zweigs hier als eine der ritterlichsten, redlichsten, unbestechlichsten zu empfinden, die sich in deutschen Briefen der Jahre 1914, 1915, 1916 ausgedrückt haben. Keine Spur von Haß auf die Feinde, kein Kriegsausbruch (obwohl auch Zweig sich sofort freiwillig meldete, aber erst etwas später, immerhin für fast drei Jahre, eingezogen wurde). Ebenso eindeutig indes auch die Verurteilung der (auch heute noch) schwer begreiflichen englisch-französischen Lügenpropaganda im Hinblick auf „Greuelthaten“ der „Kinder Attilas“ in Belgien, wie Romain Rolland, Zweigs naher Freund, die deutschen Soldaten apostrophiert hatte. Es gibt an Dokumenten aus dieser Zeit sehr wenig, das den Briefen Zweigs an Strenge des Blicks, an Wahrhaftigkeit des Urteils, einfach an Geistesgröße gleichkommt. Seine besten Freundschaften, wie die mit dem Dichter Verhaeren, für den er in Deutschland mehr als jeder andere getan hatte, wurden damals durch seine Haltung des „amicus Plato, magis amica veritas“ schwer belastet.

\*

Von Ende 1917 bis Frühjahr 1919 hält Zweig sich dann in der Schweiz als Korrespondent auf. Sein wachsender Kriegspessimismus sieht vor allem für das Schicksal der Juden weiter voraus als andere Diagnostiker der Zeit: „... dieser Krieg ist die Tragödie des Judentums in Polen, die Tragödie aller international und allmenschlich fühlenden Menschen, mehr als jedes andere Volk werden sie leiden, ohne Triumphe zu haben wie jene. Sie leiden nur, ohne leiden zu machen — und das ist heute in einer Welt der Gewalt die ärgste Sünde.“

Stefan Zweig hat gleichwohl für die Juden, vor allem Martin Buber gegenüber, kein zionistisches Konzept vertreten, sondern für Diaspora plädiert, die er als bestes geistiges Vaterland verstand. In die ersten Jahre der Weimarer Zwischenzeit fällt dann seine mit der Gründung der Bibliotheca Mundi im Insel Verlag verbundene Beratungstätigkeit. Die Korrespondenz mit Gorki läßt zeitweise Sympathie zum sowjetischen Rußland vermuten, die etwas nach Blindheit aussieht, sich aber später wieder korrigiert haben dürfte. Ein umgekehrter Fall ist Zweigs besondere Liebe zu Carossa, die auch ihn selber mit charakterisiert. Es gibt kaum schönere Passagen über diesen deutschen Poeten, als sie sich in diesem Briefwechsel finden.

Von sich selbst hat Zweig gesagt: „Mich hat das Schicksal mit einem harten Auge und einem weichen Herzen geschlagen — diese Mischung ist entsetzlich.“ Sie war andererseits Grund und Ursache der vergleichslosen Schönheit und Dichte, der einem Weltreich des Geistes gleichkommenden Vielsichtigkeit des Briefschreibers Stefan Zweig. Heimatlos geworden, als in sein Salzburger Haus, noch vor der Österreichangliederung — sein Fenster sah



Zweigs bevorzugter Briefpartner: Hermann Hesse

FOTO: M. HESSE

schon nach Bayern — braune Luft eindringend, hat er schließlich das irdische Heimatloswerden bis zur Neige seines Fretods ausgekostet, der, von außen gesehen, ohne „zureichende Gründe“, von Thomas Mann sogar als Pflichtverletzung der Emigrantensolidarität verstanden wurde. Die letzten Briefe sprechen davon, wie „froh er sich fühlt“, daß er diesen Entschluß gefaßt hat und daß er zu müde gewesen sei, das nicht voraussehbare Kriegsende sowie die „endlose Zeit danach“ für einen Neubeginn seines zerstörten Lebens abzuwarten. Der späte Betrachter wird nur bestätigen können, daß ein reiches, großes, verantwortliches Leben sich in diesen „Briefen an Freunde“ auf tut, entfaltet und nicht eben sinnlos abrundet.

JOACHIM GÜNTHER

Stefan Zweig: „Briefe an Freunde“, S. Fischer-Verlag, Frankfurt, 422 S., 20,10 DM



# Stefan Zweigs Lebenstragödie in Selbstzeugnissen

Im Februar 1942 wurden die Freunde und Bewunderer des Werkes von Stefan Zweig von der Nachricht seines Freitodes in Petropolis, bei Rio de Janeiro in Brasilien, tief erschüttert. Carl Zuckmayer, ein guter Freund des Dichters, berichtet: "In den Kreisen der Emigration hatte Stefan Zweigs freiwilliger Tod eine ungeheure Bestürzung hervorgerufen." Andere Dichter, wie z.B. Ernst Toller, Ernst Weiss, Walter Benjamin, Kurt Tucholsky und Walter Hasenclever hatten sich ebenfalls das Leben genommen, aber während sie in bedrückenden oder lebensgefährlichen Umständen ihre Existenz im Exil fristeten, lebte Stefan Zweig damals in einem Land, das ihn ehrte und bewunderte, hatte keine materiellen Sorgen und lebte in einer der schönsten Landschaften mit seiner jungen Frau, die er erst einige Jahre vorher geheiratet hatte. Umso unerklärlicher war der Entschluss zu seinem Freitod. Eine der Ursachen mag in seiner melancholischen Natur zu finden sein, die ihre Bestätigung nach 1914 in dem Untergang seiner bürgerlich-europäischen Welt erhielt — und das Wissen um diesen unersetzbaren Verlust bestimmt von nun an den Gungzug seines Wesens. Diese Stimmung durchzieht sein kurz vor seinem Tode beendetes Buch "Die Welt von Gestern" mit dem Untertitel "Erinnerungen eines Europäers", das aber keine Autobiographie im eigentlichen Sinne des Wortes ist, sondern das Zeitalter des sterbenden, liberalen, bürgerlichen Europäertums der letzten 40 Jahre darstellt.

Der jetzt von seinem Freund und Nachlassverwalter Richard Friedenthal herausgegebene Band "Briefe an Freunde"\*) lässt uns tiefer in die Persönlichkeit des Autors blicken und bezeugt wiederum, dass er nicht nur der berühmte Verfasser von Biographien, Essays, Gedichten, Dramen und einem grossen erzählerischen Werk war, sondern auch ein grosser Europäer und "geborener Mittler zwischen fremden Literaturen und Zivilisationen" (H. Kesten) und ein zuverlässiger Freund ("Die Verbreitung des Guten war ihm Herzenssache": Th. Mann) von weltbekannten Dichtern und

Künstlern wie Romain Rolland, Emile Verhaeren, Franz Mase-reel, Maxim Gorki, Joseph Roth, Hermann Hesse und anderen.

Stefan Zweig wurde am 28. November 1881 als Sohn einer wohlhabenden, kultivierten jüdischen Familie in Wien, in eine "Welt der Sicherheit", geboren. Sein Vater war Grossindustrieller, seine Mutter stammte aus einer Bankiersfamilie. Er studierte Germanistik, Romanistik und Philosophie in Wien und Berlin und erhielt seinen Doktor der Philosophie 1904, nachdem er bereits vorher seinen ersten Gedichtband "Silberne Seiten" (1901) veröffentlicht hatte, der im Geist des ästhetisierenden Jugendstils geschrieben war.

Stefan Zweig wurde nun dank seiner Einfühlung zum hervorragenden Übersetzer und Vermittler fremder Literaturen. Der erste Brief in dem vorliegenden Band ist vom 7. April 1902 an Richard Dehmel gerichtet, in dem er einen Beitrag zu einer Verlaine-Anthologie erbittet, dessen Gedichte er auch zum Teil selbst nachgedichtet hatte, wie er auch Baudelaire, Romain Rolland und viele andere ins Deutsche übertrug und sich mit diesen Übersetzungen bald einen Namen machte. Im selben Jahr unternahm er eine Reise nach Belgien, wo er den belgischen Dichter Emile Verhaeren kennenlernte, mit dem ihn nun eine langjährige tiefe Freundschaft verband (er nannte ihn einmal das "geistige Sternbild meiner Jugend"), dessen Gedichte er in Nachdichtungen herausgab und dem er auch eine Monographie widmete. Und 1910 schreibt er an R. Dehmel: "Die grösste Verhaeren-Ausgabe . . . gibt mir in meinen Augen das Ja zu meiner dichterischen und irdischen Existenz." Diese grosse Ausgabe in drei Bänden war im Insel-Verlag erschienen, in dem nun der Dichter bis 1933 alle seine Hauptwerke veröffentlichte und auch Anton Kippenberg (dem "Herrn der Insel") Vorschläge zu neuen Ausgaben machte und Anreger und Herausgeber der "Bibliotheca Mundi" wurde.

In dieser Zeit bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges führen ihn viele Reisen nach Italien, Spanien, Holland, Frankreich, Algerien und Indien. Stefan Zweig hat selbst einmal die Jahre bis zum Beginn des 1. Weltkrieges als die der Vorbereitung, des Lernens und Dienens bezeichnet, die mit dem Ausbruch des Krieges endeten.

1912 hatte er seine erste Frau Friderike Maria von Winternitz kennengelernt, die ihm von nun ab bis zu seiner Scheidung 1938 eine treue Lebensgefährtin war. In einem seiner vielen Briefe an Romain Rolland, der 1914 in der Zentrale des Internationalen Roten Kreuzes tätig war, drückte er die Tragik des Lebens eines Humanisten in einer inhumanen Zeit aus: "Meine Welt, die Welt, die ich liebte, ist ohnehin zertrümmert . . . der Hass überlebt den Krieg, er wird nicht geringer, nur gemeiner nach seinem Ende" (1914). Und mit einer prophetischen Gabe: "Ich bin fest überzeugt, dass die Erbitterung nach dem Kriege sich nicht gegen die Kriegshetzer . . . sondern nur ge-



Stefan Zweig  
(Zeichnung: Dolbin)

gen die Juden entfalten wird" (1916). Der Dichter ist nun, da er kriegsuntauglich geschrieben worden ist, am Wiener Kriegsarchiv tätig und lebt von 1917 an in Zürich als Kriegsgegner in einer Art selbstgewählten Exils. Aus dieser Zeit stammt auch seine Freundschaft mit Franz Mase-reel, dem viele Briefe gewidmet sind. An ihn schreibt er 1925: "Von allen Autoren, die ich kenne, bin ich vielleicht der, der seinen sogenannten Erfolg am meisten verabscheut. Ich glaube, dass Erfolg das Leben und den Charakter verdirbt . . ."

1917 veröffentlicht er sein pazifistisches Drama "Jeremias" — "in erbittertem Widerstand gegen die Zeit" geschrieben —, nachdem er bereits früher ein Drama "Ter-sites" (1907) und einen von Freud'scher Psychologie beeinflussten Novellenband "Erstes Erlebnis" (1911) publiziert hatte, der später in der Trilogie "Die Kette" zusammengefasst wurde. In den Nachkriegsjahren, die er bis zur Vertreibung aus seiner österreichischen Heimat als zweiten Lebensabschnitt ansieht, fallen dann die grossen Erfolge mit seinen bedeutenden glanzvollen Biographien: "Fouché" und "Marie Antoinette", die auch in Übersetzungen in vielen Ländern verbreitet werden.

Seine essayistischen Interpretationen schöpferischer Persönlichkeiten (u.a. Nietzsche, Hölderlin, Kleist, Dostojewski, Tolstoi, Stendhal) wurden in dem Band "Baumeister der Welt" gesammelt. Zu einer eindringlichen Darstellung des Innenlebens einer Persönlichkeit brachte er die Einfühlungsgabe, sich in fremde oder gegensätzliche Charaktere einzuleben (Erasmus-Luther — oder: Castello-Calvin) und auch die Elemente herauszuarbeiten, die das Allgemein-Menschliche betonen.

Und trotz dieser Erfolge hat er "depressive" Zustände, wie er seiner Frau mitteilt. Klaus Mann charakterisiert ihn: "Er schien so lebensfroh, ja genüsslich, so verwöhnt vom Glück, so ausgeglichen, so vernünftig. Er hatte Ruhm, Geld, sehr viele Freunde." Als Hitler 1933 zur Macht kommt, schreibt Zweig an seinen Freund Franz Mase-reel (15. April 1933): "Jede Art von Recht . . . ist in Deutschland aufgehoben, und es wird nur ganz kurze Zeit dauern, und wir haben in Österreich das gleiche Schicksal . . .". Im Mai 1933 werden auch seine Bücher dem Scheiterhaufen übergeben, und er verliert seinen Verleger Anton Kippenberg (Insel-Verlag), mit dem ihn eine jahrzehntelange Freundschaft verbunden hatte. An Klaus Mann schreibt er 1933: "Was ich jetzt arbeiten will, ist eine Studie über

Erasmus von Rotterdam, den Humanisten auch des Herzens, der durch Luther die gleichen Niederlagen erlitten hat wie die humanen Deutschen durch Hitler." In seiner 1934 erschienenen Biographie "Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam" verteidigt er "die Unantastbarkeit der individuellen Freiheit" und er sieht in Erasmus "den ersten bewussten Europäer, den ersten streitbaren Friedensfreund, den beredtesten Anwalt des humanistischen, des welt- und gastfreundlichen Ideals."

Aber schon 1934 hatte er an seinen Freund Joseph Roth geschrieben: "Mein politischer Pessimismus ist masslos. Ich glaube an den nahen Krieg wie andere an Gott." Deshalb nimmt er sich zunächst 1935 in England einen zweiten Wohnsitz, um dann schliesslich 1938 ganz dorthin übersiedeln — und nach der Scheidung von seiner ersten Frau Friderike heiratet er 1939 Lotte Altmann, seine um 27 Jahre jüngere Sekretärin, die mit ihm dann auch 1942 in den Tod geht.

An den Lyriker Max Herrmann-Neisse schreibt er 1940 aus Bath in England: "Selbst ich alter Schwarzseher hatte nicht von solchen Abgründen geträumt. Aus Verzweiflung schreibe ich die Geschichte meines Lebens. Aber was wir auch tun oder nicht tun, es ist und bleibt freudlos . . . wir sind verdammt, unbehaut, unge-

sichert, unbedankt, unser Leben zu Ende zu sterben." Aus Petropolis in Brasilien, seinem letzten Wohnort, klagt er Friderike Zweig (Oktober 1941): "Das Grauen über die Zeit wächst ins Ungemessene"; im Januar 1942: "Mir wird immer sicherer klar, dass ich mein Haus niemals wieder sehe und überall nichts als ein Wanderer und Gast sein werde."

Seine Verzweiflung über den Gang der Zeit geht seinem Höhepunkt entgegen (18.2.1942): "Ich bin stärker deprimiert denn je. Es wird keine Rückkehr zu den Dingen von ehemals geben, und was uns erwartet, wird uns niemals mehr bieten können als jene früheren Zeiten." Schliesslich verfasst er am 22. Februar 1942 seinen Abschiedsbrief an Friderike Zweig: "Ich schicke Dir diese Zeilen in letzten Stunden. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie froh ich mich fühle, seit ich diesen Entschluss gefasst habe." Es ist der Tag, an dem er in Petropolis gemeinsam mit seiner zweiten Frau in den Freitod geht. Stefan Zweigs letzter unvollendeter Plan war ein Essay über den Philosophen Michel de Montaigne, in dem er sich folgende Zeilen des Denkers notiert: "Der Tod ist das grosse Heimkehren."

Paul F. Proskauer

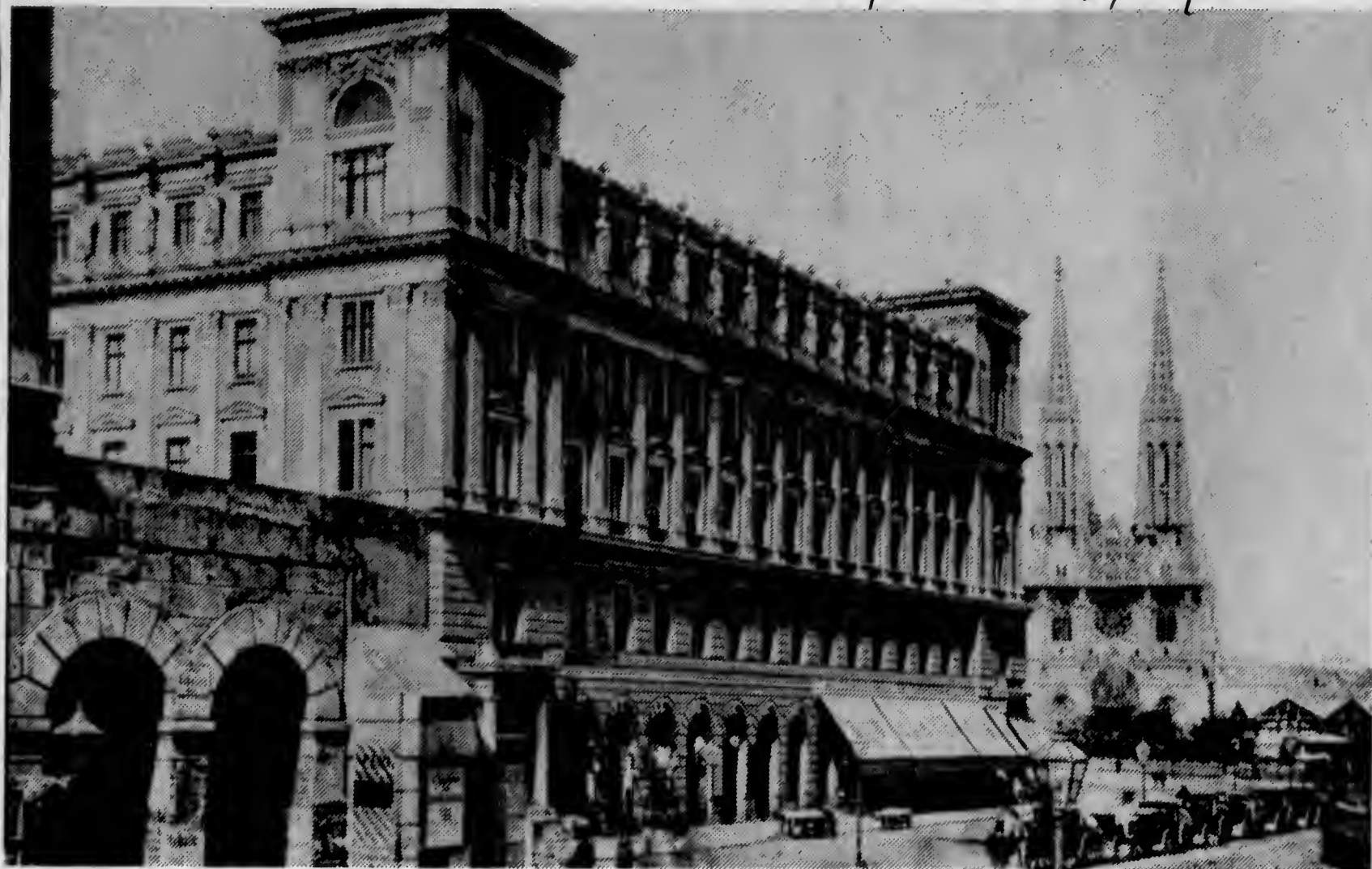
\*) Stefan Zweig: "Briefe an Freunde". Herausgegeben von Richard Friedenthal. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main, 1978.



# T DES BUCHES

ERBEILAGE ZUR FRANKFURTER BUCHMESSE 1981

Die Welt, 14. Okt. 1987



Blick in das Wien Stefan Zweigs: Hinter dem alten Schottentor (l.) Palais Ephrussi und Votivkirche

## „Wir sind doch nur Gespenster“

Zum 100. Geburtstag des Dichters: Die große Stefan-Zweig-Biographie von Donald Prater

Als Stefan Zweig 1939 erfuhr, daß Ernst Toller Selbstmord begangen hatte, sagte er: „Das ist der falsche Weg!“ Am 22. Februar 1942 nahmen er und seine Frau (seine zweite Frau, Lotte) eine Überdosis Veronal, um denselben Weg zu gehen. Der Freitod in seinem Exilheim in Petropolis unweit von Rio de Janeiro war die unausbleibliche letzte Stufe seines Abstiegs von den Höhen des Ruhms in den Abgrund der Verzweiflung.

„Die Gründe für seinen Selbstmord müssen immer ein Rätsel bleiben“, sagt sein Biograph, der Engländer Donald A. Prater, fügt aber – sich selbst widersprechend – hinzu, daß „im Fall von Stefan Zweig so etwas wie ein Mosaik von Gründen“ hierfür vorlag. Das Schicksal hatte ihn so verwöhnt, dachten seine Freunde und mehr noch seine Gegner, daß er der Feindschaft der Umstände nicht gewachsen war.

Zweig entstammte einer Wiener jüdischen Familie, deren Wohlstand ihm alle kulturellen Annehmlichkeiten sicherte, und der internationale Erfolg seiner Bücher und Dramen verschaffte ihm ein beträchtliches Einkommen. Er war nie von finanziellen Sorgen bedrängt. Er hatte ein Talent zur Geselligkeit. Sein Äußeres und sein Gehaben waren die eines eleganten Weltmannes, obwohl sich das in seinen letzten Jahren änderte, als sein seelischer Verfall sich grausam in seinem Aussehen widerspiegelte. Die Frauen umschwärmten ihn, und viele berühmte Männer waren durch die Bande gegenseitiger Bewunderung und persönlicher Freundschaft mit ihm verbunden: Verhaeren, Romain Rolland und Jules Romains, Thomas und Klaus Mann, Hermann Hesse, Josef Roth, Richard Strauss und Maxim Gorki – um nur einige Namen zu nennen.

Seine Produktivität war erstaunlich, besonders in den zwanziger Jahren, als seine Begabung ihre Reife erreichte. In nicht mehr als neun Tagen schreibt er in der Beschränktheit eines kleinen Hotels in Marseille seine auf Ben Jonson beruhende satirische Komödie „Volpone“, die einer seiner größten Bühnenerfolge werden sollte. Unmittelbar danach erscheint seine Novellensammlung „Verwirrung der Gefühle“, so wie sein früherer Band „Amok“ eine Enthüllung der Leidenschaften, die unter der Oberfläche des Alltags glühen. Gleichzeitig schreibt er seine Biographie Joseph Fouchés, die ein Sensationserfolg wird und, so wie später seine „Marie Antoinette“, die Weite seines intellektuellen Panoramas erkennen läßt.

Er schreibt das Drama „Das Lamm der Armen“ (zusammen mit Lernet-Holenia) und das Lustspiel „Gelegenheit macht Liebe“. Er veröffentlicht Dutzende historischer Miniaturen und Essays. Seine biographischen Studien mögen nicht immer die Geschichtsschreiber befriedigen, aber sie sind von einem Glanz erfüllt, dessen Magie man sich kaum entziehen kann, Kühne Interpretationen von Charakteren und Ereignissen, die die Vergangenheit zur unmittelbaren Gegenwart werden lassen.

Er hält Vorträge, reist, von unstillbarer Ungeduld beseelt, in fremde Länder (darunter auch Sowjetrußland) und führt eine Korrespondenz von phantastischen Dimensionen (größer als die Goethes, sagt er, nicht völlig scherzhaft) – nicht nur mit Freunden, Frauen, Verlegern, Theaterleuten, sondern auch mit jedem, der dem Bestreben dienlich sein kann, das er als seine Mission betrachtet: die geistige Einheit Europas.

Er war während des Ersten Weltkrieges Pazifist geworden und hatte damals et-

Donald Prater:

Stefan Zweig

Das Leben eines Ungeduldigen. Aus dem Englischen von Annelie Hohenemser. Carl Hanser Verlag, München. 552 S., 48 Mark.

was getan, was man als „Landesverrat“ deuten konnte: Er war mitten im Kriege in der Schweiz mit Romain Rolland zusammengetroffen, einem Gesinnungsbruder, aber Angehörigen eines Feindeslandes. Rolland blieb sein großes Vorbild als Schriftsteller und Europäer. Er gebrauchte ihm gegenüber die Anrede „Maitre“, obwohl Rolland abweisend sagte: „Nous sommes tous des apprentis.“ Seine Verehrung für ihn erlosch erst, als Rolland sich in seinem Alter von der Propaganda Moskaus gefangen nehmen ließ.

Die Gewalttätigkeit der Epoche erschreckte Stefan Zweig. Sein Denken war tief verankert in dem friedlichen Wien der Jahrhundertwende, als ein liberaler Kaiser in Schönbrunn residierte und nichts darauf hindeutete, daß eine anscheinend sichere Welt vor dem Zusammenbruch stand. In den zwanziger Jahren, inmitten seiner literarischen Triumphe, litt er an schwerer Depression. Er hatte das Gefühl, „in einem Interim zwischen zwei Katastrophen zu leben“.

So ängstlich er sich von aller Politik fernhielt, hatte er eine Witterung für politisches Unheil. In einem gewissen Sinn waren sein Europäertum und seine Hoff-

nung, daß eine internationale Verständigung der Intellektuellen den Frieden retten könne, eine Flucht aus der Realität. Er hatte eine fast pathologische Abneigung dagegen, in den politischen Konflikten der Zeit Partei zu ergreifen oder ideologisch engagiert zu erscheinen. „Ich kann nur vereinigen und besänftigen, aber ich verstehe nicht zu kämpfen“, schrieb er, verkündete die „Neutralität der Kunst“ und bekannte: „Mir fehlt irgendwo in meiner Disposition ein notwendiger Einschub von Brutalität und Selbstsicherheit.“

„Mangel an Selbstsicherheit“ mag hier ein Euphemismus für „Mangel an Mut“ sein. Er protestierte nicht einmal, als 1933 in Deutschland seine Bücher verbrannt wurden. Seine Weigerung, an Protestaktionen gegen die Nazis oder an Hilfsaktionen für die Opfer der braunen Barbarei teilzunehmen (obwohl er individuelle Emigranten finanziell unterstützte), seine zweideutige Haltung im allgemeinen wurden ihm schwer angekreidet. Aber als im Februar 1934 die übereifrige österreichische Polizei sein Haus in Salzburg nach Waffen durchsuchte, sah er in diesem Schritt einen persönlichen Affront und reiste unverzüglich ins Exil.

Er hatte sich bereits vorher eine Wohnung in London gesichert. Donald Prater stellt mit schonungsloser Sachlichkeit fest: „Er stand im Feuer zwischen den Schützengräben. Die Nazis hatten für sein Abseitsstehen, für sein stilles Bemühen um Unauffälligkeit nichts als Verachtung übrig, während die Emigranten ihn schlicht als Feigling brandmarkten.“

Sein psychischer Verfall in der Emigration war rapide. Erstaunlicherweise fand er trotzdem die Kraft, sein literarisches Werk fortzusetzen, und so entstanden die Biographie des großen Humanisten Erasmus von Rotterdam, die gleichzeitig eine Rechtfertigung seiner eigenen Haltung sein sollte, ein Buch über Maria Stuart und der 400 Seiten starke Roman „Ungeduld des Herzens“. Als er nach Kriegsausbruch dank der Bemühungen seiner Freunde die britische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, kehrte er Europa den Rücken, jenem Europa, um dessen Rettung er so leidenschaftlich bemüht gewesen war. „Wie auch immer der Krieg ausgeht, es kommt eine Welt, in die wir nicht mehr hineingehören“, schrieb er an Zuckmayer. „Wir sind doch nur Gespenster oder Erinnerungen.“

Sein letztes Buch, die Autobiographie „Die Welt von gestern“, offenbart, wie intensiv seine gefühlsmäßige Bindung an Österreich war, besonders das kaiserliche Österreich, das ihm in der Erinnerung als ein sonniges Arkadien erscheint.

Er war sechzig Jahre alt, als er von der Welt Abschied nahm, die ihn so bitter enttäuscht hatte. Die brasilianische Regierung gewährte ihm ein Staatsbegräbnis – eine beispiellose Ehrung für einen Ausländer. Unter den Tausenden Menschen, die an der Totenfeier teilnahmen, waren der Staatspräsident und Mitglieder der Regierung, aber keiner seiner alten Freunde. – Donald Prater hat seinen Lebensweg gewissenhaft und fesselnd verzeichnet. ROBERT LUCAS



Stefan Zweig

FOTO: S. FISCHER



## Stefan-Zweig-Lehrstuhl an der Hebräischen Universität Jerusalem

Die Österreichischen Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem haben es auf sich genommen, Finanzmittel zur Errichtung eines nach Stefan Zweig benannten Lehrstuhls für österreichische Literatur an der Hebräischen Universität aufzubringen.

In diesem Monat (28. Nov.) findet die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Stefan Zweig statt. Die jüdische National- und Universitätsbibliothek veranstaltet anlässlich dieses Jahrestages eine Ausstellung, die dem Leben und der Arbeit des bedeutenden Exilautors gewidmet ist.

*Auftrag Nov. 27, 1987*

Zum 100. Geburtstag Stefan Zweigs:

## Seine geistige Heimat war Europa

"Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheidet, drängt es mich, eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wundervollen Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gut und gastlich Rast gegeben... Aber nach dem sechzigsten Jahre bedürfte es besonderer Kräfte, um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatlosen Wandern erschöpft... Ich grüsse alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus". So lauteten die letzten Worte des Abschiedsbriefes, den Stefan Zweig 1942 in Petropolis (Brasilien) schrieb, bevor er sich gemeinsam mit seiner zweiten Frau das Leben nahm. Der vermögende, weltberühmte Mann, dessen schon vor dem sog. Anschluss Österreichs (1938) begonnener Weg in die Emigration über London und den USA nach Brasilien führte, litt übermässig unter der Weltkatastrophe und der Heimatlosigkeit.

Seine Bücher waren im NS-Deutschland auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, viele seiner Freunde und Glaubensgenossen in den Vernichtungslagern des nationalsozialistischen Regimes umgekommen, und an seiner Seite lebte eine junge, fast pathologische Frau, die ständig unter schweren Depressionen litt. "Ich bin doch mehr Europäer, als ich geglaubt hatte" schrieb er wenige Tage vor dem Selbstmord. So sehr man ihn in Brasilien schätzte und ehrte — der tote Stefan Zweig erhielt ein feierliches Staatsbegräbnis —, die Zerstörung seiner geistigen Heimat Europa konnte er nicht verkraften.

### Lebensweg zwischen Wien, Salzburg und Brasilien

Als Sohn einer sehr begüterten jüdischen Familie wird Stefan Zweig hineingeboren (28. November 1881) in das Wien des Fin de siècle: Gustav Mahler ist Direktor der Wiener Hofoper, die berühmten Schauspieler Josef Kainz und Adolf von Sonnenthal feiern Triumphe am Wiener Burgtheater, Arthur Schnitzler tritt mit Novellen und Theaterstücken eigenartiger Prägung hervor, Rainer Maria Rilke schreibt seine frühen Gedichte, Hugo von Hofmannsthal kann erste grosse Erfolge als Dramatiker verzeichnen, Karl Kraus gibt die zeitkritische "Fackel" heraus, Gustav Klimt ist Mitbegründer der Secession, Sigmund Freud erregt Aufsehen mit seinem Buch "Die Traumdeutung".

Rilke ist für Zweig das Idol seiner Jugend, Verkörperung genialen Dichtertums; Sigmund Freud ist Zweig ein ergebener Freund (und auch sein Arzt), und von Arthur Schnitzler schwärmt er: "Wir, die wir auf der Schulbank seine Werke zu lesen begonnen haben, die wir uns fortstahlen... um aus einem ganz rückwärtigen Winkel seinen Premieren beiwohnen zu können, heiss vor Bewunderung, beglückt, ihn nur von der Ferne zu sehen, den berühmten, den gefeierten Dichter..."

Er erhält eine gutbürgerliche Erziehung, studiert Philosophie und kann dank finanzieller Unabhängigkeit sein Weltbild und seine Persönlichkeit durch grosse Reisen in Europa und Amerika weiterbilden. Während des Ersten Weltkrieges (1914-1918) geht Zweig, ein überzeugter Kriegsgegner, in die Schweiz. 1919 kehrt er nach Österreich zurück. Salzburg wird für 15 Jahre seine Wahlheimat. Er hat es niemals direkt ausgesprochen, aber indirekt liess er erkennen, dass er in seinem Haus auf dem Salzburger Kapuzinerberg (1919-1934) seine schönste Zeit verlebte.

An der letzten Station seines Lebens, in Brasilien, war Zweig, der sich einen "Bür-



ger von Europa" nannte, von der Wanderung erschöpft; er befürchtete einen Sieg Hitlers, glaubte, dass dieses Europa nach 1939 der Barbarei für ewig verfallen wäre...

### Meistübersetzer Autor der Welt

Stefan Zweig, der Meister der psychologischen Novelle und des dichterischen Essays, der historischen Belletristik und der romanartigen Biographien, der Übersetzer und Librettist: Stefan Zweig, der während der Höhe seines Schaffens für einige Jahre der meistübersetzte Autor der Welt war, dessen Werke Millionenauflagen erreichten, gehört mit Arthur Schnitzler (1862-1931), Franz Werfel (1890-1945) und Joseph Roth (1894-1939) zu jener ausklingenden Symbiose österreichisch-jüdischer Ambivalenz, die in Friedrich Torberg (1908-1979) ihren letzten Erben fand. Stefan Zweig blieb während seines ganzen sechzigjährigen Lebens ein Repräsentant altösterreichischer Geistigkeit und des Traditionsbewusstseins. Seine Werke waren bestimmt von einem pazifistisch-humanistischen Lebensgefühl. Zunächst dem Wiener Impressionismus und der Neuromantik verpflichtet, erlangte er besonders durch sein biographisch-novellistisches Schaffen europäischen Rang.

Der Biographie gab er eine neue Form, indem er die geistigen und gesellschaftlichen Hintergründe darstellte. In der feinfühligsten psychologischen Analyse grosser Persönlichkeiten, von Marie Antoinette und Joseph Fouché über Leo Tolstoj und Fjodor Michajlowitsch Dostojewskij bis Honoré de Balzac und Romain Rolland ist Zweig unübertroffen geblieben.

Sein letztes Buch "Die Welt von Gestern — Erinnerungen eines Europäers" ist seine eigene Biographie. Noch einmal wirft er einen weitausholenden Blick über Europas letzte Stunde und deren Gestalten. Das Buch schliesst mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, den Zweig in London erlebte...

### Gedenkstätten und Aktivitäten 1981

Im Geburtshaus Stefan Zweigs im 1. Wiener Gemeindebezirk (Schottenring 14) wurde im November 1961, zum 80. Geburtstag des Dichters, eine Gedenktafel mit folgender Inschrift enthüllt: "Stefan Zweig — er war einer der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter Österreichs, ein grosser Mensch und Kosmopolit". Eine Gedenktafel an dem Haus Kochgasse 8 im 8. Wiener Gemeindebezirk erinnert daran, dass sich hier in den Jahren von 1907-1919 die "Heim- und Wirkungsstätte" des Dichters Stefan Zweig befand.

Anlässlich der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Stefan Zweig finden u.a. folgende Aktivitäten statt:

Die Österreichische Gesellschaft für Literatur veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Internationalen Stefan-Zweig-Gesellschaft im Auftrag des Kulturamtes der Stadt Wien im November 1981 ein Stefan-Zweig-Symposium, an dem Wissenschaftler aus der Bundesrepublik Deutschland, Ungarn und Österreich teilnehmen.

Der Österreichische Bundesverlag legt

eine Stefan-Zweig-Monographie von Joseph P. Strelkä vor.

In Wien und Salzburg wird eine Ausstellung gezeigt, die Fotos, Autographen und Bücher Stefan Zweigs enthält (Gestaltung: Dokumentationsstelle für Neuere Österreichische Literatur, Wien, in Zusammenarbeit mit der Internationalen Stefan-Zweig-Gesellschaft und der Universität Salzburg).

Das Bundesministerium für Verkehr, Generaldirektion für die Post- und Telegrafverwaltung, Wien, gibt eine Sonderbriefmarke heraus.

b.p.d.

## Eine Zweig-Biografie und eine Zweig-Anthologie

Donald A. Prater: "Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen". Aus dem Englischen übersetzt von Annelie Hohenemser. Carl Hanser Verlag, München, Wien. 549 Seiten. DM 48,00.

Die von dem aus London gebürtigen Germanisten vor zehn Jahren geschriebene Biografie ist jetzt anlässlich von Stefan Zweigs 100. Geburtstag in deutscher Übersetzung beim Carl Hanser Verlag herausgekommen. Es muss befremdend erscheinen, dass Leben und Schaffen Zweigs bisher nicht von einem deutschsprachigen Autor einer gründlichen Darstellung würdig befunden worden sind; mehr noch, dass der Lektor eines in München und Wien etablierten Verlags eine Reihe eklatanter Übersetzungsfehler und Falschschreibungen unkorrigiert belies. Auch das Namensregister (mit vereinzelt angeführten Lebensdaten) wurde nicht auf den letzten Stand gebracht.

Die bebilderte Biografie will Prater als Vorbereitung einer umfassenden Lebensgeschichte Zweigs verstanden wissen, die auch der literarischen Bedeutung der "sensiblen, komplizierten Persönlichkeit" des "grossen Europäers" gerecht werden soll. Ein mit dieser Aufgabe künftig betrauter Autor wird Praters Auswertung der wichtigsten Sekundärliteratur wohl schätzen, aber in gewisser Hinsicht einige Darstellungen Praters, so die vom "goldenen Zeitalter der Sicherheit", von Klischeebildern zu reinigen haben. Dem mit Freud befreundeten Stefan Zweig wohnten manche Eigenschaften des wegen Depressionen von Freud behandelten Gustav Mahler inne — das Grü-

beln über des Lebens Sinn, die Ungeduld des Herzens, die Verzweiflung über das Ende einer lieb gewonnenen Welt. Woran Zweig scheiterte und warum er den Freitod wählte — das versucht Prater als die Tragödie eines Menschen, der sein Ideal, einen unerreichbaren Heiligen Gral, zwar gesehen hat, doch niemals greifen konnte, zu deuten: "Wir dürfen den Entschluss kritisieren, doch wir können den Mut dieser letzten Tat nicht in Abrede stellen."

Übrigens: Zweig wohnte nicht "in", sondern in einem Haus an oder auf Salzburger Kapuzinerberg, verbrachte Ferientage nicht "in", sondern auf dem Semmering; Busonis Vorname lautet Ferruccio (nicht Feruccio) und Roger Martin du Gards achtbändiger Romanzyklus war "Die Thibaults" (nicht "Thibault") betitelt — Fehler, die den Perfektionisten Zweig in Rage versetzt hätten, der auch über die Behauptung, Wiens achter Gemeindebezirk sei das "Quartier latin" der Kaiserstadt gewesen, achselzuckend hinweggelächelt hätte.

\*\*\*

"Stefan Zweig. Das Geheimnis des künstlerischen Schaffens". Zusammengestellt von Knut Beck. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 152 Seiten.

In diese Anthologie von Zweig-Aufsätzen und -Reden aufgenommen wurden u.a. das Lebensbild der Dichterin Marceline Desbordes-Valmore, die im Wiener Burgtheater gesprochene Gedächtnisrede zur Trauerfeier für Hofmannsthal, Notizen zu einem Vortrag über Romain Rolland und der erstmals im "Aufbau" (am 19. April 1941) veröffentlichte Essay "Max Herrmann-Neisse zum Gedächtnis".

"Das wirkliche Wesen gibt jeder Mensch nur in dem, was er schafft", sagte Zweig in dem während seiner Amerikatournee 1938 wiederholt gehaltenen Vortrag "Das Geheimnis des künstlerischen Schaffens". In der Auseinandersetzung mit bildender Kunst, Poesie, Kritik, Sprechkunst und Musizieren hatte er die Erkenntnis gewonnen, dass die Spannung zwischen bewusstem und unbewusstem Tun das Gesetz des künstlerischen Schaffens bestimmt. Er hat es, wie diese Auswahl zeigt, bis zum Versinken seiner Welt von Gestern nicht übertreten...

R.B.



### PETER TUMARKIN

FINE BOOKS, INC.  
1370 Lexington Ave., N.Y., N.Y. 10028

ALTE UND SELTENE BÜCHER  
aus allen Gebieten  
DEUTSCHE LITERATUR  
IN ERSTAUSGABEN  
und  
WERTVOLLE  
ILLUSTRIERTE BÜCHER  
des 16.—19. Jh.

KAUFE BRIEFMARKEN  
gegen sofortige Barzahlung  
SAMMLUNGEN, RARITÄTEN, SPEZIALITÄT:  
DEUTSCHLAND, WESTEUROPA, USA  
Wir zahlen Höchstpreise  
ARTHUR A. FALK  
380 Broadway, Jericho, L.I., N.Y. 11753  
(516) 433-0066

HERBERT E. FEIST  
EXPERT  
RESTORING and FRAMING  
1125 MADISON AVE., N.Y.C. (cor. 84 St.)  
(212) UN 1-8362

BUY ANY STAMPS—  
HANDLE ANY ESTATES  
either for immediate payment or  
on our 10% commission policy.

FRANK KNINA  
150 Nassau Street,  
New York, N.Y. 10038  
(212) 732-2998

## Stefan-Zweig-Dozentur für Jerusalem

gtr, Jerusalem

Die 1976/77 gegründete Abteilung für deutsche Literatur und Geisteswissenschaften an der Hebräischen Universität in Jerusalem plant aus Anlaß des 100. Geburtstages von Stefan Zweig (28. Nov.) eine Dozentur einzurichten, die der Erforschung der österreichischen Literatur gewidmet ist. Sie soll den Namen Stefan Zweigs tragen. Da Zweig seine berühmte Sammlung von Briefen und Autographen der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem vermacht hat, steht reiches Quellenmaterial zur Verfügung. Geplant sind auch ein Stefan-Zweig-Symposium in Jerusalem sowie ein Internationaler Stefan-Zweig-Kongreß an der Ben-Gurion-Universität in Beer-Sheva.

Riebold, 1. Okt. 1987



## Stefan-Zweig-Symposion

*Aufbau,*  
*March*  
*27,*  
*1981*

Ein Stefan-Zweig-Symposion findet im Gedenken der 100. Wiederkehr des Geburtstags des österreichischen Exilschriftstellers vom 30. März bis 2. April am State University College in Fredonia, New York, statt. Die internationale Tagung wurde von den Professoren Marion Sonnenfeld und Robert Rie ausgerichtet und trägt den Titel "The World of Yesterday's Humanist Today: Stefan Zweig's Time, Life and Work in the Modern World".

2.0. Nov.  
1987

## Tagebuch

Fabres und Périers Verfilmung der „Verwirrung der Gefühle“

### Stefan Zweig zu Ehren?

Am 28. November 1981 jährt sich der Geburtstag Stefan Zweigs zum hundertsten Male. Da darf das Fernsehen nicht ohne Würdigung beiseite stehen. Seltsame Würdigung aber, die vorgibt, einen Schriftsteller durch das Übertragen einer seiner Novellen in das Medium Film zu ehren, und dabei das Gebäude seiner Erzählkunst zum Einsturz bringt. Die äußeren Konstruktionspfeiler in dieser deutsch-französischen Gemeinschaftsproduktion blieben erhalten, gewiß; aber sonst ließ die Fernsehfassung von Dominique Fabre und Etienne Périer, der auch Regie führte, kaum einen Stein auf dem anderen:



Gila von Weitershausen und Pierre Malet in der „Verwirrung der Gefühle“.

Statt „Verwirrung der Gefühle“ nun die Verwirrung des Betrachters. Indem sie ihre Phantasie treiben ließen, indem sie verzierten und ausschmückten, ohne zu achten, ob Schmuck und Zier auch in die erzählte Zeit passen wollten, haben die Bearbeiter Zweigs Intentionen sträflich verfälscht.

Schon der Verzicht auf die äußere Bedingung des Erzählens reißen den Film Périers aus der psychologischen der viel von fiebriger Leidenschaft des gab. Die Rückschau eines Sechzigjährigen auf die eigene Studentenzeit und dort auf die einzige Sekunde, „die unsere ganze innere Welt in Wallung bringt — eine magische Sekunde, gleich jener der Zeugung“, ist eine andere Basis für das schicksalhafte Zusammentreffen eines Professors, der dem „fehlwandelnden Geschlecht“ zugehört, und seines naiv-verehrungsvollen Schülers als die voraussetzungslos hingestellte Schilderung ebendieses Zusammentreffens. Dieser Tendenz, bloß ausstellend zu banalisieren, wo Zweig mitfühlend psychologisierte und motivierte, hielt der Film konsequent — und sehr zum eigenen Schaden — die Treue, Kaum eine Szene, die nicht aus Gründen einer fragwürdigen Verdeutlichung umgebogen wurde: zu ihrem Nachteil. Wo blieb die Angst des Professors vor Entdeckung und Erpressung, wenn er mit seinem Schüler öffentlich ausgehen darf? Wo blieb die „föhnige Windstille der Gefühle“ zwischen dem Professor und

seiner Frau, wo deren schroffe intellektuelle Ablehnung, als sie plötzlich Bibliothekarin sein darf, also auf einer geistigen Ebene steht mit ihrem Mann? Wo blieben die Gesetze einer Gesellschaft, die jede Abkehr von ihren Normen ächtet, und wo die Hilflosigkeit, die den verwirrten Studenten und die Frau des Professors für einen rauschhaften Liebesaugenblick zusammenreibt, wenn die Frau aktiv um ihren gefährdeten Mann kämpft und es nicht nur bei Worten beläßt, sondern selbst ihren nackten Körper noch einsetzt?

Von allen diesen, nennen wir es zurückhaltend Mißverständnissen, die Périer in einem fort unterlaufen, findet sich bei Zweig natürlich kein Wort. Natürlich ist Stefan Zweigs pathetisch befeuerte Sprache, die indirekte Rede, in der viel von fiebriger Leidenschaft des Geistes, von mitreißender Suada gesprochen wird, nicht leicht in Dialoge umzugießen. Aber in der Verfilmung stieß die nachdichtende Potenz allzu schmerzlich an ihre Grenzen. Zu verlangen, daß die Bearbeiter sklavisch an ihrer Vorlage zu kleben haben, wäre unbillig (obwohl manchmal die winzigen Details, mit denen Périer so großzügig verfährt, das Entscheidende sind). Aber verdeutlichen um den Preis der Glaubwürdigkeit, Eingriffe in die Struktur, auch wenn von Motivationen nur noch Motive übrigbleiben, das ist zu billig.

Schade um die vorzügliche Besetzung. Michel Piccoli, Gila von Weitershausen und Pierre Malet hätten in Zweigs „Verwirrung der Gefühle“ gepaßt. So aber bleibt nur ein Fazit: Stefan Zweig hat 1927 eine Novelle geschrieben. Etienne Périer hat heute einen Film gemacht. Zu tun hat der eine Vorgang mit dem anderen wenig. (Vom zweiten Programm.)

HANS-DIETER SEIDEL



Briefe aus der Welt von Gestern

Eine Auswahl aus Stefan Zweigs Korrespondenz

haj. Der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig (1881—1942) bezeichnete einmal Hermann Hesse gegenüber als seine Tugend, «meinen Freunden Freund zu sein». Wie sehr dies für ihn zutraf, geht nicht zuletzt aus seiner überaus umfangreichen Korrespondenz von etwa zwanzig- bis dreissigtausend Briefen hervor, die er während seines Lebens geschrieben hat und aus denen sein Freund und Nachlassverwalter Richard Friedenthal eine Auswahl «Briefe an Freunde» getroffen hat, nachdem bisher die Briefwechsel mit Maxim Gorki und mit Joseph Roth einzeln erschienen sind und jene mit Romain Rolland und Sigmund Freud vorgelegt werden sollen.\* Der Herausgeber, der die Briefe Zweigs ohne die Antwortbriefe abdruckt, hat darauf verzichtet, vor allem grosse Namen unter den Briefpartnern Zweigs zu Worte kommen zu lassen, und sich «bei dieser Ausgabe an jene Briefe gehalten, die das Leben und Wesen Zweigs beleuchten».

Stefan Zweigs Leben wurde entscheidend durch seine Epoche geprägt: Aufgewachsen in der vergleichsweise heiteren Welt der Donaumonarchie, erfuhr der Dichter den zerstörerischen Einbruch des Ersten Weltkriegs, suchte einen Neubeginn in der unruhigen Zwischenkriegszeit, in der sich bereits die Gewitterwolken des Nationalsozialismus zusammenzogen, durch den Zweig aus seiner Heimat und aus Europa vertrieben und schliesslich in den Freitod getrieben wurde.

Die Jahre vor 1914 standen primär im Zeichen der literarischen Arbeit. Zweig wirkte als Uebersetzer, als Herausgeber und Mittler und erweist sich in seinen Briefen als liebenswerter, stets hilfsbereiter, geist- und charaktervoller Mann, der sich durch Belesenheit, Ideenreichtum und Aufnahmebereitschaft auszeichnet. Die ersten Briefe sind an Richard Dehmel gerichtet, gleich die nächsten (aus dem Jahre 1903) an Hermann Hesse, mit dem ihn eine lebenslange innere Beziehung bis zum «Glasperlen-Spiel» verband. Im ersten Brief an Hesse fällt die Bemerkung auf: «Ich habe von je an jenen „Geheimbund der Melancholischen“ geglaubt, von dem Jacobsen in der Maria Grubbe erzählt...» Damit ist ein Grundthema angeschlagen, das sich durch Zweigs ganzes Dasein bis zum selbstgewählten Tod zieht. Und ein zweites Bekenntnis Hesse gegenüber weist prophetisch ebenfalls auf die Umstände von Zweigs tragischem Ende hin: «Ich habe so eine Unrast, überallhin zu fahren, alles zu sehen und zu geniessen, habe Angst vor dem Alter, dass ich dies — meinen liebsten Besitz — einmal verlieren könnte in Mattigkeit und Faulheit.» Ausser Hesse, mit dem er korrespondierte, und Verhaeren, den er übersetzte, schätzte Zweig besonders auch Rilke — «der reinste und sanfteste und der grösste Künstler, den wir besitzen, als Mensch prachtvoll und dabei bescheiden, beispielhaft für uns alle in seiner Kunst wie seinem Leben» — und Carossa, mit dem er freundschaftlichen Umgang pflegte.

Der Erste Weltkrieg brach wie eine Katastrophe auch in Zweigs Dasein ein: «Mein Leben scheint mir jetzt mitten durchgerissen und seiner höchsten geistigen Freude beraubt — wer wird uns das europäische, das allmenschliche Gefühl wiedergeben?» Zweig gehörte zu den wenigen, die der Kriegspychose und dem schrankenlosen Nationalismus nicht verfielen. In dieser Haltung fühlte er sich zutiefst Romain

\* Stefan Zweig: Briefe an Freunde. Herausgegeben von Richard Friedenthal. S. Fischer-Verlag, Frankfurt a. M. 1978.

Rolland verbunden, dessen Bemühung, sich «au-dessus de la mêlée» zu erheben, er nach Kräften unterstützte. Obschon nach eigenem Bekenntnis ein unpolitischer Mensch, sah Zweig verhängnisvolle kommende Entwicklungen sich abzeichnen: «Ich bin fest überzeugt, dass die Erbitterung, die jetzt schon latent ist, nach dem Krieg sich nicht gegen die Kriegshetzer, die Reichspost-Partei, sondern gegen die Juden entladen wird», bemerkte er im Sommer 1916 und fuhr fort:

«Dieser Krieg ist die Tragödie des Judentums in Polen, die Tragödie aller international und allmenschlich fühlenden Menschen, mehr als jedes andere Volk werden sie leiden, ohne Triumphe zu haben wie jene. Sie leiden nur, ohne leiden zu machen — und das ist heute in einer Welt der Gewalt die ärgste Sünde.»

Er bekannte sich zu seinem Judentum, das ihm eine übernationale Freiheit ermöglicht habe, konnte sich aber nie mit der Idee des Zionismus befreunden.

Zweig, der sich auf übernationaler Ebene «als Teilnehmer und Mittler» fühlte, wirkte nach Kriegsende in diesem Sinne von Salzburg aus, wo er sich mit seiner ersten Frau Friderike niedergelassen hatte, beim Aufbau einer Bibliothek der Weltliteratur für den Insel-Verlag mit, entfaltete eine rege Tätigkeit im Zeichen der Internationalität. Er liebte und verehrte Maxim Gorki und übertrug diese Liebe auch auf die Sowjetunion, die er besuchte und idealisierte und deren wahres Gesicht er erst in der Mitte der dreissiger Jahre erkannte. Er gehörte zu den meistgelesenen Autoren jener Jahre, und doch wurde er seines Erfolges nicht recht froh. «Ich glaube, dass Erfolg das Leben und den Charakter verdirbt und dass anonymes Leben das wirkliche ist», schrieb er seinem Freund, dem Maler Frans Masereel, und bekannte 1925:

«Ich bin oft der Literatur ein wenig müde; noch ein Buch und noch eines, und das Leben geht vorbei, die Jugend vergeht, und man schreibt mehr und mehr Bücher! Wenn man einmal bewiesen hat, dass man gute Bücher schreiben kann, dann fehlt die beglückende Erregung, und das Ganze wird zum Handwerk.»

Zu Rudolf G. Binding bemerkte Zweig: «Dichten bedeutet für mich Intensifizieren, sei es der Welt, sei es des Ich», und er wies auf einen Kern seines Schaffens: «Psychologie, dargetan an Gestalten, das wird immer mehr meine Leidenschaft, und ich übe sie abwechselnd an real-historischen und poetisch-imaginierten Objecten.»

Im Laufe der Jahre häufen sich die Aeusserungen des Zweifels am eigenen schriftstellerischen Tun. «Mein Leben ist seltsam unsicher geworden, und gerade jetzt, auf der Höhe äusserer Wirkung, spüre ich ein unbezwingliches Verlangen nach Vergessen und Verschwinden», schrieb er am 13. November 1933. Dieser Wunsch ging bald auf schreckliche Weise in Erfüllung: Stefan Zweig, der «die stärkste Abneigung» hatte, «Emigrant zu werden», sah sich durch die politischen Ereignisse mehr und mehr aus seiner Heimat verdrängt. Er suchte in London ein neues Domizil, und die Scheidung von Friderike im Jahre 1938 markierte zusammen mit dem Einmarsch der Deutschen in Oesterreich für ihn das Ende seiner bisherigen Existenz. Wie schon während des Ersten Weltkriegs half er in uneigennütziger Weise nach Möglichkeit bedrängten Freunden, suchte beispielsweise Joseph Roth vor dem langsamen Absinken in

das Verderben des Alkohols zu retten, trachtete auch, sich über die internen Auseinandersetzungen der Emigrantenkreise zu stellen, aber in zunehmendem Masse bemächtigte sich seiner Resignation, die er zu überwinden suchte. An Felix Braun schrieb er 1940:

«Wichtig ist jetzt, sich innerlich gewahr zu sein, dass die alte österreichische Welt, in der wir wuchsen und lebten, vom Erdboden verschüttet ist und endgültig dahin; dass wir leben, wirken müssen ohne sie und nicht mit Gespenstern hausen, um nicht selbst Lemuren und Schatten zu werden.»

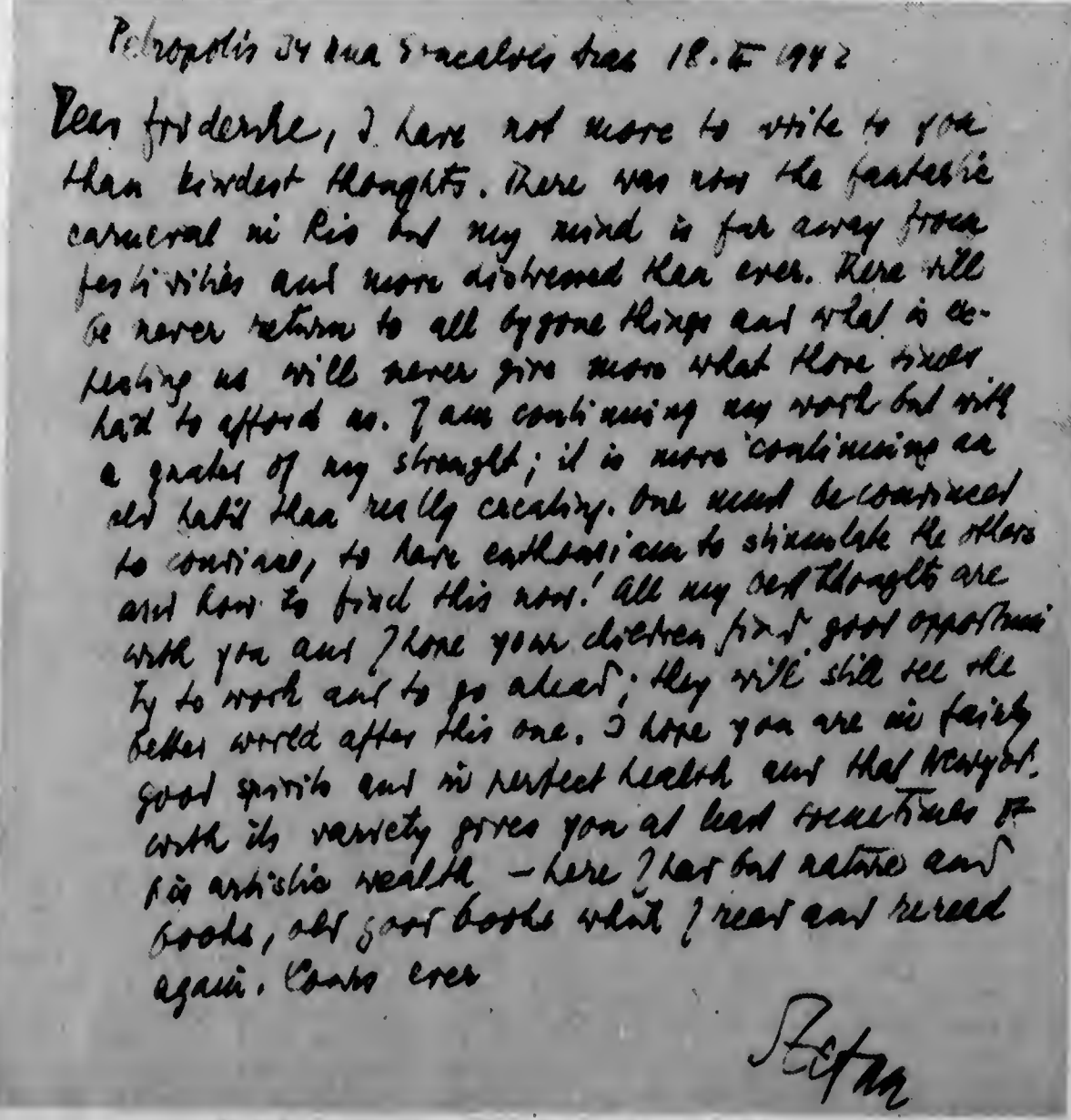
Er setzte dieser «Welt von Gestern» in seinen «Erinnerungen eines Europäers», einem seiner schönsten Werke, ein ergreifendes Denkmal, aber alle Arbeit konnte die Gewissheit nicht überdecken, für immer heimatlos zu sein.

Die Uebersiedlung nach Brasilien mit seiner zweiten, jungen Frau blieb nur die letzte Etappe einer Flucht ohne Ausweg. Am 20. Januar 1942 gab er in einem Brief an Friderike seinem Gefühl Ausdruck: «dass wir in unserem Alter nur noch die Rolle des Zuschauers im grossen Schauspiel (oder besser der Tragödie) zu spielen

haben, und dass die Andern, die Jüngeren, ihren Part übernehmen müssen. Der unsere ist nur: still zu verschwinden, und auf würdige Weise.» Einen Monat später schied Stefan Zweig und seine Frau freiwillig aus dem Leben. «Du kannst Dir nicht vorstellen, wie froh ich mich fühle, seit ich diesen Entschluss gefasst habe», heisst es im Abschiedsbrief an Friderike. Ein nobles Leben, zermürbt durch eine unmenschliche Zeit, hatte sein vorzeitiges Ende gefunden.

Die spät erschienenen Briefe zeigen uns, dass Stefan Zweig seine (in einem Brief an Gorki 1926 formulierte) selbstgewählte Aufgabe erfüllt hat:

«Zeuge in dem ewigen Prozess zu sein, der vor unseren Augen abläuft: Mit der grössten Intensität der Wahrheit und Klarheit sein Wort auszusprechen, ist alles, was uns zu tun bleibt. Ich weiss nicht, ob wir noch die Kraft haben, ein Universum zu schaffen wie Balzac oder Dostojewski: wir leben vielleicht in einer zu bewegten Epoche, die sich nicht mit nur einem Blick erfassen lässt. Aber die einzelnen Werke werden kommenden Generationen vielleicht ein Gesamtbild unseres Seelenzustands vermitteln.»



Brief Stefan Zweigs an Friderike Zweig vom 18. Februar 1942.



# Stefan Zweig — eine Bestandsaufnahme

*Symposion zum 100. Geburtstag in New York*

Eine grosse Gemeinde von Stefan-Zweig-Kennern und -Verehrern (vor allem Literaturwissenschaftler und Germanisten) aus aller Welt traf dieser Tage am Fredonia State College, New York, zu einem Symposion zusammen, um den 1942 in Petrópolis, Brasilien, freiwillig aus dem Leben gegangenen Dichter und Humanisten Stefan Zweig an seinem 100. Geburtstag zu ehren.

Diese grossartig organisierte Zusammenkunft wäre ohne die gewissenhafte Vorarbeit von Prof. Marion Sonnenfeld und der Bibliothekarin Yvonne Wilensky nie zustande gekommen.

Sonnenfeld haben wir auch die Ausgestaltung des neuen Stefan-Zweig-Raumes in der von Dr. Saulitis geleiteten Reed Library zu verdanken, in dem alle bisher der Stefan Zweig Collection zugegangenen und durch sie erworbenen Bücher, Dokumente und Erinnerungsgegenstände, darunter wertvolle Manuskripte und Briefe, aufbewahrt werden. Es ist bitter, dass Prof. Dr. Robert Rie, einer der Mitbegründer der von Friderike Zweig und Prof. Dr. Harry Zohn ins Leben gerufenen Stefan Zweig Collection, so kurz nach dieser Konferenz gestorben ist.

“The World of Yesterday’s Humanist Today: Stefan Zweig’s Time, Life, and Work in the Modern World” lautete der Titel der Tagung. Die Vortragsfolge behandelte Schwerpunktthemen wie “Zweig, the European”, “Zweig and Judaism”, “Zweig and the Social Sciences”, “Zweig, the Humanizer in Literature”, “Zweig, the Correspondent” u.a. Es gab auch ein Konzert mit Darbietungen aus der Oper “Die schweigsame Frau” und ein Reader’s Theater mit Auszügen aus Zweigs Drama “Thersites”. Ausserdem wurde Max Ophüls’ Film “Letter from An Unknown Woman” gezeigt.

Stark beeindruckte der Vortrag Alberto Dines (Rio de Janeiro), “Death in Paradise”. Er verdient deshalb besondere Erwähnung, weil er m.E. Zweigs endgültigen Zusammenbruch in überzeugender Weise erklärt. Bisher galt als eine der beitragenden Ursachen für Zweigs Selbstmord, dass eines seiner letzten Werke, “Brasilien, Land der Zukunft”, nicht die enthusiastische Aufnahme fand, die der Autor erwartet hatte und die er gerade damals so dringend gebraucht hätte. Es steckte, wie wir erfuhren, viel mehr dahinter.

Ehe Stefan Zweig diese Arbeit schrieb, unternahm er weitere Forschungsreisen, bei denen die Regierung in jeder Weise behilflich war. Zweig, der durch seine literarischen Erfolge schon längst den brasilianischen Kollegen ein Dorn im Auge war, wurde nun auf einmal in den Zeitungen fälschlich beschuldigt, von der Regierung bestochen worden zu sein. Und das war für einen so empfindlichen Menschen wie ihn zu viel. In seiner Verzweiflung suchte er, der Zeit seines Lebens kein Zionist gewesen, Trost und Zuflucht bei der orthodoxen Gemeinde Rios. Aber lange ertrug er es nicht, der Pfeil sass zu tief.

Eine Gruppe der orthodoxen Gemeinde wollte ihn auf dem jüdischen Friedhof beerdigen; dies war aber, den strengen orthodoxen Gesetzen zufolge, im Fall Zweig nicht zulässig. Er erhielt jedoch ein grossartiges Staatsbegräbnis; sein Grab befindet sich in der Nähe des Mausoleums der Bramante, dem ehemaligen Kaisergeschlecht Brasiliens. Eine einfache schwarze Marmortafel zeigt Namen und Daten in englischer und hebräischer Sprache.

M. Grossberg

*Aufbau, May 22, 1987*

# Stefan Zweigs Lebenstragödie in Selbstzeugnissen

Im Februar 1942 wurden die Freunde und Bewunderer des Werkes von Stefan Zweig von der Nachricht seines Freitodes in Petropolis, bei Rio de Janeiro in Brasilien, tief erschüttert. Carl Zuckmayer, ein guter Freund des Dichters, berichtet: "In den Kreisen der Emigration hatte Stefan Zweigs freiwilliger Tod eine ungeheure Bestürzung hervorgerufen." Andere Dichter, wie z.B. Ernst Toller, Ernst Weiss, Walter Benjamin, Kurt Tucholsky und Walter Hasenclever hatten sich ebenfalls das Leben genommen, aber während sie in bedrückenden oder lebensgefährlichen Umständen ihre Existenz im Exil fristeten, lebte Stefan Zweig damals in einem Land, das ihn ehrte und bewunderte, hatte keine materiellen Sorgen und lebte in einer der schönsten Landschaften mit seiner jungen Frau, die er erst einige Jahre vorher geheiratet hatte. Umso unerklärlicher war der Entschluss zu seinem Freitod. Eine der Ursachen mag in seiner melancholischen Natur zu finden sein, die ihre Bestätigung nach 1914 in dem Untergang seiner bürgerlich-europäischen Welt erhielt — und das Wissen um diesen unersetzbaren Verlust bestimmt von nun an den Gung seines Wesens. Diese Stimmung durchzieht sein kurz vor seinem Tode beendetes Buch "Die Welt von Gestern" mit dem Untertitel "Erinnerungen eines Europäers", das aber keine Autobiographie im eigentlichen Sinne des Wortes ist, sondern das Zeitalter des sterbenden, liberalen, bürgerlichen Europaertums der letzten 40 Jahre darstellt.

Der jetzt von seinem Freund und Nachlassverwalter Richard Friedenthal herausgegebene Band "Briefe an Freunde"\*) lässt uns tiefer in die Persönlichkeit des Autors blicken und bezeugt wiederum, dass er nicht nur der berühmte Verfasser von Biographien, Essays, Gedichten, Dramen und einem grossen erzählerischen Werk war, sondern auch ein grosser Europäer und "geborener Mittler zwischen fremden Literaturen und Zivilisationen" (H. Keppen) und ein zuverlässiger Freund ("Die Verbreitung des Guten war ihm Herzenssache": Th. Mann) von weltbekannten Dichtern und

Künstlern wie Romain Rolland, Emile Verhaeren, Franz Masereel, Maxim Gorki, Joseph Roth, Hermann Hesse und anderen.

Stefan Zweig wurde am 28. November 1881 als Sohn einer wohlhabenden, kultivierten jüdischen Familie in Wien, in eine "Welt der Sicherheit", geboren. Sein Vater war Grossindustrieller, seine Mutter stammte aus einer Bankiersfamilie. Er studierte Germanistik, Romanistik und Philosophie in Wien und Berlin und erhielt seinen Doktor der Philosophie 1904, nachdem er bereits vorher seinen ersten Gedichtband "Silberne Seiten" (1901) veröffentlicht hatte, der im Geist des ästhetisierenden Jugendstils geschrieben war.

Stefan Zweig wurde nun dank seiner Einfühlung zum hervorragenden Übersetzer und Vermittler fremder Literaturen. Der erste Brief in dem vorliegenden Band ist vom 7. April 1902 an Richard Dehmel gerichtet, in dem er einen Beitrag zu einer Verlaine-Anthologie erbittet, dessen Gedichte er auch zum Teil selbst nachgedichtet hatte, wie er auch Baudelaire, Romain Rolland und viele andere ins Deutsche übertrug und sich mit diesen Übersetzungen bald einen Namen machte. Im selben Jahr unternahm er eine Reise nach Belgien, wo er den belgischen Dichter Emile Verhaeren kennenlernte, mit dem ihn nun eine langjährige tiefe Freundschaft verband (er nannte ihn einmal das "geistige Sternbild meiner Jugend"), dessen Gedichte er in "Nachdichtungen" herausgab und dem er auch eine Monographie widmete. Und 1910 schreibt er an R. Dehmel: "Die grosse Verhaeren-Ausgabe . . . gibt mir in meinen Augen das Ja zu meiner dichterischen und irdischen Existenz." Diese grosse Ausgabe in drei Bänden war im Insel-Verlag erschienen, in dem nun der Dichter bis 1933 alle seine Hauptwerke veröffentlichte und auch Anton Kippenberg (dem "Herrn der Insel") Vorschläge zu neuen Ausgaben machte und Anreger und Herausgeber der "Bibliotheca Mundi" wurde.

In dieser Zeit bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges führen ihn viele Reisen nach Italien, Spanien, Holland, Frankreich, Algerien und Indien. Stefan Zweig hat selbst einmal die Jahre bis zum Beginn des 1. Weltkrieges als die der Vorbereitung, des Lernens und Dienens bezeichnet, die mit dem Ausbruch des Krieges endeten.

1912 hatte er seine erste Frau Friderike Maria von Winternitz kennengelernt, die ihm von nun ab bis zu seiner Scheidung 1938 eine treue Lebensgefährtin war. In einem seiner vielen Briefe an Romain Rolland, der 1914 in der Zentrale des Internationalen Roten Kreuzes tätig war, drückte er die Tragik des Lebens eines Humanisten in einer inhumanen Zeit aus: "Meine Welt, die Welt, die ich liebte, ist ohnehin zertrümmert . . . der Hass überlebt den Krieg, er wird nicht geringer, nur gemeiner nach seinem Ende" (1914). Und mit einer prophetischen Gabe: "Ich bin fest überzeugt, dass die Erbitterung nach dem Kriege sich nicht gegen die Kriegshetzer . . . sondern nur ge-



Stefan Zweig  
(Zeichnung: Dolbin)

gen die Juden entfalten wird" (1916). Der Dichter ist nun, da er kriegsuntauglich geschrieben worden ist, am Wiener Kriegsarchiv tätig und lebt von 1917 an in Zürich als Kriegsgegner in einer Art selbstgewählten Exils. Aus dieser Zeit stammt auch seine Freundschaft mit Franz Masereel, dem viele Briefe gewidmet sind. An ihn schreibt er 1925: "Von allen Autoren, die ich kenne, bin ich vielleicht der, der seinen sogenannten Erfolg am meisten verabscheut. Ich glaube, dass Erfolg das Leben und den Charakter verdirbt . . ."

1917 veröffentlicht er sein pazifistisches Drama "Jeremias" — "in erbittertem Widerstand gegen die Zeit" geschrieben —, nachdem er bereits früher ein Drama "Tersites" (1907) und einen von Freud'scher Psychologie beeinflussten Novellenband "Erstes Erlebnis" (1911) publiziert hatte, der später in der Trilogie "Die Kette" zusammengefasst wurde. In den Nachkriegsjahren, die er bis zur Vertreibung aus seiner österreichischen Heimat als zweiten Lebensabschnitt ansieht, fallen dann die grossen Erfolge mit seinen bedeutenden glanzvollen Biographien: "Fouché" und "Marie Antoinette", die auch in Übersetzungen in vielen Ländern verbreitet werden.

Seine essayistischen Interpretationen schöpferischer Persönlichkeiten (u.a. Nietzsche, Hölderlin, Kleist, Dostojewski, Tolstoi, Stendhal) wurden in dem Band "Baumeister der Welt" gesammelt. Zu einer eindringlichen Darstellung des Innenlebens einer Persönlichkeit brachte er die "Einfühlungsgabe, sich in fremde oder gegensätzliche Charaktere einzuleben" (Erasmus-Luther — oder: Castellio-Calvin) und auch die Elemente herauszuarbeiten, die das Allgemein-Menschliche betonen.

Und trotz dieser Erfolge hat er "depressive" Zustände, wie er seiner Frau mitteilt. Klaus Mann charakterisiert ihn: "Er schien so lebensfroh, ja geniesserisch, so verwöhnt vom Glück, so ausgeglichen, so vernünftig. Er hatte Ruhm, Geld, sehr viele Freunde." Als Hitler 1933 zur Macht kommt, schreibt Zweig an seinen Freund Franz Masereel (15. April 1933): "Jede Art von Recht . . . ist in Deutschland aufgehoben, und es wird nur ganz kurze Zeit dauern, und wir haben in Österreich das gleiche Schicksal . . .". Im Mai 1933 werden auch seine Bücher dem Scheiterhaufen übergeben, und er verliert seinen Verleger Anton Kippenberg (Insel-Verlag), mit dem ihn eine jahrzehntelange Freundschaft verbunden hatte. An Klaus Mann schreibt er 1933: "Was ich jetzt arbeiten will, ist eine Studie über

Erasmus von Rotterdam, den Humanisten auch des Herzens, der durch Luther die gleichen Niederlagen erlitten hat wie die humanen Deutschen durch Hitler." In seiner 1934 erschienenen Biographie "Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam" verteidigt er "die Unantastbarkeit der individuellen Freiheit" und er sieht in Erasmus "den ersten bewussten Europäer, den ersten streitbaren Friedensfreund, den beredtesten Anwalt des humanistischen, des welt- und gastfreundlichen Ideals."

Aber schon 1934 hatte er an seinen Freund Joseph Roth geschrieben: "Mein politischer Pessimismus ist masslos. Ich glaube an den nahen Krieg wie andere an Gott." Deshalb nimmt er sich zunächst 1935 in England einen zweiten Wohnsitz, um dann schliesslich 1938 ganz dorthin übersiedeln — und nach der Scheidung von seiner ersten Frau Friderike heiratet er 1939 Lotte Altmann, seine um 27 Jahre jüngere Sekretärin, die mit ihm dann auch 1942 in den Tod geht.

An den Lyriker Max Herrmann-Neisse schreibt er 1940 aus Bath in England: "Selbst ich alter Schwarzseher hatte nicht von solchen Abgründen geträumt. Aus Verzweiflung schreibe ich die Geschichte meines Lebens. Aber was wir auch tun oder nicht tun, es ist und bleibt freudlos . . . wir sind verdammt, unbehaust, unge-

sichert, unbedankt, unser Leben zu Ende zu sterben." Aus Petropolis in Brasilien, seinem letzten Wohnort, klagt er Friderike Zweig (Oktober 1941): "Das Grauen über die Zeit wächst ins Ungemessene"; im Januar 1942: "Mir wird immer sicherer klar, dass ich mein Haus niemals wieder sehe und überall nichts als ein Wanderer und Gast sein werde."

Seine Verzweiflung über den Gang der Zeit geht seinem Höhepunkt entgegen (18.2.1942): "Ich bin stärker deprimiert denn je. Es wird keine Rückkehr zu den Dingen von ehemals geben, und was uns erwartet, wird uns niemals mehr bieten können als jene früheren Zeiten." Schliesslich verfasst er am 22. Februar 1942 seinen Abschiedsbrief an Friderike Zweig: "Ich schicke Dir diese Zeilen in letzten Stunden. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie froh ich mich fühle, seit ich diesen Entschluss gefasst habe." Es ist der Tag, an dem er in Petropolis gemeinsam mit seiner zweiten Frau in den Freitod geht. Stefan Zweigs letzter unvollendeter Plan war ein Essay über den Philosophen Michel de Montaigne, in dem er sich folgende Zeilen des Denkers notiert: "Der Tod ist das grosse Heimkehren."

Paul F. Proskauer

\*) Stefan Zweig: "Briefe an Freunde". Herausgegeben von Richard Friedenthal. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main, 1978.

Aufgaben, Feb. 2, 1979

*Stefan, A.S.* *6-18-67*  
**Stefan Zweig-Archiv in Israel**

In den Archiven der Jüdischen Nationalbibliothek in Jerusalem ist vor einiger Zeit ein Saal mit dem Namen "Stefan Zweig-Saal" versehen worden, weil dort die nachgelassenen Briefe und Handschriften dieses grossen Autors aufbewahrt werden. Stefan Zweig war an jüdischen Dingen wenig interessiert und brachte auch der jüdischen Pionierarbeit in Palästina nur wenig Interesse entgegen; Einladungen, das Land zu besuchen, nahm er nie an. Die Geburt des Staates Israel hat er nicht mehr erlebt.

Es war daher überraschend, in seinem Testament die Verfügung zu finden, dass seine privaten Papiere der Bibliothek der Hebräischen Universität übergeben werden sollten, was nach dem Zweiten Weltkrieg auch geschah. Jetzt sind in dem Stefan Zweig-Saal auch Dokumente anderer jüdischer Dichter und Gelehrter des deutschen Sprachgebietes aufbewahrt.

So finden sich dort Papiere von Albert Einstein, Sigmund Freud, Thomas Mann, Hugo von Hoffmannsthal, Jakob Wassermann und vielen anderen. Aus den Beständen Stefan Zweigs befinden sich dort nicht weniger

als 440 Briefe, die er mit dem grossen französischen Kriegsgegner Romain Rolland während des Ersten Weltkrieges gewechselt hatte. Auch ein Briefwechsel mit Theodor Herzl, der als Feuilletonredakteur der "Wiener Neuen Freien Presse" die ersten Aufsätze des jungen Stefan Zweig veröffentlicht hatte, befindet sich dort.

Verleger, Literaturhistoriker und Essayisten vieler Länder haben in den letzten Jahren von den in diesem Saal aufgespeicherten Schätzen zunehmend Gebrauch gemacht.

G. Sw.



## **Stefan Zweigs Verhältnis zum Judentum**

AN älterer und einziger Bruder Stefan Zweigs möchte ich bemerken, dass in Ihren Mitteilungen über das Stefan Zweig-Archiv sein Verhältnis zum Judentum nicht richtig geschildert ist.

Stefan Zweig hat schon als Gymnasiast — natürlich nicht unter seinem Namen — Gedichte und sonstige Dinge in dem Zionistenblatt "Die Welt" und auch anderen jüdischen Zeitschriften veröffentlicht.

In der "Welt von Gestern" betont er wiederholt seine jüdische Abkunft, schildert auch die erschütternde Teilnahme der von nah und fern herbeigeströmten trauernden Anhänger beim Leichenbegängnis Theodor Herzls, dem er auch beiwohnte. Er bespricht in interessanter Weise und in warmen Worten den Drang des Judentums zum Geistigen. Deshalb war es kei-

Auftau, t. f. 5-26-67

27

neswegs überraschend, sondern sehr naheliegend, dass er seine privaten Papiere der Hebräischen Universität vermachte.

Mein Bruder hätte — würde er länger gelebt haben — sicher das heutige Israel besucht. Er hat doch ziemlich die ganze Welt bereist, aber er übersiedelte schon 1933 nach England und hat dort ununterbrochen die fünf Jahre

gelebt, die zur Erlangung der englischen Staatsbürgerschaft erforderlich waren. Und wie wichtig hat sich dies erwiesen!

Zum Schluss möchte ich auf das berühmte Werk Stefan Zweigs "Jeremias" hinweisen. Namentlich aus Bild acht und Bild neun spricht ein starkes jüdisches Empfinden.

Alfred Zweig, New York

Mr.  
H. F. J. Schuv.

18. Febr. 1972

35

## Vor 30 Jahren starb Stefan Zweig

Vor 30 Jahren — am 23. Februar 1942 — ging Stefan Zweig in Petropolis bei Rio de Janeiro zusammen mit seiner zweiten Frau «aus freiem Willen und mit klaren Sinnen» in den Tod.

Stefan Zweig wurde am 28. November 1881 als Sohn eines Industriellen in Wien geboren. Er, der sich einen Psychologen aus Leidenschaft genannt hatte, sollte mit seinen Novellen und Biographien einen Erfolg erringen, der die ganze Erde umspannte. Stefan Zweig studierte Germanistik und Romanistik an deutschen und französischen Universitäten, die er als Doctor phil. verliess. Während des Ersten Weltkrieges lebte er in der Schweiz, nachher in Salzburg. Im Jahre 1935 emigrierte der Dichter nach England und sodann nach Südamerika.



Stefan Zweigs dichterische Schaffenskraft war gewaltig. Seine Lyrik war von Hugo v. Hofmannsthal und von Verhaeren beeinflusst. Vor und nach dem Ersten Weltkrieg erschienen verschiedene dramatische Werke. Die pazifistische Dichtung «Jeremias» schrieb Zweig im Jahre 1917 in der Schweiz. Stefan Zweigs Novellen sind psychoanalytische Meisterwerke. Der dreibändige Novellenkreis «Die Kette» («Erstes Erlebnis», «Brennendes Geheimnis», «Amok» — «Novellen einer Leidenschaft», «Brief einer Unbekannten» und «Verwirrung der Gefühle») legt Zeugnis davon ab. Wohl am bekanntesten wurden die historischen Miniaturen «Sternstunden der Menschheit», z. B. «Die Weltminute von Waterloo», «Die Eroberung von Byzanz» und «Die Marienbader Elegie». Zahlreich sind auch Zweigs Erzählungen, von denen ein Teil in der Emigration entstanden ist. Besonders sei hier die «Schachnovelle» erwähnt. Des Autors Roman «Ungeduld des Herzens» wurde auch verfilmt. In essayistischen Werken beschäftigte sich Zweig mit Verlaine und Romain Rolland, der sein Lehrer und Freund war. Stefan Zweigs grossartige dreibändige Charakterkunde des Genies, die unter dem Titel «Baumeister der Welt» editiert wurde, nimmt einen besonderen Platz im Schrifttum unserer Zeit ein. Nicht minder eindrucksvoll ist die Darstellung von «Ideen in Gestalten», die den Titel «Die Heilung durch den Geist» trägt. Von seinen weiteren biographischen Schriften sind u. a. «Frans Masereel», «Magellan» und «Amerigo» zu nennen. Zwei historische Romane gehen dem Leben und dem Untergang der «Marie Antoinette» und der «Maria Stuart» auf den Grund. Der Dichter bezeichnete als sein Hauptwerk den unvollendet gebliebenen Roman «Balzac». In seinem Buch «Die Welt von gestern» durch

— die Erinnerungen eines Europäers enthaltend —, spürt einer vergangenen Epoche nach.

Stefan Zweig hat zahlreiche Werke übersetzt u. a. von Verlaine, Baudelaire und Verhaeren. Des Autors Selbstbiographie ist im Buche «Begegnung mit Menschen, Büchern und Städten» und auch im Werk «Die Welt von gestern» niedergelegt.

Ein grosser Seelenforscher und ein Beherrscher der Schreibkunst ging vor dreissig Jahren dahin, ein Europäer von Weltformat, der aus seelischem Bereiche kam und die Brutalitäten Mitteleuropas nicht mehr zu fassen vermochte.

Leo Sonnwald



Frankf. Allgem.  
20. April 1974

# Maxim Gorki und Stefan Zweig

Eine sonderbare Korrespondenz aus den Jahren 1923-1936 · Von Mario Szenessy

Der Briefwechsel zwischen Maxim Gorki und Stefan Zweig (1923—1936) zeigt ein ungleiches Verhältnis der Partner: während Zweig jenseits aller gemeinsamen literarischen Interessen und Anstrengungen für den Frieden, für eine internationale Zusammenarbeit der Intellektuellen auch persönlich um Gorki bemüht war, verschloß sich dieser allen Fragen nach seiner Gesundheit, nach seinem Verhältnis zur Sowjetunion, nach seinen Plänen der Rückkehr in die Heimat. Er war in jeder Hinsicht der Zurückhaltendere, auch der Objektivere. So schrieb Gorki (und die Literaturgeschichte gibt ihm heute recht): „Meine persönliche Meinung über mich selbst ist die: Ich habe noch nicht das vollbracht, was ich vollbringen könnte, und es ist möglich, daß mir darüber hinaus nichts mehr gelingen wird.“ (Das zu einem Zeitpunkt, als seine wesentlichen Werke

## Hinweis

PETER WEISS griff in seinem ersten, 1948 entstandenen Hör- und Bühnenspiel „Der Turm“ ein Symbol auf, das in der Literatur seit Calderon immer wieder als Bild für das eingeschlossene, seine Identität suchende Ich verwendet worden ist und auf das er, fast ein Vierteljahrhundert später, in seinem „Hölderlin“ (1971) noch einmal zurückgekommen ist. Das wenig bekannte Stück, das 1962 seine deutschsprachige Erstaufführung erlebte und nicht nur für Weiss-Kenner von Interesse ist, kann man jetzt in einem kleinen Reclam-Band mit einem ausführlichen Nachwort von Otto F. Best haben. — (Stuttgart 1973, 61 S., kt., 1,30 DM.)

F.A.Z.

längst vollendet waren und nur noch die ungenießbaren Bände des „Klim Samgin“ folgen sollten.)

An Komplimenten fehlt es im Briefwechsel nicht; Gorki nimmt die Bekundungen des Gefallens, der Bewunderung als selbstverständlich entgegen und geht auf sie nicht ein. Zweig schreibt nach einer — sehr massiven — Gefallensäußerung Gorkis schlicht, doch aufrichtig und aufschlußreich: „Ihre Worte haben mir unendlich wohlgetan.“

Eine Freundschaft hatte zwischen den beiden schon deshalb nicht entstehen können, weil Gorki außer der russischen Sprache keine andere beherrschte: bei ihren wenigen Treffen mußte immer ein Dolmetscher dabei sein; was die Dichter einander unmittelbar geben konnten, beschränkte sich auf die hochherzigen Clownerien Gorkis und auf deren dankbare Entgegennahme. Nach der endgültigen Rückkehr des russischen Dichters in die Sowjetunion wird der Briefwechsel zum Monolog Zweigs; als schrie er in die Wüste, als hätten sich die Wogen über Gorkis Kopf zusammengeschlossen; alles bleibt unbeantwortet.

Der Insel-Band ist eine Lizenzausgabe vom Leipziger Reclam-Verlag; die Praxis solcher Übernahmen hat sich bisher gut bewährt: wir verdanken ihr die im Ost-Berliner Aufbau Verlag und im Frankfurter Insel Verlag erschienene vorzügliche dreibändige Swift-Edition (die in der Bundesrepublik wegen der hohen Kosten wahrscheinlich nicht hätte zustande kommen können), ferner die, was die Interpretationen und Kommentare anbelangt, weniger gelungene sechsbändige Puschkin-Edition. Mir scheint jedoch, daß im Fall der Gorki-Zweig-Korrespondenz die Übernahme etwas leichtsinnig war. Denn den sechs-

undfünfzig Seiten des Briefwechsels geht eine dreißig Seiten lange Einleitung voraus. Diese vulgärmarxistisch-linientreue Arbeit Kurt Böttchers ist indiskutabel. Da heißt es über eine Friedensproklamation westlicher Dichter: „Der schöne Utopismus dieser Proklamation, die an die Wandlung des politischen und menschlichen Denkens appelliert, ohne eine revolutionäre Beseitigung des Imperialismus zu fordern, ist nicht zu übersehen.“

Daß nach der Beseitigung des Kapitalismus der Friede von selber ausbrechen würde, ist spätestens seit dem sowjetisch-chinesischen Konflikt auch in der Praxis widerlegt. Und dann all diese ausgehöhlten Parolen vom „Volk“, von der „Volksverbundenheit der Literatur“, vom „Mißtrauen westlicher Dichter in die Massen“; der gräßliche Parteiargon: „... ein abstrakter Moralismus, der die angestrebte Veränderung der Welt als sozial-ethische Aufgabe des einzelnen und nicht als politischen Kampf, geführt auf der Grundlage objektiver klassenmäßiger Erfordernisse begreift.“

Auch ist die Übersetzung der (französischsprachigen) Briefe Zweigs mißlungen; der mit Übertreibungen und Überschwenglichkeiten beladene französische Briefstil, den Zweig offenbar perfekt beherrschte und praktizierte, wurde nicht berücksichtigt: die Briefe sehen nun aus, als hätte sie ein Fiebernder, ein Exaltierter, sich in devoter Unterwürfigkeit masochistisch Gefallender geschrieben.

In den Übersetzungen der russischen Briefe Gorkis findet man Schlampeereien, die die Mühlen der DDR-Verlage früher — und dann, bei einem russischen Klassiker! — nicht hätten durchgehen lassen. Über Stendhal: „Doch habe ich über diesen äußerst origina-

len Menschen, Künstler und Denker, was über ihn in russischer Sprache geschrieben und in diese Sprache übersetzt worden ist, gelesen ...“

Beide Dichter hätten es verdient, daß man ihren Briefwechsel in einer ordentlicheren Form präsentiert.

Maxim Gorki — Stefan Zweig: „Briefwechsel“. Hrsg. von Kurt Böttcher. Aus dem Russischen von Irmgard Neugebauer, aus dem Französischen von Helga Hasselbach. Insel Verlag, Frankfurt 1974. Pb., 127 S., 6,— DM.

**Serie Piper:**

**Marcel Reich-Ranicki**

**Zur Literatur der DDR**

MAXIM GORKI — STEFAN ZWEIG. Aus den Jahren 1923 bis 1936, dem Todesjahr Gorkis, stammen die zum ersten Male veröffentlichten Briefe, siebenundvierzig insgesamt, die hier durch Kommentare und Artikel angereichert werden. Die meisten Briefe stammen von Zweig. Gorki spielt deutlich die überlegenere Rolle, beide aber vergleichen einander wechselweise mit Tolstoi. Der gemeinsame Bezugspunkt ist Romain Rolland. Stefan Zweig zeigt sich eifrig, pathetisch, überzeugt von der Wichtigkeit seines Wortes, Gorki spricht sachlicher, genauer und zuweilen mit sanfter Ironie, verständigen konnten sich beide nur mit Hilfe eines Dolmetschers. Den falschen Tönen zum Trotz war Zweigs Bewunderung für Gorki zweifellos echt, Gorki hat sie erwidert, indem er Zweig zu überschätzen bereit war. — (Maxim Gorki — Zweig: „Briefwechsel“. Hg. v. Kurt Böttcher aus dem Russischen v. Irmgard Neugebauer, aus d. Französischen v. Helga Hasselbach, Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig 1971. 110 S., br., 3,— DM.) R. R. W.

Frankf. Allgen  
1. Okt. 1971



# Marie Antoinettens letzter Weg

Von Stefan Zweig\*)

Um fünf Uhr morgens, während Antoinette noch an ihrem letzten Brief schreibt, werden bereits in allen achtundvierzig Sektionen von Paris die Trommeln gerührt. Um sieben Uhr steht die ganze bewaffnete Macht auf den Beinen, schußbereite Kanonen sperren die Brücken, die großen Strahenzüge, Wachposten durchziehen mit aufgepflanztem Bajonett die Stadt, Kavallerie bildet Spalier — ein unermessliches Aufgebot von Soldaten gegen eine einzelne Frau, die selbst nichts mehr will als das Ende. Oft hat die Gewalt mehr Angst vor ihrem Opfer als das Opfer vor der Gewalt.

Um sieben Uhr schleicht das Küchenmädchen des Gefangenenaufsehers leise in das Kerkerzimmer. Auf dem Tisch brennen noch die beiden Wachslichter, in der Ecke sitzt ein wachlamer Schatten, der Gendarmenoffizier. Zuerst sieht Rosalie die Königin nicht, dann erst merkt sie erschrocken: Marie Antoinette liegt völlig angekleidet in ihrer schwarzen Witwenrobe auf dem Bett. Sie schläft nicht. Sie ist nur müde.

Das kleine rührende Landmädchen steht zitternd, von zweifachem Mitleid bewegt, vor der zum Tode Verurteilten, vor ihrer Königin. „Madame,“ nähert sie sich egriffen, „Sie haben gestern abend nichts zu sich genommen und fast nichts während des Tages. Was wünschen Sie heute morgen?“

„Mein Kind, ich brauche nichts mehr, für mich ist alles zu Ende,“ antwortet die Königin, ohne sich aufzurichten. Aber da ihr das Mädchen dringend etwas Suppe anbietet, die sie besonders für sie bereitet habe, sagt die Erschöpfte: „Nun Rosalie, bringen Sie mir die Bouillon.“ Sie nimmt einige Löffel, dann beginnt das kleine Mädchen, ihr beim Umkleiden zu helfen. Man hat Marie Antoinette nahegelegt, sie möge nicht in ihrem schwarzen Trauerkleid, das sie vor den Richtern getragen, zum Schafott gehen, die auffallende Witwentracht könnte das Volk aufreizen. Marie Antoinette — was gilt ihr jetzt noch ein Kleid? — leistet keinen Widerstand und entschließt sich, ein leichtes Morgenengewand zu nehmen.

Aber auch für diese letzte Mühe ist ihr noch eine letzte Erniedrigung aufgepart. Aus dem natürlichen Verlangen, körperlich rein ihren letzten Weg zu gehen, will sie jetzt ein frisches Hemd anlegen und bittet den wachhabenden Gendarmenoffizier, sich ein wenig zurückzuziehen. Aber der Mann, der strengen Auftrag hat, sie nicht eine Sekunde aus den Augen zu verlieren, erklärt, er dürfe keinen Posten nicht verlassen. So hockt sich die Königin in den schmalen Raum zwischen dem Bett und der Wand, und während sie sich das Hemd überzieht, stellt sich das kleine Küchenmädchen mitfühlend vor sie, um ihre Blöße zu decken.

Mit besonderer Sorgfalt kleidet sich dann die Königin an. Seit mehr als einem Jahr hat sie die Straße nicht mehr betreten, nicht freien Himmel über sich gesehen: gerade dieser letzte Gang soll sie anständig und sauber gekleidet finden; nicht weibliche Eitelkeit ist es mehr, die sie bestimmt, sondern Gefühl für die Würde der historischen Stunde. Sorgfältig strafft sie das leichte Morgenkleid zurecht, sie umhüllt den Nacken mit einem Tuch von leichtem Musselin, wäscht ihre besten Schuhe; das weiß gewordene Haar versteckt eine zweifelhafte Haube.

Um acht Uhr pocht es an die Tür. Nein, es ist noch nicht der Henker. Es ist nur sein Vorbote, der Priester, aber einer von jenen, die den republikanischen Eid geleistet haben. Die Königin weigert sich höflich, ihm zu befehlen; sie erkenne nur unvermeidliche Priester als Gottesdiener an, und auf seine Frage, ob er sie auf ihrem letzten Gang begleiten solle, antwortet sie gleichgültig: „Wie Sie wollen.“

Diese scheinbare Gleichgültigkeit ist gewissermaßen die Schutzmauer, hinter der Marie Antoinette ihre innere Entschlossenheit für die letzte Fahrt vorbereitet. Als um zehn Uhr der Scharfrichter Samson, ein junger Mensch von riesenhaftem Wuchs, eintritt, um ihr die Haare zu schneiden, läßt sie sich ruhig die Hände nach rückwärts binden und leistet keinen Widerstand. Das Leben, sie weiß es, ist nicht mehr zu retten, einzig die Ehre. Nur jetzt vor niemand Schwäche zeigen! Nur jetzt Festigkeit wahren und allen, die es zu sehen begehren, zeigen, wie eine Tochter Maria Theresias stirbt.

Gegen elf Uhr werden die Türen der Conciergerie geöffnet. Draußen steht der Schinderlarren, eine Art Leiterwagen, dem ein mächtiges, schweres Pferd vorgespannt ist. Ludwig XVI., er war noch in seiner geschlossenen Hofkarosse feierlich und respektvoll zum Tode geführt worden, beschützt durch die gläserne Wand vor der größten Neugierde, dem schmerzhaftesten Haß. Inzwischen ist die Republik in ihrem feurigen Lauf unermesslich weitergeschritten; sie verlangt Gleichheit auch für die Fahrt zur Guillotine: eine Königin braucht nicht bequemere zu sterben als jeder andere Bürger, ein Leiterwagen ist gut genug für die Witwe Capet. Als sich dient einzig ein zwischen die Sprossen geschobenes Brett ohne Polster oder Decke: auch Madame Roland, Danton, Robespierre, Fouquier, Lavoisier, Herman, alle, die Marie Antoinette in den Tod

schicken, werden auf dem gleichen harten Brett die letzte Fahrt machen, nur ein kurzes Stück Weges ist die Gerichtete ihren Richtern voraus.

Zuerst treten Offiziere aus dem düstern Gang der Conciergerie, hinter ihnen eine ganze Wachtcompagnie, die Hand am Gewehr, dann kommt ruhig und sichern Schritts Marie Antoinette. Der Henker Samson hält sie an dem langen Strick, mit dem man ihr die Hände auf den Rücken gebunden hat, als ob Gefahr bestünde, daß sein Opfer, umringt von hunderten von Wächtern und Soldaten, ihm noch entlaufen könnte. Unwillkürlich sind die Umstehenden von dieser unvermuteten und unnötigen Erniedrigung überrascht. Keiner der üblichen höhnischen Schreie erhebt sich. Ganz lautlos läßt man die Königin bis zum Karren schreiten. Dort bietet ihr Samson die Hand zum Aufstiege. Neben sie setzt sich der Priester Girard in bürgerlichem Gewand; aufrecht aber bleibt mit unbeweglichem Gesicht der Henker stehen, den Strick in der Hand: wie Charon die Seelen der Verstorbenen, führt er unbewegten Herzens seine Fracht täglich zum andern Ufer des Lebens. Aber diesmal halten sowohl er wie seine Gefährten während der ganzen Fahrt den Dreispitzhut unter dem Arm, als wollten sie sich vor der wehrlosen Frau, die sie zum Schafott bringen, für ihr trauriges Amt entschuldigen.

Der erbärmliche Wagen rattert langsam über das Pflaster. Man läßt sich absichtlich Zeit, jeder soll das einzigartige Schauspiel betrachten können. Auf dem Karren sieht die Königin jedes Holpern des groben Karrrens über dem schlechten Pflaster bis ins Mark, aber unbewegt das blasse Gesicht, mit ihren rotgeränderten Augen starr vor sich hinschauend, gibt Marie Antoinette kein Zeichen von Angst oder Schmerz der enggereihten Neugierde preis. Alle Seelenkraft strafft sie zusammen, bis zum Ende stark zu bleiben, und vergessens spähen ihre grimmigsten Feinde, sie bei einem Augenblick des Verzagens oder Verzagens zu ertappen. Aber nichts macht Marie Antoinette irren, nicht, daß bei der Kirche Saint Roch die angesammelten Weiber sie mit den üblichen Hohnrufen empfangen, nicht, daß der Schauspieler Grammont, um Stimmung in die düstere Szene zu bringen, in der Uniform eines Nationalgardisten vor dem Totenkarren einherreitet und, den Säbel schwenkend, ausruft: „Da ist sie, die infame Antoinette! Jetzt wird sie hin, meine Freunde!“ Ihr Antlitz bleibt ehern verschlossen, sie scheint nichts zu hören, nichts zu sehen. Die auf den Rücken gebundenen Hände steifen ihr nur den Nacken höher empor, geradeaus blickt sie vor sich hin, und all die wilden und bunten Bilder der Straße bringen nicht mehr ein in ihre Augen, die von innen her überflutet

sind von Tod. Kein Zittern regt ihre Lippen, kein Schauer hebt über ihren Leib; ganz Herrin ihrer Kraft, sitzt sie da, stolz und verächtlich, und selbst Helbert muß am nächsten Tage in seinem „Vere Ducasne“ gestehen: „Die Dirne ist übrigens kühn und noch bis zum Ende geblieben.“

★  
An der Ecke der Rue Saint Honoré, an der Stelle des heutigen Café de la Régence, wartet, den Weistift gelehrt, ein Mann, ein Blatt Papier in der Hand. Es ist Louis David, eine der feinsten Seelen, einer der größten Künstler der Zeit. Während der Revolution unter den Schreibern der lauteste, dient er den Mächtygen, solange sie an der Macht sind, und verläßt sie in der Gefahr. Er malt Marat auf dem Totenbett, am achten Thermidor schwört er parhettisch Robespierre, „den Reich mit ihm bis zur Neige zu leeren“, aber am neunten schon, in der verhängnisvollen Sitzung, ist dieser traurige Dursch ihm vergangen: der traurige Dursch zieht vor, sich zu Hause zu verstecken, und entschließt sich durch diese Feigheit der Guillotine. Erbitterter Feind der Tyrannen während der Revolution, wird er der erste Feind, der zum neuen Diktator abschwimmt — nun malt er statt Marats Tod Napoleons Krönung — für den Titel „Baron“ seinen Aristokratenhaß von einst in Lauch gibt. Typus des ewigen Ueberläufers zur Macht, schmeichlerisch vor den Erfolgreichen, unbarmherzig gegen die Besiegten, malt er die Sieger bei der Krönung und die Unterlegenen am Weg zum Schafott. Von demselben Schinderlarren herab, der jetzt Marie Antoinette führt, erpäht ihn auch Danton, der um seine Erbärmlichkeit weiß, und peitscht ihm noch rasch das verächtliche Schimpfmort über: „Lakaienseele!“

★  
Über wenn auch eine Bedientenseele und ein feiges erbärmliches Herz, so hat dieser Mann ein herrliches Auge, eine fehllose Hand. In einem Riß hält er auf silberlichem Blatt das Antlitz der Königin unvergänglich fest, wie sie zum Schafott fährt, eine grauhaft großartige Skizze, mit unheimlicher Kraft noch heiß aus dem Leben geholt: eine gealterte Frau, nicht mehr schön, nur mehr stolz. Den Mund hochmütig verschlossen, wie zu einem Schrei nach innen, die Augen gleichgültig und fremd, sitzt sie mit rückgeschürten Händen herausfordernd aufrecht auf ihrem Schinderkarren, als wäre es ein Thronstuhl. Eine unfähliche Verächtlichkeit spricht aus jeder Linie des verfeinerten Gesichtes, eine unerschütterliche Entschlossenheit aus der hochgehobenen Brust. Dulden, das sich in Trost vermannt, Leiden, das innen zur Kraft geworden ist, gibt dieser gequälten Gestalt eine neue und fürchtbare Majestät. Selbst der Haß kann auf diesem Blatt die Hoffert nicht leugnen, mit der Marie Antoinette die Schmach des Schinderlarrens durch ihre großartige Haltung bezwingt.

Der riesige Revolutionsplatz, die heutige Place de la Concorde, starrt schwarz von Menschen. Zehntausende stehen seit frühmorgens auf den Beinen, um das einmalige Schauspiel nicht zu verkümmern, wie eine Königin, nach dem groben Wort Helberts, „vom nationalen Rasiermesser halbiert wird.“ Stundenlang wartet schon die neugierige Menge. Um sich nicht zu langweilen, plaudert man ein wenig mit einer hübschen Nachbarin, man lacht, man schwätzt, man kauft den Ausrufers Journale oder Karikaturen ab, man durchblättert die neuesten aktuellen Broschüren. Man rät und munkelt, wessen Kopf morgen und übermorgen hier in den Korb fallen wird, und zwischendurch holt man sich Limonade, Brötchen oder Nüsse von den Straßenhändlern: die große Szene ist schon einige Geduld wert.

★  
Über diesem neugierig wogenden schwarzen Gewühl erheben sich starr, das einzig Leblose im menschenbelebten Raum, zwei Silhouetten: die schlanke Linie der Guillotine, dieser hölzernen Bräde, die von Diesseits ins Jenenseits führt; von ihrem Stirnloch blickt in der trüben Oktobersonne der bunte Wegweiser, das frisch geschliffene Beil. Leicht und frei schneidet sie gegen den grauen Himmel, vergessenes Spielzeug eines schaurigen Gottes, und die Vögel, die nicht die finstere Bedeutung dieses graulichen Instrumentes ahnen, spielen in unbedrücktem Flug über sie hin.

★  
Streng aber und ernst erhebt sich daneben, das Tor des Todes stolz überragend, das riesige Standbild der Freiheit von dem Sodel, der früher das Denkmal Ludwigs XV. getragen. Still sitzt sie da, steinern im Stein, die Göttin der Freiheit, und träumt vor sich hin. Ihre weißen Augen starren hinweg über die unruhige Menge zu ihren Füßen und über die nachbarliche Mordmaschine, irgend etwas Fernem und Unsichtbarem entgegen. Sie sieht nicht das Menschliche um sich, nicht das Leben, nicht den Tod, die unbegreifliche und ewig geliebte Göttin mit den träumenden Augen aus Stein. Sie hört nicht die Schreie all derer, die sie anrufen, sie spürt die Kränze nicht, die man um ihre steinernen Knie legt und nicht das Blut, das die Erde zu ihren Füßen düngt. Ein ewiger Gedanke, fremd unter den Menschen, sitzt sie stumm und starr in die Ferne, auf ihr unsichtbares Ziel; sie fragt nicht und weiß nicht, was in ihrem Namen geschieht.

★  
Plötzlich regt sich die Menge, schäumt erregt auf und wird mit einem Male stumm. In dieser Stille hört man wilde Rufe von der Rue Saint Honoré her, man sieht die vorausrückende Kavallerie, und jetzt biegt um die Ecke der tragische Karren mit der gefesselten Frau, die einst Herrin von Frankreich war; hinter ihr steht, den Strick stolz in der einen Hand, den Hut demütig in der andern, Samson, der Henker. Böllig still wird es auf dem riesigen Platz. Die Ausrufers rufen nicht mehr, jedes Wort verstrummt, so still wird es, daß man das schwere Stampfen des Pferdes und das Klacken der Räder vernimmt. Die Zehntausende, die eben noch munter schwätzten und lachten, sehen plötzlich beflommen mit einem gedankten Gefühl des Grauens auf die Blasse gebundene Frau, die keinen von ihnen anblickt. Sie weiß: nur diese letzte Probe noch! Nur fünf Minuten Sterben noch und dann Unsterblichkeit.

\*) Aus dem im Insel-Verlag, Leipzig, erscheinenden Buch Marie Antoinette, Bildnis eines mittlern Charakters.



W. L. H.  
Fagelblatt  
8. III. 1927

# Stefan Zweig.

Von [Magdruck verboten.]

Romain Rolland.

Zeit Kriegsende macht Frankreich bedeutende Anstrengungen, die Kunst des Auslandes kennen zu lernen. Nach der Einspernung des nationalen Denkens, mit seinen Verbrauchsbeschränkungen, ist man nun so hungriger geworden und nach Öffnung der Grenzen erwallte man mit beiden Händen Nahrung aus der Fremde. Solche Wiedergeburt gierig jungen Lebens ist ein glückverheißendes Anzeichen; es erinnert an das leidenschaftliche Europa verlangen der französischen Generation vor hundert Jahren, zwischen 1820 und 1830, die sich um die Zeitschrift „Globe“ sammelte und Ampère nach Weimar entsandte, um Goethe die Grüße dieses Kreises zu übermitteln. Wir müssen uns dessen freuen, aber solch ein Augenblick will eilig genossen und genützt sein. Er ist kurz, der Augenblick. Es ist ein Gesetz, daß der Geist, nachdem er sich in die Außenwelt versplittert hat, dann bei geschlossenem Hause sich wiederum sammelt. Trachten wir, daß er bis dahin aus der weiten Welt einen Vorrat der besten Früchte des Geistes geerntet hat!

Da liegt nun eben die Gefahr. Der Geist versteht nicht immer zu wählen. Trotz aller Kritik an Frankreich wünscht das fremde Geistesleben brennend Frankreichs Weisheit. Von altersher wird Ruhm erst in Paris endgültig besiegelt. So haben denn gleich nach dem Frieden durch den ersten Türspalt neben ein paar wahren Künstlern sich gleich ganze Scharen von Nachahmern und Maltern in fremder Kunst auf Frankreich gestürzt. Das führte zu bedauerlichen Mißgriffen. Die Flinksten und Lärmendsten besetzten die ersten Plätze und es stand zu fürchten, sie würden die ganze Gasttafel in Anspruch nehmen. Manche ehrliche, gesammelte Künstler ekelte solches Zurschaustellen in Salons und bei Banketten; so blieben sie abseits und sich selbst vergessend, wurden sie vergessen. Das Tollste war, daß gewisse deutsche Schriftsteller, die alle Narheiten nationalistischer Wut gegen Frankreich mitgemacht hatten, in Paris gefeiert wurden, während Frankreichs wahre Freunde, die im Kriege treue Hüter europäischen Geistes gewesen waren, bis auf ein oder zwei Ausnahmen systematisch übersehen wurden.

So beginnt erst in jüngster Zeit in Frankreich Herrmann Hesse sich durchzusetzen, einer der reinsten Künstler Deutschlands, ein Dichter und Erzähler vom Schlage Goethes und Gottfried Kellers. Zu ewig in der Abgeklärtheit seiner Form und seines Denkens, um nicht von den Tagesmoden verachtet zu werden. Und selbst zu sehr ihr Verächter, um nicht in seiner asketisch vornehmen Einsiedelei zu Montagnola ihres plumpen Weisfalls entraten zu können.

Ganz so mußte man nach dem Frieden noch sieben Jahre warten, ehe, dank dem klugen Kunstverständnis der Leiter des Verlagshauses Stock, im französischen Buchhandel das erste Werk des großen

österreichischen Dichters erscheinen konnte, der im Bereiche des deutschen Schrifttums auf Glanzvollste in beständiger Treue den europäischen Geist verkörpert, die höchsten künstlerischen und gedanklichen Ueberlieferungen des alten Deutschland, dessen Basilika das heilige Weimar ist.

Es ist mir eine Bruderpflcht, Stefan Zweig bei der französischen Lesewelt einzuführen<sup>1)</sup>. Eigentlich habe ich dies schon einmal getan, in meinem Kriegsbuch — im Friedensbuch während des Krieges — „Die Vorläufer“, anlässlich seines schönen Dramas „Jeremias“, des Symbols der ewigen Tragödie der Menschheit, daß sie die Propheten kreuzigt, die sie retten wollen: Vox clamantis in deserto.

Vor allem darf Frankreich nicht vergessen, was Stefan Zweig ihm und seiner Kunst gewesen ist: der vollendete Uebersetzer und Kenner, der Verdeutschter der Vaudelaire, Rimbaud, Gautier, Marceline Desbordes-Valmore; des Gesamtwerkes eines Shakespeare, das man seine Ausstrahlung über Mitteleuropa dank ihm und, während des Krieges, der Gefährte des Schöpfers Joseph Schöffel und des Ekrambaukt — der Mann, der in den düsteren Tagen der europäischen Katastrophe, als alles vernichtet schien, den unerschütterlichen Glauben verkörperte, den Glauben an die geistige Gemeinschaft Europas, die große Freundschaft in Geistesgrenzen.

Aber Stefan Zweig geht nicht zu dem zurück, die durch die Flutwelle des Krieges im verzweifeltsten Instimmeln über sich hinausgehoben wurden. Er ist der geborene Künstler, dessen Schaffen von Krieg und Frieden unabhängig ist, was er allen äußeren Umständen — er lebt, um zu schaffen. Der Blick in Goethes Sinne. Dem das Leben Substanz der Kunst ist, und Kunst der Blick, der ins Herz des Lebens taucht. Von nichts ab und nichts ist ihm fremd: keine Form der Kunst, keine Form des Lebens.

Als früh berühmter Lyriker, Essayist, Dramatiker, Erzähler, hat er alle Saiten meisterhaft angezogen.

Der vorstehendste Zug seiner Künstlerlichkeit ist leidenschaftlicher Wissensdurst, nie ermattende, nie zufriedigte Neugier, dämonischer Drang, alle Leben zu schauen und zu kennen; dies hat ihn zum fliegenden Holländer gemacht, zum ungetriebenen Wanderer, der, stets unterwegs, alle Gefilde der Welt durchstreift, immer beobachtet und vernimmt seine innerliche Welt auf der Durchreise im Hotelzimmer schreibt, alle Bücher auf dem Wege verschlingt, Autogramme errassend, von denen er in seinem kleinen Heim auf dem steilen Hügel über der Mozartstadt eine kleine Sammlung zustande gebracht hat, im fieberhaften Verlangen nach Entzifferungen des Geheimsten großer Männer, großer Kämpfer, großen Schöpfungen, Entschleierung dessen, was das Publikum verschweigen, nicht eingestehen, — enthüllen, während ist seine Liebe zum Genie; entzieht er diesem die Luft, ist es nur.

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz ist die Vorrede zum ersten Band, die jetzt französisch erscheinen.

es tiefer lieben zu können — ein Dichter mit dem unheimlichen Schlüssel des Doktor Freud, zu dessen ersten Freunden und Bewunderern er gehörte, und dem er seinen größten Essayband zugeweiht hat „Der Kampf mit dem Dämon“, ein Seelenjäger. Aber die er erbeutet, fängt er lebend, tötet sie nie. Mit welchen Schritten pürscht er sich an den Rand des Gehölzes heran und, während er in schönen Büchern blättert, belauscht, belauert er klopfenden Herzens Flügelrauschen, Nestknacken, Jagewild, das zu Nest und Erdbau lehrte; sein Leben ist vermengt mit dem des Menschenwaldes . . .

Man sagt, Sympathie ist der Schlüssel des Erkennens. Für Zweig trifft das zu. Aber auch das Umgekehrte stimmt: Das Erkennen als Schlüssel der Sympathie. Er läßt durch Intelligenz. Er begreift durch das Herz. Und dieser beiden Weisen Vermengung bewirkt, daß bei ihm, wie bei einem Helben seiner Erzählungen, glühende psychologische Neugier alle Anzeichen fleischlicher Leidenschaft aufweist.

Es ist, als hungere er danach, wie nach Stunden der Verschmelzung, in denen sich der Dualismus auflöst, der sein Inneres beunruhigt, der Zwiespalt von „Blut“ und „Geist“.

Man wird kaum sehr fehlgehen; wenn man in diesem dunklen Dünge, in solch zugleich wollüstigem und bänglichem Streben so recht das Zentrum, den Wesensgrund findet, der die Komposition seiner wichtigsten Essay- und Novellenbände bestimmt hat.

\*

Es ist gerade ein Hauptzug des Künstlers Stefan Zweig, daß er der Komposition solche Bedeutung beimißt, und zwar nicht bloß innerhalb einer Novelle oder eines Essay, sondern bei Zusammenstellung von Essays oder Anreihung von Erzählungen. Jedes Buch stellt eine mit sicherer, verfeinerter Kunst berechnete und gestaltete Harmonie dar. Nichts ist so selten in unserer Epoche natürlicher oder gewollter Zusammenhanglosigkeit, die alles aus dem Stegreif macht, Impressionen bunt zusammenwürfelt. Dieser hohe und feine musikalische Sinn, den das lärmgewohnte Ohr der Zeit nicht genügend wahrnimmt, fesselt mich am meisten an Werke Stefan Zweigs. Und eben dies möchte ich ins Licht stellen.

Jeder seiner Bände ist wie eine Sinfonie in bestimmter Tonart und in mehreren Sätzen. Sein Werk zerfällt in Reihen: jede ist wie ein vielteiliges Gemälde; jedes Buch eine Bildtafel, die mit dem Zentralgemälde zusammenhängt.

Unter diesem Gesichtspunkt umfaßt etwa der Zyklus der Novellen drei schöne Gruppen, deren jede ein Hauptthema abwandelt.

Zunächst „Erstes Erlebnis“, vier Geschichten aus dem Kinderland . . . O süße Angst der ersten Dämmerungen . . .

Als zweite Amot, die „Unterwelt der Leidenschaften“ . . . „Erst wo Geheimnis wirkt, beginnt das Leben . . .“

Der dritte Band, „Verwirrung der Gefühle“, schärft noch tiefer . . . in das dornendickste Gestrüpp des Herzens, Wirrnis des Gefühls . . .



19 / 2 Exempl

# „Ich fühle mich absolut pro-kontinental“

Autographen-Liebhaber unter sich - Unbekannte Briefe Stefan Zweigs aus der Emigration

Die folgenden vier Briefe bilden einen kleinen Ausschnitt aus der insgesamt 62 Schriftstücke umfassenden Korrespondenz zwischen Stefan Zweig und Gisella Selden-Goth. Stefan Zweig besaß, wie man weiß, eine der größten privaten Kollektionen von Autographen. Das erste Stück, ein Hebbel-Manuskript, hatte er bereits mit fünfzehn Jahren erworben. Später standen dem erfolgreichen Schriftsteller, dessen Bücher in mehreren Millionen Exemplaren verbreitet waren, für seine Liebhaberei reichliche Mittel zur Verfügung.

Aber es ging Stefan Zweig nicht um die Menge der Objekte. Er war auch als Sammler Künstler und Seelenforscher. Mit Hilfe der Autographen versuchte er, Einblick in den genetischen Prozeß des Schaffens zu gewinnen. Er sammelte also nicht „Zufallsbriefe und Albumblätter von Künstlern, sondern nur Schriften, die den schöpferischen Geist in schöpferischem Zustand zeigen“. Von Kennern der Arbeitsweise Zweigs wird bezeugt, daß ihm bei der Konzeption seines großen Balzac-Buches die vielen Originalmanuskripte des großen Romanciers sehr wichtig und hilfreich waren.

Zweigs umfangreiche Sammlung bestand aus drei Abteilungen: Manuskripte von Dichtern, von Musikern und einer fast vollständigen Kollektion von Autographen-Katalogen seit der Goethe-Zeit. In der ersten Abteilung fanden sich wertvollste Stücke, die er von seinen Dichter-Kollegen zum Geschenk erhalten hatte: von Romain Rolland einen Band des „Jean Christophe“, von Rilke das Manuskript der „Weise von Liebe und Tod“, von Claudel „L'Annonce faite à Marie“, von Gorki Prosaskizzen und von Freud eine Originalstudie. Auch unter Zweigs Musikautographen gab es wertvollste Objekte, vor allem aus der Zeit der Wiener Klassik, zum Beispiel Mozarts „Veilchen“. Alle diese Schätze waren in Stefan Zweigs Salzburger Haus auf dem Kapuzinerberg liebevoll verwahrt und wurden den Gästen gern und mit Stolz gezeigt.

Wenn man bedenkt, wieviel Zeit und Mühe Stefan Zweig an seine Sammlung wandte und mit welcher Leidenschaft

In diesen Tagen erscheinen im Deutsch-Verlag, Wien, von Stefan Zweig „Unbekannte Briefe aus der Emigration an eine Freundin“, 64 Seiten, 10 DM. Die Adressatin ist Gisella Selden-Goth, Musikkritikerin und Busoni-Biographin, mit der der Dichter über lange Jahre hinweg korrespondierte. Der Wiener Kritiker und Redakteur der „Furche“, Prof. Helmut A. Fiechtner, kommentiert diesen Briefwechsel.

er an seinen Schätzen hing, so ist es erstaunlich, wie sehr er sich die Fortführung seiner Sammlertätigkeit verbot, als für das Vorhandene keine Sicherheit mehr bestand und die Möglichkeit, Neues zu erwerben, immer mehr

eingeschränkt war. Schließlich trennte er sich mit wenigen Ausnahmen, ganz von seinen geliebten Autographen: Er verkaufte und verschenkte die kostbaren Manuskripte, von denen sich die meisten in der Bodmerschen Sammlung, in der Österreichischen Nationalbibliothek und in der Bibliothek von Jerusalem befinden. Denn Zweig hatte sich immer nur als Bewahrer, nicht als Besitzer dieser Kostbarkeiten empfunden.

Die Adressatin der folgenden Zweig-Briefe, Frau Gisella Selden-Goth, entstammt einer Budapester Familie und lebt seit vielen Jahren in Florenz. In ihrer Jugend war sie Kompositionsschülerin Béla Bartóks und dem großen Künstler bis in die Zeit seines amerikanischen Exils verbunden. Sie verbrachte die zwanziger Jahre an der Seite ihres Gatten, eines Journalisten, in Berlin, stand dort Fruccio Busoni nahe (über den sie 1922 eine auch heute noch gültige Monographie verfaßt hat) und schrieb ungezählte Musikkritiken und Feuilletons.

Sie lernte Stefan Zweig knapp vor Beginn der Hitlerzeit in Salzburg kennen und blieb mit dem Schriftsteller, dem sie häufig auch persönlich begegnet ist, bis kurz vor dessen Tod im Jahr 1942 in brieflichem Kontakt. Das gemeinsame Interesse waren die Autographen, von denen Frau Selden-Goth einige besonders wertvolle (von Bach bis Schönberg) besitzt, die in der großen Musikbibliothek von Florenz in der Torre del Diavolo gehütet werden.

Obwohl Stefan Zweig zum Zeitpunkt, als die Korrespondenz mit Gisella Selden-Goth einsetzt, nicht mehr selbst sammelte, ja damals, wie erwähnt, seine Autographen-Sammlung liquidierte, erlosch sein Interesse an der früheren Passion nicht. Diesem Umstand verdanken wir diese Korrespondenz, die nicht nur für Musiker und Stefan-Zweig-Spezialisten von Interesse ist — weil sich in ihr auch ein Stück Zeitgeschichte spiegelt.

H. A. F.

## Klares Denken statt politischer Parolen

Villa Souvenir, Waldquellzelle  
Marienbad, den 19. 8. 1935

Liebe verehrte Freundin!

Zuerst meinen Glückwunsch zu dem Haydn-Autograph. Man muß sich in diesen Zeiten ab und zu solche kleine Freuden gönnen, weil einem die große Freude, das hohe C nicht mehr gelingt. Ich stelle mir das kleine Musikstück entzückend vor: Mir ist der alte Papa Haydn nirgends lieber als wenn er lustig und übermütig ist. Da übertrifft er noch Mozart, während sein Ernst doch ein wenig spießbürgerlich und methodisch wirkt.

Von Salzburg ist es mir leid, zwei oder drei Musiksachen versäumt zu haben und vier oder fünf Menschen, aber ich bin glücklich, dem Trubel, den Sie so famos schildern, aus dem Wege gegangen zu sein. So ziemlich alle Bekannten, die wir in Europa haben, auf einen Schluck und Ruck verspeisen zu sollen, hätte doch eine seelische Magenverstimmung zur Folge gehabt, und hier wiederum genieße ich unerhört die Ruhe der Wälder und es gelingt mir, die gewisse rundlich behagliche Linie, die mir äußerlich nicht zu mir passen will, allmählich in konkavere Formen zu bringen. Seine körperliche Beweglichkeit zurückzugewinnen, heißt auch der geistigen helfen und das tut vor allem not.

An musikalischen Begegnungen fehlt es auch hier nicht, ein sehr skurriler Dirigent und Musiker namens Waghalter ist hier und will mir seine Oper vorspielen und Ende dieser Woche sehe ich Szell aus Prag. Wirklich beunruhigt hat mich dagegen von Einstein zu hören, daß er im Sommer nicht ganz gesund war, hoffentlich finden Sie ihn schon wieder wohlauf.

Ich wünsche Ihnen nun vom Herzen, daß Sie in ein ruhiges Italien zurückkehren mögen: welches Schrecknis noch einmal in einem Land einen Krieg zu erleben, täglich die echten und falschen Begeisterungen zu hören und zu sehen, in einer Sache die uns moralisch widerstrebt. Ich denke doch, daß Sie in diesem Falle wie einst Urlaub ins Ausland

nehmen würden und da wäre ja die Möglichkeit, Sie bald wiederzusehen.

Ich will für ein paar Tage nach Wien und dann nach Paris, um eine Festwoche zum siebzigsten Geburtstag Rollands vorzubereiten, dann nach London und im Winter jedenfalls nach dem Süden, getreu Nietzsches Wort: „denn Norden ist ein Irrtum“. Ich habe mich furchtbar über das Bildnis Trudes gefreut und mich dabei geschämt, Thomas Mann noch nicht geschrieben zu haben, ein Brief an ihn liegt nun bei, den Trude überbringen möge.

Herzlichst Ihr Ihnen beiden getreu  
ergebener  
Stefan Zweig

\*

Hotel Regina  
Wien, den 20. 12. 1935

Liebe Frau Selden-Goth!

Seien Sie herzlich begrüßt und bedankt für Ihren lieben Brief. Wir wollen heute abends mit Alfred Einstein noch herzlich Ihrer gedenken und haben es auch jüngst mit Lavinia in Zürich auf das eindringlichste getan.

Mir tut es bitter leid, daß das so geliebte und heitere Italien jetzt dermaßen erregte und gespannte Stunden zu überstehen hat, der Kampf ist etwas zu ungleich, England sorglos und in Reichtum schwimmend, völlig in seinen Geschäften und Vergnügungen unbehindert durch den Konflikt, andererseits Italien, wo wahrscheinlich jeder die Spannung der Lage bis in die Nerven fühlt.

Ich kann da gar nicht versuchen gerecht zu werden, weil ich absolut parteilich fühle, pro-kontinental, pro-europäisch und weil wir durch unsere Sorgen und unser staatliches Schicksal so ganz mit dem Italiens verbunden sind.

Wenn man, wie ich, in London den Überfluß und die Kaufwut der Weihnachtswochen und den phantastischen Luxus (viel mehr als voriges Jahr) mit ansah, geht einem diese Art der Moral

vielleicht ebenso auf die Nerven wie unten in Italien der nervöse Über-schwang — wann kommt einmal wieder die vernünftige Mitte, wann kommen wir zum klaren Denken statt der politischen Parolen! Man hätte Lust fromm zu werden, wüßte man, daß Gebete helfen können und unser Gebet wäre morgens und abends das uralte „dona nobis pacem“.

Hoffentlich, trotz allem und trotz allem, haben Sie schöne Festtage und nehmen Sie mit Ihrer lieben Tochter die herzlichsten Grüße Ihres getreuen

Stefan Zweig

\*

49, Hallam Street, London W. 1,

6. 1. 1938

Liebe verehrte Freundin, verzeihen Sie, daß ich nicht schreibe. Aber man ist zu verzweifelt über den Lauf der Dinge — alles gelingt den Gegnern und restlos alles; wo wir mit dem Herzen sind und waren, geht alles zugrunde. Auch Palästina haben die Engländer aufgegeben (innerlich), dazu Rumänien! Es ist zum Verzweifeln oder zum Radical-werden.

Vielleicht wird die große Pleite, die am Horizonte steht, die Völker aufwecken: hier in England sind gigantische Summen verloren worden und ebenso wie in America die prosperity bedroht. Ach, man kann nur arbeiten — ich habe übrigens für Ende 1938 eine Vortragstournée nach Amerika abgeschlossen, um ein paar Monate in ganz anderer Sphäre zu leben.

An das Sammeln denke ich kaum mehr, obzwar jetzt manches billiger zu haben sein wird und der Augenblick richtig wäre. Aber ich habe mit jener Wagnercollection doch einen großen Griff getan, es sind schon sehr erstaunliche Stücke, wie man sie seit Jahren nicht gesehen (alles aus der Frühzeit, auch ein Brief einer der lang unterdrückten und von Dankbarkeit triefenden an Mayerbeer ist dabei).

Von Walter höre ich gar nichts, ach, man soll heute als Jude kein Amt und keine Würden haben, denn es ist schwer mit den ewigen Compromissen durchzukommen. Sie wissen nicht wie glücklich ich bin, abseits zu leben (nur von täglichen herzerreißenden Bettel-briefen aus Österreich und der Emigration verfolgt).

Wir müssen einmal ausführlich wieder beisammen sein — ich gehe in meinem Isolationsbedürfnis wahrscheinlich jetzt nach Portugal und dann über den französischen Süden zurück, sechs Wochen will ich ausbleiben: vielleicht streife ich auch an Italien vorbei. Ich habe viel Arbeit hinter mir, viel vor mir.

Alles Herzliche Ihres getreuen

Stefan Zweig

Lavinia M. wird während meiner Abwesenheit in meiner Bude hausen,

\*

49, Hallam Street, London W. 1,  
22. April 1938

Liebe verehrte Freundin!

Nur einen raschen Dank für Ihren guten Brief. Sie haben immerhin einen großen Trost, dem Maestro nahe zu sein. Ich verstehe seine tiefe Melancholie, denn es geht ja jetzt nicht mehr um einzelnes Unrecht und einzelnes Unglück, sondern darum, daß die wesentlichen Fundamente, auf denen wir unsere Welt aufbauten, eingestürzt sind. Bitte sagen Sie ihm alle meine Liebe und wie sehr ich mich freue, mit ihm zu sprechen. Unser einziger Trost mag sein, daß wir den Tiefpunkt vielleicht doch schon erreicht haben. Ich kann mir nicht ausdenken, daß die Erbitterung der Besten und die Verzweiflung von unzähligen Millionen sich nicht doch einmal in produktive Kraft verwandeln sollte.

Ich konnte einen ganzen Monat nicht arbeiten und soll und muß nach allen Seiten helfen, obwohl ich mir selbst nicht zu helfen vermag. Es sind die ordinärsten, widrigsten, kleinlichsten Probleme der Außenwelt, die einen beschlagnahmen, die Frage der Staatsbürgerschaft, des Passes, des Wohnorts, der Familie, der Bücher, des ganzen literarischen Schicksals. Jede einzelne Entscheidung lebensverantwortlich, weil man doch ein viertes und fünftes Mal nicht mehr wird beginnen können. Ich habe mich sehr zurückgezogen und sehe wenig Leute.

Zu dem Pergolesi möchte ich Ihnen dann sehr raten. Sehen Sie ihn sich doch an, ich glaube, eine solche Gelegenheit kommt nicht so bald wieder.

Mit vielen Grüßen Ihr getreu ergebener  
Stefan Zweig

January 20 1971  
THE NEW YORK TIMES, WEDNESDAY, JANUARY 20,

## Mrs. Friderike Maria Zweig, 85, A Novelist and Biographer, Dies

Mrs. Friderike Maria Zweig, the former wife of the late Stefan Zweig, the Viennese writer, died Monday at 288 Ocean Drive West, Stamford, Conn. She was 88 years old and lived in Stamford for many years.

Mrs. Zweig and her husband, to whom she was married in 1920, were divorced in 1939, and she came to the United States the following year. Mr. Zweig and his second wife died in a suicide pact in Brazil in 1942.

Herself a well-known literary critic, novelist and biographer in Europe and her husband's amanuensis, Mrs. Zweig wrote a biography of the psychological novelist that appeared here

in 1946. She was also a founder of the Stefan Zweig Society, devoted to a study of the author of such books as "Amok" and "Conflicts."

Mrs. Zweig was decorated by the Austrian Government and the city of Vienna for her work in promoting Austrian-American cultural ties. She was a founder of the American-European Friendship Association, which provided exchanges for scholars, artists and students on both continents.

Mrs. Zweig is survived by two daughters of her first marriage, to Dr. Felix Edler von Winternitz. They are Mrs. Elisabeth Stoerk and Mrs. Susanne Hoeller, both of New York.



*Arbeits*

Friday, May 14, 1965

## **Literarische Welt**

### **Welt von gestern in neuem Glanz**

**Friderike Maria Zweig: "Spiegelungen des Lebens" (Hans Deutsch-Verlag, Wien-Stuttgart-Basel)**

R.B. Ihre Rolle, Weggefährtin eines grossen Dichters gewesen zu sein, hat Friderike Maria Zweig, selbst schöpferisch und nachdichtend tätig, mit Anstand und Würde getragen. Sie war, wie Alma Werfel-Mahler, eine wache, aber streng objektivere Beobachterin von Menschen in zwei Welten und in zwei, einander gänzlich verschiedenen Zeitläuften. In den Lebenskreis des Ehepaares Stefan Zweig, zuerst in Oesterreich, dann in Italien,

England und Amerika, war eine grosse Zahl bedeutender Menschen getreten, deren Gehaben und Charakter Friderike Zweig liebevoll, wie es ihrem fraulichen Wesen eignet, sondierte und nun in diesem Buch des Erinnerns mehr nachzeichnet als analysiert.

Es geht ihr nicht um Enthüllungen und Klatschereien, die auch in jener versunkenen "Welt von gestern" nicht gefehlt haben, der Stefan Zweig, Weltbürger katexochen, in selbstzerfleischender Wehmut nachtrauerte. Hier werden in zarten Pastellfarben Porträts grosser Geister gemalt, wie sie in ihrer positiven Stärke auf eine nahverwandte Seele wirkten, die spontan allem Schönen, Edlen, Fortschrittlichen, in erster Linie aber allen friedenswirkenden Kräften zugetan war.

Darüber hinaus bildet das eigenpersönliche Schicksal der heute hochbetagten, aber gelstig und körperlich unverändert frischen Dame die begleitende Grundmelodie dieser Lebensrückschau; eine Melodie, die auch trotz Leid und Weh nicht den zauberischen Klang eines hoffnungsvoll nach oben blickenden Herzens verlor.

Solcher Art wächst diese Retrospektive — enthüllt sie auch den letzten strahlenden Schimmer der untergehenden Donaumonarchie, das Inferno der zer-

rütteten Nachkriegsjahre und der Hfsterzeit — aus den Gefilden der Vergangenheit in die von unvermindertem Optimismus getragene Gegenwart. Die Dichterin dokumentiert Verstehen und Verzeihen auch für jene Dinge und Menschen, die zur allmählichen Entfremdung zwischen ihr und Stefan Zweig beitrugen; über das Drama von Petropolis wird nichts grundsätzlich-Neues enthüllt, es sei denn, dass mit Stefans Freitod Friderikes Liebe für ihren Weggefährten nicht das Ende fand.

Eine auch die neue Generation ansprechende Lektüre, da in diesen "Spiegelungen" Menschenleben Auferstehung feiern, die einer grossen Epoche unseres Jahrhunderts und mit bis zum heutigen Tage wirkender Nachstrahlung den Stempel aufgedrückt haben. Eine Korrigierung mancher satztechnischer Schwächen und grammatikalischer Fehler hätte zum Genuss dieses Aufzeichnungen beitragen können.

## In memoriam Friderike Zweig

„Nun hast du mir den ersten Schmerz getan; der aber traf...“ Diese Worte Chamisso's spreche ich im Geiste zu Friderike Maria Zweig, die am 18. Januar in Stamford (Connecticut) im Alter von 88 Jahren an den Folgen eines Schlaganfalls gestorben ist.

Wie Stefan Zweig, dessen Leben sie 25 Jahre lang teilte, war Friderike Zweig ein menschenverbindender und kulturvermittelnder Geist, eine Meisterin der Freundschaft mit einem über die ganze Welt verbreiteten und alle Altersgruppen einschliessenden Freundeskreis, 1892 in Wien als Friderike Burger geboren, war sie in erster Ehe mit Felix von Winternitz und von 1919 bis 1939 mit Stefan Zweig verheiratet. In Europa war sie als Journalistin und Übersetzerin aus dem Französischen (u.a. Verhaeren, Arcos, France) tätig und

leitete die Salzburger Gruppe der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit.

1939 emigrierte sie über Frankreich nach den Vereinigten Staaten und gründete in New York das „Writers Service Center“, das in den ersten Kriegsjahren zahlreichen emigrierten Schriftstellern bei der Übersetzung und Publikation ihrer Werke half und auch mehrere Bände als Verlag herausgab. Friderike Zweig war Mitbegründerin der „American-European Friendship Association“ und Veranstalterin der beliebten allsommerlichen „Freundschaftswochen“ in Stamford. Als Mitbegründerin von „Resources Unlimited“ half sie körperlich behinderten Menschen, ihr Gebrechen nicht zum seelischen Hindernis werden zu lassen. Bis vor wenigen Jahren war sie Sprachlehrerin an der ihr benachbarten Roosevelt School. Österreich ehrte sie in

den letzten Jahren mehrfach: mit dem Professortitel, der Silbernen Medaille der Stadt Wien und dem Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaften.

Friderike Zweig, die Ehrenmitglied des österreichischen PEN-Clubs war und den amerikanischen PEN-Women angehörte, war die Verfasserin mehrerer Romane (der letzte „Riesen sind einsam“, ist unveröffentlicht) und eines Bandes historischer Skizzen, „Wunder und Zeichen“. Ihren grössten Erfolg als Biographin erzielte sie mit Büchern über Louis Pasteur (1939) und Stefan Zweig (1946). Diesem widmete sie 1961 auch eine Biographie, nachdem sie ihren Briefwechsel mit ihm bereits 1951 veröffentlicht hatte. 1964 folgte ihre Autobiographie, „Spiegelungen des Lebens“. Das Erscheinen von „Greatness Revisited“, einer Auswahl ihrer Essays in englischer Sprache (Branden-Press, Boston) hat sie nicht mehr erlebt.



Friderike Zweig  
in einer für sie charakteristischen Haltung:

Photo Lisa Hoffman

Ihr Lebensabend war verklärt, denn bis ins hohe Alter hinein war sie ein allem Schönen, Posi-

## „Holocaust“-Lehrstuhl in New York

Der erste Lehrstuhl für „Holocaust“-Studien in USA wurde an der Yeshiva University errichtet. Lucy Dawidowicz, Professorin für Geschichte an der Universität, wurde mit dem Ressort beauftragt. Sie ist Autorin des Buches „The Golden Tradition: Jewish Life and Thought in Western Europe“. Die Schaffung des Lehrstuhls wurde durch eine Spende des Ehepaars Paul Lewis in Dallas, Texas, ermöglicht.

tiven, Geistigen aufgeschlossener, unermüdlich tätiger, stets hilfsbereiter Mensch. Alle Leser ihrer Schriften, aber ganz besonders diejenigen, denen es vergrönt gewesen ist, Friderike Zweig geistig und menschlich nahezustehen, werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Harry Zohn



Südd. Zeitung.

München, ca. Nov. 1964

## Friderike Zweig erzählt ihr Leben

FRIDERIKE MARIA ZWEIG: *Spiegelungen des Lebens*. Verlag Hans Deutsch, Wien/Stuttgart. 300 Seiten, 24 Bildtafeln, Leinen 24,50 DM.

Die Witwen und die Verlassenen großer Männer schreiben ihre Memoiren: Am wenigsten delikats tat es Frau Alma Mahler-Gropius-Werfel. Corinths Gattin hat es recht artig unternommen; zwei Verflorsene des großen Picasso griffen gleichfalls zur Feder, nicht ohne Wehmut, aber ihre Bücher sind lesbar, denn sie zeigen den Alltag eines Mannes, der eigentlich nie einen Alltag gehabt hat: Für Picasso ist jeder Tag Arbeitstag und Sonntag zugleich. Auch Gérard Philipes Witwe hat Erinnerungen aufgezeichnet — „Nur einen Seufzer lang“ —, und unsere Liste ist damit lange nicht vollständig.

Jetzt wird sie vermehrt durch Friderike Maria Zweig, geborene von Winternitz, die „Spiegelungen des Lebens“ aufzeichnet. Ihr geht es einzig um Stefan Zweig, gelegentlich zärtlich „Stefzi“ genannt, einem der größten Erfolgsautoren, den es von 1933 in Deutschland gab. In Wien geboren, in Salzburg heimisch geworden, nach London emigriert, dort von Friderike geschieden und dann durch Selbstmord gemeinsam mit seiner zweiten Frau Lotte in Südamerika aus dem Leben fortgegangen.

Das Buch der Friderike Maria Zweig, die heute als hochbetagte Dame in Stamford, Con-

necticut, lebt, Mutter zweier Töchter aus erster Ehe — ihr Buch liest sich höchst zwiespältig, und das liegt zum Teil an seiner Anlage, seiner Komposition. Der erste Teil bringt Tagebuchaufzeichnungen, die Friderikes Verhältnis zu Zweig in einem oft jungmädchenhaften Ton schildern, der zweite Teil spiegelt ihr Leben nach der Trennung, die für die Verlassene bei genauem Zusehen nicht den Charakter einer Trennung hat. Zusammengehalten werden die beiden Teile hier durch die schwärmerische Liebe eines jungen Mädchens der Vorkriegszeit, dort durch den Versuch, einen schwierigen, ichbezogenen Schriftstellercharakter so darzustellen, wie ihn die junge Frau hat sehen und verstehen wollen. Nun wünscht sie, daß ihr Bild von Stefan Zweig in die Literaturgeschichte eingehe. Ihr Unterfangen scheint mir nicht geglückt; Zweig war ein ausgesprochener Egoist und obendrein extrem labil, was ihn in der Zeit nach 1933 begreiflicherweise noch hilfloser, noch komplizierter machte, woraus sich seine ängstliche Bindung an die zweite Frau, seine Sekretärin, erklären mag. Friderikens Tagebücher sind häufig sentimental und oft banal, stilistisch gelegentlich unausgeglichen; das hindert nicht, daß man Friderike Zweig für eine lebensstüchtige, umsichtige Frau halten muß, die den Schriftsteller in einer Glorione sieht, begreiflich und ihr gutes Recht. Ich meinerseits glaube, daß Stefan Zweig noch zu sei-

nen Lebzeiten vielfach überschätzt wurde.

Das Buch seiner geschiedenen Frau gewinnt in dem Augenblick eine gewisse Bedeutung, wo Friderike Zweig ihr eigenes Schicksal zu schildern beginnt, oder auch dort, wo sie, vielleicht etwa zu impressionistisch, von Begegnungen berichtet mit Menschen, an die wir heute noch gerne denken, an Romain Rolland, an Josef Roth, an Martha Freud. Bruno Walter oder Toscanini, Alexander Moissi und Max Reinhardt spielten während der Salzburger Jahre begreiflicherweise eine gewisse Rolle. Trotzdem bleiben diese Menschen ein wenig unwirklich; Schattenbeschwörung.

In keinem Fall wirken „Spiegelungen des Lebens“ so peinlich indiskret, überdeutlich und ichbezogen wie Alma Mahlers Erinnerungsbuch „Mein Leben“. Eher rührt uns die Aufzeichnung der von Zweig so jäh und rücksichtslos Verlassenen, denn noch in hohem Alter möchte sie aus dem geliebten Mann etwas Einzigartiges und Großes machen, obwohl dieser zwar ein schriftstellerisches Talent, jedoch kaum ein Genie gewesen ist. In dem weitläufigen Mosaik weiblicher Erinnerungen mögen die „Spiegelungen“ nicht den schlechtesten Platz einnehmen. In jedem Fall findet sich in ihnen doch ein Teil von dem, was Zweig „Die Welt von gestern“ genannt hat.

ERICH PFEIFFER-BELLI

weig, Stefan (Hrsg.): **Honoré de Balzac.**  
Sein Weltbild aus den Werken. Wies-  
baden: Der Greif o. J. 210 Seiten.

Hier wird uns ein Werk des 26jährigen  
Stefan Zweig wieder zugänglich gemacht,  
das höchst aufschlußreich ist für die Be-  
deutung, welche die Begegnung mit Bal-  
zac von Anfang an für den Werdegang

2  
11. 10. 1965 

des Wiener Erzählers und Essayisten  
hatte, denn „ohne Balzacs Vorbild (frei-  
lich auch ohne die Psychologie Freuds)  
wären Zweigs erzählende Bücher, vor  
allem aber seine biographischen Darstel-  
lungen nicht das geworden, was sie für  
uns heute sind. Von Balzac hat Zweig vor  
allem die Kunst der Menschenschilderung  
gelernt.“ So Helmut Bode in dem Nach-  
wort, welches die Wirkung der erwähn-  
ten Begegnung und darüber hinaus die  
des großen Franzosen auf die Wiener  
literarische Welt der Jahrhundertwende  
zum Gegenstand nimmt. In der Tat hat  
hier schon der junge Zweig aus dem  
großen Romanwerk der „Menschlichen  
Komödie“ eine Anthologie der Gedanken  
Balzacs über alle wichtigen Lebensberei-  
che zusammen- und ihr einen meister-  
haften Essay vorangestellt, welcher mit  
tiefer psychologischer Einfühlung die  
Triebkräfte der Besessenheit erkennen  
läßt, aus der heraus der Tourainer seine  
Romanwelt erschuf, als ein „Dichter sei-  
nes eigenen Lebens“ (in welchem Sinne er  
später von Zweig mit Essays über Dickens  
und Dostojewsky in einem Bande ver-  
einigt wurde). Dieser „kleine Balzac“  
Zweigs darf in seiner Art neben dem  
späteren, unvollendeten „großen“ durch-  
aus seinen Eigenwert gegenüber einem  
Standardwerk wie dem „Balzac“ von E. R.  
Curtius beanspruchen. Und er wird neben  
dem tiefgründigen Werk des gelehrten  
Kritikers und Philologen viele Leser durch  
seinen glänzenden Stil anziehen.

Prof. Dr. F. Schürr (Univ. Freiburg)

# The J. D. C. Digest

The American Jewish Joint Distribution Committee, 100 E. 42nd Street, New York

Vol. 1, No. 3



June, 1942

## Out of This Dark Hour

By

STEFAN ZWEIG

[World-famous author, the late Stefan Zweig delivered this talk, prophetic in its despairing overtones of his tragic death, before the J.D.C.-supported refugee aid committee in Rio de Janeiro in 1940. What he had to say then holds more than ever true today.]

I SHOULD feel happy and proud for the way you are welcoming me in your midst. I must confess, however, that at this moment I am unable to feel real happiness, much less pride. Quite the contrary; I am embarrassed that you have chosen to honor me at a time when fate is being so cruel to countless numbers overseas. Members of the human race, and especially Jews, have no right to be happy now. There is much too much misery in the world; and of this misery seven portions, or even seventy portions, are the share of our brethren.

It is incredibly difficult to describe the misery of Europe. What is going on in France, for instance, has no precedent. Jews had fled to France, escaping from the Nazis first in Germany, then in Poland. They thought they were safe. Then suddenly they had to flee again—by car, in carriages, on foot. They could not take their belongings with them. They could not withdraw money from the bank. And because they cannot



pay for lodging, they are hounded from one place to another. Some still have friends or relatives somewhere in the world, but they dare not write to them because of censorship, cannot cable because they have no money.

Even when they have finally received their precious visa, after having waited for it through interminable weeks, after having stood in line at the consulate for long, wearisome hours, they find they

have no money to pay the various necessary fees, that they have no money with which to reach a transit border or port.

Each day wears them out a little more, each day increases the danger that the most frightful of all fates will reach out to take hold of them, the fate from which they have been fleeing for so many years, the German concentration camp, more terrible than death itself.

Of what good are our protests, of what avail our schemes? In Geneva, in the archives of the League of Nations, I saw documents which had accumula-



ted for years, containing all sorts of protests and propositions. What are they today but useless papers? We cannot help ourselves with plans for the future, we cannot bring misery to naught with futile discussions of principles.

Later, at some future date, we shall again gladly and passionately discuss whether Jews should be Zionists, Revisionists, Territorialists or Assimilationists; we shall discuss the hair-splitting point of whether we are a nation, a religion, a people or a race. All of these time-consuming, theoretical discussions can wait. Now there is but one thing for us to do—to give help.

Jewish refugees, scattered all over the world, are homeless in more than one sense. Unlike refugees of other nations, they have no consulate, no community to which they can appeal. They have no rights and very little protection. Only we can assist them. Only the assistance we render eases their pain.

When this meeting is over, we will separate. Each of you will return to his own home. You will take out your key and open the door of your apartment—and it will be your apartment. You will find a bed—and it will be your bed. You know that you are allowed to go on living in that room tomorrow and the day after. On the following day you will go to work and you will know that you are permitted to do what you are doing, that you have the right to earn a livelihood for yourself and family. At night when you go to sleep you will not have to tremble like your brother in Poland or in Roumania that the Gestapo or the Iron Guard will wake you suddenly to drag you off to some unknown fate. You will not have to plead with some contemptuous official to be allowed to go on living.

If we will be honest with ourselves we will realize that it is only by accident that we are here and not over

**\$3,524,600 Appropriated  
January-June**

Appropriations approved during June bring the total commitments of the J.D.C. for the first six months of 1942 to \$3,524,600.

Actual cash expenditures up to June 20 amount to \$3,710,400.

there. It is by accident that I am here before you. Were I in France I, too, would be wandering around aimlessly. If fate had kept me in Germany or Austria I would have died in a concentration camp. It is by accident that all of you are living here in this beautiful and blessed country—and not like your friends and relatives who are in Poland, in Roumania or in any of the other occupied countries. Let us not delude ourselves that we are the saintly few whom God wishes to save from Sodom and Gomorrah. We are not more virtuous, we are not more valuable than the others. We are only luckier.

We are living through the darkest hour that our people or any other people have ever had to face. Only a miracle can help us live through it. But miracles do not happen as they did in biblical days. We must create one. And perhaps out of this dark hour something wonderful and unique will emerge—we Jews will have become united. We will stand up for each other, we will put aside the differences that have been cleaving our ranks, we will only recognize our common fate, our common danger and common future.

I hope that in later years, when you will be telling your children and your grandchildren of this ordeal humanity has had to pass through, each of you will be able to say: "We have lived through the most terrible time in our history only by helping each other—and I did my share."

ziert) gezeigt.

196

**Friderike Maria Zweig**, die erste Frau des Dichters Stefan Zweig, ist im 89. Lebensjahr in Stamford (Connecticut/USA) gestorben. Bis 1969 hielt sie in der Bundesrepublik Deutschland Lesungen und Vorträge. Friderike Maria Zweig war Ehrenmitglied des PEN-Clubs sowie Ehrenpräsidentin der Stefan-Zweig-Gesellschaft. dpa

22. Jan. 1971  
Frankf. Algeim,

# Der Rückzug der Poesie

Oder: Romanciers sind keine Wissenschaftler

Von ERNST KREUDER

Die poetischen Elemente in unserer Literatur scheinen mehr und mehr zu schwinden. Was den poetischen Roman betrifft, wären aus der jüngsten Vergangenheit noch Albrecht Schaeffer zu nennen, Friedrich Schnack, Emil Belzner, Horst Lange, Elisabeth Langgässer und die Erzählungen von Marie Lulise Kaschnitz. Aus Frankreich der unvergessliche "Grand Meaulnes", "Der grosse Kamerad" von Alain-Fournier, Bruno Schulz' "Zimtläden" gehören hierher sowie aus den USA William Goyen, von dessen Roman "Haus aus Hauch" Ernst Robert Curtius sagte:

"Goyens Roman ist ganz durchtränkt vom Element der Poesie. Es ist nicht so, dass er einzelne 'lyrische' Stellen hätte. Nein, seine Substanz selbst ist poetischer Natur."

Zu den Gründen, die uns das Schwinden des poetischen Romans vermuten lassen, zählt auch die Mode. Der Dichter Paul Valéry nannte die Mode einmal "diesen Hochfrequenzstrom zur Veränderung des Geschmacks einer Kundschaft". Bevorzugt die literarische Mode heute den berichtenden Roman?

Titel wie "Bericht über Bruno", "Anfrage", "Mutmassungen über Jakob" oder "Ansichten eines Clowns" scheinen darauf hinzuweisen. E. R. Curtius unterschied beim Roman noch zwischen "deskriptiven" und "imaginativen" Aussageformen. Inzwischen haben die deskriptiven Texte bereits überhand genommen (Becket: "Erzählungen und Texte um nichts").

Den Erzähler als epischen Künstler unterscheidet vom literarischen Berichtstatter nicht nur die Phantasie, die Komposition, sondern auch die schöpferische Sprache. Von einem Bericht erwarten wir keine Sprachkunst, sondern Mittellungen nachprüfbarer Vorgänge. Poetischer Sprachausdruck bezieht sich nicht auf nachweisbare

Scheerbart, Döblin, Buzatti, Borges.

Phantasie und poetische Sprache hat wie kein zweiter Jean Paul vereint. Als Jean Pauls Romane erschienen, war die Prosa, wie Richard Benz feststellte, 'durch unsere Klassiker ganz eigentlich zum Gegensatz der Poesie geworden'.

Angesichts nun der heute zunehmenden Verwissenschaftlichung der Sprache wird die dichterische Prosa von Mal zu Mal schwieriger zu schreiben sein. Der in Argentinien lebende polnische Dichter Witold Gombrowicz warnt daher: "Schreibe also nicht wie ein Pseudowissenschaftler, sondern wie ein Künstler. Übermässige Ehrerbietung für wissenschaftliche Wahrheit hat uns die eigene Wahrheit überschattet. Wir sind nicht dazu da, die Wahrheit zu verstehen, sondern nur dazu, sie auszudrücken."

Technisierung, Industrialisierung der Lebensräume blieben nicht ohne Einwirkungen auf die Künste. Eine poetische Aura haftet den erobermächtigen Erzeugnissen der Technik an, wir können uns indessen Kunstwerke ohne diese Aura nicht vorstellen.



Margarete Kubelka:  
"Von Allem Bleibt Nur Ein Bild"  
Verlag Friedrich Pustet,  
Regensburg, 1966

Margarete Kubelka hat die Veröffentlichung einiger Romane, Erzählungen und Gedichte

Anlass zu beseelten Empfindungen bieten weder Hochöfen noch Hochspannungsmasten, wenn sie den Zauber der Landschaft vernichten.

Berge, Wälder und Meere, Ströme und Ebenen — wo immer die Landschaft nicht missgebildet wurde durch nutzbringende Industrieungeheuer, gehört sie auch heute noch zu den Quellen künstlerischen Schaffens. Die Ausbreitung der technischen Gerätewelt ist jedoch nicht aufzuhalten. Mit dem Schwinden der poetischen Aura ringsum sieht sich der Dichter zunehmend abgetrennt von den "Elementen seiner Inspiration".

Die Beschäftigung mit grossstädtischen Einflüssen gerät im heutigen Roman mehr und mehr in den Vordergrund. Der oft schon gerätehaft arbeitende, zum Teil auch schon gerätehaft lebende Grosstadtbewohner beansprucht den epischen Hauptanteil; seine Einsamkeit in der Menge, seine Unfähigkeit zur Musse, seine "Manipuliertheit" durch Werbung und Meinungserforschung, seine Laster und seine Verbrechen werden im Roman als von aktuellem Interesse dargestellt.

Die Schilderungen solcher Bedrängnisse und unheilvoller Spannungen erzielen zwar wichtige Einblicke in unsere Situation, verringern jedoch zugleich den dichterischen Ausdrucksbereich, weil Tiefenpsychologie, Soziologie, Sexualpathologie und Kriminologie keine poetischen Ausdrucksmittel sind, sondern angewandte Lehren, epische Rhetorik.

Was einer Erzählung, einem Roman den Rahmen eines Werkes der Dichtkunst verleiht — "Werther", "Ofterdingen", "Hesperus", "Hochwald", "Morgenslandfahrt" — ist etwas Unbegreifliches. Wir können es Vollkommenheit nennen oder poetische Substanz.

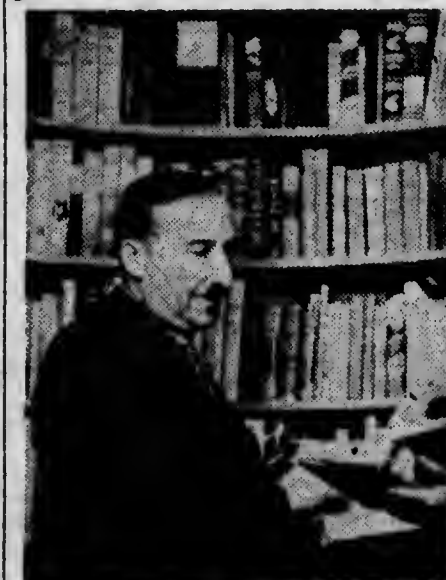
Wir begegnen heute in der Prosa begabten Stilisten, originellen Manieristen sowie obskuren Sprachvirtuosen, die als neue Talente gerühmt werden. Bei näherem Betrachten verlieren diese Texte ihren artistischen, modernen Reiz, und es lässt sich erkennen, dass hier nicht dichterische Ausdrucksgestalten vorlie-

# Betrachtungen über Stefan Zweig

Von Hans Habe

I.

Stefan Zweig, der am 28. November fünfundsiebzig Jahre alt geworden wäre, war kein grosser Schriftsteller. Er war ein guter Schriftsteller. Und es muss etwas Besonderes sein um einen guten Schriftsteller, denn es sind vierundzwanzig Jahre her, seit Stefan Zweig im Februar 1942 in dem brasilianischen Petropolis Selbstmord verübte, und



Der Dichter vor seiner Bibliothek

seine Werke sind so frisch, als hätte er sie heute geschrieben.

II.

Ein guter Schriftsteller — was ist das? Es ist ein Schriftsteller, der das Handwerk nicht nur beherrscht, sondern davor auch Respekt hat. Der Wiener Industriellensohn, der in Wien und Berlin Germanistik und Romanistik studiert hatte, der die Welt bereiste, im Ersten Weltkrieg aus Protest in die Schweiz zog, sich später in Salzburg niederliess, vor Hitler nach London, New York und Brasilien flüchtete — Stefan Zweig beherrschte das Handwerk wie kaum ein anderer. Seine im besten Sinne romantischen Biographien — ob er nur die Dichter Balzac, Dickens und Dostojewski, oder die

"Dichter des Lebens", Casanova, Stendhal, Tolstol, beschreibend und analysierend nacherlebte — verbinden dichterisches Einfühlungsvermögen mit einer Akribie, die auch unter den kühleren Werken der Historiker ihresgleichen sucht.

Die Sprache ist wie eine spröde Frau — wer sie nicht beherrscht, der versucht sie zu ändern. Der Österreicher Stefan Zweig beherrschte die deutsche Sprache mit einer graziösen Meisterschaft, die keines Familienzwistes bedurfte: da sie ihm gefügig war, brauchte er sie nicht zu bezwingen. Er war ein Meister des Handwerks, ein Meister dennoch.

III.

Ein guter Schriftsteller — was ist das? Es ist ein Schriftsteller, der zwar nicht, wie die Grossen, die in jedem Jahrhundert nur meteorhaft-selten erscheinen, seine eigene Welt kreiert, aber die vorhandene in ehernen Tafeln schreibt. Der Romancier und Novellist Stefan Zweig war sozusagen ein Zwillingbruder der Psychoanalyse: er wurde gleichzeitig mit ihr geboren. In seinen Erzählungen "Ernennendes Geheimnis", "Amok", "Schachnovelle" und "Verwirrung der Gefühle", in seinem einzigen Roman "Ungeduld des Herzens"

## NEW FELDHEIM PUBLICATIONS

### THE PSALMS

With the translation and commentary of Rabbi Samsen Raphael Hirsch.

This classic commentary which Hirsch considered one of his most important works is now available for the first time in English and also contains the Hebrew text fully vocalized.

Volume I Books 1 and 2 \$7.50  
Volume II Books 3 to 5 \$8.75

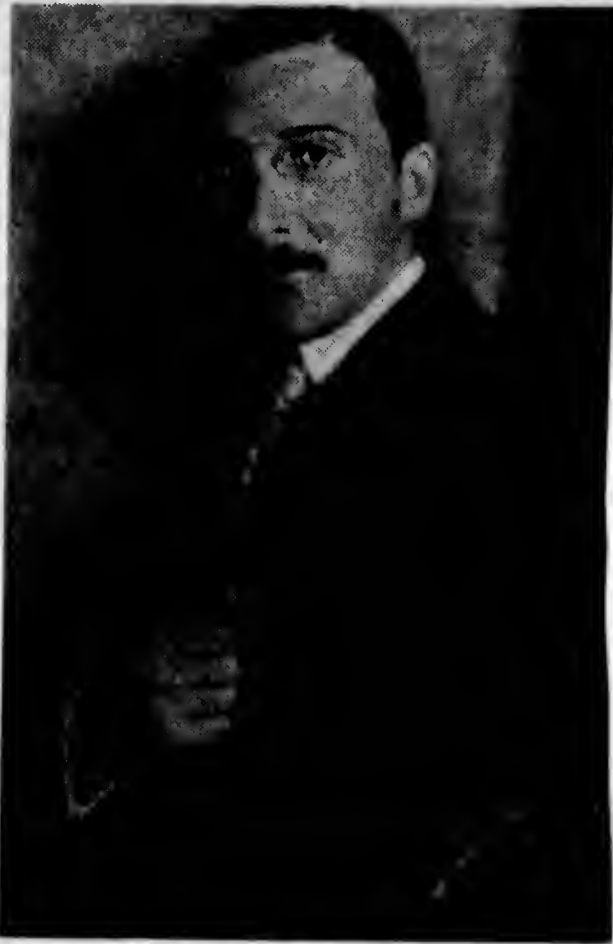
### THE GOLDEN HERITAGE

An Inspirational Treasury of Jewish Thought for Young Adults of All Ages



# Stefan Zweig, Bildnis eines Europäers

Am 26. November dieses Jahres wäre Stefan Zweig 60 Jahre alt geworden. Zu seinem Gedenken veröffentlichen wir hier die gekürzte Einleitung zu dem Buch „Der große Europäer Stefan Zweig“, das Hanns Arena im Kindler Verlag, München, herausgegeben hat. Dieses Buch, das bereits in vierter Auflage vorliegt, fand die besondere Anerkennung von Thomas Mann, der dem Herausgeber schrieb: „Eine Welt hat ihn geliebt und wird auch Ihr Buch lieben.“ Das hier veröffentlichte Bild des 26jährigen Dichters entnahmen wir der Bildbiographie über Stefan Zweig, die auch bei Kindler erschienen ist. D. Red.



Im letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende reifte in Wien, der damals stillen und in bewußter Abseitigkeit verharrenden Stadt eine Dichterjungend heran, deren früher Glanz bald eine ganze Generation bezauberte und erfüllte. Der weithin strahlende Stern dieses Kreises aus den Reihen der damals Jüngsten war der genialische Jüngling Hugo von Hofmannsthal, in dessen Bann alle jene lebten und dichteten, die seine Schul- und Altersgenossen waren. Ein anderer, Rainer Maria Rilke, war schon der von ihnen verehrte Dichter, der mit seinen ersten schmalen Gedichtbänden ihre Gemüter tief erregte. Mit ihnen lebte ein Knabe, dessen frühe Begabung gleichfalls das Geschenk der vollen Entfaltung in späteren Jahren bescheiden sein sollte — Stefan Zweig, der ähnlich wie Hofmannsthal und Rilke schon als Gymnasiast ungewein kunstvolle Verse schrieb, die die stauende Aufmerksamkeit nicht nur der Altersgenossen, sondern auch der Erwachsenen erweckte. Dieses Wien der damaligen Zeit hat durch seine Dichterjungend einen unschätzbaren Beitrag zum geistig-künstlerischen Schaffen unserer Zeit geliefert.

Stefan Zweig, von dem die Kritik später rühmend sagte, er besäße eine ungeheure Witterung für Dinge und Menschen, wäre nicht der „Psychologe aus Leidenschaft“ geworden, wenn nicht schon damals jene Instinkte in ihm wach gewesen wären, die auf jede Gefahr und Veränderung minutiös reagieren.

So ist er immer geblieben, bis zur bittersten Konsequenz in jenen trüben Februartagen des Jahres 1942 im fernen Brasilien, wo er „rechtzeitig“ sein Leben abschloß. Seine Jugend, von liebevollen und reichen Eltern umgeben, durfte alles nur Erdenkliche an äußeren Gütern genießen. Die Schule hat er ohne sonderliche Anteilnahme hingenommen als etwas eben Notwendiges. Ein Jugendfreund sagte von ihm, Stefan Zweig sei ein überdurchschnittlich begabter Schüler gewesen, dem alles in den Schoß fiel. Aber mit dem Tage der Schulentlassung beginnt für ihn das Leben. Mit angespannter Neugierde beginnt er sein zukünftiges Dasein zu erproben. Frei sein! Das war und blieb sein Wahlspruch. Schnell durchläuft er die ersten Wiener Semester, um dann nach Berlin zu gehen, das ihn anzieht, weil er fühlt, er muß das Gegensätzliche auskosten, das Fremde einer Stadt, die wenig oder gar nichts mit der Stätte seiner Kindheit gemein hat.

Der erste Schritt ins Leben war getan. Die ersten Gedichtbände mit den bezeichnenden Titeln der Jugend „Frühe Kränze“, „Silberne Saiten“, der erste Novellenband „Die Liebe der Erika Ewald“ und anderes waren erschienen. Studien über Verlaine, Rimbaud, Balzac und andere große Dichter, vor allem Frankreichs, erregten Aufsehen in den Kreisen der Literatur, denen dieser hervorragend schreibende Mann aus Wien auffallen mußte. Schnell „baut“ Zweig mit zwanzig Jahren seinen „Doktor phil.“, um dann sehr klar und entschieden zu erkennen, daß er auf dem eingeschlagenen Weg nicht weit kommen würde. Es war alles nicht sehr wichtig, nicht durchblutet! Das Schwingende seiner jugendlichen Kunst beherrschte ihn noch zu sehr, das Schweifende der Wiener Atmosphäre stellte sich dem Eigentlichen in den Weg. Das spürte er deutlich nach diesem Berliner Jahr. Und nun geschieht, was kennzeichnend für sein Leben werden soll, wenn Gefahr sich anzeigt: entschlossen läßt er das bisher Geleistete hinter sich, um sich ganz der als notwendig erkannten Arbeit hinzugeben.

Vor allem widmet er sich nun dem fremden Werk. Er wird Diener und Mittler zwischen den Völkern durch Uebersetzung wesentlicher Dichtungen, deren Schöpfer später zumeist seine engsten Freunde werden sollten, wie Romain Rolland und Emile Verhaeren, dessen Werk er in Deutschland bekannt machte.

Dieser Arbeit, nur gelegentlich durch eigene Versuche dichterischer oder nachgestaltender Art unterbrochen, gibt er sich in einer Ausschließlichkeit hin, die bewundernswürdig ist. Er verbindet dieses volle Jahrzehnt — bis zum ersten Weltkrieg — mit ausgedehnten Reisen durch die ganze Welt, „und bin so allmählich Europäer geworden“, wie er bescheiden von sich sagt. Aber diese zehn

Jahre haben ihn reif und fest gemacht. Seine Jugendfreunde Rilke und Hofmannsthal, immer noch die strahlenden Namen am Himmel der Dichtung, sind ihm eng verbunden. Sie sehen in ihm den Gefährten, den Gleichberechtigten, den Freund ihrer gemeinsamen Jugend, bis der Tod eingreift und beide Dichter, wenige Jahre nacheinander, 1926 Rilke, 1929 Hofmannsthal, abberuft und er beiden die Grabreden halten wird, wie auch 1939 in London jenem anderen Wiener, Sigmund Freud: „Und als wir Freunde seinen Sarg in die englische Erde senkten, wußten wir, daß wir das Beste unserer Heimat ihr gegeben.“

War Stefan Zweigs Leben zunächst dem Anschein nach mühelos und schwerelos, so beginnt für ihn mit dem ersten Weltkrieg eine Wendung, die einschneidend sein wird. Der Krieg bildet den schmerzlichen Teil seines Lebens. Es sind fruchtbare Jahre für Stefan Zweig, Jahre der Reife, der Einkehr und der Wandlung. Mut, Entschlossenheit und wieder Liebe zum Menschen waren es, die ihn auf den neuen Weg wiesen, wo er wirken und schaffen konnte. Mitten im Weltkrieg schreibt er sein Drama „Jeremias“: „Jetzt zum erstenmal hatte ich das Gefühl, gleichzeitig aus mir selbst zu sprechen und aus der Zeit. Indem ich versuchte, den andern zu helfen, habe ich damals mir selbst geholfen... Von dem Augenblick, da ich versuchte, die Krise zu gestalten, litt ich nicht mehr so schwer an der Tragödie der Zeit.“

Unvergleichlich scheint die jetzt einsetzende Intensität dieses Dichters und Schriftstellers. Längst hat der Erfolg und der Weltruhm sich an seinen Namen geheftet. Ob es nun Novellen sind, „Verwirrung der Gefühle“, „Amok“ oder die Biographien „Maria Antoinette“, „Maria Stuart“, „Joseph Fouché“, „Erasmus von Rotterdam“, „Die Heilung durch den Geist“ — oder die mit Brillanz geschriebenen Lebensbilder von Hölderlin, Kleist, Balzac, Dickens, Nietzsche und anderen und die sehr populär gewordenen Miniaturen „Sternstunden der Menschheit“.

So beachtlich sein dichterisches Werk auch ist, uns will scheinen, eine besondere Bedeutung, gerade in unseren Tagen, nimmt der Europäer Stefan Zweig ein, der in einer Front mit den großen Dichtern anderer Länder den Gedanken der Einheit Europas schon vor dem ersten Weltkrieg predigte. Gleich Romain Rolland erhebt er immer wieder seine Stimme, „in unbeugsamer Anspannung zu versuchen, auch das Fremdeste zu verstehen, immer Völker und Zeiten, Gestalten und Werke nur in ihrem positiven, ihrem schöpferischen Sinne zu

bewerten und durch solches Verstehenwollen und Verstehenmachen demütig, aber treu unserem unzerstörbaren Ideal zu dienen: der humanen Verständigung zwischen Menschen, Gesinnungen, Kulturen und Nationen", wie er in seinem Vortrag 1932 in Florenz auf der Europatagung einer internationalen Zuhörerschaft zurief.

Stefan Zweigs letztes Buch, die „Erinnerungen eines Europäers“, das nach seinem Tode unter dem bezeichnenden Titel „Die Welt von Gestern“ erschien, lesen wir mit Ergriffenheit. Keine Seite steht in dem umfangreichen Buch, die nicht angefüllt wäre mit Erleben und Erlebnis. Seine Aufzeichnungen reichen zurück bis vor die Jahrhundertwende und enden mit dem Beginn des zweiten Weltkrieges.

Immer da, wo Zweig ins sehr Persönliche hinübergleitet, spüren wir den ordnenden Chronisten, der seine Person nie in den Vordergrund stellte. Was Anlage und Erbe früh in seinem Leben und Werk anzeigten, das hat eine strenge Selbstdisziplin und kritische Ueberwachung bis zur Grenze des Erreichbaren gesteigert. Ohne diese wache Selbstbeobachtung und Kontrolle wäre ein so vielseitig geführtes und frühzeitig in die Lichtseiten des Ruhmes gerücktes Leben nicht möglich gewesen.

Stefan Zweigs Wesen, seine geistig-seelische Existenz brauchte, um leben zu können, den lebendigen Kontakt mit der Welt, mit Menschen und Freunden, mehr vielleicht als andere, denen — äußerlich betrachtet — ein schwereres Schicksal zugebracht war als ihm. Stefan Zweig litt physisch und psychisch unter dem Zustand des Krieges mehr, als seiner Konstitution zuträglich war. Dieser Zustand der Erschöpfung, ursächlich seiner sensiblen Natur zuzuschreiben, teilt er zwar mit anderen. Aber seine tiefe Niedergeschlagenheit in Zeiten der Katastrophen war gefährlicher Art.

Außer dem „Balzac“ schrieb Stefan Zweig im letzten Jahre seines Lebens die schnell berühmt gewordene „Schachnovelle“, die, ohne Uebertreibung und mit vollem Recht verdient, eine Meisternovelle genannt zu werden. Keine Seite dieser dichten, dramatisch zugespitzten Episoden läßt ein Nachlassen der schöpferischen Kraft erkennen, keine Müdigkeit, die verriete, daß hier ein Dichter seine letzten Reserven verbrauchte.

Zweig hat — nach dem Zeugnis der Freunde — von dem Augenblick an nichts mehr geschrieben, als er spüren mußte, daß der Glanz fehlen würde, der seine früheren Arbeiten auszeichnete. Er schrieb noch als letztes seine Erinnerungen, um dann die Feder aus der Hand zu legen. Man darf vielleicht sagen, er schrieb sie mit letzter Anstrengung und Konzentration, weil hier der Chronist, weniger der schöpferische Schriftsteller bestehen mußte vor der Zeit — und wenn man will, vor unserer Gegenwart, die er dann für immer verlassen hat.

Stefan Zweig ist bis zum Jahre 1933 der lebendigste und fleißigste Schriftsteller gewesen, den vielleicht unsere Gegenwart gekannt hat. Jedoch nach dem Einbruch der Gewalt begann er zu resignieren, aber als ihm seine Heimat Oesterreich verloren ging und später, beim Beginn des zweiten Weltkrieges, war im Grunde sein Leben beendet. Was dann noch folgte, war „ein heimatloses Wan-

dern — von einem Land zum andern“. Und am Tage, als er seinen Paß verlor, entdeckte er, „daß man mit seiner Heimat mehr verliert als einen Fleck umgrenzter Erde“.

In Brasilien hat er im Februar 1942 seinem Leben ein Ende gesetzt. Sein Abschiedsbrief an seine Freunde lautet:

„Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheidet, drängt es mich, eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wundervollen Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gut und gastlich Rast gegeben. Mit jedem Tage habe ich dies Land mehr lieben gelernt und nirgends hätte ich mir mein Leben lieber vom Grunde aus neu aufgebaut, nachdem die Welt meiner Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selber vernichtet. Aber nach dem 60. Jahre bedürfte es besonderer Kräfte, um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft. So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschließen, dem geistige Arbeit immer die lauterste Freude und persönliche Freiheit, das höchste Gut dieser Erde gewesen. Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.“



# Erinnerungen an Stefan Zweig

Von Hanns Arens

Nach einem vorangegangenen Briefwechsel lernte ich Stefan Zweig 1920 bei einer Dichterlesung in Bremen kennen. Professor Anton Kippenberg, ein gebürtiger Bremer, Inhaber und Leiter des berühmten Insel-Verlages zu Leipzig, hatte ihn zu dieser Vorlesung veranlaßt, mit der Zweig zugleich seinen Verleger, mit dem er befreundet war, ehren wollte.

Am Vortragsabend selber hatte ich keine Gelegenheit, mit Zweig zu sprechen, weil er von der Prominenz mit Beschlag belegt wurde. Aber bezeichnend für ihn war eine kleine Geste: Bevor er mit Kippenberg und anderen bremischen Freunden in den Bremer Ratskeller fuhr, vereinbarte er mit mir ein Treffen für den nächsten Tag in Hillmanns Hotel. Mir ist, als hörte ich noch seine Worte im leise singenden Wiener Tonfall: „Sie verstehen, heute abend hätten wir keine Möglichkeit zu einem ruhigen Gespräch. Ich freue mich auf morgen.“

Zwei unvergeßliche Stunden! Ich war 19 Jahre alt und verehrte den Dichter mit der ganzen Leidenschaft meines jungen Herzens. Es gab keine gedruckte Zelle, die ich nicht gelesen hatte. Einige seiner Gedichte kannte ich auswendig. Damals war gerade der erste Band seiner literarischen Porträts, „Drei Meister“, erschienen, den er mir mit einer herzlichen Widmung schenkte. In Erinnerung geblieben ist mir vor allem die lebhaft Schilderung eines geplanten Romans, in dem Zweig den Dämon „Geld“ in seinen verschiedenen Formen und Wandlungen schildern wollte. Der Roman wurde nie geschrieben, wie auch so vieles andere nicht, womit Zweig sich in jenen Jahren beschäftigte. Die Themen, die ihn interessierten, waren zu vielfältig, als daß er auch nur einen Bruchteil von ihnen hätte realisieren können, obwohl er ein ungemein fleißiger Arbeiter war, der sich nur wenig Ruhe gönnte. Urlaub und Ferien im eigentlichen Sinne hat er nie gekannt. Die Jahre 1920 bis 1933 — in denen ich Zweig vielfach begegnete — sind mir nur als Arbeitsjahre in Erinnerung.

## Die erste Einladung

Im Sommer 1921 erhielt ich die erste Einladung von ihm, für acht Tage im Hotel Stein in Salzburg sein Gast zu sein. Schon am ersten Abend in seinem schönen Haus auf dem Kapuzinerberg wurde mir klar, wie unerbittlich genau er seine Stunden einteilte: Da wußte ich: Dieser Mann wurde getrieben von einer Fülle von Themen und Stoffen, die er bewältigen wollte. Neben Novellen — die später zum Teil in den beiden Bänden „Amok“ und „Verwirrung der Gefühle“ veröffentlicht wurden — beschäftigten ihn vor allem die großen historischen Biographien, die seinen Namen dann weltberühmt machten, ferner die literarischen Porträts, die er zehn Jahre später unter dem Gesamttitel „Die Baumeister der Welt“ herausgab. Obwohl Zweig Tag und Nacht arbeitete — die Nacharbeit liebte er besonders, weil er dann ungestört war — fand er immer noch Zeit, eine Stunde mit mir zusammen zu sein. Meistens gegen Abend gingen wir ins Café Bazar, um einen „Schwarzen“ zu trinken. Aber diese Stunde diente ihm auch zur Entspannung von der Tagesarbeit, die dann bis Mitternacht, ja bis in die frühen Morgenstunden weiterging.

Zweig war ein sehr mitteilbarer Mensch, aber er liebte nicht das sogenannte „gesellige Beisammensein“ in größerem Kreise. Daher raunte man in Salzburger Kreisen oft von dem „menschenscheuen“ Dichter. Nichts war ihm verhaßter, als bemerkt oder angesprochen zu werden. Er hat es immer meisterhaft verstanden, sich den neugierigen Blicken der Menschen zu entziehen. Bei späteren Besuchen in Salzburg wurde ich oft gefragt, wie denn „der Herr Dr. Zweig ausschaut — man sieht ihn ja nie!“ Carl Zuckmayer erzählt, daß Zweig 1932 aus Anlaß seines 50. Geburtstages mit ihm nach München flüchtete, um den Gratulanten zu entgehen. Als er zwei Tage später zurückkehrte, fand er einen großen Waschkorb voller Glückwünsche und Telegramme vor, die seine Sekretä-



rin dann nach Zweigs Anweisungen gewissenhaft beantworten mußte. Er war ein genauer und korrekter Arbeiter, der keinen Brief unerledigt ließ und nach Möglichkeit alle Bitten und Wünsche — nicht selten in Geldsachen — erfüllte. Ich habe es öfter erlebt, wie ihn die Nöte und Sorgen seiner ärmeren Schriftstellerkollegen bedrängten. In vielen Fällen hat er — oft anonym — geholfen. Ich selber habe einmal in seinem Auftrag, ohne seinen Namen nennen zu dürfen, einem jungen Dichter, den er besonders schätzte, aus Deutschland einen beachtlichen Betrag überweisen müssen. In einem Nachruf auf Stefan Zweig berichtet Thomas Mann über eine Begebenheit, die ich hier anführen will: „Die Verbreitung des Guten war ihm Herzenssache, und wohl die Hälfte seines Lebens hat er daran gewendet, zu übersetzen, zu propagieren, zu dienen, zu helfen. Wenige wissen, oder niemand weiß, in welchem Maß er seinen überall hinreichenden Einfluß, seine hohen Einkünfte, an denen ihm nichts lag, benutzt hat, zu fördern, zu retten, zu unterstützen. Ich war nicht dabei, aber ich weiß von der Szene — natürlich nicht durch ihn —, wie er einem etwas abgerissenen Kollegen, wohl älter als er, den er zum Abendessen geladen, auf dem Tischtuch ganz unter der Hand einen Hundertmarkschein hinüberschob. „Das gehört Ihnen.“ „Nein, wieso?“ „Ich sage Ihnen ja, daß es für Sie ist.“ „Lieber Herr Zweig, ich gestehe, es ist mir nur zu willkommen.“ „Eben, eben.“ Wie oft mag sich dergleichen wiederholt haben?“

War man bei Zweig zu Gast, dann schlug er oft vor, mit ihm in einem Taxi einen Ausflug in die nähere oder weitere Umgebung Salzburgs zu machen. Er selber besaß kein Auto; das Drum und Dran hätte ihn nur belastet. Zwei Taxichauffeure, die ich später öfter wieder traf, haben mir erzählt, „welch Heidengeld der Herr Doktor fürs Taxi ausgegeben hat“. Auch diese Fahrten dienten der Ausspannung. — Er liebte es, mit guten Freunden zusammen zu sein. So entsinne ich mich einer Fahrt mit Zweig nach Henndorf, wo wir Carl Zuckmayer besuchten, dem Zweig in besonderer Herzlichkeit zugetan war. Immer hatte er Zeit — ein Geheimnis seines Lebens! — für andere, immer war seine Neugierde und Anteilnahme am Schicksal seiner Freunde diktiert von dem Wunsch, zu helfen oder ihnen diese oder jene Freude zu bereiten. Oft waren es Kleinigkeiten, ein Buch, ein gutes Essen — meistens in kleinen Restaurants, wo man ihn nicht kannte —, ein Ausflug ins Salzkammergut, um dem Gast die Schönheiten seiner Heimat zu zeigen.



Zweig war ohne jede Eitelkeit. Schon rein äußerlich dokumentierte sich diese Schlichtheit: am liebsten trug er Anzüge „von der Stange“, am wenigsten gern Frack und Smoking, die er bei internationalen Anlässen tragen mußte. Seine Klugheit und seine Lebenserfahrung, sein enormes Wissen und seine Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten gaben dem Freunde nie das Gefühl der Unterlegenheit.

Ich entsinne mich einer Autofahrt im Sommer nach Bad Gastein. Als wir abfahren, sagte er mir dem Sinne nach: „Ich bin überreizt und überarbeitet — ich muß wieder einmal raus. Seien Sie nicht böse, wenn ich schlechter Laune bin. Ich würde mich freuen, wenn Sie mich begleiten wollen.“ Kurz vor Bad Gastein bat er den Fahrer, allein nach dem Kurort weiterzufahren, wo wir ihn später dann wieder treffen würden. Zweig und ich schlenderten fast drei Stunden durch Felder und Wiesen und legten uns, müde geworden, ins Heu. Nach einer Stunde liefen wir weiter und mußten dann barfuß einen breiten Bach durchwaten. Es schien Zweig sichtlich Freude zu machen, denn er strahlte übers ganze Gesicht. Wir beide tummelten uns wie kleine Kinder im Bach, dessen kühles, leise strömendes Wasser uns gut tat. „Wunderbar“, sagte Zweig, „herrlich!“ Ich höre seine Wor-

### „Psychologe aus Leidenschaft“

Gewiß war Zweig ein komplizierter Mensch, sehr empfindlich und leicht depressiv. Aber ich habe ihn nie unbeherrscht gesehen, selbst dann nicht, wenn er Grund dazu hatte. Er hat manche menschlichen Enttäuschungen erlebt, die ihn tief trafen, vor allem, wenn es sich um Freunde handelte, oder um solche, die er dafür hielt. Dann konnte er wohl sagen: „Hätten Sie das für möglich gehalten?“ Er, der „Psychologe aus Leidenschaft“, wie ihn Romain Rolland genannt hat, konnte und wollte es nicht verstehen, wenn Menschen aus seinem engeren Freundeskreis ihn enttäuschten. In solchen Situationen war es nicht gut, in seiner Nähe zu sein. Aber da er sich selber kannte, verbarg er sich dann, wie übrigens auch in den Zelten, in denen er ein neues Buch unter der Peder hatte und deswegen ein ausgesprochen „schwieriger“ Mann war, den auch Kleinigkeiten störten — zum Beispiel ungespitzte Bleistifte auf seinem Schreibtisch!

Zweig war, wie man weiß, ein Förderer der jungen Dichter. Ich entsinne mich eines Besuches bei ihm im Jahre 1930. Im Insel-Verlag war gerade der Roman „Brot“ von Karl Heinrich Waggerl erschienen, von dem ich erzählte. Zweig, der im Buch nur geblättert hatte, war sehr interessiert, Waggerl kennenzulernen, und schlug vor, ihn in seinem Dorf Wagrain — eine Autostunde von Salzburg entfernt — zu besuchen. Ich sehe noch heute Waggerls überraschtes Gesicht, als ich ihm Zweig vorstellte. Er konnte es kaum fassen, daß der berühmte Dichter zu ihm kam. Nach einem Spaziergang und einem Besuch der Grabstätte Mohrs, des Dichters von „Stille Nacht, heilige Nacht“, auf dem Wagrain Friedhof, aßen wir zusammen in einem der alten, baufälligen Gasthäuser, die Zweig besonders liebte. Es war ein gutes Gespräch, das vor allem Waggerl sehr bewegte, denn Zweig war der erste Dichter, den Waggerl, der hier fernab vom literarischen Betrieb lebte, kennenlernte. Aber genauso angerührt war der ganz anders geartete Zweig. Er hatte eine besondere Vorliebe für diesen Menschentyp, daher auch seine Zuneigung zu den Norwegern Knut Hamsun und Johan Bojer, die er sehr bewunderte. Noch in derselben Nacht, so sagte mir anderntags Zweig, habe er den Roman „Brot“ gelesen und seinem Verleger Kippenberg von dem guten Eindruck geschrieben, den der Mensch und das Buch auf ihn gemacht hätten.

Ich habe Zweigs Arbeitsökonomie immer bewundert. Selber mit vielen Arbeiten beschäftigt, fand er stets Zeit zum Gespräch und zur Lektüre.

te, sehe sein frohes, lachendes Gesicht so deutlich, als sei es gestern gewesen. Aller Mißmut, alle schlechte Laune waren verflogen. „So“, sagte Zweig, als wir den Bach verließen, „nun gehen wir nach Bad Gastein und lassen uns nach Hallein fahren. Da werden wir großartig essen und einen guten Wein trinken.“ Nach Salzburg zurückgekehrt, war Zweig wie umgewandelt. Sehr vergnügt trennten wir uns. Eine Stunde später rief er mich im Hotel an und bat mich, gegen zehn Uhr noch auf einen „Schwarzen“ ins Café Bazar. „Der Tag hat mich so froh gemacht, deswegen wollte ich noch gerne ein wenig mit Ihnen zusammen sein und dann — mir ist während unseres Ausfluges die Lösung eines wichtigen Dialoges in einer neuen Arbeit zugeflogen, eine Frage, die mich tagelang geplagt hat und mich so überreizt machte.“ Anschließend gingen wir noch eine Stunde durch die stillen Gassen Salzburgs, die Zweig so liebte. Bei seinem Haus angekommen, sagte er zum Abschied: „Ja, das war ein schöner Tag — ich möchte in den nächsten Tagen nochmals an den Bach fahren — kommen Sie wieder mit?“

Zweig liebte das literarische Gespräch — die Unterhaltung mit den Freunden. Wenig oder selten erzählte er von sich selbst, von seinen Büchern und schon gar nicht von neuen Arbeiten. Hatte man sein Vertrauen, dann sprach er am liebsten über seine Handschriftensammlung, und in guten Stunden zeigte er dem Gast auch einige Kostbarkeiten dieser Sammlung, die er zärtlich liebte. Dann leuchteten seine klugen Augen, dann freute er sich über die Teilnahme und das Interesse, die man seiner Liebhaberei entgegenbrachte.

Als passionierter Leser, der nicht müde wurde, wieder und wieder die Großen der Weltliteratur zu lesen und viele Bibliotheks- und Quellenstudien zu treiben, fand er „nebenher“ noch Muße, das Schaffen seiner Zeitgenossen im In- und Ausland zu verfolgen. Wer bei ihm zu Gast war, konnte beobachten, wie flutartig die Bücher fremder und befreundeter Autoren zu ihm ins Haus drangen. Aber keines der vielen Bücher, die die Dichter oder ihre Verlage ihm sandten — oft mit dem stillen Wunsch, Zweig möge ein Urteil abgeben! — wurde übersehen. Diese Lese-Intensität war einmalig und ist nur zu erklären aus seiner großen Neugierde und auch aus dem Wunsch, einem wirklich begabten Talent den Weg in die Öffentlichkeit zu erleichtern.

Im Sommer 1931 schrieb mir Zweig aus Paris, ich möchte ihn für eine Woche besuchen. Da ich Paris nicht kannte, war ich sehr begierig, die Stadt nun durch Zweig kennenzulernen. Einen besseren Führer konnte ich mir nicht wünschen. Zudem war er ein aufmerksamer Gastgeber, dessen Fürsorge sich auch noch auf die unscheinbarsten Dinge erstreckte. Er hatte alles sorgsam für mich vorbereitet, angefangen vom Quartier bis hin zu Ausflügen, Museums- und Theaterbesuchen, sogar eine Liste der besten Restaurants und Cafés, die er selbst bevorzugte, übergab er mir am ersten Abend: „Damit Sie die wenigen Tage möglichst nutzbringend anlegen.“ Tagsüber war Zweig die ganze Zeit in der Nationalbibliothek und für niemanden zu sprechen. Die Abende und Nächte aber war er frei für einen Bummel durch die Stadt oder für Besuche bei befreundeten Dichtern und Künstlern. So lernte ich durch ihn den flämischen Holzschneider Frans Masereel und den französischen Romancier Jules Romains kennen. Zweig, der wußte, daß ich nur mangelhaft Französisch sprach, war äußerst feinfühlig und bezog mich immer ins Gespräch mit ein, so daß ich nie das Gefühl hatte, das „fünfte Rad am Wagen“ zu sein. Aber jedesmal nach solchen Begegnungen riet er mir freundschaftlich, französische und englische Sprachstudien zu treiben: „Denn ohne die Beherrschung dieser Sprachen ist man nur ein halber Mensch.“ Zweig selber sprach vorzüglich Französisch. Wörtlich sagte mir Frans Masereel nach einer langen Diskussion mit französischen Freunden: „Stefan ist ein Phänomen; er spricht die Sprache so gut wie ein Franzose.“

An vielen Beispielen habe ich in Paris Zweigs Kameradschaftlichkeit und Fürsorge erlebt, und (Fortsetzung auf Seite 23)

oft habe ich in jenen Tagen an das Wort von Hermann Hesse gedacht, Stefan Zweig sei „ein Meister der Freundschaft“. Ich war nie allein oder verlassen in dieser großen Stadt — schon deswegen nicht, weil Zweig mich gleich am Anfang zu Joseph Roth führte, den er besonders liebte. Mit ihm habe ich im Hotel Fayot viele Stunden verlebt, Stunden, die ich nie vergessen werde. Am letzten Tag meines Aufenthaltes, einem Sonntag, mietete Zweig ein Taxi, um mit mir nach Fontainebleau zu fahren. Als wir abfahren wollten, fragte Zweig: „Haben Sie eine Sonnenbrille?“ Da ich verneinte, gab er dem Chauffeur Anweisung, zu einem bestimmten Geschäft zu fahren. „So“, sagte Zweig, „jetzt kaufen wir erst eine Sonnenbrille und eine Baskenmütze“. Und zu meiner nicht geringen Verblüffung fügte er hinzu: „Ich habe schon auf unserer Fahrt von Salzburg nach Wagrain im vorigen Jahr bemerkt, daß Sie für längere Autofahrten nicht ausgerüstet sind.“ Im Sommer 1933 traf ich Stefan Zweig zum letztenmal in Salzburg. Die politische Entwicklung in Deutschland, die ihn in seinem tiefsten Inneren erschütterte, veranlaßte ihn schon damals, Oesterreich zu verlassen und damit auch das Haus in Salzburg, das für ihn mehr war als nur ein Heim. Mit dem Jahre 1933 begann sein „heimatloses Wandern von einem Land zum anderen“. Dann und wann erhielt ich eine Karte von ihm, die letzte 1935 aus England. Ich hatte ihm von Schweden aus nach Bath geschrieben. In der Antwort an meine

schwedische Ferienadresse mahnte er mich, den dunklen Mächte zu gedenken, denen wir jetzt in Deutschland ausgesetzt seien. Es war sein letzter Gruß an mich.

Stefan Zweig hat — nach dem Zeugnis seiner Freunde — von dem Augenblick an nichts mehr geschrieben, als er spüren mußte, daß seinen Arbeiten nun der Glanz fehlen würde, der seine früheren Werke auszeichnet. Er schrieb noch seine Erinnerungen und legte dann die Feder aus der Hand. Man darf vielleicht sagen, er beschrieb die

„Welt von gestern“ mit der letzten Anstrengung und Konzentration, weil er hier als Chronist, weniger als schöpferischer Schriftsteller, bestehen mußte vor der Zeit und — wenn man will — vor unserer Gegenwart, die er dann für immer verlassen hat. Seine Erinnerungen sind mit blutendem Herzen geschrieben, nicht mit Lust und Liebe, wie seine anderen Bücher — allein schon deshalb nicht, weil Zweig sich hier zu sehr mit sich selbst, mit seiner privaten Person beschäftigt mußte, was ihm stets widerstrebt. Aber diese „Welt von gestern“ ist ein Beweis mehr für die große Energie,

die ein verantwortungsbewußter Schriftsteller aufzubringen vermag. Am Tage, als er seinen Paß verlor, entdeckte er, daß man mit seiner Heimat mehr verliert, als einen „Fleck unbegrenzter Erde“.

In Brasilien hat Stefan Zweig am 22. Februar 1942 seinem Leben freiwillig ein Ende gesetzt. Sein Abschiedsbrief an die Freunde lautete:

„Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheidet, drängt es mich, eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wundervollen Lande Brasilien innig zu danken, daß es mir und meiner Arbeit so gut und gastlich Rast gegeben. Mit jedem Tage habe ich dies Land mehr lieben gelernt, und nirgends hätte ich mir mein Leben lieber vom Grunde aus neu aufgebaut, nachdem die Heimat meiner Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selber vernichtet. Aber nach dem 60. Jahre bedürfte es besonderer Kräfte, um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft.“

So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschließen, dem geistige Arbeit immer die lauterste Freude und persönliche Freiheit das höchste Gut dieser Erde gewesen.

Ich grüße alle meine Freunde!  
Mögen sie die Morgenröte noch sehen, nach der langen Nacht!  
Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.“

# Ein Gentleman der Sprache

## Berliner Gemeinde gedachte Stefan Zweigs

Zum Gedenken an den 80. Geburtstag Stefan Zweigs führte die Berliner Jüdische Gemeinde einen Abend durch, der dem Schaffen dieses großen Dichters gewidmet war. Mittelpunkt der Feierstunde war ein Referat von Dr. Walter Huder (Akademie der Künste), überschrieben „Stefan Zweig und die Sprache der Zeit“, ein Thema, das politisch und literarisch gedeutet wurde. In seinen Werken habe sich Zweig, so sagte Huder, stets als großer Meister der Sprache erwiesen. Seine Formulierungen zielten oftmals darauf ab, in die Tiefen menschlichen Wesens zu dringen, da er die Sprache als Teil der inneren Ordnung verstanden wissen wollte. Eine Einstellung, aus der heraus dieser Schriftsteller zu einem Souverän der Gerechtigkeit wurde, so daß man in seinen Werken niemals Helden begegnet, sondern immer nur „Erliegenden und Erleidenden“.

Als Zweig den Freitod wählte, wäre dies eine Folge des existenziellen Mordes gewesen, begangen von den Feinden, welchen er die Schande der Vernichtung erspart habe. Sein Schritt habe für ihn Befreiung von der Unfreiheit bedeutet. Was zurückblieb, so führte Dr. Huder aus, war ein Lebensstil der Reife, der sich in einer Meisterschaft des zivilisierten Geistes manifestiert. Sein dichterisches Wirken habe nicht nur „Sternstunden der Menschheit“, sondern ebenso „Leuchttürme der Sprache“ geschaffen. Niemals Weltbürger, sondern stets Patriot der Menschheit, habe diese überragende Persönlichkeit das Maß des Wahren in seiner Dichtung menschlich zu machen versucht. Man könne überhaupt sein Werk in der Gesamtheit als einen Brief der Menschlichkeit charakterisieren, dazu angetan, in eine Welt der Flammen und der Brutalität gleichzeitig die Botschaft der Brüderlichkeit und ein „Telegramm der Verzweiflung“ zu senden.

Eine anregende Ergänzung zu diesem ebenso klugen wie in seiner Betrachtungsweise außergewöhnlichen Vortrag war der Versuch H. G. Sellenthins, die Stellung Stefan Zweigs zu Nietzsche unter dem Gesichtspunkt „Nietzsches Ende im Bilde Zweigs“ darzustellen. Der Dichter bezeichnete sich selbst einmal als „Psychologe aus Leidenschaft“, eine Formulierung, aus der sich auch sein Interesse an Werk und Person des Philosophen Nietzsche erklärt. Der „Fall Nietzsche“, vor allem in seinem Buch „Der Kampf mit dem Dämon“ behandelt, wurde ein „Fall“ für Stefan Zweig, weil er, wie es Franz Werfel in einer Grabrede für Zweig formulierte, „ein Jünger des humanen Optimismus“ war.

Den aufgezeigten krassen Gegensatz zu der nur von politisch-demagogischen Gesichtspunkten diktierten Ausdeutung der Persönlichkeit und des Werkes Nietzsches durch die Nazis bildet die Auslegung Stefan Zweigs, der unter den kommenden Schlägen der Barbarei gegen den Huma-

nismus die ganze zehrende Krankheit des „Uebermenschen“ erkannte, gleichzeitig mit einem „zwischen Hiob und Jeremias weltgeprüften jüdischen Herzen“ die kommende Tragik auch der allzu Kraftvollen erfüllend. Am Thema Nietzsche sei Stefan Zweig einmal mehr zum politischen Psychologen geworden, sagte Sellenthin, gleichzeitig erkannte Zweig die Leidenschaft der Redseligkeit des Philosophen. In diesem Zusammenhang erinnerte der Redner daran, daß 1944 eine Gesamtausgabe von Nietzsches Schriften erschien, die eine Fälschung darstellte, weil darin alle pro-jüdischen Äußerungen fehlten. Der Untergang Nietzsches sei für Zweig — bewußt oder unbewußt — zum Symbol des Untergangs der ruhelosen deutschen Seele geworden.

Der Senior der Berliner Schauspieler, Robert Müller, las eine Partie aus der „Schachnovelle“. Wie dieser bedeutende Darsteller die Weisheit des Alters und die tiefe Empörung in die einzelnen Phasen unmenschlichen Geschehens der Hitlerzeit hineinlegte, war grandios. Trotz einer solchen Könnerschaft brauchte sich aber der Nachwuchs durchaus nicht zu schämen, mit Ruth Diehl als Sprecherin von Ausdruckskraft und Kultur würdig vertreten; sie las Lyrik und aus „Jeremias“.

Die Sopranistin Ingeluse Schlenker, begleitet von Ulrich Eckhardt, trug Vertonungen von Dannehl und Reger vor. Mit beseeltem Ausdruck ließ sie die schönen Verse Stefan Zweigs in angemessener Weise erklingen.

Heinz Elsberg

# Harfe und Schleuder

„Welt im Licht.“  
von Friedrich Luft.  
E. C. Neuberger & Witsch, Köln,  
10 DM.)

(1867—1948) wird sei-  
ber deutscher Thea-  
sobald einbüßen.  
mit dem Siegeszug  
verbunden. Die gro-  
für deren Weltgel-  
waren Henrik Ibsen,  
nd Gerhart Haupt-  
ren vor dem Ersten  
eine kritische Auto-  
renzen. Daß Berlin  
eine der führenden  
Welt sein konnte,  
wirken nicht zu tren-  
stäbe waren solide,  
Seine Schreibweise  
ng als Schriftsteller  
a mitunter umwäl-  
ken erschienen 1917  
nter dem Titel „Die  
Mit Bewunderung  
um, das ihn vor al-  
der journalistischen  
ante, welch ein dra-  
armeister hier am  
Analysen der Dra-  
die eine Zeitlang  
hnen beherrschten,  
Muster solider und  
tik, deren Gewicht  
n, ja oft manierier-  
ringert wurde. Den  
en ist die kritische  
fred Kerr in dem

wir uns gebracht haben und das un-  
wiederholbar ist.

Nachdem uns Gerhard F. Hering  
schon vor Jahren das theaterkritische  
Werk Alfred Kerrs wieder zugänglich  
gemacht hat, gewährt uns Friedrich  
Luft nun einen Einblick in die „Welt  
im Licht“. Luft ist eine der wenigen  
Erscheinungen, die mit Erfolg ver-  
sucht haben, den Begriff der Berliner  
Kritik am Leben zu erhalten. Er ist  
also, wenn die tragisch veränderten  
Umstände Vergleiche dieser Art er-  
lauben, eine Art Nachfolger Alfred  
Kerrs und uns daher als Heraus-  
geber des Auswahlbandes, der — mit  
einiger Willkür — den Titel „Die  
Welt im Licht“ übernommen hat, von  
Herzen willkommen. „Seine Methode  
ist pointillistisch“, sagt Luft von Kerrs  
Stil. Das ist zutreffend und erschwert  
die Auswahl, denn im Licht dieses Stil-  
prinzips ist alles gleich wichtig. Die al-  
ten Kerr-Leser werden sich erinnern,  
daß sie die Entlarvung einer diebi-  
schen Haushälterin („Erykleia“) einst  
mit dem gleichen Vergnügen gelesen  
haben wie die Darstellung seines Got-  
tesbegriffs („Müller 5“). In der Tat,  
ein großer Schriftsteller, der über-  
zeugt war, daß Kraut und Rüben  
durch die Macht seiner Person zu  
einer Einheit gebändigt werden könn-  
ten. Seine Lust war es, seine Zeit-  
genossen wegen ihrer angeblich ge-  
ringeren Erlebnisfähigkeit zu höhnen.  
Wer diskreter als er war, den erklärte  
er für dünnblütig; wer zurückhalten-  
der war, der war in seinen Augen ein

Prahler ist eine  
und Kerr war  
ans. Aber er  
e moralischen  
eugungen auch  
wo es für ihn

oder das Ge-  
wirklich preis-  
vagt es ange-  
Kraft dieser  
den. Aber daß  
eidenden Kon-  
Polemist war,  
usgeber Fried-  
lingt zugeben.  
rt Hauptmann  
r Schmerzens-  
nit Karl Kraus  
n sind saftlos,  
en ihren Wert  
er körperliche  
rden. Das mag  
ch ist es nicht.  
mas Mann —  
Thomas Mann,

T-N,



## Begegnung in Berlin:

# Dr. Ernst Feder

## Der letzte Gesprächspartner Stefan Zweigs

Mein Gastgeber schaut mir immer wieder prüfend ins Gesicht, wenn ich ihn einen Augenblick nicht ansehe, unbemerkt, vorsichtig. Ein überaus kluger und welterfahrener Mann, bewährt in den Wirrnissen der Zeit, bewährt in den Begegnungen mit großen und suchenden Menschen, verständnisvoll, und nie zu unedlen Konzessionen bereit. Ein Mann, dessen schmales Gesicht unter dem weißen Haar immer noch die nervöse aber sachliche Aufgeschlossenheit ausstrahlt, die ganz große Journalisten auszeichnet.

Ernst Feder, bei dem ich zu Gast bin, ist vor einiger Zeit aus dem fernen Brasilien, seinem Emigrationslande, in sein Berlin zurückgekehrt. Still lebt er an der Seite seiner ebenfalls leidgeprüften Gattin im Berliner Westen.

Vor 1933 war er, besonders unter seinem Pseudonym „Spectator“, einer der Schriftsteller und Redakteure, die das Gesicht der alten Reichshauptstadt mitprägen halfen. Ursprünglich Rechtsanwalt und Notar, dann politischer Redakteur am „Berliner Tageblatt“, war er lange Präsident der Reichsarbeitsgemeinschaft der deutschen Presse und dann Juge permanent, Tribunal d'Honneur International des Journalistes, in Den Haag.

Dr. Feder war mir bis zu dieser Stunde der Begegnung mit dem glänzenden Verfechter der Wahrheit und Freiheit des gedruckten Wortes aus manchen seiner Veröffentlichungen bekannt. In „Barth und der demokratische Gedanke“ und „Hugo Preuß — ein Lebensbild“ sowie in „Politik und Humanität“ bekannte er sich vor und nach dem ersten Weltkrieg zu demokratischen Bestrebungen. Sein Lebensbild von „Paul Nathan“ (1929) ist eine der stärksten Arbeiten zur Geschichte des deutschen Judentums. „Goethes Gegenwart“ und „Goethes Liebe zu Brasilien“ (1950) bezeugen die unerschöpfliche Kraft deutschen Judentums in der Emigration durch ein bewunderungswürdiges Festhalten an kulturellen Werten der alten Heimat. Hohe Ehren sind diesem Manne, der in München und Paris als Verleger tätig war, der im „Temps“ schrieb, der Pen-Club-Mitglied und Mitglied des Instituts für moderne Geschichte in Brasilien wurde, auch jüngst in Berlin zuteil geworden.

Unsere Gespräche kreisten um die Vergangenheit und die Gegenwart, die Feder mit graziler Würde überblickt und zusammenschaut, vorsichtig die Urteile prüfend. Und dann sprachen wir über Stefan Zweig. Der Dichter gehörte zum engsten Freundeskreis Feders in Brasilien. Im November 1961 wäre er 80 Jahre alt geworden, im Februar 1962 ist sein 20. Todestag. Feder sprach knapp und sensationslos, wie es seine Art ist, von den letzten Stunden vor dem tragischen Selbstmord des Dichters, wie er sie in dem wunderbaren Buche „Begegnungen. Die Großen der Welt im Zwiegespräch“ (Bechtle-Verlag, Eßlingen) beschrieben hat:

„In diesem Augenblick kamen unsere Frauen heran. Ich sagte zu Frau Zweig: Wir haben soeben beschlossen, eine Fahrt nach Columbien zu machen. Sie lächelte traurig.

Stefan Zweig fühlte, wie seine trübe Stimmung auf uns lastete. Er sagte: Entschuldigen Sie meine

heutige Stimmung. Das ist meine schwarze Leber. Das waren seine letzten Worte, als wir uns kurz vor Mitternacht trennten. Dann verschwand sein trauriges und gütiges Gesicht in der Nacht. 24 Stunden später, Sonntag nacht, nahmen beide den Schlaftrunk.“

Ernst Feder spricht von diesen letzten Begegnungen mit seinem Freunde Zweig, der zu einem Freunde der Menschheit geworden ist, mit der schlichten Geste derer, denen Menschenwürde nicht Schlagwort und Schlagzeile ist. Die Begegnung mit diesem bedeutenden Verkünder vom Wert menschlicher Gespräche unterstreicht alles das, was er von Stefan Zweig schrieb:

„Stefan Zweig schied nicht aus dem Leben, weil er an dem Sieg der guten Sache verzweifelte, auch nicht aus Kummer über sein eigenes Geschick. Sein Herz war zu weich, sein Mitempfinden zu stark. Zu tief trafen ihn Schmerz und Leid anderer. Er war kein Kämpfer, und das Schaffen, das er liebte, erschien ihm sinnleer in solcher Zeit. Er war müde geworden. Von den Dämonen, die er so oft mit Meisterhand auf das Papier gebannt hatte, sah er sich jetzt verfolgt und gejagt. Und diese Dämonen waren nicht Gebilde der dichterischen Phantasie oder eines überreizten Nervensystems. Es waren die realen Dämonen der sinnlosen Zerstörung, die entfesselt von einem Kontinent zum andern rasen.“

Ich scheidet von meinem Gastgeber in dem verpflichtenden Bewußtsein einer anderen Generation, daß uns aufgegeben ist, nicht müde zu werden, obwohl noch immer die Dämonen die Welt bedrängen.

H. G. Sellenthin

FRIDERIKE MARIA ZWEIG:

## Abschiedsgruss

Wenn mir's in letzter Stunde doch gelänge,  
die Vielen zu erreichen durch den Gruss  
aus einem Herzen, das sie sehr geliebt, —  
die Vielen, die nicht kritisch durchgesehrt  
und die ich alle lieben muss,  
weil sie, verwundet im Gedränge,  
freudig von mir empfangen  
in meine Bruderschaft sind eingegangen:  
durch sie erfuhr mein Leben seinen Sinn.

Nehmt nun den Gruss hin, da ich scheiden werde,  
den Dankesgruss, dass ich auf unsrer Erde  
durch Euch geheiligt und gesegnet bin.

(Das handschriftliche Manuskript dieses Gedichtes wurde erst kürzlich im Nachlass der im Vorjahr verstorbenen Schriftstellerin aufgefunden; es trug keinen Titel und dürfte aus den letzten Monaten der Dichterin datieren, die in diesen Tagen 90 Jahre alt geworden wäre. Wir sind den Töchtern von Frau Friderike M. Zweig dankbar, diese Verse "Aufbau" zum Erstabdruck zur Verfügung gestellt zu haben. — Anmerkung der Redaktion.)

1, FRIDAY, DECEMBER 22, 1972

Aufbau

# GEIST

ung und Wissen

Nr. 439

19 • AUFBAU, FRIDAY, JANUARY 21, 1977

## Stefan Zweigs letzte Tage

Am 28. November 1976 wäre Stefan Zweig 95 Jahre alt geworden. Er war allerdings nicht dazu prädestiniert, ein hohes Alter zu erreichen. Schon als er 50 wurde, war er der Verzweiflung nah — "er verfiel in eine tiefe Depression, die ihn wochenlang ruhelos machte" (Zuckmayer, "Als wärs ein Stück von mir"), und um jeder Feier aus dem Weg zu gehen, versteckte er sich in Zuckmayers Gesellschaft in dem besten jüdischen Restaurant Münchens, zu welchem Zweck sich die beiden aus Salzburg mit der Eisenbahn eigen dorthin begaben.

Als sein 60. Geburtstag nahte, wurde Zweig noch nervöser. Die Gefahr, dass er an diesem Tag allzusehr gefeiert würde, war aber unter den gegebenen Umständen wesentlich geringer als zehn Jahre früher: Zweig war nun ein Eremit geworden, der mit seiner zweiten Frau in einer Kleinstadt in der Nähe von Rio de Janeiro inmitten gemieteter Möbel und einer gemässigt-tropischen Landschaft ein in jeder Hinsicht sehr wenig befriedigendes Dasein führte.

Dass dieser sechzigste Geburtstag sein letzter wäre, das war Zweig sehr wahrscheinlich klar. Schon sein letztes Gedicht "Der Sechzigjährige dankt" (kürzlich im "Aufbau" abgedruckt) lässt diese Bewusstheit ahnen, abgesehen von unendlich vielen Anzeichen anderer Art. In der Tat machte Stefan Zweig, zusammen mit seiner Frau Lotte, seinem Leben ein Ende — nur drei Monate nachdem er sechzig geworden war.

"... wenn wir Gejagten und Vertriebenen in diesen Zeiten... eine Kunst noch neu zu lernen hatten, so war es die des Abschiednehmens von allem, was einstens unser Stolz und unsere Liebe gewesen." (Welt von Gestern, p.403). Und: "Nie in meinem Leben habe ich... irgendetwas klarer, präziser, exakter disponiert als damals meinen Tod. Übersichtlich wie in einer Registratur war alles zurechtgelegt,..." ("Ungeduld des Herzens", p.406). "Damals" — das war in einem Roman, geschrieben 1939.

Angesichts der Bedeutung dieses emigrierten Schriftstellers deutscher Sprache ist über Zweigs Selbstmord seit 1942 viel geschrieben worden. Es gab Leute, die seinen Tod "missbilligten" (Thomas Mann, Georges Bernanos u.a.), andere, die seine Tat voll verstanden haben — diese aufzuzählen ist hier nicht der Ort. Ein Zufall war sein Tod jedenfalls nicht. Eines der vielen Motive, die hier zusammengekommen sind, hatte Zweig selbst schon in seinem 26. Lebensjahr vorweggenommen — eine Formulierung Grillparzers, die Zweig den sechs Gedichten "Fahrten" voraussetzte, die er 1906 in seinem Gedichtband "Die frühen Kränze" veröffentlichte:

Ein Wanderer, der zwei Fremden  
Und keine Heimat hat.

Susi Eisenberg-Bach  
(Rio de Janeiro)



3. März 72

## In memoriam Stefan Zweig

Dr. Hans Lamm in der JVHS

D. Meyer.

Am 22. Februar jährte sich zum 30. Mal der Tag, da die Nachricht vom Freitod des wohl erfolgreichsten Autors jener Zeit um die Welt ging, völlig unerwartet und wie ein Schock wirkend auf die Millionen, die seine Werke liebten. Aus diesem Anlaß brachte Dr. Hans Lamm an zwei Abenden Leben und Werk des Unvergessenen zahlreichen Hörern nahe. Anhand statistischer Nachweise konnte er zeigen, daß Stefan Zweig auch heute noch in die Bestsellerliste gehört — trotz der Verfemung durch die nationalsozialistische „Kultursäuberung“.

Im allgemeinen Teil seines ersten Vortragsabends umriß Dr. Lamm den äußeren Lebensweg des vielgereisten Kosmopoliten Zweig und die Hauptgruppen seines reichen Schaffens: Lyrik, Dramatik, Novellistik und Biografik. Diese Fakten brauchen hier nicht wiederholt zu werden.

Im besonderen Teil befaßte sich der Vortragende mit Stefan Zweigs Charakterologie. Er hob zunächst das selbstlos dienende Element hervor, das sich in dem riesigen Übersetzungswerk anderer (vor allem französischer) Dichter ebenso äußerte wie in der Förderung zeitgenössischer Autoren, die ihm stets dafür Dank wußten. Danach wandte sich Dr. Lamm drei Problemkreisen zu, die zum Verständnis dieses sensiblen Repräsentanten einer Welt von Gestern notwendig sind. An ihrer Spitze stand Stefan Zweigs Verhältnis zum Judentum. Es war nicht ohne Widersprüchlichkeit: der Zug zum Allgemein-Menschlichen signalisierte kühle Distanz, aber schon die Beschäftigung mit Theodor Herzl und Sigmund Freud und — darüber hinaus — die Erkenntnis der spezifisch jüdischen Tragödie deckte tiefe Bindungen auf. Der zweite Punkt betraf Stefan Zweigs Ehen: Die Trennung von seiner langjährigen Lebensgefährtin Friederike Maria von Winternitz hat den menschlichen Kontakt nie unterbrochen (die Objektivität ihrer Zweig-Biographie zeugt davon), und niemand kennt die eigentlichen Gründe, warum er die 30 Jahre jüngere Charlotte Altmann mit in den Tod nahm. Dieser Freitod war der dritte Problemkreis, dem sich Dr. Lamm zuwandte. Aus mancherlei Gründen glaubte er, dieser sei kaum lange geplant gewesen, obwohl schon die Auflösung der berühmten Autographensammlung beim Verlassen des Heims auf dem Salzburger Kapuzinerberg (1936) psychologisch die Unlust am Weiterleben andeutete. Ohne sich äußerlich etwas merken zu lassen, habe ein Verzweifelter die Konsequenz gezogen. Thomas Mann meinte: „Die Welt war zerbrochen, zu der er gehörte“ und Klaus Mann (ebenfalls durch Selbstmord geendet): „Der Durchbruch der Barbarei brachte ihn um.“ Das deckt sich mit jenen Zeilen aus dem Abschiedsbrief Stefan Zweigs, in denen er von sich sagt, er sei ein „allzu Ungeduldiger um auf die Morgenröte zu warten“.

Hans Lamm nannte etliche Äußerungen Stefan Zweigs, die dessen Abscheu vor allem Politischen zugunsten des Humanen bezeugten. Aber war nicht Zweigs konsequenter Pazifismus auch ein Politikum?

Der zweite Abend brachte eine kluge Auswahl des dichterischen Schaffens Zweigs, höchst eindrucksvoll dargeboten von der bekannten Rezitatorin Ruth Piepho. Neben der Stille Zweigscher Lyrik standen Beispiele seiner Prosa („Die Gouvernante“ und „24 Stunden aus dem Leben einer Frau“), die gerade beklemmend seine Fähigkeit psychologischen Durchdringens in einem sehr modernen Sinn zeigten. Und bei der hinreißenden Rezitation des 9. Bildes aus dem Drama „Jeremias“ (der Exodus der Juden in die Babylonische Gefangenschaft) drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf, ob nicht doch hinter der scheinbaren Assimilierung Zweigs eine tiefe Verwurzelung im Judentum stand: Anders läßt sich die grandiose Diktion dieser Szenen nicht erklären. Das gebannte Lauschen der zahlreichen Zuhörer und ihr dankbarer Beifall zeigten deutlich, wie stark noch heute dieser Dichter zu wirken vermag. J. M.

# IN MEMORIAM STEFAN ZWEIG

## Betrachtungen anlässlich seines 90. Geburtstages (25.XI.)

Die erschütterndste jüdische Figur im Werke Zweigs findet man in der Novelle „Untergang eines Herzens“. Ein jüdischer Kaufmann, der sich hochgearbeitet hat, der Geheimrat Salomonsohn, erlebt die Tragödie, in seiner grossen Villa und seinem wohlhabenden Leben einsam geworden zu sein. Seine Frau und Tochter erwidern seine Liebe nicht mehr. Als der gebrochene alte Mann einsam zu Grunde geht, findet er den letzten Trost in der Heimkehr zur jüdischen Religion und Stiftungen für jüdische Wohlfahrt. Es ist bezeichnend, dass Zweig diese Novelle noch im Höhepunkt seines Wiener Schaffens geschrieben hat, also selbst zur Zeit seiner assimilierten „Arriviertheit“ keinen Hehl aus seinem Judentum gemacht hat. In der gleichen Zeit schildert er den ostjüdischen Buchtrödler „Buch-Mendel“ in einer ganz freien realistischen Darstellung und mit Dialogen, die zum Teil in jiddischer Sprache gehalten sind.

Es gibt eine Reihe jüdische Figuren in seinem Werk, so einen Dozenten in „Verwirrung der Gefühle“, die Heldin seiner Novelle „Brennendes Geheimnis“, die jüdische Stammutter in der Legende „Rahel rechnet mit Gott“. In seinen Memoiren „Die Welt von gestern“ spricht er oft über jüdische Menschen und Probleme und betont die entscheidende Rolle, die das jüdische Bürgertum in den Vorkriegsjahrzehnten für die Kunststadt Wien und ihr geistiges Leben gespielt hat. Dies Buch schildert in ergreifend geformter Sprache die Judentragödie der Hitlerzeit. Er nennt die Juden „ein ganzes ausgetriebenes Volk, dem man es versagte, Volk zu sein, und ein Volk doch, das seit 2000 Jahren nach nichts so sehr verlangte, als nicht mehr wandern zu müssen und Erde, stille friedliche Erde unter dem rastenden Fuss zu fühlen“.

Im „Jeremias“, der in hebräi-

scher Übersetzung zu den Glanzstücken des Ohel-Theaters gehörte, hat Zweig jüdisch-nationale Geschichte dargestellt und die schönsten Verse gefunden für Diaspora-Schicksal und Jerusalem-Sehnsucht. Niemand wird sich der ergreifenden Wirkung seiner Verse entziehen, die er den aus Jerusalem verbannten Juden in den Mund legt:

„Wir wandern durch Völker,  
wir wandern durch Zeiten  
Unendliche Strassen des

Leidens entlang,  
Ewig sind wir die Besiegten,  
Hörig dem Herde, an dem  
wir rasten,  
Niedrige Knechte niedrigen

Frons,  
Doch die Städte, sie sinken,  
es gleiten  
Völker ins Dunkel wie

stürzende Sterne,  
Und die hart unsere Rücken  
zerschlugen,  
Werden zuschanden Geschlecht  
um Geschlecht.  
Wir aber schreiten und

schreiten und schreiten  
Tiefer hinein in die eigene

Kraft,  
Die sich aus Erden die  
Ewigkeiten  
Und aus ihrem Leiden den  
Gott entrafte.“

Die Schlussworte des Dramas geben seine Formulierung jüdischen Überdauerns: „Man kann das Unsichtbare nicht besiegen! Man kann Menschen töten, aber nicht den Gott, der in ihnen lebt. Man kann ein Volk bezwingen, aber nie seinen Geist.“

Während im „Jeremias“ der geistige Zusammenhang mit Jerusalem gegeben wird, hat Zweig später eine grosse Legende ganz im zionistischen Sinne geschrieben und sie Max Brod in deutlicher Betonung dieser Gesinnung übersandt. Sie heisst „Der begrabene Leuchter“ und hat die Legende vom Geschick des siebenarmigen Leuchters aus dem Tempel zum Gegenstand, sei-

ne Irrfahrten nach der Zerstörung Jerusalems und seine endliche Rückkehr ins Heilige Land. Mit dieser Geschichte des Leuchters wird die ewige Zions-Sehnsucht der Juden dichterisch erfasst.

Der Dichter selbst fand nicht den Weg in unser Land, obwohl er zeitweilig den Gedanken erwog. Er verliess sein erstes Asyl in England bald nach dem Kriegsausbruch 1939, da ihm die Fremden-gesetzgebung dort ein ungestörtes Kunstschaffen unmöglich machte, heiratete aber noch in London zum zweiten Male, ein um 26 Jahre jüngeres jüdisches Mädchen, Lotte Altmann. Er hatte sie in der Emigration kennengelernt und sie wurde ihm eine getreue Helferin bei seiner weiteren Arbeit.

Stefan Zweig hat eine für ihn sehr entscheidende Begegnung mit Theodor Herzl gehabt, die er zweimal darstellte, einmal als besondere Artikel in der Sammlung „Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten“ unter dem Titel „Erinnerungen an Theodor Herzl“ und dann nochmals kurz vor seinem Tode in „Die Welt von Gestern“. Als diese Begegnung stattfand, war Herzl der allseitig gefeierte Feuilletonchef der „Neuen Freien Presse“. Seine zionistischen Ideen waren damals alles andere als populär, und ihm war verboten, in seiner Zeitung darüber zu schreiben. Karl Kraus hatte gerade unter dem Titel „Eine Krone für Zion“ eine antizionistische Broschüre publiziert. Die Liebe des angehenden Schriftstellers Stefan Zweig galt dem Dichter und Feuilletonisten Theodor Herzl. Er war ausserordentlich beglückt darüber, bei diesem vielbeschäftigten, prominenten Journalisten eine Audienz zu bekommen und sehr stolz darauf, dass gerade Herzl es war, der die erste Novelle von Zweig zur Publikation annahm und damit für dessen Berufslaufbahn richtunggebend wurde. In späteren Jahren, und besonders nach den katastrophalen Erlebnissen der Hitlerzeit, kam Stefan Zweig dem Zionismus innerlich nahe. Das drückte sich in seinen Vermächtnissen an die Jerusalemer Nationalbibliothek aus, der er u.a. seine Briefwechsel hinterliess.

Wie Stefan Zweig schon 1925, also lange vor den Hitlerjahren, zum Zionismus stand, zeigt am schönsten ein noch unveröffentlichter Brief, der lediglich in einem Jahrbuch der Bialik-Loge Tel-Aviv publiziert wurde und der hier am Schluss unserer Betrachtung stehen soll:

16. Februar 1925.

„Noch einmal, nach zwei Jahrtausenden als Volk und Nation auf eigener Erde aufzuerstehen, ist die Aufgabe, die sich ein Teil der jüdischen Jugend gestellt hat; die Zukunft wird erweisen, inwieweit sie lösbar ist und gelöst wird. Die andere aber, die höhere, die historische Aufgabe, die jedem Volke abgefordert ist, sich in der Geschichte des Geistes, der Kunst und der Wissenschaft dauernd zu verewigen — sie hat das jüdische Volk längst so vollkommen gelöst wie jedes andere Volk der Erde. Darum ist eine Heimstätte, die all ihre geistigen Taten im Laufe der Generationen endlich sammelt und selbst zur Wissenschaft erhebt, darum ist eine jüdische Universität ein Anrecht, das niemand dieser Nation des Geistes wird anzutasten wagen, und die Eröffnung dieser Universität ein Ehrentag nach vielen schmerzlichen und blutigen Tagen jüdischer Geschichte. Die Wirkungen und Erfüllungen, die von diesem neuen Forum ausstrahlen werden, sind heute noch gar nicht abzusehen; vielleicht trägt das Volk, das aus dem Orient vor zweitausend Jahren sich in die ganze Welt verstreut, nun wieder den Geist Europas und der neuen Continente schöpferisch in den Orient zurück und an der neubeseelten jüdischen Kultur werden altverwandte wieder erwachen und fruchtbar werden. Sie ist nur ein Anfang, diese Tat, und ihr Ende wächst weit über unser Leben hinaus: so grüssen wir diesen Anfang mit Ehrfurcht und geben wir ihm unser Bestes mit, unser gläubigstes Vertrauen!“

FRITZ BERGER



# Stefans Zweigs Freitod

Von Hans Lamm

Wenn am 22. Februar in vielen Ländern des 30. Todestages von Stefan Zweig gedacht wurde, dann erinnerte man sich keines Verschollenen oder Vergessenen. Literaturhistoriker wie Lalen mag es erstaunen: Nicht allein in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts galt der Satz, den Thomas Mann über den von ihm bewunderten und geliebten Dichter und Menschen niederschrieb: „Vielleicht ist seit den Tagen des Erasmus kein Schriftsteller mehr so berühmt gewesen wie Stefan Zweig.“ Dies läßt sich vielfach belegen. Die von Randolph J. Klawiter 1964 in Chapel Hill, N. C., publizierte Bibliographie enthält nicht nur über 3400 Arbeiten von und über Stefan Zweig, sondern zeigt auch, daß einige seiner Novellen in vierzig Sprachen (u. a. fünf verschiedene des indischen Subkontinents) übertragen wurden. Ohne besondere Werbung sind auch im Nachkriegsdeutschland einige seiner Bücher wieder zu steten Bestsellern geworden: die „Sternstunden der Menschheit“ wurden in mehr als 900 000 Exemplaren verkauft und von „Phantastische Nacht“ mehr als 400 000 Stück. Seine Erinnerungen „Die Welt von Gestern“ liegen seit November 1970 als Band der Fischer-Bücherei vor.

Ursachen und Anlaß des Doppelselbstmordes von Zweig und seiner (zweiten) Frau Lotte, geb. Altmann, die er erst im September geheiratet hatte, sind noch immer Gegenstand vielfacher Betrachtungen. Derartige Spekulationen sind stets problematisch, denn keiner kann rekonstruieren, was im Herzen eines Menschen vor sich ging, bevor er seinem Leben ein Ende setzte. Viele, die gleichfalls das bittere Los der Emigration ertrugen, gaben entweder dem Nichtbegreifen oder dem Doch-Verstehen-Wollen Ausdruck: besonders rührend zum Beispiel Franz Werfel und Carl Zuckmayer (siehe die verdienstvollen Sammlungen der Freundesäußerungen, die Hanns Arens 1956 und 1967 herausgab und aus denen wir z. T. zitieren). Ernst Feder hat bereits 1944 ausführlich über die letzten Tage des Dichters berichtet — er verbrachte noch den Abend vor dem Freitod mit dem Paar —, und daraus geht hervor, daß von einer langgehegten Absicht des Freitods nicht die Rede sein kann. Als Indiz dafür führt Feder an, daß wenige Tage vorher Zweig mit ihm intensiv über einen Auftrag gesprochen hatte, den „Readers Digest“ ihm erteilt hatte und er meint, daß die Schreckensnachricht des Falles von Singapore, welche die Presse am 17. Februar 1942 brachte, das auslösende Moment gewesen sei. Für uns, in deren Gedächtnis jener Winter schon stark verblaßt ist, ist es kaum möglich zu sagen, ob Zweig in der Tat davon so niedergeschmettert war.

Aus seinem neuen Wohnsitz (Petropolis über Rio de Janeiro, wo er am 17. September 1941 ein Häuschen, das ihm sehr gefiel, bezogen hatte) schrieb er am gleichen Tag seiner ersten Frau zunächst aufatmend: „Aber endlich ein Ruhepunkt für Monate und die Koffer verstaubt“, und dann wieder furchtvoll: „Es wird ein Winter des Schreckens werden, wie ihn die Welt noch nicht gekannt.“ Sicher hatte weder dann noch sonst in den folgenden Monaten sich die Freitodabsicht in ihm konzentriert. Weitere Äußerungen jenes Briefes — wir zitieren nach der 1951 publizierte Auswahl „Stefan Zweig — Friderike Zweig Briefwechsel 1912—1942“ — und späterer beweisen das eindeutig. Daß er am 13. März in bezug auf zwei Freunde, bei denen er Selbstmord vermutete meinte „man sagt sich, daß . . . sie alle vielleicht die Klügeren waren“, ist kein Gegenbeweis, höchstens einer für seine Labilität und seine depressionennahe Haltung, die aber seine letzten Jahre kennzeichnete. Klaus Mann (der 1949 ebenfalls — wohl aus ganz anderen Beweggründen — sein Leben beendet hat) berichtete von einem letzten Zusammentreffen mit ihm, fünf, sechs oder sieben Monate vorher, und faßte seine Überzeugung dahingehend zusammen: „Und er war ein Verzweifelter . . .“ Weder die Verzweiflung noch die Depressionen sollte man als Dauerzustand des letzten Lebensjahres betrachten: Im Jahr 1941 hörte und sprach ich den Autor, als ihn eine Vortragsreihe nach Kansas City führte, und er machte zwar den Eindruck eines durch das Kriegsgeschehen und die jüdische Tragödie Niedergedrückten, aber sicher nicht den eines Todgeweihten. Noch am 14. Oktober 1941 schrieb er an Friderike Zweig „Auch die Sorgen, die mich in New York quälten, haben an Kraft verloren.“ Er pries Petropolis: „Man lebt hier wie im Paradies.“ Den Krieg nannte er „grauenhaft langwierig“ (und er wahrte tatsächlich fast noch vier Jahre!) und meinte, „daß man seine Folgen gar nicht übersehen kann . . . wenn man noch die Kraft hat, wird man ein ganz neues Leben beginnen müssen.“ Sein Freund Richard Friedenthal (in der Einführung der von J. Hellmut Freund (1968) publizierte Auswahl aus Zweigs Werken schreibt auch davon, daß er in einem Gespräch über die Nachkriegszeit (es fand wohl schon 1939 statt) „in unendlich bescheidenem, fast demütigem Ton“ davon gesprochen hatte, daß er „hoffe, daß man

ihn als alten Mann doch vielleicht noch ‚für irgendeine Mission‘ werde verwenden können.“ Am 27. Oktober 1941 schrieb er, daß er sich „körperlich viel besser“ aber „gehemmt in meinem Wirken in jedem Sinne“ fühle: Und unheimlich summiert er „andererseits wächst das Grauen über die Zeit ins Ungewisse“. Gleichzeitig träumt er „von einer Art österreichischem Roman“ und daß ihn sehr lockte, „über Montaigne zu schreiben“. Er genießt das „einfache, abseitige Leben, ohne Zeitungsnotizen und Besuche“ und fügt die Frage an „Aber wird diese kontemplative Pause noch lange möglich sein?“ Den 60. Geburtstag (28. November) nannte er im Brief tags darauf „der düstere Tag“. Das Dankgedicht, das er den Gratulanten sandte, klang leicht-beschwingt, fast frohgemut; retrospektiv kann es freilich als Vorankündigung des bevorstehenden Ablebens interpretiert werden, heißt es doch in ihm:

„Vorgefühl des nahen Nachdens  
Es verstört nicht — es entschwert!

...  
Niemand glänzt der Ausblick freier  
Als im Gleist des Scheidelichts,  
Nie liebt man das Leben treuer  
Als im Schatten des Verzichts.“

Kurz vor Jahresende berichtet er: „Eine Woche oder zwei habe ich den Schreck in der Arbeit gespürt durch eine unheilvolle Zerstreutheit und Abgelenktheit, aber ich hoffe mich allmählich wieder zurechtzufinden.“ Am 20. Januar 1942 berichtet er über „einen sehr schönen Brief von Roger Martin du Gard . . . der ausdrückt, was auch ich fühle nämlich, daß wir in unserem Alter nur Zuschauer sind . . . Uns bleibt nur noch, still und würdig abzutreten.“ Gleichzeitig freilich meldet er auch den Fortschritt seiner Montaigne-Studien. Am 4. Februar plant er sicher nicht das Ende, schrieb er doch: „Ich weiß nicht, ob ich das Bungalow noch länger als bis zum April mieten kann; wenn ich umzöge, werde ich es Dich rechtzeitig wissen lassen.“ Am 18. Februar schreibt er in der für ihn charakteristischen Ambivalenz: „Ich fahre mit meiner Arbeit fort, aber nur mit einem Viertel meiner Kraft“ und später „hier habe ich nur die Natur und Bücher, alte gute Bücher, welche ich lese und wieder lese.“ (Hier muß das englische Original zitiert werden, denn es enthält möglicherweise einen — unbewußten und ungewollten — Hinweis auf den nahen Freitod: „ . . . here I have (dies könnte ‚have‘ — habe — or ‚had‘ — hatte — bedeuten) but nature and books, old good books which I read and reread again.“ (Auch bei dem „read“ und „reread“ ist unklar, ob es Präsenz oder Perfekt ist!). Am Sterbetag wurde noch ein Abschiedsbrief geschrieben, worin er meint, daß er sich bei seinem Eintreffen „viel besser fühlen (werde) als vorher“. Seine „Depression (sei) viel akuter“ geworden und daß er die Aussicht, seinen „Balzac nie würde beenden können . . . und dann dieser Krieg . . . niederdrückend“ war. „Ich war zu müde für all das . . . Du kannst Dir nicht vorstellen, wie froh ich mich fühle, seit ich den Entschluß gefaßt habe“ und er schließt: „Sei frohgemut, weißt Du mich doch ruhig und glücklich.“

In keinem der Briefe findet sich eine direkte Erwähnung seiner zweiten Frau, wenigstens nicht in der 1951 publizierte „Briefwechsel“-Sammlung. In der Übersetzung des Abschiedsbriefes, der sich in der 1961 von Friderike M. Zweig herausgegebenen Bildbiographie befindet, erscheint nach dem Satz „Ich war zu müde für all das“ noch ein in der Erstpublikation nicht enthaltener und nicht angedeuteter Zusatz „und die arme Lotte hatte keine gute Zeit mit mir, besonders weil ihre Gesundheit nicht die beste war.“ Auch in ihren „Spiegelungen des Lebens“ (1964) erinnert sich die erste Gattin: „Und Lottes Asthma hatte sich verschlechtert, wahrscheinlich in dem Maße seiner Stimmung.“ Das mag historisch zutreffen und Friderike hatte es unter Umständen von ihrem Bruder, der in Rio lebte, erfahren; aus Stefan Zweigs Briefen geht so etwas in keiner Weise hervor, und so kann die Möglichkeit, daß die Krankheit der Gattin ein Mitgrund für beider Freitod gewesen war, als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden. Friderike Zweig sprach zwar, als sie über die Wieder-verheiratung sprach („Spiegelungen des Lebens“, S. 208) über „die kränkliche Lotte“ (die sie ja fast dreißig Jahre überlebte, obwohl sie etwa dreißig Jahre älter war als die zweite Gattin), doch heißt

nommen hatte . . . Welthistorische Gestalten soll man nicht sentimentalisch sehen und nicht ihnen langgemächliches Leben und umhüteten Bettod wünschen wie braven bürgerlichen Familienvätern: Ihr wahres Schicksal ist nicht das persönliche, sondern das historische, das zeitlos bildsame,

es viel später auch, Lotte „schrieb mit besonderer Wärme. Sie schien nun glücklich und wohl“, (kurz vor Stefans Geburtstag im November 1941 — zitiert nach Friderike Zweig, „Stefan Zweig, wie ich ihn erlebte“, 1948).

Zweig war sicher nicht nur „ein Verzweifelter“, wie ihn Klaus Mann in Erinnerung hatte. Er war auch stolz und fürchtete das Alter (seinen 60. Geburtstag nannte er schon im voraus „den ominösen Tag“), und er wollte nicht als arbeitsunfähiger, gebrochener Greis ausklingen. So heißt es in seinen letzten Worten an die Öffentlichkeit: „So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschließen, dem geistige Arbeit immer die lauterste Freude und persönliche Freiheit das höchste Gut dieser Erde gewesen. Ich

und das liegt in wenigen großen Augenblicken beschlossen . . . Das Höchste, das solchen Naturen verstatet ist, bleibt immer . . . ein heroischer Lebenslauf . . . Nie war er größer als in seinem Tod, nie sichtbarer als heute in seinem Fernsein.“

Das schrieb der 40-jährige Zweig noch bevor er die Höhe seines Weltruhms erklimmen hatte: Er hatte dann noch viele „heroische Biographien“ zu schreiben: zunächst Essays über Hölderlin, Kleist (der sich selbst tötete) und Nietzsche, dann Casanova, Stendhal, Tolstoi, Fouché, Mesmer, Baker-Eddy, Freud, Marie Antoinette, Erasmus, Maria Stuart, Castello, Magellan und Balzac. Ob er sein Leben heroisch enden wollte, wie er meinte, daß Rathenau, dem er seelisch und geistig wohl mehr verwandt war, als bisher klar wurde — unbewußt den Tod gesucht haben mag?



Praktisches Wochenblatt, Zürich

24.2.1967

### Vor 25 Jahren starb Stefan Zweig

Vor 25 Jahren — am 23. Februar 1942 — ging Stefan Zweig in Petropolis bei Rio de Janeiro, zusammen mit seiner zweiten Frau, «aus freiem Willen und mit klaren Sinnen» in den Tod.

Stefan Zweig wurde am 28. November 1881 als Sohn eines Industriellen in Wien geboren. Er, der sich einen Psychologen aus Leidenschaft genannt hatte, sollte mit seinen Novellen und Biographien einen Erfolg erringen, der die ganze Erde umspannte. Er studierte Germanistik und Romanistik an deutschen und französischen Universitäten, die er als Doktor phil. verließ. Während des Ersten Weltkrieges lebte er in der Schweiz, nachher in Salzburg. Im Jahre 1935 emigrierte der Dichter nach England und sodann nach Südamerika.

Stefan Zweigs dichterische Schaffenskraft war gewaltig. Seine *Lyrik*, von Hugo von Hofmannsthal und von Verhaeren beeinflusst, umfaßte die Werke «Silberne Saiten», «Die frühen Kränze» und «Die gesammelten Gedichte». Vor dem Ersten Weltkrieg erschienen auch «Tersites», ein Trauerspiel in Versen, das Schauspiel «Das Haus am Meer» und die Rokokokomödie «Der verwandelte Komödiant». Die ergreifende pazifistische Dichtung «Jeremias» schrieb Zweig im Jahre 1917 in der Schweiz. Nun folgten das Kammerstück «Die Legende eines Lebens», die Tragikomödie «Das Lamm des Armen» und die Renaissancekomödie «Volpone». «Die schweigsame Frau» wurde von Richard Strauß vertont.

Stefan Zweigs *Novellen* sind psychoanalytische Meisterwerke. Der dreibändige Novellenkreis «Die Kette» («Erstes Erlebnis», — «Brennendes Geheimnis» — «Amok» — «Novellen einer Leidenschaft», «Brief einer Unbekannten» — und «Verwirrung der Gefühle») legt Zeugnis hievon ab.

Andere Seelenstudien sind «Die Liebe der Erika Ewald» und die Novelle «Angst». Wohl am bekanntesten wurden die historischen Miniaturen Sternstunden der Menschheit, z. B. «Die Weltminute von Waterloo», «Die Eroberung von Byzanz» und «Die Marienbader Elegie». Zahlreich sind auch Zweigs Erzählungen, von denen ein Teil in der Emigration entstanden ist. Besonders sei hier die «Schachnovelle» erwähnt. Des Autors Roman «Ungeduld des Herzens» wurde auch verfilmt. In essayistischen Werken beschäftigte sich Stefan Zweig mit Verlaine und Romain Rolland, der sein Lehrer und Freund war.

Stefan Zweigs großartige dreibändige *Charakterkunde des Genies*, die unter dem Titel «Baumeister der Welt» editiert wurde, nimmt einen besonderen Platz im Schrifttum unserer Zeit ein. Das gewaltige Werk befaßt sich mit Balzac, Dickens, Dostojewskij, Hölderlin, Kleist, Nietzsche, Casanova, Stendhal und Tolstoi. Nicht minder eindrucksvoll ist die Darstellung von «Ideen

in „Gestalten“, die den Titel «Die Heilung durch den Geist» trägt und Mesmer, Baker-Eddy und Freud zum Gegenstand hat. Andere bedeutende biographische Schriften sind «Franz Mase-reel», «Joseph Fouché», «Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam», «Magellan» (Der Mann und seine Tat) und «Amerigo» (Die Geschichte eines historischen Irrtums). Zwei weitere historische Romane gehen dem Leben und dem Untergang der «Marie Antoinette» und der «Maria Stuart» auf den Grund.

Stefan Zweig bezeichnet als sein *Hauptwerk* den unvollendet nachgelassenen biographischen Roman «Balzac». In seinem Buche «Fahrten» beschreibt der Autor seine Reisen durch drei Erdteile, in «Brasilien» sein Gastland, und «Die Welt von gestern», die «Erinnerungen eines Europäers» enthaltend, spürt einer vergangenen Epoche nach und hinterläßt einen nachhaltigen Eindruck.

Der Dichter Stefan Zweig hatte zahlreiche Werke *übersetzt* u. a. von Verlaine, Baudelaire und Verhaeren und gab auch Werke von bedeutenden Männern der Feder wie z. B. von Dostojewskij, Dickens, Lafcadio Hearn, Renand und Rolland heraus. Des Autors *Selbstbiographie* ist im Buche «Begegnung mit Menschen, Büchern und Städten» und auch zum Teil im vorerwähnten Werk «Die Welt von gestern» niedergelegt.

Stefan Zweigs Schriften, die hier nicht zur Gänze angeführt

wurden, werden die Zeiten überdauern, denn er verstand es, den tiefsten seelischen Regungen zu lauschen und sie auf subtilste Weise zu künden. Ein großer Seelenforscher und ein Beherrscher der Schreibkunst ging vor 25 Jahren dahin, ein Europäer von Weltformat, der aus seelischem Bereiche kam und die Brutalitäten Mitteleuropas nicht mehr zu fassen vermochte.

*Leo Sonnwald, Wien*

# Homage to heroics

FROM: THE TIMES LITERARY SUPPLEMENT

April 28, 1972 No. 3,661

## ELIZABETH ALLDAY:

Stefan Zweig

248pp. W. H. Allen. £3.50.

## D. A. PRATER:

European of Yesterday

A Biography of Stefan Zweig

390pp. Clarendon Press: Oxford University Press. £4.

The story of fame forgotten is too familiar to cause surprise. Perhaps, as Stefan Zweig's friend Rilke once remarked, fame is merely the sum of misunderstandings that gather round a name. In the decade or so before Hitler came to power, Stefan Zweig seemed one of the great names of contemporary literature, his works translated into nearly forty languages. In France (as he tells us in his autobiography *The World of Yesterday*) his circle of readers was almost as large as in Germany. Who reads him now?

It is always a curious if dismal exercise to speculate on reasons for declining reputation. Can we always assume that the later generation has better judgment than the earlier? Zweig's fellow-Austrian Robert Musil remarks through one of the characters in *The Man Without Qualities* that in Germany a writer has to have a great many like-minded readers before he can pass as having an unusual mind. Zweig does not have many like-minded readers today; he believed in heroes, and we seem to live in a less heroic world. He began his literary career as a translator of works which he admired; he followed with studies of writers like Verhaeren, and Romain Rolland for whom he felt enthusiasm; he made his name through biographies of well-known historical personages whose lives represented or illuminated in some way his own ideal of enlightened humanism.

At the centre of his work is excited identification with the individual as representative hero. Excitement breeds drama, and drama is a necessary simplification of intangible issues into perceptible schemes. Zweig owed his success to his talent for colourful simplification and that natural feeling for anthropomorphic description which always goes with a strong dramatic sense. For him history was always History, and Fate never failed to strike in a vividly realized fashion from the wings. This

was no condescension to popular taste. Zweig was unfailingly honest. He merely had the depth of feeling which inevitably distorts observation; he can stand as an example of what Goethe meant when he remarked that the dilettante never describes the object but only his own feelings about the object. Not that Zweig was a dilettante in the literal sense; he was meticulous in research and knew he was devoting himself to an activity which was central to his existence.

These two books about Zweig stand in their way for his own duality of attention to detail and colourful enthusiasm. Here the strands are separate: D. A. Prater is the careful researcher, Elizabeth Allday the enthusiast. Mrs Allday is the more revealing, as passion is always more expressive than a catalogue. She is writing about someone she admires, a kindred spirit, one of the heroes of her youth, a man whose work seems to her no less than "a restless inquiry into God's purpose for creating the human psyche". She is in no doubt that, from his birth, Zweig was "destined to take his place amongst the great names of European culture, the last-born in a clutch of international geniuses, who included Freud, Verlaine and Rilke".

Mrs Allday calls her book "a critical biography", and although it is devoid of the apparatus of criticism there are useful critical insights. In spite of her enthusiasm she cannot overlook Zweig's utter lack of humour and his persisting naivety in personal relations. But the admirable thing about her book is that it achieves precisely what it sets out to do. She has attempted to evoke the spirit of Zweig in this impassioned record, and she does so. She captures exactly the atmosphere of exaggeration and embellishment and grand personification which characterized him.

We learn, for instance, that Zweig was born into the Austro-Hungarian Empire at a time when "Franz Josef, the ageing and unfortunate Emperor, clung like a withering fruit to the remaining branch of what had once been the mighty Hapsburg tree". Only a book written in this style can project the essence of an author for whom aeroplanes were not aeroplanes but steel swallows. According to Mrs Allday, "no rounded breast or elegant thigh was more appealing

to him than a woman's lips framing the precious and sacred names of Goethe, Höfmannsthal or Rolland". And if you really want to be there when it happens (which is the effect Zweig strove to produce) you can share with Mrs Allday the moment when for Friderike, Zweig's future wife, "her blood became ice in her veins when she thought of the gruesome legal machinery necessary to unlock the nuptial fetters".

Dr Prater's study is totally different. *European of Yesterday* is a sober record of everything known about Zweig's life and circumstances. Footnotes and bibliographies and indexes supply a formidable critical apparatus to a book which reads like the archetypal doctoral dissertation. But this is not a critical study. Zweig is great, therefore everything remotely connected with him is important and must be recorded: "Back in Vienna, he underwent a minor operation in the area of the ribs, in Dr Anton Loew's sanatorium in the IXth District." And Dr Prater goes on: "It was nothing serious. . . ." It is just possible that Dr Prater is now suffering a sense of scholarly guilt because he has not discovered what the taxi fare to Dr Anton Loew's sanatorium was.

Eighteenth-century literati and others come under the scrutiny of Volume Six, edited by Alex Natan and Brian Keith-Smith, in the *German Men of Letters* series (318pp. Oswald Wolff, £2.50). Its inconsistencies are probably attributable to a change of editor in mid-stream, occasioned by the death of Alex Natan; this presumably explains why all the essays on individuals are prefaced by potted Lives save one—an otherwise far from lifeless study of Leibniz.

The inclusion of philosophers is welcome; the exclusion of Lessing understandable; but an essay on Bodmer and Breitingger would have been an appropriate foil to Gottsched (a sadly lopsided effort this, refraining from mention of the Neubers and the *Schaubühne* inter alia); and Klopstock might well have replaced Hagedorn. But in general this is a worthwhile collection of introductory essays: the contributions on Leibniz, Kant and Hagedorn in particular are attractively written and well-organized.



SAMMLER UND SAMMLUNGEN

Ludwig Steinfeld  
Drei Brüder Grimm in Büchern  
und Bildern. Über meine  
Sammlung A 201

»Ewiger Rausch der Liebe und  
Nüchternheit des Verstandes«.  
Bettine von Arnim in einer  
Frankfurter Ausstellung  
(Ilse Unruh) A 221

F. Dörling (Hamburg):  
Auktion 111  
vom 6. bis 8. Juni 1985  
(Herbert H. Wagner) A 232

ANTIQUARIATSGESCHICHTE

Christian M. Nebehay  
Gustav Nebehay als Antiquar.  
Vierte Folge: Autographen und  
die Sammlung Stefan Zweig A 205

Kataloge per Computer:  
Mißbrauch von Maß  
und Mittel  
(Werner Bodenheimer) A 224

KATALOGBESPRECHUNGEN  
Deutschlands Erneuerung  
1945-1950 im Spiegel neuer  
Antiquariatskataloge A 235

Antiquariat Dr. Christoph  
Cobet: Katalog 30 A 236

Antiquariat M. Edelmann:  
Kataloge 85 und 86 A 237

AUKTIONSBERICHTE

Galerie Gerda Bassenge (Berlin):  
Auktion 45  
vom 2. bis 4. Mai 1985  
(Herbert H. Wagner) A 227

Bickhardt'sche Buchhandlung:  
Katalog 15 A 238

AUSSTELLUNGEN UND BERICHTE

Ein Verlag macht  
Literaturgeschichte.  
Die Ausstellung »S. Fischer,  
Verlag« in Marbach  
(Herbert Wiesner) A 215

Hartung & Karl (München):  
Auktion 49  
vom 7. bis 9. Mai 1985  
(Reinhard Müller-Mehlis) A 229

ALLGEMEINES

Nachrichten A 238

Neue Antiquariats-Kataloge  
und -Listen A 239

Impressum A 240



Titelkupfer zu ›Aldänische Heldenlieder‹ von Wilhelm Grimm, Radierung nach Albrecht Dürer von Ludwig Emil Grimm, 1811

›Die Gunderode‹ (1840) und ›Clemens Brentano's Frühlingskranz‹ (1844), alle in Erstausgaben.

Bedeutende Erzählungen der Romantiker, deren Titel allein schon in ihre Gedankenwelt einstimmt, sind: Ludwig Tieck ›Franz Sternbalds Wanderungen‹ (1798) und ›Phantasmus‹ (1812–1816) sowie ›Der Zauberring‹ von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué.

Für die Romantiker einflußreiche Werke der Mythologie waren die ›Götterlehre‹ von Karl Philipp Moritz (2. Auflage 1801) und Friedrich Creuzers ›Symbolik und Mythologie der alten Völker‹ von 1810–1812.

Eine Kostbarkeit ist für mich die 1792–1793 von Friedrich Schiller herausgegebene Zeitschrift ›Thalia‹, in welcher das Fragment des ›Hyperion‹ von Friedrich Hölderlin abgedruckt ist, das er auf Schloß Waltershausen in der Rhön geschrieben hat.

Von dem Lehrer der Brüder Grimm, Friedrich Karl von Savigny, enthält die Sammlung sein Hauptwerk, die ›Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter‹ in der siebenbändigen Ausgabe von 1834–1851. An Freunde und Mitstreiter bei den ›Göttinger Sieben‹, den Professoren, mit denen zusammen die Brüder Grimm gegen den Verfassungsbruch des Königs von Hannover protestiert hat-

ten, erinnern Carl Friedrich Dahlmanns ›Die Politik, auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zustände zurückgeführt‹ (1834), das ›Gutachten der Juristenfacultäten in Heidelberg, Jena und Tübingen, die Hannoverische Verfassungsfrage betreffend‹ (1839) und von Georg Gottfried Gervinus die ›Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen‹.

Von Werken zur Sprache seien genannt Friedrich Schlegels bedeutende Untersuchung ›Über die Sprache und Weisheit der Inder‹ sowie die Wörterbücher von Adelung, Heyse, Weigand und Graffs ›Altdeutscher Sprachschatz‹.

Ludwig Emil Grimm, der ›Malerbruder‹, hat das Leben der berühmten Brüder Jacob und Wilhelm und vieler seiner Freunde durch seine Zeichnungen und Radierungen begleitet. Nach einem Gemälde radierte er den Urgroßvater, nach dem Leben die Geschwister und Verwandten. Die Freundin Bettine von Arnim ist in schönen Blättern in meiner Sammlung, die Familien von Savigny und Brentano, darunter das große Blatt des Dichters Clemens. Bedeutende Porträts radierte Ludwig Emil Grimm von Heinrich Heine und dem Violinvirtuosen Niccolò Paganini. Das ›Preußje von Schlüchtern‹, ein alter Handelsjude, und der Töpfer Hannes Heid aus Steinau zeigt Menschen aus dem Volk, mit dem der Künstler von Jugend an verbunden war. Einige Landschaftsbilder aus Hessen runden die Sammlung der Radierungen ab.

Beim Aufbau meiner Grimm-Sammlung habe ich manches Buch wiedergelesen und viele Texte erst kennengelernt, was mir neue Erlebnisse brachte. Auch ich konnte erfahren, was Martin Bodmer sagt: »Indem man die Sammlung entwickelt, entwickelt man sich selbst, worin vielleicht ihr größter Reiz liegt.«

CHRISTIAN M. NEBEHAY

Gustav Nebhay als Antiquar.

### Vierte Folge: Autographen und die Sammlung Stefan Zweig

Wie man dem ausgezeichneten Handbuch Günther Mecklenburgs: ›Vom Autographensammeln‹ (Marburg 1963) entnehmen kann, ist das systematische Sammeln von Autographen bis in die Spätzeit der Renaissance zurückzuverfolgen. Der erste Sammler, der namentlich angeführt wird, ist Thomas Rhediger (1540–1576), Sohn eines wohlhabenden Breslauer Großkaufmanns, der in neun Folianten unter anderem 15 Briefe von Luther, 78 von Melanchthon, 2 von Erasmus von Rotterdam, 21 von Abraham Ortelius etc. verwahrte, die 1645 der Stadt Breslau zum Geschenk gemacht wurden. Wir können hier nicht den Versuch unternehmen, etwa den Spuren des

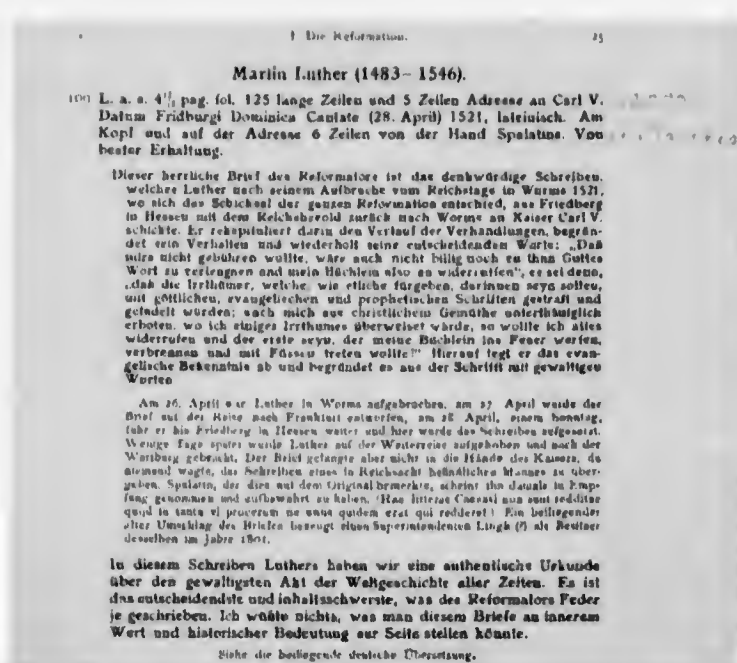
Autographensammeln in Österreich nachzugehen, sondern müssen uns zunächst mit einigen Anekdoten, dann aber näher mit einer der größten und bedeutendsten Sammlungen dieser Art beschäftigen: der von Stefan Zweig.

Seit mein Vater die bereits erwähnten Handexemplare Schopenhauers in die Hände bekommen und glänzend verkauft hatte, war er von diesem – für ihn völlig neuem – Gebiet – fasziniert und betrieb diese Sparte seines Geschäftes, wie es seine Art war, mit erstaunlichem Elan und Erfolg. Ja, er verstand es, binnen kurzem das Kunstantiquariat C. G. Boerner zu einem führenden Autographen-Geschäft auszubauen, wobei eine große Rolle den von ihm veranstalteten Versteigerungen zufiel. Da Ausdauer niemals seine Stärke war, ließ er von dieser Sparte nach 1914 und wandte sich – mit ähnlichem Erfolg – ab 1916 in Wien dem reinen Kunsthandel zu. Wir werden später von seiner Begeisterung für Gustav Klimt und Egon Schiele hören, deren beider Nachlässe durch seine Hände gingen, bis er sich, um 1920, wieder von neuem beginnend, dem Handel mit Handzeichnungen alter Meister zuwandte und auch auf diesem reizvollen Gebiet binnen kurzem führend war. Doch wir wollen uns nun sogleich einem Höhepunkt in seinem Leben zuwenden: der Versteigerung des berühmten Martin-Luther-Briefes, über deren Verlauf bisher niemals ins Detail gehend berichtet worden ist.

Im Jahre 1911 versteigerte C. G. Boerner, noch im alten Lokal in der Nürnberger Straße 44, die Autographensammlungen Dr. Carl Geibel, Leipzig, und Carl Herz von Hertenried, Wien, nebst Beiträgen aus anderem Besitz. Das Material war so umfangreich, daß es auf zwei Auktionen, im Mai und im Dezember des Jahres, verteilt werden mußte.

Im Teil I (der Katalog trägt die Nummer CIV und ist von Poeschel & Trepte gedruckt) wurden vor allem Autographen aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts angeboten. Es gab die größten nur denkbaren Kostbarkeiten darunter. Ich erwähne nur wenige: eigenhändige Briefe von Götz von Berlichingen (1488–1523), von Luthers Frau Katharina von Bora (1494–1552), von seinem theologischen Mitarbeiter Philipp Melancthon (eigentlich Schwarzerd; 1497–1560) und von vielen anderen. Daneben aber auch hervorragende Briefe und Schriftstücke von Lessing, Nietzsche, Goethe, Schiller, Heine, Peter Paul Rubens, Raphael, Brahms, Mozart, Schubert, Haydn. Kurz, ein Material, das sich sehen lassen konnte und das bis dahin wohl kaum auf dem deutschen Markt in ähnlicher Qualität angeboten worden war.

Das großartigste Stück jedoch war die Nummer 1019: ein viereinhalb Seiten langer eigenhändiger Brief Martin Luthers an Kaiser Karl V., datiert vom 28. April 1521. In diesem lateinischen Schreiben, das Luther nach seinem



C. G. Boerner: Auktionskatalog 104 mit Beschreibung des Martin-Luther-Briefes. Am Rande der von Hans Boerner notierte Zuschlagspreis.

Aufbruch vom Reichstag in Worms durch den Reichsheinrich an den Kaiser geschickt hatte, legte er sein Glaubensbekenntnis dar und erbot sich, so man ihn an Hand der Bibel widerlegen könne, zu widerrufen. Der Brief gelangte niemals in die Hand des Kaisers. Niemand hätte gewagt, ihm ein Schreiben des mittlerweile in Reichsacht geratenen Luther zu überreichen. Dieser war, einige Tage nach Abfassung des Briefes, als Gefangener auf die Wartburg gebracht worden. Anscheinend hatte sein Freund Georg Spalatin (eigentlich: Burckhardt; 1484–1545) ihn aufbewahrt. Von ihm bis zu seinem im Katalog ungenannten Besitzer ließen sich alle Verwahrer dieses kostbaren Dokumentes lückenlos nachweisen. Ohne es beweisen zu können, vermute ich, daß er letztendlich im Besitz einer in Eisenach ansässigen Familie war. Mein Vater hatte ihn dort mit einer Sammlung von Autographen erworben und versteigerte die Sammlung – was für C. G. Boerner eine große Ausnahme war – auf eigene Rechnung. Er hatte den Brief auf 25000 Mark geschätzt und einen durchaus angemessenen Betrag dafür bezahlt.

Wenige Tage vor der Versteigerung ließ sich eine Dame bei C. B. Boerner melden und gab zu erkennen, daß sie die Absicht habe, den Brief zu erwerben, um ihn der Lutherhalle in Wittenberg zu schenken. Am Tage der Auktion selbst stellte sich ein amerikanischer Händler vor, der bis dahin allen unbekannt geblieben war, und wies sich als Beauftragter von Pierpont Morgan in New York aus.

Dieser (1837–1913) war damals der wohl bekannteste nordamerikanische Finanzmann. Er hatte in Rom und in Göttingen studiert, 1895 sein Bankhaus gegründet und seit 1899 europäische Anleihen auf dem nordamerikanischen Markt eingeführt. 1900 hatte er einen Stahltrust und



1902 einen riesigen Schiffahrtstrust ins Leben gerufen. Er zählte zu den ersten großen amerikanischen Sammlern, besaß eine Anzahl hervorragender Bilder, eine kostbare Sammlung von Handzeichnungen alter Meister und vor allem: von mittelalterlichen illuminierten Handschriften. Sie ist auch heute noch die wichtigste Sammlung dieser Art in den USA. Er hinterließ nach seinem Tod Bibliothek und Bibliotheksgebäude in New York als Stiftung. Mit seinem Auftreten auf dieser Auktion war unerwartet ein potenter Gegenbieter für jene Dame gefunden.

Unter atemloser Spannung aller Anwesenden begann die Versteigerung dieser Nummer. Hans Boerner, etwas bleich aus berechtigter Aufregung, saß am Auktionspult. Bald war durch das Bieten mehrerer im Saal anwesender Personen die Schätzung von 25000 Mark erreicht. Die Dame, die selbst mitbot, ließ resignierend ihre Hand sinken. Schon meinte jedermann, daß nun der Zuschlag erfolgen werde, als ein allen Anwesenden unbekannter Herr gegen den ausgewiesenen Vertreter Pierpont Morgans zu bieten begann. Die wechselseitig abgegebenen Gebote erhöhten sich – was allein schon sensationell war – um je 1000 Mark! Auf keiner Seite gab es ein Lockerlassen, und – als sei dies selbstverständlich – überboten die beiden Herren einander in zähem Kampf. Bis – innerhalb von wenigen Minuten – das Unfaßbare Tatsache geworden war: Das Bieten hielt bei der schier unglaublichen Summe von 102000 Mark inne! Noch einmal ertönte Hans Boerners leicht sächsisch gefärbte Stimme:

»Einhundertzweitausend Mark! Zum ersten... zum zweiten... und zum dritten!«

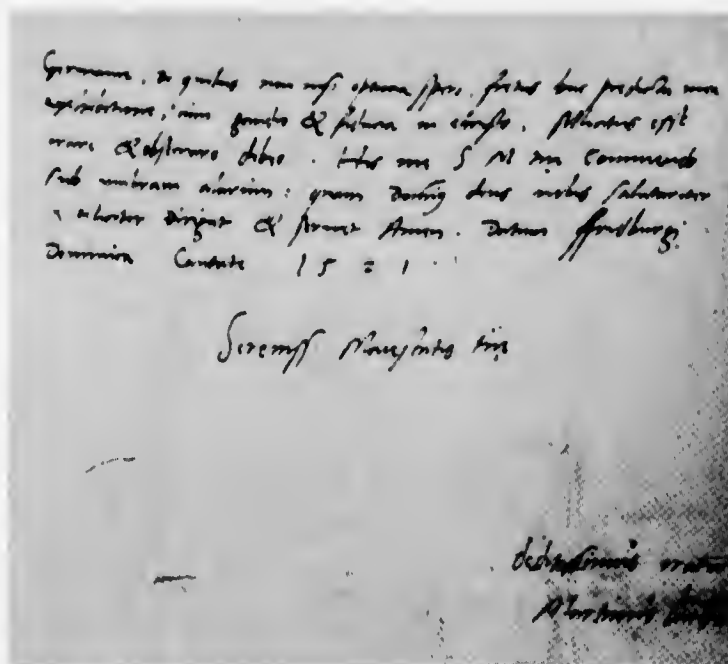
Kurzes Zögern, fragender Blick zum Unterbieter, der verneinend den Kopf schüttelte.

»Also niemand mehr? Ich schlage zu!«

Und der Hammer fiel. Große Aufregung im Saal! Keiner wollte glauben, was sich abgespielt hatte, denn jener Preis übertraf nicht nur die hochgespannten Erwartungen erfahrener Männer des Handels um ein Mehrfaches, sondern stellte – gemessen an der damaligen Kaufkraft des Geldes – eine Summe von exorbitanter Höhe dar. Hans Boerner und mein Vater sahen sich strahlend an. Alle Blicke aber wandten sich nun jenem Manne zu, der Sieger geblieben war. Mit freundlicher Geste bat ihn Hans Boerner, sich zu legitimieren. Es stellte sich heraus, daß es der Antiquar de Marinis aus Florenz war, den niemand der im Saal Anwesenden persönlich kannte. Er gab dem Geschäftsdienner, der abwartend vor ihm stand, seine Visitenkarte, auf der die Worte standen:

»Ich bot im Auftrag von Pierpont Morgan, New York!«. Meinem Vater und Hans Boerner blieb das Herz stehen.

Was sollte das? Ein Mißverständnis? Würde es zu einer Wiederholung der Versteigerung wegen eines offensichtlichen Irrtums kommen? Keineswegs! Herr de Marinis



Schluß des von Luther eigenhändig an Kaiser Karl V. gerichteten Schreibens vom 28. 4. 1521. Lutherhalle, Wittenberg

zückte sein Scheckbuch, schrieb einen Scheck aus, übernahm das kostbare Autograph und verließ den Raum, ohne auch nur mit einem der Anwesenden zu sprechen oder C. G. Boerner irgendwelche Aufklärungen zu geben.

Erst viel später kam man darauf, was sich eigentlich abgespielt hatte. Pierpont Morgan plante 1911, mit Deutschland intensiver ins Geschäft zu kommen. Er war von Kaiser Wilhelm II. auf dessen Yacht »Hohenzollern« eingeladen worden und wollte ihm bei dieser Gelegenheit ein Geschenk überreichen, welches nachweisbar einen großen Wert darstellte. Daher hatte er zwei Beauftragte auf die Auktion geschickt. Dem einen hatte er ein fixes, unüberschreitbares Limit von genau 100000 Mark gegeben, dem anderen jedoch »carte blanche«. Er wollte, mit anderen Worten, sichergehen, daß der Brief nicht unter dem Limit von 100000 Mark zugeschlagen werde! Er tat also genau das Gegenteil von dem, was man gewöhnlich auf Auktionen tut: sich so gut es geht absichern, daß man nicht getrieben werde.

C. G. Boerner wurde übrigens nach der Auktion prompt von den Verkäufern der Autographensammlung verklagt. Es gelang aber unschwer nachzuweisen, welche außergewöhnliche Umstände obwalteten, und sie glichen sich gütlich aus. Der Luther-Brief wurde von Pierpont Morgan tatsächlich dem Kaiser überreicht und von diesem der Lutherhalle in Wittenberg geschenkt. Seither aber spukt jener phantastische Preis in den Köpfen aller derjenigen, die einen Luther-Brief besitzen. Allzu viele sind es nicht, denn sie gehören zu den großen Raritäten des Autographenhandels.

Kaum hatte ich 1935 meines Vaters Nachfolge in der Firma V. A. Heck in Wien I., am Kärntnerring 12, angetreten, als eines Morgens die Türe aufging. Zwei Männer

standen vor mir, in ihrer Mitte ein Riese von einem Mann. Die beiden wiesen sich als österreichische Kriminalbeamte aus, der Riese – so stellte es sich heraus – war ein holländischer Polizeikommissar höheren Ranges. Die erste Frage der beiden Österreicher lautete:

»Haben Sie vor einiger Zeit von einem Herrn de Ridder in Den Haag Autographen erworben?«

»Ich persönlich nicht, aber die Firma schon. Der vor ein paar Monaten ausgeschiedene Gesellschafter, Herr Hinterberger, hat dieses Geschäft getätigt.«

Darauf mischte sich jener Holländer ins Gespräch und fuhr mich an:

»Wie konnte Ihre Firma das nur tun? So ein bodenloser Leichtsin! Alles, was jener Herr de Ridder Ihnen verkaufte, war Eigentum Ihrer Majestät der Königin von Holland und stammte aus dem königlich-holländischen Hausarchiv in Den Haag! Ich bin«, und damit entfaltete er ein Schreiben mit einem großen roten Siegel, »ihr persönlicher Beauftragter!«

»So«, sagte ich, »merkwürdig. Es wird Sie vielleicht interessieren zu hören, daß aus diesem Ankauf einige Dokumente mit der Unterschrift Johann Keplers (1571–1630) vom Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien beschlagnahmt worden sind, weil sie nachweisbar aus irgendeinem österreichischen Archiv entwendet worden waren. Darf ich, in aller Bescheidenheit, fragen, wie es kommt, daß sich jene Schriftstücke im Besitz Ihrer sehr verehrten Königin Wilhelmine befanden? Und außerdem möchte ich Ihnen nur mitteilen, daß keines der von uns

erworbenen Schriftstücke und Autographen eine Archivnummer oder einen Besitz-Stempel aufwies. Nicht, daß irgend jemand versucht hätte, diese zu tilgen oder wegzuschneiden. Sie waren ganz einfach niemals vorhanden! Ist denn das nicht, wenn ich fragen darf, ein Fall von unglaublichem Leichtsin?«

Bis dahin hatten die beiden Kriminalbeamten diesem Wortgefecht schweigend zugehört. Nun aber schalteten sie sich, sehr höflich, ein:

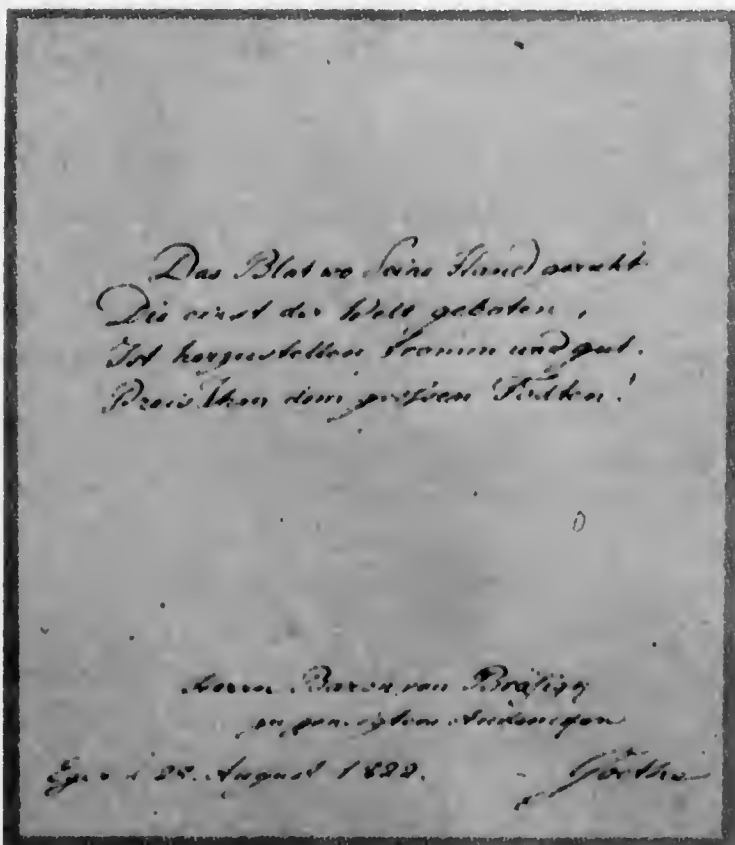
»Es tut uns persönlich leid, aber wir sind laut Auftrag des Sicherheitsbüros der Polizeidirektion Wien gezwungen, bei Ihnen eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, um alle aus diesem Ankauf stammenden Autographen sicherzustellen!«

»Bitte sehr«, sagte ich, die Türe unseres Autographenkastens öffnend. »Hier sind einige hundert Autographen. Ich nehme an, Sie sind sachverständig genug, um jene herauszufinden, um die es geht?«

Betretenes Schweigen aller drei Herren, die sich achselzuckend anblickten. Ich machte der Sache schließlich ein Ende, indem ich mich erbot, nach Geschäftsschluß mit dem gesamten unverkauft gebliebenen Material dieses Ankaufes in die Polizeidirektion zu kommen. Worauf sie gingen.

Was aber war eigentlich passiert? C. G. Boerner hatte uns einen Brief zugeleitet. Man sei am Ankauf von Autographen nicht mehr interessiert und würde uns, aus alter Freundschaft, die Sachen gerne überlassen. Der Brief stammte vom vorher genannten Herrn de Ridder. Er habe, schrieb er, neben anderen interessanten Autographen auch einen Luther-Brief aus Familienbesitz zu verkaufen. Er wisse, welche hohe Summe einmal auf einer Auktion für einen Luther-Brief erzielt worden sei. Was wären wir bereit für seine Sammlung zu bezahlen? Die Zeiten waren damals schlecht, die große Konjunktur bereits vorbei. Es gab einige Korrespondenz hin und her. Schließlich traf das ganze Konvolut in Wien ein, wurde geprüft und ein Angebot erstellt, das angenommen wurde. Mein Vater, damals bereits aus Berlin fortgezogen, übernahm es, anlässlich einer Reise nach Holland, Herrn de Ridder selbst das Geld zu überbringen. Er hatte, wie er uns nach seiner Rückkehr berichtete, einen guten Eindruck vom Verkäufer.

Die Firma V. A. Heck stand damals unter der Leitung von H. Hinterberger, über den später mehr zu erzählen sein wird. Er war ein Arbeitsbesessener und ging mit Feuereifer ans Katalogisieren. Ganz kurze Zeit später lag der Katalog 58 der Firma vor, der versandt wurde und ein erfreuliches Echo hervorrief. Unter den darin beschriebenen Schriftstücken befand sich übrigens auch ein eigenhändiger Brief von Hugo Grotius (eigentlich: Huig de Groot; 1583–1645; holländischer Rechtsgelehrter und Staatsmann, der in seinem Buch »de mare libero« die These



Goethe. Eigenhändiges Gedicht. Eger, 28. 8. 1822. Goethe Museum, Düsseldorf



Dr. Otto Frankfurter, Wien, Lungenfacharzt, Autographensammler

von der Freiheit der Meere aufgestellt hat). Diesen Brief hatten wir schon vor Erscheinen des Kataloges dem Direktor des königlichen Hausarchives in Den Haag angeboten. Er hatte weder Interesse gezeigt noch den Brief als Eigentum des Archivs erkannt.

In der Folgezeit bot uns Herr de Ridder noch eine ganze Reihe schöner Autographen an, die alle zu vernünftigen Preisen angekauft werden konnten. Es ist doch erstaunlich, so dachten wir, über welche Schätze diese Familie verfügt! Eines Tages kam eine umfangreiche Voltaire-Korrespondenz an. Es waren über 200 eigenhändige Briefe, die Voltaire (1694–1778) an die Marquise Maria Anna du Deffand (1697–1780) gerichtet hatte, die in ihrem Pariser Salon die führenden Geister des In- und Auslandes um sich zu versammeln pflegte. Wir verkauften diese Korrespondenz an einen amerikanischen Kunden. Kurz darauf überraschte uns Herr de Ridder mit der Zusendung einer anderen, gleichfalls umfangreichen Voltaire-Korrespondenz mit jemand, dessen Name mir entfallen ist. Wir verschickten Beschreibungen an unsere Kunden in aller Welt, aber kein Käufer meldete sich. Nur ein amerikanischer Professor schrieb zurück, daß er sich über unser Angebot wundere. Irre er sich, oder habe er diese Briefe vor vielen Jahren in irgendeinem europäischen Archiv eingesehen? H. Hinterberger liebte derartige Überraschungen nicht und schickte, kurzerhand, alles unter

irgendeinem Vorwand zurück an den Absender. Sicher ist sicher, muß er wohl gedacht haben. Nur keinen Ärger! In der Folge wurde es ruhig um diese so ergiebige Quelle.

Erst durch jenen holländischen Kommissar, der langsam auftaute, erfuhr ich nach und nach die Wahrheit: Jener Herr de Ridder war in Wirklichkeit ein untergeordneter, ungetreuer Beamter des königlichen Hausarchivs in Den Haag. Er besaß die Raffinesse, zunächst einmal die Karteikarten zu vernichten, bevor er die Autographen an sich nahm. Kein Wunder also, daß der damalige Direktor des Instituts, Dr. Japiske, seine Bestände nicht wiedererkennen konnte. Aber Herr de Ridder habe sich keineswegs darauf beschränkt, nur literarisch Wertvolles zu stehlen. Nein, auch die Liebesbriefe des Hauses Oranien seien ihm zum Opfer gefallen. Entlarvt wurde der Dieb durch seine Frau, die eines Tages bei der Polizei erschien. Ihr Mann habe, so erzählte sie, nun zwei Freundinnen auf einmal, für die er unmäßig viel Geld aufwende. Eine hätte sie des lieben Friedens halber noch geduldet. Aber zwei! Das ginge zu weit. Da stimme doch irgend etwas nicht, meinte sie schluchzend. So flog die ganze Geschichte auf.

Wie versprochen, erschien ich an jenem Abend im Polizeipräsidium. Der zuständige Beamte, ein Dr. Brichta, kam uns auf dem Gang entgegen, deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf H. Hinterberger, der ebenfalls hinbestellt worden war, und sagte:

»Se kenn' i guat! Mit Eahna hab' i 1924 in der Sache XYZ zu tun g'habt!«

Die österreichische Kriminalpolizei war in jenen Jahren weltberühmt. Viele ausländische Studiengruppen trachteten, in Wien zu lernen, wie man Kriminalität und Verbrechen erfolgreich bekämpft. Das Gedächtnis und die Menschenkenntnis höherer Beamter waren, wie man sieht, stupend. H. Hinterberger lief vor Verlegenheit rot an. Er, der einen unheimlichen Respekt vor aller Obrigkeit hatte, verbeugte sich katzbuckelnd, devotissime, und stotterte: »Aber natürlich! Sehr richtig, Herr Oberkriminalrat« – die Österreicher sind unerschöpflich im Erfinden von Titeln, die es in Wahrheit gar nicht gibt – »ich erinnere mich jetzt auch an Sie.«

Dr. Brichta war erfahren genug, um die ganze Angelegenheit auf kurzem Wege zu erledigen. Er prüfte, ob wir für die Sammlung einen angemessenen Preis bezahlt hätten, und hörte aufmerksam zu, als ich erzählte, welchen guten Eindruck mein inzwischen verstorbener Vater vom Verkäufer gewonnen habe. Damit war für ihn, nach österreichischem Recht, der Fall erledigt. Alles weitere, so sagte er, sei einer privaten Abmachung zwischen uns und dem holländischen Beauftragten vorbehalten.

Als junger Nachfolger meines Vaters war mir der ganze Vorfall natürlich höchst unangenehm. Ich hatte Verständnis für den Holländer und erklärte mich bereit, das gesamte unverkauft gebliebene Material unentgeltlich



zurückzustellen, aber unter einer Bedingung: Die Rückkaufverhandlungen mit unseren ausländischen Kunden hätten über uns und nicht über die Polizei geführt zu werden. Darauf ging jener Kommissar zum Schein auch ein. Kaum hatte er jedoch die Liste der Käufer in Händen, als er schnurstracks nach Deutschland fuhr und kurzerhand alles dorthin verkaufte mit Hilfe der deutschen Polizei beschlagnahmte. Denn nach deutschem Recht erwirbt niemand das Eigentum an einer gestohlenen Sache, es sei denn, diese habe eine Versteigerung passiert.

Verärgert über das Nichteinhalten einer, wir mir scheinen wollte, selbstverständlichen Verpflichtung – wir hatten eine Reihe stürmischer Telefonanrufe aus Deutschland zu überstehen –, zog ich mein Angebot zurück, verlangte und erhielt eine entsprechende Bezahlung jener Restbestände. Während wir noch im Polizeipräsidium verhandelten, nahm mich der holländische Kommissar zur Seite, deutete verstohlen auf H. Hinterberger und sagte:

»Im übrigen: auch kein Ehrenmann! Wissen Sie, daß wir unter der Korrespondenz des Herrn de Ridder zahlreiche Briefe dieses Herrn da gefunden haben, in welchen er jenen bat, der Firma Heck – mit Rücksicht auf seinen bevorstehenden Austritt – nichts mehr anzubieten, sondern zu warten, bis er sich selbst etabliert habe?«

Ich machte hiervon H. Hinterberger gegenüber keinen Gebrauch. Es war mir vor Jahresfrist gelungen, ihn nach harten Verhandlungen, gleichzeitig mit der Übernahme des Anteils meines Vaters, ohne persönliche Differenzen auszuzahlen. Jetzt eine Klage vor Gericht? Wie hoch hätte ich denn den uns zugefügten Schaden bewerten sollen? Er war sicherlich sehr hoch, denn es war zu vermuten, daß er viele ähnlich lautende Briefe – alles von seiner Wohnung aus – versandt hatte. Ich schwieg daher, des lieben Friedens halber, hatte aber nun eine Erklärung für das plötzliche Versiegen jener Quelle. So hat, dreißig Jahre später, jener berühmte Martin-Luther-Brief unvermutet zu einer unliebsamen Bekanntschaft mit einem Dieb geführt, dem man – spät aber doch – das Handwerk legen konnte.

Kaum hatte ich die Führung der Geschäfte bei V.A. Heck übernommen, als eines Tages der Opernkapellmeister Karl Alwin, Gatte der damals berühmten Sopranistin Elisabeth Schumann, in deren Begleitung zu uns kam. Sie brachten einen unscheinbaren Pappumschlag mit, der – wie sich herausstellte – von Goethe selbst angefertigt worden war. Dieser hatte bei einem Besuch seiner letzten Liebe, der 18jährigen Ulrike von Levetzow (1804–1899), die er trotz des großen Altersunterschiedes heiraten wollte, schlecht verwahrt und zerknüllt, einen eigenhändigen Brief Friedrichs des Großen aufgefunden. Mit diesem Schreiben nimmt der König die Patenschaft des ihm gemeldeten Sohnes Friedrich Leberecht des Capitäns von Brösigke an. Dieser war der Großvater der Ulrike und hatte Goethe den Brief zur Ausbesserung übergeben. Am

26. August 1822 schickte Goethe, von Eger aus, die Pappmappe zurück. Links eingeklebt war der kostbare Brief, rechts, nicht minder kostbar, ein eigenhändiges Gedicht Goethes:

Das Blat[!] wo Seine Hand geruht  
Die einst der Welt geboten,  
ist herzustellen fromm und gut.  
Preis ihm dem großen Todten[!]

Trotz der damals in Deutschland existierenden Bestimmungen, die Ankäufe privater Sammler im Ausland so gut wie unmöglich machten, schaffte es Anton Kippenberg, die Devisensperre zu umgehen, indem er uns den Betrag durch seinen Wiener Kommissionär Lechner ausbezahlen ließ. Das Autograph – wohl eines der schönsten »association items«, das man sich wünschen könnte – befindet sich heute in der Kippenberg-Stiftung in Düsseldorf.

Eines Wiener Autographensammlers jener Zeit möchte ich hier gedenken: Dr. Otto Frankfurter (1875–1946), ein bekannter Facharzt, der sich als Gründer der Lungenheilstätte Grimmenstein in Niederösterreich einen Namen gemacht hatte. Ein außerordentlich feiner, gütiger Mann, der vor 1914 wohlhabend gewesen war, dem es aber nach 1918 nicht besonders gut ging. Eines Tages gab er das Rauchen auf und beschloß, das so ersparte Geld lieber in seine Sammlung zu stecken. Sein Sohn Paul, der in England den Namen »Fent« angenommen hat, erzählte mir, auf welche Art er zu sechs Briefen von Johann Kaspar Lavater (1741–1801), dem Begründer der Physiognomik, gekommen sei. Einer seiner Patienten habe sie ihm eines Tages anstelle seines sonst üblichen Weihnachtsgeschenk (häßliche Krawatten aus eigener Produktion) mit den Worten überreicht:

»Falls Sie das interessiert, gehört es schon Ihnen!«.

Er hatte diese Briefe, von deren Wert und Bedeutung er keine Ahnung hatte, in der Geheimlade einer von ihm auf einer Auktion erworbenen Kommode entdeckt!

Dr. Frankfurters Interessen waren weit gesteckt. Es interessierte ihn auch Geschriebenes von unbedeutenden Menschen, wenn es ihm nur gelang, durch intensives Nachforschen deren Biographie zu erstellen. Seine Autographen waren fein säuberlich in gleichgroßen blauen Papierumschlägen verwahrt. Daneben lagen nicht nur ausführliche, selbstgetippte Lebensbeschreibungen und Literatur-Hinweise, sondern auch Ausschnitte aus Zeitungen oder Abschriften aus Büchern, die seine eigenen Hinweise ergänzten. Als Arzt fesselten ihn, wie er mir gelegentlich eines seiner vielen Besuche bei V.A. Heck, wo er die große Handbibliothek konsultierte, mitteilte, die Todeskrankheiten berühmter Menschen. Er ist leider nicht dazu gekommen, seine gewiß interessanten Aufzeichnungen zu veröffentlichen.

Diesem Mann, der in seiner Herzensgüte unzähligen

Patienten liebevoll geholfen hatte, wurde 1938 von den neuen Machthabern besonders übel mitgespielt. Man forschte in seiner Kartei nach und fand tatsächlich in zwei Fällen Abtreibung als Indikation. Da es sich beide Male um eine einwandfreie Diagnose gehandelt hatte, für die einzustehen er sich nicht zu scheuen brauchte, hatte er gar nicht daran gedacht, die Karteikarten rechtzeitig zu entfernen. Das genügte, um ihn zu verhaften und seinen Besitz zu beschlagnahmen. Irgendwie ist er freigekommen, und es ist ihm gelungen, mit Frau und Sohn nach London auszuwandern, wo er als bereits alter Mann in seinem Beruf keine Beschäftigung mehr finden konnte. Seine tapfere Frau verdingte sich als Köchin oder als Haushaltshilfe und sorgte somit für den Lebensunterhalt.

Nach seinem Tod hatte sie – so erzählte mir ihr Sohn – eines Nachts, der Krieg war schon zu Ende, die Vision, es habe sich die Autographen-Sammlung, allen Umständen zum Trotz, erhalten. Selbst schon sehr alt und zerbrechlich, fuhr sie damals nach Wien und suchte mich auf. Sie fand mich als Experten der Bücherabteilung der Wiener Versteigerungsanstalt ›Dorotheum‹, und ich hatte die Freude, ihr mitteilen zu können, daß die Sammlung Frankfurters wohlverwahrt im Depot lag. Ludwig Skorpik, der den Krieg über die Bücher-Abteilung leitete und ein aufrechter Mann war, hatte es verstanden, die Autographen in irgendeinem Winkel liegenzulassen, statt – wie der Auftrag gelautet hatte – sie zur Versteigerung zu bringen. Heute liegt ein Großteil davon als Stiftung des Sohnes in der Handschriftenabteilung der österreichischen Nationalbibliothek.

Abschließend noch eine kleine, amüsante Anekdote aus diesem Gebiet: Ein italienischer Chirurg war ein Sammler von Autographen des Dichters Alessandro Manzoni (1785–1873), dessen Hauptwerk ›I promessi sposi‹ in viele Sprachen übersetzt wurde. Im Begriff, zu einer Konsultation abzureisen, beauftragte er seinen Sekretär, einen Manzoni-Brief, der an diesem Tag zur Versteigerung gelangen sollte, zu erwerben. »Ja, gerne«, war die Antwort, »aber wieviel soll ich bieten?«

»Fragen Sie nicht so viel! Kaufen Sie den Brief!«, lautete die Antwort. Türe zu, und fort.

Von seiner Reise zurückgekehrt, fragte er sofort nach dem Autograph. Es lag auf seinem Schreibtisch, neben einer astronomischen Rechnung, die jenen Betrag weit übertraf, den er eigentlich hatte ausgeben wollen. Fassunglos rief er nach seinem Sekretär, der ihm in aller Ruhe erklärte, er sei von einem ihm völlig Unbekannten als einzigem Mitbietenden getrieben worden. Der Chirurg soll seufzend auf den Sessel seines Schreibtisches niedergesunken sein, um die Post zu öffnen. Es war gut, daß er saß! Denn unter den Briefen befand sich das nachstehende Schreiben eines Patienten, den er vor kurzem operiert hatte:



Dr. Stefan Zweig, um 1912

»Sehr geehrter Herr Professor. Ich schulde Ihnen und Ihrer geschickten Hand mein Leben und meine Gesundheit. Wissend, daß Sie ein Manzoni-Fan sind, habe ich heute in Ihrer Abwesenheit versucht, auf einer Auktion einen interessanten Manzoni-Brief zu ersteigern, um ihn Ihnen zum Geschenk zu machen. Allein, da war im Saal irgendein Narr, der mich überbot und nicht und nicht locker ließ! Ich bitte Sie, Verständnis dafür zu haben, daß alles auf der Welt seinen Preis hat. Ich mußte leider erkennen, daß meine Mittel nicht ausreichten! Ein ander Mal hoffe ich glücklicher zu sein...«.

Doch nun zu Stefan Zweig, den ich bereits erwähnte und den ich einen der größten, sicher aber als einen der gescheitesten Autographensammler seiner Zeit bezeichnen muß. Bedenkt man es recht, so war er unter allen großen deutschen Schriftstellern seiner Zeit der einzige, der – aus einem wohlhabenden Haus stammend – seinen Lebensstandard zunächst durch eigenes Vermögen, dann durch weltweite Erfolge uneingeschränkt aufrechterhalten konnte.

Schon in früher Jugend hatte er mit dem Sammeln von Autographen begonnen. Sein erster Ankauf fiel in seine Gymnasialzeit, als er auf einer Wiener Auktion einen

eigenhändigen Brief des Dichters Friedrich Hebbel (1813–1863) erwerben konnte. Sein Sammlerziel, das er mit Spürsinn und Geschick verfolgte, war das Auffinden von Schriftstücken, die das Schöpferische im Menschen dokumentieren. »Werkautographen«, wie er sie nannte. In einem 1914 erschienenen Aufsatz erzählt er von seinen großen Schätzen, aber in seinen Memoiren »Die Welt von gestern« zieht er eine weit stolzere Bilanz und erwähnt unter anderen:

»...ein Blatt aus Leonardo da Vincis Arbeitsbuch, Bemerkungen in Spiegelschrift zu Zeichnungen; von Napoleon in kaum lesbarer Schrift auf vier Seiten hingejagt der Armeebefehl an seine Soldaten bei Rivoli; da war ein ganzer Roman in Druckbogen von Balzac, jedes Blatt ein Schlachtfeld mit tausend Korrekturen und mit unbeschreiblicher Deutlichkeit seinen Titanenkampf darstellend, von Korrektur zu Korrektur... Da war Nietzsches »Geburt der Tragödie« in einer ersten, unbekanntem Fassung... eine Kantate von Bach und die Arie der Alceste von Gluck und eine von Händel, dessen Musikmanuskripte die seltensten von allen sind. Immer war das Charakteristischste gesucht und meist gefunden, von Brahms die »Zigeunerlieder«, von Chopin die »Barcarole«, von Schubert das unsterbliche: »An die Musik«; von Haydn die unvergängliche Melodie des »Gott erhalte« aus dem Kaiserquartett... So hatte ich von Mozart nicht bloß ein ungelenktes Blatt des elfjährigen Knaben, sondern auch als Zeichen seiner Liederkunst das unsterbliche »Veilchen« Goethes, von seiner Tanzmusik die Menuette, die Figaros: »Non più andrai« paraphrasierten und aus dem »Figaro« selbst die Arie des Cherubin; andererseits wieder die zauberhaft unanständigen, niemals im vollen Text öffentlich gedruckten Briefe an das Bäsle... und schließlich noch ein Blatt, das er knapp vor seinem Tode geschrieben, eine Arie aus dem »Titus«. Eben soweit war der Lebensbogen bei Goethe umrandet...«.

In seinem Tagebuch von 1912 gibt es unter dem 17. September eine Eintragung, die über eines der Hauptstücke seiner Sammlung berichtet: »Das Dostojewski-Manuskript erhalten, sehr zu meiner Freude...« lauten die eher nüchternen Zeilen. Was sich hinter ihnen verbirgt, ist der sensationelle Ankauf von nicht weniger als drei Kapiteln aus dem Roman »Unizennyje i oskerblennyje« (Die Erniedrigten und Beleidigten). Er selbst bezeichnet seinen Ankauf als ein Unikum im Privatbesitz (siehe: Stefan Zweig, Tagebücher, Frankfurt, S. Fischer, 1984 p. 12 und Anmerkung).

Leider hat er sich nie dazu entschlossen, den Katalog seiner großartigen Sammlung herauszugeben. Er hätte sich damit das denkbar schönste Denkmal gesetzt. 1930 muß er in bereits sehr weit gediehenen Absprachen mit dem Insel-Verlag gestanden sein, denn er schreibt: »...nun geht meine Mühe darauf, das in meiner Samm-

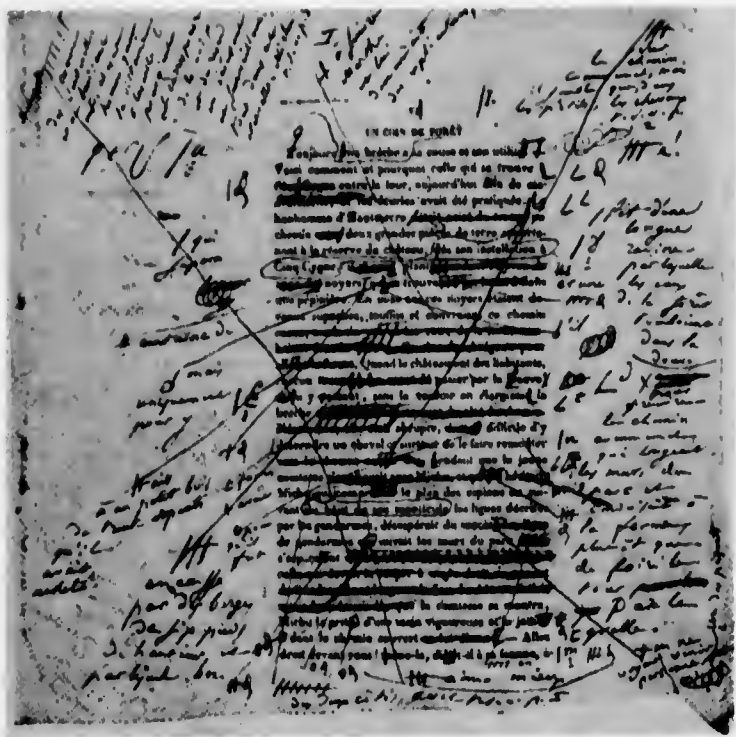
lung zufällig Vereinte immer mehr in einen Organismus zu verwandeln, die gesammelten Objekte in ein Subjekt, sozusagen eine Persönlichkeit. Hoffentlich wird diese Physiognomie schon in dem Kataloge klar, den Professor Kippenberg freundschaftlichst für mich im Insel-Verlag drucken lassen will und der zeigen soll, wie alle guten Elemente, nämlich Leidenschaft, Glück und Geduld hier ein gewisses repräsentatives Bildnis des Schöpferischen schufen« (In Philobiblon, Wien, 1930). In diesem Aufsatz gibt er eine noch umfassendere Übersicht über die Hauptstücke seiner mehr als 3000 Nummern umfassenden Sammlung. Die vorletzte Zeile erwähnt übrigens die William Blake-Zeichnung, von der noch die Rede sein wird. Wohl scheint Dr. Zweig den Plan gehabt zu haben, seine Sammlung einem öffentlichen Institut zu hinterlassen, mit der Auflage, für ihren weiteren Ausbau zu sorgen. Dazu ist es aber nicht gekommen. Er hat seine Schätze auch nicht nach Brasilien mitgenommen. Ein Teil davon ist als Depot im British Museum, London, hinterlegt.

Er war in seinen jungen Jahren einer der großen Kunden meines Vaters. Mit Sicherheit sind viele seiner bedeutendsten Ankäufe vor 1914 – sei es auf Auktionen, sei es über Angebote – von ihm bei C. G. Boerner getätigt worden. Es ist mir nie ganz verständlich gewesen, warum mein Vater – nachdem er in Wien zum Kunsthändler geworden war – die guten Beziehungen zu seinen Sammler-Freunden nicht geschäftlich weiterverfolgt hat. Die beiden Männer waren Altersgenossen, schätzten einander und trafen sich des öfteren zu Gesprächen, sei es in meines Vaters Wiener Geschäft, sei es in Zweigs schönem Haus am Kapuzinerberg in Salzburg. Ich glaube mich übrigens nicht zu irren, daß es Zweig war, der seinen großen Einfluß 1917 dahin geltend machte, daß mein Vater noch vor dem Ende des Ersten Weltkrieges dienstenthoben wurde.

Ich lernte ihn erst nach dem Tode meines Vaters, im Herbst 1935, kennen. Er kam, um zu kondolieren. Das frühe Ableben meines Vaters hatte ihn sichtlich getroffen. Sehr warmherzig erkundigte er sich nach dem Stand der Dinge und war betrübt zu erfahren, daß mein Vater als ruiniertes Mann gestorben war. Er versicherte mich seiner Sympathie und versprach, mich – der ich damals gerade anfang, auf eigenen Füßen zu stehen – wohlwollend fördern zu wollen. Wir sprachen beinahe eine Stunde lang miteinander. Ich hatte einen Grandseigneur vor mir. Einen Mann, der mit gewählten Worten, langsam und mit kaum gehobener Stimme sprach. Er blickte einen mit dem durchdringenden Blick seiner schönen Augen an, mit einem Blick, dem nichts zu entgehen schien. Er prüfte gründlich, wem er seine Sympathie zu schenken bereit war. Irgendwie schwebte aber ein Hauch tiefer Melancholie über seiner Erscheinung.

Er erzählte mir, daß er viele Jahre sorgfältiger Vorberei-





Korrekturblatt Balzacs für ›Une ténébreuse Affaire‹; von Stefan Zweig als ›ein unerhörtes Manuskript‹ bezeichnet.

tung für jedes seiner Bücher benötige. Immer mehr hatte er sich zum hervorragenden Biographen gewandelt, der mit außerordentlichem Feingefühl über das Leben einiger großer Männer und Frauen berichtete. Als Psychologe war er an Sigmund Freud geschult. Seine jahrzehntelange Beschäftigung mit Autographen und Handschriften kam ihm nun außerordentlich zustatten. Mußte er früher, seiner Sammlung halber, viel in Archiven und Bibliotheken forschen, so war von dieser Arbeit zum intensiven Quellenstudium als Vorbereitung seiner Biographien nur ein kurzer Schritt. Er erwähnte, daß er jedes seiner fertiggestellten Manuskripte mehrmals überlese und hierbei viele Streichungen vornehme. Alles Unwichtige habe fortzufallen, so daß letztlich nur das Wichtigste stehenbleibe. So käme es, daß sich oftmals der Umfang eines Manuskriptes auf ein Drittel reduziere!

Seine Bücher waren in Deutschland nach 1933 öffentlich verbrannt worden und auf den Index gekommen. Aus meiner Lehrlingszeit im Sortiment wußte ich, mit welcher Ungeduld der Buchhandel jede seiner Neuerscheinungen erwartete. Man stürzte sich darauf, verschlang das Buch und empfahl es seinen Kunden.

»Macht es Ihnen denn gar nichts aus, lieber Dr. Zweig«, fragte ich ihn, »nun vom deutschen Markt verbannt zu sein?« »Ach was«, war die Antwort, »mögen die Deutschen doch endlich einmal ›Hermann und Dorothea‹ von Goethe lesen. Das wäre weit wichtiger als die Lektüre eines meiner Bücher!«

Man verstand 1936 nicht recht, was Stefan Zweig eigentlich bewogen hatte, sich von einem Teil seiner Autographen zu trennen. Er aber war, nach der Machtergreifung Hitlers in Deutschland, unruhig geworden.

Lebte er doch nahe der Grenze, und immer lauter drang von dort Geschrei und Bedrohung herüber. Er sah als einer der wenigen klar, was kommen mußte, löste seinen Salzburger Haushalt auf und ging nach England. Allein er fand auch dort nicht die ersehnte Ruhe. Es gibt einen Brief von ihm an den Schriftsteller Felix Braun (1885–1973), aus dem hervorgeht, daß er sich in London nicht wohlfühlt habe. Er schrieb, im September 1939, daß er in dieser Stadt nicht spazieren gehen könne und sie ihm daher unerträglich geworden sei. Aber es kamen auch persönliche Dinge hinzu. Er ließ sich damals von seiner ersten Frau, Friederike von Winternitz, scheiden, blieb jedoch weiterhin mit ihr befreundet und besuchte sie, die mittlerweile in die USA emigriert war, um bei der Abfassung seiner ›Welt von gestern‹ ihren Rat nicht entbehren zu müssen. Er heiratete die um dreißig Jahre jüngere Elisabeth Altmann, die lange Zeit schon seine Sekretärin gewesen war. Aber auch das Kriegstheater rückte bedrohlich näher. Als Weltbürger wie als Autor, dessen Werk in unzählige fremde Sprachen übersetzt worden war, hätte er wohl mit Recht erwarten können, daß man ihm, der bereits seit Jahren in London lebte, als er 1938 zwangsweise die österreichische Staatsbürgerschaft verlor, die britische Staatsbürgerschaft, ohne Schwierigkeiten zu machen, verleihen würde. Man lese in seinem Londoner Tagebuch nach, wie sehr ihn die Eintragung in die Liste der ›Alien Enemies‹ traf, ganz zu schweigen von den administrativen und politischen Schikanen! Allein, es sollte bis wenige Monate vor seinem Freitod im Februar 1942 dauern, bis er die Staatsbürgerschaft endlich – damals bereits in Brasilien lebend – viel zu spät erst erhielt. Aber auch dort, wo man ihn mit offenen Armen aufgenommen hatte, sollte er keine Ruhe finden. Als fatal erwies sich vor allem, daß er sein Arbeitsmaterial, seine große Handbibliothek, in Kisten verpackt, in England zurücklassen mußte. Er war ungeheuer belesen, aber er konnte ohne seinen Apparat nicht schaffen. Wie kein anderer verstand er es, sich feinfühlig mit der Seele und dem Wirken seiner Mitbrüder in der Literatur zu beschäftigen und in wohlausgewogenen Worten deren Werk zu durchleuchten. So wurde es ihm, der ein Leben lang an intensives Arbeiten gewöhnt war, nicht möglich, sein großes Vorhaben, eine Biographie Honoré de Balzacs, zu vollenden. Seine durch zehn Jahre hindurch gesammelten Notizen lagen gleichfalls in jenen Kisten. Die Bestände der großen öffentlichen Bibliotheken Brasiliens erwiesen sich für diese Arbeit (und selbst für seinen Essay über Montaigne) als unergiebig. Richard Friedenthal, der bekannte Goethe-Biograph, gab die Balzac-Biographie nach Zweigs Tod, das hinterlassene Material benützend, heraus. Allein, es ist dem Text dieses Buches leider nicht zu entnehmen, ob der Autor oder der Bearbeiter zum Leser spricht.

Zweigs Selbstmord bedeutete nicht nur für seine per-



William Blake. King John. »... die schönste Zeichnung, die ich je gesehen habe und eines Leonardo würdig ...« (Stefan Zweig).

sönlichen Freunde, für seine Bewunderer, sondern für alle diejenigen, die abgeschnitten von der übrigen Welt auf ein Ende des Schreckens warteten und die berechtigte Hoffnung hegten, daß es mit Hilfe von Männern seiner Bedeutung gelingen werde, die Dinge wieder ins Lot zu bringen, einen wirklichen Schock. Es war sicherlich eine besondere Tragödie dieses Zweiten Weltkrieges, daß es außerhalb der Grenzen des ›Großdeutschen Reiches‹ niemanden gab, auf dessen trostreiche Stimme man, in aller Heimlichkeit, hätte lauschen können. Was ein Thomas Mann schrieb, fand nicht in die Herzen der Menschen!

Man hat viel an diesem Selbstmord herumgerätselt. Warum ein Mann wie er die Flinte ins Korn warf? Aber es gibt in der Literatur Hinweise, die man vielleicht beachten sollte. So teilt der erwähnte Felix Braun ein Gespräch mit, aus dem hervorgeht, Zweig sei der Meinung gewesen, daß ein Leben über den 60. Geburtstag hinaus für einen Mann nicht lebenswert sei. Und auch Carl Zuckmayer berichtet in seinem Buch ›Aufruf zum Leben‹, Frankfurt 1976, von einem letzten Gespräch, das er 1941 mit Zweig in New York hatte, ein Jahr vor dessen Tod. Er habe ihn daran erinnert, wie still sie 1931 zu zweit in einem Münchner Restaurant seinen 50. Geburtstag gefeiert hätten. Zweig habe ihm geantwortet:

»...Sechzig... Ich denke, das ist genug... Die Welt, die wir geliebt haben, ist unwiederbringlich dahin... was hat es für einen Sinn, daß man als sein eigener Schatten weiterlebt? Wir sind doch nur Gespenster oder Erinnerungen...«. Im übrigen findet sich bereits im ›Notebook war 1940‹ unter dem 28. Mai die Eintragung: »... Wir die wir mit und in den alten Begriffen leben, sind verloren; ich habe ein gewisses Fläschchen schon bereitgestellt...« (Tagebücher, S. Fischer, Frankfurt, 1984, p. 460).

Was Zweig 1935 anlässlich seines Kondolenzbesuches bei mir im Sinne hatte, kam leider nicht zustande. Er hatte vorgehabt, die Firma V.A. Heck gemeinsam mit dem von uns soeben ausgetretenen H. Hinterberger mit dem Verkauf jener Autographen seiner Sammlung zu betrauen, die er auszuseiden wünschte. Allein dieser lehnte die Zusammenarbeit mit uns ab und veröffentlichte kurze Zeit später seinen Aufsehen erregenden Katalog, der ohne Nennung von Zweigs Namen erschien. So außerordentlich dieses Angebot auch war, die wertvollsten Stücke seiner Sammlung behielt Zweig damals zurück. Hauptkäufer des im Katalog Angebotenen war übrigens Dr. Martin Bodmer in Genf, der damals seine großartige Sammlung von Büchern und Schriften der Weltliteratur aufbaute.

Als ich Stefan Zweig bei seinem nächsten Besuch auf diesen Verkauf ansprach, sagte er mir:

»Wissen Sie, man muß zu gewissen Zeiten des Lebens Ordnung machen. Ich trennte Spreu vom Weizen.«

Geschäftlich hatte ich mit ihm nichts mehr zu tun, da er begrifflicherweise zum damaligen Zeitpunkt nicht mehr interessiert war, seine Sammlung weiter auszubauen. Jedoch schickte er mir eines Tages seine erste Frau ins Geschäft, die noch in Wien zurückgeblieben war. Ich wurde gebeten, ihr behilflich zu sein, ihm eine Zeichnung des englischen Malers, Kupferstechers und Dichters William Blake (1757–1827) nach London zu senden. Frau Zweig sagte mir, wie sehr er gerade dieses Blatt liebe, und er selbst schreibt in seiner ›Welt von gestern‹ davon, daß es stets über seinem Schreibtisch hing. Er muß es also sehr früh, als niemand sonst am Kontinent sich um den damals kaum bekannten Maler-Poeten kümmerte, der sein mystisches Weltbild durch kühne Bilder und mittels eigenartiger Sprache gestaltete, erworben haben. (Stefan Zweig gab 1906 im Verlag von Julius Zeitler, Leipzig, seine Übersetzung von Archibald B. G. Russells ›Die visionäre Kunst des William Blake‹ heraus.)

Damals, 1936, herrschten auch in Österreich strenge Export- und Devisenbestimmungen, die besonders für uns Händler eine außerordentliche Erschwerung aller Auslandsgeschäfte mit sich brachten. Ich riet daher Frau Zweig, daß sie selbst, und nicht wir als Firma, das Blatt als Drucksache aufgeben solle. Ich ging in den Packraum, schnitt zwei passende Pappendeckel zurecht, legte das

Blatt sorgfältig dazwischen, verklebte die Ränder, damit es nicht verrutsche, und packte das Ganze noch in Wellpappe ein. Ich erklärte ihr genau die Art der Verpackung, klebte einen neutralen Adreßzettel auf die Sendung und bat sie, diesen selbst auszufüllen. Dies wäre mit Sicherheit der einfachste Weg, denn sie als Private müsse keineswegs über den Wert der Sendung orientiert sein. Niemand werde sie bei der Aufgabe um den Inhalt fragen. Sie kam kurz darauf sehr zufrieden vom Postamt zurück, um mir zu berichten, daß alles glatt gegangen sei, und dankte mir, auch im Namen ihres Mannes, sehr für alle Mühe.

Wie konsterniert war ich, als sie wenige Tage später sehr aufgeregt wiederkam. Die Sendung sei in London angekommen, jedoch das Blatt habe gefehlt! Dies könne ihnen doch nur, so meinte sie, ein böswilliger Mensch angetan haben! Das redete ich ihr aus, aber ich konnte mir das Ganze überhaupt nicht erklären. Ich trachtete, so gut dies ging, sie zu trösten. Es blieb ein ungutes Gefühl zurück. Viele Wochen später klärte sich alles dramatisch auf. Ich erhielt einen indignierten Brief von Stefan Zweig, den ich mir leider nicht aufgehoben habe. Er schrieb, daß er – im Begriff irgend etwas zu versenden – nach den Pappdeckeln der von mir verpackten Sendung gegriffen habe, da diese im Format genau passend gewesen seien. Jetzt erst sei er stutzig geworden, habe die Verklebung bemerkt und entfernt und im letzten Moment seinen Blake wohlbehalten aufgefunden! Er war ungehalten, statt einzusehen, daß er – in begreiflicher Nervosität – beim Empfang der Sendung vorschnell zu falschen Schlüssen gekommen war!

## Ein Verlag macht Literaturgeschichte. Die Ausstellung ›S. Fischer, Verlag‹ in Marbach

Der S. Fischer Verlag wird hundert Jahre alt. Er mag es getrost als gewichtige Ehrung ansehen, wenn das Deutsche Literaturarchiv im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar seine Jahresausstellung der Geschichte eben dieses Verlags widmet. Noch dazu handelt es sich um die 40. und letzte Sonderausstellung (seit 1956) unter der Direktion Bernhard Zellers, der noch in diesem Jahr aus dem Amt scheidet. Der heutige S. Fischer Verlag und seine Leiterin Monika Schoeller haben entsprechend reagiert: Große Teile des historischen Verlagsarchivs, darunter die Korrespondenz mit Gerhart Hauptmann, die erst anlässlich der Vorarbeiten zur Ausstellung wieder auftauchte, wurden dem Literaturarchiv im Rahmen einer Stiftung übergeben – als Grundlage für ein weiteres modernes Verlagsarchiv in Marbach, das in Rang und Umfang dem vorhandenen Cotta-Archiv gleichkommen

soll. Auch Geldmittel für Zukäufe (»allerdings nicht um jeden Preis«) hat Monika Schoeller bei der Ausstellungseröffnung am 11. Mai versprochen.

Man muß aber die berechtigte Freude des heutigen Verlags etwas dämpfen. Diese von Friedrich Pfäfflin und Ingrid Kussmaul gestaltete Ausstellung und der von ihnen als ein noch weit darüber hinausreichendes illustriertes Quellenbuch edierte Katalog beschränken sich auf die Geschichte des Verlags »von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil«, also auf die Zeit bis etwa 1950. Und mit dieser Verlagsgeschichte eng verknüpft sind die Vorgeschichte und die Gründung des heutigen Suhrkamp Verlags. Die beiden, längst unter neuen Besitzverhältnissen miteinander konkurrierenden Frankfurter Verlage sind Produkte einer Teilung, die sich seit 1936 in Etappen vollzogen hat. Daran läßt sich deutsche Geschichte ablesen. So ist die Ausstellung nicht die Hommage an einen Verlag, sondern eine (vor allem auf der einschlägigen Arbeit Peter de Mendelssohns fußende) exemplarische Darstellung von Verlagsgeschichte als Literatur- und Zeitgeschichte, eine Verdeutlichung von literarischen Produktionsbedingungen unter politischen Vorzeichen. Und wenn sie denn doch eine Hommage sein sollte, dann die für einen großen Verlagsgründer, der Literaturgeschichte gemacht hat.

Samuel Fischer wurde am 24. Dezember 1859 in Ungarn, in Liptó Szent Miklós geboren, seine Mutter war eine geborene Ullmann, verwandt mit jenen Fürther Ullmanns, die S. Fischer später in Berlin unter dem Namen Ullstein heftig Konkurrenz machten: zum Beispiel 1929 mit Remarques Welterfolg ›Im Westen nichts Neues‹, den S. Fischer gegen den Wunsch seines Schwiegersohns Gottfried Bermann Fischer abgelehnt hatte.

Über Wien kam S. Fischer nach Berlin, wo er am 28. Februar 1885 in die ›Corporation der Berliner Buchhändler‹ aufgenommen wurde, zunächst als Compagnon der Verlagsbuchhandlung von Hugo Steinitz, die schon im Oktober 1884 unter dem Namen Steinitz & Fischer firmierte. Ein ›Lyrisches Tagebuch‹ von Karl Bleibtreu, das diesen Verlagsnamen trägt, hat sich erhalten. Mit 26 Jahren wurde S. Fischer selbständig, doch das vom ›Börsenblatt‹ am 31.8.1886 verkündete Gründungsdatum (1.9.1886) der Firma ›S. Fischer, Verlag‹ (so der Obertitel der Ausstellung) war schon damals von sekundärer Bedeutung.

1888 schuf sich S. Fischer mit ›Fischer's technologischer Bibliothek‹, die bis 1896 auf fünfzehn Bände anwuchs, ein solides Standbein. Eine ›Zeitschrift für Beleuchtungswesen‹ und eine ›für Werkzeugmaschinen und Werkzeuge‹ mit Sonderausgaben für den Fahrradbau kamen hinzu. So wurde der Verlag mit der (nicht nur) leserfreundlichen Elektrifizierung Berlins groß, während die Naturalisten das ›Bicyclen‹ als elegante Pleinair-Sportart entdeckten



und sich mobilisierten. Solche gesellschaftlichen Zusammenhänge von Literatur, Technik und Mode nur anzudeuten, aber nicht sinnlich erfassbar zu machen, gehört – wie man will – zur wissenschaftlichen Noblesse oder zur inszenatorischen Enthaltensamkeit Marbacher Ausstellungspraxis und hat gewiß auch etwas mit dem notorischen Platzmangel zu tun. Literarische und kulturhistorische Ausstellungen in Wien neigen zum anderen Extrem, aber beide Ausstellungstypen könnten von einander lernen – zum Nutzen eines fachfremden Publikums, das in Wien und sogar in Marbach in großer Zahl anreist.

Zur Mobilisierung des Naturalismus hat Samuel Fischer in der Tat viel beigetragen. Er wurde durch einen urheberrechtlichen Trick – seine Übersetzungen erschienen gleichzeitig (und gleichwertig) mit den Originalausgaben – der Verleger Henrik Ibsens; er entdeckte mit der Schützenhilfe Fontanes den jungen Gerhart Hauptmann und setzte ihn gegen Zensur und inszenierte Theaterskandale durch, die an die Anfänge von Franz Xaver Kroetz in den Münchner Kammerspielen erinnern, – den einzigen, nachhaltig wirksamen Erneuerer des jungen Hauptmann, Arno Holz' und Johannes Schlafs. (Daß solche Kontinuitäten nicht wahrgenommen werden, hat mit Hauptmanns politischem Haken-Kreuzgang von 1933 zu tun.)

Mit einem Band ›Gedichte und Gedanken‹ (1889) Oskars II., König von Schweden und Norwegen, errang S. Fischer das Privileg eines ›Kgl. schwedischen Hofbuchhändlers‹, und er verstand es, dieses Privileg ins Spiel zu bringen, wann immer seine gegen Spießler- und Epigonentum gerichtete neue Literatur von der Zensur bedroht wurde. Dem gleichen Zweck diente der am 5. März 1889 in der Berliner Weinstube Kempinski von Otto Brahm und anderen nach dem Vorbild des Pariser Théâtre Libre gegründete Verein ›Freie Bühne‹. Samuel Fischer fungierte als Schatzmeister, wurde wenig später der Verleger der Zeitschrift ›Freie Bühne für modernes Leben‹. Mit wechselnden Untertiteln (1892 trat sie unter der Redaktion des Friedrichshageners Wilhelm Bölsche »für den Entwicklungskampf der Zeit« ein) entwickelte sich das – um es auf einen heutigen Begriff zu bringen – ›grüne‹ Kampfblatt für alles Neue zur lange Zeit angesehensten literarischen Kulturzeitschrift Deutschlands. Unter dem Titel ›Die neue Rundschau‹ (seit Januar 1904) hat sie den Verlag (auch den Suhrkamp Verlag) durch alle Wechselfälle der Geschichte bis heute begleitet.

Die Zeitgenossen – und dann Thomas Mann in seinem Nachruf – haben S. Fischer, den Verleger der ›Freien Bühne‹, Ibsens und Hauptmanns, auch Tolstois, Dostojewskis und Zolas, den Cotta des Naturalismus genannt. Natürlich hinkt der Vergleich mit jenem Freiherrn Johann Friedrich Cotta, dem Verleger der deutschen Klassik, denn schon Thomas Mann, der 1897/98 mit dem ›Kleinen Herrn Friedemann‹ in den Verlag kam (der Bruder Hein-



S. Fischer, 1886 (Originalgröße)

rich hatte 1891 dort volontiert), war kein Naturalist im historischen Sinne, auch Schnitzler, Hofmannsthal oder Dehmel waren es nicht. Aber Samuel Fischer, wie seine Nachfolger Bermann Fischer und Peter Suhrkamp (die Reihe ließe sich heute, wenn man so will, bis Siegfried Unseld fortsetzen) hatten jedenfalls eines mit Cotta gemein: die Neigung und auch die Fähigkeit, junge Revolutionäre der Literatur sehr bald zu Klassikern zu machen. Wer sich, wie Else Lasker-Schüler, dazu nicht eignete, wurde unbarmherzig ausgeschlossen oder tat sich zumindest schwer mit diesem Verlag; das gilt aus ganz unterschiedlichen Gründen auch für Karl Kraus oder für Döblin, Musil und Albert Ehrenstein, die kurzfristig und mit wenig Erfolg im Lektorat tätig waren. Der S. Fischer Verlag war bis in die Stationen des Exils hinein (Wien, Stockholm, New York, Amsterdam) der Verlag offizieller, ›durchgesetzter‹ Autoren; das läßt sich kritisieren, nur darf man dabei nicht vergessen, daß es eben S. Fischer gewesen ist, der sie durchgesetzt hat, und nicht müde wurde, ihre Werke in immer neuen Gesamtausgaben gebündelt zu präsentieren: neben den bereits genannten auch Shaw, Alfred Kerr, Moritz Heimann, den bedeutendsten Lektor des Verlags, Fontane, Gustav Sack, Herman Bang, Eduard von Keyserling, Walther Rathenau, Walt Whitman (1922 in der berühmten Übertragung Hans Reisigers), Jakob Wassermann, Hermann Hesse und in der Nachkriegszeit, aber noch im Exil begonnen: Franz

Werfel und Carl Zuckmayer. Oder – schon in der jungen Bundesrepublik – Manfred Hausmann, der sein Presse-echo je zur Hälfte aus bürgerlicher und völkischer Presse zusammengestellt sehen wollte (der Brief kam in den Reißwolf, leider nicht ins Archiv).

Alle großen Verleger, so sagt man, haben einen untrüglichen Instinkt für die Relation von Qualität und Erfolg. Das ist falsch, denn auch Paul Steegemann, der ›Die Silbergäule‹ und Walter Serner herausbrachte, war so etwas wie ein großer Verleger – nur eben ohne nennenswerten Erfolg. Ist also der große Verleger im klassischen Sinne der, der auch den ungebrochenen Willen zu Größe und Wirkung (als Durchsetzung des real Machbaren) hat und deshalb alles zu Riskante, alles, was zu sehr ›auf der Kippe steht‹ vermeidet? Blickt man in Marbach auf die Vitrine, die S. Fischer verspätete Bemühungen um das ›expressionistische Jahrzehnt‹ zeigt, so bestätigt sich dieser Eindruck. ›Die Aktion‹ publizierte 1914 (Nr. 28) ein noch heute allen Verlegern und Konzernherren ans Herz zu legendes, aber äußerst diplomatisch stenographiertes Gespräch zwischen Franz Pfemfert und S. Fischer über die Unsinnigkeit, Dichtung »zum Gegenstand einer großkapitalistischen Spekulation« zu machen. Die Gesprächspartner scheinen sich gut zu verstehen. Trotzdem blieben die Möglichkeiten des im gleichen Jahr unter Vertrag genommenen Herrn Dr. Musil zur »Heranziehung der jungen Schriftsteller-Generation« gering. Musils Versuch, Kafkas ›Verwandlung‹ in der ›Neuen Rundschau‹ zu drucken, scheiterte an der Verlagsauflage, die Erzählung müsse um ein Drittel gekürzt werden. Die historische Sternstunde, Robert Musil als Lektor Franz Kafkas, wurde sinnlos vertan. Übrig blieb ein erbitterter, im Falz gerissener Krakelbrief Kafkas an den »Verehrten Herrn Doktor« – zu sehen in Marbach. Progressiv und experimentierfreudig war auch der Verleger Samuel Fischer am liebsten mit den Autoren seiner Generation.

Trotzdem gilt festzuhalten, daß der Verlag und seine Lektoren keineswegs nur mutlose Verwalter sicherer Sammelausgaben waren. Thomas Manns ›Buddenbrooks‹ mußten nicht, wie anfangs verlangt, »um etwa die Hälfte« gekürzt werden. Heimann, Rudolf Kayser und vor allem Heimanns späterer Nachfolger Oskar Loerke setzten 1919 gegen den Willen S. Fischers durch, daß Hans Henny Jahnns Drama ›Pastor Ephraim Magnus‹ nicht bloß als Privatdruck, sondern regulär in der Reihe ›Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit‹ erschien. Als Loerke 1920 das Buch dann noch mit dem Kleistpreis auszeichnete, führte die ›Weser-Zeitung‹ eine Pressekampagne gegen Jahnns an, und die Familie Kleist distanzierte sich von der Stiftung, die ihren Namen trug, als einem »Verein unter jüdischer Leitung«. 1929 empfahl Loerke Marieluise Fleißer und Theodor Kramer für den Kleistpreis. Das zeigt, wie sicher sein Urteil war: die Fleißer

gehört längst zu den großen Theaterautoren, neben Brecht und vor Gerhart Hauptmann (Kroetz berief sich auf sie, nicht auf Hauptmann), und Theodor Kramer wird zur Zeit neu entdeckt. Der Katalog zitiert übrigens Tagebuchstellen von Loerke, die Hermann Kasack bei der Edition der Tagebücher 1955 nicht berücksichtigt hat; in ihnen wirkt Loerke sicherer, strenger, weniger wehleidig.

Seit Oktober 1925 war es der Chirurg und Sauerbruch-Assistent Gottfried Bermann, der als künftiger Schwiegersohn und designerter Nachfolger S. Fischers – nach Loerkes Wort – für einen »erfreulich frischen Luftzug« im Verlag sorgte. Während Bermann, der stattliche Tennisspieler, bescheiden an der Schmalseite von S. Fischers Schreibtisch saß, kamen Siegfried Kracauers ›Ginster‹ in den Verlag, ›Manhattan Transfer‹ von John Dos Passos, Döblins ›Berlin Alexanderplatz‹ (der Autor gehörte zwar zum Stamm, aber nicht unbedingt zu den Freunden des Hauses), politische Schriften von Thomas Mann und Leo Trotzki, doch schon Kracauers zweites, bereits honoriertes Buch ›Georg‹ konnte 1933 nicht mehr übernommen werden. Es begann die Zeit der erzwungenen Kompromisse; wenige Monate vorher war man noch zu Scherzen aufgelegt: Döblin trug sich als »Dr. Göbbels und Frau« ins Gästebuch der Fischers ein. Damals stand der Verlag auf einem neuen Höhepunkt. Die angestrebte Demokrati-



›Die Aktion‹, Jahrgang 4, 1914, Nummer 28, 11. Juli. Mit einem Porträt von S. Fischer nach einer Zeichnung von Heinrich Richter, 1914



S. Fischer. Photographie, Rohabzug von Keystone Berlin (18×13 cm, 1934)

sierung des Buches schien – wo nötig, sogar unter Umgehung des Sortiments – gelungen. Was rund zwanzig Jahre zuvor mit den Klassiker-Ausgaben eines ersten DTV-Verlags (Der Tempel-Verlag als Zusammenschluß von Eugen Diederichs, S. Fischer, Carl Ernst Poeschel, Hans von Weber, Julius Zeitler und Georg Hartmann) begonnen hatte, schien mit der wenige Tage vor der Nobelpreisverkündigung ausgelieferten Sonderausgabe von »Buddenbrooks« für 2,85 RM gelungen. 1933 überstieg die Auflage die Millionengrenze, und Reinhard Heydrich, damals Chef der Politischen Polizei in Bayern, erließ gegen den Autor Thomas Mann »Schutzhaftbefehl«, »der aber durch die Abwesenheit desselben nicht vollzogen werden kann«.

Das war im Juli 1933. Im September des Jahres überredete Bermann Fischer seine Autoren Thomas Mann, Schickele und Döblin, sich öffentlich und in deutlicher Form von Klaus Manns Emigranten-Zeitschrift »Die Sammlung« zu distanzieren. Ernst Rowohlt, der beinahe mit Fischer fusioniert hätte, dann aber doch seine Unabhängigkeit wahrte (heute ist vollzogen, was damals vermieden wurde), tat ein Gleiches mit Musil. Die mit Rücksicht auf die deutschen Käufer und Leser abgebenen

Erklärungen waren wirtschaftlich von Nutzen, politisch waren sie peinlich und sinnlos zugleich. Die »Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums« kommentierte, sie stehe »nach wie vor in keiner Weise hinter der geistigen und literarischen Haltung der angeführten Autoren«. Hanns Johst, der Leiter des Staatlichen Schauspiels Berlin, fragte daraufhin seinen lieben Heinrich Himmler: »Könnte man nicht vielleicht Herrn Thomas Mann, München, für seinen Sohn ein wenig inhaftieren? Seine geistige Produktion würde ja durch eine Herbstfrische in Dachau nicht leiden...«.

Der Kollege Johst war offenbar schlechter informiert als Heydrich: Fischers gefährdete Autoren waren damals bereits im Ausland (oder lebten ohnehin nicht in Deutschland), nur der Verlag harzte aus und publizierte – durchaus im Interesse Thomas Manns – die beiden ersten Bände der »Joseph«-Tetralogie. Und er blieb auch noch, nachdem Samuel Fischer am 15. Oktober 1934 gestorben war.

Bermann Fischers Zögern, das noch bis zum Sommer 1936 dauerte, und die dadurch mehr oder weniger erzwungene politische Zurückhaltung seiner Autoren, vor allem Thomas Manns (den sich viele als eine Art Sprecher des antifaschistischen Exils gewünscht hätten), hat den Verlag in den Augen zahlreicher Emigranten in Mißkredit gebracht und ihn letzten Endes auch Sympathien selbst bei den Autoren gekostet, deren Werke Gottfried Bermann Fischer schützen und verbreiten wollte. Noch heute wirkt es ganz einfach peinlich, wenn der Verlag 1935 auf einen unerlaubten Nachdruck des »Pariser Tageblatts« aus den im Erscheinen begriffenen Lebenserinnerungen Harry Graf Kesslers – aus taktischen Gründen freilich – mit einer Meldung an die Reichsschrifttumskammer reagierte. Dennoch waren die Angriffe vor allem des in Paris und Amsterdam erscheinenden »Neuen Tage-Buchs« von Leopold Schwarzschild weder im Ton noch inhaltlich gerechtfertigt. Bermann Fischer genoß nun wirklich kein »Privileg als Schutzjude des nationalsozialistischen Verlagsbuchhandels« – er genoß nicht einmal die Hilfestellung des Schweizerischen Buchhändlervereins, der wenige Tage vor Schwarzschilds Polemik, am 7.1.1936, Bermanns »Einreisegesuch« wegen der Gefahr ökonomischer (und auch rassischer) »Ueberfremdung« abgelehnt hatte.

Von heute aus gesehen fällt es nicht leicht, Bermanns Distanz zur antifaschistischen Emigration zu entschuldigen, um sie aber zu verstehen, muß man wissen, daß ein Verlag dieser Größenordnung nicht einfach bei Nacht und Nebel emigrieren konnte. Das wäre, so merkwürdig es klingen mag, leichter gewesen, wenn das Verlagsprogramm aus lauter im Deutschen Reich verbotenen Autoren und Werken bestanden hätte. Fritz Landshoff zum Beispiel hat im Amsterdamer Querido Verlag gezeigt, daß in solchen Fällen bei deutschen Verlagen gebliebene



Rechte eine Nichtigkeit waren. Bei Fischer aber ging es um wichtige Lizenzen (Bernard Shaw) oder um die Rechte Hermann Hesses und Hofmannsthals, die die nationalsozialistischen Reichsstellen durchaus nicht ans Ausland verlieren wollten und die ihnen (im Falle Hofmannsthals auch mit Hilfe seiner Erben) ohne mühsame juristische Absicherungen des Verlages zweifellos auch zugefallen wären. Die Nazis versuchten auch später, als der Verlag nach Stockholm floh, sich nicht nur die Bücher, sondern auch die Rechte anzueignen; sie waren zwar kaum an der Literatur, um so mehr aber an deren ausländischen Märkten und den dort zu gewinnenden Devisen interessiert.

1936 gelang Gottfried Bermann zunächst nur der kleine Sprung nach Wien, nachdem sich Thomas Mann – in der Meinung, die Niederlassung in der Schweiz sei angebahnt – endlich auch zur Emigration bekannt hatte. Die Bermann persönlich übertragenen Rechte (Verlags- und Vertriebsrechte) deponierte er vorsorglich in der Aktiengesellschaft für Verlagsrechte in Chur. Die entsprechenden Buchvorräte und Rohbogen mußten bis zum 31. Mai 1936 nach Wien transportiert werden. Damit war der Bermann-Fischer Verlag als der wichtigste und größte deutsche Exilverlag im Prinzip begründet, aber Wien war noch nicht das Exil, von hier aus ließ sich selbst noch der reichsdeutsche Markt beliefern; Kaufvermerke in den Büchern bezeugen das noch heute.

Als zwei Jahre später die deutschen Truppen in Österreich einmarschierten, verlor der Verlag zwar nicht die deponierten Rechte, aber den rund 400000 Exemplare umfassenden Lagerbestand. Das war – materiell gesehen – die größere Bücherverbrennung; sie machte auf einen Schlag zahlreiche Werke – Rechtslage hin, Rechtslage her



Gottfried Bermann Fischer, Margarete Hauptmann, Benvenuto Hauptmann, Peter Suhrkamp, Brigitte Bermann Fischer, 1947

– nicht mehr lieferbar. Robert Musil war auf besondere Weise davon betroffen: Bermann Fischer hatte von Rowohlt den ›Mann ohne Eigenschaften‹ übernommen und mit den alten Rowohlt-Titelblättern, aber auf den Buchrücken mit seinem Verlagsnamen versehen einbinden lassen. Der am dritten Band schreibende Autor mußte nun, nach dem Verlust der beiden erschienenen Bände, seine Arbeit als sinnlos ansehen.

Thomas Mann, der am vierten Band des ›Joseph‹ arbeitete (er erschien 1943 in Stockholm), reagierte mit eisiger Kälte, empfahl Bermann zu dem einst aufgegebenen Medizinerberuf zurückzukehren und schrieb im April 1938, was viele dachten: »Sie müssen bedenken, daß Sie nie ein Emigrantenverlag haben sein wollen; Sie haben das auch noch in Wien abgelehnt. Es ist nicht leicht, denen zu widersprechen, die erklären, daß Sie das moralische Recht verscherzt haben, jetzt, wo es gar nicht mehr anders geht, den deutschen Emigrationsverlag in Amerika aufzutun. Sie hatten nicht die Entschlußkraft und Weitsicht, zu tun, was Querido unter Opfern getan hat..., sondern haben sich an Deutschland festgeklammert und es erst in dem Augenblick verlassen, wo es mit jüdischen Verlegern dort endgültig zu Ende war.« Da hatten sich offenbar Ressentiments aufgestaut, die Thomas Mann in der Phase seines eigenen Zögerns mitverschuldet hatte. Daß Bermann ausgerechnet 1939, im ersten Kriegsjahr, Thomas Manns ›Lotte in Weimar‹ wieder als ersten Band einer groß angelegten und bis in unsere Zeit bestehenden Sammelausgabe, der Stockholmer Gesamtausgabe, herausbrachte, wirkt wie eine Versöhnungsgeste, war aber in Wirklichkeit die Fortführung bester S.-Fischer-Tradition unter härtesten Bedingungen.

Bermann Fischer gelang es im Juli 1938, sich noch einmal in Europa, in Stockholm, zu installieren, und es gelang ihm sogar der Sprung nach Amerika. 1940 begann er mit Hilfe von Alfred Harcourt, seine ›Forum-Bücher‹, eine Vorform des Taschenbuchs, in den USA zu vertreiben, und 1941 gründete er ausgerechnet mit Fritz Landshoff, dem Verleger der Zeitschrift ›Die Sammlung‹, von der er sich 1933 so heftig distanziert hatte, einen englischsprachigen Verlag, die L.B. Fischer Publishing Corp., 381 Fourth Ave., New York. Hier und in Stockholm erschienen nun auch die Autoren des heimatlos gewordenen Amsterdamer Querido Verlags, dessen Rechte nach Batavia, Niederländisch-Indien, gerettet worden waren. So wurde Bermann Fischer auch der Verleger von Ullsteinautoren wie Vicki Baum und Remarque, den sein Schwiegervater S. Fischer zur Konkurrenz geschickt hatte. Sogar Leopold Schwarzschild (›World in Trance‹) gehörte nun zum Programm, und Klaus Mann, der ehemalige Herausgeber der ›Sammlung‹, edierte 1943 mit Hermann Kesten ›Heart of Europe. An Anthology of Creative Writing in Europe 1920–1940‹.

Diese Anthologie steht in denkwürdiger geheimer Korrespondenz mit dem von Oskar Loerke und Peter Suhrkamp 1940 herausgegebenen zweibändigen Lesebuch ›Deutscher Geist‹, das als ›Anregung und Stärkung für die gegenwärtigen Deutschen‹ der größte Erfolg des in Deutschland verbliebenen Restverlags war. Zwischen 1936 und 1944 publizierte er in Berlin 178 Neuerscheinungen (gegenüber 110 in Wien und Stockholm). Zu den Autoren zählten Joseph Conrad, Otto Flake, Jean Giono, die auflagenstarken Gerhart Hauptmann, Manfred Hausmann und Hermann Hesse; Ilse Langner, Rudolf Alexander Schröder, Wolf von Niebelschütz, Albrecht Goes, Luise Rinser, Lothar-Günther Buchheim, Hermann Kasack und Heinrich Schirneck. Elsa Bernsteins ›Königskinder‹ (zuerst 1895) wurden unter dem unerkannten Pseudonym Ernst Rosmer noch verkauft, als die Autorin schon nach Theresienstadt deportiert war. (Thomas Mann hatte durch sie seine Frau kennengelernt.)

Peter Suhrkamp hatte 1936 den Berliner Verlag als Vertrauter Bermanns und als erfahrener Verlagsleiter des Hauses treuhänderisch übernommen und ihn in eine mit Klemens Abs, Christof Ratjen und Philipp F. Reemtsma gegründete Kommanditgesellschaft vor dem direkten Zugriff der Nazis gerettet. Baldige ›Arisierung‹ war gefordert, aber die Umbenennung in ›Suhrkamp Verlag K. G. Berlin‹ wurde noch lange vermieden. Als es schließlich dazu kam, telegraphierte Gerhart Hauptmann einen törichteren Glückwunsch, doch noch 1942 erschien seine Ausgabe letzter Hand unter dem alten Impressum S. Fischer.

Auch der Suhrkamp Verlag wurde kein nationalsozialistischer Verlag. Als im April 1939 die ›Neue Rundschau‹ »vergessen« hatte, Hitlers 50. Geburtstag »groß herauszustellen«, schien das Ende der Zeitschrift beschlossen. Suhrkamp verhandelte und erreichte, die ›Geburtstagsheftung‹ im Mai nachholen zu dürfen – mit einem schauerhaften Poem des Preußendramatikers und Gründenschützlings Hans Rehberg, den man zu diesem Zweck mit einer Flasche Weinbrand zusammengesperret hatte. Was heute wie eine knarzige Schnurre aus dem U-Boot klingt, war damals wohl unumgänglich, wenn man denn überhaupt – in guter Absicht – weitermachen wollte. Nur sublimale Rache war möglich: Als Hanns Johst 1940 ein Exemplar von Shaws ›Arzt am Scheideweg‹ erbat, verwies ihn Suhrkamp auf die Verramschung der in Wien konfiszierten Bücher in deutschen Warenhäusern, schickte ihm aber dennoch ein erhaltenes Exemplar.

Am 13. April 1944 wurde Peter Suhrkamp wegen angeblichen Hoch- und Landesverrats verhaftet. Seine KZ-Haft in Sachsenhausen mußte als Sanatoriumsaufenthalt verschleiert werden. Hermann Kasack wurde sein Stellvertreter. ›Die neue Rundschau‹ stellte im September 1944 in Berlin ihr Erscheinen ein; im Juni 1945 erschien sie

wieder – zunächst als Sonderheft zu Thomas Manns 70. Geburtstag – in Stockholm. Der Berliner Verlag firmierte jetzt als ›Suhrkamp Verlag vorm. S. Fischer‹ und verlagerte schon bald Teile nach Frankfurt. 1947 wurde der Wiener Verlag wiederbegründet. Im gleichen Jahr trafen sich Suhrkamp und Bermann Fischer in Deutschland, und Peter Suhrkamp unterzeichnete eine Verfügung, in der er die Rückgabe ›seines‹ Verlags an die Familie Fischer festlegte; er nannte das Papier sein ›Testament‹.

Die Kontinuität schien gesichert, aber nach der Währungsreform kam unter veränderten Bedingungen alles ganz anders. Peter Suhrkamp hielt Literatur im Grunde für die Angelegenheit einer begrenzten Elite. Der ›Amerikaner‹ Bermann hielt zwar nichts von amerikanischen Bestsellern oder einem Überangebot von Reeducation in Demokratie, wünschte aber vor allem, Thomas Mann »in Massenaufgaben in den drei westlichen Zonen herauszubringen«, und wunderte sich über die gegenseitigen Behinderungen der Alliierten. Der deutschen Nachkriegsliteratur gegenüber, die er in den amerikanischen Lagern gefördert hatte, blieb er skeptisch. Er verlegte in Stockholm Walter Kolbenhoffs Roman ›Von unserm Fleisch und Blut‹, überließ aber die gleichzeitige deutsche Ausgabe der Nymphenburger Verlagshandlung, dem Verlag des ›Ruf‹. Im Juni 1948 propagierte er eine Art ›Marshall-Plan des Geistes‹ gegen die ›Doktrinen des Kommunismus‹. Vor allem aber verstand er nun die Treuhänderschaft Suhrkamps nicht mehr im moralischen, sondern im juristischen Sinne.

So kam es 1950 zu einer erneuten Trennung deutscher Literatur. Zwei Gegner Hitlers waren im zögernd begonnenen Exil und in der ›Inneren Emigration‹ so unterschiedlichen Erfahrungen ausgesetzt gewesen, daß ein gemeinsamer Neubeginn mit einer einheitlichen verlegerischen Konzeption scheitern mußte. Man schied unter harten Bedingungen (die Überlassung von Suhrkamps Frankfurter Privatwohnung war Vertragsgegenstand), vermied aber eine gerichtliche Auseinandersetzung. Die Autoren konnten für einen der beiden Verlage optieren. Brecht und Hesse (zunächst mit dem lange erwarteten ›Glasperlenspiel‹) gingen zu Suhrkamp, während der S. Fischer Verlag im Jahr der Trennung zu seinen ›Großautoren‹ Thomas Mann, Hofmannsthal und Schnitzler nun endlich doch die deutschen Rechte an Franz Kafka hinzugewann: ›Sign Contract‹ signalisierte Friedrich Torberg 1950 telegraphisch aus London; damit war wieder die Chance gegeben, aus einem Revolutionär einen Klassiker zu machen. Auch das scheint gelungen zu sein. Die ersten Fischer-Taschenbücher (›Fischer-Bücherei‹), die 1952 erschienen, sind zwar »das gute Buch für jedermann« geblieben, waren aber für einen Cotta der Bundesrepublik denn wohl doch zu leichte Ware: Thornton Wilders ›Brücke von San Luis Rey‹ und Thomas Manns

›Königliche Hoheit‹. 1963 haben sich Brigitte und Gottfried Bermann Fischer aus der Verlagsarbeit zurückgezogen. Sie haben der Ausstellungseröffnung in Marbach mit ihrer Anwesenheit einen besonderen Glanz verliehen. Sie haben, trotz aller Kritik, einen ganz wesentlichen Teil der deutschen Exilliteratur gerettet, und sie hatten erheblichen Anteil an der Leistung des alten Samuel Fischer: der Weimarer Republik einen weltbürgerlich-demokratischen Fundus zu schaffen, aus dem heraus sie hätte überleben können. So ähnlich hat es Herbert Heckmann in seiner Festansprache ausgedrückt. (Die Ausstellung ist bis zum 31. Oktober 1985 täglich geöffnet und wird danach in Berlin und in Frankfurt am Main zu sehen sein. Der Katalog – 784 Seiten, zahlreiche Abbildungen – kostet an der Museumskasse 25 DM, im Buchhandel 48 DM.)

Herbert Wiesner

### »Ewiger Rausch der Liebe und Nüchternheit des Verstandes«. Bettine von Arnim in einer Frankfurter Ausstellung

Kaum eine der schreibenden Frauen des 19. Jahrhunderts hat in einem so hohen Maße die Zeitgenossen zu widersprüchlichen Urteilen provoziert und lebendig bis in unsere Gegenwart hineingewirkt wie Bettine von Arnim. Unbändiges, sprunghaftes Temperament, sprühende Phantasie, lebhafter Geist, nie ermüdende Begeisterungsfähigkeit, kompromißloses Streben nach persönlicher Freiheit und Autonomie (›Ich soll doch mein eigen werden, dies ist doch der Wille meines Ichs, denn sonst wär ich umsonst; dies eine, was mich eigentlich aus dem Gesamtsein herausbildet, das ist der Adel des freien Willens in mir.« – »Eines Strebens bin ich mir bewußt, weil sich alle meine Kräfte darin bewegen. Das ist innere Unantastbarkeit... Nur in der Freiheit, in dem Fürsichbestehen gefällt mir das Leben.«), mutiges soziales und politisches Engagement – kurzum: eine explosive Mischung aus schwärmerisch-romantischem Lebensgefühl und nüchternem Realitätssinn, gepaart mit praktischer Tatkraft, hat bis auf den heutigen Tag gleichermaßen fasziniert wie irritiert.

So ist es nicht verwunderlich, daß der ›Mythos Bettine‹ entstehen konnte – von ihr selbst durch exzentrisches Auftreten und einen gewissen Hang zur Selbststilisierung genährt –, und die unterschiedlichen literarischen und politischen Gruppierungen sich ihrer als Symbolfigur immer wieder bemächtigt haben. Wer sich mit den so freudig und fleißig tradierten Klischeevorstellungen indes nicht zufrieden geben möchte und es vorzieht, das ›Phänomen Bettine‹ in seinem ganzen Facettenreichtum ken-



›Bettine‹, Bleistiftzeichnung von Wilhelm Hensel mit der Widmung »Anführer sei mir stets ein Gott und nie ein Mensch Bettine«

nenzulernen, kann dies gegenwärtig mit Hilfe einer Ausstellung tun, die das Freie Deutsche Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum aus Anlaß des 200. Geburtstages Bettine von Arnims unter dem Motto »Herzhaft in die Dornen der Zeit greifen« eingerichtet hat (noch bis zum 30. Juni in Frankfurt; vom 7. Juli bis zum 15. September 1985 im Goethe-Museum Düsseldorf und im Sommer nächsten Jahres in Auswahl im Karl-Marx-Haus Trier).

Hartwig Schultz und Renate Moering von der Redaktion der Frankfurter historisch-kritischen Clemens-Brentano-Ausgabe haben in Zusammenarbeit mit Petra Maisak und Christoph Perels aus dem eigenen Hause sowie Fachleuten von außerhalb (u. a. Wolfgang Frühwald, Konrad Feilchenfeldt, Heinz Rölleke, Sibylle von Steinsdorff) mit der gewohnten Sorgfalt und Genauigkeit eine fast 300 Exponate umfassende Ausstellung erarbeitet, die als ein Novum in der Rezeptiongeschichte Bettine von Arnims bezeichnet werden kann. Ausstellungen in nennenswertem Umfang hatten ihr bisher noch nicht gegolten. Ein solches Unternehmen setzt auch einiges an Arbeitseinsatz und Findigkeit voraus. Denn der Nachlaß Bettine von Arnims ist weder an einem Ort zugänglich noch als Ganzes kritisch aufgearbeitet. Das Frankfurter Goethe-Museum besitzt zwar einen beachtlichen Teil davon,





*Goethe's correspondence with a child. For his monument, 1837/38 erschienen, Titelstiche zu Teil II und III, englische Ausgabe des Goethe-Buches Bettine von Arnims in ihrer Übersetzung*

konnte nun aber die anderen großen Blöcke des Nachlasses sichten und heranziehen: die Dokumente im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, in der Universitätsbibliothek Krakau, im Düsseldorfer Goethe-Museum, in der Stadtbibliothek Berlin-West und der Heineman-Foundation, New York. Hinzu kamen Leihgaben aus privatem Besitz.

So konnte man nicht nur unbekannte und auch weniger bekannte Dokumente auffinden und ausstellen, sondern auch neue Forschungsergebnisse einarbeiten. Dies wird besonders deutlich in der Dokumentation zu Bettines Engagement im Vormärz in Berlin und ihrem »Armenbuch«-Projekt, den Kapiteln über ihre Märchen und Liedvertonungen und ihren künstlerischen Versuchen.

Die Ausstellung ist im Prinzip chronologisch aufgebaut und behandelt »Kindheit und Jugend. 1785–1810«, »Bettine, Arnim und die Kinder. 1811–1831« und »Die späten Jahre in Berlin. 1831–1859«. »Bettines Liedvertonungen« und ihrem »Umgang mit der bildenden Kunst« sind zwei separate Abteilungen gewidmet. Das gilt auch für den abschließenden Teil der Ausstellung, der Bettines Wirkung in der Poesie des 20. Jahrhunderts nachgeht.

Betrachtet man die reich ausgestattete Ausstellung, die atmosphärisch ihren besonderen Reiz dadurch erfährt, daß die Räume am Großen Hirschgraben ein historisch beziehungsvolles Ambiente abgeben, so fällt auf, wie dicht das Netz der persönlichen Beziehungen geknüpft war, in dem sich Bettine von Arnim zeit ihres Lebens bewegt hat.

Die zahlreichen Begegnungen, persönlichen Freundschaften und Liebesbeziehungen, die Gespräche in den Salons, der geistige und künstlerische Gedankenaustausch, die vielfältigen Briefwechsel sind ein wesentliches, konstitutives Element ihrer schriftstellerischen und sonstigen künstlerischen Arbeit.

Es begann mit der Herkunft: Die Großmutter Sophie von La Roche, eine der frühen Schriftstellerinnen in Deutschland, bei der Bettine einen Teil ihrer Kindheit in Offenbach verlebte, die Mutter Maximiliane Brentano, von Goethe einst umschwärmt, der Bruder Clemens und die anderen Geschwister, Caroline von Günderode, die Freundin, Achim von Arnim, Frau Rat Goethe, die Mutter des lebenslang heftig umworbenen und fast göttlich Verehrten, schließlich Goethe selbst in Weimar.

In München und Landshut, wo Bettine zeitweise im Haushalt Friedrich Karl von Savignys lebte, der mit ihrer Schwester Gunda verheiratet war, lernte sie Ludwig Emil Grimm, den Malerbruder der Grimms kennen, der sie am häufigsten porträtiert hat, Friedrich Heinrich Jacobi, den Präsidenten der Münchner Akademie der Wissenschaften, Johann Michael Sailer und seinen Kreis und nicht zuletzt Kronprinz Ludwig von Bayern, den sie schwärmerisch verehrte und als Verwirklichung eines Volkskönigtums ihrer Vorstellung betrachtete.

In der zwanzigjährigen Ehe Bettines mit Achim von Arnim – von 1811 bis zu dessen Tod 1831 – standen zwangsläufig die familiären Beziehungen im Vordergrund, wenn sich Bettine auch vorzugsweise in Berlin

Personen A-Z

Personen A-Z

## Zum Tode von Frederick Perlstein

Während eines Ferienaufenthalts in Florida erlag Fred Perlstein, 75 Jahre alt, einem Herzschlag. Mit ihm ist ein Stück deutschjüdischer Geschichte zu Grabe gelegt worden.

Einer der ganz wenigen Juden, die Landwirtschaft studierten, erhielt Perlstein, aus Kassel gebürtig, seinen Diplomlandwirtstitel von der philosophischen Fakultät Bonn-Geisenheim. Er unterrichtete an der jüdischen Gartenbauschule Ahlem bei Hannover und wurde dann als staatlicher Angestellter nach Dortmund berufen. Im Jahre 1933 verlor er diese Anstellung.

Als Zionist beschloss er, nach Palästina auszuwandern und ging zu Dr. Leo Baeck, einem Familienfreund, um sich zu verabschieden. Baeck überzeugte Perlstein, dass die deutschen Juden ihn benötigten. Er glaubte damals, dass eine Umschichtung der Juden auf Landwirtschaft und ihre Ansiedlung in der Lüneburger Heide, die Juden-

frage lösen würde. *M. Baeck*  
Perlstein blieb in Deutschland, was ihm beinahe das Leben kostete. Erst leitete er die Umschichtungssiedlung des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten. Dann kaufte er ein Gut in Halbe in der Mark, wo er Jugendliche für die Auswanderung nach Palästina vorbereitete. Ausserdem überwachte er die landwirtschaftliche Ausbildung anderer Trainingsstätten (Hachscharoth).

In der Kristallnacht, am 9./10. November 1938, wurde das Landwerk Halbe mit der von den Nazis bekannten Gründlichkeit zerstört. Perlstein setzte alle Hebel in Bewegung, um seine Jugendlichen ins Ausland zu bringen. Sein Verwandter, Julius Margolinsky in Kopenhagen, brachte diejenigen, die nicht nach Palästina konnten, in der schwedischen und dänischen Landwirtschaft unter.

Nun wollte Perlstein endlich seinen Traum erfüllen, nach Palästina auszuwandern, aber beim Palästina-Amt bereitete man ihm Schwierigkeiten. Perlstein wandte sich daher an das amerikanische Konsulat, bekam als Diplomlandwirt ein Vorzugsvisum für die USA was ihm ermöglichte, im April 1939 in Amerika einzuwandern. Kurz darauf brachte ihn ein Ruf des Agro-Joint nach Santo Domingo. Der dominikanische Diktator Trujillo hatte 100,000 Juden Zuflucht angeboten, und man konnte es sich nicht leisten, ein solches Angebot entgegen zu lassen. Perlstein half das passende Land zu finden und plante die Siedlung Sosua. Mit einem diplomatischen Pass versehen, leitete er die Siedlung, bis Vertretung gefunden war.

Endlich wollte er nun festen Fuss fassen und kaufte ein altes Farmhaus mit 24 Acres Land bei Vine-land, N.J. Achthundert Dollar, die er sich in der Dominikanischen Republik gespart hatte, waren die Anzahlung. Zwei Hypotheken, die er aufnehmen musste, lagen ihm schwer auf der Seele. Viel Fleiss, der Beginn einer Hühnerzucht und ein Ruf an die Firma Seabrook, wo er die Schädlingsbekämpfung einer 40,000 Acres grossen Gemüesfarm übernahm, brachten ihm den Ruf eines Farmexperten unter seinen amerikanischen Kollegen. Im Jahre 1956 erhielt er sein amerikanisches Diplom von der Rutgers University (New Jersey) und übernahm dann das Erziehungsprogramm für Farmer im Atlantic County, N.J., die er über die neuesten Methoden der Hühner- und Gemüsezüchtung unterrichtete. Der Staat New Jersey ehrte ihn mit dem "Honorary State Farmer Degree", einer Auszeichnung, die alljährlich nur einmal verliehen wird.

In späteren Jahren führten ihn Reisen nach Europa und Israel, wo er viele seiner früheren Schüler wiedertraf. Menschen, die als Ju-

gendliche die öffentlichen Schulen verlassen mussten, drückten ihm Dank aus, Dank, dass er ihren Leben Richtung und Hoffnung gegeben hatte, und in vielen Fällen hörte er: "Sie haben mir das Leben gerettet!" *April 13, 1979 R. A.*



*Auftrag, 14. Nov.*  
Dr. Ludwig Engel, von 1951 bis  
1971 Oberbürgermeister von Darm-  
stadt, ist im Alter von 68 Jahren  
gestorben. Der Jurist, der 1933 als  
Gerichtsassessor aus dem Staats-  
dienst entfernt wurde, war vielseitig  
interessiert, vor allem auf kulturel-  
lem Gebiet. Als Student in Frank-  
furt/M. hatte er auch bei Martin  
Buber gehört; daher rührten gewis-  
se Interessen an jüdisch-geistigen  
Dingen. Vorübergehend war Dr.  
Engel Vorsitzender der Kommissi-  
on für die Geschichte der Juden  
in Hessen (Wiesbaden). E.G.L.

1975

\* \* \*

## Stefan Zweig — eine Bestandsaufnahme

Symposium zum 100. Geburtstag in New York

Eine grosse Gemeinde von Stefan-Zweig-Kennern und -Verehrern (vor allem Literaturwissenschaftler und Germanisten) aus aller Welt traf dieser Tage am Fredonia State College, New York, zu einem Symposium zusammen, um den 1942 in Petropolis, Brasilien, freiwillig aus dem Leben gegangenen Dichter und Humanisten Stefan Zweig an seinem 100. Geburtstag zu ehren.

Diese grossartig organisierte Zusammenkunft wäre ohne die gewissenhafte Vorarbeit von Prof. Marion Sonnenfeld und der Bibliothekarin Yvonne Wilensky nie zustande gekommen.

Sonnenfeld haben wir auch die Ausgestaltung des neuen Stefan-Zweig-Raumes in der von Dr. Saulitis geleiteten Reed Library zu verdanken, in dem alle bisher der Stefan Zweig Collection zugegangenen und durch sie erworbenen Bücher, Dokumente und Erinnerungsgegenstände, darunter wertvolle Manuskripte und Briefe, aufbewahrt werden. Es ist bitter, dass Prof. Dr. Robert Rie, einer der Mitbegründer der von Friderike Zweig und Prof. Dr. Harry Zohn ins Leben gerufenen Stefan Zweig Collection, so kurz nach dieser Konferenz gestorben ist.

## Zur Geschichte der Weissen Rose

Richard Hanser: "Deutschland zuliebe. Leben und Sterben der Geschwister Scholl. Die Geschichte der Weissen Rose". Kindler Verlag, München. 366 Seiten. DM 39,80.

Mit seiner "Geschichte der Weissen Rose" gelingt es Richard Hanser, das schon vielfach behandelte Thema in reportagehafter, sehr dichter Form lesbar darzustellen und Interesse an Geschichte zu wecken. So mancher bundesdeutsche Historiker sollte ein Augenmerk darauf lenken, wie einige amerikanische Kollegen mit Geschichtsthemen umzugehen verstehen — nämlich so, dass auch der Laie angesprochen wird.

"Deutschland zuliebe" — so der Haupttitel — ist ein Buch, das detailliert den eher zufälligen Weg einer kleinen Gruppe Münchner Studenten nachzeichnet, von ihrer instinktiven Abneigung gegenüber dem nationalistischen Ungeist bis hin zum offenen Widerstand gegen das System. 14 Mitglieder der Weissen Rose starben unter dem Fallbeil oder kamen in Gefängnissen und Konzentrationslagern um. In Flugblättern hatten sie vergeblich versucht, die Deutschen wachzurütteln und über die katastrophalen Folgen des von Hitler entfachten Krieges aufzuklären. Just am 18. Februar 1943, als die Geschwister Hans und Sophie Scholl als erste Gruppe in München verhaftet wurden, erhielt Goebbels im Berliner Sportpalast die frenetische Zustimmung zum "totalen Krieg".

Dennoch: Diese hautnahe Darstellung des Scholl-Kreises darf nicht den Blick verengen. So dürfte Hansers Behauptung (im Nachwort) nicht zutreffen, dass die Flugblätter des Scholl-Kreises "erstmal Kunde von einem antinazistischen Widerstand in Deutschland" gaben. Das Los vieler anderer früherer Kämpfer gegen das "Tausendjährige Reich" sollte nicht vergessen werden: die vielen kleinen, voneinander isolierten Widerstandskreise, die von Kommunisten und Sozialisten seit 1933 unter Lebensgefahr aufgebaut worden waren, das Opfer von tausenden politischen Häftlingen, die qualvoll endeten. Auch sie gehörten zum deutschen Widerstand, der angesichts der gigantischen NS-Maschinerie zum Scheitern verurteilt war.

Susanna Gilbert

"The World of Yesterday's Humanist Today: Stefan Zweig's Time, Life, and Work in the Modern World" lautete der Titel der Tagung. Die Vortragsfolge behandelte Schwerpunktthemen wie "Zweig, the European", "Zweig and Judaism", "Zweig and the Social Sciences", "Zweig, the Humanizer in Literature", "Zweig, the Correspondent" u.a. Es gab auch ein Konzert mit Darbietungen aus der Oper "Die schweigsame Frau" und ein Reader's Theater mit Auszügen aus Zweigs Drama "Thersites". Ausserdem wurde Max Ophüls' Film "Letter from An Unknown Woman" gezeigt.

Stark beeindruckte der Vortrag Alberto Dines (Rio de Janeiro), "Death in Paradise". Er verdient deshalb besondere Erwähnung, weil er m.E. Zweigs endgültigen Zusammenbruch in überzeugender Weise erklärt. Bisher galt als eine der beitragenden Ursachen für Zweigs Selbstmord, dass eines seiner letzten Werke, "Brasilien, Land der Zukunft", nicht die enthusiastische Aufnahme fand, die der Autor erwartet hatte und die er gerade damals so dringend gebraucht hätte. Es steckte, wie wir erfuhren, viel mehr dahinter.

Ehe Stefan Zweig diese Arbeit schrieb, unternahm er weitere Forschungsreisen, bei denen die Regierung in jeder Weise behilflich war. Zweig, der durch seine literarischen Erfolge schon längst den brasilianischen Kollegen ein Dorn im Auge war, wurde nun auf einmal in den Zeitungen fälschlich beschuldigt, von der Regierung bestochen worden zu sein. Und das war für einen so empfindlichen Menschen wie ihn zu viel. In seiner Verzweiflung suchte er, der Zeit seines Lebens kein Zionist gewesen, Trost und Zuflucht bei der orthodoxen Gemeinde Rios. Aber lange ertrug er es nicht, der Pfeil sass zu tief.

Eine Gruppe der orthodoxen Gemeinde wollte ihn auf dem jüdischen Friedhof beerdigen; dies war aber, den strengen orthodoxen Gesetzen zufolge, im Fall Zweig nicht zulässig. Er erhielt jedoch ein grossartiges Staatsbegräbnis; sein Grab befindet sich in der Nähe des Mausoleums der Bramante, dem ehemaligen Kaisergeschlecht Brasiliens. Eine einfache schwarze Marmortafel zeigt Namen und Daten in englischer und hebräischer Sprache.

M. Grossberg

## Biographie eines deutschjüdischen Staatsmannes

Kenneth R. Calkins: "Hugo Haase. Democrat and Revolutionary". Carolina Academic Press, Durham, North Caroline. 250 Seiten. \$7,50.

Hugo Haase, Rechtsanwalt aus Königsberg in Ostpreussen, war in Deutschland einer der ganz wenigen jüdischen Staatsmänner von grosser und bleibender Bedeutung; dennoch ist er weitgehend unbekannt geblieben und heute so gut wie vergessen. Er war der erste Sozialdemokrat, der in den Königsberger Stadtrat gewählt wurde, und einer der ersten, der von der Partei, noch als junger Mensch, in den Reichstag geschickt werden konnte. Seine intellektuellen Gaben und seine ruhige, überlegte, stets wirkungsvolle Art, politische Debatten und Verhandlungen zu führen, verschafften ihm schnell in der Öffentlichkeit wie in der eigenen Partei Anerkennung; 1912 wurde er, nach dem Tode des grossen August Bebel, zum Parteivorsitzenden gewählt, gleichberechtigt mit Friedrich Ebert als Mitvorsitzendem.

Kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges stellte er sich, nach anfänglichem Zögern, auf die Seite der Kriegsgegner und verweigerte die Bewilligung weiterer Kriegskredite. Die Kriegsfrage führte zur Spaltung der Sozialdemokratischen Partei; Haase und etliche Gesinnungsfreunde gründeten die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD), zu deren Führung er sogleich berufen wurde. Freilich verhinderte die ständige innerparteiliche Opposition der radikalen Linken (Spartakus-Bund, Liebknecht und Rosa Luxemburg) gegen ihn, dass diese neue Partei von bleibendem Einfluss auf die deutsche Geschichte werden konnte. Immerhin bildete sie 1918 zusammen mit den "Mehrheits"-Sozialisten die neue Regierung; Haase wurde; neben Ebert, Vorsitzender der USPD-Fraktion in der Weimarer Nationalversammlung. Vor Ende des Jahres 1919 wurde er, noch nicht sechzig Jahre alt, auf der Strasse von einem geistesgestörten Fanatiker ermordet.

Der Verfasser dieser gründlichen und lesenswerten Biographie ist ein junger amerikanischer Historiker, der die fast ausschliesslich deutschsprachige Literatur (Reichstagsprotokolle, Parteitageberichte, Zeitschriftenbeiträge usw.) mit grosser Gründlichkeit und Sachkenntnis durchgearbeitet hat; Ergänzungen dazu lieferten ihm die noch lebenden Verwandten und Kinder Haases, die er — teils in Israel, teils in den USA — interviewt hat. So entstand ein vortreffliches, abgerundetes Gesamtbild.

Haase war unerschütterlicher Marxist,

dabei aber ein überzeugter Demokrat mit unbeugsamen Glauben an das allgemeine Wahlrecht als politische Waffe. Im Gegensatz zu anderen sozialdemokratischen Führern jüdischer Abstammung betrachtete er sich nie als "konfessionslos" und bezeichnete sich im Reichstagshandbuch stets als "Jude"; den Zionismus lehnte er aber ab, wenn er auch seine Hochachtung für Theodor Herzl nie verschwie. Von persönlicher Zurückhaltung, war er das Gegenteil eines populären Volkstribuns; aber an intellektueller Brillanz war ihm unter den jüdischen Sozialisten Deutschlands wohl höchstens der ebenfalls jung verstorbene Paul Levi ebenbürtig. Es ist begrüssenswert, dass jetzt eine Biographie vorliegt, die Hugo Haase auch im englischsprachigen Ausland würdigt.

H. St.

## Ein Klaus-Mann-Album

"Klaus Mann (1906-1949) — Leben und Werk in Texten und Dokumenten". Ausstellung zum 75. Geburtsjahr. Herausgegeben von der Volkshochschule der Stadt Ahlen und der Kulturgesellschaft der Stadt Ahlen. Vertrieb Edition Klaus Blahak, Wiesbaden. 95-Seiten. Preis: DM 12,00.

Zur 75. Wiederkehr von Klaus Manns Geburtstag hat die Volkshochschule der Stadt Ahlen eine Ausstellung von Texten und Dokumenten über Leben und Werk dieses Autors organisiert, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in Amsterdam, Kopenhagen und Oslo gezeigt wird. Anlässlich dieser Ausstellung wurde ein Katalog veröffentlicht, der sowohl Aufsätze über Klaus Mann enthält als auch ein reiches Bildmaterial.

Unter anderem finden wir in diesem Katalog eine Würdigung von Lion Feuchtwanger ("Klaus Mann zum Gedächtnis") und einen Beitrag von W. Dirschauer über Klaus Manns Leben im Exil. In dem Aufsatz "Das Mephisto-Verbot" schreibt Frank Adler "... dem Oeuvre Klaus Manns... blieben die gebührende Würdigung und Anerkennung der Öffentlichkeit bisher weitgehend versagt". Jedoch hat sich dies in allerletzter Zeit geändert, hervorgerufen durch das Interesse an der Theaterbearbeitung des "Mephisto"-Romans und dessen Taschenbuchausgabe bei Rowohlt (Nr. 4821).

Der Katalog enthält neben den Fotos von Familie und Freunden Klaus Manns auch eine Anzahl Reproduktionen von Manuskripten und interessanten Briefen, ferner ein Literaturverzeichnis und ein Gesamtverzeichnis der 281 Exponate der Ausstellung, die einen Einblick in das persönliche Leben Klaus Manns sowie einen Überblick auf seine künstlerische und politische Tätigkeit im Exil gewähren.

P.F. Proskauer



## Mascagni — einmal ganz anders

R. B. Wiewohl viele Komponisten mehr als die eine Oper geschrieben haben, mit deren Titel wir einen bekannten Namen assoziieren, kann es nützlich sein, gelegentlich einen Blick auf die "verkümmerte" Seite ihres Bühnenschaffens zu werfen.

Ich zähle — wahllos — einige "Einzelopernfälle" auf. Erfolgreiche Werke, deren Ruhm die betreffenden Komponisten nicht duplizieren konnten: nennen wir Giordano, so meinen wir "André Chenier"; sprechen wir von Cilèa, so von "Adrienne Lecouvreur"; geht es um Halévy, ist es "Die Jüdin"; ist es Kienzl, dann natürlich "Der Evangelimann"; auf Flotow passt "Martha" und auf Delibes "Lakmé"; zu Thomas gehört "Mignon" und zu Saint-Saëns "Samson und Delila"; so auch verhält es sich mit Delius, Korngold, Weinberger, die wir mit "Romeo und Julia auf dem Dorfe", der "Toten Stadt" und mit "Schwanda, der Dudelsackpfeifer" identifizieren.

Nicht an "Die Bohème" denken wir, fällt der Name Leoncavallo und nur an "Cavalleria rusticana", wenn wir Mascagni erwähnen. Ein Pendant zu diesem Melodrama "Sizilianische Bauernehre" kann Mascagnis zweite, 1891 in Rom uraufgeführte Oper "Freund Fritz" genannt werden, die inhaltlich und musikalisch den Untertitel "Ein elsässisches Bürgeridyll" verdient.

Elsass im späten 19. Jahrhundert, wie wir es aus den Romanen und Erinnerungen des kosmopolitisch denkenden Schriftstellers Otto Flake kennen, feierte in dem 1864 veröffentlichten Roman "Freund Fritz" des Erzählerpaares Emile Ereckmann — Alexandre Chatrian frühliche Urständ. Eine einfache Begebenheit: ein Grundbesitzer und eingelegter Junggeselle findet mit Hilfe des ihm befreundeten Rabbiners David, der

ein enragierter Ehestifter ist, in der hübschen Tochter eines seiner Pächter die Frau seines Lebens.

Ein gewisser P. Sardon (Pseudonym für N. Daspuro) fertigte nach dem Roman ein handfestes Libretto, das Mascagni jede Gelegenheit bot, sich nicht als Meister des krassen wirklichkeitsgetreuen Stils aufzuspielen, der seinen Bühnenerstling beherrschte. Der Verismus wurde diesmal kategorisch ad acta gelegt — und vielleicht vermochte deshalb sich "Freund Fritz" auf der Opernbühne nicht so entscheidend durchzusetzen wie die zumeist stets mit dem "Bajazzo" gekoppelte



Ferruccio Tagliavini

"Cavalleria". Immerhin: bereits 1892 an der Wiener Hofoper aufgeführt, erreichte "Freund Fritz" in einem Jahr die beträchtliche Zahl von 38 Vorstellungen; an der Metropolitan Oper vermochte das

Werk 1894 und 1923 nicht so gut zu reüssieren; es gab insgesamt fünf Aufführungen trotz der glanzvollen Besetzung der drei Hauptrollen mit de Lucia, Emma Calvé und Ancona, beziehungsweise Fleta, Lucrezia Bori und Danise.

\*\*\*

Einer in der Carnegie Hall gebotenen Aufführung in Konzertform war dank der Leistung des Dirigenten Luigi Dell'Orifice und des unvergleichlichen Belcantostils des Tenors Ferruccio Tagliavini eine begeisterte Aufnahme beschieden. Ein zart mit Pastellfarben umgehender Mascagni hat es verstanden, das naive Geschehen musikalisch unaufdringlich und doch einfallsreich und "stimmungsvoll" zu ornamentieren. Seltsam auch, wieviel in der Partitur auf den Puccini der "Bohème" und selbst der "Turandot" vorausweist; beglückend, wie melodisch die Liebe verherrlicht wird (das "Kirschenduet" darf Einmaligkeit beanspruchen!) und wie lebensecht die elsässische Landschaft sich in einer Musik spiegelt, die keine langen Durststrecken kennt. Ein Sonderfall: kein Meisterwerk,

aber das Werk eines Meisters...

Tagliavini, der sein Bühnendebüt 1939 ablegte, stand souverän auf Freiersfüßen, und im Mittelpunkt vieler Huldigungen bei "offener Szene"; an Noblesse des Ausdrucks und an Beherrschung des Métiers ein Künstler, dem jüngere seines Fachs das Wasser nicht reichen können! April Evans in der lohnenden Sopranrolle der Susel besitzt die künstlerische Reife einer Diva mit grosser Zukunft. Sigmund Cowan stattete den ehenschmiedenden Rabbiner mit der wohligen Fülle eines sonoren Baritons aus; in kleineren Rollen bewährten sich Marsha Andrews und Donna Merriman; gute Arbeit leisteten die Choristen der Schola Cantorum und Kenneth Goldsmith als der Pringeliger des verlässlich musizierenden Orchesters.

Mit diesem "Fritz" hat sich Mascagni viele neue Freunde erworben: ein gutes Omen für die von der Metropolitan Oper geplante Aufführung seiner Oper "Der kleine Marat", vielleicht als Einleitung einer mit "Die Rantzau", "William Ratcliff", "Iris" und "Ja" fortzusetzenden Mascagni-Renaissance...?

## Luise Rinser wurde 70

Die in der Nähe von Rom lebende deutsche Schriftstellerin Luise Rinser wurde am 7. Mai in Frankfurt aus Anlass ihres 70. Geburtstages am 30. April geehrt. Der Schriftsteller Dieter Lattmann würdigte seine Kollegin, die sowohl den "Mut zur Naivität" habe, aber auch höchste literarische Ansprüche erfülle.

Geboren im oberbayrischen Pitzling, anfangs Lehrerin, stiess sie schon wegen ihres ersten Buchs mit dem Titel "Die gläsernen Ringe" mit dem NS-Regime zusammen. 1944 wurde sie verhaftet. Das Todesurteil, das der Volksgerichtshof gegen sie fällte, wurde dank des Kriegsen-

des hinfällig. Von 1954 bis 1959 war die Autorin mit dem Komponisten Carl Orff verheiratet.

Besonders erfolgreich war Luise Riners Frauenroman "Mitte des Lebens". Andere vielbeachtete Werke waren "Der Stündenbock", "Jan Lobel aus Warschau", "Grenzübergänge", "Dem Tode geweiht? Lepra ist heilbar", "Wenn die Wale kämpfen" und "Der schwarze Esel". In jüngster Zeit veröffentlichte sie ein Nordkorea-Buch und das autobiographische Werk "Den Wolf umarmen". Dazu kommen Bühnenstücke, Hör- und Fernsehspiele.

Abgeschlossen hat die Schriftstellerin das Drehbuch zu einem Fernsehspiel "Kinder unseres Volks" über die Anfänge des Terrorismus in Deutschland. Auch mit einem neuen Roman hat sie begonnen, will aber noch keine Einzelheiten dazu nennen. Im nächsten Jahr übernimmt Luise Rinser eine Gastprofessur an der Universität Essen.

**Eclair,**  
die beste Konditorei

St. Honors - Dobos Torten  
Opera - Trüffel Log  
Rigo - Peach Melba  
Praline - Imperial Torten  
Sacher - Grand Marnier  
Mokka Royale - Schwarzwälder Torten  
Mohn - Nuss - Käse  
Apfelstrudel  
Croissants - Brioches  
Petit Fours - Kleingebäck

141 WEST 72nd ST.  
TR 3-7700  
Täglich geöffnet von  
8 a.m. bis Mitternacht

Sehr elegant ausgeführte  
Torten für Hochzeiten,  
Bar-Mitzwas u.a. Anlässe

Eclair Restaurant — die beste

Besuchen Sie FRANK HOLECEKS  
**Czechoslovak Praha**  
RESTAURANT & BAR  
1358 1st AVENUE, Ecke 73. Str., N.Y.C.  
Tel. (212) 988-3505 — (212) 650-9787  
Geöffnet für Lunch 12 bis 4 Uhr — für Dinner bis 11 Uhr abends  
Private Räume für Hochzeiten und Bankette

Specialties  
COMPLETE DUCK DINNER \$9.50  
EVERY MONDAY ROAST DUCKLING \$9.50  
EVERY WEDNESDAY ROAST GOOSE \$11.00  
Includes Soup — Dessert — Coffee

206 E. 86. Str.  
(zw. 2 u. 3 Ave.)  
New York City  
Tel.: (212) RE 4-4428

Kleinanzeigen:  
Telefon  
(212)  
873-7400

**RUC**  
RESTAURANT  
TSCHESCHOSLOWAKISCHE  
KÜCHE

Gutes Essen bedeutet  
Gesundheit.  
Wir servieren es.  
Nur Abendessen  
und Weekend Dinners

Geöffnet  
nachmittags  
11 nachts  
tag-Sonntag  
2 mittags  
11 nachts

72nd St.  
(und Aves.)  
101-1611

**MONASTERY**  
RESTAURANT  
Excellent Czechoslovakian Food  
Home Cooked & Baked at it's Best  
FREE Cheese and Bread  
Very cozy and congenial atmosphere  
WINE and BEER  
Open from 5 p.m. - 1 a.m. every day  
American Express Cards accepted.  
316 COLUMBUS AVE. (cor. 75 St.)  
Tel.: (212) 787-1353

Die Vertreter des  
AUFBAU in den U.S.A.

Mrs. Paul J. Brunell  
P.O. Box 1043  
HOMERWOOD, IL. 60430

Mrs. Ernest Finch  
4337 Alder Drive  
SAN DIEGO, CA. 92114

Ms. Ilse Ephraim  
9800 W. Bay Harbor Drive #604  
Bay Harbor Islands  
MIAMI BEACH, FL. 33154

NEW YORK STATE

*Le Refuge Du Lac*  
FRENCH RESTAURANT  
MAVERICK ROAD (OFF RT. 28)  
GLENFORD, N.Y. 12433  
(914) 657-8934

IMPORTANT NOTICE  
To minimize errors in spelling, copy should be  
double checked and printed. We will not be responsible for errors  
in information taken by telephone unless written  
confirmation is received before 11 a.m. on the Tuesday  
before publication. We reserve the right to correct adver-  
tising copy according to the rules of German or English



Walther G. Buchholz

RL. 981-8858

Staten Island, N. Y.

# His resume: 82/linguist /judge/ /fled Hitler/ digs archaeology



Walther Buchholz, linguist and scholar, stands by a Chinese tapestry in his West Brighton home. The tapestry's motif is "good wishes and long life."

S.I. Advance Photo by Barry Schwartz

By LAWRENCE De MARIA

Having a grandfather who fought with Wellington at the Battle of Waterloo is one of the less interesting things about Walter Buchholz.

Sitting in his den, in front of a desk built in 1820, and constantly relighting his non-filter cigaret in its gold holder, this West Brighton octogenarian recounts a life full of danger and intellect.

Buchholz, of 422 Davis Ave., now chairman of the board of trustees of the Archaeology Society of Staten Island, is a living history text, whose 82 years show only in his body, not his mind.

A diminutive man with a giant intellect — he speaks or reads nine languages, is a noted archaeologist and author, completed studies at four German universities and is a former judge — Buchholz was one of the last Jews the Gestapo let flee Nazi Germany in 1941, two years after World War II started.

Ironically enough, the Gestapo let Buchholz and his first wife, Dora, leave Germany because he had a criminal record, having been arrested for the possession of a handgun in 1939. Jews were not allowed to own a gun.

"It was found in my household by a customs inspector who surveyed the packing of my household in a lift van for shipping to America," he recalled.

It was common practice among the persecuted Jewish population in Germany to ship their possessions to relatives in America. Buchholz's own parents had done it successfully and sent their furniture to his sister in New Haven, where she lived with her husband, a professor at Yale.

But Buchholz was not as lucky. He proudly shows the original order from the "Geheime Staatspolizei" — the

dread state police, Gestapo — ordering his arrest and imprisonment. The order is signed by "Hangman" Heydrich, Himmler's right hand killer, who was assassinated near Lidice, Czechoslovakia, a couple of years later, bringing about the most famous Nazi reprisal raid of the war.

Buchholz was shunted from one prison to another, and for a time was at Buchenwald. Amazingly he says, "I was treated decently by the Nazis. With all respect."

He gives the following example:

"The guy who took me from one prison to another in a car stopped by my apartment to permit me to shave my two weeks' growth of beard and to change my linen, which stank of prison, and to be comfortable for an hour."

### Another kindness

The Nazi even offered to buy him a pack of cigarets, no small favor to a man who smokes as much as Buchholz.

"I said 'thank you,' but friendship doesn't go that far."

Despite that rebuff, Buchholz recalls with awe, the guard had one more kindness up his sleeve.

"When he delivered me to that prison, he marked my form blank with an 'A' which I understood by that time was first class treatment, which I enjoyed."

A political person who served as a jurist and administrator in the German state of Brunswick, Buchholz saw the handwriting on the wall when the Nazis came to power. He vividly remembers seeing Adolph Hitler driving by him in an open car giving the Nazi salute during the elections for the Prussian Diet in 1932.

"I was one of the last anti-Nazis to speak out against Hitler at a public meeting," he said.

"Our people to a large part got crazy about that guy," he adds. "Others kept their cool."

Buchholz is very German. Although a club foot kept him out of the front line during the First World War, he served with German occupation forces in Belgium, thanks to his fluency in French. He has been back to Germany, "where I still have many friends," numerous times since the war, and each year the city of Hanover, where he was born, sends him a calendar.

When Buchholz was forced to flee in 1941, the Nazis auctioned off his household effects (he was allowed to bring out \$10 and 50 pounds in luggage on the twice-weekly express trains which were leaving Berlin for the Spanish border and travelling through occupied France). After the

war the West German government reimbursed him.

Buchholz thinks that the Gestapo's penchant for "working at cross purposes" saved him and his wife.

"Somebody had the idea that those with a criminal record should be shipped out first. And I had a criminal record, fortunately! They had imprisoned me for possession of a weapon! A Walther pistol!"

Buchholz left no family behind. Miraculously he had managed to send his three children to England in 1939, on the same day the German Army entered Prague, when the handwriting was on the wall for everybody.

He and his wife did not see the youngsters, the oldest of whom was 14, until 1947.

"One would assume family ties would be torn, but the opposite took place," Buchholz recalls with obvious satisfaction.

"We managed, by hook and by crook, to continue their education by correspondence," he recounted.

Jumping up sprightly, Buchholz pulled out a carton of letters from a nearby closet. In it, he related, were the hundreds of letters, now arranged by dates, that the separated family wrote to each other during the war years.

And separated they were. Buchholz and his wife were given asylum in the Dominican Republic under, of all people, Trujillo. In 1945 they

made it to Miami, and from there to Manhattan. Because of his language proficiency, Buchholz found good work in the export-import trade, starting off as a secretary and becoming a traffic manager before retiring at 67.

### Shipping business

"I could have stayed on longer but I didn't want to any more," he says.

"The nicest thing about those first years, and nearly all the years I worked in the United States, was that I could find employment in the shipping business. That was my dream from my youth on."

He has prospered in America, as has the rest of his family. In 1947 the Buchholz clan was reunited and life resumed "as if it never had been interrupted."

Buchholz moved to Staten Island in 1957, partly because his daughter and son-in-law, a professor at Notre Dame College on Grymes Hill, lived here.

"I felt that my place as a grandfather should not be far from them, so I rented a house in Rosebank. Later I lived for more than nine years in Willowbrook, until I was swamped out by some developer who tore down the woods and swamped the house I was living in with floods of red clay. So last year we decided to move to the top of a hill where we were safe from being washed out."

Buchholz likes his Davis Ave. neighborhood. "Very nice neighbors. Friendly, helpful, unobtrusive," he comments. He is only five minutes away from his daughter (yes, he still drives a car).

Buchholz's other daughter is married and teaches German at Michigan State University. His son and his family live in Queens. Buchholz has five grandsons and five granddaughters. He is particularly pleased that his eldest grandson has "inherited my interest in history and is making his degree at the University of Edinburgh, in Scotland."

Buchholz took his eldest granddaughter to Europe last spring for a month on a learning vacation, "to show her the things a young girl should see in Europe." The trip included three weeks in Paris.

While his family now definitely leans towards the intellectual, some of Buchholz's ancestors had other pursuits,

as evidenced by the four portrait of his grandfather staring down from the family gallery that lines his study. He was a soldier with the German troops, presumably under Blucher, who allied themselves with the British under Wellington and ended Napoleon's career at Waterloo on June 18, 1815.

Buchholz's first wife, Dora, died in 1959, after 40 years of marriage. He remarried in 1961. Alice Buchholz, herself a widow, met Walter in Queens.

Buchholz, whose varied interests have included (when he was in Germany before Hitler) police and traffic work, now reserves his passion for archaeology and all things historic.

"From my youth on I have been interested in history," he relates. "I started in 1956 at the New School of Social Research studying with Professor Silas H. Gordon, the same who gave a lecture Sunday a week ago on Feb. 3 at the Staten Island Archaeological Society."

Buchholz said that the study of antiquity intrigues him because knowledge of the past is useful in all disciplines and it constantly reassures him to see that the problems of the ancients, which included drugs and some of today's other plagues, are being repeated now.

"When people are frustrated by society they try to find a way out, or a way in," he explained.

Because archaeology takes in nearly every science or interest, Buchholz claims, "It is impossible to be an all-around archaeologist."

Nevertheless, Buchholz is pretty good at what he does. An inveterate world traveller, he has visited archaeological digs in Europe and the Near East, including the cave drawings in the Tassili Mountain Range in the Southern Sahara, "when I was a bit younger, only 75," he says with a smile. (There is a color photo of one of those drawings on the door to his den, showing hunters in pursuit of game, proving that the Sahara wasn't always arid.)

Although his activities with the archaeological society are now limited to collecting books and making trips to museums and exhibits — he used to publish and lecture — Buchholz still keeps his hand in oc-

asionally. On a recent trip to the National Gallery in Washington, he noticed a mistake in the exhibit on antiquity presented by the People's Republic of China. In one of the ancient reproductions an animal attacking a horse and rider was described as a "tiger."

Buchholz, who saw a similar animal in Florence in a reproduction of Etruscan art, theorized that the animal was in reality a European wolverine, a distant cousin of its more familiar American relative. Buchholz thinks that both the Chinese and Europeans were influenced in their art of fighting animals by the wild tribes of Asia Minor, who specialized in such art.

Thus the painted animal he saw in Florence was the same creature an ancient Chinese artist depicted, a wolverine common to Asia Minor.

Buchholz has sent a letter to Kansas City, where the Chinese Exhibit is headed, to explain the mistake. He finds it a minor but interesting anomaly of an otherwise wonderful exhibit.

"The antiquity of China has been part of my interest in the past years and once I gave a lecture in our society about the rather unknown connection between the Roman emperors and China during the Han Dynasty. It so happened that the two empires at that time had reached a condition of self-satisfaction comparable to the United States after

World War II; the feeling that they are on top of the world. And for quite a few centuries the people of the Near East endeavored to promote that connection and sometimes inhibit it; both of them drew as much profit out of it as possible, which today reminds me of the monopolistic attitude of Persia and the oil Arabs towards the industrial world."

Not the least of Buchholz's accomplishments is his linguistic talents. His journeys through the universities of Munich, Kiel, Berlin and Göttingen, and other studies, produced a speaking knowledge of German, English, French and Spanish, and a reading knowledge of Russian, Italian, Portuguese, Hebrew and Aramaic. Not to mention easy acquaintance with Dutch and Danish dialects.



"There is an old saying," Buchholz relates, "that only the first eight foreign languages are difficult. From there on there is no trouble. I am very sorry I cannot read Arabic or Chinese. I should have started earlier. I wonder at my age if any original script would stick."

Buchholz lists what he claims is an unusual triumph.

"I pride myself in being the first one to give a decent explanation for the magic word 'abracadabra,'" he says.

He explains that he has

translated it as "works and words," and declares that it is derived from an "underground" language common 2,000 years ago among amulet peddlers. Slang, that is.

The "abra," he says is simple Latin, for "work." The "ca" is either the Greek "and" or the Semitic "like." And the "dabra" is the "plain Aramaic word for words," he contends.

The pidgin Latin (or pidgin Aramaic; if you will) was the language spoken by Jesus, Buchholz claims.

As for "abracadabra," it is the "works and words" spoken over magic amulets to give them their power.

"It is one of the few antique words in which we can be sure the pronunciation and spelling hasn't changed since the time of Augustus, because magic words have to be exact," he insists.

When he left his beloved Germany, Buchholz was sad.

"I was very unhappy to leave. Unhappy because exile is always a sorry thing. But, on the other hand, I was very happy to be out from under the steady threat of oppression."

There is little doubt that once out from under such oppression of the mind and spirit, this unusual man, with so many talents and interests, flowered.

# THEATER IN EUROPA

## Anspruchsvolles Theater in kleinem Kinosaal

Neues Wiener "Schauspielhaus" verspricht Repertoire-Theater

Mit sechs Premieren innerhalb einer Woche wurde Wiens neues Theater, das "Schauspielhaus" in einem ehemaligen Kino im 9. Gemeindebezirk, also zwischen Innerer Stadt und den Villenvierteln, eröffnet. Mit Genets "Der Balkon" begann es, die kulturelle und politische Prominenz war anwesend, das Klima war gesteigert. Das Publikum zeigte sich nicht enttäuscht, als die Glühlampen rings um den dreiförmigen Zuschauerraum um die Bühne grell erleuchtet blieben. Hans Gratzer, der Initiator und Direktor des Ensembles, führte Regie: ein anspruchsvolles Unternehmen. Das Stück, das im Theater-

buch rund 170 Seiten umfasst, musste gestrichen werden. Das "Haus der Illusionen" entstand mit allen Requisiten, mit allen Kostümen, vordergründig; was Ritual sein sollte, wird nicht durchgehend zelebriert, wie es die Vorlage vorschreibt. Realistisch wird agiert, die Einzelheiten überwiegen gegenüber einem Konzept. Die Distanz fehlt, die diesem Welttheater der Perversitäten bis ins Letzte zu folgen versucht. Die Schauspieler spielen ihre Situationen aus, kein Hinweis auf eine Ordnung, die man im Stück finden müsste.

Am zweiten Abend gab es die zerbrochenen Ideale von "Kennedys Kindern", John Patricks Broadway-Erfolg. Die sechziger Jahre überrollen uns wieder, der amerikanische Autor bringt alles ins Spiel, was es damals gegeben hat: den Mord an Präsident Kennedy, den Selbstmord Marilyn Monroes, das Woodstock-Treffen, die Negerunruhen, die Studentenrevolten, Hippies, LSD, Vietnam-Krieg und den Regisseur, der in einem Café "Opera Buffa" alles inszenieren will. Das Publikum erfreute sich an den affektiven Momenten, die einer strengen Kritik doch nicht standhalten; es will Aktion, und die wird ihm geboten.

Man feierte am ersten Abend vor allem den Regisseur, den Direktor Hans Gratzer und seine Protagonisten, vor allem Julia Gnischter als Bordellmutter. Am zweiten Abend gleicherweise alle, denn sie sprechen nur Monologe, ohne jemals in einen Dialog einzutreten. Das verlangt viel von den Schauspielern. Beide Abende lösten ein Mitgehen im Publikum aus. Das "Schauspielhaus" erspielte sich auf seiner kleinen Bühne eine Partnerschaft, eine Zusammengehörigkeit, die wesentlich werden könnte. Das künstlerische Personal besteht aus 41 Mitgliedern; es ist schon jetzt zu erwarten, dass alle zum gemeinsamen Konzept des neuen "Schauspielhauses" in Wien zustimmen.

Candida Kraus

### Hinter dem Eisernen Vorhang erzählt man sich

Ein Besucher fragt eine zufällige Strassenbekanntschaft in Warschau: "Sagen Sie, mein Freund, sehen Sie eigentlich in den Sowjetrussen Brüder oder Freunde?" Antwort: "Brüder natürlich; Freunde kann man sich ja aussuchen."

Nachrichten im Moskauer Radio. Der Ansager: "Der Leichtathlet Iwan Petrov hat gestern eine Serie unglaublicher neuer Weltrekorde aufgestellt: im 100-Meter-Lauf, im 10.000-Meter-Dauerlauf und im Marathon-Rennen]. Leider hat es ihm alles nichts genützt; er wurde erwischt und nach Moskau zurückgebracht."

Der Sowjetbürger prahlte mit seinen drei prächtigen Söhnen, die ihm Freude und Stolz bereiten. "Der erste ist Arzt, ein hervorragender Arzt. Der zweite ist Ingenieur, in einer führenden Stellung in einer Staatsfabrik. Und der dritte ist nach Amerika ausgewandert; er ist dort arbeitslos und bezieht Wohlfahrtsunterstützung, und ohne seine regelmässigen Geld- und Paketsendungen wären wir alle schon längst verhungert."

# EHMER

## • Heinz-Egon Heinemann "strahlt sich durchs Leben"

AUFBAU, FRIDAY, MAY 26, 1978

Er ist klein und rundlich, weisshaarig und hat ein faltenloses Gesicht, dessen natürlicher Ausdruck das Lächeln zu sein scheint. "Ich strahle mich durchs Leben", sagt er. Ein eigenartiger Ausdruck, besonders wenn man bedenkt, was alles in den 67 Jahren des Heinz-Egon Heinemann geschehen ist.

Er ist in Wiesbaden geboren und in Berlin aufgewachsen. Dort gründete er im Jahr 1931 eine Buchhandlung, — seine erste. Sie wurde fünf Jahre später von der Gestapo geschlossen, weil sie Bücher verbotener Autoren führte; die meisten waren jüdische. 1939 entkam Heinemann mit Frau und Kind nach China. Er war bereits leidenschaftlicher Bibliophile, mit einer besonderen Vorliebe für antiquarische, seltene und wertvolle Ausgaben. In kurzer Zeit gelang es ihm, Buchhandlungen in Shanghai, Peking und Nanking zu betreiben. Ein Freund wanderte nach den Vereinigten Staaten aus; diesem gab er, in weiser Voraussicht, eine Kiste mit 500 Büchern mit.

1951 wurde er als angeblicher Spion von Mao-Tse-tungs Polizei verhaftet. "Ich verbrachte 14 Monate in Einzelhaft, an Händen und Füßen gefesselt, auf dem Boden sitzend, in der Dunkelheit. Es war eine der besten Zeiten meines Lebens." Darauf kann man nur mit einem ungläubigen, fragenden Blick antworten. "Es war das erste Mal, dass ich wirklich zu mir selbst kam, dass ich alles durchdenken konnte. Ich bewahrte meinen Verstand, indem ich im Kopf Bücher schrieb, durch Länder reiste, lange Unterhaltungen mit Menschen führte." Vielleicht kommt auch aus jener Zeit sein verbissenes Festhalten am Leben. "Das Leben ist schön. Jeder Mensch hat seine eigenen Möglichkeiten. Heute ist es mir vergönnt, vielen Menschen zu helfen, diese Möglichkeit zu sehen. Sie nennen mich den 'Happy-maker'." Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, mit einem so ausgerichteten Philosophen über weniger sonnige Realitäten zu streiten.

1953 kam Heinemann mit Frau und Kind nach Kanada, mit \$10 und fünf Büchern, darunter eine Erstausgabe von Kant. Damit begann er in Montreal den "Mansfield Book Mart", der mit seinen über 100,000 Titeln heute das grösste Unternehmen dieser Art im Land ist. Einige Male im Jahr reist "Heini" zu den Buchmessen nach



Amsterdam, London, Frankfurt und Düsseldorf als Vertreter seiner neuen Heimat. "In Europa nennen sie mich Mr. Canada," und: "Diesem Land Kanada gehört mein Leben."

Dem Land und seiner Familie, den Büchern, der Kunst, den unzähligen Menschen, die er als Freunde ansieht. Seine beiden Kinder sind im Buchhandel tätig; seine Enkelin will er jetzt in Hamilton (Ontario), in einer Buchhandlung etablieren. Er ist (nebenbei) Kunsthistoriker und schreibt für die grössten Fachmagazine. Er hat seine eigene Kunstsammlung in seinem schönen Haus in Montreal, und er schätzt, dass er die Titel, Autoren und Verleger von ungefähr zehn Millionen Büchern kennt — "das häuft sich so an, wenn man 47 Jahre in diesem Geschäft ist," sagt er als Erklärung, fast als Entschuldigung. Und wieviele Stunden hat sein Tag? "An Arbeitsstunden nur 15", sagt Heini; und die Woche hat sechs, oft sieben Arbeitstage. "Ich will das so, es ist mein Leben." Dazu endlose Tassen Kaffee und Zigaretten; "aber Alkohol rühre ich nicht an".

14 Monate Einzelhaft — zweimal vor dem Erschiessungskommando — und dann diese Erfolgsgeschichte im internationalen Buchhandel, es ist wohl gar nicht so eigenartig, wenn Heinemann sagt: "Ich strahle mich durch Leben."

Hilde Marx



# Jüdisch-liberale Zeitung

Organ der Vereinigung für das liberale Judentum e. V.

Verlagspreis durch die Geschäftsstelle 1/4jährlich M. 2.50  
Empfänger 0.20. Bei freier Zustellung 1. Januar 0.25  
Die die Mitglieder der Vereinigung ist der Bezugspreis  
im Mitgliedsbeitrag enthalten.  
Verantwortl. Redakteur: Bruno Weyha.

Die „Jüdisch-liberale Zeitung“ erscheint jeden Freitag.  
Redaktion und Geschäftsstelle: Berlin SW 48, Wilhelmstr. 147

Verlag: Deegmann 3358, 3359  
Postfachkonto: Berlin NW 7, 137 059  
(Vereinigung für das liberale Judentum)

Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge  
nur mit vorheriger Genehmigung der  
Redaktion gestattet.

Anzeigenpreise: Die 12 gespaltene Nonparallexzeile  
0.45 Goldmark, die Restzeile 3.00 Goldmark, bei  
Wiederholungen Rabatt.

Anzeigenannahme: „Jüdisch-liberale Zeitung“  
Inseratenabteilung: Berlin SW 48, Wilhelmstraße 147  
(Bergmann: 3358-59), sowie sämtl. Annoncen-Expedition.

Nr. 7

Berlin, 17. Februar 1928

8. Jahrgang

## Bernhard Breslauer

Unserm Führer zum Gedächtnis

Von Rechtsanwalt Heinrich Stern

Er ist gestorben wie er lebte. Sieh und matt, von Krankheit zermürbt, hätten wir ihn uns nicht denken können. Eben hatte er ein tüchtiges Leiden siegreich überwunden, war zurückgekehrt in den Kreis seiner Familie und zu seiner Arbeit, da riß ihn ein tödlicher Unfall schnell und jäh aus vollem Leben. Und wenn in den ersten Stunden der Erschütterung eine volle geschichtliche Würdigung seines Wirkens nicht möglich ist, so leuchtet doch sein Bild so hell in unserm Herzen, daß wir garricht anders können, als hier noch einmal anzuführen, was er uns war und was er uns bleiben wird.

Bernhard Breslauer stammte aus streng geistesreicher Umgebung. Er wuchs auf in lebendiger Führung mit dem Judentum, wie es sich in Keimen und mittleren Gemeinwesen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch erhalten hatte. Hier legte er den Grundstein zu dem, was er später als jüdischen Gemeinwesen, die das Lebende, Bewegende in seinem Leben war. Hier aber lernte er auch scheiden zwischen dem, was zufällig geworden, im Alter erstarbt, und zwischen dem, was ewig lebend und unverwundlich im Judentum ist; und wenn er später manchen Strauß mit dem geistreichen Judentum ausfocht, so konnte man ihn wenigstens nicht vorwerfen, daß er davon sprach, wie der Blinde von der Farbe, sondern sein Liberalismus war erwachsen aus allerpersönlichem Erleben und Leiden. Es war nicht ein konstruiertes Lehrgedank, das ihn unter vielen Theorien gerade den Liberalismus wählen ließ, sondern es war heißer Zwang und innere Notwendigkeit, die in ihm Erkenntnis und Bekenntnis unserer Sache wachrief und wach erhielt.

Wohl soll in diesen Blättern in erster Linie von dem liberalen Juden Bernhard Breslauer gesprochen werden; man darf aber niemals dabei übersehen, daß er kein Parteimitglied war, der sich, so stark ihn seine Weltanschauung auch beeinflusste, in Parteibögen und Parteifäden erschöpfte und geriet. Wie er das liberale Judentum nie als einen Teil, sondern als das lebendige Judentum aufzufassen, so ist er eingetreten für alle Gemeinschaftswerte und Gemeinshaftswerte in unserer Mitte. Er hat im Abwehrkampf gekämpft. Sein Werk über die Zurücksetzung der Juden in der Justiz erregte damals größtes Aufsehen und war ein lauter und wirksamer Protest gegen die Rechtsungleichheit, als viele Volksversammlungen und prägnante Zeitungsartikel. Wie es bei seiner im tiefsten Innern freundlichen und gütigen Natur nicht anders möglich war, hat er innigsten Anteil genommen an allen sozialen Bestrebungen im Judentum. An seiner Schrift über die jüdischen Wohlfahrtsanstalten in Deutschland kann keiner vorbeigehen, der auf diesem Gebiete arbeitet. Mit Stolz und Genugtuung dürfen wir heute, wo nach fast dreißig Jahren der Gedanke einer Gesamtorganisation der deutschen Juden sich seiner Verwirklichung nähert, darauf hinweisen, daß er es war, der zuerst die Idee eines allgemeinen Judentages in Deutschland verstand, eine Idee, aus der später in einer von ihm selbst nicht unbedingt gutgeheißenen Verfeinerung der Verband der deutschen Juden erwuchs. Er wurde so zum Propheten der Einheit der jüdischen Gemeinschaft, und nichts ist kurzfristiger und verkehrter, als ihn einen einseitigen Dogmatiker und Fanatiker einer Richtung im Judentum zu scheitern. Gerade aus seinem Bewußtsein heraus, daß alle Kräfte im Judentum mitarbeiten müßten, daß keine Richtung im Judentum unterdrückt, zurückgesetzt werden dürfte, war er es, der immer wieder in der Gemeindepolitik dagegen auftrat, daß man das liberale Judentum als ein bloßes Minus gegenüber dem geistesreichen Judentum, als eine Entlastung und Verfeinerung der Orthodoxie hinstellte, und daß das geistesreiche Judentum als das normale, das liberale als das zwar

leider geübte, aber im Grunde doch verpönte Judentum aufgefaßt wurde. Er erkannte aus der vielfältigen Praxis des Gemeindelebens und aus seiner den Schriften eines Abraham Geiger und seiner Jünger entnommenen Kenntnis, daß eine Plattform geschaffen werden müsse zur Aufklärung der Freunde, zum Werben der Schwankenden und zum Kampf gegen Dasser und Verleumerer des liberalen Judentums. Es war seiner Natur gemäß, Kräfte zu sammeln, ein Janal aufzusteden, zu organisieren. Den Gemeinschaftswillen, den er in sich trug, mußte er in lebendige Wirklichkeit umsetzen. So hat er mit einigen Freunden, von denen ihm viele im Tode vorangegangen sind, einige noch unter uns weilen, insbesondere mit dem unvergesslichen Heineemann Vogelstein und unserem Casar Seligmann zusammen, unsere Vereinigung, die Organisation des liberalen Judentums, geschaffen. Das schreibt sich so hin, aber man muß die Geschichte kennen, um zu wissen, was dazu gehörte, die Gedanken der Einzelnen, die Kenglichkeit der hochmütigen Gemeindegewaltigen, die sich liberal nannten, die Unwissenheit der großen Masse und den verblendeten Haß der Gegner zu überwinden. Es gehörte eine Natur dazu, glühend wie lebendiges Feuer, scharf wie Stahl und lauter wie die Wahrheit selbst, um all diese verschiedenen Elemente zu einem und die Gegnerschaft im eigenen und im fremden Lager zu überwinden. Er hatte das Geheimnis, er war zum Führer geboren. Nicht groß von Gestalt, ein Kavaliere der alten Schule, lebenswichtig, humorvoll, ein würdiger Gesellschafter, dem auch die Kunst des Reimens nicht fernblieb, wuchs er doch sichtbar, wenn er auf die Sache kam. Dann straffte sich seine Gestalt, die Augen blitzten und leuchteten, und die Stimme schlug in die Herzen. Noch heute spricht man in den Gegenden, in denen er persönlich für die Vereinigung war, besonders im Westfälischen, von dem Zauber, der aus seiner Rede quoll, von dem Strom, der plötzlich, wenn die Seite seines Innern berührt wurde, aus ihm herausbrach.

Es war natürlich, daß ein Mann dieses Formats Gegner werden mußte, daß er selbst keine Klinge zog und dreinschlug; aber er war ein Streiter mit blanken Waffen. Nichts hatte er so sehr, wie persönliche Berührung des Gegners. Noch auf der letzten Versammlung unserer Vereinigung, der er bewohnte, erhob er sich einmal, als der Reinigungsstreit ins Persönliche umzuschlagen drohte, und mahnte mit einem ungewohnten Ernst und mit einer Eindringlichkeit, die gerade bei diesem alten Kämpfer am stärksten wirkte: „Seid freundlich zueinander!“ — Es ist absolut falsch, zu behaupten, daß er Orthodoxie und Zionismus gehaßt hat. Er hatte eine ungeheuerliche Hochachtung vor jeder ehrlichen Überzeugung; insbesondere haßten die Eindringlinge der Jugend so sehr an ihm, daß er stets tiefsten Respekt vor einem Konservatismus im Judentum hatte, der nicht zur Geistesstrenge predigte, sondern able, und wenn er auch den Zionismus ablehnte, weil er im Nationaljudentum die Herabminderung der Weltgeltung der großen jüdischen Gemeinschaftsidee bekämpfen zu müssen glaubte, so hat er nie die Ehrlichkeit und den Opfermut zionistischer Führer, insbesondere der zionistischen Jugend verkannt. Einer der maßgebenden Führer des deutschen Zionismus ist jahrelang sein Berufsgenosse und blutsverwandter Freund gewesen. In den Räumen desselben Büros fanden eine Zeit lang in einem Zimmer Konferenzen liberaler, im anderen zionistischer Führer statt. Er stand so fest in seiner Überzeugung, daß er wohl in der Öffentlichkeit die Sache bekämpfen konnte, aber sich nicht davor ängstigte, mit Männern gegnerischer Überzeugung in Achtung und Freundschaft zu verkehren.

Nur eines hat er sein Leben lang gehaßt und bekämpft, das war die Lüge. Unwahrscheinlichkeit war ihm ein Verbrechen, und hier konnte seine innere Blut zu verbrühendem Feuer werden, das der Gegner fürchten

mußte. Er haßte die, die auf beiden Schultern trugen; er verachtete die, die selbst gefinnungslos, von anderen Opfermut und Gesinnungsstrenge forderten. Wie er selbst wahr und gerade war, folgerichtig denkend und folgerichtig handelnd, so konnte er wohl einem aufrichtigen Gegner nach beendigtem Kampf die Hand bieten, wer ihn aber heimlich begeiferte und in Verleumdung freudlich tat, den schlug er, daß es brannte.

Breslauer hat dem liberalen Judentum aber nicht nur die Organisation geschaffen. Ihm war die Organisation nur Mittel zum Zweck. In Wort und Schrift ist er für die Weltgeltung des liberalen Judentums eingetreten. Als Voraussetzung für diese Weltgeltung forderte er bei den Freunden Wissen und Opfermut, bei den Gegnern Gerechtigkeit. Er hat mit schonungsloser Energie angeklagt gegen die Abstrahiererei in den eigenen Reihen, die mit volltönenden Worten ihre Unwissenheit in jüdischen Dingen nur schlecht bemäntelte. Er ist daher stets in erster Linie für die Unterweisung und für die Selbsterziehung der Jugend eingetreten; er hat auch von den Aeltern verlangt, daß sie in die Quellen unseres jüdischen Wissens hinabsteigen. Wie er in seiner Gemeinbearbeit gerade die Arbeit an der Schule besonders liebte, so ist er für die Wehrung des jüdischen Wissens in unsern Reihen bis zuletzt aufs wärmste eingetreten. Es entsprach aber seiner Natur, daß ihm mit der bloßen Erkenntnis allein nicht gedient war. Er war eine Bekennernatur und verlangte auch von anderen ein Eintreten für das einmal als recht Erkannte. Ihm genügte endlich nicht das bloße Schreien und Klopfeschertum der Volksversammlungen. Wie er in jahrelanger schwerer Arbeit seiner Ruhe und seiner Familie die besten Stunden abgerungen hatte, um sie dem Judentum zu opfern, so verlangte er auch von denen, die Führer sein wollten, Opfer der Persönlichkeit, Opfer der Lat. Er durfte sie fordern, da auch er sie gebracht. Was hat er in der Zeit vor zwanzig Jahren bis etwa zum Beginn des Krieges her für uns an Konferenzen, Briefen, Vorträgen, Versammlungen geleistet, wie hat er in vorderster Reihe gestanden, wenn man ihn rief. Darum liebte er auch das liberale Judentum, liebte unsere Vereinigung zugleich mit der Liebe des Sohnes und des Vaters. Er war ein demütiger und dankbarer Sohn der alten prophetischen Religion; er war ein Vater aller derjenigen, die in ernstem Ringen und Suchen sich den neuen Weg zum alten Ideal bahnten. Gerade der Schreiber dieser Zeilen möchte in Dankbarkeit und Liebe davon sprechen, wie er ihn sowohl in den großen Linien wie auch in vielen Einzelheiten die Wege gewiesen hat, als er begann, für die Sache des Liberalismus organisatorisch zu arbeiten. Ich weiß, daß Bernhard Breslauer nicht immer mit der Art zufrieden war, in der ich unsere Sache fortführte, dennoch ist er mir niemals ernsthaft entgegengetreten, weil er wußte, daß ich auf meinem Wege zum gleichen Ziele strebte wie er. Er hatte wohl manchmal einen gutmütig-ironischen Spott für meinen jugendlichen Optimismus, der daran glaubte, mit der Reinheit der Gründe den Gegner zu entwaffnen. Er wies mich darauf hin, daß es leider im Leben nicht nur christliche Gegner gäbe, sondern auch die Schützen der vergifteten Pfeile. Darin aber stimmten wir voll überein, daß mit der Vereinigung eine Pflanzstätte wahrer Religiosität, ernsten Wissens und jüdischer Gemeinschaftsarbeit schaffen und erhalten wollten.

Hatte er so im Innern den Grund gelegt für eine umfangreiche aber sich immer stärker wachsende Schaar wahrhaft religiöser Liberaler, so verlangte er auch in der Öffentlichkeit den Respekt vor unserer Weltanschauung. Wie er in der Öffentlichkeit immer wieder für die Weltgeltung des Judentums gegenüber anderen Religionen und Strömungen eingetreten ist, so verfocht er im innerjüdischen Kampf kraftvoll die These von der Gleichberechtigung des Liberalismus. Er ging



# Vom Lebenswert Bernhard Breslauer

Bernhard Breslauer's Lebenswert ist in diesen Blättern bereits von anderer Seite mit trefflichen Worten und in lebendigen Farben gewürdigt worden, deren Verwendung dem Sohne verwehrt ist.

Trotzdem sei es vergnügt, für den Kreis der Leser, die der Persönlichkeit des Verstorbenen Interesse entgegenbringen, einiges nachzutragen, insbesondere eine Uebersicht über Bernhard Breslauer's mannigfache Tätigkeit und seine in Zeitungen und Zeitschriften vertretene, privat aber ziemlich sorgfältig gesammelte literarische Produktion. Vor Jahren sind die Schriften einer anderen im jüdischen Gemeindeleben bekannt gewordenen Persönlichkeit, Emil Lehmanns Dresden, von seinem Sohn, Johannes Lehmann, in einem Sonderdruck herausgegeben worden; das hat meinem Vater ganz besonders gefallen. Wenn ich Lehmanns Beispiel auch nicht nachahmen kann, so erscheint mir doch diese Zusammenstellung in demjenigen Publikationsorgan geboten, dem und dessen Zielen der Verstorbene besonders nahegelegen hat. Sollte trotz der Vergänglichkeits des Menschewerks eine seiner Arbeiten irgendwann noch gebraucht werden, so kann sie hier aufgefunden und von mir zur Verfügung gestellt werden.

Um den Menschen zu beurteilen, ist es von Wert, zu wissen, aus welchem Kreise er hervorgegangen ist. In dieser Hinsicht muß eine in diesen Blättern niedergelegte irrtümliche Meinung berichtigt werden. Wohl hieß Bernhard Breslauer aus bewußt jüdischem Elternhause, nicht aber — wie es hier hieß — aus „streng gefesteter“ Umgebung. Im Gegenteil war die liberale wie auch die deutsch-jüdische Note für ihn schon Erbtitel, das er sich freilich erworben hat, um es zu bezeugen.

Sein Großvater, den er selbst wohl nicht mehr gekannt hat, war aus Rawitsch nach der Stadt Posen eingewandert. Er war Lehrer und unterhielt eine Schule, und zwar nach der — von mir nicht nachprüfbar — Uebersetzung die erste deutsche Schule unter den Posener Juden.

Bernhard Breslauer's Vater, Michaelis Breslauer, von Beruf Holzhändler, war offenbar eine vielseitig regsame Natur. Sein Leben gehörte zum großen Teil dem öffentlichen Leben. Im „tollen Jahr“ mußte er, vor polnischem Haß, von Posen flüchten, er wandte sich nach einem der kleinen Warthebstädten, Schwerin o. dgl., wo er der Familiensage nach begeistert empfangen wurde und zum Bürgermeister gewählt werden sollte. In seiner Heimatstadt Posen brachte er es dann später zum Stadtrat und spielte im Gemeindeleben eine erhebliche Rolle — er war auch Besitzer einer Tageszeitung, der „Ostpreussischen Zeitung“, und in einer Feuilleton dieses Blattes, die 1865 zu seiner Silberhochzeit erschien, wurde ihm nachgesagt, daß er an Wahltagen in sämtlichen Droschken Posens agierend umherjähre — allzuweit werden es nicht gewesen sein. Anfang der 70er Jahre schlug er sich bei einem Konflikt zwischen dem Oberbürgermeister und dem Polizeipräsidenten auf die Seite des letzteren, und ich besitze noch ein Handschreiben des Oberbürgermeisters an meinen damals bereits nach Berlin verzogenen anderen Großvater, dessen Spitze sich deutlich gegen Michaelis Breslauer richtet. Der und seine Freunde wollten ihm — dem „ermeiste“ — schaden, durch Berliner Gazetten, die „Breslauer“ genamagazine erben und wurden.

Dieser Michaelis Breslauer also, dessen Erbtitel die politische Interesse geworden ist, war auch lebhaft interessiert am jüdischen Gemeindeleben. Er spielte eine Rolle in der liberalen „Brüdergemeinde“, der Posener — freilich weniger radikal — Parallele zur Berliner Reform. Bernhard Breslauer wußte von ihm zu berichten, wie er einst mit Hilfe der ihm aus irgendwelchen Gründen ergebenden jüdischen Schlächtergesellschaft eine orthodoxe Gemeindevorversammlung gesprengt habe, indem die Schlächter einfach den Saal mit Faustgewalt räumten — man kann sagen, daß die Neigung zu solchen Streichen heutzutage mehr bei anderen gemeindepolitischen Richtungen besteht als gerade bei den Liberalen.

Bernhard Breslauer wußte aber auch z. B. zu erzählen vom Sederabend im elterlichen Hause — freilich auch hier im Zusammenhang mit liberaler Ausdeutung des Geseßes, indem sein Vater den Sederabend aus Abneigung gegen die zweiten Freiertage nur einmal abhielt, am zweiten Abend aber gleich mit den Worten begann: „Omein, bringt das Essen herein.“

Hatte das Elternhaus Bernhard Breslauer's ihm geistig die Richtung gewiesen, so brachten es die Verhältnisse mit sich, daß er sich wirtschaftlich ganz auf eigene Füße stellen mußte, als er sich am 1. Februar 1880 als Anwalt in Berlin niederließ. Freilich kam ihm zu nützen, daß seine Eltern ihre acht heranwachsenden Kinder auch in guten Tagen durchaus einfach erzogen hatten und sie angewiesen hatten, sich im Leben selbst voranzuhelfen. Seine erste Reise hatte Bernhard Breslauer als Primaner aus den Erträgen von Nachhilfsstunden machen müssen.

In den ersten Jahren seiner Anwaltsstätigkeit nahm ihn daher die Praxis intensiv in Anspruch; erst gegen Ende des Jahrzehnts trat er in stärkerem Maße in das öffentliche Leben ein. Bis dahin sprach er wohl gelegentlich in einem Bezirksverein (Vortrag über „Laster“ 1884) und besaß sich auch in seinen Rufstunden viel mit dichterischen Entwürfen. Er blieb durch Jahrzehnte der gegebene Familien-dichter für alle Hochzeiten und sonstigen Familienfeste und hat mit mehreren hierfür verfaßten, launigen Theaterstücken mehr Erfolg geerntet, als mit gelegentlichen vergeblichen Versuchen, die Werke seiner Muße auf den öffentlichen Bühnen aufgeführt zu sehen. Außerdem dichtete er für die Veranstaltungen des „Vereins der Freimütigen“, eines ehemals blühenden Gesellschaftsvereins, in dem „ehrliche Rechtsanwälte und Lederfabrikanten“ — um mit Georg Hermann zu reden — mit der Künstlerstadt weitscherten.

Als sich dann die Möglichkeit ergab, in weiterem Umfange für die Öffentlichkeit zu wirken — freilich lange Zeit unter Inanspruchnahme einer Tagesarbeit bis zu 14 Stunden — waren es vor allem drei Interessengebiete, denen Bernhard Breslauer sich widmete, dem der Wohlfahrtspflege — der jüdischen zumal — dem jüdisch-politischen und dem jüdisch-religiösen. Das Interesse für die Aufgaben aller drei Tätigkeitsfelder blieb zeitlich erhalten, aber das Schwergewicht der Arbeit verlag sich zeitlich von dem erstgenannten zum zweiten und dann dem letzten genannten Tätigkeitsgebiet.

In die Wohlfahrtspflege trat Bernhard Breslauer zunächst dadurch ein, daß er den Vorsitz des „Vereins der Posener“ übernahm, den er 23 Jahre beibehielt. Unzählige Recherchen hat er bei aus Posen zugezogenen Hilfsbedürftigen

gemacht. Er war in diesen Kreisen so bekannt, daß er noch Jahre nach Aufgabe des Amtes zahlreiche Unterstützungssuche empfing und weiterleiten mußte.

Als 1888 eine Uebersiedelung neue Gebiete Preussens verheert hatte, wurde er infolge seiner Tätigkeit für den „Verein der Posener“ als Vertreter der Provinz Posen in das zur Bekämpfung der entstandenen Uebersiedelungsschäden gebildete Hilfskomitee berufen. Dieses Komitee stand unter dem Protektorat der damaligen Kaiserin Wilhelmina, bei der das Komitee wiederholt „zum Vortrag“ erschien. Diese Tätigkeit hat die in den liberalen, so auch den jüdischen Kreisen überhaupt vorhandene Zuneigung zu dem Kaiserpaar Friedrich bei ihm noch besonders gesteigert, zumal er zu beobachten Gelegenheit fand, welche Schwierigkeiten jedem Wirtin der Kaiserin Wilhelmina von der konservativen Beamten-schaft bereit wurden. (Hierzu der Ausspruch: „Das Regime ist vorübergehend.“)

Ende der 80er Jahre trat er dann zum ersten Male in die Verwaltung der Jüdischen Gemeinde ein, kurze Zeit als Repräsentant, dann bis 1894 als Vorstandsvorsitzender bis ihn Uebersiedelung zwang das Amt niederzulegen, das er dann in den Jahren 1911 bis 1917 — inzwischen durch berufliche Affoziation entlastet — zum zweiten Mal übernahm. Auch in dieser Stellung hat er sich vor allem der Wohlfahrtspflege gewidmet, in seiner ersten Wahlperiode durch Vorsitz in der Armenkommission und durch seine Stellung im Kuratorium des zweiten Waisenhauses, die er auch nach seiner ersten Amtsniederlegung lange Jahre beibehielt, in seiner zweiten Amtszeit durch Vorsitz in der Fürsorgekommission und ab 1911 in der Kriegshilfskommission. Aus der Armenkommission war seine liebste Erinnerung die, daß auch die Vertreter der Orthodoxie, die seinem Vorsitz erst widerstrebt hatten, sein Wirken alsbald anerkannten und würdigten. Seine Tätigkeit für das Waisenhaus in Rantow hat Hermann Falkenberg, der ihm nächst dem langjährigen Leiter, Dr. Grünwald, besonders nahestand, hier bereits geschildert. Er schloß sich mit dem Pankower Heim und seinen Leitern so verbunden, daß er mich von Falkenberg unterrichten und außerdem mit den Knaben des Hauses Turnunterricht nehmen ließ. Die Kriegshilfskommission hat er in kürzester Zeit aufgebaut und zu umfassender Hilfsstätigkeit geführt.

Bernhard Breslauer's Wert ist schließlich die Zusammenfassung der jüdischen Wohlfahrtsorganisationen im Verbands für jüdische Wohlfahrtspflege, deren Leitung er bei Gründung, Mitte der 90er Jahre, übernahm und gut zwei Jahrzehnte beibehielt. In dem Glückwunschschreiben dieses Verbandes zu seinem 70. Geburtstag wurde das Leitmotiv seiner Tätigkeit auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege hervorgehoben, das er öffentlich und privat unzählige Male betont hat: „Nicht geben, sondern helfen.“

Während Bernhard Breslauer's erster Arbeitszeit im Gemeindevorstand im Jahre 1897 wurde Deutschland überschwemmt von fast 200 000 russischen Juden, die infolge der Judenverfolgungen in Rußland eine neue Heimat in Amerika suchten. Zur Leitung dieser Wanderung und zur Unterhaltung der notwendigen Pausen wurde ein Komitee gebildet. Dieses Komitee hat in beispielhafter Weise die Sparsamkeit des Geldes nicht hinterlassen. Kaum wird sich heute noch objektiv entscheiden lassen, ob das Komitee seiner Aufgabe voll gerecht geworden ist. Bernhard Breslauer, der der Schriftführer dieses Hilfskomitees war, war jedenfalls dieser Ansicht; auf seine andere Tätigkeit hat er mit gleicher Befriedigung zurückgeblickt, als auf diese maßgebende Mitwirkung an der Förderung von 191 000 armer verfolgter durchwandernder Juden. (Beleg hierzu: „Er hat sich „umgedreht“, 3. A. 3. Jg. vom 14. 7. 1922 und „Allerlei Beamte, allerlei Volk“, 3. A. 3. Jg. vom 8. 12. 1922.)

Ein kleiner Ausläufer der geschichteten Wohlfahrtsarbeit war schließlich, daß Bernhard Breslauer als Vertreter der jüdischen Wohlfahrtspflege in die „Wohlfahrtszentrale der Berliner Kaufmannschaft“ delegiert wurde.

Er betrat daher gewissermaßen altgewohntes Arbeitsgebiet, als er bei Kriegsausbruch mit seiner schon erwähnten Leitung der Kriegshilfskommission der Gemeinde die Mitgliedschaft in der alsbald zusammenretirenden, Unterstützungskommission für Hilfsbedürftige Russen“ verband.

Von seiner Arbeit im Wohlfahrtswesen zeugen folgende Arbeiten: „Außerordentliche Unglücksfälle“, erschienen in Schmolters Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 1897, Seite 33 ff.; „Die jüdische Wohlfahrt und Wohlfahrtspflege in Deutschland“, erschienen im „Archiv für Sozialpolitik“, 11. 11. 08; „Die Liebestätigkeit der jüdischen Religionsgemeinschaft während des Krieges“, Vortrag 1915 gehalten vor einer interkonfessionellen Versammlung mit einem evangelischen (Prof. Rahming) und einem katholischen Redner; „Neue Aufgaben der sozialen Fürsorge im neuen Staat“, Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde vom 12. 12. 19; „Seehilfe“, Jahrbuch der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, Jahrgang 1919.

Auf dem Gebiet der Wahrung der staatsbürgerlichen Rechte der deutschen Juden ist Bernhard Breslauer schon vor Gründung des „Verbandes der deutschen Juden“ publizistisch gelegentlich tätig gewesen, so durch seinen Aufsatz „Jüdische Geschworene“ in der Allgemeinen Zeitung des Judentums vom 22. 5. 1891 und seinen in den „Mitteilungen des Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der Jüdischen Gemeinde zu Berlin“ vom April 1901 abgedruckten Vortrag „Ueber die letzten Jubeldekretten im Abjournementen“. Seine Hauptarbeit auf diesem Gebiete ist aber für diesen Verband geleistet worden, dessen Gründung auf seine Anregung eines allgemeinen deutschen „Israelitentages“ zurückgeht. Es hat ihn öfters geschmerzt, daß diese, seine maßgebende Beteiligung an der Gründung des Verbandes zuweilen nicht anerkannt wurde, obwohl sie unendlich verbreitet ist in einem noch vorhandenen Briefe Martin Philippsohns vom 4. — 5. 6. 1900, in dem es heißt:

Berlin NW, Lessingstr. 4-5. 6. 1900.

Hochgeachteter Herr Justizrat!

In den letzten Wochen sind an den Ausschuss des Gemeindevorstandes von den verschiedensten Seiten Klagen gelangt, die die Lage der Juden in den kleineren Städten als unerträglich schildern, die stete Ausdehnung des Antisemitismus und seiner vergiftenden Wirkungen konstatieren und grundsätzliche Abhilfsversuche in größerem Maße fordern. Seinen Statuten wie seiner ganzen Bestimmung gemäß kann der Gemeindevorstand sich dieser Aufgabe nicht widmen. Wohl aber müßte sich um allen die Ueber-

zeugung ausdrücken, daß die Juden den jüdischen Verbänden hier nicht einreden dürfen und nicht abwarten dürfen, bis ihnen das gleiche Schicksal wie in Genua und Frankreich bereitet werde. Nach eingehender Beratung mit Herrn Rechtsanwalt Dr. W. Horwitz, dem Vorsitzenden des „Centralvereins“, kommen dieser und ich zu der Ansicht, daß hier nichts angemessener wäre, als Ihre Idee sehr geehrter Herr Justizrat, eines allg. deutschen jüdischen Israelitentages zu verwirklichen. Wie beabsichtigt zu werden, schleuniger Vorbereitung die Veranlassung sei in der zweiten Hälfte des kommenden Monats stattfinden — ein kleines Komitee von 5 bis 7 Mitgliedern zu bilden und dazu Sie, sehr geehrter Herr, einzuladen. Es soll sich um eine große, feierliche und mutige Kundgebung handeln — nicht um eine Session of rights, sondern um eine Declaration of rights.

Ich bitte Sie recht inständig, mir umgehend Ihre so wichtige und schätzenswerte Mühe zu versprechen und zugleich mitzutheilen, an welchem der nächsten Abende (nur für nächsten Dienstag bin ich verhindert) Sie zu einer ersten Vereinigung unseres kleinen Komitees frei wären.

Sei. durchaus distret!

Ihrer gütigen Antwort entgegengehend, begrüße ich Sie aufrichtig als

Ihr ganz ergebener

M. Philippson.

Allgemein anerkannt war jedenfalls seine Tätigkeit für den Verband, den er in den Jahren 1901-1912 als deren 1. Schriftführer, von 1912-1917 als sein stellvertretender Vorsitzender leitete.

Sie gabst in den drei auf Hauptversammlungen des Verbandes vorgelegten und vom Verband in dessen Tätigkeit bei Regierung und Parlamenten verwerteten Denkschriften („Im Auftrage des Verbandes deutscher Juden vorgelegt von Bernhard Breslauer“); „Die Jurisdiktion der Juden im Justizdienst“ Berlin 1907 (auch: Allgemeine Zeitung des Judentums, Jahrgang 1907, S. 503 ff., 527 ff.); „Die Abwanderung der Juden aus der Provinz Posen“ Berlin 1909; „Die Jurisdiktion der Juden an den Unberühmten Teufel“ Berlin 1911. Folgende kleinere Arbeiten fallen in den gleichen Wirkungskreis: „Der Offiziersmangel“ (1904); „Die gesellschaftliche Stellung der Juden in Deutschland“ (1906); „Mehr Würde“ (Allgemeine Zeitung des Judentums 11. 12. 1908, betr. den Fall „Rugdan“); „Glaube und Heimat“ (Rostocker Zeitung 20. 4. 1911 anonym); „Unser Kampf ums Recht“ (1912); „Rede zur Emanzipationsfeier“ (1912); „Religion und Staat“ (Liberaler Judentum 1919); „Der jüdische Anwalt“ (L. B. Zeitung 23. 8. 23).

Daß Bernhard Breslauer der liberalen Richtung im Judentum anhing, war niemals zweifelhaft gewesen. Als die Organisierung der Parteien in den jüdischen Gemeinden begann, wählte er zu den Begründern des „Liberalen Vereins“. Einige Jahre später übernahm er dessen Vorsitz, den er erst abgab, als 1908 unter seinem Vorsitz und seiner intensiven Mitarbeit „Die Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland“ gegründet wurde. deren Vorsitz beibehielt er, bis er 1917 aus Gesundheitsrücksichten alle öffentlichen Ämter niederlegte. Die liberale Sache hat ihn bis zu seinem Ende am meisten am Herzen gelegen, und seine auf die „Jugend“, „Wahrheit“, „Gerechtigkeit“, „Rationalität“, „Berufung der Ziele des liberalen Judentums gerichtete Anschauung findet sich niedergelegt in unzähligen kleinen Aufsätzen und Vorträgen, die in sich bis in die allerjüngste Zeit eine einheitliche Linie verfolgen:

Es seien erwähnt: Vortrag im Liberalen Verein zur Affäre Emil Cohn“ (1907); „Rede im Wahlkampf“ (1910); „Krisis?“ (3. A. 3. Jg. 2. 6. 22 — gegen den Zionismus); „Offener Brief an Herrn Rabbiner Dr. Dienemann“ (3. A. 3. Jg. 20. 10. 22); „Aliba Redivivus“ (3. A. 3. Jg. 11. 7. 24); „Zum neuen Jahre“ (3. A. 3. Jg. 23. 4. 21); „Für die liberalen Wästen“ (3. A. 3. Jg. 23. 1. 25); „Schlußfolgerungen“ (zur Landesverbandswahl — 3. A. 3. Jg. 6. 2. 25); „Lienpredigt gegen die Herren Rabbiner“ (3. A. 3. Jg. 2. 2. 25); „Die Bedeutung der Londoner Tagung“ (3. A. 3. Jg. 2. 7. 26); „Wahrheit“ (3. A. 3. Jg. 6. 5. 27 und 17. 2. 28). Diese Liste ist sicher unvollständig.

Neben diesen drei entscheidenden Wirkungsgebieten hat sich Bernhard Breslauer, praktischer Jurist von Beruf und praktischer Verwaltungsmann, durch seine Gemeindevorstandstätigkeit publizistisch auch auf dem Gebiet der Rechts- und der Gemeindevorstandverwaltung wiederholt betätigt. Hier sind zu nennen: a) allgemein-rechtlicher und juristisch-politischer Natur: „Das Duell, eine rechtsvergleichende Untersuchung“; „Zur Stellung des Rechtsanwalts“ (Vortrag im Berliner Anwaltverein); „Außergerichtliche Zwangsvergleiche“ (Rostocker Zeitung 19. 5. 03); „Reform der Gerichtsorganisation“ (1906); „Richter und Anwälte“ (1903); „Reserve-Offiziere“ (ein Sprechstündenergebnis — Rostocker Zeitung 10. 9. 1912); „Die Rechtsanwaltschaft am Reichsgericht“ (Rostocker Zeitung, Recht und Leben 22. 7. 26 — anonym).

b) betr. jüdisches Recht und seine Beziehungen zum deutschen Recht: „Zur Einführung in das J. B. B.“ (Allgemeine Zeitung des Judentums 17. 2. 99); „Parallelen zwischen jüdischem und deutschem Recht“ (Vortrag 8. 2. 05); „Recht und Rechtspflege“ in „Soziale Ethik im Judentum“ S. 33 ff. (herausgegeben vom Verband der deutschen Juden anlässlich seiner 5. Hauptversammlung zu Hamburg 1913, Verlag Kaufmann 1913).

Der Vortrag über „Namensänderung“ (1891) behandelte besonders jüdische Familiennamen und mag daher hier angefügt werden.

c) Aus der Verwaltungstätigkeit: „Das Zusammenwirken der Verwaltungskommissionen der Jüdischen Gemeinde“ (Mitteilungen des Liberalen Vereins, Februar 1893); „Ansprache bei der Einweihung der Synagoge Levetzowstraße“ (7. 4. 1914); „Zur Amtseinführung des Herrn Rabbiner Dr. Galliner“ (20. 4. 1917); „Amtsverschwiegenheit“ (Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde 7. 12. 1917).

Keinen literarischen Niederschlag hat die Tätigkeit als Vorsitzender des Schul- und Talmud-Thora-Vorstandes der Jüdischen Gemeinde, 1911-17, gefunden.

Bernhard Breslauer's Verhältnis zu seinen Nächsten kommt für die Öffentlichkeit nicht in Betracht. Dokumente der Freundschaft aber hat er des öfteren niedergelegt, wie er andererseits auch seiner Ablehnung, wo es geboten schien, deutlichen Ausdruck gab; vgl. seine Streitschrift: „Warum über wieder in seine Heimat zurückkehrte“ in der Zeitschrift „Die Jüdische Gemeinde“ vom 15. 11. 26 (anonym).

\*) Diese beiden Arbeiten liegen zeitlich weit zurück, es war mir nicht möglich, die Daten festzustellen, obwohl die Manuskripte vorliegen.



ment war die Entwicklung der letzten Jahre weniger günstig, obwohl auch sie über eine ganze Anzahl ausgezeichnet qualifizierter Kräfte verfügte. Dem Gelingen, die einer solchen Körperschaft drohen, zu Volkerversammlung zu werden, und sich in den Lauf der Verwaltung einzumischen, ist sie nicht immer mit Erfolg begegnet. Es gab Zeiten, etwa bis 1933, wo man glauben mochte, daß wer die wirkliche Stimme habe, auch den Ton angebe. Ich kann nicht versichern, daß die Finanzverwaltung der Gemeinde nicht zu denen gehört, die dem Kontrollorgan etwas vorzuziehen. Und doch muß ich bekennen, daß dem Personaldezernenten zwar die Arbeit manchmal schwer, dem Finanzdezernenten aber seine Aufgabe immer Auffassung nach von der Repräsentantenversammlung meist zu leicht gemacht worden ist. Diese freimütige Kritik sei mir gestattet, weil ich die feste Überzeugung habe, daß eine die Gesamtheit der Gemeindeglieder gut repräsentierende, die Verwaltung und besonders die Finanzen wirksam kontrollierende Repräsentantenversammlung wichtig, ja unentbehrlich ist.

Ein gutes Beamtentum setzt eine eigene Tradition und einen besonderen Pflichtbegriff voraus. Die Kadres, die der wachsenden Verwaltung hierfür von altersher zu Gebote standen, waren naturgemäß nicht groß. Die Vorzüge der großen Mehrheit der Berliner Juden lagen lange Zeit hindurch nicht gerade auf dieser Ebene. So haben nicht stets nur geeignete Kräfte den Weg in die Beamtenschaft gefunden, und ist die Beziehung zwischen der Beamtenschaft und der Masse der Gemeindeglieder nicht zu allen Zeiten und an allen Stellen vorbildlich gewesen. Von beiden Seiten hat es gelegentlich an der erwünschten Würde und Freundlichkeit gefehlt. Aber diese Mängel sind zusehends zurückgetreten. Die letzten Jahre haben der Beamtenschaft manch neues Blut, teilweise besonders gut ausgebildete Fachkräfte zugeführt. Fleiß und Hingabe zur Sache sind nicht selten vorbildlich gewesen, und so ist zu hoffen, daß sich der kürzlich durch neue Dienst- und Geschäftsordnungen geregelte Dienstbetrieb immer mehr zur gegenseitigen Befriedigung der Diener am Werk und derer, denen es zugute kommen soll, auswirken wird. Einen besonderen Wunsch aber möchte ich aussprechen. Die Vorstandsmitglieder sollte jedes Gemeindeglied mit Namen kennen; der beste Beamte dagegen ist der, von dem man am wenigsten spricht und liest — es sei denn, daß ein Jubiläum oder sonst ein besonderes Ereignis eine namentliche Erwähnung vor der Gemeinde rechtfertigen. —

Vor dem großen Kriege hat die Gemeinde gute Jahre gesehen. Wohl gab es in ihrer Mitte Strömungen, die einander bekämpften. Im ganzen aber konnten die religiösen und sozialen Aufgaben der Gemeinde ohne Hemmungen erfüllt werden. Reges Interesse und reiche Stiftungen der Gemeindeglieder unterstützten die Arbeit der Gemeindekörperschaften. Dann kamen die Not des Krieges und der Inflation. Es kamen Zeiten heftiger Wirrungen und Parteikämpfe, die manchen dem Gemeindeleben entfremdeten. All das liegt hinter uns. In den letzten Jahren hat sich die Gemeinde immer mehr zusammengeschlossen. Das Interesse und die Opferbereitschaft der Gemeindeglieder stützen wieder die Arbeit der Gemeindekörperschaften. Dafür wirkte sich in dieser Zeit immer stärker die Tatsache

haupt können, war er in seinem Amte unparteiisch, im höchsten Sinne des Wortes war er der oberste Diener der Gemeinde.

Zu seinen schätzenswerten Verdiensten gehört das des Personaldezernenten. Dem Träger dieses Amtes wird es nicht leicht gemacht, den Weg, der von ihm als der grundsätzlich richtige erkannt worden ist, folgerichtig zu gehen, durchaus erwägenswerte Motive, Beweggründe, die sozialen und ähnlichen Quellen entspringen, suchen Einfluß auf ihn zu nehmen. Demgegenüber darf ausgesprochen werden, daß auch in dieser Tätigkeit Walter Breslauer ausschließlich nach den objektiven Erfordernissen und nach den Interessen der Gemeinde gewirkt hat. Dabei hat er durchaus Verständnis für soziale Auffassungen bekundet, dort, wo die Berücksichtigung sozialer Maßstäbe geboten erschien, hat er nicht gezögert, entsprechend zu handeln.

Wenn Dr. Breslauer sagt, daß die Repräsentanten-Versammlung ihm sein Amt als Finanzdezernent zu leicht gemacht hat, so darf dem entgegengehalten werden, daß die Gemeindevertretung völlig überzeugt von seinem Sinn für Sparsamkeit gewesen ist, daß sie in jeder seiner Vorlagen das Bemühen verspürt hat, der Sache, um die es sich handelte, so viel zuzugestehen, als es mit der Finanzlage der Gemeinde irgendwie vereinbar werden konnte. Und da Breslauer sowohl die Bedeutung aller sachlichen Angelegenheiten zutreffend einzuschätzen verstand, und weil er der beste Kenner der Gemeindefinanzen war, konnte sich die Repräsentanten-Versammlung darauf verlassen, daß er nicht mehr forderte, aber auch nicht weniger, als nötig war, und so viel wie die Gemeindefinanzen dies zuließen. Damit ist zugleich seiner Tätigkeit als verantwortlicher Verwalter der Finanzen der Gemeinde das beste Lob gezollt.

Man kann einem Menschen nicht völlig gerecht werden, wenn man nur das würdigt, was an äußeren Erfolgen oder Mißerfolgen sichtbar in die Erscheinung tritt. Auch sein Wollen spielt eine Rolle, weil ja klar ist, daß es nur wenigen unter uns gelingen kann, das Gewollte mit dem Erreichten in Einklang zu bringen. Selbst große Dichter und Künstler vermögen das nicht in jedem Falle. Wie manches Werk in der Literatur oder in der Kunst ist von seinem Schöpfer begonnen worden mit himmelstürmenden Ideen, und als es vollendet war, erwies es sich als zwar gut, aber doch mit dem Wollen des Schaffenden noch nicht völlig vereint. Nicht anders ergreift es den Männern des tätigen Lebens, auch sie streben nach Vollendung und müssen sich zuweilen mit weniger begnügen als vielleicht unter den idealsten Bedingungen zu erreichen wäre. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte die Arbeit Walter Breslauers, dann darf zu unserer Befriedigung festgestellt werden, daß von dem, was er gewollt hat, sehr vieles zum Nutzen der Gemeinde in seiner ganzen Fülle erreicht werden konnte.

Die Gemeinde hat in der Zeit, in der Walter Breslauer ihr Verwaltungsdirektor war, Aufgaben von einer Bedeutung zu lösen gehabt, die früher nicht an sie herangetreten waren. Man muß berücksichtigen, daß viele dieser Aufgaben innerhalb ganz kurzer Zeit in Angriff genommen werden mußten. In allen diesen Fällen bewährte sich, daß Walter Breslauer aus seinem Vaterhause her die Probleme des jüdischen

Walter Breslauer hat aus eigenem Entschluß sein Amt als Verwaltungsdirektor der Jüdischen Gemeinde zu Berlin aufgegeben und hat seinen Wohnsitz aus unserer Gemeinde herausverlegt. Wir haben, wie wir dies auch in dieser Stunde betonen wollen, seinen Entschluß tief bedauert. Die Berliner Jüdische Gemeinde bedurfte seiner Arbeitskraft gerade in einer Zeit, in welcher ihre Situation eine sehr schwierige ist. Wir haben aber durchaus die Motive gewürdigt und verstehen sie auch vollkommen, die Walter Breslauer veranlaßt haben, sich eine andere Wirkensmöglichkeit zu suchen. Vorstand und Repräsentanten-Versammlung werden seiner Arbeit für die Gemeinde stets in tiefer Dankbarkeit gedenken, die Beamten und Angestellten werden ihm nicht vergessen, aber auch in weitesten Schichten der Gemeinde wird das Bedauern sehr groß sein. Obwohl Dr. Walter Breslauer eine sehr weitgehende Neigung besaß, seine Person hinter seiner Arbeit zurücktreten zu lassen, haben doch allmählich auch die Mitglieder der Gemeinde ihn kennen und schätzen gelernt.

Wir nehmen von Dr. Walter Breslauer nicht Abschied, weil wir wissen, daß er auch entfernt von uns an den Angelegenheiten unserer Gemeinde Anteil nimmt. Wir sind überzeugt davon, daß ihn alles, was in unserer Gemeinde vorgeht, lebhaft interessiert, daß er auch an seinem neuen Wohnort alle Einzelheiten verfolgt, die in der Arbeit und in der Verwaltung der Gemeinde vor sich gehen. Wir wissen, daß er uns seinen Rat, wenn er erbeten wird, nicht vorenthalten wird, daß er aus seiner Erfahrung und Menschenkenntnis heraus manchen Beitrag zu dieser unserer Arbeit leisten könnte.

Das Gemeindeblatt, bestrebt, ein getreues Spiegelbild der Strömungen und Auffassungen in unserer Gemeinde zu sein und bemüht, das Beste zum Gedeihen der Gemeinde beizutragen, wird es mit Genugtuung begrüßen, wenn Dr. Breslauer aus der Distanz, die er jetzt gewonnen hat, zuweilen das Wort an die Gemeinde richten würde, die er in entscheidenden Jahren mitgeleitet und mitgestaltet hat.

## Gottesdienst-Beginn

Freitag, 15. Januar, abends

In den Synagogen mit altem Ritus sowie in den Synagogen Lindenstraße und Friedenstempel . . . . .	16.30 Uhr
Neue Synagoge, Synagogen Lützowstraße und Fasanenstraße . . . . .	18.00 Uhr
Synagoge Levetzowstraße und Schmargendorf . . . . .	19.00 Uhr
Synagoge Prinzregentenstraße . . . . .	19.15 Uhr

Sonnabend, 16. Januar, morgens

Synagogen mit altem Ritus . . . . .	9.00 Uhr
Synagogen mit neuem Ritus . . . . .	10.00 Uhr
Synagoge Schmargendorf . . . . .	9.30 Uhr



Wir trauern um den unersetzlichen Verlust unseres so inniggeliebten und treusorgenden Mannes, ~~Waters~~, Schwieger- und Grossvaters

## **Dr. GUNTER M. KAMM**

den Freund und Berater von so vielen.

**CARLA KAMM geb. Levy**  
99-63 66th Avenue  
Forest Hills, N.Y. 11374

**ROBERT und MARIANNE STERLING**  
geb. Kamm  
141-29 72 Crescent  
Flushing, N.Y. 11367

Von Beileidsbesuchen bitten wir abzusehen.

Unsere Organisation hat einen schweren Verlust erlitten. Unser jahrzehntelanger Kollege und Freund, der Direktor unserer Organisation

## **Dr. GUNTER M. KAMM**

ist völlig unerwartet aus dem Leben geschieden. Sein Hinscheiden bedeutet für uns einen unersetzlichen Verlust. Sein Leben war seiner Familie, seinen Freunden und seiner Arbeit gewidmet. Die Verfolgten des Naziregimes haben einen Kämpfer für ihre Sache verloren, der sich mit allen seinen Kräften für sie eingesetzt hat.

Wir werden ihn nie vergessen.

**UNITED RESTITUTION  
ORGANIZATION**

We record with great sorrow the passing of

## **Dr. GUNTER M. KAMM**

(1905-1978)

a member of our Board and Executive Committee, a valued colleague and outstanding legal expert on Wiedergutmachung. His concern, over three decades, on behalf of Nazi victims will be gratefully remembered by many for a long time to come.

**AMERICAN FEDERATION OF JEWS  
FROM CENTRAL EUROPE**

**CURT C. SILBERMAN**  
President

**HERBERT A. STRAUSS**  
Executive Vice President

*H. Strauss*  
May 5, 1978

We deeply mourn the passing of our beloved  
father, grandfather and father-in-law

## **SIMON BISCHHEIM**

(formerly Frankfurt a/M, London, England)  
on March 5, 1978 at the age of 92 years.

**BERNARD and NAOMI BEECHAM**  
Jerusalem, Israel

**HELEN ROBERTSON nee Bischheim**  
London, England

**ERIC and JEAN BEECHAM**  
London, England

**RICHARD and JILL BEECHAM**  
London, England  
and 10 grandchildren

36 Eaton Square, London, S.W. 1 England

## IN MEMORIAM

### SIMON BISCHHEIM

By the death of Simon Bischheim in his 93rd year the community of former German Jews in this country has lost one of its oldest and most faithful active members. Originating from a family, which had been living in Frankfurt (Main) for many generations, he recorded the history of his ancestors and his own life story in a vividly written private print for the benefit of his descendants. He also took an active part in the work of the Committee set up for sponsoring research on the history of Frankfurt Jewry.

A successful business man in Frankfurt, he was one of the first Jewish immigrants to this country after the Nazis had come to power. Here, his house in Edgware became a rallying point for many fellow refugees especially after the mass influx from 1938 onwards. An accomplished violinist he also arranged chamber music evenings in his home. He joined the Edgware Synagogue and thus also established personal contacts with his Jewish British-born neighbours. After his wife had died and his children had founded their own families, he moved to St. John's Wood.

The numerous causes to which Simon Bischheim devoted his selfless services included the B'nai B'rith Leo Baeck Lodge and the AJR. He was not only in age but also in seniority of office the oldest member of the AJR Executive to which he was elected as far back as 1952. As long as his health made it possible, he regularly took part in the deliberations of the Executive. He also constantly enlisted the financial support of his business friends for *AJR Information*. One of the last functions he attended was the Chanukah celebration at Otto Schiff House, when the lights of a beautiful huge menorah, donated by him and his family in memory of his late wife, were kindled for the first time.

Simon Bischheim combined a strong sense of purpose with an endearing ability of establishing personal bonds with people of various walks of life. Endowed with a *joie de vivre* he did not get tired of travelling, visiting relatives and friends in Israel and U.S.A. and spending holidays in Switzerland.

Almost three years have passed since, at an unforgettable party, his family and friends celebrated his 90th birthday. Guests who had got to know him at various stages of his life, paid tribute to him, and Simon Bischheim's

response was of his customary vigour, which is rarely to be found among nonagenarians.

He was the head of a closely knit family. The untimely death of his wife 20 years ago was a great blow to him. Yet he had the love of his children and grandchildren. They will find consolation in the knowledge that he was granted a long and full life and that their sense of loss is shared by a wide range of grateful friends.

W. B.



**GEORGE GOETZ 75**

What was once the German-Jewish "Establishment" is irredeemably becoming an array of persons undergoing noteworthy round anniversaries. George Goetz, who was 75 on November 13, is one of them, one of the friendly, smiling, unassuming variety which it is not quite easy to associate with a weighty date like this.

However, it is without any doubt just this little incongruity which he will like to see mentioned in connection with his jubilee. There has never been anything pompous or ceremonial about him. When, on the rare occasions of our reunions, we think back to the years spent together in the office of the *Central-Verein* in Berlin, we keep, above all, laughing at the funny episodes and odd little recollections we share. And yet nobody should mistake the strong moral fibre and intellectual seriousness which George Goetz so amiably hides behind his cheerful demeanour. He was and is a determined and knowledgeable supporter of liberal Judaism, not of the sort that exists by subtraction and mutilation, but of the constructive Liberalism that seeks legitimate and organic adjustment of the eternal Jewish substance to the forward march of time. He was editor-in-chief of the *Juedisch-Liberale Zeitung* in Berlin up to the day of its prohibition in 1938. He was a well-loved lay-preacher in a number of smaller Berlin synagogues, the so-called Hermann Falkenberg Synagogues. These were houses of prayer which, during the tormented thirties, when Jews in Germany were in need of special spiritual comfort and mutual support, were founded as preliminary meeting-places in addition to the well-established community synagogues. At the same time, he gave lectures in small communities in the provinces on behalf of the *Preussischer Landesverband Juedischer Gemeinden*.

Goetz is a valiant champion of the German-Jewish philosopher, Constantin Brunner. He is the President of the International Constantin Brunner Institute in The Hague, whose purpose it is to re-edit the philosopher's writings and save them from undeserved oblivion. Goetz lives in Denmark, but is a regular contributor to the religious broadcasts of the North German Radio on Jewish subjects.

All old friends of George Goetz, and many new ones, wish him and his charming wife lasting health and vigour and many more happy, jovial jubilees.

EVA REICHMANN.

*Aufbau, Sept 5, 1980*

## Amerikas tapferster Diplomat

Amerikas tapferster Diplomat ist nicht unbedingt der bekannteste oder der bedeutendste amerikanische Diplomat, — obwohl er es verdienen würde, unsere Nummer eins genannt zu werden. Unser tapferster Diplomat heisst John Gunter Dean und wurde im März 1975 im "Aufbau" als ein prächtiger Angehöriger "unserer zweiten Generation" vorgestellt. John G. Dean, geboren 1926 in Breslau als Hans Günther Dienstfertig, Sohn eines Breslauer Rechtsanwalts, war damals amerikanischer Botschafter in Kambodscha, ein nicht gerade ungefährlicher Posten. Sein Name war dann auf einige Zeit in aller Munde (und auf allen TV-Schirmen), als er im Augenblick, da die amerikanische Kolonie Kambodscha im Zuge der Nachwirkungen des Vietnamkrieges verlassen musste, als allerletzter das Botschaftsgebäude verliess, selber das Sternenbanner vom Fahnenmast herunterholte, sorgsam zusammenfaltete und dann, begleitet nur von

zwei Marine-Wachtposten, den Helikopter bestieg, der diese allerletzten Amerikaner in Sicherheit brachte.

Und jetzt wird wiederum sein Name in allen unseren Zeitungen und TV-Sendungen genannt. John Dean ist jetzt amerikanischer Botschafter im Libanon, — und der Posten in Beirut ist auch nicht gerade eine ruhige Sinekure. Soeben entkam John mit Mühe einem Attentat, das gegen ihn gerichtet war, als er in seinem Dienstauto, begleitet von seiner Leibwache in zwei Autos vor und hinter ihm, das Botschaftsgebäude verliess. Das Attentat schlug fehl, die mutmasslichen Täter wurden gefasst, und John Dean kam mit dem Schrecken davon. Aber an Schrecken ist er gewöhnt; und Hans Dienstfertig aus Breslau, den manche Leute in punkto Hingabe an den amerikanischen öffentlichen Dienst mit Henry Kissinger vergleichen, verdient den ehrlichen Ausdruck unserer Bewunderung.

H.St.

*Aufbau, Sept. 5,  
1980*

## In memoriam Dora Philippson

Ende August ist auf dem jüdischen Friedhof in Bonn die Studienrätin i.R. Dora Philippson zur letzten Ruhe bestattet worden. Eine Überlebende von Theresienstadt, hätte sie im kommenden Herbst ihr 84. Lebensjahr vollenden können.

Lange Zeit nahm sie an öffentlichen jüdischen Aufgaben, sei es in den Körperschaften der Synagogengemeinde Bonn, sei es in der von ihr mitgegründeten örtlichen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, tätigen Anteil. Damit setzte sie die Tradition ihrer Familie sozusagen fort. Ihr Vater war der 1953 in Bonn heimgegangene, namhafte Geograph Geheimrat Professor Dr. Alfred Philippson, der Jahrzehnte mit der Universität Bonn verbunden war.

Ihr Grossvater, Rabbiner Dr. Ludwig Philippson (Dessau 1811 — Bonn 1889), bekannter Kanzelredner und vielseitiger Autor, war der Begründer und Herausgeber der "Allgemeinen Zeitung des Judenthums". Einer ihrer Onkel, Martin Philippson (1846-1916), der Historiker, widmete sich u.a. auch Angelegenheiten des 1869 gegründeten Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes und der 1902 entstandenen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums.

Mit Dora Philippson ist eine geistig anspruchsvolle, musische, in ihren Regungen und Äusserungen unabhängige, vornehme Persönlichkeit von uns gegangen, die alte Schule und neue Lebensformen in sich zu vereinen verstand. Sie war eine würdige Trägerin des Namens einer bekannten deutsch-jüdischen Familie.

**E.G. Lowenthal, Berlin**



## Ein Abschiedsgruß

Von Dr. Walter Breslauer, London

Im Dichtwerk sendet der Mann, der endgültig aus der Heimat scheidet, der zurückbleibenden Herrin ein Werk seiner Feder als Abschiedsgruß. So sei auch mir vergönnt, an dieser Wende der Herrin, der ich gedient, der Berliner Jüdischen Gemeinde, Worte des Abschieds zu sagen, eine Rückschau dabei zu geben und einen Ausblick.

Als Sohn des Gemeindevorstehers Bernhard Breslauer war ich mit den Geschicken der Gemeinde seit Jugend verknüpft. Meine erste öffentliche Arbeit habe ich als Prüfer ihrer Kriegshilfskommission geleistet. Im Vorstand des Religiös-Liberalen Vereins habe ich mich über ein Jahrzehnt hindurch bemüht, ihr durch Anregung und Kritik zu dienen. Schließlich bin ich an fünf Jahre als Verwaltungsdirektor, als Personaldezernent, und in den letzten drei Jahren als Finanzdezernent im Amt bei ihr gewesen. So vermag ich ein ganzes Stück des in den letzten Jahrzehnten von der Gemeinde zurückgelegten Weges zu übersehen.

Es ist ein alter Berliner Mißbrauch, die Organisation, den Betrieb, der sich in der Oranienburger Straße, der Rosenstraße und an dreißig andern Stellen abspielt, als „die Gemeinde“ zu bezeichnen. Die Organisation kann nicht bestehen, ohne feste Verbundenheit mit den Gemeindegliedern, denen sie dient. Nur die Gesamtheit stellt „die Gemeinde“ dar. Aber freilich bedarf es der Menschen, die die gemeinsame Arbeit tragen.

Auf drei Pfeilern ruht diese Arbeit, dem Gemeindevorstand, der Repräsentantenversammlung und der Beamten- und Angestelltenschaft.

Die Faktoren, die wesentlich sind, um das leitende und bestimmende Wirken des Vorstandes fruchtbar zu machen, sind ein heißes Herz und ein kühler Kopf, ein nie lastender Arbeitsdrang und das Vertrauen der breiten Masse der Mitglieder. Der Gemeindevorstand hat es in den letzten Jahren, vielleicht seit langem zum ersten Male verstanden, sich populär zu machen — ein erstaunlicher Erfolg in einer Zeit, in der so viele berechnete Wünsche nicht verwirklicht werden können. Der Schaffenstrieb, der so manches seiner Mitglieder beseelt, hat ganz neue Arbeitsgebiete von großer sozialer Bedeutung aufgebaut, wie die Wirtschaftshilfe und die Winterhilfe der Jüdischen Gemeinde. Wer die Arbeit in den verschiedenen Zweigen sieht, weiß, daß das jüdische Herz am Werke ist und weiterhin sein wird. Es ist gewiß schwer, solch heißem Streben die Grenzen zu setzen, die die Realitäten erheischen; so mögen dem Gemeindevorstand auch die kühlen Köpfe, die dies vermögen, nimmer fehlen.

Der Repräsentantenversammlung, dem „Gemeindeparlament“ war die Entwicklung der letzten Jahre weniger günstig, obwohl auch sie über eine ganze Anzahl ausge-

aus, daß viele aus der Zahl der Angehörigen der Gemeinde sich zur Auswanderung veranlaßt sahen.

Wer selbst diesen Weg gegangen ist, wird auch die Gründe der andern zu würdigen wissen. Nach einigem Schwanken ist ja heute die Notwendigkeit der Auswanderung für die Mehrheit der heranwachsenden Generation und für viele der Älteren allgemein und ganz besonders auch „von Gemeinde wegen“ anerkannt.

Aber eines können die, die zurückbleiben, von uns Scheidenden verlangen: daß wir im Geiste die Verbindung aufrecht erhalten zu der Gemeinschaft, von der wir uns körperlich getrennt haben. Nie darf in den jüdischen Gemeinden Deutschlands das Gefühl aufkommen, daß man auf verlorenem Posten stehe, auf dem gerade noch die Alters-

## Dr. Walter Breslauer

Dr. Walter Breslauer hat in seinem Abschiedsgruß selbst die verschiedenen Abschnitte seines Lebens aufgezeigt, er hat davon gesprochen, wie tief seine Arbeit im jüdischen Kreise verwurzelt gewesen ist, und wir können von uns aus dem hinzufügen, daß sein Wirken in unserer Mitte immer geleitet war von einer ungewöhnlichen Liebe zum Judentum und zu unserer Gemeinde. (Dem, was hier und in den nachfolgenden Abschnitten zum Ausdruck kommt, schließen sich Vorstand und Repräsentantenversammlung aus vollster Überzeugung an.) Walter Breslauer hat zuletzt sechs Jahre lang als Verwaltungsdirektor die Gemeindeverwaltung geleitet. In diesem seinem Amte hat er, nach allen Seiten hin unabhängig, sehr viel dazu getan, um eine vorbildliche Verwaltung zu sichern und einen leistungsfähigen Beamtenapparat zu schaffen.

Wer seine Arbeit in der Gemeinde auch nur in den großen Umrissen beobachten konnte, wird an ihm ein konsequentes Streben zu Objektivität und zur Sachlichkeit bemerkt haben. Es ist einleuchtend, daß an den Leiter einer so großen Verwaltung sehr viele Wünsche und Anregungen herangetragen werden, und mancher könnte der Versuchung erliegen, zuweilen derartige Wünsche zu verwirklichen, auch wenn sie mit den Geboten von Objektivität und Sachlichkeit nicht vereinbar sind. Von Walter Breslauer darf gesagt werden, daß er sich immer abzugrenzen verstanden hat, daß er nach bestem Wissen und Gewissen geprüft und nach bester Einsicht gehandelt und geurteilt hat. Soweit wir Menschen dies überhaupt können, war er in seinem Amte unparteiisch, im höchsten Sinne des Wortes war er der oberste Diener der Ge-

heime und das Beerdigungswesen der Pflege wert seien. Noch scheint diese Gefahr gerade für die Berliner Gemeinde mit ihrem reichen Geistesleben fernliegend; hat diese ja sogar noch eine ungemein tätige Jugendpflege. Aber wie sieht es schon heute in der Provinz aus? Auch ist es immerhin gut, sich vorzustellen, welche Entwicklungen zwangsläufig sind bei etwa 800 Geburten, der dreifachen Zahl von Sterbefällen und einem Vielfachen von Auswandernden im Jahr — dies die Berliner Zahlen. —

So wird es die Aufgabe von uns früheren Gemeindegliedern sein, auch aus der Ferne unser tätiges Interesse am Leben unserer alten Gemeinde zu zeigen. Ihre Sorgen und Nöte seien auch die unsern. An ihrem Streben und Vollbringen wollen wir Anteil nehmen. Den Weg hierzu ebnete das Gemeindeblatt, das hoffentlich noch zu manchem Haus früherer Gemeindeglieder seinen Weg finden wird. Es wird stets gern empfangen und gelesen werden, wenn es in der Lage ist, dem jüdischen Leben in der Berliner Gemeinde tätigen Ausdruck zu geben.

Lebens kannte, daß ihm aber auch die Menschen nicht unbekannt waren, die im jüdischen Leben eine Rolle spielen. Es bewährte sich aber auch seine tatkräftige Energie und seine Fähigkeit, eine Frage rasch und ohne Zaudern anzupacken und zu entscheiden. Walter Breslauer besitzt die Gabe schnellster Auffassung, man brauchte nur damit zu beginnen, ihm eine Angelegenheit darzulegen, und er hatte schon nach den ersten Sätzen erfaßt, worum es sich handelte. Dabei zeichnete ihm ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis aus, er vergaß nie, wenn er etwas bearbeitete, nie aber auch vergaß er, wenn er etwas zusagte oder zu erledigen versprach. Dieses phänomenale Gedächtnis erleichterte ihm die Arbeit, es setzte ihn in den Stand, rascher zu arbeiten als andere und auch mehr zu arbeiten. Er hat die Fähigkeit, den normalen Arbeitstag um viele Stunden zu verlängern, ohne daß die Qualität seiner Leistung darunter litt. Dr. Breslauer verlangte von den Beamten und Angestellten der Gemeinde unbedingte Pünktlichkeit. Er konnte dies verlangen, weil er selbst niemals unpünktlich, sondern stets mit dem Beginn der Arbeitszeit in seinem Amtszimmer anwesend war. Dabei betonte er ein bemerkenswertes Verständnis für die menschlichen und normalen Bedürfnisse des großen Beamten- und Angestelltenkörpers der Gemeinde, er konnte sich über die Fähigkeiten eines jeden einzelnen ein Bild machen, seine Anwesenheit war nicht allein aus dem Akten geschäft, er hatte sie aus dem Kenntnis der Arbeit jedes einzelnen gewonnen.

Walter Breslauer hat aus eigenem Entschluß sein Amt als Verwaltungsdirektor der Jüdischen Gemeinde zu Berlin aufgegeben und hat seinen Wohnort am ...

## Ernst Lemberger gestorben

*Aufbau  
Jahr 3*

Im Alter von 68 Jahren starb Dr. Ernst Lemberger, österreichischer Diplomat, in den sechziger Jahren Botschafter seines Landes in Washington und nachher, bis zu seinem Rücktritt in den Ruhestand, in Paris. Ernst Lemberger war ein stiller und eher unscheinbarer Mann, hinter dessen bescheidenem Auftreten sich aber intellektuelle und moralische Qualitäten von ungewöhnlichem Format verbargen. 1938, nach dem Anschluss seines Landes an Hitlerdeutschland, war der Jude Lemberger nach Frankreich geflüchtet; bei Kriegsausbruch ging er in die Fremdenlegion und später, unter dem Vichyregime, in die anti-hitlerische Untergrundbewegung, das "Maquis", in dem er sich unerhört auszeichnete.

Mehrfach entging er der Verhaftung durch die Gestapo nur im letzten Augenblick; mehrfach konnte er sich Listen von Juden, deren Deportation bevorstand, verschaffen und die Bedrohten warnen. Mehrfach auch reiste er mit falschen Papieren nach Österreich, um Kontakte zu illegalen sozialdemokratischen Gruppen aufzunehmen. Er wurde mit dem Verdienstorden seines Heimatlandes wie mit der hohen französischen Auszeichnung für Heldentum in der "Resistance" geehrt; in Washington wie auch anderswo in Amerika erinnert man sich noch gerne seiner als ausgezeichneten, würdigen und viel beachteten Vertreters der zweiten österreichischen Republik.

*1975*

AJR Infomation

A-2

Page 8

June 1965

## IN MEMORIAM

### DR. FRITZ DEMUTH

With the death of Dr. Fritz Demuth at the age of 89 we have lost another outstanding member of the old generation among the former refugees from Germany. He was born in Berlin as the scion of a family which had been living in that city for several generations. As one of the Executive Directors of the Berlin "Industrie- und Handelskammer" and of the "Deutsche Industrie- und Handelstag", he held a leading position in German economics. At the same time, as a prominent member of the German Democratic Party and as a member of the "Vorlaeufige Reichswirtschaftsrat", he took an active part in the political life under the Weimar Republic. Yet his interests also covered the promotion of professional training and of scholarship. He therefore found particular satisfaction in his work for the "Berliner Handelshochschule", whose Chancellor he was, and he was also an Executive Member of the "Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft".

It was a "Notgemeinschaft" with a different object which, in 1933, was founded by him and others in Zurich, and which, later on, was transferred to London under the name of "Emergency Society of German Scholars in Exile". As head of the organisation, Dr. Demuth was instrumental in placing university teachers and research workers who, as victims of the Nazi régime, had lost their positions in Germany. During the war years the Society put its experience and connections at the disposal of the British Government and, in co-operation with experts among the refugees, rendered valuable services, especially in the field of economic warfare.

Yet the activities of Dr. Demuth's dynamic, knowledgeable and widely experienced personality were never restricted to the organisational sphere. He always enjoyed personal contact and exchange of views with people of all shades of political opinions and interests, and he will certainly have considered it as particularly gratifying that many members of the younger generation felt attached to him. His office at Gordon Square and, later on, in George Street, was a kind of clearing centre for refugees. Before the war he also arranged regular discussions on political subjects, and he resumed such meetings after the end of hostilities, first in an informal way and later on under the auspices of the "Theodor Heuss Society", of which he was one of the convenors from its inception until it was wound up a few years ago. He always followed up the work of the AJR with keen interest. Repeatedly he expressed his appreciation of its achievements, and on many occasions we had the benefit of his co-operation and advice.

He would certainly not have considered it as a breach of confidence if this tribute is concluded on a personal note. Dr. Demuth had gone the full road of what is sometimes superficially labelled as "assimilation". Yet he was very well aware of the specific position of his community of origin, particularly with regard to its relationship to Germany. In the last conversation we had only a few weeks before his death he warned against an under-rating of the tension still existent. Such a precautionary note is nothing exceptional, yet he formulated it in a way which one cannot easily forget. "The German Jews", he said, "have never forgotten the 'Rabbi von Bacharach' story which happened 500 years ago, but some of them are easily inclined to forget Hitler." Whilst the reservation, reflected in these words, never prevented his working for an understanding with post-war Germany, it indicated at the same time the attitude with which he approached this task.

All those who knew Dr. Demuth and worked with or under him for one of the many causes which he had espoused in the course of a long, rich and successful life, will remember him with respect, affection and gratitude.

W. ROSENSTOCK.

### EIN WORT DES ABSCHIEDS

Ein Freund von Dr. F. DEMUTH schreibt:  
Fritz Demuth war mein Altersgenosse und mein aeltester Freund. Fast 60 Jahre haben wir uns gekannt und verstanden. Den Tagen froher und unbeschwerter Geselligkeit in der alten Heimat folgten die Jahre ernster und oft bitterer Einsamkeit in der neuen. Unsere Freundschaft aber blieb unerschuettert, auch wenn unsere Anschauungen ueber das Weltgeschehen in der neuen Zeit nicht immer die gleichen waren. Denn fuer uns Beide war die Grundlage unserer Freundschaft Menschlichkeit in allem Denken, Fuehlen und Handeln. So ist das bleibende Denkmal, das Fritz Demuth hinterlaesst, die Erinnerung an seine tatkraeftige und unermuedliche Arbeit in der "Notgemeinschaft". Sie gab den Meisten, die aus dem geistigen und wissenschaftlichen Leben Deutschlands vertrieben waren, die Moeglichkeit zu neuer und sinnvoller Betaetigung.

Das ist Fritz Demuths "monumentum aere perennius".

L.Z.



A.J.R. A-7  
July  
1974

**GERMAN AWARD TO  
PROF CARL LANDAUER**

The Cultural Prize of the Federation of German Trade Unions, amounting to DM 20,000, was awarded to the economist Professor Carl Landauer. Born in Munich in 1891, Landauer was on the editorial staff of the Social Democratic "Muenchner Post" from 1922-1926 and later became lecturer and extraordinary professor at the Handelshochschule Berlin. Since 1934, he has been associated with the University of California in Berkeley. The award by the Trade Unions was bestowed on him in recognition of his work for the "de-dogmatisation of Socialist ideas and their linking up with reality".

Zeit, Alfred

Aronsfeld, C. C.

Die ungewöhnliche Karriere  
Alfred Beits

M B, Sept. 1966, Nr. 36/37, S. 15

**HE NEW YORK TIMES, WEDNESDAY, APRIL 13, 1977**

**HARRY ABT**

JOHANNESBURG, April 12 (AP)—  
Harry Abt, a leading figure in Jewish cultural and religious life in South Africa, died yesterday in Johannesburg. He was 76.

Mr. Abt and his wife came to South Africa in 1940 as refugees from Germany, where he had acquired a reputation as a teacher and scholar of Jewish studies.



*Augsburg, Nov. 26  
1976*

## **Zum Tode von Peter M. Lindt**

Am 20. November 1976 ist der langjährige Präsident der "Social Scientific Society for Intercultural Relations, Inc.", Dr. Dr. Peter M. Lindt, in New York in den Armen seiner Frau entschlafen. Er war ein kultivierter, geistig hochstehender Mensch, der vielen Tausenden durch seine jahrzehntelang wöchentlich erfolgten deutschsprachigen Radiosendungen Freude bereite und auch dem Emigrantenkreis am Rundfunk seit 1942 ein Forum gab. Lindt schrieb Theaterstücke, so eines, das die Katastrophe der "St. Louis" im Jahre 1939 mit 933 deutschen Emigranten an Bord zum Thema hatte, die in Kuba nicht landen konnten, wie auch Bücher, so das vor einem Jahr in zweiter Auflage erschienene Buch "Schriftsteller im Exil". Als sein Augenleiden fortschritt, bat ihn die Radiostation, das Programm durch seine Frau fortsetzen zu lassen, was diese auch sechs Jahre lang tat.

Besucher Lindts gingen immer bereichert aus seinem kultivierten, gastfreundlichen und schönen Heim nach Hause. Die von ihm geleitete Gesellschaft wird in seinem Sinne weitergeführt.

**Dr. Martin M. Mayer**  
**Vizepräsident der**  
**"Social Scientific Society"**

• • •

Aufbau, 14. Apr. 1978

## **Simon Bischheim gestorben**

Im 93. Lebensjahr ist Simon Bischheim in London entschlafen. Der gebürtige Frankfurter war Absolvent des Philanthropins, der 1804 in der Mainstadt gegründeten jüdischen Schule. Als junger Mensch lebte er zunächst in Hamburg. Bis 1933 in der Baumwollbranche in Frankfurt tätig, war es ihm vergönnt, seine kaufmännische Wirksamkeit in der Emigration in London mit der ihm eigenen Grosszügigkeit und Weitsicht fortzusetzen. Wie einst in Frankfurt in der Markus-Horowitz-(Bnai-Brith-)Loge, stand er in London aktiv in der Arbeit der Leo-Baeck-Loge. Lange Zeit gehörte er zum Exekutiv Ausschuss der "Association of Jewish Refugees in Great Britain", und nicht zuletzt erwies er, von London aus, der 1961 gegründeten Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden manchen nützlichen Dienst.

**E.G.L.**

## SECOND INTENTIONAL EXPOSURE

*Aufbau, 14. Apr. 1978*

### **Simon Bischheim gestorben**

Im 93. Lebensjahr ist Simon Bischheim in London entschlafen. Der gebürtige Frankfurter war Absolvent des Philanthropins, der 1804 in der Mainstadt gegründeten jüdischen Schule. Als junger Mensch lebte er zunächst in Hamburg. Bis 1933 in der Baumwollbranche in Frankfurt tätig, war es ihm vergönnt, seine kaufmännische Wirksamkeit in der Emigration in London mit der ihm eigenen Grosszügigkeit und Weitsicht fortzusetzen. Wie einst in Frankfurt in der Markus-Horowitz-(Bnai-Brith-)Loge, stand er in London aktiv in der Arbeit der Leo-Baeck-Loge. Lange Zeit gehörte er zum Exekutiv Ausschuss der "Association of Jewish Refugees in Great Britain", und nicht zuletzt erwies er, von London aus, der 1961 gegründeten Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden manchen nützlichen Dienst.

**E.G.L.**



*Altkonferenz*  
Seinen 80. Geburtstag beging am  
1. Februar Dr. F. W. Elkan, Frank-  
furt/Main. Der gebürtige Berliner,  
juristisch geschulter Finanzberater,  
der 1939 nach England ausgewander-  
te, wurde 1951 in die Leitung des  
Finanzdezernats der JRSO (Jewish  
Restitution Successor Organization)  
nach Nürnberg berufen. Zwei Jahr-  
zehnte lang hatte er das verantwort-  
liche Amt des "Comptrollers" inne;  
gleichzeitig war er eine Zeitlang  
auch der "Comptroller" der Com-  
pensation Treuhand GmbH Frank-  
furt/Main, die die "Claims Confer-  
ence" (New York/Bonn) 1957 zur  
Durchführung gewisser Finanz-  
transaktionen gegründet hatte. In  
Frankfurt fungierte Dr. Elkan nach  
wie vor als der ehrenamtliche  
Schatzmeister mehrerer internatio-  
naler jüdischer Institutionen, wie  
der Kinder- und Jugendalijah und  
des Vereins der Förderer des Leo-  
Boack-Instituts. 1977 E.G.L.

Aufbau, Apr. 8  
1977



**Fred H. Bern sechzigjährig**

Fred H. Bern in New York, seit dem Jahre 1966 insgesamt sechsmal Präsident der Leo Baeck Loge, B'nai Brith, Vorsitzender des Special Relief Committees von B'nai Brith und Vorsitzender des Holocaust Committees, das das Mahnmal zur Erinnerung an die jüdischen Märtyrer im B'nai Brith-Haus in New York errichten liess, wird am 13. April sechzig Jahre alt. Fred Bern ist auch in zahlreichen anderen jüdischen Organisationen aktiv und genießt hohes Ansehen in den Kreisen der deutsch-jüdischen Emigration in seiner New Yorker Wahlheimat.

*Aufbau, Jan. 21, 1977*

## **Zum Tode von Josef Neuberger**

Die Bundesrepublik Deutschland ist seit dem 12. Januar in dreifacher Hinsicht ärmer geworden. Im Alter von 74 Jahren starb Josef Neuberger — ein überzeugter Deutscher, ein gläubiger Jude, ein radikaler Menschenfreund. In Antwerpen geboren, liess er sich später in Düsseldorf als Rechtsanwalt nieder. Doch der Jurist und Volkswirtschaftler konnte dort nicht bleiben. In der sogenannten Reichskristallnacht im November 1938 wurde er von Nazi-Schlägern gepeinigt und verliess das Land. Sein Ziel war Palästina, das er freilich bereits 1945 wieder verliess. "Wer kennt schon die Sehnsucht heimatlos gewordener Deutscher jüdischen Glaubens nach ihrem Vaterland?" Mitglied der SPD war er seit früher Jugend. Nun, nach Hause zurückgekehrt, arbeitete er zunächst im Stadtrat mit, ehe er 1959 in den Landtag von Nordrhein-Westfalen gewählt wurde.

Sieben Jahre später ernannte ihn

Ministerpräsident Heinz Kühn zu seinem Justizminister. Sechs Jahre hat er dieses Amt geführt und in jener Zeit mehr bewegt und reformiert als irgendein anderer Justizminister vor ihm und nach ihm. Er brachte Menschlichkeit in den Strafvollzug: Resozialisierung, nicht Rache sollte den Vollzug bestimmen. Er trieb Staatsanwälte zu Eile, damit die NS-Täter endlich vor Gericht kämen. Vorher war er als Nebenkläger in grossen NS-Prozessen aufgetreten, z.B. im Treblinka-Prozess in Düsseldorf und im Sobibor-Prozess in Hagen. Seiner Initiative war es zu verdanken, dass der "Spediteur des Todes", der Staatssekretär im Reichsverkehrsministerium Albert Ganzenmüller, doch noch angeklagt wurde; die Staatsanwaltschaft hatte die Ermittlungen bereits eingestellt. Neuberger befahl, sie wieder aufzunehmen.

Mitglied der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf, war Neuberger weit über die Bundesrepublik hinaus bekannt; er besuchte auch mehrfach den "Aufbau" in New York. Die Bundesrepublik nahm von ihm in einer Trauerfeier in der Düsseldorfer Synagoge Abschied.

**Helner Lichtenstln**



*Aufbau, Jan. 14, 1977*

## 75. Geburtstag von Dr. I. D. Evian

Vor mehr als 20 Jahren begann der vor 75 Jahren in Czernowitz geborene Dr. I. D. Evian mit einem Feldzug gegen die Diskriminierung jüdischer Verfolgter, denen die amtliche Anerkennung als Vertriebene verweigert wurde. Er hatte sichtlichen Erfolg: An die Stelle des Bekenntnisses trat das Merkmal der Zugehörigkeit zum deutschen Sprach- und Kulturkreis, das auch im Bundesentschädigungsgesetz Eingang fand. Dadurch wurde vielen Menschen zu ihrem Recht verholfen. Vor fünf Jahren erhielt der Jubilar das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse, Zeichen seines Verdienstes um die Förderung und Anerkennung jüdischen Lebens in der Bundesrepublik.

Seit einem Vierteljahrhundert ist Düsseldorf seine zweite Heimat. Er gehört dem Gemeinderat der Düsseldorfer jüdischen Gemeinde seit 1957 an. In der Zeit von 1960 bis 1966 war er Vorsitzender dieses Gremiums und ist es seit 1973 erneut. Mit beispielloser Verve hat er sich für die Errichtung des "Nelly-Sachs-Hauses", des Elternheimes der jüdischen Gemeinde zu Düsseldorf, eingesetzt und hat in seinem nicht nachlassenden Interesse für dieses Heim auch heute noch ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte des Hauses und seiner Bewohner.

Seit 1960 ist er Delegierter im Landesverband Jüdischer Gemeinden von Nordrhein und hatte auch das Amt des Vorstandsvorsitzenden dieses Landesverbandes inne; er ist

*Aufbau Jan 14 1977*  
**Senatspräsident  
Forester gestorben**

Soeben starb in Frankfurt am Main im 74. Lebensjahr, der langjährige Vorsitzende des Entschädigungssenats im Bundesgericht, den er mit grosser Sorgfalt leitete, Präsident a.D. Hans Forester. Mit ihm verringert sich weiter der kleine Kreis von Richtern, die aus "rassischen Gründen" nach 1933 auswandern mussten, aber nach dem Kriege wieder ein Richteramt in der Bundesrepublik übernahmen.

Forester war vor 1933 Assessor in Rheinsberg und sodann in England im Exil. Er sollte ursprünglich den Schwurgerichtsvorsitz im Auschwitz-Prozess übernehmen, lehnte dies aber ab. Seit mehreren Jahren lebte er im Ruhestand, war aber Treuhänder einer Hypothekenbank. Seine Witwe ist seit langem Richterin in Frankfurt am Main. Sie war mehrfach Vorsitzende in NS-Prozessen und vernahm zahlreiche Zeugen, u.a. in den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion.

Delegierter der Gemeinde Düsseldorf bei den Ratstagungen des Zentralrates der Juden in Deutschland und seit fünf Jahren Mitglied von dessen Direktorium. Seine berufliche Tätigkeit als Rechtsanwalt führte dazu, dass sein Name Geltung nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande gefunden hat.

Zu den vielen Ehrungen, die Dr. Evian erhalten hat, gehört als Zeichen seines Einsatzes für die ältere Generation, dass der Düsseldorfer Alten- und Freundschaftsclub "Amos" ihm die Würde des Ehrenpräsidenten übertrug. Aber auch von der Jugend wurde Dr. Evian geehrt: vom jüdischen Sportverein Makkabi, Düsseldorf, wurde er zum Ehrenpräsidenten gewählt und erhielt vom Landesverband des Deutschen Makkabikreises die Goldene Ehrennadel.

Hermann Lewy

## *Aufbau* Martin Zelt gestorben

Wie wir erst verspätet erfahren, ist im Alter von 70 Jahren Martin Zelt verstorben, emeritierter Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Staatsuniversität von Indiana, Gary Campus. Er war von Hause aus in seiner deutschen Heimat Jurist, hatte in Berlin und Heidelberg studiert und gerade im kritischen Jahr 1933 dort promoviert, 1939 musste er auswandern und kam über England nach Amerika, wo er schliesslich nach den üblichen Anfangsschwierigkeiten die Professur an der Universität von Indiana erhielt. Immer literarisch interessiert und aktiv tätig, auch mit einer echten poetischen Begabung ausgestattet, übersetzte er die Gedichte von Nelly Sachs ins Englisch, machte die mit dem Nobelpreis geehrte Dichterin durch Vorträge und Vorlesungen in Amerika bekannt, und konnte auch seine eigenen Gedichte in Buchform veröffentlichen. Der ausgezeichnete und bei seinen Studenten sehr beliebte Lehrer war auch Vorstandsmitglied der Deutschen Literarischen Gesellschaft in Chicago. *Febr. 11, 1977 P.I.*

Aufbau, Jan 28 &  
1977

## Gerhard Gerechter gestorben

Plötzlich und unerwartet starb, als Folge einer Herzkrise, die ihn bei einem kurzen Spaziergang auf offener Strasse ereilte, Gerhard G. Gerechter, eine der bekanntesten Persönlichkeiten der New Yorker Emigration, wenige Monate vor seinem 70. Geburtstag. Der gebürtige Berliner hatte in jungen Jahren eine städtische Beamtenlaufbahn eingeschlagen und war im Berliner Polizeipräsidium tätig. Die Hitlerjahre brachten ihm schwierige Emigrationsphasen, namentlich im Shanghai-Ghétto, bis er endlich mit seiner Familie in New York landen konnte.

In Amerika entfaltete er eine vielseitige Tätigkeit: er war offizieller Auslandsvertreter der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Mitarbeiter an sozialdemokratischen deutschen Zeitungen und Zeitschriften, aktiv in der Odd Fellows-Loge und anderen gemeinnützigen Organisationen und nicht zuletzt Mitbegründer und langjähriger Präsident der "Shanghai Association", der Interessenvertretung der ehemaligen Shanghai-Flüchtlinge. Namentlich in diesem letzteren Amt hat er für seine ehemaligen Leidensgefährten enorm viel geleistet: noch vor kurzem leistete er entscheidend gute Dienste bei der Entstehung und Veröffentlichung eines grossen Geschichtswerkes, das diese Shanghai-Episode der Hitlerverfolgung zum Thema hat. Gerhard Gerechter, der auch häufig im "Aufbau" zu Worte kam, wird von zahllosen Menschen, denen er mit Rat und Beistand zur Seite stand, schmerzlich vermisst werden.



## KAETE DAN - IN MEMORIAM

Am 14. Februar ist meine Freundin Käte Dan-Rosen in Haifa gestorben. Käte Dan — wie viele gibt es noch, für die dieser Name ein „Begriff“ ist? Sie war ja seit 45 Jahren Käte Rosen, die Frau von Josef Rosen (Rosenblüth), dann die Mutter von Dan Rosen. Für die Genossen der Jugend und der frühen Jahre hier im Land, die ihr seit sechzig und mehr Jahren in Freundschaft verbunden waren, blieb sie „KÄTE DAN“.

Ich lernte Käte Dan etwa im Jahre 1910 oder 1911 kennen, als sie in den zionistischen Frauensportclub (I.F.F.T.U.S.), dem ich angehörte, eintrat. Sie war damals 18 Jahre, eine ungewöhnlich gute Turnerin, das Glanz- und Schaustück unseres Bundes. Käte war die Jüngste in ihrer Familie. Längst ist keines der Geschwister mehr am Leben. Die geliebte älteste Schwester, eine Ärztin, ist in der Nazizeit umgekommen, eine andere Schwester irgendwo im Rheinland auf der Flucht bei einem Bombenangriff. Die Familie des einzigen Bruders rettete sich hierher. Seine Tochter, Lotte Noam (Nussbaum) lebt in der Schweiz.

Käte, deren Familie damals auf die finanzielle Beihilfe aller Geschwister angewiesen war, arbeitete einige Jahre, gleich nach der Schulzeit, als Sekretärin in einem Büro. Erst später war es ihr möglich, einen ihr entsprechenden Beruf zu wählen. Sie wurde, ihrer besonderen Begabung folgend, Turnlehrerin und bildete sich speziell in schwedischer Gymnastik aus. Zusammen mit ihrer Schulfreundin Grete Ascher öffnete sie ein Institut für Gymnastik, damals etwas recht Modernes in Berlin. Als der Entschluss in ihr reifte, mit ihrem Zionismus Ernst zu machen und nach Erez Israel zu gehen, suchte sie noch nach einer Haechsechara. Sie machte in Überspringung einiger Monate in aller Geschwindigkeit das Examen als Haushaltungslehrerin. Noch eine kurze Periode der Praxis, und sie packte ihre Koffer. Im Jahre 1922 begann dann ihr fast abenteuerlicher Weg im Lande. Zunächst führte er sie nach Safed: der „Joint“ bot ihr eine Stellung als Haushaltungslehrerin in einem Kurs für 10 Waisenkinder, diesen sozusagen an Hand der Führung eines winzigen Hotels von 4 Zimmern. Dieses Hotelehen, die „Achsania“, war der Urkern ihres eigenen Hotels, das schliesslich in dem durch lange Jahre wohlbekannten Hotel, „Pension Käte Dan“ in Tel-Aviv seine Glorie fand.

Die Achsania war das originellste Hotel, das sich vorstellen liess. An modernem Masstab liess es sich nicht messen, schon gar nicht, was den Bau (ein altes arabisches Haus) und die innere Ausstattung anbelangte, denn es war, obwohl

blütensauber, (schon das eine Seltenheit damals in Erez Israel), ausserordentlich primitiv. Aber es war das non plus ultra an genialischer Herrichtung und von ganz persönlichem Charme im Service. Dieser Charme ging einzig und allein von der Persönlichkeit Käte Daus aus. Sie gewann nicht nur die Bewunderung, sondern auch die Hilfsbereitschaft der Gäste, die rasch zu Freunden wurden, sowie das Vertrauen der Männer, die in der Lage und bereit waren ihr zu helfen, als der kleine Rahmen zu eng wurde für Kätes Tatendrang.

Das Schicksal hat in turbulentem Wechsel Käte Dan einmal begünstigt und ihr dann wieder alles Erreichte zerschlagen. Safed musste aufgegeben werden, — gerade in dem Augenblick, als es ihr gelungen war, ein wunderschönes grosses Haus in herrlicher Lage zu mieten. Die Achsania war längst nicht mehr „Joint-Institution“, sondern Kätes alleiniger Besitz.

Die Unruhen, dieses schauerliche Wort, das uns durch die langen Jahre des Aufbaus geleitete, machten im Jahre 1929 ein Bleiben in Safed unmöglich. Käte zog mit dem Rest des Mobiliars nach Tel-Aviv. Eine kurze Weile schlief ihr Drang zum Hotelwesen. Aber dann erwachte ihr Tatendrang gerade für dieses Gebiet erneut, und wieder war es der denkbar primitivste Rahmen, dem sie sich anpassen musste: ein verkommenes Hotel stand zur Vermietung. Es lag — übrigens ganz gesetzeswidrig — einsam ganz nahe am Strand. Käte sah sofort die Möglichkeiten einer solch bevorzugten Lage, sie ging wieder mit vollem Krafteinsatz ans Werk. Wieder erstand aus unmöglichen Gegebenheiten ein kleines Hotel, das den typischen Charme der Käte-Dan-Atmosphäre ausstrahlte. Hier arbeitete sie, wohl zwei Jahre, während derer sie so viel Geld beiseitelegen konnte, um ihre Ziele höher zu stecken: ein

eigenes Haus, ein wirkliches Hotel. War dieses ersparte Grundkapital gross genug? Wohl nicht: es waren genau 200. L.P., — auch für damalige Zeiten eine lächerliche Summe für den Beginn eines solchen Unternehmens.

Wieder spielte ihr das Schicksal einen Streich: einer ihrer mächtigsten und einflussreichsten englischen Gönner starb in dem Augenblick, als seine Hilfe fast unumgänglich nötig gewesen wäre. Aber wir gaben's nicht auf. Ich sage „wir“, denn diese Epoche haben wir wirklich gemeinsam, durchaus zu zweien, durchlebt, — vom ersten Gedankenaustausch an, über scheinbar unlösbare Rechenexempel, durch einen Wust von Widerständen bis zur Errichtung des neuen Hauses und der siegreichen Eröffnung der „Pension Käte Dan“ in der Yarkonstrasse in Tel-Aviv. Dass das Unternehmen ein voller Erfolg war, wissen noch die alten Tel-Aviver. „Pension Käte Dan“ war jahrelang das beste und beliebteste Hotel der Stadt, mit seiner grossen Terrasse überm Mittelmeer, mit dem Blick auf die leuchtenden Sonnenuntergänge, ein beliebter Aufenthalt für alle Welt. Es stand an der Stelle, wo jetzt das Dan-Hotel ist, das in gewissem Sinne den damals berühmten Namen weiterführt.

Der genialische, oft naive Schwung, dem Safed's Achsania seinen Charme verdankte, genigte nun allerdings nicht mehr. Es war keineswegs leicht, in dieser Zeit, — das Haus wurde 1931 gebaut, diesen Betrieb auf einen Standard zu bringen, der mit der fortschreitenden Entwicklung Schritt halten konnte. Hauspersonal, vor allem Kellner zu erziehen, verlangte unter Umständen Härte, — das Unternehmen rentabel zu machen, strengste Wirtschaftlichkeit. Käte hatte sich in diesem Kampf des öfteren Feinde gemacht, aber der Erfolg rechtfertigte sie. Dieser Er-

folg beruhte vor allem auf der Intensität ihres Wesens. Schon in ihrer Jugend hatte sie eine besondere Sicherheit und Kraft ausgestrahlt. Es war ihr Teil, in jedem Freundschaftsbund, wie Jugend ihn zu schliessen pflegt, die Führende zu sein. Auch in reiferen Jahren übte diese Frau, die keineswegs hübsch war, eine grosse Anziehungskraft aus, so stark blühte das Temperament aus ihr hervor, verbunden mit einem besonderen Sinn für Humor. Käte hatte inzwischen Josef Rosenblüth geheiratet. Er wurde ihr Partner und ständiger Helfer in der Führung des Hotels. Ihr Sohn wurde geboren, und sie war auf dem Gipfel des persönlichen Glücks.

Auf der Höhe des Erfolges schlug das Weltgeschehen ihr auch diese Arbeit in Stücke. Die tragischen Nachrichten über das Ergehen ihrer Angehörigen in Deutschland blieben nicht ohne Einfluss auf ihre Gesundheit. Sie erkrankte mit sehr beängstigenden Symptomen, die aber zu einer Fehldiagnose führten. Zunächst gesundete sie zwar, aber die alte Spannkraft kehrte nie mehr zurück. Der Krieg nahm ihr die Entscheidung, sich vielleicht zeitweilig von der Arbeit zurückzuziehen, aus der Hand. Das Haus wurde von der britischen Militärbehörde beschlagnahmt. Es musste innerhalb eines Tages geräumt werden. Auf Grund ihrer geschädigten Gesundheit hat sie dann auch nach Kriegsende die Arbeit nicht wieder aufgenommen. Das Haus wurde verkauft, Josef und Käte setzten sich zur Ruhe.

Josefs plötzlicher Tod war ein Schlag mehr, der Kätes erschüttertes Nervensystem schädigte und ihre Gesundheit untergrub. Im Alter flackerte ihre Schaffensfreude aber auf einem gänzlich unerwarteten Gebiet noch ein Mal produktiv auf: sie begann zu malen. Waren es auch keine grossen Kunstwerke, diese zahlreichen stark farbigen Studien, so zeigen sie doch grosse Frische und übrigens eine erstaunliche Tendenz, sich moderner Ausdrucksmittel zu bedienen.

Noch etwa ein Jahrzehnt konnte sie sich an der Familie ihres Sohnes Dan freuen; es blieb ihr noch Kraft, ihm und seiner Frau Katja zu helfen, und sie sah ihre beiden Enkelkinder, die an ihr hingen, heranwachsen. Dann aber setzte unaufhaltsam, Schritt für Schritt, das Absinken ins Greisenalter ein.

Käte Dan-Rosen war eine starke, ausserordentlich mutige und höchst amüsante Frauengestalt, auf Liebe und Hass gestellt, gewiss nicht ohne Fehler, — aber wer hat keine? Sie war eine von denen, deren Leistung im Aufbauwerk unseres Landes eine Rolle gespielt hat, und deren Geschichte, schon fast vergessen, ich noch einmal habe heraufbeschwören wollen.

LOTTE COHN



**Frühlingsluft und Duft  
und die bezaubernde  
Atmosphäre der  
„Kleinen Schweiz“  
geniessen Sie im Kurhotel**

**Ya'arot hacarmel**

**Unser Sonderangebot bis zum 15.4.78:**  
IL 300.- + MWST. pro Person im Doppelzimmer  
einschliesslich Vollpension mit 6 Mahlzeiten —  
koscher. Vielseitige Diät auf Wunsch, jeden Abend  
Unterhaltungsprogramm.

**GRATIS: Bei Aufenthalt von sieben  
Tagen erhält jeder Gast zwei  
Antistress-Mineralbäder umsonst.**  
Bestellungen und Einzelheiten:

Ya'arot Hacarmel, Health Resort, HAIFA, 04-221131

## Der geistige Aristokrat des Urwaldes

*Aufbau*  
*Sept 17, 1976*

**Zum Tode von Dr. Max Hermann Maier, Rolandia-Brasil**

Auf meinem Schreibtisch liegt ein Rundschreiben, mit dem sich Max Hermann Maier für die Glückwünsche aus der ganzen Welt bedankt, welche er aus Anlass seines 85. Geburtstages am 25. Juni erhalten hatte. Es schildert in eigenen Worten das reiche Leben dieses Mannes, der an der Seite seiner Gattin Mathilde ein Stück Europa

und klassischer europäischer Bildung in den brasilianischen Urwald verpflanzt hat. Von der Kaffeeplantage aus verbanden diesen bescheidenen und hochbegabten und gütigen Menschen Kontakte mit Gleichgesinnten in der ganzen Welt. Zeuge beredter Form für dieses Leben ist seine Selbstbiographie.

Heute erreichte uns die Nachricht von seinem Tode. Mit ihm geht ein Stück der wertvollsten Geschichte des deutschen Judentums dahin, in welchem die Symbiose zwischen dem Vätererbe und Europa zu einer lebendigen Kraft geworden war. Schon in Europa hatte der junge Jurist sich lebendig und mit ganzem Herzen für jüdische Belange eingesetzt, ganz besonders in schwerster Zeit in der Auswandererberatung, mit Sitz in Frankfurt/Main. — Mit erfüllter Mission in Deutschland, soweit das unter den Verhältnissen möglich gewesen war, kam er in den brasilianischen Urwald und stellte, mit seinem Heim als jüdisch-europäisches Kulturzentrum, einen neuen Typ von "Fazendeiro", Gutsbesitzer, dar. Dieses Zentrum strahlte in der ganzen Gegen des Norte Do Paraná aus und weit darüber hinaus, in die ganze zivilisierte, ehemalige deutsch-jüdische Welt. An der Seite seiner Gattin hat dieser Mann im Sinne seiner Ideale wirken können, — im Urwald.

Fritz Pinkuss, Sao Paulo

**Zum Tode von  
George Melamid**

*Aufbau*  
*Sept 24*

Nach kurzer schwerer Krankheit  
verschied in Rochester (Minn  
sota), wo er in der Mayoklin  
vergeblich Heilung gesucht hat  
George Melamid aus White Plair  
N.Y., eine in Kreisen der deutsche  
jüdischen Emigration bekannte ur  
angesehene Persönlichkeit. Sein  
aus Russland stammenden Elter  
waren schon vor dem ersten Wel  
krieg nach Deutschland ausgewal  
dert, wo er 1918 in Freiburg geb  
ren wurde. Melamid ging nach Au  
bruch des Dritten Reiches zuer  
nach England und diente mit viele  
Tapferkeitsauszeichnungen im zwe  
ten Weltkrieg in der britische  
Royal Air Force. Erfolgreiche  
Kaufmann, erst in der Petroleum  
industrie und dann im Verlagswe  
sen, konnte er sich in seiner eigent  
lichen Wahlheimat, New York  
schnell durchsetzen. Aktiv im Ro  
tary Club, im Jewish Community  
Center of White Plains und vielen  
anderen Organisationen wird Geor  
ge Melamid nicht nur von seiner  
Familie, sondern auch von zahl  
losen Freunden und Bekannten  
schmerzlich vermisst werden.

*1976*



## Ludwig Kunz gestorben

In Amsterdam starb der aus Gör-  
litz stammende Ludwig Kunz, der,  
von Hause aus Industrieller, Zeit  
seines Lebens intensiv mit dem  
Kunst- und Literaturwesen seiner  
Zeit verbunden war. Enger Freund  
von Max Hermann Neisse, freund-  
schaftlich und kollegial in Kontakt  
auch mit Gerhart Hauptmann, Her-  
mann Hesse und Stefan Zweig, war  
er in Deutschland Begründer der  
Kunstzeitschrift "Die Lebenden",  
mit der er unbekannte junge Künst-  
ler zu fördern suchte. Von einer  
holländischen Familie während der  
holländischen-Notjahre versteckt  
gehalten, begründete er nach  
Kriegsende die holländische Kunst-  
zeitschrift "Kim", war in Amster-  
dam als Kunstkritiker tätig und  
wurde von der holländischen Re-  
gierung durch die Verleihung des  
Prinz-Bernhard-Preises geehrt. Er  
erreichte ein Alter von 75 Jahren.

Auffbau, July 16, 1976

## Sir Ernst Boris Chain siebzigjährig

Der Nobelpreisträger Sir Ernst Boris Chain, Biochemiker und berühmt geworden vor allem durch seine Mitwirkung bei der Entwicklung des Penicillins, konnte soeben in London seinen siebzigsten Geburtstag feiern, von der englischen Königin, der Regierung, dem israelischen Staatspräsidenten Professor Katzir (einem engeren Berufskollegen!) und der britischen "Royal Society" zu diesem Anlass geehrt.

Dass er in Berlin geboren wurde, sei ein Zufall gewesen, hat er einmal erklärt. Seine Familie sei russischer Herkunft, er sei also ein Ostjude. Immerhin, in der ehemaligen Reichshauptstadt besuchte und absolvierte er Gymnasium und Universität, und hier lag auch der Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn: Von 1930 bis 1933 arbeitete er im Chemischen Institut der Pathologischen Abteilung der Charité. (Erst 28 Jahre danach sah er Berlin wieder, als er 1961, zusammen mit Professor Dr. Otto Warburg und dem damaligen Regierenden Bürgermeister Willy Brandt, an einer Informativveranstaltung des Weizmann-Instituts beteiligt war.)

Was sich seit dem Beginn der

ihm aufgezwungenen Emigration im Werdegang des Biochemikers abgespielt hat, spiegelt sich in seinem Wirken an verschiedenen Forschungs- und Lehrstätten wider: An den Universitäten Cambridge (1933 bis 1935) und Oxford (1936/48) sowie als Wissenschaftlicher Direktor am Internationalen Forschungszentrum für chemische Mikrobiologie in Rom (1948/64) und, seit 1961, als Professor an der Universität London. Seit der Mitentdeckung des Penicillins hat er Ehrendoktorate westeuropäischer sowie nord- und südamerikanischer Universitäten, darunter des Albert Einstein College für Medizin in New York, empfangen, ferner die Ehrenmitgliedschaft wissenschaftlicher Institute in aller Welt, nicht zuletzt des Weizmann-Instituts, sowie den Nobelpreis, den er 1945 mit zwei anderen englischen Forschern, den Professoren Fleming und Florey, teilte. Vor sieben Jahren wurde er in den englischen Adelsstand erhoben und damit "Sir Ernst".

Professor Chain gehört zur Exekutive des Jüdischen Weltkongresses und war einer der Schirmherren des "Thank-You-Britain"-Fonds

NEW YORK STATE

UK SA NA LODGE

## Walter Feuchtwanger zum 60. Geburtstag

*Aufbau*  
July 16, 1976

"Adel" gab es bei Juden nie; was zählte und auch noch heute primär zählt, ist ein Adel des Geistes und der guten Familie. In diesem Sinne darf man, ohne zu retuschieren oder zu schmeicheln, die Familie Feuchtwanger, die ihre Anfänge in Bayern auf das Jahr 1786 zurückverfolgen kann, hervorheben. Der Ahnherr Seligmann Feuchtwanger in Fürth hatte 18 Kinder und sein Urenkel Martin Feuchtwanger, der 1952 in Tel Aviv sein Buch "The Feuchtwanger Family" publizierte, konnte damals schon 1400 Nachkommen nachweisen; zwei Drittel erblickten in Bayern das Licht der Welt. Fast 100 Feuchtwangers fielen den Nazis zum Opfer.

Ärzte und Anwälte, Schriftsteller (der berühmte Lion und der kaum weniger bedeutende Ludwig, der die "Bayerische Israelitische Gemeindezeitung" redigierte, seien erwähnt), Komponisten und Kunsthistoriker gab es unter den Feuchtwangers und — last not least — auch Bankiers. Angelo Feuchtwanger, strengfrommer Jude und Stammgast im Hofbräuhaus, musste 82jährig ins Heilige Land emigrieren. Er hatte lange das I. L. Feuchtwanger Bankhaus (das 1857 in München gegründet war) geleitet, und so war es nur eine gute Tradition, die Walter Feuchtwanger aufleben liess, als er 1959 die W. Feuchtwanger Bank KG (heute mit der ADCA verschmolzen) begründete. Heute ist er noch Direktor vieler in- und ausländischer Gesellschaften, sowie ehrenamtlicher Handelsrichter am Landgericht München I. Ausserdem verwaltet er noch ein bedeutendes Volumen an individuellen Vermögen und übernimmt einschlägige Beratungen und Vermittlungen.

An jüdischen Dingen ist Walter Feuchtwanger, der soeben seinen 60. Geburtstag feiern konnte, heute so aktiv interessiert wie eh und je, u.a. als Mitglied des Revisionsausschusses und des Ehrengerichts der Münchner Kultusgemeinde. Sein Rat und seine tätige Hilfe werden gern und oft in Anspruch genommen. Zu seinen zahlreichen Hobbies gehören u.a. das Fliegen, Klettern, Skifahren und Lesen. Daneben beherrscht er sieben Sprachen.

**Hans Lamm**



## Baruch Graubard gestorben

*Auffrau  
Okt 29. 1976*

Eben erst hatte der Bayerische Rundfunk in seinem Winterprogramm 1976/77 angekündigt, die Ansprachen in den seit 30 Jahren an jedem Freitagnachmittag ausgestrahlten "Religiösen Feiern der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern" würden, wie bisher, von Rabbiner H. I. Grünwald und Professor Baruch Graubard gehalten, da erreicht uns die Nachricht vom Ableben des Letzteren in München. Kurz zuvor hatte der in Rumänien geborene Gymnasiallehrer und Professor seinen 76. Geburtstag begehen können.

Als Überlebender schwerer nationalsozialistischer Verfolgung war er seit 1945 in München ansässig. In all diesen Jahren hat er sich, abgesehen von reger Presse- und regelmässiger Rundfunkmitarbeit, auf jüdisch-kulturellem Gebiet vielseitig, anspornend und intensiv betätigt, bald nach Kriegsende schon im Zentralkomitee der befreiten Juden in der amerikanischen Zone, später in der Israelitischen Kultusgemeinde München und im Landesverband der israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, deren Vorständen er zeitweise angehörte, sowie im Direktorium des Zentralrats der Juden in Deutschland (Düsseldorf), dessen Kulturkommission er lange leitete.

Immer und überall spürte man in Baruch Graubard den erfahrenen Pädagogen, den kenntnisreichen, betont jüdischen Lehrer, den besessenen Bildungsorganisator, der nicht zuletzt an der Förderung der Erwachsenenbildung interessiert war. Um die Wende der vierziger

Jahre sah man ihn in München an der Spitze eines Hebräischen Gymnasiums, für das unter den damaligen Verhältnissen ein Bedarf bestand. Bis 1958 wirkte er an der Universität Marburg/Lahn als Lehrbeauftragter für Judaistik, wie er sich überhaupt in seinen späteren Lebensjahren zusehends stärker im Bereich christlich-jüdischer und deutsch-israelischer Verständigungsarbeit bewegte.

**E. G. Lowenthal**

Sept 3, 1976  
AUFBAU

## Ludwig Loeffler 70 Jahre

Ein Name ist aus der Wiedergutmachungsgeschichte nicht hinwegzudenken: Ludwig Loeffler! Am 2. September wurde er siebzig Jahre und war bis vor wenigen Jahren der Leiter der Arbeits- und Sozialbehörde der Hansestadt Hamburg. Entscheidend war daneben Ludwig Loefflers Einsatz für den Aufbau der jüdischen Nachkriegsgemeinden, besonders der Hamburger Gemeinde. Bereits im September 1945 führte er bei der Gründungsversammlung der Hamburger Jüdischen Gemeinde den Vorsitz. Mit seiner ganzen Kraft setzte er sich für den Wiederaufbau jüdischer Organisationen ein und gehört als Gegner der Liquidation jüdischen Lebens in Deutschland zu den Pio-

nieren und Wegbereitern jüdischer Aktivität im Nachkriegsdeutschland. Obgleich seine Tätigkeit im Dienst des Hamburger Senats ihn vollauf in Anspruch nahm, hat er sich stets als Vorstandsmitglied der Hamburger Gemeinde wie auch in verschiedenen anderen Funktionen für die jüdischen Belange vollauf eingesetzt.

Bis zum Jahre 1933 war Ludwig Loeffler als Assessor bei der Hamburger Staatsanwaltschaft tätig. Im Zuge der sogenannten Machtergreifung wurde er entlassen. Danach stellte er sich mit seinem ganzen Können und Wissen für die Hamburger Jüdische Gemeinde zur Verfügung, bis das Jahr 1943 kam, in dem er mit seinen Eltern zuerst in

das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert wurde und dann in die KZ Auschwitz-Birkenau und Grossrosen. Er hatte das Glück, zu überleben und kehrte nach Hamburg zurück. Bereits 1945 wurde Loeffler in den Staatsdienst eingestellt und wurde Leiter des Amtes für Wirtschaft und Verkehr, und 1949 wurde er Leiter der Behörde für Wirtschaft und Verkehr und 1954 zum Leiter der Arbeits- und Sozialbehörden ernannt.

Von weittragender Bedeutung war Loeffler bei der Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland zu einem demokratischen Rechtsstaat, aber ebenso ist sein Wirken nicht hinwegzudenken aus der Nachkriegsgeschichte der Hamburger Jüdischen Gemeinde. Sein bleibendes Verdienst ist es, dass er trotz seiner Erfahrungen im Dritten Reich sich mit einer Aktivität wie es kaum eine zweite gegeben hat, für den Aufbau eines geordneten Beamtenapparates im rechtsstaatlichen Sinne einsetzte. Mit juristischem Scharfsinn und Pflichtgefühl ausgestattet, gewann er als ein Mann, der es verstand, objektives Handeln und Denken mit Begeisterung zu verbinden, einen Ruf weit über Hamburg hinaus. Trotz der grossen Bürde, die ihm seine Tätigkeit im Hamburger Senat auferlegte, war er von 1952 bis 1973 Mitglied des Beirats der jüdischen Gemeinde. Er ist heute stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums des Jüdischen Krankenhauses, und war von 1971 bis 1973 Präsident der Joseph-Carlebach-Loge des Ordens B'nai B'rith.

Hermann Lewy

## Prof. Michael Polanyi gestorben

Der seit 1958 im tätigen Ruhestand lebende Professor Michael Polanyi, jetzt 84jährig in Oxford verstorben, muss universell begabt gewesen sein. Von Hause Physiker und Chemiker, betätigte er sich später vor allem auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und der politischen Philosophie; er vertrat nämlich den Standpunkt, unsere Welt bedürfe mehr der Gesellschafts- als der Naturwissenschaften. Das war auch der Grund dafür, dass er 1948 seinen Lehrstuhl für physikalische Chemie, den er, der Flüchtling aus Berlin, seit 1933 an der Universität Manchester (England) innehatte, aufgab und seitdem, im weiteren Sinn, Sozialwissenschaften lehrte. Vorher schon war dieser Wandel in seinen Schriften (über russische Wirtschaft, 1935; "Vollbeschäftigung und Freihandel", 1945 u.a.) sichtbar geworden.

Geboren und aufgewachsen in Budapest, wurde Polanyi 1923 Privatdozent an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg und, unter dem Nobelpreisträger Professor Fritz Haber, Mitarbeiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie in Berlin-Dahlem (1949 wurde er Auswärtiges Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft). In seiner Emigrationszeit hat er, vor und nach seiner Emeritierung, als Gastprofessor an mehreren englischen und amerikanischen Universitäten gewirkt.

*Aufbau, Juni 25. e.g.l.*

1976

„Aufbau“ nimmt



Als profunder Kenner der islamischen Kunst wurde Professor Dr. Richard Ettinghausen (Princeton und New York) begrüsst und gewürdigt, als er, vor Jahresfrist in den Orden pour le mérite für Wissenschaften und Künste (Bonn) gewählt, unlängst in diesem Kreis zum ersten Mal persönlich erschien. Dabei verschwieg der Ordenskanzler, Professor Dr. Kurt Bittel (Berlin), nicht, wie schwer Ettinghausen von den Ereignissen des Jahres 1933 betroffen war, als er in der islamischen Abteilung der Berliner Staatlichen Museen tätig war. Der gebürtige Frankfurter wirkt seit 1934 in den USA und bekleidet dort angesehene Stellungen im Bereich der Kunstwissenschaft.

Hilfhan, Aug 29 EGL  
1976

## Frank Arnau gestorben

*Aufbau*  
Febr. 20 1976

Nach kurzer Krankheit ist der bekannte Kriminologe und Schriftsteller Frank Arnau kurz vor seinem 82. Geburtstag gestorben. Der zuletzt in Bissone (Tessin) wohnhafte gewesene, Autor von über einhundert Büchern war als Kriminologe, Gutachter, Fachbuchautor und Kriminalschriftsteller weit bekannt; er gehörte zu den Freunden und gelegentlicher Mitarbeiter des "Aufbau". Frank Arnau galt als unermüdlicher Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit; in den sechziger Jahren war er Präsident der deutschen Liga für Menschenrechte.

Seinen internationalen Ruf als Schriftsteller und Kriminologe holte sich der 1894 geborene Frank Arnau, Sohn eines Schweizer Hoteliers, vor allem durch seine Tätigkeit als Gutachter und Experte in grossen Kriminalprozessen. Seiner Expertentätigkeit auf kriminologischer Ebene verdanken einige zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilte ihre Unschuldsbeweise und spätere Freilassung.

Der praktischen Arbeit in der Gerichts- und Polizeiberichterstattung folgten bald Arnaus erste Kriminalromane und Essays über einschlägige Themen. Nach dem Ersten Weltkrieg übersiedelte er 1918 nach Deutschland, wo er mehrere Theaterstücke verfasste, am "Deutschen Theater" Regie führte und unter vierzehn Pseudonymen über fünfzig Kriminalromane verfasste.

1934 erschien in Paris sein erster Bestseller, "Die braune Pest", ein anti-nationalsozialistisches Buch. Es folgte eine Einladung der brasilianischen Regierung, die ihn nach Rio de Janeiro übersiedel liess. Arnau, der 1925 bis 1928 als Automobilrennfahrer einige Ren-

nen gewann, war in Rio de Janeiro massgeblich am Aufbau der deutschen Mercedes-Werke beteiligt, in deren Vorstand er auch gewählt wurde.

1949 kehrte Arnau nach Europa zurück. Resultate seiner unvorstellbar vielseitigen Schaffenskraft wurden nun zahlreiche Fachartikel sowie die Bestseller "Der verchromte Urwald", sein "Lexikon der Philatelie", "Kunst der Fälscher, Fälscher der Kunst", "Die Strafrechtspflege in der Bundesrepublik", "Das Auge des Gesetzes", eine "Geschichte der Kriminalpolizei", u.a.m.

1970 übersiedelte Frank Arnau in die Schweiz, nach Bissone. Zwei Jahre zuvor war er vom amerikanischen Gliedstaat Tennessee als bisher einziger Nicht-USA-Bürger zum Ehren-Sheriff auf Lebenszeit ernannt worden. Im Tessin verfasste er noch seine Autobiographie "Gelebt — Geliebt — Gehasst" sowie einen Dokumentar-Bericht zum Watergate-Skandal ("Der Sumpf").

\* \* \*  
P. H.

In den Nachrufen auf den soeben verstorbenen Schriftsteller Frank Arnau ist eines der wichtigsten — aber weithin unbekanntes — Ereignisse seines Lebens nicht erwähnt worden, das aber von historischem Interesse ist.

Frank Arnau war wohl der Erste, der ein Attentat auf Hitler plante, das durch das Eingreifen eines Gestapo-Spitzels verhindert wurde. Im Jahre 1934 traf er, wie aus Akten festgestellt werden konnte, in Holland Vorbereitungen, um von einem Flugzeug aus Bomben auf die Kroll-Oper in Berlin abzuwerfen. In dieser tagte, da der Reichstag durch Brandstiftung zerstört war, der neue Hitler-Reichstag, — in Wirklichkeit die von Hitler ernannten und gut bezahlten Systemfunktionäre und Claqueure. Hitler sollte an einem bestimmten Tage eine Rede halten und Frank Arnau plante, von einem in Holland startenden Flugzeug eine Bombe auf das Gebäude abzuwerfen. Dieser Plan war schon ziemlich weit fortgeschritten, als durch Zufall ein Gestapospitzel von geheimnisvollen Vorgängen erfuhr und damit der Plan aufgegeben werden musste.

In Holland wurde über dieses Vorhaben Stillschweigen bewahrt; es ist erst nach dem Kriege bekannt geworden. Ich selbst habe mit dem Verstorbenen darüber gesprochen.

R. M. W. Kempner

## Abschied von Tilly Losch

Weit zurück ins Land der Jugend führt uns Tilly Losch; und wie sie als Tänzerin uns einst bezaubert hat, das haben wir stets als ein glückliches Erinnern unvergesslicher Ballettabende empfunden. Früh, ein Kind noch, war Tilly Losch in die Ballettschule der Wiener Hofoper aufgenommen worden; einem Haus (später Staatsoper genannt), dem sie, später zur Solotänzerin avanciert, bis 1927 die Treue bewahrte. Sie verkörperte u.a. die Titelrolle in Franz Salmhofers "Das lockende Phantom"; sie tanzte die Rolle der Prinzessin Teeblüte in der von Richard Strauss dirigierten Uraufführung seines "heiteren Wiener Balletts, Schlagobers", mit Gusti Pichler, Hedy Pfundmayr. Adele Krau-

senecker, Toni Birkmeyer und den Brüdern Rudolf und Willy Fränzl, den Elitekräften des Staatsopernballetts, in anderen führenden Rollen.

Und dann sind wir Tilly Losch als einer delikaten Schauspielerin im Burgtheater begegnet; bald auch bei den Salzburger Festspielen, wohin Max Reinhardt sie geholt hatte, um den von ihm inszenierten "Sommer nachtstraum" zu choreographieren. Oft kam sie — zusammen mit Harald Kreutzberg halb-Europa durchreisend — wieder nach Wien. Tournéeen mit Reinhardt brachten sie nach England und Amerika; und schliesslich wurden die USA ihre zweite Heimat; sie eroberte den Broadway sowie Hollywood. Von ihr strahlte das Fluidum einer eigenwilligen, ernsthaften und dennoch charmanten Persönlichkeit aus — jenes "gewisse Etwas", das wahres Künstlertum bekundet.

Für uns, die wir Tilly Losch oft als die Luise Rainer der Tanzkunst bezeichnet haben, gibt es heute nur das Wort des Dankes: wir wissen, was wir an dieser in einem New Yorker Krankenhaus einem schweren Leiden erlegenen Künstlerin verloren.

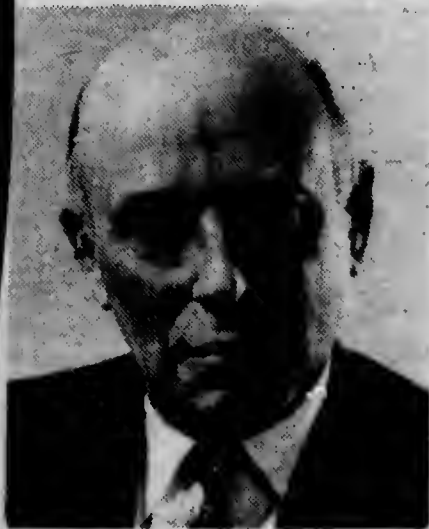
**Robert Breuer**

*Max Reinhardt  
Jan. 9, 1976*



Aufbau, Teil. 13  
1976

## Fred Bielefeld gestorben



Der langjährige Präsident des "New World Club" in New York, später dessen Sekretär und bis zuletzt noch Ehrenmitglied des Clubvorstandes, ist nach langem Leiden im Alter von 78 Jahren verstorben. Fred Bielefeld war aus seiner Heimatstadt Karlsruhe bereits nach Abschluss seines Studiums nach Amerika ausgewandert, um der deutschen Inflation zu entgehen, und hatte seitdem in New York residiert. 1925 gründete er mit einigen Freunden — siehe an der Zahl — einen kleinen Verein, der sich "German Jewish Club" nannte und aus dem später der "New World Club" hervorging, der in den Hitlerjahren zu einer hochwichtigen politischen und sozialen Organisation der Hitlerflüchtlinge aus Mit-

teleuropa wurde, und heute noch diese bedeutsame Funktion erfüllt. Fred Bielefeld wurde Präsident des Clubs und dieser Eigenschaft Verleger und Herausgeber des "Aufbau", der nach wie vor dem "New World Club" gehört.

- Es gibt keinen Aspekt der Clubaktivitäten und der damit verbundenen Sozialarbeit unter Hitlerflüchtlingen, der Fred Bielefeld nicht mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit gedient hat. Er hat Affidavits für Leute ausgestellt, denen sonst die Einwanderung nach Amerika unmöglich gewesen wäre, er hat Neueinwanderern Arbeit verschafft, er hat Sprachunterricht organisiert, die Sportgruppe des Clubs ebenso gefördert wie die literarischen Abendveranstaltungen und rein gesellschaftliche Tanz- und Unterhaltungsprogramme, sowie landsmannschaftliche und politische Kundgebungen. Vom New World Club ausgehend betätigte er sich auch in anderen Organisationen, namentlich dem Hilfswerk der "Blue Card". Noch in seinen letzten Lebensjahren, vom Berufsleben zurückgezogen, besuchte er oft die Redaktion des "Aufbau", sich nach dem Wohlergehen des ihm ans Herz gewachsenen Blattes erkundigend und an allen Problemen von Verlag und Redaktion in hohem Anteil nehmend. Im New World Club und beim "Aufbau" wird man Fred Bielefeld nie vergessen.  
H. St.

Aufbau, Aug. 27, 1976

## Festschrift für Professor Luitpold Wallach

An der Münchner Universität und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde eine Festschrift für Professor Luitpold Wallach (von der Fakultät für klassisches Altertum an der University of Illinois) von Professor Karl Bosl überreicht. Die Feier fand anlässlich des 65. Geburtstages von Professor Wallach statt, der in seinem deutschen Geburtsland wie in seiner amerikanischen Exilheimat anerkannt ist. München, Laupheim, Tübingen (Doktordissertation), Berlin (Rabbinat), Cornell University (Ph. D.) und eine Reihe anderer führender amerikanischer Univer-

sitäten prägten das Lebensbild und die wissenschaftliche Laufbahn von Luitpold Wallach. Es ist wohl das erste Mal, dass ein amerikanischer Gelehrter auf diesem Forschungsgebiet durch einen Sammelband gewürdigt wurde, der Beiträge international anerkannter Fachkollegen enthält, und zwar 17 wissenschaftliche Abhandlungen in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache. Gelehrte aus Deutschland, Österreich, Belgien, Frankreich, England, Italien, Jugoslawien, Kanada, Neuseeland und den USA gehören zu den Verfassern.

Der schmucke Leinenband erschien im Rahmen der Serie "Monographien zur Geschichte des Mittelalters" (Band 11) und trägt den Titel "Gesellschaft — Kultur — Literatur" (Untertitel: "Rezeption und Originalität im Wachsen einer europäischen Literatur und Geistigkeit"). Herausgeber ist Anton Hiersemann in Stuttgart.

Der Inhalt der Festschrift spiegelt Wallachs polyhistorische Erkenntnisse wider und reicht von der Karolingischen Historiographie, mittelalterlicher Textanalyse zu komparativistischen Studien auf dem Gebiet des klassischen Altertums. Auch Talmudliteratur und die Biographie und das Gedankengut von Leopold Zunz ("Wissenschaft des Judentums") fanden ihren Niederschlag.

Der Band wird vervollständigt durch einen wertvollen Beitrag von Dr. Barbara Wallach, der jungen Gattin des Jubilars, zur Frage der klassischen Diatribe. Auch die bibliographischen Angaben über Luitpold Wallachs zahlreiche Werke wurden von ihr zusammengestellt.

Der "Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft" hat die Veröffentlichung des Sammelbandes aktiv unterstützt. Abschliessend seien die Worte des wissenschaftlichen Redakteurs der Publikation erwähnt: "Die Festschrift für Luitpold Wallach soll nicht nur höchste Anerkennung für eine Forscherleistung ausdrücken, sondern möchte auch als menschliches Dokument verstanden sein".

Henry (Heinz) A. Fischel

*N. Y. Times*

FRIDAY, APRIL 10, 1964.

## LEONARD KEESING, BANKER, 83, DIES

World Financial Operator  
Served Rothschilds

Special to The New York Times

BRONXVILLE, N. Y., April 9—Leonard Keesing, a retired international banker, died today at his home, 71 Birch Bark Road. He was 83 years old.

The most spectacular phase of his career came in the nineteen-thirties when he worked for the Rothschilds, most of that time pitting his considerable skill at intrigue against the Nazis.

Mr. Keesing was retained by Baron Louis de Rothschild, head of the Vienna house of the banking family, as personal financial adviser. Six years later he was deep in a financial cloak-and-dagger maneuver that ultimately saved the Rothschilds \$21 million

This called for the transfer to an English trust of the family's iron and coal works in Czechoslovakia, the largest in Central Europe. The next year, 1938, Mr. Keesing played an active part in long and successful negotiations for the release of Baron Louis de Rothschild, who had been detained by the Germans.

### Left Europe During War

He was born in Amsterdam in 1881 and received his early financial training with the Amsterdamsche Bank. He became an executive of the M. M. Warburg banking organization in Hamburg in 1912.

After the outbreak of World War I, Mr. Keesing moved to New York, joining Kuhn, Loeb & Co., investment bankers. He was head of the foreign department at this retirement in 1928.

Mr. Keesing turned to New York again with the advent of World War II although he continued to serve the Vienna Rothschilds. Mr. Keesing was the sole executor of Baron Louis' estate after his death in 1955.

Mr. Keesing wrote many articles and pamphlets in support of his belief in sound money policies. He also urged a conservative course in world politics, writing, for example, to *The New York Times* in 1958 that "the only possible solution" in Algeria was not independence for the country but "to give the Moslems freedom within the French nation," adding that the United States must "back France to the hilt."

Surviving are his widow, Katharina; a son, Sebastian, and two brothers, Isaac and Isidor, of the Netherlands.

There will be a private funeral service.



## DEATH OF A SPIRITUAL LEADER

In memory of Aaron Steinberg

Aaron Steinberg, who died recently at the age of 84, was a renowned Jewish scholar. He laid the foundations of the cultural activities of the World Jewish Congress and until his retirement was Director of its Cultural Department. He came from an old family of distinguished Talmudic scholars and Hebrew and Yiddish writers in Dwinsk. He and his elder brother, Isaac Nachman, attended the Pernaü Gymnasium where they were able to observe religious customs during their studies. In 1907 Aaron went to Germany to study philosophy, history and law at Heidelberg University. His former tutor, Rabbi Rabinkov, and his brother followed him and together they founded the "Heidelberg School of Talmudic Study". Nahum Goldmann and a number of other future Zionists joined the circle around Rabinkov.

The reason for the move to Heidelberg was that according to Russian regulations, even the sons of people with a right to residence had to leave as soon as they came of age, but could acquire a right of residence of their own if they studied at universities abroad. Many articles by Steinberg were soon published in Russian and in Yiddish. During the First World War, Steinberg and other aliens were interned in a German village where soon a Jewish research centre came into being and Steinberg gave a number of lectures. After the war, he returned to Russia and was instrumental in the setting up of an Institute of Learning in Leningrad where Jewish scholars like Dubnow taught. Steinberg and Dubnow became friends and when, in 1922, Russia gradually ceased to provide room for Jewish studies, they went to Berlin together. Aaron Steinberg's brother was for a while Minister of Justice, but soon came into conflict with the Bolsheviks and resigned. He, too, went to Berlin where he founded the Freeland Movement for Jewish Territorial Colonisation. He died in New York in 1957.

Aaron Steinberg was a co-founder of the *Gesellschaft fuer juedische Wissenschaft* and of the Yiddish Scientific Institute (Yivo) which recently celebrated its 50th anniversary with a scholarly congress in New York. He also translated the ten volumes of Dubnow's "World History of the Jewish People" into German and collaborated with Dubnow in a three-volume "History of the Jewish People", published shortly before the Second World War. Apart from his W.J.C. activities, he wrote for many periodicals and *Festschriften* in Hebrew, Yiddish, English, German and French. He endeavoured to form a bridge between past and present, Israel and the Diaspora, Hebrew and Yiddish. Even after his retirement, his philosophy on Jewish life and culture continued to be a spiritual influence on individuals and organisations, scholars and politicians.

JOSEF FRAENKEL

(A Memorial Meeting for Dr. Steinberg was held in London under the auspices of the World Jewish Congress in co-operation with the Association of Jewish Journalists and the Yiddish Committee on November 13.)

## Ehrung von Luise Rinser

Als am 30. April Luise Rinser ihren 65. Geburtstag beging, dachte man an das Werk dieser katholischen Schriftstellerin, die 1940 oder 1941 Schreibverbot erhielt und 1944/45 wegen angeblichen Hochverrats und sogenannter Wehrkraftzersetzung in Nazi-Gefängnissen verbrachte — darüber gibt ihr "Gefängnis-Tagebuch" (1946) Auskunft. Ihr Oeuvre ist einem echten Humanismus gewidmet; auch mit jüdischem Schicksal hat sie sich befasst, Zeugnis dafür legt beispielsweise ihre Erzählung "Jan Lobel aus Warschau" (Kassel 1952) ab.

*Aus: ... Was 3* EGI.

*Huber, Apr. 23*  
**Zum Tode von**  
**Soma Morgenstern**

*1976*

Im Alter von 85 Jahren starb in New York der aus Tarnopol, früher Galizien, jetzt zur Sowjetunion gehörig, stammende Schriftsteller Soma Morgenstern, der vor allem in der jiddischen Literatur bekannt geworden ist. Morgenstern hatte jedoch nach seinen Studentenjahren in Wien auch angefangen, deutsch zu schreiben, und war bis zum Jahre 1933 Wiener Korrespondent der alten hoch angesehenen "Frankfurter Zeitung". Seine ersten amerikanischen Bücher waren noch aus dem deutschen Urtext übersetzt; später (1955) kam hier noch "The Third Pillar" hinzu, das ein grosser Erfolg wurde und von dem verschiedene Passagen in die jüdische Gebetsliturgie übernommen wurden. Morgenstern leistete auch wesentliche Beiträge zur Popularisierung der Werke Franz Kafkas in der englisch sprechenden Welt.



## Klara Caro 90jährig

*Aufbau*  
*Jan. 21, 1976*

Wer im hohen Alter geistig so frisch und interessiert geblieben ist wie Klara Caro, die Witwe des letzten Rabbiners der früheren Synagogengemeinde Köln, Dr. Isidor Caro, der kann mit Fug und Recht von einem erfüllten Lebensabend sprechen. Am liebsten würde sie, ungeachtet der 90 Jahre, die sie am 6. Januar in New York vollendet, noch an den Sitzungen jüdischer Organisationen, denen sie nahesteht, teilnehmen. In Köln, wo die gebürtige Berlinerin seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bis in das Jahr 1942 wohnte und jüdisch-sozial wirkte, war sie, organisatorisch und rednerisch versiert, lange die Vorsitzende der von ihr gegründeten Ortsgruppe des Jüdischen Frauenbundes; auch betätigte sie sich in der Wanderfürsorge (mit Volksküche) und in der Fürsorge für weibliche Strafgefangene. Ihr und ihres Mannes Gemüthsgeist bewog die beiden, sich im Juni 1942 freiwillig dem ersten Transport von Kölner Juden nach Theresienstadt anzuschließen; sie wollten deren Geschick teilen. Während er, 67-jährig, im August 1943 an Hunger und Entbehrung zugrunde ging,

konnte seine Frau die Haftqualen durchstehen und 1945 mit mehreren hundert anderen Überlebenden in die Schweiz gerettet werden.

Nachdem sie 1947 mit ihrer Tochter in Amerika vereint war, dauerte es nicht lange, bis man ihrem Namen bald wieder in der jüdischen Öffentlichkeit begegnete; das gilt vor allem für Veranstaltungen der Gemeinde "Habonim". Klara Caro schrieb wieder Artikel, hielt Vorträge, half organisieren. In dem Altersheim, in dem sie jetzt lebt, bemüht sie sich nach Kräften um kulturelle Veranstaltungen.

1954 hielt sich Frau Caro erstmals wieder in Köln auf, als eine Tafel zum Gedenken an ihren Mann enthüllt wurde. 1963 kam sie ein zweites Mal herüber, zur Eröffnung der Ausstellung "Monumenta Judaica — 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein". Bei beiden Besuchen wurde sie gebührend gewürdigt und geehrt. Dass die Stadt, die 1970 eine Strasse nach Isidor Caro benannte, den Kontakt mit Klara Caro aufrechterhält, erfüllt die Jubilarin mit besonderer Genugtuung.

E. G. Lowenthal

## Rudolph S. Hearn's fünfundsiebzigjährig

Der seit einigen Jahren in Bridgeport, Connecticut, in der Nähe seiner Töchter lebende bekannte Graphologe Rudolph S. Hearn's, kann am 26. April seinen 75. Geburtstag feiern. Hearn's ist "Aufbau"-Lesern auch durch seine häufige Mitarbeit am Blatt, nicht nur auf graphologischem Gebiet, bestens bekannt. Der gebürtige Schlesier hatte sich zunächst auf seinem Lieblingsfach, der Graphologie, autodidaktisch ausgebildet, studierte aber nach seiner Auswanderung aus Deutschland 1936 während eines Zwischenaufenthaltes in England unter dem Graphologen Hans J. Jacoby. Nach seiner Ankunft in Amerika, sich allmählich eine neue Existenz aufbauend, wurde er schon bald als graphologischer Referent von dem Pennsylvania Institute of Criminology und anderen Vereinigungen in Philadelphia, seinem damaligen Wohnsitz, herangezogen; gleichzeitig setzte er seine Studien an der University of Pennsylvania fort.

Graphologie als ein Zweig der Psychologie war zu dieser Zeit hier im Lande noch wenig anerkannt; es bedurfte gründlicher Forschungsarbeit und der Veröffentlichung vieler Arbeiten in Zeitschriften und Büchern in den Vereinigten Staaten, diesem wissenschaftlichen Gebiet die Leserschaft und das Verständnis zu schaffen, das es verdient. Rudolph Hearn's fährt fort, seine Zeit dieser Aufgabe zu widmen. Kürzlich leitete er ein ganztägiges Seminar während eines Graphologentreffens in Chicago.

*M. J. M.*  
*Apr. 23, 1976*

Aufbau

## Im memoriam Heinz Nesselroth

*Anlässlich des Todes von Henry (Heinz) Nesselroth, über den "Aufbau" bereits berichtet, wird uns noch von der Maccabi World Union, Executive Headquarters in Ramat Gan, Israel, geschrieben:*

Heinz Nesselroth, der nach längerem Leiden in New York gestorben ist, war einer der treuesten und bewährtesten Mitglieder der Maccabi-Bewegung. In Berlin geboren, trat er schon im Alter von 13 Jahren dem Barkochba-Berlin bei und wurde bald einer der besten Jugendläufer des Vereins. Später entwickelte er sich zu einem erfolgreichen Mittelstreckler, der viel zu den Erfolgen des Berliner Barkochba bei-

trug. Sein grösstes Verdienst aber war sein organisatorisches Talent und seine Fähigkeit, Athleten zu inspirieren, gerade in den schwersten Kämpfen ihr Bestes zu geben und über sich hinauszuwachsen. So führte er oft die Läufer im blauweissen Dress mit dem Magen-David auf der Brust gegen die "Anderen" zum Siege.

Kurz vor Ausbruch des Krieges verliess er Deutschland und liess

sich in New York nieder. Er war ein Mitbegründer des Maccabi-New York und führte ihn viele Jahre als Vorsitzender. Viele Jahre bis zu seinem Ableben war er als Repräsentant des amerikanischen Maccabi Mitglied der Executive des Maccabi-Weltverbandes und des Internationalen Maccabiah-Komitees.

Heinz Nesselroth war ein Gentleman im wahrsten Sinne der Bedeutung, und seine Fairness in allen Dingen wurde überall geschätzt. So war er einer der beliebtesten und angesehensten Mitglieder der Maccabibewegung. Sein Hinscheiden ist ein schwerer, unersetzlicher Verlust für den jüdischen Sport.



## Heinz Badt siebzigjährig

*Aufbau*  
Jan. 16, 1976

Heinz Badt, seit Jahrzehnten in Basel lebend, feierte soeben seinen 70. Geburtstag. Am 14. Januar 1906 in Beuthen (Oberschlesien) geboren, besuchte er die jüdische Volksschule und anschliessend das Humanistische Gymnasium. Es zog ihn zum grafischen Beruf, und er lernte in der Kunstgewerbeschule von Albert Reimann in Berlin Grafik und Schaufenster-Dekoration. Anschliessend absolvierte er bei Hermann Tietz eine Lehre. Diesen Beruf übt er noch heute aus, wenn auch in den letzten Jahren nur noch in Kurzarbeit.

Sein Leben ist allerdings von so vielen andern Interessen ausgefüllt, dass man nur mit Bewunderung von seiner Arbeitsintensität und der Vielfalt seiner Interessen sprechen kann. Seit seiner Jugend hat er sich für die Schaffung des jüdischen Staates eingesetzt. In Basel ist er seit seiner Ankunft Mitglied der Zionistischen Vereinigung und nun schon viele Jahre ihr überaus aktiver Präsident. 1965 gründete er die

Basler Sektion der Gesellschaft Schweiz-Israel, der sich zahlreiche nichtjüdische Freunde des Staates Israel angeschlossen haben. Vor 4 Jahren entwickelte er die Idee einer jüdischen Volkshochschule, die er dann auch verwirklichte. Auch ist er Initiant und Organisator der meisten jüdischen kulturellen Veranstaltungen in Basel, und seit 1954 hat er alle grossen zionistischen Veranstaltungen in der Stadt des 1. Zionistenkongresses organisiert. Dabei hat er Redner wie Weizmann, Goldmann, Rabin, Allon, Tsur und viele andere nach Basel gebracht. Basels jüdisches kulturelles Leben wäre ohne das Wirken von Heinz Badt um ein wesentliches Stück ärmer.

Eines seiner zahlreichen Hobbies ist das Sammeln von Briefmarken, und er gilt als Fachmann für Israel-Marken und Judaica. Er besitzt nicht nur eine komplette Israel-Sammlung, sondern er spezialisiert sich auch auf Themen wie etwa "Dr. Herzl, Basel und der Zionismus", eine Sammlung, für die er schon verschiedene Auszeichnungen erhalten hat.

Seit seiner Jugend ein begeisterter Sportler — er war u.a. Gründer des Sportelubs Beuthen —, ist er noch heute ein passionierter Skifahrer, dem Davos zur zweiten Heimat geworden ist. Das Parsenn-Derby, das längste Skirennen Europas, hat er nicht weniger als 24 Mal bestritten. Bei seinem letzten Start erhielt er als ältester Teilnehmer die "Goldene Sonne von Davos". Er veröffentlichte bisher vier Ski-Bücher; ein weiteres ist in Vorbereitung.

**Heinrich Lang**

**Martin Alterthum** *Aufbau*  
**gestorben** 12. Monate, 1976

Der Name und die Erscheinung von Ministerialrat i.R. Martin Alterthum, der Mitte Februar in Tel Aviv gestorben ist, wird zahllosen Juden aus Deutschland lange in dankbarer Erinnerung bleiben. Er war ein ausgezeichneter Jurist und zugleich ein verständnisvoller, warmherziger Sozialarbeiter. In den letzten 40 Jahren seines Lebens hat er ein Höchstmass an solider, fundierter, konsequenter Beratungs- und Hilfsarbeit insbesondere auf dem weiten Feld der Wiedergutmachung geleistet wie kaum ein anderer seiner Generation. Er hätte 1977 sein 90. Lebensjahr vollenden können; aber bis zuletzt, am kleinen, übervollen Schreibtisch im Altersheim, war er noch ganz erfüllt von den von ihm bereitwilligst übernommenen Aufgaben. Bis 1933 war er in Dessau Landgerichtsdirektor und Referent für Beamtenrechtsfragen im anhaltinischen Justizministerium. Nach seiner Befreiung aus dem KZ Buchenwald gelangte er, fast mittellos, noch kurz vor Toresschluss nach Palästina. In den sich entwickelnden Organisationen und Einrichtungen der Einwanderer aus Deutschland (Solidaritätswerk der Irgun Olej Merkas Europa; URO; Verband ehemaliger deutscher Beamter und Angestellter jüdischer Gemeinden) bot sich ihm lange Zeit ein ihm adäquates Betätigungsfeld.

**E. G. L.**

Aufbau N.Y. Friday, July 6, 1951

## Der "Kinderbaron"

Baron Philipp von Schey, Freiherr auf Koromla, beging am 29. Juni seinen 70. Geburtstag. Vielen Lesern des "Aufbau", die während der Nazi- und Kriegsjahre in der Schweiz eine Zuflucht fanden, wird Baron v. Schey kein Unbekannter sein. Aus einer alten österreichischen, jüdischen Familie stammend, die in den Adelsstand erhoben wurde (sein Onkel war der berühmte Rechtsgelehrte Baron v. Schey an der Wiener Universität), fand Baron von Schey in Ascona (Tessin) eine zweite Heimat. Seine bei Pressburg befindlichen Besitzungen wurden enteignet.

Schon zur Zeit des Naziregimes, besonders aber während der Kriegs- und Nachkriegsjahre stellte sich Baron von Schey voll in den Dienst charitativer Arbeit. Er wurde hierbei von seiner jetzigen, nichtjüdischen Frau, Baronin Olga von Schey, die aus einer baltischen Adelsfamilie stammt, weitgehendst unterstützt. Viele Jahre

hindurch leitete er in aufopfernder Arbeit die Sektion Tessin des Schweizer Hilfswerks für Emigrantenkinder.

Tausende von Flüchtlingskindern, vornehmlich jüdischen Glaubens, unterstanden seiner Fürsorge. Immer wusste er in schwierigen Situationen Rat, und seiner gewinnenden Art gelang es stets, namhafte Geldmittel aufzubringen, um helfend eingreifen zu können. Mit besonderer Liebe widmete er sich Waisenkindern, deren Eltern durch die Nazis ums Leben gekommen waren. Er war allgemein als "Kinderbaron" bekannt, und so mancher Brief, der in ungelener Kinderhandschrift die Aufschrift "An den Kinderbaron im Tessin" trug, kam prompt in seine Hand. Vielen, auch Erwachsenen, ebnete er die Wege zur Auswanderung nach USA, Israel und anderen Ländern.

Ein grosser Teil seiner Schützlinge steht heute noch in brieflicher Verbindung mit ihm, und so manche machen ihm die Mitteilung, dass er "Grossvater" geworden sei. Durch seine erste Ehe, aus der zwei Töchter stammen, trat Baron von Schey in verwandtschaftliche Beziehung zum Hause des Barons Rothschild in Frankfurt a. M., und eine seiner Töchter ist mit dem Baron Guy de Rothschild in Paris verheiratet.

Enge Freundschaftsbande unterhielt er zu Rainer Maria Rilke, von dem noch unveröffentlichte Briefe an ihn in seinen Händen sind, zu Jakob Wassermann und Hugo von Hofmannsthal. 12.



## Eine Biographie *Aufbau* Wilhelm Sollmanns *27. Aug.*

Felix Hirsch: Wilhelm Sollmann.  
Rheinische Lebensbilder, Band 6;  
Rheinland-Verlag Köln, 1975.

Im neuesten Band der "Rheinischen Lebensbilder" findet sich eine dreissig Seiten lange biographische Studie über Wilhelm Sollmann, bekannte sozialdemokratische Persönlichkeit der Weimarer Republik, Chefredakteur der "Rheinischen Zeitung" in Köln und Minister des Innern im ersten Kabinett Stresemann. Verfasser dieser liebevollen und ausbalancierten Skizze ist Felix Hirsch, Professor am Trenton State College in New Jersey, ein alter und treuer Freund des "Aufbau" und langjähriger persönlicher Freund Sollmanns; als dieser im Januar 1951 starb, schrieb Felix Hirsch den Nachruf auf ihn im "Aufbau".

Sollmann hatte lange zu den besten Köpfen der deutschen Sozialdemokratie gehört, obwohl die Zeit der Weimarer Republik nicht ausreichte, ihn in die allererste Garnitur aufzurücken zu lassen. In der amerikanischen Emigration wendete er sich seltsamerweise den Quäkern zu, deren ethische Grundhaltung ihm, obwohl Freidenker, zusagte; in Lehr- und Studienarbeit an Quäkerschulen und in Quäkerkreisen verbrachte er seine letzten amerikanischen Lebensjahre. Der Liebes- und Freundschaftsdienst von Felix Hirsch an seinem Freunde Sollmann ist zweifellos eine gute und wertvolle Tat. *1975 H.St.*

# A. L. Copley (L. Alcopley) *Kupfer* 65 Jahre alt *11. Juli 1975*

Es kommt höchst selten vor, dass jemand einen ebenso grossen Namen hat auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften wie auf dem der darstellenden Kunst. Einer dieser wenigen vom Schicksal Begnadeten ist der Wissenschaftler Alfred Lewin Copley — oder L. Alcopley, wie er sich als Maler und Zeichner nennt.

Professor A. L. Copley ist Mediziner, Physiologe, Hämatologe und Biorheologe. 1910 in eine alte deutsch-jüdische Familie geboren, wuchs er in Dresden auf, studierte von 1930 bis 1935 an den Universitäten Freiburg i.B., Berlin, Königsherg, Frankfurt/Main, Würzburg und Heidelberg, wo er mit einer am Krebsforschungsinstitut erarbeiteten Dissertation promovierte. 1935 flüchtete er in die Schweiz. Bis zu seiner Auswanderung nach USA im Jahre 1937 studierte er in Basel physikalische Chemie und baute dort seinen zweiten medizinischen Doktor. 1943 wurde er amerikanischer Staatsbürger.

Über zweihundert wissenschaftliche Aufsätze und vier umfangreiche wissenschaftliche Bücher legen beredtes Zeugnis ab für Copleys ausserordentlich fruchtbare und vielseitige Forschungsarbeit über Blutgerinnung, Thrombosemechanismus, Blutung und Hämostase, Gefässwände, vergleichende Hämatologie, Blutplättchen, Physiologie der Milz, Immunologie, Hirn- und Leberstoffwechsel, Cholinesterase, Radiobiologie, Biorheologie, experimentelle Tuberkulose, Mikrozirkulation und Hämorrhologie. Seit 1960 ist Professor Copley am New York Medical College tätig, aber seit 1940 haben seine zahlreichen Forschungsarbeiten ihn mit den führenden Universitätsinstituten des Inlands und seit 1952 mit prominenten Forschungsstätten des Auslands in Verbindung gebracht. Von allen Heidelberger Doktoren der Medizin ist, ausser Otto Warburg, bisher nur A. L. Copley (1972) die seltene Ehrung der Verleihung des medizinischen Doktors h.c. ihren eigenen Alma Mater zuteil geworden.

Als Künstler erhielt seine erste Ausbildung noch während seiner Schulzeit in Dresden. Im Ernst begann er 1939 mit der Malerei. We-

nige Jahre später waren es Künstler-Freunde wie Willem de Kooning und Franz Kline, die seine künstlerischen Leistungen bewunderten. Seit 1948 gehört er zur Gruppe der amerikanischen Abstrakten. Alcopleys Bilder finden sich in vielen privaten und öffentlichen Sammlungen, wie im Museum of Modern Art, New York, im National Museum of Modern Art, Tokyo, im Stedelijk Museum, Amsterdam, im Musée d'Art et d'Industrie, Saint-Etienne, im Kunstmuseum Wuppertal, in der National Gallery of Art, Reykjavik, und im Israel Museum, Jerusalem. Über dreissig Einzelausstellungen brachten seine Arbeiten einem kunstliebenden Publikum in Amerika, Belgien, Frankreich, Holland, Deutschland, England, Japan und Israel näher. Zusammen mit Matisse, Picasso, Chagall und Miro war er 1955 im Stedelijk-Museum, Amsterdam an einer Ausstellung von Textilentwürfen beteiligt.

Tatsächlich ist die Ähnlichkeit von Alcopleys Zeichnungen und Gemälden mit der Kalligraphie Chinas und Japans so frappierend, dass die begeisterte Aufnahme, die seine Bilder im Fernen Osten finden, einen nicht besonders überrascht. Doch ist seine Kunst ein universeller Schlüssel, der überall uns eine innere Welt erschliesst. Oder wie Martin Heidegger von den Zeichnungen Alcopleys sagt, dass sie ihn "oft beschäftigen und zwar im Zusammenhang eines neuen Versuches, das Wesen des Zeichens zu durchdenken, wozu mich überdies

die Frage nach dem Sprachwesen immer lebhafter anregt. Zuletzt bleibt die Einsicht, dass es die bildende — zeigende Kunst leichter hat, das Eigentliche zu sagen, das doch stets das Unsägliche ist."

Joma

## Zum Tode von Nathan Stern

*Aufbau  
Jan. 2, 1976*

Im gesegneten Alter von 96 Jahren starb in New York Nathan S. Stern, einer der grossen Pioniere der deutschen Automobilindustrie und in seinen New Yorker Emigrationsjahren noch Gründer und jahrelanger Leiter einer amerikanischen Instrumentenfabrikation. Er war der allererste Diplomingenieur in der jungen deutschen Automobilindustrie: im Jahre 1903, als das Automobil als allgemeines Verkehrsmittel noch nicht einmal ein Wunschtraum der ersten Auto-Pioniere war, wurde er Konstrukteur (und ein Jahr später Leiter) der jungen Automobil-Abteilung der Adlerwerke in Frankfurt. 1910 wechselte er zu den Hansa-Werken in Oldenburg über und wurde dort Betriebsleiter: Adler und Hansa waren damals die führenden Marken in der jungen Personenauto- und Lastwagenbranche. Viele von Herrn Sterns Ideen wurden patentiert, und auch als Referent in tech-

nischen Zeitschriften (und Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung auf seinem Spezialgebiet) erwarb er sich einen grossen Ruf.

1914 kehrte er nach Frankfurt zurück und wurde technischer Direktor der Alfred Tewes GmbH, die sehr bald grösster europäischer Produzent von Kolbenringen und hydraulischen Bremsen wurde und später auch die ersten europäischen elektrischen Kühlschränke herstellte. 1937 zur Auswanderung gezwungen, landete Herr Stern mit seiner Familie nach Zwischenaufenthalt in London schliesslich in Amerika, wo er erneut erfolgreich und initiativ tätig wurde, bis er endlich nach sechzigjähriger Berufstätigkeit (!) in den Ruhestand trat und sich dann noch jahrelang der Musikpflege und der Lektüre guter Bücher widmen konnte. Seine Frau war ihm nach mehr als fünfzigjähriger Ehe im Tod vorausgegangen: zwei Töchter, drei Enkel und vier Urenkel überleben.

R. A.



13. Nov. 1959

AUFBAU N.Y.

### **Aus der Zeitungswelt**

In Genf starb in diesen Tagen im Alter von 91 Jahren Antonie Ullstein, die Witwe von Leopold Ullstein. Sie ist die Tochter von Josef Heymann, des einstigen Seniorchefs der im Getreidehandel weltbekannten Firma M. Neufeld & Co., die vor kurzem ihr 100jähriges Jubiläum begehen konnte.

*Aufbau*  
**Elizabeth Ullstein** *18. Juli*  
**siebzigjährig** *1975*

Am 4. Juli beging in Berlin Elizabeth M. Ullstein ihren 70. Geburtstag. Als Tochter des 1945 durch einen Autounfall in New York ums Leben gekommenen Verlegers Franz Ullstein, war ihr Leben schon von früher Kindheit an mit Büchern und Zeitungen ausgefüllt. Das ist bis zum heutigen Tage so geblieben, wobei sie eine besondere Verliebe für die Romane von Françoise Sagan eingesteht. Nach ihrer Rückkehr aus der Emigration konnte sie in Berlin das Haus ihrer Eltern in der Ulmenstrasse beziehen, in den zwanziger Jahren oftmals ein gesellschaftlicher Mittelpunkt der Stadt. Ausserdem hat aber die Jubilarin, die Graphologie wissenschaftlich betreibt und sich auf diesem Gebiet erheblichen Ansehens erfreut, auch noch eine Residenz in New York. **H. E.**

Fraenkel, Hermann, 30. Apr. 1917

### Klassische Philologie

## Hermann Fraenkel gestorben

Der Altphilologe Hermann Fraenkel ist, wie erst jetzt durch Mitteilung seiner Familie bekannt wurde, im Alter von fast 89 Jahren in Santa Cruz (Kalifornien) gestorben. Er war seit langer Zeit krank. Der gebürtige Berliner war nach dem Besuch des Joachimsthalschen Gymnasiums und der Universität seiner Vaterstadt zunächst bis 1935 Professor in Göttingen. Er emigrierte dann und lehrte bis zu seiner Emeritierung 1953 klassische Philologie an der Stanford-Universität in Kalifornien. Nach dem Krieg besuchte er mehrfach als Gastprofessor deutsche Universitäten. Zu den bedeutendsten Büchern Fraenkels gehört das Werk „Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums.“ Die Argonautika des Apollonius von Rhodos gab er mit einem großen kritischen Kommentar heraus. Fraenkel war korrespondierendes Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften. dpa

le. Der vor allem mit Geisteswissenschaften befaßte Verlag werde künftig unter dem Namen „Klett-Cotta“ firmieren. Alte Bestände des Verlages Cotta würden für eine Übergangszeit von rund drei Jahren unter dem Namen „Cotta und Signet“ vertrieben.

Klett verspricht sich von der Übernahme des bis zur Jahrhundertwende größten deutschen Verlages eine wesentliche Vervollständigung des Angebotes an klassischer Literatur. Die 1659 in Tübingen gegründete Cotta'sche Buchhandlung war der Verleger Johann Wolfgang von Goethes, Friedrich von Schillers und anderer namhafter deutscher Dichter. dpa



ungewöhnlichen

~~Herrmann Fraenkel~~ 3

**Herrmann Fraenkel** 1977  
**gestorben**

Herrmann Fraenkel, emeritierter Professor für klassische Philologie an der Stanford-Universität in Kalifornien, ist kurz vor seinem 89. Geburtstag gestorben. 1888 in Berlin geboren, war er bis 1935 an der Universität Göttingen. Er genoss hohes Ansehen als Autorität auf dem Gebiet der altgriechischen Sprachwissenschaft und der griechischen Philosophie. Noch in den Jahren 1955/57 dozierte er als Honorarprofessor an der Universität Freiburg i.Br.

*Philologe*

e.g.l.

*London Aug 23/44*

**Ich war auf der 'St. Louis'**

Über 45 Jahre lebte ich in Berlin, wo ich 23 Jahre lang eine Theater- und Konzertkasse für sämtliche Berliner Varietés und Konzerte be-  
sass.

Ich war auf dem Schiff St. Louis, das am 13. Mai 1939 von Hamburg aus nach Cuba auslaufen sollte. Wir kamen nach Cuba und wurden dort von der Regierung nicht hineinge-lassen. Das Schiff stand ungefähr acht Tage im Hafen. Ich hatte mei-nen Sohn Josef bereits ein Jahr vor-her nach Cuba mit dem Schiff "Ori-niko" gesandt. Er fuhr jeden Tag zwei- oder dreimal mit einem klei-nen Boot zu dem Schiff, um mir Nahrung zu bringen. Da die Ver-folgten nicht landen durften, kehrte es nach Europa zurück, wo sich inzwischen die verschiedenen euro-päischen Länder dahingehend geeinigt hatten, dass jedes von ihnen einen Teil der Flüchtlinge aufneh-men wird. — Ich konnte unter den vier Ländern Belgien, Holland, England und Frankreich wählen. Da ich eine Schwägerin in Brüssel hatte, die sich bereit erklärte für uns aufzukommen, durfte ich in Antwerpen landen und ich habe mit meiner Frau und meinem Bru-der sieben Jahre in Brüssel gelebt.

Es wurde damals auch ein Buch über die tragische Fahrt der St. Louis in englischer Sprache heraus-gegeben, das auch in deutscher Sprache erschien. Mein Name steht in der englischen Ausgabe. Auf dem Schiff starben mehrere Menschen infolge der Aufregungen. Die Toten mussten aufgrund einer gesetzli-chen Bestimmung nachts um 11 Uhr in das Meer versenkt werden. Ich sorgte mit dafür, dass die rit-uellen Vorschriften genau beachtet wurden. Bei der Totenfeier waren jeweils zehn männliche Personen zugegen. Kapitän Schroeder, der volles Verständnis für unsere Lage hatte, liess bei der Totenfeier das Schiff anhalten, so dass die Zere-monien stattfinden konnten. Ich sprach immer das Totengebet.

Mein Sohn, der vier Jahre bei der amerikanischen Armee diente, sorgte für meine Einreiseerlaubnis in die USA und so kam ich 1946 nach Los Angeles.

**Harry C. Jungermann  
Los Angeles, Cal.**

*Wunderbar  
zu wissen  
Nur Glas, der haben sollte  
F. A. v. d. ...  
1/2/44*

*Auffbau, 19. Dez. 1975*

## Uri Ben Ari, oder: ein Berliner kommt nach New York

Der Staat Israel hat einen neuen Generalkonsul in New York. Der Mann, der seit Anfang Dezember diesen Posten — einen der allerwichtigsten im Aussendienst des israelischen Aussenministeriums — innehat, ist kein Diplomat; er hat eine höchst bemerkenswerte und ruhmreiche Doppelkarriere hinter sich, in den israelischen Streitkräften (er ist Brigadier-General der Reserve) wie auch in der Privatwirtschaft; aber diplomatische Tätigkeit hat er bisher noch nicht entfaltet. Er heisst Uri Ben Ari und stammt — ebenso wie seine Frau — aus Berlin.

Heute genau fünfzig Jahre alt, ging der 1925 in Berlin als Heinz Banner Geborene ("Wir waren die einzigen Banners im Berliner Telefonbuch") als Vierzehnjähriger mit der Jugend-Alijah nach Palästina, wurde Kibbuznik und schloss sich 1942 der Haganah und etwas später, zwanzig Jahre alt, der Palmach an — also den Vorstufen der späteren israelischen Armee. Weitere zwei Jahre später war er Kompaniechef und im Unabhängigkeitskrieg wurde er, zuerst in Jerusalem und dann im Negev kämpfend, zum Bataillionschef befördert.

In den fünfziger Jahren wurde er der Schöpfer der israelischen Panzertruppen und führte im Sinaifeldzug den Durchbruch der israelischen Tanks zum Suezkanal. Dann zog er die Uniform aus und ging in die Privatwirtschaft, wurde aber im Sechstage-Krieg wie im Yom-Kippur-Krieg als Reserveoffizier wieder

einberufen; authentischer Kriegsheld, verdankte Israel ihm die Wiedervereinigung der geteilten Stadt Jerusalem und vor zwei Jahren den Gegenangriff an der Sinaifront. Vorher und nachher war er nicht weniger erfolgreich im Wirtschaftsleben, ein moderner Industriemanager, der in der "Cooor"-Gruppe, im Verlagshaus Lewin Epstein und als Direktor eines führenden Bauunternehmens Gelegenheit hatte, seine Organisationstalente unter Beweis zu stellen.

Schlanke, sportliche Erscheinung, volles weisses Haar über scharf geschnittenem Gesicht, im Gespräch mit illusionsloser Unbefangenheit vom "State of Emergency" sprechend, in dem sich — obwohl manche Leute es nicht wahr haben wollen — Israel heute befindet, begründet er seinen Entschluss, dem Land auf einem ihm ungewohnten neuen Posten zu dienen, mit der Absicht, hier in Amerika jedermann klar zu machen, dass Israel eine Realität ist und bleiben wird ("Israel is here to stay", sagt er) und dass hier jüdische wie christliche Freundschaft und Unterstützung für sein Land suchen will.

Ein routinierter Berufsoffizier weiss, welche Ziele mit welchen Einsätzen erreichbar sind, und wie man dabei vorzugehen hat. Brigadier-General (pardon, Generalkonsul) Ben Ari plant, diese strategischen Gesetze in seinem neuen Arbeitsfeld anzuwenden. Er ist entschlossen, das so zu tun, dass seinem Land Nutzen daraus erwächst.

H. St.



*Aufbau Nr. 7*  
**Harry Abt 75jährig**

In der stillen Zurückgezogenheit des Johannesburger "Parents Home", des schönen jüdischen Altenheims am Rand der südafrikanischen Weltstadt, beging der aus Weener/Ostfriesland stammende Dr. Harry Abt am 31. Oktober seinen 75. Geburtstag. In erster Linie hat dieser vielseitig gebildete und interessierte Mann einen Namen als Pädagoge, aber er ist auch aus anderen Tätigkeiten bekannt. Von 1927 bis 1936 wirkte er als Studienrat am Realgymnasium der Gemeinde Adass Jisroel in Berlin. Danach war er noch drei Jahre der Oberstudiendirektor des Jüdischen Reformrealgymnasiums in Breslau. Als er 1940 Zuflucht in Südafrika fand, war er zunächst als Kulturreferent des "South African Jewish Board of Deputies" auch mit jüdischer Erwachsenenbildung befasst. 1955 ging von ihm die Anregung zur Gründung des Jüdischen Museums in Johannesburg aus, das er mit besonderer Sachkenntnis und Hingabe auf- und ausbaute. Bis 1964 war Dr. Abt Rabbiner an der Oxford-Synagoge der 1891 gegründeten "United Hebrew Congregation".

1975 E.G.L.

## SIMON BISCHHEIM AT 90

### LOYALTY TO GERMAN JEWRY

It is hard to believe that our friend Mr. Simon Bischheim, senior member of the AJR Executive, will attain the age of 90 on August 11. The astounding clarity of his mind and the physical appearance of this tall man seem to belie his age. He has the good fortune that he may enjoy life, combining work with pleasure, seeing his numerous friends and, above all, delighting in his favourite pastime: travelling. Sometimes it seems as if London only serves as his temporary abode, after the return from a trip to Israel, where one of his sons and his family now lives, and already planning a visit to the Continent or the United States. He is the proud and beloved father and grandfather of his children and their families, among them his son Richard who, from small beginnings, built up the firm Dunbee-Combex-Marx, now the biggest toy manufacturing combine in Europe.

As a personality, Simon Bischheim embodies the best of those qualities which once marked German Jewry. His loyalty to his German-Jewish past is based on his family's deep roots in the community of Frankfurt. In his autobiography, which he wrote for his children and grandchildren, he depicts Jewish life in Frankfurt through many generations, thus making also a valuable contribution to German-Jewish historiography.

Like most members of the Jewish middle-class in pre-1933 Germany, he regarded economic security not as an end in itself but as the foundation for an active or receptive enjoyment of the values culture has to offer in various spheres. In this respect, Simon Bischheim's greatest love is music, and he is also an accomplished violinist.

By his membership with the AJR Executive, he has also become the personal friend of his colleagues. All of them express their sincerest birthday wishes to the youthful nonagenarian.

W. ROSENSTOCK

### SERVICES TO B'NAI B'RITH

Mr. Bischheim's connection with B'nai B'rith dates back to Germany where he was an active member of the Markus Horovitz Lodge in Frankfurt/Main for many years. He joined the Leo Baeck (London) Lodge in its early years,



in 1947, and immediately took a lively interest in the affairs of the Lodge, playing a valuable part in various committees, in particular the Cultural Activities Committee and Welfare Committee. He was most generous in his support of all good causes and his friendly and affable manner, combined with his high integrity and sense of responsibility, made him a very loved and greatly respected member of the Lodge.

Some years ago, he joined with other Lodge members from Frankfurt in a committee, headed by Rabbi Dr. Salzberger, which pre-

pared details of the history of the Jews in Frankfurt and collected valuable material for publication. Mr. Bischheim, in spite of his age, still participates most actively in the Lodge life and he regularly attends the weekly meetings. His brothers in the Leo Baeck Lodge send him their warmest wishes and congratulations on his 90th birthday and hope that he will enjoy many more years of active life and fruitful activity.

F. E. FALK

### A LOVABLE PERSONALITY

I am grateful for the opportunity of paying tribute to Simon Bischheim on this auspicious occasion. There are many who have known him longer than the thirty-eight years I claim and who can refer with more intimate knowledge to his public and charitable activities. It is of his personal qualities that I wish to make mention.

Entering the remarkable Bischheim family circle was both a unique and privileged experience for which my wife and I will always be grateful. One was at once impressed by the firm control Simon exercised as pater familias. He was rock-solid, decisive, authoritarian, uncompromising in his ethical standards and determined that he and his family should overcome the difficulties which befell them on the outbreak of the war with Nazi Germany. At the same time he was genial, good-humoured, courteous and full of *joie-de-vivre* though impatient of weakness and slackness of any kind. He remains perpetually youthful in spirit but retains his traditional allegiances and loyalties in all the many and varied spheres of activity and interest in which he is still engaged. Sadly bereft many years ago of his beloved wife, a true Eshet Hayil, nevertheless through the loving devotion of his daughter he enjoys a very full life—respected and loved by his children, grandchildren and a truly large circle of friends.

We wish him very many happy returns of his birthday and we hope he will continue to enjoy the blessings he has so richly merited including the devotion of his family and the admiration of his friends.

S. H. SOMPER

## • Besuch beim Edelstein-König Hans Stern



Der Edelsteinkönig im Kreise seiner Familie: (von links nach rechts) Ronaldo, Rafael, seine Frau Ruth, die ebenfalls aus Deutschland stammt, Roberto und Ricardo.

Perlen und Jade aus dem Fernen Osten; Diamanten aus Afrika und alle Edelsteine dieser Welt aus Südamerika. Brasilien heisst das Schatzkästlein, in dem sich Turmaline, Aquamarine, Diamanten, Topase, Amethyste, Rubine, Saphire und seltene Steine wie himmelblaue Türkise, honigfarbene Katzenaugen und schimmernde Opale in grosser Fülle befinden. In dem "Land der Zukunft" werden oft Steine gefunden, die kaum bekannt sind.

Will man nicht als Abenteurer durch das Land ziehen und den glitzernden Kostbarkeiten, die meistens in der Wildnis versteckt sind, nachspüren, sondern sie als fertiges Schmuckstück bewundern, so zieht es den Touristen, der nach Rio de Janeiro kommt, unweigerlich in einen Wolkenkratzer, im Zentrum der Stadt: das Stern-Haus. Man betritt ein Reich, in dem Schönheit Herrscherin ist: zeigt sie sich nun in einem Armband mit Turmalinen besetzt, in Platin gefasst und mit Diamantsplittern verziert, oder in einer schlichten Halskette mit einem tropfenförmigen Amethysten, dem Lieblingsstein Katharinas der Grossen.

Hans Stern ist der Edelsteinkönig Brasiliens: fast 70 Prozent der gesamten brasilianischen Edelstein-

produktion wird von ihm abgewickelt. Bis heute erstreckt sich sein Imperium auf 14 Länder der Welt mit 70 Geschäften. Ein Strassengeschäft im New Yorker Olympic Tower an der Fifth Avenue wird demnächst eröffnet, sein zweites Geschäft liegt auf der Ostseite Manhattans. Wird in Brasilien ein neues Hotel eröffnet, so kann man sicher sein, dass auch ein Stern-Juwelengeschäft einziehen wird.

Die Lebensgeschichte des Juweliers Hans Stern klingt wie ein Märchen: Er wurde 1922 in Essen geboren, wo er seine Kindheit und Schulzeit verbrachte; dann musste die Familie Stern 1939 vor dem Naziregime fliehen und wanderte nach Brasilien aus. Während der Vater, Kurt Stern, im Norden Brasiliens in einem Licht- und Wasserwerk tätig war, blieb Hans in Rio und arbeitete bei einer Firma, die Edelsteine exportierte. In dieser Firma lernte er jede Facette seines Berufes: als Steinschleifer unterlag er der faszinierenden Verwandlung eines "normalen" Steines in einen Edelstein; zu Pferd begab er sich in das oft rauhe Innenland, um Steine einzukaufen, wobei ihn einmal fast die Krokodile gefressen hätten und Steinschürfer versuchten, ihn reinzulügen.

"Der Steineinkauf ist auch heute noch eine riskante Sache", sagt Stern. "zum Beispiel gilt auf dem Land das mündliche Angebot. Hält man sein Wort nicht, kann man erschossen werden. Unterschriften gelten nur etwas für die Städter."

1946 machte sich Hans Stern mit einem kleinen Kapital in Rio selbständig. Als 1951 der Präsident von Nicaragua, Anastasio Somoza, für \$22.000 ein Aquamarin-Armband von ihm kaufte, stand seinem Erfolg nichts mehr im Wege. Stern erreichte, dass man in der Juwelenbranche nicht mehr von Halbedelsteinen, sondern nur noch von Edelsteinen spricht.

Sein Erfolgsrezept ist einfach aber wirksam und wird von anderen Juwelieren oft als zu aggressiv kritisiert. Er führt eine weltumspannende Werbung, die den Touristen (also den potentiellen Käufer) nicht nur mit Reklame sondern auch mit Geschenken umwirbt. So erhält der Südamerikareisende gleich bei seiner Ankunft ein Büchlein, mit dem er nicht nur kostenlos ein Armband erhält, sondern auch Anhängsel, die das Symbol des betreffenden Landes darstellen. Um diese Schmuckstücke zu erhalten, muss der Tourist in das gut gekennzeichnete Stern-Geschäft gehen. Ist er erst einmal in dem Geschäft, kann er den Kostbarkeiten (die ihn dann natürlich etwas kosten) kaum entgehen.

Aber man muss sagen, dass die intensive Verkaufswerbung beim Betreten eines Stern-Geschäftes endet. Von fachkundigen Verkäuferinnen betreut ("Frauen sind ehrlicher und verlässlicher") sitzt der Kunde an einem privaten Tischchen und kann sich alles zeigen lassen, was er will, ohne etwas zu kaufen und ohne ein beleidigtes Gesicht der Verkäuferin. Entschliesst man sich doch etwas zu

kaufen, so gibt Stern für seine Ware ein Jahr Garantie. Edelsteine sind für viele Leute nicht nur persönliche Wertobjekte, sondern auch Geldanlagen geworden.

Das Stern-Imperium (er ist der viertgrösste Juwelier der Welt) ist bis heute ein Ein-Mann-Betrieb geblieben. Wie er es schafft, neben seinem Beruf auch noch Wasserski zu fahren, Briefmarken zu sammeln und sich um seine Frau und die vier Söhne zu kümmern, bleibt dahingestellt. Er hat allerdings ein Management-Team angestellt, das

ihn unterstützt. Vier seiner Vizepräsidenten sind in Deutschland geboren.

Gerne erzählt er eine Geschichte von berühmten Besuchern: "David Rockefeller, Chairman der Chase Manhattan Bank, besuche mein Geschäft vor einigen Jahren und fragte mich, ob er mit einem Scheck zahlen könnte. Darauf antwortete ich: Wenn ich Ihren Scheck nicht akzeptieren kann, würde ich überhaupt keine Schecks der Welt annehmen"

Karin H. Czerny



Aufbau, 10. Okt. 1975

## Zum Tode von Felix J. Weil

In Dover, Delaware, verschied vor wenigen Tagen, im Alter von 77 Jahren, Dr. Felix J. Weil, eine um die Förderung von Kunst und Wissenschaft hoch verdienstvolle Persönlichkeit der Weimarer Republik.

Als einziger Sohn des 1890 aus Deutschland nach Argentinien ausgewanderten jüdischen Grosskaufmanns Hermann Weil 1898 in Buenos Aires geboren, kam Felix als Neunjähriger nach Frankfurt am Main; besuchte dort das Goethe-Gymnasium und später die neugegründete Universität. Er promovierte dort 1921 magna cum laude mit einer Dissertation der "Sozialisierung: Versuch einer begrifflichen Grundlegung (Nebst einer Kritik der Sozialisierungspläne)." Die Dissertation erschien sofort in der Schriftenreihe, die von Karl Korsch, einem der führenden marxistischen Intellektuellen, herausgegeben wurde.

Damit begann Felix J. Weils über ein ganzes Leben sich erstreckende Freundschaft mit linksgerichteten Künstlern (vor allem George Grosz) und Wissenschaftler. Das beträchtliche Vermögen, das ihm von Haus aus zur Verfügung stand, gestattete ihm an einer ganzen Reihe von kulturpolitischen Gründungen sich zu beteiligen. Dazu gehörten der be-

kannte Malik-Verlag in Berlin und die "Erste Marxistische Arbeitswoche", die 1922 stattfand und an der George Lukacs, Karl Korsch, Friedrich Pollock, Karl August Wittfogel, Richard Sorge und andere teilnahmen. Die nachhaltigste Wirkung aber hatte Felix J. Weils Mitbegründung und materielle Förderung des Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt, das unter der Leitung seiner Freunde Professor Max Horkheimer und Professor Friedrich Pollock weltweiten Ruhm erlangen sollte.

Neben einer Reihe von sozialwissenschaftlichen Aufsätzen hat Felix J. Weil ein interessantes und wichtiges Buch über Perons Argentinien, "The Argentine Riddle", geschrieben und war massgebend für die Konzeption und Ausarbeitung der ersten argentinischen Einkommenssteuergesetze verantwortlich. Er war, bei aller Voreingenommenheit für den Marxismus als Philosophie und Heilslehre, doch niemals ein Parteimann. So fand er es durchaus nicht ungereimt, offen und ehrlich für die U.S. Air Force eine vielgeschätzte Lehrtätigkeit als Dozent für Volkswirtschaft und Steuerrecht auszuüben, die ihn von 1969 bis zu seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten im Jahre 1973, in der Bundesrepublik Deutschland hielt.

Joseph Maier

By ROBERT BAZELL

*N. Y. Post, Sept. 19, 1975*

## Daily Closeup



KLARSFELD

Her son is named for his grandfather, a Jewish partisan killed at Auschwitz. She travels the world hunting for Nazi war criminals, and wherever she can, including Arab countries, she cries out on behalf of Israel.

But Beate Klarsfeld is not Jewish, and she says she would never convert. "If I were Jewish my actions would become vengeance. It is much stronger to be a German, a Protestant."

At the age of 37, Mrs. Klarsfeld is well-known in both Germany—where she is admired by some, despised by others and feared by more than a few—and in Israel, where she has been widely labeled a "Woman of Valor."

\* \* \*

For the past decade she has dedicated herself entirely to the dual pursuit of exposing the criminals of the Hitler era and educating German youth about their not too distant history.

"There is no such thing as collective guilt in Germany. Among the older generation there is nothing but a desire to forget. For people my age and younger there is only ignorance. The young must be shown what happened and we must prove that the criminals will not go unpunished."

Mrs. Klarsfeld is in New York this week to promote her newly published book "Wherever They May Be!" (Vanguard) and to receive awards from various Jewish organizations.

A small woman with red hair and soft features, Mrs. Klarsfeld looks as though her duties as a housewife and mother (in Paris) might well occupy her entire life. But then there are the cases filled with files that she carries everywhere. And when she speaks, in a soft voice, she quickly reveals a desire to talk of nothing but her "life's work."

The "phenomenon of Beate," as she

### NAZI HUNTER

is called in Germany, began in 1960 when at the age of 21 she left her native Berlin to work as an *au pair* (domestic family-aide) in Paris and learn French. There she met the man she would marry, Serge Klarsfeld, a young French Jew whose father and several other relatives had been deported to Auschwitz, where they died in the gas chambers.

"For me," recalled Mrs. Klarsfeld, "this was a shock, to experience in the flesh what had been something abstract; something you read about but which doesn't affect you."

"My parents were like many Germans, neither for nor against Nazism. They were passive, the kind of people who made it possible for Hitler to come to power."

Her father was an insurance clerk who fought in the infantry during the war. He died in 1965 before his daughter became famous, but to this day, "My mother so strongly disapproves of me that she wouldn't see me except that she wants to visit her grandchildren."

Her awakening in Paris led to full-time research on the whereabouts of various ex-Nazis. As her initial target she chose the then West German Chancellor, Kurt Kiesinger, who had been a Nazi Party member and served in the Propaganda Ministry during the war.

At first Mrs. Klarsfeld published articles labeling the head of state a "Nazi" and a "murderer," pronouncements which led to her dismissal from a state job as secretary of the French-West German Youth Service. She then heckled Kiesinger at public appearances.

Finally, on Nov. 7, 1968, using press credentials from her husband, who wrote for a leftist Paris newspaper, she walked into a session of the Christian Democratic Union's national congress and slapped Kiesinger across the face.

"The slap," she says now, "was to

tell the German people: Look who is your Chancellor." That same night she was tried and given a sentence of a year in jail. It was later reduced to probation.

In Cologne in 1971, Mrs. Klarsfeld made headlines again when she, her husband, and several companions attempted unsuccessfully to kidnap Kurt Lischka, a grain dealer who had been a Gestapo chief in Paris. Lischka was one of some 300 men who had been convicted in absentia for war crimes by French courts, but were allowed to live freely and openly in West Germany because of bureaucratic snags.

"To this day not one of these criminals has been arrested," she says, "although we are making progress." Largely because of Mrs. Klarsfeld's efforts, the West German parliament last January finally ratified a 1971 treaty with France that will allow prosecutions, but the German authorities have yet to make any arrests.

In a trial seething with irony—the ex-Gestapo chief appeared as a witness for the prosecution—the Nazi hunter was sentenced to two months in jail for kidnapping. Because she served only five weeks before leaving the country, she is currently sought on a warrant from the German authorities.

\* \* \*

In the years since that trial, Mrs. Klarsfeld has journeyed to Bolivia, where she identified Klaus Barbie, the former Nazi chief in Lyons, and to various Arab countries where she publicly demanded an end to "the persecution of Israel." Several nations either deported her or refused her visas.

Serge and Beate Klarsfeld live in Paris with their two children, Arno, 10, and Lida, 2. Serge recently graduated from law school and took a full-time job, leaving the politics entirely to Beate. The job was necessary because of growing expenses. The few donations they've received have come mostly from Israel, Mr. Klarsfeld said.

Mrs. Klarsfeld sees no letting-up of her self-chosen task in the coming years. "I would gladly turn this work over to someone else," she says, "but so far I've seen no one who is willing."

werte Autobiographie.

~~Ausgabe~~ Nov. 26

## Israels erster Protokollchef gestorben

Dr. Michael Fritz Simon, der aus Berlin stammende, aber schon seit 1924 in Palästina/Israel ansässige Diplomat, ist Ende Oktober in Jerusalem heimgegangen, 75 Jahre alt. Kurz bevor er nach Palästina ging, hatte er, nach Studien in Berlin und Frankfurt/Main, in Tübingen seinen Dr.phil. erworben. In Haifa war er Lehrer, dann wurde er Geschäftsführer der Zionistischen Exekutive, in den Jahren 1928/34 war er verantwortlich für die offizielle "Gazette" der Mandatsverwaltung. Von 1936 bis 1945 in der Politischen Abteilung der Jewish Agency und als Privatsekretär des späteren Aussenministers Moshe Shertok (Sharett) tätig, stand er von 1948 an ununterbrochen im israelischen diplomatischen Dienst: auch in seiner äusseren Erscheinung für dieses Amt geradezu prädestiniert; war er bis 1957 Israels erster Protokollchef. Es folgten wichtige Posten in Montreal (Generalkonsul), Peru und Bolivien (Botschafter) und, schliesslich bis vor einigen Jahren, das Botschafteramt in Wien.

E.G.L.



## Ludwig Pinner - Zum 85. Geburtstag

Dr. Ludwig Pinner, der am 2. Februar 85 Jahre alt geworden ist, hat sich unter den aus Deutschland stammenden Zionisten ganz besonders und ihn in jeder Hinsicht auszeichnende Verdienste erworben. Die Leistungen dieses Mannes, der 1910 zum ersten Male in Palästina weilte und der seit 1921 seine Arbeitskraft vollständig und ohne Unterbrechung dem Lande widmete, sind im wahrsten Sinne historisch. Da wurde ein junger Mensch aus assimiliertestem Berliner Haus in frühestem Jünglingsalter Zionist, studierte Landwirtschaft — ein für die damaligen Verhältnisse ganz ungewöhnlicher Entschluss — und folgte ohne Bedenken einem Ruf an die eben erst gegründete landwirtschaftliche Versuchsstation, die der Kolonisation im Lande der Väter neue Wege weisen sollte. Pinner war es auch, der wohl als erster die Bedeutung der Zitruspflanzung und den organisierten Export dieser Früchte für die landwirtschaftliche Entwicklung des Jischuw erkannte und unermüdlich propagierte. Ganz ausserordentlichen Dank schuldet aber gerade die Gemeinschaft der Juden aus Mitteleuropa Dr. Pinner. Nicht nur, dass er zusammen mit Dr. S. Krolik im Rahmen der Hitachduth Olej Germania seit 1933 die landwirtschaftliche Einordnung zahlreicher Emigranten aus den deutschsprachigen Ländern betreute, er wurde darüber hinaus durch die

Schöpfung der sogenannten mittelständischen Siedlungen der Vater eines neuartigen Kolonisationswerkes. Auf Grund eines Kongressbeschlusses konnte er ab 1937 als Direktor einer selbständigen Abteilung der Jewish Agency in grossem Umfange seine Pläne auf diesem Gebiete entwickeln und was er in diesem Zusammenhange geleistet hat, ist nicht nur von Bestand gewesen, sondern es wurde zum Gemeingut unseres Volkes und Staates, auf das wir alle stolz sind.

Die sehr herzlichen und verehrenden Glückwünsche, die wir Dr. Ludwig Pinner entgegenbringen, verbinden sich mit einem tiefempfundenen Dank für seine Lebensleistung. Wir wissen, und es ist nicht vergessen, dass es wohl kaum eine Institution unserer engeren Gemeinschaft gab, wie die „Haavara“, die „Rassco“ und viele andere, zu denen nicht zuletzt auch der Irgun Olej Merkas Europa gehört, an denen Dr. Pinner nicht führend und leitend mitgewirkt hat. Es mag und es sollte ihm zur Freude gereichen, heute zu sehen, wie produktiv seine Tätigkeit gewesen ist und welche fruchtbare Entwicklungen seine Anregungen und Pläne genommen haben. In diesem Sinne gratulieren wir Dr. Pinner und hoffen, dass er noch viele Jahre mit der gleichen Regsamkeit und Tatkraft unser Berater sein möge.

HANS TRAMER

Laufe der Jahre auf K.J.V.-Veranstaltungen oder bei anderen Gelegenheiten gehalten hat, Reden voll Sarkasmus und trockenen Humors, verblüffender Formulierungen, paradoxale Wortspiele. Nur ein kleinerer Kreis kennt seine Gedichte, Ausdruck ironischer Selbstbetrachtung und kritischer Sicht, geschrieben mit Gefühl für die Feinheit der Sprache und Stilisierung. Ueberhaupt ist die Persönlichkeit Pinner durch einen unverkennbaren Zug ins Künstlerische geprägt.

Die Wachheit seines Geistes, die kritische Haltung zu Problemen unseres Landes und darüber hinaus der grossen Fragen unserer gegenwärtigen Welt, die Unabhängigkeit seines Denkens machen seine Gespräche lebendig und zwingen zum Nachdenken. Pinner ist ein Non-Konformist, fern von jeder Schablone und Simplifizierung. Er sieht die Problematik, ist in seiner Grundhaltung skeptisch und gibt den Vorgängen seine eigene Interpretation. Wenn man über politische Themen spricht, pflegt er zu bemerken, er verstehe nichts von Politik und überrascht dann durch detaillierte Informiertheit und eine Urteilsfähigkeit, die das Ergebnis sorgfältiger Analyse ist. Alles

wird undogmatisch vorgetragen, er respektiert die Ansichten des Gesprächspartners oder er entwaffnet ihn durch die Logik wortknapper Argumente.

So sehen wir Pinner, der zionistischen Sache tief verhaftet, der nach einem Vers von Stefan George, „die Flamme umschritt“, „ihr Trabant“ blieb und „wo ihr Schein ihn erreicht, irrt er zu weit nicht vom Ziel“.

Wir lieben und bewundern ihn, ungebrochen bis heute in seiner Arbeitskraft, leitend in den mit der Mittelstandssiedlung verbundenen Gesellschaften, von einer aussergewöhnlichen Bescheidenheit. Wir wissen, „worauf“ — ein Wortspiel von Blumenfeld — Pinner so bescheiden ist. Wir wünschen Pinner, dass er in seinem schönen Hause in Kfar Schmarjahu zusammen mit seiner Schwester noch lange Jahre in seinem geordneten Lebensstil, an seinem Schreibtisch sitzt, arbeitend und produzierend, den Genüssen des Lebens zugewandt wie bisher, und uns Anregung und Vorbild bleibt, die wir seines menschlichen Verständnisses und seiner klugen Deutungen bedürfen.

KURT KANOWITZ

*Israel Book World, Dec. 22, 1975*

**SCHOCKEN  
INSTITUTE HONOURS SPITZER**

Dr. Moshe Spitzer, one of Israel's outstanding typographers and print designers celebrated his seventy-fifth birthday last year. In his honour, Dr. Katzenstein, Director of the *Schocken Institute for Jewish Research* of the *Jewish Theological Seminary* of America organized an exhibition of his life's work at the *Schocken Institute Library*. (The exhibit continues into 1976).

The exhibit covers Dr. Spitzer's typographic work, almost exclusively in Hebrew, since the days when he was director of the *Schocken Verlag* in Berlin in the thirties, until his immigration to Palestine in 1939. Here he founded the Tarshish Publishing House, which specializes in beautifully designed Hebrew books in (mostly) small editions, and served for many years as director of *The Bialik Institute Publishing House* and later as Director of the Publishing Department of the Jewish Agency.

Since his retirement he has worked, apart from his activity at Tarshish, as book designer, as typographical adviser and designer for *Dvir*, the Publishing Department of the Israel Academy of Sciences and Humanities, and others. He also inspired and assisted the design of one of the best Hebrew display type, Hatzvi Type, and of some successful

text types, and was for a time partner in the Jerusalem Type Foundry. Among the books displayed at the Schocken library there are some very rare bibliophilic prints, such as *Reshuyot Hatan*, printed in 100 copies by *Haaretz Press* in 1936; Agnon's essay *Yamim Noraim*, printed in Berlin in 1938, a special edition of Chaim Weizmann's address to the Royal Commission (Peel Commission) in 1936.



*Moshe Spitzer*

Among the most complicated works he designed was the *Biblical Encyclopedia* for *The Bialik Institute* and the first signature of the new Bible edition of the *Hebrew University*. He also designed the Second Review of the first of the *Dead Sea Scrolls* by L. Suke-nik, Yigael Yadin's archaeologist father. He encouraged some of the Israeli graphic artists and painters who later became famous, like

Avigdor Arikha, when he was a young struggling art student, by commissioning him to do illustrations for *The Bialik Institute* and *Tarshishi* books.

Among his later work is the facsimile edition of the Birds Heads Haggada, printed in collotype by Max Jaffe of Vienna, the first book issued by *David Salomon Foundation* (the Jerusalem Museum of Islamic Art named after the late L.A. Mayer).

Among the few non-Hebrew books in the exhibition is the typographically very complicated book by Beinart, *Records of the Trials of the Spanish Inquisition in Ciudad Real* published by the Israel Academy of Sciences and Humanities. Another English-language publication in quite another class, is the *Journal of the International Society for Technological Assessment* printed by *Isratypeset* in IBM Composer type, where Spitzer showed what can be done by a simple process and through the use of type which is far from perfectly designed.

The exhibition is tastefully arranged and the exhibits are labelled in Hebrew and English.



## • Harry Bendorf, Brigadegeneral

Es ist ein deutschjüdisches Emigrantenschicksal, das 1939 in Berlin seinen Lauf nahm und jetzt, vierzig Jahre später, mit der Beförderung zum Brigadegeneral der amerikanischen Luftwaffe einen vorläufigen (aber nicht unbedingt letzten) Höhepunkt fand: Harry H.

Bendorf, geboren am 9. Juli 1928 in Memmingen, folgte mit seinen Eltern der Einladung eines in Breckenridge, Texas, ansässigen Onkels namens Otto Bendorf nach Amerika — der Familie gelang auf diese Weise die Flucht vor dem in immer bedrohlicher Weise zunehmenden Terror der braunen Macht-haber.

Die unfreiwilligen Neueinwanderer liessen sich zunächst in Breckenridge nieder, wo Harry Bendorf die South Ward School besuchte, und zog dann nach Dallas; 1947 absolvierte der heutige General die Woodrow Wilson High School in Dallas, 1951 die Southern Methodist University und 1966 die University of Nebraska (M.A. in Geschichte). 1972 schloss Harry Bendorf seine Studien am Industrial College of the Armed Forces ab.

Die Offizierslaufbahn des hochdekorierten Brigadegenerals begann 1951 mit dem Rang eines Zweiten Leutnants. An der Ellington Air



**General Harry Bendorf**

Force Base erhielt Bendorf 1952 sein Navigator-Abzeichen. Es folgten Kampfausbildung an der B-29, Stationierung in Okinawa, Einsatz im Korea-Krieg und 1954 die Abkommandierung zur Walker Air Force Base in New Mexiko. Weitere Stationen: Einsatzkommandeur der 817. Luftdivision (1958), Offizier im Hauptquartier des strategischen Luftkommandos (1961), Pentagon (1967), Assistant Deputy Director for Force Development and Strategic Plans im Hauptquartier der U.S. Air Force im Pentagon ist seine jetzige Position.

General Bendorf und seine Frau Angela haben vier Kinder: Lisa, Mark, Peter und Andrea.

R.A.

*Anflam,  
BeA9, 1979*

*Aufbau, Sept. 2, 1977*

## **Saly Mayer bleibt unvergessbar!**

Der kurze Bericht über Saly Mayer im "Aufbau" am 19. August 1977 bedarf von dem Standpunkt früherer Shanghaienser einer Ergänzung.

Die Lage der etwa 17,000 mitteleuropäischen Flüchtlinge hatte sich nach Pearl Harbour katastrophal verschlechtert. Die nur mit geringen Mitteln ausgestatteten Komitees konnten der Lage nicht Herr werden, zumal die wohlhabenden saphardischen Juden wie Sassoon und Kadoorie als britische Staatsangehörige entweder geflüchtet oder interniert waren. Das Jewish Joint Distribution Committee konnte als amerikanische Organisation offiziell kein Geld nach dem von den Japanern besetzten Shanghai überweisen. Umso grösser war die freudige Überraschung, als kurz nach dem Kriegsausbruch ein Scheck auf US - \$100,000 aus St. Gallen, Absender Saly Mayer, ging, und die Überweisung sich monatlich während des ganzen Krieges regelmässig wiederholte. Diese Zahlung ermöglichte es den jüdischen Organisationen, für Verpflegung, Unterbringung und medizinische Betreuung von tausenden bedürftigen Flüchtlingen zu sorgen und diese vor dem Äussersten zu bewahren. Erst nach dem Kriege erfuhr man, dass der Joint beim US Treasury Department die Genehmigung erwirkt hatte, monatlich \$100,000.— nach der neutralen Schweiz zu überweisen, die von Saly Mayer an getarnte jüdische Organisationen in Shanghai weitergeleitet wurden. Die Japaner liessen die Einfuhr der Devisen im eigenen Interesse zu.

Abgesehen von den sonstigen Verdiensten von Saly Mayer um die jüdische Allgemeinheit sollte auch nicht vergessen werden, dass Mayer jahrelang weder Zeit, Mühe und Kosten scheute, um durch die genannte Transaktion den jüdischen Flüchtlingen in Shanghai zu helfen.

**G.M.K., New York**

POLITICAL ADVERTISEMENT

*Aufbau*

## Zum Tode von Henry Nesselroth

Nach langem Leiden ist Henry Nesselroth, Zeit seines Lebens eine führende Persönlichkeit im deutsch-jüdischen Sportleben, im Alter von 70 Jahren verstorben. Der gebürtige Berliner, von Beruf Innenarchitekt, war in jungen Jahren aktiver Leichtathlet, hatte die Kampfmannschaft des Berliner Bar-Kochba mitbegründet und lange diesem Verein als Vizepräsident gedient. Von dem Jahre 1932 an hatte er an allen Makkabiaden ohne Ausnahme teilgenommen. Bis zu seinem Tode war er Mitglied der Welt-Exekutive der Makkabi-Weltunion: in jüngeren Jahren als Vertreter von Deutschland, später, nach seiner Auswanderung nach New York, als Vertreter der USA. In New York war er Präsident des New Yorker Maccabi-Athletic

Club. "Maccabi war sein ganzes Leben", sagten seine zahlreichen Freunde von ihm; in der Tat hat kaum jemand anders der Idee des jüdischen Sportlebens mit gleicher Hingabe und gleichem Enthusiasmus gedient.

R.A.



*Prof. Lutzki*

~~NY Times~~  
2/24/76  
WEDNESDAY, FEBRUARY 24

**PROF. MOSES LUTZKI,  
BIBLIOGRAPHER, DIES**

Moses Lutzki, formerly professor of bibliography at Yeshiva University for 20 years, who was known for describing and deciphering medieval Hebrew manuscripts, died Friday in a nursing home at Sheepshead Bay, Brooklyn. He was 81 years old.

Professor Lutzki had identified several manuscripts written by Maimonides, the 12th-century philosopher.

In 1952 Professor Lutzki was the first person to carry on a comprehensive cataloguing of extant Hebrew manuscripts for Columbia University's department of Semitic languages.

He was born in Russia and received a Bachelor of Literature degree from Oxford University. In the late 1930's he joined the Bodleian Library at Oxford as a specialist in Hebrew manuscripts.

Professor Lutzki, who came to the United States in 1939, became a cataloguer of Hebrew manuscripts for the Jewish Theological Seminary of America in 1940.

In 1969 he donated his 7,000-volume private library to Yeshiva's Mendel Gottesman Library. Included were rare works of Hebraica and Judaica.

*NY Times  
I bought 2 very handwritten catalogs  
of his own and his wife's libraries  
from Dr. Lutzki*

## PERSONLICHES

### Eugen Mittwoch

Orientalist, Judaist und Sozialarbeiter

von E. G. Lowenthal

Als die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums (Berlin) Ende 1936 ihren Vorsitzenden, Prof. Dr. Eugen Mittwoch, anlässlich seines 60. Geburtstages ehren wollte, konnte sie nichts Besseres tun, als das damals fällige Heft ihrer «Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums» (MGWJ) zu einer kleinen Festgabe für Professor Dr. Eugen Mittwoch auszugestalten. Sie feierte den Jubilar als den «Erforscher orientalischer Kultur, den gelehrten und überzeugten Vertreter jüdischer Lehre und jüdischer Wissenschaft».

Nunmehr, am 4. Dezember 1976, hätte sich der Geburtstag dieses Mannes zum hundertsten Mal gejhrt. Dieser Zeitpunkt bietet eine Gelegenheit, seiner zu gedenken.

Im Bereich der Orientalistik vertrat Eugen Mittwoch in erster Linie die Fächer Arabistik und Islamkunde, die beide viele Berührungspunkte zur Wissenschaft des Judentums haben. Schon früh hatte er den Vorderen Orient, das heisst Ägypten, Syrien und Palästina, bereist, als der sach- und sprachkundige Begleiter des liberalen Politikers und Philanthropen Dr. Paul Nathan (Berlin 1857 bis 1927), der 1901 den «Hilfsverein der deutschen Juden» und wenig später das Hilfswerk für die russischen Juden organisiert hatte. Besonderes Interesse widmete Mittwoch Abessinien (Äthiopien) und dem Leben der Falaschas, der hamitischen Volksgruppe im Nordwesten des Landes, die gewisse

jüdisch-religiöse Sitten und Gebräuche bewahrt hatte. In vielen seiner wissenschaftlichen Arbeiten hat er die Zusammenhänge mit dem Judentum herausgearbeitet, vor allem in der Abhandlung über die Ursprünge des Gebets im Islam.

Seine akademische Laufbahn hatte 1905 begonnen, als er sich als Privatdozent in Berlin niederliess. Schon 1907 erhielt er eine Dozentur am Seminar für Orientalische Sprachen, an dem er einst unter dem Arabisten Eduard Sachau studiert hatte. 1915 wurde er Ausserordentlicher Professor in Berlin, dann 1917 Ordinarius an der Universität Greifswald, zwei Jahre später in Berlin und, schliesslich, 1928 der Direktor des Seminars, das beträchtliche Bedeutung erlangt hatte.

In jener vor 40 Jahren veröffentlichten Würdigung Eugen Mittwochs als Wissenschaftler waren jedoch seine nebenberuflichen Aktivitäten ziemlich unberücksichtigt geblieben, auch das Wesen dieses bescheidenen, hilfsbereiten Mannes war zu kurz gekommen. Indes, ohne alle seine Interessen wenigstens zu skizzieren und seine menschlichen Züge zu kennzeichnen, würde das Bild von der Gesamtpersönlichkeit unvollständig sein. Denn abgesehen von der Autorität, die er unbestreitbar als Wissenschaftler besass, hat Professor Mittwoch auch sonst viel bedeutet, wie bis 1938 in Deutschland, so später als Emigrant in Frankreich und vor allem in England. Dorthin war er 1939 von Paris

aus gelangt, wo er für das «American Jewish Joint Distribution Committee» (Joint) arbeitete. In London bediente sich das britische Informationsministerium seiner als eines sachverständigen Beraters für Angelegenheiten des Vorderen Orients, mit denen er so lange schon vertraut war. Sein ausgeprägtes jüdisches Bewusstsein, dem zweifelsohne sein Interesse an der Hilfe für verfolgte und bedrängte Juden entsprang, hatte ihn in einem frühen Stadium zum Mitarbeiter jüdischer Hilfsorganisationen gemacht. Schon lange vor 1933 war er im Geschäftsführenden Vorstand des «Hilfsvereins» der ehrenamtliche Schriftführer. Während des Ersten Weltkrieges gehörte er zu denjenigen Juden in Deutschland, die zur Behebung jüdischer Not in Osteuropa beitrugen. Der «Joint» machte von seiner Sachkunde und seiner Personenkenntnis Gebrauch. Gleiches tat Professor Dr. Moritz Sobornheim, seit 1918 Leiter der Abteilung für jüdische Angelegenheiten im Auswärtigen Amt in Berlin; als dieser Legationsrat Anfang 1933 starb, wurde Mittwoch, nebenamtlich, auf den vakant gewordenen Posten berufen – nur für wenige Wochen allerdings! Kein Geringerer als der Historiker Professor Ismar Elbogen hat später, 1942 in New York, seinem Freund und posenschen Landsmann Mittwoch die «engelhafte Geduld» nachgerühmt, «mit der er tagaus, tagein Ostjuden empfing, beraten und gefördert» habe. Das zu betonen, schien Elbogen wichtig; denn «es

*Das neue Israel'*  
*Zürich, Dez. 1976*  
*29. Jahrg., Heft 6*

**busag clichés**  
8032 Zürich, Forchstr. 84, 051 5367 30  
**201991** im Dienste  
erfolgreicher  
Werbung!

sei», so schrieb er, «heutzutage gerade ein Axiom geworden, dass wir deutschen Juden die Ostjuden unfreundlich behandelt haben».

Als Eugen Mittwoch Anfang 1933 seine Professur verlor und seine anderen öffentlichen Ämter zu quittieren gezwungen wurde, fand man ihn bald in dem von Dr. Bernhard Kahn geleiteten Berliner Büro des «Joint»; diese Stelle sollte für die damals abrupt einsetzenden, weil dringend erforderlichen Selbsthilfemassnahmen der deutschen Juden von besonderer Bedeutung werden. Seitdem blieb Mittwoch mit den Problemen und Aufgaben des internationalen jüdischen Hilfswerks eng verknüpft.

Eugen Mittwoch war ein strenggläubiger Jude – er stammte aus orthodoxem Haus in Schrimm (Provinz

Posen) und hatte während seiner Studien in Berlin auch das orthodoxe Rabbinerseminar besucht –, aber deswegen hat er sich nie von Andersdenkenden separiert. Er war nicht immer gesprächig, manchmal schien er wortkarg zu sein, er konnte sehr sarkastisch werden. Man fand ihn stets aufgeschlossen und weltoffen. In seinem Äusseren erinnerte er zuweilen an Theodor Herzl.

Nach seinem frühen Tod – er starb in London am 8. November 1942 – veranstaltete die «Association of Jewish Refugees in Great Britain» (AJR), deren Gründungs- und Exekutivmitglied er war, gemeinsam mit anderen Organisationen in der Synagoge des Golders Green Beth Hamedrash einen Gedenkgottesdienst. Dabei sprach für die AJR der damalige

Communal Rabbi von Manchester, Dr. Alexander Altmann (jetzt emeritierter Professor an der amerikanischen Brandeis-Universität), für das Jews' College dessen Dozent für Bibel und Talmud, Dr. Arthur Marmorstein, für das Institute for Jewish Learning Dr. Aaron Steinberg und für die Gemeinde Rabbi Dr. Eli Munk. In dieser eindrucksvollen Gedenkstunde, übrigens einer der ersten Gelegenheiten, bei welcher englische Juden und jüdische Flüchtlinge aus Deutschland zusammenwirkten, kam noch einmal zum Ausdruck, welch hohes Ansehen Eugen Mittwoch als Autorität für sein Fach in den Kreisen der Wissenschaft und als Helfer der Bedrängten im kulturellen und sozialen Leben der Judenheit genossen hatte.



## Kurt Grunebaum geehrt

Der New Yorker Bankier Kurt Grunebaum, ehemaliger Partner des Essener Bankhauses Simon Hirschland und in New York dann Vizepräsident der New York Hanseatic und Partner von Stuart Brothers, erhielt aus den Händen des deutschen Generalkonsuls Dr. Werner Ungerer das Grosse Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Der in der Finanzwelt hoch angesehene Kurt Grunebaum amtierte lange als Vizepräsident der deutsch-amerikanischen Handelskammer in New York und förderte als erfahrener Kunstfreund mehrere deutsche Kunstausstellungen in

Der New Yorker Bankier Kurt H. Kurt Grunebaums Bruder Eric ist den ganzen Vereinigten Staaten seit Jahren in führenden deutsch-jüdischen Organisationen der Stadt aktiv.

*Aufbau, Oct 1956*

ALBERS

## Zum 80. Geburtstag von Dora Philippson *Neubauer*

In Bonn, im Hause ihres 1953 verstorbenen Vaters, des Geographen Geheimrat Professor Dr. Alfred Philippson, begeht Dora Philippson, Mathematik - Studienrätin i.R., am 17. November ihren 80. Geburtstag. Überlebende des Lagers Theresienstadt, nahm sie lange an öffentlichen jüdischen Aufgaben, in der Gemeinde und in der örtlichen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Bonn, aktiv Anteil. Damit setzte sie die Tradition ihrer Familie in gewisser Weise fort. Ihr Grossvater war der Rabbiner Dr. Ludwig Philippson (Dessau 1811-Bonn 1889), bekannt als Kanzelredner, nicht minder aber als vielseitiger Autor und vor allem als Begründer und Herausgeber der "Allgemeiner Zeitung des Judenthums"; wer die Familie Philippson bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurückverfolgt, endet beim Reh Josua Heschel ben Joseph (1578-1648), dem Oberrabbiner von Krakau und Ersten Vorsteher der drei jüdischen Gerichtshöfe in Polen.

E. G. Lowenthal

*Nov 12, 1976*

*Anzeiger, März 65*

**Henry G. Lewin** 1976

**gestorben**

Professor Henry G. Lewin, gebürtiger Deutscher aber zutiefst der französischen Sprache und Kultur verbunden, starb in Schenectady, New York, wo er Professor für deutsche und französische Sprachen am Broome Community College war, im Alter von nur 62 Jahren. Er war ein guter Freund des "Aufbau" und hatte mehrfach auch an unserem Blatt mitgearbeitet. In Deutschland wie in Frankreich ausgebildet, wurde er in Frankreich von der Invasion durch die deutschen Truppen überrascht und schloss sich der französischen Widerstandsbewegung an, wofür er nach der Befreiung des Landes durch die Alliierten mit der Ehrenmedaille der "Resistance" ausgezeichnet wurde. Er war auch Träger des Ordens der Palmes Académiques, der Ehrung für verdienstvolle Personen im französischen Unterrichtswesen. Nach Ankunft in Amerika schloss er seine Ausbildung an der University Syracuse ab und erteilte dann an verschiedenen Schulen im Staate New York Sprachunterricht.



19. 1979

AUFBAU, FRIDAY, OCTOBER

## Père Roger verstarb in Jerusalem

Im Alter von 61 Jahren ist der Assumptionisten-Pater Jean Roger nach einer langen schweren Krankheit in Jerusalem verstorben. Jean Roger hatte das Schicksal eines Emigranten. Er wurde als Sohn einer jüdischen Familie in München geboren und wanderte mit seinen Eltern in die USA aus. Er besuchte die Volksschule in Chicago; später inskribierte er an der Sorbonne in Paris und promovierte in englischer und deutscher Philologie und studierte Kinderpsychiatrie von 1937 bis 1939.

Beim Ausbruch des 2. Weltkrieges diente Pater Roger in der französischen Armee in der Sahara (Nordafrika) als Funker. Nach 1940 verliess er das Militär und trat in den Orden der Assumptionisten ein. Er studierte in deren Seminar in Layrac Philosophie. Nach dem Krieg wandte er sich theologischen Studien in Lormoy bei Paris zu; hier wurde er 1948 zum Priester geweiht. Er wurde Assistent des General-Schatzmeisters seines Ordens. Anfang 1952 wurde er von seinem Orden nach Jerusalem geschickt, um im Kloster Notre Dame de France seine Mitbrüder zu unterstützen, deren Hauptaufgabe im Heiligen Land die Betreuung und Führung der Pilgergruppen ist. Um sich mit den Heiligen Stätten vertraut zu machen, durchwanderte Pater Roger die Hügel und Täler des Landes. So lernte er Land und Leute eingehendst kennen und eignete sich die hebräische Sprache an. Um seine Kenntnisse zu vervollständigen, besuchte er die "Ulpan"-Kurse für Fortgeschrittene. Pater Roger lernte fliessend hebräisch und war imstande, alle Texte in dieser Sprache zu lesen.

Neben seiner Tätigkeit als Pil-

gerführer nahm er auch an bedeutenden archäologischen Ausgrabungen teil. Er war Pfarrer der katholischen Gemeinde von Bersheba und hielt Vorträge über die biblischen Stätten, die für Juden und Christen von gleicher Bedeutung sind. Er war der vielseitigste Führer und einer der bedeutendsten katholischen Kleriker in Israel.

D.B.

4 Wir trafen in New York:

## • Dr. Herbert Cahn, Numismatiker

Von JANE H. BACH

Sechs bedeutende kulturelle Institute sind in dem imposanten New Yorker Gebäude-Komplex 'Audubon Terrace' untergebracht, eines davon die "American Numismatic Society". Dort traf ich Herbert Cahn, als er ein zwei Monate langes Seminar über Numismatik der Antike leitete — das Interview eingezwängt zwischen Morgen- und Nachmittagssitzung. Seine Schüler waren 12 Studenten, ausgewählt von 40, die von Universitäten überall im Lande vorgeschlagen waren, weil sie sich auf dem Gebiet bereits ausgezeichnet hatten und darin spezialisieren wollten. Die Numismatische Gesellschaft lud Dr. Cahn aus Basel ein, diesmal das alljährliche Seminar zu führen, und trotz grossem zeitlichem Druck konnte er diesen ehrenvollen Auftrag nicht verweigern.

Herbert Cahn stammt aus Frankfurt am Main, wo sein Grossvater bereits die Münzenhandlung Adolph Cahn gegründet und geführt hatte. "Für mich existierten keine Probleme der Berufswahl" erklärte mir Herbert. Schon als dreizehnjähriger Junge arbeitete er an seinem ersten Katalog für die Firma. Nach dem frühzeitigen Tod des Vaters übernahm Mutter Johanna, zusammen mit Onkel Julius Cahn, die Weiterführung des Geschäftes. Im Jahre 1933 verliess Frau Cahn mit ihren beiden Söhnen Deutschland und siedelte sich in Basel an. Seither führten der damals 18jährige Herbert und sein Bruder die Firma.

Gleichzeitig studierte Herbert klassische Archäologie und schrieb seine Doktorarbeit über Naxos (Sizilien), wo im 5. und 6. Jahrhundert Münzen geprägt wurden. Münzkunde ist, erläuterte er, eng verwoben mit Geschichte, Kunst, Wirtschaft, auch mit Archäologie. Während sein Bruder Erich auf Münzen des Mittelalters und der Neuzeit spezialisiert ist, konzentriert er sich auf Münzen und auch Kunstwerke der Antike.

Unter seine berühmten Kunden zählte er König Victor Emanuel III. von Italien, der selbst ein bedeutender Münzensammler und -kenner war und ihm noch am Tage der Verhaftung Mussolinis einen Auftrag schickte.

Seit 1965 ist Herbert Cahn Honorar-Professor und Lehrbeauftragter an der Universität Heidelberg, wo er regelmässig Vorlesungen hält. Als ob das nicht genug wäre, erzählte er mir die interessante Geschichte vom "Silberschatz von Kaiseraugst". Es handelt sich hier um einen sehr wichtigen Fund römischen Tafelsilbers und Geldes, der 1961 in der Nähe von Basel in Ausgrabungen aus der Rö-



merzeit entdeckt wurde und den er zurzeit katalogisiert.

Nebenbei bringt Herbert es noch fertig, zwei Kammermusikgruppen anzugehören und regelmässig Violine und Bratsche zu üben. Dies, obwohl ihn seine kaufmännische Tätigkeit zwingt, häufig zu reisen, nicht nur nach vielen westeuropäischen Hauptstädten, sondern auch öfters nach den Vereinigten Staaten.

In Herbert Cahn finden wir eine ungewöhnliche Verschmelzung des erfolgreichen Geschäftsmanns mit dem Wissenschaftler, dem man viele Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Münzkunde der Antike zu verdanken hat.



# חיי פילוסוף עמקן נודד ואומלל

מאת פלטיאל בירנבוים

Salomon Maimon

על לבי לבאר הספר הנכבד הזה מחדש. להאריך במקום שקיצר הוא ז"ל, ולבאר במופת כל משפט הנמצא מזולת מופת בזה המאמר, ולהעיר המעיין בכל מקום על ההיקש בין דיעות אריסטו והנמשכים אחריו ודיעות בחירי פילוסופים זמנינו. אל נא אשא פני איש... כמאמר החכם: אהוב סוקראטס, אהוב אפלטון, והאמת אהוב משניהם... קורא משכיל אהובי / תדע שמי ואבי / בהתבוננך במלת שב"י (=שלמה בן יהושע).

לדברי שמעון ברנפלד ב"השלח", שנת 1901, מה שאירע לשלמה מימון בילדותו ובימי נעוריו אירע לכמה וכמה צעירים בעלי כשרון ובוני עוני, אשר התגוללו ב"ישיבות, או היו מלמדים בכפרים. כמה מרגליות יקרות, נערים בעלי כשרון מרובה, אבדו באשפה, מרוב עוני ומחסור חינוך ראוי. והרי מה שכתב שלמה מימון על חיי העוני והבערות של היהודים הכפריים, שביניהם חי כמלמד תינוקות: "העניות, הבערות והגסות ששלטו שם אינן ניתנות להתפרש... והרי לכם בית הדירה: סוכה עשירה, שחורה כפחם מבית ומבחוץ, בלי ארובות-עשן. במקומה היה חור קבוע בגנה, אשר בו יצא העשן ואשר לאחר דעון האש בתנור היו סותמים אותו יפה יפה, שלא יפוג החום... אותו החדר היה משמש דירה, בית-משקה, חדר-אוכל, חדר-לימוד וחדר-משכב כאחד... במשכן הזה יושבים האכרים על גבי הקרקע סובאים יין-שרף והומים בקול-יקולות. באחת הפינות יושבים אנשי הבית; ואולם באחורי התנור ישבתי אני עם תלמידי המזוהמים והערוי מים למחצה ותרגמתי להם מתוך חומש בלוי וקרוע את דברי התורה מעברית ליהודית-רוסית" (ספר חיי שלמה מימון, עמוד 128 ואילך).

האוטוביוגרפיה של מימון, הנותנת הרצאה חיה על מצבם הפנימי והחיצוני של יהודי ליטא, עשתה רושם גדול בגרמניה. גיתה ושיילר קראו בה בעיון רב. הפילוסוף הגרמני פיקסה הושפע מהשקפותיו של מימון. עמנואל קאנט, הפילוסוף הגדול מקניגסברג, הכיר בדברי הפילוסוף היהודי וכתב: "רק מועטים הם, שיש בהם החריפות לחקירות עמוקות כאלה כמו האדון מימון". המעוניין ב"עיקרי תורתו של שלמה מימון ייעין במהדורה העברית של מסה על הפילוסופיה הטרנסצנדנטלית, התרגום ה"עברי היחיד של ספר פילוסופי של שלמה מימון (ירושלים, תש"א). מפירוטם יצירתו הראשונה בשנת 1790 ועד מותו, בתקופה קצרה של אחת-עשרה שנה, יצאו מתחת עטו של מימון שבע יצירות בגרמנית. כן כתב מימון פירושים ליצירותיהם של סופרים אחרים, והחשוב שבהם פירושו העברי למורה נבוכים, בתוספת מבוא המכיל היסטוריה קצרה של הפילוסופיה. לשם והירות, לא הזכיר בראש ספרו העברי את שמותיהם של אלה שהיו מפורסמים כ"כופרים, וביניהם גם שמו של מימון עצמו. בתוך הספר מזכיר מימון את שפינוזה (פרק ע"ד, מהדורת ברגמן-רוטנשטרייך, עמוד 161). בפירוטו על הספר ב"המאסף" תקצ"ח, הודיע המו"ל יצחק אייכל, כי מחבר הביאור גבעת המורה "לא הודיע את שמו; אמנם נראה בו, כי הוא איש חרוץ ובקי בכל חדרי הפילוסופיה, כאשר יראה הקורא בדוגמתו". בסך-הכל פירסם מימון אחד-עשר ספרים ו"קונטרסים בגרמנית, מלבד המאמרים שפירסם בכתבי-עת ומלבד ספרים שהשאיר אחריו בכתב-יד.

לדברי שמעון ברנפלד, אין זה מן הראוי לברר את יחסו של שלמה מימון אל היהדות על פי מעשיו, אשר היו תמיד תוצאות כשלון מוסרי זמני, או תוצאות חינוכו הרע. כן אין להפליג ערך הדבר, שאמר להתנצר פעם אחת או שתיים. "בעיקר אין ספק לנו, כי כיבד שלמה מימון את דת אבותיו ואת עם מולדתו, ובסיפורי מאורעותיו דיבר פעמים אין מספר טובות על היהדות, אין כוונתי בזה להתליט, כי מכיון שידבר אדם מישראל, הכותב לועזית, טובות על עמנו, כבר הוא כולו זכאי, וגם איני מפליג בתועלת סגוריא כזאת. אלא כוונתי בזה להזהר ממשפט קיצוני, ידוע לנו, כי לא ידע שלמה מימון לעשות חנוף, ובסיפורי מאורעותיו לא כיחד האמת תחת לשונו, וסיפר בגנות עצמו גם יותר מדי, וכל מה שכתב בשבח עמנו הוא סח לעיני תומא, כאשר נכיר מסגנון דבריו, ועל פי הדברים האלה אני אומר, לא להללו או להפוך בזכות, אלא כדי להעמיד האמת: בלב שלמה מימון נמצא רגש אהבה לעמנו..." (השלח, 1901).

שלמה מימון מתאר את ההשפעה המכרעת שהשפיעו כתבי הרמב"ם על ידיעותיו והתפתחות אופיו: "ההערה שהערצתי את המורה הגדול הזה היתה גדולה כל-כך, שהיא נחשב בעיני לאידאל של אדם כליל-שלמות, ואת תורתו ראיתי כאילו נאמרה מפי האמת האלהית עצמה, והדברים

חוקרים וסופרים התעוררו לאחרונה לכתוב מחדש על חיו ופעולותיו של הפילוסוף היהודי הליטאי שלמה מימון, בן מוזג כפרי, עליו מנעוריו, שהשיאו לו אשה בגיל אחת-עשרה והיה אב לבן בגיל ארבע-עשרה. כל ימי חיו (1754—1800) סבל האיש הזה צרות ועינויים, עלבונות ונדודים, עד שנתחזק מן היהדות בבית פטרונו הנוצרי בשלויה ועסק בחקירותיו הפילוסופיות. כשמת בגיל מ"ה, נקבר "קבורת חמור" ליד גדר בית הקברות בגלוגי. בלימודיו הגיע מן התלמוד אל הקבלה, ומכאן עבר אל הפילוסופיה הדתית של הרמב"ם, ומתוך הערצה ויחס של ראת הכבוד לנשר הגדול כינה את עצמו מימון. בכל מאמציו השתדל להגיע לדרגות עליונות של ההתפתחות הרוחנית לאחר שקיבל מכתבי הרמב"ם דחיפה להגות הפילוסופית. בהיותו בן כ"ג הגיע ברגל לגרמניה תשוש-כוח ורעב, ולא ניתן לו, כיהודי אשר "בגדיו קרועים ו-מזהמים", להכנס לברלין. הוא המשיך את נדודיו והרפתקאותיו עד שבא לפוזנא, ששם נבאש בעיני היראים בגלל דעותיו החופשיות. שנת 1779 בא שנית לברלין, ומשה מנדלסון המליץ עליו לפני עשירי הקהילה אשר דאגו למחסוריו, בברלין לא התנהג כשורה. הוא יצא להמבורג ומשם לאמסטרדם, והיה נע ונד עד ששב להמבורג ורצה להמיר את דתו או להתאבד. כאשר גילה לכומר הלותרני את דעתו, שהנצרות אינה מיוסדת על בסיס של אמת, סירב הכומר להביאו בכרית הנצרות.

לא מומן יצא לאור בתל-אביב ספרון קטן בשם שלמה מימון, אישיותו ויחסו ליהדות, מאת שמחה יעקב שמחוביץ, יליד פולין, המכהן כמנהל מוזיאון יהודי וכמורה במדרשה עברית בטורונטו (הוצאת מחברות לספרות, תשל"ב, 70 עמודים). המחבר משתדל להאיר באור חדש את דיוקנו של שלמה מימון ואת תרומתו למהלך המחשבה הלאומית-חילונית שלאחר ההשכלה. המחבר מרבה לצטט מספר תולדותיו של שלמה מימון, שתורגם לעברית בידי י. ל. ברוך (ספר חיי שלמה מימון, כתוב בידי עצמו, הוצאת "מסדה", תל-אביב, תש"ב, 338 עמודים). ספרו זה של מימון הוא יחיד במינו, ומושך את לבו של כל אדם המעוניין בתיאור ההווי היהודי של פולין וליטא לפני מאתיים שנה.

לדעת ד"ר שמואל אטלס, פרופסור לתלמוד ולפילוסופיה ב"היברו יוניון קולג", ניו-יורק, עיקר פרסומו של שלמה מימון בא לו בזכות האוטוביוגרפיה שלו, ואילו מקומו בתולדות המחשבה האירופית נודע למומחים מעטים בלבד. "רק מי שמכיר את שאר כתביו ואת תרומתו להתפתחות המחשבה הפילוסופית עשוי להבין במלואה את האידאה המסמלת באוטוביוגרפיה שלו. היא מסמלת את מאבקו של היהודי הנודד... מימון ניבא גורל הפילוסופיה שלו את הדברים האלה: סופר שיש לו סגנון טוב, קוראים אותו. סופר שיש לו כוח הסברה טוב, לומדים אותו. סופר שאין לו לא זה ולא זה, אלא שיש בידי אמתות כבדות-משקל וחדשות, משתמשים בו. אין ההפסד חל ברוחו, אם כי חל הוא בשמו. כלומר: רוחו יש בה מן האלמוות, אף כי שמו נשכח. למעשה נשכח מימון כמעט כליל אחרי מותו. מימון כותב על עצמו: "אני אוהב את האמת. לשם בקשת האמת נטשתי את עמי, את ארצי, ואת משפחתי" (יהדות ליטא, הוצאת עם הספר, תשי"ה, עמודים 413—417). כן מדגיש ד"ר שמואל אטלס בספרו המקיף על הפילוסופיה של שלמה מימון (1964), שהרעיון המרכזי של מימון בספר תולדותיו הוא החיפוש אחרי אמת ודעת. מסירותו לאמת מתגלה בכל כתביו הפילוסופיים. בשנת תשכ"ו הוציאה האקדמיה הלאומית הישראלית למדעים מהדורה חדשה של גבעת המורה, פירושו העברי של שלמה מימון על חלקו הראשון של מורה נבוכים לרמב"ם, בעריכתם של הפרופסורים והוגו ברגמן ונתן רוטנשטרייך. בהקדמתו לגבעת המורה, כותב שלמה מימון ב"ו הלשון: "קנאו קנאתי לכבוד הרב המחבר ז"ל ואשים

את יומני מתקופת כהונתי כממשלה וכמובן — לכתוב מאמרים. היתה לי הנאה עצומה לעבוד ב"גני-סטייטסמן". אהבתי את העבודה כאן, אבל אם הם החליטו להיפטר ממני — בבקשה: יש לי גם חיים אחרים... (בחצי קריצה) ואני נהנה מאוד לגרום להם מבוכה, אני אפילו נהנה לערוך את ה"גני-סטייטסמן" עכשיו ולהוכיח כמה טוב אני יכול לערוך את העתון בטרם אעזוב (קרוסמן יפרוש ברגע שיימצא עורך חדש. ש.ג.), כן, הם טיפלו בי רע מאד, אבל אינני מר-נפש. לא, כלל וכלל לא. (דבר")

צ'רצ'יל, אבל אינני בטוח שלו הייתי מצליח להכירו טוב יותר — הייתי מייחס לו גדולה יותר מאשר לווייצמן. אינני יודע, אם וייצמן היה איש מדע גדול. הוא כדאי היה גדול מאוד בטכניקה של המדע, (בחיוך) והוא גם היה איש עסקים ברמה לגמרי לא נמוכה.

שאלה: כיצד אתה רואה את תפקידם של מדענים ואינטלקטואלים בזירה הפוליטית? קרוסמן: ובכן, תלוי איפה. בבריטניה, אם אתה אינ-טלקטואל, הרי אתה טיפוס השוד ביותר. ההנהגה של תנועת ה"לייבור" הבריטית, למשל, לעולם לא תבטח בך אם אתה אינטלקטואל... שאלה: מדינת ישראל מונהגת על ידי מפלגה סוציאליסטית. כיצד תסביר זאת שדווקא ממשלות ה"לייבור" בבריטניה הנחילו לישראל את האכזבות הגדולות ביותר?

ישראל ובריטניה קרוסמן: שאלה טובה לאדם שכיהן שש שנים בממשלת ה"לייבור" האחרונה... ובכן, אני זוכר שבעניינים עדינים בינינו תמיד אמרתי לשגריר ישראל ולנציגים ישראלים אחרים: "אל זנסמכו על הבריטים: אל תסמכו עלינו! כל מה שנאמר לכם — תמיד ניאליץ לאכזב אתכם. ככל שנרצה יותר לעזור לכם — יותר נגרום לכם מפח-נפש. כל עוד יש לנו אינטרסים במפרץ הפרסי, כל עוד יש לנו שגירות המסגרות דו-תחת-של-לחץ מבירות ערביות — הרי ככל שהמדינאים בלונדון ירצו לעזור לכם, בסופו של דבר יעשו מה שפקידות משרד-החוץ אמרת". זאת אמרתי לישראלים, כאשר כיהנתי בממשלה, וצדקתי. זה לא עניין של סנטימנט. אלה הן עובדות. הממשלות הבריטיות היו תמיד בעמדה-של-חולשה במורח התיכון, משום שהן ניסו להיצמד למשהו שלא היה בכוחן להחזיק, משהו שהתחלק להן ונשמט מבין האצבעות. כל הממשלות הללו היו נאלצות לאכזב אתכם.

הנה, הנרצא בעל הדחיפות העליונה כיחסים בינינו בתקופת ממשלת הלייבור האחרונה: ה"צ'יפטיינים". מן ההתחלה ידעתי שלא היה לכם שמץ של סיכוי לקבל אותם, בלי כל קשר למה שאמרו לכם כאן בלונדון. ידעתי שהכל יתנהל בחשאי ובסוד עד שברגע מסוים יתפרסם סיפור סנסציוני באחד העתונים שיומין, כמובן, לחץ מן השגריר יות שלנו בארצות ערב ואז יאמרו לכם כאן: "תראה, בוא ונדחה זאת לשלשה חודשים". וכן הלאה...

העצה הטובה ביותר שידיד ישראל יכול לתת לכם היא: "לעולם אל תסמכו על ממשלה בריטית כלשהי עד שבריטניה תנתק עצמה מקשריה המסורתיים עם המזרח התיכון. קשרים אלה הם שהכתיבו בעשרות השנים האחרונות את מדיניותה של בריטניה באזור, ולא חשוב איזו ממשלה הייתה בשלטון. ארגסט בוויין לא שינה מדיניות זו לדעה. הוא רק הפך אותה לולגארית יותר, לראונית יותר. אפילו צ'רצ'יל, שבדרכו שלו היה פרו-ציוני (והיום אנחנו יודעים זאת), לא היה מוכן לעשות דבר. ראה כמה ומן חלף עד שהסכמנו לרעיון הקמת בריגדה יהודית ב"מלחמת-העולם השנייה. שלוש שנים! לכן, אם מישוה חש שהוא יודי-אמת של ישראל, כל מה שהוא יכול לומר לכם הוא: "הביטונא, אל תבטחו בנו. אם אתם זקוקים לנשק — ריכשו אותו במקום אחר למען השם!". האם זה נראה לך סקפטי מדי?

שאלה: אני תמה, כי יש הערכה שהיחסים בין ישראל לבריטניה כיום, כאשר יש כאן ממשל שמרני, מעולם לא היו טובים יותר.

קרוסמן (בפתיעה): כיום? אהה! אני לך מדוע. מכיוון שיצאנו מצד המפרץ הפרסי! לא שיצאנו היינו נתונים לסחיטה מצד הערבים. סחיטה לא רחמים! זהו הלחץ שיש ללמוד גם מכל התקופה של המנדט. לא חשוב, איזה התחייבויות היו לנו כלפי הישוב היהודי בארץ ישראל — ברור היה שממשלת בריטניה לא תעזור ליהודים להשיג רוב בארץ. הצעת החלוקה של ועדת פיל השאירה לכם נתח כה צעיר, עד שברור היה שמגאטו כזה לא תצליחו להקים מדינה ראוייה-לשמה. הרשה לי לומר לך, כי בנקודה זאת אני בהחלט מסכים לדרכו המדינית של בן-גוריון בניגוד לזו של וייצמן. תמיד חשבתי, שהיהודים לא יצליחו לעולם לקבל מן הבריטים עצמאות. צריך היה להילחם! אסור היה לסמוך על הבריטים! היתה זאת אשליה. ולכן המדיניות האקטיביסטית של בן-גוריון בשנים 1945—1948 היתה צודקת במאה אחוזים. וזה דעתי ה"אישית, אבל, כמובן, אני צריך עוד לעבור על חומר עצום ממכתבי וייצמן כדי לקבוע דעתי סופית.

שאלה: האם בעקבות פרשת פיטורין מעריכת גני סטייטסמן אתה מר-נפש עכשיו?

קרוסמן: מר-נפש? לא, לא! אני סבור שהם (הכוונה לבעלי העתון, ש.ג.), טיפלו בי שלא כהלכה (בחיוך) אבל אני מאמין גדול בהשגחה העליונה, ואם ההשגחה מסלקת אותי מן ה"גני-סטייטסמן" בקיץ זה — הרי שיש בידי עכשיו זמן למכיר לטפל בביוגרפיה של וייצמן, לערוך



Mrs. Rosenba

# פרשת חייה של הנרייטה סולד

(תק"ס)

*Henriette Gold*

מאת משה אברבך

בשנת 1941, כשמספר הילדים שניתן היה להביאם מאירופה ירד כמעט עד לנקודת האפס, השתדלה הנרייטה סולד להכניס את ילדי עדות-המזרח לתוך המסגרת החינוכית של "עליית הנוער". אבל, כמו תמיד, היא לא בזה ל"יום קטנות" והחליטה, אחרי בדיקה יסודית של בעיית הקליטה, להכניס רק 60 ילדים נבחרים ולראות כיצד ליישם את הנסיון בטיפול ילדים בעלי רקע מזרחי. כשהביאו את הקבוצה הראשונה לקיבוץ עין-חרוד, היה קשה למדריכים להבין את תניכיהם ואחד המדריכים שאל את גב' סולד מה דעתה על ילדים אלה וכאיזו גישה לנקוט בטיפול בהם. היא ענתה בתכלית הפשטות: "הם ילדים!" — ובזה רמזה שאין להכניס ילדים לתוך מיטת סודם של קטיגוריות — לפי ארץ או עדת המוצא, אלא יש לראותם כילדים לכל דבר! היא הכירה רק את המכנה המשותף ולא את השוני שבהם. התוצאה של גישה זו היתה שמאז ועד היום הזה אלפי ילדים מעדות-המזרח, לרבות ילדי הארץ, הוכנסו לתוך מסגרת עליית-הנוער וקיבלו (ועדיין מקבלים) חינוך טוב באווירה טובה ובתנאים טובים.

המתינות שאיפיינה את גישתה של הנרייטה סולד לבעיות "עליית הנוער" היתה גם טיפוסית להשקפותיה הפוליטיות. קשה היה לה לעכל את ההקצנה, כביכול, של התנועה הציונית בהנהלתם של דוד בן-גוריון בא"י ואבא הלל סילוור בארה"ב. מנהיגים דגולים אלה הגיעו לכלל המסקנה שהגיע הזמן לצאת בגלוי בדרישה לייסוד מדינה יהודית בא"י, ולגייס, למטרה זו, את יהדות העולם. גב' סולד, לעומת זאת, לא יכלה בשום אופן להשתחרר מהחשש שהכרזת מדינה יהודית ללא הסכמת הערבים (וכמובן גם של האנגלים) עלולה להביא חורבן על הישוב. היא הצטרפה איפוא לקבוצת י.ל. מגנס, מרטין בוכר וארנסט (עקיבא) מימון — שדגלו כאידיאל של מדינה דו-לאומית. גם הם חששו, שמדינה יהודית תביא לידי סכסוך מוגמד בין יהודים וערבים.

שם התנועה החדשה היה "איחוד" והיא ירשה את תכונותיה של תנועת "ברית שלום" שקדמה לה. הצד השווה שבהן היה שהן לא הצליחו להשכין שלום ומכל שכן להביא לידי איחוד — בין היהודים והערבים. הערבים שהיו צריכים להצטרף היו בכחינת "כל יראה וכל יימצא" (ואילו היו מצטרפים, ודאי לא היו מאריכים ימים). שתי ה"תנועות" אף הצטיינו בכך שבעצם לא היו תנועות פוליטיות במובן המקובל של המלה. אם כי מבחינה אידיאולוגית היו קרובות ל"השומר הצעיר" שאף הוא רצה אז במדינה דו-לאומית — חסר היה להן כוח אירגוני וכוח משיכה בין ההמונים. רובם היו יוצאי גרמניה ובלתי מקובלים על הישוב בכללותו. בסך הכל לא היו ב"איחוד" אלא כמאה חברים ולמעשה לא היתה זאת אלא קבוצה לדיונים ולוויכוחים וכירור בעיות וסוגיות פוליטיות.

כשנים כתיקונן לא היו שמים לב לאינטלקטואלים בלתי-מעשיים אלה אבל שנות המלחמה הקשות ביותר, שנות השואה שהפכה את הוויכוחים של "איחוד" ל"תרגילים אקדמיים" יבשים ורחוקים מן המציאות — לא היה שום סיכוי שהמסקנות שאנשי "איחוד" הפיקו מדיוניהם יתקבלו על דעת הקהל בא"י.

במאי, 1942, ב"ועידת בולטימור" המפורסמת, נתקבלה ההחלטה שהתנועה הציונית שואפת לייסודה של א"י כקהיליה (Commonwealth) — קרי מדינה — יהודית. גם תנועת "הדסה" אימצה את תוכנית בילטמור. כשידיעות על פעולות ה"איחוד" התחילו

להופיע בעיתונות האמריקנית, התחוללה סערה פוליטית, וציוני אמריקה שפכו את זעמם על מנהיגי "איחוד" ובעיקר — על י.ל. מגנס, שהיה הרוח החיה באופניה. גם על הנרייטה סולד נמתחה ביקורת קטלנית על השתתפותה בחוג של "בוגדים". היא, אמנם, לא יצאה ביד רמה נגד מדיניות התנועה הציונית, אבל השקפותיה לא היו בחזקת סוד, ובין מנהיגות "הדסה" בארה"ב הורגש הצורך להסתייג מעמדתה הפוליטית של גב' סולד, המייסדת של "הדסה" שהרי עדיין נראתה בעיני הציבור כאישיות המייצגת את ארגון "הדסה" ומכיעה את השקפותיה של התנועה. בסופו של דבר, החליטה מנהיגות "הדסה", יחד עם ה-Z'O'A, לתמוך רשמית בתוכנית בילטמור ולדחות כל תוכנית אחרת. את שמה של גב' סולד לא הזכירו ואף מ"איחוד" התעלמו ולא גינו אותו, כיוון שהיה בין כך ובין כך נטול השפעה של ממש כציבור היהודי.

עם זה אין להתעלם מן העובדה שתנועה-לא-תנועה זו ששמה "איחוד" גרמה נזק פוליטי לא מבוטל לתנועה הציונית שהיתה נתונה במערכה מדינית קשה והיתה זקוקה לחזית יהודית מאוחדת, כדי להבטיח את הצלחת המאבק למדינה יהודית. אויבי הציונית כממשלה הכריטית ובמחלקת המדינה בארה"ב השתמשו ב"פילוג" (כביכול) שבמחנה הציוני, כדי לחזק את נימוקיהם של שונאי ציון להתנגד בכל תוקף לייסוד מדינה יהודית. אם כי אין להטיל ספק בכנותם של אנשים כמו מגנס, בוכר וסימון — ועל אחת כמה וכמה בנטיותיה הפאציפיסטיות של הנרייטה סולד — הרי דווקא מעמדם הציבורי המכובד של אלה נתן תרוב בידי אויבי האומה, שביקשו לחסל את תקוותנו האחרונה.

בעוד "הדסה" פועלת בהתאפקות מירבית ובהתאם לשכל הישר, הרי העיתונות בארץ לא טמנה ידה בצלחת אלא גינתה ללא מעצור את "איחוד" והריקה עביט של שופכין על מנהיגיו. על גב' סולד כתבו, שזקנותה ביישה את נעוריה — כלומר, שכאם "עליית הנוער" ביישה את התנועה, כתיתה יד לבוגדים. עם זה ראו בה גם קרבן לשידוליו הפוליטיים של מגנס, שהיה אמנם האיש האחראי להגדרת המדיניות ופעולות התעמולה של ה"איחוד". יש להוסיף שאי-הצלחתו לשתף ערכים בפעולותיו העידה כמאה עדים על חוסר היעילות הגמור של "איחוד" להשיג את מטרתו העיקרית — לכנות גשר של הבנה פוליטית בין היהודים לערבים.

הרעש בענין "איחוד" גרם הרבה עגמת נפש לגב' סולד, אבל רעש זה היה כאין וכאפס לעומת צרת "ילדי טהראן", שניחכה עליה בשנת 1943. כשנודע שמאות ילדים יהודיים שנדרו מפולין דרך רוסיה האירופית וסיכיר הגיעו למחנה-פליטים על יד טהראן. הוחלט להביא מיד את הילדים לא"י. הממשלה העניקה להם 800 סרטיפיקטים בשבילם; אבל כיוון שעידאק ותורכיה סירבו לתת רשות-מעבר לילדים אלה, נאלצו לנסוע דרך הודו, והאוקיינוס ההודי והים האדום עד שהגיעו לסואץ. משם נסעו ברכבת לחיפה, ומחיפה בארץ העבירו אותם למחנה-מעבר בעתלית, ולכמה מרכזי-קליטה ארעיים אחרים. בסך הכל הגיעו בקבוצה זו כשבע מאות ושלושים ילדים.

כואם של אורים מוצלים מאש אלה חישמל את כל היישוב, וכולם רצו לטפל בהם ולקבל אותם לבתיהם ולמוסדותיהם. ילדים שהיו להם קרובים בארץ יכלו למצוא בית ויחס של אהבה בכתי קרוביהם. אבל רובם היו שרידים ממשפחות שהושמדו ומערים ועיירות כפולין, שנחרבו. בעיית קליטתם של ילדים אלה היתה שונה לגמרי מבעיית קליטתם של הילדים ממרכז-אירופה, שקדמו להם. הפעם לא היתה כל אפשרות לתת להם בדיקה רפואית לפני קבלתם.

"עלינו לקבל את כולם", אמרה הנרייטה סולד, "כולם ילדי ישראל — הילדים שלנו — וכשם שאם אינה נוטשת את הילד שלה, אפילו הוא חולה או נכה, כך אין לנו הזכות לקפח ילדים אלה וליטול מהם את האפשרות לבוא הנה. עלינו לקבל על עצמנו את כל קשיי קליטתם של ילדים אלה". ואמנם קשיי הקליטה היו קשים מאוד. רבים כיניהם היו חולים בגופם ובנפשם לאחר שעברו שבועה מדורי גיהנום בעולם שרדף אותם עד חורמה או שהתגבר להם לחלוטין בערכות רוסיה, ללא מזון וללא טיפול והשגחה. גם בא"י היו רבים כיניהם שוככים לישון בכגריהם ומטמינים בכיסיהם שיירי-אוכל. שכן לא האמינו שיתנו להם ארוחה

מטר של מכרקים ומכתבים מחו"ל ניתן על גב' סולד. היא הואשמה בהעברת ילדי ישראל על דתם, בהרסת מוסדות היהודית ובערעור תורת משה. היא הוזהרה על התוצאות החמורות העלולות להיווצר אם לא תחזור מיד. נציגי המפלגות הדתיות גם הופיעו במרכזי הקליטה הארעיים וניסו להשפיע על הילדים, שיבחרו במוסדות דתיים. היה בזה משהו מוזר ובלתי-מעשי. אלה שדרשו שהילדים יתחנכו במושבים וקיבוצים דתיים התעלמו מן העובדה שלא היו די מקומות קליטה דתיים שהיו מתאימים לצורכי הילדים. נציגי האורתודוקסים היו מוכנים לדרוש חינוך דתי, אבל לא היו מוכנים לתרום ולתרום מאמצעיהם, כדי לאפשר קליטה דתית.

הראיונות עם הילדים, כדי לקבוע את הרקע הדתי, או החילוני, שלהם גרמו עינוי נפש אכזבות ותיסכול לגב' סולד. היא היתה מוקפת נציגי המפלגות השונות. היה קשה לה להידבר עם הילדים ביידיש, ותכופות אף לא הבינה את דבריהם. אבל מה שהבינה יפה, היה שהמפלגות לא היו מעוניינות בטובת הילדים אלא אך ורק — בטובת המפלגה. ילדים אלה יהיו עתודה טובה למפלגה, ולכשיגדלו — כך היו סבורים עסקני המפלגות — עתידים הם להצביע בעד המפלגה שאימצה אותם. כדי להבטיח את נאמנותם המפלגתית בעוד כמה שנים — יש להכניס אותם מיד לתוך המסגרת האידיאולוגית והמפלגתית הנכונה. העובדה שנתגלתה בראיונות הממושכים שניהלה גב' סולד — כי כשמונים אחוז מן הילדים הם ממוצא דתי — עובדה זו לא עניינה את החילוניים. כשם שהדתיים לא רצו להודות בכך שהזנחתם וחוסר השתתפותם במפעל הציוני גרמו לכך שהיו מיעוט קטן ביישובים הכפריים ובקיבוצים. חרף שמרנותה הדתית, התרעמה הנרייטה סולד על האדוקים הקיצוניים שמררו את חייה: "איפה הם היו", כתבה גב' סולד — כשמפעל הבנין (ז.א. בארץ ישראל) התחיל, ואיפה הם היו כש'עליית הנוער' התחילה? הם הופיעו מאוחר וללא הכנה, אבל עם מקסימום של דרישות. הזנתה של דורות היא חטא כבד שלא ניתן לכפרה תוך דור אחד. "עכ"ל.

היום, לאחר 38 שנה כשאנו רואים כמו עינוי את כשלון החינוך החילוני בארץ, שלעתים קרובות אינו מצליח להקנות ערכים לנוער הישראלי, ניתן להוציא משפט יותר מאוזן, וללא משוא-פנים, על הטרגדיה של "ילדי טהראן" ושל כל אלה שכאו אחריהם. החינוך החילוני הספיק לגדל לנו שני דורות של "כנענים" מנוכרים מערכי היהדות, שמעולם לא ראו הווי יהודי מסורתי, ואם ראו, לא הבינו, שכן לא הוענק להם חינוך דתי כלשהו. נדמה לי שהנרייטה סולד צדקה אז, כשביקשה להעניק חינוך דתי לילדים למטה מגיל 14, אלא שהיא נתמלאה זעם — ובצדק — על הקנאים והצבועים שלא נקפו אצבע לחונן את עפרות ארצנו, ואילו עצות ודרישות היו מוכנים לתח בשפע בכל עת ובכל שעה.

הסכסוכים הבלתי-פוסקים בעניין "ילדי טהראן" והראיונות הממושכים עם הילדים עירערו את בראותה של גב' סולד — לפי עדותה של המזכירה שלה, גב' אָמא ארליך. פגעה בה מחלת הקצרת שהנרייטה סולד סבלה ממנה בשנתיים האחרונות של חייה, וזו גרמה, בסופו של דבר, למותה, בעטיים של אותם ראיונות וה"קולטור קאמפף" שפרץ בהקשר זה. מצבה הורע בשנת 1944, והיא חלתה בדלקת-הריאות, ואע"פ שבעזרת טיפול בפניצילין התגברה על מחלתה זו, חש כוחה. י.ל. מגנס ביקר אצלה בבית-החולים מדי יום ביומו. כשבא חיים ויצמן לבקר אצלה ב־27 בדצמבר 1944, היא השחילה כשארית כוחותיה לעשות שלום בין שני היריבים. וכה גדולה היתה הערצתם להנרייטה סולד ששניהם קיבלו על עצמם לחדול מכל מריבות מדיניות ביניהם. ב־13 בפברואר, 1945, נפטרה הנרייטה סולד בנוכחותו של מגנס, שהספיד אותה בנאום יוצא מהלב. אבל כבד ירד על היישוב ועל התנועה הציונית בכל העולם. חברי "עליית הנוער" הרגישו את עצמם מיוחמים, ונער מ"ילדי טהראן" אמר את ה"קדיש" על יד קברה. הכל הכירו בכך, שהמנהיגה והמייסדת של "הדסה" הקריבה את חייה על מזבח האידיאליים שלה, ומילאה את חובתה באופן נעלה עד רגעי חייה האחרונים ממש.

למחרת היום. היו ביניהם ילדים שמר גורלם הפך אותם לוואנדלים. הם ניפצו חלונות, סירבו ללמוד, או לעבוד, וראו בכתים הנאים שנתקבלו בהם כמו בתי-כלא שיש להימלט מהם בהקדם.

בעיה בלתי-צפויה לגמרי היתה: היש להעניק לילדים אלה אווירה חינוכית דתית, או חילונית? רובם היו בני משפחות אדוקות אבל משך זמן נודדיהם כרחבי רוסיה חדלו לחיות חיי מסורת. במקרים של ילדים בגיל רך אפשר היה להתגבר על התופעה ולהחזירם לאורח-החיים ולהווי הדתי של המשפחה, שממנה יצאו. אולם הבעיה היתה הרבה יותר מסובכת. אחת התופעות המפליאות ביותר היתה התהוות "משפחות" של ילדים, בעיקר — על ידי ילדות בכירות, שנטלו תחת חסותן "אחים" ו"אחיות" צעירים שכרובם לא היו אפילו קרובי משפחה. ה"אמהות" השגוהו על משפחתן המאומצת יותר מאימהות ממש. ולא היו מוכנות בשום פנים ואופן להיפרד מה"אחים" וה"אחיות" הצעירים.

כאן נתקלה הנרייטה סולד כבעיה חמורה, שבעצם לא היה לה פתרון מניח את הדעת, שהרי "הדסה" קיבלה על עצמה את כל ההוצאות של ההעברה והקליטה של "ילדי טהראן". וכך נמסרה לגב' סולד הסמכות הבלעדית להחליט על עתידם של הילדים. תוכניתה היתה סבירה למדי: ילדים שהם בגיל 14 ומעלה, יחליטו בעצמם אם הם מעדיפים קיבוצים ומקומות-קליטה אחרים בעלי אידיאולוגיה דתית, או חילונית, ואילו גורל הצעירים — מגיל 4 ועד 14 — יוכרע בהתאם לרקע הדתי בבתי-הוריהם בפולין. מכיוון שרוב יהודי פולין היו אדוקים — או, לפחות, דתיים או מסורתיים — הרגישה גב' סולד שיש לתת לילדים אלה חינוך אורתודוקסי, אלא אם כן ברור שמוצאם של הילדים הוא מבית חילוני. אולם "האחיות" הבכורות, שהיו ברובן רחוקות מהווי דתי, ולא היו מעוניינות לחזור לחיים דתיים, דרשו במפגיע להביא אותן ואת אחיהן ואחיותיהן הקטנים — כלומר, את כל "המשפחה המאומצת" — אל קיבוץ חילוני. המדריכים החילוניים ונציגי מפלגות השמאל לא רצו לוותר על הילדים — ויהיה עברם הדתי אשר יהיה — התאוננו, שגב' סולד מעדיפה את הדתיים, שלא תרמו הרבה לבניין הארץ על פני החלוצים והפועלים החילוניים שבזיעת-אפם הגשימו את החזון הציוני. אנשי "אגודת ישראל" ו"המזרחיים" אעפ"י שהיו מסוכסכים ביניהם ואף התחרו ביניהם על הילדים הדתיים — הרימו קול צעקה גדולה ומרה, ש"מעבירים לשמך" ילדים מבתיים דתיים, שהוריהם נרצחו על ידי הנאצים. וכיוון שבארץ היו הדתיים מיעוט, גייסו לעזרתם את הרבנים האורתודוקסיים בחו"ל — בארה"ב, באנגליה וכדומה אפריקה.

**מתאים לקישוט גני-ילדים, ספריות,  
כיתות בית-ספר, חדרים-משחקים**

**כרזות של חגים ומועדים**

**בשלל צבעים מרהיבים**

**ניתן להשיג 13 כרזות מצוירות על**

יום כיפור	יובל קרן חקיימת לישראל	יום העצמאות
סוכות	טי"ו בשבט	שבועות — תח חביבורים
שמחת-תורה	פורים	שבועות — מתח תורה
תנוכה	פסח	שבת

נא למלא את הספח ולשלחו למשרדנו

Name \_\_\_\_\_

Institution \_\_\_\_\_

Address \_\_\_\_\_

City \_\_\_\_\_

State \_\_\_\_\_ Zip \_\_\_\_\_



Send to:  
Education Department  
Jewish National Fund  
42 East 69th Street  
New York, N.Y. 10021

Please send me \_\_\_\_\_ sets of HAGIM UMOADIM Posters at \$6.50/set (\$2.00 postage & handling)  
I am enclosing \$\_\_\_\_\_ Please bill me \_\_\_\_\_  
All orders under \$10.00 must be prepaid. No postage and handling charges on all prepaid orders.



# ARCHIV BIBLIOGRAPHIA JUDAICA E.V.

und seine bevorzugten Formen, Rechtecke und Quadrate, in Bezug zur biblischen Überlieferung zu bringen. Wie er seine heute ganz originäre Ausdrucksweise, deren wichtigstes Mittel fünfundzwanzig Farben sind, in Beziehung zum Judentum setzt, wird er selbst zur Eröffnung der Ausstellung seiner Bilder in seinem Einführungsvortrag erläutern.

Öffnungszeiten der Ausstellungen:

Rabbiner Dr. Max Freudenthal.  
Im Archiv, Schwindstraße 8, II. Stock  
Montag bis Freitag von 9 bis 13 Uhr.

Bilderausstellung Peter Freudenthal  
Gästehaus der Universität, Ditmarstraße 4  
täglich von 10 bis 17 Uhr.

Archivadresse:

Schwindstraße 8  
D-6000 Frankfurt am Main 11  
Telefon 069/798-2971

Öffnungszeiten: 9 bis 13 Uhr

Spendenkonto:

Dresdner Bank AG, Zweigstelle 20  
Konto Nr. 2 049 302 00 (BLZ 500 800 00)

Postgiroamt Frankfurt/Main, Konto Nr. 240 50-605

Mitgliedsbeiträge u. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zweitägige Sonderveranstaltung am  
18. und 19. November 1986

## Portrait einer jüdischen Familie drei Generationen Freudenthal

**Dienstag, 18. November 1986, 18 Uhr**  
Gästehaus der Johann Wolfgang Goethe-Universität,  
Ditmarstraße 4

Vortrag von  
**Peter Freudenthal:**

**Mein Weg als Künstler und Jude**

Eröffnung der Ausstellung mit Bildern von  
**Peter Freudenthal**

**Mittwoch, 19. November 1986, 10 Uhr**  
im Archiv, Schwindstraße 8, 2. Stock

Vortrag von  
**Heinz Freudenthal:**

**Mein Vater Max Freudenthal  
Rabbiner und Forscher**

Eröffnung der Ausstellung  
**Rabbiner Dr. Max Freudenthal**

ca. 11.30 Uhr:  
Filmvorführung:

DIRIGENT IN SCHWEDEN

Regie:  
**Solveig Freudenthal**  
Kommentar:  
**Heinz Freudenthal**

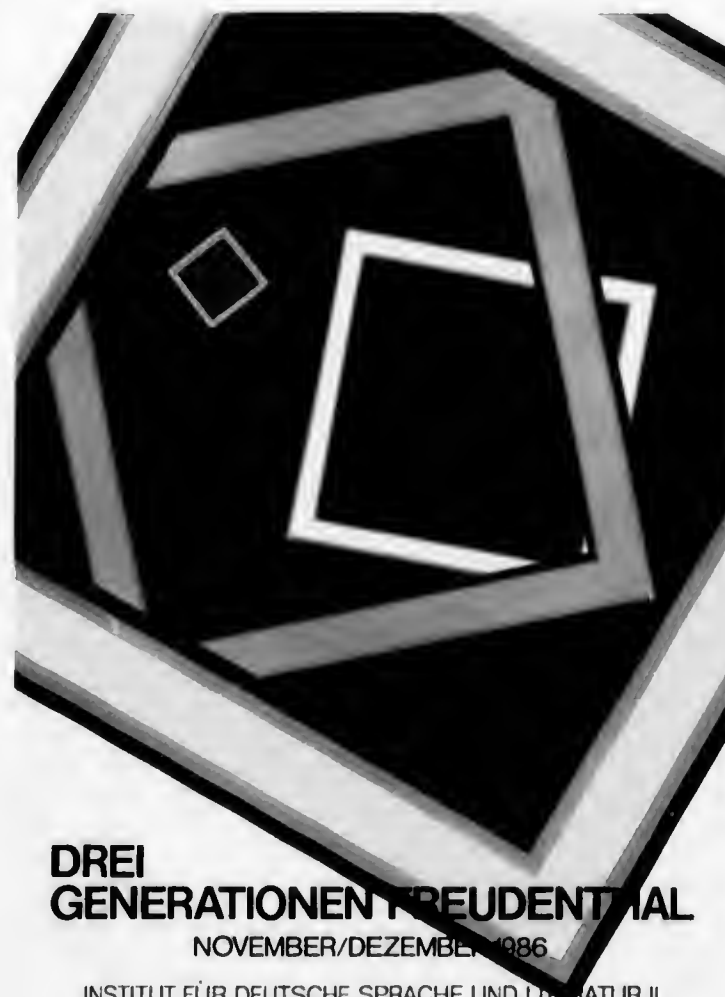
**18 Uhr:** im alten Senatssaal  
Kammermusik mit Werken von  
**Otto Freudenthal**

Einführende Worte:  
**Heinz Freudenthal**

Es spielt der Komponist  
und Bratscher des Radiosinfonieorchesters Frankfurt

# ARCHIV BIBLIOGRAPHIA JUDAICA E.V.

## PORTRAIT EINER JÜDISCHEN FAMILIE



**DREI  
GENERATIONEN FREUDENTHAL**  
NOVEMBER/DEZEMBER 1986

INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR II  
der JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT und

**ARCHIV BIBLIOGRAPHIA JUDAICA E.V.**  
Frankfurt am Main

18.11.86

## DREI GENERATIONEN FREUDENTHAL

Durch zwei Ausstellungen, zwei Vorträge, eine Filmvorführung und ein Konzert wird das Archiv während seiner zweitägigen Sonderveranstaltung am 18. und 19. November das Portrait einer jüdischen Familie im letzten Jahrhundert deutsch-jüdischen Zusammenlebens nachzuzeichnen suchen.

Es handelt sich dabei nicht um eine berühmte, weithin bekannte Familie; um so eindrücklicher dürfte deshalb der Verlust an Intelligenz und Begabung deutlich werden, den die deutsche Kultur durch die Verfolgungen des nationalsozialistischen Regimes erlitten hat.

Soweit wir wissen, ist im 18. Jahrhundert nur besondere musikalische Begabung der Freudenthals belegt. Zwei Vorfahren, zwei Brüder, standen als Geiger und Flötist im Dienst des Fürsten Esterházy, als Mitglieder des von Joseph Haydn geleiteten Orchesters. Die übrigen Vorfahren waren Kaufleute, bis sich mit der fortschreitenden Emanzipierung andere Berufsmöglichkeiten für Juden öffneten.

Die erste Generation in unserem Familienportrait vertritt:

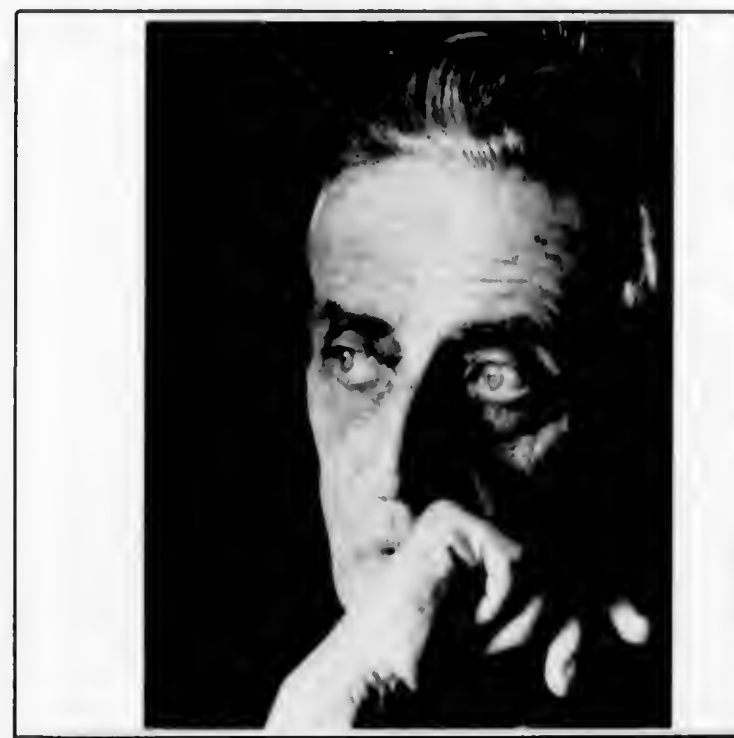


# ARCHIV BIBLIOGRAPHIA JUDAICA E.V.

Frankfurt am Main



Dr. MAX FREUDENTHAL (1868 – 1937), einer der bekanntesten Rabbiner des liberalen Judentums in Deutschland. Die Moses Mendelssohn-Forschung verdankt ihm genealogische und historische Untersuchungen, die er während seines ersten Rabbinate in Dessau (Mendelssohns Geburtsort) durchführte, und die zuerst die Herkunft des Philosophen klärten. Die Ergebnisse dieser Forschungsarbeiten publizierte Freudenthal in zwei Veröffentlichungen »Aus der Heimat Moses Mendelssohns« (1900) und »Zum zweihundertsten Geburtstag Moses Mendelssohns. Vier Abhandlungen« (1929). Weitere Veröffentlichungen waren: »Die Familie Gomperz« (mit D. Kaufmann, 1907); »Die israelitische Kultusgemeinde Nürnberg 1874 – 1924« (1925), deren letzter Oberrabbiner Freudenthal war, und »Leipziger Messegäste« (1928). Freudenthal schrieb auch zahlreiche Artikel für wissenschaftliche Zeitschriften und war der Mitherausgeber der »Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland«. Die Encyclopedia Judaica würdigt ihn: »Freudenthal contributed a wealth of basic material to the study of modern Jewish history in Germany«.



Der Sohn des Oberrabbiners Dr. Max Freudenthal, HEINZ FREUDENTHAL, wurde 1905 in Danzig geboren. Er liebt es, ein bekanntes Wort von Abraham Mendelssohn zu variieren: 'Zunächst war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meiner Söhne'. Auch er begann als Komponist mit einer »Jüdischen Suite. Fünf Silhouetten aus der Judengasse« für Violine und Klavier, die 1925 erschien. Bereits Ende der zwanziger Jahre wanderte er nach Schweden aus und arbeitete dort und in Israel als Dirigent und Pädagoge. Eliahu Inbal, der Dirigent des Frankfurter Radiosinfonieorchesters, war dort sein Schüler. Einen Überblick über Heinz Freudenthals Musikeditionen und Schallplattenaufnahmen gibt die Ausstellung im Archiv.



OTTO FREUDENTHAL, geboren 1934 in Göteborg, gilt schon als »schwedischer Komponist«. Er erhielt vom 6. Lebensjahr an Klavierunterricht von seiner Mutter, die Pianistin war, als Neunjähriger zusätzlich Unterricht in Geige, Bratsche, Trompete und Posaune. Als Vierzehnjähriger debütierte er als Klaviersolist. Ab 1951 bildete er sich bei Ilona Kabos in London aus und studierte am Trinity College in London. 1957 gab er seinen ersten Klavierabend in London mit ungewöhnlichem Erfolg; ihm folgten Konzertreisen durch Europa. Im gleichen Jahr erhielt er einen Lehrauftrag an der königlichen Akademie der Musik in London. Entscheidend wurde eine Begegnung mit Otto Klemperers in Zürich 1960, der ihm anbot, sein Assistent zu werden und ihn auch zu Kompositionen ermutigte. Otto Freudenthal blieb Klemperers Assistent bis zu dessen Tod im Jahre 1973. Seitdem ist er hauptsächlich als Komponist tätig.



PETER FREUDENTHAL wurde 1938 in Norrköping geboren, wo seine Mutter als Pianistin, sein Vater als Leiter des Städtischen Sinfonieorchesters tätig war. Nach seinem Schulabschluss in Norrköping studierte Peter Freudenthal an der Universität Stockholm Kunstgeschichte, Archäologie und Ethnographie und war anschließend Kurator für verschiedene Ausstellungen im Museum für Ethnographie.

Gemalt hatte er seit den fünfziger Jahren, verhältnismäßig konventionelle Landschaften und Stilleben, aber obwohl er sich mit den Kunstrichtungen der fünfziger und sechziger Jahre auseinandergesetzt hat und Einflüsse durch Olle Baertlings Bilder oder die Werke von Lars Englund und Einar Höste nachweisbar sind, lehnt Freudenthal es ab, als Konstruktivist oder Konkretist zu gelten. Große Wirkung auf seine künstlerische Entwicklung wird dem halbjährigen Aufenthalt im Wadi Halfa Distrikt im nördlichen Sudan zugeschrieben, wo er 1962 als Archäologe arbeitete und zum erstenmal afrikanische Architektur und Wüstenlandschaft kennenlernte. Seit Mitte der sechziger Jahre begann er, sich intensiv mit der jüdischen Tradition zu beschäftigen.

# JULIUS BRODNITZ

## On the Centenary of his Birth

For sixteen out of its forty-five years of existence, Dr. Julius Brodnitz (Berlin) was chairman of the C.V. (Central-Verein), the most powerful political body in German Jewry. But his participation in the work of the C.V. had already started in 1901 when he became a member of the committee dealing with the protection of legal rights. This long period of honorary service ended with his death; he had not reached his 70th year when, as a result of an accident, he passed away in Berlin in June, 1936.

The recent centenary of the date of his birth in the city of Posen on August 19, 1866, reminds us of this man's way of life and times. Fundamentally he was deeply religious. His innate sense of justice, derived in part from Jewish teachings, was not merely directed at questions of high policy, but was also expressed in his understanding of the everyday problems of his co-workers. His broad humanistic approach, with an open mind for both the Jewish and German spiritual values, demonstrated wide thinking, breadth of vision and susceptibility. It also showed, especially in the great and fateful days, flexibility in recognising and assessing events and developments.

His thoughts were directed to the unity and unification of the Jewish community in Germany. His constructive and decisive actions in connection with the establishment of the Reichsvertretung der deutschen Juden are a matter of recorded history. Brodnitz also felt himself concerned with the rebuilding of Palestine, as is seen from an article that he wrote for the Keren Hayesod shortly before his death. "The experiment in Palestine", he concluded, "will not fail, because it must not fail if Judaism throughout the world is not to suffer untold harm". Even the editorial of the Zionist "Judischen Rundschau" declared after his death that not only the C.V. but "the whole of German Jewry had lost an exemplary personality as expressed in his indefatigable labours and distinguished humanity". In fact, he entirely lacked narrow-mindedness, pettiness and dogmatism. He was free-minded and discerning.

Actually it was only his Shavian white beard that gave the distinguished, impressive and buoyant figure of Julius Brodnitz the appellation of "the old gentleman", as he was sometimes called. In reality he was and continued to be a good friend rather than the stern and detached representative of an idea or cause. This modest, natural, sometimes quizzical, approach made him popular and well-beloved wherever he appeared. For a long period he was to be seen on the front benches of the assembly of the Prussian Association of Jewish Communities ("Landesverband"),

which met in the former Prussian Upper Chamber. The Hilfsverein der deutschen Juden and Ort were proud of the fact that Brodnitz was associated with them. From 1926 he was an honorary member of the Jewish Reformgemeinde in Berlin. The Jüdische Kulturbund valued his knowledge and advice, as well as his constructive criticism.

Leo Baeck's funeral oration by the bier of the deceased was based on the Biblical text of the "man of faith" who is rich in blessings. He linked this not least of all with faithfulness to his community. The mortal remains of this great man of loyalty were interred in the idyllic Jewish cemetery at the Pfingstberg in Potsdam. There, at the end of 1938 after the November pogroms, his warmhearted and wise help-meet Hedwig Brodnitz (née Herzfeld), who had died on October 30 of that year while on a visit to New York, was also buried.

The three sons, Dr. Otto M. and Professor Dr. Friedrich S. Brodnitz in New York and Dipl. Ing. Heinz Brodnitz in Tel Aviv, very similar to their parents in many aspects of their characters and appearances, maintain the human approach and spiritual heritage of their father and mother—and with it a tradition.

E. G. LOWENTHAL.

# Geburtstagsfeier für Heinrich Goldstein

Der 84. Geburtstag des Mannheimer 1. Vorsitzenden H. Goldstein fiel zusammen mit der Wahl des Vorstandsgremiums. Eine illustre Schar von Gratulanten hatte sich eingefunden, um an der sonntäglichen Nachmittagskaffeerunde teilzunehmen. So sah man Oberbürgermeister Dr. Ludwig Ratzel mit Gemahlin, Bürgermeister Dr. K. O. Watzinger mit Gattin, Oberstaatsanwältin Barbara Just-Dahlmann, Dekan Schöner, Pfarrer Ströhlein, Herrn Vergin von der Gewerkschaft GEW mit Familie und noch viele andere. Von den jüdischen Gästen seien besonders vermerkt Präsident Werner Nachmann mit Familie und Dr. Leo Rubinstein vom Oberrat. Am späten Nachmittag trafen auch noch Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson und seine Gattin ein.

Nach Begrüßungsworten von O. Althausen und Überreichung einer Geburtstagsgabe im Namen des Vorstandsgremiums sprach für die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit deren 1. Vorsitzende Dr. K. O. Watzinger herzliche Worte der Anerkennung und Würdigung für den Jubilar. Herr Vergin schilderte in seiner Rede die Tatsache, daß seine erste Begegnung mit Herrn Goldstein — vor einigen Jahren — den Grundstein für eine persönliche Freundschaft zu dem Jubilar und dessen Sohn in Israel gelegt habe. Darüber hinaus sei jedoch aus dieser Begegnung die Basis für fruchtbare Beziehungen zu Israel im Rahmen seiner beruflichen und gewerkschaftlichen Tätigkeit geschaffen worden, die in jüngster Zeit unter anderem zu einem erfolg-

reichen Austausch israelischer und deutscher Junglehrer geführt habe. Herr Vergin benutzte die Gelegenheit, um dem großen Auditorium die Gefahren jüngster antijüdischer Tendenzen vor Augen zu halten.

Werner Nachmann dankte dem Jubilar für seine jahrelange unermüdliche Tätigkeit für die Gemeinde und als Mitglied des Oberrates. Der große Kreis der Gratulanten bewiese die hohe Wertschätzung, die Herr Goldstein weithin genieße. Herr Nachmann ging auch auf aktuelle Probleme des Links- und Rechtsextremismus ein, die beide eine Bedrohung für die freiheitliche Demokratie seien.

Frau Lewin, die Präsidentin der WIZO, übermittelte die Glückwünsche in lustiger Versform, während Frau Rosenberg für den Frauenverein einen Toast auf den Jubilar ausbrachte. Die Gratulationscour endete mit den Dankesworten des Jubilars an die vielen Gratulanten und Teilnehmer der Kaffeetafel.

\*

Bei den Wahlen zum Vorstandsgremium wurden Heinrich Goldstein und O. Althausen in ihren bisherigen Funktionen als 1. bzw. 2. Vorsitzender bestätigt. In den Verwaltungsausschuß wurden Judith Lichtenstein und die Herren J. Salomon und S. Strassler gewählt. Ersatzmitglied ist Manfred Erlich. Zu Rechnungsprüfern wurden die Herren D. Chwat und Georges Stern bestimmt. Leider war die Wahlbeteiligung weitaus geringer als vor drei Jahren.

Allgemeine, 24. VI. 1977



# „Nur ein DP!“

Zum 50. Geburtstag von Josef Rosensaft



25. Mal entdeckte eine Streife der Gestapo bei einer Durchsicherung der Straßenbahn einen Verfolgten, der auf seinem Arm die Auschwitz-Nummer einätowiert hatte. Rosensaft kam zunächst in die Strafzelle nach Lagisha, wo er vier Tage lang gefoltert wurde. Dann wurde er wiederum nach Auschwitz gebracht und vier Monate lang in dem berüchtigten Bunkerblock Nummer elf gefangengehalten. Die SS versuchte alles, um von ihm die Namen der Personen zu erfahren, bei denen er sich aufgehalten hatte. Seine Finger wurden unter einer elektrischen Presse versengt, er erhielt 150 Peitschenhiebe von einem Kapo, der einst Trainer von Boxmeistern gewesen war. Es half nichts, denn Rosensaft hat sein Schweigen niemals gebrochen. Selbst die SS verzweifelte an diesem hartnäckigen Häftling. Rosensaft wurde schließlich in die unterirdische Anlage Dora-Nordhausen gebracht, wo auch Russen arbeiteten. Am 4. April 1945 näherten sich die Amerikaner diesem Lager. Die SS verschleppte 4000 Männer, unter ihnen auch Rosensaft, weiter. Elf Tage vor der Befreiung traf er im KZ Belsen ein.

Als die britischen Streitkräfte dieses Lager in der Lüneburger Heide mit der Masse sterbender und todkranker Menschen befreiten, fanden sie unter den Häftlingen auch den bis zur Unkenntlichkeit abgemagerten Josef. Rosensaft vor, der durch Tatkraft und Aktivität auffiel. Er wurde bald zum Vorsitzenden der Lagerkomitees gewählt.

Seit diesem Augenblick ist Rosensaft aus der Geschichte der jüdischen Gemeinschaft während der ersten Nachkriegsjahre nicht mehr fortzudenken. Zu den ersten Forderungen, die das Komitee stellte, gehörte die Anerkennung der deutsch-jüdischen KZ-Häftlinge, denen zunächst von den Militärbehörden die Gleichberechtigung versagt worden war. Aus dem Belsener Komitee, das als solches weiterbestand, entwickelte sich das Zentralkomitee der britischen Zone. In diesem Rahmen setzte sich Rosensaft für eine harmonische Kooperation zwischen dem DP-Lager und den Gemeinden in den Städten mit Nachdruck ein.

Er hatte wiederholt ernste Auseinandersetzungen mit den britischen Besatzungsbehörden und auch mit den jüdischen Hilfsorganisationen, deren Gönntum mit Verfügungen vom „grünen Tisch“ er das stolze Selbstbewußtsein der geretteten Ueberlebenden entgegensetzte. Diese Juden, die mit Zähigkeit und fast übermenschlicher Kraft ihr Schicksal durchstanden hatten, wollten kein Objekt von Wohlfahrt und Bürokratie sein, sondern ihr Schicksal aus eigenem Entschluß selbst meistern. Trotz aller Schwierigkeiten, die Rosensaft ihnen machte, wurde er den höchsten Offizieren der britischen Besatzungsarmee, den Leitern von UNNRA und IRO zum beliebten und fast unentbehrlichen Mittler. Das gleiche konnte man von seinem Verhältnis mit den jüdischen Organisationen sagen, mit denen er als gleichberechtigter und oft kritischer Partner, aber nicht als Vertreter von Wohlfahrtsempfängern verhandelte.

Sein schweres Schicksal hat es mit sich gebracht, daß er seine erste Frau und sein Kind durch Verfolgung verloren hat. Seine jetzige Frau, die Zahnärztin Dr. Hadassah Binko, lernte er im Lager Belsen kennen. Der britische Brigadegeneral Dr. Glyn Hughes, der mit freiwilligen Helfern aus England den Kampf gegen die tödliche Seuche im Lager aufnahm, erklärte, daß Frau Binko zu seinen besten und opferwilligsten Mitarbeitern gehörte. Auch Frau Rosensaft-Binko hat die Verfolgung ihren ersten Mann und ihr Kind genommen. Hier hatten sich zwei Menschen zusammengefunden, die durch ein gleiches Schicksal und ähnliche Bestrebungen vereint waren.

Was an beiden in den ersten Jahren nach Kriegsende auffiel, war nicht nur die gewaltige Energie und der starke Einsatz für die jüdischen Ueberlebenden, sondern auch eine konziliante hilfsbereite Haltung gegenüber Nichtjuden, Deutschen, mit denen sie zusammentrafen. Das war in der damaligen Zeit noch sehr selten, und wir erinnern uns der häufigen Gelegenheiten, bei denen Rosensaft Deutschen, die alles andere als Opfer der Verfolgung gewesen sind, geholfen hat.

Vor seiner Auswanderung beteiligte er sich zusammen mit seinem engsten Mitarbeiter Norbert Wollheim, dem Leiter der Gemeindeabteilung des Zentralkomitees, an der Gründung des Zentralrats der Juden in Deutschland. Auch heute noch schlingt sich ein Band um ehemalige Einwohner des DP-Lagers Belsen und die Mitarbeiter des Zentralkomitees der britischen Zone. Rosensafts Interesse an jüdischen Problemen, insbesondere aber an seinen alten Freunden, seinen Schicksalsgenossen und Mitkämpfern ist niemals erloschen.

Auch der Gedanke an die Umgekommenen läßt ihn nicht los. Wir erinnern uns noch seiner Erregung, als er von beabsichtigten Exhumierungen in Hohne hörte und seines leidenschaftlichen Bemühens um die Erhaltung und Ausgestaltung der Belsener Gedenkstätte. Wenn es um derartige Fragen geht oder um Sorgen und Nöte anderer, so läßt er alle seine persönlichen Angelegenheiten, seine von ihm innig geliebte Familie, Frau und Sohn Menachim, und seine privaten Geschäfte im Stich. Er ist zur Stelle und will nichts anderes sein als der DP, der niemals vergessen wird, aber seine Menschlichkeit bewahrt. Ueber seine Erfolge als Geschäftsmann und über sein von außerordentlichen Ergebnissen gekröntes Sammeln von Kunstwerken hat er nicht die Erinnerung an die eigene Not verloren, und wir erwarten die nächsten Bände des von ihm herausgegebenen Werkes über Belsen und die Arbeit der Nachkriegsjahre.

Dr. H. G. van Dam

*Aufbau, Sept 2  
1977*

## Saly Mayer bleibt unvergessbar!

Der kurze Bericht über Saly Mayer im "Aufbau" am 19. August 1977 bedarf von dem Standpunkt früherer Shanghaiater einer Ergänzung.

Die Lage der etwa 17,000 mitteleuropäischen Flüchtlinge hatte sich nach Pearl Harbour katastrophal verschlechtert. Die nur mit geringen Mitteln ausgestatteten Komitees konnten der Lage nicht Herr werden, zumal die wohlhabenden sephardischen Juden wie Sassoon und Kadoorie als britische Staatsangehörige entweder geflüchtet oder interniert waren. Das Jewish Joint Distribution Committee konnte als amerikanische Organisation offiziell kein Geld nach dem von den Japanern besetzten Shanghai überweisen. Umso grösser war die freudige Überraschung, als kurz nach dem Kriegsausbruch ein Scheck auf US - \$100,000 aus St. Gallen, Absender Saly Mayer, einging, und die Überweisung sich monatlich während des ganzen Krieges regelmässig wiederholte. Diese Zahlung ermöglichte es den jüdischen Organisationen, für Verpflegung, Unterbringung und medizinische Betreuung von tausenden bedürftigen Flüchtlingen zu sorgen und diese vor dem Äussersten zu bewahren. Erst nach dem Kriege erfuhr man, dass der Joint beim US Treasury Department die Genehmigung erwirkt hatte, monatlich \$100,000.— nach der neutralen Schweiz zu überweisen, die von Saly Mayer an getarnte jüdische Organisationen in Shanghai weitergeleitet wurden. Die Japaner liessen die Einfuhr der Devisen im eigenen Interesse zu.

Abgesehen von den sonstigen Verdiensten von Saly Mayer um die jüdische Allgemeinheit sollte auch nicht vergessen werden, dass Mayer jahrelang weder Zeit, Mühe und Kosten scheute, um durch die genannte Transaktion den jüdischen Flüchtlingen in Shanghai zu helfen.

**G.M.K., New York**

POLITICAL ADVERTISEMENT

## Heinz Galinski 65 Jahre alt

Der langjährige und verdienstvolle Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Berlin, Heinz Galinski, kann am 28. November seinen 65. Geburtstag feiern, und zu den Glückwünschen, die ihm an diesem Tage zugehen dürften, will auch "Aufbau" sein Scherflein beisteuern. Der gebürtige Westpreusse hat kein leichtes Leben hinter sich; mit Mühe und Not der Hölle der Konzentrationslager entkommen, wo er den Verlust seiner Eltern und seiner jungen Gattin zu erleiden hatte, widmete er nach Kriegsende alle Kraft und Energie dem Dienst an der jüdischen Gemeinschaft, deren Leid er zu teilen hatte. Der Wiederaufbau der Berliner Jüdischen Gemeinde war von Anfang an zum grossen Teil sein Werk, und seit 1949, als er den Vorsitz dieser Gemeinde übernahm, hat er es verstanden, aus den zaghaften Bemühungen um ein neues Beginnen ein imponierendes prächtiges Gebäude zu zimmern.

Heinz Galinski, heute Mitglied des Vorstandes des Zentralrats der Juden in Deutschland und eine der profiliertesten und bekanntesten Persönlichkeiten im heutigen deutschen Judentum, seit 1966 Träger des Grossen deutschen Bundesverdienstkreuzes, ein bewährter Freund des "Aufbau", kann nicht nur mit Stolz auf konkrete Leistungen wie das Berliner Jüdische Wohlfahrtswesen, die neu errichteten Synagogen, die ausgezeichneten jüdischen Altersheim und das schöne jüdische Kinderheim, blicken.



Was darüber hinaus Bewunderung in grossem Umfang verdient, ist die Stellung, die heute die jüdische Gemeinde (und er mit ihr) in der Stadt Berlin im ganzen einnimmt. Die Selbstverständlichkeit, mit der, zum Beispiel, die Berliner Jüdische Volkshochschule im allgemeinen Berliner Bildungswesen integriert ist, oder die routinemässige Selbstverständlichkeit, mit der ihn der Berliner Senat zu allen wesentlichen Beratungen, die das Schicksal der Stadt berühren, konsultierend zuzieht, und die Hochachtung, die ihm von jedem "Mann auf der Strasse" spontan zuteilwird, — das sind Leistungen, die im Grunde mehr zählen als stättliche Gemeindebauten, und sie sind zudem eine einmalige Neuerscheinung in der Geschichte des Judentums in Deutschland.

Aus solchen und anderen tausendfachen mosaikartigen Einzelheiten ergibt sich der Respekt für Heinz Galinski und die Bewunderung für sein Werk, die man anlässlich seines Ehrentages einmal offen aussprechen darf. H. St.



## Zum 70. Geburtstag von Professor Ernst Jokl

*Aufbau*  
*July 29*  
*1977*

Seit seiner Emeritierung als Professor für Physiologie an der Universität in Lexington (Kentucky) ist Dr. Ernst Jokl fast ständig "en route". Er hat ein Zuhause in Lexington und eine gute Bleibe in Berlin. An der Freien Universität (wie auch an der in Frankfurt/M) ist er Honorarprofessor. Das hängt auch damit zusammen, dass er durch Schicksal und Spezialberuf — er ist Fachmann für Sport und Sportmedizin — im Laufe der Zeit zahllose persönliche und wissenschaftliche Beziehungen und Verbindungen in der Welt hergestellt hat. Als junger Arzt und vielseitiger Leichtathlet 1933 aus seiner Heimatstadt Breslau vertrieben, verbrachte er seine ersten 20 Emigrationsjahre in Südafrika, wo er weiterstudierte, lehrte und forschte, sowie, während des Krieges, Militärdienst in der Luftwaffe leistete, bis er 1953 in die USA weiterwanderte.

Am Beginn seines 70. Lebensjahres, den er am 3. August mit seiner Frau und seinen beiden (Fachkollegen gewordenen) Kindern begeht, ist er so mobil und aktiv geblieben, dass er heute auf einem Fachkongress in Honolulu referiert, kurz danach mit einer wohlüberlegten Laudatio einen verehrten Kollegen oder alten Freund in Afrika würdigt und von da nach Berlin kommt, um am Leitungszentrum

(Sportmedizin) zu dozieren und in der Jüdischen Volkshochschule Vorträge über "Sport in Israel" oder über jüdische Nobelpreisträger zu halten. Durch den Sport ist Jokl auch mit dem UNESCO-Weltrat für Sport und mehreren Akademien verbunden; er ist von Fachinstituten gesucht und begehrt.

So ist er ein Sportmediziner von Weltruf geworden. In Anerkennung seiner Verdienste auf diesem Gebiet wurde er 1972 mit dem Grossen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet; andere Ehrungen gingen voraus in England, Südafrika und Amerika, auch in Deutschland, wo er 1969 die Ruhemann-Medaille des Deutschen Sportärztebundes erhielt. Aber bei aller Internationalität, die Jokl erlangt hat, ist er der Makkabi-Sportbewegung, zu deren Mitgliedern in Deutschland er schon als Breslauer Student gehörte, im Herzen treu geblieben.

**E.G.L. (Berlin)**

*Hufbauer, 22. Juli*  
**Eduard Rosenbaum** 1977

## 90jährig

Wer Dr. Eduard Rosenbaum, dem Wirtschaftswissenschaftler, der am 26. Juli den 90. Geburtstag feiern kann, selbst nur von Zeit zu Zeit begegnet, ist immer wieder angetan von seinem trockenen Humor, von seinem sicheren Urteil und von der, wie es scheint, unerschöpflichen Fähigkeit, anekdotenreich zu erzählen. Was ihn so rege, so jung erhalten hat, ist offensichtlich die unausgesetzte Arbeit, mit der er sich, auch nach dem Eintritt in den wohlverdienten Ruhestand (1952) umgibt. Sein jüngstes Werk (gemeinsam mit Dr. A. J. Sherman, Oxford), nämlich die Geschichte des Hamburger Privatbankhauses M. M. Warburg & Co. in den Jahren 1798 bis 1938 (Verlag Hans Christians, Hamburg 1976), wird hoffentlich nicht sein letztes sein.

Bis 1933 war Rosenbaum der Direktor der Hamburger Commerz-Bibliothek und Chefredakteur der Zeitschrift "Wirtschaftsdienst", daneben Lehrbeauftragter in Hamburg und Kiel, und von 1934 bis 1952 Bibliothekar an der "London School of Economics", der berühmten englischen Wirtschaftshochschule. Seine wissenschaftlich-publizistische Leistung kann jetzt auf mehr als 60 Jahre zurückblicken; sie ist sehr sichtbar geblieben, nicht allein in den Jahrbüchern des Leo-Baeck-Instituts; in diesen hat er sich u.a. mit der Frage des Anteils der Juden an der deutschen Wirtschaft und mit dem vorgenannten Bankhaus beschäftigt, aber auch mit Persönlichkeiten wie Albert Ballin, Ferdinand Lassalle, Carl Melchior, Walther Rathenau und Franz Oppenheimer.

**E. G. Lowenthal**

## Rückblick auf die deutsche Universität

Helmuth Plessner zum 80. Geburtstag (4. September)

Als Kind hat mich wenig so gewundert wie in einem alten Gesangbuch das «Lied eines Dachdeckers, zu singen, wenn er vom Dache fällt». Es war ein versichertes Lied, der ausdauernden Sangesfreude Pommerscher Kirchengemeinden angemessen. Wie schnell mußte der arme Mann wohl singen, um bis zum Aufschlag fertig zu werden? Dabei gab es doch weit und breit keine Wolkenkratzer, nicht einmal in der imposanten Stadt Stolp. Erst später entdeckte ich, daß es sich um ein Begräbnislied handelte, wie es sich ziemte für eine Lebensordnung, deren Aufgehoben in Natur und Gott Kasuistik noch möglich machte.

Die Sache schießt mir wieder in den Sinn, als es viele Jahre später darum geht, am Mast auf dem Göttinger Universitätsreitstall die Fahne zu hissen, die behördliche Anordnung den öffentlichen Gebäuden für amtliche Feier- und Trauertage vorschreibt. Da der Mast nur auf Umwegen über das Dachgeschoß des Nebengebäudes erreicht werden kann, in dem das Soziologische Seminar untergebracht ist, protestiert dessen Assistent Christian von Ferber beim Stallmeister, während der Stalljunge bereits ins Gebälk klettert: «Es ist unverantwortlich. Hier ist alles morsch! Der Junge kann abstützen und sich Arme und Beine brechen.» Es kracht, und der Junge stürzt. Ferber unbewegt: «Sie sehen ja, da kommt er schon.»

In der Tat war dieses Soziologische Seminar eine seltsame, morsche Idylle. Knarrende Dielen, verzogene Balken, tückische Oefen, ein gerade noch ersticker Schmelbrand. Kritische Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer — bereits seit den frühen fünfziger Jahren. Bei Überlastung Einsturzgefahr. Die besonders kritischen Interviewergebnisse daher bis heute ihrer Auswertung harrend. Und der Hauptinterviewer schwärmt von den Narodniki oder wenigstens vom Räteystem, aber seine Sekretärin setzt er durch formvollendeten Handkuß und «Guten Morgen, Gnä' Frau!» immer neu in Verlegenheit.

Inzwischen hat man mit alledem aufgeräumt. Der Reitstall und sein Anbau, älteste Gebäude der Universität, sind verschwunden, zeitgemäß einem Parkplatz gewichen, hinter dem die kahle Fassade eines Geldinstituts aufragt. Die neue Universität dehnt sich aus der Stadt heraus: Beton und Glas, Glas und Beton, Serienfertigung, kilometerweit Blöcke in Einödlächen, Wanne-Eickel oder Rüsselsheim ante portas. Und die alte Universität, nach Schelsky «im Fadenkreuz des Versagens», niedergewalzt vom Zorn und den immer schwellenden Zahlen, ist tot und verwest. Modergeruch umgab sie freilich bereits in der Weimarer Republik; gestunken hat sie seit 1933; nur virtuose Nasenzuhälter nahmen keinen Anstand.

Die deutsche Universität im Zeichen Humboldts, der viele noch nach 1945 bescheinigten, sie sei «im Kern gesund», wird niemand, keine rechte Verfassungsklage und kein linker Enthusiasmus für «forschendes Lernen», zu neuem Leben erwecken. Was künftig gebraucht wird, sind produktionsstarke Großbetriebe, Lehr- und Lernfabriken, in denen — falls alles gut geht und die Hoffnungen der Reformen sich erfüllen — Mitbestimmung und Effizienz zur Übereinstimmung gebracht werden. In einem eigentümlichen Zirkel führt dabei die Bewegung zurück ins 18. Jahrhundert, in die Zeit vor den Reformen, die Humboldts Berliner Gründung auslöste. Die Forschung wandert aus, so sie kann, oder kümmernd dahin; was Rosenstock-Huussy einst als das «Geheimnis» der deutschen Universität aufdeckte, die stets vorwärtsdrängende, die Etablierten bedrängende Forschungsleistung des wissenschaftlichen Nachwuchses — das waren einst nahezu ausschließlich die Privatdozenten —, ist kaum mehr möglich, weil Lehnanforderungen, Kommissionssitzungen, Planungsdebatten, Studienreformen und der Kampf ums politische Ueberleben den Nachwuchs, welcher längst die Universitätsarbeit tragen muß und deshalb angemessene Rechte einfordert, bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit beanspruchen. Sollte freilich die Bewegung im historischen Zirkel weitergehen, so würde früher oder später auch Humboldt wieder in den Blick kommen, und die Frage von übermorgen könnte lauten: Wo bekommen wir unser Princeton, unsere Georgia Augusta, unsere Friedrich-Wilhelm-Universität her? Daher mag die Erinnerung Künftiges einschließen.

Zunächst aber hat, was versagte und versank, keine gute Presse; verständlich genug, denn man will sich vom Alten, Veralteten distanzieren und empfindet Ruinen, die die Aussicht versperren; als anstößig. Doch um den späten Rilke zu zitieren: «Wir sind vielleicht die Letzten, die solche Dinge noch gekannt haben. Auf uns ruht die Verantwortung, nicht allein ihr Andenken zu

erhalten (das wäre wenig und unzuverlässig), sondern ihren humanen und larischen Wert.»

Das Göttinger Soziologische Seminar im Nebengebäude des Reitstalls war ein Anfang und erwies sich zugleich als ein Nachklang. Es wurde 1950 von Helmuth Plessner geschaffen und bis zu seiner Emeritierung 1961 nicht nur geleitet, sondern geprägt. Ein deutsches Gelehrtschicksal: In den zwanziger Jahren gehörte Plessner zu den Begründern der modernen philosophischen Anthropologie; 1933, an der Schwelle zur Berufung, wurde er in die Emigration gezwungen; in den Niederlanden fand er Zuflucht; 1939 erhielt er eine soziologische Stiftungsprofessur, aus der ihn die deutsche Invasion vertrieb; 1946 wurde er trotz seiner Nationalität Ordinarius für Philosophie in Groningen. Beim Neubeginn in Göttingen bereits 58 Jahre alt und von der eben sich etablierenden, am amerikanischen Empirismus orientierten Soziologenzunft mit Skepsis beobachtet. Aber merkwürdig: In dem einen Jahrzehnt sind von diesem Soziologischen Seminar — genauer: von Plessners Schülern, denn dieser altertümliche, inzwischen fast für obszön geltende Begriff war hier wirklich am Platze — zahlreiche und bedeutsame Arbeiten durchgeführt und veröffentlicht worden, mehr, als manches materiell und personell weit großzügiger dotierte Institut für Sozialforschung aufzuweisen hatte. Unter den Arbeiten befanden sich durchaus auch empirische Studien wie die bereits erwähnten «Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer», deren drei Bände teils auf Interviews, teils auf statistischen Erhebungen beruhten. Noch verblüffender wirkt im Nachhinein die Tatsache, daß ein Jahrzehnt genügte, um eine Vielzahl von Schülern so weit zu fördern, daß sie alsbald auf Lehrstühle berufen wurden oder qualifizierte Stellen in der Wissenschaftsverwaltung übernahmen.

Was macht den erfolgreichen akademischen Lehrer aus? Die Frage läßt sich nur schwer beantworten; viel leichter ist es, zunächst einmal aufzuzählen, was sich aus heutiger Sicht fragwürdig ausnimmt. Konventionelle Vorlesungen ohne Diskussionsmöglichkeit, die gerade der engere Schülerkreis kaum besuchte — oder seufzend, wenn die Assistentenetikette es gebot. Uebungen wurden ohnehin von den Assistenten abgehalten. Seminare bedeuteten einiges — mitunter.

Wenig Sinn für die Gleichberechtigungsmaximen der Leistungsgesellschaft; auflodernder Zorn nach dem Philosophikum, in der einer graziolen, präziösen Studentin nicht zu helfen war: «Was für eine Barbarei! Sie gehört doch ins 18. Jahrhundert, um da rechts und links die Männer zu verführen. Stellen Sie sich vor: die Pompadour im Staatsexamen!»

Subjektivität: «Ihre Arbeit ist ja recht gut, aber in einer Dissertation sollten Sie mich als Doktorvater doch nicht so zitieren und die Anthropologie herauslassen.» In der nächsten Runde, etliche Wochen später: «Warum zitieren Sie mich und meine Anthropologie eigentlich nicht? Schließlich bin ich doch ihr Doktorvater.» Zögern, die Dissertation als Buch herauszugeben, bis Hans Barth aus Zürich mit einer überaus lobenden Stellungnahme Mut macht. Als das Buch dann Anerkennung findet: «Sie wissen ja, Ihre Angst vor der Veröffentlichung... Aber ich habe gleich gewußt, daß es ein Erfolg wird.» Mancher fühlt sich da überfordert und resigniert.

Aber solche Ueberforderung bildete im Grunde nur die Kehrseite der ständigen Aufforderung: selbst zu arbeiten, zu lesen, zu denken und alles immer neu zu überdenken. Anregungen, Fragen, Hinweise, neue Fragen. Lange Gespräche unter vier Augen oder im kleinen Kreis der Doktoranden und Mitarbeiter, kaum in den Seminarräumen, vielmehr entspannt auf Spaziergängen oder — vor allem — im Hause des Lehrers. Daß man die Neukantianer, Dilthey, Husserl, Max Scheler, Marx, Max Weber gelesen hat, wird vorausgesetzt. Hat man aber auch begriffen? Der Begriff braucht das Begreifen im buchstäblichen, hand-greiflichen Sinne; Delphine, beispielsweise, mögen noch so intelligent sein, zum Begreifen fehlen ihnen Hand und Fuß. Daher — gegen die verbreitete, spezifisch moderne Gefahr der Begriffsentleerung im je modischen Jargon der Eigentlichkeit: Anschauung! Die Anekdote, das Schauspiel: Dilthey auf dem Weg zur Vorlesung, Scheler im Kaffeehaus, Marx im Dialog mit Thomas von Aquin. Die Sinnlichkeit der Sprache im geistig-sozialen Kontext durch Verfremdung demonstriert: Hitler auf sächsisch, Kant rheinländisch. Der kategorische Imperativ in Köln: «Ich bin eigentlich immer ganz jut damit jefahren!» Nicht zufällig gehen so viele anthropologische Studien Plessners vom Konkreten aus: «Lachen und Weinen», «Das Lächeln», «Anthropologie der Sinne», «Zur Anthropologie des Schauspielers», «Die Deutung des mimischen Ausdrucks». Nebenher fallen Schlaglichter auf Bereiche, die sonst noch kaum jemand beleuchtet hatte: Soziologie des Sports oder — Groninger Inauguralrede 1939! — «Das gegenwärtige Verhältnis von Krieg und Frieden». Die politische Dimension ohnehin: «Macht und menschliche Natur», «Die verspätete Nation».

Dialektik: Die exzentrische Positionalität des Menschen, vermittelte Unmittelbarkeit, natürliche Künstlichkeit, Verschränkung von Umweltgehundenheit und Welttoffenheit als Bestimmungsmomente einer Anthropologie in geschichtsererschließender Absicht. Solche Dialektik hat freilich nichts gemein mit einem Dogmatismus, welcher die unbestreitbaren Vorzüge eines Katechismus und einer Felddienstordnung auf bestrikende Weise in sich vereint. Im Gegenteil, es geht darum, aufzubrechen, in die Schwebe zu bringen, was als fraglos natürlich oder historisch vorbestimmt erscheint. Es geht, so könnte man auch formulieren, um die Hygiene des Antipuritanismus, um ein Ethos der engagierten Distanz. Daher der schneidende Ausbruch angesichts der in allen Einfärbungen stets wiederkehrenden deutschen Jugendbewegtheit und ihrer Traumformel «Rein bleiben und reif werden»: «Das heißt auf schlecht deutsch: Rein bleiben und niemals reif werden!» Und schon eines der frühen Bücher, 1924, heißt «Grenzen der Gemeinschaft» — eine unvermutet wieder aktuell gewordene Kritik aller Gemeinschaftsradikalismen mit anthropologisch-soziologischen Mitteln.

Plessner hat einmal von sich gesagt, er sei eigentlich immer ein sehr schlechter Schüler gewesen. Vielleicht war er eben darum ein so guter akademischer Lehrer, der Schüler anzog, aber keine Schule bildete. Und das Ethos der engagierten Distanz markiert sogar das Verhältnis zur Institution, zur Universität, die daher ebenso verteidigt wie zum Objekt kritischer Analyse gemacht werden konnte. Zu wenig an Zunftgeist, zu viel an Honoratorentum, Weltbürgertum; zu viel Liberalität.

Doch der Rang, der freiheitliche Geist einer Institution mißt sich wohl allemal daran, ob sie dem Ungewöhnlichen, Un-Passenden Chancen gibt, Raum läßt. Im Rückblick wird deutlich, daß die alte deutsche Universität bei allen ihren Gebrechen und fortschreitenden Deformationen das Ungewöhnliche in erstaunlich hohem Maße ertragen hat. Die künftige Universität wird sich nicht zuletzt daran messen lassen müssen, ob sie, jenseits ihrer Satzungen, den Zunftgeist sprengt, der sich ja auch — oder gerade — im modischen Konformismus der «gesellschaftlichen Relevanz» und der Progressivität einnistet kann. Um es dieser mit Rosa Luxemburg anzumahnen: Freiheit ist immer die Freiheit des anders Denkenden.

Christian Graf von Krockow

Ein Aufsatz von Wilhelm Keller über die Forschungen Helmuth Plessners wird in der Beilage «Literatur und



AUFBAU, FRIDAY, AUGUST 11, 1978

## Clemens Nathan, willkommener Besucher aus London

Clemens Nathan stammt aus Hamburg, kam aber schon als dreijähriges Kind mit seiner Familie nach London; der bekannte New Yorker Chirurg (und bildende Künstler) Professor Helmuth Nathan, ein sehr vertrauter Freund des "Aufbau", ist sein Onkel. Clemens hat in England in doppelter Hinsicht eine erfolgreiche Karriere aufzuweisen, beruflich und in öffentlich-jüdischen Angelegenheiten. Er hatte Textiltechnologie studiert, ist Direktor einer Firma dieser Branche und Vizepräsident des britischen Textilinstituts: für einen Mann von 45 Jahren bereits ganz eindrucksvoll, zumal er von britischen Regierungsstellen und Handelskammern usw. seiner anerkannten Kenntnisse auf diesem Spezialgebiet wegen oft zu Rate gezogen wird.

Seine weiteren Leistungen und Erfolge liegen auf anderer Ebene. Er ist Vizepräsident der grossen und allgemein respektierten Anglo-Jewish-Association (andere Vizepräsidenten sind Englands Oberrabbiner, Lord Rothschild und Viscount Samuel) und Vorsitzender von deren Komitee für auswärtige Angelegenheiten, und er hat Sitz und Stimme in dem in New York gebildeten "Consultative Council of Jewish Organisations", dessen Aufgabe es ist, als anerkannte NGO ("non-governmental organization") in den Sitzungssälen der United Nations jüdische Interessen und Probleme zur Sprache zu bringen. Clemens Nathan gehört sogar dem Vorstand dieses "Consultative Council" an, und als wir ihn in seinem New Yorker Hotel am Frühstückstisch trafen, hatte er eine prall gefüllte Aktentasche mit Dokumenten aller Art bei sich, die sich alle mit den Angelegenheiten dieser jüdischen Dachorganisation und Tagesordnungspunkten der United Nations beschäftigten.

Das Gespräch mit ihm lässt den Fragenden ziemlich atemlos: was kann dieser Mensch, der Dynamik, Vitalität, pausenlose Energie und

permanente Einsatzbereitschaft ausstrahlt, nicht alles in sein Arbeitspensum hineinzwängen! Hat sein Tag mehr als 24 Stunden? Ganz beiläufig berichtet er, dass er 15 Jahre lang Treasurer der Anglo-Jewish Association war, dass er mit dem grossen jüngst verstorbenen jüdischen Franzosen René Cassin, einem der höchstrangigen französischen Juristen, Nobelpreisträger und Präsident der Internationalen Liga für Menschenrechte, eng zusammengearbeitet hat. Und dass er gerade erst 36 Jahre alt war, als ihn der Präsident der Republik Italien für Verdienste, die in Italien anerkannt wurden, mit einem hohen italienischen Ritterorden ehrte.

Bei all dem ist Clemens Nathan ein gelassen und bescheiden auftretender Mann, ohne jede Spur jener Arroganz, die leider gar zu oft Männer kennzeichnet, die in noch jungen Jahren Erfolge, Ehrungen und Anerkennungen sammeln konnten. Er spricht über seine Familie, seine Traditionsbindungen an Deutschland und die deutsch-jüdische Vergangenheit, und über die vielen ungelösten Aufgaben, die auf allen seinen Aktivitätssektoren noch seiner harren. Es war erfreulich, ihn in New York zu begrüßen, und es wird erfreulich sein, ihn wiederzusehen.

H.St.

Aufbau, 18. Juli 1975

## Rudolf Freiherr von Hirsch gestorben

In München starb in seinem hundertsten Lebensjahr (!) Dr. Rudolf Freiherr von Hirsch, ein Angehöriger (und zuletzt Familienchef) der bekannten Dynastie der Freiherrn von Hirsch; der "Türkenhirsch" war sein Onkel Baron von Hirsch, der Financier und Planer grosser Eisenbahnbauten in der Türkei. Rudolf von Hirsch war zwar schon in der Wiege katholisch getauft worden, galt aber als "Volljude" im Sinn der hitlerischen Rassengesetze; der Deportation in das Rigaer Ghetto während des zweiten Weltkrieges entging er nur durch Intervention seines Sohnes, der als "Halbjude" der Wehrmacht zugeteilt war und in Russland an der Front stand. So kam er ("gnadenweise") im Alter von 68 Jahren nach Theresienstadt. Er überlebte diese Zeit, und nach der Befreiung forderte ihn ein anderer Überlebender von Theresienstadt, Rabbiner Leo Baeck, auf, sich doch bitte um die Wiederöffnung des Jüdischen Altersheimes in München zu sorgen. Freiherr von Hirsch wies später oft stolz darauf hin, dass er diesen Auftrag des greisen Rabbiners gewissenhaft ausgeführt habe.

K. H.

# Erfinder der Langspielplatte bei Autounfall in den USA gestorben

*Die Welt, 9. Dez.* SAD, New York

Der Mann, der die Langspielplatte erfand und sich mehr als 160 weitere Erfindungen patentieren ließ, verkalkulierte sich um nur einen Zentimeter, und das kostete ihn das Leben: Der 71jährige Peter Goldmark, der in Berlin und Wien Physik studierte, starb bei einem Unfall in der Nähe von New York.

Es war morgens 7.30 Uhr. Goldmark fuhr die Hutchinson-Autobahn von Connecticut in Richtung New York, wo er Geschäftsfreunde treffen wollte. Kurz vor Erreichen der New Yorker Stadtgrenze wollte er die Fahrspur wechseln, schätzte aber den Abstand zu einem neben ihm fahrenden Wagen falsch ein.

Die Stoßstangen der beiden Wagen verhakten sich ineinander; Goldmarks Auto wurde herumgeschleudert und prallte mit dem anderen Wagen zusammen. Der Erfinder wurde auf die Beton-

decke der Straße geschleudert und war sofort tot. Der Fahrer des anderen Autos kam mit leichten Hautabschürfungen davon.

Goldmark, am 2. Dezember 1906 in Budapest geboren, meldete als sein erstes Patent eine Autohupe an, die mit dem Knie betätigt werden konnte. 1926 begann er dann in England an der Farbfernseher-Technik zu arbeiten.

„Das Farbfernsehen von heute“, so urteilte er selbst, „ist zwar etwas anders geworden, als ich es seinerzeit dachte — aber immerhin.“

Auch die Übertragung gestochen scharfer Fernsehbilder vom Mond ist einer Erfindung Goldmarks zu verdanken. Den größten Erfolg aber hatte er 1943 mit der Langspielplatte.

Goldmark leitete bis 1971 für den amerikanischen Fernseh-Konzern CBS ein Forschungslabor und gründete anschließend eine wissenschaftlich-technische Firma.



*Aufbau, Sept 30*

Dr. Hans Lamm, Präsident der Jüdischen Gemeinde München und Mitglied des Direktoriums des Zentralrats der Juden in Deutschland sowie des Bundesvorstands des Vereins der Freunde der Hebräischen Universität in Jerusalem, erhielt vom bayerischen Ministerpräsidenten Alfons Goppel den Bayerischen Verdienstorden, der statutenmässig nur an maximal zweitausend Personen vergeben werden darf. Hans Lamm ist "Aufbau"-Lesern von vielen in dieser Zeitung erschienenen Berichten, zumeist über jüdisches Leben in Bayern, bestens bekannt.

• • • 1977

Einer von uns:

## • Der Mann, der die Stadt New York rettet

Als die Stadt New York vor dem Bankrott stand, rief Gouverneur Carey eine mit breiten Vollmachten ausgestattete Aufsichtsbehörde ins Leben, die "Municipal Assistance Corporation", die jedermann als bald "Big MAC" taufte. Und an ihre Spitze stellte er Felix Rohatyn; natürlich, niemand sonst kam in Betracht. Felix Rohatyn war damals 48 Jahre alt, und man spekulierte allgemein, dass er eine grosse Zukunft habe: vielleicht Bürgermeister von New York, vielleicht Finanzminister (Secretary of the Treasury) der Vereinigten Staaten, vielleicht ein Sitz im Federal Reserve Board. Er folgte ohne einen Augenblick zu zögern Careys Ruf, übernahm den Vorsitz von "Big MAC", plazierte Anleihen, schleuste die grossen Pensionskassen in sein System, verlängerte kurzfristige Schulden, fand neue Garantien für städtische Schuldverschreibungen; und als die Stadt wieder auf dem Wege zu leidlicher finanzieller Gesundheit war, nahm er seinen Rücktritt. Er hatte getan, was er für seine Pflicht hielt.

Denn er hielt es für seine Pflicht, nach besten Kräften der Stadt zu dienen, die ihn vor 36 Jahren aufgenommen hatte: als er 1940, 14 Jahre alt, der Naziverfolgung in seiner Heimatstadt Wien und anschliessend im soeben von den Nazis besiegten Frankreich den Wirren des Zweiten Weltkrieges entkommen war und mit seiner Familie via Marseille und Lissabon in Amerika landen konnte. Der Vierzehnjährige hatte Goldmünzen in Zahnpastatuben gequetscht, um sie unauffällig, als erste Existenzgrundlage, über den Ozean nehmen zu

können; erste Anzeichen seines Finanzgenies, das ihn in New York, in steilem Aufstieg, zum Partner des grossen Privatbankhauses Lazard-Frères erheben konnte. Aber vorher noch hatte er seiner Wahlheimat in anderer Form dienen können, im Feldzug in Korea, in Uniform.

Jetzt ist Felix Rohatyn (er lebt, von seiner Frau geschieden, mit seinem ältesten Sohn in einer Park-Avenue-Wohnung; die heiden jüngeren Söhne sind bei ihrer Mutter) gerade fünfzig Jahre alt, sieht aus

wie dreissig, sitzt im Aufsichtsrat von sechs grossen "Conglomerates", hat 1962 die Autovermietungsfirma Avis saniert, 1970 die Reorganisation des New Yorker Börsenvorstands in die Hand genommen; er schmunzelt, wenn man ihn "den Henry Kissinger der Hochfinanz" nennt, und er sitzt in seinem Büro im Rockefeller Center und freut sich, dass es ihm gelungen ist, die Stadt New York wieder leidlich zahlungsfähig und kreditwürdig zu machen. Es heisst, dass ihn Leute auf der Strasse erkennen und sich bei ihm dafür bedanken, dass er der Stadt geholfen hat; ein Taxifahrer weigerte sich, von ihm Bezahlung entgegenzunehmen; ein Harlemer Strassenjunge redete ihn mit "Hi, Big MAC" an. Das ist, sagt er, seine schönste Belohnung.

R. A.

<sup>11</sup>  
**Gertrud Albrecht**  
**gestorben**

*Aufbau*  
*14. Nov*  
*1975*

Ein an Dr. Gertrud Albrecht an ihre Adresse in der DDR gerichtetes Schreiben ist mit dem Vermerk zurückgekommen "Empfängerin verstorben". Dr. Gertrud Albrecht, die etwa 60 Jahre alt war, verdient schon deshalb eine rühmende Erwähnung, weil sie die erste gewesen ist, die aus eigener Initiative und ohne Hilfe eines Instituts sich daran gemacht hat, eine Untersuchung über die "deutschsprachige antifaschistische Emigrationsliteratur in der Tschechoslowakei 1933-1939" zu schreiben.

Dr. Albrecht, eine deutsche Jüdin aus Bratislava (Pressburg), Tochter des dort seinerzeit tätig gewesenen deutschen Wirtschaftsjournalisten Dr. Alexander Szana, war keine Kommunistin, hatte sich aber in den Kopf gesetzt, an der Karls-Universität in Prag mit einer deutsch geschriebenen Arbeit über die Emigrationsliteratur eine Dozentur zu erreichen. Aber obwohl sie versucht hatte, sich der kommunistischen Phraseologie durch Hervorhebung der kommunistischen Literatur anzupassen, war ihre Arbeit doch wieder nicht kommunistisch genug, um die erwartete Anerkennung zu finden.

Es ist ihr dann 1966 gelungen, die slowakische Übersetzung eines von ihr deutsch geschriebenen Tagebuchs über ihre Erlebnisse vor allem in Theresienstadt veröffentlicht zu bekommen, in dem sie unter anderem erzählt, dass sie durch die allabendliche Lektüre eines Gedichts aus Rilkes "Stundenbuch" in der Lage war, sich moralisch aufrecht zu erhalten. Verbittert über die ihr versagt gebliebene Anerkennung ist Gertrud Albrecht dann aus dem tschechoslowakischen Regen in die DDR-Traufe gegangen und hat sich dort als Sprachlehrerin durchgebracht.

**J. W. Brügel (London)**



# Julius Kahn, Vater der *Aufbau* allgemeinen Wehrpflicht *Sept. 14*

Die Pioniertat eines Kongressabgeordneten aus Kalifornien *1979*

Es war ein in Deutschland geborener jüdischer Kongressabgeordneter aus Kalifornien, der in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts einen ausserordentlichen Beitrag zum Wohl und zur Verteidigung der Vereinigten Staaten leistete: Julius Kahn, der als Siebenjähriger mit seiner Mutter aus Baden in die USA kam, um im Jahre 1868 mit dem vorher ausgewanderten Familienvater im Landkreis Calaveras in Kalifornien wieder zusammenzutreffen. Nach verschiedenen Ortswechseln liess sich die Familie Kahn in San Francisco nieder, wo sie eine Bäckerei und ein Restaurant betrieb. Der junge Julius ging auf eine High School, und eine seiner Lehrerinnen war Mary Prag, die erste jüdische Lehrerin dieser Hafenstadt. Sie hatte auch eine hübsche Tochter, Florence, die Julius im Jahre 1899 heiratete.

Im Alter von 18 Jahren beschloss Julius Kahn, Schauspieler zu werden. Er hatte Talent und wurde Mitglied verschiedener guter Ensembles. Durch seine Theater-tourneen kam er weit im Lande herum und entwickelte eine besondere Vorliebe für Washington, D.C.; der dortige politische Betrieb faszinierte ihn. 1890 brach er die Theaterlaufbahn ab und nahm das Jurastudium auf. Kahn schloss sich der Republikanischen Partei an und wurde zwei Jahre später zum Abgeordneten in das Staatsparlament in Sacramento gewählt; der Sprung in die Politik war ihm gelungen. Aber er hatte mit seiner ersten Amtszeit genug und lehnte eine Kandidatur als Staatssenator ab, um sich seiner Anwaltspraxis zu widmen. Als ihn jedoch die Partei 1898 als Kandidat für den Kongress aufstellte, zeigte er sich nicht mehr ablehnend. Und seitdem wurde er bis zu seinem Tode im Jahre 1924 immer wiedergewählt: er wurde auf diese Weise der meistgewählte Kongressabgeordnete an der ganzen Pazifikküste.

Während seiner ganzen politischen Tätigkeit blieb er bewusster Jude, der ohne Scheu seine Ansichten in jüdischen Angelegenheiten vertrat. Schon diese Eigenschaft, nach aussen verstärkt durch sein etwas theaterhaftes Auftreten und sein Kennzeichen, eine immer gut gebundene Künstlerkrawatte, machten ihn zu einer Ausnahme unter dem "Fussvolk" des Kongresses.

Er trat für die Einverleibung der Philippinen in das amerikanische Verwaltungssystem ein, sorgte für das Zustandekommen der internationalen Panama - Pazifik - Ausstellung in San Francisco, verhinderte die Schliessung der Münze in dieser Stadt und war im Jahre 1911 der erste Parlamentarier, der für eine öffentliche Kontrolle der Gelder



Julius Kahn (1861-1924)

für Wahlhilfe plädierte. Andererseits unterstützte er trotz seiner Zugehörigkeit zur Republikanischen Partei auch demokratische Präsidenten und Gesetzesvorschläge, wenn das seinen eigenen Ideen entsprach. Seine Wähler bewiesen ihm immer wieder, dass sie sein politisches Verhalten für richtig betrachteten.

Die wichtigste historische Leistung Julius Kahns war aber sein Eintreten für die allgemeine Wehrpflicht. Als Mitglied des Militärkomitees war er mit allen entsprechenden Problemen vertraut. Er sah auch die Entwicklung, die zum Ersten Weltkrieg führte, und dessen Folgen für die USA voraus. Er half bei der Gründung der Nationalen Verteidigungsliga mit, reichte den Gesetzesantrag auf Bildung von Schützenvereinen ein und kämpfte gegen die einflussreichen Politiker, die den Militärdienst ablehnten. In jahrelangen Fehden gewannen seine Argumente; im Mai 1917 wurde mit dem "Kahn Amendment" das Gesetz für allgemeinen Wehrdienst eingeführt. Ein jüdischer Zivilist wurde somit der eigentliche Schöpfer der Dienstpflicht, die in zwei Weltkriegen zum Sieg der amerikanischen Waffen beitrug.

Als nach 1918 von Präsident Wilson die Idee eines selbständigen jüdischen Staates aufgegriffen wurde, war Julius Kahn dagegen; er meinte, dass mit dessen Schaffung für die amerikanischen Juden ein

Aufbau, May 27  
1977

## **Professor Harry Kahn emeritiert**

Professor Harry H. Kahn, seit 29 Jahren Germanistikprofessor an der Universität Vermont, trat soeben in den wohlverdienten Ruhestand. Professor Kahn wurde 1912 in Baisingen, Deutschland, geboren und emigrierte 1939 über England nach Amerika. Nach dem Studium am Middlebury College und an der Ohio State Universität wurde er 1948 an die Universität Vermont berufen.

Ausser seiner Tätigkeit als Germanist engagierte er sich vor allem für die Einführung des hebräischen Sprachstudiums; er ist der Gründer und Direktor der Hillel Foundation an der Universität Vermont. Auf Grund seines Interesses an der Geschichte des Judentums und der Bibelgeschichte lehrte Professor Kahn auch auf diesem Gebiete und hat somit sehr viel zu der Erforschung und Vermittlung der jüdischen Kultur an der Universität Vermont beigetragen.

Studenten, Kollegen und Freunde wünschen ihm zu seinem 65. Geburtstag und zu seiner Emeritierung alles Liebe und Gute.

Wissenschaftler

V.C.R.

*Aufbau*  
**Ernst Posner 80jährig**

Der aus einer Berliner Arztfamilie stammende Dr. Ernst Posner, der sich einst in Deutschland und, nach seiner erzwungenen Auswanderung, in Amerika um die wissenschaftliche Fortbildung der Archivare hochverdient gemacht hat und in Fachkreisen als Mittler zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Archivwesen gilt, vollendete am 9. August in Washington sein 80. Lebensjahr. Bis 1935 war er Staatsarchivrat in Berlin und Dozent an der dortigen Archivarschule. In Amerika setzte er seine archivpädagogische Tätigkeit, von 1945 an als Professor, fort. 1955-56 war er der Präsident der "Society of American Archivists". Seit 1949 ist er wiederholt besuchsweise in Deutschland gewesen und hat an der Marburger Archivschule häufig Vorlesungen über amerikanisches Archivwesen gehalten. 1962 wurde er mit der Bestandsaufnahme amerikanischer Archive betraut.

*11. Aug 72* E.G.L.



**Dr. Hans Lamm**  
**65 Jahre alt**

*Aufbau*  
*Seite 2*

Der langjährige bewährte Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde München und geschätzte Mitarbeiter am "Aufbau" kann am 8. Juni seinen 65. Geburtstag feiern. Der verdienstvolle Mann bittet uns, mitzuteilen, dass man von Glückwünschen oder Geschenken zu diesem Anlass freundlich Abstand nehmen möge.

Wer ihm eine Freude machen will, soll einen Beitrag an die "Gesellschaft der Freunde der Universität Jerusalem", Vermerk: Stipendienfonds, überweisen (Bankhaus H. Aufhäuser, München, Kontonummer 171 093). Dr. Lamm hat im Andenken an seine Eltern Ignaz und Martha Lamm diesen Fonds errichtet; die erwähnte Gesellschaft wird Spendern unaufgefordert eine Quittung, für die (steuerabzugsfähige) Spende zuschicken.

1978

*Aufbau, June 2, 1978*

## **Rudolf Apt gestorben**

Fast 96 Jahre alt geworden ist Rudolf Apt, der, wie früher mit Dresden, so später mit London verbundene Metallkaufmann, der in beiden Städten nie seine Aufgaben gegenüber der jüdischen Gemeinschaft ausseracht liess. Waren es in Sachsen hauptsächlich die Israelitische Religionsgemeinde Dresden, der Jüdische Central-Verein (C.-V.) und die Fraternitas-(Bnai-Brith-)Loge, so galt in London Apts Interesse und Sorge der Belsize Synagoge (New Liberal Jewish Congregation), der Association of Jewish Refugees in Great Britain und der Leo-Baeck-Loge, deren Vorständen er lange angehörte. Überall, bis ins hohe Alter, stand er auf seinen Posten, ratend, helfend, lenkend, ohne viel Aufhebens von seinen Ehrenämtern zu machen.

**E.G.L.**

---

# Festschrift für Bernhard Blume

Der 1901 in Stuttgart geborene, heute in den Vereinigten Staaten wirkende Germanist Bernhard Blume, der unter anderen jahrelang den Lehrstuhl an der Harvard University innehatte, gehört zu den hervorragendsten Vertretern seines Faches. Ihm zu Ehren haben Egon Schwarz, Hunter G. Hannum und Edgar Lohner im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht (Göttingen) eine vierhundertseitige "Festschrift für Bernhard Blume" herausgegeben, die "Aufsätze zur deutschen und europäischen Literatur" von Autoren enthält, die dem Geehrten innerlich nahe stehen. Der mit einer "Tabula Gratulatoria" versehene Band enthält auch eine Bibliographie der Arbeiten, die Blume von 1924 bis 1966 veröffentlichte und die erkennen lässt, dass Schwerpunkte seiner Forschungsarbeit auf dem Werk von Schnitzler, Thomas Mann, Goethe, Kleist und Rilke liegen.

Auf das weitgefasste Arbeitsfeld Blumes nehmen zahlreiche der hier veröffentlichten Essays europäischer und amerikanischer Literaturwissenschaftler bezug: Stuart Atkins befasst sich mit Goethes West-östlichem Divan, Egon Schwarz und Walter T. Sokel behandeln Aspekte des dichterischen Werkes von Kleist, Henry Hatfield schreibt über die Religion in Thomas Manns "Joseph"-Roman, Willy H. Rey und Hunter G. Hannum analysieren das erzählerische und das dramatische Werk Schnitzlers, George C. Schoolfield erörtern das Thema "Late Rilke and a Late Rilke Poem". Weitere Aufsätze sind Nicolas Flamel, Chr. Fr. D. Schubart, Lessing und Aristoteles, Schiller, Eichendorff, Annette von Droste-Hülshoff, Grillparzer, Hofmannsthal, Trakl (zwei Beiträge) und Brecht (ebenfalls zwei Aufsätze) gewidmet.

Dass das Theater einen verhältnismässig breiten Raum einnimmt, entspricht den Interessen Blumes, dessen Anregungen in manchen der hier abgedruckten Arbeiten spürbar sind. Seit langem haben wir kein literarhistorisches Sammelwerk mit mehr Gewinn gelesen als diese Festschrift für Blume. Th.T.

*Infham, 24. 11. 67*



*Lufthaus, 24. November  
1967*

### **Dr. Ludwig Lewin**



Zwei Tage vor Vollendung des 80. Lebensjahres ist in Berlin Dr. Ludwig Lewin, Direktor der Lessing-Hochschule, gestorben. Unter seiner (1914 begonnenen) Leitung erwarb das Institut den Rang eines prominenten Forums, in dem sich Träger so berühmter Namen wie Gustav Stresemann, Siegfried v. Kardorff, Paul Löbe, Werner Sombart, Theodor Heuss u. a. zusammenfanden. Dr. Lewin vermochte das Amt bis zu seiner 1933 erzwungenen Emigration nach Schweden beizubehalten; er wandte sich unter neuen Gegebenheiten dem Beruf eines Psychotherapeuten zu, und wurde (über Zürich und Kopenhagen) 1938 in den Vereinigten Staaten sesshaft.

1956 begann er, ausgedehnte Studienreisen nach Europa zu unternehmen, die in ihm den Gedanken einer Neugründung der Lessing-Hochschule reifen ließen, der schliesslich im Februar 1965 unter seiner Direktion realisiert wurde. Unmittelbar vor seinem Ableben konnte Dr. Lewin die Nachricht von der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Freien Universität entgegennehmen, für seine Verdienste, durch Verbindung wissenschaftlicher Lehren, politischer Reflektion und künstlerischer Realisierung eine bedeutende Institution geistigen Lebens geschaffen zu haben.

H. E.

## Series II: Topics, 1905-1989.

This series is in German and English.

102 files

### Arrangement:

Alphabetical

### Scope and Content:

The topics, by which the clippings in this series are organized, include places such as countries, regions and cities, organizations and movements, such as the Central Verein, the World Jewish Congress, and Zionism, events such as the Olympic Games of 1936, and general topics such as antisemitism, emigration, resistance and synagogues, to name but a few.

Box	Folder	Title	Date
	599	Aliya	1953-1979
	600	Amsterdam	1982
	601	Antisemitism	1912-1988
	602	Archives	1988
	603	Austria	1968-1988
	604	Banking	1960-1972
	605	Bible	1983-1985
	606	Bibliography	1963
	607	Bigotry	Undated
	608	Book Dealers	1965-1988
	609	Book Reviews	1965-1986
	610	Catholic Church and Nazi Germany	1965-1988
	611	"Centralverein" of German Citizens of Jewish Faith	1931
	612	Concentration Camps	1964-1989
	613	Concentration Camp Trials etc.	1958-1988
	614	Crystal Night	1986-1989
	615	Czechoslovakia/Prague	1965-1986
	616	Department Stores (Jewish)	1933-1982
	617	Emancipation	1974-1980
	618	Emigration	1984-1987
	619	England	1965-1985
	620	Europe and the Christian Tradition	1990
	621	Evian and Geneva	1979
	622	Exhibition	1986-1987
	623	Exile Literature	1963-1982
	624	Films	1984-1988
	625	France	1982
	626	German- Jewish History	1970-1975
	627	Germans and Jews after WW II	1936-1987
	628	Germans who helped Jews	1965-1987
	629	Germany 1945-	1966-1987
	630	Historiography	1986-1988

631	Holocaust	1968-1988
632	History of the German Jews	1964-1979
633	Hitler / Nazi Germany	1967-1987
634	Hollywood	1988
635	Hungary	1984-1987
636	Immigration, U.S.A.; England	1937-1976
637	India	1987
638	Industry	1987
639	Institutions	1963
640	International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933-1945	1986
641	Israel	1961-1988
642	Italy	1973-1988
643	Jerusalem	1981
644	Jewish Art	1974-1979
645	Jewish Authors	1933
646	Jewish Bookstores	1965-1981
647	Jewish Business, Commerce and Trade	1966-1981
648	Jewish Congregations in Germany I	1831-1984
649	Jewish Congregations in Germany II	1953-1989
650	Jewish Contributions to German Culture	1924-1977
651	Jewish Institutions in Germany after World War II	1959-1981
652	Jewish Libraries	1967-1972
653	Jewish Public Schools	1931-1937
654	Jews in Alsace	1986
655	Jews in Eastern Germany (DDR)	1984-1987
656	Jews in Germany 1870-1914	1969-1977
657	Jews in Holland	1944-1975
658	Jews and the Catholic Church	1964-1985
659	Jews in Nazi Germany	1985-1987
660	Jews in Pre-Nazi Germany	1987-1988
661	Judaica	1972-1984
662	Leo Baeck Institute	1958-1988
663	Library of German Literature in Pacific Palisades	1987
664	Literature Congress on "Middle European" Jewish Writers	1982
665	Manuscripts	1990
666	"Medizin" Historical Journal	1986
667	Miscellaneous	1981
668	Nazism	1981-1987
669	Olympic Games 1936	1986-1988
670	Newspapers Jewish Publishers	1934-1974
671	Nuremberg Laws (1935)	1977-1985
672	Organization of Persecuted by the Nazi Regime	1981-1986



	(BVD)	
673	Play and Films	1990
674	Protestant Church	1979-1984
675	Psychology	1986
676	Publications and Publishing Houses	1984-1991
677	Resistance: German, Jewish, French	1943-1988
678	Restitution	1984-1988
679	Rothenburg ob der Tauber	1988
680	Scholarship about Judaism	undated
681	Socialism	1965-1970
682	Southamerican Jews	1973-1976
683	Soviet Union	1905-1966
684	Sweden	1972
685	Switzerland	1965-1989
686	Synagogues	1968-1988
687	Synagogue Music	1987
688	Theater	1989
689	Universities	1967-1985
690	Vienna	1971-1980
691	Warsaw Ghetto	1965-1977
692	Weimar Republic	1966-1978
693	Weizmann Institute	1972
694	Wiener Library in London	1965-1980
695	Women in Science: Renate Feyl	1983
696	World Jewish Congress	1966-1986
697	Yiddish	1986
698	Youth Movement	1965-1966
699	Zionism	1970-1976
700	World War II	1985

12/17/91

Aliya

## Henrietta Szold und die deutschen Juden

von  
Bertha Badt-Strauss

Vor sechzehn Jahren, mitten in der Nacht der Hitler Jahre, hatten wir Berliner Juden das Glueck, Henrietta Szold, die Mutter der "Jugend Alijah," zum letzten Male in der Stadt Berlin zu sehen. Sie kam, um den Eltern ihrer "Schutzbefohlenen," ihrer "Kinder," wie sie alle die Alijah Kinder nannte, Bericht zu erstatten ueber das Geschick ihrer Kinder in Palaestina; in Wahrheit aber kam sie-trotz des Widerstandes ihrer Freunde und Mitarbeiter-um uns zu zeigen: dass wir nicht allein waeren in unserm Elend. Und so erfasste auch die Berliner Juedische Gemeinde den Zweck ihres Besuches. Unter all den Reden, welche die kleine tapfere Botschafterin des amerikanischen Judentums zu hoeren bekam, ruehrte sie nichts so sehr wie die Ansprache eines unserer besten Maenner, des Rechtsanwalts Dr. Seligsohn; er erwachte, dass zum 100. Geburtstag Moeses Mendelssohns Niemand Anderes in Baltimore eine Festrede gehalten habe als der Vater Henriettas, Rabbi Benjamin Szold. Und dann zitierte er Worte, die Henrietta noch halb auswendig wusste, die ihr aus ihrer Kinderzeit her vertraut waren.—Wir, die wir um sie sassen an diesem Abend im Logenhaus in der Kleiststrasse in Berlin, konnten kaum verstehen, warum grade Seligsohn's Worte die vielerfahrene Frau so erschuetterten. Aus einem Briefe an ihre Schwestern ward es viel spaeter klar: als Henrietta Szold die Worte ihres unvergessenen Vaters von den Lippen des deutschen Juden hoerte, da wurde ihr der Sinn ihres schweren Unterfangens klar, das der Rettung der deutschen Juedenkinder galt: sie fuehlte sich "gestuetzt durch den Fels, aus dem sie gehauen war"; sie fuehlte, dass "sie hierher gehoerte." Und von nun an war sie gewaffnet gegen all die Angriffe, die Freund und Feind gegen ihren "Kinder Kreuzzug" richteten.

Dieses Erlebnis aus Henrietta Szold's Pilgerfahrt (das auch ein Erlebnis aus meinem eignen Leben war) fand ich erneut und eindringlich dargestellt in einem charmannten Buche "Henrietta Szold. Record of a Life," by ROSE ZEITLIN (Dial Press, New York, 1952.) Und es fuehrte mich dazu, den Faeden nach zu gehen die das Vaterhaus in Lombard Street in Baltimore, die Heimat des ungarischen Rabbinerpaares Benjamin und Sophie Szold mit dem deut-

schen Judentum und der deutschen Kultur ueberhaupt verbinden.

Es scheint, dass Benjamin Szold der stattliche Mann, der aussah wie Geibel oder Freiligrath, seine Studienzeit in Breslau, bei Frankel und Graetz niemals vergessen hat. Mit deutscher Dichtung und Literatur waren die Kinder frueh vertraut. Noch in der Hitler Zeit empfahl Miss Szold den deutschen Kindern, auf keinen Fall die Schaetze der deutschen Dichter, ihren Goethe, Schiller und Lessing zu vergessen; und sie fuegte hinzu, dass sie aus ihrer eignen Kinderzeit her diese Kleinodien schaeztzt und sie niemals aus ihrem Bildungsgut missen moechte. Ihr eigner Familien-Name stammte, wie sie nach muehevoller Forschung entdeckte aus deutschem Worte: dem Worte "SOLD," das der Grossvater deshalb annahm, weil er ein "besoldeter Beamter" war. Auch im Hause ihrer Mutter muss deutsch gesprochen worden sein: die "kluge Soffie" wurde das blauaugige Maedchen bei den Bauern des Dorfes genannt.

Als dann Henrietta als Lehrerin und Uebersetzerin taetig war, da kam es ihr reichlich zu gute, dass sie im Vaterhaus neben der englischen auch in die deutsche Sprache und Literatur eingefuehrt worden war. Nicht nur dass sie Deutsch unterrichten konnte; in ihrer Taetigkeit fuer die Jewish Publication Society hat sie auch manches wichtige Werk der juedischen Wissenschaft aus dem Deutschen uebertragen koennen. Ihrem sorgfaeltigen Mittlertum verdanken Heinrich Graetz der Historiker, und Louis Ginsberg, der Talmudforscher, ihre englische Widergeburt.

Es war fuer das Haus Szold ein Donnerschlag, als nun in diesem Lande alter Kultur, im Lande Lessings und Goethes der boehmische Gefreite Adolf Hitler die juedischen Kinder von den Schulen ausschloss. Und sie muss es von allem Anfang an als ihre ganz besondere Berufung empfunden haben, dass sich die deutsche Juedin Recha Freier mit dem Gedanken der "Jugendhilfe" an sie wandte. Aber erst in Berlin 1935, mitten in Hitler-Deutschland muss es ihr klar geworden sein, warum das Schicksal sie, Henrietta Szold, dazu erwählt hatte, den deutschen Juden-Kindern eine zweite Heimat zu schaffen, als ihr Geburtsland sie vertrieb. Und diese Erkenntnis kam ihr im Berliner Logensaal ... der nun verbrannt ist ... durch

die Worte eines Mannes, der aus Amerika freiwillig zurueck kehrend, in Dachau sein Ende finden sollte.

All das hat das schoene Buch von Rose Zeitlin "Henrietta Szold" manchem Leser wieder ins Gedaechnis zurueck gerufen.



Hadvar, vol. LVIII,  
March 23, 1979

ה ד ו א ר

45 years of Youth Aliyah

320

## 45 שנה לעליית הנוער

מאת משה קור

חיי רבים מהם מתדרדרים, ועולים לנו, גם בכסף, יותר ביוקר.

צורות הקליטה שפיתחנו בעליית הנוער במשך שנים הוכיחו עצמן: כפר הנוער וה- מוסד החינוכי, חברת הנוער בקיבוץ, מרכזי הנוער היומיים, פלוראליזם חינוכי מבורך הנותן אפשרויות לכל שכבות העם לקיים את מצוות החינוך והקליטה של חניכים אלה. נציין בסיפוק את שיבתה של התנועה הקי- בוצית לקליטת חברות הנוער במשקים. היה זמן שהתנועה הקיבוצית צמצמה מאוד את חלקה במאמץ חינוכי זה בשל חשבוניות כס- פיים (גרעונות) ובשל מיעוט המצטרפים ל- חברות במשקים מבין בוגרי החברות. טוב שהתנועה הקיבוצית הבינה כי עליית הנוער זקוקה לקיבוץ ולערכיו החינוכיים, החבר- תיים והציוניים; אולם לא פחות מכך זקוק הקיבוץ לעליית הנוער, כי בלעדיה חסר לו הביטוי של החזון לשקם את נוער המצוקה ולבנות גשרים לישראל "השניה" או "הש- לישית". כאשר מציינים מלאות 45 שנים לעליית הנוער, ותחילתה בקיבוץ עין-חרוד, טוב שהקיבוץ הוא שוב גורם פעיל בה.

עליית הנוער היא מפעל לאומי ציוני וחי- נוכי יחיד ומיוחד בעמנו, ואולי בעולם כולו. תוצאות החינוך והשיקום הן הצלחה מיר- בית. עם עליית הנוער פעילים גורמים יהו- דיים שונים ובעיקר ארגוני הנשים הציוניות. רבים האישים מתחום החינוך שתרמו מכו- חם וממאמציהם להצלחה זאת. לא אבוא למנותם, אשאייר זאת ליובל ה-50 של עליית הנוער. יודע אני כי 19 שנות אחריותי ל- עליית הנוער הן פרק חשוב בחיי. על זאת כתבתי בספרי "מסכת עליית הנוער" ו-גתי- בות בחינוך ובשיקום" ועוד יוספר רבות על מפעל אנושי כביר זה. ידועה הנרייטה סולד הדגולה, שהיתה אישיות מרכזית בבנין על- יית הנוער והטביעה חותמה על המפעל, אך- לם אל נשכח כי רחה פרייאר היתה יוזמת עליית הנוער ומניחת היסודות הראשונים למפעל זה.

רחה פרייאר חיה איתנו בעיר הבירה ותמיד עסוקה ביוזמות מבורכות וחדשות. אילו עשתה הממשלה צדק, היתה מעניקה לרחה פרייאר את פרס ישראל. רחה פרייאר יזמה והקימה ארבעה מפעלים חשובים, ועוד ידה נטויה. ארבעת המפעלים הללו הם: עליית הנוער, המפעל למען ילדי ישראל (ילדי הסעד בגיל צעיר שנקלטו במשקים), קרן המלחינים ועתה "הסטטימוניום" — ה- מפעל המוסיקלי המעניין למוסיקה יהודית. רחה היא צנועה, תוססת ומתסיסה אחרים לברכת כולנו. ראוי לה לעליית הנוער, לה- ציע, יחד עם גורמים בעולם התרבות וה- מוסיקה, את רחה פרייאר לפרס ישראל, על מפעלי חייה, ולעליית הנוער נאחז עוד שנים רבות של קליטה וחינוך מבורכות. ■

### 19 בפברואר 1934 הגיעה חברת

הנוער המאורגנת הראשונה לארץ ונקלטה בקיבוץ עין חרוד. אומנם עוד קודם לכן באו חניכים לכפר הנוער בן שמן אך כיחידים, לא בקבוצות. מאז עברו 45 שנים, והמחלקה לעליית הנוער מציינת את התאריך הזה ב- סימן המאמצים הנעשים כעת להעלות ילדים מאיראן. עד עתה הגיעו במסגרת עליית ה- נוער רק כמה מאות של ילדים ובני נוער מאיראן, וקליטתם עלתה יפה.

גם בשנים עברו קלטה עליית הנוער חניכים מאיראן. זוכר אני שקיבלתי את פני החניכה ה-100 אלף של עליית הנוער, שהגיי- עה מאיראן. בשנים האחרונות, מאז ששופר מאד המצב הכלכלי של יהודי איראן והמע- לה" האומלל (הגיטו היהודי שבו היו חיי יהודי איראן קשים ביותר) קטן מאוד, שלחו היהודים העשירים את ילדיהם לאירופה או לארצות-הברית, כנראה שחששו מהשירות בצה"ל בישראל, או שרצו להכין להם ול- משפחותיהם עתיד בארצות אלה.

ההסתדרות הציונית לא ניצלה את ה- שנים שבהן יכולנו לפעול באיראן באופן חופשי כדי להעמיק את הקשר לארץ, ולא נעשה מאמץ חינוכי רציני להעמיק את ה- תודעה הציונית. העובדה שבת-הספר היהו- דים (אליאנס, אורט, אוצר התורה) התלו להצ- טמק היתה הוכחה בולטת שלא הכל כשורה ביהדות איראן ושיש להיאבק על נפשה ה- יהודית והציונית. אולם השאגנות שררה ב- עבודתם של שליחינו הנציגים, התוצאות — בימי המשבר העובר עתה על איראן מאמי- נים עדיין יהודים רבים, כי "נצח חומייני לא ישקר ולא יסכן אותם". הבה נקווה ש- עליית הנוער תחפש מעתה דרכים לא קונ- בנציונליות כדי להגיע לצעירים יהודים ול- העלותם או לפחות להביאם ללמוד אצלנו. אולי תסייע לכך קריאתו של נשיא מדי- נתנו. בכל אופן, אסור לנו להשלים עם אי- בתאם של הילדים אלינו.

עיקר תפקידה של עליית הנוער היום הוא שיקום ילדי המצוקה בישראל עצמה. זהו תפקיד נעלה וחשוב. ובענין זה רכשה עליית הנוער נסיון חשוב ומבורך. יש לברך את מועצת הסוכנות היהודית ואת ידידי עליית הנוער בעולם, המגלים הבנה רבה ל- תפקיד הסוציאלי-החינוכי הזה ושהודות להם יש לעליית הנוער התקציבים הגדולים ה- דרושים למלא את המשימה הזאת. אחזקת ילדים בחינוך פנימייתי כיום היא יקרה מאוד, אולם הוברר לחלוטין, שהיא כדאית מבחינת החשבון הלאומי הכללי בהיותה ל- ברכה לצעירים, הגדלים באווירה בריאה לחיים טובים במדינתנו. בלי עליית הנוער,



# Alija aus Deutschland und Entwicklung der öffentlichen Sozialarbeit

Die Not, die in den zwanziger Jahren in gewissen Kreisen des Jischuw herrschte, versuchten sozialempfindende Frauen durch Gründung einiger Institutionen, durch Werkstätten und den Beginn einer ehrenamtlichen Familienfürsorge zu mildern. Da sie aber um die Unzulänglichkeit einer unregelmässigen und häufig unsachlichen Hilfstätigkeit wussten, erstrebten sie eine öffentliche Ordnung. Den gemeinsamen Bemühungen von zwei Frauenorganisationen gelang es, die bedeutendste Frau ihres Kreises, **Henrietta Szold**, im Jahre 1932 bei Neuwahlen zum Waad Leumi in

diese vorstaatliche Körperschaft der palästinensischen Judenheit zu delegieren, um in diesem Rahmen eine öffentliche Fürsorge aufzubauen. **Henrietta Szold** hatte einen klaren Arbeitsplan, als sie diese Aufgabe übernahm: in allen grösseren jüdischen Gemeinden sollten unter Leitung des Waad Leumi Fürsorge-Ämter gegründet werden, in denen beamtete Kräfte durch soziale Ausschüsse, bestehend aus sozialverantwortlichen, einflussreichen Bürgern, in ihren Bemühungen um jede Art der Hilfe für die Notleidenden ihres Orts unterstützt würden. Die Voraussetzung für die

Durchführung dieses Plans war aber, dass genügend geschulte und einsatzbereite Fürsorger in der noch unentwickelten jüdischen Gemeinschaft zu finden waren. Der Mangel an geeigneten Kräften hemmte die Entwicklung.

Die Lösung brachte die 1933 beginnende **Alija aus Deutschland**, mit der gutgeschulte, erfahrene Sozialbeamte nach Palästina kamen. In der „Umschau“ der „Jüdischen Rundschau“ vom 20. November 1936 wird berichtet, „dass 12 Neueinwanderinnen aus Deutschland als angestellte Kräfte des Waad Leumi in öffentlichen Fürsorgeämtern arbeiten“.

Der Übergang aus der Fürsorgearbeit in Deutschland in die des Jischuw war aber ohne Kenntnis der im Lande gesprochenen Sprachen (zum wenigsten des Hebräischen), der andersartigen Gesetze, der ethnischen Besonderheiten der hier zusammenkommenden jüdischen Bevölkerungsgruppen, der wirtschaftlichen Bedingungen im Lande, auch ohne eingehende Information über die zur Hilfe heranzuziehenden Organisationen und Institutionen unmöglich.

In der Schaffung von **Nachschulungsmöglichkeiten** für die aus Deutschland kommenden Fürsorger und später im Aufbau des gesamten sozialen seminaristischen Schulungswerks liegt die bedeutendste Leistung der 1933 von Berlin nach Jerusalem übersiedelten **Siddy Wronsky**. Als Lehrerin an sozialen Frauenschulen, als Leiterin der „Zentrale für private Fürsorge“ in Berlin, durch eigene Publikationen, vor allem durch Führung der grössten deutschen Fachbibliothek hatte sie internationalen Ruf gewonnen. Als linksgerichtete Zionistin war sie dem Lande lange verbunden, wenn sie es auch, wie so viele von uns, erst dann zur neuen Heimat und Wirkungsstätte wählte, als ihr die Weiterarbeit in Deutschland versagt war. Frau Szold hatte nach ersten Gesprächen mit ihr an eine unmittelbare Zusammenarbeit gedacht. Diese scheiterte an der sehr verschiedenen Wesenheit der beiden Persönlichkeiten. Aber Willensstärke und ungewöhnlicher Mut liessen Siddy Wronsky fast unmittelbar die für den Aufbau einer öffentlichen Fürsorge im Lande unentbehrliche Schulungsarbeit wagen. Dabei erfüllte sie eine zweifache Aufgabe: unter Heranziehung erfahrener Lehrkräfte — anfangs auch von zwei lange vor ihr eingewanderten, das Hebräische beherrschenden Chaluzoth, die später selbst Fürsorgerinnen wurden, **Bella Hirsch** und **Lilli Zadek** — half sie den etwa gleichzeitig kommenden, fachlich geschulten Sozialbeamten zum raschen Übergang in die hier von ihnen zu leistende Arbeit. Daneben aber begann sie schon 1934 mit dem Aufbau eines eigentlichen **Fürsorgerinnen-Seminars in Jerusalem** zur Ausbildung von jungen Frauen, die im Lande aufgewachsen und pädagogisch oder pflegerisch geschult waren. Dieses **Jerusalem Sozialarbeiter-Seminar**, das erste im Mittleren Osten, war zunächst einjährig und begann mit einer einzigen Schülerin, einer Siedlerstochter aus Migdal. In Abwandlung des aus Deutschland übernommenen Programms erprobte es spezielle Lehrfächer und Methoden. Aber nach kurzem wurde es zu einem zweijährigen, anerkannten Lehrinstitut mit gut besetzten, auch Einwanderinnen aufnehmenden Klassen. Die Entwicklung ging in ungleichem

Tempo weiter — bestimmt durch die wechselnde Einwanderungspolitik der Mandatsregierung, die zeitweilig ein Überangebot an Fachkräften für die Sozialarbeit — bei der inzwischen die Hilfe für Neueinwanderer einen weiten Raum einnahm — befürchten liess, dann wieder die Ergänzung der seminaristischen Ausbildung durch Organisation von Kurskursen erforderte.

Einige Jahre danach begann in Tel-Aviv unter der Leitung von **Dr. Bella Schliesinger** ein dem Jerusalemer im Wesentlichen angelegenes zweites Sozialarbeiter-Seminar, dessen beste Absolventen in den Fürsorgedienst der Stadt eintraten. Wieder einige Jahre später wurde, vom Joint unterstützt, eine dreijährige akademische Sozialarbeiter-Schulung eingeführt und daneben, dem dringenden Bedarf an Fürsorgern in den Entwicklungsgebieten entsprechend, ein zweijähriges spezifisch israelisches Ausbildungssystem, so dass der von **Siddy Wronsky** mit etwa 30 Mitgliedern begründete **Sozialarbeiterverband** heute weit mehr als 2000 Fürsorger umfasst. Unter ihnen sind jetzt nur noch wenige von denen, die in den dreissiger Jahren aus Deutschland kamen. Doch ist die Pionierarbeit, die Einwanderer aus Deutschland auf dem Schulungsgebiet leisteten, in erster Reihe was **Siddy Wronsky** tat, schon dadurch unvergesslich, dass die grosse Jerusalemer Fachbibliothek, deren Grundlage ihre eigene, aus Berlin mitgebrachte Büchersammlung bildete, **Siddy Wronskys** Namen trägt.

Eine der früh ins Land gekommenen Sozialarbeiter, die von **Siddy Wronsky** noch in Berlin unterrichtet und in Jerusalem nachgeschult wurde, dann — im Einvernehmen mit **Henrietta Szold** — in einer besonders verantwortlichen Arbeit, dem ersten Versuch der Betreuung von neuen zu einem Bezirk zusammengefassten Orten, eingeordnet wurde, war **Regina Schächter**. Als der Zweite Weltkrieg begann, wurde sie in ein soziales Amt besonderer Art berufen, dem die Aufgabe oblag, Eltern von jungen Männern und Frauen, die bisher ihren Familien finanziell beigegeben hatten, und die sich jetzt als Freiwillige der englischen Armee anschlossen, und später den Zurückkehrenden, besonders den Kriegsverwundeten, bei der neuen Einordnung zu helfen. Der Leiter dieses Amtes war **Dr. Georg Lubinski (Gloria Lotan)**. Hier wurde zum ersten Mal in der Sozialarbeit des Landes ein fester Schlüssel für die Unterstützungssätze angewandt. **Lotan** war später, nach der Staatsgründung, Generaldirektor des Wohlfahrtsministeriums unter **Perez Naftali** als Minister, der bis zu seinem frühen Tode vor allem um das Eine kämpfte: den „Neuaufbau des Vertrauens“ zu den Wohlfahrtsämtern und den verantwortlichen Fürsorgern. **Lotan** führte bei der ihm vom Parlament aufgetragenen Gründung und Führung des „**Bituach Leumi**“ Vieles durch, was aus seiner langjährigen sozialen Erfahrung und zur Entlastung der unterbudgetierten öffentlichen Fürsorge zu verstehen ist.

**Regina Schächter** ging nach der Staatsgründung in das Wohlfahrtsministerium über, wo sie zuerst die Arbeit mit **Dr. Miriam Hoffert** teilte, bis ihr die zentralisierte Überwachung aller staatlichen Fürsorge-Ämter übertragen wurde und damit auch die Fürsorge für die israelischen Araber sowie die Orga-

## Die mitteleuropäische Einwanderung

por („Al-Hamischmar“) sowie die gegenwärtige Chefredakteurin des „Davar“, **Chana Semer**, begleiten mit ihren Artikeln das innen- und aussenpolitische Tagesgeschehen. **Amos Elon** („Haaretz“) hat den Tagesjournalismus bis auf weiteres an den Nagel gehängt und als Buchautor Bestsellerlisten im In- und Ausland erklommen. **Walter Laqueur**, der seine Karriere als Jerusalemer Korrespondent des „Al-Hamischmar“ und Kommentator des Rundfunks begann, ist inzwischen Professor der Politologie von Welt Ruf geworden. Zu den Wegbereitern der parlamentarischen Berichterstattung in Israel, ein Ressort, von dem in den Tagen des Waad Leumi oder des Tel-Aviver Stadtrates nicht geträumt wurde, zählt **Jakob J. Rosenthal** („Haaretz“). **Jehoschua Blizur** („Maariv“) und **Aharon Gewa** („Davar“) gehen dieser Aufgabe weiter nach. Diplomatischer Korrespondent des „Al-Hamischmar“ ist **Gabriel Stern**, bekannt auch als Mitherausgeber des Briefwechsels **Martin Bubers**, dessen engster Mitarbeiter er als Redakteur der „Baajoth Hasman“ war. Wirtschaftsredakteure im „Davar“ waren der verstorbene **Nathan Ben-Nathan**, ferner **Josef Kanaan** und **Teddy Preuss**. Innen- und aussenpolitische Betrachtungen schreibt in den „Jedioth Acharonoth“ **Jeschajahu Ben-Porath**, mit Entwicklungen in der Innenpolitik beschäftigt sich im „Maariv“ **Mosche Meisels**. **Erich Gottgetreu**, der viele Jahre Korrespondent der „Associated Press“ war, zählte aus Anlass des vierzigjährigen Jubiläums der „Jerusalem Post“ (früher „Palestine Post“) die mitteleuropäischen Redakteure dieser Zeitung auf (**C. Z. Klötzel**, **Georg Lichtheim**, **Franz Goldstein**, **M. Y. Ben-Gavriel**, **Eugen Mayer** und **Ernst Mandowsky**). In diesen Katalog sind auch ihr Chef vom Dienst, **Arl Rath**, **Erwin Fränkel**, der für ihr Wochenendmagazin verantwortlich zeichnet, und der Musikkritiker **Jochanan Böhm** aufzunehmen. Die stellvertretende Chefredakteurin der „Jerusalem Post“, **Lea Ben-Dor**, soll in diesem Kontext nicht übergangen werden. Nebenbei: Die „Jerusalem Post“ wurde von der hebräischen Presse stets als gleichwertige Kollegin und niemals als Fremdkörper angesehen.

Die Wertung des Films als Kunst ist in Israel von **Josef Schriech** („Haaretz“) auf die Ebene massgeblicher ausländischer Zeitungen gehoben worden. In dankbarer Erinnerung haben wir zweier Toter zu gedenken, die der fundierten, kenntnisreichen Musikkritik im Lande zu Ansehen verhalfen: **Max Brods** („Davar“) und **David Rosollos** („Haaretz“). Einwanderer aus Deutschland spielen auf dem Ge-

biet der Arabistik im israelischen Zeitungswesen eine wichtige Rolle. **Elieser Beerl**, der oben erwähnte **Gabriel Stern** und **Josef Waschitz** im „Al-Hamischmar“ sowie **Gideon Weigert** (ursprünglich in der „Jerusalem Post“, später in hebräischen und sogar arabischen Zeitungen). In einem anderen Bereich hat der aus Deutschland eingewanderte **Uri Avnery** der hebräischen Publizistik einen nicht unumstrittenen Zuwachs durch sein illustriertes Magazin „**Haolam Hasch**“ beschert, das in der eher puritanischen Atmosphäre der vorstaatlichen Ära kaum denkbar gewesen wäre. **Rafael Baschans** Interviews (früher im „Maariv“, jetzt in den „Jedioth Acharonoth“) lassen regelmässig VIP's zu Worte kommen. Seine Frau, **Ruth Bondy**, gehört zur Redaktion des „Dvar Haschawua“ und ist die Verfasserin von Feuilletons und Reportagen. **Mira Avrech** hat als Mitarbeiterin der „Jedioth Acharonoth“ eine für Israel neue Rubrik eingeführt, die „Gossip Column“.

Gefördert von der Histadrut, entstand nach Beginn des Zweiten Weltkrieges eine den spezifischen Bedürfnissen der mitteleuropäischen Einwanderung angepasste hebräische Tageszeitung, der vokallisierte „**Hegge**“. Die kleinen Punkte und Vokalzeichen unter und über den Konsonanten waren eine willkommene Hilfe für Anfänger, die lesen lernten und ihren Wortschatz bei der Lektüre und an Hand eines beigefügten Vokabulars bereichern konnten. In der Redaktion sass unter der Leitung **Dov Sdams**, des nachmaligen und jetzt schon emeritierten Professors der Hebräischen Universität, Einwanderer aus Mitteleuropa, u.a. **Leni Westphal** (Jachil), **Erich Winter**, **Kurt Loewenstein** und der verstorbene **Mosche Pilzer**. Der „**Hegge**“, der ein Zuschussunternehmen war, ging nach ein paar Jahren ein. Die Masseneinwanderung nach 1948 gab den Anstoss zur Geburt eines Nachfolgeblattes, des „**Omer**“, der ebenfalls von der Histadrut subventioniert wird und bis zum heutigen Tage erscheint. In beiden Zeitungen verdiente sich mancher mitteleuropäische Journalist seine ersten hebräischen Sporen.

Die Epoche der Mitteleuropäer neigt sich auch im Zeitungswesen Israels ihrem Ende entgegen. Nach vier Jahrzehnten dürfen wir uns langsam anschicken, eine vorläufige Bilanz zu ziehen. Sie ist, alles in allem, nicht schlecht. Eine neue Generation von Journalisten ist angetreten und hat sich unüberhörbar mit ihren eigenen Gedanken zu Wort gemeldet. Sie drückt bereits der Presse des Landes ihren Stempel auf.



MANFRED GEIS

## THEATER ALS SCHMELZTIEGEL

Zwei Tage vor Pessach, am 9. April 1933, wurden wir im Haifaer Hafen ausgebootet. Die Abfahrt aus Berlin, am Abend des 1. April, stand im Zeichen des Boykott-Tages und der grossen Nazi-Demonstration, die unser Taxi an der Kreuzung „Unter den Linden“ am Weiterfahren hinderte. Mit brennenden Fackeln, Hakenkreuz-Fahnen, antisemitischen Gesängen und im Chor ausgestossenen Flüchen zog eine unübersehbare Schar Jugendlicher an Auto vorbei. Wir erreichten den Zug nach München am Anhalter Bahnhof in letzter Minute. Schlaflos fuhr man der Grenze zu, nicht wissend, ob man sie am Morgen tatsächlich werde überschreiten können. In Neapel hatten wir vor Schiffsabgang noch Zeit, Pompeji und Herculaneum zu besuchen. Inmitten der freigelegten Strassen, Plätze, Häuser, menschlichen Skelette, stellte sich plötzlich die Assoziation ein: „Berlin, vom Ascheregen verschüttet!“. Verschüttet erschienen, was unsere frühen Jugendjahre sehr wesentlich verschönt und erfüllt hatte. Dazu gehörte insbesondere das Theater, dem man verbunden und verfallen war, seit man selbst den Schulunterricht versäumte, um — mit der Protektion des Portiers Zimmermann — den Pro-

ben Reinhardts im nahen Deutschen Theater beiwohnen zu können, und um seine herrlichen Schauspieler „privat“, ganz aus der Nähe auf dem Vorplatz des Hauses sehen und mit manchen von ihnen vielleicht sogar sprechen zu können.

Wenige Tage nach Ankunft in Tel-Aviv ging ich auf die Suche nach dem hebräischen Theater. Habimah und Ohel spielten alternierend im Souterrain des Mograbi-Gebäudes, das satirische Theater Mataté im Bet-Haam in der Ben-Jehudastrasse. Gelegentlich gab es im Jascha Helfetz-Saal Vorstellungen von anderen Gruppen oder Konzerte. Gemeinsam war diesen Lokalitäten die knarrenden, schlechten, harten Sitzbänke im Zuschauerraum und die unvorstellbar primitiven Bedingungen im Bühnenbereich wie in den Garderoben der Schauspieler. Als erste Habimah-Aufführung sah ich „Ketten“, ein nicht gerade heiteres Stück von Leiwik, dem Verfasser des „Golem“-Dramas, das immer noch — wie bei den Berliner Gastspielen des Theaters — zu den Standardwerken des Repertoires gehörte. Kurze Zeit danach fand die Uraufführung eines Bibelstückes „Rachaw“ von Seckler statt, worüber

ich — an die „Jüdische Rundschau“ — den ersten meiner Berichte sandte, die seitdem jede wesentliche hebräische Aufführung begleiteten.

Habimah hatte, seit wir sie, zuletzt 1930 in Berlin, sahen, nur zwei bis drei Stücke pro Spielzeit einstudiert, wurzelte noch ganz in der russischen Schule, soweit es das Pathos, die Art des Schmin-kens, die Geste und Bewegung betraf. Einige ihrer besten Schauspieler waren in Amerika geblieben, andere nach Russland zurückgegangen. Von 1931 an bis 1948 brachte Habimah etwa 80 Einstudierungen heraus, die, mit Ausnahme von sieben, sämtlich von Zwi Friedland oder Baruch Tschemerinski inszeniert waren. Nur ein Dutzend dieser Aufführungen war wirklich erfolgreich. Daraus wohl — mehr als aus den Schädigungen durch die arabischen Unruhen von 1936 und durch die anschliessende Kriegsepoche — erklären sich die immer wiederkehrenden, fast „tödlichen“ Krisen, die Habimah durchmachte, bevor und nachdem es schliesslich 1945 sein eigenes Haus beziehen konnte, zu dem schon im Frühjahr 1935 der Grundstein gelegt worden war. Die Pläne dazu stammten von Prof. Oskar Kaufmann, dem Erbauer der Volksbühne und der „Komödie“ in Berlin.

In der Habimah-Leitung waren bis 1936 Margot Klausner und Jehoschua Brandstätter tätig, die sehr viel für die Niederlassung des Theaters in Erez Israel getan hatten. Ihrer Initiative war auch der Besuch zweier bedeutender Gastregisseure zu danken. Leopold Lindtberg, der dem hebräischen Theater bis heute verbunden blieb, kam erstmalig in den Jahren 1934/35 für vier Inszenierungen, darunter „Professor Mamlock“ und „Der Eingebildete Kranke“. Leopold Jessner, vorher Generalintendant der Preussischen Staatstheater, studierte 1936 den „Kaufmann von Venedig“ und „Wilhelm Tell“ ein. Er war nicht gut beraten, wenn er diese, für die damalige Zeit und unser Publikum

„sehr problematischen“ Stücke wählte, um sie auf seine, sehr spezielle und den Schauspielern völlig fremde Weise zu inszenieren. So verwirklichte sich die Hoffnung nicht, ihn als Intendanten hier zu behalten.

Interessanterweise unternahm nun gerade das Ohel-Theater, das seit etwa 6 Jahren von seinem Gründer Mosche Halevi fast autark geleitet wurde, intensive Bemühungen zur Modernisierung seines Stils und Repertoires. Alfred Wolf, frisch eingewandert, brachte 1933 „Die Dreigroschenoper“ in der Übersetzung Abraham Schlonskis heraus, das erste Stück Brechts auf der hebräischen Bühne, dessen Werke später von allen Theatern so erfolgreich aufgeführt wurden. (Leopold Lindtberg inszenierte 1951 bei Habimah „Mutter Courage“ mit Chanah Rowina in der Titelrolle.)

Friedrich Lobe, früher Schauspieler an diversen deutschen Bühnen, zuletzt Leiter der Hamburger Kammerspiele, liess sich in Tel-Aviv nieder und inszenierte — alternierend mit Mosche Halevi — im Ohel eine grosse Zahl wertvoller europäischer Stücke, darunter Büchners „Dantons Tod“, Molnars „Liliom“, Klabunds „Kreidekreis“, Schillers „Kabale und Liebe“ und Haseks „Braven Soldaten Schwejk“ in der Bühnenbearbeitung von Hans Reimann und Max Brod. Meir Margalit erzielte in der Titelrolle einen ungeheuren Erfolg, ähnlich wie er ihn später in Ephraim Kischons „Ketubah“ etablierte. Im Laufe der Jahre kam es zu hunderten von Wiederholungen dieser Aufführungen, die Ohel oftmals aus materiellen Nöten retteten, ohne allerdings den schliesslichen Eingang des Theaters im Jahre 1969 aufhalten zu können, dem die Arbeiterorganisation schon ab 1958 die Subventionen entzog und dem unser Kulturministerium erstaunlicherweise ausreichende materielle Hilfe versagte.

Zu den Pioniertaten Alfred Wolfs gehörten auch die zahlreichen Volks- und Festspiele, die er ab 1933 arrangierte, zu Purim in

(Fortsetzung umseitig)

## Alija aus Deutschland

nisierung der Ausbildung neu eingesetzter arabischer Fürsorgern. Miriam Hoffert wurde eine im Ministerium neu eingeführte Arbeit, die Entwicklung der „Community-Work“, übertragen, die sie verliess, um in Addis Abeba in Äthiopien eine Sozialarbeiter-Schule aufzubauen.

Auch Dr. Miriam Hoffert kam in der Anfangszeit der Nazibedrohung nach Erez Israel und gehört zu den Fürsorgern, die Henrietta Szold in ihr Amt einsetzte, in die „Lischka l'Esra Sozialit l'maan Olej Germania“, die anfangs nur für notleidende Einwanderer aus Deutschland, später auch aus Österreich und dann als „Lischka l'maan haOleh“ für alle nach Tel-Aviv kommenden hilfsbedürftigen Einwanderer arbeitete.

Der Charakter der gesamten Sozialarbeit begann sich mit der Flüchtlings-Alija aus Mitteleuropa zu verändern. Galt die Hauptarbeit der sozialen Ämter zunächst den Notleidenden aus der untersten Bevölkerungsschicht, so waren es nun vorwiegend mittelständische Menschen, denen sich die Sorge zuwandte. Die wichtigste Aufgabe der Fürsorge war jetzt, sie durch Gewährung einer Übergangs-Hilfe und Beratung in möglichst kurzer Zeit zu neuer Selbstständigkeit zu führen.

Die grosse Leistung, welche die von bereits vor 1933 aus Deutschland eingewanderten Juden begründete „Hitachdut Olej Germania“ (HOG), der heutige IOME, als erste landsmannschaftliche Vereinigung des Jischuw vollbrachte, gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes oder doch nur insofern, als die Einwandererfürsorgestelle sich bei der Wirtschaftsberatung, der Arbeitseinstellung und Kulturarbeit auf sie stützte. Frieda Weinreich war hier als Sozialbeamtin tätig und erwarb sich durch die Organisation von Handwerker-Klein-kooperativen im Rahmen eines Wohnheims für ältere deutsche Olim besondere Verdienste. Auch waren die bedeutendsten Persönlichkeiten im Vorstand der Lischka von der HOG delegiert, beides Ärzte mit besonderem sozialen Ver-

ständnis, Prof. Julius Moses und Dr. Ernst Levy. Ernst Levy gründete damals die „Kupat Eser“, die Kleindarlehen an mittellose Einwanderer gab und die, unter Führung von Ernst Rund, eine bedeutende Entwicklung nahm.

Das Sonderbüro für Einwanderer in Tel-Aviv gehörte anfangs zu den von Henrietta Szold gegründeten öffentlichen Ämtern, die der Gemeindeverwaltung ihres Ortes angeschlossen waren. Dabei war Tel-Aviv damals die einzige Stadt mit einer rein jüdischen Bevölkerung, in der es bereits ein städtisches Jugendamt gab. Ende der dreissiger Jahre wurden diese Sozialbüros zusammengeschlossen, und die gesamte Fürsorgearbeit der gross werdenden Stadt blieb, auch nach Schaffung eines Wohlfahrtsministeriums, weitgehend selbständig. Eine leitende Stellung nahm jetzt in Tel-Aviv die aus Mannheim eingewanderte vorzügliche Fürsorgerin Mia Neter ein. Diese hatte bis zur eigenen Gefährdung im Wohlfahrtsamt der jüdischen Gemeinde Mannheims gewirkt und war im Lande erst nach einer schweren Übergangszeit bekannt und anerkannt worden. Ihr ist die Einteilung der Stadt in Wohlfahrtsbezirke zu danken, deren Ämter sie sorgfältig mit geeigneten Kräften besetzte und überwachte. Auch ist es ihr Verdienst, dass in Tel-Aviv eine geordnete Familienfürsorge eingerichtet wurde. Dass Mia Neter, nach ihrer Pensionierung, aufgrund der Erfahrung, die sie besonders in der Familienfürsorge gemacht hatte, den Hauspflegeverband „Mataw“ gründete, ist hier öfters dargestellt worden.

Henrietta Szold hatte nach wenigen Jahren die soziale Abteilung des Waad Leumi in andere Hände gegeben — schweren Herzens —, denn ihrer bis zum letzten gewissenhaften Natur entsprach es nicht, ein begonnenes, wichtiges Werk zu verlassen. Aber Dr. Georg Landauer, der Leiter der „Deutschen Abteilung“, welche die Jewish Agency zu Beginn der Nazizeit und Flüchtlings-Alija aus Deutschland gegrün-

det hatte, drängte sie, die innerpalaestinsische Arbeit für die Jugend-Alija zu übernehmen, die von Recha Freier in der Zeit schlimmster Arbeitslosigkeit in Deutschland noch vor dem Beginn der Nazi-Herrschaft gegründet wurde, und die zum wichtigsten Instrument für die Errettung junger Juden und bedeutsam für die Landesentwicklung geworden ist. Doch erst nachdem Henrietta Szold, bei einem Besuch in Deutschland die schwere Gefährdung der Juden sah und dazu das unbedingte Vertrauen jüdischer Eltern zu ihrer Persönlichkeit fühlte, entschloss sie sich, diese Aufgabe zu übernehmen, die sie dann bis zu ihrem Tode mit der gleichen, ja vielleicht mit noch grösserer Hingabe erfüllte als die Organisation der öffentlichen Fürsorge. Die bedeutendste Fürsorgerin, die sie bei der individuellen Elnordnung einzelner Jugendlicher unterstützte, war Chawah Cohn, die Tochter des Poale-Zionisten Dr. Oskar Cohn.

In einer 1957 veröffentlichten Studie, die Elise Nathan unter Leitung von Dr. Fürst (Efrat) durchführte, wird die Zahl der aus Mittel- und Westeuropa im Frühjahr 1956 in der öffentlichen Sozialarbeit des Landes beschäftigten Fürsorgern mit 214, davon 133 aus Deutschland stammende angegeben. Es ist nicht möglich hier all die fürsorgernischen Verdienste anzuführen — denn neben den diplomierten und beamte-

ten Fürsorgern waren und sind aus dem deutschen Einwandererkreise auf jedem Gebiet — z.B. der Sozial-Medizin, der Sozialpädagogik, der Heimgründung usw. — Persönlichkeiten schöpferisch tätig gewesen, ohne deren Wirken die öffentliche Fürsorge nicht fähig wäre, ihre Aufgabe zu erfüllen. Hier soll nur noch eine in unserem Kreise besonders bekannte Sozialarbeiterin genannt werden, Thea Nathan, welche ihre Arbeit in der Stadt Tel-Aviv begann, sich dann ganz der Gerontologie zuwandte — abgesehen von ihrer Wirksamkeit im Rahmen des IOME in Jerusalem — und darin internationale Anerkennung gewann.

Auch von den hier nicht Genannten waren sehr viele mehr als nur pflichttreue Sozialbeamte. Nicht wenige wirkten und wirken als Pioniere neuer Formen fürsorgernischer Arbeit, die sich langsam durchsetzen.

Manche von denen, die hier erwähnt wurden, weilen nicht mehr unter uns. Andere haben das Pensionsalter überschritten und arbeiten, so weit sie überhaupt noch berufstätig sind, ehrenamtlich auf Fürsorgegebieten, deren Bedeutung sie als Sozialbeamte erkannten. Dabei gehen unsere Gedanken mit Dank auch zu denen zurück, die getreu ihrem Beschluss, Leidenden zu helfen und Ratlosen beizustehen, in Deutschland blieben und den Opfertod erlitten haben.



# Von Weg und Leistung der deutschen Alija

HEINZ GERLING

## Die „Zionisierung“ der deutschen Einwanderer

Die Bezeichnung „Mitteilungsblatt“ für das Wochenblatt unserer Organisation ist seit Jahrzehnten unzutreffend. Wenn das Blatt auch immer Informationen, die für den Kreis notwendig und nützlich waren, enthalten hat, so wird sein Charakter im wesentlichen doch bestimmt durch Aufsätze, in denen zu aktuellen politischen oder sozialen Problemen im Lande Stellung genommen, über allgemein interessierende Vorgänge in der Welt oder über Erscheinungen des Kultur- und Geisteslebens berichtet wird. Es ist kein Zweifel, dass diese Auseinandersetzungen, diese Stellungnahme zu den Problemen unserer Umwelt und unserer Zeit, das Wesentliche des Inhalts unseres MB ausmachen, und dass sie, nicht etwa die Mitteilungen an die Mitglieder, das Blatt interessant und lesenswert machen und seinen weit über unseren Kreis hinausgehenden Ruf als eines der besten, für einen bestimmten Kreis der israelischen Bevölkerung repräsentativen Organs begründet haben.

Diese Entwicklung ist keineswegs neueren Datums, sie datiert nicht einmal etwa seit der Gründung der „Alija Chadascha“ als politischer Partei 1942. Nur in den allerersten Jahren, von 1932 bis 1935, war das damals zweimal monatlich erscheinende Organ tatsächlich ein „Mitteilungsblatt“ für die Neueinwanderer, das im wesentlichen Hinweise auf berufliche Möglichkeiten, Ansiedlungspläne, Nachrichten über Kapitaltransfer und informierende Aufsätze über Rechtswesen, Hygiene und andere für die Einwanderer in dem unbekanntesten Lande wichtige Gebiete enthielt; selbstverständlich waren darin auch Hebräisch-Kurse, Fortbildungskurse und dergl. angezeigt. Das änderte sich entscheidend vom Herbst 1935 an; wenn auch weiterhin den Informationsbedürfnissen der neu ins Land gekommenen Rechnung getragen wurde, so beginnen doch von diesem Zeitpunkt an in steigendem Masse eigene Stellungnahme, Kritik am Bestehenden und politische Forderungen des Kreises der Neueinwanderer sich im Blatte selbst bemerkbar zu machen.

### DIE WAHLEN ZUM TEL-AVIVER STADTRAT

In den ersten drei Jahren, d.h. von 1933 bis Ende 1935, sind nach einem Interview mit Georg Landauer<sup>1</sup> schätzungsweise 30.000 Einwanderer aus Deutschland nach Palästina gekommen; der grösste Teil von ihnen hatte sich in den Städten niedergelassen, ca. 30 Prozent siedelten sich landwirtschaftlich an, und es waren zu diesem Zeitpunkt bereits sechs selbständige Mittelstandssiedlungen<sup>2</sup> gegründet worden. Die HOG arbeitete schon damals in 17 Moschawot, in denen Olim aus Deutschland lebten. Diese Arbeit bestand im wesentlichen aus hebräischen Sprachkursen und fachlicher Beratung, darüber hinaus wurden auch Vorträge gehalten, deren Ziel es war, die Neueinwanderer mit dem Zionismus und den speziellen Verhältnissen und Zusammenhängen des

palästinensischen Lebens vertraut zu machen.<sup>3</sup>

Die HOG hielt sich in dieser Zeit bewusst von jeder politischen Stellungnahme fern; im Januar 1935 forderte sie die Neueinwanderer zwar auf, durch Einsicht in die Wählerlisten ihre Wahlberechtigung bei den bevorstehenden Wahlen zur Irija Tel-Aviv zu sichern, betonte aber dabei ausdrücklich: „Die HOG, die ja bekanntlich eine unpolitische Organisation ist, hat es... abgelehnt, durch Aufstellung einer eigenen Liste oder Nominierung spezieller Kandidaten in den Wahlkampf mit einzugreifen“.<sup>4</sup>

Diese Haltung scheint sich in den nächsten Monaten und insbesondere im Anschluss an den Luzerner Kongress im August 1935 gewandelt zu haben. In seinem Bericht im MB<sup>5</sup> erwähnt Dr. Walter Preuss zwar eine Anzahl positiver Ergebnisse des Kongresses auch für unseren Kreis, z.B. Unterstellung des Transfers unter die Zionistische Exekutive, Fortbestand der Deutschen Abteilung usw., aber er schliesst mit der kritischen Bemerkung, dass es trotz allen Bemühungen nicht möglich gewesen ist, der deutschen Alija eine ausreichende Vertretung in der Zionistischen Exekutive zu sichern. Das führt dann weiterhin zur Forderung von Dr. Herbert Foerder<sup>6</sup>, dass die HOG, die bisher nur administrative Funktionen erfüllt hat, ihr Arbeitsgebiet erweitern und eine Bewegung dieses neuen Teiles der jüdischen Bevölkerung werden müsse, die imstande ist, alle Angelegenheiten, die diesen Kreis betreffen, zu betreuen und zu vertreten; er fordert ausdrücklich politische Führung, Repräsentanz und Fortsetzung der Tradition der ZVID.

So kam es im November zur Aufstellung einer eigenen Liste der „Olej Germania und Olej Austria“, an deren Spitze Felix Rosenblüth stand, zu den Wahlen zur Irija Tel-Aviv; offenbar sah man in der Beteiligung an lokalen Wahlen, im Gegensatz zu Kongresswahlen, keine „politische Betätigung“ im eigentlichen Sinne. In der Sondernummer für die Wahlen<sup>7</sup> entwickelt Felix Rosenblüth ein Wahlprogramm, das man im wesentlichen mit geringfügigen Abänderungen auch bei den nächsten Wahlen zur Irija Tel-Aviv verwenden könnte, wenn sich auch die Grössenverhältnisse erheblich geändert haben; es ist dort von Stadtplanung, Wohnungsbau, Schulen und Sozialarbeit die Rede. Besonders wichtig und interessant ist die Begründung, die Felix Rosenblüth für die Aufstellung einer eigenen Liste gibt: die Einwanderer sollen nicht petitionieren, sondern mitregieren. Vielleicht wäre es nicht falsch, die Erfüllung dieser Forderung auch heute der Sochnut und dem Misrad Haklita zur Überwindung der Schwierigkeiten bei der Einordnung der Neueinwanderer zu empfehlen.

Das Ergebnis der Wahlen rechtfertigte die Erwägung: ca. 60–70%

der wahlberechtigten Neueinwanderer aus Deutschland stimmten für die Liste, und Felix Rosenblüth wurde gewählt.<sup>8</sup>

### ZIONISTISCHE „ERZIEHUNG“

Gleichzeitig mit dieser Aktion in Tel-Aviv begann die HOG im ganzen Lande eine breit angelegte politische Arbeit, die man als Aktion zur „Zionisierung“ der Neueinwanderer bezeichnete und als deren Ziel deklariert wurde: sie „nicht zur Einordnung in Bestehendes, sondern zur Mitarbeit am Aufbau des Landes zu erziehen“. Als Führer sollten die deutschen Zionisten im Lande fungieren, die die Vergangenheit kennen und die, wie ausdrücklich betont wurde, „sich hier bereits eingefügt haben“.<sup>9</sup> Es wurden Ortsgruppen gegründet, in denen zusätzlich zu den Hebräisch-Kursen und der bereits bestehenden Kulturarbeit<sup>10</sup>, politische Vorträge über aktuelle Fragen gehalten wurden; Kurt Blumenfeld, der inzwischen Vorsitzender des Präsidiums der HOG geworden war, besuchte sowohl die Städte wie auch eine Anzahl von Moschawot. Im April 1936 erschien eine Sondernummer des MB „Zum Monat der Zionistischen Organisation“, in der zwanzig Vorträge in den Städten und weitere zwanzig Vorträge in Moschawot über das Thema „Vom Oleh aus Deutschland zum Bürger Erez Israels“ angekündigt wurden.

### UNRUHEN IN PALÄSTINA

Diese Arbeit wurde durch den Ausbruch der Unruhen im April 1936 zunächst unterbrochen. Curfew, Erschwerung der Reisen und die allgemeine Lage erschwerten die Abhaltung von Veranstaltungen oder machten sie vielfach sogar unmöglich. Dabei war in dieser Situation Aufklärungsarbeit von besonderer Wichtigkeit, um die Neueinwanderer, die den Ereignissen zum grossen Teil völlig unvorbereitet gegenüberstanden und sich aus der hebräischen Presse nicht orientieren konnten, über die Vorgänge zu informieren und darüber hinaus zu versuchen, ihnen die Hintergründe und Zusammenhänge des Geschehens verständlich zu machen. Deshalb tat die HOG alles, um so schnell wie möglich wieder den Kontakt mit ihren Mitgliedern im Lande herzustellen. In Tel-Aviv fand bereits im Mai 1936 ein Vortrag von Felix Rosenblüth statt, der zu den Ereignissen in einer Analyse des arabischen Standpunktes, der englischen Auffassung und unserer eigenen Situation Stellung nahm. Dieser Vortrag bildete das Kernstück einer Broschüre, „Unruhen in Palästina“, die schon im Juni 1936 erschien und nach ganz kurzer Zeit vergriffen war, weil sie durch Originalbeiträge, Berichte und Ausschnitte aus der jüdischen, arabischen und englischen Presse ein Bild der Situation zu vermitteln versuchte. Vom Juli 1936 an setzte

<sup>1</sup> MB (I) Januar 1936.

<sup>2</sup> MB (II) Januar 1936, S. 9 f.

<sup>3</sup> Über die Kulturarbeit der HOG s. die beiden umfassenden Darstellungen von C. Wormann „Kulturelle Probleme und Aufgaben der Juden aus Deutschland seit 1933“, S. 200 ff., sowie „German Jews in Israel: Their Cultural Situation since 1933“ in Year Book XV des LBI, pp. 73 ff.

<sup>4</sup> MB (I) Januar 1935, S. 11.

<sup>5</sup> MB Oktober 1935, S. 13, ebenso „Jüdische Rundschau“ vom 10.9. 1935.

<sup>6</sup> MB (I) November 1935, S. 3.

<sup>7</sup> MB (I) Dezember 1935.

auch die Vortragstätigkeit wieder in vollem Umfange ein, und in den Monaten Juli–August wurden nicht weniger als 57 Vorträge über die Lage im Lande gehalten, davon 34 in Moschawot.<sup>11</sup>

Trotz der unsicheren Zeitverhältnisse, der Überlastung durch die tägliche Arbeit und den zusätzlichen Wachtdienst in den landwirtschaftlichen Siedlungen, war der Besuch dieser Veranstaltungen ausserordentlich stark<sup>12</sup>, und die HOG hat durch diese Arbeit ohne jeden Zweifel einen ganz wesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass die Neueinwanderer diszipliniert und mit vollem Einsatz ihrer Kräfte ihre Aufgabe bei der Verteidigung des Jischuw erfüllten und ausserdem, trotz der Unruhen, den normalen Gang des Lebens aufrecht erhielten.

### VON DER „ZIONISIERUNG“ ZUR „POLITISIERUNG“

Rückschauend betrachtet, scheint es, dass sich jedenfalls bei den Initiatoren dieser als „zionistische Erziehung der Neueinwanderer“ bezeichneten Arbeit schon in diesem frühen Stadium Tendenzen zeigten, die im Laufe der Entwicklung nach fast sieben Jahren zu einer eigenen politischen Interessenvertretung, d.h. einer Partei unter Führung eben dieses Kreises deutscher Zionisten führen sollten. Dem stellten sich erhebliche innere und äussere Widerstände entgegen. Der Zusammenschluss in einer fast ausschliesslich landsmannschaftlich basierten politischen Organisation widersprach der Grundauffassung des Zionismus von der Einheit des werdenden jüdischen Volkes in Erez Israel, und diese Auffassung wurde vom deutschen Zionismus durchaus geteilt. Deshalb betont man in diesen ersten Jahren immer wieder, dass keinesfalls an einen parteipolitischen landsmannschaftlichen Zusammenschluss gedacht ist; und trotzdem heisst es bereits in einem im Jahre 1936 erschienenen programmatischen Artikel: „wie weit sich diese Arbeit in dem bestehenden Parteirahmen auswirken wird und kann, ist keineswegs klar“.<sup>13</sup>

Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, dass der sogenannte Führungsanspruch der deutschen Zionisten bei dieser Aktion sich zwar mit Recht darauf stützen konnte, dass sie Herkunft und Vergangenheit der Neueinwanderer kannten, aber kaum darauf, dass, wie sie es sagten: „sie sich hier bereits eingefügt haben“. Im Gegenteil. Die Schwierigkeiten dieses Sicheinfügens führten gerade bei alten Zionisten aus Deutschland dazu, dass sie nur zu einem kleinen Teil ihren Platz im politischen Leben des Jischuw fanden. Die mangelnde Beherrschung der hebräischen Sprache machte es den meisten von ihnen unmöglich, eine politische Rolle zu spielen; alte Zionisten waren vielfach schwer enttäuscht von den Zuständen im Lande und hatten um ihre materielle Einordnung nicht weniger zu kämpfen als frühere Nichtzionisten. All das führte dazu, dass dieser Kreis die ihm zugewiesene Aufgabe, die Neueinwanderer in das öffentliche Leben des Jischuw einzuführen und

<sup>11</sup> MB (I) August 1935.

<sup>12</sup> S. dazu die Darstellung dieser Situation in dem oben erwähnten Aufsatz von C. Wormann in „Zwei Welten“, S. 299.

<sup>13</sup> MB (II) Dezember 1936.

<sup>1</sup> MB (II) Dezember 1935.

<sup>2</sup> Margarete Turnowsky-Pinner, „Die zweite Generation mitteleuropäischer Städler in Israel“, S. 13.



GERDA LUFT

## DIE JAHRE DER GENUEGSAMKEIT

Frühling 1924. Wie üblich, fuhr man zu Schiff nach Palästina, oder wie die deutschen Juden zu sagen pflegten, nach „Eretz“. Es war eine Orientreise, unbequem und langsam, insbesondere wenn die finanziellen Mittel beschränkt waren. Und sie brachte erstaunliche Überraschungen. Man war vielleicht notdürftig auf das jüdische Palästina vorbereitet, durch Lesen von Artikeln, Anhören von Vorträgen und Erzählungen von Reisenden, die das grosse Abenteuer eines Palästina-Besuches schon hinter sich hatten. Über den Orient jedoch, der in Ägypten mit überwältigendem Geschrei, Menschengetümmel und Farbenpracht zum ersten Male auftauchte, wusste man kaum etwas. Man war auch nicht über die Araber orientiert, auch wenn man in Berlin oder Königsberg Vorträge über die „Araberfrage“ gehört hatte. Diese waren, wie man langsam lernte, reichlich naiv gewesen, wie viele andere Auskünfte über das versprochene Land.

Man betrat im Jahre 1924 meist Palästina von Süden her, wo man sich in Alexandria hatte ausbooten lassen, um dann das Nildelta zu durchqueren und den Suezkanal bei Kantara zu überschreiten. Dann fuhr man durch die Wüste, sah die fremdartigen Zelte der Beduinen und die Lehmhäuser der arabischen Dörfer. Juden sah man nicht. Hätte man sich gleich bei der Ankunft zurechtgefunden, so würde man verstanden haben, dass Juden im Jahre 1924 in Palästina eine kleine Minderheit darstellten. Aber man gelangte nach langer und unbequemer Fahrt schliesslich doch nach Tel-Aviv, und das war die „erste jüdische Stadt“. Freilich war sie in der Gegend des heutigen Mograbi-Platzes zu Ende, nur eine Vorstadt von Jaffa, aber sie half bei der Aufrechterhaltung der Vorstellung, dass man nach „Eretz“ gekommen war.

Wie immer zu den Feiertagen gab es auch Pessach 1924 **Partei-konferenzen** der Arbeiterparteien. Die des **Hapoel Hazair**, zu der wir gehörten, fand in Daganja statt. Von Tel-Aviv nach Daganja war es damals natürlich sehr viel weiter als heute. Man fuhr mit einer ächzenden Eisenbahn nach Haifa, dann mit einem alten Autobus auf schlechter Strasse nach Tiberias, von dort mit einem noch älteren nach Daganja. Zur Begrüssung der Konferenzmitglieder war alles bereit, nur gab es leider nichts zu essen ausser sauren Gurken. Denn das Brot war gerade ausgegangen, der Bäcker hatte weiteren Kredit

verweigert, und zufällig waren noch von den Vorräten ein paar Fässer Gurken übrig geblieben. Von diesen und von den bis tief in die Nächte reichenden Diskussionen nährten wir uns drei Tage lang. Das Sonderbare für den Neuling war, dass niemand über diesen Zustand Erstaunen zeigte oder sich gar beschwerte. Später lernten wir, dass bei den verspäteten Lohnzahlungen der Fonds oder der Histadrut Mangel an Brot ebenso oft vorkam wie Erkrankungen an Malaria und Dysenterie.

Erstaunlich war weiterhin, dass sich niemand darum kümmerte, ob man etwas von den endlosen Debatten verstand, die Tag und Nacht stattfanden. Sie wurden natürlich Hebräisch geführt, mit gelegentlichen jiddischen und russischen Einschaltungen. Die Gastgeber hielten es entweder für selbstverständlich, dass man hebräisch verstand, oder dass man solange zuhörte, ohne zu verstehen, bis Licht in die sprachliche Finsternis drang. Hatte man aber nach einiger Zeit genügend Sprachkenntnisse zusammengebracht, um sich einigermaßen verständlich zu machen, so wurde dem Einwanderer unmissverständlich klargemacht, dass er noch keinerlei Meinung über irgend etwas im Lande haben könne. Das erste Jahr, oder vielleicht sogar zwei oder drei, hatte man zu **zuhören** und zu **schweigen**. Sonderbarerweise lehnten wir uns nicht gegen dieses Regime auf. Das Land war zu fremdartig, man hatte zu viel zu tun, um einigermaßen mit den primitiven Bedingungen, mit der bitteren Armut, mit den neuen Begriffen fertig zu werden, als dass man sich angemast hätte, seine Meinung zu äussern. Wenn etwas die Stimmung jener ersten Monate charakterisiert, so ist es ein Gefühl der dauernden Verwunderung, des Staunens, der Verwirrung und des atemlosen Wandels.

Es gab unter den damals im Lande ansässigen Juden weniger als 2000 aus Deutschland, und diese waren in den verschiedensten Gegenden verstreut. Eine ausserordentlich lebendige und vergnügte Gruppe bestand in Jerusalem; alle, die zu ihr gehörten, denken heute noch mit Freude an die Zeit zurück, als das abessinische Viertel und Musrara die wichtigsten Wohngegenden waren.

Bei der Gruppe der Juden aus Deutschland spielte die **Musik** eine wichtige Rolle. Es gab noch kein Radio und nur wenig Konzerte, also machte man selbst Musik. **Mo-**

**sche Smolra**, später der erste Oberlehrer Israels und **Heinz Herrmann**, der Psychiater, waren gute Pianisten, und sie wurden nicht nur für Abende klassischer Musik eingespannt. Da es keine Kinos gab, pflegten wir einmal in der Woche unsere eigene Wochenschau zu produzieren. **Schmuël Samburski**, der damals noch nicht ahnte, dass er ein würdiger Professor werden würde, improvisierte die Verse und **Heinz Herrmann** die Musik. Leider gab es damals auch noch keine Tonbänder, mit denen man die unsterblichen Schöpfungen hätte aufnehmen und der Nachwelt erhalten können...

Der Neuling hatte in Jerusalem zuerst einmal zu lernen, dass man niemals mit Bargeld zu rechnen hatte, weil keiner zur Zeit bezahlte, selbst wenn man so glücklich war, Arbeit zu finden. Das wichtigste Hilfsmittel war also das berühmte „**Büchlein**“, das der Ladenbesitzer an der Ecke freundlicherweise statt einer Darlehenskasse eröffnete. So konnte man wenigstens mit Brot und Oliven, meist auch mit Eiern und Sardinen rechnen, und damit war der gefürchtete Hunger gebannt. Dann lernte man mit primitiven Geräten und ohne Küche kochen, mit Wasser sparen, mit Sand Töpfe scheuern und — natürlich Hebräisch. Es blieb einem nichts übrig als zu lernen, wenn man nicht zu dauernder Stummheit verurteilt sein wollte.

Aber es war trotzdem ein gutes Leben. Man erwarb neue Freunde. Trotz der schlechten Wege, der primitiven Unterkünfte, der Sommerhitze und der Winterkälte, war man oft unterwegs, die Tür stand immer offen, weil Gäste aus dem In- und Auslande zu allen Tages- und Nachtzeiten eintrafen. Sie erwarteten ein Nachtlager und eine Mahlzeit mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der wir es in Daganja und Nahalal, in Tel-Aviv und Haifa erwarteten und erhielten. Trotz gelegentlicher Raubüberfälle, besonders von Beduinen, konnte man ruhig durchs Land streifen, in den arabischen Dörfern einkehren. Man glaubte nicht nur daran, dass man das Land aufbauen könne, sondern dass es zum Wohle sowohl der Einwanderer als auch der Eingewohnten geschah, deren Lebensstandard ja durch das jüdische Kapital und die Bodenkäufe stieg.

Der grosse Schock kam im Jahre 1929. Die Unruhen rissen zum ersten Mal die Schleier weg, die den Abgrund zwischen der jüdischen und der arabischen Nationalbewegung verhüllten. Die Mehrheit der Einwanderer aus Deutschland hielt jedoch an ihrer Hoffnung fest, dass man die feindlichen Brüder versöhnen, die widerstrebenden Interessen in Einklang bringen könnte. Diese politische Erbschaft übergaben sie der Masseneinwanderung aus Deutschland, die im Jahre 1933 einsetzte.

### Die Zionisierung

sich selbst und ihnen dort den ihnen entsprechenden und gebührenden Platz zu erringen, kaum erfüllen konnte.

In den folgenden Jahren beteiligte sich die HOG, die sich mit den Einwanderern aus Österreich zur HOGOA zusammengeschlossen hatte, an lokalen Wahlen in den verschiedenen Orten. Die dafür gegebene Begründung, dass es sich bei diesen örtlichen Gremien nicht um politische Körperschaften im eigentlichen Sinne, sondern um Organe der Selbstverwaltung mit im wesentlichen praktischen Aufgaben handelte, war theoretisch einleuchtend; bei den tatsächlichen Verhältnissen im Lande aber war klar, dass um die Macht in diesen Gremien zwischen denselben Parteien

gerungen wurde, die das politische Leben des Jischuw und der zionistischen Bewegung in den Zionistenkongressen bestimmten. So führten auch diese Wahlkämpfe und die sich daran anschliessende Tätigkeit der Vertreter in den gewählten Körperschaften zu einer verstärkten politischen Tätigkeit der HOGOA.

Die Liste der HOGOA Haifa, die in dem Wahlkampf um den Waad Hakehillah in Haifa im Juni 1942 einen grossen Erfolg, 22 Prozent der abgegebenen Stimmen, errang, führte den Namen „**Alija Chadasha**“, unter dem kurz danach auf der Landestagung in Kfar Schmarjahu die eigene Partei mit einem umfassenden innen-, insbesondere aber aussenpolitischen Programm gegründet wurde.

PUBLICATIONS OF THE  
LEO BAECK INSTITUTE

## YEAR BOOK XVII

FOCUS ON WILHELMINIAN GERMANY

*An annual Collection of Essays on the history  
and activity of Jews in Germany  
during the past century*

Contents include:

American Scholars debate the Jewish Question in Prussia - Jews and the German Officer Corps - Caught in the Crossfire: Bohemian Jewry between Czechs and Germans - Upsurge of Jewish Culture in Nazi Germany - Arthur Ruppin: Sociologist and Builder of Modern Israel - Prominent Jewish Lawyers - Mommsen and the Jews - German Jews rediscover Yiddish

1972

PUBLISHED FOR THE INSTITUTE BY  
SECKER & WARBURG  
LONDON

Dr. F. S. PERLES

## Juristen der deutschen Alija

Das Thema, das hier zu erörtern ist, betrifft einen sehr grossen Personenkreis. Es soll hier nur über die verhältnismässig kleine Zahl von Juristen berichtet werden, mit deren Tätigkeit ich direkt oder indirekt in Berührung gekommen bin. Wenn zahlreiche wichtige Persönlichkeiten nicht erwähnt sind, so möge man dies entschuldigen.

Zunächst müsste auf die Juristen der deutschen Alija hingewiesen werden, die sich nach ihrer Einwanderung auf einen nicht-juristischen Beruf umgestellt haben. Eine nicht geringe Anzahl ging in die Landwirtschaft, wie z.B. in Ramot Haschawim und in Pardess Channa; sie haben so direkt zur Entwicklung des Landes beigetragen. Andere waren Pioniere auf anderen Gebieten, in Industrie und Gewerbe, wie z.B. Dr. Erich Cohn

aus Berlin, der in Jerusalem die Feuerring-Bank in den ersten Jahren ihres Bestehens leitete.

Unter den Juristen der deutschen Alija, die im Lande als Juristen oder als juristisch vorgebildete Fachleute einen Aufgabenkreis gefunden haben, war meines Wissens Dr. Moses Smoira der erste, der als deutscher Jurist im November 1922 ins Land kam, um hier in seinem Beruf auch seine Berufung zu sehen. Er wurde schon 1923 Dozent an der Regierungsschule für Juristen, 1924 wurde er als Anwalt zugelassen, und neben seinem Beruf erfüllte er zahlreiche öffentliche Aufgaben. Als Anwalt der Histadrut war er Mitglied der Regierungskommission für Arbeitsrecht, in der Zionistischen Organisation fungierte er als Vorsitzender des Kongressgerichts, er war in den

leitenden Gremien der Hebräischen Universität wie auch des Philharmonischen Orchesters tätig und mehrere Jahre der Vorsitzende des Verbandes der jüdischen Anwälte in Palästina. Nach der Staatsgründung und bis zu seiner Pensionierung erfüllte er das Amt des Präsidenten des Obersten Gerichts von Israel.

Felix Rosenblüth, jetzt Pinhas Rosen, war schon mehrere Jahre in der Zionistischen Exekutive in London tätig gewesen, ehe er 1932 nach Palästina kam und als Anwalt mit Dr. Smoira in Sozietät arbeitete. Er war einer der prominentesten Persönlichkeiten der deutschen Alija und wurde der erste Justizminister des Staates, ein Amt, das er weit mehr als ein Jahrzehnt ausgeübt hat.

Im Rahmen der „Haavara“ waren Juristen aus Deutschland führend tätig, allen voran Dr. Siegfried Moses. Aus diesem Arbeitskreis ist weiter Dr. Harry Epstein zu nennen.

Einige Anwälte aus Deutschland sind zu erwähnen, die in ihren Kursen zahlreiche aus Deutschland eingewanderte Juristen auf die hiesigen Zulassungsprüfungen vorbereitet hatten; in Jerusalem Dr. Fritz Löwenstein, der nach der Staatsgründung als Dr. Peretz Richter wurde, in Tel-Aviv Dr. Georg Sandler, Dr. Robert Gidion und Dr. Walter Lux. Dr. Gidion hat auch die meistgebrauchte Ausgabe

der israelischen Gesetze und Verordnungen herausgegeben.

Dr. Hans Kaufmann, der 1934 aus dem Anwaltsexamen mit der höchsten Punktzahl hervorging, war nach der Staatsgründung und bis zu seinem Tode der Leiter der Staatsanwaltschaft im Justizministerium. Im Jahre darauf, 1935, war es der Halfaer Anwalt Dr. R. Gottschalk, der (unmittelbar nach Zwi Berenson, dem heutigen Richter am Obersten Gericht) das Anwaltsexamen mit der nächsthöchsten Punktzahl absolvierte.

Das Amt des Staatskontrolleurs ist offensichtlich Einwanderern aus Deutschland vorbehalten. Der erste Staatskontrolleur war Dr. Siegfried Moses, der schon vor der Staatsgründung u.a. ein Buch über Einkommensteuerrecht und nach der Staatsgründung die grundlegende Denkschrift über den Anspruch des Staates Israel auf Wiedergutmachung von Deutschland veröffentlicht hatte. Sein Nachfolger Dr. Ernst Nebenzahl ist ebenfalls deutscher Jurist. Unter den leitenden Mitarbeitern des Staatskontrolleurs sind mehrere Juristen aus Deutschland zu nennen, z.B. Dr. Arno Blum (der schon zur Mandatszeit ein Buch über die „Trading with the Enemy Ordinance“ veröffentlicht hatte), sowie Heinz Gerling, Dr. Edith Krojanker und Dr. M. Lorch.

Dr. Sally Hirsch, der in Berlin Sozios von Dr. Siegfried Moses war, hat dort vielen Juden aus Deutschland zur palästinensischen

(Schluss letzte Seite)



## Juristen der deutschen Alija

Schluss von S. 22  
Einwanderungserlaubnis verholfen. Im Lande wurde er nach der Staatsgründung Verwalter des Feindvermögens und Verwalter des deutschen Vermögens.

Im Obersten Gerichtshof amtieren unter zehn Richtern nicht weniger als vier, die zur deutschen Alija zu rechnen sind, nämlich Dr. Alfred Witkon, Dr. Joel Sussmann, Chaim Cohn und Mosche Landau (der aus Danzig gebürtig ist, aber seine juristischen Studien in England absolviert hat). Dr. Mosche Silberberg und Dr. Benjamin Halevi, pensionierte Richter des Obersten

Gerichts, hatten in Deutschland studiert.

Die Präsidenten der District Courts in Tel-Aviv und Haifa sind deutsche Juristen: Prof. S. W. Zeltner und Richter A. W. Schaal, ebenso der Vizepräsident in Jerusalem, Dr. Ben Zion Schereschewsky. In Tel-Aviv amtieren die in Deutschland geborenen Richter Dr. Jizchak Raveh (vormals Reuss), Dr. Bruno Jacoby und M. Czernobilsky.

Im Justizministerium ist zunächst der Generalstaatsanwalt Meir Shamgar zu nennen, der aus Danzig mit dem Familiennamen Sternberg eingewandert ist. Die leitenden

Sachbearbeiter für juristische Planung und Gesetzgebung sind Prof. Dr. Uri Jadin (vormals Dr. Rudolf Heinsheimer) und Martin Glass. In der Staatsanwaltschaft ist vor allem Gabriel Bach zu nennen.

Im Finanzministerium ist Dr. Konrad Jacoby in leitender Stellung tätig; die juristische Beraterin des Kommunikationsministeriums ist Hilde Rudberg, die Witwe unseres in Ramat-Rachel umgekommenen Freundes Rudi Rudberg.

Die Modernisierung unseres israelischen Patentrechts verdanken wir im wesentlichen der Initiative von Dr. Ernst Seligsohn.

Der vormalige Jerusalemer Vizebürgermeister und juristische Be-

rater des Keren Kajemet Paul Jacobi gehört zum Königsberger Kreis.

Schliesslich seien noch drei Juristen aus Deutschland erwähnt, die sich um die Wiedergutmachung in öffentlicher Arbeit besonders verdient gemacht haben, nämlich Dr. Harry Knopf, der langjährige Leiter der URO in Israel, Dr. Ernst Katzenstein, der in Frankfurt a-M. an der Spitze der IRSO steht, nachdem er etwa 20 Jahre lang in Jerusalem als Anwalt tätig war, und schliesslich Dr. Meinhold Nussbaum, der, während er im israelischen Auftrag in Deutschland weilte, in Köln einem Verkehrsunfall zum Opfer gefallen ist.

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Perez Leshem

X Straße zur Rettung

Der Weg deutscher Juden  
nach Palästina

Wanda Kampmann

Israel  
und das jüdische  
Selbstverständnis

B 16-17/73  
21. April 1973

Perez Leshem (vormals Fritz Lichtenstein), Gesandter i. R., Jerusalem; geb. 1903 in Chemnitz; nach Absolvierung des Reformrealgymnasiums und Lehre in einer Chemnitzer Textilfabrik seit 1923 Tätigkeit in der Landwirtschaft, um 1926 nach Palästina in den Kibbuz Yagour zu gehen. 1931/33 leitender Beamter des „Hechaluz“, Deutscher Landesverband, in Berlin; 1934 in Paris; in Palästina mit der Eingliederung der deutschen Einwanderer in Kibbuzim befaßt; 1939/43 in London in der Berufserziehung; 1943/45 auf der iberischen Halbinsel als Beauftragter jüdischer Organisationen zur Flüchtlings- und Rettungsarbeit; 1950/67 im israelischen Auswärtigen Dienst, zuletzt Generalkonsul in der Bundesrepublik.

Veröffentlichungen: Artikel über Erziehung, Berufsausbildung und Organisationsprobleme der Kibbuzbewegung in Organen der Jugendbewegung und hebräischen Zeitschriften; „Rescue Efforts in the Iberian Peninsula“, Leo-Baeck-Institute, Yearbook XIV, London 1969.

Wanda Kampmann, Dr. phil., geb. 1903; 1945—1965 Fachleiterin für Geschichte am Studienseminar Düsseldorf, 1960—1965 Mitglied des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen in Bonn.

Veröffentlichungen: Deutsche und Juden. Studien zur Geschichte des deutschen Judentums, Heidelberg 1963; Zur Didaktik der Zeitgeschichte, Stuttgart 1968; Aufsätze zur Didaktik der politischen Bildung und der Geschichte in Fachzeitschriften; Mitarbeit an der Schriftenreihe „Politische Bildung“, Stuttgart 1967 bis 1973; Mitarbeit am Lehrbuch „Politik und Gesellschaft. Grundlagen und Probleme der modernen Welt“, Frankfurt/M. 1972; Herausgabe von Quellenheften zur Geschichte und Politik, darunter: „Israel — Gesellschaft und Staat“, Stuttgart 1973.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, 53 Bonn/Rhein, Berliner Freiheit 7.

Leitender Redakteur: Dr. Enno Bartels, Redaktionsmitglieder: Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Dipl.-Sozialwirt Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, 55 Trier, Fleischstraße 61—65, Tel. 06 51/4 80 71, nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preise von DM 9,— vierteljährlich (einschließlich DM 0,47 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 5,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Perez Leshem

## Straße zur Rettung

### Der Weg deutscher Juden nach Palästina

#### Einleitung

Die folgende Studie behandelt die Ursachen und die Problematik der Berufsumschichtung jüdischer Jugend, bedingt durch die nationalsozialistische Herrschaft in Deutschland, als Vorbereitung zur Einwanderung nach Palästina — als „Straße zur Rettung“. Die Arbeit berichtet über das, was Tausende junger jüdischer Menschen aus Deutschland zwischen 1933 und 1948 unmittelbar erlebten, was sie formte und ihren Lebensweg entscheidend beeinflusste. Dabei handelt es sich um eine Episode, die zum Geschichtsbild der letzten deutsch-jüdischen Generation vor dem Kriege gehörte, um einen Abschnitt deutscher Geschichte aus der Sicht eines Betroffenen. Der Bericht soll zum Verständnis sowohl des Geschehens in Mitteleuropa vor vierzig Jahren als auch der Entwicklung der jüdisch-nationalen Befreiungsbewegung beitragen, die vor 25 Jahren zur Proklamation des Staates Israel geführt hat.

Als ab 1933 Juden ihre Arbeitsplätze verlassen mußten, standen die Jugendlichen der Zukunft hoffnungslos gegenüber. Wenigen gelang es, im Ausland mit eigener Kraft Arbeitsmöglichkeiten zu finden oder mit eigenen Mitteln ihre Studien fortzusetzen. Viele mußten sofort Deutschland verlassen, um der Verschickung in Konzentrationslager zu entgehen.

Die Einwanderung nach Palästina unterlag den drastischen Beschränkungen der britischen Mandatsregierung. Hier zeigte der „Hechaluz“ — die Organisation junger Juden zur beruflichen und geistigen Vorbereitung ihrer Einwanderung nach Palästina und ihrer Eingliederung in das „arbeitende Palästina“ — einen Ausweg auf. Aufgrund seiner Erfahrungen in verschiedenen europäischen Ländern konnten Berufsumschichtungsmöglichkeiten außerhalb Deutschlands geschaffen werden, trotz aller Schwierigkeiten, die immer von neuem erwachsen. Diese „Auslands-Hachscharah“ (Hachscharah: hebräisch für Vorbereitung) be-

deutete für Tausende psychische, ja oft physische Rettung. Für den Aufbau Palästinas und den Staat Israel liegt ihre Bedeutung darin, daß die überwiegende Mehrzahl derer, die aus ihr hervorgingen, heute vielfach in führenden Positionen tätig sind.

Der hier veröffentlichte Text ist nur ein Teil der historischen Dokumentation, die die vielseitigen Probleme in den zwölf europäischen Ländern der „Ausland-Hachscharah“ aufzeigt: Die persönlichen Schwierigkeiten der Deutsch-

Wanda Kampmann

Israel  
und das jüdische Selbstverständnis . . S. 21

sprachigen im fremden Sprachgebiet, in neuer gesellschaftlicher Umgebung, bei ungewohnter schwerer physischer Arbeit; die Beziehungen der einzelnen zur Gruppe, zum Arbeitgeber, zum Instruktor; die Funktion des „Hechaluz“, der seinen Mitgliedern zur Seite zu stehen suchte und ihre Interessen den Arbeitgebern und den Behörden gegenüber vertrat; die Einstellung der Landesbevölkerung und der Einfluß der wechselnden politischen Situation sowie der Wirtschafts- und Arbeitslage; die Zusammenarbeit mit jüdischen lokalen Gemeinschaften und zentralen Institutionen, insbesondere die Mitarbeit der jüdischen Gewerkschaftsbewegung in Palästina bei der Abhilfe menschlicher Notlage in der Diaspora; das Drängen der Chawerim zur ‚Alijah‘ (Einwanderung nach Palästina/Israel), die ein schwieriges Übergangsstadium in einen normalen Dauerzustand verwandeln sollte; die Erziehungsarbeit in den Gruppen, Seminaren, Publikationen — alle diese Themen behandelt die Gesamtarbeit, die von der Histadrut, der israelischen Gewerkschaft, demnächst in deutscher Sprache veröffentlicht wird.



## Hechaluz — Hilfe für den Neubeginn

Der jüdischen Generation in Europa, die zwischen den beiden Weltkriegen noch Schüler oder Studenten waren oder um diese Zeit ins Berufsleben eintraten, ist die Bedeutung der hebräischen Worte Alijah, Chaluz, Chaluzah, Hechaluz, Chawer, Chawerah, Hachscharah, Kibbuz, Kwuzah, Merkas, Schaliach, Snif, Ssichah und vieler anderer geläufig, und auch der Gehalt von Begriffen wie Zionismus, Balfour Declaration, Mandat, Einwanderungszertifikat, Jewish Agency usw. bekannt. Jüngere Menschen — besonders nichtjüdische —, sowohl in Deutschland als auch in West- und Osteuropa, müssen schon tieferes Interesse an Problemen des Judentums, des jüdischen Volkes, des Antisemitismus und der Auswirkung des Nationalsozialismus auf die Juden haben, um mit ihnen vertraut zu sein<sup>1)</sup>.

„Hechaluz“ ist der Name der Organisation, die, in Landesverbände unterteilt, von jungen Zionisten in aller Welt geschaffen wurde, um ihre berufliche und geistige Vorbereitung (Hachscharah) auf ihre Auswanderung nach Palästina durchzuführen. In Kibbuzim zusammenlebend, fiel ihnen die Umstellung auf die ungewohnte körperliche Arbeit und das Erlernen der alle vereinigenden hebräischen Sprache leichter. Die Zentrale (Merkas) jedes Landesverbandes beschaffte Arbeitsplätze, hebräische Lehrer und landwirtschaftliche Instruktoren. Sie übernahm die Herausgabe von Lehr- und Lernmaterial, veranstaltete Vorträge und Seminare, deren Hauptthemen die Lage in Palästina, insbesondere die Probleme der dortigen jüdischen Arbeiterschaft, sowie der jüdischen Arbeiterbewegung und ihrer Ideologien in den Ländern der Zerstreuung (Galut) bildeten.

„Hechaluz“ bedeutet wörtlich „Der Pionier“ im weitesten Sinne. Die Hechaluzbewegung entstand nach dem Ersten Weltkrieg; ihre Weltzentrale befand sich in Warschau. Das Ziel der Mitglieder war, sich nach entsprechender Ausbildung in die Reihen der gewerkschaftlich organisierten jüdischen Arbeiterschaft in Palästina einzugliedern. Sie erstrebten die Schaffung einer gerechten Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung — getragen von produktiver Selbstarbeit — ohne Ausbeuter und Ausgebeutete. Zugleich suchten sie in Palästina die Befreiung von materieller und geistiger Unterdrückung in den Ländern Osteuropas, vom politischen Hader der westlichen hochentwickelten Nationalstaaten des klassischen Kapitalismus, von der Überbewertung des Materiellen. Sie hofften auf einen Neubeginn für ihr junges Leben, das sie — den Hoffnungen der allgemeinen Jugendbewegung gemäß, der viele von ihnen angehört hatten — in eigener Verantwortung gestalten wollten. Natürlich gab es auch Chaluzim und chaluzische Bewegungen außerhalb des „Hechaluz“, die bewußt bürgerlichen oder nationalistischen Ideologien und Parteien folgten.

Für den „Hechaluz“ und seine erzieherische Arbeit fühlte sich der jüdische Gewerkschaftsbund in Palästina (die Histadrut) verantwortlich. Die Delegierten (Schlichim) der Histadrut spielten eine wichtige Rolle, da sie, aus dem praktischen Leben Palästinas kommend, die jungen Chaluzim und Chaluzot besser mit den Problemen, die sie dort erwarteten, vertraut machen konnten, als es durch Broschüren und Berichte allein möglich gewesen wäre. Die Schlichim stammten selbst aus Ost- und Mitteleuropa, so daß sie die Verhältnisse und Sprachen in den Ländern kannten, in die sie delegiert wurden und die sie meist vor dem Ersten Weltkrieg oder kurz nach seiner Beendigung verlassen hatten. Ihr Leben in Palästina als Mitglieder von Kibbuzim hatte sie in der Zwischenzeit zu Palästinensern werden lassen, die mit den Gegebenheiten des Landes vertraut waren.

Es steht außer Frage, daß ohne die Schlichim die Hechaluzverbände weder entstanden wären noch sich so entwickelt hätten, wie es zwischen 1920 und 1940 geschah. Die Schlichim der Histadrut bildeten das Rückgrat der Hechaluzbewegung, deren Mitglieder junge europäische Juden waren — zuerst in den Ländern jüdischer Massensiedlung in Osteuropa, später auch in den westlichen Ländern mit ihren assimilierten Gemeinden, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung sehr viel geringer war.

Die Schlichim der Histadrut waren es, die den Hechaluzverbänden in den verschiedenen

<sup>1)</sup> Der Text beschränkt sich auf die zum Verständnis notwendigen hebräischen Begriffe, die bei ihrem ersten Vorkommen erklärt werden. Worte, die auf ...ah enden, sind weiblich (z. B. Chaluz, Pionier, Chaluzah = weiblicher Pionier; Chawer = Kamerad, Mitglied, Chawerah = Kameradin, weibliches Mitglied), während die Endungen ...im und ...ot die männliche, resp. weibliche Mehrzahl bezeichnen (Chaluzim und Chaluzot, Chawerim und Chawerot). Die Vorsilbe he... ist der bestimmte Artikel (Hechaluz = der Pionier).

Ländern Beständigkeit verliehen und ihrer Arbeit Richtung gaben; sie pflegten enge Beziehungen zur Histadrut und fühlten sich dabei auch als Repräsentanten der Kibbuzbewegungen, denen sie angehörten und deren Interessen ihnen am Herzen lagen. Die überragende Stellung der Histadrut in Palästina manifestierte sich nicht nur in der praktischen Tagesarbeit der Schlichim in den Hechaluzverbänden, sondern auch in ihrem Einfluß in den zionistischen Landesorganisationen und politischen zionistischen Parteien.

In den schweren Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland waren Schlichim der Histadrut in Berlin und in anderen Großstädten mit größeren jüdischen Gemeinden tätig. Sie leisteten die Hebräisie-

rungsarbeit in der jüdischen Jugend Deutschlands zur Vorbereitung ihrer Einwanderung nach Palästina (Alijah). Sie arbeiteten leitend bei der „Kinder- und Jugendalijah“<sup>1a)</sup> mit sowie in Auswanderungsangelegenheiten des Palästina-Amtes und in der Gemeindefarbeit; sie beteiligten sich auch an wirtschaftlichen Beratungen industrieller, landwirtschaftlicher und finanzieller Art. Sie waren es, die die Auslandshachscharah — die Vorbereitung auf die ‚Alijah‘ — aufbauten. Durch die Auslandshachscharah sind Palästina viele Tausende zugeführt worden, deren Fähigkeiten in Industrie und Landwirtschaft, Verwaltung und Handel dem Lande zugute kamen und deren Anteil an der Wiedererrichtung des Staates Israel und seiner Entwicklung auf allen Gebieten bedeutend war.

## Voraussetzungen der Einwanderung nach Palästina

Während des Britischen Mandats über Palästina (1922 bis 1948) — ja, schon seit der Besetzung Palästinas im Herbst 1917 durch alliierte Truppen unter Feldmarschall Viscount Allenby (1861 bis 1936) — konnten Juden trotz der am 2. November 1917 erlassenen „Balfour Declaration“<sup>2)</sup> nicht ohne weiteres nach Palästina einwandern. Die Mandatsregierung erteilte vielmehr — aufgrund ihrer Beurteilung der Aufnahmefähigkeit des Landes — der „Jewish Agency“<sup>3)</sup>, der rechtlich anerkannten Vertretung des jüdischen Volkes in Palästina-Angelegenheiten, halbjähr-

lich eine wechselnd bemessene Anzahl von Einwanderungserlaubnissen („Zertifikaten“). Diese Genehmigungen wurden von den Palästina-Ämtern, die die „Jewish Agency“ in verschiedenen Ländern eingerichtet hatte, an geeignete Bewerber verteilt. Dabei waren Kategorien zu berücksichtigen, die die Mandatsregierung festsetzte, wie z. B. ausgebildete Landarbeiter, Handwerker, Ledige, Familien, Rentner, sog. Kapitalisten (die mindestens £ 1.000 vorweisen und in Palästina investieren mußten) und andere mehr.

Um diese Einwanderungsbeschränkungen zu verstehen, muß man sich die damalige Beschaffenheit Palästinas vergegenwärtigen. Während der vierhundertjährigen türkischen Herrschaft hatte eine ständige Abwanderung der an sich schon zahlenmäßig geringen mohammedanischen und christlichen Bevölkerung stattgefunden. Die wirtschaftliche Entwicklung des Landes war in jeder Hinsicht rückständig. Landwirtschaftlich geschulte Arbeiter wurden gebraucht; aber auch ungelernete, gesunde und arbeitswillige junge Menschen, die bereit waren, Sümpfe trocken-zulegen, Straßen zu bauen und Bäume zu pflanzen. Moderne Maschinen waren in diesem verarmten Land überhaupt nicht vorhanden. Ein primitiver Traktor bzw. ein kleines Auto waren noch in den zwanziger Jahren Sehenswürdigkeiten, während das Kamel als Transportmittel und ein Kamel oder Maultier vor dem Holzpflug allgemein üblich waren.

Unter Berücksichtigung dieser Gegebenheiten war der „Hechaluz“ auf eine organisierte jüdische Arbeiterschaft ausgerichtet, die die

<sup>1a)</sup> Eine Organisation, die 1932 in Berlin von Recha Freier (jetzt Jerusalem), der Frau eines Berliner Rabbiners, ins Leben gerufen wurde.

<sup>2)</sup> Die Balfour-Deklaration hat folgenden Wortlaut: „Ministerium des Äußeren

2. November 1917

Mein lieber Lord Rothschild!

Es ist mir ein großes Vergnügen, Ihnen namens S. M. Regierung die folgende Sympathie-Erklärung mit den jüdisch-zionistischen Bestrebungen zu übermitteln, die dem Kabinett unterbreitet und von ihm gebilligt worden ist.

Seiner Majestät Regierung betrachtet die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk mit Wohlwollen und wird die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, wobei klar verstanden werde, daß nichts getan werden soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte und die politische Stellung der Juden in irgendeinem anderen Lande beeinträchtigen könnte.

Ich bitte Sie, diese Erklärung zur Kenntnis der zionistischen Föderation zu bringen.

Arthur James Balfour“

<sup>3)</sup> Der volle hebräische Name wird häufig als „Sochnut“ abgekürzt gebraucht.



Besiedlung und Entwicklung des ungesunden, heruntergewirtschafteten Landes als nationale Aufgabe sah. Die Vorbereitungsmethoden des „Hechaluz“ waren den palästinensischen Bedürfnissen angepaßt: ein Mittel zum Zweck, eine Brücke aus dem entwickelten Europa in den rückständigen Nahost, vom Abendland in den Orient, von Einstein zu Ali Baba — mit allem, was eine solche Umstellung sprachlich, psychologisch und sozial bedeutete.

#### Der organisatorische Rahmen

Der deutsche Landesverband „Hechaluz“ entstand im Winter 1922/23 durch den Zusammenschluß einiger junger Juden, die sich für den Aufbau Palästinas auf Lehrgütern und Bauernhöfen, in Handwerksbetrieben und auf Fachhochschulen technisch und landwirtschaftlich vorbereiteten. Sie wollten die Ausbildung durch Erfahrungsaustausch, zentrale Kontrolle der Ausbildungsstellen, gegenseitige Hilfe und menschlich-gesellschaftlichen Kontakt untereinander intensiver gestalten. Die meisten waren Mitglieder jüdischer Jugendbünde („Blau-Weiß“, Jungjüdischer Wanderbund „JJWB“, „Brit Haolim“) oder zionistischer Studentenverbindungen. Sie waren zum Teil im „Praktikantenbund“ des „Blau-Weiß“ beruflich lose zusammengefaßt. Der gesellschaftliche Zusammenhang der Chaluzim im „JJWB“ war enger als unter den übrigen Mitgliedern der Bünde, die sich noch zu keiner persönlich verpflichtenden Entscheidung für Palästina durchgerungen hatten. Diese ersten „Hechaluz“-Mitglieder waren beispielhaft für die anderen und besonders für die jüngeren Jahrgänge der Jugendbünde.

Der Zusammenschluß im deutschen Landesverband des „Hechaluz“ wurde durch die Schlichtung aus Palästina gefördert und nach dem Vorbild bereits bestehender Landesverbände durchgeführt. Dennoch wuchs die Bewegung in Deutschland, wo die Juden kaum ein Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten und seit der Emancipation stark assimiliert waren, nur langsam. So zählte der Landesverband während der ersten zehn Jahre seines Bestehens in Deutschland nur wenige hundert Mitglieder, von denen viele aus den östlichen Nachbarländern, wie Polen und Litauen, stammten. Die Abwanderung der ausgebildeten Mitglieder nach Palästina wurde nicht immer durch neue Kandidaten aufgefüllt. Erst nach 1927 führte die Erziehung in den Jugendbünden, die sich allmählich immer eindeutiger zum Zionismus bekannten, sowie das Aufkommen des nationalsozialistischen

Antisemitismus zu einer Verstärkung der Mitgliedschaft. Als sich zudem im Laufe der Jahre ab 1928/29 die Einwanderungsmöglichkeiten nach Palästina für die jüdische Jugend aus Deutschland etwas besserten, wuchs auch die Bewegung. Zur Zeit der letzten Konferenz des deutschen Landesverbandes vom 18.—20. September 1932 zählte der „Hechaluz“ laut einem Bericht in der Jüdischen Rundschau, Berlin (Nr. 80 vom 7. Oktober 1932), 589 Mitglieder, davon 194 Mädchen. In landwirtschaftlichen und gärtnerischen Betrieben arbeiteten Gruppen in Ahlem bei Hannover, in Beelitz, Belzig, Ludwigshorst, Georgsthal, Silsterwitz, auf Gut Winkel bei Spreenhagen. Sogenannte Zentren, die sich aus Einzelarbeitsplätzen zusammensetzten, gab es bei Fraustadt und Erfurt. In Wohnheimen (Batej Chaluz) in Bamberg, Berlin, Frankfurt am Main, Hamburg und Leipzig lebten kleine Gruppen, die sich handwerklich oder in sozialen Berufen auf ihre Auswanderung nach Palästina vorbereiteten. 193 Chaluzim und 48 Chaluzot waren in landwirtschaftlichen und gärtnerischen Betrieben tätig. 48 Schlosser, 17 Tischler, sechs Maurer, je fünf Bäcker, Maler und Drucker wurden handwerklich ausgebildet. Drei Mädchen lernten Geflügelzucht, zwei die Imkerei, während die übrigen in Haushaltsschulen, Krankenhäusern und Säuglingsstationen arbeiteten. In den zahlreichen Ortsgruppen warteten einige Dutzend Mitglieder auf Arbeitsplätze, um ihre Berufsvorbereitung zu beginnen.

Von diesem Zeitpunkt an nahm die Zahl der Mitglieder schnell zu. Die Machtergreifung durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei am 30. Januar 1933 zwang bald viele junge Juden zur Berufsumschichtung, obwohl manche von ihnen noch glaubten, daß dies weder endgültig noch für ihren späteren Wohnsitz ausschlaggebend sei. Jedenfalls meldeten sich bis Ende Februar 1933 etwa 330 neue Kandidaten, was eine sechzigprozentige Steigerung der Mitgliedschaft bedeutete. Von ihnen wünschten 130 eine landwirtschaftliche, 25 eine gärtnerische und 35 eine hauswirtschaftliche Ausbildung. Der Rest entschied sich für Geflügelzucht und Imkerei, Kranken- und Säuglingspflege. Im März 1933 waren etwa 600 Neuanmeldungen zu verzeichnen. Gleichzeitig wurden die Ausbildungsmöglichkeiten in jeder Sparte sehr rasch verschlossen. Auf allen Gebieten wurde Juden die Arbeit erschwert und nach und nach, je nach Gegend und Alter (Kriegsteilnehmer später) ganz untersagt. Tausende waren schon vorher durch Verwaltungsmaßnahmen und physische Bedrohung „ausgeschaltet“ und vertrieben worden.

Zum besseren Verständnis der Zustände, die 1933 in Deutschland nach Hitlers Machtergreifung herrschten, muß daran erinnert werden, daß mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler viele seiner Parteigenossen, insbesondere die SA, sich anmaßten, politische Gegner und Juden nach eigenem Gutdünken zu verfolgen, Verhaftungen und Haussuchungen vorzunehmen, sich persönlich zu rächen und zu morden, während die Polizei und die staatlichen Organe diesem Treiben monatelang abwartend zusahen. Selbst Dienststellen der NSDAP, die zuweilen diese Auswüchse der Siegestrunkenheit für schädlich und übertrieben hielten, waren nicht immer in der Lage, ihnen Einhalt zu gebieten und den Terror der Einzelaktionen zu unterbinden. So wurden jüdische Geschäfte geschlossen, Wohnungen ausgeräumt, Juden verhaftet, in Konzentrationslager gebracht — und in manchen Fällen auch wieder freigelassen, oft unter der Bedingung, sofort das Land zu verlassen. Es dauerte viele Monate, bis sich diese chaotischen Zustände besserten und das Leben der Juden, obwohl diskriminiert und wirtschaftlich sowie gesellschaftlich auf ein Ghetto begrenzt, wieder mehr oder weniger gefahrlos wurde, bis nach dem Pogrom der sog. „Kristallnacht“ der Terror wieder einsetzte und nach Kriegsausbruch die Massendeportationen in die Vernichtungslager anliefen.

Schon am Anfang dieser Entwicklung verstand die jüdische Jugend, daß es für sie keine Zukunft im Dritten Reich geben konnte. Die Chaluzim wurden von ihren Arbeitsplätzen gewiesen, ohne neue Stellen finden zu können. Auch später, als die Behörden eine mehr geordnete Auswanderung der Juden anstrebten — weil Deutschland sich bemühte, in der Welt als Rechtsstaat angesehen zu werden —, gestattete man der Organisation „Hilfe und Aufbau“<sup>4)</sup> zwar, Ausbildungsstätten für Jugendliche mit jüdischem Erziehungs- und Verwaltungspersonal zu schaffen; sie konnten sich jedoch nur für eine kurze Zeit halten.

So kam es zu dem Versuch, die Berufsausbildung ins Ausland zu verlegen. Dabei wurde zunächst an bestehende Anhaltspunkte in Holland und Dänemark angeknüpft, wo „Hechaluz“ bereits Kontakte zwecks beruflicher Spezialisierung seiner Mitglieder besaß. Aber auch in andern Nachbarländern wurden die

<sup>4)</sup> „Der Zentralaussschuß für Hilfe und Aufbau“ war der Vorläufer der „Reichsvertretung der deutschen Juden“, dann „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“ und schließlich „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ genannt. Der „Zentralaussschuß“ wurde 1933 gebildet.

zionistischen Jugendorganisationen, die jüdischen Gemeinden und die zionistischen Verbände um Mithilfe gebeten. Es galt, der jüdischen Jugend Deutschlands einen Weg in die Zukunft zu ermöglichen; wir bezeichneten diesen Weg als „Auslands-Hachscharah“.

Anfang 1933 zählte der Deutsche Landesverband des „Hechaluz“ zwischen 550 und 600 Mitglieder. Diejenigen von ihnen, die unter dem Druck nationalsozialistischer Ortsgruppen ihre Arbeitsplätze auf Einzelhachscharah oder in Zentren verloren, mußten zuerst in die Auslandshachscharah überführt werden und bildeten deren Grundstock in Frankreich, Dänemark und Schweden. Sie wurden die Kerne der neuen Zentren und Kibbuzim. Sie waren es, die Neuankömmlinge, überwiegend ideologisch unvorbereitet und arbeitsmäßig unausgebildet, aufnahmen und sie in den chaluzischen Zionismus, in eine neue Geisteshaltung und einen ungewohnten Lebensstil einführten. Das war eine zusätzliche schwere Aufgabe für die durch Stellenwechsel und Sprachschwierigkeiten in den für sie selbst neuen Ländern schon an sich belasteten Chawerim und Chawerot (junge Männer und Frauen). Aber sie akzeptierten sie und erfüllten sie nach besten Kräften.

Was waren es für Menschen, die neu zum „Hechaluz“ und zur Auslands-Hachscharah kamen? Es waren im allgemeinen junge Juden, kaum noch religiös, national vom Judentum weit entfernt, an ihre deutsche Umwelt assimiliert, kleinbürgerlicher Mentalität und Lebensart. Meist kaufmännisch tätig gewesen, auf sozialen Aufstieg bedacht, sahen sie sich unerwartet aus ihrer Berufs- und Lebensbahn gerissen. Unter ihnen waren auch Studenten und junge Akademiker, deren Laufbahn auf den Hochschulen, in ärztlicher Praxis, in Anwaltsbüros und Regierungsämtern plötzlich abgebrochen war. Unvorbereitet standen sie dem materiellen und gesellschaftlichen Nichts gegenüber, gemieden und gedemütigt. Diese junge Generation des jüdischen Mittelstandes, der seit dem Boykotttag am 1. April 1933 zermalmt wurde, kam zum „Hechaluz“ nicht aus Kenntnis oder Überzeugung. Sie kam aus einer Notlage und in der Hoffnung, einen Anhaltspunkt zu finden, der ihrem Leben eine neue Richtung geben konnte, oder um im Ausland, in der Hachscharah abzuwarten, wie sich die Dinge in Deutschland entwickeln würden. Sie war bereit, das zionistische Gedankengut kennenzulernen, den Weg des „Arbeitenden Palästina“ zu versuchen, Unbekanntes zu erproben und allem eine Chance zu geben, was Aussicht auf Lebensunterhalt und Beständigkeit zu verspre-



chen schien. Es waren Menschen, die häufig älter waren als der Chaluz, der aus der Jugendbewegung gekommen war und ein klares Ziel vor Augen hatte. Es waren Menschen, die im Berufsleben gestanden und Erfahrungen gesammelt hatten, aber nun damit nichts mehr anfangen konnten. Dennoch waren sie schon durch diese Faktoren geprägt.

Eine statistische Erhebung der Umschichtungsstelle Niederschönhausen, veröffentlicht in dem Büchlein „Das ist unser Weg“<sup>5)</sup>, stellt fest, daß die Väter der Umschichtenden zu

### Auslands-Hachscharah 1933—1936

Die Auslands-Hachscharah und alles, was damit zusammenhing, wurde vom Frühjahr 1933 ab für den deutschen Landesverband des „Hechaluz“, dessen überaus bescheidene Büros sich in Berlin befanden, zum Hauptinhalt der organisatorischen Arbeit. Der Beschluß der Zentrale, sie ins Leben zu rufen, wurde im März in Übereinkunft mit dem „Welt-Hechaluz“ in Warschau gefaßt. Rückschauend könnte man ihren Namen, der aus einem deutschen und einem hebräischen Wort geformt war, als symbolisch für die Jugend auffassen, die aus der Symbiose Deutschland-Judentum hervorgegangen war.

Die Auslandshachscharah bot die einzige Möglichkeit für die Chaluzim, die sich bis dahin auf Bauernhöfen in Schlesien, Thüringen, Niedersachsen, in Hessen, Rheinland-Pfalz und Westfalen befunden hatten, ihre Ausbildung fortzusetzen. Das gleiche galt für die Mitglieder des „Hechaluz“, die in städtischen Wohnheimen untergebracht waren und bei Handwerkern oder in kleinen Werkstätten einen Beruf erlernen wollten. Nur die wenigen Ausbildungsgüter, die sich in jüdischem Besitz befanden, waren um diese Zeit noch nicht unmittelbar betroffen; aber ihrer Aufnahmefähigkeit waren Grenzen gesetzt, die nur zu schnell erreicht wurden. Die Größe der Bodenfläche, des Maschinenparks, des Viehbestandes und der baulichen Anlagen konnten nicht oder nicht schnell genug erreicht werden. Fragwürdig war auch, ob unter den gegebenen Umständen ein solcher Ausbau in Deutschland zu rechtfertigen gewesen wäre.

So wurde die Auslandshachscharah das Ziel Tausender junger Menschen, denen plötzlich in brutalster Weise ihr Jude-Sein bewußt gemacht wurde. Sie hatten im allgemeinen

<sup>5)</sup> 1937 zusammengestellt von Rudolf (Raanan) Melitz, jetzt Jerusalem.

80 % Kaufleute, 8 % Handwerker, 7 % Akademiker und 5 % Sonstige waren. Die Umschichtenden selbst kamen zu 60 % aus kaufmännischen Berufen, 25 % waren Schüler und Studenten und 15 % Handwerker und Lehrlinge. Nach ihrer Umschichtung übten 37 % landwirtschaftliche Tätigkeiten aus, 57 % waren Handwerker und Arbeiter, 2 % in erzieherischen Berufen, 2 % dienten in der Polizei und 2 % arbeiteten kaufmännisch. 82 % gingen nach Palästina, 9 % nach Brasilien, 7 % nach Südafrika und je 1 % nach den USA und nach Argentinien.

nicht beabsichtigt, auszuwandern. Nur eine kleine Minderheit hatte den Zionismus als nationale Bewegung bejaht, ohne darin aber irgendeine persönliche Verpflichtung zu sehen. Vom Studium auf den Universitäten und Hochschulen ausgeschlossen, aus Ämtern verjagt, von nicht-jüdischen Arbeitgebern auf die Straße gesetzt — während die jüdischen Unternehmen boykottiert oder enteignet wurden —, hatten diese jungen Juden keinerlei Existenzmöglichkeit. Obwohl sich in den Großstädten erstaunlicherweise noch eine gewisse jüdische Initiative auf wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Gebiet regte, gab es für jüdische Arbeitsuchende in kleinen Gemeinden überhaupt keine Ausweichmöglichkeiten.

Nur wenige konnten eine selbständige Auswanderung in Fortsetzung ihrer bisherigen Tätigkeit oder ihres Studiums planen, weil finanzielle und sprachliche Hindernisse sowie Devisenbestimmungen und der Ausreiseerlaubniszwang ungeheure Schwierigkeiten bereiteten. Dazu kam, daß das Ausland mit Einreisevisa und Arbeitserlaubnissen keineswegs großzügig war, da man dort einerseits den wahren Charakter des Nazi-Regimes nicht erkannte und andererseits den eigenen angespannten Arbeitsmarkt nicht belasten wollte.

#### Formen der Auslandshachscharah

Die Auslandshachscharah sollte nach dem Vorbild der „Hechaluz“-Hachscharah in Deutschland aufgebaut werden. Es existierten drei voneinander wesentlich abweichende Typen, deren jeder seine Vor- und Nachteile hatte.

##### a) Der Hachscharahkibbuz

Wohl die beste Hachscharahform — weil sie sowohl eine fachliche als auch geistig-kultu-

relle Entwicklung und persönlich-gesellschaftliche Umstellung ermöglichte — war die des Kibbuz: Je nach der Größe des Betriebes lebten zwischen fünfzehn und mehreren hundert<sup>6)</sup> Chawerim und Chawerot (junge Männer und Frauen) auf einem Gut zusammen und wurden unter Anleitung von Fachkräften in allen Zweigen der Landwirtschaft, gelegentlich in Schlosserei und Tischlerei, die Mädchen auch in der Hauswirtschaft ausgebildet. Der Kibbuz war die Idealform für das Gemeinschaftsleben und die Selbstverwaltung der Gruppe als gesellschaftliche Einheit („Chewrah“), die sich auf die spätere Eingliederung in einen Kibbuz in Erez Israel vorbereitete. Hebräischer Sprachunterricht, Vorträge über fachliche, soziologische und politische Fragen, Diskussions- und Musikabende — kurz, jede kulturelle und geistige Förderung fand im Kibbuz ihren Platz. Die Chawerim waren nicht vom einzelnen Bauern, seinen Arbeitsbedingungen und etwaigen Launen abhängig, wie das in den nächstbesten Hachscharahformen — der (seltenen) Gutsgruppe und dem Zentrum — der Fall war.

Die Nachteile der Kibbuzhachscharah bestanden hauptsächlich in den großen Investitionen, die zur Pacht oder gar zum Ankauf eines Gutes nötig waren. Auch kosteten die Gehälter und der Unterhalt der Instruktoressen, der Hausleitung, die landwirtschaftlichen Maschinen, Bauten, Steuern und Sozialabgaben, Krankenbetreuung und Reisen viel Geld. Der Chaluz war erst nach längerer Ausbildung ein vollwertiger Landarbeiter, der seinen Unterhalt und die mit dem Lehrgut verbundenen Ausgaben verdienen konnte. Er wurde im allgemeinen nicht entlohnt, sondern erhielt nur ein Taschengeld. Diese Regelung, wie jede Form der Verrechnung des Arbeitslohnes mit Unterhalts- und Ausbildungskosten, war an sich problematisch und wurde es um so mehr, je älter die Menschen waren, die 1933/34 in den „Hechaluz“ und zur Auslandshachscharah strömten.

Nur wenige von ihnen hatten in Jugendbünden eine auf Erez Israel ausgerichtete Erziehung erhalten. Viele verstanden die kollektive Lebensform der Kibbuzim nicht, wurden Außenseiter und oft zum störenden Element in den verhältnismäßig kleinen, eng verbundenen Gruppen, die häufig aus ein und derselben chaluzischen Jugendbewegung kamen. Diese Gruppen waren altersmäßig und entsprechend ihrer Erziehung und ihren Zukunftsvorstellungen selten befähigt, einzelne

<sup>6)</sup> Einzelheiten siehe auch Yearbook 1969 des Leo Baeck Institutes, London, Seiten 182 ff; Gertrude van Tijn, Werkdorp Nieuwesluis.

und noch dazu ältere Menschen zu assimilieren. Dies führte gelegentlich zu Spannungen, alle Einsicht in die Notwendigkeiten und moralischen Verpflichtungen, die die Zeitumstände gerade der chaluzischen Bewegung auferlegten — und ihr zugleich ihre große Chance gaben —, konnte daran wenig ändern.

##### b) Das Bet Chaluz

Dem Gutsbetrieb (Hachscharahkibbuz) entsprach — in kleinerem Rahmen — das städtische „Bet Chaluz“ (Wohnheim). Hier lebten junge Chaluzim und Chaluzot, die in Fabriken, Werkstätten, Haushaltsschulen, Säuglingsheimen und Krankenhäusern eine berufliche Ausbildung erhielten. Die gesellschaftliche und kulturelle Arbeit in diesen kleinen Gruppen war nicht selten zu rascher Stagnation verurteilt. Besonders in den größeren Städten, mit ihren vielfachen Möglichkeiten der Zerstreuung und Absonderung von der Gruppengemeinsamkeit und Gruppenarbeit, führte dies zu häufigen Umbesetzungen, wenn nicht gar zur Auflösung der Gruppe.

Sowohl in den Kibbuzim wie in den Batej Chaluz war eine gemeinsame Kasse die Regel. Aus ihr wurde dem einzelnen ein Taschengeld für seine persönlichen Ausgaben ausgezahlt. Es war keine leichte Aufgabe, das Amt des „Gisbar“ (des Verantwortlichen für die Gemeinschaftskasse) in einer Gruppe zu bekleiden. Die Leitung („Waad“) bestand aus dem Sekretär, dem Kassenwart und dem „Tarbutnik“, der für die kulturellen und gesellschaftlichen Programme verantwortlich war. In diesen Aufgabenkreis gehörten hebräischer Unterricht, Palästinakunde, die Geschichte der Arbeiterbewegung in Erez Israel und des Sozialismus im allgemeinen. Die Beteiligung an solchen regelmäßigen Aktivitäten war Pflicht. Je nach der Größe der Gruppe gehörten dem Waad noch einige Chawerim ohne fest umrissene Aufgaben an. Der Waad wurde von den Mitgliedern der Gruppe (im Kibbuz, Bet Chaluz oder Zentrum) in einer alljährlichen Mitgliederversammlung gewählt.

##### c) Das Zentrum

Ein „Zentrum“ wurde von einer verschieden großen Zahl von Chawerim und Chawerot in der Landwirtschaft gebildet, die auf Einzelstellen bei Bauern in benachbarten Dörfern arbeiteten. Sie trafen sich regelmäßig zur Kulturarbeit, zum hebräischen Unterricht oder auch nur gesellig, hatten eine gemeinsame Kasse und ihren selbstgewählten Waad. Sie wurden von dem Bauern oder Handwerker bezahlt, bei dem sie arbeiteten und leb-



ten; sie lernten durch praktische Arbeit und hatten in den meist kleinen oder mittleren Betrieben Gelegenheit, alle Arbeitszweige kennenzulernen. Oft wurden sie, da sie — mindestens anfangs — ungelernt waren, ausgenutzt. Die fremde Sprache erschwerte die Verständigung und die ungewohnte körperliche Arbeit ermüdete sie mehr als ihre einheimischen Kollegen.

Die verständlicherweise vorhandenen Unterschiede in der intellektuellen Entwicklung der Chawerim und ihrer Reife zeigten sich natürlich auch in Lücken in ihren Kenntnissen. Die Tarbutarbeit war weitgehend davon abhängig, ob im Zentrum einige Chawerim oder Chawerot waren, die reifer, belesener, zionistisch orientierter, des Hebräischen kundiger waren als die große Mehrzahl der Mitglieder — wenn möglich auch pädagogisch geschult und begabt. Die Auslandshachscharah konnte ja nicht bedächtig geplant und mit ausgewählten Chawerim auf- und ausgebaut werden. Die charakterliche und geistige Entwicklung des einzelnen wurde um so mehr gefördert, je länger er in seinem Kibbuz, Bet Chaluz oder Zentrum verblieb, aber sie war auch abhängig von dem individuellen Reifen des Menschen in seiner Arbeit, seinem Interesse an der Berufstätigkeit, seiner intellektuellen Regsamkeit und seinem Wissensdurst.

Die Organisation als solche, verkörpert in den Zentralkomitees der einzelnen Länder oder dem Merkas (der Zentrale) in Paris oder Berlin, konnte Hilfsmittel zur Verfügung stellen, Literaturverzeichnisse, Sonderhefte, Informationsmaterial usw. veröffentlichen; die sinnvolle Nutzbarmachung jedoch blieb den Gruppen selbst überlassen. Jede Bezirksleitung war bemüht, durch regelmäßige Besuchsreisen die geistige Arbeit anzuregen, Vorträge zu veranstalten, Diskussionen zu entfachen. Ihre Mitglieder berichteten über das Geschehen in anderen Gruppen und Ländern, beantworteten Fragen, die sich an Ort und Stelle ergaben, halfen persönliche Probleme oder solche der Gruppe zu lösen. Das alles waren notwendige Versuche, den Zusammenhalt der Chawerim jedes Zentrums untereinander und den Zusammenhang aller Gruppen zu pflegen — das Gefühl der Gemeinsamkeit und der Zugehörigkeit zur Bewegung, wenn nicht seine Geborgenheit in ihr, dem einzelnen immer wieder ins Bewußtsein zu rufen.

#### d) Einzelstellen

Außer diesen Hachscharahformen gab es noch die Einzelhachscharah, die sich aus

Chawerim und Chawerot zusammensetzte, die auf isolierten Bauernhöfen Arbeit gefunden oder als einzige der Bewegung in einem Dorf eine Stelle innehatten. Ihnen allen mangelte der gesellschaftliche Kontakt mit Gleichgesinnten; sie waren auch bei ihrem Bemühen, Hebräisch zu lernen oder sich ideologisch zu bilden, auf sich selbst angewiesen. Dies war daher wohl die menschlich schwierigste Art der Hachscharah. Ihre Nachteile wurden nur ausnahmsweise dann wettgemacht, wenn die Ausbildungsmöglichkeit auf einem Fachgebiet besonders gut war und wenn das persönliche Interesse des Lernenden an seinem Spezialgebiet ihn für seine Isolierung entschädigte. Die Einzelhachscharah war in den meisten Fällen notwendig wegen des Mangels an Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten in Zentren und Kibbuzim. Nur sehr willensstarke und manchmal ältere, in sich gefestigte Menschen vermochten längere Zeit in dieser Hachscharahform zu verbleiben.

Die Vor- und Nachteile der verschiedenen Hachscharatypen für den einzelnen liegen auf der Hand. Aber es war dem „Hechaluz“ in der Auslandshachscharah selten gegeben, zu wählen. Meistens waren mehrere Formen nebeneinander im gleichen Lande vorhanden: Einzelhachscharah, Gruppenhachscharah auf Gütern oder in städtischen Wohnheimen (Batej Chaluz) und Kibbuzhachscharah auf meist gepachteten, selbständig geführten Gütern. So war es in Frankreich, Schweden, Jugoslawien und Großbritannien.

Ausschließlich Einzelhachscharah (die in fast allen anderen Ländern zu Zentren zusammengefaßt waren) gab es in Luxemburg und Dänemark. Auch in Holland war dies die allgemeine Form der chaluzischen Hachscharah; aber nach Errichtung des „Werkdorp“ war dort eine größere Einheit des „Hechaluz“ inmitten der weitaus zahlreicheren, heterogenen Masse der Umschichtler. In Italien, abgesehen von sehr wenigen Einzelhachscharahstellen, lebten und arbeiteten die Chawerim in Gruppen auf größeren Gütern.

Handwerkliche Schul- oder landwirtschaftliche Lehrbetriebe formten die Gruppenhachscharah in Litauen, Lettland und dem Memelgebiet für Chaluzim aus Deutschland, während in Polen die Mitglieder des deutschen „Hechaluz“ auf dem Gut des polnischen „Hechaluz“ in Grochow bei Warschau und in dessen starken, städtischen Hachscharahkibbuzim eingegliedert wurden.

Jede dieser Hachscharahformen hatte die ihr innewohnende Gesetzmäßigkeit. Der Chawer (Mitglied) auf den Einzel- oder Zentrumshach-

scharah mußte seinen Bauern oder Handwerksmeister leistungsmäßig zufriedenstellen. Er wurde in bar und durch Wohnung und Verpflegung entlohnt. Zwischen dem Arbeitgeber und der zionistisch-sozialistischen Gedankenwelt des Arbeitnehmers gab es keinerlei Beziehung, die das Verhältnis zwischen ihnen beeinflußt hätte. Fast das Gegenteil trifft auf die Schul- und Lehrbetriebe in den damals noch unabhängigen baltischen Staaten zu. Auf den — meist gepachteten — Gütern waren Instruktoren oder fachlich erfahrene, öfters nichtjüdische Leiter angestellt, deren materielle Abhängigkeit von den Chaluzim — respektive ihrer Organisation, dem „Hechaluz“ — ihre Haltung zu den Chawerim und ihrer Arbeit weitgehend bestimmte.

Die Bildungsarbeit war verständlicherweise in Kibbuzim, Batej Chaluz und Schulbetrieben leichter und regelmäßiger zu organisieren als in Zentren oder auf Einzelstellen. So war es eine wiederholt beschlossene Forderung des „Hechaluz“, daß jeder Chawer möglichst beide, grundsätzlich verschiedene und sich ergänzende Hachscharahformen durchlaufen solle. Dies war unter dem Druck der Ereignisse nicht immer möglich, und es ist erklärlich, daß später in Erez Israel für viele der Chawerim und der Siedlungen, die sie aufnahmen, Schwierigkeiten — wenn auch meist nur vorübergehender Art — daraus entstanden.

#### Die Mittlerenhachscharah (Miha)

Ein besonders Problem waren die Vierzehnbis Siebzehnjährigen, die zu jung waren, um in der Hachscharah des „Hechaluz“ eingeordnet zu werden. Als im Dritten Reich die anti-jüdischen Maßnahmen im Erziehungswesen immer systematischer gehandhabt und jüdische Kinder aus allen öffentlichen und vielen privaten Schulen entfernt wurden, schufen die an der „Jugendaljah“ beteiligten Jugendbünde gemeinsam mit dem „Hechaluz“ eine Schulungs- und Ausbildungsmöglichkeit für diese Altersstufe, die „Miha“ (Mittlerenhachscharah), in welcher diese Mädchen und Jungen intensiv Hebräisch lernten, ihre Allgemeinbildung ergänzten und täglich mehrere Stunden beruflich ausgebildet wurden. Die Einordnung in solchen Gruppen war als eine Vorstufe für den „Hechaluz“ und seine Hachscharahformen zu sehen. Es handelte sich dabei zuerst um Kinder und Jugendliche, deren Eltern in Lagern oder deportiert worden waren, die von ihren Eltern nicht mehr unterhalten werden konnten oder deren Eltern die Auswanderung erleichtert werden sollte, um Waisen oder Halbwaisen, die in sozialen Ein-

richtungen untergebracht waren, die aufgelöst werden mußten. Zu einem späteren Zeitpunkt stellten die Jugendbünde aus ihren eigenen Reihen Aljahgruppen von Jüngeren zusammen, die — soweit sie nicht direkt durch die „Jugendaljah“ nach Palästina gehen konnten — in die Miha eingeordnet wurden. Die Mittlerenhachscharahgruppen blieben zunächst in Deutschland. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit, sobald ein geeigneter Platz im Ausland gefunden oder geschaffen werden konnte, wurden sie dorthin überführt, um die wenigen Ausbildungsstätten in Deutschland für neue Gruppen frei zu machen.

Die Mittlerenhachscharah wurde 1935 zum integralen Teil des „Hechaluz“ in Deutschland, aus der Not der Zeit geboren und bis dahin in der Chaluzbewegung anderer Länder unbekannt. Als 1939 die Kriegsgefahr sichtbar wuchs und Großbritannien seine Tore für junge Juden aus dem Dritten Reich öffnete, gelang es, die meisten Mihagruppen noch rechtzeitig nach England zu bringen.

#### Unvermeidliche Schwierigkeiten

In den Jahren vor der Naziherrschaft war es selbstverständlich, daß jeder junge Jude, der sich zur Auswanderung nach Palästina entschieden hatte, sich dafür im Inland vorbereitete; es sei denn, er hätte eine Spezialausbildung im Ausland für sich gewählt. In der Regel blieb er in seiner gewohnten Umgebung in der Nähe seiner Familie und Freunde, in seinem Sprach- und Kulturgebiet.

Die durch die NSDAP forcierte Auswanderung und die Vorbereitung auf eine erfolgversprechende Einwanderung und Niederlassung in einem fremden Land bedeutete die Trennung des jungen Menschen von allem, was ihm lieb und vertraut war. Es bestand die ständige Gefahr, den fremden Bedingungen nicht gewachsen zu sein. Das Anlehnungsbedürfnis ist in ungewohnten Lebensumständen stärker als sonst. Der Wunsch nach Anpassung an die Gesellschaft, die uns umgibt, führt häufig zur Aufgabe eigener Werte und zur Annahme fremder Bräuche. Bei jungen Menschen ist das Verlangen nach Freundschaft, nach Aussprache und Teilnahme am Leben der andern besonders ausgeprägt. So entstanden menschliche Beziehungen, die unerprobt und häufig nicht dauerhaft waren, aber oft dazu führten, daß Chawerim und Chawerot von dem neuen Weg, den sie gewählt hatten, abwichen und sich zur Assimilation und zum Verbleiben im Transitland entschlossen.

Die Sehnsucht nach Eltern und Geschwistern, das Bangen um deren Schicksal in Hitlers



Machtbereich haben auch zu Depressionen und zu unüberlegten Handlungen geführt. Die nervliche und körperliche Anspannung, die ungewohnten, primitiven Wohnverhältnisse besonders auf dem Lande haben in vielen Fällen die Gesundheit der Jugendlichen geschädigt. Die Hoffnung auf baldige Alijah, der Wunsch, den Übergangszustand zu verbessern und die Sehnsucht nach etwas Endgültigem, Dauerhaftem war wohl allen gemeinsam.

Aber die begrenzte Anzahl von Einwanderungszertifikaten für Palästina und die Notwendigkeit, bei ihrer Verteilung auch andere Gesichtspunkte zu berücksichtigen als berufliche, menschliche und kulturelle Alijahreife, brachten eine Verlängerung der Hachscharah mit sich, die manche Chawerim nicht durchhalten konnten. Einer dieser anderen Gesichtspunkte war der, daß Gruppen für Erez Israel wichtiger waren als viele einzelne, deren Eingliederung schwieriger war. Gruppen konnten Lücken in bestehenden Kibbuzim füllen oder gemeinsam mit andern neue Siedlungen gründen. So wurden auch Zentren zu Alijahgruppen zusammengefaßt, deren menschliche Bindung sich jedoch häufig als weniger fest erwies als die innerhalb der

## Vorläufer und Ansatzpunkte

### A. Holland

Hachscharah im Ausland, allerdings in sehr eng gezogenem Rahmen, kannte der deutsche „Hechaluz“ schon durch seine Verbindung mit der holländischen „Vereeniging tot Vakoopleiding van Palestina-Pionieren“<sup>7)</sup>. Diese Vereinigung der holländischen „Allgemeinen Zionisten“<sup>8)</sup> hatte eine landwirtschaftliche Abteilung in Deventer, die in den dreißiger Jahren von dem dort ansässigen Ru Cohen ehrenamtlich geleitet wurde. In Erkenntnis des hohen Niveaus der holländischen Landwirtschaft, besonders auf dem Gebiet der Rinderzucht, Milchwirtschaft und Käseerei, war diese Vereinigung bemüht, jungen Chaluzim in von ihr ausgewählten Lehrstellen eine erstklassige fachliche Ausbildung für ihre spätere Ansiedlung in Palästina zu ermöglichen. Die „Vereeniging“ wählte auch die Kandidaten aus, und da es in Holland selbst nicht allzu

<sup>7)</sup> Verein zur Fachausbildung von Palästina-Pionieren.

<sup>8)</sup> Die „Allgemeinen Zionisten“ waren eine bürgerlich-liberale Partei in der zionistischen Bewegung, die u. a. die wirtschaftliche Privatinitiative der nationalen Planung — die die zionistische Arbeiterbewegung forderte — entgegenstellte.

Kibbuzgruppen — obgleich auch von diesen manche Chawerim im Laufe der Hachscharah oder später in Palästina absplitterten.

Je länger die Ausbildungszeit dauerte und je älter die Menschen wurden, um so störender machte sich die zahlenmäßige Ungleichheit von Chawerim und Chawerot in der Zusammensetzung der Hachscharah allerorts bemerkbar. Der Anteil der Chawerot in Kibbuzim und Zentren, in Wohnheimen und Ortsgruppen war klein. Beziehungen, die gelegentlich mit einheimischen Mädchen angeknüpft wurden, entfremdeten die Chawerim der Bewegung; mancher verließ infolgedessen die Hachscharah. Dies schuf neue Schwierigkeiten für die Organisation; denn sowohl in Dänemark wie in Schweden hatten die als landwirtschaftliche Praktikanten zugelassenen Chawerim aus Deutschland nur befristete Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung (24 beziehungsweise 18 Monate). Die jüdischen Gemeinden und die „Jewish Agency“ hatten den Behörden die Weiterwanderung der Ausgebildeten zugesichert und sahen sich in diesen Fällen außerstande, ihr Versprechen einzulösen.

viele gab, so nahm sie auch Empfehlungen des „Hechaluz“ in Berlin entgegen. Die Kandidaten mußten sich zu einer mehrjährigen praktischen Ausbildung und Teilnahme an theoretischen Kursen verpflichten, wobei die Vereinigung „ihre“ Praktikanten finanziell unterstützte und öfters auch Lehrgelder an die ausbildenden Betriebe zahlte. Die Absicht war, aus städtischen „Judenjungen“ quasi holländische Bauern für Palästina zu machen. Dank der seit 1933 enger werdenden Zusammenarbeit mit dem deutschen „Hechaluz“ und seinem sich schrittweise vertiefenden Einfluß erweiterte sich die Zielsetzung der „Vereeniging“ auch auf die hebräische und kulturelle Vorbildung der Praktikanten. Zugleich wuchs das zahlenmäßig kleine Unternehmen infolge des Zustroms aus Deutschland zu einer vielhundertköpfigen Hachscharah, die sich in verschiedenen Formen bald über ganz Holland erstreckte.

Die „Vereeniging“ und ihre Leitung wurde nach 1933 das Rückgrat der Auslandshachscharah in Holland. Ru Cohen war ehrenamtlich ihr Sekretär und zugleich Leiter des landwirtschaftlichen Ressorts in Deventer. Neben seiner anstrengenden Berufstätigkeit

unterhielt er engen Kontakt mit den Lehrstellen, organisierte Kurse und wurde vielen Chaluzim ein väterlicher Freund und Berater. Ru kehrte aus der Verschleppung durch die Nazibesatzung nicht zurück. Alle, die ihn in seiner mehr als zwanzigjährigen Arbeit für Erez Israel gekannt haben, werden seine warme menschliche Haltung und seine zielbewußte, anspornende Persönlichkeit in dankbarem Andenken bewahren.

Die Handwerksabteilung der „Vereeniging“ unterstand Herrn E. Krieks jr. in Amsterdam, der Bergen-Belsen nicht überlebte. Er war 1932 von Leib de Leeuw<sup>9)</sup> für diese Arbeit gewonnen worden. Das Mädchenressort, das sich der Ausbildung in Haushalt, Krankenpflege und im Erziehungswesen widmete, wurde von Frau Emmi Kaufmann-Spier in Den Haag (seit 1944 in Jerusalem ansässig) geleitet, vorher (bis 1932) von Miriam de Leeuw aus Palästina und vorübergehend von Ann Bakker-Rivlin. Der Vorsitzende der „Vereeniging“ war Albert van Raalte; Emil Visser war ihr Schatzmeister; er wurde 1935 von Alex M. Cohen abgelöst. Für Publizität und Propaganda sorgte M. Loeb. Die „Vereeniging“ hatte ihre Tätigkeit 1918 mit 35 Landwirtschaftspraktikanten begonnen. 1932 befanden sich 68 in der Landwirtschaft und 20 in handwerklicher Ausbildung. Sie stammten zumeist aus Rumänien und den baltischen Staaten.

### B. Dänemark

Ähnlich wie die Niederlande war Dänemark wegen der Güte seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse, des Fleißes und fachlichen Könnens seiner Klein- und Mittelbauern und der fortschrittlichen Ausstattung und guten Betriebsführung der Wirtschaften bekannt. Darum hatten Chaluzim in Polen, Litauen und Deutschland, die hofften, nicht nur als Landarbeiter in Kibbuzim, sondern als selbständige Siedler in Palästina zu leben, schon 1929 versucht, in Dänemark ausgebildet zu werden. Das waren einzelne, deren Privatinitiative dazu führte, die Verbindung mit Dänemark aufzunehmen. Sie wurden dabei häufig von den Jugendbünden, denen sie angehörten, gefördert. Es gab aber in Dänemark, im Gegensatz zu Holland, keine „Vereeniging“, keine jüdische oder zionistische Gruppe, die mit ihrer Erfahrung und ihren lokalen Ver-

<sup>9)</sup> Leib, später Abraham, de Leeuw, geb. 1898 in Hilversum; 1924 nach Palästina; Leitender Ingenieur der Palestine Potash Works, Sodom, 1935/49; an der Planung des nationalen Bewässerungssystems beteiligt, 1949/56; Professor für Hydraulik am Israel Institute for Technology, Haifa; 1967 emeritiert.

bindungen die Ausbildungsmöglichkeiten in der dänischen Landwirtschaft für Chaluzim nutzbar gemacht hätte. Nur die dänische Gymnastik-, Turn- und Sportlehrerausbildung war in Palästina bekannt und einige wenige Palästinenser lernten in den zwanziger Jahren in dänischen Instituten, wobei sie ihrerseits in gewisser Hinsicht das Leben und die Gedankenwelt der jüdischen Gemeinde in Kopenhagen bereicherten.

In diesem Zusammenhang muß Benjamin Slor erwähnt werden. 1892 in Palästina geboren, kam er 1913 nach Dänemark, um sich als Turnlehrer auszubilden. Da er während des Ersten Weltkrieges nicht nach Palästina — damals noch eine Provinz des ottomanischen Reiches — zurückkehren konnte, begann er, sich in Dänemark zionistisch zu betätigen. Dank seiner Kontakte mit den Hochschulen kam er auch mit dem „Landoekonomisk Rejsebureau“ in Berührung, was sich später als wertvoll für den „Hechaluz“ erwies. So gab es einige Ansatzpunkte und auch Verständnis für die Bedürfnisse Palästinas und Hilfsbereitschaft, als 1933 der deutsche Landesverband des „Hechaluz“ für seine Mitglieder Ausbildungsmöglichkeiten in Dänemark suchte.

Zwischen 1929 und 1932 fanden etwa fünfzehn bis zwanzig junge Menschen aus den Oststaaten und der Weimarer Republik Ausbildungsplätze bei dänischen Bauern, zumeist in Falster, der südlichen Insel. Das Landwirtschaftsministerium hatte eine Stelle für den Austausch junger Landwirte mit andern Ländern geschaffen — das „Landoekonomisk Rejsebureau“ —, die in halbamtlicher Eigenschaft Stellen vermittelte und für Visa, Arbeitsgenehmigungen und administrative Verbindung zu den Behörden sorgte. Dieses Büro bildete die Brücke für die ersten Chaluzim und half auch später bei der Unterbringung und Zulassung einer größeren Zahl von Mitgliedern des „Hechaluz“ aus Deutschland. Nach dem „Anschluß“ Österreichs und im Frühjahr 1939 nach der deutschen Besetzung Prags und der Zerstückelung der Tschechoslowakei war das „Landoekonomisk Rejsebureau“ die von der Regierung beauftragte Stelle für die Zulassung Hunderter Jugendlicher aus Wien, Böhmen und Mähren.

### C. Die Weltzentrale des „Hechaluz“

Auch die Weltzentrale des „Hechaluz“, seine Landesverbände in Polen, Litauen, Lettland und der Tschechoslowakei mit ihren Kenntnissen der Bedingungen in ihren Ländern und ihrem eigenen Netz von Ausbildungsstätten aller Art konnten als Ansatzpunkte für die



deutsche Auslandshachscharah und ihren Ausbau nutzbar gemacht werden.

Wesentlicher noch waren die zionistischen Organisationen in den nord- und westeuropäischen Ländern, deren Vorsitzende oder leitende Gremien sich für den Aufbau von

### Vorbereitende Erkundigungsreise

Der Aufbau der Auslandshachscharah begann im April 1933, als ich als Sekretär des deutschen „Hechaluz“ zunächst in Straßburg und dann in Paris die Möglichkeiten der Unterbringung von Chaluzim in Frankreich prüfte. Ich vereinbarte in Straßburg mit Marcel Weill (jetzt Chawer im Kibbuz Givat Chaim, Ichud), daß er uns bei der Stellensuche im Elsaß und in Lothringen helfen und freie Arbeitsplätze nach Berlin melden würde. Er würde dann die Chaluzim, die von der Zentrale in Berlin angesagt wurden, empfangen und auf die Arbeitsstellen begleiten. Marcel Weill wurde uns für mehrere Jahre ein wertvoller Helfer, der gerade in der mühsamen Kleinarbeit der Auslandshachscharah die größten Dienste leistete.

Straßburg war eine wichtige Auffangstation und wurde später der Sitz der Bezirksleitung Elsaß-Lothringen des „Hechaluz“ in Frankreich und seiner Zentrale in Paris, in der 1933 Adele Margulies<sup>10)</sup> aus Danzig die kulturelle und organisatorische Arbeit leistete. Die Auslandshachscharah begann zunächst in Elsaß-Lothringen, weil hier deutsch noch oft von der Elterngeneration der Einwohner verstanden wurde, was für die aus Deutschland flüchtenden Chaluzim eine große Erleichterung bedeutete. So wurde Straßburg zunächst zum Mittelpunkt unserer Arbeit. In Maître Leopold Metzger, dem damaligen Vorsitzenden der Zionistischen Organisation Elsaß-Loth-

<sup>10)</sup> Geb. 1887 in Galizien, einer der Gründer der jüdischen und palästinensischen Arbeiterbewegung, 1916 Sekretär des Weltverbandes „Poalej-Zion“ der jüdisch-sozialdemokratischen Arbeiterpartei; 1926–31 in USA Sekretär der „Poalej-Zion“; in Tel Aviv i. d. Exekutive der Histadrut; 1938–48 Mitglied d. Exekutive d. „Jewish Agency“ in London und später Vorsitzender in Jerusalem; Mitglied der Knesset 1955–59; Verfasser mehrerer Bücher jüdisch-politischen und zionistisch-biographischen Inhalts; starb in Jerusalem am 3. Februar 1972.

<sup>11)</sup> Später verheiratet mit Lutz Chill, der als Arieh Eschel nach der Staatsgründung wichtige Posten im diplomatischen Dienst bekleidete und im Oktober 1968 als Botschafter in Ottawa (Kanada) starb. Adele war schon zehn Jahre vorher in Montevideo (Uruguay), wo ihr Mann Botschafter war, gestorben.

beruflichen Vorbereitungsmöglichkeiten für Chaluzim-Flüchtlinge einsetzten — besonders, nachdem sie namens der Exekutive der „Jewish Agency“ in London vom Leiter der Organisationsabteilung, Berl Locker<sup>10)</sup>, aufgefordert worden waren, unsere Arbeit nach Kräften zu unterstützen.

ringens, fanden wir einen unermüdlich beratenden, mit den Bedingungen in Ostfrankreich vorzüglich vertrauten Mitarbeiter. Er hat die Naziverfolgung während der Besetzung nicht überlebt.

In Metz hatten wir in Maître Renée Lévy<sup>12)</sup> eine unschätzbar wertvolle Helferin. Sie organisierte Comités de Patronage, pachtete für uns vertraglich-formgerecht Bauernhöfe, bereit uns in den Beziehungen zu Behörden, reiste für uns, sprach in Versammlungen und intervenierte bei behördlichen Schwierigkeiten. Ohne ihre Freundschaft und Hilfsbereitschaft hätte die Auslandshachscharah in Frankreich nie den Umfang, nie den Wert für Hunderte von Chaluzim aus Deutschland erreicht, den sie tatsächlich in den Jahren von 1933 bis 1936 gehabt hat. Aus dieser Hachscharah in Frankreich sind eine Anzahl von Persönlichkeiten hervorgegangen, die in Israels politischem Leben und dem Verteidigungssektor führend wurden.

In Paris, das sehr bald das verwaltungstechnische Zentrum der deutschen Auslandshachscharah überhaupt und Frankreichs insbesondere wurde, machte sich Maître Leonce Bernheim selbstlos um unsere Sache verdient. Er war ein vielbeschäftigter Anwalt und Vorsitzender der Zionistischen Organisation Frankreichs. Er war Abgeordneter des Provinzparlaments „Seine et Marne“ und mit den lokalpolitischen Verhältnissen gut vertraut. Seine Kenntnis der Behörden und ihrer Einstellung zu Flüchtlingen aus Deutschland war wertvoll. Er half uns anfangs auch finanziell und war jederzeit zu Beratungen bereit. Auch er überlebte die Judenverfolgung seitens der Deutschen im besetzten Paris nicht.

Wertvolle Berater und Helfer waren uns auch einige zionistische Beamte — schon von Berufs wegen — und Mitglieder der Bewegung „Arbeitendes Erez Israel“ in Paris, wie Joseph Fischer (später J. Ariel, Israels Botschaf-

<sup>12)</sup> Später Mme. Sternheimer-Lévy, mit Wohnsitz in Lyon und Jerusalem, aktiv in jüdischer Sozialarbeit. Verstorben im August 1970 in Lyon.

ter in Brüssel, verstorben im Dezember 1964 in Jerusalem), der 1933 der Generalsekretär des Jüdischen Nationalfonds („K K L“) in Frankreich war. Auch mit Marc Jarblum, dem Vorsitzenden der „Poalej-Zion“ in Frankreich, hatten wir häufige Besprechungen in Angelegenheiten der deutschen Auslandshachscharah. Er lebte bis 1972, ebenso wie David Lifschitz, der sein engster politischer Freund in Paris war, in Tel Aviv. Ferner nahmen noch Victor Jacobson, der Vertreter der Zionistischen Weltorganisation beim Völkerbund, Leo Motzkin, der Vorsitzende des Zionistischen Aktionskomitees, Maltre Sasia Erlich, eine bekannte Pariser Anwältin, sowie Justin Godart, ehemaliger französischer Minister, persönliches Interesse an unserer Arbeit und berieten uns, jeder auf seinem Gebiet, oder griffen ein, um den Behörden unsere Sache verständlich zu machen und Schwierigkeiten zu bereinigen.

Meine vorbereitende Erkundungsreise führte mich weiter über Holland, wo ausführliche Besprechungen mit der „Vereeniging tot Vakkopleiding van Palestina-Pioniers“ stattfanden und wo ich in Rotterdam mit Fritz (Perez) Bernstein<sup>13)</sup>, dem Präsidenten der Zionistischen Organisation Hollands, über die Bedürfnisse des „Hechaluz“ konferierte, nach Kopenhagen. In der Zionistischen Organisation in Dänemark war Leopold Landau, der aus Hamburg stammte, federführend, sowie Benjamin Slor aus Petach Tikwa, der die Bedürfnisse Palästinas kannte und als Importeur palästinensischer Weine und Früchte wertvolle geschäftliche und behördliche Kontakte hatte. Beide Herren erleichterten es mir, eine Übersicht über die Möglichkeiten der Unterbringung von Chaluzim auf dänischen Bauernhöfen zu gewinnen. Sie genossen hohes Ansehen und konnten ihren Freunden und den amtlichen Stellen, mit denen sie in Verbindung standen, die Ziele und Wünsche des „Hechaluz“ in Deutschland erklären. Mit der moralischen Unterstützung der jüdischen Gemeinde Kopenhagens und der Zusicherung, daß die zugelassenen Chaluzim nach erfolgter Ausbildung nach Palästina weiterwandern, auf jeden Fall aber Dänemark verlassen würden, begann die zahlenmäßig zunächst kleine Auslandshachscharah in Dänemark. Sie wuchs stetig und wurde als „Landesgruppe Dänemark des deutschen Hechaluz“ zehn Jahre lang von Delegierten der Berliner Zen-

<sup>13)</sup> Geb. 1890 in Meiningen, Wirtschaftler und Journalist. 1930–36 in Holland Redakteur der jüdischen Wochenzeitung „De Joodsche Wachter“; 1948/49 und 1952/55 israelischer Wirtschaftsminister; starb 1971 in Jerusalem.

trale, meist Schlichim der „Histadrut“, geleitet. Während dieser Jahre standen ihnen auf Veranlassung von Benjamin Slor sowohl Julius Margolinsky als auch Magna Hartwig, die Sekretärin der Zionistischen Vereinigung (die später im Kibbuz Daphne lebte, wo sie 1961 starb), beratend und praktisch helfend zur Verfügung.

Von Slor in Kopenhagen wurde ich an Dr. Emil Glück in Hälsingborg (Schweden) gewiesen, mit dem ich die Notwendigkeit besprach, auch dort Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten für Chaluzim aus Deutschland zu schaffen. Ich fand in ihm einen unermüdlichen, bereitwilligen Mitarbeiter, der sich unserer Probleme in jeder Hinsicht und in allen Einzelheiten ideenreich annahm. Er wurde später auch der Mittler zwischen der Chaluzbewegung und der jüdischen Gemeinde in Stockholm, als es gelang, die Hachscharah zu vergrößern und sie über ihr ursprüngliches Gebiet in der südlichen Provinz Skåne hinaus nördlich bis nach Stockholm auszudehnen. Dr. Glück war von Anfang an unser Sprecher bei den lokalen und zentralen Behörden und leistete der Chaluzbewegung — und später der „Jugendaliyah“ — während langer, fruchtbarer, aber auch schwerer Jahre unschätzbare Dienste. Heute lebt der verdiente (nun pensionierte) schwedische Veterinäroffizier in Neve Sharet bei Tel-Aviv.

Von Schweden aus reiste ich über Danzig nach Warschau, wo ich mit der Leitung des Welt-„Hechaluz“, den Delegierten der „Histadrut“ in Polen und der Leitung des polnischen „Hechaluz“ die Frage besprach, ob und in welcher Weise die vorhandenen Ausbildungsplätze in Litauen, Lettland, Polen und der Tschechoslowakei für Chaluzim aus Deutschland in Frage kämen. Aber slawische Sprachen waren für sie noch schwerer erlernbar als Schwedisch oder Französisch. Auch Hebräisch, das in den osteuropäischen Kibbuzim der Chaluzbewegung schon sehr gebräuchlich war, konnte für Neulinge aus Deutschland noch nicht als Umgangssprache dienen. Selbst wenn eine gemeinsame Hachscharah die Hebräisierung der deutschen Chaluzim gefördert hätte, gab es noch viele andere Schwierigkeiten, die in der inneren Struktur der jüdischen Bevölkerung und der Hachscharah in Polen lagen, so daß nur mit der Integration einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Chaluzim aus Deutschland gerechnet werden konnte. Hinzu kam noch die ablehnende Haltung der polnischen Umwelt und der Behörden, die einer Einreise von Juden aus Deutschland negativ gegenüberstanden.



Ich setzte meine Reise in die an Deutschland angrenzenden Länder fort. Prag, Wien, Zürich waren weitere Stationen, wo ich das brennende Problem mit führenden Persönlichkeiten der zionistischen Bewegung, des „Hechaluz“, der zionistischen Jugendbünde und der jüdischen Gemeinden erörterte. Es galt zunächst, ihre Mitarbeit an Teillösungen zu suchen. Sie wurde bereitwillig zugesagt. Mitte Mai besuchte ich von Paris aus, wohin ich inzwischen wieder zurückgekehrt war, auch Luxemburg.

Zur gleichen Zeit waren in Deutschland noch zahlreiche andere Schlichim aus Palästina eingetroffen, unter ihnen Mosche Beilinson, der Chefredakteur der gewerkschaftlichen Tageszeitung „Dawar“, Enzo Sereni<sup>14)</sup> und Elieser Liebenstein (heute Livneh, in Jerusalem). Sie wurden sofort von den zahlreichen dringenden Aufgaben, die durch die politische Lage entstanden waren, vollständig in An-

### Zusätzliche Erfordernisse

Sowohl die zentrale Leitung in Berlin als auch die Schlichim und unsere zahlreichen Freunde und Helfer in den von mir besuchten Ländern waren sich darüber klar, daß der erforderliche rasche Auf- und Ausbau der Auslandshachscharah nicht ohne finanzielle Hilfe möglich war. Neue Devisenbestimmungen, die im April 1933 verkündet wurden und sich im Laufe der Zeit noch verschärften, erlaubten keine geordnete und regelmäßige Überweisung der notwendigen Gelder von Berlin in das Ausland.

Wir mußten also versuchen, uns finanziell unabhängig zu machen. Während die finanzielle Hilfe, die in jedem Land von den zionistischen Organisationen mobilisiert wurde, nur bescheiden und zeitlich begrenzt sein konnte, erwies sich die Zusammenarbeit mit einheimischen Flüchtlingshilfskomitees als sehr wertvoll für alle, die landesunkundig und ohne Verbindungen zu Menschen und Behörden ankamen. So erhielt jeder Flüchtling von den Komitees, die die jüdischen Gemeinden unter dem Eindruck der Geschehnisse jenseits der Grenze und dem Druck des steigenden Flüchtlingsstroms improvisierten, Essensmarken für Kantinen, die in den größeren

<sup>14)</sup> Geb. 1905 in Rom; ein intellektueller Jude, der Chaluz und 1928 Mitbegründer von Givat-Brenner wurde. Um Juden in Italien zu helfen, sprang er 1944 hinter den deutschen Linien ab, wurde bei Florenz gefangen genommen und am 18. November in Dachau ermordet.

spruch genommen. Einige von ihnen konnte ich auf ihrem Weg nach Berlin in Wien treffen, wo wir die Aufteilung der Arbeit besprachen und die Errichtung der Auslandshachscharahzentrale in Paris beschlossen. An diesen Beratungen nahmen auch Vertreter des „Welt-Hechaluz“ aus Warschau teil. Die Schlichim kamen, um sich zu orientieren und in Deutschland selbst helfend mitzuarbeiten. Sie wurden bald, sei es für wenige Monate oder für längere Zeit, auf allen wichtigen Gebieten der zionistischen Arbeit in Berlin beratend und oft wegweisend tätig. In der Folgezeit kamen I. Ben-Aharon, heute der Generalsekretär der „Histadrut“, sowie Marduk Schattner<sup>15)</sup>, Seew (Wolfgang) Orbach<sup>16)</sup>, Schura Oscherowitsch<sup>17)</sup>, Naftali Unger<sup>18)</sup>, Max Zimels<sup>19)</sup> und Pino Ginsburg<sup>20)</sup>, die alle aus dem deutschen „Hechaluz“ hervorgegangen waren, aus ihren Kibbuzim in Palästina zur Mitarbeit in die Berliner Zentrale.

Städten schnell eingerichtet worden waren. Ebenso wurden Fahrkarten zu den Arbeitsplätzen, die wir vermitteln konnten, zur Verfügung gestellt.

All dies erlaubte es den Flüchtlingen, knapp ihr Leben zu fristen. Es gewährleistete nicht die Tätigkeit einer Zentrale, sei sie noch so bescheiden, die Arbeitsplätze beschaffen mußte, deren Leiter in den ausgedehnten Ländern zu reisen hatten, die einen Zusammenhang zwischen den oft auf entlegenen Plätzen lebenden Chaluzim untereinander und mit der Zentrale herstellen mußten, um einer gesellschaftlichen und kulturellen Vereinsamung

<sup>15)</sup> Geb. 1904 in Galizien; 1933—38 Schallach für „Hechaluz“ und Jugendalijah in Deutschland u. England; nach 1948 im israelischen Finanzministerium, verantwortlich für die wirtschaftliche Entwicklung Jerusalems; verstarb 1964.

<sup>16)</sup> Aus Eisenach; Mitglied von Givat-Brenner; erkrankte als Schaliach in Berlin und starb in Davos im Februar 1936, 27 Jahre alt.

<sup>17)</sup> Geb. 1906 in Rußland; aktiv in der jüdischen Jugendbewegung in Chemnitz; Chawer Givat-Brenner; im Juli 1948 im Unabhängigkeitskrieg durch eine Mine tödlich verletzt.

<sup>18)</sup> Geb. in Polen; führend in der jüdischen Jugendbewegung in Deutschland; Chawer Givat-Brenner/Netzer Sereni; jetzt Rechowot.

<sup>19)</sup> Geb. 1911 in Königsberg i/Pr.; heute führendes Mitglied von Kibbuz Kfar Szold. In Palästina seit 1934.

<sup>20)</sup> Geb. 1911 in Königsberg i/Pr.; 1933 nach Palästina, später Staatssekretär im Transportministerium und Vorstandsmitglied verschiedener nationaler Transportgesellschaften; Mitglied des Kibbuz Ramat Hakowesch.

der Mitglieder vorzubeugen. Es war wichtig, nach Möglichkeit ein Versagen dieser jungen Menschen zu vermeiden, für die in den meisten Fällen die ungewohnte körperliche Arbeit, besonders in der Landwirtschaft, inmitten einer fremden Bevölkerung, der Landessprache nicht mächtig, eine schwere seelische Belastung bedeutete.

Die Umwelt war nicht immer freundlich gesinnt. In den Augen vieler französischer Bauern waren Juden aus Deutschland eben Deutsche, „boches“, denen sie mißtrauisch gegenüberstanden, selbst wenn sie sie als Arbeitskräfte brauchten. Kontakt mit den Arbeitgebern herzustellen und ihnen zu zeigen, daß der fremde Arbeiter nicht allein stand, war von größter Wichtigkeit für die Stabilität der Hachscharah überhaupt und entschied häufig über die Beziehungen, die sich zwischen den beiden Seiten entwickelten.

Zugleich mit der beruflichen Umschichtung mußte eine geistige und sprachliche Neuorientierung angebahnt werden, um die spätere Eingliederung in Palästina zu erleichtern. Hebräischlernen, das Studium der jüdischen Geschichte und das Verständnis für die zionistische Auffassung zur Lösung der Judenfrage und Judennot, Probleme des kolonialistischen Aufbaus und der Arbeiterbewegung in Erez Israel — all das eröffnete für die meisten Flüchtlinge ganz neue Horizonte. Ohne Gemeinsamkeit in Gruppen, ohne Anregungen von einer zentralen Stelle aus, ohne gelegentliche Besuche und Vorträge, ohne Literatur über diese und berufliche Themen konnte dem einzelnen die Umstellung nicht gelingen.

Die Arbeit war wertvoll für die physische Umstellung der jungen Menschen von städti-

schen Berufen zu ländlichem Arbeitsdasein; aber diese Stellen konnten über primitive Arbeiten hinaus keine beruflichen Kenntnisse vermitteln. Andererseits war es nicht jedermanns Sache, ungelernter Landarbeiter zu werden; deshalb durfte diese Form der Ausbildung nicht allzu lange währen. Wir planten, sobald als möglich Lehrfarmen zu pachten, Instruktoren zu finden und Fachkurse oder Seminare zu veranstalten. Für all das war ein größeres, regelmäßiges Budget notwendig; aber es gelang erst nach Monaten, einen solchen Haushaltsplan sicherzustellen.

Bei einem der kurzen Zwischenaufenthalte Dr. Weizmanns<sup>21)</sup> in Paris berichteten wir ihm über die Auslandshachscharah, ihren Umfang, ihre Schwierigkeiten, ihre Aussichten, ihre Erfordernisse und unterstrichen ihren Wert für Palästina und die Menschen, die umgeschult und auf einen neuen Weg geführt wurden. Er verstand sofort, daß ein solches Unternehmen nicht ohne minimale finanzielle Sicherheit entwickelt werden konnte und versprach, in London für die erforderliche materielle Unterstützung zu sorgen.

Dr. Bernhard Kahn, der damalige europäische Direktor des „Joint“ (American Joint Distribution Committee), besprach schon wenige Wochen später in seinem Pariser Büro mit uns die finanziellen Grundlagen und formellen Einzelheiten sowie die Berichterstattung und Rechnungslegung über die Auslandshachscharah in Frankreich und ihren Rahmen in den andern Ländern. Es wurde vereinbart, daß wir die monatlichen Zahlungen in Paris durch das europäische Büro des „Joint“ erhielten. Die Gelder wurden von diesem selbst, zum größeren Teil aber vom „Central British Fund“ bereitgestellt<sup>22)</sup>.

### Der Umfang der Aufgabe

	Mai 1933 (‰)		Aug. 1933 (‰)	
bis 20 Jahre alt	150	15,7	206	20,6
von 21 bis 25 Jahre alt	393	41,4	372	37,2
von 26 bis 30 Jahre alt	273	24,8	243	24,3
über 30 Jahre alt	140	14,6	175	17,5
ohne Altersangabe	37	3,8	4	0,4
	993	100,0	1000	100,0

<sup>21)</sup> Dr. Chaim Weizmann, 1874—1952; geb. in Motol i. d. Nähe von Pinsk, Rußland; Biochemiker, Professor in Genf und Manchester; langjähriger Präsident der Zionistischen Weltorganisation und der „Jewish Agency“; 1949 erster Staatspräsident Israels.

<sup>22)</sup> Siehe Norman Bentwich, They found Refuge, London 1956 (Cresset Press), S. 92.

Um ermessen zu können, welcher Aufgabe sich der „Hechaluz“ und die chaluzische Jugendbewegung am Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft gegenübergestellt sahen, sei die Gesamtzahl von etwa 550 Mitgliedern des deutschen Landesverbandes im Januar 1933 mit den Zahlen verglichen, die im Novemberheft der vom „Hechaluz“ herausgegebenen Schriftenreihe „Cheruth“ („Freiheit“) in einem Artikel von Gerschon Melber „Snif (Ortsgruppe) Berlin in Zahlen“ angegeben sind. Danach zählte allein die Berliner Ortsgruppe im Mai 1933 bereits 993, im August 1000 Mitglieder, die sich wie folgt zusammensetzten:



Beim Vergleich dieser Zahlen darf man nicht außer acht lassen, daß zwischen den genannten Terminen der ständige Abgang in die Hachscharah durch Hinzukommen neuer Mitglieder mehr als aufgewogen wurde.

Nehemia Aloni, ein Delegierter der „Hista-drut“, der damals den hebräischen Unterricht im Rheinland leitete, stellte im gleichen Heft die 100 Mitglieder der Ortsgruppe Köln im September, die bis November auf 250 angewachsen war, einer Gemeinde von 18 000 Juden gegenüber. In Köln hatten zwar jüdische Jugendbünde bestanden, aber eine eigenständige Ortsgruppe des „Hechaluz“ bildete sich erst im Frühjahr 1933. Die „Selbstwehr“, die zionistische Wochenzeitung der CSR, berichtete in ihrer Ausgabe vom 10. Januar 1936, daß der „Hechaluz“ in Deutschland von 800 Mitgliedern im April 1933 auf 15 000 Ende 1935 gewachsen war.

Die obigen Beispiele erhärten die Tatsache, daß der „Hechaluz“ von 1933 an von Tausenden junger Juden in Deutschland als die Organisation, die Bewegung betrachtet wurde, die ihnen einen konkreten Weg zeigen konnte, der ein Ausweg aus der Lage war, in die sie unverschuldet geraten waren. Jede Verschärfung der antijüdischen Agitation, jedes Ereignis, das die Macht des Hitlerregimes festigte, jedes offenkundige Zurückweichen des Auslandes vor deutschen Ansprüchen brachte, wellengleich, neue Anforderungen an die Chaluzbewegung mit sich: Mehr Auswanderungswillige, mehr Flüchtlinge verlangten, in die Reihen der im In- und Ausland Hachscharahsuchenden aufgenommen zu werden. Der Röhm-Putsch am 30. Juni 1934, die Besetzung des Rheinlandes am 7. März 1936, die jeweiligen Parteitage, unter denen der von 1935 in Nürnberg besonderes Gewicht hatte, sind Beispiele dafür — nicht zu reden von späteren Ereignissen, wie das Pogrom, „Kristallnacht“ genannt, vom 9. November 1938.

In dem Buch von Norman Bentwich, „They found Refuge“<sup>23)</sup>, werden einige Zahlen über die Umschichtung und die Ausbildung junger Juden aus Nazi-Deutschland aufgeführt. Danach waren 9 213 junge Menschen, zum überwiegenden Teil zwischen 18 und 25 Jahre alt, etwa ein Drittel von ihnen Mädchen, zwischen 1933 und 1939 in zwölf verschiedenen Ländern Europas mit ihrer beruflichen Vorbereitung für die Emigration befaßt: in Belgien, Dänemark, Frankreich, Holland, Italien, Jugoslawien, Lettland, Litauen, Luxemburg, Polen, Schweden und der Tschechoslowakei. Von diesen 9 213 Menschen waren 4 145 auf landwirt-

<sup>23)</sup> Vgl. FN 22.

schaftlichen Einzelstellen und 3 870 in Gruppen, Kibbuzim und landwirtschaftlichen Schulen, also insgesamt 8 015. Die restlichen 1 196 befanden sich in handwerklicher, technischer, praktischer oder schulmäßiger Ausbildung. 5 414 hatten ihre Ausbildung beendet und wanderten vor Kriegsausbruch im September 1939 in andere Länder weiter, 4 600 davon nach Palästina. Diese Zahlen, die für die ersten sechseinhalb Jahre der Auslandshachscharah gelten, stellen also nicht die Gesamtzahl der jüdischen Jugendlichen dar, die aus „Großdeutschland“ kamen und sich im Rahmen des „Hechaluz“ auf ihre Alijah vorbereiteten. Sie lag wesentlich höher, schätzungsweise bei 15 000.

Erst im Frühjahr 1939 kam Großbritannien als Ausbildungsland hinzu, nachdem vorher nur einzelne Mitglieder des „Habonim“<sup>24)</sup> durch ihren Bund auf der David Eder Farm<sup>25)</sup> in Kent zu landwirtschaftlicher Ausbildung aufgenommen worden waren. Im allgemeinen aber verminderten sich die Auslandshachscharah und die Möglichkeiten einer Berufsumschichtung für junge Juden aus Deutschland in den meisten der genannten Länder infolge der politischen Ereignisse, und schließlich mußte die Auslandshachscharah in Frankreich, Luxemburg, Italien, Jugoslawien, Lettland, Litauen, Polen und der Tschechoslowakei zwischen 1936 und 1939 nach und nach aufgelöst werden.

In Dänemark beeinflusste die deutsche Besetzung, die am 9. April 1940 begann, die Lage in der Hachscharah zunächst nur auf organisatorischer Ebene. Die palästinensischen Schlichim und Zertifikatsinhaber konnten über Schweden und die Sowjetunion nach Palästina gelangen. Die einzelnen Zentren arbeiteten zunächst weiter und vertrauten auf ihre Arbeitgeber sowie auf das „Komitee for de jødiske Landvaesenseleven“ — bis die ersten antijüdischen Maßnahmen der Besatzungsmacht zum Untertauchen und schließlich, im Oktober 1943, zum Entweichen, überwiegend nach Schweden, zwangen. Das war das Ende der Auslandshachscharah in Dänemark.

In Holland, das — wenn auch nur für kurze Zeit — der deutschen Invasion am 10. Mai

<sup>24)</sup> „Die Aufbauenden“ ist der Name einer chaluzischen Jugendbewegung, die hauptsächlich in englischsprachigen Ländern sowie in Deutschland, der Schweiz und in Holland bestand.

<sup>25)</sup> Genannt nach David Eder, einer der Führer der Zionist Federation of Gt. Britain and Northern Ireland in den zwanziger Jahren.

<sup>26)</sup> S. u. a.: Adinah Kochva-Rinah Klinov, Hamakteret hehalutzit be Holland hakvushah (Die chaluzische Untergrundarbeit im besetzten Holland), Hakibbuz Hameuchad Publishing House Ltd., 1969.

1940 bewaffneten Widerstand leistete, bröckelte die Hachscharah je nach den äußeren Umständen in der verschiedenen Ortschaften und zu verschiedenen Zeitpunkten nach und nach ab. Es entstand die chaluzische Untergrundarbeit, die mit der einheimischen und dann der französischen Untergrundbewegung Kontakt suchte und sich bei der Rettung von „Jugendalijah“-Kindern in die Schweiz und im Mai 1944 von Chaluzim über Frankreich nach Spanien, mit Hilfe der Maquis, großartig bewährte. Ihre Umsicht, Unerschrockenheit und Opferbereitschaft schützten für lange Zeit viele Jugendliche vor dem Zugriff der Gestapo und rettete Mitglieder der Bewegung und der jüdischen Bevölkerung in den Lagern in Holland und auf Transporten nach dem Osten.

In Schweden, dem einzigen Lande der deutschen Auslandshachscharah, das vom Kriege verschont blieb, erweiterte sich die Hachscharah 1943 durch den Zustrom der aus Dänemark fliehenden Chawerim. Der Charakter der Hachscharah erfuhr eine wesentliche Änderung, als bei Kriegsende 1945 Überlebende aus den Lagern hinzukamen. Die Einwanderungsmöglichkeiten nach Palästina — legale und illegale — und besonders die Errichtung des Staates Israel führten 1948 zur Auflösung der Auslandshachscharah in Schweden nach fünfzehnjährigem Bestehen.

In Lettland, Litauen, Polen und der Tschechoslowakei haben nur wenig über tausend Chawerim aus Deutschland ihre Ausbildung erhalten. In den beiden erstgenannten Ländern waren 1933/34 Gruppen jüdischer Bewegungen und Vereinigungen in Handwerkerschulen und in Hachscharahkibbuzim untergebracht worden; aber es blieb bei dieser ersten und bestenfalls einer zweiten Hachscharahgeneration.

Andererseits befanden sich einige junge Menschen aus eigener Initiative, aufgrund persönlicher Verbindungen und mit eigenen Mitteln, in der Landwirtschaft, im Handwerk und auf technischen Schulen in den Ländern der Auslandshachscharah sowie in Belgien, Norwegen und der Schweiz, um sich auf die Weiterwanderung vorzubereiten. Viele von ihnen fanden gesellschaftlichen Anschluß an Gruppen von Chaluzim in organisierter Hachscharah; sie hielten diesen Kontakt aufrecht, selbst wenn sich nicht alle dem „Hechaluz“ anschlossen oder Palästina nicht ihr Ziel war.

Die Auslandshachscharah hatte in den westlichen Ländern einen nicht übersehbaren Einfluß auf die einheimische jüdische Jugend.

Sie brachte, allein durch ihr Bestehen, eine Bereicherung und Intensivierung des Lebens der jüdischen Gemeinden mit sich und wirkte der Assimilierung weiter Kreise der Jugend entgegen.

Rückblickend scheint es, daß in den ersten Jahren der deutschen Auslandshachscharah Frankreich das wichtigste Ausbildungsland war, gefolgt von Holland, Dänemark, Italien, Schweden und Luxemburg, die zusammen zwischen 1934 und 1936 jederzeit um die zweitausend Chaluzim und Chaluzot aus Deutschland auf Hachscharah hatten. Dazu kamen noch weitere 800, die während dieser Jahre nach Palästina oder — weniger — nach Übersee weitergewandert waren.

In Deutschland gelang es noch etwa bis 1938, wenn auch mit Schwierigkeiten, Ausbildungs- und Schulungsmöglichkeiten zu schaffen. Häufig waren es nur praktische Umschichtungskurse; nicht selten währten sie nur ein Jahr oder waren von noch kürzerer Dauer. Im November 1934 hatte der deutsche Landesverband „Hechaluz“ etwa 3 500 Mitglieder — 2 350 junge Männer und etwa 1 150 Mädchen —, deren Durchschnittsalter 25 Jahre war und von denen 400 verheiratet waren, auf Hachscharah. 1935 waren es 3 900 und 1936 4 500, davon ein Drittel in der Auslandshachscharah, die an Dauer und daher in fachlicher und erzieherischer Hinsicht der Vorbereitung in Deutschland entschieden überlegen war<sup>27)</sup>. Dieses Zahlenverhältnis der Hachscharah im In- und Ausland blieb bis Herbst 1938 mehr oder weniger gleich; also ein Drittel auf Auslandshachscharah.

Die zitierten Zahlen geben kein genaues Bild von der Verteilung der Auslandshachscharah auf die verschiedenen Länder. Das hängt auch mit der schon erwähnten Notwendigkeit zusammen, häufig einen und denselben Menschen von einem Land ins andere und manchmal sogar in ein drittes zu überführen, wenn seine Arbeits- oder Aufenthaltserlaubnis abließ, bevor ein Zertifikat für seine Einwanderung nach Palästina zur Verfügung stand. Ebenso wenig lassen die Zahlen erkennen, daß die Auslandshachscharah sich überwiegend aus Erwachsenen zusammensetzte, während die Vorbereitung im Dritten Reich fast ausschließlich Jugendliche umfaßte.

Es muß dabei berücksichtigt werden, daß für Kapitalisten, Rentner, Studenten und „Jugend-

<sup>27)</sup> Z. B. gab es im Juli 1939 in Schweden 63 Chaluzim, deren Hachscharah schon 3—4 Jahre währte, 8 mit mehr als 4jähriger und 4 mit über 5jähriger landwirtschaftlicher Ausbildung.



alijah", für die eine begrenzte Zahl besonderer Einwanderungszertifikate der Mandatsregierung gewährt wurden, die Möglichkeit bestand, ihre Berufsumschiebung in Palästina selbst durchzuführen.

Es wäre falsch anzunehmen, daß die Auslandshachscharah nicht sehr wichtig für den „Hechaluz“ in Deutschland war, da ja die Mehrzahl ihre Ausbildung im Dritten Reich zumindest beginnen konnten. Jedoch wären die im Laufe der Jahre im Inland errichteten Ausbildungseinrichtungen ohne den ständigen Abgang einer beträchtlichen Anzahl junger Juden — einiger weniger direkt nach Palästina und vieler in die Auslandshachscharah — schnell überfordert gewesen. Die Auslandshachscharah gab der Bewegung in Deutschland die Möglichkeit ständigen Ausweichens und erweiterte ihre Dispositionsfreiheit wesentlich. Sie erfüllte außerhalb der Reichsgrenzen auch eine gewisse soziale Funktion, indem sie junge Menschen aufnahm, die aus persönlichen Gründen von nationalsozialistischen Parteistellen oder aus wichtigen von der Polizei verfolgt wurden. Sie erhielt der jüdischen Jugend eine gewisse Bewegungsfreiheit; sie verhinderte das Erstarren innerhalb des gegebenen, häufig schrumpfenden Ausbildungsrahmens und erleichterte eine Anpassung an die widerwärtigen Gegebenheiten, die 1933 die Weimarer Republik schnell in das „Tausendjährige Reich“ zu verwandeln begannen.

Zusammenfassend soll wiederholt werden, daß die Vorbereitung auf die Auswanderung nach Palästina im Dritten Reich 1933 auf die wenigen Güter in jüdischem Besitz und einzelne, neugeschaffene Umschichtungsplätze und Fachschulen beschränkt worden war. Als 1936 die XI. Olympischen Spiele in Berlin stattfanden und der Partei und den Behörden daran gelegen war, den vielen ausländischen Besuchern das Bild eines liberalen, geordneten, friedlichen Deutschlands vorzugaukeln, verringerte sich ab Ende 1935 der Druck auf die Juden. Während dieser Periode konnten hauptsächlich 14—17jährige in rascher Folge in neuerrichteten Vorbereitungslagern ihre Ausbildung beginnen, die sie nach wenigen Monaten in Palästina (als „Jugendalijah“-Gruppen in Kibbuzim oder Kinderdörfern) oder im Ausland (als Mittlerenhachscharahgruppen) fortsetzen konnten, und auch die verhältnismäßig wenigen Erwachsenen über 18 Jahre nach kurzer Umschichtung zur Fortsetzung ihrer Ausbildung ins Ausland über-

führt wurden. Die Vorbereitungseinrichtungen im Inland und auch einige Arbeitsmöglichkeiten, z. B. in Westfalen (Paderborn, Bielefeld), waren z. T. zur Förderung der Auswanderung gestattet worden.

1937—1939 war die Haltung der Parteiorgane und der Gestapo in verschiedenen Teilen Deutschlands uneinheitlich. Förderung der Vorbereitung auf Auswanderung und starker Druck, das Verlassen des Reichs sofort zu erzwingen, wechselten sich ab. Nach dem Novemberpogrom 1938 war eine organisierte Inlandshachscharah nicht mehr möglich.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Aufbau der Auslandshachscharah des deutschen Landesverbandes „Hechaluz“ sehr unterschiedlich auf die in diesen Ländern lebenden Juden wirkte. In den skandinavischen Ländern und in Luxemburg war die chaluzische Bewegung fast nur aus der zionistischen Literatur, etwas abstrakt und idealisiert, bekannt und wurde nun durch die Chaluzim aus dem Dritten Reich quasi „importiert“. In Holland, Frankreich, Italien und England gab es bereits zionistische Jugendbünde, die — außer in Italien — durch die Hachscharah der Chaluzim aus Deutschland einen belebenden Auftrieb erhielten.

Wo das Leben der Juden volkstümlich war und pulsierte — in Polen, Litauen, Lettland, der Tschechoslowakei und Jugoslawien — blieb die Hachscharah des deutschen „Hechaluz“ in ihrer Mitte ohne Einfluß. Wo aber das Judentum sich stark an die westliche Umwelt assimiliert hatte, wurden die zahlreichen Chaluzim und Chaluzot aus Deutschland zum anregenden Beispiel und bereicherten nachhaltig das Leben der einheimischen jüdischen Jugend.

Was Israel mit den jungen Einwanderern gewann, was der Hechaluz durch seine wegweisende Erziehung für die zionistische Befreiungsbewegung bedeutete, faßte Moshe Beilinson in diesen Worten zusammen: „... Darin liegt die Kraft des Hechaluz, daß er dem jüdischen Willen, Erez Israel aufzubauen, Ausdruck gab, daß er selbst aufbrach und mit eigener Hand ein neues Glied, das größte, das volkstümlichste und das harmonischste Glied an jene heroische Kette reihte, die den prosaischen Namen „Ansiedlung der Juden in ihrem Land“ trägt ... Der Hechaluz hat die Ehre der jüdischen Nation gerettet, er hat die zionistische Organisation vor der Verkehrung ihres großen Sieges — des Mandates — in eine Niederlage bewahrt...“

## Israel und das jüdische Selbstverständnis

Ein 1965 in Frankreich und drei Jahre später in deutscher Übersetzung erschienenen Buch des französischen Soziologen Georges Friedmann trägt den herausfordernden Titel „Das Ende des jüdischen Volkes?“ Der Verfasser neigte damals dazu, die Frage zu bejahen. Er stellte die folgenden, auf kontrollierte Beobachtungen und auf Statistiken gegründeten Thesen auf:

1. Der Schmelztiegel Israel mit Einwanderern aus 102 Ländern hat bei der Mehrzahl seiner Bürger die jüdisch-traditionelle Identität geschwächt und eine neue Nation, die israelische, geschaffen. Israelisches und nicht jüdisches Selbstverständnis ist das Charakteristikum zumindest der jüngeren Generation in Israel.

2. Bei der Verwirklichung der Utopie — Israel ist das imponierendste Beispiel einer realisierten Staatsutopie — ging der chiliastische Charakter, die besondere Mission Israels verloren. Israel wird in wachsendem Maße „ein Staat wie andere auch“. Die große Mehrheit der Israeli will die Normalisierung.

3. Der Entjudaisierung der Israeli entspricht die Entjudaisierung des Diaspora-Judentums durch seine unaufhaltsame Assimilierung an die Umwelt, zumal der Antisemitismus — trotz rückläufiger Einzelercheinungen — in den modernen demokratischen Industriegesellschaften im Schwinden ist.

Die Beobachtungen, auf die Friedmann sich stützt, betreffen einmal den schwindenden Einfluß der Religion und den allgemeinen Säkularisierungsprozeß, der durch theokratische Tendenzen eher beschleunigt als aufgehalten werde, dann den wachsenden Pragmatismus der jungen Generation, die für die zionistische Ideologie der „Gründerväter“, für die kollektivistischen und asketischen Werte und das harte Arbeitsethos der Pionierzeit wenig Verständnis habe — so wenig wie für die Leidensgeschichte des Exils. Die Jugend denke heute: Schluß mit der jüdischen Tragödie! — und dränge auf Normalisierung.

Der einer Pariser assimilierten jüdischen Familie entstammende Soziologe Georges Friedmann war dem Antisemitismus erst bei Hitlers Invasion in Frankreich begegnet, zugleich hatte er sein Lehramt verloren. Seine Studienaufenthalte in Israel während der

sechziger Jahre galten dem interessanten Experiment der Bildung einer Staatsnation aus einer Einwanderergesellschaft in kürzester Zeit; dabei erfuhr er mehr, nämlich die Problematik der jüdischen Identität, die ihn selber betraf. Welche Gleichartigkeit gibt es — so lautet seine Frage — „zwischen einem Flickschuster in Kiew, einem irakischen Minenarbeiter in Timna, einem argentinischen Kibbuznik in Galiläa, einem Bankier in Paris und einem Arzt in Brooklyn?“ Sie fühlen sich verbunden in dem Maße, in dem ihre Geschicke interdependent sind oder es werden können. Das ist die charakteristische Antwort des assimilierten Juden, der sich als französischer Staatsbürger fühlt — „civis gallicus sum“ —, aber zur Judaizität bekennt.

Als de Gaulle in seiner Pressekonferenz vom 27. November 1967 Israel als Aggressor im Junikrieg offiziell verurteilte und die Juden „ein selbstbewußtes und herrschbegieriges Elitevolk“ nannte, „das nach seinem Zusammenschluß dazu übergehen könnte, seine ergreifenden, 19 Jahrhunderte lang geäußerten Wünsche ‚Nächstes Jahr in Jerusalem‘ in einen leidenschaftlichen und erobernden Ehrgeiz zu verwandeln“, analysierte Raymond Aron in einer berühmt gewordenen Replik des „Figaro“ diesen Satz als ein bedrohliches Zeichen dafür, daß der französische Staatsantisemitismus wieder salonfähig geworden sei<sup>2)</sup>. Er habe als Kind gelernt, nicht über die Zerstörung des Tempels Tränen zu weinen, sondern über Waterloo und Sedan. Jetzt fühle er sich als Jude herausgefordert und verletzt. „Sollten die Großmächte, nach einer kühlen Kalkulation ihrer Interessen, jenen kleinen Staat, der nicht der meine ist, zerstören lassen, dann würde dies zahlenmäßig winzige Verbrechen meine Lebenskraft rauben“, heißt es in einem anderen Artikel zum Junikrieg<sup>3)</sup>.

Beide Franzosen sind Nicht-Zionisten, aber sie bekräftigen eine Grundthese des politischen Zionismus, daß es der Antisemitismus sei, der die jüdische Identität vor der Auflösung bewahre. Diese Theorie hat durch die

<sup>1)</sup> Georges Friedmann, *Das Ende des jüdischen Volkes?*, Reinbek 1968, S. 239.

<sup>2)</sup> Raymond Aron, *Zeit des Argwohns. De Gaulle, Israel und die Juden*, Frankfurt a. M. 1968, S. 14, 17.

<sup>3)</sup> Raymond Aron, a. a. O., S. 72.



Existenz des jüdischen Staates und die Interdependenz zwischen dem Schicksal Israels und der Diaspora einen neuen Aspekt erhalten, wie auch das Identitätsproblem selber durch die Staatsgründung keineswegs gelöst, sondern eher kompliziert worden ist.

## I.

Wie versteht sich Judesein in Israel, das heißt: was macht den Menschen zum Juden? Die Nationalität, die Rasse, das Geburtsrecht, die Religion, der freie Wille? — oder die Kombination aller dieser Faktoren? Es versteht sich, daß es in dieser Grundfrage keine Übereinstimmung geben kann, so wenig, wie es eine einheitliche Antwort darauf geben kann, wie das Leben in einem jüdischen Staat und wie dieser Staat selber beschaffen sein soll. Eine jüdische Rasse gibt es nicht; wenn in arabischen Ländern heute von jüdischem Rassismus gesprochen wird, so ist der Begriff verwechselt oder mißbraucht. Auch ein „jüdisches Volk“ mit dem Maßstab der religiösen Observanz zu definieren, ist offenbar unmöglich.

In Israel fanden sich Juden zusammen, die ein sehr unterschiedliches Verhältnis zum Judentum haben: Da gab es die lange dort ansässigen orthodoxen Gemeinden in den religiösen Zentren des Landes (Jerusalem, Safed, Tiberias, Hebron); dann die zionistischen Kolonisatoren und Staatsgründer meist russischer Herkunft, der rabbinischen Frömmigkeit völlig entwachsen, Verkünder eines sozialistischen Populismus, von der Idee der nationalen Wiedergeburt des jüdischen Volkes erfüllt und unbeirrbar in der Überzeugung, daß die Besitzergreifung der alten Volksheimat rechtmäßig und nichts als eine „Rückkehr“ sei; dann die von der europäischen Kulturtradition geprägten und vor dem Naziregime nach Palästina Flüchtenden; dann die afrikanischen und asiatischen Juden („Orientalen“) aus den Ghettos levantinischer Städte, aus dem Jemen oder den ärmlichen Dörfern des Maghreb, diskriminiert und flüchtig die meisten von ihnen. Die Heimkehr in das „gelobte Land“ sahen sie als Erfüllung des Prophetenwortes. Die Motive der jüngsten russischen Immigration sind noch wenig erforscht; sie scheinen eher nationalen als religiösen Ursprungs zu sein — sofern sich nicht beides verbindet.

So verschieden der Erwartungshorizont der Einwanderergruppen ist, so breit ist auch die Skala von Deutungen jüdischer Identität zwischen der strengen Orthodoxie auf der einen Seite und der säkularen Volksidee auf der

anderen, zwischen dem religiös-nationalen Judentum und dem Agnostizismus europäischer Intellektueller. Keine dieser Deutungen aber, sofern sie nicht jüdische Tradition und geschichtliche Kontinuität überhaupt bestreiten, kann den religiösen Aspekt vollständig ausschalten: Es war die Religion, die das Volksbewußtsein der Juden im 2000jährigen Exil lebendig erhalten hat<sup>4)</sup>.

Jüdische Identität war bis zu den Emanzipationsgesetzen des 19. Jahrhunderts kein Problem. Seit sich bei den assimilierten Juden Westeuropas Judentum als Konfession verstand, während in Osteuropa „jüdisches Volk“ noch eine religiös-kulturelle Wirklichkeit geblieben war, wurde sie tatsächlich zum Problem. Die Zionisten lösten es bekanntlich dadurch, daß sie die bisher ununterbrochene Kontinuität und die Einheit des jüdischen Volkes voraussetzten und, indem sie auf die Gefahr seiner Zerrüttung und Auflösung im Exil hinwiesen, die Erneuerung und Wiedergeburt von Volk und Nation forderten — auf eigenem Boden und unter eigener Verantwortung. Daher versteht sich der politische Zionismus auch als eine revolutionäre und emanzipatorische Bewegung; die ihn begründende Programmschrift Leon Pinskers, des europäisch gebildeten jüdischen Arztes aus Odessa, trug den Titel „Autoemanzipation“ — Selbstbefreiung.

Es war risikoreich, aber konsequent, wenn der junge zionistische Staat 1950 ein „Rückkehrgesetz“ erließ, nach dem jeder Jude das Recht hatte, in Israel einzuwandern. Aber wer war Jude? Nach Absicht der Regierung sollte das dem Selbstverständnis und der Entscheidung des einzelnen überlassen bleiben, nach der Auffassung des Rabbinatsgerichts, das die Jurisdiktion in Personenstandsfragen ausübt, muß die Bezeichnung „Jude“ dem Religionsgesetz der Halacha entsprechen<sup>5)</sup>, andernfalls kann nur die israelische Staatsbürgerschaft erworben werden. Hier ist eine Spannung vorhanden, die häufig zu Auseinandersetzungen zwischen dem Innenministerium und dem Oberrabbinat oder zwischen den Parteien geführt hat, wobei es sich meistens um die verweigerte Einführung der Zivilehe handelte. Israel ist weder eine Theokratie noch ein moderner laizistischer Staat. Daher mußten bisher im Bereich der Personenstandsfragen von beiden Seiten

<sup>4)</sup> Vgl. hierzu Rolf Rendtorff, Religion und Gesellschaft in Israel (Ed. Zeitgeschichte), Hannover 1970, S. 73 f.

<sup>5)</sup> Die Halacha ist die Sammlung religiöser Vorschriften mit Gesetzeskraft; sie bildet den Hauptbestandteil des Talmud.

Kompromisse geschlossen und Konflikte individuell gelöst werden<sup>6)</sup>.

Älter als der Staat Israel ist die innerzionistische Kontroverse um die nationale „Normalität“: der künftige Judenstaat — ein Staat wie jeder andere oder nicht wie jeder andere? Aber worin besteht dann seine Besonderheit? Diese Grundfrage ist immer wieder variiert worden. Heute ist sie der — unausgesprochene — Anlaß zu politischen Grundsatzdiskussionen, sie trennt die Geister bei den Vorschlägen zur Friedens- und Besatzungspolitik, sie steht zwischen den Parteien und läuft mitten durch die Parteien.

Es gab von Anfang an verschiedene Zielsetzungen in der zionistischen Bewegung. Man war sich nicht einig, ob für das jüdische Gemeinwesen in Palästina eine rein jüdische oder eine binationale Lösung die richtige sei. Für den binationalen Staat setzten sich in den zwanziger Jahren Persönlichkeiten wie Martin Buber, Judah Magnes, Arthur Ruppin, Robert Weltsch und Hans Kohn ein. Der 1925 gegründete „Friedensbund“ (Brith Schalom), eine Organisation zur Förderung jüdisch-arabischer Verständigung mit binationalem Programm, stellte 1933 seine Tätigkeit ein, als die Erfahrung des Hitlerismus den Verfechtern eines jüdischen Staates (d. h. eines Staates mit gesicherter jüdischer Majorität) recht zu geben schien.

Es war in der frühen Phase des Zionismus auch umstritten, ob die Heimstatt in Palästina vornehmlich ein geistig-kulturelles Zentrum für die Judenheit der Welt oder ein souveräner Nationalstaat werden sollte, ob dieser als laizistischer Staat oder ob er auf eine Religionsverfassung zu gründen sei, ob er die Modelle des utopischen Sozialismus oder die der liberalen Demokratien Westeuropas übernehmen sollte.

## II.

Zwei Linien lassen sich in der innerzionistischen Auseinandersetzung bis heute verfolgen; man könnte sie — vereinfachend — die Buber-Linie und die Herzl-Jabotinsky-Linie nennen. Martin Buber erkannte die zentrale Bedeutung des arabischen Problems, das die Pioniere der jüdischen Kolonisation in Palä-

<sup>6)</sup> Mit großer Wahrscheinlichkeit würde sich eine Mehrheit der Israeli für die Trennung von Staat und Kirche aussprechen, aber bisher ist es dem Block der Arbeiterparteien noch stets gelungen, die offene Spaltung der Meinungen zu verhindern. Das geschieht einmal mit Rücksicht auf die Stimmen der Nationalreligiösen, dann unter Hinweis auf das opferfreudige Diasporajudentum, das man nicht vor den Kopf stoßen möchte.

stina noch beiseite geschoben hatten, verhältnismäßig früh. 1921 trat er als Delegierter der nicht-marxistischen, volkssozialistischen Fraktion der Arbeiterpartei (Hapoel Hazair) auf dem XII. Zionistischen Kongreß mit einer Resolution auf, in der er die versammelten Zionisten vor dem „Herrschaftsnationalismus“ und seinen imperialistischen Methoden warnte und die Solidarität jüdischer und arabischer Interessen am Aufbau Palästinas beschwor. Er riet später zur Aufstellung eines gemeinsamen Entwicklungsplanes für die gesamte vorderasiatische Region — ein bestechender Gedanke, aber politisch illusionär, da er die sozialistische Umwandlung einer stagnierenden, halbfeudalen, ritualistischen Gesellschaft in naher Zukunft voraussetzte. Buber stand 1921 unter dem starken Eindruck der Persönlichkeit Gustav Landauers, den Orient kannte er noch nicht. Auch wenn seine Gegner im Kongreß den Plan ernstlich akzeptiert hätten, so wäre er an den Realfaktoren gescheitert: an den Interessen und der Regierungsbefugnis der Mandatare des Völkerbunds im Nahen Osten und an dem Nationalstolz der Araber, der jede Kooperation verweigerte.

Buber fürchtete, der Zionismus könne seine soziale und kulturelle Mission versäumen und den Weg der „kollektiven Selbstsucht“ einschlagen, die man als Staatsräson verehere. Die „nationale Assimilation“ — so nannte er die Angleichung der Zionsidee an die Normalität nationalstaatlicher Existenz — hielt er für ebenso substanzgefährdend wie die individuelle Assimilation, ja für gefährlicher noch, wenn sie ihren Anspruch auf „Erwählung“ gründen sollte. 1948 hat Buber sich scharf abgesetzt vom Geist der zionistischen Staatsgründer, besonders vom politischen Pragmatismus Ben Gurions. „Unser geschichtlicher Einzug in unser Land ist durch ein falsches Tor erfolgt“, sagte er rückblickend, bekannte sich später aber doch in der „Haltung kritischer Identität“ zum Staat Israel, wie er aus dem Unabhängigkeitskrieg hervorgegangen war, als zu der „faktischen Gestalt der jüdischen Selbständigkeit“. „Ich habe nichts mit jenen Juden gemein“, heißt es in einem seiner späten Aufsätze, „die ihn bestreiten zu dürfen meinen. Das Gebot, dem Geist zu dienen, ist jetzt von uns in diesem Staat, von ihm aus zu erfüllen.“<sup>7)</sup>

Buber hat dem jüdischen Nationalgedanken und damit dem jüdischen Identitätsbewußt-

<sup>7)</sup> Martin Buber, Der Weg Israels, in: Der Jude und sein Judentum. Gesammelte Aufsätze und Reden, Köln 1963, S. 542.



sein eine besondere Bedeutung gegeben, indem er den religiösen Ursprung und die soziale Zielsetzung hervorhebt. In seinem Buch „Israel und Palästina“ (1944) heißt es, der Name Zionismus kennzeichne den Sachverhalt, daß sich die nationale Idee hier nicht, wie üblich, nach einem Volk benannte, sondern nach einem Ort, dem Sitz des Heiligtums, und daß sie damit „die ganze Fülle dieser Assoziationen“ auf sich nahm. Die Verbindung von Volk und Land stehe im Zeichen dessen, „was sein soll, was werden, was verwirklicht werden soll“<sup>8)</sup>.

Zu den geglückten Verwirklichungen des Zionsgedankens rechnete Buber das landwirtschaftliche Kollektiv, den Kibbuz. Er nannte es in seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Pfade in Utopia“ den einzigen Versuch des utopischen Sozialismus, der nicht gescheitert sei. Er ist bis heute nicht gescheitert — auch wenn es sich bei den Kibbuzim nicht um die jüdische Normalexistenz, sondern um elitäre und sehr einflußreiche Mikrogemeinschaften mit Modellcharakter handelt, die für das jüdische Selbstverständnis eine viel größere Rolle spielen, als ihr geringer Anteil an der Gesamtbevölkerung (kaum 4 %) vermuten läßt.

„Wie können wir das unabdingbare Maß irdischer Normalität erlangen und doch nicht werden wie alle Völker?“<sup>9)</sup> Mit dieser Frage rührte Ernst Simon an die Wurzel des Problems. Es war das Theologumenon der Auserwähltheit, das Buber nicht aufgab, obwohl er dessen mögliche politische Implikationen aufs schärfste verurteilte, nämlich seine totale Perversion durch den Mißbrauch messianischer Losungen für die Rechtfertigung nationalistischer Realpolitik. Zwi Werblowsky, der das Lehramt für vergleichende Religionswissenschaft an der Hebräischen Universität in Jerusalem innehat, hält auch am Erwählsein des jüdischen Volkes fest: sein wesentliches Zeichen sei das historische Bewußtsein oder die Anerkennung der Unterscheidung von allen anderen Völkern, nicht Überlegenheit und nicht Privileg. Tatsächlich sei Erwählsein in der Sprache der Bibel „klassischer Ausdruck dessen, was die heuti-

<sup>8)</sup> Martin Buber, *Israel und Palästina*, dtv 1968, S. 8, 11.

<sup>9)</sup> Ernst Simon, *Tradition und Zukunft in Israel*, in: „M. B.“ (= Mitteilungsblatt), Wochenzeitung der mitteleuropäischen Juden, 9. Sept. 1966, S. 17. Vgl. auch Ernst Simon, *Nationalismus, Zionismus und der jüdisch-arabische Konflikt* in Martin Bubers *Theorie und Wirksamkeit*, in: *Bulletin des Leo Baeck Instituts*, 9. Jg. Nr. 33—36, Tel Aviv 1966.

gen Psycho-Soziologen den ‚Identitätssinn‘ nennen“<sup>10)</sup>.

Daß das jüdische Selbstverständnis der Buberschen Richtung andere politische Konzeptionen verlangt, als sie Israels politische Führung in den letzten Jahren entwickelt hat, zeigt das Alternativprogramm der „Bewegung für Frieden und Sicherheit“ vom Mai 1969. Es beruht auf folgenden Grundsätzen:

Verzicht auf Annexionen;

Bereitschaft zu jeder Art von Verhandlungen über sichere und anerkannte Grenzen;

großzügige Lösung der Flüchtlingsfrage, bei der Israel die Initiative ergreifen muß;

Verzicht auf die Gründung jüdischer Siedlungen in den besetzten Gebieten, die feste Tatsachen schaffen;

Bereitschaft, die arabischen Einwohner der besetzten Gebiete als einen Faktor und eine Partei an der Friedensregelung zu beteiligen<sup>11)</sup>.

Israel hatte den Krieg gegen die arabischen Staaten nicht gewollt; es hatte dann um sein Überleben kämpfen müssen. Auf Seiten des Siegers sind solche Richtlinien künftiger Politik, wie sie hier formuliert werden, ungewöhnlich. Sie enthalten, unausgesprochen, die Überzeugung, daß Israels Anderssein als Volk und Staat nicht Vorteile, sondern Verpflichtungen umfaßt.

### III.

Es war bekanntlich eine der ersten Handlungen der israelischen Regierung, für Theodor Herzl, der 1904 in der Nähe von Wien gestorben war, eine monumentale Grabstätte auf einem Hügel bei Jerusalem zu errichten; er war in das Selbstverständnis des jungen Staates aufgenommen. Identifikation mit Herzl? Mit seiner Vision, seiner Besessenheit, mit seinem durchaus weltlichen Glauben, der das Metaphysische streift, mit seiner Klarheit, was künftige Katastrophen anging? Religiöse Juden lehnen die Herzl-Tradition ab, Sozialisten betrachten sie kritisch. Über dem Herzl-Museum steht als Inschrift das Motto seines utopischen Romans „Altneuland“:

<sup>10)</sup> R.-J. Zwi Werblowsky, *Israel und Eretz Israel*, in: *Der Israelisch-Arabische Konflikt*, Hrsg. H. Abosch, Darmstadt 1969, S. 219.

<sup>11)</sup> „Diskussion 27“, 1969, S. 43 f. Die „Bewegung für Frieden und Sicherheit“ ist eine Vereinigung progressiver israelischer Intellektueller, die für einen Verständigungsfrieden eintreten. Mitglieder sind u. a. Simha Flapan, Amos Kenan sowie die Professoren der Hebr. Universität Jerusalem: Yehoshua Arieli, Ernst Simon, Gabriel Stern, Jacov Talmon und Zwi Werblowsky.

„Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“ — das Wunschbild vom Judenstaat nämlich.

Der junge Buber setzte sich zu Lebzeiten deutlich von Herzl ab, in nachträglicher Würdigung sagte er aber, die Irrtümer seiner „elementar-aktiven Persönlichkeit“ seien oft fruchtbarer gewesen als die Erkenntnisse seiner Gegner<sup>12)</sup>.

Das alles läßt auf Paradoxien schließen. Der völlig assimilierte, dem Judentum entfremdete Wiener Journalist schreibt 1895 in wenigen Wochen, wie unter einem Zwang, eine Broschüre, die bald zu den klassischen Schriften des Zionismus gehört und in der die Zionsidee gar nicht vorkommt. Er hatte die antisemitischen Eruptionen der achtziger Jahre in Wien und Berlin beobachtet, den Dreyfus-Prozeß in Paris erlebt. Der innerste Kern seiner Erfahrung war der drohende Verlust der Menschenwürde, nichts sonst; er selber war kein Opfer von Verfolgung und Diffamierung, aber er empfand die Bedrohung des Judentums so elementar, daß er sich in einer plötzlichen Entscheidung mit dem gesamten jüdischen Schicksal identifizierte.

Alles ist widerspruchsvoll an Herzls Leben und Werk, die merkwürdig übereinstimmen, nüchtern und phantastisch zugleich, erfolglos und dabei epochemachend, fragmentarisch beides. Herzl starb schon mit 44 Jahren — eigentlich gescheitert.

Herzl ging von der Judennot aus. Die Pogrome im zaristischen Rußland bestärkten ihn darin, daß diese Not unabwendbar sei, da auswandernde Juden den Antisemitismus in die Gastländer einschleppen würden, so sehr sie sich zu assimilieren wünschten. Die einzige Lösung sah er in der Verfügung über ein eigenes Territorium und in der Gründung einer neuen, normal strukturierten jüdischen Gesellschaft in einem jüdischen Staat — irgendwo in der Welt. Daß es Palästina sein müsse, begriff er erst, als das Ostjudentum seinem Projekt mit der Ekstase des Zionsgedankens antwortete. Er nahm das auf, aber als etwas, das ihm fremd blieb.

Herzl dachte in bürgerlichen Kategorien. Was er entwarf, war ein liberal-demokratischer Staat mit einer pluralistischen Gesellschaft, tolerant, sozial gerecht und außenpolitisch streng neutral. Die bitteren Erfahrungen des Exiljudentums gingen in seinen Entwurf ein. Die Araber, meinte er, würden ihren Vorteil vom Judenstaat haben, man könne

<sup>12)</sup> M. Buber, *Er und wir. Die Jüdische Bewegung*, I. Bd., S. 200.

sie reich, also glücklich machen. Das war naiv, aber so unverstündlich nicht, wenn man bedenkt, wie Palästina, der verwahrloste und menschenarme türkische Sandschak, um die Jahrhundertwende noch aussah. Als Herzl seine diplomatische Aktivität entfaltete, befand sich der europäische Imperialismus auf dem Zenith, und die Überlegenheit der europäischen Kulturvölker verstand sich von selbst. Seine Verhandlungen mit dem verschuldeten Sultan, mit Wilhelm II. und mit der britischen Regierung wurden ganz im Geist dieser Zeit geführt; sie scheiterten aber. Das Projekt eines Judenstaates paßte doch nicht in imperialistische Vorstellungen hinein. Von der Kolonisation Palästinas durch die harte und geduldige Arbeit russisch-jüdischer Zionisten hielt Herzl nicht viel. „Hektar um Hektar und Ziege um Ziege“ — das dauerte ihm zu lange und wurde doch später die Grundlage der jüdischen Heimstatt. Wichtig wurden die Institutionen, die Herzl als Organe eines künftigen Staatswesens geschaffen hat, und neu war sein Begriff der Judenheit als einer weltlichen Nation. Seit Herzl gibt es jüdische Politik; bis dahin waren Juden Objekt der Politik.

Die zionistische Führung schlug nach Herzls Tod andere Wege ein. Der Durchbruch zur Staatlichkeit gelang aber erst vor dem Hintergrund und unter der Last eines apokalyptischen Geschehens.

### IV.

Als den eigentlichen Erben Herzls betrachtete sich der „Revisionismus“, eine 1925 von Wladimir Jabotinsky (1880—1940) gegründete extrem zionistische Bewegung, deren Ziele weitgehend in das Programm der Cheruth-Partei (Freiheits-Partei) und der radikaleren „Land-Israel-Bewegung“ eingegangen sind. Jabotinskys Name ist mit der „Jüdischen Legion“ des Ersten Weltkrieges, dann mit der militärischen Untergrundorganisation des „Irgun“ (auch Ezel genannt) verbunden, der während des großen arabischen Aufstandes von 1936 bis 1939 zum Gegenterror überging und die illegale Einwanderung jüdischer Flüchtlinge mit gewagten Transport- und Landoperationen systematisch ausbaute.

Jabotinskys Äußerungen zur Araberfrage wurden in der gesamten arabischen und antizionistischen Literatur und Propaganda als Beweis für den israelischen Kolonialismus und Expansionismus zitiert; dabei machte er es seinen Gegnern leicht. 1925 schrieb er, die Kolonisation sei auch in anderen Ländern



niemals mit Zustimmung der Eingeborenen erfolgt. Die Pilgrim Fathers hätten gegen die Indianer kämpfen müssen, obwohl es auf dem amerikanischen Kontinent Platz genug für beide gab<sup>13)</sup>. Jabotinsky wollte ausschließlich ein territoriales und ein nationales Problem lösen. Sein Ziel war ein Staat mit jüdischer Mehrheit „an beiden Seiten des Jordan“, der imstande wäre, einem obdachlosen Volk ein eigenes Territorium zu geben, denn etwa 8 Millionen von den 16 Millionen der Weltjudentum seien „ein Volk ohne Boden“, sagte er 1937<sup>14)</sup>. Soziale, kulturelle und ethnische Probleme wollte er unter den Primat des Staatsgedankens gestellt wissen. Für die kollektiven Experimente der Kibbuzbewegung hatte er wenig Sinn: Man müsse zuerst das Laboratorium bauen und dann erst die Rezepte zur sozialen Erlösung der ganzen Menschheit entdecken und verwirklichen.

Daß man den Widerstand der Araber ernst nehmen müsse, wußte Jabotinsky besser als die naiv-egoistischen Gründerväter, die sich mit ihrer zivilisatorischen Mission rechtfertigten. Er hielt Gewalt für unabweisbar. „Kein Volk verkauft seine Nationalphantasie für ein Butterbrot“, heißt es in der Broschüre „Der Judenstaat“ von 1937. Was solle das jüdische Volk anfangen, da es keine Landstriche auf der Erde ohne eingeborene Bevölkerung gebe, wohl aber große Territorien, die wenig besiedelt und z.T. unkultiviert seien. „Der Boden gehört nicht denen, die davon zu viel besitzen, sondern denen, die keinen haben. Ein Latifundienvolk um ein Partikelchen zu enteignen zugunsten eines Exulantenvolks, das stellt einen Akt der Gerechtigkeit dar...“<sup>15)</sup>.

Ohne Zweifel ist hier auch Demagogie im Spiel und die Übertreibung des kompromißlosen „Monisten“. Mussolini hatte Italien die „Proletarier unter den Nationen“ genannt und damit seine imperialistische Politik in Afrika gerechtfertigt. Sprachliche Analogien lagen auf der Hand. Kein Wunder, daß die zionistische Mehrheit sich von Jabotinskys maximalistischer Forderung nach einer „Großen Judenstaatslösung“ deutlich distanzierte; diese lief auch der behutsamen, immer noch englandfreundlichen Politik Chaim Weizmanns in den dreißiger Jahren stracks zuwider. Die Arbeiterparteien im jüdischen Palästina griffen den Revisionismus sogar als fa-

<sup>13)</sup> W. Jabotinsky, *Rasswjet* (Aufsatzsammlung), Berlin 1925, S. 55 f.

<sup>14)</sup> *Ders.*, *Der Judenstaat*, Wien 1938, S. 43.

<sup>15)</sup> A. a. O., S. 43.

schistisch an. Er fand aber Anhänger unter den Orthodoxen.

Jabotinsky hatte immer behauptet, das jüdische Volk habe in der Diaspora keine Überlebenschance. Hitlers „Endlösung“ schien ihm recht zu geben, aber er hat sie nicht mehr erlebt.

Wie Herzl hat auch Jabotinsky viel Faszination ausgestrahlt, er sprach die Jugend an. Sein immenser Stolz ignorierte die Demütigungen der Judenverfolgung, er sprach kühl von einem „Antisemitismus der Sachen“ (Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit, Xenophobie), der als „günstiger Sturm“ das jüdische Schiff in die rechte Richtung treibe. Wie Herzl wollte er den normalen, gleichberechtigten Staat, eine jüdische Nation in der Gesellschaft von Nationen. Aber Herzl hatte auf Garantien der Großmächte gehofft und eine künftige geregelte Massenauswanderung der Juden in ein friedliches, wohl vorbereitetes Gemeinwesen vor sich gesehen, das die Welt ein für allemal vom jüdischen Problem befreien werde, während Jabotinsky, mit den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und des Exodus aus Hitlers Europa befrachtet, den Staat eher als Wolf unter Wölfen zu sehen vermochte.

#### V.

Bald nach der Staatsgründung schlossen sich Veteranen des Irgun unter der Führung von Menahem Begin zur Cheruth-Partei zusammen, die das Programm der Revisionisten in den wesentlichen Punkten übernahm:

1. Das Endziel ist Israel innerhalb seiner „historischen Grenzen“, das Nahziel seit 1967: keine Rückgabe der besetzten Gebiete, wobei ihr Status innerhalb des israelischen Hoheitsgebietes mehrere Möglichkeiten offenlassen würde.

2. Die größtmögliche Förderung der Einwanderung. Begründet wird sie mit der These vom notwendigen und logischen Zerfall der Diaspora, die durch die Existenz Israels ihren Sinn verloren habe und von der Assimilation aufgezehrt werde.

Die Partei beruft sich bei den extremen Forderungen auf die Erfahrung, daß bei innerzionistischen Kontroversen bisher nicht die Evolutionäre, sondern die Katastrophenpolitiker recht behalten hätten — eine Feststellung, für die einiges spricht, aber längst nicht alles, da ohne die geduldige Kolonisationsarbeit der Siedler und die abwägende Diploma-

tie der zionistischen Führung Aufbau und Sicherung des Staates nicht denkbar wären.

Richtig ist allerdings, daß in Zeiten äußerster Gefahr die Zusammenarbeit mit den Revisionisten unvermeidbar zu sein schien. Das war der Fall in den kritischen Jahren vor der Staatsgründung, als man die Terrortaktik revisionistischer Splittergruppen zwar nicht guthieß, aber doch duldete<sup>16)</sup>, und in der bedrohlichen Situation des Frühjahrs 1967, als die versöhnliche Haltung der Arbeiterparteien es ermöglichte, daß sich die Cheruth als Teil des rechten Gachal-Blocks der „Regierung der nationalen Einheit“ anschloß. Nach der Annahme des Rogers-Planes durch die israelische Regierung, in der die Revisionisten ein Zugeständnis an arabische Forderungen sahen, ging die Partei wieder in die Opposition.

Es ist unverkennbar, daß im Selbstverständnis Israels — wenn wir es einmal undifferenziert und als eine Art Konsensus ansehen — auch das radikal-zionistische Element enthalten ist, in der Regierungspolitik wie in der öffentlichen Meinung<sup>17)</sup>: nämlich die Unnachgiebigkeit, die Selbstbehauptung um jeden Preis — auch um den des Sympathieverlustes in der Weltöffentlichkeit —, die Vorrangigkeit der Verteidigungsmaßnahmen und der Waffenkäufe vor sozialen Reformen, das Beharren auf den „sicheren Grenzen“, ohne sie genau zu bestimmen, und im Zusammenhang damit die Gründung jüdischer Siedlungen in den besetzten Gebieten, die den Status quo festlegen.

Wenn man jetzt auf die einfache Grundfrage zurückgeht: versteht Israel sich als einen Staat wie jeder andere?, dann lautet die Antwort: ja, es ist ein Staat, der in gefährdeten Grenzen lebte, existenziell bedroht war, der gegen eine Übermacht von Feinden siegreich war und daraus die Konsequenzen zieht. Dagegen erwartet die Weltmeinung von Israel offenbar, daß es in ungewöhnlichen Situationen auch ungewöhnlich reagiert.

#### VI.

Der schwächste Punkt der radikal-zionistischen Ideologie ist die Einschätzung der Dia-

<sup>16)</sup> Vgl. hierzu die ausgewogene Darstellung des umstrittenen Gegenstandes bei Ben Halpern, *The Idea of the Jewish State*, Cambridge/Mass. 1969<sup>2</sup>, S. 41 ff.

<sup>17)</sup> Ein symbolischer Akt war der Beschluß der Eschkol-Regierung, Jabotinskys sterbliche Reste auf dem Herzl-Berg bei Jerusalem zu bestatten.

spora; hier ist sowohl Wunschdenken wie ideologischer Dogmatismus beteiligt. Die Judentum der Diaspora beträgt mehr als 80 % der jüdischen Weltbevölkerung; in Israel leben rund 2,5 Millionen Juden von insgesamt etwa 13,6 Millionen. Die amerikanischen Juden haben bisher keine Neigung gezeigt, das Land, in dem sie gleiche bürgerliche Rechte und gleiche ökonomische Chancen besitzen, als Exil anzusehen, obwohl Solidarität und Mitverantwortung für Israels Bestehen seit dem Juni-Krieg entschieden zugenommen haben. Israel hat der jüdischen Mittelklasse in den USA, die trotz ökonomischer Erfolge ihre politische und soziale Wurzellosigkeit empfand, ein neues Gefühl von Würde gegeben. Amerikanische Zionisten haben es oft zum Ausdruck gebracht, daß Israel zur Bestätigung jüdischer Existenz in der Diaspora, nicht zu ihrer Negation beigetragen habe. Das jüdische Volk, so meint Israel Kolatt in einer Untersuchung über das Selbstverständnis der Diaspora, hätte nach der Katastrophe in einen Abgrund von Selbsthaß und Rachedurst stürzen können, es hätte die Werturteile seiner Feinde und die Apathie der ganzen Welt als Beweis seiner eigenen Unwürdigkeit akzeptieren können. Das sei nicht geschehen, „sondern die Judentum“, so fährt er fort, „hielt fest an einem traditionellen Konzept. Eine Loyalität dem Judentum gegenüber, die sich nicht orthodox, aber religiös aussprach . . . , nahm Besitz von der Nach-Auschwitz-Generation. In diesem Zusammenhang muß der Staat Israel ebenso sehr als eine Manifestation der Selbstbehauptung wie der objektiven politischen Notwendigkeit angesehen werden.“<sup>18)</sup>

Die zionistische Mehrheit in Israel ist realistisch genug, das Neben- und Miteinander von Israel und Diaspora als gegeben und als notwendig anzusehen, empfindlich ist sie nur gegen einen wirklichen oder vermeintlichen Anspruch der „Zionistischen Weltorganisation“, an israelischen Angelegenheiten mitverantwortlich beteiligt zu sein und politische Entscheidungshilfen zu geben, womit sie die Souveränität des jungen Staates angetastet sieht<sup>19)</sup>.

<sup>18)</sup> Israel Kolatt, *The Significance of Israel for Jews and for the Nations*, in: *Confrontation. Viewpoints on Zionism*, Jerusalem 1970, S. 7.

<sup>19)</sup> Nahum Goldmann, bis 1968 Präsident der „Zionistischen Weltorganisation“, bestreitet es, daß die absolute Souveränität Israels faktisch sinnvoll sei, da Israel ohne die volle Deckung und die moralische und finanzielle Hilfe durch das Weltjudentum nicht entstanden und nicht zu halten wäre. Er schlägt für die Zukunft in Analogie zur Schweiz eine Neutralisierung Israels vor: „Ein Staat, der, bloß um zu existieren, die moralische und geistige



VII.

In der neuen Israel-Literatur und in Israel-Reportagen ist häufig die Rede von einer Identitätskrise der israelischen Jugend; das Kriegserlebnis von 1967 und die wachsende Kluft zwischen ihr und der zionistischen Gründergeneration habe sie hervorgerufen. Wir kennen die bohrende Skepsis der jungen Kibbuzniks aus den „Gesprächen mit israelischen Soldaten“<sup>20)</sup> und die kritische Offenheit für das Zionismus- und Generationenproblem aus dem Buch eines israelischen Journalisten mit dem bezeichnenden Titel „Die Israelis — Gründer und Söhne“. Was hier in Frage gestellt wird, ist nicht die Notwendigkeit staatlicher Existenz und ihrer Verteidigung auf Leben und Tod. „In den Augen der jungen nachzionistischen Generation hat die Vernichtung durch die Nazis einen der Grundsätze des klassischen Zionismus aus dem 19. Jahrhundert bestätigt: ohne eigenes Land bist du der Abschaum der Erde, die unvermeidliche Beute der Bestien“, heißt es in dem Kapitel „Eine offene Wunde“ des Buches von Amos Elon<sup>21)</sup>.

Befragt wird hier das eigene Gewissen — das der Sieger, die zu Eroberern geworden sind und die sich angesichts flüchtender Araberfamilien an die Flucht ihrer Eltern erinnern. Befragt wird von jungen Pragmatikern auch das ideologische Fundament der Pioniergeneration mit den zionistischen Grundsätzen, die früher revolutionär waren und heute nur noch Leerformeln eines konservativen Establishment sind. Aber das gehört in den allgemeinen Trend zur Versachlichung und Entideologisierung der Politik und kennzeichnet das Selbstverständnis Israels weniger als die sehr konkreten Probleme, an denen heute die alternativen Grundpositionen wieder deutlich werden.

Mehr als fünf Jahre nach dem Junikrieg stagniert die Friedensfrage immer noch, und es gibt kaum Anzeichen, daß die israelische Regierung den Status quo zu beenden wünscht. Daher bewegt sich die innerzionistische Auseinandersetzung um die Frage: Was ist der Preis dafür?<sup>22)</sup>

Verbundenheit aller Juden der Welt in Anspruch nimmt, muß per definitionem ein neutraler Staat sein.“ N. Goldmann, Staatsmann ohne Staat, Köln-Berlin 1970, S. 408.

<sup>20)</sup> Hrsg. von der Kibbuzbewegung, Frankfurt 1970.

<sup>21)</sup> Amos Elon, Die Israelis — Gründer und Söhne, Wien-Zürich-München 1972, S. 231 f.

<sup>22)</sup> Das Thema wird in der überparteilichen, obwohl von linken und linksliberalen Vorstellungen geprägten Zeitschrift „New Outlook“ seit einiger Zeit ausführlich diskutiert. Die Herausgeber sehen ihre Aufgabe im Einsatz für eine detailliert vorgetra-

Es muß zuerst gesagt werden, daß die Erfolge der Regierungspolitik unbestreitbar sind. Die planmäßigen Gründungen ländlicher und städtischer Siedlungen in den besetzten Gebieten werden ohne ernsthafte Störungen fortgesetzt und verbessern die strategische Position Israels und die Ausgangslage für künftige Friedensverhandlungen. Das Terroristen-Problem hält man hier für gelöst. Die Politik der „offenen Brücken“ für den Menschen- und Handelsverkehr zwischen den besetzten Gebieten und Jordanien hat Früchte getragen, und die Beibehaltung der jordanischen Zivilverwaltung hat sich bewährt. Daß agrarwissenschaftliche Experten technische Hilfe leisten, daß man zahlreiche Versuchstationen für neue Kulturen und Methoden der Landwirtschaft und „training centers“ für gelernte Berufe eingerichtet hat, ist zweifellos eine Wohltat für das Westjordanland. Arabische Arbeiter, auch aus den überfüllten Camps des Gazastreifens, werden in wachsender Zahl in der israelischen Industrie, vor allem im Bauwesen, beschäftigt, und die Arbeitslosigkeit ist verschwunden<sup>23)</sup>.

Moshe Dayan hat — sehr viel deutlicher als die Partei-Elite der Regierungsparteien und oft im Widerspruch zu ihr — die Haltung zur arabischen Bevölkerung der besetzten Gebiete definiert. Die wirtschaftliche Integration, meint er, werde „einen neuen Typ der Beziehungen zwischen Israelis und Arabern“ schaffen und die nationalen Gegensätze entschärfen. Israel werde eroberte Gebiete behalten, müsse also mit Arabern zusammenleben; daher bejaht er eine Form binationalen Staats, in dem Israel auf Grund seiner Stärke bestimmend sein werde<sup>24)</sup>. Es versteht sich, daß die Kritiker der zionistischen Linken Dayan vorwerfen, er ziele auf ein israelisches Protektorat über die West Bank. Dies ist nur ein Punkt — der Konflikt ist grundsätzlicher Natur.

Yehoshua Arieli, der Gründer der „Bewegung für Frieden und Sicherheit“, hat gegenüber der Erfolgspolitik der Regierung die Kostenrechnung aufgestellt<sup>25)</sup>. Was ist für die Sicher-

gene Friedensinitiative und in der fortgesetzten Kritik an der Regierungspolitik. Vgl. auch „MB“, 3. Sept. 1972, S. 18.

<sup>23)</sup> Vgl. den zusammenfassenden Bericht von Mordechai Nahumi, Israel as an occupying power, in: New Outlook, Juni 1972.

<sup>24)</sup> Zum Dayan-Plan vgl. auch das Interview mit Dayan in: „Middle-East-Information“, Nov. 1971, S. 9.

<sup>25)</sup> Yehoshua Arieli, The price of the Status quo, in: New Outlook, Mai 1972.

heit und um der Erhaltung des Status quo willen geopfert worden, wo zeigen sich Risse im Gebäude? Und wichtiger noch die selbstkritische, die eigentlich jüdische Frage nach dem Weg, den Israel eingeschlagen hat oder einzuschlagen im Begriffe ist. Versäumt hat man — so lautet die Antwort — die dringenden sozialen Reformen, vernachlässigt blieb das Erziehungswesen. Gesellschaftliche Probleme, wie die des Verhältnisses von Staat und Religion und von öffentlichem und privatem Kapital, werden verwischt und vertuscht. Daß nicht vollberechtigte Bürger, die Araber der besetzten Gebiete, den Staat aufbauen helfen, läuft allen zionistischen Grundsätzen zuwider. Die Rüstungsindustrie, die großen Baufirmen, die Bodenspekulanten profitieren davon, sie sind interessiert an der Erhaltung des Status quo und an den annexionistischen Schritten der Besatzungspolitik. Das Sicherheitsdenken verdrängt das konstruktive politische Denken und das soziale Engagement, das Israels Stärke war, es korrumpiert auch die Arbeiterparteien. Schon gibt es gefährliche Anzeichen gesellschaftlichen Niedergangs, das Anwachsen der Armutsregionen nämlich, die zunehmende Klassendifferenzierung und das Auseinanderklaffen des Bildungsstandards. Da die israelische Gesellschaft „in ihrer ethnisch-kulturellen Zusammensetzung eine der kompliziertesten Gemeinschaften der Welt“ ist, droht sie auseinanderzubrechen, wenn die soziale Spaltung mit der ethnischen zusammentrifft. Hier, so meint Arieli, sei die Sicherheit Israels von innen her gefährdet.

Die Politik des territorialen Status quo hat noch andere Folgen: sie kann nicht umhin, Herrschaft auf Gewalt zu gründen, eine Entwicklung, die die israelische Gesellschaft — wie die liberale Linke fürchtet — von Grund auf verwandeln wird. Auch hier gibt es Warnungszeichen.

Die Zwangsumsiedlung der Beduinen aus dem Grenzgebiet des Gaza-Streifens wäre vielleicht widerspruchslos hingenommen worden, wenn die der Mapam angegliederte „Kibbuz Federation“ nicht öffentlich protestiert hätte<sup>26)</sup>. Zu der Tötung von Zivilisten bei den Vergeltungsaktionen im Libanon meint Amos Kenan, ein führendes Mitglied der „Bewegung für Frieden und Sicherheit“, indem er sich gegen die stillschweigende Zustimmung der Presse wendet: „Wir haben

<sup>26)</sup> Simha Flapan, The Storm over Gaza, in: New Outlook, März—April, 1972, S. 19 ff. Zum Normalisierungsprozeß im Gaza-Streifen vgl. auch Middle-East-Information, Nov. 1971.

noch nicht das Niveau von Kairos Siegesjubiläum nach der Schlächtereier in Lod erreicht, aber wir haben schon das Stadium ruhiger Befriedigung erreicht.“<sup>27)</sup>

Die Kritik ist so hart, weil moralische Indifferenz und, schlimmer noch, zynischer Pragmatismus das jüdische Selbstverständnis hier in seinem Kern verletzt haben. Es ist offensichtlich, daß die geistige Tradition des Friedensbundes „Brith Schalom“ und daß der „Hebräische Humanismus“ Martin Bubers in diesen Kreisen weiterwirkt. Die Gegner der nationalistischen Selbstgerechtigkeit oder des „Herrschaftsnationalismus“, wie Buber die säkulare Machtpolitik des normalen Staates nannte, beziehen sich auf eine jüdische Identität, die die alte menschheitliche Vision mit umfaßt, wenn sie sagen, ein Israel, das mehr auf Grenzveränderungen als auf Frieden und soziale Gerechtigkeit bedacht sei, „verkaufe sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht“ (Arieli).

Bei solcher Polarisierung der Standpunkte, wo sich Maximalisten und Minimalisten, Falken und Tauben, scheinbar unversöhnlich gegenüberstehen, übersieht man leicht das Verbindende: das klassische Ziel des Zionismus nämlich, eine friedliche Heimstatt zu gründen und eine Nation unter Nationen zu sein. Keine Erfahrung war für den jungen Staat so bitter wie die, daß die Nachbarn ihm von Anfang an das Existenzrecht verweigerten. Auch großzügige Friedensangebote wären nach dem Junikrieg auf das harte Nein der arabischen Staaten gestoßen, die sich auf die kompromißlose und unpolitische Alles-oder-Nichts-Haltung versteift hatten.

Statt in der Normalität nationaler Existenz befindet Israel sich in der Situation einer belagerten Festung, die auf die Dauer eine Festungsmentalität, eine Mischung aus Trotz, Machtgefühl und Furcht hervorbringt, Furcht, weil das Trauma des Genocids nicht heilen kann. Ihm entspricht ein arabisches Trauma: Gerade zu der Zeit, als die imperialistischen Mächte sich zurückziehen, dringt ein fremdes, verachtetes Volk in das Kerngebiet des erhofften und vage versprochenen panarabischen Reiches ein und siegt später ohne die Hilfe der Großmächte.

J. L. Talmon sagt in einer Abhandlung, die die jüdische Selbsterfahrung in die Analyse des israelisch-arabischen Problems hineinnimmt, beide Seiten kämen nicht vom Fleck, weil sie einer schwer heilbaren Neurose verfallen sei-

<sup>27)</sup> New Outlook, Juli—August 1972, S. 39.

en: Die Israelis insistierten auf der arabischen Feindschaft und die Araber auf dem israelischen Expansionismus<sup>28)</sup>. Bisher habe das Mißtrauen Israel gehindert, die „offene Stelle“ zu erkennen, wenn sie sich einmal gezeigt habe.

---

<sup>28)</sup> J. L. Talmon, Israel among the nations. Reflections on Jewish statehood. Confrontation, Jerusalem 1970.

Hat sich diese Lage seit 1970 verändert? Verändert gewiß, denn die Lösung des Friedensproblems ist näher gerückt, weil die Supermächte ein Ausbrechen des Konflikts verhindern möchten, die Lösung ist ferner gerückt und viel komplizierter geworden, weil Israels Ansprüche gewachsen sind und weil die politischen und sozialen Gegensätze die arabische Welt in unvorhersehbarer Weise gespalten haben.

### **Perez Leshem: Straße zur Rettung. Der Weg deutscher Juden nach Palästina**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 16—17/73, S. 3—20

Die Studie behandelt die Ursachen und die Problematik der Berufsumschichtung jüdischer Jugend — bedingt durch die nationalsozialistische Herrschaft in Deutschland — als Vorbereitung zur Einwanderung nach Palästina. Der Bericht soll zum Verständnis der Entwicklung der jüdisch-nationalen Befreiungsbewegung beitragen, die vor 25 Jahren zur Proklamation des Staates Israel geführt hat.

Die Einwanderung nach Palästina unterlag den drastischen Beschränkungen der britischen Mandatsregierung. Hier zeigte der „Hechaluz“ — die Organisation junger Juden zur beruflichen und geistigen Vorbereitung ihrer Einwanderung nach Palästina und ihrer Eingliederung in das „Arbeitende Palästina“ — einen Ausweg auf. Aufgrund seiner Erfahrungen in verschiedenen europäischen Ländern konnten außerhalb Deutschlands für zahlreiche der jüngeren jüdischen Emigranten Möglichkeiten für die Erlernung eines neuen, zumeist praktischen Berufes geschaffen werden. Die „Auslands-Hachscharah“ (Hachscharah: hebräisch für „Vorbereitung“) bedeutete für Tausende eine psychische und physische Rettung.

Für den Aufbau Palästinas und den Staat Israel liegt ihre Bedeutung darin, daß die überwiegende Mehrzahl derer, die aus ihr hervorgingen, heute auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, auf den Gebieten der Verteidigung und der Politik, in der Sozialarbeit und in der Gewerkschaftsbewegung tätig sind, vielfach in führenden Positionen.

### **Wanda Kampmann: Israel und das jüdische Selbstverständnis**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 16—17/73; S. 21—30

Seit der Gründung des Staates Israel ist die Frage nach der jüdischen Identität neu gestellt. In einer Gesellschaft von Einwanderern mit sehr verschiedenem kulturellen und religiösem Herkommen kann sie nicht einheitlich beantwortet werden. Zwischen der orthodoxen Auffassung der alten jüdischen Gemeinden in Palästina und der säkularen Staats- und Volksidee der zionistischen Gründergeneration und dem Agnostizismus von jüdischen Intellektuellen europäischer Herkunft gibt es vielmehr eine breite Skala von Ausdrucksformen des jüdischen Selbstverständnisses. Da die zionistische Bewegung sich von Anfang an in mehrere Richtungen spaltete, ist auch die Wesensbildung des Staates Israel verschiedenen Deutungen unterworfen. Das Problem seiner „Normalität“ steht dabei im Mittelpunkt. Ob Israel ein Staat ist wie jeder andere und so zu handeln berechtigt und verpflichtet ist oder ob ihm Sonderverpflichtungen auferlegt und Sonderrechte zugestanden sind, ist eine Frage, an der sich die Geister scheiden.

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit zwei Grundpositionen der israelischen Innenpolitik, die sich sowohl bei der Erörterung der Friedensinitiative wie bei den Verwaltungs- und Integrationsproblemen der besetzten Gebiete feststellen lassen, wobei der rechtsoppositionelle Gachai-Block die Herzl-Jabotinsky-Linie fortsetzt und im linken Flügel der Arbeiterparteien, in der Mapam und in der Kibbuzbewegung die Traditionen des Friedensbundes „Brith Schalom“ und des Martin-Buber-Kreises weiterleben. Zwischen diesen Extremen bewegt sich die aktuelle Politik der Regierungskoalition, von links angegriffen wegen ihres Beharrens auf dem Status quo und der Dominanz des Sicherheitsdenkens, von rechts wegen ihrer sich nunmehr abzeichnenden Kompromißbereitschaft. Es war die bitterste Erfahrung des jungen Staates, daß die arabischen Nachbarstaaten ihm von Anfang an das Daseinsrecht verweigerten und daß er sich — statt in der Normalität nationaler Existenz — alsbald in der Ausnahmesituation einer belagerten Festung befand.

Das Friedensproblem hat demnach mehrere Aspekte: Seine Lösung ist nähergerückt, weil die beiden Supermächte eine militärische Konfrontation im Nahen Osten zu verhindern wünschen; sie ist komplizierter geworden, weil sie in Israel innenpolitische Kontroversen hervorruft und weil die Instabilität der von politischen Gegensätzen und sozialen Spannungen zerrissenen arabischen Welt erheblich zugenommen hat. Man müßte dem Selbstverständnis Israels das viel schwerer zu definierende arabische Identitätsproblem gegenüberstellen können — ihre Interdependenz ist heute offenkundig.



AMSTERDAM

Amsterdam



Amsterdam und seine Juden

# Begegnungen in der Stadt der Anne Frank

Wo vor 40 Jahren die Leidenszeit des Kindes begann, ist auch das Gespräch mit der heutigen Generation nicht frei von Beklommenheit

Von unserem Redaktionsmitglied Gerd Kröncke

Amsterdam, 25. Juni

Im Halbdämmer eines Sommerabends, eine weiße, träumende Katze zu Füßen und den Blick gerichtet auf die Bäume des Parks vor dem Fenster der Wohnung, spricht Renate Rubinstein auch über Anne Frank. Renate Rubinstein, eine Frau mit zarten Linien von den Mundwinkeln zur Nase und einigen stärkeren um die Augen herum, ist in den Niederlanden eine begehrte Gesprächspartnerin. Eben erschien ihr Porträt auf dem Titelblatt eines Wochenmagazins. Sie hat ein Dutzend Bücher veröffentlicht, und ihre wöchentlichen Kolumnen in *Vrij Nederland* werden gelesen wie einst in der Bundesrepublik die von Jens Daniel, den kaum noch einer kennt. Renate Rubinstein, deren Schwäche vielleicht ihr Selbstbewußtsein, deren Stärke sicher ihre Verletzlichkeit ist, gehört zu jenen klugen Frauen, mit denen man Seit' an Seit' schreiten möchte. Sie ist stolz auf ihren Namen, den sie vom Vater hat. Sie ist als Deutsche geboren, wie Anne Frank, und sie ist, wie Anne Frank, Jahrgang 1929.

Avraham Soetendorp treffe ich im Gemeindezentrum der liberalen jüdischen Gemeinde von Amsterdam. Die Synagoge ist ein moderner Zweckbau und erinnert an protestantische Kirchen in bundesdeutschen Trabantenstädten der sechziger Jahre. Sie ist benannt nach dem Vater Soetendorps, der auch ein Rabbiner gewesen ist. Der Sohn nun verkörpert keineswegs das Klischee vom Rabbiner mit Bart und schwarzer Kappe. Er wirkt, freilich nur auf den ersten Blick, eher wie ein erfolgreicher, selbstsicherer Geschäftsmann. Auch er kommt auf Anne Frank zu sprechen, hat neulich einen offenen Brief an jene holländische Jugend verfaßt, die heute so alt ist, wie Anne Frank damals war. Mit diesem Rabbiner verbindet mich, neben anderem, der Jahrgang: 1943. Deutsche Eltern mußten zu jener Zeit sehen, wie sie ihre Kinder durchbrachten, irgendwie. Avraham Soetendorps Eltern haben den Sohn weggeben müssen, damit er überhaupt eine Chance hatte. Ein katholischer Ehepaar rettete ihn vor den Deutschen.

Schließlich, in einer jener Broodjess-Stuben einer Nebenstraße der Keizersgracht, habe ich mit Tamarah Benima über Anne Frank gesprochen. Die Jüdin Tamarah, eine Frau über dreißig, hat eine Weile, freiwillig, als Krankenpflegerin in Berlin gelebt. Während wir einander zuhören, keinen Blick für die Gasse und keinen für die bei-

den Punks hinter uns im Lokal haben, rollt Tamarah ohne Pause ein Stückchen Papier zwischen den Fingern. Einmal sagt sie, wie komisch es doch sei, wieder mal deutsch zu reden. Tamarah weist mir den Weg in den Süden Amsterdams.

Dort, wo Amsterdam gerade noch schön ist, bevor es in Ausfallstraßen zerfranst, dort hat am Merwede-Plein die Familie des Kaufmanns Otto Frank bis zu jenem regnerischen Julitag des Jahres 1942 gelebt. Die Hausnummer 37 ist verblieben und durch ein Schild ersetzt. Der Blick aus den Fenstern des Hauses, in dem die Franks gewohnt haben, fällt auf die Grünanlage - ein großzügiger Platz in einer bürgerlichen Gegend; es riecht hier jetzt nach frischgemähtem Gras; Kinder rennen über den Rasen. Ein paar Schritte weiter, an der Einmündung zur Rooseveltlaan, ist eine Buchhandlung, die es auch damals schon gegeben hat. Vor ihr haben Anne Frank und ihre Freunde manchmal gestanden. In der Auslage hängt auch ein Foto von Renate Rubinstein.

Ein Stück den Boulevard hinunter, der damals Zuider Amstel Laan hieß, rechts in eine Seitenstraße einbiegend und dann wieder links, kommt man zur Montessori-Schule, die Anne besucht hat bis zur 6. Klasse und die nun Anne-Frank-Schule heißt. Sprayer haben allerlei Albernheiten an die Backsteinwand gesprüht; auf Englisch, das klingt lässiger. Zum Beispiel: „When god created the world, he was joking.“ Sonst scheint das meiste wie vor vierzig Jahren, und für eine Filmkulisse müßte man nur die paar neuen durch alte Autos ersetzen, vielleicht die Auslagen der kleinen Läden austauschen.

Nicht daß dies früher ein ausgesprochen jüdisches Viertel gewesen wäre. Aber die Juden sind dort immerhin eine starke Minderheit gewesen. Und von denen, die überlebten, sind manche in diese Gegend zurückgezogen. Die neue liberale Synagoge, die Soetendorp-Synagoge, ist in dieses Viertel gebaut worden, und auch die jüdische Mensa ist nahe. Die Mensa in der Laireessestraat ist der einzige Ort, an dem alle, sofern sie sich nicht völlig assimiliert haben, einander treffen. Hier ißt man koscher, mancher regelmäßig, der Rest nur ganz gelegentlich. Tamarah Benima hat dort, nachdem sie sich mit ihrer Familie überworfene hatte, ihren alten Vater wieder getroffen.

Vom Amsterdamer Süden ist es ein langer Weg bis zur Prinsengracht, ein Weg, den die Familie Frank damals, bis auf Margot, die ein Fahrrad hatte, zu Fuß gegangen ist. Mit vielen Kleidern übereinander und dem gelben Stern auf der Brust. „Wir zogen uns alle vier so dick an“, notierte Anne Frank in ihr Tagebuch, „als ob wir im Fridgeaire übernachten wollten.“

Das Haus, in dem sie sich versteckten, ist heute ein Museum, das jährlich Hunderttausende besuchen. Wenn man jetzt so davor sitzt, hört man, dienstags, vom Turm der Westerkerk ganze Fugen und das Ave Maria, das Glockenspiel, das manchem im Hinterhaus-Schlupfwinkel gelegentlich auf die Nerven gegangen ist; Anne Frank hingegen mochte es gerne hören. Um die Mittagszeit will es gar kein Ende nehmen. Auf der Bank vor diesem Haus Nummer 263 sitzen bisweilen Menschen, die noch ganz benommen sind, etwa ein junger Schwarzer, der einfach vor sich hinweint, während er mechanisch in seinem Reiseführer blättert. Ein wenig erinnert die Situation an einen Kinosaal, wenn nachdenklich-ernste Menschen herauskommen und auf heitere Müßiggänger treffen. Sicher hat dieses Haus auch touristischen Charakter. Mädchen in T-Shirts (Cleveland-University) posieren vor dem Eingang und lassen sich für den Dia-Abend ablichten. Manchmal sieht man einen Amateur mit großer Ausrüstung über der schiefen Schulter forstasten, über die Brücke, auf die andere Seite der Gracht, um von dort die Braut mit kräftigen Gebärden in die richtige Photo-Position zu diri-



NUR NOCH WENIGE halten sich exakt an die Regeln der Väter: Orthodoxe Juden vor einer Synagoge in Amsterdam. Photo: Sweering

gieren. Auf der Gracht schippert die *Flamingo* mit Fremden vorbei: „Rechts sehen Sie...“

Es gibt viele Möglichkeiten. Zum Beispiel könnte Anne Frank heute Kinder haben, die nun auch schon aus dem Hause wären, und sie hätte sich all die Jahre mit den Widrigkeiten der Normalität herumplacken müssen. Vielleicht wäre sie Künstlerin geworden oder so populär wie Renate Rubinstein. „Wenn Gott mich am Leben läßt“, hatte Anne Frank notiert, „werde ich mehr erreichen, als Mutter je erreichte... ich werde in der Welt für die Menschen arbeiten.“ Anne ist uns gegenwärtig mit ihrem offenen Kindergesicht und dem Lachen der Zwölfjährigen, wie es auf der niederländischen Briefmarke zu sehen ist, mit der Renate Rubinstein ihre private Post frankiert. Nachdem Anne 13 geworden war, ist sie nicht wieder fotografiert worden, und bevor sie 16 wurde, war sie tot.

Vor 40 Jahren, im Juni, hatte Anne Frank das Tagebuch begonnen, durch das sie später weltberühmt geworden ist, und am 8. Juli 1942 war die Familie des Kaufmanns Otto Frank in das Hinterhaus an der Prinsengracht gezogen. Anne Frank war 15 Jahre alt, als die „grüne Polizei“ der deutschen Besatzer in das Haus eindrang, den Aktenschrank, der das Versteck tarnte, zur Seite schubte, und in das Hinterhaus einfiel. In Bergen-Belsen ist das Mädchen, kurz vor der Befreiung des Lagers, zu Grunde gegangen.

In Amsterdam war, vor der deutschen Besatzung, jeder zehnte Bürger eine Jüdin, 80 000 waren es insgesamt - jüdische Amsterdamer, wie der Direktor der Anne-Frank-Stiftung Bouc van der Wal sagt, oder, worauf Mau Kopuit, Chefredakteur des neuen israelischen Wochenblatts, besteht, amsterdamer Juden. 20 000 konnten überleben, versteckt von ihren Mitbürgern. Heute wohnen im ganzen Land noch 30 000, die Hälfte von ihnen in Amsterdam. Das ist eine offene Stadt, und die Toleranz ihrer Bürger läßt Men-

schen anderen Glaubens oder anderer Hautfarbe oder politischer Grundhaltung noch am ehesten heimisch werden. Auch wenn mancher Holländer, einschränkend, die Duldsamkeit des Landes für eine kaufmännisch-zweckmäßige Toleranz hält, die man sich leisten kann: In Amsterdam, das immer auch als ein wenig anarchisch gilt, könnte sie tiefer gehen. Geborene Amsterdamer oder solche aus Zuneigung nennen ihre Stadt gerne „Mokum“ - ein jüdisches Wort für Städtchen - und daß nun schon zum zweiten Mal ein Jude Bürgermeister geworden ist, war, so wird versichert, nie ein Thema, sprach weder für noch gegen Juden.

Im Stadtbild fallen sie nicht weiter auf, sind kaum vom Habitus her als Juden zu erkennen; nur die wenigsten halten sich exakt an die Regeln und Bräuche der Väter. Man muß beinahe Glück haben, in der Geritt van de Veen-straat jenen jüngeren ersten Herren mit schwarzen Hüten zu begegnen, Talmud-Schülern aus der Kehilla-Jiakov-Synagoge. Und wie aus einer anderen Zeit ist der Aushang, mit dem Sal Meyer am Nieuwe Markt kund und zu wissen gibt, daß seine belegten Broodjes garantiert koscher sind - „onder rabbinaale toezicht“, feilgeboten unter der Aufsicht eines Rabbis also. Die jüdische Gemeinschaft ist zwar eine kleine Gruppe, aber unterhält doch eine komplette Infrastruktur, mit Synagogen, Schulen und Krankenhäusern, Buchhandlungen und einem starken Vereinsleben, mit einer eigenen Zeitung.

Orthodoxe, wie der Journalist Dick Houwaart, der unermüdet für die jüdische Identität streitet, treten für eine Rückbesinnung ein. „Man kann nicht jüdisch genug sein“, sagt er, „je jüdischer, je besser.“ Tamarah Benima, deren Großvater immer an Deutschland und besonders an Berlin geglaubt hatte und der in Sobibor umgebracht wurde, ist nach einem Aufenthalt in Israel vier Jahre lang in Berlin gewesen. Sie wollte eine reale Beziehung zu den Deutschen aufnehmen. Um „das Niemals-vertrauen-Können, die Angst“ zu lösen. Avraham Soetendorp hat noch 1978, als er zum Kirchtag nach Nürnberg fuhr, seiner Gemeinde eine Reise in die Schweiz vorgemacht.

Gelernt habe ich wie andere vor mir, daß man durchaus mit Juden reden kann, ohne gleichzeitig von Gott zu sprechen. Nur die Minderheit ist religiös wie Dick Houwaart, viele sind es nur wie ein beliebiger Christ, der seit Kommunion oder Konfirmation nicht mehr in der Kirche war. Aber man kann nicht mit ihnen reden, ohne an Auschwitz erinnert zu werden, das Gedenken an den Holocaust bindet mindestens genauso wie die Religion. Das Jude-Sein hält diese Gemeinschaft nicht so sehr beieinander wie die Solidarität mit Israel. Wenn es um den Staat Israel geht, sind die meisten bewußte Juden, auch wenn sonst mancher über die Starrheit und Sturheit der Orthodoxen klagt. „Ein Jude ist jemand“, sagt der gebürtige Deutsche Hermann Bleich, ein freundlicher und kenntnisreicher Journalist, seit fast einem Menschenalter in den Niederlanden lebend, „der sich selbst als Jude empfindet, weil er sich mit dem Judentum unter allen Umständen verbunden fühlt.“

Und keiner, der nicht sein Trauma hätte, mit Deutschen und Deutschland umzugehen. Renate Rubinstein, an die ich neuerdings denken muß, wenn mir Anne Frank in den Sinn kommt, verdankt ihr Leben dem Umstand, daß nach der rassistischen Strategie der Nazis zuerst die sogenannten Volljuden ermordet wurden. Sie ist Tochter einer christlichen Mutter und, so formuliert sie, „Hitler hat nicht lange genug gelebt, auch die Halbjuden umzubringen.“

Gleich bei der Machtergreifung - ein Wort, das die Holländer aus dem Deutschen übernommen haben - ist die Familie nach Holland emigriert. Zwei, drei Jahre hat sie ihr Glück auch in England erhofft. Aber es gab schon zu viele emigrierte Juden auf der Insel, zu viele zumal, die ihr Glück wie Vater Rubinstein im Tuch-Gewerbe suchten. So sind sie zurückgekehrt, auf den Kon-

tingent, nach Amsterdam, und fühlten sich trotz allem immer noch als Deutsche. Renate Rubinstein erinnert sich noch, wie sie als Kind ihren Bruder mit dem sehr deutschen Namen Günter auf der Straße rief und wie die holländischen Kinder sie auslachten. Ihr Bruder nannte sich seither nur noch Jan, heißt auch heute so.

Deutsche konnten sie also nicht mehr sein. Aber „das Jude-Sein war für mich eine große Überraschung“, sagt Renate Rubinstein. Als die Wehrmacht einmarschierte, muß der Vater schon auf der Liste gestanden haben. Denn da er keinen kannte, der ihn versteckt hätte, und da der Versuch, noch mit einem letzten Schiff zu entkommen, mißglückte, haben sie ihn bald geholt, die von der „grünen Polizei“. Den Kindern erzählten die Schergen, sie brauchten nicht zu weinen, der Vater werde bald wiederkommen. Wie diese Typen das wohl tun, wenn Kinder ihnen ein schlechtes Gewissen machen? Und diese Kinder haben ihnen lange geglaubt. Renate Rubinstein hat noch eine ganze Weile von dem Bißchen, das sie hatte, etwas beiseite gelegt. Schokolade und Bonbons für den Vater. In Auschwitz ist er ermordet worden.

Das Deutsches, das Renate Rubinstein spricht, ist nicht mehr das einer Deutschen, sondern das durchschnittlich gute Deutsch eines gebildeten Holländers. Sie hat diese Sprache fast vergessen und später nie systematisch wieder gelernt, und kein Hauch von Berlinerisch ist mehr zu spüren. „Ne jolden jessottene Jans ist 'ne jute Jabe Jottes“, kann sie zwar sagen, doch nur deshalb, weil das ihre Mutter immer so gesagt hat.

Sie ist Holländerin, auch wenn sie noch einmal, nach der Rückkehr aus Israel, in den fünfziger Jahren für kurze Zeit einen deutschen Paß gehabt hat. Und sie ist Jüdin im Gedenken an den Vater. Nicht ohne Widerspruch: „Für die Juden zählt die Mutter und für den Rest der Welt der Vater und sein Name.“ Von der Verwandtschaft des Vaters hat keine der Lager überlebt, aber manchmal nennt Renate Rubinstein, aus Verkehrung und nicht ironisch, den großen Artur Rubinstein ihren Onkel.

Es hat lange gedauert, bis Renate Rubinstein halbwegs normal mit Deutschen verkehren konnte. „Daß man wirklich nichts fühlt“, sagt sie, „das wird nie sein.“ Fast automatisch, bei jeder Begegnung mit Älteren, mutmaßt sie, was jemand gewesen sein könnte in jenen Jahren. Und selbst wenn sie einen Holländer über sechzig trifft, dann ist ihr wichtig, was der während der deutschen Besatzung gemacht hat. So, denke ich, würde vielleicht Anne Frank argumentieren. „Wenn einer heute 60 ist, und er hat nichts gemacht im Krieg...“, sagt sie und zögert, den Satz zu beenden. „Nichts gemacht zu haben, das reicht auch nicht.“ Einmal, jemand hatte sie zum Essen ausgeführt, hat Renate Rubinstein selbst ein paar Jahre weggeschummelt, sich etwas jünger gemacht. Es war ein Eiertanz, weil diese holländische Generation sehr schnell vom Krieg spricht, und ein paar Jahre jünger oder älter zu sein, ist wichtig für jede Biographie.

Für das Leben des Avraham Soetendorp ist das Wunder, im Kriege geboren zu sein und die-



„DASS MAN WIRKLICH nichts fühlt, das wird nie sein.“ Renate Rubinstein über den Umgang mit Deutschen. Photos: Kröncke-Schumann

sen dann auch noch überlebt zu haben, untrennbar mit seiner geistigen Existenz verknüpft. Er nennt jenes katholische Ehepaar, das ihn versteckt hatte, ohne jeden Zusatz, seine Eltern. Er hat halt doppelt Eltern gehabt. Aber erst vor zwei Jahren erfuhr er, wie dieser katholische Vater unmittelbar vor der Befreiung, noch am 5. Mai 1945, umgekommen ist: Mit seinem Körper hat er deutsche Geschosse von dem Kind abgehalten.

„Wenn ich an Anne Frank denke“, sagt Avraham Soetendorp, „dann denke ich an meine Tochter.“ Eine von ihnen, Tamar, zwölf Jahre alt, hat eben ein neues Buch über Anne Frank gelesen. Und danach gefragt: „Vater, was tun sie, wenn der dritte Weltkrieg beginnt?“ - „Ich werde, wenn ich die ersten Tage überlebe, versuchen, die Rebellion gegen den Krieg zu organisieren.“ - „Ich nicht“, hat Tamar da gesagt, „Ich werde mich töten. Ich will nicht mitmachen, was Anne Frank mitgemacht hat.“

Der Rabbiner kleidet seine Liebe zu Israel gern in blumige Worte: „Israel, das ist mein Traum“, sagt er, „ich liebe Israel, weil ich liebe Bäume mit Äpfeln.“ Aber dann ist da die Angst, daß der Traum entgleiten könnte. „Wenn Israel nicht mehr existiert, will ich auch nicht mehr existieren, aber wenn Israel existiert wie ein Sparta, ohne Ideale, dann kann ich auch nicht existieren.“ „Was in Beirut passiert“, sagt er, „das ist für mich nicht zu ertragen.“

Die Juden in Amsterdam - manchem kommt es so vor, als rückten sie enger zusammen. Der Rabbiner schildert, daß Menschen, die angeblich schon lange nicht mehr an Gott glauben, wieder in die Synagoge kommen und laut das „Höre, Israel, er ist unser Gott“ beten. Und wenn sie gefragt werden, warum sie denn beten, da sie doch nicht glauben, sagt wohl einer, daß dies die Seinen gesungen haben, noch zehn Minuten vor dem Tod. Andere kehren in die Gemeinde zurück, aber bestehen darauf, nicht in Verzeichnissen geführt zu werden. Sie wollen nie mehr auf einer Liste stehen.



LÄSST SICH DIE SCHWIERIGKEIT, den Deutschen jemals wieder vertrauen zu können, überwinden? Die Amsterdamer Jüdin Tamarah Benima.

E. M. LANG

Kanzlerfest 82





ANTISEMITISM

Antisemitism



## Wie Juden auf der Alb zu Wucherern wurden

Vor knapp einem Jahr, im Mai 1987, war er zum ersten Mal mit seinem Verdacht an die Öffentlichkeit getreten: Die Laichinger Hungerchronik, eine der wichtigsten Quellen für die Hungerjahre 1816/17 auf der Schwäbischen Alb, sei vermutlich gefälscht. Günter Randecker, diplomierter Volkswirt und Mitarbeiter am Münsinger Stadtarchiv, stieß sich vor allem an antijüdischen Tendenzen des angeblich zeitgenössischen Dokuments: Jüdische Händler und Wucherer, so heißt es dort, seien schuld am Hunger gewesen. Mit seinem Fälschungsvorwurf erntete der Außenseiter zunächst Widerspruch bei den Experten — nun aber hat er doch recht behalten.

„Die Laichinger Hungerchronik ist mit Sicherheit nicht zeitgenössisch“, stimmte ihm Professor Hans-Martin Maurer vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart kürzlich auf einem wissenschaftlichen Symposium in Münsingen zu. Angefertigt wurde das 40-Seiten-Konvolut, wie sich in einer genauen Untersuchung von Papier, Tinte, Handschrift und Stil herausgestellt hat, statt dessen von seinem vermeintlichen Entdecker, dem Oberlehrer und Heimatkundler Christian August Schnerring — wahrscheinlich während des 1. Weltkrieges.

„Auch viele Händler gehen um von Buttenhausen, und der Abraham kauft

alles Getreide zusammen“, berichtet die Chronik, die noch 1985 in einem Hochglanzband des Alb-Donau-Kreises vollständig und undistanziert abgedruckt wurde. Und weiter: „Heute sind wieder vier Fuhren für den Abraham fortkommen nach Blaubeuren; sollen in die Schweiz gehen. Wäre gescheiter, sie blieben da und der Jud fort.“ Durch solche Formulierungen war Randecker erst auf den Text aufmerksam geworden. Gestolpert ist er über den Ausdruck „Profitjude“, der seiner Meinung nach eher in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts gehört als in die Zeit um 1810. Anhand von Details wie Getreidepreisen, Wetterbeobachtungen und Personennamen („in der fraglichen Zeit gab es in Buttenhausen so einen Abraham gar nicht“) wies er dann nach, daß die Chronik nicht original sein kann.

Autoritäten wie Professor Günter Moltmann von der Universität Hamburg und Hans Medick vom Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte hatten den „detaillierten und wegen seiner Anschaulichkeit besonders wertvollen Bericht“ (so etwa Moltmann) in ihren Arbeiten zitiert — wenn auch nicht ohne vorsichtiges Mißtrauen. „Die Kornju-

den von Buttenhausen wurden zu Sündenböcken gestempelt, obwohl sie selbst die Getreideknappheit und Teuerung nicht verschuldet hatten“, kommentierte Moltmann in einem von ihm herausgegebenen Sammelband. Und Hans Medick sah sich genötigt, in Klammern zu erläutern, der Begriff „Kornjude“ hätte „nicht etwa nur für Juden“ gegolten, sondern als „allgemeine Bezeichnung für Wucherer“ überhaupt. Beide nahmen die antijüdischen Passagen als Zeugnis der ideologischen Befangenheit während der Hungerzeit — auf den Gedanken einer nachträglich und absichtlich vorgenommenen Geschichtsfälschung kamen sie nicht.

Randecker beschuldigt sie deshalb, unkritisch dabei mitgeholfen zu haben, „antisemitisches Gedankengut“ zu verbreiten. Ein Vorwurf, der bei den Betroffenen entschieden auf Unwillen und Ablehnung stößt. Man könne nicht jede Quelle überprüfen, rechtfertigte sich Günter Moltmann auf dem Symposium — schließlich werde der Wahrheit auch kein Dienst erwiesen, wenn man die „für die Jahre 1817-19 sehr geläufige Judenfeindschaft“ zu leugern versuche.

Einen Schritt weiter noch ging Wolf-

gang Kaschuba, wissenschaftlich mitverantwortlich für die Stuttgarter Napoleonausstellung, die sich ebenfalls auf Angaben aus der gefälschten Chronik gestützt hatte. Die Quelle sei eigentlich gar keine Fälschung, stellte er richtig, eine solche nämlich setze Böswilligkeit voraus. Schnerring dagegen habe während des 1. Weltkrieges nur Erfahrungen aus vergangenen Hungerzeiten eindringlich machen wollen.

Ein bißchen viel der Differenzierung. Denn die drei wesentlichen Tendenzen der Chronik, die Rückführung des Hungers auf (jüdischen) Wucher, der Freispruch der Bauern von jeglicher Mitschuld und die Darstellung des Staates als uneigennütigen Helfer — all das hält den historischen Fakten nicht stand. Jüdische Händler, erst 1787 in der Gegend angesiedelt, bettelarme Hausierer damals, kommen in keiner anderen Quelle vor. Es war vor allem eine Gruppe begüterter (christlicher) Bürger und Bauern, so das Resultat der lokalen Nachforschungen von Hans Medick, die vom Hunger ihrer Mitbürger und Glaubensbrüder profitierten: „Die Reichen wurden durch die Hungerkrise zu Superreichen gemacht.“ Auch der

Staat spielte eine recht unrühmliche, auf eigene Bereicherung bedachte Rolle: Den Armen ließ er nur die Wahl zwischen Hunger oder Verschuldung. Einer der größten Kreditgeber („zu ortsüblichen Zinsen allerdings“, entschuldigt ihn Medick) vor Ort übrigens war der protestantische Pfarrer.

Um so fataler die Wirkung von Schnerrings Elaborat: Neun Tage nach der Reichskristallnacht erschien im „Alb-Boten“, der für das Münsinger Gebiet zuständigen Regionalzeitung, ein langer Artikel über die Hungerjahre 1816/17, der sich explizit auf die Laichinger Chronik beruft — an die Adresse der, wie es damals hieß, „berufsmäßigen Nörgler und Meckerer“. Und am 7. Januar 1939 schrieb Schnerring selbst in derselben Zeitung einen langen Bericht über „Das Hungersterben auf der Alb“ — in dem er wiederum die Juden, nun als „Nothyänen“ bezeichnet, für die Hungersnot verantwortlich macht — mit deutlichen Anspielungen auf die Zeit des Nationalsozialismus: „Auch die Bauern, von den Judenwucherern zuvor, schon im Vorsommer 1816, durch lockende Preise zum Verkauf etwaiger Vorräte ermuntert, hatten nichts mehr zu essen“ — „Jetzt ein Winterhilfswerk. Nötiger war es nie. Doch statt Hilfe kam der Wucher.“

KLAUS STARK (Tübingen)



# Der gelbe Fleck

Wie weit die Verwirrung in den sogenannten gebildeten Kreisen durch die Deutschtümelei gediehen war, zeigt die Ansicht eines Romanschriftstellers Hundt-Radowsky, für den der Mord an einem Juden kein Verbrechen war, sondern ein Polizeivergehen. Er äußerte Ansichten, wie man die »Judenfrage« lösen könne. Seine Vorschläge von damals muten an wie die Nazipolitik der »Endlösung«. Die Kinder Israel solle man entweder den Engländern als Sklaven für ihre indischen Plantagen verkaufen oder sie durch Arbeit im Bergbau vernichten. Die Fortpflanzung der Juden solle verhindert werden durch Kastration aller Männer und Unterbringung aller jüdischen Frauen in Bordellen. »Am besten wäre es jedoch, man reinige das Land ganz von dem Ungeziefer.«

Es gab Gegenstimmen. Der Kirchenrat Johann Ludwig Ewald widerlegte die damaligen Judenhasser. Er hatte den Talmud ernsthaft studiert; er erklärte, im Talmud werde nicht das Geld verherrlicht, sondern die Achtung vor der Arbeit und dem Handwerk und dem Ackerbau. In diesem gewaltigen Werk hätte er kein Gebot gefunden, das befehle, Christen auszubeuten.



Ein Erlanger Professor der Philosophie und Staatswissenschaft, Alexander Lips, schrieb 1819 ein Buch »Über die künftige Stellung der Juden in den deutschen Bundesstaaten«. Er wollte diesen Gegenstand auf die einfachen Prinzipien des Rechts zurückführen. In seiner Schrift forderte er, die Christen sollten sich besinnen, warum sie eigentlich die Juden hasen, es läge nur der Nahrungsneid diesem Vorurteil zu Grunde. »Dem Kinde impfen sie schon Judenhaß ein, im späteren Alter nähren wir ihn noch mit geschäftiger Hand; aber die Ursachen, die ihn erzeugen, und Triebfedern, die in uns selber liegen, unseren eigenen Haß und unseren Ausschließungsgeist klagen wir nicht an.« Die Juden sollten, so schrieb Alexander Lips weiter, zum staatsbürgerlichen Geist erzogen werden, die Christen aber zur Humanität und Gerechtigkeit. Und er forderte zum Schluß: »Bieten wir den lange vergessenen Brüdern die Hand.«

Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, der Kleinstaaterei, die nur in dem völlig unverbindlichen Deutschen Bund eine Klammer hatte, der aus dieser Unzufriedenheit wachsende Patriotismus, das Gerede vom christlich-deutschen Staat, die romantische Sehnsucht nach einem starken deutschen Reich wie im Mittelalter, der Haß auf die gerade überwundene Franzosenherrschaft und damit auch der Haß auf die Errungenschaften der Französischen Revolution erzeugten eine merkwürdig romantisch-reaktionäre Stimmung. Es waren die Burschenschaften, die sich an die Spitze dieser romantischen Bewegung stellten. Sie rissen die deutschen Kleinbürger mit, die immer bereit waren, sich einer jüdenfeindlichen Bewegung anzuschließen. Mit dem Ruf »Hep, hep« stürmte in der Universitätsstadt Würzburg eine Volksmenge, angeführt von den Studenten, jüdische Geschäfte und Wohnungen.

Woher der Ruf »Hep, hep« gekommen war, ist nicht ganz geklärt. Die Brüder Grimm nahmen an, es sei der Locklaut der fränkischen Bauern für ihre Ziegen, nun, auf die Juden angewandt, sei es ein Spottgeschrei, weil in antijüdischen Karikaturen Männer mit Zie-

genbärten dargestellt seien. Andere Sprachforscher hielten es für eine Abkürzung von Hebräer-Jude. Vielleicht war es auch eine Zusammenfassung der Anfangsbuchstaben von »Hierosolyma est perditum« - Jerusalem ist verloren.

Den Anlaß der Ausschreitungen in Würzburg gab ein Protest gegen den dort lehrenden Professor Brendel, der sich in seinen Schriften für die Gleichberechtigung der Juden eingesetzt hatte. Er wurde von den sich patriotisch gebärdenden Studenten niedergeschrien und mußte die Universität verlassen.

Die Würzburger Juden setzten sich zur Wehr, sie schlugen mit Stöcken auf die rasende Menge ein. Dadurch wurde die Wut der Judenfeinde noch verstärkt, und man erschlug mehrere jüdische Bürger. Militär mußte mobilisiert werden, um die Ruhe in Würzburg wenigstens äußerlich wieder herzustellen. Das Resultat aber war erschreckend. Durch diese Unruhen veranlaßt, wurden vierhundert Juden aus der Stadt ausgewiesen, sie mußten Haus und Hof verlassen, im Freien übernachten. Später fanden sie in den benachbarten Dörfern Unterschlupf.

Die »Hep-hep-Bewegung« setzte sich in Bamberg und anderen fränkisch-bayrischen Städten fort. Sie ging weiter nach Baden, in die Städte Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim, mit ihrem demonstrativ verächtlichem Geschrei.

In Heidelberg waren es wieder die deutschtümelnden Burschenschaftsstudenten, die gewalttätig wurden. Es hätte beinahe Tote gegeben, im letzten Augenblick griffen aber demokratisch gesinnte Studenten und auch Professoren in das Geschehen ein und schützten die jüdische Bevölkerung von Heidelberg vor Übergriffen.

In Frankfurt hatte der Streit zwischen der jüdischen Gemeinde und dem reaktionären Senat um die Gleichberechtigung den Deutschtümlern einen neuen Aufschwung gegeben. Die Hetzschriften der Professoren Rühls und Fries machten die Runde. Burschenschaftsstudenten und Kleinbürger zogen in die Judengasse. Sie zertrümmerten die Fensterscheiben, sie vertrieben jüdische Passanten von den Promenaden. Da die Behörden nicht eingriffen, drang die Menge in das Innere der Häuser. Wohnungen und Läden wurden geplündert. Es gab Verwundete auf beiden Seiten. Besonders hart ging die Menge gegen das Haus der Rothschilds vor.

Viele Bewohner der Judengasse versuchten Frankfurt zu verlassen. Auch Amschel Mayer Rothschild, der älteste Sohn der bewunderten und gehaßten Dynastie, bereitete seinen Auszug vor.

In Frankfurt tagte zur gleichen Zeit der Deutsche Bundestag. Man war über die Ereignisse überrascht und entsetzt. Der Bundestag wandte sich an den Senat der Freien Reichsstadt und verlangte, die Ordnung müsse mit Waffengewalt hergestellt werden.

In Hamburg kam es gleichfalls zu Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung. Auch hier setzten sich die Angegriffenen zur Wehr. Doch der Senat der Freien Hansestadt Hamburg forderte die Bedrohten auf, sich ruhig zu verhalten und keine Gelegenheit zu Streitigkeiten zu geben.

Die besorgniserregende Situation und das Eingreifen des Deutschen Bundestages zwangen den Senat der Freien Reichsstadt, sich endlich mit der jüdischen Gemeinde zusammenzusetzen, um eine Übereinkunft auszuarbeiten. Es war ein fauler Kompromiß, der da am 2. September 1824 unterzeichnet wurde. Danach sollten die »israelitischen Bürger« eine Gemeinde für sich bilden. Sie hatten an der städtischen Verwaltung keinen Anteil, allerdings wurde ihr Wohnrecht auf die ganze Stadt erweitert. Sie durften auch Grundstücke erwerben, jedoch nicht mehr als ein Wohnhaus für jede Familie. Das Beschämende an diesem Kompromiß war die Bestimmung, nur fünfzehn jüdische Paare dürften in Frankfurt im Jahr die Ehe schließen. Die Anzahl der zugelassenen und wohnberechtigten jüdischen Bürger sollte sich nicht vermehren. Allerdings war diese Beschränkung nicht lange aufrechtzuerhalten, sie wurde in jedem Jahr gemildert und 1834 aus der sogenannten Verfassung ganz gestrichen.

Auch der Handel der Juden wurde eingeschränkt. Mit Mehl, Viehfutter, Obst, Heizmaterial durften sie nicht handeln, auch sollten jüdische Handwerker keine christlichen Gesellen beschäftigen.

Die Rothschilds hatten Geld und Mühe aufgewandt, um die Lage der jüdischen Gemeinde in Frankfurt, der damals größten und angesehensten in den deutschen Ländern, zu

verbessern. Doch ihre Sympathie lag bei den landesverräterischen Fürsten, die gewohnt waren, die Juden noch immer als ihre Kammerknechte zu betrachten und zu behandeln. Sie wollten die alten Verhältnisse konservieren und gleichzeitig die Errungenschaften der Französischen Revolution nicht verlieren. Später schenkten die Rothschilds der Stadt Frankfurt ihre schloßartigen Häuser und ihre Parks. Sie wollten geliebt werden, aber, was immer sie taten, sie gaben dem Judenhaß neue Nahrung.

## Ludwig Börne

Eine Buchbesprechung aus dem Jahr 1821 erweist sich als ein Zeitdokument, eine zuverlässige Stütze beim Zurückgehen der Frankfurter Wege, wie von hier aus sich eine Stimme gegen den Judenhaß erhob. Es ist die sich spielerisch gebende, tiefste Abhandlung von Ludwig Börne gegen das 459 Seiten umfassende Buch eines Dr. Ludolf Holst: »Judentum in allen dessen Theilen aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet«.

Bereits die Begründung, warum er seine »Ansichten über die verwetete Judenschaft



in Form einer Rezension einkleidet«, zeigt den kritischen Abstand Böernes zum Geschehen in Frankfurt. Die Fortschritte, die mit der Französischen Revolution gekommen waren, wurden wieder rückgängig gemacht. Das zähe Festhalten am Alten und an alten Vorurteilen bestimmte den Tagesablauf.

Sein Ausgangspunkt Frankfurt verbindet sich mit seinen Gedanken über den Judenhaß, den er mit tiefer Leidenschaft und oft scharfer, glitzernder Ironie angreift, und führt immer wieder zu seiner Aufgabe, die er sich für sein Leben gestellt hat, zum Kampf um die Emanzipation der Juden, mit dem ihm gegebenen Mittel, dem Wort.

Er selber geboren und aufgewachsen im Zustand der Manzipation, als einer, an den die Hand (manus) gelegt (capere), der als ewiger Knecht anderer angesehen wurde, hatte die große Erfahrung der Möglichkeit einer Emanzipation gewonnen. Der Atem der Französischen Revolution von 1789 hatte auch Frankfurt berührt; der Blütenraum war gereift, zur Wahrheit geworden. War greifbar gewesen.

Vielleicht ging er schon damals mit Überlegungen um, die Geschichte dieser Revolution zu schreiben, wie sie bisher noch nicht vorgestellt war: Mit dem Rückblick auf die Notwendigkeit, sich in der Nationalversammlung, unmittelbar in den Tagen nach der Erstürmung der Bastille, gegen Ausuferungen zu wenden. Gegen Leute, die von Plünderern angefaßt, nun ihre Stunde gekommen sahen, sich in den Judengassen zu bereichern. Mit dem Rückblick auf das monatelange Ringen in dieser höchsten Volksvertretung gegen sogar dort noch eingestete alte Vorurteile, die einer einmütigen Anerkennung im Wege standen, daß Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit für alle Juden galten, auch für die in Straßburg und anderen elsässischen Städten und Dörfern wohnenden deutschsprachigen.

In seiner Revolutionsgeschichte wäre das Bild zu zeichnen gewesen von Graf Mirabeau, der auf seltsame Weise Böernes Leben gekreuzt hatte, ohne ihm je zu begegnen: im Jahr seiner Geburt, 1786, drei Jahre vor der Revolution,

6

## Von Rosemarie Schuder und Rudolf Hirsch

Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte - Essays

Alle Rechte beim Verlag Rütten & Loening, Berlin

Honoré Gabriel Riqueti, Graf Mirabeau, geb. 9. 3. 1749. Wegen eines angeblich ausschweifenden Lebens in der Jugend mehrfach im Gefängnis. Flucht mit seiner Geliebten, der verheirateten Marquise de Mennier; deshalb 1777 zum Tode verurteilt. Begnadigung und Auslieferung nach Holland, wo er bis Dezember 1780 seine Haft verbüßt. Sein »Essay über den Despotismus« macht ihn als Radikalen bekannt. 1786 Reise nach Berlin, um im Auftrag der französischen Regierung die politische Lage zu ergründen. Über seine Beobachtungen schreibt er ein achtbändiges Werk sowie die zweibändige »Geheime Geschichte des Berliner Hofes«. Die in diesen Büchern dokumentierte radikal-demokratische Haltung bringt ihm das Vertrauen des Bürgerstandes. Obwohl adlig, wird er als Vertreter des dritten Standes in die Versammlung der Generalstände entsandt. Als der König in der entscheidenden Sitzung am 21. Juni 1789 die Generalstände auflösen will, spricht Mirabeau das entscheidende Wort: »Wir werden nicht auseinander gehen, nicht gehorchen, sondern nur der Übermacht der Bajonette weichen.« In den späteren Debatten über die Verfassung tritt er für eine parlamentarische Monarchie ein und stellt sich damit in offenen Gegensatz zu den Jakobinern. Aus unbekanntem Gründen verstirbt Mirabeau plötzlich am 2. April 1791.

Unsere Illustrationen Henriette Herz (1764-1847). Die Tochter eines jüdischen Arztes war mit den Philosophen Kant und Moses Mendelssohn befreundet. Ihr Salon wurde zu einem Treffpunkt des geistigen Berlin, hier verkehrten die Brüder Humboldt, Fichte, Schadow und der junge Ludwig Börne.

Stiefel- und Kleiderverkauf in der Frankfurter Judengasse.

(Sammlung Karger-Decker)

21



war der Graf in geheimer Mission in Berlin gewesen. Er hatte herausfinden sollen, welche Folgen der bevorstehende Tod Friedrichs II. für Preußen haben könnte. Mirabeau wurde häufiger Gast im Salon von Henriette Herz, war eingekerkert vom Zauber der Zweiundzwanzigjährigen, mischte sich ein in das große Gespräch um die Emanzipation der Juden, wie es damals in Berlin geführt wurde, kehrte zurück nach Frankreich mit dem Gedanken, seinen Landsleuten die Ideen des Moses Mendelssohn vorzustellen. Es war gewiß, daß die Sicherheit, mit der Mirabeau als Vertreter des dritten Standes vor der Nationalversammlung immer wieder für die Gleichberechtigung aller jüdischen Mitbürger eintrat, ihr Fundament auch durch die Schrift von Christian Wilhelm von Dohm bekommen hatte, dem Professor für Finanzwirtschaft und späteren Archivar in Berlin. Der christliche politische Schriftsteller und Staatsmann hatte 1781 seine Schrift »Über die bürgerliche Verbesserung der Juden« verfaßt und an die Öffentlichkeit gegeben, eine so grundlegende Arbeit, von der es später hieß, sie könne als die Bibel der Emanzipation der Juden angesehen werden. Da waren am Vorabend der Französischen Revolution in dieses Nachdenken »über die bürgerliche Verbesserung der Juden« Überlegungen

von Vorläufern hineingenommen, auch aus der Virginischen Deklaration von 1776. Die hier zum Gesetz erhobene vollkommene Gewissens- und Religionsfreiheitsverkündung war Vorbild geworden für die anderen nordamerikanischen Staaten. Es gehörte mehr als das feurige Herz des Grafen Mirabeau dazu, um gegen jüdenfeindliches Verharren in festgefahrener Denkweisen katholisch Erzogener vor der Nationalversammlung angehen zu können, er brachte immer wieder seine Kenntnisse über die bis in die Römerzeit reichenden Wurzeln des Unrechts ein. Er wehrte sich gemeinsam mit Gleichgesinnten gegen ein Verdrängen der jüdischen Belange von der Tagesordnung; der Beschluß sollte erwirkt und bekräftigt werden, daß die Erklärung vom 26. August 1789 auch für die Juden galt. Gegen diese Forderungen standen nicht nur die Haßvorstellungen im Volk, wie sie durch die Predigten der Mönche wachgehalten wurden, es waren auch hinderlich die Privilegien einzelner Stände mit ihren geldlichen Forderungen an die Juden. Und die Gegner wünschten keinesfalls den Zugang der bisher nicht Gleichberechtigten zu allen Berufen. Die kirchlich Gebundenen wollten den Gedanken an die Vorherrschaft des Neuen vor dem Alten Testament nicht missen.

Börnes Entgegnung an Holst, »Der ewige Jude«, enthält Hinweise auf sein Nachdenken über die Kräfte und Gegenkräfte vor während und nach der Revolution. Er kennzeichnet die Stadt seiner Herkunft, von der er Zeit seines Lebens nicht loskommt und nicht loskommen will; wo immer er sich befindet, in Berlin oder in Paris, den Ort seiner Geburt trägt er an den Fußsohlen, so wie die Gasse seiner Kindheit. Mit einer gewissen Nachsicht mokiert er sich:

»In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrießlichkeit.« Und: »Kommt man nach Stuttgart, München, Wien oder nach einem anderen Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurteile sind und gar nicht an Juden denken, setzt man sich dort an eine Wirtstafel und ein Reisender aus Frankfurt sitzt unter den Gästen, so kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemittelnd, wie ich, auszurufen: der ewige Jude!«

Fortsetzung folgt

## In Sicht

**Neidhardt von Gneisenau**  
Christa Gudzent stellt Gneisenaus patriotisches Wirken anhand ausgewählter Höhepunkte seines Lebens dar: Die Bewährung im Gefecht bei Sealfeld, bei Jena und Auerstedt, bei der Verteidigung Kolbergs, sein Wirken im Kreise der Militär-Reorganisatoren und als Initiator der Volksbewaffnung, sein Anteil an der Völkerschlacht bei Leipzig und an der endgültigen Niederlage Napoleons.  
(64 Seiten, 6,50 M)  
Erscheint im Militärverlag der DDR.

**Märchen**  
Wilhelm Hauffs Märchen, die in drei Almanachen in den Jahren 1825 bis 1827 erstmals erschienen, sind hier vollständig zusammengefaßt. Daneben werden auch die vier Geschichten von A. Schöll, J. Morier und W. Grimm berücksichtigt, die Hauff damals in seinen zweiten Almanach aufgenommen hatte.  
(384 Seiten, 7,60 M)  
Angekündigt vom Kiepenheuer Verlag.

## Lebensquell Natur

Gottfried Underdörfer ist Förster und Poet dazu. Seit 1959 veröffentlicht er im Union Verlag Berlin Gedichte, Erzählungen, Skizzen. In seinem jüngsten Buch »Wege und Wälder« läßt er in 40 kleinen Geschichten zu Streifzügen durch sein Oberlausitzer Revier ein. Er entdeckt dem Leser die Vielfalt und Schönheit dessen, was in Wald und Flur gedeiht, krecht und flucht. Die Erlebnisse und Beobachtungen unter freiem Himmel regen den Weidmann zu Bemerkungen an über menschliches Sinnen und Tun. Christliche Überzeugung prägt das Verantwortlichsein für alles seiner Obhut anvertraute Leben. Er plädiert für die Achtung vor jeglicher Kreatur und für einen bedachten Gebrauch der Gaben von Wald und Feld. Einer von kurzschlüssigem Nachdenken geprägten Haltung gegenüber der Natur widersetzt er sich. Underdörfers Texte vermögen durchaus zu sensibilisieren und anzuregen. Manchmal weckt die Landschaft Erinnerungen Underdörfers an Stunden im zweiten Weltkrieg. Dann wird spürbar, wie sehr Natureindrücke dem 1921 Geborenen Trost und Kraft zum Durchhalten in einer barbarischen Zeit schenken und wie wichtig ihm auch heute der Blick über die friedlich besiedelte Oberlausitz für seine Hoffnung in eine letztlich gute, friedvolle Zukunft der Erde ist. Der Autor erzählt unaufwendig und klar. In seinem schmalen Bändchen verbinden sich Naturkenntnis, Heimatliebe und Lebenserfahrung miteinander. In einem angenehmen ruhigen Rhythmus fließen die Sätze dahin und geben dem Leser Zeit, die Deutungen von mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens nachzuvollziehen und kritisch zu überprüfen.

Ulrike Stein

Gottfried Underdörfer: Wege und Wälder. Kleine Prosa. Union Verlag Berlin. 168 Seiten.

## Reisen vor 100 Jahren

Romane und Novellen des französischen Schriftstellers Guy de Maupassant (1850-1893) sind begehrt. Seit den fünfziger Jahren bedienen in der DDR der Aufbau-Verlag und der Verlag Rütten & Loening rege dieses Bedürfnis. Warum aber wurde bisher keine Biografie über den Autor veröffentlicht? Keine Lebensbeschreibung ins Deutsche übertragen? Wo bleibt ein Auswahlband mit Briefen Maupassants? Die »Reisen nach Nordafrika« machen uns mit der Vielseitigkeit dieses Autors näher bekannt. Maupassant weilte als Berichterstatter in Nordafrika, aber auch in Italien und auf Sizilien. Studierte Sitten und Gebräuche, Land und Leute. Zudem nahm er die Schilderungen zum Anlaß, französische Zustände zu beschreiben, auch ein bißchen (an-)zu klagen, über den Trubel der Pariser Weltausstellung 1889 zum Beispiel, die damals fast jeden ergreifende Eifelturm-Euphorie, Frankreich als Kolonialmacht. Deshalb ist der Titel des Buches zu eng gefaßt. Überraschende Sichtweisen, poetische Bilder fern von Klischees und nicht nachlassende Neugier des Reisenden kennzeichnen diese kurzweiligen, informativen Texte. Allerdings vermag man nicht zu sagen, inwieweit sie nach 100 Jahren überhaupt noch zu den genannten Gegenden passen. Was ist inzwischen Geschichte? Dieser Frage geht die Nachwort-Autorin Brigitte Sändig, die wichtige Nachrichten über Maupassant vermittelt, bedauerlicherweise nicht nach. Dennoch - Vergangenes entsteht lebendig und plastisch vor unserem Auge und weckt Empfinden für fremde, andere Kulturen.

Ernst Braun

Guy de Maupassant: Reisen nach Nordafrika. Deutsch von Adelheid Witt. Mit einem Nachwort von Brigitte Sändig. Rütten & Loening, Berlin 1985. 373 Seiten.

## Possierliches und Gruseliges

Michael Szameit hat aus dem reichen Fundus der Science-fiction-Literatur Tiergeschichten ausgewählt und einige neu schreiben lassen. Kurt LaBnitz, fast ein SF-Klassiker, ist vertreten, auch Karsten Kruschel (geb. 1959). Neben dem Philosophen des Genres, Stanislaw Lem, und anderen modernen Meistern, wie den Brüdern Strugazki und H. W. Franke, finden wir fast die ganze Garde unserer Science-fiction-Autoren in diesem Band vertreten. Und sie machen keine schlechte Figur dabei. Am originellsten in diesem Band finde ich Alexander Krögers »Eine unumkehrbare Mutation«, die einen amüsanten Blick in das Liebesleben der sonst verfehmten Kakerlaken bietet, und Peter Lorenz' »Das Normhuhn«, ein Forschungsbericht über verzwickte Rationalisierungen im Huhn-Ei-Milieu. Alfred Lemans »Schnee und Feuer« sowie Angela und Karlheinz Steinmüllers »Carlo, das Tier« zähle ich zu den sublimen Beiträgen unserer Autoren. Insgesamt ist diese Ausgabe -inzwischen wohl nur noch in Bibliotheken zu haben - eine schöne Versammlung possierlicher und gruseliger Fauna, von Lems »schluckenden Lauerern« und »Gesäßöffnerinnen« über Kruschels gefährlichen Kuschel-Wuschel-Otto bis zu H. Mechtels und H. Ranks begabten Hundeviechern. In vielen Beiträgen kommt - in satirischer Überspitzung und Verfremdung - zeitgemäßes Verantwortungsgefühl gegenüber Natur und Kreatur zum Ausdruck. Beim Lob nicht vergessen sei der einfühlsame Illustrator Werner Ruhner, auch fast schon ein Science-fiction-Klassiker.

Hinnerk Einhorn

Aus dem Tagebuch einer Ameise. Wissenschaftlich-phantastische Tiergeschichten. Herausgegeben von Michael Szameit. Verlag Neues Leben. 296 Seiten.

## Mit beiden Augen

Dvořák sagt uns die lieblichsten, sinnreichsten Dinge so schlicht, als ob sich das alles von selbst verstünde - der echte Poet.  
Eduard Hanslick (1825-1904)

Falls Sie einmal die Drei-Bäder-Tour mitmachen und dabei nach Karlovy Vary kommen, passen Sie auf. Wenn der Bus am Posthof parken sollte - dort hat die europäische Erstaufführung der neunten Sinfonie von Dvořák stattgefunden. »Aus der neuen Welt«. Wer sie jetzt nicht im Ohr hat, kennt ihren langsamen Satz aus dem Krematorium.

Kommt einer aus der entgegengesetzten Richtung ins Kurviertel, gelangt er zu einer nach Dvořák benannten Anlage. Das ist ein angenehmer grüner Platz mit vielen Bänken, knirschenden Wegen und einem Denkmal dieses Komponisten. Auf hohem Sockel, auf der Höhe seines Ruhms.

Dvořák sieht ernst aus, würdig, im Festspielglanz. Und er hat Lampenfieber. Wie sich das gehört. Er hält den Taktstock in der rechten Hand, und die hält er mit der Linken fest, so, als warte er, bis sein Orchester sich eingestellt hat.



Hätte ich etwas zu sagen, wäre manches Denkmal kleiner, manches wäre anders, zum Beispiel dieses. Ich würde den Bildhauer bitten, an die eigenen Anfänge zu denken und nicht den international berühmten Dvořák darzustellen, sondern den kaum bekannten, den Anfänger, den Vierzigjährigen, wie er 1881 zum ersten Mal nach Karlsbad kam.

Damals trank dort Eduard Hanslick den Brunnen. Der große, der gefürchtete Musikkritiker aus Wien, tonangebend in seinen musikalischen Feuilletons. In Karlsbad besuchte ihn der Berliner Musikverleger Fritz Simrock und hatte einen Gast mitgebracht.

In Hanslicks späteren Worten: »Eigentümlich wild, eckig und verlegen; unter einer niedrigen, sehr breiten Stirn glühten zwei kohlschwarze Augen; struppiges dunkles Haar und stark hervortretende Backenknochen. Es war der Komponist Anton Dvořák aus Prag, eines der kräftigsten, originellsten Talente, die wir gegen-

wärtig besitzen. Simrock hatte ihn für einen Tag nach Karlsbad eingeladen, und diesen Tag wußten wir musikalisch aufs beste auszunutzen.«

Dvořák holte das Manuskript seiner ersten Sinfonie aus der Tasche und seine »Legenden«. Er spielte sie vierhändig mit Hanslick. (»Wir erfreuten uns an ihrer Frische und ihrem Ideenreichtum.«) Dankbar für die Förderung, widmete Dvořák sie später dem berühmten Mann.

Falls Sie einmal die Drei-Bäder-Tour mitmachen und nach Karlovy Vary kommen, bleiben Sie aufmerksam. Stellen Sie sich am Dvořák-Denkmal vor, Sie Anfänger seien hergebeten, um einen für Ihre Zukunft bedeutsamen Menschen kennenzulernen, und Sie müßten zeigen, was Sie können. Vielleicht läßt sich das dabei entstehende Gefühl bei nächster Prüfung verwenden.

Heinz Knobloch  
Illustration: Wolfgang Würfel



9/I/1987

# Der gelbe Fleck

Börne begriff, daß die feindselige Auffassung von den Kammerknechten sich noch immer, dreißig Jahre nach der Französischen Revolution, in den Köpfen der deutschen Gelehrten fortschleppte. »Die Kettenregel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Christen sein müßten, ist ihm höchste Staatsweisheit.«

Ausgerüstet mit der Erfahrung, daß diese Kettenregel zu seinen Lebzeiten zerschlagen war; untersuchte Börne den Judenhaß, meinte, er sei »einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unserer Freiheit verpesteten«, fand die Formulierung: »Jener Haß gegen Juden ist auch der Wetzstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen und jeder scharfe sich abzuziehen gesucht.«

Und er, der sich, so lange er lebte, nicht von der Hoffnung lösen wollte, wie sie mit der Forderung an alle Menschen von der Gleichheit, der Freiheit und der Brüderlichkeit in die Welt gekommen war, setzte schon hier am Beginn seiner Auseinandersetzung mit diesem Wissenschaftler Holst als eine Gegenkraft zum Judenhaß die Liebe. »...und die Liebe behält immer recht, denn sie allein ist unsterblich«. Und mit seiner, ihm von allen Seiten immer wieder bestätigten Aufrichtigkeit wird er nicht aufhören, diesen Gegenpol zum Haß, die Menschenliebe zu suchen, um sie zu erwecken, trotz seines Wissens, wie stark der Ungut noch in diesen Herzen und in den Köpfen dieser deutschen Wissenschaftler saß.

»Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten, mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller.«

Er kannte die Zeitströmungen: »Sein Buch ist eigentlich kein praktisches, sondern ein metaphysisches Hep Hep.« Scharfsichtig beurteilte er die Eigenschaft des Verfassers, er nannte ihn einen Mann »im Verfolgungsamte«, der eine Teilung der Welt vorgenommen hatte: in Judentum und Nicht-Judentum. »Das Nicht-Judentum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judentum aber erscheint seinem schwindelnden Blick als ein wildes Meer, wo Haifische rauben und heuchlerische Krokodile betrügen. Es ist ihm eine Kloake voll stinkenden Unrats... Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er sagt: Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Bosheit, Betrug, Roheit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen.«

Und er sah einen Vorgang, entsetzte sich, verschärfte sein Entsetzen durch bissigen Hohn. »Wenn es euch Freude macht, so teilt immerhin die Menschen in Schafe und Böcke ein, und stellt die einen rechts, die anderen links; wenn ihr aber erklärt, alle, die rechts stehen, sind Schafe, und die links stehen Böcke – so ist das ja entsetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.«

Geschrieben 1821. »In Frankfurt, wo ich wohne.«

Börne beantwortete die Frage aus der Einleitung des Buches, das er rezensierte, woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen in besonderer Beziehung auf Judentum gekommen seien. Indem er antwortete, ließ er sich wieder von seiner Manier forttragen, neben den bitteren Ernst das kleine Lächeln zu setzen. »Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen... Bei Lebzeiten des Vaters durfte nicht der Sohn noch weniger der Enkel heiraten; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuschlafen. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoral-Opiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!)

Er ging tief hinab bis zu den Wurzeln des Judenhasses, zählte die Fülle der Demütigungen auf, wie sie in den engen alten Gassen des abgesonderten Viertels gang und gäbe gewesen, er zeigte die Stationen des Leidensweges durch die Jahrhunderte. So wurde seine Polemik gegen die Auffassung des Dr. Holst, der gerade diese alten Zeiten als die doch glücklichen wieder hergestellt wünschte, zu einem Dokument der Bestandsaufnahme. Eine Be-

standsaufnahme der Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses, vor allem in der Frankfurter Geschichte bis auf seine Zeit. Er wies nach, daß der »staatswissenschaftliche Standpunkt« des Holst die hundert Jahre alte Haßschrift des Johann Andrea Eisenmenger aufgenommen und fortgeführt hatte. Und, eingehend auf die Länge des Eisenmengerschen Titels, mehr als eine Seite, konnte und wollte Börne, bei all der Schwere des Themas, nicht auf spöttelnde Ausfälle verzichten: »Wie bedauerungswürdig, daß der schöne gotische Baustil der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige hohe und geräumige Portal des Eisenmengerschen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst »Judentum in allen dessen Teilen«; das ist so zerbrechlich als die Glasüre eines Zuckerbäckerladens.«

Er wußte es, und er sagte es, daß seine Zeitgenossen ihre Vorstellungen über Juden von



Eisenmenger und von ihren Ammen nahmen und wies darauf hin, daß diese Leute nichts von der Judenwelt seiner Zeit kannten: »Die jetzt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud oder lebt doch nicht mehr danach.« Er kämpfte dagegen, daß man nicht »in alte Barbarei zurückfallen« mußte. Er erinnerte daran, wie es war, als zur Franzosenzeit in Frankfurt für alle Einwohner die vollen Bürgerrechte in Kraft getreten waren: »Ich habe es gesehen – Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Apfelwein-Brüderschaft mit ihnen getrunken.«

Er kannte die Denkweise der christlichen Kaufleute, wie sie aus dem Stil der Geschäftsbriefe hervorging, führte, um dann zu einer zwingenden Verknüpfung zu gelangen, ein Beispiel an, mit welcher Wendung eine Sendung bestätigt wurde: »Sehr schönen geräucherten Lachs und frische Austern habe erhalten.« Er wies auf die Gewohnheit hin, wie sie, um wohlstandlich und bescheiden zu wirken, das Ich weglassen. »Aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben versteckt ist.«

In diesem Augenblick, als der Gedankengang bis zur Offenlegung des Zwangs »haben, haben, haben« in der von ihm tief verachteten Welt dieser Kaufleute geführt war, ging er, daran anknüpfend, weiter zu dem bittersten Wissen: daß dieser mit dem Habenwollen zusammengebundene Haß sich von Generation zu Generation vererbt. Er sagte es in seiner Entgegnung auf Holst: »Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde. Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er ein Christ wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja, daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen.«

Börne führt uns in einer Frageliste, die gleichzeitig eine Zusammenstellung von Anklagepunkten ist, mitten hinein in die Gesellschaft der verwandelten Apfelwein-Brüderschaft-Trinker: »Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geistige Entwicklung derer, die sich vom Schacher losmachen? Ich lasse mich nicht abweisen, ich will Antwort darauf haben, Ihr Herren von Frankfurt, sagt mir, warum sollen nur vier jüdische Ärzte, warum sollen gar keine Juden Advokaten sein dürfen? Seid so gut und antwortet mir. Schreiben die jüdischen Ärzte ihre Rezepte etwa in hebräischer Sprache? Heilen sie die Hautkrankheiten nach den Regeln des Alten Testaments? Stellen sie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdischen Advokaten die Institutionen und Pandekten (eine aus mehreren Büchern bestehende Sammlung von Rechtsprüchen des römischen Rechts) nicht im Kopfe? Rechten sie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdischer Gelehrter Mitglied dieses Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Museums für Kunst und Wissenschaft, antwortet mir: warum nehmt Ihr keinen jüdischen Freund der Kunst und Wissenschaft, keinen jüdischen Gelehrten oder Künstler auf? Ihr Herren der Frankfurter Lesegesellschaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch sitzen und den allgemeinen Anzeiger lesen? Ihr Herren von der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künste befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Casino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr seid Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und noch einmal sei es gesagt, ich lasse mich nicht abweisen und will Antwort haben.«

Börne war es gewohnt über seine Worte zu gebieten, wie ein Feldherr über ein Heer gut ausgerüsteter Soldaten, der Vergleich lag ihm, er legte Wert darauf, durch dieses Bild deutlich zu machen, daß er, der Feldherr mit klarer ruhiger Übersicht, seine Truppen im »Drange und Sturm« voranschickte. Mit dieser feurigen Beredtsamkeit, gespeist aus den



7

Von  
Rosemarie Schuder  
und  
Rudolf Hirsch

Wurzeln und Wirkungen des  
Judenhasses in der deutschen  
Geschichte – Essays

Alle Rechte beim Verlag  
Rütten & Loening, Berlin

Ludwig Börne  
Geboren am 6. Mai 1786 als  
Sohn des Geldverleihers  
Baruch in der Judengasse  
in Frankfurt am Main. Der  
Vater wünschte, daß sein  
Sohn Medizin studieren  
sollte, und schickte ihn  
deshalb zu dem bekannten  
Berliner jüdischen Arzt  
Marcus Herz. Dort entspann  
sich eine schwärmerische  
Neigung zu dessen Frau  
Henriette Herz. Börne  
studierte in Halle,  
Heidelberg und Berlin.  
Wechsel des Studienfaches:  
Von Medizin zu Jura und  
Staatswissenschaft. Löb Baruch  
– wie er damals hieß – wurde  
im Großherzogtum Frankfurt  
unter dem Großherzog Dalberg  
in der Polizeidirektion  
Frankfurt Aktuar. Nach der  
Niederlage Napoleons wurde  
er als Jude von der wieder  
installierten Freien  
Reichsstadt entlassen.  
1818: Übertritt zum  
Christentum, seither nannte  
er sich Ludwig Börne.  
Mitarbeit an radikal-  
demokratischen Zeitschriften.  
Später Übersiedlung nach  
Paris. Durch den Tod des  
Vaters erbte er ein kleines  
Vermögen, so daß er eigene  
Zeitschriften begründen  
konnte. Auf Betreiben des  
Deutschen Bundestages  
wurden 1835 seine Schriften  
»für alle deutschen Länder«  
verboten. Börne starb  
1837 in Paris. Mit  
seinen Briefen aus Paris  
und der polemischen Schrift  
»Menzel, der Franzosenfresser«  
gehörte Börne neben Heinrich  
Heine zu den Begründern einer  
neuen Art, über Zeitereignisse  
zu berichten.

Unsere Illustrationen  
Ludwig Börne  
(nach einem Gemälde  
von Moritz Oppenheim).

Die Judengasse in  
Frankfurt am Main  
im Jahre 1882.

(Sammlung Karger-Decker)



Kenntnissen über die Vorgänge der Geschichte und über das Tagesgeschehen im »ungelehrten Deutschland«, fand er zu einem Bekenntnis: »Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ; ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sei die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben. Ihr aber seid Sklaven Eures Hasses.«

Und elf Jahre später, in seinem vierundsiebzigsten Brief aus Paris, schrieb er am Dienstag, dem 27. Februar 1832, beim Nachdenken über den Judentum: »Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die anderen verzeihen es; der dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judentum, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschoße wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräte sind.«

### I. G. Farben

Das große Verwaltungsgebäude der I. G. Farbenindustrie AG, von Professor Poelzig

entworfen, steht in Frankfurt am Main. Seit der Niederlage des Nazireiches wurde es von der amerikanischen Armee beschlagnahmt und dient ihr als Verwaltungsgebäude in der Bundesrepublik. Hier thronte bis zur Kapitulation der größte deutsche Trust.

»Ohne die I. G. Farben mit ihren riesigen Produktionsstätten, ihrer weitreichenden Forschung und vielfältigen technischen Erfahrung sowie ihrer umfassenden Konzentration wirtschaftlicher Macht wäre Deutschland im September 1939 nicht in der Lage gewesen, seinen Angriffskrieg zu beginnen.« Das stellen amerikanische Sachverständige fest, die von General Eisenhower, dem Oberbefehlshaber der westalliierten Streitkräfte, beauftragt waren, die Rolle der I. G. Farbenindustrie bei der Rüstungsproduktion zu untersuchen.

Schon wie I. G. Farben entstand, das ist ein Roman der Industrie- und Kriegsgeschichte, die im ersten Weltkrieg 1914–1918 begann und im zweiten Weltkrieg 1939–1945 eine schicksalhafte Bedeutung bekam. Es darf nicht verschwiegen werden, daß es sehr tüchtige Männer gab, die als Chemiker, als Techniker, als Kapitaleigner und als weiblickende Organisatoren zum Aufbau und zur Macht dieses Unternehmens beigetragen haben, Männer, die jüdischer Herkunft waren. Daß sie, spätestens 1937, ausgeschaltet wurden, steht auf einem anderen Blatt. Die führenden Herren der I. G. Farbenindustrie hatten keine Rassenurteile. Was ihnen nützlich

erschien, das war ihnen genehm. Wenn es ihnen in ihrem Gewinnstreben hinderlich war, trennte man sich. Geld spielte dabei keine Rolle. Sie dachten über die Nazipartei wie ihr Freund, der Herr Krupp von Bohlen und Halbach: »Wenn man ein gutes Pferd kauft, muß man über einige Fehler hinwegsehen.« Und die Partei Adolf Hitlers war für sie ein so gutes Pferd.

Im Jahr 1909 wurde durch Fritz Haber, einen Chemiker jüdischer Herkunft, in der BASF in Ludwigshafen eine sensationelle Erfindung gemacht. Es gelang ihm Ammoniak herzustellen, künstlichen Ammoniak aus Stickstoff und Wasserstoff, beides Elemente, die in der Luft vorhanden sind. Ammoniak ist der Grundstoff für Salpeter und Salpeter ein sehr wichtiges Düngemittel für die Landwirtschaft. In Chile gibt es große Vorkommen von Salpeter. Dieses südamerikanische Land besaß bis dahin ein Monopol fast für die ganze Welt. Noch gab es keine Technik, das künstliche Ammoniak in Großanlagen herzustellen. Ein junger Ingenieur der BASF, Carl Bosch, wurde beauftragt, ein industrielles Verfahren zu entwickeln. Erst 1913 gelang das. Und die BASF baute in Oppau bei Ludwigshafen eine ganze Fabrikanlage zur Herstellung von künstlichem Ammoniak. Man wußte sehr genau um die große militärische Bedeutung dieses Ammoniaks als Grundstoff für die Schießpulverherstellung.

Fortsetzung folgt

## In Sicht

**Pablo Neruda**  
Volodia Teitelboim, chilenischer Schriftsteller und Politiker, hat Pablo Neruda als Menschen, als Dichter, als Freund kennengelernt. Bis zu dessen Tod im September 1973 begleitete er den Lyriker als sensibler Beobachter und gewissenhafter Chronist. In lockerer Form zeichnet er den Lebensweg des Nobelpreisträgers nach. Eigene Erinnerungen, Briefe, Zeugnisse von Freunden und Zeitgenossen und vor allem das poetische Werk fließen zusammen und lassen die Gestalt des Dichters plastisch erstehen.  
(600 Seiten, 15,80 M)  
Erscheint im Aufbau-Verlag.

**Das Tagebuch des Schülers**  
Kostja Rjabzew  
Nikolai Ogniew läßt seinen fünfzehnjährigen Helden ein Tagebuch über die Jahre 1923/24 führen. Temperamentvoll und mit Witz erzählt dieser vom Schulalltag, von den neuen Erziehungsmethoden, von seinen Lehrern und Freunden – und auch von der Liebe. Dieses Buch, 1928 erstmals in deutscher Sprache erschienen, ist ein Stück hautnah erlebter Geschichte.  
(264 Seiten, 6,50 M)  
Angekündigt vom Verlag Neues Leben.

## Urbild der Schelme

Der Titelheld erzählt mit Vergnügen, zuweilen auch mit der Weisheit eines in die »gesetzten Jahre« gekommenen Weltmannes, mehrere Dutzend seiner Abenteuer. Mit ihrem Schalk sind sie Till Eulenspiegel ähnlich, mit ihrer Naivität Simplizius Simplizissimus, literarischen Figuren, die tatsächlich Nachfahren dieses spanischen Schelmen Guzman de Alfarache waren. In Guzmans Lebensgeschichte spiegeln sich die Zustände des frühkapitalistischen Spanien und Italien in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wider. Er ist Sohn eines Genueser Bankiers, der nach Sevilla auswanderte, und einer sehr hübschen jungen Dame, und zieht schon 14-, 15jährig in die Welt, sein »Glück« zu machen. Er lernt von Aufschneidern, Heuchlern, Dieben, Strauchrittern, von Leuten der Landstraße, von Dirnen, Geistlichen und Offizieren – oft bittere Lehren einsteckend und sie wieder vergessend – die Kunst der Täuschung und des Betrugs. Bald schwimmt er im Reichtum, bald verliert er ihn jäh im Kartenspiel. Mal genießt er selige Stunden der Liebe, dann verflucht er seine Gutgläubigkeit, die ihn in Fallen stolpern ließ. Kräftig, sinnlich in der Schilderung, oft nachsichtig lächelnd über begangene Torheiten, so fesselt uns noch heute der Autor mit seiner Lebensbeichte, im Gewande Guzmans. Christa Jahr schuf viele witzige, deftige Illustrationen dazu. Dieser Guzman, was Wunder, trat in kurzer Zeit einen literarischen Siegeszug ohnegleichen an.  
Werner Voigt

Mateo Aleman: Der große spanische Vagabund Guzman de Alfarache. Roman. Eulenspiegel-Verlag. 463 Seiten, mit einem Nachwort von Reinhard Lehmann.

## Federicos Bilder-Buch

Fellini, der große Magier des italienischen Films, sagt von sich: »Für meine Filme brauche ich Gesichter, die etwas ausdrücken, charakterisieren, die beim ersten Erscheinen auf der Leinwand alles über sich sagen.« Und irgendwo habe ich gelesen, daß seine Drehbücher eher dem Skizzenblock eines Malers gleichen, gefüllt mit Porträtskizzen, Detailzeichnungen von Gesten und Haltungen, Kleidung, Beiwerk und Besonderheiten der Akteure. Er nennt das ein »elastisches Drehbuch, eines, das alles nur andeutet, andererseits dort sehr genau ist, wo sich die Ideen bereits deutlich herauskristallisiert haben«. Auf knappstem Raum, aus seinem vierseitigen Vorwort, erfährt der Leser allerhand über Federico Fellinis Art, Filme zu machen. Das ist die Ouvertüre zu einer Auswahl von 418 Fotos aus dem Bildarchiv des Meisters: Prominente und Unbekannte, schöne und absonderliche, anziehende und ausgezogene Leute posieren vor der Kamera; alltägliche, absurde, burleske Situationen wecken Erinnerungen an Fellinis Filme, sie existieren hier – wie er es nennt – »in Blitzen, in Bruchstücken«. So fügt sich die Sammlung zu einer Bildergalerie, die Fellinis Neigung, den Dingen eine bizarre, traumhafte Deutung beizulegen, demonstriert. Eine eigenwillige Filmografie, die man gern immer wieder mit Lust und belustigt durchblättert.  
Ursula Frölich

Fellini's Faces. Vierhundertachtzehn Bilder aus Federico Fellinis Fotoarchiv. Herausgegeben von Christian Strich mit einem Vorwort von Federico Fellini, ins Deutsche übertragen von Verena Grubenmann. Verlag Volk und Welt. Berlin 1986.

## Ein Held unserer Zeit

Michail Lermontow (1814–1841) starb in einem Duell. Seine Gedichte, Poeme und Dramen hatten Beachtung und Anerkennung gefunden. Als Lyriker folgte er den realistischen Traditionen A. Puschkins. Sein Schaffen war erfüllt von Auflehnung und Kritik gegen die Hohlheit, Verwerflichkeit und Stagnation der nikolaitischen Regierung und die Leere der sogenannten »großen Gesellschaft« – der Petersburger Gesellschaft. Die zaristische Regierung verbannte Lermontow, der Offizier war, in den Kaukasus, wo ein blutiger Krieg gegen die kaukasischen Bergvölker geführt wurde, die sich gegen die Unterdrückung wehrten. Lermontow nahm an den Kämpfen teil. Diese gesellschaftlichen und sozialen Umstände bestimmen das Sujet und die Intonation des Romans »Ein Held unserer Zeit« (1839/40–1839/41), in dessen Mittelpunkt die Gestalt des jungen adeligen Offiziers Pechorin steht. In den fünf Novellen des Romans erleben wir einen tragischen Helden, der von Tatendrang erfüllt, scharfsinnig und gebildet, an der Banalität, Hohlheit und Verwerflichkeit seiner Umwelt zerbricht. In einer tiefnotenden psychologischen Zeichnung zeigt Lermontow die Wandlung Pechorins zu einem kalten, herzlosen Egoisten, zu einem Dandy seiner Zeit, der sich in Liebesabenteuern und sinnlosen Husarenstücken verliert. Er wird zum Symbol einer Generation, die zu seelischem und geistigem Verfall verdammt war. Bis heute haben diese kleinen literarischen, 1840 entstandenen Meisterwerke nichts von ihrem herben Zauber verloren.  
Nadeshda Ludvig

Michail Lermontow: Ein Held unserer Zeit. Verlag der Nation. Berlin. 1985. 200 Seiten.

## Mit beiden Augen

»Es ist schon schwer, einzelne Menschen nach ihren Tugenden und Lastern gegeneinander abzuwägen, und noch schwerer mag's bei ganzen Städten sein.«  
Nikolai Karamsin, 1789 über Berlin

Auffallende Freundlichkeiten ringsum. Hängt das mit den Vorsätzen der Silvesternacht zusammen? Du stehst an der Ecke, gewährst wie gewohnt den Autos Vorrecht, und dafür winkt man dir aus ihrem Innern zu. Oder waren das Bekannte? Warum aber empfängst gerade du auch aus anderen Wagen die verbindliche Geste?

Es ist Zeit, sich im winterlichen Garten sehen zu lassen. Mit blauer Kreide das C + M + B an der Tür auf den neusten Stand bringen: '87; aber geholfen hat's 1986 nicht. Väterchen Frost hat es bei der Wasseruhr geschafft. Nachbarliches Beileid.

Weil es aber so schneit, geht man lieber in die Sauna, wo sich die Männer Montagsgespräche leisten. Von neuen Bindungen ist die Rede, von winterlichem Schwung nach den Feiertagen. Nach wenigen Sätzen stellt sich alles als Sportecho heraus.

## Abenteuer im Januar



Zum Aufwärmen in die Staatsbibliothek. Auf dem Wege dorthin erneute Winken. Und da dämmert's dir Unter den kahlen Linden. Es sind die ewig beschlagenden Fensterscheiben, die alle Insassen zu Bewegungen zwingen, die Fremde nur vorbeifahrenden Schiffen und Zügen erweisen, vor allem dort, wo man einander aus gesicherter Entfernung nicht erreichen kann.

Zeitungslesen. Für das Feuilleton im Januar. Die Zeitung bringt ein Neujahrslied. Sechs Strophen lang. Dieser Brauch erinnert an frühe Schultage. Da wurde beizeiten ein vorgegebenes Gedicht in Schönschrift auf ein Schmuckblatt gemalt, und das Erzeugnis am Neujahrsmorgen den verschlafenen Eltern überreicht.

Dieses Neujahrslied von 1787 ist gar nicht übel. Es liest sich, als könnte man es gemeinsam singen. Dafür war es gedacht. Nehmen wir zur Kostprobe:

»Da hören wir die Stunde schlagen,  
Die wiederum ein Jahr begräbt.  
Wer kann nun dreist sich selber sagen:  
Ich hab es, wie ich soll verlebt!  
Mein Herz ward alle Tage reiner,  
Und jeder meiner Fehler kleiner!« –  
Alle: »Der ist ein neidenswerter Mann,  
Der dies sich selber sagen kann.«

Viele solcher Selbstgespräche kenne ich von mir nicht.

Die »Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen« melden allerlei. Die Prinzessin Amalia kränkelt, in Schweden ist wasserfestes Papier erfunden worden, in Norwegen sogar unverbrennliches. Der Erfinder, ein Herr Christie, heizt jeden Tag seinen aus solchem Papier sehr schön verfertigten Ofen. Der Oberhofprediger – ach, in Oberhof müßte man jetzt sein und Glühwein trinken.

Heinz Knobloch  
Illustration: Wolfgang Würfel



# Der gelbe Fleck

Im deutschen Kriegsministerium und dem ihm zugeordneten Generalstab gab es, als am 1. August 1914 die allgemeine Mobilmachung gegen Frankreich und Rußland angeordnet wurde, zwar Pläne für einen Zweifrontenkrieg, nicht aber für den Fall, daß der Krieg länger als zwei, drei Monate dauern würde. Es gab Männer in Kreisen der kapitalistischen Wirtschaft in Deutschland, die weitersahen als der Generalstab. Unter ihnen war Walter Rathenau, Mitglied des Vorstandes der AEG, der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, die sein Vater Emil Rathenau gegründet hatte. Dieser Mann, der auch einige philosophische Bücher geschrieben hatte, wurde im August 1914 vom Kriegsminister Erich von Falkenhayn empfangen. Walter Rathenau verhehlte nicht, daß er über die Dauer des Krieges eine andere Ansicht hatte als die Generale. Er machte darauf aufmerksam, daß Ammoniak unerlässlich sei für die Landwirtschaft und für die Ernährung der Bevölkerung während des Krieges, wenn die englische Kriegsflotte die Lieferung des Chile-Salpeters behindern würde. Außerdem würde bei einem längeren Krieg der Bedarf an Schießpulver steigen. Es genüge eben nicht, nur Gewehre, Maschinengewehre und Kanonen zu produzieren.

Walter Rathenau war das, was man damals einen deutschen Patrioten nannte. Er wollte den Sieg Deutschlands, er wollte den Kriegsminister auf Unterlassungen in der Planung aufmerksam machen. Von Falkenhayn war intelligent genug zu begreifen, daß dieser Mann weiterdachte als alle seine Generale. Er bat Walter Rathenau, an die Spitze einer Kriegsrohstoffbehörde innerhalb seines Ministeriums zu treten, um auch für einen längeren Krieg organisatorisch vorbereitet zu sein. Rathenau stattete diese Behörde mit den besten Wirtschaftlern, Chemikern, Technikern aus. Er ernannte Fritz Haber zum Leiter der Chemieabteilung.



Die Offiziere des Kriegsministeriums taten alles, um Rathenaus Arbeit zu behindern. Sie lehnten die Bevormundung durch einen Juden und Zivilisten kategorisch ab. Aber bald zeigte sich, daß Rathenaus Warnungen berechtigt waren. Der erste Weltkrieg wurde kein Blitzkrieg. Er erstarb in einem mörderischen Stellungskrieg.

Eine Gruppe von deutschen Chemikern unter Führung von Fritz Haber kam auf eine andere schreckliche Idee, wie man den Krieg rasch zu einer Entscheidungsschlacht bringen könnte. Mit Abfallprodukten der Chemie war man in der Lage, Giftgas herzustellen. Die Haager Konvention, die von allen Großmächten unterzeichnet war, verbot den Einsatz von Giftgas während eines Krieges. Aber die Aussicht, durch einen Überraschungsangriff mit Giftgas die feindlichen Linien zu zerstören, war für die deutschen Militärs und die deutschen Chemiker so verlockend, daß sie dieser Versuchung nicht widerstehen konnten. Die Giftgasproduktion wurde den Bayer-Werken in Leverkusen übertragen. Ende April 1915 zogen Fritz Haber und einige Techniker an die Westfront in die Nähe von Ypern in Belgien. Einige tausend Metallgefäße, mit Chlorgas gefüllt,

wurden in der vordersten Reihe der Schützengräben in Stellung gebracht. Als der Wind von Osten kam, befahl Fritz Haber am Nachmittag des 22. April 1915, das Giftgas abzulassen. Die Wirkung war verheerend. Fünfzehntausend Soldaten wurden kampfunfähig. Fünftausend von ihnen starben. Viele der Betroffenen erlitten starke Schäden, die sie lebenslang belasteten.

Alle Chemiekonzerne beteiligten sich nun an der Herstellung des Giftgases. Es wurde verbessert und verfeinert. Und Herr Haber wirkte führend daran mit. Den Krieg aber konnte es jetzt nicht mehr entscheiden, da auch die Alliierten zu der bisher verfeimten Waffe griffen.



Nach der Niederlage des deutschen Kaiserreiches stellten die Alliierten eine Kriegsverbrecherliste auf. Als einziger Zivilist stand darauf: Professor Fritz Haber. Das blieb für ihn und die Militärs ohne Folgen. Fast zugleich bekam Fritz Haber auf Beschluß der schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1919 den Nobelpreis für Chemie. Aber er ging dennoch nach England. Als gebürtiger Jude mußte der Mann, der alles, seinen wissenschaftlichen Ruf, seine Familie, aufgegeben hatte, um für das kaiserliche Deutschland den Sieg zu erkämpfen, 1933 sein Vaterland verlassen. Er ging in das Land, das ihn 1919 als Kriegsverbrecher angefordert hatte. Seine Erfindungen aber wurden von der I. G. Farben-Industrie weiterentwickelt, von einem Tochterunternehmen dieses mächtigsten Chemiekonzerns, der Degesch, der Deutschen Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung. Die Degesch stellte das tödliche Gas Zyklon B her, ursprünglich zur Schädlingsbekämpfung.

An dem Stammkonzern der I. G. Farben waren auch einige jüdische Kapitaleigner und Chemiker beteiligt. Noch am 1. Oktober des Jahres 1933 feierte die chemische Industrie den Tag, an dem der damalige Geheimrat Weinberg fünfzig Jahre zuvor die Deutsche

Teerfarben-Industrie gegründet hatte. Man erinnerte sich an den Aufstieg der kleinen Farbenhandlung Leopold Cassella & Co. in Frankfurt am Main zu einer der wichtigsten Farbenfabriken. Die Söhne Arthur Weinberg und Dr. Carl Weinberg waren sogar vom Kaiser geadelt worden. Arthur trat in den Verwaltungsrat der I. G. Farben ein, und Carl übernahm zwei Jahre später die Funktion des stellvertretenden Aufsichtsratsvorsitzenden. Im ersten Weltkrieg war Arthur Major der Kavallerie, eine Position, die nie vorher ein Jude in Deutschland eingenommen hatte. Die Brüder waren nicht nur gute Chemiker und erfolgreiche Finanzleute, sie waren auch begeisterte Pferdesportler und besaßen einen bekannten

Rennstall in Frankfurt am Main. Auch andere bedeutende Chemiker jüdischer Herkunft hatten mit ihren Kenntnissen zur Entwicklung der I. G. Farben, besonders der Höchster Werke, beigetragen: Max M. Warburg, Alfred Merton, Ernst von Simson und Kurt Oppenheim. Das veranlaßte die Nazipartei, den Konzern I. G. Farben als »jüdisch versippten Moloch« anzugreifen. Dabei war einmal gerade ein führender Vertreter der Höchster Farbwerke, der Leiter der gesamten Verkaufsabteilung des Konzerns, Georg von Schnitzler, ihnen in einer prekären Situation finanziell zu Hilfe gekommen.

Ein führender Mann der Konzernspitze, Carl Bosch, der mit dem Chemiker Fritz Haber das Verfahren zur Herstellung des synthetischen Ammoniaks in die Hand genommen und in industrielle Produktion umgesetzt hatte, wußte, daß seine weitgesteckten Ziele den Beifall der Nazipartei finden würden. Er hatte das Verfahren des Chemikers Bergius, aus Kohle synthetisches Benzin herzustellen, zur Produktionsreife entwickelt. Das Deutsche Reich besaß keine natürlichen Erdölquellen. Ein kommender Krieg aber konnte nur auf einer Woge von Öl gewonnen werden. Man hatte in Leuna ein Werk gebaut, das im wesentlichen das Bergius-Verfahren anwandte, allerdings war das synthetische Benzin auf dem Weltmarkt um ein vielfaches teurer als das aus Erdöl gewonnene.

Als bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 die NSDAP den größten Zulauf bekam, hielt Carl Bosch es für geraten, eine direkte Verbindung zu Hitler herzustellen. Es wurde ein Treffen Hitlers mit Büfelfisch arrangiert, dem Technischen Direktor bei Leuna. Hitler erläuterte dem Chemiker, wie sehr er an der synthetischen Benzin- und Ölherstellung interessiert sei, auch unter wirtschaftlich nicht rentablen Bedingungen. Deutschland müsse in dieser Frage vom Ausland unabhängig werden. Hitler sprach zweieinhalb Stunden und versicherte, er werde die I. G. Farben voll und ganz unterstützen.

Als die Kommunisten bei der nächsten Reichstagswahl einen großen Stimmenzuwachs errangen, da traten die Spitzen des Großkapitals zusammen. Nur die I. G. Farben-Industrie hatte abgewinkt. Sie wollte die Entwicklung abwarten. Sonst war auf dieser Versammlung fast die gesamte deutsche Großindustrie vertreten. Das überzeugte den alten Generalfeldmarschall von Hindenburg. Am 30. Januar 1933 berief er Adolf Hitler zum Reichskanzler.

Am 20. Februar des gleichen Jahres fand abermals eine Versammlung der großindustriellen Prominenten statt, diesmal im Hause

8

## Von Rosemarie Schuder und Rudolf Hirsch

Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte - Essays

Alle Rechte beim Verlag Rütten & Loening, Berlin

### Kriegs-Chronik

- 28. Juni 1914: Österreichs Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajewo erschossen.
- 28. Juli 1914: Österreich erklärt Serbien den Krieg.
- 1. August 1914: Deutschland erklärt Rußland den Krieg.
- 2. August 1914: Deutsche Truppen marschieren ins neutrale Belgien und in Luxemburg ein.
- 2. Dezember 1914: Im Reichstag stimmt Karl Liebknecht als einziger gegen die Kriegskredite.
- 8. Dezember 1914: Der Kriegsausschuß der deutschen Industrie und der Alldeutsche Verband legen Kriegsziele dar: u. a. Annexion der französischen Oberlager, deutsche Oberhoheit über Belgien, »Schutzherrschaft« über Gebiete Osteuropas, Gründung eines zentralafrikanischen Kolonialreichs.
- 21. Februar 1915: Deutscher Sieg in der Schlacht in Masuren über die russische Armee, 150 000 Gefangene.
- 22. April 1915: Erster Einsatz von Giftgas bei Ypern (Belgien).
- 5. September 1915: Konferenz linker Sozialisten in Zimmerwald.
- 11. Februar 1916: Deutschland ordnet uneingeschränkten U-Boot-Krieg an.
- 21. Februar 1916: Beginn der Schlacht um Verdun. Dort fallen bis zum 15. Dezember 1916 338 000 deutsche und 364 000 französische Soldaten.
- 10. März 1917: Aufstand in Petrograd. Februarrevolution: Ende der Zarenherrschaft.
- 2. April 1917: Kriegserklärung der USA gegen Deutschland.
- 7. November 1917: Revolution in Rußland, die Sowjets übernehmen die Macht. Friedensappell »An alle«.
- 29. und 30. Januar 1918: Massenstreiks in Deutschland.
- 19. Februar 1918: Frieden von Brest-Litowsk zwischen Deutschland und Sowjetrußland.
- 3. November 1918: Aufstand der Matrosen der deutschen Hochseeflotte.
- 9. November 1918: Revolution in Berlin, Proklamation der Republik.

Unsere Illustrationen  
Durch Gaseinsatz verwundete  
britische und  
französische Soldaten  
bei Ypern.

Carl Bosch (links),  
Fritz Haber (rechts).

Fotos: Archiv



von Hermann Göring. Jetzt konnte und durfte die I. G. Farben nicht fehlen. Sie war durch Baron Georg von Schnitzler vertreten, Mitglied des Direktoriums und kaufmännischer Leiter. Es ging um Spenden für die Nazipartei. Herr Georg von Schnitzler sagte 400 000 Mark zu; es war die größte Einzelspende für die drei Millionen, die an diesem Nachmittag überreicht wurden.

Kurz nach dem Reichstagsbrand kam es zu einem ersten Zusammentreffen von Carl Bosch mit Hitler. Das Treffen verlief, solange es um die synthetische Benzin- und Ölproduktion ging, in voller Harmonie. Als nun Carl Bosch bat, die jüdischen Chemiker und Physiker weiter beschäftigen zu dürfen, wollte Hitler nicht darauf eingehen. Bosch entgegnete, wenn die Herren aussteigen müßten, würden die deutsche Chemie und Physik um hundert Jahre zurückgeworfen. Jetzt schrie Hitler: »Dann werden wir hundert Jahre lang ohne Physik und Chemie arbeiten!«

Im weiteren Verlauf der Zusammenarbeit zwischen der I. G. Farben-Industrie und der Nazipartei durften die Differenzen wegen der

jüdischen Chemiker und Physiker nicht mehr stören. Die Geschäfte und die Gewinne waren zu groß, die man mit der neuen Regierung machen konnte. Die I. G. Farben arrangierte sich.

Hermann Schmitz, ein führendes Mitglied der I. G. Farben, wurde zum Ehrenmitglied der NSDAP ernannt. Bütetisch, der Direktor der Leuna-Werke, wurde Obersturmbannführer der SS. Das gegenseitige Einvernehmen wuchs. Man brauchte die Erfahrungen der I. G. Farben-Chemiker auch beim Aufbau der Luftwaffe. Staatssekretär Milch aus Görings Luftfahrtministerium wurde beauftragt, sich mit dem I. G. Farben-Direktor Carl Krauch in Verbindung zu setzen. Milch, ein ehemaliger Kampfflieger des ersten Weltkrieges, hatte einen jüdischen Vater. Das hinderte Göring nicht, ihn zum Staatssekretär zu ernennen. Nur mußte die Mutter des Staatssekretärs versichern, ihr Sohn rühre von einem anderen Herrn her. Göring hatte zu diesem Verfahren geäußert: »Wer Jude ist oder nicht, bestimme ich.« Milch und Krauch sollten darüber verhandeln, ob synthetisches Benzin und Öl für Militärluftzeuge brauchbar seien. Produk-

tionszahlen dieses besonderen Flugzeugbenzins wurden besprochen.

Ein amerikanischer Autor, Joseph Borkin, hat in seinem Buch »Die unheilige Allianz der I. G. Farben« über die Beziehungen der leitenden Herren dieses gewaltigen Konzerns ausführlich berichtet. Er wies nach, daß sich zu dieser Zeit, zwischen 1933 und 1935, immer mehr der führenden Direktoren zu den Nazis bekannten. Er beschrieb, daß Carl von Weinberg, damals stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender des Gesamtkonzerns, erklärte, er gebe dem Nationalsozialismus seine volle Zustimmung. Es zeigte sich, daß auch jüdische Industrielle aus Angst vor dem Kommunismus Sympathien für die Nazipartei bekundeten.

Am 14. Dezember 1933 kam es zu einem Vertrag der I. G. Farben mit dem Wirtschaftsministerium. Die I. G. Farben verpflichtete sich, ihre Benzinhydrier-Anlagen auszubauen, als Gegenleistung wurde ein Preis festgesetzt, der die Kosten decken und der I. G. Farben eine Gewinnspanne von fünf Prozent garantieren sollten.

Fortsetzung folgt

## In Sicht

**Die Gnadenfrist**  
Mario Benedetti (geb. 1920) gehört zu den meistgelesenen Autoren Uruguays. Sein Roman »Gnadenfrist« erschien in 17 Auflagen. Der Autor berichtet aus dem Leben des Büroangestellten Santomé, der ein glanz- und freudloses Dasein hinter sich hat. Doch mit 50 Jahren ergreift er die Chance, sein leer gewordenen Leben mit neuem Sinn zu erfüllen. Er verliebt sich in eine junge Frau, die seine Liebe erwidert... (176 Seiten, 1,50 M) Erscheint im Verlag Philipp Reclam, jun.

**Jahre mit Camilla**  
Helmut H. Schulz erzählt eine Liebesgeschichte, die romantisch beginnt, doch bald alltäglich wird. Robert liebt seine Frau, aber er ist ein ehrgeiziger Forschungsingenieur. Camilla dagegen füllt die Aufgabe, nur Frau und Mutter zu sein, auf die Dauer nicht aus. Sie möchte wieder als Lehrerin arbeiten. Robert fragt: Hätte das Spiel auch ohne Dameopfer gewonnen werden können? (240 Seiten, 3 M) Angekündigt vom Verlag der Nation.

## Lebenspremierieren

Dieser Lebensbericht eines siebzigjährigen Künstlers ist Kampfansage und Rückblick, Analyse, Selbstprüfung. Es ist ein »offenes« Buch, grundehrlich und leicht brisanten Fragen nicht aus. 1914 in Breslau geboren, nahm Hans Pischner, bei seinem Vater Klavierstimmer lernend, ein Musikstudium auf. Daneben wirkte er als Cembalo-Solist. Im zweiten Weltkrieg war er Reserveleutnant der Hitlerarmee. Einprägsam beschreibt Hans Pischner seinen konfliktreichen Prozeß der Selbstbesinnung, der Erkenntnis seiner Mitschuld, seine beginnende Wandlung auf der Antifaschule in Tallin bei Iwanowo. In den Anfangsjahren unserer Republik wirkte er als Dozent, dann als stellvertretender Direktor der Weimarer Musikhochschule, leitete später die Hauptabteilung Musik des Staatlichen Rundfunkkomitees. Dann folgten neun Jahre angespannter Tätigkeit im Kulturministerium, Zusammenarbeit mit Johannes R. Becher und Alexander Abusch. Wo immer er stand und steht, als stellvertretender Minister, zwei Jahrzehnte lang als Intendant der Deutschen Staatsoper, als Präsident des Kulturbundes der DDR, überall leitete und leitete er »mit Bachscher Exaktheit und Präzision Staatsgeschäfte« (Hans Rodenberg), fand und findet er Muße für sein »geliebtes Cembalo«. Eine beeindruckende Autobiographie, die Auskunft gibt über einen international geschätzten Solisten, über einen Menschen, der bescheiden, warmherzig, energiegeladen von seiner künstlerischen und musiktheoretischen Entwicklung, seinen zahlreichen Auslandsgastspielen und Auftritten in der DDR zu erzählen weiß.

Wolfgang Karalus

Hans Pischner: Premierieren eines Lebens. Autobiographie. Verlag der Nation Berlin 1986.

## Lebensweg eines Satyrs

Der römische Dichter Titus Petronius Arbitr lebte im 1. Jahrhundert u. Z., genauer ist es nicht zu sagen. Urquellen gibt es nicht. Alles Überlieferte ist bruchstückhaft. Als gesichert kann gelten, daß dieser Petronius Verfasser der fragmentarisch erhaltenen »Satyrgeschichten« ist. Auf sarkastische Weise schildert er hier ein kaiserliches Rom, in dem die Sitten, die Künste, moralische Werte überhaupt dem Verfall geweiht sind. Die altrömische Demokratie existiert bestenfalls noch in ihrer formalen Hülle. Emporkömmlinge, Neureiche, Scheingebildete beherrschen den Staat. Petronius – so wissen wir es vom römischen Geschichtsschreiber Tacitus – gehörte »als Berater in Fragen des feinen Geschmacks« zum engsten Kreis der Vertrauten von Kaiser Nero. Beim Kaiser denunziert, öffnet sich Petronius 66 u. Z. die Adern, um einem Todesurteil zu vorzukommen. Wenig Faßbares, um eine komplexe Vorstellung von diesem satirischen Dichter zu bekommen. Eine große Herausforderung für Volker Ebersbach, den Altertumsforscher und Schriftsteller. Er hat sich, soweit es möglich ist, die Quellen erschlossen, hat bereits 1967 über Petronius promoviert, und dessen »Satyrgeschichten« neu übertragen und herausgegeben. Wir haben es mit einem wirklichen Kenner zu tun. Ebersbach beschreibt den Lebensweg des römischen Dichters glaubwürdig und detailreich und versteht es, neben der widersprüchlichen Person des Petronius auch das alltägliche Leben der verschiedenen sozialen Klassen und Schichten des römischen Kaiserreiches nacherlebbar zu gestalten.

Ingrid Kirsche-Feix

Volker Ebersbach: Der Schatten eines Satyrs. Historischer Roman. Buchverlag Der Morgen Berlin 1985.

## Vergebene Chance

Was weiß der Durchschnittsbürger, der Sauf- und Trinklieder mehr oder weniger schön oder laut singt, von jenen Mitbürgern, denen der Alkoholmißbrauch die Abhängigkeit von Schnaps, Bier, Wein usw. beschert? Gewiß zu wenig, so daß Unverständnis herrscht, wenn ein Alkoholsüchtiger in einer feucht-fröhlichen Gemeinschaft anwesend ist. Animation zum Trinken, verbal heruntergespielte Gefahren, wohl auch Hänseleien machen es jenen schwer, die versuchen, den Verlockungen der gefüllten Gläser zu widerstehen. »Das letzte Glas« von Reinhardt O. Hahn ist »Ein Bericht« über den Trinker Michael Naumann, über dessen Anfechtungen und Niederlagen gegenüber harten Sätzen, ist aber auch die Schilderung der Heilung dieses Alkoholkranken. Der Autor unternimmt den Versuch, Unbetroffenen die Augen zu öffnen. Von Donnerstag bis zum darauffolgenden Dienstag erstreckt sich die Handlung von Hahns Bericht. Allerdings vollzieht sich die Rettung des Helden in wenig märchenhaft und erhält einen Zug ins Sentimentale. Melitta Brauer, deren Sohn infolge Alkoholmißbrauchs starb, will weit machen, was sie glaubt, am eigenen Sohn versäumt zu haben. So nimmt sie quasi als deus ex machina Michael Naumann an die Hand, und alles wird gut. Wenn es so einfach wäre... Das brennende Problem, dem sich Hahn verdienstermaßen zuwandte, das deutlicher ins öffentliche Bewußtsein dringen sollte, wird verharmlost durch die unzureichend bewältigte literarische Umsetzung.

Ernst Braun

Reinhardt O. Hahn: Das letzte Glas. Ein Bericht. Mit einem Nachwort von Dr. med. Ursula Grüb. Mitteldeutscher Verlag Halle-Leipzig, 1986.

## Mit beiden Augen

Leo Baeck  
(1873–1956)

»Wann immer von jüdischer Geschichte in Deutschland die Rede ist – die Reaktion ist »Auschwitz«. Aber die zweihundert Jahre davor dürfen nicht vergessen werden.«

Fred Grubel in »Die verheißene Stadt«, Verlag Das Arsenal, Berlin (West) 1986

Ein Leserbrief aus New York. Dr. Fred Grubel schickt die Ablichtung eines Geheimbriefes des Berliner Polizeipräsidenten an seinen Münchener Kollegen vom 3. November 1913, betreffend »Rosalie Luxemburg«. Mit allen Vorstrafen wegen Beleidigung, Majestätsbeleidigung und Anreizung zum Klassenhaß.

Fred Grubel ist der Direktor des Leo-Baeck-Instituts, das seit 1954 die Geschichte des deutschen Judentums erforscht und darüber Material veröffentlicht. Der Zufall will's, daß gerade ein Buch erschienen ist, das unter dem Titel »Die verheißene Stadt« Gespräche, Eindrücke und Bilder bietet, die sich mit dem Schicksal deutsch-jüdischer Emigranten in New York beschäftigen. Textautor Thomas Hartwig hat auch mit Fred Grubel gesprochen, der ursprünglich Fritz Grubel hieß, 1908 in Leipzig geboren ist und bis zu Hitlers Machtantritt dort als Referendar bei Gericht tätig war, aber nicht mehr zum Assessorexamen zugelassen wurde. Er ging als Jurist in die Verwaltung der Jüdischen Ge-



meinde, wurde in der sogenannten Reichskristallnacht verhaftet, war im Konzentrationslager Buchenwald und konnte 1939 mit Frau und Kind emigrieren. Seit 1966 leitet er in New York das Leo-Baeck-Institut, das sich in einem schmalen Patrizierhaus in der 73sten Straße in der Ost-Seite von Manhattan befindet, benannt nach einer der großen Persönlichkeiten deutsch-jüdischer Kultur: Leo Baeck, der 1933 als Sechzigjähriger Präsident der Reichsvertretung der Juden in Deutschland wurde und das Konzentrationslager Theresienstadt überlebte.

Das Leo-Baeck-Institut konnte vor vielen Jahren eine Kopie des erwähnten Geheimbriefes erwerben. Zwar hat der Berliner Polizeipräsident Rosa Luxemburgs Geburtstag auf den 25. Dezember 1870 verlegt, aber sonst stimmt, was er der königlichen Polizeidirektion in München mitteilt.

»Die« – das Wort ist dem Schreibmaschinentext handschriftlich vorangesetzt – »Rosalie Luxemburg spielt in der sozialdemokratischen Bewegung Deutschlands sowie im interna-

tionalen Sozialismus eine große Rolle und gehört zur radikalen Richtung. Im Besitz einer nicht ungewöhnlichen Bildung entfaltet sie für ihre politische Anschauung auf schriftstellerischem Gebiet sowie als Versammlungsrednerin eine äußerst rege Tätigkeit und hetzt dabei in fanatischer Weise zur Propaganda der Tat auf, das heißt zum Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung auf revolutionärem Wege unter Anwendung der schärfsten Mittel.«

»Wenn immer ich das Dokument lese«, schreibt Fred Grubel, »gibt es mir etwas ironische Freude zu sehen, daß der mir völlig unbekannt Herr Nennung, der den Brief unterschrieb, tatsächlich so gescheit gewesen ist zuzugestehen, daß »Die« Rosalie Luxemburg im Besitz »einer nicht ungewöhnlichen Bildung« gewesen ist. Ganz dumm war die preußische Polizei also nicht!!!«

Das sei im Januar 1987 eine Blume, ein Steinchen auf Rosa Luxemburgs Grab.

Heinz Knobloch

Illustration: Wolfgang Würfel



# Der gelbe Fleck

1937 stellte sich die I. G. Farben-Industrie AG vollkommen in den Dienst der Nazipartei, die Nazipartei ganz in den Dienst der I. G. Farben. Den Direktoren war empfohlen, der NSDAP beizutreten. Die Führenden taten es oder hatten es schon getan, Carl Krauch, Fritz ter Meer, Georg von Schnitzler, Otto Ambros, Hermann Schmitz. Gleichzeitig wurden alle jüdischen Direktoren und Chemiker entlassen.

Carl von Weinberg, der sich so begeistert über die Nazipartei geäußert hatte, mußte gehen, wie sein Bruder Arthur, auch Otto von Mendelsohn-Bartholdy, Richard Merton, Ernst von Simson, Alfred Merton, Wilhelm Peltzer und Gustav Schlieper.

Carl Bosch, der sich allzusehr für seine jüdischen Kollegen engagiert hatte, hatte seit 1935 den nur noch repräsentativen Platz als Vorsitzender des Aufsichtsrats erhalten und war damit aus der Leitung des Trusts ausgeschieden. Man hatte dem viel geschmeidigeren und anpassungsfähigeren Hermann Schmitz die Funktion des Generaldirektors übertragen.

Die Verschmelzung der I. G. Farben mit dem Staat wurde immer enger. Carl Krauch war Görings Generalbevollmächtigter für chemische Erzeugnisse. Krauch forderte, er allein solle über die Herstellung von Sprengstoffen, Schießpulver und Giftgas entscheiden. Die Kontrolle über den gesamten Chemiebereich solle in der Kompetenz seiner Behörde liegen.

Hier ist nicht der Platz zu beschreiben, wie sich die I. G. Farben bei der Eroberung der Tschechoslowakei, Polens, Frankreichs, Belgiens und Hollands an die Fesseln der Wehrmacht heftete und sich mit allen Mitteln des Drucks, der Judendiffamierung und -ausschaltung, auch mit unbegrenztem finanziellem Aufwand und Erpressung, die besten und größten Werke in den besetzten Ländern aneignete.

Doktor Fritz ter Meer, einer der begabtesten und brutalsten Direktoren der I. G. Farben – ein Nachkomme der Familie ter Meer, der Begründer der chemischen Fabriken, vormals Weiler-ter-Meer in Uerdingen – war der



Hauptinitiator der Kooperation mit der SS. Das Reichswirtschaftsministerium rief ihn und Otto Ambros zu einer geheimen Sitzung. Man berichtete den Herren, die Reichsregierung brauche dringend eine höhere und größere Buna-Kapazität. Es müßten neue Fabriken für den künstlichen Kautschuk aus Kohle und Kalk gebaut werden.

Der Bevollmächtigte für den chemischen Bereich, der langjährige I. G. Farben-Direktor Carl Krauch, schickte Otto Ambros, einen der hoffnungsvollsten Chemiker der I. G. Farben, nach Polnisch-Schlesien, um dort einen günstigen Standort zu wählen.

Sehr bald hatte Otto Ambros den geeigneten Standort gefunden, bei der Stadt Auschwitz, polnisch Oświęcim, in der heutigen Wojewodschaft Kraków, fünfzig Kilometer westlich von Kraków. Im Jahre 1900 wohnten dort 6800 Einwohner, davon waren 3700 Polen jüdischer Religion. Aber bereits am 18. April 1940 hatte der Lagerführer Rudolf Höss – schon in Sachsenhausen als brutaler Schläger gefürchtet – das gleiche Gelände geprüft, auf seine Brauchbarkeit für ein weiteres

Konzentrationslager hin. Am 27. April befahl Himmler, auf Grund der Empfehlungen des Höss, hier ein Konzentrationslager zu errichten, das Lager Auschwitz I, das sogenannte Stammlager. Am 30. April wurde Höss Kommandant dieses neuen Lagers.

Am 6. Januar 1941 kam der I. G. Farben-Direktor, Dr. Otto Ambros, besichtigte die Gegend und hielt den Standort für die Errichtung einer Buna-Fabrik für geeignet. Der Bericht von Ambros muß direkt an Krauch gegangen sein, denn am 18. Februar 1941 befahl Göring die Aussiedlung aller Juden aus der Stadt Auschwitz. In die Häuser, die nun frei waren, sollten die Techniker einziehen. Sofort dachte man daran, auch die Häftlinge aus dem Stammlager in Auschwitz beim Bau zu beschäftigen.

Schon am 1. März 1941 kam Himmler nach Auschwitz. Und gab neue Befehle. Das Stammlager sollte so weit vergrößert werden, daß dort dreißigtausend Häftlinge aufgenommen werden könnten. Sechs Kilometer weiter wurde ein neues Gebiet um das Dorf Birkenau abgesteckt. Hier sollte Höss ein riesiges Konzentrationslager für 100 000 Häftlinge und Kriegsgefangene errichten. Er gab auch den Befehl: 10 000 dieser Häftlinge sind der Bauleitung der I. G. Farben zu überstellen, zum Aufbau des Bunawerks im Lager Auschwitz 3, Monowitz. Um Monowitz wurden weitere Rüstungsbetriebe angesiedelt, die mit der Arbeitskraft von Häftlingen arbeiten sollten. Das wurde das große Geschäft der SS und der Industriekonzerne. Die Häftlinge wurden wie Sklaven vermietet.

Aus dieser Zeit gibt es einen Brief des Otto Ambros – vom 12. April 1942 – an die Zentrale nach Frankfurt am Main. Er berichtete dem Direktorium: »Sehr geehrte Herren! In Anlage übersende ich Ihnen die Berichte über unsere Baubesprechungen, die regelmäßig wöchentlich einmal unter meiner Leitung stattfinden... Inzwischen fand auch am 7. 4. die konstituierende Gründungssitzung in Katowitz statt, die im großen und ganzen befriedigend verlief. Gewisse Widerstände von kleinen Amtsschimmel konnten schnell beseitigt werden. Dr. Eckel (ein I. G. Farben-Techniker, der von der Zentrale für die Buna-Produktion an Görings Planungsstab überstellt wurde), hat sich dabei sehr bewährt, und außerdem wirkt sich unsere neue Freundschaft mit der SS sehr segensreich aus. Anlässlich eines Abendessens, das uns die Leitung des Konzentrationslagers gab, haben wir weiterhin alle Maßnahmen festgelegt, welche die Einschaltung des wirklich hervorragenden Betriebs des KZ-Lagers zu Gunsten der Buna-Werke betreffen. Ich verbleibe mit den besten Grüßen Ihr Otto Ambros.«

Es gab eine Konferenz der Kommandantur mit den I. G. Farben-Ingenieuren. Man vereinbarte, im nächsten Jahr sollte die Zahl der zu vermietenden Häftlinge weiter steigen, bei Anforderung könnten der I. G. Farben sogar noch mehr Häftlinge überstellt werden. Die Arbeitszeit betrug im Sommer zehn bis elf, im Winter neun Stunden. Der Konzern zahlte an die SS pro Tag vier Reichsmark für jeden Facharbeiter, drei Mark für jeden Hilfsarbeiter. Später wurde der Preis für arbeitende Kinder festgelegt: Eine Mark und fünfzig Pfennige pro Tag.

Das also waren die Vereinbarungen, die Doktor Otto Ambros als sehr segensreich bezeichnete. Hatte er davon Kenntnis, daß am 23. April 1942 der Lagerkommandant Höss befahl, als Rache für die Flucht eines Häft-

lings zehn andere ohne Nahrung in den Bunker zu stecken? Wußte er, daß sie alle bis zum 26. Mai dort verhungerten?

Ein Mann, der den Bunker beaufsichtigte, in dem die Häftlinge verhungern mußten, ist mir bekannt. Er war angeklagt im ersten Auschwitz-Prozeß in Frankfurt am Main 1965. Er ging jeden Montag, Donnerstag und Freitag mit Aktentasche und Butterbrotpaket zu seinem Prozeß wie zu einer geregelten Büro-tätigkeit und beteiligte sich schläfrig an der Verhandlung. Er hieß Schlage und war Arrestführer im Strafbunker in Auschwitz. Ein Holländer hatte ausgesagt, daß er bei ihm im Bunker gegessen habe. Und er wußte, nebenan gab es einen Stehbunker, da wurden Häftlinge eingesperrt, ihnen wurden keine Lebensmittel gegeben, sie sind dort unter Qualen verhungert und verdurstet. Der Zeuge hatte den Todeskampf eines der Verhungerten selbst gehört. Er war dabei, als der zu Tode Gequälte mit Haken aus dem Bunker herausgezerrt wurde.

Der Vorsitzende des Schwurgerichts fragte diesen Herrn Schlage: »Gab es im Arrestbau im Block 10, dort wo Sie Arrestführer waren, einen Stehbunker?«

»Ich kann mich nicht daran erinnern.«

»Und waren Sie als Arrestführer verantwortlich, daß die Gefangenen Essen bekamen?«

Der kleine, so unscheinbar aussehende Mann sagte: »Ich habe mich nicht darum gekümmert.«

Das war selbst dem sehr zurückhaltenden Vorsitzenden, Landgerichtsdirektor Dr. Hofmeyer, zu viel. »Aber das war doch als Arrestführer Ihre Aufgabe.«

»Nein«, sagte Schlage, »darum habe ich mich nicht gekümmert.« Um das Essen habe sich nur ein Häftling Jakob gekümmert, er ist verschollen und Schlage versuchte, alle Verantwortung nach unten abzuschieben.

»Aber Sie haben doch gehört, daß in Ihrem Arrestbau, den Sie zu beaufsichtigen hatten, Menschen verhungert sind.«

Da sagte dieser jämmerliche Mensch etwas, und das ganze grelle Tageslicht des westdeutschen Alltags schien in den verdunkelten Saal. Er sagte: »Anscheinend hat ein Befehl vorgelegen.«

Und in der Mittagspause verließ Schlage das Rathaus am Römerberg (dort, wo im Anfang der erste Auschwitz-Prozeß geführt wurde), ging in eine nahegelegene Bierstube und packte sein Butterbrot aus.

Wie es wirklich in Auschwitz war, hätte ein so erfahrener Mann wie Dr. Otto Ambros sehen müssen, sehen können, wenn er hätte sehen wollen. Er aber sah nur die Rechnung, den Pachtpreis für die gelieferten Konzentrationslager-Häftlinge, Facharbeiter 4 Mark, Ungelernte 3 Mark. Der hochgebildete Chemiker nannte es: »Der wirklich hervorragende Betrieb des KZ-Lagers.« Aber er fügte auch an: »Zu Gunsten der Buna-Werke.« Es wurde bei der günstigen Arbeitsmarktlage ein weiteres Werk geplant, das Treibstoff durch Kohleverflüssigung herstellen sollte. Diese großartigen Bedingungen für gewinnbringende Produktion mußten ausgenutzt werden.

Am 22. Juni 1941 wurde die Sowjetunion überfallen. Himmler bestellte Höss zu sich. Er gab den Auftrag, die massenweise Ermordung von Juden in Auschwitz zu übernehmen.

Im Juli bestimmte Himmler die Einrichtung eines weiteren Vernichtungslagers in Majdanek, in der Nähe bei Lublin. Und in diesem Monat wurden einige hundert sowjetische Kriegsgefangene in Auschwitz in einer Kies-



9

Von  
Rosemarie Schuder  
und  
Rudolf Hirsch

Wurzeln und Wirkungen des  
Judenhasses in der deutschen  
Geschichte – Essays

Alle Rechte beim Verlag  
Rütten & Loening, Berlin

Vor 45 Jahren –  
am 20. Januar 1942:  
Die Wannseekonferenz  
Die Geheimkonferenz im  
Gebäude der Internationalen  
Polizeikommission in der  
Straße am Großen Wannsee  
in Berlin wurde vom Chef  
des Reichssicherheits-  
Hauptamtes (RSHA),  
SS-Obergruppenführer  
Reinhard Heydrich geleitet.  
Teilnehmer der Konferenz  
waren die zweithöchsten  
Verwaltungschefs der  
wichtigsten Staatsbehörden  
und der Nazipartei, (Innen-,  
Justiz- und Außenministerium,  
Parteikanzlei der NSDAP,  
Reichskanzlei, die  
»Vierjahresplanbehörde« Görings.)  
Aus dem RSHA waren  
Gestapo-Chef Müller und der  
Leiter des »Judenreferats«,  
Adolf Eichmann, anwesend.  
Heydrich erklärte einleitend:  
»Jetzt stehen wir vor  
folgenden Aufgaben: In  
großen Kolonnen... werden  
arbeitsfähige Juden  
straßenbauend in die  
besetzten Ostgebiete geführt,  
wobei zweifellos ein  
Großteil durch natürliche  
Verminderung ausfallen  
wird. Der endlich  
verbleibende Restbestand  
wird... entsprechend  
behandelt werden müssen...«  
Was dies bedeutete, war  
allen Anwesenden klar:  
Ermordung der Überlebenden.  
Die Wannseekonferenz hat  
nicht die Ermordung der  
jüdischen Bevölkerung  
beschlossen; Massenmorde  
durch die Einsatzgruppen  
von SS und Polizei waren  
schon zuvor angeordnet  
worden. Vielmehr wurden  
am Großen Wannsee die  
Aufgaben bei der Organisation  
einer riesigen Mordmaschinerie  
verteilt. Mit der  
Wannseekonferenz kam das  
Wüten der Einsatzgruppen  
zum Ende – man hatte ein  
fürchterlicheres Mittel  
gefunden, das von  
I. G. Farben entwickelte Gas.

Unsere Illustrationen  
Ankunft der Todgeweihten  
in Auschwitz.

Vergnügt auf der Anklagebank:  
Während des  
I. G.-Farben-Prozesses  
in Nürnberg – vorn von links  
Carl Krauch, Hermann Schmitz  
und Georg von Schnitzler.

Fotos: Archiv

21



grube mit Kleinkalibergewehren erschossen und mit Hacke und Schaufel erschlagen.

Im August ging man zum chemischen Mord über. Kranke und arbeitsunfähige Häftlinge wurden durch Phenol-Spritzen ermordet. Der Haupttäter dieser grausigen Methode, der SS-Mann Klehr, stand später in Frankfurt am Main vor Gericht.

Am 3. September wurde ein Produkt der I. G. Farben zum ersten Mal verwendet, geliefert von der I. G. Farben-Tochtergesellschaft Degesch, der Deutschen Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung: Das hochgiftige Zyklon B. Es wurde in Kristallen in den Bunker geschüttet. Am Tag darauf mußte die SS feststellen, das Quantum hatte nicht ausgereicht. Einige Opfer atmeten noch. Man schüttete weiteres Zyklon B in den Bunker. Häftlinge mußten die Leichen im Krematorium des Stammlagers verbrennen.

Am 8. Oktober wurde mit der Rodung des Geländes um Birkenau begonnen. Auschwitz 2. Das Dorf Birkenau wurde zerstört. Schon am 16. Oktober 1941 kamen die großen Deportationszüge mit Juden aus ganz Europa zum Bau dieses Vernichtungslagers.

Im neuen Jahr 1942 verkündete Heydrich, der Chef des Reichssicherheitshauptamtes, auf der Wannseekonferenz die »Endlösung

der Judenfrage«. Die Staatssekretäre aus allen Ministerien der Reichsregierung waren dabei, um in ihrem Bereich die organisatorischen und diplomatischen Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Nun riß die Kette der Ermordungen nicht ab. Die Häftlinge, die in Monowitz beim Bau der I. G. Farben nicht mehr arbeitsfähig waren, kamen nach Birkenau und wurden ins Gas geschickt. Die Züge aus dem ganzen besetzten Europa rollten Tag und Nacht nach Auschwitz. An der Rampe standen SS-Männer, die sich selbst als Ärzte bezeichneten, und entschieden mit einer Daumenbewegung, wer noch arbeitsfähig war, wer nach Monowitz durfte, und wer nicht mehr arbeitsfähig war und sofort in die neuen Vergasungsbunker kam.

Weitere Vernichtungslager mit Gaskammern und Krematorien wurden eröffnet, Belzec, Sobibor, dann Treblinka.

Im Juli 1941 waren bei der Firma Topf & Söhne in Erfurt neue Gaskammern und neue Krematorien angefordert worden. Die bisherige Kapazität reichte nicht. Topf & Söhne lieferten. Am 28. Juni 1943 berichtete der Leiter der Zentralbauleitung der Waffen-SS und Polizei Auschwitz an das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt: »Melde

die Fertigstellung des Krematoriums III mit dem 26. 6. 1943. Mithin sind sämtliche Krematorien fertiggestellt. Leistung der nunmehr vorhandenen Krematorien bei einer 24stündigen Arbeitszeit:

1. altes Krematorium I	340 Personen
3 x 2 Muffelöfen	
2. neues Krematorium i. K. G. L. II (Birkenau)	1440 Personen
5 x 3 Muffelöfen	
3. neues Krematorium III	1440 Personen
5 x 3 Muffelöfen	
4. neues Krematorium IV	768 Personen
8 Muffelöfen	
5. neues Krematorium V	768 Personen
8 Muffelöfen	
	4756 Personen

Das war allein die Kapazität der Auschwitzlager 1 und 2 während eines Tages.

Vom 1. August 1942 gibt es ein Dokument: »Das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt bestätigt, daß jeder bei den Vergasungen tätige SS-Angehörige eine Prämie von 100 Gramm Fleisch, 0,2 Liter Schnaps und 5 Zigaretten für jeden Tag als Sonderration erhält.«

Fortsetzung folgt

## In Sicht

*Die verrätene Heilige*  
Johanna Hoffmann schildert in ihrem historischen Roman das seltsame Leben und Sterben der heiligen Elisabeth auf der Wartburg. Sie geht dem Schicksal dieser Frau nach; die Kreuzzüge kommen ebenso ins Bild wie das Leben auf der Burg des Thüringer Landgrafen und der verhängnisvolle Einfluß des dämonischen Konrad von Marburg.  
(312 Seiten, 7 M)  
Erscheint im  
VEB Greifenverlag.

*Geschichte eines Mordes*  
Hermann Ungar (1893-1929), ein deutschsprachiger Schriftsteller aus der CSR, ist heute so gut wie vergessen. Mit dem vorliegenden Auswahlband von Joachim Schreck wird Ungar erstmals dem DDR-Leser vorgestellt. Die Geschichten erzählen von kleinen Bürgern und Außenseitern der Gesellschaft, deren zumeist tragische Schicksale dramatisch und mit sinnlicher Derbheit gestaltet sind.  
(224 Seiten, 10,50 M)  
Angekündigt vom  
Verlag der Nation.

## Gescheiterte Träume

Im wesentlichen ist es die Geschichte von vier Leuten in New York, Ausgestoßene aus der Gesellschaft, ohne Beruf, ohne Zukunft und doch Teil eben dieser Gesellschaft. Der Weiße Harry Goldfarb und der Farbige Tyrone O'Love träumen, wie viele, vom großen Geld. Sie geraten ins Drogengeschäft und damit in einen Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen gibt. Das gewonnene Geld wird wieder für tödliche Medizin verwandt. Der »Stoff« ruiniert alles, Gesundheit, Liebe, Freundschaft, bis die Helden am Ende sind. So auch Harrys Freundin, die von einem eigenen Künstlercafé träumte. Einzig Harrys Mutter Sarah kommt ohne Rauschgift aus. Dennoch scheitert ihr Traum von der großen Karriere in einer Fernsehquiz-Show. Das Buch des Amerikaners Hubert Selby ist hart und schonungslos. Auf fast brutale Weise und in der Sprache der Buchhelden wird vom erschreckenden Alltag der Drogenabhängigen im Land der großen Freiheitsstatue erzählt. Das Buch deckt soziale und Rassenprobleme auf, wird zum Anwalt der Gescheiterten, allerdings ohne die Ursachen für dieses Scheitern zu ergründen. Der Vorspruch im Buch läßt vermuten, daß selbst der Autor wenig davon weiß. Vielleicht könnte sein Roman Leuten wie Harry und Tyrone die Augen für ihre Situation öffnen, aber wahrscheinlich gehören sie zu denen, die nie ein Buch lesen. Für uns ist es anschauliches Zeugnis einer überlebten Welt.

Ingrid Kirschey-Feix

Hubert Selby: Requiem für einen Traum. Aus dem Amerikanischen von Kai Molvig. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1986.

## Poetische Reise

Vor nicht allzulanger Zeit kam mir das »Poesiealbum« Nr. 198 und damit der Name Ralph Grüneberger erstmals unter die Augen. Ich weiß noch, daß ich von der Mehrzahl seiner Gedichte recht berührt war. Nun liegt ein umfangreiches Bändchen des gleichen Autors vor mir, und ich bin - ohne Übertreibung - wiederum stark beeindruckt. Das ist meiner Meinung nach auf drei Fakten zurückzuführen: auf die Themenwahl, auf die einfache, unkomplizierte Aussage und auf die klare, übersichtliche Versform seiner Gedichte. Der Verfasser versteht, alltäglichen Begebenheiten poetischen Reiz abzugewinnen. Seine Verse heißen: »Zu früher Stunde«, »Abriß«, »Feierabend« oder »Die Stanzerin«, »Jutta N. ohne Beruf«, »Der Mieter 08-14«. Die Schlußzeilen kulminieren nicht in Pointen, aber es bleiben auch keine Fragen in der Luft stehen. Man spürt, hier ist Schluß, und fühlt sich angeregt, weiterzudenken. Und dann der Rhythmus! Die Sätze sind nicht willkürlich zerhackt wie ein Puzzlespiel. Man kann ihrem Sinn mühelos folgen, »sieht durch«. Übrigens beweist der Autor bei aller Modernität seiner Versform, daß er auch den einfachen und echten Reim beherrscht, eine ästhetische und handwerkliche Fähigkeit, welche man so manchem jungen Dichter wünscht. Ralph Grüneberger, 1951 in Leipzig geboren, arbeitete nach dem Schulbesuch als Fräser, später als Materialwirtschaftler, absolvierte ein Direktstudium am Literaturinstitut und lebt heute freischaffend in Markranstädt bei Leipzig. Auf alle Fälle: ein heller Sachse!

Günter Gregor

Ralph Grüneberger: Frühstück im Stehen. Gedichte. Mitteldeutscher Verlag.

## Neuer Don Quijote

Mühlenjimmy ist zwischen die Mühlräder des Lebens gekommen. Das ist die Mühle von Mahlow und Christine. Die abgeklapperte Mühle hat er erworben, die echt blonde Christine umworben. Nun besitzt er beide und steigt bei nächtlichem Sturm aus ihrem Bett auf die Mühle, um das ausgehakete Reguliersystem für die Flügelklappen zu reparieren. Dabei hakt einiges aus und läßt sich nicht mehr einhaken. Das entbehrt nicht der Tragikomik. Denn Mühlenjimmy, der gegen die vermeintlichen Torheiten einer modernen Gesellschaft anlebt, kann nicht außerhalb von ihr sein. Wie der große Vorfahr Don Quijote rennt er gegen die Windmühlenflügel an. Aber von innen. Er sitzt drin, und Autor Maywald kann nicht nur vorbeigelaufen sein, so gut kennt er sich aus in Mühlen und Menschen. Er erzählt voller Witz und Wärme eine Geschichte mit viel Nebensätzen, und ich weiß manchmal nicht, ob er viele Nebensätze mit einer Geschichte erzählt. Er teilt einiges mit, einiges hätte ich gern gestaltet gesehen. Wenn er selbstironisch wird, ist er am stärksten. Das geschieht dort, wo er, der Berliner, ins Dorf gerät und das Dorf in seine Mühle. Die Sprache ist locker, was aber nicht heißt, daß sie leicht zu nehmen ist. Auf's Ende zu ist Mühlenjimmy so traurig über den Weggang Christines, daß er leider seine Selbstironie verliert. Und ich suche verwirrt, ob das Buch auch wirklich beim Eulenspiegel Verlag erschienen ist. Doch solche Albernheiten sollte man unterlassen, denn Maywalds Verdrehtheiten bereiten nachdenkliches Vergnügen.

Wolfgang Eckert

Bernd Maywald: Besichtigung einer Windmühle. Eulenspiegel Verlag Berlin 1986.

# Blättchen für Bruno Kaiser

## Mit beiden Augen

Zum fünften Todestag von Bruno Kaiser (5. Februar 1911 bis 27. Januar 1982)

»Vom glückhaften Finden« heißt ein fast 700 Seiten starkes Buch. Essays, Berichte, Feuilletons. Er hat es selber nicht mehr zusammenfügen können. Vor einem reichlichen Jahr erschien es im Aufbau-Verlag, illustriert von Werner Klemke, betreut von Gotthard Erler, der Bruno Kaiser im Nachwort den Schatzsucher nennt, »der seine Funde gern und götig seinen Lesern überläßt«.

Bruno Kaiser gründete die Pirkheimer-Gesellschaft der Bücherfreunde im Kulturbund. Ohne ihn ist die Entwicklung unserer Buchkunst und Bücherliebe nicht denkbar. Wenn er als Präsident die Jahresversammlung eröffnete, sprach er Nachrufe auf verstorbene Mitglieder; stilistischer Hochglanz, verbunden mit einer Wärme, die man davontrug. Gleichzeitig aber bangte man um ihn. Wie lange würde sein Herz ihm gehorchen wollen.

Er war ein götiger Mensch. So leise, so freundlich. Immer wieder einen Beitrag für die »Marginalien« fordernd, die Pirkheimer-Zeitschrift, den ich dann doch nie geschrieben habe. So oft ich ihm



als Bibliothekswesen begegnete, trug er ein wunderbar weich aussehendes und gewiß sich so anfühlendes dunkles Samtjackett.

Immer lagen im Norddeutschen Antiquariat für ihn Funde bereit, darunter bei Ankäufen gefundene Lesezeichen. Als ich über die Ausstellung in der Deutschen Staatsbibliothek berichtet hatte, die 1984 gesammelte Lesezeichen aus seinem Nachlaß zeigte, durfte ich mir in Rostock welche aussuchen. Das macht froh. Aber lieber wäre mir, Bruno Kaiser trüge sie mir unter der Sammlernase davon.

Ich hätte ihm zu Lebzeiten sagen sollen, wie ich ihn verehrte. Im Dezember 1973, als wir zu Heines 175. Geburtstag die Heinrich-Heine-Preisträger zusammenrafften, als in der Kongreßhalle am Berliner Alexanderplatz jeder etwas vorzutragen mußte, von sich oder von Heine, da kündigte Bruno Kaiser an, er werde etwas aus dem »Buch Le Grand« vorlesen.

Der Saal war randvoll mit Heine-Freunden; es gab gar nicht genug Plakate und Karten zum Signieren. Das war noch nicht da-

gewesen: fast alle lebenden Heine-Preisträger auf einer Bühne beisammen!

Dann trat der Mann, der 1956 einer der beiden ersten Preisträger gewesen war, ans Pult. Bruno Kaiser sagte: »Ich lese das zwölfte Kapitel aus dem »Buch Le Grand«, machte eine Pause, blickte zum Schein in das Buch in seiner Hand und sprach dann frei ins Auditorium: »Die deutschen Censoren ..... Dummköpfe .....«

Ich bin kein Freund literarisch verwerteter Träume. Sie interessieren mich als Leser nicht, weil ich sie für erdacht halte, und weil mir erlebte Wirklichkeit lieber ist.

Aber was kann ich dafür, wenn mir zwei Monate nach seinem Tode Bruno Kaiser im Traum begegnete...

Er trug einen Bücherstapel aus der Staatsbibliothek ins Freie, las im Gehen und hatte auf dem linken Ärmel seines Samtjacketts einen runden Aufnäher, auf dem stand: »Ich habe Zeit«.

Heinz Knobloch  
Illustration: Wolfgang Würfel



# Der gelbe Fleck

Am 4. Juni 1964 wurde in Frankfurt am Main ein sehr sachverständiger Zeuge vernommen. Der ehemalige Professor der Anatomie und Chirurgie an der Universität Münster, Johann Kremer. Er berichtete: In den Universitätsferien 1942 war er in das KZ Auschwitz abkommandiert worden als Lagerarzt.

Und dieser Professor Kremer hätte damals über seine Erlebnisse in Auschwitz-Birkenau ein Tagebuch geführt.

Das Tagebuch lag dem Gericht vor, mit der Eintragung vom 5. September 1942: »Heute bei einer Sonderaktion aus dem F.K.Z. (Frauenkonzentrationslager). Muselmänner (im SS-Jargon, Häftlinge, die durch Hunger und Arbeit völlig entkräftet waren; d. A.), Hauptscharführer Thilo - Truppenarzt - hat recht, wenn er mir heute sagte, wir befänden uns hier am Anus mundi (am Arsch der Welt). Abends gegen 8 Uhr wieder bei einer Sonderaktion aus Holland. Wegen der abfallenden Sonderverpflegung, bestehend aus einem fünfteil Liter Schnaps, 5 Zigaretten, 100 Gramm Wurst und Brot, drängen sich die Männer zu solchen Aktionen.«

Diese Männer schütteten, nach Kremers Aussage, das Zyklon B in die Gaskammern. Jedesmal wurden mehr als 1000 Menschen, Kinder und Greise, Frauen und Männer, mit all ihren Wünschen und Hoffnungen, Fähigkeiten und Leidenschaften ausgelöscht.

Für fünf Zigaretten, 100 Gramm Wurst und einen fünfteil Liter Schnaps.

Auch Professor Kremer bekam und nahm jedesmal seinen Schnaps. Dazu erklärte er dem Gericht: »Schnaps und Tabak waren im Kriege knapp. Daß sich die SS-Leute danach drängten, war ja menschlich verständlich.« Nein, es waren ja nicht nur die so einfachen primitiven SS-Männer, die sich zu solchen Sonderaktionen, zu solchen Massenmorden drängten. Es steht in seinem Tagebuch: »23. September 1942. Heute nacht bei der 6. und 7. Sonderaktion (Massenvergasung). Morgens ist Obergruppenführer Pohl mit Gefolge im Haus der Waffen-SS eingetroffen. Vor der Tür steht ein Posten, welcher als erster seinen Präsentiergriff vor mir macht. Abends um 20 Uhr Abendessen mit Obergruppenführer Pohl im Führerheim, ein wahres Festessen. Es gab gebackenen Hecht, soviel jeder wünschte, echten Bohnenkaffee und belegte Brötchen.«

Dieser Professor Kremer hat aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht. Er dachte beim Morden nicht nur an seinen Gaumen, er sorgte auch für die Lieben daheim. Er bemühte sich auch um die Wissenschaft. Und er schrieb: »9. Oktober 1942. 1. Paket mit 9 Pfund Schmierseife, mit 200 M Wert nach Münster abgeschickt. Regenwetter.

10. Oktober. Lebendfrisches Material von Leber, Milz und Pankreas entnommen und fixiert. Faksimilestempel von Häftlingen anfertigen lassen. Zum ersten Mal das Zimmer eingheizt. Noch immer Fälle von Flecktyphus und Typhus abdominalis. Lagersperre geht weiter.

11. Oktober 1942. Heute, Sonntag, gab es zu Mittag Hasenbraten - eine ganz dicke Keule - mit Mehlklößen und Rotkohl für 1,25 RM.

12. Oktober 1942. 2. Schutzimpfung gegen Typhus, danach abends starke Allgemeinreaktion auf Fieber. Trotzdem in der Nacht noch bei einer Sonderaktion (1600 Personen) zugegen. Schauerliche Szenen vor dem letzten Bunker (Höbner). Das war die 10. Sonderaktion.«

Dieser Professor Kremer wurde von einem polnischen Gericht zum Tode verurteilt, zu lebenslänglicher Haft begnadigt und nach zehn Jahren Gefängnis 1958 in die Bundesrepublik abgeschoben. Da die westdeutsche Justiz die Urteile der »Feindstaaten« nicht anerkennt, wurde er formal noch einmal vor Gericht gestellt und zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt; sie galten als verbüßt durch die Haft in Polen, und Professor Kremer wurde ein freier Mann. Mit Pensionsberechtigung.

In den Nürnberger Prozeß-Akten findet sich die Korrespondenz des I. G. Farbenwerkes Bayer Leverkusen mit der Leitung des Konzentrationslagers Auschwitz. Der geschäftsmäßige Ton dieser Korrespondenz über den Ankauf der Ware Frau zu normalen kaufmännischen Gepflogenheiten ist kaum zu übertreffen. Mord war für diesen Konzern zu einer normalen kaufmännischen Angelegenheit geworden. Soweit war die Freundschaft mit der SS gediehen.

Der erste Brief von Bayer Leverkusen an das Konzentrationslager Auschwitz lautete:

»Bezüglich des Vorhabens von Experimenten mit einem neuen Schlafmittel würden wir es begrüßen, wenn Sie uns eine Anzahl Frauen zur Verfügung stellen würden. Wir se-

hen Ihrer Antwort entgegen. Hochachtungsvoll.« Und nicht Heil Hitler?

Der zweite Brief: »Wir erhielten Ihre Antwort, jedoch erscheint uns der Preis von RM 200 pro Frau zu hoch. Wir schlagen vor, nicht mehr als RM 170 pro Kopf zu zahlen. Wenn Ihnen das annehmbar erscheint, werden wir Besitz von den Frauen ergreifen. Wir brauchen ungefähr einhundertfünfzig Frauen.«

Der dritte Brief: »Wir bestätigen Ihr Einverständnis. Bereiten Sie für uns einhundertfünfzig Frauen in bestmöglichstem Gesundheitszustand vor, und sobald Sie uns mitteilen, daß sie soweit sind, werden wir diese übernehmen.«

Der vierte Brief: »Erhielten den Auftrag für 150 Frauen. Trotz ihres abgekehrten Zustandes haben wir sie als zufriedenstellend befunden. Wir werden Sie bezüglich der Entwicklung der Experimente auf dem laufenden halten.«

Der fünfte Brief: »Die Versuche wurden gemacht. Alle Personen starben. Wir werden uns bezüglich einer neuen Sendung bald mit Ihnen in Verbindung setzen.«

Mord war für die Wissenschaft zu einer normalen Angelegenheit geworden. Die Experi-

29. Januar, befahl das Reichssicherheitshauptamt, alle Zigeuner in Deutschland und in den besetzten Gebieten zu verhaften und in die Vernichtungslager zu transportieren. Am 8. März wurde auf einer Konferenz bei der Firma Friedrich Krupp AG in Essen, an der auch der Chef der Firma, Alfred Krupp von Bohlen und Halbach, teilnahm, die Verlegung eines Werkes nach Auschwitz beschlossen. Die SS stellte 1500 Häftlinge für die Herstellung von Flugzeugteilen zur Verfügung.

Am 23. Oktober 1943 ereignete sich etwas Außergewöhnliches. Aus Bergen-Belsen kam ein Transport mit eintausendsiebenhundert Häftlingen. Ihnen wurde gesagt, man wolle sie in die Schweiz transportieren. Auf der Rampe erfuhren sie, daß sie in Auschwitz waren. Eine Frau entriß einem SS-Mann den Revolver, erschoss den SS-Oberscharführer Schillinger und verletzte den SS-Scharführer Emmerich. Die Häftlinge wurden daraufhin erschossen oder durch Handgranaten ermordet, Überlebende in die Gaskammern getrieben.

Für den 1. November 1943 liegt noch eine Abrechnung vor: Die I. G. Farben zahlten 488 949 Reichsmark an die SS, für Pacht der



mente, die der SS-Arzt Mengele in Auschwitz an lebenden Häftlingen durchführte, geschahen im Auftrag des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin.

Am 26. September 1942 verfügte das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt über die Habe der nach Auschwitz und Majdanek deportierten und ermordeten Juden: Das Bargeld ist an die Reichsbank, Devisen, Edelmetalle, Schmuck, Uhren und Füllfederhalter sind an das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt in Oranienburg abzuführen. Von dort sollen die Uhren und Füllfederhalter repariert und den Frontsoldaten zugewiesen werden. Brauchbare Kleidung und andere Güter kann die Organisation »Volkdeutsche Mittelstelle« gegen Bezahlung übernehmen.

SS-Arzt Prof. Klauber unternahm im Frauenlager Auschwitz-Birkenau Sterilisationsexperimente. Der Luftwaffenarzt Dr. Schumann versuchte, 200 junge Häftlinge durch Röntgenstrahlen zu sterilisieren. Später wurden diese Häftlinge kastriert. 1943, am

Sklavenarbeit. Die Firma Union, eine Tochtergesellschaft der Krupp-Aktiengesellschaft, 35 781 Reichsmark.

Am 24. Juli 1944 eroberten sowjetische Truppen das erste Vernichtungslager Majdanek und befreiten die noch lebenden Gefangenen.

Im Frankfurter Auschwitz-Prozeß sagte der einzige Überlebende eines Sonderkommandos aus, Milton Buky - er lebt heute in Los Angeles (Kalifornien). Er hatte in Auschwitz alles erfahren, alles mit ansehen müssen. Den Bau der riesigen neuen Gaskammern, die gewaltigen Krematorien, die zum Schluß eine Kapazität von 4756 Leichen pro Tag hatten. Daß diese Fassungskraft nicht ausreichte, als die großen Transporte aus Ungarn kamen. Es mußten die Toten aus den Gaskammern auch auf Scheiterhaufen verbrannt werden. All das hatte Milton Buky gesehen, er hatte beim Verbrennen helfen müssen, hatte erleben müssen, wie seine Frau und sein achtjähriges Töchterchen, seine zwei Schwestern und sein Bruder mit seiner Familie und den Schwiegereltern ermordet wurden. Er

10

Von  
Rosemarie Schuder  
und  
Rudolf Hirsch

Wurzeln und Wirkungen des  
Judenhasses in der deutschen  
Geschichte - Essays  
Alle Rechte beim Verlag  
Rütten & Loening, Berlin

Wie es begann

30. Januar 1933:

Hitler wird

Reichskanzler.

27. Februar 1933: Brand

des Reichstagsgebäudes.

28. Februar 1933: Erlaß der

»Notverordnung zum Schutz von

Volk und Staat« - Verhaftung

von Kommunisten.

20. März 1933: Erstes

Konzentrationslager in Dachau

eingrichtet.

1. April 1933: Boykottaktion

gegen jüdische Geschäfte.

3. Juni 1933: »Arierklausele

für Beamte - Entlassung

jüdischer Beamter.

9. Juli: Himmler erhält

die Befehlsgewalt über alle

KZ und setzt die SS als

Wachmannschaften ein.

12. April 1935: Juden wird

die Betätigung als

Schriftsteller verboten.

15. September 1935:

»Nürnberger Gesetze«

verkündet. Die jüdischen

Mitbürger werden durch sie zu

Menschen zweiter Klasse.

12. März 1938: »Anschluß«

Österreichs. Ausdehnung der

antijüdischen Gesetze auch

auf Österreich.

27. September 1938:

Berufsverbot für jüdische

Rechtsanwälte.

29. September 1938: Münchener

Abkommen, Auslieferung des

Sudetengebiets an

Deutschland.

28. Oktober 1938: Deportation

polnischer Juden aus

Deutschland.

9. November 1938: Pogrom

in ganz Deutschland (die

sogenannte Kristallnacht).

200 Menschen ermordet,

10000 jüdische Bürger

in Konzentrationslager

eingeliefert; für den von

den Nazis angerichteten

Schaden müssen die jüdischen

Gemeinden 1 Milliarde Mark

als Strafe aufbringen.

15. März 1939: Okkupation

der Tschechoslowakei.

4. Juli 1939: Zwangsweiser

Zusammenschluß aller Juden in

Deutschland in einer

»Reichsvereinigung«.

1. September 1939: Überfall

auf Polen. Mit einer Weisung

Hitlers vom 6. Oktober 1939

beginnt die Umsiedlung der

jüdischen Bevölkerung in

Ghettos.

Unsere Fotos

März 1941: Himmler besichtigt

die Baustelle der I. G. Farben

in Auschwitz.

August 1948: I. G. Farben-Prozeß

in Nürnberg: Otto Ambros

(stehend) hört sein Urteil - acht

Jahre Haft unter Anrechnung der

Untersuchungshaft.

Fotos: Archiv



## Mit beiden Augen

Inschrift auf dem Stein:  
Gewidmet den am  
23. Januar 1887  
Verunglückten  
Robert Nauen  
geb. 8. 7. 1858,  
Paul Hensel  
geb. 20. 6. 1856,  
Otto Lachmann  
geb. 30. 4. 1862

Otto Nagel  
27. September 1894 bis  
12. Juli 1967

Sein Grab befindet sich  
auf dem Zentralfriedhof  
in Berlin-Friedrichsfelde.

war dabei, als der Aufstand des Sonderkommandos vorbereitet wurde.

Am 7. Oktober 1944, in der Mittagszeit, fand im Krematorium IV eine Sitzung des Aufstandstabes der Kampfgruppe Sonderkommando statt. Ein Häftling teilte mit, daß ein deutscher Berufsverbrecher Kenntnis von ihrem Plan hatte und mit der Anzeige bei der SS drohte. Der Denunziant wurde auf der Stelle getötet. Nun mußten Waffen aus den Verstecken geholt werden. Der Aufstand begann. Die wachhabenden SS-Leute wurden von den Häftlingen mit Handgranaten getötet, den Sprengstoff hatten weibliche Häftlinge, die im Union-Rüstungswerk arbeiteten, herausgeschmuggelt. Das Sonderkommando setzte das Krematorium in Brand, versuchte die Drähte zu zerschneiden, aus dem Lager zu entkommen. Nur wenige entkamen, fast alle fielen der SS in die Hände.

Am 26. November 1944 befahl Himmler die Zerstörung der Gaskammern und Krematorien. Am 27. Januar 1945 befreiten sowjetische Truppen die Lager von Auschwitz. Sie fanden nur noch fünftausend Kranke und marschunfähige Häftlinge vor.

Ungezählt die Opfer. In Auschwitz waren es vier Millionen Menschen, die ermordet wurden. Durch Gas, durch Phenolspritzen, durch Erschießen, durch Erschlagen, durch Henken. Ungezählt die Opfer, die in den anderen Vernichtungslagern umkamen. Jeder einzelne starb einen schweren Tod. Der Rauch der Krematorien verpestete die ganze Gegend. Auschwitz konnte nicht unbemerkt bleiben. Noch heute findet man in der Asche von Auschwitz Reste von hebräischen Gebetbüchern. Es waren meist Juden, die hier ermordet wurden. Auch Sinti und Roma, Zigeuner

genannt. Auch Soldaten der Roten Armee. Widerstandskämpfer aller Nationen.

In den Baracken, die als Museum eingerichtet sind, liegt, hinter Glas aufbewahrt und behütet wie die größten Kostbarkeiten der Welt, was von den Ermordeten blieb. Frauenhaar. Haare von jungen, von alten, von mütterlichen, von liebenden Frauen. Es ist nicht mehr zu entwirren. Es ist leblos. Für die Nazis war es eine Ware. Daneben ein Futterstoff, gesponnen, gewebt aus menschlichem Haar. Riesige Berge von zerrissenen Schuhen. Männerschuhe, Frauenschuhe, Kinderschuhe. Berge von zerschlagenen Brillen. Berge von Rasierpinseln, Zahnbürsten, Haarkämmen, Berge von armseligem Spielzeug. Berge von Gliedmaßen, die sich nicht verbrennen ließen. Prothesen. Berge von erbärmlichen und zerschlagenen Koffern. Die Namen der Besitzer sind mit großen Buchstaben darauf geschrieben. Sie hatten gehofft, man würde ihnen die Koffer wieder aushändigen.

Mit Herzklopfen lese ich die Namen und fürchte, hoffe, einen bekannten Namen zu finden. Nein, kein bekannter. Es sind zu viele. Hier liegt aufgebahrt, was zu erbärmlich war, um ins »Reich« verschickt zu werden, was die Herren der I. G. Farben und die Herren von Krupp nicht mehr brauchbar fanden, um es an ihre »freien Gefolgschaftsmitglieder« zu verkaufen.

Viele der Herren sitzen noch heute, behaglich, geehrt und hoch dekoriert mit Kreuzen der Bundesrepublik in Frankfurt am Main, in Höchst, in Ludwigshafen, in Leverkusen und in Essen. Die Nutznießer dieses Bahnanschlusses und der Sklaven, sie sitzen in Deutschland, in jenem anderen Teil. Das Land, das meine Sprache spricht.

Er war es, der den Platz für das neue große Buna-Werk der I. G. Farben-Industrie ausgesucht hatte, das Vorstandsmitglied dieses größten Chemie-Unternehmens der Welt, Dr. Otto Ambros, einer der begabtesten und einfallreichsten Chemiker dieses Konzerns.

Zwei Milliarden Reichsmark sollten dort investiert werden. Ambros hatte vorgeschlagen, dieses Werk am Zufluß des kleinen Flübchens Sola in die Weichsel, dort, wo die Stadt Auschwitz lag, zu errichten. Kohle- und Kalkgruben waren in der Nähe. Der Standort lag weit entfernt vom Aktionsradius englischer und amerikanischer Bomber.

Im Frankfurter Auschwitz-Prozeß hatte der Zeuge Ambros erklärt, er sei nicht Betriebsführer dieses Buna-Werkes gewesen. Das mag stimmen, denn das Werk hat niemals produzieren können. Der Krieg ging schneller verloren. Aber achtundzwanzigmal war er dort gewesen, hatte alles inspiziert. Er war es, der über die neue Freundschaft mit der SS der Konzernleitung nach Frankfurt am Main berichtete, wie segensreich sie sich für die I. G. Farben auswirkte.

Als Zeuge sprach er nun von der Geographie und von Rohstoffen Kalk, Kohle, Wasser. Von der menschlichen Arbeitskraft sprach er nicht. Daran hatte er nicht gedacht.

Er hatte daran gedacht. Selbst die Amerikaner konnte er nicht überzeugen. Im I. G. Farben-Prozeß, der im Anschluß an den Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher eingeleitet wurde, verurteilten sie ihn 1948 wegen der unmenschlichen Behandlung und Ermordung der Häftlinge in Nürnberg zu acht Jahren Gefängnis. Allerdings wurde er schon 1951 freigelassen.

Fortsetzung folgt

## Berliner Grabstein: Drei Verunglückte

Otto Nagel, der im zweiten Weltkrieg das alte Berlin auf seinen Bildern festhielt, ehe es in Schutt versank, ist im Wedding aufgewachsen, dem Berliner Arbeiterviertel. Daß er in jüngeren Jahren mit Wort und Bild an der legendären »A-I-Z« mitarbeitete, ist recht unbekannt. 1927 erzählte er dort unter der Überschrift »Ein vergessener Denkstein« von einem Vorfall, der jetzt hundert Jahre zurückliegt.

In der Gegend des S-Bahnhofes Putzstraße stand 1887 eine kleine Gastwirtschaft mit Namen »Schweinskopf«. Dort, schrieb Nagel, »fanden zur Zeit des Sozialistengesetzes, als jede legale Arbeit unmöglich, des öfteren Geheim Sitzungen der Parteifunktionäre statt. — Auch am 22. Januar 1887 kamen Genossen der Berliner Nordbezirke zusammen, um zur bevorstehenden Reichstagswahl Stellung zu nehmen. — Gegen ein Uhr nachts wurde die Sitzung durch Spitzel (in Straßenbahneruniform) aufgestört. Um der Verfolgung zu entgehen und um die Wahllisten in Sicherheit zu bringen, versuchten zwei Genossen, Nauen und Lachmann, den dünn zugefrorenen Spandauer Schiffahrtskanal zu überqueren. Bei dem Versuch brachen sie ein. Auf ihre Hilferufe sprang der Genosse Hensel nach, um sie zu retten. Lachmann und Nauen waren mittlerweile unter dem Eis verschwunden, und auch Hensel schwebte in Lebensgefahr. Andere Genossen, die herbeieilten, konnten nicht mehr retten. Mit den Worten: »Lebt wohl, Genossen! Meine Kinder! versank auch er vor den Augen der Freunde.«

Sechs Tage später wurden die drei gemeinsam begraben. Der Bericht der Zeitung »Volksblatt« ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich. Wir erfahren, wie sich vor hundert Jahren ein



Trauerzug durch verkehrsreiche Straßen der nördlichen Innenstadt bewegte, und lernen gleichzeitig Berichterstattung kennen.

Am 29. Januar 1887, einem Sonnabend, hatten sich »Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen in dem Leichenschauhaus in der Kommunikation zwischen dem Oranienburger und Neuen Thore eingefunden« — das sind die heutige Hessische und Hannoverische Straße mit dem Institut für gerichtliche Medizin und Leichenschauhaus — »um von hier aus dem Trauerkondukte sich anzuschließen. Die Leichen standen in der großen Halle offen aufgebahrt. Die Zahl der Kränze überstieg die Zahl der Leichen, es befand sich darunter ein mächtiger Lorbeerkranz, der über einen Meter im Durchmesser hatte und vielfach gewunden war. Eine weißseidene Schleife mit goldenen Fransen, welche daran befestigt war,

trug die Inschrift: »Unseren treuen Freunden Nauen, Hensel, Lachmann — gewidmet von den Genossen Berlins.« Prachtvolle Kränze, mit weißen und gelben Rosen und gleichfalls seidene Schleifen mit goldenen Fransen hatten ferner die Steinträger des Wedding, »die Genossen von 6«, die Kollegen der Lampenfabrik von Schmidt u. Jädicke und die »Arbeiterfrauen Berlins« gewidmet.«

Eine Musikkapelle wurde von der Polizei nicht zugelassen. Dem Zuge voran ritt ein Schutzmann, »dann folgte ein Zugführer mit Palmenzweig, die drei offenen Leichenwagen, von je sechs zum Dienst kommandierten Genossen begleitet, dahinter die Frauen, etwa 80 an der Zahl, sämtlich mit Kränzen versehen, der Männerzug, etwa 800, in verschiedenen Abteilungen, denen Kränze vorangetragen wurden, und dahinter zehn Kutschen mit den Leidtragenden und sonstigen Freunden.«

Der Zug erreicht das Oranienburger Tor und biegt links in die Chausseestraße ein, zu beiden Seiten von mehreren hundert Zuschauern begleitet und von der Polizei eskortiert, zieht er langsam nach Norden bis zur Kreuzung Seestraße. Dort endete damals Berlin. Der Friedhof der St. Pauls-Gemeinde lag auf uraltem Düngelände, auf dem Berliner Kirchengemeinden seit 1865 Begräbnisplätze eingerichtet hatten.

Vor dem Friedhof erwartete den Zug bereits ein Kommando Schutzleute. »Als die Einsegnung der Särge erfolgt war, betrat ein Arbeiter das Gerüst und warf mit den Worten »Treu war't ihr bis zum Tod! einen Lorbeerkranz und eine lange blutrote Schleife, die er bis dahin verborgen gehalten hatte, in die offene Gruft. Die Polizeibeamten drängten von allen Seiten hinzu, um sich des

Mannes zu versichern, in diesem Augenblick aber rief der Kirchhofsbeamte: »Lasset uns ein stilles Gebet verrichten.« Diese Gelegenheit nahm der Spender der blutroten Schleife wahr, um zu verschwinden. Nach dem Gebet legte der Träger des Riesenkranzes denselben »namens der Berliner Genossen«, Frau Cantius die drei Kränze »namens der Arbeiterfrauen« und ein anderer einen Lorbeerkranz »namens der Parteigenossen im 6. Berliner Reichstagswahlkreise« auf das Grab nieder. Die weißseidene Schleife wurden danach von einem der Teilnehmer von den Kränzen entfernt und mitten durchgerissen.« Deutlicher konnte die Zeitung nicht werden. »Danach entfernte sich ohne Störung die mehr als 1000 Köpfe betragende Menge.«

Einige Jahre später wurde der Grabstein errichtet, den Otto Nagel 1927 gezeichnet hat. Er wußte, daß einige Genossen ihn in freien Stunden hergestellt hatten. »Mit den Jahren geriet die Sache mehr und mehr in Vergessenheit — und heute [1927] weiß fast niemand mehr davon.«

Knapp hundert Jahre nach dem Ereignis: Ob der Obelisk noch steht? »Nicht weit von der Straße — in der zweiten Reihe«, heißt es bei Otto Nagel. Aber dort ist nichts, was auf die gesuchte Grabstelle deuten könnte.

In der Friedhofsverwaltung gibt das vergilbte Register Auskunft. 4. Reihe. Und die ist nicht mehr vorhanden. Die Namen sind im Buch verzeichnet, die Berufe; so läßt sich hinzufügen, daß Paul Hensel Schlosser war und Robert (oder Albert?) Nauen Gürtler. Ihr Alter ist nicht in Daten, sondern wie früher üblich in Jahren, Monaten und Tagen vermerkt.

Heinz Knobloch

Illustration: Wolfgang Würfel



6/II/1987

# Der gelbe Fleck

Im Frankfurter Auschwitz-Prozeß ging die Anklage davon aus:

»In vollständiger Mißachtung aller sittlichen und humanitären Überlegungen, zwang die I. G. Farben ihre Zwangsarbeiter unter anderem zu übermäßig langen und anstrengenden Arbeitseinsätzen, ohne dabei auf ihre Gesundheit und physische Kondition zu achten. Einziges Kriterium für das Recht zu leben war die Effizienz besagter Zwangsarbeiter. Durch ungenügende Ruhezeiten, schlechtes Essen (das den Häftlingen verabreicht wurde, wenn sie im Bett lagen), und schlechte Unterkunft (ein Bett aus unsauberem Stroh mußte von bis zu 4 Häftlingen geteilt werden), starben viele bei der Arbeit oder an Krankheiten, die sie sich dort zugezogen hatten. Bei den ersten Anzeichen nachlassender Produktivität – auch wegen Krankheit oder Erschöpfung – wurden die Arbeiter der wohlbekanntesten »Selektion« unterzogen. »Selektion« bedeutete, daß der Arbeiter nach einer oberflächlichen Untersuchung, die ergeben hatte, daß er nicht innerhalb weniger Tage an seine Arbeit zurückkehren konnte, zur Tötung nach Birkenau überstellt wurde. Die Bedeutung von »Selektion« und »Birkenau« kannte jeder in Auschwitz.

Die Arbeitsbedingungen in der Buna-Fabrik der IG waren unerträglich und trieben viele Gefangene zum Selbstmord, indem diese Fluchtversuche unternahm, um erschossen zu werden, oder sich in die mit Hochspannung geladenen Stacheldrahtzäune stürzten. Aufgrund dieser Bedingungen betrug der Umschlag an Arbeitskräften in einem Jahr 300%. Über die Zahl derer hinaus, die jeden Tag zur Vernichtung geschickt wurden oder Selbstmord begingen, starben bis zu 100 Personen pro Tag, manchmal mehr. Alle Ausfälle durch Vernichtung und andere Todesarten wurden durch Nachschub an neuen Häftlingen ausgeglichen. Die I. G. Farben sicherten sich so ständigen Nachschub frischer Häftlinge zur Erhaltung der vollen Produktivität. Das Verhalten der I. G. Farben in Auschwitz kann am besten mit einem Himmler-Zitat beschrieben werden: »Was geht das uns an? Schauen Sie weg, wenn Ihnen schlecht wird.«

Die technische Bauleitung, die für den schnellen Aufbau des Werkes eingesetzt war, beschwerte sich, die Häftlinge kämen nach den langen Fußmärschen ermüdet zur Arbeit an der Baustelle. Aber von dem fürchterlichen Geruch, der täglich aus den Krematorien von Auschwitz-Birkenau nach Auschwitz-Monowitz herüberwehte, hat er, Otto Ambros, niemals etwas bemerkt. Wenn er etwas bemerkt hätte, hätte es seiner Karriere sicherlich sehr geschadet. Ambros hat gewußt, was in den Vernichtungslagern geschah mit den jüdischen Menschen aus dem besetzten Europa. Er hat es in seinem Betrieb gesehen, er hat es an den Wolken gesehen, die von Birkenau herüberkamen.

Die SS und die Leitung der I. G. Farben-Industrie hatten beschlossen, ein weiteres, gemeinsames Konzentrationslager, ein I. G.-Konzentrationslager, zu bauen, man nannte es Auschwitz IV, Monowitz. Die I. G. Farben war für Unterbringung, Verpflegung und Gesunderhaltung der Häftlinge verantwortlich. Die SS übernahm Bewachung, Bestrafung und vor allem den Nachschub der Häftlinge. Dieses Lager wurde im Sommer 1942 fertiggestellt.

Es war eingerichtet wie alle Nazi-Konzentrationslager: Wachtürme mit Scheinwerfern, Sirenen, Maschinengewehre, bewaffneten Wachen und scharfe Wachhunde. Das gesamte Lager war mit elektrischem Stacheldraht umzogen, es gab eine Stehzelle, in der man weder stehen, noch liegen, noch knien konnte. Einen Galgen hat man errichtet, an dem meist ein

oder zwei Tote hingen als abschreckende Warnung. Ob er hingeschaut hat oder weggeschaut, ist gleichgültig. Ambros wußte, die meisten der von der SS gelieferten und verpachteten Sklavenarbeiter waren jüdischer Herkunft.

Jüdischer Herkunft wie sein verehrter und geliebter Lehrer Professor Dr. Richard Willstätter. Bei ihm hatte er studiert. Bei ihm hatte er seine Doktorarbeit abgeliefert. Willstätter war sein Doktorvater.

Richard Willstätter lehrte als Professor von 1902 bis 1905 an der Universität in München,



von 1905 bis 1912 in Zürich. Danach wurde er nach Berlin berufen und war gleichzeitig Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie. Von 1916 bis 1925 wirkte er wieder an der Universität München. Dort wurde er als Jude angepöbelt, angefeindet. Er verließ dieses Amt und ging zurück nach Berlin.

Professor Willstätter war der führende Chemiker bei der Erforschung organischer Naturstoffe. Seine Untersuchungen über das Cholesterin, eines der wichtigsten Fette in den Pflanzen, waren bahnbrechend. Er fand Ähnlichkeit im organischen Aufbau und im Wachstum von Pflanzen und Tieren. Er untersuchte das Chlorophyll der Pflanzen. Er entdeckte die Synthese wichtiger medizinischer Grundstoffe wie das Narkotikum Kokain, das Avertin und das Atropin. 1916 bekam er den Nobelpreis. Er war Ritter der Zivilklasse des Preußischen Ordens Pour le mérite, er war Ehrendoktor der Universität Oxford. 1939 mußte er aus Deutschland fliehen. Er stand kurz vor seiner Deportation, entweder nach Theresienstadt oder direkt nach Auschwitz.

Dr. Ambros war kein Antisemit. Er korrespondierte mit seinem Lehrer noch zu der Zeit, als der Gelehrte schon in die Schweiz geflohen war.

Es ist nur ein Zufall, daß Professor Willstätter nicht als Sklave zum Aufbau des Buna-Werks von der SS an die I. G. Farben-Industrie verpachtet wurde. Man hätte für ihn pro Tag 4 Mark als Facharbeiter bezahlt.

Ambros war ein gelehriger Schüler gewesen. Mit der Empfehlung seines Doktorvaters und mit seiner Doktorarbeit kam er als junger Chemiker, als hochbegabter Meisterschüler, 1926 nach Ludwigshafen zur BASF. Dort wußte man von seinen Forschungen über das

Leben und Wachstum der Pflanzen. Er wurde eingestellt und sofort nach Sumatra geschickt, hier sollte er ein Jahr lang das Wachstum des Naturkautschuks erforschen. Mit den Arbeitsmethoden des Professors Willstätter. Seine Ergebnisse in Sumatra waren so vielversprechend, daß ihm Carl Bosch den Bau und die Leitung der ersten großen Buna-Anlage in Schkopau übertrug. Seine Erforschung von biologisch-chemischen Prozessen beim Wachstum des Gummibaumes konnte nutzbringend für die Herstellung eines synthetischen Kautschuks ausgewertet werden. Ambros war auch Fachmann für Giftgas.

Auch Hermann Schmitz, der letzte Generaldirektor der I. G. Farben hatte vergessen, daß er in seiner Heimatstadt Essen einmal ein junger Arbeiter gewesen war, daß er sich bei der Metallgesellschaft in Frankfurt am Main hochgedient und dort seine ersten Sporen verdient hatte, daß er das, was er konnte, dort gelernt hatte, bei seinem jüdischen Chef Merton. Carl Bosch hatte diesen Schmitz bei einer internationalen Verhandlung kennengelernt und ihn für die I. G. Farben abgeworben.

Carl Bosch war ein rücksichtsloser Geschäftsmann. Er hatte das Haber-Verfahren, die Herstellung von Giftgas, in eigene Hände genommen und industriell möglich gemacht. Er war bestimmt kein Humanist. Jedoch die Praktiken des Nazi-Regimes konnte und wollte er nicht mehr an führender Stelle verantworten. Er bekam Depressionen, versuchte sich abzusetzen, nach Sizilien, wurde Alkoholiker, kehrte nach Deutschland zurück. Er starb 1940.

Er und alle führenden Direktoren der I. G. Farben-Industrie haben gewußt, wie bedroht das Leben der jüdischen Menschen war. Die Anwälte der Angeklagten im I. G. Farben-Prozeß in Nürnberg haben dieses Wissen um die Mordpraxis in einem Antrag enthüllt. Sie wollten ihre Mandanten reinwaschen, sie wollten zeigen, wie sehr sich doch diese Herren Direktoren um einige Juden gekümmert hätten, um sie vor der Ermordung zu retten. Aber gerade dadurch wurde überdeutlich, wie genau die leitenden Herren der I. G. Farben die Gefahr gekannt hatten.

Der Antrag, einen »Persilschein« auszustellen, wurde im Namen von Hermann Schmitz, dem letzten Generaldirektor, von Carl von Krauch, dem Bevollmächtigten für Chemieindustrie in Görings Planungsbehörde, von Dr. Fritz ter Meer, dem Leiter der gesamten Buna-Produktion der I. G. Farben, und von Georg von Schnitzler, dem Leiter der Verkaufsabteilung des ganzen I.G.-Konzerns, gestellt. Es wurde nachgewiesen, wie diese mächtigen Herren sich bemüht hatten, zwei ehemalige Kollegen aus ihrem Direktorium vor der Mörderhand der SS zu schützen. Die Anwälte legten eidesstattliche Erklärungen eines Herrn Richard von Szivignyi, Schwiegersohn des Herrn Carl von Weinberg, und eines Herrn Rudolf von Spreiti, Schwiegersohn des Herrn Arthur von Weinberg, vor, die beweisen sollten, daß Schmitz, Krauch, Schnitzler und ter Meer versucht hatten, die Weinbergs vor dem Ermorden zu retten. Schmitz hatte Spreiti Geld gegeben, viel Geld, um einen hohen Nazi zu bestechen, er sollte verhindern, daß Arthur von Weinberg den Judenstern tragen mußte.

Arthur von Weinberg hatte alles erreicht, was ein patriotischer, konservativer und tüchtiger Chemiker erreichen konnte. In den ersten Weltkrieg war er begeistert gezogen, als Major der Kavallerie. Der Kaiser hatte ihm den erblichen Adel verliehen. Geheimer Regierungsrat durfte er sich nennen. Die Universität Frankfurt am Main, gleichzeitig seine Vaterstadt, hatten ihn zum Ehrenbürger gewählt.

11

## Von Rosemarie Schuder und Rudolf Hirsch

Wurzeln und Wirkungen des Judenhasses in der deutschen Geschichte – Essays

Alle Rechte beim Verlag Rütten & Loening, Berlin

### Chronik des Verbrechens

12. Oktober 1939: Deportation von Juden aus Wien und der Tschechoslowakei nach Polen beginnt.

30. April 1940: Einrichtung des ersten militärisch bewachten Ghettos in Lodz.

10. Mai 1940: Überfall Nazideutschlands auf Frankreich, Holland und Belgien.

20. Mai 1940: Errichtung des KZ Auschwitz.

16. Oktober 1940: Befehl zur Schaffung eines Ghettos in Warschau.

Februar bis April 1941: Deportation von 72000 Juden ins Warschauer Ghetto.

25. Februar 1941: Streik der Amsterdamer Hafendarbeiter gegen die Juden deportationen.

4. März 1941: Beginn des Baus der Buna-Fabrik in Auschwitz.

22. Juni 1941: Überfall auf die Sowjetunion. Der faschistischen Wehrmacht folgen die Einsatzgruppen von SS und Polizei; Beginn der systematischen Ermordung von Juden. Der »Kommissarbefehl« des Oberkommandos der Wehrmacht ordnet die Ermordung von Kommunisten an.

31. Juli 1941: Göring beauftragt Heydrich, alle europäischen Juden seien zu deportieren.

23. September 1941: Erste Ermordung durch Gas in Auschwitz.

20. Oktober 1941: Erste Deportation von Juden aus Deutschland nach Osten.

Ende Dezember 1941: Ein ständiges Vergasungslager wird in Chelmo (Polen) eingerichtet.

20. Januar 1942: Die Wannseekonferenz leitet die Massendeportationen aus ganz Europa in die Vernichtungslager ein.

19. April–16. Mai 1943: Aufstand im Warschauer Ghetto.

15.–19. Dezember 1943: In einem ersten Prozeß gegen deutsche Kriegsverbrecher in Charkow werden die Mordpraktiken der SS enthüllt.

24. Juli 1944: Die Rote Armee befreit das Konzentrationslager Lublin.

26. Januar 1945: Die Rote Armee befreit 2819 überlebende Häftlinge in Auschwitz.

Unsere Fotos Prof. Richard Willstätter

Aus dem Kriegsverbrecheralbum: Otto Ambros Hermann Schmitz Carl von Krauch Fritz ter Meer

Fotos: Archiv





## In Sicht

**Die Räuberhöhle**  
Steen Steensen Blicher  
macht seine Leser in  
drei Erzählungen mit  
Räubern, Wilddieben,  
Rebellen bekannt, die  
einstens gegen die Obrigkeit  
aufbegehren, als Verbrecher  
verfolgt, vom Volke verehrt  
wurden und auf ihre Weise  
gegen das Unrecht aufstanden.  
Der Autor nimmt die Tradition  
der Volkserzählung auf, verwebt  
die Geschehnisse mit  
meisterhafter Schilderung  
jütändischer Landschaft und  
Lebensweise.  
(128 Seiten, etwa 6,80 M)  
Erscheint im  
Hinstorff Verlag.

**Film und Leben**  
*Barbara la Marr*  
Dieser Roman von Arnolt  
Bronnen erzählt die  
Geschichte des Stummfilmstars  
Barbara la Marr, deren  
früher Tod im Hollywood der  
20er Jahre großes Aufsehen  
erregte. Die Diva, von den  
Kritikern »Simplisia von  
Hollywood« genannt, hinterließ  
ein Tagebuch,  
dessen Veröffentlichung  
sorgsam verhindert wurde.  
Bronnen geriet an Auszüge  
aus diesem erregenden  
Lebensbericht, die so zur  
authentischen Quelle  
seines Buches wurden.  
(224 Seiten, 4,80 M)  
Angekündigt vom  
Henschelverlag

Er war stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrats des großen I. G. Farben-Trusts. Aber das alles rettete ihn nicht. Die Nazis deportierten ihn in die Vorhölle von Auschwitz, nach Theresienstadt.

Ja, Krauch und Schmitz hatten davon Kenntnis. Sie hatten bei Himmler für Arthur von Weinberg interveniert. Die Nazipartei entschied: Er sollte seinen Lebensabend bei seiner Tochter, Prinzessin Charlotte Lobkowitz, verbringen können, allerdings unter der Bedingung, daß der Gauleiter von Mecklenburg diesem Kompromiß zustimme. Das war nicht mehr notwendig. Durch Hunger entkräftet verstarb Arthur von Weinberg.

Auch sein Bruder, Dr. Carl von Weinberg, ein Patriot, vom Kaiser geadelt. Ihn retteten die Direktoren der I. G. Farben. Er konnte nach Italien fliehen. Dort wurde er durch Zahlungen einer Tochtergesellschaft in Mailand unterstützt. Er erhielt seine Betriebspension von 80 000 Reichsmark pro Jahr.

Die Herren der I. G. Farben waren wirklich keine Antisemiten. Sie haben sogar versucht, zwei jüdische Herren zu retten. Herren, mit denen sie jahrelang freundschaftlich verbunden waren durch chemische und finanzielle Interessen.

Zwei Juden. Von sechs Millionen, die durch die Freunde der I. G. Farben und durch ihr Giftgas ermordet wurden, deren Arbeitskraft in Auschwitz bis zum letzten Blutstropfen ausgebeutet worden war.

Nein, sie waren keine Antisemiten, wirklich nicht, die Herren Carl Krauch, Fritz ter Meer, Georg von Schnitzler, Hermann Schmitz und

Dr. Otto Ambros. Sie waren befreundet gewesen mit den jüdischen Herren aus ihrem Direktorium und aus ihrem Aufsichtsrat. Sie hielten noch zu ihnen Verbindung, sogar, als es für sie unbequem war. Aber sie hielten auch Verbindung zu den Mördern, und sehr freundschaftliche. Die Mörder standen ihnen näher. Dort sahen sie ihre Zukunft. Sie wußten, was geschah. Sie behaupteten ihren Platz.

Sie waren Direktoren. Generaldirektoren. Aktionäre. Chemiker. Aber keine Menschen. Sie behaupteten ihren Platz wie die Handlanger in der schwarzen SS-Uniform, die Scharführer und Oberscharführer, die ohne jede Gemütsregung den Abzug am Karabiner beim Erschießen der Wehrlosen betätigten. Sie behaupteten ihren Platz wie die SS-Sanitäre, die Zyklon-B-Kristalle in die Gaskammern schüteten, für eine kleine Sonderration Schnaps. Sie behaupteten ihren Platz wie die SS-Ärzte in ihren weißen Kitteln, die mit einer Daumenbewegung selektierten. Sie behaupteten ihren Platz wie die Universitätsprofessoren, die von der SS »lebendfrisches Material« und auch Schädel von zu Ermordenden bestellten.

Ein unglücklicher Dichter aus dem vorigen Jahrhundert, Hölderlin, kannte diese Art von Deutschen. Er spürte den Riß, der schon damals durch die deutsche Nation ging. Über diese Gruppen der Tüchtigen, die ohne Rücksicht auf Verluste ihre Fähigkeiten einsetzten, schrieb er in seinem »Hyperion«:

»Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ich's, weil es Wahrheit ist: Ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wär' wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Men-

schen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, junge und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?«

Das vergossene Lebensblut im Sande von Auschwitz.

»Ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wär' wie die Deutschen.« Es waren ja auch Deutsche, auch nichtjüdische Deutsche, Widerstandskämpfer und Gegner der Mörder, es waren Sinti und Roma und auch nichtjüdische Menschen aus vielen anderen Nationen, die von den Mördern erschossen, vergast, totgeprügelt und ausgehungert wurden. In Auschwitz und Treblinka, in Buchenwald und Bergen-Belsen, in Majdanek und Oranienburg, in Dachau und in vielen hundert Lagern und Zuchthäusern. Auch ihr Blut ist im Sande zerronnen.

Ein tiefer Riß, unüberbrückbar, durch die deutsche Nation. Auf der einen Seite des Risses die Befehlsgeber und die beflissenen Befehlsempfänger, die Angeber und die Zuträger. Auf der anderen Seite des Risses die Standhaften, die aktiven Widerstandskämpfer, und neben ihnen und mit ihnen die ungezählten, ungenannten, unbekannt aufrechten Menschen, die den Verfolgten und Gehetzten geholfen haben, mit ihnen ihr Stück Brot teilen, ihnen Unterschlupf gewährten aus einem Gefühl der Brüderlichkeit, der Solidarität, der Menschlichkeit und der Menschenliebe.

Ende

## Briefkunst

1788 begegnete der einundzwanzigjährige Student Wilhelm von Humboldt in Bad Pyrmont einem jungen Mädchen, Charlotte Diede, das seinen Vater auf einer Erholungsreise begleitete. Die jungen Leute verlebten drei glückliche Tage. 26 Jahre später entstand zwischen beiden ein Briefwechsel, der über zwanzig Jahre dauern und erst mit Humboldts Tod enden sollte. Gleich zu Anfang schrieb Humboldt, an den sich Charlotte nach großer Überwindung mit einem Hilferuf gewandt hatte: »So erfahre ich jetzt erst durch Sie, daß ich damals einen tieferen Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingegeben hätte...« Der Gedankenaustausch mit der Jugendfreundin hat dem inzwischen berühmten Mann viel bedeutet. Unbeabsichtigt wird daraus die Selbstdarstellung eines feinen Geistes und großen Menschen, der von sich sagen kann, »...daß eine Liebe zu Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemütsstimmungen mir unter vielen abziehenden Geschäften geblieben ist.«

Zu dieser Zeit, 1822, hatte sich der Gelehrte bereits ins Privatleben zurückgezogen, widmete sich seinen kunsttheoretischen Schriften und sprachwissenschaftlichen Studien. Hinter ihm lagen unter anderem die Begründung des humanistischen Gymnasiums sowie der Aufbau der Berliner Universität nach seiner Konzeption und eine — wie für alle Reformer — problematische Karriere als Außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister Preußens in Wien. Die Fähigkeit des Eingehens auf fremde Gemütsstimmungen lassen uns die nicht mehr erhaltenen Briefe Charlottes kaum vermessen. Auch sie wird durch Humboldts Briefe erkennbar. Mit einer Einleitung des Herausgebers Joachim Lindner versehen, liegt vor uns ein Meisterwerk der Briefkunst.

Brigitte Anders

Wilhelm von Humboldt: Briefe an eine Freundin. Verlag der Nation 1986. Herausgegeben von Joachim Lindner. 376 Seiten.

## Mit Ernst und Schalk

Der 1901 im damaligen Französisch-Westafrika geborene Malinese Ba erzählt die Lebensgeschichte seines Landsmannes Wangrin, verwoben mit Geschichten von dessen Freunden und Feinden, von einheimischen Schwarzen und weißen Kolonialherren. Im Schicksal des hochbegabten Wangrin, der durch seine immense Bildung das absolute Vertrauen mehrerer französischer Bezirkskommandanten erwirbt und lange Zeit als Dolmetscher (er beherrscht ausgezeichnet Französisch und etliche afrikanische Sprachen) arbeitet, spiegelt der Autor die Entwicklung dieser Region von 1912 bis etwa in die dreißiger Jahre wider. Damals gab es noch keine politisch formierten Kräfte des Widerstandes gegen den Kolonialismus, doch einen zunehmend erstarkenden Nationalstolz und individuellen, geschickt getarnten Einzelkampf. Wangrin schädigt die Herrschenden, wo er kann, und er gibt den Armen. Seine Schläue und seine allgemeine Beliebtheit im einfachen Volk helfen ihm oft, schwierige Situationen zu meistern. Äußerst le-

bendig verquickt der Autor die realen Vorgänge mit altafrikanischen Mythen, mit Aberglauben und kulturellen Bräuchen. Seltsam ist dieses Schicksal des scheinbar Unbesiegbaren: Durch die Liebe zu einer weißen Frau und durch den Alkohol beginnt sein jäher Absturz in Schwäche und Haltlosigkeit. Eine Warnung des Schriftstellers, daß bei zunehmender Anpassung an den Lebensstil mancher imperialistischer Ausbeuter die nationale Identität verloren geht. — Humor und Zartheit, Spannung und Schelmerei wechseln in so angenehmer Weise in den 36 Kapiteln, daß man sich schnell an die ungewohnten Namen und Eigenheiten gewöhnt und unter der Hand ein Stück Kulturgeschichte Westafrikas mitbekommt.

Werner Voigt

Amadou Hampaté Ba: Das seltsame Schicksal des Wangrin. Roman. Verlag Volk und Welt Berlin 1986. Aus dem Französischen von Adelheid Witt. 371 Seiten.

## Mit beiden Augen

Felix Philippi  
(1851–1921)

Rahel Varnhagens  
- Salons:  
1790 bis 1806,  
1819 bis zu ihrem  
Tode 1833

Sein Buch taucht gelegentlich in Antiquariaten auf. »Alt-Berlin«, zuerst 1912 erschienen. Sein Verfasser Felix Philippi ist weniger bekannt. Ein geborener Berliner, Journalist und produktiver Bühnenschriftsteller, der sich als Sechziger an vieles erinnern mochte und es anschaulich beschrieb.

Bei einem Spaziergang Unter den Linden denkt er an »glückliche, heitere und wertvolle Stunden«, die er im Hause von Heinrich und Bernhardine Friedeberg verlebte. Das war um 1870. Philippi war zwanzig und begegnete in diesem Salon vielen Namhaften. Berthold Auerbach und Friedrich Spielhagen; Eduard Lasker und Ludwig Bamberg, beides liberale Politiker. Julius Rodenberg, der später Berliner Spaziergänge schrieb, und mancher andere, dessen Name und Werk vergessen sind. Mediziner, Schauspieler, Sängerinnen und »die ganz unwahrscheinlich schöne Clotilde Aub«.



Der junge Mann konnte sich kaum an der Unterhaltung beteiligen. »Aber ich habe zugehört«, schreibt er. Das bot ästhetischen Genuß, »bot Anregung und Antriebe zur Weiterbildung...« Er betont: »Wer in diesem politisch-schöngeistigen Salon Klatsch und Tratsch, üble Nachrede und Erörterung des Tageskandals erwartete, kam wahrlich nicht auf seine Kosten; hier wurden die brennendsten Fragen der Politik, Kunst und Wissenschaft mit Geist und Begeisterung und tiefgründigen Kenntnissen erörtert.« Besonders erwähnenswert ist ihm, daß die Atmosphäre nicht durch geistige Überlegenheit oder betonte Würde leidet, im Gegenteil, Philippi nennt »Herzensliebeshwürdigkeit« und »Herzensheiterkeit« — zwei Begriffe, die dem heutigen Wortschatz wieder hinzugefügt werden könnten.

Dann denkt er daran, woher diese Art »feingeistiger Berliner

Salons« stammt, fühlt sich an früher erinnert, spricht von ihrer Blütezeit unter der geistvollen und schönen Henriette Herz und fragt nun: »Ob solche Salons wie die der Rahel Levin, der Mendelssohns, Veits, Beers und Friedeberts wohl heute noch in Berlin existieren?« Er weiß es nicht, im Jahre 1912, aber er »würde jedenfalls sehr glücklich sein, dort verkehren zu dürfen...«

Heutzutage sind solche Salons auf der Bühne anzublicken, mit-zuhören. Im Schauspielhaus der Salon der Rahel Levin-Varnhagen. Im Theater im Palast die »Leipziger Straße 3«, das Quartier der jungen Mendelssohns, Felix und seine hochbegabte Schwester Fanny, von der sogar die Reihenfolge einiger Musikstücke überliefert ist, die dort erklangen. Die Vorstellungen sind immer ausverkauft.

Heinz Knobloch  
Illustration: Wolfgang Würfel



# Der gelbe Fleck

Nach der Rückkehr des Großherzogs von Dalberg aus Paris konnte der alte Mayer Amschel Rothschild einen langersehten Wunsch verwirklichen. Der Großherzog Dalberg gewährte den Frankfurter Juden das Bürgerrecht. Anders als in Paris, wo die Erklärung der Menschenrechte für alle Bürger Frankreichs verkündet wurde, war dies in Frankfurt eine Finanztransaktion. Statt der jährlichen Abgabe von 22 000 Gulden für die bisher vereinbarte »Stättigkeit«, das Recht in Frankfurt wohnen zu dürfen, wurde nun zwischen dem Bankier Rothschild und dem Großherzog eine einmalige Zahlung des zwanzigfachen Betrages vereinbart. Mayer Amschel Rothschild erreichte, daß von den berechneten 440 000 Gulden nur 150 000 Gulden sofort bezahlt werden mußten. Davon übernahm der jetzt reichste Bankier der Frankfurter Judengasse allein 100 000 Gulden. Der Rest dieser Summe wurde von anderen Banken vorgestreckt.

Ohne die Erklärung der Menschenrechte durch die Nationalversammlung in Paris aber wäre dieses Geschäft überhaupt nicht möglich, ja nicht denkbar gewesen. Bei den Patriarchen der Stadt, bei den alteingesessenen christlichen Kaufleuten, herrschte helle Empörung. Natürlich wurden Gerüchte verbreitet, Dalberg habe sich persönlich bereichert. Und man spottete darüber, daß Mayer Amschel Rothschild nun auch zum herzoglich-frankfurtschen Hofbankier ernannt war. Rothschilds Beziehungen zu Dalberg waren herzlich geworden. Mit dessen Genehmigung wurde auch ein Vorstand der Israelitischen Religionsgemeinde gegründet. Dalbergs Oberpolizeidirektor von Itzstein wurde der erste Vorsitzende, der Parnes. Schon aus dieser seltsamen Kombination kann man ersehen, daß der Erzbischof von Dalberg keine religiösen Vorurteile hatte. Vorsichtig lavierend, unterhielt das Haus Rothschild gleichzeitig feste Beziehungen zu der neuen regierenden und zu der alten kurfürstlich-hessischen Partei.

Es ist schwer, sich in die Denkweise des alten Mayer Amschel zu versetzen, aber es spricht alles dafür, daß er und auch seine fünf Söhne fest davon überzeugt waren, daß die alten Mächte den Vollstrecker der Französischen Revolution, Napoleon, besiegen würden. Als nach der Schlacht bei Leipzig, im Oktober 1813, und nach der Flucht von Napoleons Bruder Jérôme aus Kassel, der Kurfürst wieder in seine alte Residenz einzog, da konnte der Seniorchef des Bankhauses Rothschild, Mayer Amschel, dem Rückkehrer leider nicht mehr melden: Die großen Vermögenswerte des Herrschers im Keller des Frankfurter Judenviertels sind gerettet. Nicht mitteilen konnte er ihm, daß große Schuldverschreibungen vom Bankhaus Rothschild eingetrieben und günstig verzinst worden waren. Mayer Amschel war 1812 gestorben. Nun fuhr sein ältester Sohn Amschel Mayer zum Kurfürsten.

Wilhelm I. konnte zufrieden sein. Und der Ruf des Bankhauses Rothschild als der zuverlässigste Partner von Fürsten und reichen Kapitalanlegern verbreitete sich. Nun hieß es: Wenn man dem Bankhaus Rothschild sein Vermögen anvertraut, dann kann man ruhig schlafen, es vermehrt sich sogar. Nichts hat dem Ansehen des Bankhauses so sehr genützt wie die Vermögensverwaltung für den Kurfürsten ohne Land.

Die Niederlage Napoleons, die Vertreibung des Großherzogs von Dalberg brachten den Juden in Frankfurt bittere Enttäuschungen. Das alte Regiment der Freien Reichsstadt wurde wieder etabliert. Der Senat der Freien Stadt Frankfurt teilte der jüdischen Gemeinde mit, daß sie die Emanzipation der Juden, die von dem ehemaligen Großherzog Dalberg gewährt worden war, nicht anerkenne. Sie sollten fortan wieder in das Ghetto zurückkehren, mit all den Diffamierungen, mit den Heiratsverboten, mit den Ausgehvorschriften, mit all den schandbaren Beschränkungen, überkommen aus den finsternen Zeiten des Mittelalters.

Genau so erging es den jüdischen Gemeinden in den anderen Freien Reichsstädten Hamburg, Bremen und Lübeck. Auch dort hatten die Franzosen als Besatzungsmacht die Gleichberechtigung durchgesetzt.

Über die Neuordnung der Verhältnisse in der europäischen Welt nach dem Sieg über Napoleon sollte ein Kongreß in Wien entscheiden. Die jüdische Gemeinde entsandte zwei Bevollmächtigte nach Wien zum Kongreß, um die Gleichberechtigung der Frankfurter Juden mit den anderen Bürgern zu verteidigen, Jacob Baruch, den Vater Ludwig Börnes, und J. J. Embel. Wie feindlich die Atmosphäre in der Stadt Wien war, erfuhren die beiden Sachwalter, als die Wiener Polizei sie

als unerwünschte Fremde aus der Stadt entfernen wollte. Metternich, der sonst so konservative Staatskanzler Österreichs, verhinderte ihre Ausweisung.

Doch nicht immer waren die beiden Herren geschickt. Sie versuchten den liberalen Vertreter der preußischen Regierung, Wilhelm von Humboldt, zu bestechen, wie es der Brauch war. Sie versprachen ihm drei kostbare Ringe und vier Börsen Dukaten. Humboldt lehnte ab. Aber Gentz, der engste Vertraute Metternichs, hatte eine offene Hand, er nahm immer, er nahm später auch von Rothschild.

In Wien lebte eine adlige Dame, Fanny von Arnstein, Tochter des bekannten Berliner Bankiers Daniel Itzig. Sie hatte den wohlhabenden Geschäftsmann Nathan Arnstein ge-



heiratet, einen gewandten Mann mit den besten Verbindungen zu Hofkreisen. Er war vom Österreichischen Kaiser zum Freiherrn erhoben worden. In Fannys Salon traf sich alles, was Rang und Namen hatte. So kam es hier zur Begegnung der Vertreter der jüdischen Gemeinde mit dem preußischen Staatskanzler Hardenberg und dem österreichischen Kanzler Metternich. Man konnte nun privat den beiden mächtigsten Politikern erläutern, welche Vorteile es für Österreich und Preußen bieten würde, den jüdischen Mitbürgern das gleiche Recht wie den christlichen einzuräumen. Man sprach davon, wie wichtig es für Handel und Wirtschaft sei, alle Schranken, die wieder für Juden in deutschen Ländern aufgerichtet werden sollten, zu beseitigen.

Ihre Argumente führten zu einem Teilerfolg. Es kam im Kongreß zu einem Kompromiß, er lautete: »Die Bundesversammlung wird in Beratung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei, und wie insbesondere denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Übernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten werde gesichert werden können; jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens

bis dahin die denselben in den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten.«

Der Schlußpassus wurde dann plötzlich, vor allem auf Betreiben der sogenannten Freien Städte Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen hin, umgefälscht. Diese Umwandlung geschah fast unmerklich. Ein einziges Wort änderte man. Die Resolution hatte nun folgenden Schluß: »...jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten.« Das Wort »von« war an die Stelle des Wortes »in« gerückt. Das bedeutete, daß die einzelnen Bundesstaaten nun wieder über ihre Juden verfügen konnten, wie sie wollten. Das bedeutete, es blieb alles beim alten. Die Judenregelungen, die vor der Napoleonischen Zeit bestanden hatten, konnten willkürlich wieder in Kraft gesetzt werden.

Dem preußischen Königshaus paßte auch die liberale Denkungs- und Handlungsweise der Regierungsvertreter Wilhelm von Humboldt und Hardenberg nicht. Sie wurden abgelöst. Die reaktionäre Richtung setzte sich durch. In der neuen von Wilhelm von Humboldt begründeten Universität in Berlin herrschten jetzt die Schöpfer der »historischen Rechtsschule« Savigny und Eichhorn. Hier wollte man juristisch konservieren, was reaktionär und rückschrittlich am preußischen Verfassungswesen war. Alle liberalen Versprechungen wollte man vergessen. Der preußische König, Friedrich Wilhelm III., ein begeisterter Anhänger der Heiligen Allianz, feierte sich als Selbstherrscher, als Oberhaupt eines christlichen Staates. Nun nahm man fast alles zurück, was man an Besserstellung den Juden zugestanden hatte. Alles war nicht mehr rückgängig zu machen. Aber man konnte mit der gefälschten Wiener Erklärung manipulieren.

Ein Vertreter des Finanzministeriums mit dem schönen Namen Wohlfahrt sprach den Regierungsgrundsatz aus: »Es wäre zu wünschen, wir hätten gar keine Juden im Land. Die wir einmal haben, müssen wir dulden, aber unablässig bemüht sein, sie möglichst unschädlich zu machen. Der Übertritt der Juden zur christlichen Religion muß erleichtert werden, und mit dem (Übertritt) sind alle staatsbürgerlichen Rechte verknüpft. Solange der Jude aber Jude bleibt, kann er keine Stellung im Staat einnehmen, in welcher er als Repräsentant der Regierung über christliche Staatsbürger gebieten würde.«

Die jüdische Gemeinde von Frankfurt sollte in die alte »Stättigkeit« zurückversetzt werden. Zwar war es dem Senat unmöglich, die Juden wieder in ihre enge Gasse zurückzuzwingen, doch sie sollten ein Sonderviertel zugewiesen bekommen, und ihre Einwohnerzahl sollte sich nicht vermehren. Die »schöne alte Ordnung« sollte wieder Einzug halten. All das geschah unter dem Mantel der Rechtlichkeit.

Für die Änderungen der Reformen des Großherzogs von Dalberg wurde ein Gutachten der Berliner Juristen-Fakultät beigebracht. Kein geringerer als der Schöpfer der »historischen Rechtsschule« Savigny wurde dafür ausersehen, und er beeilte sich, im Namen seiner Fakultät wissenschaftlich zu erklären: Die Juden seien immer Kammerknechte, Leibeigene des deutschen Kaisers, gewesen, man habe die Gewalt an den Senat von Frankfurt abgetreten, und deswegen könne der Senat ihnen jede beliebige Bedingung diktieren. Der



5

Von  
Rosemarie Schuder  
und  
Rudolf Hirsch

Wurzeln und Wirkungen des  
Judenhasses in der deutschen  
Geschichte – Essays

Alle Rechte beim Verlag  
Rütten & Loening, Berlin

Zu Rothschilds Zeiten

- 1744: Mayer Amschel Rothschild geboren.
- 1768: Frankreich kauft von Genua die Insel Korsika.
- 1769: Napoleon Bonaparte auf Korsika geboren.
- 1774: Ludwig XVI. wird König von Frankreich.
- 1775: Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg beginnt.
- 1783: England erkennt die amerikanische Unabhängigkeit an.
- 1789: Französische Revolution. Erklärung der Menschenrechte.
- 1792: Krieg Frankreichs gegen Österreich und Preußen. Frankreich wird Republik.
- 1793: Ludwig XVI. wegen Konspiration mit dem Feind hingerichtet. England, Holland und Spanien treten in den Krieg gegen Frankreich ein. Französische Truppen in Frankfurt/M.
- 1794: Konservative Kräfte richten die radikalsten Revolutionäre, unter ihnen Robespierre und St. Just, hin.
- 1796: Italienfeldzug des Generals Napoleon Bonaparte gegen Österreich.
- 1797: Friedensschluß zwischen Frankreich und Österreich.
- 1798: Neuer Krieg Englands und anderer Mächte gegen Frankreich.
- 1799: Napoleon Bonaparte wird Erster Konsul.
- 1804: Napoleon krönt sich zum Kaiser. Einführung des ersten bürgerlichen Gesetzbuches, des »Code civil« in Frankreich.
- 1805: Sieg Frankreichs über Österreich bei Austerlitz.
- 1806: Französischer Sieg bei Jena und Auerstedt. Napoleon schließt Bayern, Baden, Württemberg und andere Fürstentümer zum Rheinbund zusammen. Österreichs Kaiser Franz II. legt die deutsche Kaiserkrone nieder. Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.
- 1807: Tilsiter Frieden. Gründung des Königreichs Westfalen.
- 1810: Unter Staatskanzler Hardenberg Reformen in Preußen, darunter Anfänge einer Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung.
- 1812: Mayer Amschel Rothschild stirbt.

Unsere Illustrationen

Die fünf Söhne Mayer Amschel Rothschilds. Oben: Amschel Mayer (Frankfurt). Mitte: James Mayer (Paris), Nathan Mayer (London), Unten: Salomon Mayer (Wien) und Carl Mayer (Neapel). Lithografie von 1852. (Archiv)

Fest beim Fürsten Metternich während des Wiener Kongresses. Ganz rechts Humboldt und Hardenberg. (Sammlung Karger-Decker)

21



Bundestag, der ständige Kongreß der Gesandten der deutschen Bundesstaaten, der von 1815 bis 1866 in Frankfurt am Main tagte, sei überhaupt nicht zuständig, die inneren Angelegenheiten einer Freien Reichsstadt könne diese selbst entscheiden.

Die Vertreter der jüdischen Gemeinde von Frankfurt wandten sich gegen das entehrende Gutachten des hochberühmten Juristen Savigny. Sie griffen seine historische Rechtsschule mit ihren historisch fundierten Argumenten an.

Die Institution der Kammerknechte sei eine mittelalterliche Einrichtung. Die Juden seien schließlich als freie Bürger des römischen Reiches nach Deutschland gekommen. Das war der Hauptinhalt eines Gegengutachtens, das die juristische Fakultät der Universität Gießen erarbeitet hatte. Es entsprach auch den Forderungen des Bundestages, der die Gleichberechtigung der Bürger jüdischen Glaubens gefordert hatte.

Diese Diskussionen waren keineswegs nur akademisch; beide Parteien bedienten sich der

Presse. Dort kamen die in Deutschland nun bekannten Dichter, Philosophen und Schriftsteller zu Wort, pro und kontra.

Die Sänger des Freiheitskrieges gegen die französische Fremdherrschaft in Deutschland stellten sich im Laufe der Zeit fast alle auf die Seite der »historischen Rechtsschule« des Herren Professors Savigny. Fichte, der noch zu Zeiten der Napoleonischen Herrschaft die »Gleichheit all dessen, was Menschenantlitz trägt«, gefordert hatte, predigte nun: »Ein reines Volk, wie die Deutschen, kann kein Volk anderen Ursprungs in seiner Mitte dulden.« Turnvater Jahn rief Burschenschaftler und Turner zu »einem heiligen Kreuzzug gegen alles Fremde, gegen Polen, Franzosen, Junker, Pfaffen und Juden« auf. Auch Ernst Moritz Arndt wandte sich gegen die »Demagogen der Allerweltsliebe«. Er faßte sein Urteil in dem Ruf zusammen: »Verdammt sei die Humanität, dieser Allerwelts-Judensinn!«

Nur Hegel, der große Philosoph der Berliner Universität, distanzierte sich entschieden von diesen christlichen deutschen Haßtiraden.

Leider aber waren seine Gedanken in seiner so schwer verständlichen, nicht volkstümlichen Sprache geschrieben: »Heerführer der Seichtigkeit stellen die Wissenschaft statt auf die Entwicklung des Gedankens und des Begriffes vielmehr auf die unmittelbare Wahrnehmung und die zufällige Einbildung.« Der Philosoph erreichte das Ohr der Masse nicht so leicht, wie die neuen Bardes des Judenhas-

ses. Eine Flugschrift von Friedrich Rühls fand große Verbreitung. Er, der Professor für Geschichte an der Berliner Universität, schrieb im Jahre 1815 gegen die Gleichberechtigung der Juden: »Ein fremdes Volk kann nicht Rechte erlangen, welche die Deutschen zum Teil nur durch das Christentum genießen. Der Staat ist christlich-germanisch. Christentum und Deutschtum sind engstens miteinander verknüpft.« Rühls forderte die Wiedereinführung des gelben Flecks, »damit ein Deutscher, sei er durch Aussehen, Verhalten und Sprache irre geführt, seinen hebräischen Feind erkenne«.

Fortsetzung folgt

## In Sicht

*Ich schaffe es schon*  
Gerda Anttis fünfzigjährige Heldin zieht nach dem Tode ihres Mannes weg vom Hof seiner Familie, wo sie immer eine Fremde war, angefeindet und gedemütigt. Sie kauft sich ein kleines Haus, erschließt sich täglich ein Stück ihrer neuen Umwelt, lernt die Nachbarn kennen, gewinnt Freunde. Dieser schwedische Roman wurde nach seinem Erscheinen 1983 von Literaturkritik und Lesern begeistert aufgenommen.  
(224 Seiten, 5,40 M)  
Erscheint im Verlag Volk und Welt.

*Dred*  
Harriet Beecher-Stowe, amerikanische Autorin, schildert in ihrer Erzählung, wie Dred, Sohn eines getöteten Negersklaven, im Moor Schutz und Zuflucht findet. Er will das Werk seines aufständischen Vaters fortsetzen. Freunde sammeln sich bei ihm, Sklavenjäger verfolgen, Hunde hetzen ihn. Die Herren wollen ihn in ihre Hände bekommen...  
(456 Seiten, 14,80 M)  
Angekündigt vom Verlag Neues Leben.

## Fabelhafte Wesen

Hat man in unseren Breiten je eine Nixe gesehen? In Estland, der Heimat des Autors, scheinen sie in solcher Üppigkeit vorzukommen, daß ihre Beobachtung und Systematisierung sich lohnt. Jedenfalls für einen phantasie- und humorbegabten Schriftsteller. Enn Vetemaa erklärt ausdrücklich, Kenner und Liebhaber der scheuen Najaden zu sein, als Forscher erbringt er - »streng wissenschaftlich« - den Beweis ihrer Existenz. Er setzt sich zum Ziel, sie als Kulturerbe und romantische Denkmäler zu schützen und kündigt schließlich die Gründung einer Nixensektion der Gesellschaft der Naturforscher an. Denn dank nixenfreundlicher Umweltpolitik scheint die Gefahr beseitigt, die für »den volkseigenen Nixenbestand des Sowjetlandes« bestand. Der Leser erkennt unschwer: Dies Büchlein ist ein geistreicher Spaß. Aber nicht nur das. Man erfährt viel über Sitten und Bräuche Estlands, über seine Kulturgeschichte und den Umgang mit Überliefertem. Mit Freude am Sinnlichen und deutlichem Augenzwinkern zeigt Vetemaa bei der Beschreibung der verschiedenen Nixenarten (z. B. Schönhaarige, Lauthalsige, Waschversessene), wie er seine weiblichen Zeitgenossen sieht. Ich vermute, daß nur Eingeweihte alle Anspielungen und Andeutungen des Buches bis ins letzte zu enträtseln vermögen. Dennoch ist das Lesevergnügen ungetrübt. Ein Lob für Hans Draehmpachls Übertragung des Resümées in die »Weltsprache Plattdeutsch«. Phantasievollwitzig die Bezeichnung der verschiedenen Arten von Nixen! Sie heißen bei ihm »Fischswanzdiern« und die Heulsuse aus der Gattung Lauthalsige wird Garrbüx genannt.

Margot Zielinski

Enn Vetemaa. Die Nixen in Estland. Ein Bestimmungsbuch. Verlag Volk und Welt. Spektrum-Reihe. 1986. 200 Seiten.

## Immer »zweite Violine«

Ein über achtzigjähriger Theatermann erinnert sich auf vergnüglich kurzweilige Art an Kämpfe, an Höhen und Tiefen, an Erfüllungen und Bitternisse seines Lebens. 1902 wird er in einer wohlhabenden Stuttgarter jüdischen Familie geboren. Detailreich und amüsant schildert Dreifuß den Alltag seiner Kinder- und Jugendjahre. 1915 wird er in Karlsruhe bei einem Bombenangriff durch Splitter im rechten Ellenbogen verletzt. Vorbei sein Traum vom Kapellmeister. Dennoch: ein Denk-Anstoß für immer, für den Haß auf Krieg und Vernichtung. Binnen weniger Jahre erobert der gelernte Buchhändler das württembergische Landestheater als Chorsänger, Repetitor, Statist, Beleuchter, Souffleur, Dramaturg und, und... Der Schwabe wird 1925 Mitglied der KPD. Mehr aus dem Gefühl heraus, da diese Partei am entschiedensten die Arbeiterinteressen vertritt. Große Namen deutscher Theatergeschichte leuchten in seinem Buche auf: Ernst Legal, Fritz Wisten, Friedrich Wolf, Bertolt Brecht, Hanns Eisler, Günter Weisenborn, Hans Otto, Hans Rodenberg, Lotte Loebinger, Steffi Spira. Präzis und atmosphärisch dicht erzählt der Autor, der 1929 nach Berlin geht, von unvergeßlichen Begegnungen mit diesen Künstlern. Die Schilderung der Illegalität, seiner Jahre im deutschen KZ und seine Emigration nach Shanghai (1933 - 1947, Teil III des Buches) ergänzen, differenzieren bisher Bekanntes über den antifaschistischen Widerstand, vor allem im Exil. Zurückgekehrt nach Berlin gilt Dreifuß' Liebe wieder dem Theater. In einem Dutzend Funktionen tätig, fast immer die »zweite Violine« spielend. Aber welches gute Orchester käme ohne sie aus?

Werner Voigt

Alfred Dreifuß. Ensemblespiel des Lebens. Buchverlag Der Morgen. 279 Seiten. 1986.

## Krieg ohne Helden

Wenn man das Buch nach der Lektüre aus der Hand legt, stellt man bestürzt und verwundert fest, daß einem auf den über 400 Seiten nicht ein einziger Held begegnet ist, obwohl es sich um einen historischen Kriegroman handelt. Nicht einmal dessen Titelgestalt darf dieses Prädikat für sich in Anspruch nehmen. Die logische Schlußfolgerung ist, daß es im Dreißigjährigen Krieg überhaupt keine Helden gab, jedenfalls keine militärischen, sondern lediglich hochdotierte Söldner und Landsknechte. Eine dieser käuflichen Figuren, der von den Schweden zu den Habsburgern übergelaufene dänische Hauptmann Holk, zieht 1632/33 als Heerführer Wallensteins mordend und sendend durch das bis dahin unberührte friedliche Sachsen. Sinn und Ziel dieses Feldzuges sind einzig Beute und Gewinn, allenfalls noch fragwürdiger Ruhm. Das Volk aber lebt in Angst vor Plünderungen und Grausamkeiten, und die wenigen mutigen Männer, wie der Bürgermeister von Schneeberg, bezahlen ihre Standhaftigkeit mit dem Leben. Ein unerbittlicher und unbesiegbare Gegner aber, dem weder die schwedischen noch die kaiserlichen Heerscharen und ihre Generale gewachsen sind, ist die Pest, die letztendlich auch dem brutalen und ruhmstüchtigen, nunmehrigen Feldmarschall Holk ein unrühmliches Ende bereitet. Der Autor, bereits bekannt durch seinen historischen Roman »Hieronymus Lotter«, hat es wiederum verstanden, vor einem geschichtlich bedeutsamen Hintergrund in spannenden Episoden die große Frage von Krieg und Frieden mahnend in den Raum zu stellen.

Günter Gregor

Johannes Arnold. Feldmarschall Holk. Historischer Roman. Mitteldeutscher Verlag. 1986. 415 Seiten.

## Mit beiden Augen

»Je schwächer ein Individuum ist, desto überspannter ist sein Patriotismus. Er ist nicht imstande, der Massensuggestion zu widerstehen.«  
Romain Rolland  
(1866-1944)

»Ein bemerkenswerter Majestätsbeleidigungsprozeß wurde am Dienstag vor der Ferienstrafkammer - als ob die Ferien bestraft würden. Armes (Amts)deutsch. Es steht unter dem Datum des 17. Juli 1889 im Tagebuch des jungen Gerhart Hauptmann. Er sammelt Material aus Zeitungen und seinem Alltag, notiert Ausdrücke und Vorfälle wie: Die »aufgeklärten Hausdiener« Berlins wollten ein Glückwunschtelegramm an den Internationalen Arbeiterkongreß nach Paris senden: »Den gesamten Arbeitervertretern, die, frei nach Nationalitätenhaß, heute das Fest der Verbrüderung in friedlicher Beratung zum Wohle der Menschheit feiern, unsere herzlichsten Grüße mit dem Wunsche, daß dieses Arbeiterparlament, wie es die Welt noch nicht gesehen hat, recht Ersprießliches schaffen möge.« Aber die Telegraphenbehörde lehnte die Beförderung ab.

»Ein bemerkenswerter Majestätsbeleidigungsprozeß... Angeklagt war Martin Wiegand, Buchhalter einer Brauerei in Weibensee, die auf ihrem Grundstück

## Dreifaches Hoch



einen Ausschank betrieb. Die Glahnsche Weißbierbrauerei in der Langhansstraße, etwa dort, wo später das Kino »Jugend« stand, heute ein Jugendklub. Kurzum, in diesem Lokal feierten Angestellte der Brauerei und Stammgäste am 27. Januar 1889 den ersten Geburtstag ihres neuen Kaisers. Wilhelm II. war seit dem vergangenen Sommer in Amt und Würden, und Wiegand, der Angeklagte, hatte als erster ein dreifaches Hoch auf den Kaiser ausgebracht.

Hauptmann: »Immer und immer wieder machte sich der Patriotismus in Hochrufen auf den Kaiser Luft und immer und immer wieder wurde nach deutscher Zecherart dabei getrunken.« Das erste Opfer der ununterbrochenen Begeisterung wurde der Angeklagte. Er schlief ein. Schnarchte, bis der Wirt namens Berner ihn aufrüttelte. »Du, Wiegand, wach auf! Wir wollen noch ein Hoch auf den Kaiser ausbringen!« Doch der Buchhalter, unsanft erschreckt, gab dem Wirt einen Stoß, so daß er sich zu Boden setzte.

Am anderen Morgen denun-

zierte der Wirt den Buchhalter wegen Majestätsbeleidigung. Wiegand wurde polizeilich vernommen und rückte anschließend aus. Als er sich alles nüchtern überlegt hatte, kehrte er zurück, wurde verhaftet, bald freigelassen und kam ein halbes Jahr später vor die Ferienstrafkammer am Landgericht II. Angeklagt: Er soll die Beteiligung an einem Hoch auf den Kaiser mit Worten abgelehnt haben, die als eine Beleidigung aufgefaßt werden konnten. Die Öffentlichkeit war ausgeschlossen. (Wie würde mein Kollege Helmut Vogt, wenn er im Gerichtshof der Vergangenheit notieren könnte, befinden? Oft genug nennt er das Saufen als Mitangeklagten.)

Hauptmann: »Der Gerichtshof schenkte dem Denunzianten Glauben und nahm die Beleidigung für erwiesen an, doch wurde auf die Betrunkenheit des Angeklagten Rücksicht genommen und nur auf zwei Monate Gefängnis erkannt!«

Stoff zu einer deutschen Tragikomödie.

Heinz Knobloch

Illustration: Wolfgang Würfel



ANTI SEMITISM

# Studenten-Kurier

Zeitschrift für Studentengeschichte, Hochschulpolitik und Korporationswesen

Neue Folge Nr. 5

Frühjahr 1988

ISSN 0931-0444

## Euphorie ist leicht gesunken

Hochschule und Wirtschaft kooperieren in Berlin



Das 1878 - 1884 errichtete Hauptgebäude der TU Berlin. Blick auf das Hauptportal, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Er sieht sich in erster Linie nicht als Gelehrter, sondern als Manager eines großen Unternehmens. «Eine Univer-

sität ist keine weltfremde Einrichtung, sondern muß sich in das volkswirtschaftliche System einordnen»,

meint der Präsident der Technischen Universität Berlin, Professor Dr.-Ing. Manfred Fricke. Freilich hält sich die TU in ihrer Kooperation mit der Wirtschaft heute stärker zurück als zu Beginn der 80er Jahre.

Ihre Spitzenstellung bei der Drittmittelforschung - 1987 wurden von der Industrie oder von Förderungseinrichtungen wie der Stiftung Volkswagenwerk oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) insgesamt etwa 74 Millionen Mark zur Verfügung gestellt - möchte die TU freilich ausbauen. Die in Zusammenarbeit mit der Industrie errichteten vier «An-Institute» wie das Institut für Bahntechnik an der TU - es entwickelte den neuen Berliner S-Bahn-Wagen - sollen aber die Ausnahme bleiben. Auch aus der Geschäftsführung des 1983 gegründeten Berliner Innovations- und Gründerzentrums (BIG) in der Ackerstraße zog sich die Hochschule zurück. Seit Januar 1987 liegt sie bei einer Management-Gesellschaft, für die allerdings noch ein privater Träger gesucht wird.

#### Stunde der Wahrheit steht noch aus

Im BIG werden an junge Unternehmen - vielfach von Hochschulabsolventen gegründet - Räume vermietet. Außerdem können sie gemeinsame Fernschreibanschlüsse und die Dienste eines Sekretariats in Anspruch nehmen - gegen Bezahlung natürlich. Eine finanzielle Förderung erhalten sie nicht, eine Tatsache, die sich noch nicht überall herumgesprochen hat. So begegnen Firmen im BIG oft dem Vorurteil, sie seien ohne Unterstützung nicht lebensfähig.

Freilich weiß auch BIG-Geschäftsführer Dr. Maximilian Lemân, daß die Stunde der Wahrheit für die meisten Betriebe erst kommen wird, wenn sie aus dem BIG ausziehen müssen. Immerhin: bisher ist erst ein Unternehmen eingegangen; demgegenüber gibt es Erfolgsbeispiele wie die «AVM - Audiovisuelles Marketing und Computersysteme GmbH». 1983 von drei TU-Absolventen gegründet, beschäftigt AVM heute bei einem Umsatz von 1,2 Millionen Mark 12 Mitarbeiter in der Softwareherstellung. Für Geschäftsführer Ernst Nill war vor allem das Raumangebot im BIG wichtig; eine vertraglich vereinbarte Zusammenarbeit mit der TU unterhält AVM nicht.

#### BIG und TIP

Dafür gibt es persönliche Kontakte, die dadurch erleichtert werden, daß im BIG und im benachbarten Technologie- und Innovationspark (TIP) auch Forschungsinstitute der TU ihren Sitz haben. Auch das TIP auf dem ehemaligen AEG-Gelände ist eine Initiative der TU und wird heute von der gleichen Management-Gesellschaft wie das BIG geleitet. Das TIP bietet mittelständischen Unternehmen, die auf moderne Techniken setzen, Arbeitsraum. Trotz der organisatorischen Trennung bleiben TIP und BIG «auch künftig fester Bestandteil der Universitätspolitik», wie Fricke betont.

Die Zusammenarbeit von Hochschule und mittelständischer Wirtschaft fördern soll auch das Senatsprogramm «Innovationsassistent». Es wird von der Technologie-Vermittlungsagentur

Fortsetzung auf S. 18

## «Gaudeamus» in der DDR

FDJ entdeckt studentisches Brauchtum wieder



Teil des Zuges zur Wartburg. In Uniform Studenten der Bergakademie Freiberg

Am 11. und 12. Oktober 1987 veranstaltete die Staatsjugendorganisation der DDR, die FDJ (Freie Deutsche Jugend), in der u. a. alle Studenten organisiert sind, in Eisenach anlässlich der 170. Wiederkehr des Wartburgfestes das *Wartburgtreffen der FDJ-Studenten der DDR*.

#### «Feste Verbundenheit mit der DDR»

Es handelte sich nicht um eine Feier zur Erinnerung an die damaligen Ereignisse, sondern die Veranstaltung sollte «die feste Verbundenheit der Studenten mit der DDR und ihr Be-

kenntnis zum sozialistischen Staat zum Ausdruck bringen».

Die Studenten aus den weiter entfernten Bezirken reisten schon am Freitag an und wurden meist in den Fachschulinternaten der umliegenden Städte untergebracht. Von jeder Hochschule wurde nur eine relativ kleine Gruppe von etwa einem Dutzend Studierenden entsandt, die erst nach schwierigen Bewerbungen für die Veranstaltung ausgewählt wurden; insgesamt waren es etwa 500.



Der Schauspieler beim «Rundgesang» war im wörtlichen Sinne «verkleidet»: Er trug das Bierband falschherum

Inoffizieller Beginn war der am Freitagabend in einem Jugendzentrum stattfindende Diskoabend. Er wurde durch den Greifswalder Studentengesangsverein Concordia, den einzigen offiziell in der DDR bestehenden, in einen Studentenliederabend umfunktioniert, an dem sich schließlich fast alle der rund hundert Studentinnen und Studenten aktiv beteiligten und viele alte, den meisten Anwesenden bisher unbekannte Studentenlieder sangen. Daß auch sämtliche Strophen der Lieder *Wir hatten gebautet* und *O alte Burschenherrlichkeit* gesungen werden konnten, ist doch wohl als Zunahme von Toleranz und Offenheit zu deuten.

Nach der Besichtigung der Wartburg am Samstag Vormittag wurde das

Treffen um 13 Uhr im Landestheater Eisenach offiziell durch den ersten Sekretär des Zentralrates der FDJ, Eberhard Aurich, eröffnet; den anschließenden Festvortrag hielt der Präsident der Akademie der Wissenschaften der DDR. Anschließend fanden in verschiedenen Klubs Foren mit Nationalpreisträgern der DDR statt.

#### Festversammlung und «Rundgesang»

Anschließend wurden die Teilnehmer mit Bussen zur Wartburg gefahren, wo um 19 Uhr im Pallas die Festversammlung begann. Hier hielt der Rektor der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Professor Wilhelmi, die Festansprache. Umrahmt wurde die Veranstaltung durch den Chor der Jenenser Universität, der auch alte Lieder, z. B. *Lützows wilde, verwegene Jagd*, *Schwarz-Rot-Gold* oder das *Feuerlied* sang.

Um 21 Uhr begann dann der *Studentische Rundgesang* im Bankettsaal des Hotels *Stadt Eisenach*. Studenten saßen wieder mit Ehrengästen zusammen, von denen einige die Fässer anstachen. Von der Bühne her versuchten Singe-Klubs der FDJ und ein als alter Student gekleideter Schauspieler, Stimmung zu machen, die jedoch wie überall erst dann richtig aufkam, wenn liederkundige Mitglieder der Corona einfielen. Erstaunlich, daß die FDJ eigens zu diesem Anlaß ein Studentenliederbuch herausgebracht hatte, das einen nicht geringen Anteil traditioneller Lieder enthält; auf diese Weise konnten auch diejenigen mitsingen, denen die alten Lieder unbekannt waren. Zu diesem Wartburgtreffen

wurde sogar eine neue deutsche Fassung des *Gaudeamus igitur* vorgelegt, die jedoch nicht recht auf Gegenliebe stieß und bald von dem lateinischen Text übertönt wurde. Der «Studentische Rundgesang» war wohl als Ersatz für einen Kommers gedacht, konnte aber nicht recht überzeugen.


#### Zug der FDJ zur Wartburg

Am Sonntagvormittag fand in Anlehnung an den historischen Zug zur Wartburg vor 170 Jahren ebenfalls ein Zug der FDJ-Studenten und der Gäste zur Wartburg statt, wo eine Ansprache gehalten wurde und die FDJ-Studenten in einer Manifestation ein Bekenntnis zur DDR ablegten. Damit war das eigentliche Wartburgtreffen beendet.

Abgesehen von der Tatsache, daß das Blauhemd der FDJ Pflichtkleidung für die Anwesenden war und wenn man von einigen Momenten der Überorganisation absieht, ist die Veran-

staltung zweifellos als Fortschritt zu werten, war es doch seit über 20 Jahren das erste Mal, daß des Wartburgtreffens von 1817 in größerem Rahmen gedacht wurde. Wenn auch vereinzelt von Studenten Band und Mütze getragen wurden - die Sicherheitsorgane bzw. Organisatoren tolerierten es - so dürfte es doch wohl außerhalb jeder Diskussion stehen, wieder Verbindungen im alten Sinne aufleben zu lassen; eine Annäherung in Äußerlichkeiten scheint immerhin nicht völlig undenkbar, wie das Wartburgtreffen zeigt.

-jg-



Das studentenhistorische Antiquariat liefert:

- antiquarische und verlagsrische Literatur
- studentische Graphik
- studentische Postkarten
- studentische Silhouetten
- alte Couleurartikel

Katalogzusendung auf Wunsch!

Silvia Civelek, Brunnenstraße 10, D-5205 St. Augustin 1.  
Fernspr.: 0 22 41 / 20 30 03

## Vivat «Helvetia Oenipontana»!

Die älteste katholische Verbindung Innsbrucks besteht wieder

Anfang Mai 1987 lud der Altherrensenior der Helvetia Oenipontana mit «besonderer Freude», wie er schrieb, zum Stiftungsfest nach Innsbruck ein. «Nach vielen Jahren Abstinenz haben wieder einige junge Schweizer ihr Studium in Innsbruck aufgenommen, Theologen, die zumeist im Canisianum wohnen.»

Am Donnerstag, den 28. Mai, fand der Begrüßungsabend statt. Drei Burschungen und zwei Rezeptionen stan-

den an; die Couleurvertreter der Austria wurden gastfreundlich aufgenommen. Alle Helveter waren sich der gemeinsamen und stolzen Geschichte der beiden ältesten katholischen Korporationen Innsbrucks bewußt, wie Altherrensenior Pfarrer A. Moser betonte.

Nach einer Eucharistiefeier in der Kapelle St. Martin zu Gnadenwald bei Solbad Hall und dem Mittagessen stieg am nächsten Abend der Stiftungsfest-



kommers im Hotel «Weißes Kreuz». Austria und Leopoldina chargierten. In den Reden wurde vielfach der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß Helvetia sich wieder dauerhaft in die Reihen der katholischen Korporationen an der Alma mater Leopoldina-Franciscea eingliedern möge. Seitens der Vertreter Austriae wurde an die alten Kontakte erinnert und ihre Fortführung angeregt.

Am Samstag und Sonntag klang das

Stiftungsfest mit Besichtigungen und Besuchen aus. Daß die Worte am Stiftungsfest aber nicht nur so dahingegangsagt waren, hat sich schon kurze Zeit danach gezeigt. Austria konnte beim Stiftungsfest Vertreter der Helvetia begrüßen, und beim Zentralfest des Schweizer StV wurde der Autor freudig am Stamm der Helvetia Oenipontana begrüßt. Es bleibt zu wünschen: Vivat, crescat, floreat Helvetia Oenipontana!

Rudolf Geser

## Ludwig Lewin gewürdigt

Er war einer der Väter der modernen Erwachsenenbildung

Mit zwei Sonderveranstaltungen gedachte die Lessing-Hochschule Berlin im November 1987 ihres langjährigen Direktors und Wiederbegründers nach dem Zweiten Weltkrieg, Dr. Ludwig Lewin. Am 100. Geburtstag Lewins, dem 12. November, fand ein Gesprächsforum «Neue Tendenzen der Weiterbildung» statt. Wenige Tage später, am 19. November, diskutierten der ehemalige Direktor der Berlinischen Galerie e. V., Professor Dr. Eberhard Roters, und der frühere Tagesspiegel-Kunstkritiker Heinz Ohff, über das Thema «Erinnerungen an heute - Kunst in Berlin».

Ludwig Lewin leitete die aus einer «Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft» hervorgegangene «Bildungshochschule» (Max Scheler) seit 1914. Als Referenten konnte er führende Persönlichkeiten des damaligen öffentlichen Lebens gewinnen - Wissenschaftler wie Albert Einstein,

Werner Sombart und C. G. Jung, Künstler wie Thomas Mann, Max Herrmann-Neiße und Hans Pfitzner, Politiker wie Gustav Stresemann. 1933 vom NS-Regime aus dem Amt entlassen, emigrierte Lewin über Schweden und die Schweiz in die USA. 1964 kehrte er nach Berlin zurück. Auf seine Initiative hin und unter seiner Leitung konnte die Lessing-Hochschule ihre Arbeit 1965 wieder aufnehmen. Lewin starb 1967; sein Nachfolger ist heute Udo Piekarek.

Bis heute ist das Programm der Lessing-Hochschule durch seine ungewöhnliche Pluralität und durch ein wissenschaftliches Niveau geprägt, das weit über die Qualität einer normalen Volkshochschule hinausgeht. Dafür garantieren nicht zuletzt Mitglieder wie Eberhard Lämmert, H. H. Stuckenschmidt und Peter Wapnewski.

71

## Studentenverbindungen und Frauen

Diskussion in Köln brachte offenes Ergebnis

«Pro und Contra: Frauen in Verbindungen» - unter diesem Titel stand eine Podiumsdiskussion, die am 16. November 1987 auf dem Haus der KDStV Grotenburg im CV zu Köln stattfand. Die Diskussionsleitung lag bei der Landtagsabgeordneten und Redakteurin beim Westdeutschen Werbefernsehen (WWF), Marlies Robels. Auf dem Podium saßen einerseits Gudrun Althöfer, Mitglied der AV Merzhausia Freiburg - einer reinen Damenverbindung - sowie Wiltrud Stenner, Angehörige der Burschenschaft Westmark Aachen im Schwarzburgbund, einer christlichen nichtschlagenden Korporation. Als Vertreter rein «männlicher» Verbindungen waren Jens Winterberg (Leipziger Burschenschaft Suevia Köln) und der Zweite stellvertretende Vorortspräsident des CV, Armin Laschet (Aenania München), anwesend.

Während sich die AV Merzhausia, vor fünf Jahren durch vier Jurastudentinnen gegründet, von den traditionellen Formen des Korporationslebens deutlich abhebt - so werden Kneipen mit einer großen Schere geschlagen -, ist die Aachener Westmark eine alteingesessene Korporation (gegr. 1920), die 1974 beschloß, auch Frauen aufzunehmen. Wiltrud Stenner stand mit ihrer Position, Frauen und Männer könnten gleichberechtigte Mitglieder einer Verbindung sein, allein; freilich erhob sie auch nicht den Anspruch, die bei ihrer Burschenschaft gefundene Lösung müsse maßgeblich für andere

sein. Gudrun Althöfer hielt strenger als Laschet und Winterberg auf die Abgrenzung von Männerbünden und Damenverbindungen - nicht etwa Frauenverbindungen, wie sie betonte. So dürfen bei Merzhausia bei abendlichen Dämmerchoppen Männer erst ab 21 Uhr teilnehmen; vorher sind die Damen unter sich.



Als Argumente gegen die Aufnahme von Frauen wurden einmal emotionale Gründe angeführt: «Wir fühlen uns seit 101 Jahren wohl dabei», meinte Jens Winterberg. Außerdem wies er auf das Problem der Mensur hin. Vor allem aber wurde allseits das Problem der «Beziehungskisten» angesprochen, das Verbindungen sprengen könne. Wiltrud Stenner wußte freilich allzu hochgespannte Erwartungen zu zerstreuen: Derlei komme bei Westmark kaum vor und habe nie dazu geführt, daß auf Conventen «schmutzige Wäsche gewaschen» würde. Als mögliche Lösung der «Frauenfrage» für den CV nannte Laschet den Abschluß eines Freundschaftsabkommens mit Damen-

verbindungen, wie es der Unitas-Verband (UV) vorgeführt habe.

Am Ende der Diskussion stand das allseits betonte Prinzip der Pluralität: Jede Verbindung sei anders und müsse ihren eigenen Weg gehen. Ein Ergebnis, das den Senior der Grotenburg, Norbert Rollinger, nicht ganz zufriedenstellte. Er wisse nicht, was er einer

Frau sagen solle, die ihn frage, warum sie nicht Grotenburgerin werden könne. Spätestens dann, wenn eine Farbenschwester des Schweizerischen Studentenvereins (StV) um eine Gastmitgliedschaft in Deutschland nachsuche, werde der CV diese Fragen nicht mehr nach dem Motto «Jeder nach seiner Fassung» umgehen können.

m

## Über Grenzen hinweg verständigt

Erster «Euregiokommers» stieg in Aachen

12. November 1986: Katholikentags-Festkommers in Aachen. Für uns, die Katholische Flämische TH-Studentenverbindung (KVHV) Mecheln, war das die erste persönliche Bekanntschaft mit dem deutschen Studentenleben. Unter den vielen Verbindungen, die wir kennenlernten, war auch der KStV Grotenburg-Lusatia im KV zu Aachen. In den nächsten Monaten entstand die Idee einer Kreuzkneipe, und heraus kam der Euregiokommers am 20. November 1987.

Viele Besucher haben an diesem Abend den Weg nach Aachen gefunden. Aus den Niederlanden kamen die N.S.V. Golyas (Nimwegen) und verschiedene Studenten aus der Nähe von Maastricht. Aus Belgien kamen die katholischen flämischen Hochschulverbindungen aus Antwerpen, Löwen und Mecheln sowie der wallonische Academie de Saint-Michel (Brüssel) sowie die Eumavia Lovaniensis aus dem deutschsprachigen Teil Belgiens. Anwesend waren auch Vertreter der KStV Ferdinandea Prag zu Heidelberg im CV und natürlich von vielen

Aachener Verbindungen (u.a. Bergland im CV und Alania Breslau im KV). Und natürlich die Grotenburg-Lusatia als ausrichtende Verbindung.

Festreden und Grußworte - so vom Vorsitzenden des Europäischen Kartell-Verbandes (EKV), Martin Apfel, und von Oberbürgermeister Malangré - wechselten mit internationalen Gesängen ab, allen voran natürlich das Gaudeamus Igitur.

Nach dem offiziellen Teil folgte eine stimmungsvolle und lustige Kneipe. Ein Höhepunkt war sicher der einzig wahre flämische Salamander. Wahrscheinlich zum ersten Mal wurde er von Flamen, Wallonen und Deutschen zusammen gerieben!

So kam auch der erste Euregio-Kommers an sein Ende. Aber das Feiern auf dem Grotenburg-Lusatia-Haus dauerte noch viele Stunden und viele Fässer lang... Ut vivat, crescant, floreat die internationalen Verbindungen!

Paul Saey

## Basel feierte Dies academicus

Am 27. November 1987 veranstalteten die sieben Basler Korporationen - Akademische Turnerschaft Alemannia, StV Helvetia, StV Jurassia, AV Froburger im StV, AKV Rauracia im StV, StV Schizerhüsli und Zofingia - einen Dies academicus. Nach einer kirchlichen Feier am Vormittag standen die Korporierten Punkt 19 Uhr am Münster zum Fackelzug durch die Innenstadt bereit. Eine halbe Stunde später traf der Zug wieder auf der «Pfalz» - dem Vorplatz des Münsters - ein, und der Consenior der präsidierenden Froburger hielt eine kurze, markante Ansprache.

Da der Brandredner noch nicht eingetroffen war, begaben wir uns nach einigen Liedern zum Kommers im Zunfrestaurant zum Schlüssel. Hier traf der Brandredner, Prof. Dr. jur. Hasenböhler (AH des StV), doch noch ein und betonte in seiner Ansprache die Wichtigkeit der Korporationen, deren Krise im Wesentlichen überwunden sei.

## Wenig Glück mit ihrer Kritik...

an einem Werbeplakat von MKV und ÖCV hatte Marga Hubinek (wir berichteten in SK NF 4, 3). Professor Mag. Heinrich Kolussi, ein altgedientes Mitglied des Österreichischen Arbeiter- und Angestelltenbundes (ÖAAB) - einer ÖVP-Organisation - schrieb dem Zweiten Nationalratspräsidenten (so heißen in Österreich auch Frauen) einen gepfefferten Brief. Es

Unter den Gästen konnte auch ein Mitglied des StV-Zentralvorstands begrüßt werden, nämlich Biwak (Fryburgia Freiburg (Ue.)). Zu Gast war auch die Aktivitas der vor zwei Jahren gegründeten Gymnasialverbindung Cerevisia Basel (Farben: blau-gelb-blau, Stamm: jeden Donnerstag um 19 Uhr im Restaurant Kreuzstraße, Oberwil). Bei Alemannia sind zur Zeit zwei Füxe aus Deutschland aktiv, und auch Schwizerhüsli hat einen deutschen Aktiven. Bei Alemannia und Helvetia Basel besteht großes Interesse an Kontakten nach Deutschland.

Frank Steiner

### Berichtigung

In unserem Beitrag «Schweizer Studentenhistoriker-Tagung» (SK NF 4, 4) bitten wir einen Fehler zu entschuldigen. Es waren nicht 260 bis 270 Schweizer in deutschen Corps zwischen 1804/05 und 1928 aktiv, sondern die Zahl lag zwischen 780 und 800.

lasse «weitreichende Schlüsse auf den derzeitigen Zustand der ÖVP zu, wenn der Zweite Präsident des Nationalrats nichts anderes zu tun hat, als Plakate zu studieren und sich darüber in lächerlicher Form zu äußern.» Im Übrigen sei Hubineks «Verhältnis zur Realität» gestört: «In Bädern, aber auch bei anderen Gelegenheiten sieht man [...] noch viel leichter gekleidete Mäd-



chen, ohne daß daran jemand Anstoß nimmt.» Kolussi tröstete die Politikerin aber: «Sie gehören nicht zur angesprochenen Zielgruppe.» Der Brief ging durch die österreichische Presse und erhielt, wie zu hören ist, auch aus den ÖVP-Führungsetagen in der Kärntner Straße Zustimmung. Zumal Kolussi sich auch mit den allgemeinen

politischen Aktivitäten des weiblichen Nationalratspräsidenten auseinandergesetzt hatte. Dächte er «genauso sexistisch wie Sie», müsse er Ihr und der Frauenministerin Marlies Fleming wohl empfehlen, «die Hand aus der Politik» zu lassen.

m

## Kontakte mit katholischen Verbindungen

CDA-Herbstconvent und Verbändegespräch bei Arminia Bonn

Der Herbstconvent 1987 des Convents deutscher Akademikerverbände (CDA) fand am 15. November 1987 auf dem Haus des KStV Arminia im KV zu Bonn statt. Vorausgegangen war am 14. November ein Verbändegespräch mit den katholischen Verbänden, die (mit Ausnahme des KV, der einen Gaststatus hat) nicht Mitglied im CDA sind.

Auf dem Verbändegespräch stellte der Vorsitzende der Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania, Dr. Friedhelm Golücke, die Arbeit seiner Vereinigung vor. Außerdem verabschiedeten die Teilnehmer unter der Leitung von Ulrich Donath (Deutsche Sängers-

schaft) ein Grundsatzpapier zur Geschäftsführung des Verbändegesprächs, die künftig jährlich in alphabetischer Reihenfolge der Verbände wechseln soll.

Der CDA nahm wie zuvor schon der CDK (Convent deutscher Korporationsverbände) den Nürnberger Convent Technischer Corporationen (NCTC) als neuen Mitgliedsverband auf. Als Nachfolger des aus Gesundheitsgründen zurückgetretenen Schatzmeisters Arno Lauff (Deutsche Sängerschaft) wurde Ulrich Donath gewählt. Im Amt bestätigt wurde CDA-Vorsitzender Finanzpräsident Heinz Kraus (Coburger Convent).

m

## «Massenmedien in der Gesellschaft»

TCV-Bildungsakademie veranstaltete Seminar bei Seidel-Stiftung

Vom 13. bis zum 15. November veranstaltete der Technische Cartellverband (TCV) sein diesjähriges Seminar im Bildungszentrum der Hanns-Seidel-Stiftung in Wildbad Kreuth. Christine Erbrecht, Referentin für

Medienpolitik und Informationstechnik, hatte in Zusammenarbeit mit dem Vorsitzenden der TCV-Bildungsakademie, Werner Gruber, vier Referenten eingeladen.

Christian Reichel, Chefredakteur des «ZDF-Magazins», setzte sich mit dem Problem journalistischer Objektivität auseinander. Karl-Ludwig Zöller aus der Rechtsabteilung des Bayerischen Rundfunks, befaßte sich mit der Informations- und Meinungsfreiheit in verfassungsrechtlicher Sicht. Über journalistische Ethik berichtete Jürgen Wilke, Lehrstuhlinhaber für Jour-

nalistik an der Katholischen Universität Eichstätt. Schließlich untersuchte Albin M. Niklaus, Mitglied des ZDF-Fernsehrates, die Frage: «Was ist und wer macht Medienpolitik?».

Leider war das Seminar nur von wenigen TCVern, vor allem Aktiven, besucht.

Klaus Mühlek

## «600 Jahre Kölner Universität»

Höhepunkt der Feiern erst im Spätherbst



Die Alte Universität (ehemalige Handelshochschule) am Kölner Rheinufer

Das spektakulärste Ereignis des Kölner Universitätsjubiläums ist schon vorbei: Wie im Rheinland nicht anders möglich, beteiligte sich die Alma Ma-

ter am Rosenmontagszug am 15. Februar dieses Jahres.

Obgleich die Gründungsurkunde Papst Urbans VI. für die in der Französi-



## ...so alt wie man sich fühlt

*Die 1919 gegründete Universität zu Köln feiert 1988 ihr 600jähriges Bestehen. Naja, jeder ist so alt, wie er sich fühlt, und der Kölner alma mater möchte man es manchmal schon glauben. Angesichts ihrer Schwierigkeiten zum Beispiel, sich endlich eine zeitgemäße Verfassung zu geben. Immerhin: Zwischen 1388 und 1798 hatte es in der Stadt schon einmal eine Universität gegeben. Bei der Gelegenheit sei es allen Kommersrednern ans Herz gelegt: Die Kölner Universität, die neue von 1919 meine ich, trägt keine Phantasietitel wie «Albertus-Magnus-Universität» oder so ähnlich, sondern heißt schlicht und etwas altmodisch (600 Jahre verpflichten): «Universität zu Köln». Albertus Magnus sitzt allerdings in Bronze gegossen vor dem Philosophikum und ist mit den neuen Verhältnissen sichtlich unzufrieden: In Köln gibt es nämlich keine Theologische Fakultät, dafür okkupiert der schnöde Mammon in Gestalt der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften die Nummer 1 in der Fakultätsliste. - Der Studenten-Kurier wartet gespannt auf die 425-Jahr-Feier der Gesamthochschule Duisburg 1990.*

rn

schen Revolution aufgehobene Vorgängerin der heutigen Kölner Universität vom 21. Mai 1388 datiert, liegt der zeitliche Höhepunkt der 600-Jahr-Feiern im Spätherbst. Damit vermeidet die Universität die Kollision mit anderen Festen, die es dieses Jahr in Köln zu feiern gibt, - von der 700-Jahr-Feier der Schlacht von Worringen bis zu einem original rheinischen Jubiläum: Die städtischen Verkehrsbetriebe werden 111 Jahre alt.

So fand lediglich am Vorabend des Gründungstages ein Festakt im Hörsaalgebäude statt. Festredner war der Mediävist Erich Meuthen, der die mittelalterliche Universitätsidee vorstellte. Neben Meuthen und Rektor Peter Hannau sprach auch die nordrhein-westfälische Wissenschaftsministerin Anke Brunn. Etwa 100 Studenten protestierten vor dem Gebäude gegen die ihrer Ansicht nach «unkritische Jubelveran-

staltung». Der AStA der mit 50 000 Studenten drittgrößten deutschen Universität boykottiert alle Feiern.

Am 2. Juli gibt es ein großes Campusfest. Zuvor veranstalten die Kölner Korporationen am 11. Juni einen Festakt im Gürzenich. Daneben finden internationale Kongresse statt. Die zentrale Festwoche mit einem parallelen Symposium zum europäischen Studentenaustauschprogramm ERASMUS ist vom 2. bis zum 9. November geplant; am 4. November veranstaltet die Universität einen Festakt in Anwesenheit von Bundespräsident Richard von Weizsäcker in der Philharmonie.

Die Bundespost würdigte das Jubiläum mit einer Sondermarke, die am 5. Mai erschienen ist. Die Universität selbst legte zwei Gedenkmünzen auf, und in drei Bänden erscheint eine repräsentative Universitätsgeschichte.

Raimund Neuß

## Auch Porsch war Antisemit

### Die Universität Breslau und ihre jüdischen Studenten

Gerade rechtzeitig vor meiner ersten Begegnung mit Breslau, der Heimat meiner Familie, erhielt ich als neues Mitglied der GDS die Geschichte der KDStV «Greiffenstein» zugesandt. Die Autoren, die beide noch das Leben ihrer Verbindung in Breslau maßgeblich mitgestalten konnten, haben damit ein anschauliches Bild des studentischen Lebens im Breslau der Jahre 1924 bis 1925 gegeben. Doch seien auch mir als «Nachgeborenem» ein paar Anmerkungen zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität und ihrer Korporationen gestattet.

Das besondere Augenmerk meines leider nur eintägigen Aufenthalts galt dem einstmaligen reichen jüdischen Kul-

turleben der schlesischen Hauptstadt. Jüdische Studenten waren hier seit jeher besonders zahlreich vertreten. Christlieb Julius Braniß, 1811 erster eingeschriebener Student der Viadrina und später ihr Rektor im Jubiläumsjahr 1861, war ein getaufter Jude, der Sozialdemokrat Ferdinand Lassalle sowie der Arzt und Afrikaforscher Eduard Schnitzer (alias Emin Pascha) gehörten während ihrer Studienzeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts den «Raczeks» bzw. den «Arminen» an. Damals war Juden der Beitritt zu einer Burschenschaft noch nicht verwehrt; erst mit der Gründung des Breslauer VDSt (1881) sollte sich das Verhältnis der christlichen Studenten zu ihren jü-

## Intercorporativer Convent Münster

Zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg lud die AV Zollern im CV zu Münster alle in Münster gemeldeten Korporationen zu einem Intercorporativen Convent am 20. Januar 1988 ein. Bereits 1905 hatten die AV Cheruskia (CV) und der KStV Cimbria (KV) einen solchen Convent ins Leben gerufen, der jedoch Anfang der 30er Jahre aufgelöst wurde. An anderen Hochschulorten ist ein solcher Intercorporativer Convent seit langem üblich.

Am Abend des 20. Januar trafen sich die Vertreter von 14 Münsterschen

Korporationen auf dem Zollernhaus. Zwei Verbindungen hatten sich entschuldigen lassen. Einhellig äußerten die Vertreter der so unterschiedlichen Verbände den Wunsch, einen solchen Convent zu einer festen Einrichtung zu machen. Zur Sprache kamen hochschulpolitische Themen. Außerdem wurde diskutiert, wie Öffentlichkeitsarbeit allen Korporationen gerecht werden und allen zugute kommen kann. Alle Verbindungen dankten der AV Zollern für ihre Initiative.

Klaus Neuhaus

dischen Kommilitonen zum Negativen wandeln. Da der VDSt anfangs sehr betonte, daß er «auf der Grundlage des Christentums» stehe, ist es verständlich, daß auch der CVer Felix Porsch die vom VDSt getragene «Antisemitenpetition» zur «Eindämmung des jüdischen Einflusses» unterstützte. Bald jedoch wurde offenbar, daß die Haltung weiter Teile der Studentenschaft über die alten religiösen Vorurteile gegenüber den Juden hinausging: Der Rassenantisemitismus gewann zunehmend an Boden.

Als 1886 die jüdische Verbindung «Viadrina» gegründet wurde, stand die fast völlige Ausschließung «nicht-arischer» Studenten aus den traditionellen Korporationen noch bevor. Aufgrund zahlreicher Anfeindungen löste der Rektor «Viadrina» 1894 auf; erst 1901 konnte sie nach Zwischenstadien als «freie» und «schwarze» Verbindung in der KC-Korporation «Thuringia» wiedererstehen. Eine paritätische Verbindung war «Alemannia»; sie nahm jüdische und christliche Studenten gleichberechtigt auf und schloß sich dem 1919 als Verband paritätischer Verbindungen gegründeten Burschenbunds-Convent (BC) an. Sie gehörte also *nicht* zum (jüdischen) Kartell-Convent (KC), wie die Verfasser der Greiffenstein-Chronik in ihrer Zusammenstellung der Breslauer Verbindungen (S. 168) annehmen. Übrigens galten die Mitglieder des KC als besonders deutschnational. Thuringia trug die Farben schwarz-hellblau-rot; ein Alter Herr der Alemannia erzählte mir, zu seiner Aktivenzeit (1928/29) sei in Breslauer Korporantenkreisen das Wort umgegangen,



Der Verfasser, Angehöriger der Landsmannschaft Teutonia im CC zu Würzburg, in Couleur vor dem Fechterdenkmal

«ausgerechnet die Juden tragen als einzige Verbindung die alten Reichsfarben schwarz-weiß-rot!» Thuringias Hellblau muß also wirklich sehr hell gewesen sein.

In der Greiffenstein-Geschichte fehlt die 1908 gegründete «Vereinigung jüdischer Akademiker», die dem «Bund jüdischer Akademiker» angehörte. Diesen Verband kann man salopp -

wegen der stark religiösen Ausrichtung und seines Mensur- und Farbenverbotes - als den jüdischen KV bezeichnen. Der VJA war übrigens zwischen 1918 und 1924 eine jüdische Studentinnenverbindung «Beruria» abgeschlossen.

Der in der Greiffenstein-Geschichte erwähnte «Fall Cohn» war nur ein Vorspiel. Schon im Mai 1933 kam es zum Boykott der Breslauer Studenten gegen drei weitere Professoren «jüdischer Abstammung», die angeblich «seit langem» von der Studentenschaft abgelehnt wurden und deren Entfernung aus allen Prüfungskommissionen man forderte. Soweit zum Schicksal der jüdischen Bürger der «Alma mater Viadrina».

Noch zwei Richtigstellungen: Der ATB ist *nicht* farbentragend (S. 168), was ja

überhaupt erst mit zur Teilung der «Akademischen Turn-Vereine» in die beiden Verbände «Akademischer Turn-Bund» und «Vertreter-Convent der Turnerschaften» führte. Die Abbildung der Aula Leopoldina auf Seite 89 unten zeigt nicht die Büste des römisch-deutschen Kaisers Leopold I., sondern des preußisch-deutschen Wilhelm II. (gut erkennbar am charakteristischen Garde-du-Corps-Helm). Heute prangt an dieser Stelle in der ansonsten originalgetreu restaurierten Aula der weiße polnische Adler auf rotem Schild. Allein der bronzene Fechter vor dem Universitätsgebäude steht wie einst auf seinem Brunnensockel und lädt die gelegentlich aus dem fernen Westen herbeireisenden Couleurstudenten ein, sich zu seinen Füßen photographieren zu lassen!

Thomas Schindler

## Nachrichten

Bologna. - Ihre 900-Jahr-Feier begeht die älteste Universität der Welt im laufenden Jahr. Mit internationalen Kongressen und kulturellen Veranstaltungen feiert die Universität Bologna das 900. Jubiläum ihrer Gründung. Höhepunkt soll ein Kongreß zum Thema «Die Universität in der heutigen Gesellschaft» sein, der im September stattfinden wird.

Bonn. - Etwa jeder fünfte Studienanfänger schafft es nicht bis zum Examen. Diese Abbrecherquote ermittelte die Kultusministerkonferenz in ihrer jüngsten Studie «Prognose der Studienanfänger, Studenten und Hochschulabsolventen bis 2010».

Münster. - Offene Grenzen soll es zwischen den Staaten der Europäischen Gemeinschaft (EG) auch im Bildungswesen geben: Diese Bilanz zog Bundesbildungsminister Jürgen W. Möllemann als derzeitiger Präsident des EG-Bildungsministerrates nach dem «Bildungsgipfel» Ende Februar 1988 in Münster. Hochschulabschlüsse sollen, darin waren sich die Minister einige, ohne bürokratische Hemmnisse nach dem Prinzip wechselseitigen Vertrauens in allen EG-Staaten anerkannt werden. Möllemann betonte, es sei sein Anliegen, auch Fachhochschulabschlüssen auf diese Weise Anerkennung in allen EG-Staaten zu verschaffen.



## Hilfe für Numerus-Clausus-Opfer

«Die Sitzordnung war ideal für die Prüfer, denn ich konnte immer nur einen direkt ansehen. Den anderen konnte ich dann nicht sehen, er mich aber von der Seite beobachten.

Sie fragten mich zunächst über meine Schulzeit bzw. speziell Oberstufe und Leistungskurswahl (Biologie und Deutsch). Warum Biologie, ob damals schon Zielrichtung Medizin oder erst durch Leistungskurs entdeckt, und was mir besonders gefallen hätte. (Dummerweise erwähnte ich auch organi-

sche Chemie, wobei sie gleich den Zitronensäurezyklus wissen wollten).

Dann nahmen sie (also immer abwechselnd) Bezug auf meinen beruflichen Werdegang (Krankenhauspraktikum und Lehre als Arzthelferin), und warum ich denn noch studieren wolle und nicht Arzthelferin bleiben wolle.

Nun kam meine persönliche Freizeitgestaltung dran, wobei wir uns ziemlich lang über Literatur unterhielten. Weiter wollten sie wissen, ob ich Sport

## Nachrichten

Bonn. - Einen Finanzbedarf von 413 Millionen DM jährlich zwischen 1988 und 1991 für die Ausstattung der Hochschulen mit Computern errechnete die Kommission für Rechenanlagen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). In ihrer jüngsten Empfehlung weisen die Experten darauf hin, daß an vielen Hochschulen zwar ein Rechenzentrum besteht. Mangel herrsche aber bei Arbeitsplatzrechnern. Besonders gelte das für die Fachhochschulen. DFG-Präsident Professor Hubert Markl bat die Bundes- und Landesministerien, aber auch die Hochschulen selbst dringend, die nötigen Mittel bereitzustellen.

Bonn. - Zum neuen Vorsitzenden des Deutschen Studentenwerks wurde der Jurist Albert von Mutius bestellt. Mutius regte in seiner Antrittsrede an, die Studentenförderung in der Bundesrepublik auf einen unabhängig vom el-

terlichen Einkommen gewährten einheitlichen Sockelzuschuß umzustellen. Dieses Modell werde in den Niederlanden erfolgreich praktiziert.

Stuttgart. - Mit seiner konstituierenden Sitzung hat das Deutsch-Französische Hochschulkolleg am 26. Januar 1988 in Stuttgart seine Arbeit aufgenommen. Das paritätisch aus je neun französischen und deutschen Mitgliedern zusammengesetzte Gremium soll die Mobilität von Studenten und Lehrkräften fördern und dabei vor allem die Schaffung gemeinsamer Studienprogramme unterstützen. Das Kolleg soll auch Stipendien an Studenten vergeben können, die einen Auslandsaufenthalt planen. Neben dieser direkten Förderung des deutsch-französischen Austauschs sollen auch die einzelnen Hochschulen bei der Planung von derartigen Studienprogrammen beraten werden.

treibe, und dann recht überraschend die Frage, was ich den mache, wenn ich jetzt keinen Studienplatz bekomme.» (Freie Universität Berlin, Fachschaft Medizin, 10 Auswahlgespräche, 1987).

Die Berichterstatterin hatte Glück; sie erhielt nach zwei Wochen einen positiven Bescheid, obwohl sie keine Ahnung hatte, was sie in dem «Auswahlgespräch» erwartete. Ein solches Gespräch braucht für die vielen Studierenden, die ein der Zulassungsbeschränkung unterliegendes Fach wie Human-, Tier-, Zahnmedizin, Pharmazie, Biologie, Haushalts- und Ernährungswissenschaften, Psychologie oder Architektur studieren wollen und in die Mühle der Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) geraten, nicht unbedingt eine Überraschung zu werden. Denn seit 1985 besteht der Verein der NC-Studenten e.V., eine private und unabhängige

Organisation auf dem Gebiete der personellen Studentenhilfe, die auf Initiative des CVers Dr. Heribert Händel ins Leben gerufen wurde.

Der Verein berät nicht nur Studenten, sondern auch Schüler und Abiturienten, wenn es um einen Studienplatz geht, sei es im In- oder Ausland. Hierfür werden in ersten Linie Seminare abgehalten. Dem gleichen Zweck dient der Verein auch dadurch, daß er aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene hochschulpolitische Mandatsträger in der studentischen Selbstverwaltung, z. B. Fachschaft, AStA, Senat oder Konvent fördert, die sich bei der Interessenvertretung in Praktika- und Prüfungsfragen bewährt haben. Sie können einen Zuschuß von bis zu DM 500,- je Semester erhalten.

Anschrift: Verein der NC-Studenten e.V., Argelanderstraße 50, 5300 Bonn, Fernsprecher: 0228-21 53 04.

fg

## Nachrichten

Graz. - Professorenstreit über den Antisemitismus gibt es an der Grazer Universität. Der Historiker Professor Dr. Berthold Sutter hatte in einem Vortrag vor der Grazer Juristischen Gesellschaft eine historische Erklärung des Phänomens «Antisemitismus» versucht und wollte dabei «diejenigen Dinge konkret [...] benennen, die den Juden vorgeworfen wurden». Professor Dr. Viktor Steininger, Ordinarius für Bürgerliches Recht, und der Vorstand des Instituts für Rechtsphilosophie, Professor Dr. Ota Weinberger, distanzieren sich von Sutters Thesen. Sie

seien einseitig und antisemitisch; die Judenverfolgung habe Sutter nur am Rande erwähnt. Sutters Vortrag laufe, so Weinberger, auf die Behauptung hinaus, die Juden seien selbst am Antisemitismus schuld.

Bern. - Der Schweizerische Ständerat hat am 17. Juni 1987 die «Zweikampfartikel» 130 bis 132 des Strafbuchbuches aufgehoben. Damit ist die Mensur nicht mehr als Offizialdelikt strafbar, sondern kann nur noch als Körperverletzung auf Antrag verfolgt werden.



## Hochschule und Wirtschaft in Berlin

Fortsetzung von S. 2

(TVA) verwaltet. Innovationsassistenten sind junge Ingenieure und Wirtschaftswissenschaftler, deren Anstellung in den für Berlin typischen kleinen und mittleren Betrieben vom Senator für Arbeit und Wirtschaft zu 40 Prozent gefördert wird. Im Anschluß daran sollen die Assistenten fest eingestellt werden - Wirtschaftsförderung und Arbeitsplatzvermittlung in einem also. «Wir haben mit diesem Programm nur gute Erfahrungen gemacht», meint Peter Wiest, einer der beiden Inhaber der F. M. Wiest KG, die medizinische Geräte produziert.

### Weniger Arbeitsplätze als erwartet

Ein Gutachten des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) über die Berliner Innovationsförderung fiel vorsichtig positiv aus. Allerdings: Der Effekt für den Arbeitsmarkt ist geringer als erwartet. Für Lemán geht es heute mehr darum, Berlin wieder zur Forschungsmetropole zu machen. Der wirtschaftliche und soziale Nutzen steht demgegenüber nur mehr an zweiter Stelle.

Raimund Neuß/Jürgen Wiedemer

## Nachrichten

Wien. - Zu einem Eklat kam es bei einer Vortragsveranstaltung des «Ringes Freiheitlicher Studenten» (RFS) am 26. November 1987 im Juridicum der Universität Wien. Der aus der Bundesrepublik angereiste Referent Reinhold Oberlercher bedauerte, «daß Faschismus und Antisemitismus [...] die einzigen Positionen sind, die einzunehmen in Deutschland moralischen Mut und intellektuelle Kühnheit erfordert», und versuchte den Nachweis, daß die nationalsozialistische Judenvergasung «keinerlei Rechtsverletzung» gewesen sei.

Beckum. - Der KV geht in die Luft: Im Herbst 1987 richtete die Region Rhein/Neckar des Kartellverbandes katholischer deutscher Studentenvereine eine Amateurfunkclubstation ein. Unter dem Rufzeichen «DF0KV»

wurden inzwischen Morse- und Fernschreibkontakte zu Amateurfunkern selbst in Moskau geknüpft.

Zürich. - Nach 30 Jahren Suspension hat sie wieder aufgemacht: Mit zwei Neofixen konnte die Burschenschaft Sequania Zürich 1987 reaktiviert werden. Wer sein Hochschulstudium in Zürich aufnimmt, kann sich an folgende Anschrift wenden: Frank Steiner, Grundackerstr. 56, CH-4455 Zunzgen.

Wien. - Am 14. November 1987 wurde er in der österreichischen Hauptstadt gegründet: Der «Verband farbentragender Mädchen», eine Arbeitsgemeinschaft von zunächst fünf pennalen Studentinnenverbindungen mit christlicher Grundtendenz.

## Biertönnchen und/oder Narrenkappe

*Die Alten Herren waren nicht echt. Die Aachener Liedertafel hatte sich mit Bändern und Mützen ausgestattet, galt es doch sozusagen eine akademische Feier zu veranstalten, sprich eine Professorin der Germanistik mit einem verballhomten «Gaudemus igitur» zu ehren: Gertrud Höhler erhielt am 30. Januar 1988 den Orden «Wider den tierischen Ernst». Nun, im Rheinland grenzt der akademische Bierstaat seit jeher dicht an das Reich des Prinzen Karneval, und mancher Elferrat würde neidisch auf die Stimmung bei einem Kommers schauen. Daß auf Kneipen zu den Klängen von «Mer losse dr Domm in Kölle» auschargiert wird, gilt bei einigen Korporationen schon als inoffizielle Zusatzvorschrift zur Commentordnung. Daß aber nach den getürkten Alten Herren auch einige echte Aktive auf der Bühne des Aachener Eurogroß auftraten, dürfte selbst im Rheinland eine Premiere gewesen sein.*

*Es waren Angehörige dreier Aachener Corps, die auf ihre Weise gegen die Sparpläne der Landesregierung demonstrieren wollten: Wissenschaftsministerin Anke Brunn hat der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen barbarische Amputationen an der Philosophischen Fakultät verordnet. Und so erfaßte der versteinerte Blick von Ministerpräsident Johannes Rau neben den Narrenkappen auch etliche Biertönnchen im Auditorium. Was südlich des Weißwurstäquators wohl fürchterlichste Couleurstrafen zur Folge hätte (ist dort doch das Couleurtragen zur Karnevals-, tschuldigung: Faschingszeit streng verboten), mag so ist zu hoffen, den Aachenern den einen oder anderen Lehrstuhl bewahren. Gerettet haben die meist fade Stimmung auf der besagten Karnevalssitzung freilich nicht die Corpsstudenten, sondern zwei Frauen: Die «Studentenmutter Nettchen» und die Ordensritterin Höhler. Sie erhielt denn auch den längsten Beifall des Abends, als sie den Herren der Schöpfung Mut machte, sich endlich zu ihrer mitelmäßigen Intelligenz zu bekennen.*

rn

## Was sind das: «Ganzsachen»?

«Ganzsachen» hatte der GDS-Studentendienst in seinen Studentica-Katalogen angeboten. Gemeint waren damit Couleurkarten und Briefumschläge, die mit Briefmarken und Poststempel versehen waren. Unser Leser

Claus Peter Bertram aus Hardeggen weist uns und alle Couleur-Philetalisten nun darauf hin, daß diese Bezeichnung unzutreffend ist. Als «Ganzsachen» bezeichnet der Philetalist nur Umschläge, Briefe oder Post-

## Rührige Privatleute

Unübersehbar sonnengelb flattert er dem Leser aus einer großen korporationsstudentischen Verbandszeitschrift entgegen: «Ihr Buchberater», der Katalog der dem Verfassungsschutz einschlägig bekannten Tübinger Verlagsbuchhandlung Grabert. Zwischen Literatur zur Waffen-SS, neuheidnischen «Germanenbibeln» («Das Raunen der Runen») und Arno Breker-Bildbänden ist auch ein Gedenkheft für den «Märtyrer von Spandau» - gemeint ist Rudolf Heß - annonciert. Da wird's einem schon etwas flau im Magen. So richtig hoch steigt der Ekel, wenn Verleger Wigbert Grabert sich die Mühe macht, «Geschichtsbetrachtung als Wagnis» zu dokumentieren: Es geht um den sogenannten «Auschwitz-Mythos».

Abgerundet wird das unappetitliche Menü durch Rassenkundliches aus der Feder von Hans Günther, eine Biographie Jörg Lanz' von Liebenfels und ein erstmals 1934 erschienenes «Taschenwörterbuch des Nationalsozialismus». Originalton «Buchberater»: «Die stichwortartige Selbstdarstellung des Nationalsozialismus zeigt, daß hier eine Weltanschauung Lösungen auf Fragen existentieller Art anbietet, welche durch den Vertrag von Versailles aufgeworfen wurden». Die ehemalige BDM-Führerin Hildegard Fritsch erinnert sich an ihre «hohe idealistische Einsatzbereitschaft» beim «Osteinsatz», und ein Verlag für «ideologiefreie Zeitgeschichte» offeriert eine zweibändige «Widerlegung der Geschichtslüge von Oradour». Auch zwei dicke Schinken des Titels «Prominente ohne Maske» dürfen nicht fehlen. Das Opus stammt nämlich von einem weiteren alten Bekannten des Verfassungsschutzes: Gerhard Frey, Verleger der «National-Zeitung» und des «Deutschen Anzeigers». Um die obskure Gesellschaft aufzuwerten, findet sich auch Seriöses (Ernst Nolte, Theodor Schieder, Peter Scholl-Latour) im Angebot.

Eine schlimme Geschichte, die dadurch nicht viel besser wird, daß der betreffende Korporationsverband selbst für sie nicht verantwortlich ist. Die Anzeigenverwaltung seines Organs liegt nämlich nicht bei der Verbandsgeschäftsstelle, sondern bei einer Privatfirma. Die Firma macht einen Anzeigenverbund verschiedener Verbandsblätter möglich. Den rührigen Privatleuten sollten die Verbände allerdings etwas mehr auf die Finger sehen. Wenn in einer Reihe der von jener Firma betreuten Zeitschriften eine Sammlung von Herrenwitzen «Frau Wirtin von der Lahn» feilgeboten wird, mag das eine Geschmacksfrage sein. Bei den Herren Grabert, Frey und Konsorten hören die Geschmacksfragen auf.

rn

karten mit eingedrucktem Wertstempel (also einer «aufgedruckten Briefmarke»). Die Bundespost läßt einen solchen Wertstempel auch im Auftrag von Privaten eindringen. Die vermut-

lich einzige couleurstudentische Ganzsache ist ein 1976 aufgelegter Briefumschlag des Akademischen Freundeskreises Leonia.

m

## Couleurartikel-Händler (IV)

Weitere Ergänzungen zur Couleurartikel-Händlerliste erreichten uns u. a. von unserem Mitglied Dipl.-Ing. (FH) Bernhard Gerster (Philistersenior der Landsmannschaft Rheno-Teutonia Bingen):

Couleurartikel Carsten Geisel, Postfach 1544, D-3550 Marburg, Tel. (0 64 21) 6 42 67, jetzt auch Untere

Fuldaer Gasse 55, D-6320 Alsfeld, Tel. (0 66 31) 50 53.

Doris Rupp, Mensurartikel, Burgunderstr. 8, D-5000 Köln 1, Tel. (02 21) 31 42 51.

Die Firma Leßmöllmann in Karlsruhe (vgl. SK NF 3, 8) besteht offensichtlich nicht (mehr).

## Nachrichten

Landau. - Ihren Namen geändert hat die Deutsche Ingenieur-Burschenschaft (DIB): Fortan heißt der Verband der Burschenschaften an Fachhochschulen Bund deutscher Burschenschaften. Grund: Nur noch die knappe Hälfte der Mitglieder besteht aus Ingenieuren.

Kempten (Allg.). - Bereits seinen zweiten neuen Verein konnte der KV im Jahr 1987 gründen. Am 30. Oktober stieg in Kempten das Publikationsfest des KStV Rupertia. Auf der Vertreterversammlung des Verbandes 1988 soll der neue Verein in den KV aufgenommen werden.

## Zur Person

### Goppel erhielt Hertling-Medaille

Erster Träger der «Georg-von-Hertling-Medaille» ist der ehemalige bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel. Der Vorsitzende des KV-Rates, Franz Preuschoff, überreichte Goppel die Auszeichnung am 18. Oktober 1987 im Vierschimmelsaal der Münchner Residenz. Goppel ist Mitglied von vier KV-Vereinen. Allerdings soll die neue Auszeichnung, die der KV zum Gedenken an den 1919 verstorbenen Philosophen und ehemaligen Reichskanzler Georg von Hertling gestiftet hat, kein «KV-Verdienstorden» sein und nicht ausschließlich an Angehörige des Verbandes verliehen werden.

Hertling gehörte seit 1862 der ältesten CV-Verbindung, Aenania München, an und erwarb später die Mitgliedschaft des katholischen Lesevereins zu Berlin, der sich 1866 dem KV anschloß.

### Warum Riesenhuber Fliege trägt

Endlich ist es herausgekommen, warum Bundesforschungsminister Heinz Riesenhuber immer mit einer Fliege erscheint: Als Chemiestudent büßte er mehrere Krawatten ein, weil sie in Laborgefäßen hingen. Mit einer Fliege konnte dieses Malheur nicht passieren, - und seither hat sich Riesenhuber daran gewöhnt.



## Alles in allem ein gutes Jahr

### Jahresbericht des Vorsitzenden der GDS 1987

Im Berichtsjahr erschien das Heft 29 der Reihe «Veröffentlichungen des Archivvereins der Markomania», Leopold Klima, «Studentenschaft und Jugendbewegung im Sudetenland 1878 - 1938». Die geschäftsführende Herausgabe der Reihe übernahm mit dieser Nummer Raimund Neuß. Sodann erschien als erste Nummer der neuen, von Friedhelm Golücke herausgegebenen, großformatigen Reihe «Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen» die vierte Auflage des Studentenwörterbuches von Friedhelm Golücke. Diese Neubearbeitung mit über 5000 Stichwörtern in über 1000 Spalten übertrifft die 3. Auflage quantitativ und qualitativ deutlich. Es erscheint eine Buchhandelsausgabe beim Styria-Verlag in Graz.

In einer weiteren neuen Reihe, den «Hochschulkundlichen Arbeitshilfen», deren Werkstattcharakter die Kosten niedrig halten soll, erschienen die ersten Hefte von Wolfgang Löhr über den Nachlaß Wilhelm Popp im KV-Archiv und die Zeitschriften des KV.

Der Studentenkalendar erschien in der bekannten Aufmachung, doch wurde er dieses Jahr auf Anforderung gegen DM 5,- versandt. Der nächste Kalender wird ebenfalls auf Anforderung zugesandt, jedoch unentgeltlich. Der «Studentenkurier» hat schnell an Bekanntheit gewonnen und erfreut sich regen Zuspruchs.

Der innere Geschäftsablauf hat sich durch die zunehmende Konzentration auf die von Siegfried Schieweck-Mauk geführte Geschäftsstelle in Eichstätt vereinfacht und effektiver gestaltet. Personell trat eine Verbesserung ein durch die Mitarbeit von Dr. Paul Warmbrunn und Hans-Arno Kloep. Dagegen fällt negativ ins Gewicht, daß der Schatzmeister Dr. Günther Rademacher sein Amt aus beruflichen Gründen niederlegen muß. Für ihn und - nach wie vor - für weitere Tätigkeitsfelder müssen Mitarbeiter gewonnen werden.

1987 konnten 255 neue Mitglieder gewonnen werden, doch waren gleichzeitig 105 Abgänge (Verstorbene, Austritte, Gestrichene) zu verzeichnen. Das statistische Bild wurde besonders verzerrt durch 41 Streichungen, die dem Jahr 1986 zuzurechnen sind. Mit 1371 Mitgliedern wurde dennoch ein neuer Höchststand erzielt. Die Einrichtung der Geschenkmitgliedschaft scheint sich zu bewähren; die Mehrzahl kann als ordentliches Mitglied gewonnen werden. Es wurden in Zusammenarbeit von H.-A. Kloep und S. Schieweck-Mauk Werbeaktionen entworfen und teilweise durchgeführt, die jedoch erst 1988 voll wirksam werden.

In den Gelddingen ist eine normale Entwicklung zu verzeichnen, doch bestanden am Jahresende nur auf dem Papier Reserven. Der Beitragseingang

verbesserte sich, nicht zuletzt wegen des laufend wachsenden Anteils der Teilnehmer am Lastschriftverfahren, der die Tausender-Grenze erreicht haben dürfte. Der GDS-Studentendienst trug wieder erheblich zu dem befriedigenden Ergebnis bei. Der Posten des Schatzmeister muß möglichst umgehend besetzt werden.

Der GDS-Studentendienst war, wie schon die Jahre zuvor, eine wertvolle, unproblematische Abteilung des Ver-

eins. Dies ist S. Schieweck-Mauk zu danken.

Das Jahr 1987 war insgesamt ein gutes Jahr, besser als es von außen erscheint, da mit Ausnahme des verwaisten Schatzmeisterpostens neue Mitarbeiter gewonnen werden konnten, die inneren Geschäftsabläufe verbessert wurden, der Verein seine Substanz verbessert und nach außen an Statur gewonnen hat.

Friedhelm Golücke

## Grundlagen wurden vermittelt

### GDS-Seminar zur «Hochschul- und Studentengeschichte»



Der Vorsitzende der Historischen Kommission des KV, Dr. Wolfgang Löhr, bei seinem Referat. Foto: Siegfried Schieweck-Mauk

Weder der verkehrsmäßig etwas ungünstige Ort Paderborn, noch etwa die «Kasernierung» in einer Bildungsstätte taten der Arbeit oder der Stimmung

der rund 40 Teilnehmer an der ersten GDS-Tagung «Hochschul- und Studentengeschichte» vom 12. bis zum 14. Februar 1988 Abbruch. Die Ge-



sprache am Rande, die sich auf diese Weise automatisch ergaben, unterstützten das offizielle Programm spürbar.

Nach der Begrüßung durch den Tagungsleiter Dr. Friedhelm Golücke, zu der auch die Städtische Beigeordnete für Kulturfragen, Frau A. Hagemann, erschienen war, gab Golücke eine Einführung in den Sinn und Zweck der Tagung: Sie sollte nicht den etablierten Veranstaltungen Konkurrenz machen, sondern ihnen ganz im Gegenteil zuarbeiten.

Das erste Referat Dr. Aloys Schaefers über die Probleme bei der Erarbeitung der Greiffenstein-Geschichte eröffnete für die Mehrzahl der Zuhörer ganz neue Perspektiven. Teilweise glitt die Diskussion zum Thema «Vergangenheitsbewältigung» durch die Korporationen hinüber, doch wurden schließlich Fragen in den Vordergrund geschoben wie: Ist noch Material in den polnisch verwalteten schlesischen Archiven aufzufinden und zu benutzen?

In seinem Referat über neue Literatur zum Hochschulwesen gab der Kustos des Instituts für Hochschulkunde an der Universität Würzburg, Ulrich Becker, einen Überblick über die einschlägige Literatur, bevor die neueren Erscheinungen besprochen wurden.

Das Referat, das Dr. Wolfgang Löhr, der Leiter der historischen Kommission des KV, über das Archiv eines studentischen Verbandes, d. h. des KV, hielt, brachte für die Mehrzahl der Anwesenden sowohl inhaltlich wie technisch neue Erkenntnisse.

Das Referat von Universitätsdozent Dr. Dieter Binder, Graz, über Fragen und Anmerkungen zur Geschichte eines studentischen Verbandes (ÖKV) zeigte in souveräner Manier, wie sich Hochschul- und Studentengeschichte in die allgemeine Geschichte einpassen muß und sogar von dieser her erschlossen werden kann.

Am Samstag schloß sich spätnachmittags ein kleiner Stadtrundgang an. Am Sonntagvormittag standen noch zwei Referate auf dem Programm. Siegfried Schieweck-Mauk stellte die Schwierigkeiten bei der Erstellung eines Handbuchs mit den einzelnen CV- und ÖCV-Verbindungen anschaulich dar und Friedhelm Golücke gab einige Anstöße mit seinem Vortrag «Vom Manuskript zum Druck».

Die sich hieran anschließende kritische Diskussion ist als äußerst wichtig zu bezeichnen. Sie bestätigte das Konzept der Tagung voll, ergab jedoch noch eine Reihe wichtiger Hinweise für zukünftige derartige Veranstaltungen. Der ausgegebene «Meckerzettel», der anonym ausgefüllt werden konnte, ergab unter dem Strich eine Zustimmung von 90 bis 100%, die für die Organisatoren doch erfreulich und überraschend war. Eine ausführliche Zusammenfassung der Tagung liegt als Nr. 1 des «GDS-Briefes» vor, die allen Teilnehmern automatisch zugeschickt wurde, aber auch von jedem anderen Mitglied kostenlos angefordert werden kann. Die Vorträge werden in der Reihe «Kleine Schriften der GDS» im Druck erscheinen.

## Gesellschaft für Deutsche Studenten- geschichte



- was ist das?  
Eine Information  
Würzburg 1988

Zeichnung:  
E. Thöny

sprache am Rande, die sich auf diese Weise automatisch ergaben, unterstützten das offizielle Programm spürbar.

Nach der Begrüßung durch den Tagungsleiter Dr. Friedhelm Golücke, zu der auch die Städtische Beigeordnete für Kulturfragen, Frau A. Hagemann, erschienen war, gab Golücke eine Einführung in den Sinn und Zweck der Tagung: Sie sollte nicht den etablierten Veranstaltungen Konkurrenz machen, sondern ihnen ganz im Gegenteil zuarbeiten.

Das erste Referat Dr. Aloys Schaefers über die Probleme bei der Erarbeitung der Greiffenstein-Geschichte eröffnete für die Mehrzahl der Zuhörer ganz neue Perspektiven. Teilweise glitt die Diskussion zum Thema «Vergangenheitsbewältigung» durch die Korporationen hinüber, doch wurden schließlich Fragen in den Vordergrund geschoben wie: Ist noch Material in den polnisch verwalteten schlesischen Archiven aufzufinden und zu benutzen?

In seinem Referat über neue Literatur zum Hochschulwesen gab der Kustos des Instituts für Hochschulkunde an der Universität Würzburg, Ulrich Becker, einen Überblick über die einschlägige Literatur, bevor die neueren Erscheinungen besprochen wurden.

Das Referat, das Dr. Wolfgang Löhr, der Leiter der historischen Kommission des KV, über das Archiv eines studentischen Verbandes, d. h. des KV, hielt, brachte für die Mehrzahl der Anwesenden sowohl inhaltlich wie technisch neue Erkenntnisse.

Das Referat von Universitätsdozent Dr. Dieter Binder, Graz, über Fragen und Anmerkungen zur Geschichte eines studentischen Verbandes (ÖKV) zeigte in souveräner Manier, wie sich Hochschul- und Studentengeschichte in die allgemeine Geschichte einpassen muß und sogar von dieser her erschlossen werden kann.

Am Samstag schloß sich spätnachmittags ein kleiner Stadtrundgang an. Am Sonntagvormittag standen noch zwei Referate auf dem Programm. Siegfried Schieweck-Mauk stellte die Schwierigkeiten bei der Erstellung eines Handbuchs mit den einzelnen CV- und ÖCV-Verbindungen anschaulich dar und Friedhelm Golücke gab einige Anstöße mit seinem Vortrag «Vom Manuskript zum Druck».

Die sich hieran anschließende kritische Diskussion ist als äußerst wichtig zu bezeichnen. Sie bestätigte das Konzept der Tagung voll, ergab jedoch noch eine Reihe wichtiger Hinweise für zukünftige derartige Veranstaltungen. Der ausgegebene «Meckerzettel», der anonym ausgefüllt werden konnte, ergab unter dem Strich eine Zustimmung von 90 bis 100%, die für die Organisatoren doch erfreulich und überraschend war. Eine ausführliche Zusammenfassung der Tagung liegt als Nr. 1 des «GDS-Briefes» vor, die allen Teilnehmern automatisch zugeschickt wurde, aber auch von jedem anderen Mitglied kostenlos angefordert werden kann. Die Vorträge werden in der Reihe «Kleine Schriften der GDS» im Druck erscheinen.

Gesellschaft

für Deutsche

Studenten  
geschichte



- was ist das?

Eine Information

Würzburg 1988

Zeichnung:  
E. Thöny

## Fünf gute Gründe...

...gibt es für Sie, in die *Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania (GDS)* einzutreten! Als (Verbindungs-)Student oder als Altakademiker wollen Sie

- regelmäßig über aktuelle Entwicklungen in Hochschule, Studentenschaft und Korporationswesen informiert werden. Das leistet unsere Zeitschrift *Studenten-Kurier*.
- sich mit der Geschichte der eigenen Universität, der eigenen Korporation oder studentischen Vereinigung beschäftigen. Die GDS vermittelt in ihren Seminaren das nötige methodische Rüstzeug und stellt in ihren Buchveröffentlichungen wie dem *Studentenwörterbuch* unentbehrliche Hilfsmittel zur Verfügung.
- an der Geschichte und den aktuellen Problemen aller Verbindungen teilnehmen. Die Schriftenreihen der GDS bringen regelmäßig neue Forschungsergebnisse. Unsere Bücherei sammelt die einschlägige Literatur.
- rasch und problemlos verlagsneue und antiquarische Literatur, Couleurartikel und Graphik erwerben können. Dazu haben Sie als Mitglied beim GDS-Studentendienst Gelegenheit. Unsere Preise sind günstig, denn wir wollen keinen Gewinn machen.
- korporationsstudentische Anliegen wirksam unterstützen. Das können Sie mit Ihrem steuerlich absetzbaren Mitgliedsbeitrag in der GDS. Er beträgt nur DM 25,- (bei Lastschrifteinzug sogar nur DM 18,-) im Jahr. Weitere Verpflichtungen bestehen nicht. Für Ihren Beitrag erhalten Sie unsere laufenden Veröffentlichungen, den *Studenten-Kurier* und den jährlichen Studentenkalendar.

## Aus unserer Chronik

1974: Am 4. August gründen vier Markomannen im Würzburger Johannerbäck den Archivverein der Markomania. Als Heft 1 der späteren *Veröffentlichungen des Archivvereins* erscheint die *Fuchsenstunde*.

1978: Es zeigt sich immer deutlicher, daß der Verein keine Sache der Markomania bleiben kann. Das Interesse «von außen» ist zu stark. Der Verein wird gemeinnützig.

1979: Das besonders umfangreiche *Studentenwörterbuch* erscheint.

1981: Die Mitgliederzahl überschreitet die 1000er-Marke. Die Zeitschrift *Studenten-Kurier* erscheint erstmals.

1983: Die Bücherei des Vereins wird als Leihgabe in das Institut für Hochschulkunde an der Universität Würzburg verlegt. Mit der CV-Bibliographie erscheint die bisher umfangreichste Veröffentlichung. Der *Studenten-Kurier* muß aus Personalmangel vorläufig eingestellt werden.

1986: Der *Studenten-Kurier* erscheint mit wesentlich erweitertem Umfang in einer Neuen Folge. Die Mitgliederversammlung vom 22. November 1986 beschließt, die Vereinsbezeichnung zu erweitern. Von nun an heißt unsere Vereinigung: «Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania e.V.», kurz «GDS».

1987: Neben den 1974 begründeten *Veröffentlichungen des Archivvereins* erscheinen zwei weitere Schriftenreihen: Die *Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen* werden mit dem völlig neu bearbeiteten *Studentenwörterbuch* von Friedhelm Golücke eröffnet. Die *Hochschulkundlichen Arbeitshilfen* bringen als erstes Heft ein Findbuch zum Nachlaß Wilhelm Popp im KV-Archiv.

1988: Im Februar überschreitet die Mitgliederzahl die 1400er-Schwelle. In Paderborn wird eine Tagung zu den methodischen Grundlagen der «Studenten- und Hochschulgeschichte» veranstaltet. Sie soll künftig in jedem Jahr wiederholt werden. Als vierte Reihe erscheinen die *Kleinen Schriften der GDS*.

## Veröffentlichungen

Wissenschaftliche Veröffentlichungen größeren Umfangs erscheinen in den *Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen*. Zum Beispiel das *Studentenwörterbuch*, zum Beispiel die *Geschichte des ÖKV* von Dieter Binder, die in diesem Jahr herauskommt.

Studentenhistorische Forschung im Prozeß - das ist das Konzept der Reihe *Veröffentlichungen des Archivvereins*. Wo die *Abhandlungen* abgeschlossene Forschungen und repräsentative Handbücher präsentieren, haben die *Veröffentlichungen* eher Werkstattcharakter. Hier wird das Neue, noch Unerprobte vorgestellt, zum Beispiel der Entwurf eines Handbuchs aller CV-Verbindungen von Siegfried Schieweck-Mauk.

Hilfsmittel für den Studentenhistoriker bieten die *Hochschulkundlichen Arbeitshilfen*. Hier sind eine Reihe von Findbüchern aus dem KV-Archiv erschienen. Auch kleine Bibliographien umfaßt die Reihe. Die *Kleinen Schriften der GDS*



bringen kurze Aufsätze, Vortragsmanuskripte und dergleichen, die auf raschem Wege der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen.

Der *Studentenkalender* erscheint immer zum Jahreswechsel und bringt zum Teil farbige Reproduktionen vor allem studentischer Graphik, aber auch von anderen Bilddokumenten wie Fotos.

Daneben bringt die GDS von Zeit zu Zeit Reprints älterer Literatur heraus. Zum Beispiel den inzwischen vergriffenen Nachdruck der drei ersten Jahrgänge der *Academia*. Zum Beispiel Biercomments des vorigen Jahrhunderts.

Der *Studenten-Kurier* ist eine Halbjahresschrift, die über neue Entwicklungen auf dem Gebiet der Studentengeschichte ebenso berichtet wie über hochschulpolitische Vorgänge und über bemerkenswerte korporationsstudentische Ereignisse. Ein Schwerpunkt liegt bei Rezensionen neuerer Literatur.

## Was Sie noch wissen sollten...

- Mindestens alle zwei Jahre findet eine *Mitgliederversammlung* statt.
- Der *Vorstand* der GDS arbeitet ehrenamtlich. Zur Zeit besteht er aus: Dr. Friedhelm Golücke (1. Vors.), Siegfried Schieweck-Mauk (2. Vors.), Raimund Neuß M.A. (3. Vors.), RA Klaus Weyer (Schriftführer), Werner Dieste, Hans-Arno Kloep, Dr. Wolfgang Löhr, Thomas Sauer, Manfred Schmidt, Dr. Paul Warmbrunn und Achim F. Weghorst (Beisitzer).
- Viele *Archive, wissenschaftliche Bibliotheken und Redaktionen* haben sich der GDS als Mitglieder angeschlossen, um regelmäßig die Veröffentlichungen zu erhalten.
- Das wohl am weitesten entfernt wohnende Mitglied ist *Stasys Stankunavicius* in Mount Waverly in *Australien*. Er gehört dem dort in alter europäischer Tradition lebenden *litauischen Corps Romuva* an.
- Jedes neu eintretende Mitglied erhält kostenlos das *Studentenwörterbuch* (Buchhandelspreis: DM 49,-).

## Unsere Mitgliederzahl entwickelte sich so:

	1974	1975	1977	1979	1981	1983	1985	1987	1.3.1988
Stand	41	192	324	872	1025	950	1192	1371	1416

### Schwarz-weiß-blau

sind die Farben der Gesellschaft für deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania (GDS), die der Vorstand am 27. März 1988 um 12.15 Uhr gestiftet hat. Dabei sind die preußischen Farben schwarz und weiß mit den bayerischen weiß und blau kombiniert; das Blau ist auch in den Farben der Würzburger Markomania enthalten, aus deren Schoß die GDS ja vor 14 Jahren hervorgegangen ist. Die neuen Farben sollen auf Postkarten und anderen Couleurartikeln der GDS erscheinen.

### Vor zehn Jahren...

... erhielt der damalige Archivverein der Markomania den Status der Gemeinnützigkeit zuerkannt. Seitdem sind Beiträge und Spenden an die GDS steuerlich absetzbar. Vorausgegangen waren juristische Schwierigkeiten: Die Mitgliederversammlung mußte zunächst die Satzung ändern, ehe das Finanzamt Würzburg die Gemeinnützigkeit unserer Vereinigung anerkannte.

### Mitgliederumfrage

Wie sind unsere Mitglieder mit der Arbeit der GDS zufrieden? Wie werden die Veröffentlichungen beurteilt, wie der Informationsfluß innerhalb unserer Gesellschaft? Was wünschen Sie sich für die Zukunft? Fragen über Fragen, die für den künftigen Weg der GDS wichtig sind. Aus diesem Grunde hat sich der Vorstand der GDS entschlossen, eine Mitgliederumfrage zu veranstalten. In der

Mitte dieses Heftes befindet sich eine Antwortkarte zum Heraustrennen. Bitte füllen Sie sie aus und senden Sie sie frankiert an die GDS-Geschäftsstelle. Je mehr Mitglieder mitmachen, umso besser können wir ihre Wünsche beurteilen. Schon jetzt herzlichen Dank fürs Mitmachen!

### Korrekturen zu Band 29

Im Aufsatz von Adolf Kretschmer und Rudolf Harbich «Die Theologen im Olmützer Nordgau-Zirkel», der in dem von Leopold Klima herausgegebenen Sammelband «Studentenschaft und Jugendbewegung im Sudetenland» (AVM-Veröff. 29) enthalten ist, bitten wir Ungenauigkeiten zu berichtigen: Der Zirkelvorsitzende wurde nicht «x», sondern «Zxx» abgekürzt. Auch bei den anderen Chargenzeichen wurde das «Z» vorangestellt, also «Zxxx», «Zxxxx» und «ZFM». Das Salesianum war ein Anbau am Priesterseminar, kein Teil der Theologischen Fakultät.

### Computer-Seminar

Eine Einführung in den Umgang mit Computern bietet die GDS in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Bildungswerk im Landkreis Eichstätt vom 11. bis zum 13. November 1988 an. Geübt werden sollen die allgemeine Bedienung eines Computers und der Umgang mit einem modernen Textverarbeitungsprogramm. Wir üben an IBM-kompatiblen Personalcomputern unter MS-DOS, aber keine Angst, wenn Sie noch nicht wissen, was das ist: Gerade für Sie ist dieses Seminar gedacht. Es wendet sich wirklich nur an solche Per-

**IV GDS - was ist das?**

bringen kurze Aufsätze, Vortragsmanuskripte und dergleichen, die auf raschem Wege der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen.

Der *Studentenkalender* erscheint immer zum Jahreswechsel und bringt zum Teil farbige Reproduktionen vor allem studentischer Graphik, aber auch von anderen Bilddokumenten wie Fotos.

Daneben bringt die GDS von Zeit zu Zeit Reprints älterer Literatur heraus. Zum Beispiel den inzwischen vergriffenen Nachdruck der drei ersten Jahrgänge der *Academia*. Zum Beispiel Biercomments des vorigen Jahrhunderts.

Der *Studenten-Kurier* ist eine Halbjahresschrift, die über neue Entwicklungen auf dem Gebiet der Studentengeschichte ebenso berichtet wie über hochschulpolitische Vorgänge und über bemerkenswerte korporationsstudentische Ereignisse. Ein Schwerpunkt liegt bei Rezensionen neuerer Literatur.

**Was Sie noch wissen sollten...**

- Mindestens alle zwei Jahre findet eine *Mitgliederversammlung* statt.
- Der *Vorstand* der GDS arbeitet ehrenamtlich. Zur Zeit besteht er aus: Dr. Friedhelm Golücke (1. Vors.), Siegfried Schieweck-Mauk (2. Vors.), Raimund Neuß M.A. (3. Vors.), RA Klaus Weyer (Schriftführer), Werner Dieste, Hans-Arno Kloep, Dr. Wolfgang Löhr, Thomas Sauer, Manfred Schmidt, Dr. Paul Warmbrunn und Achim F. Weghorst (Beisitzer).
- Viele *Archive, wissenschaftliche Bibliotheken und Redaktionen* haben sich der GDS als Mitglieder angeschlossen, um regelmäßig die Veröffentlichungen zu erhalten.
- Das wohl am weitesten entfernt wohnende Mitglied ist *Stasys Stankunavicius* in Mount Waverly in *Australien*. Er gehört dem dort in alter europäischer Tradition lebenden *litauischen Corps Romuva* an.
- Jedes neu eintretende Mitglied erhält kostenlos das *Studentenwörterbuch* (Buchhandelspreis: DM 49,-).

**Unsere Mitgliederzahl entwickelte sich so:**

	1974	1975	1977	1979	1981	1983	1985	1987	1.3.1988
Stand	41	192	324	872	1025	950	1192	1371	1416

**Mitteilungen der GDS 25**

**Schwarz-weiß-blau**

sind die Farben der Gesellschaft für deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania (GDS), die der Vorstand am 27. März 1988 um 12.15 Uhr gestiftet hat. Dabei sind die preußischen Farben schwarz und weiß mit den bayerischen weiß und blau kombiniert; das Blau ist auch in den Farben der Würzburger Markomania enthalten, aus deren Schoß die GDS ja vor 14 Jahren hervorgegangen ist. Die neuen Farben sollen auf Postkarten und anderen Couleurartikeln der GDS erscheinen.

**Vor zehn Jahren...**

... erhielt der damalige Archivverein der Markomania den Status der Gemeinnützigkeit zuerkannt. Seitdem sind Beiträge und Spenden an die GDS steuerlich absetzbar. Vorausgegangen waren juristische Schwierigkeiten: Die Mitgliederversammlung mußte zunächst die Satzung ändern, ehe das Finanzamt Würzburg die Gemeinnützigkeit unserer Vereinigung anerkannte.

**Mitgliederumfrage**

Wie sind unsere Mitglieder mit der Arbeit der GDS zufrieden? Wie werden die Veröffentlichungen beurteilt, wie der Informationsfluß innerhalb unserer Gesellschaft? Was wünschen Sie sich für die Zukunft? Fragen über Fragen, die für den künftigen Weg der GDS wichtig sind. Aus diesem Grunde hat sich der Vorstand der GDS entschlossen, eine Mitgliederumfrage zu veranstalten. In der

Mitte dieses Heftes befindet sich eine Antwortkarte zum Heraustrennen. Bitte füllen Sie sie aus und senden Sie sie frankiert an die GDS-Geschäftsstelle. Je mehr Mitglieder mitmachen, umso besser können wir ihre Wünsche beurteilen. Schon jetzt herzlichen Dank fürs Mitmachen!

**Korrekturen zu Band 29**

Im Aufsatz von Adolf Kretschmer und Rudolf Harbich «Die Theologen im Olmützer Nordgau-Zirkel», der in dem von Leopold Klima herausgegebenen Sammelband «Studentenschaft und Jugendbewegung im Sudetenland» (AVM-Veröff. 29) enthalten ist, bitten wir Ungenauigkeiten zu berichtigen: Der Zirkelvorsitzende wurde nicht «x», sondern «Zxx» abgekürzt. Auch bei den anderen Chargenzeichen wurde das «Z» vorangestellt, also «Zxxx», «Zxxxx» und «ZFM». Das Salesianum war ein Anbau am Priesterseminar, kein Teil der Theologischen Fakultät.

**Computer-Seminar**

Eine Einführung in den Umgang mit Computern bietet die GDS in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Bildungswerk im Landkreis Eichstätt vom 11. bis zum 13. November 1988 an. Geübt werden sollen die allgemeine Bedienung eines Computers und der Umgang mit einem modernen Textverarbeitungsprogramm. Wir üben an IBM-kompatiblen Personalcomputern unter MS-DOS, aber keine Angst, wenn Sie noch nicht wissen, was das ist: Gerade für Sie ist dieses Seminar gedacht. Es wendet sich wirklich nur an solche Per-



sonen, die völlig unerfahren sind und noch nie mit einem Computer gearbeitet haben. Wer schon «computererfahren» ist, sollte sich nicht anmelden. Leider haben wir ohnehin nur zehn Seminarplätze zur Verfügung. Für Anfragen und Anmeldungen wenden Sie sich bitte an die GDS-Geschäftsstelle, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld, Tel. (08422) 1381 (am besten abends).

#### Über 1400 Mitglieder...

hatte die GDS am 31. März 1988. Der genaue Stand betrug 1433 Personen und Institutionen. Das sind 214 mehr als im Vergleichsmonat des Vorjahres (1219), aber es besteht kein Anlaß, künftig auf Werbeaktionen zu verzichten. Je mehr Mitglieder wir haben, desto mehr und desto besser gestaltete

Veröffentlichungen können wir herausbringen. An dieser Stelle danken wir ganz herzlich den aktiven Mitgliedern, die Jahr für Jahr neue Interessenten an die GDS heranzuführen.

#### Kalender 1989

Der Jahreskalender 1989 wird wieder kostenlos an die Mitglieder der GDS abgegeben. Allerdings wird er im Unterschied zur Vergangenheit nicht mehr automatisch zugestellt. Mitglieder, die an dem Kalender interessiert sind, rufen ihn bitte mit einer Postkarte beim AVM-Studentendienst, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld ab.

#### Noch eine Reihe...

gibt die GDS seit 1988 heraus. In den «Kleinen Schriften der GDS» erschei-

### Zur Person

#### Zum Tod von Edmund Forschbach

Mit Edmund Forschbach ist ein Mann gestorben, der als Verbandsfunktionär des CV in der Zeit des Nationalsozialismus eine nicht unumstrittene Rolle gespielt hat. Der am 11. Dezember 1903 geborene Jurist, Mitglied der KDStV Ripuaria Freiburg seit 1923 und von 1932 bis 1933 deutschnationaler Abgeordneter zum Preußischen Landtag, übernahm 1933 das Amt eines «Führers des CV». Das organisatorisch eigenständige Weiterbestehen des Verbandes sah Forschbach als sein oberstes Ziel an, für das er bis zum Identitätsverlust reichende Zugeständnisse machte. Schwerer als der ihm vielfach vorgeworfene Verzicht auf das Katholizitätsprinzip dürften aus heutiger Sicht der im Befehlston gehaltene

Aufruf, bei der Reichtagswahl 1933 für Hitler zu stimmen, und sein Treuebekenntnis von 1934 wiegen. Forschbachs Kurs scheiterte; im März 1934 verlor er sein Amt, ein Jahr später löste sich der CV auf. Nach dem Krieg trat Forschbach in die Dienste des Bundesinnenministeriums, dessen Unterabteilung für Lebensmittelrecht er nach einem Intermezzo als Regierungssprecher leitete. Nach Abtrennung des Gesundheitsministeriums wechselte er mit seiner Abteilung dorthin; er trat als Ministerialdirigent in den Ruhestand. Für seine Verdienste um das Lebensmittelrecht verlieh ihm die veterinärmedizinische Fakultät der Universität München den Grad eines Ehrendoktors. Am 23. März 1988 ist Edmund Forschbach in Brühl bei Köln gestorben.

nen Tagungsreferate und kleine Aufsätze, für die eine Publikation im größeren Rahmen nicht möglich ist und von denen wir meinen, daß sie einem kleineren Kreis besonders interessierter Mitglieder als Handreichungen zur Verfügung stehen sollten. Als erste Hefte erschienen eine Abhandlung über das «Studentische Brauchtum im CV» von Frédéric Albrecht und eine Schrift «Gedanken zum Studentischen Brauchtum» von Friedhelm Golücke. Vom gleichen Autor erschien in den «Hochschulkundlichen Arbeitshilfen» als Heft 6 eine Bibliographie der KDStV Markomania Würzburg als erster Teil der Neubearbeitung der CV-Bibliographie. In der gleichen Reihe erschien als Heft 5 eine Bibliographie «Die Veröffentlichungen der GDS 1974 - 1988» von Raimund Neuß. Mitglieder können diese Veröffentlichungen kostenlos anfordern bei der GDS-Geschäftsstelle, Erzweg 7, 8079 Schernfeld. Für Nichtmitglieder kosten die «Kleinen

Schriften» je DM 5,-, die «Arbeits-hilfen» je DM 3,-.

#### Neuer Schatzmeister

Günter Witte übernimmt zunächst kommissarisch bis zur für den Herbst geplanten Mitgliederversammlung das Amt des Schatzmeisters der GDS. Sein Vorgänger, Notar Dr. Günter Rademacher, mußte sein Amt aus beruflichen Gründen niederlegen: Die schwere Erkrankung des Kompagnons seiner Kanzlei zwingt ihn, die Geschäfte alleine zu führen. Günter Witte ist unseren Mitgliedern kein Unbekannter: Er verfaßte unser Buch «Anweisung für den Kassier» und war von 1978 bis 1981 Dritter Vorsitzender des damaligen Archivvereins. In diesen Jahren führte er den Verein zeitweise im Ein-Mann-Betrieb und baute Archiv und Bücherei auf, wofür er den Ehrenteller des Vereins erhielt. Nach wie vor suchen wir weitere ehrenamtliche Vorstands-Mitarbeiter. So benötigen wir eine(n) Berater(in) in juristischen Fragen.

### Zur Person

#### DDR-Premiere für Möllemann

Als erster amtierender Bildungsminister der Bundesrepublik besuchte Jürgen Möllemann vom 17. bis zum 20. Mai die DDR. Er folgte einer Einladung des Ost-Berliner Ministers für das Hoch- und Fachhochschulwesen, Hans-Joachim Böhme.

#### Hans-Reinhard Koch wurde 85

Das langjährige Geschäftsführende Vorstandsmitglied des Vereins (heute: Verbands) für Studentenwohnheime

e.V., Dr. Hans-Reinhard Koch, vollendete am 19. Oktober 1987 in Bonn sein 85. Lebensjahr. Der 1953 gegründete Verein unterhält Studentenwohnheime in Korporationshäusern. Koch überwand die mit der Umgründung des Vereins in den Verband für Studentenwohnheime verbundenen Schwierigkeiten und stand dem Verband bis zum Jahresende 1976 zur Verfügung. Während der über 23 Jahre seiner Tätigkeit konnte der Verein rund 200 Millionen Mark Spenden einnehmen. Für seine Verdienste erhielt Koch 1977 die Fabricius-Medaille des CDA.



Wenden Sie sich an den Vorsitzenden der GDS, Dr. Friedhelm Golücke, Giersstraße 22, D-4790 Paderborn.

#### Unbekannter Spender

Wer hat das Konto 52 191 bei der Stadtparkasse Aachen? Ohne Absenderangabe wurden uns am 2. Oktober 1987 von diesem Konto 20,-- DM überwiesen. Wer ist der unbekannte Spender oder Beitragszahler?

#### Sachspenden für Bücherei und Archiv

Dr. Paul Derstappen überließ der GDS eine Reihe studentenhistorischer Schriften, darunter Berichtshefte über das 100. Stiftungsfest der Arminia-Heidelberg im CV und die «Heidelberger Arminenblätter» Nr. 103 (1983) bis 110 (1987).

## Als neue Mitglieder begrüßen wir:

(Neueintritte vom 1. September 1987 bis zum 31. März 1988)

Dipl.-Ing. Hans Rainer Albart, München (CV-Moenania); AV Alsatia im CV, Münster; Matthias Benken, Münster (CV-Alemannia Greifswald); Legationsrat I. Kl., Archivar Dr. phil. Ludwig Biewer, Bonn (KV, VVDSt); Anton Böck, Nürnberg (Freie Burschenschaft Cimbria); Wolfgang Böhmelt, Bamberg (BDIC-Franco-Borussia); Jörg Boritzki, Düsseldorf (CV-Burgundia); StD Herbert Braß, Bielefeld (WB); Olaf Burau, Ulm (CV-Suebo-Danubia); Stefan Cedulla, Hamm (CV-Ostmark); Dr. med. Winfried Coester, Krefeld (CV-Rheno-Frankonia); RA Winfried Deitmaring, Emsdetten (CV-Hasso-Rhenania Mainz); Martin Deppenkämper, Köln (CV-Winfridia u. a.); ? Dersch, Großweißmannsdorf (weiteres nicht bekannt); Deutsche Bücherei, Leipzig; Red. Deutsche Corpszeitung, München; Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn; Frank von Eck, Kaiserslautern (StV-Markomania); Peter Engelhard, München (L. Hansea); Dipl.-Ing. Klaus Ernst, Oberasbach (TV Amicitia Nürnberg); Rundfunkredakteur Ernst Exner, Wien (ÖCV-Pannonia); Bernhard Fechner, Fulda (WB-

Der Steirische Studentenhistoriker-Verein in Graz schenkte uns eine Radierung vom Portal des Alten Universitätsgebäudes, aufgelegt 1923 zum 60. Stiftungsfest der Akademischen Sängerschaft Gothia, sowie ein Foto des Grazer Doms.

#### Unsere Toten

*Die Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte (GDS) trauert um ihre verstorbenen Mitglieder:*

Bernd Drixelius

Pfarrer Ludwig Konze,  
Markomania Würzburg im CV

Edi Zander

Chattia); Albert Feilil, Neumarkt (Opf.) (CV-Alcimonica); Markus Finke, Gelsenkirchen (CV-Silesia); OStR Wolf Dieter Förster, Herzogenrath (WJSC-Hubertia); Siegfried Friemel, Wuppertal (CV-Bergisch Thuringia); Dr. Giuseppe N. O. Gallati, Ascona; Petra Gardner, Wien (Ostara Krems); Jochen Gartner, München (CV-Aenania); Dipl.-Ing. (FH) Bernhard Gerster, Gau-Algesheim (BDIC-Rheno Teutonia Bingen); Willibald Geyer, Neumarkt (Opf.) (CV-Alcimonica); Ludger Graam, Kalkar (CV-Alania); Godehard Grabe, Bochum (CV-Saxo-Thuringia); Herbert Grobbel, Schmallingenberg (CV-Hansea); Holger Grothe, Bayreuth (CV-Langobardia); Dipl.-Ing. (FH), Stadtrat Werner Gruber, Nürnberg (TCV-Rheno Franconia); Michael Grußenmeyer, Hinterzarten (CV-Hercynia); Christoph Gwisdel, Münster (CV-Saxonia); Elmar Haas, München (CV-Radaspona); Prof. Dr. Gerhard Habermehl, Hannover (KV-Moenania-Starkenburger); Dipl.-Ing. Michael Hanne, Bingen (TCV-Ripuarica); Joachim Hardtwig, Aachen (CV-Franconia); Univ.-Prof. Dr. Horst Haselsteiner, Wien (ÖCV-Amelungia); Dipl.-BW Wilhelm Hegemann, Münster (CV-Winfridia); Michael Heil,

Freiburg (KV-Brigovia); Horst Hesselbach, Fulda (WB-Chattia); Red. Das historisch-politische Buch, Göttingen; Dirk Holtkamp, Münster (CV-Saxo Thuringia); Hans-Jürgen Hohenstein, Stuttgart (KSCV-Saxonia Kiel u. a.); StD a. D. Erwin Hospach, Düsseldorf (CV-Silesia); Jörg Höwer, Münster (CV-Saxonia); Insp.-Rat Paul Ibi, Wien (MKV-Frankonia); Dipl.-Phys. Rolf Immler, Nürnberg (SV); Peter Jacob, Bayreuth (CV-Langobardia); Dieter Jankewitz, Fürth (B. Cimbria); Heinz-Jörg Jausen, Bayreuth (CV-Langobardia); Ralf Jermes, Clausthal-Zellerfeld (CV-Ostland); Dipl.-Wirtschaftsingenieur Hans-Jürgen Jessen, Struvenhütten (CC-Slesvigia Niedersachsen); Diakon Walter Jochen, Essen; KDSStV Kaiserpfalz, Fuxenstall, Aachen; Christoph Kämmerling, Leverkusen (CV-Ostland); Michael Karolzak, Gießen, (CV-Frisia); Stefan Karolzak, Hannover (CV-Frisia); Abt.-Präs. a. D. Anton Kaufmann, Nürnberg (CV-Fredericia u. a.); Ralf Kaulich, Koblenz (Merowingia); Christian Kellermann, Bonn (KV-Arminia); Michael B. Klein, Bamberg (KV-Mainfranken); Meinolf Klemens, Bochum (CV-Langobardia); Bernhard Kleß, Konstanz (CV-Bodensee); Winfried Kleß, Konstanz (CV-Bodensee); Hans-Arno Kloep, Xanten (CV-Elbmark); Franz Koerner, Wien (Corps Marchia); Verw.-Oberamtmann Helmut Kolb, Nürnberg (BDIC-Amicitia); Dipl.-Ing. August Kordes, Kaarst (CV-Nassovia); Otahar Korensky, Erlangen (DB-Bubenreuther); Dr. Rudolf Krell, Griesheim (Rhaetia München); Andreas Krüger, Berlin (Wingolf); Frank Kuder, Weichendorf (WSC-Teutonia Stuttgart); Michael Kulm, Kirchheim (KV-Alemannia Rechberg); Martin Lepper, Clausthal-Zellerfeld (CV-Ostland); Jörn Helmut Linnertz, Kiel (Wingolf); Dipl.-Ing. Martin Lohmann, Feucht (BDIC-Markomania Frankfurt); Carsten Lüdemann, Nürnberg (CV-Ostmark); Dipl.-Ing. Hermann Luig, Hannover (CV-Frisia); Lars Malting, Erlangen (DB-Bubenreuther); Gottfried Manz, Berlin (DB-Primislavia); ATV Markomania Westmark, Köln; Ralf Marschner, Fulda (WB-Chattia Fulda); Thomas Johannes Mayer, Tübingen (CV-Guestfalia); Adalbert Mehrlein, München (CV-Rupertia u. a.); Stadtrat Bernhard Mihm, Frankfurt (AHB-Vorsitzender des UV); Markus Müller, Würzburg (Wingolf Chattia); Michael Mügge, Wiesloch (C. Thuringia Heidelberg); Dr. Peter Muschol, Köln (ÖCV-Franco-Bavaria); Andreas Oberhammer, Wien (ÖCV-Saxo-Bavaria); Christian Oppermann, Herne (DB-Arminia Prag); Martin Orland, Wuppertal (CV-Bergisch Thuringia); KDSStV Ostland im CV, Clausthal-Zellerfeld; Ulrich Otto, Hohenlim-

burg (WSC-Saxonia Berlin zu Aachen); Jörg Papenhausen, Fulda (WB-Chattia); Dipl.-Kfm., Verw.-Dir. Gerald Parsch, Schwabach (Burschenschaft Cimbria Nürnberg); Jörg Philippou, Bayreuth (CV-Langobardia); Michael Pietsch, Bayreuth (CV-Langobardia); Andreas Raskin, Gau-Bischofsheim (CV-Falkenstein); Werner Rohleder, Nürnberg (B. Cimbria); Dipl.-Ing. Claus Revenstorff, Hamburg (BDIC-Niederelbe); Thomas Rist, Konstanz (CV-Bodensee); OStR Karl Roth, Offenbach (CV-Unitas Chatto Thuringia); Paul Saey, Antwerpen (KVHV Mecheln); Dipl.-Kfm. Gebhard Sand, Bad Ems (Assindia Essen); KDSStV Saxo-Thuringia im CV, Bochum; Jörg Schmeiduch, Neuss (CV-Rappoltstein); Axel Schmidt, Würzburg (DB-Arminia); Ref. Rüdiger Schmittberg, Köln (CV-Rheinsteine); Franz Hubert Schorn, Bonn (CV-Staufia); Dipl.-Kfm. Matthias Schröter, Fulda (WB-Chattia); Michael Schwellenbach, Münster (CC-Sorabia); Horst Schöler, Wiesbaden; Dipl.-Ing. (FH) Gerhard Schuch, Nürnberg (BDIC-Arminia Regensburg); RRef Peter Sdorra, Berlin (Wingolf); Peter Siebenmorgen, Bonn (CV-Bavaria Bonn); Dipl.-Kfm. Sasse Sören, Wuppertal (CC-Sorabia); Dipl.-Ing. Klaus Sporleder, Bremen (TCV-Chamavia Oldenburg); RRef Stephen Gerhard Stehli, Bonn (DB-Norddeutsche und Niedersachsen); Dipl.-Ing. (FH) Wolfgang Steinhart, Kornwestheim (L. Rheno-Teutonia); Harald Stenglein, Bamberg (CV-Fredericia); Wolfgang Stoltmann, Bayreuth (CV-Langobardia); Matthias Storz, Urfeld (CV-Normannia); Dirk Suchowiesch, Münster (WB); Christian Tegtmeyer, Goslar (DB-Bubenreuther); Karl R. Trauner, Wien (Austria-Sagitta); Alexander Uhlig, Lappersdorf (CV-Rupertia); Unitas Henricia, Altherrenverband, Bamberg; Henning Vollrath, Kaiserslautern; OStR Heinz Wachter, Gelsenkirchen (CV-Guestfalo-Silesia); Christoph Wagener, Darmstadt (CV-Nassovia); Rudolf Wähler M. A., Lauf (DB-Bubenreuther); Bärbel Weber, Kirchzarten (CV-Hohenstaufen, Couleurdame); Peter Weber, Kirchzarten (CV, SchwStV); Wendelin Weigand, Werbach (CV-Franco-Raetia); Dipl.-Ing. (FH) Emil Weiler, Schweinfurt (NCTC-Bayern); Michael Weiß, Würzburg (CV-Franco-Raetia); Red. Wiener Corps-Briefe, Wien; Robert Wiest, Fulda (CV-Moenania); Mag. Marcus Winkler, Wien (ÖCV-Pannonia); Olaf Wirsing, Münchberg (BDIC-Textoria Mühlheim); Torsten Witt, Berlin (Trogodytia Kiel); G. Wöllinger, Helfendorf (MV Rupprechtia); Andreas Würth, Hannover (WB-Chattia Fulda); Kai Zimmermann, Bielefeld (CV-Sparrenberg)

Sie haben gemeinsame Wurzeln und führen den gleichen Titel: die Verbandszeitschriften von CV und ÖCV. Zum 50. Jahrestag des deutschen Einmarsches in Österreich erschien erstmals seit dem Ende des CV unter dem Nationalsozialismus wieder eine gemeinsame *«Academia»*. Das in seiner Aufmachung an die österreichische Academia angelehnte Heft 1/88 wird freilich eine Einzelausgabe bleiben (Vogelweideplatz 11, D-8000 München 80 bzw. Lerchenfelder Str. 14, A-1080 Wien).

Die *«Acta Studentica»* bringen in ihren Folgen 69 und 70 (1987) eine Serie von Raimund Lang: *«Auf den Spuren baltischer Korporationen»* (Dr. Peter Krause, Tuersgasse 21, A-1130 Wien).

Im Zeichen der KV-Geschichte steht die Ausgabe 10 (Dezember)/1987 der Verbandszeitschrift *«Akademische Monatsblätter»*: Der KV führt seine Ursprünge auf den in den Jahren 1852 bis 1854 in Berlin entstandenen Katholischen Studentenverein Askania zurück. Aus Anlaß eines KV-Berlin-Seminars bringen die *«Monatsblätter»* daher neben einer Gründungsgeschichte der Askania Erinnerungen prominenter KVer (Kurt Georg Kiesinger!) an ihre Berliner Studienjahre (Prof. Dr. Wilhelm Schreckenberg, Holbeinweg 3, D-4000 Düsseldorf 31).

Die *«Beiträge zur Hochschulforschung»* bringen in Heft 4/1987 Vorschläge von Hans Brockard zur *«Zukunft des Magister-Studienganges»*. Brockard schlägt vor, die Prüfungsfächer zu wenigen großen Fachkomplexen zusammenzufassen und

den Magister Artium zu einem berufsqualifizierenden Abschluß umzugestalten (Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung, Arabellastr. 1, D-8000 München 81).

Die *«Burschenschaftlichen Blätter»* warten anläßlich des 170. Jahrestages des Wartburgfestes in Heft 7/1987 mit einer Fülle einschlägiger Beiträge auf. Besonders beachtenswert der als Festvortrag in Hambach gehaltene Aufsatz des Marburger Historikers Professor Dr. Klaus Malettke, bemerkenswert auch in seiner entschiedenen Ablehnung heutiger national-neutralistischer Tendenzen (Postfach 10 12 48, D-6360 Friedberg (Hess.) 1).

Das Organ der Schweizerischen Vereinigung für Studentengeschichte (SVSt), *«Studentica Helvetica»*, bringt in Heft 6 (1987) eine Würdigung des umstrittenen Offiziers und Politikers Eugen Bircher (Daniel Heller) sowie den von Adolf Steiner kommentierten Abdruck bisher unveröffentlichter Szenen aus dem *«Oswald»*-Spiel eines Schweizer Dichters des 17. Jahrhunderts, Johannes Mahler, in denen ein studentisches Gelage plastisch wiedergegeben wird (Peter Platzer, Allmendstr. 2b, CH-4522 Rüttenen).

Die *«Wiener Corps-Briefe»*, Organ des Wiener SC, veröffentlichen in Nr. 3/1987 (Oktober) einen Beitrag von Thomas Schindler: *«Wirceburgia 1885 - 1914»*, in dem Schindler das Verhältnis dieser jüdischen Korporation zu den schlagenden Würzburger Verbindungen im Einzelnen beleuchtet (Dr. Robert Hein, Laudongasse 26, A-1080 Wien).

## «Res Publica Litteraria»

*Res Publica Litteraria. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit. Hrsg. von Sebastian Neumeister und Conrad Wiedemann. (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 14) 2 Tle., Wiesbaden: Harrassowitz, 1987. Zus. 676 S. m. Abb., br., DM 198,-*

Die beiden vorliegenden Bände geben die Vorträge und Referate des fünften Jahrestreffens des Internationalen Arbeitskreises für Barockliteratur wieder, das 1985 in der Wolfenbütteler Herzog-August-Bibliothek stattfand. Die 36 Aufsätze behandeln aber nicht nur literaturgeschichtliche Probleme, - wie etwa der Beitrag von Rudolf Druß, der die in der Literatur des 17. Jahrhunderts verbreitete Berufung auf Martin Opitz analysiert, oder die Aufsätze von Yves Carbonnel und Günter Weydt zu Grimmelshausen.

Eingeleitet wird das Sammelwerk mit einem Beitrag des Kunsthistorikers Martin Warnke über *«das Bild des Gelehrten im 17. Jahrhundert»*, ein Thema, zu dem sich noch eine Reihe anderer Aufsätze findet. Darunter sind auch vergnüglich zu lesende Anmerkungen Leonard Forsters (*«Charlataneria eruditorum»*) und Guillaume van Gemerts (*«Theatrum Pseudo-Eruditorum»*) zur Gelehrtenkritik im 17. Jahrhundert, ebenso wie Adalbert Wicherts Aufsatz über das Verhältnis von Theologie und Rechtswissenschaft bei Lohenstein. Wichert deutet Lohensteins Dramen als *«rechtspädagogische Medien»*, die ein zwar kirchenfern formuliertes, aber christlich geprägtes Ordnungsideal vermitteln. Zuvor aber

enthält das Werk ausführliche Darlegungen zu *«Institutionen und Organisationsformen der Gelehrsamkeit»*.

Weitere Aufsätze befassen sich mit der Aristoteles-Rezeption (Wilhelm Schmidt-Biggemann) bzw. der Historiographie (Wilhelm Kühlmann) des 17. Jahrhunderts, mit dem Verhältnis von Gelehrsamkeit und - katholischer und protestantischer - Theologie und mit der Rolle der Frau in Bildungswesen und Wissenschaften des 17. Jahrhunderts, die Erich Kleinschmidt freilich sehr skeptisch beurteilt: Nur weibliche Angehörige der Oberschicht konnten sich das Image der Gelehrsamkeit leisten. Barbara Becker-Cantarino zeichnet den Weg der rheinischen Calvinistin Anna Maria van Schurmann von der berühmten Sprachgelehrten zur religiösen *«Schwärmerin»* - so sahen es jedenfalls die Zeitgenossen. Die Absage Schurmanns an die Gelehrsamkeit sieht Becker-Cantarino als symptomatisch für die *«gelehrte Frau»* im 17. Jahrhundert an.

Abgeschlossen wird das Werk, dem *genius loci* entsprechend, mit einem Aufsatz des Direktors der Herzog-August-Bibliothek, Paul Raabe. Er beschäftigt sich mit den Büchersammlungen von Gelehrten, unter denen die Bibliotheca Augusta eine der berühmtesten, freilich auch eine Ausnahme war: Im Heiligen Römischen Reich bestanden nur kümmerliche öffentliche Bibliotheken; Gelehrte waren auf ihre Privatsammlungen angewiesen.



## «Alte Burschenherrlichkeit» in Neuauflage



Unterricht in Logik und Grammatik. Holzschnitt aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens, Augsburg 1479 (Abb. aus dem besprochenen Band).

Peter Krause, «O alte Burschenherrlichkeit». Die Studenten und ihr Brauchtum. 5. Aufl., Graz/Wien/Köln: Styria, 1987. 223 S. m. 150 z. T. farbigen Abb., Ln., DM 65,-

Seit seinem ersten Erscheinen 1979 hat sich der vorliegende Text-Bild-Band von Peter Krause als ein Standardwerk der Studentengeschichte bewährt, - als erste Information für den Außenstehenden ebenso geeignet wie als Einführung für den ernsthaft interessierten Historiker und als Nachschlagewerk, ganz abgesehen von seiner Eig-

nung als repräsentativer Geschenkband.

Anders als das jüngere Werk von Paulgerhard Gladen (vgl. unsere Rezension in SK NF 3, 22 f.) ist Krauses Werk nicht auf der Unterscheidung zwischen deutschem und ausländischem Korporationswesen aufgebaut. Krause, selbst MKVer und ÖCVer und Herausgeber der «Acta Studentica», behandelt den ganzen Komplex der Studentengeschichte in einer einheitlichen chronologischen Darstellung, wobei das Schwergewicht freilich auf dem deut-

schen und österreichischem Korporationswesen liegt.

Auf knapp 70 Seiten wird die Studentengeschichte bis zum 18. Jahrhundert behandelt, ehe Krause zur Darstellung des modernen Verbindungswesens übergeht. Damit ist sein Werk eben nicht nur unter korporationsstudentischem Blickwinkel interessant.

Obwohl sie acht Jahre «auf dem Buckel hat», ist die «Alte Burschenherrlichkeit» kein veraltetes Buch. Ausschlaggebend hierfür ist, daß der Autor sein Werk in den vergangenen Jahren kontinuierlich überarbeitet hat. So finden sich in der vorliegenden Ausgabe Hinweise zur Entwicklung des Problems «Frauen in Verbindungen» bis ins Jahr 1984 hinein.

m

## Studentenleben in Flandern

Mon de Goeyse, O Vrij - Studentenheerlijkheid. Historisch-Studentische Skizzen. Löwen: Universitaire Pers, 1987. 140 S. m. zahlr. Abb., 650 BFr zzgl. Versandkosten (zu beziehen bei Paul Saey, Van Geertstraat 12, B-2018 Antwerpen).

Endlich ist es da! Ein Buch über das flämische Studententum. Geschrieben von Mon de Goeyse, Stifter des Seniorenkonvents von 1929 und Verfasser des ersten Studentencodex von 1935. Der Verfasser ist immer noch aktiv im Archiv und Museum für flämisches Studentenleben.

Elf Kapitel geben zusammen ein schönes Bild über die Entstehung und Geschichte des flämischen Studentebrauchtums. Flämische Studentensprache wird ebenso behandelt wie die Darstellung des Studentenlebens in der flämischen Literatur. Weiter geht es mit dem Entstehen der flämischen Mütze, mit der KVHV-Zeitung «Ons Leven», mit der Verwendung des Bierbandes und noch vielen anderen interessanten Details des flämischen Studentenlebens.

Paul Saey

## Neue Ausgabe des «Studentencodex»

Studentencodex. Hrsg.: KVHV Nationaal. 8. Ausg., 1987. 575 S., 300 BFr zzgl. Versandkosten (zu beziehen bei Paul Saey, Van Geertstraat 12, B-2018 Antwerpen).

Er ist wieder da, der flämische Studentencodex. Dieses Mal nur mit einigen Aktualisierungen, gibt der erste Teil eine kurze Geschichte des KVHV und stellt die Bundeslieder verschiedener

katholischer flämischer Verbindungen vor.

Der zweite Teil, «Clubcodex», ist der flämische Comment mit 160 Artikeln. Der dritte, größte Teil umfaßt die in Flandern gebräuchlichen Studentenlieder. Die meisten sind natürlich flämisch, aber es gibt auch deutsche, französische, englische und südafrikanische Studentenlieder.

Paul Saey



## Ein corpsstudentisches Wörterbuch

Christian Helfer, *Kösener Brauch und Sitte. Ein corpsstudentisches Wörterbuch*. Saarbrücken: Akademie-Verlag, 1987. 210 S., Ln., DM 20,- (zu beziehen beim Akademie-Verlag, Universität des Saarlandes FR 6.3, D-6600 Saarbrücken).

Christian Helfer, Ordinarius für vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Saarbrücken und Autor zweier neulateinischer Wörterbücher (*Lexicon Auxiliare* und *Index verborum Latinitatis recentissimae selectus*), legt mit dem hier zu besprechenden Band ein Wörterbuch vor, das sich anders als die Arbeiten von Böcher, Golücke und Kluge-Rust speziell mit einem Korporationsverband beschäftigt: dem Kösener Senioren-Convents-Verband. Sein «corpsstudentisches Wörterbuch» verzichtet in aller Regel auf historische Ableitungen und «verzeichnet [...] einen gegenwärtigen Bestand» an im Kösener üblichen Sitten und Gebräuchen.

Das synchrone Prinzip des Wörterbuchs macht schon deutlich, daß Helfer es nicht nur als Bestandsaufnahme, sondern auch als Hilfestellung für den heutigen Corpsstudenten gemeint hat. Ein Schwerpunkt des Wörterbuchs liegt dabei auf

## Material zum akademischen Fechten

Jürgen Setter (Hrsg.), *Paukkomments - eine Materialsammlung*. (*Historia Academica*, 25) O. O. [Würzburg]: Studentengeschichtliche Vereinigung des CC, 1986. 333 S., br., DM 20,-

der Mensursprache; hier findet der interessierte Leser eine Reihe von Sachverhalten erläutert, die in den allgemeinen studentenhistorischen Wörterbüchern in dieser Ausführlichkeit nicht zur Sprache kommen können. Christian Helfer begnügt sich nicht immer mit der «wertfreien» Dokumentation des heutigen Sprachgebrauchs, sondern gibt bisweilen auch in amüsanter Form seiner Meinung etwa zum «Wissenschaftspreis» des KSCV oder zur Eignung von Videorecordern als Einrichtungsgegenstand von Corpshäusern («Freizeitvernichtungsmittel schlimmster Sorte») Ausdruck. Bei einigen Worterläuterungen hat dem Verfasser wohl der Schalk im Nacken gesessen: «Neben den Schmucknarben verbindet auch der Ekeltrunk die Corpsstudenten ethnologisch mit der Kultur schriftloser Völker im Inneren Afrikas» (S. 70). Im Anhang findet sich eine Liste von «im Kösener vorkommende[n], aber nicht corpsübliche[n] Ausdrücke[n]», dem aufschlußreiche Unterschiede zwischen corpsstudentischem und burschenschaftlichem Sprachgebrauch zu entnehmen sind. Zusammenfassend: ein verbandsspezifisches Wörterbuch, an dem kaum noch etwas zu verbessern sein wird.

m

Der Herausgeber will erstmals eine «Zusammenstellung der für die Bünde des CC gültigen Paukkomments» als «Materialsammlung für künftige [Studenten-]Generationen» geben.

Von einem kurzen geschichtlichen Abriß ausgehend, begründet Jürgen Setter in seiner Einleitung seine Konzeption, unter Verzicht auf eine Darstellung der komplizierten historischen Entwicklung der studentischen Fechtkunst eine Bestandsaufnahme der gegenwärtig für die Verbindungen des Coburger Convents (CC) gültigen Paukkomments nach dem Stand vom 1. November 1986 zu geben. Er hat daher die Paukkomments von 28 an einzelnen (Hochschul-)Orten bestehenden Waffen-, Fecht- oder Paukringen u. dgl. in alphabetischer Reihenfolge abgedruckt. Vorausgeschickt wird ein Faksimile des «Offiziellen Paukkomments ... für die deutschen Universitäten und Hochschulen» (Leipzig 1907), mit dem zu Anfang unseres Jahrhunderts eine einheitliche Grundlage für die Fechtkunst aller Studenten an allen Hochschulen geschaffen werden sollte, ferner die Fechtordnung des CC von 1961 und

abschließend der 1986 von der «Arbeitsgemeinschaft Andernach der mensurbeflissenen Verbände» (AGA) vorgelegte «Allgemeines Mensurkomment» von 1986. Trotz dieser Vereinheitlichungsversuche weichen die wiedergegebenen Paukkomments in Umfang und Aufbau zum Teil stark voneinander ab.

Die Veröffentlichung ist eine nützliche, gründliche und sorgfältig gearbeitete Materialsammlung. Den fechtenden Aktiven des CC will sie eine Hilfe beim Einpauken - etwa beim Hochschulwechsel - sein, sie ist aber auch für Angehörige anderer Verbände und nicht zuletzt für den Studentenhistoriker von Interesse. Die letztgenannte Zielgruppe hätte sich freilich doch ein wenig mehr an - namentlich historischer - Darstellung und eine Erläuterung der häufig vorkommenden Fachausdrücke gewünscht.

pw

## Studentengeschichte seit der NS-Zeit

Theodor Hölcke, *Unsere Korporationen nach 1933. Veränderungen in CC, LC und VC*. (*Historia Academica*, 26) Würzburg: Studentengeschichtliche Vereinigung des CC, 1987. 273 S., br., DM 25,-

Daß das Jahr 1933 für alle Korporationen zum Schicksalsjahr wurde, bleibt eine aus heutiger Sicht selbstverständliche Feststellung, da sie alle der Gleichschaltung durch den Nationalsozialismus anheimfielen, auch wenn einzelne Bünde im Geheimen weiterzueistieren versuchten. Infolge dieser Bemühungen gelang vielen Ver-

bindungen der Wiederaufbau nach 1945. Im vorliegenden Band ist es Theodor Hölcke daran gelegen, ein umfassendes Nachschlagewerk über die Korporationen des heutigen CC bzw. seiner beiden Gründerverbände von 1933 bis heute vorzulegen. Schon das Inhaltsverzeichnis zeigt die ganze Spannweite der Arbeit. So sind nicht nur alle Landsmannschaften und Turnerschaften Deutschlands, sondern auch die Österreichs und des Sudetenlandes berücksichtigt worden. Eine Zeittafel, ein Abkürzungsverzeichnis und eine tabellarische Übersicht sowie

ein (knappes) Schriftenverzeichnis runden das Werk ab. Die einzelnen Bünde werden in alphabetischer Reihenfolge der Hochschulorte behandelt. Dabei hätten auch die Orte Aachen, Berlin und Bayreuth einen Fettdruck verdient gehabt (S. 10). In einem knappen Vorwort führt der Verfasser in die Gesamtproblematik ein. Vielleicht hätte er auch ein kritisches Wort zum Verhalten einzelner Bünde bzw.

ihrer Repräsentanten während der NS-Zeit finden können. Dieses Problem berührt jedoch alle Verbände.

Insgesamt legt Hölcke eine übersichtliche und ansprechende Darstellung über die Verbindungen des heutigen CC vor. Gern hätte der Rezensent gewußt, was genau auf dem Umschlagbild zu sehen ist.

Klaus Zacharias

## Ein vorbildlich gelungener Comment

*Der Comment. Hrsg. vom MKV. Bearb.: Thomas P. Walter, Raimund Lang, Dr. Harald Perko. Überarb. Aufl. Innsbruck: Edition Helbling, 1987. 393 S., br., öS 160,-/DM 27,-*

Der in erster Auflage bereits 1980 erschienene MKV-Comment unterscheidet sich wohltuend von den wie Gesetzeswerke in Paragraphenform abgefaßten Comments herkömmlicher Art. Entstanden ist ein ansprechend illustriertes, übersichtlich aufgebautes Handbuch, das auch über eine Reihe von praktischen, organisatorischen

Fragen Auskunft gibt. Den einzelnen MKV-Verbindungen läßt es ausreichend Freiraum zur Entwicklung ihres spezifischen Comments.

Den einzelnen Kapiteln des Comments voraus gehen auf andersfarbigem Papier eingelebte historische und programmatische Darstellungen. Auch Gebiete wie die Öffentlichkeitsarbeit werden behandelt. Neben einer Bibliographie bietet das Werk zum Abschluß noch verschiedene Krabambuli-rezepte.

m

## 100 Jahre Arminia Heidelberg

*Festschrift der Katholischen Deutschen Studentenverbindung Arminia Heidelberg im CV zum 100. Stiftungsfest Juli 1987. O. O., o. J. [Heidelberg: Altherrenverband der Arminia, 1987]. 372 S. m. Abb., Kldr., DM 40,-*

Keine Verbindungschronik im herkömmlichen Sinn legt die CV-Verbindung Arminia Heidelberg zu ihrem 100. Stiftungsfest vor - hier ist immer noch die Festschrift von 1962 heranzuziehen -, sondern eine Sammlung von

Aufsätzen, die Geschichte und aktuelle Situation der Verbindung unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchten.

Elmar Wadle etwa behandelt das Thema «Studium generale» und geht dabei z. B. auf die bemerkenswerten Theaterabende auf dem Arminienhaus ein, - es wurden Sartre, Ionesco, Strindberg gespielt! Karl Franke behandelt das Thema «Religion», Johannes Leclerque untersucht die po-

litische Einstellung der Arminen in der Vergangenheit. Die Verbindung hat mit Wilhelm Cuno immerhin einen Reichskanzler hervorgebracht.

Uwe Renz stellt Überlegungen über die aktuelle Situation der Korporationen an; zur Frage der Aufnahme von Frauen bemerkt er, um sie zu beantworten, müsse man «weit ausholen». Auf dieses weite Ausholen verzichtet er dann zugunsten von Ratschlägen, wie man beim Gesprächs-

partner eine «verduzte Miene» hervorrufen könne. Das hat er beim Rezensenten auch geschafft.

Weitere Beiträge stammen von Hermann Mohr, Elmar Krautkrämer und Karl Hoffmann, der sich u. a. mit dem Projekt befaßt, unterhalb des Verbindungshauses ein Studentenheim als Terrassenanlage zu bauen. Den Abschluß bilden eine Zeittafel und ein Personenverzeichnis für die Jahre seit 1962.

m

## Gediegene Festschrift aus Zürich

*75 Jahre Kyburger Zürich. Festschrift zum Jubiläum. 75 Jahre Akademische Verbindung Kyburger 1912 - 1987. Hrsg. von Benno Schubiger [...]. Zürich: AV Kyburger, 1987. 267 S. m. zahlr., z. T. farb. Abb., geb.*

Entstanden sind die Kyburger am 24. Februar 1912 als Tochterverbindung der Turicia Zürich, die damals ihr 51. Stiftungsfest feierte. Da die Turicia mit 70 Mitgliedern zu groß geworden war, einigte man sich auf ein bemerkenswertes Losverfahren: Die 33 Aktiven, die einen Zettel mit der Zahl 2 zogen, hatten sich der neuen Verbindung anzuschließen, die gleich ihrer Mutterverbindung eine Sektion des Schweizerischen Studentenvereins (StV) an den beiden Zürcher Hochschulen bildet.

Das Werk gliedert sich in drei Teile: Zunächst wird die Verbindungsgeschichte dargestellt - die ersten fünfzig

Jahre in einem langen Aufsatz von Werner Schobinger, die restliche Zeit in Form einer Zeittafel. Ergänzend finden sich historische Querschnittsbeiträge über das Verhältnis zum StV, zu Kultur und Religion. Der zweite Teil ist «Leben in der Verbindung» überschrieben: Hier werden Wappen, Farben und Mützenform der Verbindung erläutert, hier finden sich Beiträge über das Kyburgerhaus, über Verbindungstraditionen, zur «Frauenfrage» und anderen Themen mehr. Im dritten Teil schließlich wird die Teilnahme von Kyburgern am gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Leben der Schweiz dargestellt; für deutsche Leser interessant der Erfahrungsbericht von Hans Dieter Schneider: «Als Ausländer bei den Kyburgern».

Hingewiesen sei auch auf die bemerkenswerte Ausstattung des Bandes, die sich schon nah am Bibliophilen bewegt.

m



## Aspekte zum Korporationswesen

*Burschentum als Lebensweise. Festschrift anlässlich des 65. Stiftungsfestes der K.Ö.St.V. Borussia. (Borussen-Echo, Nr. 296a) Wien: K.Ö.St.V. Borussia, 1987. 80 S., geh., öS 100,-/DM 18,-*

Eine ungewöhnliche Festschrift hat die 1933 gegründete Wiener MKV-Verbindung Borussia zu ihrem 65. Stiftungsfest vorgelegt. Eine Reihe zum Teil prominenter Autoren wurde gebeten, ihre Ansichten und Eindrücke zu den Themen «Grundsätze und Wesensmerkmale des Korporationswesens» und «Burschentum als Lebensweise» darzulegen. Der Studentenhistoriker und MKV-Kartellvorsitzende Peter Krause ist ebenso vertreten wie Professor Manfred Welan, einer führenden Köpfe des «grünen» Flügels der ÖVP. Die Gegensätze prallen oft unvermittelt aufeinander, wenn etwa Fritz Roubicek von seiner Mitglied-

schaft in jüdischen Verbindungen berichtet und unmittelbar darauf deutschnational gefärbte Ausführungen des Grazer Journalisten Andreas Mölzer abgedruckt sind, in denen eine rigide Ausländerpolitik gefordert und die Bundesrepublik vor der europäischen Integration gewarnt wird. Mölzers Anschauungen gipfeln darin, daß die DDR den «Vorwurf der Unfreiheit» in dem Augenblick von sich weisen dürfe, in dem sie «korporationsähnliche studentische Vereinigungen» dulden würde!

Mölzers Artikel ist aber nur eine von vielen Facetten, die die vorliegende Festschrift dokumentiert. Zu kurz gekommen ist die Geschichte der eigenen Verbindung; schade, bieten derartige Festschriften doch üblicherweise die beste Gelegenheit zur Aufarbeitung der Verbindungshistorie.

m

## Zwei Festschriften aus dem UV

*Michael Kleiner, Hans-Peter Spörlein, Ludwig Unger, 60 Jahre Unitas Bamberg. Festschrift zum 60. Stiftungsfest 1927 - 1987. Hrsg. von der Unitas Henricia Bamberg. Bamberg 1987. 98 S. m. zahlr. Abb., br., DM 20,-*

Bereits 1919 wurde in Bamberg ein UV-Philisterzirkel gegründet. 1927 folgte ein aktiver Verein, Unitas-Henricia, der nach einer schweren Krise in den 70er Jahren heute wieder mit einer Aktivitas an der Universität Bamberg vertreten ist.

Die vorliegende Festschrift setzt sich aus drei chronologisch aufeinanderfolgenden Aufsätzen zusammen. Hans-Peter Spörlein behandelt die Geschichte bis zur Auflösung 1938, Michael Kleiner beschäftigt sich mit den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten. Schließlich behandelt Ludwig Unger die jüngste Zeit. Dabei wird die Darstellung um so breiter, je näher der jeweils behandelte Zeitraum der Gegenwart liegt. Ausführlicher geht gerade auf die NS-Zeit eine Mainzer Festschrift ein:

Unitas-Willigis wurde 1926 am damaligen Pädagogischen Institut zu Mainz gegründet. Günther Ganz betont in der vorliegenden Festschrift die Schwierigkeit der Materialsuche: Der Verein verfügt über kein Archiv. Darum hat Ganz zahlreiche Mitglieder gebeten, ihre Erinnerungen festzuhalten, und daraus die vorliegende Chronik zusammengestellt. Natürlich hat das zur Fol-

ge, daß die Darstellung ungleichmäßig ist: Einzelne Zeiträume, zu denen kein anderes Material zu erhalten war, mußten entsprechend knapp in Form von Chargenlisten und Auszügen aus dem Semesterprogramm gewürdigt werden. Andere Zeiträume aber, so gerade die Zeit des Nationalsozialismus, sind ausführlich und lebendig dargestellt.

m

## Baltische Studenten in Graz

*Harald Seewann, Die baltischen studentischen Zusammenschlüsse in Graz. Eine Dokumentation. (Schriftenreihe des Steirischen Studentenhistoriker-Vereines, 14) Graz 1988. 42 S., geh., öS 140,-/DM 20,-*

Nachdem die baltischen Staaten unabhängig geworden waren, setzte in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts eine zunehmende Estisierung und Lettisierung der Hochschulen in Dorpat und Riga ein. Die Folge war, daß viele Deutschbalten zum Studium an deutsche und österreichische Hochschulen gingen; dort bildeten sie landsmann-

schaftliche Zusammenschlüsse.

Harald Seewann hat im vorliegenden Heft unter Mitarbeit von Theo Weichmann Material über diejenigen baltischen Zusammenschlüsse vorgestellt, die in Graz bestanden. Insgesamt werden fünf derartige Vereinigungen vorgestellt, an erster Stelle der 1921 gegründete «Hauptverband studierender Balten in Deutschland» mit seiner Grazer Ortsgruppe. Besonders reich dokumentiert werden die «Vereinigung Auslandsdeutscher Studierender» und die «Fraternitas Hanseatica».

m

## Ein vorbildlicher Europäer

*Victor Conzemius, Robert Schumann. Christ und Staatsmann. (Gelebtes Christentum) Hamburg: Wittig bzw. Freiburg (Ue.): Imba, o. J. 63 S., ill., br., DM 6,-*

Im Jahre 1987 feierte die Europäische Gemeinschaft ihren 30. Geburtstag. Denk man an die großen Europäer, die nach dem Zweiten Weltkrieg eine grundlegende Neuorientierung der europäischen Politik eingeleitet hatten, so fallen die Namen Alcide de Gasperi,

Konrad Adenauer und Robert Schuman.

Der Luzerner Kirchenhistoriker Victor Conzemius legt nun eine kleine Biographie Robert Schumanns (1886 - 1963) vor, die von einer europäischen Gesamtschau geprägt ist, wie sie dem Leben Schumanns selbst entspricht. Er fand - geboren im deutsch-französischen Grenzgebiet - den Zugang sowohl zur deutschen als auch zur



französischen Kultur. Sein Studium an deutschen Universitäten (Bonn, München, Berlin) und seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg auf deutscher Seite zeigen seine Liebe zu Deutschland, während seine politische Laufbahn ihn in höchste politische Ämter Frankreichs führte. Auf seine Initiative als Außenminister erfolgte 1951 die Gründung der Europäischen Gemein-

schaft für Kohle und Stahl («Schumanplan»).

Dem Studentenhistoriker sei gesagt, daß Schuman seit seinem ersten Bonner Semester 1904 Korporationsstudent war, denn er trat der dortigen Unitas-Verbindung bei. Zu seiner Verbindung hat er sich sein Leben lang gern bekannt.

Klaus Zacharias

## Studentisches Leben in Aachen

*Studentisches Leben in Aachen. Vereinigungen an der RWTH stellen sich vor. Red.: Kai Fülber. Hrsg. vom AStA der RWTH. Aachen 1986.*

Im Vorwort weist Kai Fülber darauf hin, daß weit über 100 Vereinigungen an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule existieren. Von ihnen haben 70 einen Beitrag für die vorliegende Broschüre geliefert. Die stärkste Gruppe bilden die Korporationen mit 39 Beiträgen, gegliedert nach Burschenschaften, Corps, christlichen Verbindungen und «sonstigen Verbindungen». Unter den «christlichen Verbindungen» erscheinen

allerdings nur katholische Korporationen, den Wingolf findet man unter den «sonstigen». Wenn man den Gedanken zu Ende denkt, folgt daraus, daß eine Verbindung, die sich christlichem Geist verpflichtet fühlt, aber mehrere Konfessionen zuläßt, keine christliche Verbindung ist... Daneben verzeichnet das Heft Hochschulgemeinden, politische Hochschulgruppen, kulturelle Vereinigungen usw. Der Band verdient Beachtung - nicht nur wegen des Informationswerts, sondern weil es eine Ausnahmeerscheinung ist, daß ein AStA ein solches Werk herausgibt.

ms

## Akademische Gerichtsbarkeit

*Peter Woeste, Akademische Väter als Richter. Zur Geschichte der akademischen Gerichtsbarkeit der Philipps-Universität unter besonderer Berücksichtigung von Gerichtsverfahren des 18. und 19. Jahrhunderts. (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, 22) Marburg 1987, XV u. 211 S.*

Die äußere Gestaltung der vorliegen-

den Arbeit mag ihre Herkunft nicht verleugnen: Es handelt sich um eine juristische Dissertation. Ihr ist es wohl zuzuschreiben, daß sich das Lesen zu Beginn etwas mühsam gestaltet. Sätze wie «Gegen diesen Verwaltungsakt ist gem. § 28 Abs. 3 S. 3 HRG i. V. m. § 38 Abs. 10 Hess. Hochschulgesetz (HHG) unmittelbar, d. h. ohne Widerspruchverfahren i. S. d. § 68 VwGO,

die Klage vor dem Verwaltungsgericht möglich» (S. 5) sind aber glücklicherweise selten anzutreffen. Im Gegenteil, abgesehen von kleinen Ausflügen in die Gefilde der Juristensprache ist der Stoff sachlich gut erfaßt und dargestellt.

Die heute bis auf Reste im Disziplinarrecht gänzlich abgeschaffte akademische Gerichtsbarkeit gab der Universität auf dem Gebiete des Zivil- und teilweise auch des Strafrechts die Zuständigkeit für ihre sämtlichen Mitglieder, nämlich die Studenten und Professoren, aber auch für die sogenannten Universitätsverwandten, die Angestellten, Lieferanten, deren Frauen, Kinder usw. Die akademische Gerichtsbarkeit bestand von der Gründung der Universitäten im Mittelalter bis 1879, als alle Sondergerichtsbarkeiten abgeschafft wurden. Sie wird durchaus als konstitutives Element der alten Universitätsverfassungen anerkannt.

Das vorliegende Buch wendet sich vor allem den Verhältnissen der seit 1529 mit der Gerichtsbarkeit privilegierten Marburger Universität zu und behan-

delt neben der Gerichtsverfassung auch die Rechtspraxis, in der sich mehrere Schwerpunkte bildeten: Das Schuldenwesen der Studenten, das Duellwesen, die Frage der Beleidigungen, das teilweise politisierte Verbindungswesen sowie das Sexualstrafrecht. Abgeschlossen wird die Arbeit durch eine Darstellung der Entwicklung im Vormärz, als die akademische Gerichtsbarkeit schon spürbar in Auflösung begriffen war. Ein umfangreicher Anhang mit Quellen ermöglicht den unmittelbaren Einblick in das Rechtsdenken früherer Zeiten, ein Index gestattet den schnellen Zugriff auf Einzelphänomene.

Ein besonderes Verdienst dieser Arbeit ist zweifellos, daß sie sich nicht mit der Beschreibung der normativen Grundlage akademischer Gesetze begnügt, sondern die Rechtswirklichkeit einbezieht und so der Theorie die ihr tatsächlich zukommende Bedeutung läßt. Es entsteht das lebendige Bild einer Welt, die in anderen Kategorien dachte und urteilte - nicht ohne Gewinn für die Einschätzung der Gegenwart.

fg

## Unbekanntes Lyzealwesen

*Rainer A. Müller, Akademische Ausbildung zwischen Staat und Kirche. Das bayerische Lyzealwesen 1773 - 1849, Teil 1: Darstellung, Teil 2: Quellen, Paderborn-München-Wien-Zürich: Schöningh, 1986, zus. 743 S. (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, Neue Folge, hg. im Auftrag der Görresgesellschaft, H. 7)*

Der Begriff *Lyzeum* hatte nie einen klaren und einheitlichen Begriffsinhalt. Im deutschen Sprachraum ist zumindest eine große Unterscheidung zu treffen, nämlich die zwischen dem protestantischen Norddeutschland und dem katholischen Süddeutschland. In Norddeutschland stellte das Lyzeum, auch *Athenaeum*, *Gymnasium illustre* oder ähnlich genannt, ein vollständiges

Gymnasium mit zusätzlichen philosophischen und theologischen Kursen dar. Im 18. Jahrhundert verlagerten sich die Kurse auf die Universität, so daß ein Lyzeum nunmehr mit einem Gymnasium gleichbedeutend war.

Im katholischen Süddeutschland, wo auch Bezeichnungen wie *Gymnasium maius*, *studium philosophicum* oder andere üblich waren, war die Einrichtung etwa zur gleichen Zeit entstanden; man verstand unter einem Lyzeum jedoch allein die philosophisch-theologischen Kurse ohne zugehöriges Gymnasium. Damit war die süddeutsche Einrichtung einer Hochschule ähnlicher und forderte auch zeitweise die Gleichstellung mit einer Universitätsfakultät.

Die hier vorgelegte Arbeit, eine Habilitationsschrift aus dem Jahre 1982, beschränkt sich bei der Behandlung der Lyzealfrage auf Bayern, weil die dortige Entwicklung eine gewisse Homogenität aufweist. Die Arbeit setzt mit dem Umbruch des Lyzealwesens ein, der durch die 1773 verfügte Aufhebung des Jesuitenordens eintrat. Der Verfasser erkennt drei Entwicklungsperioden. Die erste bis 1799 reichende Zeitspanne erlebte die Verlagerung der Lyzeen von der *societas Iesu* auf die sog. Prälatenorden (Benediktiner, Zisterzienser, Augustinerchorherren, Prämonstratenser); Dominikaner und Augustinereremiten wurden beiseite gedrängt. Der Vorgang blieb noch im Rahmen des alten gesellschaftlichen Systems.

Der Schulplan von 1799, schon unter dem Eindruck der großen europäischen Umwälzungen, zielte bereits auf

die Säkularisierung ab. Die Jahre bis 1833 sahen die Lyzeen daher «Im Spannungsfeld der Bildungskonzeptionen des Neuen Bayern». Nachdem 1833 durch Erlaß eines Grundgesetzes für die Lyzeen noch einmal eine Stabilisierung eingetreten war, brachte das Jahr 1849 das Einschwenken auf die gemeindeutsche Hochschulentwicklung, die stark von Preußen und der Humboldtschen neuhumanistischen Universität vorgegeben war.

Wenn nicht anders angegeben, können alle hier angezeigten Bücher beim GDS-Studentendienst, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld, bezogen werden.

Mit der Abschaffung des Pflichtbesuches der «Allgemeinen [philosophisch-theologischen] Studien» für sämtliche Nichttheologen im Jahre 1849 endete der «katholisch-bayerische Sonderweg». Das seither noch angebotene einjährige philosophische Propädeutikum konnte nur noch Bedeutung für Studenten des philosophischen Studiums, für Lehramts- und Priesteramtskandidaten haben. Da aber auch die Universitäten derartige Propädeutika anboten, nahm die Anziehungskraft der Lyzeen immer mehr ab und sie wurden zu theologischen Fachschulen, was sie nie hatten sein wollen.

Die weiterbestehenden Lyzeen ähnelten zwar den entsprechenden Universitätsfakultäten, besaßen jedoch nicht deren Privilegien wie die akademische Selbstverwaltung, das Promotionsrecht oder das Kooptationsrecht des Lehrkörpers; statt Lehrfreiheit herrschte strenger Schulbetrieb unter staatlicher Aufsicht und kirchli-

cher Abhängigkeit. Die unter diesen Umständen kaum verwunderliche Tendenz zum Gymnasium wurde erst 1923 umgekehrt, als die übriggebliebenen Anstalten die Bezeichnung *Philosophisch-Theologische Hochschule* und seit Ende des 19. Jahrhunderts nach und nach auch die akademischen Rechte der Fakultäten erhielten. Einige ehemalige Lyzeen erreichten in der Reformphase der siebziger Jahre

des 20. Jahrhunderts sogar die Verlegung an Universitäten oder, wie Eichstätt und Passau, die Aufwertung zu Universitäten.

Die umfassende und klar gegliederte Darstellung erklärt das bayerische Lyzealwesen sowohl in sich wie auch im größeren politischen und bildungspolitischen Zusammenhang und ist als Standardwerk zu bezeichnen.

fg

## Hochschulen in Frankreich

Paul Ewert und Stefan Lullies, *Das Hochschulwesen in Frankreich. Geschichte, Strukturen und gegenwärtige Probleme im Vergleich. München: Bayrisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung, 1985 (Zu beziehen beim Staatsinstitut, Arabellastr. 1, D-8000 München 81).*

Wer sich über das Hochschulwesen unseres französischen Nachbarn informieren wollte, hatte es bisher schwer. Die vorliegende Schrift schließt diese Lücke.

Sie beginnt mit einem historischen Überblick vom Ancien Régime bis zur Reformdiskussion 1968, wobei in einem Exkurs gesondert auf die «Grandes Écoles», die französischen Eliteschulen, eingegangen wird. Es folgt eine Analyse der Hochschulsituation (räumlicher und personeller Ausbau, Beschäftigungslage) in Frankreich und der Bundesrepublik, angereichert mit instruktiven Tabellen und Graphiken. Behandelt wird auch die Neuordnung des französischen Hochschulwesens durch das Hochschulgesetz von 1968 (Loi d'orientation), das eine Antwort auf die Maiunruhen des-

selben Jahres war. Es brach mit der seit Napoleon unangetasteten Fakultätsgliederung und ließ Neugründungen zu: allein 13 in Paris.

In der Folge werden die Struktur des französischen Hochschulsystems (u. a. Aufbau des Studiums in einem starren System, das Langzeitstudium verhindert) und die Probleme des Hochschulzugangs in der Bundesrepublik und in Frankreich dargestellt. Besonderes Augenmerk wird anschließend auf die französische Elitebildung durch die «Grandes Écoles» gerichtet, wobei die ungleichen Chancen beim Zugang und die mangelnde Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses als «Schwachstellen des Systems» nicht unerwähnt bleiben. Die Arbeit schließt mit einer Darlegung der Hochschuldifferenzierung in der Bundesrepublik und in Frankreich sowie der Forschung in Frankreich. Charakteristisch für unser Nachbarland ist die Aufteilung der Forschung zwischen Universitäten und außeruniversitären Einrichtungen, ähnlich wie bei der Differenzierung der Lehre zwischen Universitäten und «Grandes Écoles».



Trotz aller Unterschiede zwischen dem französischen und dem deutschen Hochschulsystem zeigt sich, daß «ein hohes Maß an Gemeinsamkeiten hinsichtlich der hochschulpolitischen Problembereiche und der Rahmenbedingungen, in die sie eingebunden sind, besteht.» Zur Nachahmung empfehlen die Autoren das in Frankreich übliche

Postgraduiertenstudium. Es sei eine «höchst wirksame Maßnahme zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und hochspezialisierter Führungskräfte für Industrie und Wirtschaft sowie zur Begrenzung der Studienzeiten für das Gros der Studenten.»

W. L.

## Klassik als «weltliches Evangelium»

Kurt Abels, *Zur Geschichte des Deutschunterrichts im Vormärz. Robert Heinrich Hiecke (1805 - 1861) - Leben, Werk, Wirkung. (Studien und Dokumentationen zur deutschen Bildungsgeschichte, 32) Köln/Wien: Böhlau, 1986. 250 S., br., DM 42,-*

Seit 1849 Rektor des Greifswalder Gymnasiums, zuvor Konrektor am Domgymnasium zu Merseburg, war der Junghegelianer Robert Heinrich Hiecke nach den Maßstäben seiner Zeit ein «Linker». Er war Mitarbeiter an Ruges «Hallischen Jahrbüchern» und Mitbegründer des «Constitutionellen Clubs» im Merseburg der Revolutionsära.

Die Bedeutung dieses Pädagogen reicht weit über das Feld des

Deutschunterrichts hinaus, für den er als erster eine umfassende Methodik und Didaktik entwickelte und einen Lesekanon aufstellte, in dem die Werke Goethes, Schillers, Lessings und Uhlands als «weltliches Evangelium» die zentrale Rolle spielten. Für Hiecke war Erziehung Erziehung zur Humanität; vehement opponierte er gegen das «Princip der Restauration in der Pädagogik», so der Titel eines Aufsatzes von 1841. Dieser Aufsatz stellt eine vernichtende Rezension des Buches «Über den deutschen Unterricht auf Gymnasien» von Friedrich Joachim Günther dar, dessen Autor «ausgediente Corporale mit kräftigem Commandobaß und noch kräftigerem Rohrstocke» als mustergültige Lehrer empfahl.

## Eingegangene Bücher

[Mappe mit 9 farbigen Nachdrucken,] hg. von Halle-Information/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Text: Werner Piechocki, Gestaltung: Helene Beine, Karl-Marx-Stadt o. J. [1987], Mark 9,-

Otto Krammer, *Akademia. Ein katholischer Finkenverein zu Wien 1902 - 1983. (Beiträge zur österreichischen Studen-*

*tengeschichte, 15) Wien: Österreichischer Verein für Studentengeschichte, 1988. 122 S. m. 28 Faksimiles, br., DM 15,-*

Klaus-Dieter Stefan, *Blind wie zu Kaisers Zeiten. Säbel, Seidel, Schmissee - neue «Burschenherrlichkeit»? (nl.konkret 65) 2. Aufl., Berlin (Ost): Neues Leben 1987, 160 S. m. Abb.*

Kurt Abels, Professor für Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, kommt das Verdienst zu, die Bedeutung Hieckes für die Geschichte der Pädagogik erstmals in der gebotenen Ausführlichkeit gewürdigt zu haben. Frühere Arbeiten konzentrierten sich ausschließlich auf Hieckes Buch

«Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien» und vernachlässigten andere Schriften. Abels hat darüber hinaus ungedruckte Quellen aus Merseburg und Magdeburg ausgewertet. Ein wichtiger Baustein zur Geschichte der Pädagogik und des Deutschunterrichts.

m

## Leserbriefe

### Fehler in NF 4

Zunächst möchte ich Euch meine höchste Anerkennung für die Herausgabe des Studenten-Kurier ausdrücken. [...] Ich erwarte jede Folge schon mit Spannung und habe eigentlich nur einen Wunsch: vierteljährliche Erscheinungsweise.

Natürlich gibt es, was Österreich betrifft, häufig kleinere Ungenauigkeiten, die aber verständlich sind. In der Neuen Folge Nr. 4 (Herbst 1987) wäre folgendes zu verbessern:

S. 4 (Schweizer Studentenhistorikertagung): Katholische österreichische Landsmannschaft *Starhemberg* (nicht Starkenburg: eine Korporation dieses Namens gibt es in Österreich überhaupt nicht);

S. 14 (Neue Mitglieder) zu ergänzen: Christian Eistert, Weidling (MKV-Ostaria Wien); Stefan Grusch, Horn (MKV-Waldmark Horn); wirkl. Hofrat Mag. Josef Schantl, Wien (MKV-Waldmark Neunkirchen). Es gibt an mehreren Orten Korporationen mit dem Namen «Waldmark».

Enttäuscht war ich, daß ich kein Wort über die Festschrift der KÖStV BO-RUSSIA zum 65. Stiftungsfest gelesen

habe, obwohl ich sowohl an den Archivverein der Markomania (Würzburg) als auch an die Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte (Schernfeld) ein Exemplar geschickt habe. Nicht einmal unter der Rubrik «Eingegangene Bücher» ist ein Hinweis zu finden. Wie Ihr vielleicht gelesen habt, ist eine Rezension in der Deutschen Corps-Zeitung erschienen. Es ist immer betrüblich, wenn nahestehende Einrichtungen das nicht zur Kenntnis nehmen, was eher Fernstehende durchaus beachtlich finden.

Ein Wort auch zu der Glosse «Wenig Glück mit den Frauen»! Hubinek hat sich mit dem Brief lächerlich gemacht. Das Plakat ist so harmlos, daß es erst durch die völlig verfehlte Reaktion der Briefschreiberin Beachtung gefunden hat. Ich habe mir erlaubt, der Dame einen - zugegeben sehr harten - Brief zu schreiben, der aber in weiten Kreisen (bis hinauf in die Bundesparteileitung der ÖVP) sehr wohlwollend aufgenommen worden ist. Zu Eurer Information lege ich Euch eine Kopie des Plakats (aus einer Verbindungszeitschrift), meinen Brief und eine Glosse darüber in der WOCHEN-



PRESSE, einem politischen Magazin Österreichs, bei.

*Prof. Mag. Heinrich Kolussi, Wien*

*Anm. d. Red.: Zunächst vielen Dank für die Korrekturen! Die Rezension der Borussia-Festschrift wurde in der vorliegenden Nummer nachgeholt; ich hatte das Rezensionsexemplar leider nicht erhalten.*

**Wenig Glück mit den Frauen...**

Ich möchte mich keineswegs als Leserbriefschreiber profilieren, aber zu Deiner Glosse im letzten Studenten-Kurier «Wenig Glück mit den Frauen...» muß ich Dir doch mitteilen, daß der schöne Brief von Frau Dr. Hubinek uns nie erwartete Publicity gebracht hat. Das Plakat wurde mehrfach wiedergegeben, und in mehreren Tageszeitungen erschienen Glossen, den letzten Artikel aus der «Wochenpresse» findest Du anbei in Ablichtung. Außerdem haben auch verbandsintern

etliche Verbindungszeitschriften die Sache aufgegriffen, und auch einige Politiker der ÖVP haben sich für den Brief ihrer «Parteifreundin» interessiert. Alles in allem also eine durchaus positive Nachlese...

*Österreichischer Verein  
für Studentengeschichte  
Dr. Peter Krause, Wien*

*Anm. d. Red.: Herzlichen Dank für die zusätzliche Information!*

**Auch Belgien gehört dazu!**

Gern möchte ich einen Kommentar zu Frank Steiners Leserbrief (SK NF 4, 27) abgeben. Er schreibt: «... viel zu wenig Kontakte innerhalb unserer drei Länder». Ich glaube, es ist viel zu wenig bekannt, daß es auch in Flandern eine mehr als 100 Jahre alte Couleurgeschichte gibt, daß dort ein Couleurstudententum mit ungefähr gleichem Comment blüht! Bis heute hatten wir schon manchmal Besucher

## Impressum

Studenten-Kurier, Zeitschrift für Studentengeschichte, Hochschulpolitik und Korporationswesen. Begründet 1981. Neue Folge seit 1986. ISSN 0931-0444.

Herausgeber: Dr. Friedhelm Golücke. Redaktion: Raimund Neuß M.A., Vorgebirgstr. 1a, D-5000 Köln 1. Ständige Mitarbeiter: Werner Dieste (Ressort Hochschulpolitik), Dr. Norbert Grill, Hans-Arno Kloep, Dr. Wolfgang Löhr, Siegfried Schieweck-Mauk, Thomas Schindler M.A., Manfred Schmidt, Dr. Paul Warmbrunn.

Die Zeitschrift erscheint mindestens zweimal im Jahr und ist das Organ der Gesellschaft für deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomannia e.V. (GDS), Würzburg. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. Bankverbindung: Sparkasse Paderborn, Konto 67447, BLZ 472 501 01.

Anzeigenverwaltung und Versand: GDS-Studentendienst, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld, Bankverbindung: Liga Spar- und Kreditgenossenschaft e.G., Eichstätt, Konto 760 44 75, BLZ 721 915 00.

Auslandskonten von GDS und GDS-Studentendienst: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Konto 0000-07 26 45 (GDS/Dr. Norbert Grill), BLZ 20 503; Schweizerische Bankgesellschaft CH-4601 Olten, PGirokonto 46-775, Konto 316 146. L1 T. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2 vom 1. 1. 1987. Private Kleinanzeigen sind kostenlos.

Auflage: 2500 Exemplare. Druck: Steib & Co., Eichstätt.

Die Redaktion behält sich das Recht vor, Leserbriefe sinngemäß zu kürzen. Alle namentlich oder durch Kürzel gezeichneten Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

aus Deutschland bei unseren Aktivitäten. Der KVHV (Katholischer Flämischer Hochschüler-Verband, d. Red.) ist auch 1978 dem EKV beigetreten. Auch die flämischen Verbindungen haben sehr gerne Kontakte mit ausländischen Verbindungen!

*Paul Saey, Antwerpen*

*Anm. d. Red.: Paul Saey vermittelt gerne Kontakte zu flandrischen Verbindungen. Seine Adresse: Van Geertstraat 12, B-2018 Antwerpen. Tel.: 32.3/2356910.*

**Landsmannschaft, nicht Burschenschaft**

Gestern habe ich den Band über das Korporationswesen im Sudetenland (Veröffentlichungen des Archivvereins 29, d. Red.) durchgelesen und bin auf einen kleinen Irrtum im Aufsatz von Herrn Hujer gestoßen: Hercynia-Prag war nicht Burschenschaft, sondern

Landsmannschaft in der DL und gehört auch heute noch - mit Sitz in Frankfurt am Main - dem Coburger Convent an (S. 24/25).

*Thomas Schindler, Gerbrunn*

**Die Schrift ist zu klein**

Das Format und die Buchstabengröße des Studenten-Kurier halte ich in Anbetracht vieler älterer Leser für etwas ungeschickt und würde das Format und eventuell auch die Buchstabengröße und das Layout der «Acta Studentica» vorschlagen. Ist das machbar?

*Rudolf Geser, Innsbruck*

*Anm. d. Red.: Größere Schriftart - ja, vgl. dieses Heft. In der Tat erreichten uns mehrere Zuschriften dieser Art, und wir hoffen, unseren Lesern entgegenzukommen zu sein. Das Format muß aus versandtechnischen Gründen bleiben, wie es ist.*

## Schwarzes Brett

Private Kleinanzeigen im «Studenten-Kurier» sind kostenlos. Schreiben Sie an die Redaktion Studenten-Kurier, Raimund Neuß, Vorgebirgstr. 1a, D-5000 Köln 1.

Informationen und Adressen zu Damenverbindungen gesucht. Auch für Literaturhinweise über Damenverbindungen vor dem Krieg bin ich sehr dankbar. Norbert Schmidt, Universitätsstr. 1, HS 17/125, D-4000 Düsseldorf 1, Tel. (0211) 33 40 33.

Welcher Video-Amateur hat die Verleihung des Ordens «Wider den tierischen Ernst» an Gertrud Höhler (30.1.88, Dritte Programme, 21.45 Uhr) auf VHS mitgeschnitten und

stellt dem Ton- und Videoarchiv der GDS eine Kopie zur Verfügung? Kontakt über Redaktion Studenten-Kurier, Raimund Neuß, Vorgebirgstr. 1a, D-5000 Köln 1.

Verkauf gegen Höchstgebot: Keussen, Hermann: Die alte Universität Köln - Grundzüge ihrer Verfassung und Geschichte. Festschrift zum Einzug in die neue Universität Köln. - Köln 1934, 623 pp., Broschur, zahlreiche Abb. und Tab., GUT ERHALTEN!! Vorzügliche Quelle zur Universitätsgeschichte, u.a. Verzeichnis d. Rektoren, Dekane und Professoren 1398 - 1797. Gebote an: Christian Strobel, Mörchinger Str. 119c, D-1000 Berlin 37.

# **Wir machen die** **Medien transparent**



**Das  
Magazin  
für den  
Dialog  
mit den  
Medien**

## **MEDIEN** berichtet über:

**Presse, Hörfunk, Fernsehen –  
wie es hinter den Kulissen zugeht.**

**Kontrolle und Kritik –  
was das Publikum von den Medien erwartet.**

**Medien- und Meinungsmacher –  
wer sie sind, was sie wollen.**

**Konkurrenz und Kooperationen –  
wer mit wem auf dem Medienmarkt.**

**Politik und Perspektiven –  
über den Einfluß der Volksvertreter auf die  
Medienlandschaft.**

**Fordern Sie ein kostenloses Probeexemplar an bei:  
Publicum Verlagsgesellschaft mbH  
Otto-Hahn-Straße 10  
7141 Benningen**

Schindler  
(o.H.5)

ANTI SEMITISM

# Studenten-Kurier

62  
34

Zeitschrift für Studentengeschichte, Hochschulpolitik und Korporationswesen

Neue Folge Nr. 6

Herbst 1988

ISSN 0931-0444

## Hermann Löns - ein Poet und Paukant

Waffenstudentische Aktivität und literarisches Werk

Hermann Löns (1866 bis 1914) ist heutigen Generationen, wenn überhaupt noch, nur als «der Heidedichter» bekannt. Mancher Jäger weiß vielleicht noch seine Tier- und Jagdgeschichten zu schätzen. Wegen seiner «germanisch-heidnischen» Weltanschauung ist er der Literaturwissenschaft als «Wegbereiter des dritten Reiches» suspekt, obwohl gerade die Nationalsozialisten versuchten, ihn zur «Unperson» zu erklären. Anhänger der Grünen weisen heute auf seine schon um die Jahrhundertwende ergangenen eindringlichen Mahnungen zum Umweltschutz hin; sie würden ihn aber wohl in Grund und Boden verdammen, wüßten sie über seine patriarchalische Auffassung von der Rolle der Frau Bescheid, oder gar darüber, daß er als Student und später als Alter Herr ein begeistertes Mitglied schlagender Verbindungen war.

### Bruch mit dem Vater

Gerade dieser letzte Aspekt im Leben des Hermann Löns ist nicht nur der am wenigsten bekannte, sondern auch der noch am wenigsten sachkundig erforschte. Als Sohn eines strengen katholischen Oberlehrers in Westpreußen und Münster aufgewachsen,



Diese Couleurfotografie von Hermann Löns aus dem WS 1888/89 hängt noch heute auf der Kneipe der Landsmannschaft Verdensia in Göttingen. (Foto: Archiv der Verdensia)

kommt der knapp 21jährige als Student der Medizin im Sommersemester 1887 an die Universität Greifswald. Hier vernachlässigt er aber nicht nur das ihm väterlicherseits vorgeschriebene Studienfach zugunsten seiner starken



zoologischen Interessen, er tritt zudem auch der Turnerschaft Cimbria bei. Die Zugehörigkeit zu einer schlagenden Verbindung wird zur Grundlage des späteren Bruchs zwischen dem Vater und Hermann; zunächst läßt Friedrich Löns seinen Sohn seinen Ärger vor allem dadurch spüren, daß er ihm seinen Wechsel erheblich kürzt.

Auch innerhalb der Cimbria hat Löns Probleme; diese scheinen ihre Ursache wohl in seinem durch die strenge Erziehung geprägten Charakter zu haben. Nach außen hin gibt er sich blasiert, zynisch und arrogant - auch seinen Bundesbrüdern gegenüber, unter denen er nur wenige Freunde findet (darunter besonders sein Leibfux Thomas Hübbe). Obwohl Löns zahlreiche Contrahagen durch sein rauhbeinigtes Verhalten anderen Waffenstudenten gegenüber herausfordert, ist sein Fechtstil äußerst nervös und bringt ihm manche Kritik des Mensurconvents der Cimbern ein.

#### «Cum infamia» ausgeschlossen

Zu Beginn des Wintersemesters 1888/89 nimmt der Burschenconvent der Cimbria die Tatsache, daß Löns, bedingt durch die Zahlungsverweigerung seines Vaters, Schulden von etwa 25 Mark innerhalb eines Termins, zu dessen Einhaltung er sich ehrenwörtlich verpflichtet hatte, nicht zu begleichen in der Lage ist, zum Anlaß, ihn mit der «exclusio cum infamia» zu bestrafen. Diese «Ehrloserklärung», die ihn noch im Elternhaus in Münster erreicht, trifft Löns schwer.

Er geht nun nach Göttingen und wagt dort als Fux der Landsmannschaft Verdensia den waffenstudentischen

Neubeginn, ficht schon wenige Tage nach seinem Beitritt die erste Mensur. Die Verdensia wird jedoch bereits wenige Wochen später wegen des allzu ausschweifenden Lebenswandel ihrer Mitglieder durch den Rechtspflegeausschuß der Universität aufgelöst. Löns muß «ohne Verhältnis zur Couleur» ausscheiden und verbringt den Rest des Semesters im «Klub der Bewußtlosen». Ein wüstes Sauffied dieser Runde soll das Vorbild für das heute wohl bekannteste Gedicht von Hermann Löns gewesen sein:

«Auf der Lüneburger Heide  
Ging ich auf und ging ich unter.  
Bruder, leih mir deine Kleine,  
Denn die meine ist nicht munter.»

Der Vater holt Hermann zurück nach Münster, wo er noch einige Zeit Naturwissenschaften studiert. Ab 1891 beginnt Löns, sich als Journalist durchzuschlagen, zunächst fast ohne Hoffnung auf eine feste Anstellung, später dann als populärer Kolumnist und Redakteur in Hannover.

Schon in seiner letzten Studienzeit in Münster um 1889/90 kommt Löns in Berührung zur modernen Dichtung seiner Zeit und schreibt auch selber zahlreiche Gedichte, von denen manche die Erlebnisse seiner Greifswalder Semester widerspiegeln. Interessant ist die Verknüpfung von Liebe, (Dicht-) Kunst und Mensur.

«Zehn Tage sind es her,  
als ich in ihrer Stube stand,  
da gab sie mir die weiße Hand  
und sprach die wenigen Worte nur:  
'Viel Glück im Leben, Herr Studiosus,  
im Dichten und auf der Mensur!'  
(«Frau», 1888) Fortsetzung auf S. 7

## Ausstellung der Arminia Bonn

Geeignete Stücke zu finden, war gar nicht so einfach



Im Inneren der «Bierkapelle»: Kellerkneipe des Bonner Arminenhauses. Postkarte aus dem Jahre 1900 im KV-Archiv.

Vom 5. bis zum 27. Mai zeigte die Bonner Arminia eine vielbeachtete Ausstellung über ihre 125jährige Geschichte. Die Realisierung der Ausstellungsidee erwies sich als schwieriger, als Außenstehende vermuten könnten. Hatten die Gründer doch schon 1865 ihren studentischen Schmuck abgelegt, also Bänder und Bierzipfel.

Arminia gehörte zu den Gründern des nichtfarbentragenden Kartellverbandes katholischer deutscher Studentenvereine (KV) und hat deshalb wenig Wert auf studentisches Traditionsgut gelegt. Immerhin gab es ein paar Trinkgefäße und reichverzierte Fotoalben aus frühen Jahren, die wir präsentieren konnten. Viel ergiebiger waren freilich die umfangreichen Fotosammlungen

und Archivalien, die dank der Vorsicht unseres Bundesbruders Johannes Henry die Zeit des NS-Regimes überstanden haben.

#### Geschichte, Prinzipien, Personen

Aus diesen beiden Quellen wurde die Ausstellung gespeist. Sie gliederte sich in drei Teile, beginnend mit der Geschichte der Korporation. Anschließend wurden die Prinzipien «Religion, Wissenschaft, Freundschaft» dargestellt und schließlich solche Mitglieder gewürdigt, die in Staat und Gesellschaft Vorbildliches geleistet haben. Drei Vitrinen mit Büchern, Fotos und anderen Dokumenten ergänzten die zwölf Stellwende mit 69 Ausstellungsstücken.

Natürlich bildete unsere denkmalwür-

diges Arminienhaus auf der Kaiserstraße 85 einen Fixpunkt. Es ist der erste, 1900 vollendete studentische Zweckbau im KV und wird wegen seines neugotischen Dekors ironisch «Bierkapelle» genannt.

#### Wahlspruch «Treu, frei»

Ein anderer unverkennbarer Schwerpunkt war das Gedächtnis an berühmte Mitglieder: Etwa die Reichskanzler Georg von Hertling und Wilhelm Marx, Heinrich Brüning, der nach seinem Sturz die Ehrenmitgliedschaft erhalten hatte - ein politisches Bekenntnis! -, die Bundeskanzler Konrad Adenauer und Kurt Georg Kiesinger. Die Ausstellung sollte aber keine Personality-Show sein. Auch unbekannte Mitglieder kamen ins Bild oder besser ins Foto.

Eines ist gewiß, der Grundsatz der Lebensfreundschaft hat die Korporation

über viele Anfechtungen hinweggehoben. Sonst bestünde sie nicht mehr. Der Wahlspruch «Treu, frei», das Bekenntnis also zur Treue gegenüber der katholischen Kirche und zur akademischen Freiheit, hat alle 1800 Arminen seit der Gründung miteinander verbunden. Wir hoffen, noch genügend Kraft für die Zukunft zu haben. Wenn sich auch im Verlaufe der langen Jahre, in denen Arminia bestand, das Bild der Universität und des Studenten grundlegend geändert hat, so müßte das Bedürfnis nach einem Freundesbund in einer anonymen Gesellschaft stärker als je zuvor bestehen.

Das haben wir in der Ausstellung nicht zeigen können. Aber wenn sie wenigstens einen Schimmer unserer wirklichen Existenz vermittelt hat, so können wir zufrieden sein.

W. L.

## Internationale Kneipen in Mecheln

### Zwischen den Liedern ein Biermimiken-Wettkampf

Am Dienstag, den 8. März 1988, fand in Mecheln der 38ste «Verbondscantus» statt. Diese große Kneipe mit 400 bis 500 Anwesenden wird zweimal im Jahr geschlagen. Unter dem Präsidium des Katholiek Vlaams Technisch Hoogstudenten Verbond (KVHV) Mecheln, dem vier Ingenieurverbindungen und die fünf Fakultätskreise angeschlossen sind, wurden Gäste aus der Bundesrepublik, den Niederlanden und von vielen Verbindungen aus Mecheln, Löwen und Antwerpen begrüßt. Zwischen den Liedern fand ein Biermimiken-Wettkampf statt. Abgeschlos-

sen wurde der Abend mit den Nationalhymnen und mit der flämischen Hymne «De Vlaamse Leeuw».

Drei Tage später gab es eine Kreuzkneipe des KVHV Mecheln mit der KDStV Ferdinanda-Prag zu Heidelberg. Eine Neuheit war es, daß in diesem Jahr auch die AV Eumavia Lovaniensis (deutschsprachende Belgier von der Universität Louvain-la-Neuve) teilnahm. Mit Vertretern aller KVHV-Abteilungen als Gästen wurde eine lieder- und bierreiche Kneipe geschlagen, an der ungefähr 60 Bundes-

und Kartellbrüder teilnahmen. In einen flämischen Salamander wurden Anekdoten aus unserer zwei Jahre alten Freundschaft eingeflochten. Es war

viel zu bald 1 Uhr früh, als die Nationalhymnen zum Ende der Kneipe und zum Anfang der Nacht erklangen.

Paul Saey

## «Nicht resignieren, sondern gestalten»


### Umweltminister Töpfer auf der 102. Cartellversammlung

Vieldeutige Sprache statt klarer politischer Standpunkte, Zunahme moralischer Beliebigkeit und Unfähigkeit zur Selbstkritik: Das sind nach Auffassung von Bundesumweltminister Klaus Töpfer Zeichen für einen Verfall der politischen Kultur in der Bundesrepublik. Auf der 102. Cartellversammlung des deutschen CV in Freiburg appellierte Töpfer an die 1100 Gäste des Festkommerses am 14. Mai, diesem Verfall durch das «Farbe Bekennen» in der Öffentlichkeit zu wehren: «Nicht resignieren, sondern gestalten», lautete das Motto seiner Festrede.

Die Delegierten der CV beschäftigten sich auf ihren Arbeitssitzungen vor allem mit hochschulpolitischen Fragen. Sie berieten über die sogenannte «Charta 90», eine Fortschreibung der 1972 beschlossenen «Gesellschaftspolitischen Grundsätze» des Verbandes. Endgültig verabschiedet werden soll das Papier auf der 104. CV 1990.

In den Verband aufgenommen wurde die frühere RKDB-Verbindung Ripuria Aachen. Der Vorsitzende im CV-Rat, Urban Zinser, forderte eine «mehr oder weniger deutliche Beitragserhöhung» spätestens in zwei Jahren. Er begründete das mit den immer höher werdenden Reisespesen und Übernachtungskosten der CV-Funktionäre, die den Haushalt immer stärker

belasteten. Erleichtert nahmen die Delegierten zur Kenntnis, daß die Sanierung der in der Vergangenheit wegen ihrer Finanzlage ins Gerede gekommenen CV-Akademie abgeschlossen ist.



Das studentenhistorische Antiquariat liefert:

- antiquarische und verlagsrische Literatur
- studentische Graphik
- studentische Postkarten
- studentische Silhouetten
- alte Couleurartikel

Katalogzusendung auf Wunsch!

Silvia Civelek, Brunnenstraße 10, D-5205 St. Augustin 1, Fernspr. 0 22 41 / 20 30 03

Abgelehnt wurden der Prüfbericht der CV-nahen «Studienstiftung Eugen Bolz» und der Bericht der «Gesellschaft für Studentengeschichte und studentisches Brauchtum» (GGB), um die es heftige Debatten im Zusammenhang mit der geplanten Neuauflage des CV-Handbuches gab. Die in München ansässige GGB muß jetzt auf der nächsten CV in Hannover eine überarbeitete Fassung des Handbuches vorlegen, die den umstrittenen Artikel über die «Begegnung mit der Frau» nicht mehr enthalten darf. Ist sie dazu nicht in der Lage, soll der CV-Rat die Herausgabe des Handbuchs übernehmen.

EB



## 100 Jahre Akademischer Reit-Club Hannover

Am ersten Juni-Wochenende 1988 feierte der Akademische Reit-Club (ARC) Hannover sein 100. Stiftungsfest. Die Feier begann am Donnerstag mit der Jahrhundertkneipe auf dem Haus. Am Freitag folgten die Mitgliederversammlung des Vereins Studentenwohnheim, der Altherren-Convent und der Begrüßungsabend in der Alten Mühle, Hannover-Kirchrode. Der Samstag begann mit der Stiftungsfestquadrille im Reiterstadion Hannover-Vahrenwalde. Diese wurde von 16 Mitgliedern vorgeführt. Anschließend gab es einen Imbiß in Form von Erbsensuppe und Getränken. Am Schluß des Ereignisses stand der Stiftungsball im Runden Saal der Stadthalle Hannover.

Zu dem Fest erschien ein Adressenverzeichnis mit einem Abriß der Geschichte des ARC. Im Adressenteil werden 134 AHAH, 7 Aktive und 13 Inaktive geführt. Unter den Alten Herren stehen ein Ehrenmitglied und 23 Club-Schwestern. Das sind die Ehefrauen von Clubmitgliedern. Unter den Mitgliedern befinden sich auch Ausländer.

Der ARC wurde am 28. April 1888 von einigen Studenten gegründet, die neben dem Studium den Reitsport betreiben und in ihrer Freizeit am geselligen Leben Hannovers teilnehmen wollten. Der ARC trug zunächst den Charakter eines Herrenclubs, dem u. a. auch Inaktive der Hannoverschen Corps angehörten, später auch solche auswärtiger Verbindungen, die zur

Technischen Hochschule wechselten. Er galt als schwarze, satisfaktiongebende Verbindung, die ggfs. bei den Corps Saxonia oder Ostfalia Waffen belegte. Chargiert wurde in Frack und Zylinder. Aufgrund von Nachwuchsschwierigkeiten nach dem Ersten Weltkrieg verwandelte sich der Herrenclub in eine Korporation. Der studentische Comment wurde in gemilderter und modernisierter Form übernommen. Der Club unterhielt enge Beziehungen zum Offizierskorps der Kavallerieschule und anderen Einheiten. Dadurch konnten die Mitglieder nach bestandener Reitprüfung an mancher Jagd teilnehmen, zu der Militärpferde zur Verfügung gestellt wurden. Als die Korporationen im Dritten Reich aufgelöst wurden, gründeten drei Corps und der ARC die Kameradschaft «Paul von Hindenburg». Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Club am 1. Dezember 1948 wiederbegründet. Er entwickelte sich so gut, daß ein Clubhaus in der Hausmannstraße 2 gebaut werden konnte. Freilich war die korporative Komponente des Clubs nicht immer unumstritten, jedoch fand man immer wieder zu ihr zurück.

Die Mitglieder tragen eine Clubnadel, bestehend aus einem Hufeisen, das die Buchstaben ARC umschließt.

Eine Festschrift von 66 Seiten illustriert den Abriß der Geschichte, der im Adressenverzeichnis abgedruckt ist.

Nach «Das Akademische Deutsch-

## Hermann Löns - ein Poet und Paukant

Fortsetzung von S. 2

Noch deutlicher tritt die Metapher «Frau/Liebe - Mensur» in dem 1889 entstandenen Gedicht «Abfuhr» hervor, in dem der Dichter die Begegnung mit einem Mädchen schildert, durch dessen Blick er «im Herzen tief eine tödliche Abfuhr» erhält. Noch im stark autobiographisch gefärbten Roman «Das zweite Gesicht» (1911) wird eine Damenrede des Protagonisten Helmold Hagenrieder (= Löns) mit einer Säbelmensur verglichen.

Im Jahre 1913 wird der unehrenhafte Ausschluß Löns' aus der Cimbria rückgängig gemacht und der Schriftsteller in den Altherrenverband der Turnerschaft aufgenommen. Schon seit der Jahrhundertwende hatte er sich lange vergeblich um seine Rehabilitation bemüht. Auch dieses Motiv des als «ehrlos» aus der Gesellschaft Ausgestoßenseins findet sich in mancher seiner Erzählungen wieder.

Wiederherstellung der Ehre

«Kiepenklaus» (1913), ein Greifswalder Waffenstudent, entsagt sogar freiwillig akademischen Privilegien und fröhlichem Verbindungsleben, um als

wandernder Korbflicker glücklich mit Frau und Kind durch die Lande zu ziehen. Lüder Volkmann, der Held des Romans «Dahinten in der Haide» (1909), weist ebenfalls autobiographische Züge auf: Aufgrund unverschuldeten Handelns als ehemaliger Zuchthäusler «ehrlos» geworden, kämpft er mit Erfolg für die Wiederherstellung seiner Ehre. Geschildert wird auch ein Mensur-Erlebnis des stud. rer. nat. (!) Volkmann, dem ein Abenteuer Löns' auf dem Fechtboden zum Vorbild gedient haben soll. Und als der Student Volkmann sich in die Frau seines Professors verliebt, «nimmt er sofort die Exmatrikel», ein Motiv, das schon dem bereits erwähnten Gedicht «Frau» zu-



**Was kostet  
die Süddeutsche Zeitung?**  
Ein bißchen mehr Ehrgeiz.  
Ein bißchen mehr Interesse.  
Ein bißchen mehr Köpichen.  
Das ist (fast) alles.

## Berichte

land» Band II, 1931, S. 575 bis 577 war der ARC Hannover mit den Akademischen Reitklubs Breslau (gegr. 1925), Köln, Königsberg, Frankfurt, Münster und Berlin (gegr. 1927) 1928 Gründer des Akademischen Reiterbunds e. V. Zur Zeit der Abfassung des damaligen

Artikels hatte der Bund 24 nicht namentlich genannte Akademische Reitsport-Vereinigungen, von denen wohl nur der ARC Hannover als Korporation angesehen werden kann. Wo sind diese Vereinigungen geblieben?

Manfred Schmidt



grundeliegt («[...] Sie ist ja eines anderen Weib!»).

Nicht zuletzt finden sich Beziehungen zum Waffenstudentum auch in manchen von Löns' Tiergeschichten. So vergleicht er das Kampfverhalten der Hirsche und der Stichlinge mit den Regeln der Satisfaktion und geht in seinem oft bewußt burschikosen Ton auch einmal so weit, seinem Dackel die Worte «in die Schnauze» zu legen, er werde mit seinem Herrn «allen studentischen Verkehr abbrechen» («Mein Dachs und mein Dackel», 1906).

Trotz dieser doch zum Teil sehr deutlichen Anspielungen auf die waffenstudentische Vergangenheit des Dichters haben fast alle seine Biographen - meist auch in Unkenntnis der korporationsspezifischen Begriffe - diesen zweifellos bedeutenden Abschnitt im Leben des Hermann Löns recht ungenau behandelt. Dichtung und Wahrheit sind in manchen Fällen schwer oder gar nicht mehr zu trennen. Deutlich zeigt sich aber, daß Löns an seiner Korporation hing, auch trotz erlittenen Unrechts, das er gleichwohl nicht

hinzunehmen bereit war. Postum ist Löns während der 20er und beginnenden 30er Jahre in seinem Verband, dem Vertreterconvent (VC) der Turnerschaften, zu einen «völkischen Nationalhelden» und «vorbildlichen Aktiven» stilisiert worden. Letzteres war er, wie wir gesehen haben, sicher nicht, und ein «Heldenkult» um seine Person lag seinem Wesen fern:

«Will nichts mehr hören und nichts mehr sehn,  
Wie Laub und Gras so will ich vergehn.  
Darum kein Hügel und darum kein Stein,  
Spurlos will ich vergangen sein.»

Zumindest in seinem schriftstellerischen Werk - welchen Wert man ihm auch immer zumessen mag - lebt Löns bis heute fort.

Thomas Schindler

Die Grundgedanken dieses Aufsatzes entsprechen einem Vortrag des Verfassers auf der Deutsch-Österreichisch-Schweizerischen Studentenhistorikertagung in Konstanz am 2. Oktober 1988.

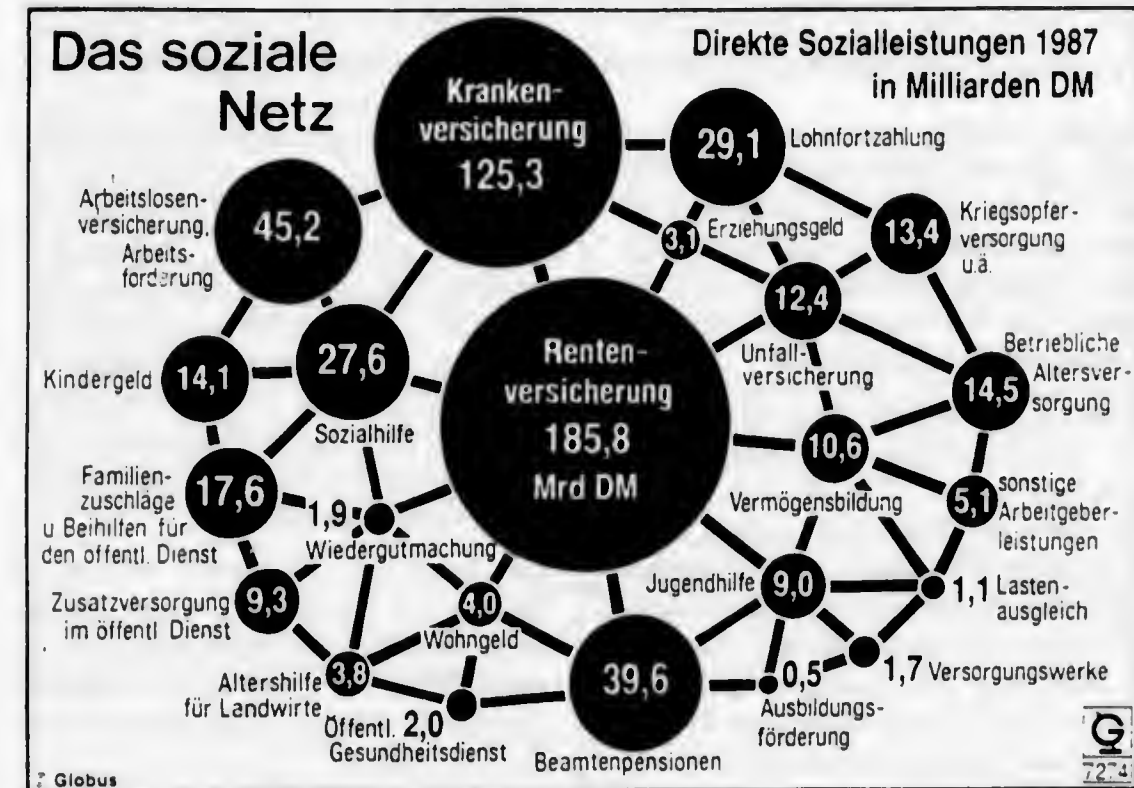
## Nachrichten

**Wissenschaft als Entscheidungshilfe für Politiker:** Ihren Wert setzten Bundeskanzler Helmut Kohl und der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau auf der Versammlung der Westdeutschen Rektorenkonferenz in Köln vom 8. bis zum 10. Mai unterschiedlich hoch an. Während Kohl sich in dieser Hinsicht eher optimistisch gab, war Rau skeptisch. Vertreter unterschiedlicher Disziplinen, etwa Volks- und Betriebswirte, würden zum

Beispiel im Fall des Stahlwerks Rheinhauten zu ganz verschiedenen Ergebnissen kommen.

7,11 Milliarden Mark wurden 1987 für Forschung an den Hochschulen der Bundesrepublik aufgewendet. Das ist freilich nur ein Achtel der Gesamtaufwendungen; 70 Prozent der Forschungsausgaben waren in Einrichtungen der Wirtschaft zu verbuchen.

## Bafög und das soziale Netz



Alle Jahre wieder gerät die staatliche Ausbildungsförderung für Schüler und Studenten in der Bundesrepublik (Bafög) in die Diskussion. Bafög - ein Faß ohne Boden, eine nicht mehr tragbare Belastung des Bundeshaushalts? Das kürzlich veröffentlichte «Sozialbudget 1987» des Bonner Arbeitsministeriums zeigt: Die staatliche Ausbildungsförderung nahm 1987 mit nur 0,5 Milliarden Mark den letzten Posten unter den Sozialausgaben von Staat, Sozialversicherung und Betrieben ein.

## Nachrichten

Mit Sorge betrachtet der Deutsche Hochschulverband die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses an den bundesdeutschen Universitäten. Nur ein Fünftel der zwischen 1980 und 1986 Habilitierten erhielt einen Ruf auf eine Lebenszeitstelle. Etwa 1500 Privatdozenten sind entweder nur auf Zeit beschäftigt oder haben überhaupt

keine Anstellung. Beim Hochschulverbandstag in Berlin wurde angeregt, älteren Hochschullehrern Anreize für ein vorzeitiges Ausscheiden zu geben, damit sie ihren Platz für jüngere freimachen. Außerdem solle man dem Beispiel Baden-Württembergs und Berlins folgen und für junge Gelehrte neue Professuren einrichten.

## Flämische Universitäten werden benachteiligt

Ungleichgewichte zwischen beiden Teilen Belgiens

*Auf Belgiens Weg zum Bundesstaat sind noch manche Hindernisse zu bewältigen, bis alle Streitpunkte zwischen Flamen und Wallonen ausgeräumt sind. Unser Antwerpener Mitarbeiter beschäftigt sich mit der finanziellen Ausstattung der belgischen Universitäten.*

«Warum gibt es jetzt noch immer solche Schwierigkeiten zwischen Flamen und Wallonen?» Das ist eine Frage, die einem als Flamen oft gestellt wird, wenn man im Ausland ist. Der Katholische Flämische Hochschüler-Verband (KVHV) hat jetzt einmal offizielle Quellen wie den Staatsanzeiger, eine Studie des Vereins flämischer Professoren und die Zeitung «De Standaard» untersucht, um herauszufinden, wie der belgische Staat seine Universitäten und Studenten unterstützt.

Nach einem langwierigen und heftigen politischen Streit Ende der 60er Jahre

erreichten die flämischen Organisationen unter besonderer Mitwirkung des KVHV, daß wir als Flamen in unserer eigenen Muttersprache unterrichtet werden, und das erst, nachdem der belgische Staat 140 Jahre besteht. Dabei muß man außerdem berücksichtigen, daß sich die belgische Bevölkerung aus 60 Prozent Flamen, 35 Prozent Wallonen und fünf Prozent Deutschen zusammensetzt.

Die kulturelle Autonomie Flanderns besteht schon seit 1970, aber der Bereich Bildung untersteht immer noch ausschließlich der belgischen Nationalregierung. Welche Auswirkungen hat das alles heute?

Während in Wallonien nur 40 Prozent der belgischen Bevölkerung - darunter eben auch Deutsche - leben, erhielten die wallonischen Universitäten noch 1985 mehr als die Hälfte der staatli-

	Flandern	Wallonien
1980	45,03%	54,97%
1982	48,02%	51,98%
1985	48,65%	51,35%

**Tabelle 1:**  
Verteilung der staatlichen Mittel für den Universitätsunterricht

	Flandern	Wallonien
1985	56,7%	43,3%

**Tabelle 2:**  
Studienabgänger

chen Mittel für ihren Unterricht (Tabelle 1). Dabei kommen nur 43,3 Prozent der Absolventen von diesen Universitäten; 56,7 Prozent haben an den flämischen Universitäten studiert (Tabelle 2). Das heißt: Der belgische Staat verschafft den wallonischen Studenten einen Vorteil von einigen Milliarden Franken. Noch viel krasser fallen die Ungerechtigkeiten ins Auge, wenn man analysiert, wohin die Regierung in Brüssel die EG-Förderungsmittel leitet (Tabelle 3).

Die Förderung der Hochschulen durch den belgischen Staat entspricht also nicht dem demographischen Verhältnis zwischen Flamen und Wallonen. Diese

Diskriminierung bedeutet nicht nur einen Verlust von Arbeitsplätzen und geringere Möglichkeiten zur Forschung, sondern sie verhindert auch die Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse in der Industrie.

Die historischen Ursachen für diese Situation sind in der Zeit vor 100 Jahren zu suchen. Aber heute, in einer modernen Demokratie, finden wir flämischen Studenten und Professoren, daß die Minister endlich ihrer Verantwortung gerecht werden und sich dafür einsetzen müßten, daß dieser Mißstand bald beendet wird.

*Paul Saey*

**Tabelle 3:**  
Verteilung der EG-Mittel

	Flandern	Wallon.	National
Wissenschaftliche Untersuchungen (1979 - 1985) Total: 754,3 MBFr	27,1%	61,6%	11,3%
Demo-Projekte (1978 - 1985) Total: 1188,5 MBFr	31,35%	56,81%	11,66%
Landw. Unters. (1983 - 1988) Total: 28,5 MBFr	23,0%	77,0%	--

### Nachrichten

Jeder dritte Studienanfänger in der Bundesrepublik entscheidet sich für das Studium an einer der 122 Fachhochschulen. In ihrer Antwort auf eine Große Anfrage der SPD-Bundestagsfraktion weist die Regierung darauf hin, daß die Studentenzahl in diesem Bereich von 90 000 bei Gründung der Fachhochschulen Anfang der 70er Jahre auf jetzt 330 000 gestiegen ist.

70 Prozent aller Architekten, 66 Prozent der Ingenieure und 50 Prozent der Betriebswirte wurden an Fachhochschulen ausgebildet.

Medizin verliert für die bundesdeutschen Abiturienten als Studienfach an Interesse. 13 400 Interessenten bewarben sich zum Sommersemester 1988 für die 4000 Studienplätze in diesem



## Streit um den Studentenberg

In einem sind sich Bund und Länder einig: «Unsere Studenten sind zu alt.»

Bei Beratungen der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung erklärte Bundesbildungsminister Jürgen W. Möllemann Ende April, angesichts des nahenden EG-Binnenmarktes müßten die deutschen Hochschulabsolventen in vier Jahren mit Kommilitonen aus anderen EG-Ländern konkurrieren, die deutlich jünger seien. In der Bundesrepublik sind die Studienzeiten etwa 50 Prozent länger als in den Nachbarländern. Hinzu kommen das 13. Schuljahr und der Wehr- oder Zivildienst.

Ende September kam es in der Kommission zum Eklat: Möllemann kündigte ein Unterstützungsprogramm für die überlasteten Hochschulen an, ohne sich auf Einzelheiten festzulegen. Zugleich trat er dafür ein, zu langes Studieren mit der Zwangsexmatrikulation zu bestrafen und bei Prüfungen nur eine Wiederholung zuzulassen.

Vehement forderten dagegen die Länder, Möllemann möge konkrete Zusagen über Bundeshilfen abgeben, mit denen Modellvorhaben zur Verkürzung der Studienzeit gefördert werden könnten.

wedi/EB

## Nachrichten

Fach - 1300 Anträge weniger als ein Jahr zuvor. Um 30 Prozent gestiegen ist dagegen die Zahl der Bewerbungen für einen Studienplatz in Betriebswirtschaftslehre: 7400 Bewerber meldeten sich an, 1700 mehr als im Vorjahr. Insgesamt erhielt die ZVS 41 800 Bewerbungen um Studienplätze, sechs Prozent mehr als im Vorjahr.

Wiederbegründet wurde jetzt der 1970 aufgelöste Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) von SPD-Mitgliedern an sechs bundesdeutschen Hochschulen. Der zum Ersten Vorsitzenden gewählte Stefan Lott sagte, sein Verband werde nicht orthodox-marxistisch ausgerichtet sein, sondern einen freiheitlichen Sozialismus vertreten. Im Mai hatte der SPD-Vorstand den seit 1961 geltenden Beschluß für gegenstandslos erklärt, nach dem Parteimit-

glieder nicht dem SDS angehören durften.

6500 Studenten werden im Studienjahr 1988/89 durch das Erasmus-Programm gefördert. Insgesamt 1083 Kooperationsabkommen zwischen europäischen Hochschulen werden durch das EG-Programm gefördert. Die Universität zu Köln (Albertus-Magnus-Platz, D-5000 Köln 41), die allein 80 Erasmus-Studenten ins Ausland schickt und ebenso viele ausländische Erasmus-Studenten aufnimmt, hat eine Broschüre herausgegeben, um weitere Hochschulen im europäischen Ausland zum Abschluß von Kooperationsabkommen zu ermutigen. Die Universität hatte sich schon für das Programm eingesetzt, ehe es im Juni 1987 von den zwölf EG-Staaten verabschiedet wurde.

## Hochschul-Rahmenplan verabschiedet

Bund engagiert sich wieder stärker für Bildung und Wissenschaft

«Grünes Licht» für Hochschul-Investitionen in Höhe von insgesamt 12,8 Milliarden Mark: Der gemeinsame Planungsausschuß von Bund und Ländern für den Hochschulbau einigte sich auf den 18. Hochschul-Rahmenplan. Dabei übernahm er die Empfehlungen des Wissenschaftsrates für den Ausbau und die Modernisierung der bundesdeutschen Hochschulen.

Getragen werden die Ausgaben je zur Hälfte von Bund und Ländern. Zuvor hatte der Wissenschaftsrat vor einem «Rückzug des Bundes» aus der «Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau» gewarnt. In der früheren mittelfristigen Finanzplanung des Bundes waren nämlich stark reduzierte Ausga-

ben im Bildungsbereich vorgesehen.

4,6 Milliarden Mark werden bereits 1989 für neue Projekte freigegeben. Mit 4,9 Milliarden werden laufende Maßnahmen weitergeführt. Die Restsumme von 3,3 Milliarden Mark wird in den 90er Jahren für dann anlaufende Projekte fällig.

Größter Einzelposten ist der Neubau der Abteilungen für Innere Medizin, Kinder- und Frauenheilkunde im Berliner Universitätsklinikum Rudolf Virchow mit 466 Millionen Mark. Mit Millionenbeträgen wird auch die Computer-Ausstattung von Universitäten und Fachhochschulen gefördert.

m

## Nachrichten

Geteilt wurde der bisherige Fachbereich Religionswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt (Main), dessen bikonfessionellen Charakter der Verwaltungsgerichtshof Kassel beanstandet hatte. Jetzt gibt es je einen Fachbereich für Katholische und für Evangelische Theologie. Um einen Rechtsstreit mit dem Bistum Limburg gegenstandslos zu machen, widerrief das Wissenschaftsministerium die ohne kirchliche Zustimmung erteilte Genehmigung für den Diplom-Studiengang Katholische Theologie und richtete ihn zugleich wieder ohne Zustimmung des Bistums neu ein. Es wird mit einer Klage des Bistums auch gegen den neu eingerichteten Studiengang gerechnet.

Raumfahrttechnik können Studenten der Fachhochschule Aachen vom Wintersemester 1988/89 an belegen. Betreut wird der in der Bundesrepublik einmalige Studiengang von den Professoren Willi Hallmann und Manfred Ley. Ley war bisher Abteilungsleiter für Raumfahrt bei der Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt in Köln.

Vor dem Kollaps sieht sich die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität zu Köln. Der Studiengang Betriebswirtschaftslehre sei zu 195 Prozent ausgelastet. Insgesamt sind an der Fakultät 11 315 Studenten eingeschrieben, 50 Prozent



## Phi Beta Kappa und Theta Xi

Die «Greek-Letter-Societies» amerikanischer Studenten

Greek-Letter-Societies (Bruderschaften, etwa: Korporationsverbände) sind Studentenvereinigungen speziell US-amerikanischer und kanadischer Colleges und Universitäten, bezeichnet mit zwei oder drei griechischen Buchstaben. Organisiert sind sie nach einem Verbands-System: Jede Bruderschaft umfaßt eine Anzahl von Logen (Kapiteln, etwa: Verbindungen), von denen pro Bruderschaft an einer Hochschule

nur eine besteht. Diese Kapitel, so genannt in Anlehnung an mittelalterliche Mönchsorden, werden gewöhnlich ebenfalls mit griechischen Buchstaben bezeichnet.

### Kein Lebensbundprinzip

Unbekannt ist das Lebensbundprinzip: Mit Abschluß des Studiums verlassen die Mitglieder die «Verbindung», pflegen in der Gesellschaft aber das Ima-

### Nachrichten

mehr als vorgesehen. Dekan Ulrich Matz: «Statt zusätzliche Stellen zu bewilligen, hat uns das Ministerium die zweite Rate des Notzuschlags um 75 Prozent gekürzt». Folge: Die meisten der 45 studentische Hilfskräfte müssen entlassen werden. Examensklausuren werden künftig nicht mehr binnen fünf, sondern binnen sieben Monaten korrigiert. Wer durchfällt, muß demzufolge jetzt ein ganzes Jahr auf die Wiederholungsprüfung warten. Erste - von der Fakultät abgelehnte - Reaktion des Düsseldorfer Wissenschaftsministeriums: Im WS 88/89 dürfen keine BWL-Studenten höherer Semester von auswärts nach Köln wechseln.

Zu Unrecht hat nach Auffassung des Oberverwaltungsgerichts Münster der Rektor der Universität zu Köln, Peter Hanau, den «Ring freier Studentinnen» (RFS) aus der Matrikel der Hochschule gestrichen. Das Gericht bestätigte Hanau aber das Recht, einer

Hochschulgruppe wegen der von ihr ausgehenden Gefahr für Leib und Leben anderer Universitätsangehöriger keine Räume mehr für Veranstaltungen zur Verfügung zu stellen. Ein Mitglied des als rechtsradikal geltenden RFS hatte bei einer Veranstaltung dieser Gruppe einen Polizisten mit einer Gaspistole bedroht.

«O neue Burschenherrlichkeit» hieß ein Fernsehfilm von Claus Plöger, den das ZDF am 28. August 1988 um 19.30 Uhr sowie am 30. August um 12.10 Uhr ausstrahlte. In der Tagespresse eher kritisch bewertet (Georg Hensel in der FAZ), wurde der Streifen von Korporierten durchweg freundlich aufgenommen. Plöger hatte Beispiele aus verschiedenen Städten und Verbänden Deutschlands und Österreichs zusammengestellt; stark berücksichtigt waren der Weinheimer Senioren-Convent und das Wiener Akademische Corps Marchia.

ge, ehemals einer Greek-Letter-Society angehört zu haben.

Der Charakter, zumindest jedoch das Selbstverständnis der Bruderschaften und Konvente ist - wo möglich - elitär. Falls an einer Hochschule genügend Studenten und damit Interessenten für einen Konvent vorhanden sind, werden aus ihrer Zahl die Konventsmitglieder ausgewählt. Da innerhalb einer Bruderschaft die einzelnen «Verbindungen» ähnliche Auswahlkriterien anwenden, zeigen sich deutliche Verbände-Profile. Zum Begriff geworden ist z. B. Alpha Delta Phi.

### Älteste Society 1776 gegründet

Die älteste dieser Bruderschaften, Phi Beta Kappa, wurde 1776 in Williams-

burg (Virginia) gegründet. Sie bildete Kapitel in Yale (1780) und Harvard (1781). Bis 1830 folgten vier weitere Kapitelgründungen dieser ersten Bruderschaft, die bis 1826 den Charakter eines Geheimbundes trug.

Bis 1833 waren fünf verschiedene Bruderschaften entstanden, bis 1910 32 (mit 1068 aktiven Kapiteln). Nachdem schon Kappa Lambda 1819 als Verband ausschließlich für Medizin-Studenten gegründet worden war, führte die 1864 gegründete Theta Xi als erste dauerhaft das Stände-Prinzip ein und nahm in ihre Kapitel nur Studenten auf, die künftig alle denselben Beruf haben würden. Man darf diese Gründung wohl als einen konservativen Ab-

### Nachrichten

«Der Student von Prag», der 1913 gedrehte Stummfilm von Hans Heinz Ewers, gilt als einer der Marksteine in der deutschen Kinogeschichte: Von der überragenden Qualität seiner Schauspieler und der neuartigen Kameraführung abgesehen, ist er auch der erste Film, dem ein eigens geschriebenes Drehbuch zugrundelag und dessen Begleitmusik ebenfalls eigens komponiert wurde. Die traurige Geschichte von Balduin, dem besten Fechter von Prag, ist aber auch ein studentenhistorisches Dokument von besonderem Reiz, zuletzt von Leopold Klima in seinem Sammelband «Studentenschaft und Jugendbewegung im Sudetenland» (AVM-Veröffentlichung 29) gewürdigt. Der Film war bislang nicht in seiner Urfassung bekannt; sämtliche bekannten Kopien wurden

von einer in den 20er Jahren neu zusammengeschnittenen Fassung gezogen. Im Düsseldorfer Filminstitut wurde jetzt die Urfassung anhand des Drehbuches rekonstruiert; erstmals gezeigt wurde die Rekonstruktion am 3. und 4. September im Schauspielhaus der Stadt.

Ihre Selbstbezeichnung geändert hat die bisherige Deutsche Ruderschaft Markomania am 6. Februar 1988. Der Verband bezeichnet sich jetzt als «Deutsche Sport-Corps Markomania» mit juristischem Sitz in Bochum. Zugleich gliederte er sich neu in sechs aktive Corps (DSC Markomania Bochum, Hamburg, München, Bonn, Mainz und Köln). Nach wie vor gibt es aber nur eine Altherrenschaft.

schaftlichen Neuerungen verstehen, die der amerikanische Bürgerkrieg (1861 - 1865) gerade hervorbrachte. Die Attraktivität dieser berufsständischen akademischen Bruderschaften war bald größer als die der älteren, allgemeinen.

#### Schwesternschaften

Bis 1910 gab es 50 neue Societies mit zusammen allerdings nur 400 Kapiteln. Das Jahr 1870 brachte eine weitere Neuerung im amerikanischen Bruderschaftswesen: Weibliche Studenten gründeten die erste Schwesternschaft Kappa Alpha Theta an der Universität von De Pauw (Indiana). In Preußen wurden Studentinnen erst von 1911 an immatrikuliert! Innerhalb von 40 Jahren entwickelten sich 17 Schwesternschaften mit 300 aktiven Kapiteln.

Allgemein leben die Kapitelsmitglieder auf einem Kapitelshaus oder auch «Hütte» (lodge). Innerhalb der Hochschulgemeinschaft empfinden sich die Bruderschaften häufig als Studenten-Aristokratie, bei mehr oder minder klarer Abgrenzung gegenüber Nicht-Bruderschaftern. Dieses Selbst- und teilweise auch Außenverständnis der Verbandsstudenten führte oft zu Animositäten und Neid bei jenen, die in ein Kapitel gern aufgenommen worden wären, aber nicht ausgewählt worden. Um Konflikte zu verhindern, aber auch wegen Mangels an sozialer Offenheit bei vielen Bruderschaften, wurden die Bruderschaften an den staatlichen Universitäten mancher Staaten per Gesetz aufgelöst, etwa in South Carolina und Arkansas. In anderen Staaten gingen die Universitätsbehörden prohibitiv gegen einzelne Konvente vor.

#### Nachrichten

Die schwerste Krise, in der die Arbeitsgemeinschaft katholischer Studentenverbände (AGV) seit ihrer Gründung in den 70er Jahren gesteckt hatte, ist vorläufig bewältigt. Der CV der 60 Prozent der AGV-Studenten stellt, konnte seine Vorstellungen über den künftigen Arbeitsstil der AGV weitgehend durchsetzen. Danach soll sich die AGV ihrem Namen entsprechend als Arbeitsgemeinschaft und nicht als Dachverband betätigen. Auf der Mitgliederversammlung vom 9. April 1988 hatten die CV-Vertreter den Raum verlassen, weil sie sich beschimpft fühlten und weil der CV-Kandidat für den Vorsitz der Arbeitsgemeinschaft, Armin Laschet, «mit un-

sauberen Methoden» abgelehnt worden sei. Seitdem war der CV nicht mehr auf den Mitgliederversammlungen vertreten. In Abwesenheit der CV-Vertreter war als Nachfolger für den vorzeitig zurückgetretenen Vorsitzenden Rudi Spatschek (KV) der UVer Christof Beckmann gewählt worden.

23 Randallerer wurden beim diesjährigen Pfingsttreffen des Coburger Conventes in der Vestestadt vorübergehend festgenommen. Die 20 Männer und drei Frauen hatten gegen die Tagung des Verbandes der Landsmannschaften und Turnerschaften an deutschen Hochschulen protestiert.

Die Bruderschaften sind prinzipiell demokratisch strukturiert. Das übliche System kennt die Gewaltenteilung und besteht aus einer Legislative, die aus Abgeordneten der Kapitel gebildet wird, und einer durch diese Abgeordneten gewählten Exekutive. Eine Judikative wird in den meisten Bruderschaften nicht für nötig gehalten. Die meisten Verbände kennen jedoch ein Inspektionssystem, nach dem Kapitel in Abständen besucht werden, wobei man auf die Einhaltung eines gewissen geistigen und gesellschaftlichen Niveaus in den Kapiteln achtet.

Recht rege ist das Publikationswesen

der Bruderschaften und Kapitel. Die älteste Verbandszeitschrift (Beta Theta Pi) stammt von 1872. Aber auch die lose organisierten Zirkel ehemaliger Bruderschafter betreiben Öffentlichkeitsarbeit und bemühen sich um öffentlichen Einfluß.

Die Akzeptanz der Bruderschaften in der Öffentlichkeit ist unterschiedlich groß. Während sie, wie gesagt, an einigen Universitäten verboten sind, an anderen toleriert werden, bilden sie an wieder anderen den Kern des gesellschaftlichen und politischen Universitätslebens.

*Siegfried Koß*

#### Nachrichten

Libertas heißt eine neue Burschenschaft in Braunschweig. Die 1986 gegründete Korporation - Farben: Rot-Weiß-Schwarz mit roter Mütze - hat Antrag auf Aufnahme in die Deutsche Burschenschaft gestellt. Als einzige Burschenschaft am Hochschulort ficht Libertas Bestimmungsmensuren.

Der Zustand der deutschen Teilung muß nach Auffassung von Herbert Hupka ständig in Frage gestellt werden. Auf dem Kommers beim Landauer Burschentag der DB Ende Mai 1988 forderte der CDU-Politiker eine «operative Deutschlandpolitik». Dem Kommers vorausgegangen waren zwei von zum Teil langwierigen Debatten geprägte Sitzungstage, in deren Verlauf es zum Ausschluß von drei Burschenschaften aus der DB kam. Zugleich wurden zwei neue Burschenschaften aufgenommen: Normannia-

Nibelungen Bielefeld und Arminia Berlin. Daneben wurde der Etat der Verbandszeitschrift «Burschenschaftliche Blätter» auf 200 000 Mark gekürzt, so daß die Zeitschrift nur noch mit einem Umfang von 96 (statt bisher 288) Seiten im Jahr erscheinen kann.

125 Jahre alt wurde der Weinheimer Senioren-Convent in diesem Jahr. Bei herrlichem Wetter fand die Weinheimtagung des Verbandes am 13. und 14. Mai 1988 auf der Wachenburg statt. Traditionell ist es das Anliegen der Weinheimtagungen, die Weinheimer Bürger und «ihre» Corpsstudenten zusammenzubringen, dieses Jahr erstmals auch durch ein Jazz-Konzert auf der Wachenburg. Kritik wurde allerdings im Nachhinein von Münchner Teilnehmern an der Gestaltung des Kommerses geübt, der zu langatmig gewesen sei.



## Bräuche der Leobener Bergstudenten

Ledersprung, Barbarkommers und Verabschiedung des Philisters

Am Rande der Berliner Studentenhistorikertagung bekam ich die Anregung, zum Ledersprung nach Leoben in der Steiermark zu fahren.

Der Ledersprung wird am Freitag vor dem Barbara-Tag - St. Barbara ist die Schutzheilige der Bergleute - veranstaltet. Hierzu laden die Leobener Montanuniversität und deren Korporationen gemeinsam ein. Die Verantwortung obliegt einer Korporation, die jährlich wechselt. Die Veranstaltung in der Oberlandhalle beginnt mit dem Einzug des Präsidiums aus den Chargierten.

Sodann folgen die Ehrengäste, im Hinblick auf die Rektoratsübergabe am Vormittag vor allem Rektoren und Prorektoren anderer Hochschulen. Die Ehrengäste sitzen wie das Präsidium erhöht mit Blick ins Publikum. Für die Neulinge an der Hochschule werden im Parkett Tische freigehalten. Im übrigen sitzen die weiteren Gäste und Studentengruppen - auch politische - im Parkett. Für alle anderen Teilnehmer bleibt der Rang.

### Der Ledersprung

Der Verlauf der Veranstaltung entspricht im wesentlichen einem Kommers. Wenn das Lied «Was kommt dort von der Höh'» angestimmt wird, ziehen die Fuchsmajore mit den Neulingen ein. Nach der 5. Strophe des Liedes beginnt der eigentliche Ledersprung. Unterhalb der Präsidiumtribüne wird ein Bierfaß aufgestellt. Aus der Sicht der Zuschauer rechts stellen

sich der Rektor und ein alter Bergmann hin und halten ein Arschleder, das zur Bergmannstracht gehört. Dahinter bilden die Chargierten, soweit sie nicht zum Präsidium gehören, Spalier (Schlägergasse). Zuerst steigt der Fuchsmajor auf das Bierfaß, lehrt ein Glas Bier, springt über das Leder, geht an das Ende des Spaliers und stellt sich mit Blick in die Gasse. Die Neulinge in seiner Verbindung und die befreundeten Kommiliton(inn)en befragt er nach Namen, Stand (= Studienfach), Herkunft (Ort, Region) und Wahlspruch. Danach leert der Neuling ein Glas Bier und springt über das Leder in seinen neuen Stand. Wenn alle Fuchsmajore ihre Aufgabe erledigt haben, wird die 6. Strophe des Liedes «So wird der Fink ein Fuchs» gesungen. Die Veranstaltung endet mit dem Auszug der Ehrengäste und der Chargierten.

Auf den Korporationshäusern wird weiter gefeiert. Da die CV-Verbindung Glückauf 1987 das Präsidium hatte, kamen einige Ehrengäste auf deren Haus. So konnte ich einen Prorektor der Berghochschule Freiberg fragen, ob der Ledersprung oder etwas ähnliches dort durchgeführt würde; dieser verneinte.

Der Ledersprung symbolisiert den beschlossenen Eintritt in den neuen Stand. Durch symbolische Handlungen wie Fuchsenritt und Schlägergasse und durch die Teilnahme der älteren Semester wird der Erstsemestrige gleich-

Fortsetzung auf S. 20

## Neue Burschenherrlichkeit

*Aus Leipzig kommt die folgende Neudichtung des bekannten Studentenliedes «O alte Burschenherrlichkeit». Es ist der «Vorausblick eines Neuen Burschen» auf eine Zeit, in der in der DDR auch öffentlich wieder Studentenmützen und bunte Bänder getragen werden: «Probatum est in De De eRum», das ist der Refrain und das ist die Kernaussage des Textes, der 1988 von Gerhard Richwien verfaßt wurde und auf die bekannte Melodie nach «Brauns Liederbuch für deutsche Studenten», Halle 1843, gesungen wird.*

O alte Burschenherrlichkeit,/ ich wähte dich entschwunden,/ bis daß mich selbst, es ist kein Traum,/ das Burschenband umwunden./ Nun pflegen wir das Burschentum,/ und führen es zu neuem Ruhm./ O jerum, jerum, jerum! O quae mutatio rerum./ O jerum, jerum, jerum! Probatum est in De De eRum!

O neue Burschenherrlichkeit,/ wer konnte dich erahnen,/ wir stehen hier in vollem Wichts/ und schwenken unsre Fahnen!/ Laßt steigen den Kommersgesang!/ Wir saufen nach dem Bierkomment!/ O jerum...

So kneipen wir in froher Rund,/ wider Frust und Jammer./ Die Bieruhr zeigt die Stunde an,/ der Praeses schwingt den Hammer./ Und wer mit uns nicht trinken kann,/ den kreiden wir als bierkrank an./ O jerum...

Der Schläger ist nur Requisit,/ wir wolln uns doch nicht prügeln,/ zur Ehre reicht die Biermensur,/ Injurien auszubügeln./ Und sind die Waffen gleich gemacht,/ das Bier stürzt durch des Halses Schacht!/ O jerum...

Es braust ein Ruf von Haus zu Haus,/ in Jena und in Halle,/ in Greifswald, Leipzig, Magdeburg,/ wo wir auch leben alle./ Vom Rhöngebirg zum Oderhaff/ wird wiederum gekneipt recht brav,/ |:so wie in alten Zeiten,/ und das in unsern Breiten!:

Drum Freunde, reichet euch die Hand,/ damit es sich erneue,/ der alten Freundschaft heiliges Band,/ das alte Band der Treue!/ Klingt an und hebt die Gläser hoch,/ die neuen Burschen kommen hoch,/ |:noch lebt die alte Treue!/ Noch lebt die alte Treue!:

## Couleurartikel-Händler (V)

Weitere Ergänzungen zur Couleurartikel-Händlerliste:

Dieter Jandysek, Kleberstr. 4, D-8600 Bamberg (Zipfel).

Die Firma Baumeister in Würzburg besteht nicht mehr.

Bitte, teilen Sie uns neue oder geänderte Händleradressen mit.



## Bräuche der Leobener Bergstudenten

Fortsetzung von Seite 18

zeitig in die Reihen der Leobener Studenten aufgenommen. Dieser von den Bergleuten herrührende Brauch wurde von den Schemnitzer (eine Stadt in der heutigen CSSR) Studenten zuerst aufgenommen und nach Leoben gebracht. Von dort breitete er sich auf die Berghochschulen in ganz Mitteleuropa aus. Der Brauch scheint sich nur noch in Leoben erhalten zu haben.

### Barbarakommers am nächsten Tag

Am nächsten Abend veranstalteten die Leobener CV-Verbindungen - Glückauf und Kristall - gemeinsam den Barbarakommers. Diese Veranstaltung ist dadurch entstanden, daß die zunächst einzige katholische Korporation - Glückauf - bis zum Zweiten Weltkrieg einschließlich vom Ledersprung ausgeschlossen war. Nach der Zulassung wollte man die Tradition des Barbarakommers nicht aufgeben. So springen die Cartellbrüder zweimal. Der agile Rektor ließ es sich nicht nehmen, wiederum beim Ledersprung mitzuwirken und auch ein Grußwort zu sprechen.

Der Kreis der bergstudentischen Bräuche schließt mit der Verabschiedung des fertigen Diplomingenieurs (sog. Philistrierung). Im Rahmen eines Fackelzuges wird der Philistrant auf einem Bierfaß sitzend, durch die Straßen Leobens zur Hochschule gezogen. Dort wird er für jedes Studiensemesters einmal gegen das Hochschultor geschlagen. Danach wird er zum Bergmannsbrunnen am Hauptplatz geleitet, um sich mit einem Kuß auf die Lippen des steinernen Standbildes der heiligen Barbara zu verabschieden. Zu diesen Bräuchen findet man anschauliche Fotos in der Verbindungschronik «60 Jahre K.Ö.St.V. Glückauf Leoben» (1982).

Nebenbei sei noch eine Leobener Besonderheit erwähnt: Die Inschriften auf zwei Kirchenfenstern (Calvin und Luther) in der Evangelischen Gustav-Adolf-Kirche weisen «Mitglieder des Vereines Deutscher Studenten 'Erz' in Leoben» und «Die Deutsch-Akademische Verbindung Cruxia zu Leoben» mit ihren Wappen als Stifter aus. Fotos dieser Kirchenfenster sind in der Kirche käuflich zu erwerben.

*Manfred Schmidt*

### Zur Person

#### Jenninger jetzt Bonner Armine

Es gibt KVer, die sind CVer: Zum Beispiel Philipp Jenninger. Der Bundestagspräsident, Urphilister der KDStV Staufia im CV zu Bonn, erhielt am 13. Mai 1988 die Ehrenmitgliedschaft des KStV Arminia im KV zu Bonn.

#### Eberhard Böning gestorben

Mit Staatssekretär Dr. Eberhard Böning ist einer der erfahrensten Beamten des Bonner Bildungsministeriums gestorben. Studiert hatte der im rheinischen Wickrath geborene Verwaltungsjurist in Göttingen und Bonn. Böning hatte bereits eine erfolgreiche

Gesellschaft

für Deutsche

Studenten

geschichte



- was ist das?

Eine Information

Würzburg 1988

*Zeichnung:  
E. Thöny*

## Bräuche der Leobener Bergstudenten

Fortsetzung von Seite 18

zeitig in die Reihen der Leobener Studenten aufgenommen. Dieser von den Bergleuten herrührende Brauch wurde von den Schemnitzer (eine Stadt in der heutigen CSSR) Studenten zuerst aufgenommen und nach Leoben gebracht. Von dort breitete er sich auf die Berghochschulen in ganz Mitteleuropa aus. Der Brauch scheint sich nur noch in Leoben erhalten zu haben.

### Barbarakommers am nächsten Tag

Am nächsten Abend veranstalteten die Leobener CV-Verbindungen - Glückauf und Kristall - gemeinsam den Barbarakommers. Diese Veranstaltung ist dadurch entstanden, daß die zunächst einzige katholische Korporation - Glückauf - bis zum Zweiten Weltkrieg einschließlich vom Ledersprung ausgeschlossen war. Nach der Zulassung wollte man die Tradition des Barbarakommers nicht aufgeben. So springen die Cartellbrüder zweimal. Der agile Rektor ließ es sich nicht nehmen, wiederum beim Ledersprung mitzuwirken und auch ein Grußwort zu sprechen.

Der Kreis der bergstudentischen Bräuche schließt mit der Verabschiedung des fertigen Diplomingenieurs (sog. Philistrierung). Im Rahmen eines Fackelzuges wird der Philistrant auf einem Bierfaß sitzend, durch die Straßen Leobens zur Hochschule gezogen. Dort wird er für jedes Studiensemesters einmal gegen das Hochschultor geschlagen. Danach wird er zum Bergmannsbrunnen am Hauptplatz geleitet, um sich mit einem Kuß auf die Lippen des steinernen Standbildes der heiligen Barbara zu verabschieden. Zu diesen Bräuchen findet man anschauliche Fotos in der Verbindungschronik «60 Jahre K.Ö.St.V. Glückauf Leoben» (1982).

Nebenbei sei noch eine Leobener Besonderheit erwähnt: Die Inschriften auf zwei Kirchenfenstern (Calvin und Luther) in der Evangelischen Gustav-Adolf-Kirche weisen «Mitglieder des Vereines Deutscher Studenten 'Erz' in Leoben» und «Die Deutsch-Akademische Verbindung Cruxia zu Leoben» mit ihren Wappen als Stifter aus. Fotos dieser Kirchenfenster sind in der Kirche käuflich zu erwerben.

*Manfred Schmidt*

### Zur Person

#### Jenninger jetzt Bonner Armine

Es gibt KVer, die sind CVer: Zum Beispiel Philipp Jenninger. Der Bundestagspräsident, Urphilister der KDStV Staufia im CV zu Bonn, erhielt am 13. Mai 1988 die Ehrenmitgliedschaft des KStV Arminia im KV zu Bonn.

#### Eberhard Böning gestorben

Mit Staatssekretär Dr. Eberhard Böning ist einer der erfahrensten Beamten des Bonner Bildungsministeriums gestorben. Studiert hatte der im rheinischen Wickrath geborene Verwaltungsjurist in Göttingen und Bonn. Böning hatte bereits eine erfolgreiche

## Gesellschaft

für Deutsche

Studenten

geschichte



## Fünf gute Gründe...

...gibt es für Sie, in die *Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania (GDS)* einzutreten! Als (Verbindungs-)Student oder als Altakademiker wollen Sie

- regelmäßig über aktuelle Entwicklungen in Hochschule, Studentenschaft und Korporationswesen informiert werden. Das leistet unsere Zeitschrift *Studenten-Kurier*.
- sich mit der Geschichte der eigenen Universität, der eigenen Korporation oder studentischen Vereinigung beschäftigen. Die GDS vermittelt in ihren Seminaren das nötige methodische Rüstzeug und stellt in ihren Buchveröffentlichungen wie dem *Studentenwörterbuch* unentbehrliche Hilfsmittel zur Verfügung.
- an der Geschichte und den aktuellen Problemen aller Verbindungen teilnehmen. Die Schriftenreihen der GDS bringen regelmäßig neue Forschungsergebnisse. Unsere Bücherei sammelt die einschlägige Literatur.
- rasch und problemlos verlagsneue und antiquarische Literatur, Couleurartikel und Graphik erwerben können. Dazu haben Sie als Mitglied beim GDS-Studentendienst Gelegenheit. Unsere Preise sind günstig, denn wir wollen keinen Gewinn machen.
- korporationsstudentische Anliegen wirksam unterstützen. Das können Sie mit Ihrem steuerlich absetzbaren Mitgliedsbeitrag in der GDS. Er beträgt nur DM 25,- (bei Lastschriftzug sogar nur DM 18,-) im Jahr. Weitere Verpflichtungen bestehen nicht. Für Ihren Beitrag erhalten Sie unsere laufenden Veröffentlichungen und den *Studenten-Kurier*.

## Aus unserer Chronik

1974: Am 4. August gründen vier Markomannen im Würzburger Johannerbäck den Archivverein der Markomania. Als Heft 1 der späteren *Veröffentlichungen des Archivvereins* erscheint die *Fuchsenstunde*.

1978: Es zeigt sich immer deutlicher, daß der Verein keine Sache der Markomania bleiben kann. Das Interesse «von außen» ist zu stark. Der Verein wird gemeinnützig.

1979: Das besonders umfangreiche *Studentenwörterbuch* erscheint.

1981: Die Mitgliederzahl überschreitet die 1000er-Marke. Die Zeitschrift *Studenten-Kurier* erscheint erstmals.

Absender:

Name, Vorname

Beruf/Titel

Verbindung und Verband

Straße

PLZ/Ort

Geworben durch:

ANTWORTKARTE

Bitte  
frankieren

An die GDS  
- Geschäftsstelle -  
Erzweg 7  
D-8079 Schemfeld

Absender:

Name, Vorname

Beruf/Titel

Verbindung und Verband

Straße

PLZ/Ort

ANTWORTKARTE

Bitte  
frankieren

An die GDS  
- Geschäftsstelle -  
Erzweg 7  
D-8079 Schemfeld



## SECOND INTENTIONAL EXPOSURE

### GDS – was ist das? II

#### Fünf gute Gründe...

...gibt es für Sie, in die *Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania (GDS)* einzutreten! Als (Verbindungs-)Student oder als Altakademiker wollen Sie

- regelmäßig über aktuelle Entwicklungen in Hochschule, Studentenschaft und Korporationswesen informiert werden. Das leistet unsere Zeitschrift *Studenten-Kurier*.
- sich mit der Geschichte der eigenen Universität, der eigenen Korporation oder studentischen Vereinigung beschäftigen. Die GDS vermittelt in ihren Seminaren das nötige methodische Rüstzeug und stellt in ihren Buchveröffentlichungen wie dem *Studentenwörterbuch* unentbehrliche Hilfsmittel zur Verfügung.
- an der Geschichte und den aktuellen Problemen aller Verbindungen teilnehmen. Die Schriftenreihen der GDS bringen regelmäßig neue Forschungsergebnisse. Unsere Bücherei sammelt die einschlägige Literatur.
- rasch und problemlos verlagsneue und antiquarische Literatur, Couleurartikel und Graphik erwerben können. Dazu haben Sie als Mitglied beim GDS-Studentendienst Gelegenheit. Unsere Preise sind günstig, denn wir wollen keinen Gewinn machen.
- korporationsstudentische Anliegen wirksam unterstützen. Das können Sie mit Ihrem steuerlich absetzbaren Mitgliedsbeitrag in der GDS. Er beträgt nur DM 25,- (bei Lastschriftzug sogar nur DM 18,-) im Jahr. Weitere Verpflichtungen bestehen nicht. Für Ihren Beitrag erhalten Sie unsere laufenden Veröffentlichungen und den *Studenten-Kurier*.

#### Aus unserer Chronik

1974: Am 4. August gründen vier Markomannen im Würzburger Johannerbäck den Archivverein der Markomania. Als Heft 1 der späteren *Veröffentlichungen des Archivvereins* erscheint die *Fuchsenstunde*.

1978: Es zeigt sich immer deutlicher, daß der Verein keine Sache der Markomania bleiben kann. Das Interesse «von außen» ist zu stark. Der Verein wird gemeinnützig.

1979: Das besonders umfangreiche *Studentenwörterbuch* erscheint.

1981: Die Mitgliederzahl überschreitet die 1000er-Marke. Die Zeitschrift *Studenten-Kurier* erscheint erstmals.

Absender:

\_\_\_\_\_  
Name, Vorname

\_\_\_\_\_  
Beruf/Titel

\_\_\_\_\_  
Verbindung und Verband

\_\_\_\_\_  
Straße

\_\_\_\_\_  
PLZ/Ort

\_\_\_\_\_  
Geworben durch:

ANTWORTKARTE

Bitte  
frankieren

An die GDS  
- Geschäftsstelle -  
Erzweg 7  
D-8079 Schemfeld

Absender:

\_\_\_\_\_  
Name, Vorname

\_\_\_\_\_  
Beruf/Titel

\_\_\_\_\_  
Verbindung und Verband

\_\_\_\_\_  
Straße

\_\_\_\_\_  
PLZ/Ort

ANTWORTKARTE

Bitte  
frankieren

An die GDS  
- Geschäftsstelle -  
Erzweg 7  
D-8079 Schemfeld

**Eintrittserklärung**

Hiermit trete ich der Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomannia e. V. (GDS), Sitz Würzburg, bei und verpflichte mich zur Zahlung des Jahresbeitrags von DM 25,- (bei Lastschriftinzug DM 18,-).

Ort, Datum ..... Unterschrift .....

Gleichzeitig ermächtige ich die GDS, den von mir zu entrichtenden Jahresbeitrag jeweils zu Jahresbeginn mittels Einziehungsauftrag (Lastschrift) von meinem Konto einzuziehen. Die Buchung kann ich innerhalb von sechs Wochen rückgängig machen. Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen.

Konto-Nr.....bei (Bankinstitut).....

in .....BLZ .....

SK6



**Einziehungsauftrag/Änderungsmeldung**

Hiermit ermächtige ich die Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomannia e. V. (GDS), Sitz Würzburg, den von mir zu entrichtenden Jahresbeitrag jeweils zu Jahresbeginn mittels Einziehungsauftrag von meinem Konto einzuziehen. Die Buchung kann ich innerhalb von sechs Wochen rückgängig machen. Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen.

*Zutreffendes bitte ankreuzen!*

- Ich habe bisher noch nicht am Lastschriftverfahren teilgenommen.
- Ich bin Teilnehmer; meine Bankverbindung hat sich geändert.

Konto-Nr.....bei (Bankinstitut).....

in .....BLZ .....

Ort, Datum ..... Unterschrift .....

**Eintrittserklärung**

Hiermit trete ich der Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomannia e. V. (GDS), Sitz Würzburg, bei und verpflichte mich zur Zahlung des Jahresbeitrags von DM 25,- (bei Lastschriftinzug DM 18,-).

Ort, Datum ..... Unterschrift .....

Gleichzeitig ermächtige ich die GDS, den von mir zu entrichtenden Jahresbeitrag jeweils zu Jahresbeginn mittels Einziehungsauftrag (Lastschrift) von meinem Konto einzuziehen. Die Buchung kann ich innerhalb von sechs Wochen rückgängig machen. Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen.

Konto-Nr.....bei (Bankinstitut).....

in .....BLZ .....

SK6



**Bestellung/Mitteilung**

Folgendes möchte ich mitteilen (Adressenänderung usw.) / Aus dem Verkaufsangebot des GDS-Studentendienstes bestelle ich gegen Rechnung zzgl. Versandkosten:

Ort, Datum ..... Unterschrift .....

SK6

Bitte umseitig Absender nicht vergessen!

Absender:

Name, Vorname

Beruf/Titel

Verbindung und Verband

Straße

PLZ/Ort

Geworben durch:



Absender:

Name, Vorname

Beruf/Titel

Verbindung und Verband

Straße

PLZ/Ort

ANTWORTKARTE

Bitte  
frankieren

An die GDS  
- Geschäftsstelle -  
Erzweg 7  
D-8079 Schemfeld

ANTWORTKARTE

Bitte  
frankieren

An die GDS  
- Geschäftsstelle -  
Erzweg 7  
D-8079 Schemfeld

## Eine Information

III

1983: Die Bücherei des Vereins wird als Leihgabe in das Institut für Hochschulkunde an der Universität Würzburg verlegt. Mit der CV-Bibliographie erscheint die bisher umfangreichste Veröffentlichung. Der *Studenten-Kurier* muß aus Personalmangel vorläufig eingestellt werden.

1986: Der *Studenten-Kurier* erscheint mit wesentlich erweitertem Umfang in einer Neuen Folge. Die Mitgliederversammlung vom 22. November 1986 beschließt, die Vereinsbezeichnung zu erweitern. Von nun an heißt unsere Vereinigung: «Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania e.V.», kurz «GDS».

1987: Neben den 1974 begründeten *Veröffentlichungen des Archivvereins* erscheinen zwei weitere Schriftenreihen: Die *Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen* werden mit dem völlig neu bearbeiteten *Studentenwörterbuch* von Friedhelm Golücke eröffnet. Die *Hochschulkundlichen Arbeitshilfen* bringen als erstes Heft ein Findbuch zum Nachlaß Wilhelm Popp im KV-Archiv.

1988: Im Februar überschreitet die Mitgliederzahl die 1400er-Schwelle. In Paderborn wird eine Tagung zu den methodischen Grundlagen der «Studenten- und Hochschulgeschichte» veranstaltet. Sie wird künftig in jedem Jahr wiederholt. Als vierte Reihe erscheinen die *Kleinen Schriften der GDS*. Im November gibt es eine weitere Premiere: Der erste GDS-Computerkurs findet in Eichstätt statt.

## Veröffentlichungen

Wissenschaftliche Veröffentlichungen größeren Umfangs erscheinen in den *Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen*. Zum Beispiel das *Studentenwörterbuch*, zum Beispiel die geplante *Geschichte des ÖKV* von Dieter Binder.

Studentenhistorische Forschung im Prozeß - das ist das Konzept der Reihe *Veröffentlichungen des Archivvereins*. Wo die *Abhandlungen* abgeschlossene Forschungen und repräsentative Handbücher präsentieren, haben die *Veröffentlichungen* eher Werkstattcharakter. Hier wird das Neue, noch Unerprobte vorgestellt, zum Beispiel der Entwurf eines Handbuchs aller CV-Verbindungen von Siegfried Schieweck-Mauk.

Hilfsmittel für den Studentenhistoriker bieten die *Hochschulkundlichen Arbeitshilfen*. Hier sind eine Reihe von Findbüchern aus dem KV-Archiv erschienen. Auch kleine Bibliographien umfaßt die Reihe. Die *Kleinen Schriften der GDS* bringen kurze Aufsätze, Vortragsmanuskripte und dergleichen, die auf raschem Wege der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen.



## SECOND INTENTIONAL EXPOSURE

Absender:

Name, Vorname

Beruf/Titel

Verbindung und Verband

Straße

PLZ/Ort

Geworben durch:



Absender:

Name, Vorname

Beruf/Titel

Verbindung und Verband

Straße

PLZ/Ort

ANTWORTKARTE

Bitte  
frankieren

An die GDS  
- Geschäftsstelle -  
Erzweg 7  
D-8079 Schemfeld

ANTWORTKARTE

Bitte  
frankieren

An die GDS  
- Geschäftsstelle -  
Erzweg 7  
D-8079 Schemfeld

### Eine Information

III

1983: Die Bücherei des Vereins wird als Leihgabe in das Institut für Hochschulkunde an der Universität Würzburg verlegt. Mit der CV-Bibliographie erscheint die bisher umfangreichste Veröffentlichung. Der *Studenten-Kurier* muß aus Personalmangel vorläufig eingestellt werden.

1986: Der *Studenten-Kurier* erscheint mit wesentlich erweitertem Umfang in einer Neuen Folge. Die Mitgliederversammlung vom 22. November 1986 beschließt, die Vereinsbezeichnung zu erweitern. Von nun an heißt unsere Vereinigung: «Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania e.V.», kurz «GDS».

1987: Neben den 1974 begründeten *Veröffentlichungen des Archivvereins* erscheinen zwei weitere Schriftenreihen: Die *Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen* werden mit dem völlig neu bearbeiteten *Studentenwörterbuch* von Friedhelm Golücke eröffnet. Die *Hochschulkundlichen Arbeitshilfen* bringen als erstes Heft ein Findbuch zum Nachlaß Wilhelm Popp im KV-Archiv.

1988: Im Februar überschreitet die Mitgliederzahl die 1400er-Schwelle. In Paderborn wird eine Tagung zu den methodischen Grundlagen der «Studenten- und Hochschulgeschichte» veranstaltet. Sie wird künftig in jedem Jahr wiederholt. Als vierte Reihe erscheinen die *Kleinen Schriften der GDS*. Im November gibt es eine weitere Premiere: Der erste GDS-Computerkurs findet in Eichstätt statt.

### Veröffentlichungen

Wissenschaftliche Veröffentlichungen größeren Umfangs erscheinen in den *Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen*. Zum Beispiel das *Studentenwörterbuch*, zum Beispiel die geplante *Geschichte des ÖKV* von Dieter Binder.

Studentenhistorische Forschung im Prozeß - das ist das Konzept der Reihe *Veröffentlichungen des Archivvereins*. Wo die *Abhandlungen* abgeschlossene Forschungen und repräsentative Handbücher präsentieren, haben die *Veröffentlichungen* eher Werkstattcharakter. Hier wird das Neue, noch Unerprobte vorgestellt, zum Beispiel der Entwurf eines Handbuchs aller CV-Verbindungen von Siegfried Schieweck-Mauk.

Hilfsmittel für den Studentenhistoriker bieten die *Hochschulkundlichen Arbeitshilfen*. Hier sind eine Reihe von Findbüchern aus dem KV-Archiv erschienen. Auch kleine Bibliographien umfaßt die Reihe. Die *Kleinen Schriften der GDS* bringen kurze Aufsätze, Vortragsmanuskripte und dergleichen, die auf raschem Wege der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen.

Der *Studentenkalender* erscheint immer zum Jahreswechsel und bringt zum Teil farbige Reproduktionen vor allem studentischer Graphik, aber auch von anderen Bilddokumenten wie Fotos.

Daneben bringt die GDS von Zeit zu Zeit Reprints älterer Literatur heraus. Zum Beispiel den inzwischen vergriffenen Nachdruck der drei ersten Jahrgänge der *Academia*. Zum Beispiel Biercomments des vorigen Jahrhunderts.

Der *Studenten-Kurier* ist eine Halbjahresschrift, die über neue Entwicklungen auf dem Gebiet der Studentengeschichte ebenso berichtet wie über hochschulpolitische Vorgänge und über bemerkenswerte korporationsstudentische Ereignisse. Ein Schwerpunkt liegt bei Rezensionen neuerer Literatur.

## Was Sie noch wissen sollten...

- Mindestens alle zwei Jahre findet eine *Mitgliederversammlung* statt.
- Der *Vorstand* der GDS arbeitet ehrenamtlich. Zur Zeit besteht er aus: Dr. Friedhelm Golücke (1. Vors.), Siegfried Schieweck-Mauk (2. Vors.), Raimund Neuß M.A. (3. Vors.), RA Klaus Weyer (Schriftführer), Günter Witte (Schatzmeister), Hans-Arno Kloep, Dr. Wolfgang Löhr, Thomas Sauer, Manfred Schmidt, Dr. Paul Warmbrunn und Achim F. Weghorst (Beisitzer).
- Viele *Archive, wissenschaftliche Bibliotheken und Redaktionen* haben sich der GDS als Mitglieder angeschlossen, um regelmäßig die Veröffentlichungen zu erhalten.
- Das wohl am weitesten entfernt wohnende Mitglied ist *Stasys Stankunavichus* in Mount Waverly in *Australien*. Er gehört dem dort in alter europäischer Tradition lebenden *litauischen Corps Romuva* an.
- Jedes neu eintretende Mitglied erhält kostenlos das *Studentenwörterbuch* (Buchhandelspreis: DM 49,-). Dieses Angebot gilt bis Ende 1988!

## Unsere Mitgliederzahl entwickelte sich so:

	1974	1975	1977	1979	1981	1983	1985	1987	1.9.1988
Stand	41	192	324	871	1025	950	1192	1371	1423

## Dokumentation «Freie Verbindungen»

Verbandsfreie Verbindungen waren bisher ein Stiefkind der Studentengeschichte. Sie haben keine Möglichkeit, sich in den großen Verbandszeitschriften zu präsentieren, sie sind von den Gesamtverzeichnissen und Archiven der Verbände ausgeschlossen. Nicht einmal die Anschriften dieser Verbindungen sind zentral gesammelt.

Die GDS versucht jetzt, eine möglichst vollständige Dokumentation aller verbandsfreien Verbindungen in Europa aufzustellen. Zunächst ist an eine unserem Archiv angegliederte Datensammlung gedacht, aus der später eine Veröffentlichung hervorgehen könnte.

Das Projekt kann nur erfolgreich sein, wenn jedes Mitglied mitarbeitet. Gehören Sie einer verbandsfreien Verbindung an? Kennen Sie Mitglieder solcher Verbindungen? Bestehen an Ihrem Wohn- oder Studienort derartige Korporationen? Liegen Ihnen Informationen über heute nicht mehr bestehende freie Verbindungen vor? Bitte machen Sie der GDS-Geschäftsstelle davon Mitteilung (Erzweg 7, D-8079 Schernfeld).

Wir benötigen folgende Angaben: Name, Adresse, Farben, Prinzipien, Gründungsdatum, nach Möglichkeit Wappen- und Zirkelabbildungen, Her-

## Zur Person

berufliche Laufbahn in der Wissenschaftsverwaltung hinter sich, als er 1965 in das damalige Ministerium für wissenschaftliche Forschung eintrat. 1973 wurde er Abteilungsleiter für «Hochschulen, Wissenschaftspolitik» im neugegründeten Bildungsministerium; am 7. April 1987 berief ihn Bundesbildungsminister Jürgen W. Möllemann zum beamteten Staatssekretär. Mit Bönings Namen verbindet sich nicht nur die Konzeption und Realisierung der Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau von Bund und Ländern; auch das 1976 verabschiedete und 1985 novellierte Hochschulrahmengesetz trägt ganz wesentlich seine Handschrift. Eberhard Böning erlitt am 17. Februar 1988 eine Herzattacke, von der er sich nicht mehr erholte. Am 20. März ist er im Alter von 58 Jahren in einem Bonner Krankenhaus gestorben.

### Überraschender Tod von Strauß

Der bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß ist am 3. Oktober 1988 überraschend gestorben. Der *Studenten-Kurier* würdigt den bedeutenden CVer in seiner nächsten Ausgabe.

### Laepple RCDS-Ehrenmitglied

Der frühere Kölner RCDS-Vorsitzende Klaus Laepple wurde jetzt zum Ehrenmitglied seiner Studentenorganisation ernannt. Laepple war 1966 bundesweit bekannt geworden, als er als AStA-Vorsitzender einen Sitzstreik auf Straßenbahngleisen gegen eine Fahrpreiserhöhung organisiert hatte. Sein Fall hatte zu dem «Laepple-Urteil» des Karlsruher Bundesgerichtshofs zur Rechtswidrigkeit von Sitzblockaden als Nötigung geführt. Heute lebt er als Inhaber einer Reisebüros in Düsseldorf.

Der *Studentenkalender* erscheint immer zum Jahreswechsel und bringt zum Teil farbige Reproduktionen vor allem studentischer Graphik, aber auch von anderen Bilddokumenten wie Fotos.

Daneben bringt die GDS von Zeit zu Zeit Reprints älterer Literatur heraus. Zum Beispiel den inzwischen vergriffenen Nachdruck der drei ersten Jahrgänge der *Academia*. Zum Beispiel Biercomments des vorigen Jahrhunderts.

Der *Studenten-Kurier* ist eine Halbjahresschrift, die über neue Entwicklungen auf dem Gebiet der Studentengeschichte ebenso berichtet wie über hochschulpolitische Vorgänge und über bemerkenswerte korporationsstudentische Ereignisse. Ein Schwerpunkt liegt bei Rezensionen neuerer Literatur.

### Was Sie noch wissen sollten...

- Mindestens alle zwei Jahre findet eine *Mitgliederversammlung* statt.
- Der *Vorstand* der GDS arbeitet ehrenamtlich. Zur Zeit besteht er aus: Dr. Friedhelm Golücke (1. Vors.), Siegfried Schieweck-Mauk (2. Vors.), Raimund Neuß M.A. (3. Vors.), RA Klaus Weyer (Schriftführer), Günter Witte (Schatzmeister), Hans-Arno Kloep, Dr. Wolfgang Löhr, Thomas Sauer, Manfred Schmidt, Dr. Paul Warmbrunn und Achim F. Weghorst (Beisitzer).
- Viele *Archive, wissenschaftliche Bibliotheken und Redaktionen* haben sich der GDS als Mitglieder angeschlossen, um regelmäßig die Veröffentlichungen zu erhalten.
- Das wohl am weitesten entfernt wohnende Mitglied ist *Stąsys Stankunavicius* in Mount Waverly in *Australien*. Er gehört dem dort in alter europäischer Tradition lebenden *litauischen Corps Romuva* an.
- Jedes neu eintretende Mitglied erhält kostenlos das *Studentenwörterbuch* (Buchhandelspreis: DM 49,-). Dieses Angebot gilt bis Ende 1988!

### Unsere Mitgliederzahl entwickelte sich so:

	1974	1975	1977	1979	1981	1983	1985	1987	1.9.1988
Stand	41	192	324	872	1025	950	1192	1371	1423

## Dokumentation «Freie Verbindungen»

Verbandsfreie Verbindungen waren bisher ein Stiefkind der Studentengeschichte. Sie haben keine Möglichkeit, sich in den großen Verbandszeitschriften zu präsentieren, sie sind von den Gesamtverzeichnissen und Archiven der Verbände ausgeschlossen. Nicht einmal die Anschriften dieser Verbindungen sind zentral gesammelt.

Die GDS versucht jetzt, eine möglichst vollständige Dokumentation aller verbandsfreien Verbindungen in Europa aufzustellen. Zunächst ist an eine unserem Archiv angegliederte Datensammlung gedacht, aus der später eine Veröffentlichung hervorgehen könnte.

Das Projekt kann nur erfolgreich sein, wenn jedes Mitglied mitarbeitet. Gehören Sie einer verbandsfreien Verbindung an? Kennen Sie Mitglieder solcher Verbindungen? Bestehen an Ihrem Wohn- oder Studienort derartige Korporationen? Liegen Ihnen Informationen über heute nicht mehr bestehende freie Verbindungen vor? Bitte machen Sie der GDS-Geschäftsstelle davon Mitteilung (Erzweg 7, D-8079 Schernfeld).

Wir benötigen folgende Angaben: Name, Adresse, Farben, Prinzipien, Gründungsdatum, nach Möglichkeit Wappen- und Zirkelabbildungen, Her-

### Zur Person

berufliche Laufbahn in der Wissenschaftsverwaltung hinter sich, als er 1965 in das damalige Ministerium für wissenschaftliche Forschung eintrat. 1973 wurde er Abteilungsleiter für «Hochschulen, Wissenschaftspolitik» im neugegründeten Bildungsministerium; am 7. April 1987 berief ihn Bundesbildungsminister Jürgen W. Möllemann zum beamteten Staatssekretär. Mit Bönings Namen verbindet sich nicht nur die Konzeption und Realisierung der Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau von Bund und Ländern; auch das 1976 verabschiedete und 1985 novellierte Hochschulrahmengesetz trägt ganz wesentlich seine Handschrift. Eberhard Bönig erlitt am 17. Februar 1988 eine Herzattacke, von der er sich nicht mehr erholte. Am 20. März ist er im Alter von 58 Jahren in einem Bonner Krankenhaus gestorben.

### Überraschender Tod von Strauß

Der bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß ist am 3. Oktober 1988 überraschend gestorben. Der *Studenten-Kurier* würdigt den bedeutenden CVer in seiner nächsten Ausgabe.

### Laepple RCDS-Ehrenmitglied

Der frühere Kölner RCDS-Vorsitzende Klaus Laepple wurde jetzt zum Ehrenmitglied seiner Studentenorganisation ernannt. Laepple war 1966 bundesweit bekannt geworden, als er als AstA-Vorsitzender einen Sitzstreik auf Straßenbahngleisen gegen eine Fahrpreiserhöhung organisiert hatte. Sein Fall hatte zu dem «Laepple-Urteil» des Karlsruher Bundesgerichtshofs zur Rechtswidrigkeit von Sitzblockaden als Nötigung geführt. Heute lebt er als Inhaber einer Reisebüros in Düsseldorf.



## 15 Jahre GDS

Kaum zu glauben, aber wahr: Am 4. August 1988 wird sie 15 Jahre alt, die GDS. Anlaß genug für eine 15-Jahr-Feier am Wochenende vom 1. bis zum 2. Juli 1989 auf dem Würzburger Markomannenhaus (Mergentheimer Str. 60). Merken Sie sich den Termin jetzt schon vor; das genaue Programm und eine Anmeldekarte folgen in der nächsten Ausgabe des Studenten-Kurier.

## Neuer Reprint

Einen neuen Reprint bietet die GDS ihren Mitgliedern zu einem günstigen Preis an: *H. Hagen und W. Kosch, Die Studentenverbindungen im katholischen Deutschland (CV). München 1924.* Das Heft ist bei der GDS-Geschäftsstelle, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld, zu beziehen und kostet DM 9,80.

## Mitgliederumfrage

Rund 100 Mitglieder haben die dem letzten Studenten-Kurier beigeheftete Umfragekarte ausgefüllt und eingeschickt. Die Karten werden zur Zeit von uns ausgewertet; die Ergebnisse veröffentlichen wir im nächsten Heft unserer Zeitschrift.

## «Kleine Schriften» und «Arbeitshilfen»

In der Reihe *Kleine Schriften der GDS* liegen jetzt die Hefte 3 (*Wolfgang Löhr, Das KV-Archiv*) und 4 (*Ulrich Becker, Neue Literatur zur Hochschulgeschichte*) vor. In den Hochschul-

leitung des Namens, wichtige Daten der Geschichte, Mitgliederstand, Angaben über Verbindungszeitschriften und andere Veröffentlichungen usw. Unvollständige Angaben sind besser als gar keine. Von spärlichen Informationen ausgehend, können wir weiter recherchieren. Sollten Sie uns Veröffentlichungen dieser Verbindungen (Festschriften, Verbindungsgeschichten, Zeitschriften, Mitgliederlisten, Artikel in der Presse usw.) überlassen können - im Original oder in Kopie -, wären wir Ihnen besonders dankbar.

*kundlichen Arbeitshilfen* erschienen Heft 3 (*Wolfgang Löhr, Nachlaß Johannes Henry im KV-Archiv*) und Heft 5 (*Wolfgang Löhr, Nachlaß Bernhard Wielers im KV-Archiv*). Die GDS-Bibliographie von Raimund Neuß ist als Heft 4, nicht wie im letzten Studenten-Kurier angekündigt als Heft 5 erschienen. Mitglieder erhalten die Hefte kostenlos bei der GDS-Geschäftsstelle, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld.

## Kalender nicht mehr kostenlos

Der Studenten-Kalender für das Jahr 1989 ist der letzte Kalender, den die GDS kostenlos an ihre Mitglieder abgeben kann. Den Mitgliedern, die den Kalender bestellen, müssen wir von 1990 an eine Kostenbeteiligung von 7,50 DM in Rechnung stellen; auch damit werden die erheblich gestiegenen Druckkosten und die Mehrausgaben durch die Portoerhöhung der Bundespost 1989 noch nicht abgedeckt. Die Entscheidung fiel dem Vorstand nicht leicht; die schwierige Finanzlage

der GDS ließ uns aber keine andere Wahl. Allein im nächsten Jahr stehen Investitionen in Höhe von 6000 Mark ins Haus. Wir müssen unseren Versand auf ein vollelektronisches System umstellen, da unser Geschäftsführer zu stark mit dieser mechanischen Arbeit belastet ist. Bisher hat er Jahr für Jahr rund 4000 bis 5000 Pakete und Päckchen allein packen und adressieren müssen.

## Aus dem Vorstand ausgeschieden

Werner Dieste ist aus dem Vorstand der GDS ausgeschieden. Das Herausgeberkollegium der *Veröffentlichungen des Archivvereins* verläßt er mit Nr. 34. Weiterhin bleibt Werner Dieste aber dem Studenten-Kurier als Mitarbeiter verbunden.

## Sachspenden für Bücherei und Archiv

Mehrere reichhaltige Bücherspenden gingen ein von Siegfried Elmenthaler, Berlin. Klaus Lipka hat der GDS die Festschrift «10 Jahre Akademische Jagdcorporation Nimrod zu Paderborn» geschenkt. Auch Manfred Schmidt aus Münster hat uns wieder mehrmals Bücher und andere Druckschriften zukommen lassen. Manfred Schliederer aus Passau schenkte uns eine Schrift über den Passauer Senioren-Convent. Dipl.-Ing. Josef Schumacher spendete uns zwei Ganzsachen aus dem KV (vgl. Leserbriefe). Thomas Thamm überließ und mehrere Verbindungszeitschriften und Fuchszeitungen sowie eine Plakette vom Pennälertag 1988 in Feldkirch. Außerdem hat uns die Würzburger Burschenschaft Arminia mehrere Schriften gespendet.

## GDS-Seminar über Archive

Auch im nächsten Jahr bieten wir wieder in Zusammenarbeit mit CV- und KV-Akademie eine GDS-Ta-gung zu den methodischen Grundlagen der Hochschul- und Studentengeschichte an. Der Schwerpunkt wird diesmal auf der praktischen Archivtätigkeit liegen. Das Seminar findet vom 17. bis zum 19. Februar 1989 im Paderborner Liborianum statt. Nähere Informationen bei der GDS-Geschäftsstelle, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld.

## Unbekannt verzogen

Folgende Mitglieder sind unbekannt verzogen. Ihre Anschrift wird gesucht: Josef Blank, Regensburg (CV-Rupertia); Dipl.-Kfm. Thomas Breil, Mühlheim (Ruhr) (CV-Saxonia); Markus Brummer, Würzburg (CV-Markomania); Dr. iur. Peter Dittges, Köln (KV-); EKSF, Köln; Heiner Henneken, Köln (CV-Rappolstein); Alfred Herda, Hürth (CV-Suevia); Erik Hümer, Amstetten (MKV); Oskar Karelle, Berlin (WB); Andreas Kerschgens, Köln (CV-Rheno-Baltia); Michael Klein, Bamberg (KV-Mainfranken); Ernst Ludwig Michels, Püttlingen (CV-Saarland); Dieter Nauroth, Köln (CV-Grotenburg); Clauspeter Niekisch, Bayreuth (CV-Langobardia u. a.); Friedrich-Wilhelm Quandt, Erlangen; Dr. Thomas Raveaux, Friedberg; Peter Schulte-Hülsmann, Fulda (CV-Adolphiana); Nikolaus Teves, Dossenheim (CV-Arminia Heidelberg); Olaf Wirsing, Münchberg (BDIC).

## Wir suchen Bücher

Die GDS-Bücherei sammelt alles, was mit Hochschule und Studentenschaft zu tun hat. Wir brauchen auch Lexika, Wörterbücher und Handbücher zur Geschichte. Können Sie solche Werke verschenken und möchten, daß sie in gute Hände kommen?

## Als neue Mitglieder begrüßen wir:

(Neueintritte vom 1. April bis zum 31. August 1988)

Martin Böckel, Kaiserslautern (CV-Churtrier); Gerrit Bratke, Rheine (DB-Franconia Münster); Joachim Brakensiek, Münster (CV-Oenodanubia); Dr. Hermann Breuer, Marsberg (CV-Novesia); Philipp Bugmann, Bamberg (KSCV-Bavaria Erlangen u. a.); Rainer Caspari (DB-Alte Freiburger B. Glückauf); CV-Altherrenzirkel Eichstätt; Dipl.-Ing. (FH) Rudolf Fell, Bayreuth (TCV-Thuringia Coburg); Professor Dr. Hans-Ernst-Folz, Hannover (CV-Hercynia); Pfarrer Detlef Frische, Essen (CC-Ubia Brunsviga Bochum); Camillo Gärdtner, Obermeisling (ÖPR, CDC-Rugia); Markus Gestier M.A., St. Ingbert (CV-Ascania); Thomas Girzick, Wien (MKV-Borussia); Martin Haidinger, Wien (MKV-Borussia); Hans-Ulrich Kopp, Stuttgart (DB-Danubia München); ÖStR Siegfried Koß, Mönchengladbach (KV-Grotenburg-Lusatia); Peter Krämer, Oberhausen (CV-Elbmark); Dietmar Kreitz, Aachen (CV-Ripuarica Aachen); Heiko Langner, Iserlohn (CV-Elbmark); Johannes Leitsch, Neudorf (CV-Badenia); Klaus Lipka, Datteln (WJSC-Arminia Essen, AJC Nimrod Paderborn); Hans-Jörg Lougear, Berlin (CV-Suevia); KDSStV Makaria (Berlin) zu Aachen; Apotheker Horst-Dieter Marx, Konz (CV-Hasso-Rhenania Mainz); Udo Meisen, Bonn (CV-Bavaria Bonn); Michael Mihm, Fulda (CV-Adolphiana); Robert Möwisch, Hannover (CV-Winfridia); Dr. phil. Thomas Nagamoto, Osaka (CV-Alsatia); Lt. Carl Florian Pfaffinger, Wien (ÖCV-Bajuvaria u. a.); Dr. Gerhard Polnitzky,

Wien (MKV-Aggstein St. Pölten); Jürgen Pütz, Bonn (CV-Ascania); Dipl.-Vw. Josef Roider, Steinach (PSC-Basconia-Hermunduria Regensburg); Anette Sarninghausen, Marburg (Amaconia Nova); Wilfried Schultz, Walldorf (MWR-Rupertia Heidelberg); Wolfgang Simons, Bonn (CV-Ripuarica Bonn); Thomas Strieder, Kempen (CV-Algovia u. a.); Arno Weigand, Wien (MKV-Sonnberg); Verband Alter Wingolfiten, Fischbachtal; Christoph Wolters, Essen (CV-Cherussia Münster)

### Unsere Toten

*Die Gesellschaft für Deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania trauert um ihre verstorbenen Mitglieder:*

Dr. med. Alexander Echtner  
(Widukind Osnabrück im CV)

MinR a. D. Theodor Krekeler  
(Markomania Würzburg im CV)

Thomas Schwind  
(Vasgovia Landau im CV)

Michael Vaillant  
(Tuiskonia München im CV)

### Zeitschriftenspiegel

100 Jahre alt wurde im Mai 1988 die Verbandszeitschrift des deutschen CV, *«Academia»*. In seiner Ausgabe 3/88 gedenkt das Blatt seiner Gründung durch den Saxonen Hermann Josef Wurm und seiner Geschichte seit dieser Zeit. Neben einem Erfahrungsbericht des Redaktionsleiters, Johannes Leclerque, stehen zwei historische Aufsätze im Mittelpunkt: Elmar Haas präsentiert in einer kaleidoskopartigen Zusammenstellung (*«Cola, Kaiser und*

*Papst»*) die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Jahres 1888. Norbert A. Sklorz, bekannt durch seine Studie zur *«Politischen Haltung der Academia 1918 - 1935»* (AVM-Veröffentlichung 18), befaßt sich erneut mit der Rolle der Zeitschrift in diesen Jahren (Vogelweideplatz 11, D-8000 München 80).

Die *«Acta Studentica»* machen in Folge 72 (1988) mit einem Artikel von

## Korporationen aus Sicht der DDR

*Klaus-Dieter Stefan, Blind wie zu Kaisers Zeiten. Säbel, Seidel, Schmissee - neue «Burschenherrlichkeit»? (nl.konkret 65) 2. Aufl., Berlin (Ost): Neues Leben 1987, 160 S. m. Abb.*

Die Frage, ob es sich bei dem vorliegenden kleinen Buch um Information oder Agitation handelt, beantwortet sich relativ schnell: Die Arbeit stellt zweifellos einen Rundumschlag gegen die in Westdeutschland bestehenden Korporationen dar. Dennoch sollte man sich die Schrift genauer an-

sehen, denn auch überzogene Kritik kann nützlich für die Selbsterkenntnis sein.

Gekonnt gestaltet ist bereits das Titelbild: Ein durch Mensurnarben als der eines schlagenden Studenten ausgewiesener Kopf, dessen Augen mit einem schwarz-weiß-roten Bande bedeckt sind: Nationalismus macht blind. Kurzweilig und eingängig ist auch der Text aufgemacht, wie schon die Kapitelüberschriften erkennen lassen: Das erste Kapitel, das sich des heuti-

### Zeitschriftenspiegel

Günter Cervinka auf, der die Beziehung zwischen dem jüdischen Professor für Verfassungsrecht in Wien, Josef Redlich, und seinem Schwiegervater Karl Flaschar rekonstruiert. Das Eigentümliche dieser Beziehung: Der *«famose Alte Herr»* Flaschar gehörte der Brünnener Burschenschaft Sudetia an und war einer der Mitbegründer der deutsch-nationalen Partei in Mähren. Zu Zeiten des Waidhofener Prinzips verband einen deutsch-jüdischen Gelehrten und einen burschenschaftlich gesinnten, deutschnationalen Politiker ein Verhältnis tiefen Respekts! (Tuersgasse 21, A-1130 Wien).

Das *«Alcimonenblatt»*, Zeitschrift der KDSStV Alcimonia im CV zu Eichstätt, beschäftigt sich in seiner Ausgabe Nr. 8 (Mai 1988) anlässlich des 30. Stiftungsfestes Alcimoniae ausführlich mit der Geschichte der Verbindung (für

DM 5,- erhältlich beim GDS-Studentendienst, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld).

*«Aus Politik und Zeitgeschichte»*, Beilage zur Wochenzeitung *«Das Parlament»*, bringt in Nr. B20/1988 vier Beiträge zur Studentenrevolte um 1968. Während Michael Sontheimer die Tradition der 68er Ideale in der bundesdeutschen Nachkriegskultur betont, ist Claus Leggewie skeptisch im Hinblick darauf, was von dem 68er Aufbruch geblieben ist. Der Berliner Sozialsenator Ulf Fink analysiert das Verhältnis von CDU und Alternativkultur, die eine Reaktion auf das Scheitern von *«1968»* sei. Außerordentlich skeptisch gegenüber den *«fortschrittlichen»* Traditionen der 68er Bewegung zeigt sich Hermann Lübke. Sie habe die Hochschulreform nicht etwa in Gang gesetzt, sondern sie gestört (Vertriebsstelle: Fleischstr. 62/65, D-5500 Trier).



gen korporierten Studentenwesens - aus Sicht des Autors sicherlich: Unwesens - annimmt, wird unter Rückgriff auf die wenig sympathische Hauptgestalt aus Heinrich Manns Roman *Der Untertan* mit *Heßlinge* überschrieben. Die folgenden Kapitel betiteln sich: Konterbande (behandelt den Vormärz), Waffenschmiede (Kaiserreich), Geisterfahrer (Drittes Reich) und Ladenahter (bundesdeutsche Nachkriegsentwicklung).

In der Tat ist der Autor ein Fachmann des Jahrgangs 1952, der nach einem Journalistik-Studium Redakteur beim FDJ-Auslandsmagazin *Jugend*, später der zentralen Studentenzeitschrift *Forum* war und eine Reihe einschlägiger Veröffentlichungen vorweisen kann.

Abstoßende Beschreibungen von Messuren, Saufereien und Protektion finden sich, wie schon vor Jahren bei Lutz Finke, *Gestatte mir Hochachtungsschluck* (1963). Die scharf pointierte, doch einseitige Beobachtung bei gleichzeitiger, häufig falscher Verwendung der einschlägigen Termini läßt den Mangel an eigener Anschauung und die Übernahme von Klischees erkennen. Die dabei angewandte Methode ist weit verbreitet: Eine an und für sich richtig beschriebene Tatsache wird herausgegriffen und verallgemeinert. Dadurch entsteht eine klischeehafte, verwischende Darstellung der großen faschistischen Verschwörung, die nicht ernst genug genommen werden kann. Selbst der alte «KZ-Baumeister Lübke» wird noch einmal hervorgeholt.

### Zeitschriftenspiegel

Die «Beiträge zur Hochschulforschung» bringen in Heft 1/1988 zwei Beiträge zu Laufbahnchancen von Professoren und Professorinnen. Der Aufsatz von Louis v. Harnier beschäftigt sich mit dem Bericht des Wissenschaftsrates zu den Perspektiven einer Professoren-«Karriere», der Beitrag von Jürgen Schmude setzt sich mit den Chancen von habilitierten Frauen an den Hochschulen auseinander. Daneben findet sich u. a. ein Beitrag von Manfred Nutz zur Problem der Studienortwahl am Beispiel der Universität zu Köln. Heft 2/1988 der Zeitschrift bringt Aufsätze zum Problem der Studiendauer an deutschen Hochschulen, beginnend mit dem Essay «Wird die Wissenschaft immer älter?» des Konstanzer Philosophen Jürgen Mittel-

straß (Arabellastr. 1, D-8000 München 80).

Die «Studentica Helvetica» bringen in Heft 7 (April 1988) einen Beitrag von Paul Ehinger zur Geschichte der korporierten Sängerschaften in der Schweiz am Beispiel der Geschichte des Studentengesangsvereins Bern vor 1898 sowie eine Würdigung des Politikers Walther Stampfli (Georg Hafner). Stampfli, Zürcher Helveter, leitete als Bundesrat von 1940 bis 1947 das Wirtschaftsressort. Außerdem enthält das Heft einen Überblick von Walther Häslar zur gewandelten Beurteilung der Burschenschaft in der DDR (Schweizerische Vereinigung für Studentengeschichte, Peter Platzer, Allmendstr. 26, CH-4522 Rüttenen).

Dabei wäre es durchaus begrüßenswert, wenn ein außenstehender Beobachter die früher zweifellos verbreiteten, heute sicher nicht ausgestorbenen Übel in den Korporationen kritisch würdigen würde. Doch dies hieße, vom Autor zuviel zu verlangen. Ihm kann es verständlicherweise nur darum gehen, ein an sich verwerfliches Gesamtsystem zu demaskieren und nicht dieses System etwa zu reformieren.

Während die Entwicklung von der vormärzlichen Reaktion über das Kaiserreich und die NS-Zeit bis zur Bundesrepublik Deutschland nach Meinung des Autors ohne merklichen Bruch verläuft, wird die vormärzliche Burschenschaft als Positivum dargestellt, für das sozialistische Erbe der DDR reklamiert und nahtlos in die marxistisch-leninistische Weltanschauung eingefügt. Dies unterstreicht die einzige nennenswerte Veränderung gegenüber der ersten Auflage von 1985: Der eingefügte Passus auf S. 152 unten und S. 153 oben stellt die FDJ als Ver-

mächtnis der «besten Vertreter der Urburschenschaft» dar.

Der Wert des Buches für den westlichen Leser besteht hauptsächlich darin, daß er die DDR-offizielle Sicht- und Denkweise auf diesem Gebiet kennenlernen kann. Er sollte allerdings nicht in einen ähnlichen Fehler verfallen und die vorgebrachte Kritik einfach vom Tisch wischen; wie schon gesagt, ein wenig Nachdenklichkeit kann nicht schaden.

fg

#### Hinweis

Hans Hujer, Mitautor unserer Veröffentlichung «Studentenschaft und Jugendbewegung im Sudetenland», feierte am 7. Mai 1988 seinen 80. Geburtstag. Aus diesem Anlaß erschien eine kleine Festschrift, die bei ihm selbst angefordert werden kann (Roßdörfer Str. 62, D-6100 Darmstadt).

## Katholischer Widerstand in Österreich

Herbert Fritz, Reinhard Handl, Peter Krause, Gerhard Taus, *Farben tragen, Farbe bekennen 1938 - 45. Katholische Korporierte in Widerstand und Verfolgung. Wien: Österreichischer Verein für Studentengeschichte, 1988. 408 S. m. 33 Abb., br., DM 25,-.*

Zum 50. Jahrestag des «Anschlusses» Österreichs legt der Österreichische Verein für Studentengeschichte eine Dokumentation vor, in der Widerstand und Verfolgung katholischer österrei-

chischer Korporationsstudenten unter dem Nationalsozialismus aufgearbeitet werden. Ein Widerstand, der übrigens nur geringe Querverbindungen im militärischen Bereich zu reichsdeutschen Oppositionsgruppen aufwies. Gewürdigt werden Angehörige von ÖCV, MKV, ÖKV und KÖL (Katholische Österreichische Landsmannschaft). Das Buch bietet zunächst eine Bestandsaufnahme der Situation vor 1938 und daran anschließend eine umfassende Darstellung der Ereignisse seit



dem März 1938. Dabei werden sowohl die Geschichte der Verbände als auch die einzelner Korporationen zusammengefaßt.

Im Mittelpunkt stehen sodann Biographien einzelner Korporierter. Nicht nur die großen Namen wie Figl und Bock, Schuschnigg und Maleta kommen zur Sprache; vielleicht noch eindrucksvoller sind die vielen Schicksale heute kaum mehr bekannter Einzelner. Die Dokumentation ist um Vollständigkeit bemüht; ein zwei Wochen lang in Schutzhaft genommener Priester (S. 187) wird ebenso gewürdigt wie der wegen des Abhörens ausländischer Sender im November 1944 hingerichtete Karl Biack. Bei der Masse des zu verarbeitenden Materials ließ es sich kaum vermeiden, daß bei manchen Biographien nur ein Bruchteil der zu

Verfügung stehenden Quellen ausgewertet werden konnte. So wird etwa bei Schuschnigg dessen Autobiographie «Im Kampf gegen Hitler» übergangen, und die Dollfuß-Biographie stützt sich lediglich auf den von der Berliner Borusso-Saxonia herausgegebenen Sammelband mit Seminarvorträgen (vgl. SK NF 1, 12). Diese Lücken fallen aber kaum ins Gewicht gegenüber dem Verdienst der Materialsammlung zu so vielen kaum bekannten Widerstandskämpfern.

Abschließend enthält die Dokumentation ein Kapitel «Die Überläufer»: Nach Verfolgung und Widerstand sollen auch verschiedene Fälle von Anpassung und Opportunismus geschildert werden.

m

## Erlanger Burschenschaft und Corps

*Erlangia - Concordia - Bavaria. Beitrag zur Vor- und Frühgeschichte der Bavaria zu Erlangen in der Form von Auszügen aus dem Studententagebuch des Hans von Aufseß. [...] Zusammengestellt von Hermann Leupold. (Einst und Jetzt, Sonderheft 1987) München/Stamsried: Vögel, 1987. 279 S. m. zahlr. Abb., br. (Mitgliedsgabe des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung/Dr. Norbert Streng, Parkstr. 17, D-8510 Fürth (Bay)).*

Der spätere Gründer des Germanischen Nationalmuseums, Hans von und zu Aufseß, studierte zwischen 1817 und 1822 in Erlangen Kameralistik und Jurisprudenz. Er gehörte zu den Gründern der dortigen Burschenschaft

(1817), trat 1820 mit 40 anderen «Liberalen» wieder aus, gründete die «Concordia». Als sie sich 1821 in eine landsmannschaftliche Verbindung, die Bavaria, «ummodelte», war Aufseß nicht einverstanden und kehrte zur Burschenschaft zurück.

Schon diese nüchternen Fakten lassen den Rang der vorliegenden Quelle erkennen. Das eigentliche Tagebuch (1819 - 1822) und den autobiographischen Abriß «Mein Leben» (1817 - 1818) hat Hermann Leupold nach den Handschriften ediert und mit Auszügen aus Protokollen der Erlanger Burschenschaft, aus Stammbüchern und anderen Quellen ergänzt. Hinzu kommt ein historischer Anhang, der

über das Erlanger Studentenleben der damaligen Zeit umfassend Auskunft gibt. All diese Texte zusammengenommen geben einen detaillierten Einblick in die Auseinandersetzung zwischen den überkommenen landsmannschaftlichen (corpsstudentischen) Formen der Korporation und dem burschenschaftlichen Anspruch, alle Studenten einer Universität in einer Verbindung zusammenzufassen.

Allerdings ist die vorliegende Ausgabe nicht ganz einfach zu benutzen. Die Zuordnung von Hauptquelle und Ergänzungstexten, der Aufbau des Kommentars und der Register, all dies ist

schwer überschaubar. Auch fragt es sich, warum die originale Einteilung des Tagebuchs in sechs Bücher durch eine Aufteilung auf sieben Kapitel (zu denen «Mein Leben» als weiteres Kapitel tritt) ersetzt wurde. Zu respektieren ist aber, daß sich Hermann Leupold aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage sah, seinem Werk «den letzten Schliff zu geben». Auch so ist, was vorliegt, wertvoll genug: eine weit über Erlangen hinaus wichtige Quellenedition, bei deren Benutzung man sich gerne mit manchen Unzulänglichkeiten abfinden wird.

m

## Ein Wiener liberales Corps

*Wiener Akademisches Corps Marchia 1888 - 1988. Festschrift zur Feier des zweihundertsten Semesters. Wien: Selbstverlag, 1988. 64 S. m. zahlr. Abb., geh.*

Vor der chronologischen Aufarbeitung der Corpsgeschichte der Wiener Marchia steht ein Dokument der Trauer und des respektvollen Gedenkens: Philistersenior Robert Hein würdigt die zwischen der Auflösung 1938 und der Rekonstitution 1948 umgekommenen Corpsbrüder. In dieser Zeit hat die Marchia mehr als die Hälfte ihrer damals 95 Mitglieder verloren. Allein zehn Märker sind im KZ umgebracht worden, weitere vier haben das KZ überlebt. Eine große Zahl von Märkern ist 1938 emigriert - 13 von ihnen in die USA -; nach Kriegsende haben sich immer wieder Märker aus aller Welt gemeldet, und viele sind am 17. Juni zum 100. Stiftungsfest ihres Corps nach Wien gekommen. Unter

ihnen Frank S. Steiner, rezipiert 1930, emigriert 1938, heute Germanistikprofessor an der Universität Cincinnati in Ohio. Er verfaßte einen Beitrag zu der vorliegenden Festschrift über das Liedgut der Märker aus den 30er Jahren.

Bei Marchia handelt es sich um eine ungewöhnliche Verbindung. Das Corps ist Mitglied des Wiener «liberalen» SC. In einer Zeit, da antisemitische Tendenzen große Teile der Korporationen verseuchten, nahm die Marchia Juden auf. In einer Zeit, in der Juden weithin als Menschen ohne Ehre galten, gaben die Märker ihnen genauso selbstverständlich Satisfaktion wie Nichtjuden. Die Folgen beschreibt Fritz Roubicek, Mitglied der damals bestehenden Jüdischen Akademischen Verbindung Unitas Wien und seit 1984 Ehrenmitglied der Marchia: «Wenn früher einmal - dieses Bonmot stammt von Enrico [Hein, d. Red.] - je Märker mit Uniten gesprochen haben (oder umgekehrt),

'dann geschah das bestenfalls mit dem Säbel».

Auch nach ihrer Wiederbegründung war die Marchia - das beschreibt der «Märkerchronik» in der vorliegenden Festschrift - kein Corps wie andere. Es mag der Hinweis genügen, daß sie

## 100 Jahre Carolina Graz

Gerhard Hartmann, *Im Gestern bewährt - Im Heute bereit. 100 Jahre Carolina [1888 - 1988]. Zur Geschichte des Verbandskatholizismus. Unter Mitarbeit von Dieter A. Binder hrsg. von Maximilian Liebmann i. A. des AHV der K.Ö.H.V. Carolina. (Grazer Beiträge zur Theologiegeschichte und Kirchlichen Zeitgeschichte, 2) Graz/Wien/Köln: Styria, 1988. 678 S., Kldr., öS 980,-/DM 140,-.*

Gerhard Hartmanns Arbeit erfüllt in glänzender Weise die beiden zentralen Forderungen, die immer nachdrücklicher von Stimmen innerhalb und außerhalb der korporierten Studentenschaft erhoben werden: Wissenschaftlichkeit und Verklammerung mit der Allgemeingeschichte. Darunter ist im vorliegenden Fall die Einbindung in die Hochschulgeschichte des steiermärkischen Graz und Österreichs zu verstehen sowie in die geistesgeschichtlichen, politischen und kirchenpolitischen Strömungen des ganzen deutschen Sprachraums.

Dies ist natürlich nicht bei jeder beliebigen Verbindung möglich; die Carolina in Graz stand wie wenige im Spannungsfeld und Schnittpunkt divergierender Entwicklungen, wie Graz infol-

1968 die Bestimmungsmensur aufgab, - heute ist das Fechten für die Märker allerdings wieder wichtiger geworden. - Abgerundet wird die Festschrift durch eine Mitgliederliste, bei der ein alphabetisches Namensregister nützlich gewesen wäre.

m

ge seiner exponierten Lage als Hochschulstadt wohl «heißester völkischer Boden» war. Diese Feststellungen gelten zwar in erster Linie für die Zeit vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des zweiten Weltkriegs, wirken aber bis heute nach.

Besonders aufschlußreich dürfte die Darstellung für den nichtösterreichischen Leser sein. Die dortigen Verhältnisse entpuppen sich als in vielen Teilbereichen andersgeartet und viel stärker verschichtet als etwa in Westdeutschland; gleichzeitig scheinen sie, von außen kaum sichtbar, wesentlich stabiler zu sein.

Als Dreh- und Angelpunkt hat Hartmann den Komplex aus Liberalismus, katholischer Laienbewegung, Kirche, katholischem Korporationswesen und akademischem Kulturkampf herausgearbeitet. Er betrachtet aber sein Werk nicht zuletzt als Ausdruck einer Gesinnungsgemeinschaft, deren Wert und Bedeutung sich heute keineswegs abgenutzt hat. Ergänzt wird Hartmanns umfangreiche Arbeit durch einen informativen Aufsatz über «Die Mitglieder Carolinas» von Dieter Binder, der den so oft vermißten soziologischen Ansatz berücksichtigt.

Das Werk beeindruckt umso mehr, als es neben der beruflichen Tätigkeit geschrieben wurde; es ist ohne Zögern als Standardwerk zu bezeichnen, das von keiner Partei umgangen werden

kann. Etwas bedauerlich ist der angesichts des Umfangs wohl nicht vermeidbare hohe Preis, der das Buch für Studenten schwer erschwinglich macht.

fg

## Katholischer Finkenverein zu Wien

Otto Krammer, *Akademia. Ein katholischer Finkenverein zu Wien 1902 - 1983. (Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte, 15) Wien: Österreichischer Verein für Studentengeschichte, 1988. 122 S. m. 28 Faksimiles, br., DM 15,-.*

1902 unter dem Titel «Rede- und Leseverein christlicher deutscher Studenten» gegründet, lag die Blütezeit der seit 1910 so genannten Akademia in den letzten Jahren des Kaiserreichs und der Zeit der ersten österreichischen Republik. Seit 1920 wurden nicht mehr Korporationen (wie etwa acht CV-Verbindungen), sondern Einzelpersonen als Mitglieder geführt. Diese Form des Zusammenschlusses charakterisiert der Verfasser der vorliegenden Chronik, Otto Krammer, als «Finkenverein». Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Akademia kein Zusammenschluß nur von Studenten war, sondern daß auch die Altmitglieder ihrem Verein verbunden blieben.

Der Verfall der Akademia setzte in den dreißiger Jahren ein. Während zuvor ein umfangreiches wissenschaftliches Programm angeboten werden konnte, zerrieb sich der Verein jetzt in Auseinandersetzungen um die Haltung zum Nationalsozialismus. Hier vertraten die Altmitglieder das Prinzip strikter Ablehnung, während Teilen der

### Nachtrag

Beim Umbruch des letzten Studenten-Kurier (NF 5) fielen versehentlich die bibliographischen Angaben zu der auf S. 39 rezensierten Veröffentlichung weg. Sie lauten:

*60 Jahre Unitas Mainz. Chronik des Wissenschaftlichen Katholischen Studentenvereins Unitas-Willigis-Mainz 1926 - 1986. Zusammenestellt von Günter Ganz. [Mainz: Eigenverlag] 1986. 131 S. m. Abb., br.*

Aktivitas nationalsozialistische Tendenzen vorgeworfen wurden.

1938 wurde die Akademia durch die Nationalsozialisten aufgelöst; eine Wiederbegründung der Aktivitas nach dem Krieg gelang nicht. Hingegen bildeten die Altmitglieder 1946 wieder einen Verein, der bis 1983 bestand. Da das Archiv der Akademia im Krieg verlorengegangen war, wurde ein neues Archiv aus privaten Beständen zusammengetragen. Die letzten Mitglieder vertrauten es 1983 dem Österreichischen Verein für Studentengeschichte an, der Otto Krammer mit der Ausarbeitung einer Geschichte der Akademia betraute. Krammer verbindet umfangreiche Quellenzitate mit knappen überleitenden Bemerkungen und ergänzt diese Darstellung durch Reproduktionen von Schriftstücken



des Vereins. Damit hat er Materialien nicht nur über eine von der Studentenhistorie viel zu wenig beachtete Form studentischen Zusammenschlusses, sondern auch über die Bildungsge-

schichte des österreichischen Katholizismus im 20. Jahrhundert für kommende Forschergenerationen zugänglich gemacht.

m

## Quellen zur Nordgau-Geschichte

*Eine Dokumentation: Gemeinsamer Nordgau. 1921 Nordgau-Prag zu Stuttgart im CV. 1900 Nordgau-Wien im ÖCV. Stiftungsfest 1986 Stuttgart. Eine Fotocopy-Collage von Ferdinand Wenzel. Nordgau- Sammelband 1. Stuttgart 1986. 98 S., br., DM 28,-.*

Zum gemeinsamen Stuttgarter Stiftungsfest 1986 des Wiener Nordgau und seiner jetzt in Stuttgart ansässigen Prager Tochter bringt der verdiente Studentenhistoriker Ferdinand Wenzel - Mitverfasser (mit Rudolf Geser) der AVM-Veröffentlichung «Pennale Verbindungen in Böhmen und Mähren» - ein dreiteiliges Quellenwerk zur Nordgau-Geschichte heraus. Der Sammelband enthält vor allem Dokumente zur Geschichte der Prager Verbindung - neben Auszügen aus selten gewordenen alten Festschriften zahlreiche Archivadokumente, Berichte von Zeitzeugen, biographische Zeugnisse,

Quellen, die nicht nur die Sternstunden und Wendepunkte der Korporationshistorie, sondern auch den Verbindungsalltag widerspiegeln.

Teil 2 soll der Geschichte der Prager Karls-Universität gewidmet sein, Teil 3 wird Materialien zur sudetendeutschen Geschichte bringen. Das angesichts knapper finanzieller Mittel gewählte Vervielfältigungsverfahren mag von der «Ästhetik» seines Ergebnisses her zwar nicht voll zufriedenzustellen, wenn man die vorliegende Broschüre mit den Prachtbänden anderer Korporationen vergleicht; dem äußerlich anspruchslos daherkommenden und im Innern leider nicht besonders übersichtlichen Sammelband gebührt aber das Verdienst, wichtige Materialien der studentenhistorisch interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben.

m

## Thuringia in Coburg und Wien

*25 Jahre Thuringia Coburg - 65 Jahre Thuringia Wien. Zusammengestellt von Herbert Fritz und Robert Herrmann. (Thuringen-Nachrichten 26, April 1987) Wien/Coburg 1987. 108 S., br., DM 19,50.*

Die katholischen Verbindungen Thuringia Coburg im Technischen Cartell-

verband und Thuringia Wien im Mittelschüler-Kartellverband verbindet seit Jahren ein enges freundschaftliches Verhältnis. So lag es nahe, daß die runden Geburtstage beider Namensvettern 1987 mit einer gemeinsamen Festschrift begangen wurden, herausgegeben von einem Mitglied beider Verbindungen, Herbert Fritz.

Die Broschüre enthält Mitgliederverzeichnisse und historische Abrisse zu beiden Verbindungen, ferner Artikel zu beiden Dachverbänden, einen Bei-

trag über Coburg mit den Augen eines Wieners gesehen und eine Einführung in die allgemeine Studentengeschichte.

m

## 25 Jahre KDStV Saarland Saarbrücken

*Peter Edlinger/Rainer Nomine (Red.): Veritati et Caritati. KDStV Saarland im Cartellverband zu Saarbrücken 1961 - 1986. O.O., o.J. [Saarbrücken 1986], 66 S., geh., DM 15,-.*

1961 publiziert, gehört die KDStV Saarland Saarbrücken zu den erfolgreichsten Neugründungen des CV nach dem Zweiten Weltkrieg. Wie stark in der Studentenschaft der Saarbrücker Universität das Bedürfnis nach katholischen Korporationen war, zeigt die Tatsache, daß Saarland als Tochterverbindung der selbst erst 1953 gegründeten Carolus Magnus entstand. Acht Jahre nach der Gründung dieser Korporation war der Andrang CV-interessierter Studenten schon so groß, daß eine zweite Verbindung ins Leben gerufen werden mußte und konnte!

Die vorliegende Festschrift enthält neben einer Reihe von Grußworten und programmatischen Beiträgen eine Darstellung der Gründungsgeschichte (Peter Edlinger/Rainer Nomine), Charngelisten, einen Erinnerungstext an die Gründungsjahre (J. Schermer) sowie zahlreiche faksimilierte Dokumente, Zeitungsausschnitte und Bildmaterial.

Wünschenswert wären einige historische Beiträge gewesen, die die Geschichte der Verbindung in den Jahren von der Gründung bis heute skizziert hätten. Immerhin werden die wichtigsten Stationen der Saarland-Geschichte (etwa 27. CV-Studententag in Trier, Engagement in der CV-Afrika-Hilfe, Hausbau) durch Buch- und Zeitschriftenauszüge belegt.

m

## Alte Herren des CV an der Ruhr

*Hans Wilhelm Schulteis und Franz Noll [redaktionelle Bearbeitung], Festschrift zum 75jährigen Bestehen des CV-Altherrenzirkels Gladbeck, Dorsten: Hülschwitt [1987], 36 S. m. Abb.*

Die kleine Festschrift umfaßt drei Teile: die Grußworte, die Zirkelgeschichte und Personallisten mit den Gladbecker CVern. Wenn auf die Personallisten auch wesentlich mehr Arbeit entfällt, als der Laie meinen mag, so stellt die Zirkel-Geschichte doch

umfangmäßig wie bedeutungsmäßig den Kern dieser Veröffentlichung dar.

Sie beeindruckt vor allem deshalb, weil sie keine Zirkel-Geschichte im ausschließlichen Sinn ist, sondern den Zusammenhang mit dem allgemeinen politischen Geschehen und der besonderen Entwicklung des Ruhrgebiets herzustellen vermag. Der Gladbecker Zirkel ist untrennbar verbunden mit einer Bevölkerungs- und Wirtschaftsrevolution, wie sie nur an der Wende



eines Zeitalters möglich ist. Ruhige Phasen waren jedoch auch in der Folge selten.

Nach Erstem Weltkrieg und wirtschaftlichem Zusammenbruch folgten politische Unterdrückung und vorläufiges Ende. Ähnlich bewegt war die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als auch der Gladbecker Zirkel ideell wie materiell wieder ganz unten beginnen muß-

te. Der lebendigen Schilderung dieses Zeitraums liegt erkennbar persönliches Erleben zugrunde, wodurch die Arbeit Quellenwert erhält. In der Art dieser kleinen Schrift würde man sich noch mehr Veröffentlichungen anderer Zirkel wünschen, damit eines Tages ein zutreffendes Gesamtbild entstehen kann.

fg

## Wolfgang Löhr zum Dank

Koß, Siegfried, Ludwig Schäflein und Heinz Schürmann (Hg.), *In die Pflicht genommen. Wolfgang Löhr, Vorsitzender des KV-Ortszirkels Mönchengladbach 1973 - 1988, zum 50. Geburtstag Aachen 1988, 132 S. m. Abb., DM 35,-* (zu beziehen bei Rolf Vogels, Bergstr. 39, D-4050 Mönchengladbach 1).

Einen nicht eben üblichen Weg geht das angezeigte Buch; es ist eine Geschichte des Zirkels, aber gleichzeitig eine kleine Festschrift für dessen Gründer und Vorsitzenden, Ltd. Archivdirektor Wolfgang Löhr. Es umfaßt die drei Teile: Der KV in Mönchengladbach, von KVern im Mönchengladbacher Ortszirkel gehaltene

Vorträge und eine vollständige Bibliographie der Schriften Wolfgang Löhrs 1960 - 1987, in der, nebenbei bemerkt, nahezu 200 Titel aufgeführt sind. Nicht nur derjenige, der sich über den KV-Ortszirkel Mönchengladbach orientieren will, greift zu diesem Buch; seine 29 Aufsätze und Arbeiten vermitteln Einblicke in Probleme des KV und des Korporationsstudententums, in historische, politische und andere Sachverhalte, die den Akademiker von heute angehen sollten.

Eine nachahmenswerte Schrift, deren gesamter Erlös der Aktion «Contact Abbé» für notleidende französische Geistliche zugute kommt.

fg

## Neue Leipziger Universitätszeitschrift

*Leipziger Beiträge zur Universitätsgeschichte, Heft 1, 1987 ff., hg. vom Rektor der Universität Leipzig.*

Die neue Zeitschrift im handlichen Format DIN A 5 setzt sich zum Ziel, Forschungsergebnisse zur Geschichte der Leipziger Universität vorzulegen,

aber auch Studien zur vergleichenden Hochschulgeschichte, zu den internationalen Beziehungen und zur Ausstrahlung der Universität Leipzig, worunter auch die Geschichte der Partner-Hochschulen verstanden wird. Das abschließend genannte Gebiet Allgemeine Hochschul- und Wissen-

schaftsgeschichte läßt darüberhinaus die Möglichkeit offen, im Bedarfsfalle zu weiteren Themen Stellung zu nehmen.

Gleich der erste Band ist gut gelungen. Er enthält neun Aufsätze, von denen besonders genannt seien «Gedanken zur weiteren Erforschung der Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig» von Siegfried Hoyer und

«Held ohne Heldentum. Zu einer neuen Publikation über den Jenaer Studenten und Burschenschafter Carl Ludwig Sand (1795-1820)» aus der Feder des verdienten und leider sehr früh verstorbenen Studenten- und Universitätshistorikers Günter Steiger, dessen im gleichen Heft in einem Nachruf gedacht wird. Buchbesprechungen schließen das knapp 100seitige Heft ab.

fg

## Studentenlieder auf Schallplatte

Wo finden sich Professoren und Studenten zusammen, um altbekannte Lieder wie das *Gaudeamus*, *Burschen heraus*, aber auch weniger bekannte wie *Dir Leipzig lieue Lindenstadt* zu singen? In Österreich, der Schweiz oder der DDR, ist man versucht zu antworten, wenn man die Verhältnisse in der Bundesrepublik bedenkt. In der Tat ist es ein VEB in Berlin, der die

Platte *Vivat academia - Studentenlieder* herausgebracht hat; sie spricht besonders durch ihre zurückhaltende Interpretation an. Die Vorderseite des Covers zeigt den Greifswalder Karzer, die Rückseite die Gesangsgruppen und die Solisten. Die Platte ist besonders gut als Geschenk für Sangesfreunde geeignet.

fg

## Stammbuchblätter aus Halle

[Mappe mit 9 farbigen Nachdrucken,] hg. von Halle-Information/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Text: Werner Piechocki, Gestaltung: Helene Beine, Karl-Marx-Stadt o. J. [1987], Mark 9,-

In der umfangreichen Sammlung von Studentenstammbüchern des Stadtarchivs Halle ist das kostbarste sicherlich das Seeresche Stammbuch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die vorliegende Mappe bringt eine Auswahl anschaulicher Beispiele für das Alltagsleben der Studenten in Halle, das bürgerliche Leben, aber auch die Sitten- und Moralvorstellungen der Zeit. Die

sehr schönen, farbigen Reproduktionen zeigen Motive wie das Fischerstechen auf der Saale, einen Maskenball zur Faschingszeit oder auch eine Prorektorswahl. Die Mappe enthält für jedes Bild eine ausführliche Erklärung.

Man würde sich wünschen, daß auch eine westdeutsche Universität oder Universitätsstadt sich dieses eigenständigen Kulturzeugnisses des Studententums einmal annehmen würde und nicht nur darauf zurückgriffe, wenn für eine Festschrift auch ein paar farbige Bilder her müssen.

fg

## Festschrift der Kölner Korporationen

Adolf Klein, *Wissenschaft und Freundschaft. Universität und Korporationen. Festbeitrag der akademischen Korporationsverbände an der Universität zu Köln [...] zum 600jährigen [!] Gründungsjubiläum der Universität.* Hrsg.: Josef Schmitz. Köln 1988, 90 S. m. Abb., br.

Mit der vorliegenden Festschrift wollen sich die Kölner Korporationen anlässlich des 600. Universitätsjubiläums der Öffentlichkeit vorstellen. Der Verfasser Adolf Klein, Vorsitzender Richter am OLG Köln, gehört dem CV an, ist bereits durch mehrere landes- und studentengeschichtliche Arbeiten hervorgetreten und hat sich sehr für den Festakt der Kölner Verbindungen zum Universitätsjubiläum am 11. Juni eingesetzt. Für die Festschrift hat er mehrere Mitarbeiter aus anderen Verbänden gewinnen können.

Wenn nicht anders angegeben, können alle hier angezeigten Bücher beim GDS-Studentendienst, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld, bezogen werden.

«In Köln Kommerz, in Bonn Kommerz»: So beschreibt die Festschrift den Umstand, daß sich in Köln erst im

20. Jahrhundert (Gründung der Handelshochschule 1901) ein Korporationswesen entwickeln konnte. Umso mehr Anlaß, in erfreulicher Ausführlichkeit auf die Geschichte der Altherrenvereinigungen in Köln - vom KV-«Häuschen» über Kösemer, Weinheimer, CVer und Burschschafter bis hin zum UV - einzugehen. Daran schließt die Darstellung der Geschichte des aktiven Korporationswesens in Köln an.

Kritik ist freilich an verschiedenen Punkten geboten. So wird die pauschale Abwertung des studentischen Progresses im 19. Jahrhundert auch dadurch nicht einsichtiger, daß sie mehrfach wiederholt wird und daß der Progreß gar als Vorläufer der 68er Bewegung hingestellt wird, die ihrerseits 20 Jahre danach eine etwas stärker differenzierte Betrachtung verdient hätte. Und bei der Würdigung Albert Leo Schlageters hätte auch ein Wort über seine NS-Mitgliedschaft fallen müssen.

Trotz mancher Einwände in Einzelfragen: Vom Konzept her eine gelungene kleine Festschrift.

m

## Eingegangene Bücher

Festschrift zum 80. Stiftungsfest der Katholisch-Österreichischen Studentenverbindung Gamundia Gmunden. Gmunden: Gamundia, [1988]. 52 S. m. Abb., geh., DM 15,-.

Reinhold Reimann und Theodor Weichmann, *Studentenlieder aus Graz.* (Schriftenreihe des Steirischen Studentenhistoriker-Vereines, 15) Graz 1988. 28 S., geh., öS 80,-

## Vorbildliches aus der Schweiz



Philistrierungskneipe der Jordania Basel am 31. Mai 1930 (Abb. aus dem besprochenen Band)

Die Vorträge der zweiten Schweizer Studentenhistorikertagung. Hrsg.: Schweizerische Vereinigung für Studentengeschichte. (Studentica Helvetica - Documenta et Commentarii, 3) Bern: SVSt, 1988. 111 S. S. m. Abb., br.

Peter Platzer, *Jüdische Verbindungen in der Schweiz.* 2., überarb. u. erw. Aufl. (Studentica Helvetica - Documenta et Commentarii, 4) Bern: SVSt, 1988. 152 S. m. zahlr., teils farb. Abb., br.

Die Schweizerische Vereinigung für Studentengeschichte setzt mit dem vorliegenden Band 3 ihrer Schriftenreihe das Unternehmen fort, die Vorträge ihrer Tagungen im Druck zu dokumentieren. Dieses auch bei den

Österreichern übliche Verfahren sei den deutschen Studentenhistorikern zur Nachahmung empfohlen.

Der Band enthält nach einem Vorwort des SVSt-Vorsitzenden Paul Ehinger die vier Vorträge der zweiten Schweizer Studentenhistorikertagung (wir berichteten in SK NF 3, 6). Herbert Lüthy stellt eine mit einer historischen Vorbemerkung versehene Liste von Schweizern in Kösemer Corps zusammen. Die Vorbemerkung unterrichtet auch über in der Schweiz bestehende Kösemer Corps.

Grundsätzlich skizziert Werner Schöbinger «Aufgaben und Probleme der Verbindungshistorie». Er verweist auf



die Notwendigkeit einer konsequenten Archivführung. Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit speziellen Verbindungstypen: «Abstinente Studentenverbindungen in der Schweiz» (Heinz Polivka) und «Die Mittelschulverbindungen des Schweizerischen Studentenvereins» (Yvonne Meier).

Als Band 4 derselben Schriftenreihe erschien anlässlich einer Ausstellung der SVSt eine überarbeitete Neuauflage von Peter Platzers Buch «Jüdische Verbindungen in der Schweiz» (vgl. unsere Rezension in SK NF 1, 10). Das Themenspektrum des Bandes ist wei-

ter gespannt, als der Titel vermuten läßt. Auf knapp 20 Seiten gibt Platzter zunächst einen Überblick über das jüdische Korporationswesen in ganz Europa; danach folgt eine Darstellung der Situation der Schweizer Juden. Auf diesem Fundament aufbauend, legt Platzter schließlich eine grundsätzliche Charakteristik der Schweizer jüdischen Korporationen vor, an die sich Darstellungen der einzelnen Verbindungen und ihrer Verbände sowie ein Kapitel zum Problem der Satisfaktion anschließen. Ergänzt wird der Band durch einen großzügigen Bildteil.

m

### Leserbriefe

#### Porsch und der Antisemitismus

Der Verfasser unseres Beitrages «Auch Porsch war Antisemit» (SK NF 5, 13 ff.), Thomas Schindler M.A., legt Wert auf die Feststellung, daß diese Überschrift nicht von ihm selbst stammt, sondern redaktionell vergeben wurde,

und sandte folgende weitergehende Informationen ein:

Meines Wissens hat Felix Porsch die sogenannte «Antisemitenpetition» nicht unterschrieben. Er hat aber als Rechtsanwalt den General von Wulfen vertreten, der die Petition unter-

### Impressum

Studenten-Kurier, Zeitschrift für Studentengeschichte, Hochschulpolitik und Korporationswesen. Begründet 1981. Neue Folge seit 1986. ISSN 0931-0444.

Herausgeber: Dr. Friedhelm Golücke. Redaktion: Raimund Neuß M.A., Vorgebirgstr. 1a, D-5000 Köln 1. Ständige Mitarbeiter: Werner Dieste, Dr. Norbert Grill, Hans-Arno Kloep, Dr. Wolfgang Löhr, Siegfried Schieweck-Mauk, Thomas Schindler M.A., Manfred Schmidt, Dr. Paul Warmbrunn.

Die Zeitschrift erscheint mindestens zweimal im Jahr und ist das Organ der Gesellschaft für deutsche Studentengeschichte - Archivverein der Markomania e.V. (GDS), Würzburg. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. Bankverbindung: Stadtparkasse Paderborn, Konto 67 447, BLZ 472 501 01.

Anzeigenverwaltung und Versand: GDS-Studentendienst, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld, Bankverbindung: Liga Spar- und Kreditgenossenschaft e.G., Eichstätt, Konto 760 44 75, BLZ 721 915 00. Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2 vom 1. 1. 1987. Private Kleinanzeigen sind kostenlos.

Auslandskonten von GDS und GDS-Studentendienst: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Konto 0000-07 26 45 (GDS/Dr. Norbert Grill), BLZ 20 503; Schweizerische Bankgesellschaft CH-4601 Olten, PGiroKonto 46-775, Konto 316 146.L1 T. Auflage: 2500 Exemplare. Druck: Ernst Kirchhoff, Anröchte.

Die Redaktion behält sich das Recht vor, Leserbriefe sinngemäß zu kürzen. Alle namentlich oder durch Kürzel gezeichneten Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Schindler  
(o. H. 5)

✓

zeichnet hatte und daraufhin von der liberalen Presse (im Volksmund schon damals als «Judenpresse» bezeichnet, ein Schimpfwort, das - obwohl nur teilweise begründet - mit zunehmendem Antisemitismus bis in die Nazizeit hinein zur Diffamierung politisch mißliebiger Zeitungen benutzt wurde) angegriffen worden war. Porsch konnte damals eine Verurteilung der verantwortlichen Redakteure (wohl wegen Beleidigung) erreichen (siehe «Academia», Jg. 1891/92, S. 265).

Ihn deswegen als «Antisemit» zu bezeichnen, erscheint mir jedoch bedenklich. Sicher war er aber - wie viele andere Christen beider Konfessionen auch - geprägt von religiös begründeten antijüdischen Vorurteilen. Der rassistische Antisemitismus hat zwar seine Wurzeln mit in diesen religiösen Antijudaismen, hat sich aber letzten Endes mit seiner «Rassenlehre» eine eigene «Religion» geschaffen. Selbst der infolge seiner antisemitschen Argumentation seines Prager Lehrstuhls enthobene Theologieprofessor August Rohling (EM der Austria Innsbruck und Ferdinanda Prag) hat seine Angriffe gegen die Juden stets mit deren angeblicher «verderbter Talmudmoral» und nicht mit «rassischen Argumenten» begründet.

Durch diese Differenzierung sollen keineswegs das aus heutiger Sicht nicht zu billigende antijüdische Gedankengut der Kirche oder gar die publizistische Tätigkeit Rohlings «entschuldigt» werden; es muß aber auch aus dem Verständnis der damaligen Zeit gesehen werden.

Thomas Schindler M.A., Gerbrunn

#### Ganzsachen

In der Neuen Folge 5 (Frühjahr 1988) des Studenten-Kurier findet sich auf den Seiten 19/20 ein mit rn gezeichneter Beitrag «Was sind das: 'Ganzsachen'?». Eine wenn auch nicht couleurstudentische, so doch korporationsstudentische Ganzsache hat es zur Vertreterversammlung des KV Köln im Jahre 1961 gegeben. Ich verfüge noch über einige Exemplare und überlasse Ihnen gerne die beiliegenden beiden Stücke, ggf. auch für das Archiv der GDS.

Dipl.-Ing. Josef Schumacher,  
Beckum

Anm. d. Red.: Herzlichen Dank für die beiden Karten!

Den Studenten-Kurier NF 5 habe ich «quergelesen», und dabei stieß ich auf: «Was sind das: 'Ganzsachen'?» (Seite 19/20). Der letzte Satz hat mich aktiv werden lassen, denn beim 100. Stiftungsfest des CV in München hatte ich einige Ganzsachen erworben, also gibt es doch mehrere couleurstudentische Ganzsachen.

Anbei eine Fotokopie. Die Vorderseite «100 Jahre CV» war auf allen Karten gleich, nur die Wertaufdrucke verschieden (10 Pf., 15 Pf., 20 Pf., 15 + 20 Pf., 10 + 25 Pf.).

StD Wolfgang Dunkel, Osnabrück

Anm. d. Red.: Frage an alle Leser: Wer kennt noch weitere korporationsstudentische Ganzsachen?

#### Lob für die GDS

Hiermit möchte ich Euch ein höchstes Lob für Eure Veröffentlichungen aussprechen, insbesondere für jene zur



ostdeutschen Studentengeschichte und für den Studenten-Kurier, auf den ich mich jedes Jahr freue.

*Martin Erdemann,  
Böblingen-Dagersheim*

#### Wilhelm Cuno

Betrifft Studenten-Kurier, Neue Folge Nr. 5, Seite 37 oben «100 Jahre Arminia Heidelberg»: Es heißt da «Die Verbindung [Arminia] hat mit Wilhelm Cuno immerhin einen Reichskanzler

hervorgebracht.» Diese Formulierung ist irreführend. Sie erweckt den Eindruck, als sei Cuno Urmitglied der Arminia gewesen, also bei ihr als Fuchs rezipiert worden. Das war nicht der Fall.

Cuno ist Urmitglied der KAV Suevia Berlin (rec. 3. 4. 1897) und er blieb Sv-Urmitglied bis zu seinem Tode (siehe auch CV-Handbuch 1980, Seite 368).

*Dr. Albert Vock, Berlin  
Ehrenphilistersenior der Suevia*

### Schwarzes Brett

Nähere Angaben über drei Verbindungen gesucht! In meinem Besitz befinden sich zwei Bandknöpfe aus Porzellan, die folgende Merkmale aufweisen: Erster Knopf: Farben blau, weiß, rot; im linken oberen Wappfeld der bayerische Löwe, im rechten unteren Feld das Gründungsdatum 15. 7. 1890. Zirkel:

Zweiter Knopf: Farben schwarz, gold, grün; Name: Agronomia; Gründungsdatum: 20. 1. 1855, Wahlspruch: Einigkeit macht stark. Zirkel:

Außerdem wäre ich an Daten über eine in Erlangen ansässige Verbindung Pharmacia mit den Farben schwarz,

weiß, grün interessiert. Ich besitze einen Porzellananhänger mit Datum 12. 1. 1893. Dipl.-Finanzwirt (FH) Herbert Hamedinger, Kaiserblickstr. 2, D-8209 Schloßberg.

Das Lied «Hurra, die... (blaue, rote...) Mütze», das nach der Melodie von «Der Gott, der Eisen wachsen ließ» gesungen wird, hat mehrere Texte. Wer verfügt über einen solchen? Petra Gärtner, Novaragasse 47/10, A-1020 Wien.

Vorlesungsverzeichnisse braucht die GDS-Bücherei. Werfen Sie alte Vorlesungsverzeichnisse nicht in den Altpapiercontainer, sondern schicken Sie sie an die GDS-Geschäftsstelle, Erzweg 7, D-8079 Schernfeld.

Lepziger Biercomment gesucht! Kauf oder Kopiermöglichkeit. Hans-Jürgen Jessen, Fasanenkamp 8, D-2359 Struvenhütten.

# 4 Arisierung: „Keiner hat hier was zu feiern“

Ein dunkles Kapitel deutscher Wirtschaftsgeschichte, die „Arisierung“ jüdischer Unternehmen, gewinnt neue Aktualität: Kleine und große Firmen feiern ganz unbe-

fangen den 50. Jahrestag ihrer Gründung – das Datum der „Entjudung“ in der Nazi-Zeit. Die Chronisten sind dabei allzu vergeßlich. Unrecht wird verschwiegen.

Für die Düsseldorfer Horten AG, Konzerntochter des britischen Tabakmultis BAT, war es „ein gutes Ergebnis“: Das „Fest der tollen Preise“ im vergangenen Jahr brachte dem Kaufhaustrust 165 Millionen Mark zusätzlich in die Kasse. Der „große Jubiläumsverkauf“ erinnerte an die Eröffnung des ersten Horten-Hauses vor 50 Jahren.

„Wieder ein ehemals jüdisches Unternehmen in arischen Händen“, hatte damals die parteiamtliche „National-Zeitung“ triumphiert, als ein neuer Besitzer das Kaufhaus der Gebrüder Alsberg in Duisburg übernahm; „Betriebsführer“ Helmut Horten, 27, ließ die Belegschaft, berichtete die „National-Zeitung“, zum Betriebsappell antreten.

Die jüdischen Angestellten wurden entlassen. Alsberg-Geschäftsführer Adolf Abraham entkam über Prag nach England. Alsberg, bekräftigte der „Duisburger General-Anzeiger“, sei „damit ein rein arisches Unternehmen geworden“.

\* Unten: korrigierte Fassung der Horten-Festschrift von 1986.

„Mit deutschem Gruß“ verkündete Horten: „Unter neuer Firma, unter neuer Leitung vorwärts, aufwärts mit der neuen Zeit.“

Beim Jubiläum im Jahre 1986 war von dem alten Nazi-Kram natürlich nicht mehr die Rede. Mit feiner Hand hat der Verfasser der Festschrift „50 Jahre Horten“ die Vergangenheit bewältigt.

„Das ist Horten!“ hatte sich der Jungunternehmer 1936 mit ganzseitigen Inseraten im „General-Anzeiger“ und in der NS-Parteizeitung vorgestellt. „Jawohl – Sie haben ganz richtig gesehen“, so der Text im Original, „das Alsberg-Haus hat seinen Hausherrn gewechselt, ist in arischen Besitz übergegangen.“

In der Jubelchronik ist diese Geburtsurkunde, in Faksimile dokumentiert, für den Festgebrauch entnazifiziert. Danach ging Alsberg nicht in arischen, sondern „in anderen Besitz“ über. Das NS-Gütezeichen „Deutsches Geschäft“ aus der Originalvorlage ließen die Horten-Chronisten aus dem Faksimile ganz verschwinden.

Der Fall ist symptomatisch. Ähnlich verlegen oder verlogen geht es auch bei

anderen Unternehmen zu, die jetzt festlich in Erinnerungen schwelgen, anstatt das fatale Datum stillschweigend zu übergehen. Das ist offenbar zuviel verlangt.

Vor 50 Jahren wurden Fabrikanten, Händler und Bankiers von einem Tag auf den anderen einfach enteignet, weil sie in den falschen Kirchen beteten. Die zweifelhafte Rechtsgrundlage dafür schuf sich das braune System selbst.

Heute ist nur noch von den Leistungen der arischen Firmenmanager die Rede, auch wenn das Wort Arier ebensowenig auftaucht wie das Wort Jude. Mit einer erstaunlichen Leichtigkeit haben Firmenchefs und Manager das Unrecht aus der Geschichte ihrer Unternehmen verdrängt, ganz locker auch gehen ihre Hofschreiber über die heiklen Kapitel hinweg.

Ins breite Bewußtsein ist das, was im Hitler-Reich mit großen jüdischen Unternehmensvermögen geschah, nie gedrungen. Im Wirtschaftswunder-Rausch der Nachkriegszeit, als die Deutschen in den Erfolgen der Unternehmen ihre Selbstbestätigung fanden, wäre die Erin-



Kaufhausbesitzer Horten, Arisierungsaussage von 1936: „Unter neuer Leitung vorwärts, aufwärts mit der neuen Zeit“



**Das ist Horten!**  
Jawohl – Sie haben ganz richtig gesehen: das Alsberg-Haus hat seinen Hausherrn gewechselt, ist in arischen Besitz übergegangen und wird von dem neuen Hausherrn der Helmut Horten Kommandit-Gesellschaft  
**heute nachmittag 3 Uhr eröffnet!**  
Folgende von Kampagnen-Männern stehende dem neuen Hause vor und bitten schon durch ihre Person Gewähr, daß das Haus Horten zu  
einer Festschrift und Souvenir heraus gibt. \*Wiedersehen

**Das ist Horten!**  
Jawohl – Sie haben ganz richtig gesehen: das Alsberg-Haus hat seinen Hausherrn gewechselt, ist in anderen Besitz übergegangen und wird von dem neuen Hausherrn der Helmut Horten Kommandit-Gesellschaft  
**heute nachmittag 3 Uhr eröffnet!**





Boykottaktion der NSDAP 1933  
„Die Polizei schützt keine Wucherer“

nerung an die Arisierung reichlich unpassend gewesen.

Industrielle, Kaufleute und Bankiers sonnen sich heute in wirtschaftlichen Erfolgen, an deren Anfang eine Schandtat stand. Viele Namen sind darunter, die in der deutschen Nachkriegsgeschichte aufhorchen ließen: Schickedanz, Hoesch und Mannesmann, Deutsche und Dresdner Bank.

Nicht alle versuchen ihre Firmengeschichte so dreist und so plump zu fälschen wie Horten. Die meisten Unternehmen verschweigen beim fünfzigsten Jubiläum ganz einfach die jüdischen Gründerväter – vielleicht aus verdrängten Schuldgefühlen. Fälschung ist es allemal.

In Deutschland, so scheint es, hat es jüdische Unternehmen wohl kaum gegeben. Und das bundesdeutsche Wirtschaftswunder ist ja auch ohne sie entstanden.

Wer spricht schon gern von Auschwitz, wenn er seine Leistung herausstreichen will. Wird ein jüdischer Name in der Firmengeschichte überhaupt erwähnt, so eher beiläufig. Das ist quer durch die Bundesrepublik so, in kleinen wie in großen Unternehmen.

Das Modehaus L. Steffan in Worms etwa bezeichnet das Kaufhaus der Gebrüder Goldschmitt ganz wertneutral als „Vorgänger“ – die Firma wurde damals arisiert.

Dezent auch umschrieb die führende Modeschmuck-Großhandlung in Frankfurt, Krucker Eurobijoux, wie „Firmengründer“ Alfons Krucker vor 50 Jahren den Grundstein für den Aufbau seines Unternehmens legte. Krucker wurde damals „Gesellschafter“ des Großhandelshauses Theodor Heilbronn. Der andere „Gesellschafter“, der Jude Heilbronn, flüchtete vor den Nazis nach Brasilien.

Oder die Schuhfabrik Romika in Trier, die noch heute nach ihren Gründern benannt ist: Hans Rollmann, Carl Michael und Carl Kaufmann hatten 1921 die Marke „Romika“ aus den beiden Anfangsbuchstaben ihrer Familiennamen komponiert.

Bei der 50-Jahr-Feier mit 2000 Mitarbeitern und zwei eigens aus Mainz angeordneten Landesministern wurde Hellmuth Lemm, der 85jährige Seniorchef, der die Firma 1936 übernommen hatte, wortreich als „Gründer der Romika“ gepriesen. Die Juden waren weggetüncht.

Ähnlich lief es auch in Hildesheim. Im Schottenlook dudete eine Band der britischen Nato-Garnison fröhliche Weisen, mitten in der Hildesheimer Fußgängerzone fuhren Oldtimer aus den dreißiger Jahren auf: Requisiten zum Geschäftsjubiläum des Modehauses Fiedler.

„Man erinnert sich doch ganz gern einmal – ein halbes Jahrhundert“, schwärmte die „Hildesheimer Allgemeine Zeitung“. Ja, das waren Zeiten. Was mit der Witwe Regina Schoenberg geschah, von der „Firmengründer“ Wilhelm Fiedler das Modehaus Alsborg „erworben“ hatte, mochte niemand mehr wissen. Frau Schoenberg ist seit ihrer Deportation 1942 „unbekanntem Aufenthalts“, ihr Sohn Robert starb im KZ Mauthausen.

„Keiner hat hier ein Jubiläum zu feiern“, sagt Jürgen Gehring, Vorsitzender Richter am Stuttgarter Landgericht, ganz unverklausuliert: „Die Arisierung, das war bitterböses Unrecht.“

Richter Gehring hatte den „Großen Jubiläumsverkauf“ des Studios Spiecker zu beurteilen. Walther Spiecker, vordem

### Nicht nur stramme Nazis wurden belohnt

Geschäftsführer des Reichsverbandes der Mittel- und Großbetriebe des Deutschen Einzelhandels in Berlin, hatte 1936 das alteingesessene Kaufhaus Landauer AG in Stuttgart arisiert (SPIEGEL 42/1986).

Die Sonderveranstaltung der Firma Spiecker & Co., so Gehrings Urteil, war nach den Regeln des Wettbewerbsrechts unzulässig: Jubiläen dürfen alle 25 Jahre nur für das tatsächlich bestehende Geschäft gefeiert werden.

Es sei „verwerflich“, meinte Richterin Karin Horstmann im Rechtsstreit der Firma Spiecker, „noch heute aus diesem jedem Recht hohnsprechenden Vorgängen Kapital zu schlagen“.



Zerstörte jüdische Geschäfte 1938\*  
„Die Juden wollen Deutschland vernichten“

Ob es der Fischladen von Anton Schwarz in Bad Kreuznach oder das Porzellanwarengeschäft Theodor Rubel in Pirmasens war, ob es um das Schuhhaus Rosenberg in Duisburg oder die Stoff-Etage Siegmund Katz in Krefeld ging, um die Kaufhaus AG in Saarbrücken oder um ganze Stahl- und Hochofenwerke – die ordentliche Fortführung eines Geschäfts nach Besitzerwechsel war es nie.

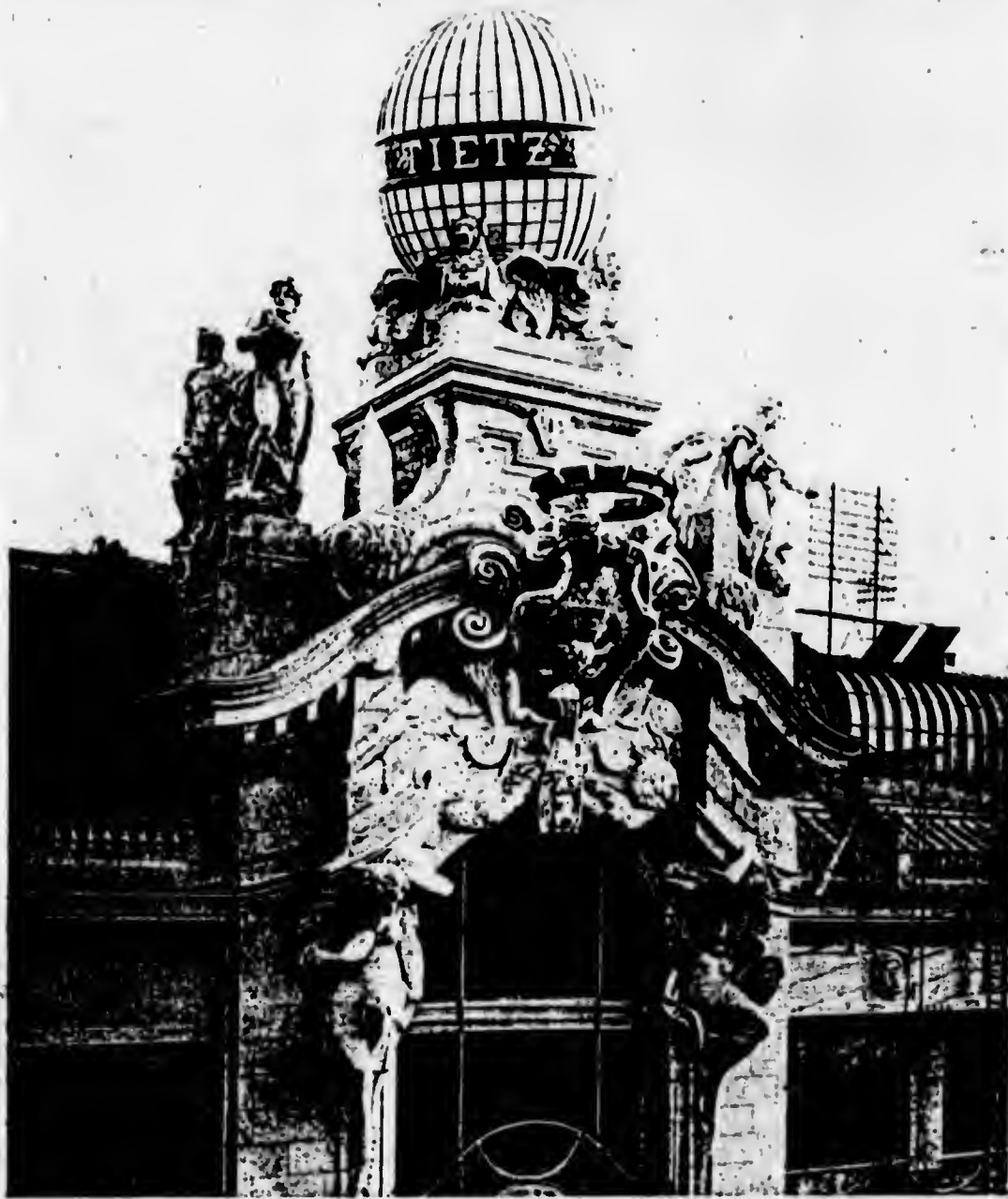
Mit der billigen Beute wurden nicht nur stramme Nazis für ihre Treue zur „Bewegung“ belohnt. Ganz andere Kreise entdeckten den Rassenwahn der herrschenden Horde als Wohlstandsfaktor: Bankiers und angesehene Geschäftsherren, deren Leumund nicht in Zweifel stand, solide Prokuristen und aufstrebende Handlungsgehilfen.

Was da hochkam, als die Jagd auf die Juden aufging, waren durchweg nicht suspektere Elemente aus den Randzonen der Gesellschaft, vielmehr vornehmlich deren legitime Repräsentanten: Opportunisten, die stramm auf ihren Vorteil aus waren und von der Angst und der Not ihrer bedrängten Mitbürger nach Kräften zu profitieren gedachten.

Die Brüder Hugo und Hermann Jacobi zum Beispiel waren hochangesehene jüdische Geschäftsleute. Ihnen gehörten in Stuttgart eine alteingesessene Weinbrennerei („Jacobi 1880“) und die

\* Nach der „Kristallnacht“ in Berlin.





**Kaufhaus Tietz in Berlin: Die Bankern stoppten die Kredite**



**Kaufhaus-Gründer Hermann Tietz**  
Katastrophaler Käuferschwind nach 1933

Brauerei Englischer Garten („Stuttgarter Hofbräu“).

Als die Jacobis 1935 ihre Flucht nach Amerika vorbereiteten, gedachten sie sich mit der Sektkellerei Henkell in Wiesbaden zu arrangieren. Doch da legte sich die Gauwirtschaftskammer ins

Zeug und überließ einem ihrer Günstlinge, Franz Deyle, die fette Pfründe. Der arische Weinbrand-Hersteller geriet jedoch bald in Vergessenheit.

Mehr Glück hatte Wäscheversender Gustav Schickedanz. Der „Quelle“-Chef war bereits vor 1933 NSDAP-Mitglied geworden und saß für die Nazis im Fürther Stadtrat. Als die jüdische Fabrikantenfamilie Rosenfelder nach England auswanderte, war der Versandhändler der richtige Mann, die Vereinigten Papierwerke Rosenfelder („Camelia“, „Tempo“) zu übernehmen.

Immer mehr fanden immer weniger dabei, ungeniert zuzugreifen. Rasch und regelmäßig nahm die Zahl der arisierten Betriebe zu. Ende 1937 erreichte sie im „Altreich“ eine Größenordnung von 30 000.

Später wurde, bis zur „Zwangsentjudung“, mehr liquidiert als arisiert. Der Grund: Es hatte zunehmend Ärger gegeben, weil die Unternehmen, die in der Regel zu Spottpreisen den Besitzer wechselten, dank dieses Wettbewerbsvorteils dann den Konkurrenten oft härter zusetzten als vorher unter jüdischer Geschäftsleitung.

Das „Judenlegen“ hatte gleich nach der Machtergreifung der Nazis Ende Januar 1933 begonnen. Von der klassenlo-

sen „Volksgemeinschaft“ ihres sogenannten Dritten Reichs waren die Juden, wie es das Programm der NSDAP befahl, von vornherein ausgeschlossen.

Kommunisten und Sozialdemokraten, laut Hitler die „marxistische Kampftruppe des internationalen jüdischen Börsenkapitals“, waren als erste in die neuartigen Konzentrationslager verschwunden. Für die braunen Bataillone war damit die wilde Zeit der Straßenschlachten vorbei, der „Bewegung“ drohte die innere Erstarrung.

Doch da waren noch die „Rassenfeinde“. Gegen sie entlud sich nun, gemäß dem jahrelangen „Juda, verrecke!“ der NS-Agitation, der Aggressionsstau in blankem Terror.

Mehr denn je zuvor wurden die Häuser jüdischer Ärzte und Anwälte mit antisemitischen Parolen beschmiert, vielerorts im Reich demolierten uniformierte Rollkommandos die Schaufenster von Warenhäusern und jüdischen Geschäften. Strafe brauchten sie nicht zu befürchten.

In der Wormser City etwa hatte der braune Mob die vier Schaufenster des Möbelhauses Scheiering mit Pistolschüssen und Steinwürfen zertrümmert. Statt gegen die Rechtsbrecher vorzugehen, ließ die Polizei kurzerhand Geschäfte und Warenhäuser von Juden in der ganzen Stadt für zwei Tage schließen.

„Ich lehne es ab, daß die Polizei eine Schutztruppe jüdischer Warenhäuser ist“, hatte Hermann Göring, der Chef der preußischen Polizei, bei einer Massenveranstaltung in Essen verkündet. Seine Leute seien „nicht dazu da, die Gauner, Strolche, Wucherer und Verräter zu schützen“ – die Juden.

Die Entrechtung vollzog sich in den Formen des herkömmlichen Rechts. Nach dem Brand des Reichstags am 27. Februar 1933, die Glut war noch nicht erloschen, setzte die „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat“ die in

### **SA und SS besetzten die Kaufhaus-Eingänge**

der Weimarer Verfassung garantierten Grundrechte außer Kraft. Das neue Recht legalisierte in sechs dürren Paragraphen jede Willkür, von der Postzensur und Haussuchung bis zur Festnahme nach Gutdünken und KZ-Einweisung ohne Urteil.

Nach der paranoiden Logik der Nazis mußten sich Deutsche gegen Angriffe der Juden zur Wehr setzen. „Juda erklärt Deutschland den Krieg“, schlug Hitlers „Völkischer Beobachter“ Alarm. „Boykottiert die Juden!“ forderte das Kampfblatt in gellroter Schlagzeile.

„Entweder das Weltjudentum stellt sofort sämtliche Anschläge auf die deutsche Aufbauarbeit ein“, drohte der Reichsminister für Volksaufklärung und

Propaganda, Joseph Goebbels, „oder der Boykott setzt mit aller Schärfe ein und wird dann dazu führen, daß das Judentum in Deutschland moralisch und geschäftlich erledigt ist.“

Es gab gar kein Entweder-Oder: Der zentral gesteuerte Boykott der jüdischen Unternehmen, Arzt- und Anwaltspraxen war längst beschlossene Sache.

Schon im Februar 1933 waren SA- und SS-Männer zur „Entlastung der ordentlichen Polizei in Sonderfällen“ zu Hilfspolizisten ernannt worden. Der Sonderfall war am 1. April 1933 da. Gehorsam, wie befohlen, besetzten die braunen und schwarzen Hilfspolizisten, auch assistiert von deutschnationalen „Stahlhelm“-Kameraden, die Eingänge jüdischer Geschäfte und Warenhäuser.

„Die Juden aller Welt wollen Deutschland vernichten!“ lauteten auf Schildern und Plakaten die Parolen: „Deutsche, verteidigt Euch gegen die jüdische Greuelpropaganda. Kauft nur bei Deutschen!“ Oder: „Deutsche! Wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden!“

Im Kaufhaus Alsberg in Duisburg wurden Kunden, die trotzdem Zutritt beehrten, fotografiert und namentlich erfaßt. Im Kaufhaus Schocken in Nürnberg wurden sie beschimpft, angespuckt oder gar tätlich angegriffen. Ähnlich ging es überall zu.

Mit der „Judenfrage“ gedachte Adolf Hitler den Deutschen den „großen, einigenden Kampfgedanken zu schenken“. Doch die „große stupide Hammelherde unseres schafsgeduldigen Volkes“, wie der Führer formulierte, wußte davon noch nichts.

So mußte in München der schlagartige Beginn des „Abwehr“-Boykotts einen Tag vorgezogen werden. Das wurde, so der „Völkische Beobachter“ in dem Lokalbericht, „durch die Unvernunft eines

Teiles des Publikums notwendig, das sein sauer verdientes Geld den Volksfeinden und hinterlistigen Verleumdern geradezu aufdrängte“.

Diese „Volksgenossen“ seien „von den SA-Posten in höflichster Weise über die Gefährlichkeit und Niedertracht des Juden aufgeklärt“ worden, hieß es in dem Artikel. „Mit Gewalt wurde niemand daran gehindert, sein gutes deutsches Geld den Rassefremden nachzuwerfen, jedoch waren Käufer verschwindend geringe Ausnahmen. Ihre Namen wurden in den meisten Fällen festgestellt.“

Die Bevölkerung, das läßt der Text erkennen, reagierte nicht nach Wunsch, mit dem schäumenden Volkszorn war es

### „Die Wogen der nationalen Erregung gingen hoch“

nicht weit her. Also korrigierte der „Völkische Beobachter“ die peinliche Panne zwei Tage danach mit einem neuen Frontbericht.

Unter der Überschrift „München im Zeichen des Abwehrkampfes gegen die jüdische Greuel- und Boykotthetze“ war im NS-Zentralblatt jetzt zu lesen: „Überall herrscht freudige Zustimmung zu den energischen Abwehrmaßnahmen, die nun endlich ergriffen wurden. Fast hat man den Eindruck, daß die Posten mehr zum Schutz der Geschäfte da waren, so hoch gingen die Wogen der nationalen Erregung.“

Der Terror wirkte. Die arischen Volksgenossen wurden durch die Demonstration der Gewalt gehörig eingeschüchtert und die Juden von der übrigen Bevölkerung weitgehend isoliert.

Weil die „Waffe des Abwehrboykotts durch allzu häufige Anwendung nur

stumpf“ würde, befand Propagandaminister Goebbels, müsse der „Einfluß der deutschen Juden durch ganz andere, schrittweise Maßnahmen begrenzt werden“.

Die Skala reichte von der permanenten Kunden- und Lieferantendiskriminierung bis zur völlig geräuschlosen Erpressung: Kreditlinien wurden gekürzt oder nicht verlängert und Rohstoffkontingente oder Importlizenzen gestrichen.

Unternehmen mußten jüdische Mitarbeiter entlassen. Karstadt etwa konnte es sich „nicht leisten, in Gestalt der jüdischen Angestellten dauernd Unruheherde im Betrieb zu haben“, wie der Warenhauskonzern in zahlreichen Kündigungsprozessen mit Erfolg vortrug. Die Dresdner Bank entließ auf einen Schlag mehr als 100 Juden.

Kleine „Führer“ ergriffen allenthalben die Macht auf eigene Faust. Im Ullstein Verlag riefen sie zum Streik auf gegen die weitere Beschäftigung jüdischer Kollegen. In Berlin, Hamburg und Kiel dekorierten Bedienstete der Epa Einheits-Preis AG, einer Karstadt-Tochter, die Schaufenster mit Plakaten: „Wir Epa-Angestellten fordern den Rücktritt des jüdischen Vorstandes, wir wollen ein deutsches Unternehmen sein.“

„Im Interesse des Unternehmens und der Gesamtheit seiner Angestellten- und Arbeiterschaft“ traten im Kaufhauskonzern Leonhard Tietz sämtliche jüdischen Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder freiwillig zurück. Beim Warenhaus Schocken in Nürnberg verhaftete der Betriebsrat mit SA-Hilfe kurzerhand die Direktion und sperrte sie ein.

Blockwarte und Zellenleiter, die Spitzel des NS-Systems, denunzierten jeden, der bei Juden kaufte. Beamten, auch wenn nur deren Familienmitglieder bei



Kaufhaus Wertheim in Berlin: Der Firmengründer mußte gehen, die Deutsche Bank besetzte die Führung



der Untat erwischt wurden, drohte die Entlassung.

„Die Juden sind unser Unglück“, stand als Zierspruch über den Holzkästen, in denen auf Straßen und Plätzen das Radaublatt „Der Stürmer“ ausgehängt war. An diesen Schandtafeln wurde jeder angeprangert, der sich irgendwie mit Juden abgegeben hatte.

Dem neuen Management der Porzellanfabrik Rosenthal war das nicht genug. Bald nach der braunen Machtergreifung wurde der Generaldirektor Geheimrat Philip Rosenthal, der Gründer, durch einen Arier-Vorstand ersetzt. Der „Stürmer“-Kasten am Stammwerk in Selb enthielt eine Liste aller Judengeschäfte, in denen bei Strafe der Entlassung kein „Rosenthaler“ einkaufen durfte.

Der Raiffeisenverband ließ sich von den Genossenschaften die Bauern melden, „die nach wie vor mit Juden handeln“. Die Generalversammlung der Molkereigenossenschaft Hoherodskopf am hessischen Vogelsberg beschloß einstimmig, jedes Mitglied auszustößen, das „mit Juden in geschäftliche Beziehungen tritt“. Der Erfolg blieb nicht aus. Von 360 jüdischen Viehhändlern in Kurhessen war Ende 1937 keiner mehr da.

Auf Anordnung von braunen Potentaten durften öffentliche Aufträge nur noch „Unternehmen des guten alten Mittelstandes und christlichen Geschäften“ zukommen. Büromaschinenwerke wie Adrema, Francotype oder Mercedes, klagte Hugo Gutmann, Inhaber einer Großhandelsfirma für Büroeinrichtungen in Nürnberg, „waren gezwungen, mir sofort die Vertretungen zu entziehen, ebenso verlor ich alle Behördenaufträge“.

Bei den ICAS Schuhfabriken in Frankfurt tendierte der Umsatz gegen null, weil die bisherigen Kunden ablehnten, weiter mit der Judenfirma zu arbeiten.

### Die Rassengesetze waren nur Vorwand

ten. Der Ada-Ada-Schuh AG in Höchst wurde die Zuweisung von Rohleder gesperrt.

Selbst die AEG, vermerkt der Geschäftsbericht, litt „eine Zeitlang unter einem gewissen Boykott“ – AEG-Gründer Emil Rathenau war Jude. Stolz berichtete der Vorstand: „In Verhandlungen mit der NSDAP ist es gelungen, festzustellen, daß die AEG keine jüdische Firma ist.“ Rathenau war seit 1915 tot.

Um ja nicht mit Juden verwechselt zu werden, empfahlen sich Firmen wie etwa



Versandhändler Schickedanz  
„Rein deutsches, christliches Unternehmen“

Bankier Richard Kohn, der im Nürnberger Stadtrat als Demokrat gesessen hatte, kam unter dem Vorwand der „Rassenschande“ in U-Haft. Die regional bedeutende Privatbank wurde liquidiert.

Oder es wurde Judenvermögen unter dem Verdacht von Steuerdelikten oder anderen Straftaten konfisziert. So wechselte die Waffenfabrik Simson in Suhl/Thüringen gegen Verrechnung mit den ihr angelasteten angeblichen Schulden 1935 zum Nullpreis den Besitzer. Arthur Simson konnte sich, zu den Verkaufsverhandlungen aus der Haft entlassen, mit knapper Not in die Schweiz retten.

Freiwillig hatte sich auch der Ignaz-Petschek-Konzern von seinen Braunkohle-Bergwerken in Mitteldeutschland nicht trennen wollen – sie wurden arisiert. Friedrich Flick und die Reichswerke Hermann Göring teilten sich die Beute. Ihr Wert, 200 Millionen Reichsmark, wurde gegen eine behauptete Steuerschuld von 300 Millionen Reichsmark aufgerechnet.

Dabei waren die „ehernen“ und „ewigen“ Rassengesetze nur Vorwand. Über sie setzte sich das Regime mit Willkür hinweg, wann immer es opportun erschien.



### Wie lange bleibt eine Frau jugendlich?

Es gab eine Zeit, da man als Ende der weiblichen Jugend das Lebensalter bezifferte, in welchem bei dem Manne das Leben probatum. Heute aber hat man erkannt, daß das vorzeitige Altern ein ganz unnatürlicher Vorgang ist, der hauptsächlich durch Begünstigung wird, die viele Frauen es Tage ihres Lebens nicht auf dem Paster sind. Diese Zeit der Beschwerden, Unschärfe, Verlegenheit u. d. d. h. die Bestimmung für die auf das Alter zu führen. Ländl.

u. darum streben Sie durch Anwendung der Reform-Damenbinde „Camelia“ dafür, daß auch nach dem Tag Ihrer besten Jahre verjüngt geht. „Camelia“ läßt Sie alles vergessen, was Ihnen früher Verstimmung u. Sorgen bereitet. Die vielen Leiden Ihrer Jugend, die Sie durch die „Camelia“ verjüngt werden. Die große Hauptursache u. Ursache u. die beste Verjüngung. Und die „Camelia“ ist die größte Verjüngung. Die Schwere Ihrer Tragen u. die beste Verjüngung. Die...

**Camelia**

Die ideale Reform-Damenbinde

Reform Schickel (10 Stk) 1M - 50  
Reform Schickel (10 Stk) 1M - 50  
Reform Schickel (12 Stk) 1M 1.25  
Extra stark Schickel (12 Stk) 1M 1.50  
Reform Schickel (15 Stk) 1M - 75



Schickedanz-Werbung: Nach Auswanderung zur Übernahme frei

der Wäscheversand Quelle als „rein deutsches, christliches Unternehmen“. Hettlage stellte den Firmengründer als „kerndeutschen Kaufmann“ vor. Karstadt plaktierte „Deutsches Geschäft“. Woolworth beteuerte: „Dieses Geschäft ist ein rein arisches Unternehmen.“ Die Prädikate deutsch, arisch, christlich durften nur mit Genehmigung der Partei geführt werden.

Fritz Ries, der spätere Herr des Pegulan-Konzerns, übertraf alle. Als er nach vielen anderen Firmen auch die Miguin-Gummiwaren GmbH arisiert hatte, versah er die „Miguin“-Präservative mit dem erhellenden Zusatz „Jetzt arisch!“.

Karl Joel in Berlin, dessen Versandunternehmen der jugendliche Josef Nekermann arisierte, wurden Konflikte mit den Devisengesetzen nachgesagt. Der

\* Oben: 1971 an der elektronischen Lagerbestandskontrolle des Quelle-Versandes; unten: für ein Produkt der arisierten Firma Vereinigte Papierwerke Rosenfelder.

Hugo Junkers zum Beispiel, der Pionier des Ganzmetall-Flugzeugbaus, dem die legendäre Ju 52 („Tante Ju“) zu danken ist, verweigerte den Nazis die Zusammenarbeit und wurde 1934 nach der Reichstagsbrand-Verordnung zum Schutz von Volk und Staat unter Androhung der Verhaftung wegen Landesverrats zur Aufgabe gezwungen. Friedrich Flick delegierte einen seiner Manager an die Spitze der Junkers-Werke.

Dabei war Hugo Junkers gar kein Jude. Der ehemalige Junkers-Direktor hingegen, der Karriere gemacht hatte und seinem früheren Chef nun eröffnete, er gehöre „an die Wand gestellt“, war Nichtarier: Erhard Milch, Hermann Görings Luftfahrt-Staatssekretär.

Bei den Messerschmitt-Werken in Augsburg kam damals das Gerücht auf, Göring-Intimus Milch sei Halbjude. Da verwandelte Göring Milch in Bier.

Auf Geheiß des Reichsministers mußte die Mutter seines Staatssekretärs an Eides Statt erklären, nicht der jüdische



Apotheker Anton Milch sei der Vater, sondern ein Baron Hermann von Bier. Göring verbot jede weitere Erörterung der Affäre.

Zu denen, die aus den Verbrechen an der jüdischen Minderheit kräftig Gewinn zogen, gehörten vor allem auch die deutschen Banken. Zwar hatten die Nationalsozialisten 1930 im Reichstag noch verlangt, das „gesamte Vermögen der Bank- und Börsenfürsten . . . zum Wohle der Allgemeinheit des deutschen Volkes“ entschädigungslos zu enteignen. Aber ernst gemeint war das offensichtlich nicht.

In Wahrheit waren die „Bank- und Börsenfürsten“ bereits hinter die braunen Marschkolonnen eingeschwenkt. Emil Georg von Stauß, Vorstand der Deutschen Bank, gehörte zu diesen Profiteuren der politischen Verhältnisse.

Der neue Geschäftszweig, die „Entjudung der deutschen Wirtschaft“, entwickelte sich für die Banken rasch und war äußerst lukrativ. Zuerst brachte die Vermittlung der durch den Nazi-Boykott schwach gewordenen Judenfirmen an die Günstlinge des Regimes staatliche Provisionseinnahmen. Zusatzprofit trugen sodann die Kredite ein, die den oft mittellosen Aufkäufern – politisch zuverlässigen Volksgenossen – freigebig bewilligt wurden.

Vor allem aber sprangen die Banken auch selbst ein, wenn jüdische Geschäftsleute ihre Unternehmen aufgeben mußten. In den paar Jahren des Nazi-Reiches rafften die Geldmanager einen beachtlichen Beteiligungsbesitz zusammen, der ihren Bilanzen noch lange nach dem Ende der Nazi-Herrschaft zur Zierde gereichte.

Zunächst waren da die jüdischen Privatbanken. Die hatten unter der Nazi-Verfolgung doppelt zu leiden: Sie verlo-

ren nicht nur ihre arischen Kunden, die nolens volens die Geschäftsverbindungen abbrachen, sondern auch ihre jüdische Klientel, die unter dem Boykott zunehmend litt und schließlich arisiert wurde.

Allein ihr Verantwortungsbewußtsein, so möchte die Branche heute glauben machen, habe die Großbanken gezwungen, ihren in Bedrängnis geratenen jüdischen Kollegen zur Hilfe zu eilen. Reihenweise vereinnahmten sie deren Geschäfte.

Die Dresdner Bank, damals die Nummer eins, legte sich feine Häuser wie Hardy oder S. Bleichröder und Gebrüder Arnhold zu, die Diskont- und Kredit AG oder die Bank für Brau-Industrie. Die Deutsche Bank nahm erste Adressen wie Mendelssohn oder Philipp Eli-



Pegulan-Chief Ries  
Arische Präservative



Versandhändler Neckermann: Nach acht Jahren verklagt

meyer in ihre Obhut, half in Berlin auch Jaquier & Securius arisieren.

Merck, Finck & Co. in München führte das Berliner Bankhaus Dreyfus & Co. als Filiale weiter und war auch dabei, als der Prokurist Otto Burckhardt in Essen die traditionsreiche Privatbank Simon Hirschland arisierte. Von den 1350 – meist jüdischen – Privatbanken, die es Ende 1932 im Deutschen Reich gab, waren 1945 nur noch rund 300 übrig.

Doch nicht nur die feinen jüdischen Privatbanken fanden das Interesse der großen Geldhäuser. Das Hotel Kempinski in Berlin ging in Bankbesitz über, bei der Süddeutschen Zucker AG wurde die nichtarische Aktionärsgruppe Flegenheimer-Montesi entfernt. Nachdem ihnen Karstadt schon gehörte, usurpierten die Banken nun auch noch die anderen Großkaufhäuser.

Der Warenhauskonzern Leonhard Tietz hatte nach „katastrophalem Käuferchwund“ 1933/34 den ersten Verlust in seiner mehr als fünfzigjährigen Firmengeschichte erlitten. Da waren als Nothelfer die Deutsche, die Commerzbank und die Dresdner Bank sofort zur Stelle.

Erst nannten sie die Firma „Westdeutsche Kaufhof AG vormals Leonhard Tietz“. Aber noch ehe Göring sein Mißfallen an der Fortführung des Judennamens kundgetan hatte, kam ihm die

### Die Arisierung förderte die Konzentration

Kaufhof-Hauptversammlung, bestehend aus den drei Banken, zuvor und strich den Zusatz „vormals Leonhard Tietz“.

Herbe Verluste mußte auch „der größte Warenhauskonzern Europas in Eigenbesitz“, wie sich die Hermann Tietz OHG bezeichnete, durch den braunen Boykott hinnehmen. Er hatte den Jahresumsatz von 300 Millionen Reichsmark glatt halbiert.

Dennoch dachte die Familie Tietz ganz und gar nicht an Verkauf. Erst als ihr die Kredite nicht verlängert wurden, mußte auch sie kapitulieren. Die Dresdner und die Deutsche Bank fanden dadurch Eingang in den Aufsichtsrat eines Unternehmens, das sich bis dahin immer ihrer Kontrolle entzogen hatte.

An die Spitze des nun arischen „Hertie“-Konzerns, in dessen Namen Hermann Tietz verstümmelt weiterlebt, beriefen die Banken den Textileinkäufer Georg Karg. Im vergangenen Jahr feierte ihn die „Stuttgarter Zeitung“, sonst gut informiert, als „Firmengründer“.

Beim Kaufhaus Wertheim in Berlin hatte Georg Wertheim gehen müssen, an seine Stelle trat Emil Georg von Stauß von der Deutschen Bank. Georg Karg verleibte die fünf Wertheim-Häuser seinem Hertie-Konzern 1952 ein.

Auch der Horten-Konzern entstand auf den Trümmern jüdischer Existen-

zen. Nach Arisierung des Kaufhauses Alsberg übernahm Horten auch das Textilhaus Hess in Wattenscheid sowie ehemals jüdische Firmen in Ostpreußen.

Die Arisierungswelle förderte die wirtschaftliche Konzentration, weil bedeutende jüdische Firmen zumeist von größeren Unternehmen geschluckt wurden. Das Frankfurter Lebensmittel-Filial-Unternehmen Schade & Füllgrabe etwa, das weit über Hessen hinaus Verbrauchermärkte auch in Sachsen betrieb, wurde nicht etwa unter viele kleine Mittelständler aufgeteilt. Seit die jüdischen Besitzer, die Familie Halberstadt, 1936 in die USA flohen, gehört Schade zum Imperium der Neusser Industrie- und Handelsdynastie der Werhahns.

Reinrassige Tabakkonzerne sogen die 70 jüdischen Zigarrenfabriken in Süddeutschland auf. Die Bremer Tabak- und Zigarettenfabrik Martin Brinkmann AG arisierte die 50 Betriebe der Zigarrenfabrik I. Neumann AG mit 2800 Leuten.

In der Schuh- und in der Lederindustrie hatte es vor 1933 viele Mittelbetriebe gegeben. Aus ihnen entstanden durch massenhafte Arisierungen Konzerne wie Freudenberg und Salamander, die dann die bislang getrennten Sparten Leder und Schuhe zusammenfaßten.

Die Konzerne der Schwerindustrie bauten auf Kosten der Juden zügig ihren Metallhandel aus. Die Dortmunder

### „Millionen kleiner Geschäfte auf Gegenseitigkeit“

Hoesch AG etwa arisierte im Konsortium mit Mannesmann die Stern AG in Essen, ein im Schrott- und Eisenhandel schwergewichtiges Unternehmen.

Mannesmann mauserte sich in wenigen Jahren, analysiert der Wirtschaftspublizist Günter Keiser, vom Spezial- zum Vollkonzern. Die Produktionspalette, vorher nur auf Röhren- und Blecherzeugung spezialisiert, reichte bald vom Hochofen und Profileisenwalzwerk bis zum Rohrleitungsbau. Mit der Wolf, Netter & Jacobi KGaA erweiterte Mannesmann die Produktion um Blechwalzwerke, Verzinkerei, Stahl- und Blechbau in fünf Werken.

Die Übernahme der Hahnschen Werke nahe Duisburg, die zunächst in Stahl- und Walzwerk Großenbaum AG umgetauft wurden, brachte Mannesmann auch die wertvollen Hahnschen Beteiligungen: die Kammerich-Werke AG in Brackwede (Röhrenpreßteile für Automobile) und in Berlin die Franz Seifert & Co. AG (Hilfsanrichtungen für Kesselanlagen, Armaturen, Hochdruckröhren), die Gesellschaft für Hochdruckrohrleitungen und die Werkzeugmaschinenfabrik Richard Weber.

Bei der Arisierung der Hahnschen Werke in Duisburg war Friedrich Flick die treibende Kraft. Er war auch der Hauptgewinner.

Es war die größte Transaktion neben der Ausplünderung des Braunkohlenreichs der Petscheks, als die Nazis Prag nahmen, und auch die abgefeimteste. Dabei handhabte Flick die politischen Möglichkeiten in der Art, wie Bankräuber sich des Schneidbrenners bedienen.

Friedrich Flick hatte es auf die Hochofenwerk Lübeck AG abgesehen, deren Besitzer zu fast 90 Prozent Juden waren. Das größte Paket Lübeck-Aktien, rund 45 Prozent, gehörte der Familie Hahn, ein Drittel der Berliner Erzimportfirma Rawack & Grünfeld.

Über Rawack & Grünfeld stieg Flick ein. Vorab gab er den Juden den „freundschaftlichen Rat“ (Flick Mitte November 1937), an ihn zu verkaufen. Sonst könnten sie wegen der Umgehung

erklärung“ bekommen, aber die war nichts wert. Anfang 1938, als ihre Werke erneut von den Rohstofflieferungen abgeschnitten werden sollten, verkaufte Hahn an die Mannesmann-Röhrenwerke, deren Generaldirektor Wilhelm Zangen zum Leiter der Reichsgruppe Industrie aufstieg.

Die Hahns verließen Deutschland. Daß ihnen gestattet wurde, immerhin 25 Prozent des Erlöses ins Ausland mitzunehmen, gehört zu den ganz raren Ausnahmen. Im Restitutionsverfahren bekam die Familie 1952 zur Wiedergutmachung 55 Prozent der Aktien zurück.

Als Rudolf Hahn 67jährig in England starb, beklagte die Mannesmann AG in ihrer Todesanzeige „den Verlust eines Mannes, der mit unserem Unternehmen



Reichsminister Göring (r.), Staatssekretär Milch (l.): Es war nicht der Apotheker

von Devisenvorschriften gewisse Unannehmlichkeiten bekommen.

Als das wenig Eindruck machte, half eine von Göring im Juli 1937 neu geschaffene Behörde nach: Der „Generalbevollmächtigte für die Eisen- und Stahlbewirtschaftung im Vierjahresplan“ kündigte Rawack & Grünfeld den Entzug der Importlizenz an. Da lieferte die Firma, von dieser Mitteilung „stark beeindruckt“, ihre Lübeck-Aktien an Flick ab.

Nun fehlten Flick zur qualifizierten Mehrheit bei Lübeck noch die Aktien der Familie Hahn. Also drohte der Generalbevollmächtigte Ende November 1937 dem Rudolf Hahn, seinen Stahl- und Walzwerken das Rohstoffkontingent zu streichen, wenn die Hahns nicht ihr Lübeck-Aktienpaket herausrückten – da war Flick am Ziel.

Zwar hatte Rudolf Hahn als eine Art Gegenleistung von Berlin eine „Schutz-

über die Hahnschen Werke und die Kammerich-Werke Jahrzehnte hindurch auf das engste verbunden war“.

Der Lübeck-Coup ist dank des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses als Paradedstück der Arisierungsgeschichte lückenlos dokumentiert. Friedrich Flick wurde zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Als er 75 wurde, beglückwünschte ihn Bundeskanzler Konrad Adenauer im Namen der Republik zu seinem „großen und stammenswerten Lebenswerk“.

Den Unternehmern, die damals so staunenswerte Taten auf Kosten der Juden vollbrachten, kamen um so weniger Skrupel, als sie sich auf die desolate Lage der rassisch Verfolgten berufen konnten. Je trostloser sie wurde, um so dringlicher der Wunsch der Juden, ihre Habe zu verkaufen und sich außer Landes zu retten.

Dabei waren die Verfolgten naturgemäß auf die Mitwirkung der sogenannten



Arier angewiesen. Nur zu gerne verstanden sich die Arisierer daher als Helfer in der Not.

Als Rudolf Loeb, Inhaber des Bankhauses Mendelssohn & Co. in Berlin, nach dem Tod des hochgeachteten Seniorchefs Franz von Mendelssohn nicht mehr weiterwußte, wurde er bei Hermann Josef Abs von der Deutschen Bank mit der Bitte um Arisierung vorgestellt. Die Deutsche Bank tat ihm den Gefallen.

Auch den Eigentümern der Lederwerke Adler & Oppenheimer AG erfüllte die Deutsche Bank bereitwillig den Wunsch, entjudet zu werden. Abs war Aufsichtsratsvorsitzender der Firma.

Nicht selten erhoben die Arisierer am Ende gar den Anspruch, Wohltäter der Bedrängten gewesen zu sein. Willy Kaus beispielsweise, damals Herr des Metzeler-Konglomerats, wollte die Valenthin Mehler AG in Fulda nur übernommen haben, „um nichtarischen Freunden zu helfen“. Doch dann, als der braune Spuk vorüber war, mußten die Erben des Mehler-Vermögens sich erst auf einen langwierigen Prozeß einlassen, um die Rückgabe des Unternehmens zu erzwingen.

Gewiß hatte es auch Absprachen gegeben, das Eigentum jüdischer Emigranten treuhänderisch zu verwalten, um es später unversehrt zurückzuerstatten, obwohl eine Verordnung 1938 „die Unterstützung der Tarnung jüdischer Gewerbebetriebe“ ausdrücklich unter Strafe stellte. Aber Abreden, die Bestand hatten, erwiesen sich als selten.

So arisierte Konrad Adenauers Intimus Robert Pferdenges das Kölner Bankhaus Sal. Oppenheim jun. & Cie., dessen Teilhaber er war. Nach Kriegsende, 1947, verwandelte er die Privatbank Pferdenges & Co. wieder in die Oppenheim-Bank.



Bankier Pferdenges (1931)  
Verlässlicher Platzhalter



Bankier Abs  
Der Bitte um Arisierung nachgegeben

Auch der Hamburger Bankier Max Warburg, der Deutschland erst Anfang 1938 verließ, fand in seinen Generalbevollmächtigten Rudolf Brinckmann und Paul Wirtz verlässliche Platzhalter. Sie gaben die Warburg-Bank, die von 1941 an als „Brinckmann, Wirtz & Co.“ firmierte, nach 1945 klaglos an die Warburgs zurück.

„Überall boten die Verfolger den Verfolgten an, ihnen Stellungen oder Vermögen zu retten, sofern sie sie nur daran teilnehmen ließen, und die ganze völkische Revolution, sah man genauer hin, zerfiel in Millionen kleiner Geschäfte auf Gegenseitigkeit“, schrieb Lion Feuchtwanger im Exil. „Viele unter den neuen Herren suchten Rückendeckung bei den jetzt Verfolgten für den Fall des Zusammenbruchs.“

So war es im Roman, nicht in der Wirklichkeit. Die Arisierer setzten auf Sieg.

Es ist keine Frage, was Abreden über Scheinarisierungen nach dem „Endsieg“ wert gewesen wären. Doch selbst unter dem Restitutionsrecht der Alliierten, das die Profiteure nach dem Zusammenbruch des Nazi-Reiches zur Wiedergutmachung zwang, war es für Juden oft schwer, zu ihrem Recht zu kommen.

Der Streit zwischen den Verlegern Suhrkamp und Fischer ist ein typisches Beispiel.

Gottfried Bermann Fischer hatte den S. Fischer Verlag seinem Redakteur Peter Suhrkamp anvertraut, als er 1936 ins Exil ging. Der „Treuhänder“ arisierte die Firma unter seinem Namen.

Für die Umgründung fand Peter Suhrkamp illustre Arisierungshelfer, so Her-

mann Josef Abs, damals noch Teilhaber des Berliner Bankhauses Delbrück, Schickler & Co., das seit der Arisierung nur noch Delbrück heißt, und Philipp Fürchtegott Reemtsma, den Hamburger Zigarettenfabrikanten. Reemtsma war Großkunde der Delbrück-Bank, zugleich als Großaktionär und Aufsichtsrat ein wichtiger Mann auch bei der Deutschen Bank.

Es war für den Verleger Bermann Fischer eine schlimme Enttäuschung, als er 1949 bei seinem „guten Freund“ Suhrkamp die Rückgabe des Treuguts annahmte. „Da folgte eine Explosion“, erinnert sich der Emigrant: „Da schrie er mich an, er denke gar nicht daran, den Verlag an uns zurückzugeben.“ Den Angestellten verbot Suhrkamp, irgendwelche Anweisungen des Altverlegers zu befolgen.

Suhrkamps „strikte Weigerung“, so der Verleger, zwang Bermann Fischer zu einem „für mich sehr unangenehmen Schritt“: Erst nach der Androhung des Rückerstattungsprozesses nach Alliierten-Recht gab Suhrkamp die Fischer-Verlagsrechte heraus.

Auch andere Arisierer hatten es nicht eilig, an den Juden wiedergutzumachen, was ihnen an materiellem Ungemach zugefügt wurde. Karl Joel zum Beispiel wartete in New York „während acht langer Jahre“ (Joel); daß ihm Versandhändler Josef Neckermann „irgendeine Mitteilung zukommen lasse“, wann er sein Eigentum wiederbekäme. Er mußte ihn schließlich verklagen.

Neckermann hatte im heimatischen Würzburg im Alter von 23 Jahren das Kaufhaus Ruschkewitz samt dem dazugehörigen Kleinpreisgeschäft und später noch das Textilfachgeschäft Vetter entjudet. Die Tips kamen von der Dresdner Bank.

Die von der Dresdner arisierte Hardy-Bank diente dem Jungkaufmann dann in Berlin die jüdische Wäschemanufaktur Karl Joel an. Im Versandhandel war sie

### In den Ostgauen war noch viel zu tun

nach Witt und Quelle die Nummer drei. Beim Verkauf an Neckermann kam für Joel nichts herum. Er retirierte in die Schweiz, der Erlös war bei der Hardy-Bank blockiert.

Als Versandhändler Neckermann 1950 mit dem Geld von Willy Kaus (Metzeler) und dann von Friedrich Flick frisch gestartet war, brachte sich Karl Joel bei dem „Preisbrecher der Nation“ in Erinnerung. Der Restitutionsprozeß führte 1955 zu einem Vergleich und kostete Neckermann zwei Millionen Mark.

Sein ehemaliges Geschäftsvermögen bewertete der Berliner Versandkaufmann Joel „vorsichtig“ mit 3,6 Millionen Reichsmark, den Netto-Nutzen mit jährlich 1,5 bis zwei Millionen Reichs-



mark. Josef Neckermann hatte seinerzeit als Kaufpreis lediglich eine Million Reichsmark entrichtet.

Juden hatten sich in den dreißiger Jahren mit jeder Offerte, selbst der lächerlichsten, zufriedenzugeben. Verhandlungen über Preise und Konditionen liefen ins Leere, weil die Position der Verkäufer mit wachsendem politischen Druck zunehmend haltloser wurde. Schließlich mußten sie froh sein, daß sie überhaupt noch etwas bekamen.

Für den Ullstein Verlag, den Goebbels zum „Deutschen Verlag“ arisieren ließ, wurden den Ullsteins zwölf Millionen Reichsmark gutgeschrieben. Der Aktienwert betrug rund 60 Millionen Reichsmark.

Um die Rückgabe des hochmodernen Druckhauses Tempelhof, in dem das Goebbels-Blatt „Das Reich“ von der

sche Kapital in Deutschland, erläuterte er deutschen Botschaften im Ausland, gehöre rechtmäßig dem deutschen Volk, weil die Juden es nicht auf redliche Weise erworben haben konnten.

Für die ihnen auferlegte „Sühneleistung“ von einer Milliarde Reichsmark mußten die Juden von allen meldepflichtigen Vermögen ab 5000 Reichsmark an die Finanzämter 20 Prozent abliefern. Zum Vermögen gehörten Immobilien.

Mit der Zwangsentjudung der letzten Betriebe ging für die Banken das Arisierungsgeschäft im „Altreich“ zu Ende. Zu ihrem Glück aber war in den neuen Ostgauen noch viel zu tun.

Die Dresdner Bank konnte „bei dem erforderlichen Neubau der Kreditwirtschaft in der Ostmark und im Sudetenland erheblich mitwirken“, rühmt der Geschäftsbericht für 1938. Doch nicht

Heinrich Himmler, dankte Vorstand Karl Rasche artig im Namen der Dresdner Bank. Die Verhaftung des Baron Louis habe obendrein dazu beigetragen, den Kaufpreis zu drücken.

Die Deutsche Bank wollte da nicht zurückstehen. Sie ließ den Generaldirektor der Hermann-Göring-Werke, Paul Pleiger, wissen, daß sie an „großen Engagements“ beteiligt werden möchte. Und das wurde sie dann auch.

Hermann Josef Abs hatte sich nach der Besetzung des Sudetenlands an der „glücklichen Vergrößerung der Heimat“ erfreut. Zuvor hatte bereits die „Heimkehr“ Österreichs den Wirkungsbereich des Jungbankiers erweitert.

Darum ersuchte die Deutsche Bank den Reichsjustizminister, ihre Vorstandsmitglieder Hermann Josef Abs und Oswald Rösler von der Vorschrift des Aktiengesetzes von 1937 freizustellen, derzufolge ein Aufsichtsrat nicht mehr als zehn Mandate haben durfte. Die Ausnahmegenehmigung wurde erteilt.

Abs und Rösler durften danach „auf die Dauer von fünf Jahren über 20 Aufsichtsratssitze hinaus je bis zu fünf Aufsichtsratssitze in Aktiengesellschaften, deren Sitze sich in der Ostmark oder im Sudetenland befinden, übernehmen“.

Die Banken, so sieht es der Wirtschaftshistoriker Manfred Pohl, waren damals einfach gezwungen, „ähnlich wie die Post und Eisenbahn als Dienstleistungsbetrieb in die besetzten Gebiete nachzuzugeln“. Genau gesehen setzten sie damit nur das fort, was mit der Arisierung in der Heimat begonnen wurde.

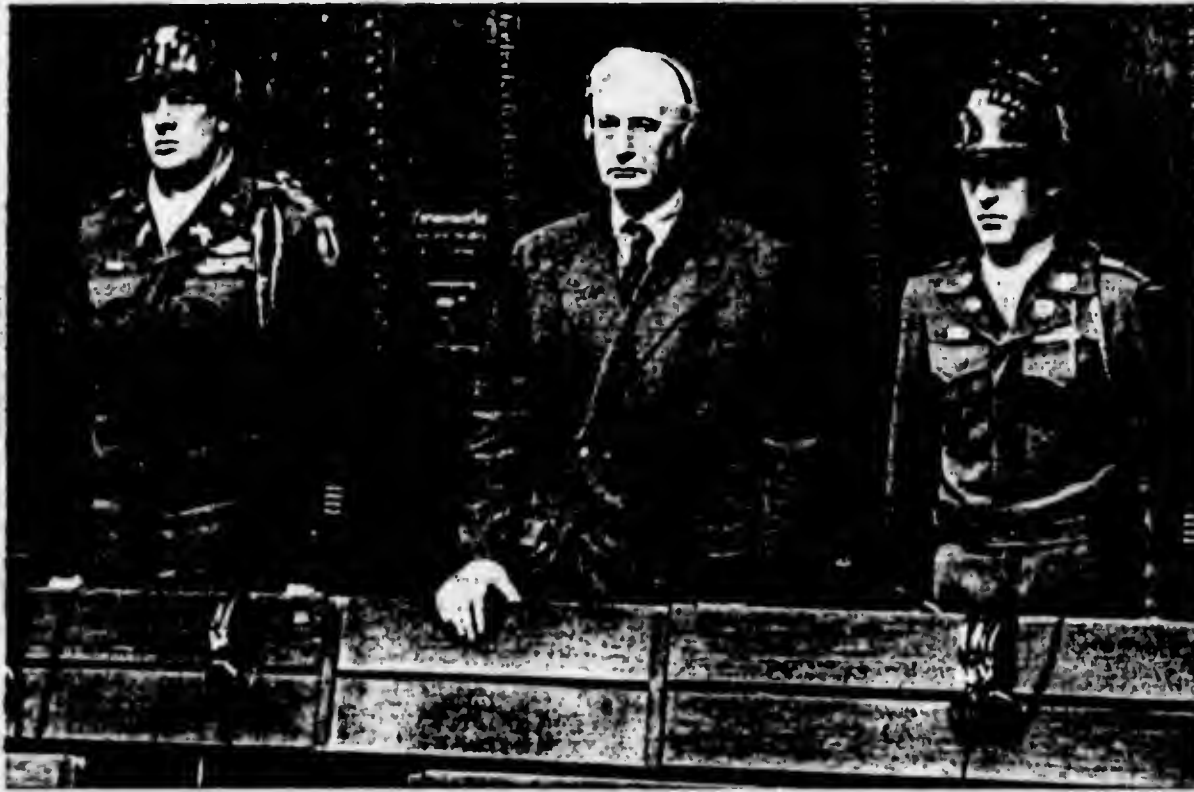
Die Widerstandsgruppe, die Hitler am 20. Juli 1944 in die Luft sprengen wollte, nannte die Arisierer verächtlich „Marodeure und Hyänen“.

Mit ihnen wollte „das deutsche Volk in Wahrheit auch gar nichts zu tun haben“.

„Wer geglaubt hat, sich am jüdischen Vermögen bereichern zu können, wird erfahren, daß es eine Schande für jeden Deutschen ist, nach solchem unredlichen Besitz zu streben“, hieß es in der Regierungserklärung, die nach Hitlers Höllenfahrt proklamiert werden sollte.

Der Führer überlebte die Bombe, die deutlichen Worte der Widerständler wurden nie gesprochen. Tausende von Deutschen haben sich an jüdischem Vermögen bereichert und ihren unredlichen Besitz mit Erfolg vermehrt.

In Festansprachen und Jubiläumsschriften wird dieser Erfolg nach 50 Jahren unbeschwert gefeiert – Leistung, die sich gelohnt hat. Von Schande spricht kein Mensch mehr. ◆



Industrieller Flick\*: Glückwunsch vom Bundeskanzler

Rotation lief, mußten die Ullstein-Erben bis 1952 prozessieren. Dann verkauften sie den Verlag an Axel Springer.

Anfang 1938 drängte Göring darauf, die „Judenfrage in der Wirtschaft“ einer „endgültigen Lösung“ zuzuführen. Sie begann im April mit der Verordnung über die Anmeldung aller jüdischen Vermögen von mehr als 5000 Reichsmark.

Diese Erfassung sollte, so erläuterte Paragraph sieben, „den Einsatz des anmeldepflichtigen Vermögens im Einklang mit den Belangen der deutschen Wirtschaft sicherstellen“. Der „Völkische Beobachter“ fand es „nur richtig, daß dafür gesorgt wird, daß auch diese jüdischen Vermögen zum Wohle des gesamten Volkes benutzt werden“.

Deutlicher wurde AA-Staatssekretär Ernst von Weizsäcker. Das gesamte jüdi-

nur die Kreditwirtschaft durfte neu geordnet werden; die Dresdner Bank wurde beispielsweise auch bei der Arisierung der Witkowitz Bergbau- und Eisenhütten bei Mährisch-Ostrau tätig.

Die Witkowitz-Werke, die Göring seinem „Reichswerke“-Konzern einzuverleiben wünschte, gehörten den Rothschilds. Die Verhandlungen führte der Arisierungsexperte Karl Rasche vom Vorstand der Dresdner Bank. Doch der Rothschild-Clan in Wien, Paris, London wollte Witkowitz nicht hergeben.

Schließlich fand sich ein Weg, die Rothschilds zu überzeugen. Zwei Tage nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich wurde Baron Louis Rothschild in Wien festgenommen. Er blieb als Geisel in Haft, bis der Vertrag zur Enteignung seines Unternehmens unterschrieben war.

In einem Brief an Karl Wolff, den Chefadjutanten des SS- und Polizeichefs

\* Bei der Urteilsverkündung im Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozess am 22. Dezember 1947.



Vor 50 Jahren in Bayerisch Gmain:

# Der angekündigte Tod der Witwe Klara Dapper

Eine alte Frau nahm sich aus Angst das Leben - ein Kurort wurde „judenfrei“

Von Giovanni di Lorenzo

**Bayerisch Gmain, Anfang November** - Der rüstige Handwerksmeister soll sich mit einer Frage auseinandersetzen: Hat sein Vater nach der Pogromnacht von 1938 eine alte Frau in Bayerisch Gmain, die einzige Jüdin im Ort, gnadenlos in den Tod getrieben?

Was soll das, nach 50 Jahren, er sei doch damals noch ein Bub gewesen, ist seine erste Reaktion. Und seinem längst schon toten Vater - kann er schnell belegen - habe die Spruchkammer zu München im Sommer 1949 in der Berufung doch bescheinigt, „daß es sich hier zweifelsohne um einen Idealisten handelt, der durch die Ereignisse kuriert ist und sich vollkommen von der Politik abwendet“; es sei nicht bekannt, steht da auch, daß Juden „unter ihm zu leiden hatten“. Das einstige Mitglied der NSDAP Nr. 3.447.951, Zellen-, Stützpunkt- und Ortsgruppenleiter, SA-Reservist und langjähriger Bürgermeister von Bayerisch Gmain wurde deshalb als „Minderbelasteter“ eingestuft, eine Art Mitläufer also. Sein Sohn, der den väterlichen Betrieb weiterführt, sagt, seine eigenen Eltern hätten nicht verstanden, warum sich „die Jüdin“ Klara Dapper umgebracht habe. Sie sei sogar gelegentlich bei ihnen vorbeigekommen, eine freundliche Frau, immer in Schwarz gekleidet.

Auch Wolfgang Weber, der junge Bürgermeister von einer Freien Wählergemeinschaft in Bayerisch Gmain, kann nicht weiterhelfen: Die meisten Zeitzeugen sind schon tot, jene, die noch leben, nicht mehr so recht in der Lage, sich zu

Jüdin“, und - „von uns hier in Bayerisch Gmain hat ihr bestimmt niemand etwas angetan“.

Eigentlich ist der Tod der Klara Dapper, geborene Stern-Eleisch, sind Hintergrund, Motiv und Ablauf der Tragödie genau dokumentiert worden. Selbst der Mann, der dafür wahrscheinlich den Anlaß gab, ist bekannt - er hatte sich einst mit seiner Tat gebrüht. Es ist der Vater jenes Handwerksmeisters, der das Sterben der Witwe Dapper bis heute nicht begreifen kann. Doch Beamte der Gendarmeriestation Reichenhall haben umfangreiche Protokolle über die Ereignisse aufgenommen.

merkmal. In fehlerhaftem Deutsch bittet er am 21. November 1938, knapp zwei Wochen also nach den Verfolgungen vom 9. und 10. November, die Kreisleitung der Partei in Berchtesgaden um Amtshilfe: „In meinem Ortsbereich lebt eine alleinstehende Jüdin A. Tapper. Diese war länger verreiselt und ist in den letzten Tagen mit einem Nervenzusammenbruch (lies Schreckensanfall) wieder hierher zurückgekehrt! Ich bin mir nicht ganz im Klaren ob ich dieser nun eine örtliche Ausweisung bzw. eine Terminaufforderung zum Verlassen von Bayerisch Gmain zukommen lassen soll...“

Ob er jemals eine Antwort erhielt, läßt sich nicht mehr feststellen. Aber am 15. Dezember meldet der Bürgermeister von Bayerisch Gmain „Betreff Jüdin Klara Dapper“ bereits Vollzug: „... als aber vor acht Tagen ich mich genügend davon überzeugt hatte, daß keine Anstalten getroffen wurden, daß die Dapper den Kurort verlassen würde, andererseits aber durch (Weichheitskrämer und Barmherzigkeitsritter) die Jüdin bedauert wurde, sah ich mich im Interesse der Partei veranlaßt, der Jüdin zur Kenntnis zu bringen, daß der Kurort Bayerisch Gmain sie nicht haben will. Ich ließ zu diesem Zweck das bek. Plakat an ihre Haustür heften (Juden endgültig u. überal raus!).“

Was danach geschah, wird am selben Tag in einem auffallend nüchtern gehaltenen Bericht der Gendarmeriestation Reichenhall geschildert: „Über diese neuerdings erfolgte Maßnahme gegen die Juden erregte sich Dapper furchtbar, frug ihr

Dienstmädchen Untertinger wiederholt, wann sie die Villa verlassen müsse und was wohl geschehen werde. Am gleichen Abend gegen 20 Uhr verlangte sie von Untertinger eine Tasse Tee und betonte ausdrücklich, daß sie ihn sehr süß haben wolle. Ihr Wunsch wurde ihr von Untertinger auch erfüllt. Am nächsten Tage, den 10. Dezember 1938, in der Früh fand Untertinger Dapper bewußtlos im Bett liegend vor. Untertinger verständigte sofort mehrere Ärzte in Reichenhall, die aber die ärztliche Behandlung der Dapper ablehnten und sie zu dem jüdischen in Reichenhall wohnhaften Arzt Dr. Ortenau verwiesen. Dr. Ortenau übernahm dann die Behandlung der Dapper... in der Schublade neben ihrem Bett (wurden) zwei leere Veronalfläschchen gefunden. Demzufolge war anzunehmen, daß sie das Veronal am Abend des Vortages mit Tee zu sich genommen hat. Dapper hat das Bewußtsein nicht mehr erlangt...“ Im Monatsbericht für den Dezember 1938 stellt ein anderer Beamter derselben Gendarmeriestation abschließend fest: „Die Ortschaft Bayerisch Gmain ist somit judenfrei.“

Das also überlieferten die Dokumente aus jener Zeit. Vermögen sie jene zu überzeugen, die vorgeben, nichts über den Tod einer früheren Bekannten zu wissen? Mit den Briefen seines Vaters erstmals konfrontiert, gibt der Sohn des einstigen Bürgermeisters plötzlich zu erkennen, daß er die Vorwürfe kennt. Das sei eine „schlimme Zeit“ gewesen, wiederholt er mehrmals. Schlimm an der Nazizeit waren allerdings nach seinen Schilderungen vor allem die Folgen, die sich für seine Familie hernach ergaben. Der Vater mußte unter dem Verdacht, ein Naziverbrecher zu sein, für drei Jahre in Haftanstalten und Gefangenenlager. Das Vermögen der Familie wurde beschlagnahmt. Dem Sohn, der den väterlichen Handwerksbetrieb weiterzuführen beabsichtigte, wollte in Bayerisch Gmain anfangs keiner mehr Aufträge erteilen: „Kaum waren die Amts mit dem ersten Panzer herangerückt, gab es hier keinen einzigen Nazi mehr“, sagt er.

Dann erging im März 1949 das erste Urteil durch die Spruchkammer in Rosenheim: Der Vater galt als Hauptschuldiger

## Der Judenpogrom von 1938



## Aufmarsch zur Endlösung

Leider ist es alles andere als ein Zufall, daß sich für die Ereignisse des 9. November 1938 der Begriff Reichskristallnacht im wahren Sinne des Wortes eingebürgert hat: Die zynische Formulierung der Nazi, mit der die Katastrophe auf ein paar zerbrochene Glasscheiben reduziert werden sollte, hat immerhin den Deutschen jahrzehntelang geholfen, einen der schwärzesten Tage ihrer Geschichte zu verharmlosen, zu verdrängen und erträglich zu machen. Dabei ist die Erinnerung an diesen Tag in Wahrheit nur äußerst schwer zu ertragen: Die Deutschen müssen mit der Tatsache leben, daß da in größter Schamlosigkeit - anders als später in Auschwitz und Theresienstadt - vor den Augen des ganzen Volkes eine Gruppe von Mitbürgern ermordet, gedemütigt, bespuckt und ausgeraubt wurde, ohne daß dieses Volk, mit einem einzigen Aufschrei der Empörung, die Verbrecher, die das angezettelt haben, hinweggefegt hätte. Der 9. November ist für immer ein Tag der deutschen Schande. Uns Nachgeborenen - die sehr wohl wissen, daß sie leicht reden haben und nicht wissen, wie tapfer sie selbst gewesen wären - uns Nachgeborenen bleibt nicht viel mehr übrig, als die Erinnerung lebendig zu halten: Die Erinnerung an die Opfer vor allem und ihr unermessliches Leid, aber auch die an die Täter und an die vielen, die - wütend, hilflos, resigniert, applaudierend - irgendwo dazwischen standen. In einer Artikelserie (und in vielen Beiträgen an anderer Stelle) wird die SZ in der nächsten Woche Augenzeugen zu Wort kommen lassen, verschüttete Erinnerungen ausgraben, neue Erkenntnisse der Historiker vorstellen. Und sie wird anhand von Beispielen zu beschreiben versuchen, ob (und gegebenenfalls was) die Deutschen aus dem Tag ihrer Schande gelernt haben. Jubiläumsartikel, distanzierte Beiträge sind das nicht: 50 Jahre sind keine Zeitspanne, die uns erlauben würde, mit verschränkten Armen zurückzublicken.

Herbert Riehl-Heys



DAS LANDHAUS „EDELWEISS“ in Bayerisch Gmain: Hier lebte bis 1938 die jüdische Witwe Klara Dapper.



Die Witwe Klara Dapper, von der nur noch dieses Photo aus jungen Jahren existiert: Weil sie Jüdin war, sollte sie Bayerisch Gmain verlassen. Aus Angst nahm sich die alte Frau das Leben. Ihr Dienstmädchen blieb bis zuletzt bei ihr.



DAS DIENSTMÄDCHEN ANNE STOCKER, geborene Uffertinger: Wenige Tage vor ihrem Tod vernachte ihr Klara Dapper zum Geburtstag diese Kopie von Raffaels „Madonna della sedia“. Das Bild bewahrt Anne Stocker heute in ihrem Elternhaus auf. Photo: Regina Schmeken

erinnern, sagt Bürgermeister Weber. „Nein, da brauchen Sie gar nicht mehr zu suchen“, beteuert die Milchfrau am Tresen hinter ihrer Milchpumpe, die so alt sein muß, wie die Geschichte vom Tod der Klara Dapper. Das war damals, als Hitler gerade den Ausbau der Berchtesgadener Straße verordnet hatte, die den Kurort an der österreichischen Grenze in zwei Hälften aufschlitzte; damals, als Bayerisch Gmain kaum mehr als 800 Einwohner zählte und so klein war, daß es keiner Straßennamen bedurfte. Das Haus, das einst der Witwe Dapper gehörte, steht immer noch, gleich hinter den Bahngleisen. Es ist inzwischen mehrmals verkauft und renoviert worden. Mehr weiß die Milchfrau nicht zu berichten. Nur das noch: Unauffällig sei sie gewesen, „die

im Staatsarchiv zu München liegen Briefe und Polizeiberichte verstreut in alten Mappen, die nach staubigem Papier riechen; ob man auf sie stößt, hängt wohl vor allem vom Zufall ab. Einige der Dokumenten vom Historiker Wolfgang Benz auf, der dem Tod von Klara Dapper einen Absatz in einem jüngst veröffentlichten Beitrag zum Judenpogrom von 1938 erwähnt.

Da macht unter dem Briefkopf der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei mit dem Hakenkreuz, der Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenleiter von Bayerisch Gmain erstmals auf Klara Dapper auf-

der Stufe II, für viele Jahre hätte er die bürgerlichen Ehrenrechte verloren, die Leitung seines Geschäfts aufgeben müssen. Nur vier Monate später allerdings ereilte ihn die Rettung durch die Berufungskammer in München. Nach einer, gemessen an heutiger juristischer Beweisführung, geradezu fahrlässig oberflächlichen Prüfung kam der Vater als „Minderbelasteter“ davon. Unter etlichen edelstattlichen Erklärungen von Bürgern aus Bayerisch Gmain, war auch überraschend jene des ehemaligen Gemeindeführers: Er versicherte, sein damaliger Bürgermeister habe auf die Zustellung des Plakats bei Klara Dapper „keinen Einfluß“ besessen.

So bewarb sich der ehemalige „Partei-genosse“ der NSDAP 1953 erneut für das Bürgermeisteramt; er war Mitglied der FDP geworden. Ein letztes Mal flammte die Diskussion um die Schuld des Kandidaten am Tod der Klara Dapper auf. Seine Wahl verhinderte sie nicht. Der Sohn sagt ohne jede Zweideutigkeit: „Erst war er für alle der böse Nazi, dann der gute Nazi.“

Dieses Bild will er sich so wohl auch erhalten. Zwar wäre er, sollte der Vater das Bekenntnis seiner Mittäterschaft tatsächlich verfaßt haben, „wirklich schokiert“, aber wahrscheinlicher sei doch, daß er diesen Brief gar nicht selber geschrieben habe. Es seien genug Leute in Versuchung gekommen, andere anzuschwärzen, um sich selbst zu entlasten. Und auch die Milchfrau an der Berchtesgadener Straße glaubt eine plausible Begründung dafür zu haben, warum sie so wenig über den Tod einer Bekannten aus der Nachbarschaft erfuhr: „Wissen Sie, das war ja eine Zugeiste, die war für uns fast wie ein Kurort.“ Tut ihr das Schicksal der Witwe Dapper leid? Die Milchfrau sagt: „Heute bringen sich sogar junge Leute um, das ist doch noch schlimmer.“

Läßt sich Schuld allmählich auslöschen, wenn nur der zeitliche Abstand groß genug wird, wenn keiner mehr da ist, der für das Opfer Zeugnis ablegen kann? Ein Anhaltspunkt bleibt, um vielleicht doch noch einen Menschen zu finden, der sich erinnern mag: Am Rand eines der Briefe, welche der Bürgermeister von Bayerisch Gmain an seine Parteigenossen in Berchtesgaden schrieb, ist neben dem Namen des Dienstmädchens der Klara Dapper ein handschriftlicher Vermerk zu lesen: „22.

## Synagogen in Deutschland

### Zerstört, planiert, vergessen

Von Axel Hacke

Als die Brand- und Zerstörungsaktionen der SA vorbereitet wurden, haben sich die Nationalsozialisten womöglich eines einzigartigen Nachschlagewerkes bedient, das von Juden selbst als Orientierungshilfe für ihre Glaubensbrüder publiziert worden war: der „Führer durch die jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege“, erstmals herausgegeben 1925 und dann noch einmal 1932/33 von der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden in Berlin. Heute ist das Werk, das detaillierte Angaben über Lage, Anzahl und Größe der jüdischen Gemeinden am Vorabend der NS-Herrschaft enthält, nur noch in zwei Bibliotheken, in Köln und Frankfurt verfügbar.

In einem Buch mit dem Titel „Synagogengemeinden 1933“, das Ende November erscheint (zu beziehen zum Preis von 28 Mark über den Museumspädagogischen Dienst Berlin, Hardenbergstraße 12, 1000 Berlin 12), versucht nun die Berliner Politologin Sylvia Zacharias zum erstenmal, diese einzigartige Quelle der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen und so eine umfassende Erforschung der Geschichte jüdischer Gemeinden überhaupt zu ermöglichen. Gleichzeitig gibt sie Antwort auf bisher vernachlässigte Fragen: Was geschah in den fünfzig Jahren seit 1938 mit den gebrandschatzten und geplünderten Synagogen. Was befindet sich heute an ihrer Stelle?

Anfang der dreißiger Jahre gab es im Deutschen Reich 1605 jüdische Gemeinden, von denen 1254, so fand die Autorin mit Hilfe des alten Handbuchs heraus, auf dem heutigen Gebiet der Bundesrepublik lagen. Nur in 62 Orten wurden nach dem Krieg neue Gemeinden gegründet. Von den übrigen 1192 erbte Sylvia Zacharias Angaben über die Lage der Synagogen und deren heutigen Zustand. Über 1127 ehemalige Synagogen erhielt sie schließlich Auskunft. Aus vielen Städten schickte man ihr Lagepläne und Photographien sowie Literatur über die Ergebnisse lokaler Nachforschungen, in zwanzig Prozent der Fälle aber, so schreibt sie, „erscheint die Kenntnis über die Juden, die vor 1933 dort gelebt hatten, sehr dürftig“. Einige Städte hätten die im Handbuch belegte Existenz der Synagoge sogar schlichtweg abgestritten.



BRENNENDE SYNAGOGEN in Berlin während des Judenpogroms vom November 1938. Photo: SV

In 484 Fällen existiert der Umfrage zufolge noch das ehemalige Synagogengebäude, in 639 nur noch das Grundstück, auf dem es einst stand. Die überwiegende Zahl, nämlich 292, der erhaltenen Gebäude wurde heute als Wohn- oder Geschäftshaus genutzt, 59 hingegen als Lager, Scheune oder Abstellraum, 21 als Werkstatt. 33 Häuser stehen zur Zeit leer. In zwölf Fällen ist eine Restaurierung im Gespräch, in 29 Orten ist sie entweder im Gange oder schon abgeschlossen. 322 ehemalige Synagogengrundstücke sind wieder neu bebaut worden. In 57 Fällen findet sich an dieser Stelle ein Autoabstellplatz, in acht Fällen ein Acker. Besitzer ehemaliger Synagogen sind zu 73 Prozent Privatleute beziehungsweise Firmen, zu 19 Prozent der Staat.

Hinweise auf die frühere Gebetsstätte, neben dem Friedhof die wichtigste Einrichtung und stets Zentrum jüdischen Gemeinschaftslebens, finden sich in Form von Gedenkstätten, -steinen oder -tafeln nur in rund zwanzig Prozent der Fälle. Dabei gibt es erhebliche regionale Unterschiede: Obwohl es in Bayern fast ebenso viele jüdische Gemeinden gab wie im heutigen Nordrhein-Westfalen, finden sich hier nicht einmal halb so viele Mahnmale wie dort. Der Hinweis auf die die Synagogen aber, so schreibt Sylvia Zacharias, „ist heute im Stadtbild der Städte und Dörfer der einzig mögliche Anknüpfungspunkt für die Erinnerung der zerstörten jüdischen Gemeinden“.

Brennende Synagogen, verwüstete Geschäfte, die Geheste mit Glasscherben übersät: Die schrecklichen Bilder (mit der schneidrigen Bildunterschrift „Reichskristallnacht“) prägen bis heute in der Bundesrepublik die kollektive Erinnerung an den Pogrom vom 9./10. November 1938. Zu leicht rückt dabei ein ebenso kennzeichnender und auf das Kommennde verweisender Zug der Pogromnacht aus dem Blickfeld: die straflose Ermordung von über 100 Menschen, die Verschleppung von etwa 26 000 jüdischen Männern in die Konzentrationslager Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen; schließlich der Ausschluß der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben und die Einleitung ihrer vollständigen Enteignung.

Das Jahr 1938 war durch eine erhebliche Verschärfung der nationalsozialistischen Judenverfolgung gekennzeichnet. Im Durchschnitt kam bis zum Novemberpogrom in Deutschland jede Woche eine neue antisemitische Verordnung heraus, darunter so einschneidende wie die Berufsverbote für jüdische Ärzte und Rechtsanwälte und der Zwang, einen „typisch jüdischen“ Vornamen zu tragen.

Schon im März 1938 brachen über die 200 000 österreichischen Juden nach dem „Anschluß“ die brutalen Gewaltexzesse siegestrunkenen Nazi herein. Von den 79 000 Juden, die allein 1938 aus Österreich flüchteten oder vertrieben wurden, war ein Viertel polnische Staatsbürger, die in ihr Heimatland zurückkehrten. Daraufhin traf die polnische Regierung Anstalten, ihre seit längerem im Ausland lebenden jüdischen Staatsbürger auszubürgern. Die meisten der sogenannten „Ostjuden“ waren bereits vor langer Zeit, oft vor Jahrzehnten, nach Deutschland und Österreich gekommen.

Um den geplanten Ausbürgerungen zuvorzukommen, wurden am 27. Oktober 1938 kurzerhand die Juden polnischer Staatsangehörigkeit in Deutschland verhaftet, in Züge gesteckt und in Richtung Polen transportiert. Etwa 18 000 Menschen wurden gewaltsam über die grüne Grenze getrieben.

Nach Attentat in Paris

### Goebbels gab das Startsignal für Mord, Verschleppung und Verwüstung

Von Jürgen Zarusky

Zu den Opfern der sogenannten „Polenaktion“ gehörte auch die Familie des 17jährigen Herschel Grünspan, der selber bei einem Onkel in Paris lebte. Aus der Zeitung und durch eine Postkarte seiner Schwester war Grünspan über das Vorgefallene informiert. Am 7. November kaufte er sich einen Revolver und schoß auf den dritten Legationssekretär der deutschen Botschaft, Ernst vom Rath, der lebensgefährlich verletzt wurde.

In Deutschland ließ Goebbels die zentral gelenkte Presse sofort verbreiten, „das Attentat der Juden“ müsse „die schwersten Folgen für die Juden in Deutschland haben“ (Rundruf des deutschen Nachrichtenbüros). Am 8. November kam es darauf in einigen Orten zu ersten Pogromen, die zumeist von den NSDAP-Ortsgruppenleitern initiiert wurden.

Als am späten Nachmittag des 9. November Ernst vom Rath starb, war aus Anlaß des 15. Jahrestages des Hitlerputsches von 1923 fast die ganze Parteiprominenz in München versammelt. Beim Treffen der „alten Kämpfer“ im Alten Rathaus teilte Goebbels die Nachricht mit und gab das Startsignal zum Pogrom. Dabei sollte die Partei nach außen hin nicht in Erscheinung treten. Telefonisch verständigten die Parteileiter ihre heimatischen Dienststellen. Der Terror begann. Die SA, die sich zumeist nicht an ein eigens ergangenes



(Fortsetzung von Seite 10)

beim Bauern Milch holte, habe sie gewußt: „Hier bleibst du.“ Denn im Vergleich zu den Herrschaften, bei denen sie in München gearbeitet hatte, sei sie sich „wie im Himmel“ vorgekommen. Einmal nahm sie sogar die Mutter mit nach Bayerisch Gmain, nachdem diese an Gelbsucht erkrankt war. „Die Frau Dapper“, sagt sie, „war ja so nett“.

Nachdem Hitler an die Macht gekommen war, merkte das Dienstmädchen allmählich Veränderungen. Frau Dapper habe immer darauf geachtet, daß ihre Anne ja ins Wirthaus ging, wenn der Führer eine Ansprache hielt. Keiner sollte sagen, sie werde durch eine Jüdin daran gehindert. Angst verbreitete sich im Landhaus Edelweiß. Als im Sommer 1938 eine der beiden Schwestern von Klara Dapper zu Besuch war, hörte Anne den Satz, die Freude, sich abtransportieren zu lassen, werde man den Nazi nicht machen; es gebe ja noch Veronal.

Wie jedes Jahr kehrte Anne Uffertinger Ende Oktober nach Neubeuern zurück. Unerwartet kam Mitte November eine Karte von Klara Dapper aus Bayerisch Gmain: Ob sie kommen könne? Das Dienstmädchen hat damals zu seiner Mutter gesagt: „Da ist was passiert.“

Als sie am 1. Dezember Bayerisch Gmain erreichte, hatte sich Klara Dapper verändert. Zum erstenmal nach all den Jahren bat sie abends um Gesellschaft. Ganz gegen ihre Gewohnheit habe sie auch geweint. Sie erzählte, daß sie nicht mehr im Münchner Parkhotel aufgenommen worden war. Danach sei sie nach Düsseldorf zur Schwester gefahren; dort habe sie als Augenzeugin den Judenpogrom vom 9. November miterlebt. Im Haus ihrer Schwester seien die Möbel jüdischer Familien aus dem Fenster geworfen worden, den eigenen Neffen habe man mißhandelt. Das ehemalige Dienstmädchen sagt: „Schreiben Sie die Wahrheit“, bis dahin hätten ihnen „die Leute in Bayerisch Gmain nie etwas getan“.

Am 9. Dezember 1938 kam Anne am frühen Abend vom Einkaufen zurück. Am Gitter des Gartentors fand es zwei Blatt

## Der Judenpogrom von 1938



## Aufmarsch zur Endlösung

Papier. Auf dem einen stand: „Juden endgültig und überall raus!“ Das andere war eine Aufforderung an Anne Uffertinger, sich am nächsten Tag beim Bürgermeister zu melden. Später erfuhr sie, daß der Gemeindediener die Schriftstücke gebracht und sie bei ihrer Rückkehr vom Nachbargrundstück aus beobachtet hatte. Als sie ins Haus trat, fragte Klara Dapper, wer da kurz zuvor geläutet hatte. Ihr Dienstmädchen zeigte ihr die Papiere. Klara Dapper habe das Plakat gesehen und dann gesagt, jetzt mache sie Schluß.

Sie fragte nach Papier und Schreibzeug und forderte Anne Uffertinger auf, alles, was sie selbst behalten wolle, auf ihr Zimmer zu tragen. Wenig später verlangte sie einen großen Teller Schleimsuppe und eine Kanne Tee. Als Klara Dapper wieder nach ihrem Dienstmädchen rief, sei sie schon „in Dämmerung“ gewesen. Sie habe so darum gebeten, nicht aufgehoben zu werden, denn noch einmal werde sie nicht die Kraft aufbringen, es wieder zu versuchen.

Anne Uffertinger ging in ihr Zimmer, in dem sie die ganze Nacht wach blieb. Sie sagt: „Durch Bekannte wußten wir, daß viele Juden schon verschwunden waren. Niemand konnte sagen, wohin. Ich habe mir gedacht, das muß ich ihr ersparen.“

Auch heute glaube sie noch, daß sie richtig gehandelt habe. Als sich Anne Uffertinger am nächsten Morgen um einen Arzt bemühte, lag Klara Dapper längst im Koma, aus dem sie nicht mehr erwachen sollte.

Am selben Tag kam das Dienstmädchen seiner Vorladung nach und suchte den Bürgermeister auf. Dieser machte Anne Vorhaltungen, weil sie trotz Verbots im ganzen Reich immer noch als Arierin bei einer Jüdin arbeitete. Anne Uffertinger sagte nur, sie glaube nicht, daß Frau Dapper sie noch lange brauchen werde. Sie weiß noch ganz genau, wie sie der Nazi recht spöttisch gefragt habe, ob sie denn glaube, daß jene sich etwas antun werde. Aber sie habe kein Wort darüber verloren, wie schlimm es um diese bereits bestellt war. Klara Dapper starb im Alter von 67 Jahren am Abend des 13. Dezember 1938. Anne Uffertinger versuchte, den Bürgermeister von Bayerisch Gmain zu finden. Doch der, sagt sie, ließ sich nicht mehr blicken. Der Gemeindediener soll gesagt haben, hoffentlich begegne er selber dem Leichenwagen nicht.

Anne Uffertinger löste den Haushalt der Klara Dapper auf, die, weil sie Jüdin war, nur ihr bewegliches Gut, nicht aber ihr eigenes Haus vererben durfte. Das Dienstmädchen nahm einige Möbel und ein Bild nach Neubeuern mit. Das Geld, welches ihr überlassen worden war, gab sie der Schwester von Klara Dapper aus Düsseldorf, die keinen Pfennig Geld mehr besaß. Alsbald heiratete Anne Uffertinger. Ihr Mann starb im Krieg. Eines Tages hörte sie noch, daß sich auch eine der beiden Schwestern von Klara Dapper das Leben genommen habe. Die andere Schwester aus Düsseldorf wollte mit ihrem Sohn nach Amerika auswandern. Aber nirgendwo ist mehr zu erfahren, ob ihr das jemals gelungen ist.

In der nächsten Folge werden die Ereignisse vom 9. November 1938 im schleswig-holsteinischen Friedrichstadt, die Erinnerungen eines Münchner Juden und das Schicksal des Attentäters Herschel Grüns span geschildert.

## „Kriege zu verhüten bleibt unsere Aufgabe“

Auszüge aus der Rede des Bundespräsidenten bei der Verleihung des Karlspreises

In seiner Ansprache zur Verleihung des Karlspreises im Rathaus von Aachen sagte Bundespräsident Richard von Weizsäcker am Dienstag unter anderem: „Entscheidend für die Sicherheit bleibt die Einsicht, die die atlantischen Partner schon Ende der sechziger Jahre in der Harmel-Doktrin formuliert haben: Zur Sicherheit in Europa gehören die Fähigkeit zur Verteidigung und die Bereitschaft zur Entspannung. Niemand darf daran zweifeln, daß wir unsere Freiheit schützen werden, wenn sie bedroht ist. Auch wenn Kriege im atomaren Zeitalter nicht mehr zu führen, geschweige denn zu gewinnen sind – sie zu verhüten bleibt unsere Aufgabe.“

Nicht weniger wichtig für die Sicherheit und den Frieden in Europa aber sind die nichtmilitärischen Komponenten der Zusammenarbeit in ganz Europa. Das alte, das größere Europa gewinnt wieder Gestalt im Bewußtsein der Menschen. Die Zeit ist reif für eine offene Konzeption, die kein europäisches Volk ausschließt.

Lange Zeit gab es keine nennenswerte ostpolitische Verabredung zwischen Paris und Bonn. Um so positiver ist die vertrauensvolle Beratung unserer beiden Preisträger zu bewerten, die den Beziehungen ihrer beiden Länder zur UdSSR und ihren Verbündeten gewidmet ist.

Nun hören wir manche warnenden Stimmen aus anderen Lagern im Westen: Man dürfe keinem blinden Optimismus für Gorbatschows Reformpläne erliegen. Der Westen solle keine Steuergelder für das unfähige sowjetische System verschwenden. Westliche Bankkredite würden nur die ungehinderte Aufrüstung der Roten Armee erleichtern. Es ist seltsam, welches kurzfristige innerwestliche Konkurrenzdenken, wel-

ches mangelnde Selbstbewußtsein, ja welche allzu geringe Treue zu eigenen Grundsätzen der Freiheit und Menschenwürde aus solchen Sorgen sprechen.

Kein denkender Mensch geht davon aus, daß die sowjetische Führung den Weg der Reform sucht, um uns im Westen einen Gefallen zu tun. Ihr Ziel ist es, ihre Weltmachtstellung zu erhalten. Das kann sie aber nur, wenn sie in der wachsenden weltweiten Interdependenz kooperations- und wettbewerbsfähig wird, was sie zur Zeit nicht ist.“

„Deshalb muß sie im Inneren ihr System reformieren. Sollen wir sie daran hindern? Sind wir so schwach, daß wir auf eine systemschwache Sowjetunion angewiesen bleiben? Und wenn wir mit ihr zusammenarbeiten, welches System stärken wir? Das alte aus der Zeit von Stalin bis Breschnew? Oder die Tendenz zu seiner Reform? Kann sich das System drüben überhaupt anders als eben in der Richtung reformieren und stärken, die in Wahrheit unseren Werten näherkommt: Eigenverantwortlichkeit und Mitsprache der Bürger statt zentrales Diktat, rechtlicher Rahmen statt Willkür?“

Das ist ja das Dilemma, wie es sich in den Gesellschaften des Warschauer Paktes auf die eine oder andere Weise überall herausgebildet hat: Größere Leistungsfähigkeit ist dringend geboten, aber nur erreichbar, wenn die Stimme der Menschen nicht immer weiter unterdrückt bleibt, wenn ihre Interessen beachtet, Anreize für ihre Leistungen geschaffen, ihre Partizipation gefördert, ihre Rechte besser geachtet werden. Sollen wir dagegen sein?

Und wer trägt das Risiko, falls diese Gesellschaften ihr Ziel verfehlen? Der Westen? Oder der Osten, der dann auf

seinem alten und leistungsschwachen System sitzenbliebe?

Die Reformpolitik, die Gorbatschow eingeleitet hat, hat sich auf einen weiten Weg mit ungewissem Ausgang gemacht. Deshalb müssen wir wachsam sein. Doch ist dies ein Grund für uns, in mißtrauischer Passivität zu verharren? Sind wir damit zufrieden, selbst in Freiheit zu leben? Kann es uns kaltlassen, was aus den Völkern im Warschauer-Pakt-Bereich wird? Sind sie nicht Europäer wie wir, in derselben europäischen Geschichte und Kultur verwurzelt, einer Kultur, die in Straßburg wie in Krakau zu Hause ist, die von Salamanca über Prag bis Kiew reicht, die ohne Ionesco und Kafka, ohne Flaubert und Dostojewski, ohne Siegfried Lenz und Christa Wolf nicht zu verstehen ist? Menschen mit denselben Aspirationen wie wir? Sind wir, die wir die politische Freiheit haben, nicht verantwortlich dafür, welchen gewissenhaften Gebrauch wir davon für andere Menschen machen, die sich danach sehnen?

Wir werden, ich wiederhole es, den Schutz der eigenen Freiheit bei uns nicht durch die Hoffnung auf eine unsichere Systemänderung drüben ersetzen. Aber es ist unsere Pflicht als freie Völker, uns am Versuch zu einer systemöffnenden Kooperation aktiv zu beteiligen. Nur so gibt es eine Chance, die Ziele der Schlußakte von Helsinki mit Leben zu erfüllen, Freizügigkeit für Menschen, Ideen und Information zu fördern, einer humanen Friedensordnung in Europa näherzukommen. Das sind keine spezifisch deutschen Maximen im Hinblick auf die Teilung der Nation, das sind Grundsätze der freien Welt, die wir zu bezeugen und zu bewahren haben, wo immer sich eine Chance dazu bietet.“

(dpa)



XIV C.

Einführung des Arierprinzips im Wingolf nach 1933  
 von Dr. Hans Christhard Mahrenholz  
**ANTISEMITISM**

Den nachfolgenden Ausführungen möchte ich zwei Vorbemerkungen voranstellen:

1. Während der Tagung der Studentenhistoriker 1979 in Siegen hielt Herr Wreden einen Vortrag über die Judenfrage in der Gründungsphase der Burschenschaft bzw. Urburschenschaft. Das weckte in mir die Erinnerung an das Vorhaben meines 1973 verstorbenen Bundesbruders Wilhelm Lütke mann (Marburg Wingolf 1910, Göttinger Wingolf 1912), über die Arierfrage im Wingolf während der NS-Zeit vor dem Kreise der Studentenhistoriker zu sprechen. Aus eigenem Erleben in leitender Wingolfposition über mehrere Jahrzehnte war Herr Dr. Lütke mann dazu natürlich am berufensten.
2. Zum gleichen Thema findet sich ein Kapitel in der „Geschichte des Wingolfs von 1917—1970“ aus der Feder meines Bundesbruders Dr. Tiebel. Da Herr Tiebel sich an den Tagungen der Studentenhistoriker nicht beteiligt, übernehme ich weitgehend den Inhalt seiner Ausarbeitung. Aus Gründen intellektueller Redlichkeit bemerke ich das ausdrücklich.

Das Bemühen, den Bestand des Wingolfbundes (WB) und seiner Verbindungen in der nationalsozialistischen Zeit zu erhalten, schien ein Nachgeben in organisatorischen Fragen wie z. B. beim Führerprinzip oder in der Einrichtung von Wohnkameradschaften zu erfordern. Wegen der nationalen Haltung und der damit verbundenen Bejahung der Regierung Hitlers war das dem Wingolf auch nicht schwer gefallen, wurden doch damit keine prinzipiellen, ihm eigentümlichen Belange getroffen. Anders war das jedoch bei der Einführung des Arierparagraphen, der Behandlung der Freimaurer und schließlich der Haltung zur Genugtuung mit der Waife.

Während es schon seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts im Raum der Korporationen, besonders beim VDSt, gelegentlich die Bestimmung gab, keine Juden aufzunehmen (worunter man natürlich den Konfessionsjuden verstand), war diese Frage damals und noch lange für den Wingolf aufgrund seines christlichen Prinzips nicht akut. Diese klare Einstellung wurde jedoch in den 20er Jahren problematisch, als einerseits das Judentum nicht mehr als eine Frage des religiösen Bekenntnisses, sondern der Rasse verstanden wurde, und als andererseits die Betonung des Deutschtums im Wingolf den christlichen Gedanken wenn nicht verdrängte, so ihm doch gleichberechtigt zugeordnet wurde. Es ist hier nicht der Raum, die höchst unlogischen Definitionen einer „jüdischen“ oder „arischen“ Rasse zu untersuchen und zu widerlegen; es genügt der Hinweis, daß das einzige Beweismittel für den beabsichtigten biologischen oder völkischen Zugehörigkeitsnachweis das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Taufscheins bei den Vorfahren war, d. h. also der Nachweis einer konfessionellen Zugehörigkeit.

Nach dem ersten Weltkrieg tauchte daher die Frage auf, ob jemand Wingolf werden oder sein könne, der zwar selbst Christ war, unter seinen Vorfahren jedoch Juden hatte.

From: Einst und Jetzt, Jg 27,  
 Nürnberg, 1982, pp. 127-134

Jedem keine u ertraget das Leb	Über a muß d	Quellen 1. Dr. Jen 2. „Er 3. H. Jah 4. C. 5. K. 6. R. 7. Jol mi 8. Di Fr 9. A 10. W 11. R. Fi 12. R. b 13. U si 14. C	7-134: Mahrenholz, Hans Chr. Einführung 7 1 4 8 2 3 7 1 4 8 2 3 7 1 4 8 2 3	d. Zeitschrift, Band, Jahr) - Titel (mit Verf. u. Seiten f. Ztschr.-Artikel) - Verlag, Ort und Jahr (ind., vol., année) - Titre (avec auteur de l'art. du périod. et pages) - Lieu d'impression, date (ind., vol., data) - Titolo (con autore dell'art. del period. e pagine) - Luogo e data di edizione und jetzt.	arischer Leihschein Interbibliothèques Interbibliotecario Leihfrist bis / Prete jusqu'au Scadenza del prestito kmals zu rrent im 1860. nuel Her- Dr. Ernst Jena 1865, 18. en, Magde- kt), in Ab-	Ausgegeben am Prete le Prestato il Signatur Cote Segnatura Ka I 729 Ka I 729 Ka I 729 Ka I 729	Auslegen / Fraite / Spese Wertangabe / Valeur / Valore Nur im Leesaal Seulement à la salle de lecture Solamente in sala di lettura	Postanschrift / Adresse postale / Indirizzo postale Universitätsbibliothek Schönbeinstraße 18/20 CH - 4056 Basel Tel. 061 25 22 50 Hannich-Bode	Postanschrift / Adresse postale / Indirizzo postale Universitätsbibliothek Schönbeinstraße 18/20 CH - 4056 Basel Tel. 061 25 22 50	Dieser Abschnitt ist der Hin- und Rücksendung beizulegen Ce coupon est à joindre à l'envoi et au retour de la publication Questa cedola dev'essere unita all'invio e al rinvio
--------------------------------	--------------	---	--	---	---	---	--	--	--	--

Während diese Frage im allgemeinen aber eine akademische war, da Wingolfsverbindungen kaum davon betroffen waren oder ihr wenig Aufmerksamkeit schenkten, kam es im Rostocker Wingolf zu einer Satzungsänderung. Hier gehörte schon sehr früh eine Reihe von Aktiven, die in der Verbindung den Ton angaben und Chargen innehatten, zur NSDAP. Im Frühjahr 1931 beschloß nun die Aktivitas, daß nur noch Mitglied werden könne, wer arischer Abstammung sei. Dieser Beschluß, ohne Befragung der Philisterschaft gefaßt und in den Wingolfsblättern veröffentlicht, löste eine Protestwelle von Rostocker Philistern, aber auch Inaktiven aus, woraufhin die Satzungsänderung wieder aufgehoben wurde. Es muß allerdings auch gesagt werden, daß mehrere Philister und Inaktive dem Beschluß begeistert zustimmten bzw. die Aktivitas nach der Aufhebung der Satzungsänderung scharf angriffen. Dieses Rostocker Vorspiel enthält schon die meisten Argumente, die von Anhängern und Gegnern des Arierparagraphen nach 1933 vorgebracht wurden. „In der heutigen Zeit . . . haben wir die Pflicht, unser nationales Wollen auch durch die Tat zu bezeugen“, selbst wenn deshalb „auf manchen ausgezeichneten Menschen“ verzichtet werden müsse, schrieb der damalige Rostocker x. Dagegen ein junger Philister: „Nun führt Ihr ein ganz neues Moment ein, das sich aus unserem Prinzip in keiner Weise rechtfertigen läßt, nach meiner Meinung im Gegenteil durch unser Prinzip verurteilt wird.“ Auch die Wingolfsblätter behandelten 1932 diese Fragen in einem Aufsatz „Rasse und Religion“, in dem eindeutig der Absolutheitsanspruch der Rasse verurteilt wurde.

Auf der Sitzung des Geschäftsführenden Ausschusses (GA) des Verbandes Alter Wingolfiten (VAW) am 4. 5. 1933, bei der auch die Frage des Führerprinzips zum ersten Mal diskutiert wurde, stellte das neue, kurz vorher verkündete Studentenrecht das wesentlichste Thema dar. In ihm war als Voraussetzung der Zugehörigkeit zur Deutschen Studentenschaft (DSt) die deutsche Abstammung der Eltern und Großeltern festgelegt worden. In den gleichen Tagen hatte der Tübinger Wingolf Nibelungen mitgeteilt, daß er sich aufgrund der Forderungen der dortigen neuen Studentenschaftsführung gezwungen sehe, die Aufnahme von der arischen Abstammung abhängig zu machen. Um nun irgendwelchen schärferen Anträgen aus dem Bund zuvorzukommen, hatte der Hochschulpolitische Ausschuß (HPA) über den Vorort einen Bundesantrag gestellt, eine den Bestimmungen der DSt entsprechende Formulierung in die Bundessatzung aufzunehmen. Hierzu wurde nun vom GA folgende Stellungnahme abgegeben:

„Der GA ist der Meinung, daß mindestens die Philister, möglichst auch die jetzigen Inaktiven und Aktiven, die hinsichtlich ihrer Abstammung den genannten Bedingungen nicht entsprechen, als Mitglieder des Wingolfs gehalten werden müssen; hinsichtlich der Philister erklärt die Mehrzahl der Mitglieder des GA dies für die unerläßliche Voraussetzung ihrer weiteren Zugehörigkeit zum Wingolf.“

Mit dem Potsdamer Verbändetag am 8. Juli 1933 entstand eine neue Lage. Hier forderte die DSt von den Verbänden den Ausschluß der Nichtarier, und zwar auch der Alten Herren, nach den Grundsätzen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamten-tums“. Demnach galt derjenige als Nichtarier, bei dem einer der vier Großeltern

Jude, d. h. jüdischer Konfession war. Als Ausnahme wurde Teilnahme am 1. Weltkrieg anerkannt. Dieses Gesetz sah als weitere Ausnahmen Kriegstod von Vätern oder Söhnen oder Beamten-tätigkeit vor dem 1. 8. 1914 vor, was aber bei der DSt nicht gelten sollte. Außerdem wurde der Ausschluß der „Jüdisch-Versippten“ gefordert: der mit (auch ehemaligen) Jüdinnen Verheirateten. Es blieb aber nicht nur bei diesen Forderungen, vielmehr mußten sich die Verbandsführer zur Durchführung dieser Bestimmung verpflichten. Eine Weigerung des Generalsekretärs des Wingolfs, Dr. Rodenhauser, hätte, abgesehen von möglichen Konsequenzen innerhalb des Wingolfs, die noch fragliche Bestätigung seiner Führerstellung bestimmt verhindert. Außerdem wäre der Wingolf nicht als Studentenverband anerkannt worden, und das hieß u. a., daß er nicht mehr unter dem Schutz des studentischen Ehrenabkommens gestanden hätte.

Es war Rodenhauser nicht leichtgefallen, diesen Schritt für den Wingolf zu gehen. Kurz nach der Potsdamer Tagung schrieb er an den Vorsitzender des VAW, Dr. Lütke-mann:

„Die Lage der Verbände ist denkbar schlecht . . . Ich sehe die Lage so, daß es das Beste wäre, wenn wir den WB auflösen würden. Aber ich sehe auch, daß das einstweilen noch nicht durchführbar ist, weil die Aktiven nicht mitmachen würden. Die Frage, ob wir die Judenabkömmlinge, die Jüdisch-Versippten und die Freimaurer unter unseren Philistern hinaustun wollen oder nicht, ist unserer Entscheidung entzogen. Dieser Punkt wird einfach zu einer *conditio sine qua non* gemacht.“

Lütke-mann blieb allerdings anderer Meinung: „Es kann m. E. nicht in Frage kommen, lieber Rodenhauser, daß wir uns die Ausstoßung der Judenabkömmlinge usw. aus dem VAW befehlen lassen und solchem Befehl schlank gehorchen“; er wollte Widerstand leisten. Aber auch er sah keinen Weg, diese unwingolfitische Maßnahme zu umgehen und doch den Wingolf als Verband im Rahmen der deutschen Universität zu erhalten. Ebenso ging es vielen, die sich nun zu Wort meldeten, als die Philistervereine im Oktober 1933 eine Erklärung über die arische Abstammung verlangten. Nicht nur einzelne, ganze Gruppen von Philistern und ganze Bezirksverbände des VAW protestierten. Für viele andere mag folgende Äußerung stehen:

„Eben erhalte ich den Arier-Zettel. Es wäre mir ein leichtes, die Erklärung zu unterschreiben, wenn es nur auf meine und meiner Frau Rasse ankäme. Leider habe ich aber noch einen christlichen Glauben. Er verbietet mir, zu der Maßnahme, die da durchgeführt, ja zu sagen. Im Staate ist das eine andere Sache. Aber im Wingolf sind wir christliche Gemeinschaft. Den Arierparagraphen nun sogar rückwirkend auf die Philister anzuwenden, schlägt dem Faß den Boden aus. Daß man das dem Wingolf auferlegt, empfinde ich als Herabsetzung und Verachtung meines Prinzips. Daß der Wingolf das ertrüge, als Schande. Lieber R.! Ich kann mir denken, wie schwer Du es hast. Aber sei mir nicht böse, wenn ich diesen Weg nicht mitgehen kann. Austreten werde ich nicht. Aber ich weigere mich aus grundsätzlichem Protest, diesen Zettel auszufüllen und lege die Entscheidung in Eure Hände. Werdet Ihr mich hinauswerfen, dann — lebt wohl.“



In anderen Briefen wurde auf den Treuschwur verwiesen, den man beim Stechen des Landesvaters mit den Betroffenen ausgetauscht hatte, und besonders auf die Verse:

„Es leb auch dieser Bruder hoch!  
Ein Hundsfott, wer ihn schimpfen soll.  
Solange wir uns kennen,  
woll'n wir ihn Bruder nennen.“

Andere drohten mit Austritt, falls ein Philister ausgeschlossen werde, oder erklärten ihn sogar gleich. Am 21. 12. 1933 meldete der Vorsitzende des Rostocker Philisterversins, daß von 260 Philistern nur 150 geantwortet, aber davon 10 ihren Austritt erklärt hätten; betroffen vom Arierparagraphen sei nur ein einziger.

Dreierlei wurde nun deutlich:

- Wenn der Wingolf als studentischer Verband im Rahmen der Hochschule bestehen wollte, blieb kein anderer Weg, als den Bestimmungen zum Arierprinzip Genüge zu tun.
- Damit aber löste sich der Wingolf von seinem christlichen Prinzip (griechisch: *di henos panta*), nach dem er durch einen, Christus, alles tun wollte. Alle, die protestierten oder ihren Austritt erklärten, sahen das Bekenntnis zu diesem Prinzip als die einzig mögliche Form einer Wingolfsexistenz.
- Schon seit längerem war der Wingolf nicht mehr der „alte“; die nationale Seite seines Wesens, die ursprünglich als Ausfluß des Christlichen gesehen wurde, war immer wichtiger, wenn nicht dominierend geworden.

Rodenhauser hatte recht, wenn er in seinen unzähligen Antwortbriefen immer wieder betonte, daß die aktiven Verbindungen eine Selbstauflösung des Wingolfs um des Arierparagraphen willen nicht verstehen und nicht mitmachen würden. Andererseits – und auch das betonte Rodenhauser immer wieder in fast beschwörendem Ton – habe der Wingolf ein doppeltes Gesicht: Als christlicher Verband sei er ein Stück Kirche, in der eine besondere Bindung bestehe; als Korporationsverband aber unterliege er den Gesetzen des Staates, der Universität und der DSt, und diesen müsse er gehorchen. Demgegenüber wurde ihm mehrfach geschrieben, die Geschichte des Wingolfs lehre, daß es nicht die besten Zeiten waren, wenn er mit anderen Korporationen restlos einig ginge, „denn dann war er in Gefahr, sein Eigenstes und damit seinen Charakter zu verlieren“.

Sicherlich trug Rodenhauser als Bundesführer des Wingolfs die alleinige Verantwortung dafür, daß das brüderliche Band zu den Betroffenen zerschnitten wurde. Es ist ihm aber gewiß zu glauben, wenn er mehrfach erklärte:

„Es ist eine der schwersten Entscheidungen meines Lebens gewesen, als ich mich der Führung des DSt gegenüber zur Erfüllung dieser Anordnungen verpflichtete . . . Ich habe durch Wochen auf das ernsthafteste erwogen, ob ich von meinem Amt als Bundesführer nicht zurücktreten sollte, um mir die Ver-

antwortung für diese Maßnahme zu ersparen. Ich mußte mir aber sagen, daß mit einem solchen Schritt für den Wingolf nichts erreicht wäre, da mein Nachfolger aisdann das gleiche hätte tun müssen, vor dem ich mich scheute.“

In einem Aufsatz in der Vertraulichen Beilage der Wingolfsblätter vom Dezember 1933 schrieb er zum Schluß: „Ich nehme die Verantwortung auf mich . . . Ob ich recht getan habe, möge Gott entscheiden.“ Man wird bei der Beurteilung von Rodenhausers Tun auch mit in Rechnung stellen müssen, daß es gerade sein Lebenswerk nach dem 1. Weltkrieg gewesen war, dem Wingolf unter den studentischen Verbänden Achtung und Ansehen erkämpft zu haben, die er jetzt nicht um der Arierfrage willen preisgeben wollte. Aber nicht nur die Sorge vor fehlendem Ehrenschatz und Ächtung bestimmten ihn zu seinem Handeln. Er meinte, daß der Wingolf seine eigentliche Aufgabe, christliche Lebensform an den Universitäten vorzuleben, ohne Anerkennung durch die DSt und die anderen Verbände nicht mehr erfüllen könne. Der Arierparagraph aber war ihm – im Gegensatz zu den Protestierenden und Austretenden – nicht der *casus confessionis*, wie es ihm später die Frage des Zweikampfes war. Bei Duell und Mensur hatte er allerdings die fast hundertjährige Tradition des Wingolfs auf seiner Seite, während er bei der Diffamierung der Nichtarier mit dem Zeitgeist konform ging; war diese doch in großen Teilen des deutschen Volkes durch einen schon lange vorhandenen, natürlich sehr gemäßigten, latenten Antisemitismus zumindest psychologisch vorbereitet.

Wenn Rodenhauser demnach meinte, den Forderungen der DSt nachkommen zu müssen, so hat er andererseits doch versucht, so lange wie möglich im Geiste der Brüderlichkeit zu handeln. Schon im Herbstschreiben vom 2. 9. 1933 sagte er dazu:

„Es kann daher (= wegen des Zwanges von außen) nur noch unser Bemühen sein, bei der unvermeidlichen Entfernung der Nichtarier aus unseren Reihen . . . eine Form zu finden, die für die Betroffenen möglichst schonend ist.“

Auch die Ausnahmeregelung für Kriegsteilnehmer hat er so weit als möglich herangezogen, um den Betroffenen zu helfen. Als Folgen der vielen Proteste veröffentlichte er in der Januar-Nummer 1934 der Vertraulichen Beilage zu den Wingolfsblättern einen Aufsatz „Wingolf und Rassengrundsatz“, in dem es u. a. hieß:

„Wenn wir uns als studentischer Verband nun von manchen trennen müssen, so wollen wir ihnen doch weiter verbunden bleiben als Glieder einer Glaubensgemeinschaft . . . In diesem Bereich aber lebt ohne Form und äußeres Zubehör, die Bruderschaft glaubensverbundener Menschen. In der Ordnung unseres akademischen Verbandes müssen wir als Christen und als Nationalsozialisten dem Staate geben, was des Staates ist. Die persönliche Freundschaft aber, die wir unter unserem Wahlspruch geschlossen haben, und die persönliche Treue, die wir einander geschworen haben, darf dadurch nicht zerbrochen werden.“



In einem ersten Entwurf war sogar vorgesehen:

„Es soll (dem Ausgeschiedenen) gesagt werden, daß wir seine weitere brüderliche Verbundenheit mit uns wünschen . . . und daß er jederzeit zu unseren geselligen Veranstaltungen Zutritt haben soll.“

Gerade an diesem Aufsatz wurde aber deutlich, daß der Wingolf in der Frage des Arierparagrafen nicht einer Meinung war. Wenn Rodenhauser bis Ende 1933 mit Protestbriefen überschüttet wurde, so erreichte ihn jetzt eine große Zahl ablehnender Stimmen, die — nicht etwa nur aus taktischen Erwägungen, sondern aus nationalsozialistischer Gesinnung — Einspruch erhoben. Das führte sogar zur Forderung nach Rodenhausers Rücktritt und schließlich zu einer Denunziation bei der DSt. Rodenhauser wurde vorgeladen und mußte eine neue Erklärung aufsetzen, die die Bruderschaft als eine christliche Glaubens-, nicht aber als Wingolfsbruderschaft definierte. Sie mußte in der Vertraulichen Beilage abgedruckt werden. Auch hiergegen erhob sich wiederum Protest, der aber durch lange, erklärende Schreiben besänftigt werden konnte.

Inzwischen hatte der Beauftragte für die Philistervereine des Wingolfs, Dr. Mühlendyck, dem die praktische Durchführung des Arierparagrafen oblag, seine liebe Not mit dem Eintreiben der Erklärungen. Mehrmals mußte der Termin verlängert werden, bis zu dem die PhVV ihre Meldungen erstatten sollten. Da brachte eine Tagung des Verbändebeirats der DSt Ende März 1934 zum Arierprinzip eine ganz neue Situation: Nicht mehr die Grundsätze des Beamtengesetzes, sondern die der NSDAP sollten gelten, wonach ein Stichjahr — 1800 — eingeführt war. Kurz danach wurde jedoch bekannt, daß diejenigen Verbände, die nach den bisherigen Bestimmungen des Arierprinzips durchgeführt hätten, von einer neuen Aktion verschont bleiben sollten. Das war Anlaß, nun nochmals energisch auf die Rücksendungen der Erklärungen zu dringen. Zugleich wurde nochmals betont, daß in den Fällen, in denen — nach Aussage des Philisters selbst oder nach Kenntnis des Ph-Vorsitzenden — die Erklärung nur aus grundsätzlichen Erwägungen nicht abgegeben wurde, dies als Erfüllung der Bestimmung zu rechnen sei. Beim Wartburgfest 1934 wurde dann folgende, allerdings unvollständige Aufstellung bekanntgegeben: 13 Ausschlüsse bzw. Austritte wegen jüdischer Abstammung, 2 wegen jüdischer Versippung, 40 wegen Ablehnung der Aktion; 18 Philister hatten ihre Weigerung erklärt, sich zu der Frage zu äußern, und 490 hatten trotz mehrfacher Mahnung überhaupt nicht reagiert. Unter denen, die vom Arierparagrafen nicht betroffen, gleichwohl austraten, befand sich übrigens der frühere preußische Landtagsabgeordnete Dr. Friedrich August Pinkerneil, der nach dem 2. Weltkrieg Großmeister der Deutschen Freimaurerlogen und Ehrensator der Marburger Universität war.

Nachdem im Winter 1933/34 dieser schmerzliche, unwingolfitische Schnitt vollzogen war und im Sommer 1934 die letzten Einzelfälle von Rodenhauser — meist sehr wohlwollend — entschieden wurden, schien in dieser Angelegenheit Ruhe einzukehren. Doch da brach die Arierfrage im März 1935 bei den Verhandlungen über die Aufnahme in die Gemeinschaft Studentischer Verbände (Januar bis September 1935) unter Staatsminister Dr. Lammers erneut auf. In der GStV galten die Arierbestimmungen des Allge-

meinen Deutschen Waffenringes (ADW), die z. T. schärfer, z. T. milder als die der DSt waren. Ein neues Schreiben vom 22. 6. 1935 wurde jedem Philister zugeschickt, in dem es hieß:

„Der Wingolf mußte der Gemeinschaft beitreten, wenn er als studentischer Verband seine geschichtliche Stellung behaupten wollte. Um dieser Notwendigkeit willen muß die neue Behandlung der Arierfrage in Kauf genommen werden.“

Die betroffenen Philister sollten sich bei ihrem PhV melden. Während nun aber diese Aktion noch lief — die allerdings kaum einen Philister betraf —, setzte in der GStV der Kampf um die Ausnahmen (d. h. Kriegsteilnehmer und Beamte vor dem 1. 8. 1914) ein. Lammers hatte noch am 23. 4. 1935 erklärt, daß keine Diffamierung der Verbände erfolgen dürfe, die nur die Mindestforderungen erfüllten und damit Ausnahmen zuließen. Am 25. Mai forderten aber die Deutsche Burschenschaft (DB) und der Akademische Turnbund (ATB) die kompromißlose Durchführung des Arierparagrafen. Schließlich bestimmte Lammers unter dem Druck dieser Verbände den 1. 11. 1935 als Frist für die völlige Durchführung. Die DB und der ATB blockierten aber die Arbeit der GStV, bis Lammers schließlich die DB wegen ihrer Opposition gegen seine Führung und wenig später den Köseener SC-Verband wegen seiner fehlenden Bereitschaft, freiwillig auf Ausnahmen zu verzichten, aus der GStV ausschloß; damit war aber zugleich deren Ende gekommen.

So schmerzlich dieser Verlust einer Vertretung der Korporationsverbände von Rodenhauser auch empfunden wurde, — in der Frage des Arierparagrafen schien die Auflösung der GStV eine Erleichterung zu bedeuten. Rodenhauser teilte deshalb den Philistervereinen am 11. 9. 1935 mit, daß der Wingolf der Entscheidung enthoben sei und die Ausnahmen bestehen lassen könne. Da brachte das Schicksal des KSCV die Wende. Ohne davon Kenntnis zu nehmen, ja vermutlich in bewußter Mißachtung der Tatsache, daß dieser Verband am gleichen Tage, in dem er aus der GStV ausgeschlossen worden war, sämtliche Ausnahmegenehmigungen aufgehoben und den Arierparagrafen restlos durchgeführt hatte, wurde durch den Stabschef der SA deren Mitgliedern die Zugehörigkeit zum KSCV verboten; daraufhin löste dieser große Verband sich selbst auf. Auch wurde Rodenhauser darauf aufmerksam gemacht, daß vom NSDStB ein Befehl zu erwarten sei, wonach dessen Angehörige ab 1. 11. 1935 keinem Verband mehr angehören durften, der den Arierparagrafen nicht restlos durchgeführt habe. Daraufhin fällt Rodenhauser die Entscheidung:

„Es ist unser Glaube, daß auch in der Zukunft dem Wingolf aus seinem christlichen Wesen, wenn auch unter stark veränderter Form, Aufgaben gestellt sein werden, und daß er daher seinen Auftrag durch eine Selbstauflösung nicht preisgeben darf . . .“

Mit dieser Begründung verbunden war der Befehl an die Vorsitzenden der Philistervereine, sofort alle die Konphilister auszuschließen, die bisher aufgrund der Ausnahmebestimmungen noch Mitglieder waren. In einer Reihe von Fällen, in denen er persön-

lich die Entscheidung übernommen hatte, verfügte er selbst am 15. 10. 1935 den Ausschluß. Die Schwere der Last, die Rodenhauser damit auf sich nahm, wird an einem Einzelfall deutlich: Unter den von ihm Ausgeschlossenen befand sich Professor D. Dr. Schweitzer, früheres Mitglied des Philisterrates und Geschäftsführenden Ausschusses des Verbandes Alter Wingolfiten, mit dem Rodenhauser jahrelang aufs engste zusammengearbeitet hatte. (Nach dem 2. Weltkrieg ist Schweitzer als Begründer und Leiter der Sozialakademie Friedewald bekannt geworden.) Zugleich wurde allen anderen Verbänden mitgeteilt, daß der Wingolf den Ariergrundsatz restlos durchgeführt habe.

Natürlich erhebt sich die Frage, warum Rodenhauser 14 Tage vor der Selbstaflösung der aktiven Wingolfverbindungen das noch tat. Nochmals wurden 17 z. T. hochverdiente und sehr alte Philister aus dem Wingolf ausgeschlossen. Diese Entscheidung ist nur zu erklären — nicht zu billigen — als Weitergehen auf dem Weg, der zwei Jahre früher mit der Zustimmung zum Rassengrundsatz begonnen wurde. Es war auch nicht Rodenhauser allein, der sich zu dem Entschluß durchringen mußte. Die Sorge, daß auch die Wingolfiten wie die Angehörigen des KSCV durch Ausschluß aus SA und NSDStB diffamiert würden, veranlaßte eine Reihe von Ph-Vorsitzenden, Rodenhauser zu einer endgültigen Maßnahme zu drängen. Allerdings gab es auch andere Stimmen. Für manche andere steht dieser Brief eines Theologie-Professors:

„... Weil wir verschmäht haben, uns in erster Linie als christliche Bruderschaft zu fühlen ..., gehen wir nun den Weg der Sünde bis zu Ende ... Ich kämpfe noch immer um die Frage, ob ich nicht jetzt auch ausscheiden soll. Vielleicht aber ist es sachlich richtiger und zugleich unbequemer, diese unsere Schuld mitzutragen und um einen neuen Anfang zu ringen ...“

In dieser und nur in dieser Haltung, das Mitmachen nicht mehr nur als Schande, sondern als Schuld zu sehen, konnte der Wingolf es dann nach 1945 wagen, unter seinem Prinzip *di henos panta* — Durch Einen, Christus, alles! — einen neuen Anfang zu suchen.

Das Arierprinzip im Wingolf ist nicht irgend ein Thema in der Geschichte des Wingolfbundes und seiner aktiven oder vertagten Verbindungen. Wenn auch die Zahl der Juden im Wingolf klein war, so bleibt ihre Behandlung durch den Wingolf *der* dunkle Punkt in seiner Geschichte: Der in seiner Gesamtheit starke Wingolfsbund bittet die schwachen Brüder, von ihm zu lassen, damit er, der Starke, überleben kann. Ein ungeheuerlicher Vorgang, der von denen, die die Zeit damals nicht erlebt haben, kaum nachvollzogen werden kann. Nicht an dieser bundesbrüderlich-mitmenschlichen Ungeheuerlichkeit — oder sollte man nicht sagen: Unchristlichkeit — zerbricht der Wingolf! Erst die unausweichliche Forderung zur Satisfaktion mit der Waffe — eine uns heute als *adiaphora* erscheinende Frage — läßt den Wingolf inne werden, daß er — ich zitiere wörtlich aus den Beschlüssen — „ein Stück seines Wesens preisgeben“ müsse. Nun vollzieht er die Selbstaflösung. Aber hatte er ein Stück seines Wesens nicht schon früher preisgegeben?

## „Der Einzug der 4 Franken von Tübingen auf der Frankenkneipe in Würzburg und brüderliches Entgegenkommen der Beehrten.“

Von Dr. Walter M. Brod

Mit einer der originellsten Ausstellungsgegenstände auf der Ausstellung „Corpsstudent sein — Freunde haben“<sup>1)</sup> war sicherlich die flotte Handzeichnung vom Einzug der Tübingen Franken auf der Würzburger Frankenkneipe aus dem Jahre 1845.<sup>2)</sup>

Dem Betrachter der Zeichnung öffnet sich die Frankenkneipe, geschmückt an den Wänden mit Bildern und Silhouetten, zwei gekreuzte Fähnlein sind mit dem Zirkel in einem Laubkranz belegt. Das Corpsbild zeigt das Corpsswappen mit Helmzier flankiert von zwei Rittern. Neben der Biertafel fehlen Trinkhörner nicht. Gemütlich sitzen die Franken an der übereckstehenden Kneiptafel. Sie tragen nach damaliger Sitte das Corpsband



*Einzug der 4 Franken von Tübingen auf der Frankenkneipe  
in Würzburg und brüderliches Entgegenkommen der  
Beehrten.* 18. 10. 1845. 1. 1845. 2. 1845. 3. 1845. 4. 1845. 5. 1845. 6. 1845. 7. 1845. 8. 1845. 9. 1845. 10. 1845. 11. 1845. 12. 1845. 13. 1845. 14. 1845. 15. 1845. 16. 1845. 17. 1845. 18. 1845. 19. 1845. 20. 1845. 21. 1845. 22. 1845. 23. 1845. 24. 1845. 25. 1845. 26. 1845. 27. 1845. 28. 1845. 29. 1845. 30. 1845. 31. 1845. 32. 1845. 33. 1845. 34. 1845. 35. 1845. 36. 1845. 37. 1845. 38. 1845. 39. 1845. 40. 1845. 41. 1845. 42. 1845. 43. 1845. 44. 1845. 45. 1845. 46. 1845. 47. 1845. 48. 1845. 49. 1845. 50. 1845. 51. 1845. 52. 1845. 53. 1845. 54. 1845. 55. 1845. 56. 1845. 57. 1845. 58. 1845. 59. 1845. 60. 1845. 61. 1845. 62. 1845. 63. 1845. 64. 1845. 65. 1845. 66. 1845. 67. 1845. 68. 1845. 69. 1845. 70. 1845. 71. 1845. 72. 1845. 73. 1845. 74. 1845. 75. 1845. 76. 1845. 77. 1845. 78. 1845. 79. 1845. 80. 1845. 81. 1845. 82. 1845. 83. 1845. 84. 1845. 85. 1845. 86. 1845. 87. 1845. 88. 1845. 89. 1845. 90. 1845. 91. 1845. 92. 1845. 93. 1845. 94. 1845. 95. 1845. 96. 1845. 97. 1845. 98. 1845. 99. 1845. 100. 1845.

Handzeichnung, Tinte auf Papier, von August Schmahl Rhenaniae-Würzburg, Saxo-Borussiae, Würzburg 1845; Archiv des Corps Franconia Tübingen.



Waldheim hat den stillen Antisemitismus geweckt - Henryk M. Broder über die Früchte jüdischer Leisetreterei

## Sie glauben, eine Kloake könne nach Rosenöl duften

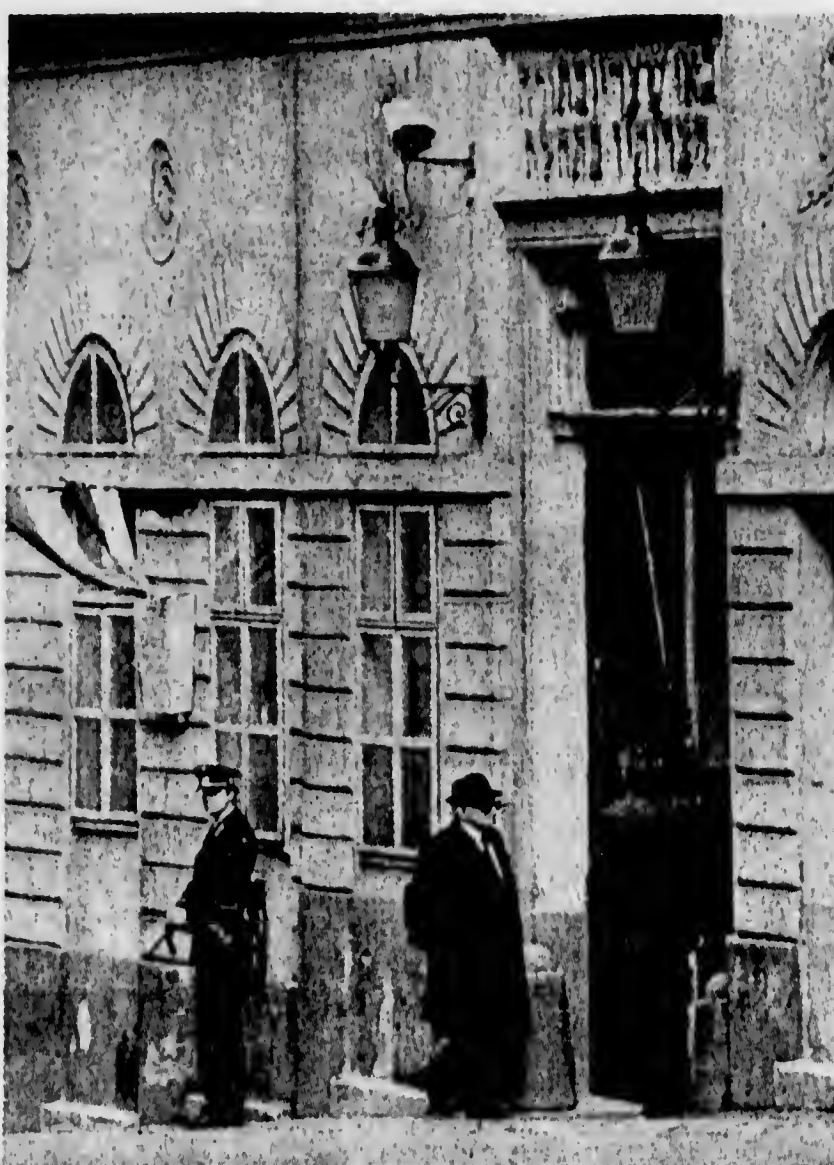
Vor einigen Jahren nahm ich an einer Diskussion zum Thema «Heimat» im jüdischen Gemeindezentrum von Wien teil. Die Runde war «ausgewogen» zusammengestellt; Rechte und Linke, Jüngere und Ältere, Heimatverbundene und Heimatscheue sollten darlegen, wo sie «zu Hause» wären. Da ich zu jener Zeit bereits in Israel lebte, war ich ausserhalb der Diskussion zu spielen, der seinen in der Diaspora verbliebenen Schwestern und Brüdern die Leviten lesen und sie zur Heimkehr in das Land der Urväter auffordern sollte. Die Veranstalter konnten nicht wissen, dass es mir völlig Wurscht ist, wer wo lebt, und dass ich eher gegen als für eine Masseneinwanderung von Juden nach Israel bin. Aber dem damaligen Präsidenten der Gemeinde war die Situation äusserst unbehaglich. Er hat mich und einige Teilnehmer der Veranstaltung ins Beratungszimmer und teilte uns seine Bedenken wegen der anstehenden Diskussion mit. Würden wir bei der Erörterung des Begriffes «Heimat» uns kritisch

ein Unthema, das allenfalls von ein paar übersensiblen Querulanten, die keinen Spott fürchteten, aufgebracht wurde.

Nach einem Jahr Waldheim sieht die Lage anders aus. Es scheint, als würde ein Stück von Ödön von Horváth inszeniert werden, nicht auf der Bühne, sondern mitten im Zuschauerraum. Ganz Österreich nimmt an der Aufführung teil, die Rollen sind sauber verteilt: Die Österreicher spielen die verfolgte Unschuld, und die Juden haben den undankbaren Part des Bösewichts übernommen, der ihnen zwar viel Aufmerksamkeit garantiert, sie aber ins soziale Abseits befördert. Schaut man sich die von «Profil» abgedruckten Äusserungen von ORF-Zuschauern zu einem Club-2-Abend an («Die Juden sollen uns endlich in Ruhe lassen, es sind viel zu wenig Juden umgebracht worden...»), weiss man, was der durchschnittliche Österreicher von seinen «jüdischen Mitbürgern» hält. «Wenig» wäre ein Euphemismus, «nichts» eine Untertreibung. «Die armen Juden», könnte man denken, «womit haben sie das verdient?»

Ich kann und will gar nicht so tun, als täten mir die Brüder und Schwestern in Wien leid, ganz im Gegenteil. Die unvorgesehene Bauchlandung der österreichischen Juden auf dem Boden der österreichischen Realität ist genau das, was ihnen gebührt. Es ist der wohlverdiente Lohn für eine jahrzehntelange Politik der Anpassung, der Duckmäuserei, der Leisetreterei, des Opportunismus und der Heuchelei. «Wir haben 42 Jahre lang zu dem geschwiegen, was uns jetzt auf den Kopf fällt», erklärte der neue Gemeindepräsident Paul Grosz in einem Anfall von Klarsichtigkeit, unterliess es aber, die Gründe für das lange Schweigen nachzureichen. Nur Schwärmer und Tagträumer, die sich ihre eigene Wirklichkeit konstruieren, können über die jüngste Entwicklung über rascht sein. Die Juden in Österreich (und ebenso in der Bundesrepublik) klammern sich seit über 40 Jahren an eine Reihe von Illusionen wie ein Wüstenwanderer an eine Fata Morgana, deren allmähliches Verblasen sie in einen Zustand der Panik versetzt. Die Grundillusion, mit der alles anfangt, war die Annahme, ihre Rückkehr nach dem Krieg sei erwünscht, man brauche sie zum Aufbau der neuen österreichischen Demokratie. Dabei waren selbst gestandene Antifaschisten froh, dass Österreich judenfrei gemacht worden war. Die zweite Illusion war die, anzunehmen, der Antisemitismus sei so weit geschwächt und discreditiert, dass er nie wieder zu einer gesellschaftlichen Kraft werden würde, mit der man rechnen müsse. Ein Blick in die «Kronen-Zeitung» bietet täglich den Gegenbeweis. Und die Illusion Nummer drei war die, wenn man sich nur anständig benehme und nicht unangenehm auffalle, wenn man die stillen Antisemiten nicht provoziere, würden sie es nicht wagen, ihren Gefühlen ausserhalb der eigenen vier Wände oder schlimmstenfalls am Stammtisch Ausdruck zu geben, und damit könnte man leben...

Die Juden haben sich, konsequent und mit Bedacht, um Einsichten gedrückt, die ihnen nun mit der Fliegenpatsche um die Ohren gehauen werden: Der Antisemitismus gehört nicht nur zur abendländischen Kultur wie das Abendmahl zum Osterfest, er macht auch einen relevanten Teil der Nationalkultur Österreichs (und Deutschlands) aus. Die Tatsache, dass der Antisemitismus eine Weile weniger auffällig war, vor sich hindämmerte und die grosse Öffentlichkeit scheute, wurde als Zeichen für dessen allmähliches Verschwinden missverstanden. Aber die meisten sozialen Phänomene gleichen Wellenbewegungen, sie schwanken auf und ab. Das antisemitische Potential zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass es leicht aus der Wartestellung heraus aktiviert werden kann. Juden können oder wollen auch nicht begreifen, dass der Antisemitismus weder etwas mit ihrer Anzahl noch etwas mit ihrem akuten Verhalten zu tun hat. Ob es sich um ehrenwerte Akademiker oder miese Bordellwirte handelt, macht in der Praxis keinen Unterschied, der Antisemit wird an beiden seinen Unmut über Juden los. Insofern ist jüdisches Wohlverhalten in bezug auf die Reaktionen von Antisemiten so irrelevant wie das Benehmen eines Huhnes, bevor es in den Suppentopf kommt.



Wien, Synagoge 1. Bezirk: «Antisemitismus gehört zum Abendland...»

Foto: Koni Nordmann

ein jüdischer Bundeskanzler, der jede Gelegenheit, die sich ihm bot, und manche, die er erst an den Haaren herbeiziehen musste, dazu benutzte, sich von seiner jüdischen Herkunft zu distanzieren und sich über das Judentum lustig zu machen, der mit Arafat Bruderküsse tauschte und mit Gaddafi Händchen hielt; ein jüdischer Schriftsteller, der sich bei seinen österreichischen Landsleuten für die Verbrechen Menachem Begins entschuldigte und diese bat, ihn nicht für jenen büssen zu lassen; ein greiser jüdischer Philosoph, der aus Protest gegen den Einmarsch Israels im Libanon aus der Jüdischen Gemeinde austrat und das Verhalten der Israelis mit dem der Nazis gleichsetzte, haben sie, die guten, braven, anständigen Juden, auch nur einen einzigen Antisemiten von seiner Passion geheilt? Wo bleiben die Proteste von Kreisky, Weigel und Anders, die sich, wenn es darauf ankommt, von Juden und jüdischen Missetaten nicht genug distanzieren können, in der jetzigen Situation?

### Die Moralisten schweigen

Der grosse Bruno hat sich aufs Altenteil im Süden zurückgezogen und mosert über seine Nachfolger; Weigel («Ich bin nicht der einzige, der versöhnt wieder da ist...») hat sich zu keinem offenen Brief an seine österreichischen Landsleute aufgerafft, und Anders wird nicht aus Protest gegen die Wahl Waldheims die österreichische Volksgemeinschaft verlassen, wie er der Jüdischen Gemeinde gekündigt hat. Die grossen jüdischen Moralisten schweigen. Ich nehme an, die werden sich erst dann wieder zu Worte melden, wenn es einen Anlass gibt, den Finger anklagend auf Juden zu richten.

Aber auch diejenigen, die jetzt nicht schweigen, machen keine gute Figur. «Wir fürchten uns nicht um uns, wir fürchten uns um dieses Land, um unser Land!» erklärt ein Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde, als wäre die österreichische Republik eine Aktiengesellschaft kurz vor dem Bankrott und als wäre es ausgerechnet die Aufgabe der jüdischen Kleinaktionäre, das drohende Unheil abzuwenden. Die sich nun um die demokratische Substanz des Landes und sein Ansehen im Ausland sorgen, wollen nicht wahrhaben, dass die

grenzt so etwas schon an Landesverrat. «Wer der Fremde im Land ist, das kann die Mehrheit entscheiden, es ist eine Machtfrage, wie alles im Völkerverkehr», hat der Wiener Theodor Herzl schon 1896 geschrieben. Seitdem haben sich die Mehrheitsverhältnisse zwar geändert, 165000 Wiener Juden sind auf einen Bruchteil dieser Zahl reduziert worden, aber Fremde im Lande sind sie geblieben, welche halbbrecherischen Anpassungskunststücke sie auch unternehmen, was immer sie anstellen mögen, um von der Mehrheit endlich als dazugehörig und gleichwertig anerkannt zu werden.

Es spricht vieles dafür, dass die vielgerühmte jüdische Intelligenz nur eine weitere antisemitische Erfindung ist, ein Mythos, der der Wirklichkeit nicht standhält. Nicht nur haben die Juden aus der Geschichte wenig bis gar nichts gelernt, sie verhalten sich dem Antisemitismus gegenüber wie ein Heilpraktiker angesichts von Krebs. Ein 2000 Jahre altes Phänomen soll mit Handauflegen und guten Worten kuriert werden. Der Gemeindepräsident ist dafür, dass man Briefe an hochgestellte Persönlichkeiten schreibt und sie um Beistand bittet. Kleine Kinder schreiben Briefe an den lieben Gott und den Weihnachtsmann. Die Gemeindeversammlung beschliesst eine Resolution, in der «Massnahmen gegen den Antisemitismus» gefordert werden; man möchte antisemitische Hetze und judenfeindliche Ausschreitungen verfolgsbar machen und fordert die für den Schulunterricht verantwortlichen Beamten auf, «Massnahmen in der Erziehung der Jugend zu setzen»; die Medien sollen sich «ihrer Verantwortung für die Meinungsbildung» bewusst werden.

Ebensogut könnte man eine Resolution gegen das schlechte Wetter verabschieden und die Regierung auffordern, kostenlos Regenschirme an alle Fussgänger zu verteilen. Es hat offenbar noch nicht genug «Massnahmen» gegeben, nicht genug «Aufklärung», nicht ausreichend viele Artikel, Sendungen und Filme über den bedeutenden «Beitrag der Juden zur abendländischen Kultur», die Zahl der jüdischen Erfinder, Nobelpreisträger und Schriftsteller. Doch keiner mag sich auch nur die Frage stellen, warum die ganze Aufklärungsarbeit offenbar für die Katz gewesen ist. Nun soll der Antisemitismus auf dem Verwaltungswege bekämpft werden. Karl Kraus hat mal vorgeschlagen, den Geschlechtsverkehr in Österreich abzuschaffen, «zugleich mit der Erhöhung der Postgebühren»; vielleicht liesse sich der Antisemitismus in Österreich zugleich mit der nächsten Steuerreform oder wenigstens der Neugestaltung der U-Bahn-Tarife beseitigen. Wenn antisemitische Witze vor Gericht geahndet werden, Schulkinder die jüdischen Feiertage mit Besuchen in der Synagoge begehen und die «Kronen-Zeitung» ihre Leser mit Rezepten für gefüllten Fisch erfreut, dann wird der Antisemitismus in Österreich endlich gebannt sein!

«Mein Leben ist mir zu kostbar, mich unter einen Apfelbaum zu stellen und ihn zu bitten, Birnen zu produzieren», hat Tucholsky Ende 1935 geschrieben. Über 50 Jahre später gibt es noch immer Juden, die sich darüber wundern, dass es aus der Kloake nicht nach Rosenöl duftet. □

Und so verfallen sowohl die Juden, die sich aus Sorge um Österreich gegen Waldheim aussprechen, wie auch diejenigen, die sich schützend vor ihn stellen, demselben Irrtum. Sie glauben, auf diese Weise ihre «Staatstreue» demonstrieren zu können, ihre Verlässlichkeit als österreichische Patrioten. Aber es kommt überhaupt nicht darauf an, welche Position sie einnehmen. Sie bleiben so und so Mitbürger minderen Status, die froh sein können, dass man sie zu Worte kommen lässt. Kein «echter Österreicher» hat es nötig, darauf hinzuweisen, Österreich sei «sein Land». Und wenn er Waldheim zum Kotzen findet, dann ist das seine Privatsache. Bei Juden



Wahrscheinlich beim Platz

darüber, aber Bäume etc  
über Neo Nazis

Politik: Seite 12  
Länderspiegel: Seite 14  
Politisches Buch: Seite 15  
Themen der Zeit: Seite 16

11-11

# „Richtig ein kalter Schauer“

Ein rechter Terrorist erzählt seine Karriere / Aufgezeichnet von Giovanni di Lorenzo



Im Grunde genommen war ich immer schon kriminell. Meinen ersten Bruch habe ich mit elf gemacht. So etwas hat mich immer angezogen: das leichte Leben, das Geld, das Abenteuer. Ich habe die Gefahr gesucht, die Selbstbestätigung. Wenn ich was gedreht habe, fühlte ich mich immer gut danach. Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, fällt mir eigentlich nur eines ein: Ich hatte unheimlich starke Kontaktschwierigkeiten.

Mein Hauptproblem auf dem Gymnasium waren die Mädchen. Ich wollte immer anhängeln, konnte aber nie meine Hemmungen überwinden. Ich war sehr arrogant aus Unsicherheit. Als ich 16 war, hatte ich ein sehr positives Erlebnis in der Tanzschule. Ich habe bei „Ritmo“ ein Mädchen angesprochen und daraus wurde eine Freundschaft. Dann hat sie mir mein bester Freund ausgespannt. Ulrich Mertens\* heißt der, und er war es auch, der mich in den Kreis der Jungen Nationaldemokraten (JN) eingeführt hat.

Meinen ersten Kontakt hatte ich im Herbst 1976, mitten im Bundestagswahlkampf. Ich ging mit Mertens zu einem ihrer Treffen. Die JN hatte damals eine Kellerwohnung in Glende\* gemietet: ein schmutziger Raum, in der Mitte stand eine lange Tafel. An den Wänden hingen schwarz-weiß-rote Fahnen, Gummiknüppel und NPD-Plakate. Alles ging sehr zackig und männlich zu. Gleich nach der ersten Sitzung sind wir rausgegangen und haben auf einem Platz in Glende DKP-Schilder zertrümmert. Ich fand das ganz toll und war gleich dabei, ohne lange zu überlegen. Gruppe und Aktionen – das hat mir imponiert.

Von da an bin ich jede Woche zum Gruppentreffen gegangen. Zehn Mann waren wir insgesamt, Schüler und Angestellte. Die Organisation der JN war eher chaotisch, offiziell aber gab es richtige Ränge. Bei unseren Sitzungen haben wir über politische Themen geredet, aber auch viel Blödsinn gemacht. Die anderen haben dabei Bier und Schnaps getrunken.

Gleich zu Anfang habe ich beim Stand der JN mitgemacht, der immer sonnabends, meistens vor Karstadt aufgebaut wurde. Die meisten von uns

Wie wird ein junger Mensch zum Neo-Nazi – ein halbes Lebensalter nach dem Zusammenbruch des Hitlerismus? Giovanni di Lorenzo, ein 23 Jahre alter Deutsch-Italiener, der in München studiert, hat den Lebensbericht eines gleichaltrigen Jung-Nazis niedergeschrieben. Es ist die Karriere eines einzelnen, aber kein Einzel-Fall. Stefan Salge (Pseud.) gibt in dieser Aufzeichnung Glaubenssätze wieder, die mittlerweile zum Standard-Repertoire eines obszönen „Revisionismus“ gehören: Es gab keine Gaskammern, keine Vernichtungslager, keine „Endlösung“. Dagegen steht eine historische Wahrheit, die abertausendfach durch Zeugen, Dokumente und Bilder belegt worden ist. Wir haben uns dennoch entschlossen, die Geschichtslüge jener Unbelehrbaren abzudrucken, die nichts wissen und nichts wissen wollen – um zu dokumentieren, daß die alt-neue Saat noch immer fruchtbar ist. Es ist ein Bericht der Verwirrung und Verwirrung – 37 Jahre dñach. (Alle mit \* gekennzeichneten Namen sind Pseudonyme.)

waren da, aber nicht um zu diskutieren, sondern um sich mit den Roten zu prügeln. Wir haben Asterix und Obelix gespielt, die ein Römerlager überfallen und dann von ihren Schlägereien berichten. Wenn wir uns mit den Roten geprügelt haben, haben wir nie verloren, sind wir nie abgehauen. Obwohl die Eisenstangen hatten. Im allgemeinen sind die Roten feige.

Ich weiß nicht so recht, ob das gegen die K-Leute ein richtiger Haß war. Einmal ist etwas ganz Komisches passiert. Da ist einer vom kommunistischen Jugendverband zu uns gekommen, das ist die Jugendgruppe der KPD/ML. Der meinte zu uns: „Immer schlagen wir uns, wollen wir



Aufmarsch von rechts: „Es ging immer sehr kameradschaftlich zu. Man kam sich wichtig vor – wie Verschwörer“

Aufnahmen: Jay Tuck, Jochen Hahne

nicht mal was anderes machen?“ Und er hat dann ein Fußballspiel vorgeschlagen. Das kam wohl auch deswegen, weil sie einen von uns, den Michael Meyer\*, ganz gut kannten. Wir haben dann tatsächlich zusammen Fußball gespielt, und hinterher haben wir uns nicht mehr angegriffen. Irgendwie haben wir gemerkt, daß die und wir außerhalb der Gesellschaft standen. Wir hatten die gleichen Gegner, die gleichen Probleme. Die schicken Linken haben wir immer als gefährlicher angesehen. Von den Schicken haben wir gesagt, das sind die ersten, die später ins KZ wandern. Das sind die Drahtzieher der jüdisch-bolschewistischen Verschwörung.

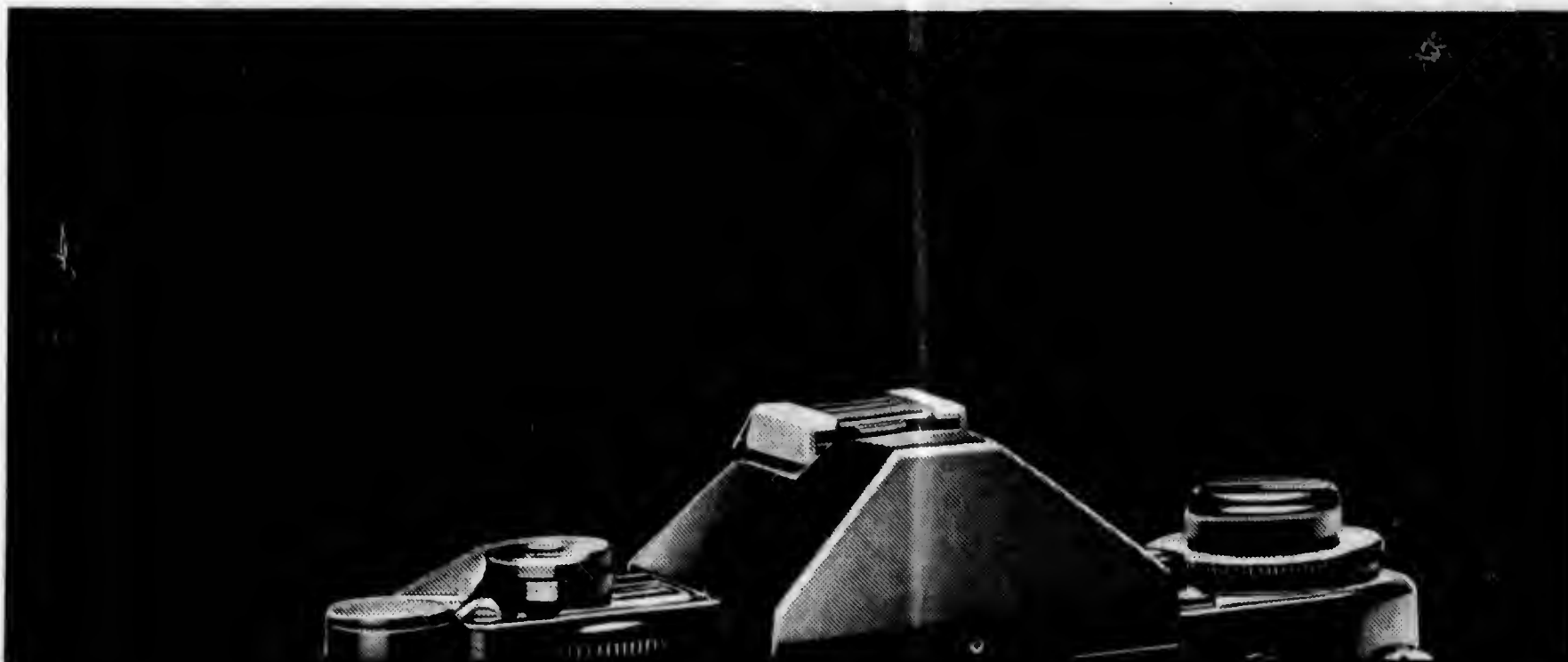
Ein Jahr lang war ich Mitglied der Jungen Nationaldemokraten, also an die NPD gebunden. Schon nach wenigen Monaten aber hörten wir etwas von der NSDAP. 1976 tauchten erstmals ihre Plakate auf. Das ganze Material kam aus Amerika.

In Lincoln/Nebraska sitzt dieser „Gary“ Lauck, der den „NS-Kampfruf“ herausgibt. Man kann da also hinschreiben, um einen Förderausweis für die NSDAP zu bekommen. Dann muß man monatlich einen Beitrag zahlen. Oder du bestellst nur Aufkleber oder Plakate und anderes Propagandamaterial. Bei der ersten Sendung, die man aus den USA bekommt, steht dann irgendwo, meistens auf dem Kopf des „NS-Kampfrufes“, eine Zahl. Das

ist eine Sicherheitsmaßnahme: Wenn du das nächstemal etwas bestellst, oder einen Bericht aus Deutschland rüberschickst, brauchst du nur deine Nummer anzugeben. Wenn der Brief abgefangen wird, kann der Verfassungsschutz nicht herausbekommen, wer ihn abgeschickt hat.

Ich war von Anfang an dabei. Die NPD war mir zu langweilig geworden, mit den Alten lief nichts. In unserer Stadt schlossen sich der NSDAP nur vier Leute an. Außer mir noch Meyer, Mertens und Schulze\*. Die anderen aus der JN haben nicht mitgemacht. Wir waren radikaler und

● Fortsetzung nächste Seite



## Die Welt steckt voller Degussa:

Ohne Silber könnten wir uns von der Welt kein Bild machen. Denn mit Silbernitrat macht man Filme und Fotopapiere lichtempfindlich. Degussa liefert es an große europäische Hersteller. Unsere tägliche Bilderflut

Fixierbädern und alten Röntgenfilmen zurück. Das hochreine Silber wird erneut für vielfältige Zwecke in der Technik eingesetzt. Degussa hilft, die Welt anschaulicher zu machen. Eine Leistung unter vielen. Denn die Welt steckt



## „Richtig ein kalter Schauer“

● Fortsetzung von Seite 9

bekanntens uns ganz offen zum Nationalsozialismus. Die Arbeit im Untergrund erschien uns interessanter als die Partei-Arbeit. Schon bald sind wir immer offener als Nazis aufgetreten, haben nächtliche Klebe-Aktionen gestartet.

Es kamen dann auch schnell die ersten Hausdurchsuchungen, morgens um sechs. Ganz harmlos klingelten zwei Leute an der Tür. Oft kannten wir die schon. Wir haben ganz freundschaftlich miteinander geredet. Ich habe dann auch immer gefragt: „Na, was sucht ihr denn heute?“ Wir haben ein ganzes Verzeichnis von Polizisten gehabt, vor allem, weil wir den Polizeifunk abgehört hatten. Nach diesen Hausdurchsuchungen fühlte ich mich ganz enorm geschmeichelt. Vor der Öffentlichkeit stand man als harter Nazi da.

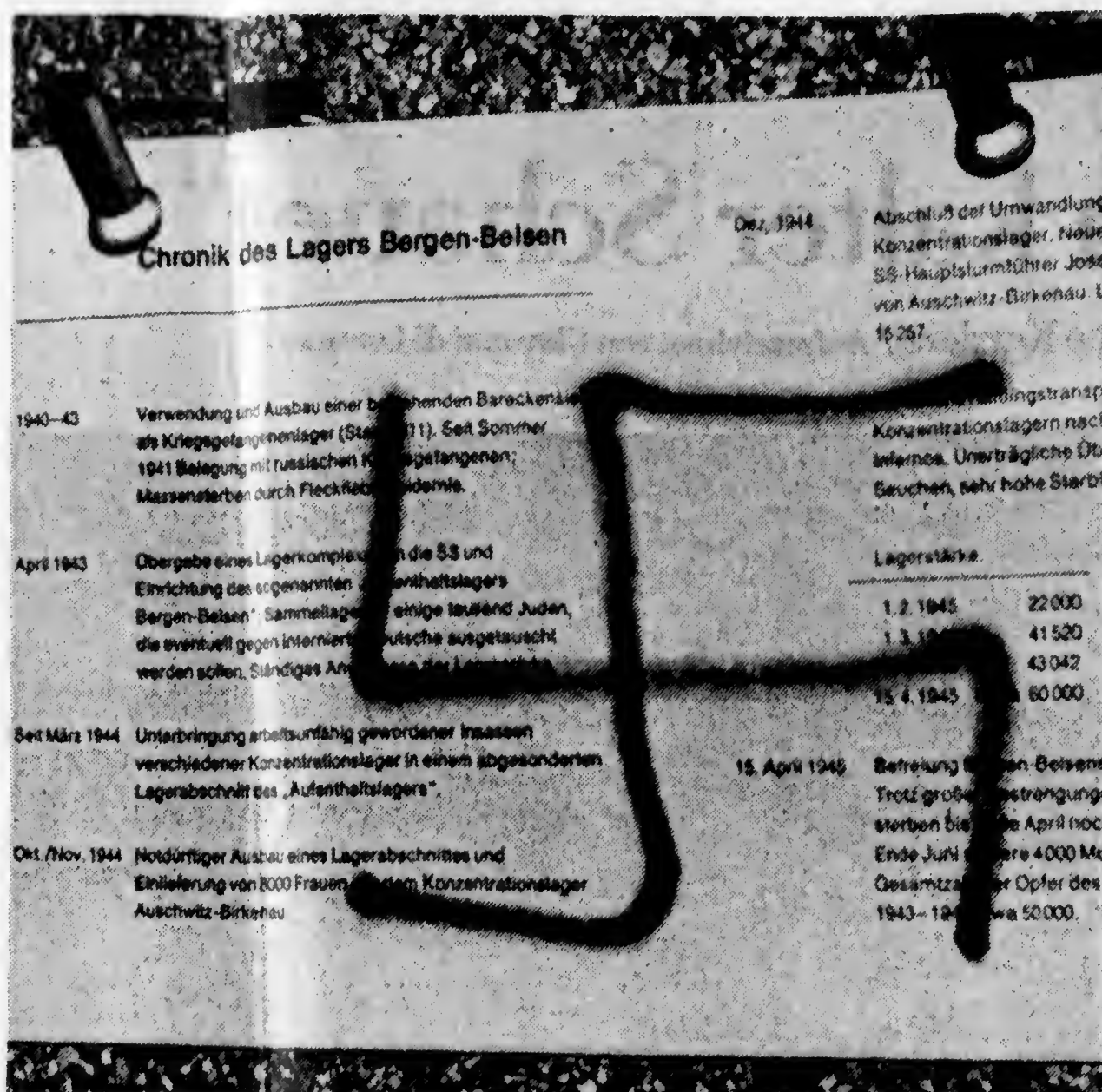
Ein paarmal haben die Bullen auch versucht, uns zu infiltrieren. Da kam so ein Typ an den Stand und zeigte für unsere Gruppe Interesse. Aber das haben wir gleich gemerkt; das waren Leute, die nicht zu uns paßten, älter, irgendwie ausgefressener. Anfang 1977 fingen dann die ersten Beschattungen an. Das haben die immer ungemein bescheuert angestellt. Vor der Haustür stand ein Opel Rekord oder ein Mercedes 200 oder 230. Meistens saßen zwei Leute drin, so um die 30 Jahre. Ich bin sogar noch hingegangen und habe „guten Abend“ gesagt. Und die meinten dann: „Na, Herr Salge“, Sie haben doch wohl nichts Dummes vor?“ Wir haben dann die Bullen regelmäßig abgehängt und dann ging's erst richtig los. Die waren unvorstellbar dumm.

Der große Einschnitt in meinem Leben kam beim NPD-Parteitag, im März 1977. Den ganzen Tag lang hatten wir schon die Idee mit uns herumgetragen, abends das KBW-Haus zu überfallen, als Vergeltungsaktion für ständige Provokationen. Gegen 21 Uhr waren wir so richtig in Stimmung. Vor der Parteitagshalle standen etwa drei VW-Busse mit Bullen. Die haben gemerkt, daß wir etwas vorhatten. Zwei, drei Polizisten kamen auf uns zu und verwickelten vier von uns, darunter Mertens, in ein Gespräch. Sie fragten uns: „Was habt ihr vor?“ Wir haben geantwortet: „Wir gehen gucken, was unsere roten Freunde machen.“ Da haben die Polizisten gesagt: „Ihr habt genau zwei Stunden Zeit. Wir unternehmen nichts.“ Damals war bei den Bullen noch dieser Haß wegen Brokdorf. Die haben sich richtig gefreut, daß wir denen was abgenommen haben.

Wir marschierten also los, genau 22 Leute, die Auserlesenen unter den Parteitagsgleuten. Michael Kühnen und ein paar andere Hamburger haben auch mitgemacht. Wir hatten Gummiknüppel und eine Axt dabei. Erst haben wir uns auf der Straße verteilt und haben Pflastersteine aus dem Boden gerissen. Dann haben wir das KBW-Haus und die Autos der Kommunisten bombardiert. Einer von uns hat die Axt herausgeholt und die Tür eingeschlagen. Die Roten fingen an, mit Feuerlöschern zu sprühen. Auf der Straße hielten Autos und Straßenbahnen. Wir sind ins Haus gestürmt. Drinnen waren ungefähr 100 Leute – völlig starr vor Entsetzen. Die haben geglaubt, wir seien viel mehr und daß das ganze Haus umstellt wäre. Alles, was uns im Wege stand, haben wir erst mal niedergeschlagen. Zunächst waren wir im Untergeschoß, dann sind wir hochgegangen. Dort haben wir den Anführer von denen gefunden und ihn einfach aus dem ersten Stock geworfen. Die Frauen haben wir eigentlich in Ruhe gelassen, aber ein Mädchen hat durch einen Steinwurf fast ein Auge verloren. Wir haben kaum etwas abbekommen, dazu waren die viel zu geschockt. Dann haben wir uns langsam zurückgezogen und dabei wieder mit Steinen geworfen.

Als zwei Stunden rum waren, sahen wir in der Ferne langsam die Polizei anrollen, ganz gemütlich etwa mit Tempo 20 oder 30. Die kamen in der Kolonne, so sieben oder acht Wagen. Wir haben reichlich Zeit gehabt, um wieder abzuziehen. Als wir bei der Parteitagshalle ankamen, wurden wir von einem Polizisten begrüßt: „Prima gemacht, Jungsi!“ Wir haben viel Spaß gehabt an diesem Abend. Einer hat dann noch Hähnchen geholt vom Wienerwald, und die Polizei hat auch davon gegessen. Zur Feier des Tages haben wir noch anonyme Anrufe geführt und Roten mit dem Tod gedroht.

Am nächsten Tag habe ich Paul Otte (Otte wurde Anfang 1981 u. a. wegen Führung einer



Nazi-Geschichtsschändung: „Unser ganzes Weltsystem baut auf der Vernichtungslüge auf“ Aufnahme: dpa

terroristischen Vereinigung zu fünfeinhalb Jahren verurteilt, d. Red.) kennengelernt. Obwohl das offiziell verboten war, bin ich zum NPD-Parteitag mit schwarz-weiß-roter Fahne und Uniform gegangen. Otte fand das wohl ganz toll und hat mich angesprochen. Er hat mich sehr fasziniert: Er wirkte hart, radikal, einer, der voll zum Nationalsozialismus stand. Er war eine Autoritätsperson, ein Führer-Typ. Außerlich ist er klein und untersetzt, einfach hat er gewirkt. Er sagte zu mir: „Setz dich doch zu uns an den Tisch!“ Dann hat er mich gefragt, ob ich schon etwas von der NSDAP/AO gehört habe. Er selber und die anderen stellten sich als hohe Funktionäre vor. Ich habe geantwortet, daß wir uns als halbe Mitglieder fühlten.

Otte wohnte in einer Dachwohnung, ziemlich bescheiden, kleinbürgerlich. Wenn wir kamen, waren auch seine Frau und seine Kinder anwesend, die so zwischen zwei und 14 Jahre alt waren. Zur Begrüßung gab es erst einmal ein markiges „Heil Hitler“. Dann ging es immer sehr kameradschaftlich zu. Man kam sich wichtig vor, so wie ein Verschwörer. Versammelt haben wir uns meist im Wohnzimmer, ein kleines, langweiliges Zimmer mit abgeschabten Möbeln. Otte hat dann zu seiner Frau gesagt: „Geh doch bitte raus!“ Die Frau hat dann Essen gemacht, belegte Brote mit Mettwurst. Zu trinken gab es Bier und Cola. Drogen waren völlig verpönt. So etwas wurde als Schwäche ausgelegt. Ottes Klamotten waren bescheiden, eher „C & A“-Sachen.

## Alte, Kaputte, Dumme

Die Treffs bei Otte haben meistens zwei Stunden gedauert. Er war eigentlich derjenige, der uns bei Laune hielt. Die anderen aus der Braunschweiger Szene hatten ein unglaublich niedriges Niveau: Otte hatte Alte, Kaputte, Dumme, Alkoholiker, Beschränkte und Stadstreicher angeheuert. Er selber galt als der verlässlichste Mann unter den Neo-Nazis, obwohl wir auch treu und verlässlich waren. Ihm haben wir uns alle untergeordnet, ohne darüber nachzudenken.

Otte steckte eigentlich voller Komplexe. Immer hat er davon geredet, irgendwelche Objekte in die Luft zu sprengen. Oft haben wir gemeinsam Pläne gemacht, um Heß zu befreien. Bei solchen Gelegenheiten haben wir auch mal über Terrorismus gesprochen. Otte hat sich über die RAF ausgelassen. Er hat von einem gemeinsamen Feind gespro-



chen. Im „NS-Kampfbuch“ gab es ja auch diese „Buback-Ballade“, in der ausgesagt wird, daß uns die Linken auch einen unserer Feinde beiseite geschafft haben. Otte sagte, die Leute von der RAF hätten den richtigen Ansatz: Man solle doch mit einigen Linken zusammenarbeiten und erst hinterher liquidieren.

Er hat auch oft von seinen Kontakten zur PLO gesprochen. Er hat sich damit gebrüstet, daß er über Berlin eine Quelle hätte für Waffen. Auch andere ältere Nazis haben rumerzählt, daß sie über die PLO alles kriegen könnten. Mit den Palästinensern hatten wir ja etwas gemeinsam: Die waren auch gegen Juden.

Spenden haben wir keine bekommen. Wir haben uns selbst finanziert, zum Beispiel über Tonbänder, die Otte vervielfältigt und vertrieben hat. Otte hatte eine Riesensammlung von Originalreden aus der NS-Zeit und von Liedern, die wir selber auch immer wieder gesungen haben. Das hat mir selber viel gebracht, und außerdem war das gut für das Gruppengefühl. Untereinander hatten wir ein persönliches Verhältnis, wir mochten uns.

Die großen Namen in der rechten Szene haben untereinander meist nur auf höchster Ebene Kontakt. Es ist also so, daß einer aus der Wehrsportgruppe den Hoffmann zwar persönlich kennt, weil er ja sein Boß ist, aber meistens nicht Kühnen oder Otte oder Roeder. Die wiederum kennen sich alle untereinander. Von Hoffmann wußten wir, daß es ihn und seine Gruppe gibt. Otte wollte gern Kontakt zu der Wehrsportgruppe aufnehmen. Hoffmann aber hat abgewinkt. Er wollte lieber offen arbeiten, legal und sich gar nicht so sehr um politische Dinge kümmern. Ich kann mich erinnern, daß Otte sehr enttäuscht war. Aber er hat immer so getan, als ob Hoffmann einer von uns wäre. Ich muß sagen, daß er für uns nicht unbedingt ein Vorbild war. Er hat sich zu sehr in Pose gesetzt mit seinem Bart und seinem MG. Wir haben ihn als selbsterklärten Führer belächelt. Hoffmann ist ein hoffnungsloser Exhibitionist.

## Wie der Bericht entstand

Morgens um 11.00 Uhr vor den Toren des Gefängnisses, das er täglich zum Freigang verlassen darf, habe ich ihm aufgelauret. Kaum verhüllter Groll auf beiden Seiten: Er, der rechte Terrorist, weil er sich plötzlich von einem Journalisten überfallen sah; ich, gleichaltrig, weil er für mich eine Haßfigur war, obwohl ich ihn flüchtig aus unserer gemeinsamen Jugend kannte und seine Nazi-Karriere später in den Medien verfolgt hatte – bis zu dem spektakulären Prozeß vor dem Oberlandesgericht, bei dem er zusammen mit anderen Neo-Nazis als Terrorist abgeurteilt wurde.

Ein Psychologe würde solche Berührungsmomente leicht als die Furcht vor dem Unbewußten erklären. Tatsächlich enthüllten mir die Treffs, die jenem Märztag des vergangenen Jahres acht Monate folgen sollten, zunächst einmal verblüffende Identifikationsmomente: Ein vermeintliches Monster offenbart plötzlich mühsam verwundene Entwicklungsschwierigkeiten; formuliert Ängste, Träume aber auch Abgründe, die aus nahezu allen Tagebuch-Ergüssen von Zwanzigjährigen destilliert werden könnten.

Unvermeidlich, daß sich mit der Zeit so etwas wie gegenseitige Sympathie entwickelte. Vor diesem Hintergrund schälte sich allmählich die Idee heraus, eine im Originalton belassene Lebensgeschichte abzufassen. Sie zu erzählen, ist dem ehemaligen Neo-Nazi nicht leicht gefallen. Daß er dennoch konsequent Einblick bis in die verschwommensten Schattierungen seiner Erlebniswelt gewährte, liegt wohl am

chesten an der auch für ihn fesselnden Gelegenheit zur Selbsterforschung.

Die einzige Bedingung, die er stellte, war die Garantie der Anonymität. Wir haben ihm deshalb das Pseudonym Stefan Salge gegeben und auch einige seiner alten Kameraden unter Chiffre gestellt. Seine Geschichte ist keine lückenlose Dokumentation der rechtsradikalen Chronik dieser letzten Jahre geworden, noch läßt sie sich zur wissenschaftlichen Fallstudie umfunktionieren. Herausgekommen ist dennoch ein Lehrstück, das er selbst so beschreibt: „Noch nie ist ein Neo-Nazi durch sich selbst erklärt worden.“

Stefan Salge ist mittlerweile das geworden, was man gemeinhin als einen beispielhaften Resozialisierten bezeichnet: Für die Zeit nach der Haft hat er die ehrgeizigen, klar umrissenen Ziele einer bürgerlichen Karriere. Mit seiner Vergangenheit als Nazi, als Terrorist und Krimineller hat er längst gebrochen.

Nur: Weder dieses Happy-End noch der bequeme Rückzug auf die scheinbare Einzigartigkeit dieser Karriere vermag mir die Betroffenheit angesichts jener politischen Aussagen zu nehmen, die Salge während und nach seiner Nazi-Zeit propagierte. Denn sie gehören zum ideologischen Credo von abertausend deutschen Stammtischdiskussionen und Feierabendunterhaltungen.

Das macht es so schwer, diesen Bericht bloß als Chronik einer einzigartigen pubertären Verwirrung abzutun.

Giovanni di Lorenzo

Vorbildhaft dagegen waren die Leute aus Hamburg. Das war eine sehr schlagfertige Gruppe, sehr gut durchorganisiert und von der Sache überzeugt. Das lag an Michael Kühnen. Der Mann ist eine echte Autorität, alle haben ihn als Führer anerkannt. Er ist etwas älter als die meisten seiner Gruppe und sehr selbstbewußt. Aber er wirkt eher zurückhaltend und beherrscht sich mit Präzision. Kühnen ist ein netter Kerl, einer der intelligentesten unter den Neo-Nazis. Er hat viele Schriften entworfen und hat echte Überzeugung, auch wenn er ein Taktiker ist.

Vorbilder waren für uns ohnehin nicht unbedingt Leute aus der heutigen Nazi-Szene, sondern eher alte Kämpfer, das sind echte Autoritäten. Zum Beispiel Schlageter, der 1923 hingerichtet worden ist. Natürlich waren für uns auch Adolf Hitler und Josef Goebbels mit ihren Reden Vorbilder. Vor allem Otte haben die Reden sehr imponiert. Er hat Filme und viele alte Platten darüber vorgeführt. Uns hat das immer sehr fasziniert, beim Anhören lief mir richtig ein kalter Schauer über den Rücken, das geht mir heute noch so. Vorbildhaft waren allerdings auch kleine Leute wie Horst Wessel. Da gibt es auch ein Lied: „Wir trauern über unseren Kameraden Horst Wessel.“

In der Schule habe ich nichts über den Nationalsozialismus erfahren. Meine Eltern hatten zu den Nazis die normale Auffassung: Der Nationalsozialismus war ein Verbrechersystem. Aber beide sind noch zu jung, um sich an das Nazi-System bewußt zu erinnern. Alles, was ich bis zu meinem ersten Kontakt zu den Rechten über die NS-Zeit wußte, habe ich aus dem Fernsehen erfahren. Lange habe ich mich auch eher der Meinung meiner Eltern angeschlossen. Aber das war alles sehr vage. Mich haben dann im Laufe der Zeit Uniformen und Armeen immer mehr fasziniert. Im Fernsehen habe ich auch mal Erschießungen im KZ gesehen. Überhaupt habe ich mir furchtbar viele Spielfilme aus dieser Zeit angeschaut, die in ihrer Grundtendenz alle ziemlich mit der NS-Ideologie sympathisierten.

Ich selber habe den theoretischen Kram erst nach und nach übernommen. Mein Eintrittsgrund in die JN war ganz bestimmt nicht die Ideologie. Wie die anderen aus meiner Gruppe auch habe ich die Bestätigung durch eine harte und sehr männliche Gruppe gesucht. Ohnehin gab es nicht viele Leute, die theoretisch viel draufhatten. Ab und zu

gab es mal eine Schulungsgruppe, die aber auf niedrigstem Niveau stattfand. Und dann hatten wir natürlich noch Hefte und Broschüren.

Wenn ich an den Nationalsozialismus gedacht habe, dann fielen mir zuallererst alte Persönlichkeiten aus dieser Zeit ein: der Führer, die ganze Bewegung, gute deutsche Soldaten, die Härte, die Gemeinschaft. Da gab es dieses Schlagwort, das für mich faszinierend war: ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die ganzen grausamen Sachen, die während der NS-Zeit passiert sein sollen, die sind von uns immer abgestritten worden. Alle Leute aus der rechten Szene, mit denen ich zusammen war, haben immer gesagt, die NS-Verbrechen haben nicht stattgefunden. Die haben das wirklich geglaubt. Wenn wir bei irgendwelchen Prügeleien einem Roten gesagt haben, du kommst ins KZ, dann haben wir das auch so gemeint. Wir haben uns wirklich ausgemalt, unsere Feinde eines Tages zu internieren. Das war richtig ein Lieblingsthema von uns: Wer kommt ins KZ? Na ja, und dann sind wir zwangsläufig auf die Juden zu sprechen gekommen.

## Überall Judenverschöpfung

Wir haben nie bestritten, daß die Juden unter Hitler interniert wurden, aber wir streiten deren systematische Vernichtung ab. Daß die Juden ins KZ gekommen sind, war eine Notwehrmaßnahme: Das internationale Judentum hat Deutschland 1939 den Krieg erklärt, das ist unbestreitbar. Überall in der Welt gab es diese Verschöpfung unter den Juden, sie haben Deutschland zum Feind erklärt. Daß maximal 300 000 von ihnen an Kälte und Hunger umgekommen sind, lag daran, daß die Deutschen durch den Krieg selber nichts zu essen hatten. Aber die sogenannten Zeugnisse über Gaskammern, Folter und Vernichtung – die sind alle falsch.

1945 wurde uns von den Besatzungsmächten eine Politik aufgezwungen, die einzige und allein auf der Umerziehungslüge aufbaute. Sie ist von den Alliierten lange vorbereitet worden, genauso wie die ganzen Greuelmärchen. Unser ganzes Weltsystem baut auf der Vernichtungslüge auf. Mit unglaublicher Raffinesse ist diese Verfälschung der Geschichte bewirkt worden, um Deutschland nie wieder hochkommen zu lassen. Die Alliierten mußten also diese ganze Lügengeschichte aufbauen, aus Neid, Bosheit und Gemeinheit. Die heuti-



gen Machthaber halten natürlich daran fest. Die Wahrheit würde wahrscheinlich unser System viel zu sehr erschüttern - das traut sich niemand.

Manchmal frage ich mich natürlich auch, ob ich vielleicht nicht derjenige bin, der sich irrt. Ich kann das nicht ausschließen. Aber für uns alle war es viel leichter, Argumente zu finden, die eine Umerziehungslüge bestätigen. Es gibt ja auch keine Beweise für einen systematischen Judenmord. Die ganzen Zeugenaussagen sind meiner Meinung nach erfunden. Das ist ja auch ganz logisch. Wenn man jahrelang in einem KZ gesessen hat, dann ist man doch voller Haß und auch dazu bereit, gewisse vorgefertigte Meinungen nachzubeten. Viele Juden haben allein wegen des Geldes gelogen.

Die paar Photos, die aus dieser Zeit noch existieren, wurden dafür benutzt, angebliche Massenvernichtungen nachzuweisen. Den Wärtern wurde genau eingetrichtert, was sie zu sagen haben. Angebliche Gaskammern wurden nachträglich ins KZ geschafft und zur Besichtigung freigegeben. Besonders die Russen haben Filme und Photos darüber gefälscht und frisiert. Die Nürnberger Prozesse dann waren eine einzige Lüge. Die Angeklagten wurden zum Teil gefoltert. Andere haben sich durch ihre sogenannten Geständnisse freigekauft.

Inzwischen bin ich unheimlich tolerant geworden. Ich bin kein Rassist, im Gegenteil - ich bin sehr gern mit Ausländern zusammen. Aber gegen Juden habe ich gewisse Vorurteile behalten. Diese Rasse macht immer wieder denselben Fehler: Sie bleibt unter sich, behält ihre Arroganz. Sie ist es, die im Grunde genommen andere als andersartig betrachtet und rassistisch ist. Es gibt eine mächtigere Clique von jüdischen Geschäftsleuten, die Nicht-Juden auf skrupellose Weise ausbeutet.

Wenn die Nazis von der Endlösung gesprochen haben, so haben sie damit gemeint, Deutschland durch Ausbürgerung aller Juden zu säubern. Deutschland mußte wieder eine Nation werden. Die Juden sollten ihren eigenen Staat ruhig bekommen. Und wenn er auf Madagaskar gewesen wäre, wie zeitweise von den Nazis sogar geplant. Gegenüber Homosexuellen dagegen waren wir toleranter eingestellt.

Mit „Ausweitung des Lebensraumes“ war nichts anderes gemeint, als daß Deutschland die Gebiete, die von anderen Nationen zu Unrecht okkupiert worden waren, zurückerobern mußte. Die Gestapo konnte man aus unserer Sicht mit dem heutigen Verfassungsschutz vergleichen. Irgendwelche großen Übergriffe haben die nie gemacht.

Wir waren einfach felsenfest davon überzeugt, daß die Demokratie ein System ist, das nicht verwirklichtbar ist. Der einzelne Bürger ist doch gar nicht in der Lage, die Weltzusammenhänge zu verstehen. Die Demokratie kann nicht funktionieren, sie ist reine Trümerei. Eine Diktatur dagegen kann nur mit den richtigen Leuten funktionieren. Wir haben heute schließlich auch keine Demokratie. Was ist unsere sogenannte Demokratie anderes, als eine Clique aus Politik und Wirtschaft, die intelligent genug ist, die Macht in den Händen zu halten?

Natürlich hat es auch während der NS-Zeit keine Freiheit gegeben. Aber das war unserer Meinung nach auch völlig überflüssig. Da das Nazi-System das einzig richtige war, brauchte man auch keine Opposition.

Um ein solches System möglich zu machen, wollten wir Deutschland von einigen Verbrechern säubern: Sie zu internieren, wäre eine Notwendigkeit gewesen. Als erste natürlich unsere heutigen Machthaber. Man könnte sie auch ausbürgern, aber das würde nicht so viel bringen. Dann hätte man sie noch ins Exil auf dem Hals. Ob wir die Juden auch interniert hätten, kann man ganz sicher nicht sagen. Aber wenn sie uns wie nach 1939 den Krieg erklärt hätten, dann hätten wir uns auch wehren müssen.

### Bombenprobe

Das mit der Bombe auf das Amtsgericht in Hannover war Ottes Idee. Es sollte so etwas wie ein Probeanschlag für weitere Aktionen werden.

Wir hatten drei Bomben. Die eine wurde einem Nazi in Flensburg ausgehändigt, der damit einen Bombenanschlag auf das Gebäude der „Flensburger Nachrichten“ verübte. Zu der Übergabe der beiden anderen kam es am 1. Oktober 1977 in der Wohnung von Lepzien in Peine. Michael Kühnen aus Hamburg erhielt die eine. Ich, der zusammen mit Meyer\* und Schulze\* nach Peine gefahren war, bekam die andere. Irgendwie lag mir schon viel an dieser Aktion, denn ich war immer der Heißeste auf extreme Geschichten. Ich wollte das Ding so schnell wie möglich zünden.

Groß vorbereitet habe ich mich für die Aktion nicht. Ich bin ein paarmal in die Stadt gefahren, um mir die Örtlichkeiten anzuschauen. Als Komplizen hatte ich mir Harald Linke\* ausgesucht, einen Schüler aus D. Das war einer, der schon lange darauf aus war, von unserer Gruppe akzeptiert zu werden.

In der Nacht vom 21. Oktober 1977 war es dann soweit. Gegen 3.30 Uhr haben wir die Bombe vor dem Amtsgericht deponiert. Ich habe noch



Nazi-Kult im Hinterzimmer: „Alles ging sehr männlich und zackig zu“

Aufnahme: dpa

schnell einen Sandsack davorgelegt. Mit einem Feuerzeug habe ich die Zündschnur angebrannt. Von da an hatte ich noch genau 15 Sekunden Zeit. Wir sind langsam mit dem Motorrad weggefahren, um keinen Lärm zu machen. Wir hörten noch, wie es wahnwitzig laut geknallt hat. Viel Nerven habe ich zu dieser Aktion nicht gebraucht, an sich war das eine ganz einfache Sache.

Merkwürdigerweise wurde zu dem Bombenattentat ein Bekennerrbrief abgegeben. Der stammte aber nicht von uns. In der „Bild“-Zeitung stand dann auch ein großer Artikel. Schlagzeile: „Anschlag von linken Terroristen.“ Das hat mich sehr gefreut. Wir wollten uns zu der Aktion auch gar nicht bekennen. Otte meinte, je mehr Anschläge den Linken in die Schuhe geschoben werden, desto mehr schreiben die Leute nach einem Staat im Staat und bekommen die Rechten Zulauf. So plante er auch bei künftigen Aktionen, linke Bekennerrbriefe zu schreiben. Das Prinzip ist ja eigentlich ganz einleuchtend: Wenn Chaos herrscht, ruft man nach der starken Führung.

Wenige Wochen nach der Gründung der „Aktion Nationale Sozialisten“ in Hamburg am 26. November 1977 bin ich dann abgesprungen. Ich hatte neue Freunde kennengelernt. Mich faszinierten plötzlich andere Dinge, zum Beispiel das Disco-Leben. Gerade Diskotheken sind ja mit unserer Ideologie nicht zu vereinbaren. Und die neuen Leute waren einfach bessere, intelligentere Typen, mehr aus meinen Kreisen. Die Ideologie war nicht mehr so wichtig. Ich habe damals schon begriffen, daß Nationalsozialismus Unfreiheit und Einschränkung bedeutet.

Zur Gruppe gehörte Aggressivität. Die Aggressivität wurde durch die Komplexe angeregt. Ich habe mir dadurch auch viel vorgemacht, viel Wahrheit verdrängt. Ansatzweise hatte ich schon vorher Zweifel, ob die ganze NS-Gruppe nicht doch im Widerspruch zu meiner Sprache, zu meinem Lebensstil standen. Das kam so allmählich, und ich habe mich langsam zurückgezogen. Ich habe mich an Schulze gewendet und ihm gesagt, daß ich aussteige. Schulze war der Chef und sagte, daß er das akzeptiert. Mit meinem alten Freund Mertens habe ich nicht mehr darüber gesprochen. Die anderen, die davon gehört hatten, gaben mir zu verstehen, daß das so lange o. k. ist, so lange ich die Klappe halten würde.

Das neue Jahr fing dann so an, daß ich rumgemacht und krumme Sachen gedreht habe. Anfang Februar habe ich kurz vor dem Abitur die Schule hingeschmissen. Den Lehrern habe ich erzählt, ich wollte lieber eine Lehre machen. Wenige Tage später bin ich wegen eines Raubüberfalles in U-Haft gekommen. Erinnere mich bloß nicht an diese Geschichte. Da kriege ich jetzt noch ein schlechtes Gewissen. Oder wie würde es dir gehen, wenn du eine ältere Frau überfällst?

Am 28. April 1978 bin ich wegen dieses Raubes vom Jugendhoffengericht D. zu einer Jugendstrafe von einem Jahr und sechs Monaten ohne Bewährung verurteilt worden. Ich habe Berufung dagegen eingelegt. Bis zur Verhandlung wurde mir

gestattet, eine Lehre bei einem Verwandten in einer anderen Großstadt zu beginnen. Ich habe da gut verdient, aber gereicht hat mir das immer noch nicht. So habe ich viele krumme Dinge gedreht in dieser Zeit, bin viel durch die Stadt gefahren, habe Diskotheken besucht und viele Frauen kennengelernt.

Ja, und kurz darauf habe ich noch so ein Ding gemacht: Ich habe zwei Botinnen überfallen, die gerade ihre Geld-Bomben zur Bank brachten. Als ich die Frauen gesehen habe, hab' ich mir einen Ruck gegeben und blitzschnell reagiert. Ich hab' mir ein Halstuch vor das Gesicht gezogen und eine Pistole gezückt. Ich habe laut geschrien: „Hände hoch, Geld her!“ In diesem Moment ist mir auch noch die Pistole auf den Boden gefallen. Aber die beiden hatten zu viel Schiß und haben alles widerstandslos rausgerückt. Eine Woche später bin ich deswegen festgenommen worden. Das Jugendhoffengericht in D. verurteilte mich unter Einbeziehung vorangegangener Urteile zu einer Jugendstrafe von fünf Jahren. Seit meiner Festnahme im November '78 sitze ich ununterbrochen im Gefängnis.

### „Die Menschheit ist schlecht“

Im Knast und auch schon vorher draußen habe ich meine ersten Erfahrungen mit Drogen gemacht. Das klingt zwar wie ein Klischee, aber im Knast kann man wirklich alles bekommen: Ich habe Hasch, LSD und Heroin probiert. Ich habe nie Angst dabei gehabt. Kokain ist auch eine gute Droge, da schwören viele Freunde von mir drauf. Weißt du, was stark ist? Wenn du mit einer Frau bumst, mußt du dir, ohne daß sie es merkt, ein bißchen Kokain auf die Eichel streuen. Wenn du dann eindringst, geht das der Frau sofort ins Blut und sie ist im siebten Himmel. Die fährt dann natürlich voll auf dich ab.

Inzwischen hatte ich die ganze Geschichte mit der Bombe und den Nazis längst vergessen. Die Sache war für mich abgeschlossen, ich hatte das verarbeitet. Doch Ende April 1979 passierte es dann, daß der Bundesgerichtshof gegen mich Haftbefehl wegen Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung und wegen des Sprengstoffanschlages erbot. Am 1. September sollte mein Freigang losgehen, mit dem ich eine Lehre in D. beginnen wollte. Ich habe große Angst gehabt, daß alles wieder rückgängig gemacht werden könnte. Ich habe ein Schreiben an den Bundesgerichtshof aufgesetzt und meine Bereitschaft zum Auspacken mitgeteilt. Das habe ich ganz allein gemacht, ohne daß mir jemand dabei geholfen hätte.

Ein Bundesanwalt hat mir sofort geantwortet. Er schrieb, daß er Beamte zu mir schicken wolle und daß meinen Plänen nichts im Wege stehen würde, wenn ich wahrheitsgemäß antworten würde. Die Beamten sind extra aus Bonn angereist. Im Juni '79 bin ich erstmals drei Tage lang vom BKA verhört worden. Ich brauchte zu diesem Zeitpunkt auch keine Bedenken zu haben,

## Die Blondes und die Braunen

Im Spätsommer 1977 bin ich zu einem Nazi-Treffen nach Scharfeld im Harz gefahren, das dort einmal im Jahr stattfindet. Offiziell lädt dazu ein unabhängiger Freundeskreis ein. Wir waren ungefähr 150 Leute. Gleich bei meiner Ankunft stieß ich auf Zelte, die die Wiking-Jugend vor dem Gemeindehaus aufgebaut hatte. Außerdem sah ich Frauen in Trachten und sowohl ältere als auch jüngere Männer, zum Teil in Uniform. Man sah sofort, daß viele ganz harte darunter waren. Heimatvertriebene waren auch dabei. In einem Raum waren Bücher ausgestellt vor allem zu den Themen „Umerziehungslüge“ und „Auschwitz“.

In Scharfeld hatte ich meine erste Begegnung mit der Wiking-Jugend. Die waren alle blond und sahen überhaupt sehr arisch aus. Die meisten von ihnen hatten einen ganz kurzen Schnitt, trugen pfadfinderähnliche Kleidung und ein HJ-Messer. Viele sind Kinder von NPD-Leuten. Wir aus Hannover sind in Zivil gekommen und wurden wegen der Stiefelkanten komisch angeschaut. Das paßte für die irgendwie in die neuen, verkommenen Sitten hinein.

Mädchen in meinem Alter habe ich allerdings kaum gesehen. Und die, die da waren, wirkten alle sehr unreif. Die haben alle das alte Bild der Frau anerkannt: Die Frau gehört in die Ehe und hat sich um die Kinder zu kümmern. Überhaupt in den ganzen Nazi-Gruppen sind die Mädchen entweder die Freundinnen von irgendwem oder die Töchter von Nazis. Mädchen wären in unserer Gruppe auch nicht so angebracht gewesen - die hätten uns nur bei unseren Aktionen gestört. Wir

waren darauf aus, Auseinandersetzungen mit Feinden zu suchen. Und das hat die Frauen immer gestört, das konnten wir nicht haben.

Über die Einstellung zu Frauen haben wir in der Gruppe nie gesprochen. Ich glaube, die meisten kamen mit ihnen nicht klar. Das heißt: Viele von uns haben ein Doppelleben geführt, haben zwei Bekanntenkreise gehabt. Inoffiziell waren sie in Discos und haben versucht, Mädchen aufzureißen.

Offiziell haben sie so etwas als Laster und Untugend verurteilt. Damit wurden ja Zuhälter, Nutten und leichtes Leben verknüpft. Und natürlich Negermusik. Wir haben ja diese Einstellung praktisch aus der Mottenkiste übernommen. So ein richtiger Tanz in den Mai auf dem Dorfe - das sei genau das Richtige. Da waren schon viele Widersprüche.

Ich persönlich kenne fast nur alte Nazi-Weiber, so über 60 Jahre alt und meistens Frauen von NPD-Leuten. Das sind richtig prude und biedere Ehefrauen, die schon in der NS-Zeit aktiv waren. In Frankfurt hat mich mal eine Frau angesprochen. Sie sagte mir, daß sie mich ganz toll findet: Ich wäre so ein richtiger deutscher Junge mit blonden Haaren und blauen Augen. So einer, dem man die deutsche Rasse ansieht. Sie wollte mich dann auch gleich mit ihren Töchtern bekannt machen. Sie hatte richtig die Vorstellung, man müsse die deutsche Rasse weiterzüchten. Das war eine richtige deutsche Mutter aus dem 3. Reich, sehr warmherzig und nett.

Auszug aus dem Bericht von Stefan Salge

ehemalige Freunde zu verraten, da diese bis auf Schulze alle umfassend ausgesagt hatten.

Heute will ich mich nicht mehr politisch oder in irgendeiner anderen Form engagieren. Ich möchte lieber nicht anecken. Die Menschheit ist schlecht. Mit meinen Freunden bin ich ein umgänglicher Typ - vor dem Rest schließe ich lieber die Augen. Ich kann Schweinereien auch nicht ertragen, aber inzwischen weiß ich, man kann doch nichts verändern. Ich habe resigniert und daran wird sich auch in meinem künftigen Leben nicht groß was ändern. Es sei denn, die Roten marschieren in die Bundesrepublik ein: Dann würde ich - wie viele andere auch - selbst die Knarre in die Hand nehmen.

Hitler bewunderte ich in gewisser Weise immer noch. Und dann imponieren mir die großen Feldherren. Von den heutigen Größen tut das niemand. Das heißt, Franz Josef Strauß ist mir sehr sympathisch, den hab' ich bei der letzten Bundestagswahl gewählt. Wenn Strauß an die Macht käme, würden vielleicht einige Menschen in unserem Lande weniger frei leben. Aber sonst wird man mit Chaoten und Randalierern nie fertig. Sicher, wahrscheinlich müßte man einige Einbußen in Kauf nehmen. Dafür aber hätten wir ein stabileres Wirtschaftssystem und wahrscheinlich hätte unsere politische Aschkrise gegenüber dem Osten endlich ein Ende. Ich bin für stärkere Fronten zwischen Ost und West - das ist schon eine Sache des Stolzes.

Eigentlich bin ich auch für Berufsverbote, auch wenn das eine Sache ist, die sich vor einigen Jahren genauso gut gegen mich hätte wenden können. Aber in gewissen Grenzen ist das schon o. k., man darf es nur nicht übertreiben. Man muß darauf achten, daß nicht zu viele Kommunisten ungehindert in den Staatsdienst kommen. Sie haben die Macht, das Volk zu verführen.

Unser System beruht ja darauf, daß die meisten Menschen unmündig sind, und das ist ja eigentlich auch ganz bequem. Einerseits natürlich für die Intelligenzen, weil sie die Unmündigen besser lenken können. Andererseits aber auch für die Unmündigen, weil sie sich über ihr Leben keine großen Gedanken mehr machen müssen. Demokratie heißt ja wörtlich übersetzt „Volksherrschaft“. Aber irgendwie ist das Volk schon von Natur aus so unwissend, daß es gewisse Dinge nicht mehr beurteilen kann. Allein aus diesem Grunde schon kann eine totale Demokratie nicht funktionieren.

Ich glaube, daß ich mit Einschränkungen selbstbewußt bin. Das kommt auf die Leute an. Ich habe meinen eigenen Stil. Nur manchmal halte ich mich einfach für zu weich. Ich möchte männlicher sein. Ich werde manchmal sogar als Schwuler abqualifiziert. Das stört mich sehr, obwohl ich mit Schwulen auch sehr gute Eigenschaften verbinde.

Unter einer Idealbeziehung stelle ich mir eine feste Partnerschaft mit einem Mädchen vor. Aber ich glaube, daß es sie selten gibt. Als die Frau eines Freundes von mir eines Tages einfach abgehauen ist, haben wir die ganze Nacht zusammengesessen und gesoffen. Und uns gesagt: „Scheiß

auf die Frauen. Wir machen's wie früher: heute die, morgen die.“ Eine gute Freundschaft unter Männern ist mehr wert als jedes Mädchen.

Denn eines habe ich immer wieder gemerkt: Wenn du korrekt bist zu den Frauen, dann wirst du immer von ihnen enttäuscht. Ein Mann, der nicht fremdgeht, ist für mich kein richtiger Mann. Die Frauen suchen immer irgendwie den starken Mann.

Bei uns zu Hause läuft alles nach alten Vorstellungen ab. Meine Eltern haben Fehler gemacht. Ich kann mich nicht erinnern, daß zwischen mir und meinen Eltern irgendwelche großen Zärtlichkeiten abgelaufen sind. Ich glaube, die waren in solchen Dingen ziemlich verklemmt. Über uns Kinder haben meine Eltern auch nie Durchblick gehabt. Sie haben nie geheckt, wenn ich was Krummes gemacht habe. Mein Bruder ist ja auch auf dem besten Wege dazu, ähnliche Erfahrungen zu machen wie ich, auch wenn er mit Politik nichts am Hut hat.

### Keine Gefahr von rechts

Ich weiß auch nicht, warum ich die Legalität durchbrochen habe. Vielleicht, weil mir niemals Grenzen gesetzt worden sind, ich habe nie Schläge in meinem Leben bekommen. Heute würde ich keine krummen Dinge mehr drehen - ich möchte einfach nicht mehr in den Knast kommen.

Man liest ja jetzt viel von rechten Terroranschlägen. Aber die Rechten sind keine Gefahr für den Staat. Ich kann alles auch gar nicht glauben. Manchmal habe ich das Gefühl, die wollen den Rechten was in die Schuhe schieben. Einige der sogenannten rechten Morde waren ja auch Unglücksfälle. Ich bin sicher, daß zum Beispiel der Tod der beiden Vietnamesen in Hamburg ohne Absicht geschah. Auch diese Geschichte in München ist komisch: Dieser Wolfgang (im November 1981 in einer Schießerei mit der Münchner Polizei umgekommen, d. Red.) war ein unheimlich kindlicher, hübscher Junge. Unmöglich, sich den in einem Feuergefecht vorzustellen.

Die Sache mit den Nazis ist mir im Bekanntenkreis eher peinlich. Auch als ich noch dabei war, wollte ich in meinem normalen Leben eher angepaßt wirken. Wenn ich so meine Entwicklung zurückverfolge, war es mir doch eher möglich, in eine rechte Gruppe reinzugehen. Vielleicht hätte ich auch bei einer linken Gruppe landen können, aber wahrscheinlich sind wir von unserer Erziehung so geschaffen, daß uns die Rechte sympathischer ist.

Einerseits will ich heute ein NS-System nicht haben, weil es für mich und für alle anderen Unfreiheit bedeuten würde. Andererseits verabscheue ich die Leute, die das herrschende Bild über das Dritte Reich geprägt haben, die sich die Strategie der Umerziehung ausgedacht haben.

Ich glaube nicht unbedingt, daß in jedem Deutschen ein kleiner Faschist steckt. Aber jeder Mensch ist dafür anfällig, findet es angenehm, wenn andere für ihn denken und ihm alles abnehmen. Schließlich ist es nicht das erstmal passiert, daß ein Volk voll hinter seiner herrschenden Schicht steht.



**Turbulenzen im jüdisch-christlichen Gespräch**

Von Clemens Thoma

In einer antichristlichen Geheimschrift des 18. Jahrhunderts, «Lettre de Thrasybule à Leucippe», findet sich die Aufforderung, man solle die jüdische Sekte vernichten, dann werde auch die Sekte der Christen wie ein Kartenhaus zusammenbrechen: «Die Sekte der Letztgenannten hängt von der Wahrheit derjenigen der Juden ab, auf die sie voll und ganz gegründet ist; so würde es genügen, die erstgenannte zu vernichten, und man hätte sich dann davon befreit, überhaupt noch reden zu müssen; denn schon durch die blosse Existenz dieser Glaubensweise ist das Christentum aller Beweise beraubt!»

Viel von der Verhaltensgestörtheit der spätantiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen Christen gegenüber den Juden und dem Judentum hing mit dem verdrängten Bewusstsein zusammen, man sei als Christ ohne die Juden und ihr Zeugnis wurzellos. Versuche, die Juden ins Unrecht zu setzen oder sie zwangsweise zu christianisieren, entsprangen kaum einem blanken Hass, sondern hauptsächlich christlicher Glaubensunsicherheit und -schwäche. Die physischen Nachkommen der Israeliten sollten als messianische Fachleute die Wahrheit des Christentums bezeugen und so irritierte Christen im Glauben festigen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg brach die Ära des weitgefächerten jüdisch-christlichen Dialogs an: teils aus schlechtem Gewissen über die massenhafte Judenvernichtung in der Hitlerzeit, teils aus dem Bewusstsein, die christlich verbrämten antijüdischen Klischees hätten sich überlebt und seien giftiger Ballast geworden. Man versuchte also, die unlegbare Verwurzelung des Christentums so positiv wie möglich zu werten. Dies eben sei die Stärke des Christentums, dass seine Wurzeln ins Alte Testament und ins Judentum hineinreichten. Jede Isolierung des Christentums von seiner jüdischen Wurzel bekomme ihm schlecht. Die christlichen Kirchen gerieten dadurch in die Nähe der Blindheit und des Verrats ihrem eigenen Auftrag gegenüber.

**NEUE SPANNUNGEN ALS FOLGE DES DIALOGS**

Was sich in den vergangenen dreissig Jahren zwischen Juden und Christen getan hat, kann noch nicht abschliessend überschaut und gewertet werden. Etwas viel Wichtigeres ist aber jetzt schon zu tun. Man muss das Augenmerk auf solche Spannungen und Schwierigkeiten richten, die im Gefolge des jüdisch-christlichen Dialogs neu aufgetaucht sind, die es zuvor nicht so gegeben hatte. Eine Manöverkritik über das bisherige jüdisch-christliche Gespräch angesichts nicht vorausgesehener Nebenerscheinungen ist jedenfalls unabdingbar. Es handelt sich um neue innerchristliche und innerjüdische Polarisierungen und um das fortschreitende Auseinanderdriften der wissenschaftlichen Judaistik und des von kirchen- und judentumpolitischen Rücksichten getragenen jüdisch-christlichen Dialogs.

Am Beispiel der bisher fortschrittlichsten kirchlichen Erklärung über das theologische Verhältnis zwischen Juden und Christen, nämlich des Beschlusses 37 der Evangelischen Kirche im Rheinland vom 11. Januar 1980, zeigt sich in zuvor nicht gekannter Deutlichkeit, dass man auch heute noch ins Wespennest greift, wenn man ohne unnötiges apologetisches Wenn und Aber kirchliche Mitschuld am Massenmord an den Juden eingesteht und daraus ein möglichst kühnes Reformprogramm für die Kirche einleiten will. Jüdischerseits hat man dieses Dokument, das kirchliche Apologetismen, Bekehrungsdrang den Juden gegenüber und isolierte Christologien aufs Korn nimmt, uneingeschränkt begrüsst, ja geradezu als Charta einer neuen christlich-jüdischen Solidarität gefeiert. Innerchristlich erhob sich jedoch eine so starke, von protestantisch-theologischen Fakultäten getragene Opposition gegen das Dokument der Evangelischen Kirche des Rheinlandes, dass dasselbe vorläufig wohl keine christlich-jüdisch-ökumenische Wirkung mehr haben kann.

Die Verfasser dieses Dokumentes hätten – so lauten die Gegenargumente – gar nicht das Judentum, wie es lebt und leidet und lehrt, vor Augen gehabt. Ihnen sei es vielmehr darum gegangen, die christlichen Theologen der «Bultmann-Ecke» zu treffen, die ihrer Meinung nach allzu stark am judenverdrängenden Prinzip «Gesetz und Evangelium» kleben. Ausserdem sei es ihnen nicht um das Knüpfen oder Wiederherstellen eines tragfähigen theologischen Beziehungsnetzes zwischen Christentum und Judentum gegangen, sondern um die Proklamierung eines progressistischen Protestantismus, der die traditionellen Glaubensfundamente in Frage stellen wolle. Vor allem aber – und dies sei die gefährlichste Sache – hätten die Verfasser des Synodenbeschlusses das Holocaust zu einer Art hermeneutischem Schlüssel hochstilisiert, mit dessen Hilfe sie auch die neutestamentliche Glaubensbotschaft einer fundamentalen Kritik unterziehen wollten. – Das christlich-theologische Klima in Deutschland ist derzeit in der christlich-jüdischen Frage teilweise so gereizt, dass man Mühe hat, professorale Verteidiger oder Bekämpfer des Synodenpapiers zu Stellungnahmen zu bewegen. Dem christlichen Gegner wird unterstellt, er warte nur darauf, eine Aussage zu diskreditieren.

Auch innerjüdisch gerät das jüdisch-christliche Gespräch zunehmend in die polemische Geiztheit. Teilweise wird den jüdischen Dialogikern von ihren Lands- und Glaubensgenossen vorgeworfen, sie betrieben ihr Gesprächsgeschäft als private Liebhaberei, ohne eine jüdische Basis zu haben. Zum andern Teil wird ihnen leichtfertiges Taktieren mit unberechenbaren christlichen Partnern vorgeworfen, das sich gegen die jüdischen Gemeinschaften schädlich auswirken könnte. Von verschiedenen jüdischen Seiten her kommt die Forderung, man solle und dürfe mit den Christen nur über praktische Dinge reden: wie man den Antijudaismus bekämpfen und wie dem Staat Israel geholfen werden könnte. Es sei aber ein bedrohliches Zeichen, wenn man sich jüdischerseits darüber hinaus mit den Christen auf ein theologisches Parkett begebe. Dies fördere nur die Erosion jüdischer traditioneller Eigenheit und die Vermehrung jüdisch-christlicher Mischehen.

Der starke jüdische Druck auf jüdische Dialogpartner der Christen und das sich daraus ergebende Zaudern dieser jüdischen Männer des Gesprächs, konkrete Zusagen für die Zusammenarbeit zu machen, stösst bei christlichen Dialogikern meist auf zuwenig Verständnis. Zwar sieht man ein, dass die Juden die Nachfahren ihrer Verfolger nicht leichtfertig geistig umarmen können. Wer sich gestern als Feind zeigte und heute lautstark verkündet, er sei ein Freund, muss mit Misstrauen rechnen. Weniger Verständnis zeigt man aber christlicherseits jüdischen Ängsten gegenüber, die Juden würden durch christliche Freundlichkeiten und positive Israeltheologien zu einer Art neuer Assimilation verurteilt, in deren Gefolge die jüdische Selbstpreisgabe als Volk der Weisung und der Halacha stehe.

Das Überhandnehmen jüdisch-nichtjüdischer Mischehen wird von mehreren jüdischen Führungspersonlichkeiten als die derzeit grösste Gefährdung des Judentums gewertet. Dazu werden etwa folgende Rechnungen aufgestellt: Die Juden Amerikas und Europas haben im Durchschnitt weniger Kinder als die Nichtjuden (USA: 1,4 jüdische Kinder gegenüber 1,7 nicht-jüdischen Kindern pro Ehe), die jüdische Scheidungsrate ist höher als die nichtjüdische, und auch an Mischehen sind überproportional viele Juden beteiligt. – Es ist der Erwägung wert, ob Kirchenführer – z. B. der Papst oder der Generalsekretär des Ökumenischen Rats der Kirchen – bei ihren öffentlichen Auftritten nicht auch einmal dem jüdischen Anliegen, vor Mischehen möglichst zu warnen, durch eine Erklärung beistehen sollten. Eine Minorität hat immer ein Recht, dass man auch ihre soziologischen Probleme beachtet. Es gibt für sie kaum etwas Schlimmeres, als befürchten zu müssen, in Freundlichkeit von den dominanten Gesellschaftssystemen aufgesaugt und so religiös-physisch beraubt und allmählich eliminiert zu werden.

**WISSENSCHAFT GEGEN DIALOG**

Christliche Dialogiker des Judentums sind im allgemeinen keine Fachleute des Judentums. Sie verstehen mehr vom Neuen Testament als vom Talmud, mehr von christlicher als von jüdischer Geschichte, Philosophie und Theologie. Sie fühlen sich als Rufer zur Umkehr bei den christlichen Wissenschaftlern und scheuen sich eher vor wissenschaftlicher Erarbeitung jüdischer Grundlagen, damit diese der christlichen Theologie in geeigneter Weise zur Benützung zugänglich würden. Auch die jüdischen Dialogiker stehen bisweilen weitab vom jüdischen wissenschaftlichen Betrieb. Sie verstehen oft zu wenig vom Neuen Testament und von den kirchlichen Doktrinen und Spiritualitäten. Sie wollen vor allem ihr Judentum prononciert zur Geltung bringen und christliche Vorurteile, Voreingenommenheiten und Unwissenheiten abbauen.

Diese und ähnliche Insuffizienzen auf beiden Seiten der Dialogszenerie bewirken Entfremdungen zwischen Dialogikern und zünftigen Wissenschaftlern. Die Judaisten – seien sie nun Juden, Christen oder Neutrale – werfen den Dialogikern vor, sie betrieben die Ideologisierung des christlich-jüdischen Verhältnisses, weil sie sich in der beiderseitigen Geschichte und Erfahrung zu wenig auskennen; sie seien verantwortlich für rosarote und pechschwarze Geschichtsklitterungen. Es sei ungut, wenn so getan werde, als sei die christliche Theologie eine das christlich-jüdische Verhältnis bestimmende Wissenschaft. Die Erarbeitung der Geschichte, Philosophie, Kultur und Politik des Judentums gehöre in erster Linie in die philosophischen Fakultäten hinein, nicht in die theologischen.

Die Wissenschaft des Judentums, bzw. die Judaistik, unternahm in den letzten dreissig Jahren intensive Anstrengungen, um sich unabhängig von der Dialogszene behaupten und profilieren zu können. Diese Bemühungen brachten bemerkenswerte Erfolge ein. Man kann auf eine ganze Menge editorischer Unternehmungen und geschichtlicher Untersuchungen hinweisen, die eine Distanzierung und Herausforderung für die Vertreter des christlich-jüdischen Gesprächs bedeuten. Zwei Beispiele aus Hunderten seien herausgegriffen.

Im Jahre 1982 gab der Jüdische Verlag, der derzeit im Athenäum-Verlag in Königstein un-

tergebracht ist, einen unveränderten Nachdruck der 1931 erschienenen Erstausgabe der zweibändigen, von Simon Dubnow geschaffenen «Geschichte des Chassidismus» heraus. Dubnow war ein aggressiver Gegner des Chassidismus, in dem nach seiner Meinung der «Sinn für logische Ordnung verkümmert» sei und der «all diejenigen zermalmt» habe, «die im Kampf ums Dasein den Forderungen des realen Lebens keine Rechnung tragen wollten». Der mit Aberglauben und Heuchelei gefüllte Chassidismus habe «die Zahl der Müssiggänger vermehrt» und «Optimismus und Fatalismus unauflöslich miteinander verwoben». Andererseits bietet Dubnow bis heute die besten und umfassendsten Quellen zum Studium des osteuropäischen Chassidismus. Er bleibt das wichtigste Korrekturwerk zu den Chassidismus-Deutungen Martin Bubers, die ein Arsenal von Auffang-Theologien für christliche und jüdische Dialogiker zur Verfügung gestellt haben. Wohl ungewollt ist Martin Buber dafür verantwortlich, dass der osteuropäische Chassidismus zu leicht, zu undifferenziert und zu unabhängig von den heutigen bestehenden Chassidismen von den christlich-jüdischen Dialogikern in Dienst genommen werden konnte. Die Wissenschaft des Judentums ist bemüht, den verklärenden Deutungen des Chassidismus durch solide Kritik entgegenzuwirken.

Ähnliches ist zur Antisemitismusforschung zu sagen. Den Bemühungen zur Eindämmung dieses jüden- und menschenfeindlichen Denkrasters ist auf der Ebene des Dialogs erste Priorität zu geben. Dabei gerät man aber erfahrungsgemäss bisweilen in Gefahr, das ganze Problem nur dialektisch ohne Rücksicht auf die jüdisch-christliche Geschichte vor 1933 zu sehen. Früher sei man ausnahmslos jüdenfeindlich gewesen und habe so Hitler die Wege bereitet. Die Juden seien im Verlauf der Geschichte einzig Opfer des Christenhasses gewesen. Die religiös-kulturellen Beziehungen zwischen Juden und Christen und der jüdische Beitrag zur abendländischen Literatur, Kunst, Wissenschaft, Zivilisation und Politik geraten so ins Abseits. Dieses schiefe Bild nützt niemandem, sondern stärkt Abwehrmechanismen, Misstrauen und Verkrampfungen zwischen Christen und Juden. Die von Judaisten und Historikern betriebene Antisemitismusforschung bietet demgegenüber Ansätze, die das Geschichts- und Theologiebild unserer Tage einer nachhaltigen Kritik unterziehen und so auf Dauer fruchtbarer sind als blosse gegenseitige Beschuldigungen und predigerische Aufrufe zur Umkehr.

Im vergangenen Jahr erschien die von Rudolf Pfisterer besorgte deutsche Übersetzung des fünften Bandes von Leon Poliakov, «Geschichte des Antisemitismus. Die Aufklärung und ihre jüdenfeindliche Tendenz» (Verlag Georg Heintz, Worms). Als historisch orientierter Soziologe schreibt Poliakov eine Geschichte der Ideen, die sowohl die Denkhintergründe etwa Voltaires oder Fichtes nach dem Zeugnis vieler Historiker neu herauszukristallisieren vermag. Die Geschichte der modernen Judenfeindschaft muss spätestens bei der Aufklärung ansetzen, sonst werden die Aussagen über die Nationalsozialisten ebenso wie über die frühen Zionisten oft zu Behauptungen ohne geschichtlichen Boden. Noch nüchterner und quellenbezogener sind die Werke des jüdischen Historikers Jacob Katz («From Prejudice to Destruction, Anti-Semitism 1700-1933», Cambridge Mass. 1980) und von Hermann Greive («Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland», Darmstadt 1983). Es ist notwendig, dass ein geschichtlicher Hauch die Diskus-

sion über den Antisemitismus bewegt, sonst ist es nicht möglich, die intellektuellen unserer Tage für ein Engagement gegen diese schwierige religions- und ideenzerstrende Ideologie zu gewinnen.

**WAS IST ZU TUN?**

Es nützt nicht viel, wenn Präsidenten jüdischer Organisationen sich zu Audienzen beim Papst oder beim anglikanischen Erzbischof oder zum Weltrat der Kirchen begeben und dort ihre Forderungen deponieren, der Antijudaismus müsse in Kirchen abgeschafft und der Staat Israel müsse diplomatisch anerkannt werden. Es ist auch nicht förderlich, wenn die christlichen Propagandamaschinerien in allen Kirchen angekurbelt werden, um den Antisemitismus in den Griff zu bekommen. Dabei wird übersehen, dass der Antisemitismus nicht nur ein christliches Problem ist, sondern auch ein gegenchristliches und vor allem ein eminent historisches, das Christentum, Judentum und die Weltzivilisation betrifft. Ein Hoffnungszeichen könnte heute darin liegen, dass massgebliche jüdische Kreise – zu nennen ist etwa der jüdisch-amerikanische Wissenschaftler orthodoxer Richtung Michael Wyschogrod – auf die Notwendigkeit aufmerksam machen, man müsse sich auf jüdischer Seite auch in Diskussionen auf geschichtsbezogener theologischer Ebene zu Wort melden. Man dürfe nicht nur praktische Themen (Antisemitismus usw.) behandeln. Nach Wyschogrods Ansicht muss man versuchen, «das geistige Leben des Dialogpartners mit all seinen Verzweigungen zu verstehen. Dies würde durch dauernden Ausschluss bestimmter, besonders religiös-theologischer Themen verunmöglicht.» Auch im liberalen Judentum melden sich solche Stimmen zu Wort. Der führende jüdisch-liberale Theologe des Christentums ist derzeit Jakob Petuchowski, der in Cincinnati einen Lehrstuhl für jüdisch-christliche Theologie innehat.

Die Dialogiker und die Judaisten müssen sich zusammensetzen und miteinander in die Klausur gehen, damit sie nach gemeinsamem Studium eine Sprache finden, die nicht einfach kirchenpolitischen, kirchendiبلوماسchen oder judenpolitischen Interessen dient und auch nicht dem schlechten Gewissen entspringt, sondern der Wahrheit und damit den Menschen dient. Verantwortungsbewusste Wissenschaftler sollten sich in kritischer Distanz zu ihren eigenen und den oppositionellen Traditionen und auch zu den Propagandaslogans in den Medien zu Wort melden können, ohne gleich mit konfessionellen und hierarchischen Massstäben gemessen zu werden. Die Kirchen und die jüdischen Organisationen täten gut daran, solche Unternehmungen zu fördern und die Beteiligten nicht zu schnell zurückzupfeifen. Wichtigste Voraussetzung für das Entstehen solcher jüdisch-christlicher Forschergemeinschaften ist gegenseitiges Vertrauen und das Bewusstsein, dass alle Partner nicht Sprecher eines ideologischen Blocks sind, sondern sich frei der Sache der Forschung widmen können. Den Forschern müsste ferner die begründete Zuversicht mit auf den Weg gegeben werden, dass ihre Arbeit und ihre Ergebnisse von den Kirchen und den jüdischen Organisationen geschätzt und ausgewertet werden. Die anhaltenden Turbulenzen im christlich-jüdischen Dialog und bei denen, die diesem Dialog mit Misstrauen begegnen, könnten so längerfristig weitgehend behoben werden. Statt dessen würde die Zuversicht an Boden gewinnen, es gebe eine solidarische jüdisch-christliche Zukunft, ohne dass das Judentum oder das Christentum dadurch innerlich ausgehöhlt werden.

**Soll man dem Kaiser Steuer zahlen?**

Jesus und die Politik

Von Pinchas Lapide

Der zweite Aufsatz dieser Beilage kann in einem gewissen Sinn als Illustration des ersten gelten. Unsere Leser sind dem jüdischen Theologen Pinchas Lapide und seinen überraschenden Deutungen neutestamentlicher Texte hier schon begegnet; sie haben in einem Fall auch den Widerspruch registrieren können, den er bei einem christlichen Forscher, dem Zürcher Neutestamentler Hans Weder, erregte. Der Sinn solcher Konfrontationen kann es nicht sein, dass der Wissensstand von Gelehrten verglichen wird; mag sich das stellenweise auch von selbst ergeben. Sondern zu vergleichen ist der «approach», in dem sich jüdische und christliche Wissenschaft am selben Gegenstand unterscheiden. Selbst wenn wir darüber in die Nähe der Kontroverstheologie gerieten, wäre dies einer geistigen und geistlichen Nachbarschaft vorzuziehen, bei der man in aller Friedfertigkeit nichts voneinander weiss.

Was hat ein Jude mit Jesus und dem Neuen Testament zu tun? Anders gesagt: Wieso erdreistet sich einer, der die Kirchenlehre nicht annimmt, den Kirchenkanon zu seinem Forschungsgebiet zu erwählen? Zwei christliche Aussagen sollen an meiner Statt die Antwort liefern: Die jüngste Erklärung der deutschen Bischöfe zum «Verhältnis der Kirche zum Judentum» vom 28. April 1980 beginnt mit folgendem lapidarem Satz: «Wer Jesus Christus begegnet, begegnet dem Judentum.» Ein Satz, den sich auch der Papst öffentlich zu eigen machte, als er in Mainz im November 1980 zu einer Delegation von Juden sprach. Jahrhunderte zuvor hatte Martin Luther gesagt:

«Wenn ich jünger wäre, würde ich die Ebräische Sprache lernen, denn ohne sie kann man die Schrift nimmer mehr recht verstehen. Denn das Neue Testament, obs wohl griechisch geschrieben ist, doch ist es voll von Ebraismis und ebräischer Art zu reden. Darumb haben sie recht gesagt: Die Ebräer trinken aus dem Bornquelle; die Griechen aus den Wasserlin, die aus der Quelle fliessen, die Lateinischen aber aus den Pfützen.»

Wir wollen sowohl die katholischen Bischöfe als auch Martin Luther beim Wort nehmen, um den Bericht über ein wirkungsreiches Geschehen im Leben Jesu einmal gegen den griechischen Strich zu büsten und so weit wie menschenmöglich zu jener Erfassung in Jesu jüdischer Muttersprache zurückzugelangen, in der dieses Ereignis einst gelebt und dann auch erzählt und überliefert worden war – ehe es in die Hände der Griechen fiel.

**«... AUCH EIN UNTERTAN?»**

«Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern» – so heisst eine Streitschrift Martin Luthers, worin der Reformator den Drang nach Freiheit des Pastors Thomas Münzer als «jüdisch» und daher als «christlich» verwarf, um sich mit folgenden Worten auf Jesus selbst zu berufen:

«Denn im Neuen Testament gilt Moses nicht, sondern da steht unser Meister Christus und wirft uns mit Leib und Gut unter den Kaiser und welt-

84 Thoma / 2 articles / ANTISEMITISM



lich Macht, da er spricht: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!»

In Luthers Predigt über den Zinsgroschen lesen wir im selben Sinn:

«Gleich wie Gott dem Kaiser sein Regiment nicht will zerrütten noch zerreißen... also soll der Kaiser unserm Herrn Gott Sein Regiment auch unzerrütet und ganz lassen... Denn diese zwei Reiche sollen unterschieden bleiben, nicht ineinander vermengt werden, dass Gott bleibe, was Gottes ist – und dem Kaiser was des Kaisers ist.»

Ähnliches steht in der berühmten Papstbulle «Unam Sanctam», die Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1308 veröffentlicht hat – und in einem evangelischen Kirchenlied aus dem Jahre 1789 heisst es:

«Schau Jesum Christum an  
Er war auch ein Untertan  
Tu wie er ohn' alle Not  
Deiner Obrigkeit Gebot!»

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers! Aus diesem kurzen, schicksalsschweren Satz haben die Kirchenlehrer seit Augustinus aller gläubigen Emanzipation einen theologischen Strick gedreht, haben Thron und Altar vermählt und zum heiligen Hüter jedes politischen Status quo erhoben. Versuchen wir aber, uns in die Situation zu versetzen.

Wir sind im Frühjahr des Jahres 30, im Herzen des jüdischen Jerusalem, das für ein Verständnis Jesu genau so wichtig ist wie das Zürich des Spätmittelalters für ein Verständnis von Ulrich Zwingli. Wir gehen die Hauptstrasse bergauf bis zur Ecke der Stadtmauer, wir biegen nach links ein und stehen nun auf dem Vorhof des Tempels – des zentralen Heiligtums des einzigen Gottes. Die Protagonisten unseres Dramas stehen einander schroff gegenüber: die stolzen Führer der Sadduzäer, jener Priester-Aristokratie, die Jesus soeben durch seine Streitfrage über die Taufe des Johannes öffentlich blossgestellt hat und die den unbehaglichen Prediger aus Nazareth loswerden wollen, da sie mit Recht seine wachsende Popularität im jüdischen Volk zu fürchten haben. Den Galiläer umringen seine jüdischen Freunde und Schüler. Auf beiden Flanken des Vorhofes stehen die Tempelpolizei, ihre Spitzel und Aufpasser sowie die römischen Legionäre, die für Ruhe und Ordnung zu sorgen haben.

In diese innerjüdische Konfrontation hinein fällt wie ein Faustschlag die schlaue Frage eines der Spitzel: «Meister, ist es uns erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen oder nicht?» Man beachte den provokativen Wortlaut! Es war doch unumgekehrte Bürgerpflicht, dem Kaiser Steuer zu zahlen, das wusste jedes Kind in Jerusalem. Handelte es sich doch um das «tributum capitis», die sogenannte Kopfsteuer, die im Unterschied zur Grundsteuer, der Maut sowie elf anderen Abgaben und Zöllen eine für alle gültige Steuer war – und zwar als Grundlage der wirtschaftlichen Plünderung des Landes, die allgemein als bedrückende Erinnerung an die Unterwerfung Israels empfunden wurde.

Es ist schwer einzusehen, wie diese Frage nach der Kaisersteuer von denen, die sie stellten, als Fangfrage gedacht sein konnte, wenn sie nicht Jesu Ablehnung der römischen Besetzung als selbstverständlich voraussetzten. Dabei muss man sich die rabiaten Steuereintreibungsmethoden jener Zeit vergegenwärtigen; um die Pax Romana einmal von der anderen Seite, jener der Beherrschten, kennen zu lernen, muss man die Beschreibung des Römers Lactantius lesen. Lukas sagt über den Census bekanntlich nur:

«Es begab sich aber in jenen Tagen, dass ein Erlass des Kaisers Augustus erging, den ganzen Erdkreis registrieren zu lassen. Diese Aufzeichnung war die erste... und alle gingen hin sich aufzeichnen zu lassen, ein jeder in seine Stadt» (Lk 2, 1f.).

Lactantius ist weniger zurückhaltend über das Verhalten seiner Landsleute:

«Die römischen Steuerbeamten erschienen allerorts und brachten alles in Aufruhr. Die Äcker wurden Scholle für Scholle vermessen, jeder Weinstock und Obstbaum wurde gezählt, jedes Stück Vieh wurde registriert und die Kopfzahl der Menschen genau notiert.

In den Städten wurden die Städter und Dörfler zusammengetrieben; alle Marktplätze waren verstopft von herdenweise aufmarschierenden Familien; jedermann erschien mit der ganzen Schar seiner Verwandten und Kinder; überall hörte man das Schreien derer, die mit Folter und Stockschlägen verhört wurden. Man spielte Söhne gegen Väter aus; die Frauen gegen ihre Ehemänner... Wenn alles durchprobiert war, folterte man die Steuerpflichtigen, bis sie gegen sich selbst aus sagten, und wenn der Schmerz gesiegt hatte, schrieb man steuerpflichtigen Besitz auf, der gar nicht existierte. Es gab keine Rücksichtnahme auf Alter und Gesundheitszustand.»

Eine düstere Welt, voll Panik, Terror und Angst ist es, die Lactantius zur Zeit der «descriptio prima» schildert, jener ersten Steueranmeldung, die dann des öfteren in ähnlicher Weise durchgeführt wurde. Im jüdischen Schrifttum jener Tage heisst sie in lakonischer Kürze: «Die Aussaugung des Landes.»

#### FRAGE...

Um sie geht es nun in der hinterlistigen Fangfrage: «Ist es uns (Juden) erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen oder nicht?»

Die Frage klingt absurd; sie wird es viel weniger, wenn man sie auf ihren Ursprung rückübersetzt. Das Wort «erlaubt», das auf Hebräisch eine religionsgesetzliche Bedeutung hat,

sollte ja eine negative Antwort Jesu herausfordern. Um so mehr als Lukas diese Steuer «Tribut» nennt, mit all dem besetzungspolitischen Klang, den dieses Wort damals für römische und jüdische Ohren haben musste. «Tribut – das bezieht sich auf das frevelerische Reich Roms, das Steuern auferlegt allen Völkern der Welt», wie es im Rabbinischen Schrifttum des öfteren heisst.

Und die Frage wurde in der heiligen Stadt vor dem heiligen Tempel gestellt – zur Zeit des Passahfestes, der Volksbefreiung, in einer gewitertgeladenen und erlösungsträchtigen Atmosphäre, die förmlich nach Aufstand schrie.

«Er rief seine Landsleute zum Abfall auf und machte ihnen Vorwürfe, wenn sie den Römern geduldig Tribut zahlten, und nächst Gott sich noch sterbliche Menschen als Herren gefallen liessen», so heisst es von Judas Galiläus, der einige Jahre zuvor im Namen Gottes zum anti-römischen Widerstand aufrief. Konnte Jesus jetzt, vor dem zentralen Gotteshaus Israels, eine gotteslästerliche Unterwürfigkeit bejahen oder guthessen?

Gotteslästerlich – denn ungleich den Herodianern in Galiläa, die, der biblischen Bilderscheu gehorchend, keinerlei Bildnis auf ihre Münzen prägen liessen, brachte Pontius Pilatus seine Verachtung für den jüdischen Glauben u. a. dadurch zum Ausdruck, dass er in Judäa, das als römische Provinz seine Steuern direkt dem Kaiser entrichtete, Münzen prägen liess, die mit ihrem Kaiserbild dem zweiten Gebot widersprachen.

Um den Hintergrund zu ergänzen, bedarf es hier noch einer historischen Fussnote: Während der 300 Jahre von den Mekkabäern bis zum Untergang der jüdischen Unabhängigkeit unter Bar-Kochba, entfachten die Juden nicht weniger als 62 Kriege, Aufstände und Rebellionen gegen die Oberherrschaft der Griechen und Römer. 61 davon gingen von Galiläa aus – der Heimat Jesu und seiner Jünger –, und alle begannen mit einer organisierten Kampagne der öffentlichen Steuerweigerung.

Die Falle, die ihm die Aufpasser der Tempelherren gestellt hatten, ist also nicht zu umgehen. Sagt Jesus Ja – so ist er für sein Volk, das ringsum an seinen Lippen hängt, entlarvt und erledigt. Denn ein Jude, der sich mit Torahfeinden «arrangiert», ist ein Volksverräter. Sagt Jesus Nein, so gilt er für die Römer als Rebell, auf frischer Tat ertappt, der zum Gesetzesbruch aufgezwungen, und ist damit rechtlich und politisch erledigt. Lukas zerstreut hier alle Zweifel über die Absicht der Fragesteller: «Sie sollten ihn bei einem Ausspruch fassen, so dass sie ihn der Gewalt und der Macht des Stadthalters ausliefern könnten» (Lk 20, 20).

#### ... UND ANTWORT

Die Aufpasser hatten jedoch nicht mit Jesu Schlagfertigkeit gerechnet, denn: «er aber durchschaute ihre Arglist und sprach zu ihnen: Zeigt mir einen Denar» (Lk 20, 23) oder, etwas umständlicher, aber noch klarer nach Markus 12, 15: «Bringt mir einen Denar, auf dass ich sehe...» Womit er zu verstehen gibt, dass er noch keinen Kaiserdenar gesehen habe. Genau dasselbe wird im Talmud lobend von Rabbi Menachem Ben Simai gesagt, der «ein Sohn der Heiligen» genannt wird, weil er nie das Bild auf dem Denar angesehen habe, aus Furcht, schon dadurch das zweite Gebot zu verletzen.

Gemeint war natürlich der Tiberius-Denar – das landläufige Kultsymbol des Kaiserreiches und sein universales Wahrzeichen der Vergottung der römischen Macht. Es zeigt das Brustbild des Kaisers in olympischer Nacktheit, geschmückt mit dem Lorbeerkranz, der seine göttliche Würde kennzeichnet – und auf der Rückseite hiess es: «Pontifex Maximus» – der Hohepriester der Götzendiener. Kurzum: ein dreifacher Affront für das Ethos der Bibel.

Die Antwort ist für die Hellhörigen eigentlich schon gegeben. Der Torahlehrer aus Galiläa besass keinen Denar, hielt also solches Götzengeld von sich fern. Hippolytus, ein christlicher Autor des 2. Jahrhunderts, berichtet über diese religiöse Einstellung der Frommen im Lande: «Die Anhänger dieser Schule legen solchen Wert auf die Gebote, dass sie nie eine Münze anrühren, mit der Begründung, dass man ein Bildnis weder tragen noch anschauen noch anfassen sollte.»

Doch nicht alle waren hellhörig genug, um jetzt schon zu verstehen, dass Jesus den Besitz eines Kaiserdenars als Übertretung des Bibelgesetzes verwarf. Daher fragt er nun seine Fragesteller mit einer für alle Zuhörer offensichtlichen Ironie: «Wessen Bildnis und Aufschrift ist dies?» «Bildnis» ist das Schlüsselwort aus dem zweiten Gebot: «Du sollst dir kein Bildnis machen – weder von dem was oben im Himmel, noch von dem was unten auf Erden, noch von dem was im Wasser unter der Erde ist» (Ex 20, 4). «Bildnis» ist auch das Schlüsselwort aus dem Schöpfungsbericht: «Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bildnis; zum Bildnis Gottes schuf er ihn» (Gen 1, 27). Wer im Ebenbild Gottes erschaffen wurde, besagt der Rabbinische Kommentar dazu, der soll weder Abbilder von Götzen machen noch anderen Ebenbildern Gottes untertan sein, «denn Meine Knechte seid ihr, sagt der Herr; nicht Knechte Knechte Sterblicher sollt ihr werden!» (Lev 25, 42 und Kommentar). All dies schwingt im Bibel-Stenogramm «das Bildnis» unüberhörbar mit.

«Wessen Bildnis ist dies?» fragt also der Nazarener und fügt zur Verdeutlichung noch die Frage nach der Inschrift hinzu, die mit ihrer

blasphemischen Vergötterung des Imperators das Münzbild und die Münzlegende zu einer greifbaren Lästerung des wahren Gottes machen musste. Womit er seine Gegner zwingt, ihm zu antworten: «Des Kaisers» – was sie selbst in den Augen aller bibeltreuen Juden unwiderruflich zu Heuchlern stempelt; denn das Münzgold des Kaisers nehmen sie an, ohne es für Sünde zu halten – eben hat einer ja einen Denar aus der Tasche gezogen –, aber die Steuer an den Kaiser zu entrichten, das soll nun zur Sünde erklärt werden.

Und, um den allerletzten Zweifel zu beseitigen, antwortet Jesus zum drittenmal – für die Schwerhörigen: «So gebt dem Kaiser zurück, was des Kaisers ist; und Gott, was Gottes ist!»

Nicht «gebt» steht im griechischen Text, sondern «gebt zurück!» – und dahinter steht gutes Hebräisch. Es will sagen: Gebt dem kaiserlichen Münzherrn sein verfluchtes Silber zurück, das nach römischem Recht ohnehin sein Eigentum ist! Weigert euch nicht nur, die Kaisersteuer zu zahlen, sondern verweigert die Annahme seiner bibelwidrigen Münzen überhaupt! Reinigt euch durch Rückgabe seines Sündengeldes, damit ihr wieder Gott geben könnt, was Gottes ist: die Anerkennung seiner alleinigen Weltkönigsherrschaft.

Für griechische und später für deutsche Ohren mag der Satz «gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; und Gott, was Gottes ist», wie eine faire Halbierung aller menschlichen Ehrerbietung geklungen haben – wie die Gleichgewichtigkeit des Gehorsams gegenüber Gott und dem Kaiser, ja wie eine gottgewollte Ratifikation des Bündnisses zwischen Thron und Altar. Für die Ohren der römischen Legionäre, die diese Szene sicherlich mit Aufmerksamkeit verfolgten, mag die Antwort Jesu sicherlich ganz «loyal» geklungen haben.

Nicht so für Juden, die bei Jesu Worten unvermeidlich an das Wort Davids denken mussten: «Denn vor Dir (oh, Gott) kommt alles, und von Deiner Hand haben wir Dir gegeben» (1 Chron 29, 14) – und an die Rabbinische Auslegung, die schon damals zum Sprichwort geworden war: «Gib Gott von dem Seinigen, denn du und all das deinige gehören ja ihm!» (Abot III, 8). Mit anderen Worten: Weit entfernt davon, Unterwerfung unter dem römischen Imperialismus zu empfehlen, fordert Jesus zu einem gewaltlosen Bruch mit der bestehenden politischen Ordnung auf.

«Gebt Gott zurück, was Gottes ist!» Dieser Appell war für bibelgeschulte Ohren ein Aufruf zum Kampf für die Heiligkeit und Alleinherrschaft Gottes, bis hin zum Martyrium, denn das alles von Gott kommt, so gilt es im Notfall, auch das Leben dem Schöpfer zurückzugeben – wie Jesus selbst es einige Tage später auch vollbrachte.

#### DER TATBESTAND

All dies mag stimmen oder auch nicht, so werden die Theologen einwenden; aber wo steht denn der Schriftbeweis für diese Hypothese? Er steht im Lukasevangelium, zwei Kapitel nach der Steuerfrage – aus dem Munde derselben Tempelherren, die ihre Aufpasser geschickt hatten. Dort heisst es: «Sie begannen ihn (Jesus) vor Pilatus anzuklagen, indem sie sagten: Wir haben festgestellt, dass dieser Mann unser Volk aufwiegelt und es abhält, dem Kaiser Steuer zu zahlen» (Lk 23, 2). «Festgestellt» – so heisst es in der Anklage der Sadduzäer, was in der juristischen Terminologie bezeugen soll, dass sie die Sache untersucht haben und ihre Behauptung auch beweisen können.

Müssen wir uns auf diese Aussage der Priester verlassen – oder gibt es solch einen Nachweis auch im Evangelium? Bei Matthäus heisst es:

«Als sie nach Kapharnaum gekommen waren, traten die Einnehmer der Doppeldrachme an Petrus heran und fragten: „Zahlt euer Meister die Doppeldrachme nicht?“ Der sagte: „Doch!“ Und als er in das Haus eintrat, kam ihm Jesus mit der Frage zuvor: „Was meinst du, Simon, von wem nehmen die Könige der Erde Zoll oder Steuer? Von den Söhnen oder von den Fremden?“ Da er antwortete „von den Fremden“, sprach Jesus zu ihm: „Also sind die Söhne frei. Doch damit wir ihnen keinen Anstoss geben, geh an den See, wirf die Angel aus und nimm den ersten Fisch, der heraus kommt. Und wenn du sein Maul öffnest, wirst du einen Stater (ein Vierdrachmenstück) finden. Den nimm und gib ihnen für mich und dich.“ (Mt 17, 24-27).

Die Perikope trägt in den meisten Übersetzungen den Titel «Die Tempelsteuer». Was aber hier dem jüdischen Leser ins Auge sticht, sind etliche Ungereimtheiten. Vor allem dass der einzige Bezug auf den Tempel an dem hauchdünnen numismatischen Faden des Wortes «Doppeldrachme» hängt – eine Münze, die zu Jesu Lebzeiten längst nicht mehr im Umlauf war, während alles andere hier eindeutig für das Politikum der Kaisersteuer plädiert. So war Kapharnaum z. B. das Hauptquartier der Zöllner und der kaiserlichen Steuereintreiber – Tempelsteuereintreiber hat es nie gegeben –, und Jesus spricht unmissverständlich vom «Kensos» – ein Ausdruck, der nur der kaiserlichen Kopfsteuer entspricht. Ebenso spricht Jesus von «den Königen der Erde» und vom «Tribut», den sie den «Fremden» auferlegen – Worte, die nur politisch verstanden werden können und nicht das geringste mit innerjüdischen religiösen Abgaben zu tun haben.

Die Gegenüberstellung von «Fremden» und «Söhnen» ist ein Hebraismus, der den Römerbrauch beschreibt, demgemäss nur die Fremd-

Elazar Benyoetz:

#### Worthaltung

Die Wahrheit der Kunst, die Wahrheit der Künsten.

Der Sinn wird gegeben, die Bedeutung verliehen.

Glauben, seine Zweifel in Sicherheit bringen.

Vollendet – unverbesserlich.

Aus *Nahsucht*, 1982

Vollendet – beschlossen.

Genau – ohnegleichen.

Sorgen: die Befürchtungen der Angst.

Sehnsucht: die nach vorn gebeugte Erinnerung.

Aus *Im Vorschein*, 1982

Was sich unseren Augen nicht öffnet, erschliesst sich unserer Sehnsucht.

Wahrhaftigkeit: Sinn für Lüge.

Lieber erraten als verstanden werden.

Für Gott spricht der Mensch – nicht sein Glaube.

Aus *Fraglicht*, 1981

Das Warten auf Lohn wird nicht mehr belohnt.

Ewig – unerlösbar.

Verheissung – der Ruf aus dem Widerruf.

Dem Wort, das ich an dich richte, gibst du die Richtung.

Aus *Wort in Erwartung*, 1980

Gedanken sind keine Ergebnisse, sie sind Ergiebigkeiten.

Des Gedankens Traum, beim Wort angelangt zu sein.

Fast man den Sinn, hält man das Wort.

Aus einem Weisen wird man nicht klug.

Aus *Andersgleich*, 1983

Veröffentlichungen der Gottlieb Dichtervereine

völker, nicht aber die eigenen Bürger, der Tributzahlung unterworfen waren. «Also sind die Söhne frei» – dieses Jesuswort ist nicht nur ein gelungenes Wortspiel, das zuvor auf die Römer, jetzt aber auf «die Söhne Israels» bezogen wird, sondern auch klar und unüberhörbar gegen die Entrichtung dieser Steuer spricht. Nicht weniger klar ist die negative Fragestellung der Einnehmer: «Zahlt denn euer Meister die Steuer nicht?» – ein Wortlaut, der zumindest ein Gerücht voraussetzt, demgemäss Jesus die Kaisersteuer nicht zahlen will.

Dass solch eine Ungeheuerlichkeit, die nach Aufruhr riecht, nicht unbeschönigt bleiben darf, ist der Grund, der den Griechen Matthäus 40 Jahre später nötigt, den Denarius in eine Doppeldrachme zu verwandeln – eine Münze, die 300 Jahre zuvor in der Septuaginta den Halbschekel als Tempelsteuer (Ex 30, 15) ersetzte. Diese durchsichtige Entpolitisierung geschah, wie Matthäus nun Jesus sagen lässt, «damit wir ihnen (den Römern) keinen Anstoss geben» – ein Satz, der haargenau den Umständen des Evangelisten nach dem Jahre 70 entspricht, als die junge Kirche in stetiger Angst vor römischen Verfolgungen leben musste.

Lässt man nun aber von dieser Perikope das schlecht hinzugeflickte Fischwunder weg – ein griechisches, kein hebräisches Legendenmotiv –, so bleibt uns ein Jesuswort übrig, das dem Befund der Tempelherren entspricht: «Wir haben festgestellt, dass er unser Volk abhält, dem Kaiser Steuer zu zahlen» – ein Tatbestand, der wiederum nahtlos zu Jesu meisterhafter Antwort auf die Fangfrage in Jerusalem passt.

Genau wie die Leiblichkeit und die Sorge um das leibliche Wohl nicht von der Predigt Jesu zu trennen sind, genau so wenig kann die Politik aus seiner Frohbotschaft amputiert werden. Befreiung vom Heidenjoch, Erlösung von der Kleingläubigkeit und schrankenlose Liebe zu Gott und zum Mitmenschen – das sind die drei Hauptziele seiner Heilslehre, die, wie er als praktisch denkender Jude wusste, auf Erden ohne pragmatisch-greifbare Methoden nicht zu verwirklichen sind.

Denn wenn die Friedensvision der Endzeit zwar mit himmlischer Vollmacht, aber auf irdische Weise vorzubereiten ist, dann können von Menschen, als Mitarbeiter Gottes, nur menschlich-politische Mittel zu ihrer Konkretisierung angewandt werden.

Das wusste Moses am Sinai, das wussten alle Propheten Israels – und auch Jesus von Nazareth, der nie dem Kaiser geben wollte, was Gott allein gebührt.

#### Die Mitarbeiter dieser Beilage

Prof. Dr. Beat Brenk, Universität Basel.

Dr. Anni Carlsson, Literaturhistorikerin, Tübingen.

Prof. Dr. Florens Deuchler, Universität Genf.

Dr. Aldo Keel, Skandinavist, Zürich.

Prof. Dr. Pinchas Lapide, Theologe und Schriftsteller, Frankfurt.

Prof. Dr. Clemens Thoma, Theologische Fakultät Luzern.



## Der Mensch als Mass und die Erbsünde

Zu Walter Warnachs «Wege im Labyrinth»

«Nach einem kurzen Augenblick des Gleichgewichts, das die erlöste Menschheit auf der Höhe des mittelalterlichen Bewusstseins gefunden hatte», entfernte sich der Mensch «mit einer Beharrlichkeit und Leidenschaft der Abwendung sondergleichen... von seiner natürlichen Basis...», dass diese nur im Stände der Heiligkeit, also nur durch einen besonders jähren Eingriff der Übernatur, zurückgewonnen werden kann.» Der Mensch hat jedoch versagt und in «luziferischem Hochmut» zwei Bewegungen des Geistes in Gang gesetzt, die ihn, das «Gottesgeschöpf», zum «Ungeheuer» entarten liessen:

«Humanismus, das heisst die Neubegründung des Menschen im Angesicht der blossen Naturwirklichkeit, und Renaissance, das heisst Wiedergeburt des Menschen aus dem Geist jener Antike, der der Mensch das Mass aller Dinge war, stellen sich... als eine zwar glänzende, aber vergebliche Epoche dar, eine Reaktion, die schon im Ansatz zum Scheitern verurteilt ist, weil sie den Menschen seines wahren, transzendenten Horizonts beraubte.»

Der Leser findet die erstaunlichen Sätze auf den ersten Seiten der ersten Abhandlung des Sammelbandes «Wege im Labyrinth» von Walter Warnach. Er erinnert sich dunkel einer kurzlebigen Zeitschrift namens «Labyrinth» (1960-62), an deren Gestaltung, neben Warnach, Werner von Troitz zu Solz, HAP Grieshaber und Böll beteiligt waren. Böll hat auch das Vorwort zu dem vorliegenden Band geschrieben, der auf mehr als 900 Seiten 31 Meditationen enthält. Sie zu lesen bedeutet auch für den Gutwilligen keine geringe Anstrengung, denn Warnach liebt komplizierte Satzgebilde und jene Terminologie, die gern an die «Grundbedingtheit» oder «Ausgesetztheit» oder «Ausgeliefertheit des Menschen» erinnert und die «abendländische Seele» der fünfziger Jahre nicht ruhen lässt. Die Namen der Anherren und -frauen seiner Abneigung gegen Humanismus und Renaissance nennt Warnach mit Ehrfurcht oder widmet ihnen auch besondere Aufsätze: Bernanos, Péguy, Bloy, Claudel, Simone Weil, von Troitz zu Solz, Konrad Weiss, Eugen Gottlob Winkler, Donoso Cortés, Carl Schmitt und einige andere. Antihumanistischen Eifer gibt es freilich schon längst in anderer Gestalt, aber aus ähnlichen Beweggründen: Wir erinnern uns des Pamphlets «The Good Pagan's Failure» der Rosalind Murray oder Heinrich Weinstocks «Tragödie des Humanismus - Wahrheit und Trug im abendländischen Menschenbild», von politischen oder naturkundigen Verächtern des Humanismus ganz zu schweigen.

Mit Humanismusforschung oder auch nur -kenntnis haben Warnachs Ahnen in der Regel wenig zu tun. Sie konzentrieren sich auf die durch Erbsünde verderbte «Natur» und den Homo-mensura-Satz des Protagoras und stellen ihnen Gott und Geist als Absolute gegenüber, so als erschöpfte sich das griechische Denken in sophistischem Hochmut. Ein das Göttliche im Menschen so unsophistisch und dennoch unzweideutig griechisch spiegelndes Gebot, «nicht mitzuhasen, mitzulieben» seien wir da, entgeht der Geschichtstheologie der scholastischen Erneuerungsbewegung ebenso wie der Glaube der Reformatoren oder des Erasmus. Von dem gegenwärtig üblichen Missbrauch des Begriffes «Humanismus» hält sich Warnach zum Glück frei; er nimmt aber auch keine Stellung gegen das Schlagwort, das sich nicht nur in den sozialistischen Ländern, sondern auch bei uns verbreitet hat: Bald meint es «Humanität», bald wird es durch Zusätze wie «real» oder «integral» oder «sozial» ideologisch eingefärbt, und einige Autoren, wie etwa Maritain, bemühen sich redlich um die Verschmelzung mit dem Christentum.

Doch der «Mensch als Mass aller Dinge» und der Glaube an die Erbsünde bleiben unvereinbare Gegensätze. Nach Warnach hat das theozentrisch orientierte Mittelalter den Gipfel des Menschentums erreicht. Danach verfiel die Menschheit und insonderheit die Deutschen: «Sie haben sich wiederholt gegen diesen Gewissensanruf durch Pseudo-Universalismen zu betäuben gesucht: durch den Humanismus, die universale Bildung der Klassik und Frühromantik, dann handfester durch das Einheitsdenken des Positivismus und die Einheitsordnung des Industrialismus, und schliesslich, in sakrilegischer Incenssetzung, durch die verschiedenen Formen des Alldeutschtums.»

\* Walter Warnach: Wege im Labyrinth - Schriften zur Zeit. Vorwort von Heinrich Böll, Herausgeber: Karl-Dieter Ulke. Verlag Neske, Pfullingen.

### Die Bestenliste

Die vom Südwestfunk Baden-Baden durch eine Umfrage bei Literaturkritikern ermittelte Bestenliste ergab im März folgende Ergebnisse: Sarah Kirsch: «Katzenleben»; Julio Cortazar: «Letzte Runde»; Uwe Johnson: «Jahrestage 4»; Jane Bowles: «Zwei sehr ehrenhafte Damen»; Italo Calvino: «Der Baron auf den Bäumen»; Elio Vittorini: «Erica und ihre Geschwister»; Roland Barthes: «Fragmente einer Sprache der Liebe»; Bodo Morshäuser: «Die Berliner Simulation»; Christoph Hein: «Drachenblut»; John Barth: «Ich bin Jake Horner, glaube ich»; Vladimir Nabokov: «Sprich, Erinnerung, sprich».

Nun, diesen Siebenmeilenlauf durch die deutsche Seelengeschichte hat schon Grillparzer helllichtig skizziert: «Der Weg der neuern Bildung geht / Von Humanität / Durch Nationalität / Zur Bestialität.» Mit «Humanität» meint er jene Haltung, die Goethe einem Schauspieler in sein Exemplar der «Iphigenie» schrieb: «So im Handeln, so im Sprechen / Liebevoll verkünd es weit: / Alle menschlichen Gebrechen / Sühnet reine Menschlichkeit.» Goethes Verse müssen dem Ankläger des Anthropozentrismus als Frevel erscheinen. Seine dogmatisch beengte Meditation nimmt aber nicht wahr, dass die Forderung nach Menschlichkeit, Menschenwürde, Menschenrechte nur ergehen kann, wo der Mensch sich an höhere Mächte gebunden fühlt.

Weite Teile von Warnachs Buch lassen jenen mittel- und niederrheinisch-lotharingisch-römisch-katholischen Generalbass vernehmen, der ein Kennzeichen der Region ist. Warnachs Meditationen sind aber frei von der ortsüblichen Ergänzung durch jäckenhafte Lustigkeit, die man die «Philosophie» des rheinischen Humors genannt hat. Sie weisen durchgehend jenen strengen «philosophisch»-dogmatischen

## Keine jüdisch-christlichen Turbulenzen?

Clemens Thoma schreibt manches Richtige in seinem Aufsatz «Turbulenzen im jüdisch-christlichen Gespräch» (NZZ, 18./19. Februar 1984). In einigem jedoch muss man ihm deutlich widersprechen: Leider ist dieser Dialog gar nicht so lebendig, dass er «turbulent» werden könnte. Man wünschte sich vielmehr turbulenter Aktivitäten, als sie derzeit zu verzeichnen sind. Es ist auch unrichtig, dass der Beschluss der Rheinischen Synode «keine christlich-jüdisch-ökumenische Wirkung» mehr hat. Die Badische Landeskirche hat im Anschluss an den Rheinischen Beschluss vermehrt die Arbeit auf diesem Gebiet aufgenommen. Ferner ist die Auseinandersetzung in den evangelisch-theologischen Fakultäten (Bonn, Münster gegen Heidelberg) nicht negativ zu werten. Je mehr darüber, wenn auch kontrovers, diskutiert wird, um so besser.

In das Gebiet der fehlenden Turbulenz gehört auch Prof. Thomas irrige Behauptung, das christlich-theologische Klima sei in Deutschland hinsichtlich des rheinischen Synodenbeschlusses «gereizt». Schön wäre es, wenn sich Theologen wegen des christlich-jüdischen Dialogs überhaupt «reizen» liessen. Sie tun es meist nicht, weil sie andere Prioritäten haben.

In ein anderes Kapitel gehören Thomas Auslassungen über jüdische Bedenken gegen einen «theologischen» Dialog mit Christen. Hier ist Thoma einem Missverständnis erlegen. Seit mehr als 15 Jahren stehen die führenden jüdischen Organisationen in der Welt, vertreten durch ihre Repräsentanten sowie jüdische Wissenschaftler, mit den Vertretern des Vatikan und des Weltkirchenrates im regelmässigen Gespräch. Dabei werden nicht nur praktische Probleme behandelt, das heisst man spricht nicht nur über Antisemitismus oder die einstweilen noch fehlende Anerkennung des Staates Israel durch den Vatikan. Jedes geistige Thema, das Juden und Christen behandelt, muss ihre Geschichte, ihre Theologie, ihre ganze Existenz mit einschliessen. Das ist stets geschehen. Leider war Clemens Thoma kaum je bei diesen Begegnungen anwesend, sonst hätte er nicht behaupten können, «die jüdischen Dialogiker stehen bisweilen weitab vom jüdischen wissenschaftlichen Betrieb». Es hat bisher keine einzige Zusammenkunft mit den erwähnten christlichen Gremien ohne den Beitrag jüdischer Wissenschaftler gegeben.

Unverständlich ist es, warum ein Experte wie Thoma die Ausführungen Michael Wyschograts als neue Erkenntnisse preist. Mit Verlaub: Es handelt sich schlicht um Binsenwahrheiten, die immer wieder vorgetragen werden und daher schon langweilig sind. Nicht zuletzt steht das schon alles in den auch von Juden geschätzten Richtlinien und Hinweisen für die Durchführung der Konzilsklärung der vatikanischen Kommission für die Beziehungen zum Judentum vom 3. 1. 1975. Liest man etwa das Buch «Die katholische Kirche und das Judentum», herausgegeben von K. Richter (Freiburg 1982), so erkennt man, dass der Dialog ohne Einschluss theologischer Themen gar nicht möglich ist. Juden haben nichts dagegen einzuwenden, wenn dieser Dialog in einer Weise erfolgt, die für alle Partner akzeptabel ist. Das jedoch entscheiden nicht die Herren Thoma und Wyschograd, sondern hier braucht es einen weiteren Konsensus, der in der Vergangenheit immer erzielt werden konnte. Wenn Thoma andeuten will, was bisher auf diesem Gebiet erfolgt sei, bewege sich meist in «kirchenpolitischen», «kirchendiplomatischen» oder «judenpolitischen» Bahnen, so verkennt er völlig die Wirklichkeit. Richtig ist jedoch, dass die jüdischen und christlichen Partner Rücksicht auf die Emotionen des andern genommen haben und sich in der Vergangenheit kaum je wie ein Elefant im Porzellanladen aufführten.

Zum Respekt für einander gehört auch zu wissen, was dem andern zuzumuten ist. Das gilt für Juden und für Christen in genau gleicher Weise. Niemand von uns, der an diesen internationalen Dialogen beteiligt ist, fühlt sich unter

Ton auf, der auch ästhetische Gegenstände wie Dichtung und bildende Kunst umklammert. Freilich sind die elf Aufsätze über «Die Wirklichkeit der Kunst» mehr als erbauliche Meditationen. Sie erklären und deuten die Kunst der Gegenwart; Beuys und Grieshaber sind erhellende Aufsätze gewidmet; Dutzende von anderen Künstlern finden im Zusammenhang der Reflexion ihren Platz. Trotzdem wird auch hier nicht jeder Leser zustimmen können, so wenn «das grosse Abenteuer der gegenstandslosen Kunst» als «der nachhaltigste Protest gegen die einsinnige Positivität der nachmittelalterlichen Kunstüberlieferung Europas» bezeichnet wird. Ihr Ziel kann jeder Leser Warnachs erraten: Die gegenstandslose Kunst hat «die Kraft des Negativen eigesetzt, um im Kunstwerk jenes Absolutum menschlicher Herkunft zu schaffen, das die leergewordene Stelle des Göttlich-Absoluten auszufüllen hätte».

Da wird wieder «die einsinnige Positivität der nachmittelalterlichen Kunstüberlieferung Europas» als monolithisches Gebilde gesehen, als hätte es seit dem Mittelalter nur einen Strang der Kunst gegeben, und die gegenstandslose Kunst wird ohne Abweichung auf den Weg zum Absoluten dirigiert. Dogmatische Urteile sind schwer zu widerlegen, so wie es schwer ist, ihnen zu folgen. Aber sie regen zum Nachdenken und zum Widerspruch an.

Horst Rüdiger

Druck gesetzt. Einerseits wünscht sich Thoma kompetente, von der Mehrheit der Judenheit getragene Gesprächspartner, andererseits polemisiert er gegen die jüdischen Organisationen, welche die Mehrheit der Juden vertreten, einschliesslich der jüdischen Orthodoxie. Diese seit Jahren vorhandene breite jüdische Basis, eine innerjüdische «Ökumene», erfordert jedoch ein Minimum an Rücksicht und Takt und ein Absehen von der Profilierungssucht Einzelner auf Kosten der Gemeinschaft und des Dialoges.

E. L. Ehrlich

Für Leute, die hinter die Kulissen des offiziellen und nichtoffiziellen christlich-jüdischen Dialogs schauen, mag es enttäuschend sein, dass E. L. Ehrlich es für notwendig hält, gegen meinen NZZ-Artikel «Turbulenzen im jüdisch-christlichen Dialog» zu polemisieren. Ich darf Dr. Ehrlich daran erinnern, dass ein amerikanischer Exekutivdirektor einer grossen jüdischen Organisation, die bei Gesprächen mit allen christlichen Kirchen führend ist, noch im Januar 1984 der Presse sagte, er betrachte «theologische Dialoge mit dem Vatikan als eine unwürdige Sache». Nach Meinung dieses leitenden Mannes bei offiziellen Dialogen führen die theologischen Gespräche mit dem Vatikan «ins Mittelalter zurück, als Juden gezwungen wurden, mit der Kirche zu sprechen, wenn sie am Leben bleiben wollten». Ein sachbezogener, die heutige jüdisch-christliche Situation ganz berücksichtigender und sich nicht von Gruppeninteressen leiten lassender theologischer Fachdialog zwischen Juden und Christen ist also keineswegs so problemlos und selbstverständlich, wie Ehrlich es darstellt.

Ein weiterer Punkt mag für meine Forderungen nach einer gemeinsamen, wissenschaftlich ausgerichteten «Klausur» und nach Reform der Dialogunternehmungen sprechen: Ich habe der NZZ meinen Artikel vor dem 24. Januar 1984 abgeliefert. Hätte ich ihn nach diesem Datum

## Kunstgeschichte in Nordamerika

Zum Kongress in Toronto

Der 72. Kongress der College Art Association of North America (CAA) fand vom 23. bis zum 25. Februar 1984 in Toronto statt, erstmals auf kanadischem Boden, obwohl die Kunsthistoriker und Künstler Kanadas des regen wissenschaftlichen Austausches wegen schon lange zur CAA gehören. Die Organisation des rund 4000 Teilnehmer versammelnden Kongresses verlief tadellos; Toronto ist es gelungen, durch den Bau neuer Kongresshotels einen Anteil der nordamerikanischen Monstertage zu ergattern.

Das wissenschaftliche Programm, ergänzt durch Gespräche um aktuelle künstlerische Fragen, wird zur Hauptsache von den Teilnehmern selbst dem Programmleiter, diesmal Robert Walsh (University of Toronto), vorgeschlagen und erwies sich als bemerkenswert konservativ. Zum Zuge kamen in verschiedenen parallelen Sektionen praktisch alle Gebiete der Kunstgeschichte, mit Ausnahme der in den USA selbstständigen Architekturgeschichte. Ein Schwerpunkt lag auf dem 19. Jahrhundert, wo erstmalig auch italienische Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts behandelt wurde. Unter dem Vorsitz von Marianne W. Martin (Boston College) sprachen hier Annie-Paule Quinsac (University of South Carolina) zum Zyklus der «Bösen Mütter» von Giovanni Segantini und die Manet-Spezialistin Anne Coffin Hanson (Yale) über futuristische Kunst und Kunsttheorie. Ein weiterer Beitrag galt den immer stärker als selbstständig erkannten Pariser Stadtbildern Giovanni Boldinis.

Die Impressionisten Edouard Manet und Edgar Degas stehen nach wie vor im Mittelpunkt der amerikanischen und der kanadischen Forschung: Ihrer Malerei galten zwei gut besetzte und überfüllte Sektionen, deren Referate

## Erinnerung an Tito Gobbi

Zum Tod des italienischen Baritons

ab. Die Gattungen der Oper, zumal der italienischen, leben nicht unabhängig von den Personen, die eine Einstudierung leiten und verkörpern. Zu jenen, die die italienische Oper Jahrzehnte im guten Sinn beeinflusst haben, gehört der Baritonist Tito Gobbi, dessen Ableben am 5. März in unserem letzten Blatt gemeldet worden ist. Geboren wurde er 1913 in Bassano del Grappa; seine ersten künstlerischen Etappen erreichte er in mehreren Städten Italiens, vor allem in Rom, wo er 1938 als Germont in Verdis «La Traviata» debütierte. Mit einer ungemein geschmeidigen Baritonstimme begab, die sich ins Lyrische ausweiten und ins Dunkle wenden konnte, die einen ganzen Fundus an Farben besass und doch nie mit ihnen bloss aufsprunkte, erreichte der Künstler Darstellungen, die nicht nur Gesangsparte, sondern auch Charaktere prägten.

Tito Gobbi, das kann man heute an seiner Karriere ablesen und in seinen Erinnerungen bestätigt finden, gehörte zu den Künstlern, die unablässig an sich selber arbeiteten. Zwar sang er 1950 den Don Giovanni an den Salzburger Festspielen, aber andere Verkörperungen dieser Gestalt, die ihm sicher in manchem Sinn am Herzen lag, erhielten wieder andere Konturen. Zwar war er über Jahre hinweg ein kaum zu übertreffender Scarpia in der «Tosca» - 1956 triumphierte er in dieser Partie an der Metropolitan Opera in New York -, aber man konnte ihn verwandelt in anderen Opernhäusern antreffen - so 1970 in Zürich, und manchem Zürcher Opernfreund wird das ganze Werk von jener Begegnung her noch vor dem Sinn stehen. Sein Falstaff, den er 1957 an der Mailänder Scala zu einem rauschenden Erfolg brachte, war ebenfalls auf mehreren Kontinenten gesucht, und auch in dieser Gestalt trug Gobbi zu einer Vertiefung des in der Partie Angelegten bei. Als Jago in Verdis «Otello» stand er immer in Gefahr, zur Hauptfigur zu werden. Nahezu hundert Rollen soll sein Repertoire, mindestens während einiger Jahre, umfasst haben.

Nicht gezählt sind dabei jene Rollen, die er als Regisseur leitete - denn in seinen späteren Jahren war er mehrfach auch in der Personenerführung tätig. In Zürich konnte man seine Regie in Einstudierungen der «Tosca», aber auch von Puccinis «Il Tabarro» und «Gianni Schicchi» sehen. Besonders sein «Schicchi» vom März 1974 versprühte in Zürich eine geistige Vitalität, wie man sie in solcher glücklichen Rundung selten findet.

eingesandt, wäre er noch unbequemer ausgefallen. An diesem 24. Januar wurde nämlich der nichtjüdische Kölner Judaist Prof. Hermann Greive, ein zuverlässiger Freund von mir und von Dr. Ehrlich, ermordet, weil er als Nichtjude es gewagt habe, über das Judentum, seine Geschichte und Theologie zu dozieren. Drei weitere Dozenten hätten «hingerichtet» werden sollen, weil sie es zum Teil «sogar» gewagt hätten, über jüdische Kabbala zu informieren. Gewiss ist dies ein schrecklicher Extremfall, den man nicht verallgemeinern darf. Ehrlich weiss aber ebensogut wie ich, wie wir alle in dauernder Abwehr stehen müssen gegen sich stets neu bildende Klischees und Ideologien, die zum Schaden oder gar zum Tod von Menschen führen können. Er hätte sich also seine marginale Polemik ersparen können.

Clemens Thoma

Anzeige REX347188H

**Der Unterschied macht's**

Permanente Ausstellung

SAUNAKOMFORT beginnt mit der richtigen Planung! Wir senden Ihnen gerne Unterlagen über:

**bürki saunabau**

- Element-Normsauna
- Solarien
- Do it yourself-Sauna
- Filtnesgeräte
- Tauchbecken
- Saunamöbel

01710 45 39  
Kilchbergstr. 36, 8134 Adliswil



in den USA beliebten Preise für die besten Aufsätze und Ausstellungskataloge sowie für die erfolgreichsten Universitätslehrer verkündet werden. Den Auszeichnungen folgte ein dank Erfahrung und Witz bejubelter Vortrag von Ellen Johnson (Oberlin College), in welchem die Rednerin die heute kaum mehr zu unterscheidenden Stufen von Original über Zitat, Kopie und Photographie zu Reproduktion und Druck ironisierte.

Der nächste Kongress der CAA wird im Februar 1985 in Los Angeles veranstaltet.

Hans A. Lüthy

## Das Bedürfnis, normal zu sein

Robert Dinkel: «Krebsen»

«Freudlos. Genau, freudlos, alles. Manchmal findet Max ein Wort, das seinen Zustand hart im Griff hält.» Warum nur legt man dieses Buch nach der Lektüre auch so weg: freudlos, unberührt? An dem, was es zu sagen hätte, kann es nicht liegen, denn diese Kälte in der Beziehung zweier Menschen, die Leere, in der sie sich weiter und weiter voneinander entfernen, das müsste doch, wenn schon nicht Zorn erregen, so doch verletzen, Schmerz erzeugen. Robert Dinkel konfrontiert den Leser in seinem Buch «Krebsen» mit der Geschichte des Schriftsetzers Max Beck, der, vom Tastergebot weggekommen, für eine Zeitschrift Fernsehprogrammhinweise redigiert, manchmal auch selbst die Handlung eines Films zusammenfasst. Max Beck ist verheiratet, keine Liebesehe, man hatte sich gekannt (nein, gekannt hatte man sich nie: man war sich begegnet), die Frau wurde schwanger, man heiratete, dann kam das Kind. Kaum hat es die Leere, die seit Anfang die verbindende Beziehung zu den beiden herstellte, durch seine Gegenwart ausgefüllt (oder um ein wenig verringert), stirbt es. Das Leid schafft keine Nähe, totgeschwiegen alles, ein Nervenzusammenbruch der Frau, Fühllosigkeit, Standfestigkeit des Mannes. Die Leere ist vollends zum Vakuum geworden.

Max Beck lebt sein Leben in den Träumen, vergräbt seine Gedanken in Büchern. Allmählich stellt er seine Träume in der Wirklichkeit nach: er tritt auf heimlichen Ausfahrten als Vandalen auf, schreibt auf eine Bekanntheitsanzeige und trifft die Frau. Gelegentlich wird im Text festgestellt, er liebe Margrit, seine Ehefrau. Solche Liebe macht fröhlich: hohle Worte, die nicht zuletzt daran schuld sind, dass dem Rezensenten vieles in diesem Buch papieren vorkommt. «Max muss sich etwas einreden, vorläufig, aber nicht intensiv. Er muss daran glauben. Nein, nicht glauben, das ginge wieder schief. Er muss nur zurückschauen, und er sieht eine Wand, und weiter kann er nicht sehen. Und das ist gut so. Er schaut zurück, und das reicht.»

Reicht das, einen zu betreffen? Es reicht nicht: Wenn solche Sätze nicht belanglos wirken sollen, müssten sie genauer sein, zwingender. Das leere Bewusstsein dürfte nicht gleichzeitig die eigene Befindlichkeit reflektieren. Im Tunnel herumtappen und sich gleichzeitig (von aussen) im Tunnel herumtappen sehen, das geht nicht. Es sei denn, solche Sätze sind ausgedacht. Nun sei nicht gefordert, wer schreibe, habe zwangsläufig an dem zu leiden, was er beschreibt. Das mindeste, was aber zu verlangen ist, ist Stimmigkeit. Wenn die Einfühlung nicht stimmt, ist Literatur Geflücker. Ein unverbindliches Ausdenken, wie es wäre, wenn...

Dass Robert Dinkels Text an solchen Mängeln leidet, zeigt auch der Schluss. Eben noch fühlte Max Beck Zugehörigkeit, vielleicht wirkliche Liebe in der Begegnung mit jener Frau, die er auf Grund der Bekanntheitsannonce getroffen hat. Jetzt hat Max «das Bedürfnis, normal zu sein». Und seine Frau eröffnet ihm, dass sie schwanger sei. «Max fühlt in sich den Drang, pathetisch zu sein. Er lächelt nur, legt seine Hand auf Margrits Hand. Ein Neuanfang. Vielleicht. Eine Familie, eine, die vielleicht gutgeht.» Es sind nicht einmal nur dramaturgische Fehler, was einem hier aufstösst. Seufzend stimmt man dem letzten Satz des Buches zu: «Wenn Margrit zurückschaut, sieht sie, was sie schon früher sah.»

Urs Bugmann

\* Robert Dinkel: Krebsen. Limmat-Verlag, Zürich 1983.

## Kulturnotizen

Kunst als Sachbuchthema für Jugendliche

A. U. Die Kantonsgruppe Zürich des Schweizerischen Bundes für Jugendliteratur legt die fünfte Folge ihrer Buchempfehlungsschrift «Information Buch Oberstufe» vor. Es handelt sich um ein grossformatiges, schön gestaltetes Heft, das auf 60 Seiten Ausschnitte aus guten neuen Jugendbüchern vorstellt (Redaktion: Stefanie und Fredy Fischli). Die Auswahl ist sorgfältig getroffen. Sie umfasst erzählende Literatur, Sachbücher und interessante Taschenbüchlein. Ihren besonderen Wert erhält die diesjährige Ausgabe durch das Hauptthema Kunst, das die Auswahl der Sachbücher bestimmt. Texte und Abbildungen geben hier Einblick in einen Bereich des Sachbuchschaffens, das nicht nur jungen Lesern, sondern auch Jugendbuchspezialisten zu wenig bekannt ist. Der Bogen wird weit gespannt: er reicht von archaischen Funden und Methoden über römische Kunst in der Schweiz zur Architektur, zur Künstlermonographie, zur modernen Malerei und in der Sparte Musik bis hin zum Instrumentenbau. Die Broschüre ist für ältere Schüler gedacht und kann in der Schule Verwendung finden; wünschenswert wäre ihre Verbreitung auch unter schulentlassenen Jugendlichen und Erwachsenen. Sie ist erhältlich beim Schweizerischen Bund für Jugendliteratur, Neudorfstrasse 29, 8820 Wädenswil.

# Sanftes Unheil

Kriminalroman von Ross Macdonald

© by Diogenes-Verlag, Zürich

60

Sie sprach mit dem wilden Stolz der Einsamkeit und Verzweiflung. Dann fuhr sie hastig fort, als ob sie kurz vor der endgültigen Vernichtung stünde und ich ihr die letzte Hoffnung böte, doch noch verstanden zu werden:

«Ich dachte, wenn wir erst einmal verheiratet wären und ich Mrs. Carl Hallman hiesse, würde ich mich für immer reich und sicher fühlen. Als er auf die Universität ging, folgte ich ihm. Ich wollte ihn an keine andere verlieren. Ich besuchte eine Handelsschule und fand eine Stelle in Oakland. Ich mietete eine Wohnung, in der er mich besuchen konnte. Dort kochte ich ihm das Abendessen und half ihm bei seinen Studien. Es war fast so, als ob wir verheiratet gewesen wären.»

Carl wollte unsere Beziehung auch legalisieren, doch seine Eltern, besonders seine Mutter, wollten davon nichts wissen. Sie konnte mich nicht ausstehen. Ich war wütend darüber, wie sie mich bei Carl anschwärzte. Ich war nichts weiter als ein Stück Dreck für sie. Damals hörte ich auf, empfängnisverhütende Mittel zu benutzen.

Ich brauchte ein volles Jahr, um schwanger zu werden. Gesundheitlich ging es mir nicht eben gut damals. Ich erinnere mich nicht mehr genau an diese Zeit, aber ich weiss, dass ich weiterhin im Büro arbeitete. Man gab mir sogar eine Gehaltszulage. Aber ich lebte nur für die Nächte, nicht so sehr für das Zusammensein mit Carl als vielmehr für die Stunden danach, in denen ich wach im Bett lag und an das Kind dachte, das ich bekommen sollte. Es würde ein Knabe sein, und wir würden ihn Carl nennen und vorbildlich erziehen. Ich würde alles selber für ihn tun, ihn anziehen, mit Vitaminen füttern und vor schlechten Einflüssen bewahren, wie etwa vor seiner Grossmutter. Vor beiden Grossmüttern.

Als ich schwanger geworden war, wartete ich noch zwei Monate, um meiner Sache sicher zu sein, bevor ich es Carl sagte. Er bekam eine Todesangst, die er nicht vor mir verbergen konnte. Er wollte unser Kind nicht, aus Angst vor dem, was seine Mutter tun würde. Sie hatte damals schon etliches unternommen und war zu allem bereit, um ihren Willen durchzusetzen. Als Carl mich ihr gegenüber zum erstenmal erwähnt hatte, vor langer Zeit, hatte sie ihm gesagt, sie würde sich lieber umbringen als eine Heirat mit mir zulassen.

Er stand völlig unter ihrem Einfluss. Ich habe eine spitze Zunge und benutzte sie auch. Ich sagte ihm, er sei wirklich ein Held, wie er noch immer an der Nabelschnur hänge, die in Wirklichkeit ein Henkerstrick sei. Es kam zu einer furchtbaren Szene zwischen uns. Er zertrümmerte mein ganzes Geschirr, und ich befürchtete schon, dass er auch mich zertrümmern würde. Dann lief er weg, vielleicht, weil er das ebenfalls befürchtete. Er liess sich tagelang weder sehen noch hören.

Seine Schlämmutter sagte, er sei nach Hause gefahren. Ich wartete, bis ich es nicht mehr aushalten konnte, ehe ich auf die Ranch telefonierte. Seine Mutter sagte, er sei nicht da. Ich nahm an, dass sie log, in der Hoffnung, mich loszuwerden. Darum sagte ich ihr, dass ich schwanger sei und dass Carl nichts anderes übrigbleibe, als mich zu heiraten. Sie schimpfte mich eine Lügnerin und anderes mehr und legte auf.

Das war an einem Freitagabend kurz nach sieben. Ich hatte gewartet, bis ich zum Nachttarif anrufen konnte. Ich sass am Fenster und beobachtete, wie die Nacht anbrach. Sie würde nicht zulassen, dass Carl je zurückkehrte. Ich konnte von meinem Fenster aus einen Teil der Bucht sehen, die lange Auffahrt, auf welcher die Autos zur Brücke führen, den schlammigen Grund darunter und das Wasser – wie blaues Elend. Ich dachte, dass ich am besten ins Wasser ginge. Und ich hätte es auch getan. Sie hätte mich nicht daran hindern sollen.»

Ich hatte die ganze Zeit über vor ihr gestanden. Sie sah auf und wies mich mit den Händen weg, ohne mich zu berühren. Ihre Bewegungen waren so langsam und vorsichtig, als ob eine rasche Geste ein höchst labiles Gleichgewicht zerstören und alles zum Einsturz bringen könnte.

Ich zog einen harten Stuhl ans Bett und setzte mich rittlings darauf. Ich kam mir wie ein Quacksalber an einem Krankenbett vor, ohne dass ich mein Benehmen danach gerichtet hätte.

«Wer hat Sie daran gehindert, Mildred?»

«Carls Mutter. Ach, hätte sie mich doch bloss sterben lassen, dann wäre alles vorüber gewesen. Es mindert zwar meine Schuld nicht, das weiss ich, doch – hefaufbeschwoenen wurden all diese entsetzlichen Ereignisse durch Alicia. Sie rief mich wieder an, während ich noch am

Ich weiss nicht, wer es geschrieben hat, aber ich habe diese Zeilen nie vergessen können.

Sie sagte, es sei für ein ungeborenes Kind geschrieben worden. Herzensqual und Mühsal sei alles, was ein Kind vom Leben zu erwarten habe. Die Geister des Verderbens würden dafür sorgen. Sie sprach von diesen Geistern, als ob sie leibhaftig existierten. Wir sassen im Wagen und blickten aufs Meer hinaus, und ich glaubte zu sehen, wie diese dämonischen Ungeheuer aus dem schwarzen Wasser aufstiegen und bis zu den Sternen hinaufzogen.

Alicia Hallman selbst war ein Ungeheuer. Doch in allem, was sie sagte, lag ein Körnchen Wahrheit. Ich war nicht vernünftig genug, sie zu verlassen oder meine Ohren vor ihr zu verschliessen. Ich ertappte mich sogar dabei, wie ich ihr zunickte und zum Teil auch zustimmte. Wozu sollte man all die Mühen auf sich nehmen, ein Kind zu gebären, dem nur Sorgen und keine Hoffnung beschieden sind – und dessen Vater nie zurückkehren würde.

Sie hatte mich geradezu hypnotisiert mit ihrer summenden Stimme, die wie verstimmte Violinen klang. Ich folgte ihr in Dr. Grantlands Praxis. Derselbe Teil meines Selbst, der ihr zustimmte, wusste, dass ich dort mein Kind verlieren würde. Erst als ich auf dem Behandlungstisch lag und es zu spät war, versuchte ich mich zu widersetzen. Ich schrie und wehrte mich. Da kam sie mit ihrem Revolver ins Zimmer und befahl mir, mich zurückzulegen und zu schweigen, sonst werde sie mich auf der Stelle erschliessen. Dr. Grantland wollte nicht weiterfahren, doch sie drohte ihm, sie werde seine Praxis völlig ruinieren, falls er sich weigere. Draufhin gab er mir eine Spritze.

Als ich aus der Narkose erwachte, sah ich ihre Katzenaugen die mich beobachteten. Mein erster und einziger Gedanke war, dass sie mein Kind umgebracht hatte. Ich muss eine Flasche ergriffen haben. Ich erinnere mich, dass ich sie auf ihrem Kopf zerschmetterte. Zuvor muss sie versucht haben, mich zu erschliessen. Ich hatte einen Schuss gehört, aber nichts gesehen.

Wie dem auch sei – ich hatte sie getötet! Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie ich nach Hause gefahren bin, muss es aber irgendwie geschafft haben. Ich war noch immer halb betäubt und wusste kaum, was ich tat. Mutter steckte mich ins Bett und tat für mich, was sie konnte, was nicht gerade viel war. Ich konnte nicht einschlafen. Ich konnte nicht verstehen, warum die Polizei nicht kam und mich verhaftete. Am nächsten Tag, einem Sonntag, ging ich zu Dr. Grantland. Ich fürchtete mich zwar vor ihm, hätte mich aber noch mehr gefürchtet, wenn ich nicht hingegangen wäre.

Schlaf den langen Schlaf;  
Die Geister des Verderbens häufen  
Mühsal und Qual auf uns hienieden...

Anzeige

REX369106C

# Dunhill Box



SYMBOL  
OF QUALITY

Fr. 2.60



## Wandlungen im deutsch-französischen Verhältnis

Alfred Grossers Darstellung der letzten vier Jahrzehnte

Dem durch den Aderlass zweier Weltkriege besiegelten Verlust der einst durch die westeuropäischen Mächte beanspruchten weltpolitischen Führungsrolle lässt sich als historisches Positionum die in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schrittweise vollzogene Überwindung der bis dahin immer wieder aufflammenden unerbittlichen deutsch-französischen Rivalität und Erbfeindschaft gegenüberstellen. Ein Chronist, der in besonderer Masse für die Darstellung und Interpretation dieser Entwicklung prädestiniert scheint, ist der 1925 in Frankfurt geborene, aber schon in früher Jugend durch das aufziehende nationalsozialistische Regime nach Frankreich vertriebene Alfred Grosser. Die völlige Assimilierung in der neuen Heimat hat den heute als Professor am Institut d'études politiques der Universität Paris tätigen Politologen nie davon abgehalten, die politische Entwicklung in Deutschland – und insbesondere in der Bundesrepublik – in den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit zu stellen. Waren seine bisherigen Veröffentlichungen vorwiegend dazu bestimmt, den Franzosen die Antriebskräfte und die sie bestimmende Mentalität der deutschen Politik zu veranschaulichen, so hat Grosser schon bei der Abfassung seines nun in sorgfältiger deutscher Übersetzung vorliegenden Werkes *«Affaires extérieures. La politique de la France 1944-1984»* offensichtlich in besonderer Masse auch an Leser jenseits des Rheins gedacht.

## Von der Siegermacht zum Partner

Wenn Grosser seine ambitiöse Rückschau auf vier Jahrzehnte auswärtiger Politik Frankreichs nicht mit dem Kriegsende vom Mai 1945, sondern schon mit der Befreiung von Paris im August 1944 beginnt, so deshalb, weil schon in jenen Tagen der beharrlich erkämpfte Anspruch *de Gaulles*, auch nach aussen im Namen Frankreichs zu sprechen, endlich die definitive Anerkennung der alliierten Mächte fand. Damals wurden nach Grossers Überzeugung Weichen gestellt, die auch nach der schmerzhaften Rückkehr des Generals nach Colombey-les-Deux-Églises den aussenpolitischen Kurs Frankreichs und seinen schrittweisen Wiederaufstieg aus den Tiefen der Niederlage und des Vichy-Regimes mitbestimmen. Viele von der jüngeren Generation nicht mehr selbst erlebte Ereignisse in den zwölf Jahren der *Vierten Republik*, die aber auch für manche älteren Leser in den Nebeln der Erinnerung allmählich verblassen, werden in Grossers Buch wieder lebendig: die lähmende Zersplitterung im Parteigefüge, der Verlust Indochinas, die Lösung Tunesiens und Marokkos von der französischen Protektionsmacht und schliesslich der blutige Bürgerkrieg in Algerien, der den entscheidenden Anstoss für *de Gaulles* Rückkehr an die Macht und für die ihm von jeher vorschwebende Staatsform der *Fünften Republik* geben sollte.

In diesen weitgespannten historischen Rahmen flucht der Verfasser immer wieder als roten Faden die ihm besonders naheliegende Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen ein. Frankreichs der Intransigenz *de Gaulles* und schliesslich auch der Fürsprache Churchills zu verdankender Einbezug in den Kreis der *Siegermächte*, die nach Kriegsende in vier getrennten Besetzungszonen die absolute Macht über das in Trümmern liegende einstige Reich ausübten, der anfangs dominierende Widerstand gegen jeden Anflug einer als Rückkehr zum «Preussentum» empfundenen Zentralisierung des zerstückelten Landes, Frankreichs vehementer Anspruch auf Reparationen, auf die dauernde Stationierung eigener Truppen am Rhein und die lange umstrittene, schliesslich aber durch ein eindeutiges Plebiszit zugunsten der Bundesrepublik entschiedene Saarlandfrage – all dies sind Wegmarken, an denen der *Stimmungsumschwung* sichtbar wird, der sich in den ersten Nachkriegsjahren zwischen den beiden Nationen schrittweise vollzogen hat. Noch warf das Scheitern des EVG-Experiments übergehend einen Schatten auf die sich abzeichnende deutsch-französische Annäherung, aber der mit den Namen *Robert Schuman*, *Jean Monnet* und *Adenauer* verknüpfte *Römer EWG-Vertrag von 1957* führte doch die entscheidende Wendung herbei.

## Die Rolle de Gaulles und Adenauers

Wie ausschlaggebend die persönliche Rolle der Staatsmänner in Paris und Bonn für die Ausräumung der alten Rankünen war, schildert Grosser in besonders anschaulicher Weise. Zwei nach Mentalität und Temperament grundverschiedene Protagonisten, *de Gaulle* und *Adenauer* – hier der zu utopischen Wunschbildern und emphatischen Formulierungen neigende General, dort der nüchtern kalkulierende und allem Pathetischen abgeneigte Bundeskanzler –, fanden sich in den fünf Jahren zwischen 1958 und 1963, in denen sich ihre Amtszeit überschneidet, in unzähligen *Begegnungen* auf einer gemeinsamen Ebene, deren Fundamente auf der gemeinsamen Vorliebe für Aussenpolitik und auf der beiden eigenen Fähigkeit ruhten, bei aller Detailfülle das Wesentliche nie aus den Augen zu verlieren. Besiegelt wurden diese persönlichen Kontakte schliesslich durch den am 22. Januar 1963 im Elysée unterzeichneten *Freundschaftsvertrag*, in dessen Rahmen die

mindestens zweimal jährlich stattfindenden Treffen zwischen Präsident und Bundeskanzler zur nie in Frage gestellten Permanenten Institution geworden sind.

## Dialog und Spannungen

Dass diese später besonders intensiv von dem «Paar» Helmut Schmidt – Valéry Giscard d'Estaing fortgeführte Tradition keineswegs genügt, um der neuentstandenen Partnerschaft sporadisch auftretende Konflikte, Spannungen und Ärgernisse zu ersparen, verschweigt Grosser in den späteren, *de Gaulles* Nachfolgern

## Ein Wörterbuch zur deutschen Militärgeschichte

Zu einer Ostberliner Publikation

In zwei Bänden handlich gegliedert, ist in Ostberlin unlängst ein *Militärwörterbuch* erschienen, das in mancher Hinsicht unsere Aufmerksamkeit verdient. Das Werk ist mit seinen über 1000 Seiten und etwa 700 Stichwörtern das Resultat der langjährigen Arbeit eines *Autorenkollektivs*, dem nicht weniger als 200 Wissenschaftler angehörten und das geleitet wurde vom DDR-General und Direktor des Militärgeschichtlichen Instituts *Reinhard Brühl*. Es handelt sich damit um eine offizielle Publikation. Ihr Ziel ist bereits im Vorwort skizziert: Sie soll die bisherigen Forschungsergebnisse und Veröffentlichungen der DDR-Militärwissenschaft zusammenfassen und obendrein noch einen wichtigen politischen Beitrag leisten, nämlich zur «Auseinandersetzung mit der reaktionären BRD-Geschichtsschreibung». Das Wörterbuch versteht sich demnach als das «erste marxistisch-leninistische Nachschlagewerk zur gesamten deutschen Militärgeschichtsschreibung».

## Enzyklopädischer Charakter

Lassen wir den rein ideologischen Teil beiseite, obwohl dieser zugegebenermassen seine Reize hat und leicht zur Polemik verleiten könnte. Das Werk enthält daneben jedoch zahlreiche Stichwörter, die den Wissensdurst der unpolitischen und somit «nur» an deutscher Militärwissenschaft interessierten Leser befriedigen. Thema ist die *gesamte Militärgeschichte des «deutschen Raumes»*, die in alphabetischer Gliederung dargestellt ist. Als eine Art Militär-Enzyklopädie behandelt das Buch den Zeitraum von der Urgesellschaft bis zur Gegenwart der Militärpolitik, wobei das Hauptgewicht bei den Ereignissen des 19. und des 20. Jahrhunderts liegt.

Einige Beispiele: Unter dem Stichwort «Preussisch-österreichischer Krieg 1866» werden in klaren Sätzen und nicht zu knapp der Ablauf der militärischen Auseinandersetzungen sowie deren Folgen beschrieben, begleitet von einer informativen Kartenskizze. Oder nehmen wir das Stichwort «Schlacht bei Cambrai», wo im November 1917 zum erstenmal in der Kriegsgeschichte *Panzer* in grosser Zahl verwendet wurden. Die Briten konnten hier gegen die Deutschen nicht weniger als 378 Kampf- und 98 Hilfspanzer einsetzen. Obwohl die Über-

\* Wörterbuch zur deutschen Militärgeschichte, Bde. I/II. Militärverlag der DDR, Berlin 1985.

## «Ewiger» Antisemitismus?

Hang zu Verallgemeinerungen in einem Buch Henryk M. Broders

Publizistische Hauptaufgabe ist für Henryk M. Broder die *Bekämpfung des Antisemitismus*. Dies betrieb er, als Bundesgenosse der extremen Linken, bis zu seiner Übersiedlung nach Israel 1981 in der Bundesrepublik Deutschland, die er als antisemitisch und faschistoid ansah. Seitdem setzt er den Kampf von Jerusalem aus fort, wobei er den Verdacht des Antisemitismus auch auf seine früheren politischen Freunde ausdehnt. Broder liebt polemische Attacken, harte Treffer, in der Wahl der Mittel nicht gerade zimperlich. Unnachsichtig ist er dem Antisemitismus auf den Fersen, sucht ihn aufzuspüren, zu stellen. Dies bezeugt auch das jetzt erschiene Buch, dessen Titel ein Programm ist. \* Genaugenommen signalisiert die Formel vom «ewigen Antisemitismus» die *Vergeblichkeit* des Vorhabens, dem der Autor sich widmet. Ist der Antisemitismus von ewiger Natur, auf einem «beständigen Gefühl» beruhend, dann kann man sich jegliche Mühe ersparen, dann ist jeder Widerstand aussichtslos. Die These bekräftigt dasjenige, was bezwungen werden soll. Geht man vom «ewigen Antisemitismus» aus, dann dienen auch die zweifelhaftesten Beispiele nur dem Zweck, für die Aussage Begründungen zu liefern.

## Indizien für ein Schicksal?

Ein schlechtes Beispiel ist Broders Eröffnung mit der Affäre der geplatzten Aufführung des Stückes von *Rainer Werner Fassbinder* «Der Müll, die Stadt und der Tod». Die Jüdische Gemeinde in Frankfurt verhinderte die Aufführung, weil sie in dem Stück eine antisemitische Tendenz wahrzunehmen glaubte. Kompetente Kritiker waren anderer Ansicht. Obwohl auch Broder zweifelt, «dass Fassbinder ein Antisemit

\* Henryk M. Broder: Der ewige Antisemit. Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls. Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt am Main 1986.

*Pompidou, Giscard und Mitterrand* gewidmeten Kapiteln nicht. Frankreichs *Alleingang* im Atlantikpakt, die längst nicht immer parallel laufenden Beziehungen der beiden Regierungen zu Washington, die oft mit Hartnäckigkeit verfochtenen divergierenden Interessen in der Europäischen Gemeinschaft – all dies sind Probleme, in denen Paris und Bonn längst nicht immer die gleiche Sprache sprechen. Dennoch bleibt, bei allen noch gelegentlich spürbar werdenden Resten von aus der Nazizeit stammender Voreingenommenheit und trotz den wohl nie ganz auszuliegenden chauvinistischen Gefühlen der Franzosen, der Wandel in den deutsch-französischen Beziehungen nach Alfred Grossers Überzeugung eine der kontinuierlichsten und spürbarsten Veränderungen der Nachkriegszeit.

Rudolph P. Hafter

## Irland und der Nordirlandkonflikt

R. B. Tiegler und mehr Schweizer und Deutsche verbringen Ferien in Irland, dementsprechend wächst die Zahl an Reisebüchern über die *faszinierende Insel*. Weniger zahlreich sind deutschsprachige Studien über den *Nordirlandkonflikt*. Eine erschien unlängst im Birkhäuser-Verlag (Basel), verfasst von *Manfred P. Tiegler*: «Nordirland, Geschichte und Gegenwart»; eine andere bildet bloss ein Kapitel in *Roland Hills* Bändchen «Typisch irisch» (Herderbücherei, Freiburg i. Br.), ist aber kenntnisreicher als Tieglers Buch.

Tiegler vermittelt zunächst einen Abriss der irischen Geschichte, zeigt, wie die Briten sich dort festsetzten, wie sie durch politische und kulturelle Unterdrückung den Hass der Einheimischen auf sich zogen und weshalb schliesslich *das Land geteilt* wurde. Ausführlich befasst er sich dann mit den Wirren der letzten 18 Jahre. Er schildert die Geschehnisse und charakterisiert die Protagonisten, die politischen Parteien und die paramilitärischen Terrororganisationen beider Volksteile. Er weist auf die *Komplexität des Konflikts* hin und beschreibt die mannigfachen Versuche der britischen Regierung zur Befriedung der Provinz.

Die Fülle von Detailangaben, die Tiegler bietet, ist eindrücklich, aber sein Buch krankt daran, dass man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Es ist fraglich, ob er selber ihn jemals vor Augen hatte. Die Studie wirkt *ungeordnet*. Vieles wird mehrmals wiederholt, ohne dass der neue Zusammenhang einen weiteren Aspekt sichtbar machen würde. Dort, wo der Autor versucht, das Rohmaterial zu verarbeiten und die Geschehnisse zu deuten, verharret er meistens an der *Oberfläche*. Das Zusammenwirken von Bigotterie, Atavismus, rassistischem Hochmut und wirtschaftlichen Rivalitäten bleibt unter seiner Hand undeutlich. Die *Willkürherrschaft der protestantischen Mehrheit* nach der Teilung von 1921 bis zur Intervention Londons fünfzig Jahre später wird kaum erwähnt, ebenso wenig das verhängnisvolle Spiel der Kirchen beider Volksteile, die den Konflikt unablässig schüren. Tieglers Behauptung, man habe es weder mit einem Religionskrieg noch mit einem Kolonialkrieg zu tun, ist nur halb wahr; denn sowohl die Religion wie der einstige Kolonialismus bilden wichtige Elemente dieses facettenreichen Konflikts. Konkrete Irrtümer kommen hinzu, etwa die Angabe, dass Norman Tebbit im Kabinett Thatcher die Nummer zwei sei. Einige schlagwortartige Charakterisierungen sind verfehlt, zum Beispiel die Bezeichnung *Bernadette Devlins* als eine irische *Jeanne d'Arc*.

*Roland Hills* «Typisch irisch» ist zuverlässiger. Hill hat sich jahrzehntelang mit Irland beschäftigt, kennt *Land und Leute* und unterlässt irreführende Vereinfachungen. Sein Büchlein ist als ein vernünftiger Reisebegleiter konzipiert, dazu bestimmt, dem Besucher den Zugang zu Geschichte, Kultur und Eigenart dieses liebenswerten Völkchens zu erleichtern. Dem Nordirlandkonflikt sind darin *nur 18 Seiten* gewidmet, aber diese ermöglichen dem Leser ein *gründlicheres Verständnis* der Vorgänge als Tieglers Studie. Die komplexen Verästelungen des Streits sind in ihrem Zusammenhang aufgezeigt, und das Zusammenwirken der sich gegenseitig steigenden Triebkräfte tritt in Erscheinung.

schiebt, dass er so disqualifiziert wird wie Todesstrafe und Folter?

## Gleichsetzung des Antizionismus

Für Broder ist die *Haltung zu Israel* ein Kriterium, an dem die Geister sich scheiden. Antisemitismus und Antizionismus seien Synonyme, meint er. Nun trifft das oft, aber keineswegs durchgehend zu; denn es gibt zahlreiche Juden, die sich aus religiösen oder politischen Gründen nicht mit Israel identifizieren. Sie unter das Kennwort «Antisemitismus» einzureihen, ergibt keinen Sinn. Auch gibt es Modalitäten der Distanz gegenüber Israel: Nicht jeder *Kritiker* ist ein *Feind* des jüdischen Staates.

Wohlbegründet heisst es: «Die Feststellung «Linke Antisemiten gibt es nicht!» gehört in die Abteilung Mythen und Legenden...» Verweisen wird auf anrüchige Aussagen Voltaires und Kants, auf den Antisemitismus der Sozialisten Fourier, Proudhon, Bakunin und Marx. Aber es ist unmöglich, letzteren den traditionellen Judenhassern zuzurechnen, denn er war für die gesellschaftliche *Integration* der verfeimten Minderheit, die gerade die Antisemiten scharf ablehnten. Dies hielt Stalin nicht davon ab, wie Broder schreibt, sich der bewährten Hass-Ideologie zu bedienen.

*Fremdenfeindlichkeit* und Judenhass seien zwei ganz verschiedene Haltungen, meint der Autor. Der Judenhass hat zwar eine spezifische Ausformung auf Grund seiner Verstrickung mit der christlichen Religion, dennoch finden sich darin Merkmale der durchschnittlichen Fremdenfeindlichkeit. Broder vernachlässigt dies, weil es seinem elementaren Schema widerspricht. – Die Permanenz einer Geisteshaltung in der Geschichte wird hier sichtbar, nicht jedoch der Nachweis für die «Ewigkeit» des Phänomens. Man findet viele überzeugende und viele gar nicht überzeugende Beispiele. Der Hang zur Generalisierung schadet der Aufgabe, die der leidenschaftlich argumentierende Verfasser sich stellte; im monomanischen Eifer läuft der Kritiker Gefahr, jenen zu gleichen, die er bekämpft.

Heinz Abosch

\* Alfred Grosser: Frankreich und seine Aussenpolitik 1944 bis heute. Carl-Hanser-Verlag, München/Wien 1986.



## Wagner-Musik kein Stimulans für Rassenwahn

~~Bigot~~ ANTISEMITISM

Zum Leserbrief „Stimulans und Rechtfertigung für Haß“ von Erich Kuby in der SZ Nr. 215:

Das Wissen um Richard Wagners bedauerlichem Antisemitismus, wie er durch seine Schriften und ähnliches belegt ist, gehört inzwischen zur Allgemeinbildung. Sein künstlerisches Werk nach Beweisen hierfür zu durchforschen, ist eine andere Sache und mag ausgeruhten Experten vorbehalten bleiben. Musik jedenfalls kann niemals antisemitisch sein. Wenn Herr Kuby die kürzliche Expertendiskussion über „Parsifal“ und Antisemitismus zum offenbar willkommenen Anlaß nimmt, sich öffentlich zwar nicht unbedingt zur Sache, aber engagiert ablehnend allgemein über Wagner und Wagnerpflege auszulassen, so mag man dafür menschliches Verständnis haben; dem Andersdenkenden muß jedoch erlaubt sein, über Inhalt und Stil dieser Expektorationen die Nase zu rümpfen.

Wagner-Kontroversen sind nach wie vor legitim und können anregend sein, soweit sie kompe-

tent sind und das Genie nicht anzweifeln. Wenn allerdings Herr Kuby eine elitär geführte Diskussion zum Anlaß für sichtlich gewollt primitive Invektiven gegen Wagner, den Wagner-„Klüngel“ und Bayreuth im allgemeinen nimmt, so ist das nicht nur ein Rückfall in seit 35 Jahren überholte Nachkriegsemotionen. Vielmehr sollten sich die unbescholtenen Wagner-Anhänger dagegen wehren, wenn Herr Kuby blindlings wütend ihnen unterstellt, die „eingeschlürfte Wagner-Musik“ sei für sie „Stimulans und Rechtfertigung in einem für Haß schlechthin, für Rassenwahn und Nationalismus“. Solche und andere unsinnige Entgleisungen rechtfertigen den Verdacht, daß das Ganze dem Autor lediglich Stimulans und willkommene Gelegenheit waren, um einen höchstpersönlichen Haß (auf wen, auf was?) loszuwerden.

Dr. Heinz Hesselberger  
Nibelungenstraße 30  
8000 München 19 ✓

SZ, Nr. 267, München, 20./21. Nov. 1982, p. 119.



## Erlösung Wagners – und kein Ende

Wie verhält es sich aber mit jener angeblich neuen Religion Richard Wagners, auf die eine Kontroverse im vergangenen Sommer abzielte? Man hatte den Eindruck, daß ein deutsches Trauma zutiefst und nicht ungeschickt getroffen worden war: „Parsifal“ als letzte Karte in einem stringenten ideologischen Vernichtungsplan. Nimmt man es mit dem Genauen nicht allzu genau, so läßt sich das Zerstörungs-, Vernichtungs-, Erlösungs- und Selbstausslöschungs-Vokabular Richard Wagners, das aus so verschiedenen Quellen wie den Revolutions-Artikeln des Anarchisten in Röckels Volksblättern, Dresden 1848/49, den Zürcher Kunstschriften sowie der Adaption Schopenhauers stammt, durch ständige Parenthesen, Einflechtungen und Wiederholungen mit den antisemitischen Ausfällen Wagners zu einem Strick drehen, der aussieht wie eine geschlossene Weltanschauung, die vom „Jesus“-Fragment 1848 bis in den „Parsifal“ durchgehalten wird – ich nenne das den Zelinsky-Effekt...

Die Wirkungsgeschichte von Wagners Antisemitismus – auch sie ist verhängnisvollerweise mit dem Begriff „Erlösung des Juden“ und „Erlösung vom Juden“ behangen, der die Diskussion im 19. Jahrhundert vergiftete – diese Wirkungsgeschichte steht auf einem anderen, unübersehbaren Blatt, da die Saat in den Erben aufging und Wagners Rang als Künstler der Wirkung seiner Ideologeme und der im Anblick von Auschwitz

unerträglichen Ausbrüche Vorschub leistete. Das Problem der Vorläuferschaft läßt sich jedoch nicht auf einen monokausalen Zusammenhang eingrenzen, und es sind erst die Nachfolger, die sich ihre Vorläufer erschaffen. Ihnen das 19. Jahrhundert auszuliefern, wäre Hitlers später Sieg.

Im übrigen hat man Richard Wagner entweder ganz oder gar nicht. Eine reinliche Scheidung zwischen Gutem und Schlimmem, Bedeutung und Anmaßung, Fortschritt und Rückwärtsge wandtheit ist ebenso unmöglich wie eine Trennung von Licht und Schatten in dem Jahrhundert, das er samt seinen Strömungen und Tendenzen bis ins letzte repräsentiert. Auch die Größe des Werkes, schreibt Hans Mayer zu Recht, liegt „nicht zuletzt in den Widersprüchen und Brüchen, die auch dieser Schöpfung vom Ursprung anhaften“. Im Werk gelang ihm der Ausgleich in der Darstellung. Im Leben standen alle Anstrengungen unverbunden nebeneinander. Wenn das Werk schon als Selbstdarstellung und Selbstkritik deutschen Wesens empfunden werden konnte, so erscheinen Leben und Schaffen geradezu als erlittene Vorstufen dazu.

Martin Gregor-Dellin in seinem Vortrag „Erlösung dem Erlöser“, den er bei einer Wochenend-Tagung der Katholischen Akademie in München hielt. Thema der Veranstaltung zum hundertsten Todestag des Komponisten: „Richard Wagner – Religiöses und Christliches in seinem Werk“

SZ, Nr. 280, München, 6. Dez 1982  
p. 28

# Die Judenverfolgung bis zum Holocaust im Spiegel der amerikanischen Presse

Deborah E. Lipstadt: "Beyond Belief. The American Press and the Coming of the Holocaust 1933-1945". Verlag: Free Press, New-York. 370 Seiten. \$19,95.

Der doppeldeutige Titel dieses gründlich recherchierten Buches kann sich ebenso auf das Schicksal der Juden in den zwölf grausamen Jahren der Nazi-Herrschaft bis zum Holocaust mit seinen Millionen Opfern beziehen wie auch auf die Behandlung dieses Themas durch die amerikanische Presse, die sich damit so wenig einen Lorbeerkrantz errang wie die Washingtoner Regierung, der Kongress oder die ganze amerikanische Öffentlichkeit in ihrem Verhalten während dieser Zeit — von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen.

Von Anbeginn, von 1933 an zeigte sich die amerikanische Presse ungewöhnlich zurückhaltend in der Berichterstattung und der Interpretation jüdenfeindlicher Ausschreitungen. Die in Berlin akkreditierten Journalisten wollten sich nicht unnötig exponieren, um einer eventuellen Ausweisung zu entgehen, und ihre Verleger wollten ein solches Risiko auch nicht eingehen. Amerikanische Deutschland-Reisende und nur auf kurze Zeit in das Dritte Reich kommende Journalisten vermittelten daher nicht selten ein klareres Bild; dasselbe gilt für die wenigen ausgewiesenen amerikanischen Pressevertreter, die nach der Heimkehr ihre Eindrücke niederlegten, so vor allem Edgar Ansel Mowrer, R.H. Knickerbocker und Edmond Taylor, von denen ersterer auf Betreiben der Nazis vom Verleger der *Chicago Daily News*, dem späteren Flottensekretär Frank Knox, abberufen, die beiden anderen im Herbst 1933 ausgewiesen wurden (ich erinnere mich noch heute gern der sehr offenen Interviews, die ich als blutjunger Anfänger im Journalismus im Sommer 1933 mit Knickerbocker und Mowrer führte und deren Ergebnisse unter einem Pseudonym im noch nicht ganz gleichgeschalteten *Berliner Tageblatt* erschienen).

Ausschreitungen gegen Juden — etwa am 1. April 1933, wiederholt in den Jahren 1935 und 1937, schliesslich die sog. Reichskristallnacht — wurden in der amerikanischen Presse als Schwäche des Nazi-Regimes gedeutet, als Ablenkungsmanöver gegen die Unzufriedenheit der Bevölkerung und/oder als Massnahmen, die vom Pöbel ohne Billigung Hitlers unternommen wurden. Schon das Aufkommen der Nazi-Regierung wurde von zahlreichen Zeitungen, allen voran der *Chicago Tribune*, der *Houston Post* und dem *Cincinnati Enquirer*, als unvermeidliche Folge des Versailler Friedens hingestellt. Der *Christian Science Monitor* zeichnete

sich durch zahlreiche Artikel aus, in denen er den deutschen und ausländischen Juden die Schuld am Antisemitismus gab; auch andere christliche Blätter vertraten diese Ansicht, vor allem *The Christian Century*, in dem man lesen konnte, dass die Wurzel des Übels das Verhalten der Juden sei, und die deutschen wie ausländischen Juden die Lage nur verschlimmern würden. In diesen Chor stimmte auch der (jüdische) Journalist Walter Lippmann ein.

Frau Dr. Lipstadt, Professorin an der University of California in Los Angeles, hat nicht nur diese und viele anderen Stellungnahmen untersucht, sondern auch genau festgehalten, auf welcher Seite einer Zeitung die Artikel über die Judenverfolgung standen. Fazit: in den meisten US-Blättern wurden die Berichte auf den Innenseiten vergraben. Dasselbe geschah auch mit Artikeln über mögliche Hilfeleistung für die verfolgten Juden, etwa durch erleichterte Einwanderung, die fast durchwegs tabuisiert war. Ganz im Gegenteil: wo es nur ging, wurde es Bewerbern für die Einwanderung schwergemacht, in die USA zu kommen; in diesem Zusammenhang muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass nur in einem Jahr, 1939, die deutsche bzw. österreichische Quote voll ausgeschöpft war; statt der 330.000 Deutschen und Österreicher, die in den Jahren 1933-45 unter der Quotengesetzgebung hier hätten einwandern können, wurden insgesamt nur 132.000 zugelassen.

Kein Wunder, dass die Anfänge des Holocausts, als diese im Herbst 1942 in den USA bekannt wurden, in der Presse heruntergespielt wurden. Das gilt vor allem auch für die (in jüdischen Händen) befindliche *New York Times*, oft als Vorreiterin der übrigen Zeitungen angesehen, die es in drei Jahren nur ein einziges Mal für nötig befand, eine Holocaust-Meldung auf der ersten Seite zu bringen; sonst waren die Innenseiten, und hier meistens die untere Hälfte, gerade gut genug für Nachrichten über den sich anbahnenden grössten Massenmord aller Zeiten (die Verfasserin konstatiert dies mit den Trivialmeldungen, die sich oft auf der ersten Seite befanden, etwa einmal die Tatsache, dass der damalige New Yorker Gouverneur Herbert H. Lehman seine Tennisschuhe für eine Gummisammelkampagne stiftete, während ein Bericht über neue Opfer der Nazis mit einer Innenseite vorliebnehmen musste).

Lipstadts Buch ist eine deprimierende Lektüre, vor allem für die Zeit, da der Holocaust schon im Gange war und immer mehr Berichte durchsickerten. Jenen Nachrichten, die aus jüdischen Quellen kamen, wurde in der amerikanischen Presse wenig Glauben geschenkt, und sie wurden selten

als Tatsache hingestellt, vielmehr mit Einschränkungen wie "angeblich", "soll", usw. versehen. Amtlichen Berichten und Denkschriften der polnischen Exilregierung erging es nicht viel besser; vielleicht eingedenk des Reinfalls mit vielen "Greuelgeschichten" aus dem Ersten Weltkrieg wollte sich die Presse diesmal durch grössere "Objektivität" auszeichnen, vielleicht auch, weil man nicht glauben wollte oder konnte, dass in unserer aufgeklärten Zeit ein systematischer Massenmord von Millionenausmass möglich ist.

Inwieweit Inaktivität und Zynismus der alliierten Regierungen, die Zurückhaltung der Presse (die englische war der amerikanischen in ihrer Berichterstattung über die Ereignisse allerdings weit überlegen) und die daraus resultierende Uninteressiertheit der amerikanischen Öffentlichkeit diesen Massenmord möglich machten, ist eine Frage, über die nur die deutschen Archive Aufschluss geben können. Das von Lipstadt zutagegeförderte Material ist über alle Massen eindrucksvoll und eine wertvolle Ergänzung zu David Wymans Buch *The Abandonment of the Jews*, über das wir seinerzeit berichtet hatten. Zusammen lassen sie erkennen, wie gering Verständnis und politischer Wille der amerikanischen Presse und Regierung waren, den Massenmord an Juden und anderen europäischen Völkern zu verhindern und, sobald er sich mehr oder weniger vor den Augen der Weltöffentlichkeit abspielte, Massnahmen zur Rettung der Opfer zu treffen.

Ja man hatte geradezu Angst davor, dass

★★★★The American Press★★★★  
& the Coming of the Holocaust 1933-1945

# BEYOND BELIEF

DEBORAH E. LIPSTADT

im Falle von Schritten zur Rettung Hitler die noch lebenden Juden den Alliierten "anbieten" würde. Deren Übernahme abzulehnen, die sicher war, wäre schlimmer, als nichts zu tun. Also tat man nichts oder so wenig wie möglich. Die Lektüre von Lipstadts Buch ist eine Bekräftigung der These, dass der Holocaust ebenso ein Problem der Christen ist, die ihn verübten und zulassen, wie der Juden, die seine Opfer wurden. Mit diesem universalen Problem wird die Menschheit noch lange leben müssen.

Henry Marx

## SED-Chef Honecker: Macht hält ihn jung



Seit Jahresbeginn erhalten die volkseigenen Betriebe der DDR häufig Besuch von SED-Politbüromitgliedern. Die Genossen schwärmen aus, um sich im Vorfeld des XI. SED-Parteitag, der für den 17. bis 21. April nach Ostberlin einberufen wurde, davon zu überzeugen, dass die Werktätigen "zu Ehren des Parteitages" auch tatsächlich die täglichen Planziele überbieten und mehr Mäntel, Röcke, Hosen oder Maschinen als vorgesehen produzieren.

Da Parteitage immer ein Bild der Eintracht und des Optimismus bieten sollen, werden Probleme wirtschaftlicher oder personeller Art in der Regel vorher bereinigt. Auf wirtschaftlichem Gebiet sieht die SED zurzeit jedoch keine Notwendigkeit, ihr Planungssystem grundlegend zu ändern. Denn vieles von dem, was Krenschew in der Sowjetunion zur Hauptaufgabe erklärt hat, ist in der DDR schon verwirklicht worden.

Auch in Personalfragen folgt man in der DDR nicht dem sowjetischen Beispiel. Während Gorbatschow in den letzten Monaten zahlreiche alte Funktionäre entlassen hat, um sich mit Leuten seines Vertrauens zu umgeben, werden von Honecker keine "Massenentlassungen" erwartet. Er selbst dürfte, obwohl inzwischen 73 Jahre alt, in seinem Amt als SED-Generalsekretär bestätigt werden.

Ganz offensichtlich befindet er sich auf dem Höhepunkt seiner Macht und nutzt sie. Geistig und körperlich ist er in guter Verfas-

sung und steht, wie aus seiner Umgebung verläutet, neuen politischen Strömungen in Ost und West aufgeschlossener gegenüber als wesentlich jüngere Parteifunktionäre.

Unklar ist jedoch, ob Honecker noch fünf Jahre Parteichef bleiben oder ob es nach zwei oder drei Jahren zu einem Führungswechsel kommen wird. In den vergangenen zwei Jahren ist es ihm gelungen, zwei Hauptwidersacher seiner Politik, die sich immer wieder als "Bremsen" betätigt hatten, aus den SED-Führungsgremien zu entfernen. Im Februar 1984 wurde Paul Verner, 10 Jahre hindurch für die Sicherheitsbelange der SED verantwortlich, und im November Konrad Naumann, seit 1971 mächtigster zirkusparteilicher von Ostberlin, abgelöst. Verner galt als "Falken". Verner gehörte zu den alten Männern an der SED-Spitze. Naumann, erst 57 Jahre alt, hoffte, eines Tages Honeckers Erbe antreten zu können.

Mit Naumanns Sturz hat Honecker sich nicht nur eines Gegenspielers entledigt, sondern auch einen Rivalen für Egon Krenz, der von Honecker als Nachfolger im Amt des Parteichefs favorisiert wird, ausgeschaltet.

Der 1937 in Kolberg geborene Krenz ist ausgebildeter Lehrer, Reserveoffizier der Nationalen Volksarmee und Absolvent der Parteihochschule. Zehn Jahre lang war er Erster Sekretär der Staatsjugendorganisation FDJ. 1983 wurde er ins Politbüro aufgenommen. Heute ist Krenz für Sicherheitsfragen zuständig — eine Position, die Honecker jahrelang einnahm und die als Sprungbrett für den Aufstieg an die oberste Spitze angesehen wird.

Politische Beobachter sind der Meinung, dass der Kronprinz noch wachsen muss, um eines Tages in Honeckers Fußstapfen treten zu können. Es fehlt ihm an Kontur und Statur, und nicht zuletzt mangelt es ihm wohl auch noch an personeller Verankerung, obwohl zu seiner Stützung und Unterstützung inzwischen einige jüngere Leute in die Führungsgremien aufgerückt sind.

Den jüngsten (Mitte der 50) Funktionären, die der kommenden Führungsmannschaft angehören werden, steht im Politbüro noch die "alte Garde" der über Siebzigjährigen gegenüber. Und eine generelle Ablösung dieser Honecker-Weggefährten ist vorerst nicht zu erwarten, da sie für Kontinuität und Stabilität stehen.

Lore Meissner

**KARL EHMER WURSTHAUS**  
Fleisch- und Wurstwaren  
nach deutscher Art

LUNCH-DINNER  
und  
DELIKATESSEN

werden jetzt in unserer Filiale  
230 East 86th Street  
serviert.  
Tel. (212) 535-2129

ni  
daci  
Sibir  
benac  
eine sek  
Fortschri  
Es sind dor  
dem Boden g  
täter, ein Thea  
und Fernseh  
Hochschule.  
und die Exist  
den Landwirt

Fotos O

Die  
Zusa  
über  
W





Aufnahme: Régis Bossu

Jahr für Jahr werden um Ostern und in den Novembertagen jüdische Friedhöfe geschändet. Doch die Öffentlichkeit nimmt davon kaum Notiz. Hin und wieder erscheint eine kleine Meldung in den lokalen Nachrichten.

Vielleicht werden gerade in diesem Augenblick an irgendeinem Ort in der Bundesrepublik auf einem jüdischen Friedhof Grabsteine umgestürzt oder mit Hakenkreuzen oder „Juda verreckt“-Parolen beschmiert.

Eine Untersuchung, die zwei junge Sozialwissenschaftler (Rainald Becker/Alexander W. Vennekel) im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Religion und Geschichte des Judentums“ an der Universität Duisburg vorgelegt haben, hat ermittelt, daß sich Jahr für Jahr zwei Hauptzeiten für die Schändung jüdischer Friedhöfe ausmachen lassen – das Frühjahr und der Spätherbst. Die beiden Sozialwissenschaftler, die sich um eine Erklärung für dieses Phänomen bemühen, vermuten, daß die Schändungen im Zusammenhang stehen im Frühjahr mit dem christlichen Osterfest und im Spätherbst mit dem Jahrestag des 9. Novemberprogramms 1938 (der sogenannten Kristallnacht), aber auch mit dem ohnehin im Bewußtsein der Bevölkerung im November besonders präsenten Totenkult.

Die Zahl der Schändungen jüdischer Friedhöfe, die in den letzten Jahren eine zunehmende Tendenz hat, ist besorgniserregend. Für den Zeitraum von 1945 bis 1982 hat der Frankfurter Historiker Adolf Diamant („Geschändete jüdische Friedhöfe in Deutschland 1945-80“; Frankfurt a. M. 1982) 598 Schändungsfälle ermittelt. Daß darüber hinaus noch eine Dunkelziffer existiert, von Fällen, die nicht an die Öffentlichkeit gedrungen sind, kann angenommen werden.

Leider liegt von offiziellen Stellen nur unzureichendes statistisches Material vor. Immerhin können die Zahlen zu einer kriminologischen Analyse herangezogen werden, die 1966 im Bundeskriminalamt angefertigt wurde. Damals wurden für die Zeit von 1948 bis zum 1. April 1966 insgesamt 857 Schändungsfälle festgestellt, davon mindestens 300 Schändungen jüdischer Friedhöfe. In der seinerzeit stark beachteten Mitteilung des Bundesinnenministeriums hieß es, der Anteil der geschändeten jüdischen Friedhöfe – auf die absolute Zahl der Friedhöfe überhaupt bezogen – sei „erschreckend hoch“.

Mutwillige Schändungen jüdischer Friedhöfe sind nichts Neues. Bereits im Mittelalter hat es solche gegeben. Bei der Vertreibung der Juden aus Rothenburg o. T. (1298), Speyer (1349), Augsburg (1439), Nürnberg (1489) sind die dortigen Friedhöfe gemäß der Devise „Sepulcra hostium religiosa nobis non sunt“ (Die Gräber der Feinde verdienen von unserer Seite keine Ehrfurcht) zerstört und jüdische Grabsteine zu Bauzwecken verwendet worden. Vielfach wurden sie zur Ausbesserung von Stadt- und Festungsmauern, zum Häuserbau, aber auch zum Bau von Kirchen verwendet. Ein Stein zum Beispiel ist in einer Wendeltreppe der St. Lorenzkirche zu Nürnberg gefunden worden – ein Hinweis mehr darauf, daß religiöse Vorurteile eine Rolle spielten, daß die Vorstellung weit verbreitet war, das Christentum sei das neue Israel und die Kirche müsse – in einer doppelten Bedeutung des Wortes – auf dem Judentum aufbauen.

Andererseits haben im Mittelalter weltliche und geistliche Obrigkeiten sich veranlaßt gesehen, besondere Verordnungen zu erlassen, in denen jüdische Friedhöfe unter Schutz gestellt und ihre Zerstörung unter Strafanandrohung verboten wurden. So sprachen sich im 12. Jahrhundert eine Reihe von Päpsten in besonderen Schutzbulen für den Schutz jüdischer Friedhöfe aus. Die Strafen wegen Zuwiderhandlung konnten erheblich sein, von der Vermögenskonfiskation bis hin zur Verurteilung zum Tod.

Herzog Friedrich II. von Österreich bestimmte zum Beispiel in seinem Judenprivileg vom 1. Juli 1244: „Wenn ein Christ einen Judenfriedhof zu verwüsten oder in ihn einzudringen sich unterfängt, so soll er nach Form Rechtsens sterben, und all sein Eigentum, was immer es heißen mag, fällt an die Kammer des Herzogs.“

Im Gegensatz zu späteren Zeiten hat man offensichtlich durchaus noch Achtung vor den Toten gehabt. Ob dies christlicher Tradition entsprach oder die Angst vor dem Sterben überhaupt gewesen ist, darüber kann nur spekuliert werden. So wie Herzog Friedrich II. von Österreich waren jedenfalls auch andere Fürsten bemüht, die Friedhöfe vor Schändungen zu schützen. Typisch das Beispiel des jüdischen Friedhofes in Breslau, der in der Regierungszeit des Preußenkönigs Friedrich II. auf dessen Befehl angelegt wurde. Am Eingang wurde damals eine Tafel mit der folgenden In-

schrift angebracht: „Wer diese Ruhestatt verletz. / Dem wird durch's Beil ein Schlag versetzt, / Man haut durch's Beil die Hand ihm ab, / Der hier beschädigt das Grab.“ Zur Unterstreichung der Androhung war – vermutlich für die, die nicht lesen konnten – neben der Inschrift auf der Tafel ein Block mit einer abgehackten Hand gemalt.

Genauere Angaben über die Schändung jüdischer Friedhöfe existieren eigentlich erst aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. In den alten kriminalpolizeilichen Archiven finden sich vereinzelt Aufzeichnungen solcher Fälle, die allerdings hinsichtlich der Täter und ihrer Motive sehr widersprüchlich sind. So lassen sich für die Zeit von 1923 bis 1928 58 Fälle von Friedhofschändungen feststellen, davon allein 42 innerhalb von zweieinhalb Jahren. In vierzehn dieser Fälle konnten die Täter ermittelt werden: In einem Fall handelte es sich angeblich um einen Kommunisten, in sechs anderen Fällen um Jugendliche. Bei den restlichen sieben Fällen waren die Täter Angehörige völkischer oder nationalistischer Gruppierungen.

Die Gesamtzahl der Schändungen jüdischer Friedhöfe in der Zeit von 1923 bis 1932 läßt sich laut Diamant auf 106 Fälle (ohne die Schändung von Synagogen und jüdischen Einrichtungen miteinzubeziehen) beziffern. Der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ gab 1932 eine auf die Friedhofschändungen aufmerksam machende Broschüre heraus, die den Untertitel „Dokumente der politischen und kulturellen Verwilderungen unserer Zeit“ trug. Aber Proteste nutzten wenig. Die Gerichte urteilten zwar gefaßte Täter ab, konnten aber die Welle der Friedhofschändungen nicht eindämmen. Die Nationalsozialisten behaupteten sogar nach einer Protestkundgebung des Centralvereins im Jahre 1929, die Juden würden, um die „völkische Erneuerung“ Deutschlands zu hintertreiben, ihre eigenen Friedhöfe schänden.

Über die Friedhofschändungen in der Zeit des Nationalsozialismus können keine genauen Angaben gemacht werden. Wie man mit jüdischen Friedhöfen zu verfahren gedachte, macht ein Erlaß des Bayerischen Staatsministeriums von 1943 deutlich, in dem es heißt: „Die Reichsvereinigung der Juden Deutschlands wird jüdische Friedhöfe, die nicht mehr für die Bestattung von Juden benötigt werden, veräußern und in erster Linie den Gemeinden zum Kauf anbieten. Die Erwerber brauchen gegenüber den Veräußerern keine Verpflichtung wegen der künftigen Verwendung des Friedhofgeländes eingehen. ... Danach können auch die Teile eines Friedhofs, auf denen Beerdigungen stattgefunden haben, ohne weiteres zu Grünflächen umgestaltet werden.“

Man kann davon ausgehen, daß in den Jahren 1933 bis 1945 zwischen 80 und 90 Prozent der rund 1700 auf dem Gebiet des Deutschen Reiches vorhandenen jüdischen Friedhöfe geschändet wurden. Begünstigt, teilweise legalisiert wurden die Taten durch verschiedene Erlasse und Aufrufe, unter anderem dem Aufruf nach Ausbruch des Krieges 1939, der zu einer „Reichsmetallspende“ aufforderte. Es sollten damals alle Buntmetalle wie zum Beispiel Messing, Kupfer, Bronze, Zinn und Blei abgeliefert werden. Im Zuge dieser „Reichsmetallspende“ wurden dann von jüdischen Friedhöfen Metallplatten, Inschriften, metallene Ornamente, Gitter und Abgrenzungen gewaltsam entfernt. Vielerorts wurden zu diesen Demontagearbeiten SA-Männer und Hitlerjugende eingesetzt, die in vielen Fällen nicht nur die Buntmetalle mit Hämmern und Brechstangen abrißen, sondern auch noch Grabsteine beschädigten, umwarfen und zerstörten.

Wenn wir von Friedhofschändungen sprechen, meinen wir bestimmte Formen der Schändung. Bei christlichen Grabstätten beschränken sich die Übergriffe meist auf den Diebstahl von Grablichtern sowie auf die Zerstörung der Blumen- und Pflanzenrabatte. Anders bei den jüdischen Friedhöfen, wo es sich bei den Schändungen um das Zerschlagen und Zertrümmern von Grabsteinen und -platten handelt, um das Herausreißen von Grabbegrenzungen, das Umstürzen von Grabsteinen, das Eintreten von Friedhofszäunen und -toren. Es ist dies eine Schändungsart, die Lärm verursacht, aber dadurch begünstigt wird, daß jüdische Friedhöfe – die früher zumeist weit außerhalb städtischer und ländlicher Siedlungen angelegt werden mußten – an einsamen Stellen gelegen sind, wo es weiter nicht auffällt, wenn jemand dort sein Unwesen treibt.

Die häufigere, weil leisere Schändungsart ist das Beschmieren der Grabsteine mit Parolen und Symbolen. Typische Parolen der letzten Jahre sind: „Juda verreckt“, „Tod den Juden“, „Juden raus“, „Sieg Heil“, „Blut und Ehre“, „Viertes Reich“, „SS“, „SA“, „Judenschwein“. Bei den Symbolen handelt es sich zumeist um Hakenkreuze, Judensterne, SS-Runen, blutige Dolche, Galgen u. ä. Auffallend ist, daß die Parolen und Symbole sich kaum von denen unterscheiden, die bereits in der Zeit der Weimarer Republik üblich waren. Auch damals wurden Grabsteine mit Hakenkreuzen oder mit Inschriften wie „Sarah, du stinkst!“ besudelt. Fest steht, meinte man in Kreisen des „Centralvereins“ seinerzeit, daß „diese unseligen Taten Auswüchse und Ergebnisse der jüdenfeindlichen Hetze sind, wie sie seit Jahren Deutschland durchlärm“.

Wer sind nun die Täter, was sind die Motive? Es ist äußerst schwierig, Einzelheiten über den Täterkreis sowie über die Hintergründe einer Friedhofschändung zu ermitteln. Legt man die Diamant-Studie zugrunde, dann läßt sich festhalten, daß 63,5 Prozent der Fälle von Friedhofschändungen seit 1945 nicht aufgeklärt werden konnten. Bei den aufgeklärten Fällen läßt sich immerhin sagen, daß 36,2 Prozent eindeutig rechts-extremistischen und antisemitischen Tätern zuzurechnen sind, während 63,8 Prozent der Fälle auf das Konto von Kindern und Jugendlichen gehen sollen. In etwa entsprechen diese Zahlen einer Auskunft des Bundesjustizministeriums, die für die Jahre 1977 bis 1982 219 Fälle von Schändungen jüdischer Friedhöfe feststellt, davon 103 (bezogen auf die Gesamtzahl also 44,3 Prozent) zweifelsfrei von Rechtsextremisten begangen.

Wenn wir pathologische Fälle, Kinderkritzereien und ähnliches ausklammern, dann haben wir es bei den Schändungen vermutlich zumeist mit Affekt- und Rauschtaaten aus unterschwellig antisemitischen, nazistischen und antidemokratischen Motiven zu tun. Grabsteine und Grabplatten aus jüdischen Friedhöfen scheinen für Täter besonders aus der rechtsradikalen Szene eine magische Anziehungskraft, eine Art Fetischcharakter zu besitzen. Da in der Bundesrepublik kaum noch Juden leben, gegen die man handgreiflich werden könnte, tobt man sich an den Steinen aus – quasi als „Jüdenersatz“, der Friedhof als Ventil, an dem der Täter seine Enttäuschung, seine Frustration, seine Haßgefühle abregieren kann.

Die Öffentlichkeit in der Bundesrepublik nimmt von Schändungen jüdischer Friedhöfe kaum Notiz. Ab und zu taucht eine Meldung auf, ein kleiner Hinweis in den lokalen Nachrichten – mehr nicht. Das ist skandalös, aber auch nachdenklich stimmend, wenn man bedenkt, daß wir es hier mit den letzten sichtbaren Zeichen jüdischer Verwurzelung in Deutschland zu tun haben. Es gibt, wenige Bauwerke ausgenommen, kaum noch Zeugnisse einstigen jüdischen Lebens in Deutschland. Jede Schändung eines Friedhofs, jede Beschädigung, sei sie noch so belanglos, ist deshalb auch ein weiterer Schritt, die Erinnerung an die gemeinsame Geschichte von Deutschen und Juden endgültig aus dem Gedächtnis zu streichen.

Anfragen bei den Behörden brachten Erstaunliches zutage. Die Antworten lassen erkennen, daß man nicht so recht weiß, wie man mit den Schändungen und den jüdischen Friedhöfen überhaupt umzugehen hat. Der Verfassungsschutz erklärte seine Nichtzuständigkeit und verwies auf das Bundeskriminalamt und das Bundesjustizministerium. Das letztere wiederum gab eine Auskunft, die sich auf das Zahlenmaterial der Verfassungsschutzberichte der letzten Jahre stütze. Einige der Länderinnenministerien antworteten, es sei schwierig, entsprechende Erkenntnisse mitzuteilen, es würden keine statistischen Unterlagen und auch keine Auswertungen von Schändungsfällen geführt (Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Bayern), andere meinten, Auskünfte seien nicht vertretbar, weil sie einen „unverhältnismäßigen Arbeitsaufwand“ (Saarland, Berlin, Hamburg) bedeuten würden.

Nur in Niedersachsen wurde Genaueres ermittelt. Auf eine kleine Anfrage der Grünen hat der dortige Innenminister Ende des letzten Jahres vor dem Landtag eine Erklärung abgegeben, die detailliert berichtet über die Zahl der jüdischen Friedhöfe, über die Schändungsfälle, die Zahl der staatsanwaltlichen Ermittlungsverfahren sowie über die von der Regierung in Niedersachsen getroffenen Präventivmaßnahmen.

In den Stellungnahmen der Behörden verdient eine bestimmte Sprachregelung Aufmerksamkeit. Wiederholt heißt es, daß bei Schändungsfällen keine „politischen Motive“ festgestellt werden konnten. Was heißt das? Bedeutet dies, daß wenn Jugendliche im Rausch oder in Faszionslaune Grabsteine umstürzen, dies nicht wichtig, ja sogar entschuldbar ist? Handelt es sich, wenn kein „politisches Motiv“ zu erkennen ist, nur um eine individuelle Missetat, die man nicht überbewerten soll? Hinter Verlautbarungen dieser Art steckt eine gefährliche Verkürzung dessen, was „politisch“ heißt. Wenn der Begriff nur eine parteipolitische Erklärung zuläßt, dann wird es in Zukunft schwierig sein, überhaupt noch etwas über die Motive und Beweggründe von Grabständern aussagen zu können.

Die Pflege und Instandhaltung der rund 1400 jüdischen Friedhöfe in der Bundesrepublik ist heute ein Problem. Ein jüdischer Friedhof ist „beth olam“, eine Stätte zur Ewigkeit. Die Toten ruhen dort bis zur erhofften Auferstehung. Prinzipiell sind Regelungen vorhanden, damit die Ruhe der Toten nicht gestört wird. Was aber über die pflegerische Routine hinausgeht, überfordert die Verantwortlichen. Die jüdischen Gemeinden und Landesverbände sind nur bedingt in der Lage, die notwendigen Arbeiten zu leisten. Sie müssen sich auf die örtlichen Behörden verlassen, die vielfach nicht wissen, wie sie mit dem ihnen auferlegten Erbe umzugehen haben.

Ein gewisser Lichtblick ist immerhin, daß in manchen Städten und Gemeinden Schulklassen, Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und Gruppen kulturhistorisch Interessierter sich der Friedhöfe angenommen haben und für deren Pflege sorgen.

Alter jüdischer Brauch ist es, daß die Hinterbliebenen regelmäßig den Friedhof aufsuchen, Gebete sprechen und einen kleinen Stein auf das Grabmal des Verstorbenen legen. Heute gibt es keine Hinterbliebenen mehr, die diese Pflicht übernehmen könnten. Es ist deshalb an uns, die Friedhöfe aufzusuchen, uns ihrer anzunehmen – und, auch wenn dies keine große Tat ist, dadurch ein Zeichen zu setzen, daß wir gelegentlich zur Erinnerung einen Stein legen.

Der Autor lehrt Politische Wissenschaft an der Universität Duisburg.

# Ein Stein aufs Grab

Die Zerstörung und Schändung jüdischer Friedhöfe in Deutschland

Von Julius H. Schoeps



### Norwegische Anachronismen II

qualerei, und so ist nicht damit zu rechnen, daß die Norweger ihre Öleinnahmen ohne Reue verpassen werden.

Die Fähigkeit zum Überschwang sollte man ihnen allerdings nicht rundweg absprechen. Ihr neuester Versuch, sich des Lebens zu erfreuen, war von Erfolg gekrönt: Zum erstenmal in ihrer Geschichte haben sie sich daran gewagt, den Karneval zu feiern. Von Oslo bis Tromsø tanzten kostümierte und geschminkte Norweger auf der Straße Samba bis in die tiefe Nacht. Der reinste Südlingswahn machte sich breit, und die Begeisterung kannte keine Grenzen. Erst am andern Tag regten sich die obligaten Skrupel: War der Karneval wirklich *echt*, oder haben uns die Veranstalter manipuliert? Waren wir wirklich spontan? Usw.

Niemand weiß, wie der Kampf der verschiedenen Seelen in der Brust des Nordmanns ausgehen wird. Im allerschlimmsten Fall führt er zum Flekkjefjord-Syndrom, einem gräßlichen Unentschieden.

Flekkjefjord am Flekkjefjord ist eine kleine Stadt an der Südküste, in der zur Blütezeit der Segelschiffahrt ein reges Leben geherrscht haben muß. Wehe dagegen dem Reisenden, der heute an einem Samstagsmorgen Flekkjefjord betritt! Der ganze Ort ist hermetisch geschlossen. Auch die „Kaffistova“, der alte Treffpunkt der Hausfrauen und der Bauern aus der Umgebung, ist verödet. Selbst die Tankstelle ist zu. Hier ist kein Apfel, keine Zeitung, keine Tasse Kaffee zu haben. Wer sich fragt, was aus den 3500 Einwohnern der Stadt geworden ist, der muß, um eine Antwort zu finden, das Hotel Maritim aufsuchen, ein klotziges Gebäude, in dem sich offenbar das ganze gesellschaftliche Leben dieser Gegend abspielt.

In der Halle grüßt ein fabrikneues, eichenfurniertes Stilmöbel: der Zigarettenautomat. Im Shanty Bistro mit seinen verbrannten und aufgeschlitzten Plastiksitzen trifft man die schmolle Sechzehnjährige an, die aus lauter Verzweiflung Kette raucht. Der dicke Mechaniker im Texashemd brüht über seinem siebten Bier. Zwei Oberschüler kauern über einem piepsenden Videospiele. Die sklavische Nachahmung des großstädtischen Elends geht bis ins kleinste Detail. Wer Hunger hat, darf für 35 Kronen eine teigige Pizza essen, und zwar mit den Fingern, weil der Wirt sich ausgerechnet hat, daß das Besteck seine Bilanz belasten würde. Aus allen Lautsprechern dröhnt die unvermeidliche Pop- und Disco-Mischung aus der Dose, und am Eingang zu diesem Paradies, das von der Hölle kaum zu unterscheiden ist, verkündet ein Schild den beklagenswerten Gästen die folgende Schreckensbotschaft:

„Ordentlicher Anzug! Mit ordentlichem Anzug meinen wir, daß du zum Ausgehen angezogen bist. Jeans oder typische Freizeitkleidung werden hier nicht akzeptiert. Vom 1. September bis zum 1. Juni herrscht Jackenpflicht, und am Freitag und Samstag sind Cordjacken nicht zugelassen. Wenn du an den übrigen Tagen Cord trägst, muß der Anzug als Ausgangsanzug geeignet sein. Diese Regeln sind eingeführt worden, damit alle Gäste sich wohl fühlen.“

### Die neuen Ratgeber

Der eine sagte: „Das einzige, was ich von der norwegischen Gesellschaft verlange, ist, daß sie meine Fähigkeiten ausbeutet. Und das ist ziemlich viel verlangt.“ Die anderen waren auch nicht auf den Mund gefallen: „Unsere Wirtschaftspolitik? Die schlimmste denkbare Mischung von Plan und Markt. Richtungslose Turbulenz. Der Rest ist Fernseh-Entertainment.“ „Für ein Volk, das von Wikingerhelden und Polarforschern abzustammen glaubt, sind die Norweger bemerkenswert wehlig. Ihr größtes Risiko besteht darin, daß sie so riskoscheu sind.“ „Daß Marx tot ist, können die Skandinavier verschmerzen. Aber Keynes?“ „Wir leben in einem ideologischen Interregnum. Doch das ist kein Grund, in Tränen auszubrechen.“ „Die Rechte hat nur die Erfahrungen der Leute mit der Bürokratie organisiert. Die sozialdemokratische Politik produziert konservative Wähler am laufenden Band.“ „Viele meiner Landsleute leiden unter der Zwangsvorstellung, der Staat sei dazu berufen, sie glücklich zu machen.“ „Am 1. Mai las ich auf einem Transparent: „Arbeit für das ganze Volk!“ Wenn das kein reaktionärer Slogan ist!“

Diese Aperçus stammen von verschiedenen Leuten, aber sie haben mehr miteinander gemein als den ketzerischen Tonfall. Sie drücken exakt die Mentalität einer kleinen, aber äußerst einflussreichen Gruppe aus, die sich, von der Öffentlichkeit kaum beachtet, im Norwegen der siebziger und achtziger Jahre herausgebildet hat. Ich möchte sie die intellektuellen Ratgeber nennen. Man trifft diesen neuen Typus an allen Schaltstellen von strategischer Bedeutung an: in Forschungsinstituten und Ministerien, Konzernleitungen und Banken. Vor allem aber sind sie in Projektgruppen und *ad hoc*-Komitees zu Hause. Das ist kein Zufall; denn diese informellen Gruppen sind meist auf ihre Initiative hin entstanden.

Der typische Ratgeber ist 30 bis 35 Jahre alt. Er ist kein Spezialist. Seine ersten gesellschaftlichen Erfahrungen hat er in den vielfältigen politischen Bewegungen gemacht, die nach 1968 auch Norwegen erfassten, und er versteht sich heute noch als „aufgeklärter Radikaler“. Allerdings spricht er von seinem Hang zur Rebellion mit einem gewissen Sarkasmus. Überhaupt gehört die Selbstironie zu seinem moralischen Handgepäck. Die norwegische Neigung, sich einzuzügeln, ist ihm fremd. Er legt eine leichte Weltläufigkeit an den Tag und fühlt sich durchaus als Europäer. Sein gesundes Selbstbewußtsein grenzt gelegentlich an Arroganz. Berührungspunkte kennt er nicht, und den Vorwurf des Renegatentums hört er sich mit der größten Gelassenheit an.

„Ich hatte es eines Tages einfach satt“, erklärte mir einer dieser Wunderknaben, „immer nur recht zu haben, und als Beweis dafür einen Zeitschriftenaufsatz zu veröffentlichen. Ich wollte direkt an den Entscheidungen mitwirken, die hierzulande gefällt werden. Sie sind zu wichtig, als daß man sie Parteipolitikern oder Experten überlassen dürfte.“

„Also der berühmte Marsch durch die Institutionen“, sagte ich.

„Meinetwegen. Obwohl mir nach Marschieren nicht zumute ist. Diese Sprüche sind immer zweideutig. Wenn man zum Beispiel „dem Volke dienen“ will, muß man vom Populismus Abschied nehmen.“

Die Figur des Ratgebers nimmt eine eigentümliche Zwischenstellung ein zwischen der beamteten Technokratie und der traditionellen akademischen und literarischen Intelligenz, deren typische Ausprägungen keineswegs verschwunden sind. Man trifft sie nach wie vor überall in Norwegen an: den Caféhausbohemien, den „kulturradikalen“ Redakteure, den Dichterelementen und den Seminar-



Er zeigt mir ein kahles Gebirge, auf dem sein Lehrmeister vor Jahren eine neue Subspezies entdeckt hat: eine kleine gelbe Blume, papaver radicatum M. Niemand außer ihm und den Lappen soll wissen, wo dieser arktische Mohn gedeiht.



marxisten. Nur wirken sie, im Vergleich zu den intellektuellen Ratgebern, hoffnungslos veraltet mit ihrem Hang zur Kraftmeierei und zum Idealismus, zur Heimatkunde und zur Selbstdarstellung, zum Geniekt und zur Schwärmerei, als wären sie ihrerseits Figuren aus einem norwegischen Roman der Vergangenheit. Die Ratgeber haben sich von diesem Milieu verabschiedet. Sie sind nicht berühmt, und sie legen keinen Wert darauf, im Fernsehen zu erscheinen.

Ich habe auch nicht den Eindruck, daß es ihnen um Planstellen mit Pensionsberechtigung geht. Sie halten sich ungern an die Spielregeln des Angestelltenarbeitsmarktes und betrachten es als eine Selbstverständlichkeit, die Hand zu befehlen, die sie füttert.

„Trotzdem wird es, so wie ich eure Landsleute kenne, nicht ausbleiben, daß man euch Aufsteigertum und Karriereismus vorwirft.“ „Das ist nicht mein Problem“, erklärt mir Lars Buer, der Sekretär einer Projektgruppe für norwegisch-schwedische Zusammenarbeit. „Ich brauche nicht viel Geld, und auf Statussymbole kann ich verzichten. Norwegen gleicht nach wie vor einem Dorf. Da muß man mit einem eingefleischten Moralismus rechnen, der übrigens auch sein Gutes hat. Ich bleibe in meinem Reihenhäuser, und ich werde mich hüten, mir eines Mercedes zu kaufen. Mein kleiner alter Volvo tut es auch. Hauptsache, meine Nachbarn sind zufrieden.“

Daß sie im ideologischen Zwieltlicht operieren, damit haben die Ratgeber sich offenbar abgefunden. An den Zielsetzungen des Wohlfahrtsstaates halten sie fest. Aber gerade deshalb gehören sie zu seinen schärfsten Kritikern. Die Linke habe die Initiative verloren, sagen sie. Defensiv Reflexe seien keine Sozialpolitik. Den Kampf gegen den Vormünderstaat und den Abbau autoritärer Regelungen dürfe man nicht den Konservativen überlassen. Wer die Zukunftsangst zum Programm erhebe, habe politisch bereits abgedankt.

Vom herkömmlichen Typus des freien Intellektuellen trennt die Ratgeber nicht nur ihr Verhältnis zur Macht, sondern auch ihre Fähigkeit zur Kooperation. Einer von ihnen hat mir von ihren Frühstücksrunden erzählt. Man trifft sich privat und ohne Tagesordnung: junge Gewerkschafter, die in die Forschungspolitik eingestiegen sind, Soziologen, die plötzlich über Millionenbudgets verfügen, Verlagsgründer, die Olmanager und Stu-

dentenpolitiker, die Währungsfachleute geworden sind. Noch vor zehn Jahren sind sie sich vielleicht auf der Tribüne irgendeines linksradikalen Kongresses begegnet. Heute disponieren sie über die wichtigsten Computernetze, und ihre Verbindungen reichen weit. Abseits der Dienstwege, hinter dem Rücken der Apparate, verständigen sie sich über ihre nächsten Züge. Anruf genügt. Fast könnte man sagen, sie bilden ein Kartell.

Der gesellschaftliche Hintergrund scheint in diesem Kreis keine Rolle zu spielen. Oxford-Absolventen finden sich neben Autodidakten, und der Sohn des Holzfallers wird ebenso kooptiert wie der Träger eines alten Beamtennamens. „Es handelt sich einzig und allein darum, die intellektuellen Ressourcen zu mobilisieren, ganz egal, wo sie sich finden. Das ist für unser Land mindestens so wichtig wie das Öl.“

Ein so rascher und vorurteilsloser Rekrutierungsprozess wäre in anderen europäischen Gesellschaften undenkbar. In Frankreich verläßt man sich auf die Kadernschulen, in Deutschland bevorzugt man die Ochsenfurter durch die Parteiapparate, und in England spielt die Klassenherkunft nach wie vor eine entscheidende Rolle.

Vor diesem Hintergrund wirkt die Fähigkeit des politischen und ökonomischen Systems in Norwegen, sich solche unbequemen Führungskader heranzuziehen, einigermaßen sensationell, vor allem wenn man bedenkt, daß die politische Polizei, die es auch in Norwegen gibt, über manche dieser Kandidaten zweifellos dicke Dossiers vorzuweisen hätte. Es handelt sich um die Umkehrung des deutschen Berufsverbots: hier sind es offenbar die Duckmäuser, die keine Chance haben.

Noch etwas anderes ist mir an den norwegischen Ratgebern aufgefallen: ihr nüchterner Optimismus, ihre Aufbruchsstimmung. Diese Gemütsverfassung ist im heutigen Europa eine Anomalie. Sie mag mit dem raschen beruflichen Erfolg zu tun haben. Aber diese Erklärung greift zu kurz. An allen Ecken und Enden begegnet man heute in Norwegen dem Gefühl, daß hier eine neue Gründungszeit angebrochen ist. Die materielle Basis dafür ist, mit all seinen Chancen und Risiken, das Öl.

Es bleibt die Frage, ob die *bright young men* nicht allzu glatt, allzu widerstandslos in ihre einflussreichen Positionen gelangt sind. Wie halten sie es mit den anachronistischen Tugenden des Landes? Denken sie nicht allzu elitär? Mischen sie in ihren Elan nicht eine Spur von Hochmut? Sind sie nicht, bei aller Selbstlosigkeit, ein Klub, eine Seilschaft, eine Mafia? „Schon möglich“, sagen die Ratgeber. „Aber was bleibt uns anderes übrig?“

### Postskriptum

Wörter, die mit *Post-* anfangen, sind immer verdächtig. Natürlich will ich damit nichts gegen den guten alten *Postboten* sagen. Auch Vokabeln wie *Postille* und *Postulat* haben ihren Sinn. Aber was ist mit der *Postmoderne*? Gibt es die? Wer das Wort in den Mund nimmt, stellt damit eine drei-

ste Behauptung auf, die durch keinen Beweis gedeckt ist, ganz zu schweigen von philosophischen Gummibärchen wie dem *Post-Strukturalismus* und den *post-materialistischen Werten*.

Auch die vielberufene *post-industrielle Gesellschaft* habe ich immer für eine journalistische Phrase gehalten. Seitdem ich aber mit angesehen habe, wie eine riesenhafte Ölplattform durch die einsamen, nebelverhangenen Fjorde von Rogaland geschleppt wurde, bin ich mir nicht mehr ganz so sicher.

Norwegens Uhren sind immer anders gegangen als die des Kontinents. Dieses Land ist das Land der Ungleichzeitigkeit. Scharfsichtige Beobachter haben das früh bemerkt. Der berühmte Historiker Ernst Sars hat sogar ein Buch darüber geschrieben: *Den norske stakt*. Wahrscheinlich hat er es anders gemeint, aber was mich an dieser kleinen, peripheren Gesellschaft verblüfft, ist ein unbewußtes Kunststück, das ihr in den letzten 170 Jahren immer wieder gelungen ist: sie hinkt hinter der Zeit her und ist ihr zugleich voraus.

Auf der einen Seite liebt sie den Anachronismus und hält zäh an vormodernen Denkweisen und Lebensformen fest. Auf der andern Seite neigt sie zu bedenkenlosen Vorgriffen auf die Zukunft. (Mit einem Begriff aus der Verhaltensforschung könnte man diese Ausbrüche ins Unbekannte als Übersprungshandlungen erklären.) Eine homogene, gleichmäßige Entwicklung ist unter solchen Voraussetzungen nicht möglich. Deshalb sind die Norweger auch nicht imstande, ja nicht einmal bereit, fremde Vorbilder konsequent nachzuahmen. Der letzte Versuch dieser Art, die Imitation des schwedischen Modells, ist zwar nicht folgenlos geblieben, aber im Grunde doch gescheitert. Auch die Hartnäckigkeit, mit der sich das Wahlvolk der Integration in die Europäische Gemeinschaft widersetzt hat, ist ein Indiz für den asynchronen Gang der norwegischen Geschichte. Das alles wirft ein Licht auf den Doppelcharakter, der ausländischen Betrachtern immer wieder an den Bewohnern des Landes aufgefallen ist: sie sind Hinterwälder und Kosmopoliten zugleich. Heute ist Norwegen Europas größtes Heimatmuseum, aber auch ein riesiges Zukunftslabor.

Es gibt Märchenforscher, die behaupten, das Aschenputtel aus der Grimmschen Sammlung sei ursprünglich kein Mädchen, sondern ein Mann gewesen. Sie können sich dabei auf die norwegische Überlieferung berufen. Die beliebteste Märchenfigur des Landes, der Askeladden, ist ein scheinbar unbedarfter Geselle, der, wie sein Name sagt, immer in der Asche herumstochert. Er ist der faulste von drei Brüdern und so gutmütig, daß alle Welt ihn für ziemlich zurückgeblieben hält. Aber zum Verdruß seiner fleißigen, berechnenden, ehrgeizigen Brüder ist er es, der die Prinzessin heiratet. Er findet sein Glück so, wie die Norweger ihr Öl gefunden haben: ohne sich allzusehr dabei anzustrengen und ganz nach der biblischen Maxime: Die Letzten werden die Ersten sein. Es bewahrt sie, was Askeladden in seiner Dusseligkeit nie bezweifelt hat: nämlich, daß er zu den Auserwählten gehört.

Was aber fangen die glücklichen Gewinner an, nachdem sie das große Los gezogen haben? Nichts besonderes. Sie treiben nur ihre alten Vorlieben auf die Spitze, die sich nun unversehens als zukunftsfruchtig erweisen: ihren Hang zur Übersichtlichkeit und zur Dezentralisierung, zur Nachbarschaftshilfe und zum gesunden Leben, ihren Ahnenkult, ihre Sportleidenschaft, ihre Liebe zur Natur. Und dabei kommt ihnen zugute, daß sie vieles versäumt haben, was anderswo auf der Tagesordnung stand: die Konzentration der Bevölkerung in Millionenstädten, die Entwicklung rußiger Industrieregionen, den Ausbau engmaschiger Autobahnnetze, die Gewöhnung an strikte Arbeitsdisziplin und an hektische Verschwendung.

Selbst in ihren jüngsten und zukunftsreichsten Projekten kehren alte Motive, Neigungen und Fähigkeiten wieder: die traditionelle Fischerei in der Aquakultur, die Heidenmission in der Entwicklungshilfe, die Emigration im Projekt-Export, die Polarforschung in der Ölexploration, die Seefahrt in der Marinteknologiologie und die Landwirtschaft in der Biotechnik.

Einige wenige, hochentwickelte Sektoren werden dabei einer Bevölkerung als materielle Basis dienen, die sich von der primären und sekundären Produktion längst verabschiedet hat. Erst unter diesen Bedingungen kommt der Wohlfahrtsstaat zu sich selbst. Die meisten Beschäftigten werden sich um die Kinder, die Alten und die Kranken kümmern. Der Rest ist Freizeit.

Auch der Restaurierung der Vergangenheit wären in einer solchen Gesellschaft kaum Grenzen gesetzt. Nicht nur alte Gebäude, sondern auch ausgestorbene Handwerk lassen sich wiederherstellen. Wer reich genug ist, um sich so *armen* Tätigkeiten zu widmen, kann sich sein Brot selber backen und nach Herzenslust töpfern und spinnen. Hartvig Saetra, der stille Berserker, hat sogar allen Ernstes die Einrichtung von Nationalparks gefordert, in denen Tausende von Bauern, vom Staat bezahlt, ohne Chemie und Maschineneinsatz, mit altertümlichen Mitteln, hinter Roß und Pflug ihrem Beruf nachgehen sollen, um aussterbende Techniken und Biotope zu konservieren.

Damit wäre der ehrwürdige norwegische Anachronismus endgültig in sein post-industrielles Stadium getreten. Außerhalb einiger hochtechnischer Enklaven könnte sich eine Nation von Lehrern und Joggern, Fürsorgern und Gärtnern, Pflegern und Bastlern in einem 324 000 Quadratkilometer großen Freiluftmuseum ergeben.

Sonderbarerweise erinnert diese Utopie an die Vorstellungen eines deutschen Philosophen, der sich einen Zustand ausgedacht hat, wo „die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.“ (Karl Marx, 1845/46.)

Ich glaube allerdings kaum, daß Norwegen im Begriff ist, sich in eine kommunistische Gesellschaft zu verwandeln. Auch liegt es den Norwegern fern, sich als Vorbild für den Rest der Welt zu verstehen, und zwar schon deshalb, weil sie sich für den Rest der Welt nicht besonders interessieren. Im übrigen ist Norwegen ohnehin kein Modell, sondern eine Versuchsanordnung unter extremen, nicht wiederholbaren Bedingungen. Niemand weiß, was bei diesem Abenteuer herauskommen wird, und ob ihm die Bewohner des Landes politisch, psychisch und moralisch gewachsen sind. Schon heute hängen sie, wissenschaftlich oder nicht, am Tropf der Ölwirtschaft. Ein Hauch von Künstlichkeit und Frührententum liegt über der Szene. Norwegen, diese Extravaganza an der Peripherie Europas, zwischen Ölterminal und Sommerhütte, Einödhof und Glasarchitektur, Kapitalexport und Gottesfrieden, ist nicht das irdische Paradies, sondern ein Monument des Eigen-sinns und eine malende Idylle.

Redaktionelle Verantwortung für das Extra: Fritz J. Raddatz

## Spielende Götter, spielende Menschen

Die neue Ausgabe vom Journal für Geschichte berichtet über spielende Götter in der griechischen Mythologie, vom Sinn des Schachspiels, über indische Würfelspiele, über Spielzeug in neuerer Zeit, über afrikanische Kinderspiele u.v.a.m.

### Einladung Drei Hefte für DM 15,-

Lernen Sie in Ruhe das Konzept dieser Zeitschrift kennen. Im Jahresabo kostet Sie jedes Heft nur DM 6,33 gegenüber dem Einzelverkaufspreis von DM 8,- (plus Versandkosten). Bestellen Sie deshalb noch heute Ihre drei Kennenlern-Ausgaben mit dem untenstehenden Coupon

### Die nächsten Themenschwerpunkte

- Von Kanälen und Katakomben – Über die Unterwelt der Städte
- Magie – Über Heilige und Dämonen, über die Faszination des Schamanismus, über Magie-tradition und modernen Okkult-kommerz
- Regionales Schwerpunktthema „China“

### Beispiele für das Konzept dieser Zeitschrift

### Journal für Geschichte

Bitte senden an den Beltz Verlag, Journal für Geschichte – Leserservice, Postfach 11 20, 6940 Weinheim

JA, ich möchte das JOURNAL FÜR GESCHICHTE näher kennenlernen. Senden Sie mir das Halbjahres-Abo (drei aktuelle Ausgaben) zunächst für DM 15,- zur Probe. Wenn ich nach Erhalt des zweiten Heftes nicht schriftlich beim Verlag künde, bin ich mit dem Weiterbezug zum regulären Jahresbezugspreis von DM 39,- plus Versandkosten einverstanden.

Vorname, Name

Straße

Plz, Ort

Datum, Unterschrift

Diese Bestellung kann ich innerhalb von 8 Tagen schriftlich beim Verlag widerrufen.

Datum, Unterschrift



**V**ielleicht werden gerade in diesem Augenblick an irgendeinem Ort in der Bundesrepublik auf einem jüdischen Friedhof Grabsteine umgestürzt oder mit Hakenkreuzen oder „Juda verrecke“-Parolen beschmiert.

Eine Untersuchung, die zwei junge Sozialwissenschaftler (Rainald Becker/Alexander W. Vennekel) im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Religion und Geschichte des Judentums“ an der Universität Duisburg vorgelegt haben, hat ermittelt, daß sich Jahr für Jahr zwei Hauptzeiten für die Schändung jüdischer Friedhöfe ausmachen lassen – das Frühjahr und der Spätherbst. Die beiden Sozialwissenschaftler, die sich um eine Erklärung für dieses Phänomen bemühen, vermuten, daß die Schändungen im Zusammenhang stehen im Frühjahr mit dem christlichen Osterfest und im Spätherbst mit dem Jahrestag des 9. Novemberpogroms 1938 (der sogenannten Kristallnacht), aber auch mit dem ohnehin im Bewußtsein der Bevölkerung im November besonders präsenten Totenkult.

Die Zahl der Schändungen jüdischer Friedhöfe, die in den letzten Jahren eine zunehmende Tendenz hat, ist besorgniserregend. Für den Zeitraum von 1945 bis 1982 hat der Frankfurter Historiker Adolf Diamant („Geschändete jüdische Friedhöfe in Deutschland 1945–80“; Frankfurt a. M. 1982) 598 Schändungsfälle ermittelt. Daß darüber hinaus noch eine Dunkelziffer existiert, von Fällen, die nicht an die Öffentlichkeit gedrungen sind, kann angenommen werden.

Leider liegt von offiziellen Stellen nur unzureichendes statistisches Material vor. Immerhin können die Zahlen zu einer kriminologischen Analyse herangezogen werden, die 1966 im Bundeskriminalamt angefertigt wurde. Damals wurden für die Zeit von 1948 bis zum 1. April 1966 insgesamt 857 Friedhofsschändungen festgestellt, davon mindestens 300 Schändungen jüdischer Friedhöfe. In der seinerzeit stark beachteten Mitteilung des Bundesinnenministeriums hieß es, der Anteil der geschändeten jüdischen Friedhöfe – auf die absolute Zahl der Friedhöfe überhaupt bezogen – sei „erschreckend hoch“.

Murwillige Schändungen jüdischer Friedhöfe sind nichts Neues. Bereits im Mittelalter hat es solche gegeben. Bei der Vertreibung der Juden aus Rothenburg o. T. (1298), Speyer (1349), Augsburg (1439), Nürnberg (1489) sind die dortigen Friedhöfe gemäß der Devise „Sepulcrum hostium religiosa nobis non sunt“ (Die Gräber der Feinde verdienen von unserer Seite keine Ehrfurcht) zerstört und jüdische Grabsteine zu Bauzwecken verwendet worden. Vielfach wurden sie zur Ausbesserung von Stadt- und Festungsmauern, zum Häuserbau, aber auch zum Bau von Kirchen verwendet. Ein Stein zum Beispiel ist in einer Wendeltreppe der St. Lorenzkirche zu Nürnberg gefunden worden – ein Hinweis mehr darauf, daß religiöse Vorurteile eine Rolle spielten, daß die Vortreibung weit verbreitet war, das Christentum sei das neue Israel und die Kirche müsse – in einer doppelten Bedeutung des Wortes – auf dem Judentum aufbauen.

Andererseits haben im Mittelalter weltliche und geistliche Obrigkeiten sich veranlaßt gesehen, besondere Verordnungen zu erlassen, in denen jüdische Friedhöfe unter Schutz gestellt und ihre Zerstörung unter Strafandrohung verboten wurden. So sprachen sich im 12. Jahrhundert eine Reihe von Päpsten in besonderen Schutzbulln für den Schutz jüdischer Friedhöfe aus. Die Strafen wegen Zuwiderhandlung konnten erheblich sein, von der Vermögenskonfiskation bis hin zur Verurteilung zum Tod.

Herzog Friedrich II. von Österreich bestimmte zum Beispiel in seinem Judenprivileg vom 1. Juli 1244: „Wenn ein Christ einen Judenfriedhof zu verwüsten oder in ihn einzudringen sich unterfangt, so soll er nach Form Rechtsens sterben, und all sein Eigentum, wie immer es heißen mag, fällt an die Kammer des Herzogs.“

Im Gegensatz zu späteren Zeiten hat man offensichtlich durchaus noch Achtung vor den Toten gehabt. Ob dies christlicher Tradition entsprach oder die Angst vor dem Sterben überhaupt gewesen ist, darüber kann nur spekuliert werden. So wie Herzog Friedrich II. von Österreich waren jedenfalls auch andere Fürsten bemüht, die Friedhöfe vor Schändungen zu schützen. Typisch das Beispiel des jüdischen Friedhofes in Breslau, der in der Regierungszeit des Preußenkönigs Friedrich II. auf dessen Befehl angelegt wurde. Am Eingang wurde damals eine Tafel mit der folgenden In-

schrift angebracht: „Wer diese Ruhestatt verletzt, / Dem wird durch's Beil ein Schlag versetzt, / Man haut durch's Beil die Hand ihm ab, / Der hier beschädigt das Grab.“ Zur Unterstreichung der Androhung war – vermutlich für die, die nicht lesen konnten – neben der Inschrift auf der Tafel ein Block mit einer abgehackten Hand gemalt.

Genauere Angaben über die Schändung jüdischer Friedhöfe existieren eigentlich erst aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. In den alten kriminalpolizeilichen Archiven finden sich vereinzelte Aufzeichnungen solcher Fälle, die allerdings hinsichtlich der Täter und ihrer Motive sehr widersprüchlich sind. So lassen sich für die Zeit von 1923 bis 1928 58 Fälle von Friedhofsschändungen feststellen, davon allein 42 innerhalb von zweieinhalb Jahren. In vierzehn dieser Fälle konnten die Täter ermittelt werden: In einem Fall handelte es sich angeblich um einen Kommunisten, in sechs anderen Fällen um Jugendliche. Bei den restlichen sieben Fällen waren die Täter Angehörige völkischer oder nationalistischer Gruppierungen.

Die Gesamtzahl der Schändungen jüdischer Friedhöfe in der Zeit von 1923 bis 1932 läßt sich laut Diamant auf 106 Fälle (ohne die Schändung von Synagogen und jüdischen Einrichtungen mit einzubeziehen) beziffern. Der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ gab 1932 eine auf die Friedhofsschändungen aufmerksam machende Broschüre heraus, die den Untertitel „Dokumente der politischen und kulturellen Verwilderungen unserer Zeit“ trug. Aber Proteste nutzten wenig. Die Gerichte urteilten zwar gefaßte Täter ab, konnten aber die Welle der Friedhofsschändungen nicht eindämmen. Die Nationalsozialisten behaupteten sogar nach einer Protestkundgebung des Centralvereins im Jahre 1929, die Juden würden, um die „völkische Erneuerung“ Deutschlands zu hintertreiben, ihre eigenen Friedhöfe schänden.

Über die Friedhofsschändungen in der Zeit des Nationalsozialismus können keine genauen Angaben gemacht werden. Wie man mit jüdischen Friedhöfen zu verfahren gedachte, macht ein Erlaß des Bayerischen Staatsministeriums von 1943 deutlich, in dem es heißt: „Die Reichsvereinigung der Juden Deutschlands wird jüdische Friedhöfe, die nicht mehr für die Bestattung von Juden benötigt werden, veräußern und in erster Linie den Gemeinden zum Kauf anbieten. Die Erwerber brauchen gegenüber den Veräußerern keine Verpflichtung wegen der künftigen Verwendung des Friedhofsgeländes eingehen. . . . Danach können auch die Teile eines Friedhofs, auf denen Beerdigungen stattgefunden haben, ohne weiteres zu Grünflächen umgestaltet werden.“

**M**an kann davon ausgehen, daß in den Jahren 1933 bis 1945 zwischen 80 und 90 Prozent der rund 1700 auf dem Gebiet des Deutschen Reiches vorhandenen jüdischen Friedhöfe geschändet wurden. Begünstigt, teilweise legalisiert wurden die Taten durch verschiedene Erlasse und Aufrufe, unter anderem dem Aufruf nach Ausbruch des Krieges 1939, der zu einer „Reichsmetallspende“ aufforderte. Es sollten damals alle Buntmetalle wie zum Beispiel Messing, Kupfer, Bronze, Zinn und Blei abgeliefert werden. Im Zuge dieser „Reichsmetallspende“ wurden dann von jüdischen Friedhöfen Metallplatten, Inschriften, metallene Ornamente, Gitter und Abgrenzungen gewaltsam entfernt. Vielerorts wurden zu diesen Demontearbeiten SA-Männer und Hitlerjungen eingesetzt, die in vielen Fällen nicht nur die Buntmetalle mit Hämmern und Brechstangen abrisen, sondern auch noch Grabsteine beschädigten, umwarfen und zerstörten.

Wenn wir von Friedhofsschändungen sprechen, meinen wir bestimmte Formen der Schändung. Bei christlichen Grabstätten beschränken sich die Übergriffe meist auf den Diebstahl von Grablichtern sowie auf die Zerstörung der Blumen- und Pflanzenrabatte. Anders bei den jüdischen Friedhöfen, wo es sich bei den Schändungen um das Zerschlagen und Zertrümmern von Grabsteinen und -platten handelt, um das Herausreißen von Grabbegrenzungen, das Umstürzen von Grabsteinen, das Eintreten von Friedhofszäunen und -toren. Es ist dies eine Schändungsart, die Lärm verursacht, aber dadurch begünstigt wird, daß jüdische Friedhöfe – die früher zumeist weit außerhalb städtischer und ländlicher Siedlungen angelegt werden mußten – an einsamen Stellen gelegen sind, wo es weiter nicht auffällt, wenn jemand dort sein Unwesen treibt.

Novembertagen jüdische Friedhöfe geschändet. Doch die Öffentlichkeit nimmt davon kaum Notiz. Hin und wieder erscheint eine kleine Meldung in den lokalen Nachrichten.

Die häufigere, weil leiser Schändungsart ist das Beschmieren der Grabsteine mit Parolen und Symbolen. Typische Parolen der letzten Jahre sind: „Juda verrecke“, „Tod den Juden“, „Juden raus“, „Sieg Heil“, „Blut und Ehre“, „Viertes Reich“, „SS“, „SA“, „Judenschwein“. Bei den Symbolen handelt es sich zumeist um Hakenkreuze, Judensterne, SS-Runen, blutige Dolche, Galgen u. ä. Auffallend ist, daß die Parolen und Symbole sich kaum von denen unterscheiden, die bereits in der Zeit der Weimarer Republik üblich waren. Auch damals wurden Grabsteine mit Hakenkreuzen oder mit Inschriften wie „Sarah, du stinkst!“ besudelt. Fest steht, meinte man in Kreisen des „Centralvereins“ seinerzeit, daß „diese unseligen Taten Auswüchse und Ergebnisse der jüdenfeindlichen Hetze sind, wie sie seit Jahren Deutschland durchlärm“.

Wer sind nun die Täter, was sind die Motive? Es ist äußerst schwierig, Einzelheiten über den Täterkreis sowie über die Hintergründe einer Friedhofsschändung zu ermitteln. Legt man die Diamant-Studie zugrunde, dann läßt sich festhalten, daß 63,5 Prozent der Fälle von Friedhofsschändungen seit 1945 nicht aufgeklärt werden konnten. Bei den aufgeklärten Fällen läßt sich immerhin sagen, daß 36,2 Prozent eindeutig rechts-extremistischen und antisemitischen Tätern zuzuordnen sind, während 63,8 Prozent der Fälle auf das Konto von Kindern und Jugendlichen gehen sollen. In etwa entsprechen diese Zahlen einer Auskunft des Bundesjustizministeriums, die für die Jahre 1977 bis 1982 239 Fälle von Schändungen jüdischer Friedhöfe feststellt, davon 103 (bezogen auf die Gesamtzahl also 44,3 Prozent) zweifelsfrei von Rechtsextremisten begangene.

Wenn wir pathologische Fälle, Kinderkritzeln und ähnliches ausklammern, dann haben wir es bei den Schändungen vermutlich zumeist mit Affekt- und Rauschtagen aus unterschwellig antisemitischen Motiven zu tun.

ANTISEMITISM

# Ein Stein aufs Grab

Die Zerstörung und Schändung jüdischer Friedhöfe in Deutschland

Von Julius H. Schoeps

Die Zeit

Nr. 46

16 Nov. 1984

p. 17

mitischen, nazistischen und antidemokratischen Motiven zu tun. Grabsteine und Grabplatten aus jüdischen Friedhöfen scheinen für Täter besonders aus der rechtsradikalen Szene eine magische Anziehungskraft, eine Art Fetischcharakter zu besitzen. Da in der Bundesrepublik kaum noch Juden leben, gegen die man handgreiflich werden könnte, tobt man sich an den Steinen aus – quasi als „Judenersatz“, der Friedhof als Ventil, an dem der Täter seine Enttäuschung, seine Frustration, seine Haßgefühle abregieren kann.

**S**kepsis ist geboten bei der großen Zahl der Fälle, bei denen es heißt, Kinder und Jugendliche seien in sie verwickelt. Würde man die Auskünfte der Behörden akzeptieren, dann hätte man anzunehmen, es handle sich, wie es in einer Auskunft des Bayerischen Staatsministeriums des Inneren heißt, um „völlig unpolitischen Vandalismus jugendlicher Rowdies“. Für den einen oder anderen Fall mag dies durchaus zutreffen. Es ist jedoch äußerst unglaubwürdig, daß Kinder und Jugendliche mitten in der Nacht oder am frühen Morgen – dies sind die Haupttatenzeiten – zentnerschwere Grabsteine umstürzen.

Es drängt sich hier der Eindruck auf, als ob die Benennung der Tätergruppe „Kinder und Jugendliche“ mitunter nur dazu dient, von einem unangenehmen Sachverhalt abzulenken. Im übrigen stellt sich hier die Frage, warum Kinder und Jugendliche ausgerechnet und nahezu immer auf jüdischen, fast nie aber auf christlichen Friedhöfen sich zu Schändungen angestiftet fühlen.

Es ist auffallend, daß in der Statistik häufig Gemeinden und Städte in Hessen auftauchen, die sich durch eine besonders hohe Zahl von Schändungsfällen auszeichnen. Das würde nicht weiter erwähnenswert sein, wenn Hessen nicht eine Region wäre, die dafür bekannt ist, daß dort ausgeprägte völkische und antisemitische Einstellungen Tradition haben. Ende des 19. Jahrhunderts hatte die antisemitische Bewegung in der hessischen bäuerlichen und kleinbürgerlichen Bevölkerung einen festen Rückhalt, Otto Böckel, der „Bauernkönig Hessens“, wie der Volksliedforscher und berühmte Judenfeind genannt wurde, konnte hier beispielsweise den oberhessischen Wahlkreis Marburg-Frankenberg-Kirchhain erobern und ist 1887 für diesen als erster Abgeordneter der Antisemitenpartei in den Reichstag eingezogen.

Orte und Zeiten der Schändungsfälle verdienen deshalb Beachtung, als an ihnen deutlich wird, daß historische und religiöse Traditionen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Die Duisburger Studie, die eine Schändungshäufigkeit um Ostern und um den 9./10. November feststellt, geht hierauf zwar nicht weiter ein, regt aber doch zu weitergehenden Mutmaßungen an.

So lassen umgestürzte Grabsteine in der Passions- und Osterzeit auf das klassische antijüdische Vorurteil schließen, auf die Vorstellung, Juden seien Gottesmörder, hätten Christus gekreuzigt. In den beiden Kirchen hat zwar nach 1945 ein allmählicher Prozeß des Umdenkens begonnen, das in Jahrhunderten christlicherseits geschaffene negative Bild von den Juden wirkt aber im Unterbewußtsein der Bevölkerung fort: Der Jude ist der finstere Dämon in jedweder Gestalt, die Personifikation allen Unheils, die Inkarnation des Bösen schlechthin – die Schändung und Zerstörung eines jüdischen Friedhofs deshalb eine Tat, die aus Rache erfolgt, die Entlastung bringt, ein Gefühl der Befreiung verschafft? Eine befriedigende Erklärung dürfte hier schwerfallen.

Das kurzfristige Ansteigen der Schändungen in manchen Jahren läßt sich oft mit den entsprechenden Veröffentlichungen in Presse, Rundfunk und Fernsehen erklären. Die Filmserie „Holocaust“ beispielsweise führte bei ihrer Erstausstrahlung 1978 zu einem Aufklärungsboom auf dem Buchmarkt, in Zeitschriften und Diskussionsforen, aber auch zu einer deutlich erkennbar gestiegenen Zahl von Übergriffen gegen jüdische Einrichtungen.

Die Diamant-Dokumentation belegt 32 Fälle von Friedhofsschändungen für 1978, eine Zahl, die ihre Bedeutung erst dadurch erhält, wenn man sie mit den 23 Fällen des Jahres 1977 und den 14 Fällen im Jahr 1979 vergleicht. Eine Zahl, die im übrigen die Feststellung der Silbermann-Studie bestätigt scheint, die für die Bevölkerung der Bundesrepublik einen erheblichen Prozentsatz an „latentem Antisemitismus“ nachweist, der in bestimmten Situationen – in diesem Fall das Medienereignis „Holocaust“ – manifest werden kann.

Die Öffentlichkeit in der Bundesrepublik nimmt von Schändungen jüdischer Friedhöfe kaum Notiz. Ab und zu taucht eine Meldung auf, ein kleiner Hinweis in den lokalen Nachrichten – mehr nicht. Das ist skandalös, aber auch nachdenklich stimmend, wenn man bedenkt, daß wir es hier mit den letzten sichtbaren Zeichen jüdischer Verwurzelung in Deutschland zu tun haben. Es gibt, wenige Bauwerke ausgenommen, kaum noch Zeugnisse einstigen jüdischen Lebens in Deutschland. Jede Schändung eines Friedhofs, jede Beschädigung, sei sie noch so belanglos, ist deshalb auch ein weiterer Schritt, die Erinnerung an die gemeinsame Geschichte von Deutschen und Juden endgültig aus dem Gedächtnis zu streichen.

Anfragen bei den Behörden brachten Erstaunliches zutage. Die Antworten lassen erkennen, daß man nicht so recht weiß, wie man mit den Schändungen und den jüdischen Friedhöfen überhaupt umzugehen hat. Der Verfassungsschutz erklärte seine Nichtzuständigkeit und verwies auf das Bundeskriminalamt und das Bundesjustizministerium. Das letztere wiederum gab eine Auskunft, die sich auf das Zahlenmaterial der Verfassungsschutzberichte der letzten Jahre stützte. Einige der Länderinnenministerien antworteten, es sei schwierig, entsprechende Erkenntnisse mitzuteilen, es würden keine statistischen Unterlagen und auch keine Auswertungen von Schändungsfällen geführt (Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Bayern), andere meinten, „Auskünfte seien nicht vertretbar, weil sie einen „unverhältnismäßigen“ Arbeitsaufwand“ (Saarland, Berlin, Hamburg) bedeuten würden.

Nur in Niedersachsen wurde Genauereres ermittelt. Auf eine kleine Anfrage der Grünen hat der dortige Innenminister Ende des letzten Jahres vor dem Landtag eine Erklärung abgegeben, die detailliert berichtet über die Zahl der jüdischen Friedhöfe, über die Schändungsfälle, die Zahl der staatsanwaltlichen Ermittlungsverfahren sowie über die von der Regierung in Niedersachsen getroffenen Präventivmaßnahmen.

**I**n den Stellungnahmen der Behörden verdient eine bestimmte Sprachregelung Aufmerksamkeit. Wiederholt heißt es, daß bei Schändungsfällen keine „politischen Motive“ festgestellt werden konnten. Was heißt das? Bedeutet dies, daß wenn Jugendliche im Rausch oder in Furchtslaune Grabsteine umstürzen, dies nicht wichtig, ja sogar entschuldbar ist? Handelt es sich, wenn kein „politisches Motiv“ zu erkennen ist, nur um eine individuelle Misstat, die man nicht überbewerten soll? Hinter Verlautbarungen dieser Art steckt eine gefährliche Verkürzung dessen, was „politisch“ heißt. Wenn der Begriff nur eine parteipolitische Erklärung zuläßt, dann wird es in Zukunft schwierig sein, überhaupt noch etwas über die Motive und Beweggründe von Grabschändern aussagen zu können.

Die Pflege und Instandhaltung der rund 1400 jüdischen Friedhöfe in der Bundesrepublik ist heute ein Problem. Ein jüdischer Friedhof ist „beth olam“, eine Stätte zur Ewigkeit. Die Toten ruhen dort bis zur erhofften Auferstehung. Prinzipiell sind Regelungen vorhanden, damit die Ruhe der Toten nicht gestört wird. Was aber über die pflegerische Routine hinausgeht, überfordert die Verantwortlichen. Die jüdischen Gemeinden und Landesverbände sind nur bedingt in der Lage, die notwendigen Arbeiten zu leisten. Sie müssen sich auf die örtlichen Behörden verlassen, die vielfach nicht wissen, wie sie mit dem ihnen auferlegten Erbe umzugehen haben.

Ein gewisser Lichtblick ist immerhin, daß in manchen Städten und Gemeinden Schulklassen, Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und Gruppen kulturhistorisch Interessierter sich der Friedhöfe angenommen haben und für deren Pflege sorgen.

Alter jüdischer Brauch ist es, daß die Hinterbliebenen regelmäßig den Friedhof aufsuchen, Gebete sprechen und einen kleinen Stein auf das Grabmal des Verstorbenen legen. Heute gibt es keine Hinterbliebenen mehr, die diese Pflicht übernehmen könnten. Es ist deshalb an uns, die Friedhöfe aufzusuchen, uns ihrer anzunehmen – und, auch wenn dies keine große Tat ist, dadurch ein Zeichen zu setzen, daß wir gelegentlich zur Erinnerung einen Stein legen.

Der Autor lehrt Politische Wissenschaft an der Universität Duisburg.



Aufbau, Jan. '9, 1987

## Ein Standardwerk über Antisemitismus

**Geschichte des Antisemitismus von Léon Poliakov. — Bd. I: Von der Antike bis zu den Kreuzzügen. Verlag Georg Heintz, Zweite Auflage Worms 1979, Bd. II, Das Zeitalter der Verteufelung und des Ghettos, Worms 1978.**

Léon Poliakovs vierbändige "L'histoire de l'antisémitisme" (Paris 1955 ff), die umfassend das Phänomen des Antisemitismus seit der Antike historisch problematisiert, gilt längst schon als ein Standardwerk jüdischer Antisemitismusforschung, gleichermassen ausgezeichnet durch die Weite der Perspektive wie durch den Umfang der verarbeiteten Quellen und Literatur. Dennoch hat es bis 1977 gedauert, ehe sich ein deutscher Verlag dieser bedeutenden Publikation annahm, die nun in Form einer achtbändigen deutschen Ausgabe erscheinen soll. Die ersten beiden Bände dieser Ausgabe liegen bereits vor; während Band I der Zeit von der Antike bis zu den Kreuzzügen gewidmet ist (sehr lobend rezensiert im "Aufbau" vom 25. März, 1977), analysiert Band II die folgende Epoche der jüdischen Verteufelung und Ghettoisierung und erfasst so die für die Geschichte des Antisemitismus entscheidende Zäsur seiner festen christlichen Gestaltwerdung.

Die Kombination von wissenschaftlicher Solidarität und darstellerischer Allgemeinverständlichkeit, die Poliakovs Werk auszeichnet, hebt es angesichts des noch immer zu verzeichnenden Defizites an historisch fundiertem Grundlagenwissen über die komplexen Wurzeln des Antisemitismus in den Rang eine historiographischen Leistung, die nach Fertigstellung der vollständigen deutschen Edition zu den wichtigsten deutschsprachigen Veröffentlichungen gerechnet werden muss, die in den letzten Jahren über den Antisemitismus erschienen sind.

D.B.

## Feindbild "Jud"

Leopold Spira: "Hundert Jahre politischer Antisemitismus in Österreich". Löcker-Verlag, Wien u. München.

Die Geschichte der Verwendung des Antisemitismus als politische Waffe in der 1. österreichischen Republik erzählt der Verfasser dieses Buches in allen Einzelheiten. Spira begreift den hundertjährigen Antisemitismus in Österreich als "mangelhafte Anpassung an die Industriegesellschaft, als ein Defizit an Humanismus, Liberalität und Intellektualität". Als sich die wirtschaftlichen Verhältnisse gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschlechterten, schien der Masse der Kleinbürger der "Jud", der um diese Zeit als gleichberechtigter Staatsbürger auftrat, Schuld und Ursache dieser Entwicklung zu sein. Zu gleicher Zeit entstanden Massenpresse und Massenparteien, und der Antisemitismus wurde zur Massenideologie und als willkommene Ablenkung von den Ursachen des Massenelends benutzt.

"Ein rückwärts gewandter Antikapitalismus, gepaart mit Antisemitismus, das war kein Durchgangsstadium zur sozialistischen, sondern letzten Endes zur Nazi-Ideologie", schreibt Spira.

Die aufsteigende Sozialdemokratie sah im Antisemitismus der Christlichsozialen ein Ferment, das reaktionäre Ansichten als sozialistische ausgibt. Für die Antisemiten war nicht nur der Kapitalismus "jüdisch", sondern auch der Sozialismus. Förderlich für diese Einschätzung war die Tatsache, dass es unter sozialdemokratischen und kommunistischen Führern relativ viele Juden gab, die in der Regel aus dem Bürgertum kamen. Die Kulturoffensive der Sozialdemokratie war geeignet, junge Intellektuelle, besonders jüdische, anzuwerben. Der Verfasser hebt hervor, ohne Breitner, Dannenberg, Julius Tandler, alle jüdischer Abstammung, wäre der Aufbau des roten Wien nicht möglich gewesen.

"Die jüdischen Funktionäre der Arbeiterbewegung fühlten sich als Österreicher (nicht wenige mit einem deutschnationalen Einschlag), konnten aber die politische Belastung, die ihre Abstammung mit sich brachte, niemals abwerfen (S. 33)". Nach dieser mehr allgemeinen Einführung in das dornige Thema befasst sich Spira mit drei hervorragenden sozialdemokratischen Führern jüdischer Abstammung, gleichsam als Modell: Viktor Adler, Otto Bauer und Bruno Kreisky — alle drei bemerkenswerterweise aus den innerösterreichischen Kronländern Böhmen und Mähren stammend, wo die Emanzipation der Juden eine ganze Epoche früher einsetzte als im Osten der Monarchie. Die sozialdemokratischen Führungspersönlichkeiten jüdischer Abstammung waren in hohem Grad assimiliert, das heisst an ihre nichtjüdische, zum grossen Teil antisemitische Umwelt angepasst.

Spira stellt kritisch fest, die Führer der Partei hätten zwar den Eindruck erweckt, als ob ihnen die jüdische Frage peinlich wäre, aber einen grundsätzlichen Kampf gegen den Antisemitismus hätten sie nicht geführt.

Mit Hitler kam ein neues Moment hinzu: Der Rassen-Antisemitismus. In der Frage des Antisemitismus entstand eine Art Konkurrenzverhältnis zwischen Nazi-Antisemiten und christlichsozialen Antisemiten. Spira weist darauf hin, dass es in der KPÖ relativ viele Juden gegeben habe. Der Verfasser schreibt: "Sie war im Kampf gegen den Faschismus stärker engagiert als alle anderen Parteien, ihr Bekenntnis zum Internationalismus und damit die Ablehnung des

Rassismus war besonders ausgeprägt". Auch Kreisky konnte erst Jahre später nach Österreich zurückkehren, ja, er hatte anfangs Schwierigkeiten, obwohl sich Kreisky nicht als rassistisch, sondern als politisch Verfolgter verstand (und versteht).

"Die Schwierigkeiten, mit denen Kreisky zu kämpfen hatte und hat, liegen darin, dass der Antisemitismus einem Juden die Fähigkeit abspricht, 'deutsche Arbeiter' zu vertreten und dass der Zionismus — von einer entgegengesetzten Position aus — denselben Standpunkt einnimmt" (Spira). Im Gegensatz zu den offenen oder versteckten antisemitischen Anrempelungen waren es die Angriffe aus Israel, die Kreisky in zunehmendem Mass irritierten. Seit Jahren befinden sich Kreisky und Israel im "Kriegszustand". Von israelischer Seite wird immer wieder der Versuch unternommen, Kreisky mit seiner jüdischen Abkunft politisch und moralisch unter Druck zu setzen.

Dieses Buch, geschichtlich und aktuell, erhellt mit wohlthuender Klarheit das dunkle und dornige Problem des Antisemitismus in Österreich. Der Antisemitismus in diesem Lande hat bedauerlicherweise Tradition, aber die Kräfte zu seiner Überwindung sind vorhanden und werden vom Autor keineswegs vernachlässigt. Ein gutes, ein wichtiges Buch.

Bruno Frei



## Fotodokumente zur NS-Zeit

*Klaus-Jörg Ruhl: "Brauner Alltag 1933-1939 in Deutschland". 167 Seiten. DM 46. Gerhard Kiersch, Rainer Klaus, Wolfgang Kramer, Elisabeth Reichardt-Kiersch: "Berliner Alltag im Dritten Reich". 179 Seiten. DM 46. Beide Bände im Droste-Verlag, Düsseldorf.*

Amerika hat eine Bezeichnung für sie: Coffetablebooks — Bücher, die ihre Geschichte in Bildern erzählen: Kunstbücher, Reisebücher usw. Vorliegende Bände, obwohl ergänzt mit ausführlichem Text, leben durch die Bilder, erzählen aus dem braunen Alltag in Deutschland, wie aus dem Berliner Alltag jener Zeit und passen vom Thema her doch so gar nicht in die obengenannte Kategorie.

Beide Bücher bringen Fotos, Dokumente, Zeitungsausschnitte — offensichtlich mit Bedacht und Sorgfalt ausgewählt — und stellen wohl einen Teil jener Bestrebungen in Deutschland dar, die nach fast vierzig Jahren Abstand nüchtern mit dem dunkelsten Kapitel jüngster deutscher Geschichte abrechnen.

Im Vorwort des Berlin-Buches heisst es denn auch, "dass besonders das Jugentum hart betroffen war". Gezeigt wird nicht nur der Krieg in Bildern, sondern dargestellt werden auch die Auswirkungen der Machtpolitik Hitlers auf das Leben der Menschen. Ausserdem enthält der Bildband einen Anhang mit Versuchen der Vergangenheitsbewältigung, dazu Bilddokumente zum gegenwärtigen Wiederaufleben des Antisemitismus.

Die andere Veröffentlichung "Brauner Alltag" ist allgemeiner gehalten, Bilder aus ganz Deutschland sind hier herangezogen worden. In der Qualität des Materials sind beide Bücher gut. Wer bis jetzt noch nicht weiss, was damals geschah, erfährt es spätestens hier. Beide Veröffentlichungen sind ein lobenswerter Versuch, die historischen Zusammenhänge zu dokumentieren.

H.P.

Aufspan, Jan, 22, 1982

*Beleg an die Süddeutsche Zeitung, München, S. 66*

Freitag, 30. November 1979

## Die unheilvolle Geschichte des christlichen Antisemitismus

Zum Artikel in der SZ Nr. 261 „Kardinal belehrt die Oberammergauer“:

Man muß schon zweimal hinschauen, um sich von der Richtigkeit des Satzes zu überzeugen: „Seine Ansicht, daß man es bei allem guten Willen den Juden nie ganz recht machen könne, bekräftigt der bibelfeste Spielleiter mit dem Paulus-Wort, wonach das Christentum den Heiden eine Torheit und den Juden ein Ärgernis sei.“ Leider geht aus dem Kontext nicht eindeutig hervor, ob diese Äußerung von Kardinal Ratzinger oder vom Oberammergauer Spielleiter Maier stammt. In jedem Fall ist sie eine Ungeheuerlichkeit, die deutlich macht, wieviel an nicht aufgearbeitetem theologischen Antisemitismus in unserer Gesellschaft und in manchen Teilen der katholischen Kirche auch nach dem 2. Vatikanum noch immer vorhanden ist.

Darüber hinaus geht auch die Anordnung von Kardinal Ratzinger, den Judenausruf „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ (Mt 27,25) wieder in den Passionstext aufzunehmen, in die gleiche Richtung. Denn der Kardinal könnte eigentlich aus vielen exegetischen Publikationen der letzten Jahre, wie aus dem kürzlich erschienenen „Traktat über die Juden“ von Franz Mußner, wissen, daß dieses Mattäus-Wort nicht historisch ist und in der tatsächlichen Verhandlung vor Pilatus keine Rolle gespielt hat. Vielmehr handelt es sich, wie bei der ganzen Szene, wo Pilatus in Unschuld seine Hände wäscht, um eine nachträgliche Bildung des 1. Evangelisten. Man könnte also aus historischen Gründen auf das Wort ohne weiteres verzichten. Es ist auch nicht notwendig, diesen Text dogmatisch heute noch

als Wort Gottes zu akzeptieren. Denn es geht heute nicht mehr an, diesen Text rein dogmatisch als Bibelzitat zu nehmen, ohne die unheilvolle Geschichte des christlichen Antisemitismus mit zu bedenken, die gerade durch diesen Text ausgelöst worden ist. Wenn man dies heute trotzdem tut, nach Auschwitz, das Kardinal Ratzinger erst kürzlich im vergangenen Mai besucht hat, dann ist dies entweder eine große Gedankenlosigkeit oder eine Beleidigung des jüdischen Volkes und seiner Toten. Auch ein Kardinal kann als Deut-

scher unserer Geschichte nicht gleichgültig gegenüberstehen und nicht so tun, als hätten Christentum und Theologie an der Entstehung des modernen Antisemitismus überhaupt keinen Anteil gehabt. Ich selber kann als Deutscher und als Christ diese Vorgänge im Hinblick auf Oberammergau nur mit größter Beschämung zur Kenntnis nehmen.

Prof. Dr. Josef Blank  
Karlstraße 179  
6601 Saarbrücken-Klarenthal



## Juden kritisieren Passionsspiel

dpa, München

Scharfe Kritik auch an der überarbeiteten Fassung der diesjährigen Oberammergauer Passionsspiele haben führende Vertreter amerikanischer Juden geübt. Auch die Inszenierung von 1980 beinhalte die Kollektivschuld der Juden am Tod Jesu Christi, bemängelte Rabbi Marc H. Tanenbaum vom „American Jewish Committee“ in München. Die Juden würden nach wie vor als blutrünstige und grausame Charaktere dargestellt. Außerdem hätten die Verantwortlichen für die diesjährigen Oberammergauer Passionsspiele trotz ihrer Anlehnung an das Zweite Vatikanische Konzil Standpunkte der modernen christlichen Lehre vernachlässigt.

Die amerikanischen Juden wollen das Oberammergauer Spiel nicht grundsätzlich angreifen und verdammen, sondern vielmehr in gutem Einvernehmen eine Lösung finden. Trotz des gezeigten guten Willens im Prolog, wo auch die Juden willkommen geheißen werden, könne die Produktion jedoch, meinten sie, bei den zahllosen amerikanischen Besuchern antisemitische Gefühle hervorrufen.

Die Welt 28. Mai 1980

Neuzeit, 10. Mai 1987

## **Geschichte des Antisemitismus**

Von Leon Pollakovs Standardwerk „Die Geschichte des Antisemitismus“ hat der Verlag Georg Heintz in Worms jetzt den dritten Band „Religiöse und soziale Toleranz unter dem Islam“ herausgebracht. Der 1910 in St. Petersburg geborene und heut in Frankreich lebende Autor, der zusammen mit Joseph Wulf die Dokumentationsserie über „Das Dritte Reich und die Juden“ und „Das Dritte Reich und seine Denker“ vorlegte, verfaßte für die deutsche Ausgabe ein neues Vorwort.

## **Motiv- und Themenforschung**

Geburtstag der Literaturwis-



„Aktuell“ Berlin, 11. 11. 79

# Berliner Universität richtet Zentrum für Anti- semitismus- Forschung ein

Die Technische Universität Berlin erhält ein eigenes Institut für Antisemitismus-Forschung – die erste Einrichtung dieser Art im deutschsprachigen Raum. Gastprofessoren (unter anderem aus den USA und Israel) sollen hier forschen und lehren. Im Frühjahr 1980 wird mit dem Aufbau einer Fachbibliothek und erster Colloquien begonnen. 63000 Mark stehen für die Erstausrüstung des Zentrums zur Verfügung, auf 178000 Mark werden die laufenden Kosten pro Jahr geschätzt.

Wie haben jüdische Minderheiten in der sich wandelnden Gesellschaft seit dem späten 18. Jahrhundert gelebt? Wie sind sie von ihrer Umwelt »angenommen« worden? Welche Ursachen, Erscheinungsformen und Auswirkungen hatte der Antisemitismus? Dies alles sind Fragen, mit denen sich das Wissenschaftler-Team an der TU Berlin beschäftigen wird.

Das Institut soll kein Geschichtsinstitut im traditionellen Sinn sein, sondern in seiner Arbeit durch sozialwissenschaftliche und historische Methoden und Fragestellungen geprägt sein. Das schließt interdisziplinäre Forschungen, vor allem die Zusammenarbeit von Historikern, Soziologen und Psychologen ein. Es bedeutet auch, daß die Forschungen bis in die unmittelbare Gegenwart geführt werden.

Die Arbeiten sollen bei der deutschen Geschichte und den deutschen Gegenwartserfahrungen ansetzen. Aber es wird keine Nationalgeschichte im engeren Sinn betrieben. Es geht vielmehr darum, über diese Schwerpunktbildung hinaus die europäischen und außereuropäischen Entwicklungen insgesamt zu erfassen und in eine internationale vergleichende Analyse einzubeziehen. Entscheidend für die erfolgreiche Arbeit des Instituts wird der ständige Arbeitskontakt mit den auf diesem Gebiet tätigen Forschern



Als erste deutsche Universität wird die Technische Universität Berlin ein Zentrum für Antisemitismus-Forschung einrichten. Hier sollen Wissenschaftler aus aller Welt forschen und lehren.

und Forschungseinrichtungen in aller Welt sein.

Forschungen zur Geschichte der Judenemanzipation und des Antisemitismus werden in der Bundesrepublik und in Berlin von einer nicht sehr großen Zahl von Einzelforschern betrieben. Es besteht keine wissenschaftliche Einrichtung und es ist auch keine solche vorgesehen, die eine kontinuierliche und systematische Forschung einschließlich der Ausbildung von wissenschaftlichem Nachwuchs auf diesem Gebiet garantieren könnte. Weder im Institut für Zeitgeschichte in München noch in einigen anderen einschlägigen Instituten werden bislang systematische Antisemitismusstudien betrieben. Für die Geschichte der Juden in Deutschland gibt es nur ein sparsam ausgestattetes Institut in Hamburg, das eher frühhistorische Studien betreibt. Außerhalb der Bundesrepublik wird die Geschichte der Juden seit dem späten 18. Jahrhundert vor allem in den Leo-Baeck-Instituten in Jerusalem, London und New York und in der Wiener Library bearbeitet.

Angesichts der herausragenden Beiträge jüdischer Bürger zur Entwicklung des kulturellen, wissenschaftlichen und politischen Lebens und angesichts der Entwicklung des Antisemitismus und seiner katastrophalen Folgen stellt dieses Forschungsgebiet eine geschichtliche Verpflichtung der deutschen Wissenschaft dar.

Vor 1933 lebte über ein Drittel aller Juden in Deutschland in Berlin. Als unbestrittenes Zentrum des deutschen Judentums, aber auch der Judenverfolgung zur Zeit des Nationalsozialismus erscheint die Stadt als Ort der Selbstbesinnung am besten geeignet für diese Forschungen. Das zu errichtende Institut wäre sichtbares Zeichen des Andenkens und Vermächnisses der großen Zahl jüdischer Bürger Berlins, die bis zu ihrer Vertreibung und Ermordung hier lebten. Gleichzeitig würde Berlin eine geistige Aufgabe übernehmen, die nicht nur für die Bundesrepublik Deutschland und ihr Bild im Ausland von Bedeutung ist, sondern darüber hinaus eine im wahrsten Sinne des Wortes gesamtdeutsche Aufgabe wäre.

# Ein Zentrum für Antisemitismus-Forschung in Berlin

Die Technische Universität Berlin erhält ein eigenes Institut für Antisemitismus-Forschung — die erste Einrichtung dieser Art im deutschsprachigen Raum. Gastprofessoren (unter anderem aus den USA und Israel) sollen hier forschen und lehren. Zurzeit wird mit dem Aufbau einer Fachbibliothek begonnen. 63,000 Mark stehen für die Erstausrüstung des Zentrums zur Verfügung.

Wie haben jüdische Minderheiten in der sich wandelnden Gesellschaft seit dem späten 18. Jahrhundert gelebt? Wie sind sie von ihrer Umwelt "angenommen" worden? Welche Ursachen, Erscheinungsformen und Auswirkungen hatte der Antisemitismus? Das alles sind Fragen, mit denen sich das Wissenschaftler-Team an der TU Berlin beschäftigen wird.

Die Arbeiten sollen bei der deutschen Geschichte und den deutschen Gegenwartserfahrungen ansetzen. Aber es wird keine Nationalgeschichte im engeren Sinn betrieben. Es geht vielmehr darum, die europäischen und ausser-europäischen Entwicklungen insgesamt zu erfassen und in eine internatio-

nale vergleichende Analyse einzubeziehen. Entscheidend für die erfolgreiche Arbeit des Instituts wird der ständige Arbeitskontakt mit den auf diesem Gebiet tätigen Forschern in aller Welt sein.

Forschungen zur Geschichte der Judenemanzipation und des Antisemitismus werden in der Bundesrepublik und in Berlin von einer nicht sehr grossen Zahl von Einzel Forschern betrieben. Weder im Institut für Zeitgeschichte in München noch in einigen anderen einschlägigen Instituten werden bislang systematische Antisemitismusstudien betrieben. Für die Geschichte der Juden in Deutschland gibt es nur ein Institut in Hamburg, das eher frühhistorische Studien betreibt. Ausserhalb der Bundesrepublik wird die Geschichte der Juden seit dem späten 18. Jahrhundert vor allem in den Leo-Baeck-Instituten in Jerusalem, London und New York und in der Wiener Library bearbeitet.

Angesichts der hervorragenden Beiträge jüdischer Bürger zur Entwicklung des kulturellen, wissenschaftlichen und politischen Lebens und angesichts der Entwicklung des Antisemitismus und seiner katastrophalen Folgen stellt dieses Forschungsgebiet eine geschichtliche Verpflichtung der deutschen Wissenschaft dar.

Vor 1933 lebte über ein Drittel aller Juden Deutschlands in Berlin. Als unbestrittenes Zentrum des deutschen Judentums erscheint die Stadt als Ort der Selbstbesinnung am besten geeignet für diese Forschungen. Das zu errichtende Institut wäre sichtbarstes Zeichen des Andenkens und Vermächtnisses der grossen Zahl jüdischer Bürger Berlins, die bis zu ihrer Vertreibung und Ermordung dort lebten. Gleichzeitig würde Berlin eine geistige Aufgabe übernehmen, die nicht nur für die Bundesrepublik Deutschland und ihr Bild im Ausland von Bedeutung ist, sondern darüber hinaus eine im wahrsten Sinne des Wortes gesamtdeutsche Aufgabe wäre.

A. B., Berlin



Richard Wagner immer wieder anders: Revoluzzer und Antisemit, Träumer und Pedant, Außenseiter und Großbürger

Die Unmasse dessen, was über Richard Wagner geschrieben wurde und weiterhin geschrieben wird, als sei es nicht endlich genug, eine Masse, die von Wagner selbst durch ausschweifende Kommentare über die eigenen Absichten provoziert worden ist, vermag längst niemand mehr zu überblicken, geschweige denn zu lesen. Und wer sich als Rezensent gezwungen sieht, nach oder — schlimmer noch — neben dem Wagner-Buch von Hans Mayer das von Friedrich Oberkögler

Hans Mayer: „Richard Wagner — Mitwelt und Nachwelt“; Belsar Verlag, Stuttgart/Zürich, 1978; 448 Seiten, 45,— DM

Friedrich Oberkögler: „Richard Wagner — Vom Ring zum Gral: Wiedergewinnung seines Werkes aus Musik und Mythos“; Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart, 1978; 732 Seiten, 58,— DM

als Lektüre zu absolvieren, beginnt zu begreifen, daß es nicht eine einzige, in sich durch Übereinstimmung oder Widerspruch zusammenhängende Wagner-Literatur, sondern eine Vielzahl von Wagner-Literaturen gibt, zwischen denen nicht der geringste Konnex besteht. Das Publikum, an das sich der eine Autor wendet, existiert für den anderen nicht; man redet in verschiedenen Sprachen, die nicht ineinander übersetzbar sind. (Wenn Oberkögler, ein einziges Mal, Adorno zitiert, erschrickt man geradezu und beruhigt sich erst wieder, wenn man entdeckt, daß es zu polemischen Zwecken geschieht.)

Läuterung zum „Pflanzen-Blütenkelch“

Oberkögler ist Anthroposoph. Die Interpretationen des „Ring“, des „Tristan“, der „Meistersinger“ und des „Parsifal“, die er auf Hunderten von Seiten ausbreitet, sind beharrliche Versuche, sich der verborgenen Bedeutung der Musikdramen mit dem Kategoriensystem und in der Sprache Rudolf Steiners zu bemächtigen. Die Theaterwirklichkeit, die Wagner entwarf, schrumpft zum esoterischen Traktat, dessen Chiffren es zu enträtseln gilt. Wagners mythenverknüpfende Phantasie, die in der verworrenen Abhandlung „Die Nibelungen“ einen Zusammenhang zwischen Nibelungenhort und Gral konstruierte, ist für Oberkögler Anstoß und Ermutigung, die Werke vom „Ring“ bis zum „Parsifal“ mit einem immer dichteren Netz von Symbolik zu überziehen, das die dramatischen Grundrisse immer unkenntlicher werden läßt. Zur Ausfüllung der Lücken, die bei anthroposophischer Exegese übrigbleiben, dienen musikalische Analysen, die aus Versuchen bestehen, in Worte zu fassen, was die Leitmotive und deren Partikel ausdrücken. Von der musikalischen Form ist nicht die Rede.

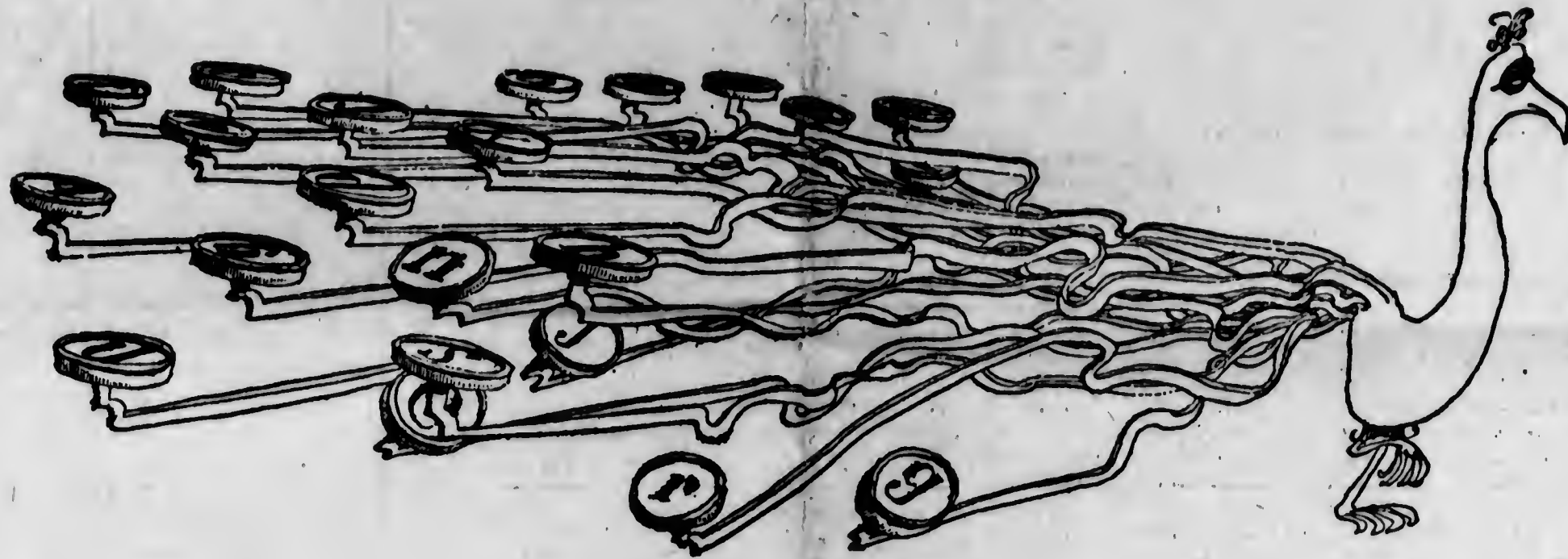
Das Buch ist strenggenommen überhaupt nicht rezensierbar. Wer weder die Prämissen teilt, von denen Oberkögler ausgeht, noch die Sprache erträgt, deren stilistische Gebärde sich am Begriff des „Bühnenweihfestspiels“ zu orientieren scheint, kann sich nicht an Thesen klammern, um sie zu unterstreichen oder zu widerlegen, sondern kann lediglich herausgerissene Sätze zitieren und gewissermaßen vorzeigen, um dem Leser sinnfällig zu machen, auf was er sich einläßt oder was er vermeidet, wenn er sich zur Lektüre oder Nicht-Lektüre des Buches entschließt, eines Buches, das von den Anhängern der Anthroposophie zur Wissenschaft und von den Skeptikern zur Erbauungsliteratur gezählt wird. Zum „Parsifal“ heißt es: „Was wir einleitend von der Karfreitags-Intuition Richard Wagners sagten, die Läuterung der Seele zum „Pflanzen-Blütenkelch“ durch „Überwindung der Begierde“ und Erlangung eines „höheren Bewußtseins“, ist mit dieser Sphärenkraft — der des Tierkreis des Schützen — besonders stark verbunden.“

Sympathie für Außenseiter

Das Buch von Hans Mayer, Ausdruck einer lebenslangen intellektuellen Passion für die irritierende Anziehung nicht allein des Wagnerschen Werkes, sondern auch der Person, ist aus Teilen zusammengewachsen, deren Entstehungszeit sich über nahezu ein Vierteljahrhundert erstreckt. Obwohl manche Partien ergänzt, gestrichen oder überarbeitet wurden, bleibt das „Prinzip Collage“ kenntlich, das dem Buch zugrundeliegt, ohne daß dadurch der Eindruck einer tragenden Konzeption, von der Mayers Wagner-Schriften immer schon bestimmt wurden, ausgelöscht würde. Mayer versucht gar nicht erst, Wiederholungen zu vermeiden oder Disproportionen auszugleichen, wie sie etwa aus der Kürze der — bestehen-

Musik und Mythos

Verstörung und Faszination durch ein „böses Genie“ / Von Carl Dahlhaus



den — Essays über einzelne Musikdramen im Verhältnis zur Detailliertheit der Geschichte Bayreuths unter Cosima, Siegfried, Winifred und Wieland Wagner resultieren. Er verläßt sich, sicherlich zu Recht, auf ein Publikum, das Nietzsche, Thomas Mann, Bloch und Adorno gelesen hat, also fähig ist, für Gedanken und Beobachtungen, die an die große Tradition der Wagner-Kritik anknüpfen, einen Platz in Zusammenhängen zu finden, die Mayer lediglich andeutet, ohne sie in einem Buch, das die Spuren der Entstehung aus einem Sammelband an sich trägt, von Grund auf darstellen zu können.

Daß Mayer ein Polyhistor ist, dessen souveräne Verfügung über literatur-, musik-, kultur- und sozialgeschichtliche Tatsachen es ihm erlaubt, Beziehungen herzustellen, die im einzelnen Werk, Vorgang oder Ereignis plötzlich den Blick auf das Panorama einer ganzen Epoche freigeben, braucht kaum gesagt zu werden. Überraschend an einem Wagner-Buch, das von einem — in prekärer Relation — nicht nur musikalisch, sondern auch politisch „Betroffenen“ stammt, ist jedoch der subtile Gerechtigkeitsinn, mit dem die politischen Implikationen der Ge-

schichte Bayreuths analysiert und abgewogen werden. Mayer, der Außenseiter und Autor eines Buches über Außenseiter, entdeckt in Cosima, Siegfried und Winifred Wagner Züge eines Außenseitertums, dem er eine vorsichtige, aber noch in der Härte des historischen Urteils fühlbare Sympathie entgegenbringt.

Verzicht auf Wagners Werk?

In einer Diskussion mit Heinz-Klaus Metzger und Rainer Riehn, die in dem Sammelband

„Richard Wagner — Wie antisemitisch darf ein Künstler sein?“, herausgegeben von Heinz-Klaus Metzger und Rainer Riehn; „Musik-Konzepte 5“, Edition text + kritik, München, 1978; 112 Seiten, 9,— DM

publiziert wurde, wehrt sich Hans Mayer gegen eine Verurteilung Wagners, die nicht mit sich reden läßt, eine Verurteilung mit praktischen Folgen also, die Mayer als „dialektisch falsch“ empfindet. Immerhin erscheint ihm Metzgers herausfordernde These, Liszts h-moll-Sonate stelle eine „Alternative“ zum „Ring“ dar, die es erlaubt, die ideologische Verwerfung gewissermaßen

musikgeschichtlich zu ratifizieren, keineswegs als absurd, was sie jedoch zweifellos ist. (Übrigens war auch Liszt Antisemit.)

Von Hartmut Zelinsky werden in einem Aufsatz, dessen Lektüre bedrückend wirkt, auch wenn man die Fakten kannte, die Dokumente über Wagners Antisemitismus noch einmal zusammengetragen. Die Konsequenz, zu der sich Zelinsky am Ende gedrängt fühlt, ist von einer Härte, die wohl einzig durch das Bewußtsein der Vergeblichkeit davor bewahrt wird, vor sich selbst zu erschrecken: Zelinsky postuliert nichts Geringeres als einen Verzicht auf Wagners Werk, einen Verzicht, dessen Kehrwert es wäre, daß der „Fall Wagner“ den Musikwissenschaftlern aus der Hand genommen und den Psychiatrern übergeben würde. Zu leugnen, daß die fatalen Implikationen, denen Zelinsky nachgeht, bis in das Wagnersche Werk hineinreichen und keineswegs auf die Person beschränkt bleiben, wäre nutzlose Apologie. Man wird — um eines Werkes willen, dessen Größe sich durch die Veröffentlichung der Cosima-Tagebücher verdüsterte, ohne dadurch geringer zu werden — den Zwiespalt ertragen müssen.

Der mit Geschick redigierte und mit Bildern, die zur Substanz des Buches gehören, reich ausgestattete Sammelband

„Theaterarbeit an Wagners Ring“, herausgegeben von Dietrich Mack; Schriften zum Musiktheater, Band 3; Piper Verlag, München, 1978; 288 Seiten, 38,— DM

ist aus einer Tagung des Forschungsinstituts für Musiktheater an der Universität Bayreuth hervorgegangen. Er umfaßt vor allem Kommentare von Regisseuren zu eigenen „Ring“-Inszenierungen, Reflexionen aus der Praxis also, um die sich einige philosophische, historische und musiktheoretische Texte gruppieren.

Tiefenstrukturen sichtbar machen

Wolfgang Wagner notiert Stichworte zu gedanklichen Konfigurationen, die den inneren Zusammenhang des Werkes ausmachen.

Ulrich Melchinger möchte den Mythos in nahe, greifbare, unmittelbar faßliche Realität übersetzen.

Joachim Herz sieht in der Vielschichtigkeit des Werkes eine Chance für das Theater, „das Ineinanderverbunden von Mythos und Historie, von Saga und Wagner-Zeit auch optisch als einen besonderen Reiz zu genießen“. („Batterien von Stadionlampen beleuchten Fotomontagen heilighaftender Massen, wenn die Götter in Walhall einziehen.“)

Günther Rennert wendet sich gegen „Verfremdungen“, die der Musik Gewalt antun, und sucht den Angelpunkt einer Inszenierung, die der Musik gemäß ist, im Psychologischen.

Götz Friedrich zitiert szenisch, unbekümmert um Stilbrüche, Theaterformen und literarische Visionen, in denen er Analogien zu den Stationen der „Ring“-Handlung entlockt: die mittelalterliche Mysterienbühne mit Himmel, Erde und Unterwelt im „Rheingold“, Orwells „1984“ in der „Götterdämmerung“.

Patrice Chéreau schließlich, dessen Bayreuther Skandal sich längst in einen Triumph gekehrt hat, erinnert „szenische Allegorien“, in denen die Handlung sich zu lebenden Bildern zusammensetzt, die wie mit einem Schlag die Bedeutung der szenisch-musikalischen Vorgänge erhellen.

Der Ehrgeiz, Wagners „Ring“ zu inszenieren, ist in den letzten Jahren geradezu epidemisch geworden. Und wenn der Bayreuther Sammelband auch kaum den Gründen nachgeht, die dazu führten, so stellt er doch die Materialien zusammen, die geeignet erscheinen, das Phänomen zu erklären. Im Hintergrund steht unausgesprochen Peter Steins abgebrochene Regiearbeit am „Ring“, deren Voraussetzung wiederum die „Peer Gynt“-Inszenierung war: der Versuch, im Theater „Tiefenstrukturen“ des neunzehnten Jahrhunderts sichtbar zu machen.

Philologie mit Phantasie

Wagners Dramen, die keine Libretti mehr sind, waren stets eine Herausforderung für Philologen. Das — für manche Philologen früherer Generationen herzerbehebende — Mißverständnis, Wagner habe die germanische Götterwelt für das moderne Bewußtsein dichterisch restauriert, ist von Inszenierungen, in denen bereits „Das Rheingold“ als Verfallsgeschichte erscheint, längst durchkreuzt worden. Die Faszination aber, die von Wagners genial vertrackten Texten ausgeht, ist geblieben. Und wenn ein Philologe, Polyhistor und Autor von Rang, der die Treue zum Text mit Phantasie verbindet —

Peter Wapnewski: „Der traurige Gott — Richard Wagner in seinen Helden“; Verlag C. H. Beck, München, 1978; 319 Seiten, 34,— DM

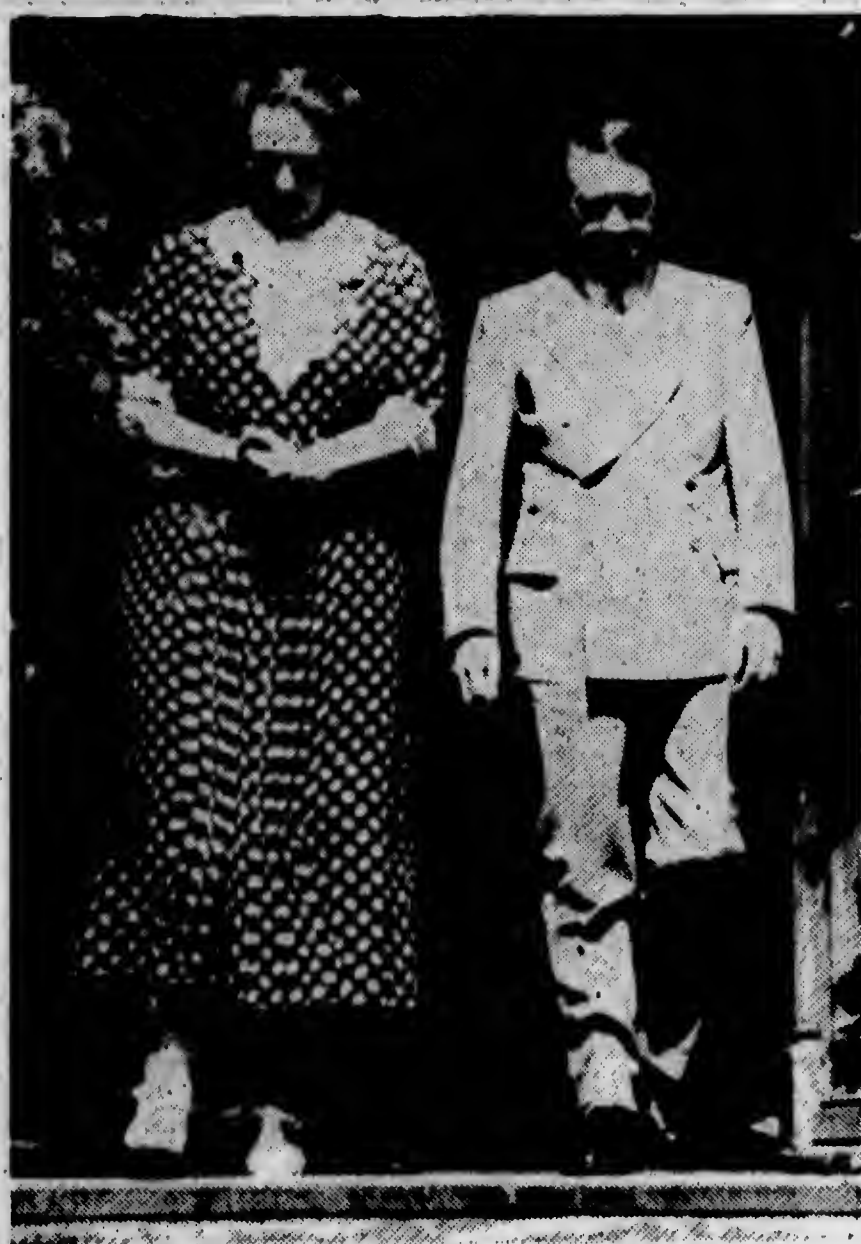
sich entschließt, Wagner beim Wort oder sogar beim Buchstaben zu nehmen, so kann man sicher sein, daß die Dunkelheiten, die er aufhellt, sich als Schlüsselphänomene erweisen werden. Ob es sich um germanische Rechtsbegriffe im „Tristan“, um die seltsame Verknüpfung der „Meistersinger“-Vision mit Tizians „Assunta“, um den mythologischen Hintergrund der Rheintöchter oder um Vorformen der Kundry-Gestalt in der mittelalterlichen Epik handelt; immer gelingt es Wapnewski, sich vom genau erfassen Detail zu Strukturen vorzutasten, die ein Drama im Innersten zusammenhalten.

Wagner, der Theatromane, der auf den großen Wurf setzte, war andererseits ein Pedant; Nietzsche nannte ihn einen „Miniaturisten“. Und die Mühen der Akribie, allerdings einer von Imagination geleiteten Akribie, sind an Wagnersche Texte nicht verschwendet.

So wird Philologie, die in Essayistik übergeht, ohne daß der geringste Bruch fühlbar würde, zur fesselnden Lektüre.

Handwritten notes and signatures, including 'Lilje Bilde', 'Lilje Wunsch', and 'Besenluft, 10 August 1876'.

Wagners „Letzte Bitte“ an seine Künstler vor den ersten Festspielen in Bayreuth 1876. (Aus dem Band „Richard Wagner — Leben und Werk in Daten und Bildern“, herausgegeben von Dietrich Mack und Egon Voss; Frankfurt, 1978; 272 S., 10,— DM.)



Adolf Hitler besucht Winifred, Siegfried Wagners Witwe, in Wahnfried. (Aus dem von Wolf Siegfried Wagner herausgegebenen Bildband „Die Geschichte unserer Familie in Bildern — Bayreuth 1876—1976“, mit Beiträgen von Winifred, Gertrud und Nike Wagner [Rogner & Bernhard, München, 1978; 160 S., 38,— DM], der jetzt auch als Taschenbuch erschienen ist [rororo 4223, Rowohlt, Reinbek, 1978; 168 S., 7, 80 DM].)

Volkslieder, Kampflieder, Jazz: Musik aus Südamerika

Liebe und Revolution

Ein Kontinent, der auf Schallplatten so präsent wäre wie dieser, und keiner, der dennoch relativ unbekannt geblieben wäre; keiner auch, der Neugierde und Anteilnahme so stetig auf sich zöge wie dieser: Südamerika. Es ist ebenso interessant wie erklärlich, daß es nicht die großen angloamerikanischen Konzerne dieser Industrie sind, die ihre Herzen für die Unterdrückten, erst recht nicht für die Poesie ihrer Proteste in Texten und Musiken geöffnet hätten, sondern der Pläne-Verlag in Dortmund, ein, wie man zur Genüge weiß, linkes Unternehmen, seit einiger Zeit bemüht um ein linksliberales Firmenbild. Und wie kein anderer Schallplattenverlag bringt dieser kleine ständig etwas zuwege, vor dem sich die viel potenteren Firmen meistens drücken: Wo immer ein Wort gesungen wird, ist es in der Originalsprache — Spanisch, Portugiesisch — wiedergegeben und übersetzt, oft noch ergänzt durch erklärende Informationen. Unter den neueren Veröffentlichungen sind zu nennen:

Mensch — zehn Lieder, geprägt von patriotischem Pathos und politischer Leidenschaft; es sind Kampflieder, Volkslieder, Liebeslieder, gefaßt in eine einfallsreiche, von den Texten inspirierte, folkloristisch durchsetzte Musik (pläne 88 121).

Silvio Rodriguez: „Dias y Flores“ — Lieder „voller Zorn und voller Liebe“, sagt der Autor. Wie viele Barden aus der Zunft bildet Südamerika für ihn musikalisch ein Land, und so mischt er ganz selbstverständlich Kubanisches mit Elementen anderer Volksmusiken. Seine Texte sind poesievoll, engagiert und schön (pläne G-8-0215).

Atahualpa Yupanqui: „Basta Ya.“ Er ist der Senior dieser Sänger und Poeten. Seine Lieder sind bedächtig geformt; ihre Stärken sind ihre Einfachheit und ihre Genauigkeit. Das gilt für die Musik, für das (manchmal etwas betuliche) Gitarrenspiel, für die auffallend stark im Volkstümlichen wurzelnde Lyrik (pläne 55 801).

Mexiko gegründete Gruppe von fünf Männern und zwei Frauen machen indianische Volksmusik auf indianischen Instrumenten: eine farbig klingende, gleichermaßen präzise und schwungvolle Vorstellung (pläne G-8-0203).

„Hasta Siempre“, gespielt von der „Jazz-Union Cuba, Finland, Denmark“. Die Mitglieder dieses kubanisch-skandinavischen Quintetts, angeführt von dem Saxophonisten Paquito D'Rivera, machen überaus gut klingende Themen eines ungewohnt melodischen, sanften, fröhlich-beschwingten Jazz: eine eingängliche Musik, sehr delikat und mit geradezu naivem Elan gespielt (pläne Jazz G 0038).

Die sehr plötzlich zur aktuellsten Veröffentlichung gewordene Schallplatte kommt aus dem Schwann-Verlag:

„Liebe und Revolution“, eine Live-Aufnahme aus der Thomaskirche in Düsseldorf. Sie enthält Texte und Lieder aus Nicaragua, von denen etliche der Dichter, Philosoph, Politiker und Priester Ernesto Cardenal geschrieben hat, ein nachdenklicher, kämpferischer, auch naiver Mann, der im Kampf gegen den menschenverachtenden Diktator Somoza eine bedeutende Rolle spielt. Es lohnt sich, diesem bemerkenswerten Christen zuzuhören: Es hilft, die Situation besser verstehen (Schwann studio 402).

Manfred Sade

Webern komplett

Mit Akribie

Der Webern-Enthusiasmus, der die Komponisten der Avantgarde 1975 in Deutschland wie in aller Welt fast schlagartig erfaßte, manchen darunter sogar in blinder Eifer stürzte, hat in der Rezeptionsgeschichte seines Werkes seltsamerweise nur wenig Konsequenzen gehabt. Denn noch immer verläuft auf der Seite des Publikums die Auseinandersetzung mit jener „Musik am Rande des Schweigens“ überwiegend defensiv. Daß sie gar allenthalben als „klassische“ Musik unseres Jahrhunderts akzeptiert würde, davon kann beileibe keine Rede sein. Jenen unhaltbaren Zustand zu ändern, dürfte gewiß Ziel der lange erwarteten Webern-Anthologie

Anton Webern: „Das Gesamtwerk, opus 1 bis 31“; London Symphony Orchestra, Leitung: Pierre Boulez; CBS 79 402 (4 LP)

sein, die damit nicht zuletzt im CBS-Management eine Scharte aussetzt, weil sie die geradezu stümperhafte frühere Gesamteinblendung mit Robert Craft, die bislang einzige freilich, endlich außer Kurs setzte. Interpretatorisch hat die auch in den kammer-



Anton Webern

musikalischen Beigaben mit Akribie und Kompetenz betreute Boulez-Kassette, die auch eine von Webern dirigierte Schubert-Bearbeitung aus dem Jahre 1932 einbezieht, nicht ihrgleichen. Die darin erzielte analytische Klangschärfe und künstlerische Sorgfalt scheint jedoch auf die Autoren beziehungsweise die redaktionelle Oberprüfung des Begleittextes nicht im geringsten eingewirkt zu haben. Es wimmelt darin von verbalen Harmlosigkeiten und Fehlern. Der musikalischen Qualität hingegen tut's keinen Abbruch. P. F.



# Redakteure der ZEIT empfehlen Bücher zum Verschenken und Selberlesen

	Hans C. Blumenberg	Heimut Heißenbüttel	Benjamin Henrichs	Petra Kipphoff	Rudolf Walter Leonhardt	Rolf Michaels	Fritz J. Raddatz	Dietrich Strothmann	
<b>Leicht zu lesen.</b>	W. E. Richartz/Urs Widmer: „Shakespeare's Geschichte“; Diogenes, Zürich; 360 S., 59,- DM	Brian Moore: „Die große viktorianische Sammlung“; Diogenes, Zürich; 283 S., 29,80 DM	W. E. Richartz/Urs Widmer: „Shakespeare's Geschichte“; Diogenes, Zürich; 360 S., 59,- DM	Graham Greene: „Der menschliche Faktor“; Roman; Zsolnay, Wien; 360 S., 32,- DM	Graham Greene: „Der menschliche Faktor“; Roman; Zsolnay, Wien; 360 S., 32,- DM	„Briefe zur Verteidigung der bürgerlichen Freiheit — Nachträge 1978“, herausgegeben von Freimut Duve, Heinrich Böll, Klaus Steack; ro-aktuell 4353, Rowohlt Taschenbuch Verlag; 282 S., 5,80 DM	Hans Magnus Enzensberger: „Der Untergang der Titanic — Eine Komödie“; Suhrkamp, Frankfurt; 118 S., 20,- DM	Patricia Highsmith: „Editha Tagebuch“; Diogenes, Zürich; 432 S., 26,80 DM	
<b>Für fortgeschrittene Leser</b>	Hans Magnus Enzensberger: „Der Untergang der Titanic — Eine Komödie“; Suhrkamp, Frankfurt; 118 S., 20,- DM	Ingomar von Kieseritzky: „Trägheit oder Szenen aus der Vita Aktiva“; Klett-Cotta, Stuttgart; 216 S., 22,- DM	Werner Herzog: „Vom Gehen im Eis — München-Paris 23. 11. bis 14. 12. 1974“; Hanser, München; 103 S., 18,- DM	Hans Magnus Enzensberger: „Der Untergang der Titanic — Eine Komödie“; Suhrkamp, Frankfurt; 118 S., 20,- DM	Hans Magnus Enzensberger: „Der Untergang der Titanic — Eine Komödie“; Suhrkamp, Frankfurt; 118 S., 20,- DM	Peter Wapnewski: „Der traurige Gott — Richard Wagner in seinen Heiden“; Beck, München; 319 S., 34,- DM	Giorgio Manganelli: „Unschluß“; Quarität 82; Wagenbach, Berlin; 137 S., 16,80 DM	Thomas Mann: „Tagebücher 1893-1934 und 1935 bis 1936“; S. Fischer, Frankfurt; 1977/1978; 2 Bände, 617 und 672 S., je 58,- DM	Dorothee Söller: „Sympathie — Theologisch-politische Traktate“; Kreuz Verlag, Stuttgart; 319 S., 17,50 DM
<b>Ein Buch, aus dem man auch etwas lernen kann</b>	Edmund Braun/Hans Radermacher: „Wissenschaftstheoretisches Lexikon“; Styria, Graz; 713 S., 88,- DM	Doris Lessing: „Des goldene Notizbuch“; Govaerts, Frankfurt; 634 S., 38,- DM	Hans Magnus Enzensberger: „Der Untergang der Titanic — Eine Komödie“; Suhrkamp, Frankfurt; 118 S., 20,- DM	Virginia Woolf: „Ein Zimmer für sich allein“; Gerhardt Verlag, Berlin; 140 S., 16,80 DM	Ernst Loh: „Paar und Sprache — Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung“; Quelle & Meyer, Heidelberg; 180 S., 12,80 DM	Peter Wapnewski: „Der traurige Gott — Richard Wagner in seinen Heiden“; Beck, München; 319 S., 34,- DM	Joseph Roth: „Briefe 1911 bis 1939“; Kiepenheuer & Witsch, Köln; 1970; 642 S., 48,- DM	Joseph Roth: „Briefe 1911 bis 1939“; Kiepenheuer & Witsch, Köln; 1970; 642 S., 48,- DM	Heimut Diwald: „Geschichte der Deutschen“; Ullstein/Propyläen, Berlin; 830 S., 48,- DM
<b>Für politisch interessierte Leser</b>	Upton Sinclair: „Der Dschungel“; Vertriebs 2001, Frankfurt; 480 S., 20,- DM	Eric Ambler: „Bitte keine Rosen mehr“; Diogenes, Zürich; 454 S., 29,80 DM	Jacob Holdt: „Bilder aus Amerika — Eine Reise durch das schwarze Amerika“; S. Fischer, Frankfurt; 272 S., Abb., 36,- DM	„Tintenfisch 15 — Deutschland, das Kind mit den zwei Köpfen“; Klaus Wagenbach, Berlin; 143 S., 9,80 DM	Walter Laqueur: „Europa vor der Entscheidung“; Kindler, München; 371 S., 38,- DM	Julien Benda: „Der Verrat der Intellektuellen“; RH 234, Hanser, München; 254 S., 19,80 DM	„Briefe zur Verteidigung der bürgerlichen Freiheit — Nachträge 1978“, herausgegeben von Freimut Duve, Heinrich Böll, Klaus Steack; ro-aktuell 4353, Rowohlt; 282 S., 5,80 DM	Hans Magnus Enzensberger: „Der Untergang der Titanic — Eine Komödie“; Suhrkamp, Frankfurt; 118 S., 20,- DM	
<b>Ein Buch, dessen Bilder oder Ausstattung gefallen</b>	E. J. Belloc: „Storyville-Portraits — Fotografien aus dem Red-Light District von New Orleans um 1912“; DuMont, Köln; 88 S., Abb., 26,80 DM	Hamish Fulton: „Wege und Pfade“; Schirmer/Mosel, München; 36 S., 35 Abb., 34,- DM	„Karl Valentins Filme“, herausgegeben von Michael Schulte und Peter Syr; Piper, München; 214 S., Abb., 29,80 DM	„Aquarelle und Zeichnungen der deutschen Romantik“, herausgegeben von Jens Christian Jensen; DuMont, Köln; 190 S., Abb., 99,- DM	„Beiser Stilgeschichte“; dtv 3166-3171, Deutscher Taschenbuch Verlag, München; zwölf Bände, jeder Band ca. 200 S., 12,80 DM	Klaus Theweleit: „Männerphantasien I/II: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte/Männerkörper — Zur Psychoanalyse des weißen Terrors“; Verlag Roter Stern, Frankfurt 1977/78; 611 und 564 S., 25,- und 16,- DM	Benjamin Constant: „Werke“; Propyläen, Berlin, 1970-1972; 4 Bände, Leder, zus. 1844 S., 232,- DM	Harald Keller: „Micheingelo — Bildhauer, Maler, Architekt“; S. Fischer, Frankfurt; 256 S., Abb., 98,- DM	
<b>Für junge Leser</b>	Werner Herzog: „Vom Gehen im Eis — München-Paris 23. 11. bis 14. 12. 1974“; Hanser, München; 103 S., 18,- DM	Ulrich Bräcker: „Lebensgeschichte und Natürliche Abenteurer des Armen Mannes im Tockenburg“; Diogenes, Zürich; 2 Bände, zus. 650 S., 19,80 DM	Friedrich Karl Waechter: „Wahrscheinlich guckt wieder kein Schwein“; Diogenes, Zürich; 115 S., Abb., 24,80 DM	Martin Waiser: „Ein fliehendes Pferd“; Suhrkamp, Frankfurt; 151 S., 17,80 DM	Karl-Heinz Wacker: „Königin Victoria — Eine Biographie“; Claassen, Düsseldorf; 555 S., 38,- DM	Denise Sarrás: „Arenkibitben“; Matthes & Seltz, München; 98 S., 22,- DM	Klaus Hessler: „Brief an einen Freund — den mutmaßlichen Terroristen D.“; Hoffmann und Campe; 188 S., 9,80 DM	Kazimierz Moczarski: „Gespräche mit dem Henker“; Droste, Düsseldorf; 400 S., 39,- DM	
<b>Preiswert</b>	Eric Ambler: „Eine Art von Zorn“; Diogenes, Zürich; 288 S., 8,80 DM	Boris Vian: „Der Deserteur“, mit einer Biographie von Klaus Völker; Wagenbach, Berlin; 143 S., 8,50 DM	Herbert Achternbusch: „1969“ / „Alexanderschlacht“ / „Atlantischschwimmer“; 3 Bände; Suhrkamp, Frankfurt; zusammen 892 S., 48,- DM	„Hans Baldung Grien — Handzeichnungen und Druckgraphik“, herausgegeben von Marianne Bernhard; Südwest Verlag, München; 416 S., Abb., 59,- DM	Siegfried Lenz: „Einstein überquert die Elbe bei Hamburg“; Erzählungen; dtv 1381, München; 180 S., 5,80 DM	Alfred Kolleritsch: „Einbürgerung in das Vermeidbare“; Gedichte; Residenz, Salzburg; 107 S., 15,80 DM	„Arbeiter-Literatur“, vollständiger Nachdruck der Zeitschrift von 1924; LitPol Verlagsgesellschaft, Berlin, 1978; 2 Bände, zusammen 1296 S., je 24,- DM	Alfred Döblin: „November 1918“; dtv, München; 4 Bände, 1962 S., 49,- DM	
<b>Ein Buch, dem man viele Leser wünscht</b>	Woody Allen: „Wie du dir, so ich mir“; Rogner & Bernhard, München; 173 S., 19,80 DM	Ernst Jandl: „Die Bearbeitung der Müze“; Luchterhand, Darmstadt; 162 S., 20,- DM	Brendan Behan: „Bekanntnisse eines irischen Rebellen“, aus dem Englischen von Annemarie Böll; Kiepenheuer & Witsch, Köln; 326 S., 34,- DM	Edward Goroy: „The Fan-tod Work“, Kassette; Diogenes, Zürich; 10 Hefte; Abb., 99,- DM	Gabriele Wohmann: „Frühherbst in Badenweiler“, Roman; Luchterhand, Darmstadt; 266 S., 28,- DM	Volker Braun: „Unvollendete Geschichte“; Suhrkamp, Frankfurt; 98 S., 14,- DM	Sebastian Haffner: „Anmerkungen zu Hitler“; Kindler, München; 203 S., 14,80 DM	Sebastian Haffner: „Anmerkungen zu Hitler“; Kindler, München; 203 S., 14,80 DM	



Klassizist im romantischen Geist: Asmus Jakob Carstens („Die Nacht mit ihren Kindern schlief und Tod“, 1795)

## So viele Worte wie Geheimnisse

### Die Apokalypse in bildlichen Darstellungen

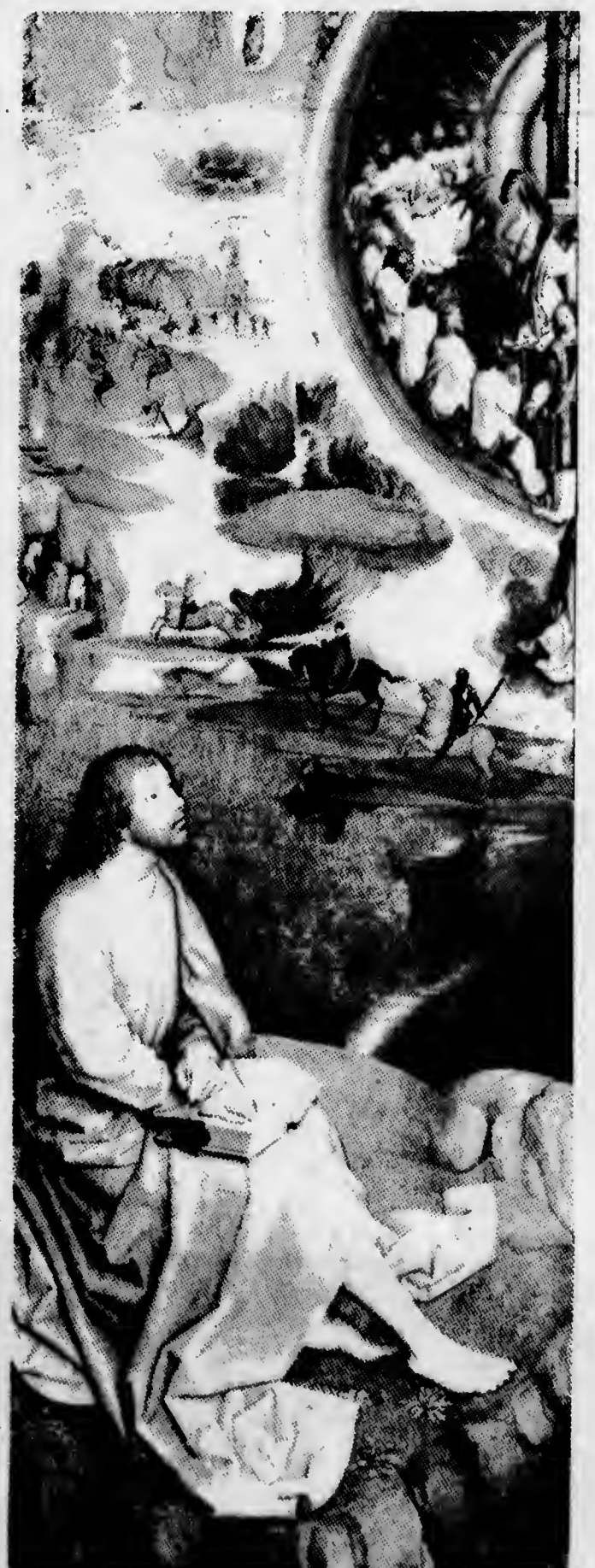
„Patmos“ nennt Hölderlin eine seiner späten Hymnen, die er dem Landgrafen von Homburg gewidmet hat. „Nah ist / und schwer zu fassen der Gott.“ Für Hölderlin ist Patmos der Topos ekstatischer Dichtung. Auf der Insel Patmos im Dodekanes ist, vermutlich um das Jahr 95, die Apokalypse entstanden, die Offenbarung des Johannes, das Buch mit den sieben Siegeln, das dunkelste, glühendste, bilderreichste, das je geschrieben wurde. *Quot verba, tot mysteria*, befand schon der Kirchenvater Hieronymus — so viele Worte wie Geheimnisse.

Kein Buch widerstrebe so sehr der Verbildlichung, schreibt der Kunsthistoriker und Theologe Frits van der Meer in seinem Buch

Frits van der Meer: „Apokalypse — Die Visionen des Johannes in der europäischen Kunst“, Herder Verlag, Freiburg, 1978; 368 S., mit 82 Farb- und 150 Schwarzweißabb., 178,- DM

und zeigt an einer überwältigenden Fülle von Beispielen, daß trotzdem und gerade deswegen die Offenbarung wie kaum ein anderes Buch die Phantasie der Künstler herausgefordert und sie zu grandiosen bildnerischen Ergebnissen inspiriert hat. Das Material ist so umfangreich, daß der Autor es um zwanzig Hauptwerke herum gruppiert hat, die ausführlich, auch unter theologischem Aspekt analysiert werden. Damit der Leser weiß, wovon die Rede ist, wurde der Text der Apokalypse dem Buch vorangestellt; so kann er sich über die literarische Herkunft der Bilder informieren und mit Bestürzung feststellen, daß selbst die kühnsten „surrealen“ Erfindungen bildnerischer Imagination sich unmittelbar und wörtlich auf den Text der Apokalypse beziehen.

Die Darstellung beginnt bei den frühchristlichen Mosaiken in römischen Kirchen, wo das Gotteslamm umgeben von Lämmern erscheint: ein ausgesprochen friedliches Bild. Unter „apokalyptisch“ sind, entgegen dem heutigen Sprachgebrauch, durchaus nicht nur endzeitliche Schreckensvisionen zu verstehen. Die Apokalypse ist auch und vor allem ein Trostbuch für die Verfolgten, das ihnen ein himmlisches Jerusalem als nahe Zukunft vor die Augen stellt. Erst in den Zyklen des hohen Mittelalters, den karolingischen, mozarabischen und angelnormannischen Buchmalereien werden Weltuntergang und kosmische Katastrophe zum bildnerischen Ereignis. In der gotischen Kathedrale findet die Offenbarungsthematik ihre Fortsetzung, auf doppelte Weise, einerseits in der Portalplastik (wenn etwa an der Kathedrale von Reims das Weib und der Drache erscheinen) andererseits in der Glasmalerei (mit apokalyptischen Fensterrosen). Im 15. Jahrhundert, vom Genter Altar des Jan van Eyck bis zu Dürers Holzschnittfolge, erreicht die apokalyptische Kunst ihre intensivste Phase — es scheint, daß die Apokalypse gerade in Zei-



Hans Memling: Johannes (Ausschnitt aus dem rechten Seitenflügel des Altars im St. Janshospitaal Brügge)

ten des Umbruchs, in Krisensituationen die Menschen oder die Künstler oder die Auftraggeber der Künstler beschäftigt hat. „Wo aber Gefahr ist / wächst das Rettende auch“, schreibt Hölderlin in „Patmos“.

Das Buch endet mit Correggios Kuppelfresko in Parma, mit dieser gigantischen und schon manieristischen Vision des aufgerissenen Himmels. Der Autor hat darauf verzichtet, das apokalyptische Thema durch die Kunst der Neuzeit weiterzuführen, wobei ihm das 20. Jahrhundert, man denke an Beckmanns „Apokalypse“, große Bildbeispiele geliefert hätte. Aber das historische Material, vom 4. bis zum frühen 16. Jahrhundert, ist hier zum erstenmal in systematischer Breite aufgearbeitet und mit hervorragenden Reproduktionen dokumentiert.

Gottfried Sello

## Was übrig bleibt, das lebt

### Zu Herbert von Einems „Deutsche Malerei des Klassizismus und der Romantik“

Klassik und Romantik: das scheint eine der schönsten, liebsten Antithesen deutschen Dichtens und Denkens. Wobei die Argumentation auf dem Gebiet der bildenden Kunst gegenüber der in der Literatur immerhin noch den Vorteil hat, daß sie mit einem präziseren Begriff geführt wird: von Klassizismus spricht man hier, denn gemeint sind ja ein Stil und ein Denken, die sich an der von Winkelmann für die Welt wiederentdeckten griechischen Klassik orientieren, eine Klassik also nach klassischem Vorbild. In der Literatur ist die Sache einfacher und mißverständlicher zugleich: Einen Höhepunkt deutscher Literatur, markiert durch Goethe und Schiller und lokalisiert in Weimar, nennt man Klassik und hat damit zweierlei durcheinanderbringend benannt: eine qualitative und eine stilistische Kategorie.

Klassik und Romantik, Klassizismus und Romantik: das war ein Streitfall seit und mit der Entstehung dieser Kategorien, und Goethe, der Klassiker, hat sich aus der olympischen Höhe Thüringens auch gleich kräftig und rundum in die Diskussion eingemischt. Novalis, der kühnste der romantischen Denker, schrieb: „Die Kunst ist das Komplement der Natur. Die Natur hat

Kunstinstinkt — daher ist es Geschwätz, wenn man Natur und Kunst unterscheiden will.“ Goethe dagegen aus Anlaß der Weimarer Kunstausstellung 1805: „Gemüt wird über Geist gestellt, Naturell über Kunst, und so ist der Fähige wie der Unfähige gewonnen. Gemüt hat jeder, Naturell mehrere, der Geist ist selten, die Kunst ist schwer.“ Und schließlich, mit dem Vorschlaghammer: „Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.“

Klassizismus und Romantik: Man weiß inzwischen, daß dieses Kontrastprogramm als solches genommen, zu interpretatorischen Verzerrungen führt und daß eine Subsumierung unter antichristliche Begriffe wie „Vollendung und Unendlichkeit“ (so der Germanist Fritz Strich) die vielleicht ebenso wichtigen Gemeinsamkeiten vieler acht läßt: den diese beiden Denkweisen und Stilrichtungen gleichermaßen irritierenden — und im Ergebnis erst auseinanderdividierenden — Begriff der Natur: die historische Konstellation, die Klassik oder Klassizismus wie Romantik als eine Zeit des Umbruchs zwischen dem festgefügt Weltbild des Barock und dem aufgelösten Weltlichkeitsbild der Gründerzeit erscheinen läßt. Als eine in diesem Sinne historische Einheit wird

die Kunst dieser Epoche begriffen in dem Buch von

Herbert von Einems: „Deutsche Malerei des Klassizismus und der Romantik (1760 bis 1840)“, Verlag C. H. Beck, München, 1978; 280 S., 197 Abb. auf 160 Tafeln, davon 16 Farbtafeln, Subskriptionspreis bis zum 31. 1. 1979: Leinen 98,- Mark, Normalpreis ab 1. 2. 1979 118,- Mark.

Herbert von Einems, der dreundsiebzigjährige Kunsthistoriker, hat mit diesem seinen Schülern (viele von ihnen sind inzwischen selber Kunsthistoriker von Rang) gewidmeten Werk die Summe eines Lebens als Lehrer und Forscher vorgelegt. Das heißt: Er hat ein Buch geschrieben ohne Hochmut, ohne Besserwisseri, ohne Ideologie, ein Buch, das, von einem Spezialisten geschrieben, auch dem Laien verständlich ist. So sachlich ist seine Darstellung der Divergenzen und Konvergenzen, daß Parteilichkeit nirgendwo Wellen schlägt — eine „klassische“ Publikation zum Thema Klassik und Romantik. „Der blinde Streit“, so hatte übrigens Achim von Arnim geschrieben, „zwischen sogenannten Romantikern und sogenannten Klassikern endet sich. Was übrig bleibt, das lebt.“

Petra Kipphoff



# Vorurteil und Haß

Ein psychologischer Beitrag zu dem Problem des Antisemitismus / Von Hans Keilson

Hans Keilson, vor 55 Jahren in Bad Freienwalde/Oder geboren, floh 1936 vor den Nationalsozialisten nach Holland; ein seiner Sprache beraubter Schriftsteller. Er erwarb schließlich die niederländische Nationalität und ließ sich als Psychiater in Bussum nieder. Vor einigen Jahren wurde sein Roman „Der Tod des Widersachers“ (Westermann Verlag, Braunschweig) viel diskutiert. Paul Hühnerfeld schrieb darüber in der ZEIT vom 19. Februar 1960: „... immer bleibt eine tiefe menschliche Einsicht spürbar, eine Einsicht, deren Humanität und Noblesse beschämbar können. Ein literarisch beachtlicher — ein menschlich großer Roman.“ — Natürlicherweise wurde der Antisemitismus für einen solchen Schriftsteller zu dem Thema, das ihn nicht losläßt. Seine psychologische Betrachtungsweise mag einerseits auf Verständnisschwierigkeiten stoßen, andererseits auf Widerspruch. Uns erschien sie mittelmäßig wert.

Für einen Arzt, der seine Angehörigen, Freunde und Bekannten mitsamt ihren Kindern durch eine sich plötzlich epidemisch verbreitende Infektionskrankheit verloren hat, ist es leichter, einen wissenschaftlichen Beitrag zu dem Problem der Epidemiologie zu liefern, als für einen Psychiater, der als Jude die letzten drei bis vier Jahrzehnten europäischer Geschichte bewußt miterlebt hat, sich mit dem psychologischen Problem des Antisemitismus auseinanderzusetzen. Er sieht sich nämlich der paradoxen, aber gleichwohl heilsamen Aufgabe gegenüber, über zwei psychologische Phänomene, das Vorurteil und den Haß, ohne Vorurteil und Haß nachzusinnen.

So mancher mag allein schon den Versuch, über kollektiv verübte Verbrechen, als welche die Aktionen gegen die Juden durch die Jahrhunderte hin bezeichnet werden müssen, kühl und unparteiisch schreiben zu wollen, verwerrlich nennen: eine wissenschaftlich getarnte Beleidigung des Andenkens der Opfer.

Wer jedoch das kollektive Auftreten von anti-jüdischen Ressentiments als ein Problem der geistigen Volksgesundheit, seine Verhütung als eine Forderung der mentalen Hygiene ansieht, der wird nicht aufhören, nach einer Methode zu suchen, die es ermöglicht, Einsichten in dieses Phänomen zu vertiefen.

Wenn man sich einmal näher mit der Rolle befaßt, die das Vorurteil im Leben des Einzelnen wie in dem von Gemeinschaften spielt, dann bemerkt man die Schwierigkeiten, die einer psychologischen Definition des Antisemitismus im Wege stehen. Zugleich erkennt man jedoch auch die Virulenz einer menschlichen Haltung, die von einem gehässig halbheissen Geflüster im Salon, von kirchlichen Segregations-Entscheidungen, spanischen Schmerzbänken über die Losungen der Kreuzzüge, über Luthers Brief „Über die Sabbatler an einen guten Freund“ und die „Protokolle der Weisen von Zion“ bis zur „Juden- und Rassenetzgebung“ und schließlich zu den Gaskammern von Auschwitz führt.

Der Historiker und der Soziologe können darauf hinweisen, daß bestimmte antisemitische Manifestationen, etwa die des Mittelalters, nicht ohne ihren historisch-kulturellen Hintergrund betrachtet werden dürfen, weil eine Epoche, in der bereits einfacher Diebstahl mit „Rad und Galgen“ bestraft werden konnte, krankhaften Vorstellungen wie Dämonenfurcht, Hexenwahn, Angst vor ansteckenden Krankheiten und ähnlichem leichter anheimfiel.

Wenn man die Geschichte des Judenhasses studiert, kann man verschiedene Grundmotive unterscheiden: das religiöse, das ökonomische und das politische. Dabei muß man betonen, daß schon im Ausgangspunkt ein Unterschied besteht zwischen Judenverfolgungen „um Christi Blut zu rächen“ und Verfolgungen aus biologisch-rassistischen Scheinlehren, mit denen sich ein neues Heidentum zu konstituieren versuchte.

Den Psychologen interessiert jedoch in erster Linie der feindselige Unterstrom, der alle bisher erwähnten Tatsachen miteinander verbindet. Das Studium der Geschichte des Antisemitismus lehrt, daß die erwähnten Formen, Motive und Aspekte nur als die Kulissen gesehen werden können, zwischen denen, bei einer mit jedem Bilde sich verändernden Umgebung, immer wieder dasselbe Stück aufgeführt wird, nämlich das Drama des menschlichen Vorurteils und Hasses.

In psycho-soziologischen Handbüchern wird zu Recht ausgeführt, daß das Vorurteil auch das Verhältnis von anderen Gruppen zueinander bestimmen kann, wie etwa die Beziehungen weiß-farbig, protestantisch — katholisch, arm — reich, und daß dieses Verhalten eng zusammenhängt mit dem Auftreten von Minoritäten in einer bestimmten kulturhistorischen Situation.

Warum jedoch ist gerade das Vorurteil gegen Juden in der Geschichte so konstant geblieben? Wenn wir der Frage nachgehen, stoßen wir schnell auf das psychologisch wichtige Problem des Sündenbockes. Von welcher Seite man sich diesem Problem auch nähern will, von der religiösen, ökonomischen oder der politischen: die Juden haben in allen Zeiten die Rolle des Sündenbockes spielen müssen. Das Mittelalter sah sie als Hexen, Mörder, Kannibalen, sie hatten alle nur denkbaren Abnormitäten, sie repräsentierten den Teufel, den Widersacher der Schöpfung.

Im Alten Testament spielt der Sündenbock eine wichtige Rolle; er ist das Geschöpf, das mit den Sünden der Gemeinschaft beladen, in die Wüste getrieben oder als Opfertier geschlachtet wird. Das Opfern des Sündenbockes tilgt eigene Schuld. Auch Christus, nach Johannes „das Lamm Gottes“, nimmt die Sünden der Menschen auf sich; sein Opfertod, sein stellvertretendes Leiden erlöst von Schuld.

Schon im alltäglichen Leben wird uns das Phänomen des Sündenbockes in verschiedenen Entwicklungsstadien vorgeführt. Das kleine Kind, das sich bei seinen Versuchen, die Außenwelt zu erkunden, zu erobern, zu kontrollieren, an einem Tisch stößt, erlebt den Tisch als den Schuldigen für seine motorische Unvollkommenheit, seine Wut und sein Haß richten sich in erster Instanz gegen den Sündenbock Tisch. In einem anderen Entwicklungsstadium wird ein Kind, das an *enuresis nocturna* leidet, seinen Bär, der mit ihm schläft, als den Schuldigen bestrafen. Die psychotherapeutische Praxis bestätigt, daß jeder Mensch dazu neigt, die Schuld für seine Konflikte und Fehler bei anderen zu suchen. Auf diese Weise befreit er sich von eigenen Schuld-

gefühlen und von Gewissensfragen nach seiner eigenen Beschaffenheit, seinen eigenen Schwächen.

In einem „ABC of Scapegoating“ hat Allport vier Gesichtspunkte als Bedingungen für die Funktion des Sündenbockes herausgestellt:

1. Der Sündenbock muß leicht zu unterscheiden sein;
2. er muß leicht erreichbar sein;
3. er darf nicht zurückschlagen können;
4. er muß bereits früher Sündenbock gewesen sein, so daß schon ein kleiner Vorfall den feindseligen Unterstrom zur heftigen Aggression anschwellen lassen kann.

Alle diese vier Punkte werden von den Juden erfüllt.

Wie groß die Rolle ist, die das Vorurteil im Leben des Individuums spielen kann und auch spielt, wird deutlich, wenn man eine andere Facette betrachtet, nämlich: die Sympathie, die Liebe (oder was man so im allgemeinen darunter zu verstehen wünscht), die in ihrem Wesen ebenso unbegreiflich und unerklärlich ist.

In Platons Symposion erhält dieses Vorurteil seine philosophische Legitimation in der Legende von den zwei Liebenden, die ursprünglich eine Einheit bildeten und jetzt im Leben einander suchen und es in ihrem Verlangen wissen, wenn sie die verlorengegangene Hälfte wiedergefunden haben.

Aber während die Liebe zu allen Zeiten von den Künstlern als Objekt für ihre Darstellungen gewählt wurde und während manches psychologische System seine armselige Existenz ihr verdankt, stehen wir vor der merkwürdigen Tatsache, daß der Haß, der wie sie aus einer prälogischen Wurzel kommt, im Verhältnis zu ihr wenig Beachtung gefunden hat.

Jeder weiß, daß enttäuschte Liebe in Haß umschlagen kann („und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein“). Auch wissen wir heute, daß ein Kind, dem man die *basic needs* vorenthält, Aggression, Haß und soziales Betragen entwickeln kann. Liebe und Haß sind zwei polare Erlebnisformen. Wo die eine manifest auftritt, muß der Psychologe die andere aufspüren, und umgekehrt. Ihr funktionelles Verhältnis zueinander bestimmt das Verhältnis des Menschen gegenüber seinem Mitmenschen und der Außenwelt grundlegend.

Dies gilt auch für den Antisemitismus. Welche Funktion hat dann der Judenhaß, wenn er individuell oder kollektiv auftritt, in der Existenz des Antisemiten?

Es könnte als sinnlos erscheinen, die Frage nach der Funktion des Hasses und seiner antisemitischen Ausprägung überhaupt zu stellen. Man könnte meinen, daß hiermit einer Erscheinung, die bisher nur unermeßliches Leid verursacht und das Antlitz unserer Welt gewiß nicht verschönt hat, eine Art von Legitimation zuerkannt werde.

In der Wissenschaft muß man diese Frage jedoch ebenso stellen, wie man nach der Funktion jeglichen gesellschaftlichen Geschehens fragt, insbesondere, wenn man Mißstände, Missetaten, Verbrechen und Krisen in ihrem funktionellen Wirken zu studieren versucht. Erst die Analyse des funktionellen Mechanismus eines pathologischen Geschehens — dem ärztlichen Forscher ist dieser Gedankengang vertraut — ermöglicht es, Veränderungen herbeizuführen.

Es ist deshalb unsere Aufgabe, um im Antisemitismus die individuellen und kollektiven Motive von Verfolger und Verfolgten zu beschreiben, die Mechanismen zu erforschen, die hier am Werke sind. Bereits in dieser Formel liegt die Schwierigkeit beschlossen, der sich der Untersuchende gegenübersehen muß. Denn sein prä-wissenschaftlicher Ausgangspunkt ist, daß es sich beim Antisemitismus um eine Wechselbeziehung handelt, um ein spezifisches Verhältnis zwischen Juden und Nicht-Juden, bei dem beide Parteien durch die Jahrhunderte hin, als Individuen und als Kollektiv, einander zugeordnet waren.

Demnach wäre zu untersuchen, ob sich in diesem spezifischen Verhältnis ein Geschehen entdecken läßt, das bezeichnend wäre für einen der beiden Partner allein, oder ob sich in diesem Verhältnis ein menschlicher Inhalt auffinden läßt, an dem beide ihren Anteil hätten.

Diese Betrachtungsweise stellt beide Gruppen als psychologisch in sich geschlossene und profilierte Einheiten zur Diskussion, die nur durch den religiösen Glauben voneinander geschieden sind. Mag das auch zum Teil richtig sein, so ist es eben nur zum Teil richtig; und es besteht die Gefahr, daß man die beiden Gruppen inhärente Problematik ihres Menschseins dabei aus dem Auge läßt, während es gerade diese Problematik ist, die wir zu erfassen suchen und die uns interessieren muß.

Die zahllosen Publikationen, die durch die Zeitläufte hin über das Thema Juden — Christen erschienen sind, lassen uns die Spannung ahnen, die immer in dieser Konfrontation verborgen lag, eine Spannung, die sich durch die ganze jüdische Geschichte in der Diaspora zieht, eine Geschichte des Verhältnisses zwischen Verfolgern und Verfolgten.

Der Vorteil unserer Methode ist jedoch, daß sie es uns ermöglicht, das reich nuancierte, zuweilen verwirrende Bild, das die Juden in der Diaspora bieten, außer acht zu lassen.

Es ist in unserem Zusammenhang interessant, daß schon Thomas von Aquino in seinem „De regimine Judeorum“ vorschlägt, die Juden zu

einer regelmäßigen Arbeit zu bringen, und daß später Abbé Grégoire, der große Fürsprecher der jüdischen Emanzipation in Frankreich, in seinen Schriften von einem tiefgreifenden Verständnis für den Zusammenhang zwischen Vorurteil, soziologischer Struktur und Aggressivität zeugt. Es handelt sich nämlich beim Antisemiten, so paradox es auch klingen möge, gar nicht um die Juden als eine in der Diaspora lebende Gruppe, gegen die er sich richtet. „Die Antisemiten kennen die Juden nicht“, sagt Charles Péguy; der Antisemit habe ein abstraktes Bild des Juden, destilliert aus der prälogischen Existenz seines Vorurteils, in dem die allgemein-menschlichen Neigungen, zu generalisieren, zu simplifizieren und Naturkräfte oder ganze Nationen zu personifizieren, sich ausleben.

Wenn man sich ansieht, die Spannung, die in der Konfrontation von Juden und Nicht-Juden beschlossen liegt, in psychologischer Fachsprache auszudrücken, so entgeht man nicht dem Vorwurf, man gebrauche die psychologische Erfassung als ein Absolutum in einer Kultursituation, die sich mehr durch ihre Unsicherheiten als durch ihre Sicherheiten auch in psychologischen Ausweises.

Beider Gruppen gemeinschaftliches Auftreten in der Geschichte beginnt, als der Ruf „die Christen vor die Löwen“ verstummt und die ersten christlichen Gemeinschaften entstehen und sich ausbreiten. Ungefähr um dieselbe Zeit kommt es zu den ersten Judenverfolgungen, da die Juden nach dem Untergang ihres Staates und der Verwüstung des Tempels ihr Leben außerhalb Palästinas, in der Diaspora, beginnen.

Die Spannungen und Kriege der biblischen jüdischen Nation mit ihren Nachbarn können wir außer Betracht lassen. Das waren nationalpolitische Ereignisse, wie sie jedes Volk in seiner Geschichte kennt. Ebenso kann der Kampf, den der neue Staat Israel um seine Existenz führt, unberücksichtigt bleiben.

Mit dem Aufblühen der christlichen Gemeinschaften und der Kirche als Trägerin der Autorität entwickelt sich das Verhältnis zwischen Juden und Nicht-Juden unter dem Hauptmotiv der Kreuzigung und Verleugnung Christi durch die Juden. Die Entwicklung des Christentums aus dem Judentum — die ersten Christen waren ja Juden — macht das Verhältnis in psychologischer Hinsicht so verwickelt, wie es meistens der Fall ist bei einer zu großen Affinität in der Ausgangssituation. Die Bekehrung des europäischen Kontinents zum Christentum hat jedes Individuum und jede Nation mit dieser Affinität in Berührung gebracht und mit der sie gebundenen Bed- und Verurteilung der Rolle der Juden.

Die oberflächlich interessierte Funktion der Juden als *Vicariatus* und *Substitut*, ebenso oberflächlich, den Weg gebahnt zur Errichtung eines Vorurteils, das von Geschlecht zu Geschlecht durch Tradition und Unterricht überliefert wird und das unabhängig neben dem Erleben der eigenen Religion bestehen konnte. Außerdem konnte mit diesem Vorurteil ein Stück Aggressivität ventiliert werden, eine psychologische Prämisse für das Funktionieren jedweder Gruppe, jedoch insbesondere der einen, in der das Gebot, die Nächsten und selbst die Feinde zu lieben, zentral gestellt wurde.

Man darf dieses Gebot in seinen psychologischen Konsequenzen nicht gering schätzen. Nietzsche spricht von einem „Sklaven-Aufstand der Moral“, von einer „Umkehrung aller Werte“. Dieses Gebot wendet sich in erster Instanz gegen die aggressiven Triebabreibungen, vor allem gegen ihr ungehemmtes Ausleben gegenüber Schwächeren, wie es in der Formel „*homo homini lupus*“ und in der Mentalität des Dschungels zutage tritt. Es hängt eng zusammen mit der primären Feindlichkeit der Menschen untereinander, mit der Bedrohung durch den Untergang, die zu allen Zeiten über der Menschheit lag. Ihre Beherrschung ist ein Opfer, das der Mensch für den Aufbau der Kultur bringen muß.

Dabei entstehen viele Fragen, die man triebpsychologisch als das Verhältnis von aggressiven zu zärtlichen Gefühlen auffassen kann. Diese Formel läßt sich auf beinahe jedes Verhältnis von Gruppen zueinander anwenden. Mit der Notwendigkeit, Aggression zu ventilierten, verbindet sich die Forderung, ein passendes Objekt zu finden, das als Zielscheibe fungieren kann. An diesem Punkt wird man unwillkürlich an den Ausspruch von Sigmund Freud erinnert: „Man fragt sich nur besorgt ab, was die Sowjets anfangen, nachdem sie ihre Bourgeois ausgerottet haben.“

Hier erhebt sich die Frage, ob Freuds Aussage nicht auch die Konsequenzen, die das Verhältnis von Verfolgern und Verfolgten bestimmen, in einer neuen Form erscheinen lassen: in der Form von Aufeinander-angewiesen-sein, Einander-nötig-haben. Das Thema ist in seinen Variationen unerschöpflich.

Für den Gläubigen bestand innerhalb der christlichen Kirche die Möglichkeit, seine verbotene Aggressivität auf einem anderen, tolerierten Niveau zu äußern, beispielsweise im Bekehrungseifer gegen den Ungläubigen, den Abtrünnigen und den Sündenbock. Für die Kirche mit ihrem zentralen Gebote der Liebe erhebt sich die spezielle Frage, wie sie dieses Gebot in Übereinstimmung bringen kann mit den notwendig sublimierten oder nackten Taten von Aggression, ohne in Konflikt zu kommen mit ihren eigenen Prämissen.

Man könnte es sich einfach machen, den Weg zurückverfolgen und das erste feindliche Verhältnis zwischen Juden und Nicht-Juden bei dem Widerstand beginnen lassen, den die jüdischen Gemeinschaften dem Bekehrungseifer der Christen entgegenzusetzen haben.

Das Problem ist jedoch differenzierter. Nicht die feindliche Haltung nämlich ist es, die Unsicherheit schafft, sondern die ambivalente Gefühlshaltung der Kirchen, die wiederum ihren Ursprung im Entstehen des Christentums selber hat. Die Kirche in ihren höchsten Amtsträgern, den Päpsten, hat dies immer begriffen. Diese Ambivalenz schuf von Anfang an eine Spannung, die die Konfrontation färbte. Während die



Der dicke und gefräßige Revieraufseher (Jochen Brockmann) verhöhnt den verschlagenen Tarekin (Hans Putz) — eine Szene aus der russischen Farce „Tarekins Tod“ von Alexander Sschuchow-Kobylin (1817–1903). Das Stück wurde in der Berliner Schauspielbühne am Hallischen Ufer von Konrad Swinarski, dem Regisseur des vielgerühmten Marat-Dramas von Peter Weiss, für Deutschland erstaufgeführt. Aufnahme: Hae Buhls

Evangelisten den Beweis für die wahre Existenz der Juden lieferten, war der Untergang der Juden der Beweis für den Triumph der Kirche. Zugleich aber waren die Juden die Hüter der heiligen Bücher, und der Prophetie aus dem Buch Jesaja zufolge und nach dem Zeugnis von Paulus wird ein Rest von Israel erhalten bleiben, und das zweite Erscheinen des Messias wird von der Bekehrung dieser Überlebenden abhängen.

Psychologisch ausgedrückt, läßt sich feststellen, daß wir es beim Antisemitismus, wie er aus der religiösen Sphäre entgegentritt, mit zwei Phänomenen zu tun haben, die für eine Analyse wichtig sind: mit der ambivalenten Haltung und dem auf den Sündenbock ausgerichteten Projektionsmechanismus. Beide sagen etwas aus über die Art und Weise, wie ein Mensch seine inneren Konflikte im Verhältnis zu seinem Mitmenschen regelt. Sie hängen nahe zusammen mit dem Problem der Schuldgefühle und sind beim Aufbau der Gewissensfunktion mit am Werke.

Sierksma hat in seiner fundamentalen Untersuchung „Die religiöse Projektion“ gezeigt, daß beide Mechanismen signifikant sind für die heidnischen Gottesdienste mit ihrer stark ambivalenten Gefühlshaltung den Gottheiten gegenüber und ihrem stark projektiven Charakter im Hinblick auf Mensch und Naturserscheinungen, der sich in Furcht, unerklärlichen Ängsten, Paranoia und Zwangshandlungen äußert. Mitscherlich erklärte dazu: „Wenn der Antisemitismus auch behaupten mag, noch so zivilisiert zu sein, er ist eine archaische Form sozialen Verhaltens. Welcher einzelne Anlaß auch immer ihn verursachen mag, er ist stets in einem magischen Denken begründet.“

Wie ist es vom psychologischen Standpunkt aus möglich, daß in Menschen, individuell oder in der Masse, so starke Haßgefühle erwéckt werden können, daß sie sogar unter der Losung der „Liebe“ zu kriminellen Taten fähig zu sein scheinen, wie sie in den Judenverfolgungen durch die Jahrhunderte hin und in der neueren säkula-

rierten Geschichte in Rußland, Polen und Deutschland geschehen sind.

Man könnte diese Frage mit dem Hinweis beantworten, daß man religiösen Fanatismus nicht mit einem echten religiösen Gefühl, das auf Verinnerlichung ausgerichtet ist, verwechseln dürfe. Auch sozialkulturelle Kriterien könnte man anführen: Krisenzeiten, Pestepidemien, Kriege aber dies alles wären nur sehr oberflächliche Antworten, und die Hauptfrage, woher die enormen Quantitäten von Haß und Aggression kommen, die den Juden gegenüber zutage treten, bleibt noch unbeantwortet.

In seinem grundlegenden Werk „Christians and Jews“ hat R. M. Loewenstein darauf aufmerksam gemacht, daß die ambivalente Gefühlshaltung, wenn man sie mit der Methodik der analytischen Psychologie definiert, nur aus psychischen Prozessen zu erfassen ist, die angeendet werden mit den Begriffen der ödipalen Situation, Gewissensforschung, Übernahme der väterlichen Gebote und Aufrichtung der väterlichen Autorität.

Solche Prozesse gehen immer gleichzeitig mit einer Verdrängung der aggressiven und sexuellen Triebe vor sich, die jedoch im Ganzen der psychischen Struktur bestehen bleiben. Sie sind der „innere Feind“, der Widersacher jedes Menschen, sie sind die Unrastestifter, die in psychologischen Krisenzeiten zum Durchbruch kommen. Sie bilden die Reserve, die man immer wieder gebrauchen kann, wenn es gilt, einen Aufstand gegen den Vater oder seinen Stellvertreter anzuzetteln, individuell oder kollektiv.

Loewenstein untersucht weiterhin, inwiefern das junge christliche Kind durch den Vorgang der Identifikation mit der Christusfigur, wie sie im ersten Religionsunterricht geboten wird, in seinem Streben, der väterlichen Autorität gehorsam zu sein, bestärkt wird, während ein Abfall von Christi „Leitbild“ zugleich eine feindliche Tat gegen den Vater darstellt.

(Schluß folgt)

## Nach Deutschland für nur \$38.80 Anzahlung!

Eine wirklich günstige Gelegenheit für Sie, Deutschland mit SAS im Herbst zu besuchen. Der neue SAS 21-Tage Economy-Excursion-Tarif, nur \$379.80 ab New York und zurück, ist bis 5. November gültig. Bei nur \$38.80 Anzahlung sind Sie mit dem SAS "Zahl" später-Plan" auf dem Weg nach drüben. Direkte Flüge nach Hamburg, Anschlüsse nach allen wichtigen Städten. Besprechen Sie es schon jetzt mit Ihrem SAS Reiseagenten.



Büros in allen größeren Städten der U.S.A.



# Die Wahrheit sagen und doch nicht entmutigen

Briefe von Heinrich Mann / Von Richard Exner

Wer alt genug wird, erlebt alles. Diesen Satz... Fontanes liebte Heinrich Mann. Er hatte guten Grund dazu. Als er vor beinahe fünfzehn Jahren in Santa Monica starb, neunundsiebzig-jährig, hatte er — abgesehen von Persönlichem — zwei Weltkriege, den Zusammenbruch zweier deutscher Reiche und einer deutschen Republik erlebt — und seinen eigenen Ruhm.

Viel internationaler gesonnen als sein Bruder Thomas, war er nahezu vergessen, als jener sich mit dem „Doktor Faustus“, seinem privatesten Werk, höchstes Ansehen erwarb.

Kurz vor seinem Tode schrieb Heinrich Mann: „Ich bin in fünfzig Jahren nicht so völlig übersehen worden.“ Aber das war nicht alles: „Folgt das Mittagessen mit dem einzigen Gedeck auf dem Tisch.“ Er war allein, obwohl einige Amerikaner ihn schätzten und er oft beim Bruder in Pacific Palisades den Abend verbringen konnte.

Vieles Persönliche aus dem großen autobiographischen Essay „Ein Zeitalter wird besichtigt“ steht auch in dem Briefband, den der westdeutsche Verleger der Gesammelten Werke jetzt vorlegt —



Heinrich Mann: „Briefe an Karl Lemke und Klaus Pinkus“; Claassen Verlag, Hamburg; 195 S., 9,80 DM.

Diese Briefe unterhalten nicht, sie erzählen nur selten und sind nicht gesellig; ihrem Autor geht es nicht um Bismarck, um die unvergessliche Formulierung, er betrachtet sie nicht als Zusatz zu seinem Werk, geschweige denn als Werk selbst. An Klaus Pinkus schreibt er im Dezember 1947: er freute sich zwar an den Gedanken seiner Briefe — was ihn selber aber betraf, so habe er seine Gedanken „in ein paar Bücher gestopft. Man wird müde, soviel gesehen zu haben und die Augenblicke zu zählen, die man hofft.“

Also sind es immer kurze Berichte der äußeren und inneren Lage, immer summierend. Seinem Biographen Karl Lemke gegenüber (diese Biographie, zu der Heinrich Mann noch in den spätesten Briefen Material lieferte, steht immer noch aus) ist er bemüht, nicht feierlich zu erscheinen. Einmal schreibt er ihm, er habe, bei wenig Geld, immerhin viel Erfolg gehabt: „Diese Tatsachen müssen Sie wissen, damit Sie nicht in dem Sinne schreiben wie ‚träbles Alter‘ und ‚undankbares Land‘. Das Alter ist niemals hell... Auf das Land darf ich persönlich stolz sein; das ist wesentlich, als wenn das Land auf mich stolz wäre.“ Dieses Land wird ihm oft des Nachts um den Schlaf gebracht haben. „Ich schreib im Voraus, was aus Deutschland dann wirklich wurde. Man rechnet es mir an, als hätte ich selbst es angeordnet.“

Sein Schreiben und Handeln, das zeigt jeder der siebenundachtzig Briefe dieses Bandes, waren politisch. Wer denkt, soll an das Glück der Menschen denken, lautete die Devise. Henri Quatre

ruft als schon Verklärter seinem Volke zu: Die Menschheit ist nicht erschaffen, um ihrer Träume zu entsagen — das Glück, es existiert.

An diesem Thema wurde Heinrich Mann zum bedeutenden Essayisten, zum leidenschaftlichen Erzieher. In Lessing pries er einen Menschen, dem Handeln und Wirken wichtiger waren als der höchste Ruhm. Auch für ihn bedeutete Ruhm vor allem Wirksamkeit, eine Art Gehorsam des Lesers. Als Erzieher war er passionierter Aufklärer, der niemals den Menschen über der Vernunft vergaß: „Das ist sehr schwer: Wahrheiten sagen und doch nicht ganz entmutigen.“

Aber nicht nur um Wahrheiten ging es ihm. „Der Atem hat Schönheiten, wird wohl erfolglos sein“, bemerkte er 1948. Daß dieser sein letzter Roman erfolglos war, verbiterte ihm die letzten Jahre. Er fühlte sich als politischer Romancier festgelegt, von dem man keine Schönheiten erwartete. Sie waren aber sparsam und kostbar nach den Jugendwerken; schon über den Essays der ersten Exiljahre und über dem „Henri Quatre“ liegt ein Glanz, der nicht mehr weicht. Er fragte sich damals, ob ein Buch, unabhängig von dem, was es sagt, etwa durch die Genauigkeit seiner Wortgefüge, die Seltenheit seiner Bestandteile und die Glätte der Oberfläche nicht die gleiche Wirkung hervorbringen könnte wie jene nackte Mauer der Akropolis, die Flauberts Herz heftiger schlagen ließ.

„Unbeschreiblich strenger und heiterer Glanz... intellektuelle federnde Simplizität“ — das sah der jüngere Bruder als Merkmale dieser späten Prosa.

Das Wort „Verklärung“ charakterisiert diesen Stil ausgezeichnet; Lion Feuchtwanger hatte diesen „grecisierenden“ Zug schon an „Henri Quatre“ gerühmt, Hermann Kesten von „Ätherisierung der Altersprosa“ gesprochen. Ich setze dies hierher, weil kompetente Urteile über Heinrich Manns Sprache äußerst selten sind. Man sieht lieber Manierismus in diesem Stil, der sich in den Briefen — auch den französischen — ebenso deutlich wie in den späteren Werken abzeichnet. Die dem Lateinischen abgesehenen Ablativbildungen, die abstrahierenden und ataktischen Konstruktionen, die konjunktionlosen Nebensätze wurden ihrem Autor oder der Literatur seines Landes mitnichten zur Manier.

Schließlich war seine Liebe zu den Schönheiten eine Flucht, keine endgültige, keine Absage an die Vernunft, eine Flucht nur lange genug, um den Menschen wieder atmen zu lassen: „Je verwirrt die Wirklichkeit, um so leichter fährt ein erträumtes Schiff in die Welt.“

Nirgends verleugnet oder verzichtet sich Heinrich Mann in diesen Briefen. 1948 schrieb er einen ganz kurzen Essay über Theodor Fontane. Dort heißt es vom „Stechlin“: „... da wird sein hehrer Realismus geisthaft, wie nach dem Leben das Ende; sein eigenes spricht verhalten mit.“ Das werden auch wir vom Ende des „Atem“ sagen dürfen: „Sie kniete. Es war still.“ Die „Helligkeit des Gartens war gelöscht. Die Welt schiel gelähmt wie in Nächten über ausgebrochenen Katastrophen, wenn auch wir müde sind und das Wort niederlegen.“

Das schöne letzte Wort eines Mannes, der sein Land geliebt und seine Arbeit getan hat? Das Gelächern und die Müdigkeit waren nicht das, was er als junger Mensch fürchtete und als alter willkommen hieß. Will man sein Vermächtnis an seine Leser, an sein Land, so steht es in einem Briefe, der wenige Tage vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges an Klaus Pinkus ging: „Bleibt mir übrig zu handeln, als ob die Erbellung bevorstände.“

# Ein Kandidat für den Nobelpreis

Literarisches Leben oder Literaturbetrieb: es fängt wieder an sich zu regen / Von Rudolf Walter Leonhardt

Die Musen haben ihren Sommer lang geschwiegen, soweit sie nicht auf Festspiele verpflichtet waren. Geschwiegen hat vor allem Kalliope, die Zeus-Tochter vom Parnass, die ja wohl am ehesten zuständig gemacht werden könnte für das, was wir heute in einem weiten Sinne „Literatur“ nennen.

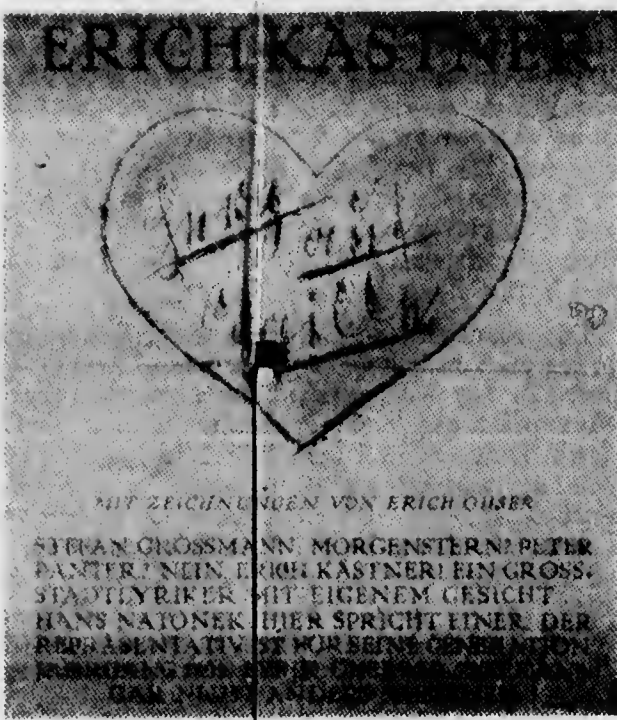
Jetzt jedoch fängt's mit Macht wieder an sich zu regen, treibt's mit Ungeduld zu auf das große Weihnachtsgeschäft. Vom 10. bis zum 12. September tagt die Gruppe 47 in der Nähe von Stockholm; etwa gleichzeitig hält die Schwedische Akademie die ersten in einer Reihe von Plenarsitzungen ab, auf denen der literarische Nobelpreisträger des Jahres bestimmt wird; ein wenig später beginnt in Frankfurt die anschaulichste Demonstration vom Umsatz geistiger Güter in materielle, das große Ereignis der Symbiose von Literatur und Geld: die Buchmesse.

Wenn Ende Oktober bekannt wird, wen die schwedischen Akademiker erkoren haben als Träger des eben doch noch immer renommiertesten, noch immer auch einträglichsten literarischen Preises, dann kommt die Kunde zwar zu spät für die Messe, aber noch rechtzeitig fürs Weihnachtsgeschäft — falls der glückliche Verleger des preisgekrönten Autors klug disponiert hat.

Nicht immer hat die Preisverleihung so sensationelle Folgen wie vor sechs Jahren, so lange ist das nun schon wieder her, als die Akademie den sowjetrussischen Romancier Pasternak wählte, der dann den Preis nicht annehmen durfte, woraufhin sein Roman von „Doktor Schiwago“ das begehrteste und von vielen vergänglichste Weihnachtsgeschenk des Jahres 1958 wurde. Der Zusammenhang zwischen der literarischen Ehre und der lukrativen Rendite ist jedoch in jedem Falle klar; er ist oft sogar beabsichtigt.

Ganz unbeabsichtigt und keineswegs klar ist der Zusammenhang zwischen zwei Tatsachen, die sich freilich anbieten zur Konstruktion eines solchen Zusammenhanges: In Schweden wird der Nobelpreis verliehen in Schweden auch werden die deutschen Schriftsteller der berühmtesten Gruppe 47 nicht nur, wie alljährlich der Brauch, einander drei Tage lang ihre Texte vorlesen und kritisieren; sondern im Anschluß daran werden sie auch noch eine Woche lang in Stockholm weilen, um mit den Schweden und ihrer Literatur vertraut zu werden.

Der Argwohn konnte gar nicht ausbleiben, es ginge dabei wohl doch auch darum, die Aufmerk-



Von zeitkritischen Versen, in denen „mit Redensarten gedichtet“ wird...

samkeit der Stockholmer Akademie auf deutsche Nobelpreiskandidaten zu lenken.

Man braucht den Verdacht nur auszusprechen, um sich bei denen, die ein wenig hinter die Kulissen schauen können, lächerlich zu machen.

Die Gruppe 47 hat 1954 in Italien tagend — warum soll sie nicht 1964 in Schweden tagen? Das ist wie bei Kongressen und Betriebsausflügen: Wo viele Leute zusammenkommen sollen, muß der Veranstalter ihnen immer wieder was Neues und möglichst noch immer wieder ein bißchen mehr bieten.

Festzustellen scheint auch, daß der diesjährige Tagungsort weniger das Ergebnis zielbewußter

Planung ist, sondern eher einer jener Zufälle, an denen die Geschichte der Gruppe 47 so reich ist. Die größeren Anstrengungen wurden von schwedischer Seite gemacht; und das größte Verdienst daran, daß ein paar deutsche Schriftsteller — viel weniger, als ich mir gewünscht hätte — nun wirklich nach Schweden fahren, hat der Stockholmer Literaturhistoriker Professor Gustav Kölln, der sich seit langem schon der schönen Auf-



... zu dem Kinderbuch, das sein größter internationaler Erfolg wurde...

gabe widmet, schwedische und deutsche Literatur einander wieder näherzuführen.

Schließlich möchte ich für erwiesen halten, daß die Gruppe 47 selber, wenn man sie befragte, keinen Schriftsteller aus den eigenen Reihen zu nennen wüßte, der jetzt schon einen Nobelpreis verdiente. Das heißt: genannt werden könnten natürlich viele, aber ich wüßte keinen, der gute Aussichten hätte, eine Mehrheit der Stimmen auf sich zu vereinigen.

Daß in diesem Jahr junge deutsche Schriftsteller, und auch nicht mehr so ganz junge, ihr streng auf Textkritik gerichtetes Geschäft gewissermaßen im Vorhof der Schwedischen Akademie betreiben, hat also gewiß keine direkten Beziehungen zum Nobelpreis.

Wo „direkte“ Beziehungen in dieser Form verneint werden, werden „indirekte“ Beziehungen nahegelegt.

Zwei solcher indirekten Beziehungen scheinen mir beachtenswert.

Einmal darf das Auftreten der Gruppe 47 in Schweden doch auch als ein Zeichen dafür verstanden werden, daß es wieder eine lebende deutsche Literatur gibt, die außerhalb Deutschlands zur Kenntnis genommen wird. Nach dem Aderlaß der Emigration und den Anfängen im Jahre 1947, die von den Autoren selber unter das Leitwort „Kalihschlag“ gestellt wurden, will mir das viel weniger selbstverständlich erscheinen als den einen — und viel weniger bestreubar als den anderen. Es ist so. Und wenn ich den Nachweis für Böll, Grass und Johnson am leichtesten führen könnte, so möchte ich diese drei doch eher als Repräsentanten, nicht als einsame Sonderfälle verstanden wissen. Viel Zufälliges hat da mitgespielt. Es hätten, glaube ich, geradesogut Koepfen, Walsers und Enzensbergers gewesen sein können, die da eines Tages plötzlich in den USA und in der Sowjetunion, in Großbritannien, in Frankreich oder eben in Schweden von sich reden machten, Verleger fanden und Leser und Kritiker, welche darauf schwören: da ist eine neue deutsche Literatur, die Beachtung verdient!

Wenn es schon einmal die Umstände, beispielsweise durch die Tagung der Gruppe 47 bei Stockholm, dahin bringen, daß deutsche Literatur und Schwedische Akademie in einen Gedankenzusammenhang geraten, dann könnte es einem wohl auffallen, dann will es mir wenigstens nicht mehr sich von selbst verstehen, daß seit jüngerer Menschen Gedanken kein Deutscher mehr den Stockholmer Akademikern preiswürdig erschienen ist.

Als Thomas Mann den Preis erhielt, sagte er in seiner Rede: „Dem deutschen Geist, der deutschen

Prosa insbesondere, gilt dieses Jahr der Stockholmer Weltpreis, nach langen Jahren wieder einmal, und Sie machen sich schwer eine Vorstellung von der sensiblen Empfänglichkeit dieses verwundeten und vielfach unverstandenen Volkes für solche Zeichen der Weltsympathie.“

Hat unsere „sensitive Empfänglichkeit“ für derlei Zeichen inzwischen nachgelassen?

Wo Thomas Mann, nicht ohne milden Vorwurf, sagte, „nach langen Jahren einmal wieder“ — da waren genau sieben Jahre gemeint, von denen auch noch zwei Kriegsjahre abzuziehen wären, in denen der Preis gar nicht verliehen wurde. 1912 hatte ihn, als vierter Deutscher, Gerhart Hauptmann bekommen. Vorher waren die Intervalle noch erheblich kürzer: sechs Jahre zwischen dem ersten deutschen Nobelpreisträger der Literatur und dem zweiten, zwischen Theodor Mommsen und Rudolf Fick; zwei Jahre zwischen dem zweiten und dritten; und wiederum nur zwei Jahre zwischen diesem dritten, Paul Heyse, und Gerhart Hauptmann.

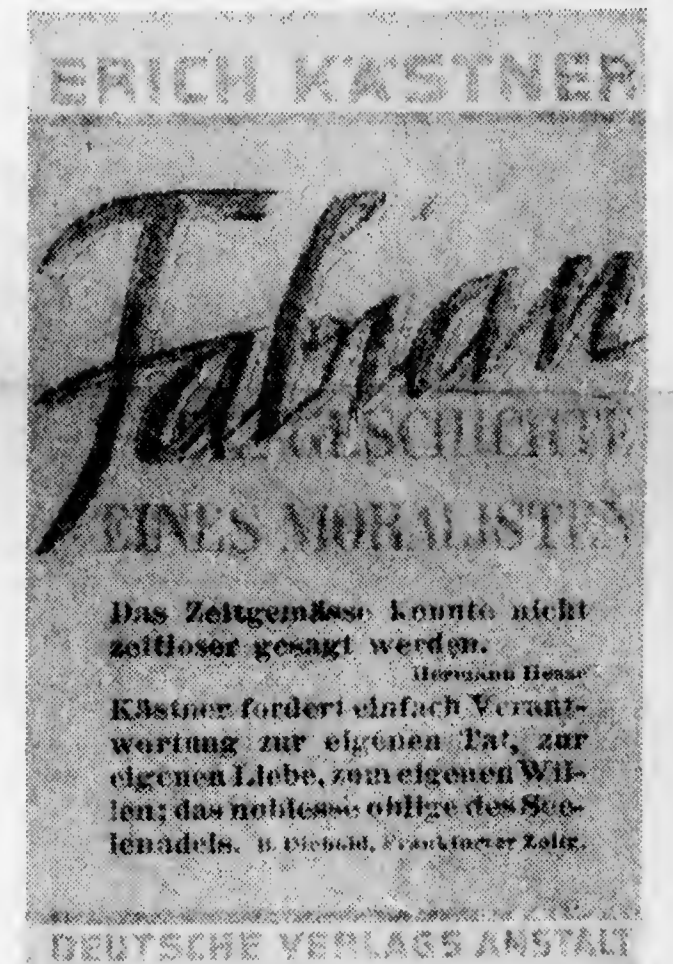
Dann also sieben lange Jahre bis zu Thomas Mann. Genau doppelt so viele Jahre, vierunddreißig Jahre sind seither vergangen — vierunddreißig Jahre lang hat die schwedische Akademie nicht für einen Deutschen gestimmt.

Auch wer der „sensiblen Empfänglichkeit für Weltsympathie“, wie Thomas Mann sie beschwor, gern entsagen möchte, darf sich wundern.

Nicht als Chauvinist, sondern als Statistiker fände ich es an der Zeit, daß wieder mal ein Deutscher drankäme. An einem preiswürdigen Schriftsteller soll es nicht fehlen.

Gegen meinen Kandidaten spricht, daß es weder ein bestimmtes Werk ist, dem der Preis gelten müßte, noch gar ein vor kurzem veröffentlichtes. Im Testament des Preisstifters wird das verlangt. Es hat sich aber als der literarischen Wirklichkeit so fremd erwiesen, daß die Akademie sich kaum jemals an den Buchstaben des Testaments gehalten hat.

Für meinen Kandidaten spricht, daß er die Art Schriftsteller verkörpert, die Alfred Nobel mit der vielumstrittenen „idealistischen Tendenz“ zu charakterisieren versucht hat: ein Schriftsteller nämlich, der dennoch und trotz allem daran



... und den Roman, von dem der Nobelpreisträger Hermann Hesse urteilte: „Das Zeitgemäße konnte nicht zeitloser gesagt werden.“

glaubt, daß die Menschen durch die Literatur ein bißchen gebessert werden können — und der solchen Glauben zu zynisch relativiert und zu einstaffelt gelebt hat, als daß irgend jemand es wagte, ihm als naiven Dummerjan abzutun. Die Reihe der vom rein Artistischen her vielleicht angefechtbaren, der an Mut und Willen und Können großen Nobelpreisträger, die Reihe Romain Rolland — Bertrand Russell — Albert Camus wäre würdig fortgesetzt durch Erich Kästner.

Diese Betrachtungen wurden vom Hesseschen Bandfunk, ersandt im Rahmen des von Adolf Hiltl redigierten Buchs „Vom Geist der Zeit“.

## Zu empfehlen

FÜR alle, die gern Rätsel raten, Kreuzworträtsel dagegen verabscheuen: für diejenigen, die sich für Rätsel als eine literarische Spielart interessieren, für Lehrer und Eltern:

„Es steht hinterm Haus — deutsche Rätsel“, herausgegeben von Jürgen Dahl, illustriert von Frieda Wiegand; Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen; 238 S., 14,— DM.

ES ENTHÄLT fast siebenhundert Rätsel von unbekanntem Verfasser, also „Volksrätsel“, denen der Verlag einen ebenfalls von Jürgen Dahl herausgegebenen Band „Dichterrätsel“ gegenüberstellt: „Ich sag dir nicht, was ich dir sage — Rätsel deutscher Dichter“ (187 S., 14,— DM), eine vom Mittelalter bis in die Gegenwart reichende Sammlung.

ES GEFÄHRT vor allem, weil es uns mit spielerischem Unerst die Phantasielosigkeit einer Zeit vor Augen führt, in der Kreuzworträtsel und Quiz den menschlichen Verstand der Bequemlichkeit zuliebe durch Lexika ersetzt haben und in der Halbbildung zur Volksbildung zu werden droht. Das Buch gefällt, weil es unterhaltend belehrt, weil es nicht Wissen, sondern Beobachten und Denken, ja sogar philosophisches Denken lehrt. Ein im besten Sinne pädagogisches Buch. a. e.

Walter Abendroth

**GOING TO GERMANY...**  
... a Husband and Wife can **SAVE A TOTAL** of...

**\$299.10** .. COLOGNE  
**\$270.40** .. HAMBURG  
**\$286.90** .. MUNICH  
over round-trip Jet Economy Fares

via **ICELANDIC'S** unique **AIR/RAIL PLAN!**

Here's how. Fly Icelandic to Luxembourg... then through to your destination via a fast, comfortable, convenient rail connection. Total air/rail round-trip cost is far less than the round-trip jet economy fare.\* Sample savings above are based on Icelandic's incredibly low Thrift Season Fares — now in effect.

Remember, Icelandic's fares to Europe are the lowest of any scheduled airline. Lowest at anytime of the year — one way or all-year round trips. Fly in comfort, too, on swift, new Rolls-Royce 400 Jet Props or dependable, long-range DC-6Bs. Complimentary meals, drinks, snacks. For full details — call your travel agent now!

FROM NEW YORK TO: ICELAND • ENGLAND • SCOTLAND • HOLLAND  
NORWAY • SWEDEN • DENMARK • FINLAND • LUXEMBOURG  
Over these Icelandic Gateways — and save — to all of Europe and beyond.

The PIONEER of Low Fares To Europe  
**ICELANDIC AIRLINES**  
**LOFTLEIDIR**

610 Fifth Avenue (Rockefeller Center) New York 20 • PL 7-8585  
101 NEW YORK • CHICAGO • SAN FRANCISCO  
\*Fares subject to change without notice. WRITE FOR FOLDER XG.

**Bielefeld**  
TEUTOBURGER WALD

Besuchs- und Einkaufsziel Tagungsstadt

**KNEIPP-Heilbad**  
HERZ HEUBACH KRISLAU

BAD LAUTERBERG IM HARZ

**EUROPAHOTEL**  
MAINZ • RECKLINGHAUSEN • TENERIFFA  
MODERNSTE HOTELNEUBAUTEN DER SPITZENKLASSE



Großbischof die beklemmende Erkenntnis seines Lebens bestätigt: der Mensch entfernt sich von Gott. Werfel findet am Ende in das Gemach des Großbischofs zurück, verzweifelter als je. Und dann kommt es zu jenem Zwiegespräch der letzten wenigen Minuten, da Werfel erfahren will, ob es denn tatsächlich wahr sei, daß die Welt jetzt und hier um hunderttausend Jahre böser, sündiger, d. h. von Gott entfernter sei als zu seiner Zeit. Der Großbischof bekennt, daß er damals nur die Hälfte der Wahrheit gesagt habe, und dann deckt er die andere Hälfte auf: „Die andere Hälfte der Wahrheit ist sehr einfach, mein Sohn: Wir entfernen uns nicht nur von Gott durch die Zeit, sondern wir nähern uns auch Gott durch die Zeit, indem wir uns vom Anfang aller Dinge weg und dem Ende aller Dinge zu bewegen.“<sup>52</sup>

Damit ist die Antwort für ihn gegeben. Werfel, der außerhalb der Mauern stand und stehen blieb, hat viel von dem gesehen, was innerhalb der Mauern zu finden ist. In einer Meditation über die Neue schrieb er, daß die Väter der Mishna gesagt hätten: „Bereue an dem Tage vor deinem Tode.“ Er geht weiter und fragt, ob nicht auch zwölf Stunden oder gar zwölf Minuten genügen, um zu erklären: „In Christo freilich genügt eine Sekunde.“<sup>53</sup>

## JOHANN HAAR

### Das Mysterium Israel

Ein Überblick über neueres Schrifttum zur Geschichte und zur geistigen Situation des Judentums in der Gegenwart

„Nach dem Evangelium sind sie zwar Feinde um euren Willen, aber nach Gottes gnädiger Wahl sind sie Geliebte um der Väter willen.“  
(Röm 11, 28)

„Lieben, wirklich lieben, heißt wissen, was dem andern weh tut.“

(Aus der Weisheit der Chassidim)

„Die Liebe . . . allein weiß es, daß sie umsonst ist, und sie allein verzweifelt nicht.“

(Max Frisch, Nun singen sie wieder)

Die Zahl der nach 1945 veröffentlichten Schriften und Bücher über das Judentum wächst von Jahr zu Jahr. Ein vor kurzem von Joseph Melzer herausgegebener „Wegweiser“<sup>1</sup> durch das einschlägige Schrifttum der letzten fünfzehn Jahre zählt nicht

<sup>52</sup> Stern der Ungeborenen, 708.

<sup>53</sup> Zwischen Oben und Unten, 353.

<sup>1</sup> J. Melzer, Deutsch-Jüdisches Schicksal. Wegweiser durch das Schrifttum der letzten fünfzehn Jahre: 1945 – 1960. J. Melzer-Verlag, Köln 1960, 130 S., kart. 9,80 DM. — Der besondere Wert dieser Bibliographie, die für die wissenschaftliche Arbeit zum Thema „Judentum in unserer Zeit“ unentbehrlich ist, liegt darin, daß sie nicht etwa die Veröffentlichungen über die Katastrophe des deutschen und europäischen Judentums in den Mittelpunkt stellt, sondern eine ausführliche Übersicht über die neuesten Arbeiten zur Religion des Alten Testaments, zu den Handschriftenfunden am Toten Meer, zur Natur- und Kulturgeschichte des Orients, zur jüdischen Geschichte und Sprache, zum neuen Staat Israel, zur Frage der Wiedergutmachung und einer neuen deutsch-jüdischen Zusammenarbeit und nicht zuletzt zur neuesten jüdischen Geistesgeschichte gibt.

weniger als 1551 Titel auf. Der grauenhafte, alle Vorstellungskraft übersteigende Versuch<sup>2</sup> einer „Endlösung der Judenfrage“ durch das nationalsozialistische Regime hat die Geister in Bewegung gebracht und läßt die Diskussionen über dieses dunkelste Kapitel deutscher Geschichte nicht abreißen. Von christlicher Seite steht eine umfassende theologische Arbeit, die sich gerade von den genannten Ereignissen und von den jüngsten Veröffentlichungen jüdischer Theologen her um eine neue Interpretation der Bedeutung Israels für das christliche Heilsverständnis bemühen müßte, leider bisher noch aus.

Der folgende Überblick will im wesentlichen referieren. Auf eingehende kritische oder gar apologetische Erörterungen wird verzichtet. Die „jüdische Frage“ — das wird hoffentlich deutlich werden — ist eine offene, und zwar eine weit über die Gegenwart hinaus offene Frage. Sie ist darum prinzipiell nicht in einem abschließenden Sinne zu beantworten. Erwägungen zur Geschichte des christlichen Dogmas, wie sie etwa der greise Pädagoge und Ethiker Friedrich Wilhelm Foerster anstellt, sind abwegig<sup>3</sup>. Ein Satz wie dieser: „Man durfte doch den Gottmenschen nicht einseitig in den Mittelpunkt des Glaubens stellen“<sup>4</sup>, geht an dem christlichen Kerngema vorbei und damit auch an der jüdischen Frage, wie sie sich dem Christen abzeichnet. Der Apostel Paulus hat diese Frage bekanntlich zu den „Mysterien“ der „lehten Dinge“ gerechnet und sie in das Licht der Weltvollendung durch den kommenden Christus gerückt (Röm 11, 25 ff.). Es gibt keine fertige Lösung der jüdischen Frage, weil Gott sich diese Lösung selbst vorbehalten hat und uns „nicht gebührt, zu wissen Zeit oder Stunde“ (Apg 1, 7). Schon von hierher mag der ungeheuerliche Frevel spürbar werden, der mit dem von Hitler und seinen Schergen unternommenen Versuch einer „End-Lösung“ der Judenfrage verbunden war.

Diese Überlegungen entbinden uns freilich nicht von der Notwendigkeit einer eingehenden Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte und Geisteswelt, und dies nicht nur aus der Erwägung, daß Gottes Wort uns im Alten und Neuen Testament geschenkt ist, sondern ebensowehr, ja mehr noch im Anschluß an den paulinischen Gedanken, daß Gott sein Volk Israel aufbewahren wird bis zur Weltvollendung durch Christus. Die qāhāl und die Kirche Jesu Christi die *συναγωγή* und die *ἐκκλησία* das alte und das neue Israel werden bis ans Ende der Zeiten nebeneinander leben müssen. Diese Feststellung hat nichts mit einer phantasievoll ausgeschmückten End-erwartung zu tun. Sie beschreibt vielmehr — zunächst ganz allgemein gesagt — die Tatsache, daß jüdische wie christliche Existenz eschatologischer Art sind, daß jüdisches wie christliches Dasein in dieser Welt immer nur als vorläufiges, unabgeschlossenes, über sich hinausweisendes, auf dem Wege zu einem Kommenden begriffenes Dasein verstanden werden können.

<sup>2</sup> „Unsere Phantasie, die aus der bürgerlichen und christlichen Tradition sich näherte, umfaßte nicht die Quantität dieser kalten und leidvollen Vernichtung“ (Th. Heuß, *Brüderlichkeit*, Furche-Bücherei, Nr. 100, Hamburg 1953, 13).

<sup>3</sup> F. W. Foerster, *Die jüdische Frage* (Herder-Bücherei, Bd. 55), Freiburg 1958, 140 S., kart. 2,20 DM.

<sup>4</sup> A. a. O. 136. — Auch andere Thesen F. s., wie z. B. der Satz: „Ariertum und Semitentum sind zu gegenseitiger Ergänzung bestimmt“ (69 ff.), erscheinen bedenklich.



## I. Zur Geschichte der Juden in Deutschland

Zuerst wird es darauf ankommen, einen Überblick über die Geschichte der Juden vom Exil bis zur Neuzeit zu gewinnen. Am schnellsten orientieren hier die Beiträge zum Stichwort „Judentum“ von K. Galling, E. Dietrich und W. Holsten in der RGG<sup>5</sup>. Schon die knappe Aneinanderreihung der Daten und Fakten läßt erkennen, wie sich durch die ganze jüdische Geschichte, vornehmlich seit der Zerstörung des Tempels durch Titus<sup>6</sup>, die große Unruhe eines beständigen Unterwegsseins und der Heimatlosigkeit unter den verschiedensten Völkern zieht. Auf Zeiten der Ruhe und Duldung, meist freilich in bestimmten abgegrenzten Straßen und Bezirken, folgen Verdächtigungen, Hassausbrüche, blutige Unterdrückungen und Vertreibungen von einem Land ins andere. Das Ende des 18. Jahrhunderts bringt endlich die „Emanzipation“; doch bleibt die jüdische Existenz fragwürdig und wird in vielen Ländern als eine Herausforderung angesehen, so auch bei uns in Deutschland, wo es dann zu dem entsetzlichen Versuch einer Ausrottung der jüdischen „Rasse“ kommt.

Uns muß naturgemäß die Geschichte der Juden in Deutschland besonders naheliegen. Wer sich wissenschaftlich mit einem Thema aus diesem Gebiet beschäftigen will, kann auf eine Bibliographie von Guido Risch und Kurt Roepke zurückgreifen, die ein systematisch gegliedertes Verzeichnis der in Deutschland und in der Schweiz 1922–1955 erschienenen Dissertationen bringt<sup>7</sup>. Für eine erste quellenmäßige Orientierung empfiehlt sich ein von Ernst Ludwig Ehrlich zusammengestelltes Heft, das Auszüge aus den verschiedensten Geschichtsquellen von der Judengesetzgebung Konstantins an bis hin zu Abschnitten aus einer Rede von Th. Heuß bietet<sup>8</sup>. Die einzelnen Stücke sind mit geschichtlichen Einführungen versehen und vermitteln dem Leser somit ein lebendiges und klares Bild von einem Stoff, der dem Unkundigen zunächst fast unübersehbar zu sein scheint.

Angeichts der Fülle des Stoffes wird man eine Monographie aus einem bestimmten geschichtlichen Zeitabschnitt dankbar begrüßen. Selma Stern hat sich sehr gründlich mit dem Leben eines Mannes beschäftigt, der weithin kaum dem Namen nach bekannt ist. Es handelt sich um „Josel von Rosheim“<sup>9</sup>, der sich inmitten der politischen und geistigen Strömungen der Reformation seit 1530 „Befehlshaber der ganzen Judenschaft“ oder auch „gemeiner Jüdischer Regierer im deutschen Land“ (76) nennt und durch das ganze Heilige Römische Reich deutscher Nation zieht, „um vor Kaisern und Königen, Fürsten und Bischöfen, Markgrafen und städtischen Magistraten die Sache seines Volkes zu vertreten, Blutbeschuldigungsprozesse niederzuschlagen, zum Tode Verurteilte zu befreien, Ausweisbefehle aufzuheben und seinen Brüdern Privilegien und Handelserleichterungen zu verschaffen“ (11). Es ist mehr als ein Stück Geschichte, das hier lebendig wird. Damals, so sagt die Vfn., „wurden die ersten Szenen des Dramas geschrieben, das von der Begegnung des Deutschen mit dem Juden und des Juden mit dem Deutschen handelt . . .“ (8). Die politischen Parallelen zu unserer Zeit

<sup>5</sup> Vgl. RGG<sup>3</sup> III, 978–998. Dort auch weitere Literaturangaben und eine Statistik über die gegenwärtige Verteilung der Juden in der Welt.

<sup>6</sup> Das Judentum verlor mit der „Zerstörung des Tempels“ seine Mitte – nicht aber seine Existenz“ (K. Galling, a.a.O. 985).

<sup>7</sup> G. Risch/K. Roepke, *Schriften zur Geschichte der Juden*, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1959, 50 S., kart. 5,80 DM. – Da Dissertationen durchweg reichhaltige Literaturangaben bieten, wird man sich sehr schnell mit Hilfe dieses Verzeichnisses über weiteres Schrifttum zu einem bestimmten Einzelthema orientieren können.

<sup>8</sup> E. L. Ehrlich (Hrsg.), *Geschichte der Juden in Deutschland (Geschichtliche Quellenschriften)*, Pädagogischer Verlag Schwann, <sup>2</sup>Düsseldorf 1958, 96 S., 1,80 DM.

<sup>9</sup> S. Stern, *Josel von Rosheim*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1959, 279 S., Ln. 24,80 DM.

sind erstaunlich: in der Reformationszeit werden die Juden verdächtigt, mit den „Wiedertäufern und Türken“ gemeinsame Sache zu machen; nach dem ersten Weltkrieg werden bekanntlich „Marristen und Juden“ vielfach in einem Atemzug genannt<sup>10</sup>. Besonders erschütternd ist es für uns heute, zu lesen, wie entschieden und bestimmt Josef von Rosheim Luthers Spätschriften gegen die Juden bekämpft<sup>11</sup>. Trotz dieser und anderer apologetischer Tätigkeit hat Josef, wie Selma Stern resümiert, „den Gegensatz von jüdischer Existenz und christlicher Umwelt niemals als eine tragische, seine Seele zersetzende Spannung“ empfunden (186). „Weil er seinen Gott gefunden hatte, konnte er auch den Gott des andern begreifen“ (187).

Hier wird deutlich, daß die politische Geschichte des Judentums nicht von seiner religions- bzw. geistesgeschichtlichen Stellung und Entwicklung zu trennen ist. Kurt Schubert hat bereits vor einigen Jahren ein Buch über „Die Religion des nachbiblischen Judentums“<sup>12</sup> geschrieben, das weitausholend mit der rabbinischen Tradition und den Grundlehren des Frühjudentums (u. a. auch der Apokalypstik) beginnt und weiter vor allem eine gute Zusammenfassung der mittelalterlichen jüdischen Religionsphilosophie bringt, während die Neuzeit nur knapp behandelt wird. Ein hilfreiches Quellenbuch hat Hans Joachim Schoeps zusammengestellt<sup>13</sup>. Ihm geht es in erster Linie darum, die Mannigfaltigkeit der jüdischen Geisteswelt durch Zeugnisse aus zwei Jahrtausenden zu veranschaulichen. Jüdisches Gebet, Talmud, Midrasch, Religionsphilosophie, Mystik, Pseudomesianismus, Chassidismus und Zionismus werden dem Leser durch charakteristische Quellenstücke nahegebracht. Sehr zu begrüßen sind die mit feinem Gefühl für die eigentliche Thematik unserer Zeit ausgewählten Abschnitte aus den Schriften moderner jüdischer Denker und die drei abschließenden Stücke zu der Frage „Israel und Christenheit“ aus den Werken von Moses Mendelssohn, Franz Rosenzweig und Martin Buber<sup>14</sup>.

## II. Der „Antisemitismus“

Die Geschichte der Juden, besonders die der Neuzeit, ist zu einem guten Teil durch jenes Phänomen geprägt, das mit dem Schlagwort „Antisemitismus“ gekennzeichnet wird<sup>14</sup>. Das Wort „umfaßt die ganze Skala von Gefühlen und Verhaltensweisen gegen die Juden zwischen instinktiver Aversion, die keinem Juden ein Haar krümmen möchte, bis zu einem Haß, der sich die planmäßige Ausrottung aller Juden zum

<sup>10</sup> St. meint, daß solchen Verdächtigungen immer auch ein Körnlein Wahrheit zugrunde gelegen habe: „Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß in jenen Jahren der Not und Verfolgung die messianische Sehnsucht der Juden durch die apokalyptischen Träume der Wiedertäufer neue Nahrung empfing, und daß es manche unter ihnen gab, die hofften, ein Sieg der Türken werde auch ihr eigenes Schicksal wenden“ (82).

<sup>11</sup> 148 ff. — Hier mag der Hinweis eingefügt werden, daß sich M. Stöhr kürzlich in einem längeren, sehr lesenswerten Beitrag „Luther und die Juden“, in: *EvTheol* 15/1960, 157–182, mit der Wandlung in Luthers Stellung zu den Juden beschäftigt hat.

<sup>12</sup> K. Schubert, *Die Religion des nachbiblischen Judentums*, Herder-Verlag, Wien/Freiburg 1955, 244 S., Ln. 14,80 DM.

<sup>13</sup> H. J. Schoeps, *Jüdische Geisteswelt*, J. Neher-Verlag, Köln 1960, 358 S., Ln. 14,— DM.

<sup>14</sup> Hier mag noch auf die vor kurzem erschienene, sehr zusammenfassende, aber gründliche, mit vielen Quellen belegte Studie von H. G. Adler, *Die Juden in Deutschland*, Kösel-Verlag, München 1960, 178 S., Ln. 8,80 DM, hingewiesen werden, in der u. a. über das Verhältnis der Juden zu Deutschland gesagt wird: „Die Juden haben Deutschland geliebt, nicht nur Deutschlands Juden, die Juden in der Welt haben es getan. Es mußte viel geschehen, um diese Liebe zu mindern oder gar auszulöschen“ (158).

<sup>14</sup> Zur Entstehung des Ausdrucks vgl. D. Goldschmidt, *Zur Soziologie des Antisemitismus*, in: *MPTH*, 49/1960, 201 ff.



unverrückbaren Ziele setzt" (W. Holsten)<sup>15</sup>. Dietrich Goldschmidt charakterisiert den „Antisemitismus“ aus soziologischer Sicht „als eine irrationale Werthaltung, ein Urteil a priori, das – entgegen allen rationalisierenden Begründungen – in wesentlichen Teilen . . . nicht aus der Erfahrung der Vorgeneration . . . belegt werden kann“<sup>16</sup>. In der Tat gerät jede auf Kontinuität bedachte Geschichtsschreibung sogleich in Verlegenheit, ja in unüberwindliche Schwierigkeiten, wenn sie sich vor das Problem des „Antisemitismus“ gestellt sieht, weil hier eine Dimension im menschlich-gesellschaftlichen Zusammenleben auftaucht, die sich allen rationalen Methoden, auch psychologischen und soziologischen, entzieht.

Die neuere und neueste Geschichte des Judentums in Deutschland ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür. Die geistig in der „Aufklärung“ des 18. Jahrhunderts (Moses Mendelssohn, Lessing) wurzelnde „Emanzipation“ wird durch das Toleranzedikt Josephs II. entscheidend gefördert. Nach den Kriegszügen Napoleons I. werden in zahlreichen deutschen Ländern „Edikte über die bürgerliche Gleichberechtigung“ erlassen, später freilich z. T. wieder eingeschränkt<sup>17</sup>. Die Entwicklung im Zeitraum von 1815–1850, in dem sich bereits deutlich alle Elemente „antisemitischer“ Ideologie und Praxis des Nationalsozialismus abzeichnen, ist von Eleonore Sterling in einer ausführlichen Studie unter Heranziehung einer Fülle von Quellen und Literatur untersucht und dargestellt worden<sup>18</sup>. Die Vfn. kommt u. a. zu folgenden Ergebnissen: „Herausgetreten aus seinen ursprünglichen theologischen Grenzen, die ihn auch noch jetzt hätten beschränken können, breitete sich der Judenbasi nunmehr hemmungslos aus, gefördert vor allem durch Antagonismen der damaligen im Übergang zum Industrialismus befindlichen Gesellschaft, die hinsichtlich ihrer Entstehung spezifisch nichts mit Juden oder Judentum zu tun hatten“ (16). „Die Deutschen, aus dem patriarchalischen Schut und der Verwurzelung im Korporativen mehr und mehr herausgerissen . . ., erkennen in den Prinzipien der Autonomie des einzelnen und der Freiheit des Individuums schließlich etwas, das sie der gesellschaftlichen Ordnung nur noch mehr entfremdet“ (28). „Die Juden . . . wurden von den Apologeten der Vergangenheit als Eindringlinge betrachtet, die ihre ständische Ordnung bedrohten“ (29). Aber auch im Judentum bahnt sich eine neue geistige Entwicklung an. Die jüdische „Reformbewegung“ lehnt die „strikte Verbindlichkeit des Zeremonialgesetzes“ ab und bejaht nur das, „was mit der Selbständigkeit der Persönlichkeit und den Zeitumständen nicht in Widerspruch zu stehen scheint“ (42). Schließlich wird der „Kampf für die jüdische Emanzipation . . . den reformierten Juden identisch mit dem Kampf um Deutschlands Freiheit, um die Freiheit der Menschheit überhaupt“ (46). Diese Haltung stößt in „christlich-germanischen“ Kreisen auf stärksten Widerspruch. Es bildet sich jene verhängnisvolle Ideologie heraus, die – Hand in Hand mit abstrusen Rassen-Theorien – das Christentum „entjudet“ und es dafür „germanifiziert“ (137). Auch Vorschläge für eine Art „Endlösung“ der „Judenfrage“ (u. a. durch „Kastration!“) finden sich bereits (142 f.). Zahlreiche Tumulte und Ausschreitungen zeitigen schon damals eine blutige Ernte des Hasses.

Schon vor E. Sterling hat Erwin Schuppe in einer ausgezeichneten umfassenden, leider wenig bekannt gewordenen Studie über den Burschenschafter Wolfgang Menzel (1798–1873) die unheimliche Dämonie des im 19. Jahrhundert aufkommenden Nationalismus aufgezeigt<sup>19</sup>. In der Persönlichkeit Menzels finden sich vor allem jene emotionalen Faktoren, die

<sup>15</sup> In: RGG I, 456.

<sup>16</sup> In: MPT, 49/1960, 206.

<sup>17</sup> Vgl. die Quellenabschnitte bei E. L. Ehrlich, a. a. O. (Anm. 8), 75–80.

<sup>18</sup> E. Sterling, *Er ist wie du. Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland*, Chr. Kaiser-Verlag, München 1956, 236 S., Ln. 9,80 DM.

<sup>19</sup> E. Schuppe, *Der Burschenschafter Wolfgang Menzel. Eine Quelle zum Verständnis des Nationalsozialismus*, Verlag Schulte-Bulmke, Frankfurt/M. 1952, 124 S., kart. 7,80 DM.

schließlich ein ganzes Volk ergriffen und verwirren. In der Romantik durch die Turnbewegung (Jahn und auch E. M. Arndt!) verwurzelt, später „starkkonservativ“, ist er der Typus des „Bannerträgers“ vorgeblich „heiliger und unantastbarer Werte“. Hierzu ein paar Zitate von Menzel selbst (aus Schuppens Buch): „Nur die Germanen waren würdig und fähig, Träger und Säulen des Christentums zu werden“ (59). „Die Nation ist dämonisch, wenn sie nicht durch die heilige Kirche gezähmt wird“ (63). „Nur ein großer Krieg, in dem wir siegen, kann Deutschland die Erfüllung all seiner Hoffnungen gewähren“ (71). „Und Gott schenke uns nur erst den scharfen und zähen Krieg . . .“ (98). Menzel erfindet auch eine „Rassenlehre“, deren Grundaxiom lautet: „Die niedere Rasse muß Sklave der höheren sein . . .“ (105). Und nachdem er ursprünglich Befürworter der „Emanzipation“ ist, gelangt er bald – aus Abneigung gegen die „Literaturjuden“ Heine und Börne – zu der Überzeugung, „daß ein zu edleren Gesinnungen berufener Jude kein Jude bleiben könne, ohne auf die eine oder andere Weise zu verderben“ (112)<sup>20</sup>.

Etwa an den von E. Sterling behandelten Zeitraum schließt eine Untersuchung von Paul W. Massing an<sup>21</sup>. Massing setzt mit seiner Darstellung bei der Hochkonjunktur in der sog. „Gründerzeit“ ein, die durch die Weltmarktkrise von 1873 plötzlich gedämpft wird. „Der ökonomische Rückschlag wirkte sich unmittelbar auch auf die Stellung der Juden aus“ (4). Der Journalist Marr erfindet den Begriff des „Antisemitismus“<sup>22</sup>. Die Konservativen bedienten sich nach den Wahlen von 1874, in denen sie schlecht abschnitten, sehr geschickt der aufkommenden antisemitischen Propaganda. Als der geeignete Mann, die unteren Volksschichten in den christlich-konservativen Staat zurückzuführen, bietet sich ihnen der Hofprediger Stoecker an<sup>23</sup>, den sie aber nach zwei Jahrzehnten wieder fallenlassen. 1892 heißt es in ihrem Programm u. a.: „Wir bekämpfen den vielfach sich vordrängenden und zerschenden jüdischen Einfluß auf unser Volksleben.“<sup>24</sup> Dann aber beginnt der Antisemitismus im Rahmen der völkischen Bewegung für das Gefüge eines christlich-konservativen Staates gefährlich zu werden. Der Wortführer der Völkischen, Ahlwardt, streut Verleumdungen aus. Ihn überbietet 1893 noch Theodor Fritsch in seinem „Antisemiten-Katechismus“ (Auszüge, S. 100). Die Schriften der Franzosen Edouard Dumont und Graf Gobineau, die in Rassentheorien dilettieren, finden in Deutschland begeisterte Anhänger<sup>25</sup>. Als die Konservativen die maßgebende Staatspartei werden, beginnen sie, sich von dem allzu lärmenden Antisemitismus zu distanzieren. Der politische Imperialismus begünstigt schließlich die Assimilation der Juden, da sich nunmehr der Rassenfanatismus nach außen kehrt<sup>26</sup>.

<sup>20</sup> Dieses Zitat läßt zugleich erkennen, daß die „Grundlagen des Antisemitismus mehr emotionaler als logischer Natur sind“. Vgl. hierzu H. J. Eysenck, Wege und Abwege der Psychologie (Nowohlts Deutsche Enzyklopädie, Bd. 17), 141.

<sup>21</sup> P. W. Massing, Vorgeschichte des politischen Antisemitismus (aus d. engl. übers. und f. d. dt. Ausg. bearb. v. F. J. Weil, Frankfurter Beiträge zur Soziologie Bd. 8), Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1959, 288 S., 24, – DM.

<sup>22</sup> Vgl. Anm. 14.

<sup>23</sup> Ausdrücklich sei auf die ausführliche Schilderung der Beziehungen zwischen Stoecker und den Konservativen verwiesen: sie waren „nicht unähnlich denen, wie sie ein halbes Jahrhundert später . . . zwischen Hitler und den Deutschnationalen bestanden“ (27).

<sup>24</sup> A. a. O. 69.

<sup>25</sup> Graf Gobineaus Bücher gehörten übrigens nach dem 1. Weltkrieg zur Lieblingslektüre der deutschen Jugendbewegung. – In diesem Zusammenhang wäre des Einflusses von Paul de Lagarde zu gedenken gewesen, den Massing nur ein einziges Mal beiläufig erwähnt.

<sup>26</sup> Den älteren Lesern wird das Wort von der „gelben Gefahr“ noch ebensogut in Erinnerung sein wie die Tatsache, daß Juden auch auf deutscher Seite am 1. Weltkrieg teilnahmen. Vgl. hierzu den erschütternden Beitrag „The Fatherland“ von Selmar Spier in „Year Book IV“ (Publications of the Leo Baeck Institute of Jews from Germany, London 1959, 294–308). Hier wird es offen ausgesprochen: „All the efforts of German Jewry since the time of their emancipation had been directed towards merging with the German father-



Ms Darstellung knüpft eng an die politische Geschichte an. Außer den Konservativen zieht er besonders die Sozialdemokraten in seine Betrachtungen ein. Für die Sozialisten waren der Antisemitismus und die Judenfrage „Phänomene der kapitalistischen Klassengesellschaft“ (159). „In Theorie und Praxis lehnte die deutsche sozialistische Arbeiterbewegung den Antisemitismus ab“ (ebd.). Es ist aber dann doch erschütternd zu lesen, wie die Sozialdemokratie „in ihrem Fortschrittsoptimismus . . . sich bereits als Teil des Volksganzen, der Nation“ (212) betrachtet und mit dem Wachsen des Imperialismus die judenfeindlichen Ideologien als politische Belanglosigkeiten ansieht. Bebel schreibt 1906: „Der Antisemitismus, der nach seinem Wesen auf die niedrigsten Triebe und Instinkte einer rückständigen Gesellschaftsschicht sich stützen kann, repräsentiert die moralische Verkümmung der ihm anhängenden Schichten. Tröstlich ist, daß er in Deutschland nie Aussicht hat, irgendeinen maßgebenden Einfluß auf das staatliche und soziale Leben auszuüben“ (zit. 211 f.). Welch eine Verkennung der Gefahr einer Ideologie, der dreißig Jahre später Millionen von Menschen zum Opfer fallen!

Die Untersuchungen von Sterling und Massing über diese bestimmten Zeiträume der neueren deutschen Geschichte werden in einer tiefgrabenden Studie von Eva G. Reichmann über die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe in mannigfacher Weise ergänzt<sup>27</sup>.

In ihrem historischen Aspekt führt die Darstellung von der „Emanzipation“ bis in die Zeit des NS-Regimes, verweilt aber nicht bei den einzelnen geschichtlichen Fakten, sondern analysiert sie, wesentlich mit den Methoden moderner Soziologie und Psychologie, als Phänomene von „Gruppenspannungen“. Dabei wiederholt sich beständig die Frage, ob die „Emanzipation“, d. h. „die Lebensform des gleichberechtigten Zusammenlebens von Nichtjuden und Juden . . .“ nach der Vernichtungssaktion als gescheitert zu betrachten sei, was die Wfn. verneint (289). Man mag diesen Optimismus als ein Zeichen für die Bereitschaft zum Verstehen und zur Verständigung deuten, die sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Es ist fast beschämend, zu lesen, wie sehr die jüdische Autorin des Buches um eine objektive Analyse dessen bemüht ist, was man das „deutsche Schicksal“ nennen könnte, wie sorgfältig sie alle Impponderabilien der neueren deutschen Geschichte in Verbindung mit der geographischen Lage Deutschlands zusammenträgt, wie sie sogar eine „unzweifelhaft sehr verbreitete neurotische Veranlagung der Deutschen“ herausstellt, denen „nicht allein ein ausreichendes kollektives Selbstbewußtsein“ abgeht, „um sich nicht ständig von Gefahren umdroht zu empfinden“, sondern deren Selbstbewußtsein nicht einmal dazu ausreicht, „eine verschwindende Minderheit mit selbstverständlicher Überlegenheit zu betrachten“ (195). Die Niederlage im 1. Weltkrieg vertieft die Minderwertigkeitsgefühle. Sie bedeutet „eine außerordentliche Einbuße an Vertrauen zur eigenen Urteilsfähigkeit und den darauf basierten eigenen Entscheidungen“ (233). Nun bietet der Nationalsozialismus einen „anziehenden Denk-Ersatz: das nationalsozialistische Dogma . . . , das seine Gläubigen ein für allemal von der Last der geistigen Stellungnahme“ erlöst (ebd.). Die ganz auf das Irrationale „abgestellten nationalsozialistischen Propagandamethoden, die nicht argumentieren“, sondern „sämtliche Zweifel niedertrampeln“, stellen eine

land“ (303). — Das (ebd.) abgebildete Faksimile einer Seite aus einem 1914 herausgegebenen jüdischen Gebetbuch, in dem eine Fürbitte für den Sieg der deutschen Waffen abgedruckt ist, bezeugt vielleicht noch eindringlicher, wie stark das „nationale“ Empfinden eines großen Teils der deutschen Judenheit damals war.

<sup>27</sup> E. G. Reichmann, *Flucht in den Haß*, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. o. J., 324 S., 9,80 DM. — Das eindrucksvolle Buch enthält eine Fülle von soziologischen und psychologischen Einsichten. Genannt seien stichwortartig: Freuds Begriff des „Unheimlichen“ (59 f.), Huijings Charakterisierung des „Halbgebildeten“ (91), das Phänomen der „Triebabfreiung“ (129), die „religiöse Indifferenz“ in Deutschland im 19. Jahrhundert (153 ff.) und die Beurteilung des Literaturhistorikers J. Nadler (192 ff.). Für die objektive Haltung der Wfn. mag bezeichnend sein, daß sie Wilhelm Stapel einen „niveauvollen geistigen Antisemiten“ nennt (191).

Art von „Mysterienkult“ dar und vermehren diesen um ein wirksames „Antisymbol gegen Denkverzicht und Autoritätsgläubigkeit“. Dieses „Antisymbol“ ist der Jude (236 f.), und zwar der Jude „als eine unheimlich-geheimnisvolle Figur“, nicht etwa die „Juden als lebendige Menschen“, die man kannte (280). N. ist der Meinung, daß unter anderen Umständen auch ein anders „Antisymbol“ seinen propagandistischen Dienst getan hätte: „Die Hülle, in der die neue Sicherheit, die neue Selbstbetätigung, die Selbst-Entschuldigung, die Hasserlaubnis serviert wurden, hätte auch eine andere Farbe und eine andere Würze haben können: die Speise selbst wäre darum nicht weniger gierig verzehrt worden“ (279).

Zwei Phänomene, die den Nationalsozialisten u. a. auch als „Argumente“ für ihre antisemitische Propaganda dienten, müssen noch erwähnt werden: die Einwanderung der „Ostjuden“ in Deutschland und der Anteil der Juden am geistigen Leben Deutschlands.

S. Adler-Rudel hat sich eingehend mit den „Ostjuden in Deutschland 1880–1940“ beschäftigt<sup>28</sup>. Er schildert an Hand eines sorgfältig zusammengetragenen umfangreichen Materials die Tragödie der Juden, die aus den östlichen Ländern, v. a. aus Rußland, unter dem Druck ständiger Verfolgungen auswanderten und dabei Deutschland als Durchgangsland für die Einwanderung u. a. nach Palästina und Amerika benutzten (5 ff.). Hierbei blieben nicht wenige der Flüchtlinge, besonders Intellektuelle (101 ff.), aber auch einfache Gewerbetreibende und Handwerker (11), in Deutschland. Dies gab nicht bloß den antisemitischen Strömungen Auftrieb, sondern führte auch zu Gegensätzen zu den bereits weit hin assimilierten Juden in Deutschland<sup>29</sup>. „In vielen Gemeinden bildeten daher die ausländischen Juden bald einen erheblichen Teil der Gemeindeglieder, ja in Städten wie Leipzig oder Chemnitz sogar die Mehrheit“ (27). Das Buch schildert eingehend die Einrichtung von Fürsorge- und Hilfsorganisationen, die später, in der NS-Zeit, große Bedeutung erlangten. Es macht weiter deutlich, daß die erst in den Anfängen stehende zionistische Bewegung durch die einwandernden Ostjuden einen nicht unerheblichen Auftrieb erhielt. Es vermittelt endlich einen erschütternden Einblick in Wesen und Schicksal des jüdischen Heimatlosen, dessen Tragödie sich dann unter dem NS-Regime vollendete<sup>30</sup>. Das vielgeschmähte, vorwiegend orthodoxe „Ostjudentum“ hätte gerade die Gewissen ernster und bewusster Christen in Deutschland wachrütteln sollen<sup>31</sup>. Für das Judentum in Deutschland wirkte, wie E. G. Reichmann bemerkt, die Wanderbewegung der Ostjuden einerseits „verzögernd auf den Assimilationsprozeß“<sup>32</sup>, an-

<sup>28</sup> S. Adler-Rudel, Ostjuden in Deutschland, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1959, 170 S., Ln. 21, — DM.

<sup>29</sup> Hierzu nur eine Zahl: „Von den 615 000 Juden, die im Deutschen Reich im Jahre 1910 gezählt wurden, waren 79 000 (etwa 13 %) ausländischer Herkunft“ (a. a. D. 24). — Gegensätze zwischen altgläubigen und allzu eifrigen Emanzipations- bzw. Assimilationsjuden hat es bereits während des ganzen 19. Jahrhunderts gegeben. Literarisch sind sie u. a. sehr plastisch als Gegensatz zwischen jüdischen Vätern und Söhnen in Reuters „Stromtid“, Fontanes „Stechlin“ und Raabes „Hungerpastor“ geschildert worden, bei Raabe in starker Antithese, woraus man geschlossen hat, daß Raabe Antisemit sei. Der Roman selbst (vgl. z. B. den Ausklang des 3. Kapitels), ferner u. a. die Novelle „Frau Salome“ beweisen, daß dies nicht der Fall ist.

<sup>30</sup> Vgl. dazu u. a. 136–140 und 152–154.

<sup>31</sup> Nur der Name von Pastor Bodelschwingh wird im Zusammenhang mit seiner Fürsorge für die Wanderarmen und Bettler vermerkt (138). — Im übrigen kommt in diesem Buch — wie auch in den Untersuchungen von P. W. Massing und E. G. Reichmann — zum Ausdruck, daß im wesentlichen allein die sozialistische Bewegung in Deutschland sich nicht nur entschieden vom Antisemitismus aller Schattierungen distanzierte, sondern sich auch tatkräftig für die Linderung der Not und des Elends unter den jüdischen Flüchtlingen einsetzte.

<sup>32</sup> Vgl. E. Reichmann, a. a. D. 26.



dererseits erfuhr „die bereits stark verdünnte jüdische Substanz durch sie eine erhebliche Anreicherung“<sup>33</sup>.

Der Anteil der Juden am geistigen Leben Deutschlands geht aus dem großen Sammelwerk „Juden im deutschen Kulturbereich“ hervor<sup>34</sup>. Das Buch ist ein erschütterndes Zeugnis dafür, was Deutschland mit den Hejparolen des Antisemitismus an schöpferischen geistigen Kräften verachtet, verschmäht und verloren hat. Mehr als 4400 Namen sind hier aufgeführt, deren Träger in zwei Jahrhunderten wesentlich mit zum Werden deutscher Kultur beigetragen haben. Zu dem Schmerz über den Verlust gesellt sich die Scham über die Borniertheit antisemitischer „Argumentation“. Es kommt vor, daß geistig und künstlerisch Schaffende als Juden bezeichnet werden, obwohl sie es nicht sind<sup>35</sup>. So galten (und gelten vielleicht noch heute) u. a. als jüdische Maler: Ernst Barlach, Lyonel Feininger, Wassily Kandinski, Oskar Kokoschka und Franz Marc. Weil hier – nach berühmtem Ausspruch – „eine ganze Richtung“ nicht gefällt, wird sie einfach als „jüdisch“ abgetan<sup>36</sup>. Daß auf solche Weise in Deutschland überhaupt „argumentiert“ werden konnte, und dies z. T. in „wissenschaftlicher Aufmachung“ (Adolf Bartels!), gehört zu den dunkelsten Seiten der Geschichte der NS-Zeit<sup>37</sup>.

### III. Die Katastrophe

„Die tausendjährige Geschichte des deutschen Judentums ist zu Ende.“ Mit diesen Worten eröffnete der letzte Oberrabbiner in Deutschland, Leo Baed, kurz nach der „Machtergreifung“ im Jahre 1933 eine Zusammenkunft von Vertretern der jüdischen Gemeinden und Verbände<sup>38</sup>. Dabei stand andererseits das deutsche Judentum in dieser Zeit gerade in einer tiefgreifenden Selbstbesinnung auf seinen eigentlichen religiösen Ursprung, die von ihm selbst noch heute als „Renaissance“ bezeichnet wird. Leo Baed, Martin Buber, Ernst Kantorowicz dienten dem Aufbau einer in den alten Traditionen wurzelnden jüdischen Erwachsenenbildung, die sich uns heute als eine menschlich tief ergreifende Form geistigen Widerstands darstellt, und die sich sozusagen in einem neuen Midrasch „eine Art Agurenstil“ schafft, der „lächelnd vom Redner zum Hörer und wieder zurücksprang, ein intimes konspiratives Einverständnis voraussetzend und nährend“<sup>39</sup>. Aber auch dieser Widerstand kommt zum Erliegen: die Nürnberger Gesetze 1935, die Reichskristallnacht 1938, die Vernichtungslager und Theresienstadt<sup>40</sup> sind die Meilensteine des dunklen Weges in die Katastrophe.

<sup>33</sup> Ebd. 27.

<sup>34</sup> S. Kaznelson (Hrsg.), Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk, Jüdischer Verlag, 2. Berlin 1959, 1060 S., 56,50 DM.

<sup>35</sup> Vgl. das Verzeichnis im Anhang des genannten Sammelwerkes 1043 – 1060.

<sup>36</sup> Tatsächlich ist der jüdische Anteil an der nachimpressionistischen Malerei gering. Namen wie Emil Orlik und Lesser Ury sind kaum noch bekannt.

<sup>37</sup> Ähnliche beschämende Fehlurteile weist E. G. Reichmann dem Literaturhistoriker J. Nadler nach. Er hielt zeitweise Rilke offenbar für einen Juden und wußte andererseits nicht, daß H. v. Hofmannsthal und R. Borchardt jüdischer Abstammung sind (vgl. a. a. O. 193). – Daß Nadler seine Literaturgeschichte teilweise im Sinne des Nationalsozialismus umarbeitete, wird bekannt sein. Vgl. hierzu auch W. Muschg, Die Zerstörung der deutschen Literatur (List-Bücher, Nr. 156), 185 ff.

<sup>38</sup> Vgl. E. Simon, Aufbau im Untergang, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1959, 110 S., 11, – DM, 70.

<sup>39</sup> Ebd. 77. – S.s Bericht gibt einen lebendigen Überblick über die geistige Situation des Judentums in Deutschland während der ersten Jahre der NS-Herrschaft.

<sup>40</sup> Über „Theresienstadt 1941 – 1945“ hat H. G. Adler ein bekanntes Buch geschrieben. Vgl. W. Wiebel, in: MPTH 47/1958, 189 ff.

Man muß schon den Mut haben, sich mit den grauenhaften Dokumenten selbst zu beschäftigen, um eine annähernde Vorstellung von dem zu bekommen, was in der Zeit des NS-Regimes geschehen ist. Den besten Zugang hierzu bieten drei Dokumentarbände, die von Léon Poliakov und Josef Wulf zusammengestellt worden sind<sup>41</sup>. Der 1. Band bringt amtliche Quellen, Verfügungen und Berichte über die Vernichtung der Juden, ferner Ausschnitte aus Büchern und Schriften, die sich in manchenmal geradezu grotesker Form mit der „Judenfrage“ beschäftigen. „Das Ausschlaggebende“, so sagen die Hrsg., „ist . . . die absolute Sinnlosigkeit des Amokläufers“ (3). Der 2. Band läßt erkennen, wie groß die Zahl der Mitwissenden und Mithelfer bei den Aktionen gegen die Juden, aber auch bei der Durchführung des Euthanasie-Programms war. Der 3. Band ist in gewisser Beziehung der erschütterndste, weil er beweist, daß bei der ideologischen und pseudowissenschaftlichen Vorbereitung und Begründung der nationalsozialistischen Praktiken nicht nur die Funktionäre der Partei, sondern auch zahlreiche Hochschullehrer tätig waren.

Ein paar Beispiele mögen den vielseitigen Inhalt des dreibändigen Dokumentarwerks illustrieren: Ein Soldat der Ghettowache 6 in Litzmannstadt macht eine dienstliche Meldung darüber, daß er eine Jüdin, die den Versuch machte, von einem vorüberfahrenden Wagen Rüben zu stehlen, durch zwei Schüsse mit dem Karabiner 98 getötet habe (I, 201). — „Buben und Mädchen“ einer Jugendheimstätte schreiben an den „Stürmer“, wie sehr sie sich über ein Puppenspiel freuen, in dem Kaspar den bösen Juden vertreibt (I, 331 f.). — Das Niederbrennen der Synagogen war eine planmäßig aufgezogene Aktion (I, 349 ff.). — In einer oberbayerischen Gemeinde sind „Kühe und Rinder, welche von Juden direkt oder indirekt gekauft wurden, vom Zutrieb zum gemeindlichen Bullen ausgeschlossen“ (I, 377). — In einer Besprechung im Reichssicherheitshauptamt wird (noch am 6. 3. 1942) ernsthaft die „Sterilisierung der Mischlinge“ erwogen (I, 385 ff.). — Schon in einer Erläuterung der „Münchener Gesetze“ (1935) heißt es: „Die Blutmischung zwischen Juden und Deutschen bewirkte nur eine Übertragung der Spannungen auch in den Mischling und gefährdete zugleich die Reinheit des deutschen Blutes und die Instinktsicherheit des Volkes“ (II, 303). — Die Argumente dieser Rassenlehre dringen sogar in Erörterungen der Mathematik und Physik ein (III, 293 ff.; 309 ff. u. ö.). — Am eindrucksvollsten endlich tritt der Wirrwarr weltanschaulicher Phrasologie in den Auseinandersetzungen mit den Lehren der Bibel zutage (III, 165 ff.).

Nur ganz vereinzelt werden auch Gegenstimmen laut: Rudolf Pechel schreibt einen geistvollen Aufsatz zu der albernen „Namensgebung“ (III, 218 f.). — Hohe Offiziere protestieren gegen die Verbrechen in Polen (II, 516 ff.). — Graf Franz von Galen verteidigt sich energisch wegen seiner geringen Spenden an den „Eintopfsonntagen“ und bei den Hausammlungen (III, 220 ff.). — Der Physiker und Chemiker Professor Bodenstein hält eine rühmende Gedächtnisrede auf seinen jüdischen Kollegen Fritz Haber (III, 306 f.). — Werner Heisenberg bekennt sich auch nach 1933 zur Relativitätstheorie Einsteins als der „selbstverständlichen Grundlage weiterer Forschung“ (III, 307 f.). — Ergreifend sind die Dokumente über die „Solidarität und Hilfe“, die in jener Zeit in den von Hitler besetzten Teilen Europas den Juden bezeugt wurde<sup>42</sup>.

<sup>41</sup> L. Poliakov/J. Wulf, Das Dritte Reich und die Juden, <sup>2</sup> 1955, 458 S. — Das Dritte Reich und seine Diener, 1956, 540 S. — Das Dritte Reich und seine Denker, 1959, 560 S. — arani-VerlagsGmbH, Berlin, je Bd. 39,50 DM (die Bände werden hier in vorstehender Reihenfolge mit I, II, III zitiert).

<sup>42</sup> Zu kurz kommen m. E. die Dokumente für den Widerstand der Bekennenden Kirche, der sich bekanntlich am Arierparagraphen entzündete. M. Niemöller wird nur beiläufig im I. Band erwähnt (109, 436), das tatkräftige Wirken von Propst Grüber nicht beachtet.



Die beste und umfassendste Übersicht über Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas in den Jahren 1939–1945 bietet eine große zusammenhängende Darstellung von Gerald Reitlinger<sup>43</sup>. Das Buch zeigt u. a., daß die ersten Massensterben vornehmlich der armen, proletarischen Gemeinschaft östlicher Juden angehörten, daß es dagegen anfänglich „Juden, die über geheime Kapitalien verfügten, möglich war, sich ihr Leben zu erkaufen“ (4). Hitler hat trotz seiner Schimpfkampagnen gegen das „Finanzjudentum“ niemals ernstlich versucht, „die Gestapo an dem Schacher um das Leben begüterter Juden zu hindern“ (ebd.). Derselbe Hitler verpflichtet allerdings in seinem „Testament“ kurz vor seinem Tode „die Führung der Nation und deren Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassengesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum“ (541).

Das von R. offenbar mit größter Sorgfalt zusammengetragene Quellenmaterial vermittelt eine unheimliche Vorstellung von den Ausrottungsaktionen in den von Hitler besetzten Ländern Europas. Die Schilderung der Vernichtungsmethoden, Berichte von Augenzeugen (231 f.), die knappen Darstellungen etwa über „Theresienstadt“ (185 ff.), über das Ende von Auschwitz (509 ff.), die Skizzierung einer solchen Persönlichkeit wie der Eichmanns, dessen Name durch das ganze Buch geistert (28 ff.), nicht zuletzt eine Zeittafel, eine reiche Bibliographie und ein ausführliches Quellenverzeichnis verleihen dem Werk hohen dokumentarischen Wert<sup>44</sup>.

Reitlingers Gesamtdarstellung wird durch zahlreiche Einzelveröffentlichungen ergänzt, von denen hier nur einige aufgeführt werden können.

Da ist der sehr nüchterne, aber aufwühlende Erlebnisbericht von Lucie Adelsberger<sup>45</sup>, die in Auschwitz als Ärztin für die Zigeuner tätig sein mußte. Sie schreibt: „Der Tod war uns nah und vertraut wie eine Landschaft, in der man lebt, und in die man hineinwächst. Wir sahen ihn unablässig am Krematorium warten und noch in vielerlei Gestalten, nicht mild, mit Freundeshänden, die streicheln, sondern mit grausigen Zügen, mit Marter und Folter, die Arme voll Blut“ (85). Überwältigend sind auch die wenigen Sätze, in denen sie beschreibt, wie in dunkler Nacht vor den Gastammern das „Höre Israel“, das uralte Glaubensbekenntnis der Juden, „aus vielen hundert Kehlen, doch wie aus einem Mund, rhythmisch und harmonisch aufklingt“ (87).

Da ist die Darstellung des Aufstandes im Warschauer Ghetto, von Bernhard Mark auf Grund zahlreicher Schrift- und Bilddokumente zu einer atemberaubenden Schilderung jüdischen Lebenswillens gestaltet, zugleich ein Buch, das für das Verständnis des neuen polnischen Staates und seiner Entstehung von Bedeutung ist<sup>46</sup>.

Und da ist die von Alex Weißberg verfasste „Geschichte von Joel Brand“, die in die Hintergründe von dunklen, nahezu unsagbaren Geschehnissen hineinleuchtet: In Ungarn ent-

<sup>43</sup> G. Reitlinger, Die Endlösung (dt. v. J. W. Brügel), Colloquium-Verlag, <sup>3</sup> Berlin 1960, 698 S., 29,50 DM.

<sup>44</sup> Hier mag ein Hinweis über die Zahl der Umgekommenen stehen. Nach Poliakov/Wulf (a. a. D. I 225 f. u. 234 ff.) wurde „über ein Drittel des Weltjudentums vernichtet“. Ende 1939 lebten in Europa 9 1/2 Millionen Juden. Das Jahr 1945 haben nur 3 1/2 Millionen überlebt. — R. hat sich sehr eingehend mit diesen Zahlenangaben beschäftigt (a. a. D. 557 ff.); er schätzt die Zahl der Opfer abgerundet auf 4,2–4,6 Millionen (573). Die Zahl der in Auschwitz umgekommenen Juden gibt er mit mindestens 770 000 an (523).

<sup>45</sup> L. Adelsberger, Auschwitz. Ein Tatsachenbericht, Lettner Verlag, Berlin 1956, 178 S., Ln. 6,80 DM.

<sup>46</sup> B. Mark, Der Aufstand im Warschauer Ghetto (aus d. Poln.), Dick-Verlag, <sup>3</sup> Berlin 1959, 480 S., 7,20 DM.

wickelt sich ein regelrechter „Menschenhandel“. Auf deutscher Seite macht Eichmann das Angebot, für je ein ausländisches fabrikneues Lastauto mit Anhänger hundert Juden freizugeben, für zehntausend Lastautos also eine Million Juden. Das Angebot scheitert an dem Eingreifen des englischen Geheimdienstes, wiewohl die jüdischen Unterhändler, vor allem Joel Brand, mit verbissener Energie alle sich ihnen bietenden Möglichkeiten, ihre Volksgenossen vor Auschwitz zu retten, auszunutzen suchen<sup>47</sup>.

Einige persönliche Zeugnisse mögen das Bild von der Katastrophe des deutschen Judentums nach der menschlichen Seite hin abrunden. Daß eine so hoch begabte und feinsinnige Frau wie die Philosophin und Karmeliterin Edith Stein, Schülerin Husserls, später Ordensschwester und Mitglied des „Kölner Karmel“, ihrer jüdischen Abstammung wegen im Dunkel von Auschwitz endete, wird auch den evangelischen Leser tief erschüttern<sup>48</sup>. — Artur Joseph, ehemaliger Inhaber eines Schuhgeschäftes in Köln, zeichnet in seinen Erinnerungen das Leben einer jüdischen Familie vor 1933 in Deutschland nach. Und wenn er auch jetzt noch Deutschland „durch die Rauchwolke“ hindurch seine „Heimat“ nennt, die er liebt, so ist das ein ergreifendes Bekenntnis<sup>49</sup>. — Ruth Hoffmann erzählt in einem lebenswürdigen Buch von ihren „Freunden aus Davids Geschlecht“ und versucht durch die Schilderung von kleinen alltäglichen Begegnungen mit Menschen jüdischer Abstammung zu zeigen, daß es einen Weg des gegenseitigen Verstehens geben kann und geben muß<sup>50</sup>.

Bisher hat das grauenhafte Geschehen der „Judenkatastrophe“ noch keinen dichterischen Ausdruck gefunden. Eva G. Reichmann schreibt am Schluß ihres Buches: „Noch ist kein Dichter aufgestanden, der die Tragödie der deutschen Judenheit gestaltet hätte. Es wird eine Tragödie sein, in der alles seinen Platz hat: Liebe und Haß, Tatkraft und Fähigkeit im Leiden, die Einmaligkeit des Genies und die redliche Pflichterfüllung der vielen.“<sup>51</sup>

Wird eine solche Tragödie je geschrieben werden? Eine zeitgenössische jüdische Dichtung gibt es kaum noch in Deutschland. Das zeigt eine Auswahl aus dem Schaffen deutsch-jüdischer Schriftsteller, die Karl Otten unter dem Titel „Das leere Haus“ herausgegeben hat<sup>52</sup>. Der Titel ist bezeichnend. „Das Haus, in dem diese jüdischen Dichter einst lebten“, so schreibt der Hrsg. im Nachwort, „steht leer inmitten eines ohnmächtigen Staates und eines noch ohnmächtigeren Volkes . . . Das Haus bleibt auf ewig leer, da es nie wieder von jüdischen Dichtern deutscher Sprache bewohnt sein wird, die, heimatlos von Natur und Bestimmung, um seine zitternden Mauern geistern werden bis an das Ende aller Geschichte.“ Die Namen der in diesem Buch zu Worte kommenden Autoren (Paul Adler, Ernst Blas, Albert

<sup>47</sup> A. Weißberg, Die Geschichte von Joel Brand, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln/Berlin 1956, 321 S. und dok. Anh., Ln. 12,80 DM. — Es kann nicht eine kritische Stellungnahme zu Einzelheiten des Buches erwartet werden. Zweierlei aber wird in eindrucksvoller Weise deutlich: einmal die Tapferkeit führender jüdischer Männer und Frauen und zum anderen die verzweifelten Versuche deutscher Führer, die drohende Niederlage noch abzuwenden oder sie wenigstens hinauszuzögern. Vielleicht wird der Prozeß gegen Eichmann die makabre Angelegenheit erhellen. Vgl. hier jetzt den Aufsatz von A. Bis, Geschäft mit dem Henker, in: Der Monat 12/1960, 57 ff. und 88, der auf diese ungarischen Ereignisse neues klärendes Licht wirft.

<sup>48</sup> Edith Stein (Herder-Bücherei), Herder-Verlag, <sup>5</sup>Freiburg 1959, 240 S., kart. 2,20 DM.

<sup>49</sup> A. Joseph, Meines Vaters Haus. Ein Dokument, Cotta-Verlag, <sup>2</sup>Stuttgart 1959, 144 S., Ln. 4,80 DM.

<sup>50</sup> R. Hoffmann, Meine Freunde aus Davids Geschlecht, Lettner-Verlag, Berlin 1955, 244 S., Ln. 10,40 DM.

<sup>51</sup> A.a.D. 293.

<sup>52</sup> K. Otten (Hrsg.), Das leere Haus. Prosa jüdischer Dichter, Cotta-Verlag, Stuttgart 1959, 648 S., Ln. 24,80 DM.



Ehrenstein, Efraim Frisch, Gertrud Kolmar, Paul Kornfeld, Simon Kronberg und Ernst Weiß) werden weithin unbekannt sein. Sie sind alle gestorben, zumeist als Opfer der Vernichtung. In der Thematik ihrer Stoffe und in der sprachlichen Gestaltung muten sie dem Leser viel Geduld, sorgames Hören und Anmerken zu – und das Empfinden, daß Menschen zu uns reden, die uns in der Hilflosigkeit eines schweren Schuldgefühls zurücklassen.

Noch stärker vielleicht drücken Klage und Anklage sich in einer umfangreichen Gedichtsammlung aus, die Siegmund Kaznelson mit dem ebenfalls bezeichnenden Untertitel „Eine abschließende Anthologie“ vorlegt<sup>53</sup>, weil, wie der Herausgeber im Vorwort schreibt, „nach menschlichem Ermessen die deutschsprachige Dichtung jüdischen Inhalts mit unserer oder vielleicht mit der nächsten Generation zu Ende geht“ (14). Alles, was jüdisches „Schicksal“ umspannt – Erwählung, Geschichte, Volk, Familie, Glaube, Schuld, Leid, Not, Exil, Martyrium –, klingt in dieser Sammlung auf. Und in allem mag dem Leser ein wenig von dem aufgehen, was man „jüdisches Lebensgefühl“ nennen könnte. Lore Pintus beschreibt es in den Schlussversen ihres Gedichts „Abschied von Amsterdam“ (353 f.):

Sie können uns töten – zerstören nicht –  
Weil wir Juden sind!  
Und ewiglich werden wir sein! ...  
Wir sind auf einmal so weit, so weit  
Von der lärmenden, sinnlosen Grausamkeit,  
Und was sie auch tun, wir fühlen es nicht,  
Denn in uns singt schon die Ewigkeit:  
Weil wir Juden sind!

(wird fortgesetzt)

## HEINRICH LAAG

### Der moderne Kirchenbau

#### I

„Kirchen“ – so heißt der schlichte Titel eines sehr umfassenden Buches, das der Callwey-Verlag im Jahre 1959 herausgebracht hat<sup>1</sup>. Es ist in mancherlei Hinsicht bemerkenswert: Zunächst ist es ein Werk, das katholische und evangelische Kreise gemeinsam verfaßt haben. Für den evangelischen Teil zeichnet verantwortlich der vor nicht langer Zeit verstorbene Otto Bartning, der durch sein Buch „Neue Kirchen“<sup>2</sup> 1919 den Impuls zu neuem Schaffen auf dem Gebiet des Kirchbaus gab, und

<sup>53</sup> S. Kaznelson, Jüdisches Schicksal in deutschen Gedichten. Eine abschließende Anthologie, Jüdischer Verlag, Berlin 1959, 524 S., kart. 9,80 DM.

<sup>1</sup> Kirchen. Handbuch für den Kirchenbau (Hrsg. v. W. Weyres, O. Bartning, mit Beitr. v. J. und K. Gah, A. Goergen, E. Horn, H. Schädel, W. Schilling, O. H. Senn, W. Stählin und H. D. Vogel), in: Handbücher zur Bau- und Raumgestaltung, Hrsg. v. K. Gah, Verlag G. D. W. Callwey, München 1959, 448 S., 475 Abb. und ca. 1200 Zeichn., 4<sup>o</sup>, Ln. 78, – DM.

<sup>2</sup> O. Bartning, Vom neuen Kirchbau, Berlin 1919; neu aufgelegt unter dem Titel: Vom Raum der Kirche, Bramsche b. Osnabrück 1958.

stellt. Leider ist sie noch längst nicht vollständig. Es mangelt an Mitarbeitern, die bereit sind, sich der wirklich schweren Aufgabe zu unterziehen und die auch kein sprachlich und an Kenntnis des Spätjudentums das nötige Rüstzeug mitbringen. So werden wir noch lange auf den Abschluß des Werkes warten müssen. Andererseits ist diese Ausgabe nicht billig, was in der Natur der Sache liegt und sich nicht ändern läßt. Dem Verlag ist hier kein Vorwurf zu machen. Trotz des hohen Preises können die einzelnen Hefte offenbar nur mit Druckkostenzuschüssen überhaupt veröffentlicht werden. Für viele wird die Ausgabe unerschwinglich bleiben. So besteht das Bedürfnis nach einer kleinen Handausgabe der Mischna. Sie sollte nur den hebräischen Text und eine Übersetzung enthalten, ähnlich wie seit Lifowsky die Übersetzung der „Gießener“ gestaltet ist. Auch in der Textgestaltung sollte die Methode der Gießener übernommen werden. Eine solche Handausgabe müßte eigentlich im Laufe von sechs Jahren zu erstellen sein.

(Dr. K. G. Eckart, Berlin-Zehlendorf, Heimat 44)

## JOHANN HAAR

### Das Mysterium Israel

Ein Überblick über neueres Schrifttum zur Geschichte und zur geistigen Lage  
des Judentums in der Gegenwart

(Fortsetzung)

#### IV. Die „Wiedergutmachung“ und der neue Staat Israel

Auch im Rahmen eines wesentlich theologisch gehaltenen Literaturberichts muß die Frage nach der „materiellen Wiedergutmachung“ des Unrechts, das durch Deutsche an den Juden verübt wurde, wenigstens erwähnt werden.

Es ist das Verdienst des Norddeutschen Rundfunks, in einer Sendereihe dieses heikle und bisher keineswegs gelöste Thema angepaßt zu haben<sup>1</sup>. Einige markante Fälle bezeugen die Problematik der bisherigen Regelung. Zwar werden durch das Bundesentschädigungsgesetz bis 1963 „schätzungswweise 23,5 Milliarden“ aus den Kassen von Bund und Ländern für die sogenannten „individuellen Entschädigungsfälle“ aufgebracht werden, aber das „Elend“ der gesetzlichen Regelung verdunkelt den „Glanz“ dieser Zahl. „Zu groß ist die Summe von Leid, zu groß die Vielfalt an Unrecht, die der Nationalsozialismus über unsere jüdischen Mitbürger — und nicht nur über sie, sondern über alle Juden Europas — heraufbeschwor“ (28). Immer noch bestehen die Bedenken, die Otto Küster bereits 1953 gegen die Gesetzgebung zur Wiedergutmachung erhob, in der weniger elementare Rechtsprinzipien zum Ausdruck kommen als jenes merkwürdige Phänomen, „daß . . . der verteilende Gesetzgeber frei nach Geschmack von hoher Hand gewährt, was er für diese Menschengruppe übrig hat“<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Unsere jüdischen Mitbürger. Ein Funkmanuskript von W. Jäger, Ch. Rothweiler, L. Schubert, H. von Tiedemann und D. Fissen. Juventa-Verlag, <sup>2</sup>München 1959, 82 S., kart. 2,80 DM. — Vier Themen werden hier behandelt: „Verfolgung und Wiedergutmachung“, „Die Bundesrepublik und Israel“, „Schicksal und Schuld“ und „Heimat und Heimatlosigkeit“. Wertvoll ist ein kurzer bibliographischer Anhang.

<sup>2</sup> O. Küster, Wiedergutmachung als elementare Rechtsaufgabe. Verlag Schulte-Bulmke, Frankfurt/M. 1953, 24 S., 1,- DM.



Theologisch wichtiger mag freilich in diesem Zusammenhang die grundsätzliche Frage nach der Möglichkeit „jüdischer Existenz“ in unserer gegenwärtigen Welt erscheinen. Hier wird unser Augenmerk zunächst auf die Neugründung des Staates Israel gelenkt, dessen Voraussetzung „die zu keiner Zeit preisgegebene innere Verbindung der Judenheit mit der palästinensischen Heimat“ ist, ein Gedanke, der in dem von Theodor Herzl begründeten „Zionismus“ entscheidend gefördert wurde<sup>3</sup>. Über den neuen Staat gibt es eine große Spezialliteratur, aus der wiederum nur einige Bücher herausgegriffen werden können.

„Abenteuer und Wagnis“ der Staatsgründung schildert der Franzose Elian J. Finberg lebendig und packend, wobei er eine Fülle von Begegnungen mit den Menschen in Israel selbst ausbreitet, durch die immer neue Lichter auf Werden und Leben des jungen Staates fallen<sup>4</sup>. Wolfgang Cordan hat den wertvollen, wenn auch notwendigerweise problematischen Versuch unternommen, „das wieder zum Staat konstituierte Volk Israel dem Orient zuzuordnen“ und damit die mannigfachen und gefährlichen Spannungen zwischen Israel und den Arabern sichtbar zu machen<sup>5</sup>. Umfassendes Tatsachenmaterial vermittelt L. F. Ruffbrook Williams; er orientiert nicht bloß über die Geschichte der Entstehung des neuen Staates, über seine erstaunlichen wirtschaftlichen Leistungen, seine eigentümliche politische Konstruktion, sondern auch über das religiöse Leben, das durch verschiedene Gruppen bestimmt wird und von strenger Orthodoxie bis zur völligen Gleichgültigkeit in Glaubensfragen reicht<sup>6</sup>. Ein schöner Reiseleiter, verfaßt von Th. F. Meyfels, geschrieben für Menschen, „die das Land der Bibel auch mit der Seele suchen“ (5), macht die wechselvolle Geschichte und die bewegte Gegenwart dieses Stückchens Erde lebendig, das für die Menschheit so bedeutungsvoll war und ist<sup>7</sup>.

Bedeutungsvoll erscheinen noch zwei Schriften, die dem „Experiment“ Israel nicht bloß mit politischen und wirtschaftlichen, sondern vornehmlich mit religiösen Fragestellungen begegnen. Burghard Freudenfeld schließt sein Buch über Israel<sup>8</sup> mit sehr ernsthaften, vielleicht ein wenig zugespitzten Feststellungen: „Die Synagoge war zweitausend Jahre lang die jüdische Existenzform; heute ist Israel, auf das Volksganze bezogen, das einzige Land ohne lebendige Gemeinde . . . Die Nachfolge Esras ist angetreten, aber ohne den dritten Tempel“ (142). Und weiter: „Wenn Israel sich in diesem Raum, in den es aus innerster Not eindringen mußte, nunmehr einfügen will, wird es . . . zu mehr als nur politischer Friedfertigkeit genötigt sein. Es wird viel tiefer als bisher über künftige kulturelle Symbiosen nachzudenken haben“ (152). Und Helmut Gollwitzer warnt – unter dem Eindruck einer Reise durch

<sup>3</sup> Vgl. den gut orientierenden Artikel von W. Holsten in: RGG<sup>3</sup>, III, 944 ff. Dort weitere Literatur.

<sup>4</sup> E. J. Finberg, Pioniere der Hoffnung. Karl-Rauch-Verlag, Düsseldorf 1957, 352 S., Ln. 16,80 DM.

<sup>5</sup> W. Cordan, Israel und die Araber. Verlag für Politik und Wirtschaft (Deutsches Buchrecht durch Kiepenheuer & Witsch, Köln/Berlin) 1954, 156 S., Ln. 9,80 DM. – Das Buch enthält eine Anzahl ausgezeichnete Lichtbildaufnahmen.

<sup>6</sup> L. F. Ruffbrook Williams, Der Staat Israel (mit einer Einleitung von H. Gollwitzer). Fischer-Bücherei, Bd. 288. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt 1959, kart. 2,20 DM. – Aufschlußreiches statistisches Material findet sich im Anhang des Buches. Über die religiöse Zusammensetzung der etwa 2 Millionen zählenden Bevölkerung Israels werden folgende Zahlen mitgeteilt: 1,79 Millionen sind Juden, 150 000 Moslem (Araber), 44 000 Christen (meist griechisch-orthodoxe) und 19 000 Drusen (Angehörige einer islamitischen Sekte).

<sup>7</sup> Th. F. Meyfels, Israel (Schwann Reiseleiter). Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1959, 204 S., Ln. 9,80 DM. – Das mit vielen Skizzen, Zeichnungen und einer großen Übersichtskarte ausgestattete Buch wird wegen seiner ansprechenden Schilderungen der Stätten und Landschaften im Heiligen Land auch für die Bibelarbeit nützlich sein.

<sup>8</sup> B. Freudenfeld, Israel. Experiment einer nationalen Wiedergeburt, Kösel-Verlag, München 1959, 158 S., kart. 4,80 DM.

das neue Israel — davor, „die neue Landnahme Israels . . . als Datum im Fahrplan der Heilsgeschichte zu enträtseln“<sup>9</sup>. An anderer Stelle formuliert er das „bleibende Problem Israels“ in folgenden Sätzen: „Der kräftige Zug zur Säkularisierung, der schon in der zionistischen Bewegung so stark war, beherrscht das ganze Land und ergreift auch die Neueinwanderer aus den streng religiösen Gruppen der Juden, die aus den osteuropäischen und arabischen Ländern kommen. Was wird dann mit der Religion des Judentums? Hat sie ihre historische Aufgabe, das Volk als Volk während des Exils zusammenzuhalten, getan und kann sie nun, wie überall im Abendland seit der Aufklärung, dem einzelnen als Angelegenheit individueller Entscheidung überlassen werden? Kann ein jüdischer Staat ein moderner, areligiöser, profaner Staat sein? Ist Judentum nicht gegründet in einer göttlichen Berufung?“<sup>10</sup>

Hier erhebt sich wiederum die Frage nach dem „Mysterium Israel“ in aller Dringlichkeit, und zwar zunächst die Frage, wie sich jüdische Theologie zu den mannigfachen Problemen jüdischen Schicksals und jüdischer Existenz in unserer Zeit stellt.

### V. Zur neueren jüdischen Religionsphilosophie und Theologie

Von jüdischer Theologie reden, heißt von jüdischer Gemeinde reden. Nun aber ist das Bild der jüdischen Gemeinde bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts unscharf geworden. Die zunehmende Säkularisierung, die sich in dem neuen Israel immer deutlicher abzuzeichnen beginnt, mag zweifellos zu einem guten Teil bedingt sein durch die politischen, wirtschaftlichen und technischen Forderungen des Tages. Im europäischen, vor allem im deutschen Judentum war bereits in der wilhelminischen Zeit und auch vorher in vielen Großstädten eine deutliche Schwächung des jüdischen Gemeindelebens festzustellen. Vielfach aber gab — wie schon erwähnt — die Einwanderung der zum größten Teil orthodoxen Ostjuden der altüberlieferten schlichten jüdischen Frömmigkeit noch einmal neuen Auftrieb. Auch in kleineren jüdischen Landgemeinden — z. B. in Hessen — hielt man sich streng an die gottesdienstlichen und rituellen Vorschriften. Bezeichnenderweise handelte es sich dabei zumeist um ärmere, ja um ganz arme Schichten<sup>11</sup>.

Das Leben der wohlhabenden und reichen Juden in den Städten, auch eines großen Teiles der jüdischen Intelligenz, wurde allerdings wesentlich bestimmt durch Emanzipation und Assimilation und damit durch einen Liberalismus, der eher ein philosophisches als ein theologisches Gepräge hatte. Aus vielen sich hierfür anbietenden Beispielen sei der sympathische und kluge, heute fast vergessene Philosoph und Soziologe Georg Simmel genannt, dem Margarete Susmann eine aufschlußreiche Studie gewidmet hat<sup>12</sup>. Simmel umkreist

<sup>9</sup> H. Gollwitzer, *Israel und wir*, Lettner-Verlag, <sup>3</sup> Berlin 1959, 28 und XX S. (Bild-  
anhang), kart. 4,80 DM, 23. — Auf das schöne, mit einem reichhaltigen Bilderanhang aus-  
gestattete Buch sei mit besonderem Nachdruck verwiesen.

<sup>10</sup> H. Gollwitzer im Vorwort zu *Rushbrook Williams*, a.a.D. 11.

<sup>11</sup> Hier sei angemerkt, daß der Durchschnittsdeutsche sich von der Armut und zugleich von der großen Genügsamkeit der meisten Juden keine rechte Vorstellung macht. Auch heute bewundern Israelreisende die Zähigkeit und Anspruchslosigkeit der Bewohner des neuen Staates. — Jüdisches Leben in einem kleinen Dorf am Bodensee (Wangen) wird sehr ansprechend in dem (englisch geschriebenen) Beitrag von J. Picard, *Childhood in the village* in dem inhaltsreichen Year-Book IV (a.a.D.) geschildert.

<sup>12</sup> M. Susmann, *Die geistige Gestalt Georg Simmels*, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1960, 40 S., 4,20 DM.



unaufhörlich „die Beziehung von Ich, Freiheit und Welt, um mit ihr in den Kern des Ich-Problems einzudringen“ (9). Aber eben in diesem Bemühen sind ihm Offenbarung und überlieferte Lehre unwichtig; seine „intensivste Frage“ ist die „nach dem Heil der Seele“ (37), wobei er in fast mystischer Weise „die Dogmen, die religiösen Begriffe, die fixierten Äußerungen des Glaubens“ ablehnt (32). Und doch kommt er – und das ist bezeichnend für den Typus des Juden, den er repräsentiert – nicht los von seinem Volk: „Er hat sich als Deutscher und als Jude, als ganz Beheimateter und doch als Fremder empfunden“ (37).

Neben diesem Denktypus gibt es, wie bereits erwähnt, am Ende der Weimarer Republik, als schon die Schatten des Nationalsozialismus sich drohend abzeichnen, eine starke jüdische Selbstbestimmung. Zwei bedeutende Persönlichkeiten kennzeichnen diese Wendung: der Philosoph Hermann Cohen und der Theologe Leo Baek.

Hermann Cohen<sup>13</sup> geht von der These aus: „Die Religion der Vernunft macht die Religion zu einer allgemeinen Funktion des menschlichen Bewußtseins“ (8). Daher kann „die Religion der Vernunft . . . nicht die Religion eines einzelnen Volkes, noch die Ausgeburt eines einzelnen Zeitalters sein; die Vernunft fordert ihre Einheitslichkeit bei allen denjenigen Menschen und Völkern, die der Wissenschaft und Philosophie mächtig geworden sind. Diese Einheitslichkeit gibt der Religion das Urgepräge der allgemeinen Menschlichkeit . . .“ (9). Für den Juden ist „Offenbarung“ das „Ewige“ als die „Grundlage der Vernunft für allen Inhalt der Vernunft“ (97). Für ihn ist ferner „aus dem einzigen Gotte, dem Schöpfer des Menschen . . . auch der Fremdling, als Mitmensch, hervorgegangen“ (144). „Die Korrelation von Gott und Mensch begründet das Reich der Sittlichkeit, das Gottesreich auf Erden“ (251). „Der Grundbegriff der sittlichen Welt“ ist die „Güte“ (ebd.). „Aller Haß“ ist „grundlos, eitel und nichtig . . . Unter dem Leiden am Menschen steht obenan dieser eitle Menschenhaß, der tragische Grundzug aller bisherigen Weltgeschichte. Dieses Leiden im Menschengeschlecht ist vorzugsweise das Leiden Israels“ (267).

Ergänzt und vertieft werden diese Gedanken durch das Messiasverständnis Cohens, das entscheidend durch das Philosophieren Kants (vgl. I. Kant, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, 2. Kant. Original-Ausgabe, 206 Anm.) geformt wurde. Der Messianismus macht die „Zukunft des Menschengeschlechts zu seinem Problem des Menschen . . . Dadurch ist der Mensch der Beschränkung auf das biologische Einzelwesen enthoben, nicht minder aber auch derjenigen auf das empirische Geschichtswesen . . . Der Messias, . . . ursprünglich nur der Vater Israels, wird mit unwiderstehlicher Konsequenz allgemach zum Vater der Menschheit“ (357). Hieraus aber folgt weiter: „Es ist wahrlich eine Ironie der Geschichte . . . daß die mit dem Tode besiegelte Lebensgeschichte Jesu Christi die hauptsächlichste Differenz zwischen Christentum und Judentum bilden soll. Wie diese Passionsgeschichte nachgebildet ist nach der messianischen Phantasie des zweiten Jesaja, so ist in dieser . . . vorgebildet die Geschichte vom Reste Israels. Und so ist nach dem poetischen Urbilde tatsächlich die Geschichte Christi die Geschichte Israels“ (508).

Die wenigen Zitate mögen erkennen lassen, daß Cohens Gedanken als ein ausdrucksvolles Zeugnis für jüdisches Daseinsverständnis geeignet sind, die Tapferkeit, mit der Millionen von Juden das Martyrium auf sich nahmen, begreiflich zu machen. Und hier erhebt sich für uns die Frage, ob und in welcher Weise christlicher Glaube heute zu solcher Leidensfähigkeit bereit sein würde<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> H. Cohen (1842–1918) ist in der Geschichte der neueren deutschen Philosophie als scharfsinniger Interpret der transzendentalen Methode Kants und als Haupt der „Marburger Schule“ bekannt geworden. Sein bedeutendstes religionsphilosophisches Werk, posthum herausgegeben, heißt „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ und ist nach der 2. Aufl. (1928) jetzt wieder neu verlegt im J. Metzner-Verlag, Köln 1959, 630 S., Ln. 35,50 DM. – Nach dieser Ausgabe wird oben zitiert.

<sup>14</sup> Vgl. auch den Aufsatz von R. K. Geis in Year-Book IV (a.a.O.): „Hermann Cohen und die deutsche Reformation“ (81–91), wo es zum Schluß u. a. heißt: „In den fast zwei

Der bedeutendste jüdische Theologe Deutschlands, der die Katastrophe seines Volkes unmittelbar miterlebt hat, ist Leo Baeck. Als letzter Rabbiner in Berlin, wo er auch als Dozent an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums wirkte, kam er 1943 nach Theresienstadt, von wo er 1945 nach London ging. Hier ist er, 83 Jahre alt, bis zuletzt in Verbindung mit christlichen Theologen Deutschlands stehend, 1956 gestorben. Sein Andenken ist weit über die jüdische Welt hinaus gesichert durch zahlreiche eigene Publikationen, daneben ganz besonders auch durch das 1955 vom Council of Jews from Germany ins Leben gerufene „Leo Baeck-Institute“ (Jerusalem/London/New York), das sich u. a. die Veröffentlichung wissenschaftlicher Abhandlungen zur Geschichte der Juden in Deutschland zur Aufgabe gemacht hat.

Am schnellsten erschließt sich der Weg in die reiche Gedankenwelt Baecks in dem Buch „Das Wesen des Judentums“<sup>15</sup>. Auch hier liegt, wie bei Hermann Cohen, der Akzent auf dem Ethischen. „Wo immer das Judentum seines Widerspruchs gegen das Heidentum bewußt geworden ist, dort hat es ihn vor allem als einen Gegensatz des Tuns und Lebens, als einen sittlichen Gegensatz empfunden und hervorgehoben“ (54). „Das Judentum ist nicht nur ethisch, sondern die Ethik macht sein Prinzip, sein Wesen aus“ (57). „In dem wollenden Glauben an das Gute“ besteht sein Optimismus (90). „Auch unter dem Druck des Leids“ spricht „die optimistische Sicherheit . . . ihr bejahendes, persönliches Wort“ (124). Deutlich setzt Baeck den kategorischen Ernst der religiösen Ethik Israels von der griechisch-platonischen „Idee des Guten“ ab. Die Antike „hat den Idealismus der beschaulichen Betrachtung, aber nicht den Idealismus der ringenden Tat“ (142). „Die Weisheit im Judentum . . . ist die des erlebten Lebens, die das Leben als Aufgabe erfährt, welche Gott dem Menschen stellt“ (152). Und deswegen hat die jüdische Geschichte „ihre Tragik gehabt“, zugleich aber auch „ihren Sinn und ihre Würde gewonnen“, weil sie die „Geschichte eines Erwählens“ ist, „einer Entscheidung für Gott und schon darum eine Geschichte voller Leid“ (ebd.). Von daher versteht das Judentum seine eigene messianische Aufgabe: „Das jüdische Volk wurde dessen bewußt, daß es . . . in seinem Geschick ein prophetisches Schicksal erlebte, das Schicksal dessen, der an der Zukunft festhält“ (276).

In einer Reihe von Untersuchungen und Abhandlungen zur Geschichte des jüdischen Glaubens, zusammengefaßt unter dem Titel „Aus drei Jahrtausenden“<sup>16</sup>, hat Baeck diese Gedanken noch näher und tiefer begründet. Der Aufsatz „Romantische Religion“ (42–120) verdeutlicht, wie sehr sich Baeck der deutschen Aufklärung verbunden weiß: „Wenn Lessing zu Gott gesprochen hatte: Gib mir das Ding an die Wahrheit, so flehen die Romantiker: Schenke mir den holden Wahn“ (43). Paulus ist für Baeck der Vertreter einer „Romantik“, „nicht sowohl ein Gedankenschöpfer, als vielmehr ein Gedankenverknüpfer“, und im Grunde ist der Weg des Christentums ein Sieg der Romantik (im allgemeinsten Sinne des Begriffes): „Wie die alte naive Götterpoesie unterging in dem sentimentalischen Mythos vom Jahrtausenden christlicher Geschichte ist es selten zu einer Begegnung mit dem Judentum gekommen, hier (d. h. bei Cohen) trafen sich wirklich einmal Christen und Juden. Mag es eine Episode geblieben sein, viele solcher Episoden werden nötig sein, bevor die beiden in ihrer Glaubenswirklichkeit sich ganz gegenüberstehen.“

<sup>15</sup> L. Baeck, Das Wesen des Judentums, J.-Melzer-Verlag, <sup>o</sup> Köln 1960, 328 S., Ln. 21, — DM.

<sup>16</sup> L. Baeck, Aus drei Jahrtausenden. Wissenschaftliche Untersuchungen und Abhandlungen zur Geschichte des jüdischen Glaubens, J. E. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1958, 402 S., Ln. 21, — DM. — Die wichtigsten Aufsätze tragen die Titel: „Romantische Religion“, „Judentum in der Kirche“, „Ursprung der jüdischen Mystik“. Zum letztgenannten Thema sagt Baeck: Die jüdische Mystik „will nicht vom Willen und von der Welt erlösen, sondern Welt mit Gott versöhnen, das Jenseits zum Diesseits herniederführen. Sie will den Sabbat, dessen Poesie sie ihre ganze Liebe zuwendet, zum Odem der Welt, zum Menschheitsleben und zur Menschheits Erfüllung werden lassen.“



erlösenden Heiland, so verschwand die Klassik mit ihrem sicheren Sinn für Gesetz und Bestimmtheit unter dem bloßen Empfinden des Glaubens, welcher sich selbst genug war" (49). Nach Baed's Ansicht ist darum die Ethik in der Kirche „im Grunde auch immer ein Gegenstand der Verlegenheit gewesen" (93).

In zwei Bänden, betitelt „Dieses Volk", hat Baed während und nach der Katastrophe sich noch einmal um die Deutung „jüdischer Existenz" bemüht<sup>17</sup>. Es ist erschütternd und erregend zugleich zu lesen, wie gerade jetzt die ruhige Gelassenheit jüdischen Selbstbewußtseins aufklingt: „Für den Menschen dieses Volkes ist . . . seine Religion . . . eine Frage der inneren Existenz" (I, 99). „Es gibt Menschen und Völker und Zeiten der Wiedergeburt, und es gibt Menschen und Völker und Zeiten der Wiederholung . . . Es gibt die, welche sich immer wieder zurückgewinnen, und die, welche sich immer wieder fortwerfen und verlieren. Durch ihre Wiedergeburt leben die einen . . . An den Wiederholungen schwinden die anderen hin . . ." (II, 55). „Es ist ein Wahn von Menschen und Völkern, wenn sie vermeinen, sie könnten Geschichte, diesen Gang der Generationen, in eine Bestimmtheit, die sie sich wünschen, hineinfügen" (II, 314). „Gibt es ein Erbe, etwas, was von Geschlecht zu Geschlecht bleiben kann, zwar nicht in seinen Formen . . . aber in seiner Kraft, in seinem Segen bleibt, um jedes Verhängnis zu überdauern? Für dieses Volk (also: das jüdische) ist die Frage der Existenz darin enthalten" (II, 315).

Ein kleines ergreifendes Vermächtnis an das deutsche Volk, in dem Baed so lange lebte und wirkte, stellen vier Vorträge dar, die der greise jüdische Gelehrte im Mai 1956 im Rahmen der Franz-Delitsch-Vorlesungen an der Universität Münster hielt<sup>18</sup>. Als „Typen jüdischen Selbstverständnisses in den letzten beiden Jahrhunderten" beschreibt er hier Denken und Wirken von Moses Mendelssohn, ohne den „das Judentum . . . unserer Tage . . . und von Tagen, die kommen werden, nicht zu denken" ist (24), von Moses Hesh, dem Sozialisten eigener Prägung, in dem „etwas von dem Messianischen wieder lebendig geworden" ist (31), von Walther Rathenau, „in dessen Persönlichkeit das Ringen und Hoffen, die Enttäuschung und die Erwartung, das Suchen der Juden in jener Zeit vor uns steht . . . da eine Generation mit ihren Erwartungen ausgefallen war, und eine neue Generation soviel Unheil vor sich sah" (42) und von dem stillen Franz Rosenzweig, der bereits ein Kind „der jüdischen Renaissance" (44) ist, jener Zeit kurz vor dem Terror des Nationalsozialismus, die den Juden „die große Sicherheit" aus ihrer Jahrtausende umgreifenden Geschichte wiedergab.

Persönlichkeit, Leben und Schaffen Leo Baed's sind in einem schönen Sammelband, den der Council of Jews from Germany herausgegeben hat, gewürdigt worden<sup>19</sup>. Eva Reichmann sagt von Leo Baed in der Trauerfeier: „In Leo Baed's Würde und Weisheit liegt ein unzerstörbarer Glanz. Selbst diese unglücklichste Epoche jüdischer Geschichte vermag er zu erbellen" (46). Und es ist gut und tröstlich, daß unter den Stimmen dankbaren Gedenkens sich auch deutsche finden: Theodor Heuß, der nach einer Begegnung mit Baed den Gedanken äußert, „wenn Lessing wieder gespielt wird, müßte der Darsteller des Nathan vorher ein paar Tage den Umgang mit Leo Baed zu erreichen suchen" (187 f.) und Karl-Heinrich Rengstorff, der ihm nachrühmt: „Wir Christen in Deutschland danken ihm dafür, daß er sein Judentum gerade nicht zum Anlaß genommen hat, sich von uns zu trennen, auch nicht nach dem Inferno der Jahre 1933 – 1945, sondern dazu, uns nun erst recht aus seinem Jude-Sein heraus sein Wort und seine Gemeinschaft zu schenken" (131).

<sup>17</sup> L. Baed, *Dieses Volk. Jüdische Existenz*, 1. Teil, 1955, 184 S., kart. 7,80 DM – 2. Teil, 1957, 326 S., kart. 12,80 DM – beide Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. – Die ruhige Sicherheit, mit der in diesen beiden Bänden die Geschichte des jüdischen Volkes von den Anfängen an unter dem unmittelbaren Eindruck einer der furchtbarsten Tragödien seiner Geschichte überdacht wird, hinterläßt einen tiefen und nachhaltigen Eindruck.

<sup>18</sup> L. Baed, *Von Moses Mendelssohn zu Franz Rosenzweig*, W. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 1958, 64 S., kart. 7,50 DM.

<sup>19</sup> „Worte des Gedenkens für Leo Baed". Im Auftrag des Council of Jews from Germany, London, hrsg. v. E. Reichmann, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1959, 264 S., Ln. 15, – DM.

## VI. Zum christlich-jüdischen Gespräch

Die knappen referierenden Zeilen über Hermann Cohen und Leo Baeck beweisen die Notwendigkeit eines christlich-jüdischen Gesprächs. Die seit 1948 auch in Deutschland bestehende „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ könnte eine gute Plattform für dieses Gespräch bieten, wenn sich nicht immer wieder politische Faktoren als störend erweisen würden<sup>20</sup>. Hinzu kommen andere Möglichkeiten der Begegnung, etwa im Rahmen des von Karl-Heinrich Kengstorf ins Leben gerufenen „Dienst an Israel“, in den von Karl Thieme und Gertrud Lückner herausgegebenen „Freiburger Rundbriefen“, in den von Pöre Démann herausgegebenen „Cahiers Sioniens“ oder auch im Rahmen einiger Evangelischer Akademien. Die literarische Form des Gesprächs erscheint im Augenblick fruchtbarer; daß sie sich nicht auf eine Auseinandersetzung mit Hermann Cohen und Leo Baeck beschränken darf, versteht sich von selbst.

Es ist das Verdienst von Gerhard Jasper (Bethel), in einer größeren Arbeit vornehmlich über die Haltung moderner jüdischer Denker und Dichter zum Christentum nicht bloß referiert, sondern auch zu ihren Ansichten in vorsichtig-fragender und sorgsam abwägender Weise Stellung genommen zu haben<sup>21</sup>. Jasper beschäftigt sich u. a. mit L. Baeck, M. Buber<sup>22</sup> und F. Rosenzweig, weiter vor allem mit dem dichterischen Ringen Franz Werfels und den großen Jesus-Romanen von Schalom Asch („Der Nazarener“) und Max Brod („Der Meister“). Das Ergebnis seiner über mehr als drei Jahrzehnte sich erstreckenden Arbeiten faßt er (im Vorwort zu seinem Buch) in den Sätzen zusammen: „Das Verhältnis zwischen Judentum und Kirche umschließt ein Geheimnis Gottes. Darum wird sich erweisen, daß es nicht nur um theologische Aussagen geht, sondern daß die Kirche immer zugleich zum Christuszeugnis des Lebens, in Beweisung des Geistes und der Kraft' aufgerufen ist. Nur auf diesem Wege wird es zu einem gegenseitigen inneren geistlichen Verstehen zwischen Kirche und Judentum kommen.“

<sup>20</sup> Vgl. den kurz informierenden Artikel von H. van Dyen, in: RGG<sup>3</sup>, II, 1509 f.

<sup>21</sup> G. Jasper, Stimmen aus dem neutheologischen Judentum in seiner Stellung zum Christentum und zu Jesus (Theol. Forschung Bd. 15), Ev. Verlag Herbert Reich, Hamburg-Bergstedt 1958, 150 S., kart. 10,- DM. — Eine neue Auflage des Buches mit Richtigstellung zahlreicher Druckfehler, die noch nicht einmal alle in einem beigefügten „Corrigenda“-Verzeichnis aufgeführt sind, wäre sehr zu begrüßen.

<sup>22</sup> Über Martin Buber vgl. den gut informierenden und zugleich kritischen Beitrag von F. v. Hammerstein: Die Bedeutung Jesu Christi in Martin Bubers Denken, in: MPTH 46/1957, 473 ff. — Es war nicht möglich, im Rahmen dieser gedrängten Literaturübersicht ausführlich auf die Persönlichkeit Martin Bubers einzugehen, zumal angenommen werden muß, daß Buber, der letzte große Kämpfer und Zeuge „chassidischer“ Frömmigkeit und Weisheit, der Lehrer des „dialogischen Prinzips“, das ja allen gegenwärtigen christlich-jüdischen Gesprächen stillschweigend zugrunde liegt, allgemein bekannt ist (nicht zuletzt auch durch seine sprachlich schöne Übersetzung alttestamentlicher Bücher, die er bereits vor Jahrzehnten gemeinsam mit dem früh verstorbenen Franz Rosenzweig begann). Buber ist und war auch früher schon Gegner der Assimilation. Wie er seine Stellung zu den Deutschen sieht, mögen folgende Sätze bezeugen: „Wir sehen die uns wesensverschiedene, aber nicht wesensfremde, die vertraute Wirklichkeit und gestehen, daß wir sie lieben: die Sprache, die uns zum Denken, die Landschaft, die uns zum Schauen erzog, die schaffende Tiefe eines großen Volkstums, der wir für beglückendes Geschenk zu danken haben. Wir hängen uns nicht bei den andern ein, aber wir grüßen sie . . . : Freunde, wir sind unterwegs, um unsertwillen, um euretwillen — um des Heils willen“ (Buber, Zion als Ziel und Aufgabe, 25; zit. nach H. G. Adler, Die Juden in Deutschland, a. a. O. [MPTH 50/1961, 39 Anm. 13a] 159).



Die Schwierigkeiten eines Gesprächs unter dem Schatten der Schuld hat Rudolf Bultmann in einer Stellungnahme zu einem Aufsatz von Leo Baeck gezeigt<sup>23</sup>. Bultmann weist den Begriff der „Kollektivschuld“ und damit auch den einer „Kollektivvergebung“ ab. „Aber wenn es eine Kollektiv-Verantwortung gibt, in der alle die Schuld übernehmen, die im Namen des Ganzen von einigen oder von vielen und gar zu vielen begangen worden ist, so gibt es auf der anderen Seite die Möglichkeit einer Gesinnung der Versöhnlichkeit, die jeweils im konkreten Falle als Vergebung wirklich wird“ (59 f.).

In diesem Geist ist auch Hermann Diems Schrift über das „Rätsel des Antisemitismus“<sup>24</sup> geschrieben. Diem ist bemüht, den Antisemitismus von der Tatsache her begrifflich zu machen, daß „alle Versuche, das Mysterium des jüdischen Volkes in dessen irregulärem und singulärem Dasein zu entmythologisieren, d. h. rational zu klären und verrechenbar zu machen, bis jetzt gescheitert sind . . . Was wir tun können, und . . . auch tun müssen, ist das, daß wir . . . jeder Form der Diskriminierung der Juden absolut widerstehen.“ Darüber hinaus ist die „zwischen Kirche und Synagoge stehende Frage . . ., ob das Mysterium Israel und das Mysterium Jesus Christus das Mysterium eines und desselben Gottes ist. Nur wo das erkannt und geglaubt wird, gibt es keine Judenfrage, aber auch keinen unchristlichen oder christlichen Antisemitismus mehr“ (16 f.)<sup>25</sup>.

Auch auf jüdischer Seite ist die Möglichkeit eines Nebeneinanderlebens von Kirche und Synagoge unter dem einen gleichen Mysterium Gottes bejaht worden. Schalom Ben-Chorin schreibt in seinem Buch „Die Antwort des Jona“<sup>26</sup>: „Wenn Gott in der Geschichte seinen Willen bekundet — und das können weder Kirche noch Synagoge leugnen, wenn sie sich nicht selbst, und damit den Herrn, der über ihnen steht, verleugnen wollen —, dann müssen sie in diesem Nebeneinander und Miteinander ein göttliches Geheimnis erkennen“ (105). Und weiter: „Wenn . . . in der Demut, nicht vom Herrn zum Knecht, aber auch nicht vom Herrn zum Herrn, sondern vom Knecht zum Knecht, von Zweien, die Knechte Gottes sein wollen und darum bangen müssen, ob sie angenommen werden, das Gespräch zwischen Kirche und Synagoge geführt wird, dann mag es zum Segen sein“ (ebd.).

Einen wichtigen Beitrag zum christlich-jüdischen Gespräch gibt endlich auch Hermann Levin Goldschmidt in seinem eben erschienenen, mit großer Leidenschaft geschriebenen Buch „Die Botschaft des Judentums“<sup>27</sup>. Goldschmidt geht den einzelnen Problemen mit besonderer Gründlichkeit nach. So grenzt er u. a. „Glaube und Wissen“ folgendermaßen voneinander ab: „Das Wissen wird erworben, und zwar in Teilschritten, immer wieder einen Anfang setzend, sobald etwas zur Kenntnis gelangt, und ein Ende, sobald es erlernt ist . . . Glaube dagegen ist stets schon zu eigen, ein . . . einziges Ganzes ohne Anfang, ohne Ende: kein Besitz, geschweige denn Beseffenheit — Ergriffenheit!“ (61). Das fesselnde Buch enthält eine Fülle von z. T. sehr temperamentvollen Auseinandersetzungen, so z. B. mit Ernst Bloch, dem jetzt in Leipzig lebenden Philosophen, marxistischen Propheten und Verfasser des „Prinzips

<sup>23</sup> R. Bultmann, Das deutsche Volk und Israel, in: Glaube und Verstehen, Bd. III, Tübingen 1960, 55 — 60.

<sup>24</sup> ThExhNF, Hest 4, München.

<sup>25</sup> Vgl. hierzu auch die Bemerkung von H. Iwand in: Um den rechten Glauben, München 1959: „Wir haben das verborgene Band der Einheit zwischen Kirche und Israel nicht mehr gesehen; wir haben es nicht begriffen, daß, wer dieses Band zerschneidet, der zerstört die Existenz der Kirche in solcher Tiefe, daß diese Zerstörung irreparabel ist“ (192).

<sup>26</sup> Sch. Ben-Chorin, Die Antwort des Jona. Zum Gestaltwandel Israels. Ein geschichtstheologischer Versuch (Theol. Forschung Bd. 11), Ev. Verlag Herbert Reich, Hamburg-Bergstedt 1950, kart. 12, — DM. — In dem Vf. begegnet einer der lebenswürdigsten Intellektuellen des neuen Staates Israel. Aus einer bayrisch-jüdischen Assimilationsfamilie stammend, fand er während seines Studiums in Deutschland zurück zu den religiösen Quellen des Judentums, kam 1935 nach Palästina, wo er sich heute als Publizist und Laienprediger für die Erneuerung der jüdischen Religion in Israel einsetzt.

<sup>27</sup> H. L. Goldschmidt, Die Botschaft des Judentums, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1960, 272 S., Ln. 18, — DM.

Hoffnung" (129–132). In den „Gottesknechtliedern“ soll der Christ (nach G.) „das Evangelium vorbereitet sehen, durch dessen Bund er . . . in die biblische Nachfolge gestellt ist, auf den Heilsweg Israels“ (172), während der Jude durch eben diese Lieder „längst schon angesprochen“ ist (173) und „keiner weiteren Erfüllung“ bedarf (175). G. bekennt sich zu einer positiven Haltung gegenüber den Deutschen: „Das Ja . . . gewährt beides: Offenheit und Liebe den Deutschen gegenüber, so wie die tiefste Lehre und Heilsgewissheit des Judentums sie fordern, und hierdurch und hierbei neue Freiheit, wie zu dieser, zu jeder heute geforderten Tat“ (261). „Die von dem jüdischen dem deutschen Volk gegenüber wieder und weiter zu bewährende Bejahung legt . . . von der weltweiten Wahrheit Zeugnis ab, daß nicht das Böse, sondern die Liebe das letzte Wort behält . . .“ (262).

An dieser Stelle sei der Bericht abgebrochen. Er trägt im Blick auf die Fülle des vorliegenden Schrifttums und den reichen Inhalt der meisten Bücher, vor allem der Dokumentarwerke, aber auch der theologischen Erörterungen, notwendig fragmentarischen Charakter<sup>28</sup>. Wenn reichlich zitiert worden ist – wobei die Auswahl der Zitate sorgfältig bedacht wurde –, so geschah dies nicht zuletzt deswegen, um den Leser zur eigenen Beschäftigung mit der einen oder anderen Frage zu ermuntern. Daß diese Auseinandersetzung mit dem Fragenkomplex unumgänglich notwendig ist, wird hoffentlich aufgegangen sein. Gerade das jüdische Selbstverständnis heute kann uns eine wichtige Hilfe für die Erhellung christlichen Glaubens- und Existenz-Verständnisses sein.

Dies sei abschließend nach drei Richtungen hin erläutert:

1. Im Vordergrund unserer gegenwärtigen theologischen Bemühungen muß eine radikale Neubefinnung auf eine christozentrische Ethik stehen. Die ethischen Diskussionen dürfen nicht weiter wie bisher vorbelastet werden mit Fragen nach „Schöpfungs- und Erhaltungsordnungen“. Im Lichte des Neuen Testaments gibt es keine unterschiedlichen Bewertungen rassistischer oder nationaler Fakten. Parallelen zu dem Phänomen des jüdischen Volkes können nicht gezogen werden. Eine evangelische Ethik hat aufs stärkste das in dem gekreuzigten und auferstandenen Christus aufleuchtende Menschenbild als für alle Völker in gleicher Weise gültig zu betonen.

2. Eine ethische Neubefinnung muß im engsten Zusammenhang mit einer recht verstandenen Eschatologie geschehen. Wir müssen wissen, daß wir nicht in einer vollendeten Welt leben, und daß die Weltvollendung nicht von uns herbeigeführt werden kann. In einem jüdischen Märchen wird erzählt, wie unter dem Eindruck eines wunderbaren Geschehens einige fromme Männer begreifen, „daß der Tag für den Messias noch nicht gekommen war, und daß es freventlich sei, das Ende vor der Zeit heraufbeschwören zu wollen“<sup>29</sup>. Auch uns „gebührt nicht, zu wissen Zeit oder Stunde . . .“

<sup>28</sup> Auf den nach Fertigstellung dieses Berichts erschienenen, wahrhaft erregenden Bildband „Der gelbe Stern“ (Verlag Rütten & Loening, Hamburg, 224 S., Ln. 16,80 DM), in dem von einem jungen Publizisten 196 Aufnahmen aus der Zeit der Judenverfolgung in Europa zusammengestellt wurden, sei wenigstens noch verwiesen. Vielleicht wird gerade dieser Band auch die Zweifler und die Unbelehrbaren, die da meinen, „es sei alles halb so schlimm gewesen“, durch die Objektivität der Photographie erschüttern und zur Besinnung zwingen.

<sup>29</sup> Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von Micha Josef Bin Gorion, Insel-Verlag, Wiesbaden 1959, 794 S., Ln. 24,– DM. – Dieses Sammelwerk vermittelt ein sehr lebendiges und anziehendes Bild von der wechselvollen Geschichte des Judentums in drei Jahrtausenden, aber auch von der den Juden eigentümlichen



(Apg. 1, 7). Das verpflichtet uns zur Nüchternheit, zur Geduld und zu nie erlahmendem Dienst der Forderung des Tages gemäß und zugleich aus der Begegnung mit einem jeden Menschen, dem wir solchen Dienst schuldig sind.

3. Dieser Dienst kann nur unter der Botschaft von der vergebenden und begnadigenden Liebe Gottes getan werden, wie sie uns in dem Mysterium von Golgatha und dem leeren Grabe am Ostermorgen begegnet.

Nur von diesem Mysterium her, das unser Leben richtet und aufrichtet, können wir neben dem Mysterium Israel bestehen.

(Pastor Lic. Dr. J. Haar, Nordseeinsel Pellworm)

## Neue Bücher

### Schriftauslegung

De Baar, Roland, Das Alte Testament und seine Lebensordnungen (I: Fortleben des Nomadentums – Gestalt des Familienlebens – Einrichtungen und Gesetze des Volkes), Verlag Herder, Freiburg 1960, 364 S., Ln. 24,80 DM. – Derf., Die hebräischen Patriarchen und die modernen Entdeckungen, Patmos-Verlag, Düsseldorf 1959, 109 S., 9,80 DM.

Die beiden angezeigten Bücher sind Übersetzungen aus dem Französischen. Im zuerst genannten handelt es sich um die deutsche Ausgabe von „Les Institutions de L'Ancient Testament I“ (1958), in der Studie über die Patriarchen um eine Übersetzung von Publikationen in der „Revue Biblique“. Für beide Veröffentlichungen in deutscher Sprache kann man zuerst nur ein Wort des Dankes zum Ausdruck bringen. de B. ist nicht nur als hervorragender Archäologe und Historiker, sondern auch als gewissenhafter Bibelausleger bekannt. Er gehört zu jenen Forschern, die in kluger und umsichtiger Bescheidenheit die Mitte zwischen schroff fundamentalistischer und kühn hypothetischer Bibelerklärung zu halten wissen. Archäologie und Geschichtswissenschaft werden bei ihm nie in den Dienst eines „theologischen Programms“ gestellt. B. versteht es meisterhaft, den biblischen Text in aller Vorsicht auf den Hintergrund der archäologischen und historischen Entdeckungen zu rücken – ohne sensationelle Enthüllungen, ohne turbulente Theorien.

Das wertvolle Werk über die im Alten Testament aufführbaren Lebensordnungen ist für den Eregeten ein kaum zu entbehrendes Hilfsmittel. Aus umfassender Kenntnis der altorientalischen Geschichte und ihrer soziologischen Struktureigentümlichkeiten gibt B. ein kompendienartig zusammengestelltes Bild, das hinsichtlich der Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. In drei großen Teilen handelt der Vf. vom „Fortleben des Nomadentums“ (I), von der „Gestalt des Familienlebens“ (II) und von den „Einrichtungen und Gesetzen des Volkes“ (III). Unter ständiger Bezugnahme auf die Quellen, die aus dem Alten Orient zur Verfügung stehen, werden die tragenden Institutionen Israels beleuchtet und erklärt. Es werden zahllose Fragen, die jedem aufmerksamen Bibelleser angesichts der Fremdheit der antiken Lebensordnungen entgegentreten, in großer Sorgfalt beantwortet. Vor allem im 3. Teil findet man eine Fülle von interessanten Sachbereichen, die nur in Stichworten angedeutet seien: Sklavenrecht, israelitische Staatskonzeption, Königtum und Verwaltung des Reiches, Recht und Justiz, Wirtschaft, Zeiteinteilung, Maße und Gewichte. – Das Buch ist insbesondere dem Pfarrer im Amt zu empfehlen. Für ihn ist es ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, das nur einen Mangel aufweist: man vermißt das Register der Bibelstellen, das einen

Klarheit und Weisheit der Reflexion über alltägliche und zugleich immer grundsätzliche Fragen des Lebens. – Obiges Zitat findet sich in dem Märchen von der „zwiefachen Höhle“ (737 f.).

Zugang zu den zahlreichen Hinweisen auf die alttestamentlichen Texte ermöglicht und eine gute Handhabung im exegetischen Prozeß vermittelt.

Durch die archäologischen Entdeckungen der letzten dreißig Jahre ist die Frühgeschichte Israels in ein neues Licht gerückt worden. Ja, es hat sich sogar immer drängender die Frage erhoben, ob nicht auch die Vorgeschichte des erwählten Volkes, die Patriarchenzeit, neu gesehen und gedeutet werden muß. In seinen Aufsätzen aus der „Revue Biblique“ setzt sich W. mit dem außerordentlich schwierigen Problem auseinander. Er versucht, die Patriarchen im historischen Rahmen der modernen Entdeckungen aufzuspüren. Die massive Behauptung historisch-positivistischer Forschung wird ebenso deutlich vermieden wie die analysierende Zersäferung. Aus differenzierter Kenntnis der geschichtlichen Bewegungen sind die beiden ersten Abschnitte geschrieben. Besondere Aufmerksamkeit aber verdienen die beiden Studien über das „soziale Milieu“ und über das „rechtliche Brandtum“. Die Auswertung des aus Nuzi vorliegenden Vergleichsmaterials liefert eine Reihe beachtlicher und gut fundierter Erklärungen. — Wer sich um die Probleme „Offenbarung und Geschichte“ müht, wird die Arbeit W.s mit großem Gewinn lesen.

H. J. Kraus

Rétif, André/Lamarque, Paul, Das Heil der Völker, Patmos-Verlag, Düsseldorf 1960, 109 S., 4,80 DM.

In der Sammlung „Die Welt der Bibel“ ist dieser neue Band erschienen, der den Untertitel trägt: „Israels Erwählung und die Berufung der Heiden im Alten Testament“. Das kleine, aus dem Französischen gut übersetzte Buch will zeigen, „daß sich der Universalismus im Alten Testament in einer Weise zeigt, wie wir es nicht erwartet hätten“. Aber nun wird nicht etwa im apologetischen Sinne die universalistische Tendenz aller alttestamentlichen Aussagen vorgeführt, auch wird nicht eine Entwicklung der universalistischen Idee historisch-genetisch aufgewiesen, vielmehr zeigt die Veröffentlichung, in welchen Spannungen das „Heil der Völker“ zum „Heil des Volkes Israel“ gestanden hat. „Die universalistischen Bestrebungen treten mehr und mehr ins Bewußtsein, aber sie können sich nicht eigentlich verwirklichen. Unabhängig vom Kreuze Christi ist wahrer Universalismus schlechthin unmöglich.“ Der kleine Band verzichtet — der Zielfestlegung der Reihe entsprechend — auf allen gelehrten Ballast und läßt jumeist die Texte selbst sprechen. Wo Kommentierungen geboten werden, geschieht dies in ansprechender Form und Gestalt.

H. J. Kraus

Ehrlich, Ernst-Ludwig, Geschichte Israels von den Anfängen bis zur Zerstörung des Tempels (Sammlung Götschen, Bd. 231/231 a), Verlag A. Töpelmann/de Gruyter, Berlin 1958, 158 S., kart. 5,80 DM. — Ders., Kultsymbolik im Alten Testament und im nachbiblischen Judentum (Symbolik der Religionen, Bd. 3, hrsg. v. F. Herrmann), Verlag A. Hiersemann, Stuttgart 1959, 144 S., Ln. 26, — DM.

Es ist eine erstaunliche Leistung, eine „Geschichte Israels“ auf einem so schmalen Raum, wie ihn ein Band der Sammlung Götschen bietet, nicht nur in den Umrissen darzustellen, sondern darüber hinaus in allen Teilen mit den Literaturangaben in die gegenwärtige Forschungssituation hineinzustellen. Diese doppelte Aufgabe ist hier hervorragend gelöst, und es ist sehr erfreulich, daß damit eine Geschichte Israels von kleinstem Umfang zu geringem Preis vorliegt, die weit über den Kreis der sachlich Interessierten hinaus empfohlen werden kann. — Die Darstellung hat einen streng wissenschaftlichen Charakter. So wird das Alte Testament zwar als Hauptquelle für die Geschichte Israels bis zum 5. Jh. vorausgesetzt, jedoch in der kritischen Sicht, die das Alte Testament als ein Buch des Glaubens erfordert. „Es setzt sich aus einer Vielzahl von nicht unter dem Gesichtspunkt historischer Betrachtungsweise entstandenen Traditionen verschiedener literarischer Gattungen zusammen. Sie sollen aufzeigen, in welcher Weise JHWH in einen Bund auf Gegenseitigkeit mit Israel eingetreten ist und welche Aufgabe dem Volke daraus als Partner des Bundes erwächst.“ Das heißt: „Das Alte Testament ist nicht als ein Geschichtswerk anzusehen“, enthält aber „eine Fülle historischen Stoffes, der mit den außerisraelitischen Quellen und den Ergebnissen der archäologischen Forschung zusammen betrachtet werden muß“. Damit ist die methodische Ausgangsbasis be-



geschrieben, in der heute jüdische und christliche (evangelische und katholische) Darstellung der Geschichte Israels, sofern sie wissenschaftliche Darstellung zu sein beanspruchen, übereinstimmen. Insofern ist die Disziplin „Geschichte Israels“ für die gesamte Theologie methodisch wichtig, weil hier der jüdische, der evangelische, der katholische Forscher methodisch von den gleichen Voraussetzungen ausgehen: a) die Bibel des Alten Testaments ist, wenn auch Hauptquelle für die Geschichte Israels, ihrem Wesen nach Glaubenszeugnis und daher als historische Quelle kritisch zu sehen, ihr historischer Quellenwert ist in verschiedenen Teilen des Alten Testaments verschieden; b) für die Darstellung der Geschichte Israels sind außer dem Alten Testament außerisraelitische, d. h. außerbiblische Quellen heranzuziehen und dazu die Ergebnisse der archäologischen Forschung. — Auch wenn dann die Ergebnisse der in verschiedenen Glaubensstraditionen stehenden Forscher weit voneinander abweichen mögen; die Geschichte Israels bleibt dennoch ein Arbeitsfeld, auf dem eine gemeinsame Sprache gesprochen werden kann, weil die methodischen Grundvoraussetzungen die gleichen sind.

Tiefgreifende Differenzen bestehen in der Darstellung der Geschichte Israels zwischen dem jüdischen Gelehrten E. und dem christlichen Gelehrten M. Noth (Geschichte Israels, <sup>4</sup> 1959) nicht, abgesehen von der Bedeutung des Jesus von Nazareth für diese Geschichte. Eine volle Übereinstimmung findet man in der Beurteilung des Pentateuchs und der Geschichtsbücher des Alten Testaments in ihrem Quellenwert; in der Annahme, daß die Frühgeschichte Israels bis zur Staatenbildung nur in Umrissen dargestellt werden kann, weil wir exakte historische Quellen dafür nicht haben; in der Sicht der Landnahme (die entgegen Jos. eher Ri. 1 entspricht); in der Sicht der Entstehung des Königtums, der Geschichte der Rechtscorpora, der zeitlichen Ansetzung Nehemias vor Esra, der Beurteilung der Makkabäerzeit.

Fragen wird man an die Abschnitte richten, in denen es um den Zusammenhang von Geschichte Israels und Gottesbund geht. Der Theologe wird hier fragen: Ist es deutlich genug, wenn vom Erodusgeschehen (15) als einem „klassischen Paradigma, in welcher Weise Gott sich seines Volkes angenommen hatte“ geredet und nur festgestellt wird, daß es „zum Erbgut eines ganzen Volkes wurde“? Hier hätte man eine Erwägung der weithin angenommenen These v. Nabs und Noths erwartet, daß dieses Geschehen der Satz eines Credo wurde und als solches zum Kern der gesamten Pentateuchtradition. Entsprechend würde der Theologe stärker betonen, daß dem deuteronomistischen Geschichtswerk ein echtes Sündenbekenntnis zugrunde liegt, das rückblickend die prophetische Gerichtsankündigung als von Gott bestätigt anerkennen muß und deswegen das Königtum Israels von Anfang an kritisch sieht. Dem entspricht, daß der Deuteronomist bei der Entstehung des Königtums (1. Sam. 8 — 12) besonders ausgeprägt hörbar wird. — Für die frühe Königszeit hätte auf den tiefen geistigen Umbruch hingewiesen werden können, den diese Zeit für Israel bedeutete (Davidisch-salomonische Aufklärung) und auf den Einsatz einer neuen Epoche des Gottesbundes in der Nathan-Verheißung.

Die Zeit vom Exil bis zur Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 nimmt genau die Hälfte des Büchleins von E. ein; die eingehende Schilderung der nachstaatlichen Epoche Israels ist besonders wertvoll und hilfreich. Dabei ist die geistige Entwicklung des nachexilischen Judentums besonders hervorgehoben und in klaren Linien entwickelt. In der Reformation Nehemias und Esras wird das Judentum eine Religion des Buches; und dabei ist wichtig: „Es ist das erste Beispiel, daß die heiligen Schriften eines Volkes den Privilegierten entzogen und zum Besitz der gesamten Gemeinde werden.“ Die Bedeutung dieser Tatsache für die christliche Kirche ist noch kaum genügend beachtet worden; v. a. angesichts der Tatsache, daß „die Hoffnung der Propheten sich nicht erfüllt“ hatte (85), nämlich daß mit der Rückführung aus dem Exil die Heilszeit anbrechen werde. Die heilige Schrift also steht von Anfang an in einem gewissen Kontrast zur Wirklichkeit. Es liegt in der gleichen Linie, wenn in dem auf das Exil folgenden halben Jahrtausend diese Erfüllung an keiner Stelle gesehen werden kann. E. urteilt über die Hasmonäerzeit: „Eine wirkliche Wiedergeburt Israels wurde durch sie nicht herbeigeführt“ (114); oder auch darin, daß in den Gegensätzen der hellenistischen Zeit alle Parteien zu irgendeiner Anpassung an die hellenistische Moderne gezwungen waren; selbst die Pharisäer kamen daran nicht vorbei (115).

Das Ziel der Geschichte Israels wird so gesehen: „Die Geschichte der Juden (in die unmerkbar die Geschichte Israels übergegangen ist!) wird nun für die nächsten zwei Jahrtausende

vor allem eine Geschichte des Geistes, eine Beschäftigung mit den Lehren der jüdischen Tradition, mit der Israel lebte, durch die es überlebte, und die zugleich auch den Sinn jüdischer Existenz enthält: Der Bund des einen Gottes mit dem einen Volk" (148). Die Frage nach der Erfüllung der Verheißungen, die einmal mit diesem Bund gegeben waren, bleibt offen, sie muß hier offen bleiben.

Eine Darstellung des Kultes in Israel ist beim gegenwärtigen Stand der Diskussion eine überaus schwierige Aufgabe. Die Auffassungen vom Sinn, von der Gestalt und von der Geschichte des Kultes gehen so weit auseinander, daß auch eine nur phänomenologisch bestimmte Darstellung — wie es die von E. sein will — um diese Schwierigkeiten nicht herumkommt. Ihr Nachdruck liegt, wie es der Vf. im Vorwort sagt, auf dem „Brauchtum des Judentums“, und hierin liegt auch der besondere Wert der Arbeit. So ist in den Kapiteln über die heiligen Zeiten (IX. Die Feste; X.—XIII. die besonderen Tage) jeweils der Teil über die nachbiblische Zeit der ausführlichere und eingehender belegt; von Kap. XIV an handelt der Vf. fast nur noch von der nachbiblischen Zeit, das Alte Testament wird nur gelegentlich herangezogen. Hier werden Synagoge und Synagogengottesdienst eingehend und aus umfassender Kenntnis der Quellen beschrieben; auf diesen Teil des Buches sei besonders hingewiesen. — Auch die dann noch folgende Beschreibung der jüdischen Bräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod u. a. gibt einen guten und klaren Überblick.

Die Zusammenfassung des Kultes in alttestamentlicher Zeit ist demgegenüber äußerst gedrängt (der Vf. weist im Vorwort darauf hin); vieles bedürfte hier, wie er selbst sagt, einer breiteren Darlegung. Zunächst ist zu fragen, ob überhaupt eine Darstellung im bloßen Nebeneinander möglich ist. Praktisch kommt E. auch auf ein Nacheinander hinaus. Was hat der Synagogengottesdienst (bei dessen Schilderung das Wort „Kult“ nie mehr vorkommt!) noch mit dem zu tun, was im 1. Kap. als Wesen des Kultes vorausgesetzt ist? Dieses 1. Kap. (Der Mythos) ist etwas irritierend; hier scheint E. auf der These der englisch-skandinavischen Schule aufzubauen, nach der der Kult schlechthin Dramatisierung des Mythos ist; aber ist es wahrscheinlich, daß diese These für den im Alten Testament gemeinten und vorausgesetzten Gottesdienst zutrifft, wenn auch E. einschränkend bemerken muß: „Auch das Alte Testament enthält Reste von Mythen“ und später: „Das Judentum war dem Mythos . . . im allgemeinen abhold?“ E. setzt in diesem Kapitel im Alten Testament Schöpfungsmythen, soteriologische Mythen und Offenbarungsmythen voraus, ohne sie aber näher zu bestimmen. Praktisch spielen sie denn auch für die im folgenden dargestellten Kulthandlungen keine Rolle und in Kap. 8, das von der kultischen Bedeutung des Königs handelt, grenzt sich E. von der Auffassung der skandinavischen Schule erheblich ab.

Es fällt auf, daß für E.s Darstellung die Psalmen als Quelle für den Gottesdienst eine so merkwürdig geringe Rolle spielen. Um nur zweierlei zu nennen: aus den Klagepsalmen des Volkes läßt sich mit Sicherheit eine gottesdienstliche Begehung erschließen, das „Fasten“ aus Anlaß einer Volksnot, mit einer ganzen Reihe von Handlungen, die uns sicher überliefert sind (vgl. Gunkel/Begriff, Einleitung in die Psalmen, 1933). Es ist bei E. nur einmal ganz kurz erwähnt (84). Ebenso läßt sich aus den Psalmen die Wallfahrt (Ps. 122; 24 u. a.) als gottesdienstliche Begehung sicher erschließen und z. T. rekonstruieren; auch sie wird nur ganz am Rande erwähnt. Darüber hinaus aber bezeugen die Psalmen, ein wie starkes gottesdienstliches Element das Gebet schon im vorerilischen Gottesdienst Israels gewesen sein muß. In der Darstellung E.s tritt es auffällig zurück; der Anschein entsteht, als sei das Gebet erst im Synagogengottesdienst ein Wesenselement gewesen. — Daselbe gilt für das Wortelement im vorerilischen Gottesdienst überhaupt. In einer ganzen Reihe neuerer Arbeiten (Mowinkel, Alt, v. Rad, Noth) ist dieses Wortelement im Gottesdienst Israels wieder erschlossen worden; Mowinkel fand den „Sitz im Leben“ für den Dekalog im Gottesdienst; das wurde durch Alt und v. Rad weiter ausgebaut. Dazu gehört dessen These vom geschichtlichen Credo, das eine sehr frühe gottesdienstliche Funktion hatte und manches andere (vgl. M. Noth, Die Vergegenwärtigung des Alten Testaments in der Verkündigung, 1952, in: Probleme alttestamentlicher Hermeneutik, München 1960, 54—68). Es mag sein, daß E. unter dem Titel „Kultsymbolik“ diesen ganzen Komplex aus seiner Darstellung



herauslassen zu müssen meinte; aber auch dann wäre in einer evtl. 2. Auflage wenigstens ein Hinweis auf das Wortelement im vorerilischen Gottesdienst Israels zu wünschen.

Da die Darstellung E.s das Schwergewicht auf die nach-biblische Zeit legt, vermittelt sie einen starken Eindruck von dem kaum faßlichen Kontrast zwischen dem Bleibenden und dem sich Wandelnden im jüdischen Gottesdienst. Der gegenwärtige Synagogengottesdienst hat praktisch so gut wie nichts mehr zu tun mit dem Gottesdienst im vorerilischen Israel. Wenn man hier überhaupt auf etwas Konstantes hinweisen kann, ist es nichts anderes als das Wortelement; darin ist es auch begründet, daß die *šōrā* in gewisser Weise die Funktion des heiligen Ortes wie auch des heiligen Gegenstandes in sich aufgenommen hat. C. Westermann

Westermann, Claus, Der Schöpfungsbericht vom Anfang der Bibel, Calwer Verlag, Stuttgart 1960, 40 S., geh. 1,90 DM.

Jeremias, Joachim, Das Problem des historischen Jesus, Calwer Verlag, Stuttgart 1960, 24 S., geh. 1,40 DM (= Calwer Hefte zur Förderung biblischen Glaubens und christlichen Lebens, hrsg. v. Th. Schlatter, S. 30 und 32).

In der verdienstvollen Reihe werden in den beiden vorliegenden Heften von namhaften Sachvertretern an je einem bezeichnenden Beispiel aus dem Gebiet ihrer Wissenschaft Grundprobleme des rechten Umgangs mit der Bibel in auch dem Laien verständlicher Form erörtert. W. gibt einen vom Aufbau und Stil ausgehenden schönen Durchblick durch Gn. 1–3. Der Vergleich der beiden Schöpfungsberichte führt zu hilfreichen Hinweisen für das Verständnis der Struktur und Intention biblischer Überlieferung. — Bei J.s Vortrag stellt sich die Frage, ob das Problem des historischen Jesus nicht inzwischen zu differenziert geworden ist, um ihm in solcher Kürze noch ganz gerecht werden zu können. Das Gespräch mit den Gegenpositionen zu seinen Thesen muß J. unvermeidlich so stark raffen und vereinfachen, daß die Vielschichtigkeit der Fragestellung etwas zu kurz kommt. Wer die Diskussion kennt, liest J.s Heft mit Gewinn. G. Otto

Kuhl, Curt, Die Entstehung des Alten Testaments, 2. überarb. Aufl., hrsg. v. Georg Fohrer (Sammlung Dalp, Bd. 26) Francke-Verlag, Bern/München 1960, 404 S., geb. 13,40 DM.

K.s Entstehung des Alten Testaments hat sich seit ihrem ersten Erscheinen 1953 als ein zuverlässiges Lehr- und Nachschlagewerk glänzend bewährt. Für die Leser der MPT<sub>H</sub> ist es nicht uninteressant, zu erfahren, daß der Vf. dieses Werk als Pastor in Nordkirchen, dem westfälischen Versailles, geschrieben hat. Im Ruhestand in Kassel ist er 1959 gestorben. Bei seinem Tode hatte er das Werk bis Hesekiel neu bearbeitet und für die folgenden Abschnitte lagen seine Notizen vor, so daß der Herausgeber das Werk im Sinne des Verfassers zu Ende führen konnte. In der übersichtlichen Klarheit des Aufbaus und in der Gefälligkeit der Darstellung zeigt es dieselben Vorzüge wie die erste Auflage. Teilweise Straffung des Ausdrucks gibt den Ausführungen noch stärkeres Gewicht. Große Mühe ist auf die Vermehrung der Anmerkungen mit den Literaturangaben verwendet worden. So wird das in seiner Grundhaltung gleichgebliebene Buch auch in seiner neuen Gestalt zweifellos viele dankbare Leser finden. E. Pfeiffer

Koch, Klaus, Die Priesterschrift von Exodus 25 bis Leviticus 16. Eine überlieferungsgeschichtliche und literarkritische Untersuchung (FRLANT. NF, 53), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1959, 108 S., kart. 10,80 DM.

Diese Arbeit des Wuppertaler Alttestamentlers geht von der älteren Arbeit N. Rendtorffs „Die Befehle in der Priesterschrift“ (1954) aus und sucht mit der gleichen stilkritischen Methode ihr wichtiges Ergebnis, die Entdeckung einer Gattung der „Rituale“, die die Priesterschrift in sich aufgenommen und verarbeitet hat, auf den Gesamtkomplex der Sinaitagebung auszuweiten. Dabei ergibt sich, daß die Vorlage von Ex. 25–Lev. 16 ebenfalls eine Sammlung von Ritualen gebildet hat. Aus dem umfangreichen Kultapparat läßt sich vermuten, daß die Rituale, die wohl unmittelbar aus der mündlichen Überlieferung von P aufgenommen sind, an einem größeren Kultort und kaum vor der Königszeit entstanden sind.

Bei dem Vorwiegen des Jerusalemer Kultbrauchtums ist außerdem beachtlich, daß die Rituale wegen der Opfergebote nicht aus Jerusalem stammen können.

Der Übergang von der mündlichen zur schriftlichen Überlieferung bringt eine Verschiebung und Neubildung der Gattungen mit sich. „Die alten einfachen Satzbildungen, für die mündliche Weitergabe eine Notwendigkeit, werden nun als unfein und langweilig empfunden und weichen breiten Satzgefügen“ (101). Die Aufnahme der Rituale und weiterer kultischer Überlieferungen machen die Leistung und Arbeitsweise der Priesterschrift — ein dringendes wissenschaftliches Erfordernis, das eine volle theologische Erschließung der Priesterschrift erst ermöglicht — deutlich. Vor allem in den Erweiterungen der Priesterschrift wird ihre eigentliche Absicht, die Eingebung des neuen Kultus als Reinigung und Sühne, klar. Die so gewordene Grundschrift hat dann eine lange Nachgeschichte gehabt, in der zwei sekundäre Schichten hinzutreten. Neben dem legislativen Handeln Gottes interessiert darin das exekutive Handeln Moses und Israels. Weiter kommen Vorschriften mit ausgeprägt sozialer Abzielung hinzu.

Diese somit interessante und anregende Studie revidiert daneben grundlegend unsere Anschauung von der Kultgeschgebung der Priesterschrift, wie es der Vf. gut formuliert: Sie ist „keinesfalls jenes bizarre Geröllfeld versteineter Riten und überlebter Kultgeräte, die das werdende Judentum weitergibt, ohne sie zu verstehen, nur von der Pflicht zu korrekter Observanz durchdrungen — wie man weithin in der alttestamentlichen Forschung gemeint hat“ (104).  
E. Pfeiffer

Wildberger, Hans, *Jahwes Eigentumsvolk. Eine Studie zur Traditionsgeschichte und Theologie des Erwählungsgedankens* (Abhandl. z. Theol. d. A. und N.T., 37), Zwingli-Verlag, Zürich/Stuttgart 1960, 126 S., kart. 19,50 DM.

Ausgehend von der „Erwählungsproklamation“ Ex. 19, 3b–8 verfolgt W. die Tradition von der Erwählung Israels in ihrer Eigenart und Besonderheit gegenüber der Bundestradition. Er strebt dabei eine umfassende Interpretationsweise an, die alle Aspekte erfassen will, unter denen ein Text zu sehen ist. Auf diese Weise entstand eine wichtige traditions-geschichtliche Abhandlung, die wertvolle Ergebnisse zeitigte. Die wesentliche Aussage, daß Israel Jahwes Sondereigentum, sein königlicher Herrschaftsbereich und sein heiliges Volk sei, geht bis in die altisraelitische, vorkönigliche Zeit zurück. Ihren „Sitz im Leben“ hatte die Erwählungszusage, die im Zusammenhang mit der Tradition vom Auszug aus Ägypten und der Landnahme steht, am Mazzenfest in Gilgal (55, 61), das in der Richterzeit gefeiert wurde. Vor allem in ihrer biblisch-theologischen Konsequenz zeigt diese Arbeit die Fruchtbarkeit der neueren traditions-geschichtlichen Arbeitsweise.  
E. Pfeiffer

Fohrer, Georg, *Das Buch Jesaja, 1. Teil, Kap. 1–23* (Reihe: Prophezei), Zwingli-Verlag, Zürich/Stuttgart 1960, VII, 244 S., geb. 10,80 DM.

Der Wiener Professor hat sich durch seine Berichte über die „Neuere Literatur zur alttestamentlichen Prophetie“ in der ThRs 19/1951, 277 ff., 20/1952, 193 ff. und 295 ff., sowie durch seine „Hauptprobleme des Buches Ezechiel“ 1952 und seinen Ezechielkommentar 1955 als kompetenter Prophetenausleger erwiesen. So geht man mit hohen Erwartungen an seine — wenn auch für einen weiteren Kreis bestimmte — Jesajaerklärung heran. In komprimierter Form bringt die Einführung das Wissenswerte über Aufbau, Persönlichkeit und Tätigkeit des Propheten. Die „echten“ Sprüche werden vier Zeiträumen seiner Wirksamkeit zugeteilt, wobei das Gemeinsame und die Hauptsache (die Heiligkeit Gottes und der Glaube des Menschen) der jesajanischen Prophetie hervorgehoben wird. Anschließend werden die „Erweiterungen“, denen nichts ihrer oft großen Bedeutung genommen wird, denn „nicht die Herleitung von einem bestimmten Propheten, sondern der Inhalt solcher Worte ist entscheidend“ (16), zusammengestellt und kurz in ihrer Art beschrieben.

Die Übersetzung, die nach dem guten Grundsatz „so wörtlich wie nötig und so verständlich wie möglich“ (17) verfährt, ist flüssig. Emendationen lassen sich nach der Biblia Hebraica ed. Mittel leicht nachvollziehen. Die kleinen Einheiten, deren Gattung formgeschichtlich erhellt werden kann, sind rhythmisch gegliedert werden, werden kurz erklärt. So liefert uns dieser Kommentar,



der eine neue Sammlung eröffnet, eine vorzügliche Hilfe zum Verstehen der so verschiedenartigen Textabschnitte des Buches Jesaja. E. Pfeiffer

Rudolph, Kurt, Die Mandäer, I. Prolegomena: Das Mandäerproblem (FRLANT, S. 74, NF 56), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1960, 307 S., kart. 29,50 DM.

Die sogenannte „Mandäerfrage“ beunruhigt die Gemüter nicht mehr so wie vor zwanzig, dreißig Jahren. Inzwischen sind eine ganze Reihe von orientalistisch-religionsgeschichtlichen Untersuchungen erschienen, die das Problem auch noch von anderer Seite als dem Verhältnis von mandäischer zu johanneischer Erlösungslehre betrachten. Ferner sind durch Lady Ethel Stefana Drower mehrere ganz neue mandäische Texte ediert worden, die das nun schon klassisch gewordene Corpus von Editionen Mark Lidzbarskis – Ginza, Liturgien, Johannesbuch – ergänzen. In dieser Situation ist es zu begrüßen, daß R. sich der großen Mühe unterzogen hat, den ganzen Sachverhalt umfassend zu bearbeiten. Sein an Material reiches Buch, dem zwei weitere über den Kultus und die Kosmologie und Erlöserlehre der Mandäer folgen sollen, darf als vorläufig abschließende Darstellung gelten, selbst wenn man in einzelnen Fällen anders urteilen möchte als der Vf.

Der vorliegende Band behandelt das sogenannte Mandäerproblem – d. h. im wesentlichen die Frage nach Herkunft und Alter der Mandäer – von einzelnen Stichworten aus, die in der Debatte immer wieder eine Rolle spielten, als da sind die mannigfachen Bezeichnungen für verschiedene Taufsekten, die Etymologien mandäischer Wörter, die mandäische Schrift, die Nazaräer, der Jordan, Johannes der Täufer. Außerdem wird – und dabei mußte manches aus dem 2. und 3. Bd. vorweggenommen werden – das Verhältnis des Mandäertums zu Judentum, Christentum, Iran, Gnosis, Manichäismus und den Ausläufern der babylonischen Religion untersucht. Der Vf. geht jedesmal so vor, daß er die Belege und die jeweiligen Äußerungen der Forscher zum Problem in möglichster Vollständigkeit bringt; seine eigene Meinung formuliert er in der Weise, daß er so viele Aussagen wie möglich so zusammenordnet, daß sie sich an möglichst wenigen Punkten widersprechen. Die Stärke des Buches liegt also in der Materialdarbietung, nicht aber in der von Fall zu Fall diskursiven Herausarbeitung einer inneren Evidenz.

Der Vf. kommt zu dem Ergebnis, daß die älteste Schicht der mandäischen Lehre auf eine frühjüdische Gnosis mit ausgebildeter Seelen-, Urmensch- und Erlöserlehre zurückgeht, die vorchristlich ist und in der Welt ostjordanischer Taufsekten „semijüdischer Provenienz“ beheimatet war. Ich glaube die imponierende Leistung des Vf.s am besten zu würdigen, wenn ich zu diesem Punkt einige kritische Bemerkungen mache, zumal er in einer Zeitschrift, die eine allgemeinere theologische Bildung zur Aufgabe hat, am ehesten von Interesse sein dürfte.

Die Methode des Vf.s bewährt sich vorzüglich bei der Untersuchung kultischer Einzelheiten, wo es ihm immer wieder einleuchtend gelingt, Altes vom Jüngeren, Ostliches vom Westlichen zu scheiden. Doch ist er m. E. im Irrtum, wenn er meint, daß die kultische Ontogenese, die er auf diese Weise gewinnt, die mythologische sichert (und umgekehrt). Viele Indizien, die hier nicht aufgezählt werden können, sprechen in der Tat dafür, daß die Mandäer – wenn man sie schon so nennen will – noch im 2. Jh. im Ostjordanland gefessen haben; doch brauchen sie deshalb noch nicht die gnostische Erlösermythologie gehabt zu haben. Der Vf. untersucht ihre mythographischen Ursprünge nicht, nimmt seine historischen Ergebnisse aber als Bestätigung der Thesen von Bouffet, Reizenstein, Staerk, Güntert, Widengren und anderen. Diese Thesen müssen aber mit anderen Methoden bestätigt oder kritisiert werden, als der Vf. sie anwendet. Waschungs- und Reinigungszeremonien der Essener, Elkasaïten und Ebioniten, um nur die wichtigsten zu nennen, zeigen eindeutig, daß solche Bräuche, selbst wo sie kultische Dignität haben, durchaus ohne mythologisch-soteriologische Deutung vorkommen können. Gerade wenn man R.s Herleitung der Mandäer aus diesem Milieu zustimmt, muß man annehmen, daß es bei ihnen zunächst ebenso gewesen ist. Von daher wäre der eigene Anteil der Mandäer an der Neubildung einer bestimmten Form gnostischer Erlöserlehre zu betonen, während sie nach R. diese Lehre ganz und gar voraussetzen; worin dieser Anteil bestanden haben kann, wäre an Hand einer differenzierteren Untersuchung über das Verhältnis der Mandäer zum Manichäismus zu ermitteln – es ist zu wenig, aus der „Ungebrochenheit“

Reichtum folkloristischer Motive und dem Mangel an systematischer Gliederung die Priorität des mandäischen Mythos vor dem manichäischen zu folgern.

Was die Auswanderung der Mandäer in ihre heutigen Wohnsitzte anlangt, so folgt aus den „mandäischen“ Buchstaben der Münzen des südbabylonischen Königreichs Charakene nicht, daß sie schon im 2. – 3. Jh. geschehen ist (in diese Zeit datierte Lidzbarski die Münzen). Denn diese Münzen haben nur die Schrift, die die Mandäer nach ihrer Einwanderung übernahmen, aber noch keinen mandäischen Inhalt (eine Legende lautet z. B. „Mani, der Eingefessete des Mithra“). Setzt man die Einwanderung nach Südbabylonien später an, braucht man auch nicht anzunehmen, daß die Wohnsitzte der Mandäer sich gleichzeitig noch bis nach Syrien hinaufgezogen hätten. Die Thomaspsalmen, aus denen dieses folgen würde, bezeugen nämlich in den Teilen, die Parallelen in Mandäertexten haben, ein Mandäertum ohne Erlösermythos, das vor die südbabylonische Wanderung, d. h. in das Syrien des 3. Jh.s weist. Dazu wäre der historische Kern der Haran-Gawaita-Legende in Beziehung zu setzen; hier muß man m. E. streng alternativ fragen: sind die Mandäer aus dem Ostjordanland zunächst nach Harran oder nach dem medischen Bergland ausgewandert? N. scheint es demgegenüber mehr bei einem Sowohl – Als-auch bewenden zu lassen.

Für das Urchristentum bedeuten solche Korrekturen des historischen Sachverhalts, daß von den Mandäern her jedenfalls kein Grund besteht, eine mythologische Erlöserlehre als Hintergrund anzunehmen, gegen die sich z. B. die johanneische absetzen ließe im Sinne einer Bergeschichtlichkeit, welche die Entmythologisierungsforderung so schön bestätigen würde. Es ist eben alles noch viel schwieriger, die Beziehungen von neutestamentlicher zu gnostischer Erlöserlehre noch viel komplizierter. Um das Wesen der Christologie zu erfassen, bedarf es einer Exegese, die ohne religionsgeschichtliche Hilfskonstruktionen auskommt.

Doch liegen solche Konsequenzen im einen oder anderen Sinne nicht in der Absicht der Arbeit. Diese wird vielmehr als Bestandsaufnahme des Mandäerproblems mit vollständiger (!) Verwertung der Literatur von bleibendem Wert sein. Darüber hinaus sind einige Abschnitte vorzüglich gelungen, so § 4, 9, in welchem der große Kontinuitätsbruch zwischen der altbabylonischen Religion und dem mesopotamischen Synkretismus seit dem 2. – 3. Jh. aufgezeigt wird, sowie der Abschnitt über die nach und nach in die mandäische Überlieferung aufgenommenen iranischen Elemente. Von der Arbeitsweise des Vf.s sind für seinen 2. Bd. grundlegende Ergebnisse zu erwarten, während sie so für das Thema des 3. Bd.es nicht zu reichen dürfte. In dieser Form sei unser Dank an den Vf. ausgesprochen. C. Colpe

de Wilde, Arie, Die Bibel, kein Buch mit sieben Siegeln, Verlag Stämpfli & Cie., Bern 1960, 107 S., Ln. 16, – DM.

Westermann, Claus, Umstrittene Bibel, Kreuz-Verlag, Stuttgart 1960, 182 S., Ln. 9,80 DM.

Mit wesentlich weniger Reklamelärm als W. Kellers „Und die Bibel hat doch recht“ sind im vergangenen Jahr gleich zwei Bücher erschienen, die dem Menschen von heute einen Zugang zur Bibel öffnen wollen. Es handelt sich in beiden Fällen um überarbeitete Rundfunkvorträge. – Wird derjenige, der mit Zweifeln und Fragen an das Buch der Bücher herantritt, die beiden Neuerscheinungen wiederum resignierend aus der Hand legen müssen, weil er, abgesehen von einigen archäologischen Beweisstücken, weiterhin nur unverständliche Teile in der Hand hält?

Der holländische Titel von de W.s Buch lautet: De Bijbel, dat moeilijke Boek. Es liegt in einer Übersetzung des Schweizer Pfarrers Heinz Egger vor. – Nach einigen einleitenden Kapiteln, die zu einem sachgemäßen Verstehen der Bibel anleiten wollen, folgen eine Reihe von Betrachtungen religionsphänomenologischer Art mit Stichwörtern wie „überkosmischer Gott“, „persönlicher Gott“, „Schöpfung“, „Weltbild“, „Geschichte“, „homo sapiens“ usw. bis hin zu „Jesus, der größten Gestalt der Menschheit“ und einigen Erwägungen über Glaube, Gebet, Sakrament und Tod. Unwillkürlich fragt man sich, wo hier zum Lesen und Verstehen der Bibel angeregt wird. Mit Ausnahme einiger Kapitel am Beginn und Ende des Buches wird eine höchst fragwürdige Form christlich-abendländischer Weltanschauung vortragen und in einem sehr bestreitbaren Verfahren biblisch belegt.



Der Vf. ist liberaler Theologe mit leicht existentialisch-personalistischer Schlagseite. Gegen seine Veröffentlichung könnte man nun sämtliche Gegenargumente der letzten vierzig Jahre ins Feld führen. Nichts bleibt davon übrig, daß die Bibel primär Botschaft und Zeugnis ist und als solche verstanden werden muß. Statt dessen wird sie zum Grundbuch abendländischer Geistesgeschichte gestempelt, dessen Lektüre dem Fernstehenden mit dem Argument näherzubringen versucht wird, er müsse „sich zu seinem eignen Wohle seine Vergangenheit aneignen“.

Von einer allgemeinverständlichen Einführung in Fragen, an denen die theologische Wissenschaft der Gegenwart arbeitet, müßte man neben — hier zweifellos vorhandener — klarer, verständlicher Diktion auch klare Positionen, eindeutige Begrifflichkeit und Behutsamkeit bei umstrittenen Punkten erwarten, damit kein verwaschenes Bild entsteht und fragwürdige Ergebnisse nicht als gesichert angesehen werden. Jede Simplifizierung zugunsten einer besseren Verständlichkeit müßte ihre Grenze sehen. Diese Grenze wird überschritten, wenn Jesus z. B. zur Glühlampe wird, „welche die Energie des Geistes (?) zu hundert Prozent in Licht umsetzt: in Gotteserkenntnis und Menschenliebe“. Zu der theologischen Fragwürdigkeit tritt als Mangel bei diesem Buch hinzu, daß viele Fragen nur kurz angeschnitten und mit wenigen Sätzen abgetan werden. Ein grundsätzlicher Fehler, der in der theologischen Haltung des Vf.s mit begründet zu sein scheint, besteht darin, daß er dem Fernstehenden gegenüber apologetisch argumentiert, statt ihn mit seinen Fragen hineinzunehmen in die Welt der biblischen Botschaft.

Daß man dies alles theologisch sauberer und hilfreicher tun kann, zeigt das Buch von W. „Umstrittene Bibel“. Bereits in diesem zweideutigen Titel, der zunächst auf die äußerliche Fragwürdigkeit der Bibel anspielt, kommt zum Ausdruck, daß hier eine ihn fordernde Botschaft auf den Menschen zukommt, die seinen tiefsten Widerspruch hervorrufen und das Buch der Bücher wahrhaft „umstritten“ sein lassen muß. Und nun nimmt der Heidelberger Alttestamentler den Zaghafsten, Ablehnenden, Zweifelnden — aber auch den geübten Bibelleser — in pädagogisch und seelsorgerlich großartiger Weise bei der Hand und versucht ihm von seiner theologischen Sicht aus ein verstehendes Lesen der Schrift zu eröffnen.

Er geht dabei von der Ursache aller äußerlichen Anstöße an der Bibel, dem gegenüber der Entstehungszeit der Schrift gewandelten Welt- und Wirklichkeitsverständnis, aus und bemüht sich, nun einige wesentliche Verständnisschwierigkeiten eingehend zu behandeln. Dem Leser wird der Blick geöffnet für die Eigenart biblischer Berichte; Wunder in der Bibel, Schöpfungsgeschichte, Geschichtsverständnis, Gotteswort im Menschenwort, Wandel des Gesetzesverständnisses, Gleichnisse und Weissagungsbeweis sind weitere Themen. Am Schluß stehen drei Abschnitte über Mission, Kanonproblem und Umgang mit der Schrift. Unter der Hand werden dabei formgeschichtliche und historisch-kritische Einsichten vermittelt. Es gibt kein Auseinanderbrechen der Botschaft in Altes und Neues Testament, sondern es ist ein Gott, der sich in beiden bezeugt. W. besitzt eine bewundernswürdige Fähigkeit, das Alte Testament aktuell werden zu lassen. Beispiele aus ihm dienen zur Klärung neutestamentlicher Probleme und umgekehrt. In verständlicher Form werden Ergebnisse und Erkenntnisse der neuesten Forschung zusammengetragen und runden sich dem Fragenden zu einem Bild von der Eigenart der biblischen Rede- und Gedankenwelt. Hervorzuheben sind die Abschnitte über den Wandel des Gesetzesverständnisses im Laufe der Entstehungsgeschichte der biblischen Bücher. Hervorzuheben sind weiter: die Art, wie grobe Skizzierungen als solche gekennzeichnet werden, wie historisch-kritische Arbeit um der Glaubwürdigkeit und des zupackenden Ernstes der Verkündigung willen als notwendig erwiesen wird, und wie dies alles dem „Bibelgläubigen“ wie dem Zweifler mit der notwendigen Liebe klargemacht wird, die nichts vorschnell einreißt, sondern immer wieder zu einem vorwärtsweisenden Verständnis anregt. Die in sich thematisch gerundeten Kapitel eignen sich vorzüglich zu gemeinsamer Lektüre in Jugend- und Helferkreisen.

Man wird abschließend fragen, ob das Buch jedermann ohne Hilfestellung zugänglich ist. Es wird des zusätzlichen Gesprächs über die hier angeschnittenen Fragen bedürfen. Für diesen Zweck jedoch hat die wissenschaftlich forschende Schriftauslegung mit dieser Veröffentlichung der kirchlichen Praxis ein brauchbares Werkzeug in die Hand gelegt, das in der Schleifwert- statt lebendiger theologischer Forschung und Reflexion geschärft ist.

G. Herz



1975

# Wagner und der Antisemitismus

Von Tibor Kneif

«Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Kein Jude zu sein tröstet sie dafür, dass sie nicht einmal Hofräte sind.»

(Ludwig Börne, Brief aus Paris vom 7. Februar 1832)

Im Zürcher Exil, in der von Freunden scherzhaft so genannten «Villa Rienzi», verfasste Wagner die Schrift über *Das Judentum in der Musik*. Ihre Entstehungszeit fällt auf die ersten Augustwochen des Jahres 1850, auf jene Zeit also, in der die Uraufführung von *Lohengrin* unter der Leitung von Franz Liszt in Weimar vorbereitet wurde. Das Pamphlet erschien, auf die Nummern 19 und 20 verteilt, am 3. und 6. September desselben Jahres in der von Schumann gegründeten «Neuen Zeitschrift für Musik» (Seite 101–107 und 109–112). Während hier der Verfasser noch mit dem Pseudonym «K. Freigedank» angegeben wurde, trägt die 1869 als selbständige Broschüre in Leipzig gedruckte Schrift den vollen Namen Wagners.

Naturgemäss wirbelte die spätere Veröffentlichungsform weit mehr Publizitätsstaub auf als der in seinem Wirkungskreis doch eingeengte Zeitungssatz, und sehr bald traten gereizte oder spötelnde Repliken zutage, ebenso Stellungnahmen, in denen für einen mehr «besonnenen» Antisemitismus plädiert wurde — insgesamt mehr als hundertfünfzig an der Zahl. Immerhin blieb auch der Artikel von 1850 nicht ohne Wiederhall, und dieser bestimmte schon die nächsten Lieferungen der genannten Zeitschrift. Am allerengsten wurde dabei der damalige verantwortliche Redaktor, Franz Brendel, in die Auseinandersetzung verwickelt, und es drohte ihm, von dem Leipziger Konservatorium, wo er Musikgeschichte lehrte, als untragbar unter den Kollegen entfernt zu werden. Carl Friedrich Glasenapp, Autor der frühesten umfassenden Wagner-Biographie und selber glühender Antisemit, versäumte es bei der Schilderung der Affäre nicht, auf den Verschwörungscharakter der Kampagne gegen Brendel hinzuweisen; unter den Widersachern befanden sich auch die dem verstorbenen Mendelssohn nahestehenden jüdischen Dozenten Ignaz Moscheles, Ferdinand David und Joseph Joachim.

## DER HINTERGRUND EINER SCHRIFT

Bevor Wagner den Essay entwarf, hat sich folgender Vorgang zugetragen: In der ersten Nummer der «Rheinischen Musik-Zeitung für Kunstfreunde und Künstler» — ihr Herausgeber war Ludwig Bischoff, der mit der Erfindung des Schlagwortes von der «Zukunftsmusik» Wagner nachher viel Verdruss bereitete — ist am 6. Juli 1850 ein Artikel erschienen; in ihm wurde Meyerbeer gegen eine scharfe Beurteilung aus der Feder Theodor Uhligs, eines jugendlichen Freundes von Wagner in Dresden, polemisch in Schutz genommen. Uhlig meinte in seiner Besprechung von Meyerbeers neuester Oper, *Der Prophet*, «dass dergleichen Gesangsweisen einem guten Christen im besten Falle gesucht, übertrieben, unnatürlich, raffiniert erscheinen und es auch nicht wahrscheinlich ist, dass eine mit solchen Mitteln betriebene Propaganda des hebräischen Kunstgeschmacks Erfolg haben sollte». Durch den letzten Ausdruck, den Wagner in seiner Schrift aufgreift, weitete sich Uhligs kritischer Standpunkt zu einer bedenklich antisemitischen Globalansicht aus und engte andererseits die Polemik, die doch der Pariser Grossen Oper gelten sollte, auf die Person Meyerbeers ein.

In seiner Erwiderung auf die Beanstandung der «Rheinischen Musik-Zeitung» berief sich Uhlig auf den berühmten *Hugenotten*-Aufsatz von Robert Schumann aus dem Jahre 1837, um die eigene These von der Minderwertigkeit Meyerbeerscher Musik zu untermauern. Zwar hatte Schumann dort in der Tat das Verdikt gefällt, man könne in den *Hugenotten* «mit leichter Mühe Rossini, Mozart, Hérold, Weber, Bellini, sogar Spohr, kurz, die gesamte Musik nachweisen; was Meyerbeer aber durchaus angehört, ist jener berühmte, fatal meckernde unanständige Rhythmus, der fast in allen Themen der Oper durchgeht». Aber die Rezension Schumanns ist von jeder antisemitischen Tendenz frei, zumal in deren zweitem Teil Mendelssohns Oratorium *Paulus* warm gewürdigt und geradezu als der musterhafte Gegenpol von Meyerbeers Bühnenwerk empfohlen wird. Die These Uhligs von einem «hebräischen Kunstgeschmack» kann also nur dann aufrechterhalten werden, wenn Schumanns Kritik an Meyerbeer bejaht, sein positives Urteil über Mendelssohn dagegen verworfen würde, mit anderen Worten, wenn man Schumann eine Inkonsistenz vorhält. (Spätere aus der Zeit des Nationalsozialismus, wie etwa Karl Blessinger, haben Schumann diesen Vorwurf der Halbheit denn auch nicht erspart.)

Wie auch sonst in Wagners theoretischen Schriften und brieflichen Ausführungen lassen sich die persönlichen Motive dennoch nicht restlos durchsichtig machen, die zur Abfassung des *Judentum*-Aufsatzes geführt haben. Wohl kann man Wagner kaum politisches Talent zusprechen; dazu fehlte es ihm an einer durchgehenden Distanz zur Kunst und zu den Kunstgenossen.

Trotzdem erweist er sich immer wieder als ein erstaunlich gewandter Strategie im Verfolgen eigener Ziele; das riskante Schauspiel, ein Wesenselement in Wagners Kunst und Leben, gehört dabei zu solcher Ad-hoc-Diplomatie. Auch die Beziehung Wagners zu jüdischen Zeitgenossen ist schillernd vieldeutig, und sie lässt sich mit den polemischen Ausfällen von 1850 keineswegs umschreiben. In den späteren Jahren, nach Erteilen der allgemeinen Amnestie und besonders im Wirkungskreis von Bayreuth, hat Wagner freundschaftlichen Verkehr mit jüdischen Musikern gepflogen. Hermann Levi erhielt, zum Leidwesen mancher Wahnfried-Freunde, die auszeichnende Aufgabe, die Uraufführung von *Parsifal* im Juli 1882 zu dirigieren; Josef Rubinstein, der vor allem durch einen hemdsärmeligen, wohl vom Meister inspirierten Artikel in den «Bayreuther Blättern» gegen Schumann bekannt wurde, zählte zu den engeren Mitarbeitern Wagners, und mit dem Impresario Angelo Neumann unterhielt der Komponist durch viele Jahre hindurch rege theaterkünstlerische Beziehungen. Noch in den fünfziger Jahren sogar hat Wagner den jungen Liszt-Schüler Karl Tausig liebgewonnen und verfasste nach dessen frühem Tod eine sehr persönlich formulierte Grabinschrift.

## ERKENNE DICH SELBST...

Besässe die Schrift von 1850 nicht die Wagner eigene rhetorische Wucht, gesellte sich zu ihrem Wiederabdruck neunzehn Jahre später nicht ein offener Brief an Marie Kalergis-Muchanoff hinzu, der schonungslos Angriffe gegen jüdische Widersacher (besonders gegen Eduard Hanslick) enthält, so hätte man kaum Veranlassung, Wagner heute mehr mit Antisemitismus in Zusammenhang zu bringen als viele seiner Zeitgenossen (zahlreiche russische Intellektuelle, in Frankreich etwa Baudelaire und Ernest Renan). Ein finsternes Stück deutscher Geistesgeschichte wird nicht verharmlöst, wenn man erkennt, dass bis zum Auftreten antijüdischer Parteiprogramme und zum Einzug von Abgeordneten von der Gesinnung Adolf Stoeckers in den Reichstag antisemitische Äusserungen nicht das bedrohliche Gewicht besaßen, das ihnen später zukam. Witze über die Juden leistete sich wohl jeder, und selbst von Friedrich Wilhelm IV., der Meyerbeer zum Generalmusikdirektor nach Berlin berufen hatte, ist das Bonmot über dessen *Hugenotten* überliefert: «Katholiken und Protestanten schneiden sich die Häse ab, und der Jude macht die Musik dazu.» Bezeichnend für Wagners spätere Zurückhaltung in der Judenfrage erscheint, dass es den militanten Antisemiten der siebziger und achtziger Jahre nicht gelang, ihn für ihre Zwecke zu interessieren. So lehnte er eine Unterschrift unter eine *Massenpetition gegen das Ueberhandnehmen des Judentums* ab, die 1880 von Bernhard Förster, dem späteren Mann von Nietzsches Schwester Elisabeth, betrieben wurde. Und gegenüber Angelo Neumann äusserte er sich im Februar 1881: «Der gegenwärtigen „antisemitischen“ Bewegung stehe ich vollständig fern; im nächsten in den „Bayreuther Blättern“ erscheinender Aufsatz von mir wird dies in einer Weise bekunden, dass Geistvolles es sogar unmöglich werden dürfte, mich mit jener Bewegung in Beziehung zu bringen.»

Wagner spielt hier auf seinen Essay *Erkenne dich selbst* an, in welchem die Kritik an den Juden umgebogen wird in eine selbstkritische Auseinandersetzung mit dem eigenen wirtschaftlich-sozialen System. «Was nicht erkannt wird, darauf wird losgeschlagen», heisst es da, «und schlagen wir uns damit selbst, so vermeinen wir, der andere hätte uns geschlagen. Wer erlebte dies nicht wieder, wenn er, mit jener Lehre im Sinne, etwa der heutigen Bewegung gegen die Juden zusieht?» Gegenüber dem Verfall der europäischen Kultur, den Wagners Altersfreund Gobineau auf die Mischung mit minderwertigen Rassen zurückzuführen meinte, rühmt Wagner am Judentum «das erstaunlichste Beispiel von Rassenkonsistenz, welches die Weltgeschichte noch je geliefert hat». Ueberblickt man das wechselnde Verhältnis Wagners zum Judentum insgesamt, so erscheint auch die Bemerkung nicht überflüssig, dass eindeutig antisemitische Motive in seinem künstlerischen Werk sich nicht nachweisen lassen. Die Deutung Theodor W. Adornos (*Versuch über Wagner*, Berlin/Frankfurt a. M. 1952), wonach in Alberich und Mime geldgierige und machtlüsterne Juden karikiert seien, entbehrt allerdings — besonders die genannte Schrift *Erkenne dich selbst* vor Augen — nicht der Wahrscheinlichkeit.

Die Schwierigkeit, das geharnischte Pamphlet von 1850 im geistigen Entwicklungsgang triftig einzuordnen, liegt somit auf der Hand. Kann man bei Wagner von einer wirklichen Judenfeindschaft sprechen, die auch dann unterschwellig bestanden hätte, wenn sie aus Rücksicht auf ihm nützliche Personen keinen sprachlichen Ausdruck fand? Oder handelt es sich lediglich um ein taktisches Mittel, das im Deutschland des 19. Jahrhunderts beinahe ohne Risiko eingesetzt werden konnte und von Wagner in besonders verzweifelten Augenblicken seiner Auseinandersetzung mit der heruntergekommenen Opernwirtschaft tatsächlich verwendet wurde, um seine Idee des Allgemein-Menschlichen und des Musikdramas, das jener Idee im künstlerischen Bereich entsprechen sollte, von der traditionellen Oper — der unlieb-

samen Konkurrenz also — abzusetzen? Der Umstand, dass *Das Judentum in der Musik* zusammen mit den kunsttheoretischen Schriften entstand, und zwar nach *Die Kunst und die Revolution* und *Das Kunstwerk der Zukunft*, jedoch vor *Oper und Drama* verfasst wurde, lässt die zweite Vermutung nicht von vornherein absurd erscheinen.

## WAGNERS MEYERBEER-KOMPLEX

In einem Brief vom 18. April 1851 an Liszt sprach sich Wagner ausführlich über die Hintergründe seiner Schrift aus (Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, Band I, Leipzig 1900, S. 123 ff.). Nach dieser Äusserung, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln im Blick auf die enge Freundschaft mit Liszt kein Anlass besteht, wäre das gestörte Verhältnis Wagners zu den Juden mit dessen Meyerbeer-Komplex mehr oder minder identisch. Die letzten Versuche einer Karriere à la Meyerbeer hat Wagner auf das Anraten Liszts im Juni 1849 und in der ersten Hälfte des Jahres 1850 unternommen. Den erstgenannten Besuch in Paris schildert Wagner selbst sehr ausführlich, allerdings aus der weit späteren Perspektive der Autobiographie *Mein Leben*, in welcher die Juden bereits als konsequente Verschwörer und Lauerer eine strukturalistisch gemeinte Feindfunktion zu erfüllen haben (vgl. *Mein Leben*, Volksausgabe Bd. II, München 1915, S. 268).

Auch der zweite Versuch, in Paris Fuss zu fassen, scheiterte kläglich, und Wagner hat dies in der Tat als eine Befreiung empfunden. Als musikalisches Ziel wurde Paris für ihn ein für allemal hinfällig, und das Debakel von *Tannhäuser* im Jahr 1861 ging Wagner innerlich nichts mehr an: in einem emphatischen Akt der Abrechnung kündigte er die bis dahin bestehenden Rücksichten auf dortige Verhältnisse und Personen. Psychologisch gesehen erfüllte dabei die Schrift über *Das Judentum in der Musik* nicht nur die Funktion einer Rückschau, sondern zugleich die einer radikalen Absicherung dagegen, dass Liszt und Wagners Frau Minna (die vom Ehemann lauter neue *Rienzi*-Erfolge erwartete) dem erschöpften Komponisten-Flüchtling einen weiteren Nervenkrieg mit Pariser Ränkespielen zumuten würden. Trotz dem Pseudonym, das über seinem Artikel stand, konnte Wagner bei einem erneuten Drängen seiner Freunde sich als der wahre Verfasser kenntlich machen und — im Sinne der eingeschlagenen Strategie — sich freiwillig kompromittieren, um sich den Weg nach Paris abzuschneiden.

Sieht man von der ressentiment- und konkurrenzbedingten Spitze gegen Meyerbeer ab und blickt man auch über den sozialkritischen Aspekt in Wagners Schrift hinweg, so springt eine damals moderne, biologisch unterstützte Argumentation in die Augen. Die Juden seien, so lautet die These, zu jedweder wahrhaft künstlerischen Tätigkeit unfähig, und zwar nicht etwa wegen der jahrhundertelangen Benachteiligung im Kulturbereich, sondern unabhängig von der Geschichte, aus rassisch-biologischen Gründen. Ihre Beziehung zur Kunst sei kalt verstandesmässig, berechnend und durchweg auf blosser Nachahmung beruhend — dies ist das noch am ehesten greifbare Kernstück der Wagnerschen Beweisführung. Was über dieses Theorem hinausgeht, ist Evokation eines natürlichen Widerwillens des Deutschen gegen die Juden, und diese demagogische, weil nicht überprüfbare Behauptung verleiht dem Wagnerschen Essay jenen Charakter einer Propagandaschrift, von dem in der Folgezeit reichlich Gebrauch gemacht wurde. Nicht von ungefähr fand *Das Judentum in der Musik* als eine «völkische Bekenntnisschrift» grosse Verbreitung im Dritten Reich; in der Einleitung der Heftausgabe bedauert der Herausgeber — er hiess zufällig Hermann Killer — den «tragischen Irrtum von Wagners Teilnahme an der liberalistischen Revolution von 1848». Solche missliche Rezeptionsgeschichte macht es erklärlich, dass Wagners am meisten skandalöse, wiewohl keineswegs wichtigste Schrift in der Nachkriegsöffentlichkeit und auch in der gegenwärtigen musikhistorischen Forschung von Schweigen umhüllt ist.

Die Relativierung des Antisemitismus, die der späte Wagner in der Regenerationslehre, etwa in der Schrift *Erkenne dich selbst*, vollzogen hat, prägt die Haltung der Eingeweihten von Bayreuth nach des Meisters Tod. Für diese gehobene Einstellung sind die Ausführungen charakteristisch, die der Herausgeber der «Bayreuther Blätter» und offizielles Sprachrohr von Wahnfried bis ins Dritte Reich hinein, Hans von Wolzogen, in einem Brief vom 3. November 1894 an Houston Stewart Chamberlain richtete, in dem er den «moralischen Ausstoss (der Juden) aus unserem Innern dem Deutschtum zur Aufgabe stellen» möchte. Dieser Brief macht deutlich, dass solche «Vertiefung» des Antisemitismus um den Preis von theoretischer Unstimmigkeit erkaufte wurde. Der einstige biologische Gesichtspunkt erscheint aufgehoben, und der Kampf gegen das Judentum stilliert sich zu einem «moralisch-geistigen». Wolzogen erhofft von der inneren Regeneration der Deutschen zugleich die Wirkung, dass «die Judengeneration von selbst eingeht»: aber wie lässt sich das denken, wenn das Wort «Jude» nicht nur eine unverbindliche Metapher für Entartung und Verfall enthalten soll? Man kann freilich Zweifel hegen, ob die theoretische Unklarheit nicht von Anfang an zum kalkulierten Bestandteil der eigenen Haltung gemacht werden sollte, um freie Hand für zeitweilige Kompromisse zu behalten. Dieser Verdacht betrifft Wagners Schrift von 1850 selber, schliesst sie doch mit dem sibyllinischen Ausruf: «Bedenkt, dass nur eines eure Erlösung von dem auf euch lastenden Fluche sein kann: die Erlösung Ahasvers, der Untergang!»

Leicht geraffter Vorabdruck aus dem Band: Richard Wagner, «Die Kunst und die Revolution», «Das Judentum in der Musik», «Was ist deutsch?», der demnächst im Verlag Rogner & Bernhard in München erscheint.



Die Zeit. Hamburg.  
No 33 (17. August 1965.)

Dienstag, den 17. August 1965

DAS POLITISCHE BUCH

# Das Bündnis mit der Demagogie

Zu einer Entstehungsgeschichte des politischen Antisemitismus / Von Wanda Kampmann

**Peter G. J. Pulzer: The Rise of Political Antisemitism in Germany and Austria.** Verlag John Wiley and Sons, London; 364 Seiten, Paperback 20 s, Leinen 45 s.

Seit es die Emanzipationsbewegung gibt, haben wir den politischen Antisemitismus. In den Jahrzehnten vor dem Emanzipationsgesetz bekämpft er die Möglichkeit der staatsbürgerlichen Gleichstellung der Juden; seit sie in der Verfassung verankert ist, greift er diesen politisch-rechtlichen Status an und verlangt Ausnahmegesetze. Aber Berufsverbote, Einwanderungs- und Aufenthaltsbeschränkungen lassen sich ausdehnen und steigern, bis das Getto wieder da ist. Das war im Grunde auch gemeint, das Getto zum Schutz der Christen. Aber in einer säkularisierten Gesellschaft heißt es: zum Schutz des Kleingewerbes, des notleidenden Bauernstandes, der arteiligen deutschen Kultur und zuletzt zum Schutz des deutschen Blutes und der arischen Rasse.

Der politische Antisemitismus ist nicht von Anfang an mit dem Rassenwahn verknüpft, sondern er führt ökonomische Gründe ins Feld, legitimiert sich mit Kulturtheorien, mit der notwendigen Integrität der Nation oder des organischen Volkstums. Von hier aus, also von Treitschke und Stoecker, von Dühring, Lagarde und Chamberlain aus, sind dann die Übergänge fließend. Vom deutschen Blut zur arischen Rasse — das ist nur ein kurzer Schritt. In den siebziger Jahren kündigt sich das schon an, zwei Jahrzehnte später wirkt die Pseudowissenschaft der Rassenlehre in die Breite und verbündet sich mit einem mißverstandenen Darwinismus. Damit hat der politische Antisemitismus mächtige Motive gewonnen und dazu Zielvorstellungen, die weit über das Getto hinausgehen. Seit der Rassenantisemitismus seine dunklen Sprüche von der Weltgefahr des Judentums, von Rassentod und Rassenerneuerung murmelt, taucht auch das Gespenst der „endgültigen Lösung“ auf. Schon vor der Jahrhundertwende waren alle Gedanken längst gedacht, die die Katastrophe vorbereitet haben.

Das Buch des Oxford-Historikers behandelt ausführlich die Entstehung und die Entwicklung dieses politischen Antisemitismus in der Zeit von 1867 bis 1914 und weist in einem Epilog auf die Nachkriegszeit hin, in der ein verwilderter Nationalismus die böse Saat aufgehen ließ, die Jahrzehnte vorher gesät war.

Es ist das Verdienst dieser übersichtlichen und

fundierten Darstellung, daß sie Deutschland und Österreich stets miteinander vergleicht und dabei deutlich macht, wie sich die antisemitischen Strömungen gegenseitig bedingen und steigern und zuletzt bei dem Auftreten Hitlers verhängnisvoll ineinandergreifen. Eine solche Konfrontation beider Erscheinungen ist in der bisherigen Literatur über den Antisemitismus neu; der Verfasser ergänzt und erweitert damit die grundlegende Studie von Paul W. Massing.

Was sich bei der Lektüre des Buches dem Leser aufdrängt, sind einige nicht mehr ganz unbekanntes, aber immer noch erstaunliche Tatsachen. Wir fassen sie unter dem Leitmotiv des Bündnisses mit der Demagogie. Da ist der immer noch intakte Konservatismus der herrschenden Klassen in Deutschland, der sich in den achtziger Jahren mit der sozialreformerischen Bewegung des Kleinbürgertums zusammenfindet und später einen antisemitischen Artikel in sein Parteiprogramm aufnimmt, mit dem er die Massen zu gewinnen hofft. Da gibt es in Österreich das Bündnis des politischen Katholizismus romantisch-konservativer Prägung mit den Christlich-Sozialen der Gewerbeform und den „Deutsch-Nationalen“ der Schönerer-Bewegung, eine Parteikoalition, die sich „Vereinigte Christen“ nannte. Aber die Schönerer-Anhänger hätten dem lockeren Kampfbund lieber den Namen „Vereinigte Antisemiten“ gegeben, nicht zu unrecht, denn das Banner, unter dem so verschiedene Gruppen zeitweilig gemeinsam marschierten, war der Antisemitismus. Es verband sie aber auch, daß sie anti-liberal, anti-westlich, anti-individualistisch waren und in der Aufklärung und der Französischen Revolution nur das Gespenst des Aufruhrs und die Teufelsfratze der Gottlosigkeit sahen.

Es gab in Deutschland und Österreich Gestalten und entscheidende Situationen von auffallender Ähnlichkeit. So scheiterte der Hofprediger Adolf Stoecker mit seinem christlich-sozialen Reformprogramm zwar vor den Arbeitern des Berliner Nordens, gewann aber breite Schichten des Kleinbürgertums, als er ihnen die Judenfrage hinwarf, die er sozial und ökonomisch ihrer von der Wirtschaftskrise bedrohten Existenz anpaßte. Auch der politisch begabtere Karl Lueger schloß das Bündnis mit der Demagogie. Als ihm im Anfang seiner Laufbahn ein ungarischer Antisemit auf einer Wiener Volksversammlung rhetorisch zu überrunden drohte, improvisierte er eine donnernde Anklage gegen die Juden und entriß dem

politischen Rivalen den Erfolg des Abends. Von nun an habe er sich für den Antisemitismus entschieden, sagt sein Biograph. Lueger wurde später gegen den Widerstand des Hofes Bürgermeister von Wien und der erfolgreiche Organisator der ersten modernen Massenpartei in Österreich. Aber das sind nur Beispiele aus einer an Details reichen Darstellung.

Der Verfasser macht auch deutlich, wieviel Einfluß der hybride Nationalismus der Schönerer-Bewegung auf studentische Verbindungen gehabt hat, deren Mitglieder später das Naziregime begeistert begrüßten. Die Blindheit angesichts der antisemitischen Gefahr war damals weit verbreitet, nur wenige haben das Seelengift erkannt.

Als die Zahl der konservativen Stimmen in Preußen nach dem Bündnis mit den Antisemiten gewachsen war, schrieb die ultrakonservative, protestantisch-pietistische Kreuzzeitung triumphierend, es sei nun offenkundig, daß die mächtige Werbekraft des Antisemitismus viele zur Loyalität zurückgeführt habe, die sonst unrettbar an den Liberalismus oder die Sozialdemokratie verlorengegangen wären. Leo XIII. erklärte sich mit den Zielen der christlich-sozialen Bewegung in Österreich einverstanden, ohne an ihrer antijüdischen Agitation Anstoß zu nehmen, und übersandte an ihren Führer Karl Lueger seinen Segen. Die Sozialdemokratie, die kleinbürgerlich-reaktionäre Tendenzen sonst immer bekämpft hatte, leistete sich den dialektischen Trugschluß, daß der Antisemitismus die aufgehetzten Schichten doch schließlich zu der revolutionären Einsicht bringen werde, daß nicht nur die jüdischen, sondern die Kapitalisten insgesamt ihre Feinde seien; so arbeite der „historische Witz“ zuletzt für die Arbeiterklasse.

Nur mit Distanz und äußerster Nüchternheit lassen sich in einer Geschichte der politischen Verblendung, der Machtgier, der Ressentiments, in der Entwicklung einer verhängnisvollen Haßbewegung die Akzente gerecht verteilen. Für einen englischen Historiker ist das leichter, das hat schon die früh erschienene Hitler-Biographie von Bullock bewiesen. Was hier vorliegt, ist eine sehr differenzierte Darstellung von gesellschaftlichen, politischen und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen. Da der Verfasser den historischen Ablauf mit einer systematisierenden Anordnung seiner Gesichtspunkte verbindet, konnte er Wiederholungen nicht immer vermeiden. Das Buch enthält die ausführlichsten Literaturangaben. Eine Übersetzung kann man ihm nur wünschen.

Mrs Romban

Antisemitismus in Deutschland

# Mäßige Abwehr

## Integration und Klassenkampf vor 1933

Bislang wußten wir noch recht wenig darüber, wie die deutschen Juden auf die antisemitischen Wellen von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges reagiert haben. Diese Lücke füllt ein junger amerikanischer Historiker nun mit einer balancierten und fairen Darstellung:

Ismar Schorsch: „Jewish Reactions to German Anti-Semitism, 1870—1914“; Columbia University Press, New York and London 1972; 291 S., \$ 10,—

Ausgezeichnet hat Schorsch herausgearbeitet, wie stark die Scheu der jüdischen Bürger gewesen ist, ihre staatsbürgerlichen Rechte kämpferisch zu wahren. Sie schreckten davor zurück, die Tatsache öffentlich anzuerkennen, daß ihre gesellschaftliche Eingliederung teilweise gescheitert war und sie weiterhin eine deutlich sich abhebende umfeindete Gruppe in der deutschen Gesellschaft blieben. Es lag in den Formen des Emanzipationsprozesses begründet, daß zwei Jahrzehnte der Überwindung innerer Widerstände vergehen mußten, ehe 1893 im „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ 1893 die überregionale Organisation zur Wahrung jüdischer Interessen entstand.

Die Bewegung verwandelte zutiefst die Mentalität der jüdischen Gemeinschaft. Nicht in den mäßigen Erfolgen der eigentlichen Abwehrarbeit, obwohl er sie zu Recht lobt und der Inaktivität der französischen Juden in der Affäre Dreyfus gegenüberstellt, sieht Schorsch das entscheidende Phänomen, sondern in dem erstaunlichen Wandel des jüdischen Bewußtseins. Die Bedingungen der Emanzipation wurden danach anders verstanden, Integration ohne Preisgabe des eigenen Charakters angestrebt, die völlige Assimilation gebremst. Dabei traf die Anfeindung gerade die am tiefsten, deren Assimilation besonders weit fortgeschritten war: Sie wurden zu den treibenden Kräften dieser jüdischen Renaissance. Entfremdete Menschen fanden zurück. Aus Randjudentum wuchs ein Trotzjudentum.

Der Verdienst des Verfassers wird in keiner Weise geschmälert, wenn er — seiner Fragestellung entsprechend — manches ausklammert oder nur streift, so etwa die Problematik einer jüdischen Abwehrstrategie in der deutschen Gesellschaft. Gerade hier versucht Mohrmann in seiner Antisemitismus-Chronik zum Gebrauch in der DDR einige Antworten zu erteilen:

Walter Mohrmann: „Antisemitismus. Ideologie und Geschichte im Kaiserreich und in der Weimarer Republik“; VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1972; 219 S., 9,80 DM.

Seine Darstellung des deutschen Antisemitismus ist zwar anschaulich und gemeinverständlich, aber vieles ist weit besseren westlichen Abhandlungen entnommen. Andere Ergebnisse hat ihm die neueste Forschung noch vor der Drucklegung vorweggenommen und vom Wesen der jüdischen Gemeinschaft im Kaiserreich versteht er reichlich wenig.

In ermüdender Wiederholung und Abwandlung erklärt Mohrmann den Antisemitismus als Funktion der Ausbeuterklasse und des Imperialismus. Er wird im Dienst des Monopolkapitalismus und als Instrument des Antikommunismus eingesetzt. Das sind Aspekte, die niemand leugnet, die hier aber von einem „terrible simplificateur“ einseitig und polemisch vorgetragen werden.

Mohrmann hat entdeckt, daß der durch „Überhebung der ethischen und moralischen Werte des Judentums“ gekennzeichnete reaktionäre Philosemitismus nicht etwa von außen kam, sondern von den „jüdischen Herkünftigen“ (die Bezeichnung „Jude“ gestattet seine Terminologie nicht) ausging. Die revolutionäre Arbeiterschaft muß ihn ebenso wie den Antisemitismus bekämpfen. Der Centralverein, stets bereit, sich bei den Herrschenden mit philosemitischen Argumenten anzubiedern, hatte sich der aggressiven Machtpolitik des deutschen Imperialismus verschrieben und mobilisierte 1914 seine Anhänger begeistert für den Krieg. (Als ob sich die jüdische Bevölkerung damals anders verhalten hätte als etwa die Sozialdemokratie; entscheidend ist, daß sie später für den Verständigungsfrieden eintrat.)

Die bürgerliche jüdische Mehrheit konnte schon auf Grund ihrer eigenen Klassenstruktur die Klassenbedingungen des Antisemitismus nicht erkennen. Ihren Kampf gegen den rassistischen Faschismus waren daher unüberschreitbare Klassenschranken gesetzt. Nur — so Mohrmann — die KPD konnte einen solchen konsequent führen. Der Verfasser legt sich hauptsächlich mit der deutsch-jüdischen Nachkriegshistoriographie an. Er hat zwar von ihr „vielfach Anregung“ erfahren und sie weidlich geplündert, bescheinigt aber ihren bürgerlichen Protagonisten, daß sie „die historischen Tatsachen vollkommen ignorierend“, in ihrer Beschränktheit die zentrale Rolle der KPD eben nicht erfassen könnten.

Wenige Kostproben aus diesem Leitfaden für die arbeitenden Massen dürften genügen. Ähnliches läßt sich auf leicht gehobenerem Niveau auch im Westen vernehmen. Ist es nur Zufall, daß uns aus Deutschland als brauchbare marxistisch-leninistische Analyse, noch nach vierzig Jahren unübertroffen, weiter Otto Hellers „Untergang des Judentums“ verbleibt? Arnold Pauker



GERT RAEITHEL

# Wider die Feindbilder

## Die Bekämpfung des Antisemitismus in den Vereinigten Staaten

Die Liste gesellschaftlicher Probleme in den USA ist lang, und der Antisemitismus steht fürwahr nicht obenan. Er hat dort eine eher nachgeordnete Bedeutung und darf mit dem grausen Morden in der deutschen Vergangenheit nicht auf eine Stufe gestellt werden. Gewiß, eine ganze Reihe von Antisemiten irrlichten durch die amerikanische Geschichte, aber sie wurden von Politik, Wissenschaft und Publizistik meist scharf im Visier gehalten.

Die Hauptlast bei der Bekämpfung des Antisemitismus tragen jüdische Interessenverbände, etwa das Amerikanisch-Jüdische Komitee, der Amerikanisch-Jüdische Kongress, die Anti-Verleumdungsliga oder die Jüdische Verteidigungsliga. Um ihre Taktiken, Strategien und Methoden soll es hier gehen.

Unter Antisemitismus versteht die Encyclopaedia Judaica „alle gegen Juden gerichtete Formen von Feindseligkeit im Verlauf der Geschichte“. Vielgestaltig wie diese Feindseligkeiten mußten die Gegenmaßnahmen sein. Das Amerikanisch-Jüdische Komitee setzte zu Beginn dieses Jahrhunderts auf eine Strategie der allgemeinen Aufklärung. Die Öffentlichkeit sollte über jeden Aspekt jüdischen Lebens informiert werden, man gab ein statistisches Jahrbuch, Bibliographien und alle Arten von Judaica heraus. Erst als sich die Judenfeindschaft verstärkte, sammelte man Material über antisemitische Personen und Gruppen, machte es der Öffentlichkeit zugänglich oder übergab es den Behörden. Antisemitische Kreise wurden infiltriert, ausgehorcht und gelegentlich auch gesprengt, verfolgte jüdische Mitbürger erhielten Rechtshilfe, vom Arbeitsmarkt ausgeschlossene rechtmäßige Arbeitsplätze.

Nach 1945 bildeten sich zwei neue Strategien heraus. Das Komitee wandelte sich von einer jüdischen Interessenvertretung zu einer sozialen Lobby, die Bündnisse mit anderen Bürgerrechtsorganisationen einging und um die Rechte auch nichtjüdischer Bürger kämpfte. Gleichläufig setzte sich die Erkenntnis durch, daß es nicht genügt, bloß um Sympathie und Verständnis zu werben, man wollte härter, unnachgiebiger sein. Letzte Konsequenz dieser Haltung ist die Praxis der jüdischen Verteidigungsliga, die jüdische Teenager in Judo und Karate ausbildet, um sie gegen die Straßekriminalität zu wappnen.

Die jüdischen Organisationen haben die jeweils richtige Taktik auf bittere Weise erlernen müssen. Die erste bedeutende Kampagne in diesem Jahrhundert war ein Fehlschlag. 1913 geriet der jüdische Fabrikant Leo Frank aus Atlanta in den Verdacht, eine dreizehnjährige Hilfsarbeiterin vergewaltigt und ermordet zu haben. Auf Grund löchriger Indizien wurde er zum Tode verurteilt, zu lebenslänglich begnadigt und kurz darauf von einer Bande wohlbeleumundeter Bürger entführt und gelyncht. Das Amerikanisch-Jüdische Komitee hatte die *New York Times* und andere liberale Zeitungen auf den Plan gerufen, doch in Georgia verbat man sich die Urteilsschelte durch die *Yankee*-Presse. Die offene, massive Hilfe hatte antisemitische Tendenzen verstärkt und sich dem Angeklagten abträglich erwiesen.

Gleich nach dem Fall Frank kam es zu einer Neugründung des Ku-Klux-Klan. Als eine *New Yorker* Zeitung einen kritisch-decouvrierenden Bericht über diesen rassistischen Verein brachte,

stieg dessen Mitgliederzahl sprunghaft an. Von jüdischer Seite wurde nun der Rat ausgegeben, mehr im stillen zu arbeiten, den Rassisten nicht auch noch die erwünschte Publizität zu geben. Briefeschreiben, Behördenbesuche und Telefonanrufe wurden jetzt für wirksamer gehalten als die Bloßstellung der Intoleranz in der Öffentlichkeit.

Dann entpuppte sich der führende Industrielle des Landes als Judenfeind – Henry Ford. Er hielt den Ersten Weltkrieg, das Bankwesen, die Theaterwelt, und wenn er so recht hineingeriet, auch die Evolutionslehre für ein jüdisches Komplott gegen die Christenheit. Das Komitee vertrat abermals den Standpunkt, Fords und seiner Hausredakteure Antisemitismus nicht an die große Glocke zu hängen, sondern lieber auf den amerikanischen Liberalismus zu vertrauen und privat Einfluß zu nehmen zu suchen. Woodrow Wilson, der Präsident, bat den Automobilkönig, von seiner Hetzpropaganda abzulassen. Ford blieb störrisch, schüttete frisches Pulver auf. Erst als ihn ein jüdischer Geschäftsmann wegen Verleumdung auf hohen Schadenersatz verklagte, lenkte er ein, entschuldigte sich und wollte vom Tun seiner Redakteure nichts gewußt haben. Eine gezielte Klage hatte sich als wirksamer erwiesen als allgemeine Aufklärung. Propaganda spricht das Irrationale an und übertäubt rationale Widerlegungsgründe. Damit begründen die Befürworter antidiskriminatorischer Gesetze ihre Sache.

Die dreißiger Jahre waren die Hoch-Zeit deutscher, amerikanischer und deutschamerikanischer Nazis in den USA. Als eine der ersten Gegenmaßnahmen organisierte ein jüdischer Verband einen Boykott gegen deutsche Exportwaren, ein anderer veranstaltete zusammen mit dem Gewerkschaftsbund ein großes Tribunal gegen Hitler. Ein jüdischer Abgeordneter beantragte, den amerikanischen Nazi-Bund auf seine Verfassungsmäßigkeit hin zu überprüfen; ein Parlamentsausschuß versuchte vergeblich, den Nazi-Führer Fritz Julius Kuhn wegen Landesverrat zu belangen. Schließlich wurde Kuhn auf ähnliche Weise ausgeschaltet wie Al Capone: indem man ihn wegen Steuerhinterziehung einsperrte. In dieser Phase wurde die begrenzte Wirksamkeit von Verleumdungsklagen deutlich. Ein amerikanischer Faschist sagte in einer antisemitischen Rede statt „Juden“ einfach „Eskimos“ und blieb unbehelligt.

Ein eingefleischter Antisemit war der jüngst verstorbene, rechtsradikale Handschuh in allen Gassen Gerald Smith. In Arkansas hatte er gottserbärmliche, aber touristenträchtige Passionspiele mit judenfeindlichen Untertönen inszeniert. Zuletzt schmückte er seinen „Mount Oberammergau“ mit einem sieben Stockwerke hohen Christusmonument. Als er der Regierung mundane Zuschüsse für die Verkehrserschließung seines Touristenzentrums abzutrotzen versuchte, gab es Proteste. Es ging nicht an, schrieb der Journalist Jack Anderson, mit Steuergeldern ein antisemitisches Projekt zu fördern. Dem stehe allein schon die Trennung von Staat und Kirche entgegen. Aus den Ministerien in Washington verlautete, hier würde nur der Tourismus, nicht aber eine Glaubensgemeinschaft gefördert. Gerald Smith soll über dem Hin und Her die Freude an seinem Oberammergau ganz verloren haben.

Das Musical *Jesus Christ Superstar* erschien einer Reihe von Juden wie Oberammergau plus Rock 'n' Roll. Pilatus wird exkulpiert, den Hohepriestern die Schuld zugewiesen. Ein jüdischer Verband versuchte nach der Uraufführung, die Urteile von Broadwaykritikern zu beeinflussen, sicher eine dubiose Taktik, aber erklärbar aus der langen Tradition des religiösen Antisemitismus, die auch in Amerika nachweisbar ist. Die Rutgers-Universität in New Jersey führte einmal einen Numerus clausus gegen Juden ein, auf daß die Anstalt nicht „konfessionell“ werde. Der *Christian Science Monitor* brachte 1920 einen Leitartikel unter der Überschrift „Die jüdische Gefahr“. Im selben Jahr forderte ein protestantischer Geistlicher, die Hollywooder Filmindustrie „aus den Händen des Teufels und 500 unchristlicher Juden zu erretten“.

Der Kampf der Juden gegen Antisemitismus in den Medien war einer der erfolgreichsten. Zur Zeit des Ersten Weltkriegs protestierte die Anti-Verleumdungsliga gegen Militärhandbücher, worin Juden als Simulanten und Drückeberger dargestellt wurden. Aus Theaterstücken, Filmen, Kinderliedern und Märchenbüchern wurden auf jüdischen Einspruch hin verhängliche Passagen getilgt, zum Beispiel die Figur des habgierigen Juden, der in einem alten deutschen Märchen in einer Dornenhecke tanzen muß. Ein großer amerikanischer Lexikonverlag entschloß sich nach achtzigjährigem Bestehen, herabwürdigende Bedeutungen des Wortes Jude auszumerzen.

Eben da, Mitte der sechziger Jahre, wurde der Antisemitismus von Negern zu einem neuen Problem. Die *Evergreen Review* druckte antisemitische Gedichte von LeRoi Jones ab, die Black Muslims vertrieben wieder einmal die Protokolle der Weisen von Zion. Der schwarze Antisemitismus ist meist ein ökonomischer Antisemitismus, Resultat eines gesellschaftlichen Nachfolgekonflikts. Die angegriffenen Juden stehen in der Regel eine Sprosse über den nachrückenden Negern. Deswegen erscheint der Jude dem Neger mitunter als die Quintessenz des Weißen. Dazu gesellte sich der Antizionismus von Eldridge Cleaver und Malcolm X. Die Anti-Verleumdungsliga verlangte – zum Teil mit Erfolg –, antisemitischen Negerorganisationen und -institutionen die Bundeszuschüsse zu streichen. Die New York University entließ einen afro-amerikanischen Dozenten, weil er einen Hetzartikel geschrieben hatte. Eine große Lehrgewerkschaft erklärte aus Protest gegen antisemitische Angriffe von schwarzen Schülern und Eltern den Streik.



FILIGRAN aus Schatten, Pflanzen und Gittern in einem Garten in Soutchou.



PAVILLON am Teich im „Garten des Meisters der Netze“ in Soutchou.

Die amerikanische Rechtsprechung ist im Verlauf der letzten fünfzig Jahre gegenüber Antisemiten konsequenter geworden. Minneapolis 1931: Eine Zeitung bleibt unbehelligt, als sie behauptet, die Stadt werde von jüdischen Gangstern regiert. Chicago 1964: Flugblattverteiler werden zur Rechenschaft gezogen, nachdem sie einen Neger jüdischen Glaubens, Sammy Davis Jr., wüst geschmäht haben. Milwaukee 1976: Zwei Nazis, die die Scheibe eines Autos einschlugen, in dem ein Jude sitzt, werden von den Geschworenen prompt verurteilt. Seit einem Grundsatzurteil aus dem Jahr 1952 kann Rassismus als Störung der öffentlichen Ordnung bestraft werden.

Die Bekämpfer des Antisemitismus haben seit dem Ersten Weltkrieg große und kleine Erfolge errungen. Jüdische Verfassungsfeinde durften an jüdischen Feiertagen nicht deportiert werden; jüdische Harvardstudenten konnten ihre Prüfungsantworten am Tag des Versöhnungsfestes Stenographen diktieren. Ein rassistischer Weißer Bürgerrat schloß während der Negerunruhen in Little Rock einen Antisemiten aus, man konnte es sich nicht leisten, negrophob und judenfeindlich zu sein. Auch die rechtsradikale John Birch Society hält sich in puncto Antisemitismus zurück, man fürchtet die jüdischen Verbände.

Während die staatlichen Sanktionen gegen Sex und Gewalt in den Medien zerbröckelt sind, wird das Verbot einer Diffamierung von Minderheiten vergleichsweise strikt eingehalten. Der politische Antisemitismus ist seit dem Zweiten Weltkrieg gesunken. 1965 erklärten vier von fünf Amerikanern, sie würden auch für einen jüdischen Präsidenten stimmen. In „Humboldts Vermächtnis“ fordert der Italoamerikaner Cantabile den jüdischen Intellektuellen Citrine auf, sich um die Präsidentschaft zu bewerben, er habe von den sauberen Herren aus dem angloamerikanischen Lager die Nase voll.

Am hartnäckigsten hält sich der private oder persönliche Antisemitismus, der sich im Widerstand gegen Mischehen oder dem Aufnahmeverbot in Privatklubs manifestiert. Subtilität heißt

hier die Parole. Antisemitische Golfklubs hängen kein Schild „Juden kein Zutritt“ an die Tür, sondern etwa „Anglikanische Kirche in der Nähe“. Das Entmutigende ist, daß der private Antisemitismus mit dem Bildungsgrad nicht abnimmt.

Bei den übrigen Formen des Antisemitismus – politisch, religiös, wirtschaftlich – ist die Erziehung wahrscheinlich die wichtigste Variable. Je besser die Ausbildung, desto niedriger der Grad von Antisemitismus. Als Erwachsener vom Antisemitismus zu genesen ist schwieriger. Die zweitwichtigste Variable sind psychosoziale Abweichungen. Einsamkeit, Lebenshaß und Hedonismus korrespondieren stark mit Judenfeindschaft. Diese Bedingungen sind wiederum mit der Erziehung verkettet, denn in anomischen Verhältnissen findet keine Bildung statt.

Momentan scheint die Bekämpfung des Antisemitismus durch Erziehung auf Grenzen zu stoßen. Amerikanische Jugendliche sind heute – entgegen früheren Untersuchungsergebnissen – merklich antisemitischer als Erwachsene. Computergerechte Fragebogen zufolge muß man ein Drittel der erwachsenen Amerikaner als Antisemiten bezeichnen, bei Jugendlichen sind es bis zu 40 Prozent. Auch unter westdeutschen Jugendlichen gibt es Anzeichen für einen Neantisemitismus. Allerdings ist es zweifelhaft, ob dieser auf den Einfluß rechtsradikaler Propaganda zurückgeht, wie behauptet wurde. In San Francisco wurde ein jüdisches Ehepaar einmal ein Jahr lang von Jugendlichen terrorisiert. Ein Wissenschaftler schrieb damals, diese Jugendlichen seien nicht als Peiniger aufgetreten, weil sie Antisemiten waren, sondern sie begingen antisemitische Handlungen, weil sie jemanden peinigen wollten. Diese Kausalität könnte auch für das heutige Westdeutschland zutreffen. Antisemitismus ist ein strenges Tabu. Wer es bricht, weckt in Eltern, Lehrern und Vorgesetzten alte Scham- und Schuldgefühle. Ist ein neuer Antisemitismus der Jugend mehr als eine Augenblickerscheinung, könnte das bedeuten, daß der schützende Respekt, der aus den KZ-Verbrechen resultiert, dahinzuwelken beginnt.



Zu: F/895--FG:DZ

AUG 2 1973

Sherman, Conn., den 1. Sept. '73  
00784

Dear Dr. Grubel:

Meine Anfrage, die Sie freundlicherweise und wohl auch erschöpfend beantwortet haben, war nicht aus idle curiosity entsprungen, vielmehr aus der Beobachtung, dass gerade jüdische deutsche Historiker von vor-1914 nicht die recht durchgängige Englandfeindschaft der Gilde teilten--Ludwig Riess, Felix Salomon und Liebermann, der Bruder von Max. Ich dachte, dass mit Jakob vielleicht die Reihe zu ergänzen gewesen wäre. Hence...

Anbei ein kurioser, stark verblichener Zeitungsausschnitt, aus der N.Y. Times, 16. Dez. '39.

Immer Innen ergeben

Ihr

*Max Grubel*

VKGS

**JEWS LOYAL TO PRUSSIA**  
Nazi Official's Assertion to  
Contrary Report

Howard J. Heywood, an official of the Royal Empire Society, was recently crossing the Indian Ocean on his way to England. He was reading a book and had just reached Page 286 when he was interrupted by a wireless from Berlin which was being passed around. It contained extracts from a speech made by a Nazi official about the Jews being disloyal to Germany and ended with the words:

"They have always been disloyal to their country."

Turning back to his book, he was reading The London Times, and continued Page 286 which contained the following dispatch from the paper, dated Nov. 10, 1939--exactly 12 years to a day:

"I am confident that the Jews of Prussia have denounced any of their rabbis to the Grand Sanhedrin convened by the French Government and actually sitting in Paris."

"In consequence of the action sent to them, the rulers of the heads of tribes among the Jews have assembled and declared in the most unambiguous manner that they are a country, that they have wished to let their religion to prefer Holy Land to any other, as has been supposed by the Government."

"Conformable to this doctrine, they have notified the public and in a manner declared to His Majesty to receive the message and oath of loyalty, before the altar at the Grand Synagogue at Potsdam."



SECOND INTENTIONAL EXPOSURE

Zu: F/0.15--FG:DE

411.

Ch. 1200, 2100, 2200 U.S. 1.17  
0704

Dear Dr. Gradl:

... frage, ob ...  
... beantwortet haben, war nicht ...  
... aus der Beobachtung, dass gerade jüdische ...  
... 1914 nicht die recht durchgängige ...  
... teilte --Ludwig Meiss, Felix Salomon und ...  
... Max. Ich dachte, dass mit Jacob vielleicht ...  
... wegen ...  
... Anbei ein kurioser, stark verblichener ...  
... N.Y. Times, 10. ...

Dear ...

Yours

*W. ...*

**JEWS LOYAL TO PRUSSIA**

Nazi Official's Assertion to  
Contrary Refuted

Howard J. Heywood, an official  
of the Royal Empire Society, was  
recently crossing the Indian Ocean  
on his way to England. He was  
reading a book and had just reached  
Page 266 when he was interrupted  
by a wireless from Berlin which  
was being passed around. It con-  
tained extracts from a speech made  
by a Nazi official about the Jews  
being disloyal to Germany and end-  
ed with the words:

"They have always been dis-  
loyal."

He turned back to his book, he  
writes The London Times, and con-  
tinued Page 266, which contained  
the following Berlin dispatch from  
the paper, dated Nov. 10, 1866--ex-  
actly 132 years before to a day:

"It is confidently expected that  
the Jews of Prussia have declined  
sending any of their rabbis to the  
Grand Sanhedrim convoked by the  
French Government and now actu-  
ally sitting in Paris.

"In consequence of the invitation  
sent to them, the rulers and heads  
of tribes among the Prussian Jews  
have assembled and declared in the  
most unequivocal clear and solemn  
manner that Prussia is their coun-  
try, that they never wish for a bet-  
ter and that it is not a point in  
their religion to prefer the Holy  
Land to any other, as has been sup-  
posed by the Christian divines.

"Conformable to this doctrine,  
they have notified in the most pub-  
lic and authentic manner this dec-  
laration, and have invited his Prus-  
sian Majesty to receive their hom-  
age and oath of fealty, before the  
altar at the Grand Synagogue at  
Potsdam."

ek

For LBNY  
I sent a copy to Schwach

With Compliments

JUN 4 1973

AP  
*[Handwritten signature]*

**LEO BAECK INSTITUTE**  
**4 DEVONSHIRE STREET, LONDON, W.1.**



*Antisemitismus in Deutschland***Mäßige Abwehr****Integration und Klassenkampf vor 1933**

**B**islang wußten wir noch recht wenig darüber, wie die deutschen Juden auf die antisemitischen Wellen von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges reagiert haben. Diese Lücke füllt ein junger amerikanischer Historiker nun mit einer balancierten und fairen Darstellung:

Ismar Schorsch: „Jewish Reactions to German Anti-Semitism, 1870—1914“; Columbia University Press, New York and London 1972; 291 S., \$ 10,—

Ausgezeichnet hat Schorsch herausgearbeitet, wie stark die Scheu der jüdischen Bürger gewesen ist, ihre staatsbürgerlichen Rechte kämpferisch zu wahren. Sie schreckten davor zurück, die Tatsache öffentlich anzuerkennen, daß ihre gesellschaftliche Eingliederung teilweise gescheitert war und sie weiterhin eine deutlich sich abhebende umfeindete Gruppe in der deutschen Gesellschaft blieben. Es lag in den Formen des Emanzipationsprozesses begründet, daß zwei Jahrzehnte der Überwindung innerer Widerstände vergehen mußten, ehe 1893 im „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ 1893 die überregionale Organisation zur Wahrung jüdischer Interessen entstand.

Die Bewegung verwandelte zutiefst die Mentalität der jüdischen Gemeinschaft. Nicht in den mäßigen Erfolgen der eigentlichen Abwehrarbeit, obwohl er sie zu Recht lobt und der Inaktivität der französischen Juden in der Affäre Dreyfus gegenüberstellt, sieht Schorsch das entscheidende Phänomen, sondern in dem erstaunlichen Wandel des jüdischen Bewußtseins. Die Bedingungen der Emanzipation wurden danach anders verstanden, Integration ohne Preisgabe des eigenen Charakters angestrebt, die völlige Assimilation gebremst. Dabei traf die Anfeindung gerade die am tiefsten, deren Assimilation besonders weit fortgeschritten war: Sie wurden zu den treibenden Kräften dieser jüdischen Renaissance. Entfremdete Menschen fanden zurück. Aus Randjudentum wuchs ein Trotzjudentum.

Der Verdienst des Verfassers wird in keiner Weise geschmälert, wenn er — seiner Fragestellung entsprechend — manches ausklammert oder nur streift, so etwa die Problematik einer jüdischen Abwehrstrategie in der deutschen Gesellschaft. Gerade hier versucht Mohrmann in seiner Antisemitismus-Chronik zum Gebrauch in der DDR einige Antworten zu erteilen:

Walter Mohrmann: „Antisemitismus. Ideologie und Geschichte im Kaiserreich und in der Weimarer Republik“; VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1972; 219 S., 9,80 DM.

Seine Darstellung des deutschen Antisemitismus ist zwar anschaulich und gemeinverständlich, aber vieles ist weit besseren westlichen Abhandlungen entnommen. Andere Ergebnisse hat ihm die neueste Forschung noch vor der Drucklegung vorweggenommen und vom Wesen der jüdischen Gemeinschaft im Kaiserreich versteht er reichlich wenig.

In ermüdender Wiederholung und Abwandlung erklärt Mohrmann den Antisemitismus als Funktion der Ausbeuterklasse und des Imperialismus. Er wird im Dienst des Monopolkapitalismus und als Instrument des Antikommunismus eingesetzt. Das sind Aspekte, die niemand leugnet, die hier aber von einem „terrible simplificateur“ einseitig und polemisch vorgetragen werden.

Mohrmann hat entdeckt, daß der durch „Überhebung der ethischen und moralischen Werte des Judentums“ gekennzeichnete reaktionäre Philosemitismus nicht etwa von außen kam, sondern von den „jüdischen Herkunftigen“ (die Bezeichnung „Jude“ gestattet seine Terminologie nicht) ausging. Die revolutionäre Arbeiterschaft muß ihn ebenso wie den Antisemitismus bekämpfen. Der Centralverein, stets bereit, sich bei den Herrschenden mit philosemitischen Argumenten anzubiedern, hatte sich der aggressiven Machtpolitik des deutschen Imperialismus verschrieben und mobilisierte 1914 seine Anhänger begeistert für den Krieg. (Als ob sich die jüdische Bevölkerung damals anders verhalten hätte als etwa die Sozialdemokratie; entscheidend ist, daß sie später für den Verständigungsfrieden eintrat.)

Die bürgerliche jüdische Mehrheit konnte schon auf Grund ihrer eigenen Klassenstruktur die Klassenbedingungen des Antisemitismus nicht erkennen. Ihren Kampf gegen den rassistischen Faschismus waren daher unüberschreitbare Klassenschranken gesetzt. Nur — so Mohrmann — die KPD konnte einen solchen konsequent führen. Der Verfasser legt sich hauptsächlich mit der deutsch-jüdischen Nachkriegshistoriographie an. Er hat zwar von ihr „vielfach Anregung“ erfahren und sie weidlich geplündert, bescheinigt aber ihren bürgerlichen Protagonisten, daß sie „die historischen Tatsachen vollkommen ignorierend“, in ihrer Beschränktheit die zentrale Rolle der KPD eben nicht erfassen könnten.

Wenige Kostproben aus diesem Leitfaden für die arbeitenden Massen dürften genügen. Ähnliches läßt sich auf leicht gehobenerem Niveau auch im Westen vernehmen. Ist es nur Zufall, daß uns aus Deutschland als brauchbare marxistisch-leninistische Analyse, noch nach vierzig Jahren unübertroffen, weiter Otto Hellers „Untergang des Judentums“ verbleibt?

Arnold Pauker

Leipzig, im März 1912.

# Aufruf!

Die unterfertigten, in Leipzig ansässigen A. H. A. H. des K.-C. haben in Gemeinschaft mit den hier studierenden K.-C.-ern und Anhängern des K.-C.-Gedankens beschlossen, im Sommersemester 1912 auch in die Leipziger akademischen Kreise den K.-C.-Gedanken durch Gründung einer als Grundlage einer späteren K.-C.-Verbindung gedachten Korporation hineinzutragen.

Wohl keine Universitätsstadt ist so sehr einer Betätigung im Sinne der Tendenzen unseres Verbandes bedürftig als Leipzig. **Wir stehen vor dem schmerzlichen Faktum, dass Leipzig, die älteste und drittgrößte Hochschule Deutschlands, eine**

## Hochburg des Antisemitismus

ist. Geht man den Ursachen dieser Erscheinung nach, so stellt sich heraus, **dass den über 5000 Studenten Leipzigs der jüdische Student, so wie er das Erziehungsprodukt des K.-C. darstellt, eine völlig unbekannte Erscheinung ist.** Unter den 500 hier studierenden Juden ist überhaupt nur eine verschwindend geringe Zahl korporativ zusammengeschlossen; diese Verbindung, eine aus der alten W. G. V. hervorgegangene Korporation mit paritätischen Aspirationen, kennt die Bestrebungen des K.-C. nicht und vermag sie schon aus ihrer Zusammensetzung heraus nicht zu betätigen. Es ist daher die Annahme berechtigt, daß dem in ungehemmten Antisemitismus schwelgenden Studenten Leipzigs der jüdische Akademiker auf dem Hintergrund einer Verbindung mit den Tendenzen des K.-C. in wesentlich verändertem, günstigerem Lichte erscheinen würde.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß in einer Universität von der Größe Leipzigs eine einmal begründete K.-C.-Verbindung nie auf den Aussterbeetat kommen wird; die größte Hochschule Mitteldeutschlands, die einzige Universität Sachsens, der unbegrenzte Zuflüsse allein aus dem Königreich Sachsen, der Provinz Sachsen und Thüringen zu Gebote stehen, wird stets reichlich Material für eine jüdische Verbindung liefern.

Soviel über die

### **dringliche Notwendigkeit**

und über die praktischen Lebensaussichten der Neugründung! Jeder K.-C.-er, dem es um die Betätigung der Tendenzen unseres Verbandes **wahrhaft ernst** zu tun ist, wird es als seine vornehmste Aufgabe betrachten, an unserem Werke mitzuarbeiten. Der Titel

### **„Gründungsphilister“**

wird stets die höchste Auszeichnung bleiben, die ein auf die Propagierung einer Idee bedachter Verband zu verleihen vermag.

Wem es äußere Verhältnisse irgend ermöglichen, den Ort seiner Studien frei zu wählen, der möge erwägen, ob es ihm nicht **innere Pflicht** ist, uns seine Mitarbeit für das kommende Semester zur Verfügung zu stellen. Auch wer in vorgeschrittenen Semestern mehr an seine Studien als an eine intensive Aktivität denken muß, kann uns in seiner beschränkten Zeit durch seine größere **Erfahrung** eine wertvolle Unterstützung bedeuten.

Und gerade was die Studienmöglichkeit in Leipzig anbetrifft, so sind seine **Vorzüge** sattem bekannt: die juristische Fakultät ist die bedeutendste Deutschlands, die medizinische setzt sich aus den bedeutendsten Vertretern zusammen, die philosophische verfügt über glänzend ausgestattete Institute, die zum Teil die einzigen in Deutschland sind.

Der außerwissenschaftlichen Annehmlichkeiten bietet Leipzig die Fülle. Das Kunst und Theaterleben einer Großstadt von 600000 Einwohnern, die zudem das Musikzentrum der Welt genannt werden darf, bietet gleichviel des Dionysischen, wie des Apollinischen! Das Klein-Paris, in dem der junge Goethe seine ersten Studentenfreuden genoß, wird auch dem jungen K.-C.-er eine angenehme Studienzeit gewährleisten.

Diejenigen K.-C.-er (mögen ihrer recht viele sein), die unsere Sache durch ihr Herkommen unterstützen, werden ersucht, dieses baldigst an die Ferienadresse mitzuteilen.

Unsere Ferienadresse ist:

**Cand. jur. Walter Grün, Likariae, Leipzig Robert Schumann-Straße 2<sup>11r</sup>.**

Die Leipziger A. H. A. H. des K.-C., die in Leipzig studierenden K.-C.-er und Anhänger des K.-C.

i. A.: Dr. med. **S. Lubinski**, prakt. Arzt.

Dr. med. **S. Loewe**,

Dr. jur. **F. Zernik**, Rechtsanwalt.



29. April 1970

Süddeutsche Zeitung Nr. 102

## Die Juden und der Antisemitismus

ARNOLD PAUCKER: *Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik. Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte, Band IV. Leibniz Verlag, Hamburg. 312 Seiten, 25 DM.*

Arnold Pauckers Buch widerlegt alle Versuche, den deutschen Antisemitismus der zwanziger und dreißiger Jahre zu verharmlosen und als eine „Dämonie“ hinzustellen, die mit den Nazis über das deutsche Volk gekommen ist. Zwar streift er die soziologischen Ursachen des Antisemitismus nur, da sie nicht direkt zum Thema seines Buches gehören, er enthüllt aber das Drama des jüdischen Abwehrkampfes gegen die drohende Vernichtung und die Ohnmacht der rational geführten jüdischen Aufklärungsarbeit gegenüber dem Massenwahn des Antisemitismus, den die Nazis mit irrationalen Appellen aufpeitschten und ihrem Marsch an die Macht nutzbar machten.

Dieses Drama wird mit Pauckers Buch zum erstenmal ausführlich dargestellt und mit dokumentarischem Material belegt. Es ist eine Erweiterung seines Beitrages zu dem Sammelband „Entscheidungsjahr 1932 — Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik“, den er gemeinsam mit Professor Mosse, dem Leiter des Londoner Leo-Baeck-Instituts, herausgegeben hat. Daß der Abwehrkampf der deutschen Juden in den letzten Jahren der Weimarer Republik von der zeitgeschichtlichen Forschung bisher kaum beachtet worden ist, liegt wohl daran, daß dieser Abschnitt im tragischen Schicksal der deutschen Juden von den grauenhaften Ereignissen verdeckt wurde, die später kamen.

Pauckers Untersuchung widerlegt nun endgültig die da und dort immer noch vorhandene Vorstellung, daß die deutschen Juden blind, ungläubig und widerstandslos ihr Schicksal auf sich zukommen ließen. Zwar sahen sie nicht mit aller Deutlichkeit die ihnen drohende physische Vernichtung voraus (wie konnten sie!), sie hatten aber keinen Zweifel, daß die NSDAP die „Vernichtung der Ehre, der politischen Rechte und der wirtschaftlichen Stellung der deutschen Juden anstrebt“. Mit diesen Worten appellierte der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens vor den Reichstagswahlen im September 1930 an die jüdischen Bürger, nur den Parteien ihre Stimme zu geben, „die die Erhaltung des Staates... auf ihre Fahnen geschrieben haben“.

Hellsichtig und eindringlich warnten die beiden wichtigsten jüdischen Organisationen, der Centralverein und der Reichsbund jüdischer Frontkämpfer, von 1928 an vor den drohenden Gefahren. Der Centralverein gab eine eigene Zeitung heraus und später auch getarnte Zeitschriften, von denen er sich eine größere Wirkung versprach. Er verteilte Flugblätter und Aufklärungsbroschüren, er versuchte durch einen Pressedienst Einfluß auf die Presse zu erlangen und er unterstützte finanziell die Wahlkämpfe der demokratischen, dem Antisemitismus entgegengetretenen Parteien, vor allem des Zentrums, der DDP und der SPD. Dabei standen ihm, wie Paucker nachweist, nur bescheidene Mittel zur Verfügung und nicht Riesensummen, wie die nationalsozialistische Propaganda damals glauben machen wollte. Trotz der Opferbereitschaft der jüdischen Bürger konnte der Centralverein nur einen Bruchteil der Mittel

aufbringen, die die Nationalsozialisten von ihren großindustriellen Geldgebern erhielten.

Die Warnungen verhallten jedoch im Winde. Als nicht weniger wirkungslos erwies sich der Teil der Aufklärungsarbeit des CV, der das „Deutschtum“ und die „deutsche Gesinnung“ der deutschen Juden hervorhob. Die Betonung des Deutschtums ist damals schon gelegentlich als zu aufdringlich empfunden worden und Paucker ist kritisiert worden, weil er den Patriotismus des CV verständnisvoll darstellt. Die Kritik verkennt jedoch, daß die Beteuerung des Deutschtums, mag sie auch aus Gründen der Selbstverteidigung zu stark betont worden sein, aus der Vaterlandsliebe der assimilierten deutschen Juden erwuchs, die bestürzt waren, daß ihnen die Zugehörigkeit zum deutschen Volk bestritten wurde. Ein tragisches Symbol für die vergeblichen Bemühungen der deutschen Juden um Anerkennung war der Versuch des Reichsbundes jüdischer Frontkämpfer, der völkischen Propaganda, die den Juden im Ersten Weltkrieg „Feigheit und Drückebergerei“ vorwarf, mit dem statistischen Nachweis entgegenzutreten, daß die deutschen Juden auf den Schlachtfeldern einen prozentual kaum geringeren Blutzoll als ihre nichtjüdischen Mitbürger entrichtet hatten.

Man hat Paucker auch vorgehalten, er übersehe, daß die deutschen Juden zu einem wirksamen Widerstand gar nicht in der Lage waren, da die Verantwortlichen des CV Vertreter des jüdischen Besitzbürgertums gewesen seien und deshalb „in einem prinzipiellen Gegensatz zum Faschismus nicht stehen konnten“. Abgesehen von der heillosen Verwirrung der Begriffe, die in dieser Kritik zum Ausdruck kommt, der simplifizierten Gleichsetzung von links mit antifaschistisch und der modischen soziologischen Begriffsspielerei mit gesellschaftlichen „Gegenmodellen“ ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Strukturen und Verhaltensweisen übersehen diese Vorhaltung, daß die deutsche Linke im Kampf gegen den Nationalsozialismus weder einig war, noch dessen Gefahr immer deutlich erkannte. Paucker überliefert den Ausspruch des sozialdemokratischen preußischen Innenministers Severing, der einem Vertreter des CV erklärte, der Staat Preußen habe kein Geld, um die Polizei ausreichend gegen einen Naziputsch zu bewaffnen. Angesichts dieser Tatsachen blieb dem CV gar nichts anderes übrig, als überall, also auch auf der Rechten, Verbündete im Kampf gegen den Antisemitismus zu suchen.

Nicht die deutschen Juden waren mit Blindheit und Unentschlossenheit geschlagen, sondern die Vertreter der demokratischen Parteien, die sich, von der SPD abgesehen, noch in den letzten Wochen der Republik nicht dazu durchringen konnten, den „blöden Antisemitismus“ ernstzunehmen. Im Spiegel des jüdischen Abwehrkampfes hat Arnold Paucker dieses Versagen sachlich und präzise dargestellt. Sein Buch ist eine wichtige Ergänzung der Geschichtsschreibung über die Weimarer Republik.

Dieter Schröder

Redaktion: Leo Sillner

*Entscheidung in Oberammergau*

Die Zeitungs

Die Bürgermeisterwahlen haben es entschieden: 1970 soll in Oberammergau zum erstenmal ein von allen antisemitischen Anklängen freier Text gespielt werden. Der neue Bürgermeister Ernst Zwink will bis dahin aus dem umständlich-sitschigen Passionsspiel des Pfarrers Daisenberger alle Passagen entfernt haben, die 1960 berechtigten Anstoß erregten. 1980 aber wird dieses aus dem vorigen Jahrhundert stammende Stück wohl endgültig durch einen Text von 1750 abgelöst werden, an dem nicht erst herumgestrichen werden muß, damit er angemessen ist.

No 15  
(12. April  
1966)



## Der polnische Antisemitismus

Die jetzige antisemitische Kampagne ist äusserst schmerzlich, nicht nur für die Juden, die ihre Identität zu bewahren wünschen, sondern auch für „die Assimilanten, die sich zuerst als Kommunisten oder zuletzt als Polen“ betrachten, laut Samuel L. Sharp, einer Autorität für polnische Angelegenheiten, der in „Nation“ schreibt. Sharp, Professor für Internationale Beziehungen an der Amerikanischen Universität von Washington, erklärt, dass der Antisemitismus in einer „gewissen Form“ normal ist. „Für denjenigen, der 30 Jahre seines Lebens in Polen verbracht hat besitzen die Töne, die heute von dort ausgehen, widernatürlicherweise, einen sehr vertrauten Klang“, bemerkt er.

„Diejenigen, die Gründe suchen, um das zu erklären, was seiner Definition nach irrational ist, vergessen, dass es nichts mit dem zu tun hat, was die verächtlich gemachte Gruppe tut oder lässt. In Polen wurden 1918 die Juden angeschuldigt, sich an ihre traditionelle Lebensart zu halten... aber sie wurden auch angeklagt, wenn sie versuchten, ihre jüdische Identität zu verlieren und als echte Polen anerkannt zu werden. Viel von dieser Haltung hat überlebt, trotz des gegenteiligen Anscheins und der jüngsten offiziellen Erklärungen“...

Das Büro der Sozialistischen Internationale nahm einstimmig einen Notbeschluss an und forderte die polnische Regierung auf, ihrer gegenwärtigen antijüdischen Kampagne ein Ende zu machen. Weiter berichtigt das Büro, informiert worden zu sein, dass der Europarat an die europäischen Parlamente appellieren wird, damit sie gegen die Behandlung der Juden in der USSR protestieren.

SHILOMO S. TANGER

V. jüdische Arbeiterverein

Buenos Aires

4-19-68

## Ludwig Klages' Antisemitismus

Zu dem Artikel „Der Geist als Widersacher“ — Fragen zum 100. Geburtstag von Ludwig Klages — von Ivo Frenzel (SZ vom 9. 12.):

Ich glaube, daß das Bild, das Herr Frenzel von Ludwig Klages entwirft, einer Ergänzung bedarf. Und dieser in Frenzels Darstellung sogar falsch gebrachte Aspekt der Persönlichkeit von Klages scheint mir von allergrößter Bedeutung. Herr Frenzel schreibt: „Ein Mann, für dessen Lebensphilosophie Volk, Rasse und Nation keine erörterungswürdigen Größen waren, mußte (den Nazis — von mir ergänzt) suspekt erscheinen.“ Und dies ist unwahr. Gewiß war Klages kein „Nazi“. Aber — und das erscheint mir sehr viel schlimmer — er war leidenschaftlicher Antisemit, dessen Diktion und Darstellung der Juden der des „Stürmers“ gleichkommt.

Beweise meiner Behauptung? Im Vorwort des Herausgebers zu Alfred Schulers Nachlaß, erschienen 1940 im Johann Ambrosius Barth-Verlag, Leipzig, schreibt Ludwig Klages auf Seite 43: „Müssen wir es aussprechen, daß von den verborgenen Machtzentren die Fäden zusammenlaufen in einem und nur einem Zentrum?

Muß es noch gesagt werden, wessen Pläne es waren und sind, die die Christenheit, die Zivilisation und zumal deren letzte 300 Jahre zu verwirklichen hatte? Für den Deutschen der Gegenwart kaum, insofern wenigstens er dem Machtzentrum zutreffend den Namen Juda gibt. Allein die meisten wissen das nur unvollständig, und vielleicht gilt auch heute noch, was ohne Ausnahme 1893 galt für den, der es nicht wußte, und den, der es wußte: Von den 1001 Masken, in die ‚der Feind des gesamten Menschengeschlechts‘ sich verkleidete und verkleidet. Alle zu erkennen und zu lüften, wird niemandem beschieden sein, der nicht schmerzliches Lehrgeld bezahlt hätte.“

Verstehen Sie mich bitte recht: Ich beabsichtige mit meinem Schreiben, weder dem Autor des Aufsatzes einen Irrtum oder mangelndes Unterrichtesein über den Gefeierten nachzuweisen noch Ludwig Klages als Antisemiten zu verketzern. Aber ich glaube, man darf gerade bei einem Geist vom Range eines Ludwig Klages seinen Antisemitismus nicht unterschlagen ...

Manfred Schwarz  
München 22, Pfarrstraße 7

*Süddeutsche Ztg., 5/6/7 Jan. 1973*



Bibliothek"

Antisemitismus

Jg

October 31, 1962

Mr. Ernest Hamburger  
67 Riverside Drive  
New York 24, N.Y.

Lieber Herr Dr. Hamburger,

Haben Sie vielen Dank fuer Ihr Schreiben vom 19.10.  
und fuer die beigefuegten beiden Auszuege aus den von Ihnen  
benutzten und nicht bei uns befindlichen Buechern.

Ich finde es eine ausgezeichnete Anregung, dass wir  
solche Buchauszuege bei uns sammeln und sie in der betref-  
fenden Abteilung unserer Bibliothek einordnen sollten.  
Selbstverstaendlich wuerden wir auch in dem zukuenftigen  
Katalog auf solche Auszuege und auf den Standort der  
Buecher hinweisen.

Haben Sie jedenfalls herzlichen Dank fuer Ihr Interesse  
und Ihre steten Bemuehungen. Ich wuerde mich auch freuen,  
Sie bald wiederzusehen.

Mit herzlichen Gruessen

Ihr

Max Kreutzberger

MK:AK

Dr. Georg Winter., Koeniglicher Archivar. Der Antisemitismus in Deutschland, vom kulturhistorischen und sozialpolitischen Standpunkte beleuchtet. Magdeburg 1896. Verlag von S. Salinger in Magdeburg. 1896.

vorhanden in Stadt- und Universitaetsbibliothek Frankfurt a.Main  
K 24 - 643

*1896* Buch von 125 Seiten. Der Verfasser hatte diese Darlegungen in mehreren Artikelreihen veroeffentlicht, die in den letzten Jahren/in dem Wiener "Freien Blatte" und in den "Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus" erschienen waren. Der Verfasser war Mitglied des Vorstands des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

Die Kapitelfolge ist die folgende: 1. Der Antisemitismus als kulturhistorische Erscheinung. 2. Der Antisemitismus als politische Partei.- Antisemitismus und Liberalismus. 3. Der Antisemitismus und die soziale Frage.- Antisemitismus und Sozialdemokratie. 4. Antisemitismus und Sozialreform.- Antisemitische Statistik. 5. Mittel zur Abhilfe wirklich vorhandener Schaeden. 6. Rueckblick.- Schluss.

Der Verfasser glaubt bewiesen zu haben:

1. dass die allgemeinen sozialpolitischen Anschauungen der Antisemiten keineswegs neu und originell sind, sondern sich in allen wesentlichen Punkten mit den reaktionaeer-zuenftlerischen Bestrebungen decken, in den wenigen Punkten aber in denen sie wirklich zutreffend sind, dem Programm des Liberalismus entlehnt sind;
2. dass die speziell gegen das Judentum gerichteten Behauptungen der Antisemiten teils entstellt, teils masslos uebertrieben sind. Er erklart den Anklang, den die Antisemiten ohne alle Frage bei weiteren Kreisen des deutschen Volkes finden, mit der Gesamtlage der wirtschaftlichen Verhaeltnisse, die in der Tat vielen produktiven Kreisen des deutschen Volkes mannigfachen Anlass zur Unzufriedenheit bieten. Der Antisemitismus ist also nicht als ein Heilmittel, sondern als ein Symptom der sozialen Schaeden anzusehen.

Die Schrift kann als ein Ausdruck der typisch apologetischen Gesinnung der Gegner des Antisemitismus der damaligen Zeit angesehen werden, wissenschaftliche Bedeutung hat sie nicht.



Lorenz Curtius Der politische Antisemitismus von 1907-1911. Kommissionsverlag des Nationalvereins fuer das liberale Deutschland. Muenchen 1911. 120 Seiten.

vorhanden in der Stadt-und Universitaetsbibliothek  
Frankfurt am Main K 24- 623.

Die Schrift ist folgendermassen gegliedert.  
I. Die Antisemiten und die Reichstagswahlen von 1907  
II. Die Wahlagitation der Antisemiten  
III. Die Nachwahlen ~~1908~~ 1908-1911  
IV. Die Antisemiten unter sich  
V. Die Antisemiten im Reichstag  
VI. Die Antisemiten in den Einzelstaaten  
VII. Antisemiten und Sozialdemokraten  
VIII. Die antisemitischen Abgeordneten.

Die Schrift istm politisch wichtig, weil sie die Entwicklung der antisemitischen Parteien seit den Blockwahlen unter der Reichskanzlerschaft von Fuerst Buelow beleuchtet, bei denen Konservative, Nationalliberale und Freisinnige die Politik der Regierung gegen Sozialdemokraten, Zentrum und Polen unterstuetzt haben. Sie gibt die Ziffern fuer die Wahlen von 1907 mit Vergleichsziffern fuer die Wahlen von 1903 fuer die Kandidaten der Deutschsozialen, der Deutschen Reformpartei, des Deutschen Volksbundes und der Christlich-Sozialen, die alle antisemitische Gruppen waren. In der Hauptwahl von 1907 wurden 6 Antisemiten gewaehlt, bei den Stichwahlen fielen den Antisemiten 11 weitere Mandate zu. Sicher nachweisbar war die Unterstuetzung der Antisemiten durch Freisinnige in den Wahlkreisen Eschwege-Schmalkalden, Weimar-Apolda und Meissen-Rothenburg. In Kassel und Eisenach und in Wanzleben und Goslar gaben den Ausschlag zu Gunsten der Antisemiten die Nationalliberalen (S.9).

Das Buch analysiert 18 Nachwahlen die zwischen 1908 und 1911 stattfanden und die Haltung der Parteien zu den Antisemiten bei diesen Nachwahlen. Waehrend der Wahlperiode starben 2 antisemitische Abgeordnete, naemlich Stoecker ( Siegen-Wittgenstein) und Zimmermann (Zschopau-Marienberg). Ein dritter antisemitischer Abgeordneter Schack musste in Eisenach-Dermbach wegen eines Skandals sein Mandat niederlegen. In allen drei Faellen siegte der Gegner der Antisemiten, und zwar in Siegen der Nationalliberale, unterstuetzt von saemtlichen anderen Parteien gegen den Lizentiaten Mumm, den Schwiegersohn Stoeckers, in Eisenach der Sozialdemokrat Weber, der im 1. Wahlgang gewaehlt wurde und in Zschopau der Sozialdemokrat Goehre, gleichfalls im 1. Wahlgang.

Das Kapitel "Die Antisemiten in den Einzelstaaten" zeigt, dass die 2 im Preussischen Landtag bis 1908 taetigen Antisemiten bei den Wahlen besiegt wurden, und seitdem kein Antisemit mehr im Landtag war. Dagegen wurden in Oldenburg waehrend der fraglichen Zeit 2 Antisemiten gewaehlt, ebenso wurden in Sachsen-Weimar 2 antisemitische Kandidaten gegen die sozialistischen Gegenkandidaten mit liberaler Unterstuetzung gewaehlt.- Das letzte Kapitel gibt eine Charakteristik der Abgeordneten Stoecker, Schack, Bindewald, Gaebel, Graef, Herzog, Lattmann, Libermann v. Sonnenberg, Raab, Bruhn, Graefe, Werner, Koehler, Behrens, Burghaardt, Dr. Boehme.

Reichstags-

Excerpts from:

Plate, A.:

Handbuch fuer die verfassunggebende preussische Landesversammlung 1919. Vorlaeufige Ausgabe vom Maerz 1919.

Berlin: Preussische Verlagsanstalt 1919. III, 134 p.

D.D.P.

(Vorhanden bei der Landes u. Stadtbibliothek Duesseldorf)

Aronsohn (Bromberg); Louis, Bankier, Geheimer Kommerzienrat, Bromberg. Wahlkreis 8: Posen. Mitglied d. preuss. Abg.-H. von 1903-1918 fuer Wirsitz, Bromberg.

Aronsohn (Thorn), Max Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, Thorn Wahlkreis 2 Westpreussen. Geb. 7 Juni 1854 zu Labischin (Kreis Schubin, Prov. Posen), mosaisch. Gymnasium, Univers. und Gericht. Stadtverordneter. Mitglied des Vorstandes der Anwaltskammer, Marienwerder.

Cassel, Oskar, Geheimer Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, Ehrenbuerger von Berlin. Wahlkreis 3: Berlin.

Heilbrunn, Ludwig, Dr. jur., Dr. rer. pol. h. c. Justizrat Rechtsanwalt, Frankfurt a/Main Wahlkreis 19: Hessen-Nassau usw. Mitglied d. Abge.-H. vom 30 Dez. 1915-bis 15 Nov. 1918 fuer Frankf. a/M. Geb. 6. Okt. 1870 zu Frankf. a/M. Israelit. Gymnas. Frankf. a/M. 1889/93 Rechts-Staatswissenschaft in Strassburg, Heidelberg Leipzig, Berlin. 1893 Ger. Referendar im Oberlandsgericht. Bez. Frankf. a/M. 1898 II. Staatspruefung. Schriften: Herausgeber der "Monatsschrift fuer Handelsrecht u. Bankwesen"; Finanzwissenschaftliche Aufsaezte. Stadtverod., Mitglied des Kuratoriums d. Universitaet Frankf. a/M. Stellv. Mitglied d. Provinzialrats der Prov. Hessen-Nassau.

Kochmann, Arthur, Justizrat, Rechtsanwalt u. Notar, Gleiwitz, ~~xi~~ Wahlkreis 10: Oppeln. Geb. 24. Dez. 1864 zu Gleiwitz, juedisch Gymnas. in Gleiwitz, Reifepruefung Univer. Berlin, dort bei der Pruefungskommission am Kammerger. nachdem der Militaerpflicht beim 3. Garde-Reg. z. F. gehuegt, im Jahre 1887 die Referendarpruefung abgelegt. Vorbereitungsdienst beim Amtsgericht Reinerz, Landger. u. Staatsanwaltschaft in Glogau, im uebrigen in Berlin. Assessorpr. 1891. Seit 15 April 1892 Rechtsanw. am Landger. Gleiw. seit 1912 auch Notar. Seit 1899 Stadtrat in Gleiw. als solcher im Jahre 1917 den Titel "Stadtaeltester" erhalten. Vorsitz d. Kaufmanns und Gewerberger. u. Mitgl. d. Stadtausschusses. Seit 1915 Vorstands. vorsitz d. Synagogengemeinde.

Preuss, Hugo, Dr. jur. Reichsminister des Inn., Berlin Wahlk. 3: Berlin. Geb. 28 Okt. 1860 z. Berlin, jued. Gymnasium. Jurist, eferend. Assessor Dr. jur., Prof. des oeffentl. Rechts. Jetzt Reichsmini. d. Inn. Schriftsteller. Taetigkeit: Siehe Kuerschners Literatur-Kalender. Bis zur Ernennung zum Staatssekretaer bzw. Reichsminister des Inn. ehrenamtl. Stadtrat von Berlin.



D.D.P.

Friedberg, Robert, Dr.phil.Staatsminister a.D.Charlottenburg Wahlkreis 4:Vom Reg-Bez.Potsdam die Kreise Angermuende usw.Mitglied d. Abg.H.von 1886 bis 15 Nov. 1918, bis 1903 fuer Halle-Saalkreis, seit 1903 fuer Lennep, Remscheid(St.), Solingen(St.u.L.) Mitglied d. Reichst. von 1893 bis 1898. Geb.28 Juni 1851 zu Berlin, evengelisch. Abiturient des Koellnisch.Gymn.zu Berlin. Studium der Rechte u.Staatswissenschaft in Berlin u.Heidelberg u.Leipzig.Dr.phil.1877 bis 1884 Privatdozent an d. Univ.Leipzig, 1884 bis 1894 ausserord.Proff.an d.Univ.Halle, 1894 bis 1904 ord.Prof. daselbst, dann ausschliesslich parlamentarisch taetig. Vom 9.Nov.1917 bis 12.Nov.1918 Vizepraes.d.preuss.Staatsministeriums. Verschiedene Schriften volkswirtschaftlichen Inhalts, besonders aus dem Gebiete der Finanzwissenschaft.

Meyer (Frankf.a/O.) Oskar, Syndikus der Handelskammer in Berlin, Charlott. Wahlkreis 6:Frankfurt a/O. Mitglied d.Abg.-H.vom 20 Mai 1915 bis zum 15 .Nov.1918 fuer Frankf.a/O.(St).Lebus. Geb. 18 Dezember 1876 zu Berlin, evangelisch. Gymnas.Breslau.Universitaetsstudium Breslau, Freiburg i.B.Berlin.Refer.1898, Asses.1903. 1904 Hilfsarbeiter der Handelskammer zu Berlin, seit 1905 Syndikus. Schrieb Commentar zum Boersengesetz; zahlreiche Schriften u.Aufsaeze politischen, volkswirtschaftlichen und juristischen Inhalts. Seit 1908 Stadtverordneter in Charlottenburg; Mitgl.der Zwecksverbandsversammlung Gross-Berlin.

U.S.P.

Cohn, Oskar, Dr.jur.Rechtsanwalt. Wahlkreis 3:Berlin.Mitgl.d.Reichst. von 1912 bis 1918.Geb.15.O.t.1869 in Guttentag (Kr.Lublinitz),juedisch. Besuchte die Buergerschule in Brieg 1875 bis 1878, das Gymn.in Brieg 1878 bis 1887, die Unive.Berlin,Greifswald u.Muenchen 1887 bis 1890. Referendar im Kammergerichtsbezirk 1891 bis 1897, seitdem Rechtsanwalt in Berlin.Der Dienstpflicht genuegt 1892 bis 1893 beim Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regt.in Berlin.Stadtverordn.in Berlin seit 1909. Verfasser jurist.u.politischer Artikel in den Tageszeitungen.

Lichtenstein, Max, Rechtsanwalt, Hindenburg(Oberschl.) Wahlkreis 10: Opplen. Geb.3.Januar 1880 zu Breslau, juedisch.Humanist.Gymnas.1901 Referendar,1906 Gerichtsassessor, seit 1907 Rechtsanwalt in Hindenburg. Vorsitz.d.A=und S= Rates f.d.Kreis Hindenburg.

Rosenfeld, Kurt, Dr.Rechtsanwalt, Berlin.Wahlkreis 3:Berlin. Geb.1.Febr. 1877 zu Marienwerder (Westpr.),mosaisch.Gymna.1896 bis 1899 in Berlin u.Freiburg i.B.studiert,Rechtsanwalt in Berlin seit 1905. Stadtverordn. in Berlin seit 1910,Mitgl.d.Verbandsversammlung Gross-Berlin.

Weyl, Hermann, Dr.med.prakt.Arzt, Berlin.Wahlkreis 3:Berlin. Geb.7 Nov. 1866 zu Berlin,religionslos. Sophiengymnas.Berlin 1873 bis 1895.Me- dizinische Fakultaeet Berlin 1885 bis 1890;promovierte 1890. Seit 1892 prakt.Arzt in Berlin,Spezialarzt fuer Wasserbehandlung u.Massage. Stadtverordn.in Berlin seit 1902.Vorsitz d.Unabhaend.Sozialdemokr. Stadtverordneten Fraktion in Berlin.Mitbegruender u.derzeitiger Vorsitz d.deutschen Aerztevereins f.physikalisch-diaetetische Therapie (Nordverein).



S.P.D.

Heinemann (Berlin, Hugo), Dr. Rechtsanwalt, stellvertret. Justizminister, Beigeordneter i. Reichsjustizamt und Mitglied des Staatsausschusses. Wahlkreis 3: Berlin.

Heilmann Charlottenburg, Ernst, Schriftsteller, Charlott. Wahlkreis 6: Frankfurt a.O. (konfessionslos).  
Geb. 13. April 1881 z. Berlin, Dissident. Gymnas. Juristis. Studium bis zum 1. jurist. Staatsexamen. 1903 Referendar-examen, wegen sozialdem. Gesinnung v. staatlichen Vorbereitungsdiens aus geschlossen, seitdem Parlamentsvberichter-statter f. d. sozialdem. Presse, 1909 bis 1917 Chefredakteur der Chemnitzer Volksstimme, gegenw. Herausg. d. Sozialist. Korrespondenz fuer In- u. Ausland, Mitarbeiter vieler Korres-pondenzen, Zeitungen u. Zeitschriften. Schriften: Geschichte der Chemnitzer Arbeiterbeweg., zahlreicher Broschueren. Kriegs- teilnehmer u. Vorstandsmitglied d. Reichsbundes d. Kriegsbe- schaedigten.

Hirsch, Paul, Staatsminister u. Minister d. Inn. Charlottenburg. Wahlkreis 3: Berlin. Mitgl. d. Abg. H. vom 16 Juni 1908 bis zum 15. Nov. 1918 mit Unterbrechung vom Mai bis Nov. 1909 f. 7 Berlin. Geb. 17. Nov. 1868 zu Prenzlau, konfessionslos. 1879 bis 1888 Gymn. zum grauen Kloster Berlin. Univers. Berlin, urspruengl. Medizin, spaeter sozialwissenschaft. u. nationaloekonomi. Studien. Seit Jan. 1900 Stadtverordneter. Seit Nov. 1918 mit der Fuehrung des Minister. d. Inn. betraut. Schriften: Verbrechen u. Prostitution als soziale Krankheitserscheinungen 2 Aufl. 1907. Kommunale Wohnungs- politik, 1906. Unter dem elendesten aller Wahlsysteme, 1906. Der preussische Landtag. Handbuch fuer sozialdem. Landtagswaehler, 3 Aufl. 1913. Die Sozialdemokratie im Wahlkreise Teltow-Beeskow- Storkow-Charlott. 5 Aufl. 1913. 25 Jahre sozialdemokrat. Arbeit in der Gemeinde, 1908. Die Staedteordnung fuer die sechs oest- lichen Provinzen, 1910. Das Kommunalprogramm der Sozialdemokra- tie Preussens, 1911.

Fraktionsliste 1919

Zusammenstellung

		Darunter Mitglieder der deutschen Nationalversammlung
I Sozialdemokratische Partei . . . . .	145	3
[Saal 8: Bürogeschöß West]		
II Unabhängige Sozialdemokratische Partei . . . . .	24	1
[Saal 17: Obergeschöß Nord]		
III Deutsche Demokratische Partei . . . . .	65	1
[Saal 14: Bürogeschöß Ost]		
IV Zentrum . . . . .	28	7
[Saal 12: Bürogeschöß Ost]		
V Deutsche Volkspartei . . . . .	21	1
[Saal 6: Saalgeschöß Ost, später Saal 15: Obergeschöß West]		
VI Deutschnationale Volkspartei . . . . .	50	—
[Saal 3: Bürogeschöß West]		
VII Verschiedene . . . . .	8	—
a) Deutsch-Dannoversche Partei . . . . .	7	
[Zimmer 50 a: Obergeschöß Ost]		
b) Schleswig-Holsteinische Landespartei . . . . .	1	
	401	13



## Historische Sicht

### «Eisenmenger und Voltaire — die beiden literarischen Quellen des modernen Antisemitismus»

Es war eindrucksvoll, einmal aus berufenem Munde im Rahmen eines Vortragsabends der Israelitischen Kultusgemeinde Zürich (Kulturkommission) und des Verbandes der Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem Näheres über Eisenmenger und Voltaire als die literarischen Quellen des modernen Antisemitismus zu hören. Der Referent, Prof. Dr. *Jacob Katz*, Rektor der Universität Jerusalem — eingeführt durch Dr. *Paul Wildmann* — ging in seinen Ausführungen von der Feststellung aus, dass die Juden auch nach der Emanzipation noch lange eine Sondergruppe blieben. Und immer noch wurden und werden von antijüdischer Seite intellektuelle Waffen aus Schriften der Zeit vor der Emanzipation ausgegraben, und hier eben hauptsächlich die Schriften von Eisenmenger und Voltaire.

*Johann Andreas Eisenmenger* (1654—1704) war Theologe und Professor für orientalische Sprachen in Heidelberg, er schrieb sein Buch «Entdecktes Judentum» innerhalb eines Zeitraums von zwanzig Jahren. *Voltaire* (1694—1778) war Dichter, Philosoph, Historiker und ein Mann von grossem Einfluss. Eisenmenger stützte sich auf talmudische Quellen, die Bibel selbst erwähnt er überhaupt nicht. Sein Buch umfasst 2000 Seiten und enthält Zitate aus 200 Büchern. Sein Bild von den Juden ist ein völlig einseitiges, demzufolge sie nur unvernünftige Glaubenssätze kennen und Gott lästern, es sei ihnen erlaubt, nicht nur die Nichtjuden zu prügeln, sondern sie auch zu ermorden. Die mittelalterlichen Geschichten von den rituellen Kindermorden nimmt er für bare Münze. Die wirkliche Absicht des Buches lässt sich aber aus dem Schlusskapitel erkennen, das überschrieben ist: «Wieso kommt es, dass so wenige Juden sich zum Christentum bekennen?» Es gibt Weisungen, wie man mit den Juden verfahren soll, solange sie sich weigern, das Christentum anzunehmen. Gewiss, Eisenmenger sagt nicht, dass man die Juden vernichten solle, seine Vorschläge beschränken sich auf Zurücksetzung und Diskriminierung der Juden. Eisenmenger fehlt jedoch jeder Sinn für historische Zusammenhänge. Er verzerrt völlig die Elemente der Halacha. Das Buch Eisenmengers ist dann unter die Menge gekommen, allerdings nicht, ohne dass von jüdischer Seite dagegen angekämpft wurde. Eisenmengers These ist, dass Feindseligkeit der Juden gegenüber der Umwelt und ihre Morallosigkeit auf dem Talmud beruhten, der ihnen ins Blut übergegangen sei; sie leugneten so die Bibel und die eigentliche Offenbarung. Voltaire wiederum, der eigentlich als Vorkämpfer der religiösen Toleranz galt, lehnt das Christentum ab, er meint, die Welt könne erst geheilt werden, wenn all das Abergläubische, das die Kirche in die Welt gesetzt habe, verschwinde. Da aber die Kirche weitgehend auf der *jüdischen Überlieferung* beruht, so wird auch diese von ihm abgelehnt. Viele sagen, wenn Voltaire das Judentum angreife, meine er damit nicht dieses, sondern in Wirklichkeit das Christentum. Aber es war für ihn einfacher, das Judentum anzugreifen, um so die Grundlagen des Christentums zu erschüttern, und er hat weder das Alte noch das Neue Testament geschont. Wie weit er sich Gedanken gemacht hat, was mit den zeitgenössischen Juden geschehen solle, ist nicht nachzuweisen. Er scheint jedoch die Vorstellung gehabt zu haben, dass die Juden doch langsam «verschwinden». Ein Vergleich mit Eisenmenger ergibt, dass dieser zwar viel radikaler ist, aber doch der Meinung ist, dass es am Ende der Zeiten für die Juden ein *Heil* gebe und sie dann in der christlichen Gemeinschaft aufgehen, während Voltaire für die Judenfrage *keine Lösung* weiss und die christliche Vorstellung vom Heil über Bord wirft. Es ist kein Zweifel, so schloss Professor Katz, dass der spätere Antisemitismus, der die christlichen Grundlagen aufgab, unheilvoll war, aber auch die christliche Ablehnung des Judentums ist sehr gefährlich. Eisenmenger wie Voltaire sind jedenfalls beide trübe Quellen des Antisemitismus.

nk.

### Die Hochschulen Zürichs empfangen den Rektor der Universität Jerusalem

Im Laufe der vergangenen Woche wurde Prof. Jacob Katz vom Rektor der Universität Zürich, Prof. Dr. phil. *Max Wehrli*, und von Prof. Dr. *Walter Daenzer*, Direktor des Betriebswissenschaftlichen Instituts der ETH, empfangen. In beiden Fällen wurden Probleme der konkreten Zusammenarbeit zwischen der Universität Zürich bzw. dem Betriebswissenschaftlichen Institut der ETH einerseits und der Universität Jerusalem andererseits besprochen. Den Konferenzen wohnte auch Dr. *Paul Wildmann* als Vertreter der Schweizer Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem bei.

fm.

21. Mai 1971  
Zürich, f. d. S. 29

# WARUM HASSEN SIE UNS?

„Warum hassen sie uns eigentlich? Jüdisches Leben zwischen den Kriegen“ lautet der Titel einer Selbstbiographie des bekannten Pädagogen und O.V. Politikers Heinemann Stern, die unlängst im Rahmen der Documenta Judaica als Band 3 (herausgegeben und kommentiert von H. Ch. Meyer, Droste Verlag, Düsseldorf, 1970) erschienen ist. Dieses Buch ist nicht so sehr ein Band von Erinnerungen deutscher Juden von der Art wie sie in den letzten Jahren mehrfach herausgebracht wurden und gewiss von Wert als Material für die noch zu schreibende Geschichte der Juden Deutschlands sind, als vielmehr, bei bewusster Zurückstellung persönlicher Erlebnisse, eine klare, wenn auch naturgemäss subjektiv gehaltene Sammlung von Aufzeichnungen über das Leben der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland vor ihrem Untergang.

Wir erhalten einen konkreten Einblick in das Dasein einer der vielen Kleingemeinden in Westdeutschland zu Ende des vorigen Jahrhunderts — ein Gebiet, das bisher bei der Schilderung des deutschen Judentums, und im Hinblick auf die Bedeutung des Landjudentums in ihm, viel zu kurz gekommen ist. Doch ist der Haupttitel des Buches, nach einer kurzen und interessanten Darstellung der besonderen Probleme der Judenheit in Oberschlesien, der Schilderung des jüdischen Lebens in Berlin, der Struktur der Gemeinde und vor allem den Schulen in der Zeit vor Hitler und nach seinem Regierungsantritt gewidmet. Schon der Anfang ist symbolisch. Der Mord eines alten jüdischen Paares ganz in seiner Nachbarschaft Anfang der achtziger Jahre, — wohl nicht so sehr aus antisemitischen Gründen, sondern als Folge verhängnisvoller Verwicklungen zwischen Juden als Viehhändlern und Gläubigern der Bauern, — wird zu einem ersten Kindheitserlebnis. Trotzdem waren die Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden meist idyllisch (oft noch bis weit in die Nazizeit hinein, als Nichtjuden Angehörige der in Konzentrationslager Verschleppten versorgten). Aber schon damals Ende des 19. Jahrhunderts hetzten in den hessischen Landgemeinden konfessionell voreingenommene Lehrer die Schüler gegen jüdische Kinder auf, die von den Feiern der Schule und des Dorfes ausgeschlossen blieben. Deutlich blieb in der Seele des Kindes ein Bild haften, das es in einem Wirtshaus sah, in dem ihn der Vater warten liess. Es stellte die Stände dar, u.a. den Bauern, der sagt: Ich ernähre euch alle, und dann das Stichwort des Juden: Ich betrüge Euch alle! — Warum hassen sie uns? fragte er sich als Kind. Viel später wird ihm dieselbe Frage sein vierjähriges Kind in Oberschlesien stellen.

Heinemann Stern, der jahrzehntelang an führender Stelle den Kampf gegen den Antisemitismus leitete, konnte also nicht viele Illusionen haben, da er um die tiefe, im Irrationalen wurzelnde Abneigung vieler Schichten im Volke und gerade auch der Gebildeten gegen die Juden wusste und sie selber erfuhr. Sein Vater wollte, dass der junge Stern Lehrer werden solle, in der Annahme, ihm dadurch eine ruhigere und sichere Existenz zu ermöglichen. Aber eindringlich schildert uns Stern die bedrückte Lage des Gemeindelehrers, der nur mit Mühe seine Familie ernähren konnte und oft auf Spenden Begüterter

angewiesen war. Stern nimmt eine besondere Stellung dadurch ein, dass er — im Gegensatz zu den meisten Lehrern damals und heute — neben seiner pädagogischen Tätigkeit auch führend im Gemeindeleben wirkte, für die Interessen der Lehrer eintrat, und auch schriftstellerisch tätig war. Viele Jahre stand er an der Spitze der jüdischen Lehrervereinigung, die sich grosses Verdienst um die materielle Verbesserung und um die pädagogische Schulung ihrer Mitglieder erwarb. Interessant ist seine Mitteilung, dass es im Bezirk Kassel allein 100 jüdische Volksschulen um 1900 gab. Oft war die Schülerzahl allerdings sehr gering, doch wurden diese Schulen trotzdem staatlich unterstützt, vor allem in Gebieten, in denen die Schulen konfessionell geführt wurden. Die Zahl dieser Schulen verringerte sich mit der Abwanderung der Juden vom Lande in die Städte. Einige Jahre vor und nach dem Ersten Weltkriege wirkte Stern in Oberschlesien. Sehr fesselnd ist seine Schilderung des regen geistigen und politischen jüdischen Lebens dort; sehr heftig waren die Auseinandersetzungen mit der zionistischen Bewegung, die ein intensives Leben dort entfaltete. Einige interessante Episoden seien vermerkt. Als er bald nach Kriegsausbruch die nahe (frühere russische) Grenze überschreitet, begegnete er polnischen Juden, die ihm erzählten, dass man voller Freude über den deutschen Einzug in der Schul dem deutschen Kaiser einen „Mischeberach“ machte. Die meisten Juden stellten sich bekanntlich auf die Seite der Deutschen, und viele von ihnen, wie Heinemann Stern selber, wanderten nach Deutschland aus. Stern wurde in Berlin Lehrer und später Direktor der ehrwürdigen und bedeutenden Knabenschule in der Grossen Hamburger Strasse, ein Amt, das er bis 1939 führte. Eindrucksvoll ist seine eingehende Schilderung der jüdischen Gemeinde in Berlin, die nach dem Ersten Weltkrieg ihre Blütezeit erlebte und vor allem auf politischem, sozialen und kulturellen Gebiet eine intensive Tätigkeit entfaltete und damit, wie er feststellte, den Charakter einer Volksgemeinde erhielt. Viele Persönlichkeiten, wie Heinrich Stern, Max Kollenscher und Alfred Klee, vor allem auch Vertreter der jüngeren Generation, gaben ihr das Gepräge. Wir erfahren hier auch von den Bemühungen — lange vor der Nazizeit — eine Reichsvertretung der deutschen Juden zu errichten, die aber an der Frage scheiterte, ob sie eine Föderation der bestehenden Landesverbände sein sollte, wie es die Liberalen wollten, oder aus direkten Wahlen, dem deutschen Parlament ähnlich, hervorgehen solle, wie es die Zionisten forderten. Stern schildert auch das Ringen im C. V. um die Stellung zum Palästinaaufbau. Ein grösserer Teil, vor allem auch die Jüngeren, bejahten die Mitarbeit, ohne Zionisten zu sein, doch die Mehrheit verhielt sich ablehnend, unter ihnen anscheinend auch H. Stern selber. Gelegentlich nahmen auch der Redakteur der „Vossischen Zeitung“, Georg Bernhard, der Regisseur Leopold Jessner und der bekannte Polizeivizepräsident Bernhard Weiss an den Ausschüssen des C.V. teil.

Man kann bei diesen Memoiren, die nach 1941 in Brasilien, wohin Stern kurz vorher ausgewanderte, geschrieben wurden, oft nicht unterscheiden zwischen der Einstellung, die der Verfasser zu der Frage der Stellung der Juden in Deutschland

vor der Zeit der Nazis hatte und der Einsicht, zu der er später gelangte. Doch anscheinend im Gegensatz zu vielen Anderen, die ihm politisch nahestanden, täuschte er sich schon frühzeitig nicht über die tiefe Problematik, die die Stellung der Juden zum Deutschtum bestimmte. Er selber sah sich nicht nur als Religionsjude, sondern als Stammesjude, aber doch zugleich dem deutschen Volke politisch und geistig zugehörig. Den Zionismus kritisiert er nicht so sehr grundsätzlich, sondern weil seine deutschen Anhänger in Deutschland blieben und ihre Kinder nicht für Erez Israel erzogen. An dem Scheitern der vollen Gleichberechtigung der Juden, die in der Zeit der Weimarer Republik gesichert schien, hatten nach seiner Ansicht auch die Juden Schuld, da sie diese Frage viel zu sehr rationell als eine der Politik und des Rechtes ansahen, daher der Kampf um die Emanzipation meist von Juristen geführt wurde. Während in Wirklichkeit der entscheidende Faktor der psychologisch zu verstehende Volkswille war, der seit jeher die völkische Verschiedenheit betonte. Ausserdem neigten die Juden dazu, wie er des öfteren feststellt, die höheren und höchsten Stellen zu besetzen, und vernachlässigten die mittleren und unteren Regionen des sozialen Aufbaus. Sie strebten nach dem Recht, hohe Offiziere und Richter zu werden, dachten aber nicht daran, Unteroffiziere, Gerichtssekretäre oder Volksschullehrer zu sein. Nicht nur in Erez Israel, auch im Zusammenleben mit den anderen Völkern könne nur eine radikale Änderung der Berufsstruktur die Problematik erleichtern. Die Gleichberechtigung könne auch dann nur begrenzt sein. — Lange vor Hitler gab es viele Rohheitsdelikte und eine Fülle von Friedhofsschändungen. So schildert er, wie ein Schulassessor seine Klasse vor einem jüdischen Friedhof ausspucken liess und freigesprochen wurde, weil er seine Handlung als nicht gegen die jüdische Religion, sondern gegen die Rasse gerichtet erklärte. Vor allem war es der Hass der Beamtschaft — und gerade der gebildeten Schicht unter ihnen — gegen die Republik, der sich auch gegen die Juden wandte.

Doch andererseits blieben im allgemeinen die Juden in Deutschland noch eine Reihe von Jahren nach der Machtergreifung Hitlers auf den Strassen unbehelligt, und soweit man es von oben nicht hinderte, bestanden vielfach noch normale Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden. Auch viele Kinder wur-

den noch in nichtjüdischen Schulen von ihren Kameraden und Lehrern geduldet. Ähnlich, wie man es wohl auch in Russland heute hören kann, äusserte man sich ihnen gegenüber gelegentlich: Ihr Juden denkt nur an Euch und lasst uns im Dreck sitzen.

Stern gibt den organisatorischen und pädagogischen Problemen des jüdischen Schulwesens, seinem Aufstieg nach 1933 und dem späteren Niedergang einen weiten Raum, der unser Bild über diese Jahre der Wende und deren Besonderheit ausserordentlich bereichert. So betreuten die allgemeinen Schulbehörden bis fast zuletzt die jüdischen Schulen. Anfänglich wurden die jüdischen Schulen angehalten, Hitlers Geburtstag zu begehen, seine Reden anzuhören, und die Lehrer wurden, als Hitler auch Staatsoberhaupt wurde, auf ihn vereidigt. Doch später weigerte sich Stern mit stillschweigender Kenntnisnahme des Schulrats, diese Verordnungen durchzuführen, wie er auch von der Vorschrift des „Hitlergrusses“ nur pflichtgemäss Kenntnis nahm.

Chanoch H. Meyer hat sich mit der Herausgabe dieses Buches ein grosses Verdienst erworben. Vor allem unter der jüngeren Generation, den Studenten in Israel und in Amerika, aber auch manchen Nichtjuden in Deutschland wächst gerade heute das Interesse an der Haltung der deutschen Juden in diesen entscheidenden Jahren. Dafür liefert dieses Buch wesentliches Material. Viele Erläuterungen des Herausgebers, die den Hintergrund der Dinge und die erwähnten Personen näher beleuchten, verraten eine gute Kenntnis der Dinge. Unter vielem anderen beschreibt Stern verschiedene Episoden der — hier wohl meist längst vergessenen — Affaire Kareski in ähnlichem Sinne, wie es in den dreissiger Jahren die Vertreter der deutschen zionistischen Bewegung taten. Doch stellt der Herausgeber die Frage, heute — aus einer grösseren Distanz her, ob man damals in den dreissiger Jahren allen Seiten dieser Affaire den damaligen Umständen entsprechend gerecht geworden wäre. Stern selber besuchte Israel im Jahre 1938 und sah mit Schrecken die nationalsozialistische Fahne über dem King David Hotel flattern. Er kehrte nochmals nach Deutschland zurück und wanderte erst in letzter Stunde nach Brasilien aus, wo er 1957 starb. Seine Frau lebt bei ihrer Tochter in einem Kibbutz im Negew. Ein Enkel fiel als Flieger im Sechstagekrieg.

PINCHAS ROSENBLUTH







# Der Judenhaß war unser Unglück

Dokumente zum Berliner Antisemitismusstreit 1879 — 1880 / Von Monika Baier

Das hohe Sozialprestige, das der Professorenstand in Deutschland genießt, ist immer unbestritten gewesen. Auch heute zeigt es sich in Meinungsumfragen noch sehr deutlich. In politischen Dingen gründet es sich hauptsächlich auf das Engagement der Professoren für die deutsche Politik des neunzehnten Jahrhunderts, in dem die Hochschullehrer tatsächlich einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung des Liberalismus und des nationalen Gedankens hatten.

Wenn die Professoren in den Jahren 1879/80 auch nicht mehr unmittelbar Politik machten, so übte ihre Meinung doch über den engeren Rahmen der Universität hinaus großen Einfluß aus. Als einer der bedeutendsten Vertreter der nationalen Einigung hatte sich Heinrich von Treitschke den Ruf eines *praeceptor Germaniae* erworben und besaß als Historiker wie als Publizist große Autorität. Diese warf er in die Waagschale, als er Ende 1879 in den Preußischen Jahrbüchern „ein Wort über unser Judenthum“ veröffentlichte.

Während sich die antisemitische Agitation bis dahin in Pamphleten und Hetzschriften entfaltet hatte und durch völkische und christlich-soziale Demagogen geschürt worden war, wollte sich Treitschke als ein Mann, „den man nicht mit den beliebten Schlagworten ‚unduldsamer Pfaff‘ oder ‚der Jude wird verbrannt‘ abfertigen kann, unumwunden über die gegenwärtige Bewegung“ aussprechen.

Die Dokumente der Kontroverse, die sich im Anschluß an Treitschkens Veröffentlichung ergab, liegen jetzt in einem Band gesammelt vor —

„Der Berliner Antisemitismusstreit“, herausgegeben von Walter Boehlich; Sammlung Insel 6, Insel-Verlag, Frankfurt; 267 S., 7,— DM.

Die Zusammenstellung dieser Texte ist um so verdienstvoller, als das Material sehr verstreut und teilweise schwer zugänglich ist; ein großer Teil ist in Westdeutschland überhaupt nicht vorhanden. Zum ersten Male gibt dieser Band die Möglichkeit, die Literatur aus dieser Phase des Universitäts-Antisemitismus zu überschauen und zu vergleichen.

„Die Juden sind unser Unglück“ — dieser vielzitierte Satz Treitschkens (im Zusammenhang lautete er: „Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück! Von einer Zurücknahme oder

nur einer Schmälerung der vollzogenen Emanzipation kann unter Verständigen gar nicht die Rede sein; sie wäre ein offenes Unrecht, ein Abfall von den guten Traditionen unseres Staates und würde den nationalen Gegensatz, der uns peinigt, eher verschärfen als mildern... so bleibt nur übrig, daß unsere jüdischen Mitbürger sich rückhaltlos entschließen Deutsche zu sein...“) löste an der Berliner Universität eine heftige Diskussion aus und rief eine Fülle von Gegenschriften hervor.

Die Antwort Mommsens an seinen Kollegen ist nicht nur wegen ihrer sachlichen Form, sondern auch wegen der Tatsache, daß der Verfasser kein Jude war und in freundschaftlicher Verbindung zu Treitschke stand, besonders wichtig. Mommsen warf Treitschke vor, er habe seine Autorität als Publizist durch seine harten Worte gegen die Juden mißbraucht; er fürchtet, die Diffamierung der Juden könnte die Einheit der Nation untergraben: Was heute für die Juden gelte, könne morgen auf die Berliner oder die Pommern übertragen werden — darin liege die grundsätzliche Gefahr des Treitschkenschen Artikels.

Die meisten Entgegnungen indessen stammen von jüdischen Kollegen, die sich unmittelbar getroffen fühlen mußten. Boehlich druckt die Schriften von Joël, Graetz, Breßlau, Cohen und Bamberger ab. (Der Vortrag des Völkerpsychologen Lazarus mußte wohl wegen seiner Länge fehlen, er ist auch weitaus leichter zugänglich als die andern Aufsätze.) Fast alle jüdischen Antworten zeichnen sich durch einen maßvollen Ton aus und zeigen den Wunsch zur Assimilation.

Die Anhänger Treitschkens an der Berliner Universität, zu denen außer den von Boehlich Genannten wohl auch noch Duncker und der Germanist Julian Schmidt zu rechnen wären, sind Treitschke zu dessen großem Bedauern nicht durch Veröffentlichungen zu Hilfe gekommen. So kann Boehlich nur zwei antisemitische Pamphlete zur Verteidigung Treitschkens bringen. Die Freunde Treitschkens an der Berliner Universität verzichteten lediglich auf die Unterzeichnung der sogenannten Notabehn-Erklärung, in der, neben Vertretern der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft, hohen Beamten und Reichstagsabgeordneten, fünfzehn Professoren der Berliner Universität gegen Treitschke Stellung nahmen.

Auf diese Erklärung und die Interpellation, die der Fortschrittsabgeordnete Hänel beim preußischen Abgeordnetenhaus zur Klärung der Haltung der Regierung einbrachte, stützt sich Boehlich, wenn er als Zweck des Buches bezeichnet,

darauf hinzuweisen, „daß der Universitäts-Antisemitismus... zum Scheitern verurteilt war, solange eine starke rechtsstaatliche und liberale Gruppe sich ihm zu widersetzen bereit war“.

In seinem Nachwort stellt Boehlich mit großer Sachkenntnis und um Gerechtigkeit bemüht die abgedruckten Dokumente in einen historischen Zusammenhang. Er versucht zu klären, warum Treitschke gerade diesen Zeitpunkt zur Veröffentlichung gewählt habe. Als Gründe gibt er die Lektüre der Graetzschen Geschichte der Juden, gegen die Treitschke in seinem Artikel ständig polemisiert, und die Enttäuschung über die „jüdische“ Presse an, die den zweiten Band seiner deutschen Geschichte sehr hart kritisiert hatte.

Es ist verständlich, daß Boehlich dem „unbestechlichen Liberalen“, Mommsen, größere Sympathien entgegenbringt als Treitschke, doch klingt es fast ein wenig apologetisch, wenn er schreibt, „Mommsen war gegenüber den Juden so neutral wie nur möglich“. Auch die Liberalen dachten nämlich damals keineswegs an eine Art geschützter Minderheitenpolitik gegenüber den Juden, sie verlangten ebenso wie viele gebildete Juden im Interesse der jungen Nation eine möglichst weitgehende Assimilation.

Mit Treitschke verfährt Boehlich wesentlich härter. Im letzten Satz bezeichnet er ihn unter anderem als „verstockten Konservativen“ und „Phrasendrescher“ und fordert den Scharfsinn des Lesers zur Unterscheidung eines „Moralredners“ (Treitschke) von einem „Moralisten“ (Mommsen) heraus. Dafür weist Boehlich aber auch mit Recht darauf hin, daß der Antisemitismus Treitschkens nicht im Rassischen, sondern im Nationalen wurzelte und daß er damit keineswegs seine jüdischen Kollegen treffen wollte. Es galt damals als selbstverständlich, zwischen „guten“ und „schlechten“ Juden zu unterscheiden.

Darin lag eine Gefahr, die Boehlich richtig sieht: „Beide, Stöcker und Treitschke, haben einen Antisemitismus großgemacht, der jederzeit unter dem Deckmantel des Scheins behaupten konnte — und behauptet hat —, gar nicht antisemitisch zu sein. Sie lieferten das Alibi gleich mit.“

So bietet dieser Band neben einer hervorragenden Information durch die Dokumente eine trotz ihrer Kürze bemerkenswert treffende Skizze der vielschichtigen antisemitischen Bewegung 1879/80 und der Probleme, die sich bei der Erforschung eines Phänomens wie des Antisemitismus ergeben.

Die Zeit. Hamburg. No 41. (12. Okt. 1965).



## JACOB KATZ: Zionismus contra Antisemitismus \*

Der Zionismus hatte seit seinem ersten Auftreten als Nationalbewegung ideologische und politische Gegner. Innerhalb der Judenheit selbst erhob sich gegen ihn schon in seinen Anfängen Opposition, sowohl von der Linken — Sozialisten und Kommunisten, — wie von der Rechten — die Orthodoxen. Es mag ein Zeichen der Zeit sein, wenn man, heutzutage von Antizionismus sprechend, eher dazu neigt, an Widerstand und Feindseligkeit von aussen zu denken. Insofern weiterhin intern sich Unwille oder Kritik melder, zielen sie eher auf bestimmte Züge zionistischer Aktivität oder Zielsetzung ab, als auf die Gesamterscheinung; und selbst diese Kritik verstummt, wo sie Aeusserungen totaler Ablehnung von aussen her begegnet. Wenn daher 1975 in der Generalversammlung der Vereinten Nationen der Radikalangriff auf den Zionismus das Ausmass einer Identifizierung mit Rassismus annahm, sah sich die Judenheit als solche in ihrem Grundwesen verleumdet und reagierte durch Solidarität mit dem belagerten Zionismus. Vorgänge der jüngsten Zeit lassen Aeusserungen antizionistischer Natur als mit Antisemitismus gleichbedeutend erscheinen. Sie haben, zu gleicher Zeit, die Frage aufgerührt, ob es nicht eine geschichtliche Beziehung zwischen der Nationalbewegung des jüdischen Volkes und neuzeitlichem Antisemitismus gäbe, eine Beziehung verwickelterer Natur als die, welche aus oberflächlicher Bekanntheit mit einer der beiden Phänomene zu schliessen wäre.

Es ist eine Binsenwahrheit, welche die Begründer des Zionismus eingestanden, dass das politische Programm des Zionismus etwas mit dem Vorherrschen des Antisemitismus im Europa des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu tun hatte. Hat doch Theodor Herzl sein zionistisches Programm unter dem Eindruck der Dreyfus-Affäre entwickelt, dem Drama, das er als Augenzeuge in Paris Mitte der 90er Jahre erlebte. Und es hat doch Leon Pinsker sein zionistisches Pamphlet „Auto-Emancipation“ in Reaktion auf die blutigen russischen Pogrome von 1881 niedergeschrieben.

Tatsächlich waren es zwei wesentliche Argumente früher Zionisten in Empfehlung ihrer ideologi-

\* Prof. Dr. Jacob Katz, der uns freundlichst gestattete, hier — in zwei Fortsetzungen — die Uebersetzung seines im April dieses Jahres im „Commentary“ erschienenen Essays zu veröffentlichen, ist Emeritus für Sozialgeschichte der Hebräischen Universität Jerusalem, deren Rektor er war, Autor grundlegender Werke zur jüdischen Geschichte, Vorsitzender des Board des Leo Baeck Instituts, Jerusalem.

schon und politischen Programme, darauf zu verweisen, dass die westliche Gesellschaft nur widerwillig selbst emanzipierte Juden als Gleiche akzentuierte und dass, in Osteuropa, die russischen Pogrome jede Emanzipierung verhinderten. Und wenn, einerseits, die Gründer der zionistischen Bewegung einen gewissen Zusammenhang zwischen ihrem politischen Programm und dem europäischen Antisemitismus zugaben, nutzten, andererseits, die Zionismus-Gegner von aussen die gleiche Gedankenverbindung als ideologische Waffe zur Diskreditierung der Bewegung. Die um eine Abwertung des Zionismus Bemühten stellten ihn als blosser Widerspiegelung des Antisemitismus dar, und somit als jeder tieferen historischen oder geistigen Bedeutung ermangelnd.

Wie wichtig war nun aber der nachweisliche Antisemitismus für die Entwicklung des Zionismus, und von welcher Bedeutung bleibt er bis heute? Welches ist die präzise Beziehung zwischen den beiden Erscheinungen? Zeitweilig schien in der Tat der gedankliche Rahmen der zwei Strömungen heinahe bis zu Identität miteinander verknüpft. So, wenn etwa dem Antisemitismus in der Mehrzahl seiner ideologischen Varianten die Auffassung von Rasse (oder ihrem Synonym: Blut) das Hauptmittel war, die Juden zugleich zu definieren und abzuwerten. Denn es haben so manche zionistischen Denker von Moses Hess bis zu Martin Buber die gleichen Begriffe in ihrer Abzeichnung der Grenzen jüdisch-nationaler Existenz verwandt. Uebernahmen sie also damit die Terminologie ihrer Feinde? Im Falle von Martin Buber, der seine zionistische Betätigung gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann, ist theoretisch denkbar, dass solche Entwicklung stattfand. Moses Hess jedoch schrieb sein „Rom und Jerusalem“ im Jahre 1862, fast zwei Jahrzehnte bevor der Zionismus oder der neuzeitliche Antisemitismus auf die Bühne traten. Das führt zu der Ueberlegung, die zwei Erscheinungen müssten, bei allem, worin sie Parallelen vorweisen, eben doch von einander unabhängige Wurzeln in der Vergangenheit besitzen. Und so war es wirklich auch. Hess wird in der zionistischen Geschichtsschreibung als „Vorläufer“ des Zionismus bezeichnet. Mit diesem Begriff wird angezeigt, dass der Zionismus, zu einer ausgeprägten Bewegung erst in den 80er, wenn nicht gar 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts geworden, ein vorbereitendes Stadium, eine Art unterirdischer Vorexistenz besass, die der eigentlichen Bewegung um Jahrzehnte vorausging. Gleiches lässt sich über den neuzeitli-

chen Antisemitismus aussagen. Der Terminus „Antisemitismus“ — eine Wortschöpfung von Wilhelm Marr — kam erst Ende 1879 auf, zugleich mit dem Ausbruch der Bewegung, die mit den Namen Adolf Stöcker und Heinrich von Treitschke verbunden ist. Doch fiel diese Bewegung nicht vom Himmel: Auch sie besass ihre Vorläufer, in Bruno Bauer und Richard Wagner in Deutschland, Adolph Toussenell in Frankreich, und Sebastian Brunner in Oesterreich, um nur einige Namen zu nennen. Diese Männer wurden von späteren Antisemiten als frühe Erkennen der antisemitischen „Wahrheit“ gefeiert, ganz ähnlich wie Zionisten späterer Tage Hess und andere als ideologische Vorfahren identifizierten.

Will man an die tatsächliche Quelle einer ersichtlichen Parallelität zwischen den Ideen des Antisemitismus und des Zionismus vorstossen, hat man aus breiterer geschichtlicher Perspektive heraus zu operieren. Sowohl Antisemitismus wie Zionismus erschienen vor dem Hintergrund der ideologischen Verwirrung, in welche jüdische Existenz infolge des Aufgebens der alten theologischen Definierung von Judentum und jüdischem Volk geraten war. Jüdische wie christliche Traditionen hatten einst die **Jüdische Diaspora** als unter göttlicher Bestimmung stehend betrachtet. Für die Christen stellte sich als Auflösung dieser Diaspora dar, dass die Juden, am Ende der Tage, sich durch ihre Bekehrung in der christlichen Gesellschaft auflösen würden. Die Juden lebten der Vorstellung, ihre Zerstreuung werde, mit dem Kommen des Messias, in ihrer Wiedereinsammlung im alten Heimatlande enden. In dem Augenblick, in dem, durch das Aufkommen des Rationalismus und der kritischen Geschichtsbetrachtung, diese schützenden Interpretationen ihr genommen waren, verwandelte sich jüdische Existenz in ein Rätsel. Die Juden bewahrten sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in den meisten Gegenden sogar noch viel länger, die physischen wie geistigen Erkennungszeichen einer besonderen Einheit, deren Mitglieder trotz ihrer Zerstreuung über die ganze christliche und moslemische Welt durch erkennbare Merkmale der Aehnlichkeit und Solidarität mit einander verknüpft blieben. Ihnen fehlte aber eine einleuchtende ideologische Begründung für diesen Zustand. Diese verwirrende Situation enthielt keinerlei Hinweis auf die schliessliche Bestimmung, welche die Ueberreste dieser uralten Nation etwa erwartete, — es sei denn, man glaubte an die Idee der Emanzipation.

„Emanzipation“ meinte, in der begrenzten politischen oder legali-

stischen Bedeutung des Wortes, die Gewährung von Bürgerrechten an die jüdischen Bewohner eines Landes — eine Konzession, die der moderne säkulare Staat, im Gegensatz zu seinen christlichen Vorgängern, tatsächlich zu verleihen vermochte. In weiter und tiefer gefasstem Sinne von Emanzipation aber zielte diese Idee auf einen Versuch ab, der Unnatürlichkeit jüdischer Existenz ein Ende zu machen, mit dem Angebot an die Juden jedes Landes, die Chance zu ihrem Aufgehen in die örtliche Bevölkerung zu nutzen. Ob jemals eine Aussicht bestand, das jüdische Problem auf diese Weise zu lösen, wird für immer Sache der Spekulation bleiben. Hätten, durch Einwirkung eines gütigen Gottes, die Herrscher aller Lande, in denen Juden lebten, diesen zu gleicher Zeit die Emanzipation geschenkt, hätten sie sich in der Tat wohl in der Bevölkerungsmehrheit aufgelöst. Da doch aber die Gewährung der Emanzipation in jedem Lande von dem Grad seiner wirtschaftlichen, politischen und intellektuellen Entwicklung abhing, entbehrt selbst die Vorstellung, solches hätte auch nur in allen Staaten Europas gleichzeitig passieren können, jeder Grundlage. Es brauchte drei Generationen vom Zeitpunkt der Emanzipierung der Juden Frankreichs, während der Revolution, bis zu entsprechender Gleichstellung der Juden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Und ehe noch die Emanzipierung der russischen Judenheit ernsthaft in Betracht gezogen wurde, setzte bereits in Deutschland, Frankreich und Oesterreich-Ungarns die Reaktion gegen die Emanzipation ein. Mit dem Aufstieg der antisemitischen Bewegung war das Konzept einer Emanzipation als endgültiger Lösung des Judenproblems seiner Glaubwürdigkeit beraubt worden.

Dass eine derartige Lösung ohnehin illusorisch war, wird, mindestens in historischer Rückschau, aus dem deutlich, was sich im Leben der jüdischen Gemeinschaft noch vor Auftreten des Antisemitismus abspielte. Selbst dort, wo die Idee der Emanzipation als die erlösende Botschaft der Stunde gepriesen worden war, wurden innere wie äussere Kräfte wirksam, um die Auflösung der Juden in nichtjüdischer Gesellschaft zu blockieren. Der Zusammenhalt der Juden unter sich, dadurch noch verstärkt, dass sie auf bestimmte wirtschaftliche Betätigungsgebiete konzentriert waren, religiös so separiert blieben wie durch weitere kulturelle Faktoren, machte sie zu einer auffälligen und befremdlichen Erscheinung. Bürger-Status, ob nun tatsächlich erreicht oder nur brennend ersehnt, schien eine neue Wirklichkeit zu schaffen, welche die alte Vorstellung von den Juden als ei-

(Fortsetzung umseitig)

Aufbau, April 11  
1980

## **Poliakovs Dritter Band ist da!**

**Leon Poliakov: "Geschichte des Antisemitismus, III: Religiöse und soziale Toleranz unter dem Islam". Verlag Georg Heintz, Worms.**

Der Verlag Georg Heintz, seit vielen Jahren ein Vorkämpfer und Vertreter deutscher Anti-Nazi-Literatur und Bücher über die Geschichte der Juden unter dem Hakenkreuz, hat vor einigen Jahren die Initiative ergriffen, das moderne und bis auf den heutigen Tag fortgeführte vierbändige Standardwerk des französisch-jüdischen Autors Leon Poliakov, "L'Histoire de l'Antisemitisme" in deutscher Übertragung herauszubringen; als vor einiger Zeit der erste Band in deutscher Sprache erschien, wurde das Unternehmen im "Aufbau" rezensiert und begeistert begrüßt. Seither ist die Veröffentlichung schrittweise weitergegangen, und nun liegt der dritte Band vor, der die Lage der Juden unter dem Islam sowie die "goldenen Jahre" in Spanien beschreibt; die vier Bände des französischen Originals werden bei Heintz in acht kleinere Bände aufgeteilt, so dass wir jetzt den ersten Teil des französischen zweiten Bandes vor uns haben. Die Übersetzung wurde von einem deutschen Theologen, Dekan Dr. Pfisterer, besorgt, und zwar ausgezeichnet; man kann auch diesen Band, der zudem im Anhang einen Blick auf die Situation des Judentums im päpstlichen Kirchenstaat wirft, wärmstens empfehlen und dem Verleger noch einmal für die gute Gesamttat danken.

H. St.



# Wieder Wirbel um Céline

Neuausgabe seines antisemitischen Pamphlets beschlagnahmt

Aufbau, Felix  
5,  
1982

Wieder einmal geht es um Louis-Ferdinand Céline, Aussenseiter, ja ein Skandal sein Leben lang, angestaunt, bewundert, gehasst, geächtet. Kann eine, kann seine antisemitische Schmähchrift heute noch Unheil stiften? Hat das Publikum ein Recht darauf, unbedingt alles zu lesen, was ein bedeutender Schriftsteller geschrieben und veröffentlicht hat? Fragen dieser Art werden derzeit in Italien gestellt, nachdem der Mailänder Verlag Guanda das antisemitische Pamphlet "Bagatelles pour un massacre" (Anmerkungen für ein Massaker) des 1961 gestorbenen Franzosen in einer italienischen Übersetzung herausgebracht hat und dieses Buch nun, nach dem Verkauf der ersten 4 000 Exemplare, gerichtlich beschlagnahmt wurde.

Der Verlag hat dem Gerichtsscheid "schwerwiegend zensorischen und antikulturnen Charakter" vorgeworfen und "eines der fundamentalen Rechte des Individuums in einer freien und entwickelten Gesellschaft" geltend gemacht: "das Recht, das zu lesen, was man will, und sich direkt und frei eine Meinung zu bilden". Es sei schmerzlich, "dass im Namen jener demokratischen Prinzipien, die Céline mit seinen Haltungen und seinen Schriften beleidigt und verneint haben soll, etwas in Gang gebracht worden ist, das solchen Prinzipien völlig entgegensteht."

Ein besonderer Umstand der Angelegenheit ist jedoch, dass die Beschlagnahme nicht wegen der radikal rassistischen Thesen des Buchs erfolgte, sondern auf Veranlassung der Erben, die strikt gegen eine Veröffentlichung der insgesamt drei Pamphlete Célines sind. Die Witwe, die einstige Ballerina Lucette Almanzor (die weiterhin Tanzunterricht gibt und immer noch in dem Pariser Vorort Meudon lebt, wo Céline einen grossen Teil seines Lebens als Armenarzt verbrachte), erklärte der römischen Zeitung "Il Tempo": "Unter den gegenwärtigen Umständen, mit dem Antisemitismus, der in Europa und in der Welt wieder umgeht, wäre eine Wiederveröffentlichung der Werke Célines gegen die Juden eine schlechte Sache. Ferdinand hat sie in den dreissiger Jahren geschrieben, unter völlig anderen Umständen als den heutigen, als man sich nicht einmal vorstellen konnte, dass der Antisemitismus zu einem Massaker, zur Ausrottung führen könnte".

Der Verlag hält dem entgegen, dass niemand — Verwandter, Verleger oder Behörde — jemals und irgendwo das moralische Recht habe, der Öffentlichkeit die Kenntnis eines wesentlichen Teils des Werks "eines der grössten Schriftsteller und dramatischsten Zeugen unserer Zeit" zu entziehen, der zu seinen Lebzeiten nicht weniger als 56 Ausgaben der "Bagatelles" autorisierte — wie immer man auch diesen Teil des Werks unter ideologischem Gesichtspunkt beurteilen möge.

In Frankreich sprach sich unlängst der Herausgeber der Romane Célines in der berühmten Reihe "Pléiade", Henri Godard, für eine Neuausgabe auch der Pamphlete aus. Allerdings sollten sie nicht auf der gleichen Ebene mit den Romanen veröffentlicht werden, sondern als Dokumente, versehen mit einem Kommentar.

Die Pamphlete sind nach dem Kriege in Frankreich nicht wieder veröffentlicht worden, auch nicht in Deutschland, wo die

"Bagatelles" von den Nazis natürlich mit Begeisterung aufgenommen worden waren: Sie erschienen hier 1938 mit dem Titel "Die Judenverschwörung in Frankreich". Nachdem Célines erste Romane "Voyage jusqu'au bout de la nuit" ("Reise ans Ende der Nacht") und "Mort à crédit" ("Tod auf Kredit") mit ihrer explosiven Sprache, ihrer hoffnungslosen, aber ebenso explosiven Weltvision stärkste Wirkung erzielt hatten, führten die Pamphlete dann den Bruch mit dem intellektuellen, dem linken Paris herbei.

Italiens bekanntester Schriftsteller, Alberto Moravia, sagte jetzt, er wolle annehmen, man habe sie vor allem zur Informierung über Céline neu gedruckt, denn literarisch seien sie "schlecht und langweilig". Der Publizist Cesare Cases hält es indessen für "ganz unwahrscheinlich, dass ein solches Buch eine neue antisemitische Kampagne entfachen könnte". Andere haben dagegen geltend gemacht, dass ein Text, der geholfen habe, den Judenmord geistig vorzubereiten, nicht mehr gedruckt werden dürfe.

Céline blieb seinem Wesen bis zum Tode treu, seiner Menschenfeindlichkeit, seiner Radikalität, seinem Pessimismus, seinem Sarkasmus. Seine Meinung über die Juden änderte er indes, nicht zuletzt aufgrund seines Deutschlandaufenthalts in der letzten Phase des Krieges. "Sie sind mir sympatisch geworden", sagte er, "seit ich die Arier, Fritzen und Franzen bei der Arbeit gesehen habe. Welche Diener-Seelen! Und dabei war ich dazu bestimmt, mich mit den Juden zu verstehen! Sie allein sind wissensdurstig, Mystiker, messianisch auf meine Manier... Es leben die Juden, Bon Dieu!"

Rudolf Grimm

Dr. Gumbel: did you see this? MKG Jan

Wm. R. ...

# Anti-Semitism Is Seen in Some German Texts

Special to The New York Times

SCHMITTEN, West Germany — The first book to be reviewed at the conference here brought participants to their feet to protest.

This reaction came as the speaker said the book's authors had presented a Jewish biblical image as a forerunner of Nazi theories that some lives were "valueless." The image, he said, was that of the grape vine, which was interpreted as meaning that God chooses some and rejects others.

The book was no obscure tract, but a school textbook called "Jesus of Nazareth," written by Roman Catholic and

Protestant authors and widely used in classes for religious instruction in West German state-run schools.

The speaker was Heinz Kremers, a professor of religious education who heads a study group at Duisburg University analyzing texts for their often subtle anti-Semitism. He reviewed "Jesus of Nazareth" for a group of some 100 textbook authors, publishers, editors, teachers and students who spent Dec. 7 and Dec. 8 examining what religious textbooks in West German public schools say about Jews, anti-Semitism and Germany's Nazi past.

Unlike their American counterparts,

West Germany's public schools offer religious instruction for Protestant and Catholic pupils. Previous conferences in Schmittten, near Frankfurt, have shown that many history and social studies textbooks are deficient in their treatment of the Nazi period and German Jewish history.

"All our authors have their prejudices," Dr. Kremers said. "There is the problem of so-called Jewish legalism, and the Pharisees as the supposed enemies of Christ. And there is so little said about the tradition of Christian anti-Semitism."

Martin Stöhr, the director of the

Evangelical Academy Arnoldshain, where the conference was held, said this was one of about eight meetings, the others having dealt with textbooks from other school subjects, such as history and civics.

"The balance was not entirely bad," Mr. Stöhr said, "but two serious weaknesses were discovered. One was that such extraordinary treatment was given the Nazi period that the Jews appeared solely as the Nazis' victims. There was nothing on Jewish history in Germany, or on Jewish customs or daily life.

"Secondly, the schools were found failing to deal with troubling recent developments, such as neo-Nazism on the right, and the rise of an anti-Zionist, anti-Israeli stance on the left."

According to Marc Tannenbaum of the American Jewish Committee, which

was one of the sponsors of the conference, West Germans have been taking a critical look at what their schools say about the Jews since the showing of the American television series "Holocaust" in West Germany.

"Suddenly there was a groundswell of interest in the past," Dr. Tannenbaum said. "Pupils demanded of their teachers to know what happened."

West German participants agreed. Mr. Stöhr described how in Usingen, a village near Schmittten in the hills north of Frankfurt, pupils and their history teacher organized a project, asking questions about where the synagogue was, who the Jews were in their community and what happened to them. They discovered that all the pages from the town chronicle, a hand-written diary of village affairs kept by the mayor,

were missing for the years 1933 to 1945. Ruth Kastning-Olmesdahl, a teacher from Siegburg and author of a book called "The Jews and the Death of Jesus," said:

"Jewish tradition serves in schoolbooks to supply the negative foil. The concept of the Jewish law, embodied by the Pharisees, is used as a hook on which to hang all that can be said negatively about the Jews: backward-looking tradition versus Christian progress, inflexible Jewish law versus Christian love."

Several speakers complained that a view of Jewish daily life could not be readily obtained in Germany. Jewish communities are said to be deluged with requests from groups asking to attend Jewish services.



*Spectator* 10/1/1911  
**Antisemitic origin**

Sir: The charge of antisemitism against Arabs is frequently denied by arguing that Arabs themselves are semites and therefore can hardly be antisemitic. However, an examination of 'antisemitism's' origin shows its connotation to be exclusively anti-Jewish. Apparently the term was coined around 1880 in Germany by Wilhelm Marr and/or Bernhard Foerster (Nietzsche's brother-in-law) and originally used in Marr's *Sieg des Judentums ueber das Germanentum* (1873), his *Antisemitische Hefte* (1879), and in Foerster's 1880 petition to Bismarck to delay Jewish emancipation. There is no indication in these that Marr or Foerster had the entire semitic group or anything but Jews in mind when they used the term 'antisemitism'.

*Joachim O. Ronall*

333 Central Park West, New York,  
N.Y. 10025, USA

## Ein "Zentrum für Antisemitismusforschung" in Berlin

An der Technischen Universität in West-Berlin ist ein in Deutschland bisher einmaliges akademisches Institut eröffnet worden, das den vorläufigen Namen "Zentrum für Antisemitismusforschung" erhalten hat und dem Fachbereich Geschichtswissenschaft angegliedert worden ist. Zu seinem Leiter ist der Historiker der Universität Basel, Ernst Ludwig Ehrlich, berufen worden, ein gebürtiger Berliner, der im Zweiten Weltkrieg in die Schweiz geflohen war und sich dort als Vatikansberater in jüdischen Fragen und Träger der Leo-Baeck-Medaille grosses Ansehen in jüdischen wie nichtjüdischen Kreisen erworben hat. Das neue "Zentrum" ist

mit einem vorläufigen Jahresbudget von 780.000 DM bedacht worden.

Die Idee, eine solche Forschungsstätte einzurichten, ist schon mehrere Jahre alt; aber akademische Eitelkeiten über die Organisationsform, welcher Fakultät anzugliedern, welcher Universitätsbehörde zu unterstellen usw., hatten die Verwirklichung des Projektes immer wieder verzögert. Das Institut wird anfangs aus zwei Professoren und zwei Assistenten bestehen; geplant ist auch eine Reihe akademischer Veröffentlichungen über historische, ökonomische und psychologische Hintergründe des Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert.

*Krüger  
Jul 31, 1989*



## Maurice Joly, der plebiszitäre Cäsarismus und die «Protokolle der Weisen von Zion»

Von Hans Barth

«Ce stupide siècle» — Léon Dandet, der Mann der «Action française», der Nationalist und Royalist, hat einst mit diesem verächtlichen Ausruf das 19. Jahrhundert bedacht. Aber dieses dumme Jahrhundert hat immerhin ein Maß von Selbstkritik und Einsicht in seine bedrückenden geistigen und politischen Entwicklungen erreicht, das auch jene zur Bewunderung nötigen müßte, die ihr hartes, letztlich ungerechtes Verdikt nicht preisgeben gewillt sind. Besonders auf dem Gebiete der politischen Philosophie und der Analyse der sozialen Verhältnisse, des angeblich automatisch sich vollbringenden kulturellen und zivilisatorischen Fortschritts mit allen seinen Bedenklichkeiten zeichnet es sich durch unvoreingenommene Werke aus, die unter der Perspektive der Gegenwart wie abgründig gesehe, heilsichtige Antizipationen wirken. Zu ihnen gehört eine Veröffentlichung, die freilich ganz zu Unrecht die Aufmerksamkeit der Nachwelt nicht mehr zu fesseln vermochte und unverdientermaßen der Vergessenheit anheimfiel. Das mag damit zusammenhängen, daß man sie, als sie erschien und Aufsehen erregte, allzu einseitig dem Tageskampf gebundenen politischen Journalismus zuschrieb und nicht erkennen wollte, daß sie weit mehr enthielt — nämlich eine bedeutende grundsätzliche Auseinandersetzung mit jener neuen, unvertrauten, Argwohn erregenden Gestalt des politischen Lebens, die seit der Französischen Revolution und vor allem seit der Herrschaft Napoleon Bonapartes die Geister beschäftigte und umtrieb — mit der Staatsform des plebiszitären Cäsarismus. Wir sprechen von «Dialogue aux Enfers entre Machiavel et Montesquieu ou la Politique de Machiavel au XIX<sup>e</sup> Siècle». Gewiß: das Totengespräch richtet sich gegen das Kaiserreich des dritten Napoleon. Mit großartiger Leidenschaft und in tiefer Bekümmernis um das Schicksal Frankreichs führt es einen Kampf und schenkt es eine Anklage in die Welt. Aber es wollte keine allein durch die Umstände bedingte Streitschrift sein: «Il ne s'agit ici ni d'un libelle, ni d'un pamphlet». Es erstrebte die Darlegung bestimmter politischer Möglichkeiten, die den Menschen als individuelles und als soziales Wesen immer wieder zu bedrohen imstande sind. «Ce livre a des traits qui peuvent s'appliquer à tous les gouvernements, mais il a un but plus précis: il personifie en particulier un système politique qui n'a varié un seul jour dans ses applications, depuis la date néfaste et déjà trop lointaine, hélas! de son intronisation.»

Der Verfasser hieß Maurice Joly und wurde im Todesjahr Napoleons I., 1821 also, in Lons-le-Saunier in der Freigrafschaft geboren. Er soll aus einer streng katholischen Beamtenfamilie stammen. Nach dem Studium der Rechte wandte sich Joly der Advokatur zu. Der Prinzessin Mathilde, der Tochter Jérôme Bonapartes, des einstigen Königs von Westfalen, und Katharinas von Württemberg, diene er als Sekretär. Den «Dialogue aux Enfers» veröffentlichte Joly anonym im Jahr 1864. Die Publikation trug dem «maître du barreau» fünfzehn Monate Gefängnis und 200 Franken Buße ein. Gegen Ende des Kaiserreiches wurde Joly ein eifriger und vielgelesener Redner in öffentlichen Versammlungen. Der Versuch, nach der Abdankung Napoleons III. nach dem 4. September 1871 einen Posten in der neuen Regierung zu erhalten, schlug fehl. Als Mitarbeiter der «Liberté» und anderer Zeitungen wirkte Joly bis zu seinem Tode. Am 16. Juli 1878 schied er freiwillig aus dem Leben.

Der «Dialogue aux Enfers» wurde 1868, wiederum in Brüssel, zum zweiten Male aufgelegt. 1948 hat Hans Leisegang unter dem Eindruck der deutschen Katastrophe eine ausgezeichnete deutsche Übersetzung veranstaltet. Die mit einer vortrefflichen Einführung versehene Ausgabe der «Gespräche in der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu» erschien im Verlag Richard Meiner (Hamburg). Leisegang befand sich nur in Irrtum, wenn er glaubte, daß seine Veröffentlichung die erste deutsche Fassung sei. Bei Otto Wigand in Leipzig waren 1865 die «Gespräche aus der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu» ohne Verfasser- und Übersetzernamen herausgekommen.

Da Maurice Joly das zweite Kaiserium bekämpfte, muß man sich Rechenschaft ablegen über die geistigen Voraussetzungen seines Inhabers. Louis Napoleon trat zweimal — 1836 und 1840 — in eher kindisch anmutenden, abenteuerlichen Aktionen mit dem Anspruch auf die Kaiserwürde auf. In der Gerichtsverhandlung vor der Kammer der Pairs, die den aus Frankreich verwiesenen Thronanwärter nach seiner Landung in Boulogne zu lebenslänglicher Haft auf Schloß Ham verurteilte, erklärte der Prinz: «Ich vertrete vor Ihnen ein Prinzip: die Souveränität des Volkes; eine Sache: das Kaiserium; eine Niederlage: Waterloo. Das Prinzip haben Sie anerkannt, der Sache haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen.» Zwischen den beiden erfolglosen Vorstößen hatte der Prinz auch publizistisch für seine Pläne zu werben begonnen. Die Schrift «Des Idées Napoléoniennes, par le Prince Napoléon-Louis Bonapartes» erschien 1839 in Brüssel. Sie enthielt, ohne es mit der geschichtlichen Wahrheit sonderlich genau zu nehmen, im Stile der üppig wuchernden Napoleon-Legende, die der Kaiser durch das «Mémorial de Sainte-Hélène» mit verführerischen Künsten mächtig gefördert und zielbewußt gelenkt hatte, eine massive Glorifikation des Onkels und ein vieles versprechendes, reichlich verschwommenes politisches und soziales Programm, das der Neffe kühn für den Inbegriff der Napoleonischen Ideen ausgab. Napoleon wird gefeiert als «le messie des idées

nouvelles», die die «wahren Ideen seines Jahrhunderts» selbst sind, und als der «exécuteur testamentaire de la révolution», der wie kein anderer dazu beigetragen habe, «à accélérer le règne de la liberté, en sauvant l'influence morale de la révolution, et en diminuant les craintes qu'elle inspirait». «La révolution se serait noyée dans la contre-révolution; tandis que le contraire a eu lieu, parce que Napoléon envaina en France et partout en Europe les principaux bienfaits de la grande crise de 89, il dessouilla la révolution, affermit les rois, ennoblit les peuples.» Napoleon gilt für den großen Friedensbringer in Europa, für den, der dem Bürgerkrieg in Europa ein Ende macht und «une association européenne solide» begründet; denn er habe danach getrachtet, unter den europäischen Nationen den Naturzustand, den Krieg aller gegen alle, durch den bürgerlichen Zustand, die Herrschaft der friedlichen Zusammenarbeit, zu ersetzen. Allerdings: «Pour que la paix universelle puisse s'établir et se consolider, il faut que l'Angleterre à l'occident, et la Russie à l'est, soient persuadées par la raison ou domptées par la victoire.» Die «Identität der Interessen zwischen dem Souverän und dem Volk» bildet die Grundlage einer Dynastie — also Legitimation der imperialen Autokratie durch das Plebiszit. In Zeiten — verkündet der Prinz großzügig unbekümmert —, die einem sozialen Umsturz folgen, besteht das Wesentliche der Staatsführung nicht darin, «die Prinzipien in der Subtilität ihrer Theorie anzuwenden», sondern «de s'emparer du génie régénérateur, de s'identifier avec les sentiments du peuple, et de le diriger hardiment vers le but qu'il veut atteindre». Die napoleonischen Ideen — in diesem Gedanken gipfelt das politische Manifest des Prinzen — sind die Ideen, die — mit oder ohne Napoleon — den Gang der Geschichte bestimmen. Sie erkennen und sie anerkennen heißt nichts anderes als sich dem Gesetz der Geschichte fügen, den providentiellen Verlauf des historischen Prozesses bewußt übernehmen. «L'idée napoléonienne n'est point une idée de guerre, mais une idée sociale, industrielle, commerciale, humanitaire.» Der Prinz verspricht in der Tat unter dem Titel der Napoleonischen Idee alles: Freiheit und Ordnung, Förderung der industriellen Entwicklung und Bewahrung und Ausbau der revolutionären Prinzipien, Befriedung der Massen bei gleichzeitiger Sicherung gegen revolutionäre Umwälzungen, Friede und Wiederherstellung der französischen Vorherrschaft in Europa. Und er tat das auf Grund des Glaubens, daß sich allein in der Spitze des Staates der allgemeine und gültige Wille des Volkes inkarnierte und nur sie die wahrhaftige Interpretation des nationalen Willens leisten imstande sei.

Das Buch Jolys enthält fünfundzwanzig Gespräche. Sie stellen keine fortlaufende, durch die immanente Logik des Gedankens geforderte Reihe dar, sondern sie sind in vier Gruppen zusammengefaßt, die je durch den Vorrang eines Gegenstandes gekennzeichnet sind. Da die Wahl der Art und Weise der Darstellung, nämlich eben die Form des Gesprächs, eine künstlerische Absicht verrät oder mindestens einen künstlerischen Willen als mitbeteiligt erscheinen läßt, ist man sogar versucht, überhaupt an ein Drama zu denken, das sich in vier Akten abspielt. Auf eine Peripetie hin ist alles angelegt, meisterhaft und mit bewundernswerter Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks. Dramatische Spannung — das ist zwar nur ein äußerlicher Grund — kommt schon dadurch zustande, daß zwei Menschen, die verschiedene Prinzipien repräsentieren, sich entgegenstehen. Ob es Joly wirklich daran gelegen war, die politischen Lehren Machiavellis sichtbar zu machen, und ob er in diesem Bestreben Machiavelli Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, braucht uns nicht zu beschäftigen. Diese beiden Fragen sind in unserem Zusammenhang kaum von entscheidender Wichtigkeit. Sicher ist, daß Machiavelli und Montesquieu zwei grundsätzlichen verschiedenen Theorien der Politik vertreten, die — was sich fast von selbst versteht — begründet sind in zwei sich gegenseitig ausschließenden Anschauungen und Bewertungen des Wesens Mensch. Es handelt sich um zwei Möglichkeiten, von denen aus sich die Gesamtheit der gesellschaftlichen und staatlichen Wirklichkeit betrachten und beurteilen läßt. Kein Leser entzieht sich der inneren Spannung, die Joly im Laufe der Gespräche atemberaubend zu steigern versteht. Denn niemandem bleibt verborgen, daß zunächst einmal eine Lage geschildert und eine politische Aufgabe gestellt wird. Gegeben sind bestimmte ökonomische und politische Verhältnisse, bestimmte Anschauungen über den richtigen und wünschbaren Aufbau des Staates und die Ordnung der Gesellschaft, also die mehr oder minder anerkannte Vorherrschaft einer politischen Theorie und der ihr gemäßen Praxis. Dann geht man über zur Erkenntnis und Prüfung der Mittel, der Künste und Kniffe, die sich für die Lösung der gestellten Aufgabe als tauglich erweisen sollen. Und zuletzt enthüllt sich, daß die innere Konsequenz des realisierten politischen Programms bei der Vernichtung dessen endet, was doch gerade nicht der Grund und Zweck aller politischen Aktionen und Methoden sein kann — bei der Zerstörung des menschlichen Wesens. Das Unheimliche dieses Gesprächs in der Hölle, das behutsam Schritt für Schritt seinem Höhepunkt entgegengeführt wird, ist, daß plötzlich ein wohl vorbereiteter Umschlag erfolgt, in dem am Ende sich offenbart, daß dem Menschen der Weg zurück versperrt ist, daß die politischen und psychologischen Methoden und Taktiken, die zur Lösung der Aufgabe ergriffen wurden, darauf hinauslaufen, den Menschen nicht

nur in Fesseln zu schlagen, aus denen er sich nicht mehr befreit, sondern ihn so zu verändern, daß er die Befreiung gar nicht mehr wünscht. Es ist, als ob Machiavelli und Montesquieu miteinander ein Abkommen geschlossen hätten. Gesetzt wird ein Ziel, und Machiavelli übernimmt es, den Weg zu beschreiben, der für die Verwirklichung begangen werden muß. Er geht dabei von seinen anthropologischen und politischen Anschauungen aus. Montesquieu, inspiriert durch sein Bild des Menschen und seine Philosophie der Politik, macht Einwände und Vorbehalte, die Machiavelli jeweils zu entkräften sucht. Die Peripetie ist in dem Augenblick erreicht, als Montesquieu, entsetzt über die minuziös rationale Exposition der Taktik und der Methoden Machiavellis und Befreiung von dem Alldruck des schrecklichen Traumes begreifend, von Machiavelli darüber aufgeklärt wird, daß es sich gar nicht um einen Traum, sondern um die Wirklichkeit selbst gehandelt habe. «Un songe! Ah! Montesquieu! vous allez pleurer longtemps: déchirez l'Esprit des lois, demandez à Dieu de vous donner l'oubli pour votre part dans le ciel; car voici venir la vérité terrible dont vous avez déjà le pressentiment; il n'y a pas de songe dans ce que je viens de vous dire... Ce que je viens de vous décrire, cet ensemble de choses monstrueuses devant lesquelles l'esprit seule épouvanté, cette œuvre que l'enfer même pouvait seul accomplir, tout cela est fait, tout cela existe, tout cela prospère à la face du soleil, à l'heure qu'il est, sur un point de ce globe que nous avons quitté.»

Was steht nun aber eigentlich in dem «Dialogue aux Enfers»? Zuerst gilt es, den Gegensatz zwischen Machiavelli und Montesquieu herauszuarbeiten. Machiavelli beginnt mit dem Kompliment, daß die politischen Prinzipien Montesquieus zurzeit fast über die Hälfte Europas herrschen. Er selber, ein treuer Diener eines städtischen Gemeinwesens, sei durch das Buch über den «Fürsten» in Verruf geraten, es habe ihm in den Augen der Nachwelt, der Völker wie der Fürsten, die Verantwortung für jede Tyrannenherrschaft aufgebürdet, obgleich er doch nur gehandelt habe wie ein Gelehrter, der die gesetzmäßige Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen erforscht, oder wie ein Arzt, der Krankheiten beschreibt. «Mon seul crime a été de dire la vérité aux peuples comme aux rois; non pas la vérité morale, mais la vérité politique; non pas la vérité telle qu'elle devrait être, mais telle qu'elle est, telle qu'elle sera toujours. Ce n'est pas moi qui suis le fondateur de la doctrine dont on m'attribue la paternité; c'est le cœur humain. Le machiavélisme est antérieur à Machiavel.» Montesquieu, auf Ausgleich bedacht und eine philosophisch verbindliche Grundlegung der Politik erstrebend, macht den Versuch, zwischen dem «Esprit des lois» und dem «Principe» eine letzte, wenn auch bescheidene Übereinstimmung festzustellen. Sie würde darin bestehen, daß auch Machiavelli den Despotismus, die Gewaltherrschaft, nicht zum Prinzip des politischen Lebens erhebt, sondern für ein Übel, ein allerdings bisweilen notwendiges Übel, hält und ihn als eine Erscheinung des Überganges, der krisenhaften Ausnahme begreift, daß auch Machiavelli die Existenz von Gut und Böse anerkennt, was offensichtlich aus seinem berichtigten Buche hervorgeht. Für Montesquieu ist die Ethik das Fundament des Rechts — «la morale dont les préceptes n'ont rien de douteux ni d'obscur, parce qu'ils sont écrits dans toutes les religions, et qu'ils sont imprimés en caractères lumineux dans la conscience de l'homme. C'est de cette source pure que doivent découler toutes les lois civiles, politiques, économiques, internationales.» In dem Maße, wie die Aufklärung sich über die Völker Europas verbreitet habe, und in dem Umfang, wie die Grundsätze der Staatswissenschaften bekannt geworden seien, sei im Gedanken und in der Wirklichkeit das Recht an die Stelle der Gewalt getreten. Aber gerade diese von Montesquieu angestrebte Übereinstimmung bestreitet Machiavelli. Sie — meint er — gehörten verschiedenen Schulen an, und er zweifle, ob Montesquieu sein System erschüttern könne, das sich nur aus Ableitungen der moralischen und politischen Tatbestände aus einer ewigen Wahrheit zusammensetze. Diese «ewige Wahrheit» aber lautet: «L'instinct mauvais chez l'homme est plus puissant que le bon. L'homme a plus d'entraînement vers le mal que vers le bien; la crainte et la force ont sur lui plus d'empire que la raison... Les hommes aspirent tous à la domination, et il n'en est point qui ne fût oppresseur, s'il le pouvait; tous ou presque tous sont prêts à sacrifier les droits d'autrui à leurs intérêts.» Montesquieu muß sich den Vorwurf gefallen lassen, ein großer Theoretiker zu sein, aber die «inépuisable lâcheté des peuples» nicht zu kennen. Wenn schon die libido dominandi die wirkliche Natur des Menschen kennzeichnet, so muß der Wille zur Macht erst recht das ursprüngliche Merkmal der Staaten und der kollektiven Gebilde überhaupt sein. Alle souveränen Mächte — führt Machiavelli aus — entstammen aus der Gewalt oder, was dasselbe ist, aus der Verneinung des Rechts.

So viel zur Verständigung über den Gegensatz der politischen Anschauungen der Gesprächspartner. Nuncmehr vollzieht sich der Übergang zu den Problemen, vor die sich die Völker und Staaten des 19. Jahrhunderts gestellt sehen. Es ist ein politisches Prinzip, mit dem man vor allem seit der Französischen Revolution zu rechnen hat — das Prinzip der Souveränität des Volkes. Für Montesquieu scheint es einerseits verhältnismäßig leicht zu sein, mit ihm fertig zu werden. Er kennt — mindestens in Bereiche des Endlichen — weder den Begriff der absoluten Souveränität noch einen Machthaber (und wäre er auch das Volk), der im Besitze einer solchen Souveränität wäre. Absolute Souveränität würde alles auch gegen die ewige Gerechtigkeit vollbringen können. «Entre le droit divin qui exclut l'homme et le droit humain qui exclut Dieu, il y a la vérité; les nations comme les individus sont

libres entre les mains de Dieu. Elles ont tous les droits, tous les pouvoirs, à la charge d'en user suivant les règles de la justice éternelle.» Andererseits aber muß sich auch Montesquieu klar machen, daß das «principe de toute-puissance nationale», das als Prinzip aller Staatenbildung voraussetzt, den Grund zu den Revolutionen liefert. Immer wurde es angerufen, wenn es sich darum handelte, die neuen Inhaber der Macht zu sanktionieren. Die beiden Einwände Machiavellis liegen auf der Hand. Da die Völker nach Montesquieu das Recht haben, sich die Staatsform zu geben, die ihnen paßt, so können sie auch nicht daran gehindert werden, sie zu wechseln, wenn es ihnen gefällt. Montesquieus Lehre gewährte also nicht die Herrschaft der Ordnung und der Freiheit, sondern leide nur ein Zeitalter der Revolutionen ohne Ende ein — «l'ère indéfinie des révolutions». Und Montesquieu scheint die Unfehlbarkeit der Vernunft des Volkes vorauszusetzen. Der Verfasser des «Esprit des lois» ist zu dem Eingeständnis bereit, daß die Völker nur in «äußersten Fällen» und wenn sie gerechte Gründe besitzen, die Könige von den Thronen stoßen dürfen. Machiavellis Frage, «qui sera juge de ces extrêmes et de la justesse de ces extrêmes?», beantwortet Montesquieu naturgemäß mit dem Hinweis auf die Völker, die seit Anbeginn der Welt dieses Recht besessen hätten. Er muß indessen zugeben, daß Völker sich irren und schuldhaft handeln können. Für ihre Fehler werden die Völker mit der Anarchie und auch mit dem Despotismus bestraft.

In einem ganz anderen Lichte zeigt sich das Prinzip der Souveränität des Volkes bei Machiavelli. Da er von einer Begrenzung der Souveränität durch das Sittengesetz und die Idee der Gerechtigkeit nichts weiß und die libido dominandi das Wesen der individuellen und kollektiven Lebens-einheiten ist, muß die Lehre von der Souveränität des Volkes einen von Grund auf gefährlichen Charakter annehmen. «Le principe de la souveraineté populaire est destructif de toute stabilité.» Es heiligt das Recht auf Revolution. «Il est l'incarnation même de la force.» «La souveraineté populaire engendre la démagogie, la démagogie engendre l'anarchie, l'anarchie ramène au despotisme.» Machiavelli bleibt bei diesem Kreislauf nicht stehen. Seine eigentliche Behauptung lautet: «Le despotisme est la seule forme de gouvernement qui soit réellement appropriée à l'état social des peuples modernes.» Der Grund dafür besteht darin, daß den modernen Völkern gerade jene bürgerlichen Tugenden mangeln, die allein eine freiheitliche Ordnung tragen könnten. Die großen Staaten «qui ne vivent plus que par l'industrie», die «populations sans Dieu et sans foi» lassen keine andere Form des Staates zu als die Despotie. Machiavelli kommt immer wieder, wenn er in Anerkennung des Prinzips der Gleichberechtigung aller Staatsbürger die aus einer allgemeinen Volksabstimmung hervorgegangene Despotie rechtfertigt, auf die moralische Verfassung der modernen Gesellschaft zurück. In ihr findet er seinen anthropologischen Pessimismus mehr als bestätigt. Der Vorrang des subjektiven Interesses vor der Hingabe an die Objektivität, Luxus und Genußsucht seien die Zeichen der Zeit. «Non, je ne suis pas un saint Vincent de Paule; car mes sujets ont besoin, non pas d'un âme évangélique, mais d'un bras; je ne suis non plus ni Agélas, ni un Lyceus, ni un Græcque, parce que je ne suis ni chez les Spartiates, ni chez les Romains; je suis au sein de sociétés voluptueuses, qui allient la fureur des plaisirs à celle des armes, les transports de la force avec ceux des sens, qui ne veulent plus d'autorité divine, plus d'autorité paternelle, plus de frein religieux. Est-ce moi qui ai créé le monde au milieu duquel je vis? Je suis tel, parce qu'il est tel. Aurais-je la puissance d'arrêter sa pente? Non, je ne peux que prolonger sa vie parce qu'elle se dissoudrait plus vite encore si elle était livrée à elle-même.»

Auf dem Grunde dieser Voraussetzungen schreitet nun das Gespräch zwischen Machiavelli und Montesquieu fort. Man erinnere sich noch einmal an die Ausgangslage: Machiavelli hatte anerkannt, daß beinahe die Hälfte der europäischen Staaten von den Lehren Montesquieus beherrscht werde. Er selber aber hatte die Despotie als die der neuzeitlichen Industriegesellschaft angemessene Staatsform bezeichnet; «il faut arriver à ce qu'il n'y ait plus, dans l'Etat, que des prolétaires, quelques millionnaires et des soldats.» Und er bittet Montesquieu um weniger als zwanzig Jahre «pour transformer de la manière la plus complète le caractère européen le plus indomptable et pour le rendre aussi docile à la tyrannie que celui du plus petit peuple de l'Asie». Montesquieu, im Bewußtsein der Ungeheerlichkeit dieses Anspruchs, im Bewußtsein auch, daß diese frevelhafte Absicht angesichts einer gefestigten politischen Kultur überhaupt nicht zu verwirklichen sei, im Vertrauen schließlich auf die Vernunftbestimmtheit des Menschen und seine Liebe zur Freiheit, auf die Macht des Sittengesetzes und die Wirkung der christlichen Religion, die «eine Predigt der Freiheit» ist, stimmt zu. Machiavelli soll das Ziel erreichen in einem Staat, «der auf das repräsentative Regierungssystem begründet ist, einer Monarchie oder Republik». In Staaten also, die der Teilung der Gewalten huldigen und deren politische Körperschaften der durch die Presse ausgeübten Kritik der Öffentlichkeit unterstehen, deren Industrie entwickelt ist, wobei — wie Montesquieu erklärt — die Freiheiten der Industrie notwendigerweise die politischen Freiheiten in sich einschließen. Vorausgesetzt wird ferner ein Volk, «das seit langem mit der Handhabung der Freiheit vertraut ist». «Et je vous demande, sagt Montesquieu zu Machiavelli, «comment, de là, vous pourrez retourner au pouvoir absolu.» Nichts leichter als das — repliziert lüchelnd der Staatsmann aus Florenz.

Wie geht Machiavelli vor? Die Verfahrensweisen, die er in den verschiedenartigen Bereichen des Gemeinwesens anzuwenden empfiehlt, lassen sich auf einen Nenner zurückführen. Die Unabhän-



gigkeit des Urteils ist der eigentliche Gegenstand des Hasses und der Verfolgung. Es geht darum, den Geist der individuellen Selbstständigkeit unter den Gliedern des politischen Körpers und den Geist der individuellen Verantwortung für das Gemeinwesen zu zerstören und auszutilgen. Das sei darum leicht zu praktizieren, weil in den Grund auf schlief gewordenen Gesellschaften der Gegenwart, in denen der Einzelne nur noch in der Sphäre seines Egoismus und seiner materiellen Interessen lebt, die Gleichgültigkeit gegen die Politik einer verbreiteten Haltung entspreche. Von allen Seiten höre man: Was geht uns die Politik an? Was schert uns die Freiheit? Ist nicht eine Regierung wie die andere? Muß eine Regierung sich nicht behaupten? In der Staatsspitze soll sich die Absorption, die Konfiskation der «dernières heures d'une pensée indépendante» vollziehen. Was das Volk will, ist nicht die Freiheit, sondern die Wohlfahrt, die eine radikal zentralisierte Bürokratie als Organ der staatlichen Spitze gewährleistet. Gefordert wird allenthalben «l'absorption des individus dans une unité symbolique», «la réalisation complète de l'égalité, par la vertu d'un pouvoir qui ne peut être en définitive que dans la main d'un seul homme». Die Herrschaft des Despoten, die Machiavelli errichtet, soll «un règne de plaisirs» sein: «Vous ne me défendez pas d'égayer mon peuple par des jeux, par des fêtes; c'est par là que j'adoucis les mœurs. On ne peut pas se dissimuler que ce siècle ne soit un siècle d'argent; les besoins ont doublé; le luxe ruine les familles; de toutes parts on aspire aux jouissances matérielles; il faudrait qu'un souverain ne fût guère de son temps pour ne pas savoir faire tourner à son profit cette passion universelle de l'argent et cette fureur sensuelle qui consume aujourd'hui les hommes. La misère les serre comme un étou, la luxure les presse; l'ambition les dévore, ils sont à moi. Mais quand je parle ainsi, au fond c'est l'intérêt de mon peuple qui me guide. Oni, je ferai sortir le bien du mal; j'exploiterai le matérialisme au profit de la morale et de la civilisation; j'éteindrai les passions politiques des hommes en apaisant les ambitions, les convoitises et les besoins.» Der Gewalttherrscher ergreift die Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, bei ihren Lasten, «parce qu'elle ne présente que des vices; si elle avait des vertus, je la prendrais par ses vertus». Das Geheimnis seiner Wirkung, der universale Schlüssel, der in alle Bereiche einzudringen erlaubt, ist die aktive Korruption, der die passive Korruptibilität der Menschen entspricht. Man ist zu glauben geneigt, das Verfahren Machiavellis bestehe in einer einzigen Anweisung: in der konstanten und konsequenten Mißachtung und Uebertretung der dritten Vatennus-Bitte. Es gilt, den Menschen in Versenkung zu führen auf Grund der nahezu nicht enttäuschbaren Erwartung, daß er ihr erliegen werde.

In 2., 3. und 4. Teil des «Dialogue aux enfers» schildert der Machiavelli Jolys nichts anderes als die Theorie und Praxis des totalen Staates. Innerhalb überall handelt es sich darum, die Vertreter der öffentlichen und privaten Institutionen und der verschiedenen Schichten der Gesellschaft ihrer Unabhängigkeit zu berauben, indem man sie zu Komplizen einer Untat oder eines anrüchlichen Verhaltens macht. Die wichtigsten Staatsämter muß man solchen Männern anvertrauen, «deren Vorleben und Charakter zwischen sie und den anderen Menschen einen Abgrund legen, von denen jeder bei einem Regierungswechsel nur den Tod oder die Verbannung zu gewärtigen hat und sich vor der Notwendigkeit sieht, die bestehenden Verhältnisse bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen». Von der Terrororganisation und der allmächtigen Polizei, «die alle Stände der Gesellschaft durchsetzen muß», so daß es keine Zusammenkunft, keine Sitzung, keinen Haushalt gibt, in denen sie nicht ein Ohr hätte, bis zu dem «Theater der künstlich aufgezogenen, heimlich bestehenden Opposition» und zu den Scheinverschwörungen, die ein vorzügliches Mittel sind, die Sympathie des Volkes für den Herrscher wieder zu beleben, wenn seine Popularität abnehmen sollte, ist alles da. Es fehlen nicht

die manipulierte Presse und die besoldeten Volksvertreter, die sich als Marionetten der Staatsgewalt erweisen. Es fehlt nicht die zuverlässige, zu allem bereite Privatarmee, die Priorianergarde; es fehlt nicht das «System der großen Bauten», welches «das Problem der dauernden Arbeitsbeschaffung für die Arbeiterklasse» löst. Alles wird daran gesetzt, die Unabhängigkeit des Richterstandes zu beseitigen; denn «il est nécessaire, dans l'intérêt de l'ordre, que les juges soient toujours du côté du pouvoir». Ueberhaupt kommt der Zerstörung des Rechtsbewußtseins eine ausgezeichnete Bedeutung zu: die Aufhebung des Unterschieds zwischen dem gemeinen Verbrechen und dem politischen Vergehen bringt den, der gegen die Regierung auftritt, auf die gleiche Anklagebank, auf welcher der Putschmörder und der Mörder sitzen. Die absolute Gewalt des neuzeitlichen Staates soll die letzte politische und die letzte religiöse Autorität in sich vereinigen. Der Staat wird zu einem neuen Britius, zu einem hundertarmigen Riesen, dessen Arme überall hinreichen, zu einem «organisme colossal de tyrannie à l'ombre duquel le despotisme renaîtra toujours». Alle Erlasse und Verordnungen des Staates verfolgen beharrlich ein Ziel: «annihiler les forces individuelles et collectives, développer démesurément la prépondérance de l'Etat, en faire le souverain protecteur, promoteur et rémunérateur». Es fehlt nicht die peinlich genaue Schilderung des Willens, die anderen Staaten im Namen einer Freiheit, die im eigenen Staate unterdrückt wird, zu revolutionieren, um sie sich selber zu unterwerfen und sich zum Schiedsrichter über Europa aufzuschwingen. Und es fehlt nicht die Umwertung der Worte, so daß Friede Krieg und Krieg Friede bedeutet. In den Augen des Volkes aber wird der Herrscher, der sein uneingeschränktes Vertrauen genießt, zur «personifizierten Vorsehung, deren Wege unbekannt sind».

Was anderes bleibt Montesquieu übrig, als in die verzweifelte Klage auszubrechen, daß auf die Zerstörung des politischen Gewissens die Zerstörung des menschlichen Gewissens folge — «vous avez tué la société, maintenant vous tuez l'homme.»

Der «Dialogue aux enfers» Machiavel et Montesquieu hat eine groteske, unheimliche Nachgeschichte, die weder der tapfere Verfasser noch die betroffenen zeitgenössischen Leser ahnen oder gar voraussehen konnten. Die politische Kampfschrift Maurice Jolys wurde Gegenstand eines berüchtigten Plagiats, das im russischen und westeuropäischen Antisemitismus des 20. Jahrhunderts eine erhebliche und verhängnisvolle Rolle spielte. Es handelt sich um die «Protokolle der Weisen von Zion». In dieser Schrift war die Rede von einer jüdischen Verschwörung, die zur Vorherrschaft des Judentums in der Welt führen sollte. Sie entwickelte eine raffinierte Taktik, die in erster Linie darauf abzielte, durch die Mobilisierung der menschlichen Schwäche und Niedertracht die moralischen Kräfte in der bestehenden Gesellschaft zu korrumpieren und die kulturellen und zivilisatorischen Institutionen zu zerstören. Daß die «Protokolle» eine hastig und leichtfertig zusammengestellte Fälschung waren, die bis in den Wortlaut hinein und an allen entscheidenden Stellen ihre Herkunft von dem Dialog Jolys verriet, konnte Philip Perceval Graves nachweisen, der als Korrespondent der «Times» in Konstantinopel lebte. Am 16., 17. und 18. August 1921 schildert Graves in der Londoner Zeitung die abenteuerlich anmutende Verknüpfung von Geschehnissen, an deren Abschluß die Enthüllung der Fälschung stehen wird. Was wir erzählen, erlebt nicht den Anspruch, ein lückenloser Bericht über die Entstehung der «Protokolle» zu sein.

Ein rechtgläubiger russischer Grundeigentümer und Anhänger der konstitutionellen Monarchie begab sich nach dem Zusammenbruch des Widerstandes gegen die bolschewistische Revolution in Südrußland nach Konstantinopel ins Exil. Für die jüdische Frage hatte er sich schon in Rußland interessiert, und die «Protokolle» kannte er genau. Aus dem Besitz eines früheren Mitglieds der zari-

stischen Geheimpolizei, eines Offiziers der Ochrana, der ebenfalls in die Türkei geflohen war, erwarb er ein paar alte Bücher, von denen eines besonders seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein französisches Buch, dessen Titelseite fehlte. Der Lederriemen zeigte den Aufdruck «Joli». Das Vorwort war unterzeichnet: Genève, le 15 février 1864. Dem Russen fiel die Ähnlichkeit einer Stelle in den «Protokollen» mit einem Satz des vorliegenden Buches auf, und die Prüfung ergab, daß es sich um nichts anderes als um eine Paraphrase des französischen Werkes handelte. Er händigte Graves das Material aus, und dieser stellte durch einen genauen Vergleich die Übereinstimmung zwischen den «Protokollen» und dem «Geneva-Book» fest. Die Aufklärung, wonach das «Geneva-Book» identisch mit dem «Dialogue aux enfers» Jolys war, wickelte sich im Britischen Museum ab. Die «Protokolle der Weisen von Zion» waren als Fälschung entlarvt. Woher aber kamen sie? Im Jahre 1905 wurden die «Protokolle», die nach dem russischen Gewährsmann Graves' 1901 in Rußland auftauchten, in Zarskoje Selo zum ersten Mal veröffentlicht durch Professor Sergej Nilus, der sie der 2. Auflage seines Buches «Das Große im Kleinen. Der Antichrist als nahebevorstehende politische Möglichkeit» beifügte. Nilus ist Graves beschrieben worden als frommer und leichtgläubiger Konservativer, der viel theologische und historische Gelehrsamkeit mit einem einzigartigen Mangel an Weltkenntnis verbunden habe. Neuere Aufklärung stellte fest, daß Nilus Priester und Beamter der Synodalkanzlei in Moskau war. 1917 ließ Nilus ein Buch erscheinen «Es ist hier, vor unserer Tür!», dem er abermals die «Protokolle» folgen ließ. In beiden Ausgaben wurde auf verschiedene Weise erzählt, wie Nilus zu den «Protokollen» gekommen war. Einmal wollte er sie von einer Frau erhalten haben, die sie einem der einflussreichsten und eingeweihtesten Führer der französischen Freimaurer gestohlen hatte. Das andere Mal waren sie ihm von einem russischen Adligen, Alexis Nikolajewitsch Sukhotin, dem nachmaligen Vizegouverneur von Stawropol, übergeben worden. Entsprechend dem von Nilus verfaßten Nachwort zur englischen Ausgabe der «Protokolle», hatte sie ein Freund im Safe des Hauptquartiers der Gesellschaft von Zion «gefunden». Und nach der französischen Ausgabe erklärte Nilus, daß die Protokolle Notizen eines Planes darstellten, der von Theodor Herzl einem «Aeltesten-Rat», der gleichzeitig mit dem ersten zionistischen Kongreß 1897 in Basel tagte, unterbreitet worden sei.

Diese nicht überzeugenden, widersprüchlichen Erzählungen leiten zur Frage über: Wie gelangte der Dialog Jolys, den die Napoleonische Verwaltung 1865 konfisziert hatte, nach Rußland? Da die zaristische Geheimpolizei mit der französischen zusammenarbeitete und russische Agenten in Paris tätig waren, ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß durch diese Verbindung ein Exemplar in russische Hände geriet. Man nimmt neuerdings an, daß ein Polizeispitzel der Ochrana die «Protokolle» fabriziert habe. Die Fälschung fügte sich den politischen Tendenzen der russischen Konservativen reibungslos ein: sie diente als denunziatorisches Mittel im Kampfe gegen die russischen Liberalen und die Bestrebungen, welche die Errichtung einer konstitutionellen Monarchie zum Ziele hatten. Sie versuchte die tiefe Mißstimmung über die drückende zaristische Bürokratie abzulenken auf eine ungeheuer drohende Weltverschwörung, die zum Verlust alles Angestammten und Herkömmlichen führen müßte und die, wenn sie Erfolg hätte, ein fremdartiges, hartes Joch in Aussicht stellen würde.

Das Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe des «Dialogue aux enfers» von 1865 gibt Anlaß zu einer Frage, die Joly unbeantwortet zu lassen scheint. Der Uebersetzer liest aus dem Totengespräch die Ansicht heraus, wonach der Verfasser fast mit der gleichen Schärfe das Repräsentativsystem verurteilte wie den Napoleonischen Despotismus. Es ist eine alte Wahrheit, daß es im Gemeinwesen nur

eine begrenzte Anzahl von Formen der staatlichen Willensbildung gibt. Daß ihnen allen Schwierigkeiten anhaften, wer wollte es leugnen und welcher Theoretiker des Staates hätte das nicht gewußt? Man kann sich indessen nicht des Eindrucks erwehren, daß das «Gespräch in der Unterwelt» — wozu der zweite deutsche Herausgeber Hans Leisinger neigt — trotz einigen Bedenken eine Huldigung an den Geist Montesquieus ist.

Machiavelli nennt im «Dialogue aux enfers» Frankreich «le champ d'expérience consacré des théories politiques». Der Leser von heute wird sich gerne zu dem Zugeständnis bereit finden, daß Maurice Jolys Werk eine glänzende Bestätigung dieser Behauptung bilde. Selbst wenn man einwenden wollte, daß das unheilvolle Verhängnis, das Joly schildernd heraufbeschwört, der Gegenwart aus eigener Erfahrung bekannt sei, so mindert das doch den Wert und die grundsätzliche Bedeutung seines Buches nicht. Auch sollte man sich nicht zu der Frage gedrängt fühlen, ob der Machiavelli Jolys den wirklichen Machiavelli darstelle. Diese Frage ist gegenstandslos in der imaginären Sphäre des Totenreiches, wo Raum und Zeit keine Rolle spielen und die Geister nicht von ihrer Zeit, sondern von der Gegenwart des 19. Jahrhunderts sprechen. Noch immer war die Einbildungskraft die hervorragendste Bedingung eines fruchtbaren politischen Denkens und der Mangel an Phantasie im Guten wie im Bösen das Zeichen der Einsicht und Uebersicht hinderns Verstricktheit ins Gegenständliche. Dieser Kraft einer «exakten Phantasie» verdankt man ein Werk der politischen Philosophie von hohem Rang, das sich dem staatsrechtlichen Schrifttum im Frankreich des 19. Jahrhunderts, das wahrlich mit bedeutendsten Leistungen aufwartet, würdig einfügt.

Schluß des redaktionellen Teils



Eines Buches wegen läßt Dante im Inferno seiner «Divina Commedia» das fürstliche Paar Francesca und Paolo in sündige Liebe verfallen: es ist der Lancelot-Roman, der sie verführt. Dieser neben dem «Tristan» berühmteste Liebesroman des Mittelalters ist verketet mit dem Sagenkreis um König Artus und die Ritter seiner Tafelrunde, ist durchwoben von den Legenden vom Zauberer Merlin und der Gral-Mythe. Lancelot liebt Ginevra, die Gemahlin des Königs Artus, mit jener allgewaltigen, unglückseligen «fol amour», die letzten Endes den Untergang des Artusreiches verschuldet. Ruth Schirmer hat, aus altfranzösischen, mittellateinischen und lateinischen Quellen schöpfend, die Geschichte von Lancelot und Ginevra auf so bezaubernde Weise zu neuem Leben erweckt, daß der heutige Leser von ihr nicht minder angesprochen wird als einst die höfische Gesellschaft. Sie ist in der «Manesse Bibliothek» erschienen, geschmückt mit zwölf farbigen Miniaturen aus einer mittelalterlichen Handschrift.



... wenn im Tal der Frühling beginnt, dann ist das Skifahren in Saas-Fee am schönsten. (Ueber 3000 Betten in Hotels und Ferienchalets.) Verkehrsbureau: Tel. (028) 7 81 58



Wir suchen für unser Werk Gerlafingen

## DIPL. INGENIEUR

als Assistenten der **Betriebsdirektion** zur Bearbeitung von **Planungsaufgaben** und zur selbständigen Verfolgung und Bearbeitung von **Entwicklungsproblemen**.

Interessenten werden ersucht, ihre Bewerbungsunterlagen, enthaltend Lebenslauf, Zeugniskopien, Photo und Handschriftprobe, einzureichen der Personalabteilung der

**Gesellschaft der Ludwig von Roll'schen Eisenwerke AG, Gerlafingen SO**

U N I V A C

Sind Sie die SEKRETÄRIN

die wir für die administrative Unterstützung unserer Verkaufsorganisation suchen?

Erschrecken Sie nicht, wenn Sie hören, daß ein elektronisches UNIVAC-System in 1 Sekunde 125 000 Additionen ausführt oder zum Beispiel Englisch ins Deutsche übersetzt. Ihre Englisch- und Französischkenntnisse sind uns trotzdem wertvoll.

Wenn Sie eine selbständige Tätigkeit in einem freien Arbeitsklima suchen und Freude am Neuen haben, dann sind Sie bei uns am richtigen Ort.

Interessiert Sie dieses Angebot, so telefonieren Sie noch heute an Remington Rand UNIVAC, Bäregasse 29, Zürich 1, Telefon (051) 25 40 35

U N I V A C



# Licht in die Finsternis rückständlerischen Denkens

Roger Peyrefitte Buch „Die Juden“

Die Beschäftigung mit jüdischen Problemen wird leider in Deutschland allzu oft als ein Tabu angesehen. Immer noch. Die Beziehungen zwischen Nichtjuden und Juden sind durch die Ereignisse, die im Tausendjährigen Reich, im Unrechtsstaat, vor einhundert Jahren in einem aufsehenerregenden Interview der unvergessene israelische Dichter M. Y. Ben-gavriel darüber, daß ein Kritiker, der es wage, ein Werk eines jüdischen Autors oder Künstlers abfällig zu beurteilen, schnell in den Verruf käme, Antisemit zu sein. So kann es auch einem Nichtjuden ergehen, der sich mit dem Judentum mit all seinem Für und Wider befaßt und sich dabei auch mit den Fehlern und Schwächen auseinandersetzt, die den Juden angedichtet werden oder die sie tatsächlich — wie alle anderen Menschen — aufweisen.

Es müßte jedem Gutwilligen verständlich sein, daß wir Juden nicht gerade jublieren, wenn in einem Buche im „Stürmer“-Jargon angebliche jüdische „Merkmale“ angeführt werden. Aber ohne diese Anwürfe beim Namen zu nennen, ist eine Auseinandersetzung wohl kaum denkbar. Jedoch sollte die Umwelt das notwendige Verständnis aufbringen, daß nicht wenige von uns überempfindlich sind. Gebrannte Kinder haben nicht nur Furcht vor dem Feuer, sie scheuen, sie hassen es auch. Anderserseits muß auch von jüdischer Seite eingesehen werden, daß der sich aufrichtig mit dem Antisemitismus Beschäftigende sich notgedrungen mit den Anwürfen befassen muß, die seit Jahrtausenden gegen die Judenheit erhoben werden. Allerdings bleibt es hier in Deutschland eine offene Frage, ob die Zeit zu einem Dialog des Pro und Kontra reif sei, ob nicht die Gefahr bestehe, daß die Antisemiten sich in ihrer Meinung bestärkt fühlen, wenn in einem Buch die alten Hetzparolen schwarz auf weiß zum Ausdruck kommen. Peyrefitte hat diese Frage damit beantwortet, daß er erklärte, sein Buch sei nur für intelligente Leser geschrieben. Für sie bestünde diese Gefahr in keiner Weise. Ist dem wirklich so?

Ich meine, daß man in unseren sechziger Jahren jeden Versuch begrüßen sollte, den Antisemitismus zu überwinden. Wenn es um Objektivität geht, wird zustimmen, wenn ein integrierter Publizist Licht in die Finsternis rückständlerischen Denkens, antijüdischen Treibens bringen will, das im Laufe der Geschichte oftmals schon ein Meer von Blut verursacht hat. Und Peyrefitte ist zweifellos integrierend.

Solche Erörterungen scheinen angebracht nach der Lektüre von

Roger Peyrefitte, „Die Juden.“ Stahlberg Verlag, Karlsruhe, 1966. Uebersetzt von Brigitte Weltbrecht. 688 S., 25,— DM.

Als das Buch im vergangenen Sommer in Frankreich herauskam, hatten Mitglieder der Familie Rothschild zunächst gegen einige Passagen, die sich mit der internationalen Bankiersfamilie befaßten, Einspruch erhoben und den Autor auf 100 000 Francs (80 000 DM) Schadenersatz verklagt. Der Prozeß vor einem Pariser Gerichtshof dauerte jedoch nur 30 Sekunden, da vordem eine gültliche Übereinkunft zwischen den Parteien erzielt worden war: Einige Sätze erschienen in den späteren französischen Ausgaben nicht mehr. Sie sind auch in der deutschen Uebersetzung nicht enthalten.

Die Gegnerschaft der Familie Rothschild hätte eine gewisse propagandistische Wirkung für das Buch. So ging seinem Erscheinen in der Bundesrepublik der Ruf des Sensationellen voraus: Wer gegen die Rothschilds auftritt, wer gegen sie schreibt, muß doch Antisemit sein? Und wer dazu noch eine These von der Versippung der ganzen Welt mit den Juden aufzustellen beliebt — was Geisteskind kann der wohl sein? Die Bernadottes — Juden? Die Habsburger? Der König von Belgien? Königin Elizabeth? Und neben vielen Herrschern auch Präsidenten: Kennedy, Johnson — ja sogar Fidel Castro? Und Franco? Sogar Adenauer? Segni? Schließlich fast die gesamte Aristokratie bis zum Manne auf der Straße? Was soll das wohl bedeuten?

Peyrefitte ist bemüht — und sagen wir es gleich — ehrlich bemüht, den Antisemitismus auf diese Weise ad absurdum zu führen. Eine seiner Gestalten erklärt (S. 72 f):

„Der Antisemitismus wird zusammenbrechen, nicht wegen der Liebeserklärungen des Konzils, nicht wegen der Reden von der christlich-jüdischen Freundschaft, noch viel weniger wegen der zweifelhaften Versöhnung der arabischen Länder mit dem Staat Israel, sondern unter den Hammerschlägen einer Wissenschaft, an die niemand dachte, nämlich der Namenkunde. Dies ist die unbesiegbare Waffe, die die Keime des Krieges gegen die Juden zerstören wird, ganz zu schweigen vom Kleinkrieg.“

Diesen Ausspruch sollte der Leser bei der Lektüre der „Juden“ nicht außer acht lassen. Er zeigt, worauf es dem Autor ankommt. Man mag zu diesen These stehen, wie man will: Frappierend ist

sie auf alle Fälle. Sie „eröffnet den Genealogen eine neue Karriere“ (S. 72).

Wie will jemand, der selbst irgendwie und irgendwann von Juden abstammt, seinen Judentum begründen? Das ist Peyrefittes Ueberzeugung. „Ich will den Antisemitismus zerstören... es gibt kein anderes Mittel. Es gefällt mir, weil es sich nicht auf eine hohle Ideologie stützt, sondern auf eine unanfechtbare Wissenschaft... Freilich muß sie unter dem Schild der Wahrheit betrieben werden“ (S. 73). Und selbst derjenige, der dem Buche Antipathie entgegenbringt, weil es zur Hetzpropaganda ausgenutzt werden könnte, kann dem französischen Schriftsteller das „Schild der Wahrheit“ nicht absprechen, der Wahrheit, der Ehrlichkeit seiner Absichten.

Peyrefitte setzt sich mit der von ihm gewählten Methode mit Vorwürfen auseinander, die gegen die jüdische Gemeinschaft erhoben wurden und immer noch erhoben werden. Heiße Eisen gibt es für ihn nicht. Er weicht keiner Frage aus. Auch das Schächten kommt zur Sprache (S. 115): „Sie müßten einmal in den Schlachthof gehen... dort können Sie feststellen, daß das religionsgesetzlich vorgeschriebene Schächten nichts Barbarisches an sich hat. Bekanntlich stellten es die Deutschen in ihren Propagandafilmen als ein richtiges Gemetzel mit Strömen von Blut dar. Der Metzger ist das Gegenteil von einem Henker.“ So spricht er auch von einem der aktuellsten — wenn auch nicht dem wichtigsten — Thema in der Bundesrepublik, der Wiedergutmachung, und geißelt die ungerechte Handhabung der Gesetze bei den Entschädigungsämtern, die immer wieder die Wunden aufreißt und die Opfer zwingt, ihre Gefühle vom Obersten zum Unterten zu kehren (S. 139 ff u.a.O.). Er prangert den dummredigsten Ausdruck vom „typischen Aussehen der Juden“ an (S. 188): „Während der Besatzungszeit waren wir verblüfft, auf den Straßen die Gesichter vieler durch ihren gelben Stern gekennzeichneten Juden zu sehen, die man ohne Stern kaum als jüdisch erkannt hätte.“

Voller Ironie steckt seine Auseinandersetzung mit der pseudowissenschaftlichen Formel vom „jüdischen Blut“ (S. 176 ff):

## DER MENSCH WIRD SIEGER BLEIBEN

Von William Faulkner

Die größte Tragik unserer problemreichen Zeit ist eine allgemeine und alles umfassende Angst, die jedoch schon so lange besteht, daß wir sie heute bereits ertragen können. Es gibt längst keine geistigen Probleme mehr. Es gibt nur noch eine einzige Frage: Wann werde ich in die Luft gesprengt? Aus diesem Grunde hat der junge Mensch, der heute schreibt, die Probleme des menschlichen Herzens vergessen, das mit sich selbst im Widerspruch steht, jene Probleme, die schon allein ein gutes schriftstellerisches Werk schaffen könnten, weil nur dies Herz wert ist, daß man darüber schreibt, daß man so viel Mühe und Schweiß daransetzt.

Er muß sie wieder kennenlernen. Er muß sich selbst beibringen, daß es das Niedrigste ist, sich zu fürchten, und, indem er sich das lehrt, muß er es für immer vergessen — und in seiner Werkstatt für nichts anderes Raum lassen als für die alten Wahrheiten und Wahrhaftigkeiten des Herzens, die alten weltweiten Wahrheiten, ohne die jede Geschichte vergänglich und dem Untergang geweiht ist — Liebe und Ehre und Mitleid und Stolz und Mitgefühl und Entsaugung.

Ehe er dies erreicht, arbeitet er unter einem Fluch. Er schreibt nicht von Liebe, sondern von Lust; von Niederlagen, in denen niemand etwas verliert, das Wert hätte; von Siegen ohne Hoffnung, und schlimmer noch, ohne Erbarmen und Mitgefühl. Sein Kummer klagt nicht um die Gebeine der Welt, hinterläßt keine Narben. Er schreibt nicht über das Herz, nur über Drüsen.

Bis er diese Dinge wieder lernt, wird er schreiben, als stünde er inmitten der Menschen und be-

„Ich vermute, Sie haben den Artikel von Professor Montandon über die Frage des Blutes nicht gelesen. Er klärt uns in dieser äußerst wichtigen Sache gründlich auf. Sehen Sie hier. In Frankreich umfaßt die Blutgruppe B nur zwölf Prozent — das ist die jüdische Infiltration — Blutgruppe O dreißig Prozent — ich gehöre der Mehrheit an — Blutgruppe A zweiundvierzig Prozent und Blutgruppe AB drei Prozent. Aber was lese ich da? Jetzt verstehe ich gar nichts mehr! Professor Montandon erklärt, von hundert deutschen Juden hätten zweiundvierzig Blutgruppe O, einundvierzig Blutgruppe A und nur zwölf Blutgruppe B...“

„Genau wie bei den schlechten Franzosen.“

„... und von hundert polnischen Juden hätten dreiunddreißig Blutgruppe O und zweiundvierzig Blutgruppe A!“

„Genau wie bei den guten Franzosen. Demzufolge hätte Professor Montandon zuerst zwölf Prozent Franzosen verjagt und dann zweiundvierzig Prozent polnische Juden und einundvierzig Prozent deutsche Juden aufnehmen können.“

„Die einzigen, die einen größeren Prozentsatz an Blutgruppe B aufweisen — einundzwanzig Prozent —, sind die Juden aus Anatolien.“

„Sie haben Frankreich nicht besetzt!“

„Ich erinnere mich nicht an diese Zahlen, ich hätte mir nur die aus der Broschüre gemerkt.“

„Jetzt wissen Sie, wie eine antisemitische Broschüre fabriziert wird!“

Daß Peyrefitte häufig diesen rassistischen Ausdruck „jüdisches Blut“ und die Naziterminologie vom „Halb-“, „Viertel-“ und „Achtel“-Juden verwendet, ist seine Methodik, die im Wortschatz vieler Menschen immer noch vorhandenen unwissenschaftlichen und falschen Begriffe lächerlich zu machen.

Es heißt, Peyrefitte habe mehr als fünf Jahre lang Bibliotheken in vielen europäischen Ländern durchforstet. Habe eine außerordentlich umfangreiche Korrespondenz und noch mehr Gespräche mit Israelis, Franzosen, Deutschen, Engländern und anderen Europäern geführt. Peyrefitte drang tief ein in den Geist der jüdischen Religion. Sein Wissen von den jüdischen Geboten und rituellen Vorschriften gehen oftmals bis in allgemein selbst vielen Juden unbekannt Einzelheiten. Auf der gegenüberliegenden Seite drucken wir einen kleinen Ausschnitt aus seinem Werk ab: einen klassischen Gottesdienst.

obacke ihren Untergang. Ich lehne es ab an den Untergang der Menschheit zu glauben. Nun läßt es sich leicht behaupten, der Mensch sei unsterblich, einfach weil er als Wesen überleben wird — daß, wenn der letzte Schlag der Glocke der Verdammnis ertönt und ihr Widerhall vom letzten kahlen Felsen verschlungen ist, der zeitlich im letzten rotglühend sterbenden Abend hängt, daß dann noch immer ein anderer Ton hörbar sein wird: die winzige, unerschöpfliche Stimme des Menschen, die auch dann noch immer spricht.

Ich weigere mich, das zu glauben. Ich glaube, der Mensch wird nicht nur überleben, er wird Sieger bleiben. Er ist unsterblich, nicht nur, weil er allein von allen Geschöpfen eine unerschöpf-

liche Stimme hat, sondern weil er eine Seele hat, einen Geist, der des Mitgefühls, des Opfers und des Duldens fähig ist.

Es ist die Aufgabe des Dichters, des Schriftstellers, von diesen Dingen zu schreiben. Es ist sein Vorrecht, dem Menschen das Dulden zu erleichtern, indem er sein Herz erhebt, indem er ihn an den Mut und die Ehre und die Hoffnung und den Stolz und das Mitgefühl und das Erbarmen und an das Opfer erinnert, die der Ruhm seiner Vergangenheit waren.

Schilderungen einer Barmizwah-Feler, das Jiskor-Gebet, vom Besuch einer Jeschiwah, einer Hochzeit (S. 95 ff, 243 ff, 610 ff, 680 ff u.v.a.O.) sind bereidete Zeugnisse, wie gut Peyrefitte im allgemeinen das Wesen des Judentums erfaßt hat und es wiederzugeben versteht. Das Kolorit könnte von einem schriftstellerisch begabten Thora-Gelahrten, der sich seit seines Lebens mit nichts anderem beschäftigt, kaum treffender gezeichnet werden.

In einem Gespräch einer jüdischen Mutter mit der aus dem Christentum kommenden Braut ihres Sohnes erweist sich, wie tief Peyrefitte auch in die rituellen Gesetze eingedrungen ist, die das jüdische Eheleben regeln. Manchem Leser mögen diese Abschnitte mißfallen, manch einer mag sich abgestoßen fühlen. Ich meine, daß Peyrefitte zum Ausdruck bringen will, wie hoch er die ethischen und moralischen Gesetze der Juden schätzt. Peyrefitte deklariert seine Freimütigkeit mit den Worten der Mutter zur Schwiegertochter: „Ich spreche mit Ihnen wie mit einem sexuell aufgeklärten jungen Mädchen von heute, nicht wie mit einem jungen Gänschen aus meiner Jugend!“

Die von Peyrefitte gezeichneten Gestalten seines Buches sind lebensecht. Die Juden wie die Nichtjuden. Ein orthodoxer, im Barmizwah-Alter stehender Junge, Ascher, wird die Sympathie des Lesers ebenso schnell besitzen, wie seine Schwester (Egla). Sie leben in dem jüdischen Milieu, das von den Nationalsozialisten endgültig von der Erde getilgt ist und bei Peyrefitte ein vielfarbiges Konterfei bekommt.

„In diesem Winter kam es mehrmals vor, daß wir nach dem Essen bei Freunden am Sabbatabend vor unserer Haustür fast erfroren, bis uns ein nichtjüdischer Mieter oder Vorübergehender öffnete (in unserem Viertel wundert sich niemand über diesen kleinen Dienst). Zum Öffnen muß man lediglich den elektrischen Türdrücker bedienen, aber es gilt als Arbeit, auf einen elektrischen Knopf zu drücken, weil es Strom erzeugt, und alle Arbeit ist verboten. Als einmal an einem bitterkalten Abend niemand kam — Sie erinnern sich, wie streng der Januar war —, näherte ich meine Hand dem Knopf und sagte zu Papa: „Ich nehme die Sünde auf mich.“ Welch einen Blick warf er da auf mich! Einen Blick, der weder kleinliche Genauigkeit noch abergläubische Bestürzung verriet, denn er wußte wohl, daß uns der Blitz nicht erschlagen würde. Sein Blick enthielt die Worte, die er nicht auszusprechen brauchte: „Jude sein heißt, eben diese Bewegung nicht ausführen. Weil unsere Vorfahren entsprechende Gesten nicht machten, weil sie nein sagten, wenn man sie dazu aufforderte, bist du am Leben.“

Da Peyrefitte an keinem der Probleme vorbeigehen will, birgt sein Buch die Gefahr, zu welt-schweifig zu sein. So wird mitunter bereits Gesagtes wiederholt (so besonders die Namensnennung der Familien und Personen, deren Vorfahren irgendwann einmal Juden gewesen sein sollen). Peyrefitte spricht trotz der verblüffenden Kenntnis des jüdischen Kultus einmal fälschlicherweise vom jüdischen Osterfest (gemeint ist Passach), einen Ausdruck, dem er einen seiner jüdischen Gestalten in den Mund legt, obwohl ein Jude ihn kaum anwenden würde. Es ist vom „Rundtanz“ die Rede, obwohl er wissen mußte, daß dieser Horra genannt wird. Auch die Aufgaben der Chewra Kadischa (S. 30) werden unrichtig dargestellt. Ob diese Schwächen in der Uebersetzung liegen? Ein mit der Materie vertrauter Lektor hätte hier helfen müssen. Es sind zwar geringfügige Mängel, wenn man das gesamte Buch betrachtet, der Verlag sollte sie jedoch für spätere Ausgaben — zu denen es sicherlich kommen wird — korrigieren.

Insgesamt: Wie gesagt, manchen mag das Buch befremden, mancher mag die Methodik ablehnen, mag die Gefahr, daß es antisemitisch ausgelegt und von Judenfeinden für ihre Zwecke mißbraucht werden könnte — sie liegt in diesem Werk — größer erscheinen als Vorteile, die es unbestreitbar hat. Etliche werden Peyrefitte nach wie vor für einen Skandalautor halten. Objektiv gesehen dürfte jedoch nicht verkannt werden, daß Peyrefittes unverkennbare Absicht, den Juden als Menschen schlechthin zu betrachten, im Interesse all derer liegt, die es ablehnen, daß Juden, wo immer sie auch leben, entweder unter Denkmalschutz gestellt werden oder nach wie vor Zielescheibe abgrundtiefen Hasses sind.

Den Antisemitismus aus der Welt zu verdrängen, ist Aufgabe jedes human denkenden Menschen. Und zu ihnen ist Peyrefitte auf alle Fälle zu zählen. Hermann Lewy

**FLÜGEL, PIANOS  
NEUPERT-CEMBALI UND SPINETTE**  
Steinway & Sons, 1 Berlin 12 (Charlottenburg)  
Hardenbergstraße 4-5, Tel. 32 36 28 u. 32 44 81

Sie wohnen in einem modernen Altbau



Paradox, aber wahr. Diese Familie genießt in ihrer geräumigen Altbauwohnung allen Komfort, den heute Neubauten bieten: Einbauküche, Bad, Warmwasserversorgung, automatische Heizung. Der Grund: das Haus ist voll mit Gas versorgt und mit modernen Gasgeräten ausgestattet. Ein Knopfdruck oder ein Dreh am Hahngriff ist alles — schon brennt die saubere Flamme mit voller Heizkraft, spürt man die wohlige Wärme, erfrischt leitungsfrisches, warmes Wasser. Das ist Komfort, wie er sein soll.

Deshalb entscheiden sich immer mehr fortschrittliche Hausbesitzer für Gas und moderne Gasgeräte. Sie wissen, ihr Haus gewinnt an Wert. Um gute Mieter brauchen sie sich niemals zu sorgen. Die finden sie dann immer. Leicht!

Nutzen auch Sie die Vorteile der modernen Gasgeräte. Wenden Sie sich an Ihren Installateur, Ihren Fachhändler oder an die GASAG-Beratungsstellen. Berliner Gaswerke (Gasag) Eigenbetrieb von Berlin, 1 Berlin 30, Tauentzienstraße 6, Telefon 24 90 56

Gas nützt der ganzen Familie



# Positives gibt das Maß

Der Dichter als Kritiker — Zu einem Buch von Max Brod

In der „Nachschrift 1918“ zu seinem Roman „Jüdinchen“ schrieb Max Brod: „Hätte ich nach dem Aufsehen, das ‚Nornepygge‘ machte, weiter in dieselbe Kerbe gehauen: mein Profil als Dichter hätte sich nicht verwirrt, wäre eindeutig, einleuchtend geblieben. Nichts ist wesentlichere Vorbedingung für den Erfolg als die Eigenschaft, sich leicht überblicken zu lassen.“ Und nichts verführerischer für einen Rezensenten — so möchten wir hinzufügen —, als sich auf das sprichwörtliche hohe Roß zu setzen, nach Lust und Laune (Laune!) im nachhinein etwas schulmeisterlich „gut“ oder „schlecht“ zu finden. Eine hübsche Antwort für Zeitgenossen, denen es nicht um sachliche Wertung einer Leistung, sondern mehr um die Pflege persönlicher Eitelkeit geht, findet sich in dem Buch

Max Brod: „Prager Sternenhimmel; Musik- und Theatererlebnisse der Zwanziger Jahre.“ Paul Zsolnay Verlag, Wien — Hamburg, 254 S. Ln. 16,15 DM.

Dort heißt es: „Es ist das typische Vergnügen nichtschöpferischer Geister, sich vor Bewunderung zu hüten, indem sie die Blickrichtung von vornherein auf die Mängel des Objektes wenden, die freilich leichter zu entdecken sind als sein einmaliger, großer, lebendiger Zusammenhang, zu dessen Erfassung immerhin eine adäquat wohl funktionierende Seele gehört.“

Noch in jüngster Zeit hat Brod bewiesen, daß beispielsweise eine Lebensbeschreibung ohne Haß oder Schwärmerei, wohl aber mit Anteilnahme und einem Gefühl für Gerechtigkeit geschrieben werden kann. Was dem 81jährigen Dichter in seinem wissenschaftlichen Werk „Johannes Reuchlin und sein Kampf“ selbstverständlich ist, war ihm schon damals, in den Zwanziger Jahren, wohlvertraute Übung. Zeugt davon nicht bereits der Titel des hier zu besprechenden Buchs, in dem von Erlebnissen die Rede ist, nicht aber von Kritiken? Das schließt selbstverständlich Kritik nicht aus; sie ist jedoch im Sinne des Autors aufzufassen: „In zwei Jahren meiner Rezensententätigkeit habe ich mit Tadeln gottlob nicht allzuviel Zeit verloren. Nicht-Bemerkten ist der beste Tadel.“

„Prager Sternenhimmel“ war ursprünglich im Kurt Wolff Verlag erschienen und seit Jahrzehnten vergriffen. Das Buch vereinigt Beurteilungen, die Max Brod während der Zwanziger Jahre und knapp vorher über Ereignisse des deutschen und tschechischen Sprechtheaters, die beiden Prager Opernhäuser und Konzertsäle schrieb, ergänzt durch einen Beitrag aus neuerer Zeit über Gustav Mahler. Da finden sich Artikel über den Komponisten Leos Janacek — einer der vielen, welche Brod gefördert hat, was ihm den Titel „Mäzen des Geistes“ eintrug —, Beiträge über deutsche und tschechische Musik (Arnold Schönberg, Josef Suk,



Richard Strauss, Mozart usw.) und über „Sternenstern“. In letzterer Abteilung so prominente Namen wie Moissi, Max Pallenberg, Romanowski und Massary.

Wer jene Zeit nicht erlebt hat, für den sind manche dieser Namen zwar bekannt, aber nicht

vertraut. Für diese Leser sind Brods Berichte sicherlich willkommene Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen. Zugleich lassen sich Bekenntnisse des um gut vierzig Jahre Jüngeren in Beziehung setzen zu seinen heutigen Äußerungen. Brod schrieb beispielsweise gelegentlich einer Richard-Strauss-Woche: „Mein kritisches Prinzip ist: die Vorzüge eines Schaffenden als Erweiterung meines seelischen Reiches möglichst bis ans Ende zu empfinden und von seinen Mängeln nur die aller-notwendigste Notiz zu nehmen. Das Positive einer Leistung gibt mir das Maß des Künstlers. Negatives kommt eigentlich überhaupt nicht in Betracht. Nur insofern es dem Positiven Luft wegnimmt, macht es sich fühlbar.“ Eine Maxime, zu der sich Brod sicherlich auch heute noch bekennt — uneingeschränkt bekennen darf.

An anderer Stelle:

„Immer habe ich mich darüber gewundert, warum Kritiken so verdräselicht stilisiert sind, warum die Kritiker so gereizten Tons nicht über, sondern gegen die Werke schreiben, die sie zu beurteilen haben. Kritik könnte Kommentar der Kunstwerke sein, Vermittler zwischen Publikum und Kunst. Statt dessen ist sie: Front des Publikums, der erste Schützengraben des Publikums gegen den Ansturm der Kunst.“ An dieser Stelle das Zitat abzubrechen, hieße, sich tendenziöser Berichterstattung schuldig machen. Denn jetzt heißt es: „Nun bin ich selbst ein Jahr lang an der Front. — Ein Jahr lang Kritiker. Und ich beginne zu begreifen. Man kann tatsächlich gegen das Gute stumpf und verdräselicht werden, da so viel Schlechtes geboten wird.“

Hier die Mitte gefunden (man darf wohl sagen: die Mitte gewagt) zu haben, gereicht Max Brod zur Ehre. Hinzu kommt: Was ursprünglich für den Tag geschrieben wurde, ist dank dieser Einstellung auch heute noch lesenswert — und oft von aktueller Bedeutung. Joachim Hemmerle

## Jugend und Politik

Vier Neuerscheinungen

Hermann Gleesecke: „Didaktik der politischen Bildung.“ 192 S. Paperb. 9,80 DM.

Dieter Dankwort: „Erziehung zur internationalen Verständigung.“ 184 S. Paperb. 9,80 DM.

Ludwig von Friedeburg / Peter Hübner: „Das Geschichtsbild der Jugend.“ 80 S. lam. Brosch. 7,80 DM.

Walter Jaide: „Die Jungen Staatsbürger.“ 168 S. lam. Brosch. 12,80 DM. Alle im Juventa Verlag, München.

Die Bedeutung der politischen Bildung der Jugend kann nicht hoch genug bewertet werden. Die heranwachsende Generation muß zum demokratischen Bewußtsein und Denken erzogen werden. Die politischen Geschehnisse der letzten Zeit, der Blick in Schulbücher zum Beispiel zeigen, daß in den Jahren seit dem Krieg vieles versäumt worden ist und daß die in der politischen Jugend-erziehung erzielten Ergebnisse im großen und ganzen unzulänglich sind. Verantwortliche Kreise sind sich einig darin, daß der junge Mensch zum verantwortungsbewußten Staatsbürger erzogen werden muß, wenn ein neuer Gang in Katastrophen, wie sie die jüngere deutsche Geschichte aufweist, verhindert werden soll. Ueber das Grundsätzliche ist man sich hier einig. Eher man aber sagen kann, wo und wie angesetzt werden muß, um Versäumtes nachzuholen bzw. Lücken zu schließen, muß man im Wege der Standortbestimmung in Erfahrung bringen, was die Jugendlichen wissen und was nicht und wie sich die derzeit gebräuchlichen Methoden günstig oder ungünstig ausgewirkt haben. Erst dann ist es möglich, sich im Detail mit der Praxis der politischen Bildung zu beschäftigen. Es ist zu begrüßen, daß sich verantwortungsbewußte Pädagogen und Wissenschaftler dieser Probleme mit dem gebührenden Ernst annehmen und daß Verleger bei der Realisierung der hier vorliegenden lebenswichtigen Aufgaben mitwirken, obwohl auch dies allein — man muß es mit der gebotenen Skepsis wieder einfügen — noch lange keine Gewähr dafür bietet, daß sich auf diesem Gebiet endlich etwas Wesentliches ändert.

Der Münchner Juventa Verlag ist einer jener Verlage, die die politische Bildungsbearbeitung auf wissenschaftlicher Ebene mit lobenswerter Energie publizistisch fördern. Die hier besprochenen Veröffentlichungen stammen aus seinem umfangrei-

chen bildungspolitischen Programm. Dr. Hermann Gleesecke, Assistent am Pädagogischen Seminar der Kieler Universität, befaßt sich, ausgehend von den Berührungspunkten zwischen Politik und Pädagogik, mit den Lerninhalten der politischen Bildung. Er setzt sich kritisch mit den bisherigen Theorien auseinander und entwirft Vorschläge für die pädagogische Praxis an den Schulen und in anderen Erziehungsbereichen. Er theoretisiert nicht nur, sondern hat seine Gedankengänge in der außerschulischen Bildungsarbeit erprobt. Seine Grundthese geht dahin, daß die Jugend ihr Urteil an den Ernstfragen des politischen Lebens üben und schärfen muß. Dieses Ziel müsse auch im Unterricht angestrebt werden. Die Behauptung, daß die theoretischen Grundlagen der politischen Erziehung mittlerweile geklärt seien, sei nichts als eine Täuschung — tatsächlich seien diese Probleme nach wie vor ungeklärt, man schlepe sich halt weiter. Im ersten Teil seines Buches untersucht Gleesecke diese Fragen und Grundsätze, um im zweiten die praktischen Ausführungsmöglichkeiten, insbesondere die Stoffauswahl, ins Auge zu fassen. Schließlich widmet er sich den Fragen der Lernsituation und Lehrinstituten und der politischen Didaktik. Der Autor will mit seiner Arbeit keine Patentlösungen anbieten, sondern zur Diskussion der harrenden Probleme beitragen.

Dankwort, Leiter der Programmabteilung der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer, setzt sich mit einer weiterreichenden Aufgabe der Jugend-erziehung auseinander, nämlich damit, wie internationale Verständigung an den Schulen und in der Jugendarbeit gelehrt werden kann. Darüber, daß Verstehen und Verständigung zur Erhaltung des Friedens beitragen, also im Interesse aller liegt, gibt es keinen Zweifel, aber das Theoretisieren unserer Politiker über Frieden und Einigkeit reicht nicht aus, die Menschheit diesem Ziel näherzubringen. Die Mithilfe aller ist erforderlich, um den Heranwachsenden die Voraussetzungen zur aktiven Verständigungsbereitschaft mit auf den Weg zu geben. Vorurteilslosigkeit, Friedfertigkeit, Kritikfähigkeit, Verantwortungsgefühl, Ehrlichkeit und vor allem Toleranz gehören zu den Grundsätzen, die bereits in der Familie und insbesondere an den Bildungsanstalten den jungen Menschen vermittelt werden sollten.

Dankwort zeigt die Themen und pädagogischen Ansatzpunkte auf, die bei der Erziehung zur Verständigung dienlich sein können. Er unterbreitet zahlreiche Vorschläge für die Praxis, mit brauchbaren Literatur- und Lernmittelhinweisen, und untersucht deren Anwendungsmöglichkeiten in Fächern wie Gemeinschaftskunde, Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften. Anmerkungen und Quellenhinweise vervollständigen den nützlichen Band, den der Autor als einen aus Erfahrungsmaterial entwickelten „Leitfaden“ für die Erziehung zur Verständigung betrachtet haben möchte.

Die Berliner Soziologen von Friedeburg und Hübner nehmen in ihrer kritischen Untersuchung das Geschichtsbild und historische Wissen der deutschen Jugend unter die Lupe. Was weiß die Jugend über die Vergangenheit? Hat die Jugend Geschichtsbewußtsein? Hat sich der Geschichtsunterricht in der bisher praktizierten Form bewährt? Das sind die zentralen Fragen, mit denen sich die Autoren an Hand des vorliegenden Forschungsmaterials systematisch und kritisch beschäftigen. Ihre Antworten bestätigen die verbreitete Skepsis: das Geschichtsbild der Jugend ist im allgemeinen ungenügend, ihre geschichtliche Kenntnis unzureichend und das rationale Geschichtsverständnis fehlt in den allermeisten Fällen. Die große Mehrheit der Jugendlichen ist über die jüngste Vergangenheit völlig unzulänglich informiert, selbst den Oberschülern ist zum Beispiel die Geschichte der Weimarer Republik kaum ausreichend bekannt. Im allgemeinen wissen Primaner und Studenten mehr als andere Jugendliche und die meisten Erwachsenen, aber auch sie verfügen nur in Ausnahmefällen über ein angemessenes, differenziertes Wissen von geschichtlichen Zusammenhängen. Das ist die triste, jedoch keineswegs überraschende Realität. Die Autoren warnen davor, die Möglichkeiten des Geschichtsunterrichts zu überschätzen; die Schule sei nur einer der zahlreichen Faktoren, die das Geschichtsbild der Jugend bestimmen, aber sie sollte ihre Aufgabe um so ernster nehmen. Eine umfangreiche Dokumentation und bibliographische Angaben bilden den Beschluß des Bandes; wer in die Details vordringen will, findet hier genügend Materialvorschläge.

Jaide, Rektor der Pädagogischen Hochschule Hannover, bringt im wesentlichen Auszüge aus Untersuchungen und Studien sowie umfangreiches Tabellenmaterial zum politischen Meinungsbild der Jugend — psychologische und soziologische Untersuchungsberichte, Selbstzeugnisse, historische Rückblicke und Abhandlungen zur politischen Bildung. Diese Dokumente veranschaulichen den Grad der Anteilnahme der Jugend an Problemen des Staates, der Politik und der Zeitgeschichte, ihr Verhältnis zum Beispiel zur Staatsform, zur Regierungspraxis, zur Bundeswehr, zu politischen Gegenwartsaufgaben usw. Jaide hat die in dem Material zutage tretenden Tendenzen und Tatsachen in einer knappen Expertise zusammengefaßt und erläutert. Einige der Erkenntnisse sind: etwa 50 Prozent der Jugend sind politisch grob informiert; ca. 10 bis 20 Prozent nehmen Interesse am politischen Geschehen; ca. 10 bis 15 Prozent stehen der Politik betont ablehnend gegenüber. 60 Prozent der Jugendlichen sind für die Demokratie, 20 Prozent für ein autoritäres Regime, 1 bis 4 Prozent für die Diktatur, ca. 15 Prozent sind ohne feststellbare Meinungstendenz. Ca. 90 Prozent sind ohne parteipolitische Aktionsbereitschaft, denen 5 bis 7 Prozent gegenüberstehen, die zur Mitwirkung bereit sind. Bei der Aufteilung der Jugendlichen in sogenannte Habitustypen ergab sich folgendes Bild: als Engagierte zu bezeichnen sind 9 bis 12 Prozent, Interessierte 29 bis 34 Prozent, Indifferente 19 bis 46 Prozent; der Rest ist unpolitisch oder steht der Politik scharf ablehnend gegenüber. Keine Überraschung ist auch die Tatsache, daß die Mädchen meist ein weit höheres Maß an politischer Indifferenz, Sorglosigkeit und Loyalität aufweisen als die Jungen. W. Berger

### LESERBRIEF:

#### „Verloren — verschollen — untergegangen“

Vor einiger Zeit sandten mir Freunde aus Holland Ihre Ausgabe vom 1. April 1966 ein. Zu dem Artikel „Verloren — verschollen — untergegangen“ von Herrn Dr. Lowenthal (Seite 18) möchte ich Dr. Lowenthal zur Richtigstellung auf folgenden Hinweisen:

Der Kunstmaler Max Stern, der zu den bekanntesten Impressionisten in Deutschland und auch außerhalb Deutschlands gehört, ist nicht, wie hierin angegeben, „sicherlich in der Emigration“ im Jahre 1954 eines natürlichen Todes gestorben, sondern beim Pfingstangriff auf Düsseldorf im Jahre 1943 in seinem Heim umgekommen. Seine Frau, die Tochter des bekannten holländischen Malers Burnier, wurde schwer verletzt, konnte aber gerettet werden. Groteskerweise hat der damalige Gauleiter Florian sie im Krankenhaus besucht und ihr als Arierin dazu gratuliert, daß sie nunmehr wieder dem germanischen Volksstamm zugeführt sei. Anschließend verübte sie Selbstmord. Zur Unterrichtung sei noch gesagt, daß Max Stern sich nicht hat taufen lassen und nie aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten ist.

Ich gestatte mir darauf hinzuweisen, daß mein Neffe, Freiherr von Halem, ebenfalls ein Neffe des am „20. Juli“ hingerichteten Nikolaus von Halem, der zur Zeit Leiter des Goethe-Institutes in Boston (USA) ist, seine Doktorarbeit über Max Stern macht. Klaus Stern-Eilers, Düsseldorf

### Ferien in Israel?

M/S „BILU“ Nimmt Ihren Wagen in der Vorsaison gratis mit!



Abfahrt jeden Donnerstag von Neapel nach Haifa. Ihr Wagen wird gratis mitgeführt, nur Hafengebühren von DM 40,— pro Fahrt, während der Saison bis 23. 6. 1966 und vom 8. 9. bis 28. 10. 1966. In der Hochsaison (30. 6. bis 1. 9. 1966) kostet der Transport Ihres Wagens ab DM 140,— pro Fahrt. Für weitere Auskünfte oder Platzreservierung wenden Sie sich an

IHR REISEBÜRO

oder an General Agent für die Bundesrepublik:

ADAC-REISE-GMBH

8 München 22, Königsplatz 9, Telefon 22 86 31



# Die Grundmauern des Judenhasses

Genese, Geschichte und Gefahr des christlichen Antisemitismus (I) / Von Hans Kühner

«La lueur du four crématoire d'Auschwitz est le phare qui éclaire, qui oriente toutes mes pensées. O mes frères juifs, et vous aussi, mes frères chrétiens, ne croyez-vous pas qu'elle se confond avec une autre lueur, celle de la Croix?»

Jacques Isaac, Jésus et Israël

Als sich am Ende des Zweiten Weltkrieges die Tore der deutschen Konzentrationslager und Ausrottungshöhlen öffneten, schienen sich auch zum erstenmal die Augen der Menschen zu öffnen für das, was rund zweitausend Jahre unchristlichen Judenhasses der Christen anzurichten imstande gewesen waren. Treffender müsste gesagt werden: war den Menschen Gelegenheit gegeben, sich die Augen definitiv öffnen zu lassen. Haben Anschein und Hoffnung getragen?

Eilfertig gründeten die einen löbliche Gremien der Zusammenarbeit von Christen und minimalen Resten von Juden, die überlebt hatten. Ebenso eilfertig mimte man plötzlich Philosemitismus, die ebenso gefährliche Gegenseite des Antisemitismus: eine Fortsetzung jenes viel konstatierten Ausweichmanövers, mit dem gegen Kriegsende das schlechte Gewissen so vieler moralisch Verantwortlicher, soweit es noch möglich war, einen Paradejuden holte, um ihn wiederum sehr eilfertig, wie einen Hund an der Leine, als «geretteten Juden» präsentieren zu können und sich damit selber zu retten. Und ohne übermäßige Gewissensbelastung schloss man sich dann — auch dies ein bequemes Alibi —, der CDU oder der CSU an und redete wieder von Christentum, möchte man ein entdeckter oder unentdeckter, ein exkulpierter oder als unwichtig eingestuft Naziverbrecher, «bloss» Handlanger oder feige-wissender Zuschauer der Ausrottungen gewesen sein, der plötzlich von nichts gewusst hat. Mit «christlichen Werten» und neuem Feindbild liess sich ohne Uebergang weiterspielen und, wo es angebracht war, irgendeine zu nichts verpflichtende

Kirchenhistorische Themen sind das Spezialgebiet des Katholiken Hans Kühner, den viele — seiner oft harten Kritik an Kirche und kirchlichen Institutionen wegen — als «Nestbeschmutzer» beschimpfen. Leserschriften zu seinen NZ-Beiträgen und seiner stark beachteten «nz am wochenende»-Serie vom Herbst letzten Jahres — «Gestalt und Wandel der katholischen Moraltheologie» — beweisen es.

Und umstritten wird auch seine neue Artikelreihe sein, wo er, in fünf Folgen, eines der heissesten Eisen anfasst. Auschwitz, so darf man seine Aussage simplifizierend vorwegnehmen, ist nur ein Teil von 16 Jahrhunderten «christlichem» Antisemitismus. In erweiterter Form werden Kühners Artikel später in der Buchreihe «Essenz/Evidenz» des Waage-Verlags, Zürich, erscheinen.

Die beschwörenden Versicherungen, der konsequente frühchristliche Antijudaismus des Glaubens, den die ersten Autoren aus den Evangelien herausgelesen haben, habe nichts mit dem Rassenantisemitismus zu tun, in den im 19. Jahrhundert die lange Entwicklung eingemündet ist, sind unglaublich, weil sie von der Geschichte selber widerlegt werden. Der pseudotheologische Antijudaismus hat den Antisemitismus gezeugt. Es sei daran erinnert, dass bereits Bossuet, das kirchliche Sprachrohr Ludwigs XIV., eine hasserfüllte Predigt gegen die — wörtlich — «verfluchte Rasse» gehalten hat, die ebensogut vom berüchtigten Hofprediger der Hohenzollern, Adolf Stöcker, von Paul de Lagarde, von Hitler oder Goebbels hätte stammen können. Wenn es heisst, der deutsche Rassenwahn habe mit Religion nichts zu tun gehabt, so ist das insofern richtig, als keine einzige Vorstellung der deutschen rassistischen

Christen! — ausser acht gelassen, von der eschatologischen Weltansicht des Apostels ganz abgesehen.

Der antijüdischen Propaganda der Kirchenautoren mussten das neunte, zehnte und elfte Kapitel des viele Jahre später geschriebenen Römerbriefes völlig unbrauchbar sein. Was man brauchte, war die aus dem ersten Thessalonicherbrief konstruierte These vom Gottesmord, die dann bis zu jener Simplifikation in der Geschichte weitergetragen und ausgebaut wurde, in deren Folge Ströme schuldlosen jüdischen Blutes geflossen sind, was die konsequente Vertiefung der Theologie des Römerbriefes unmöglich gemacht hätte. Einen Beweis christlicher Liebe, der allein glaubwürdig gewesen wäre, hat die Kirche den Juden verweigert.

## Konsequenter Hass

Die These vom Gottesmord, die den Sinn des ersten Thessalonicherbriefes in einer vom Apostel niemals intendierten Form generalisiert und die vermutlich der Kirchenvater Melito von Sardes formuliert hat, diente dazu, jede menschliche Erniedrigung, jede Qual zu rechtfertigen, die Christen den Juden bis zum Jahre 1945 zugefügt haben. Gedanken darüber, ob ein Gott ermordbar sei, hat kein Theologe sich gemacht.

Hinzu kommt der Missbrauch, den das christliche Aeon mit dem vom Verfasser des Matthäus-Evangeliums überlieferten, gar nicht erwiesenen Selbstfluch getrieben hat, und der das Blut Jesu, das freiwillig vergossene Zeugnis der Erlösung, deren materielles Werkzeug eine mehr als begrenzte Gruppe von Juden, im Entscheidenden jedoch die römische Besatzungsmacht gewesen ist, den Juden aller Zeiten zum Fluch hat werden lassen. Das hat noch zu Beginn der deutschen Verfolgungen 1938 ein deutscher Bischof ausgesprochen; hat auf dem Höhepunkt der Mordpolitik Hitlers ein deutscher Erzbischof be-

Judenhasses mit propagandistischer wie theologischer Zielsetzung begann frühzeitig. Der vielzitierte *Dialog mit dem Juden Tryphon*, ein etwa um 165 entstandenes Hauptwerk des Justinus des Märtyrers, behielt noch die Form des erdachten Gespräches bei. Tertullian, der die Juden in vielen Werken scharf angriff, schrieb zwischen 195 und 205 seine Hauptschrift auf dem Gebiet der Polemik, *Adversus Judaeos*, gegen die Juden. Eine heute verlorene Schrift gleichen Titels stammte von Hyppolyt von Rom. Cyprian von Karthago setzte die Polemik im ersten der drei Bücher seiner *Testimonia ad Quirinum* fort. — etwa um 250. Diese Polemik muss so bekannt gewesen sein, dass anonyme Traktate gleicher Tendenz einfach Cyprian zugeschrieben wurden.

«Nicht nur an jenen, die seine Zeitgenossen waren, fürwahr an allen künftigen jüdischen Geschlechtern haftet das Blut Jesu bis ans Ende aller Zeiten», so formulierte die höchste Autorität der Frühkirche, Origenes, um zugleich im Widerspruch hierzu zu sagen: «Die Juden sind und bleiben unsere Brüder, die sich uns freiwillig erst später anschliessen werden, dann nämlich, wenn wir kraft unserer Lehre und unseres vorbildlichen Lebens sie bewegt haben werden, es uns darin gleich zu tun.» Aber nicht diese tiefgründende These, sondern die erstere, die Kollektivbeschuldigung, hat sich in der Kirchengeschichte durchgesetzt.

Der Dichter Commodianus wandte sich in seinem *Carmen apologeticum* um die Mitte des 3. Jahrhunderts in dichterischer Form an die Juden. Lucius Firmilianus Lactantius, der berühmteste afrikanische Apologet, der Günstling Konstantins I., griff die Juden im vierten Buch seines Hauptwerkes, den *Institutiones divinae*, an und plante ein eigenes Hauptwerk gegen sie. Eusebius von Caesarea, genannt der «Vater der Kirchengeschichte», zugleich der Begründer einer Kirchengeschichtsschreibung, die Schule gemacht hat und

nen Repräsentanten etwa auf sich selber zu beziehen. «Sie beanspruchten nur sämtliche Helden und edlen Menschen aus der Schrift für sich, und auch nur Versprechungen und Lobpreisungen. Und den Juden überliessen sie alle Schurken und Götzendiener und bezogen auf sie alle Drohungen und Verdammungen.»

Die im Rahmen der gesamten Religionsgeschichte einzig dastehende theologisierte Klassifizierung: lichte Christenheit, finstere Judenheit war Tatsache geworden. Die Kirche bestimmte hinfort, wie die Geschichte der Juden ausgesehen hat oder auszusehen habe; sie deklarierte, dass sie von Anfang an ein Fluch gewesen sei. So waren auch den Konstruktionen und Legendenbildungen um den historischen Tod Jesu keine Grenzen mehr gesetzt. Schon drei Jahre nach der «Befreiung» der Kirche durch Konstantin I. und der Begründung ihrer diesseitigen Macht kam das erste kaiserliche Gesetz heraus, das bei Bekehrung eines Christen durch einen Juden beiden die Todesstrafe androhte.

Die bis dahin in der Theorie sich bewegendende Polemik wurde zur ersten Tat, als der Bischof der kleinasiatischen Stadt Kallinikum — heute Raqqa am syrischen Euphrat — im Jahre 388, also tausendfünfhundertfünfzig Jahre vor der sogenannten Reichskristallnacht, die Synagoge der Stadt in Brand stecken liess, das erste bekannte, vielleicht überhaupt das erste Fanal der Gewalttätigkeit seiner Art. Es erhielt primäre Bedeutung dadurch, dass Ambrosius von Mailand, der erste und allmächtige Kirchenlehrer des Abendlandes, Kaiser Theodosius I., der den Bischof zum Wiederaufbau der Synagoge zwingen wollte, seinerseits zwang, seine Weisung zu widerrufen. Ambrosius erklärte sich selbst stellvertretend zum Brandstifter, «damit kein Ort mehr sei, wo Christus gelegnet wird». Nach seiner Ansicht erübrigte sich für jeden Juden jede Form menschlicher Gerechtigkeit; das Reden mit ihnen sei Schande. Theodosius I. beugte sich der Stimme der Kirche und liess im Gesetz



gang weiterspielen und, wo es angebracht war, irgendeine zu nichts verpflichtende Judenmode mitmachen. Dem gegenüber blieben jene wenigen Christen — und weit zahlreicher jene Nichtchristen, doch Menschen —, die wirklich in äusserster Not und unter Lebensgefahr Juden geholfen hatten, möglichst verborgen. Israel muss sie noch heute mühselig suchen, um ihnen danken zu können.

Täuschen wir uns nicht. So ist es bis heute geblieben. Wir haben es miterlebt, dass SS-Angehörige sich 1967 mit dem Staate Israel anzubiedern versuchten, von allen Alibi-Farben die makaberste. Gewandelt haben sich, vom Ganzen her gesehen, nur wenige Christen. Und die Kirche als Institution und Komplex hat keinen Augenblick lang Andeutungen gemacht, dass sie das Inferno, dessen rauchende Reste sich nach der Kapitulation von 1945 darbten, möglicherweise zum Anlass genommen hätte, eigene Mitschuld und Mitverantwortung für das nun offenkundig Gewordene zu erkennen, und zwar als «Endlösung» von Theologie. Ganz im Gegenteil. Ganze kirchliche Literaturen sind seit 1945 bemüht, jede Andeutung von Mitschuld und Mitverantwortung weit von sich zu weisen und jeder sachlichen Dokumentation — es gibt deren ebenfalls eine grosse Anzahl — Wert, Gewicht und zum Teil wirklich christliches Bemühen um Erkenntnis pauschal abzuspochen und als Kirchenfeindschaft auszulegen, was der Wahrheitsfindung dient. — Dann kam die Gelegenheit, sich übergangslos auf die sogenannte Judenerklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils zu beschränken, gleichsam in sie zu flüchten, um weiteren unbequemen Fragen aus dem Wege gehen zu können. Eine solche «Erklärung» hätte aber zuallererst etwas ganz anderes zu «erklären» gehabt, nämlich Einsicht in die lange blutige Geschichte des Kirchenkrieges gegen die Juden.

Einer der bedeutendsten Kenner der Materie, der anglikanische Geistliche James Parkes, von dem wichtige Werke zum Thema Antisemitismus erschienen sind, schreibt: «In Motivierung und Klima ist die Naziperiode der christlichen Lehre nichts schuldig geblieben. Einzelne Christen haben ihr Leben gewagt und verwirkt, indem sie Opfer Hitlers retteten, aber — bei den Kirchen ist die Linie geblieben, wie sie war, unterbrochen weder durch ausreichende Schuldbekennnisse noch durch gemeinsamen Willen zu Wiedergutmachung oder Reue.»

Von hier aus ist der Bogen zu den Anfängen zurück zu schlagen.

## Anfänge

Die Kirche hat die lange Zeit vom Tode

ist das insofern richtig, als keine einzige Vorstellung der deutschen rassistischen Pseudophilosophie mit Religion etwas zu tun hatte. Aber sie ist aus dem christlichen Antisemitismus der Zeiten, als die Kirche die Weltmeinung exklusiv beherrschte, ebenso hervorgegangen, wie die Frucht auf dem Wege über die Blüte aus der Wurzel des Baumes, mit dem sie ja auch keinen unmittelbaren Kontakt hat.

Der Christen Hass auf die Juden hat sich sein Material aus der Bibel geholt; hat bestimmte Stellen ausgesprochen zeitbedingter Kritik aus den Propheten, den Evangelien, vorwiegend dem Johannes-Evangelium, oder den Briefen des Paulus heraus-

geholt; hat auf dem Höhepunkt der Massaker Hitlers ein deutscher Erzbischof bestätigt; hat 1965 ein italienischer Bischof in der Öffentlichkeit in einer Weise verfestigt, dass das Konzil sich nur noch zu der vierten und endgültigen Form der von Johannes XXIII. gewünschten Erklärung über die Juden bereifinden liess, die dem guten wie dem bösen Willen des Einzelnen jeden Spielraum lässt, indessen die theologische Eindeutigkeit der dritten Fassung aufgegeben wurde. Wohl ist nun der Paulus des Römerbriefes als Leitbild aufgestellt worden. Doch ein umfassendes Schuldbekennnis für alle Untaten abzulegen, die im Namen der Kirche an den

der Begründer einer Kirchengeschichtsschreibung, die Schule gemacht hat und die mit der Wahrheit sehr souverän umsprang, vollzog als hauptamtlicher Hofbischof Konstantins I. die Ausstossung der Juden aus allen Heilzusammenhängen. Er erklärte die jüdische Religion zur Behelfslehre, verlegte höchst bezeichnend und folgenreich Daten und Ereignisse, um das Christentum vorverlegen zu können, ehe Jesus überhaupt erschienen war, und um die Rechtfertigung zu haben, die Juden schon zu Beginn des Kirchensieges im 4. Jahrhundert diffamieren zu können. Juden, die von den Propheten als gute Gläubige bezeichnet worden waren, er-

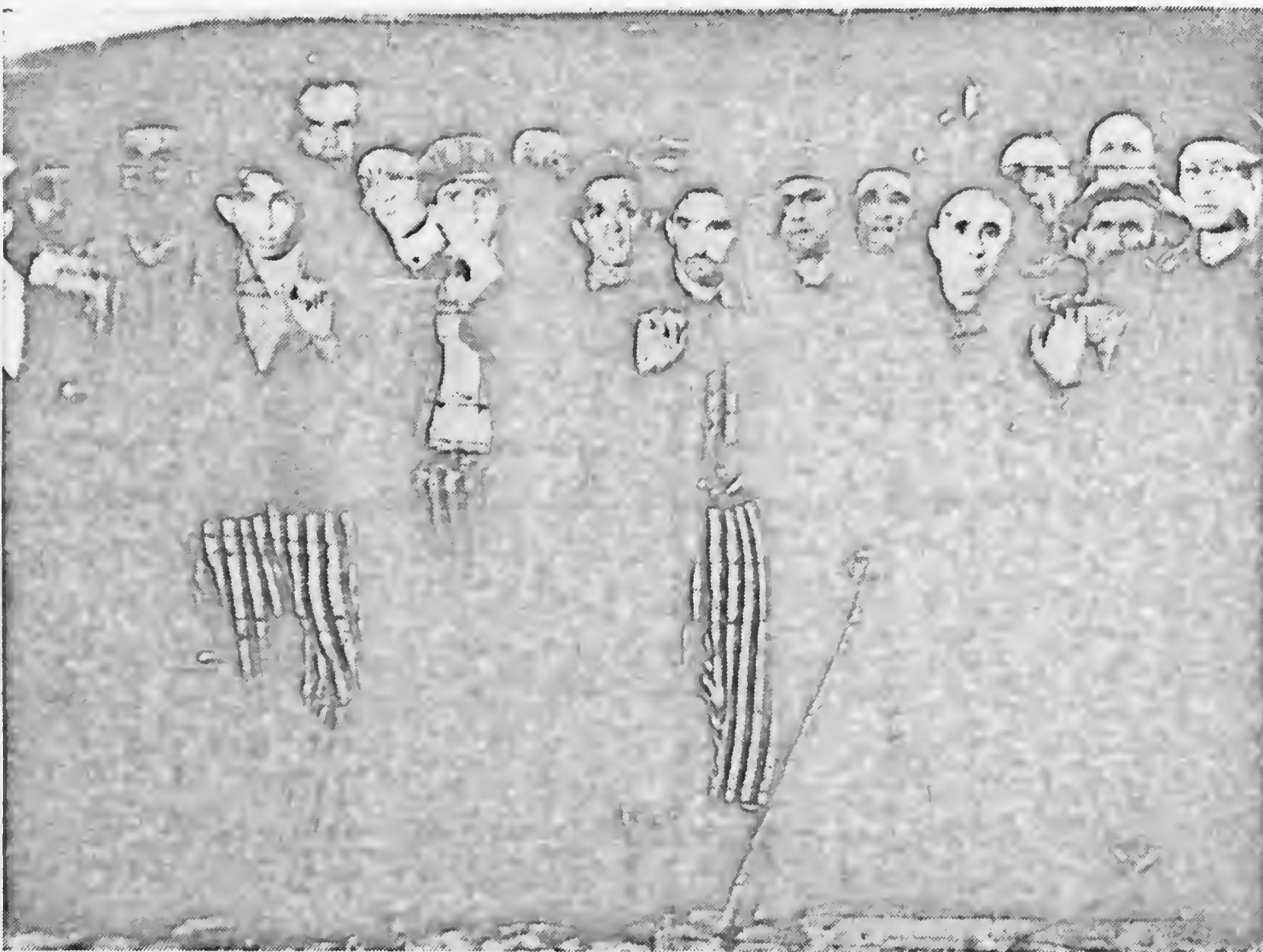
Schande. Theodosius I. beugte sich der Stimme der Kirche und liess im Gesetz jüdisch-christliche Ehen als Ehebruch bezeichnen. Der Weg von hier zu den Nürnberger Rassenchandegesetzen ist sehr viel kürzer als allgemein geglaubt wird.

## Uebles Vokabular

Die zur gleichen Generation wie Ambrosius gehörenden einflussreichen Kirchenlehrer Hieronymus und Johannes Chrysostomos verfolgten die gleiche Tendenz. Hieronymus, der einzige Kirchenlehrer der ersten Generation, der überhaupt Hebräisch verstand und in Bethlechem in einer jüdischen Umgebung lebte, sah — seiner ganzen verhärteten, lieblosen Natur entsprechend, die Welt und Menschen nie eine positive Seite abzugewinnen vermochte — in den Juden nur Untermenschen. Seine Vergleiche entnahm er meist der Tierwelt.

Der jüdische Apostat Bischof Epiphanos von Salamis auf Zypern, der 381 eine bedeutungsvolle Rolle auf dem zweiten Allgemeinen Konzil in Konstantinopel spielte, schrieb in seinem Hass auf Ketzer und Juden Dinge nieder, die an Phantastik schwer zu überbieten waren — ein Beispiel, das sich später, vorwiegend in Spanien, oft wiederholen sollte.

Johannes Chrysostomos hielt im Jahre 387, bezeichnenderweise ein Jahr vor der bischöflichen Brandstiftung in Kallinikum, in seiner Vaterstadt Antiochia, wo er täglich ein reiches jüdisches Kulturleben vor Augen hatte, acht griechische Predigten gegen die Juden, die eine traurige Berühmtheit erlangt und viel verhängnisvoller nach aussen gewirkt haben als die Polemiken des Hieronymus — besonders die erste und die sechste Predigt. «Ich habe ja bereits erwähnt, dass die Synagoge nicht mehr wert ist als ein Theater. Hört, was der Prophet sagt, dem man als Propheten mehr Achtung schenken muss als den Juden: «Du hast die Stirne eines Buhlweibes und fühlst dich nicht beschämt.» Wo aber, wenn nicht im Bordell, wird das Buhlweib entehrt? Daher ist die Synagoge nicht nur ein Theater, sondern auch ein Bordell. Sie ist eine Räuberhöhle und ein Versteck für unreine Bestien... Sie sagen, dass auch sie Gott anbeten, aber das ist nicht wahr. Keiner, nicht ein einziger Jude betet Gott an... Dort wird nicht Gott angebetet, sondern nur Götzendienst getrieben... Die Juden leben für ihre Bäuche, sie lechzen nur nach den Gütern dieser Welt. In ihrer Schamlosigkeit übertreffen sie sogar Schweine und Ziegen... Die Juden sind von Dämonen besessen, sind unreinen Geistern ausgeliefert. Anstatt sie zu grüssen und sie eines Wortes zu würdigen, solltet ihr euch von ihnen



Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bei der vollumfänglichen Kenntnis der grauenhaften Verbrechen an den Juden schien es, dass die Christenheit sich ihres Antisemitismus und dessen Folgen bewusst würde. Es blieb bei der Hoffnung. Bild: Jüdische Häftlinge im Konzentrationslager Buchenwald. AP-Photofax

geklaubt, um davon sein Handeln bestim- Juden, begehren, werden sind, hat das kliste, er zu Nichtjuden und Christen



dergutmachung oder Reue.»

Von hier aus ist der Bogen zu den Anfängen zurück zu schlagen.

## Anfänge

Die Kirche hat die lange Zeit vom Tode Jesu bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil benötigt, um den Juden mit einer Erklärung gegenüberzutreten, die im Volke des Alten Bundes etwas anderes zu sehen sich bemüht als einen Miasmus im Körper der Christenheit. Was dazwischen liegt, ist ein ungeheures Vakuum, ohne Zugang bis heute. Um dieses Vakuum herum reckt sich das Gebirge der Leiden, welche die Christen sich im Laufe der Zeit für die Juden ausgedacht haben, ins Ungemessene; wuchsen ausgeklügelte Vorurteile; wurden Bastionen des Hasses errichtet — Faktoren, die Luther später uneingeschränkt in die Kirche der Reformation integriert hat, bis die Säkularmächte sie willig übernahmen. Es musste der Jude Marc Chagall kommen, um in seiner Kunst den gekreuzigten Juden, den Juden Jesus, als Opfer der auf das Kreuz sich berufenden Christenheit zu zeigen.

Die Kirchengeschichte ist dem Kapitel «Juden» von jeher ausgewichen, obwohl es ein Kapitel von primär christlicher Bedeutung darstellt. Sie hat die Frage des christlichen Gewissens, des menschlichen Gewissens dem Menschen im Juden gegenüber zum Schweigen gebracht.



Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bei der vollumfänglichen Kenntnis der grauenhaften Verbrechen an den Juden schien es, dass die Christenheit sich ihres Antisemitismus und dessen Folgen bewusst würde. Es blieb bei der Hoffnung. Bild: Jüdische Häftlinge im Konzentrationslager Buchenwald. AP-Photofax

geklaut, um davon sein Handeln bestimmen zu lassen.

Besonders aus den Paulusbriefen konnte das Widerspruchsvollste über die Juden herausgelesen werden, und so haben die frühen Kirchenväter in ihren zahlreichen Schriften gegen die Juden als Sammelbegriff stets das ausgewählt, was ihrem polemischen Programm und ihrem abgegrenzten Propagandazweck entsprach. Für dieses Programm, das sich zusehends verdichtete, bildeten die Stellen aus dem Brief an die Galater über den Fluch des Gesetzes — nicht die viel wichtigere Stelle über den tieferen Sinn des Gesetzes — das beliebig zu erweiternde Vorbild und Arsenal. Ebenso intensiv klammerten die Autoren sich an die noch weit härtere Stelle aus dem ersten Brief an die Thessalonicher über die Verworfenheit derer, die Christus getötet hätten. Jedermal wurde hier das Individuelle einer Situation, oft einer eigentlichen «kirchenpolitischen» Zwangslage der geistigen wie tatsächlichen Spannungen zwischen altgläubigen und christusgläubigen Juden oder das leidenschaftliche Temperament des Schreibenden — eines ehemaligen Verfolgers der

Juden begangen worden sind, hat das Konzil als Körperschaft und Repräsentanz der Kirche nicht vermocht, im Gegensatz zu nicht wenigen Einzelnen.

Bei der Betrachtung des Problems drängt sich die Frage auf, warum bei den Juden schon in der christlichen Frühzeit Verstocktheit genannt wurde, was die Christen für sich selber als Glaubensstreue bezeichneten, aus der heraus Christen durch Jahrhunderte ihr eigenes Martyrologium erlebt haben; aber sie haben völlig vergessen, dass sie selber, sobald sie im 4. Jahrhundert zum Bewusstsein ihrer Macht gekommen waren, ihrerseits das Martyrologium der Juden eingeleitet haben, deren Glaubensstreue ebenso unerschütterlich war. Die einzige, im Laufe der Geschichte den Juden gegenüber angewandte Methode der «Mission» bildeten Zwangspredigt und physische Gewaltanwendung. Nicht erstaunlich, dass die «Judenmission» dem Volk des Alten Bundes und heute dem Staate Israel für immer suspekt geworden ist. Das wissen und verstehen auch kritische Christen.

Die Entwicklung des auf falschen Voraussetzungen basierenden kirchlichen

klärte er zu Nichtjuden und Christen. Damit setzte die früheste Beanspruchung grosser Juden für die Kirche ein.

## Theorie und Untat

Die Bahn war vorgezeichnet, der Kontext zu den folgenden Entwicklungen hergestellt. Dazu sagt James Parkes: «Auf diese Weise wurden alle tugendhaften Persönlichkeiten aus dem Alten Testament von der christlichen Kirche übernommen, auch die aus der Zeit der Gesetzgebung durch Moses», — und damit konnte der nun gleichsam ausgezogene Körper des Judentums in seinen Menschen allen denkbaren Entwürdigungen, Rechtlosigkeiten und Martyrien ausgeliefert werden.

Man raubte Israel seine gesamte Geschichte, um deren Träger desto leichter eliminieren und vernichten zu können. Die Kirchenlehrer, Kirchenväter und Kirchenführer klaubten aus dem Alten Testament systematisch heraus, was sie für ihre Theologie verwenden konnten, wobei ihnen jedoch nicht einfiel, die Kritik der alten Propheten am eigenen Volk oder sei-

gen angebetet, sondern nur Götzenbildern getrieben... Die Juden leben für ihre Bäuche, sie lechzen nur nach den Gütern dieser Welt. In ihrer Schamlosigkeit übertreffen sie sogar Schweine und Ziegen...

Die Juden sind von Dämonen besessen, sind unreinen Geistern ausgeliefert. Anstatt sie zu grüssen und sie eines Wortes zu würdigen, solltet ihr euch von ihnen abwenden wie von der Pest und von einer Seuche des Menschengeschlechtes.» Damit nicht genug, heisst es von der Synagoge: «Nenne einer sie Hurenhaus, Lasterstätte, Teufelsasyl, Satansburg, Seelenverderb, jeden Unheils gähnenden Abgrund oder was immer, so wird er noch weniger sagen, als was sie verdient hat.»

Das ist der Jargon des «Stürmers», rückprojiziert in das 4. Jahrhundert. Es ist ein erschreckendes Vokabular, mit dem die Juden übergossen und zugleich, in völliger Verfälschung und Verdrehung von Jeremias 3, 3, dem der Kirchenlehrer sein Zitat entnahm, aus der Menschheit als Geschöpfe Gottes ausgestossen wurden; es ist moralische Brandstiftung, deren Flammen nicht mehr einzudämmen waren.

Am nächsten Samstag:

**Die Tragik des  
Auseinanderlebens**

ste Strafen angekündigt waren, ist nie aufgelöst worden. Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Christen — präziser: Kirchenangehörigen — und jüdischen Parias blieb auch auf der Höhe der Gegenreformation manifest und richtungweisend.

## Ausweitungen

Inzwischen war im Jahre 1543 Luthers wüstes Pamphlet *Von den Juden und ihren Lügen* erschienen — Resultat der von Luther nicht verwundenen Unterlegenheit in der theologischen Argumentation mit Rabbinern: eine Schrift also ohne jede Sachbezogenheit. Mochte der Hass der Kirchen aufeinander noch so unüberwindbar sein, einig waren sich beide im Antisemitismus.

Eine für die Juden gefährliche Tätigkeit übte in Mittel- und Norditalien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der franziskanische Volksprediger Bernardino da Feltre aus. Seine Fastenpredigten von 1575 in Trient, zugleich, wie stets, Hasspredigten gegen die Juden, führten zu der bereits erwähnten Ritualmord-Tragödie um den Knaben Simonetto aus Trient, wo die Juden bis dahin friedlich mit den Christen gelebt hatten. Der Einfluss auch dieses Predigers griff auf Oesterreich und Deutschland über, wo es zu neuen Untaten kam.

Als Begründer der sogenannten *montes pietatis*, der Kreditanstalten mit billigem Zins für Arme, die dem angeblichen jüdischen «Wucher» entgegen sollten, gewann Bernardino da Feltre eine zusätzliche Bedeutung. Doch lassen alle Betrachtungen des Problems ausser acht, dass es gerade die Kirche gewesen ist, die den Juden alle Berufe verboten hat, mit Ausnahme dem des Arztes — gerade die Päpste liessen sich mit Vorliebe von fachlich hervorragenden jüdischen Aerzten behandeln! — und des Geldleihers, der in der Ausweglosigkeit seiner Rechtsstellung höhere Zinsen nehmen musste, um den erpresserischen Geldforderungen von Behörden, Hierarchen und Herrschern nachkommen zu können. Fast alle europäischen Judenpogrome seit den Kreuzzügen hatten zum Ziele, sich der Schulden bei den Juden zu entledigen, die Zinsen zu sparen und die Kapitalien zu konfiszieren. Wenn unter solchen Verhältnissen von Wucher die Rede ist, so ist zu ergänzen:

Frankreich, England und vor allem Deutschland folgte ihm mit haltlosen Beschuldigungen. Der Antijudaismus alter Provenienz verschmolz endgültig mit dem Antisemitismus neuer Prägung.

Die Juden Roms wurden am 20. September 1870, dem Tag, als der Kirchenstaat zu bestehen aufhörte, von ihren jahrhundertelangen Peinigungen erlöst. Doch der Judenhass der Kirche war damit nicht erloschen, er überlebte im gepredigten und gedruckten Wort. Wie verfestigt das pseudotheologische Weltbild vom Juden war, ist mit besonderer Deutlichkeit an der Lage in Frankreich aufzuzeigen, an der dort geschlossenen düsteren Ehe zwischen Ultramontanismus und Integralismus auf der Basis des Antisemitismus in geistlicher Gewandung. Am Beginn standen hier die Kirchenväter des Ultramontanismus, Graf Louis de Bonald und Graf Joseph de Maistre, der Verfasser von *Du Pape*, der Beschworer des Geistes Torquemadas. Begleitet wurde diese Strömung durch den fanatischen Antisemiten Louis Veuillot und seine die französische Öffentlichkeit vergiftende Zeitung *Univers religieux*. Alle Aeusserungen dieser Mentalität kristallisierten sich ganz zwangsläufig im Dreyfus-Prozess, wo neben anderen Fakten der dumpfe Klerikalantisemitismus, lebhaft unterstützt von der römischen *Civiltà Cattolica*, ein neues Betätigungsfeld für alle Hassgefühle fand. Der jüdische Sündenbock wurde zum Ausweichfeld für die unbewältigten Probleme der Zeit. Letzter Auswuchs des hier Vorbereiteten, der Gestalt gewordene fortreizende diabolische Hass alles ans Tageslicht geschwemmt wurde Charles Maurras, das letztmögliche Amalgam aus Nationalismus, Ultramontanismus und Antisemitismus; die fanatische Werbetrommel Hitlers in Frankreich. Maurras, die Symbolfigur für das, was hier zu zeigen versucht wurde, prägte sich den Wahlspruch: «Ich bin Atheist, aber ich bin Katholik.»

## Die letzte Tragödie

Die Entwicklung in den sieben Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ist charakterisiert durch das Fortdauern des Verfestigten und das Hängenbleiben an der Pseudotheologie auf der einen, das endliche

immer bekämpft und gedankmarkiert. Dazu folgen alle Nachweise aus den *Stimmen der Zeit* und der *Civiltà Cattolica*. Selbst noch nach den grössten Massmorden der Menschheitsgeschichte wurden diese unverantwortlichen Texte und Beschuldigungen in die Neuauflage von 1962 unverändert übernommen.

Abertausende von Christen, die es wirklich waren und die sich in voller Freiheit bewusst über die antijüdische Pseudotheologie der Kirche hinwegsetzten, haben zwischen 1939 und 1945 jüdisches Leben gerettet, ein Epos eigener Prägung, dessen Geschichte noch nicht zu Ende geschrieben ist. So hat es im Zweiten Weltkrieg Bischof Charue von Namur gegeben, der seine vielen versteckten kleinen Schützlinge gründlich im jüdischen Glauben unterrichtete und ihnen 1943 das Pessachfest bereitet; hat es die Nonnen der Dames de Sion gegeben, die zweihundert Kinder aus Deportationszügen regelrecht gestohlen haben; hat es jenen unbekanntem Priester gegeben, der für seine hundert geretteten Kinder den Märtyrertod gestorben ist; hat es Abbé Louis Celis gegeben, der drei Jahre lang vier Kinder in seinem Hause verborgen hielt, allabendlich mit ihnen die Thora las und sie schliesslich nach Israel brachte, wo sie noch heute «seine Kinder» geblieben sind; hat es den Priester Aldo Mei aus Fiano bei Rom gegeben, der unter der SS-Folterstumm geblieben ist, sein eigenes Grab schaufeln musste, aber seine versteckten Juden nicht verraten hat; hat es den holländischen evangelischen Pastorensohn Joop Westerwell gegeben, der vierhundert Kinder durch Frankreich nach Spanien gerettet hat und bei der Rückkehr zu Tode gefoltert worden ist, indessen seine Geretteten heute dankbare Israelis sind, die dem Retter im Galil einen Wald gepflanzt, ein Denkmal errichtet haben; hat es Angelo Giuseppe Roncalli gegeben, der als Delegat in Ankara rund hunderttausend falsche Pässe ausgestellt und so, in engster Zusammenarbeit mit Oberrabbiner Chaim Herzog und Chaim Barlass von der Jewish Agency, wo immer er konnte, Juden gerettet hat; hat es den Erzbischof Andreas Szeptychki von Lemberg gegeben, der nicht nur selber Juden versteckt hielt, sondern in seinem ganzen Einflussbereich Juden rettete und retten liess; hat es schliesslich den Domprobst Prälat Bernhard Lichtenberg in Berlin

Paul IV., Pius V., sowie seit den Pogromen des heiligen Johannes von Capistrano den Juden weit Furchtbareres angetan hat, als ihnen «Menschenwürde und Menschenrecht» vorzuenthalten. Dies jedoch laut auszusprechen und als Schuld anzuerkennen, ebenso wie das Schweigen der Bischöfe zwischen 1933 und 1945, wäre in erster Linie Aufgabe deutscher und österreichischer Bischöfe gewesen. So hängt die Mahnung von 1961 historisch beziehungslos, theologisch schizophoren in der Luft. Die Einsicht muss vermisst werden, dass der zu Exzess und Tat vorangetriebene Judenhass der Christen in logischer Entwicklungslinie zwischen 1933 und 1945 dort endete, wo er enden musste. Die Relationen und Verbindungslinien sind nicht mehr zu übersehen oder zu bestreiten. Heidnisch, antichristlich, gegen den Juden Jesus gewandt sind kirchlicher Antijudaismus und rassistischer Antisemitismus in gleichem Ausmass. Im Endeffekt münden sie beide in einem gähnenden Abgrund, der die unzählbaren jüdischen Blutopfer von einst und heute verschlungen hat. Das allein zählt.

## Opportunismus

Hier ist der Schlusspunkt erreicht: die Judenerklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils, Johannes XXIII., der als einziger Papst der Geschichte zu den Juden gesagt hat «ich bin Joseph, euer Bruder» und der damit den Friedensschluss beschworen hat, wünschte die Judenerklärung als den wichtigsten Bestandteil seines Konzils, solange es noch das seine war. Sie ist 1965 als das schwächste Element, als Anhang des Dokuments *Nostra Aetate* vom Konzil verabschiedet worden, nicht nur gegen den erklärten Willen Johannes' XXIII., sondern auch gegen den seines Testamentsvollstreckers Kardinal Augustin Bea, sowie einer Reihe von Hierarchen, die verstanden hatten, worum es ging. Nach vier Fassungen sind etwas über zwei Druckseiten Unverbindlichkeiten geblieben, die dem Gutwilligen Möglichkeiten bieten — nur, dass der Gutwillige eine solche Erklärung für sein Handeln nie benötigen wird.

Der nicht Gutwillige und Indifferente aber — und das ist leider noch immer die Mehrzahl des Kirchenvolkes — braucht

worden? Hat Paul VI. eine Juden-Enzyklika des Bekennens erlassen? Sind Antijudaismus und Antisemitismus formell zu dem erklärt worden, was sie sind: zu Häresien vor Gott und den Menschen? Hat der Papst Yad Vashem in Jerusalem besucht, um dort die Wirklichkeit zu erkennen? Ist er etwa nach Jerusalem gegangen, um sich mit dem Judentum zu versöhnen?

Nichts von alledem ist geschehen. Die Konzilerklärung von 1965 bleibt in der Sphäre des Opportunismus hängen. Die grosse tragische Frage nach dem Menschen ist nicht beantwortet worden, und so ist auch die Antwort an den Juden Jesus ausgeblieben, der als Frage nach dem Bruder über dem kirchenpolitischen Partieren um diese dürftige Erklärung spürbar sein musste. In Wahrheit ist sie ein Dokument, mit dem man sich der Pflicht dem zweitausend Jahre lang ghassten Bruder gegenüber entledigt zu haben glaubt.

Dass die Spitze des Lehrautes nicht gewillt ist, entsprechende positiv verpflichtende Konsequenzen zu ziehen, beweist das Faktum, dass das vatikanische Staatssekretariat 1969 eine erweiterte Erklärung des Sekretariats für die Einheit der Christen unterdrückt hat, um sie dann spurlos verschwinden zu lassen! Sapienti sat.

Um so hoffnungsvoller ist, dass der französische Episkopat im April 1973 der antisemitischen Vergangenheit der Kirche im Lande von Maurras energisch widersagt und in einer langen Darlegung einen Neubeginn eingeleitet hat, wie er seitens des deutschen oder des österreichischen Episkopates bis heute vermisst wird. Das völlig Neue an dem Dokument mit dem Titel «L'Attitude des chrétiens à l'égard du judaïsme» ist, dass jetzt die christliche Dogmatik unverfälscht zum Verstehen des Judentums herangezogen wird. Die Juden Frankreichs haben das sofort anerkannt. Das Dokument fällt auch darin aus dem Rahmen, dass es die Heimkehr nach Erez Israel als ein Positivum darstellt, ohne dabei, wie die arabische Welt und interessierte römische Kurienkreise unterstellen, dem Zionismus das Wort zu reden oder den Blick vor dem menschlichen Leid zu verschliessen, das die Staatsgründung für viele mit sich gebracht hat. Es wird sich nun zeigen müssen, ob die nationalen Bischofskonferenzen, die dort



# Pseudotheologie und Exekutive

Genese, Geschichte und Gefahr des christlichen Antisemitismus (III) / Von Hans Kühner

Der jüdische Versuch, in der grossen Disputation von 1263 in Barcelona dem Christentum mit dem Wort des Einen Gottes, mit Gedanken der Menschlichkeit und des Friedens zu begegnen, war der letzte europäische Versuch, angesichts des zu Ende gehenden Zeitalters der christlich-jüdisch-islamischen Symbiose in Spanien, mit Wort und Ueberzeugung die Kirche zur Achtung des jüdischen Glaubens zu bewegen. Die Machtlosigkeit musste der Brachialgewalt weichen, nicht das Argument dem Argument. Die Intoleranz wurde zur Kirchenpolitik.

Die Dominikaner spürten instinktiv, dass es mit dem Geist allein nicht ging und sie sich der Emotionen des Volkes bedienen mussten. Der heilige Katalane Raimund de Peñaforte, berühmter Kanonist, Ketzerverfolger und Judenbekehrer, zeitweise General des Dominikanerordens, liess die Mönche Hebräisch und Arabisch lernen, um die Gegner besser widerlegen zu können. Er hatte an der Disputation von 1263 teilgenommen. Zunächst bauten die Dominikaner die später so berüchtigt gewordenen Zwangspredigten aus, denen die Juden sich unter Peinigungen und Erniedrigungen aller Art unterziehen mussten.

Die nächste Etappe stand bereits unter dem Zeichen von Massakern, die 1391 mit dem sogenannten Taufkrieg von Sevilla, einem der folgenschwersten Ereignisse der spanischen Geschichte, begannen und zu welchem der Erzbischof-Koadjutor Ferrand Martínez Klerus und Volk aufhetzte. Etwa viertausend Juden wurden ermordet, der Rest der Gemeinde von vielleicht dreitausend in die Sklaverei verkauft. Der «heilige Krieg» gegen die Juden jagte über Spanien, als seien die Westgoten zurückgekehrt.

Das von aussen über sie Hereinbrechende haben die Juden Spaniens auf die Dauer mit lang geübter Geduld hingenommen; das aus den eigenen Reihen erfahrene jedoch musste sie tief treffen: der Rabbiner von Burgos, Salomo Levi, eine Autorität

wird, Peter Abälard, waren die einzigen Geister, die im Hochmittelalter den Menschen im Juden gesehen und hochgeachtet haben. Sie beide haben allein die Ehre des Christentums den Juden gegenüber gerettet. Mit Ramón Llull ist die spanische Symbiose der Glaubensweisen als Kulturmacht endgültig zu Ende gegangen.

## ... zum Hass

Das 15. Jahrhundert begann mit dem in neuer Gewandung wieder auftauchenden westgotischen, nun nie mehr erlöschenden «heiligen Hass», den der heilige Vicente Ferrer aus dem Dominikanerorden predigte. 1412 erfand er für Spanien das Getto. Mit seinen Taufbänden durchzog er Kastilien, Aragon und Mallorca. Eine alle Grenzen durchbrechende Zeit des Schreckens begann. Die Juden wurden in Massen zur Zwangstaufe geschleppt, und in der Pervertierung der heiligsten Formel «Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes» wurden neue Opfer gefunden, denn die Zwangsgetauften, die in ihrer Seelenqual meist heimlich beim alten Glauben blieben, gerieten nunmehr, wie angedeutet, als «Christen» in die Fänge der Inquisition. Die Atmosphäre war erfüllt von Dämonismus. Die Zwangsgetauften, die Conversos, wurden Maranen, Schweine, genannt.

Ihre Tragödie erfüllte sich im Laufe des 15. Jahrhunderts. 1413 fand im katalanischen Tortosa in Anwesenheit von Gegenpapst Benedikt XIII. auf Drängen eines jüdischen Konvertiten, des Dominikaners Jeronimo de Santa Fè, die zweite und letzte Disputation des Mittelalters statt. Sie dauerte, mit der ganzen Prachtentfaltung eines Konzils, vom Februar 1413 bis zum November 1414 — ohne jedes Ergebnis, obwohl sich der Gegenpapst, der 1415 eine harte Bulle gegen die Juden erliess, mit sensationellen Massenbekehrungen eine Festigung seiner zweifelhaften Würde er-

zum Sieden zu bringen und gleichzeitig die königliche «Endlösung» zu fördern, wurde ein Ritualmordkind — von den Legenden dieser Richtung wird noch die Rede sein — erfunden, das in der spanischen Kirche noch heute hochverehrte sogenannte «heilige Kind von La Guardia». Der exemplarische Schauprozess, den Torquemada inszenierte und dem sechs Maranen und fünf Juden nach anderthalb Jahren der Folterung zum Opfer fielen, hat in der gesamten Kirchengeschichte nicht seinesgleichen. Historische Untersuchungen haben ergeben, dass weder dieses Kind noch überhaupt die ganze vorgebliche Familie je existiert haben. Eine lehramtliche Distanzierung seitens der katholischen Kirche ist nie erfolgt.

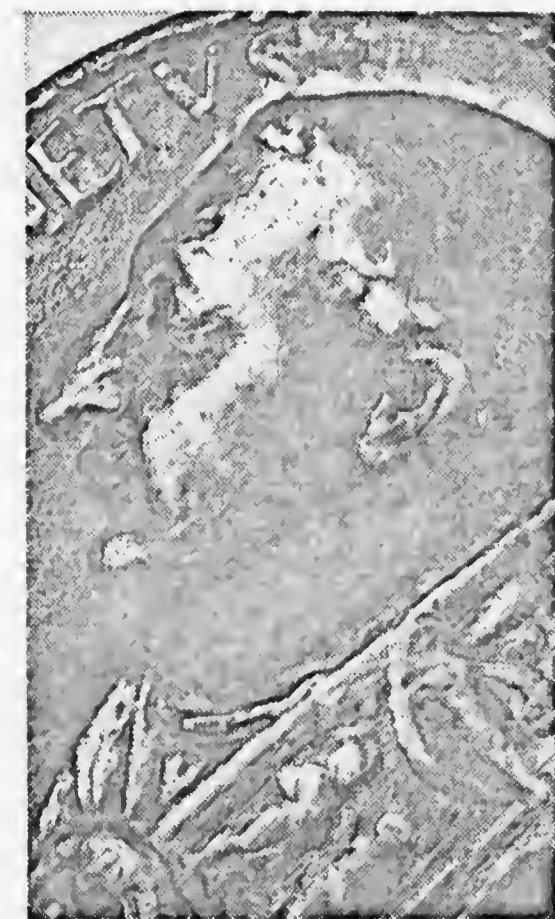
Im Jahre 1492, nach der Kapitulation Granadas, des letzten islamischen Staates auf spanischem Boden, und fünf Monate nach dem genannten Schauprozess, wurden die Juden aus Spanien ausgewiesen, ebenso wie aus Portugal. Ungezählte Scharen von zu Bettlern Gewordenen versuchten, in anderen Ländern Fuss zu fassen. Erneute Zwangstauften in Massen, zahllose Selbstmorde, weil die Leiden nicht mehr tragbar waren, gehören zum letzten Bild des Entsetzens. Die iberische Halbinsel, der das Judentum seit vielen Jahrhunderten — lange ehe die Westgoten kamen — seine besten Kräfte, seine grössten Geister aus nachbiblischer Zeit, seine wirkungsreichsten Bildungselemente, oft auch seine fähigsten Staatsmänner geschenkt und die von ihren Juden geliebt worden war wie kein Land nach der Flucht aus Palästina, hat diesen selbstverschuldeten Aderlass niemals mehr überwunden. Von 1492 an war Spanien «judenrein», wie der mörderische Jargon später in Deutschland lautete, aber es war weitgehend verarmt und zur Stagnation verurteilt.

Die Ansicht der Kirche verdient festgehalten zu werden. Noch im Jahre 1895 schrieb die amtliche römische Monatszeitschrift «Analecta ecclesiastica — Revue Romaine»

sprachbegabte Mittler zwischen dem Westen und dem Orient mit diplomatischen Missionen. Kein Konzil und kein Hierarch hat es vermocht, die Karolinger dem Antisemitismus dienstbar zu machen. Ihr Beispiel wirkte sich auf die Lage der Juden in Frankreich und England positiv aus. Selbst Kaiser Ludwig I., der Fromme, weit kirchlicher als sein Vater, weigerte sich, seinen ausgedehnten Schutz der Juden einzuschränken. Sein eigener Hofkaplan Bodo trat zum Judentum über — eine der nicht seltenen Konversionen in umgekehrter Richtung aus Ueberzeugung und ohne Zwang.

Repräsentant des Judenhasses im Frankenreich dieser Zeit war der heilige Agobard, Erzbischof von Lyon, das Haupt der fränkischen Kirche. Er schrieb an Ludwig I. vier Briefe, die sich von massvoller Sorge zu hasserfüllter Verleumdung steigerten. Der vierte dieser Briefe hat die Form einer Kampfschrift in siebenundzwanzig Kapiteln mit dem Titel *De insolentia Judaeorum*, über die Unverschämtheit der Juden. Agobard gab darin zu, dass das Volk in die Synagogen laufe mit der Begründung, «die Juden predigen besser als unsere Priester» — ein nicht unwesentliches Eingeständnis. Schon Johannes Chrysostomos hatte sich darüber beklagt. Der grosse Gegensatz zwischen dem in sich gefestigten Glauben der Juden und der noch völlig magisch-heidnischen Gegenwart des damaligen Kirchenvolkes wie des Klerus selber gehört in diesen Kontext.

Das Gefährliche der Schreiben Agobards lag in der willkürlichen Umdeutung augenblicksbezogener Worte Jesu in eine definitive Verwerfung der Juden, logische Fortsetzung analoger Behauptungen aus den zurückliegenden Jahrhunderten. Agobard liess keinen Zweifel an seiner Auffassung von der triumphierenden Kirche als einer gottgewollten Macht. Ein fünfter Brief war nicht mehr an den Kaiser, sondern an die fränkischen Bischöfe gerichtet. Die Aeusserungen, die am Ende in der



Seit Papst Paul II. (1464—1471) wurden die rituelle Judenverspottung und der behördliche Judenfußtritt im römischen Karneval durch Jahrhunderte institutionalisiert.

(Bild aus «The Popes», NZN Buchverlag, Zürich 1963)

kaler deutsch-österreichischer Antisemitismus, der das Bild vom Juden mit allen Mitteln volkskirchlich fixiert hat. Stünden die Ansichten deutscher wie österreichischer Bischöfe während der Hitlerdiktatur nicht auf dem Papier, man würde sich weigern, sie zu glauben.



rückgekehrt.

Das von aussen über sie Hereinbrechende haben die Juden Spaniens auf die Dauer mit lang geübter Geduld hingenommen; das aus den eigenen Reihen erfahrene jedoch musste sie tief treffen: der Rabbiner von Burgos, Salomo Levi, eine Autorität ersten Ranges, liess sich mit seiner ganzen Familie taufen, änderte seinen Namen in Pablo de Santa Maria de Cartagena, wurde Grosskanzler von Kastilien, Legat Gegenpapst Benedikts XIII. und Bischof von Burgos. Als Konvertit hat er alles getan, die Leiden seiner einstigen Glaubensbrüder zu vermehren. Sein Sohn Gonzalo vertrat Aragon auf dem Konzil von Konstanz und wurde Bischof dreier Städte. Ein zweiter Sohn, Alfonso, vertrat Kastilien auf dem Konzil von Basel und wurde Nachfolger seines Vaters in Burgos. Er bestimmte das Konzil von Basel, das der jüdischen Frage zunächst völlig fern stand, zu ausgesprochen antijüdischer Stellungnahme.

## Von der Hoffnung...

Doch mitten in dieser Epoche des sich vorbereitenden Unterganges der Juden trat der grösste Geist Kataloniens für das Gespräch mit ihnen ein — der Selige Ramón Llull aus Mallorca, der Doctor Illuminatus, der jedoch kein Priester war — eine der abenteuerlichsten Gestalten der Kirche und eine ihrer menschlichsten. Leibniz und Goethe haben ihn verehrt. Heute ist das lebhafteste Interesse für ihn wieder erwacht. Wohl suchte er die Bekehrung der Juden, aber er lehnte die alles beanspruchende Gewalttätigkeit des «Zeitgeistes» kategorisch ab und verlangte, wie er es Papst Bonifaz VIII. gegenüber ausdrückte, «eine wohlwollende freundliche Auseinandersetzung im Dialog». Eine einzige Form des Zwanges verlangte und erreichte gelegentlich auch er: ausgewählte Juden und Moslems, deren beider Sprachen er sprach, sollten die christliche Glaubenswahrheit und das Latein in Kursen kennenlernen und den Ihren vermitteln — doch sie dürften niemals zu Glauben und Taufe gezwungen werden. Mehr noch: Llull forderte, dass Bekehrte — im Gegensatz zur allgemeinen Praxis — wirtschaftlich gesichert, und dass sie nicht, wie es in einem totalen Widerspruch zum christlichen Handeln, mit den entsprechenden schwerwiegenden geschichtlichen Folgen in Spanien der Fall war, zu allem anderen noch mit allgemeiner Verachtung bestraft wurden.

Doch dies alles noch an jener Grenze zu fordern, wo in Spanien der Rassenantisemitismus sich herauszubilden begann und die «arische» Blutreinheit, die «limpieza de sangre» gefordert wurde, musste reine

dauerte, mit der ganzen Prachtentfaltung eines Konzils, vom Februar 1413 bis zum November 1414 — ohne jedes Ergebnis, obwohl sich der Gegenpapst, der 1415 eine harte Bulle gegen die Juden erliess, mit sensationellen Massenbekehrungen eine Festigung seiner zweifelhaften Würde erhofft hatte.

Der letzte Akt dieser doppelten Tragödie, des Erleidens hier, des völligen Versagens dort, begann 1474 mit der Krönung Isabelas von Kastilien und Ferdinands von Aragon als Anfang des spanischen Königreiches und der Herrschaft der «Katholischen Könige». Am 1. November 1478 stellte Papst Sixtus IV. jene berühmte Bulle aus, die auf Verlangen des Königspaars die spanische Inquisition institutionalisierte als eine der schwersten Belastungen des christlichen Namens und der Kirche. Die Königin war völlig abhängig von ihrem Beichtiger, dem Dominikaner Thomas de Torquemada, den nichts als infernalischer Judenbass und eisiger Fanatismus beherrschten. Vom Papst bestätigt, wurde er für fünfzehn Jahre der erste Inquisitor Spaniens. Er begann sein blutiges Handwerk in Sevilla, der Stadt des Taufkrieges von 1391. Zunächst verfolgte er die Conversos. Er baute sein Terrorssystem zugleich zu einem durchdachten Wirtschaftssystem aus, an dem das Königspaar, das Geld für den letzten Krieg der Reconquista benötigte, und die Denunzianten beteiligt wurden. Folter, Flammen und legalisierter Raub begleiteten die Epoche, die nach aussen den glanzvollen Aufstieg Spaniens zur Weltmacht zeigt. Es war nicht von ungefähr, dass das Autodafé von nun an «Glaubensakt» hiess, dem die gehobenen Stände, denen jedes Gefühl für die Perversität fehlte, in reservierten Logen wie einer Theatervorstellung beiwohnten. Bei sorgfältigster Abwägung aller Angaben muss gesagt werden, dass Torquemada während seiner Schreckensherrschaft etwa zehntausend Conversos hat verbrennen, rund hunderttausend ins Elend schicken oder zu lebenslanglichem Kerker hat verurteilen lassen, mit der Beschuldigung, sie seien heimlich bei ihrem alten Glauben verblieben. Um die abgründigen Emotionen

sche Jargon später in Deutschland lautete, aber es war weitgehend verarmt und zur Stagnation verurteilt.

Die Ansicht der Kirche verdient festgehalten zu werden. Noch im Jahre 1895 schrieb die amtliche römische Monatszeitschrift «Analecta ecclesiastica — Revue Romaine» einen Hymnus auf Torquemada: «O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen! ... erlauchtes und ehrwürdiges Andenken Thomas Torquemadas!» Es ist die Ekstase der absoluten Barbarei. Noch ein anderes Beispiel: der von Torquemada für Aragon beauftragte Inquisitor Petrus Arbuez, ein in allem gehorsamer erbarungsloser Schüler des Grossinquisitors, wurde 1485 von verzweifelten Conversos ermordet, Pius IX. sprach ihn 1867 heilig.

## Mitteleuropa

Die Lage der Juden in den zentralen europäischen Ländern bot ein anderes Bild als auf der isolierten iberischen Halbinsel. Zur Zeit der noch halbwildigen Merowinger in den 255 Jahren ihrer Herrschaft bis zu den Karolingern und dem Jahre 751 kam es erst seit der Mitte des 6. Jahrhunderts, je mehr die Königsmacht zerfiel, zu anti-jüdischen Massnahmen, als es fränkischen Synoden gelang, den Frieden des Zusammenlebens zu zerstören und Zwangstaufen durchzusetzen.

Karl der Grosse erliess zwar die *Capitula de Judaes* — bezeichnend, dass es nicht hiess «contra» oder «adversus» — als formal einschränkende Gesetzgebung, doch ohne jede Wirkung. Völlig unabhängig von den Weisungen der Kirche hinsichtlich der Juden, bot er diesen in der klaren Erkenntnis ihrer Bedeutung sowohl als Bildungselement — ihre Gelehrsamkeit hat ihn immer gefesselt — wie als kluge Handelsmacht alle Möglichkeiten der Entfaltung, die schliesslich im hochstehenden jüdischen Kulturleben des Rheinlandes gipfelte, welches bis zum ersten Kreuzzug überdauerte. Der Kaiser bediente sich der Fähigkeiten jüdischer Untertanen in seinem Staatswesen, begünstigte die Einwanderung von Juden und betraute sie als

den zurückliegenden Jahrhunderten. Agobard liess keinen Zweifel an seiner Auffassung von der triumphierenden Kirche als einer gottgewollten Macht. Ein fünfter Brief war nicht mehr an den Kaiser, sondern an die fränkischen Bischöfe gerichtet. Die Aeusserungen, die am Ende in der Vorstellung vom Satanismus des Judentums gipfelten und sogar schon in einen deutlich spätzeitlichen Antisemitismus übergingen, sind gleichfalls ohne weiteres mit den Aeusserungen früher Kirchenväter zu verbinden: es gab, wörtlich, nur Söhne des Lichts und Söhne der Finsternis; es gab nur die reine Jungfrau Kirche und die Hure Synagoge. Das aber war offenkundiger Manichäismus und damit Häresie. Gerade in der Zeit Agobards wurde die bis dahin noch übliche Kniebeuge für die Juden in der Liturgie des Karfreitags verboten, für alle anderen beibehalten. Karfreitage sollten später oft Todestage für die Juden werden.

Agobards Nachfolger Amulo, der besonders auf den Fall des Hofkaplans Bodo einging, verfolgte diese Linie verschärfend weiter; die Kaiser Lothar I. und Karl II., der Kahle, kamen der Strömung zeitweise entgegen. Priester drangen in Synagogen ein, es kam da und dort zu Zwangstaufen, sogar zu Kinderraub. Doch konnte zunächst keineswegs von allgemeiner Verfolgung die Rede sein. Agobard ist sogar nicht einmal mit den Massakern der Kreuzzüge in Zusammenhang zu bringen. Er feierte seine Auferstehung erst im französischen Antisemitismus eines Bossuet und seiner Nachfolger in der französischen Kirche bis ins 20. Jahrhundert.

Auch die Herrscher der Ottonen, der Salier und der Staufer gaben dem kirchlichen Druck nicht nach, wie es die Könige von Frankreich taten, die damit zugleich ihre Selbstbereicherung in ungeahnter Weise förderten. Die Kaiser waren allerdings, als das Morden der Kreuzzugsbanden begann, ebenso machtlos wie manche deutsche Bischöfe, denen das Zusammenleben mit den Juden etwas ganz Natürliches war.

Am Ende der langen Entwicklung stand vom 19. Jahrhundert an ein vulgär-kleri-

kaler deutsch-österreichischer Antisemitismus, der das Bild vom Juden mit allen Mitteln volksskirchlich fixiert hat. Stünden die Ansichten deutscher wie österreichischer Bischöfe während der Hitlerdiktatur nicht auf dem Papier, man würde sich weigern, sie zu glauben.

Einen anderen Charakter trug die Juden-tragödie in England. Sowohl Könige wie Volk lebten mit den Juden in Frieden, bis im 12. Jahrhundert die Volksprediger Ritualmordlegenden zu verbreiten begannen. Das Unheil wurde Wirklichkeit im Jahre 1199 am Krönungstag Richards I., als Balduin von Canterbury, der Primas Englands die huldigenden Notabeln der Juden aus dem Palast weisen liess, und ein Gerücht verbreitet wurde, der König wolle den Tod der Juden. Richard I. war schuldlos an der Tragödie, wie seine sofortigen Schutzmassnahmen — die jedoch das Blutbad von London nicht mehr ungeschehen machen konnten — bewiesen. Als er dann kurz darauf das Land verliess, um am dritten Kreuzzug teilzunehmen, griff die Mordbewegung auf andere Städte über. Unter seinem Bruder und Nachfolger Johann ohne Land nahmen die Peinigungen ungekannte Formen an. Johanns Sohn, Heinrich III., setzte diese Praktiken fort, und dessen Sohn Eduard I. dekretierte unter dem Einfluss des schon genannten Johannes Duns Scotus im Jahre 1290 die Ausweisung der Juden aus England, nachdem der schwache, von Haus aus gar nicht dazu neigende Papst Honorius IV. durch erfundene Berichte zu einer jüdenfeindlichen Bulle an die mächtigen Erzbischöfe von Canterbury und York sich hatte zwingen lassen, dies wiederum unter dem entscheidenden Einfluss der Dominikaner. Die Geschichte der Juden Englands war damit beendet.

## Die Päpste

Die Stellung des Papsttums im allgemeinen Zusammenhang sich überschneidender Linien und Phasen der Judenpolitik zeigt neue Aspekte. Sie war bestimmt von der Zwiespältigkeit des pseudotheologischen Antijudaismus und, in wenigen Ausnahmen, von einer Haltung, die aus menschlichen wie christlichen Gründen Verfolgungen ablehnte, ihnen sogar mutig entgegentrat — Gegensätze, die es Menschen und Umständen freistellten, der gewünschten Richtung zu folgen.

Am Beginn steht Gregor I., der den Juden, ganz im Geiste der Ueberlieferung der Kirchenlehrer, alle Abneigung entgegenbrachte. Die Taufe liess er durch ausserkirchlich-materielle Vorteile wie Steuerbegünstigungen und Finanzbeihilfen als





dersetzung im Dialog». Eine einzige Form des Zwanges verlangte und erreichte gelegentlich auch er: ausgewählte Juden und Moslems, deren beider Sprachen er sprach, sollten die christliche Glaubenswahrheit und das Latein in Kursen kennenlernen und den Ihnen vermittelten — doch sie dürften niemals zu Glauben und Taufe gezwungen werden. Mehr noch: Llull forderte, dass Bekehrte — im Gegensatz zur allgemeinen Praxis — wirtschaftlich gesichert, und dass sie nicht, wie es in einem totalen Widerspruch zum christlichen Handeln, mit den entsprechenden schwerwiegenden geschichtlichen Folgen in Spanien der Fall war, zu allem anderen noch mit allgemeiner Verachtung bestraft wurden.

Doch dies alles noch an jener Grenze zu fordern, wo in Spanien der Rassenantisemitismus sich herauszubilden begann und die «arische» Blutreinheit, die «limpieza de sangre» gefordert wurde, musste reine Utopie bleiben. 1592 führte der Jesuitenorden für sich den «Arierparagraphen» ein und behielt ihn bis 1946 bei — gegen den erklärten Willen des heiligen Ignatius.

Selbst eine gewisse Form der Zwangspredigt dachte sich Llull, vermochte sie sich aber nur vorzustellen, wie er selber sie aus einer liebenden Gesinnung heraus predigte: als Liebestat mit einem fast ungebärdigen Willen, zu begründen, zu überzeugen, zu erläutern, zu leiten, anstatt mit einigen vordergründigen Behauptungen und Redensarten den Widerstand der Gegenseite noch zu verschärfen. Sein Missionieren ging aus von der Grundlage des Einen Gottes, an den alle glaubten. Er sah im Gegenüber den Denkenden, den in seiner religiösen Ueberzeugung Ehrlichen, nicht das Opfer, den Entehrten, den Unterlegenen, den Entwürdigten, als den, wovon noch zu reden sein wird, Papst Innozenz III. und das elfte Allgemeine Konzil von 1215 den Juden von der Christenheit behandelt sehen wollten.

Ramón Llull und, wie noch zu zeigen sein

während seiner Schreckensherrschaft etwa zehntausend Conversos hat verbrennen, rund hunderttausend ins Elend schicken oder zu lebenslänglichem Kerker hat verurteilen lassen, mit der Beschuldigung, sie seien heimlich bei ihrem alten Glauben verblieben. Um die abgründigen Emotionen

weisen forderten. Die Kaiser waren allerdings, als das Morden der Kreuzzugsbanden begann, ebenso machtlos wie manche deutsche Bischöfe, denen das Zusammenleben mit den Juden etwas ganz Natürliches war. Am Ende der langen Entwicklung stand vom 19. Jahrhundert an ein vulgär-ker-

weise forderten. Die Kaiser waren allerdings, als das Morden der Kreuzzugsbanden begann, ebenso machtlos wie manche deutsche Bischöfe, denen das Zusammenleben mit den Juden etwas ganz Natürliches war.

Am Ende der langen Entwicklung stand vom 19. Jahrhundert an ein vulgär-ker-

## Die Päpste

Die Stellung des Papsttums im allgemeinen Zusammenhang sich überschneidender Linien und Phasen der Judenpolitik zeigt neue Aspekte. Sie war bestimmt von der Zwiespältigkeit des pseudotheologischen Antijudaismus und, in wenigen Ausnahmen, von einer Haltung, die aus menschlichen wie christlichen Gründen Verfolgungen ablehnte, ihnen sogar mutig entgegentrat — Gegensätze, die es Menschen und Umständen freigestellten, der gewünschten Richtung zu folgen.

Am Beginn steht Gregor I., der den Juden, ganz im Geiste der Ueberlieferung der Kirchenlehrer, alle Abneigung entgegenbrachte. Die Taufe liess er durch ausserkirchlich-materielle Vorteile wie Steuerbegünstigungen und Finanzbeihilfen als lockend erscheinen. Doch ebenso pries er, wie schon angedeutet, den äusseren Erfolg durch brutalen Zwang. Auf der anderen Seite schützte er die Juden physisch und rechtlich, wo er es vermochte. Sie beschäftigten ihn während seines ganzen Pontifikates. Die Anfangsworte eines seiner Briefe zu dem Thema, *Sicut Judaeis*, sind die Anfangsworte aller sogenannten Schutzbulen der Päpste für die Juden: «So wie den Juden», schrieb der Papst, «in ihren Gemeinden keinerlei Freiheit über das gesetzliche Mass hinaus gewährt werden darf, so sollen sie doch in ihren Rechten keine Kränkung zu erdulden haben.» Dann wieder schrieb er: «Wir verbieten, die Juden zu beleidigen oder zu benachteiligen... Wir erlauben ihnen, als römische Bürger zu leben und mit ihrem Eigentum nach ihren Wünschen zu verfahren; nur christliche Sklaven dürfen sie nicht halten.» Es sind nun im folgenden besondere Schwerpunkte zu setzen, die mit greller Deutlichkeit gerade für Rom Varianten aufzeigen, wie sie sich aus den Launen und Voreingenommenheiten wechselnder Päpste, oder aber aus dem Phänomen des von den Päpsten seit Paul II. nach der Mitte des 15. Jahrhunderts zur bleibenden Institution erhobenen römischen Karnevals mit den rituellen Judenverspottungen und dem behördlichen Judenfusstritt ergaben. Erst 1847 schrieb der junge Theodor Mommsen aus Rom: «Heute fängt der Karneval an, die Feier der Hinrichtungen und des Judenfusstrittes hat der Papst abgestellt.»



Mit der Krönung Isabellas von Kastilien und Ferdinands von Aragon 1474 begann der letzte Akt der Tragödie der spanischen Juden. Die Königin war völlig abhängig von ihrem Beichtvater, Thomas de Torquemada, der als erster Inquisitor während 15 Jahren sein Terrorregime ausübte und die berüchtigten «Autodafés» einführte.

(Bild: Judenverbrennung, aus «Illustrierte jüdische Geschichte» von Joachim Prinz, Berlin 1930)

Am nächsten Samstag:

### Widersprüche der Päpste

Das Elend hinderte mich, zu glauben, dass alles unter der Sonne und in

Welt.

in der Finsternis vorwärts zu gehen, ein wenig tastend, und versuchen Gutes zu tun. Im übrigen sollte man bleiben und

Gelst. Wenn Gott im christlichen Credo der «Allmächtige» heisst, so in diesem Kontext. Es besagt, dass die Liebe, die

so zögernd diese Worte geäussert werden, so zögernd reht man auch daran, sie zu

seiner Pflicht gewissenhaft nachkam.»

nismus: «Ausschlaggebend war, dass man

# Widersprüche der Päpste

Genese, Geschichte und Gefahr des christlichen Antisemitismus (IV) / Von Hans Kühner

Die Ambivalenz der Päpste im Hinblick auf den christlichen Antisemitismus brachte ein neues Element in die jüdische Tragödie. Die Entwicklung begann im 11. Jahrhundert. Im Jahre 1021 liess Benedikt VIII. Juden hinrichten, weil er ihnen die Schuld an einem Orkan und einem Erdbeben zuschrieb. Damit war der Jude Vorstellung der Magie und des Aberglaubens ausgeliefert, und dies in der Kirche des Glaubens.

Im Gegensatz hierzu versuchte Alexander II., den Juden unentwegt zu helfen und schrieb: «... Von unserem Herren Jesus Christus wird nicht berichtet, dass er irgend jemanden zu seinem Dienst gezwungen, vielmehr dass er durch demütige Ermahnung unter Anerkennung der freien Entschliessung eines jeden alle, die er für das ewige Leben bestimmt hat, nicht dadurch, dass er sie richtete, sondern dadurch, dass er sein eigenes Blut vergoss, ihrem Irrglauben abwendig gemacht hat.» Abgesehen davon, dass Alexander II. gleichfalls völlig in der Vorstellung vom «Irrglauben» befangen war, sobald es um die Juden ging, wäre mit seiner menschlichen Anschauung niemals christlicher Antisemitismus möglich gewesen. Gegen Zwangsbekehrungen berief er sich auf Gregor I.

Gregor VII., der Papstherrscher des 11. Jahrhunderts hingegen dogmatisierte das Schlagwort von der «Synagoge Satans» und identifizierte den Frieden, sogar die Freundschaft, die Alfons VI. von Kastilien gegenüber Juden praktizierte und pflegte, bereits mit einer «Unterdrückung der Kirche». Zu Ende des 11. Jahrhunderts begannen die Kreuzzüge mit ihren wilden Massakern an Juden, denen die Bischöfe etwa der rheinischen Städte mit ihren blühen-



der Proteste und einer Verfügung aus Rom aufgehört hat, das Gerippe des Kindes jedoch weiterhin am Hochaltar der Wallfahrtskirche von Rinn zur «Verehrung» ausgestellt ist, weil sich geistlich-geistig gar nichts geändert hat. Dem Kult des Werner von Bacharach ein Ende bereitet zu haben, ist das Verdienst des Theologen Erwin Iserloh aus Münster; doch das 1953 mit kirchlicher Druckerlaubnis in Umlauf gebrachte Heiligenbuch von Otto Wimmer verbreitet die Legenden des Werner wie des Andreas weiterhin mit allen gräusigen Arabesken — und auch der Kult der Ursula Poeck in Lienz floriert weiter. Die im 19. Jahrhundert in vorderster Linie des Antijudaismus und des kirchlichen Antisemitismus stehende offizielle römische Jesuitenzeitschrift *Civiltà Cattolica* wiederholte noch am 9. März 1882 die Ritualmordlüge als historisches Faktum. Was in diesem langen Erguss an blutrünstiger, krankhafter Phantastik ausgebreitet wird, spottet jeder Beschreibung und kann nur tief beschämend genannt werden. In den letzten Ritualmordprozessen Deutschlands, 1891 in Xanten und 1900 im westpreussischen Könitz, konstatierte das Gericht die völlige Unschuld der angeklagten Juden — etwas Undenkbares im Mittelalter. Doch noch 1929 wurde der Chefredaktor des katholischen «Westfälischen Anzeigers», der die Ritualmorde als geschichtliche Tatsache proklamierte, vom Reichsgericht freigesprochen — vier Jahre vor Beginn der Hitlerdiktatur.

## Bullen und Konzilien

anderen Päpsten bei Gregor IX., dem Begründer der Inquisition. In seiner Bulle *Etsi Judaeorum* von 1233 forderte er Milde für die Juden; 1234 bestätigte er die anti-jüdischen Lehren Augustins sowie der erwähnten Konzilien von 1179 und 1215; 1235 erneuerte er die Bulle *Sicut Judaeis*, protestierte jedoch gegen gute Beziehungen zwischen Juden und Christen und verbot das Gespräch. Und endlich gab er wörtlich zu, die Juden seien «die Hüter des Gesetzes. Die Zeugnisse für die Wahrheit des christlichen Glaubens liegen in jüdischen Archiven verborgen».

Aehnlich zwiespältig war das Verhalten Innozenz IV., der jedoch als erster Papst und vergebens den Wahn der Ritualmord-Legende verdammt, wie es nach ihm Gregor X., Martin V. und Paul III. taten. Zugleich aber verlangte er von Ludwig IX., dem Heiligen, von Frankreich mit der Bulle *Impia Judaeorum perfidia* von 1242 die Vernichtung aller erreichbaren Exemplare des Talmud — ein Befehl, den der König eifrig vollstreckte. Die Verbrennung von vierundzwanzig Wagenladungen am 9. Mai 1242 ist ein für die Juden in aller Welt mahndendes Ereignis geblieben.

Eine neue Note in die päpstlichen Aeusserungen brachte Klemens IV. mit der Bulle *Turbaré corde* von 1267. Sie rief die Inquisition gegen Juden und rückfällige Zwangsgetaufte auf. Gerade die Dominikaner als amtliche Inquisitionsbehörde und die Franziskaner waren die nun immer mehr an Einfluss gewinnenden Volksprediger, denen die Massen zuhörten, und die alle Judenverfolgungen noch weiter intensivierten. Das 13. Jahrhundert als Höhepunkt der Ära der Kreuzzüge mit ihren Problemen der Finanzierung verknüpfte den geistlich-menschlichen Juden-

sie war aufgebrochen und erstarrt in der Endgültigkeit.

Die Päpste Urban V., Bonifaz IX. und Innozenz VII. waren den Juden zwar wohlwollend gesinnt. Doch ganz besonderen Schutz, sogar Privilegien erfuhren sie erst durch Martin V., den Papst des Konzils von Konstanz. Es war noch einmal der menschliche Ton Alexanders II. und Kalixtus II., der aus den Bullen Martins V. von 1418, 1419, 1420 und 1422 redete. Der letzteren kommt eine primäre Bedeutung zu, weil das behandelte Problem bereits Jahrhunderte alt war, im 15. Jahrhundert jedoch mit besonderer Schärfe aktuell wurde. Martin V. nahm darin die Juden gegen die Hassprediger Italiens in Schutz, in erster Linie den heiligen Bernardino da Siena. Er verbot formell, die Christen an nachbarlichen Beziehungen und menschlichem Verkehr mit Juden zu hindern und betonte deutlich die Freiheit der Verfolgten. Demonstrativ liess er einen grossen jüdischen Gelehrten einen Vortrag vor dem päpstlichen Hof halten. Das immer wieder und in allen Ländern pausenlos wiederholte Verbot, jüdische Aerzte, unbestritten die kenntnisreichsten, für Christen zuzulassen, hob Martin V. auf.

Der anfangs ganz im Geiste seines Vorgängers handelnde Eugen IV. liess sich in seiner sehr ungefestigten Stellung als Papst bezeichnenderweise durch die Situation Spaniens und das ihm feindliche Konzil von Basel bestimmen, das der schon genannte Bischof von Burgos und jüdische Konvertit Alfonso de Cartagena in eine jüdenfeindliche Haltung gedrängt hatte. 1442 erliess Eugen IV. eine Bulle, deren Tenor ganz an Innozenz III. erinnert. Sie war an Kastilien gerichtet, und der Papst



# Ueber Auschwitz hinaus bis heute

Genese, Geschichte und Gefahr des christlichen Antisemitismus (V) / Von Hans Kühner

Es zeigte sich, dass im 15. und 16. Jahrhundert neue Entwicklungen im Kampf der Kirche gegen das Judentum sich anbahnten und in Paul IV. einen Tiefpunkt erreichten. Der heilige Pius V. schloss sich dem von ihm verehrten Vorgänger, dessen Grossinquisitor er gewesen war, mit der Bulle *Hebrorum gens sola* von 1569 an, einem der erschütterndsten Dokumente der Unchristlichkeit. Der Papst war begeistert, sobald Juden sich bekehrten. Wagten solche Bekehrten es jedoch, alte Freunde im römischen Getto zu besuchen, so liess er Männer drei Tage lang am Folterseil peinigen, Frauen dagegen auspeitschen, vermutlich, um ihnen so gleich zu Beginn einen Begriff vom Wesen des «Christentums» beizubringen. Als sich nicht genug Juden bekehrten, befahl Pius V. die Austreibung der Juden aus dem Kirchenstaat, mit Ausnahme von Rom und Ancona.

Dem gegenüber spielte die theologische Theorie, die im 1566 erschienenen *Catechismus Romanus* Pius' V. von Synagoge und Judentum entwickelt wurde, kaum eine entscheidende Rolle im Sinne eines wenn auch noch so minimal menschlichen Zusammenlebens, weil sie in diametral-grausamem Widerspruch zur Exekutive in der täglichen Realität stand. Die Diskrepanz zwischen der Theologie des *Catechismus Romanus* und den in Rom dekretierten Zwangspredigten, in deren Verlauf den Juden nichts anderes als ihre Verwerfung und Verworfenheit gepredigt wurde und für deren Versäumnis schwerste Strafen angekündigt waren, ist nie aufgelöst worden. Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Christen — präziser: Kirchenangehörigen — und jüdischen Parias blieb auch auf der Höhe der Gegenreformation manifest und richtungweisend.

bar und garnicht nach den Gesinnungen Gottes, der Israel immer liebte.»

Doch Leo XII. erliess in seinem krankhaften Hass auf die Juden eine Verfügung nach der anderen, darunter eine Bestimmung, die bereits die Vorstellung der berüchtigten «Rassenschande» vorausnahm. Das Verhältnis Pius' IX., des Papstes, unter dem der Kirchenstaat zu bestehen aufhörte, zu den Juden reflektierte deutlich die beiden scharf getrennten Perioden seines Pontifikates, des längsten der Geschichte: die anfängliche kurze Periode seiner liberalen Haltung und die fast ein Menschenalter währende Periode extremer Reaktion. Die Hilfe Pius' IX. bis 1848, das Ekareissen der Gettomauern Pauls V. und Leos XII., liess die Juden hoffen, um so mehr als Gregor XVI. und Pius IX. für ihren schon völlig korumpierten Kirchenstaat gerne die Finanzhilfe von Lord James Rothschild entgegengenommen hatten. Nach 1856 aber hatte Staatssekretär Kardinal Giacomo Antonelli, dem der Papst völlig hörig war, die Macht in Händen. Es kam erneut zu zahllosen Schikanen und, unter den zweifelhaftesten Umständen, zu Kinderraub und Zwangstaufen.

1867 kanonisierte Pius IX. den gleichfalls schon genannten aragonesischen Inquisitor Petrus Arbuez, 1872 griff er in einer Rede die jüdischen Journalisten an. 1873 wiederholte er seine Angriffe in einer weit schärferen, das ganze Vokabular antijüdischer Verketzerung aus Jahrhunderten aneinanderreihenden Weise. Die gesamte katholische Presse in Italien, Frankreich, England und vor allem Deutschland folgte ihm mit haltlosen Beschuldigungen. Der Antijudaismus alter Provenienz verschmolz endgültig mit dem Antisemitismus neuer Prägung.

Die Juden Roms wurden am 20. September 1870 dem Tag, als der Kirchenstaat

Erwachen zu radikaler Neubesinnung — treffender zu erster Besinnung — auf der anderen Seite. Zwischen beiden Polen stehen Auschwitz und Johannes XXIII. als die historischen Zeichen.

Nun überschneiden sich die Linien. 1928 liess Pius XI. den Antisemitismus formell verdammen. Zehn Jahre später sprach er das grossartige Wort: «Wie kann überhaupt ein Christ Judegegner sein? Kein Christ darf irgendeine Beziehung zum Antisemitismus haben, denn wir sind doch alle im geistigen Sinne Semiten.» Auf ein solches Wort hatten die Juden fast zweitausend Jahre vergebens gewartet. Zum ersten Male war hier die entsprechende Verbindung zum Paulus des Römerbriefes gefunden. Doch dieses Wort, gesprochen kurz bevor die letzte grauenhafte Tragödie über die Juden hereinbrach und die Welt veränderte, war grösser als die Fähigkeit der mit dem Gegenteil indoktrinierten gängigen Kirchenwelt, es in seinem vollen Sinn zu begreifen. Dafür lieferte der Jesuit Ludwig Koch in seinem Standardwerk, dem zweibändigen *Jesuitenlexikon* von 1934 ein trauriges Beispiel. Unter dem Stichwort *Juden* wehrt er sich energisch gegen den Vorwurf deutsch-völkischer Pamphletisten von der «Verjudung des Jesuitenordens» und ist schon in der Terminologie betont antijüdisch, selbst Konvertiten gegenüber: «Aber den christentumsfeindlichen und sittenzersetzenden Einfluss des Judentums in allen Teilen des öffentlichen Lebens, in Kunst und Literatur haben die J(esuiten) immer bekämpft und gebrandmarkt.» Dazu folgen alle Nachweise aus den *Stimmen der Zeit* und der *Civiltà Cattolica*. Selbst noch nach den grössten Massenmorden der Menschheitsgeschichte wurden diese unverantwortlichen Texte und Beschuldigungen in der Neuauflage von

gegeben, der im Kriege vor seiner Gemeinde laut für die Juden betete, vor der Gestapo vergebens darum bat, zu den Juden ins polnische Getto ziehen zu können, um ihnen zu helfen, und der dafür als Bekenner den Märtyrertod gestorben ist. Wenige Namen für viele müssen genügen. Es hat also die wahrhaft Gerechten gegeben, die überwinden wollten, was ihre eigenen Kirchen verschuldet haben. Sie alle haben einen neuen Anfang gesetzt.

Inzwischen hat auch Papst Pius XII. eine ganz neue Beurteilung, auch von kompetenter jüdischer Seite erfahren, und die Gerechtigkeit verlangt anzuerkennen, dass er im Stillen direkt und indirekt zur Rettung von Hunderttausenden von Juden beigetragen hat.

Wenn die deutschen Bischöfe 1961 aus Anlass einer Erklärung zum Eichmann-Prozess — Eichmann hat sich bekanntlich mit Emphase als christlich erzogen bezeichnet! — «den Männern und Frauen, die heute in unserem Volke Verantwortung tragen... eindringlich ins Gewissen» redeten, «jedem Versuch zu wehren, erneut Gottes Gebote ausser Kraft zu setzen und dadurch wiederum Menschenwürde und Menschenrecht in Gefahr zu bringen», so ist das zwar eine essentiell wichtige Mahnung; gleichzeitig jedoch ist sie in diesem Kontext kennzeichnend für die völlige Unfähigkeit der Institution und der Hierarchie, sich darüber klar zu werden, in welchem Ausmass sie selber seit Chrysostomos, Augustinus, Innozenz III., Paul IV., Pius V., sowie seit den Pogromen des heiligen Johannes von Capistrano den Juden weit Furchtbarereres angetan hat, als ihnen «Menschenwürde und Menschenrecht» vorzuenthalten. Dies jedoch laut auszusprechen und als Schuld anzuerkennen, ebenso wie das Schweigen der

sich an die Unverbindlichkeiten dieses Gemischs aus Lyrik, Betulichkeit, theologischen Gemeinplätzen, gönnerhaften Anmerkungen und Empfehlungen für besseres Verhalten nicht im geringsten gebunden zu fühlen.

«Die Kirche bereut, was in ihrem Namen und mit ihren Kirchenlehrern, ihrer Beihilfe, ihrer Lynchjustiz, ihren Enzykliken, ihren Volkspredigern, ihren Inquisitoren im Laufe von siebzehn Jahrhunderten den Juden, dem Volke Gottes angetan worden ist, und wird alles, aber auch alles tun, um wieder gutzumachen»: einen Satz solcher Substanz sucht man in der Erklärung vergebens. Er wäre aber das Vordringlichste gewesen. Wörtlich heisst es: «Die Kirche beklagt alle Hassausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus, die sich zu irgendeiner Zeit und von irgend jemandem gegen Juden gerichtet haben.» Man würde das glauben, wäre die Kirche an dergleichen nicht als Hauptverantwortliche beteiligt gewesen. Doch sie selber fühlt sich in und mit diesem Satz durchaus unschuldig. Erwartet hätte man ein bekenndes Wort darüber, wie lange die Kirche und ihre Organe, anstatt zu beklagen, den Tod angeordnet haben. Das hätte die Glaubwürdigkeit des Textes erhöht, die Wahrhaftigkeit der Geschichte gegenüber bezeugt. Wer war denn der «irgend jemand» im Laufe der Leidensgeschichte der Juden?

Hat etwa Johannes von Capistrano seinen unberechtigten Heiligenschein verloren? Sind Deggendorf seine Privilegien genommen worden? Ist Oberammergau verboten worden? Hat Paul VI. eine Juden-Enzyklika des Bekennens erlassen? Sind Antijudaismus und Antisemitismus formell zu dem erklärt worden, was sie sind: zu Häresien vor Gott und den Menschen? Hat der Papst Yad Vashem in Jerusalem besucht, um dort die Wirklichkeit zu erkennen?



der Scholastik, den jüdischen Menschen und Mitbruder in seinem gedankenschweren *Dialogus inter Philosophum Judaeum et Christianum*, einem geistigen, christlichen und menschlichen Zeugnis für die Juden im Zeitalter des schrankenlosen Ausrottungswillens; einem Werk, dessen Verfasser in der Kirche als Ketzer gilt. «Man erkläre Gott für grausam»; so sagt der Jude im Dialog, «wenn man meine, die Standhaftigkeit der Juden im Leiden könne ohne Lohn bleiben. Keine Nation hat derartiges für Gott gelitten... Die Juden zu misshandeln, hält man für ein Gott wohlgefälliges Werk. Denn eine solche Gefangenschaft, wie sie die Juden erleiden, können sich die Christen nur aus dem höchsten Hass Gottes erklären. Das Leben der Juden ist ihren grimmigsten Feinden anvertraut... Wenn sie zum nächstgelegenen Ort reisen wollen, müssen sie mit hohen Geldsummen den Schutz der christlichen Fürsten erkaufen, die in Wahrheit ihren Tod wünschen, um ihren Nachlass an sich zu reißen.»

## Legenden

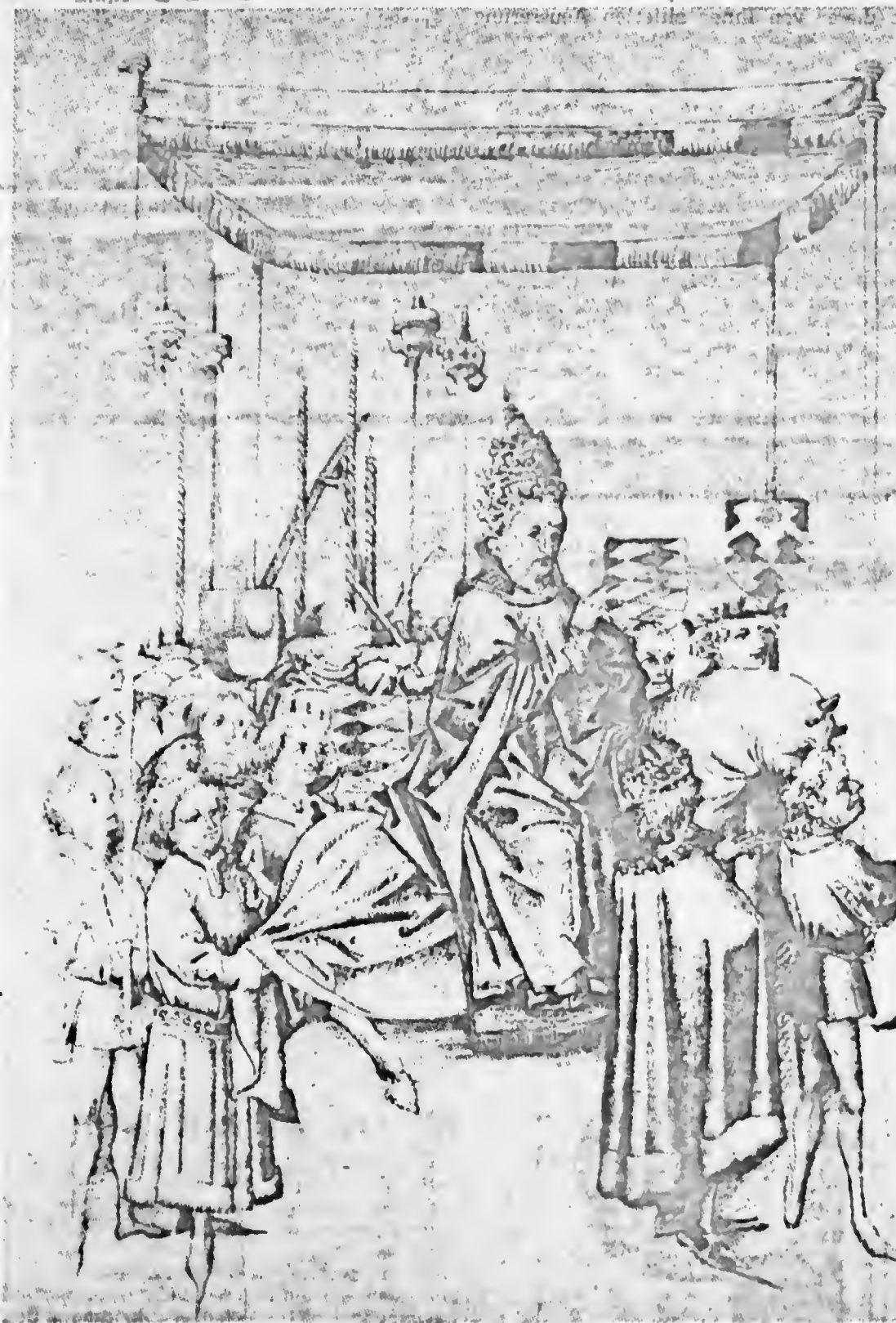
Peter Abälard ist eine ebenso einsame Stimme geblieben wie kurz nach der Mitte seines Jahrhunderts der Dichter des weltliterarisch so gewichtigen Spiels vom Antichrist, des *Ludus de Antichristo*, das gerade die Synagoge in ihrer vollen Würde zeigt, oder, vor dem Jahre 1250, der unbekannte Meister der Figuren der Ecclesia und der Synagoge am Münster von Strassburg; ihn ergriff die Gestalt der trauernden Synagoge mitten im Grauen der Pogrome entfesselter Kreuzzugshorden im Rheinland weit mehr als der kalte Triumph der Ecclesia.

Das Spiel vom Antichrist bildete die grosse Ausnahme in der langen Reihe der Volksspiele, Passionsspiele und Mirakelspiele, die den Judenhass nähren sollten. Die spektakulärste und berüchtigtste dieser frommen Geschichtslügen, gegen die geistliche Historiker unserer Zeit sich mit Untersuchungen energisch gewandt haben, ist mit der bayrischen Provinzstadt Deggendorf verbunden, wo 1338 zum Behufe der Selbstbereicherung alle Juden verbrannt wurden, worauf eiligst eine der ungezählten Legenden mit «Hostienschändung» erfunden wurde. Die Legende, von da ab jährlich in Form einer zu Zeiten von Zehntausenden besuchten, wirtschaftlich höchst gewinnbringenden Festwoche als sogenannte «Deggendorfer Gnad» lebendig

... zum Jahr der verantwortliche Pfarrer der Stadt fand, es ginge doch bloss um «eine Anklage gegen ein paar Dutzend Deggendorfer Juden des Mittelalters, über die sich heute niemand mehr aufregt», und der heute zuständige und verantwortliche Bischof Rudolf Graber von Regensburg, der nie ein offenes Schuldbekenntnis für Deggendorf abgelegt hat, erklärte zu den Protesten, «Deggendorf und Umgebung wird nicht vor solchen Artikelschreibern kapitulieren». Schliesslich erneuerte Papst Paul VI. 1968 die geistlichen Privilegien für den Deggendorfer-Spuk, der nun in mehr als sophistischer «Umdeutung» fort-dauert, wie seit über sechshundert Jahren. Ritualmord-Legenden und Legenden über Hostienschändungen wurden geboren als Resultate finstersten Aberglaubens, doch folgerichtig aus dem Gesetz der Pögression resultierend, nach welchem die Beschuldigungen immer weiter geführt werden müssen, um jedesmal neue Opfer zur Hand zu haben. Der Volksklerus propagierte diese Legenden mit Feuereifer. Wallfahrten und Kirchen für angeblich gemordete Christenkinder entstanden. Wievielen Juden sie das Leben gekostet haben, wird nie mehr zu ermitteln sein.

Die wohl älteste Geschichte eines angeblich «heiligen» Knaben um die Mitte des 12. Jahrhunderts, des Wilhelm von Norwich, ist eine viel spätere Konstruktion. Und die erste, längst nicht die einzige, geschichtliche Untat in diesem Zusammenhang geschah am 26. Mai 1171, als in Blois die gesamte jüdische Gemeinde in einem Holzturm verbrannt wurde, während aus den Flammen Hymnen tönnten. Eine neue jüdische Dichtung der Busse, des Bekenntens und des himmlischen Trostes entstand, die härteste Anklage gegen eine völlig verhärtete Christenheit.

Eine eingehende Untersuchung darüber etwa, wie nachhaltig die Bollandisten — genannt nach dem belgischen Jesuiten Jean Bolland — die seit 1630 die *Acta Sanctorum* herausgeben, zur Förderung der düsteren Kulte angeblicher Ritualmordopfer beigetragen haben, scheint bis heute zu fehlen. Der skandalöse Kult des Simonetto von Trient musste 1965 dank der wissenschaftlichen Nachweise des Kölner Dominikaners Willehad Paul Eckert aufgegeben werden. Das anglikanische Domkapitel von Lincoln hat den Kult des Knaben Hugo — seit 1255 — mit einer Gedenktafel und dem Bekenntnis jahrhundertelanger Lüge beendet. Anders ist die Lage in Oesterreich, wo der antisemitische Kirchenjahrmarkt um den Knaben Andreas von Rinn zwar aufgrund internatio-



Aber erst am Konzil von Konstanz 1417 bestätigte Papst Martin V. die Privilegien der Juden und gab ihnen den Segen mit der rechten Hand: *In nomine patris et filii et spiritus sancti...*

Handschrift: Chronik des Ulrich von Richental über das Konstanzer Konzil, Rosengärten Museum Konstanz.

die Juden zur Ruhe kommen, denn die Duldung ihres Gottesdienstes bei gleichzeitiger Diffamierung ihres menschlich-bürgerlichen Daseins hoben sich gegenseitig auf. Die angeborene Menschlichkeit Nikolaus' V. im Widerstreit zu seinen antijüdischen Massnahmen wirken gerade bei diesem Papst besonders tragisch.

Johannes da Capistranos Einfluss auf die Massen war übermächtig. Er weckte das Magische, Irrationale, und die dürftige Theologie seiner Predigten war von Wahnvorstellungen durchsetzt. Wo er in Italien, Bayern, Schlesien, Mähren, Oesterreich und Polen erschien, ausgestattet mit der Würde eines päpstlichen Legaten für einen neuen Kreuzzug gegen die Türken, fanatisierte er das Volk in dämonischer Weise. In Breslau überwachte er persönlich Folter und Scheiterhaufen von einundvierzig schuldlosen Juden, nachdem eilig eine Hostienschändung und ein Ritualmord konstruiert worden waren. Kinderraub, Konfiskationen, Austreibungen und Verbrennungen begleiteten den Weg dieses Heiligen, genannt die «Geißel der Juden». Die furchtbaren Folgen seines Auftretens im Osten reichen über Jahrhunderte weiter. Jetzt wurde auch Polen ergriffen, wo die Juden bisher in Frieden gelebt und als Flüchtlinge immer Asyl gefunden hatten unter dem Schutz der Fürsten, vor allem Kasimirs III. und Kasimirs IV. Johannes da Capistrano erschien, und es gelang ihm, Kasimir IV. zum Widerruf aller Vergünstigungen zu nötigen. Die antijüdische kirchliche Literatur begann auch hier, die Volksstimmung zum Kochen zu bringen. 1556 war in Polen die erste Ritualmord-Erfindung da. Es war das gleiche Jahr, in welchem Papst Paul IV., dessen Judenhass völlig krankhaft war, in Ancona vierundzwanzig aus Portugal geflohenen Maranen verbrennen liess — das einzige Massen-Verbrechen dieser Art in der italienischen Geschichte, ein Nachspiel der Bulle *Nimis absurdum* von 1555, eines Dokumentes völliger Unmenschlichkeit, das ganz im Charakter dieses Inquisitions-Papstes wurzelt. Wenige Tage nach dem Erscheinen dieser Bulle mussten die Juden Roms in das von Paul IV. befohlene Getto ziehen.

Am nächsten Samstag:

**Ueber Auschwitz  
bis heute**



nen die Kreuzzüge mit ihren wilden Massakern an Juden, denen die Bischöfe etwa der rheinischen Städte mit ihren blühenden jüdischen Gemeinden vergebens entgegenzuwirken suchten — nicht immer ganz uneigennützig. Pseudotheologie und Volkspredigt erhoben, anders als später bei den Pogromen nach dem Pestjahr 1348, die Massaker der Kreuzzüge zum religiösen Verdienst. Wolfgang Seiferth, der mit seinem Werk über Synagoge und Kirche im Mittelalter zu den besten Kennern des mittelalterlichen Judentums im Bereich der Kirchenmacht gehört, sagt, dass die Kreuzzüge «wie eine Naturkatastrophe die Lebensumstände der Juden völlig veränderten, indem sie diese im ganzen Bereich der Christenheit mit einem Religionskrieg bedrohten».

Im Jahre 1115 gründete der heilige Bernhard die spätere Zisterziensermetropole von Clairvaux neu. Bernhard, die erste Geistesmacht des Jahrhunderts, war an unmittelbarem Einfluss auf seine Zeit Isidor von Sevilla vergleichbar. Er hasste die Juden, aber er wollte nicht ihr Leben, und er protestierte gegen die Massaker zu Beginn des zweiten Kreuzzuges, der allein sein Werk war. Natürlich war der Protest vergeblich, denn auch seine Predigten hatten beigetragen, die Saat zu säen, die nunmehr aufging. Sein berühmter Zeitgenosse Abt Petrus Venerabilis von Cluny entflammte Frankreich mit seinen antijüdischen Predigten und meinte, die Juden sollten die Kreuzzüge bezahlen, was sie weitgehend nicht nur mit dem ihnen geraubten Geld, sondern mit ihrem Blut haben tun müssen — nach dem Vorbild der «Endlösung», welche die Kreuzfahrerbanden 1099 bei der Eroberung Jerusalems angerichtet hatten.

Ganz anders sah Bernhards grosser Gegner im Geiste, Peter Abälard, der Vater der Scholastik, den jüdischen Menschen und Mitbruder in seinem gedankenschweren *Dialogus inter Philosophum Judaeum et Christianum*, einem geistigen, christlichen und menschlichen Zeugnis für die Juden im Zeitalter des schrankenlosen Ausrötungswillens; einem Werk, dessen Verfasser in der Kirche als Ketzer gilt. «Man erkläre Gott für grausam», so sagt der Jude im Dialog, «wenn man meine, die Standhaftigkeit der Juden im Leiden könne ohne Lohn bleiben. Keine Nation hat derartiges für Gott gelitten... Die Juden zu misshandeln, hält man für ein Gott wohlgefälliges Werk. Denn eine solche Gefangenschaft, wie sie die Juden erleiden, können sich die Christen nur aus dem höchsten Hass Gottes erklären. Das Leben der Juden ist ihren grimmigsten Feinden anvertraut... Wenn sie zum nächstgelegenen Ort reisen wollen, müssen sie mit hohen Geldsummen den Schutz der christlichen Fürsten erkaufen, die in Wahrheit ihren Tod wünschen, um ihren Nachlass an sich



Die Päpste Urban V. (1362—1370), Bonifaz IX. (1389—1404), und Innozenz VII. (1404—1406) waren den Juden wohlgesinnt.

Bilder aus «Die Päpste»,  
NZN Buchverlag Zürich 1963

erhalten, wobei in feierlicher Prozession ein undefinierbares Pulver, angeblich Rest einer «geschändeten Hostie» nebst anderen passenden Gegenständen als «Beweisstücke» herumgetragen wird, wurde weiter ausgebaut. Die antisemitische Kirchenliteratur um Deggendorf häufte sich, Bildfolgen in einer eigens erbauten Kirche nährten den Hass. Noch 1925 erschien mit kirchlicher Approbation ein wüstes Hetzspiel aus der Feder eines Mönchs mit Begriffen wie Judasbrut, Teufelshorden, Unholdmeute, Giftmischer, Judenstrolche, Rudel rädiger Judenhunde, bis es 1960 zu einem öffentlichen Skandal mit Protesten in der Bundesrepublik, dann in anderen Ländern kam. Doch der verantwortliche Pfarrer der Stadt fand, es ginge doch bloss um «eine Anklage gegen ein paar Dutzend Deggendorfer Juden des Mittelalters, über die sich heute niemand mehr aufregt», und der heute zuständige und verantwortliche Bischof Rudolf Graber von Regensburg, der nie ein offenes Schuldbekenntnis für Deggendorf abgelegt hat, erklärte zu den Protesten, «Deggendorf und Umgebung wird nicht vor solchen Artikelschreibern kapitulieren». Schliesslich erneuerte Papst Paul VI. 1968 die geistlichen Privilegien für den Deggendorfer-Spuk, der nun in mehr als sophistischer «Umdeutung» fort-dauert, wie seit über sechshundert Jahren. Ritualmord-Legenden und Legenden über Hostienschändungen wurden geboren als Resultate finstersten Aberglaubens, doch folgerichtig aus dem Gesetz der Progression resultierend, nach welchem die Beschuldigungen immer weiter geführt werden müssen, um jedesmal neue Opfer zur Hand zu haben. Der Volksklerus propagierte diese Legenden mit Feuereifer, und Kirchen für angeblich

Zwischen den beiden ersten Kreuzzügen erliess Papst Kalixtus II. seine Bulle *Sicut Judaeis*, die leider verloren, in ihren bestimmenden Teilen jedoch aus späteren Zitierungen der Päpste rekonstruierbar ist. Kalixtus II. hat die Juden energisch geschützt und die Verletzung seiner Bulle, die kommenden Päpsten als Muster gedient hat, mit der Exkommunikation bedroht. Alexander III., der grösste Papst des 12. Jahrhunderts, erneuerte sowohl diese Bulle, wie auf dem elften Allgemeinen Konzil von 1179 die diskriminierenden Bestimmungen über die Juden, deren er sich in der Not seiner langen Exiljahre gerne bedient hatte. Er wollte die Juden nur mit der Begründung leben lassen, dass ihr leidvolles Dasein «Zeugnis» gebe von der Herrlichkeit Christi.

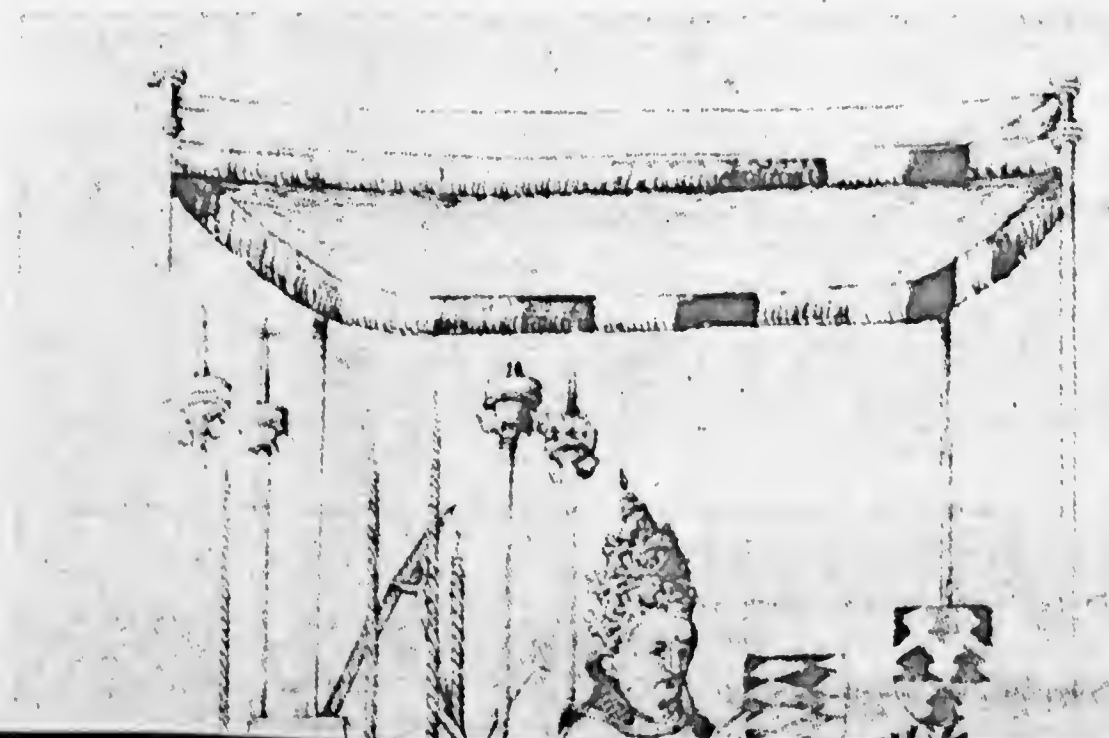
Das zwölfte Allgemeine Konzil, das Innozenz III. auf dem Höhepunkt der mittelalterlichen Papokratie einberief, umkleidete nach dem Willen des Papstes die Entwürdigung der Juden mit kanonischer Endgültigkeit, wozu entsprechende Teile der westgotischen Gesetzgebung Hispaniens hervorgeholt wurden. Innozenz III. muss einen abgründigen Hass gegen das Judentum gehegt haben. Er verfügte zur Brandmarkung den «gelben Fleck», schrieb Briefe an Fürsten und Könige und verlangte die Unterdrückung der Juden. Der Jude durfte nicht getötet werden — aber er durfte auch nicht leben und musste die äusseren Abzeichen der Verachtung und des Hohnes tragen. Es war Innozenz III., der die «Nürnberger Gesetze» erfunden hat.

Der pontifikale Zwiespalt in der Haltung zeigte sich erneut und deutlicher als bei

den Problemen der Finanzierung verknüpfte den geistig-menschlichen Judenhass immer stärker mit den Wirtschaftsinteressen. Gregor X. wollte die Juden schützen. Er zeigte sogar ein aufrichtiges menschliches Verständnis für sie — aber er bestätigte die Bulle Klemens' IV., ohne deren Folgen zu bedenken. Das gleiche tat Nikolaus IV., der jedoch 1291 auch eine eigene Bulle erliess, *Orat mater ecclesia*, um die Juden vor der wüsten Hetze, vor Raub und Quälereien durch die römische Geistlichkeit zu schützen. Das Jahrhundert gipfelte denn auch 1298, soweit es die Juden anging, unter Bonifaz VIII. im Feuertode des grossen römischen Rabbiners Elia de Pomis, dem ersten Opfer dieser Art auf italienischem Boden.

## Machtlos

Bei aller Widersprüchlichkeit in der antijüdischen Gesetzgebung oder den Schutzmassnahmen der Päpste, allen Entwürdigungen und Demütigungen, ist es bezeichnend, dass die Juden im unmittelbaren päpstlichen Herrschaftsbereich erträglicher leben konnten, als in allen anderen Ländern Europas. Angesichts der Richtungslosigkeit, vielleicht oft Hilflosigkeit des Papsttums, sobald es um wirksamen bleibenden Schutz der Juden ging, wog diese Tatsache allerdings wenig. Die Päpste hatten keine Macht mehr, der Entwicklung zu steuern, die ihr eigener Wankelmut mit zu verantworten hatte. Teufel und Juden bildeten längst eine Einheit für die dumpfe, abergläubische Christenheit. Die Pseudotheologie der Jahrhunderte hatte ihre giftigen Früchte getragen;



war an Kasimier gebunden, und hoffte durch sie, die bald auch für Italien verbindlich wurde, die Obödienz Spaniens für sich zu erreichen. Eine bittere Ironie liegt in der Tatsache, dass diese Bulle zugleich auch eine volle Bestätigung der antijüdischen Bulle Gegenpapst Benedikts XIII. von 1415 war; das einzige Dokument, worin Papsttum und Gegenpapsttum sich einig waren.

## Neuer Terror

Die Hetze gegen die Juden in Italien und darüber hinaus wurde unter Nikolaus V. durch einen Heiligen vorangetrieben, dessen eisiger Charakter ganz dem des Vicente Ferrer entsprach. Es war der Franziskaner Johannes da Capistrano, mit dessen Namen neue Wellen des Terrors verbunden waren. Nikolaus V., sonst einer der menschlichsten, sympathischsten und bedeutendsten Päpste, liess sich durch den fanatischen Prediger, der sich darauf verstand, den Pöbel zu mobilisieren, und der dem Papst anbot, die Juden übers Meer deportieren zu lassen, schon kurz nach Beginn seines Pontifikates 1447 bestimmen, eine antijüdische Bulle herauszugeben, die in Rom zu schweren Unruhen führte. Eine Bulle vom Jahre 1451 war gegen die Juden Kastiliens gerichtet; zwei Zeugnisse bürgerlicher Entrechtung und Entwürdigung. Im diametralen Gegensatz hierzu erliess Nikolaus V. in den Jahren 1447, 1448 und 1451 vier Bullen der rein religiösen Toleranz den Juden Spaniens, Parmas und Böhmens gegenüber, sowie gegen die Hetzprediger, deren gefährlichster gerade Johannes da Capistrano war. Nie sollten die Juden zur Ruhe kommen, denn die Duldung ihres Gottesdienstes bei gleichzeitiger Diffamierung ihres menschlich-bürgerlichen Daseins hoben sich gegenseitig auf. Die angeborene Menschlichkeit Nikolaus' V. im Widerstreit zu seinen antijüdischen Massnahmen wirken gerade bei diesem Papst besonders tragisch.

Johannes da Capistranos Einfluss auf die Massen war übermächtig. Er weckte das Magische, Irrationale, und die dürftige Theologie seiner Predigten war von Wahnvorstellungen durchsetzt. Wo er in Italien, Bayern, Schlesien, Mähren, Oesterreich und Polen erschien, ausgestattet mit der Würde eines päpstlichen Legaten für einen neuen Kreuzzug gegen die Türken, fanatisierte er das Volk in dämonischer Weise. In Breslau überwachte er persönlich Folter und Scheiterhaufen von einundvierzig schuldlosen Juden, nachdem eilig eine Hostienschändung und ein Ritualmord konstruiert worden waren. Kinderraub, Konfiskationen, Austreibungen und Verbrennungen begleiteten den Weg dieses Heiligen, genannt die «Geissel der Juden». Die furchtbaren Folgen seines



here Zinsen nehmen musste, um den erpresserischen Geldforderungen von Behörden, Hierarchen und Herrschern nachkommen zu können. Fast alle europäischen Judenpogrome seit den Kreuzzügen hatten zum Ziele, sich der Schulden bei den Juden zu entledigen, die Zinsen zu sparen und die Kapitalien zu konfiszieren. Wenn unter solchen Verhältnissen von Wucher die Rede ist, so ist zu ergänzen, dass sich ein ebenso blühender Wucher dort entwickeln konnte, wo keinerlei Voraussetzungen bürgerlich-rechtlichen Zwanges gegeben waren, nämlich bei den Christen.

Nachdem die Juden in den nur fünf Pontifikatsjahren des ebenso strengen wie gerechten Sixtus V. eine glückliche Zeit erlebt hatten, erneuerte Klemens VIII. im Jahre 1593 die unmenschlichen Bullen Pauls IV. und Pius' V. Bald darauf legitimierte Urban VIII. zu Zwangstaufen von Kindern, die im berüchtigten römischen Neophytenheim interniert und zu «Christen» gemacht wurden. Die Pontifikate Klemens' IX., Klemens' XI., Benedikts XIV., Klemens' XIII. und Klemens XIV. bedeuteten erneut Lichtblicke für jüdisches Leben. Klemens XIV. hatte sich bereits als Kardinal Lorenzo Ganganelli mit einer Untersuchung über die Haltlosigkeit der Ritualmord-Legenden ein Verdienst erworben. Pius VI. jedoch, der 1775 sein *Editto sopra gli Ebrei* erliess, erdachte, soweit das noch möglich war, neue Demütigungen, Drohungen und Gewalttätigkeiten. So war es begreiflich, dass die Juden die Französische Revolution, die ihnen das Getto öffnete und sie wieder Menschen sein liess, als den lang ersehnten Tag der Freiheit begrüßten.

## 19. Jahrhundert

Es gab zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter den Bischöfen eine ungewöhnliche Ausnahme — eine einzige. Es war Bischof Bernard Galura von Brixen (1764—1856). Er schrieb zwischen 1800 und 1806 zwei Werke, eines davon sechsbändig, welche die christliche Theologie heilsgeschichtlich mit besonderer Eindringlichkeit aus dem Judentum begründeten. Unmissverständlich heisst es: «Die Verachtung der Juden, über deren Rücken wir in das Reich Gottes eingegangen sind, ist deswegen sehr unbiblisch, unchristlich, undank-

## Die letzte Tragödie

Die Entwicklung in den sieben Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ist charakterisiert durch das Fortdauern des Verfestigten und das Hängenbleiben an der Pseudotheologie auf der einen, das endliche

ner Chaim Herzog und Chaim Barlass von der Jewish Agency, wo immer er konnte, Juden gerettet hat; hat es den Erzbischof Andreas Szeptyckij von Lemberg gegeben, der nicht nur selber Juden versteckt hielt, sondern in seinem ganzen Einflussbereich Juden rettete und retten liess; hat es schliesslich den Domprobst Prälat Bernhard Lichtenberg in Berlin

es ging. Nach vier Fassungen sind etwas über zwei Druckseiten Unverbindlichkeiten geblieben, die dem Gutwilligen Möglichkeiten bieten — nur, dass der Gutwillige eine solche Erklärung für sein Handeln nie benötigen wird.

Der nicht Gutwillige und Indifferente aber — und das ist leider noch immer die Mehrzahl des Kirchenvolkes — braucht

Rahmen, dass es die Heimkehr nach Erez Israel als ein Positivum darstellt, ohne dabei, wie die arabische Welt und interessierte römische Kurienkreise unterstellen, dem Zionismus das Wort zu reden oder den Blick vor dem menschlichen Leid zu verschliessen, das die Staatsgründung für viele mit sich gebracht hat. Es wird sich nun zeigen müssen, ob die nationalen Bischofskonferenzen — die deutsche in erster Linie — den Mut zur Umkehr aufbringen und das französische Dokument zur eigenen Sache machen.

Nachdem kirchlicher Antijudaismus und Antisemitismus in tragisch verkennender und theologisch unchristlicher Weise den Juden aus dem Kontext der Liebe als der Primärforderung des Juden Jesus ausgeschlossen haben, beginnt heute theoretisch wie theologisch die Erkenntnis sich durchzusetzen, dass die Juden nach dem Wort des Paulus immer die erste Liebe Gottes waren und bleiben. Doch eine allgemeine kirchliche Selbstverständlichkeit ist diese Erkenntnis nicht, und es besteht kein Anlass zur Selbstzufriedenheit, bloss weil man das Judentum mit einer Konzils-erklärung abgefunden hat. Noch immer warten wir darauf, dass von Abertausenden von Kanzeln herab zu hören ist, das Brudersein könne und müsse endlich gelebt werden. Die Prediger schweigen weiter — wie zuvor.

So steht am Ende des zweiten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung die Frage, ob eine vollkommene Umkehr, ein Befreien aus den Verfestigungen der Vergangenheit möglich ist; ob das Entgegengesetzte Wirklichkeit wird. Ob das Niederlegen der Mauern eines Gettos ungesühnter Schuld zum glaubwürdigen Neubeginn werden kann.

Die Juden wie die christlichen Christen warten auf Antwort.

Schluss der Artikelreihe



Papst Johannes XXIII. sagte als einziger Papst zu den Juden: «Ich bin Joseph, euer Bruder.» Aber sein Wunsch, die Judenerklärung als wichtigsten Bestandteil des Konzils aufzunehmen, wurde gegen seinen Willen durch seinen Nachfolger zu einer unverbindlichen Aeusserung.  
Photo Interpress

Ab nächsten Samstag neue Serie:

**NZ-Korrespondenten  
über «Die Presse,  
die sie verdienen»**

denn die schweizerischen Wirtschaftslagen in den Entwicklungsländern werden der Schweiz als ganzem Staats-

Bei der Beurteilung der Entwicklungsländerlichen Interessen zurückgestellt wurden.

Wirtschaftsbeziehungen sind zusätzlich zu den wirtschaftlichen spezialpolitischen

henden Investitionsentscheide nicht geizig, bestehende Ungleichheiten in den

«Eine Beurteilung der privaten schweizerischen Finanzbeziehungen mit der Drit-



# Richard Wagners Antisemitismus

Verdrängung der Moral durch Geschichtsphilosophie · Von Carl Dahlhaus

Richard Wagners Schrift „Das Judentum in der Musik“ ist berüchtigt, ohne daß sie gelesen würde. Man weiß auch ohne Lektüre, daß sie abscheulich ist, und irrt sich mit seinem Vorurteil keineswegs. Jedesmal, wenn ich das Pamphlet las, fand ich es noch schlimmer, als ich es in Erinnerung hatte — in einer durch Enthusiasmus für Wagners Musikdramen getrüben Erinnerung.

Wozu also eine Neuauflage? Doch nicht, um wieder einmal zu demonstrieren, ein wie unsympathisches Genie Richard Wagner gewesen ist. Der Herausgeber, Tibor Kneif, argumentiert, daß das neunzehnte Jahrhundert keine tote Vergangenheit, sondern unsere unmittelbare, noch als nah empfundene Vorgeschichte sei, in deren charakteristischen Dokumenten — und leider ist das „Judentum in der Musik“ ein charakteristisches Dokument — wir uns selbst, sei es auch zu unserer Bestürzung, wiedererkennen.

Der Streit über die psychologischen — die zufällig biographischen — Motive und Wurzeln des Wagnerschen Antisemitismus war unerquicklich, und es ist durchaus überflüssig, ihn fortzusetzen (und sich in Vermutungen über Wagners Vermutungen, wer sein Vater gewesen sei, zu verlieren oder über den Schock, den Paris für ihn bedeutete, zu spekulieren).

Entscheidend ist nicht der Ursprung von Wagners Ressentiments, sondern deren weitreichende Wirkung. Und zwar scheint es, als habe eine fatale Denkfigur, die dem Pamphlet zugrunde liegt, Geschichte gemacht: nicht trotz, sondern wegen ihrer Unlogik. Das Judentum, das Wagner skizziert, ist einerseits eine Allegorie des verabscheuten Kapitalismus, andererseits die Karikatur eines realen Volkscharakters. Das allegorische Judentum löst sich auf ins „rein Menschliche“, sobald der Kapitalismus durch eine Revolution, wie sie Wagner 1850 noch ersehnte, gestürzt ist; das sicht- und hörbar Jüdische aber, das Wagner mit hemmungsloser Perfidie beschreibt, ist dazu verdammt, auch in spätester Zukunft für seine Umwelt so „abstoßend“ zu bleiben, wie es immer schon war.

Als Utopist erhebt Wagner Forderungen, deren Erfüllbarkeit er als „Biologist“ verweigert: Die „Judenfrage“, wie er sie versteht, muß geschichtlich — durch eine Revolution — gelöst werden, ist jedoch von Natur unlösbar. Die Argumentation erweist sich als Falle; Die Selbstaufhebung des Judentums ins „rein Menschliche“ erscheint als einziger Ausweg, der aber versperrt ist.

Der liberale Impuls, andere Menschen gerade in ihrer Andersheit gelten zu lassen, war Wagner fremd. Die Widersprüchlichkeit der Konstruktion, von der die Polemik getragen wird, erlaubt es Wagner, bei Börne eine restlose Assimilation als geglückt zu rühmen, die er bei Mendelssohn als mißlungen, weil unerreichbar, erklärt.

Der Neudruck verbindet, durchaus einleuchtend, „Das Judentum in der

Musik“ (1850) mit „Die Kunst und die Revolution“ (1849) und „Was ist deutsch?“ (1865): einer früheren Schrift, in der die geschichtsphilosophischen Voraussetzungen des Pamphlets entwickelt wurden, und einer späteren, in der Wagner einige antisemitische Parolen noch einmal aufgriff.

Zwischen den Aufsätzen „Das Judentum in der Musik“ und „Die Kunst und die Revolution“ wird ein Zusammenhang sichtbar, der auf bestürzende Weise aktuell ist: nicht durch die einzelnen Gedanken oder Gedankenverknüpfungen, die sämtlich vergilbt wirken, aber durch die Denkform, von der sie getragen werden. Was sich zeigt — und zwar mit einer Deutlichkeit, wie sie für Wagner, der ein Genie der Indiskretion war, charakteristisch ist —, ist die Brutalität geschichtsphilosophischen Argumentierens: „Das Judentum in der Musik“ macht manifest, was in „Die Kunst und die Revolution“ latent blieb.

Der Antisemit Wagner moralisiert nicht (und Intellektuelle mögen zunächst dazu neigen, ihm das zugute zu halten). Er macht es dem Judentum — der Allegorie, für die dann die realen Juden einstehen müssen — keineswegs zum Vorwurf, daß es bössartig sei, sondern behauptet mit gelassen-richterlicher Geste, daß das Judentum von der Geschichte — einer Instanz also, gegen deren Spruch es keine Berufung gibt — zur Schlechtigkeit verurteilt sei. Der Haß maskiert sich als Objektivität; man entscheidet nicht selbst (um dann die Konsequenzen der Entscheidung auf sich zu nehmen), sondern läßt den Weltgeist oder das Gesetz der Geschichte für sich reden.

Die Passagen des Pamphlets, die bei flüchtigem Lesen als die abscheulichsten erscheinen, weil das Ressentiment unverhohlen ausbricht, etwa die Karikatur jüdischen Sprechens, sind in Wahrheit nicht die schlimmsten, obwohl man sich vorstellen kann, daß sie zur Gewalt aufstachelten. Nicht die Schlächter, die den Antisemitismus vollstreckten, haben „Das Judentum in der Musik“ gelesen, sondern Intellektuelle, die sich durch Wagners Musik dazu verführen ließen, sich miserable Philosopheme, die sie mit dem musikalischen Werk verknüpft glaubten, zu eigen zu machen.

Die Inhumanität, durch die das Wagnersche Pamphlet vergiftend wirkte, besteht in der Verdrängung von Moral durch Geschichtsphilosophie. Die Kehrseite der Arroganz, die sich vom Weltgeist oder vom Gesetz der Geschichte privilegiert fühlt und sich erhaben glaubt über humane, als hinterweltlerisch moralisierend empfundene Rücksichten, ist eine uneingestandene Brutalität, die sich durch Geschichtsphilosophie ein gutes Gewissen macht.

Richard Wagner: „Die Kunst und die Revolution“ — „Das Judentum in der Musik“ — „Was ist deutsch?“. Hrsg. und kommentiert von Tibor Kneif. Verlag Rogner & Bernhard, München 1975. 134 S., kt., 10,— DM.

Frankfurt Allgemeine 23/10/65 No 247 Antisemitismus

# Akademische Vorboten der Barbarei

„Der Berliner Antisemitismusstreit“ — Eine Dokumentation von Walter Boehlich

Ein halbes Jahrhundert vor dem Siegeszug des Nationalsozialismus in Deutschland ereignete sich im scheinbar so zivilisierten Bismarckreich eine Auseinandersetzung, die schon Vorzeichen und erschreckende Parallele zum Späteren war. Der Berliner Antisemitismusstreit von 1879/80 demonstriert jene Zusammenhänge zwischen mißbrauchter Wissenschaft und politischer Agitation, zwischen Nationaldünkel und sozial-ökonomischem Ressentiment, in denen der barbarische Antisemitismus sich dann als ein Grundprinzip nationalsozialistischer Herrschaft durchsetzen konnte. Man hat in den vergangenen Jahren unermüdlich darüber diskutiert, ob 1933 mit den Folgen wirklich nur ein Unglücksfall gewesen sei, resultierend aus Versailles, Hitler und Wirtschaftskrise, oder ob nicht die geschichtlichen Wurzeln weiter zurückreichen und allgemeinerer Art seien.

Die neuerliche Erregung über die Kriegsziel- und Kriegsschuldfrage von 1914, die Fritz Fischers Werk ausgelöst hat, ist nur ein Zeichen für die ungemilderte Schärfe dieser Fragestellung. Neben Nationalismus und Expansionismus ist es besonders der Antisemitismus, dessen Kontinuität seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im ideellen wie im sozialen Bereich stärker hervortritt als nach der allgemeinen Auffassung, daß erst im Gefolge von 1918 (und als Gegenschlag zum Bolschewismus) solche Anschauungen politisches Gewicht in Deutschland gewonnen hätten. Eine wachsende Zahl von Darstellungen zur Geschichte der völkischen Bewegung und zum Aufstieg des Antisemitismus (neuerdings von Fritz Stern, George Mosse und Peter Pulzer) haben uns in den letzten Jahren besser instand gesetzt, die Vorgeschichte dieser zerstörerischen Bewegung schon im 19. Jahrhundert nach ihrem Ausmaß und ihrer Substanz zu erfassen.

Die vorliegende Dokumentation mit dem vorzüglich klärenden Nachwort Walter Boehlichs gibt wohl erstmals einer weiteren Leserschaft die Möglichkeit, eine solche Vorstufe der Auseinandersetzung um die „Judenfrage“ in ihren Zeugnissen unmittelbar kennenzulernen. Das Besondere an diesem Beispiel ist, daß es mit dem wirkungsmächtigsten Historiker und mit der größten Universität des damaligen

Deutschland zu tun hat. Am 15. November 1879 veröffentlichte Heinrich von Treitschke in den von ihm herausgegebenen *Preussischen Jahrbüchern* einen Artikel, in dem eine Reihe von einprägsamen Argumenten des aufziehenden Antisemitismus erstmals auf die Ebene einer scheinbar akademisch-wissenschaftlichen Zeitanalyse gehoben war. Zwar distanzierte sich Treitschke vornehm von den radikalen Thesen der Rassen-Antisemiten, deren Pamphlete seit den Erregungen der Gründerkrise um 1873 Wiederhall gefunden hatten. Aber hier wie im folgenden Zusammenspiel von Konservativen und Antisemiten vor der Jahrhundertwende, später von Deutschnationalen und völkischen Nationalsozialisten in der Weimarer Republik, war es ein gewollt-ungewolltes Bündnis zwischen plebejischem und aristokratischem Nationalismus, das den Antisemitismus erst salonfähig gemacht hat. Die radikalen Kampfthesen einer kleinen Minderheit sind so aus einer rüden Unterströmung zum weithin akzeptierten oder doch tolerierten Bestandteil des deutschen Zeitbewußtseins geworden. Hier beginnt auch das Kapitel des Versagens von Bildung und Universität, das zum Jahre 1933, zur Hinnahme der Verfolgung jüdischer Kollegen und zur Vernichtung des jüdischen Beitrags führte.

Dies ist nun freilich, worauf auch Boehlich hinweist, noch die Geschichte eines langen Abstiegs. Die Diatriben Treitschkes, selbst noch ganz auf die Forderung nach Assimilierung, Christianisierung, Eindeutschung der Juden gestimmt, heben sich betont von dem vulgären Sozial-Darwinismus der Rassenideologie ab. Auch tritt ihm sogleich eine Front des entschiedenen Widerspruchs entgegen, an deren Spitze sich schließlich der große Kollege Theodor Mommsen setzt. Die Entgegnungen von hohem Niveau sind für uns unvermindert aktuell und lesenswert. Noch erscheinen Universität und Intelligenz kaum beschädigt, noch treten die Argumente der Rechtlichkeit, Wahrheit und Humanität überlegen hervor gegenüber dem Starrsinn des Historiker-Nationalisten, der eine offenbar unüberlegt bezogene Position auch gegen bessere Gründe nicht mehr räumen will. Aber in Treitschkes scheinbar gut-

gemeinten Mahnungen zum Wohlverhalten der Juden steckt doch bereits (wie auch in den Polemiken seiner so weitverbreiteten *Deutschen Geschichte*) die verhängnisvolle Auffassung, man habe den Juden ihre Gleichberechtigung nur „geschenkt“, um nun auch erwarten zu können, daß sie sich ihrer würdig erwiesen und ihre Tätigkeit in Intelligenz und Wirtschaft entsprechend einschränkten. Treitschke sieht in der antisemitischen Agitation nicht nur eine „natürliche Reaktion des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element, das in unserem Leben einen allzu breiten Raum eingenommen hat“. Er führt auch, wenngleich unter Berufung auf andere und mit Beteuerung seiner Anerkennung der Emanzipation, den späteren Kampftruf des *Stürmers* in die gehobene Literatur ein: „Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf... ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück“ (S. 11).

Es zeigte sich schon damals, wie wenig sachliche Auseinandersetzung hier vermag und wie rasch die radikalen Antisemiten solche akademischen Erörterungen ihrem barbarischen Freund-Feind-Schema nutzbar zu machen verstanden. Zwei dieser Bundesgenossen treten mit ihren Hetztiraden in dem Band bereits hervor. Noch war das Gewicht auf der anderen Seite. Noch bedurfte es der politischen Irrwege von vier oder fünf Jahrzehnten, bis sich auch Schulen und Universitäten, Kirchen und Staatsträger der bequembarbarischen Doktrin vom Sündenbock, mit dem Stereotyp des Juden als Inbegriff des Negativen, so hilflos auslieferten wie verängstigte Kleinbürger und frustrierte Nationalisten. Aber wie im Deutschland des Obrigkeitsstaates und des Ordnungskultes demokratische Revolution und Republik gescheitert sind, so ereignete sich vor und nach den Morden an Rosa Luxemburg oder Walther Rathenau auch kein deutscher Aufstand der Vernunft wie im Frankreich der Jahrhundertwende, wo die Dreyfus-Affäre die öffentliche Atmosphäre weitgehend von der Pest des Antisemitismus befreit hat.

KARL DIETRICH BRACHER

„Der Berliner Antisemitismusstreit“.  
Herausgegeben von Walter Boehlich,  
Insel Verlag, Frankfurt am Main, 1965,  
Sammlung Insel. 266 Seiten, Ln., 7.— DM.

Ein 4873 Republik  
P 27.8554 94



Jahrhundertlang hatten die Kirchen den Antisemitismus nicht nur geduldet, sondern ihn sogar noch gefördert

# Die Juden und die Schuld der Christen

Von Paul Graf Yorck von Wartenburg

Wir stehen vor einem Scherbenhaufen, der dem geistigen Auge um so sichtbar wird, je weiter der Aufbau unserer Wohlfahrtsgemeinschaft fortschreitet. Wie wir uns während des Krieges in Behelfsheimen und Unterständen „behaglich“ einzurichten wußten, so leben wir heute, wohlversorgt, in einem verstrahltem Land, mit einem Minimum geistiger Problematik über eine atemberaubende Schande gemühtlich hinweg.

Was geschehen ist, keiner will es wahrhaben, niemand will es verantworten, niemand hat dabei mitgewirkt; keiner hat sich an jüdischem Gute bereichert, niemand Nachbarn denunziert oder auch nur gesehen, wie sie abgeholt wurden, kein Geschäftsmann hat die Kunden mit dem Stern warten lassen, bis die „Arier“ bedient waren, niemand zerschlug die Schaufenster jüdischer Läden, keine Firma baute Vergasungsöfen, die Transporte nach Auschwitz und Treblinka scheinen von Geistern geplant und gefahren worden zu sein. Niemand schrie je „Juda verrecke“, kein Kind beschimpfte oder schlug jüdische Mitschüler — nein, wir alle haben ein reines Gewissen, und schuldig sind nur ein paar Verbrecher. Aber auch die soll man heute nicht mehr vor Gericht stellen, und gezahlt haben wir eh genug. Einmal muß es aufhören! Schwamm drüber! Nun wohl! ...

Sehen nicht einmal die Christen in Deutschland, daß wir durch Unbußfertigkeit unsere Seele genauso zum Pfunde setzen, wie in der Epoche unmenschlicher Greuel? Mein Gott, dabei verirrt die Zeit wie Tropfen glühenden Sandes: die Kluft zwischen den Juden und uns erweitert sich von Jahr zu Jahr in dem Maße, als ihr Harren auf einen Aufschrei unserer Herzen sich immer neu als vergeblich erweist. Unversöhnt sinken die Generationen ins Grab, welche die ungeheuerlichsten Verbrechen an den Juden zu vertreten haben, als wenn man mit Schuld fertig werden könnte, indem man sie abstreift. Unsere ganze Auflehnung gilt der kollektiven Verantwortlichkeit, die nicht abzuwehren ist, weil wir ungeschichtlich existieren, gar nicht mehr wissen, was „olk ist, aber wohl vor allem, weil wir von dem Schuldkonnex der Menschen nichts empfinden, von dem die Offenbarung spricht.

Dabei brauchen wir nur einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit zu werfen, um zu gewahren, daß der von den Nationalsozialisten bis zur letzten Konsequenz praktizierte Antisemitismus eine lange Vorgeschichte hat, daß wir Erben unheilvoller Lehren, entsetzlicher Taten unser Vorväter sind, und der systematische Judenmord unserer Tage als späte Frucht aus jahrtausendalten Schändlichkeiten aufgegangen ist: Schändlichkeiten, die uns in Selbstrechtfertigung dazu verleiteten, die jüdischen Mitbürger als eine Art Paria zu betrachten.

Die Tragödie des Judentums ist um vieles älter als die geschichtliche Oberfläche unseres Volkes. Ihre Einmaligkeit hat ihre Parallele in der Einmaligkeit seines Selbstverständnisses als Volk Gottes, in seinem Auserwähltheitsanspruch. Das kleine Volk, das den göttendierischen Nachbarn als unrein ansieht, das der lärmenden Heidenchar und ihren blutrünstigen Götzen den einen unsichtbaren Gott stolz entgegenhält — es wird seiner Umwelt zum Ärgernis, und ehe sein Schicksal sich vollendet, ehe es in alle Welt zerstreut wird, wird es zweimal in die Sklaverei fortgeführt. Daß diese Katastrophen sich immer dann ereigneten, wenn diese Volk seiner Auserwähltheit entrienen, sich den Nachbarn assimilieren wollte, macht die besondere Tragik des Judentums aus. Denn es erlebt sein fürchtbares Geschick auf der Ebene der Transzendenz als eigene Schuld, als Strafe des rächenden Gottes.

Einen anderen Akzent erhält der Konflikt mit der Umwelt, als das Judentum sich den heidnischen Christen gegenüber sieht. Jetzt erlebt es die größte Herausforderung, denn nun begegnet es dem Anspruch des neuen Gottesbundes, dem Fluche der eigenen Verwerfung. Schon im ersten christlichen Jahrhundert suchen die Heiden-Christen sich dem auserwählten Volk zu substituieren, es der Verheißungen zu berauben, die ihm und ihm allein gelten.

Das Bedürfnis der frühen Christenheit die spärlichen Urkunden zu ergänzen, die vom Leben und Wirken des Herrn berichten, läßt sie das Judentum das Alte Testament streitig machen, auf welchem dessen Selbstverständnis beruht, und diese Aneignung mit dem Hinweis begründen, daß die Messiasverfehlung das Judentum von dem Gotteserbes ausschloß. Von der Synagoge sprechen frühe christliche Urkunden als von der Synagoge des Satans. So steht von Anbeginn die christlich-jüdische Kontroverse im Zeichen tödlicher Feindschaft. Die Christenheit ist es ohne Zweifel, der in dieser Auseinandersetzung die Rolle des Angreifers zufällt.

Seit der Zerstörung Jerusalems und der Vertreibung des Volkes aus seinen Heimstätten wird dieser selbe Kampf in allen den Ländern ausgefochten, in denen das zerstreute Judentum Zuflucht sucht. Jahrhundertlang hatten von ihm wider. Im ganzen christlichen Abendland flammen Scheiterhaufen, fallen die Synagogen in Asche, werden jüdische Gemeinden wie Freiwild gejagt, wann immer der Fanatismus ein Opfer braucht.

Auch die Reformation brachte in dem Verhältnis des Christentums zum Judentum keine Änderung. Es ist bekannt, daß Luther geglaubt hatte, die Bahn für eine Konversion des Juden freigemacht zu haben. Sein eigener Irrtum wurde in ihm zum Zorne über die Verstocktheit des Juden. Wären die Nationalsozialisten belehener gewesen, sie hätten ihre antisemitische Propaganda mit unflätigen Lutherziten bestreiten können.

Bis in unsere Tage hinein war in den Kirchen gebeten von den Juden als Gottesmördern die

Rede, und es bedurfte des 2. Vatikanischen Konzils und der ihm vorausgegangenen Weltkirchenkonferenz der nichtkatholischen Konfessionen, um das jüdische Volk von diesem Vorwurf zu reinigen, einen Fluch von ihm zu nehmen, der fast zweitausend Jahre auf ihm gelastet hatte.

Vergegenwärtigt man sich auch nur in solchen Stichworten die Geschichte grausamer Verfolgungen und tödlicher Diffamierung, die im Zeichen des Kreuzes stand, so wird man sich kaum noch darüber wundern können, daß die Kirche dem Brande der Synagogen im Jahre 1938 stumm zusah und für die folgende Vernichtung des Judentums kein deutliches Wort fand. Es soll mit dieser Feststellung das Zeugnis von Pfarrern und Laien wahrlich nicht geschmälert werden, die um ihrer jüdischen Mitbürger willen selbst Verfolgung und Tod auf sich nahmen: Wenn von dem Schweigen der Kirchen die Rede war, so nur in Ansehung der Tatsache, daß kein Hirtenbrief der deutschen Bischöfe, kein Wort der Synoden die ungeheuerlichen Geschehnisse beim Namen nannte.

Bis tief in die Neuzeit hinein durchdrangen sich geistliches und weltliches Regiment. Die Ordnung der europäischen Staatswesen war von der Religion her bestimmt und trug selbst sakralen Charakter. So konnte der Jude im christlichen Staatswesen ein Bürgerrecht nicht gewinnen. Er blieb von dem Genuß wesentlicher Rechtsgüter ausgeschlossen, konnte kein Land erwerben, keine freie Berufswahl ausüben, zu keinem Amte gelangen, in keiner Handwerkszunft Aufnahme finden, ja nicht einmal in einer Gemeinschaft mit Christen wohnen. Er war auf das Getto verwiesen.

Allenthalben wurden die Juden zwangsläufig dazu gedrängt, in einseitiger Weise ihrem Broterwerb nachzugehen. All das, was in unseren Tagen eine zügellose Propaganda den Juden vorwarf, all das, was zur Rechtfertigung des Antisemitismus herhalten mußte, haben die Christen zu verantworten, welche den Juden durch Jahrhunderte die Existenzmöglichkeiten beschneiden, sie zu unwürdigen Lebensverhältnissen verurteilen und ihre Introvertiertheit durch die Verweigerung jedweder Gemeinschaft erzwingen.

Als nun vor etwas mehr als hundert Jahren mit der im 18. Jahrhundert eingeleiteten religiösen Indifferenz die Stunde der Befreiung des Judentums schlug und es endlich auch in Deutschland das Bürgerrecht erhielt, war die Grundlage des Vertrauens zerstört und die Assimilierung des Judentums in den säkularisierten Gemeinschaftsformen ein schier unlösbares Problem geworden.

Entscheidend aber wurde es, daß sich der Widerstand gegen die Gleichberechtigung des jüdischen Menschen auf ein anderes Feld verlagerte, nachdem die religiös bestimmte Antithetik an Virulenz eingebüßt hatte. Nun kamen die Rasse-theoretiker zu ihrem Rechte, und das halbe 19. Jahrhundert hielt bereits von ihren Invektiven wider.

Wie unbillig ist es, sich darüber zu entrüsten, daß sich der Jude angesichts einer ihm feindlichen Staats- und Sozialordnung zum Vorkämpfer der Sache aller Entrechteten machte. Wollen wir Christen uns darüber beklagen, daß die revolutionären Doktrinen dem christlichen Menschenbilde nicht entsprechen? Was wußten wir dem Proletariat anders zu bringen, als die Ermahnung, sein Los als gottgegeben geduldig hinzunehmen? Danken wir etwa der Kirche die Erweckung des sozialen Bewusstseins? Wir danken sie dem Marxismus! Die Kirche trat erst auf den Plan, als der Sozialismus zu politischem Einfluß gelangt war und sie sich mit ihm auseinandersetzen mußte. Die Not der Menschen hatte sie nicht aufgerufen.

Gewiß ist es eine Tragik, daß die moderne Sozialordnung nicht aus der christlichen Anthropologie gewachsen ist, daß sie einem humanistischen Menschenbilde entstammt, welches in unendlicher Verkürzung des humanistischen Erbes den Menschen nur als ein ökonomisch bestimmtes Wesen begreift. Aber liegt der politische Erfolg dieser Theorie in der Verantwortlichkeit von Marx und Engels oder in der der europäischen Völker?

Und können wir es vollends den Juden verdenken, wenn viele von ihnen der Nationalstaatsideologie, dem Volkstumskulte das Menschheitsideal entgegengesetzten? Durften sie sich denn uneingeschränkt als Deutsche fühlen? Und hat sich nicht inzwischen, jedem sichtbar, die Gefährlichkeit der Selbstvergötzung des Menschen in der Nation enthüllt?

Es kann uns nicht darum gehen, den jüdischen Menschen von der Verantwortlichkeit für seine Aussage und sein Tun nachträglich zu entbinden. Wir würden ihm damit erneut die Menschenwürde streitig machen. Auch die Bewertung seines geistigen Beitrages steht uns frei, wenn wir uns auf das Urteil über ein Einzelwesen beschränken und uns vor läppischen Generalisierungen hüten. Aufgegeben aber ist uns heutigen Christen alles das, was wir als fremd oder gar feindlich, was wir, um mit einem Buchtitel zu sprechen, als Aufstand Israels wider die christlichen Güter empfanden, in den soeben skizzierten Zusammenhang einzuordnen und auch hier die unlösliche heilsgeschichtliche Verflechtung, die psychologische Bedingtheit von Christenheit und Judentum zu erkennen. Solche Erkenntnis allein ließe sich wirksam dem populären Antisemitismus entgegensetzen.

Und wie könnte das in der uns hier beschäftigenden Frage anders geschehen, als in einer Verkündigung, die dem Christen ein neues Verständnis der Heilsgeschichte erschließt, in welchem die Schlüsselstellung des jüdischen Volkes, das Judentum Christi, seine Davidsohnschaft



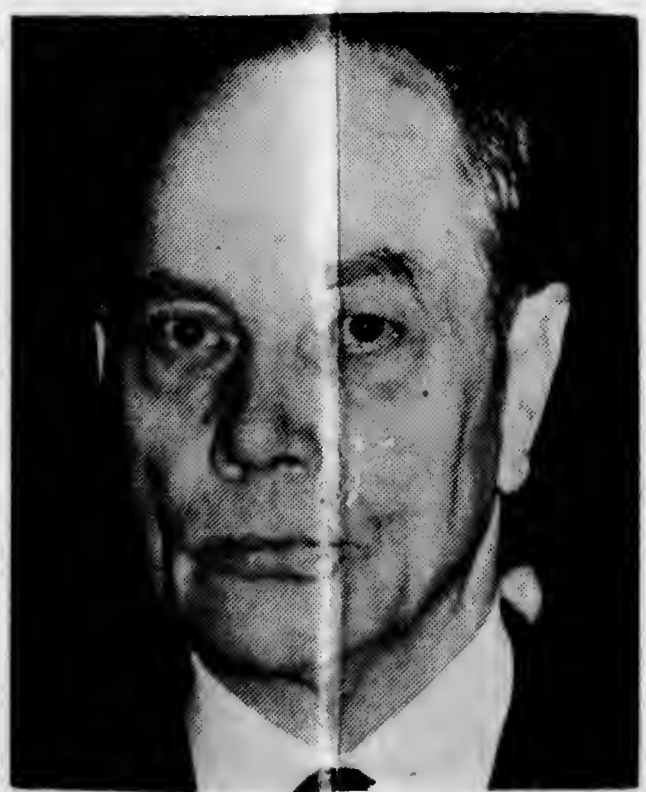
Frankfurt am Main im Jahre 1819: „Unser Kampfgeschrey sey Hep! Hep! Hep! Aller Juden Tod und Verderben, Ihr müßt fliehen oder sterben!“

wieder zu ihrem Rechte kommen. Haben wir es nicht erlebt, daß evangelische Bischöfe sich zu Propagandisten der Arierung Christi und seiner Jünger gemacht haben? Wäre das nicht Grund genug zu einer Verkündigung nach der heilsgeschichtlichen Grundthese: Das Heil kommt von den Juden?

Die deutsche Christenheit sollte in der entscheidenden Frage nach unserem religiösen Verhältnis zu Gottes Volk umzudenken lernen, wenn anders sie das Verhältnis von unserem Volk abwenden will. Dem darüber müssen wir uns sehr nüchtern klar sein: Was unter uns jüngst geschehen ist, war der Ausbruch dämonischer, widerchristlicher Mächte. Wir haben ihnen in uns Raum gegeben. Sie warten jetzt auf ihre neue Stunde. Es sollte uns zu denken geben, daß ihr erstes Opfer das Judentum war, ihr zweites Kirche und Christenheit werden sollte. Nur eine entschlossene Abkehr kann ihre Macht bannen. Zu ihr trägt die kirchliche Verkündigung den Schlüssel.

Es geht doch wahrlich nicht um die Zerstörung des Christusbildes unserer Väter in der künstlichen Entgegensetzung des geschichtlichen und kerygmatischen Herren, die sich Entmythologisierung nennt! Es geht doch um unsere Not, um die Angst, die angesichts des von uns erlebten Infernos auf unseren Seelen lastet. Auf keine der brennenden Fragen hat die Kirche geantwortet, welche mit der Erscheinung des an kein göttliches Gebot, keine menschliche Satzung gebundenen Staates sich uns stellen.

Noch heute warten wir auf ein Wort der Kirche zu den Grenzen des Gehorsams gegenüber dem Moloch Staat, eine Exegese zu Römer 13 — Apokalypse 13. Aus apokalyptischen



Paul Graf Yorck von Wartenburg

Begebenheiten sollen wir in das bürgerliche Idyll zurückfinden. Mit Gott sollen wir uns versöhnen lassen, aber steht nicht geschrieben: „Gehe hin und versöhne dich zuvor mit deinem Bruder?“ Wenn doch die Kirche uns zu solcher Versöhnung führen wollte! Hörte sie doch auf die Not unserer vergangenen Gewissen, wollte sie sie doch mit uns teilen und erkennen, worin sie die Gemeinde Christi verwirrt.

Ich sprach von der Verkündigung der Kirche in der Überzeugung, daß alles andere sekundärer Natur ist. Das entbindet mich aber nicht von der Pflicht, auch auf die Problematik in anderen Bereichen zu sprechen zu kommen.

Da ist vorab die Realität des Staates Israel. Wir wissen, daß erst die Verfolgung des euro-

päischen Judentums durch uns Deutsche aus dem Traume der Zionisten Wirklichkeit werden ließ. Grund genug, daß wir uns dieses Staatswesen anbeholden sein lassen sollten, das viele Tausende von Menschen zu seinen Bürgern zählt, die unserem vernichtenden Zugriff mit knapper Not entronnen sind. Dem jüdischen Volke seine bedrohte Heimstatt erhalten zu helfen, ist eine unserer Sinnesänderung gestellte Aufgabe. Unsere Parlamentarier und Regierungen dürften keinen Zweifel darüber haben, daß wir Christen die Israelis nicht als ein x-beliebiges Volk anzusehen gewillt sind. Auch die unserer Industrie so wichtige Rücksicht auf den arabischen Markt darf uns von dieser grundsätzlichen Einstellung nicht abhalten.

Freilich müssen sich die Israelis klarwerden, daß solche Bereitschaft an ihrer eigenen noch so berechtigten Feindschaft gegen alles Deutsche eine Grenze finden kann, eben weil sie es mit einem Staate zu tun haben, der von einer ständigen Diffamierung des eigenen Volkes nicht einfach abstrahieren kann. Gewiß handelt das deutsche Staatswesen vornehmlich im wohlverstandenen Dienste am eigenen Volke, wenn es Israel zur Seite steht. Doch gibt es zwischen Völkern keine einseitigen Beziehungen. Wir müssen die israelische Regierung bitten, die nur allzu verständlichen und berechtigten Emotionen ihres Volkes gegenüber Deutschland in eine akzeptable Sprache umzusetzen.

Der Sühne sollte Israel Raum geben, weil nur aus ihrer Annahme eine bessere Zukunft entstehen kann. Dazu gehört als Sühngabe zu empfangen, was als solche dargebracht wird. Es tut nicht gut, den Sühnenden als den Schadenersatzpflichtigen anzusprechen, ihn mit seinem Sühnebegehren abzuweisen. Nicht, daß wir uns einbilden, wir könnten mit materiellen Leistungen irgend etwas gutmachen. Tote lassen sich mit Milliarden nicht erwecken. Deshalb sind auch unsere Leistungen als Schadenersatz unanbittbar und auch unannehmbar. Wert und Bedeutung erhalten sie für uns, aber auch für Israel allein aus unserer Sehnsucht zu sühnen.

So sollte Israel uns auch nicht mit unserer Sprache abweisen, weil sie die Sprache Hitlers und seiner Schergen sei. Nein, das Deutsche ist nicht die Sprache derer, welche ihr Vokabular aus Unflät und Niedertracht zusammenbrauten, welche die Sprache vergewaltigten, wie sie alles andere brutal zerstörten, dessen sie sich bedienen. Das Deutsche ist nach wie vor die Sprache Goethes und sie mahnt uns: „Versäumt nicht zu üben die Kräfte des Guten.“ Was anderes kann Israel unserer Schuld entgegengesetzt als die Kräfte des Guten, will es dem Kreislauf des Bösen entrienen?

Da ist zum anderen die Wiedergutmachung, die vielen unserer Landsleute zum Dorn im Auge wird. Gab es nicht selbst unerhörte Urteile von Gerichten, die mit Formprinzipien oder eigenen Definitionen von Begriffen den Sühnwillen des Gesetzgebers geradezu sabotierten, bis das Parlament dagegen aufbegehrt und die Justizminister einschreiten mußten. Angesichts der leeren Staatskassen droht die Wiedergutmachung wieder unpopulär zu werden, und die Geister von gestern mögen sich das zunutze machen. Wir dürfen das nicht zulassen.

Mit diesem Hinweis streife ich schon das Problem des Antisemitismus in neuem Gewande.

Ich glaube nicht, daß die gelegentlich berichteten Grabschändungen hier einzuordnen sind. Vielmehr wissen alle Rowdys, womit sie die öffentliche Meinung herausfordern, wie sie Aufmerksamkeit erregen können. Auf relativ gefahrlose Art Staub aufzuwirbeln, die Zeitungen mit ihren Heldentaten zu füllen, die Polizei zu narren — ist wohl der eigentliche Beweggrund dieser Leute. Weit ernster ist die planmäßige Hetze der Soldatenzeitung zu nehmen. Daß dieses Blatt in seinem Titel den Namen des Soldaten

mißbraucht, vorgibt, für ihn zu schreiben, seine Gesinnung zu repräsentieren, gehört zu den infamen Kunstgriffen, an denen die Geschichte des Journalismus reich ist.

Die gleiche Beunruhigung erweckt der Erfolg der neonationalen Partei in Hessen und Bayern. Der politische Stil dieser Leute ist durch den Nationalsozialismus bestimmt. Zu einem eigenen Ausdruck sind sie offensichtlich nicht fähig. Doch ging man wohl fehl, in diesem Epigontentum einfach den Wunsch zu erblicken, den Nationalsozialismus zu beleben. Das mag für einige Personen zutreffen, die ihre politische Wiedergeburt feiern. Dem Wähler wird man keinesfalls unterstellen dürfen, daß er sich nach dem organisierten Wahnsinn von gestern zurücksehnt. Das Malaise dieser Wähler beruht doch wohl auf dem Mißbehagen über eine innerdeutsche Situation, die von einer Ablehnung Boms durch die mitteldeutsche Bevölkerung charakterisiert ist. Es ist zugleich eine Reaktion auf die Verlagerung des Schwergewichtes der USA-Politik in den pazifischen Raum und ihre daraus resultierende Verhandlungsbereitschaft mit Rußland.

Auch der Schuldige steht in der Verbindlichkeit des Rechtes. Auch ein geschlagenes Volk behält legitime Rechte und nationale Interessen, zumal in Zeiten, die durch eine nationalistische Politik aller anderen Mächte gekennzeichnet sind. Daß diese Interessen durch die jüngst abgetretene Regierung nicht gerade wirksam wahrgenommen wurden, wer könnte das leugnen? Nicht ungestraft kann man die „formierte Gesellschaft“ der Realität Volk substituieren wollen.

Wer darf sich also über den nationalen Trend einiger Wähler wundern? Sollte es der Koalitionsregierung gelingen, das Volk davon zu überzeugen, daß ihre Politik Deutschland gilt und nicht allein der Bundesrepublik, so wird dies auch das Ende der nationalistischen Partei sein. In dieser Hinsicht ist es schon hoffnungsvoll, daß die neue Regierung sich darauf zu besinnen scheint, daß Deutschland in Europa liegt, daß sie den ideologischen Gegensatz zum Marxismus nicht weiterhin zum Anlaß nimmt, ein Drittel der Welt als inexistent zu behandeln. Ich meine, unsere Aufgabe ist dreifach: Einmal die, uns den Schreieren zu stellen und ihnen das Maul zu stopfen, wenn ihre Kritik die Form der Hetze annimmt oder sie sich in der Rechtfertigung des Nationalsozialismus gefallen; zum anderen aber auch dem selbstgenügsamen Bonner Parlament drastisch in Erinnerung zu bringen, daß es nicht Interessenverbände, sondern ein Volk vertritt, dessen Grenzen nicht an der Elbe liegen; und endlich auch bei dem Judentum in aller Welt um Verständnis für Deutschlands unaufgebbare Belange zu werben. Denn es ist eine gefährliche Illusion zu meinen, die Entspannung zwischen Ost und West werde sich aus Deutschlands Verzicht auf seine legitimen Ansprüche ergeben, Ansprüche, die nicht mehr beibehalten, als was die UNO-Charta jedem Volke als Recht zu billigt.

Es wäre höchst unzuweckmäßig und auch unchristlich gehandelt, wollten wir die Menschen sich selbst überlassen, die der Verführbarkeit besonders ausgesetzt sind. Ich habe dabei nicht die Schergen von einst vor Augen, die ein Problem der Seelsorge darstellen, wohl aber die primitiven Menschen, deren Denken alle Lebensvorgänge auf einen Nenner bringt, und die bei solchem Kurzschluß auf die Existenz eines Sündenboces angewiesen sind. Wer, außer den professionellen Gimpelfängern, hätte sich je um diese Stammstücker bemüht? Die vom Staate unterhaltenen Parteien sind längst gewohnt, daß die Berge zu den Propheten kommen und wir sollten uns nicht darauf verlassen, daß sie zur Zeit aufwachen. So geht es praktisch um die Organisation eines spezifisch politischen Aufklärungsdienstes, den sich die christlich-jüdische Gesellschaft angelegen sein lassen sollte.



**Ihr  
Ordinärer  
Antisemitismus**

VON  
HEINRICH  
MANN



## Ihr Ordinärer Antisemitismus von Heinrich Mann.



**D**IE DEUTSCHEN hassen die Juden. Wenigstens glauben sie ihren Führern, die den Antisemitismus ausschreien wie eine deutsche Errungenschaft. Die Deutschen begehen gegen ihre eigene jüdische Minderheit jetzt sogar Handlungen, mit denen sie sich selbst am meisten schaden. Denn sie verfallen der Verachtung, und das ist schlimmer, als wenn man gehasst wird.

In Wirklichkeit sind die Deutschen das letzte Volk, das auf den Judenhass ein Recht hatte. Sie sind den Juden viel zu ähnlich. Auch sie zeichnen sich als Einzelne aus in ihren „grossen Männern“. Als Einzelne übertreffen sie oft den Wert ihrer Nation. „Deutschland ist nichts, jeder Deutsche ist viel,“ sagt Goethe, dessen Gedenkjahr grade noch gefeiert werden konnte, bevor in Deutschland die Barbarei ausbrach. Heute würde der grösste Deutsche einfach übergangen werden, denn von ihm zu Hitler führt kein Weg.

Man hat schon längst bemerkt: Juden und Deutsche, beide halten sich für das auserwählte Volk. Man sollte aber auch fragen,

was das bedeutet, und welche Hintergründe eine solche übertriebene Selbstbehauptung hat. Sie ist kein Zeichen einer wirklichen inneren Sicherheit. Wenn jemand von sich zu viel Wesens macht, liegt es in neun von zehn Fällen daran, dass er im Grunde an sich zweifelt — was kein Fehler ist. Der Zweifel kann fruchtbar sein, man sollte ihn nicht unterdrücken. Ihre verhältnismässig unglückliche Geschichte hat sowohl Deutschen wie Juden allen Grund gegeben zu Vorbehalten hinsichtlich ihrer Art.

Daher die jüdische Selbstironie, denn was sonst ist ihr berühmter Witz! Bei den Deutschen wird der „Minderwertigkeits-Komplex“ auf andere Weise „überkompensiert,“ nämlich durch forsches Auftreten. Wo ist dies Auftreten am forschesten? In den östlichen Teilen des Landes, wo man von Nation, besonders aber von Rasse, am wenigsten reden sollte; denn der ganze Osten, das eigentliche Preussen, wird bewohnt von den Nachkommen slavischer Stämme, und noch vor zwei- bis dreihundert Jahren wurde dort nur wenig deutsch gesprochen. Tatsächlich aber ist hier der Sitz des neuen deutschen Rassen-Nationalismus. Als Germane spielt sich der zuerst auf, der sogar in Urzeiten nie einer gewesen ist.

Auch der Antisemitismus hatte seinen Herd nicht in dem alten Gebiet der deutschen Kultur, von dort ging er wenigstens in neuerer Zeit nicht aus, sondern eher aus den Provinzen, die einst inneres Kolonialland waren. Das

hindert nicht, dass ganz Deutschland angesteckt wurde, genau wie vom kriegerischen Imperialismus, der auch aus Preussen gekommen ist. Wenn ein verfeinerter Mensch zusammenlebt mit einem roheren, wer wird den anderen beeinflussen? Die Antwort steht leider fest, wenigstens für die meisten Fälle.

Man suche nicht weiter, der Antisemitismus verrät einen Fehler im inneren Gleichgewicht einer Nation, genau wie jener unberechtigte gewaltsame Imperialismus, der Deutschland zuletzt in einen so unglücklichen Krieg geführt hat. Denn schon Jahre vor 1914 wurde England von vielen Deutschen gehasst, genau wie jetzt der Jude, der auch wieder dem Deutschen seinen Platz an der Sonne wegnimmt, wie sie meinen.

Ich habe meine Landsleute immer nur bedauert, wegen ihrer unglücklichen Leidenschaft andere zu hassen, nur weil sie vermeintlich bevorzugt vom Glück waren. Ich selbst habe als Schriftsteller einige Altersgenossen gehabt, die erfolgreicher waren als ich; gehasst habe ich sie nie, und wenn es möglich war, habe ich sie bewundert. Ich bin aber auch aus einer alten Familie des alten Deutschland, und wer Tradition hat, ist sicher vor falschen Gefühlen. Tradition befähigt uns zur Erkenntnis, und sie macht uns geneigt zur Skepsis und zur Milde. Nur Emporkömmlinge führen sich zu Zeiten auf wie die Wilden.

Nach dem verlorenen Krieg blieb den Deutschen vorerst keine Aussicht, ihr falsches



Selbstgefühl noch einmal an Fremden zu erproben. Sie mussten den Gegenstand ihrer Rache im Inneren suchen und fanden die Juden, die angeblich nicht zu ihnen gehörten und auch nicht assimiliert werden konnten.

Natürlich ist nicht einzusehen, warum gerade die Juden, deren Vorfahren vielfach schon im frühen Mittelalter ins Land kamen, nicht ebenso gut Deutsche sein sollten, wie jene Slaven, die erst viel später aufgenommen worden sind. Aber vernünftige Einwände helfen nichts, wenn man nun einmal einen Feind braucht. Fünfundsechzig Millionen gegen 570.000 sogenannte Fremdstämmige, sehr vornehm ist das nicht, und wahres Selbstvertrauen spricht daraus nicht. Sooft dies gesagt wurde, es hat niemals Eindruck gemacht. Die Juden sollen unbedingt eine Gefahr sein, für die deutsche Wirtschaft und besonders für die deutsche Seele. „Das Geld, das ihr zum Juden tragt, ist verloren für die deutsche Wirtschaft“, damit begründen die siegreichen Nationalsozialisten den Boykott der jüdischen Läden. Einen so offenkundigen Unsinn können nicht einmal sie selbst glauben. Aber es handelt sich auch gar nicht um die Wahrheit, sondern um einen Vorwand, die eigenen schlechten Gefühle zu entladen, und ausserdem um innere Annexionen, die einzigen, die getätigt werden können.

Denn die halbe Million Israeliten wächst an bis auf fünf Millionen, wenn alle Familien gemischten Blutes mit eingerechnet werden.

Kein einziger aus dieser Menschenmasse hat künftig Zutritt zur Verwaltung, zum Anwaltsberuf, zum Handel oder zur Finanz. Nirgends dürfen sie auftreten; das heisst in Wirklichkeit: sie sollen Hungers sterben. Ein ebenso einfaches, wie wirksames Verfahren, um einen Bevölkerungs - Ueberschuss loszuwerden! Es schadet nichts, wenn damit ein ganzes Volk vergiftet wird.

Die Nazis würden dies Volk niemals erobert haben, hätten sie sich nicht des Hasses bedient. Der Hass war ihnen nicht nur das Mittel hochzukommen, er war der einzige Inhalt ihrer Bewegung. Die Republik hassen und sie stürzen, um selbst die ganze Macht zu bekommen, jahrein jahraus haben sie das dem Volk als national eingeredet, und die Republik nannten sie eine Judenrepublik, einfach, um dem Volk beide zugleich verhasst zu machen, die Republik und die Juden. Es ist eine Ehre für die Juden, dass ihr Name verbunden ist mit dem Versuch eines menschlichen, freiheitlichen Regimes; denn das war die Republik bei aller ihrer Unzulänglichkeit.

Welche Juden werden von den triumphierenden Nazis am meisten verfolgt? Die geistigen Arbeiter unter ihnen, und auch das wäre eine Ehre, wenn triebgebundene Dummköpfe wie diese Nazis mit ihrem Hass überhaupt jemand ehren könnten. Bestand wirklich, solange eine freie Auslese erlaubt war, die Mehrzahl der Berliner Anwälte aus Juden, dann hat dies sicher Gründe gehabt, die in der Soziologie

der grössten Stadt lagen, und die nicht willkürlich beseitigt werden können. Die Juden waren unentbehrlich, sie wären es auch heute, wenn es noch eine Rechtspflege gäbe.

Man hat der Juden für sehr vieles unbedingt bedurft. Warum hätte der so deutsche Chirurg Sauerbruch sieben jüdische Assistenten gehabt und wollte sie trotz Befehl der nationalen Regierung nicht hergeben? Woher ferner die bewunderten jüdischen Kapellmeister? Die Musik gilt als deutscheste der Künste, und unter ihren glänzendsten und treuesten Vermittlern sind verhältnismässig viele Juden. Andererseits ist der erste Bühnengestalter Deutschlands zweifellos Max Reinhardt. Das Theater des letzten Vierteljahrhunderts ist ein wirklicher Ruhm des Landes und seiner Hauptstadt, aber ohne Reinhardt ist seine Geschichte nicht denkbar, vielleicht wäre es garnicht vorhanden ohne ihn. Ihm ist jetzt verboten worden Regie zu führen, und den Kapellmeistern, zu dirigieren. Aber, nicht wahr, der sentimentale Schlager: „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren“ wird auch weiterhin im ganzen Nazi-reich gedudelt und gepfiffen werden, und der ist von zwei Juden, man weiss es nur nicht. Wenn man die Menschen, die man nach dem Gesetz der Rasse hassen will, wenigstens erkennen würde.

Was die „nationalen Revolutionäre“ richtet, ist, dass sie in keinerlei Beziehung stehen zu den inneren Werten Deutschlands. Sie lieben dies Volk nicht, sonst würden sie von seiner

Seele nicht nur faseln, sie würden sie achten in denen, die der Seele Laute zu geben versuchten und eine Form. Aber sie achten nichts, was Deutschland Edles und Starkes hervorgebracht hat. Angefangen mit Goethe, ist ihnen alles entgegengesetzt und fremd; und die Bibliotheken, die jetzt nach ihren Begriffen gereinigt werden sollen, dürfen folgerichtig kein einziges der unvergänglichen deutschen Werke enthalten. Der deutsche Typ, der sich nationalsozialistisch nennt, hat keine Religion mehr, und bis zur Humanität ist er noch nicht fortgeschritten. Er ahnt nicht, was die Verse Goethes bedeuten:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat  
auch Religion.

Wer diese beiden nicht besitzt, der habe Reli-  
gion.“

Aus dieser völligen Beziehungslosigkeit und Leere erklärt sich sein Judenhass. Die grössten Eroberungen des Geistes werden, Hitler zufolge, nur von reinrassigen Volksgenossen gemacht; und das gibt er von sich vor Aerzten, einer Klasse von Zuhörern, die über den Wert des gemischten Blutes für die Entstehung von Begabungen belehrt sein müsste. Das gibt er von sich, während das Genie schlechthin heute der Welt bekannt ist unter den Namen Einstein! „Um wie viel kleiner wird ein Volk, wenn es das Genie vertreibt!“ ruft ein französischer Gelehrter, weil Einstein künftig keine Berliner Professur mehr haben wird, sondern eine Pariser.



Die deutschen Juden haben viel zu leiden. Wenn das ein Trost sein kann, möchte ich ihnen sagen, dass sie nicht mehr zu erdulden haben als der deutsche Geist und die deutsche Seele selbst, die ihnen immer lieb gewesen sind. Die Juden nahmen geistigen, seelischen Anteil und vermittelten ihn weiter. Sie waren einer der empfänglichsten Teile des Volkes, sie begegneten den geistigen Schöpfern mit wahrer Achtung, sie bemühten sich um sie, sie waren hilfsbereit. Wir haben ihnen zu danken; dies möchte ich ausgesprochen haben heute, da sowohl wir als sie verfolgt worden. Denn nicht nur Einstein, auch Thomas Mann, der kein Jude ist, meidet unfreiwillig das Land, für das er viel getan hat.

Dreizehn Millionen Juden sprechen auf der ganzen Erde einen Dialekt, der dem Deutschen entnommen oder mit dem Deutschen vermischt ist. In manchen Ländern, wo sonst niemand deutsch versteht, erhalten die Juden sich ihre deutsche Bildung und empfinden sie als Auszeichnung. Jedes andere Volk, ausser dem deutschen, jeder Staat, ausser diesem, würden hieraus den grösstmöglichen Nutzen ziehen. Deutschland will nicht. Dieselben Juden, die Deutschland wie ihre zweite Heimat durch die ganze Welt tragen, in Deutschland selbst werden sie für minderen Rechtes erklärt, sie dürfen keine öffentliche Aemter bekleiden, aber man darf sie ermorden oder zu Grunde richten, wenn man nicht grade gut gelaunt ist und sich damit begnügt, sie auf öffentlichem Platz mit ihren Zähnen das Gras ausreissen zu lassen.

Ich weiss nicht, was jedes fühlende Herz mehr empören muss, die Grausamkeiten oder der Hohn, der sie begleitet. Aus Pogromen und Boykott werden Volksbelustigungen gemacht, und das ist auch ihr einziger praktischer Zweck. Der deutschen Wirtschaft ist mit Judenverfolgungen so wenig gedient wie dem deutschen Namen. Aber eine heruntergekommene Menge, der erlaubt wird, mit der Qual von Menschen ihern Spass zu treiben, vergisst darüber auf einige Zeit, dass sie selbst so elend bleibt wie zuvor, und dass die zur Macht gelangten Abenteurer ihr im Grunde nichts, aber auch gar nichts zu bieten haben.

Nachher will niemand es gewesen sein. Die Morde sind jedesmal das Werk von Kommunisten, die sich als Nazi verkleidet haben. Die Juden aber, die man angeblich loswerden möchte, werden verhindert, das Land zu verlassen, und sie müssen in Briefen und Telegrammen das Ausland darüber aufklären, dass von allen ihren Erlebnissen in Wirklichkeit kein einziges stattgefunden hat. Die erzwungenen Lügen werden von der Welt natürlich aufgenommen, wie sie es verdienen; die Verachtung aber, die sie hervorrufen, fällt auf Deutschland. Das ist unverzeihlich und wird es bleiben. Das Land für dessen Kultur und Gesittung wir alle gearbeitet haben, das Land, dessen geistiger Besitz auch durch meine ganze Kraft bereichert worden war, es ist von Menschen ohne Wissen

und Gewissen erniedrigt, verroht und in einen Zustand versetzt worden, wie keine äussere Niederlage und nicht einmal die Zerstückelung des Staates ihn hervorbringt. Es ist der Verachtung ausgeliefert.

---

*Ein Kapitel aus dem Werk "Der Hass"  
von Heinrich Mann.*

Weitere Exemplare sind zu erhalten:  
INFORMATION & SERVICE ASSOCIATES  
169 Madison Avenue, New York City.





Die Dormagener wollen die Erinnerung an eine furchtbare Schlacht nicht missen



Die Hauptschule soll wieder ihren alten Namen erhalten: Langemarck

Aufnahmen: Stephan Friess/Netzhaus

# Welche Bedeutung hat Langemarck?

War es Chuzpe oder einfach nur Instinktslosigkeit? - Wie eine Stadt mit der Geschichte umgeht / Von Roland Kirbach

**D**as hat es im Sitzungssaal des Dormagener Rates noch nie gegeben: Die Stadtverwaltung muß Platzkarten ausgeben, die innerhalb von fünf Minuten vergriffen sind, so groß ist der Andrang. Im grellen Licht der Fernsehscheinwerfer drängt das Volk herein. Der Pressetisch, an dem sonst nur die Lokalreporter sitzen, reicht für die vielen von auswärts angereisten Journalisten nicht aus. Sichtlich irritiert von so viel Rummel betreten die Ratsmitglieder nach und nach den Saal. Ausgerechnet jetzt muß auch noch die Sprechanlage ausfallen. Weil mehr Interessenten vor der Tür bleiben müssen als herein dürfen, sollte die Sitzung eigentlich über Lautsprecher nach draußen übertragen werden.

Das Interesse von Bevölkerung und Journalisten gilt indes unterschiedlichen Tagesordnungspunkten. Während das Publikum in erster Linie hier ist, um gegen die geplante Errichtung einer Gesamtschule zu protestieren, interessiert die Presseleute vor allem, was auf der Tagesordnung mit „Reaktionen der Öffentlichkeit auf die Namensgebung Langemarckschule“ bezeichnet wird. Der Rat hatte kurz vor Weihnachten vergangenen Jahres beschlossen, die Hauptschule Dormagen-Mitte in Langemarckschule umzubenennen. Er folgte damit einem Antrag der Schulkonferenz, die zu ihrem 50jährigen Bestehen diesen Namen wiederhaben wollte. Denn „Langemarckschule“ hieß sie schon einmal, von der Gründung 1935 bis zur Neuordnung des Schulwesens im Jahr 1968.

War es Chuzpe oder einfach nur Instinktslosigkeit? Man habe sich nichts Böses dabei gedacht, sagt Bürgermeister Jürgen Alef (SPD). Entrüstet weist er den Vorwurf von sich, mit der Namensänderung wolle man alte Nazi-Mythen wiederaufleben lassen. Hier, bitte, die Schulkonferenz habe doch eindeutig in ihrem Antrag erläutert, was ihre Motive sind: „Im neuen Namen soll die Erinnerung wachgehalten werden an die sinnlosen Opfer junger Menschen in den Kriegen. Im Rahmen der Friedenserziehung sollen die Schüler vertraut gemacht werden mit dem Geschehen im Oktober/November 1914 bei dem belgischen Ort Langemarck.“

## Pädagogisch nicht vertretbar

Der Geschichtslehrer Klaus Streckenbach vom benachbarten städtischen Gymnasium hält dies schlechterdings für unmöglich. Als er von der geplanten Umbenennung hörte, verfaßte er eine Dokumentation „Was geschah in Langemarck?“ und verwies darauf, daß in Langemarck ja nicht nur rund 15 000 deutsche Schüler und Studenten fielen, als sie die von Engländern und Belgiern zur Festung ausgebaute Stadt in Westflandern stürmen mußten. Der Name Langemarck stehe überdies für den Tod von weiteren 15 000 Soldaten der Alliierten, die im April 1915 durch 5000 Metallzylinder Chlorgas starben. Die Deutschen hatten, erstmals in der Kriegsgeschichte, Giftgas eingesetzt.

Für weitaus verhängnisvoller aber hält Oberstudienrat Streckenbach, was die Nazis aus dem Namen Langemarck gemacht haben. Er wurde zum „Sinnbild der deutschen Vaterlandsliebe und Einsatzbereitschaft bis zum Tode“ (Meyers Lexikon von 1939). Alljährlich am 10. November wurde, vor allem in Hitlerjugend-Einheiten, der „Langemarck-Tag“ mit Hymnen und Festspielen gefeiert. Eine der brutalsten SS-Divisionen trug den Namen „Langemarck“. Auf einen besonderen Erlaß des damaligen preussischen Ministerpräsidenten Hermann Göring hin wurden Straßen, Plätze und Schulen nach Langemarck benannt. Die Schule müsse zu einer „Pflanzstätte wahrer Volksgemeinschaft und vaterländischen Opfersinns“ werden - so steht es in der Gründungsurkunde von 1935 der heutigen Hauptschule Dormagen-Mitte.

Klaus Streckenbach hält es „weder politisch noch pädagogisch für vertretbar“, eine Schule heute noch nach Langemarck zu benennen, mögen die Absichten auch noch so ehrenvoll sein. Der Name sei ein für allemal negativ besetzt. Das bedeute, sagt der Pädagoge, man müsse bei den Schülern eine Negativ-Identifikation erreichen - und dies Jahr für Jahr. Jedem Schuljahrgang müsse aufs neue eingeblutet werden, daß „Langemarck“ für etwas stehe, was zutiefst abzulehnen sei. Werde ein Name jedoch täglich benutzt, trete rasch ein Gewöhnungseffekt ein. „Der zu leistenden erzieherischen Aufgabe“ sei dies aber „sicher nicht dienlich“.

Die Einwände des besonnenen, politisch unabhängigen Geschichtslehrers fanden indes wenig Gehör. Von einer großen Koalition aus SPD, CDU und Zentrum, das es in Dormagen noch gibt, wurde die Namensänderung beschlossen. Oberstudienrat Streckenbach wandte sich daraufhin an verschiedene Politiker und Institutionen mit der Bitte, ihn zu unterstützen. Das Echo war enorm. Herbert Wehner etwa schrieb zurück, er teile die „Sorge um das falsche Vorbild“ und habe deswegen an Johannes Rau geschrieben, der ja „Vater von heranwachsenden Kindern ist, der mit Sicherheit nicht möchte, daß diese unter dem Vorzeichen ‚Langemarck‘ aufwachsen“. Die israelische

Botschaft zeigte sich „erschüttert, daß es im Jahre 1985 noch zu solchen Begebenheiten in der Bundesrepublik Deutschland kommen konnte“. Simon Wiesenthal, Leiter des Wiener Dokumentationszentrums des Bundes jüdischer Verfolgter, der von Bürgern aus Belgien informiert worden war, wandte sich an Nordrhein-Westfalens Kultusminister Hans Schwiur mit der Bitte, auf den Dormagener Stadtrat einzuwirken, die Namensgebung rückgängig zu machen.

Doch die Dormagener Stadtväter reagierten auf die Proteste im In- und Ausland wie trotzige Kinder. Statt sich einmal zu besinnen, ob die Namensgebung nicht vielleicht doch ein rechter Mißgriff war, beharren sie auf den „guten Absichten“, die man dabei gehabt habe, und verwarfen sich dagegen, als Ewiggestrige hingestellt zu werden. Daß die rechtsradikale *Nationalzeitung* den Vorgang freudig aufgriff (Schlagzeile: „Nazijäger auf neuer Pirsch“), scheint sie ebensowenig zu irritieren wie der Beifall des rechtsextremen Stadtrats Hans Brausen. Der ehemalige Zentrums-Ratsherr und jetzt fraktionslose Brausen sorgte bereits mehrfach für Schlagzeilen, als er den Dormagener Rat zur Plattform für seine Hetztiraden umfunktionierte. Gegen „Blutverpanschung und -vermanischung“ oder gegen die „Umerziehung des deutschen Volkes“ wettete er und kündigte an: „Nach der Befreiung des Deutschen Reiches werden die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen, die hier die Bürgerrechte mit Füßen treten.“ Dreimal wurde er bereits von Ratsitzungen ausgeschlossen, vor einem weiteren Raussschmiß bewahrte ihn das Düsseldorferverwaltungsgericht. Derzeit läuft gegen Brausen ein staatsanwaltschaftliches Ermittlungsverfahren wegen Volksverhetzung.

„Ich stimme Ihnen voll zu“, sagt Brausen zum CDU-Fraktionsvorsitzenden Eduard Breimann, als dieser auf der Ratsitzung erklärte: „Was in den Medien gelaufen ist, ist schlimm.“ Die Berichterstattung über die Dormagener Vorgänge sei „widerlich und dümmlich“ gewesen; und schuld daran sei nur der Lehrer Streckenbach. Der habe nämlich alle möglichen Leute „falsch, weglassend, tendenziös“ unterrichtet. Überhaupt: „Wenn der nicht alle informiert hätte, wäre das eine Dormagener Angelegenheit geblieben“, grollt der Hauptschullehrer Hans-Adalbert Hinz.

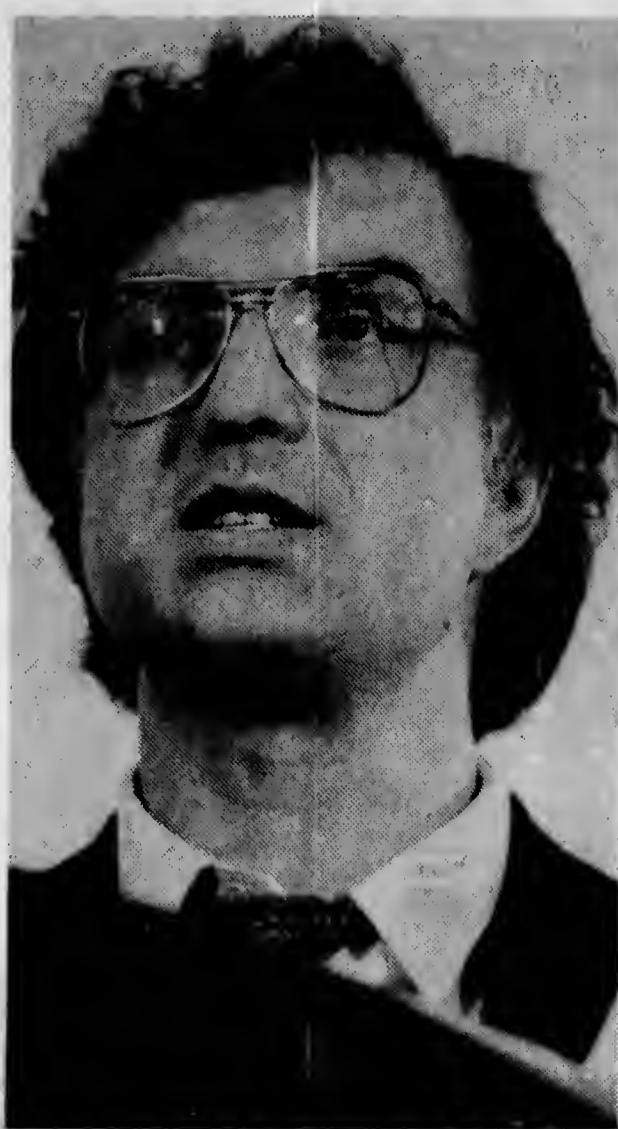
Der angegriffene Geschichtslehrer hat sich unbeliebt gemacht, weil er dafür bekannt ist, unbequeme Fragen zu stellen. Zum Beispiel: Warum hat die Stadt im vergangenen Jahr das Tagungsgebäude hinter dem Rathaus „Schönenbrücher-Haus“ getauft? Josef Schönenbrücher war von 1924 bis 1934 Bürgermeister in Dormagen und hat damals, nach der Machtübernahme der Nazis, mehrere Schutzhaftbefehle gegen Dormagener Nazisignale erwirkt und zwei davon sogar ins KZ Börgermoor stecken lassen. Vor einiger Zeit wurde in eben diesem Haus eine Ausstellung mit Faksimiles dieser Schutzhaftbefehle gezeigt, auf denen deutlich der Name Schönenbrücher zu lesen war. Klaus Streckenbach erzählt: „Da fragen mich die Schüler: Ist das der Schönenbrücher, nach dem dieses Haus benannt ist? Und ich muß antworten: ja. Dann fragen sie, warum man denn ein Gebäude nach so einem Mann benennt. Und ich muß sagen: Weiß ich nicht.“

Der angegriffene Geschichtslehrer hat sich unbeliebt gemacht, weil er dafür bekannt ist, unbequeme Fragen zu stellen. Zum Beispiel: Warum hat die Stadt im vergangenen Jahr das Tagungsgebäude hinter dem Rathaus „Schönenbrücher-Haus“ getauft? Josef Schönenbrücher war von 1924 bis 1934 Bürgermeister in Dormagen und hat damals, nach der Machtübernahme der Nazis, mehrere Schutzhaftbefehle gegen Dormagener Nazisignale erwirkt und zwei davon sogar ins KZ Börgermoor stecken lassen. Vor einiger Zeit wurde in eben diesem Haus eine Ausstellung mit Faksimiles dieser Schutzhaftbefehle gezeigt, auf denen deutlich der Name Schönenbrücher zu lesen war. Klaus Streckenbach erzählt: „Da fragen mich die Schüler: Ist das der Schönenbrücher, nach dem dieses Haus benannt ist? Und ich muß antworten: ja. Dann fragen sie, warum man denn ein Gebäude nach so einem Mann benennt. Und ich muß sagen: Weiß ich nicht.“

## Jazzclub

# Dem „Flöz“ droht die Pleite

**D**er Trend geht wieder zum Jazz“, verkündete Franz de Byl, Gitarrist, Sänger und seit zehn Jahren Mitbetreiber des renommierten Berliner Jazzclubs FLÖZ, kürzlich einer erstanten Journalistenschar. „Wir können einen deutlichen Zuwachs in den Besucherzahlen feststellen. Und was daran besonders interessant und erfreulich ist: ich erlebe einen Publikumswechsel. Es kommen wieder sehr viele junge Leute.“ Kündigt sich eine Jazz-Renaissance an, nachdem Pop und Rock zur Zeit nichts Aufregendes zu bieten haben? Das neuerwachte Interesse für die 50er und 60er Jahre hat auch den Jazz wieder interessant gemacht. Obwohl seit Beginn der 70er der Rock massiv in den Jazz einbrach, gehört er doch zu den ganz wenigen Richtungen, die der Computer-Manie bisher weitgehend widerstanden.



Bürgermeister Jürgen Alef denkt sich nichts Böses



Lehrer Streckenbach macht sich unbeliebt

Die Dormagener Stadtväter sehen in dem einstigen Bürgermeister hingegen einen „Mann des inneren Widerstands“ und verweisen darauf, daß er nie der NSDAP angehört habe - mehr noch: Er selbst habe 1934 um seine Versetzung gebeten mit der Begründung, daß die Position eines Bürgermeisters „nur für einen überzeugten Nationalsozialisten noch ausfüllbar ist“. Schönenbrücher wurde daraufhin ins benachbarte Korschenbroich versetzt - jenes Korschenbroich, das unlängst in die Schlagzeilen geriet, als sein Bürgermeister Graf Spee gemeint hatte, um die Haushaltsprobleme der Stadt zu lösen, müsse man „einige reiche Juden erschlagen“. Kurz nach dieser Versetzung schied Schönenbrücher ganz aus dem Staatsdienst aus. Erst nach dem Krieg kam er wieder in Amt und Würden; im Mai 1945 setzte ihn die Alliierte Militärbehörde als Bürgermeister in Siegburg ein.

Dies alles, sagt Dormagens Bürgermeister Alef, belege, daß Schönenbrücher kein Nazi oder auch nur Mitläufer gewesen sei. Daß er Schutzhaftbefehle unterzeichnet habe, auch gegen Sozialdemokraten, dazu meint Sozialdemokrat Alef: „In Köln gab es damals einen Oberbürgermeister, der auch Schutzhaftbefehle unterzeichnete und später sogar Bundeskanzler wurde.“

„Wo man den inneren Widerstand von Schönenbrücher dingfest machen will, weiß ich nicht“, sagt indes der Neusser Historiker Manfred Schmalz, der vor einigen Jahren im Auftrag der

Stadtverwaltung eine Arbeit über „Das Eindringen des Nationalsozialismus in das Leben einer Gemeinde am Beispiel Dormagen“ verfaßte und zu dem Schluß kommt, daß Schönenbrücher zumindest in seiner Dormagener Zeit „gut funktioniert“ habe. Die Stadtverwaltung freilich will von dieser Arbeit heute nichts mehr wissen und erklärt sie „in wesentlichen Punkten“ für „unseriös“.

## Sie wittern Morgenluft

Nein, am „Schönenbrücher-Haus“ mögen die Stadtoberen nun nicht auch noch räuteln lassen. Er weigere sich, sagt der SPD-Fraktionsvorsitzende Heinz Hilgers, nun durch Dormagen zu streifen und alle Straßennamen auf ihre Vergangenheit hin abzuklopfen. Täte er es, stieße er unter anderem auf einen „Manfred-von-Richtofen-Platz“ oder eine „Boelckestraße“. Von Richtofen war erfolgreichster Kampfflieger im ersten Weltkrieg (80 Abschüsse) und Kommandeur des Jagdgeschwaders 1. Sein Nachfolger wurde Hermann Göring, unter dem die Einheit dann Richtofen-Geschwader hieß. Boelcke, von Richtofens Vorgänger, war mit 40 Abschüssen ebenfalls ein passabler Kampfflieger. Beide wurden von den Nazis - siehe Langemarck - weidlich für ihre propagandistischen Zwecke ausgeschlachtet.

Jusos und Kommunisten brachten kürzlich im Bezirksausschuß des Ortsteils Hackenbroich, in

dem die Straßen liegen, den Antrag ein, die beiden Namen durch andere zu ersetzen - ohne Erfolg: Man sei ja durchaus bereit, meinten die Bezirksvertreter von SPD und CDU, über eine Namensänderung nachzudenken, aber der Wunsch müsse von den Anwohnern selbst kommen. Es wurde der Beschluß gefaßt, die Antragsteller zu bitten, zunächst mit den Anliegern darüber zu reden und dann gegebenenfalls wiederzukommen. Eine Frau unter den vielen bei der Sitzung anwesenden Anwohnern meinte daraufhin: „Die sollen nur kommen, dann laß ich die Hunde los.“ 44 Anlieger des Richtofen-Platzes sprachen sich unterdessen per Unterschrift gegen eine Umbenennung aus. Gegen eine eventuelle Namensänderung wehren sich auch alle bis auf einen Anwohner der Langemarckstraße (seit kurzem wie in Belgien nur mit k geschrieben), in der die Langemarckschule steht. Sie fürchten, daß durch die öffentliche Diskussion um den Schulnamen nun auch der Straßename zur Disposition gestellt wird, und haben vorsorglich schon mal Unterschriften dagegen gesammelt.

Johannes Sticker, der pensionierte Amtsdirektor des einst selbständigen Nievenheim, heute ein Ortsteil von Dormagen, berichtet, daß er vor Jahren im Kulturausschuß den Antrag stellte, die ehemalige „Judenstraße“ wieder „Judenstraße“ zu nennen und an der Stelle, wo früher die Synagoge stand, eine Erinnerungstafel aufzustellen. Sticker: „Der Antrag wurde von allen Parteien abgelehnt.“ Keine Straße, kein Gebäude ist in Dormagen nach einem Juden oder Nazigezner benannt. Dafür kann man heute noch, wenn man genau hinschaut, an einem Ziegelsteingebäude an der Hauptstraße im Stadtteil Zons den Wandspruch lesen: „Ein starker Wille bricht Judenterror“.

Dormagen - eine Hochburg Ewiggestriger? Ewiggestrig, ja, meint Pensionär Sticker, das seien nach wie vor dieselben „Plebejer, die nie den Aufstand geplobt haben, Leute, die nie Zivilcourage zeigen“. Aber eine typisch Dormagener Entscheidung sei das nicht: „Das ist allgegenwärtig, und das ist das Beängstigende.“

Sticker, seit 1948 Mitglied der CDU und lange Jahre im Vorstand der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit aktiv, schrieb unlängst in der *Rheinischen Post* einen Leserbrief, als der CSU-Abgeordnete Hermann Fellner kundtat, „daß die Juden sich schnell zu Wort melden, wenn irgendwo in deutschen Kassen Geld klimpert“. Sticker meinte: „Solch erbarmungsloses Niedertracht, wie er sie zeigt, sollte im Bundestag und einer demokratischen Partei, die sich christlich nennt, unzulässig sein.“

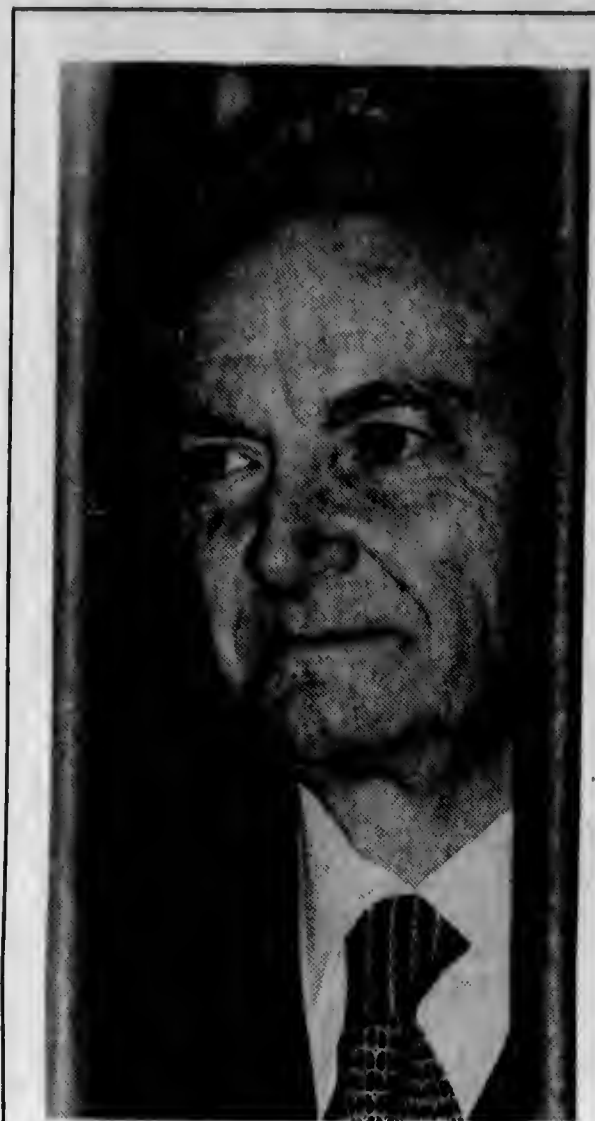
Von da an stand bei ihm das Telefon Tag und Nacht nicht mehr still, und der Briefträger brachte reichlich Unflut ins Haus, etwa dieser Art: „Heil Hitler! Es hat niemals ‚Gaskammern‘ gegeben, für Sie werden wir diese bauen, Du altes Judenschwein! Dich werden wir zur Wahrheit erziehen! Du stehst in unserer Karet. Sticker = ersticken, Du antideutsches Hurenschwein.“ Unterzeichnet: „ANS Hauptquartier Wesel“. Zahlreiche anonyme Anrufer beschimpften ihn, bis hin zur Morddrohung: „Du alte drecksackige Judensau, dir werden wir den Arsch wegsprengen!“ Manche meldeten sich mit „Auswärtigskommandantur, die den Juden Sticker zu sprechen wünscht“, oder als „Michael Kühnen“, jener militante Neonazi, der zur Zeit eine Haftstrafe verbüßt. Er habe jedesmal sofort wieder aufgelegt, sagt Sticker, worauf die meisten gleich wieder anriefen: „Das ging so schnell, die mußten keine Vorwahl wählen, das waren Anrufe aus Dormagen.“ Als Sticker dem zuständigen Redakteur der *Rheinischen Post* davon berichtete und darum bat, zu diesen Reaktionen einen weiteren Leserbrief zu veröffentlichen, habe dieser abgelehnt und ihm statt dessen nahegelegt: „Raten Sie doch Ihren jüdischen Freunden, sich klüger zu verhalten.“

„Die Leute wittern wieder Morgenluft“, sagt Johannes Sticker und räumt ein, Angst zu haben vor der „verbrecherischen Energie, die da drinsteckt“. Und Vorgänge wie die unseligen Namensgebungen ermuntern solche Leute nur noch. Daß im vergangenen Jahr erstmals einige bislang unbekannte öffentlich Hitlers Todestags gedachten, dabei das „Horst-Wessel-Lied“ sangen und „Heil Hitler“ riefen, wertet Geschichtslehrer Streckenbach als ein solches Indiz.

„In unserer Stadt fehlt es völlig an der Aufarbeitung der kommunalen Geschichte“, sagt der SPD-Ortsvereinsvorsitzende Udo Hanselmann. Die Leute stünden auf dem Standpunkt: „Was soll das eigentlich noch? Was geht uns das an? Es ist erschreckend, wenn man das beobachtet.“ Doch mit dieser Ansicht steht Hanselmann nicht nur im Rat, sondern auch in seiner eigenen Fraktion ziemlich allein da. Auf der Ratsitzung, die erneut das Thema „Langemarckschule“ behandelt, macht er sich vergeblich dafür stark, den Namen ohne Wenn und Aber zurückzunehmen. Dazu kann der Rat sich nicht durchringen. Er beschließt lediglich: Wenn die Schulkonferenz einen neuen Namen beantragen sollte, wollen die Stadtväter dem nicht im Weg stehen. Bis dahin aber bleibt es bei der „Langemarckschule“.

Klaus Farin





Der Mafia-Bankier Michele Sindona drohte damit, seine Geheimnisse zu verraten. Er kam nicht mehr dazu: Sein Frühstückskaffee war mit Zyankali vergiftet. Aufnahme: Studio X

kommandant von Sizilien gewesen war und bereits Dutzende von Bossen vor Gericht gebracht hatte.

Anders als in seinem Kampf gegen den Terrorismus fand der General keine Rückendeckung. In Rom nicht und in Palermo erst recht nicht: die regierende Kaste - allen voran die Christdemokraten - ließ ihn bei jeder Gelegenheit spüren, daß er hier unerwünscht war. In seiner Not wandte sich Dalla Chiesa sogar an den amerikanischen Generalkonsul in Palermo, damit die Vereinigten Staaten in Rom Druck machten. Abbringen ließ er sich von seinen Ermittlungen nicht. Die „Kommission“ der Cosa Nostra faßte bald einen einstimmigen Beschluß: die „Operation Dalla Chiesa“.

Dem Tod konnte der General am Abend des 3. September 1982 entgehen. Über Funk hatte ein Mordkommando Killer auf die Route dirigiert, die Dalla Chiesa und seine junge Frau genommen hatten, um ein Restaurant zu besuchen. Von zwei Motorrädern aus nahmen die Mörder auf einer belebten Straße mitten in Palermo das Auto des Generals mit Kalaschnikows unter Beschuß. Dalla Chiesa sei ermordet worden, weil sich „ein Politiker seiner entledigen wollte“, erzählte Buscetta den Untersuchungsrichtern. Als Täter sind jetzt in Palermo drei Killer angeklagt, die von den „Corleonesi“ und dem mit ihnen befreundeten Drogenhändler Nitto Santapaola aus Catania angeheuert wurden.

**Mörder, Denker, Politiker**

„Um die Struktur der Mafia der achtziger Jahre zu erklären, muß man drei Ebenen sehen: die Mörder, die Denker und die Politiker“, schrieb 1983 Giuseppe Fava, der Gründer und Chefredakteur der Zeitschrift *„Siciliani“*. Die Mörder, „dreißig bis vierzig zu allem bereite Verbrecher“, seien nur das Fußvolk; mit den „Projektanten“ hätten sie nichts zu tun. Die Denker hätten die Aufgabe, das Geld aus den kriminellen Geschäften der Mafia über legale Operationen, „mit Phantasie und Kompetenz“, sauberzuwaschen und so wieder in die Wirtschaft zu bringen - Musterbeispiel: der Bankier Michele Sindona.

Die Mörder und Denker könnten „ohne die Politiker nicht existieren“, schrieb Fava und rief seinen Lesern „eine kleine grausame Geschichte“ in Erinnerung. In Camporeale, einer Kleinstadt bei Palermo, bewarb sich vor einigen Jahren der örtliche Mafia-Boss bei dem christdemokratischen Bürgermeister Pasquale Almerico um die Aufnahme in die Partei - 400 Wählerstimmen könne er ihm garantieren. Almerico lehnte ab. Der Provinzsekretär der Partei, an den sich der Mafioso zornig gewandt hatte, befahl Almerico: Sofort aufnehmen. Der Bürgermeister blieb beim Nein. Nun schloß die Partei ihn aus und machte den Boss zum Mitglied. Beschwerden von Almerico bei der nationalen Parteileitung der Christdemokraten in Rom blieben ohne Antwort.

Als der Bürgermeister eines Oktoberabends das Rathaus verließ, verlöschten im Ort die Lichter. Von drei Seiten wurde Almerico unter Feuer genommen - er starb im Hagel von 52 Geschossen. Er sei geisteskrank gewesen, stellte hinterher die Partei offiziell fest. Die Mafiosi wurden die Herren von Camporeale. „Ein perfektes Theorem für die Rolle der Politik“, schrieb der Journalist Fava. Ein Jahr später, im Januar 1984, wurde Fava in seiner Heimatstadt Catania ermordet.

„Die Mafia ist eine Gegenmacht zum Staat“, sagt der Soziologe Ennio Pintacuda, „ihr Ziel ist der Profit in jedem Bereich. Wer sich diesem Konzept in den Weg stellt, wird getötet.“ Sie ist „nicht irgendeine kriminelle Bande, die man einsperren kann“, sondern längst „eine internationale Holding, die es bestens versteht, sich neuen Situationen anzupassen“. Erst durch die Rückendeckung von Politikern wird Kriminalität zur Mafia.

Wie die sizilianischen „Familien“ im Laufe der Zeit den gewaltigen Sprung vom Erpresser- und Schmarotzersyndikat zur „umstürzlerischen Macht“ (so definiert es die parlamentarische Anti-Mafia-Kommission) und zum kriminellen Multi schafften, ist die Geschichte eines rücksichtslosen Ringens um Einfluß und Geld.

Im Sizilien des vorigen Jahrhunderts konnten die Männer der „Ehrenwerten Gesellschaft“ noch selber Staat spielen: als parasitäre Vermittler in den sozialen Auseinandersetzungen zwischen Großgrundbesitzern und Pächtern. Den gerissensten Mafiosi fielen am Ende der Feudalherrschaft riesige Ländereien in die Hände: denn schließlich hatten sie dem Freiheitshelden Giuseppe Garibaldi geholfen, die Bourbonen zu verjagen.

Mussolini schickte 1922 den Polizeipräfekten Cesare Mori nach Palermo, um mit Polizeiterror die Macht der Mafia zu brechen. Anders als heute wurde damals der Staat von der Mafia respektiert. Mori hatte Erfolg: Hunderte Mafiosi landeten hinter Gittern; viele entzogen sich dem Zugriff des „eisernen Präfekten“, indem sie in die Vereinigten Staaten auswanderten: nach New York und Chicago, wo sie die Cosa-Nostra-„Familien“ der Prohibitionszeit verstärkten.

An den einflussreichsten ihrer Bosse, „Lucky“ Luciano, wandte sich 1942 der amerikanische Militärgesandte um Hilfe bei der geplanten Landung auf Sizilien. Die Mafia stand den Amerikanern mit Rat und Tat zur Seite, und die „Operation Bull“ im Juli 1943 lief wie geschmiert. Zum Dank durften die Mafiosi ihre Freunde aus den faschistischen Gefängnissen holen, die Strafregister der Polizei vernichten, Verwaltungsposten besetzen. Schon 1946 stellten sie in Westsizilien fast die Hälfte aller Bürgermeister. Politisch lagen sie auf richtigem Kurs: sie waren sowohl antischistisch wie antikommunistisch.

**Schulen werden vermietet**

Welch herrliche Geschäfte nun zu machen waren, erkannte die Mafia sofort. Von Palermo ausgehend wurde in ganz Süditalien der Zigaretten- und Schmuggel organisiert. Die Vorbilder der „neuen“ unternehmerischen „Familien“ waren nicht mehr die „ehrenwerten Männer“ der sizilianischen Dörfer, sondern die Großstadtmänner der amerikanischen Cosa Nostra. Die wieder in Schwung kommende Wirtschaft, vor allem den enormen Bauboom, der nach dem Krieg in Sizilien einsetzte, wußten die Mafiosi bestens für ihre „alte“ Art der Gewinnbeteiligung zu nutzen: die Erpressung. Als neuen Zweig dieser Branche führten sie ein Verbrechen ein, das bis weit in die siebziger Jahre in ganz Italien zu einer regelrechten Industrie wurde: Menschenraub und Lösegelderpresung.

Bald gab es für die Mafia auch saubere Branchen, in denen sie sich festsetzen konnte. Sizilien war nach dem Krieg eine autonome Region Italiens geworden; zur Entwicklung der rückständigen Insel machte der Staat riesige Summen locker:

von 1946 bis 1976 allein rund drei Milliarden Mark. An der Mafia kamen die zuständigen Politiker (wenn sie ihr nicht, wie der jetzt angeklagte ehemalige Palermitaner Bürgermeister Vito Ciancimino, gar angehört) bei der Verteilung des Geldes nicht vorbei. Nach dem Muster „Ihr bringt uns Wählerstimmen, wir verschaffen euch Privilegien“ wurden durchaus „ehrenwerten“ Firmen Bauaufträge und Industriebeteiligungen, öffentliche Dienstleistungen und selbst die Steuer-eintreibung zugeschanzt.

In den sechziger und siebziger Jahren nahm die Mafia der „Insospettabili“, der Unverdächtigen, ihren Aufstieg. Palermo erlebte eine beispiellos groteske Bauspekulation. Ganze neue Viertel wurden planlos aus dem Boden gestampft. Die Innenstadt-Slums - fest in der Hand der Gangster-„Familien“ - ließ man so, wie sie immer waren. Mitten in der Stadt stehen noch heute Bombenruinen aus dem Zweiten Weltkrieg.

Gebaut wurde nur, was hohe Renditen versprach: Wohnsilos, Verwaltungsgelände, Straßen, der Flughafen. Schulbauten verstand die Mafia mit geschäftstüchtigen Kalkül zu verhindern. So ist die Gemeinde Palermo noch heute gezwungen, Klassenräume von Privaten zu mieten: Für 166 solcher Schulen zahlt sie jährlich gut acht Millionen Mark Miete - an vierzig mächtige Immobilienhaie. Zur fallweisen Umverteilung dieser Pfründe hat sich eine einfache Methode eingebürgert: Die Gemeinde „vergift“ zu zahlen, die Schulräume werden zwangsgeräumt - ein neuer Vermieter tritt auf den Plan, mit kräftig überhöhtem Angebot neuer Klassenräume.

Öffentliche Aufträge wie etwa die Müllabfuhr (die nicht funktioniert), die Erhaltung von Straßen und Abwasserkanälen wußten sich in Palermo einflussreiche Firmen fernab jeder gesetzgemäßen Ausschreibung zu ergattern. Millionen, über deren Vergabe sich Politiker und ihre „Freunde“ nicht einigen konnten, blieben indes jahrelang liegen: zum Beispiel das vom Staat bereitgestellte Geld für die Sanierung der Altstadt. Das „Teatro Massimo“, eines der größten Opernhäuser Europas, ist seit 1973 wegen vorgeblicher Renovierungsarbeiten geschlossen.

Ein Musterbeispiel mafioser Unternehmer hinter unadeliger Fassade sind die Vetrini Nino und Ignazio Salvo, die reichsten Männer der Insel. Zwanzig Jahre lang konnten sie durchaus legal Geld scheffeln: Die regierenden Christdemokraten eröffneten ihnen in den fünfziger Jahren eine

Goldgrube - die Salvos durften auf Sizilien für den Staat die Steuern eintreiben. Provision: 10 Prozent; im übrigen Italien mußten sich derartige private Steuerkassierer mit 3,3 Prozent begnügen.

Heute ist Ignazio Salvo Angeklagter im „maxiprocesso“ (Vetter Nino starb im Januar an Krebs). Tommaso Buscetta hatte in einer Beichte gestanden, daß die Salvos „uomini d'onore“ sind - ehrenwerte Männer der Cosa Nostra. Dem politischen Paten der Mafia-Vettern, dem Christdemokraten Salvatore Lima, vermochte die Justiz indes nichts anzuhängen. Dieser ehemalige Bürgermeister von Palermo wird zwar in fast jedem Bericht der Anti-Mafia-Kommission als „verdächtig“ geführt, doch Lima ist nach wie vor in Amt und Würden: Abgeordneter im Straßburger Europa-Parlament.

Nicht mehr unantastbar ist aber all der Reichtum, den vor allem die Heroin-Millionen, die sogenannten „Narco-Lire“, seit den siebziger Jahren nach Sizilien geschwemmt haben. Entlang der eleganten Via Libertà in Palermo stehen Geschäfte, Restaurants, Autosalons vom Feinsten - viele gelten als Unternehmen, die mit schmutzigem Geld entstanden sind. Eigenartige statistische Merkmale hat die Stadt ohnehin: dem Pro-Kopf-Einkommen nach liegt Palermo an 80. Stelle der italienischen Städte, den Ausgaben nach aber am 8. Rang.

Beschlagnahmt haben die Justizbehörden die Besitzungen Dutzender angeklagter und verdächtigter Mafiosi: Baufirmen, landwirtschaftliche Güter, Wohnanlagen, Hotels im Wert von mehreren hundert Millionen Mark. Ratlos ist man aber darüber, was nun damit zu geschehen hat. „Der Staat muß mit sauberen Leuten und Unternehmen den Platz besetzen, den er der Mafia entrisen hat“, fordert der Soziologe Pintacuda. Gesetzesvorlagen recht hilfloser Art gibt es schon: So soll etwa künftig jeder Unternehmer, der öffentliche Aufträge bekommen will, lediglich erklären müssen, daß er nicht der Mafia angehört.

Geschickt verstehen es derweil die Mafiosi und ihre Freunde, gegen den Staat und die Justiz Stimmung zu machen: die Wirtschaft Palermos werde zerstört, durch den Prozeß erleide die Stadt nichts als Schaden, gehe ihr Ruf vollends zu Schanden. Sie haben leichtes Spiel, denn hier ist die Mafia reale alltägliche Macht - sie gibt Arbeit und Schutz, sie erpreßt und schüchert ein. Ideal sind die Bedingungen, die sie dafür vorfindet: Offiziell sind in Palermo, einer Stadt mit 700 000 Einwohnern, 80 000 Menschen arbeitslos, aber schätzungsweise 200 000 schlagen sich mit Gelegen-

Clans jährlich rund 1,3 Milliarden Mark Reingewinn.

Mit geeichten „uomini d'onore“ allein war diese riesige Industrie nicht mehr in Gang zu halten. Nun heuerten die Bosse ihre Handlanger auch außerhalb der Cosa Nostra an - Killer, Drogenkuriere, Geldwäscher, denen kein Treuschwur verbot auszupacken, wenn sie geschnappt wurden. Immer öfter kam die Polizei den Geschäften der Mafia auf die Spur: Heroinküchen wurden ausgehoben, Drogentransporte beschlagnahmt, so im Mai 1983 ein griechisches Schiff im Suezkanal mit 233 Kilogramm reinem Heroin an Bord; Absender der chinesische Drogenhändler Koh Bak Kin aus Singapur; Empfänger: die sizilianische Cosa Nostra.

Als radikale Befürworter der strukturellen Reformen waren in der „Kommission“ die Abgeordneten der „Corleonesi“ aufgetreten. Es war das Vorgefecht im Kampf um die Alleinherrschaft. Der Krieg um Palermo und das Heroin-Geschäft der Cosa Nostra begann dann im Mai 1978: Im Territorium von Salvatore Inzerillo, einem Vertreter der „gemäßigten“ Fraktion, wird der mit ihm befreundete Boss Giuseppe di Cristina ermordet. Im selben Jahr gelang es den „Corleonesi“, Michele Greco „u'papa“ (den Papst), den Boss der einzigen Familie aus Palermo, die sich mit ihnen verbündet hatte, zum „Präsidenten“ der „Kommission“ zu küren.

Ihre mächtigsten Gegner räumten sie 1981 aus dem Weg: die „gemäßigten“ Bosse Stefano Bontade und Salvatore Inzerillo, beide Mitglieder der „Kommission“. Nach dem Mord an Bontade ließ Michele Greco (dies sagten einige „Pentiti“ aus) Champagner auffahren und gab eine „Regierungs-erklärung“ ab: „Der Falke ist tot. Jetzt ist der nächste dran.“ Der nächste, Inzerillo, wiegte sich in Sicherheit, weil er den „Corleonesi“ noch das Geld für 50 Kilogramm Heroin schuldet. Als er, eines Maiabends gerade von seiner Geliebten kommend, seinen gepanzerten Alfa besteigen wollte, zerfetzte eine Kalaschnikow-Garbe sein Gesicht zu blutigem Brei.

**Das Blutbad von Palermo**

Gaetano Badalamenti, der letzte große Boss der alten Garde, floh Hals über Kopf zu seinem Freund Buscetta nach Brasilien. In Palermo entfesselten die „Soldaten“ der Clans das schlimmste Morden aller Zeiten: 1981 blieben 102 Tote, 1982 gar 151 auf der Strecke. Unumschränkte Sieger in diesem zweiten großen Mafia-Krieg auf Sizilien: die von Luciano Liggio aus dem Gefängnis heraus dirigierte „Corleonesi“.

Auf ihr Konto gehen nach Ansicht der Ermittler auch fast alle der zwölf Morde an Vertretern des Staates, die zwischen 1971 und 1983 in Palermo und Umgebung verübt wurden. Polizisten, die den Mafiosi und ihren Geschäften auf die Spur kamen, Richter, Staatsanwälte und Politiker, die es wagten, gegen sie vorzugehen, bezahlten ihre Courage mit dem Tod.

Im Juli 1979 erschloß ein jugendlicher Killer in einer Bar von Palermo vor aller Augen den Polizeiinspektor Boris Giuliano, der sich allzu sehr um die Heroin-Millionen und deren Zusammenhang mit den Aktivitäten eines Bankiers namens Michele Sindona gekümmert hatte. Sein Kollege Emanuele Basile - auch er recherchierte, mit welchen Tricks die Erlöse aus dem Drogenhandel sauberzuwaschen und in Sizilien reinvestiert wurden - fiel ein Jahr später einem Mordanschlag zum Opfer.

Für den Gerichtsarzt Paolo Giaccone war es schon tödlich, daß er Fingerabdrücke auf einem der Autos, das Killer am Ort eines Blutbades zurückgelassen hatten, zweifelsfrei als jene eines polizeibekanntem Mafioso identifiziert. Am Telefon hatten ihm Unbekannte zuvor von diesem Gutachten „abgeraten“. Giaccone blieb hart - im August 1982 wurde er kaltblütig erschossen.

Im April jenes Jahres fiel Pio La Torre, der Parteichef der sizilianischen Kommunisten, unter den Kugeln der Mafia. Er hatte, einen Monat zuvor, die Regierung in Rom zum Handeln aufgefordert: sie solle endlich die Verbrechen der Mafia „als politisches nationales Problem anerkennen und aktiv werden, um diese kriminelle Industrie in den Griff zu bekommen“.

Der Staat wurde aktiv, die Mafia auch. Im Mai 1982 beorderte Rom den Carabinieri-General Carlo Alberto Dalla Chiesa als Polizeipräfekten nach Palermo: jenen Mann, der in den Jahren zuvor den entscheidenden Schlag gegen die „Roten Brigaden“ geführt hatte. Die Mafia und ihre Macht konnte Dalla Chiesa noch aus der Zeit, als er Carabinieri-



heitsjobs zwischen Korruption und Kriminalität durchs Leben.

Allein zehntausend Familien - vornehmlich aus den Armenvierteln - verdienen sich ihr Brot im innerstädtischen Heroinhandel. Zynisch konnte Tommaso Spadaro - ein jetzt angeklagter Rauschgift-Boss, auf dessen Schweizer Konto die Ermittler über eine Milliarde Mark fanden - vor Jahren erklären, er sei der „Agnelli des Südens“. Folge dieser Arbeitsbeschaffung: fast zwanzigttausend Drogenabhängige in Palermo.

**Mafia-Krise auf den Straßen**

Wer nicht zur Mafia gehört, dem preßt sie Schutzgeld ab - den „pizzo“ hat in Palermo jeder Ladenbesitzer, jeder Unternehmer je nach Einkommen zu entrichten. Der Industrielle Giovanni Salatiello weigerte sich vor zwei Jahren, die geforderten 600 000 Mark zu zahlen. Er lebt zwar noch (beschützt von Leibwächtern); die Besitzer zweier Zulieferfirmen wurden umgebracht. Jetzt, da Hunderte Mafiosi hinter Gittern gelandet sind, müßten die Leute von Palermo über diesen Schlag gegen ihre Blutsauger eigentlich froh sein. Doch ist die Unordnung seither noch schlimmer geworden; dahin ist der Schutz, den die Mafia garantiert. Heute haben Kriminelle, die auf eigene Faust arbeiten, Hochkonjunktur. Sprunghaft angestiegen ist seit einem halben Jahr die Zahl der Überfälle auf Passanten und Geschäfte; Tagesdurchschnitt: zwanzig Raubüberfälle.

„Crisi di mafia“, Mafia-Krise auch auf den Straßen Palermos. Seit der neue Bürgermeister Leoluca Orlando darangeht, die kommunalen Aufträge wieder im freien Wettbewerb zu vergeben, müssen Mafia-Unternehmen „saubere“ Firmen Platz machen. Prompt entließen sie einen Teil ihrer Arbeiter, die sich bereits zu zornigem Protest zusammengerottet haben.

Die Forderung der Demonstranten ist unmißverständlich: „Wir wollen die Mafia, denn sie gibt uns Arbeit.“



**Die weltweiten Verbindungen der Sparkassen eröffnen der heimischen Wirtschaft zusätzliche Marktchancen.**

Es gibt gewiß nicht viele Herkunftsbeziehungen, die eine solche Karriere gemacht haben: „Made in Germany“, ein Begriff, der auf den Weltmärkten zur Wertmarke wurde. Nutzen Sie die Verbindungen der Sparkassen und Landesbanken für Ihr Exportgeschäft. Nicht nur bei der Abwicklung, schon bei der Planung zahlt sich das aus.

der Sparkasse über Ihre Ideen. Und haben schon in dieser Phase Kontakt zu den 5000 weltweiten Verbindungen der Sparkassen und Landesbanken. Wir beschaffen Ihnen die erforderlichen Informationen, beraten Sie hinsichtlich des Geldtransfers sowie über spezielle Vorschriften und helfen Ihnen mit einer maßgeschneiderten Finanzierung. Planen Sie diese Aktivposten ein. Als Ausgangspunkt guter Exporterfolge.

Der Vorteil: Sie sprechen mit dem Spezialisten. Sprechen Sie mit unseren Spezialisten für das Auslandsgeschäft.

Wenn's um Geld geht - Sparkasse



# Das Tabu zerbricht

Antisemitismus meldet sich wieder zu Wort / Von Robert Leicht

Die politische Kultur der Bundesrepublik ist von Anfang an ein gefährdetes Kunstprodukt gewesen. Nach dem Dritten Reich läßt sich eben auf lange Zeit kein Staat wie jeder andere machen. Je trotziger man hierzulande die Normalität beschwört, desto deutlicher tritt das Gegenteil hervor. Dies zeigt sich vor allem am ganz normalen Antisemitismus, der gegenwärtig einen beklemmenden Aufschwung nimmt.

Vor knapp einem Jahr noch erweckte der Streit um das Gesetz gegen die „Auschwitz-Lüge“ den Anschein, als genüge es, einigen unbelehrbaren Ewig-Gestrigen mit dem Büttel zu drohen – schon sei der leidige Rest an Vergangenheit bewältigt. Inzwischen aber regen sich, immer öfter und ganz unverhohlen, die Ewig-Heutigen in antisemitischen Ausfällen, denen offenbar mit keinem Gesetz der Strafe, der Vernunft, des Anstandes beizukommen ist.

Als im Zusammenhang mit dem Verkauf der Flickschen Unternehmen die Frage nach einer Entschädigung für die ehemaligen jüdischen Zwangsarbeiter aufkam, war der CSU-Abgeordnete Hermann Fellner sogleich zur Stelle mit dem infamen Vorwurf, „daß die Juden sich schnell zu Wort melden, wenn irgendwo in deutschen Kassen Geld klimpert“. Später nahm, natürlich, Fellner seine Worte zurück. Bis wohin?

Im Januar sagte der Bürgermeister von Kornsbroich, Graf von Spee, während der Etatberatungen in seiner Gemeinde, daß „für den Ausgleich des Haushaltes einige reiche Juden erschlagen werden“ müßten. Auch Spee nahm, natürlich, seine Worte zurück. Aber wer von denen, die sie gehört haben, kann sie ihm zurückgeben? Kurz darauf verbreitete sich der Kreisvorsitzende der Jungen Union in Esslingen, Thaddäus Kunzmann, „über die Arroganz Israels, unseren demokratischen Rechtsstaat für die Judenmorde im Dritten Reich verantwortlich zu machen“. Auch Kunzmann nahm, natürlich, seine Worte zurück . . .

Neu ist nicht der Vorrat an antisemitischen Tendenzen, sondern die Schamlosigkeit, mit der dieses Repertoire wieder aufgenommen wird. Offenbar verliert das deutsche Tabu nach Auschwitz immer mehr an Verbindlichkeit. Man läßt sich wieder gehen und sagt, die Verhältnisse auf den Kopf stellend – im Originalton Fellners: „Ich fühle mich in Verlegenheit gebracht, wenn ich meine Meinung dazu nicht mehr sagen darf und schon gewärtig sein muß, daß ich als Judenhasser oder sonst was hingestellt werde.“ Als was sonst?

Weshalb ließ Bundeskanzler Helmut Kohl die Äußerung dementieren, wie Fellner denke eine überwältigende Mehrheit der Deutschen? Er hat doch so unrecht nicht mit dieser Ansicht. Zur Lockerung des Tabus hat ohnedies auch Kohl selbst beigetragen: durch seinen peinlichen Versuch, in Israel für richtig normale Beziehungen zu werben, wie durch die fatale Rede von der „Gnade der späten Geburt“, selbst wenn auch er zwischendurch manches zurückgenommen hat. Doch wäre es zu einfach, wollten sich alle mit dem Verweis auf diesen Kanzler entlasten. Die Idee, beispielsweise die Exportpolitik in den Nahen Osten zu „normalisieren“, ist ja schon vor Kohl angekommen.

Es gibt natürlich auch einen Zusammenhang zwischen dem Frankfurter Fassbinder-Streit im vergangenen Herbst und den Worten des Hermann Fellner. In der Auseinandersetzung um das Theaterstück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ fühlten sich doch auch manche in Verlegenheit gebracht, weil sie ihre Meinung dazu nicht mehr sagen durften, ohne . . . Es führt eben auch eine Verbindung von dem Fassbinder-Stück (das aufzuführen den Protagonisten gewiß viel weniger erstrebenswert gewesen wäre, wenn da nur „Ein reicher Deutscher“ aufzutreten hätte) zu jenem Plakat, das die Berliner Alternative Liste im Abgeordnetenhaus hochhielt, als es um den jüngsten Bauskandal ging. Aus dem Bilderbuch des Unmenschen stammt der darauf abgebildete „typisch jüdische“ Spekulant: „Ich hätt' 50 Mille und brauche eine Baugenehmigung.“

Gerade am Beispiel der Bauspekulation treten die klassischen Muster der antisemitischen Gemeinplätze wieder in aller Deutlichkeit zutage. Würde man den wirklichen Ablauf der Dinge vollständig ausleuchten, erweise es sich, daß das Stichwort Jude hierin so wenig erklärt wie anderswo. Aber der Aha-Effekt sitzt, die alten Anspielungen wirken ungebrochen. Ein arischer Bauunternehmer – irrelevant. Ein jüdischer indessen – man versteht.

Die Zerstörung der Städte, die rasante Umschichtung der Metropolen unter dem hohen Nutzungs- und Veränderungsdruck der Konkurrenz ist die logische Folge eines Wirtschafts- und Modernisierungssystems, dessen positive Seiten auch jene genießen, die mit der Wachstums- und Fortschrittsideologie sonst wenig im Sinn haben. Doch die negativen Folgen dieses Systems will niemand sich zurechnen lassen. Also braucht man Sündenböcke, auf die sie sich projizieren lassen. Ist es ein Wunder, daß man dazu auf die alten Stereotypen zurückgreift?

Wahrscheinlich läßt sich die Verbotswirkung jenes Nachkriegstabus immer weniger restaurieren. Der Antisemitismus stellt ein sozialpsychologisches Muster dar, das sich seinem Wesen nach dem moralischen Appell, dem vernünftigen Argument und der konkreten Erfahrung entzieht, gerade weil es dem in Tiefenschichten ruhenden Bedürfnis nach einem amoralischen, irrationalen und mystifizierenden „Denken“ entspringt.

Je gründlicher diesem dunklen Drang aufklärend zuleibe gerückt wird, desto entschiedener prägt er sich bei vielen aus. Eben darin liegt das Dilemma so vieler Antisemitismus-Diskussionen. Wer sich da wundert, daß viele Jugendliche, die noch keinen Juden gesehen haben, antisemitisch reden, verkennt just das Problem: Erfahrung und Wirklichkeit zählen in diesem Zusammenhang so schrecklich wenig. Und dennoch – auch angesichts des drohenden Scheiterns – darf niemand dem Imperativ der Aufklärung ausweichen.

Bis dato gab es in der politischen Klasse der Bundesrepublik gewissermaßen einen Pakt, den Ungeist in der Flasche zurückzuhalten. Ob man damit auf Dauer Erfolge haben würde, war immer fraglich geblieben. Um so skandalöser ist es, daß jetzt Leute aus eben dieser Klasse selbst am Korben drehen.

X P. II

AM RANDE

## Ein falscher Fehler

Ein Nachwort zu  
„Antisemitismus – ja bitte!“

**T**ucholsky klagte schon darüber, daß halb Deutschland auf dem Sofa sitzt und übel nimmt, wenn einer mal einen guten politischen Witz macht. Und noch heute tut man gut daran, einem Gedanken, der gegen den Strich gebürstet ist, eine Ausführungsverordnung hinterzuschicken, wenn man die Pointe nicht in ihr Gegenteil verkehrt sehen möchte. Mein „Vorschlag zu mehr Ehrlichkeit und weniger Heuchelei“, der am 18. 1. in der *Süddeutschen Zeitung* erschienen ist („Antisemitismus – ja bitte!“), hat notwendigerweise Reaktionen nach sich gezogen, die weniger mit dem Gegenstand des Artikels als mit der Art der Präsentation zu tun hatten.

Wo der Gedanke der „Aussöhnung“, die Rituale der „Woche der Brüderlichkeit“ und die „Gnade der späten Geburt“ die Koordinaten festlegen, innerhalb derer sich Juden und Deutsche begegnen, muß der Hinweis auf ein nichtlizenzirtes Phänomen außerhalb dieses Geheges als ein regelwidriges Verhalten empfunden werden. Mein Ehrenwort: Ich freue mich über jeden Widerspruch, jede Nichtzustimmungserklärung, denn loben kann ich mich selbst. Nur manchmal wüßte ich gern: Wie kommt es, daß einige offenbar eine ganz andere Geschichte gelesen haben als die, die ich geschrieben habe? Ein Leser zum Beispiel fragt bei mir an, warum ich „Menschen, die sich gegen eine Verherrlichung Israels und der Juden einsetzen, unbedingt als Antisemiten“ sehen will. Auf die Idee bin ich noch nicht gekommen. Zugleich fordert er, es müsse „endlich Schluß sein mit dem Vorurteil, daß wir Deutschen heute den Juden gegenüber negativ eingestellt sind, nur weil vor über 40 Jahren ein verrückter Deutschösterreicher Millionen Juden ermorden ließ...“

Ich denke, es sollte endlich Schluß sein mit dem Vorurteil, daß der Deutschösterreicher verrückt war und daß er die Millionen Juden quasi unter Ausschluß der Öffentlichkeit ermorden ließ. Und wenn ich der immer beliebter werdenden Forderung nach einer Rückkehr zur Normalität mit dem Einwand begegne, niemand würde einen solchen Vorschlag machen, wenn die Juden sechs Millionen Deutsche umgebracht hätten, als uns ein einziger, nicht bewiesener Mord an einem Juden seit 2000 Jahren nicht vergeben wird, werde ich eines Besseren belehrt: „Spätestens seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde den Juden verziehen, daß sie unsern Herrn ans Kreuz nagelten.“ – Der christliche Anti-Judaismus kann damit endgültig ad acta gelegt werden.

Aber solche Richtigstellungen sind – ebenso wie die originelle Feststellung, die Deutschen hätten von den Juden nie eine Chance erhalten – Beweise der Einsicht und der Zurückhaltung gemessen an der Replik, die ich von dem Filmemacher Wolfgang Bergmann („Schatten der Zukunft“) bekommen habe. Daß er mich einen „Wünschelrutengänger des Antisemitismus“ nennt, ist ein hübscher Einfall, den ich mir bei Gelegenheit zu eigen machen werde. Daß er wörtliche Zitate seines Filmtextes „falsch und entstellend“ nennt, zeigt, daß er seinem eigenen Werk nicht traut. Daß er, der implizit und explizit die Israeli mit den Nazi vergleicht, meinen Beitrag „Volksverhetzung“ nennt, ist ein weiterer Beleg für das berühmte pathologisch gute Gewissen, mit dessen Hilfe die Täter neuerdings als Bewährungshelfer aktiv werden. Und wenn ich die Projektionen deutscher Geschichte auf Palästina mit den familiären Schwierigkeiten der Nachkriegskinder zu erklären versuche, die an den eigenen Vätern leiden, dann stellt Bergmann auch dies richtig: „Im Film sage ich nie, daß meine Eltern nicht gewußt haben, was die Nazi mit den Juden gemacht haben, sondern daß sie nichts von der Judenvernichtung gewußt haben...“

Das ist in der Tat eine sehr differenzierte Aussage, die mich an einen Nonsensdialog von Hans-Dieter Hüsch erinnert: „Entschuldigen Sie bitte, fahren Sie nach Turin? – Nein, ich fahre nach Turin. – Ach so, ich dachte schon, Sie würden nach Turin fahren.“

Und dann stolpere ich über einen Satz bei Bergmann, der seinen Urheber definitiv als unheilbar gesund ausweist: „Sich Sorgen um die Zukunft Israels zu machen, ist wahrlich kein Vorrecht Auserwählter mehr...“ Was läßt einen jungen Deutschen zu einer dermaßen klassischen antisemitischen Metapher greifen? Weiß er nicht, daß „die Auserwählten“ immer ein abfälliges Synonym für die Juden war? Wie unschuldig muß einer sein, um zu überhören, wie es aus ihm spricht? So unschuldig wie die Angehörigen der Berliner Alternativen Liste, denen ganz automatisch eine Stürmer-Juden-Fratze einfällt, wenn sie einen Spekulanten darstellen wollen. Der Antisemitismus ist eben keine Frage willentlicher Kundgebungen, sondern vor allem vegetativer Reflexe – bei dem Filmemacher Bergmann, dem CSU-Abgeordneten Fellner wie den Berliner Alternativen. Darüber, meine ich, muß nachgedacht und diskutiert werden, wenn die Diskussion einen Sinn haben soll. Und so wollte ich die Aufforderung „Antisemitismus – ja bitte!“ verstanden wissen.

Einige haben das auch begriffen. Wo das Ausmaß der deutsch-jüdischen Aussöhnung nach der Anzahl der Bundesverdienstkreuze gemessen wird, die an Juden verliehen und von diesen auch dankbar angenommen werden, da hat man nicht viel übrig für Auseinandersetzungen jenseits des schönen Scheins festlicher Empfänge. In gewissen Kreisen gelten meine Arbeiten als eine „Belastung für das deutsch-israelische Verhältnis“.

Was für ein falscher Fehler.

HENRYK M. BRODER

## SZ AM WOCHENENDE

Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung

Redaktion: Dr. Gernot Sittner (verantwortlich)

Wolfgang Werth (Literatur)

Dr. Peter Diehl-Thiele (Das politische Buch)

Birgit Thiel-Weidinger (Hobby-Seite)

Dr. Fred Hepp (Die Letzte Seite)



FAZ

meine

28. 5. 86

D2954 A

Reißmüller

1.50 DM | FF 7,- | sfr. 2,20 | öS. 18 | bfrs. 45 | Lit. 1800 | Pts. 185  
£ 0,65 | hfl. 2,75 | Din. 325,- | Esc. 150 | Dr. 150 | I.C. 250

### Feingefühl, allerseits

fr. So vorsichtig es auch, im ganzen genommen, herging bei der Antisemitismus-Debatte im Bundestag am Donnerstag, so ist doch zu fragen, ob das offizielle Reden darüber nützlich war. Denn Antisemitismus gab es über die Jahrhunderte, und es gibt ihn heute auch in sozialistischen Ländern, vor allem in der Sowjetunion. Andere Nationen könnten fragen, ob ihnen Sympathien vorzuschreiben seien. Die „Judenvernichtung“, das Wort gehört zwischen Anführungsstriche, ist im Nazi-Staat diskret vonstatten gegangen; keineswegs war es so, daß über den damaligen Deutschlandsender ein wöchentliches Bulletin ging, in den zurückliegenden Tagen seien soundso viele Juden zu Tode gebracht worden. Viele Deutsche verschlossen ihre Augen vor dem Ungeheuerlichen, an dem man doch nichts ändern konnte; man wünschte, nicht verantwortlich zu sein: das alles ist so fragwürdig wie menschlich.

Die Mehrzahl der heute Lebenden hatte aus Jahrgangsgründen keine Gelegenheit, den krankhaften Antisemiten Hitler nicht zu wählen, der die ihm zugefallene Machtfülle (es gab nie eine Mehrheit für Hitler in demokratischen Wahlen, nicht einmal am 5. März 1933, als die Wahlen schon nicht mehr

ganz frei waren) viel später in dem entsetzlichen Sinne nutzte. Wie unbefangen darf der Deutsche heute sein? Er muß befangen bleiben in dem Sinne, daß die sonst leichthin erlaubte Sondierung der Mitmenschen in solche, die man mag, und andere, die man nicht so sehr mag, gegenüber Juden untersagt ist und bleiben muß.

Redensarten aber von Nachgeborenen, Redensarten, die vor dem Entsetzlichen als allzu harmlos erscheinen und heute nicht mehr harmlos sein können, sind nicht Anzeichen eines neuen Antisemitismus, über den der Bundestag zwar überflüssigerweise, aber doch in moderater Form diskutiert hat. Die Mehrzahl der jetzt Lebenden war nun einmal „nicht verantwortlich“. Je mehr über Forderungen geredet wird, die an die zu richten seien, die die Erben der Väter waren, von denen die meisten nur an ihre eigene Not in der so hoch gepriesenen Weimarer Republik gedacht hatten, um so mehr wächst die Gefahr eines neuen Antisemitismus. Es gibt viel guten Willen bei den jungen und bei den nicht mehr ganz jungen Deutschen gegenüber den Juden. Einer beklommen-unbefangenen Generation aber ist zuzubilligen, daß ihre Geduld begrenzt ist. Vernunft und Menschlichkeit, zwei Begriffe, die nicht immer in eins gehen, müssen mit Feingefühl behandelt werden — von allen Seiten.

Federal German Republic  
FAZ Nachrichten 86

ANTISEMITISM

### An Jaurès erinnert

Durch die Ermordung Olof Palmes wurde ich, Jahrgang 1899, daran erinnert, wie im Juli 1914, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der französische Sozialistenführer Jean Jaurès von den Handlangern der Kriegstreiber, an der Spitze Clemenceau und Poincaré, ermordet wurde, weil er für die Verständigung mit Deutschland eintrat. Was wäre aus der Weltgeschichte geworden, wenn damals die Vernunft dieses Jean Jaurès gesiegt hätte? Der Erste Weltkrieg wäre verhindert worden, und einen Adolf Hitler mit seinem Zweiten Weltkrieg hätte es nie gegeben.

Friedrich Ruff, Oberstdorf

### Zu viele Tabus

Ihre Leitglosse in der F.A.Z. vom 28. Februar, „Feingefühl allerseits“, deutet zutreffend auf eine Gefahr, die nicht gering veranschlagt werden darf. Manche junge Menschen äußern bereits Besorgnis vor einer Beschränkung der Informations- und Meinungsfreiheit, weil allzu viele „Tabus“ aufgebaut seien, die ihrem Grundrechtsverständnis nicht gemäß erscheinen. Deshalb müssen die von Ihnen angesprochenen Probleme, wie Sie richtig sagen, mit großem „Feingefühl“ behandelt werden, um nicht aus Mißverständnissen die Keime eines neuen Unheils entstehen zu lassen.

Ihr Rückblick auf die Reichstagswahl am 5. März 1933 bedarf aber einer Korrektur. Gewiß erhielt die NSDAP damals „nur“ 43,9 Prozent der abgegebenen Stimmen, doch entfielen etwa 12 Prozent auf Parteien, welche die am 30. Januar des Jahres berufene Regierung, jedenfalls in ihrer damaligen Zusammensetzung, zu unterstützen bereit waren. Wichtiger jedoch dürfte der Umstand sein, daß bereits bei der Reichstagswahl am 31. Juli 1932 der Stimmenanteil der Wähler, welche die demokratisch-parlamentarische Verfassung ablehnten, 52 Prozent betrug. Davon entfielen auf die NSDAP 37,4 und auf die KPD 14,6 Prozent. Bei der Wahl am 6. November des Jahres waren es immer noch 50 Prozent der Stimmen, welche diese beiden Parteien unterstützten (33,1 und 16,9 Prozent). Im Reichstag erhielten beide Parteien zusammen 296 von 584 Mandaten und besaßen demnach auch die absolute Mehrheit der Abgeordneten. Bei der Reichstagswahl am 5. März 1933 war die Ablehnung der Wähler gegen das System der Reichsverfassung von 1919 noch weiter gewachsen: 43,9 Prozent für die NSDAP und 12,3 Prozent für die KPD machten 56,2 Prozent des Stimmenanteils, zusammen 369 von 647 Abgeordneten. Man muß demnach die Tatsache akzeptieren, daß der Deutsche Reichstag seit dem 31. Juli 1932 keine Mehrheit von Abgeordneten besaß, welche die parlamentarische Regierungsform der Republik anerkannten und danach zu handeln bereit waren.

Professor Dr. jur.  
Georg-Christoph von Unruh, Kiel

### Immerfort „mea culpa“?

Viel ist neuerdings wieder die Rede vom auflebenden Antisemitismus in Deutschland, aber niemand sagt, wie er verhindert werden kann. Einen zaghaften Versuch machte Friedrich Karl Fromme in seinem Artikel „Feingefühl allerseits“ vom 28. Februar, der schon Widerspruch hervorrief.

Die von mir sonst sehr geschätzte Hildegard Hamm-Brücher sagte in der von ihr beantragten „Aktuellen Stunde“ im Bundestag zum Antisemitismus ein schlimmes Wort: Normalität zwischen Juden und Deutschen dürfe es nicht geben! Dabei ist Normalität die einzige Basis, auf der ein Aufleben des Antisemitismus verhindert werden kann. Es ist anzunehmen, daß 98 Prozent aller Deutschen überhaupt keinen Juden kennen. Woher kommen dann die Gründe für diese beklagenswerte Geisteshaltung?

Niemand wird einem Vergessen oder gar Verzeihen der schrecklichen Verbrechen an Juden das Wort reden. Aber kein Volk kann sich ein halbes Jahr-

hundert lang ständig an die Brust schlagen und „mea culpa, mea maxima culpa“ rufen und in Scham versinken, schon gar nicht die nachgewachsene Generation, die sich keiner Schuld bewußt sein kann. Das alttestamentarische „verflucht bis ins dritte und vierte Glied“ (diesmal der Deutschen), die in den Medien allmählich wirklich zum Überdruß gebrachten Hinweise auf Auschwitz und Judenverfolgung sind es, die schließlich Widerstand hervorrufen. Druck erzeugt Gegendruck, Normalität tut not. Erst wenn wir im Juden nicht mehr den Juden, sondern den Menschen sehen, wenn es heißt: „Er ist Jude — na und?“, wenn man an ihm wie an Maßnahmen des Staates Israel auch Kritik üben darf wie jedermann, ohne des Antisemitismus geziehen zu werden, wird es diesen nicht mehr geben. Es gibt kluge Juden in Deutschland, die dies zu erkennen beginnen, wie der Zeithistoriker Wolffsohn, der vom Bumerangeffekt sprach. Schade, daß es so wenige sind.

Dr. Marianne Boesser, Düsseldorf

### Antisemitismus

Zuviel, wie ich meine, war in den letzten Tagen wieder die Rede vom Antisemitismus. Warum sind wir nicht in der Lage, uns wie normale Menschen zu verhalten? Es war unverständlich, daß man nach dem Kriege viele, die schwere Schuld oder Mitschuld auf sich geladen hatten, vor allem aus dem Kreise der Richter, in Amt und Würden beließ. Es ist aber auch genauso unverständlich und unklug, wenn wir heute, 41 Jahre nach dem Ende des „Dritten Reiches“, noch nach Verbrechen oder Tätern aus damaliger Zeit fahnden, ihnen den Prozeß machen. Wenn man innerhalb von 20 Jahren zu dumm war, diese Leute aufzuspüren oder vor Gericht zu stellen, so hätte man nunmehr längst Ruhe einkehren lassen müssen.

Durch die im Dritten Reich begangenen scheußlichen Verbrechen hat das deutsche Volk große Schuld auf sich geladen. Über das damalige Geschehen sollte jeder Heranwachsende zweimal während seiner Schulzeit ausgiebig und objektiv informiert werden. Über 40 Jahre nach dem Ende des Schreckens müssen wir jedoch vermeiden, uns in der Öffentlichkeit immer wieder selbst anzuklagen und vor dem Volk der Juden zu demütigen. Für ein solches Verhalten können unsere Nachkriegsgenerationen kein Verständnis haben, im Gegenteil, es muß geradezu in erneuten Antisemitismus umschlagen. Den Juden selber dient ein solches Verhalten am allerwenigsten. Von einer These der Erbschuld auf der einen und der Erbgerichtsbarkeit auf der anderen Seite müssen wir uns freimachen. Es gilt, den Nachkriegsgenerationen die Möglichkeit zu lassen, sich frei gegenüberzutreten. Um dem Frieden zwischen beiden

Völkern zu dienen, muß also die Devise lauten: „Immer daran denken, doch auf die Anklage und Selbstanklage in der Öffentlichkeit verzichten.“ Vielleicht ist es so möglich, eines Tages aufrichtige Freundschaft zwischen zwei Völkern zu erleben, die so viel verband und verbindet, nicht nur auf dem Gebiet der Wissenschaft und Künste.

Dr. Horst Hüttenbach, Kelkheim

### „Ein Verbrechen aller“

Zur Antisemitismusklausur: Der Funke ist entzündet, das Wort „Antisemitismus“ hat ein Feuer entfacht; jeder, der deutsches Blut in sich hat, muß es lodern sehen.

Muß er das wirklich? Ja, jeder muß von dem Greuel wissen, in den Schulen sollte mit der größtmöglichen Erbarmungslosigkeit die Wahrheit auf den Tisch kommen, ich meine, so hart wie möglich, an die Grenzen der geistigen und körperlichen Belastbarkeit der Jungen. Wir sollen es wissen, so, daß wir es das Leben lang niemals vergessen — aber — alle anderen sollen verstehen: wir sind nicht schuldig. Ich bin nicht schuldig. Und alle, die das nicht begreifen, sollen sich überlegen, was die Effekte sein können, wenn man einem heranwachsenden Kind von früh bis spät, vom Kindergarten bis zum Schulabschluß ständig das gleiche und fortwährend das eine beibringen will...

Ich, geboren 1964, frage: Muß es ein nichtdeutscher Mensch sein, der es wagt, so zu denken? „Die einzige Antwort, die sich auf dieses Verbrechen geben läßt, ist die, daraus ein Verbrechen aller zu machen. Es zu teilen.“ (Marguerite Duras.)

Andrea Seppl, Kelkheim

### Das kann umschlagen

Mit großem Interesse habe ich in der F.A.Z. vom 28. Februar die Leitglosse „Feingefühl, allerseits“ und die Leserbriefe hierzu gelesen. In den Reaktionen wurde besonders der Satz Frommes: „Einer bekommen unbefangenen Generation aber ist zuzubilligen, daß ihre Geduld begrenzt ist“ stark kritisiert. Zu Unrecht, wie ich meine, denn er drückt zutreffend die Stimmung einer immer größer werdenden Zahl von Kommilitonen aus. Die Generation, die heute an den Universitäten studiert, ist zum Teil erst 20 Jahre nach dem Ende des Hitler-Terrors geboren worden. Doch leider gibt es einige jüdische Verbandsfunktionäre, die glauben, auch dieser Generation Vorwürfe wegen der deutschen Vergangenheit machen zu müssen, oder die sich ihr gegenüber als ewige Moralapostel aufspielen. Die ewigen Vorhaltungen wegen der deutschen Vergangenheit haben in weiten Teilen der Bevölkerung eine Abwehrreaktion zu diesem Thema hervorgerufen, die — und das ist eine potentielle Gefahr — auch umschlagen kann. Ich persönlich glaube daher, daß diejenigen, die jetzt so laut vor einem in Ansätzen drohenden Antisemitismus warnen, durch ihr eigenes Verhalten und Auftreten den Boden für diese Gefahr erst bereitet haben.

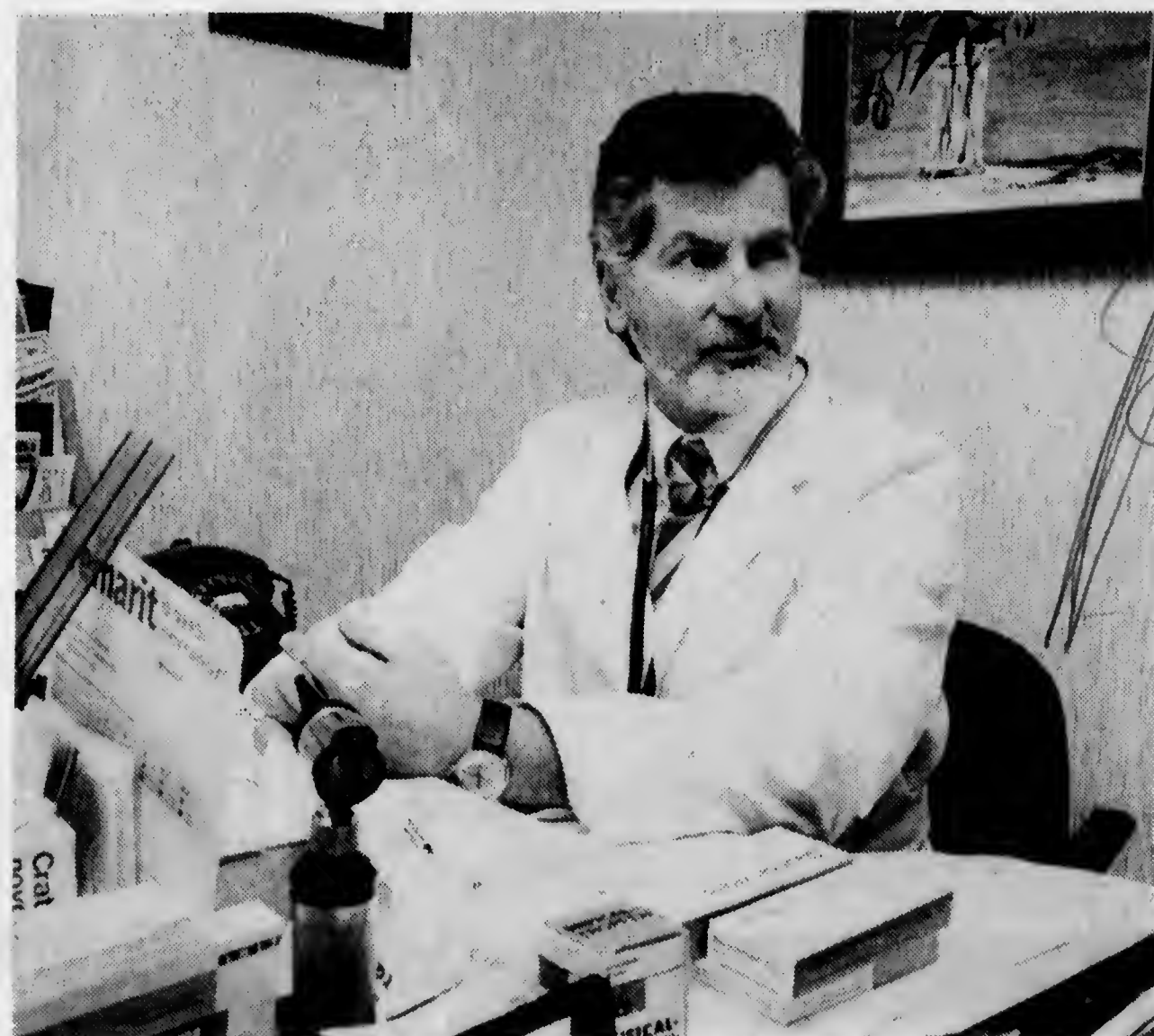
Volker Leiste, cand. ing., Vorsitzender des RCDS an der TU München, München

### Neutralität und Staatsvertrag

Dr. Alois Mock, Klubobmann des Parlamentsklubs der Österreichischen Volkspartei, stellt in seiner Zuschrift in F.A.Z. Nr. 50 zum Beitrag „Das Phantom Mitteleuropa und die politische Wirklichkeit“ (Nr. 296, 1985) fest, daß der österreichische Staatsvertrag, der am 15. 5. 1955 unterzeichnet wurde, und die Erklärung der immerwährenden Neutralität vom 26. Oktober 1955 zwei verschiedenen Akten entsprechen und daß der Begriff „Neutralität“ im Staatsvertrag nicht vorkommt. Dennoch ist die Verbindung zwischen diesen beiden Akten nicht willkürlich. Schon 1954 hatte die österreichische Regierung die Verpflichtung zur Neutralität in die Verhandlungen eingebracht. Ohne die Gewißheit der Neutralitätserklärung hätte die Sowjetunion den Vertrag nicht unterzeichnet. Im Jubiläumshft „25 Jahre Staatsvertrag“ der Europäischen Rundschau (Heft 2, 1980) steht im Aufsatz „Die internationale und innenpolitische Bedeutung des Staatsvertrages“ von Alois Mock: „Ihr politisches Anliegen, völkerrechtliche Garantien gegen einen neuerlichen Anschluß Österreichs an Deutschland zu erhalten, sieht die Sowjetunion in zweifacher Weise verwirklicht: einerseits durch das im Artikel 4 des Staatsvertrages enthaltene Anschlußverbot und andererseits durch die von Österreich in Aussicht gestellte Erklärung der immerwährenden Neutralität“ (Seite 47).

François Bondy, Zürich





Von seinen Patienten wird Dan Kiesel geschätzt, von „Unbekannten“ verhöhnt

Kollektive Ausgrenzung

# Verfolgt wie damals

Ein Arzt wird Opfer rassistischer Hetze

Von Johannes Winter

**Gedern/Vogelsberg**  
Es klingt wie ein historisches Zitat, was Dan Kiesel, seit fünf Jahren Landarzt im hessischen Vogelsberg, sagt: Erst in Gedern sei er „zum Juden geworden“.

Dan Kiesel, Sohn deutscher Juden, die vor der Deportation geflohen waren, lebt seit 1960 in der Bundesrepublik. Nach dem Medizinstudium in Israel und England war er seinen Eltern und Geschwistern hierher gefolgt. 1982 verließ der Arzt Frankfurt, um in dem 60 Kilometer entfernten Gedern eine Landarztpraxis zu übernehmen.

Als Dan Kiesel 1938 in Israel geboren wurde, im Jahr des November-Pogroms („Reichskristallnacht“), war die ungewöhnlich große jüdische Gemeinde in Gedern – unter 2300 Einwohnern 130 Mitglieder mit Synagoge, Schule und zwei Friedhöfen – bereits vertrieben. Eine Aktionsgemeinschaft aus SA-Männern, Sympathisanten und schweigender Mehrheit hatte der jüdischen Minderheit im Dorf jahrelang das Leben zur Hölle gemacht. Ende 1937 war die letzte jüdische Familie aus Gedern geflohen. Im Gebäude der ehemaligen Synagoge an der Hauptstraße wurde eine Kneipe eingerichtet.

Daß der Arzt aus Israel sich hier angesiedelt hat, mußte die Einheimischen, ob Zeitgenossen oder Nachgeborene, an die verdrängten Jahre erinnern, über die längst Gras gewachsen zu sein schien. Nicht anders ist zu erklären, warum Kiesel seit seiner Ankunft in ein Fadenkreuz von Ge-

rüchten geriet. Die Kolportage, Kiesel sei kein Arzt, weil er weder einen Dokortitel hat noch das Heil seiner medizinischen Betreuung bei Tabletten sieht (sondern lieber der Chirotherapie und Akupunktur vertraut), war eher unpolitisch. Ein anderes, hartnäckiges Gerücht bewies indessen, mit welcher Dynamik verschütteter Rassenwahn wirksam werden kann. Kiesel, so heißt es bis heute in Gedern und Umgebung, habe einen Patienten aus der Praxis geworfen, als er durch dessen Arm-Tätowierung ihn als ehemaligen SS-Mann erkannte.

Dieser Patient ist der Rentner Willi Hof. Einst bei der Waffen-SS, dementiert er den Rausschmiß heftig und fügt hinzu, mit dem „Doktorsche“ duze er sich sogar. Und seine Frau hebt an zu einer Hymne auf Dan Kiesel und fände eine Unterschriftensammlung für ihren verfolgten Hausarzt sinnvoll, der immer da sei, wenn man ihn rufe.

Eine „Sauerei“ sei, was ihm angetan werde. Damals, entsinnt sie sich, habe sie doch auch mit den jüdischen Nachbarn gut zusammengelebt, bei ihnen Matzebrot gegessen oder mit den Kindern gespielt.

Solche Stimmen sind selten in Gedern. Mehrheitsfähig sind eher Äußerungen wie die des ehemaligen (SPD-)Bürgermeisters Walter Merle, der behauptet, von nichts zu wissen. Oder die des Vorsitzenden vom Turnverein, Helmut Reichert, der als „anerkannte Persönlichkeit“ im Ort gilt: Das seien „Bubenstreiche“, und im übrigen habe

man als Verein nichts mit Politik, sondern mit Fachschulvorbereitungen zu tun. Oder Meinungen wie die des Bürgermeisters Rainer Schwarz, der sagt, das alles sei „Dr. Kiesels persönliches Problem“, nicht ohne allerlei Ingredienzien für ein fiktives Sündenregister parat zu halten.

Das Opfer antisemitischer Verfolgung, so die Tonart, ist selbst schuld. Dan Kiesel selbst erzählt, als Jugendlicher habe er Leistungssport getrieben, sei in der israelischen Armee Offizier der Fallschirmspringer gewesen und habe im Kibbuz Landarbeit gelernt. Erfahrungen und Fertigkeiten, die ihm das Leben auf dem Land, in der hessischen Provinz, allenthalben erleichtern.

Wohl wissend, wie sehr er von seinen Patienten geschätzt wird, kann er Ratlosigkeit gegenüber der rassistischen Hetze und dem Stillschweigen der Mehrheit nicht verhehlen. Die Frage, ob er gehen oder bleiben soll, stellt er sich in letzter Zeit häufiger.

Die Art der Beschimpfungen gegen ihn und seine Lebensgefährtin Monika Schäfer, die aus dem Dorf stammt, ist den Nazijahren entlehnt. „Wie kannst du nur einem Judd verkaufen“, sei der ehemalige Besitzer des traditionsreichen, heute leerstehenden Gasthofs „Bergwirtschaus“ gefragt worden, berichtet Dan Kiesel über sein Vorhaben, darin ein Sanatorium einzurichten.

„Saujude“ oder „Judenhure“ tönt es bei nächtlichem Telefonterror. Den anonymen, meist ange-trunkenen Anrufern bekannt ist offensichtlich,



Scherben und ein Judenstern in Kiesel's Praxis – nebenan im „Löwen“ versammeln sich die Bürger

Aufnahmen: Horst Schübel



daß ein Land- und Hausarzt für Notfälle stets erreichbar sein muß. Im benachbarten Städtchen Schotten, wo Dan Kiesel und Monika Schäfer ein leerstehendes Hotel für Asylbewerber mieteten, habe, erzählen die beiden, der Sparkassendirektor eine ihrer Angestellten gefragt, ob sie wisse, daß sie „bei einem Juden arbeitet“.

Politisch den Grünen nahestehend, bekamen die beiden anläßlich einer Demonstration gegen die Schließung des örtlichen Krankenhauses zu hören: „Grüne und Juden gehören vergast.“

In Gedern hat diese Art von Verfolgung eine Tradition: Am 13. März 1933 fielen SA-Männer „unter großer Beteiligung der Bevölkerung“ über die männlichen jüdischen Bürger her. Vier Jahre nach Kriegsende wurden die brutalsten Schläger dafür zu äußerst milden Strafen verurteilt. Im Urteil des Landgerichts Gießen von 1949 heißt es, „die von einer inzwischen unzählbar gewordenen Menschenmenge begleitete SA“ habe sich zum „Haus des jüdischen Bürgers Blumenthal“ begeben. Julius Blumenthal sei von dem Angeklagten Hermann P. „mit einer Motorradkette so lange geschlagen worden, bis er unter der Wucht der Schläge zu Boden ging“. Hermann Pröscher, mit seinem Bruder Betreiber einer Schreinerei im Ort, hat es inzwischen bis in den Ruhestand gebracht; der Kampfgenosse von damals, Ferdi Rullmann, ebenfalls.

Als im September 1941 die „Verordnung über das Tragen des Judensterns“ in Kraft trat, war Gedern längst „judenfrei“, die örtlichen Nazis

hatten ihre völkische Pflicht getan. Vor kurzem aber wurde die öffentliche Kennzeichnung gleichsam nachgeholt – aus, wie der Täter betont, „persönlicher Rache“. Am Abend des 12. Januar 1987 klebte der Dachdecker Ernst Brun, 45 Jahre alt, mit NPD-Aufklebern („Ausländer Stop“) an die Praxis von Dan Kiesel einen solchen Stern.

Brun, ein ehemaliger Kiesel-Patient, inszenierte seine antisemitische Tat so, daß der Arzt ihn, nach Praxis-schluß, dabei ertappen mußte. Neben-an in seiner Stammkneipe „Deutsches Haus“ ließ Brun sich feiern. In der Nacht zum 13. Februar 1987 – das Symbol für Rassenhaß und Völkermord hing noch immer an der Praxisscheibe – folgte die aggressive Fortsetzung; Unbekannte warfen, dicht neben dem Stern, einen Stein in die Scheibe. Der Telefonterror nahm zu; nicht nur der Arzt, auch seine Patienten wurden mit nächtlichen Anrufen verfolgt. Bürgermeister Schwarz, ein Nachgeborener, meint, da werde etwas „hochgekocht“, das sei, genau genommen, „die wahnwitzige Tat eines einzelnen“.

Die schweigende Mehrheit aber beginnt, seit Gederns rassistischer Ruf über den Vogelsberg hinaus bis ins Ausland gedrungen ist, ihr Schweigen zu brechen. Eine Bürgerversammlung ver-wahrt sich lautstark und rabiat gegen die „Verunglimpfer einer ganzen Kleinstadt“, gegen die Medien.

Die Debatte über die Vergangenheit, die in die Gegenwart führt, ist für die Gederner noch längst nicht zu Ende.



## Antisemitismus

# Ein Davidstern für den „Jud“

Die bösen Erlebnisse eines Arbeiters / Von Hans Ulrich Stoldt

**Hamburg**  
 Auch der Taxifahrer hatte in der Hamburger Morgenpost den Artikel über Georg D. gelesen. „Natürlich war das eine Sauerei, was sie mit dem gemacht haben; die ewig Gestrigen sterben eben nie aus.“ Auf der anderen Seite habe er selbst aber auch schon mal „so aus Spaß“ zu jemandem gesagt: „Bei Adolf hätte man Seife aus dir gemacht. Das sind eben nur so Sprüche.“

Solche Sprüche haben zu erheblicher Aufregung in dem Hamburger Chemie-Werk Hermann Düllberg geführt. Der Chemie-Facharbeiter Georg Dangleterre war bereits längere Zeit in dem Unternehmen beschäftigt: „Irgendwann einmal lästerten im Betrieb einige Kollegen über Juden“, erzählt er, „und als ich Stellung nahm für die Leute, fragten sie mich, du bist wohl auch ein Jude, und da habe ich gesagt: ja.“

Danach sei es dann losgegangen mit den „Judenwitzen“, erzählt der 45jährige Georg Dangleterre, der 1942 im Konzentrationslager Theresienstadt geboren wurde.

„Als ich darauf hinwies, selbst Vater, Schwester und Tante im KZ verloren zu haben, da meinten die Kollegen nur: ‚Ja, die guten Juden sind tot, und die schlechten leben noch.‘ Und ein anderer Arbeitskollege sagte, er habe selbst einen Verwandten im KZ verloren: Der sei Wachmann gewesen und besoffen vom Turm gefallen. Ich habe den Kollegen dann gefragt, ob er das irgendwie witzig findet, doch der bemerkte nur: ‚Mensch Georg, das ist doch nicht gegen dich persönlich.‘“

Es wurde dann aber persönlich, nachdem Georg Dangleterre die Getränkekasse im Betrieb übernommen hatte und die Abrechnung – neuerdings

– stimmte: Das sei ja kein Wunder, hieß es nun, denn bei den Juden klappe das mit dem Geld doch immer. „Mit ein paar Kollegen habe ich mich ein bißchen angelegt, aber danach wurde es nur noch schlimmer. Wenn ich mir die Hände gewaschen habe, sagten sie, ‚drück deinen Vater nicht so‘, weil die aus den Knochen damals ja auch Seife gemacht haben.“

Ein anderes Mal habe man ihm geraten, sich tätowieren zu lassen: „Ich könnte dann als Lampenschirm gehen oder als Portemonnaie, weil ich das Geld so gut zusammenhielt.“ Mehrfach habe er sich beim Meister über diese Belästigungen beschwert – ohne Erfolg: „Der hat ja häufig selbst mitgemacht“, sagt Georg Dangleterre. Und auch vom Firmenleiter habe er sich keine Unterstützung erhofft: „Den habe ich auch menschenverachtende Sprüche erzählen hören, da brauchte ich gar nicht erst hinzugehen.“

Als dann eines Tages ein kleiner Davidstern auf seinen Spind gemalt war und eine Telephonliste aushing, auf der er nicht unter seinem Namen, sondern als „Jud“ geführt wurde, da sei das Maß voll gewesen: „Da bin ich nach oben und habe gekündigt.“ Das war vor gut einem Jahr.

Freunde, denen er das alles erzählte, hätten ihm erst gar nicht glauben wollen: „Georg, du hast wohl das Biertrinken angefangen“, sei der Kommentar gewesen, so schlimm könne das doch gar nicht sein. Nur seine Mutter habe die ganze Geschichte sehr ernst genommen. „Fängt das denn schon wieder an?“ habe sie gefragt und gesagt, daß sie hier in Deutschland nicht mehr leben wolle. „Da habe ich gemeint, sie will nach Frankreich, wo mein Vater herkam, oder nach Israel.



Vor einem Jahr kündigte Georg Dangleterre: Er hielt es nicht mehr aus. Heute ist er immer noch arbeitslos.  
 Aufn.: H. U. Stoldt

Nie hätte ich gedacht, daß sie Selbstmord macht. Das hat sie dann aber doch getan“, sagt Georg Dangleterre und weist auf ein Päckchen mit Papieren – nachträglich ausgestellte Arbeitsbescheinigungen seiner Mutter, Zeugnisse der mühsamen Versuche, eine Anstellung zu halten. „... war mit ihren Leistungen sehr zufrieden, mußte sie jedoch nach kurzer Dauer wegen ihrer jüdischen Abstammung entlassen.“

„Meine Mutter wollte mir nie sagen, was früher eigentlich passiert ist, das habe ich alles erst nach ihrem Tod erfahren. Sie meinte immer: ‚Wir dürfen nicht auffallen.‘“ Doch der Sohn wollte diesen Ratschlag nicht mehr befolgen. Nach seiner Kündigung suchte er sich einen Anwalt und ging vor das Arbeitsgericht, um von seinem früheren Arbeitgeber Schmerzensgeld und Entschädigung zu erlangen.

Dieser Tage endete das Verfahren mit einem Vergleich: Das Chemie-Unternehmen zahlt 8000 Mark an Georg Dangleterre – obwohl Gesellschafter Manfred Düllberg nach wie vor beteuert: „Mir ist die ganze Sache unverständlich.“ Er erinnert

sich: „Herr Dangleterre hatte eigentlich einen guten Kontakt zu seinen Arbeitskollegen. Und da gibt es Fotos von Betriebsausflügen, auf denen sich alle in den Armen liegen. Wir haben es zudem bedauert, daß er uns damals verlassen hat.“

Was sagt der Chef zu der Telephonliste? „Die hat doch nur an seinem Platz gehangen, die konnte keiner sehen.“ Und der Davidstern auf dem Spind? „Der war nur fingernagelgroß, den bemerkte man kaum.“ Außerdem sei bis heute nicht geklärt, wer den Stern da draufgemalt habe: „Die Kollegen sagen, daß hätte er auch selbst gemacht haben können. Also, da halt ich mich raus.“

Aber warum hat dann die Firma letztlich doch eine Entschädigung von 8000 Mark gezahlt? Gleich das nicht einem Schuldeingeständnis? „Nein, überhaupt nicht“, ist sich Manfred Düllberg sicher, „das Geld hat er ja nicht bekommen, weil er so gute Karten hatte, sondern weil einfach diese ganze delikate Angelegenheit beendet werden sollte. Wir wollten mit dem Vergleich einen Schlußstrich ziehen, weil das Thema nicht dazu dient, sich darüber vor Gericht zu streiten.“

Düllberg ist verärgert: „Jetzt wird das alles so dargestellt, als ob wir die bösen Leute sind“ – aber man könne es auch ganz anders sehen: „Jemand, der selbst betroffen ist und nun auch noch seine Suppe darauf kocht – das kann man doch auch für besonders verwerflich halten.“ Im übrigen ist er sich ziemlich sicher, daß die ganze Geschichte „auf jeden Fall falsch dargestellt wird“. Und daß Arbeiter unter sich einen etwas rauheren Umgangston hätten als „unsereins“, das sei ja bekannt.

Bekannt ist, daß nicht nur in Betrieben so gesprochen wird. Man erinnert sich an den Grafen von Spee, der als Bürgermeister von Korbensbroich im vergangenen Jahr anregte, zur Aufbesserung des Etats „einige reiche Juden zu erschlagen“. Im hessischen Gedern wurde jüngst ein jüdischer Arzt terrorisiert, und der CSU-Bundestagsabgeordnete Hermann Fellner meinte bemerken zu müssen: „Wenn irgendwo in deutschen Kassen Geld klimpert, melden sich die Juden schnell zu Wort.“ Äußerungen, die auch Georg Dangleterre nicht fremd sind.

Natürlich hätten sich nicht alle seiner früheren Kollegen an dem bösen „Spiel“ beteiligt, es habe ja auch andere gegeben. „Wir wußten doch alle nichts von dem Schicksal seiner Familie“, sagt einer von ihnen, der seinen Namen nicht genannt sehen will. „Derartige harte Sprüche sind aber schon gefallen“, räumt er ein, „es gibt immer ein paar Spinner, die irgend jemanden besonders triezzen.“ Mehr könne er zu dieser Sache nicht sagen: „Ich habe Familie.“

Georg Dangleterre meint indessen, mit seiner Kündigung einen Fehler gemacht zu haben: „Ich hätte mir das noch länger gefallen lassen müssen, denn jetzt bin ich schon mehr als ein Jahr arbeitslos.“

Nachdem die *Hamburger Morgenpost* über seinen Fall berichtet hatte, brach eine Flut von Leserbriefen und Telephonanrufen über die Redaktion herein. „Schreiben wir das Jahr 1987 oder 1937?“ fragte ein Leser, und ein anderer stellte fest: „Sprüche und Redensarten wie die erwähnten begegnen mir fast täglich. Schmierereien in U- und S-Bahnen in Form antisemitischer, antiausländischer Hetzparolen sind unzählbar.“

Wut und Empörung wurden geäußert, Scham und Unverständnis. Reaktionen, die Georg Dangleterre ermutigend und erfreulich findet. Aber, so sagt er auch: „Ich brauche kein Mitleid, sondern Arbeit.“



# Prejudicial encounters

Ernest Gellner

BERNARD LEWIS

*Semites and Anti-Semites*

283pp. Weidenfeld and Nicolson. £15.  
0 297 89030 7

"For . . . many Jews . . . [genocide] . . . is the central experience of their personal lives, and their thoughts and actions are dominated by the knowledge that what has happened once can happen again. . . . It is also possible not to be nervous about the future and yet to have difficulty in coming to terms with the past. Bernard Lewis's *Semites and Anti-Semites* has two themes: one very general, the other more specific. The above quotation would be a fitting epigraph for the broader theme, developed in a survey of two millennia of social, political and intellectual history, of a relationship and a hatred so intense that it could lead to a mass murder unparalleled in its cold organizational efficiency. The Nazi who made a speech during the war in which he claimed that this performance was an example of Kantian morality had a point: the Holocaust was carried out for the sake of a principle; it was strictly rule-bound, and it was disinterested. (As Professor Lewis points out, it hampered rather than aided the German war effort.)

Many men may live with the knowledge that, but for the grace of God, they would be on the gallows. They know, however, that to suffer such a fate they would also have had to make some contribution to it with their own conduct. As a Jew, one knows that but for the accident of time and place, one would have undergone execution irrespective of anything one had done or failed to do. Lewis's major theme is the history which led to this; and to the task of describing it he brings his unrivalled erudition and his usual lucidity and elegance of style raised here perhaps to an even higher pitch by an underlying, though well-controlled, passion.

The overall pattern of the relations of Jews with their neighbours is of course well known. Bernard Lewis takes us through the transition from Christian to secular antisemitism in Europe, and the more recent shift of the centre of gravity of anti-Jewish feeling from the Right to the Left. As a very distinguished Arabist, Lewis can justly claim to be qualified to detect the apparent pro-Arab who, in fact is merely anti-Jewish: "he often shows no interest in the history or the achievement of Arabs, no knowledge of their language or culture." In a similar tone, he comments on

the Anglo-American liberal, who claims a monopoly of sin for his country, as fiercely and as absurdly as his parents claimed a monopoly of virtue; the tortured WASP radical, who sees the Arab-Israeli conflict as ultimately one between Harlem and Scarsdale, and makes a choice determined by his own personal blend of prejudice and guilt.

Lewis's synoptic overview of his general topic is stunning in its clarity, but it provokes no argument. He presents no general theory, diagnosis or recommendation. But for its elegance and passion, one might compare this with some civil service brief: the facts are meticulously assembled, but no general conclusion is offered or prejudged. The author does not even indulge in any kind of systematic demolition job on overall theories — for example, depth-psychological or Marxist theories — offered by others. He may comment on their excesses regarding points of detail, but does not confront their general positions. It is a pity he shows such restraint.

The author's more specific theme owes more to his unique position as a Middle East scholar than to his personal experience as a citizen of the Atlantic world. This part of the book might well have been called "the new anti-Semitism of the Semites", and here Lewis does say something which is contentious and extremely interesting. For he makes the point that anti-Semitism among what is by far the largest group of speakers of a Semitic language, the Arabs, is a new and appalling phenomenon.

Lewis does not deny, of course, that Jewish communities in Muslim and Arab lands constituted minorities with inferior political status, hedged in by various restrictions and humiliations, and endowed with a pejorative stereotype by their neighbours. But he does appear to think that this kind of régime and attitude were qualitatively different from what

one might call Western antisemitism proper. Lewis refers to "the absence hitherto of that kind of visceral, personal hostility that marks the European anti-Semite, and can cause an almost physical discomfort in personal encounters with Jews". There is nothing "almost" physical about this discomfort: the central character in Sartre's study of an antisemite affirms precisely this — *c'est physique*. The physical, visceral nature of the reaction gives it a certain authority and legitimacy, in line with the theory that man's genuine identity and vitality spring from below, rather than from the abstract cerebral elements in him.

This kind of antisemitism, says Lewis, is new in Arab lands, and arrived there only in the nineteenth century. The "previous level of prejudice . . . was not good, but was compatible with human relations and even with the beginnings of a political dialogue". Apart from its intense and deeply personal character, Lewis also stresses another difference between European and earlier forms of Muslim anti-Jewish feeling: for the Muslims, the Jews weren't really terribly important. In fact, their main trait was their puny insignificance and weakness. The outstanding characteristic . . . of the Jews . . . in the classical Islamic world is their unimportance; "most Muslim theologians and polemicists devoted very little attention to Judaism, which they saw as of minor importance". Ibn Khaldun, for instance, speaks, rather like Nietzsche, with admiration of the men in the Old Testament; but he speaks with contempt about the Jews of his own time, who had lost their tribal cohesion and hence their political clout. By contrast, it is characteristic of the Christian or European antisemite that he has Jews on the brain. They are simultaneously credited with lack of manly strength and with demonic and genuinely menacing power.

This is perhaps the most interesting and important theme in Lewis's book: there is a fundamental difference between European and Muslim antisemitism. The former is deep, obsessional and central to the system of ideas of a civilization; the latter is — or at any rate was — relatively superficial, and held only a minor, peripheral place in the preoccupations of a civilization. "The situation of the non-Muslim minorities in classical Islamic states falls a long way short of the standard set and usually observed in the present-day democracies. It compares, however, favourably with conditions prevailing in Western Europe in the Middle Ages, and in Eastern Europe for very much longer. As a result of infection by the European virus, carried initially by Christian Levantine communities, but, of course, encouraged and disseminated by the Arab-Israeli conflict, the erstwhile comparatively benign Muslim antisemitism has come to resemble the European version. It may not be too late to reverse this trend; but time is running out. "If there is no solution or alleviation, if the conflict drags on, then there is no escape from the onending downward spiral of mutual hate that will embitter the lives of Arabs and Jews alike. An awesome choice now confronts Israelis, Arabs, indeed all of us." This is the final passage of the book, and no doubt its central message.

Professor Lewis has lent his enormous scholarly authority to one important item frequently found in the general presentation of the Arab case in the Middle East conflict: Jewish communities did not suffer in the Land of Islam, and hence they felt no need to migrate. I have strong doubts about this position. Before I argue them, it is essential that I avoid possible misunderstandings. I do not wish to argue a contrary case in the spirit of listing items on some Muslim or Arab moral charge sheet. A traditional society cannot be blamed for possessing a segregated minority and stigmatizing it. Second, Lewis's knowledge of the Muslim and Arab worlds is so much greater than mine that I query any factual assertion of his only with great trepidation. But the point is too important to be evaded, and it may all be a matter of perspective.

Muslim anti-Jewish feeling does seem to me to possess precisely that visceral quality which Lewis says it lacks. I have heard liberal Muslim North African intellectuals, who do not themselves manifest this quality, comment precisely on it. Lewis tells an interesting story about Israeli scholars who arrived in Cairo and wished to interview the editor of an anti-Israeli

journal. He refused to see them in his office, but courteously offered to talk to them in his home. Lewis notes that this is the reverse of the American "five o'clock shadow" — the willingness — and suggests that it is typical of the home — and suggests that it is typical of the traditional Muslim situation. Yet although traditional North African tribesmen, for instance, did not have offices in which to receive anyone, their relationship to Jews was analogous to the American: there were ample functional relations, but no ordinary, symmetrical human ones.

Why, then, does Lewis argue the contrary? Part of the explanation may lie in our different experiences; in the difference between the backwoods and lower strata of society on the



Alfred Eisenstaedt's photograph of an old rabbi in Jerusalem is reproduced from Eisenstaedt: Witness to our time (348pp. Secker and Warburg. £12.95. 0 436 14191 4).

one hand; and more sophisticated urban milieux on the other. In Islam, as in Europe, people in stable social structures with routinized human relations are liable to indulge (perhaps are obliged to indulge) the overt expression of stereotypes, however pejorative; by contrast, urban sophisticates whose lives involve a wide range of encounters normally refrain from doing so. There is also the difference between areas such as North Africa where, as Lewis himself notes, the Jews were traditionally the only minority, and highly plural Levantine cities, which were in effect composed of minorities. In one passage, Lewis refers to the "exposed and vulnerable position" of North African Jews; and also refers to the "degradation so vividly depicted by European travellers" in Ottoman lands and still more in Iran by the late eighteenth century. Is there much consolation in this, in any case questionable hypothesis, that it may have been better in preceding periods? There is also the nature of the evidence that Lewis primarily considers: historical scholarship for the past, political documentation for the present. He does not draw conspicuously on on-the-ground studies of inter-communal relations, although such studies do exist. The work of (say) Valensi and Udovich, Rosen, Flamand, Briggs, Sebag, Goldberg, on the life of Jewish communities in Muslim lands, is not invoked, though some of these scholars are Lewis's colleagues at Princeton. Could it be relevant that Lewis's experience of the West is primarily that of an ordinary citizen, who has to take the rough with the smooth, whereas in the Middle East he is above all a greatly admired scholar, liable to be right-royally received?

There are no doubt profound differences between European civilization and Islamic. Jews are central in the foundation story of Christianity, whereas they play an unfavourable, but relatively tangential, role in the Muslim account of the origins of Islam. Europe faces the problems inherent in having endogenously produced the modern world; Islam faces the problems of having to cope with its

extraneous imposition. No major (or for that matter minor) European nation has part of what it holds to be its national territory occupied by a Jewish state. Generally speaking, Arabs and Muslims are much less liable to populism, to be convinced by a theory which endorses and idealizes folk visceral reactions as profound and authoritative. This is because Arab nationalism defines itself, and the limits of the nation, in terms of the old literate High Culture, and in opposition to its folk variants, whereas in Central and Eastern Europe it had been the other way round. Educated Arab nationalists are consequently much less tempted to emulate the gut reactions of *Volk* or *narod*. These are the real differences; but the one proposed by Lewis does not convince me.

A historian of ideas looking at, say, European thought in the seventeenth century, might conclude that Europeans also considered Jews to be of minor importance. They did, admittedly, have them on the brain both in their theological beginnings and in their secular end. In the big issues which came up after the Enlightenment — brotherhood of all men against cosy cultural *Gemeinschaft*; reason and calculation against *Blut und Boden*; tradition against abstraction; equality against hierarchy; collectivism against individualism — Jews came to be extremely prominent, as symbols and as contributors, sometimes on both sides of the fence. But Jews are central to European sensibility during the establishment and the dismantling of monotheism. The birth and the death of God are dangerous times.

What follows from all this? Lewis talks as if it were a matter of, somehow, reducing the intensity of, if not actually solving, the present Arab-Israeli conflict, thereby diminishing Arab susceptibility to the European infection, and thereafter returning to, or resuming the dialogue on the basis of, what had no doubt been an imperfect, but none the less tolerable, condition. This seems to me a forlorn hope, for what may have been tolerable — if only in the sense that it was tolerated — is not so under modern conditions. The transformation of a system of unequal, stratified, inward-turned communities into a modern society, was bound to produce an intense reaction, which Lewis claims was caused by European contagion. Whatever the sins of the West, this does not seem to me to be one of them. Khomeini's antisemitism, for instance, has precisely the quality which Lewis finds intolerable. Yet its roots are clearly local. To blame it on a Western model would be as bizarre as any of the fruits of Western self-hate accused by Lewis. (He would not deny this. Over and again, he cites the very evidence which one would use against his position — but without fully recognizing its force.)

The fate of the Jewish minorities within Islam was probably inescapable. The frictions consequent on an escape from a previously inferior situation were probably too great to be overcome. By contrast, the tragedy of the Palestinians was contingent; it arose from factors quite unconnected with the previous local situation. The fact that the two tragedies are otherwise comparable, both in kind and in the numbers involved, is possibly the one thing which, on the most favourable assumptions, could lead to an emotional appeasement.

In the more general aspect of Lewis's book, he contents himself with describing and summarizing, but refrains from theorizing about the major dilemmas facing either Muslims or Jews. There is something horrifying about the thought of an Israel, even if strong enough to survive, locked in a permanent and absorbing hatred with its neighbours. An option which does not seem to me available, however, is the one proposed in the course of Lewis's handling of the more specific issue: cooling the intensity and then returning to a semi-idyllic, or at least tolerable, emotional *status quo ante*. I do not believe that condition was as tolerable — even on Lewis's own evidence — as he seems to suggest: more important perhaps, there is no turning back. Instead, one has to try and understand what potential there is within the world which is now crystallizing, as a result of the interplay of its own past and modern circumstance, and consider whether a solution may be possible. This exercise cannot conceivably be easy and success may well be impossible. No one would try to carry it out if it weren't for the fact that it cannot be avoided.

To be carried through coherently it re-

A rhetoric of rights has certain character-

idea of a right (like individual self-determina-

The task of many results in theoretical human rights.



903 TLS August 22 1986 POLITICS

# Prejudicial encounters

Ernest Gellner

BERNARD LEWIS  
*Semites and Anti-Semites*  
 283pp. Weidenfeld and Nicolson. £15.  
 0 297 89030 7

"For . . . many Jews . . . [genocide] . . . is the central experience of their personal lives, and their thoughts and actions are dominated by the knowledge that what has happened once can happen again. . . ." It is also possible not to be nervous about the future and yet to have difficulty in coming to terms with the past. Bernard Lewis's *Semites and Anti-Semites* has two themes: one very general, the other more specific. The above quotation would be a fitting epigraph for the broader theme, developed in a survey of two millennia of social, political and intellectual history, of a relationship and a hatred so intense that it could lead to a mass murder unparalleled in its cold organizational efficiency. The Nazi who made a speech during the war in which he claimed that this performance was an example of Kantian morality had a point: the Holocaust was carried out for the sake of a principle; it was strictly rule-bound, and it was disinterested. (As Professor Lewis points out, it hampered rather than aided the German war effort.)

Many men may live with the knowledge that, but for the grace of God, they would be on the gallows. They know, however, that to suffer such a fate they would also have had to make some contribution to it with their own conduct. As a Jew, one knows that but for the accident of time and place, one would have undergone execution irrespective of anything one had done or failed to do. Lewis's major theme is the history which led to this; and to the task of describing it he brings his unrivalled erudition and his usual lucidity and elegance of style, raised here perhaps to an even higher pitch by an underlying, though well-controlled, passion.

The overall pattern of the relations of Jews with their neighbours is of course well known. Bernard Lewis takes us through the transition from Christian to secular antisemitism in Europe, and the more recent shift of the centre of gravity of anti-Jewish feeling from the Right to the Left. As a very distinguished Arabist, Lewis can justly claim to be qualified to detect the apparent pro-Arab who in fact is merely anti-Jewish: "he often shows no interest in the history or the achievement of Arabs, no knowledge of their language or culture". In a similar tone, he comments on

the Anglo-American liberal, who claims a monopoly of sin for his country, as fiercely and as absurdly as his parents claimed a monopoly of virtue; the tortured WASP radical, who sees the Arab-Israeli conflict as ultimately one between Harlem and Scarsdale, and makes a choice determined by his own personal blend of prejudice and guilt.

Lewis's synoptic overview of his general topic is stunning in its clarity, but it provokes no argument. He presents no general theory, diagnosis or recommendation. But for its elegance and passion, one might compare this with some civil service brief: the facts are meticulously assembled, but no general conclusion is offered or prejudged. The author does not even indulge in any kind of systematic demolition job on overall theories - for example, depth-psychological or Marxist theories - offered by others. He may comment on their excesses regarding points of detail, but does not confront their general positions. It is a pity he shows such restraint.

The author's more specific theme owes more to his unique position as a Middle East scholar than to his personal experience as a citizen of the Atlantic world. This part of the book might well have been called "the new anti-Semitism of the Semites", and here Lewis does say something which is contentious and extremely interesting. For he makes the point that anti-Semitism among what is by far the largest group of speakers of a Semitic language, the Arabs, is a new and appalling phenomenon.

Lewis does not deny, of course, that Jewish communities in Muslim and Arab lands constituted minorities with inferior political status, hedged in by various restrictions and humiliations, and endowed with a pejorative stereotype by their neighbours. But he does appear to think that this kind of régime and attitude were qualitatively different from what

one might call Western antisemitism proper. Lewis refers to "the absence hitherto of that kind of visceral, personal hostility that marks the European anti-Semite, and can cause an almost physical discomfort in personal encounters with Jews". There is nothing "almost" physical about this discomfort: the central character in Sartre's study of an antisemite affirms precisely this - *c'est physique*. The physical, visceral nature of the reaction gives it a certain authority and legitimacy, in line with the theory that man's genuine identity and vitality spring from below, rather than from the abstract and cerebral elements in him.

This kind of antisemitism, says Lewis, is new in Arab lands, and arrived there only in the nineteenth century. The "previous level of prejudice . . . was not good, but was compatible with human relations and even with the beginnings of a political dialogue". Apart from its intense and deeply personal character, Lewis also stresses another difference between European and earlier forms of Muslim anti-Jewish feeling: for the Muslims, the Jews weren't really terribly important. In fact, their main trait was their puny insignificance and weakness. "The outstanding characteristic . . . of the Jews . . . in the classical Islamic world is their unimportance"; "most Muslim theologians and polemicists devoted very little attention to Judaism, which they saw as of minor importance". Ibn Khaldun, for instance, speaks, rather like Nietzsche, with admiration of the men in the Old Testament; but he speaks with contempt about the Jews of his own time, who had lost their tribal cohesion and hence their political clout. By contrast, it is characteristic of the Christian or European antisemite that he has Jews on the brain. They are simultaneously credited with lack of manly strength and with demonic and genuinely menacing power.

This is perhaps the most interesting and important thesis advanced in Lewis's book: there is a fundamental difference between European and Muslim antisemitism. The former is deep, obsessional and central to the system of ideas of a civilization; the latter is - or at any rate was - relatively superficial, and held only a minor, peripheral place in the preoccupations of a civilization. "The situation of the non-Muslim minorities in classical Islamic states falls a long way short of the standard set and usually observed in the present-day democracies. It compares, however, favourably with conditions prevailing in Western Europe in the Middle Ages, and in Eastern Europe for very much longer. As a result of infection by the European virus, carried initially by Christian Levantine communities, but, of course, encouraged and disseminated by the Arab-Israeli conflict, the erstwhile comparatively benign Muslim antisemitism has come to resemble the European version. It may not be too late to reverse this trend; but time is running out. "If there is no resolution or alleviation, if the conflict drags on, then there is no escape from the unending downward spiral of mutual hate that will embitter the lives of Arabs and Jews alike. An awesome choice now confronts Israelis, Arabs, indeed all of us." This is the final passage of the book; and no doubt its central message.

Professor Lewis has lent his enormous scholarly authority to one important item frequently found in the general presentation of the Arab case in the Middle East conflict: Jewish communities did not suffer in the Land of Islam, and hence they felt no need to migrate. I have strong doubts about this position. Before I argue them, it is essential that I avoid possible misunderstandings. I do not wish to argue a contrary case in the spirit of listing items on some Muslim or Arab moral charge sheet. A traditional society cannot be blamed for possessing a segregated minority and stigmatizing it. Second, Lewis's knowledge of the Muslim and Arab worlds is so much greater than mine that I query any factual assertion of his only with great trepidation. But the point is too important to be evaded, and it may all be a matter of perspective.

Muslim anti-Jewish feeling does seem to me to possess precisely that visceral quality which Lewis says it lacks. I have heard liberal Muslim North African intellectuals, who do not themselves manifest this quality, comment precisely on it. Lewis tells an interesting story about Israeli scholars who arrived in Cairo and wished to interview the editor of an anti-Israeli

journal. He refused to see them in his office, but courteously offered to talk to them in his home. Lewis notes that this is the reverse of the American "five o'clock shadow" - the willingness - and suggests that it is typical of the home - and suggests that it is typical of the traditional Muslim situation. Yet although traditional North African tribesmen, for instance, did not have offices in which to receive anyone, their relationship to Jews was analogous to the American: there were ample functional relations, but no ordinary, symmetrical human ones.

Why, then, does Lewis argue the contrary? Part of the explanation may lie in our different experiences; in the difference between the backwoods and lower strata of society on the



Alfred Eisenstaedt's photograph of an old rabbi in Jerusalem is reproduced from Eisenstaedt: Witness to our time (348pp. Secker and Warburg. £12.95. 0 436 14191 4).

one hand, and more sophisticated urban milieux on the other. In Islam, as in Europe, people in stable social structures with routinized human relations are liable to indulge (perhaps are obliged to indulge) the overt expression of stereotypes, however pejorative; by contrast, urban sophisticates whose lives involve a wide range of encounters normally refrain from doing so. There is also the difference between areas such as North Africa where, as Lewis himself notes, the Jews were traditionally the only minority, and highly plural Levantine cities, which were in effect composed of minorities. In one passage, Lewis refers to the "exposed and vulnerable position" of North African Jews, and also refers to the "degradation so vividly depicted by European travellers" in Ottoman lands and still more in Iran by the late eighteenth century. Is there much consolation in this, in any case questionable hypothesis, that it may have been better in preceding periods? There is also the nature of the evidence that Lewis primarily considers: historical scholarship for the past, political documentation for the present. He does not draw conspicuously on on-the-ground studies of inter-communal relations, although such studies do exist. The work of (say) Valensi and Udovich, Rosen, Flamand, Briggs, Sebag, Goldberg, on the life of Jewish communities in Muslim lands, is not invoked, though some of these scholars are Lewis's colleagues at Princeton. Could it be relevant that Lewis's experience of the West is primarily that of an ordinary citizen, who has to take the rough with the smooth, whereas in the Middle East he is above all a greatly admired scholar, liable to be right-royally received?

There are no doubt profound differences between European civilization and Islamic. Jews are central in the foundation story of Christianity, whereas they play an unfavourable, but relatively tangential, role in the Muslim account of the origins of Islam. Europe faces the problems inherent in having endogenously produced the modern world; Islam faces the problems of having to cope with its

extraneous imposition. No major (or for that matter minor) European nation has part of what it holds to be its national territory occupied by a Jewish state. Generally speaking, Arabs and Muslims are much less liable to populism, to be convinced by a theory which endorses and idealizes folk visceral reactions as profound and authoritative. This is because Arab nationalism defines itself, and the limits of the nation, in terms of the old literate High Culture, and in opposition to its folk variants, whereas in Central and Eastern Europe it had been the other way round. Educated Arab nationalists are consequently much less tempted to emulate the gut reactions of *Volk* or *narod*. These are the real differences; but the one proposed by Lewis does not convince me.

A historian of ideas looking at, say, European thought in the seventeenth century, might conclude that Europeans also considered Jews to be of minor importance. They did, admittedly, have them on the brain both in their theological beginnings and in their secular end. In the big issues which came up after the Enlightenment - brotherhood of all men against cosy cultural *Gemeinschaft*, reason and calculation against *Blut und Boden*, tradition against abstraction, equality against hierarchy, collectivism against individualism - these Jews came to be extremely prominent, as symbols and as contributors, sometimes on both sides of the fence. But Jews are central to European sensibility during the establishment and the dismantling of monotheism. The birth and the death of God are dangerous times.

What follows from all this? Lewis talks as if it were a matter of, somehow, reducing the intensity of, if not actually solving, the present Arab-Israeli conflict, thereby diminishing Arab susceptibility to the European infection, and thereafter returning to, or resuming the dialogue on the basis of, what had no doubt been an imperfect, but none the less tolerable, condition. This seems to me a forlorn hope, for what may have been tolerable - if only in the sense that it was tolerated - is not so under modern conditions. The transformation of a system of unequal, stratified, inward-turned communities into a modern society, was bound to produce an intense reaction, which Lewis claims was caused by European contagion. Whatever the sins of the West, this does not seem to me to be one of them. Khomeini's antisemitism, for instance, has precisely the quality which Lewis finds intolerable. Yet its roots are clearly local. To blame it on a Western model would be as bizarre as any of the fruits of Western self-hate decried by Lewis. (He would not deny this. Over and again, he cites the very evidence which one would use against his position - but without fully recognizing its force.)

The fate of the Jewish minorities within Islam was probably inescapable. The frictions consequent on an escape from a previously inferior situation were probably too great to be overcome. By contrast, the tragedy of the Palestinians was contingent. It arose from factors quite unconnected with the previous local situation. The fact that the two tragedies are otherwise comparable, both in kind and in the numbers involved, is possibly the one thing which, on the most favourable assumptions, could lead to an emotional appeasement.

In the more general aspect of Lewis's book, he contents himself with describing and summarizing, but refrains from theorizing about, the major dilemmas facing either Muslims or Jews. There is something horrifying about the thought of an Israel, even if strong enough to survive, locked in a permanent and absorbing hatred with its neighbours. An option which does not seem to me available, however, is the one proposed in the course of Lewis's handling of the more specific issue: cooling the intensity and then returning to a semi-idyllic, or at least tolerable, emotional *status quo ante*. I do not believe that condition was as tolerable - even on Lewis's own evidence - as he seems to suggest: more important perhaps, there is no turning back. Instead, one has to try and understand what potential there is within the world which is now crystallizing, as a result of the interplay of its own past and modern circumstance, and consider whether a solution may be possible. This exercise cannot conceivably be easy and success may well be impossible. No one would try to carry it out if it weren't for the fact that it cannot be avoided.

To be carried through coherently it re-

A rhetoric of rights has certain characters-

idea of a right (like individual self-determina-

The task of giving reality to theoretical human rights.



# Suche nach der verlorenen Heimat

**Richard Chaim Schneider, der Autor dieses Beitrags, lebt als Münchener in München. Im Alter von 30 Jahren sah er sich eingeholt von der Wahrheit des Talmud: „Wenn du vergißt, daß du Jude bist, wird dich deine Umwelt daran erinnern.“ Seinem Bericht gab er die Überschrift: Auf der Suche nach der verlorenen Heimat. Über die Schwierigkeiten eines jungen Juden, sich zu assimilieren.**

Zu unserer Hochzeit am 7. September laden wir Dich recht herzlich ein. - Im Frühsommer des vergangenen Jahres flatterte mir die Einladung von jüdischen Freunden ins Haus. Freunde? Menschen, die ich aus der Zeit, als ich noch aktives Mitglied der jüdischen Gemeinde war, gut kannte und die ich jetzt nur noch zufällig traf. Mein Gott, fast zehn Jahre war ich auf keiner Bar-Mizwah- oder Hochzeitsfeier mehr gewesen. Damit wollte ich nichts mehr zu tun haben, das hatte ich hinter mir gelassen - dachte ich.

Raus aus dem Getto, rein in die Assimilation. „Jude sein allein ist nicht abendfüllend“ - dieses Motto Fritz Kortners machte ich auch zu meinem eigenen. Und plötzlich, im Alter von 30 Jahren, das Bedürfnis, da hinzugehen, Gesichter aus der Jugendzeit wiederzusehen, Heimat zu spüren. Heimat? Wieso Heimat? Deutschland ist meine Heimat, meine Kultur, meine Sprache, mein Zuhause - meinte ich halt so einfach, irgendwie und überhaupt nicht naja, was denn sonst? Israel? Aber nein, ich bin doch kein Zionist, ich bin Mitteleuropäer, mein Denken, mein Fühlen... „Festliche Abendkleidung“ stand auf der Einladung. Gähnende Leere diesbezüglich in meinem Kleiderschrank. Als „Luftmensch“, neudeutsch: Künstler, hatte ich zwar eine gewisse Narrenfreiheit bei der Gemeinde, aber ich wollte ja Heimat spüren, also Regeln und Gepflogenheiten akzeptieren, und so trachte ich brav zum Kostümverleih, ließ mir Smoking plus Hemd plus Fliege und ärgerte mich, daß mein Selbstverwirklichungsdrang mich zum Theater getrieben hatte statt zu einem der klassischen Broterwerbsstudien für höhere jüdische Söhne: Medizin, Jura oder Diplom-I.D.B. (In Daddy's Business). Schließlich rundete ein Gang zum Friseur mein mir selber vorgeschriebenes Image als erfolgreicher jüdischer junger Mann ab, und so konnte es nun losgehen, alles war perfekt. Außer einer Kleinigkeit. Doch davon später.

Was ist eigentlich geschehen? So viele Jahre lief ich ohne Probleme durch diese Republik, betrachtete mich als Teil dieses Volkes, war vom aktuellen politischen Geschehen betroffen, weinte sogar, als Helmut Schmidt abtreten mußte. Ich liebte meine Heimatstadt München, liebte den Dialekt, den ich als Kind selbstverständlich sprach, liebte mein Weißbier und meine Weißwürste, war glücklich, wenn ich durch das bayerische Voralpenland fuhr. Und heute: Ratlosigkeit, Distanz. Mitten hinein geboren ins Wirtschaftswunder, „erlebte“ ich den Krieg dennoch recht intensiv: einmal durch die Erzählungen meiner Eltern und ihrer Freunde, die alle im KZ waren, und dann durch das zum Teil noch zerstörte Stadtbild Münchens. Wie spannend war es, in den Ruinen zu spielen, in der Hoffnung, eine noch scharfe Bombe zu finden.

Ich erinnere mich an eine Geschichte, die mir meine Mutter erzählte, als ich etwa fünf oder sechs Jahre alt war. Sie befand sich in einem Viehwagen mit zig anderen Juden, alten und jungen. Sie wurden irgendwohin transportiert. Schließlich hielt der Zug, sie hörten Stimmen, Kommandos, Hundegebell. Die Deutschen verschwanden aber wieder, ohne daß der Waggon, in dem sich meine Mutter befand, geöffnet wurde. Stille trat ein. Plötzlich rief irgendjemand: „Sie haben uns vergessen. Seid still, rührt euch nicht! Sie haben uns

vergessen, laßt uns warten, bis es dunkel wird.“ Keiner wagte es mehr, einen Laut von sich zu geben. Stunden vergingen. Es war stickig, eng, qualvoll. Die Nacht kam, mit ihr kamen die Deutschen. Verschwunden war die Hoffnung. Meine Eltern waren ein merkwürdiges Gespann: Mein Vater, aus einem Stiel in den slowakischen Karpaten stammend, besuchte fünf Jahre die berühmte Galanter Jeschiwah (Rabbinerschule in Galanta). Er war, was man sich unter einem frommen Juden so vorstellt. Obwohl seine Eltern und vier seiner fünf Geschwister im Lager umkamen, hielt er nach dem Krieg an seinem Glauben fest, auch wenn er sich schnell den äußeren Gepflogenheiten anglich: keine Pajes (Schlafenlocken), kein Bart, normale Kleidung. Ich bewunderte meinen Vater, der sehr darauf erpicht war, mir eine religiöse Erziehung zu geben. Er sorgte dafür, daß ich bereits als Dreijähriger die ersten Gebete sprechen konnte - nichts Unübliches für ein religiöses Kind -, Hebräisch lesen und schreiben lernte und die Gesetze der Thora einhielt. Ich aß koscher, ging an den Feiertagen in die Synagoge, legte schließlich Tefillin (Gebetsriemen), hatte überwiegend jüdische Freunde, kurz, ich war völlig eingebettet in das jüdische Leben.

Meine Mutter stammte aus der Großstadt, aus Budapest. Trotz eines traditionell jüdischen Lebens war ihre Familie der weltlichen Kultur gegenüber offen. So studierte meine Mutter Gesang am Budapester Konservatorium, in der Hoffnung, eine große Karriere zu machen. Sie war es, die mich sehr früh mit Kunst, was für sie gleichbedeutend mit Allgemeinbildung war, fütterte. Allgemeinbildung war das Wichtigste. Ich erhielt bereits mit fünf Jahren Klavierunterricht, las alles, was mir in die Hand gedrückt wurde, ging ins Theater und in die Oper und lernte eine Fremdsprache nach der anderen, da meine Mutter immer darunter gelitten hatte, außer Ungarisch und einem zunächst sehr schlechten Deutsch keine andere Sprache zu sprechen. So war meine Erziehung eingebettet zwischen zwei Polen: „Wisse, woher du kommst“ und „Wissen ist Macht“, denn je mehr man weiß, desto eher kann man sich durchschlagen, ja selbst im KZ hat man noch eine Chance, sich nützlich zu machen, wenn man etwas gelernt hat. Dies impfte meine Mutter mir immer wieder ein. Und selbstverständlich hatte sie auch einen Traumberuf für mich: Arzt, denn den braucht man immer und überall.

Übrigens Arzt, da gab es einen im KZ, einen Deutschen, der bei der Ankunft meiner Mutter dafür sorgte, daß ihre Haare nicht abrasiert, sondern nur kurzgeschritten wurden, denn meine Mama war blond und blauäugig... Ich kann nicht behaupten, daß diese zweigleisige Erziehung oder die KZ-Erlebnisse meiner Eltern mich besonders neurotisiert hätten. Irgendwie fand ich das alles ganz normal und selbstverständlich. Wenn ich heute zurückdenke, so scheint mir, daß die Begriffe wie „Vergasen“, „Nazi“, „KZ“, „Sechs Millionen“ und dergleichen mehr immer schon in meinem Bewußtsein und meinem kindlichen Denken vorhanden waren. „Die Deutschen“ - das waren brutale, schreiende, gefühllose Schweine, die Mörder meiner Großeltern und meines Volkes, aber nicht die Deutschen um mich herum, und schon gar nicht Günter und Peter, meine beiden deutschen Kameraden, mit denen ich in unserem Hinterhof spielte. Immer aber war mir klar, daß ich Jude war und kein Deutscher, daß ich nicht dazugehörte zu den Menschen um mich herum. Ich empfand dies jedoch nicht als Manko, im Gegenteil. Als Fünfjähriger war ich einige Tage in einem katholischen Kindergarten und klärte die anderen auf, daß ich Jude sei, so wie Jesus, und sie mich deshalb ebenfalls anbeten müßten. Kein Wunder, daß man meine Eltern bat, mich doch in einen anderen Kindergarten zu stecken.

Lange blieb mir mein paradiesischer Zustand erhalten. Meine Volksschuljahre verbrachte ich in einer französischen Schule in München. Da gab es Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen, Schwarze und Gelbe, Mohammedaner und Juden. Jeder war etwas Besonderes und dadurch hoben sich die einzelnen Besonderheiten wieder auf, wodurch jeder nur er selbst war, egal ob er Pierre-Dominique, John, Oleg, Abdullah oder Chaim hieß. Die Gettoisierung war perfekt. Entweder war ich mit meinen jüdischen Freunden zusammen oder mit meinen internationalen. Außer

Günter und Peter gab es fast niemanden, der deutsch war und zu mir nach Hause kam. Plötzlich änderte sich alles. Mit zehn Jahren kam ich in ein deutsches Gymnasium. Alles war deutsch. Die Lehrer, die Schüler, die Ordnung, die Disziplin, die Sauberkeit, die Pünktlichkeit. Im ersten Jahr saß ich mit Mathias in einer Bank. Mathias trug Lederhosen, Haferlschuhe, kariertes Hemd und den Heinrich-Hümmler-Gedächtnis-Haarschnitt - so nannten das die anderen: Topf auf den Kopf und drumherum wegrasiert. Diese Frisur erschreckte mich. Sie erinnerte mich an die Köpfe vieler SS-Offiziere, die ich auf Photos gesehen hatte. Plötzlich war es soweit: „Die Deutschen“ und meine Umwelt begannen identisch zu werden. Und ich bekam Angst.

Zurück wollte ich, zurück in die École Française. Ich war todunglücklich. Ich war in der b-Klasse, natürlich. Die r- und c-Klassen, das waren die Katholen. Einen Juden steckte man lieber zu den Protestanten, das vertrug sich besser. Aber nichts war in Ordnung. Benediten mich meine Klassenkameraden anfangs um meine zwei Freistunden in der Woche, während sie Religionsunterricht hatten, so wurde daraus bald Neugier, was für ein exotisches Tier ich denn sei. Wenn ich an Rosch ha Schana, unserem Neujahrsfest, in der Schule fehlte, so war man zwar neidisch, lachte aber über den Blödsinn, daß Neujahr im September sein soll.

Wohlgehemmt, nie erlebte ich in meiner Klasse Antisemitismus, aber Distanz und vor allem eine Claqueurwirtschaft, in die ich nur schwer einzudringen vermochte, da die meisten sich noch aus der Volksschule kannten. Meinen jüdischen Freunden ging es ähnlich, und deshalb blieb man in der Freizeit meistens unter sich. Während jedoch die wenigsten es gewagt hätten, nichtjüdische Klassenkameraden mit nach Hause zu nehmen, so war das für mich unproblematisch. Immer durfte ich mitbringen, wenn ich wollte, schließlich lebte man zwar in der Diaspora, nicht aber im Getto alten Stils. Das Getto war ein geistiges und emotionales, vor allem aber ein freiwilliges. Natürlich hieß es: „Paß auf, was du draußen redest, du bist Jude“. „Fall nicht zu sehr auf, du bist Jude“, natürlich sog ich die jüdische Paranoia mit der Muttermilch ein. Dennoch bemühten sich meine Eltern, nicht zu verallgemeinern. Obwohl sie keinen einzigen Deutschen zu ihrem Freundeskreis zählten, ließen sie mir freie Wahl.

Hier begann mein schizoider Zustand. Einerseits war es eine Katastrophe für meine Eltern, sich vorzustellen, ich könnte ein nichtjüdisches Mädchen heiraten und mein Volk und meinen Glauben verraten, andererseits hieß es, ich solle meine Umwelt akzeptieren und mich integrieren. Die Deutschen als Ganzes waren eine permanente Bedrohung, bei jedem einzelnen zählte der jeweilige Charakter. Meine Mutter schwärmte für deutsche Kunst und war glücklich, wenn ich Goethe, Schiller, Kleist verslang, gleichzeitig wurde mir vorgeworfen, ich würde nicht genügend Zeit für den Talmud aufwenden, ich würde zu deutsch. Mein Vater zog es beruflich vor, mit Deutschen zu arbeiten, da sie pünktlich und zuverlässig sind, mehr Vertrauen hatte er natürlich zu Juden.

Dieses Hin und Her löste ich für mich dadurch, daß ich mich verstärkt meinen Pubertätsproblemen hingab. Meine ersten Liebeserlebnisse oder der Tod von Jimi Hendrix, das waren die wichtigen Themen dieser Zeit. Automatisch rückte ich dadurch näher an meine Klassenkameraden heran, die schließlich meine Freunde wurden. Natürlich fühlte ich weiterhin jüdisch. Äußere Anlässe wie die Attentate auf das jüdische Altersheim oder die israelische Olympiamannschaft führten zu eindeutigen projüdischen Bekenntnissen von mir. Andererseits begann ich pubertätsbedingte Zweifel an jeglicher Autorität, also auch an der Religion, zu bekommen. So kam es, daß ich einen Meditationskurs besuchte - schließlich ging man damals zusammen mit den Beatles auf den Yoga-Trip - und das heilige Wort „OM“ vor mich hin summete, gleichzeitig aber hoffte, daß mir der große jüdische Gott deswegen nicht zürne, beziehungsweise mir verzeihen möge, daß ich nun Buddhist würde.

Unangenehme Erlebnisse verdrängte ich. Ich hatte am Gymnasium einen Musikreferendar zum

Lehrer, der mich ganz offensichtlich bevorzugte. Nachdem die Klasse anfing, mich deswegen zu hänseln, stellte ich ihn zur Rede. Er bat mich, mit ihm ins Café zu gehen. Dort erzählte er mir mit hochrotem Kopf und Schweißperlen auf der Stirn, daß sein Vater ein Nazi war und Hunderte von Juden umgebracht hatte. Er wollte dies nun an mir wiedergutmachen. Schockiert schrie ich ihn an, er sei genauso wie sein Vater, da er mir auch eine „Sonderbehandlung“ zuteil werden lasse, und lief davon.

Ich untersagte mir jedoch, mich von solchen Erlebnissen irritieren zu lassen, ich wollte in Deutschland zu Hause sein, ach was, ich war es ja längst. Begünstigt worden war dieses Gefühl durch die sozial-liberale Ära, die einen Neuanfang versprach und mit der das Deutsche Reich endgültig untergegangen zu sein schien. Schließlich war Willy Brandt selbst im Exil gewesen.

Mein Interesse für Kunst bestimmte meinen Berufswunsch. Ich wollte Regisseur werden. Ich studierte Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Philosophie, vor allem aber Germanistik, um meine geliebte deutsche Literatur gründlich kennenzulernen. Mein Leben bekam neue Schwerpunkte. Moses und Hitler wurden uninteressant. Wichtig wurden die Probleme Tassos, Woyzecks und all der anderen. Das jüdisch-deutsche Problem wurde abgehakt. Mit der Gemeinde wollte ich auch nichts mehr zu tun haben. Das ewige Geschwätz „... nächstes Jahr in Jerusalem“ ging mir zunehmend auf die Nerven. Man war zionistisch, aber aus Auswandern dachte kaum jemand. Man kreiste immer um sich, Drittes Reich und kein Ende, man hatte ideologische Probleme, in Deutschland zu leben, aber änderte auch daran nichts. Es war unerträglich. Ich beugte an der Universität, vor allem aber am Theater, großen Persönlichkeiten, die es mir leicht machten, mein Anderssein zu vergessen. Meine jüdischen Freunde verlor ich aus den Augen, mein neues Getto hieß Theater, und da arbeitete ich viele Jahre.

Der Tod meines Vaters und die Verpflichtung des Sohnes, ein Jahr täglich in die Synagoge zu gehen und das Totengebet Kaddisch zu sagen, störten meinen Assimilationsprozeß nicht. Im Gegenteil: ich empfand dieses Ritual als puren Anachronismus, das ich meinem Vater zuliebe erfüllte. Das war's dann aber auch. Ich war nun deutsch bis in die Knochen und lächelte über Juden, die vom „jüdischen Zusammengehörigkeitsgefühl“ sprachen. Mit 24 ließ ich mich einbürgern, da ich bis dahin „heimatloser Ausländer“ war, im gleichen Jahr verliebte ich mich in eine Nichtjüdin, die heute noch meine Lebensgefährtin ist, ein Unglück für meine Familie, ein Beweis meiner inneren Freiheit für mich.

So lebte ich glücklich vor mich hin und konnte das Märchen von der Assimilation jetzt beenden: „... und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch heute“ - wenn es ein Märchen wäre. Tatsächlich ist es aber ein Traum, und der hat bekanntlich mit der Realität wenig zu tun. Es ist schon erstaunlich, wie sehr man sich selber manipulieren kann. Dauern erlebte ich Vorfälle - nicht nur in München, sondern überall dort, wo mich meine Arbeit hinführte -, die mich hätten behelzen sollen, daß ich ganz und gar nicht assimiliert bin. Ob man mir nahelegte, meinen zweiten Vornamen für das Programmheft wegzulassen („Weißt du, das könnte dir Schwierigkeiten bereiten“), ob man mir äußerst humorig sagte, ich als Jude müßte am Theater ja eine glänzende Karriere machen („Es gibt so viele berühmte jüdische Künstler!“), ob man mir im Streit sagte: „Ihr Juden seid immer so schwierig“, ob ich Zeuge von Stammtischrunden wurde, wo bierselig heftig über das Judenpack hergezogen wurde, oder ob eine deutsche Frau, die beim Anbandeln erfuhr, daß ich Jude bin, ausrief: „Um Gottes willen, zwei französische Juden haben mich geschäftlich betrogen!“ und auf meine Frage, was das mit mir zu tun habe, erwiderte: „Du bist ja auch einer, also könnte es ja sein...“, gar nicht zu reden von den üblichen Aussprüchen: ich schau gar nicht aus, wie... ich müßte eigentlich reich sein, weil... etc., immer, und es gab viel, viel mehr solcher Geschichten, war ich der gute Jude, der das immer verstehen und rational durchschauen mußte, denn es war ja nie so gemeint, meine Güte, ein bißchen Spaß, nun sei doch nicht immer gleich so empfindlich.

Selbstverständlich gibt es viele Deutsche, die ganz wunderbare Freunde sind, das verdient aber nicht die Wunden, die solche Erlebnisse bereiten und die mittlerweile so groß sind, daß ich sie nicht mehr übersehen kann.

Ich selbst bin aber ebenfalls schuld an dieser Situation. Wenn es nachts an meiner Tür klingelt, ich aus dem Tiefschlaf hochschreke, „Gestapo“ schreie, meine Freundin mich wie ein kleines Kind in den Arm nehmen muß, um mich zu beruhigen, so erzählt mir das viel über meinen tatsächlichen Zustand. Ich merke, wie ich mich selber abgrenze, wie ich aus Verletzlichkeit in gewissen Situationen pauschalisierend „die Deutschen“ verurteile.

Wie groß mein Druck ist, wird mir klar, wenn ich in Israel doch am Flugzeug steige. Eine große Last fällt von mir ab, ich brauche keine Angst zu haben, daß mein Nebenmann mich für einen missen Juden hält. Und bei der Rückkehr: mißtrauisch guckende, zumeist unfreundliche Grenzbeamte, die einem den Paß wegnehmen, in den Computer werfen, um festzustellen, ob man einwandfrei ist. Die BRD als überdimensionales KZ, schießt es mir durch den Kopf. Willkommen daheim.

Was hat mich aufgeweckt, was hat mir die Sinnlosigkeit meines Versuches, ein Deutscher zu werden, klargemacht? Die seit einigen Jahren veränderte politische Situation in diesem, unserem Lande. Die stärker werdende Tendenz, in der öffentlichen Diskussion wieder antijüdische Äußerungen zu machen, nachdem man sich dies einige Zeit nicht getraut hat. „Die Gnade der späten Geburt“ als Startschuß für sanktioniertes kollektives Vergessen. Das dubiose, wiedererstarkte Nationalbewußtsein, das durch Verantwortungslosigkeit der eigenen Geschichte gegenüber erkauft worden ist.

Was ist das für ein Selbstbewußtsein, mit dem Helmut Kohl wie ein Elefant im Porzellanladen bei seinem Israel-Besuch durch die Gegend stapft - und mit ihm viele Deutsche, denen die ewigen Vorwürfe schon längst auf die Nerven gehen. Ich kann mich doch auch nicht meiner Historie entziehen, obwohl ich ebenfalls die Gnade der späten Geburt genieße. Natürlich ist meine Generation nicht schuld. Aber Verantwortung müssen wir tragen, die Kinder der Opfer und der Täter. Doch das ist im Moment nicht erwünscht. Und so zwingt mich dieser neue Nationalstolz, der sich durch meine bloße Anwesenheit als Jude provoziert fühlt, weil ich Erinnerungen wecke, so zwingt er mich dahin zurück, wo ich herkomme.

Die Fassbinder-Kontroverse im Herbst '85, zum Beispiel, machte mir deutlich, wo ich gezwungen bin zu stehen: als Theatermensch vertrat ich zunächst die Meinung, man dürfe grundsätzlich kein Stück zensieren, die Art aber, wie diese Kontroverse von den deutschen Beteiligten geführt wurde, widerte mich an. Soviel Kälte, soviel Mißachtung, vor allem so wenig Verständnis. Und was man hinterher alles nicht gesagt haben will - da war es klar, jenseits aller intellektuellen Überlegungen, daß ich mich auf die jüdische, auf meine Seite schlagen mußte. Der jahrausendealte Spruch aus dem Talmud hat sich wieder einmal bewährt: „Wenn du vergißt, daß du Jude bist, wird dich deine Umwelt daran erinnern.“

Und so suchte ich Schutz und Wärme und versuchte, sie in jüdischen Kreisen wiederzufinden.

Mit diesen Gefühlen ging ich zur Hochzeit. Alles schien perfekt. Außer einer Kleinigkeit. Ich war so naiv zu glauben, daß man das Rad der Zeit ohne weiteres zurückdrehen könnte. Welch ein Trugschluß, welche Dummheit. Ich war mittlerweile auch in diesen Kreisen ein Fremdkörper, einer, der nicht mehr wirklich dazugehörte. Mit derselben Abneigung wie vor zehn Jahren betrachtete ich das Treiben, den geistigen Inzest, und mußte erkennen, daß es kein Zurück mehr gibt. Ich kann nicht so tun, als ob es meine Entwicklung nicht gegeben hätte.

Und so muß ich endlich akzeptieren, was ich bin: ein Heimatloser mit deutschem Paß und jüdischer Herkunft. Einer, der beide Kulturen in sich trägt und versuchen muß, dieses Spannungsverhältnis produktiv zu nutzen. Einer, der zwischen den Stühlen sitzt und trotzdem versucht, da zu Hause zu sein, wo er es ist und dennoch nie sein wird: in Deutschland.

**Bibliothek Suhrkamp Klassiker der Moderne**

Walter Benjamin Sonette Erstausgabe Bibliothek Suhrkamp	Peter Handke Gedicht an die Dauer Erstausgabe Bibliothek Suhrkamp	Marguerite Duras Liebe Erstausgabe Bibliothek Suhrkamp	Tania Blixen Moderne Ehe Erstausgabe Bibliothek Suhrkamp	Franz Hessel Älter Mann Erstausgabe Bibliothek Suhrkamp	Janet Frame Auf dem Maniototo Erstausgabe Bibliothek Suhrkamp
---	---	--	--	---	---



ARCHIVES

Archives



FAZ: 6.2.88

## Zeichnungen jüdischer Kinder als „stille Klage“

Archivalien mit der DDR ausgetauscht / Zwei Ausstellungen in Bonn / Ahnungen kommenden Unheils

hls. BONN, 5. Februar. Wer Bonn kennenlernen will – gemeint ist das Bonn der Politiker und nicht das städtische Bonn –, der sollte stets auch bei den Vertretungen der elf Bundesländer anrufen, ob sie gerade eine Ausstellung haben. Nehmen wir zwei Beispiele: Seit Freitag sind in der rheinland-pfälzischen Vertretung in der Schedestraße bis zum 18. Februar, täglich von 9.30 Uhr bis 16 Uhr, außer samstags, sonntags und feiertags, aus der DDR zurückgebrachte Urkunden und Akten zu sehen. Der Bundesratsminister Martin arbeitete dabei mit der für die innerdeutschen Beziehungen zuständigen Bundesministerin Wilms zusammen. Das Kulturabkommen zwischen der Bundesrepublik und der DDR aus dem Jahr 1986 hatte die vierzigjährige Odyssee des Archivguts beendet. Die wertvollsten Teile der Archive der Stadt Mainz, der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg waren während des Zweiten Weltkrieges in den Kali- und Salzbergwerken Mitteldeutschlands gesichert worden. Vom

Dezember 1986 bis zum Oktober 1987 gingen sechs große Lastzugtransporte in beide Richtungen. Aus der Bundesrepublik wurden Archivalien aus Mecklenburg, Anhalt und Greifswald in ihre Heimat zurückgebracht. Eine Auswahl der in die Bundesrepublik zurückgekommenen Archivalien ist nun in Bonn zu sehen.

Ebenfalls mit der jüngsten Vergangenheit, die mit dem Beginn der Hitlerdiktatur nun schon ein halbes Jahrhundert zurückreicht, aber in ihren Auswirkungen noch immer tief in das Leben der Deutschen eingreift, hat die Ausstellung im nordrhein-westfälischen Haus in der Dahlmannstraße zu tun. Sie ist bis zum 4. März montags bis samstags von 9 Uhr bis 16 Uhr geöffnet (außer 11. und 15. Februar). Es sind Zeichnungen und Bilder jüdischer Schüler des in Auschwitz ermordeten Malers Julo Levin zu sehen. Ministerpräsident Rau hat die Ausstellung soeben eröffnet. Ausgestellt sind 105 Arbeiten, entstanden im Unterricht an der privaten jüdischen Volksschule

in Düsseldorf (1936 bis 1938) und an zwei Berliner Schulen (von 1938 bis zur Schließung aller jüdischen Schulen im Jahre 1942) unter dem Titel „Verjagt, ermordet“. Ergänzt wird die Ausstellung durch 24 Bilder erwachsener Künstler zum Thema Kindheit in Deutschland und Auseinandersetzung zeitgenössischer Maler mit dem Nationalsozialismus. Die Kinderzeichnungen gehören dem Düsseldorfer Stadtmuseum. Viele von ihnen waren vom Maler Karl Lauterbach und von Mieke Monjau verborgen und damit gerettet worden. Gerade weil diese Ausstellung nicht dramatisiert, bewegt sie den Betrachter. Sie ist mehr eine stille Klage als eine pathetische Anklage. Eines der erschütterndsten Bilder ist das des Mädchens Ilse Marx aus dem neunten Schuljahr: Auf einem fast blutig wirkenden Grund reckt sich Hiob gegen den Himmel. Man glaubt den Klageruf aus dem weitgeöffneten Mund zu hören. Was aus Ilse Marx geworden ist, weiß man nicht, man konnte nicht die Schicksale aller

Kinder aufklären. Von 166 Schülern wurden 43 ermordet. Erschütternd sind die Zeichnungen zweier Mädchen aus der achten Klasse vom Juli 1939 und dem September jenes Jahres, in dem der Zweite Weltkrieg begann. Beide Kinder nehmen mit Bildern vom Grauen des Ersten Weltkrieges das kommende Unheil vorweg. Dazwischen sind kindlich-naive und fröhliche Bilder zu sehen, nicht nur Schreckens-, sondern auch Wunschbilder vom Schlaraffenland und mit biblischen Motiven, aber auch immer wieder Gleichnisse der eigenen Bedrohung, der Ahnung des Kommenden.

Wenn man durch die Flure der Landesvertretung geht, kann man, falls die Tür des Sitzungszimmers offensteht, übrigens auch Meistersmanns Porträt von Willy Brandt sehen, das nun hier eine neue Heimat gefunden hat, nachdem es auf Wunsch Brandts und Kohls aus dem benachbarten Kanzleramt verbannt worden war. Den beiden Kanzlern war es nicht „schön“ genug erschienen.

~~Oesterreich~~ AUSTRIA

Austria



Frankfurter Allgemeine Zeitung

Nr. 199, 28. August 1968

Büchert

## Wiens untergegangene Juden

Ein Gedenkbuch

Die Geschichte der Juden Mitteleuropas gleicht einem Blutgerinnsel, das jetzt nach tausend Jahren versickert und eintrocknet. Einige Judengruppen haben die Hitlermassaker überstanden; die jüdisch-europäische Kultur der Neuzeit aber, die in Osteuropa beheimatet war und sich in ihren Ausläufern bis nach Wien, der Brücke zwischen Ost und West, erstreckte, ist endgültig zerstört worden. Ein Gedenkbuch der Juden Wiens war fällig. Hugo Gold legt es uns vor, in Großformat, gut betextet, reich bebildert. Da ist zunächst die Geschichte der Wiener Juden seit der Römerzeit: Sie saßen hier schon, bevor es die christlichen „Urwienener“ gab. Seit dem zwölften Jahrhundert sind sie hier Münzmeister und angesehene Kaufleute und entwickeln eine hohe eigene Kultur. Dann aber fallen sie, wie überall in Mitteleuropa, den verschiedenen sozialen, religiösen, finanziellen und politischen Erschütterungen ihrer Umwelt zum Opfer. Abwechselnd werden sie von den Herrschern, den Bürgern, dem Pöbel totgehetzt. In der Neuzeit finanzieren sie staatliche Bauten und unter anderm den Türkenkrieg — er bedeutete den finanziellen Ruin aller jüdischen Bankiers des deutschen Sprachraumes. Noch die „mütterliche“ Maria Theresia exzelliert durch brutale Judenerlasse. Dennoch spielen sie seit dem 19. Jahrhundert in Industrie, Geldwesen, Kunst und Wissenschaft eine bedeutende Rolle. Trotz Behinderung durch einen Judenhaß, der sich jetzt zum ersten Mal völkisch und rassistisch gebärdet und die bei Taufe und Selbsthaß gelandeten, traditionsentfremdeten Juden (Weininger, Siegfried Trebitsch etc.) in den Selbstmord treibt. Gleichzeitig keimt hier, teils inspiriert von der Zionsgläubigkeit der Ostjuden, teils stimuliert durch den Judenhaß der Umgebung, der politische Zionismus, die jüdisch-völkische Renaissance, in ihrer vornehmsten Erscheinung: Theodor Herzl. — Wirtschaftlich ging das Judentum Wiens schon vor dem Einmarsch Hitlers der Agonie entgegen, geistig stand es noch in voller Blüte. Sechzigtausend Juden wurden vernichtet. Viele von ihnen fanden ebendort den Martertod, woher ein großer Teil der Wiener Juden (unter anderen Freud und Hofmannsthal) stammten: Galizien. Das Buch bringt auch den apokalyptisch klingenden Bericht eines SS-Offiziers über das Ende der Wiener Juden in Drohobycz. Von dort war Hofmannsthals Urgroßvater nach Wien ausgewandert. — (Hugo Gold: „Geschichte der Juden in Wien“. Ein Gedenkbuch. Verlag Olamenu, Tel Aviv 1968. 158 S., Ln., 20 Dollar. Luxusausgabe 35 Dollar.)

SALCIA LANDMANN

## Oesterreichische Emigration in "Anschluss"-Jahren

Franz Goldner: Austrian Emigration 1938-1945.  
Frederick Ungar Publishing Co., New York

Franz Goldner, Rechtsanwalt in New York, Emigrant aus Österreich: treuer und geschätzter Freund des "Aufbau", hat vor Jahr und Tag ein Buch vorgelegt, das die Geschichte der politischen Emigration seines Landes in den Jahren des "Anschluss" darstellte. Das Buch wurde damals im "Aufbau" sehr lobend rezensiert, allerdings in einer sozialistischen Zeitschrift in Wien heftiger Kritik unterworfen. Das änderte nichts an seinem Erfolg; fünf Jahre später konnte der Autor es in zweiter Auflage herausbringen und nun, mit neuer Einsicht in manche früher nicht verfügbare Akten und Korrespondenzen, auch in englischer Sprache, von ihm selber revidiert und bearbeitet. Es war dankenswert, auch die englisch sprechende Welt in das Labyrinth österreichischer Emigrantenquerelen einzuführen.

In der Tat: ein Hitlergegner und Hitlerbekämpfer der alten Garde, der nicht Österreicher ist, muss bei der Lektüre des Buches von grossem Grausen gepackt werden. Die politischen Emigranten aus Öster-

reich waren politisch, ideologisch und persönlich so zerspalten, dass man jetzt nachträglich fragen muss, wen sie eigentlich bekämpften: das Dritte Reich oder einander gegenseitig. Goldner zeigt schonungslos die vielen Sünden der unzähligen "Wortführer" und "Repräsentanten Österreichs" und ihrer ebenfalls unzähligen Komitees und Vereine und Aktionsgruppen und "Freiheitsfronten" auf. Er verschont weder den alten Sozialisten Otto Bauer, der an einer Wiederherstellung Österreichs nicht interessiert war, sondern die Befreiung von einer "gesamtdeutschen Revolution" erwartete, noch Otto von Habsburg, dessen aktives Eintreten für ein "österreichisches Bataillon" in Amerika sogleich den Verdacht einer monarchistischen Restaura-

tion weckte. In England allein gab es, berichtete er, während des Krieges 13 politische Emigrantenkomitees von Ex-Österreichern: kein Wunder, dass Churchill Jahre brauchte, bevor er die Wiederherstellung der österreichischen Unabhängigkeit als Kriegsziel proklamierte.

Goldner bestreitet nicht, dass alle diese Leute guten Willens und ehrlicher Überzeugung waren: er beklagt nur ihren totalen Mangel an Realismus. In dieser Hinsicht (und in manch anderer) gibt er freilich einem Emigranten in Schweden, Dr. Bruno Kreisky, Kredit für eine klarere Marschroute. Und er unterstreicht die Verdienste derjenigen Personen, denen es gelang, exilierte Österreicher vom Stigma des "feindlichen Ausländer"-Status in kriegführenden Asylländern zu befreien. In seiner sachlichen Gründlichkeit und offensichtlichen Beherrschung allen Quellenmaterials ist das Buch darum sehr begrüssenswert. **H.St.**



## Oesterreichs Jüdisches Museum in Eisenstadt

Österreich bietet ab 1978 eine neue Attraktion für seine Besucher aus aller Welt: Das Österreichische Jüdische Museum in Eisenstadt, 50 km von Wien entfernt. Das Museum wird — einschliesslich der Privatsynagoge — im 1. Stock des Wertheimerhauses, dem schönsten des ehemaligen Ghettos, untergebracht. Nicht nur das Museum, sondern auch das noch gut erhaltene und inzwischen renovierte Ghetto sind einzigartige Schenswürdigkeiten in Europa. Im Ghetto steht u.a. auch das Haus der Familie Wolf, in dem das Burgenländische Museum untergebracht ist.

Im April 1972 hatte sich der Verein "Österreichisches Jüdisches Museum in Eisenstadt" konstituiert, dem die Republik Österreich und die österreichischen Bundesländer angehören. Präsident des Vereins ist Universitätsprofessor Dr. Kurt Schubert vom Institut für Judaistik der Universität Wien.

Über die Geschichte des Eisenstädter Ghettos hinaus soll das Museum der Darstellung des Judentums in Österreich, bzw. den Ländern der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie dienen. Bisher hat der Verein — da noch kein Museumsgebäude vorhanden war — mit Sonderausstellungen (über die im "Aufbau" jeweils berichtet wurde) mehrmals die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu wecken verstanden, zuletzt im Mai 1976 mit der Ausstellung "150 Jahre Stadttempel".

Jedes Jahr wird auch eine Studientagung veranstaltet; die nächste wird sich mit dem Thema "Jüdisch-Österreichische Geschichte" auseinandersetzen und voraussichtlich Ende Mai in Kittsee, einer ehemaligen jüdischen Gemeinde des Burgenlandes, stattfinden. Als besondere Attraktion werden Gäste von der Bar-Ilan-Universität in Israel erwartet.



**Thoravorhang aus Unterberg-Eisenstadt, Samt mit Silberstickerei. Mitte des 18. Jahrhunderts.**

(Bildarchiv Österreichische Nationalbibliothek)

### Alte jüdische Tradition im Burgenland

In Eisenstadt, das bis 1921 zu Ungarn gehörte, gab es schon 1515 sechs jüdische Lehensbesitzer. Die ersten Nachrichten über ein Ghetto stammen aus dem Jahre 1572: Die am meisten gefürchteten Feinde waren damals die Türken; aus Angst, die Juden könnten mit den Türken kooperieren, brachte man den Juden zur Zeit der Gegenreformation in Ungarn mehr Toleranz entgegen als in Österreich. Die westungarischen Magnaten nahmen vertriebene Juden aus den verschiedensten Ländern auf. So gilt z.B. der Ort Neufeld als Gründung portugiesischer Juden, die sich Mitte des 17. Jahrhunderts dort ansiedelten.

Seit 1732 bildete das Eisenstädter Ghetto die selbständige Gemeinde "Unterberg-Eisenstadt" bis zum Jahre 1938. Die Juden als nicht unerheblicher Teil der damaligen Bevölkerung von Eisenstadt waren für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung dieser Stadt zweifellos von Bedeutung.

Nach dem "Anschluss" Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland im März 1938 musste das bis dahin intakte Ghetto geräumt werden. Bis September 1938 waren die 446 in Eisenstadt noch lebenden Juden verschwunden: Ausgewandert, umgesiedelt, deportiert. Die Synagoge wurde von einer fanatisierten Menge angezündet. Heute steht dort ein Haus des Österreichischen Gewerkschaftsbundes und nur eine schlichte Tafel weist auf das einstige Gotteshaus hin: "An dieser Stelle stand der Tempel der jüdischen Gemeinde Eisenstadt, bis Rassenwahn und nationale Ueberheblichkeit ihn am 11. November 1938 in Brand steckten."

### Nach dem Krieg: Wo sind sie geblieben?

Nur drei jüdische Familien sind nach dem Krieg nach Eisenstadt

zurückgekehrt. Wahrscheinlich kam für die anderen Überlebenden der Abschluss des Staatsvertrages im Jahre 1955 schon zu spät. Die meisten Auswanderer hatten sich inzwischen im Ausland eine neue Existenz aufgebaut. Viele kamen in den Jahren danach zu Besuch, allerdings ohne die Absicht zu bleiben. Sie wollen nur noch einmal Eisenstadt sehen, bevor sie sterben. Eine Ausnahme bildet Wilhelm Schneider, der letzte Bürgermeister des Ghettos, der bis 1938 im Amt war; er ist aus Israel nach Baden bei Wien zurückgekehrt.

Die Republik Österreich und die österreichischen Bundesländer, allen voran das Burgenland, subventionieren den Verein "Jüdisches Museum". Auch die Ministerien für Wissenschaft und Forschung und für Unterricht und Kunst gewähren Unterstützung. Darüber hinaus wird jede private Spende gerne angenommen (Einzahlungen sind bei der Hypothekenanstalt für das Burgenland, Kt. 11.520, lautend auf "Österreichisches Jüdisches Museum Eisenstadt", möglich).

Seit dem 18. Jahrhundert war



**Das Wolf-Haus im Ghetto von Eisenstadt (Aufnahme um 1930); im Vordergrund die für das Ghetto typische Sperrkette.**

die Familie Wolf die grösste jüdische Familie in Eisenstadt. Sie betrieb durch Privileg des Fürsten Esterhazy Weinhandel in allen Ländern der Monarchie. Der letzte Spross der Familie, Sandor Wolf, Archäologe und Junggeselle, investierte sein Geld in Ausgrabungen und Sammlungen. 1946 starb er in Israel. Von seiner Schwester kaufte die Burgenländische Landesregierung später sowohl das seinerzeitige

Wolf-Haus, als auch einen Teil der privaten Sammlungen zurück, die ursprünglich ins Ausland verkauft worden waren. Diese Objekte befinden sich jetzt zum Teil im Landesmuseum. Andere Objekte, vor allem Zeugnisse jüdischer Kunst und Kultur sowie Kultgegenstände, sollen im künftigen Österreichischen Jüdischen Museum zur Schau gestellt werden.

B.P.D.

JAN 23 1980

Samstag/Sonntag, 24./25. Februar 1979

PERSPEKTIVE

# DIE „ENTJUDUNG DER OSTMAI

## Ein dunkles, verdrängtes Kapitel aus Oester

Von Christian Willa

Rosenkranz sagt Abschließendes, Zusammenfassendes und Endgültiges über das Schicksal der österreichischen Juden und der Juden in Österreich während der Zeit von 1938 bis 1945. Daß es ohne Anklage oder gefühlsbetonte Berechnung geschieht, spricht noch zusätzlich für den Autor, der zu den Betroffenen zu zählen ist: in Wien geboren; 1938 ausgewandert; Emigrant in Riga; interniert in der Sowjetunion. Und doch nach dem Krieg zurückgekehrt, um in Wien, der Stadt seiner Kindheit, Geschichte zu studieren. Der nun seit Jahren am Jerusalemer Jach-Vashem-Institut arbeitende Wissenschaftler deutet nicht, reiht auch nicht in den größeren geschichtlichen Ablauf ein, sondern präsentiert die wahrlich erdrückend lückenlose Dokumentation eines zeitlich genau abgegrenzten Geschehens. Das Urteil überläßt er dem Leser. Spätestens hier dürfte die Verstörung einsetzen, denn für die meisten, besonders unter jenen, die erst nach der großen Flut in die Schulen kamen, geht es um unbekannte, für den Rest um ungerne gehörte oder vergessene, verdrängte, aber auch uneingeschene, dabei doch um spezifisch österreichische Dinge. Das bequeme und befremdende Klischee der ausschließlich „deutschen“, im Zuge des März-Einmarsches 1938 exkulpierten Schuld wirkt nach der Lektüre zu faden-scheinig, um noch heilsam zu bleiben. Also Holocaust auf Wienerisch oder Österreichisch? Auch so läßt sich dem Problem nicht beikommen.

Rosenkranz belegt Wissenswertes über den Vorabend des Dramas, u. a. genaue Angaben über das historische, soziale, politische und institutionelle Gefüge der österreichischen Juden- und Kulturgemeinden und deren weites Spektrum, das von Orthodoxen über militante Zionisten bis zu Verbänden der Kriegsveteranen und patriotischen Frontkämpfer ex 1914 bis 1918 reicht. Es dürfte überraschen, wie die jüdische Basis, die zionistischen Fraktionen, die Autochthonen und Zugewanderten, die im Glauben mehr und weniger Eifrigen und auch die Assimilanten, d. h. nationalösterreichisch empfindende Juden — im Gegensatz zur populären Parole und noch kurz bevor die Dämme barsten — sozial uneinheitlich und politisch zerstritten agierten. Auch manches über die bis zur Ablehnung und — zum Beispiel auf dem Gebiet der sozialen Krankenfürsorge — bis zur offenen Diskriminierung der österreichischen Juden reichende Reserviertheit der Regierungen Dollfuß und Schuschnigg kann bei Rosenkranz nachgelesen werden. Die

eigene Jugend zu retten, um ihre Bildung zu sorgen und im ständig schrumpfenden Ghetto trotz geistiger, psychischer und physischer Not noch kulturell zu leben; verzweifelte Bemühungen um Auswanderung; lahme Hilfeleistung durch ausländische Organisationen und Ämter; Erlöschen der eigenen Möglichkeiten durch zunehmende Systematik der Persekution. Schließlich das unabwendbare Ende in den Massentransporten nach dem Osten und in die Vernichtung.

Um die grundsätzlichen Motivationen und Ziele, die in abgeschirmten und entlegenen Verwaltungszentren der Macht erdacht und gefaßt, in Erlässen und Befehlen konkretisiert und durch perfekte Organisation in die Tat umgesetzt wurden, konnte und mußte der durchschnittliche Zeitgenosse nicht unbedingt wissen. Begriffen wie „Wannsee-Konferenz“ und „Auschwitz“ verleiht auch im Ausland erst spätere Eröffnungen das fatale Gewicht. Befremdendes offenbart sich aber entlang jener Linien, an denen die Vernichtungsmaschinerie sichtbar zu arbeiten hatte: in der Nachbarschaft der hadesartigen Konzentration des Grauens, der eingeschienen und überbelegten Mini-Gettos, neben Häusern, in denen der bürgerliche Alltag seinen Verlauf nahm; in der Straßenbahn und am Gehsteig, wo aber — und nicht nur dort — allgemeiner Konsens zu herrschen schien, daß ein gelber Judenstern nun einmal eben „mittelalterlichen Traditionen der Kennzeichnung entspricht“ und den rechtlosen Ausgestoßenen signalisiert. Diesbezüglich kommen auch ehrwürdige Institutionen, die es damals hätten besser wissen sollen, nicht allzu gut weg. Transporte von Verletzten auf offenen Lastwagen durch die Stadt zum Asperng-Bahnhof sind kaum zu übersehen, wovon auch zeugt, daß sie von Passanten mit gehässigen Zurufen bedacht wurden. Entgleisungen, Pannen, Ausnahmen? Zitate aus denunzierenden Zuschriften an die mit der Vertilgung befaßten Ämter, der Gestürzte, der stundenlang unbeachtet auf der Straße liegenbleibt, die tägliche, zustimmend oder teilnahmslos verfolgte Konfrontation mit der Verdammnis der Mitmenschen lassen das bezweifeln und stellen Fragen.

In den Lagern und Gettos Osteuropas starben über 65.000 Österrei-

In Österreich ist ein Buch erschienen Rosenkranz: Verfolgung und Selbst Die Juden in Österreich 1938—194 mit knapp 400 Seiten so manchen seine auf wissenschaftlicher Präzision Bemühen um Objektivität beruhen Ausflüchte hohl wirken. Schweigen gehaltenes Bedauern und Nicht-wissen jämmerlich, wenn es zur Konfrontation zusammengetragenen Archivmaterial Namen, Daten und in extenso zit dokumenten kommt. Es bleibt eigen zu sagen — ja, so war es! Mit alld arbeitet und mit einem 90 Seiten schaftlichen Apparat erhärtet wur sachlicher Ebene keine Auseinander Besonders nicht für jene, die Achtu erträglichen Fakten kennen. Eine Studien liegt vor, die einem letzten men und der in der Sache selbst nicht fügen bleibt. Das Buch erschien im Wien.

stand sentimentaler Nostalgie nach einem entschwindenden Wien geworden. Wie es einst wirklich zugeht, kann nachgelesen werden. Nach den Auf- und Umbrüchen des Ersten Weltkrieges mit ihren migratorischen Veränderungen der binnen-österreichischen Strukturen betrug der jüdische Anteil an der Gesamtzahl der Wiener Mittelschüler 44 Prozent und ein Drittel der Hörer an den Hochschulen war jüdischer Abstammung. In Wien lebten im Jahre 1923 201.500 Juden, das waren 10,8 Prozent der Gesamtbevölkerung. Das sagt zwar vieles über das soziale Klima einer Stadt aus, das Ahnen den unter den Juden als unheilvoll verkam, doch nur wenig über den letzten Schritt von Antipathie zum tödlichen Haß. Wenige, aber nicht die Schlechtesten unter jenen, die sich nützliche Konzeptkorrekturen für die Zukunft dieses Landes von analytischen Einsichten in die Mysterien seiner Vergangenheit versprochen, versuchten weiter auszuholen, um herauszufinden, worum es einst in Wien und Österreich ging. Dieses Bemühen ergab zwar bis jetzt einiges, wird aber die tatsächliche Auswirkung des Gesagten nüchtern erwogen, hätte es ebensogut mit dem

die sozialdeutsche und deutschnationaltschechische nationale — zeitig sozialmotiviert t entflechtbar das durch d schen Lib Judentum überwiegensituationen. Es tiven Mächt — und nicht dort auf, v auf etablier nur in Wi „links“ und tische Begr

Das „go blieb ste

Aber auch gen nicht) aus dem Öst reich-Ungar Erfahrung, pogromartig wie die nat motiveria



Reserviertheit der Regierungen Dollfuß und Schuschnigg, kann bei Rosenkranz nachgelesen werden. Die seit der Mitte der dreißiger Jahre in Bewegung geratene, auf den jüdischen Institutionen Wiens lastende, legale und illegale jüdische Migration vervollständigt das Bild des damals zur Katastrophe treibenden Mitteleuropas als Hintergrund für den österreichischen Akt der jüdischen Tragödie.

## Das entfesselte Böse auf der Gasse

Solche Information rückt vieles in entsprechende Relationen: so verliert der 13. März 1938 manches von seinem stilisierten Charakter einer ausschließlich österreichischen Elementarkatastrophe. Das, was sich in Österreich nachher abzuspielen begann, der gesamte weitere, minutiös geschilderte und lückenlos dokumentierte, Ablauf wird am besten durch einen Schriftwechsel zwischen zentralen Berliner Stellen und ihren Partnern in Wien illustriert: es ergibt sich eindeutig, daß im September 1938, also sechs Monate nach dem Einmarsch, gegen Juden gerichteten Reichsgesetzen und Erlässen — die bis dahin keinesfalls automatisch auf Österreich ausgedehnt worden waren — nichts mehr oder nur wenig zu regeln übrigblieb, denn wie Wien berichtet, konnte „die Entjudung der Ostmark bereits weitestgehend als beendet angesehen“ werden.

Die allumfassende Attacke gegen die Juden stand nicht — wie in Deutschland — am Ende einer Entwicklung, sondern an deren Anfang: schonungslos und in Eigenregie vom Mob der Straße, lokalen Organisationen und Dienststellen und — von Berlin aus gesehen — illegal durchgeführt. In Form und Auswirkung unfaßbar brutal und niedrig. Dahinter und im Detail: Delegation, Enteignung, Arierisierung, totale Entrechtung, Diebstahl, Raub, Brandlegung, Tempelschändung, eigennützige Denunziation, sadistische Gewaltanwendung, Erniedrigung, Massenarreste, Morde. Im großen und ganzen ein in deutschen Städten unbekanntes Klima einer Pogromstimmung aus enthemmtem Haß, Neid, Ressentiment. Das alles belegt der Autor mit trockenen Daten, Zahlen, Straßennamen und Hausnummern, was gespenstisch reale Schauplätze der Niedertracht und eine beklemmende, da bekannte und täglich frequentierte Topographie Wiens ergibt. Kein aufbauender Lesestoff.

Bemerkenswert dokumentiert und bis jetzt weitgehend unbekannt geblieben ist auch das, was Rosenkranz als jüdische Selbstbehauptung schildert: der zuerst imperative und sinnvoll erscheinende Versuch, die

zweifeln und stellen Fragen.

In den Lagern und Gattos Osteuropas starben über 65.000 österreichische Juden. Als potenzierte persönliche Tragik innerhalb der Tragödie das Schicksal der sogenannten Nichtglaubensjuden, der national-österreichisch fühlenden Assimilanten, der Mischehen, Mischlinge, Adoptiv- und Pflegekinder. Von etwa 2000 jüdischen Kriegsinvaliden des alten Österreichs — darunter Kriegsblinde, Träger der Großen Goldenen Tapferkeitsmedaille, hochdekorierte Offiziere — überlebten 83.

Der Autor klagt nicht an. Wer einen solchen Monolith an Tatsachen erstellt, braucht kein Pathos und kann auf Polemik verzichten, da Objektivität und Sachlichkeit — wie demonstriert — unwiderlegbare Argumente produzieren. Kann aber ein nüchternes Forschungsergebnis auch dann nur hingenommen, gelesen und abgelegt werden, wenn es nicht weniger als alle jene Eigenschaften in Frage stellt, aus denen eine Stadt, ein Land ihre Identität beziehen? Österreichlerselbst müßte zum gegebenen Thema u. a. insofern befragt werden, als der von Rosenkranz untersuchte Geschichtsabschnitt in den breiteren Zusammenhang des historischen Gesamttablaufs einzufügen ist. Jedenfalls bleibt aber die Frage nach dem Warum des außerordentlich brutalen Verlaufs der Dinge in Wien offen. Hier geht es keinesfalls um kleidsame Büssergewänder. Doch da anscheinend spontan und rücksichtslos, an der Grenze des Psychopathischen gehandelt wurde, und zwar so, als wäre endlich der Sündenbock für alles Unglück, das je über dieses Land gekommen war, entdeckt worden, müßte weitergefragt werden, auch wenn manche liebgewonnene Vorstellung Korrekturen erfordern sollte.

## Antisemitismus hat hier viele Namen

Vieles verlangt Berücksichtigung, um einer Erklärung des Unerklärlichen näherzukommen. So das Werden und Wachsen des Wiener jüdischen Elements vor dem wechselhaften Hintergrund des österreichischen staatlichen, politischen und sozialen Schicksals. Jüdische Begabung, wache Intelligenz und Geschäftstüchtigkeit erweckten bei nach oben strebenden Schichten der Jahrhundertwende keinesfalls nur Sympathien. Vor 1900 bekannte sich mehr als die Hälfte der Wiener Rechtsanwältinnen zum Judentum. Manche Berufe und Tätigkeiten galten als jüdische Domänen. Der jüdische Anteil an der Meinungsbildung, die jüdische Präsenz in Kunst und Kleinkunst sind erst heute Gegen-

wird aber die tatsächliche Auswirkung des Gesagten nüchtern erwogen, hätte es ebensogut mit dem Finger ins Wasser geschrieben werden können, auch wenn es um wesentliche Komponenten jenes Bewußtseins geht, mit dessen Auswirkungen sich Rosenkranz in seinem Buch befaßt.

Die österreichische und Wiener Abneigung gegen „den Juden“ nährte sich aus vielen Quellen, und der lokale Antisemitismus hatte viele Nuancen: die christlich-soziale und

Erfahrung des pogromartigen wie die national motivierten Ängsten der Grenzvölker, die Auschngißte des al deutschen und tionalsozialismus gramm warten tennuchung. Aus Juden bezogene des NS-Regimes setzten Ländern dere im „Protek

## Damals schrieb d

1879.

**OCCUPATIONSKOSTEN** (28. Feber). Morgen treten die Delegationen in Pest zur Festsetzung ihrer Beratungen über die Occupationskosten zusammen. In dem heißen Kampfe, welcher seit dem Schlusse des vorigen Delegationsabschnittes im Reichsrath geführt wurde, mag vielleicht der Zustand, wie er durch die Delegationsbeschlüsse geschaffen wurde, vergessen worden sein. Wir wollen daher die Erinnerung daran auffrischen. Die gemeinsame Regierung hat den Delegationen im November 1878 zwei Vorlagen unterbreitet, welche sich auf die Occupation Bosniens und der Herzegowina bezogen. Die eine war jene, mit welcher dem gemeinsamen Ministerium zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben aus Anlaß der Occupation von Bosnien und der Herzegowina zu der bereits verausgabten Summe von 60 Millionen ein Nachtragscredit im Betrage von 41,720.200 fl. für das Jahr 1878 bewilligt werden sollte. Mit der zweiten Vorlage wurde ein außerordentliches Heeresfordernis für die Occupation Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1879 per 33,560.000 fl. beansprucht. Die erstgenannte Vorlage zog das gemeinsame Ministerium zurück, nachdem der Budgetausschuß der österreichischen Delegation den Übergang zur Tagesordnung über dieselbe beantragt hatte. Auf die verfassungsmäßige Behandlung der zweiten Vorlage wurde von den Delegationen nicht eingegangen, gleichzeitig jedoch „zur Bedeckung der Bedürfnisse der in

Bosnien und stehenden Trup ordentliches für das Jahr 1 Betrag von 20 vollert und au für einen etw die verfassung mung rechtzeitig

**GEHEIMPAK:** Veröffentlichung Militärabkomme Frankreich und re 1920 und der stimmungen zu men, welche d Generalstäbe im einbart haben, ungeheures Auf

Das Militär so sagt man in B teten Kreisen, 3 Jahre 1920, aus e der Krieg kaum det war und die noch fortbestand praktische Bedeu kommens für Dev

Von allergröß aber, so erklärt die Ausführung denn diese star Jahre 1927, sind nach dem Locarno einbart worden, d geschlossen wurde Frankreich und 1 sind. Es würde, s Berlin, geradezu ternd sein, wenn dem Locarnoabko chem Deutschland sowie Belgien di



# STMARK“ ALS FLEISSAUFGABE

## el aus Oesterreich in Fakten und Zeugnissen

n Christian Willars

Ein Buch erschienen (Herbert Hofnung und Selbstbehauptung — Osterreich 1938—1945“), und es wird selten so manchen verstören, denn schafflicher Präzision, Sorgfalt und Aktivität beruhende Aussage läßt wirken. Schweigen, allgemein geübt und Nicht-wissen-Wollen wirken es zur Konfrontation mit dem hier neuen Archivmaterial, der Fülle von Texten in extenso zitierten Originalen. Es bleibt eigentlich nur eines zu sagen: Mit alldem, was hier vermeldet wird, 90 Seiten starken wissenswerten Material, kann es auf eine Auseinandersetzung geben. Nur jene, die Achtung auch vor ungenutztem Material kennen. Eine der wenigen Bücher, die einem letzten Wort gleichkommen. Die Sache selbst nichts mehr hinzuzubringen. Das Buch erschien im Verlag Herold, Wien.

„Mähren“, unliebsame Begegnungen mit SS, SD- und Polizeistellen häufig dann eine Verschärfung des Geschicks, wenn es um jene „Urgermanen“ aus Wien ging, deren unüberhörbarer Tonfall das angeblich goldene Herz ihrer Stadt Lügen strafte und einen Reichsdeutschen als relative Wohltat empfinden ließ. Nicht ohne Grund, so bei Rosenkranz belegt, wollten Berliner Stellen von ihren Wiener Handlangern über deren erfolgreiche Methoden hören, denn in Wien sei nicht geschehen, was im Reich irritierte, als sich die Gestapo genötigt sah, vor dem Widerstand der nichtjüdischen Bevölkerung zurückzustecken.

Wären diese und andere Aspekte — nicht nur hier, sondern auch anderswo — anstatt tabuisiert bereits sauber getrennt, eingereicht und nüchtern geklärt worden, hätte es allenfalls zu einem Wissensstand verholfen, der es unter anderem ausschließen könnte, daß eine zum Teil schmutzige, zwangsläufig vereinfachende, das Gefühl und nicht den Intellekt ansprechende amerikanische TV-Serie ein Objektivität und Sachlichkeit verlangendes Thema zum kommerzialisierten und abendfüllenden Treibstoff für die Bildröhre herabwürdigt und mißbraucht. Der Anteil des Irrationalen in der ausgelösten Diskussion zeigt, was alles fahrlässig durch eine pseudo-künstlerische Erhöhung, in einer psychologisch und politisch verunsicherten Landschaft losgetreten werden kann, und zum Problem, wie eigentlich die verabsäumte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit stattfinden soll, schon überhaupt nicht beiträgt.

Daß Simplifizierung keinen Schritt weiterhilft, zeigt Rosenkranz in seinem Buch, indem er nicht nur die Folgen einer pöbelhaften Enthemmung in Wien, sondern auch jene Trägheit des Herzens belegt, die damals auch über die Grenzen der beiden deutschsprechenden Völker reichte. Der im Buch analysierte Ablauf der jüdischen Auswanderung aus Wien bis 1941 ergibt, wie Unzählige der physischen Vernichtung nicht entrinnen konnten, nur weil es für sie kaum Reisegeld und keine Einreisebewilligungen in den Rest der Welt gab. Ein heute noch vertrautes Beispiel dafür, daß rettende Solidarität an der nicht immer durchschaubaren Komplexität der

allein eröffnet ein weites Feld, denn von da aus geht es auf Grundsätzliches zu, so auf die Frage nach dem Verhalten der großen Demokratien — und auch Stalins —, die das Dritte Reich salonfähig machten, bevor es über sie herfiel.

Aber das tatenlos Zusehen, wie sich tödliche Bedrohungen andeuten, Gestalt annehmen, wachsen und, unaufhaltsam näherrückend, auf ihrer Bahn alles niederwalzen, besitzt nicht nur Gültigkeit in Bereichen der sichtbaren Machtmittel. Auch die Tragödie in den Wiener Straßen begann mit dem einstigen hoffnungsvollen Aufbruch in angeblich bessere Epochen, den Niederlegungen, Kahlschlägen und Demolierungen all dessen, was geistig dieses Europa in den Fugen hielt.

### Ein Hitler ging, doch nicht der Mord

Säkularisierte Heilslehren kündeten ein stolzes Jahrhundert an, und als es heraufdämmerte, manifestierte es seine Entschlossenheit, mit Ratio und Fortschritt Paradiese zu schaffen. Nur müsse mit den Bodensätzen vergangener Zeitläufte aufgeräumt werden, mit deren Relikten endgültig vorbei sein, um zu lichterem, menschenfreundlicheren Tagen zu kommen. Das kann müheles und jederzeit nachgelesen werden, wie in den der Katastrophe vorgelagerten Jahren von den Revolutionären der Rechten und der Linken sowie deren liberalen Geburtshelfern Ausrufe ergingen, ja nur auf alles zu pfeifen und das Gerümpel alter Verhaltensweisen und Zwänge der glorreichen Zukunft aus dem Weg zu räumen. (Der sozialrevolutionäre Charakter der NS-Bewegung kann sich zwar für gefällige Kategorisierungsversuche als sperrig erweisen, doch wegeskamotieren läßt er sich nicht.)

Was für Jahrzehnte! Zuerst die Aufforderung zum Höhenflug, dann Ausbrüche der Irrationalität und, anstatt des Garten Eden, das erstaunte Erwachen in der Barbarei, ohne dahintergekommen zu sein, daß, wenn sich Heilslehren gegen den Menschen wenden, es sich nur um einen Kurzschluß im eigenen System handeln muß: in einer Welt, die nicht mehr vom verbindlichen und im Transzendenten verankerten Koordinatennetz gehalten ist, wird der Tod sinn- und bedeutungslos, und von hier zum Gedanken der Massenvernichtung bleibt nur ein Schritt, den manch eine Ideologie und die ihr Verpflichteten unbekümmert vollziehen. Dann ist die Bahn frei für unmenschliche

gle nach  
gewor-  
zung.  
Nach den  
Ersten  
degratorl-  
binnen-  
betrug  
Gesamt-  
über 44  
Hörer an  
der Ab-  
m Jahre  
waren  
lkerung.  
s soziale  
Ahnen-  
heilvoll  
ber den  
nie zum  
nicht die  
die sich  
für die  
analytischen  
systemen  
rechen,  
en, um  
erst in  
ses Be-  
einiges,  
Auswir-  
erwo-  
lt dem

die sozialdemokratische, die katholische und die protestantische, die deutsch-nationale und die polnische, tschechische, mährische, ukrainisch-nationale — alle zusammen gleichzeitig sozial, national und politisch motiviert und diesbezüglich kaum entflechtbar. Zum Überfluß bezog das durch den Zerfall des österreichischen Liberalismus desorientierte Judentum teils zionistische, aber überwiegend linksrevolutionäre Positionen. Es mißtraute den konservativen Mächten und tauchte nach 1918 — und nicht nur in Osterreich — dort auf, von wo der erste Angriff auf etablierte Systeme ausging. Nicht nur in Wien galt, daß „jüdisch“, „links“ und „kommunistisch“ identische Begriffe seien.

### Das „goldene Herz“ blieb stehen

Aber auch der Einfluß der einstigen nichtjüdischen Zuwanderung aus dem Osten und Nordosten Osterreich-Ungarns und ihre mitgebrachte Erfahrung des galizisch-zaristischen, pogromartigen Antisemitismus sowie die national, sozial und politisch motivierten Ängste und Leidenschaften



liche Auswir-  
kungen erwo-  
gut mit dem  
schrieben wer-  
nn es um we-  
en jenes Be-  
essen Auswir-  
nz in seinem

und Wiener  
Juden" nähr-  
ellen, und der  
hatte viele  
h-soziale und

Erfahrung des galizisch-russischen,  
pogromartigen Antisemitismus so-  
wie die national, sozial und politisch  
motivierten Ängste und Leidenschaf-  
ten der Grenz- und Minderheiten-  
völker, die Auswirkung dieses Lei-  
chengifts des alten Reiches auf den  
deutschen und österreichischen Na-  
tionalsozialismus und sein Pro-  
gramm warten noch auf eine Un-  
tersuchung. Auch außerhalb der auf  
Juden bezogenen Endlösungspraxis  
des NS-Regimes erfuhren in den be-  
setzten Ländern Europas, insbeson-  
dere im „Protectorat Böhmen und

der Welt gab. Ein heute noch ver-  
trautes Beispiel dafür, daß rettende  
Solidarität an der nicht immer  
durchschaubaren Komplexität der  
Umstände scheitert. Die vom Autor  
festgehaltene Art, wie Paß- und Ein-  
wanderungsämter, philanthropische  
Organisationen und Reedereien der  
damals noch freien Welt mit Reise-  
dokumenten, Schiffspassagen, Visa-  
Schwierigkeiten und -Stornierungen  
Schicksal spielten, ließe vermuten,  
es wäre um einen Handel mit Schaf-  
fen, keineswegs um Menschen im  
Schatten des Todes gegangen. Das

bleibt nur ein Schritt, den manch eine  
Ideologie und die ihr Verpflichteten  
unbekümmert vollziehen. Denn ist  
die Bahn frei für unmenschliche  
Maßstäbe, Endlösungen für Minori-  
täten, Verheizen von Armeen und  
Flächenzerstörungen. Trotz gegen-  
teilliger Beteuerung ist der Mensch  
nur noch Parameter in abstrusen  
Berechnungen der Techniker der  
Macht und der Architekten der Uto-  
pie.

Wie lange ist es her, daß eine  
Frau, ein Kind zwischen den Fron-  
ten den Gedanken hätten aufkommen  
lassen, das Feuer einzustellen? Hin-  
ter dieser Distanz zum vergangenen  
Zeitalter der Toleranz und Würde  
verbirgt sich die wahre Tragödie der  
zwischen sich bekämpfenden Ideolo-  
gien geschundenen menschlichen  
Kreatur. Und diese Tragödie ist un-  
teilbar; von Zeit, Maß, Ort und Me-  
thode der geistigen und physischen  
Annihilation unabhängig. Auf ihrer  
Ebene stehen alle Schinderhütten  
und Schlachthäuser ebenbürtig  
nebeneinander: Das Hotel Metropol  
in Wien, die Prinz-Albrecht-Straße  
in Berlin und das Petschek-Palais in  
Prag; Dachau, Buchenwald, Oranien-  
burg und Auschwitz neben dem Gu-  
lag-Imperium; Ebensee und Wor-  
kuta; Jilava und Bautzen; die Todes-  
märsche nach Treblinka und aus  
Südmähren, nach Katyn, in Biafra  
und Kambodscha; der Feuersturm  
von Warschau und der von Dresden;  
die Aus- und Umsiedlungen, Teil-  
und Totalliquidierungen der Grie-  
chen, Kulaken, Juden, Polen (ab  
1939), Balten, Krimtataren, Tsche-  
tschenen, Sudetendeutschen, Polen  
(nach 1945) und Ostpreußen. Mit den  
Gefallenen insgesamt wieviel eigent-  
lich: sechzig, siebzig, achtzig Millio-  
nen?

Das Dritte Reich ist vergangen,  
aber Mord und Totschlag gingen und  
gehen weiter. Angesichts der Dimen-  
sionen der Vernichtung stellt sich die  
Frage, ob es überhaupt eine mecha-  
nische Bewältigung der Schrecken  
geben kann. Nach allen — im engli-  
schen Sinn des Wortes — Holo-  
causts scheint Verwinden zu wenig,  
um bestehen zu können. Auch jene  
Formeln nützen nichts, die als Nasen-  
ring mißbraucht werden können, um  
Unliebsame — seien es einzelne, Ge-  
nerationen, Klassen oder Völker —  
je nach Bedarf in der brisanten Pro-  
blematik des Heute herumzuführen.

Ein Ausweg aus dem Inferno  
dieses aufgeklärten Jahrhunderts  
setzt vorerst Wissen voraus. Exaktes  
Wissen. Und dann den Mut, es auf  
sich zu nehmen, um damit zu leben.  
Daß dies auch ohne die übliche Ab-  
rechnungsliteratur zu erreichen ist,  
wurde vom Autor des Buches über  
das Schicksal der Juden in Öster-  
reich bewiesen. Es sollte gelesen  
werden, denn es ist inzwischen schon  
spät geworden und die noch einmal  
gewährte Frist läuft ab.

## damals schrieb die **Neue Freie Presse.**

1879.

OSTEN (20. ...  
ten die Dele-  
ir Festsetzung  
ber die Occu-  
men. In dem  
cher seit dem  
Delegations-  
icharath ge-  
vielleicht der  
ch die Delo-  
geschaffen  
worden sein.  
le Erinnerung  
Die gemein-  
den Delega-  
r 1878 zwei  
t welche Bel-  
upation Bos-  
zegowina be-  
ar jene, mit  
namen Mini-  
reltung der  
ausgaben aus  
upation von  
rzegowina zu  
blen Summe  
n Nachtrags-  
on 41.720.200  
78 bewilligt  
der zweiten.  
ußerordentli-  
nis für die  
is und der  
re 1879 per  
sprucht. Die  
e zog das ge-  
lum zurück,  
auschuß der  
legation den  
ordnung über  
ste. Auf die  
Behandlung  
wurde von  
ht eingegan-  
ch „zur Be-  
nisse der in

Bosnien und der Herzegowina  
stehenden Truppen“ als außer-  
ordentliches Heereserfordernis  
für das Jahr 1879 vorläufig ein  
Betrag von 20 Millionen Gulden  
votiert und ausgesprochen, daß  
für einen etwaigen Mehrbedarf  
die verfassungsmäßige Zustim-  
mung rechtzeitig einzuholen sei.

1920.

GEHEIMPAKT (25. Febr.). Die  
Veröffentlichung des geheimen  
Militärabkommens zwischen  
Frankreich und Belgien vom Jah-  
re 1920 und der Ausführungsbe-  
stimmungen zu diesem Abkom-  
men, welche die beiderseitigen  
Generalstäbe im Jahre 1927 ver-  
einbart haben, erregt in Berlin  
ungeheures Aufsehen.

Das Militärabkommen selbst,  
so sagt man in Berliner unterricht-  
eten Kreisen, stammt aus dem  
Jahre 1920, aus einer Zeit also, da  
der Krieg kaum zwei Jahre been-  
det war und die Kriegspsychose  
noch fortbestand. Auch ist die  
praktische Bedeutung dieses Ab-  
kommens für Deutschland gering.

Von allergrößter Bedeutung  
aber, so erklärt man weiter, sind  
die Ausführungsbestimmungen,  
denn diese stammen aus dem  
Jahre 1927, sind also zwei Jahre  
nach dem Locarnoabkommen ver-  
einbart worden, das im Jahre 1925  
geschlossen wurde und an dem  
Frankreich und Belgien beteiligt  
sind. Es würde, so meint man in  
Berlin, geradezu niederschmet-  
ternd sein, wenn heute noch nach  
dem Locarnoabkommen, in wel-  
chem Deutschland Frankreich  
sowie Belgien die allerstärksten



Photo: „Die Presse“/Archiv

**BESTÜRZTER STRESEMANN**  
Die französisch-belgischen Durch-  
führungsbestimmungen trafen  
auch den deutschen Außenmini-  
ster, einen der Väter des Abkom-  
mens von Locarno, schwer.

Sicherheiten angeboten und in  
welchem man im Konfliktfall die  
Anrufung von Schiedsgerichten  
vereinbart hat, die Ausführungs-  
bestimmungen des französisch-  
belgischen Militärabkommens in  
Kraft wären, die sowohl mit den  
Locarno-Verträgen als auch mit  
dem Völkerbundpakt in schrof-  
fem Widerspruch stehen. Man ist  
auch in Berlin nicht wenig ver-  
blüfft darüber, daß Frankreich  
und Belgien, die Deutschland sei-  
nen Einmarsch in Belgien am An-  
fang des Weltkrieges als ein Ver-  
brechen am Völkerrecht vorwer-  
fen, jetzt ein Militärabkommen  
schließen, in dessen Ausführungs-  
bestimmungen die beiderseitigen  
Generalstäbe anscheinend auch  
einen Durchmarsch durch das  
neutrale holländische Gebiet in  
Aussicht nehmen, selbst für den  
Fall, daß Holland bei Deutschland  
auch nur diplomatische Unter-  
stützung fände.

**D**ieses Buch ist schon wegen der Person des Autors ungewöhnlich. Herbert Rosenkranz ist selbst unmittelbar Betroffener. Als 14jähriger mußte er Österreich verlassen und überlebte, teilweise interniert, in der Sowjetunion. Später studierte er in Wien und begann ab 1955 als Historiker in Yad Vashem in Jerusalem zu arbeiten, an jener Dokumentations- und Forschungsstätte, an der das umfangreichste Material über die Vernichtung des europäischen Judentums gesammelt ist.

Bemerkenswert ist weiter, daß dieser Autor, vor diesem so persönlichen Hintergrund, ein nüchternes, berichtendes, nicht direkt anklagendes Buch geschrieben hat. Rosenkranz reiht Kapitel an Kapitel, Einzelschicksal an Einzelschicksal, Schritt an Schritt — jeder Schritt führte das österreichische Judentum tiefer in den Abgrund, jede Maßnahme der nationalsozialistischen Machthaber zog die Schlinge enger zu.

Das Buch ist dennoch eine indirekte Anklage, und es erschüttert natürlich von seinem Thema her. Die großen Linien des Schicksals der österreichischen Juden waren schon vor Rosenkranz bekannt; aber die vielen Details, deren Summe erst die gesamte Geschichte ausmachen, verfeinern und halten alle Dimensionen der Wahrheit fest. So etwa die Wahrheit, daß sich die Nachbarländer Österreichs, die meisten Staaten überhaupt gegen die vertriebenen Juden verschlossen — makaber geradezu die Tatsache, daß der von der japanischen Militärverwaltung ausgenommene Bezirk der internationalen Konzession von Shanghai nur

## kritisch gelesen

Herbert Rosenkranz  
VERFOLGUNG UND SELBST-  
BEHAUPTUNG

Die Juden in Österreich 1938—1945  
400 Seiten, Pappband mit Glanz-  
folie, S 480.—  
Herold-Verlag, Wien

## Kaum ein Staat wollte Flucht-Juden aufnehmen

deshalb Ziel vieler österreichischer Juden wurde, weil in einer bestimmten Phase man dorthin ohne Visum gelangen konnte; bedrückend die Rolle der jüdischen Selbstverwaltung, die unter Aufsicht und unter ständigem Druck des nationalsozialistischen Staates eine Gratwendung zwischen erwünschter, aber letztlich unmöglicher Schutzfunktion und einer ungewollten Handlangerfunktion durchführen mußte.

Beschämend die Rolle der durchschnittlichen Österreicher, auf die schon Erika Weinzierl in ihrem vergriffenen Buch „Zu wenig Gerechte“ (zur Zeit Teilabdruck in *präsent*, Seite 9) verwiesen hat. Rosenkranz protokolliert dazu Einzelfälle, so etwa der Bericht über den jüdischen Fürsorgerat Mautner: „Doch als er bei Glattis ausgleitet und fällt, bittet er drei Stunden

lang vergeblich die Vorübergehenden, ihn aufzuheben. Sie überlassen den Sterntragenden seinem Schicksal.“ So geschehen in Wien, im Winter 1941/42 (S. 300).

Daß es neben dieser Mischung aus Ängstlichkeit und Gleichgültigkeit, neben der ebenfalls vorhanden, haßerfüllten Aggressivität auch Einzelfälle von Heldentum „arischer“ Österreicher gegeben hat, findet bei Rosenkranz ebenfalls Erwähnung.

Wer überlebte vom österreichischen Judentum? Diejenigen, die rechtzeitig auswandern konnten und nicht von der vordringenden Kriegsmaschine eingeholt wurden; diejenigen, die durch ein Zusammenspiel von Zufällen im Untergrund als „U-Boote“, als letzte in den Konzentrationslagern oder sonstwie fast durch ein Wunder die Schreckenszeit überstanden; und schließlich, als einzige Gruppe, die in „privilegierter Mischehe“ lebenden Juden. Deren Vernichtung wäre der nächste Schritt gewesen, wenn nicht, gerade noch rechtzeitig, für sie die Freiheit angebrochen wäre; die Freiheit in Form der vordringenden alliierten Armeen.

An dieser historischen Wahrheit führt keine Verordnung vorbei: Die Reste des österreichischen Judentums überlebten nur dank der Niederlage der Deutschen Wehrmacht, in die sich die überwiegende Zahl wehrfähiger Österreicher eingliedern mußten. Der Sieg dieser Wehrmacht hätte die totale Vernichtung des österreichischen, ja des gesamten Judentums bedeutet. Diese Vernichtung mußte ein Großteil des österreichischen Judentums, aus seinem Vaterland, aus seiner Heimat vertrieben, in den Vernichtungslagern Osteuropas erfahren.

Univ.-Prof. Dr. ANTON PELINKA



# War Einstein oder Werfel Roman-Vorbild?

UNVERÖFFENTLICHTE LITERATURDOKUMENTE AUS DER ETH IN ZÜRICH

ANLÄSSLICH DES 10. TODESTAGES CARL SELIGS — FREUND GROSSER MÄNNER

1894 wurde Carl Selig geboren, einer der ersten Biographen des großen Physikers Albert Einstein, dem er 1954 ein dokumentarisches Buch gewidmet hat. Unter dem Titel „Albert Einstein, Leben und Werk eines Genies unserer Zeit“ ist es 1960 in Zürich neu aufgelegt worden und wird in der neuesten Einstein-Biographie von Ronald W. Clark viermal zitiert. Carl Selig, der fast sein ganzes Leben in Zürich verlebte, ist dort 1962 bei einem Trambahn-Unfall ums Leben gekommen.

Auf einer Recherche, die mich auf Spuren Einsteins in die Wissenschaftliche Sammlung der Bibliothek der ETH Zürich (Eidgenössische Technische Hochschule in Zürich) geführt hat, habe ich dort nicht nur die Abschrift eines Briefes Einsteins an Max Brod in Tel Aviv vom 22. Februar 1949 vorgefunden, sondern auch drei Originalbriefe, die Max Brod an Carl Selig abgesandt hat. Während in einem Schreiben Max Brod nur Druckfehler für eine weitere Auflage des Einstein-Buches hervorhebt, beschäftigt er sich in einem anderen mit Philipp Franks (Einstein: „His Life and Times“, London 1948) Behauptung, daß Max Brod Einstein als Vorbild für seinen Kepler im Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott“ benützt habe. Brod stellt dies als arges Mißverständnis hin. „Nicht die angebliche Herzlosigkeit Einsteins war mir Modell für die Charaktereigenschaften meines Kepler: sondern die bewundernswerte Eigenschaft Einsteins, alte Hypothesen wegzuschmeißen und die Forschung mutig von vorn, beim A anzufangen —, das ist das tertium comparationis. Ich habe damals an Einstein geschrieben und den Irrtum aufgeklärt. Einstein hat mir am 22. Februar 1949 geantwortet, in einem langen Brief, der auch viel Lobendes über meinen „Galilei“ enthält.“ Der lange Brief von Einstein enthält jedoch keinerlei Erwähnung von Brods Galilei, so daß es sich hier um eine Verwechslung handeln muß. Albert Einsteins Brief möge im Wortlaut hier angeführt werden:

Abschrift

22. Februar 1949

Dr. Max Brod  
16, Hayarden Str.  
Tel-Aviv, Israel

Lieber Dr. Max Brod!

Zuerst muß ich zur Schande Ihres Verlages feststellen, daß ich keine der von Ihnen genannten Publikationen erhalten habe, was nur so zu erklären ist, daß sie auch gar nicht abgesandt worden sind. Allerdings bin ich seit zweieinhalb Wochen hier im Süden zur Erholung von einer Operation, wohin mir keine Drucksachen nachgesandt werden. Es wäre schön von Ihnen, wenn Sie den Verlag ermahnen wollten. Jedenfalls werde ich ein aufmerksamer Leser sein.

Ihr heiliger Eifer in bezug auf die Kritik im Literary Supplement der TIMES hat bei mir gutmütige Heiterkeit hervorgerufen. Da schreibt einer für wenig Geld auf Grund flüchtigen Durchblätterns etwas, was einigermaßen plausibel klingt und was von niemand genau gelesen wird. Wie können Sie sich darüber ernsthafte Gedanken machen. Über mich sind schon massenweise so unverschämte Lügen und freie Erfindungen von Reportern erschienen, daß ich längst unterm Boden wäre, wenn ich mich darum kümmern wollte. Man muß sich damit trösten, daß die Zeit ein Sieb hat, durch welches die meisten Nichtigkeiten ins Meer der Vergessenheit ablaufen und was bei dieser Auslese übrigbleibt, ist oft immer noch fad und schlecht (Cicero?).

Es muß übrigens gesagt werden, daß Francks sein Buch auch nicht geschrieben hat, um einen seiner Herzenswünsche zu erfüllen, sondern er war in diesem Lande gestrandet und

konnte wegen der Nazi-Invasion nicht nach Prag zurück. Wenn man diese Entstehungsweise des Buches berücksichtigt und ferner den Umstand, daß der amerikanische Verleger nach Gutdünken gekürzt und eliminiert hat und das Manuskript nicht nur übersetzen, sondern von anderen Personen zurechthobeln ließ, so muß man sich wundern, daß etwas so Anständiges und Amüsantes herausgekommen ist. Vielleicht kann Franck Ihnen sogar eine ungekürzte Ausgabe verschaffen, die auch ich nicht gesehen habe und die, soviel ich weiß, in deutscher Sprache herauskommen soll. Francks Adresse ist: Dept. of Physics, Harvard University, Cambridge, Mass. USA.

Was Ihre Schreibfaulheit anbelangt, so habe ich dafür größtes Verständnis. Bei mir kommt's nicht einmal bis zum Vorsatz.

Mit herzlichen Grüßen und Wünschen

Ihr

(Unterschrift:)  
Albert Einstein

Aus einem zweiten Brief an Carl Selig vom 15. März 1952 geht hervor, daß Brod zwei Briefe von Einstein bekommen hat, die er in seiner Erinnerung als einen aufgefaßt hat, so daß die Galilei-Erwähnung Einsteins im anderen Brief gewesen sein mag. Hierin erwähnt Max Brod auch ein Buch des Professor Kowalewski, der in Prag auch zum Debatte-Kreis der Frau Fanta gehört hat und darüber ihm und Einstein vieles berichtete.

Im dritten Schreiben wird mehr über eine Kafka-Dramatisierung als über Einstein geschrieben, denn Max Brod hat sich für die Dramatisierung des „Schlosses“ entschieden, das er fürs Theater als „besser geeignet als „Prozeß“, weil menschlicher, menschlich reicher“ ansieht. So bekennt sich Brod in diesem dritten Schreiben als allzu beschäftigt mit seinem Roman-Plan „Armand und die Kentaurin“ und mit der „Schloß“-Dramatisierung und äußert sich über Seligs Arbeit: „Sehr froh bin ich, daß Du in Deinem Buch über Einstein eine wichtige Arbeit in Angriff genommen hast. Über das Buch von Max Picard lese ich so interessante Kritiken, daß ich auf das Buch selbst große Lust habe, vielleicht schickst Du es mir gelegentlich, vor Oktober komme ich freilich nicht zur Lektüre, dafür ist durch das Armand-Schloß gesorgt.“

Bei Seligs Buch, das hier erwähnt wird, soll es richtig heißen „über“ Max Picard, denn es handelt sich um den Schweizer Philosophen und Schriftsteller (1888 bis 1965), der ursprünglich Arzt war und sich als Kunsttheoretiker und Kulturphilosoph einen bedeutenden Namen geschaffen hat.

## Jekutiel Federmann — Ehrendoktor der Universität

Die hebräische Universität verlieh dem Industriellen Jekutiel Federmann das Ehrendoktorat. Federmann hat sich um die wirtschaftliche Entwicklung des Landes sehr verdient gemacht. Er war der erste, der in den fünfziger Jahren sich der Erdölbohrung widmete und die damaligen Bohrstellen im Süden des alten Israel erschloß. Jetzt ist er mit neuen Erdölplänen beschäftigt. Ferner ist Federmann Inhaber des Dan-Hotelkonzerns, der bedeutendsten Hotelkette Israels. Für Erziehungszwecke, besonders für die Hebräische Universität haben er und seine Familie Millionenbeträge zur Verfügung gestellt. Sie haben bei vielen wichtigen Bildungs- und Erziehungsaktionen geholfen. Federmann ist 1939 als mittelloses Kibbuzmitglied aus Deutschland eingewandert.

Leider hat Max Brod in seiner Autobiographie „Streitbares Leben“ fast nichts über sein eigenes Verhältnis zu Carl Selig, dem Zürcher Freund, gesagt; er erwähnt ihn zwar an vier Stellen, aber hauptsächlich in dessen Fürsorgeverhältnis zu Robert Walser, einem Schweizer Schriftsteller, dem Selig ebenfalls ein Buch unter den Titel „Wanderungen mit Robert Walser“ gewidmet hat.

Noch eine Schlußbemerkung zum Streit über die Einstein-Vorlage zu Kepler im Brahe-Roman: Max Brod hat an anderen Stellen seiner autobiographischen Erinnerungen zugegeben, daß er bei Kepler eher an seinen Freund Franz Werfel gedacht habe und erzählt auch in seiner Autobiographie über seine Begegnung mit Max Reger in Prag, dem das Stubenmädchen im Hotel zum „Blauen Stern“ die Stiefelknoten nicht richtig bindet. Brod: „Die Szene mit den Knoten aber hat im ‚Tycho Brahe‘ ihren Platz gefunden.“

Leo Brod

## Nur geringfügige Preissteigerung im sozialen Wohnungsbau

Die Regierung und die großen öffentlichen Wohnbaugesellschaften haben sich darauf geeinigt, daß die Preise für Wohnungen im Rahmen des Sozialen Wohnungsbaus (Eigentumswohnungen) nur um 4 Prozent erhöht werden. An sich wären größere Preissteigerungen wegen der hohen Materialkosten erforderlich, aber die Gesellschaften sind bereit, einen ganz erheblichen Teil der Kosten auf eigene Rechnung zu übernehmen. Ein großer Teil der Bauprojekte von Firmen und so weiter wurde eingestellt, dagegen soll der Wohnungsbau wegen der Wichtigkeit der Unterbringung von Olim fortgesetzt werden.

## Keine neuen Universitäten

Im Sinne der Sparmaßnahmen der Regierung sollen im nächsten Jahrzehnt keine neuen Universitäten mehr gegründet werden. Wert soll auf Ausbau der bestehenden Hochschulen gelegt werden, und im Zuge dieser Tendenz hat die jüngste Universität, die Ben-Gurion-Universität in Beerscheva, das Recht erhalten, weitere akademische Titel zu verleihen. Die Ben-Gurion-Universität ist die erste, die die bisher bestehenden „Herkunftsrelationen“ geändert hat. Über ein Viertel der Studenten der Ben-Gurion-Universität stammen aus den asiatischen und afrikanischen Ländern. Wenn auch keine neuen Universitäten gegründet werden sollen, so wird die Schaffung von höheren Fachschulen für wichtige Gebiete in Betracht gezogen.

## SCHICKSAL

Was geschehen soll, geschieht —  
Gott lenkt die Gewalten;  
Was der Mensch tat, was er mied,  
MUSSTE sich gestalten.

Selbst der freie Wille ist  
Schicksalseingeschlossen,  
Was Du warst und wie Du bist  
Sternenher entsprossen.

Und so gib gefaßt Dich hin  
Aller Zeit Geschehen,  
Möge sie denn weiterziehn  
Gottvorausgesehen!

Leo Sonnwald

Gemeinde, Wien

# IGUNGS- UND UNGSVERFAHREN

## GESUNDHEITSSCHADENSRENTEN

Wichtig fuer ueber 70 jaehrige fruehere  
Berliner

Die letzte Fassung der die Gesundheitsschaden betreffenden "Zweiten Verordnung zur Durchfuehrung des Bundesentschaedigungsgesetzes" (datiert 31. Maerz 1966) enthaelt in § 15a eine Neuregelung der Berechnung dieser Renten, die zum Teil zu Erhoehungen, zum Teil zu Verkuerzungen fuehrt. Die Verordnung enthaelt ferner eine Tabelle, die eine Anpassung dieser Renten an den—auch in Deutschland—eingetretenen Fall der Geldentwertung bezweckt; man bezeichnet dies als "lineare Erhoehungen." Schliesslich enthaelt die Verordnung eine Bestimmung, wonach ihr Inhalt nicht zur Kuerzung der bisherigen Bezuege fuehren darf.

Die deutschen Entschaedigungsaeemter, also auch das Entschaedigungsamt in Berlin, haben diese Bestimmungen dahin aufgefasst, dass die Rente zwar auch dann, wenn die Neuregelung des § 15a zu einer Kuerzung fuehren wuerde, in bisheriger Hoehe zu zahlen sei, dass aber in diesen Faellen darueber hinaus eine "lineare Erhoehung" nicht stattfindet. Viele Berechtigte halten diese Auffassung fuer falsch und meinen, dass in solchen Faellen zusaetzlich zur bisherigen Rente die "linearen Erhoehungen" der Verordnung zu zahlen sind. Zahlreiche Bescheide der deutschen Entschaedigungsaeemter sind daher im Prozesswege angefochten worden. Die bisher ergangenen Entscheidungen des Bundesgerichtshofes sind unklar und widerspruchsvoll; wann eine klare Stellungnahme dieses hoechsten Gerichtshofes erfolgen wird, laesst sich nicht vorher-sagen.

Das Berliner Entschaedigungsamt hat nun—in dem Geiste, der dieses Amt seit der Zeit des verstorbenen Senators Lipschitz beherrscht, und unterstuetzt durch eine Entscheidung des Kammergerichts—folgendes beschlossen: Wenn der Berechtigte ueber 70 Jahre alt ist, so sollen, unbeschadet der grundsaeztlichen streitigen Rechtsfragen, auch die "linearen Erhoehungen" zusaetzlich zur bisherigen Rente gezahlt werden, selbst wenn das Amt frueher eine unguenstige Entscheidung getroffen hat. Entscheidungen im Sinne dieser neuen Praxis liegen bereits vor.

Das Entschaedigungsamt hat aber darauf hingewiesen, dass in solchen Faellen die ueber 70 jaehrigen Berechtigten sich bei ihm besonders melden sollen. Es ist nicht moeglich, aus der grossen Zahl der gerade in Berlin vorliegenden Faelle diese Faelle von Amts wegen herauszusuchen.

Bemuehungen, die Berliner Praxis nach Westdeutschland auszudehnen, sind im Gange.

BECHSTEIN STEINWAY BLUTHNER  
Finest selection reconditioned PIANOS.  
Part exchange. Deferred terms.  
JAQUES SAMUEL PIANOS LTD.  
2 Park West Place, Marble Arch, W.2  
Tel. PAD. 8818/9  
Authorised Bechstein Dealers

## LASTENAUSGLEICH

### Annahme des 20. Aenderungsgesetzes

In unserer Ausgabe vom Mai 1968 wurde der Entwurf des 20. Aenderungsgesetzes zum Lastenausgleichsgesetz dargestellt. Dieser Entwurf ist nunmehr mit einigen Aenderungen angenommen und im Bundesgesetzblatt Teil I vom 15. Juli 1968 veroeffentlicht worden. Das Gesetz ist am 19. Juli 1968 in Kraft getreten.

Eine der Abweichungen vom Entwurf liegt darin, dass infolge der langen Beratung vor Erlass des Gesetzes die Fristen verschoben wurden. Die Antragsfrist fuer die Schadenfeststellung laeuft nicht, wie im Entwurf vorgesehen, am 30. Juni 1968 sondern erst am 31. Dezember 1970 ab. Das Gesetz sieht vor, dass die Antraege auf Hauptentschaedigung und Hausratentschaedigung, gleichgueltig ob es zur rechtzeitig beantragten Feststellung gekommen ist oder nicht, nur bis zum Ablauf von zwei Jahren nach der oben genannten Frist, d.h. nur bis zum 31. Dezember 1972, gestellt werden koennen.

Diese Fristen beziehen sich auf Entziehungen in Gebieten, fuer die bereits Lastenausgleichsleistungen vorgesehen sind, d.h. auf das Gebiet der jetzigen Bundesrepublik und die sogenannten Vertreibungsgebiete. Schaeden im Gebiete der jetzigen Bundesrepublik duerften, sofern sie von Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung erlitten wurden, in der Regel im Zusammenhang mit den Rueckerstattungsverfahren abgegolten sein. Es bleiben daher, wie bereits in dem Aufsatz vom Mai 1968 ausgefuehrt wurde, im wesentlichen Schaeden anzume'den, die durch nationalsozialistische Entziehung in den sogenannten Vertreibungsgebieten entstanden waren, d.h. in den jetzt polnischen oder sowjetischen Teilen des ehemaligen Reiches (Schlesien, Pommern, Ostpreussen), sowie in der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und Rumaenien.

Fuer Schaeden im Gebiete der jetzigen D.D.R. sind Lastenausgleichsleistungen bisher nicht vorgesehen. Hierzu bedarf es eines besonderen Gesetzes. Wohl aber sieht das Beweissicherungs- und Feststellungsgesetz (BFG) vom 22. Mai 1965 die Moeglichkeit vor, die Feststellung von Schaeden in diesem Gebiet zu beantragen. Die Einzelheiten dieses Feststellungsverfahrens wurden in "A.J.R. Information," August 1968, dargestellt. Waehrend aber zur Zeit der Veroeffentlichung dieses Aufsatzes eine Anmeldefrist noch nicht bestand und auch im Entwurf des 20. Aenderungsgesetz LAG nicht vorgesehen war, bestimmt die endgueltige Fassung des 20. Aenderungsgesetzes, dass die Feststellung bis zum 31. Dezember 1972 beantragt werden muss.

Your House for:—

**CURTAINS, CARPETS, LINO,  
UPHOLSTERY**

SPECIALITY

**CONTINENTAL DOWN  
QUILTS!**

ALSO RE-MAKES AND RE-COVERS

ESTIMATES FREE

**DAWSON-LANE LIMITED**

17 BRIDGE ROAD, WEMBLEY PARK

Telephone: 904 6671

Personal attention of Mr. W. Shackman



# THE ENCLAVE

## Jewish Life in Austria

It cannot happen often that the main asset of a book is its lack of coherence. But the history of a Jewish community first in an empire of enormous dimensions, later within the boundaries of a shrunken, minute republic cannot be anything but incoherent.\* *Geschichte in Einzeldarstellungen* must by nature include the story of the narrator as well as the history of group strata and classes. By arranging 34 essays (and a comprehensive bibliography) under such headings as "Life", "Biography and Memoirs", "History" and "Destruction", overlapping for obvious reasons, only an arbitrary order can be established. The book tries to achieve the impossible, namely, a general view. Fortunately it fails. What these three-dozen distinguished authors achieve, however, each of them with brush-strokes of varying vigour and skill, is a picture in clashing colours, and the most vivid, the most penetrating picture imaginable.

The fact that an Austrian Jew finds his own life and brittle fragments of his own soul in every paragraph tends to obscure the real issue: whether these essays on life and destruction of a unique ethnical blend will increase an unbiased historian's understanding or leave him more puzzled than before. Objections against this kind of emotional writing of history will, of course, be raised all the more articulate the more unprejudiced our fictitious objector is. The involved reader cannot see anything but the strange phenomenon he himself is part of—the miracle of conscious survival.

In the editor's noble words, these essays are designed to "restore the freshness of the wilted flowers which once sprouted from the fertile Viennese soil." Later generations will have to find out whether the everlasting, ever-virulent Austrian antisemitism has poisoned the soil for good. And in this context it should be said that for each of the great European names there were many nameless men, shopkeepers and small traders, doctors, lawyers and teachers, who as a collective entity upheld what was once called *Die Mission Oesterreichs*. Their destruction left Austria a thousand times poorer than the loss of her famous refugees, some of whom went back anyway. . . . Hence the deep impact of the three articles about the virtually unknown Jewish communities in Tyrol, Carinthia and Styria. *Der Jud*, in whose crammed stores farmers bought their ploughshares and their seed-corn, was the real hero, because for such honest people life outside Austria had no meaning at all.

It is, of course, not possible to classify the wealth of information—part of it very scholarly indeed—displayed on nearly 600 pages, let alone to judge and distinguish between absolute values and, well, less absolute ones. Highly personal accounts like *Aus der Mappe meiner Urgrossmutter* and *Darstellung einer juedische Jugend in der Wiener Vorstadt*, by Martha Hofmann and Ernst Waldinger, respectively, are marvellously compact and convincing in spite of their pedantic attention to detail or, rather, because of it. (The amiable Frau Dr. Hofmann, however, overdoes it a little. It is irrelevant that both the family's music teachers were hunchbacks,

and a less tolerant editor than Mr. Fraenkel might have objected to somebody calling her *Ein in Schmerzen gereifter Mensch—eine juedische Dichterin in deutscher Sprache*, especially when biographer and subject are one and the same person.)

In Part One ("Life") our imaginary historian will probably find his most valuable information. Richard Grunberger's research into Austro-Jewish journalism, for instance—the most reviled of all Jewish activities—has to my knowledge not been attempted before. He does not try any whitewashing of men like Lippowitz and Alexander Weiss—an impossible task in any case—and still succeeds in giving an over-all picture of fundamentally honest and competent newspapermen. (By the way, Hans Habe was not a contributor to Schreier's *Morgen*, but took over the editorship after Schreier left.) My personal choice of compulsory reading for somebody without any first-hand knowledge would be "Jewish Artists in the 16th, 17th and 18th Centuries," by Walter Pillich; Hilde Spiel's "Jewish Women in Austrian Culture" and, last but not least, the editor's own contribution about Chief Rabbi Dr. Gudemann and his relationship to Herzl ("The Chief Rabbi and the Visionary").

In Part Two ("Biography and Memoirs") again, personal preferences must not stand for objectivity, but the late Martin Freud's comment on people in his father's orbit ("Who was Freud?") is a fabric of love and sober assessment so densely woven that it seems the most valuable. Anecdotes like the one about Dr. Bienenfeld and his Teutonic adversary in Court are full of atmosphere, although Martin Freud (deliberately) does not "tell" them.

Part Three ("History") spans so wide a range of subjects—from "Jewish Migratory Movements in Austria in Recent Generations" to *Die Geschichte der Oesterreichischen Wiedergutmachung* (all with statistics and figures)—that it could, and should, be made into a separate book, elaborating on the sharp division between different Jewish communities and including a chapter about the remarkable Jews in Austria's Burgenland.

Part Four is called "Destruction," and the neutral technological term is in itself a typographical image of irrevocable and final disaster. It would be vain to seek or establish literary merits in these four major articles about events, which began with the ignominious stupidity of calling Jewish doctors *Krankenbehandler* by government decree and ended with annihilation. The essays by P. G. J. Pulzer, Robert Schwarz, Norman Bentwich and Herbert Rosenkranz are as scholarly detached as the subject permits, and altogether monuments beyond praise.

"The Jews of Austria" is not an entirely satisfactory book—how could it be?—but a marvellous one.

P.S.—A few inaccuracies (partly in the biographical notes) should be checked in later editions, in order to avoid distress when jubilees come. Dr. Hilde Spiel (page 569) came to London in 1936, but was born earlier, Dr. Brassloff's (p. 397) names are Fritz Lothar and not Franz, and there is no reason to give the names of all great Jewish doctors (pp. 41-67) in the same order as they were called when attending primary school, Mandl Felix, Freud Sigmund, Politzer Adam. . . .

\* *The Jews of Austria. Essays on their Life, History and Destruction.* Edited by Josef Fraenkel. Valentine, Mitchell, London. 600 pp. 63/- net.

„Die Gemeinde“, Wien, 13. Jan. 1971

## Jüngere und jüngste Geschichte

AUS ZWEI ARCHIVEN / VON UNSEREM EGLOW-KORRESPONDENTEN

### I. WIEN

Als vor kurzem im Rahmen des Österreichischen Staatsarchivs in Wien eine heraldisch-genealogische Sonderausstellung stattfand, konnte man unter den ausgestellten Objekten auch den eigenhändig geschriebenen Lebenslauf entdecken, den Sigmund Freud im Jahre 1885 seinem Habilitationsgesuch beifügte.

Bei dieser Gelegenheit wurde man erst auf die Dokumente aufmerksam, die sich im Österreichischen Haus-, Hof- und Staatsarchiv befinden. Einige davon sind von jüdisch-historischem Interesse. An erster Stelle nennen wir Dr. Hermann Jellin Niederschrift seines Aufrufs „Belagerungszustand — Standrecht“, den er im Oktober 1848 an die Wiener mit der Aufforderung richtete, bewaffneten Widerstand zu leisten. Der politische Schriftsteller, als „revolutionärer Literat“ verhaftet, wurde am 23. November desselben Jahres erschossen. Er war jüngerer Bruder des als Kanzelredner bekannten Wiener Oberrabbiners Adolf Jellin (1820—1893), der auch das Jüdische Lehrerbegründete. Sein Sohn wiederum war Staatsrechtler Georg Jellinek (1851—1919), Professor in Heidelberg, und dessen Abkömmling der Verwaltungsjurist Walter Jellinek, ebenfalls Heidelberger Universitätslehrer, der 1919 starb.

In eine ruhigere Periode des 19. Jahrhunderts gehört ein Brief mit dem Datum 23. Juli 1891, in dem Gustav Mahler, damals Direktor der Wiener Oper, dem Komponisten Richard Heuberger vorschlägt, möge ihm die Partitur seiner Operette „Opernball“ nach Rückkehr vom Urlaub, Mahler am Wörther See verbrachte, schicken. Eigenhändig geschrieben ist auch der Brief mit dem Arthur Schnitzler am 14. Jänner 1894 den Direktor des Burgtheaters die von ihm verfaßten Einakter „Schick

„Episode“ und „Abschiedssouper“ aufmerksam macht. In diese Zeit gehört ferner die Mitteilung, mit der am 9. Februar 1899 der 25jährige Hugo von Hofmannsthal gleichfalls an den Burgtheaterchef das Manuskript seines Schauspiels „Die Hochzeit der Sobeide“ sendet; vorgenommene Änderungen sollen dardun, wie sehr ihm „an einer ersten Aufführung im Burgtheater“ gelegen sei. Einen Monat davor, am 9. Jänner 1899, verständigte Theodor Herzl den Direktor dieses Theaters davon, daß die Zensur die Aufführung eines Stückes „Unser Käthchen“ verboten habe.





Tatort Wien, Wollzeile: Das Kabarett Simpl

## Große Epoche der Kleinkunst

*Beide gaben Schwächen und Bosheiten ihrer Zeitgenossen befreiendem Gelächter preis. Beide hatten ihre große Zeit vor und zwischen den Weltkriegen: Der Wiener Kabarettist Karl Farkas, Hauptakteur im Wiener Simpl, und der Wahlmünchner Olaf Gulbransson, seit 1902 Karikaturist des „Simplicissimus“*

Der Wiener Simpl ist eine Kellerblüte von beträchtlicher Lebenskraft. Das Komiker-Kabarett in der Wollzeile wird von einigermaßen sachkundigen Wien-Fahrern auf ihrem Round-Trip ungenügend ausgelassen, und den Wienern selbst braucht man erst gar nicht zu erklären, daß sie hier einen Klassiker der Unterhaltungskunst in ihren Mauern haben.

Dennoch steckt das Ensemble in einer ersten Krise.

Seit dem Tode von Karl Farkas fehlt die zentrale Figur, um die herum all diese unterhaltsamen Sketches, brillanten Conferenzen und Paradenummern komponiert waren. Er ragte in unsere Zeit als letztes Überbleibsel eines Kabarettis, das in der Donau-Monarchie seine große Blüte erlebte und dann noch einmal in den Zwischenkriegsjahren brillierte. Und so wie in der Wiener Küche neben alpenländischen Köstlichkeiten diejenigen aus Ungarn, der Tschechoslowakei oder Polen auf die Tische wanderten, so geschah es auch im Kabarett. In dem Dreieck Wien—Budapest—Prag hat es sich entfaltet, und der jüdische Einfluß gab dem Witz sein Salz. Überflüssig zu sagen, daß nach Hitler davon nicht mehr viel übrigblieb.

Unter den Heimkehrern nach 1945 war Farkas der einzige, der mit ungebrochener Lebenskraft bis über die siebzig hinaus ein immer wieder faszinierendes Pointenfeuerwerk steigen ließ

zu einer Zeit, da man ansonsten in der Kleinkunst schon schärfere Kost liebte, politische zumal und angriffigere. Die Jüngeren, wie Qualtinger, Kreisler, Bronner, dann auch Knöbl und Lodinsky, gingen andere Wege. Aber Farkas blieb ihr Altmeister bis zu seinem Tode.

Heute, da seine Mitarbeiter das Lokal ohne ihn weiterführen müssen, ist es Zeit, einer großen Epoche der kleinen Kunst ein Denkmal zu setzen. Hugo Wiener besorgt dies in den zwei Bänden **Doppelconference** und **Das Beste aus dem Simpl**, die schwarz auf weiß vorlegen, was alles in den letzten Jahrzehnten über die Nudelbrett-Bühne des Simpl-Kellers gegangen ist.

Dabei erlebt man eine kleine Überraschung. Hugo Wiener pflegte in diesen Jahren bescheiden am Klavier zu sitzen. Man kannte ihn allerdings als Gatten der hinreißenden Cissy Kraner, für die er alle jene Chansons geschrieben hat vom „Novak, der sie nicht verkommen läßt“, und vom frustrierten Mädchen, das „ein Girl“ werden möchte. Nun aber zeigt sich, daß alle die Wortgefechte, die versierte Simpl-Gäste für Improvisationen zwischen Farkas, Mulliar oder Waldbrunn hielten, in Wahrheit seiner Feder entstammten.

Zu ihnen zählen vor allem die berühmten Doppelconferenzen. Um 1930 haben der unvergessene Fritz Grünbaum und Karl Farkas diese Form kreiert, in der jeweils „der Gescheite“ und „der Dumme“ die Welt zwischen

sich aufteilten. Seit Grünbaum im KZ ein jammervolles Ende fand, mußte sich Farkas seine „Dummen“ neu suchen. Viele von ihnen waren anfangs noch nicht so berühmt wie heute: Mulliar, Waldbrunn, Conrads, Maxi Böhm (der heutige Simpl-Chef). In diesen Conferenzen sitzen die Pointen dicht auf dicht, alles ist brillante Maßarbeit, großen Komikern auf den Leib geschneidert.

Im zweiten Band werden Sketches vorgestellt, die mit einem zumeist gleichbleibenden Ensemble eine Grundsituation wiederholen. Man sitzt im Friseursalon oder im Kino an der nächsten Ecke, in der Leihbibliothek oder auf

Hugo Wiener:  
**Doppelconference**  
Amalthea Verlag, Wien. 190 S., 14,80 DM.

Hugo Wiener:  
**Das Beste aus dem Simpl**  
Amalthea Verlag, Wien. 240 S., 14,80 DM.

dem Trabrennplatz. Sehr wienerische Milieus mithin, und sehr wienerisch sind auch die Typen.

Karl Farkas ist der Textilkaufmann Lebowitsch, der seit seinen Emigrantenjahren immer gern mit englischen Brocken um sich wirft, Fritz Mulliar ein Herr Papanek, der ungeachtet seines böhmischen Akzents ein unentwegter Nazi geblieben ist, ein Gernane aus Brünn, Ossy Kolmann der Bezirkskommunist Schüssler, der beim Heurigen Weltverbesserungskonzept zum besten gibt. Ein Bobby-Nachfahre ist der Herr Baron von Maxi Böhm, und der phlegmatische Karl Hruschka ist jeweils der

Besitzer des jeweiligen Treffpunkts: geschwätziger Friseurmeister oder vorstädtischer Filmlieferant: „In Kino Veritas“.

Die Redeschlachten von der Peripherie lesen sich auch in dieser Kollektion gut, zeigen Schliff und Prägnanz. Für die Dokumentation einer glanzvollen Brettl-Ära fehlen dem Band allerdings all jene theatergeschichtlichen Angaben, die man in einer solchen Präsentation gern finden würde: wann und in welchen Programmen all diese Szenen starteten.

Und natürlich wäre es wichtig, den flüchtigen Augenblick im Simpl-Keller auch im Bild festzuhalten.

Solch historischer Ehrgeiz geht den beiden Bänden leider ab. Sie werden als Lesefutter präsentiert, und das sind sie auch in hohem Maße. Der Wiener Karikaturist Rudolf Angerer hat dafür diese Farkas- und Mulliar-Paradeakte mit spitzem Griffel festgehalten. Auf Seite eins zeigt er das österreichische Finanzministerium, vor dem ein grimmer Adler die Sichel um den Hals des Autors legt. Hugo Wiener bekennt dazu, er habe diesem Gebäude zuliebe seinem ersten Band einen zweiten folgen lassen müssen.

Da dürfen also wenigstens die Leser hoffen, daß auf den zweiten noch ein dritter werde folgen müssen, denn auf das Finanzamt dürfen sie sich verlassen.

OTTO F. BEHR



„Anschauungsunterricht“

Ein Münchner Philologe fühlt sich durch weichliche antike Tanzdarstellungen veranlaßt, einmal Kraft und Gesundheit richtig darzustellen.

(Aus: Olaf Gulbransson: **Helteres und Weiteres**, Langen-Müller Verlag, München. 160 S., 19,80 DM.)

## Noch einmal ein kritischer Blick auf die österreichische Emigration

Franz Goldner: "Die österreichische Emigration 1938 bis 1945"; 2. Auflage (Verlag Herold, Wien und München).

Franz Goldners grundlegendes Werk liegt nunmehr in der 2. Auflage vor, um ein Bedeutendes bereichert: der Verfasser konnte neu zugängliche Akten des amerikanischen Office of Strategic Services, weiter solche des Britischen Auswärtigen Amtes und des neutralen Schwedens durchforschen und für seine Studie auswerten.

Die Lektüre von Goldners Buch ist für jeden an der jüngsten Zeitgeschichte Interessierten von grösster Wichtigkeit, obwohl sie gerade Österreichern nur sehr melancholische Belehrung bietet; mit sturer Doktrinarität lehnten die emigrierten Sozialdemokraten jede Zusammenarbeit mit ihren aus anderen Lagern kommenden Schicksalsgenossen ab und haben ähnelnd wie die französischen Nobelemigranten der Revolutions- und Empire-Periode "nichts vergessen und nichts dazugelernt", wie man damals über die sogenannten "Koblenzer" sprach: noch immer bekämpften sie "Karl und Zita Habsburg" und "Austrofaschisten", damit in eigenartiger Parallele zu Karl Kraus, der noch in den letzten Stunden ihres verängstigten und von allen Seiten bedrohten Daseins die "Neue Freie Presse" wie eh und je angriff, während Hitler bereits seine Sturmtruppen in Bayern annexionsbereit sammelte. Und Otto Bauer lobte den — Hitlerschen — "Anschluss" als einen erfüllten Programmpunkt der damaligen österreichischen Sozialisten.

Goldner zeigt, jede Feststellung gründlich belegend, wie sehr es der österreichischen Emigration an einer zentralen Führung fehlte, da die Emigranten selbst sich nicht einig waren und diese Einigung

besonders an der Halsstarrigkeit der älteren Sozialisten scheiterte. In Schweden allerdings gab es einen gescheiterten jungen Parteimann: Dr. Bruno Kreisky; liest man Goldners Buch, als schriebe man etwa 1946, dann würde man sich sagen, man müsste sich diesen Namen merken . . .

Peinlich lesen sich auch Andeutungen antisemitischer oder fast antisemitischer Einstellung massgebender britischer Stellen, die öfters darauf hinwiesen, die Emigration sei nicht repräsentativ für Österreich, da sie im wesentlichen jüdisch sei. Gewiss, viele Österreicher waren "brave" Nazi; aber auch sehr viele nicht; letztere hatten als Sprachrohr nur die Emigration und es war ihnen völlig gleichgültig, welcher "Rasse" oder Konfession ihr "Anwalt" angehörte.

Sine ira et studio legt Goldner eine Leidensgeschichte dar, die sein Verlag in die bekannte Reihe "Das Einsame Gewissen" aufgenommen hat.

R. R.



## Aktuelle Nachklänge

EHEMALIGE ÖSTERREICHER IN ALLER WELT / UNSER EGLOW-KORRESPONDENT BERICHTET

### I. DREIMAL SIGMUND FREUD

Sigmund Freuds Urenkel Dominic, Emma und Matthew, elf, acht und sechs Jahre alt, empfanden es als eine ehrenvolle Freude, daß sie die Bronzestatue enthüllen durften, die im Andenken an ihren großen Ahnen an einem Mittelpunkt des von jüdischen Flüchtlingen aus Mitteleuropa besonders stark besiedelten Londoner Stadtteils Hampstead errichtet wurde. Das Denkmal befindet sich unweit der Straße, in der Freud während seines letzten Lebensjahres (1938/1939) gewohnt hat. An der Zeremonie nahm, mit weiteren Familienangehörigen, auch Freuds Tochter, Dr. Anna Freud, die am 3. Dezember ihren 75. Geburtstag feiern konnte, teil. Die Statue, schon 1931, zu Freuds Fünfundsebzigstem entstanden, ist das Werk des Bildhauers Oscar Nemon, eines Naziverfolgten aus Jugoslawien, und wurde von der britischen Psychoanalytischen Gesellschaft mit Hilfe von in aller Welt aufgebrachten Spendenbeträgen erworben. Die Errichtung der Statue geht auf einen Beschluß der zuständigen Bezirksverwaltung der Stadt London zurück.

Der vollständige Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und seinem Schüler und späteren Antipoden, dem Schweizer Carl Gustav Jung (1875 bis 1961), ist kürzlich zur Veröffentlichung freigegeben worden. Es handelt sich um insgesamt 370 von beiden Seiten sorgsam behütete Schriftstücke aus der Zeit von 1906 bis 1913. Freuds und Jungs Söhne einigten sich dahin, daß der Briefwechsel im nächsten Jahr erscheinen darf. Als Herausgeber wird William McGuire fungieren.

„Karl-Abraham-Institut“ wird in Zukunft das „Berliner Psychoanalytische Institut“ heißen: Das entspricht einem Beschluß, der auf der Festsetzung anlässlich des 50jährigen Bestehens dieser Einrichtung gefaßt wurde. Der Bremer Karl Abraham, der 1925 in Berlin gestorbene Gründer des Instituts, war ein Freud-Schüler und Präsident (auch) der nationalen Psychoanalytischen Gesellschaft. Freuds jüngster Sohn Ernst, im vergangenen April in London gestorben, hat 1965 den Briefwechsel zwischen Freud und Abraham herausgegeben.

### II. WIRKSAMKEIT IN ENGLAND

Professor Egon Wellesz, Komponist und Musikwissenschaftler in einer Person, konnte Ende Oktober in Oxford sein 85. Lebensjahr vollenden. In Wien, seiner Heimat, hatte er einst bei Arnold Schönberg (1874 bis 1951) und bei Guido Adler (1855 bis 1941) studiert. Von 1913 an dozierte er Musikologie an der Wiener Universität, seit 1929 als Professor, 1938 mußte er Österreich verlassen. In England fand er neue Wirkungsmöglichkeiten: von 1939 bis 1956 lehrte er in Oxford, das ihm zur zweiten Heimat geworden ist. Zu seinen Werken gehören vor allem fünf Symphonien und Kammermusik. Von seinen Opern wurden „Alkestis“ (nach Euripides) und Hugo von Hofmannsthal) 1924 in Mannheim und „Die Prinzessin Ginnara“ (Text von Jakob Wassermann) 1921 in Frankfurt am Main uraufgeführt. 1921 schrieb Wellesz die erste Schönberg-Biographie, 1924 in englischer Sprache erschienen. Als Musikwissenschaftler ist er Fachmann insbesondere für byzantinische und orientalische Kirchenmusik. Die Stadt Wien und das Land Österreich haben ihren früheren Bürger mehrfach ausgezeichnet; auch England und Paris haben ihn hochgeehrt.

Erich Fried ist nicht nur als moderner Lyriker („Warngedichte“, „Überlegungen“ und anderes) und als Essayist bekannt. Einen Namen hat er sich vor allem als Shakespeare-Übersetzer gemacht. In dieser Theatersaison werden erstmals in der Friedschen Version

aufgeführt: in Düsseldorf „Antonius und Kleopatra“ und in Heidelberg „Othello“ und „Verlorene Liebesmüh“. Schon 1963 war Shakespeares „Cymbelin“ in der Fried-Übertragung in Heidelberg herausgekommen, 1964 in Bremen gefolgt von „Heinrich V.“ 1967 erlebte man in Heidelberg den „Hamlet“. In einer der führenden deutschen Tageszeitungen wurde Fried schon damals bescheinigt, er erweise sich als dem großen Schlegel überlegen. 1921 in Wien als Sohn eines Publizisten geboren, der später im Konzentrationslager umkam, rettete sich Erich Fried mit seiner verwitweten Mutter 1938 nach Großbritannien.

Der ehemalige Wiener Bankier Arthur Nußbaum, der mehr als sein halbes Leben alte Meister gesammelt hat, starb 82jährig in London. Er war auch dadurch bekannt, daß er 1969, zum Zeichen seiner Dankbarkeit dafür, daß England 1939 ihm, nach der Entlassung aus dem KZ, und seinen betagten Eltern Zuflucht gewährt hatte, dreißig wertvolle Bilder dem Britischen Museum in London zum Geschenk machte. Der Wert dieser Kunstwerke wird auf nahezu eine Million Mark geschätzt.

Die Ende 1968 in London gegründete Vereinigung der aus der Tschechoslowakei stammenden Juden in Großbritannien („Council of Jews from Czechoslovakia in Great Britain“) legt die erste Ausgabe einer kleinen Zeitschrift, genannt „Report on Czechoslovak Jewry“, vor. Der „Council“ ist bestrebt, die in England und anderswo lebenden Juden aus der CSSR zusammenzuschließen, die Verbindung mit den Juden in der CSSR im Rahmen des Möglichen aufrechtzuerhalten und das kulturelle Erbe der tschechoslowakischen Judenheit zu pflegen. Darüber hinaus will die Organisation, auch in Zusammenarbeit mit anderen Stellen, die Interessen der Juden aus und in der CSSR nach der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Seite wahrnehmen und vertreten. Der „Council“ unterhält Beziehungen zu den offiziellen Organisationen der Juden in der CSSR und zum Staatlichen Jüdischen Museum in Prag und steht in Verbindung mit einer Reihe ähnlich ausgerichteter jüdischer Vereinigungen, so mit der „Olej Hitachduth Czechoslovakia“ in Israel sowie mit der Joseph-Popper-Loge und der „Society for the History of Czechoslovak Jews“ in New York. Zwei Forschungsvorhaben sind im Gange; eines gilt der Geschichte der jüdischen Presse in Böhmen und Mähren im 19. Jahrhundert, das andere befaßt sich mit der Geschichte der Bnai-Brith-Logen in der Tschechoslowakei.

### III. LEISTUNG IN AMERIKA

Wer glauben wollte, es sei um Dr. Toni Stolper, die einst oft sichtbare nationalökonomische und politische Publizistin, die am 22. November ihr 80. Lebensjahr vollendete, stiller geworden, weil man ihren Namen nur selten oder gar nicht mehr gedruckt findet, irrt. Nachdem im Frühjahr die sogenannten Tagebuchbriefe des früheren deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss erschienen sind (herausgegeben von Eberhard Pikart, Tübingen 1970), weiß man, daß Toni Stolper noch sehr zur Stelle ist. Denn sie, die Empfängerin der fast täglichen kritischen Heuss-Berichte, hat das Buch zwar nicht ediert, aber das Manuskript eingehend vorbereitet und seine Drucklegung verfolgt. Quantitativ und qualitativ die richtige Auswahl zu treffen, erforderte nicht nur geraume Zeit; sie verlangte auch viel Takt und geschickte Handhabung. Die Freundschaft der Familien Heuss und Stolper ist alt. Dr. Gustav Stolper, der aus Wien stammende, 1947 verstorbene Wirtschaftspublizist, Redakteur und deutsche

demokratische Politiker der Weimarer Zeit, stand Heuss sehr nahe, und Toni, seine Frau, ist dem Ehepaar Heuss all die Zeit treu verbunden geblieben. Sie gehörten zu den wenigen Personen, die der leidende Altbundespräsident noch um sich haben mochte. Die gebürtige Wienerin, Tochter des Arztes Dr. Max Kassowitz, lebt seit 1933 in New York. 1960 brachte sie die ihr eigenes Leben mit einbeziehende Biographie ihres Mannes, „Ein Leben in Brennpunkten unserer Zeit: Wien, Berlin New York“ (Tübingen), heraus. Etwa bis um jene Zeit fand man die kenntnisreichen Artikel und Berichte dieser urteilsfähigen Frau vor allem in der „Deutschen Rundschau“ und in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.

Der Beitrag des jüdischen Prags zur modernen deutschen Literatur — das war das Thema der elften Leo-Baeck-Gedenkvorlesung, 1968 gehalten von Johannes Urzidil im Leo-Baeck-Institut in New York. Auf diesem Gebiet war der in Prag geborene expressionistische Lyriker und Erzähler, einst als Jünger zum Kafka-Werfel-Brod-Kreis gehörend, zu Hause. Anfang November ist nun auch er, seit langem amerikanischer Bürger, heimgegangen, 74jährig, in Rom, wo er am Österreichischen Kulturinstitut Vorträge zu halten beabsichtigte. Zu seinen Hauptwerken gehören die Gedichtsammlungen „Sturz der Verdammten“ (1919) und „Die Stimme“ (1930), die Essays „Goethe in Böhmen“ (1932) und „Da geht Kafka“ (1965) sowie der 1959 herausgekommene Amerikanerroman „Das Große Halleluja“. Urzidil war unter anderem Träger des Großen österreichischen Staatspreises (1964) und des Andreas-Gryphius-Preises (1966). Österreich hatte ihm auch den Professorentitel ehrenhalber verliehen.

Der Staats- und Völkerrechtslehrer Professor Hans Kelsen gilt auch heute noch als der Schöpfer wesentlicher Teile des republikanischen österreichischen Bundesverfassungsgesetzes von 1920. Das hat — erneut — Professor Dr. Friedrich Koja (Salzburg) in einer vor kurzem im Institut für Österreichkunde in Wien gehaltenen Vortrag festgestellt, wiedergegeben in der Zeitschrift „Österreich in Geschichte und Literatur“ (September 1970). Danach stammen von Kelsen die Abschnitte über Verwaltungs- und Verfassungsgerichtsbarkeit sowie die Bestimmungen über die rechtliche Stellung Wiens, er hat auch auf die endgültige Textfassung und besonders auf die juristische Terminologie der Bundesverfassung entscheidenden Einfluß genommen. 1881 in Prag geboren, bis 1929 an der Universität Wien, seit 1933 in der Emigration, ist Kelsen seit 1952 Emeritus der Universität in Berkeley (Kalifornien).

## „Pelleria“ Pelzwaren

Wien I, Lugeck 2  
Telephon 527270  
Pelzvelourslammdäntel

### Araber wollen Militärdienst leisten

Arabische Jugendliche aus dem Dorfe Dir el Asad im Norden Israels stellten den Antrag, zum Militärdienst zugelassen zu werden. Bis heute werden in Israel die Drusen eingezogen, die sich völlig mit Israel identifiziert haben. Die Araber, denen Gewissensgründe zugute gehalten wurden, wurden bisher nicht zum Militärdienst genötigt. Unmittelbar nach dem Aufruf der Jugendlichen aus Dir Asad meldeten sich auch arabische Journalisten, die Gewissensbedenken und Zweifel zum Ausdruck brachten. Das Problem der Araber in Israel kam auch bei der Frage der Heranziehung von Arabern zur akademischen Lehrtätigkeit an der Universität Haifa zur Sprache. Der Rektor der Universität, Professor Akzin, erklärte, daß neue Dozenten nach ihren akademischen Leistungen beurteilt werden würden. Daneben müßten jedoch auch „Sicherheitsmomente“ bei der Vergebung von Lehraufträgen eine Rolle spielen. Dies sei bei der kritischen Situation Israels unvermeidlich.

### Hafen von Gaza wird wieder geöffnet

Im Zuge der wirtschaftlichen Wiederaufbauarbeiten in der Zone von Gaza soll der Hafen von Gaza für den Export von Zitrusfrüchten wieder geöffnet werden. Bisher wurden die Früchte über den israelischen Hafen von Aschdod ins Ausland geschickt. Eine Delegation von arabischen Zitruspflanzern aus der Zone begab sich ins Ausland, um den Export in der neuen Saison vorzubereiten. In der vorigen Saison konnte ein erheblicher Teil der Früchte aus der Gazazone nach Osteuropa geschickt werden.

### Kommunisten erlebten Enttäuschung in Nazareth

Mit einer Enttäuschung für die Liste der „Neuen Kommunisten“ (moskautreu und pro-arabisch-nationalistisch) endeten die Stadtratswahlen in der größten arabischen Stadt Israels, Nazareth. Die „Neuen Kommunisten“ hatten fest auf eine Mehrheit gerechnet, die Ausdruck des Protestes gegen die „imperialistische“ Politik Israels sein sollte. Tatsächlich bekamen die „Neuen Kommunisten“ nur sieben von 17 Mandaten, die übrigen zehn Plätze verteilten sich auf Parteien, die loyal zur Regierung Israels stehen. Trotzdem war es sehr schwierig, eine Koalition der anderen Parteien zu bilden, da ihre Führer untereinander persönlich verfeindet sind. Minister mußten sich einmischen, um den Weg zur Verständigung der Parteien und zur Koalitionsbildung zu suchen.



## Die Juden in Wien

**HUGO GOLD: Geschichte der Juden in Wien. Ein Gedenkbuch. Publishing House Olamenu, Tel Aviv, 158 Seiten, 20 \$.**

Zu den letzthin erschienenen Monographien über vernichtete Judengemeinden in Mitteleuropa kommt jetzt ein Gedenkbuch, das den „60 000 Wiener Juden, die in der Zeit des Nazi-Terrors 1938—1945 zu Tode gemartert wurden“, gewidmet ist. Dieses Buch ist kein aus einer leitenden Erkenntnis heraus geschriebenes Geschichtswerk, sondern mehr eine historische Chronologie. Zur Zeit der Kreuzzüge kamen Juden aus dem Rheingebiet nach Wien; im Jahre 1204 wird erstmalig eine Synagoge erwähnt. Am 22. Juni 1421 erfolgte, nach einer Verfolgungsperiode schon im Jahre 1348 (schwarzer Tod!), schließlich die Vertreibung der Juden aus Wien, denen man zudem vorwarf, eine fünfte Kolonne der Hussiten zu sein. „Erez Hadamim“ (Blut-Land) war damals die Bezeichnung, welche die Juden Österreich gaben. Ab 1518 erfolgte erneut eine Infiltration der Juden nach Wien; Rudolf der Zweite (1576—1612) ließ „hofbefreite“ Juden zur Bequemlichkeit der Christen wieder zu. 1625 begann die Geschichte des Zweiten Wiener Ghettos, das sich später in der Leopoldstadt zum judenreichsten Wohnbezirk Wiens entwickelte. Diese neue Anwesenheit von Juden in Wien war aber auch nur von kurzer Dauer; der Kaiser Leopold I. beugte sich der religiösen Intoleranz und gab ein frommes Gelübde, dessen Opfer die Juden wurden; 1600 Juden wurden vertrieben. Zu Anfang August 1670 war wiederum kein Jude mehr in Wien zu finden.

In der darauffolgenden Zeit bis zum „Toleranz“-Edikt des Kaisers Joseph der Zweite vom 2. Februar 1782 (nicht 2. Juni, wie der Autor schreibt) hatten nur einzelne Juden das „Privileg“, in Wien zeitweilig sich niederlassen zu können. Hofjuden und Hoffaktoren, darunter die Oppenheims aus Heidelberg und der aus Worms stammende Hoffaktor und Rabbiner Samson Wertheimer (1685—1724), spielten damals wirtschaftlich eine wechselhaft erfolgreiche Rolle und waren bis zum Jahre 1782 typologisch für die Präsenz von Juden in Wien. Im Jahre 1821 gab es neun adelige jüdische Familien in Wien — aus dieser Schicht der „Privilegierten“ abstammend —, die für einen gewissen Wiener Lebensstil geradezu kreativ wurden.

Die Eruption aus einer nur faktischen Präsenz von Juden in Wien begann meteorartig in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und muß als eine „Pause in der Geschichtslosigkeit“ des Wiener Judentums verstanden werden. Wien wurde im 19. Jahrhundert — als Kapitale der k. u. k. Monarchie — der Sammelpunkt der Juden aus dem Gesamtreich der Habsburger, für die Wien attraktiv erschien. Geistesgeschichtlich ergab sich hieraus nicht nur eine deutsch-jüdische Symbiose, sondern auch eine Verschmelzung ost- und west-jüdischer Elemente. Es bildete sich ein „Wiener“ jüdischer Typ heraus, der schöpferisch zu einer Einheit des Mannigfaltigen wurde. Ein Blick auf die Zahlen demonstriert das. Um das Jahr 1847 wurden in Wien nur 197 jüdische Familien „toleriert“, im Jahre 1880 machten die Juden mit 72 200 Seelen zehn Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Zwischen den Weltkriegen war Wien mit 201 513 Seelen im Jahre 1930 die drittgrößte Judengemeinde Europas, und Mitte März 1938, als Hitler die Macht in Österreich ergriff, lebten noch 165 000 Juden in Wien, von denen 128 500 bis Mitte November 1941 die Auswanderung gelang.

In Wien war in der liberalen Revolution des Jahres 1848 die Rolle der jüdischen Intellektuellen von starker Bedeutung; zu den dialektischen Paradoxien in Österreich gehörte es aber, daß auch ein aggressiver deutscher Nationalismus entstand, der für die Folge den Juden einen Platz im Deutschtum verwehrte. Mit dem Erstarken der Alldeutschen unter Georg von Schönerer und mit dem Entstehen des christlichen Sozialismus eines Karl Lueger kam die spezifische Judenfeindschaft des Wie-

ner Kleinbürgertums auf. Die Antimone der Wiener Judengeschichte besteht in dem Widerstreit einer deutsch-jüdischen Integration liberal österreichischer Prägung, manchmal im Geiste eines supranationalen k. u. k. Weltbürgertums verstanden, mit einer innerjüdischen Renaissancebewegung, die sich in das österreichische Vielvölkersystem als „jüdische Nationalität“ modellartig passend beinahe zwangsläufig eingliedern konnte.

Eine Bildseite (von zehn Textzeilen an anderer Stelle abgesehen) — nicht mehr! — erinnert den Leser daran, daß in Wien immerhin Arthur Schnitzler, Stefan Zweig, Richard Beer Hofmann, Raoul Auernheimer, Felix Salten, Peter Altenberg, Karl Kraus, Alfred Polgar und Egon Friedell lebten, wirkten und geistig schöpferisch waren. Bei der Behandlung der Rolle der Juden in der Musik ist zu lesen, daß „die Operette zu einem florierenden jüdischen Geschäft wurde“. Das ist alles! Der Name von Karl Goldmark wird „genannt“, aber Gustav Mahler hat es noch nicht einmal dazu gebracht. Bei der Behandlung des geistigen Einflusses der Juden beschränkt sich der Verfasser auf die Feststellung, daß die Juden die öffentliche Meinung nicht nur durch die Presse, sondern auch durch das Theater beherrschten, wobei er fortfährt zu sagen, „das gesellschaftliche Leben der Großstadt trug jüdischen Stempel“. Geistesgeschichtlich wäre eine Darstellung in Sachkapiteln erwünscht gewesen.

Wien war die Hochburg eines deutsch-nationalen Couleur- und Korporations-Studententums aggressivster antisemitischer Prägung, das antithetisch ein für Wien spezifisches jüdisches couleurtragendes Waffen-Studententum hervorbrachte, das zur Avantgarde der in Wien entstandenen zionistischen Bewegung Theodor Herzls wurde. In Wien entstand im Jahre 1907 der erste jüdisch-nationale Parlamentsklub, und in Wien schrieb Theodor Herzl, Feuilletonredakteur der Neuen Freien Presse, seinen „Judenstaat“. Von dort berief er den ersten Zionistenkongreß in Basel ein, der allerdings im Jahre 1897 (und nicht im Jahre 1896) stattfand.

Die historische Tradition des Wiener Rabbinate beginnt mit dem aus Dänemark stammenden Isak Noa Mannheim (1793—1865); ihm zur Seite stand der Klassiker des Synagogengesanges, der Kantor Salomon Sulzer; es folgten die sehr bedeutsamen Oberrabbiner Dr. Adolf Jellinek und Dr. Moritz Güdemann und im Jahre 1918 der überragende Zionistenführer Prof. Dr. Zwi Perez Chajes. Die Rolle der Juden in der Wirtschaft ist kaum behandelt worden. Ein dreizeiliger Hinweis, daß der Zusammenbruch der Österreichischen Kreditanstalt im Jahre 1931 „glücklicherweise keine schwerwiegenden Folgen für die jüdische Gesamtheit“ hatte, ist nur verständlich, wenn man darauf verweist, daß die „Kreditanstalt“ zur Wiener Rothschild-Gruppe gehörte.

Wertvoll und gelungen ist die Darstellung des Kapitels „Hitler — 1938 bis 1945“. In der „Kristallnacht“ vom 9. auf den 10. November 1938 wurden 49 Synagogen niedergebrannt, 4083 Geschäfte geplündert und mehr als 700 Selbstmorde verübt. 40 000 Juden kamen in Konzentrationslager, Tausende wurden zu Bettlern. Die Marmorkuppel des Wiener jüdischen Zentralfriedhofs wurde gesprengt, und zwar zum Beweis „der spontanen Volkszornes“ geschah das durch das Militär bei frenetischer Begeisterung der Bevölkerung.

Eine detaillierte Auswanderungsstatistik zeigt, daß Großbritannien die meisten Juden aus Österreich aufnahm. Aus Wien wurden 43 421 Juden deportiert; bei Kriegsende waren von diesen nur noch 1717 am Leben. Im Jahre 1945 zur Zeit der Befreiung gab es kaum noch Glaubensjuden in Wien.

Dem Buch fehlt leider ein Register; der beigegebene Anhang „Wiener Juden in der Welt“ ist nicht repräsentativ. Verwirrend am Schluß sind die vielen Vereinsdetails. Die Geschichte nach 1945 und jeder Hinweis, daß heute wieder Juden in Wien leben, fehlen.

PAUL ARNSBERG



# Eine Geschichte der Juden Oesterreichs

*Aufbau, Febr. 24  
1978*

"Der gelbe Stern in Österreich". Katalog und Einführung zu einer Dokumentation. Ed. Roetzer, Eisenstadt 1977.

Österreichs Geschichte verdankt seinen jüdischen Mitbürgern wertvolle Beiträge. Die Geschichte der österreichischen Juden selbst ist aber reich an tragischen Ereignissen. Mehrmals wurden die Juden grausam verfolgt und vertrieben. Der nationalsozialistischen "Endlösung" konnten nur ganz wenige entkommen und doch kann Jonny Moser mit Recht darauf verweisen: "Die österreichischen Juden sind auch heute ein bedeutsames Element innerhalb der Gesamtbevölkerung. Sie konnten sich in das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben der Republik Österreich integrieren und stellen einen bedeutenden Faktor in der alltäglichen Wirklichkeit unseres Staates dar."

Eigentlich ist das Buch "nur" ein Katalog zur neuen Ausstellung des "Österreichischen Jüdischen Museums" — "Der gelbe Stern in Österreich". Er enthält jedoch zwei grundlegende Darstellungen zur Geschichte des österreichischen Judentums von zwei Fachleuten, die uns einen wissenschaftlich fundierten Einblick erlauben.

Prof. Kurt Schubert schildert die Geschichte der Leiden des österreichischen Judentums vor 1938. Mit schonungsloser Offenheit werden die Träger und Nutzniesser des religiösen und weltlichen Antisemitismus angeprangert.

Schubert meint, dass man den Nationalsozialismus keineswegs als "eine Entgleisung" betrachten dürfe — "er war die Konsequenz aus den Voraussetzungen".

Jonny Moser, der unermüdete Forscher, der viele bisher unbekannte Quellen erschlossen hat, beschreibt "Die Katastrophe der Juden in Österreich 1938-1945". Moser analysiert die verschiedenen Formen des Antisemitismus in der ersten Republik und die antisemitischen Aktivitäten.

Erstmals finden wir in dieser Arbeit Mosers eine genaue Darstellung aller "gesetzlichen" — und ungesetzlichen — Massnahmen gegen die Juden nach 1938. Dies ist wichtig, da die Erinnerungen von einzelnen Personen oft widerspruchsvoll sind. Moser hat alle in Österreich, aber auch in Israel, in den USA und der Bundesrepublik Deutschland, sowie der DDR zugänglichen Akten verwertet. Der Katalog enthält zahlreiche interessante und teilweise erstmalig veröffentlichte Photos. Auf 29 Seiten werden die 244 Exponate der Ausstellung beschrieben, die mit einem Photo der Teestube galizischer Flüchtlinge in der Taborstrasse beginnt und mit der 150-Jahr-Feier des Wiener Stadttempels im Jahre 1976 endet.

H. S. (Wien)

# When Reason Failed

*N.Y. Times  
Book Review, Jan 27, 1980*

## FIN-DE-SIECLE VIENNA

*Politics and Culture.*

*By Carl E. Schorske.*

*Illustrated. 378 pp.*

*New York: Alfred A. Knopf. \$15.95.*

**By H. R. TREVOR-ROPER**

**B**ISMARCK'S German Empire has long vanished, but its legacy is with us still. His wars were lightning wars, over in a flash of victory. Austria was struck down in 1859, France in 1870. But quick, sharp solutions are often deceptive. The wounds can fester. Anti-Semitism and fascism, the products of defeat, were cured — but how narrowly! — in France; in Austria they were not; they produced Hitler. And when Germany in turn was defeated, Hitler carried the poison there, with fearful effects. Meanwhile, Austrian anti-Semitism had launched another movement, no less powerful in our time. The same Vienna that inspired Adolf Hitler, an immigrant from Linz, inspired Theodor Herzl, an immigrant from Budapest. Zionism and Nazism had a common source — and more common features than can comfortably be spelled out.

These were political consequences. There were also intellectual consequences: the creation of the German Empire caused complacency in Berlin but painful introspection in Vienna.

There, even more than in Paris (which recovered miraculously from its defeat), there was a reappraisal of all the assumptions of the 19th century. In Berlin, history and tradition had justified themselves. In Vienna, they were bankrupt; and thinkers and artists turned to new fields in philosophy, science and the arts.

It is the complex interaction of these political, social and intellectual forces that is the subject of Carl E. Schorske's long-

H. R. Trevor-Roper is Regius Professor of Modern History at Oxford and the author of "The Hermit of Peking," "The Last Days of Hitler" and other books.



awaited book. A professor of history at Princeton, Mr. Schorske has written a profound work on a difficult theme — indeed, the only book I know on one of the most important chapters of modern intellectual history.

Both in politics and in thought, the crisis in Europe was a crisis of the bourgeoisie, and it was particularly shattering in Vienna because there the victory of the bourgeoisie had been so long delayed. In England and France that class had made its way gradually and tenaciously to power, and exercised it with assurance. In Germany its triumph was subsumed in an authoritarian empire, but it could claim a share in the victory (and in its profit) and happily paid the price. But in Austria the fate of the bourgeoisie was very different. It came to power through national defeat, and thereafter was almost immediately overtaken by new mass movements that threatened all its ideals: the socialism of the urban masses, the nationalism of the Hungarians and the Slavs, and anti-Semitism — for bourgeois culture in Vienna belonged also to the Jews.

In self-defense against these new forces, the Austrian middle classes turned to their old enemies, now their only protectors, the court and the aristocracy — who, in the end, could not help them prolong their power. Thus history, it seemed, had deceived the middle class. They had arrived only to be alien-

ated. The legitimate expectations that history had created for one generation were shattered in the next, and Vienna, as Mr. Schorske puts it, "with its acutely felt tremors of social and political disintegration, proved one of the most fertile breeding grounds of our century's a-historical culture."

The brief rule of the liberal bourgeoisie in Vienna lasted 20 years, from the 1860's, after the successive military defeats, to the 1880's, when the masses were mobilized against it. The first to mobilize mass emotions was Georg von Schönerer, the son of an ennobled engineering entrepreneur, who became "the strong-

*Continued on Page 30*



(as he wrote in his diary) to be a Prussian nobleman. He also (like Marx) expressed anti-Semitic sentiments and looked to total assimilation and mass conversion as a solution to the Jewish problem.

The events of the 1890's changed all that. First the Dreyfus case (he was in Paris as a journalist at the time), then the election of Lueger as mayor convinced him that the Jews had no future in a Christian society. Liberalism, which protected them, was doomed, and therefore they must emigrate. Aristocratic, authoritarian, messianic, he would be their Moses. Discarding (or blackmailing) the rich Jewish liberals who still hoped for assimilation, Herzl transformed himself into a new demagogue. By the oppressed Jews of Europe he was greeted with cries of "Führer," "Heil!" and "Lord Israel." But he was not a Jewish nationalist. His utopia, achieved by conjuring with mass power, was somehow to be a refuge for middle-class liberalism. The new Jewish state was to have nothing Jewish about it. There would be no common language — certainly not Hebrew. "After all, we can't speak Hebrew with each other. Who among us knows how to ask for a railway ticket in that language?" The new Zion was to be a federation of languages — a sort of minuscule Hapsburg monarchy, without the Christian masses and their leaders.

Mr. Schorske's essay on the mass politics of Vienna was published 15 years ago. It is one of the essays in this volume of "separate research forays into distinct branches of cultural activity." Despite this method, however, the book has a remarkable unity; it can be read as a single work. In his introduction, Mr. Schorske explains its origin. In lecturing on European intellectual history, he found all plain sailing "until Nietzsche." After Nietzsche, history ceases to provide a connecting thread, "European high culture" is fragmented, and psychoanalysis must be called in to help. Vienna, he realized, owing to its peculiar "bourgeois crisis," was the epicenter of this great convulsion, as it was also the cradle of psychoanalysis; and so he concentrated his study on the Viennese experience.

The change from the rational politics of a continuous, educated elite to the instinctive, subliminal politics of demagogues is but the political aspect



of that general change from reason to instinct that was marked by Freud and illustrated in the contemporary revolution in literature and the arts. Schönerer mobilized the force of unreason. Lueger used it to create a new political party. Herzl exploited the power of fantasy. Klimt and, after him, Kokoschka in art, Schoenberg in music, broke through the traditions, disciplines and decorative encrustations of the past and sought to express the raw, elemental realities they had veiled.

Psychoanalysis in historical interpretation has its risks, and as a pedestrian historian I am temperamentally suspicious of it. Sometimes Mr. Schorske seems to me to invoke questionable psychological explanations where the objective social facts, which he sets out, are quite adequate for the purpose. Thus the particular circumstances of the Austro-Hungarian Empire seem to me sufficient to explain the change in attitude of the Viennese bourgeoisie in the 1890's without recourse to a "collective oedipal revolt." Altogether, Oedipus features rather too much for my taste, and the essay that reinterprets Freud's recorded dreams as an explanation of Austrian politics seems to me unhelpful. Freud's "Interpretation of Dreams" is speculative enough in itself without being used as a key to concrete reality, and Mr. Schorske's mistranslations and strange applications of well-known texts in Virgil, which happened to be quoted by Freud, somewhat shake my confidence in his method. But perhaps I am confused by Mr. Schorske's language, which can be very obscure. When psychoanalysis has purified its obfuscating jargon, we shall all understand one another, and perhaps ourselves, better.

Quite different is Mr. Schorske's essay on the architecture

of Vienna — on the building of the Ringstrasse, the circumferential boulevard that gives modern Vienna its character and reminds us, in many ways, of Napoleon III's rebuilding of Paris. Here, as there, the rebuilding was the work of the triumphant Third Estate — modified by the fear of revolutionary barricades, the necessities of the aristocratic alliance and the inherited traditions of the past. The plans represent the mood of the bourgeoisie when first admitted to power. The new apartment-blocks, offices and monumental buildings were built in the vacant circle of land that had provided the old imperial citadel with its protective field of fire. They were designed as Prachtbauten, "buildings of splendor," on the model of baroque noble palaces, and the public buildings — the university, parliament house, the opera — looked back through history to classical or Renaissance models. "Taken as a whole, the monumental buildings of the Ringstrasse expressed well the highest values of regnant liberal culture. On the remnants of a *champ de Mars* its votaries had reared the political institutions of a constitutional state."

However, even here, doubts soon broke in, and the formal, imitative Prachtbauten were challenged by two rival architectural philosophies: the ancients, represented by the Wagnerian Camillo Sitte, who believed in an "organic" city, and the moderns, represented by Otto Wagner, who advocated a "naked and strong" functional style. Otto Wagner soon found himself allied with the "secessionist" painter Gustav Klimt, who was first taken up, then dropped in response to public pressure, by a "modernizing" government. Klimt's crime was to apply to art the ideas of Freud, — thus illustrating the "temporary unity of the Viennese 'moderns.'"

This book is not always easy reading, and the introduction is a positive deterrent to any reader who requires lucidity of style; but the substance will be his reward. ■

---

# Vienna

---

*Continued from Page 1*

est and most thoroughly consistent anti-Semite that Austria produced." But Schönerer was not only an anti-Semite; his program was disruptive in all directions. He was "simultaneously anti-socialist, anti-capitalist, anti-Catholic, anti-liberal and anti-Hapsburg." Hitler, who admired him, would afterward blame him for this dispersal of fire, which prevented him from building a mass party. His rival, Karl Lueger, whom Hitler also admired, was more prudent: he concentrated his fire against the Jews, and by keeping in with the dynasty and the church, founded an effective Christian Social Party as the means to personal power.

In 1895, five months after the condemnation of Dreyfus in Paris, Lueger was elected mayor of Vienna. This was too much for the Emperor, who refused to confirm such a rabid anti-Semite in office. When Sigmund Freud heard of this refusal, he was so relieved that he broke his smoking fast and



we've published probably did play a part in creating the New Journalism, but there's been a parting of the ways. We don't try to read people's minds. If something can't be stated as a fact, it shouldn't be stated at all." What Mr. Shawn is referring to, of course, is Mr. Wolfe's contention that it is possible for journalism not only to examine behavior, as it has always done, but that it can also explain motivation, by "giving the reader the feeling of being inside the character's mind and experiencing the emotional reality of the scene as he experienced it."

Although Mr. Wolfe proposed to achieve "the third-person point of view" by interviewing a subject about his emotions, some writers, unable to talk to their subjects or unwilling to confine their stories to verifiable details, have taken this process a step further. Convinced that the *effect* of reality is a sufficient substitute for reality itself, they exhibit a certain casualness toward the truth, inventing thoughts, emotions, sometimes even conversations, on the basis of secondhand or thirdhand information.

# Neue Bücher über das Judentum in Oesterreich

*Aufbau*  
*April 6*  
*1979*

## 1938-1945: Die Juden in Österreich

Vierzig Jahre nach dem sogenannten Anschluss hat es ein gebürtiger Wiener, Dr. Herbert Rosenkranz, Historiker von Beruf und seit 1955 Mitarbeiter von Yad Washem in Jerusalem, unternommen, ein Buch über "Verfolgung und Selbstbehauptung — Die Juden in Österreich 1938-1945" zu schreiben (Herold-Verlag, Wien 1978). Vermutlich ist es das erste umfassende Werk zu dieser Spezialthematik. Die in besonderem Mass auf Wien bezüglichen Einzelkapitel, 33 an der Zahl, stellen, vor allem unter dem Hauptgesichtspunkt der Verfolgung, eine erschöpfende, mit Quellenangaben belegte Chronik der Vorgänge dar. Was unter "Selbstbehauptung" verstanden

werden soll, erklärt der Autor in seinem Vorwort: Menschliches Bewähren oder Versagen. Die Organisation und die Massnahmen jüdischer Selbsthilfe, als da waren: Berufsumschichtung, Schulwesen, Kulturbund, Sportbewegung, illegale Auswanderung, finden breiten Raum. Dass von den (1938) rund 185,000 österreichischen Juden nahezu 65,000 von den Nazis in osteuropäischen Gettos, Konzentrations- und Vernichtungslagern ums Leben gebracht wurden, hatte Rosenkranz bereits in seinem Beitrag zu dem Sammelwerk von Josef Fraenkel: "The Jews of Austria" (London 1967) nachgewiesen.

E.G.L.

\* — \*



## Schicksal der Juden in Österreich

Wie der „eigene“ Ordnungsdienst bei den Abtransporten half

**HERBERT ROSENKRANZ:** *Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938—1945.* Herold-Verlag, Wien. 398 Seiten, 68 Mark.

Die erste wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Gesamtdarstellung zur nationalsozialistischen Judenpolitik und -verfolgung in Österreich nach 1938 wurde also, nun schon fast vier Jahrzehnte nachher, nicht von einem österreichischen und auch nicht von einem deutschen Historiker geschrieben, sondern von einem Israeli des Jahrgangs 1924, der zwar aus Wien stammt, aber die entscheidenden Jahre selbst bereits nicht mehr in Wien verbrachte. Schon als Schüler Zionist, emigrierte er noch im Jahre des „Anschlusses“ ins Baltikum. Nach der Internierung durch die Sowjets kehrte er in der ersten Nachkriegszeit zwar zum Studium noch einmal nach Wien zurück, übersiedelte dann aber umgehend nach Jerusalem, wo er seit 1955 als Mitarbeiter für Yad Vashem tätig ist.

Die österreichischen Juden von 1938 waren in ihrer Mehrheit keine Zionisten, und soweit sie überhaupt an Auswanderung dachten, dachten sie an alle möglichen Auswanderungsländer, keineswegs in erster Linie an Palästina. Erst durch den NS-Terror erhielt der Zionismus ungeahnten Auftrieb. Über die damit bereits vorgezeichnete „unheilige Allianz“ zwischen den mit amtlicher Vollmacht agierenden Vorkämpfern eines rassenreinen „Großdeutschen Reiches“ auf der einen Seite und den kaum weniger stolzen zionistischen Funktionären auf der anderen Seite bei der bald darauf im großen Stil anliefenden „Aussiedlung“ auch der nichtzionistischen Juden aus Österreich hätte man von einem anderen Autor, einem völlig Unbeteiligten oder beispielsweise einem heute wieder in Österreich lebenden nichtzionistischen Juden, möglicherweise mehr und anderes erfahren als von Herbert Rosenkranz. Sicherlich auch heute noch Zionist, brachte er für die zum Teil selbst — trotz heftiger Kritik aus eigenen Reihen — kräftig „Schicksal spielenden“ Spitzenvertreter des Wiener Zionismus und der örtlichen Kultusgemeinde auch dann noch bemerkenswert viel Verständnis auf, als diese nicht mehr nur über Auswanderung oder Nicht-Auswanderung in konkreten Einzelfällen zu entscheiden hatten, sondern bereits über „Verschickung“ oder Nicht-„Verschickung“ nach dem Osten — sprich: über Leben oder Tod — ganzer Sammeltransporte.

Rosenkranz fiel anscheinend auch nicht weiter auf, daß die — seiner Meinung nach — selbst hinters Licht geführten obersten jüdischen Handlanger der Eichmann und Konsorten den hauptsächlich aus finanziellen oder Altersgründen nicht mehr rechtzeitig ausgewanderten Rest ihrer Glaubensgenossen, darunter ein überproportionaler Anteil auf sich allein gestellter älterer Frauen, selbst in dieser Verzweiflungssituation immer noch lediglich zur Wahrung der Dis-

ziplin ermahnten und ihm mit allerhand wohlklingenden Parolen Sand in die Augen streuten, während sie — unter Aufbietung aller ihnen noch verbliebenen Mittel — ihre Angehörigen, ihre politischen Freunde und, nicht zuletzt, sich selbst bis zum Schluß vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren suchten: Einer der führenden Vertreter, der 1938, vorübergehend inhaftiert, für Eichmann einen Plan zur völligen „Entjudung“ der „Ostmark“ ausgearbeitet hatte und, während er andere der heimlichen Zusammenarbeit mit den Nazibehörden verdächtigte, offenbar bis zum bitteren Ende zur vollen Zufriedenheit des Reichssicherheitshauptamtes



ANTISEMITISCHE AUSSCHREITUNGEN gab es in Wien schon häufig vor dem „Anschluß“, vor Hitlers Einzug.

auch bei der dann ganz anders gekommenen „Lösung der Judenfrage“ mitgewirkt hatte, blieb bis Kriegsende als von der Gestapo installierter Judenältester der Stadt Wien in Amt und Würden.

In den letzten nach dem Osten abgegangenen Transporten, für das nicht als „Vernichtungslager“ eingestufte „Privilegierten- und Altersgetto“ Theresienstadt bestimmt, befanden sich außer den 1500 Angestellten der Kultusgemeinde und deren Angehörigen nach Rosenkranz nur noch Prominente und deren Familienanhang: al-

les, „was im ‚jüdischen Wien‘ Rang und Namen hatte“. Lediglich über den berüchtigten Jüdischen Ordnungsdienst — formell nur der Büttel der jüdischen Selbstverwaltung, de facto aber in erster Linie der Sicherheitspolizei und dem SD direkt verantwortlich und daher in seinen Entschlüssen häufig sehr selbständig — finden sich bei Rosenkranz einige deutliche Sätze; danach hat es den Anschein, als sei die „Jupo“ in Wien — ähnlich wie in Warschau und in anderen großen Gettos des Ostens — wegen ihrer willkürlichen Selektionspraktiken und ihrer permanent unter Beweis zu stellenden „beruflichen Tüchtigkeit“, vor allem ihrer „Unnachgiebigkeit“ und „Härte“, zeitweise noch mehr gefürchtet gewesen als die deutsche „Gestapo“.

Von solchen positionsbedingten Schwächen abgesehen, dürfte Rosenkranz' Darstellung jedoch ein bemerkenswert objektives, treffendes, fast schon zu „neutrales“ Bild von den Ereignissen vermitteln. Vieles liest sich bei ihm wie eine x-beliebige Verbandsgeschichte, mit allen in Verbänden offenbar unausbleiblichen Sezessions- und Reintegrationsbestrebungen, personalpolitischen Querelen, Richtungskämpfen, mit meist sehr kurzatmigen gemeinsamen philanthropischen Anstrengungen und mit der chronischen Finanzmisere als ständigem Hintergrund. Angesichts der Fülle dieser bis in alle Verästelungen nachgezeichneten, häufig einander konterkarierenden, wenig später allesamt zu einem so grausigen Scheitern verurteilten Bemühungen muß man sich vielmehr oft als Leser erst selbst in Erinnerung rufen, daß es sich hier doch um eine Schilderung der Situation des österreichischen Judentums am Vorabend des „Holocausts“ handelt, und sich selbst vergegenwärtigen, wie viele der aufgezahlten, oft sehr „menschlich“ motivierten Einzelaktivitäten keine „genialen Schachzüge“ waren, wie ihre Urheber meinten, sondern nur noch allerletzte untaugliche Versuche am falschen Objekt. Rosenkranz sagt es nicht selbst, aber man spürt es aus vielen seiner Zeilen; daß es — sogar noch nach den bekannten schlechten Erfahrungen der Westmächte — einmal auch so etwas wie eine jüdische Appeasement-Politik gegenüber den Nazis gegeben hat.

Rosenkranz weist überzeugend nach, daß Berlin den örtlichen Autoritäten in Wien weitgehend freie Hand ließ, was diese in aller Regel zu einem, wenn möglich, noch „schneldigeren“ Vorgehen gegen die Juden nutzten. Von den ersten „Reibaktionen“ und Synagogenplünderungen noch in den Tagen des „Anschlusses“ bis zu den zur „Wiener Hetz“ umfunktionierten „Judenhatzen“, für die sich insbesondere viele WienerInnen begeistert haben sollen, läßt Rosenkranz wenig aus, woran sich das nicht erst seit Karl Kraus und Qualtinger in Verruf geratene „Goldene Wiener Herz“ in den Jahren 1938/39 erfreute. Er zitiert aber auch, von Anfang an, die aktenkundig gewordene interne Kritik an den schlechten „stimmungsmäßigen Auswirkungen“ zahlreicher offensichtlich gesetzwidriger „spontaner“ Parteilaktionen beim rechtlich gesinnten Teil der Bevölkerung, insbesondere in der Provinz.

HANS-HEINRICH WILHELM



On Austrian Antisemitism (1870-1938)

# Hitlers Lehrmeister

Von Joachim Riedl

Gemesenen Schritts erklomm der große Abgeordnete Jiratschek das Rednerpult im Wiener Parlament, heftiges Schluchzen schnürte seine Stimme ab, ergriffen rief er schließlich in den Saal: „Wotan weit unter uns!“

Soeben hatte der österreichische Bundeskanzler Doktor Scherzinger die Verfassungsänderung zur „Ausweisung der nichtarischen, deutlicher gesagt, der jüdischen Bevölkerung“ verkündet. „Entweder wir oder die Juden!“ donnerte die Stimme des Kanzlers: „Ist nicht auch der Rosenkäufer ein an sich schönes, wertvolles Geschöpf, und wird er von dem sorgsamem Gärtner nicht trotzdem vertilgt, weil ihm die Rose nähersteht als der Käfer?“ Land und Leute jubelten; ein stiller, endlos langer Zug Vertriebener verließ die Stadt.

So stellte sich der erfolgreiche Wiener Schriftsteller und Journalist Hugo Bettauer bereits 1922 in dem satirischen Roman „Stadt ohne Juden“ die „Lösung der Judenfrage“ vor. Seit vielen Jahrzehnten hatten das österreichischen Antisemiten herbeigeseht; im untergehenden Reich der Habsburger-Monarchie ebenso wie im krisengeschüttelten Restösterreich der Ersten Republik. Politiker, Journalisten und Versammlungsredner, eine heillos zerstrittene und dennoch im Judentum geeinte Koalition aus christlichsozialen Kleinbürgern, vaterländischen Vereinsführern, treudeutschen Volksparrern, antiklerikalen Alledutschen, großdeutschen Landaristokraten und rebellierenden Provinzgelehrten schürte unermüdet die Hetzpropaganda. Selbst die österreichische Arbeiterbewegung war nicht frei von antisemitischen Reflexen.

Judenhaß, das war nach der kläglichen Niederlage des österreichischen Liberalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die schärfste und auch stets greifbarste Waffe in den politischen Kämpfen des überlebten verzagten Landes - gleichgültig, welcher Konflikt ausgetragen wurde. Mark Twain, der 1897 im Wiener Reichsrat den Tumult beim Sturz der Regierung miterlebte, notierte amüsiert: „Es sind keine Juden anwesend, Juden haben mit der Sache nichts zu schaffen, und dennoch werden sie für alles verantwortlich gemacht.“

Doch mit antisemitischen Parolen konnten die Parteien, aber auch die katholische Kirche, ihr Fußvolk mobilisieren und die Wortführer, der „schöne Karl“ oder der „heilige Ritter Georg“, erwarben sich die Bewunderung der kleinen Leute. Die vielvokale Metropole Wien, Zentrum eines Staates, der zwölf Nationen vereinigte, war - lange bevor Adolf Hitler seine „Wiener Lehr- und Leidensjahre“ (1908-1913) antrat - eine Wiege des politischen Antisemitismus und geistiger Nährboden der nationalsozialistischen Massenmörder.

Es ist dies das häßliche Geheimnis des modernen Österreich, daß Hitlers Lehrer im Wien der Jahrhundertwende bereits erdacht und ausgesprochen hatten, was der Déclassé aus Braunau am Inn in die Tat umsetzen sollte. Sie sind die Gedanken-täter, die Hitler und seinen österreichischen Kameraden ihr ideologisches Rüstzeug mit auf den Weg gaben. Der Rest der verdängten österreichischen Geschichte ist eine Konsequenz davon: daß überdurchschnittlich viele Österreicher in der Ver-nichtungsmaschinerie des Dritten Reiches Schuld auf sich luden; daß sich die Alpenrepublik nach 1945 in der Pose des Opfers heimlich aus der Verantwortung fortgestohlen hat; daß der verholene Antisemitismus, bis hin zu den Ereignissen um die Wahlkampagne von Kurt Waldheim, unausrottbare erscheint.

Immer wieder ist Wien der Ausgangspunkt. Adolf Hitler selbst hat das keineswegs geleugnet. In „Mein Kampf“ schrieb er: „In dieser Zeit bildete sich in mir ein Weltbild und eine Weltanschauung, die zum granitnen Fundament meines derzeitigen Handelns wurde. Ich habe zu dem, was ich einst mir so schuf, nur wenig hinzulernen gemußt, zu ändern brauchte ich nichts ... Wien aber war und blieb für mich die schwerste, wenn auch gründlichste Schule meines Lebens.“

Der verstorbene Historiker Friedrich Heer rekonstruierte in einer umfangreichen „Anatomie einer politischen Religiosität“ („Der Glaube des Adolf Hitler“) minutiös, wie selbst die aberwitzigsten Phantastereien österreichischer Antisemiten bei Hitler ihren Niederschlag und in ihm ihren Vollstrecker fanden. Seine Persönlichkeit, so behauptete Heer, verriet „bis in ihre letzten Erdenta-ge die Prägnanz und Eindrücke ... die der junge Hitler in sich aufnahm: begierig wie ein Schwamm, mit einem enormen Haftvermögen.“

Wien, die Stadt ohne Juden, wie sie der Schrift-steller Bettauer geschildert hatte - das war 1922, im Erscheinungsjahr des Romans, eine gespenst-liche Vision. Knapp 220 000 Juden, zehn Prozent der Bevölkerung, lebten damals in Wien - schteil- Juden, die mittellosen Flüchtlinge aus den ver-lorengegangenen Ostprovinzen der Monarchie, Handwerker, Händler, Intellektuelle, Künstler, Großbürger; sie alle prägen das Erscheinungsbild der Stadt, die für kurze Zeit zum Zentrum der Diaspora geworden war. Bettauer prophezeite der Stadt, was ein „jüdenfreies“ Wien zu erwarten hatte: es „verdorft“.

Der schmale Band wurde binnen kurzer Zeit zu einem gigantischen Erfolg: Zu genau hatte Bettau-er den Tenor der Zeit getroffen, zu deutlich waren die kaum verschlüsselten Figuren wiederzuerken-nen, zu klar das Echo der Zitate aus der antisemi-tischen Praxis ...

Der Autor bezahlte seine Provokation mit dem Leben. Er war das erste jüdische Opfer, das die „Hakenkreuzer“, wie die Österreicher anfänglich ihre Nationalsozialisten nannten, ermordeten. Am 10. März 1925 betrat der Zahnarzt Otto Rothstock das Arbeitszimmer des populären Pu-blizisten und tötete „den schmierenden Säu-ger“ mit fünf Schüssen aus seiner Pistole. Der Prozeß gegen den Mörder geriet zur antisemitischen De-monstration. Rothstock berief sich darauf, anti-

seiner Zorn habe ihn „zur Gänze der Sinne be-raubt“. Das Gericht sprach ihn frei; nach 20 Mo-naten wurde er aus einer psychiatrischen Klinik entlassen und zog nach Deutschland.

Die „Stadt ohne Juden“ blieb unvergessen. Am 30. November 1938, acht Monate nach dem „An-schluß“, beging Wien erstmals den „Tag der na-tionalen Solidarität“; über die verbliebenen Juden - 50 000 hatten die Stadt bereits verlassen müssen - wurde ein Ausgehverbot verhängt. Der „Völki-sche Beobachter“ gedachte an diesem Tag des er-mordeten Schriftstellers: „Ein ahnungsloser Eng-el“, höhnte der erste Gauleiter von Wien.

Nun wurden die alten Drohungen wahr, die „dröhnenden Akkorde eines nationalen Gebets“ (Joseph Goebbels im Großdeutschen Rundfunk über den Einzug Hitlers in Wien) wurden erhört, der „unerbittliche Kampf gegen Alljuda in der Ostmark“ („Stürmer“) hatte begonnen. Bereits am 23. März 1938 meldete die „New York Times“ aus Wien: „In den ersten 14 Tagen ist es den Natio-nalsozialisten hier gelungen, die Juden einem un-endlich härteren Regime zu unterwerfen, als das in Deutschland in Jahren möglich war.“

Der Wiener Boden war freilich von Generatio-nen von Antisemiten aller Schattierungen vorbe-reitet worden. Zuerst hatte die katholische Kirche den Antisemitismus als politisches Instrument im Kampf gegen den Zentralismus des Habsburger Herrscherhauses entdeckt. Die jüdische Bevölke-rung der österreichisch-ungarischen Monarchie er-erblickte seit dem Toleranzpatent des aufgeklärten Joseph II. in den Kaisern ihren obersten Schutz-herren, dem sie sich in unerschütterlicher Loyalität verbunden fühlte. Vor allem der philosemitische Franz Joseph I. wurde von seinen hungernden Untertanen in der jüdisch-galizischen Grenzpro-vinz mit nahezu kindlicher Bewunderung verehrt. Der Dichter Joseph Roth beispielsweise, aus der Grenzstadt Brody gebürtig, bewahrte sich sein Leben lang einen schwärmerischen, romantischen Monarchismus; fern jeglicher Realität, sah er nur in der patriarchalischen Staatsidee des greisen Lan-desvaters Rettung vor der antisemitischen Bedro-hung und dem Untergang im Nationalsozialismus.

In gleichem Maß jedoch, in dem in der liberalen Epoche die Macht der katholischen Kirche zu-rückgedrängt wurde, nutzten die klerikalischen Kräfte der Monarchie - mit stillschweigender Unter-stützung des Vatikans - den Judentum für ihre po-litische Agitation. Die liberale Partei wurde in Öster-reich immer mit dem jüdischen Großbürgertum gleichgesetzt. Nun wurde den Juden die Schuld an allen Krisen des Habsburger Reiches zugeschoben. Es entstand eine unausrottbare Dolchstoßlegende: Die liberalen, jüdischen Berater des Kaisers hätten den Niedergang der Monarchie zu verantworten. Der kaiserliche Diplomat Julius von Stepski et-wa, ein Großdeutscher, der unter anderem k.k. Konsul in Port Said war, bediente sich dieser anti-semitischen Flüsterpropaganda in seiner Autobi-ographie „Geschichte und Intrige“ (Wien, 1940). Er beschrieb darin die Tarekabende Franz Josephs im Haus der Hofschauspielerin Katharina Schratz, „bei denen der Kaiser gewohnheitsmäßig mit Ju-den zusammenkam“. Dadurch, so Stepski, kam es zu einem „Einbruch der jüdischen Mentalität“, zu „intellektueller Verseuchung“ und zur „selbst-verständlich immer bestrittenen geistigen Verjudung, die vielfach auch zu blutsmäßiger Bastardisierung führte“.

So „war es beispielsweise möglich, daß unter den ganz jungen Diplomaten, die am Ballhaus-platz das bewußte Ultimatum an Serbien ausk-lagerten (das nach dem Attentat auf den Thronfol-ger Franz Ferdinand in Sarajewo zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs geführt hatte, Anm.), sich ein gräflicher Halbjuden und zwei geadelte Volljuden befanden. Einer von ihnen hatte sogar die aller-höchste Genehmigung erhalten, den Staatsbeam-teten statt auf das Kreuzifix auf die Thora schwö-ren zu dürfen“.

Gegen das liberale „jüdische“ Bürgertum formierte sich von 1870 an verstärkt eine klerikal-feudale Opposition, die inner-halb kurzer Zeit die Macht übernahm. Nach zahllosen Fraktionierungen und Richtungs-kämpfen wuchs daraus die christlichsoziale Partei des Volkstribunen Karl Lueger, als „schöner Karl“ der Abgott der Wiener Kleinbürger. Zwar warnte noch einer der Väter der Partei, Karl von Vog-elang, dessen katholische Soziallehre in die päpstli-che Enzyklika „Rerum novarum“ Aufnahme fand, vor den rabiaten antisemitischen Tönen, die über-aller begeisterten Wiederhall fanden, doch seine Schüler und Mitstreiter kümmerte das wenig. Der Parteifunktionär Ernest Schneider forderte bald ein „Schußgeld für Juden“. Der Vogelsang-Schüler Anton Orel erkannte, daß „der Jude überall als Träger, Verbreiter und Führer aller zersetzenden Bestrebungen auftritt ... deshalb wird der große Kampf zwischen Recht und Unrecht ... ein Kampf zwischen Christentum und Judentum“. Der Wiener Volksprediger Josef Deckert, populär als „Pfarrer von Weinhaus“, ging einen Schritt weiter: „Die Juden müssen für die christlichen Völker unschädlich gemacht werden“, die Eman-zipation der Juden müsse zurückgenommen wer-den. Der „tapfere Gottesstreiter“ hetzte von seiner Vorstadtkanzel gegen Ritualmörder, Blutsauger, ewige Sheylock-Naturen, - selbst der Rassenanti-semitismus war für ihn mit der katholischen Lehre vereinbar.

Vergänglich appellierte 1895 der Prager Kardinal Franz Graf Schönborn an den Papst, er möge die vaterländische Unterstützung für die österreichi-schen Christlichsozialen und ihren „Antisemitis-mus in seiner abstoßendsten Form“ einstellen. Den Schreibtisch des Heiligen Vaters zierte bereits ein Porträtfoto von Karl Lueger.

Kleine Gewerbetreibende, Hausbesitzer, Lehrer und Beamte hatten den abgefallenen Liberalen zum Bürgermeister von Wien gewählt - die erste Machtposition war erobert; allerdings bestätigte ihn der Kaiser erst zwei Jahre nach der Wahl in

seinem Amt. Lueger war populär und intolerant, ein kleinbürgerlicher Chauvinist, der sich in der Sprache der Kutscher und Heurigungsänger die Herzen eroberte. Dröhnend jonglierte er mit den antisemitischen Parolen: „Die Juden sind der Lindwurm, der die Deutschen in Fesseln geschla-gen hat ... dieser Lindwurm muß erlegt wer-den.“ Bis zu seinem Tod im Jahr 1910 war er der unumschränkte „Herr von Wien“, und Luegers Partei wurde zur stärksten Kraft im Staat.

Im Jahr 1900 erschien die seltsamste Huldigung auf den christlichsozialen Parteiführer, eine soziale Utopie, in der Lueger, der erste „Staatsobrist“ und „Führer der Ostmark“, zum Retter der „Vereinigten Oststaaten“, eines föderalistischen Groß-Österreichs, erwacht. Diese erschreckend zu-kunftsweisende Schrift stammte von dem Reichs-ratsabgeordneten und Prälaten Joseph Scheicher, einem steirischen Bergbauernsohn, der mit rebelli-scher Kampflust von sich reden machte. In Wien, so Scheicher, herrsche große Not: „Alles gehört den Plattfüßlern, wo man hinspuckt - nichts als Ju-den.“ Die jüdische Zinsknechtschaft habe die „Christen verschlakt und unterjocht“, jüdische Mädchenhändler „marnen eine Person jahrelang, bis sie an Läuse, Krätze, Syphilis und Ekel lang-sam verschmachtet“.

Im Kreise seiner Tischgesellschaft im Michaeler Bierhaus entwarf Scheicher einen Modellfall, wie Lueger und „seine Brüder“ das Land vor dem drohenden Untergang bewahren könnten: Die Ju-den werden vertrieben. „Wir haben aufgeräumt. Wer sich gegen den Staat vergeht, wird unerbit-lich aufgehängt“, erklärten die Retter des Vater-landes. „Nun, wir haben einige tausend Galgen in Anspruch genommen. In Wien haben wir einmal dreihundert Juden und zwanzig Arier an einem Tag gehängt ... Hoch die Wiedergeburt des christlichen Volkes! Ja, Heil uns!“

Noch 1932, im heftigen Abwehrkampf gegen die ziellosen österreichischen Nationalsozialis-ten, erinnerte sich die „Reichspost“, das Organ der Christlichsozialen, wehmütig des ungestümen Volkstribuns: „Bei der Eroberung Wiens durch Lueger war eine der zündenden Ideen der Antise-mitismus.“ Der Schatten Luegers lag schwer auf der Stadt, bis Hitler in Wien Einzug hielt. „Die Verrohung mancher Volksteile, die durch Luegers Hetze herbeigeführt wurde“, meinte Albert Fuchs, einer der bedeutendsten zeitgenössischen Chronisten, „war eine der Vorbedingungen für den Masseneinfluß, den nachmals der Nationalso-zialismus in Österreich gewann.“ Die politische Gleichung von jüdischer Weltverschönerung in Gestalt des Finanzkapitals einerseits und „bolsche-wistischer Gefahr“ andererseits war aufgegangen.

Am 8. Juni wählen die Österreicher ein neues Staatsoberhaupt. Die Diskussion um Kurt Waldheim und seine Nazi-Vergangenheit weckte neuerlich die Diskussion um Österreichs verdrängte Schuld. Am häßlichsten Geheimnis des Alpenlandes wird jedoch nicht gerührt: Hitlers Ideen reifen im antisemitischen Klima seiner Heimat.

die 1934 ihr eigenes, autoritäres Regime errichtete, mit den Nationalsozialisten um die österreichi-schen Judenhaser. „Kein Antisemitismus im Drit-ten Reich“, denunzierte die „Reichspost“ am 17. März 1933 das junge Hitler-Regime im benachbar-ten Deutschland: „Jüdische Staatsbürger gelten wie andere Staatsbürger ... große Sprüche ... de facto großzügige Judenschutzaktionen.“ Wenig später forderte ein Leitartikel im nämlichen Blatt: „Zurückerobern!“ Es müsse den abgewanderten, begeisterten jungen Antisemiten klargemacht wer-den, daß es die Verdrehung „eines notorischen Sachverhaltes ist, wenn der Antisemitismus als eine Erfindung des Nationalsozialismus hingestellt“ wird.

Die Wege führen tatsächlich immer wieder zurück nach Wien. Auch wenn sie im Zeitschriftenladen der Leopoldine Bellendorfer in der Felberstraße 18 en-den. „Ich kaufte mir damals um wenige Heller die ersten antisemitischen Broschüren meines Le-bens“, erzählte Hitler in „Mein Kampf“. Er wohnte zu dieser Zeit in der Felberstraße 22/16. Eines Tages erschien der stellungslose Kunstma-ler Adolf Hitler im Büro des Georg Lanz von Liebenfels (ein Künstlername) und erbat zurück-liegende Exemplare der „Ostara. Bücherei der Blonden und Mannesrechtler“. Ihr Autor, Lanz, selbsternannter Erzpriester des „Ordinis Novi Templi“, schenkte ihm die gewünschten Hefte, und weil Hitler einen ärmlichen Eindruck machte, gab er dem schmachtigen Kerl noch zwei Kronen. Die beiden sahen einander nie wieder. Ihre Be-gnung zeitigte allerdings verhängnisvolle Folgen.

In der „Ostara“ predigte der Lehrersohn Lanz, einst Mönch des Zisterziensertages Heiligen-kreuz, der „von fleischerlicher Liebe erfährt“ worden war und „schändlich abfiel“ (Stiftschronik), eine aberwitzige, religiöse Rassenreinheitslehre. Die Menschheit ward in „Arierothen“ und „Tschandalen“, auch „Äfflinge“ oder „Schrätlinge“ genannt, geteilt, die in einen schicksalhaften Kampf ver-strickt waren. Nach dem „Weltgericht der Blon-den über die Äfflinge“ endet das unerbittliche Ringen mit der Liquidierung der „Tschandalen“.

In seinem Hauptwerk, der „Theozologie“, brachte Hitlers Lehrmeister „Kunde von den So-doms-Äfflingen und dem Götterelektron“. Die geht so: Zu Anbeginn war der „große Elektroze“ (= Urvater) mit seinen Göttermenschen, „lebendi-gen, elektrischen Kraft- und Sendestationen“. Sie gerieten in Streit mit den „Dämonozoen“, biologi-schen Ungeheuern. Dann kam der Sündenfall: Eva, die Elektrozeonbraut, ließ sich mit einem solchen Ungeheuer ein, und der Äffling war ge-zeugt; die Göttlichen verloren ihre „elektromagne-tisch-radiologischen“ Organe. So „wird klar, was die Erbsünde war, die ins Blut der Menschen übergegangen ist: Es war die Sodomit“. Nur durch „Ausrottung der Tiermenschchen und Ent-wicklung der höheren Neumenschen“ ließe sich das Arier-Elektron zurückgewinnen.

Nicht nur Hitler war von dieser okkulten Ras-senreligion fasziniert. Auch August Strindberg wurde bekehrt. Fra August, wie sich der „Magier des Nordens“ (Lanz über Strindberg) bald nennen durfte, vernahm die „Prophetenstimme“: „Ist das nicht das Licht selbst, so bleibt es eine Lichtquel-le.“ Lord Kitchener, der Feldherr des britischen Em-pire, las die „Ostara“-Hefte ebenso wie der k.k. Fregat-tenkapitän Friedrich Schwik-ker, Admiralstabschef der österreichisch-ungarischen Flotte, die 1900 zum Boxeraufstand nach China dampfte.

Die versponnenen Theo-rien des wohl skurrilsten al-ler Wiener Sonderlinge stie-ßen auf ein breites Echo. Auf ihrer Ordensburg, der Ruine Werfenstein, versam-elten sich die Tempelbrü-der häufig bei Würsteln, Bier und Tschandalenjagd, am Weihnachtstag 1907 hielten sie am Burgfried erstmals die Hakenkreuz-Fahne.

In seiner Studie „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ (Böhlau-Verlag), stieß der Psychoanalytiker Wil-fried Daim auf erstaunliche Parallelen zwischen dem ver-gessenen Lehrer und seinem berühmten Schüler. So for-dernten die Neutempler „Zuchtmütter“, die „in strenger Abgeschiedenheit le-ben“, in „Reservationen der blonden, heroischen Rasse“. Der „Kampf gegen den So-domsaffen“ bedürfte „Schüt-zenvereinigungen und bewaffneter Korps“, bestehend aus „Edelrassigen“, „denn sie haben sonnen-farbiges Haar und himmelblaue Augen“.

Die Endlösung in der „Ostara“: „Sie wollen den Klassenkampf, sie sollen den Rassenkampf haben. Rassenkampf von unserer Seite bis auf Kastrationsmesser.“ - „Ohne Thors niederschmetternden Wurfhammer wird es nicht gehen“ - „Bringt Fruja Opfer dar, ihr Göttersöhne. Auf, auf und bringt ihm dar die Schrättingskinder. Es ist der gewaltige Psalm, der zur Ausmerzung des Untermen-schens auffordert ...“

Der Wahnwitz hat durchaus Methode. „Wie immer in solchen Fällen begann ich nun zu versu-chen, mir die Zweifel durch Bücher zu beheben“, bekannte Hitler. Der Autor seiner Lektüre hieß Lanz von Liebenfels. Er lehrte: „Die Wurzel aller Krankheit ist die Rassenmischung.“ Zweifello-s: „Die Sünde wider Blut und Rasse ist die Erbsünde dieser Welt“ steht auf Seite 284 der Jubiläumsaus-gabe von „Mein Kampf“.

Der Schüler übertrumpfte seinen Lehrer: 1938 erteilte die Gestapo Lanz Schreibverbot. Der Leh-rer aber überlebte den Schüler: Er starb 1952 ver-gessen in der Stadt seines Wirkens.

Der merkwürdige Prophet aus Wien wußte je-doch, daß seine Lehre auf fruchtbaren Boden ge-fallen war: „Weißt Du, daß Hitler einer unserer Schüler ist“, jubelte er 1932 in einem Brief an einen Ordensbruder: „Du wirst es noch erleben, daß er u. dadurch auch wir siegen u. eine Bewe-gung entfachen werden, die die Welt erzittern macht. Heil Dir!“



Im März 1938 schmückte sich Wien für die „Heimkehr ins Reich“. Die Ideen waren freilich bodenständig.

Über Jahrzehnte das Glaubensbekenntnis der staatstragenden Christlichsozialen, prägte sie die Meinung der Leute im „christlichen Vaterland“.

Erfolgreich hatte die Partei so auch die Konkur-renz der Groß- und Alledutschen abgewehrt, die sich um den Waldviertler Reichsrats-Deputierten Georg Ritter von Schönerer scharten. „Was der Jude glaubt, ist einerlei, in der Rasse liegt die Schweißerei“, reimten die Anhänger des „Ritters Georg“. Sie zeigten ihre Gesinnung mit gehenkten Juden aus Silber, die von der Uhrkette baumelten, oder mit Spazierstöcken, die der bösarig verzerrte Kopf eines polnischen Juden zierte.

Ihr rabiaten Antisemitismus paarte sich mit schwärmerischer Verehrung für Otto von Bismarck und Richard Wagner, ihre Sehnsucht galt einem großdeutschen Vaterland, und immer hefti-ger verantraten sich diese Judenhaser gleichzeitig auch in eine antikatholische Los-von-Rom-Bewe-gung. Damit war freilich im treukatholischen Österreich wenig Staat zu machen, und nach kurzer Blüte zersplitterten die Antisemiten aus der Provinz in eine Unzahl untereinander rivalisieren-der Gruppierungen. Erst Hitler, der sich weit mehr dem Volkshelden Lueger als dem Radaubru-der Schönerer verpflichtet fühlte, einte wiederum das großdeutsche Potential.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie ent-lammte der christlichsoziale Antisemitismus mit erneuter Vehemenz. Der spätere Bundeskanzler Prälat Ignaz Seipel erklärte bereits 1919 einer ka-tholischen Wählerversammlung die „Judenfrage“: Zwar könnten die Magyaren und Finnen „durch

tenhändlern, Schleichhändlern und Wucherern“ sei „nicht nur die Not, sondern auch die Seuche un-serer Zeit“. Darum „christliches, deutsches Volk, sieh dich vor, sonst wirst du aus deiner Sorglosig-keit erwachen als Sklave im Judenstaat“.

Einen Monat nach dieser Rede, am 29. Novem-ber 1919, erörterte Kunschak im christlichsozialen Parlamentsklub seinen Entwurf für ein Gesetz zur Dissimilation der Juden, die aus allen öffentlichen Ämtern, aus Presse und Politik ausgeschaltet wer-den sollten. Sie müßten als eigene Nation ange-sehen werden, gleichgültig ob Mitglied der israeliti-schen Religionsgemeinschaft oder nicht. Prälat Seipel mahnte zur Vorsicht: Zur „Agitation“ wäre das Gesetz „gewiß gut“, es verstoße allerdings gegen den Friedensvertrag von Saint-Germain.

Wenn der erste Jude in die Isar geworfen wird, dann müssen auch in Wien und Budapest die Juden schwimmen“ for-derte im März 1921 Hermann Esser, ein Abgesandter Hitlers, bei einer Tagung des „Völkisch-Antisemitischen Kampfausschusses“ in der Volkshalle des Wiener Rathauses. Der An-schluß im gemeinsamen Rassenhaß war längst vollzogen. Der Grazer Oberst Zborowski don-nete bei der Abschlußkundgebung: „Im Kampf ge-gen das Judentum befindet sich das deutsche Volk in Notwehr und hat das Recht, alle Mittel anzu-wenden, selbst das Mittel des Pogroms.“ Das Po-lizeiprotokoll vermerkt an dieser Stelle „lebhaft zustimmende Zwischenrufe“ der 8000 Zuhörer. Skrupellos buhlte die katholische Staatspartei,

zenvereinigungen und bewaffneter Korps“, bestehend aus „Edelrassigen“, „denn sie haben sonnen-farbiges Haar und himmelblaue Augen“.

Die Endlösung in der „Ostara“: „Sie wollen den Klassenkampf, sie sollen den Rassenkampf haben. Rassenkampf von unserer Seite bis auf Kastrationsmesser.“ - „Ohne Thors niederschmetternden Wurfhammer wird es nicht gehen“ - „Bringt Fruja Opfer dar, ihr Göttersöhne. Auf, auf und bringt ihm dar die Schrättingskinder. Es ist der gewaltige Psalm, der zur Ausmerzung des Untermen-schens auffordert ...“

Der Wahnwitz hat durchaus Methode. „Wie immer in solchen Fällen begann ich nun zu versu-chen, mir die Zweifel durch Bücher zu beheben“, bekannte Hitler. Der Autor seiner Lektüre hieß Lanz von Liebenfels. Er lehrte: „Die Wurzel aller Krankheit ist die Rassenmischung.“ Zweifello-s: „Die Sünde wider Blut und Rasse ist die Erbsünde dieser Welt“ steht auf Seite 284 der Jubiläumsaus-gabe von „Mein Kampf“.

Der Schüler übertrumpfte seinen Lehrer: 1938 erteilte die Gestapo Lanz Schreibverbot. Der Leh-rer aber überlebte den Schüler: Er starb 1952 ver-gessen in der Stadt seines Wirkens.

Der merkwürdige Prophet aus Wien wußte je-doch, daß seine Lehre auf fruchtbaren Boden ge-fallen war: „Weißt Du, daß Hitler einer unserer Schüler ist“, jubelte er 1932 in einem Brief an einen Ordensbruder: „Du wirst es noch erleben, daß er u. dadurch auch wir siegen u. eine Bewe-gung entfachen werden, die die Welt erzittern macht. Heil Dir!“



# Retracing Jewish History In Austria

Eisenstadt's museum stirs emotions

By PAUL HOFMANN

ALMOST three centuries ago, Emperor Leopold I called a money expert, Samson Wertheimer, from Worms on the Rhine to Vienna to help him replenish his treasury, which had been exhausted by the Emperor's Turkish wars.

Wertheimer served the Hapsburgs for several years as financial adviser and was named chief rabbi of the Hapsburgs' Jewish subjects in Hungary and Bohemia. Because of his influence in high places, Wertheimer came to be called the Jewish emperor. Wertheimer retired in Eisenstadt, near the border between Austria and Hungary, and built himself a mansion with a private synagogue.

Haydn devotees have long made pilgrimages to Eisenstadt, to the Baroque castle where Franz Joseph Haydn conducted concerts for the Esterhazy princes for nearly three decades. Nearby, the restored Wertheimer House, with its intimate synagogue, provides an impressive setting for the Austrian Jewish Museum.



The New York Times/Jan. 17, 1988

Seven Communes of Jewish settlement in Western Hungary. There were 8,000 Jewish residents in the Burgenland in the middle of the 19th century, and there were still 3,400 in 1934. A 1951 census showed that only 39 Jews were still residing in the Burgenland. Today there are hardly more.

From the yellow facade of the Eisenstadt castle with its stone busts of 18 Hungarian military leaders (including two Esterhazys) and grotesques by Italian stucco artists, walk a few hundred feet to the left, up an inclined lane and through an archway. You are entering the former ghetto known as Unterberg-Eisenstadt, which from 1732 to 1938 formed a separate municipality with its own mayor.

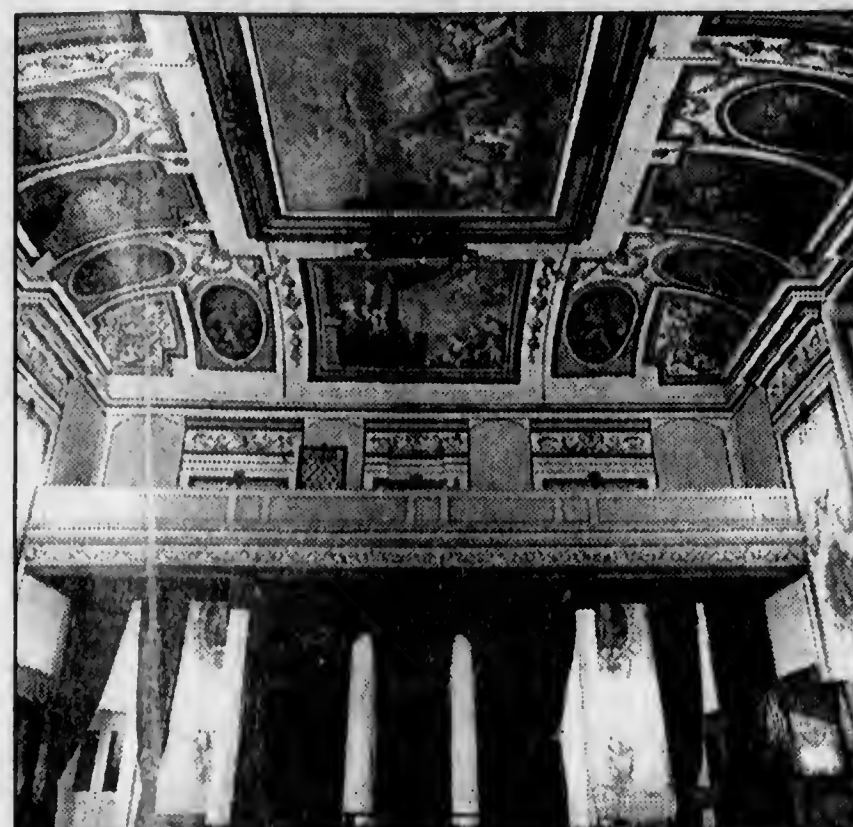
Nazi mobs ravaged the neighborhood after Hitler's takeover of Austria in 1938. After World War II, the Burgenland authorities had the ghetto restored, built a museum devoted to the region's archeology, natural history and folklore there and gave support to a project for a Jewish Museum. The restored Wertheimer House was chosen as its site, and the local Red Cross chapter, which was occupying part of the building, was relocated.

The visitor who emerges from the archway leading into the Unterberg section sees at the nearest corner of the Wertheimer House a stone pillar with an iron chain attached to it. The chain once served to bar access to and from the ghetto at night.

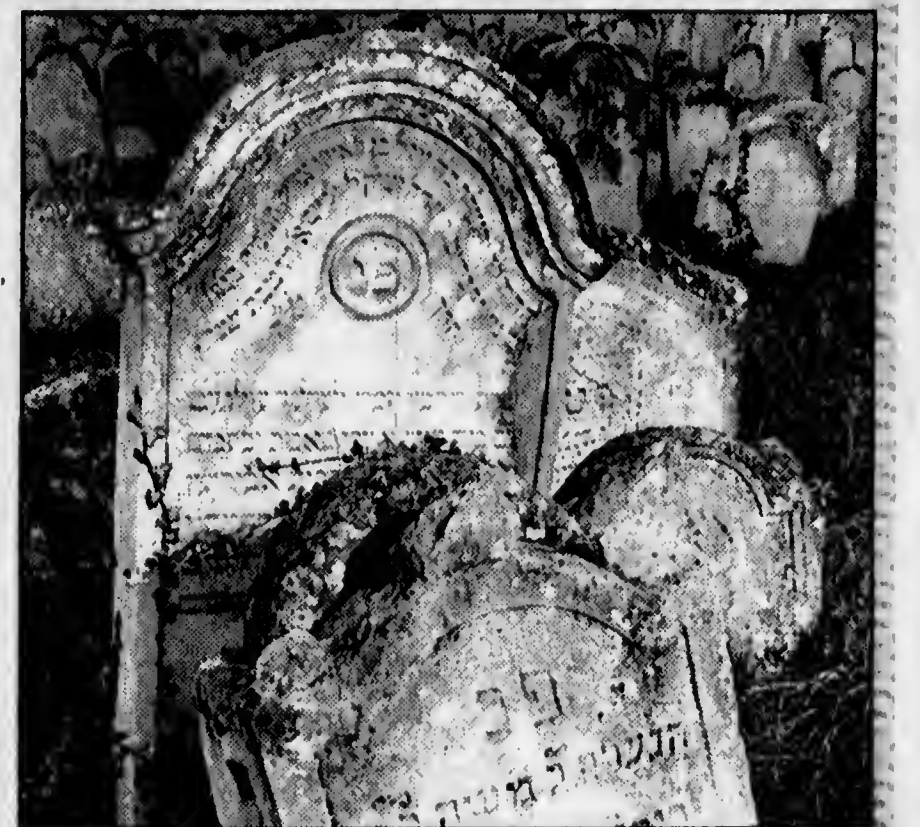
A plastic-bound visitor's book in the reception area of the Jewish Museum makes fascinating reading. The first page bears the signatures of Rudolf Kirchschräger, the re-



Eisenstadt is the capital of the Burgenland region, which was transferred to Austria from Hungary in 1921.



The ceiling of Esterhazy Castle's Haydn Hall, left. A reconstructed Jewish cemetery, right.



Photographs by Herlinde Koelbl

A visit to the Jewish Museum will stir deep emotions, particularly at a time when recent events are confronting the Austrians with the history of anti-Semitism in their country. The five-year-old museum retraces the fortunes and fate of Jews in Austria from the Roman Empire to Hitler. Archeological finds from long-vanished Jewish cemeteries and houses, documents, pictures and other material are displayed in a total of 11,000 feet of floor space on three levels.

Today, only two Jewish families live in Eisenstadt, a town of 10,500 population 31 miles southeast of Vienna. Set amid vineyards and forests on a hillside overlooking the Hungarian lowlands, Eisenstadt is the smallest of Austria's nine regional capitals. The area that is administered from Eisenstadt is the Burgenland (Castle Country), which in 1921 was transferred from Hungary to Austria.

While an Austrian version of German is the dominant language in Eisenstadt, one occasionally hears Hungarian and Croatian spoken. The town was once one of the historic

PAUL HOFMANN, a former Rome bureau chief of The Times, is the author of "The Viennese" to be published by Doubleday.

spected predecessor to President Kurt Waldheim, and of Richard von Weizsäcker, President of West Germany. There are many entries in Hebrew, and signatures with addresses from New York to Los Angeles and from Rio de Janeiro to Jerusalem. A message in bold handwriting, dated April 29, 1987, is by Waldheim, who has been accused of in-

volvement in Nazi war crimes when he was an officer in the German Army in World War II. He wrote that he was "very impressed by what I saw," and expressed "all good wishes for the future, in peace."

The Eisenstadt museum is the only collection devoted to the entirety of Austrian Jewish matters, according to its organizers, who compare it with the Museum of the Jewish Diaspora in Tel Aviv. Exhibits cover the Jewish presence in the Danubian lands in antiquity, medieval synagogues and ritual slaughterhouses and the history of Jewish settlements in the area. There are several headstones from old Jewish cemeteries in Austria.

One panel display focuses on the Tolerance Edict, which Emperor Joseph II, a son of the Enlightenment, issued in 1782. He extended civil liberties to Jews, prohibited all outward signs of discrimination, and opened all schools and professions to the Jews. However, the Emperor also compelled Jews to adopt German-sounding surnames and did not allow them to organize themselves into religious communities.

The flourishing of Jewish intellectual life in the Austria-Hungary of Emperor Francis Joseph, especially in turn-of-the-century Vienna, is amply documented; so is the simultaneous surge of anti-Semitism. One section shows the development of Zionism from its beginnings in Eastern Europe to the pioneer work of Theodor Herzl, who, though born in Hungary, considered Vienna his home, and to the foundation of the State of Israel. Newspaper clippings, books, pictures and other materials recall the great Jewish Viennese writers and scientists, from the playwright Arthur Schnitzler to Sigmund Freud.

The entire third floor of the Wertheimer House, not yet completely organized, is devoted to a wealth of documentation regarding the Nazi horrors. German passports with the red letter J (for Jude, or Jew) stamped into it, the yellow stars that Jews were forced by the Nazis to wear, concentration camp money and other items, together with many grisly photos, are reminders of the brutalities committed by the Hitler regime and of the Holocaust.

The small synagogue in the Wertheimer House, an architectural gem in late-Renaissance style, with marble columns, a gilt chandelier and a wooden floor, is at present being used for both liturgical and informational purposes. Jewish visitors sometimes hold services in it, and Gentiles who visit it are, as a museum folder says, "informed on as well as in modern times."

Continued on Page 41

## Visiting Eisenstadt, and a show in Vienna

### Getting There

The Austrian postal service's passenger buses leave for Eisenstadt from the Wien Mitte bus terminal near the Hilton Wien Hotel off Vienna's Ringstrasse hourly between 6 A.M. and 11:40 P.M. The bus trip between Vienna and Eisenstadt, with a few intermediate stops, takes 80 minutes, and costs about \$6.20, one way. Children between 6 and 15 ride for half price. Those younger than 6 ride for free.

For a visit to the Jewish Museum, get out in Eisenstadt at Schlossplatz (Castle Square). For the return trip to Vienna, board the bus at the Domplatz (Cathedral Square) bus terminal in downtown Eisenstadt. Hourly departures until 8:45 P.M., with extra runs early afternoon.

### Sights

The Austrian Jewish Museum (6 Unterbergstrasse; telephone 51 45) is open from 10 A.M. to 5 P.M. Tuesday through Sunday from May 15 to late October. Until May 15, the museum is opened for groups if a request is received at least a week before the desired date. Admission is about \$2; for members of groups, about \$1.60; children 12 or younger, 40 cents.

The Jewish Cemetery is at the corner of Wertheimerstrasse and Parkgasse in the for-

mer ghetto. For admission, inquire at the Jewish Museum.

Of the Haydn memorials, Esterhazy Castle (telephone 33 84) is open from 9 A.M. to 4:30 P.M. daily. Guided tours are given every hour if at least 10 participants are present. Admission is about 80 cents. The Haydn Museum (21 Haydngasse; 26 52) is open from 9 A.M. to noon and from 1 to 5 P.M. from April 3 until the end of October. Admission is about \$1.20; senior citizens and children about 70 cents. The Haydn Tomb (52 53) in the Bergkirche is on Kalvarienbergplatz in the Oberberg section of Eisenstadt. It is open from 9 A.M. to noon and from 2 to 5 P.M. daily from April 1, 1988, until the end of October. For visits between November and March, call for an appointment.

### Hotels

At the Burgenland (1 Schubertplatz; 55 21) double rooms with bath and breakfast, cost about \$80. The hotel is modern, with a swimming pool, two restaurants and a cafe. The Parkhotel Mikschi (38 Haydngasse; 43 61) has double rooms with bath at about \$66, including breakfast.

### Restaurants

Zum Haydnhaus (24 Haydngasse; 46 36) serves schnitzel, goulash, paprika chicken

and heady local wines. A three-course lunch will cost \$20 to \$25 a person. Schlossstaverne (5 Esterhazyplatz; 31 02) is in the former princely mews opposite the castle. The touristy restaurant serves satisfactory Viennese-Hungarian cuisine accompanied by gypsy music. Full dinner is about \$30 a person; snacks are served all day.

### Information

Contact the Eisenstadt Tourist Office (35 Hauptstrasse, A-7000 Eisenstadt, Austria; 55 07) or the Austrian National Tourist Office, 500 Fifth Avenue, Suite 2009, New York, N.Y. 10110; 212-944-6880.

### 'Jewry in Vienna'

An exhibition currently in Vienna (through June 5) at the Historical Museum of the City of Vienna (Karlplatz; 65 87 47) presents a large private collection illustrating Jewish life in that city. On display are historic objects from Jewish homes and houses of worship in Vienna, as well as books, parchments, charts, artworks and handicrafts, all assembled over the last three decades by the collector Max Berger.

The museum is open from 9 A.M. to 4:30 P.M. Tuesday through Sunday. Admission is \$1.20; for children and students 47 cents.

P.H.

# CHINA

The Great Wall at great savings.

Pacific Delight Tours, #1 to China and the Orient, offers you the best quality at the best value with our China Value Vacations. This affordable, off-peak program with 12 fully escorted tours, ranging from 14-24 days, takes you to the Golden Route cities, the Stone Forest, the Grand Canal, and more. Travel November through April, without the crowds, as you cruise the Yangtze River, and travel on through Hong Kong, Japan, Bangkok and Singapore in deluxe/first class accommodations. Affordable luxury continues with Pacific Delight. Send for our color brochures. Then see your travel agent.

Pacific Delight Tours, Inc.  
132 Madison Avenue, New York, NY 10016  
(212) 694-7707 (NY & AK) or toll-free (800) 221-7179 (U.S. & Canada)  
Yes, I would like to save with your China Value Vacations program.  
I would also like to experience your world of difference.

NYT 1/17

Super Deluxe	Deluxe	Affordable
China Experience*	China Focus*	Hong Kong and Beyond*
Orient Escapade*	Orient Experience*	Bangkok and Beyond*
South Pacific Escapade*	China & Orient	
Scandinavian Vistas*	Delight Vacations*	
	Asian Delight*	

Name \_\_\_\_\_  
Address \_\_\_\_\_  
City \_\_\_\_\_ State \_\_\_\_\_ Zip \_\_\_\_\_

My travel agent is \_\_\_\_\_

**PACIFIC DELIGHT TOURS, INC.**  
BRINGING YOU A WORLD OF DIFFERENCE.

# ALASKA CRUISES From \$915\*

## Hurry! Book Early and Save up to \$400 per cabin.

This May to September, explore more of Alaska with Regency Cruises. Along with Ketchikan, Juneau and Skagway, we've added a fourth port - the old Russian settlement of Sitka. Plus the breathtaking Glacier Route, the Inside Passage and magnificent Columbia Glacier. And, if you book by Feb. 1, you can cruise for as little as \$915 per person!

Experience comfort, spaciousness, fine continental cuisine, and European service aboard the REGENT STAR.

### 11-14 day Cruise Tours from 1345\*!

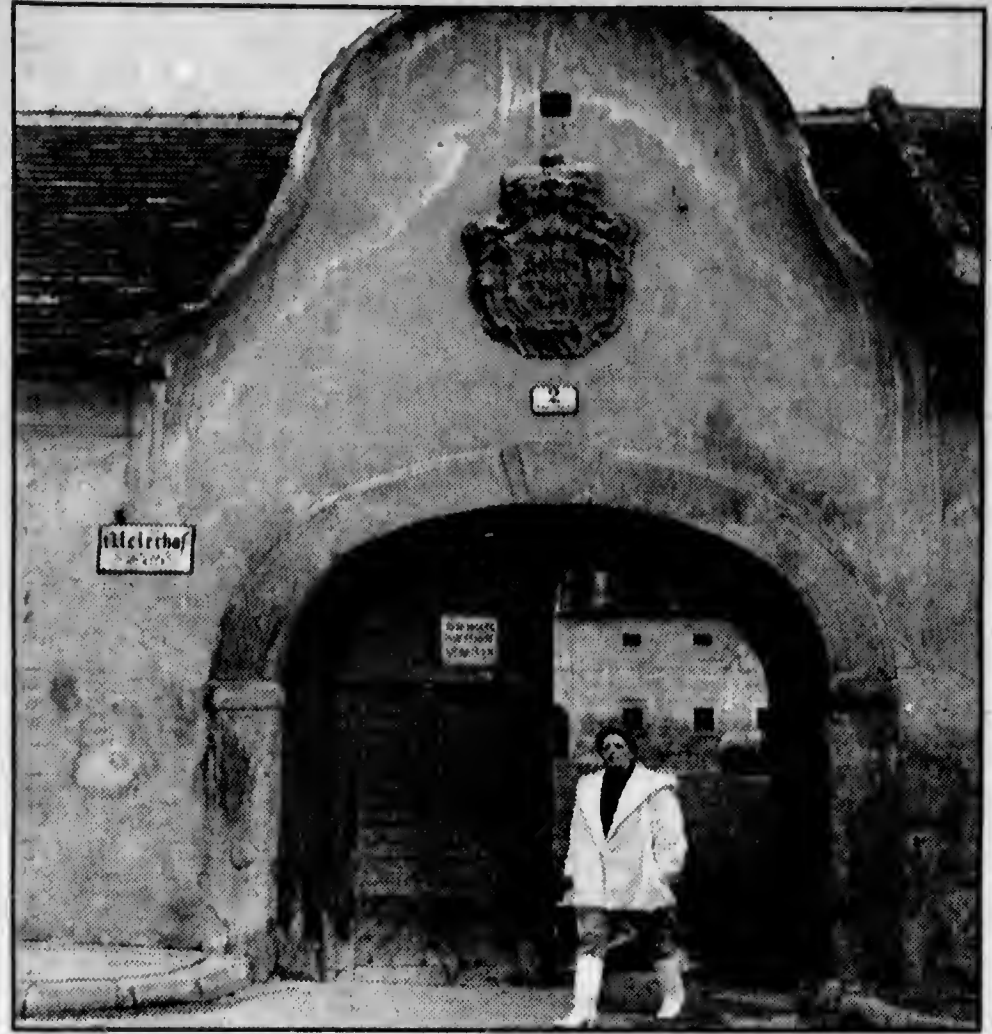
Choose from 6 fabulous land tours and visit Anchorage, Denali Park and Mt. McKinley, with the opportunity to see Fairbanks, Valdez and Prudhoe Bay at the Arctic Circle. You'll see more of Alaska's magnificent interior at unbeatable rates! See your travel agent or contact Regency Cruises for a free 24-page brochure. 260 Madison Avenue, New York, NY 10016 (212) 972-4499.

\*Prices are per person double occupancy and include early booking discount. Early booking savings depend on cabin category and must be under deposit by 2/1/88. Attractively priced air add-ons available. Ship's Registry: Bahamas

**REGENCY CRUISES**



# Austria



Herlinda Koelbl

On the Haydnasse in Eisenstadt.

Continued From Page 19

the spot of the major tenets of the Jewish faith." The synagogue serves also as a repository for ritual objects recovered in various parts of Austria. In the northwestern part of the former ghetto, a Jewish cemetery (actually, a reconstruction of two cemeteries used by Eisenstadt Jews at different periods) can be visited. The Nazis devastated the gravestones in 1938 and eventually used many headstones to build antitank defenses when the Soviet forces were advancing from the east at the end of World War II.

After the war, recovered headstones were put back in place. Rows of stones, some carrying the Star of David over their Hebrew inscriptions, huddle under elm trees in which finches and thrushes warble.

Visitors to Eisenstadt will want to see the sites where Haydn lived and made music between 1761 and 1790, and to visit the church where the composer was buried long after his death in Vienna in 1809.

What is now called the Esterhazy

Castle's Haydn Hall was the place where the composer acted as the conductor of the Esterhazy orchestra. It is a large, high-ceilinged rectangular room with three rows of windows and an interior balcony. Wall and ceiling frescoes in the opulent Baroque manner are by Friedrich Rohde, the Esterhazy court painter, and a minor Italian master, Carporforo Tencala (or Tancalla).

The composer's casket can be seen in a mausoleum under the north tower of a 265-year-old Baroque church with three steeples and an articulate roof. The church rises amid trees on a small hill in the western part of Eisenstadt.

A graceful house on a charming street east of the castle, Haydn's home from 1766 to 1778 is now a museum. It contains autographs, original music scores and pictures.

One imagines that the composer must have loved the courtyard with its flowers, shrubbery and ivy. Although cut off from the intense music life of Vienna, where he had grown up, Haydn liked living in rural Eisenstadt.

## Snow Country Inns & Lodges

**COLORADO**

**VAIL B & B-EAGLE RIVER INN** \$99 per night for 2. Discounts for 1 week package. Cozy, quiet. Southwest style specializing in gourmet Continental breakfasts. Ape-Ski wine & cheese. Free shuttle to ski slopes, just mins. from Vail. PO Box 100, Steamboat Springs, CO 81645 (303) 827-5761.

**MASSACHUSETTS**

**AAA-BERKSHIRE'S HIGHLY RATED JERICHO VALLEY INN** On 350 mountain acres in the heart of the Berkshires. 50 Country minutes from Jiminy Peak. 4 Brodie Mt. Cozy double bedded rooms. Suites & one, two, three bed secluded cottages with full kitchens, LR w/ fireplace. All private baths, color tv & telephone. Breakfast served daily. Significant savings on Lift tickets and rates Monday-Thursday. Children stay free. JERICHO VALLEY INN, Box 239, Williamstown, Mass. 01267 (413) 458-5406.

**BERKSHIRES-FOX HOLLOW** 230 acres X-Country ski area. 14 miles of trails. Double room with private bath \$65. Sauna, jacuzzi. Access to 6 downhill ski areas. For reservations call 8-5pm. (413) 627-2000. Or write Fox Hollow, Lenox, MA 01240.

**BERKSHIRES-JIMINY PEAK RESORT** Slope side luxury suites & condos. Heated pool, jacuzzi, sauna, restaurant & lounge. Free lift tickets on most overnight accommodations. 2 1/2 hrs from NYC. Call 413-738-5500 or write Jiminy Peak, Hancock, MA. 01237.

**NEW HAMPSHIRE**

**FRANCONIA INN - in the White Mountains!** 32 ROOM NEW ENGLAND INN & X-COUNTRY. Ski all day on 60KM of TRAILS, then relax in one of our MANY FIREPLACES or in our HOT TUB. ALPINE SKIING 3 miles away at Cannon Mtn. 3 other alpine runs within 25 min. Cook-tails in our RATHSKELLER LOUNGE, our dining room. From \$45 p.p. per day dbl occup. \*brkfst & dinner incl. (7 day/week, non-holiday) (603) 873-5542. Easton Rd., Franconia, NH 03580.

**ROCK POOL ESTATES** Fully equipped vacation homes on 200 river-side acres in White Mtns. Fireplaces, kitchens, decks, hiking, canoeing, stocked trout pond. Open year round. Why rates, 2 nite min. Brochure, 603-838-5533, Rt 2, Box 116, Littleton, NH 03061.

**The Mini House Inn** at the Mill, Loan Mtn. Deluxe rms, suites, efficiencies; indoor pool, sauna, jacuzzi, 2 restaurants, tavern, shopping in the Millport Marketplace. Miles to slopes. Weeks \$75-135. Moves \$50-125. Mtnk pcgts from \$85 p.p. incl. rmt, meals, lift ticket to Loan, Cannon or Bretton Woods. Lux Vacation Condos, the Rivergreen, 2 & 3 BR, by the week, mo or season. Exit 32, I-93, Kancamagus Hwy, Lincoln, NH 03251. 1-800-634-6183.

**THE VALLEY INN AND TAVERN** Curt up in front of our Healdston fireplace after a day on the slopes or make it our full-stated heated indoor-outdoor pool, jacuzzi or sauna. Platform tennis too. Award-winning Raspberry Walnut Duckling dinner served in our trepet candlelit dining room. Live entertainment nightly in our greenhouse lounge. 50 elegant rooms with nightly turn-down & afternoon tea-time. P.O. Box 1, Waterbury Valley, NH 03223 (603) 236-8336. 1-800-343-0969.

**NEW YORK**

**A BEAUTIFUL SKI WEEKEND** Close to Belleayre & Hunter. Nestled on 55 scenic acres. Continental menu, entertainment & lounge w/ wide screen TV. 12 rms all prvty bths. \$35-\$38 per person, per day based on dbl occup w/ MAP. Amex. MC. Visa. Starlight Mountain Inn, RD 3, Box 360, Kingston, NY 12401, (914) 331-5587.

**ACRA MANOR RESORT** 15 minutes from Ski BIRKENHEAD, HUNTER MT. & CORTINA VALLEY. Heated indoor Pool. Cocktail Lounge, Coffee Shop, Recreation Room. Free Color Brochure write: Acra Manor, Rt. 28, N.Y. 12405, or call 518-622-3253.

**ATTENTION-SKI HUNTER MOUNTAIN** For immediate reservations at resorts, motels & country inns. Call Hunter Mountain Hotel Lodging 518-263-4443 or 518-263-4484. Outside NY 1-800-432-3092.

**CATSKILLS-VILLA MARIA** Delightful Bed'n Breakfast resort. 80 rms w/ privy bths, tv & heat control. Indoor pool, sauna, cocktail lounge & fireplace. N. HUNTER MT., CORTINA, SKI WINDHAM & HYER MEADOWS X-C Skiing. Special Midweek rates. Brochure/Res. Box 380, Haines Falls, NY 12436 or (518) 589-0200.

**GILBOA RIDGE** Vacation apt's & hotel-CORNY to NY's finest skiing at Hunter, Windham, Belleayre, Plattekill, Deer Run-Del 1-800-252-7787 or 607-588-7329 for info. Free con'tl. brot. 1988 family & group Spring/Summer vacation inquiries at Golden Acres Farm & Ranch welcomed. Box 1, Gilboa, NY 12076.

**HUNTER HOTEL-MOTEL LODGING RESERVATION** Service for lodging accommodations for HUNTER Mtn., CORTINA VALLEY, SKI WINDHAM or HYER MEADOWS X-C skiing. Pay regular hotel rates-fee paid by the hotel. For efficient service call 518-263-4443 outside NYS 1-800-476-3092.

**KASS' INN SKI RESORT** INTIMATE/NORMAL SKIERS PARADISE! Excellent cuisine, cocktail lounge, fireplace, game room. Rooms w/ TV & private bath. Near Belleayre, Hunter, Deer Run, Windham, Plattekill, Highmont & Bob Cat. Live band-Saturday nite. Accommodates 150. SPECIAL GROUP AND MID-WK RATES. Efficiencies avail for Winter season. Margareville, N.Y. 12455. 914-586-9844 or 914-586-4841.

**LAKE PLACID'S FINEST MIRROR LAKE INN** A gracious, colonial hotel on the shore of Mirror Lake, overlooking the majestic Adirondack Mtns, with all the luxuries today's discriminating traveler has come to expect. Fireplace lounge, whirlpool, sauna & health spa. Located in the village. 4 Diamond AAA rating & Mobil Travel Guide excel rating. 5 Mirror Lake Drive, Lake Placid, NY 12946. 518-523-2544.

**LAKE WAWAKA GUESTHOUSE B & B** In the Catskills, off Rt. 30. Full breakfast, spacious bedrooms. Close to local ski slopes, excellent dining. Call for reservations & directions. Old River Rd., Halcottville, NY 12438.

**SKI HUNTER, CORTINA, WINDHAM** or X-Cry & exp. ANTONIO'S RESORT. Mtn/wind plags. Hearty meals (choice menu), mtb. rmt w/ h/ control. Call 607-228-8917 or NYS only 800-722-2771. Exit Pt. NY 12427.

If you'd like your listing here, please call 212-556-7191 or National 1-800-44TIMES

## Caribbean

**(Caribbean Continued)**

**CANCUN** 5 star Villas Plaza perched on coral reef, overlooking aquamarine surf & pure white beach. Terrace, 2 BR, 2 bths, kitchenette. Accom. 7-8 with rollaways. Can split & rent \$2 units. Feb. 6-27 only. \$1,393/wk-30% off hotel rate. 201-655-7296.

**CARIBBEAN HOME RENTALS** WE REPRESENT OVER 1000 OF THE FINEST PRIVATELY OWNED VILLAS ON 36 ISLANDS IN THE CARIBBEAN (including Montserrat), the BAHAMAS & MEXICO. CARIBBEAN HOME RENTALS, PO BOX 710, PALM BEACH FL. 33480. 305-833-4544.

**CASA DE CAMPO** Dominican republic. The finest Caribbean resort, 3 BR, 2 baths, fully equipped ocean view condominium with pool, maid service, tennis, golf, equestrian center, polo, superb restaurants. \$1,000/week. For brochure call 215-688-0353.

**CULEBRA** Paradise for sport fishermen, divers, bird & fish watchers & beachcombers. Island wildlife preserve w/ many endangered species-bird, waterfowl & sea life. Small guest house on water, access to Caribbean & Atlantic. Dbl occup. weekly \$280; w/kitchenette \$350. (809) 742-3516.

**DOMINICAN REPUBLIC, CASA DE CAMPO** Gorgeous new villa, lg LR, & DR, 2 BR w/privy bths. Huge screened porch overlooking 11th fairway, lg sun patio, tv, hot/cold, beach, pool, horseback riding, pool, 2 golf courses, disco, sailing, fishing, 30 tennis courts, etc. Info-804-425-8714 (owner).

**FRENCHMAN'S CAY HOTEL, TORTOLA, BVI** Maximum 46 guests in 9 new luxury beachfront villas w/ maid service. Bar, restaurant, tennis, beach, pool, sailing, snorkeling. 1 BR \$120 db; 2 BR for \$180. Extra persons on sofa bed \$10 p.p.-c. Save 10% on stays of 7 or more nights (except holidays). E & M Assoc., 45 W. 45 St. NYC 10036 (212) 719-4898. (outside NY) (800) 223-9832.

**FRENCH ST. MARTIN** Enjoy European atmosphere in the Western Hemisphere. Large, luxurious villas - beachfront, ocean-view, all with pools, daily maid service, all amenities. Low winter rates! Also new 112p. code VENDOME guide. Call WIMCO 800-232-2222 or CABINCO 011-590-873758.

**GRAND CAYMAN B.W.I.** by the sea. Salt, swim, snorkel, fish, dive, tennis. Solitude of the world's finest neighbors. Daily maid service. Attractive rates where the good life is. 800-336-6008.

**JAMAICA ALTERNATIVE: NEGRIL, PORT ANTONIO, OCHO RIOS** Cottages and villas modest to ultra lux. 1-800-423-4095.

**JAMAICA-MONTEGO BAY** 1-10 room villas suitable for couples or large groups. Pool on grounds. Beach. Tennis. A golf club nearby. Housekeeper on premises. \$55 per bedroom per night. Call Eberka 718-434-5844.

**JAMAICA, NEGRIL** Brand new beautifully designed duplex with two 2 BR villas on Negril's magnificent white sand beach overlooking Port Antonio. Luxurious & spacious w/household staff. Available winter. Also, 2 BR villa & 3 BR villa available year-round. Brochure, 201-467-1407.

**JAMAICA-NEGRIL BEACH** Seaside fantasy fulfillment on perfect 7 mi. private 3 new screened cottages w/ kitchen, air, hot water, full bathroom, complete privacy, security, maid & cook included. Also deluxe romantic honeymoon suite w/ private pool. Call 809-957-4314.

**JAMAICA-OCHO RIOS** 3 BR, 3 bth deluxe villa in Upton Golf Club Estate. Fully staffed w/maid/cook/laundress, pool/gardener, security guard. Prvt pool, lovely sea view, 1 mi to golf, 7 beaches/restaurants/attractions. Call/writer for broch. J. Skinner, B16, All For The Better, St. Croix USVI 00802 (809) 773-8021.

**JAMAICA-OCHO RIOS** Ocean view mountain cottages, \$1,000 per week. Fully staffed. Pool. 10% area of privacy. Steps 8. Call 312-368-8733.

**MONTEGO BAY, JAMAICA** Living Greystone Lodge, overlooking Bay Doctor's Cave beach; fish, sail, shop, rasta, clubs, car unnc. Spf (\$25/nt, \$150/wk); Dbl (\$40/nt, \$250/wk); 2, 4 & 6 BR apt (\$50, \$100, \$240/nt) 212-927-2314. J. Irving 621 Riverside Dr., P.O. Box 10022, Jan. Avail. Ocho Rios villa also avail.

**MONTEGO BAY, JAMAICA VILLA** Beautiful ocean view. 4 BR, 4 bathrooms, color TV, living room, dining room, prvt swimming pool, prvt tennis court, fully staffed; beach, golf, night club, restaurants 10 minutes away. Call days 718-493-4491, even 516-379-0939. Summer rates are cheaper.

**MONTserrat-LUSH VOLCANIC ISLAND** Beautiful, secluded beach & mountain houses. 4 BR, 3 bths, pool. Well stocked refrigerator & bar. Housekeeper & car included. \$1500/wk call 914-482-9827.

**PALMAS DEL MAR, P.R.-THE NEW AMERICAN RIVERA-VILLAS** Best selection of privately-owned, modern villas. Golf, tennis, pools, water sports, Wellness Center. Horseback riding. Dining. Call Priscilla TOLLFREE 1-800-221-4874 or 212-983-0438.

**PUERTO PLATA** avail. Much to see - do. Favorable money exch. makes everything cheaper. From \$630 in season. Some X-mas avail. Dr. Fils. American Airlines \$280. Brochure, Playa Villas, 19 Main St., Sparta, NJ 07871 (201) 729-4130. Even/week (201) 383-8156.

**PUERTO RICO CARIBBEAN SEA** Modern beachfront studios on exotic private crescent coconut palm beach. Serene sea/mtn tropical emerson. Sea, Swim, Snorkel, Fish, Unwind at friendly CARIBE PLAYA RESORT. Only \$89 nite/ly for 2 (min 3 nites) 212-988-1801 or B2N 8490 PATILLAS, PR 00723.

**PUERTO RICO-DUFFY'S INN** Bar, restaurant, 14 rms w/bath, A/C, cable tv., near airport & beach. Off-season \$40 single, \$50 double. Nov. 30 thru April 30, \$50 single, \$60 double, 9 nite included. \$1500/wk call 914-482-9827.

**PUERTO RICO-HOTEL PORTAL DEL CONDADO** 48 recently refurbished rooms, in heart of the tourist season. Steps away from the beach. 12/15-4/30/88 \$85/dbl. \$70/sg. from 5/1/88-12/15/88 \$60/dbl. \$50/sg. Call collect 809-721-9010 or write: 78 Condado Ave., San Juan, PR 00906. TELEX 180-345-0398 PORTAL PD.

**PUERTO RICO-PALMAS DEL MAR** Luxury beachfront villa for rent by owner. 2 BR, 2 baths, 2 pools, superb location. Close to beach, pool, restaurants, golf, tennis, horseback riding, casino. Reserve now. 516-466-4540.

**PUERTO RICO-PALMAS DEL MAR** walk to tennis, golf, water sports, restaurants, pools. 1 villa on beach. 3BR, 2 bth, 2 bar, \$1900/wk. after 4/17 \$1300/wk. Also tennis villa 2BR, 3 bth, 4 arr, \$1,400/wk. after April 17 \$1,000/wk. Other 1 & 2 BR villas. Ask about tennis pcg. 212-244-8841, 809-850-2049.

**PUERTO RICO-PALMAS DEL MAR** Brand new luxury villa, 3 BR, 3 1/2 baths on beautiful beach. Tennis, golf, fitness center, sailing, horseback riding. Restaurants within walking distance. \$1800/week. Non-smokers only. 405-223-6667 days. 405-223-6160 evens.

**SAPPHIRE BEACH RESORT & MARINA, ST. THOMAS U.S.V.I.** Discover the spectacular new gem in the Caribbean. Ex-tourist industry, villas, cuisine, water sports, security, & private 97-slip marina, all on St. Thomas' two most gorgeous beaches. For free information on sales, rentals & packages, write Sapphire Beach Resort & Marina, PO Box 8086 NY, St. Thomas, U.S.V.I. 00801. Or Call (809) 773-6100 or TOLL FREE (800) 554-2090.

**(Caribbean Continued)**

**SECLUDED ISLAND** Quiet, unspoiled cove between St. Thomas & Puerto Rico. Waterfront 2 BR & studio condos in exclusive Punta Also resort. Spectacular views, deserted beaches, fantastic diving, snorkeling, fishing. Half the island is nature preserve. \$295-895/week. Box 284, Easton, CT 06816. Call 718-858-7883.

**ST. BARTHELEMY, FRENCH WEST INDIES** - 1 to 5 bedrooms, simple to luxurious; beachfront, ocean-view or pool. Low winter rates! \$60 VENDOME guide \$9. Call WIMCO 800-932-2222 or SIBARTH 011-590-276238.

**ST. CROIX** Enjoy our special 2 BR, 2 bath home by making it yours for your next vacation. Magnificent location, fantastic ocean views, ingrad. private pool. Complete privacy. Shopping, golf, tennis, beaches nearby. 203-272-7494. J. Roof, 258 King Philip Dr., West Hartford, CT 06117.

**ST. CROIX CHENAY BAY** A beautiful cottage resort on two beaches. 20 modern cottages w/housekeeping facilities. Beach restaurant & bar. Windsurf school. Snorkel, scuba, B-B-O. Daily rates \$68/dbl. For brochure/reserv. write/Call Conna, 5 Hutchinson Ave., Scarsdale, NY 10583. 914-725-1559 or 809-773-2918.

**ST. CROIX USVI** Garden Court Houses, beautiful Private Seaside Estate & Beach, surrounded by exotic Tropical Trees, Birds & Flowers. Linn-Deck or Living Patio, 10 Bedrooms. Maid Service. Caromble Golf Plantation House, Tennis & Beachclub nearby \$100 Dbl. 825 E. Per. Brochure: Estate Northside Villa, Box 281, Fredericsted, St. Croix USVI 00840. Toll Free 800-524-2026. After 7pm owner, Nita Newbold Brown 809-772-0558.

**ST. CROIX USVI** Luxury beachfront condo. Spacious 2 or 2 BR apt. w/full kit, prvt pool, freshwater pool, tv. From \$749/week. Near Club restaurants, golf. Pool. 215-756-6083 or 809-773-5022. Brochure, Cruzon Princess, Rt. 1, Box 182C, Kempton, PA 15029.

**ST. CROIX USVI** Beautiful house 3 BR, 3 baths, each BR with separate entrance, beautifully secluded pool, magnificent view, close to beach and Christianized. Tennis and golf nearby. Boston wealth available. Call 703-527-4994.

**ST. CROIX-U.S. VIRGIN ISLANDS** DISCOVER PARADISE! Beautiful well equipped 1-4 BR. Villas, Condos & Estates avail. Beach, pool, spectacular views... you name it-we have it! Call or write TROPIC RETREATS, TRIP ENT., Box 8218, St. Croix, USVI 00802 or call 1-800-733-7944.

**ST. JOHN** Fully equipped homes & condos-pools, prvt decks, top quality furnishings, all w/upper views-complimentary boat tour. In run-down to beach, tennis, rifle. Reservations 800-524-2095 CDC Management, PO Box 458, St. John VI 00830.

**ST. JOHN-GALLONS POINT HOTEL/CONDO** Come get out of the cold... located on the coast... where the air & water temperature is 82 degrees. 1-800-323-7229. PO Box 58, St. John, USVI 00830.

**ST. JOHN USVI** Rainfore in the heart of Cruz Bay. Rustic interior with loft. From \$55-875 double occupancy. Guest rooms with bath \$45 double occupancy. Guestrooms shared bath \$60. PO Box 898, Cruz Bay, St. John, USVI 00830.

**ST. JOHN USVI** SELENE'S VACATION APPTS. Sunsets, Overlooking the harbor. Spacious comfortable 1 bdr 2205, 300, Cruz Bay, St. John, USVI 00830.

**ST. JOHN - U.S. VIRGIN ISLANDS** YEAR ROUND VACATION ACCOMMODATIONS FROM LUXURY VILLAS TO ECONOMY COTTAGES. Call 809-776-6704 or 809-776-0266.

**ST. JOHN - U.S. VIRGIN ISLANDS** BOVOCAPAD POINT. Adventure, zip-lining, cliffhanging, secluded waterfalls, sunset & quiet. Unbeatable for small children. 617-349-7233. Sun Valley, Box 89, Truro, MA 02968.

**ST. JOHN VI USA** Houses by the sea on our own private beach. Privacy surrounded by national park. Estate Zook-arrived. St. John, USVI 00830 (809) 776-6321 or statewide: (216) 861-5337.

**ST. LUCIA** PARADISE FOUND AT CLOUD #1! Romantic hillside villa overlooking Caribbean and beach. Spectacular view of Piton Mts. Scuba, snorkeling, tennis, beach bar & restaurant at Anse Chastanet Hotel adjacent to villa. Friendly staff, steps 2-8. Brochure: Cloud #1, 8 St. James Court, Philadelphia, PA 19108 215-244-0909 or 215-923-4907.

**ST. MAARTEN** Luxury 1 or 2 bedroom villas for rent in Arbor Estates by owner. Designer decorated in prime location with fantastic views. Maid service. Call ABC, Beach, golf, tennis, casinos, and top restaurants nearby. Reasonable airfare and auto rental available. Call Stan Schar 201-403-8072 or Sandra Berkin 201-546-1010.

**ST. MAARTEN** LUXURY VILLA, overlooking Caribbean Sea, magnificent view from out patio. Swimming, snorkeling, sunbathing on our secluded beach or enjoy our large freshwater swimming pool. Golf, tennis, casinos nearby. 5 bedrooms, 4 baths, maid service. For an unforgettable vacation, call 201-863-1515.

**ST. MAARTEN** For your best vacation ever. Try our ocean front villas. Relax in your prvt pool, mins. walk to lovely beaches. Maid. Watch the sun set in our 2 1/4 BR villa + studio. We have ducks & a budget canoe. Can arrange for lowest air rates/car rental + personal guide books. Call Bobby 718-464-0769. Villas 218-58 Union Terrace, Flushing, NY 11354.

**ST. MAARTEN** BRAND NEW LUXURY 1 BR VILLAS IN ARBOR ESTATES FOR RENT BY OWNER. Maid, pool, a/c, golf, tennis, beach, casino nearby. REASONABLE AIRFARE. AUTO ARRANGED. Call Lou Lapone 201-226-6957.

**ST. MAARTEN** Magnificent new beachfront villa 4 BR, 4 BTH, pool hot tub, maid service. Near Pelican Resort. Call Denise or Michael, 201-327-7364.

**ST. MAARTEN-A MAGNIFICENT SETTING** See the beauty of your villa in the magic of the Caribbean. Ask for our color video presentation tape and information kit either in VHS or Beta. Free your viewing. We have a variety of 1 BR villa units in a magnificent setting overlooking the Caribbean with private pool, a/c, maid service and just a few steps walking distance to beaches, casinos, restaurants. Air transportation and car rental available. SHARE THE MAGIC! Call Don 202-529-9120.

**ST. MAARTEN-ARBOR ESTATES** Luxury Villas for Rent. Fine location-near to Cupecoy Resort. New 1, 2 & 3 BR villas avail. a/c, maid service, pool, walk to beach & casinos. Call even/weekends 201-391-9372, daily 201-392-9272. EASTER WEEK AVAILABLE.

**ST. MAARTEN-ARBOR ESTATES** AFTER YOU'VE LOOKED AT THEM ALL-GIVE US A CALL! LUXURY VILLAS W/MAID, POOL, TELEPHONE, HUNT TREASURE ISLAND CASINO, CASINO, BEACHES, WATER SPORTS, COMPLETE A.C. COY 412-941-2220.

**ST. MAARTEN-ARROWHEAD VILLAS** Direct oceanfront 3 BR, 3.5 bath, ocean view, lg pool, air cond. Spectacular view. Reasonable rates & lowest airfare. Fishing on top. Top rest, casino & golf, tennis rcty. Call (304) 655-2740 or (315) 428-0206.

**ST. MAARTEN-CORAL SHORE VILLAS** Elegant waterfront homes impeccably maintained. 1 & 2 BR rates \$250 or \$400 daily, discount air and car available. On site management. Incomparable views, air conditioned & pool. Maria Licari, 201-390-7772.

**ST. MAARTEN CUPECOY BEACH** Luxury oceanfront condos overlooking Caribbean for rent by owner. Doubled up. 1 & 2 bedroom suites avail. Pool, beach, maid service included.

**ST. MAARTEN/ST. MARTIN/ANGUILLA/ST. BART'S** Escape from the post-holiday blues. Pkgs from \$829 incl air. Call for special programs. Villas/homes/apts. Your Caribbean experts. CARIBCO, 1 Huntington Blvd, Melville, NY 11747. 800-423-4433, 516-393-4900.

**(Caribbean Continued)**

**ST. MAARTEN-THE POINT ON BOURGEOUX BAY** enjoy the high season for less! Special Jan rate at \$100/night. Fully furnished 1-2 BR studios embracing the Caribbean. Pool, jacuzzi, lift services. Mins. to gourmet dining, casinos, shopping, all sports. 516-829-9020.

**ST. THOMAS' BEST** kept secret. Unique single-level condos at PINEAPPLE VILLAGE. Beach & pools, plus use of restaurant, tennis, water sports, etc. of the elegant new Stouffer Grand resort. Efficiencies for 2 at \$111 per night high season have kitchenette, private garden patio. Complete villas for up to 8 for \$396 have kitchen, studio, 3BRs, 4 baths, patios. Sg. Regs. Box 6366, St. Thomas USVI 00801. 809-775-4131 before 6 pm EST. Availability subject to third week of Feb & end of Feb for villas... most weeks for efficiencies.

**ST. THOMAS COWPET BAY** Executive villa on the beach. Luxuriously furnished 4 BR, 4 private baths, a/c, central air, stereo. Comparable 3 BR/3 bath for \$1,200/week. Call 201-891-1450 or (201) 633-8900.

**ST. THOMAS-COWPET BAY** Luxurious Villa/Condo, 2 bedrooms, 2 baths, 2 1/2 seaside terraces, maid/TV/laundry/linen. Call/owner on white sand beach with constant breeze. Reserve now for 88 season. Call (914) 276-2314 after 6pm or call 809-775-6333.

**ST. THOMAS-MAHOGANY RUN** Luxury condo, pool, tennis, tennis. Minutes to Magens Bay Beach, water sports. Available with 1-3 bedrooms (2-8 people), fully equipped incl washer/dryer. Reasonable rates. David Golub 203-525-4491 days, 203-329-0522 nights.

**ST. THOMAS-OCEAN VISTA VILAS** EXECUTIVE'S OWN MAGNIFICENTLY FURNISHED 3 bedroom, 3 bath villa. Air-conditioned. Fully equipped modern kitchen. On beach. Terms, Maid service. Rent week or month. Call Mon-Fri 8-5. (212) 679-3441.

**ST. THOMAS-SECRET VISTA** Secluded, prvt luxury house overlooks Secret Harbor. Beautifully decorated & furnished. 3 king BRs, 2 1/2 baths, 2 balconies, deck w/jacuzzi, cable TV, maid svc, near white sand beach, coral reef, water sports. Charles Drummy (203) 240-6025, 658-9584, (617) 548-2043.

**ST. THOMAS-STONEGATE** Premier Mtn top Estate ranked #1 by leading travel critics. Fully staffed. European chef, beautiful view, Pool, Deck, & other amenities in keeping w/summerside estate on 1/2 lush landscaped acres. Accom up to 8 guests in indiv prvt villas. Brochure, 1-800-367-4132 in NJ 201-739-5908. Special rates 4/30-12/31/88 (if of winter rates) book now for best dates. Air tickets avail.

**TORTOLA B.V.I.-SEBASTIAN'S ON THE BEACH** "Best Value On Tortola"-BVI Mag. 27 rms, unspoiled, water sports. Turn April 15 from \$55/sg-\$65/dbl (201) 462-2000. Weeks 211, Hwy 33, Freehold, NJ 07728.

**TORTOLA BVI** BEAUTIFUL WEST END. 3 bedrooms, 2 baths, swimming pool, near beaches, jachting. Maid service. 2-8 persons. 1987-88 Bookings available. \$2,000/week call 809-775-2636 or 809-404-2134.

**TORTOLA, B.V.I.** Ft. Recovery Estates. Deluxe a/c seaside beach, 2 BR/2 bath villa \$115/day 2 people, 2 BR \$200/day, 4 people. Lg lux hse on beach, 8-6 people, 3-4 bds, 3 bth, \$300-3500/wk. Inquire summer rates. A. MacShane, 1 State St., Schenectady, NY 12308. 212-929-7929, 518-377-2121.

**TORTOLA BVI-BELMONT BAY WEST END** 3 BR, 2 baths, walk to Smuggler's Cove, maid service, 2-8 persons. \$1,400-1,800/week. Call 202-483-9550.

**TORTOLA-BRITISH V.I.-LONG BAY HOTEL-FRENCHMAN'S CAY** Special pkgs 8 days/7 nites incl TWA air, service & tax, day sail. Travl Consolidators 212-719-4882.

**VIRGIN ISLS/US & BRITISH** Escape to paradise for the winter. Enjoy quiet beaches, nice blue waters. Pkgs from \$455 incl air transfers. Villas/condos/apts. Call reservations: Guillermo Paz, Carru Cubulle 384, 04200 Mexico, D.F. (905) 544-3154.

**MEXICO**

**ACAPULCO** Princess villa for rent. Completely furnished, air conditioned, 3 BRs, one master and two double bedrooms; maid service; living rm, pool, tennis, golf, \$300 daily unit April. Reservations: Guillermo Paz, Carru Cubulle 384, 04200 Mexico, D.F. (905) 544-3154.

**ACAPULCO VACATION VILLAS** Why rent a hotel room when you can have yours for less? All homes have pools, tennis courts, air conditioning, 2-4 bedrooms, privacy & much more. Villas, 1287 Rosecrans St., Suite A, San Diego, CA 92108. Call (619) 276-8033 for more information.

**CANCUN/AKUMAL** Caribbean paradise - luxurious 1, 2 & 3 BRs condos & 4 located on magnificent beaches. Sunning, fishing, snorkeling & much more. For brochure call Cancun Vacation Coordinators, 312-887-1216, outside Ill. 1-800-445-1859.

**CANCUN ROMANCE** Ml Casa En Su Casa! Lovely 1 BR garden apt, uniquely furnished with beautiful handmade Mexican folk art throughout. Walk to shops, restaurants, the Artisans' market. Close to gorgeous powder white beaches. \$450/wk. 800-6-CANCUN/owner.

**PUERTO VALLARTA PRIVATE VILLAS** with sweeping views of beach, mountains, ocean. Two to three double bed BR's, large principal room, terrace garden. Each home has own swimming pool, live-in staff. Guests met at airport. Complimentary welcome on arrival. (201) 333-4322.

**GREAT BRITAIN**

**LONDON** Service apartments and studios, prestigious Sloane Sq. & Knightsbridge area, weekly rental. Maid service, lift, kitchenettes, inna supp., all equip., elev & lift. \$180-\$400/pk w/priv. dbt. occ. Also B & B w/ breakfast \$29-\$53 p/nt p/nt. Literature avail. BEES ABROAD LTD, 188 Highwood Ave., Tarrytown, NY 07760 201-569-5245.

**LONDON/BRITAIN** Prvt & serviced rental rates & homes avail in central London-Kingsbridge, Mayfair, Kensington, etc. \$500/wk & up. Or stay as a guest. In prvt country estate/condos thru-out Britain. IN THE ENGLISH MANNER, Box 938, Alamo Ca. 84507. 800-422-0799 in CA 415-935-7065.

**CANADA**

**La Residence Du Voyageur** WHY PAY MORE? Quality downtown Montreal hotel in subway, shops, entertainment. These & other affordable family escapes avail. Free tour! info, coffee & friendly service. Mobile Guide reqd. Daily \$35 & up, why & group rates. 847 Sherbrooke St. East, Montreal, Quebec CA H2L1K6. 514-527-9516.

**ITALY**

**ITALIAN VILLAS** Small suites to sprawling estates w/refreshing views, pools, & room to relax. All amenities nearby. These & other affordable family escapes avail. Through 129 page Hideaways Guide. Call 1-800-843-4433 for free descriptive broch. or send \$9.95 for sample annual's vacation directory. Hideaways INTL. Box 1070-NY, Littleton, MA 01168.

**SOUTH AMERICA**

**RIO DE JANEIRO** Lux condos & apts on Rio's chic beaches (Ipanema, Leblon, Copacabana, etc.) & beach villas in Buzios (Travai & Leilaire. "Brazil's 5 star beach town"). Mtns, clubs, chapeiros, yachts, water sports. Call Casa Brasil 305-672-3403/writer: 2655 Collins Ave #814, Miami Beach, FL 33139.

If you'd like your listing here, please call 212-556-7191 or National 1-800-44TIMES



BANKING

Banking

## Nahost-Friedensstiftung der Rothschilds

Unter den französischen Rothschilds gilt der 40jährige Finanzier Edmond de Rothschild als der aktivste; er ist nicht zu verwechseln mit dem um zehn Jahre älteren Londoner Bankier Edmund L. de Rothschild. In Paris hat Edmond eine Nahostfriedensstiftung ins Leben gerufen. Sie dient einem doppelten Zweck: sie soll einmal dazu beitragen, Israel und die arabischen Staaten einander näher zu bringen, und zum andern helfen, die Spannung zwischen den letzteren und der westlichen Welt zu beseitigen. Rothschild hofft, einflussreiche und wirtschaftlich führende Engländer und Amerikaner für die Durchführung seiner Ideen zu interessieren.

Es ist ihm bereits gelungen, in der Person von Professor Saul Friedländer den Direktor der Stiftung zu gewinnen. Friedländer ist gegenwärtig Professor für Zeitgeschichte am Institute of International Studies an der Universität Genf. Dieser begabte Wissenschaftler, vor 35 Jahren als Sohn deutsch-jüdischer Eltern in Prag geboren, aber elternlos in Frankreich aufgewachsen, erregte mit seinem Dokumentarwerk über "Papst Plus XII. und das Dritte Reich" (Paris 1964, London 1966) beträchtliches Aufsehen. Seitdem beschäftigt er sich mit den psychologischen Ursprüngen des Zweiten Weltkrieges und, besonders, mit dem Phänomen des Nazismus. *Aufbau 9/1/67 egl.*



# HANS J. MEYER, 77, OF E. M. WARBURG

Investment Banker Dead—  
Active in Charities

Hans J. Meyer, chairman of the New York investment banking firm of E. M. Warburg & Co., 60 Broad Street, and a former diplomat, died Wednesday at Lenox Hill Hospital after a short illness. He was 77 years old and lived at Delabar House on the former Warburg estate in White Plains.

Mr. Meyer was a cousin of the late financiers Max Warburg, Paul Warburg, Felix Warburg and Fritz M. Warburg. He was born in Berlin, the son of Dr. Paul Meyer and Johanna Schiff Meyer and earned a law degree in 1914 at the University of Heidelberg.

In 1919, Mr. Meyer served as a member of the German peace delegation at Versailles, France, and from 1920 to 1925 was vice president of the German Reparations Commission in Paris.


Later, he was associated with Max M. Warburg and Eric M. Warburg in M. M. Warburg & Co., in Hamburg, Germany. He was also managing partner of its Dutch affiliate, Warburg & Co., of Amsterdam, the Netherlands.

Mr. Meyer came to this country in 1941 and became prominent in Jewish philanthropy. For more than two decades he served as a committee head or board member of the United Jewish Appeal, the American Jewish Joint Distribution-Committee, the PEC Israel Economic Corporation and the New York Foundation for Nursing Homes.

He was also first vice president of the American Federation of Jews from Central Europe, a director of Help and president of the Jewish Philanthropic Fund of 1933.

From 1942 to 1946, Mr. Meyer was with the Office of Strategic Services. He was unmarried.

A funeral service will be held at 4 P.M. today at Campbell's, Madison Avenue and 81st Street. Interment will be private.



New York Times  
June 28, 1968



Kreditbetrag vorweg oder nachträglich zu berechnen; allerdings ermäßigt sich dann der Sollzinshöchstsatz um den Satz der berechneten Kreditprovision. Die geänderte Systematik hat also keine materiellen Auswirkungen. Eine materielle Änderung bei der Kreditprovision ergibt sich allerdings daraus, daß der Höchstsatz nicht mehr in Prozent pro Monat, sondern in Prozent pro Jahr festgelegt ist. Folglich darf die Kreditprovision längstens nur noch in genauer Übereinstimmung mit dem provisionspflichtigen Tatbestand - Dauer der Kreditzusage - berechnet werden.

Die Bestimmungen über die Überziehungsprovision bleiben im wesentlichen unverändert. Die Vorschriften über die Umsatzprovision gelten nur für Konten, die im Zusammenhang mit einer Kreditgewährung geführt werden; auch bisher war sie lediglich im Sollzinsabkommen geregelt. Damit wird die Berechnung einer Umsatzprovision bei reinen Guthaben nicht ausgeschlossen; die Höchstsätze gelten

## Kräftige Kreditausweitung der Bayerischen Staatsbank

**Einlagenzuwachs wesentlich geringer - Verringerung der Bundesbank- und der Nostroguthaben zum Bilanzstichtag - Keine Wiederholung der hohen außerordentlichen Kursgewinne des Vorjahres - Dividendenaus-schüttung von 16 auf 17,5% - Offene Reserven auf 82,4 Mill. DM erhöht**

**BZ** - Die Bayerische Staatsbank München verzeichnet für 1964 ein lebhaftes Geschäft in allen Sparten und einen um 9,3% erhöhten Umsatz. Die Bilanzsumme überschritt erstmals 3 Mrd. DM. Es ist noch gar nicht so viele Jahre her, als erstmals das Überschreiten von 1 Mrd. DM Bilanzsumme hatte gemeldet werden können. Dieses Institut, das aus der alten Nürnberger Hofbank hervorgegangen ist und seit 185 Jahren besteht, nahm voll und ganz an der Geschäftsexpansion der letzten 15 Jahre teil.

Das Berichtsjahr brachte vermehrte Anforderungen an die Kreditbereitschaft. Die Ausleihungen sind im kurz-, mittel- und langfristigen Geschäft um 180 (alles in Mill. DM) gestiegen. Speziell der Wechselbe-

fund per Saldo ein Anstieg um 65,9 auf 505,1 statt. Hypotheken und Kommunaldarlehen sind daran geringfügig beteiligt. Der weitaus größte Teil betrifft sonstige Darlehen mit 437,2 (392,4 i. V.). Die Bank war bemüht, ihrer Industriekundschaft bei der Finanzierung von Investitionsvorhaben behilflich zu sein. Von den erwähnten 505,1 sind 449,2 auf der Gegenseite langfristige finanziert, und zwar zu einem ansehnlichen Teil im Rahmen öffentlicher Kreditprogramme oder zweckgebunden durch sonstige Geldgeber. D. h. parallel dazu ist die Passivposition „Aufgenommene langfristige Darlehen“ zu sehen, die um 38,8 auf 459,2 erweitert wurde.

Bei den Sichteinlagen sind diejenigen der Kre-

## Der Goldausgleich

**Bundesbank schießt 150 Mill. Dollar Gold vor**

**BZ** - Über die Quotenerhöhung beim IWF besteht jetzt Einvernehmen. Die meisten Länder erhöhen ihre Quote um 25%. Die Bundesrepublik und eine Anzahl weiterer Länder müssen größere Einzahlungen leisten. Von den jeweiligen Quoten müssen, wie es die Vorschrift verlangt, 25% in Gold gezahlt werden. Die Goldeinzahlungspflicht trifft auch die USA und Großbritannien. Die Zehner-Gruppe hatte bereits in dem im August vergangenen Jahres vorgelegten Bericht ange-regt, daß diesen beiden Ländern eine gewisse Erleichterung gewährt werden muß, und zwar nicht für ihre eigenen Einzahlungen, wohl aber für die Goldabrufe die jene dritten Länder vornehmen müssen, die ihre Währungsreserven nur in Dollar oder Pfund führen und nun von USA und Großbritannien zusätzlich Gold beanspruchen.

Diese zusätzliche Goldfinanzierung ist es, die mit

*Arbeits-  
Bibliographie*

## 100 Jahre Gebr. Arnhold Dresden und Berlin / New York

Der nachstehende Bericht würdigt ein Privatbankhaus, das bis zur Vertreibung durch das Hitlerregime eine einzigartige Stellung in der deutschen Bankwelt errungen hatte. Die Gründung erfolgte am 10. Oktober 1864 in Dresden und die handelsgerichtliche Eintragung am 26. Dezember 1864, so daß wir uns vorzustellen haben, wie in den ersten Monaten des Jahres 1865 in zunächst bescheidenem Rahmen der tätige Grundstein gelegt wurde.

**BZ** - Das ehemalige Bankhaus Gebr. Arnhold begann nicht sogleich unter dem Firmennamen, unter dem es so viele Jahrzehnte seinen besonderen Platz im deutschen Bankwesen innehatte, sondern als Bank-, Wechsel- und Commissionsgeschäft unter der Firma Ludwig Philippson, Teilhaber waren Ludwig Philippson und Max Arnhold, der noch nicht volljährig war und deshalb nur als stiller Teilhaber auftreten konnte. Prokura besaß er vom ersten Tage an. Erst am 15. Juni 1871 wurde er offizieller Teilhaber. Heute, nach hundert Jahren, besteht das Bankhaus weiterhin, aber nicht mehr in Deutschland, sondern emigriert nach New York, unter dem Namen Arnhold and S. Bleichröder, Inc.

Die Gründung war zeitbedingt. Der viel gehaßte, von der Geschichtsschreibung verzeichnete sächsische Ministerpräsident Graf Beust führte 1860 die Gewerbefreiheit ein, hob den Zunftzwang auf, lockerte das Pressewesen und begrenzte die Vormacht der Großgrundbesitzer. Es war wohl diese Atmosphäre, die die Gründer des Arnholdschen Bankhauses benutzten, um ihre Geschäfte zu beginnen.

Die größte Privataktienbank des Landes war damals die 1856 gegründete Adca, die Allgemeine Deutsche Creditanstalt in Leipzig, die gerade in unseren Tagen wieder erstet. Zur Zeit, als das Bankhaus Arnhold seine Tätigkeit aufnahm, befand sich die Adca in einer ersten Krise. Die bedeutendste Privatbank war Frege & Co., ebenfalls in Leipzig ansässig, die allmählich an Einfluß verlor und bald von Gebr. Arnhold überflügelt wurde. Frege & Co. soll noch heute als Lotteriedeckungsstelle bestehen, was wir jedoch nicht überprüfen können.

Als Ludwig Philippson und Max Arnhold ihre Arbeit aufnahmen, gab es vornehmlich in Frankfurt und Berlin einen ausgedehnten Effektenmarkt mit vielen Staatsanleihen (eine sächsische Emission war nicht dabei), mit etwa 50 Eisenbahnwerten (darunter mehrere sächsische), zahlreiche Bankaktien und einer ganzen Serie von standesherrlichen Anleihen. Die neuen Industrieaktiengesellschaften drängten an den Markt. Obligations- und Anleihekaptal wurde benötigt.

Es dauerte allerdings ein paar Jahre, ehe sich die junge Bankfirma an dieser Aufgabe beteiligen konnte. Immerhin war die Firma Ludwig Philippson bereits acht Jahre nach ihrer Gründung im Stande, die erste Aktien-Emission durchzuführen, nämlich die der Loschwitzer Papierfabrik. Die Firma war bereits 1878 finanziell so stark, und Max Arnhold hatte sich wegen seiner Sachkenntnis auf dem Gebiete der Sanierung von Gesellschaften bereits einen Ruf erworben, so daß er zur Reorganisation der Prag-Duxer-Eisenbahn herangezogen und als junger Mann in den Verwaltungsrat gewählt wurde. Als Philippson 1876 auschied, gehörte Max Arnhold bereits im nächsten Jahr dem Dresdner Börsenvorstand an. 1881 wurde der Bruder Georg Arnhold Mitinhaber, und der Firmenname wurde 1882 in Gebr. Arnhold umgeändert.

### Sanierung industrieller Unternehmen

Sehr bald wählte die Firma die Sanierung industrieller Unternehmen als ein Spezialgebiet, zunächst auf dem Gebiete der Brauereien und dann der Porzellan-Industrie. Aus den Interessen in diesen beiden Industrien sind die großen Holding-Gesellschaften, die Bank für Brau-Industrie, die heute noch floriert, und die Bank für keramische Industrie entstanden. Diese beiden Pfeiler der Aktivität auf dem Gebiete der Industriefinanzierungen wurden als Grundlage einer vorausschauenden Bankpolitik gebildet, die es vermeiden sollte, daß bankmäßige Mittel in langfristigen Industrie-Unternehmen, die der Firma nahestanden, verwendet werden. Diese gesunde Einstellung im Industriefinanzierungsgeschäft ermöglichte es Gebr. Arnhold, über alle Krisen hinweg, einschließlich der Krise von 1931, gesund und stark zu bleiben. Das Prinzip wurde eisen durch alle Jahre hindurch verfolgt, keine kurzfristigen Mittel für langfristige und Investitionszwecke zu benutzen. Dies mag manchmal dazu geführt haben, daß unter Verkenntung dieses gesunden und grundlegenden Bankprinzips Gebr. Arnhold öfter als „Eigenbrödlern“ galten.

Anfang des Jahrhunderts wurde der sächsisch-bayerische Interessenkreis durch Aktivität in ganz Deutschland und dem benachbarten Böhmen gesprengt. Georg Arnhold wurde Mitglied des Kuratoriums der Preußischen Hypothekbank, die dann mit der Preußischen Centralbodenkreditbank verschmolzen wurde. Aus der engen Verbindung mit der Bauindustrie kamen später die Beteiligung bei der Aschinger Aktiengesellschaft, Berlin, und der Hotel-Betriebs-AG, Berlin, zustande, in der richtigen Erkenntnis, daß der wertvolle Grundbesitz dieser beiden Gesellschaften neben dem laufenden Betrieb eine wertvolle Substanzbeteiligung darstellt. Das bedeutendste sächsische Werk der Elektro-Industrie, die Sachsenwerk, Licht- u. Kraft-AG, eines der größten sächsischen Unternehmen überhaupt, gehörte zur Domäne von Gebr. Arnhold, die den Vorsitz und zwei weitere Aufsichtsratsmandate innehatte. Historisch interessant ist die Tatsache, daß die erste langfristige deutsche Dollaremission in USA eines Privatunternehmens nach dem Ersten Weltkrieg, nämlich der Sächsischen Werke, dem führenden Elektrizitätslieferungsunternehmen Sachsens, durch Gebr. Arnhold zustande kam.

### Ohne Auslandsschulden

Emissionsbeteiligungen in Städteanleihen wurden ebenso gepflegt, wie das laufende Kontokorrentgeschäft, das aus dem weitverzweigten Depositengeschäft des Dresdner Hauses gespeist wurde. Die Im- und Exportbedürfnisse der Industrie- und Handelskundschaft wurden nach dem Ersten Weltkrieg durch Ausnützung von Rembourskrediten auf englische, amerikanische, französische und holländische Bankfreunde befriedigt. Es war berechtigter Stolz, daß diese Fazillitäten in einer rein kommerziellen und liquiden Form in Anspruch

genommen wurden, die es Gebr. Arnhold bei ihrer Auswanderung ermöglichte, ohne Auslandsschulden trotz des hohen Volumens, das auf diesem Gebiet bei Ausbruch des Stillhalteabkommens bestand, dazustehen, ein Ergebnis, das die wenigsten aktiven Häuser zu zeichnen hatten.

### Zusammen mit Bleichröder

Die zunehmende Bedeutung des Berliner Platzes machte es notwendig, 1911 unter Leitung von Hans Arnhold, dem heutigen Senior des New Yorker Hauses, eine Repräsentanz in Berlin zu errichten. Der Aufschwung dieser Interessenvertretung in Berlin wurde 1919 durch die Umwandlung in das Bankhaus Gebr. Arnhold, Berlin, gekennzeichnet, das von Anfang bis zu Ende eine Einheit mit Dresden darstellte.

Wenn der Krieg und die Inflation eine Flut von Kapitalerhöhungen im weiten Bereich der von Gebr. Arnhold betreuten Gesellschaften mit sich brachte, so wurde von der Stabilsierungsperiode ab 1924 die Beschaffung neuen Kapitals für die kommerziellen, dem Bankhaus nahestehenden Firmen eine zwingende Notwendigkeit. Auf diesem Gebiete halfen die Kapitalkraft der Firma, ihr Emissionskredit und nicht zuletzt die hohe und erfindende Qualität der Leiter des Unternehmens, des Geheimrates Georg Arnhold, der 1925 sein 50jähriges Jubiläum als Mitinhaber feiern konnte, und seiner vier Söhne, Adolf, Heinrich, Kurt und Hans, die vielfältigen Bedürfnisse der befreundeten Industrie- und Handelsunternehmen ohne Beeinträchtigung der Liquidität der eigenen Firma zu befriedigen.

Diese innere Stärke und Flüssigkeit der Firma ermöglichte im Frühsommer 1931, während der schwersten Bankenkrise Deutschlands, den Zusammenschluß zwischen dem berühmten alten Bankhaus S. Bleichröder, Berlin, und Gebr. Arnhold, ein Zusammenschluß, der wegen des verschiedenartigen Charakters der bankgeschäftlichen Betätigung der beiden Häuser eine wertvolle gegenseitige Ergänzung darstellte. S. Bleichröder, ein Haus von historischer Vergangenheit und Weltruf, brachte seine großen in- und ausländischen Konsortialbeteiligungen in die Gemeinschaft und ein Emissionsgeschäft für die meisten Staaten, die

seit 1870 den deutschen Kredit in Anspruch genommen haben. Als Vertreter aller Rothschild'schen Häuser in Berlin seit über hundert Jahren nahm S. Bleichröder eine mitführende Stellung in allen Geschäften des berühmten Rothschild-Konsortiums ein. In New York bestand bis 1916 eine Teilhaberschaft an einem noch heute in Blüte stehenden Investmenthaus.

Die beiden Firmen blieben selbständig, wurden aber durch Austausch persönlich haftender Gesellschafter intern eine Einheit. Dr. Paul von Schwabach und sein Sohn, Paul Julius von Schwabach, ebenso wie Geheimrat Dr. Walther Frisch, traten damals als Inhaber bei Gebr. Arnhold ein. Der langjährige Leiter des Effektengeschäfts, Fritz Merzbach, wurde bei dieser Gelegenheit Mitinhaber. Der Zusammenschluß geschah am 30. Juni 1931. Vierzehn Tage später, am 13. Juli, mußte die Danatbank ihre Schalter schließen. Der 14. und 15. Juli wurden zu Bankfeiertagen erklärt. Bei Gebr. Arnhold und S. Bleichröder blieben die Kassenschalter offen. In der Depression von 1932, die serienweise zu finanziellen Anpassungen zwang und als eine Kapitalherabsetzung der anderen folgte, haben sich die hohen Anforderungen, die das Haus an Liquidität stellte, erneut als eine unerschütterliche Grundlage erwiesen.

### Fähige Generationen

Mit dem 30. Januar 1933, der Machtergreifung Hitlers, begann die letzte und traurige Phase der Existenz von Gebr. Arnhold und S. Bleichröder. Die beiden Firmen setzten zunächst ihre Tätigkeit unverändert fort, um so mehr als ihre Kundschaft den Häusern ihre Treue bewahrte, ja sogar einige führende Häuser, die bisher nicht mit den Firmen in Verbindung standen, eröffneten ostentativ einige neue große Konten. Ende 1935 wurde der Druck aus das Dresdener Haus, hauptsächlich durch den offen ausgesprochenen Verfolgungs- und Vernichtungswillen des berichtigten Statthalters Mutschmann, so stark, daß die Geschäfte auf die Dresdner Bank in Dresden überführt werden mußten. Nach und nach mußten die Vertreter der beiden Bankhäuser aus den Aufsichtsräten der zahlreichen Gesellschaften, in denen sie vertreten waren, ausscheiden. In einem Abschiedswort

sprach die „Frankfurter Zeitung“ von der Kunst und der Kraft des Privatbankiers als einer kostbaren Eigenschaft des Bankgewerbes. „Entstanden ist diese Potenz und auch in schweren Zeitaltern gepflegt, in zäher Arbeit und sozialem Sinn, dem besten Erbe der sächsischen Gründer, den fleißigen und klugen Brüdern Max und Georg.“ Die Zeitung spricht dann von den fähigen nachfolgenden Generationen, muß aber sogleich hinzufügen, daß Adolf Arnhold sich schon aus den Geschäften zurückgezogen hatte, Dr. Heinrich Arnhold kürzlich überraschend gestorben sei und bis jetzt Dr. Kurt Arnhold und Dr. Paul von Schwabach in Berlin ausharren. Im Januar 1938 wurden das laufende Geschäft von Gebr. Arnhold und S. Bleichröder, Berlin, auf Hardy & Co. GmbH. und das Konsortialgeschäft auf die Dresdner Bank, Berlin, übertragen. Damit endet in Deutschland die Geschichte der beiden Häuser, S. Bleichröder nach 135jähriger Tätigkeit und Gebr. Arnhold nach 74jähriger Tätigkeit.

Noch mit Genehmigung der Reichsbank wurde die in New York seit 1929 bestehende Repräsentanz der beiden Firmen in die Investment Banking Firma Arnhold and S. Bleichröder, Inc. umgewandelt. Unter neuen, völlig veränderten Verhältnissen und in schwierigen wirtschaftlichen Zeiten gelang mit Erfolg der Aufbau dieser Firma in der westlichen Hemisphäre, wo die beiden Namen, die erstmals in der deutschen Bankgeschichte eine führende Rolle gespielt haben, heute ihre ehrenvolle Tradition fortsetzen.

Die geschäftlichen Beziehungen zu Deutschland werden heute stark gepflegt. So war es möglich, große und mittlere lang- und mittelfristige Kredite der Industrie, hauptsächlich der Elektro-, der chemischen und der Schwerindustrie zur Verfügung zu stellen. Aus der Placierung deutscher Industrie- und Bankaktien ergibt sich eine Effektenarbitrage, die den täglichen Kontakt mit Deutschland und den übrigen europäischen Ländern notwendig macht. Die Leitung der New Yorker Firma liegt in den Händen von drei Mitgliedern der Familie Arnhold: Hans Arnhold, Henry H. Arnhold und S. M. Kellen, sowie von F. H. Brunner und Dr. F. H. Rosenstiel.



I.W.B S 66,28. (15. Juli 1966).

**Carl Ellern gestorben**

In Israel starb im Alter von 76 Jahren der Bankier Carl Ellern, Mitglied des Direktoriums der Ellern Bank Ltd. Carl Ellern erhielt seine Ausbildung bei seinem Onkel, Ignaz Ellern, in Karlsruhe und arbeitete anschließend bei Steindecker Frères in Paris. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er Partner der Bank Hugo Mainz & Co. in Hamburg, wo er bald auch in der Gemeinde zu hohem Ansehen gelangte. 1940 kam er nach Palästina und wurde Direktor der von seinem Vetter Hermann Ellern gegründeten Ellern's Bank. Er war Mitglied des beratenden Komitees für Wirtschaftsfragen des Premierministers und des beratenden Komitees der Bank von Israel.

W. III. 645  
M...

LEO BAECK  
INSTITUTE  
NEW YORK  
Börsen-Zeitung

### Bismarck und die Rothschilds

Wir setzen unsere bankgeschichtlichen Betrachtungen fort. Vergleiche BZ vom 24. Dez. 59 und Jahresschlussnummer 1959. Alle Beiträge basieren auf Archivstudien. Viele Buchveröffentlichungen zur Bankgeschichte sind ziemlich oberflächlicher Art. Nicht einmal Archivbestände, die in früheren Jahrzehnten publiziert wurden, sind systematisch und ausreichend genutzt worden. Zur Entstehung des modernen Geld- und Bankwesens bleibt noch viel zu sagen, zumal die Probleme, auch die kreditpolitischen, die gleichen sind wie früher; nur wurden sie damals zuweilen konsequenter aufgegriffen. Die Beziehungen zwischen Bismarck und den Rothschilds geben eine gute Illustration.

Szi - Für Bismarck gab es in der Politik nicht viel zu lernen. Als der Sechszunddreißigjährige als preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt erschien, war er ein vollendeter Staatsmann. Sein Leitmotiv war die Macht. Keiner spürte so schnell und so übertrieben empfindlich wie er, wann die preußische Macht gefährdet zu sein schien. Stets zeigte er sich bereit, Macht auszuspielen. Ebenso selbstverständlich suchte er sich die Partner, die geeignet waren, die preußische Macht zu mehren. Das erklärt, warum er in Frankfurt alsbald Streit mit den Rothschilds bekam und das Bankhaus später protegierte.

Der Bundestag hatte Ende 1851 beschlossen, eine Anleihe von 200.000 Gulden zum Ausbau der Bundesflotte aufzunehmen. Rothschild war vom österreichischen Gesandten Graf Thun, als dem Bundestags-Präsidentengesandten, aufgefordert worden, einen Vorkredit von 50.000 Gulden aus den Geldern des Bundestages zu zahlen. Bismarck erhob sofort schärfsten Einspruch. Das Haus Rothschild handele auf eigenes Risiko, es sei nicht befugt, über die Bundesgelder zu verfügen, er werde gegebenenfalls Regressansprüche geltend machen.

Bismarck opponierte, weil er dem österreichischen Gesandten nicht das Recht zugestehen wollte, Bundesgelder zu disponieren. Sowie er wünschte er nicht, daß man im Hause Rothschild österreichischen Weisungen mehr folgte als preußischen. Graf Thun antwortete nicht minder heftig. Das Vorgehen Bismarcks stelle eine Mißachtung des Bundestages da, Preußen schene sich nicht, den Deutschen Bund lahmzulegen, Österreich werde vor dem Äußersten nicht zurückschrecken.

Das Haus Rothschild befand sich in schrecklicher Verlegenheit. Es konnte sich über einen Mehrheits-Beschluß der Bundesversammlung nicht hinwegsetzen und fühlte sich verpflichtet, das Geld zur Verfügung zu stellen. Amschel Mayer wollte das Geld aus seiner Tasche zahlen und „lieber das Geld opfern, um es nicht mit Österreich zu verderben“. Das war es eben, was Bismarck in den Harnisch brachte, - daß die Rothschilds im Zweifelsfall es lieber mit Preußen als mit Österreich verderben wollten.

#### Die Rothschilds müssen höheren Zins zahlen

Bismarck vergaß nicht schnell. Er nahm Einladungen des Hauses Rothschild nicht mehr an, unterstützte nicht die erwünschte Ernennung von Amschel Mayer zum preußischen Hofbankier und drängte auf Abbruch der geschäftlichen Beziehungen. Man solle ein anderes Frankfurter Bankhaus mit der Wahrnehmung der Geschäfte beauftragen.

Ende Dezember 1852 schlug er vor, von den Rothschilds eine höhere Verzinsung der dort deponierten Bundesgelder zu verlangen. Die Bedingungen waren tatsächlich für Rothschild außerordentlich günstig. Die ersten 200.000 Gulden waren zinsfrei, und die übrigen Beträge wurden seit dem 12. März 1851 nur noch mit 1 Prozent verzinst. „Pure Exzellenz“, schrieb Bismarck an den preußischen Ministerpräsidenten v. Manteuffel, „wollen daraus Kenntnis nehmen, wie dringend eine schnelle Abänderung des gegenwärtig hierüber mit jenem Bank-Hause bestehenden Abkommens erforderlich ist... Ich werde bemüht sein, die Zustimmung der Bundesversammlung herbeizuführen... und hoffe, daß die entgegenstehenden, auf politischen oder Privatverbindungen mit dem Hause Rothschild beruhenden Einflüsse zu überwinden sein werden.“

Ende Januar 1853 erreichte Bismarck sein Ziel: Die Bundesversammlung beschloß sich dem An-

### Die Währungsreserven der Deutschen Bundesbank

In Millionen DM

	31. Dez. 58	31. März	30. Juni	30. Sept.	31. Dez.
Gold	10 963	11 126	11 233	10 872	10 963
Bankguth.	9 311	6 670	6 418	6 071	6 311
Sorten	153	127	116	149	153
Kred. an intern. Eindr.	6 089	5 730	5 405	5 295	5 089
Summe der Aktiva	26 516	23 653	23 172	22 387	23 526
Verbd. aus d. Auslds.-Geschäft	1 136	920	898	806	1 136
Saldo-Währungsreserv.	25 380	22 733	22 274	21 581	22 390
davon Prozentanteil in Gold rd.	43	49	50	50	43
Notenumlauf	17 662	17 925	18 215	18 723	17 662
Deckg. durch Gold in %	62	62	62	58	62
Deckg. Währg.-Reserv. insg. in %	144	127	122	115	144

BZ - Die Währungsreserven der Deutschen Bundesbank haben in 1959 eine lebhaftere Entwicklung durchgemacht. Daß sich das Währungs bild etwas verschlechterte, lag - wie erinnerlich sein wird - an den erhöhten Zahlungen der Bundesregierung an das Ausland zum Ende des Etatjahres 1958/59. Für die Bundesbank ergab sich dadurch zunächst einmal eine erhebliche Deviseneinbuße. Diese Einbuße entstand auf den Währungskonten der Aktivseite ein Verlust von fast 3 Mrd. DM. Diese Rückbildung setzte sich zunächst noch fort, obwohl in verlässigerem Ausmaß, bis der Sommer einen Umschwung brachte, vorwiegend als Folge der anhaltenden Überschüsse aus der Handelsbilanz. Im Außenhandel wird sich für 1959 ein Aktivum von etwa 5 Milliarden DM ergeben. Der Anstieg der Währungsreserven ging schneller vor sich, sobald die neue Restriktionspolitik einsetzte, da sie teilweise zu einem Rückruf von Bankengeldern führte, die im Ausland angelegt waren. Dank der hohen New Yorker Sätze blieb erfreulicherweise das Ausleihgeschäft in Dollarvaluta für die Banken attraktiv, andernfalls wäre wohl der Zustrom an Devisen größer ge-

erhört den Roten Adler Orden 3. Klasse. Das geschah sehr zum Arger von Bethmann, der sich durch Bismarck schon Hoffnungen gemacht hatte, preußischer Bankier zu werden.

In Berlin gab es nur einen erklärten Gegner der Rothschilds, den Preußischen Finanzminister von Bodelschwingh, der dem Bismarckschen Tempo - heute Feind morgen Vertragspartner - nicht zu folgen vermochte. Er hatte sich bereits der Ernennung Rothschilds zum Hofbankier widersetzt und nun auch die Verleihung des Roten Adler Ordens zu verhindern versucht.

Daher umging ihn Manteuffel im Frühjahr 1854, als mit Rothschilds Vorbesprechungen über eine neue preußische Anleihe stattfanden, die von dem Frankfurter Bankhaus geschlossen übernommen werden sollte. Die Verhandlungen wurden in aller Heimlichkeit in Heidelberg geführt, von Niebuhr als dem Vertreter Preußens und Mayer Carl und Nathaniel als den Vertretern der Häuser Rothschild. Die Rothschilds boten eine Auszahlung zu 90%, aber Niebuhr verlangte 93%. Zunächst kam es zu einem Abbruch der Verhandlungen. Anfang Juni wurden sie in gleicher Heimlichkeit mit den Frankfurter und dem Pariser Repräsentanten der Rothschilds wieder aufgenommen, diesmal in Hannover. Die Rothschilds verlangten von Preußen die Zusage, daß in der Zeit, in der die Anleihe zur Zeichnung aufliegt, Preußen keine Mobilmachung verfüge. Die Rothschild ihre Forderung war durchaus begründlich, sollte nicht der Verkaufskurs gefährdet werden. Andererseits bedeutete eine solche Zusage eine außerordentliche politische Konzession Preußens, überdies eine ungemein wertvolle Information für alle geschäftlichen Dispositionen der Rothschildischen Häuser in Frankfurt, Wien, Neapel, Paris und London. Dennoch wäre es wohl zu einer Abmachung gekommen, hätte nicht Bodelschwingh von der Verhandlung erfahren und sich auf das heftigste dagegen gestellt. Die Besprechungen fanden ihr Ende.

wesen. Bis zum 31. Dezember anstieg auf 24,13 Mrd. DM.

Während des Jahres vorwiegend wiederholt, aber nur in geringerer als per ultimo 1958. Im vergangenen Jahr waren die Aufwände für die Liquiditätsverlagerung in die ausländischen Banken im Vergleich mit der Bundesbank im Ausland im dritten Quartal um gegenüber dem Jahres lagen niedriger als in 1958. Diese Umverteilung des Reserven Vermögens im Ausland muß im Zusammenhang mit den Forderungen an das Ausland sich im Verlauf des Jahres durch die Bundesbank noch etwas erhöhen. DM betragen, sind die der EZB schrittweise bis zum Jahreschluß 1959...

darauf genommen, Preußens Rechnung getragen. Schon die Rechnung von preußischen deutschen Besitzer beachtet. Die preußischen Coupons nur in Berlin zahlbar. Die ersten Obligationen nach dem man später Gnade von Österreich der Fall im Süden wenige preußische daß auch die Unternehmungen hatte sie. Schließlich Obligationen nur acht Coupons werden müssen. Bismarck Rechnung an, die etwa mehrere entstehen, die in wohnt

#### Harter Taler, weicher

Es ist außer Zweifel, die Meinung von den Rothschilds dieses Wissen mit einer wieder, als habe er den das Hans Rothschild bat der Coupons aller preußischen stützt zu werden. Es preußischen Taler, die eine daß Rothschild dann nimmt, er wurde vielmehr zur Deckung seiner Kosten gesamt werden, daß 1 Gulden schie Taler einen Kurs von Wesselskurs machte nur

Wiederholt hatte das ausgesprochen, Zahlstellen wortete den Antrag. Er ist Kapitalanleger die preußische



geschäftlichen Beziehungen. Man solle ein anderes Frankfurter Bankhaus mit der Wahrnehmung der Geschäfte beauftragen.

Ende Dezember 1852 schlug er vor, von den Rothschilds eine höhere Verzinsung der dort deponierten Bundesgelder zu verlangen. Die Bedingungen waren tatsächlich für Rothschild außerordentlich günstig. Die ersten 200 000 Gulden waren zinsfrei, und die übrigen Beträge wurden seit dem 12. März 1851 nur noch mit 1 Prozent verzinst. „Eure Exzellenz“, schrieb Bismarck an den preußischen Ministerpräsidenten v. Manteuffel, „wollen daraus Kenntnis nehmen, wie dringend eine schleunige Abänderung des gegenwärtig hierüber mit jenem Bank-Hause bestehenden Abkommens erforderlich ist... Ich werde bemüht sein, die Zustimmung der Bundesversammlung herbeizuführen... und hoffe, daß die entgegenstehenden, auf politischen oder Privatverbindungen mit dem Hause Rothschild beruhenden Einflüsse zu überwinden sein werden.“

Ende Januar 1853 erreichte Bismarck sein Ziel: Die Mehrheit der Bundesversammlung schloß sich dem Antrag Bismarck an. Der preußische Gesandte zeigte sich inzwischen in Gelddingen ganz zu Hause. Der niedrige Zinsfuß sei damals lediglich wegen der Unsicherheit der politischen Zustände beschlossen worden, meinte er sachkundig, der Zins „entspricht den heutigen günstigen Geldverhältnissen nicht mehr“. Nur der dänische Gesandte habe in der Bundesversammlung „mit einem ihm sonst persönlich nicht eigenem Eifer dem Hause Rothschild das Wort geredet“, was sich Bismarck damit erklärt, daß Dänemark wohl in nächster Zeit des Hauses Rothschild bedarf.

Die Rothschilds hatten die Macht Preußens zu spüren bekommen und wußten nun, wie sie sich zu verhalten hatten. Da Bismarck in Berlin vorschlug, künftig das Haus Bethmann mit der Verwaltung der preußischen Gelder zu beauftragen, stand für die Rothschilds einiges auf dem Spiel. Die Wegnahme der Konten wurde nur dadurch verhindert, daß der Chef der Preußischen Seehandlung nicht mitspielte. Die Seehandlung hatte bei Rothschilds viele Kapitalien als Sichteinlagen stehen und fürchtete, daß Bethmann nicht in der Lage sei, eine gleich gute Liquidität zu bieten. Das Haus Bethmann habe sich außerdem an den preußischen Anleihen von 1850 und 1852 nicht beteiligt, im Gegensatz zum Hause Rothschild.

### Hofbankier und Roter Adler-Orden

Die große Bankierfamilie beeilte sich, Bismarcks Bereitwilligkeit zur Zusammenarbeit zurückzugewinnen, was ihr um so leichter gelingen sollte, als Graf Thun aus Frankfurt abberufen wurde. Wien wollte in Frankfurt keine Konflikte, die zum Abbruch diplomatischer Beziehungen führen könnten. Die Macht lag eindeutig auf der Seite des preußischen Gesandten, der nun bereit war, sich mit der größten Geldmacht des Kontinents zu versöhnen. Anfang 1853 antwortete Bismarck auf Anfrage aus Berlin, ob nun die Ernennung Amschel Mayer Rothschilds zum preußischen Hofbankier opportun sei:

„Eine eigentlich antipreußische Tendenz haben die Rothschilds nie verfolgt, nur haben sie sich bei Gelegenheit eines Konfliktes, der etwa vor Jahresfrist zwischen uns und Osterreich über die Flüssigmachung von Depositen für die Flotte statfand, vor Osterreich mehr gefürchtet als vor uns.“ Da sich mittlerweile mehrere Mitglieder der Familie Rothschild über das damalige Verhalten des von ihnen als altersschwach bezeichneten Barons Amschel bei Bismarck entschuldigt hatten, so „glaube ich, daß man diesen Fehler, in Betracht der Dienste, welche diese Geldmacht zu leisten im Stande ist, der Vergessenheit übergeben kann.“

In diesen Zeilen zeichnete Bismarck sein eigenes Portrait. Das Haus Rothschild war vermessen gewesen, Osterreich mehr zu respektieren als Preußen. Ein unverzeihlicher Irrtum! Bismarck spürte vom ersten Tage an, welchen Einfluß die Rothschilds in Europa besaßen, und er mußte diese Überzeugung erst recht gewinnen, als er nacheinander den Besuch von drei Rothschilds der jüngeren Generation empfing. Jetzt war er um so bereitwilliger, die Macht des Geldes für die Macht Preußens nutzbar zu machen.

Am 4. Juli 1853 bewirkte Bismarck eine weitere Auszeichnung der Rothschilds. Mayer Carl, der Leiter des Frankfurter Hauses und ältester Sohn des Barons Carl Mayer, der dem Hause Rothschild in Neapel vorstand,

und Mayer Carl und Nathaniel als den Vertretern der Häuser Rothschild. Die Rothschilds boten eine Auszahlung zu 90%, aber Niebuhr verlangte 93%. Zunächst kam es zu einem Abbruch der Verhandlungen. Anfang Juni wurden sie in gleicher Heimlichkeit mit den Frankfurter und dem Pariser Repräsentanten der Rothschilds wieder aufgenommen, diesmal in Hannover. Die Rothschilds verlangten von Preußen die Zusage, daß in der Zeit, in der die Anleihe zur Zeichnung aufliegt, Preußen keine Mobilmachung verfüge. Die Rothschild-Forderung war durchaus begründet, sollte nicht der Verkaufskurs gefährdet werden. Andererseits bedeutete eine solche Zusage eine außerordentliche politische Konzession Preußens, überdies eine ungemein wertvolle Information für alle geschäftlichen Dispositionen der Rothschild'schen Häuser in Frankfurt, Wien, Neapel, Paris und London. Dennoch wäre es wohl zu einer Abmachung gekommen, hätte nicht Bodenschwingh von der Verhandlung erfahren und sich auf das heftigste dagegen gestellt. Die Besprechungen fanden ihr Ende.

### Geld als Instrument der Politik

Während Bismarck und Manteuffel befreundet waren, und Bismarck nicht wenig dazu beigetragen hatte, daß Manteuffel preußischer Ministerpräsident geworden war, bestand ein tiefer Gegensatz zwischen dem Bundestagsgesandten und dem Finanzminister. In seinen Erinnerungen läßt Bismarck die ganze Nichtachtung spüren, die er gegen Bodenschwingh hegte. Zu den wertvollsten Aktenstücken, die über Bismarck und seine Beziehungen zum Geldkapital Auskunft geben, gehört eine Denkschrift vom 23. Januar 1857 an den damaligen preußischen Ministerpräsidenten.

„Die Sympathien, deren sich Osterreich in Süddeutschland erfreute“, so schrieb er an Manteuffel, „beruhen nicht zuletzt auf der weiten Verbreitung der österreichischen Staatspapiere südlich des Mains und namentlich in Frankfurt. Es dürfte außer Wien kaum eine Stadt in der Welt geben, welche so viel Geld in österreichischen Papieren angelegt hat, als Frankfurt, und bei dem dominierenden Einfluß, welchen dieser Handelsplatz auf den ganzen Südwesten Deutschlands ausübt, bleibt dieser Umstand nicht ohne politische Rückwirkung in weiteren Kreisen. Es bedarf keines Beweises, daß alle diejenigen, welche Capitalanlagen in österreichischen Fonds machen, sich nach Maßgabe ihrer Beteiligung an denselben auch für die Prosperität, das Ansehen und den darauf beruhenden Credit dieses Staates interessieren, so daß der weit verbreitete Besitz von Metalliques“ - in Metallgeld einzulösende Schuldverschreibungen - „und ähnlichen Werten das Terrain in bequemer Weise vorbereitet für den Einfluß, welchen Osterreich auf dem politischen Gebiet... anstrebt.“

Hier hat ein konservativer Landjunker, der gerade auf seinem ersten diplomatischen Posten stand und dem das Geldkapital eher ablehnungswert erschien, in drei Sätzen das ganze Gewebe von Macht und Geld vom Vertrauen des Kapitals und von politischer Emissionstaktik bloßgelegt und zugleich legitimiert.

Bismarck meinte nun, man solle den preußischen Papieren eine weitere Verbreitung in Süddeutschland verschaffen. Er wägt die Chancen der österreichischen und der preußischen Titel miteinander ab und kommt zu Schlußfolgerungen, die ein perfektes Vertrautsein mit geldlichen Dingen verraten:

Osterreich genieße verschiedene Vorteile: 1. das Publikum sei daran gewöhnt, in diesen Titeln seine Kapitalien anzulegen; bedingt 2. dadurch, daß Osterreich schon seit längerer Zeit genötigt sei, auswärtiges Kapital, namentlich in Frankfurt und Holland, durch Gewährung von Vorteilen heranzuziehen; und 3. bieten österreichische Staatspapiere infolge des niedrigen Kurses eine Rendite, die 6 Proz. durchschnittlich übersteige.

„Mit diesen Vorteilen können wir glücklicherweise nicht rivalisieren“, fährt Bismarck fort. „Sie würden aber nicht allein zugunsten Osterreichs entscheiden, da es im Ganzen nicht die Tendenz der Süddeutschen ist, hohen Gewinn in gewagten Geschäften zu suchen.“ Mit wenigen Ausnahmen lege man mehr Wert auf Sicherheit als auf hohe Erträge. Sehr entscheidend sei dagegen für den Süddeutschen die bel den österreichischen Papieren gebotene Leichtigkeit und Bequemlichkeit bei der Abhebung der Zinsen und der Fälligkeiten. Osterreich habe stets Rücksicht gerade

wohnt.

### Harter Taler, welcher...

Es ist außer Zweifel, daß die Lösung von den Rothschilds dieses Wissen mit einer Leichtigkeit wieder, als habe er den... Das Haus Rothschild bat... der Coupons aller preußischen... auftrag zu werden... ohne daß Rothschild... nimmt, er würde vielmehr... zur Deckung seiner Kosten... gesagt werden, daß 1 Gulden... schein Taler einen Kurs über... Wechselkurs machte nur 1 C...

Wiederholt hatte das Haus ausgesprochen, Zahlstelle... wofür den Antrag. Er ist... Kapitalanleger die preußischen... vorziehen werde, sobald... Bedienung bankmäßig... konnte dieses besser bieten... je vom größeren Ort Südde... hatten.

„Es würde dann“, schließt Bismarck, „wenn solche Papiere nicht nur, wie vor solchen Personen gesch... Mittel und größere Gesch... Schwierigkeit der Realisati... die Schwankungen des Tal... dem die Beteiligung an pre... auch in die Masse der... damit in die Kreise des Mit... Bevölkerung kommen“. Ge... als Kapitalanleger! Ein im... Bismarck allerdings prim... preußischen Finanzministe... sondern um durch Anbi... henden Geldtitels politisch... zitierte Teilhaber am Wohl... ne...

In Berlin verschloß man... stimmte in jeder Beziehu... wollte wiederum nicht mit... arbeiten, jedenfalls nicht... habe sich Rothschild, ließ... preußischen Anleihe von... die ursprünglich unter Um... preußischen Ministerpräsi... ausgehandelt... len soll...

Bismarck gab sich nicht... nende Antwort Berlins... Zynismus, der für ihn cha... er nicht, „welche Gründe... ten haben, sich an der un... Verhältnissen abgeschlos... ner Weise zu beteiligen... trefflicher Weise dort: „I... Sprache brachte, nicht ve... daß es sich darum hande... geschäftliches Verhalten... sondern habe nur den Z... Einrichtung zu fördern, we... Bismarck Staatspapiere im... zziehung auswärtiger Kap... dürfnisse Vorschub leiste...

### Interessen-Gleichsetzung

Es gibt eine Abart poli... Interessen-Gleichsetzung... so mächtigen Apparates... Rothschild zur Verfügun... säumen, das süddeutsche... preußischen Konsols zu... verschreibungen Preußen... dann wäre die Absicht B... so wie der preußische Tal... Metallwert, so notierten... im Kurse höher als der... selber verblüfft, als er... gewann, aber er zog dar... Preußen in Süddeutsch... was dem dortigen Publik... Er meinte einmal, Preußen...

LEO BAECK  
INSTITUTE  
NEW YORK



116.645  
7819

LEO BECK  
INSTITUTE  
NEW YORK

## Reserven der Deutschen Bundesbank in 1959

in Millionen DM

	30. März	30. Juni	30. Sept.	31. Okt.	30. Nov.	31. Dez.
Gold	10 063	11 233	10 872	10 905	10 905	10 934
Devisen	9 311	6 418	6 031	6 424	7 252	8 249
Wertpapiere	153	116	149	130	124	130
sonstige	8 089	5 405	5 295	5 162	5 162	4 817
<b>Gesamt</b>	<b>28 516</b>	<b>23 172</b>	<b>22 347</b>	<b>22 621</b>	<b>23 443</b>	<b>24 130</b>
in Gold	1 136	896	806	789	703	672
<b>in Gold</b>	<b>25 380</b>	<b>22 274</b>	<b>21 541</b>	<b>21 832</b>	<b>22 740</b>	<b>23 458</b>
in %	43	50	50	49	48	47
in %	17 662	18 215	18 723	18 709	19 161	19 046
in %	62	62	58	58	57	57
in %	144	122	115	111	119	123

Reserven der Deutschen Bundesbank...  
Entwicklung durch...  
Reservebildung etwas...  
an der Bundesregierung...  
1958/59 für die Bundesbank...  
Diese Rückbildung setzt...  
tenden Überschüsse aus...  
Handel wird sich für 1959...  
illiarden DM ergeben. Der...  
wenig ging schneller vor sich...  
inspolitik einsetzte, da sie...  
von Bankengeldern führte...  
ren. Dank der hohen New...  
licherweise das Ausleihge...  
Banken attraktiv, andern...  
um an Devisen großer ge...

wesen. Bis zum 31. Dezember ergab sich ein Wiederanstieg auf 24,13 Mrd. DM.  
Während des Jahres veränderte sich der Goldbestand wiederholt, aber nur in mäßigen Grenzen, und zum Jahreschluß waren die Goldreserven etwas niedriger als per Ultimo 1958. Die Bundesbank hat sich also im vergangenen Jahr nicht an der vielfach beobachteten Auffüllung der Goldreserven beteiligt, die von anderen Notenbanken im Zusammenhang mit internationaler Liquiditätsverlagerung erfolgte. Die Goldreserven bei ausländischen Banken und die Geldmarktanlagen der Bundesbank im Ausland erreichten den tiefsten Stand im dritten Quartal, um danach wieder zuzunehmen. Ende des Jahres lagen sie nur eine Milliarde DM niedriger als in 1958. Diese Umlagerung bzw. diese Konzentration des Reserven-Anstieges bei den Bankguthaben im Ausland muß im Zusammenhang mit dem Rückgang der Forderungen an die EZU gesehen werden. Während sich im Verlauf des Jahres die Beleihung an die Weltbank noch etwas erhöhten, und schließlich 1,49 Mrd. DM betragen, sind die Guthaben aus der Abwicklung der EZU schrittweise zurückgegangen und machen aber zum Jahreschluß 1959 nur noch 3,16 Mrd. DM aus.

Das ganze Jahr über blieben die Verbindlichkeiten der Bundesbank aus dem Auslandsgeschäft unerheblich, überdies verminderten sie sich ständig. Zum Jahreschluß gab es nur noch rund 300 Mill. DM Guthaben ausländischer Einleger und rund 360 Mill. DM Deckungsanschaffungen für Akkreditive.

Unsere Tabelle zeigt, wie sich der Saldo der Währungsreserven entwickelte. Von 25,38 Mrd. DM ergab sich eine Minderung auf 21,54 Mrd. DM per Ultimo zum dritten Quartal und danach einen beachtlichen Wiederanstieg auf 23,46 Mrd. DM.

Im Jahresverlauf hat der Notenumlauf ständig zugenommen. Jeder Monatsultimo brachte höhere Anforderungen, die während des nachfolgenden Monats nicht voll zurückflossen. Für 19,05 Mrd. DM mußten Banknoten zur Verfügung gestellt werden; das sind 1,38 Mrd. DM mehr als vor Jahresfrist. Bei der Beurteilung des Notenumlaufs werden heutzutage Deckungsrelationen kaum beachtet. Nichtsdestoweniger hängt die internationale Geltung einer Valuta von dem Grad der Zahlungsfähigkeit ab. Deshalb verdient es beachtet zu werden, daß trotz des steigenden Notenumlaufs und trotz der ermäßigten Währungsreserven die Deckung durch Gold nur von 62% auf 57% zurückgegangen ist. Dies ist ein Deckungsgrad, der sogar in den Zeiten sogenannter klassischer Goldwährungsverhältnisse selten erreicht bzw. vorgeschrieben wurde. Die Deckung durch Währungsreserven aller Art hat sich von 144% zunächst bis auf 111% Ende Oktober verringert. Seitdem nahm sie parallel mit dem Ansteigen der Bundesbankguthaben im Ausland wieder zu und betrug zum Jahreschluß 123%. Die Fähigkeit, auch unter schwierigen Umständen die internationale Austauschbarkeit der DMark zu erhalten, berechtigt zu dem Urteil, daß die deutsche Valuta eine harte ist.

Die Bundesbank bemüht sich, dieses vortreffliche Zahlenbild sozusagen auch anwendbar zu machen für die Bewertung der inländischen Kaufkraft der DMark, nämlich sie auch auf dem heimischen Markt hart zu erhalten. Das aber hängt nicht von dem Ausmaß der Gold- und Devisendeckung ab, sondern von der Entwicklung des Preisgefüges und ist eine andere Geschichte."

den 3. Klasse. Das geschah...  
nn, der sich durch Bismarck...  
hatte, preußischer Bankler...  
erklärten Gegner der Roth...  
finanzminister von Bodel...  
schen Tempo - heute Feind...  
cht zu folgen vermochte. Er...  
nung Rothschilds zum Hof...  
auch die Verleihung des...  
ändern versucht.  
uffel im Frühjahr 1854, als...  
ungen über eine neue preu...  
die von dem Frankfurter...  
kommen werden sollte. Die...  
Über Heimlichkeit in Heidel...  
als dem Vertreter Preußens...  
als den Vertretern der...  
boten eine Auszah...  
ante 22%. Zunächst...  
handlungen. Anfang...  
lichkeit mit dem...  
stanten der Roth...  
in Hannover. Die...  
die Zusage, daß it...  
Verhandlung aufliegt...  
Die Rothschild...  
sollte sich...  
bereits be...  
wunderliche poli...  
eine ungemein...  
tlichen Disposi...  
Frankfurt, Wien...  
wäre es wohl zu...  
nicht Bodel...  
sich auf...  
sprachungen fan...

darauf genommen, Preußen habe dem bisher nicht Rechnung getragen. Schon durch die notwendige Kursumrechnung von preußischen Talern in Gulden falle der süddeutsche Besitzer leicht einem Spekulant zum Opfer. Die preußischen Coupons seien unvorteilhafterweise nur in Berlin zahlbar. Außerdem würden die ausgelosten Obligationen nach vier Jahren verfallen, ohne daß man später Gnade vor Recht ergehen lasse, wie es in Österreich der Fall sei. Erschwerend komme hinzu, daß im Süden wenige preußische Zeitungen kursieren, so daß auch die Unterrichtung des Publikums eine mangelhafte sei. Schließlich werden zu den Preußischen Obligationen nur acht Coupons und keine Talons ausgegeben, so daß die Titel alle vier Jahre nach Berlin gesandt werden müssen. Bismarck führt eine genaue Kostenrechnung an, die etwa einem Besitzer preußischer Papiere entstehen, der in einer kleinen süddeutschen Stadt wohnt.

**Harter Taler, welcher Gulden**  
Es ist außer Zweifel, daß Bismarck diese Ausarbeitung von den Rothschilds erhalten hat, aber er gab dieses Wissen mit einer Leichtigkeit und Genauigkeit wieder, als habe er den Markt jahrelang beobachtet. Das Haus Rothschild bat offiziell, mit der Auszahlung der Coupons aller preußischen Staatsschuldscheine beauftragt zu werden. Es werde dabei jederzeit den preußischen Taler zu 3 Gulden 45 Kronen berechnen, ohne daß Rothschild dafür eine Provision in Anspruch nimmt, er würde vielmehr nur ein „kleines“ Aversum zur Deckung seiner Kosten ausbedingen". - Hier muß gesagt werden, daß 1 Gulden 45 Kronen für den preußischen Taler einen Kurs über parl bedeuten. Der feste Wechselkurs machte nur 1 Gulden 42 Kronen aus.  
Wiederholt hatte das Haus Rothschild den Wunsch ausgesprochen, Zahlstelle zu werden. Bismarck befürwortete den Antrag. Er ist sicher, daß der süddeutsche Kapitalanleger die preußischen Papiere den Österrei...

dürfnis gehabt, sich Kredite außerhalb des eigenen Landes zu beschaffen; und ein andermal, Preußen könnte im süddeutschen Raum 40 Millionen Taler emittieren, (um das zu befriedigen, was man heute den „Anlagebedarf der Investoren" nennt). Preußen bot sich Gelegenheit, mit Hilfe des mächtigsten Bankhauses in ein Gebiet einzudringen, das bisher für Österreich ein unentbehrliches Kapitalreservoir war. Schon das war Grund genug, mit den Rothschilds zu gehen.

Bismarck ließ sich daher in Berlin nicht abweisen, denn es war nicht das Rothschildische Interesse oder das irgendeines anderen Bankhauses, das er verfolgte, es handelte sich um das elementare politische Interesse Preußens, dem er auf einem Gebiet voranzuhelfen wollte, das gewöhnlich von den Staatsmännern übersehen oder falsch beurteilt wurde. Staatskredit ist ein politisch wertvolles Gut, man kann mit ihm wuchern; oder man hat ihn nicht, dann schützen auch hohe Renditen nicht.

Manteuffel war mit Bismarck einer Meinung, daß der Antrag der Rothschilds angenommen werden sollte, aber der Finanzminister blieb bei seiner Ablehnung. 1859 wurde Bodelschwingh entlassen. Finanzminister wurde Herr von Patow. Bismarck brachte die Sache erneut zur Diskussion. Patow gab die gleiche Antwort wie Bodelschwingh. In seinen Erinnerungen hat Bismarck viel später ganz allgemein bemerkt, die Finanzminister jeder Zeit hätten unterschrieben, was ihre Räte ihnen vorlegten.

Erst im Januar 1860, als die Angelegenheit in die Hände eines neuen Präsidenten der Seehandlung gelegt wurde, kam es mit den Rothschilds zu dem so lange umstrittenen Abkommen. Bismarck war inzwischen preußischer Gesandter in St. Petersburg geworden. Aber von Berlin schrieb der Finanzminister an Bismarck von Usedom, dem neuen Bundestagsgesandten, er hoffe, die verfügte Maßregel werde den preußischen Papieren immer mehr Eingang in Süddeutschland ver...



athaniel als den Vertretern der Rothschilds boten eine Auszahlung verlangte 93%. Zunächst der Verhandlungen. Anfanglicher Heiligkeit mit den preussischen Repräsentanten der Rothschilden, diesmal in Hannover. Die Preußen die Zusage, daß die Anleihe zur Zeichnung aufliege, die Rothschilden Verfügung. Die Rothschilden werden. Andererseits begehre eine außerordentliche politischen, überdies eine ungemein alle geschäftlichen Dispositionen Häuser in Frankfurt, Wien, etc. Dennoch wäre es wohl zu kommen, hätte nicht Bodelschwingh erfahren und sich aufstellt. Die Besprechungen fan-

#### er Politik

Manteuffel befreundet waren, dazu beigetragen hatte, daß Ministerpräsident geworden Gegensatz zwischen dem Bundesfinanzminister. In seinen Blick die ganze Nichtachtung Bodelschwingh hegte. Zu den, die über Bismarck und Geldkapital Auskunft geben, vom 23. Januar 1857 an den Ministerpräsidenten.

er sich Österreich in Südschrieb er an Manteuffel, „beder weiten Verbreitung der here südlich des Mains und Es dürfte außer Wien kaum eben, welche so viel Geld in angelegt hat, als Frankfurt, den Einfluß, welchen dieser izen Südwesten Deutschlands stand nicht ohne politische Kreisen. Es bedarf keines Be- en, welche Capitalanlagen in machen, sich nach Maßgabe ben auch für die Prosperität, auf beruhenden Credit dieses ab der weit verbreitete Besitz tallgeld einzulösende Schuld- nlichen Werten das Terrain erettet für den Einfluß, wel- politischen Gebiet . . . an-

iver Landjunker, der gerade natischen Posten stand und ablehnungswert erschien, in ewebe von Macht und Geld, als und von politischer Emis- zugleich legitimiert.

an solle den preussischen Pa- itung in Süddeutschland ver- icken der österreichischen und einander ab und kommt zu 1 perfektes Vertrautsein mit

htedene Vorteile: 1. das Pu- in diesen Titeln seine Kapl- 2. dadurch, daß Österreich nötig sei, auswärtiges Kapl- und Holland, durch Gewähr- uziehen; und 3. bieten öster- folge des niedrigen Kurses rchschnittlich übersteige.

innen wir glückliche r- ren“, fährt Bismarck fort. Mein zugunsten Österreichs izen nicht die Tendenz der ewann in gewagten Geschäft- gen Ausnahmen lege man als auf hohe Erträge. Sehr ir den Süddeutschen die bei in gebotene Leichtigkeit und hebung der Zinsen und der iber stets Rücksicht gerade

wohnt.

#### Harter Taler, welcher Gulden

Es ist außer Zweifel, daß Bismarck diese Ausarbeitung von den Rothschilds erhalten hat, aber er gab dieses Wissen mit einer Leichtigkeit und Genauigkeit wieder, als habe er den Markt jahrelang beobachtet. Das Haus Rothschild bat offiziell, mit der Auszahlung der Coupons aller preussischen Staatsschuldscheine beauftragt zu werden. Es werde „dabei jederzeit den preussischen Taler zu 1 Gulden 45 Kronen berechnen, ohne daß Rothschild dafür eine Provision in Anspruch nimmt, er würde vielmehr nur ein „kleines“ Aversum zur Deckung seiner Kosten ausbedingen“. - Hier muß gesagt werden, daß 1 Gulden 45 Kronen für den preussischen Taler einen Kurs über pari bedeuten. Der feste Wechselkurs machte nur 1 Gulden 42 Kronen aus.

Wiederholt hatte das Haus Rothschild den Wunsch ausgesprochen, Zahlstelle zu werden. Bismarck befürwortete den Antrag. Er ist sicher, daß der süddeutsche Kapitalanleger die preussischen Papiere den österreichischen vorziehen werde, sobald eine einfache und rasche Bedienung bankmäßig sichergestellt ist. Niemand konnte dieses besser bieten als die Rothschilds, die in jedem größeren Ort Süddeutschlands ihre Agenten hatten.

„Es würde dann“, schließt Bismarck, „der Ankauf preussischer Papiere nicht nur, wie gegenwärtig vorzugsweise vor solchen Personen geschehen, deren ausgedehntere Mittel und größere Geschäftsroutine sie befähigen, die Schwierigkeit der Realisation preussischer Coupons und die Schwankungen des Talertfußes zu übersehen, sondern die Beteiligung an preussischen Fonds dürfte dann auch in die Masse der kleineren Kapitalisten und damit in die Kreise des Mittelstandes der süddeutschen Bevölkerung kommen“. Gewinnung des Mittelstandes als Kapitalanleger! Ein immerwährender Versuch! Von Bismarck allerdings primär nicht bezweckt, um dem preussischen Finanzminister mehr Mittel zuzuführen, sondern um durch Anbieten eines gut im Kurse stehenden Geldtitels politische Freunde, sozusagen finanzielle Teilhaber am Wohlergehen Preußens zu gewinnen.

In Berlin verschloß man sich nicht der Anregung, man stimmte in jeder Beziehung zu, aber Bodelschwingh wollte wiederum nicht mit den Rothschilds zusammenarbeiten, jedenfalls nicht in so enger Form. Außerdem habe sich Rothschild, ließ er antworten, nicht an der preussischen Anleihe von 1854 beteiligt, - also jener, die ursprünglich unter Umgehung Bodelschwinghs vom preussischen Ministerpräsidenten mit den Rothschilds ausgehandelt werden sollte.

Bismarck gab sich nicht zufrieden. Auf die ablehnende Antwort Berlins antwortete er in jenem leisen Zynismus, der für ihn charakteristisch war, zwar wisse er nicht, „welche Gründe das Haus Rothschild abgehalten haben, sich an der im Jahre 1854 unter schwierigen Verhältnissen abgeschlossenen Anleihe in angemessener Weise zu beteiligen“, und fährt dann in unübertrefflicher Weise fort: „Ich bin, als ich die Sache zur Sprache brachte, nicht von der Ansicht ausgegangen, daß es sich darum handele, ein Banquierhaus für sein geschäftliches Verhalten zu bestrafen oder zu belohnen, sondern habe nur den Zweck im Auge gehabt, eine Einrichtung zu fördern, welche einer Verbreitung preussischer Staatspapiere im Auslande und einer Heranziehung auswärtiger Kapitalien für unsere Kreditbedürfnisse Vorschub leistet.“

#### Interessen-Gleichsetzung gelingt

Es gibt eine Abart politischer Macht, nämlich die der Interessen-Gleichsetzung. Sollte man zögern, sich eines so mächtigen Apparates zu bedienen, wie ihn das Haus Rothschild zur Verfügung stellen konnte? Sollte man säumen, das süddeutsche Effektenpublikum für die preussischen Konsols zu gewinnen? Hätten die Schuldverschreibungen Preußens keinen guten Kurs gehabt, dann wäre die Absicht Bismarcks töricht gewesen, aber so wie der preussische Taler im Kurse höher lag als sein Metallwert, so notierten die preussischen Staatspapiere im Kurse höher als der Taler. Bismarck zeigte sich selber verblüfft, als er in Frankfurt diese Kenntnis gewann, aber er zog daraus die Schlußfolgerung, daß Preußen in Süddeutschland etwas anzubieten habe, was dem dortigen Publikum begehrenswert erschien. Er meinte einmal, Preußen habe bisher nicht das Be-

wertvolles Gut, man kann mit ihm wuchern; oder man hat ihn nicht, dann schützen auch hohe Renditen nicht.

Manteuffel war mit Bismarck einer Meinung, daß der Antrag der Rothschilds angenommen werden sollte, aber der Finanzminister blieb bei seiner Ablehnung. 1859 wurde Bodelschwingh entlassen. Finanzminister wurde Herr von Patow. Bismarck brachte die Sache erneut zur Diskussion. Patow gab die gleiche Antwort wie Bodelschwingh. In seinen Erinnerungen hat Bismarck viel später ganz allgemein bemerkt, die Finanzminister jener Zeit hätten unterschrieben, was ihre Räte ihnen vorlegten.

Erst im Januar 1860, als die Angelegenheit in die Hände eines neuen Präsidenten der Seehandlung gelegt wurde, kam es mit den Rothschilds zu dem so lange umstrittenen Abkommen. Bismarck war inzwischen preussischer Gesandter in St. Petersburg geworden. Aber von Berlin schrieb der Finanzminister an Herrn von Usedom, dem neuen Bundestagsgesandten, er hoffe, die verfügte Maßregel werde den preussischen Papieren immer mehr Eingang in Süddeutschland verschaffen und zugleich in politischer Beziehung einen günstigen Einfluß ausüben. - Man kann nur sagen: vom Bismarckschen Konzept gut abgeschrieben!

Sieben Jahre hatte Bismarck in Frankfurt als preussischer Gesandter gewirkt. Von diesem Platz aus hatte er hohe Politik betrieben. Verschiedentlich war er vom König zu besonderen diplomatischen Missionen herangezogen worden. Solange Friedrich Wilhelm IV. regierte, wich er entschieden der Möglichkeit aus, Minister zu werden, aber als Ministermacher hatte er sich bereits in jungen Jahren betätigt. Geld imponierte ihm persönlich wenig. Er konnte recht ironisch über Reichtum urteilen. „Vor der hiesigen Vornehmheit fürchte Dich nicht“, schrieb er seiner Frau als ersten Eindruck aus Frankfurt. „Dem Gelde nach ist Rothschild der Vornehmste, und nimm ihnen all ihr Geld, so würde man sehen, wie wenig vornehm jeder an und für sich ist. Geld tuts nicht.“

Geld als Macht fand jedoch den vollen Respekt des preussischen Landjunkers, und es muß ihn jederzeit gereizt haben, mit den Rothschilds so zu kooperieren, daß sie zur Machtfülle Preußens beitrugen, auch wenn sie selber dabei ihr Auskommen fanden.

#### Eine Episode konsequent zu Ende geführt

Gewiß, das Haus Rothschild für das Haus Hohenzollern zu gewinnen, war nur eine Episode für Bismarck (übrigens auch für die Rothschilds), aber der Preuße hat diese Episode konsequent durchgeführt. Dem ersten harmlosen Austausch von Besuch und Gegenbesuch zwischen dem Baron Otto von Bismarck und dem Baron Amschel Mayer von Rothschild folgte der von Bismarck geschürte Streit, in dem die Rothschilds Objekt und Werkzeug zugleich waren, Bismarck suchte zu allererst Österreich zu treffen, aber er begriff sofort, daß dies gründlicher geschehen könnte, wenn er die Rothschilds dem Hause Habsburg entremdete, - wenn er die größte Geldmacht des Kontinents als Emissär des preussischen Talers einsetzen konnte. Was nur möglich war, weil der preussische Taler zu höherem Kurse umging als der Betrag, auf den er geprägt wurde. Auf Grund des Berliner Münzediktes von 1764 wurden aus der kölnischen Mark fein Silber 14 Taler ausgeprägt und so wurde es bis 1857 gehalten. Fast 100 Jahre die gleiche, vollwertige Valuta! Der preussische Taler wurde zur Leitdevise Norddeutschlands. Was Bismarck wollte, das war das Eindringen des preuß. Talers und der preuß. Schuldverschreibungen in den Gulden-Raum, wie wir heute sagen würden, und dieser Guldenraum galt von Frankfurt bis Triest.

Stauend hat Bismarck einmal an Manteuffel geschrieben: „Unsere Kassenanweisungen stehen hier fortwährend 1 Gulden 47½ Kronen für den Taler“. Das heißt, der Taler notierte plus 3 Kronen und das Staatspapier nochmals plus 2,50 Kronen. Stärke und Ansehen eines Landes spiegeln sich in seiner Münze. Wer könnte es besser verstehen als eine Zeit, die zwei Inflationen erlebt hat! Einem Mann wie Bismarck mußte der Nutzen eines harten Talers gegenüber einem weichen Gulden nur ein einziges Mal klar werden, sofort sah er eine neue Stufe zur Macht, und niemand schien ihm zum Geschäftspartner tauglicher als die Rothschilds.



... den Vertretern der ...  
... einen Auszah-  
... 5 1/2%. Zunächst  
... Anfang  
... Heimlichkeit mit den  
... der Roth-  
... in Hannover. Die  
... die Zusage, daß  
... zur Zeichnung auflieg-  
... verfüge. Die Rothschild  
... werden. Andererseits be-  
... eine außerordentliche poli-  
... überdies eine ungemein  
... alle geschäftlichen Dispositi-  
... Häuser in Frankfurt, Wien,  
... . Dennoch wäre es wohl zu  
... kommen, hätte nicht Bodel-  
... andlung erfahren und sich auf-  
... stellt. Die Besprechungen fan-

### er Politik

Manteuffel betrautet waren,  
... dazu beigetragen hatte, daß  
... Ministerpräsident geworden  
... Gegensatz zwischen dem Bun-  
... Finanzminister. In seinen  
... die ganze Nichtachtung  
... Bodelschwingh beugte. Zu den  
... die über Bismarck und  
... Geldkapital Auskunft geben,  
... vom 23. Januar 1857 an den  
... Ministerpräsidenten.

... sich Österreich in Süd-  
... schrieb er an Manteuffel, „be-  
... der weiten Verbreitung der  
... papiere südlich des Mains und  
... Es dürfte außer Wien kaum  
... eben, welche so viel Geld in  
... angelegt hat, als Frankfurt,  
... den Einfluß, welchen dieser  
... izen Südwesten Deutschlands  
... stand nicht ohne politische  
... Kreisen. Es bedarf keines Be-  
... en, welche Capitalanlagen in  
... machen, sich nach Maßgabe  
... elben auch für die Prosperität,  
... auf beruhenden Credit dieses  
... daß der weit verbreitete Besitz  
... tallgeld einzulösende Schuld-  
... nlichen Werten das Terrain  
... ereritet für den Einfluß, wel-  
... politischen Gebiet ... an-

... iver Landjunkere, der gerade  
... natischen Posten stand und  
... ablehnungswert erschien, in  
... bewebe von Macht und Geld,  
... als und von politischer Emis-  
... zugleich legitimiert.

... an solle den preußischen Pa-  
... sition in Süddeutschland ver-  
... ren der österreichischen und  
... einander ab und kommt zu  
... a perfektes Vertrautsein mit

... hiedene Vorteile: 1. das Pu-  
... in diesen Titeln seine Kapi-  
... 2. dadurch, daß Österreich  
... sei, auswärtiges Kapi-  
... Holland, durch Gewäh-  
... ; und 3. bieten öster-  
... des niedrigen Kurses  
... schrittlich übersteige.

... wie wir glücklich er-  
... ", fährt Bismarck fort.  
... zugunsten Österreichs  
... nicht die Tendenz der  
... in gewagten Geschäft-  
... ausnahmen lege man  
... hohe Erträge. Sehr  
... Süddeutschen die bei  
... stante Leichtigkeit und  
... der Zinsen und der  
... Rücksicht gerade

... wohnt.

### Harter Taler, welcher Gulden

Es ist außer Zweifel, daß Bismarck diese Ausarbei-  
... von den Rothschilds erhalten hat, aber er gab  
... dieses Wissen mit einer Leichtigkeit und Genauigkeit  
... wieder, als habe er den Markt jahrelang beobachtet.  
... Das Haus Rothschild bat offiziell, mit der Auszahlung  
... der Coupons aller preußischen Staatsschuldscheine be-  
... auftragt zu werden. Es werde „dabei jederzeit den  
... preußischen Taler zu 1 Gulden 45 Kronen berechnen,  
... ohne daß Rothschild dafür eine Provision in Anspruch  
... nimmt, er würde vielmehr nur ein „kleines“ Aversum  
... zur Deckung seiner Kosten ausbedingen“. - Hier muß  
... gesagt werden, daß 1 Gulden 45 Kronen für den preußi-  
... schen Taler einen Kurs über pari bedeuten. Der feste  
... Wemselkurs machte nur 1 Gulden 42 Kronen aus.

Wiederholt hatte das Haus Rothschild den Wunsch  
... ausgesprochen, Zahlstelle zu werden. Bismarck befür-  
... wortete den Antrag. Er ist sicher, daß der süddeutsche  
... Kapitalanleger die preußischen Papiere den österreichi-  
... schen vorziehen werde, sobald eine einfache und rasche  
... Bedienung bankmäßig sichergestellt ist. Niemand  
... konnte dieses besser bieten als die Rothschilds, die in  
... jedem größeren Ort Süddeutschlands ihre Agenten  
... hatten.

„Es würde dann“, schließt Bismarck, „der Ankauf preu-  
... bischer Papiere nicht nur, wie gegenwärtig vorzugsweise  
... von solchen Personen geschehen, deren ausgedehntere  
... Mittel und größere Geschäftsroutine sie befähigen, die  
... Schwierigkeit der Realisation preußischer Coupons und  
... die Schwankungen des Talerfußes zu übersehen, son-  
... dern die Beteiligung an preußischen Fonds dürfte dann  
... auch in die Masse der kleineren Kapitalisten und  
... damit in die Kreise des Mittelstandes der süddeutschen  
... Bevölkerung kommen“. Gewinnung des Mittelstandes  
... als Kapitalanleger! Ein immerwährender Versuch! Von  
... Bismarck allerdings primär nicht bezweckt, um dem  
... preußischen Finanzminister mehr Mittel zuzuführen,  
... sondern um durch Anbieten eines gut im Kurse ste-  
... henden Geldtitels politische Freunde, sozusagen finan-  
... zielle Teilhaber am Wohlergehen Preußens zu gewin-  
... nen.

In Berlin verschloß man sich nicht der Anregung, man  
... stimmte in jeder Beziehung zu, aber Bodelschwingh  
... wollte wiederum nicht mit den Rothschilds zusammen-  
... arbeiten, jedenfalls nicht in so enger Form. Außerdem  
... habe sich Rothschild, ließ er antworten, nicht an der  
... preußischen Anleihe von 1854 beteiligt, - also jener,  
... die ursprünglich unter Umgehung Bodelschwinghs vom  
... preußischen Ministerpräsidenten mit den Rothschilds  
... ausgehandelt werden sollte.

Bismarck gab sich nicht zufrieden. Auf die ableh-  
... nende Antwort Berlins antwortete er in jenem leisen  
... Zynismus, der für ihn charakteristisch war, zwar wisse  
... er nicht, „welche Gründe das Haus Rothschild abgehal-  
... ten haben, sich an der im Jahre 1854 unter schwierigen  
... Verhältnissen abgeschlossenen Anleihe in angemessener  
... Weise zu beteiligen“, und fährt dann in unüber-  
... trefflicher Weise fort: „Ich bin, als ich die Sache zur  
... Sprache brachte, nicht von der Ansicht ausgegangen,  
... daß es sich darum handele, ein Banquierhaus für sein  
... geschäftliches Verhalten zu bestrafen oder zu belohnen,  
... sondern habe nur den Zweck im Auge gehabt, eine  
... Einrichtung zu fördern, welche einer Verbreitung preu-  
... bischer Staatspapiere im Auslande und einer Heranzie-  
... hung auswärtiger Kapitalien für unsere Kreditbe-  
... dürfnisse Vorschub leistet.“

### Interessen-Gleichsetzung gelingt

Es gibt eine Abart politischer Macht, nämlich die der  
... Interessen-Gleichsetzung. Sollte man zögern, sich eines  
... so mächtigen Apparates zu bedienen, wie ihn das Haus  
... Rothschild zur Verfügung stellen konnte? Sollte man  
... säumen, das süddeutsche Effektenpublikum für die  
... preußischen Konsols zu gewinnen? Hätten die Schuld-  
... versreibungen Preußens keinen guten Kurs gehabt,  
... dann wäre die Absicht Bismarcks töricht gewesen, aber  
... so wie der preußische Taler im Kurse höher lag als sein  
... Metallwert, so notierten die preußischen Staatspapiere  
... im Kurse höher als der Taler. Bismarck zeigte sich  
... selber verblüfft, als er in Frankfurt diese Kenntnis  
... gewann, aber er zog daraus die Schlußfolgerung, daß  
... Preußen in Süddeutschland etwas anzubieten habe,  
... was dem dortigen Publikum begehrenswert erschien.  
... Er meinte einmal, Preußen habe bisher nicht das Be-

wertvolles Gut, man kann mit ihm wuchern; oder man  
... hat ihn nicht, dann schützen auch hohe Renditen nicht.  
... Manteuffel war mit Bismarck einer Meinung, daß der  
... Antrag der Rothschilds angenommen werden sollte,  
... aber der Finanzminister blieb bei seiner Ablehnung.  
... 1859 wurde Bodelschwingh entlassen. Finanzminister  
... wurde Herr von Patow. Bismarck brachte die Sache er-  
... neut zur Diskussion. Patow gab die gleiche Antwort  
... wie Bodelschwingh. In seinen Erinnerungen hat Bismarck  
... viel später ganz allgemein bemerkt, die Finanz-  
... minister jener Zeit hätten unterschrieben, was ihre  
... Räte ihnen vorlegten.

Erst im Januar 1860, als die Angelegenheit in die  
... Hände eines neuen Präsidenten der Seehandlung ge-  
... legt wurde, kam es mit den Rothschilds zu dem so lange  
... umstrittenen Abkommen. Bismarck war inzwischen  
... preußischer Gesandter in St. Petersburg geworden.  
... Aber von Berlin schrieb der Finanzminister an Herrn  
... von Usedom, dem neuen Bundestagsgesandten, er  
... hoffe, die verfügte Maßregel werde den preußischen  
... Papieren immer mehr Eingang in Süddeutschland ver-  
... schaffen und zugleich in politischer Beziehung einen  
... günstigen Einfluß ausüben. - Man kann nur sagen: vom  
... Bismarckschen Konzept gut abgeschrieben!

Sieben Jahre hatte Bismarck in Frankfurt als preu-  
... bischer Gesandter gewirkt. Von diesem Platz aus hatte  
... er hohe Politik betrieben. Verschiedentlich war er vom  
... König zu besonderen diplomatischen Missionen heran-  
... gezogen worden. Solange Friedrich Wilhelm IV. re-  
... gierte, wich er entschieden der Möglichkeit aus, Mi-  
... nister zu werden, aber als Ministermacher hatte er sich  
... bereits in jungen Jahren betätigt. Geld imponierte ihm  
... persönlich wenig. Er konnte recht ironisch über Reich-  
... tum urteilen. „Vor der hiesigen Vornehmheit fürchte  
... Dich nicht“, schrieb er seiner Frau als ersten Eindruck  
... aus Frankfurt. „Dem Gelde nach ist Rothschild der  
... Vornehmste, und nimm ihnen all ihr Geld, so würde  
... man sehen, wie wenig vornehm jeder an und für sich  
... ist. Geld tuts nicht.“

Geld als Macht fand jedoch den vollen Respekt des  
... preußischen Landjunkere, und es muß ihm jederzeit ge-  
... preizt haben, mit den Rothschilds so zu kooperieren, daß  
... sie zur Machtfülle Preußens beitrugen, auch wenn sie  
... selber dabei ihr Auskommen fanden.

### Eine Episode konsequent zu Ende geführt

Gewiß, das Haus Rothschild für das Haus Hohen-  
... zollern zu gewinnen, war nur eine Episode für Bismarck  
... (übrigens auch für die Rothschilds), aber der  
... Preuße hat diese Episode konsequent durchgeführt.  
... Dem ersten harmlosen Austausch von Besuch und Ge-  
... genbesuch zwischen dem Baron Otto von Bismarck  
... und dem Baron Amschel Mayer von Rothschild folgte  
... der von Bismarck geschurte Streit, in dem die Roth-  
... schilds Objekt und Werkzeug zugleich waren, Bismarck  
... suchte zu allererst Österreich zu treffen, aber er  
... begriff sofort, daß dies gründlicher geschehen könnte,  
... wenn er die Rothschilds dem Hause Habsburg enttrem-  
... dete, - wenn er die größte Geldmacht des Kontinents  
... als Emissär des preußischen Talers einsetzen konnte.  
... Was nur möglich war, weil der preußische Taler zu  
... höherem Kurse umging als der Betrag, auf den er ge-  
... prägt wurde. Auf Grund des Berliner Münzdekretes von  
... 1764 wurden aus der Kölnischen Mark fein Silber 14  
... Taler ausgeprägt und so wurde es bis 1857 gehalten.  
... Fast 100 Jahre die gleiche, vollwertige Valuta! Der  
... preußische Taler wurde zur Leitdevise Norddeutsch-  
... lands. Was Bismarck wollte, das war das Eindringen  
... des preuß. Talers und der preuß. Schuldverschreibun-  
... gen in den Gulden-Raum, wie wir heute sagen wür-  
... den, und dieser Guldenraum galt von Frankfurt bis  
... Triest.

Stauend hat Bismarck einmal an Manteuffel ge-  
... schrieben: „Unsere Kassenanweisungen stehen hier  
... fortwährend 1 Gulden 47 1/2 Kronen für den Taler“. Das  
... heißt, der Taler notierte plus 3 Kronen und das  
... Staatspapier nochmals plus 2,50 Kronen. Stärke und  
... Ansehen eines Landes spiegeln sich in seiner Münze.  
... Wer könnte es besser verstehen als eine Zeit, die zwei  
... Inflationen erlebt hat! Einem Mann wie Bismarck  
... mußte der Nutzen eines harten Talers gegenüber  
... einem weichen Gulden nur ein einziges Mal klar wer-  
... den, sofort sah er eine neue Stufe zur Macht, und nie-  
... mand schien ihm zum Geschäftspartner tauglicher als  
... die Rothschilds.



III. 645  
7889

LEO BECK  
INSTITUTE  
NEW YORK

## Reserven der Deutschen Bundesbank in 1959 in Millionen DM

	31. März	30. Juni	30. Sept.	31. Okt.	30. Nov.	31. Dez.
Geldreserven	10 863	11 233	10 872	10 905	10 905	10 934
Goldreserven	3 311	6 418	6 031	6 424	7 252	8 249
Devisenreserven	153	116	149	130	124	130
andere Reserven	7 399	4 700	4 700	4 351	3 529	2 525
<b>Gesamt</b>	<b>20 516</b>	<b>23 172</b>	<b>22 347</b>	<b>22 621</b>	<b>23 443</b>	<b>24 130</b>
Noten	1 136	890	806	789	703	672
<b>Geld</b>	<b>23 300</b>	<b>22 274</b>	<b>21 541</b>	<b>21 832</b>	<b>22 740</b>	<b>23 458</b>
Bankguthaben im Ausland	43	50	50	49	48	47
Bankguthaben in Deutschland	17 662	18 215	18 723	18 709	19 161	19 046
Bankguthaben in der EZU	62	62	58	58	57	57
<b>Gesamt</b>	<b>144</b>	<b>122</b>	<b>115</b>	<b>111</b>	<b>119</b>	<b>123</b>

en der Deutschen Bundesbank eine Entwicklung durchge-  
rungs bild etwas ver-  
erlich sein wird - an den  
ndesregierung an das Aus-  
des 1958/59. Für die Bundes-  
t erst einmal eine erheb-  
konten der Aktivseite ei-  
Diese Rückbildung setzte  
und in der EZU. Aus-  
Währungsreserve, vor-  
stehenden Überschüsse aus-  
handel wird sich für 1959  
illiarden DM ergeben. Der  
ven ging schneller vor sich,  
nspolitik einsetzte, da sie  
von Bankengeldern führte,  
ren. Dank der hohen New  
cherweise das Ausleihge-  
Banken attraktiv, andern-  
an Devisen größer ge-

wesen. Bis zum 31. Dezember ergab sich ein Wieder-  
anstieg auf 24,13 Mrd. DM.  
Während des Jahres veränderte sich der Goldbestand  
wiederholt, aber nur in mäßigen Grenzen, und zum  
Jahresschluß waren die Goldreserven etwas nied-  
riger als per Ultimo 1958. Die Bundesbank hat sich also  
im vergangenen Jahr nicht an der vielfach beobachte-  
ten Auffüllung der Goldreserven beteiligt, die von  
anderen Notenbanken im Zuge der internationalen  
Liquiditätsverlagerung erfolgte. Die Liquidität bei aus-  
ländischen Banken und die Geldmarktanlagen der Bun-  
desbank im Ausland erreichten den tiefsten Stand im  
dritten Quartal, um danach wieder zuzunehmen. Ende  
des Jahres lagen sie nur eine Milliarde DM niedriger  
als in 1958. Diese Umlagerung bzw. diese Konzentration  
des Reserven-Anstieges bei den Bankguthaben im Aus-  
land muß im Zusammenhang mit dem Rückgang der  
Forderungen an die EZU gesehen werden. Während  
sich im Verlauf des Jahres die Beleihung an die Welt-  
bank noch etwas erhöhten, und schließlich 1,49 Mrd.  
DM betragen, sind die Guthaben aus der Abwicklung  
der EZU schrittweise zurückgegangen und machen aber  
zum Jahresschluß 1959 nur noch 3,16 Mrd. DM aus.

den 3. Klasse. Das geschah  
nn, der sich durch Bismarck  
hatte, preußischer Bankier  
erklärten Gegner der Roth-  
finanzminister von Bodel-  
schen Tempo - heute Feind,  
cht zu folgen vermochte. Er  
nung Rothschilds zum Hof-  
auch die Verleihung des  
ändern versucht.  
ffel im Frühjahr 1854, als  
ungen über eine neue preu-  
die von dem Frankfurter  
kommen werden sollte. Die  
ller Heimlichkeit in Heidel-  
is dem Vertreter Preußens  
als den Vertretern der  
boten eine Auszah-  
3 1/2%. Zunächst  
andlungen. Anfang  
lichkeit mit dem  
stanten der Roth-  
in Hannover. Die  
Zusage, daß in  
zeichnung auflegt  
Die Rothschild-  
sollte nicht  
bereits be-  
politische  
eine ungemein  
fälligen Dispo-  
Frankfurt, Wien,  
wäre es wohl zu  
nicht Bodel-  
ren und sich auf  
spruchungen fan-

darauf genommen, Preußen habe dem bisher nicht Rech-  
nung getragen. Schon durch die notwendige Kursum-  
rechnung von preußischen Talern in Gulden falle der süd-  
deutsche Besitzer leicht einem Spekulanten zum Opfer.  
Die preußischen Coupons seien unvorteilhafterweise  
nur in Berlin zahlbar. Außerdem würden die ausgelos-  
ten Obligationen nach vier Jahren verfallen, ohne daß  
man später Gnade vor Recht ergehen lasse, wie es in  
Österreich der Fall sei. Erschwerend komme hinzu, daß  
im Süden wenige preußische Zeitungen kursieren, so  
daß auch die Unterrichtung des Publikums eine mangel-  
hafte sei. Schließlich werden zu den Preußischen Obl-  
igationen nur acht Coupons und keine Talons ausgege-  
ben, so daß die Titel alle vier Jahre nach Berlin gesandt  
werden müssen. Bismarck führt eine genaue Kosten-  
rechnung an, die etwa einem Besitzer preußischer Pa-  
piere entstehen, der in einer kleinen süddeutschen Stadt  
wohnt.  
**Harter Taler, weicher Gulden**  
Es ist außer Zweifel, daß Bismarck diese Ausarbei-  
tung von den Rothschilds erhalten hat, aber er gab  
dieses Wissen mit einer Leichtigkeit und Genauigkeit  
wieder, als habe er den Markt jahrelang beobachtet.  
Das Haus Rothschild hat offiziell, mit der Auszahlung  
der Coupons aller preußischen Staatsschuldscheine be-  
auftragt zu werden. Es werde dabei jederzeit den  
preußischen Taler zu 4 Gulden als Kurs festhalten,  
ohne daß Rothschild dafür eine Provision in Anspruch  
nimmt, er würde vielmehr nur ein „kleines“ Aversum  
zur Deckung seiner Kosten ausbedingen“. - Hier muß  
gesagt werden, daß 1 Gulden 45 Kronen für den preußi-  
schen Taler einen Kurs über pari bedeuten. Der feste  
Wechselkurs machte nur 1 Gulden 42 Kronen aus.  
Wiederholt hatte das Haus Rothschild den Wunsch  
ausgesprochen, Zahlstelle zu werden. Bismarck befür-  
wortete den Antrag. Er ist sicher, daß der süddeutsche  
Kapitalismus die preußischen Papiere den Österreich-

Das ganze Jahr über blieben die Verbindlich-  
keiten der Bundesbank aus dem Auslandsge-  
schäft unerheblich, überdies verminderten sie sich  
ständig. Zum Jahresschluß gab es nur noch rund 300  
Mill. DM Guthaben ausländischer Einleger und rund  
360 Mill. DM Deckungsanschaffungen für Akkreditive.

Unsere Tabelle zeigt, wie sich der Saldo der Wäh-  
rungsreserven entwickelte. Von 25,38 Mrd. DM ergab  
sich eine Minderung auf 21,54 Mrd. DM per Ultimo  
zum dritten Quartal und danach einen beachtlichen  
Wiederanstieg auf 23,46 Mrd. DM.

Im Jahresverlauf hat der Notenumlauf ständig  
zugenommen. Jeder Monatsultimo brachte höhere An-  
forderungen, die während des nachfolgenden Monats  
nicht voll zurückflossen. Für 19,05 Mrd. DM mußten  
Banknoten zur Verfügung gestellt werden; das sind  
1,38 Mrd. DM mehr als vor Jahresfrist. Bei der Beur-  
teilung des Notenumlaufs werden heutzutage Dek-  
kungsrelationen kaum beachtet. Nichtsdesto-  
weniger hängt die internationale Geltung einer Valuta  
von dem Grad der Zahlungsfähigkeit ab. Deshalb ver-  
dient es beachtet zu werden, daß trotz des steigenden  
Notenumlaufs und trotz der ermäßigten Währungs-  
reserven die Deckung durch Gold nur von 62% auf 57%  
zurückgegangen ist. Dies ist ein Deckungsgrad, der  
sogar in den Zeiten sogenannter klassischer Goldwäh-  
rungsverhältnisse selten erreicht bzw. vorgeschrieben  
wurde. Die Deckung durch Währungsreserven aller  
Art hat sich von 144% zunächst bis auf 111% Ende  
Oktober verringert. Seitdem nahm sie parallel mit dem  
Ansteigen der Bundesbankguthaben im Ausland wie-  
der zu und betrug zum Jahresschluß 123%. Die Fähig-  
keit, auch unter schwierigen Umständen, die internatio-  
nale Austauschbarkeit der DMark zu erhalten, berech-  
tigt zu dem Urteil, daß die deutsche Valuta eine harte  
ist.

Die Bundesbank bemüht sich, dieses vortreffliche  
Zahlenbild sozusagen auch anwendbar zu machen für  
die Bewertung der inländischen Kaufkraft der DMark,  
nämlich sie auch auf dem heimischen Markt hart zu  
erhalten. Das aber hängt nicht von dem Ausmaß der  
Gold- und Devisendeckung ab, sondern von der Ent-  
wicklung des Preisgefüges und „ist eine andere Ge-  
schichte.“

dürfnis gehabt, sich Kredite außerhalb des eigenen  
Landes zu beschaffen; und ein andermal, Preußen  
könnte im süddeutschen Raum 40 Millionen Taler emittieren,  
(um das zu befriedigen, was man heute den  
„Anlagebedarf der Investoren“ nennt). Preußen bot  
sich Gelegenheit, mit Hilfe des mächtigsten Bankhauses  
in ein Gebiet einzudringen, das bisher für Österreich  
ein unentbehrliches Kapitalreservoir war. Schon das  
war Grund genug, mit den Rothschilds zu gehen.

Bismarck ließ sich daher in Berlin nicht abweisen,  
denn es war nicht das Rothschildische Interesse oder  
das irgendeines anderen Bankhauses, das er verfocht,  
es handelte sich um das elementare politische Interesse  
Preußens, dem er auf einem Gebiet voranzuhelfen wollte,  
das gewöhnlich von den Staatsmännern übersehen oder  
falsch beurteilt wurde. Staatskredit ist ein politisch  
wertvolles Gut, man kann mit ihm wuchern; oder man  
hat ihn nicht, dann schützen auch hohe Renditen nicht.  
Manteuffel war mit Bismarck einer Meinung, daß der  
Antrag der Rothschilds angenommen werden sollte,  
aber der Finanzminister blieb bei seiner Ablehnung.  
1859 wurde Bodelschwingh entlassen. Finanzminister  
wurde Herr von Patow. Bismarck brachte die Sache er-  
neut zur Diskussion. Patow gab die gleiche Antwort  
wie Bodelschwingh. In seinen Erinnerungen hat Bis-  
marck viel später ganz allgemein bemerkt, die Finanz-  
minister jener Zeit hätten unterschrieben, was ihre  
Räte ihnen verlangten.

Erst im Januar 1860, als die Angelegenheit in die  
Hände eines neuen Präsidenten der Seehandlung ge-  
legt wurde, kam es mit den Rothschilds zu dem so lange  
umstrittenen Abkommen. Bismarck war inzwischen  
preußischer Gesandter in St. Petersburg geworden.  
Aber von Berlin schrieb der Finanzminister an Herrn  
von Usedom, dem neuen Bundestagsgesandten, er  
hoffe, die verfügte Maßregel werde den preußischen  
Papieren immer mehr Eingang in Süddeutschland ver-

## Carl Ellern ז"ל

MB 34, 28 (15. Juli 1966)

Carl Ellern ז"ל, der am 7. Juli im 76. Lebensjahr von uns ging, war ein weltbekannter Bankier. — Nach fünfjähriger Ausbildung bei seinem Onkel Ignaz Ellern in Karlsruhe lebte er bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges in Paris. Nach dem Kriege wurde er Teilhaber des Bankhauses Hugo Mainz & Co. in Hamburg, wo er dem Börsenvorstand angehörte und für das Waisenhaus der Jüdischen Gemeinde tätig war.

1940 wanderte Carl Ellern in Eretz Israel ein und trat kurze Zeit in die Ellern's Bank Ltd. als Di-

rektor ein. Nach Staatsgründung wurde er beratendes Mitglied wirtschaftlicher Gremien im Büro des Ministerpräsidenten und bei der Staatsbank. Als ein Freund des Ha-poel Ha-mizrachi beschäftigte ihn besonders das Wohlergehen der Alten.

Der Verstorbene vereinte in sich in bewundernswerter Weise jüdische Tugenden mit der Weltoffenheit eines erfahrenen Finanzmannes; er hatte immer Verständnis für die Nöte der Anderen. Sein weiser Rat und die tatkräftige Hilfe werden von einem grossen Kreis seiner Freunde vermisst werden.



N. 3. 2.  
57. 68

## Umgründung der Pariser Rothschild-Bank

S. W. Paris, 3. Januar

Im Zuge der im April 1967 angekündigten Reorganisation der Rothschild-Interessen (vgl. Nr. 1840 «NZZ» vom 27. April) ist die Privatbankfirma de Rothschild Frères, die als «Banque d'affaires» tätig war, mit Wirkung vom 1. Januar 1968 in eine Aktiengesellschaft unter der Bezeichnung «Banque Rothschild» umgegründet worden, die sich nunmehr als Depositenbank betätigen wird. Der Seniorchef der bisherigen Firma, Baron Guy de Rothschild, steht als Präsident dem Verwaltungsrat vor, dem ferner als Vizepräsidenten seine Vettern, Alain und Elie, sowie als Mitglieder René Fillon, Michel de Boissieu und Robert Jablon angehören. Außerdem werden in den Verwaltungsrat berufen als Vertreter der Londoner Bankfirma N. M. Rothschild & Sons Evelyn de Rothschild und Peter Fleck als Vertreter der die amerikanischen Interessen der Rothschild-Gruppe verwaltenden New Court Securities Corp. Gleichzeitig treten Baron Guy de Rothschild und Peter Fleck als Teilhaber in die Londoner Bankfirma ein. Auf diese Weise werden die Beziehungen, die bereits zwischen den Firmen in Paris, London und New York bestanden, noch enger gestaltet. Nach den

im April bekanntgegebenen Plänen sollte die Pariser Rothschild-Bank anlässlich ihrer Umgründung in eine Aktiengesellschaft ihr Kapital von 20 auf 50 Mill. fFr. hinaufsetzen. Diese Kapitalerhöhung wird offenbar demnächst durchgeführt werden.

## Die Rothschild-Saga

Südd. Zeitung  
5. Dez. 1962

**Frederic Morton: Die Rothschilds. Porträt einer Familie.** Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München/Zürich. 305 Seiten mit vielen Bildern, Leinen 18,50 DM.

Noch während des 18. Jahrhunderts war den Juden im Getto das Recht verwehrt, einen Familiennamen zu führen wie andere Staatsbürger. Zur genaueren Kennzeichnung wiesen sie deshalb nach den Vornamen meist auf irgendeine Besonderheit hin, etwa ihr Hausschild, den Vorläufer der späteren Hausnumerierung. Die Vorfahren des ursprünglich völlig unbekanntes Frankfurter Juden Mayer Amschel, der sich nach mehrjähriger Tätigkeit bei dem hannoverschen Bankier Oppenheimer in seiner Geburtsstadt allmählich ein eigenes Geschäft aufbaute, hatten nach dem Schild ihres Wohnhauses kurzweg den Namen „Rothschild“ angenommen.

Diese und manche andere kuriosen Einzelheiten berichtet Frederic Morton in seinem Buch über die Dynastie der Rothschilds, der es wie kaum einer anderen Familie nicht nur gelungen ist, durch fünf Generationen einen fast legendär gewordenen Reichtum in ihrer Hand zu behalten, sondern sich zu einer gesellschaftlichen Geltung aufzuschwingen, die es getrost mit dem Ansehen alter Adelsgeschlechter aufnehmen kann. Das größte Kapital, über das der Gründer des Bankhauses Rothschild verfügte, waren seine fünf Söhne, die als Finanziers von Fürsten und Staaten fast das gesamte Europa unter sich aufteilten. Es war mit ein Geheimnis ihres Erfolgs, daß sie sich den ausgesprochen jüdischen Familiensinn bewahrt haben, wie er sich bis heute unter den Rothschilds erhalten hat. Amschel, der Älteste, wurde zum Großbankier des Deutschen Bundes, Salomon faßte in Wien Fuß, Nathan in London, Kalman konzentrierte sich auf Italien, und Jakob, der jüngste der Brüder, wurde zum mächtigen Geldmagnaten Frankreichs. Das waren die berühmten „Fünf Frankfurter“, wie es in einem vor dem Ersten Weltkrieg aufgeführten Lustspiel hieß. Wohl selten hat die Geldaristokratie, wie hier, eine Popularität erlangt, die bis in die Bezirke der heiteren Museen reicht.

Morton zeichnet das Porträt dieser erfolgreichen Familie mit dem wechsellvollen historischen Hintergrund durch über anderthalb Jahrhunderte auf den verschiedenen Schauplätzen der Welt. Zahlreiche denkwürdige Begegnungen der Rothschild-Generationen mit führenden Staatsmännern, beispielsweise Bismarck und Disraeli, ihre enge Beziehung zu namhaften Persönlichkeiten des Kulturlebens, ihre internationale Verflechtung und nicht zuletzt die ausgeprägten privaten Neigungen und Hobbys der Rothschilds haben dem Verfasser dieser ungewöhnlichen Familienchronik viel Material für ein buntes Kapitel der Kulturgeschichte geliefert — voller Anekdoten und merkwürdiger Details. Der Autor bekennt ausdrücklich, daß er sich nicht als Sachverständiger in Wirtschafts- und Finanzfragen berufen fühlt, „er will von Menschen erzählen, will die Legende, die sich um den Namen Rothschild rankt, zu Fleisch und Blut werden lassen“.

An dieser Legende hat Frederic Morton offenbar selber fleißig weitergehäkelt, von Ehrfurcht vor den Rothschilds auch da erfüllt, wo es sich lediglich um kostspielige Marotten oder snobistische Extravaganzen handelt, die so leicht im Kielwasser von Riesenvermögen auftauchen. So mischt sich in dieses „Porträt einer Familie“ mancher Gesellschaftsklatsch, wie er sonst in den Illustrierten und Magazinen zu Hause ist.

G. B.



# Die Gründer der Dresdner Bank

Von Adolf Diamant

Der Ursprung der Dresdner Bank, dieses prominenten Geldinstitutes, ist auf jüdische Finanziers zurückzuführen. Unterlagen oder Dokumente über Juden und deren Beziehungen zu der Dresdner Bank aus den Jahren 1872 bis 1945 sind kaum vorhanden. Im Rahmen der in Vorbereitung befindlichen Dokumentation „Chronik der Juden in Dresden“ zeigt der Verfasser erstmals eine bankhistorische Studie aus dem Kapitel Bankwesen gekürzt auf. Von den Anfängen der Kapitalbildung bis zur Einziehung des jüdischen Vermögens durch die nationalsozialistischen Diktatoren bei der Dresdner Bank wird somit ein Stück Bankgeschichte in Deutschland dargestellt.

Die ersten finanzkräftigen Juden, die sich in Dresden an dem Geldmarkt maßgeblich beteiligten, waren königliche Hoffaktoren, Fürsten bedienten sich ihrer, da diese weitreichende Beziehungen zu anderen Bankhäusern, wie in Hamburg, Frankfurt oder in Holland, besaßen. Mannigfaltige Transaktionen führten sie in Dresden durch. Von der Verpfändung des königlichen Tafelgeschirrs im Jahre 1758 durch Moses Ephraim Levy bis zur Ausrüstung und Besoldung von Militär um 1700 durch Behrend Lehmann. Die Finanz- und Geschäftstätigkeit dieser Hoffaktoren, die häufig Titel und Rang erkaufte, Bankette veranstalteten, zu denen der Hochadel erschien, war die Grundlage zur Konsolidierung der Bankhäuser.

## Multimillionäre

Der vermögendste Mann um 1850 war in Dresden Freiherr Felix von Kaskel (auch oft Kaskete geschrieben, der richtige Name lautete Chaskel, abgeleitet von Jecheskel/Ezechiel), dessen Vater, Karl Kaskel, am 22. Oktober 1867 von Kaiser Franz Josef in den Freiherrnstand erhoben wurde. Diesen Dank erhielt er in Anbetracht seiner finanziellen Arrangements für die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, die Unterstützung der österreichischen Armee, die Fürsorge für Kranke sowie für Verdienste um die Förderung von Industrie und den Bau von Eisenbahnen. Zu dieser Zeit trat die Familie Kaskel zum Christentum über. Das Vermögen des Freiherrn Karl von Kaskel wurde nach dessen Tod im Jahr 1874 auf 7 Millionen Mark geschätzt. Zusätzlich verfügte Freifrau von Kaskel, geborene Oppenheim (aus der Kölner Bankiersfamilie), nach dem Tode ihres Vaters und ihrer Mutter zusammen nochmals über mindestens 6 Millionen Mark. Die Kaskels können als die sächsischen Rothschilds bezeichnet werden, denn ebenso wie diese Bankdynastie, hatten die Kaskels Finanzbeziehungen, die von den jüdischen Bankhäusern in Posen bis nach Köln und noch weiter reichten.

Unter der Beteiligung von Rothschild in Frankfurt am Main, S. Oppenheim in Köln, Magnus und Bleichröder in Berlin, Kaskel und Bassenge in



Eugen Gutmann

Dresden, Hartmann in Chemnitz und des Fürsten von Schöneburg-Waldenburg gründete Karl von Kaskel am 12. November 1872 die Dresdner Bank.

Das ursprüngliche Kapital der Dresdner Bank betrug 24 Millionen Mark bei vierzigprozentiger Einzahlung im Gründungsjahr 1872. Schon 1873 wurden 9 Millionen Mark in Vollaktien umgewandelt und eine Aktiengesellschaft gegründet. Die rasante Aufstiegsbewegung der Dresdner Bank und der ihr nahestehenden industriellen Gesellschaft hat die Bank dem Grundkapital von Kaskel zuzuschreiben.

Die hervorragende Rolle der Dresdner Bank land ihre äußerliche Anerkennung darin, daß König Albert einem Mitglied der Dresdner jüdischen Gemeinde, dem Direktor dieser Bank, Georg Wilhelm Arnstaedt, das Ritterkreuz I. Klasse vom Albrechts-Orden im Februar 1896 verlieh. Eine weitere Spitzenfunktion in der Direktion der Dresdner Bank erhielt 1891 der Geheime Kommerzienrat Generalkonsul Gustav von Klemperer (1850 bis 1926). Klemperer hatte sich zu jener Zeit als ein besonderer Förderer der sächsischen und der österreichischen Industrie er-

wiesen. Als er 1913 aus dem Vorstand der Dresdner Bank ausschied, wurde er zum stellvertretenden Vorsitzenden des Aufsichtsrates gewählt. Eine weitere seltene Auszeichnung wurde Gustav von Klemperer noch zuteil: Die Dresdner Börse ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Die erfolgreichen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Österreich wurden ihm von amtlichen Stellen verschiedentlich bescheinigt. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß Gustav von Klemperer eine der bedeutendsten Kunstsammlungen in Sachsen besaß. Im Bundesarchiv Koblenz befinden sich noch Akten aus der ehemaligen Reichskanzlei über die Enteignung der wertvollen Kunstsammlung durch die nationalsozialistischen Gewalthaber. Diese Kunstgegenstände befinden sich heute noch in Dresden.

Die prägnanteste Persönlichkeit, welche die Geldgeschäfte der Dresdner Bank zusammen mit einem hervorragenden Organisationstalent verband, war Eugen Gutmann (1840—1925). Auf seine Initiative hin wurde die Bankgründung vorgenommen. Das Stammhaus der Dresdner Bank befand sich von 1876 bis 1897 in der Wilsdrufferstraße. Es war ein bedeutender Entschluß von Eugen

Gutmann, als er 1881 in Berlin eine Niederlassung der Dresdner Bank errichtete, die den Rahmen einer Lokalbank sprengte.

Die Berliner Niederlassung überflügelte schon im ersten Jahre ihres Bestehens den Dresdner Stammsitz. In den Tagen des Aufstiegs des Deutschen Reiches hatte die Bank einen großen Anteil an der Entwicklung der deutschen Wirtschaft. In den Zeiten des allgemeinen wirtschaftlichen Niedergangs erlitt sie schwere Rückschläge. Nach dem Bankkrach von 1931 erholte sich die Bank wieder langsam, nicht zuletzt durch die energische Hilfe des Reiches.

## 1933 — 1945

Gleich nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten wurden führende Direktoren der Banken entlassen. Allerdings waren die Banken nach einer Erklärung von Göbbels am 31. April 1933 vom Boykott ausgeschlossen, um nicht den Zahlungsverkehr ins Stocken zu bringen. Dokumente über die Entlassung von Juden aus der Dresdner Bank liegen nicht mehr vor. Dafür sind die Reichsgesetzesblätter über die Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben (RGB JG. 1938 T.I.) aussagekräftig: „Ein Jude kann nicht mehr Betriebsführer sein... Ist ein Jude leitender Angestellter, so kann ihm gekündigt werden.“ Auch in die Dresdner Bank wurden Vertrauensleute der NSDAP eingeschleust. Dem Freundeskreis des Reichsführers SS gehörten auch Vertreter der Dresdner Bank an. Die im Freundeskreis zusammengeschlossenen Konzerne und Banken überwiesen für „besondere Aufgaben“ jährlich über eine Million Mark an die SS. Als „Rassen“spezialist bei der „Arisierung“ von Bankhäusern war Viktor Emanuel Preussker im Range eines SS-Führers eingesetzt, der als Vertrauensmann der Dresdner Bank galt. Ende 1935 übernahm die Dresdner Bank das mitteleuropäische Geschäft der Gebrüder Arnhold in Dresden und einige Monate später „reorganisierte“ ein Konsortium unter Leitung der Dresdner Bank das Bankhaus Hardy. Da das NS-Wirtschaftsministerium laufend neue Verordnungen plante, war zeitweise bei der „Arisierung“ ein gewisser

Stillstand eingetreten, den die Dresdner Bank zu besonderen Anstrengungen auszunutzen strebte, da sie bereits über die zu erwartenden Bestimmungen informiert war. Es liegt ein Dokument vor, in dem mitgeteilt wird, daß die Filialen der Dresdner Bank in Dresden und Breslau alles mögliche zur Förderung der „Arisierung“ versuchten. Das Reichswirtschaftsministerium hatte einen ihrer Mitarbeiter ausdrücklich gebeten, die Informationen des Reichswirtschaftsministeriums nicht in einem Rundschreiben zu verbreiten, damit nicht der Eindruck einer Bevorzugung der Dresdner Bank durch das Reich entstände.

Nach der am 28. Oktober 1938 dekretierten Ausweisung der polnischen Juden aus Deutschland, wurden deren Guthaben bei den Geldinstituten beschlagnahmt. Guthaben und Werte von Juden bei der Dresdner Bank und deren Filialen in Sachsen unterstanden dem Oberfinanzpräsidenten in Leipzig. Die Ueberwachungsstelle für jüdisches Vermögen konnte in besonderen Fällen die Freigabe von Geldern bewilligen, wenn zum Beispiel Rechnungen, Wechsel usw. an nichtjüdische Firmen oder Institutionen zu begleichen waren.

Die Pogromnacht und deren Auswirkungen wurden dann von den Nationalsozialisten zum Vorwand gekommen, das gesamte jüdische Vermögen zu beschlagnahmen. Die Gestapo erließ im Zuge der „Endlösung der Judenfrage“ am 8. Juni 1942

(Fortsetzung auf Seite 46)

Für das  
vielseitige Leben  
von Heute  
**bleyle**

**Das Waschmittel  
der 70er Jahre!**

**Persil 70**



# KARL MARX UND TRIER

Unter den 26 „Gestalten des Trierer Landes“, von Konstantin dem Grossen bis zu Stefan Andres, in dem kleinen, populären Buch des Trierer Historikers, Pädagogen und Kommunalpolitikers Dr. Emil Zenz (Paulinus-Verlag, Trier 1955) befindet sich auch ein Abriss von knapp drei Seiten über Karl Marx als den Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus. Der etwas unglücklich klingende, nur notgedrungen zustimmend abschliessende Satz soll wörtlich wiedergegeben sein: „Vielseitig ist also sein Gesicht, sehr umstritten sein Werk, aber es wäre unbillig, in diesem Bändchen diese Trierer Gestalt fehlen zu lassen.“

Forschung und Literatur über Karl Marx, auch in jüngerer Zeit, sind reich; zum grösseren Teil sind sie politischer, kritisch-politischer und kritisch-ökonomischer Natur — man denke nur an Leopold Schwarzschild's „Der rote Preusse“ (Stuttgart 1954)! Trier als Marx' Geburtsstadt, seine Eltern und Ahnen spielen dabei jedoch meist nur eine geringe Rolle — mit zwei oder drei bemerkenswerten Ausnahmen, von denen hier die Rede sein soll.

Schon in dem 1962 erschienenen Bändchen „Karl Marx in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten“ von Werner Blumenberg (Rowohlt Verlag, Hamburg) findet man, mit einigen nützlichen Literaturangaben versehen, eine verhältnismässig breit angelegte, in der Sache durchaus aufschlussreiche Einleitung „Vorfahren, Elternhaus, Schule“. So erfährt man einiges über das Familienleben in dem keineswegs unbürgerlichen Haus Marx und über Karl Marx' Vorfahren väterlicherseits und mütterlicherseits, unter denen sich seit Generationen viele Rabbiner befanden. Auch Näheres über den Uebertritt des Vaters, des angesehenen Trierer Anwalts Heinrich Marx, zum Protestantismus im Jahre 1816 oder 1817 und der Mutter, einer geborenen Pressburg, die diesen Schritt erst 1825 tut, ein Jahr nach der Taufe der sieben Kinder (der älteste Sohn Moritz David war 1819 im Alter von drei Jahren gestorben). Für Heinrich Marx war die Taufe, so führt Blumenberg aus, „nicht nur, wie für Heine, das „Entreebillet zur europäischen Kultur“. Auch die Judenverfolgungen im Rheinland und im Elsass zu jener Zeit hätten sie nicht notwendig gemacht. „Unmittelbar veranlasst wurde sie vielmehr durch die von der Reaktion nach Napoleons Sturz für die Juden geschaffene Zwangslage. In Preussen wurden sie 1815 von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen“, der Begriff des öffentlichen Amtes sei 1816 auf die Anwaltspraxis und die Führung von Apotheken ausgedehnt worden. „Wollte Marx sen. also seinen Beruf weiter ausüben, zu dem er sich den Zugang durch ein Studium unter Entbehrenungen und häuslichen Konflikten hatte erkämpfen müssen, so war er gezwungen, sich taufen zu lassen“. Die Taufe habe zum völligen Bruch seiner Beziehungen zur Familie geführt. (Sein Bruder Sa-

muel, der Oberrabbiner der Stadt, war 1827 gestorben.) Schliesslich gibt das Buch auch einigen Aufschluss über Karl Marx als Schüler des Gymnasiums in Trier, das er mit 17 Jahren absolvierte.

Gründlich und wissenschaftlich sind seine Kindheit und frühe Jugendzeit aber im 12. Band der Schriftenreihe zur Trierischen Landesgeschichte und Volkskunde behandelt worden, der unter dem Titel „Karl Marx und Trier: Verhältnisse — Beziehungen — Einflüsse“ (Verlag Neu, Trier 1964), verfasst von Heinz Monz, erschienen ist. Diese umfassende Monographie, stark erweitert aus einer soziologischen Dissertation hervorgegangen, untersucht nicht bloss die Jahre, die das Leben von Karl Marx in der Moselstadt betreffen. Sie untersucht vielmehr — abgesehen von der Genealogie, dem geistigen Hintergrund und den Lebensumständen der engeren und weiteren, auch der angeheirateten Familie — in aller Breite und gestützt auf zahlreiche archivalische und gedruckte Quellen und gute Literatur, die sozialen, wirtschaftlichen, politischen und religiösen Verhältnisse, wie sie im Trierer Land zu Beginn des vorigen Jahrhunderts beim Uebergang von der französischen zur preussischen Verwaltung herrschten. Die sozial und politisch gespannte Atmosphäre, die Nöte und Bestrebungen der Zeit hatten in Trier ihren besonderen Niederschlag gefunden. Alles das war von Einfluss schon auf den jungen, in der Entwicklung stehenden Marx. Der Autor des neuen Buches kommt zu dem Schluss, dass Marx durch die „Massivität und Aggressivität dieser Verhältnisse“ entscheidende Eindrücke für sein späteres Leben empfangen habe. Das gelte für den sozialen wie für den politischen Bereich; Anhaltspunkte dafür liessen sich in seinen späteren Veröffentlichungen finden.

„Im religiösen Bereich ist es sicher, dass Karl Marx die Auffassungen drei verschiedener Konfessionen, mehr oder weniger deutlich, kennenlernte“, sagt Monz und meint damit, dass Marx, aus einer jüdischen Familie im katholischen Trier stammend, im Alter von sechs Jahren evangelisch getauft und 1834 konfirmiert wurde. Dennoch, so vermutet der Verfasser, dürfte für Marx die jüdische Religion von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen sein. „Die lange Ahnenreihe jüdischer Rabbinen, die noch bis in die väterliche Familie hineinreichte, wird die Vorstellungswelt seiner Jugendzeit mitbeeinflusst haben... Man nimmt an, dass besonders die Mutter ihm in jungen Jahren noch jüdisches Gedankengut vermittelt haben wird.“ Zwar seien darüber Einzelheiten nicht bekannt, aber demgegenüber müsse sich gerade der Nichtjude bewusst machen, dass die Sphäre des jüdischen Hauses von grösster Bedeutung war. Der Altar des Judentums sei der Tisch des jüdischen Hauses. „Wenn sich so das jüdische Haus“, schliesst Monz, „als die nie versiegende Kraft und Glaubensquelle des Judentums darstellt, so kann man nicht annehmen, dass die Familie Heinrich Marx von heute auf morgen alles das aufgegeben hat, zumal beide Eltern aus Rabbinerfamilien stammten, und gerade die Mutter die Taufe lange hinaus-zögerte“. Etwas mochte doch lebendig geblieben sein und sich, bewusst oder unbewusst, auf die Kinder übertragen haben — umsomehr, wenn der Uebertritt zum Christentum ohne Ueberzeugung geschah.

Das Buch ist von der Arbeitsgemeinschaft für Landesgeschichte und Volkskunde des Trierer Raums (Sektion der Gesellschaft für nützliche Forschungen Trier) durch Dr. Richard Laufner herausgegeben. In seinem Vorwort hebt er hervor, dass die Betrachtung einer aus dem örtlichen Bereich hervorgegangenen Persönlichkeit von überörtlicher Bedeutung, wie sie Karl Marx verkörpert, der Lokalforschung Aktualität verleiht und sie „über eine blosser Liebe zum Vergangenen hinaus zu echter Geschichtswissenschaft hebt, die aus dem Spannungsfeld Mensch-Gesellschaft-Umwelt wichtigste Impulse empfängt“.

Auch eine dritte Publikation, das Buch von Arnold Künzli: „Karl Marx. Eine Psychographie“ (Europa-Verlag, Wien/Zürich, 1965), beschäftigt sich eingehend mit Herkunft und frühesten Jugend von Karl Marx. Künzli behandelt sowohl das Bewusstsein der Auserwähltheit, das sich in Marx' starkem Gefühl der Berufung ausdrückt, wie auch das bei Marx hervortretende Phänomen des „jüdischen Selbsthasses“, das wohl schon zu den Erfahrungen seiner Jugend gehörte. Künzli's Studie ergänzt gleichfalls unser Wissen um das Werden und die durch seine Abkunft bestimmte Grundhaltung des aus Trier stammenden Karl Marx.

Dr. E. G. LOWENTHAL  
(London/Frankfurt a.M.)

## Zum Gedenken

### Leo Rosenblüth ז"ל

Vor 43 Jahren kam Dr. Leo Rosenblüth nach Erez Israel. Der jüngste der Brüder der Familie Rosenblüth ist, 72 Jahre alt, am 27. April von uns gegangen. Was er als Mensch, als Zionist, als Persönlichkeit bedeutete, kam auch in den Worten zum Ausdruck, die Staatspräsident Salomon Schazar, Freund und Gefährte langer Jahre, dem Dahingegangenen widmete und die sein Bruder, Pinhas Rosen, am Grabe übermittelte.

Es war ein grader Lebensweg, der den jungen Zionisten und KJVer unter den ersten der deutschen zionistischen Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg ins Land führte, sobald er seine ärztliche Ausbildung abgeschlossen hatte. Auf seinem Fachgebiete hat er unter den schwersten Bedingungen Entscheidendes geleistet, zu Beginn in Athlit und später in Rischon Lezion. Leo Rosenblüth war der Kinderarzt des Südens, der eine ganze Generation unserer Jugend betreut hatte.

Er war ein „Mensch der Menschen“, der Beziehung zum Mitmenschen, ein Quelle unerschöpflichen Optimismus, die die Basis der Menschenliebe ist. Darum war er ein echter Arzt, ein Heiler, der sich in den anderen, ob Kind oder Erwachsener, hineinzuversetzen und einzufühlen wusste. Leo Rosenblüth wusste Liebe zu geben und Liebe zu nehmen — eine nicht so häufige Eigenschaft unter den Menschen.

Es mag sein, dass die künstlerische Ader seines Wesens dabei eine besondere Rolle spielte. Denn der Künstler besitzt jene Intuition, die ihn zum Menschen führt, auch wenn er manchmal einsam ist. In der Geschichte des Zionismus ist er bei vielen Gelegenheiten als Dichter und als eine heitere Gestalt bekannt geworden. Aber seine Heiterkeit war nicht ohne Tiefe, und sein Witz oft genug Ausdruck auch einer bitteren Erkenntnis. Auch immer wieder brach sein Humor durch, der ihm das Leben erleichtert hat. Denn es war für ihn nicht immer einfach, in vielen Verwicklungen und in manchen Schwierigkeiten, die es ihm brachte. Das galt vor allem von der letzten Periode der langen Krankheit, der er schliesslich erlegen ist, und die er immer wieder zu überwinden wusste, aus der Tiefe des Krankseins auftauchend zum Genuss des Lebens, in positiver Wendung zu all dem, was ihm teuer war.

Unter den eigenartigen und bedeutenden Persönlichkeiten, die die Familie Rosenblüth hervorgebracht und dem Zionismus und dem Lan-

de gegeben hat, in seiner Arbeit auf sozialem, kommunalem und politischem Gebiet, nahm Leo Rosenblüth einen Platz eigenen Ranges ein. Er liess sich in kein Schema einordnen und nicht in Fesseln schlagen. Sein Leben war erfüllt von innen her, von Temperament, von Begabung und im wesentlichen doch von Freude. Sie strahlte von ihm aus.

Viele trauern um ihn. Seine Gattin, seine Söhne, selbst Träger der von ihm ererbten Begabung, Bruder und Schwestern, enge und engste Freunde, aber auch ein weiter Kreis in allen Teilen des Landes, der mit ihm in Berührung kam, hier oder in früheren Abschnitten seines Lebensweges. Sie alle haben in Leo Rosenblüth einen Menschen verloren, dessen Dasein man wohl niemals übersehen oder gar vergessen konnte.

Wir haben einen guten Mann begraben.

K. L.

**REISEN**  
nach allen Ländern der Welt  
Zuverlässige Beratung, Auskünfte  
und prompte Erledigung  
durch  
aller Formalitäten  
Dr. HURWITZ Ltd.  
Travel Agency  
Tel-Aviv, Yehuda Halevi Str. 43  
Tel. 621351, 614025

**TWO EXCLUSIVE SUMMER SCHOOLS\***

**JULY - AUGUST ELITE**  
**CHELTHENHAM COLLEGE, ENGLAND.**  
PRINCIPAL: MR. M. GROSSMAN,  
B. Sc.(Econ.), Dip. Ed.

**INSTITUT MONTE ROSA**  
**TERRIT - MONTREUX, SWITZERLAND.**

\* Zur Förderung der Erziehung Ihrer Kinder u. Verbesserung Ihrer engl. Sprachkenntnisse

BY **TOUROLAM** TOUR OPERATORS

Prospekte u. Details bei Ihren Reise-Agenturen.



## Bauh

frühergeleitete Namen, zettel

bedenke, dass über diese

Fragen in Labor im Teil Biopr.

2. Archiv Abschnitte für

hinter sind

Bernard M. Baruch —

Baruch



Walker J. Bair — Bandier

Hilfänger, Baudier



Amhold & Bleibroeder  
(Bank)

Ellern, Carl (Banliere)



Loeb, Rudolf (Banhiu)

Ar. drives 11

o. vt.

D. ~~not~~ blair

Wentworth



# Eine Stütze für körperbehinderte Kinder

50 Jahre Landesanstalt für körperbehinderte Jugendliche / Umbau zum Jubiläum

Als die „Landesanstalt für körperbehinderte Jugendliche“ vor 50 Jahren feierlich eröffnet wurde, kamen Experten aus ganz Europa nach München gereist, um das vorbildliche Heim zu besichtigen. Heute, ein halbes Jahrhundert danach, ist die Anstalt noch immer die einzige große Bildungsstätte für behinderte Kinder in der Landeshauptstadt. Die Jubiläumsgäste allerdings werden bei dem Besuch am 17. März in Kauf nehmen müssen, daß sich das Haus nicht im Festgewand präsentiert. Es wird modernen Erfordernissen angepaßt, umgebaut, renoviert und neu möbliert.

Ein Bub, sonntäglich herausgeputzt, trat vor die Festversammlung, schluckte zweimal kräftig und begann: „Freude und Jubel durchzittern heute unser Herz, denn seine Majestät, unser Allergnädigster König und Herr mit Höchstsener Gemahlin, unserer Allerdurchlauchtigsten Königin und geliebten Landesmutter, haben geruht, durch ihr Erscheinen der Idee, den Bestrebungen und dem Werke, das nun vollendet ist, Allerhöchste Huld und Gnade zuzuwenden...“ Die Huldigung — man hatte den „Zögling“ Ludwig Sederer auserwählt, sie vorzutragen — galt König Ludwig III., der die Eröffnungsfeier mit seiner Anwesenheit beehrte. Erzbischof Dr. von Bettinger, Oberbürgermeister Dr. von Borscht und der Rektor der Universität, Professor Dr. von Maier, saßen unter den Ehrengästen. Der Neubau, sagte der damalige Kultusminister Dr. von Killing, bevor er das Haus offiziell seiner Bestimmung übergab, sei notwendig geworden, weil die „Königliche Zentralanstalt für die Erziehung und Bildung krüppelhafter Kinder“ an der Klenzestraße nicht mehr ausreiche. Man wolle jedoch das Werk des Münchner Bürgers Johann Nepomuk von Kurz, der diese erste bayerische und deutsche Schule 1833 für Behinderte gegründet habe, würdig fortsetzen und wenn möglich noch vertiefen.

## Ausbildung bis zur mittleren Reife

Die neue Anstalt an der Harlachinger Kurzstraße — in engster Nachbarschaft zur Orthopädischen Klinik gelegen — hat, obwohl sie zeitweilig zweckentfremdet war, in den folgenden Jahrzehnten Tausenden von Buben und Mädchen eine Schul- und Berufsausbildung ermöglicht. Im Ersten Weltkrieg wurden Teile des Hauses als Lazarett beschlagnahmt. Während des Spartakistenaufstandes hatte General von Epp dort sein Hauptquartier und verfolgte vom Anstaltsturm aus die Kampfhandlungen. In den

Hungerjahren nach dem Ersten Weltkrieg litten auch die behinderten Kinder Hunger. Der jüdische Bankier von Aufhäuser half durch großzügige Spenden, ihre Ernährung sicherzustellen.

In ernster Sorge um das Weiterbestehen der Anstalt war man während der Nazizeit. Daß sie nicht aufgelöst und die Schwerstbehinderten abtransportiert wurden, ist letztlich wohl, so vermutet man, der auch damals intensiv betriebenen Berufsausbildung zu danken. Die Schüler „fielen der Volksgemeinschaft nicht zur Last“. Also ließ man sie unangetastet. Im Zweiten Weltkrieg standen wieder Teile des Hauses als Lazarett zur Verfügung. Einige Trakte fielen wegen Bombenschäden aus. Die Zahl der Kinder jedoch, die aufzunehmen waren, stieg und sie ist weiter gestiegen. Unfallverletzte, spastisch Gelähmte, Kinder mit Mißbildungen, mit Muskelschwund und solche, die an den Folgen der Poliomyelitis leiden, sind auf die Behandlung, Versorgung und Ausbildung im Heim angewiesen. Sie können dort die Volksschule besuchen, die mittlere Reife erwerben und eine dreijährige Handelsschule absolvieren. Außerdem werden sie in Lehrwerkstätten — vor allem im Schneiderhandwerk — ausgebildet.

165 Buben, junge Burschen und Mädchen leben zur Zeit im Haus an der Kurzstraße. Daß es den Anforderungen, die man heute an ein Heim für Kinder stellt, nicht mehr entspricht, ist in den letzten zehn Jahren immer heftiger kritisiert worden. Die Schlafsäle mit 20, 30 und sogar 40 Betten wurden mit Recht als unzumutbar bezeichnet, die Treppen als untragbar für Gehbehinderte, vor allem für jene, die auf den Rollstuhl angewiesen sind. Wenn auch der Geist der Anstalt sich gewandelt hat — vor 50 Jahren beispielsweise waren laut Hausordnung an jedem ersten Sonntag im Monat noch 60 Minuten für das Verlesen der „Hausgesetze“ bestimmt, daran knüpften sich „Belehrungen über Anstand und

gute Sitten“ — erwies sich die Anlage doch als total überholt.

Den Modernisierungsanforderungen, soweit sie sich in dem alten Bau (mit 4 Meter Raumhöhe) verwirklichen lassen, wird nun endlich Rechnung getragen. Ein Jubiläumsgeschenk! Die Schlafsäle konnten bereits umgestaltet werden — und zwar so, daß jeweils neben einigen Vierbettzimmern ein Waschraum nebst Dusche und ein Gang entstanden. Türen und Fensterrahmen werden ausgetauscht. In den nächsten Wochen beginnt man mit dem Einbau der Aufzüge. Und in den neuen kleinen Gruppenzimmern — es gibt für Burschen ab 16 sogar ein Rauchzimmer — kann man bereits die neuen Polstermöbel und Schränke, die Drucke von Picasso, Cézanne, van Gogh, Runge und Leibl besichtigen.

## Freizeit — einst und jetzt

Den Kindern scheint der Umbau so viel Auftrieb zu geben, daß sie selbst eifrig mithelfen, die Räume auszugestalten. Sie haben Regale selbst geschreinert und bemalt und Wandteppiche gestickt. Mobiles hängen von den Decken, Maskenköpfe aus Kokosnüssen an den Wänden. Es werden auch die Kinder sein, die bei der Jubiläumfeier (am 17. März um 10 Uhr) den Festgästen und den geladenen ehemaligen Lehrern und Schülern von „damals und heute“ erzählen. Sie treten in der einst obligaten Anstaltskleidung — Matrosenbluserln und breitkrempigen schwarzen Strohhüten — auf. Sie spielen Szenen aus dem Anstaltsleben. Sie werden Partien der vor 50 Jahren gültigen strengen Hausordnung verlesen. Die Gaslichter, zum Beispiel, durften nur von dem hierzu bestimmten Zögling angezündet werden. — Vor den „Kabinetten“ aufeinander zu warten, galt als „unschicklich“. — Nur eine Ausgangsstunde pro Woche stand den Buben wie den Mädchen zu. Sie hatten dazu paarweise — natürlich nach Geschlechtern getrennt — anzutreten. — Heute fahren sie mit dem heimeigenen Bus ins Nationaltheater, in die Oper, zum Oktoberfest, zu den Veranstaltungen des Jugendkulturwerkes. Sie veranstalten Faschingsfeste (das letzte stand unter dem Motto „Auf dem Meeresgrund“), sie treiben Sport und machen Ausflüge.

## Herzenswunsch: Verständnis, aber kein Mitleid

Einen dringenden Wunsch aber haben die Kinder, und sie möchten ihn am Festtag ihres Heimes, sagte uns der Direktor Friedrich Kalbhenn, vorbringen dürfen: Sie wollen in der Öffentlichkeit nicht angestarrt, ausgefragt und bedauert werden. Sie wollen behandelt werden wie gesunde Menschen auch. Sie brauchen Verständnis und Feingefühl, aber sie wollen kein Mitleid.

Karin Friedrich

## CAPITALISM AND THE JEWS

### Developments in the 19th Century

Joachim O. Ronall

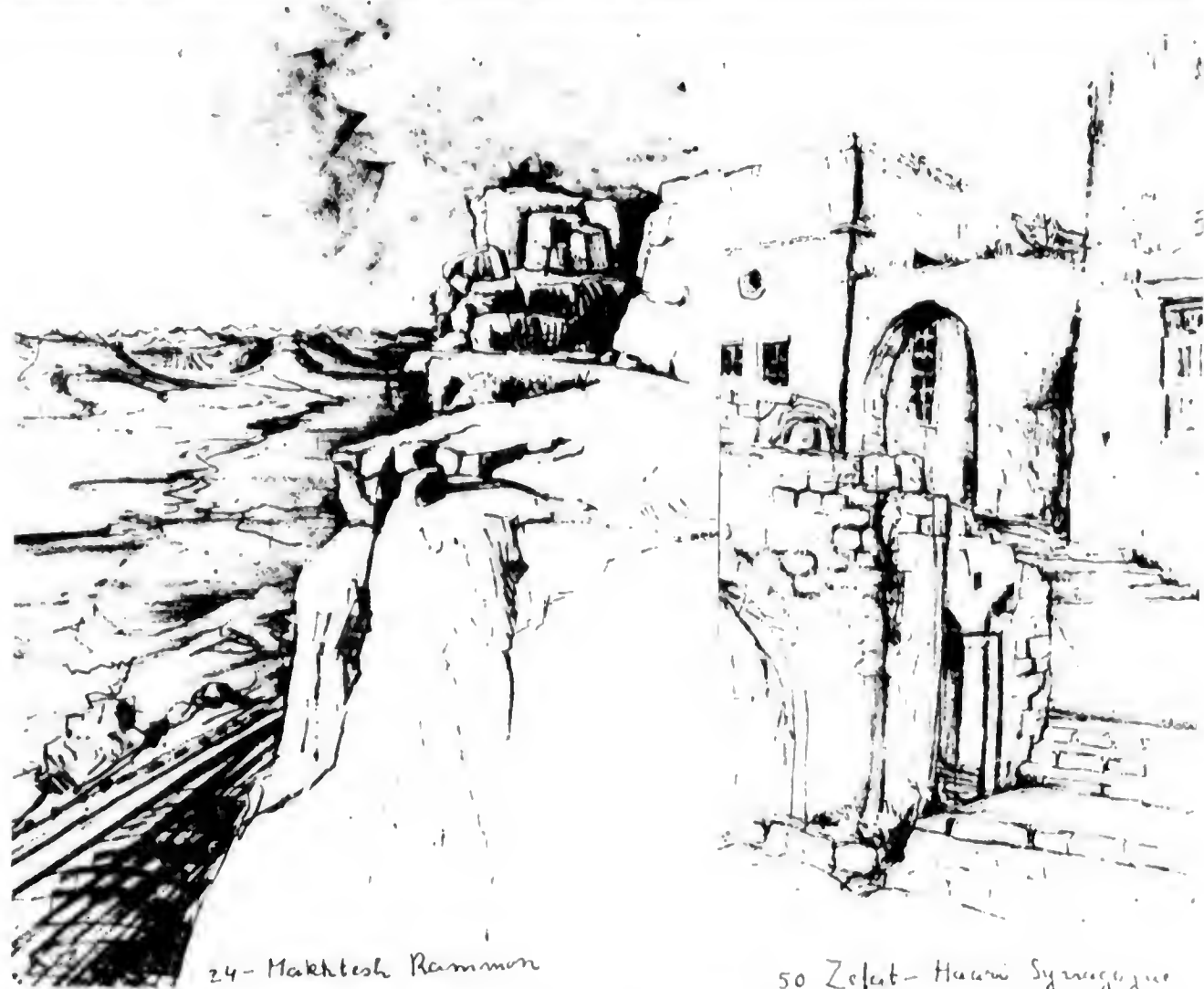
The specific Jewish contribution during the 19th century to the development of the international economy was the formation of, and the participation in, those banking and finance institutions which were required for the mobilization and distribution of capital. The roots of Jewish prominence in 19th century banking are to be found in their economic environment which had been created by their exclusion from professional associations and from acquiring real estate, as well as by the stigma which the Church attached to moneylending against interest. The precapitalistic period in Europe during the 16th - 18th century had witnessed the accent of the Court Jews who managed the financial affairs of many European princes. The end of their prominence coincided with the emancipation of the Jews in many parts of the civilized world and with the beginnings of the capitalism which was characterized by industrialization, the search for larger markets, and a high degree of mobility in commerce and industry. The Napoleonic Wars form a convenient point for the beginning of this era since it was about this time that the first substantial finance transactions from government to government took place in which the successors of the Jewish court financiers assumed important positions. The rise of the House of Rothschild symbolizes this period. The Rothschilds also bear all the features of that group of German-Jewish bankers who during the 19th century made their impact on the international economy. Virtually all came from southern Germany. Those who migrated to the United States grew into a homogenous elite and because integrated with the mainstream of American life. Their banking and finance houses still represent a significant sector in New York's money and capital market. But in other parts of the world, too, Jewish banking firms and such individual financiers like Maurice de Hirsch, Sir Ernest Cassel, and Ludwig Bamberger -- to name only a few distinguished themselves.



With the rise of a free economy during the 19th century, Jews became active and important in the creation and distribution of liquid funds and of long-term capital which were needed to develop industries and communications. In this way as well as through active and direct participation Jews took part in the creation of the diamond and gold industries in South Africa, railroad construction in the United States, Europe, and Asia, and in the entire range of primary

(continued on page 6)





# ISRAEL HORIZONS

Lithographs by Zvi Berger. A selection from the album of 56 lithographs showing scenes of Israel, accompanied by explanatory notes written by Zev Vilnay

**Sunday**

NOVEMBER 13

8:00 P.M.

## Encounter With Creativity

MEET DAVID AMRAM  
American Jewish Composer  
Composer-in-Residence:  
New York Philharmonic  
Orchestra



"PROFILE OF A CREATIVE SPIRIT"

Irene Heskes  
Music Consultant,  
Herzl Institute

MUSICAL PRESENTATION:

Selections from:

- "Friday Evening Service"  
MIZMOR L'DAVID
- "Final Ingredient"  
A Passover Opera
- Other Instrumental Works

"REPORT ABOUT MYSELF"

David Amram

COMING UP: NEXT SUNDAY NOVEMBER 20th

### JERUSALEM JOURNAL




A Monthly Review  
of  
Moods, Men and Events  
in  
Israel's and the Jewish  
People's Capital

# PROGRAM

THEODOR HERZL INSTITUTE  
515 PARK AVE. (Cor. 60 St.), N.Y.C.

PLaza 2-0600

# PREVIEW

Monday NOVEMBER 14	Tuesday NOVEMBER 15	Wednesday NOVEMBER 16	Thursday NOVEMBER 17
<p>11:00 A.M. <b>Pathfinders</b> IN <b>MODERN JEWISH SCHOLARSHIP</b></p> <p>II. Professor Avigdor Aptowizer - Pilot of Talmudic Research Dr. Joseph Safran</p>	<p>10:30 A.M. <b>SCHOOL FOR JEWISH PARENT EDUCATION</b> in cooperation with <b>THE AMERICAN JEWISH CONGRESS</b></p> <p>COMMISSION &amp; NATIONAL ON JEWISH AFFAIRS &amp; WOMEN'S DIVISION</p>	<p>11:00 A.M.</p> <p><b>LIFE IN MODERN ISRAEL **</b></p> <p>II. Social Adjustment and Absorption Rabbi Max Kirschblum Chairman, Aliyah Department Jewish Agency</p>	<p>11:00 A.M.</p> <p><b>A MIRROR OF JEWISH VALUES: YIDDISH LITERATURE ***</b></p> <p>III. Y. L. Peretz Rabbi Emanuel Goldsmith</p>
<p>3:45 P.M. <u>Film Discussion Program</u> <b>BIBLICAL ARCHAEOLOGY</b></p> <p>II. The Search for the Past Moderator: Sidney Rosenfeld Kinescope from A.B.C. T.V. "Directions" Series</p>	<p>6:30 P.M.</p> <p><b>WORLD JEWRY BETWEEN THE TWO WARS</b></p> <p>III. The New States and Their Jewries</p> <p>Rabbi Herbert Parzen</p>	<p>6:30 P.M.</p> <p><b>ISRAEL'S NATIONHOOD IN JEWISH LITERATURE *</b></p> <p>III. The Bible - Through the Eyes of the Lawgiver: A Kingdom of Priests Rabbi Isaac L. Swift</p>	<p>1:30 P.M.</p> <p><b>THE TALMUD AND YOU ****</b></p> <p>II. The Population Explosion - A Modern Problem in Talmudic Perspective Rabbi Aaron Kirschenbaum</p>
<p>6:30 P.M.</p> <p><b>BUILDERS OF TALMUD *</b></p> <p>II. Tannaim "Pairs" and Peers Dr. Herman Glatt</p>	<p>8:00 P.M.</p> <p><b>SCIENCE AND JEWISH LAW</b></p> <p>III. Moral Problems at The Inception of Life (Artificial Insemination, Abortion, etc.)</p>	<p>8:00 P.M.</p> <p><b>MIDWEEK FORUM</b> </p> <p>HALUTZIUTH FOR AMERICA? What can we learn from the Fargo, North Dakota, Experiment?</p> <p>Report and Discussion on a Jewish Education Project for a Small Jewish Community</p> <p>Participating: Moshe Dworkin National Director, Students Zionist Organization</p> <p>Terry Mostowitz - Brooklyn College Andy Reutlinger - Brooklyn Polytech Karen Shpiegel - Queens College William Schwartz- CCNY Uptown Helen Blumenthal - Douglass-Rutgers</p>	<p>6:30 P.M.</p> <p><b>THE RISE OF CONTEMPORARY AMERICAN JEWRY: Selective Chapters</b></p> <p>III. Morris Rosenfeld: The Lamentor of Sweat Shop Agony Rabbi Moshe Gottlieb</p>
<p>8:00 P.M.</p> <p><b>ISRAEL'S FOREIGN POLICY</b></p> <p>II. Israel and the World Powers</p>  <p>Dr. Yonah Alexander Associate Professor, Political Science, State University of New York Research Associate, Columbia Univ.</p>	 <p>Rabbi Immanuel Jakobovitz</p> <p>Fifth Avenue Synagogue, N.Y. Chief Rabbi Elect of the British Commonwealth</p>	<p>8:30 P.M.</p> <p><b>THE LIFE AND THOUGHT OF SAMUEL DAVID LUZZATTO *</b> (SHADAL)</p> <p>Rabbi Judah Gershuni</p>	<p>8:00 P.M.</p> <p><b>PLANNING YOUR TRIP TO ISRAEL</b></p> <p>II. Where to Go? What to See?</p> <div data-bbox="2033 1336 2610 1649" style="border: 2px solid black; padding: 5px; text-align: center;"> <p><i>Eastward, through the sparkling Mediterranean Sea and past the sun-baked shores of Africa; past fabled Greece and the storied, neighbourly isles of Rhodes and Cyprus lies the sunny, old-new Land of Israel. The background of your next holiday, your rendez-vous with history.</i></p> </div> <p>Miss Marjorie Levy Travel Agency Representative Israel Government Tourist Bureau, New York</p>

in cooperation with \* Dept. of Torah Education & Culture \*\* Mizrahi Womens Organization \*\*\* Women's League for Israel \*\*\*\* New York Chapter of Hadassah

**Sunday** NOVEMBER 13 - 4:00 P.M. ROOM 402 HEBREW POETRY in Hebrew  
THE MODERN HEBREW POEM ITSELF - Moshe Genser  
(Watch for detailed announcement next issue)



CAPITALISM AND THE JEWS: Developments in the 19th Century

Joachim O. Ronall (continued from page 1)

production and industries throughout the known world. A good deal of the success of the Jewish bankers was based on their close personal relationship with their customers and among themselves. The diversification of the world economy during the latter part of the 19th century, the increasing mechanization of financial transactions, and the phenomenal growth of corporate ownership gradually eliminated the need for "personal" banking which the Jewish bankers had represented.

Excerpts of a lecture given recently by Dr. Joachim O. Ronall. Dr. Ronall is an economist and a lecturer at the New School for Social Research.



Over 10,000 Roman coins found in the Negev

Dr. Avraham Negev of the Hebrew University's Archaeological Department, who heads the Mamshit excavation team, told The Jerusalem Post that this was the first time that such a large quantity of fully-preserved coins of the period had been found.

The dig, which is to be continued until the end of the year, is sponsored by the National Parks Authority, which plans to re-construct the site.

The coins were discovered in a bronze jar, 60 centimeters high, which was hidden underneath the staircase of a two-storey Nabatean house that was found almost fully intact. The hoard is estimated to contain over a hundred pounds by weight of silver.

About 8,300 of the coins were Roman provincial tetradrachmas, which were still in an unused mint condition, while the other 2,000 coins were Roman dinars, which were in actual circulation.

The dinars are the more ancient coins, from a period between 100-135 C.E., corresponding with the reign of the Emperors Trajan and Hadrian.

The tetradrachmas, which were apparently minted in Syria, date back to the end of the second and beginning of the third century C.E.



Photo: Jerusalem Post

A RARE FIND OF OVER 10,000 FULLY-PRESERVED Roman silver coins dating to the 2nd and 3rd centuries C.E. was recently discovered at Mamshit, site of the ancient Nabatean city of Mamshit in the center of the Negev, Israel's arid south-land.

HEBREW COLUMN

טור עבר



THE BORDERS OF THE STATE OF ISRAEL

The area of Israel is 20,000 square kilometres (8,000 square miles). The length of the land borders of Israel is 951 kilometres.

Israel has a border with Lebanon, Syria, Jordan, Egypt (in the Sinai Peninsula), and the Gaza Strip (occupied by Egypt).

The sea borders of Israel are the Mediterranean Sea, the Dead Sea and Eilat (the Red Sea).

Israel is situated near the crossroads of the countries of Asia and Africa.

Israel is the only country, with the exception of Egypt, which borders on the Mediterranean Sea and on one of the tributaries of the Indian Ocean, the Red Sea. Thus Israel is situated on the shores of two oceans, and can be an alternative to the Suez Canal as a route for the transfer of essential goods from the Middle and Far East to Western Europe.

The State of Israel extends for a length of 420 kilometres — from Metulla to Eilat. But its breadth does not exceed, at the broadest point (in the neighbourhood of Beer Sheva), 113 kilometres; near Tel-Aviv the breadth of the State is only 15 kilometres.

This fact makes the security problem of Israel most difficult.



גבולותיה של מדינת ישראל  
שטחה של ישראל הוא 20,700 קמ"ר (8,000 מ"ר) (מ"רע) ארץ גבולות היבשה של ישראל הוא 951 ק"מ. לישראל גבול עם: לבנון, סוריה, ירדן, מצרים (בחצי האי סיני) ורצועת עזה (מחוקקת ע"י מצרים). הגבולות הימיים של ישראל הם: הים התיכון, ים המלח ואילת (ים סוף). ישראל נמצאת קרוב למקום המפגש של ארצות אסיה וצפון אפריקה. ישראל היא המדינה היחידה, מלבד מצרים, הגובלת בים התיכון ובאחד מסעיפיו של האוקיינוס ההודי, ים-סוף. כף יושבת ישראל לחוף שני ימים והיא יכולה להיות אלטרנטיבה לתעלת סואץ, כמקום מעבר לסחורות חיוניות העוברות מהמזרח התיכון והרחוק למערב-אירופה.



*New stamps to feature  
Israel Museum exhibits*

A NEW SERIES OF SIX STAMPS, DEPICTING outstanding exhibits on show at the Israel Museum, Jerusalem, will be issued by the Ministry of Posts.



**HERZL INSTITUTE**  
bulletin

515 PARK AVENUE  
NEW YORK, N.Y. 10022

Dr. Max Kreutzberger  
Leo Baeck Institute  
129 E. 73rd St.  
New York, N.Y. 10021

**HERZL INSTITUTE BULLETIN**

Published weekly Oct. - May  
by the  
**THEODOR HERZL INSTITUTE**  
515 Park Ave., New York, N. Y. 10022

Chairman, Theodor Herzl Foundation  
**DR. EMANUEL NEUMANN**

Director, Theodor Herzl Institute  
**DR. EMIL LEHMAN**

Director of Research  
**DR. RAPHAEL PATAI**

Research Associate  
**RABBI HERBERT PARZEN**

Director of Promotional Services  
**SAM E. BLOCH**

Program Administrator  
**PHILIP S. GUTRIDE**

Program Coordinator  
**SIDNEY ROSENFELD**

Art Consultant  
**DR. ALFRED WERNER**

Music Consultant  
**IRENE HESKES**

Copyright 1964 by Theodor Herzl Institute

Annual subscription \$7.50 per year

Second-class postage paid at New York, N.Y.



## AUS LITERATUR UND KUNST

Die Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden bereitet ferner die Drucklegung einer Neubearbeitung der längst vergriffenen Schrift der Jahre 1882 bis 1885 über „Die Frankfurter Rabbinen“ vor, ursprünglich verfasst von Rabbiner Markus Horowitz (1844—1910). Die Herausgabe eines Werks über das religiöse und geistige Leben der Juden in Frankfurt sowie einer Bibliographie zur Geschichte der Frankfurter Juden, gehören gleichfalls zu den Publikationsvorhaben dieses durch Magistratsbeschluss vom 2. Januar 1961 gebildeten städtischen Ausschusses.

★

Am Unesco-Kongress in Paris, der vom 13.—15. Dezember das Thema „Wissenschaft und Synthesis aus der Erkenntnis über Mensch und Universum“ behandelte, nahmen u.a. Prof. Robert Oppenheimer und Julian Huxley teil. Der Kongress war dem 50. Jahrestage der Veröffentlichung von Einsteins Relativitätstheorie sowie dem 10. Todestage Albert Einsteins und Pierre Teilhard de Chardins gewidmet.

★

Als ein „Haus von Tradition“ wird die Firma Arnhold and S. Bleichroeder, New York, in der neuesten (Oktober-) Ausgabe der vom Bankhistorischen Institut, Frankfurt/M, herausgegebenen „Beiträge zur Bankgeschichte“ vorgestellt. Sie ist aus den einst sehr bekannten deutschen Privatbankhäusern Gebrüder Arnhold (Dresden) und S. Bleichröder (Berlin) hervorgegangen, die, ohne zu fusionieren, 1931 in Berlin einen gewissen Zusammenschluss vollzogen.

Die Geschichte des Dresdner Hauses kann bis auf das Jahr 1864 zurückverfolgt werden. Max Arnhold, der Gründer, und sein jüngerer Bruder, der spätere Geheime Kommerzienrat Georg Arnhold (1850 Dessau — Dresden 1926), repräsentierten die erste Generation dieser Bankfirma. Zur zweiten Generation gehört Hans Arnhold, heute der Senior des New Yorker Hauses.

Der Firmenname S. Bleichröder rührt von ihrem Gründer (1803) Samuel Bleichröder (1779—1855) her. Sein Vater hieß Gerson Jacob und stammte aus Bleicherode/Harz. Samuels Sohn war der ausserordentlich befähigte Gerson Bleichröder (1822—1893; 1872 in den Adelsstand erhoben), später Bismarcks „Hof-

bankier“ und britischer Generalkonsul. Von 1837 an, als die Frankfurter Rothschilds ihre Berliner Vertretung auf Bleichröder übertrugen, gewann die Firma an Bedeutung und Ansehen.

(Weitere Einzelheiten, die die Geschichte und Entwicklung der Bleichröder-Bank betreffen, findet man im 5. Jahrbuch des Leo-Baeck-Instituts, London 1960).

★

**Siegfried Bodenheimer gestorben**

Der Partner Jacob Goldschmidts, einer der letzten Finanzmänner aus der Vor-Hitlerzeit, Siegfried Bodenheimer, starb im Alter von 91 Jahren. Als junger Mann wurde er schon in die Leitung der Darmstädter Bank berufen und führte dieses Institut nach der Fusion mit der Nationalbank für Deutschland unter dem Namen "Danat Bank" durch die Hochkonjunktur der Zwanziger Jahre. Nach einem Aufenthalt in der Schweiz kam er 1936 nach New York. Er hinterlässt einen Sohn, der Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Salt Lake City ist, und zwei verheiratete Töchter.

*Airfile in N.Y. 32,7  
(Febr. 18, 1966). A.W.*



# Banker and philanthropist

## Perspective view of Baron de Hirsch's Work

DR. Grunwald finds relief from the practice of banking by doing research into its history, especially with reference to Jewish financiers and bankers. Since the evolution of the joint stock companies and the great insurance institutions and the entry of governments themselves, into the field, individuals are no longer of importance, and this fact — for various reasons not popularly recognized — is particularly true of Jews, the House of Rothschild notwithstanding. Jews, however, played a prominent — though by no means exclusive — part in the heyday of international financing in the 19th century in Europe, when, following the industrial revolution, great monetary resources had to be mobilized as that revolution extended itself beyond Western Europe. Maurice de Hirsch was among the best known of these in his day, and his memory remains in modern Jewish history for his far-reaching settlement activities, which continue, now primarily in Israel, seventy years after his death.

It is this combination of high entrepreneurial finance and large-scale practical philanthropy that attracted Dr. Grunwald to the subject of his study. Much has been written about Baron de Hirsch as speculator, the maker of huge profits, the playboy with those profits (he bought castles and estates, hunted, and successfully raced horses), the intruder into European high society (he was an intimate of the Prince of Wales, later Edward VII, though he was snubbed on the Continent; and he sought as bride for his son Margot Tennant, later the wife of Asquith, the Prime Minister). And most of this has been written by detractors, by political and ideological critics of high finance who focused their attention on the profits without understanding the necessity, the inevitability, of that way of creating the infra-structure for Europe's economic development. Or it was written by anti-Semites, who for their own purposes selected the Jewish names for vilification.

Much, too, has been written about I.C.A., the Jewish Colonization Association, de

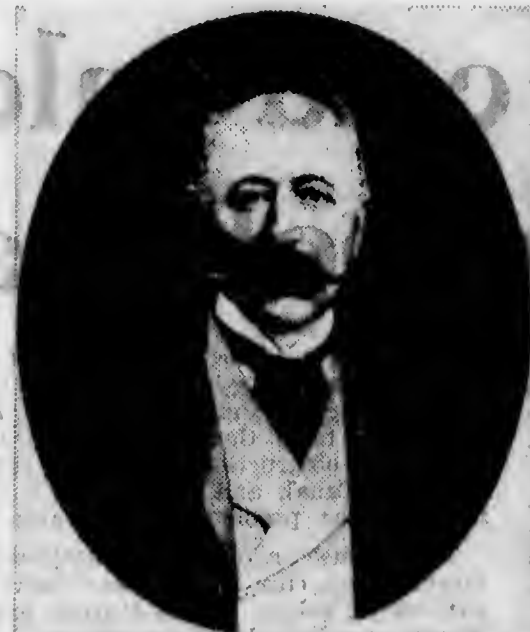
**TURKENHIRSCH: A STUDY OF BARON MAURICE DE HIRSCH** by Kurt Grunwald. Israel Program for Scientific Translations, Jerusalem. 139 + xviii pp. Illustrated. IL9.75.

Reviewed by  
**S. Benaron**

Hirsch's instrument for the relief of Jews suffering from persecution in Russia by their settlement in Argentina and elsewhere. This, also, has been largely critical: his efforts were misdirected, he was not Zionist, he did not collaborate with Herzl.

It is the merit of Dr. Grunwald's study that it corrects these views, without ignoring de Hirsch's faults but placing him in the perspective of his own time, not ours. It shows convincingly that a great part of the criticism of Hirsch is mere repetition of the factual mistakes or the prejudices of earlier writers. His profits are placed in relationship to the risks he — and only he — took in organizing the pioneering railway building in the then primitive, chaotic, dangerous and maladministered Turkish Balkans (from which his appellation derived). He took these risks amid the disordered consequences of the Franco-Prussian War of 1870 and in full awareness of the Turkish and Balkan intrigues of the Great Powers — Germany, Russia, England, Austria and France. The high society that accepted him did so freely. Those who cold-shouldered him socially were glad enough to seek his advice and take his money. And his expenditures on estates and hunting lodges and race horses were more than matched by the extent of his philanthropies.

As for his philanthropies, they were constructive. Above all his pioneering work in Argentina. At that time the population



**BARON MAURICE DE HIRSCH**

of the vast country was not more than four million. He aimed at the settlement there of some hundreds of thousands of Russian Jews in an area where they would ultimately enjoy a local autonomy, and this was at a time when Herzl had not yet focused attention on Palestine. And it was largely Herzl's fault that nothing came of the conversation between the two men. The purpose that always guided Hirsch was the economic rehabilitation of the Jews, not the dispensing of charity. His objection to settlement in Palestine lay in his fear that Russia would take over the Turkish dominions, — a very understandable fear at that time.

In view of the disappearance of almost all Hirsch's original documents and of his extensive correspondence, Dr. Grunwald has had to base his researches on secondary material. He modestly regards his book as only notes towards that fuller biography that will perhaps be written if the basic papers are discovered. Meanwhile it stands as a very full sketch of "a great figure in the economic history of Europe in the nineteenth century as well as in the history of the Jewish people on the way to their renaissance."

Wirtschafts Bank

# BANK-BETRIEB

FRÜHER BANK-ARCHIV · BEGRÜNDET 1901

ZEITSCHRIFT FÜR BANKPOLITIK UND BANKPRAXIS

HERAUSGEGEBEN VOM BUNDESVERBAND DES PRIVATEN BANKGEWERBES · KÖLN

SCHRIFTL EITUNG: FRIEDRICH BÖSEL

5. Jahrgang

August 1965

Nummer 8

## Inhaltsverzeichnis

### Aufsätze und Berichte

Grundzüge des neuen Aktienrechts · Adolf Schäfer, Düsseldorf . . .	174
Die finanzielle Seite der Produktivitätssteigerung · Franz Heinrich Ulrich, Düsseldorf . . . . .	178
Die Kredithilfen des Bundes für freie Berufe — Bürgschaften und Zinsverbilligungen · Erhard Lange, Bonn . . . . .	181
Exportkreditversicherung und längerfristige Exportfinanzierung in Großbritannien · Walter Vielmutter, Düsseldorf . . . . .	184
Die wesentlichen Vorschriften des II. Gesetzes zur Förderung der Vermögensbildung der Arbeitnehmer · Dieter Holzheimer, Köln . .	193
× Otto Bernstein in memoriam . . . . .	195



seines Arbeitslohnes in vermögenswirksame Leistungen zu beantragen. Der Arbeitgeber hat diesem Verlangen nachzukommen, wenn sich die umzuwandelnden Beträge auf mindestens monatlich 10 DM oder jährlich 60 DM belaufen. Ein Wechsel der Art der Anlage und des Instituts bzw. Unternehmens, bei dem die Anlage erfolgt, ist in diesem Falle nicht möglich. Auch kann der Arbeitnehmer, wenn er den Vertrag durch schriftliche Erklärung aufhebt, im selben Kalenderjahr nicht nochmals eine Umwandlung beantragen (Abweichendes kann im Tarifvertrag oder in einer Betriebsvereinbarung geregelt werden).

Auch im II. Vermögensbildungsgesetz ist die Gewährung vermögenswirksamer Leistungen auf Grund einer Ergebnisbeteiligung vorgesehen, wofür besondere Vorschriften zu beachten sind (§§ 7 bis 11 des Gesetzes).

#### 4. Die steuerlichen und sozialversicherungsrechtlichen Bestimmungen

Die vermögenswirksamen Leistungen sind in Höhe von 312 DM jährlich nunmehr völlig steuerfrei. Der Betrag erhöht sich auf 468 DM, wenn der Arbeitnehmer zur Zeit der Fälligkeit der vermögenswirksamen Leistung einen Kinderfreibetrag für mindestens drei Kinder nach § 32 Abs. 2 Ziff. 1-3 EStG erhält. Ehegatten, die beide in einem Dienstverhältnis stehen, können die Vergünstigung für vermögenswirksame Leistungen jeder für sich erhalten. Hinsichtlich der Voraussetzungen des erhöhten Steuerfreibetrages von 468 DM wird regelmäßig von der auf der Lohnsteuerkarte des Arbeitnehmers bescheinigten Kinderzahl ausgegangen werden können (der Freibetrag kommt auch für mithelfende Familienangehörige und in Heimarbeit Beschäftigte zur Anwendung). Arbeitnehmer, die in mehreren Dienstverhältnissen stehen, erhalten den Freibetrag nur einmal (Näheres wird auf dem Verwal-

tungswege noch zu regeln sein). Werden die gesetzlichen Festlegungsfristen nicht eingehalten, so wird eine Nachversteuerung mit einem Pauschsteuersatz von 20% des vorzeitig abgehobenen Betrages durchgeführt, die, wie oben bereits bemerkt, des näheren noch in einer Rechtsverordnung geregelt wird. Nach den Feststellungen des Finanzausschusses des Bundestages wird eine Nachversteuerung durch die Kreditinstitute nur die 20prozentige Lohnsteuer, nicht jedoch eine zusätzliche Kirchensteuer betreffen. Die pauschal versteuerten vermögenswirksamen Leistungen und die darauf entrichtete Nachsteuer bleiben bei einer Einkommensteuerveranlagung und beim Lohnsteuerjahresausgleich außer Betracht.

Für den Arbeitgeber kommen außerdem folgende Steuerergünstigungen zur Anwendung:

Steuerfreie vermögenswirksame Leistungen gehören nicht zur Lohnsumme, nach der die Lohnsummensteuer bemessen wird (das gilt jedoch nicht für die umgewandelten Teile des Arbeitslohnes). Arbeitgeber, die am 1. Oktober des dem Veranlagungszeitraums vorangegangenen Kalenderjahres nicht mehr als 50 Arbeitnehmer beschäftigen, können für die von ihnen gewährten vermögenswirksamen Leistungen eine Einkommen- bzw. Körperschaftsteuerermäßigung in Anspruch nehmen, die in einer Kürzung der Steuer um 30% der Summe der vermögenswirksamen Leistungen besteht, höchstens jedoch 800 DM beträgt. Die Abzugsfähigkeit ist nur insoweit gegeben, als eine entsprechende Steuer anfällt. Vermögenswirksame Leistungen durch Umwandlung von Teilen des Arbeitslohnes und solche an mithelfende Familienangehörige des Unternehmers, die keine Arbeitnehmer im steuerrechtlichen Sinne sind, werden in diese Steuerergünstigung nicht einbezogen.

Vermögenswirksame Leistungen sind kein Entgelt im Sinne der Sozialversicherung, mithin beitragsfrei (mit Ausnahme der gesetzlichen Unfallversicherung).

### Otto Bernstein in memoriam

»Verbände soll man nicht als »juristische Personen« bezeichnen. Denn auch ein Verband ist keine künstliche Schöpfung des Rechts, sondern, genau wie der einzelne Mensch, eine natürliche Person, zusammengesetzt aus Geist, Kraft und Tat all derer, die von gemeinsamem Willen beseelt, ihr Leben für ihn leben und einsetzen.« Nach diesen Worten des Altmeisters des Deutschen Rechts, Otto von Gierke, lebte Otto Bernstein für den Centralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes, in den er vor sechs Jahrzehnten eintrat. Für den Bundesverband des privaten Bankgewerbes als dem Rechtsnachfolger des Centralverbandes ist es eine sittliche Verpflichtung, seiner aus diesem Anlaß mit einigen Zeilen zu gedenken.

Bernstein, der 1877 als Sohn eines Leipziger Arztes geboren war, studierte in Leipzig und Berlin, war Referendar in Berlin und wurde nach dem Assessor-Examen

von seinem Vetter, RA Wittner, im Frühjahr 1905 in den Centralverband geholt und nach dessen Tode im Jahre 1911 Geschäftsführer. Im Jahre 1925 wurde für ihn – als Gegengewicht zu der Position des geschäftsführenden Präsidial-Mitgliedes des Reichsverbandes der Deutschen Industrie – die Stellung als geschäftsführendes Vorstandsmitglied geschaffen. 1933 mußte er ausscheiden. Dr. Otto Christian Fischer, der damalige Vorsitzende des Vorstands gab dies mit folgenden Worten bekannt: »Besonders bedauern wir auch, daß Herr Rechtsanwalt Bernstein um Entbindung von dem Posten als Geschäftsführer gebeten hat. Achtundzwanzig Jahre hat Herr Rechtsanwalt Bernstein mit höchstem Erfolg daran gearbeitet, die Banken und Bankiers miteinander in Fühlung und Verbindung zu bringen – eine, wie wir wohl ganz freimütig bekennen dürfen, auch in Zukunft wahrscheinlich nicht immer ganz einfache Aufgabe –, dem Recht Geltung zu

verschaffen und dem Unrecht entgegenzutreten. Die Autorität, welche sich Herr Bernstein erworben hat, ist nicht eine solche formaler Natur, wie sie vielleicht die Stellung des Geschäftsführers des Centralverbandes von selbst mit sich bringt, sondern eine auf Persönlichkeit, Sachkenntnis und energischer Zielverfolgung beruhende, und darum von niemandem angezweifelte.«

Wie sein ganzes *Leben* im Centralverband *Arbeit* im besten Sinne des Wortes war, so war zugleich seine *Arbeit* *Leben*, da er in ihr Theorie und Praxis zu einem harmonischen Ganzen vereinigte.

Voll Stolz zeigte er eines Tages dem Verfasser dieser Zeilen eine Tapentür, die er sich in seiner Wohnung zwischen dem Schlafzimmer und seinem Arbeitszimmer hatte einbauen lassen, durch die er morgens um 4 Uhr an seinen Schreibtisch gelangen konnte, ohne seine Frau zu stören. Und wenn der Verfasser dieser Zeilen ihn dann um 1/29 Uhr abholte, hatte er Eingaben und vieles andere mit der Hand geschrieben, die dann bei der Ankunft im Büro sofort in der Maschine zur Reinschrift ausgefertigt werden konnten. Wie oft geschah es, daß er in der Arbeit vergaß, zum Mittagessen zu gehen. Und die Unterschriften der ausgehenden Post wurden nie vor 19 Uhr begonnen. Mitunter wurde es lange nach 20 Uhr. Daß er jeden Sonntag vormittag im Büro verbrachte, dürfte nicht Wunder nehmen. Ging er wirklich einmal unter Einschluss der Oster- oder Weihnachtstage auf Urlaub, kam er unmittelbar vom Bahnhof ins Büro und ließ seine Frau mit den Koffern in die Wohnung fahren.

Kein Wunder, daß 1933 auch für ihn eine Katastrophe bedeutete.

Er ging täglich in die Staatsbibliothek und las Geschichtsbücher über europäische Länder. Als ihm auch das verboten wurde, nahm er Unterricht in verschiedenen Sprachen und übersetzte die »Allgemeinen Geschäftsbedingungen« u. a. m. ins Englische und vom Englischen ins Italienische usw. – In New York begann man in diesen Jahren, eine Geldsammlung aufzulegen, um ihm die Ausreise nach den USA zu ermöglichen. Ein tragisches Geschick wollte es, daß wenige Tage, bevor alle Formalitäten geklärt waren, die Gestapo ihn abholte. Es ist nicht bekannt, wann und wo er umgebracht worden ist.

Ein Finanzschriftsteller von Ruf und Ansehen, der die Geschichte des Centralverbandes immer mit außerordentlich kritischen Worten und mit außerordentlich kritischem Blick begleitet hatte, Alfred Lansburgh, äußerte sich dahin, der Emporstieg des Centralverbandes beruhe im wesentlichen auf dem taktischen Geschick, mit dem die Führung des Centralverbandes es stets verstanden habe, die Wahrnehmung der besonderen Berufsinteressen unter dem Gesichtspunkt der Wahrnehmung allgemeiner wirtschaftlicher Interessen des Volkes und allgemeiner Interessen des Staates zu vertreten.

Ob Bernstein Gutachten gegenüber der Regierung, Gerichten und Behörden erstattete, alle waren beseelt von tiefgründigem Wissen und Können. Die zuständigen Referenten in den Ministerien begrüßten es, wenn er zu ihnen kam, um ihnen mit seinem Rat zur Seite zu stehen.

Und stundenlang hielt er sich in den Wandelgängen des Reichstages auf, um persönlich mit den Abgeordneten zu sprechen. Es kann nicht Aufgabe dieses Rückblicks sein, auf alle Gebiete der Wirksamkeit der Geschäftsführung einzugehen, insbesondere nicht, der umfassenden Kleinarbeit in Fragen der Bank-Praxis und des Bank-Rechts, welche die Tätigkeit von Bernstein in außerordentlichem Maße in Anspruch genommen hat. Auf diese Kleinarbeit legte Bernstein den allergrößten Wert, weil er ihr den engen und unmittelbaren Zusammenhang mit den einzelnen Mitgliedern verdankte. Bernstein hatte ein phänomenales Gedächtnis – er hatte alle höchstinstanzlichen Gerichtsentscheidungen über Sicherungsübereignung, Differenzinwand, ungedeckte Schecks, Wechselproteste usw. im Kopf – und eine unwahrscheinlich schnelle Auffassungsgabe, die die Erörterung eines Problems für den anderen Teil zu einem Erlebnis gestaltete. – In langwierigen Verhandlung mit der American Bankers Association führte er die traveller checks in Deutschland ein, »gebar« er – nach einem Fallissement – die »Anderkonten der Rechtsanwälte und Notare«, schuf die »Richtlinien für die Depotprüfung«, paßte die Allgemeinen Geschäftsbedingungen der jeweiligen Judikatur an. Das sind nur einige wenige Beispiele aus seiner tausendfältigen schöpferischen Tätigkeit. Er hatte den ersten Kommentar zum Börsengesetz verfaßt und schrieb unzählige Artikel für das »Bank-Archiv«, die »Juristische Wochenschrift« und andere Zeitschriften wissenschaftlichen Charakters. Seine Redaktionsarbeit am »Bank-Archiv« lag ihm sehr am Herzen.

Aus dem »Bank-Archiv« hat Bernstein ein hoch angesehenes wissenschaftliches Organ des Bank- und Börsenwesens gemacht. Es war nicht bloß und nicht in erster Linie ein Nachrichtenblatt für Mitteilungen aus der Verbandstätigkeit, sondern bereitete der Wissenschaft des Bankwesens sowohl auf rechtlichem wie auf wirtschaftlichem Gebiet eine Stätte. Das »Bank-Archiv« erfüllte die Aufgabe der Aufklärung des Publikums über Beruf und Funktionen des Bankiers, über die wirtschaftliche Natur der Börse und über alle hierher gehörenden Fragen. Das »Bank-Archiv« machte durch Bernsteins Redaktionstätigkeit dem Bankier und allen am Bankgewerbe Interesse nehmenden Personen das einschlägige wirtschaftliche und juristische Material zugänglich und hielt diese Kreise über die das Gewerbe betreffenden allgemeinen Fragen auch nach der wissenschaftlichen Seite hin auf dem Laufenden. Das »Bank-Archiv« erläuterte darüber hinaus dem Bankier die für seinen Stand und Beruf wichtigen Gesetze in ihrer praktischen Bedeutung und Tragweite und wirkte vor Erlaß neuer gesetzgeberischer Maßnahmen und Auflagen auf dem Gebiete des Bank- und Börsenwesens aufklärend, warnend und vorbeugend. Von der Vertretung von Einzelinteressen und der Verfolgung von Erwerbszwecken hielt er das »Bank-Archiv« grundsätzlich fern. So hat Bernstein aus dem »Bank-Archiv« eine streng objektive, stets nur das allgemeine Ziel der Förderung des gesamten Bank- und Bankiergewerbes verfolgende fachwissenschaftliche Zeitschrift gemacht. Trotzdem geschah



es, daß man ihm den Vorwurf machte, der Inhalt sei zu juristisch. Anlaß hierzu war wohl die Einführung und der weitere Ausbau der Rubrik »höchststrichterliche Entscheidungen«. Er ließ das »Bank-Archiv« regelmäßig an alle Landgerichte im Deutschen Reich senden, so daß die Richter gewissermaßen ein Kompendium aller höchststrichterlichen Urteile auf dem Gebiete des Bankwesens zur Hand hatten, eine Maßnahme, deren Auswirkungen im Interesse des Bankgewerbes nicht hoch genug eingeschätzt werden konnte.

Auf dem VII. Allgemeinen Deutschen Bankiertag zu Köln im Jahre 1928 hielt Bernstein ein Aufsehen erregendes Referat über ein Thema, das heute genau so aktuell ist, wie es damals war: »Legitimer und unzulässiger Wettbewerb im Bank- und Kreditverkehr«, das er mit den Worten einleitete: »Lauter ist der Wettbewerb, den ich den Anderen mache, unlauter ist der Wettbewerb, den die Anderen mir machen!« -

Diese kurze Rückschau auf das Leben und auf die Arbeit von Otto Bernstein bedeutet auch eine Rückschau auf die Tage der Uneinigkeit, der Zerrissenheit, der Schutzlosigkeit des Bankierstandes, auf die Jahre des Kampfes gegen die Apathie in den eigenen Reihen der Bankiers, auf die Jahre des Kampfes zur Erringung der dem Bankierstande zukommenden Geltung im öffentlichen und im wirtschaftlichen Leben. Otto Bernstein konnte Gegensätze überbrücken, konnte einigen und hat die Banken und Bankiers durch die Schwierigkeiten und Wirrsale der damaligen Jahrzehnte erfolgreich hindurchgeführt. So steht die Spitzenorganisation des privaten Bankgewerbes heute - dank seiner Arbeit (nach einem Wort Friedrichs des Großen) als ein »rocher von Bronze« im deutschen öffentlichen und Wirtschaftsleben.

*Otto Bernstein hat sich um das deutsche private Bankgewerbe verdient gemacht!*

*Albrecht Fraenkel, Düsseldorf*

### Aus Tätigkeitsberichten

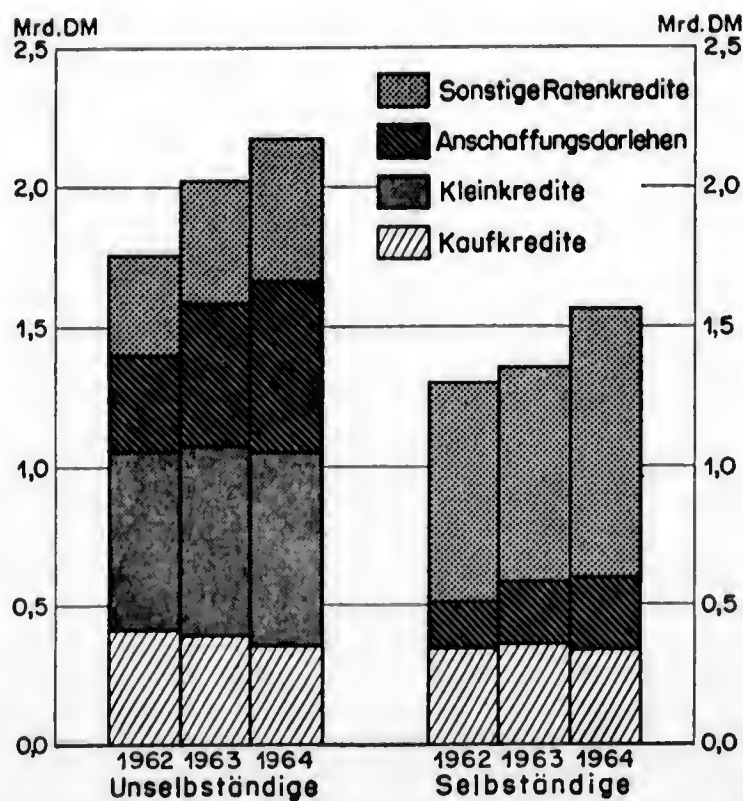
*Deutscher Sparkassen- und Giroverband:*

#### Die Konsumentenkredite der Sparkassen<sup>1)</sup>

Am Jahresende 1964 betrug der Bestand der von den Kreditinstituten gewährten Konsumentenkredite 7,8 Mrd. DM. Er lag damit mit rund 700 Mill. DM oder knapp 10 % über dem entsprechenden Stand des Vorjahres. Die absolut stärkste Ausweitung im Konsumentenkreditgeschäft weisen die Sparkassen auf, wenn auch die Zunahme weniger stark ausgeprägt war als im Jahre 1963 (226 Mill. DM gegenüber 323 Mill. DM). Die langsamere Zunahme ist im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß sich der Konsumentenkredit von einem bestimmten Volumen an weitgehend aus Tilgungsrückflüssen »selbst finanziert«. Zu den relativ großen Tilgungsrückflüssen tragen im besonderen Maße die Kleinkredite bei, auf die bei den Sparkassen etwa 28 % aller Konsumentenkredite entfallen. Die Kleinkredite haben im Durchschnitt eine »Umschlagshäufigkeit« von 21 Monaten. Bei den Kleinkrediten wurden im Berichtsjahr insgesamt rund 974 Mill. DM neu ausgeliehen. Im gleichen Zeitraum sind 950 Mill. DM zurückgezahlt worden, so daß sich der Bestand an Kleinkrediten nur geringfügig erhöht hat. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Anschaffungsdarlehen, die an wirtschaftlich Selbständige und an Unselbständige gegeben werden<sup>2)</sup>. Neuausleihungen von rund 970 Mill. DM stehen Rückzahlungen in Höhe von fast 800 Mill. DM gegenüber. Ein Vergleich der Bestandszahlen sagt demnach nicht viel über die Dynamik des tatsächlichen Konsumentenkredites aus. Betrachtet man bei den Sparkassen die einzelnen Arten des Konsumentenkredits, so

fällt wiederum auf, daß die Teilzahlungskredite der Sparkassen, die sogenannten Kaufkredite, zurückgegangen sind. Ihr Bestand hat sich um 30 Mill. DM vermindert. Im Gegensatz dazu steht die Entwicklung insbesondere der Anschaffungsdarlehen und der sonstigen Ratenkredite. Die beiden letztgenannten Kreditarten haben insgesamt gesehen um rund 175 Mill. DM oder 12 % zugenommen. Der Kaufkredit, der vor einem Jahrzehnt noch weithin das Bild beim Konsumentenkredit beherrschte, macht heute bei den Sparkassen nur noch rund 15 % aller

*Ratenkredite der Sparkassen an Selbständige und Unselbständige 1962-1964*



<sup>1)</sup> Deutscher Sparkassen- und Giroverband e. V., Jahresbericht 1964, S. 57.

<sup>2)</sup> Soweit von »Konsumentenkredit« die Rede ist, handelt es sich indessen auch bei den Anschaffungsdarlehen nur um Ausleihungen an wirtschaftlich Unselbständige.

Konsumentenkredite aus; vor drei Jahren waren es fast 25 %. Diese strukturelle Änderung im Konsumentenkredit läßt sich im wesentlichen daraus erklären, daß einmal der Kaufkredit teurer ist als die Kleinkredite oder Anschaffungsdarlehen. Zum andern aber entspricht der Barkredit, also das »Geld zum Mitnehmen«, besser den heutigen Bedürfnissen der Konsumenten. Sie sind dadurch nicht an einen bestimmten Verkäufer gebunden; außerdem können die Kunden in größerem Ausmaß die Vorteile des Barkaufs ausnutzen.

Mit der verbesserten Einkommenslage der Konsumenten ist auch der Durchschnittsbetrag der Konsumentenkredite angestiegen. Die Entwicklung deutet darauf hin, daß der Konsument ähnlich wie der Unternehmer beginnt, in größeren Zeiträumen zu planen und zu wirtschaften. Die Sparkassen werden ihre Geschäftspolitik daran ausrichten müssen; die Abwicklung auch größerer Anschaffungsdarlehen muß ebenso unkompliziert und unter ähnlichem Sicherheitsmodus wie bei kleineren abgewickelt werden. Der Konsument hat sich zudem insgesamt als sehr guter Schuldner erwiesen. Die Ausfälle (aus abgeschriebenen Forderungen, bezogen auf den Bestand am Jahresanfang zuzüglich Neuausleihungen) beliefen sich im Ratengeschäft auf 0,02 %. Diese geringe Ausfallquote zeugt nicht nur von der guten Zahlungsmoral der wirtschaftlich Unselbständigen; sie bestätigt auch, daß die festen Leistungsdaten dem Kreditnehmer eine gute Überschaubarkeit seiner Verpflichtungen und eine sichere Kalkulationsgrundlage bieten. Sie widerlegt gleichzeitig auch Bedenken, daß durch die Ausdehnung des Konsumentenkredits der Verschuldungsgrad der Bevölkerung besorgniserregend steige und etwa eine sozialpolitische oder gar volkswirtschaftliche Gefahrenzone in Sichtweite gerückt sei.

Für das verantwortungsbewußte Verhalten des Konsumenten als Schuldner ist auch die Höhe der Kreditkosten von Bedeutung. Die Sparkassen werden ihre bisherige günstige Gebührenpolitik weiterhin beibehalten. Der Deutsche Sparkassen- und Giroverband hat sich entschieden dagegen gewandt, daß die Anschaffungsdarlehen aus der am 1. März in Kraft getretenen Ersten Zinsverordnung ausgeklammert werden. Er wird sich auch gegen neuerliche Bemühungen energisch wenden, daß die Anschaffungsdarlehen in die zu erlassende Zweite Zinsverordnung, die die gesamten Ratenkredite regeln soll, hineingenommen werden. Eine nachträgliche Herausnahme der Anschaffungsdarlehen aus der Ersten Zinsverordnung würde praktisch eine Zinserhöhung bedeuten. Es überrascht nicht, daß das private Bankgewerbe das Eintreten der Sparkassenorganisation gegen ungerechtfertigte Zinserhöhungen im Konsumentenkredit als Argument in der Wettbewerbsauseinandersetzung verwendet. Die Zinspolitik der Sparkassen geht jedoch nicht dahin, daß sie aus Konkurrenzgründen die Gebühren künstlich niedrig halten will. Vielmehr steht es für die Sparkassenorganisation fest, daß der gegenwärtige Ertrag aus den Anschaffungsdarlehen auf Grund vielseitiger Erfahrungen und genauer Kalkulation durchaus als ausreichend angesehen werden kann. Es ist nicht einzusehen,

warum Anschaffungsdarlehen (die bei den privaten Banken nur für wirtschaftlich Unselbständige in Frage kommen), teurer sein sollen als vergleichbare Darlehen an andere Kreditnehmer.

*Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands:*

#### Das Kreditsystem der Sowjetzone<sup>1)</sup>

Die Kreditwirtschaft ist im System der zentralen Verwaltungswirtschaft vor allem für den »volkseigenen Sektor« zu einem vielseitigen Instrument der finanzwirtschaftlichen Lenkung und Plankontrolle geworden. Diese Umformung des Kreditwesens erfolgte auf Grund einschneidender Veränderungen gegenüber den in einer Marktwirtschaft bestehenden echten Kreditverhältnissen.

Die Betriebe sind in ihrer Entscheidung, ob und wieviel Kredit sie in Anspruch nehmen wollen, nicht frei (sogenannte »Zwangsfunktion« des Kredits). Ihr Kreditbedarf wird vielmehr vorherbestimmt durch die ihnen behördlich zugeteilten betriebseigenen Umlaufmittel (insbesondere Bestände aller Art) und ihre materiellen und finanziellen Planaufgaben. So werden seit 1960 wieder die richtsatzgebundenen Umlaufmittel (z. B. bestimmte Materialbestände) auf der Basis des Quartals mit dem niedrigsten Gesamttrichsatzplanbestand zu 30 % durch »Richtsatzplankredite« und zu 70 % durch Eigenmittel finanziert. Kreditplanung und Kreditpolitik in diesem Sinne sind Methoden, mit denen von außerhalb der Betriebe – durch das Bankensystem – versucht wird, Aufwand und Ertrag der Werke zu beeinflussen und zu kontrollieren. Durch das Verbot gegenseitiger Kreditgewährung sind die »Volkseigenen Betriebe« auf das Bankensystem angewiesen.

Grundprinzip der Kreditgewährung in der Zentralverwaltungswirtschaft ist, daß Kredite nur für im Volkswirtschaftsplan festgelegte Aufgaben vergeben werden dürfen. Daraus folgt, daß die genaue Verwendung der Kredite im Kreditvertrage festgelegt und vom Kreditinstitut kontrolliert werden muß. Ferner muß auch die Laufzeit des Kredits genau festgelegt werden. Allen Unregelmäßigkeiten bei der Kreditaufnahme und der Kreditabwicklung muß von seiten der zuständigen Bank nachgegangen werden. Wenn ein Kredit »überfällig« wird, da er nicht entsprechend den eingegangenen Kreditbedingungen zurückgezahlt werden kann, so muß der betreffende Betrieb heute ein neues Kreditabkommen über die Gewährung eines »Liquiditätskredits« (Zusatzkredit für Planwidrigkeiten) abschließen, dessen Vergabebedingungen Auflagen enthalten, die auf eine Beseitigung des planwidrigen Zustandes hinzielen. In gleicher Weise werden die Kreditzinsen differenziert, um einen Druck auf die Betriebe auszuüben. Die Banken sind verpflichtet, die Betriebe daraufhin zu kontrollieren, ob diese die wirt-

<sup>1)</sup> Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands beim Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen, Vierter Tätigkeitsbericht 1961/1965, S. 201.



Anfbum 33, 18 (May 15, 1967)

Friday, May 5, 1967

## Handel und Wirtschaft

### Neue Bankengründung im Hause Rothschild

In einer Pressekonferenz kündigte das gegenwärtige Oberhaupt des französischen Zweigs der Rothschildfamilie, der Baron Guy de Rothschild, an, dass "Rothschild Frères" sich in die "Banque Rothschild" umwandeln und dann auch mit dem "einfachen Mann" Geschäfte machen wird. Zusammen mit seinen Vettern, den Baronen Edmond, Elie und Alain, will er die Geschäftsführung der Firma gründlich modernisieren.

Dass Rothschild "up-to-date" ist bzw. es werden will, zeigte ein Blick auf Baron Guys hübsche blonde Frau, die in Minikleid und leuchtenden Fischnetzstrümpfen zugegen war, aber auch der Hinweis darauf, dass

die berühmten Finanzleute den amerikanischen John Diebold-Konzern zur Anwendung der neuesten Elektronengehirnsysteme in der "Banque Rothschild" gewonnen haben und dass sie an dem Projekt des kommenden Ärmelkanaltunnels beteiligt sind.

Das ist freilich nur eine kleine Phase der Aktivität der französischen Rothschilds. Sie stecken tief in der Nickel-, Zink-, Blei- und Ölproduktion der Welt, im Versicherungsgeschäft, Schiffsbau und in der Eisenbahngeräteproduktion. Linksradikale Zungen behaupten, dass sie die französische Regierung kontrollieren; aber dafür lässt sich nur die Tatsache anführen, dass der französische Premier Georges Pompidou früher Manager von "Rothschild Frères" war.

erzeit  
90

# PROFILES

## A PRINCE OF THE CITY

ALTHOUGH Sigmund George Warburg is a member of an old and powerful banking family on the Continent, he started just about from scratch when he and his wife arrived in England from Nazi Germany as refugees in 1934. His total worth at that time was less than five thousand pounds. Just three decades later, however, he had become one of the most powerful merchant bankers in the City of London, and last year Mercury Securities, the holding company into which both his bank, S. G. Warburg & Co., and a diversified collection of his other business interests ranging from insurance and metals to advertising and market research have been assimilated, took in profits amounting, before taxes, to two million three hundred thousand pounds. Anthony Sampson, the author of "Anatomy of Britain," has singled Warburg out as the City's "most spectacular newcomer," and the London *Sunday Times* has called him "the postwar wonder of merchant banking."

According to a legend that has grown up around Warburg, he is a ruthless go-getter, a man who is always surrounded by secretaries and satellites so that he can dictate letters or issue orders even while he is being driven to the airport, where he is catching a plane for New York or the Continent to launch a new company or arrange a deal involving millions of pounds. The legend contains some truth but not the whole truth. The real Warburg emerges as much less of a stereotype. Slightly stooped, with dark hair, melancholy brown eyes, and a soft voice, he is diffident in manner and might be taken for a poet rather than a merchant banker. He not only studied the classics in school but reads both Greek and Latin for pleasure today and often quotes from what he has been reading. Speaking of a brilliant friend driven by impatience, he once remarked at a business meeting, "He is a man who doesn't know the difference between *kairos* and *chronos*." The sentence puzzled his listeners, since they didn't know the difference between the two Greek words themselves until Warburg explained that "*kairos*" is the right time, whereas "*chronos*" is time in the abstract sense. He has often said that he considers a working knowledge of Greek and Latin a better preparation for merchant banking than a study of economics. "A



Sigmund G. Warburg

classical education helps you to develop logical thinking and to perceive quickly and accurately what you read," he has said, and when it comes to reading he is not necessarily talking about financial reports. Warburg and his wife live in an apartment, on Eaton Square, Belgravia, that is filled with books arranged according to an elaborate system based on the languages they are written in and his personal preferences. When he visits a secluded villa he owns near Grosseto, in Italy, for a holiday, books make up a major part of his luggage, and he spends much of his time on weekends reading and rereading the works of English and German literature that he particularly values. (He recently finished Thomas Mann's "Doktor Faustus" for the third time.) Warburg avoids business publications entirely and barely skims through newspapers. He likes to say that newspaper reading leads to a gradual loss of memory, and that most people read newspapers simply in order to have more to forget. He is often asked how a successful merchant banker can get along without a thorough daily study of current politics and finance, and is apt to answer, in a quiet way, "I keep my ears open. People tell me everything that's important."

Warburg's bookplate bears the motto "Progress in thinking is progress toward simplicity." He collects epigrams,

and has invented quite a few himself, including the one on his bookplate. Typical of his sayings, which have thus far remained unpublished, are "The highest degrees of human potency are reached in enthusiasm, on the one hand, and in suffering, on the other," and "Life and imagination are in continuous conflict with each other. Imagination tears the material elements of life to pieces and creates a world beyond us which is in opposition to the world around us." Warburg has said that he hopes to bring out two books someday—one an anthology of the best epigrams he has run across in his reading and the other, to be titled "Education of the Adult," a dissertation on the thesis that self-education relatively late in life is more important than school education early in life.

A subject that Warburg himself has been studying in the last few years is graphology, and he says that he has often found the advice of expert graphologists applicable to his business life. Not long ago, for example, having become worried about an associate who was a prey to emotional problems, he sent a page of the man's handwriting to a noted graphologist in Zurich. He got back a detailed character analysis, which convinced him that the graphologist knew more about the man from his handwriting than Warburg did after talking to him every day for years. Warburg endowed the European Foundation of Graphological Science and Application, which is now attached to the University of Zurich, and at the opening of the Foundation, in April, 1963, he explained why he is endeavoring to further the development of graphology. "I realize that many people still consider graphologists to be cranks and eccentrics," he said. "Actually, graphologists pioneer new segments of psychological knowledge. Many sciences have started as myths. The knowledge of the stars began as astrology and only gradually became the accurate science of astronomy. Today no one would call an astronomer a crank. Eventually, I am convinced, graphology will become *hoffähig*—presentable at the court of profound knowledge."

A nonconformist himself, Warburg values business associates who possess the ability to think unconventionally. At S. G. Warburg & Co., the captain is obviously in charge of the ship—there is a quiet authority about him that nobody could fail to recognize—yet the



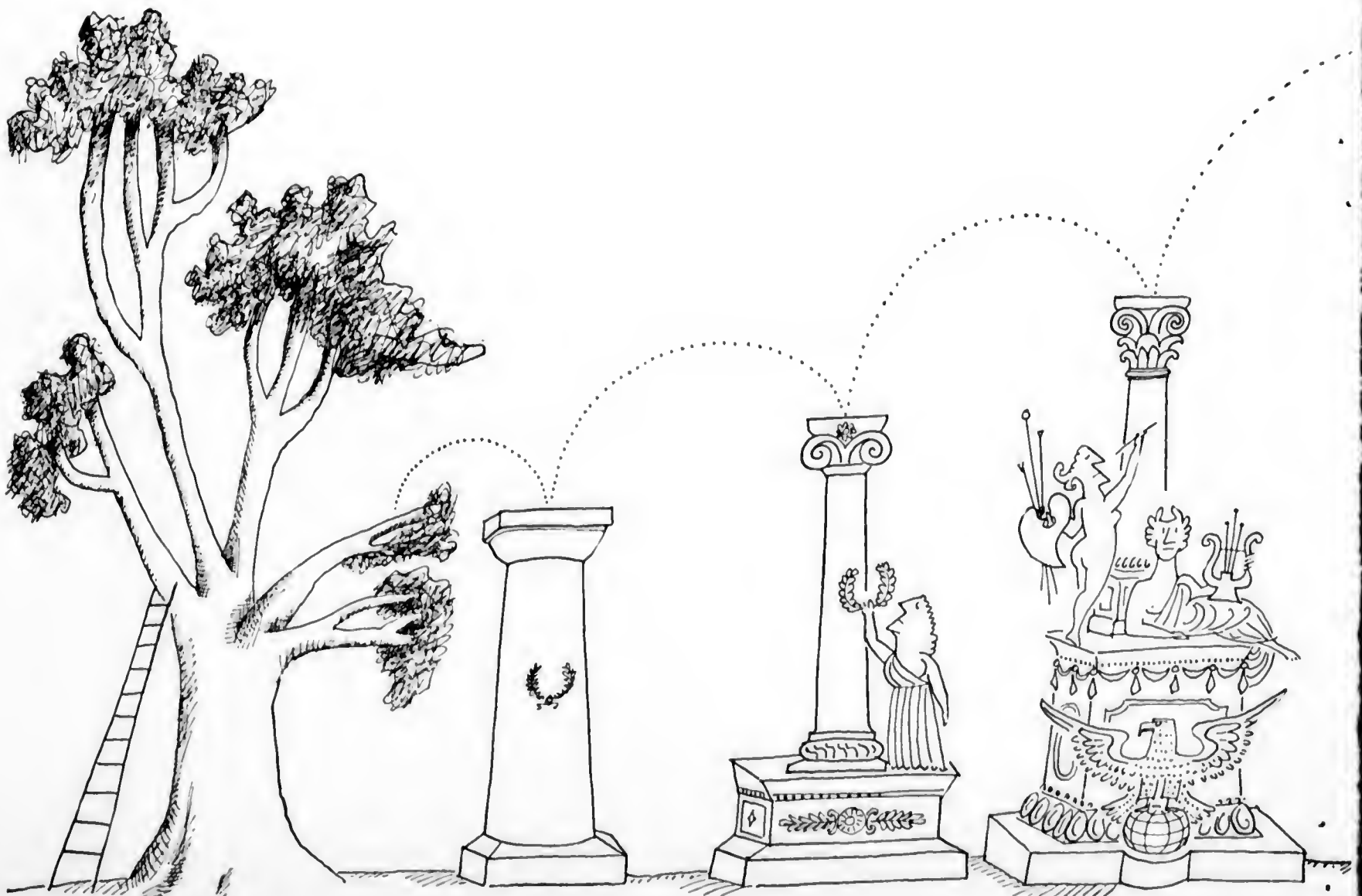
attitude of the crew is anything but sycophantic. When Warburg meets young men just down from Oxford or Cambridge who come in to be interviewed for jobs, he questions them closely as to whether they would speak up if they found they disagreed with senior colleagues. He has often told older men in the firm that their primary duty is to serve as a sounding board for the ideas of the younger ones, and he collects able young people with the same kind of enthusiasm that other bankers have devoted to collecting paintings. Of the ten executive directors of the bank, four are in their early thirties, and the average age of all his top executives is well below forty—which makes Warburg's in every respect the youngest merchant bank in the City. Since the twenties, when Warburg entered his family's bank in Hamburg as an apprentice, he has been impressed by the great need through the private-enterprise system for periodic rejuvenation of the ranks of management, and at his own bank he has introduced what some people in the City call "the nursery

principle," specifying that one of the younger men must be present at every important meeting and must write a comprehensive memorandum on it afterward. Warburg himself often corrects the wording of the memorandum, in the manner of a teacher going over a student's homework.

Warburg expects everybody he works with to live a life as well organized as his own. While he freely delegates authority in large matters, he can be pedantic about small ones. Warburg recalls that one of his uncles in Germany used to say, "*Der liebe Gott wohnt im Detail*," and every day when Warburg is away from his London headquarters he receives a large envelope containing a mimeographed Management Mail and Memoranda List, which summarizes all but the most insignificant conversations held by his colleagues and just about every incoming or outgoing letter or cable. The contents of the envelope include the minutes of a meeting held in the bank every morning at nine-fifteen and attended by about thirty executives and

specialists, the travel schedules of any directors or high-ranking officers who are away from London, the names of all guests invited to lunch at the bank, any new information filed under the headings "Companies to Be Kept Under Review" and "Current Propositions," a description of current "Personnel Problems," and, finally, a list of "Money Dealings" and the bank's "Daily Statement." To Warburg, the envelopes provide tangible proof, renewed daily, that his bank is functioning as it should. He has said that he derives great satisfaction from the knowledge that the men he has selected and trained can get along without him—but he reads every word in the reports they send him just the same.

Incompetence of any kind offends Warburg, and his manners take on a Continental stiffness when he finds himself dealing with a negligent waiter or a clumsy clerk in a store; a few years ago, he was dissuaded only with difficulty from going to court over a disagreement with a ticket collector for the London Underground. His sec-



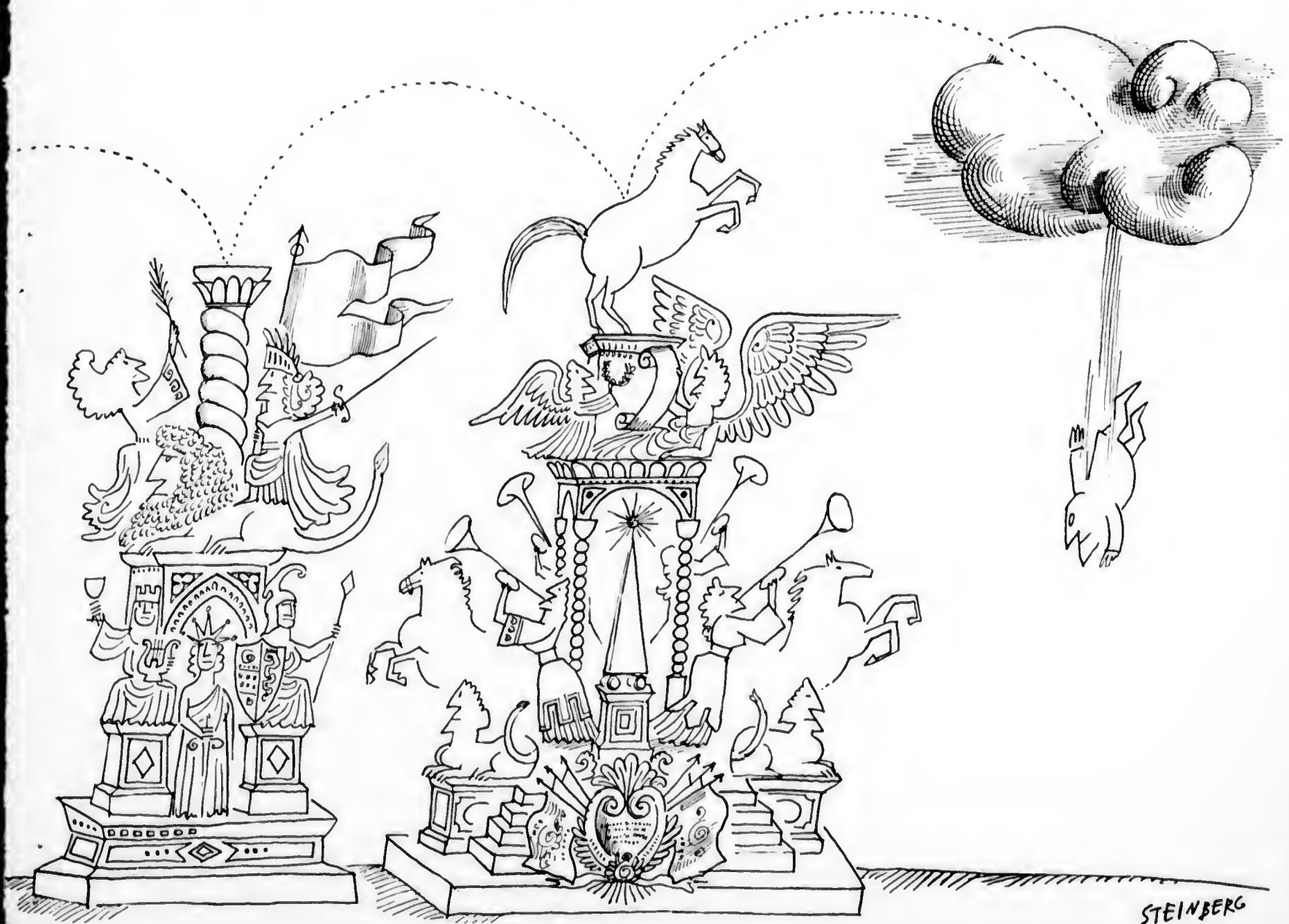
retaries really earn their money, because he checks and rechecks his correspondence for the slightest error or imprecision. A director of the Bank of England once pleased Warburg very much by telling him that his letters were distinguished by greater clarity of expression than those of any born-and-bred Englishman in the City. Indeed, Warburg feels thoroughly at home in England—he became a British subject in 1939—but he has never attempted to adopt local customs that do not seem natural to him, such as traditional English understatement. Unlike other prominent figures in the City, he does not hesitate to express himself in strong terms, whether in criticism or in praise. Warburg is also unsympathetic toward the City's relaxed standards of security in respect to confidential business matters; he holds a theory, based on some of his reading in psychology, that gossip is a form of compensation for sexual inadequacy. Warburg's maternal grandfather told him early in life that there are three degrees of secrecy: in the first, a man promises to keep some-

thing to himself, but tells his wife; in the second, he doesn't tell his wife; in the third, if he is reminded of the matter three years later, he no longer remembers that he ever heard of it. Warburg has never admired the pose of upper-class amateurism—"ingenious sloppiness," he calls it—that is adopted by many of the people who make their living in the City, and his tough professionalism, though it has given rise to a certain amount of resentment, is now being emulated in some of the older merchant banks.

S. G. Warburg & Co. has its headquarters in a functional-looking building, dating from 1960, at 30 Gresham Street, just a few steps from the Bank of England. The modernity of the structure contrasts sharply with the Dickensian aura hanging over many of the buildings in the area. Warburg does not go in for ancestral portraits or for coal fires in grates, and, furthermore, only a small number of the men who work there—and the bank has two hundred and fifty employees—show up with the bowler hats and

tightly furled umbrellas that constitute the traditional uniform of London's financial district. Warburg so dislikes any form of ostentation that he once talked one of his directors out of buying a Rolls-Royce. Fortunately for him, his rather austere tastes are shared by his wife, the former Eva Maria Philipson, a slim and elegant woman who is a member of a distinguished banking family in Stockholm and whom he married in November, 1926. Both Warburgs, having spent their childhood and youth in very comfortable circumstances and then lost most of their possessions when they left Germany, take a detached view of their present wealth. On that subject, Warburg likes to quote a remark of his paternal grandfather: "It has been the Warburgs' good fortune that whenever we were about to get very rich, something happened to make us poor and we had to start all over again."

**A** GREAT many things have happened to Warburg's family since 1559, when one member of it who was







"The take-over generation can't take over soon enough to suit me."

a pawnbroker and a money-changer obtained permission to settle and do business in the Westphalian town of Warburg, from which the family eventually took its name. (The Warburgs enjoy a clear historical lead over such competitors as the Barings, whose first recorded commercial activities began in 1717, in Exeter, and the Rothschilds, who started doing business in Frankfurt as court factors to His Serene Highness Prince William IX, Landgrave of Hesse-Cassel, only after 1785.) Some of the early Warburgs settled in the city of Altona, which at that time was under Danish rule, and in which Jews were permitted to become merchants and shipowners. In 1773, one of the Altona Warburgs, Marcus Gumprieh Warburg, moved to Hamburg, which denied Jews full citizenship but offered promising opportunities for bankers. He was the father of Moses Marcus Warburg and Gerson Warburg, who founded M. M. Warburg & Co. there in 1798.

When the new bank was less than a year old, a sudden influx of overseas goods into Portugal, England, and Scandinavia led to sharp price breaks throughout Europe. In Hamburg alone, more than a hundred and fifty firms went bankrupt. But the Warburgs had been cautious, and they rode out the storm. In 1806, French troops occupied Hamburg and held some of the more substantial citizens for ransom. Among them was Gerson Warburg. According to a cherished family story, Moses Marcus Warburg was reluctant to pay the high sum demanded by the French, and had to be severely admonished by the Jewish community before

he would consent to ransom his brother. The French left Hamburg in 1814, and the end of the Napoleonic Wars brought new prosperity to the Warburgs. Their operations were already international in scope, as is evidenced by a letter from the firm to N. M. Rothschild & Sons, in London, dated August 4, 1814, offering gold bullion or louis d'or "for early delivery" and assuring the Rothschilds that M. M. Warburg & Co. was capable of handling business of this kind "as effectively as anybody in Hamburg."

Under the management of successive Warburg generations, the firm continued to prosper, and its designation was changed from *Geldwechsler*, or money-changers, to the more distinguished *Bankiers*. One of the most common activities of a merchant bank was then, as it is now, to guarantee both that a seller would be paid for his goods and that a buyer would get full value for his payment, by accepting a bill of trade as an obligation of its own. This form of guarantee has always been an important means of facilitating foreign trade among firms that might not be willing to accept each other's credit but would readily accept that of a well-known merchant bank. When the shock waves of the crisis of 1857, which started in America, with the failure of the Ohio Life Insurance & Trust Co., reached Hamburg, it was discovered that many of the trade bills that had been accepted by companies engaged in merchant-banking activities there were not based on genuine transactions. The Warburgs did not find it easy to meet all their obligations, but they managed it, and, in addition, were among

the contributors to the *Garantie-Diskonto-Verein* von 1857, a fund set up by the Senate of Hamburg to bail out firms in trouble.

A couple of years later, when Hamburg was in the market for a large loan, the Senate approached the Prussians, who turned down the request haughtily. The Warburgs then offered to make inquiries in Austria, since they were known in financial circles there through the marriage of a Warburg daughter to Paul Schiff, director of the *Creditanstalt* in Vienna. Schiff submitted

Hamburg's request to Baron Karl von Bruck, the Austrian Minister of Finance, who thereupon approached Emperor Franz Josef I and got permission to send silver ingots to Hamburg by special train. The silver was never actually needed and was returned to Vienna, with interest, six months later, but the loan had restored confidence in Hamburg and at the same time had increased the reputation of the bank that had arranged it.

Thanks to a number of marriages, the Warburgs had become connected with a number of other powerful European banking families—the Rosenbergs in Kiev, the Gunzburgs in St. Petersburg, the Oppenheims and the Goldschmidts in Germany—and by the time the nineteenth century drew to a close, the Warburg dynasty was firmly established. Moritz Warburg, a grandson of Moses Marcus Warburg, had five sons. Around 1900, two of them, Paul M. Warburg and Felix M. Warburg, came to America, where Paul married Nina Loeb, the daughter of a founder of Kuhn, Loeb & Co., and Felix married Frieda Schiff, the daughter of that same underwriting and brokerage firm's managing partner, Jacob H. Schiff. Both Warburgs became partners in Kuhn, Loeb, where, with the cooperation of their older brother Max, who had taken charge of the family bank back in Hamburg, they helped to arrange quite a few international loans, including a sizable one for Japan in the first decade of this century. (The ties between Kuhn, Loeb and the European Warburgs have always been close, but last July, S. G. Warburg & Co., of



The new Baker album illustrates more than five hundred choice "collector's items." For your copy, please send \$3.00.

*Baker Furniture, Inc.*

CABINET MAKERS

304 MILLING ROAD, HOLLAND, MICHIGAN 49423

DISPLAYS MAY BE SEEN IN NEW YORK • CHICAGO • PITTSBURGH • LOS ANGELES  
DALLAS • PHILADELPHIA • SAN FRANCISCO • ST. LOUIS • ATLANTA • GRAND RAPIDS



"Ruska" is rich, deep pumppernickel stoneware, by Arabia of Finland. The shape is the pattern of this distinctive ovenproof dinnerware. Five piece place-setting, \$10. By mail or phone for your convenience.

**GEORG JENSEN** INC.

667 FIFTH AVENUE, NEW YORK, 10022 • SCARSDALE • MILLBURN • MANHASSET

London, having severed its formal ties with Kuhn, Loeb, opened a subsidiary of its own in New York.) Another of the five brothers, Fritz M. Warburg, was also active in the family's business affairs, but the eldest, Aby M. Warburg, chose to devote his life to scholarship rather than banking, and as a young man he jokingly told his brothers that all he asked of them was that they pay for his books. That turned out to be a fairly expensive proposition, for he proceeded to set up in Hamburg a Kulturwissenschaftliche Bibliothek, which was incorporated into the University of London in 1944 and is known today as the Warburg Institute.

WITH a barely perceptible hint of regret, Siegmund Warburg often says that he might easily have become one of the "non-banking" Warburgs himself—a university don, a scientist, a philosopher, or a writer, like his American cousin James P. Warburg. His father, Georges Siegmund Warburg, a cousin of the five sons of Moritz Warburg, never showed any particular interest in banking; a man of considerable wealth—at least until inflation beset Germany after the First World War—he devoted himself, as a trained agriculturist, to a large estate he owned outside Urach, an old town not far from Stuttgart, in the Swabian Alps. It is lovely country, with green hills and clear streams, and Siegmund Warburg, who was born there on September 30, 1902, sometimes goes back for a visit; he still feels at home there, he says. Some of his Jewish friends protest that they don't understand how a Jew—and particularly a Jew who is passionately devoted to the future of Israel and is active in Jewish philanthropies, as Warburg is—can feel at home even now in the country of Goebbels and Hitler. Warburg has explained that the Germany he visits is the country of Goethe and Heine. A verse of Heine's—"Denk ich an Deutschland in der Nacht/So bin ich um den Schlaf gebracht" ("When I think of Germany at night, I cannot sleep")—describes the way he feels about Germany. But he dislikes generalizations about any people—Germans or Jews or any others. He points out that while Baron Konstantin von Neurath, who became Hitler's Foreign Minister, was a Swabian, so was Theodor Heuss, the cultured and highly respected President of the Federal Republic from 1949 to 1959. They were both neighbors of the Warburgs, and Heuss and Siegmund Warburg remained friends until Heuss died, in 1963. As for Neurath, who



**THERE ISN'T  
ANOTHER HAT  
LIKE IT  
IN THE  
ENTIRE WORLD**

There couldn't be. Because this hat is just as individual as you. It conforms to the contour of your head. You can shape it any way you like. You can crush it, pack it, stow it in your pocket. It's the "Travelite" by Scott & Co., of Piccadilly, London, the lightest, softest, most pliable, most accommodating hat you'll ever wear. See if you don't agree. In luxurious smooth finish fur felt: black, saber gray, London gray, Savoy brown, putty tan, black pine. Sizes 6¾ to 7⅝. \$20.

**FRANK BROTHERS  
FENN-FEINSTEIN**

New York  
9 East 57th Street  
Chicago  
633 North Michigan Avenue  
New Haven  
264 York Street  
Palm Beach  
Worth Avenue at County Road

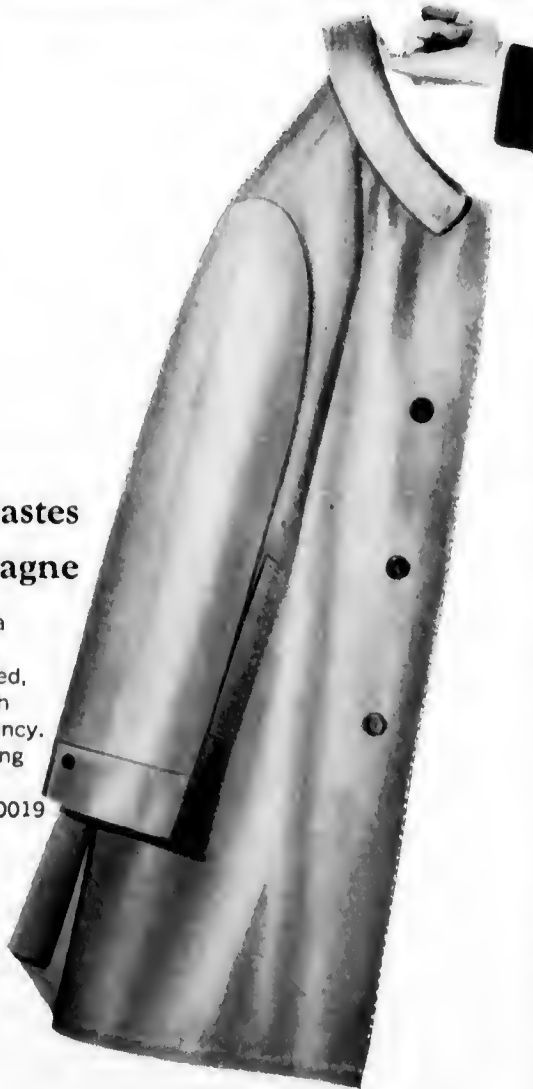


**Pure Silk for patrician tastes  
makes rain seem like champagne**

Experience the luxury of wearing a 13-ounce Raincoat—all silk! Fingertight, completely silk stitched, opulently detailed. IFI-DURA Finish ingeniously provides water repellency. \$100 in Naturale or Onyx at reigning stores. Italian Fashion Imports, 1290 Ave. of the Americas, NYC 10019



...Prestige Weathercoats from Italy



represented another Germany, he eventually played a brief but decisive role in Warburg's life.

Warburg, an only child, was devoted to his mother, Lucie Kaulla Warburg. She herself had been brought up, in Stuttgart, by the strict standards of an almost puritanical Jewish family, and she impressed upon her son the importance of self-discipline. Warburg says that he often finds himself quoting her, particularly when he lectures young people on the dangers of cigarettes (he does not smoke), or when someone passes him a box of chocolates (he loves them) and he doesn't take one. After his mother's death, in 1955, he wrote a moving reminiscence of her for his children—a son, who is an accountant (but not at S. G. Warburg & Co.), and a daughter, who was a teacher until her marriage to a man who is a financial consultant (but not at S. G. Warburg & Co.). In telling them about their grandmother, he drew a picture of his childhood and youth, and traced something of the development of his personality:

My Mother told me that her father often used to say, "My child, if you have to choose which way to go, always ask yourself first which is the harder and choose it. It will be the right one." She had a deep sense of duty, which she managed to combine with cheerful serenity. Goethe and Beethoven formed her conception of life. Her home was a strict, almost Spartan school, but at the same time a happy environment. What had to be done was done with absolute thoroughness; what had to be thought out was thought through toward the last consequence; what had been recognized as the important aim was pursued with utter tenacity. . . .

My Mother loved music and wrote some compositions. They express her feelings succinctly. One hears in them her happy dreams beyond all earthly conflicts and worldly problems. After her marriage, she had to take care of a vast estate—a task for which she had not been trained and which sometimes severely taxed her frail constitution. In those years she developed an enormous willpower. . . . When my Father became very ill after they'd been married over twenty years, my Mother kept away from him all work and worry. Despite my Father's prolonged illness and his deep depressions, there was great harmony in our home. This sense of harmony was the most important thing she gave me in my formative years. . . .

She would always assist me with my homework, and she was very strict about it. If I made a small mistake, I had to write the whole page once more, and sometimes there were tears. She would repeat her criticism of something I'd done, again and again, until she was certain I would not forget it. Today I am deeply grateful to my Mother for being so strict with me. . . . She made me pray

every night, but she was never dogmatic about religious matters. . . .

Once we discussed the difficulty of telling the truth to close friends—the reason why people often lie to each other because they don't want to hurt one another's feelings. My Mother would say that a lie always corrupts, even a well-intentioned one, that one must tell one's friends the truth, as tactfully as possible. And she would always tell us that one must never stop doing the best one can do for other people. She liked to quote Hofmannsthal, "It makes much difference whether people live their lives merely as spectators or are actively involved, suffering, enjoying, feeling guilty or happy with others: only such people really live." Another favorite quotation of Mother's was

*Dein Glück, oh Menschenkind,  
Glaub es mitnichten,  
Dass es erfüllte Wünsche sind.  
Es sind erfüllte Pflichten.*

Roughly translated, those verses mean "Happiness is not the fulfillment of desires but the fulfillment of duties," and they probably sum up as well as anything could the code of behavior that was urged upon Warburg throughout his early years in Urach. As a pupil of the *Gymnasium* in nearby Reutlingen, he distinguished himself in the classical languages, and thereafter he entered the Evangelical Seminary, in Urach, and became the first Jewish student there since the institution was founded in 1479. Then, in 1920, a summons arrived from Max Warburg, the senior partner of M. M. Warburg & Co. Sigmund was to come up to Hamburg and talk about "going into the bank." He went, and during the interview it became clear that he was hesitant about embarking on a banking career. He would prefer to continue his studies for a while, he said—he thought he might like to go into teaching. Max Warburg looked at the young man thoughtfully and said yes, he understood, but how about taking a job as an apprentice for a couple of years, just as an experiment. If he didn't like banking, he could still become a scholar. They shook hands on it.

The Warburgs and the Rothschilds had a long-standing agreement to exchange their young men as apprentices, and after a period of initiation in Hamburg, Sigmund Warburg went to work for N. M. Rothschild & Sons in London. Having discovered that he liked banking a good deal more than he had thought he would, Warburg—by now a married man—continued his training in Boston and New York. In Boston, he worked for a firm of accountants, and in New York he started with the International Acceptance Bank and then joined Kuhn, Loeb. In

## Oh, if you could only taste words!

(Then J&B's job would be much easier)

Basically J&B has achieved its unique position because it is an exceptional blend of many scotch whiskies. These have been "married" in J&B to produce a different and delightful and quite special flavour. Like any flavour, it is difficult, if not impossible, to describe. It must be experienced . . . *and you're invited.*

J&B is produced by the venerable firm of Justerini & Brooks, founded 1749, which guards its unique quality with fierce British determination. Justerini & Brooks has numbered many of the great and near-great among its patrons, including the immortal Charles Dickens.



PENNIES MORE IN COST • WORLDS APART IN QUALITY

The others are not  
J&B rare scotch



**SEND FOR 3-VOLUME SET OF DICKENS' CLASSICS—only \$1.00**  
Handsome, hard-cover library editions. Titles: *A Christmas Carol*, *A Tale of Two Cities*, *David Copperfield*. All 3, only \$1 postpaid. Write J&B Dickens Library, P.O. Box 180, Cliffside Park, N.J. 07010. Dept. Y. (Offer limited to Continental U.S. where legal.)

86 Proof Blended Scotch Whisky • The Paddington Corporation, New York 20, N. Y.





## POLYESTER / WORSTED TROPICAL SUITS

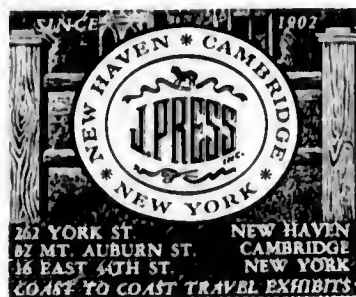
J. PRESS Tropical Suits of 8 oz. two-ply blended polyester and wool worsted fibers are a recognized staple for Spring, Summer, and early Autumn wear.

We take more than the usual pride in 'home-work conscientiously done' with our new collection of 15 outstanding suitings. In Tiny Pindots, Glenurquharts, Soft Chalk Stripes, and Basket Weaves.

—\$90—



Sample Swatches & New Brochure Sent On Request.  
Regular Exhibits in 33 Principal Cities. Enquiries Invited.



262 YORK ST. NEW HAVEN  
82 MT. AUBURN ST. CAMBRIDGE  
16 EAST 40TH ST. NEW YORK  
COAST TO COAST TRAVEL EXHIBITS

### What gives with Espresso<sup>®</sup>, anyway?



The whole instep! Hidden under the tongue of this new folded front blucher is a four-way-stretch gore. It gives just enough to let you put the shoe on and take it off without touching the laces. Espresso, a Nettleton exclusive, is the newest thing afoot in dress shoes. You'll like its comfort, convenience and smart good looks.

**ESPRESSO.** Luxurious combination of smooth and shrunken calf. Black or Chateau Burgundy.

About \$36.

## Nettleton

A. E. NETTLETON CO. ■ SYRACUSE, NEW YORK

Write for our new Style Folder #663 and name of your nearest Nettleton dealer. A good booklet to have and a good man to know.

1930, he was taken into the family bank in Hamburg as a partner. The following year, he started a branch office for the firm in Berlin.

One explanation of Warburg's success may be that he is always expecting the worst to happen, and preparing for it. In any event, he certainly had ample opportunity to study misfortune during his banking life in Germany. "It was fantastic," he has said of the financial disaster that started in Vienna when the Rothschilds' Creditanstalt was unable to meet its obligations in 1931. "People everywhere had been sure it couldn't happen. Well, it did happen. The fall of the Creditanstalt set off a terrible chain reaction all over Europe. People withdrew their deposits, and the liquidity of many banks was endangered. Many institutions collapsed. That's the sort of experience one never forgets. Sometimes I try to tell my young people at the bank about it, but I don't really succeed. They listen politely, and then they forget. No theoretical teaching equals the value of painful experience. There were a few brilliant people in Europe who did foresee the great crisis, but even they took no action."

Warburg himself has always been a man of action, and in March, 1934, after some Jewish and Catholic friends of his had been arrested in Berlin, he decided to call on the highest official he knew in Hitler's government, Foreign Minister Neurath. Several times in the past, on returning to Germany from trips abroad, Warburg had gone to the Foreign Office to see Neurath; on those occasions Warburg had offered his impressions of the places in which he had been doing business, and Neurath had apparently found them useful, for he had always urged Warburg to come back whenever he had anything of interest to report. Neurath received Warburg jovially, asking whether he had been to London, Paris, or New York this time.

The visitor shook his head. "As it happens, *Herr Minister*, I've come to report on some happenings right here in Berlin that worry me a great deal," he remembers saying. He asked Neurath if he was aware that people were being arrested in the middle of the night and sent to prison without any judicial procedure.

Neurath, no longer jovial, said that he had heard of such things happening occasionally. He called it "*schr unerfreulich*" ("most unpleasant"), but he attempted to pass it off as "the inevitable aftermath of a revolution."

Warburg disagreed. He said it was

**Fleischman**  
freshens your  
fashion taste with

an impeccably tailored  
Sunabout Shift. Choose  
it in Pink Froth or Foam  
Green Birdseye Pique of  
55% CELANESE ARNEL®  
triacetate, 45% rayon.

Bound-button Shift about \$23  
Sizes 8 to 18

**LORD & TAYLOR**  
in New York and Suburban Stores

**WOOLF BROS.**  
Kansas City—Plaza—Ward Parkway

**I. MAGNIN & CO.**  
West Coast

®Arnel is a trademark of  
Celanese Fibers Marketing Co.

Fleischman of California • San Francisco



### BRIARCLIFF GROUP

Sturdy, lightweight metal in woven-cane effect lends elegance in styling seldom found in wrought iron furniture. Designed for versatility, Meadowcraft's Briarcliff is handsome and durable outdoors . . . adaptable for use indoors with pillow-type cushions in high-fashion fabrics.

Available at Bloomingdale's and other fine stores throughout the country.



Unconditionally guaranteed  
for 10 years against rust

AT FINE STORES EVERYWHERE  
**Meadowcraft**

BIRMINGHAM ORNAMENTAL IRON COMPANY, 4363 FIRST AVE., N. BIRMINGHAM, ALA.

"eine Willkürherrschaft." That means "arbitrary rule"—pretty strong language to use to any Cabinet member about his government.

Neurath said that no one regretted these events more than he did, adding, "But, after all, what can I do about it?"

Warburg suggested that the *Herr Minister* could go see President von Hindenburg. According to Paragraph 19 of the Weimar Constitution, he pointed out, the President was authorized to dismiss the Chancellor if he committed an offense against the Constitution, and Hitler had obviously done just that. "The *Reichswehr* would stand behind President von Hindenburg," Warburg said. "And it is well known that you have influence with him."

Now Neurath shook his head. "I have to tell you, my young friend, that I myself am considered politically unreliable, and must be very careful," he said. "I'm sorry, but there is nothing I can do."

Upon leaving the Foreign Office, Warburg did not go back to the bank. He went straight home and told his wife to start packing, because they were going to leave Berlin at once. He had concluded that if the Foreign Minister himself was afraid, there was not much hope for anyone else in Germany.

AT one time, Warburg thought of emigrating to the United States, where he had many family and business ties, but he concluded that he was basically too much of a European for that, so he settled in England. Shortly after he arrived in London, he started a business of very modest size called the New Trading Company, which was to specialize in the exchange of goods by barter, but his main occupation during the years after his emigration from Germany until the end of the Second World War was helping other refugees to get out of Nazi-dominated countries and to find means of livelihood. It was not until 1946 that he founded S. G. Warburg & Co. and began in earnest his phenomenal rise to wealth and prominence in the City of London.

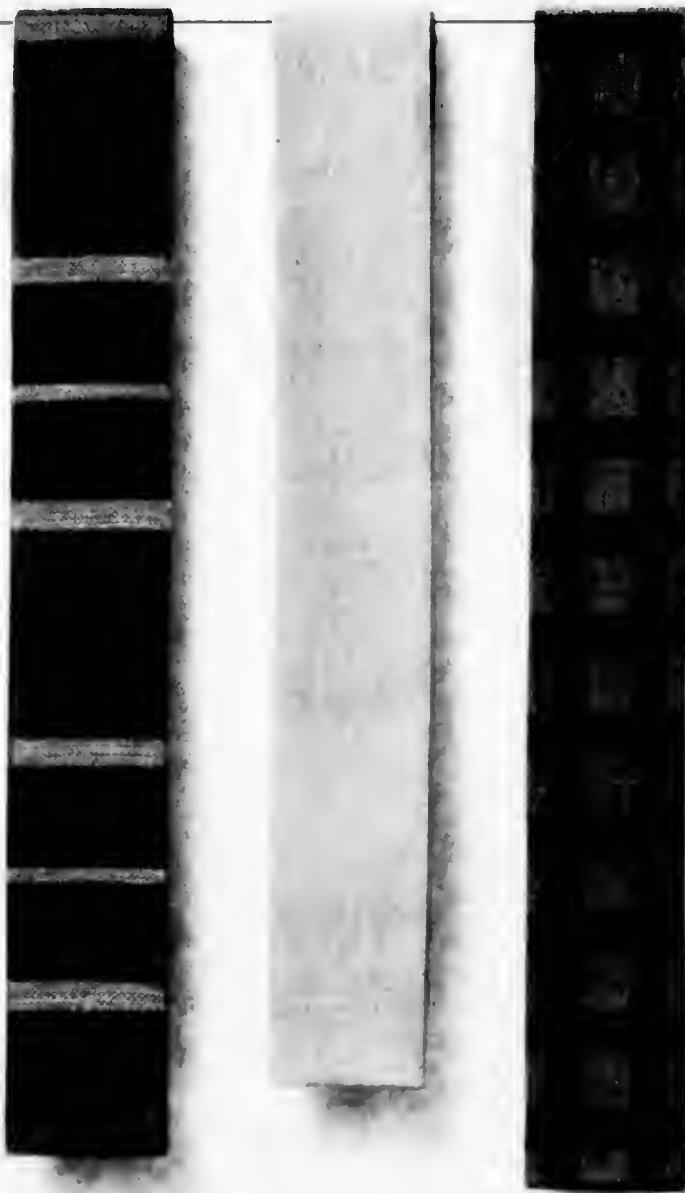
The traditional functions of a merchant banker are to extend short-term commercial credit, to act as an agent for clients arranging large long-term loans, and to issue domestic and foreign bonds. But at the end of the war, when credit had all but stopped flowing out of Europe, Warburg perceived—sooner than most of the men in the venerable financial houses of the City—that



the concept of the merchant banker as primarily a dealer in money was out of date. As he expressed it in an official report to some of his colleagues not long ago, his bank's "advisory services to individual clients in England and abroad" have always ranked far ahead of "credit and money business," which, like the issuing of bonds and the management of accounts, has become little more than a sideline. Right from the beginning, S. G. Warburg & Co. acted as a kind of catalyst for international business dealings. In 1947, Warburg's firm joined the Banque Nationale pour le Commerce et l'Industrie to form the British & French Bank, an important economic bridge across the Channel. Warburg's also made a specialty of repatriating companies that had been uprooted during the war. It brought back to England from the United States a twenty-five-per-cent interest that General Electric had acquired in Associated Electrical Industries; it restored to British ownership a number of London office buildings that had been bought by an American group; it transferred the Brazilian Warrant Company, a coffee plantation and trading firm that British interests had acquired, back into Brazilian hands; and it returned to European investors the International Telephone & Telegraph Company's twenty-per-cent interest in the L. M. Ericsson Telephone Company, which makes telephone and other communication equipment. Warburg's also advised the Timken Roller Bearing Company, of Canton, Ohio, when it was buying up all the shares of its British subsidiary, and the bank introduced a number of foreign securities on the London Stock Exchange, including Chrysler from the United States, Farbenfabriken Bayer and Hoechst from Germany, Finsider



## roosters are Irish once-removed



Faith, and that's a fact, the linens are Irish all. Imported. Pure. And all the rest. But, roosterish, we couldn't rest there. Had to give them exclusivity. In weave. In color. With checks. Stripes. Highly unorthodox solids. At very good stores. \$2.50.

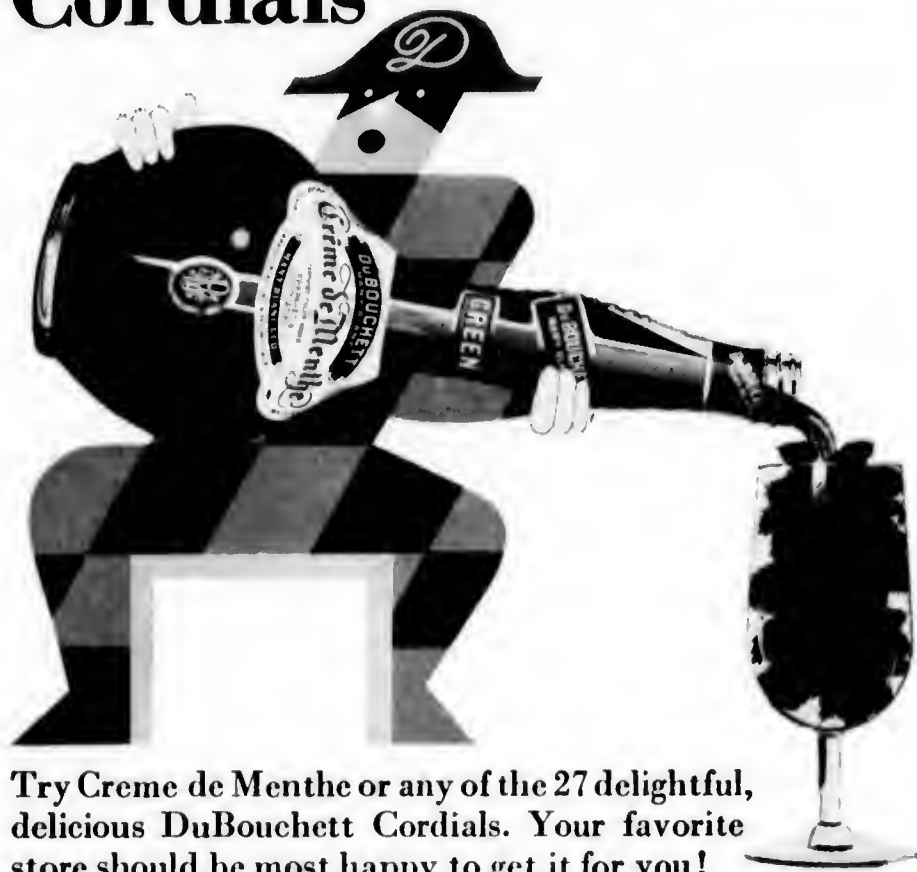


ROOSTER, INC. 17 EAST 37 STREET, NEW YORK

# DuBouchett

## Cordials

(say doo-boo-shay)



Try Creme de Menthe or any of the 27 delightful, delicious DuBouchett Cordials. Your favorite store should be most happy to get it for you!

CREME DE MENTHE 60 PROOF. MANY, BLANC & CO., LAWRENCEBURG, IND.

When you've got such  
a beautiful shape,  
and such  
marvelous bone structure,  
why hide it?



### Minton White Monarch

Place setting \$15.75. Like all Minton (to \$250 a setting), Monarch contains nearly twice the bone required by law. May we send you a color brochure of Minton patterns?  
Minton, Inc., 11 E. 26th St., N.Y.C. 10010

The world's most beautiful china  MINTON English Bone China

from Italy, and the Discount Bank of Israel. As Warburg acquired customers, he also added carefully selected experts to his staff, and before long his firm was widely known for the excellence of the advice it could provide on nearly any phase of Europe's new economic expansion.

Warburg has compared his role as a modern merchant banker to that of a family doctor, who must get to know the people he is serving better—in some ways—than they know themselves, and who, though he may call in specialists as they are needed, always bears the full responsibility for the ultimate success or failure of the treatment. Of course, the patient's confidence in the man who is prescribing for his health and well-being may be an important ingredient of the therapy, and Warburg's intensely serious, slightly melancholy manner has in no way detracted from his reputation for possessing what he himself has called "the occult powers" of a successful merchant banker. "Every good doctor will admit that a cardiogram tells you a lot but not everything," he has said. "The rest is a matter of instinct, an extreme sensitiveness that comes with knowledge and experience."

"Warburg's greatest asset is his inner authority," a colleague who has often watched him during intricate negotiations has said. "There are quite a few men with brilliant minds in the merchant-banking fraternity. Warburg has a brilliant mind, but he also brings to bear a conclusive force that is based on lucidity of thought and economy of expression. Talk is cheap in the City, and people will pay a premium for those qualities today. I've seen Warburg enter a room where some of the world's great industrialists were assembled—men used to issuing orders and being listened to respectfully. When Warburg sat down, they all became silent. They paid attention to him because they had learned that he would not utter a single superfluous word. He clarifies complicated issues without oversimplifying them."

The Warburg personality was something of an anomaly in the City, and his growing success inevitably produced resentment. A client of his who has become a close friend has said, "People who don't like Siegmund accuse him of being clever, which is always rather a suspect thing to be here, you know." Warburg's Germanic precision has puzzled many of those who are accustomed to the informal ways of the City. The same client has declared, with a mixture of amazement





## The Steinway selects you

The Steinway, like a magnet, attracts people who are able to assess its inner worth. These professionals and discerning amateurs do not ask, "What does it cost to own a Steinway?" but, "What does it cost to be without a Steinway?" They mean, in terms of the inspiration of its tone and its integrity as the Instrument of the Immortals. Select the Steinway, when it selects you.

Please send for our color catalog

STEINWAY & SONS 111 W. 57TH ST. NEW YORK

### OUR NEW CAP SLEEVE

summer suit of imported  
linen in vevy yellow,  
coral or white, designed  
by Charles Cooper  
for Cooper Couture;  
sizes 8 to 16.

125.00



## MONTALDO'S

Charlotte, Winston-Salem, Greensboro, Durham, N.C. • Richmond, Va.  
St. Louis • Denver • Colorado Springs • Bartlesville, Okla. • Columbus, Ohio  
East Orange, Short Hills, N.J.

Doop's

and exasperation, "You know, I believe Siegmund could tell you exactly who it is he'll be having dinner with three weeks from today. And it took me a long time to realize that he never uses conventional phrases to smooth things over, as we English so often do, without really thinking what we're saying. Siegmund says exactly what he means. He's offended a lot of people that way, but I will say that if he tells you he'll get back to you about some matter on the seventeenth of December at 4 P.M., you can be sure he's going to do it. There may be a war, a blizzard, an earthquake, and a general strike, and all the lines may be down, but Siegmund will get through somehow. In this unreliable world, it's good to know that there is somebody left who never forgets a promise."

More and more clients came to depend on Warburg not only because of his reliability but also because of his uncanny skill at sizing up their problems and recommending solutions. In 1957, after merging with Seligman Brothers, S. G. Warburg & Co. became a member of the Accepting Houses Committee, which is made up of firms that have the backing of the Bank of England when they guarantee bills of trade by accepting them as obligations of their own. There are sixteen such firms in the City of London, and they are generally regarded as the only true merchant banks. For some time, Warburg was still spoken of as a foreign upstart in the mahogany-paneled chambers of quite a few old firms that were founded, it is easy to forget, by other foreign upstarts. But his place with the Barings, the Hambros, the Lazards, and the Rothschilds among those who have been called "Princes of the City" has not been subject to question since his victory in a bitterly contested financial engagement that has gone down in history as the Aluminium War.

THE conflict started late in 1958, when two American companies, the Reynolds Metals Company, of Richmond, Virginia, and the Aluminium Company of America (ALCOA), began maneuvering to gain control of the British Aluminium Company, an extremely valuable prize, not only because it offered access to expanding European markets but because it had substantial production facilities in Canada. Britons have long been sensitive about American take-over bids, and the proceedings were described in the *Financial Times* as "a fight between two vast empires for a distant province—

almost like Russia and Austria-Hungary fighting in the Balkans in the old days." The paper went on to note that the fight was "building up grudges which should not exist between leading institutions of the City." Among the "leading institutions" drawn up in battle array as allies of the metal companies were five of the City's merchant banks. Take-over bids are always complicated operations, and they can be extremely hazardous when, as was true in this case, the shares that are needed to gain control of a company are spread among thousands of people; in the postwar years, merchant bankers have become specialists in the strategies—both offensive and defensive—needed for coping with the particular hazards involved. Hambros and Lazards had been retained by British Aluminium to work out an acceptably "British" solution to the problem of a merger, and these two venerable merchant banks were sometimes referred to in newspaper accounts of the contest as the "Gentlemen." The "Players" in this analogy from cricket were the advisers of Reynolds Metals—principally S. G. Warburg & Co., a merchant bank that had come into existence only a dozen years earlier. Warburg had joined forces with Schrodgers and with Helbert Wagg, whose chairman, the late W. Lionel Fraser, was also scorned in the City, because he was a "self-made" banker rather than the scion of an ancient banking family.

Long before the struggle erupted into open warfare, Warburg advised Reynolds to cooperate with a British firm in order to make the take-over bid less painful for the British public, and Reynolds reached an agreement for this purpose with Tube Investments, of Birmingham, another large metal manufacturer. Reynolds and Tube Investments, again on the advice of Warburg, began to buy shares of British Aluminium, moving cautiously—indeed, anonymously, through "nominees." By October of 1958, the insurgents held ten per cent of the British Aluminium shares. "It was the best-kept secret there has ever been on the Stock Exchange," a merchant banker in the losing camp said later.

The people at British Aluminium suspected that somebody was after their shares, but they didn't know who. The company's chairman, Viscount Portal of Hungerford, who had been Chief of the British Air Staff during the war, and its managing director, Geoffrey Cunliffe, who was the son of a former Governor of the Bank of England—a pair of Gentlemen if there ever was

## *Festiva*



Our leafy delight out of the many woods of Molla... to make your home sing with Spring the year 'round... indoors or out. The cheer, the charm, the beauty of this furniture will last... ad infinitum... thanks to frames of lightweight, won't-rust-ever Alumaloy... a wonderful Molla exclusive. For your complete, color-filled, 60-page illustrated catalogue, send \$1.00 to Dept. NY1, Molla, Inc., 425 E. 53 St., New York, N. Y. 10022. Displays in Boston, Chicago, Dallas, Los Angeles, Miami, Philadelphia, San Francisco, Washington, D.C.

alumaloy  
molla  
FURNITURE





for the grownups' hour

**BEEFEATER**  
**BEEFEATER**  
IMPORTED ENGLISH GIN



FROM ENGLAND BY KOBRAND, NY • 94 PROOF • TRIPLE DISTILLED • 100% GRAIN NEUTRAL SPIRITS

Who is the  
Arnold Palmer  
blazer named  
after

Here are some clues. He's wild about paisley lining. Likes brass buttons. Prefers the year-round comfort of Fortrel polyester in worsted hopsack, by J. P. Stevens. And his initials are A. P.

**PBM**

Pincus Brothers Maxwell 1290 Ave. of the Americas, N.Y. / 232 North 11th St., Phila., Pa.

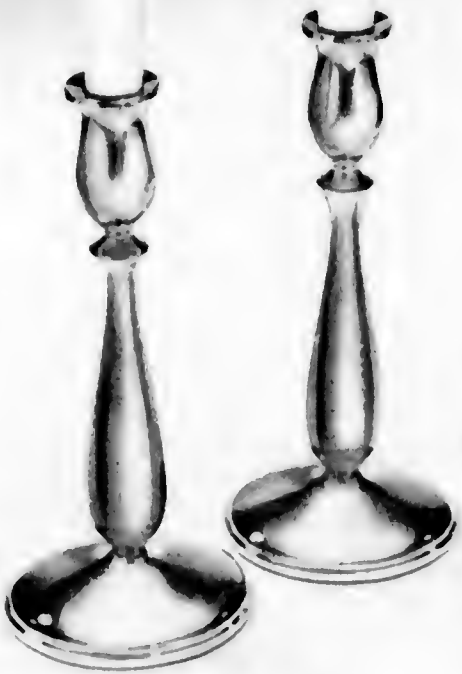
Available at Wallach's and other fine stores.

one—were well aware that their firm was a natural target for a take-over bid. Two years before, its shares had been selling at around eighty shillings, but they had recently fallen as low as thirty-seven shillings, and while the firm's current earnings were small, its potential profits were considerable. The directors needed money to expand the company, and their own choice for the source of new financing was ALCOA. While the buying of their shares by unknown, and presumably sinister, forces continued, the directors of British Aluminium decided to offer ALCOA a convenient means of acquiring a large minority interest in their company by purchasing some four and a half million pounds' worth of shares that had previously been authorized as "treasury stock," to be held or sold as the directors saw fit.

The war moved quickly toward a climax. On November 3rd, Sir Ivan Stedeford, the chairman of Tube Investments, met with Lord Portal and told him that he would like "to have an association for future development." (Certain traditions are observed in British take-over bids, like publishing the banns for a marriage.) Portal turned the proposal down—"stiffly," according to newspaper reports—declaring that he was already negotiating with another group. Undaunted, Stedeford informed Portal two days later that he was prepared to make a specific offer for British Aluminium shares that would be quite attractive in terms of the market price. This time, Portal replied that he had already reached an agreement with ALCOA to sell that company all of British Aluminium's unissued treasury stock. He refused to pass Stedeford's offer on to British Aluminium's shareholders.

The next step in Warburg's strategy was executed in a masterly fashion. Stedeford summoned a press conference and announced that he would bid the equivalent of seventy-eight shillings per share (half in cash, half in stock) for all British Aluminium shares, issued or unissued. The shares thus purchased would be vested in a new company with a fifty-one-per-cent controlling interest in British hands. As Warburg had known, and as everyone else knew shortly afterward, the British Aluminium board had asked ALCOA to pay only sixty shillings per share for treasury stock. Headlines exploded. Lord Portal and his advisers, Lazards and Hambros, were angrily criticized. Why hadn't the board of British Aluminium consulted its shareholders before making such an important deci-

# Cartier



## WHAT A WONDERFUL GIFT

Handsome sterling silver candlesticks, from a group of Cartier gift ideas...small treasures to the frankly fabulous ones...to be found in the Silver Salon. These, nine inches tall, \$40 the pair. Mail orders invited.

Fifth Avenue and Fifty-Second Street, New York • PLaza 3-0111  
Cartier, Inc., Palm Beach | Cartier, S. A., Paris | Cartier, Ltd., London

sion? Lord Portal didn't improve matters when he declared (whether "stiffly" or not is unrecorded), "Those familiar with negotiations between great companies will realize that such a course would have been impracticable."

As the thunder of heavy guns grew louder, Warburg went to see his opposite numbers at Lazards and Hambros and made one last effort to work out a negotiated settlement. But although he tried his best to make it clear that he was not speaking from a position of weakness, he did not succeed in convincing his rivals. Lazards and Hambros decided to call what they thought was Warburg's bluff. And so, on New Year's Eve of 1958, there began a fight to the finish between the Gentlemen and the Players—between the great powers of the City's past and Warburg, the newcomer. Olaf Hambro, then chairman of Hambros, and Lord Kindersley, then chairman of Lazards, declared in a letter to British Aluminium's shareholders that the Reynolds-Tube Investments offer must be resisted "in the national interest." The two old merchant banks stood at the head of a formidable consortium that was now prepared to buy British Aluminium at eighty-two shillings a share in cash—four shillings more than the Warburg forces had last offered. A number of the other great merchant banks in the City had joined the consortium, among them Morgan Grenfell, M. Samuel, Samuel Montagu, Brown Shipley, and Guinness, Mahon. One banker was quoted as saying, "We must save British Aluminium for civilization."

For Warburg, those were nerve-racking weeks. As he understood even better than his adversaries, the really big investment money had passed from the hands of merchant bankers and their wealthy clients to institutions such as insurance companies, pension funds, and the Church of England Commissioners. The managers of the institutions that controlled large blocks of British Aluminium shares were not telling the merchant bankers which way they intended to move. Then, gradually, the fog began to lift, and the movement of the battle became visible, at least to Warburg. The institutions were beginning to sell British Aluminium—not directly to the consortium, as they had been urged to do, but simply at the going price on the Stock Exchange, where brokers who had been enlisted by Warburg were buying every share offered, at prices that ranged, at times, up to eighty-five shillings. The managers of several of the institutions said later that they had



No. This fashionable Spanish design is not the only style in which Extensole makes its famous cellarette. There are several other styles . . . one is likely just suited to your decor. Important thing is that the Extensole cellarette is the gracious yet discreet way to store and serve beverages in your home or at your office. About \$420.00 with refrigerator, \$240.00 without. Like a folder showing more, and the name of your dealer? Write.

**EXTENSOLE CORP.**  
Sparta, Michigan



Extensole



been disgusted by the consortium's highhanded methods. In a single week, more than a million shares were traded, Warburg's clients had indisputable control of British Aluminium, and the war was over, although the grudges that had been deplored by the *Financial Times* persisted for some time. Lord Kindersley, of Lazards, was once heard to mutter, at a mention of Warburg's name, "I will not talk to that fellow."

THE planning and execution of corporate mergers are among the most important activities carried on by merchant bankers in an economic era characterized by mass production and what Warburg has called "the migration of capital." (The amounts involved in mergers have often been reckoned in millions of pounds, of which the merchant banks serving as advisers receive between half a per cent and two per cent in fees.) Warburg does not favor bigness for the sake of bigness, but since the end of the war he has been telling his clients that Europe would unquestionably have to follow the American trend toward amalgamation. This thesis has not always made him popular in the City, and neither has the fact that his firm has never lost a take-over bid. Not all mergers disintegrate into open warfare, however. By 1964, when Warburg's bank advised the Chrysler Corporation on a projected association with Rootes, which had Lazards as its adviser, the strong feelings that had grown up between the two banks during the Aluminium War had become a lot milder, and the advisers were able to reconcile their clients' interests to the satisfaction of everybody.

For a banker, Warburg takes an astonishingly gloomy view of the ultimate future of capitalism. He is convinced that money is losing value all the time, and he draws from his study of economic history the conclusion that the most prudent investors have been not those who lent money to earn interest but those who put money directly into the development of land, into trade in raw materials, and into the building and operation of machinery. Accordingly, for all his gloom, Warburg leads his forces with infectious confidence into business ventures that, in his view, involve new or more efficient means of production. This predilection has often led him, as a relative newcomer in the City, to champion the causes of other newcomers in Great Britain's financial realm. In July, 1959, for example, Warburg's advised Roy Thomson, who owned a number

**THE PURE SILK LUXURY TOPCOAT.** The whole world looks to London for leadership in men's clothes and London looks to Aquascutum. This coat is a magnificent expression of the best in British craftsmanship. Silk has always defeated tailors who tried to make good looking coats of it. Now Aquascutum alone have triumphed with their new own-weave cloth and special tailoring. The result is the ultimate in luxury lightweight topcoats. At 100 Regent Street, London and fine stores throughout America, priced about \$125. For name of your nearest, write or phone.



**Aquascutum**  
LTD. OF LONDON, ENGLAND

2 EAST 37 STREET, NEW YORK 16, NEW YORK, MU. 5-9570





## Where to see the new Rolls-Royce Silver Shadow

### ARIZONA

Phoenix—Phoenix Motor Co., Inc.

### CALIFORNIA

Beverly Hills—Charles H. Hornburg, Jr., Motor Cars  
Los Angeles—Charles H. Hornburg, Jr.,  
Imported Motor Cars

Monterey—British Motors of Monterey, Inc.  
Newport Beach—Roy Carver Inc.  
Oakland, San Francisco and Walnut Creek—  
British Motor Car Distributors, Ltd.

Pasadena—Peter Satori Co., Ltd.  
Sacramento—Oxford Motors Ltd.  
Santa Monica—Brentwood Motors

### COLORADO

Denver—Kumpf Motor Imports, Inc.

### CONNECTICUT

Greenwich—Allen Brothers Inc.  
Hamden—The Nelke Motor Company

### DISTRICT OF COLUMBIA

Flood Pontiac Company

### FLORIDA

Jacksonville—Brooks Motors, Inc.  
Miami—C. R. Berry Motors Inc.  
St. Petersburg—Scarritt Motors Inc.  
West Palm Beach—Taylor Imported Motors Inc.

### GEORGIA

Atlanta—Mitchell Motors Inc.

### HAWAII

Honolulu—Cosmopolitan Cars, Inc.

### ILLINOIS

Evanston—Evanston Motor Company Inc.

### LOUISIANA

New Orleans—Sport Cars Inc.

### MARYLAND

Glen Burnie—Gladding Rolls-Royce, Inc.

### MASSACHUSETTS

Boston—Foreign Motors Inc.

### MICHIGAN

Detroit (Ferndale)—Falvey Motor Sales Co.

### MINNESOTA

St. Paul—Schneider Motors Co.

### MISSOURI

St. Louis—Gruet Motor Car Company

### NEVADA

Reno—Modern Classic Motors

### NEW JERSEY

Millburn—Peter Zage & Co. Ltd

### NEW YORK

Glen Cove—Rallye Motors Inc.  
New York—J. S. Inskip, Inc.  
Palmyra—Palmyra Motors Inc.

### NORTH CAROLINA

High Point—Transco Inc.

### OHIO

Cincinnati—Gatchett Chevrolet Co.  
Columbus—Lex Mayers Inc.

### OREGON

Portland—British Motor Car Distributors, Inc.  
of Portland, Oregon

### PENNSYLVANIA

Lemoine—Sausman Chevrolet Co.  
Philadelphia—Keenan Motors Inc.  
Reading—Nick Ciliberti Motors Inc.  
Sewickley—Ascot Imported Cars

### RHODE ISLAND

Providence—Inskip Motors, Inc.

### SOUTH CAROLINA

Greenville—Judson T. Minyard Inc.

### TENNESSEE

Nashville—E. Gray Smith

### TEXAS

Dallas—Overseas Motors Corporation of Dallas, Inc.  
Ft. Worth—Overseas Motors Corporation  
Lubbock—Overseas Motors Corporation  
of Lubbock, Inc.  
San Antonio—Regency Enterprises, Inc.

### VIRGINIA

Richmond—Moers Motor Car Co.

### WASHINGTON

Seattle—British Motor Car Distributors, Inc.  
of Seattle, Washington  
Spokane—British Motor Car Distributors, Inc.

Note: Not all dealers have the new Silver Shadow yet. But they do have latest information.

See advertisement on pages 72 and 73

of Canadian newspapers but whose invasion of British journalism had then progressed only as far as Edinburgh, when he acquired control of the Kemsley chain, including the *Sunday Times*, for four and a half million pounds. A year and a half later, Warburg's found itself temporarily pitted against Thomson when Cecil Harmsworth King, another collector of newspapers and of magazines who had been a client of Warburg's for some time, set out to enlarge his empire by acquiring the Odhams Press, which was one of the largest British publishers of magazines and trade journals and which also published two mass-circulation newspapers, *The People* and the *Daily Herald*. Thomson, too, had his eye on Odhams at the time, and Warburg and his associates were obliged to inform him, regretfully, that, following the principle of seniority in client relationship, they were acting for King in this matter. King got Odhams, and now controls about thirty-eight per cent of Britain's daily-newspaper circulation, but the loser, who is now Lord Thomson of Fleet, is still one of Warburg's clients.

All his life, Warburg has sided with the forces of change against the forces of stability. In the summer of 1964, he demonstrated his consistency in this respect by resigning as chairman of the board of Mercury Securities, the position from which he has exercised close personal control over his bank and nearly all his other business ventures. He was replaced as chairman by Henry Grunfeld, an associate of long standing, and the letterhead of the bank now lists ten "executive directors" and fifteen "directors," S. G. Warburg's name appearing among the latter. "This division on the board is very important to me," Warburg has said. "When a man attains a certain degree of seniority, he should want to make room for other men by moving from the executive side to the advisory side. That does not mean that he won't go on working just as hard as he ever did." It certainly does not mean anything of the sort in Warburg's case; during a recent business trip to Frankfurt, where he has acquired control of a private bank that now bears his name, he kept appointments and attended meetings each day from nine in the morning until nearly midnight. Still immensely vigorous at sixty-three, he is obviously not about to retire, but he firmly believes that, as he has put it in one of the epigrams he hopes to publish someday, "good organization means to

## Southwick

### DIRECTORY OF STORES

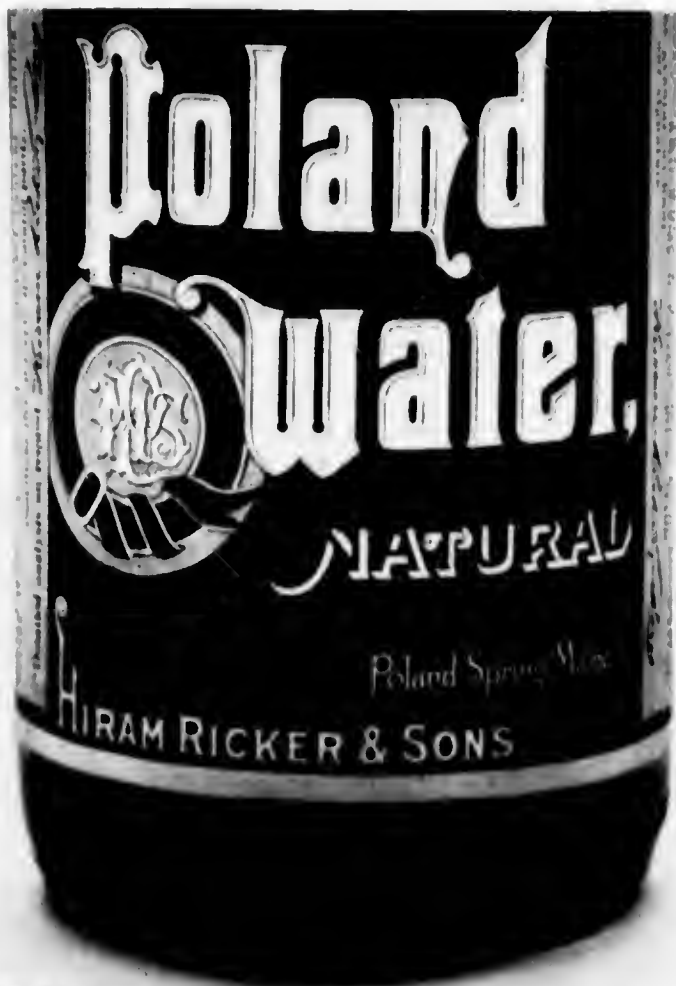
NEW YORK, N.Y.	PAUL STUART
Allentown, Pa.	Gentry
Amherst, Mass.	House of Walsh
Atlanta, Ga.	Rich's Career Shop
Augusta, Ga.	The Oxford Shop
Boston, Mass.	Filene's
Boston, Mass.	Arthur L. Johnson Co.
Boulder, Colo.	Kinsley & Co.
Buffalo, N.Y.	Pellar & Mure
Charleston, S.C.	Jack Krawcheck
Charleston, W. Va.	Frankenberger's
Charlotte, N.C.	Jack Wood, Ltd.
Charlottesville, Va.	The Young Men's Shop
Chicago, Ill.	Brittany, Ltd.
Cincinnati, O.	Burkhardt's
Clayton, Mo.	Boyd's
Cleveland, O.	The Halle Bros. Co.
Columbus, O.	The Union
Dallas, Tex.	Varsity Shop
Denver, Colo.	Homer Reed, Ltd.
Des Moines, Iowa	Reichardt's
Evansville, Ind.	Drucker's
Fort Worth, Tex.	Clyde Campbell University Shop
Fresno, Cal.	Hodge & Sons
Grand Rapids, Mich.	MacKenzie-Boslock-Monroe
Greensboro, N.C.	Younts-DeBoe Co.
Greenville, S.C.	Rush Wilson, Ltd.
Greenwich, Conn.	Van Driver
Grosse Pointe Farms, Mich.	Carl Sterr
Hackensack, N.J.	Bloomingsdale's
Harrisburg, Pa.	C. J. Crego & Son
Hempstead, N.Y.	Edw. Miller
Houston, Tex.	William Richard
Huntington, Long Island	Marsh's
Indianapolis, Ind.	L. Straus & Co.
Jackson, Miss.	Owens, Ltd.
Jacksonville, Fla.	Rosenblum's
Kansas City, Mo.	Jack Henry
Lake Forest, Ill.	Robertson's
Lakewood, Cal.	Norm Meager
Lancaster, Pa.	Filling's
Lexington, Ky.	Meyers
Little Rock, Ark.	Baumen's
Los Angeles, Cal.	Low Rifter
Louisville, Ky.	Schupp & Snyder
Lynchburg, Va.	S. M. Franklin Company
Lynn, Mass.	Judd, Inc.
Madison, Wis.	MacNeil & Moore
Manchester, N.H.	Jim's Oxford Shop
Memphis, Tenn.	Alfred's
Miami, Fla.	Burdine's
Milwaukee, Wis.	MacNeil & Moore
Minneapolis, Minn.	Sims, Ltd.
Morganton, N.C.	Lazarus
Nashville, Tenn.	Mallernae's
Newport, R.I.	Narragansett Clo. Co.
New Britain, Conn.	N. E. Mag & Sons
New Haven, Conn.	Yale Co-op
New Orleans, La.	Terry & Juden Co., Ltd.
New York, N.Y.	Paul Stuart
Norfolk, Va.	Egerton & Lea, Ltd.
Norwood, Mass.	Joseph of Norwood
Omaha, Neb.	Nebraska Clothing Co.
Palo Alto, Cal.	Tearney's
Parkersburg, W. Va.	Stern Brothers
Pasadena, Cal.	Bayne-Williams
Peoria, Ill.	Howard A. Heller
Philadelphia, Pa.	Morville
Philadelphia, Pa.	John Wanamaker
Phoenix, Ariz.	Mills-Touche
Pittsburgh, Pa.	Hughes & Hatcher
Portland, Me.	Kenneth Aherne
Portland, Ore.	Ray Bolger
Providence, R.I.	Hillhouse, Ltd.
Raleigh, N.C.	Wombie, Inc.
Reading, Pa.	John Mazzo
Richmond, Va.	Eljo's
Richmond, Va.	Nelson & Gwatkin
Ridgewood, N.J.	MacHugh, Inc.
Roanoke, Va.	Jos. Davidson's
Rome, Italy	Kent
St. Louis, Mo.	Boyd's
San Diego, Cal.	Lion
San Francisco, Cal.	Robert Kirk, Ltd.
Santa Ana, Cal.	Guy Livingston
Savannah, Ga.	Men's Quality Shop
Schenectady, N.Y.	Dall's
Seattle, Wash.	Albert, Ltd.
Spokane, Wash.	Klothes Kiosket
Springfield, Ill.	Roberts Brothers
Stamford, Conn.	Bloomingsdale's
State College, Pa.	Jack Harper
Summit, N.J.	Root's
Toledo, O.	B. R. Baker
Torrington, Conn.	The Oxford Shop
Troy, N.Y.	Krell's
Tucson, Ariz.	Mills-Touche
Tulsa, Okla.	McDonnell & Co.
Washington, D.C.	Arthur A. Adler
West Hartford, Conn.	Allen Collins
Westfield, N.J.	MacHugh, Inc.
Williamstown, Mass.	House of Walsh
Wilmington, Del.	Mansure & Prattyman
Wilton, Conn.	The Suburbanite

For stores in other cities write



1290 Avenue of the Americas  
New York 19, New York





Do you have  
to cross  
the ocean to  
get Poland  
Water?

**No. Just the street.** Your neighborhood store brings Poland Water to you all the way from Poland Spring, Maine. No fizz in it. No tap taste. Just natural, crystal-clear, spring water. You may miss the chlorine at first. But you'll get used to it.

**Bell's®** is the  
largest-selling Scotch  
in Scotland.



Switch to Bell's 8  
and find out why.

BLENDED SCOTCH WHISKY, 8 YEARS OLD, 86 PROOF. HEUBLEIN, INC., HARTFORD, CONNECTICUT

make oneself dispensable." In his final statement as chairman of the board, he wrote, "Leaders in industry and finance are often inclined not to step down before the decline of their capacities becomes manifest, holding on too long to their positions and thus preventing the formation of a strong chain of potential successors." This latest of Warburg's many assaults on the traditions of merchant banking struck some prominent figures in the City of London as the least forgivable of all.

—JOSEPH WECHSERG

Mr. HALL. I appreciate the gentleman taking the floor in behalf of this book by Clark Mollenhoff entitled "Despoilers of Democracy." Certainly none of us want democracy despoiled, no more than we want the representative Republic under the Constitution despoiled. This book hangs up some valiant red lights about how it can be done, not only in the areas which the gentleman has referred to, but this author, with his keen perceptiveness and his stick-to-it-iveness and his prudent judgment, the man who wrote "The Pinnacle of Power," I believe, just before this, wherein some of the goon administrations and gangster control of labor unions which were despoiled, or at least brought to light, so that normal processes of good government could despoil reprehensible practices in that movement, has clearly laid out deficiencies in the appointive system of the Cabinet office, errors documented and depicted in the administration of the Department of Defense, which has not only been policy-making in its lately assumed powers under the Curtis-McCormack amendment to an appropriation bill of a few years past, toward the end of empire building in more than 18 instances, that has again brought to public light and for considered consumption and decision of informed opinion by necessary repetitive process, such errors in administration as the Billie Sol Estes, the Bobby Baker cases and many others which have indeed despoiled the good name of democracy as spelled with a small "d" in the last few years.

Again I compliment the gentleman. Certainly this fine author will not be despoiled by expediency in what he has brought before the American public.

Mr. QUIE. Mr. Speaker, I thank the gentleman for his contribution.—*The Congressional Record*.

So do we. He's better than Proust.

#### ANTICLIMAX DEPARTMENT

[From a brochure mailed to two hundred church leaders from the Office of the Council of Churches]

But these are mechanics. This proposal invites the churches to address themselves to the region, and to their mission in the region, taking into account its nature and problems, its needs and opportunities, its future possibilities. We cannot guess just what might happen. We are quite sure that the churches will not be the same! Nor will the region! May God grant that we venture forth in vain.

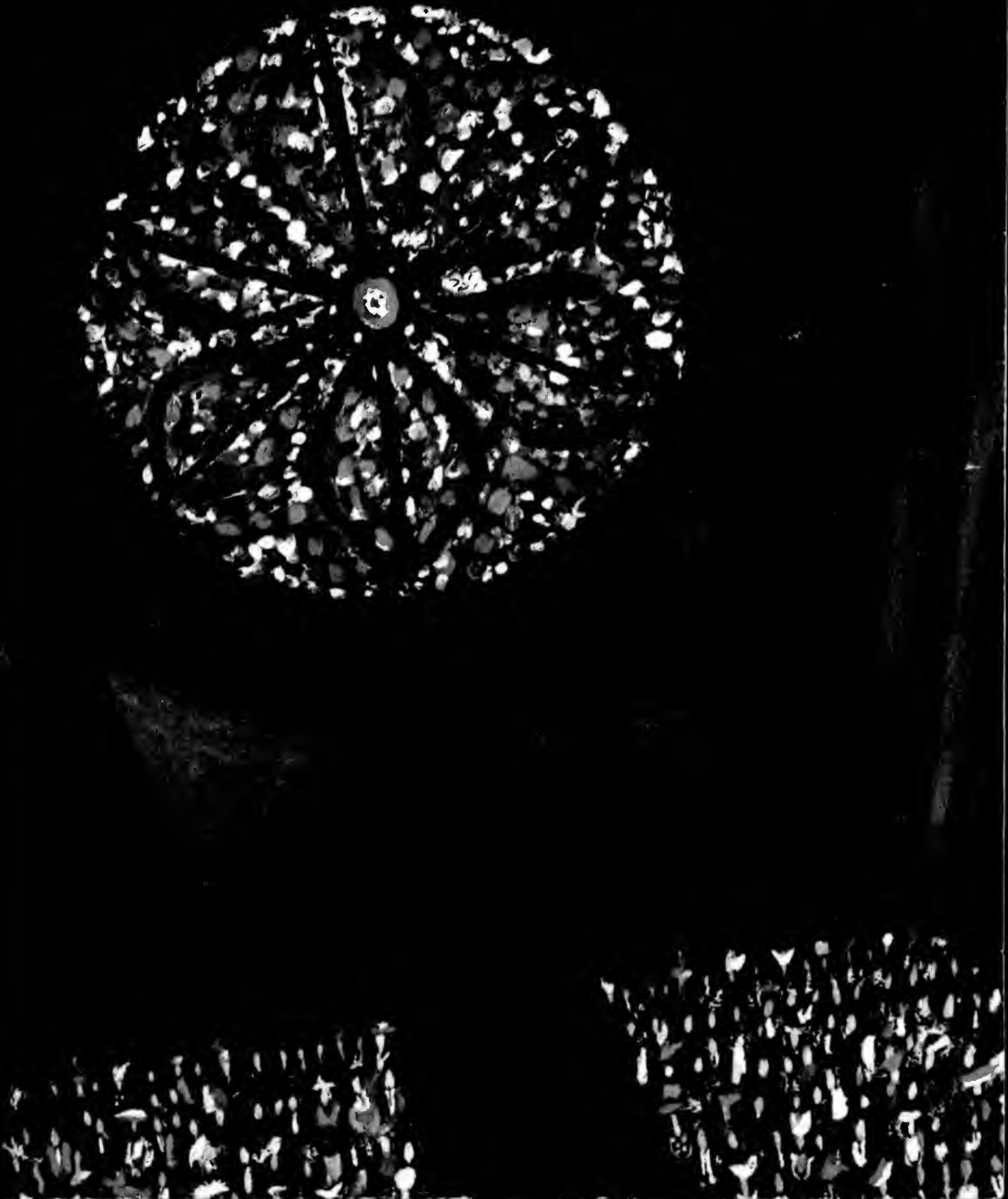
April 9, 1966

THE

Price 35 cents

# NEW YORKER

*W. H. Auden  
E. E. Cummings  
J. R. R. Tolkien*





Kuhn, Loeb & Co

(Bankers)

Bauhofma

S. Levy, H. in Köln



# Die Bankiers der Könige werben um Herrn Jedermann

Das geheimnisumwitterte Bankhaus Rothschild will sich durch Umwandlung in eine Aktiengesellschaft der neuen Zeit anpassen

Von unserem Korrespondenten Klaus Arnsperger

Paris, im Mai 1967

Die Geschäftsleitung der Pariser Bank Messieurs de Rothschild Frères wagte einen ungewöhnlichen Schritt: Sie veranstaltete eine Pressekonferenz. Vielen Pariser Zeitungskorrespondenten war bis dahin nicht einmal bekannt, in welchem Stadtteil die Hauptverwaltung jenes Unternehmens ansässig ist, dessen Namen schon vor mehr als hundert Jahren sprichwörtlich geworden war für die damals anrühlich empfundene Symbiose von Geld und

seine männlichen Landeskinde zum Kriegsdienst an die Engländer verkaufte, besorgte der alte Meyer Amschel das Eintreiben der englischen Wechsel so prompt und die Bekanntheit mit verkaufswilligen Münzsammlern so häufig, daß bei seinem Tod im Jahr 1812 aus Provisionen und Zinsen ein Vermögen von 800.000 Gulden zusammengewachsen war. Vom Frankfurter Stammvater hat die Nachkommenschaft diesen Hang zum Finanzgeschäft großen Stills geerbt. In dem düster getäfelten Salon des Pariser

heit erneut gewinnbringend weiterzueräuern. Dabei entwickelten die Rothschilds so viel Phantasie, Raffinesse und Entschlußkraft, daß sie mit Hilfe ihres sechsten Sinnes für Geld und Kredit die meisten ihrer europäischen Konkurrenten aus der Bankbranche im vergangenen Jahrhundert weit in den Schatten stellten. In ihrer Einbildung erreichte ihre Macht noch größere Dimensionen als in der Wirklichkeit. „Wenn meine fünf Buben es nicht wollen“, so sagte der alte Meyer Amschel in Frankfurt, „dann gibt es keinen Krieg in Europa.“

Als die fünf Buben Meyer Amschel Rothschilds nach seinem Tod die Geschäfte übernahmen, widerhallte ganz Europa jedoch vom Kriegslärm. Jakob — später als James in die Geschichte eingegangen — kam nach Paris, als Napoleon eben zum Feldzug nach Rußland rüstete. Bruder Nathan hatte sich in London niedergelassen, wo die Regierung gerade den zweiten Unabhängigkeitskrieg mit den aufständigen Amerikanern ausfocht. Salomon eröffnete ein Geschäft in Wien, einer der wichtigsten Drehscheiben in den Koalitionskriegen gegen Napoleon. Selbst Bruder Carl, der die Filiale Neapel betrieb und der päpstlichen Kurie mit Millionenkrediten zur Hand ging, geriet in die neapolitanisch-österreichischen Wirren des Carbonari-Aufstands.

Nur um Amschel Meyer, den ältesten und talentiertesten der fünf Rothschild-Brüder, blieb es relativ friedlich. Er übernahm in Frankfurt, dem Hort des Rheinbunds, die väterliche Firma. Gleichmäßig teilten die fünf Brüder die Erträge ihrer Banken untereinander auf. Nach dem Vermächtnis des Vaters hatten sie sich verpflichtet, niemals einen Familienstreit vor die öffentlichen Gerichte zu tragen. Wie es das Rothschildische Familienwappen symbolisiert, so war es zunächst auch in Wirklichkeit: Unter der Losung „Eintracht — Redlichkeit — Fleiß“ dräute eine geballte Faust mit fünf gebündelten Pfeilen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg die Rothschild-Dynastie zur beherrschenden Finanzmacht Europas auf. Sie kreditierte und transferierte Millionen auf Anheb. Staatsanleihen waren ihre Spezialität. Auf heutige Valuta umgerechnet legten die Rothschild-Banken zwischen 1804 und 1904 runde siebzig Milliarden Mark auf.

Ein einziger Börsencoup brachte Nathan (London) im Juni 1815 über Nacht eine Million Pfund Sterling ein: Als erster im Besitz der Nachricht vom Sieg der Alliierten über Napoleon bei Waterloo, streute Nathan auf der Londoner Börse das Gerücht vom Gegenteil aus, verkaufte ostentativ seine eigenen englischen Papiere, ließ jedoch die nun in wilder Panik abgestoßenen Aktien aus dritter Hand sämtlich zum Minimalkurs heimlich aufkaufen, um sie tags darauf, als wider Erwarten Napoleons Niederlage bekannt

wurde, im Freudentaumel der Hausse zu Rekordpreisen wieder abzustoßen. 1875 pumpt Nathans Sohn Lionel der Regierung Disraeli auf 96 Tage 99 Millionen Francs für den Ankauf eines Paketes Suezkanal-Aktien aus dem Besitz des ägyptischen Khedive. Er hat England damit zur jahrzehntelangen Herrschaft über den Kanal verholfen. Lionel Rothschild selbst kassierte eine Kommission von 3,8 Millionen Francs.

Sein Onkel James (Paris) hat 51 Jahre lang von der Rue Laffitte aus über den französischen Kapitalmarkt regiert und soll, als er 1868 starb, ein Vermögen von zwei Milliarden Goldfranc hinterlassen haben. Genau weiß man es bis heute nicht. Verbürgt ist nur, daß nach dem verlorenen Krieg von 1870/71 die Pariser Rothschild-Bank einspringen mußte, damit Frankreich die fünf Milliarden Franc Reparationen zahlen konnte.

Die echten Rothschilds hatten immer einen sehr präzisen Instinkt für ihre Grenzen und Möglichkeiten. Baron Guy, dessen Adelsprädikat auf eine Dankesgeste des Hauses Habsburg zurückgeht, hält jetzt die Zeit für gekommen, dem französischen Rothschild-Trust eine Form zu geben, die ihn konkurrenzfähig erhält. Die Rothschilds richten sich auf den Gemeinsamen Markt ein. Schon 1962 hat die französische wieder Anschluß an die englische Linie des Hauses gesucht. Der alte Finanzpakt aus der Gründerzeit der Rothschild-Banken war 1909 annulliert worden, und die Unternehmen waren ihre eigenen Wege gegangen, die die britischen Rothschilds mehr ins reine Geldgeschäft, die französischen indes auf das weite Feld der Industriebeteiligungen führten. Guy de Rothschild heute: „Eine reine Geschäftsbank sind wir nie gewesen.“

## Gold aus der Bleigrube

Tatsächlich verfügen die Rothschild-Frères über ein Kommerzimperium, in dem sich die Bank mit ihrer Bilanzsumme von 491,2 Millionen Franc bescheiden ausnimmt. Damit liegt sie unter Frankreichs privaten Geschäftsbanken erst an elfter Stelle. Die Bank ist bestenfalls das finanzielle Aushängeschild der französischen Rothschild-Dynastie. Ihr Rückgrat ist der Industriebesitz.

Die Beteiligungen reichen in mehr als hundert französische und ausländische Gesellschaften. Vom Erdöl in der Sahara, von den Kupferminen am Rio Tinto, aus den Uranerzfeldern in den früheren französischen Kolonien, aus der noch vom alten James Rothschild gegründeten, inzwischen längst verstaatlichten Nordfranzösischen Eisenbahngesellschaft, aus Schachtelbeteiligungen im internationalen Immobiliengeschäft fließen die Millionen in die Kassen der Rothschild-Frères. Sie sind der größte Bleiproduzent der Welt und sie haben die Hälfte der gesamten Nickelherzeugung des Westens unter Kontrolle. Über die



DYNASTIE-GRÜNDER Meyer Amschel Rothschild: „Wenn meine fünf Buben nicht wollen, dann gibt es keinen Krieg in Europa.“

Firma John Diebold sind sie seit neuestem an einer weiteren Goldgrube beteiligt: der Vermietung und Installierung von Elektronenrechnern. Rothschild hat sich von jeher auch für das früher oft belachte Projekt eines Tunnels unter dem Ärmelkanal interessiert.

In der Verflechtung von Bank- und Industrieinteressen gigantischen Ausmaßes liegt der eigentliche Grund für die jetzt angekündigte juristische Reform des Rothschildischen Besitzstandes: Das früher hochherrschaftlich-exklusive Kreditinstitut der europäischen Finanzoligarchie geht den Weg zur demokratischen Jedermannsbank, weil es mehr Geld braucht. Nur noch über eine Ausweitung des Kundenkreises, über die Mobilisierung von hunderttausenden kleiner und mittlerer Sparguthaben läßt sich der Kapitalfonds schaffen, aus dem Rothschild für seine kostenintensiven Industriebeteiligungen schöpfen kann. Als Familienbetrieb alten Zuschnitts wäre das Haus Rothschild der massiven Konkurrenz der verstaatlichten französischen Großbanken auf die Dauer nicht mehr gewachsen gewesen. Im Zuge der Betriebsreform wird auch ein neuer Generaldirektor bei Rothschilds einziehen. Seitdem Georges Pompidou diesen Posten bekleidet hat (1954 bis 1961) gilt der Job als Sprungbrett zu noch höheren Würden in Frankreich.

Der heutige Chef des Hauses gibt sich nicht glücklich über die geheimnisvollen Kräfte, die dem Namen Rothschild von einer naiven Öffentlichkeit beigelegt werden. Zum Schluß seiner Pressekonferenz spricht Baron Guy von Bauplänen: den Erfordernissen der neuen Zeit muß das historische Palais in der Rue Laffitte geopfert werden. Ehe der alte James Rothschild dort eingezogen war, gehörte das Anwesen Napoleons Polizeiminister Joseph Fouché. Als bereitete es ihm keinen Kummer, das Gebäude einreißen zu lassen, lobt Guy de Rothschild den achtstöckigen Bankpalast, der auf dem Grundstück neu entstehen soll: „Es wird ein Haus aus lauter Glas, und jeder kann sehen was wir tun. In unserem Fall ist Romantik nur schädlich.“



BANKHAUS-CHEF Guy de Rothschild auf dem Rennplatz Longchamps: „Ein Haus aus Glas, damit jeder sehen kann, was wir tun.“ Photo: Keystone

Einfluß. Das diskrete Bankhaus ist in der Rue Laffitte zu finden, einer engen Seitenstraße des unteren Boulevard Haussmann, also durchaus im Bankenviertel von Paris. Außen wie innen wirkt das Anwesen unscheinbar. Mehr noch als durch seine Schlichtheit sticht es von übrigen Palästen der französischen Großbanken durch seine vollkommene Anonymität ab. Ein Klingelknopf aus Messing glänzt neben dem schwarz lackierten Torportal. Aber kein Firmenschild gibt Auskunft darüber, wer hier seit nunmehr 150 Jahren seine millionenschweren Transaktionen tätigt.

Als im Deutschland der Gründerzeit nach dem Siebzigerkrieg die ersten Großbanken zur Industriefinanzierung aufblühten, gehörte in Paris das Bankhaus Rothschild schon zu den Säulen der internationalen Hochfinanz. Bismarcks Pariser Botschafter, Graf Harry Arnim, urteilte: „Nur wenige Regierungen können von sich sagen, daß sie nicht die goldenen Ketten dieses Bankhauses tragen.“ Es war jene Zeit, als noch das allmächtige Finanzimperium der ursprünglich fünf Rothschild-Banken in Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel existierte, von denen nur zwei — die von Paris und London — alle Stürme überdauert haben. Für das Schicksal der untergegangenen Filialen von Neapel und Frankfurt ist es charakteristisch, daß sie nicht an wirtschaftlicher Auszehrung, an mißglückten Spekulationen oder an der Fusion mit mächtigeren Partnern gestorben, sondern daß sie einfach ausgestorben sind. Die Wiener Rothschild-Bank wurde 1938 von den Nationalsozialisten kassiert.

Das Haus Rothschild, dessen Anfänge auf die Trödlerexistenz eines armen Juden im Frankfurter Ghetto des 18. Jahrhunderts zurückgehen, hat sich nie, zumindest nicht in großem Stil, mit dem Geld des kleinen Mannes abgegeben. Aus seinem armseligen Gewerbe fand der clevere Stammvater Meyer Amschel Rothschild relativ rasch Anschluß an bessere Kreise. Sie waren schon damals ewig in Geldnot. Seinem Landesherren, dem hessischen Kurfürsten Wilhelm, der mit Leidenschaft alte Münzen sammelte und

Stammhauses, hinter dessen Wänden seit 1817 alle entscheidenden Transaktionen ausgebrütet worden sind, steht der augenblickliche Chef der französischen Linie, der 58jährige Guy de Rothschild, um den Journalisten mitzuteilen, daß in der Geschichte der Rothschild-Bank eine neue Epoche beginnen wird: Die Bank, bisher das private Eigentum von Baron Guy (50 Prozent) und seinen beiden Vettern Alain und Elie (je 25 Prozent), wird in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, deren Mehrheit Anfang 1968 in eine neue Holding eingebracht wird. Diese Holding, die Compagnie du Nord, soll nacheinander den über die ganze Welt verstreuten Familienbesitz aufnehmen. Die Aktien der Compagnie du Nord werden an der Börse eingeführt und sollen frei gehandelt werden. Die Rothschild Frères haben auch dafür gesorgt, daß ihnen bei dieser Umwandlung ihres Familienbesitzes die Kontrolle nicht verlorengeht: Die nötige Sperrminorität der Aktien bleibt ihr persönliches Eigentum; außerdem ist eine Reihe bedeutender industrieller Interessen der bisherigen Bankinhaber von der Einbeziehung in die Compagnie du Nord ausgespart worden.

Mit einer Stimme von glatter Sanftheit legt Baron Guy die Gründe dar, die ihn und seine zwei jüngeren Vettern bewegt haben, die alte Geschäftsbank nicht nur in eine AG, sondern sogar in eine Depositenbank zu verwandeln — ein Geldinstitut also, wo sich künftig jeder Franzose ein Sparkonto eröffnen und ein Renommierscheckbuch mit dem Titelblatt Banque Rothschild halten kann: „Ich glaube“, sagt der Baron, „daß die Geschäftsbank alten Stils auf einem Konzept beruht, das ins 19. Jahrhundert gehörte und es nicht überlebt hat.“ Die Tradition des Hauses Rothschild war es gewesen, in Zahlungsschwierigkeiten geratene Potentaten jeglicher Couleur und Industriemagnaten aller Branchen mit großzügigen Anleihen aus der Patsche zu helfen, und sich dabei entweder einen enormen Gewinn zu sichern oder aber das in Frage stehende Unternehmen sich ganz oder teilweise anzueignen um es zu sanieren und bei Gelegen-



79

# Does 'R. F.' Mean République Française Or Rothschild Frères?

By SANCHE de GRAMONT



Rothschild coat of arms. The arrows symbolize the five sons of Mayer Amschel, the dynasty's founder.

**S**URROUNDED by stained oak paneling and Second Empire furnishings, the three men facing the crowd in the grand salon of the Rue Laffitte office were outstanding examples of a pedigreed species, like prize Russian wolfhounds. They were members of a famous dynasty and had the added distinction of looking the part.

Baron Guy, standing in front of a marble bust of James de Rothschild, founder of the French branch of the dynasty, tells the press in clipped, precise tones that Messieurs de Rothschild Frères will become the Banque Rothschild at the end of this year. Once so secretive that no nameplate graces the entrance of its Paris headquarters, the bank will open branches in Lyons, Bordeaux and Dunkirk, and accept the humble savings of the common man.

The French press called it a "revolution." A family that had made a fetish of privacy had held its first press conference and announced,

SANCHE de GRAMONT lives in Paris and writes regularly about French politics and personalities. His book on the ancien regime, "Epitaph for Kings," will be published this fall.

among other things, that on July 14 work would begin on razing the building where Rothschild und Söhne set up shop in France 150 years ago and erecting in its place a gleaming steel cube with—note the symbolism—glass walls.

The "revolution," however, is simply part of the pattern of adjustment to economic change which, in five generations, has made the descendants of an obscure Frankfurt-on-Main money-changer the most prestigious figures of European finance. Just as the Rothschilds met the challenge of the 19th-century industrial revolution by building France's first railroads, they are going public because family banks have become obsolete, unable to provide the volume of fresh capital required by today's big business. "If the job of banker consists of lending to some people money that belongs to other people," Guy says, "one must channel the many streams to irrigate the many users."

Rothschild Frères is only the 11th largest French investment bank but it represents just the visible fraction of the Rothschild business iceberg. It is owned outright by Guy (50 per cent) and his first cousins Alain and Elle (25 per cent each). Going public

will not change the family control. The bank, Guy explains, will become one of seven subsidiaries of the vast Rothschild holding company, the Compagnie du Nord.

**G**UY, an athletic and silver-haired 58 years old, embodies the dynastic traits of professional seriousness and personal fastidiousness. He owns a stable of race horses who wear, often victoriously, the yellow and blue Rothschild colors. But when he went to see one of his horses run on a recent weekday, he felt uneasily that he should have been at the bank. "It is because Guy spends 11 months out of 12 at the office that Alain and Elle are able to spend one month out of 12 there," remarks a friend.

This is an exaggeration, but it points up the fact that most decisions are made by Guy rather than his cousins. "We discuss important matters together," Elle told a friend. "Guy dismisses whatever I have to say, picks up whatever is valid from Alain's opinion, then decides—and what is more, he is almost always right."

Those who have only a slight acquaintance with Guy find him cold and unapproachable. Yet he is probably the only bank president who

takes his pet dog, a dachshund named Pinka, to the office. Remoteness comes from having inherited the burden of a high standard of excellence along with an incalculable fortune. It is a question of Rothshild *oblige*. Everything connected with the two remaining branches of the family in Paris and London must bear the stamp of *le grand seigneur*, elegance, refinement and lavishness matched by uncanny attention to detail.

For example, when one calls a Rothschild at the bank, the operators do not, like most French switchboard girls, rudely mutter, "Who wants him?" They ask, rather solemnly, "Whom must I announce to *monsieur le baron*?" A detail, perhaps, but a typically Rothschildian detail. A more substantial example is Ferrières, Guy de Rothschild's 4,425-acre estate 20 miles northeast of Paris. The castle, built in the early 19th century by the English architect Paxton in the neo-classic style then popular, is the temple and monument of the French branch of the family. Bismarck, who stayed there in 1871 to negotiate the Franco-Prussian armistice, called it "an upside-down chest of drawers" because of its square body and four short corner towers, like feet.

(Continued on Page 31)

**It's news when a family bank intimately entwined with the fortunes of France goes public. At left, its head, Guy de Rothschild, and wife at home at Ferrières, their museum-park-playground near Paris.**



## The Rothschilds (Cont.)

(From Page 9)

A high stone wall guards the 100 species of rare trees, the golf course and the pheasantry in the estate's green and wooded park. A dozen motorized gardeners keep the acres of lawn as closely cropped as putting greens. To make the fine white sand settle properly on the miles of paths, Guy had them dug four feet deep and filled with gravel.

Trophies in the billiard room testify to family prowess at golf, yachting and horse racing. The toothbrush holders in the guest bathrooms were designed by Christian Dior in handpainted porcelain. Among the toys in the children's suite is a teddy bear the size of a real, adult bear, a miniature suit of armor and a pinball machine. After dinner, guests are offered Hoyo de Monterey Havanas rolled especially for the Rothschilds. The hand towels in the downstairs guest bathroom say, "Do come again."

Two thousand persons came to Ferrières in 1965 for the first ball ever held there. Guy hired a leading theatrical designer who covered the facade

with a decorative spider's web to turn it into Sleeping Beauty's castle. No one was able to crash the Ferrières gates, except those who bought invitations on high society's black market at several hundred dollars each. The ball was notable for its fairy-tale décor, its traffic jam (most guests arrived between 11 P.M. and midnight) and the lavishness of its 20 buffets.

Gastronomy is a measure of Rothschild excellence, and it is rumored that Guy gives his chef financial advice to keep him content. "Whenever two Rothschilds argue," he says, "the unkindest thing one can say is, 'And besides, your chef is bad,' at which the other bursts into tears." A gourmet who dined recently at Ferrières gave high marks to an *estouffade de boeuf*, a stew which had simmered for 15 hours. One dish Guy refuses to serve is soufflé Rothschild, a concoction made with candied fruit and liqueur, which he finds ghastly.

Guy's wife, an attractive blonde who sometimes wears miniskirts and striped fishnet stockings, is the former Marie-

Hélène de Nyevelt. She married Guy in 1957 after divorcing Count François de Nicolai. Like Edward VIII giving up the English throne for Mrs. Simpson, Guy had to abdicate as the lay leader of French Jewry when he divorced his first wife and married a divorcée. But he still heads the United Jewish Charities Fund which spends millions of dollars annually on hospitals, summer camps, old people's homes and schools. Guy's 24-year-old son by his first wife is a graduate of the Ecole de Sciences Politiques and is currently doing his military service in Djibouti. He will join the family-controlled Peñaroya lead mining company and, eventually, the bank.

**G**UY'S cousin Alain has replaced him as head of the French Jewish community.

As soon as war broke out in the Middle East, Alain and his cousin Edmond boarded a plane for Tel Aviv as representatives of French Jewry, bearing with them a gift of \$4-million, part of a French fund-raising campaign with a \$10-million goal. The Roths-



**ON SCREEN**—George Arliss in a 1934 film, "The House of Rothschild," which traced the family's rise.

childs also sponsored a poll which showed that only 4 per cent of Frenchmen supported General de Gaulle's attitude of neutrality, and a full-page proclamation by political essayist Raymond Aron on the crisis.

Now that Israel is in possession of the entire holy city of Jerusalem, Edmond foresees a tourist boom and wants to finance a luxury hotel and create sound and light spectacles such as those which have

proved their popularity at Versailles, the Coliseum, and the pyramids. He is backing two other programs: one would allow Jews everywhere to adopt double nationality; the other would invite the best Jewish minds to work in Israel for periods of six months to five years, to lend their knowledge to the country's scientific and industrial development.

Alain's wife, the former Mary Chauvin du Treull, is a convert to the Jewish faith, as are most gentiles who marry Rothschilds. Some educated Frenchmen still believe that part of the conversion ceremony is trampling an image of Christ. As François Mauriac observed in his published diary: "I am dining at Philippe de Rothschild's. His wife walked on the cross, but the Mouton-Rothschild is so good."

Philippe, a man of artistic bent who has translated Christopher Fry, is not connected with the bank and devotes much time to his Mouton-Rothschild vineyard, which is adjacent to—but not quite so highly regarded as—the Château Lafite vineyards owned by the banker Rothschilds.

Alain, one year Guy's junior, is a man of great elegance and charm who sometimes tends to be gloomy. He



*Now he'll gladly take his hat off...*

CUSTOM-MADE HAIRPIECES

by *Tony Preston*

Our hat's off to those balding men who have decided a bald pate is no asset . . . socially or in business. If baldness is affecting your well-being, do what thousands of men have done — put your head in Tony Preston's hands. He will create a "tailored-to-your-measure" hairpiece styled especially for you; a quality hairpiece with Samson's exclusive lock-tied lifetime foundation and the soft-look/natural-front that defies detection. Sounds great? Let us prove it. Contact Tony Preston for a free, no obligation, "try-on" in the privacy of our salon. If you prefer a "try-on" in your home, just pick up the phone. Act now and within a week you'll be wearing your hat only when you want to.

Phone or write for free illustrated booklet.



554 FIFTH AVE., NEW YORK, NEW YORK 10036  
(Near 45th St., 3rd floor) Phone: 212-265-2570  
80 Boylston St., Boston, Mass. 02116 / Phone: 617-426-1375



# Chromspun®

the color-locked acetate fiber



Spectator Casuals uses Chromspun for a gold you can't be robbed of. Neither sun nor city fumes can steal the Chromspun color in this bonded knit. It's locked in to stay. Gold, tangerine, grape or olive. Originit wrinkle resistant fabric of 100% Chromspun acetate. Two-piece dress (left), sizes 14½-24½, made to sell for about \$16. Three-piece, 12-20 and 14½-22½, about \$20. At fine stores including: MACY'S New York; Strawbridge & Clothier, Philadelphia; Woodward & Lothrop, Washington, D.C.; Shillito's, Cincinnati; Carson Pirie Scott & Co., Chicago. EASTMAN CHEMICAL PRODUCTS, INC., subsidiary of Eastman Kodak Company, 260 MADISON AVENUE, NEW YORK, N.Y. 10016. Chromspun is the trademark for Eastman color-locked acetate fiber. Eastman makes only the fiber, not fabrics or dresses.

is accused, by a member of that vanishing French aristocracy which considers any form of systematic intellectual pursuit in bad taste, of knowing too much about horticulture and French history. "Alain could identify every flower in the Jardin des Plantes," he grumbles. "He could tell you about the tax system under Louis le Gros. He should have been a scholar of some sort."

Alain lives a relatively simple life. A simple life on the Rothschild scale includes receptions for the social and political *gratin* at his home, 23 Avenue Marigny, which rank among the highlights of the Paris season. He is a traditional Rothschild in his love of golf, yachting and skiing, and in the quality of his chef, whose sauces, according to those fortunate enough to compare, outdo Guy's. Alain was also a recent guest of General de Gaulle at a pheasant shoot. Has he returned the invitation? The Avenue Marigny is just around the corner from the Elysée, and the food is certainly better.

**B**ARON Alain's brother, Baron Elie, 50, is perhaps better known as a sportsman than a banker. He is one of the few Frenchmen who can both afford a polo team and play well enough not to seem ridiculous. The most recent addition to his team is his 20-year-old son, Nathaniel, and Elie hopes someday to have a father-son match against Britain's Prince Philip and Prince Charles.

Elie, says a friend, is "an overgrown kid, who punches you in the ribs by way of greeting and uses locker-room conversation in front of ladies. He's boisterous and tends to behave like a hussar with women, but he has a heart of gold. I doubt whether he sets foot in the bank more than a few days a month. He became

interested in movie production after the war, and now he's interested in winter sports hotels, which is a good excuse to go skiing. When would he have time to go to the bank? This year, for instance, he's been to Spain, bought a yacht and been on a cruise, gone to Biarritz and Chamonix, spent a few weeks in Sardinia, and every summer he takes his family to Château Lafite for a month."

Elie is considered the foremost wine connoisseur of the family and has the traditional Rothschild obstinacy. After reading about a much-publicized kidnapping, one of his daughters said: "If they kidnapped me, I would tell them, 'You're wasting your time, papa will never pay.'" Elie and his wife, the former Liliane Fould-Springer, are credited with having the most beautiful home in Paris. They redecorated a house near the Invalides which they bought from Etienne de Beaumont, a well-known society figure whose tastes outran his means.

His wife, a short and lively woman, also collects modern art but only her close friends have seen her collection. She has hung it in an upstairs gymnasium. Elie married by proxy during World War II, most of which he and his brother Alain spent in a German prisoner-of-war camp. (The other prisoners considered the presence of two Rothschilds a guarantee that the camp would not be bombed.) The Baroness Elie is reputed to be the wittiest of the French Rothschilds. Over after-dinner coffee not long ago, the Duke of Windsor asked her: "Which Rothschild is the lover of—?" (naming the daughter of a famous English statesman). "Oh, that's my husband," she said with aplomb. The flustered Duke spilled coffee over her evening dress and said by way

## SOLUTIONS

### TO LAST WEEK'S

#### PUZZLES

#### J(ONATHAN)

#### DANIELS:(THE)

#### TIME BETWEEN

#### THE WARS —

Roosevelt replied,

"Someday you

may be sitting

where I am now,

as President of

the United States.

OPUS	MAGIC	THAIS	URIS
CASH	OSAKA	WURST	TIBI
CHAIRWOMEN	ONTHESHelf		
	MAINE	TUFTS	PLANET
BEAMING	MILOS	SPUN	
BLUING	CANAL	SWEETLY	
GAGES	BEDANDBOARD	OAR	
UTES	MODE	EONS	TUNE
NHA	BURCAUCRATS	BANKS	
	NULLO	LEON	FORGET
VASSALS	ATLAS	SURTEES	
ALTERS	WREN	CREEL	
STARE	SOFARSOGOOD	INC	
CABS	MENU	CORR	CZAR
OIL	STOOLPIGEON	FRAME	
CENTAUR	LORAN	FLARED	
	EARL	MATIN	SOANDSO
SHASTA	MAYAS	LUNIK	
COTTERPINS	TRUNDLEBED		
ONTO	ASSET	LENDIA	RIDE
WEAR	TIETO	ESTAS	YOWL

And when you are you'll learn what a lonely job this is. You'll discover the need for somebody who asks for nothing except to serve you."



This and the sender  
Are thine forever

An exhibition of greeting cards and ephemera plus a short film (of special interest to children) pertaining to sentiments time worn, but always true. May 24 to July 20.

Hallmark  
Gallery

5th Ave. at 56th St.

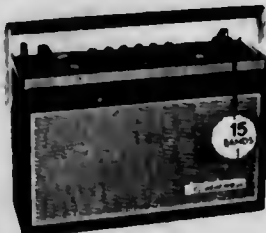
Jewelry courtesy of de Sedle's, New York.



Listen to the whole world on the first and only

## 15 BAND SOLID STATE PORTABLE HI-FIDELITY SYSTEM

- Up to 4 watts
- FM - AM - LW
- Marine Band
- AFC switch
- 11 spread SW bands



- AC adapter, auto or boat bracket available
- 3 antennas
- Weighs only 10 lbs.

**NORDMENDE**  
S. A. B. T. A. W. T. M. A. S.

**GLOBETRAVELER**  
Speaks every language of the world.

SEND FOR BROCHURE AND FULL DETAILS OF FREE HOME TRIAL  
Sterling Hi Fidelity, Inc. Sole U.S. Importers

Sterling Hi Fidelity, Inc. T25  
22-20 40th Ave., L.I.C., N.Y. 11101

Gentlemen: Please rush free full color brochure and details of free home trial.

Name \_\_\_\_\_

Address \_\_\_\_\_

City \_\_\_\_\_ State \_\_\_\_\_

of apology: "My valet will pick up the dress tomorrow and take it to the cleaner's." "This time," replied the Baroness, "you are being tactless."

Edmond de Rothschild, 40, is not connected with the bank. Paunchy, mustached and with a common touch, he has his own holding company, the Compagnie Financière, with diversified interests that include the De Beers diamond mines, Brazilian banks, a chain of supermarkets, Intercontinental hotels, the Club Méditerranée and the Inno Department store chain. His name also has been linked to several unsuccessful ventures, such as a news weekly modeled on Time, called Continent. Edmond is often labeled the richest of the French Rothschilds, a statement impossible to verify.

Guy de Rothschild finds inquiries about the respective wealth of family members distressing. "I don't think you will find a single Rothschild willing to sit down and tabulate what he is worth, an unpleasant task which should be reserved for the time of one's death," he says. Questions about the value of the family's business holdings receive a similar response. "If you mean the total worth of our business, you would have to calculate the total capital at work in the economy," he says. "The Compagnie du Nord has a break-up value of \$100-million dollars, which is tiny compared to the size of American companies, but of course the capital it controls is much larger. We control a number of companies—there is no point in mentioning the percentage needed for control—but to give one example, we control Pefarroya, the biggest lead producer in the world, which has a capital of \$200-million dollars."

It would take Ariadne's thread to find a way through

### PICTURE CREDITS

- 1—THE NEW YORK TIMES (GEORGE TAMES)
- 5—UNITED PRESS INTERNATIONAL; THE NEW YORK TIMES (SAM FALK)
- 8-9—PIX INC.
- 10-11—THE NEW YORK TIMES (SAM FALK); FRIEDMAN-ABELES; BILL DOLL AND CO.
- 15—FRIEDMAN-ABELES; ALIX JEFFRY
- 20-21-24—MOHAMED AMIN
- 29—DAVID MARTIN
- 31—UNITED ARTISTS
- 34—BLACK STAR
- 42—KEYSTONE PRESS AGENCY
- 44-45—UNITED PRESS INTERNATIONAL
- 50—THE NEW YORK TIMES (GEORGE TAMES)



**INDEPENDENT**—Edmond de Rothschild, dancing with the wife of Indonesia's ex-President Sukarno in Paris, is not connected with the family bank. He has his own huge holdings and is often called the richest Rothschild.

the labyrinth of interlocking directorates and multiple-stage holding companies. One wonders whether the Rothschilds themselves know exactly what they control.

Financial specialists have noted the family's increased interest in African mineral wealth over the past 10 years. With other banks, they have formed companies to exploit Saharan oil (COFIREP), Cameroonian aluminum (COFIMER) and Mauritanian iron ore (MIFERMA). They have retained long-term holdings in nickel, Katangese copper and oil (they are large shareholders in Royal Dutch). In 1959, they formed a company called SIDETEC, which invests in American companies such as Eastman Kodak, General Electric, Bendix and I.B.M. They also control a Canadian holding company, Five Arrows. Through another holding company, SAGA, they control 20-odd shipping companies, many of which operate between Europe and Africa. As Guy explains: "Being in shipping leads us into related businesses, like harbor installations. We are methodical. We look for what we already know. Actually, we feel that the Compagnie du Nord controls too few businesses."

Formerly, Rothschild family ownership of capital permitted total freedom of maneuver and secrecy. After World War II, however, the bank began accepting, and even discreetly soliciting, depositors among reliable acquaintances. "One day Ellie asked me, 'Where do you bank?'" recalls a friend. "Morgan's," I said. "Why don't you come with us?" he asked. I did. It's very convenient when you're overdrawn. You just call up one of

the three partners and say, 'Look, old boy, I'm going to be about \$5,000 short,' and he says, 'Fine, don't worry about a thing.' Of course, they know I'm worth it."

While seeking a limited number of depositors, the bank retained its 19th-century style. Clients climbed narrow, rickety stairs on the Rue Laffitte to a cramped, funereal office where a single teller handled both deposits and withdrawals. It was probably the only place in Paris where multimillionaires sometimes waited in line. In a thickly carpeted inner sanctum liveried flunkies put their fingers to their lips if anyone spoke above a whisper. In 1951, however, Rothschild Frères became the first Paris bank to use a data-processing system for its accounts and the single teller got some help. When the Rothschilds announced that they were going public, the bank already had about 3,500 depositors.

Going into ventures with other banks is another change that goes back to the early nineteen-fifties. In his book, "The Rothschilds," Frederic Morton quotes a high aide at the bank: "Formerly, Rothschild used to be the sole investor in a new enterprise, developed it alone, and then sold some shares of it while keeping control. Today, we are a bigger bank than ever, but the funds required to start a major new company are so much bigger still that no single private outfit can finance all of it. That's why Rothschild's used to stay aloof from some new developments after the first big war. Now they are in the thick of it. Guy uses the concept of participation; he accepts other people's money from the very start; he acts

(Continued on Page 42)





distinctive and unusual

## CHRISTMAS CARDS FROM THE METROPOLITAN MUSEUM OF ART

★ The new catalogue of the famous Metropolitan Museum cards — paintings and drawings by Leonardo da Vinci, Raphael,

Titian, and the great Flemish masters, goldsmiths' work in silver-gilt and translucent enamel, medieval sculpture and stained glass in precious colors, Renaissance angels, Persian miniatures, tapestries in wool and silk, Victorian Christmas illustrations, American primitives, prints by Dürer and Rembrandt, and a festive variety of designs from Japan, India, Spain and ancient Greece. ★ All of the cards are printed under the direct supervision of The Metropolitan Museum in limited editions and cost from 5 to 95 cents each. They can be bought *only* by mail or at the Museum itself. The forty-page catalogue — which also illustrates Museum jewelry, the new Museum engagement calendar, and other unusual Christmas presents — will be mailed about September first.

### The Metropolitan Museum of Art

255 Gracie Station, New York 10028

T 3

Please send me the Museum's new catalogue of Christmas cards, 25 cents enclosed

Name \_\_\_\_\_

Address \_\_\_\_\_

ZIP \_\_\_\_\_

(Continued from Page 34)  
as initiator and packager — and as guarantor. Apart from his share, he invests the unique moral capital of his name. And, of course, he keeps strictly in control."

Despite these changes, there remain a number of constant factors in the Rothschilds' success story: knowing how to influence people; surrounding themselves with valuable men; nearly infallible business judgment in both war and peace; close cooperation among the various family branches; and keeping their interests anonymous, which, despite going public, they will still manage to do.

**I**T may be true, as Balzac wrote, that "young dynasties, like infants, have dirty swaddling clothes." But Mayer Amschel was, in fact, a typical *ancien régime* banker who operated in an era of slow transportation, dawning industry and an economy based on agriculture. It was also an era in which Frankfurt Jews had to wear the Star of David and could not own land, the principal source of wealth.

As a furnisher of rare coins to the Hessian court, Mayer Amschel qualified as a member of the *Hofjudentum* or court Jewry. He also made low-interest loans to influential courtiers and handled an increasingly large share of Prince William's business, such as discounting English promissory notes for the sale of Hessians as mercenaries. But in the long period of warfare between 1789 and 1815 many European financiers prospered and the Rothschilds were not unusual. Mayer Amschel was granted the title of "court furnisher" in 1769 and by 1800 he was reputedly a millionaire in florins.

Mayer Amschel's five sons

became the heads of Rothschild branches in the main European banking centers of London, Paris, Vienna, Naples and Frankfurt. From London, Nathan ran the Napoleonic blockade with English gold and became the supply agent for Wellington's Continental armies. In the complicated transactions involving four or five steps, there was a Rothschild commission at every step.

In the 19th-century era of nationalistic revolutions, the Rothschilds showed that the bankers of monarchies could become the bankers of republics. They became Europe's Friendly Finance Company with influence so great that no major credit operation seemed possible without them. They exercised a virtual monopoly on government loans, with interests that reached 80 per cent, and underwrote government bond issues. They were on familiar terms with the great statesmen. Metternich himself, the coachman of Europe, borrowed 900,000 florins at 5 per cent in 1822.

Novelists used the Rothschilds as metaphors of wealth and power. They were the models for Stendhal's "Lucien Leuwen," for Balzac's "La Maison Nucingen," and for the banker Gundermann in Zola's "L'Argent." Heinrich Heine imagined a Rothschild pedicurist saying: "I hold in my hands the feet of the man who holds Europe in his hands."

At the turn of the century the Rothschilds owned, in the Paris region alone, the castles of Armainvilliers, Laversine, Vaulx-de-Cernay, Fontaines, La Ferme and Chantilly. If a Rothschild liked music, he asked the most famous diva of his day to sing at a party, accompanied by the most famous composer. If a Roth-

schild liked books or engravings, he became the outstanding collector in the field and willed treasures to the Louvre and the Bibliothèque Nationale. If a Rothschild was interested in insect life, a beetle was named after him (the *Brachycerus Rothschildi* for Maurice de Rothschild, who discovered it on an African expedition.) The same Maurice, self-appointed black sheep of the family, would invite titled ladies to dinner and throw diamond clips from Cartier on the floor, roaring with laughter as the countesses and duchesses scampered on all fours to retrieve them.

The other face of lavishness is philanthropy, and the French branch founded one of the first centers for the study of radar, an ophthalmological institute, a hospital and the Solomon de Rothschild Foundation.

The Rothschilds also established a tradition of intermarriage, which Bismarck mocked by commenting on "their absurd desire to leave to each of their children as much as they inherited themselves." One way to fulfill the desire was marriage between cousins, possibly not a very eugenic attitude, but a good way to keep dowries in the family and limit the number of participants in family affairs. The Rothschilds saw themselves as a unique species who could only engender one another, and until 1905, 39 out of 58 Rothschild marriages were between cousins and close relatives.

But even Rothschilds had their limits and after Alphonse, the last French Rothschild to exercise major political influence, died in 1905, the dynasty experienced a period of relative stagnation. It was as if the fourth generation were short-winded. Expansion stopped. The bank limited it-

EXCLUSIVE

VLADIMIR KAGAN

DESIGNS FOR RESIDENTIAL AND BUSINESS INTERIORS  
40 EAST END AVE., N.Y. 212 LE 5-7788  
(81st STREET NEAR GRACIE SQUARE)  
Folio: Twenty years — Vladimir Kagan Designs \$3.00



**BREAKING A TRADITION**—French papers called it a "revolution" when Guy de Rothschild (standing) announced last April the changes in the family bank. Flanking him in the bank's offices are cousins Elie (left) and Alain. Behind is a bust of James de Rothschild, founder of the family's French branch.



self to husbanding family wealth.

The drop in Rothschild influence became apparent when Edouard de Rothschild, one of 12 Banque de France regents, publicly and emphatically opposed the Poincaré Government's decision to devalue the franc in 1928. Edouard used all his influence in favor of a policy that would have been enormously profitable to investors who had bought pre-war stocks at low prices and speculated on the franc. But, despite his threat to resign as regent, a press campaign and other, more occult methods, he was unable to prevent devaluation. The days when Rothschilds toppled governments and dictated a country's economic policies were over.

World War II was the low point in the fortunes of the French Rothschilds. They lost their nationalities by a decree of the Vichy Government. The Rue Laffitte offices were taken over by a refugee rescue organization. The great art treasures were looted by the Nazis. The family was dispersed—some to America, Elie and Alain to a prisoner-of-war camp and Guy to London to join the Free French forces, after being captured at Dunkirk and escaping.

**T**HE present generation of Rothschilds has turned over a new leaf (gold, of course), though certain traditional Rothschild characteristics remain. One important tradition is represented by the "jockey"—an important member of the Government who is close to the family.

In the Fourth Republic the Rothschilds had a loyal friend in René Mayer, who at various times was Premier, Minister of Finance and Minister of Justice. Mayer had been vice president of the Compagnie du Nord and continued to serve on the boards of half a dozen companies in which the Rothschilds had interests when he held public office.

Today nothing annoys Guy de Rothschild more than insinuations of collusion with Premier Georges Pompidou of the Fifth Republic, formerly director general of the Rothschild bank. "Those who know Pompidou and know us realize that any idea of collusion is unthinkable," he says. "And who is rash enough to think that he could have the least influence over de Gaulle? I hardly know the man. He would not change a comma in a speech for me. And Pompidou, who is the soul of integrity, is the victim of a politically oriented press we know only too well."

There is, of course, nothing so coarse as collusion between Pompidou and the Rothschilds, for the ties between Govern-

ment and high finance in today's France are infinitely more shaded and complex. Just as American oilmen get depletion allowances, companies investing in Sahara oil were offered attractive tax advantages and subsidies. When the world market price of nickel dropped in 1958 and 1959, Le Nickel, a company controlled by the Rothschilds, received government subsidies to make it competitive. And when the new French franc was minted, the reasons for deciding that it should be made from pure nickel were not explained.

Rothschild bank officials become important political figures and, conversely, the Rothschilds hire former high civil servants to direct their enterprises—as American companies with defense contracts hire retired generals. Thus, in 1964, Pierre Mayer resigned as director of the Government's Geological and Mine Research Center to become a director of the Peñarroya lead mines.

Some anti-Rothschild sentiment is based on such ties between businessmen and politicians. Premier Pompidou is regularly denounced in the National Assembly as "*un homme des Rothschilds*," and you still hear it said that R.F. does not mean République Française but Rothschild Frères. Then, too, anti-Semitism remains virulent in France, and the Rothschilds are the most obvious target. The monarchist anti-Semite, Edouard Drumont, once wrote in "*La France Juive*" that the Rothschilds were robbing France of its spiritual heritage by purchasing a celebrated vineyard, and the anti-Rothschild sentiments one hears today are usually on the same hysterical level. On another level, no Rothschild, including Guy, who owns one of France's best-known racing stables, is a member of the Jockey Club, which remains discreetly but tenaciously anti-Semitic.

The Rothschild legend dies hard. Someone told me the other day that the family had paid the anticlerical writer, Ernest Renan, one million francs to write his "Life of Jesus," and that Maurice de Rothschild would only sleep between black sheets.

But in a society in which values shift like wind-swept leaves, the legend is, finally, less absorbing than the Rothschild reality and its reassuring blend of slow change and faithfulness to tradition. The words Dostoevsky wrote in "The Adolescent" hold true today: "My idea is to become a Rothschild; to be as rich as a Rothschild; not only rich, but precisely like a Rothschild. It is an infinitely simple matter; the secret consists in two words: obstinacy and continuity." ■



# Remember how simple life used to be?

It still can be.



Life can be simply great with extra easy K.T.'s—today's altogether new way for grown-up girls to stay little-girl free. And little-girl comfortable. Extra easy K.T.'s slip into place naturally, with just a gentle little placement wand. (Nothing hard about that.) And then they protect—for hours. So you can go on your merry way carefree. Worry free. Unhampered. Hour after hour after hour. New extra easy K.T.'s. Try them. See how simple life can be.

**Extra easy Kotex® tampons**

LOOK FOR THE QUALITY MARK OF KIMBERLY-CLARK



## Odyssey of a Movement (Cont.)

(From Page 5)

had harped on the differences until they seemed a stigma instead of a reflection of the natural economic and philosophic divisions among 25 million people in different stages of social development. During the march, the fusion of two words, black and power, had further divided blacks and antagonized whites the country over.

The marchers reached Canton on June 23. That evening Mississippi lawmen routed them when they tried to set up tents at the McNeil Elementary School, still segregated, like most Mississippi schools, 12 years after the U. S. Supreme Court decision. The Federal Government had reacted to this with legalisms, chiding march leaders for having broken state law by trespassing on school grounds. Law, after all, was law, even in a state where law, very often and despite the work of Congress and the Court, was not law.

The logic might be fuzzy, but in the hardening racial context of 1966 the Washington message seemed clear: America was a country tired of confronting its conscience. A majority of white people were sore from probes into racial nerves. The political emphasis was on image, not reality. Something that flared briefly in the national soul, a confession of racial guilt and a penitential urge toward reform, was now feeble.

A mantle of common cause still was draped over the march but it was slipping fast on that night of the 24th when men, women and children who had been clubbed and tear-gassed the previous evening returned to the school again in protest. But the leadership—split over black power, non-violence and its judgment of the prevailing American mood—had decided against new confrontations in an acrimonious council. The knowledge of disunity was in the dark air as people stood and waited for their leaders on ground made soggy by state troopers who had opened water pipes in a final act of petty harassment.

The people wanted to do something, but no one knew what. The chunky form of Lewis rose on a shaky box. "Fellow freedom fighters," he said. "The whole man must say no nonviolently, his entire Christian spirit must say no to this evil and vicious system. . . ."

Even as he spoke, listeners sloshed away. The speaker's credentials were in order, but his time was out of joint. He spoke the old words of militant love, but the spiritual heart of the movement that

for years had sent crusaders up and down American roads, trusting in love, was broken and Lewis had become that most expendable commodity, a former leader. It was not so much that he was losing his audience; the audience was already lost.

"That night in Canton I felt like the uninvited guest," Lewis says in a choppy Alabama accent. "It's hard to accept when something is over even though you know things have to change. In the beginning, with the sit-ins and Freedom Rides, things were much simpler. Or we thought they were. People just had to offer their bodies for their beliefs and it seemed like that would be enough, but it wasn't. By the time of Canton nobody knew what would be enough to make America right, and the atmosphere was very complicated, very negative."

About a month later the front page of The New York Times carried the headline:

### LEWIS QUILTS S.N.C.C.; SHUNS BLACK POWER

The headline's partial truths fitted the rationale of a white society that had tolerated racial injustice for a century, yet denounced "black power" in a day. At the same time, some in the society were paying sentimental homage to the good old days when Negroes faced fire hoses and police dogs with beatific smiles. Moderates lamented. If only Carmichael hadn't raised his raucous voice or Dr. King had stuck to nonviolence in the South instead of messing with Chicago housing or Vietnam. The rationale comforted Americans who had never been black, since it subtly shifted blame from oppressor to oppressed. Lewis, it followed, was a victim of his own kind.

**T**ODAY he works for the Field Foundation, which supports civil-rights and child-welfare programs. He lives in a one-room apartment in Manhattan's crowded Chelsea district, an area of urban renewal and civic decay where civil rights are guaranteed but human destinies are often circumscribed. The apartment walls bear mementos from his life in the movement—a photograph with Senator Robert Kennedy, a Kenyan antelope-skin drum from an African tour and, next to it, a snapshot of two water fountains in an Alabama courthouse that shows a big electric cooler labeled White and a dinky bubbler marked Colored. The picture leads Lewis to talk about his origins as he sits on a daybed, his face habitually serious, his manner somewhat

formal, befitting a properly brought up Southern boy.

Lewis was raised in Pike County, Ala., in a family with six brothers and three sisters. The landscape is red clay and green pine, the population 60 per cent white and the rest black. Pike and its county seat of Troy exist on a hard-scrabble economy of cotton, lumbering, peanuts, cattle and credit.

"When I grew up, white kids went to high school, Negroes to training school," he says. "You weren't supposed to aspire. We couldn't take books from the public library. And I remember that when the county paved rural roads they went 15 miles out of their way to avoid black-topping our Negro farm roads."

He also remembers watching Tarzan movies from the segregated balcony, he and his friends identifying with the tribesmen and cheering them on against Tarzan. These memories of clay roads dusty in summer and gluey with fall rain, of books denied and movie heroes with bones through their noses are only about a dozen years old. Yet many white Americans are impatient when Negroes don't forget all this promptly or when their recent past makes them wary of present white promises and advice.

Somehow, Lewis became converted to (some would say hooked on) nonviolent love early in life. He is not sure why.

"My mother is a good Christian but nonviolence was never a family topic," he says. "Sometimes my father wanted me to do chores instead of go to school, and I'd hide out to get the school bus. He'd catch hold of me later and he wasn't nonviolent."

Lewis was already a teenage preacher when the civil-rights gospel began spreading over the South. In 1957, he tried to apply to all-white Troy State College. His mother, fearful, wouldn't sign the papers. The classic ingredients of black American drama that so often ended in tragedy were beginning to mix: a boy moved to rebel against injustice, parents fearing the unknown content of change more than the reality of oppression.

In a broader American tradition, the cornball tradition of the poor boy who leaves the farm to struggle for an education in the big city, Lewis obtained a work scholarship at the all-Negro American Baptist Seminary in Nashville. Working as a janitor and pursuing a bland ministerial education, he encountered a transcendent personality in another student, James Lawson. A pacifist who



**TURNING POINT**—At Canton, Miss., June 23, 1966, tear gas routs Freedom Marchers trying to set up tents for the night on the grounds of a school. This and similar incidents roused the cry for "retaliatory violence."

had served time as a conscientious objector, Lawson is the generally unheralded spiritual father of the movement's belief in nonviolence and was a major influence on Martin Luther King.

"Lawson didn't talk much about demonstrations," Lewis recalls. "But he philosophized about keeping in harmony with the Christian faith until Christ's example wasn't something remote anymore. Your flesh could suffer like Christ's out of love. This was a strong current in the Nashville Student Movement that evolved into S.N.C.C. in 1960. You have to understand this to understand what S.N.C.C. was in the beginning."

**B**Y 1960, the Montgomery bus boycott was four years in the past. But aroused black emotions still were searching for direction and Nashville was the center of the ferment, particularly among young people filled with both urgency and frustration as they watched their slow-moving elders.

"When I'd come home and preach civil rights," says Lewis, "my mother would say: 'Preach the Bible, preach the Scripture.' She'd talk about my 'call,' and I'd say, 'Mama, if I'm called by God, why can't I do what He tells me to preach?'"

Lewis was arrested half a dozen times during the 1960 sit-ins, but that was only a prelude to the 1961 Freedom Rides. For many veterans of the movement, those days were a combination of Dickens's French Revolution ("... the best of times . . . the worst of times . . .") and America's own frontier days. The risks were so grave, the rewards to the spirit so satisfying that it

was difficult for many participants, and impossible for some, ever to adjust to the prosaic tasks of black political and economic organization. Lewis himself may be a victim of that fearful glory.

It seems a very long national time ago when CORE sponsored 13 volunteers who left Washington, D. C., on two regularly scheduled buses heading into the territory of Jim Crow. It was May 4, 1961, only six years ago. One bus was burned in Anniston, Ala., and riders were beaten at other stops. The atmosphere was murderous.

"CORE called off the rides as too dangerous," Lewis recalls. "Robert Kennedy was Attorney General and he wanted a cooling-off period. The Nashville Christian Leadership Council—an affiliate of Dr. King's Southern Christian Leadership Council—said it was suicidal. A group of mainly young people decided we had to go on. On Wednesday morning, May 18—no, May 17—three young ladies and seven guys left Nashville for Birmingham. Eight Negroes and a white young lady and a white boy. Jim Zwerg was his name. All those names come back of people you never see again."

They were arrested in Birmingham, went on a hunger strike and two days later, in the predawn hours, were driven by the police to the Alabama-Tennessee line and dumped out near the town of Ardmore. "It was still dark. We didn't know if whites were waiting to welcome us, so we hunted up the railroad tracks because colored families always live by them. There was an old Negro couple in a shack, scared to death, but they took us in."



Wirtschaftsh

6 Frankfurt a.M., 28. Juni 1965  
Wolfgangstr. 22a

AIRMAIL

Dr. Max Kreuzberger  
Leo Baeck Institute  
129 East 73rd Street  
New York 21, N.Y.

USA

*Kopie f. Dr. Kreuzberger*

*File*

Betr.: Wirtschaftshistorische Arbeiten -  
Bethmann-Archiv Frankfurt a.M.  
Ihr Schreiben vom 11.5. 1965  
Ihr Zeichen: MK/DZ

Lieber Dr. Kreuzberger:

Ich habe den Frankfurter Stadtarchivdirektor kürzlich zu einem längeren Gespräch aufgesucht und dabei auch über das obengenannte Archiv gesprochen. Ich glaube nicht, dass vor Ende 1965 es möglich sein wird, Einsicht in das Archiv zu bekommen, weil es noch nicht aufgestellt werden konnte. Es umfasst nämlich nicht weniger als 280 laufende Regalmeter. Das Archiv besteht aus einem Bankarchiv vom 18. Jahrhundert an und einer Ausschnittsammlung, die auf das 19. Jahrhundert beschränkt ist.

Ich behalte die Sache im Auge und gebe Ihnen zu gegebener Zeit gern Nachricht.

Mit bestem Gruss  
Ihr

*E. G. Lowenthal*

E.G. LOWENTHAL

Alles Gute für  
1966

# Privatbankier und Philosoph

Ein Privatbankier in der Zeit der Weimarer Republik / Von Wilhelm Treue

**Hans Fürstenberg: Erinnerungen. Mein Weg als Bankier und Carl Fürstenbergs Altersjahre, Rheinische Verlags-Anstalt, Wiesbaden, 303 S., 28,- DM.**

Als Hans Fürstenberg vor 35 Jahren den „Niederschlag zahlreicher Unterhaltungen, die wir geführt haben“, so faßte, als habe der achtzigjährige Vater Carl Fürstenberg selbst das Buch geschrieben, da wurde diese „Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers“ sehr schnell zur Lieblingslektüre vieler Menschen, die sich mit Bankwesen, Industrie, Handel und Politik auf lebendige und unterhaltsame Art bekannt machen oder die eigene Erinnerung auffrischen wollten.

Nennt man den Namen Carl Fürstenberg, dann fällt fast jedem Gesprächspartner ein Bonmot, eine jener vielen witzigen und geistreichen Formulierungen dieses Bankiers ein, die viel Berlinerisches an sich haben, natürlich auch mit dem großen Fundus der Bankierswitze verbunden sind, darüber hinaus aber von eigener Originalität der geistigen Erkenntnis und Durchdringung von sachlichen Zusammenhängen und persönlichen Verhältnissen zeugen. Es gibt keine Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit, in der die deutsche Entwicklung zum bürgerlichen Hochkapitalismus und der deutsche Anteil am Imperialismus so souverän dargestellt, durchleuchtet und nachgelebt wird wie gewissermaßen von einem Seniorteilhaber in diesem Bande, der von seiner Kindheit in Danzig bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges reicht.

Es gibt auch kein Buch, in dem das Verhältnis von Privatwirtschaft und Staatswirtschaft, von Volkswirtschaft und Weltwirtschaft, die Bedeutung des Bankwesens und seine enge Verflochtenheit mit der Schwerindustrie, die Zusammenhänge von Politik und Wirtschaft in dieser Zeit so überzeugend an Beispielen, plaudernd und doch ernsthaft aus der Erfahrung eines Achtzigjährigen geschildert werden. Was etwa Hallgarten in seinen zwei Bänden über den Imperialismus veröffentlicht hat, erscheint im Vergleich mit der selbstverständlich wirkenden Eleganz und niemals einfach aufzählenden Fülle, mit der Treffsicherheit dieses Buches wie die schwerfällige Compilation eines Antiquars.

Dieses nach Sujet und Darstellungsweise einzigartige Buch wurde, so erfährt man nun, von Hans Fürstenberg, dem Sohn also, in der täuschenden Form geschrieben und präsentiert, die den Vater 1930 erfreuen und den Leser eine Unmittelbarkeit

empfinden lassen sollte, welche zwar nicht buchstäblich, aber der Sache nach fast vorhanden war. Als ein anerkannter glänzender Schriftsteller und im „Hauptberuf“ höchst erfolgreicher Bankier, der eines sympathisierenden Publikums sicher sein kann, legt Hans Fürstenberg nun einen zweiten Erinnerungsband vor

Die Geschichte ist inzwischen um 35 Jahre weiter geeilt — und der Autor um die gleiche Zeit älter geworden. Nun kann nicht mehr mit der relativen Unbefangenheit des sehr begabten vierzigjährigen Juniorpartners eines großen Berliner Bankiers hinter dessen Maske ein wichtiger Zeitabschnitt des unternehmenden Bürgertums in biographisch-autobiographischen Kapiteln kunstvoll mit leichter Hand dargestellt werden. Die Kurve der Geschichte des deutschen Großbürgertums von 1870 bis 1914 führte fast ununterbrochen aufwärts, die für die Zeit danach mit wenigen und kurzen Ausnahmen noch steiler abwärts. Aber dennoch bringt Hans Fürstenberg bei der Niederschrift seiner eigenen Erinnerungen bis 1918 und einleitend selbst bis in die neunziger Jahre wieder den grundsätzlichen Optimismus auf, der ihn sogar der um sich greifenden Wirtschaftskrise zum Trotz auf der Mitte seines Lebens selbstverständlich erschienen war. Damals legte er seinem Vater die Sätze in den Mund: „Was in schwerster Zeit geleistet wurde, berechtigt zur Zuversicht in unsere Zukunft. Möge Deutschland das finden, was ihm bei großer Tüchtigkeit, Opfermut und Arbeitsfreude während der letzten Jahrzehnte allzuoft gefehlt hat: Glück und ein freundliches Schicksal.“ Heute schreibt er, allerdings stärker auf die eigene Person und deren Lebenskreis bezogen, gegen Ende des neuen Buches, „ich will den Tag nicht vor dem Abend loben, aber an jenem Abendhimmel, der sich nun vor meinem eigenen Blick ausbreitet, scheinen mir Schatten und Licht gleichmäßig verteilt . . . und ich bin voll Dankbarkeit für ein oft schwieriges, oft glückliches, nie aber gleichgültiges Geschick“.

Die ersten Kapitel dieses neuen Buches schließen noch inhaltlich und selbst stilistisch an den ersten Band an: sie behandeln Kindheitserinnerungen an den Vater, Lehrjahre in der väterlichen Bank, Wanderjahre im Auslande, Frieden und Krieg und schließlich die Altersjahre des Vaters. Dann aber folgen rund 200 Seiten über die Inflation, den Aufschwung und die Wirtschaftskrise bis in das Dritte Reich hinein und den „Abschied von Deutschland“ — Kapitel, über die man wieder sagen muß: da wird vom

Bankier auf eine Weise das Wichtigste an der Entwicklung von Institutionen wie Hapag und Lloyd und über Personen wie Schacht und Luther gesagt und in die allgemeine Entwicklung eingeordnet, mit der keine historische Darstellung der Weimarer Republik sich messen kann. Die enge Vertrautheit des tätigen Zeitgenossen mit Sachen und Personen erlaubt eine Beschreibung von Zusammenhängen, deren Geschlossenheit dem Fachhistoriker zumeist verwehrt ist. Liest man etwa bei Fürstenberg, wie auf dem letzten großen Bankiertag vor der Weltwirtschaftskrise und dem Dritten Reich 1928 in Köln mit dem Oberbürgermeister Dr. Adenauer so bedeutende deutsche Privatbankiers wie Hans Fürstenberg selbst, Waldemar von Oppenheim, Louis Hagen, Max Warburg, Robert Pferdenges und der „nicht minder kluge Herr Silverberg“ zusammengetroffen sind, liest man weiter etwa in M. M. Warburgs Erinnerungen, dazu die eine oder andere Rede von Pferdenges und die entsprechenden Partien von Schachts Memoiren, dann weitet sich die Spezialgeschichte der Banken und Bankiers zu einem aufschlußreichen Kapitel über die Weimarer Republik in jenen Monaten des Überganges von Wirtschaftskonjunktur und politischem Optimismus zu Rezession und Offenlegung der politischen Labilität. Was Fürstenberg in dem Kapitel „Von der Wirtschaftskrise zum Dritten Reich“, was er über das Verhältnis von Schacht und einigen Unternehmern, etwa Krupp, zum Nationalsozialismus schreibt, das korrigiert wohl begründet manches Urteil in der bisherigen Literatur.

Auch Fürstenbergs zweiter Band ist, da er unzählige Begegnungen, Unterhaltungen und Konferenzen schildert, naturgemäß stark anekdotisch stilisiert — aber aus vielen Gründen mehr auf das Politische als auf das Persönliche zugespielt. Auch schildert er weit mehr als der erste das Detail der Bankiersarbeit.

Einer der auch heute wieder führenden deutschen Privatbankiers legt hier Memoiren vor, die nicht allein glänzend geschrieben und reich an historisch wichtigem Gehalt, sondern auch der wissenschaftlichen Selbstkontrolle des Verfassers unterworfen sind. Denn Fürstenberg hat in den Jahren des Dritten Reiches, über die er mit vornehmer Zurückhaltung schreibt, in Frankreich, „da ich kein Talent zum Nichtstun habe“, Philosophie studiert und 1956 bis 1962 drei philosophische Werke geschrieben, deren letztes von der Académie Française preisgekrönt wurde. Auch der Essay „Erinnerungen an Walther Rathenau“ von 1962 sei hier noch genannt. Er ergänzt aus genauer Kenntnis der Person sowohl wie der wirtschaftlichen und schriftstellerischen Leistungen die Rathenau-Biographie des Grafen Kessler durch eine scharfsinnige historisch-gesellschaftliche Einordnung Rathenaus mit einer Unabhängigkeit, die der übrigen jüngeren Rathenau-Literatur fehlt.

Bankier, Essayist und gelehrter Philosoph! Es gab und gibt bedeutende Bankiers, die auch große verständnisvolle Mäzene sind, und weltberühmte Kunstsammler, die aus Bankiersfamilien stammen, wie etwa Eduard v. d. Heydt. Der Kunsthistoriker und Bibliotheksgründer Aby Warburg, der Archäologe Max von Oppenheim und in einer jüngeren Generation der Philosoph Hans Fürstenberg (Walther Rathenau und Otto Wolff mit seinem Buch über Ouyard gehören in andere, wenngleich verwandte Bereiche) aber stehen in der vordersten Reihe jener kleinen Gruppe von Männern, die aus „reinen“ Bankiersfamilien hervorgegangen, früher oder später originelle Gelehrte geworden sind und als solche wissenschaftliche Werke von Bedeutung und dauernder Wirkung geschaffen haben — Fürstenberg sogar unter Fortführung seines „eigentlichen“ Berufes auch wieder in Deutschland.

H. Hassmann hat 1953 in seinem geistvollen Büchlein über die „Gestalt des Privatbankiers“ diesen und den Bankier überhaupt als einen Mann „der Versöhnung und der Vereinigung“ bezeichnet und weiter geschrieben: „Diesem Grundzug seines Wesens entspricht seine Einstellung zum Staat. Sein Verhältnis zum Staat wird bestimmt durch seinen Hang zum Konservativen und seine Neigung zur Verständigung, die wir bei ihm in vielen Einzelheiten immer wieder bestätigt finden. Seine vermittelnde Funktion und seine konservative Gesinnung festigen und bestärken ihn in der Ablehnung alles Extremen und Umstürzlerischen; er ist ein Gegner radikaler Parteien und extremer Strömungen, er steht dem Phänomen des Krieges und der Revolution aus tiefster innerer Überzeugung ablehnend gegenüber, weil jeder gewaltsame Eingriff in die bestehende Ordnung Brücken abbricht und Verbindungen löst. Er liebt die Ordnung, denn nur in einer festgefühten Ordnung kann sich seine Tätigkeit fruchtbar entfalten.“ Diese Sätze könnten, wie Hans Fürstenbergs „Erinnerungen“ zeigen, die zu den besten und wichtigsten deutschen Memoirenwerken gehören, gerade auf diesen Privatbankier gezielt sein.



# Das englische Haus der Rothschilds

(Fortsetzung von Seite 62)

Dies war natürlich mehrere Jahre vor Waterloo. Wellingtons Heere standen in Spanien, ohne direkte Verbindung mit der Heimat, und Wellington hatte die größten Schwierigkeiten, Gelder für die Verpflegung und den Sold seiner Soldaten aufzubringen. Er ließ deshalb Anweisungen auf die Bank von England drucken, die im Süden Europas zum nur sechsten Teile (!) ihres Nennwertes gehandelt wurden, während sie die Bank von England zu 100 Prozent einlösen mußte — ein riesiger Verlust für die Staatskasse. Hier nun sprang Nathan Meyer Rothschild, in Verbindung mit seinem inzwischen in Paris ansässigen Bruder James, in die Bresche. Im Einverständnis mit dem bereits genannten Staatsmann Herries kauften sie die Papiere an der spanischen Grenze auf; zu diesem Zwecke schafften sie heimlich, oft unter Lebensgefahr, durch das feindliche Frankreich Gold- und Silbergeld nach Spanien. So machte das Rothschild'sche Kapital ungefähr sechsmal den Weg durch Frankreich nach Spanien und zurück, und sowohl dem englischen Staat (der nur noch wenig verlor) wie auch den Rothschilds (die natürlich eine Provision erhielten) war geholfen.

Einer seiner Söhne, Baron Lionel de Rothschild (1808—1879), wurde 1847 als erster Jude zum Abgeordneten des britischen Unterhauses gewählt, und zwar für die Whig-Partei (die späteren Liberalen) für den Wahlkreis der City von London. Er konnte seinen Parlamentssitz jedoch nicht antreten, weil es ihm unmöglich war, den

damals gebräuchlichen Abgeordneteneid zu leisten, der die Worte enthielt: „... dem wahren Glauben eines Christen gemäß.“ Fünfmal wurde er wiedergewählt, und fünfmal stellte er sich vergeblich im Unterhaus ein. Er mußte es jedesmal wieder verlassen. Erst elf Jahre später wurde der Wortlaut des Eides geändert, und am 26. Juli 1858 konnte er endlich seinen Sitz einnehmen.

Im Jahre 1875 konnte die Londoner Rothschilds dem britischen Staat wieder einmal einen außerordentlichen Dienst erweisen. Der Suezkanal war ursprünglich rein französisches Besitztum, aber nach dem Kriege von 1870/71 geriet er in finanzielle Schwierigkeiten, die zu bedenklichen internationalen Verwicklungen führten. Im entscheidenden Augenblick griff in London Nathaniel (Lord) Rothschild ein und erwarb, im Auftrage der britischen Regierung unter Disraeli, für vier Millionen Pfund die türkischen und ägyptischen Kanalanteile, womit der entscheidende britische Einfluß auf den Kanal sowie die ganze Stellung Englands im Mittelmeer auf Jahrzehnte gesichert waren. Nathaniels Sohn und Erbe war Lionel Walter (Lord) Rothschild. Er war viele Jahre lang Präsident der United Synagogue; und er war es, an den im Jahre 1917 von Außenminister Arthur James Balfour die Balfour-Deklaration gerichtet wurde.

Lord Lionel Walter war auch Gabbai (Vorsteher) der Great Synagogue in der City von London. Bis zu seinem Tode einige Jahre vor dem letzten Kriege pflegte er alljährlich den Jom

Kippur fastend in der Great Synagogue zu verbringen. Zu Mincha des Tages jedoch war ihm jedesmal und regelmäßig angetragen, in einer großen Halle, die für einen zusätzlichen Gottesdienst gemietet war, zur Thora aufgerufen zu werden und die Haftarah (das Buch Jona) zu sagen. Diese Halle war etwa eine Meile von der Great Synagogue entfernt. Jom Kippur war dadurch in der City sozusagen zu einem Ereignis geworden; und gegen drei Uhr nachmittags versammelte sich die nichtjüdische Menge auf den Straßen und Bürgersteigen und — stand Spalier für Lord Rothschild! Denn gegen drei Uhr verließ der Lord im Zylinderhut die Synagoge und ging durch die City zu Fuß zu jener Halle, begleitet von Polizisten, die vor und hinter ihm her gingen. Die Menge stand schweigend Spalier, und aller Augen folgten der Prozession des jüdischen Herrn, der da zu Fuß ging, um zur Thora aufgerufen zu werden.

All diese Episoden (und es gibt derer mehr) zeigen zweierlei, nämlich wie loyal und regierungstreu das Haus Rothschild zu allen Zeiten war und wie es — gerade deshalb — allenthalben stets hohes Ansehen genoß. Das Bankhaus steht im Mittelpunkt der City. Seit vielen Jahrzehnten besaß und bewohnte es den New Court, ein altes, palastähnliches Gebäude. Vor einigen Jahren wurde dieses abgerissen, und heute steht an der gleichen Stelle ein neuer New Court, ein zweckgemäßes Hochhaus, das in das moderne Stadtbild organisch hineinpaßt — immer noch der Sitz des Bankhauses der Rothschilds.

# Das englische Haus der Rothschilds

Von William Stern

Die „Königlich“ privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ im Verlage der „Vossischen Erben“ — die spätere „Vossische Zeitung“ — war im Zeitalter Napoleons die einzige Zeitung Berlins; sie erschien dreimal die Woche. In ihrer Nr. 75 vom 24. Juni 1815 bringt sie auf der Titelseite eine ganz kurze Meldung, nämlich eine Privatnachricht, wonach Blücher am 18. Juni einen großen Sieg über Napoleon errungen haben soll. (Es erübrigt sich, zu betonen, daß es Telegrafien noch nicht gab.) Erst in der nächsten Ausgabe, vom 27. Juni, kann die Zeitung berichten, daß am 24. Juni morgens um drei Uhr ein Offizier mit einer von Blücher selbst geschriebenen Siegesmeldung eingetroffen ist. Die Wechsel- und Wertpapierkurse der „Voss“ weisen in jenen Tagen keine Veränderungen von Belang auf. Auch die ausführlichen Korrespondenzberichte aus London, die anfangs Juli 1815 in Berlin eingegangen sind und von der Zeitung abgedruckt werden, bringen nicht ein Wort über einen Börsensturz oder auch nur eine ungünstige Beeinflussung der Börse.

Der 18. Juni 1815 war bekanntlich das Datum der Schlacht von Waterloo. Es ist an der Zeit, ein für allemal mit der Legende aufzuräumen, die da besagt, Nathan Meyer Rothschild in London habe mit einer Falschmeldung über eine angebliche Niederlage der Engländer, Hannoveraner und Preußen bei Waterloo einen vorübergehenden Börsenkollaps verursacht und sich auf diese Weise um Millionen bereichert. Zur NS-Zeit gab es ein Hörspiel „Rothschild siegt bei Waterloo“, das diese Legende darstellte, ein ähnliches Drama ist in jenen Jahren auch auf deutschen Bühnen aufgeführt worden. Zudem erschienen Bücher, die — dem damaligen „Zeitgeist“ entsprechend — die Geschichte der Rothschild-Dynastie unsympathisch behandelten und alle möglichen un belegten Behauptungen aufstellten.

Die Legende geht — mit kleinen Variationen zum Thema — darauf hinaus, daß Nathan Meyer zufällig der Schlacht von Waterloo beigewohnt habe und dadurch Zeuge des englisch-preußischen Sieges war. Er soll dann auf schnellstem Wege, einschließlich einer abenteuerlichen Sturmfahrt über den Kanal, nach London gereist sein, wo er die Falschmeldung von einer englischen Niederlage verbreitet und somit einen Kurssturz verursacht habe; und viele Wertpapiere habe er billigst gekauft. Am Abend traf dann — so heißt es weiter — die offizielle Siegesnachricht ein; die Kurse stiegen geschwind, und Rothschild verkaufte mit großem Profit. Der wahre Ablauf der Dinge war jedoch ganz anders, und zur Erhärtung dessen sind gerade auch die genannten Nummern der Berliner „Voss“ von Wichtigkeit, zeigen sie doch: erstens daß Privatnachrichten schneller eingegangen waren als offizielle (letztere dauerten

bis zu fünf Tagen), und zweitens daß niemand einen Londoner Börsensturz erwähnt oder auch nur andeutet.

Wirklich zugetragen hatte sich dieses: Ein Agent Rothschilds mit Namen Rothworth hielt sich in Erwartung der Kunde über den Ausgang der Schlacht in Ostende auf. Es gelang ihm, die allererste Zeitungsnachricht über den Sieg, nämlich eine Nummer der holländischen „Gazette“, trisch aus der Presse zu erhaschen und schnurstracks ein nach England fahrendes Schiff zu besteigen. Am 20. Juni frühmorgens traf er in London ein und verständigte Rothschild sofort. Und

dem 24. Juni). Wie der — vor kurzem verstorbene — sehr zuverlässige Historiker Dr. Cecil Roth schreibt („A History of the Jews in England“, Oxford 1941, S. 238): „Es war Rothschild (der sich bemüht hatte, die Preise auf der Börse hochzuhalten, einer skeptischen Börsenstimmung und einem fallenden Markte gegenüber), der die Nachricht über Waterloo dem besorgten Ministerpräsidenten überbrachte.“ Ebenso schreibt Roth in seiner „A short History of the Jewish People“ (London 1969, S. 362): „Er (Rothschild) hatte einen derart perfekten Nachrichtendienst organisiert, daß er in der Lage war, der Regie-

lich in englischen Händen, und Nathan Meyer, erst 21 Jahre alt, hatte seinem Vater seine Ideen darüber dargelegt: In Manchester wolle er englische Stoffe an der Quelle ankaufen und dadurch in diesen Handel eintreten. Es gelang ihm bald, die richtigen Beziehungen anzuknüpfen, und dann wurde ihm die Provinzstadt schon zu klein. Im Jahre 1804 naturalisiert, zog er 1805 nach London, dem finanziellen Herzen der Welt. Aber um dort Erfolg zu haben, bedurfte es größerer Mittel, als ihm zur Verfügung standen. Er bestürmte Vater und Brüder, ihm für seine in Aussicht stehenden großen Geschäfte die erforderlichen Gelder zu verschaffen.

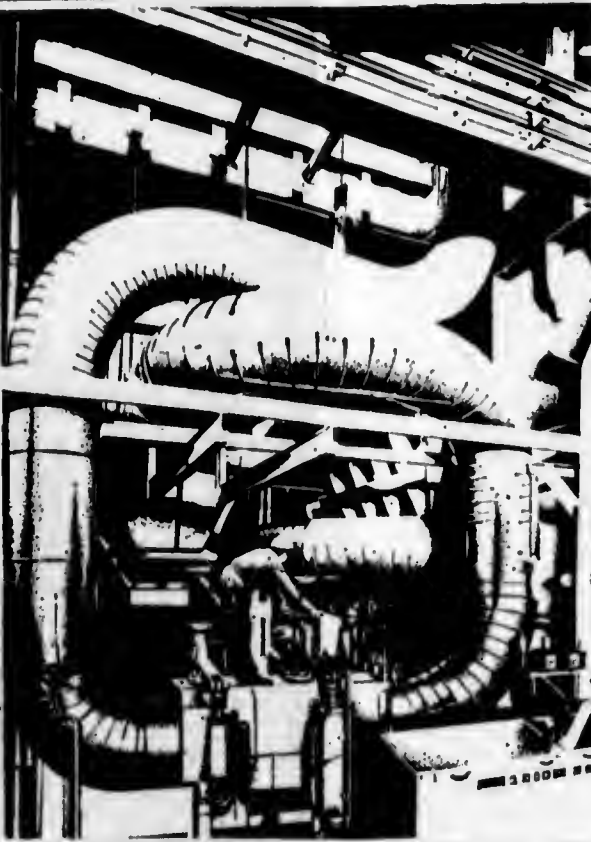
Der damalige Landgraf von Hessen-Kassel war ein sehr reicher Mann; sein Vermögen wurde von vielen Banken verwaltet, und einen sehr bescheidenen Anteil an diesem Geschäft hatte auch Meyer Amschel Rothschild in Frankfurt. Als jedoch der Landgraf von Napoleon vertrieben wur-

MILLIONEN  
WATT  
FÜR DIE  
MILLIONENSTADT

# STROM

FÜR  
BERLIN

**BWAG**  
BERLINER KRAFT- UND LICHT (BEWAG)-AKTIENGESELLSCHAFT



ALLE MENSCHEN BRAUCHEN STROM,  
VIEL STROM.  
VON JAHR ZU JAHR MEHR STROM.  
DIE KRAFTWERKE DER BEWAG  
SICHERN JETZT UND IN ZUKUNFT  
DIE VERSORGUNG DER STADT.

**STROM**

bietet  
immer  
mehr

hier kommt der Unterschied: Statt eine Falschmeldung zu verbreiten, gab Rothschild, im Gegenteil, die Information alsbald an die britische Regierung weiter, und zwar durch den ihm gut bekannten Finanzmann und Staatssekretär John Charles Herries. Am 21. Juni traf dann Major Henry Percy mit Wellingtons offizieller Siegesmeldung ein.

So war in London wie in Berlin eine private Nachricht vor der offiziellen angekommen, nur daß es nach London mit letzterer noch viel schneller ging als nach Berlin (21. Juni verglichen mit

dem 24. Juni). Wie der — vor kurzem verstorbene — sehr zuverlässige Historiker Dr. Cecil Roth schreibt („A History of the Jews in England“, Oxford 1941, S. 238): „Es war Rothschild (der sich bemüht hatte, die Preise auf der Börse hochzuhalten, einer skeptischen Börsenstimmung und einem fallenden Markte gegenüber), der die Nachricht über Waterloo dem besorgten Ministerpräsidenten überbrachte.“

Es wäre auch in der Tat weder mit Nathan Meyers Charakter noch mit der gesamten Tradition des Hauses Rothschild zu vereinbaren gewesen, wenn er nicht — wie übrigens all die anderen Familienangehörigen auch — stets regierungstreu und loyal gehandelt hätte. Nathan Meyer (1776—1836), der dritte Sohn des Gründers der Dynastie, Meyer Amschel (1743—1812), und wohl das größte Genie unter den „Fünf Frankfurtern“, war 1798 von Frankfurt nach Manchester gezogen. Damals war die Tuchfabrikation fast ausschließ-

de und nach Prag in die Verbannung gehen mußte, ordnete der Kaiser die Beschlagnahme seiner Vermögen an; und damit hatten die kontinentalen Banken für ihn ausgespielt. Es gelang den Frankfurter Rothschilds, den Fürsten dazu zu bewegen, sein Geld durch Nathan Meyer in London in britischen Konsols (Staatspapieren) anlegen zu lassen. Die für damalige Verhältnisse gewaltige Summe von 550 000 Pfund sandte der Landgraf nach London, und mit dieser Anleihe war Nathan Meyer gedient.

(Fortsetzung auf Seite 63)



Loeb

## 100-JÄHRIGES BANK-JUBILÄUM

Das in der ganzen Welt bekannte amerikanisch-jüdische Bankhaus **Kuhn, Loeb & Co.** in New York konnte am 1. Februar 1967 auf ein 100-jähriges Bestehen zurückblicken. Die Bank gehört zu den grössten und einflussreichsten Banken der Vereinigten Staaten. Ihre Gründer kamen aus Deutschland. **Salomon Loeb**, einer von 13 Kindern eines kleinen Weinhändlers in Worms, verliess Deutschland nach der Revolution von 1848, kam nach den Vereinigten Staaten, zunächst nach Cincinnati, wo er mit **Abraham Kuhn** ein Geschäft eröffnete, das während des Bürgerkriegs ausgezeichnet prosperierte. Mit 500,000 Dollars kamen die beiden, die inzwischen Schwäger geworden waren, nach New York und gründeten ihre Firma. Im Jahre 1875 erwarb der in Frankfurt geborene **Jacob Schiff** eine Partnerschaft und heiratete später **Salomon Loeb's** älteste Tochter. **Jacob Schiff**, dessen philanthropische Tätigkeit noch in guter Erinnerung ist, war die treibende Kraft in der Firma, die er in die erste Reihe der amerikanischen Privatbanken brachte, gleich hinter **J. P.**

**Morgan**. **Schiff** leitete die Firma von 1875 bis 1920 und schaffte einen grossen Teil des Kapitals für die sich schnell industrialisierenden Vereinigten Staaten. Ein weiterer Partner von **Kuhn, Loeb & Co.** war **Otto Kahn**, der Mäzen der amerikanischen Kunst. **Jacob Schiff** und **Otto Kahn** waren unter den bedeutendsten Finanzmännern, die die Kontrolle der amerikanischen Eisenbahnen in Gemeinschaft mit **Edward Harri-man** gegen **Morgan** erwarben. **Paul L. Warburg**, ein anderer Partner, war einer der Gründer des Federal Reserve Systems und wurde von Präsident **Wilson** in den ersten Aufsichtsrat dieser Institution entsandt. Gegenwärtig wird die Bank von **John Schiff** und **Frederik Warburg** geleitet.

Von dem Umfang der Geschäfte der Bank gibt die Tatsache einen Begriff, dass **Kuhn, Loeb & Co.** in den letzten vier Jahren mehr international anerkannte Wertpapiere ausgegeben hat als irgendein anderes Finanzinstitut, ausgenommen die Deutsche Bank, Westdeutschlands grösstes Bankhaus.

Lx.

*Lebensw. N. 1.*

## **Kurt Loewenberg**

32,12  
(14. April 1966) **gestorben** 1966).

In seinem 66. Jahre starb in New York der in philanthropischen Kreisen bekannte Kurt Loewenberg, Präsident der Metallfirma Brandeis, Goldschmidt & Co. Kurt Loewenberg wurde in Berlin geboren und war Direktor und Vizepräsident der Bankfirma S. G. Warburg & Co.

Vor einigen Jahren wurde er von dem United Jewish Appeal als der Mann bezeichnet, der geholfen hat, Hunderttausenden von verzweifelten Menschen den Lebensmut wiederzugeben, in dem er unendlich viel dazu beigetragen hat, den Staat Israel, zu einer Heimat für vertriebene und unglückliche Menschen zu machen. Die Federation of Jewish Philanthropies ehrte Kurt Loewenberg ebenfalls für seine unermüdliche Arbeit im Dienste der Menschenliebe.

Die Congregation Habonim, deren Vizepräsident er war und alle Menschen, die Kurt Loewenberg befreundet waren, und deren gab es viele, trauern mit seiner Ehefrau Elizabeth geborene Schiffmann und seinem Sohne Ralph.



# BANK-BETRIEB

FRÜHER BANK-ARCHIV · BEGRÜNDET 1901

ZEITSCHRIFT FÜR BANKPOLITIK UND BANKPRAXIS

HERAUSGEGEBEN VOM BUNDESVERBAND DES PRIVATEN BANKGEWERBES · KÖLN

SCHRIFTFÜHRUNG: FRIEDRICH BÖSEL

5. Jahrgang

August 1965

Nummer 8

## Inhaltsverzeichnis

### Aufsätze und Berichte

- Grundzüge des neuen Aktienrechts · Adolf Schäfer, Düsseldorf . . . 174  
Die finanzielle Seite der Produktivitätssteigerung ·  
Franz Heinrich Ulrich, Düsseldorf . . . . . 178  
Die Kredithilfen des Bundes für freie Berufe — Bürgschaften und  
Zinsverbilligungen · Erhard Lange, Bonn . . . . . 181  
Exportkreditversicherung und längerfristige Exportfinanzierung  
in Großbritannien · Walter Vielmetter, Düsseldorf . . . . . 184  
Die wesentlichen Vorschriften des II. Gesetzes zur Förderung der  
Vermögensbildung der Arbeitnehmer · Dieter Holzheimer, Köln . . 193  
Otto Bernstein in memoriam . . . . . 195

### Aus Tätigkeitsberichten

- Deutscher Sparkassen- und Giroverband: Die Konsumentenkredite der  
Sparkassen . . . . . 197  
Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands:  
Das Kreditsystem der Sowjetzone . . . . . 198

### Kurzinformationen und Kommentare

- 20 Milliarden DM Mittelstandskredite der privaten Banken . . . . . 199  
Mittelstandsfonds jetzt 200 Millionen DM . . . . . 200  
Dem Mittelstand stets zur Verfügung . . . . . 200  
Sparkassen gegen Teilzahlungsbanken . . . . . 200  
Wettbewerbsregelung und Wettbewerbsuntersuchung . . . . . 200  
Banken ändern Konditionen für Anschaffungsdarlehen . . . . . 201  
Öffentliche Wirtschaft im Monolog . . . . . 201  
Staatliches Spielkasino — gemeinwirtschaftlich und gemeinnützig? . . . 202  
Die gewerbliche Betätigung der öffentlichen Hand . . . . . 202  
Mehr Vertrauen in die Kräfte des Marktes . . . . . 202  
Neue Verlustquelle erschlossen: Postreisescheck . . . . . 202  
Einbeziehung von Zulieferungen in die Exportkreditversicherung  
der EWG-Länder . . . . . 203  
Chronik des privaten Bankgewerbes . . . . . 204

### Aus der Arbeit des Bundesverbandes

- Einheitliches Personenkennzeichen nur für öffentliche Verwaltungen . . 205  
Neuregelung der Sammelwertberichtigungen bei den Kreditinstituten . . 205  
Bankgeheimnis in der Betriebsprüfung . . . . . 205  
Die 50 größten deutschen Kreditinstitute Ultimo 1964 . . . . . 206

### Statistik

- Die Spareinlagen der Postsparkasse . . . . . 208

## Grundzüge des neuen Aktienrechts

Adolf Schäfer, Düsseldorf

Das neue Aktienrecht, dessen Verkündung bevorsteht, wird – jedenfalls in wesentlichen Teilen – ab 1. Januar 1966 in Kraft treten und damit das tägliche Leben der deutschen Aktiengesellschaften in mancher Hinsicht ändern. Für die Banken, deren Tätigkeit sich in besonderem Maße mit dem Aktienwesen berührt, bleibt also nicht viel Zeit, sich mit dem neuen Recht vertraut zu machen und die betriebliche Arbeit darauf einzustellen. Angesichts des Umfangs des Gesetzgebungswerks und der Vielzahl neuer Bestimmungen erscheint es angezeigt, sich einen Überblick zu verschaffen und Klarheit über die Grundsätze zu gewinnen, die den Gesetzgeber bei der Reform geleitet haben.

Die Reformbestrebungen setzten frühzeitig nach dem letzten Krieg ein. Zwar war das Aktiengesetz von 1937 keineswegs durch nationalsozialistische Tendenzen gekennzeichnet. Es beruhte vielmehr auf Erkenntnissen und Erfahrungen der großen Wirtschaftskrise um 1930, die bereits vor der nationalsozialistischen Ära in Regierungsentwürfen für ein neues Aktienrecht und teilweise in den Notverordnungen von 1931 und 1932 ihren Niederschlag gefunden hatten. Die damalige gesetzliche Neuregelung führte insbesondere zu gewissen Verschärfungen hinsichtlich der Verantwortung der Organe und diente im übrigen der Fortentwicklung des Aktienwesens durch Einführung neuer Institute, wie der bedingten Kapitalerhöhung und des genehmigten Kapitals. Nachdem dieses Aktiengesetz während des Krieges und des dadurch herbeigeführten Ausnahmezustandes auf seine Brauchbarkeit für die Praxis nur unzureichend geprüft werden konnte, hat es in den für die Wirtschaft wahrhaftig nicht leichten Zeiten nach dem Kriegsende seine Bewährungsprobe – von der täglichen Praxis her gesehen – durchaus bestanden. Gleichwohl kam es bald zu einer kritischen Überprüfung und zu Reformvorschlägen, die zunächst zur »kleinen Aktienrechtsreform« führten, d. h. dem Gesetz über die Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln und über die Gewinn- und Verlustrechnung vom 23. 12. 1959, das auch die erste Möglichkeit zur Ausgabe von Arbeitnehmeraktien schuf. Die in dieser Reform erkennbare Richtung ist im Aktiengesetz von 1965 weiterverfolgt worden.

Das neue Gesetz ist keineswegs ein reines Organisationsgesetz, das sich damit begnügt, der Wirtschaft ein technisch leistungsfähiges System zur Verfügung zu stellen, das je nach Gutdünken mit materiellem Gehalt erfüllt und nach eigenen Zwecken ausgerichtet werden kann. Das Gesetz verfolgt vielmehr im Rahmen der Eigentums politik der Bundesregierung bewußt eine eigene wirt-

schaftspolitische und rechtspolitische Linie, die darauf abzielt, die Aktie als Instrument der Kapitalbeschaffung und als Besitztitel so auszugestalten, daß sie für die Vermögensbildung breiter Bevölkerungskreise geeignet und anziehend ist. Diesem Zweck dienen *die Verstärkung der Stellung des Aktionärs, die Verbesserung der Publizität, die erhöhte Transparenz des Rechnungswesens und der Verflechtungen und die verstärkten Möglichkeiten, Interesse und Wille auch des Kleinaktionärs zur Geltung zu bringen*. Es kann nicht geleugnet werden, daß der erstrebten und unter vielseitigen Aspekten wünschenswerten Heranführung weiter Volksschichten an das Aktiensparen im bisherigen Recht und in der bisherigen Praxis noch einiges hinderlich entgegenstand, wenn es sich auch vielfach weniger um tatsächliche Mängel, als um psychologische Reaktionen handelt, die sich aus mangelnder Kenntnis des Aktienwesens und der wirtschaftlichen Zusammenhänge erklären. Manches hat sich in den letzten Jahren durch freiwillige Verbesserung der Publizität und durch die erfolgreichen großen Reprivatisierungsaktionen gebessert. Aber manches bleibt zu tun übrig. Wenn das neue Aktiengesetz dazu beiträgt, dieses bedeutsame Vorhaben mit seinen Mitteln zu fördern, Vorurteile abzubauen und das Aktienwesen im besten Sinne zu popularisieren, so werden gerade die Banken die Letzten sein, die ein solches Ziel nicht aufrichtig begrüßen.

Untersucht man die Einzelheiten der gesetzlichen Neuregelung, so ergibt sich unter dem Gesichtspunkt der *Stärkung der Aktionärsstellung* folgendes Bild:

Das neue Gesetz erstrebt mit einer Fülle neuartiger Vorschriften, daß jeder Aktionär möglichst rechtzeitig und eingehend über eine bevorstehende Hauptversammlung unterrichtet und soweit wie möglich dazu veranlaßt oder mindestens in die Lage versetzt wird, eine eigene persönliche Stellungnahme zu den Punkten der Tagesordnung abzugeben und damit seinen Willen zur Geltung zu bringen.

Dem ersten Ziel, der möglichst eingehenden *Unterrichtung*, dient die Verlängerung der gesetzlichen Einberufungsfrist von 2 Wochen auf 1 Monat, um mehr Spielraum für den notwendigen Schriftverkehr zu gewinnen. Ihm dient weiterhin eine Erweiterung der Bekanntmachungspflichten hinsichtlich der Tagesordnung und vor allem die völlig neu eingeführte Verpflichtung der Verwaltung – in verschiedenen Abstufungen –, zu allen Punkten der Tagesordnung eigene Vorschläge zu unterbreiten. Schließlich müssen die Gesellschaften die in der letzten Hauptversammlung aufgetretenen Kreditinstitute und Aktionärsvereinigungen umfassend unterrichten und



seines Arbeitslohnes in vermögenswirksame Leistungen zu beantragen. Der Arbeitgeber hat diesem Verlangen nachzukommen, wenn sich die umzuwandelnden Beträge auf mindestens monatlich 10 DM oder jährlich 60 DM belaufen. Ein Wechsel der Art der Anlage und des Instituts bzw. Unternehmens, bei dem die Anlage erfolgt, ist in diesem Falle nicht möglich. Auch kann der Arbeitnehmer, wenn er den Vertrag durch schriftliche Erklärung aufhebt, im selben Kalenderjahr nicht nochmals eine Umwandlung beantragen (Abweichendes kann im Tarifvertrag oder in einer Betriebsvereinbarung geregelt werden).

Auch im II. Vermögensbildungsgesetz ist die Gewährung vermögenswirksamer Leistungen auf Grund einer Ergebnisbeteiligung vorgesehen, wofür besondere Vorschriften zu beachten sind (§§ 7 bis 11 des Gesetzes).

#### 4. Die steuerlichen und sozialversicherungsrechtlichen Bestimmungen

Die vermögenswirksamen Leistungen sind in Höhe von 312 DM jährlich nunmehr völlig steuerfrei. Der Betrag erhöht sich auf 468 DM, wenn der Arbeitnehmer zur Zeit der Fälligkeit der vermögenswirksamen Leistung einen Kinderfreibetrag für mindestens drei Kinder nach § 32 Abs. 2 Ziff. 1-3 EStG erhält. Ehegatten, die beide in einem Dienstverhältnis stehen, können die Vergünstigung für vermögenswirksame Leistungen jeder für sich erhalten. Hinsichtlich der Voraussetzungen des erhöhten Steuerfreibetrages von 468 DM wird regelmäßig von der auf der Lohnsteuerkarte des Arbeitnehmers bescheinigten Kinderzahl ausgegangen werden können (der Freibetrag kommt auch für mithelfende Familienangehörige und in Heimarbeit Beschäftigte zur Anwendung). Arbeitnehmer, die in mehreren Dienstverhältnissen stehen, erhalten den Freibetrag nur einmal (Näheres wird auf dem Verwal-

tungswege noch zu regeln sein). Werden die gesetzlichen Festlegungsfristen nicht eingehalten, so wird eine Nachversteuerung mit einem Pauschsteuersatz von 20% des vorzeitig abgehobenen Betrages durchgeführt, die, wie oben bereits bemerkt, des näheren noch in einer Rechtsverordnung geregelt wird. Nach den Feststellungen des Finanzausschusses des Bundestages wird eine Nachversteuerung durch die Kreditinstitute nur die 20prozentige Lohnsteuer, nicht jedoch eine zusätzliche Kirchensteuer betreffen. Die pauschal versteuerten vermögenswirksamen Leistungen und die darauf entrichtete Nachsteuer bleiben bei einer Einkommensteuerveranlagung und beim Lohnsteuerjahresausgleich außer Betracht.

Für den Arbeitgeber kommen außerdem folgende Steuerergünstigungen zur Anwendung:

Steuerfreie vermögenswirksame Leistungen gehören nicht zur Lohnsumme, nach der die Lohnsummensteuer bemessen wird (das gilt jedoch nicht für die umgewandelten Teile des Arbeitslohnes). Arbeitgeber, die am 1. Oktober des dem Veranlagungszeitraums vorangegangenen Kalenderjahres nicht mehr als 50 Arbeitnehmer beschäftigen, können für die von ihnen gewährten vermögenswirksamen Leistungen eine Einkommen- bzw. Körperschaftsteuerermäßigung in Anspruch nehmen, die in einer Kürzung der Steuer um 30% der Summe der vermögenswirksamen Leistungen besteht, höchstens jedoch 800 DM beträgt. Die Abzugsfähigkeit ist nur insoweit gegeben, als eine entsprechende Steuer anfällt. Vermögenswirksame Leistungen durch Umwandlung von Teilen des Arbeitslohnes und solche an mithelfende Familienangehörige des Unternehmers, die keine Arbeitnehmer im steuerrechtlichen Sinne sind, werden in diese Steuerergünstigung nicht einbezogen.

Vermögenswirksame Leistungen sind kein Entgelt im Sinne der Sozialversicherung, mithin beitragsfrei (mit Ausnahme der gesetzlichen Unfallversicherung).

### Otto Bernstein in memoriam

»Verbände soll man nicht als »juristische Personen« bezeichnen. Denn auch ein Verband ist keine künstliche Schöpfung des Rechts, sondern, genau wie der einzelne Mensch, eine natürliche Person, zusammengesetzt aus Geist, Kraft und Tat aller derer, die von gemeinsamem Willen beseelt, ihr Leben für ihn leben und einsetzen.« Nach diesen Worten des Altmeisters des Deutschen Rechts, Otto von Gierke, lebte Otto Bernstein für den Centralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes, in den er vor sechs Jahrzehnten eintrat. Für den Bundesverband des privaten Bankgewerbes als dem Rechtsnachfolger des Centralverbandes ist es eine sittliche Verpflichtung, seiner aus diesem Anlaß mit einigen Zeilen zu gedenken.

Bernstein, der 1877 als Sohn eines Leipziger Arztes geboren war, studierte in Leipzig und Berlin, war Referendar in Berlin und wurde nach dem Assessor-Examen

von seinem Vetter, RA Wittner, im Frühjahr 1905 in den Centralverband geholt und nach dessen Tode im Jahre 1911 Geschäftsführer. Im Jahre 1925 wurde für ihn – als Gegengewicht zu der Position des geschäftsführenden Präsidial-Mitgliedes des Reichsverbandes der Deutschen Industrie – die Stellung als geschäftsführendes Vorstandsmitglied geschaffen. 1933 mußte er ausscheiden. Dr. Otto Christian Fischer, der damalige Vorsitzende des Vorstands gab dies mit folgenden Worten bekannt: »Besonders bedauern wir auch, daß Herr Rechtsanwalt Bernstein um Entbindung von dem Posten als Geschäftsführer gebeten hat. Achtundzwanzig Jahre hat Herr Rechtsanwalt Bernstein mit höchstem Erfolg daran gearbeitet, die Banken und Bankiers miteinander in Fühlung und Verbindung zu bringen – eine, wie wir wohl ganz freimütig bekennen dürfen, auch in Zukunft wahrscheinlich nicht immer ganz einfache Aufgabe –, dem Recht Geltung zu

verschaffen und dem Unrecht entgegenzutreten. Die Autorität, welche sich Herr Bernstein erworben hat, ist nicht eine solche formaler Natur, wie sie vielleicht die Stellung des Geschäftsführers des Centralverbandes von selbst mit sich bringt, sondern eine auf Persönlichkeit, Sachkenntnis und energischer Zielverfolgung beruhende, und darum von niemandem angezweifelte.«

Wie sein ganzes *Leben* im Centralverband *Arbeit* im besten Sinne des Wortes war, so war zugleich seine *Arbeit* *Leben*, da er in ihr Theorie und Praxis zu einem harmonischen Ganzen vereinigte.

Voll Stolz zeigte er eines Tages dem Verfasser dieser Zeilen eine Tapetentür, die er sich in seiner Wohnung zwischen dem Schlafzimmer und seinem Arbeitszimmer hatte einbauen lassen, durch die er morgens um 4 Uhr an seinen Schreibtisch gelangen konnte, ohne seine Frau zu stören. Und wenn der Verfasser dieser Zeilen ihn dann um 1/29 Uhr abholte, hatte er Eingaben und vieles andere mit der Hand geschrieben, die dann bei der Ankunft im Büro sofort in der Maschine zur Reinschrift ausgefertigt werden konnten. Wie oft geschah es, daß er in der Arbeit vergaß, zum Mittagessen zu gehen. Und die Unterschriften der ausgehenden Post wurden nie vor 19 Uhr begonnen. Mitunter wurde es lange nach 20 Uhr. Daß er jeden Sonntag vormittag im Büro verbrachte, dürfte nicht Wunder nehmen. Ging er wirklich einmal unter Einschluß der Oster- oder Weihnachtstage auf Urlaub, kam er unmittelbar vom Bahnhof ins Büro und ließ seine Frau mit den Koffern in die Wohnung fahren.

Kein Wunder, daß 1933 auch für ihn eine Katastrophe bedeutete.

Er ging täglich in die Staatsbibliothek und las Geschichtsbücher über europäische Länder. Als ihm auch das verboten wurde, nahm er Unterricht in verschiedenen Sprachen und übersetzte die »Allgemeinen Geschäftsbedingungen« u. a. m. ins Englische und vom Englischen ins Italienische usw. – In New York begann man in diesen Jahren, eine Geldsammlung aufzulegen, um ihm die Ausreise nach den USA zu ermöglichen. Ein tragisches Geschick wollte es, daß wenige Tage, bevor alle Formalitäten geklärt waren, die Gestapo ihn abholte. Es ist nicht bekannt, wann und wo er umgebracht worden ist.

Ein Finanzschriftsteller von Ruf und Ansehen, der die Geschichte des Centralverbandes immer mit außerordentlich kritischen Worten und mit außerordentlich kritischem Blick begleitet hatte, Alfred Lansburgh, äußerte sich dahin, der Emporstieg des Centralverbandes beruhe im wesentlichen auf dem taktischen Geschick, mit dem die Führung des Centralverbandes es stets verstanden habe, die Wahrnehmung der besonderen Berufsinteressen unter dem Gesichtspunkt der Wahrnehmung allgemeiner wirtschaftlicher Interessen des Volkes und allgemeiner Interessen des Staates zu vertreten.

Ob Bernstein Gutachten gegenüber der Regierung, Gerichten und Behörden erstattete, alle waren beseelt von tiefgründigem Wissen und Können. Die zuständigen Referenten in den Ministerien begrüßten es, wenn er zu ihnen kam, um ihnen mit seinem Rat zur Seite zu stehen.

Und stundenlang hielt er sich in den Wandelgängen des Reichstages auf, um persönlich mit den Abgeordneten zu sprechen. Es kann nicht Aufgabe dieses Rückblicks sein, auf alle Gebiete der Wirksamkeit der Geschäftsführung einzugehen, insbesondere nicht, der umfassenden Kleinarbeit in Fragen der Bank-Praxis und des Bank-Rechts, welche die Tätigkeit von Bernstein in außerordentlichem Maße in Anspruch genommen hat. Auf diese Kleinarbeit legte Bernstein den allergrößten Wert, weil er ihr den engen und unmittelbaren Zusammenhang mit den einzelnen Mitgliedern verdankte. Bernstein hatte ein phänomenales Gedächtnis – er hatte alle höchstinstanzlichen Gerichtsentscheidungen über Sicherungsübereignung, Differenzeinwand, ungedeckte Schecks, Wechselproteste usw. im Kopf – und eine unwahrscheinlich schnelle Auffassungsgabe, die die Erörterung eines Problems für den anderen Teil zu einem Erlebnis gestaltete. – In langwierigen Verhandlung mit der American Bankers Association führte er die traveller checks in Deutschland ein, »gebar« er – nach einem Fallissement – die »Anderkonten der Rechtsanwälte und Notare«, schuf die »Richtlinien für die Depotprüfung«, paßte die Allgemeinen Geschäftsbedingungen der jeweiligen Judikatur an. Das sind nur einige wenige Beispiele aus seiner tausendfältigen schöpferischen Tätigkeit. Er hatte den ersten Kommentar zum Börsengesetz verfaßt und schrieb unzählige Artikel für das »Bank-Archiv«, die »Juristische Wochenschrift« und andere Zeitschriften wissenschaftlichen Charakters. Seine Redaktionsarbeit am »Bank-Archiv« lag ihm sehr am Herzen.

Aus dem »Bank-Archiv« hat Bernstein ein hoch angesehenes wissenschaftliches Organ des Bank- und Börsenwesens gemacht. Es war nicht bloß und nicht in erster Linie ein Nachrichtenblatt für Mitteilungen aus der Verbandstätigkeit, sondern bereitete der Wissenschaft des Bankwesens sowohl auf rechtlichem wie auf wirtschaftlichem Gebiet eine Stätte. Das »Bank-Archiv« erfüllte die Aufgabe der Aufklärung des Publikums über Beruf und Funktionen des Bankiers, über die wirtschaftliche Natur der Börse und über alle hierher gehörenden Fragen. Das »Bank-Archiv« machte durch Bernsteins Redaktionstätigkeit dem Bankier und allen am Bankgewerbe Interesse nehmenden Personen das einschlägige wirtschaftliche und juristische Material zugänglich und hielt diese Kreise über die das Gewerbe betreffenden allgemeinen Fragen auch nach der wissenschaftlichen Seite hin auf dem Laufenden. Das »Bank-Archiv« erläuterte darüber hinaus dem Bankier die für seinen Stand und Beruf wichtigen Gesetze in ihrer praktischen Bedeutung und Tragweite und wirkte vor Erlaß neuer gesetzgeberischer Maßnahmen und Auflagen auf dem Gebiete des Bank- und Börsenwesens aufklärend, warnend und vorbeugend. Von der Vertretung von Einzelinteressen und der Verfolgung von Erwerbszwecken hielt er das »Bank-Archiv« grundsätzlich fern. So hat Bernstein aus dem »Bank-Archiv« eine streng objektive, stets nur das allgemeine Ziel der Förderung des gesamten Bank- und Bankiergewerbes verfolgende fachwissenschaftliche Zeitschrift gemacht. Trotzdem geschah



es, daß man ihm den Vorwurf machte, der Inhalt sei zu juristisch. Anlaß hierzu war wohl die Einführung und der weitere Ausbau der Rubrik »höchststrichterliche Entscheidungen«. Er ließ das »Bank-Archiv« regelmäßig an alle Landgerichte im Deutschen Reich senden, so daß die Richter gewissermaßen ein Kompendium aller höchststrichterlichen Urteile auf dem Gebiete des Bankwesens zur Hand hatten, eine Maßnahme, deren Auswirkungen im Interesse des Bankgewerbes nicht hoch genug eingeschätzt werden konnte.

Auf dem VII. Allgemeinen Deutschen Bankiertag zu Köln im Jahre 1928 hielt Bernstein ein Aufsehen erregendes Referat über ein Thema, das heute genau so aktuell ist, wie es damals war: »Legitimer und unzulässiger Wettbewerb im Bank- und Kreditverkehr«, das er mit den Worten einleitete: »Lauter ist der Wettbewerb, den ich den Anderen mache, unlauter ist der Wettbewerb, den die Anderen mir machen!« –

Diese kurze Rückschau auf das Leben und auf die Arbeit von Otto Bernstein bedeutet auch eine Rückschau auf die Tage der Uneinigkeit, der Zerrissenheit, der Schutzlosigkeit des Bankierstandes, auf die Jahre des Kampfes gegen die Apathie in den eigenen Reihen der Bankiers, auf die Jahre des Kampfes zur Erringung der dem Bankierstande zukommenden Geltung im öffentlichen und im wirtschaftlichen Leben. Otto Bernstein konnte Gegensätze überbrücken, konnte einigen und hat die Banken und Bankiers durch die Schwierigkeiten und Wirrsale der damaligen Jahrzehnte erfolgreich hindurchgeführt. So steht die Spitzenorganisation des privaten Bankgewerbes heute – dank seiner Arbeit (nach einem Wort Friedrichs des Großen) als ein »rocher von Bronze« im deutschen öffentlichen und Wirtschaftsleben.

*Otto Bernstein hat sich um das deutsche private Bankgewerbe verdient gemacht!*

*Albrecht Fraenkel, Düsseldorf*

### Aus Tätigkeitsberichten

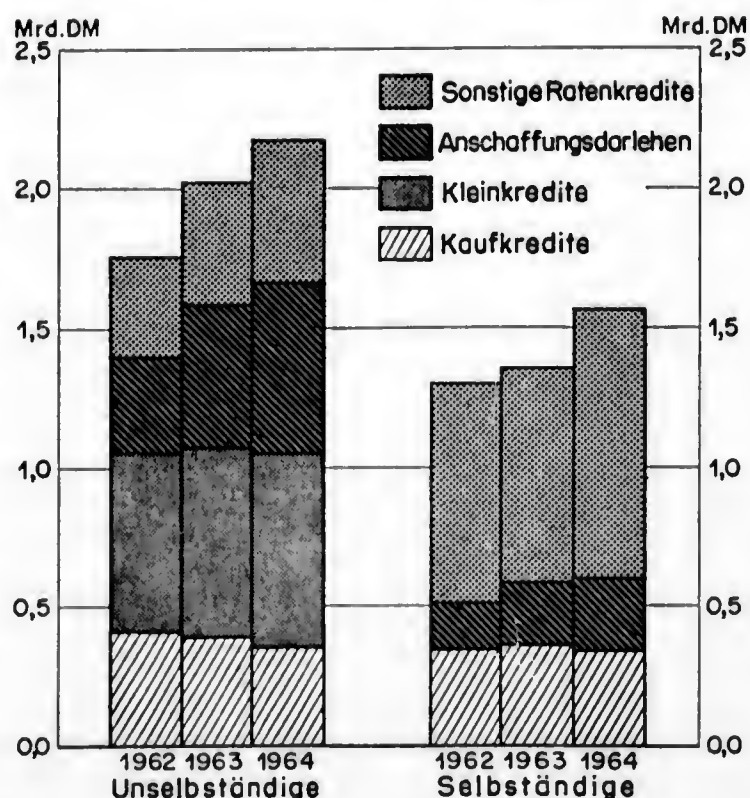
*Deutscher Sparkassen- und Giroverband:*

#### Die Konsumentenkredite der Sparkassen<sup>1)</sup>

Am Jahresende 1964 betrug der Bestand der von den Kreditinstituten gewährten Konsumentenkredite 7,8 Mrd. DM. Er lag damit mit rund 700 Mill. DM oder knapp 10 % über dem entsprechenden Stand des Vorjahres. Die absolut stärkste Ausweitung im Konsumentenkreditgeschäft weisen die Sparkassen auf, wenn auch die Zunahme weniger stark ausgeprägt war als im Jahre 1963 (226 Mill. DM gegenüber 323 Mill. DM). Die langsamere Zunahme ist im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß sich der Konsumentenkredit von einem bestimmten Volumen an weitgehend aus Tilgungsrückflüssen »selbst finanziert«. Zu den relativ großen Tilgungsrückflüssen tragen im besonderen Maße die Kleinkredite bei, auf die bei den Sparkassen etwa 28 % aller Konsumentenkredite entfallen. Die Kleinkredite haben im Durchschnitt eine »Umschlagshäufigkeit« von 21 Monaten. Bei den Kleinkrediten wurden im Berichtsjahr insgesamt rund 974 Mill. DM neu ausgeliehen. Im gleichen Zeitraum sind 950 Mill. DM zurückgezahlt worden, so daß sich der Bestand an Kleinkrediten nur geringfügig erhöht hat. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Anschaffungsdarlehen, die an wirtschaftlich Selbständige und an Unselbständige gegeben werden<sup>2)</sup>. Neuausleihungen von rund 970 Mill. DM stehen Rückzahlungen in Höhe von fast 800 Mill. DM gegenüber. Ein Vergleich der Bestandszahlen sagt demnach nicht viel über die Dynamik des tatsächlichen Konsumentenkredites aus. Betrachtet man bei den Sparkassen die einzelnen Arten des Konsumentenkredits, so

fällt wiederum auf, daß die Teilzahlungskredite der Sparkassen, die sogenannten Kaufkredite, zurückgegangen sind. Ihr Bestand hat sich um 30 Mill. DM vermindert. Im Gegensatz dazu steht die Entwicklung insbesondere der Anschaffungsdarlehen und der sonstigen Ratenkredite. Die beiden letztgenannten Kreditarten haben insgesamt gesehen um rund 175 Mill. DM oder 12 % zugenommen. Der Kaufkredit, der vor einem Jahrzehnt noch weithin das Bild beim Konsumentenkredit beherrschte, macht heute bei den Sparkassen nur noch rund 15 % aller

*Ratenkredite der Sparkassen an Selbständige und Unselbständige 1962–1964*



<sup>1)</sup> Deutscher Sparkassen- und Giroverband e. V., Jahresbericht 1964, S. 57.

<sup>2)</sup> Soweit von »Konsumentenkredit« die Rede ist, handelt es sich indessen auch bei den Anschaffungsdarlehen nur um Ausleihungen an wirtschaftlich Unselbständige.

Konsumentenkredite aus; vor drei Jahren waren es fast 25 %. Diese strukturelle Änderung im Konsumentenkredit läßt sich im wesentlichen daraus erklären, daß einmal der Kaufkredit teurer ist als die Kleinkredite oder Anschaffungsdarlehen. Zum andern aber entspricht der Barkredit, also das »Geld zum Mitnehmen«, besser den heutigen Bedürfnissen der Konsumenten. Sie sind dadurch nicht an einen bestimmten Verkäufer gebunden; außerdem können die Kunden in größerem Ausmaß die Vorteile des Barkaufs ausnutzen.

Mit der verbesserten Einkommenslage der Konsumenten ist auch der Durchschnittsbetrag der Konsumentenkredite angestiegen. Die Entwicklung deutet darauf hin, daß der Konsument ähnlich wie der Unternehmer beginnt, in größeren Zeiträumen zu planen und zu wirtschaften. Die Sparkassen werden ihre Geschäftspolitik daran ausrichten müssen; die Abwicklung auch größerer Anschaffungsdarlehen muß ebenso unkompliziert und unter ähnlichem Sicherheitsmodus wie bei kleineren abgewickelt werden. Der Konsument hat sich zudem insgesamt als sehr guter Schuldner erwiesen. Die Ausfälle (aus abgeschriebenen Forderungen, bezogen auf den Bestand am Jahresanfang zuzüglich Neuausleihungen) beliefen sich im Ratengeschäft auf 0,02 %. Diese geringe Ausfallquote zeugt nicht nur von der guten Zahlungsmoral der wirtschaftlich Unselbständigen; sie bestätigt auch, daß die festen Leistungsdaten dem Kreditnehmer eine gute Überschaubarkeit seiner Verpflichtungen und eine sichere Kalkulationsgrundlage bieten. Sie widerlegt gleichzeitig auch Bedenken, daß durch die Ausdehnung des Konsumentenkredits der Verschuldungsgrad der Bevölkerung besorgniserregend steige und etwa eine sozialpolitische oder gar volkswirtschaftliche Gefahrenzone in Sichtweite gerückt sei.

Für das verantwortungsbewußte Verhalten des Konsumenten als Schuldner ist auch die Höhe der Kreditkosten von Bedeutung. Die Sparkassen werden ihre bisherige günstige Gebührenpolitik weiterhin beibehalten. Der Deutsche Sparkassen- und Giroverband hat sich entschieden dagegen gewandt, daß die Anschaffungsdarlehen aus der am 1. März in Kraft getretenen Ersten Zinsverordnung ausgeklammert werden. Er wird sich auch gegen neuerliche Bemühungen energisch wenden, daß die Anschaffungsdarlehen in die zu erlassende Zweite Zinsverordnung, die die gesamten Ratenkredite regeln soll, hineingenommen werden. Eine nachträgliche Herausnahme der Anschaffungsdarlehen aus der Ersten Zinsverordnung würde praktisch eine Zinserhöhung bedeuten. Es überrascht nicht, daß das private Bankgewerbe das Eintreten der Sparkassenorganisation gegen ungerechtfertigte Zinserhöhungen im Konsumentenkredit als Argument in der Wettbewerbsauseinandersetzung verwendet. Die Zinspolitik der Sparkassen geht jedoch nicht dahin, daß sie aus Konkurrenzgründen die Gebühren künstlich niedrig halten will. Vielmehr steht es für die Sparkassenorganisation fest, daß der gegenwärtige Ertrag aus den Anschaffungsdarlehen auf Grund vielseitiger Erfahrungen und genauer Kalkulation durchaus als ausreichend angesehen werden kann. Es ist nicht einzusehen,

warum Anschaffungsdarlehen (die bei den privaten Banken nur für wirtschaftlich Unselbständige in Frage kommen), teurer sein sollen als vergleichbare Darlehen an andere Kreditnehmer.

*Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands:*

### Das Kreditssystem der Sowjetzone<sup>1)</sup>

Die Kreditwirtschaft ist im System der zentralen Verwaltungswirtschaft vor allem für den »volkseigenen Sektor« zu einem vielseitigen Instrument der finanzwirtschaftlichen Lenkung und Plankontrolle geworden. Diese Umformung des Kreditwesens erfolgte auf Grund einschneidender Veränderungen gegenüber den in einer Marktwirtschaft bestehenden echten Kreditverhältnissen.

Die Betriebe sind in ihrer Entscheidung, ob und wieviel Kredit sie in Anspruch nehmen wollen, nicht frei (sogenannte »Zwangsfunktion« des Kredits). Ihr Kreditbedarf wird vielmehr vorherbestimmt durch die ihnen behördlich zugeteilten betriebseigenen Umlaufmittel (insbesondere Bestände aller Art) und ihre materiellen und finanziellen Planaufgaben. So werden seit 1960 wieder die richtsatzgebundenen Umlaufmittel (z. B. bestimmte Materialbestände) auf der Basis des Quartals mit dem niedrigsten Gesamtrichtsatzplanbestand zu 30 % durch »Richtsatzplankredite« und zu 70 % durch Eigenmittel finanziert. Kreditplanung und Kreditpolitik in diesem Sinne sind Methoden, mit denen von außerhalb der Betriebe – durch das Banksystem – versucht wird, Aufwand und Ertrag der Werke zu beeinflussen und zu kontrollieren. Durch das Verbot gegenseitiger Kreditgewährung sind die »Volkseigenen Betriebe« auf das Bankensystem angewiesen.

Grundprinzip der Kreditgewährung in der Zentralverwaltungswirtschaft ist, daß Kredite nur für im Volkswirtschaftsplan festgelegte Aufgaben vergeben werden dürfen. Daraus folgt, daß die genaue Verwendung der Kredite im Kreditvertrage festgelegt und vom Kreditinstitut kontrolliert werden muß. Ferner muß auch die Laufzeit des Kredits genau festgelegt werden. Allen Unregelmäßigkeiten bei der Kreditaufnahme und der Kreditabwicklung muß von seiten der zuständigen Bank nachgegangen werden. Wenn ein Kredit »überfällig« wird, da er nicht entsprechend den eingegangenen Kreditbedingungen zurückgezahlt werden kann, so muß der betreffende Betrieb heute ein neues Kreditabkommen über die Gewährung eines »Liquiditätskredits« (Zusatzkredit für Planwidrigkeiten) abschließen, dessen Vergabebedingungen Auflagen enthalten, die auf eine Beseitigung des planwidrigen Zustandes hinzielen. In gleicher Weise werden die Kreditzinsen differenziert, um einen Druck auf die Betriebe auszuüben. Die Banken sind verpflichtet, die Betriebe daraufhin zu kontrollieren, ob diese die wirt-

<sup>1)</sup> Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands beim Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen, Vierter Tätigkeitsbericht 1961/1965, S. 201.



Zu den farbigsten Gestalten des Wilhelminischen Zeitalters und der Weimarer Republik gehört der Berliner Bankier Carl Fürstenberg. Er entstammte einer jüdischen Kaufmannsfamilie aus Danzig, war mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet und ging, als er in seiner Heimatstadt eine Banklehre durchgemacht hatte, in die Reichshauptstadt. Er arbeitete anfangs bei der „Diskonto-Gesellschaft“, dann im Bankhaus Bleichröder, das bekanntlich von Fürsten Bismarck benutzt wurde. Später, als Geschäftsinhaber der „Berliner Handelsgesellschaft“, gehörte Fürstenberg mit Adolf von Hansemann, Dr. Adolf Salomonson, Miquel und Max von Schinckel zu den großen Finanziers, die mit dem Aufstieg des Reiches zu einer wirtschaftlichen Weltmacht aufs innigste verbunden waren. Fürstenberg, ein Mann von sprühendem Witz, Urheber zahlloser Bonmots, die in der Berliner Gesellschaft umliefen, stand wie Albert Ballin Kaiser Wilhelm II. nahe. Auch in einer veränderten Welt gehören seine Lebenserinnerungen zu den wichtigsten Memoirenwerken aus Deutschlands Vergangenheit.

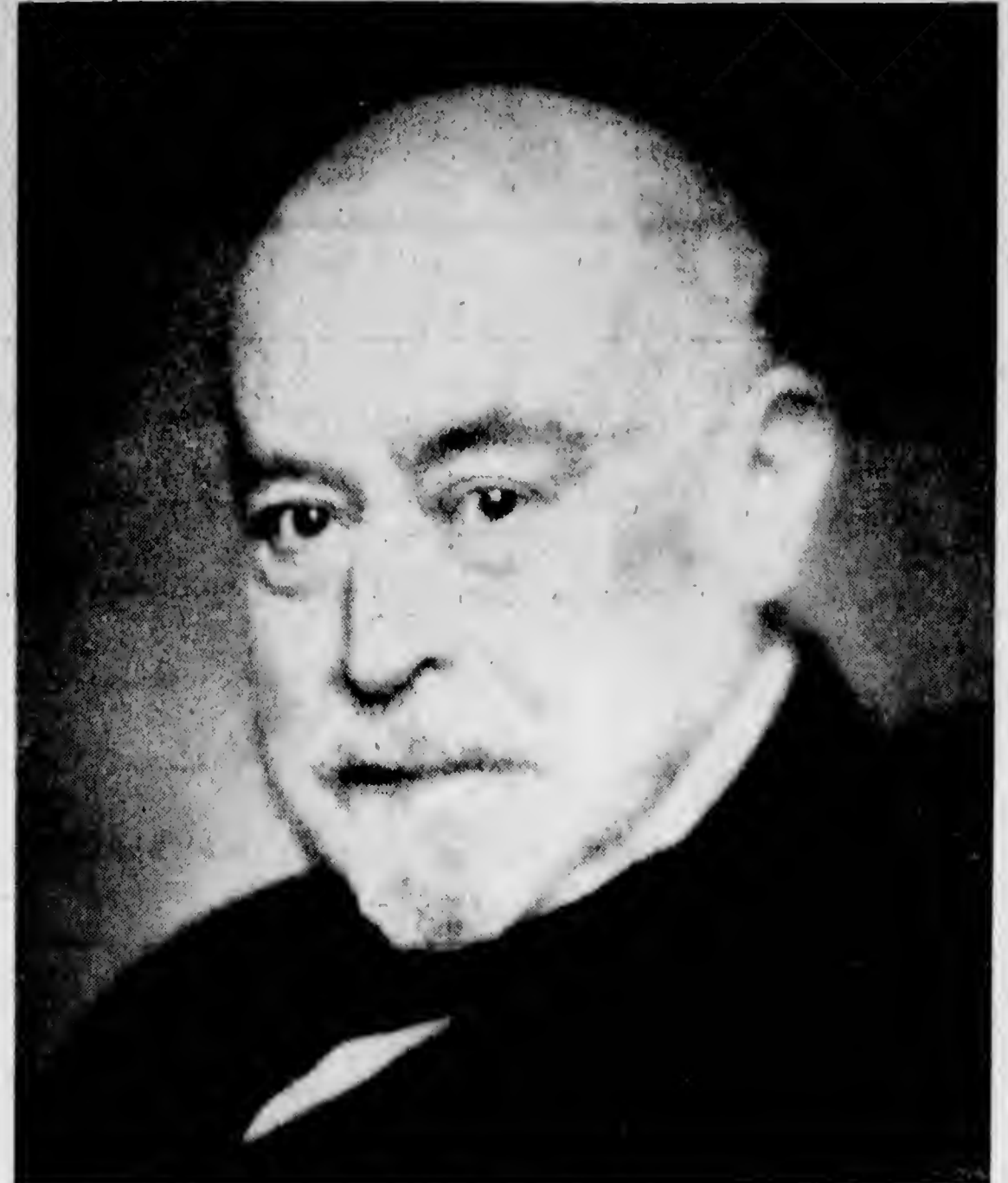
Die Memoiren  
des Bankiers  
Carl Fürstenberg

## Als man in Berlin noch mit Goldstücken rechnete

Bismarck hatte schon eine bewegte politische Vergangenheit durchlaufen, seitdem die preußische Regierung ihn im Jahre 1851 als Bundestagsgesandten nach Frankfurt a. M. entsandte. Aus jener Zeit stammte Bismarcks Beziehung zum Frankfurter Hause Rothschild und zu dessen Inhaber, die Originalität eines Mannes wie Amschel-Meyer Rothschild amüsierte den künftigen Kanzler des Deutschen Reiches herzlich. Vielleicht aus diesem Grund war er nicht selten im Hause des großen Finanzmannes anzutreffen. Dann pflegten die beiden Herren durch den schönen Park zu wandeln, den sich Rothschild angeeignet hatte, und es fielen Aussprüche Rothschilds, wie etwa der folgende Satz: „Sehen Sie das Blümchen da, Herr von Bismarck? Das kostet mich allein soundsoviel Taler. Gefällt es Ihnen, so schenke ich es Ihnen.“ Derartige Konversationen appellierten stark an Bismarcks Sinn für Humor.

Gerson Bleichröder war sich sofort der überragenden Bedeutung dieses neuen Kunden seines Hauses bewußt. Er setzte alles daran, um sich ihm nützlich zu erweisen, und konnte — wie ich schon sagte — ein richtiger Charmeur sein. Natürlich hat es später nicht an bösen Zungen gefehlt, die behaupteten, daß Bismarck bei der Firma Bleichröder ungewöhnliche Vorteile genossen habe. Doch ich kann aus genauer Kenntnis dieser Vorgänge sagen, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Bismarck verfügte über keine großen Kapitalien, und die Dienste, die ihm seitens der Firma Bleichröder gewidmet wurden, hielten sich, im eigentlichen Sinne des Wortes, im Rahmen einer Vermögensverwaltung. Bismarck trieb übrigens die Korrektheit so weit, daß er das Geschäftshaus von Bleichröder niemals betrat. Der Verkehr wurde durch einen höheren Buchhalter vermittelt, der Siebert hieß und

kurze Unterhaltung entspann sich, dann hatte der Fürst den blinden Gerson von mir in Empfang genommen, und ich hatte Muße, das Ende dieser vertraulichen Unterredung im Empfangsraum abzuwarten. Die Tür zum Eßzimmer stand offen. Zwei stämmige pommerse Lakaien waren damit beschäftigt, schlecht und recht den Tisch zu decken. Als einer von ihnen den Schlüssel zu dem großen Büffet, das an einer Längswand des Zimmers stand, nicht gleich fand, nahm er eine Gabel zur Hand und öffnete das Schubfach mit Hilfe dieser für höhere Zwecke bestimmten Instrumentes. Gerson Bleichröder war auf seine Unterredungen mit Bismarck nicht wenig stolz. Bismarck selbst hat einmal einem Journalisten gesagt, daß die Politik auf die Verwendung unsichtbarer Kanäle nicht verzichten könne. In diesem Sinne, aber auch



CARL FÜRSTENBERG: Der bedeutende Bankier an seinem achtzigsten Geburtstag.

hatte, sich mit Napoleon III. zu unterhalten. Auf diese Weise scheint eine indirekte Berührung zwischen Bismarck und dem letzten französischen Kaiser hergestellt worden zu sein.

### In der Rue Saint-Florentin

Hatten mir die Rothschilds in Wien schon gewaltig imponiert, so erschienen mir die Pariser Rothschilds wie die Mitglieder eines regierenden Hauses. Das Palais, das der Baron Alphonse de Rothschild in der Rue Saint-Florentin 2 bewohnte, gehörte zu den prunkvollsten Behausungen der Welt. Wie alle Rothschilds war auch Alphonse ein begeisterter Kunstsammler. Übrigens verfuhr er bei der Vergrößerung seiner Sammlungen in einer sehr originellen Weise. Alle großen Pariser Kunsthändler wußten genau, welche Art von Kunstgegenständen der Baron zu erwerben pflegte. Hatten sie ein geeignetes Stück gefunden, so schickten sie es am nächsten Morgen zu einer bestimmten Zeit in das „Hôtel Rothschild“. Dort stand im Vestibül ein langer Tisch, auf dem die Kunstgegenstände ausgebreitet wurden. Der Baron ging dann, wie ich einmal selbst beobachten konnte, an dem Tisch entlang und legte auf jeden Gegenstand, dessen Erwerb ihn interessieren konnte, einen Zettel mit der Angabe des Preises, den er dafür anzulegen bereit war. Befriedigte der Preis den Händler, so war

der Erwerb abgeschlossen, erschien er ihm nicht hoch genug, so nahm der Händler sein Stück wieder mit nach Hause. Ein Handeln um Preise gab es nicht, und ebensowenig ließ sich der Baron darauf ein, daß ihm von selten der Kunsthändler überhaupt Preise vorgeschlagen wurden. Sein Verfahren scheint nicht das schlechteste gewesen zu sein, hat es ihn doch in den Besitz einer Sammlung von ungemessenem Wert gebracht.

Herrschte in den Salons der Rue Saint-Florentin fast königlicher Prunk, so ging es in den Büros der Rue Lafitte verhältnismäßig einfach zu. Der Baron war ein großer Arbeiter und ein sehr ernsthafter Geschäftsmann. Um die Mittagszeit wurde für ihn und seine nächsten Mitarbeiter ein Imbiß aus dem benachbarten Café Riche herübergebracht. Mit dem letzten Bissen stand der Baron auf und zog sich in einen kleinen Verschlag zurück, der kaum den Namen eines Kabinetts gerechtfertigt hätte, um dort genau eine Stunde zu ruhen. Dann begab er sich neu gestärkt an seine Tätigkeit.

Neben Alphonse spielte der Baron Gustave de Rothschild in der Firma eine etwas geringere Rolle. Auch er war ungeheuer reich. Er galt als einer der größten Hasardspieler in den eleganten französischen Badeorten. Die Führung des inneren Betriebes der Firma lag in den bewährten Händen von Hermann Spitzer, der mich meine Arbeit oft zusammenführte.

### Nette, angenehme Diebe als Diener

Hedwig Pringsheim erzählt, wie auch ihr Vater Ernst Dohm, Chefredakteur des „Kladderadatsch“, einmal dem Schicksal so vieler bedeutender Journalisten der Vorkriegszeit erlag. Er wurde wegen „Majestätsbeleidigung“ zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Wie sollte man sich vor den Spiegelgenossen und den Mitschülern verhalten, wenn es bekannt wurde, daß der Vater hinter Schloß und Riegel saß? Kinder zwischen vier und neun Jahren hatten sich mit dieser schweren Frage abzufinden. Was der Ruhm eines politischen Märtyrers bedeutete, konnten sie damals höchstens ganz unklar empfinden. Dann schildert Hedwig den Besuch, den die ganze Familie dem Vater in dem Gefängnis am Molkenmarkt abstattete. Sie alle waren etwas enttäuscht, als sie der Droschke, die sie dorthin geführt hatte, entstiegen und nun nicht in eine Zelle, sondern in einen freundlichen Empfangsraum geführt wurden, der zur Wohnung des Gefängnisdirektors Herrn von Drygalski gehörte. Dieser hatte es nämlich für richtig befunden, daß Ernst Dohm die Seiten in einer menschenwürdigen Umgebung wieder sah, bestand doch sein ganzes Verbrechen in einer recht harmlosen Verulkung der Fürstin Karoline von Reuß.

Hierauf beschreibt Dohms Tochter das Wiedersehen mit dem Gefangenen: „Und dann kam Vater und sah kein bißchen wie ein Gefangener aus, sondern eben ganz wie Vater: in seinem kleinen, dünnen Kameleltröckchen und mit dem gewohnten Schnurrbart, vielleicht ein bißchen magerer und ein bißchen blässer infolge der schlechten Ernährung und der mangelnden Bewegung. Denn für gewöhnlich wurde er genau wie die anderen Sträflinge gehalten, in kleiner, enger, schlecht gelüfteter Zelle, bei elender Gefängniskekse und einstufigem Spaziergang auf dem von Mauern umschlossenen Hof. Nur seine Zelle brauchte er nicht selbst zu reinigen, seinen Kübel nicht eigenhändig auszulieren; das besorgten zwei Diebe, Linke und Koch, nette, angenehme Diebe, deren Namen mir noch heute, nach fünfundsiebzehn Jahren, so vertraut ins Ohr klingen, als hätte ich sie gestern zum ersten Male gehört.“



VOM FLECK GEHEIRATET: Zeitungskönig Scherl entdeckte das Bild der schönen Schützenressi aus Kufstein in seinem „Lokal-anzeiger“. Bald darauf waren sie verheiratet.



BERLINER GESELLIGKEIT: Adolf Menzel skizzierte die Gesellschaft im Hause der Frau von Schleinitz (Mimi). Anwesend sind (von links nach rechts): Helmholz, von Angeli, die Gastgeberin, Frau von Helmholz, Seckendorf, Gräfin Brühl, Kronprinzessin Victoria, Graf Pourtalès, Kronprinz Friedrich, der Gastgeber, Anton v. Werner und Fürst Hohenlohe-Langenburg.

Außerdem schätzte er den Weitblick und die Zuverlässigkeit des Bankiers. So wandte er sich im Jahre 1862 beinahe mit Selbstverständlichkeit an ihn, um ihn zu fragen, mit welchem Berliner Finanzmann er wohl in ein ähnliches Verhältnis treten könne. Bezeichnend ist es, daß Bismarck ausdrücklich verlangte, es müsse ein jüdischer Bankier sein.

Die Auswahl war nicht sehr groß. Die Mendelsohns habe ich bereits erwähnt; sie führten auf dem Gebiet des Bankwesens noch nicht. Dann kam noch die Firma J. Geberl in Betracht, deren Name neuerdings in dem Romane „Jeltchen Geberl“ Verwendung gefunden hat. Sie erfreute sich zwar wegen ihrer streng rechtgläubigen Leitung der besonderen Protektion Willy von Rothschilds, der Geschäftsumfang war aber nicht bedeutend, und der Chef hatte nicht das Format, das in diesem Falle erforderlich war. Aber auch ohne all diese Überlegungen hätte Rothschild wahrscheinlich an keinen anderen Finanzmann gedacht als an Gerson Bleichröder, mit dessen Firma sein eigenes Haus damals schon über ein Dritteljahrhundert in geschäftlicher Verbindung stand. So geschah es, daß Herr von Bismarck bei S. Bleichröder akkreditiert wurde.

der auch Gerson bis zum Arbeitszimmer Bismarcks zu begleiten pflegte, wenn dieser ihn bei sich empfing. Gerson war nämlich, als ich ihn kennenlernte, fast vollständig blind und konnte sich nicht allein bewegen.

### Besuch bei Bismarck

Den Mann, den so heftige Kämpfe umbrandeten, aus der Nähe sehen zu können, war für mich damals ein Erlebnis, dessen Einzelheiten mir denn auch genau in Erinnerung geblieben sind, obgleich ich ihn bei diesem ersten Male mehr aus der Hintertreppenperspektive erblickte. Bleichröder wurde, wie dies nicht selten der Fall war, zu einer Unterredung in das Reichskanzlerpalais befohlen. Da diese an einem Sonntagvormittag stattfand, so wurde diesmal nicht Siebert mitgenommen, sondern Gerson bat mich, ihn zu begleiten. Der einfenstrige Empfangsraum Bismarcks befand sich damals zwischen dessen Arbeitskabinett und einem großen Eßzimmer. Einen Augenblick erschien die hünenhafte Gestalt Bismarcks mit den buschigen Augenbrauen, den scharfen Augen und den unvergleichlichen Gesichtszügen, eine

wohl nur in diesem Sinne, hat Gerson denn auch eine politische Rolle gespielt. Er führte Jahre hindurch einen regelmäßigen Briefwechsel mit Alphonse de Rothschild, dem Chef des Pariser Hauses, der wiederum zu den führenden Persönlichkeiten der neuentstandenen Französischen Republik in so nahe Beziehung trat, daß mit einer Weitergabe der von Bleichröder niedergelegten Ansichten bis zu einem gewissen Grade zu rechnen war. Hierbei mochte Bismarck manchmal eine Indiskretion angenehm sein. Darüber hinaus dürfte er aber Bleichröder nicht oder nur ganz ausnahmsweise zum Mitwisser geheimer politischer Vorgänge gemacht haben. Mir sind nur Beziehungen Bleichröders mit einer anderen Person aus dem Auswärtigen Amt bekannt, die zwar in der Nähe Bismarcks stand, in ihren Beziehungen zu Bleichröder aber von Bismarck ganz unabhängig war.

Anderserseits glaube ich zu wissen, daß eine politische Verwendung Gerson Bleichröders in dem bereits gekennzeichneten Sinne auch schon vor dem Deutsch-Französischen Kriege durch Bismarck stattgefunden hat. Damals korrespondierte Gerson noch mit dem alten James de Rothschild in Paris, der häufig Gelegenheit



# AM FENSTER

Christ und Welt Nummer 10 9. März 1962 XV. Jahrgang

Der Charakter der hier entdeckten Zusammenhänge, mit denen die Relativitätstheorie Einsteins und die Quantentheorie Plancks die ersten entscheidenden Schritte aus dem Gebiet der anschaulichen Begriffe in ein abstraktes Neuland herstellten, läßt keinen Zweifel darüber zu, daß diese Schritte nie wieder zurückgenommen werden können.

Man kann das Problem einer „Weltformel“ bis in die frühesten Zeiten des abendländischen Denkens verfolgen. Die Bemühungen der ersten Kosmologen in der altgriechischen Philosophie waren darauf gerichtet, einen einheitlichen Weltgrund zu bestimmen. Man nahm eine bleibende Ursubstanz an, das Wasser, die Luft oder irgend ein „Urgeheimnis“, woraus die Vielfalt des Weltganzen ständig hervorgeht. Die Pythagoräer gingen mit ihrer Idee von der Harmonie der Sphären und einer Mathematisierung des Kosmos einen entscheidenden Schritt weiter.

Nach dem Ende der antiken Welt erlosch das Interesse an solcher Art Weltdeutung fast ganz. Erst mußte die etwa 300jährige Epoche des „physikalischen Zeitalters“ von Galilei bis Planck und Einstein kommen, ehe man versuchen konnte, nach der Einheit des physikalischen Weltbildes in einer Formel zu fragen: Nun freilich beladen mit Tausenden und Abertausenden von Experimenten, Zahlenverhältnissen im Kleinsten, im Atom, und im Größten, im Kosmos. Es galt nun, alle diese Tatsachen in eine mathematische Einheit zu fassen und sie damit zu systematisieren. Das ist freilich nur dem Eingeweihten verständlich.

Man muß dabei unterscheiden zwischen Konstanten und Gleichungen. Konstanten wie das Plancksche Wirkungsquantum  $h$ , als kleinste Wirkungsgröße der Natur überhaupt, und die Einsteinsche Lichtgeschwindigkeit  $c$ , als größtmögliche Geschwindigkeit überhaupt (soweit Energie übertragen wird), bildeten die Grundvoraussetzung zu dem Versuch, eine Weltgleichung aufzustellen. Diese will zwei Aufgaben lösen: Die Existenz, das „So-Sein“ der Elementarteilchen, also der Weltbausteine, durch mathematische Ableitung zu erklären; und zweitens ihre unvorstellbar vielseitigen Wechselwirkungen in den Symbolen dieser Gleichung zusammenzufassen.

Heisenberg hat im April 1958 in einer Rede zum 100. Geburtstag von Max Planck in Berlin die von ihm errechnete Formel bekanntgegeben. Einstein war insofern ein Vorläufer gewesen, als er um 1950 auch eine freilich mehrfach veränderte Weltformel aufgestellt hatte. Er zog sie kurz vor seinem Tode 1955 zurück, weil sie zwar Maße, Gravitation und Energie in sich befaßte, nicht aber die elektromagnetischen Erscheinungen, Nobelpreissträger Max von Laue schrieb nach Einsteins Tod, daß dies ein sehr schmerzlicher Verzicht für ihn war.

Heisenberg spricht nicht gerne von der Weltformel, höchstens in Anführungszeichen. Er verwendet drei wissenschaftliche Termini dafür, von denen jeder ein bestimmtes Licht auf die Weltformel wirft: „Einheitliche Feldtheorie der Elementarteilchen“ oder „Gleichung für die Materie“ oder „Nichtlineare Spinortheorie“. In der Einsteinschen Linie liegt der Begriff der Feldtheorie. Elektrische, magnetische Gravitationsfelder zu erkennen, ist eine entscheidende Grundvoraussetzung jedes neuen

## Eine Formel für die Welt

Von Hans Hartmann

ren Naturverständnisses. Das gilt in verstärktem Maße, seitdem Louis de Broglie 1923 die Theorie aufstellte, daß jedem Materieteilchen auch eine Welle zugeordnet ist. Der experimentelle Beweis dafür wurde bereits 1927 geliefert. Der Begriff „einheitlich“ soll sagen, daß es Heisenbergs Ziel ist, für alle Elementarteilchen einheitliche Maßstäbe und Wirkungsgesetze aufzustellen. Wir kennen diese Elementarteilchen als wirklich nicht mehr zerlegbare Urbestandteile des Kosmos unter den Namen Elektron, Proton, Neutron, Neutrino, Photon, sechs Arten von Mesonen (aus der Weltraumstrahlung) und eine Anzahl von Hyperonen, das sind Mesonen, die schwerer sind als die „Nukleonen“ (Proton und Neutron). Zu diesen Teilchen kommen die „Antiteilchen“. Im ganzen spricht man von 30 Elementarteilchen, zu denen nach Gesprächen mit Heisenberg kaum noch neue hinzukommen dürften.

Der zweite Terminus „Gleichung für die Materie“ soll andeuten, daß alles, was Materie im weitesten Sinne ist, in der Gleichung erfaßt wird, also auch die in Wellenstrahlung verwandelten Materieteilchen, wie sie aus der Wellenstrahlung auch wieder zurückverwandelt werden können. Und der dritte Ausdruck „Nichtlineare Spinortheorie“ weist darauf hin, daß die Wechselwirkungen der Elementarteilchen untereinander im dreidimensionalen Atomraum dargestellt werden, was Einstein noch als unmöglich, weil zu viel kompliziert, bezeichnet hatte; ferner, daß der Spin, das ist der Drehimpuls der um ihren Schwerpunkt kreisenden Elementarteilchen, ein ebenso wichtiger Gegenstand der Bestimmung ist wie die Masse (Gewicht) und die Energie.

Für unser Verständnis kann es nicht darauf ankommen, die rein mathematischen Symbole der griechischen Buchstaben in der Formel ( $\gamma$ ,  $\delta$ ,  $\psi$ ,  $\eta$ ) zu erklären, was nur mit Hilfe der höheren Mathematik möglich wäre. Neue mathematische Rechnungsarten wie die Matrizenrechnung oder die Tamm-Dancoff-Methode spielen hier mit hinein. Aber ein Symbol kann in allgemeinverständlicher Weise erklärt werden. Das ist der Buchstabe klein  $l$ , den Heisenberg für eine neue, dritte Grundkonstante neben dem Planckschen  $h$  und dem Einsteinschen  $c$  für nötig hält, um das physikalische Weltgeheimnis zu lüften. Es ist die Elementarlänge, die er für den Durchmesser des Protons oder des Elektrons in der Größe von einem millionstel Millimeter errechnet hat und unterhalb dieser eine Teilung ebenso unmöglich und sinnlos wäre wie eine Teilung des Planckschen Wirkungsquantums  $h$ . In diesen Konstanten ist eine Grenze gesetzt sowohl für die objektive Natur an sich wie auch für unser Verständnis der Natur und die dafür notwendigen mathematischen Operationen.

Das bisherige Schicksal der Heisenbergschen Formel läßt sich folgendermaßen darstellen, wobei wir im wesentlichen nur Heisenbergs eigene Worte aus seinen Vorträgen oder Briefen verwenden:

1951 hatte er in einer Arbeit über „Kosmische Strahlungen und Atomphysik“ gesagt: „Es muß eines Tages möglich sein, zu verstehen, warum es gerade Elementarteilchen der speziellen Masseladung und Drehimpulse gibt, die beobachtet werden, warum es also gerade Elektronen, Protonen, Neutronen, die sogenannten  $p$ - und  $n$ -Mesonen usw. gibt. Um hier die entscheidenden Erfahrungen zu sammeln, braucht man noch einmal viel höhere Energien als für die Untersuchung des Atomkerns, mindestens Energien der Größenordnung einer Milliarde Elektronenvolt pro Elementarteilchen. Glücklicherweise liefert uns die Natur Elementarteilchen höchster Energien in der kosmischen Strahlung. Daher sind Versuche über die Wirkung der kosmischen Strahlung in der Atmosphäre zugleich Experimente über den wichtigsten Teil der heutigen Atomphysik, nämlich über das Verhalten der Elementarteilchen.“

Im Herbst 1958 gab es dann auf einer internationalen Physikertagung in Genf heisse Kämpfe, bei denen die allgemeine Stimmung gegen die Formel eingestellt war. Vor allem äußerte sich der amerikanische Professor Goldberger dahin, die Idee der Theorie sei höchst bewundernswürdig, aber die mathematischen Methoden Heisenbergs müßte man für suspekt halten.

Aber bis 1961 kam es zu einer Annäherung der Standpunkte, so daß Heisenberg im Juli 1961 schreiben konnte: „Bei der internationalen Konferenz in Rochester im vergangenen September kann



man die Stimmung der Teilnehmer gegenüber der einheitlichen Feldtheorie etwa folgendermaßen charakterisieren: Die meisten Physiker waren jetzt, im Gegensatz zur Genfer Tagung 1958, mit unserer Fragestellung einig, das heißt sie gaben zu, daß es letzten Endes möglich sein müsse, eine solche Feldtheorie der Elementarteilchen zu entwickeln. Sie waren aber mit unserer Antwort noch nicht zufrieden, das heißt sie waren skeptisch, ob die hingeschriebene Feldgleichung tatsächlich schon als Basis für eine solche einheitliche Theorie genügt, aber sie billigten die mathematischen Einzelheiten unserer Arbeiten.“

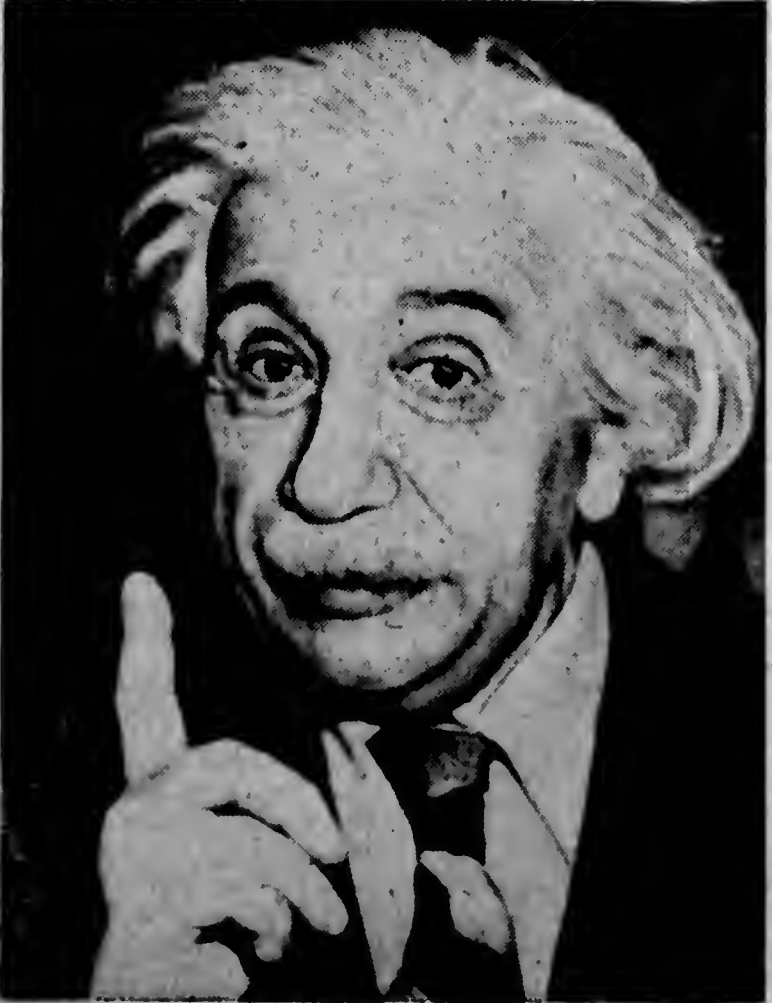
Mitte September 1961 veranstaltete das Europäische Atomzentrum CERN (Genf) eine große Konferenz in Aix-en-Provence, über die sich Heisenberg auch schriftlich geäußert hat: Es handelte sich um die Diskussion mit den Experimentalphysikern über die sogenannten Resonanzzustände und um die Diskussion mit den Theoretikern über die physikalischen Grundlagen der Nichtlinearen Spinortheorie. In einer Arbeit des Münchner Instituts, das er leitete, waren auf Grund der Rechnung fünf sogenannte Resonanzzustände, die man auch sehr kurzlebige Elementarteilchen nennen kann, vorhergesagt worden. Die Eigenschaften dieser Teilchen waren angegeben, ihre Massen mit einer mäßigen Genauigkeit (zu erwartender Fehler etwa zehn Prozent) berechnet worden. Von diesen fünf Teilchen scheinen vier inzwischen experimentell gefunden zu sein.

Was die Haltung der Theoretiker, insbesondere der amerikanischen Theoretiker betrifft, so gab es dort noch recht viel Skepsis oder zum mindesten Fremdheit gegenüber den von uns vertretenen Ideen. Am Schluß der Konferenz hatte der frühere amerikanische Theoretiker, Professor Feynman, die Aufgabe, in einem etwa ein-

stündigen Vortrag sozusagen ein Resümee der ganzen Konferenz zu geben. In diesem Resümee setzte er sich sehr für unsere Ideen ein und meinte, daß sie wohl bisher die einzigen ernst zu nehmenden Vorschläge für eine zusammenfassende Theorie der Elementarteilchen seien, sagte aber gleichzeitig, daß man noch vorsichtig und zurückhaltend sein und abwarten müsse, wie die experimentellen Ergebnisse ausfallen werden.

Und wiederum wurde in Brüssel vom 8. bis 14. Oktober 1961 über die Formel diskutiert, und zwar auf der nur einem engen Kreis Auserwählter zugänglichen Solvay-Tagung, auf der früher schon mit Planck, Einstein und Bohr hochwichtige Diskussionen stattgefunden hatten. Auch darüber einige Worte Heisenbergs: „In den Diskussionen standen sich zwei wissenschaftliche Richtungen gegenüber, die man, wenn man so will, in die konservative und die radikale unterscheiden kann. Bei den Elementarteilchen macht die konservative Richtung eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen eigentlichen Elementarteilchen, die in ihrer Mitte ein hartes, punktförmiges Zentrum besitzen, und den zusammengesetzten Teilchen, in denen es ein solches Zentrum nicht gibt. Die radikale Richtung leugnet die Existenz von Elementarteilchen mit einem hartenpunktförmigen Kern.“ Einen vermittelnden Standpunkt zwischen den beiden Richtungen nimmt die einheitliche Feldtheorie der Elementarteilchen von Heisenberg ein.

Wenn Heisenberg auf dem richtigen Wege ist, dann wird, um mit einem Wort Max Plancks zu sprechen, der Grenzstein des Erforschbaren um eine wesentliche Strecke weitergerückt. Das ist ihre Bedeutung für die Gegenwart.



„Der Charakter der hier entdeckten Zusammenhänge, mit denen die Relativitätstheorie Einsteins und die Quantentheorie Plancks die ersten entscheidenden Schritte aus dem Gebiet der anschaulichen Begriffe in ein abstraktes Neuland darstellten, läßt keinen Zweifel darüber zu, daß diese Schritte nie wieder zurückgenommen werden können.“ Mit diesem Satz beschrieb Werner Heisenberg unserem Mitarbeiter in einem Brief die Bedeutung der „Weltformel“ (Wiedergabe der Schriftzüge oben). Unsere Bilder zeigen: Werner Heisenberg, der 1932, im Alter von 31 Jahren, den Nobelpreis für seine Ausarbeitung der Quantenmechanik erhielt (oben). Ferner den Griechen Pythagoras, der als erster die Erkenntnis von der Harmonie des Kosmos und der Symmetrie aller Dinge mit mathematischen Gedankengängen verband (unten links). Albert Einstein, dessen berühmtes Wort „Gott würfelt nicht“ (gesprochen auf der für die Atomlehre entscheidenden Brüsseler Solvay-Tagung 1927) tief in die abgründige Problematik hineinleuchtete, ob im atomaren Raum Naturgesetz oder Zufall herrscht (unten Mitte). Und Louis de Broglie, der 1923 das heute gültige Weltbild der Physik krönte — gültig vorbehaltlich möglicher Wandlungen: und zwar durch seine überaus kühne Idee, daß jedes Korpuskel einer Materiewelle zugeordnet sei. Seine Aussage wurde 1927 durch das Experiment bestätigt. Über Jahrtausende erstreckt sich das Bemühen der Menschen um eine allgemein gültige Weltformel. (Bilder: Ullstein-Archiv, Berlin)



# Sie kamen aus Frankfurt a. M.

## Die Familie Schiff

Als im 14. Jahrhundert das Judenviertel in den deutschen Städten immer mehr den Charakter des Ghettos gewann, setzte mit dieser zwangsweisen Beschränkung auf ein bestimmtes Wohngebiet auch die Abkapselung der Juden von ihrer Umwelt ein. Daher wurde bei ihnen mancherlei mittelalterliches Brauchtum weiter gepflegt, als die christliche Umwelt längst neue Lebensformen gefunden hatte. Das zeigt sich z. B. in der Bezeichnung der Häuser in den Judengassen. Die Christen hatten längst Hausnummern eingeführt, und nur Apotheken und Wirtshäuser trugen und tragen Namen. Die Judenhäuser aber behielten ihre klangvollen Namen. Da gab es in Worms ein Haus zur Laute, ein anderes zum Rad, zum Blasbalg, zum Hufeisen. Diese Symbole finden sich auch auf den Grabsteinen zur Kennzeichnung der Familien, und als die Juden zur Annahme von Familiennamen gezwungen wurden, wählten viele die Namen ihrer Häuser. In Frankfurt gab es in der Judengasse, dem Wollgraben, ein Haus zum roten Schild, ein anderes zum schwarzen Schild, zum Schiff, zur Kanne, zum Drachen. Am Stammhaus der Familie Rothschild war bis zur Zerstörung das rote Schild zu sehen, am Nebenhaus das Schiff. Aus diesem Hause ging die weitverbreitete Familie Schiff hervor, die, wie die Rothschilds, Bankmagnaten hervorbrachte, aber auch jüdische Geistesgrößen, Männer der Wirtschaft.

Der erste dieses Namens ist Jakob Kohen Zedek Schiff, Dajan in Frankfurt a. M., geboren 1370; sein Sohn ist Uri Feiwisch, gestorben 1481. Einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit war Meir Ben Jakob Hakohen Schiff, abgekürzt als Maharam Schiff bekannt. Er ist in Frankfurt 1605 geboren, als Sohn von Jakob Ben Uri, der Aw Beth Din war und eine Jeschiwah leitete. Meir lernte

hauptsächlich bei seinem Vater und bei dem Frankfurter Rabbiner Jesaja Horowitz. 1622, mit erst 17 Jahren, wurde er zum Rabbiner der nahegelegenen Gemeinde Fulda gewählt und wirkte dort fast 20 Jahre. Fulda war schon damals eine Gemeinde mit viel Talmudisten, und viele Bachurim kamen zu ihm, um Talmud zu lernen. Die Ergebnisse seines Forschens faßte er in mehreren Werken zusammen, er schrieb u. a. Kommentare zum ganzen Talmud und zum Schulchan Aruch. Sein Talmudkommentar „Chiddusche Halachoth“ ist den meisten Talmudausgaben beige druckt. Sein Nachlaß, der auch Vorträge und Predigten enthält, wurde von seinem Urenkel Michael Ben Wolf Stern in Homburg v. d. H. 1739 bis 1741 herausgegeben und erlebte später mehrere kritische Ausgaben. Mit 36 Jahren wurde Maharam Schiff als Rabbiner nach Prag berufen, aber er erlebte nicht mehr seine Einführung. Auf der Hinreise starb er am 20. Adar 1641 in seiner Geburtsstadt Frankfurt a. M. Auf dem alten Friedhof seiner Gemeinde Fulda, in der Nähe des heutigen Bahnhofs, wurde er begraben. Eine Schule in Fulda trug seinen Namen. Auch die dortige Bnai Brith Loge wurde Maharam Schiff-Loge genannt.

Von bekannten Bankiers sei nur der Gründer des New Yorker Bankhauses Jakob H. Schiff erwähnt, von bekannten Ärzten die Professoren Eduard Schiff, Moritz Schiff und Hugo Schiff. Auch der Karlsruher Rabbiner Hugo Schiff gehört zu dieser Familie.

Ein Stammbaum der älteren Familienmitglieder ist von Ullmann 1885 in Frankfurt a. M. herausgegeben worden. Wertvolle Hinweise finden sich auch bei Dietz, Stammbäume der Frankfurter Juden.

Rabbiner Dr. Neufeld

Das Revolutionsjahr 1848 schwächte ihre Stellung, ihr Einfluß auf die Politik sank. Und so waren die Rothschilds gezwungen, ihrer Finanz-tätigkeit eine andere Richtung zu geben, indem sie diese auf Handel und Industrie beschränkten. Sie ließen die Finanzierung von Industrien aller Art und von Transportunternehmungen und den Handel mit Wolle und Tabak an die Stelle von Anleihen treten. Nathan Rothschild schuf bereits 1833 durch den Erwerb von zwei Quecksilberbergwerken in Spanien gewissermaßen ein Monopol. Hierzu kamen die bedeutenden Witkowitz Eisenwerke und Kohlengruben des Wiener Hauses.

Trotz der Entpolitisierung ihrer finanziellen Tätigkeit und wiewohl ihre Blütezeit bereits vorbei war, ließen Ereignisse von großer Tragweite sie wieder in den Vordergrund der Politik ihrer Heimatländer treten. Nach dem Abklang des Deutsch-Französischen Krieges 1871 sicherte Alphonse Rothschild, Sohn des James, die Durchführung der von Bismarck gestellten finanziellen Bedingungen, indem er die Garantie für die Verpflichtung des französischen Staates übernahm.

Von ähnlicher Tragweite war ihre Intervention in England, als sie 1875 auf ein dringendes Ersuchen von Disraeli der englischen Regierung innerhalb einer Stunde 4 Millionen Goldpfund zum Erwerb der Aktien der Suezkanal-Gesellschaft, die der Khedive verkaufen wollte, zur Verfügung stellten. So wurde Großbritannien der Beherrscher dieser für das Empire hochwichtigen Verkehrsstraße. Diese Transaktionen waren jedoch bloß der Schwanengesang des Hauses Rothschild, das nach dem Aufkommen der Großindustrie und der Großbanken seine frühere Bedeutung nie wieder zurückzuerobern vermochte.

Heutzutage bestehen nurmehr die Londoner Firma, die im letzten Jahrzehnt in dem an Naturschätzen überaus reichen Kanada bedeutende Kapitalien investierte, und das Pariser Haus. Wiewohl das Londoner Haus nicht mehr die

ragende Bedeutung hat wie einst in der Vergangenheit, ist sie immer noch eine der acht größten Privatbanken in England.

Die Rothschilds begnügten sich jedoch nicht mit großzügiger finanzieller Tätigkeit, sondern waren bestrebt, ihre Pflicht auch innerhalb des Judentums zu erfüllen. Im 19. Jahrhundert spielten sie eine führende Rolle in England im Kampfe um die bürgerliche Gleichstellung der Juden. Lionel Nathan Rothschild wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dreimal nacheinander ins englische Unterhaus gewählt, konnte jedoch seinen Sitz wegen der christlichen Eidesformel nicht einnehmen. Als er jedoch im Jahre 1859 zum dritten Male gewählt wurde, gab die englische Regierung ihren starren Standpunkt auf und änderte den Text des Eides, so daß Lionel Nathan als erster glaubenstreuer Jude in das englische Unterhaus einziehen konnte.

Sowohl in London als auch in Paris spielten sie eine aktive Rolle in der Führung der Gemeinden und anderer jüdischer Institutionen — im Gegensatz zu Wien, wo sich die Rothschilds dem Judentum immer mehr entfremdeten.

Für alle Zeiten bleibt der Stolz der Familie ihr Pariser Mitglied Baron Edmund Benjamin Rothschild, den man in Israel mit Recht als den Vater des Jischuw bezeichnet. Nachdem ihn Rabbi Schmeuel Mohilewer aus Bialystok in den achtziger Jahren für den Gedanken des Aufbaues von Erez Israel gewonnen hatte, leistete er bis zu seinem Tode eine ungeheure Arbeit von entscheidender Tragweite zunächst für die Rettung der alten, gefährdeten Siedlungen und nachher auf dem Gebiete der Besiedlung und des Aufbaues Israels. Diesem Ziele, das seine Lebensaufgabe wurde, opferte er 100 Millionen Goldfrancs. Seine Grabstätte in Sichron Jakob ist eine Wallfahrtsstätte seines dankbaren Volkes geworden. Sein vor wenigen Jahren verstorbener Sohn, James Rothschild, hinterließ einen bedeutenden Betrag zur Errichtung des neuen Gebäudes der Knesseth in Jerusalem. Die Pariser Rothschilds bemühen sich jetzt um den Neuaufbau von Caesarea.

Die Balfour-Deklaration, in der 1917 den Juden die Errichtung der nationalen Heimstätte im Lande der Väter in Aussicht gestellt wurde und die die Grundlage der späteren politischen Arbeit wurde, hatte als Adressaten Lionel Walther Rothschild, den zweiten Lord der Familie, der seinerzeit Theodor Herzl sehr freundlich aufgenommen hatte.

Abschließend soll betont werden, daß die Familie Rothschild — im Gegensatz zu vielen anderen hochadligen jüdischen Sippschaften — dem Judentum bis zum heutigen Tage treu geblieben sind.

Rheinland, der jüdische Tradition alles bedeutete. So lag es auf seiner Lebenslinie, diese gut-jüdische Tradition fortzusetzen. Nach den schweren Jahren der Prüfung stellte er sich seiner Gemeinde zur Verfügung und war viele Jahre als Repräsentant tätig. Sein Hauptanliegen galt dem Kultus; das entsprach seinem Werdegang.

Die Synagogengemeinde Düsseldorf wünscht ihm und seiner Gattin noch viele glückliche Jahre und dankt ihm an dieser Stelle herzlich für seine wertvolle Mitarbeit zum Nutzen der Gemeinde.

Nach seinem Ableben blieb die Witwe mit Help and Reconstruction eng und aktiv verbunden, bis sie erkrankte und ans Haus gebunden war. Nun, am 7. Dezember 1960, hat auch sie das Zeitliche gesegnet: 86jährig ist sie in ihrem Heim in der Fifth Avenue in New York gestorben, betrauert von ihren Kindern, neun Enkeln und sieben Urenkeln. Mit ihr ist, nachdem die Brüder Max, Paul und Felix sowie Frieda Schiff-Warburg nicht mehr unter den Lebenden sind, die hochherzig gesinnte Familie um einen weiteren Philanthropen ärmer geworden.

E. G. L.

## Die Witwe des Hamburgers Bankiers Alice Warburg gestorben

Zehn Monate vor der Wende des großen Jahrhunderts, am 1. März 1899, waren der 31jährige Max M. Warburg und Alice Magnus, die aus einer mit der Altonaer Linie der Warburgs verwandten Familie stammte, getraut worden. Aus der Ehe sind ein Sohn, Eric M. Warburg (jetzt New York und Hamburg), und vier Töchter, die nunmehr teils in England, teils in Amerika leben, hervorgegangen.

Vor nahezu 14 Jahren, am 26. Dezember 1946, ist Max Warburg in der Emigration in New York dahingegangen, ein Mann, der in seinem Wesen Lebenswürdigkeit und Willensstärke in vorbildlicher Weise vereinte und der seinen besonderen Charme auf seinen ausgedehnten beruflichen und philanthropischen Wirkungskreis ausstrahlen ließ. Er war es, der das 1798 in Hamburg gegründete Bankhaus M. M. Warburg & Co. zu voller Entfaltung gebracht hat; er war Fachmann für deutsche und internationale Finanzprobleme. Im jüdisch-kulturellen und jüdisch-sozialen Leben Hamburgs und Deutschlands hat er eine hervorragende und einflußreiche, wenn auch öffentlich kaum sichtbare Rolle gespielt, und nicht nur erst seitdem den deutschen Juden viel Schweres auferlegt wurde. Drüben, in Amerika, wohin seine jüngeren Brüder Paul (gest. 1932) und Felix (gest. 1937) lange Zeit vor ihm ausgewandert bzw. übergesiedelt waren, half Max Warburg beim Aufbau der American Federation of Jews from Central Europe, der repräsentativen Selbstvertretung der aus Deutschland eingewanderten jüdischen Nazi-Flüchtlinge, und widmete sein besonderes Interesse der 1940 gegründeten Organisation Help and Reconstruction, einer der drei von jüdischen Flüchtlingen aus Deutschland gebildeten, später in United Help zusammengeschlossenen „Selbsthilfen“.



# Zweihundert Jahre Haus Rothschild

Von Dr. Yomtov Ludwig Bato

Als der 17jährige Mayer Amschel Rothschild im Jahre 1760 in der engen Judengasse zu Frankfurt am Main ein bescheidenes Bankgeschäft eröffnete, ahnte er nicht, daß er damit den Grund gelegt zum Hause Rothschild, einer bedeutenden Finanzmacht des 19. Jahrhunderts. Noch vor etwa fünfzig Jahren war der Name Rothschild, der schlechthin legendären Reichtum bedeutete und dessen Ruf sich in allen Ländern verbreitete, von einer mystischen Glorione umgeben. Die Juden waren stolz auf die Rothschilds und sonnten sich gerne in ihrem Ruhme.

Die Rothschilds sind eine alte jüdische Familie aus Frankfurt, deren Ahnherr sich bereits 1530 im südlichen Teile der Judengasse im Hause vom roten Schilde niederließ. Es war eine Familie von Rabbinern und Schriftgelehrten und Mayer Amschel war der erste unter ihnen, der, nachdem er in Fürth und Hannover das Bankfach erlernt hatte, sich Finanzgeschäften widmete. Durch seine ungewöhnliche Begabung, Ehrlichkeit und Bekanntheit mit dem Kurfürsten Wilhelm von Hessen-Cassel, mit dem ihm die gemeinsame numismatische Liebhaberei verband, nahm sein Bankgeschäft bald einen namhaften Aufschwung. Das fürstliche Vertrauen zu Rothschild bewog auch andere deutsche Prinzen, ja sogar fremde Regierungen, sich der Dienste des jungen Frankfurter Bankiers zu bedienen. Als geschworener Feind Napoleons nahm er an der Finanzierung der ersten Koalition gegen Frankreich Anteil. Als Kurfürst Wilhelm 1806 vor der nahenden napoleonischen Invasion die Flucht ergriff, vertraute er seinem Bankier sein ganzes Vermögen an, der es ihm nach seiner Rückkehr mit Zinsen zurückerstattete.

Aber der Erfolg der Frankfurter Bank war bloß der erste Auftakt zu einem späteren, damals unvorstellbaren Aufstieg des Hauses, der sich aber fern von der Frankfurter Judengasse abspielte. In der weiteren Entwicklung der Dinge läßt sich wohl von einer Rothschild-Saga sprechen, in der es Phasen gab, die an die Fuggers erinnerten. Auch die Rothschilds wurden Geldgeber von Königen und Regierungen. Dies wurde dadurch möglich, daß die fünf Söhne von Mayer Amschel Rothschild, von einer genialen Idee geleitet, aus der Frankfurter Judengasse auszogen und sich an den bedeutendsten Finanzplätzen Europas niederließen, um wohl räumlich getrennt, doch in enger Zusammenarbeit am finanziellen Aufschwung Europas entscheidend mitzuwirken. Sie gingen nach London, Paris, Wien und Neapel, während einer der Brüder im väterlichen Frankfurt verblieb. Carl Rössler schilderte sehr treffend in seinem volkstümlichen Lustspiel „Die fünf Frankfurter“, wie die Brüder Rothschild den Pfad des Erfolges betreten.

Der begabteste unter den Brüdern war zweifelsohne der Dritälteste: Nathan Mayer, der nach England ging, wo er, nach einem kurzen Intermezzo in Manchester, 1805 ein Bankhaus in London eröffnete. Er war ein einfallsreicher, kühner Finanzier, und die konservativen Engländer waren zunächst nicht wenig schockiert, als sie Zeugen seiner oft waghalsigen Spekulationen wurden. Als jedoch der junge deutsch-jüdische Bankier aus allen seinen Unternehmungen als Sieger hervorging, änderte sich ihre Einstellung zu ihm.

Gleich seinem Vater glaubte er felsenfest daran, daß Napoleon zuguterletzt eine vernichtende Niederlage erleiden würde. Er setzte alles aufs Spiel, indem er die gegen Napoleon gerichteten Feldzüge des Generals Wellington finanzierte, die von diesem gezogenen Tratten, die die englische Regierung nicht einlösen konnte, aufkaufte, um nachher zu prolongieren, wodurch er das besondere Vertrauen der englischen Regierungskreise gewann.

Die Fama erzählt, daß er mit Hilfe von Brieftauben und Schnellsegelbooten beim damaligen

primitiven Nachrichtendienst, als erster die wichtigsten Ereignisse auf dem europäischen Kontinent erfuhr. Dies war besonders nach der Schlacht von Waterloo der Fall, so daß er als erster die freudige Nachricht von Napoleons endgültiger Niederlage der englischen Regierung überbringen konnte. Sein Instinkt hatte sich als richtig erwiesen, was ihm nicht nur sehr hohen finanziellen Gewinn brachte, sondern auch sein Ansehen ungeheuer festigte. Das Haus Rothschild galt von nun an als die bedeutendste Bankfirma in Westeuropa.

Der ältere Bruder, Salomon, ließ sich 1816 in Wien nieder, wo er die Firma S. M. Rothschild — die Wiener nannten sie scherzhaft Seine Majestät Rothschild — ins Leben rief, die bald mit den wichtigsten Finanzunternehmungen des Kaiserreiches Oesterreich identifiziert wurde und nicht zuletzt dem Kanzler Metternich erfolgreich behilflich war, verschiedene Finanzkrisen zu überwinden. Englische Empfehlung und die entsetzliche Geldnot der Regierung ebneten ihm den Weg und begünstigten seine Stellung. Oesterreich zeigte sich dankbar: Sehr bald erhob es ihn samt seiner Brüder in den Adelsstand und 1822 in den Freiherrenstand, was eine weitere Steigerung ihres Einflusses zur Folge hatte.

Unternehmungsgeist und Weitblick kennzeichneten auch das Wiener Haus. Salomon Rothschild begriff als einer der ersten die hohe Bedeutung der neuerfundenen Eisenbahn für das Verkehrs-wesen und baute 1836 die erste Bahn in Oesterreich, die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn.

Der dritte Bruder, James, etablierte sich in Paris, wo er 1812 das Bankhaus Frères Rothschild eröffnete. Nachdem er zuerst die Bourbons unterstützt hatte, was ihn während des Aufstandes 1830 in große Gefahr brachte, die er jedoch glücklich überstand. Er war nachher in der Lage, namhafte Anleihen der französischen Regierung zu beschaffen. Auch er hatte großes Vertrauen zur damals aufkommenden Eisenbahn und erhielt 1846 die Konzession zum Bau des Chemin de Fer du Nord.

Der vierte Bruder, Carl Mayer, ging 1821 nach Neapel, dem Sitze der Bourbonen und das von ihm dort gegründete Bankhaus war mit den Regierungen aller italienischer Kleinstaaten und selbst mit dem Kirchenstaate in enger finanzieller Verbindung. Oft gelang es ihm, diese Regierungen, den Vatikan mit inbegriffen, vor finanziellen Schwierigkeiten zu verschonen.

Der fünfte in der Reihe, Amschel Mayer, blieb im heimatlichen Frankfurt, wo er der väterlichen Tradition treu, die Geschäfte weiter führte und auch als bayerischer Hofbankier fungierte. Nach dem Entstehen des geeinigten Italiens ging das Neapler Haus 1861 ein, während das Stammhaus

— nach dem Aussterben der Frankfurter Linie — 1901 seine Pforten schloß. Das Haus Rothschild erlebte seine Hochblüte in der Zeit von 1830 bis 1875.

Seit dem Wiener Kongreß 1815 wurden die Rothschilds führend im europäischen Anleihegeschäft, wobei die drei Häuser, wie übrigens in allen wichtigen Geschäften, trotz räumlicher Trennung in engster Gemeinschaft zusammenwirkten. Nach den napoleonischen Kriegen bis 1848 vermittelten sie achtundvierzig Regierungsanleihen für verschiedene europäische Regierungen und für Brasilien. Bezeichnend ist, daß die Rothschilds im Anleihegeschäft immer mehr und mehr politische Bedingungen stellten und somit über Krieg und Frieden entschieden.

ROBERT WELTSCH

## Aby Warburg und das Warburg-Institut

In der bekannten Hamburger Familie Warburg, deren Mitglieder in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Deutschland und Amerika eine führende Rolle im Bankwesen, aber auch in der jüdischen Philanthropie und zum Teil in der Politik gespielt haben, gibt es einen Outsider, der in der Familienchronik eine Sonderstellung einnimmt. Abraham (Aby) Warburg hat sich weder in der Finanzwelt noch im jüdischen Leben hervorgetan, aber er hat sich einen bedeutenden Namen gemacht auf dem Gebiet der Kunstgeschichte und der Kulturforschung und das von ihm ursprünglich als private Bibliothek gegründete „Warburg-Institut“ ist zu einer eigenartigen, in der ganzen Welt bekannten geisteswissenschaftlichen Anstalt geworden. Es bildet heute einen Bestandteil der Universität London und einen Anziehungspunkt für Gelehrte und Studenten der ganzen Welt. So wurde der Name Warburg ein Symbolwort, das unerwarteterweise einer ganzen Richtung geistiger Bestrebungen aufprägt wurde.

Aby Warburg (1866 bis 1929) war der älteste Sohn des Hamburger Bankiers Moritz Warburg (1833 bis 1910), der von seinen Söhnen, noch die Beobachtung der Ritualgesetze erwartete, eine Forderung, gegen die Aby schon als Kind rebellierte, und die er als Student vollends preisgab. Seine Familie hatte ihn zum Rabbinerberuf bestimmt, aber diese Erwartung und Beobachtungen mancher gedankenloser, unverstandener Zeremonien trugen nur bei zu seiner Entfremdung vom Judentum. Die Familie konnte seine Neigungen nicht begreifen. Sein jüngerer Bruder Max, der später das Haupt des Bankhauses wurde, erzählt in seinen Erinnerungen, wie verdutzt er war, als der dreizehnjährige Bruder dem jüngeren Knaben anbot, ihm sein Erstgeburtsrecht zu verkaufen. Als Preis verlangte er nicht ein Linsengericht, sondern „die Zusage, dass ich ihm immer alle Bücher kaufen würde, die er brauchte“. Der zwölfjährige Max erklärte sich einverstanden, aber in seinem Alter rückschauend, bemerkte er dazu, dass er keine Vorstellung davon hatte, wie teuer ihm dieses Versprechen zu stehen kommen würde. So wurde der Grundstein gelegt zu der einzig dastehenden Bibliothek Warburgs.

Eine Biographie dieses ungewöhnlichen Mannes war lange überfällig und auch lange geplant. Besonders bemüht hatte sich darum Warburgs ihm geistesverwandte und jahrelange Assistentin Gertrud Bing, die dafür wichtige Vorarbeiten leistete. Es bedarf keiner besonderen Erklärung, warum in der turbulenten Zeit nach Abys Tod die Arbeit nicht zustande kam. Aber auch als es 1934 Abys Neffe Erich mit Hilfe des amerikanischen Konsuls gelungen war, die ganze Bibliothek in 535 Kisten auf zwei kleinen Dampfzügen nach England zu überführen, gab es in London zu viele Schwierigkeiten und Probleme,

als dass der kleine Stab an die Ordnung der nachgelassenen Papiere hätte herangehen können. Einer der wichtigsten Mitarbeiter des Instituts, der Wiener Fritz Saxl (1890 bis 1948), der sich schon 1911 Warburg angeschlossen hatte und nach dessen Tode sein Nachfolger wurde, kam 1935 nach Wien auf der Suche nach einem Mann, der Gertrud Bing beistehen könnte in der Herausgabe von Warburgs Schriften (von denen zwei Bände schon 1932 erschienen waren). Ihm wurde der junge Wiener Ernst Gombrich empfohlen. So kam Gombrich 1936 nach London. Diesem glücklichen Umstand haben wir es zu verdanken, dass nun, 35 Jahre später, die Biographie von Aby Warburg in London erschienen ist, die als ein geistesgeschichtliches Werk ersten Ranges bezeichnet werden muss.

Das Denken und Wirken und schliesslich auch das Schicksal Aby Warburgs sind passender Anlass, ein Bild der menschlichen Tiefenforschung der letzten hundert Jahre zu entwerfen, die in das Geheimnis menschlicher Kultur eindringt, wie sie sich vor allem in den grossen Werken der Kunst offenbart. Hier wird Kunstgeschichte nicht allein von der ästhetischen Seite betrieben, sondern als ein Ausdruck des Ringens des menschlichen Geistes in seinem Streben nach Klarheit, in dauerndem Kampf gegen die in der Menschenseele wirkenden dunklen Kräfte, die in den Mythen des Altertums, in den Aengsten und Wahnvorstellungen der Völker Gestalt angenommen haben und den Menschen verführerisch in den Abgrund ziehen. Die Ursprünge solcher Vorstellungen können auch heute noch bei primitiven Völkern aufgespürt werden. Solche Gedanken quälten Aby Warburg von dem Moment an, wo er sich der Entzauberung dieser Zusammenhänge verschrieben hatte. Tatsächlich hat auch Aby Warburg eine entscheidende Anregung für seine Studien aus der anthropologischen und religionspsychologischen Untersuchung der Sitten und Gebräuche eines Indlanerstammes in Amerika empfangen. Max Warburg schreibt von seinem Bruder: „Aby... erkannte mit wissenschaftlicher Präzision, dass der Kampf der Kultur durch den ständigen Kampf zwischen dem Streben des Menschen nach Klarheit und seiner Befangenheit im Aberglauben bestimmt wird. Dieser beständige, nie sich lösende Kampf schien ihm in der Kunst eines Zeitalters gespiegelt.“

Die Quellen und Einflüsse, die diesen Weg bestimmten, stellt Professor Gombrich mit überlegener Gelehrsamkeit dar. Es ist hier nicht möglich, alle die grossen Lehrer und Forscher anzuführen, die

an der Wiege dieser Wissenschaft standen und Warburg beeinflussten. Das Zentrum der Forschungen Warburgs bildeten die Kunstwerke der Renaissance, an denen er die fortlaufende Lebenskraft des klassischen Altertums beobachtete und sich über das mächtige Wiederaufleben dieser Symbolwelt in den Kunstwerken, oft in christlicher Verkleidung oder in unlösbarer Kombination mit christlichen Ideen und Symbolen, Gedanken machte.

Zu dieser Erkenntnis gehörte auch die Auseinandersetzung mit Astronomie und vor allem Astrologie und allen möglichen Geheimlehren, Ikonologie und Dämonologie, die Reaktion des Menschen auf das ewig Unbekannte, den Tod, die Naturkräfte und Katastrophen, die Leiden und die Bosheit und die Welt des Teufels. Auffallend ist, dass dabei die Kabbala keine Erwähnung findet. Ihre Problemwelt ist doch sehr verwandt dem Gebiet, um das es sich handelt, aber zu jener Zeit hatte Professor Gerschom Scholem der Kabbala als Gegenstand moderner wissenschaftlicher Forschung noch nicht ihren Platz erobert.

Es besteht kein Zweifel, dass Aby Warburg keinen besseren Interpreten finden konnte als Gombrich, der sich mit liebevoller Gewissenhaftigkeit nicht nur in alle Gedankengänge des merkwürdigen Mannes hineinversetzt und den Hintergrund seines Problemkomplexes souverän beherrscht, sondern auch für den menschlichen Werdegang und das tragische Schicksal des ihm ja persönlich Unbekannten volles Verständnis hat. So wird durch die Darstellung des Lebens und des Wirkens des Gründers auch das Wesen des einzigartigen Instituts dem Leser nahegebracht. Warburg selbst, der 1929 gestorben ist und eigentlich ganz in der deutschen Kulturwelt lebte, hätte sich freilich nicht träumen lassen, dass die von ihm begründete „Kulturwissenschaftliche Bibliothek“ eines Tages in London ein Asyl finden würde. Wie Gombrich mit Recht hervorhebt und wie er in einem vor einigen Jahren gehaltenen und später auch gedruckten Vortrag<sup>1</sup> ausführlich auseinandergesetzt hat, lässt sich das Wort Kulturwissenschaft gar nicht adäquat ins Englische übersetzen. Nicht nur das Institut, sondern auch die Sache, die es vertritt, ist sozusagen ein Geschenk der mitteleuropäischen Nazi-Flüchtlinge an die angelsächsische Welt. Die Mitarbeiter des Warburg-Instituts waren fast ausschliesslich Juden. Nicht nur die spezifische Abart der von ihm vertretenen Wissenschaft, sondern die ganze Kunstgeschichte ist in England und Amerika erst durch diesen Zustrom aus Europa vertriebener Intellektueller zu einem wichtigen, an allen Universitäten gepflegten Fach geworden. Gombrich weist darauf hin, dass zwar Gelehrsamkeit und geistige Beschäftigung in jüdischen konservativen Familien gepflegt wurde, dass aber Kunstgeschichte nicht gerade zu dem traditionellen Interessengebiet dieser Kreise gehörte, besonders da dieses Studium eine intensive Beschäftigung mit heidnischen und christlichen Vorstellungen verlangt. Trotzdem kamen zwei der bedeutendsten Kunsthistoriker Deutschlands, die andere Wege gingen, als Warburg, nämlich

Adolph Goldschmidt und Max J. Friedländer, aus dem gleichen Milieu. Beide waren Söhne jüdischer Bankiers wie Warburg. Beide lebten länger als er und wurden daher Emigranten. Dass viele dieser durch die Schule der Aufklärung hindurchgegangenen Gelehrten von ihrem ererbten Judentum keinen grossen Gebrauch machten, ändert nichts an diesem auch für die jüdische Geistesgeschichte charakteristischen Phänomen.

Die Tragik in Warburgs Leben bestand darin, dass die innere Zerrissenheit, der im schöpferischen Prozess permanente Kampf der chaotischen, dämonischen, unterirdischen Mächte gegen die formende Vernunft, das heisst das Thema, mit dem er sich sein ganzes Leben lang so leidenschaftlich beschäftigte, in ihm selbst Wirklichkeit wurde. Er scheint stets dem geistigen Zusammenbruch nahe gewesen zu sein, und das auslösende Moment für seine tatsächliche Erkrankung war der Erste Weltkrieg, unter dessen Grauen er masslos litt. In der Stunde des deutschen Zusammenbruchs 1918 musste er in eine Anstalt gebracht werden, wo er sechs volle Jahre zubrachte, immer selbst einen innerlichen Kampf führend um seine Genesung. Aus dieser Zeit besitzen wir einen Bericht von dem ehemaligen Direktor der Hamburger Kunsthalle Carl Georg Heise, der schon als junger Mann ein Jünger Warburgs war. Heise betonte die grosse Wichtigkeit, die die Periode der Erkrankung für die Erkenntnis von Warburgs Persönlichkeit besitzt. „Alles, was ihn je in schlaflosen Stunden gequält haben mochte, überwältigte ihn jetzt, unkontrolliert durch abmässige Erwägungen der praktischen Vernunft, in apokalyptischen Visionen. Ueberall sah er Gefahr und Vernichtung, und in grässlichen Verwünschungen gab er sich selbst die Schuld.“ In diesem Zusammenhang schildert Heise eine nach unserer Meinung besonders charakteristische Episode.

Bei einem Besuch Heises zog ihn der Patient in eine Zimmerecke und erklärte, er müsse ein furchtbares Geständnis machen, wie er sich um jeden Kredit gebracht habe, als anständiger Mensch zu gelten. „In der Unterhaltung mit einem Universitätsprofessor habe er die Aeusserung getan: „Im Grunde meiner Seele bin ich ein Christ!“ Jetzt beichtete er sich der Würdelosigkeit, der unbeherrschten Preisgabe einer noch dazu in dieser undifferenzierten Formulierung völlig missdeutbaren Regung seines Herzens. Ein Jude, der sich als heimlicher Ueberläufer bekennt, das sei ein Feigling, der keine Konsequenzen zieht, oder aber ein Mann, der nicht weiss, was er seiner Rasse und seiner Familie schuldig ist. Er raufte sich die Haare, erklärte, er könne sich nirgends mehr sehen lassen, und beschwor mich dann, sein Geständnis geheimzuhalten. Gleich darauf aber schrie er es laut heraus, so dass die Nachbarn es durch die geöffneten Fenster hören konnten. Der Eindruck war so aufreibend, dass ich ihn nicht lange ertragen konnte.“

So weit der Bericht von Heise. Was sich hier im Krankheitszustand sozusagen vulkanisch offenbarte, dieses quälende Schuldgefühl eines Mannes, der um die tieferen

(Fortsetzung S. 4)

### Denkt an das Solidaritäts-Werk

Dieser Raum wurde von der Firma  
„TAYA“ ISRAEL COSMETICS CO. LTD.  
zur Verfügung gestellt.

<sup>1</sup> E. H. Gombrich: Aby Warburg. An Intellectual Biography. With a Memoir on the History of the Library by F. Saxl. London 1970. The Warburg Institute University of London, 366 pp.

<sup>2</sup> Carl Georg Heise: Persönliche Erinnerungen an Aby Warburg. New York 1947. 56 pp.



## Was von der Warburg-Bibliothek in Hamburg blieb

Wenn ich an die 1920er Jahre in meiner Heimatstadt Hamburg zurückdenke, gehört zu meinen unvergesslichen Erinnerungen die Warburg-Bibliothek, die in Winterhude unweit unserer Wohnung lag. Sie war von dem Kunsthistoriker **Aby M. Warburg** (1866—1929) gegründet, dem älteren Bruder von **Felix** und **Max Warburg** (den Inhabern der weltbekannten Hamburger Bank M. M. Warburg & Co.). Er hatte die überaus fruchtbare Idee, sie dem Studium der Nachwirkung des Altertums durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart zu widmen. Sie wuchs darüber hinaus zu einem Zentrum kultur- und geistesgeschichtlicher Forschungen und Vorträge, die dann in stattlichen Jahrbüchern veröffentlicht wurden. Ich hörte u.a. einen Vortrag von Professor **Ernst Cassirer** (1874—1945) über **Nicolaus Cusanus**, der durch seine Schrift *De docta ignorantia* (Von der gelehrten Unwissenheit) die Idee der religiösen Toleranz begründete, wie sie **Lessing** in **Nathans** Erzählung von den drei Ringen so einprägsam darstellt. Die reichhaltige Bibliothek wurde rechtzeitig nach London gerettet, wo sie allmählich der Universität eingegliedert wurde, zuerst geleitet von **Fritz Saxl** (1890—1948), dann von seinen Mitarbeitern **Rudolf Wittkower** (geb. 1901) und **Ernst H. Gombrich**.

Aber ein kleiner Teil der Lebensarbeit **Aby Warburgs** blieb Hamburg erhalten, und zwar die „Sammlung zur Geschichte von Sternglaube und Sternkunde“, die er dem Hamburger Planetarium schenkte. Sie wurde 1931 zugänglich gemacht und konnte während des Dritten Reichs dem Zugriff der Nazis entzogen werden. In erweiterten Räumen des Planetariums wird sie seit einigen Jahren wieder gezeigt, geordnet von Professor **Ar-**

**thur Beer**, der an ihrem ursprünglichen Aufbau mitgearbeitet hatte; er hat auch den Führer durch die Ausstellung geschrieben: „Vom Sternglauben zur Sternkunde“, Hamburg 1968. **Aby Warburg** hat diesem Thema Jahrzehnte seines Lebens gewidmet. Eine Wanderung durch die Ausstellung ergänzt das Schauspiel im Planetarium, das den Sternenhimmel in Bewegung setzt, so dass das Geschehen von Tagen, Monaten und Jahren in wenige Minuten zusammengedrängt wird. In der Ausstellung wird dem Besucher eindringlich klargemacht, welche Bedeutung der Sternenhimmel für die Kultur vergangener Jahrtausende gehabt hat. Die Sammlung umfasst Zeichnungen, Photographien, Modelle, Schaukästen, Gipsabgüsse, Handschriften, Münzen, Siegel u.dgl.m. aus 5 Jahrtausenden, die durch Bilderklärungen und Wandtexte erläutert werden. Das Planetarium ist gewiss eine bewundernswerte technische Leistung, kann aber das unmittelbare Erleben des Weltraums und seine Bedeutung in der Geschichte der Menschheit nicht ersetzen. Das sah **Aby Warburg** und brachte die wohldurchdachte Sammlung mit Hilfe vieler wissenschaftlicher Institute zusammen, um die Wirkung des Hamburger Planetariums zu vertiefen, es zu einer Bildungsanstalt für alle Besucher zu erweitern, in der die jahrtausendalten Fragen nach dem Wesen des Menschen und der Welt beleuchtet werden. Die Ergebnisse der Forschung sollten in pädagogische Wirkung umgesetzt werden.

Als **Aby Warburg** 1929 starb, war sein Plan erst teilweise ausgeführt. Es bedurfte noch intensiver Arbeit einer grossen Schar von sachkundigen Männern und Frauen, um ihn abzuschliessen. 1931 war sie beendet. Im Kern dieser Darstellung

steht die Einsicht, dass die Astrologie, welche die Sterne als mächtige Dämonen auffasste, die das Schicksal jedes Menschen von der Geburtsstunde an bestimmen, die Vorgeschichte der wissenschaftlichen Astronomie ist, von der Antike bis zu **Kopernikus** (1473—1543), der die Lehre von der Sonne als Mittelpunkt unseres Planetensystems erneuerte (die schon die griechischen Naturforscher aufgestellt hatten) und bis zu **Johannes Kepler** (1571—1630), der mit Hilfe des von ihm erfundenen Fernrohrs die Bewegungen der Planeten um die Sonne studierte und ihre Gesetze festlegte. Die Astronomie setzt anstelle des magischen Sternenglaubens, mit ihrer Vermenschlichung der Sterne, die reine Wissenschaft, die mit ihren verbesserten Fern-

rohren ungezählte Milchstrassen entdeckt, mit den neuesten elektronischen Geräten sogar unsichtbare, Milliarden Lichtjahre entfernte, deren Strahlungen aufgefangen werden. Aber in der Astrologie versuchten die Menschen noch, sich mit den Himmelskörpern des Weltalls in lebendige Verbindung zu setzen und auf diese Weise die Rätsel des Daseins zu verstehen.

Die Warburg-Ausstellung will die Besucher des Planetariums zum Nachdenken führen, indem sie den Zusammenhang zwischen den frühen und den gegenwärtigen Bemühungen um die Rätsel des Weltalls und des Menschen in ihm anschaulich macht. So hat **Aby Warburg** sich in seiner Heimatstadt selbst ein dauerndes Denkmal geschaffen.

WALTER E. BERENDSOHN

## „Let My People Go“/ ein unvollständiges Bibelzitat

Der Verfasser dieser Zeitschrift, den Lesern des MB durch zahlreiche Artikel bekannt, verstarb am 8. Juni in seinem 71. Lebensjahr, kurz nach Uebersetzung dieses letzten Beitrags. **Raphael** absolvierte das Kölner jüdische Lehrerseminar und war dann erfolgreich als Lehrer und Prediger in Beckum, der Gartenbauschule Ahlem und in Zwickau tätig. Er wanderte 1939 nach England aus und diente im Zweiten Weltkrieg im britischen Militär. Bis 1956 lebte er in London. Seit seiner Alija nach Israel widmete er sich journalistischen Aufgaben für englische Industriezeitschriften, daneben schrieb er literarhistorische Aufsätze für hiesige Zeitschriften und Zeitungen. Bekannt wurden vor allem seine Beiträge zur Heine-Forschung.

Den beachtungswerten Pessach-Ausführungen von **Robert Weltsch** (im MB Nr. 15/16 vom 9. April 1971) möchte ich hier eine andere Deutung des Bibelzitats anfügen. Denn mir scheint, dass es dabei auf den nicht zitierten Schluss des Verses ankommt.

Die Worte „Schalach et-Ami“ (wie immer man sie ins Deutsche übertragen mag) kommen zweimal (Ex. 5,1 und Ex. 7,16) im biblischen Text vor, an beiden Stellen mit dem Hinweis auf einen Auszug „in die Wüste“, einmal zu einer Festfeier, das zweite Mal zu einem „Dienst“. Propagandistisch gesehen war diese Aufforderung nicht gerade sehr wirkungsvoll. **Mosche Rabbenu** war, wie er von sich selbst sagte, kein geeigneter **Schaliach** und kein faszinierender Redner. Zwar übermittelte er dem Volk die ihm aufgetragene Botschaft, jedoch hörte es, wie Ex. 6, 9 feststellt, nicht auf ihn. Er vermochte seine Volksgenossen nicht mitzureissen. Hingegen war sein sehr populärer Bruder **Aharon** einige Zeit vorher erfolgreicher gewesen, als er (siehe: Ex. 4, 30/31) ebenfalls zum Volk geredet hatte, allerdings mit „Wundertaten“ propagandistischen Stils, und — das Volk glaubte ihm! Es kommt offensichtlich auch darauf an, wie man etwas sagt.

Natürlich wissen wir nicht, ob tatsächlich alle Israeliten (mit Einschluss der „ägyptischen Staatsbürger israelitischer Abstammung“) sich für die mosaische Nationalidee begeisterten und sich hundertprozentig zur Alija entschlossen. Wir wissen lediglich, dass es dort ein israelitisches Proletariat gab,

und dass — trotz vielfacher Anstrengungen — selbst den ägyptischen Juden schon ein „Mangel an Staatsgesinnung“ vorgeworfen wurde. Trotzdem, man liebte und hatte zu essen und hatte Fleisch und Fische (halb oder ganz umsonst). Das war alles besser als der Auszug „in die Wüste“, ins Ungewisse, mit der Gefahr, ohne Dach über dem Kopf zu bleiben — Argumentationen, wohl bekannt und eng verbunden mit den nüchternen Ueberlegungen: wenn man sein Auskommen hat und die Hoffnung, dass mit der Zeit die Zustände besser und besser werden, dann lässt sich wohl das mehr oder weniger bisschen „Rischess“ ertragen. Man muss nur geduldig bleiben und an den Fortschritt der Menschheit glauben. Höchstwahrscheinlich war doch überhaupt die Intention des **Mosche Rabbenu** vor allem auf die Rettung der ägyptischen Juden gerichtet.

Uebrigens: waren **Mosche** und **Aharon** mit ihrer Unruhe und den radikalen Forderungen ihren Mit-Juden nicht reichlich unbequem? Konnte nicht alles — um des lieben Friedens willen — hübsch beim alten bleiben? Es war doch viel weniger kompliziert, sich von „anderen“ regieren, versorgen, beschützen (und selbst auch manchmal peinigen) zu lassen, als sich plötzlich der Bürokratie eigener Volksgenossen aussetzen. Die „Anderen“ hatten doch all die notwendigen Erfahrungen, aber die „Eigenen“ besaßen weder Vorkenntnisse, noch die Routine, aus einem Haufen **Gola-versklavter** Familien mit ihren Eifersüchtelien und Ambitionen eine Gemeinschaft zu schaffen, aus der sich (nach bloss 40 Jahren?) ein Staatsvolk entwickeln konnte. So etwas liess sich leider nicht in liebevoller, stiller Arbeit vollbringen, es musste sich — wie überall im Gang der Weltgeschichte — in einem, nicht immer auf Ethik und Vornehmheit zugeschnittenen Prozess von Revolten, Skandalen und gegenseitigen Verdächtigungen vollziehen. Dieses „Let My People Go“ in die „Wüste“ hinein war eine ebenso gefährliche und gesunde Schule wie spätere „**Mabarat**“ in einem Lande, das keine „Wüste“ mehr war und dessen „Urbarmachung“ hunderte von jüdischen Opfern gekostet hatte...

Die zweite Hälfte des Bibelzitats darf deshalb nicht vergessen werden. Weil es ohne diese zweite Hälfte nirgends in der Welt ein gelobtes Land, d.h. eine wirkliche Heimat gibt.

JACOB RAPHAEL

## Aby Warburg und das Warburg-Institut

(Fortsetzung von S. 3)

Schichten des Bewusstseins Bescheid wusste, muss gewiss als ein entscheidender Bestandteil dieser komplexen Persönlichkeit gewertet werden, auch wenn ihn **Warburg** in gesunden Zustand verdrängte. In seinem zusammenfassenden, mit allem Respekt und aller Zurückhaltung doch kritischen Resümee, das er der ausführlichen Analyse sämtlicher Schriften und Werke **Warburgs** folgen lässt, betont **Gombrich**, dass **Warburg** selber ein Opfer von Konflikten war; seine Aufmerksamkeit galt nicht einer oberflächlichen Einheit, sondern den Konflikten der vergangenen Zeiten. Für ihn war bei Kunstwerken das Wesentliche nicht der Stil, der sich nach einem eigenen Gesetz entwickelt hat, sondern was ihn interessierte, waren die Mittel und Ausdrucksformen, die der individuelle Künstler aus seiner eigenen Situation inneren Konfliktes heraus gefunden hat, um einem religiösen oder heidnischen Thema Gestalt zu geben. Dabei spielen mythische Vorstellungen und Archetypen eine entscheidende Rolle.

Von **Freud** wollte **Warburg** nichts wissen, aber tatsächlich besteht ein Zusammenhang zwischen beider Welten, und erst die an **Freud** geschulte Generation der zwanziger Jahre, die „die Nachtseite des Lebens, die irrationale Natur des Menschen und die Macht der primitiven Ueberbleibsel innerhalb der Zivilisation“ in den Vordergrund rückte, war auch aufgeschlossen für

die Botschaft des Warburg-Institutes. Wie **Freud** — so schliesst Professor **Gombrich** — war auch **Warburg** keineswegs sicher, dass die Vernunft jemals einen dauernden Sieg über die Unvernunft erringen werde. Aber er betrachtete es als seine Aufgabe, oft vielleicht mit naiver Ueberschätzung seiner eigenen Möglichkeiten, in dem Kampf für Aufklärung mitzuhelfen, gerade weil er um die Stärke der Gegenkräfte wusste.

Es war nicht möglich, und ist hier wohl auch nicht der Ort, in dieser Anzeige im einzelnen auf das Werk von **Gombrich** einzugehen. Er hat eine überzeugende, auch für den Laien fassliche und sehr eindrucksvolle Methode gefunden, sein Argument durch reichliche Zitate aus **Warburgs** Werken, Briefen und Notizen zu illustrieren, die in englischer Uebersetzung, aber stets mit Beigabe des vollen deutschen Originaltextes wiedergegeben werden. Dies ist schon darum notwendig, weil die eigentümliche Begriffssprache des Autors und des Gegenstandes im Englischen gar nicht existiert. Andererseits trägt gerade der Zwang zur Uebersetzung in ein anderes Gedankenidiom viel zur Klärung des Inhalts bei. Druck und Ausstattung des Buches sind vorbildlich, und zahlreiche Illustrationen auf 65 Tiefdruckplatten dienen der Verdeutlichung des Textes. Diese Biographie ist ein würdiges Monument eines Mannes, dessen Geist weiterlebt in dem von ihm begründeten Institut in London.



## ISRAEL UNTER DEN VÖLKERN

Der Jerusalemer Geschichtsprofessor Jacob Talmon liess seinen vielbeachteten Büchern zur politischen Ideengeschichte der Neuzeit und einer Aufsatzsammlung „Einheit und Einzigartigkeit“, über die das „MB“ Nr. 13 vom 31. März 1967 berichtete, eine neue Essay-Sammlung folgen. Sie erschien unter dem Titel „Israel among the Nations“ (Weidenfeld and Nicolson, London, 1970). Die Tatsache, dass die Aufsätze dieses Sammelbandes vorher in der hebräischen Presse erschienen waren, nimmt der jetzigen Zusammenfassung in englischer Uebersetzung nichts von ihrer Bedeutung und Aktualität. Denn sie sind, wie es bei ihrem Autor nicht anders zu erwarten ist, nicht für den Tag, sondern aus einer grösseren historischen Perspektive heraus geschrieben. Die Probleme, mit denen sich der Autor auseinandersetzt, fanden auch in den wenigen Jahren seit ihrer ersten Behandlung durch Talmon ihre Lösung nicht und haben an aktuellem Interesse eher gewonnen als verloren. Die Anteilnahme des Lesers kann nur noch weiterhin gestärkt werden, wenn wir darauf hinweisen, dass auch in dem einen Jahre, das seit der Nachschrift verging, die der Verfasser den Essays anfügte, eine Weiterentwicklung eingetreten ist, die die von Talmon angeschnittenen Probleme in neuem Lichte erscheinen lassen.

Der Band enthält drei Aufsätze. Der an den Anfang gestellte Artikel, voriges Jahr im „Maariv“ erstmalig veröffentlicht, behandelt die Stellung der „Juden zwischen Revolution und Gegenrevolution“, also ihre historische Situation und Rolle im vorigen Jahrhundert. Der zweite Aufsatz, aus dem „Haaretz“ von 1966, beschäftigt sich mit „Herzls »Judenstaat« nach sieben Jahren“, und war, als kritische Untersuchung über das Wiederaufleben des jüdischen Nationalbewusstseins, zur Einführung in die Jubiläumsausgabe der Herzlschen Schrift durch die Jewish Agency geschrieben worden. Die dritte der in diesem Band veröffentlichten Arbeiten, die dem Buch den Titel

gab, basiert auf Vorlesungen, die Talmon an der Universität New York gehalten hatte. In ihr übernimmt der Historiker den Versuch, den Sechstage-Krieg von 1967 aus historischer Perspektive, also in seinen Auswirkungen auf Israel und den Nahen Osten zu bewerten und nähert sich damit der Tagespolitik.

Der, schwierige gegenwärtige Übergangszustand, fortdauernd zwischen Krieg und Frieden, der Israel die überfällige Beschäftigung mit seinen internen sozialen Fragen aufzwingt, lässt den Rückblick Talmons auf die Rolle der Juden in den europäischen Revolutionen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts besonders aktuell erscheinen. Wir vergessen allzu häufig, dass der Staat Israel in seiner heutigen Form das Resultat ideologischer Kräfte ist, die unter den osteuropäischen Juden vor und nach der russischen Revolution lebendig wurden. Viele von uns nehmen die Existenz des Staates als eine Selbstverständlichkeit hin, ohne sich darüber klar zu werden, dass er nicht nur die Frucht eines Willensaktes, sondern zugleich das Ergebnis einer einmaligen historischen Kräftekonstellation ist. Viele wissen auch nicht mehr, dass seine einmalige soziale Struktur sowohl durch die utopischen Vorstellungen der Siedler der zwanziger und dreissiger Jahre wie durch die besonderen Bedingungen der ersten Ansiedlung in Palästina bestimmt wurde. Gerade im Zusammenhang mit Talmons Analyse des Herzlschen Judenstaates, einer typisch liberalen Utopie, wird deutlich, wie stark die „alte Garde“, gegen die vor zwei Jahren in Israel Sturm gelaufen wurde, das Antlitz von Israel geformt und weitgehend den werdenden Staat überhaupt ermöglicht hat. Dass eine mit solcher Energie und starr auf ein Ziel ausgerichtete Gruppe, wie die unter der Führung von Ben Gurion, nicht nur imstande war, ein utopisch anmutendes Projekt durchzusetzen, sondern seine Durchführung in allen Einzelheiten auch für eine lange Folgezeit zu bestimmen, beleuchtet Talmon von der Situation der

Juden in Osteuropa her und aus ihren Versuchen der Assimilation während des vorigen Jahrhunderts wie mit einem Scheinwerfer. Es ist bemerkenswert, dass Talmon, dessen Schriften Ausdruck des inneren Ringens zwischen dem Bekenntnis zur Notwendigkeit eines zionistischen Nationalbewusstseins und seiner starken Hinneigung zu einem unpolitischen Humanismus sind, nichts als Bewunderung für die Gründergeneration Israels auszusprechen vermag.

Talmon ist ein entscheidender Verfechter einer Regelung des arabisch-israelischen Konflikts durch Kompromiss. In seinem Nachwort, das nach dem Zusammenstoss von israelischen und russischen Piloten an der Suezfront geschrieben wurde, betont er die absolute Notwendigkeit, unter israelischen wie internationalen Gesichtspunkten alles zur Aufhebung der Spannungen nur denkbare zu tun. Hierüber wird niemand mit dem Autor streiten. Wie schnell sich jedoch die Bedingungen heute ändern, lässt sich an zwei Erscheinungen demonstrieren, mit denen sich Talmon noch nicht auseinandersetzt, weil sie ihm vor ein oder zwei Jahren noch nicht deutlich waren: einmal die Reaktion der jüdischen Jugend in den Vereinigten Staaten auf die dortige Situation, die z.B. das Leben an einer amerikanischen Universität fragwürdiger erscheinen lässt als früher und einen Teil der jüdischen Jugend dazu bewegt, in Israel die Hoffnung auf eine Lösung ihrer Identitätsfrage zu suchen. Die

zweite — für uns alle immer noch überraschende — Erscheinung ist der Beginn einer jüdischen Renaissance innerhalb der russischen Judenheit. Talmon geht noch von der Tragödie aus, die im historischen Zeitpunkt der Balfourdeklaration das wichtigste damalige Reservoir des Zionismus, die russische Judenheit, durch die bolschewistische Revolution von der zionistischen Bewegung abschnitt. Dass sich um die Wende des Jahres 1970 ein schmaler Spalt im eisernen Vorhang öffnen würde, durch den sich russische Juden, einzeln und in kleinen Gruppen, den Zutritt nach Israel erkämpfen würden, hat Talmon noch nicht in Betracht ziehen können.

Diese neuesten Entwicklungen können jedoch nicht von den zwei Grundfragen ablenken, mit denen sich Talmon auseinandersetzt, der einer Lösung des Konflikts mit den Arabern und der Suche nach der neuen Identität des Israeli. Keine dieser beiden Fragen erscheint uns ohne Rücksicht auf die andere beantwortbar zu sein. Wie sehr auch immer die Aufhebung unseres Konflikts mit den Arabern von politischen Machtfaktoren mitbestimmt sein mag, der Weg zu ihr hat eine unmittelbare Rückwirkung auf unsere geistige Haltung und damit auf die Gestaltung unseres sozialen und moralischen Wesens. Aufsätze wie die von Talmon sind demnach heute gutes Rüstzeug für die Auseinandersetzungen des Tages.

GERDA LUFT

### Gedenkaktion für die Anhalter Gemeinden

Am 20. Juli trafen sich im Samuel Hotel, Tel-Aviv, die ehemaligen Mitglieder der Jüdischen Gemeinden aus Anhalt (Mitteldeutschland): Dessau, Bernburg, Köthen, Zerbst. Der besondere Zweck des Treffens war eine würdige und bleibende Form der Ehrung des Andenkens der Gemeinden und der am 9. November 1933 zerstörten Synagogen sowie der Opfer der Verfolgungen und der im Jahre

1942 erfolgten Abtransportierung der restlichen jüdischen Bevölkerung, der nirgends ein Grabstein gesetzt ist. Es wurde beschlossen, in den Gedenkräumen für Jüdische Gemeinden auf dem Mt. Zion, Jerusalem, eine Gedenktafel anzubringen, sowie Quellenmaterial aus der Zeit des Aufstiegs und Untergangs der Anhalter Gemeinden zu sammeln, zwecks späterer Veröffentlichung.

Dr. E. W.

### Das Erdöl des Mittleren Ostens

Das Erdöl der Länder des Mittleren Ostens erscheint nach wie vor in den Schlagzeilen der Presse, sei es weil die Erdölländer höhere Abgaben von den Verarbeitungs- und Vertriebsgesellschaften verlangen, sei es weil die Ausschaltung des Suezkanals zur Anlage von Oelleitungen, und diese zu einer Senkung der Frachttarife der Oeltankschiffe geführt haben, — abgesehen von den politischen Komplikationen, die sich aus der Herrschaft über die Oelquellen und aus dem steigenden Bedarf an diesem Oel ergeben. Die Erkenntnis, dass noch Jahrzehnte vergehen mögen, ehe Atomkraft das Erdöl überflüssig machen wird, verstärkt das Gewicht dieser Oelquellen.

Zum Verständnis der Bedeutung des Erdöls im Mittleren Osten ist eine Kenntnis der Geschichte der Oelkonzessionen und der Konflikte, die sich im Laufe der Zeit um sie entwickelt haben, unerlässlich. Zu diesem Thema erschien jetzt „Middle East Oil. A Study in Political and Economic Controversy.“ (Vanderbilt University Press 1970) von Professor George W. Stocking, der die Geschichte und Politik der Oelwirtschaft des Mittleren Ostens vom Standpunkt eines amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlers aus be-

handelt, gestützt auf seine Lehrtätigkeit an der amerikanischen Universität in Beirut und Studienreisen in die Oelgebiete.

Der Verfasser beschreibt die politische und wirtschaftliche Situation, in der die ursprünglichen Konzessionen erteilt wurden, welche die späteren Konflikte heraufbeschworen. Er analysiert die Bedingungen der Konzessionen, die aus ihnen resultierenden Komplikationen und welche Rolle nationale und kollektive Aktionen beim Versuch einer Lösung gespielt haben. Stocking untersucht ferner die Frage der Preisbilligung, der Produktionskosten und der Gewinne, und schliesst mit Betrachtungen über die Zukunft der Konzessionen. In das Feld seiner Untersuchungen bezieht der Verfasser die Oelgebiete in Iran, Irak, Saudi-Arabien, Kuwait, Algerien und Libyen ein.

Im Zusammenhang mit der Behandlung der arabischen Politik des Oel-Embargos gegenüber den Vereinigten Staaten und anderen Ländern schreibt Stocking: „Die Schaffung Israels und die Kriege von 1948, 1956 und 1967 mit ihren unglücklichen Folgen für die Araber haben ihre Gefühle gegenüber dem Westen gereizt und ihre Feindsel-

igkeit gegenüber den Oelgesellschaften gesteigert. Die arabischen Führer haben ihre Oelprobleme mit dem arabischen Kampf gegen den Imperialismus und ihren Kampf gegen Israel identifiziert.“

Der Verfasser beschliesst das Buch mit einer offenbar nach dessen Fertigstellung hinzugefügten Anmerkung: „Zu Beginn des Jahres 1970 wird die Wahrscheinlichkeit grösser, dass sich der israelisch-arabische Konflikt zu einem

Krieg in vollem Ausmasse entwickeln könnte, zusammen mit der Möglichkeit, dass Russland und die Vereinigten Staaten in ihn verwickelt werden könnten. Unter diesen Umständen ist jede Voraussage über die Zukunft des Oels im Mittleren Osten gewagt.“

Leider besteht auch heute, ein Jahr später, kein Anlass, diese Bemerkung über die Gefahren im Orient für übertrieben zu erklären.

RUDOLF R. LEVY

### Kampf um das Wittgensteinhaus in Wien

★ Das Wiener Wittgenstein-Haus, ein in den Jahren 1926 bis 1928 von dem österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein (1889—1951) bis ins letzte selbst konzipierter und nach seinen Plänen erstellter dreigeschossiger Bau, ist vom Landeskonservator des Denkmalamtes für Wien offiziell zur Demolierung freigegeben worden. An seiner Stelle sollte ein sechzehnstöckiges Hotel errichtet werden. Unmittelbar vor dem Abbruch haben sich nun der in New York lebende österreichische Architekturkritiker und Architekt Bernhard Leitner und mit ihm der österreichische PEN-Klub, die Wittgenstein-Gesellschaft in

England sowie eine Gruppe von Wiener Architekten für die Erhaltung des nicht nur architektonisch interessanten, sondern vor allem auch geistesgeschichtlich bedeutsamen Baus eingesetzt. Jetzt erreicht worden, dass der Abbruch so lange hinausgezögert wird, bis das Gutachten einer Expertenkommission vorliegt. Man darf hoffen, dass der Wert des Bauwerks, das gleichsam als Form gewordener Ausdruck von Wittgensteins philosophischer Aesthetik ein Denkmal ersten Ranges darstellt, doch noch erkannt wird und das Haus an der Kundmanngasse 19 gerettet werden kann.



## HANS HABES ISRAEL-BUCH

Der Satz „Mit Israel beginnt das sechste, das ungeschriebene Buch Mose“ schliesst Hans Habes letztes Buch „Wie einst David“, (Walter Verlag, Olten/Freiburg i.B., 1971), das dem Jüdischen Staat und seinen Menschen ein enthusiastisches Festlied anstimmt. Man ahnt, wie sehr es dem Journalisten und Schriftsteller leid getan haben muss, dass er sein opus nicht einfach „Das Sechste Buch Mose“ nennen konnte.

Jüdischer Abstammung, aber, da die Eltern sich taufen liessen, christlich geboren und erzogen, wienerisch durchblutet, europäisch ausgerichtet, kam Hans Habe erst spät zur Erkenntnis der jüdisch-nationalen Problematik und zur Identifizierung mit den jüdischen Komponenten in seiner Persönlichkeit. Als er nach dem Zweiten Weltkrieg den Roman „Die Mission“ schrieb über die jüdische Flucht vor Hitler und über die Flucht der Welt vor der Verant-

wortung, der Moral und der Hilfe — da zeigte er bereits, wie sehr er vom Thema der jüdischen Not durchdrungen war. Er hatte noch lange Bedenken gegen die Vernunft und Tunlichkeit der zionistischen Teillösung des jüdischen Problems. Aber wie bei vielen löste auch bei ihm die Ueberraschung des Sechstagekrieges eine positive Wirkung aus, die ihn damals sogar zu einer „Ode an Israel“ inspirierte.

Es dauerte noch weitere drei Jahre, bis Habe sich entschloss, Israel zu besuchen. Er kam zwar nur zu einem relativ kurzen Aufenthalt, aber ihm genügte er, das Land und seine Bewohner zu schildern. Die Bilderserie, die sein geschultes Auge aufnahm, und das Notizbuch, das sich mit „Eindrücken“ füllte, ergänzte er durch gründliches Dokumentationsstudium. Trotzdem gelang es ihm nicht, ein objektives Buch zu schreiben. Dafür ging er nicht tief genug — und dafür liebt er anscheinend Israel

zu sehr. Auch glaubt er wohl zu sehr an seine Bestimmung. Aber er ist sich dieser Subjektivität bewusst. Er nennt das Buch deshalb auch nicht eine Reportage, was es tatsächlich nur teilweise ist, sondern einen „Erlebnisbericht“. So hat er Israel erlebt, weil er innerlich bereit war es so zu erleben, bevor er überhaupt seine Reise antrat.

Das heisst aber nicht, dass das einseitige Bild ein falsches Bild ist. Muss das Bild eines Malers von irgend einer Landschaft, einem Gegenstand falsch sein, wenn es nicht realistisch ist? So erlebt eben der Künstler den Weitausschnitt und er schildert ihn, wie er sich ihm darstellt.

Hans Habe bekennt sich zur Subjektivität sowohl in der Auswahl der Themen wie auch hinsichtlich der von ihm eingestreuten anekdotischen Illustrationen. Die selektive Darstellung hat ihre

Rechtfertigung. Sie zeigt Israels Möglichkeiten. Und obschon Hans Habe sich eher als konservativ bezeichnen möchte als „links“ oder als Revolutionär, hat das Buch vieles von dem in sich, was jeder Utopie anhaftet — nämlich den Glauben. Ohne den Glauben — auch den der „unorthodoxen, z.T. angeblich „antireligiösen“ Mitglieder seiner Gründergeneration, wäre das moderne Israel nicht entstanden. Ohne den Glauben hätte David im Sechstagekrieg nicht bestanden. Und es braucht, auch diese Kraft des Glaubens an seine Zukunft — genau so wie die Bekundung des Glaubens seiner Freunde. Ein Buch wie das von Hans Habe hat daher seinen Wert, auch wenn es eine Mischung von Dokumentation und Glaubensbekenntnis darstellt. Es steckt eben doch eine Wahrheit in dem Scherz Ben-Gurions: Wer in Israel nicht an Wunder glaubt, der ist kein Realist.

ERICH GOTTGETREU

## Gedenken an den Dichter Klein-Haparash

Es gibt wenige Schriftsteller in Israel, deren Wirkungskreis über das Land hinaus in internationalen Masstäben Geltung hat. Max Brod gehörte zu ihnen, dank der Nobelpreis-Verleihung Agnon und, auf Grund ihres politischen Wirkens, die Bücher von Ben-Gurion und Abba Eban.

Den echten und stärksten rein literarischen Erfolg hatte der Dichter Jakob Klein-Haparash. Er wurde in Czernowitz am 12. Dezember 1897 geboren und hatte von Jugend auf zwei Leidenschaften: Literatur und Reiten. Seine Pferdelelie kommt vielfach in seinen literarischen Werken zum Ausdruck.

Er war in der österreichischen Armee Kavallerieoffizier, ging dann nach Berlin, wo er im Ullstein-Verlag literarischer Mitarbeiter wurde. Sein erstes, heute vergriffenes Werk erschien 1937 in Wien, ein Roman „Wiedersehen in Radowski“. Nach einem Leben voller Abenteuer und Gefahren, die in seinen Werken ihren Niederschlag gefunden haben, kam er 1946 ins Land, dem er während des Befreiungskrieges seinen einzigen Sohn als Opfer bringen musste. Der Dichter litt schwer darunter.

Sein entscheidender literarischer Erfolg und die Publikation in allen Welt Sprachen datiert seit dem Jah-

re 1961. In Europa wurde der Dichter auf einer Reise in den verschiedensten Ländern von Regierungen und den Bürgermeistern von Wien und Berlin noch gefeiert. Als dann der Eichmann-Prozess in Jerusalem begann, ernannte man ihn zum Berichterstatter europäischer Blätter.

Sein Erfolg konnte ihn für vorangegangene sehr schwere Jahre entschädigen und die bedeutenden Verleger S. Fischer und Piper brachten eine Reihe seiner Werke, darunter auch ein Bändchen jüdischer Anekdoten heraus. Auch ins Hebräische wurden seine Bücher übertragen. Er gehörte zu den we-

nigen, die auch in ihrer Stadt anerkannt wurden. Der Bürgermeister selbst setzte sich für seine Werke ein und veranstaltete jeweils bei Erscheinen hebräischer Ausgaben offizielle Feiern. Auch der deutsche Botschafter Pauls gehörte zu den Verehrern des Dichters und besuchte ihn öfter.

Die letzte Zeit seines Lebens war getrübt durch schwere Krankheit, von der er am 11. Oktober 1970 in Nathania durch den Tod erlöst wurde. Er wurde auf dem Friedhof des Ortes, den er sehr geliebt hatte, unter grossen Ehrungen beigesetzt.

FRITZ BERGER

## Eine Familienchronik (1876—1946)

Der Berliner Schriftsteller Paul Schmidt war ursprünglich Studienrat an einem Berliner Gymnasium. Als humanistisch gebildeter Sozialist geriet er in scharfen Widerspruch zum Hitler-Regime und verlor dadurch seine Position im Schuldienst.

Vorher hatte er der Jugend Literaturunterricht gegeben. Nun wurde er selbst zum Schriftsteller, der seine persönlichen Erlebnisse und die erudite Zeitgeschichte in einem vorzüglichen Roman niederlegte. 1966 erschien im Verlag des ebenfalls in der schweren Zeit gesinnungsfest gebliebenen Gerhard Hess, Ulm, sein erster grosser Roman „Schaeh der Zeit“, die flüssig und packend dargestellte Lebensgeschichte eines aus proletarischen Kreisen stammenden Mannes.

Nummehr folgte jenem Buch im gleichen Verlage von Gerhard Hess ein in Darstellungskunst und Stil gereifterer Roman „So gingen sie dahin...“ Die Chronik der Familie Kleinschmidt (1876—1946). Mittelpunkt der Erzählung sind Alt-Landsberg in der Mark Brandenburg und Berlin. Die ganze Atmosphäre einer preussischen Kleinstadt wird hier, in ihrer Entwicklung durch mehrere Jahrzehnte, lebendig. Auch das Schicksal der drei jüdischen Familien und der Freimaurer des Ortes wird geschildert. Später erweitert sich der Raum der Darstellung. So wird u.a. die Universitätsstadt Greifswald zur Szenerie des Geschehens. Die Geschichte ist ausserordentlich flüssig, packend und abgewogen erzählt, und vor dem Leser erscheinen in epi-

schel, aber immer kurzweiliger Schilderung auf über 600 Seiten die Erlebnisse einer märkischen Familie auf dem Hintergrund der Zeit. Offensichtlich entstammt viel Material des Romans der Familiengeschichte des Autors, ähnlich wie in den „Buddenbrooks“ die von Thomas Mann. Die grossen Schilderer Berlins und der Mark Brandenburg, Theodor Fontane und Georg Hermann, haben in Paul Schmidt einen ernst zu nehmenden Nachfolger gefunden.

Geschickt wählt er als Hauptfiguren drei Vettern, die in ihren politischen Einstellungen vollständig auseinandergelien und trägt dadurch zur Belebung der Handlung und zur Illustrierung der Zeitverhältnisse bei. Schmidt ist ein guter Beobachter und Kritiker, ein Mei-

ster epischer Schilderung. In seiner ethischen Grundhaltung gegenüber dem Zeitgeschehen erinnert er an seinen Lehrer Ernst Wiechert. Beide ziehen ihre pädagogische Verantwortung der Karriere vor. Die Verwandtschaft der beiden Dichter zeigt sich auch äusserlich in ihren feinen Künstlerköpfen.

Eine ganze Epoche deutscher Geschichte, — vom Kaiserreich über die Republik, das Hitler-Chaos und die Erlösung davon —, wird aus der Perspektive des kleinen Landhauses am Waldrand in einem Berliner Vorort, in dem der Dichter noch heute wohnt, lebendig gemacht und in einem ansprechenden, klaren Stil dem Leser nahegebracht.

F. B.

## „SPOG“-Ausstellung

Mit der Abkürzung „SPOG“ bezeichnete sich eine Gruppe, zu der Max Slevogt (1868—1932), Bernhard Pankok (1872—1943), Emil Orlik (1870—1932) und ein Mann namens Grünberg gehörten. Die ersten drei waren bekannte Maler und Graphiker. Wer aber verbarg sich hinter dem Namen Grünberg? Der aus Russland stammende Berliner Zahnarzt Dr. Josef Grünberg war ein echter Kunstenthusiast, ein Sammler und künstlerischer Laie zugleich. Sein besonderes Interesse galt der einwandfreien Vervielfältigung von Graphik. Wie eng die Freundschaft gewesen sein muss,

die die vier verband, bewies die Ausstellung des städtischen Berlin-Museums „SPOG — Slevogt, Pankok, Orlik, Graphik aus der ehemaligen Sammlung Dr. Grünberg, Berlin“. Sie zeigte zu einem Teil Dr. Grünberg gewidmete Randzeichnungen, Köpfe berühmter Leute, Büchertitel, Einbandillustrationen, einfallsreich lustig gestaltete Menükarten. Das Wort „ehemalig“ deutet darauf hin, dass die Sammlung einmal von Dr. Grünberg zusammengetragen wurde und sich in seinem Besitz befunden haben muss. Grünberg starb Anfang der dreissiger Jahre. Ueber die Kinder des

ihm befreundeten Professors Dr. Janos Plesch, eines Berliner Prominentenarztes (1933 nach England ausgewandert und 1957 in Kalifornien gestorben), gelangten die Werke in den Besitz von Wilhelm Henrich, Frankfurt/M., und ihm ist es zu verdanken, dass das Museum die Stücke in Berlin zeigen kann.

### AUSSTELLUNG TINA BLAU

★ Die Oesterreichische Galerie im Oberen Belvedere zeigt vom 29. Juli bis 17. Oktober eine Ausstellung von Werken der Wiener Malerin Tina Blau (1845—1916). Es ist

te. Zu Grünbergs engem Freundes- und Diskussionskreis gehörten, neben den „SPOG“-Genossen, auch Liebermann, Einstein und Fritz Haber, Kreisler und Schnabel. Einiges darüber hat Plesch in seinem Buch „Janos erzählt von Berlin“ (München 1949) festgehalten.

E.G.L.

dies die erste Monographie der Künstlerin. Für die Schau wurden Leihgaben aus Amerika, Deutschland und von österreichischen Sammlern zur Verfügung gestellt.



## DIE NEUESTE GESCHICHTE VERDRÄNGT?

Im Mittelalter bestand in Regensburg eine jüdische Gemeinde von grosser Bedeutung, auch von wirtschaftlicher. Bereits im 11. Jahrhundert, in der Zeit von 1006 und 1028, ist ein jüdisches Viertel nachgewiesen. Es gilt als das ältteste in Deutschland. Der Bau der Synagoge dieser alten Gemeinde fällt in den Zeitraum zwischen 1210 und 1217. Schon vorher existierte ein jüdisches „Hospital“, ein hospitale Judaeorum, das vermutlich mehr den Charakter einer Fremdenherberge hatte. Der Friedhof bestand seit 1219. Schon in dieser Zeit wurde in Regensburg eifrig gelehrt und „gelernt“. Unter den Gelehrten befanden sich Menahem ben Machir, Ephraim ben Isaac, Isaac ben Morlechal und Moses ben Joel, von denen die drei zuletzt genannten das rabbinische Kollegium bildeten. Während des ganzen Mittelalters sind Juden in Regensburg ansässig gewesen, den ihnen gewährten Schutz liess sich die Stadt gut bezahlen. Sie waren Kaufleute mit weiten Beziehungen und die Financiers von reich und arm. Aber als sich die ökonomische Lage der Donaustadt im 15. Jahrhundert verschlechterte, gerieten auch die Juden in Not. Nicht zuletzt als Folge der jüdenfeindlichen Dompredigten von Balthasar Hubmaier, dem späteren Wiedertäufer, wurden sie

1519 aus der Donaustadt vertrieben und Synagoge und Friedhof zerstört. Einige der Vertriebenen siedelten sich im benachbarten Stadthof an, andere liessen sich später in Südtirol und Italien nieder. Erst 1695, nachdem Regensburg der Sitz des „immerwährenden“ Reichstags geworden war und zusätzliche Bedürfnisse entstanden, wurden zunächst vier jüdische Familien wieder zugelassen.

Um 1800 gab es 110 Personen, die zu 24 Familien gehörten. 1871 betrug die Zahl der jüdischen Einwohner 430. Von dann bis etwa 1933 bestand die Gemeinde durchschnittlich aus 150 Familien. 1925 zählte man 480, 1933 ungefähr 425 Seelen (0,7% der Gesamtbevölkerung). 1823 legte die Gemeinde einen neuen Friedhof an. 1841 und 1912 baute man je eine Synagoge, die letztere, in der Schaffnerstrasse, wurde im November 1933 mutwillig niedergebrannt. Als erster Rabbiner kam Isaac Alexander (1722—1802), ein geistiger Gefolgsmann Moses Mendelssohns und Autor philosophischer Schriften in deutscher Sprache, nach Regensburg. Von 1881 bis 1925 war Dr. Seligmann Meyer, der Begründer der „Laubhütte“, der späteren „Deutsch-Israelitischen Zeitung“ zunächst Stadt- und dann auch Bezirksrabbiner in Regensburg. Zu

Beginn unseres Jahrhunderts fungierte Abraham Zvi Idelsohn (1882 bis 1938), hernach Professor für jüdische Musik am liberalen „Hebrew Union College“ in Cincinnati/Ohio, USA, als Kantor der Gemeinde.

Von alledem wird in der „Geschichte Regensburgs“ von Guido Hable, 1970 als Band 1 der Studien und Quellen zur Geschichte Regensburgs (in der Mittelbayerischen Druckerei- und Verlags-Gesellschaft m.b.H.) erschienen, im Kapitel „Juden“ berichtet. Die grundlegenden Forschungen von Dr. Raphael Straus (Karlsruhe 1887 — New York 1946) über die Regensburger Juden im Mittelalter und in der Neuzeit sind wiederholt zitiert. Der Handel der Juden im Mittelalter, der — nach Hable — den „Sklavenhandel nach Verdun“ eingeschlossen haben soll, wird breiter als die jüdische Gelehrsamkeit (im gleichen Zeitraum) behandelt.

Demgegenüber kommt die Zeitgeschichte zu kurz. Sie endet mit — 1933. Sie berührt mit einem Wort noch die „Niederbrennung der Synagoge“ (9. November 1938). Aber was aus den 400 oder gar mehr Regensburger Juden wurde, die im Zeitpunkt der sogenannten Machtübernahme in der Stadt lebten, hätte unseres Erachtens in dieser stadthistorischen „Übersicht“,

wenn auch nur kurz zusammengefasst, dargestellt werden müssen, vielleicht auch verbunden mit einem Wort ehrenden Gedenkens für den letzten Rabbiner der Stadt, Dr. Magnus Weinberg, der am 23. September 1942 nach Theresienstadt verschleppt wurde und dort am 12. März 1943 umgekommen ist. Das allerdings hätte einiger Recherchen bedurft, sofern die sonst so weitgehend ausgewerteten Materialien des Stadtarchivs nicht ausreichten. Im Rahmen der Statistik der „Bekanntnisse“ fällt jedem Leser der Unterschied zwischen 1925 (Katholiken, Evangelische, Israeliten, Sonstige) und 1939 (Katholiken, Evangelische, Sonstige) auf, und der ist mit keinem Wort erklärt! Auch dass es seit Kriegsende wieder eine Jüdische Gemeinde Regensburg mit jetzt etwa 130 Mitgliedern gibt, hätte in einem mehr oder minder offiziellen Buch, in dem die Neugründung von katholischen und evangelischen Pfarren eingehender behandelt wird, wenigstens mit einer Zeile festgehalten sein müssen. Es fehlen auch die entsprechenden Ziffern in der Konfessionsstatistik für 1946, 1950 und 1961. Oder zählen die jüdischen Bewohner der Stadt, im Gegensatz zu früher, neuerdings zu den „Sonstigen“?

E. G. LOWENTHAL

## Die umstrittene Oper des umstrittenen Komponisten

Musikfreunde und Theaterbesucher freuen sich in den europäischen Festspielstädten nicht nur, altbekannte Meisterwerke in vorbildlichen Aufführungen und Interpretationen von neuem zu erleben und zeitgenössische Werke kennen zu lernen, sondern begrünnen auch die Initiative fast aller Festspieldirektionen, weniger bekannte und selten gehörte Werke der anerkannten Meister zur Aufführung zu bringen. Es ist eine allgemein verbreitete Meinung, dass diejenigen Kompositionen von Mozart, Beethoven, Schubert, Verdi, Richard Strauss, die nicht im Standardrepertoire erfolgreich sind, zu Recht vergessen sind; doch meist beruht die anscheinende Erfolglosigkeit auf unberechtigten Vorurteilen, auf Erinnerungen an missglückte Interpretationen, bei Opern oft auf Unverständlichkeit der Libretti. Jahr für Jahr hat der zu Beginn der diesjährigen Salzburger Festspiele verstorbene Forscher und Musiker Bernhard Paumgartner in den Mozart-Matinee des Mozarteums Partien Mozartscher Sinfonik und Vokalmusik aufführen lassen, die kaum je in Konzert oder Rundfunk zu hören waren — und die Tradition wird in Salzburg fortgesetzt. Die Münchner Opernfestspiele haben bewiesen, dass Mozarts letzte Oper „La Clemenza di Tito“ (Titus) ein heutiges Publikum begeistern kann, und Salzburg bringt Mozarts Jugendwerk „Mitridate“ neu zur Aufführung. Dietrich Fischer-Dieskau's Liederabende und Schallplatten machen mit einem Tresor fast unbekannter Schubert-Lieder bekannt. Giuseppe Verdis zu Unrecht vergessene Meisteroper „Simone Boccanegra“ kam bei den Münchner Opernfestspielen zu einer dramatisch und musikalisch atemberaubenden Neuaufführung unter der Leitung von Claudio Abbado und in der Inszenierung Günther Rennerts, mit Gundula Janowitz als grossartiger Interpretin der weiblichen Hauptrolle und mit Eberhard Wächter und Ruggiero Raimondi als hervorragenden Sängern-Darstel-

lern der Gegenspieler Simone Boccanegra und Jacopo Fiesco. Und eine anderer Vorurteile wegen selten aufgeführte Oper, für uns von speziellem Interesse, feierte in München Triumphe: „Die schweigsame Frau“ von Richard Strauss.

Noch heute liest man in Büchern und Aufsätzen, dass „Die schweigsame Frau“ nur ein schwacher Abglanz der grossen Musikdramen und Opern des Richard Strauss sei, mit Anklängen an dieses und jenes frühere Werk. Es ist ein Vorurteil, dessen Ursprung in der Geschichte dieser Oper liegt und das mit gezielter Tendenz von Mund zu Mund und von Schrift zu Schrift weitergegeben wurde. Der Ursprung des bösen Leumundes — auch Kunstwerke können einen bösen Leumund haben! — wurde vergessen, aber das Vorurteil blieb zu Unrecht bestehen.

„Die schweigsame Frau“ ist die Oper, derentwegen sich Richard Strauss mit den Nazis entzweite, derentwegen er sich von den Nazis zurückzog und derentwegen er in Ungnade fiel. Es ist dies die Oper, zu der Stefan Zweig — nach Ben Jonson — für Strauss das amüsante Libretto geschrieben hatte. Strauss komponierte die Komödie mit Esprit, mit Elan, mit Humor und mit Witz und war so entzückt vom dramatischen Talent Stefan Zweigs, dass er ihn in mehreren Briefen inständig bat, er möge ihm einen weiteren Operntext schreiben. Er wies alle Bedenken des Dichters zurück, dass eine Oper mit einem Libretto eines jüdischen Verfassers von den Nazis verboten werden würde, und gab in scharfen Worten seiner festen Ueberzeugung Ausdruck, dass die böse Naziherrschaft zuende sein würde, bis die Oper fertiggestellt wäre. Richard Strauss' Verurteilung der Bevormundung durch das Regime führte ja — wie aus der veröffentlichten Korrespondenz bekannt ist — zum Bruch des Komponisten mit den Nazis, nachdem seine Briefe von der Gestapo aufgefangen worden

waren. Zur Uraufführung in Dresden, zu der der Komponist in letzter Minute noch erreichte, dass der bereits gestrichene Name Stefan Zweigs doch auf den Programmzettel kam, sagten „Führer“ und Minister ihr Erscheinen ab und verfügten nach zwei Wiederholungen das Absetzen der Oper vom Spielplan. Da man sich später anscheinend genierte, die Wahrheit zuzugeben — schliesslich war Richard Strauss doch der einzige grosse Komponist von Weltbedeutung, der in Deutschland lebte —, wurde das Gerücht in Umlauf gesetzt, diese Oper sei von geringem künstlerischen Wert; und so urteilten dann auch Viele, die das Werk nie gehört hatten.

In der lustigen, spritzigen Aufführung des Opernensembles des Bayerischen Nationaltheaters entzückte die „Schweigsame Frau“ mit ihrem lebenswahren Typ des lärmempfindsamen alten englischen Ex-Admirals, mit der einfallsreichen Komödiantenschar, die ihn erfolgreich zu bekehren versucht, dem zwischen dem lebenslustigen Neffen und dem reichen Sonderling vermittelnden Barbier. Wolfgang Sawallisch dirigierte die von Günther Rennert entzückend inszenierte Komödie mit Barry McDaniell, Kurt Böhme und Donald Grobe in den männlichen Hauptrollen und Martha Mödl als chargierender Haushälterin. „Im Mittelpunkt eine Frau, voll Charme, Witz und Uebermut“ (Stefan Zweigs Charakterisierung) war die bezaubernde Reri Grist.

Reri Grist war auch die Zerbinetta in Hofmannsthal-Strauss' „Ariadne auf Naxos“ — eine Zerbinetta, die heute nicht ihresgleichen hat in komödiantischer Laune, in Humor und Charme, in naturhafter Beherrschung der grössten stimmlichen Höhen. Mit Wolfgang Sawallisch am Pult, der Regie von Günther Rennert, mit Claire Watson als Ariadne; Ernst Kozub als Bacchus, Heinz Im Dahl als Musiklehrer und vorzüglichen Sängern in allen übrigen Rollen stand auch die-

se Aufführung auf künstlerisch höchstem Niveau — es gab nur eine, vom Publikum mit scharfen „Buh“-Rufen quittierte, Fehlbesetzung: Anneliese Rothenberger erfüllte in keiner Weise die an den „Komponisten“ des Vorspiels gestellten Anforderungen.

Im Alten Residenztheater (dem Cuvilliés-Theater) leitete Heinrich Höllreiser eine reizende Aufführung von Mozarts ewig-jungem Singspiel „Die Entführung aus dem Serail“ mit einem neuen Stern am Opernhimmel in einer blutvollen und dramatischen Interpretation der Konstanze: Edda Moser. Peter Schreier sang den Belmonte, Willi Brokmeier war Pedrillo, Zoltan Kelemen der urkomisch agierende Osmin, Elka Schary das Blondchen und Wolfgang Schwarz der unerwartet grossmütige Bassa Selim.

Die Münchner Opernfestspiele zeichnen sich vor vielen anderen Festivals dadurch aus, dass die Operaufführungen vor allem auf ein festes Ensemble und auf ein miteinander wirkendes Team von Künstlern — Dirigenten, Regisseuren, Bühnenbildnern, Sängern, Chor und Orchester — aufgebaut sind. Nicht immer erscheinen im Lauf des Spieljahres in den Hauptrollen die Spitzensänger, die sie in den Festwochen verkörpern, aber der Ensemblegeist war in allen Operaufführungen, die wir hörten, offensichtlich. Derartig vollkommene Aufführungen wie die des „Boccanegra“, des Hauptaktes der „Ariadne“, der „Entführung“ und der „Schweigsamen Frau“ sind gewiss heute selten und sie hallen in der Erinnerung lange nach.

PETER GRADENWITZ

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, P.O.B. 1480, Tel. 614411. Anzeigenannahme: Ertlinger's Advertising, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigenannahme in Jerusalem: H. Sturmman, Tel. 33135. Herausgeber: Biton Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. Hans Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.



## LUDWIG MARCUSE GESTORBEN

Es kommt schon vor, dass sich jemand seinen eigenen Nachruf schreibt. Aber dass er diesen selten Autonekrolog veröffentlicht, ist selten. Ludwig Marcuse hat es getan, sein „Nachruf auf Ludwig Marcuse“ ist 1969 (im Paul List Verlag, München) als 270 Seiten starkes Buch erschienen. Er hat seinen Nachruf nicht lange überlebt. Am 2. August 1971 ist er in einer Münchener Klinik gestorben. Seinem Wunsche entsprechend wurde sein Tod erst bekanntgegeben, nachdem er in Bad Wiessee, wo er die letzten Jahre gewohnt hat, in aller Stille begraben war.

Ludwig Marcuse wurde am 8. Februar 1894 in Berlin geboren. Sein Vater war ein Hutfabrikant, der eine Million Goldmark hinterlassen hat, die von der Inflation aufgezehrt wurde. Einst hatte er seinem Sohn gesagt, um Geld brauche er und wahrscheinlich auch sein zukünftiger Enkel sich niemals Sorge zu machen. Ludwig Marcuse studierte Philosophie und wollte sich in Berlin habilitieren. Da sein Lehrer und Förderer Ernst Trölsch starb, ging er zur Lite-

ratur über. Er wurde Theaterkritiker beim „Frankfurter Generalanzeiger“. Schon in dieser Zeit schrieb er Bücher über Büchner (1922), Strindberg (1924) und Ludwig Börne (1929, 1968), den er „Revolutionär und Patriot“ nannte. 1930 kam er nach Berlin zurück. Nach seinem Börne hat ihn das Thema Heine gefesselt. Es gelang ihm noch, 1932 dieses letzte Werk vor der Emigration „Heinrich Heine. Ein Leben zwischen gestern und morgen“ zu veröffentlichen. Er hat es 1951 in einer stark erweiterten Form neu herausgebracht.

Als Kritiker der modernen Literatur legte er strenge Massstäbe an. Er kam vom Expressionismus her, war mit Joseph Roth, Ernst Weiss, Paul Kornfeld, Ernst Rowohlt eng befreundet, liess aber allgemein so schnell nichts gelten. Nur einmal, als die ersten Teile von Robert Musils unvollendet gebliebenem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ (1930) erschienen, schrieb er, das sei ein Meisterwerk. 1933 verliess er sofort Berlin und fuhr nach dem berüht gewordenen Sanary-sur-Mer, dem

französischen Dorf der Exildichter, das er in seiner Autobiographie „Mein zwanzigstes Jahrhundert“ (1960) die „Hauptstadt der deutschen Literatur“ nannte. Er ging mit Lion Feuchtwanger nach Moskau, wo er eigentlich eine kommunistische deutsche Literaturzeitschrift redigieren sollte, dann aber wohl für nicht genügend linientreu befunden wurde. 1939 wanderte er von Frankreich aus nach Amerika weiter und liess sich nach kurzem Aufenthalt in New York in Los Angeles nieder. Nach Beendigung des Krieges wurde er Philosophieprofessor an der Staatsuniversität von Kalifornien. In seiner Autobiographie beschreibt er auch seine 1952 unternommene Israel-Reise.

L. Marcuse war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Er verstand das Handwerk der fesselnden Darstellung, aber bei all seiner Bildung und seinen Kenntnissen verleugnete sein Stil oft nicht die Herkunft aus dem Journalismus. Auch seine Philosophie war nicht frei davon, so wenn er Bücher über Platon, über Freud, das

„Amerikanische Philosophieren“ oder sein Lieblingsthema, den Pessimismus, herausgab. Eines seiner bekanntesten Bücher aus den letzten Jahren heisst: „Obszön. Geschichte einer Entrüstung“ (1962). In ihm geht er mit den Anklägern des Obszönen, die sich über Ovid, und Petronius, über Schlegel und Gustave Flaubert, über Schnitzler, D. H. Lawrence und Henry Miller nicht aufhören zu entrüsten, hart ins Gericht. Er schrieb auch ein Buch über „Das denkwürdige Leben des Richard Wagner“ (1963) und fasste in den „Papieren eines bejahrten Philosophie-Studenten“ (1964) nicht ohne Charme seine Art des Philosophierens zusammen.

Es war ein jüdisches Intellektuellenleben, das Marcuse in „seinem“ zwanzigsten Jahrhundert führte. Er hatte grosse Gaben, bewundernswerte geistige Fähigkeiten, aber kein eigentliches Zentrum. Trotzdem ist das, was er geschaffen hat, anregend, weil er ein furchtloser Geist war und Diktatur in jeder Art und auf jedem Gebiete hasste.

H. T.

## Arthur Schnitzler und Max Reinhardt

Das Buch von Renate Wagner wird schon durch seinen Titel das Interesse jedes Theaterfreundes erregen: „Der Briefwechsel Arthur Schnitzlers mit Max Reinhardt und dessen Mitarbeitern“ (Otto Müller Verlag, Salzburg 1971). Von einem echten Briefwechsel zwischen den beiden grossen Exponenten des deutschsprachigen Theaters kann allerdings keine Rede sein. Im Nachlass Schnitzlers fanden sich nur wenige Briefe an Reinhardt, auch sie nur in Abschriften: Ueber das Verhältnis der beiden sagt die Herausgeberin selbst, es habe eigentlich im wesentlichen aus einer „Reihe von versäumten Gelegenheiten“ bestanden. Unter den mitgeteilten Briefen Reinhardts geht wohl nur einer über Geschäftliches hinaus, der vom 19. April 1919, in dem er dem Dichter verspricht, den „Reigen“ in Berlin herauszubrin-

gen, — was dann doch nicht geschah. Nach dem Tode seines Freundes Otto Brähm, des grossen Regisseurs der Jahrhundertwende, hatte sich Schnitzler von Reinhardt erhofft, in diesem seinen Förderer auf der deutschen Bühne zu finden. Darin sollte der Dichter enttäuscht werden.

Die vorgelegten Dokumente verdienen aber trotzdem unser Interesse. Was nämlich der Freund des Theaters von diesem im allgemeinen nicht sieht, das sind die Verhandlungen, die der Annahme eines Stückes und seiner Aufführung vorausgehen. Die Korrespondenz darum mit einem Autor, die persönlichen Kontakte zwischen Theaterleiter und Dichter, gehören immer zum Wissenswerten. Zwischen Schnitzler und Reinhardt haben persönliche Begegnungen nie stattgefunden. Wären sie erfolgt, hätten

sie wohl die Theatergeschichte um einige interessante Aufführungen reicher gemacht. Die Regiekunst Reinhardts hätte Werken wie „Schleier der Beatrice“, „Die Schwestern“, „Casanova in Spa“ oder „Reigen“ zu wichtigeren Plätzen in den deutschen Spielplänen verholfen. Diese Werke sind damals und später zwar gespielt worden, aber nicht auf solchen Bühnen, auf die es Schnitzler ankam. Der Widerhall war demnach nie stark genug.

Doch ist wertvoll und wichtig zu erfahren, was von Schnitzler und wo es aufgeführt wurde. Organisation und Geschäftsführung seines Theaters überliess Reinhardt seinen — allerdings höchst fähigen — Mitarbeitern Arthur Kahane, Felix Holländer und Karl Rosen, während er selbst sich auf die Inszenierungen konzentrierte. Zwischen

diesen Mitarbeitern und Schnitzler entwickelte sich ein Briefwechsel über Annahme von Stücken, Zeitpunkte der Premieren, Abrechnungen, Zu- und Absagen, Übergabe von Erstaufführungen an andere Bühnen, also Dinge, die oft genug unerquicklich waren. In einem Brief lehnt es Schnitzler ab, eine Mitteilung zu empfangen, die nicht von Reinhardt persönlich geschrieben sei!

Das Buch schildert demnach, was hinter den Kulissen des Direktionsbüros vorging. Die Herausgeberin hat verstanden, die Atmosphäre des Theaterbetriebs einzufangen und damit der Lektüre das spannende Element zu geben, eben den Einblick in den Alltag des Theaters und in seine tausenderlei Missverständnisse.

JULIUS SACHS

## Aus neuen Urteilen

Ein Mann namens Scott war in Israel verhaftet worden, um ihn nach Kalifornien auszuliefern, wo er wegen verschiedener Straftaten gegen das kalifornische Strafgesetz gesucht wurde. Das Gericht in Tel-Aviv verfügte die Auslieferung nach Amerika, aber der Mann legte beim Obersten Gericht Berufung ein und wurde für die Zeit der Berufung freigelassen, nachdem er seinen Pass bei der Polizei hinterlegt hatte. Nach der ersten Verhandlung in Jerusalem fuhr der Mann auf Grund eines gefälschten Passes nach Griechenland. Das Oberste Gericht (Cr. A. 1/70; 29.1.70) erblickte in diesem Verhalten eine Rücknahme der Berufung, und entschied zugleich, dass eine Auslieferung nach USA nicht nur wegen eines Verstoßes gegen Bundesgesetze, sondern auch wegen eines Delikts gegen Gesetze einzelner Staaten zulässig sei.

Wenn ein Radler plötzlich vor ein fahrendes Auto fährt und dabei getötet wird, kann der Fahrer des Autos nicht der Fahrlässigkeit beschuldigt werden.

Ein Touristenführer oder Lehrer, der eine Gruppe entgegen dem gesetzlichen Verbot durch ein noch nicht freigegebenes Stück Land

führt, kann wegen fahrlässiger Körperverletzung bestraft werden, wenn dabei einer von der Gruppe von einer Mine verletzt wird. Die Tatsache, dass der Verletzte bewusst mitgemacht hat, schliesst die Strafbarkeit nicht aus (Cr. A. 44/70; 27.5.70).

Eine Räumungsklage wegen Eigenbedarf steht auch den Aktionären einer Gesellschaft zu, wenn die Wohnung im Grundbuch auf den Namen der Gesellschaft eingetragen ist (C. A. 112/70; 7.6.70).

Im Konkurs hat ein früherer Arbeitnehmer des Gemeinschuldners ein Vorrecht für seine Ansprüche bis zu IL 3.150.-. In diesem Rahmen kann er rückständige Lohn wie auch Entlassungsabfindung verlangen, und Zahlungen, die er vor Beginn des Konkurses bekommen hat, sind auf den Höchstbetrag nicht anzurechnen.

Wenn ein Cohen und eine Geschiedene in den Formen des jüdischen Rechts miteinander eine Ehe schliessen, sind sie nach jüdischem Recht verheiratet, obgleich eine solche Ehe an sich verboten ist, weshalb die Rabbinatsämter die Mitwirkung bei solchen Eheschliessungen ablehnen. Daher hat-

ten ein Cohen und eine Geschiedene im privaten Kreis ohne Anwesenheit eines Rabbiners geheiratet und dann vom Rabbinat gerichtliche Feststellung über ihren Status und vom Innenminister ihre Registrierung als verheiratet beantragt. Das Rabbinatsgericht entschied, man könne über diesen Fall nicht zuverlässig entscheiden, da die beiden Zeugen, die die Zeremonie vor dem Rabbinatsgericht bezeugt hatten, als Zeugen nicht zugelassen werden können, weil sie nicht den Schabbath halten. Im Obersten Gericht (H. C. 51/69—379/69; 16.6.70) sassen fünf Richter, die vier gegen einen entschieden, dass die so merkwürdig begründete Ablehnung des Gesuchs durch das Rabbinatsgericht für das Oberste Gericht nicht verbindlich sei; denn für das staatliche Gericht ist grundsätzlich jeder Mensch als Zeuge zuzulassen. Ausserdem steht diese Entscheidung im Widerspruch zu einer liberalen Auffassung, die das Oberste Rabbinatsgericht vor 20 Jahren ausgesprochen hat. Im Ergebnis wurde der Innenminister angewiesen, den Antragsteller und die Frau als verheiratet zu registrieren.

Wer Arbeiter gegen Unfall ver-

sichert hat, kann gegen Forderungen der Arbeiter nicht die eigenen Prämienforderungen gegen den Arbeitgeber aufrechnen, auch nicht, wenn der Arbeitgeber in Konkurs ist (C. A. 14/69; 29.6.70).

Eine Frau, die von ihrem Mann Unterhalt verlangt, muss sich ihr eigenes Einkommen anrechnen lassen (Rev. 23/69; 2.7.70).

Wenn der Mann in Konkurs geht, bleibt die Hälfte der gemeinschaftlichen Wohnung als Eigentum der Frau ausserhalb der Masse, auch wenn die ganze Wohnung auf den Namen des Mannes eingetragen war (C. A. 446/69; 14.6.70), und zwar in Verfolg des Grundsatzes, dass alles, was während der Ehe als Folge des gemeinschaftlichen Einsatzes der Eheleute erworben wurde, den Ehegatten halb und halb gehört.

Ein Grundeigentümer, der jemanden auf Zahlung angemessener Miete verklagt, weil der Beklagte den Boden unbefugt besetzt und genutzt habe, macht damit einen Geldanspruch geltend und keinen Grundeigentumsanspruch. Daher verjährt ein solcher Anspruch nach sieben Jahren und nicht in der längeren Frist, die für Grundstücke gilt. Dr. F. S. PERLES

## Vom furchtbar klugen Fabelpapagei

Carl Fürstenberg: Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers. Rheinische Verlagsanstalt, Wiesbaden. 570 Seiten. 20 Tafeln. Leinen 28 DM.

Überlegene Ruhe geht von dieser umfangreichen Lebensgeschichte eines bedeutenden Bankiers aus. Welch ein Kontrast zu den leidenschaftlichen Gesten, den erregten Stimmen, zu der flackernden Nervosität, die an kritischen Tagen so eindrucksvoll die großen Börsen beherrschen! Inmitten der labilen Welt des Geldes — man braucht nur an die großen Zusammenbrüche der Gründerjahre zu denken, die Fürstenberg dramatisch schildert, oder an die vielen, oft recht wagemutigen Finanzierungsaktionen, bedeutender industrieller Planungen — eine Persönlichkeit, die Ruhe und Vertrauen verbreitet. Maximilian Harden, einer der vielen Bekannten Fürstenbergs, schildert ihn auf der Höhe seines Wirkens bei einer spannungsvollen Generalversammlung im Jahre 1904: „Der Senior der Berliner Handelsgesellschaft blickt aus runden Augen wie ein uralter, furchtbar kluger Fabelpapagei, auf das Getümmel herab, und preßt, unter dem noch nicht ergrauten Bart, die Zähne zusammen, damit von den unzähligen Witzen, die sein rasch und lustig assoziierender Geist gebiert, nicht etwa einer zu unrechter Zeit auf die Lippen gelangt...“

Sein Witz war berühmt und machte ihn über seinen Lebenskreis hinaus in der alten Reichshauptstadt, wo man für derlei geistige Beweglichkeit viel Sinn hatte, schon früh zu einer fast legendären Persönlichkeit. Seinem Sohn Hans, dem er in engster Verbundenheit die Niederschrift der Erinnerungen anvertraute, versagte er jedoch die Wiedergabe von Fürstenberg-Anekdoten mit der Begründung: „Wenn ich schon auf die Nachwelt übergehen soll, so als ein Bankier, und nicht als Max Pallenberg.“

Auf historische Sachlichkeit — das Wort „Geschichte“ erscheint im Titel — zielt diese Lebensdarstellung. Eine Finanz- oder Wirtschaftsgeschichte seiner Zeit hat Fürstenberg jedoch nicht hinterlassen wollen, wohl aber eine ausführliche Dokumentation seines Wirkens als Bankier an wichtiger Stelle, gesehen vor dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklung. Fürstenberg begann seine weltweite Laufbahn als großer Finanzmann buchstäblich vom Nullpunkt aus. 1866 kam der damals 18jährige als Kaufmannslehrling aus Danzig nach Berlin mit ein paar Talern in der Tasche und bar jeder Empfehlung. Doch schon bald nach dem Krieg von 1870/71 sprach man in der europäischen Bankwelt von ihm als von einem „finanziellen Wunderkind“. Der zurückblickende Fürstenberg vergißt jedoch nicht, wie sehr seine aufsteigende Lebensbahn mitgetragen wurde von der Entwicklung des neugegründeten Reiches, das auch dank seiner aktiven Beteiligung dann bald in die Reihe der internationalen Finanzmächte eintrat.

Die Fülle von Geschehnissen aus rund 40 Jahren einer Tätigkeit als Bankier, erzählt im Geist der Treue zu den Geschäftsbüchern und zugleich lebensvoll und anekdotenreich, würde diese Lebensgeschichte jedoch nur für den mit der Materie vertrauten Leser interessant ma-

chen. Ihre Bedeutung erschließt sich erst ganz, wenn man Schritt für Schritt durch immerhin 550 Seiten den auftauchenden und wieder verschwindenden Spuren seiner Gedanken und Gefühle folgt. Am auffälligsten ist dabei vielleicht, daß ein Mann, der so sehr in seinem Beruf aufging, „der stets Eile gebietet, kaum je auf Spannungen verzichten läßt“, dennoch nicht zu seinem Sklaven wurde, der Managersituation also nicht verfiel. Mag kluge Disziplin dabei wichtig gewesen sein, wesentlich erscheint, wie es Fürstenberg gelang, ein weiträumiges Leben aufzubauen mit nahen, auch persönlichen Beziehungen zur Welt der Kunst und mit einem differenzierten Sinn für Freundschaft. Hier wird der Mensch noch gesehen, und man spürt ein Bemühen um eine keineswegs abstrakte Gerechtigkeit auch dem Gegenspieler und Wesensfremden gegenüber — etwa im Falle des Reichsbankpräsidenten Havenstein. Nüchterne Klugheit und menschliche Wärme, Können und Intuition, was ihn wie bei talentvollen Ärzten mit der Kunst verbindet, sind in dieser Architektur eines Lebens klug vereint.

In dem sich allmählich zusammenfügenden Bild Fürstenbergs bleibt der Eindruck von Ruhe und Gelassenheit vorherrschend, gewachsen aus tieferen Gründen der Persönlichkeit. Wieder einmal wird man dabei auf die große und ungewisse Frage des Substanzverlustes zwischen den dahineilenden Generationen gestoßen. Auch der selten gewordene Zug von Noblesse — bezeichnenderweise ist dieses Wort hier unersetzlich —, der Zug einer wirklich humanen inneren Vornehmheit, gehört wesentlich mit zu dem Bild des großen Bankiers und Menschen Fürstenberg, dem der Tod (1933) ersparte, das nun kommende Ungeheuerliche erleiden zu müssen. Auf die eigentliche Substanz dieser Lebensgeschichte gesehen, erscheint uns Fürstenberg eher einem sonst in jeder Weise andersgearteten Kugelgen näherzustehen als dem Geist, der von so manchem mächtigen Repräsentanten unserer Zeit ausgeht.

Ernst Saemisch



# Der Weg der Rothschilds

EGON CAESAR CONTE CORTI: DIE ROTH-SCHILDS. Des Hauses Aufstieg, Blütezeit und Erbe. Neu bearbeitet und weitergeführt von Walter Gong. Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt a. M., 389 S., 19,80 DM.

Auf das bei Knauer-Droemer herausgekommene Buch „Die Rothschilds — Portrait einer Familie“ von Frederic Morton ist an dieser Stelle hingewiesen worden (vgl. die WELT vom 20. September 1962). Der Verlag Heinrich Scheffler hat, einem guten Instinkt folgend, das seinerzeit berühmt gewordene Buch von Egon Caesar Conte Corti über die Rothschilds neu aufgelegt, und zwar in bearbeiteter Form, und fortgeführt bis auf den heutigen Tag. Cortis Buch erschien zuerst 1927 in zwei Bänden. Corti selbst hat im Jahre 1953 eine einbändige Neufassung herausgebracht, auf die sich das Schefflersche Buch stützt, dem Walter Gong einen Schlußteil angefügt hat; dieser wurde im Sommer 1962 abgeschlossen.

Ein Vergleich der beiden Bücher drängt sich auf. Beide haben ihre gute Berechtigung, das Mortonsche Buch, weil es den Typus einer heute gängigen, flott und farbig geschriebenen Biographie darstellt, das Historische, das Wissenschaftliche sozusagen in den Hintergrund drängt und die sogenannte Dokumentation zugunsten der Leserlichkeit weitgehend beiseite schiebt. Typisch für Morton: sein Sprung medias in res; der erste Satz des Buches lautet: „Kopf an Kopf stand eine ungeduldige Menge wartend auf dem Marktplatz eines winzigen Dorfs im Südwesten Frankreichs. Es war am Nachmittag des 4. März 1961, einem Samstag.“

Corti packt sein Thema mit der selbstsicheren Gewandtheit des geborenen Historikers an, dem es darum geht, lebensvoll, lebendig zu schreiben, den journalistischen Effekt jedoch zu vermeiden. Man weiß, daß Corti ein immenser Arbeiter gewesen ist und daß sein Buch über

die Rothschilds eines seiner vielen, mit großem Instinkt gewählten Themen war. Sein erster Satz: „Das freie Frankfurt am Main nahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine überragende Stellung unter Deutschlands Städten ein.“

Man sieht, wie der eine und wie der andere Autor an ihr Thema herangehen. Wer also eine angenehme, eher leichte Lektüre sucht, um sich flink unterrichten zu lassen, greife zu Morton, während der historisch und kulturhistorisch Interessierte, nach genauer Orientierung Suchende Cortis Rothschild-Buch in erster Linie benutzen wird. Am Ende aber werden sich die beiden Veröffentlichungen im Bücherschrank nebeneinander finden.

Cortis Darstellung schloß mit den „Krisenjahren“ 1866 und 1870/71. Walter Gong hat die schwierige Aufgabe übernommen, hier anzuknüpfen und die „neue Zeit“ im Leben der weitverzweigten Familie Rothschild darzustellen. Sein Zungenschlag kann natürlich nicht der Cortis sein, er äußert sich journalistischer, feuilletonistischer. Jahrzehnte bis hin in unsere Tage werden lebendig. Er stellt fest, daß das letzte Drittel des 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts der Familie zwar wesentliche Einbußen gebracht haben (das Ende des Wiener Hauses), daß aber zum ändern die Fundamente in Paris und London trotz Nationalsozialismus, Kriegs- und Nachkriegszeit nicht erschüttert wurden.

Der Historiograph Corti befließt sich eines außerordentlich sachlichen, doch niemals trockenen Tons. Anders Morton: ein kleines Stückchen Byzantinismus ist bei ihm spürbar und mag den empfindlichen Leser stören. In vielen Punkten der Darstellung begegnen sich Morton und Gong — was nicht weiter verwunderlich ist, da beide offensichtlich die gleichen Quellen benutzt haben.

**Erich Pfeiffer-Belli**

*Im Helt, Hamburg, 20. April 1963*

# Privatbankier und Philosoph

Ein Privatbankier in der Zeit der Weimarer Republik / Von Wilhelm Treue

Die Zeit.  
Hamburg.  
No 52. (28. Dez.  
1965.)

**Hans Fürstenberg: Erinnerungen. Mein Weg als Bankier und Carl Fürstenbergs Altersjahre, Rheinische Verlags-Anstalt, Wiesbaden, 303 S., 28,— DM.**

Als Hans Fürstenberg vor 35 Jahren den „Niederschlag zahlreicher Unterhaltungen, die wir geführt haben“, so fasste, als habe der achtzigjährige Vater Carl Fürstenberg selbst das Buch geschrieben, da wurde diese „Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers“ sehr schnell zur Lieblingslektüre vieler Menschen, die sich mit Bankwesen, Industrie, Handel und Politik auf lebendige und unterhaltsame Art bekannt machen oder die eigene Erinnerung auffrischen wollten.

Nennt man den Namen Carl Fürstenberg, dann fällt fast jedem Gesprächspartner ein Bonmot, eine jener vielen witzigen und geistreichen Formulierungen dieses Bankiers ein, die viel Berlinerisches an sich haben, natürlich auch mit dem großen Fundus der Bankierswitze verbunden sind, darüber hinaus aber von eigener Originalität der geistigen Erkenntnis und Durchdringung von sachlichen Zusammenhängen und persönlichen Verhältnissen zeugen. Es gibt keine Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit, in der die deutsche Entwicklung zum bürgerlichen Hochkapitalismus und der deutsche Anteil am Imperialismus so souverän dargestellt, durchleuchtet und nachvollzogen wird wie gewissermaßen von einem Seniorenteilhaber in diesem Bande, der von seiner Kindheit in Danzig bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges reicht.

Es gibt auch kein Buch, in dem das Verhältnis von Privatwirtschaft und Staatswirtschaft, von Volkswirtschaft und Weltwirtschaft, die Bedeutung des Bankwesens und seine enge Verflochtenheit mit der Schwerindustrie, die Zusammenhänge von Politik und Wirtschaft in dieser Zeit so überzeugend an Beispielen, plaudernd und doch ernsthaft aus der Erfahrung eines Achtzigjährigen geschildert werden. Was etwa Hallgarten in seinen zwei Bänden über den Imperialismus veröffentlicht hat, erscheint im Vergleich mit der selbstverständlich wirkenden Eleganz und niemals einfach aufzählenden Fülle, mit der Treffsicherheit dieses Buches wie die schwerfällige Kompilation eines Antiquars.

Dieses nach Sujet und Darstellungsweise einzigartige Buch wurde, so erfährt man nun, von Hans Fürstenberg, dem Sohn also, in der täuschenden Form geschrieben und präsentiert, die den Vater 1930 erfreuen und den Leser eine Unmittelbarkeit empfinden lassen sollte, welche zwar nicht buchstäblich, aber der Sache nach fast vorhanden war. Als ein anerkannter glänzender Schriftsteller und im „Hauptberuf“ höchst erfolgreicher Bankier, der eines sympathisierenden Publikums sicher sein kann, legt Hans Fürstenberg nun einen zweiten Erinnerungsband vor.

Die Geschichte ist inzwischen um 35 Jahre weiter geeilt — und der Autor um die gleiche Zeit älter geworden. Nun kann nicht mehr mit der relativen Unbefangenheit des sehr begabten vierzigjährigen Juniorpartners eines großen Berliner Bankiers hinter dessen Maske ein wichtiger Zeitabschnitt des unternehmenden Bürgertums in biographisch-autobiographischen Kapiteln kunstvoll mit leichter Hand dargestellt werden. Die Kurve der Geschichte des deutschen Großbürgertums von 1870 bis 1914 führte fast ununterbrochen aufwärts, die für die Zeit danach mit wenigen und kurzen Ausnahmen noch steiler abwärts. Aber dennoch bringt Hans Fürstenberg bei der Niederschrift seiner eigenen Erinnerungen bis 1918 und einleitend selbst bis in die neunziger Jahre wieder den grundsätzlichen Optimismus auf, der ihn sogar der um sich greifenden Wirtschaftskrise zum Trotz auf der Mitte seines Lebens selbstverständlich erschienen war. Damals legte er seinem Vater die Sätze in den Mund: „Was in schwerster Zeit geleistet wurde, berechtigt zur Zuversicht in unsere Zukunft. Möge Deutschland das finden, was ihm bei großer Tüchtigkeit, Opfermut und Arbeitsfreude während

der letzten Jahrzehnte allzuoft gefehlt hat: Glück und ein freundliches Schicksal.“ Heute schreibt er, allerdings stärker auf die eigene Person und deren Lebenskreis bezogen, gegen Ende des neuen Buches, „ich will den Tag nicht vor dem Abend loben, aber an jenem Abendhimmel, der sich nun vor meinem eigenen Blick ausbreitet, scheinen mir Schatten und Licht gleichmäßig verteilt ... und ich bin voll Dankbarkeit für ein oft schwierigeres, oft glückliches, nie aber gleichgültiges Geschick“.

Die ersten Kapitel dieses neuen Buches schließen noch inhaltlich und selbst stilistisch an den ersten Band an: sie behandeln Kindheitserinnerungen an den Vater, Lehrjahre in der väterlichen Bank, Wanderjahre im Auslande, Frieden und Krieg und schließlich die Altersjahre des Vaters. Dann aber folgen rund 200 Seiten über die Inflation, den Aufschwung und die Wirtschaftskrise bis in das Dritte Reich hinein und den „Abschied von Deutschland“ — Kapitel, über die man wieder sagen muß: da wird vom Bankier auf eine Weise das Wichtigste an der Entwicklung von Institutionen wie Hapag und Lloyd und über Personen wie Schacht und Luther gesagt und in die allgemeine Entwicklung eingeordnet, mit der keine historische Darstellung der Weimarer Republik sich messen kann. Die enge Vertrautheit des tätigen Zeitgenossen mit Sachen und Personen erlaubt eine Beschreibung von Zusammenhängen, deren Geschlossenheit dem Fachhistoriker zumeist verwehrt ist. Liest man etwa bei Fürstenberg, wie auf dem letzten großen Bankiertag vor der Weltwirtschaftskrise und dem Dritten Reich 1928 in Köln mit dem Oberbürgermeister Dr. Adenauer so bedeutende deutsche Privatbankiers wie Hans Fürstenberg selbst, Waldemar von Oppenheim, Louis Hagen, Max Warburg, Robert Pferdmenges und der „nicht minder kluge Herr Silverberg“ zusammengetroffen sind, liest man weiter etwa in M. M. Warburgs Erinnerungen, dazu die eine oder andere Rede von Pferdmenges und die entsprechenden Partien von Schachts Memoiren, dann weitet sich die Spezialgeschichte der Banken und Bankiers zu einem aufschlußreichen Kapitel über die Weimarer Republik in jenen Monaten des Überganges von Wirtschaftskonjunktur und politischem Optimismus zu Rezession und Offenlegung der politischen Labilität. Was Fürstenberg in dem Kapitel „Von der Wirtschaftskrise zum Dritten Reich“, was er über das Verhältnis von Schacht und einigen Unternehmern, etwa Krupp, zum Nationalsozialismus schreibt, das korrigiert wohl begründet manches Urteil in der bisherigen Literatur.

Auch Fürstenbergs zweiter Band ist, da er unzählige Begegnungen, Unterhaltungen und Konferenzen schildert, naturgemäß stark anekdotisch stilisiert — aber aus vielen Gründen mehr auf das Politische als auf das Persönliche zugespielt. Auch schildert er weit mehr als der erste das Detail der Bankiersarbeit.

Einer der auch heute wieder führenden deutschen Privatbankiers legt hier Memoiren vor, die nicht allein glänzend geschrieben und reich an historisch wichtigem Gehalt, sondern auch der wissenschaftlichen Selbstkontrolle des Verfassers unterworfen sind. Denn Fürstenberg hat in den Jahren des Dritten Reiches, über die er mit vornehmer Zurückhaltung schreibt, in Frankreich, „da ich kein Talent zum Nichtstun habe“, Philosophie studiert und 1956 bis 1962 drei philosophische Werke geschrieben, deren letztes von der Académie Française preisgekrönt wurde. Auch der Essay „Erinnerungen an Walther Rathenau“ von 1962 sei hier noch genannt. Er ergänzt aus genauer Kenntnis der Person sowohl wie der wirtschaftlichen und schriftstellerischen Leistungen die Rathenau-Biographie des Grafen Kessler durch eine scharfsinnige historisch-gesellschaftliche Einordnung Rathenaus mit einer Unabhängigkeit, die der übrigen jüngeren Rathenau-Literatur fehlt.

Bankier, Essayist und gelehrter Philosoph! Es gab und gibt bedeutende Bankiers, die auch große verständnisvolle Mäzene sind, und weltberühmte Kunstsammler, die aus Bankiersfamilien stam-

men, wie etwa Eduard v. d. Heydt. Der Kunsthistoriker und Bibliotheksgründer Aby Warburg, der Archäologe Max von Oppenheim und in einer jüngeren Generation der Philosoph Hans Fürstenberg (Walther Rathenau und Otto Wolff mit seinem Buch über Ouvrard gehören in andere, wenngleich verwandte Bereiche) aber stehen in der vordersten Reihe jener kleinen Gruppe von Männern, die aus „reinen“ Bankiersfamilien hervorgegangen, früher oder später originelle Gelehrte geworden sind und als solche wissenschaftliche Werke von Bedeutung und dauernder Wirkung geschaffen haben — Fürstenberg sogar unter Fortführung seines „eigentlichen“ Berufes auch wieder in Deutschland.

H. Hassmann hat 1953 in seinem geistvollen Büchlein über die „Gestalt des Privatbankiers“ diesen und den Bankier überhaupt als einen Mann „der Versöhnung und der Vereinigung“ bezeichnet und weiter geschrieben: „Diesem Grundzug seines Wesens entspricht seine Einstellung zum Staat. Sein Verhältnis zum Staat wird bestimmt durch seinen Hang zum Konservativen und seine Neigung zur Verständigung, die wir bei ihm in vielen Einzelheiten immer wieder bestätigt finden. Seine vermittelnde Funktion und seine konservative Gesinnung festigen und bestärken ihn in der Ablehnung alles Extremen und Umstürzlerischen: er ist ein Gegner radikaler Parteien und extremer Strömungen, er steht dem Phänomen des Krieges und der Revolution aus tiefster innerer Überzeugung ablehnend gegenüber, weil jeder gewaltsame Eingriff in die bestehende Ordnung Brücken abbricht und Verbindungen löst. Er liebt die Ordnung, denn nur in einer festgefühten Ordnung kann sich seine Tätigkeit fruchtbar entfalten.“ Diese Sätze könnten, wie Hans Fürstenbergs „Erinnerungen“ zeigen, die zu den besten und wichtigsten deutschen Memoirenwerken gehören, gerade auf diesen Privatbankier gezielt sein.

## Wiener Rückschau

Ludwig Reichhold (Herausgeber): **Zwanzig Jahre Zweite Republik. Österreich findet zu sich selbst.** Verlag Herder, Wien; 430 Seiten, 29,20 DM.

Daß die Geschichte der Zweiten Republik in Österreich bisher einen weniger spannungsreichen Verlauf genommen hat als die der Ersten, ist bei Anhängern wie Kritikern der Wiener Großen Koalition unbestritten. Das vorliegende Buch ist ein Versuch, die beiden ersten Jahrzehnte österreichischer Nachkriegsgeschichte aus der Sicht der Österreichischen Volkspartei darzustellen. Nahezu allen bedeutsamen gesellschaftlichen und politischen Kräften und Entwicklungstendenzen sind mehr oder minder ausführliche Betrachtungen verschiedener Autoren gewidmet. Übereinstimmend setzen sich die Verfasser, wo sie auf die Vergangenheit zu sprechen kommen, von der austro-faschistischen Ideologie der christlich-sozialen Vorläufer der Österreichischen Volkspartei ab. Der Wiederaufbau nach 1945 gilt ihnen vor allem als ein Verdienst ihrer Partei, während den Sozialisten der Vorwurf gemacht wird, sie hätten die Opposition lediglich vom Parlament in die Regierung verlagert. Eine Wendung der Sozialistischen Partei Österreichs zur „Realpolitik“, so stellt etwa der Herausgeber Ludwig Reichhold fest, sei bisher ausgeblieben — und er umschreibt, was er als „Realpolitik“ versteht: „Politik auf dem Boden der gegebenen Gesellschaftsordnung.“ Als eine wissenschaftliche Abhandlung kann das Werk „Zwanzig Jahre Zweite Republik“ kaum angesprochen werden. Bundeskanzler Klaus hat das offenbar im Sinn, wenn er in seinem Vorwort schreibt, das Buch sei ein Versuch, „Zeitgeschichte im politischen Sinn zu schreiben“. H. A. Winkler



S. BRAUN

## Das Bankhaus Salomon Oppenheim jr. / Familiengeschichtliches

Im „Jahrbuch des Bonner Heimat- und Geschichtsvereins“ Band 18 veröffentlichte Heinrich Schnees, der Verfasser des Standardwerkes „Die Hoffmann und der moderne Staat“ (Verlag Duncker & Humblot/Berlin) einen Essay über das Bankhaus Salomon Oppenheim jr., das 1964 auf ein 175-jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Der wirtschaftlich interessierte Leser findet bei der Lektüre dieser Studie reiches Material über den Anteil des Bankhauses an der Gründung und Leitung grosswirtschaftlicher Unternehmen, wie Banken, Versicherungsgesellschaften, Eisenbahnen u.a.m. Wer sich mit Familiengeschichtlichem befasst, der wird — wenn auch in einer gewissen Begrenztheit — Ergebnisse von Stammbaumsforschungen vorfinden. Von ihnen soll im folgenden die Rede sein.

Die Familie Oppenheim (auch Oppenheimer) kommt aus Oppenheim bei Heidelberg. Da über die frühen Generationen kaum zuverlässiges Quellenmaterial vorliegt, sei als „Ahnherr“ Salomon Oppenheim gesetzt, zumal er als der Gründer der Bank angesehen werden darf. Er lebte von 1772 bis 1828 in Bonn und Köln. Als er 17 Jahre alt war, nahm sein Onkel Wolff Cassel, vermutlich ein Vorfahr des Sir Ernest Cassel, ihn als Sozium in einen bescheidenen Betrieb auf, der sich mit Warenhandel und Geldgeschäften befasste. 1807 siedelten die beiden mit ihrer „Bank“ nach Köln über, wo sich nach einer Sperre von rund 375 Jahren wieder Juden niederlassen durften. In dieser von Frankreich besetzten aufblühenden Handelsstadt entwickelte sich die Firma rasch, und bereits 1808 bezog sie das in der Grossen Budengasse errichtete Patrizierhaus. Zwei Jahre später verstarb Wolff Cassel und Salomon Oppenheim führte die Bank gemeinsam mit Philipp Gomperts fort. 1822 wurde er zum Königlich Preussischen Oberhofagenten ernannt. In jenen Jahren gab es in Köln nur wenige Juden. Salomon O. stellte sich an ihre Spitze und organisierte 1801 ein Minjan als Kern der werdenden Gemeinde. Sie war damals lediglich eine Filialgemeinde der Bonner Kehilla. Aber sie wuchs rasch und strebte nach Unabhängigkeit von Bonn. Bis zu seinem Tode blieb Oppenheim ihr Vorsteher. Verheiratet war er mit Deigen (?) genannt Therese Levy, auch Therese Tlime (?). In Mainz ist er 1828 gestorben.

Der Ehe entsprossen Helene, Charlotte, Betty, Simon, Abraham und Dagobert. Helene heiratete Benoit Fould, einen der Inhaber des Pariser Bankhauses, an dessen Gründung Helenes Vater beteiligt war. Betty wurde die Gattin des Hamburger Kaufmannes Wolf David Hertz, der sich hatte taufen lassen. Beider Sohn war Gustav Ferdinand Hertz, Advokat und Senator in Hamburg, er heiratete Elisabeth aus der alteingesessenen Frankfurter christlichen Familie Pfefferkorn. Ihr Sohn Heinrich Hertz war der Physiker Professor Heinrich Hertz in Bonn, der wegen seiner Entdeckung der „Hertzschen Wellen“, die den Ausgangspunkt der Entwicklung zur drahtlosen Telegraphie, Telephonie, Rundfunk und Television bildete, berühmt wurde. Sein Denkmal stand bis in die Nazizeit hinein vor der Universität in Bonn. Sein Sohn Professor Gustav Hertz erhielt für seine Verdienste um die physikalische Wissenschaft den Nobelpreis. Den Stammbaum der Familie, die dem

Judentum verloren ging, findet man in dem Septemberheft von 1929 der Zeitschrift „Jüdische Familienforschung“.

Nach Salomon Oppenheims Heimgang wurden seine drei Söhne Simon, Abraham und Dagobert Inhaber der Bank. Unter ihrer Leitung blühte das Unternehmen derart auf, dass es bald zu den führenden Banken gehörte. Simon und Abraham wurden geadelt, während Dagobert bürgerlich — auch ledig — blieb. Simon wurde zum österreichischen, Abraham zum preussischen Freiherrn ernannt. Simon verheiratete sich mit Henriette geb. Obermeyer aus der Augsburger Hoffaktorenfamilie, Abraham ehelichte Charlotte Beyfuss, ebenso einer Hoffaktorenfamilie angehörend, die in Frankfurt a.M. wohnte. Die drei Brüder blieben Juden, die letzten der Familie. Sie nehmen ehrenvolle Plätze in der Geschichte der Synagogengemeinden Bonn und Köln ein. Aber auch für die Verbesserung der Rechtsverhältnisse der preussischen Juden setzten sie sich energisch ein. In einer Immediateingabe an den König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1841 ersuchten Simon und Abraham, das preussische Edikt vom Jahr 1812 wieder in Kraft zu setzen und das von Napoleon erlassene als ungültig zu erklären. Das besondere Verdienst Abrahams war es, den Preussischen Landtag zu veranlassen, die Judengesetzgebung nicht zu verschlechtern. Als die Kölner und Bonner Jüdische Gesellschaft sich vermehrte, liess Abraham v. Oppenheim in beiden Städten entsprechend grosse Synagogen errichten. 1861 und 1863 wurden sie feierlich ihrer Bestimmung übergeben. Das Gotteshaus in der Glockengasse zu Köln, seine Geschichte und seine Architektur, hat Professor Hans Vogts in seiner ausgezeichneten Studie in dem von Rabbiner Zvi Asaria zusammengestellten, bei J. P. Bachem-Köln erschienenen Buch „Die Juden in Köln“ geschildert.

Abraham, Freiherr von Oppenheim und Geheimer Kommerzienrat lebte von 1804 bis 1878 und hinterliess keine Kinder. Sein Bruder Simon, mit den gleichen Titeln bedacht, starb 1880, 77 Jahre alt. Mit den Kindern, die ihm seine Gattin gebar, fand die Oppenheimfamilie ihre Fortsetzung. Ein Wort sei noch gesagt über Dagobert Oppenheim (1809—1889). Als Geheimer Regierungsrat arbeitete er gemeinsam mit seinen Brüdern an der Finanzierung von Bahngesellschaften, deren administrative und repräsentative Verwaltung vorwiegend der Kölner Bankherr und Politiker Gustav von Mevissen betreute. Mit diesem angesehenen und vielseitigen Unternehmer betrieb Dagobert 1834 die Gründung des „Allgemeinen Organs für Handel und Gewerbe“ und 1839 die der „Rheinischen Allgemeinen Zeitung“; es ging hieraus die „Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“ hervor, die nur ein Jahr lang erschien. Moses Hess war ihr verantwortlicher Herausgeber und Karl Marx ihr Redakteur.

Simon v. Oppenheim und seine Gattin hatten vier Kinder: Eduard (1831—1909), Albert (1834—1912), Felix (1846—1931) und Emma. Die drei Brüder nahmen die Taufe. Eduard und Felix wurden evangelisch, Albert katholisch. Eduard ehelichte die Tochter eines Kölner Kaufmanns und Stadtverordneten, während Albert eine Katholikin heiratete, deren Vater ebenfalls Kauf-

mann und Stadtrat in Köln war. Beide Brüder wurden zu Generalkonsuln ernannt. Eduard starb in Köln, Albert in Hamburg. Emma wurde die Gattin des Freiherrn Felix von Kaskel, des bekannten sächsischen Bankiers, deren jüdische Vorfahren aus Polen gekommen waren. Felix von Oppenheim endlich war mit einer Katholikin in Paris ehelich verbunden. Ein Sohn Eduards, Simon Alfred Freiherr von Oppenheim (1869—1932) heiratete Florence Hutchins aus New York, die 1935 in Köln verstorben ist. Ihre Söhne Waldemar (1894—1952) und Friedrich Carl Simon Alfred von Oppenheim (1900 geb.) wurden Inhaber der Bank. Beide haben das Gymnasium in der Kreuzgasse besucht. Der zuletzt genannte ist gegenwärtiger Chef des Bankhauses. Salomon Oppenheim jr. ist mit der Freilin von Zedlitz und Leipe aus Düsseldorf verheiratet. Das Ehepaar hat drei Kinder: Alfred, Gisela und Friedrich-Carl. — Zwei Söhne Alberts von Oppenheim und seiner Gattin Paula wandten ihr Interesse andern Dingen zu. Emil v. O. wurde Industrieller ausserhalb des Konzerns, Max v. O. schlug die Diplomatenaufbahn ein. Nachdem er als Legationsrat in Kairo bis 1909 tätig gewesen, widmete er sich orientalischen und archäologischen Studien. Er bereiste Syrien und Mesopotamien und führte während des ersten Weltkrieges einen Nachrichtendienst für den Orient ein. Hieraus entwickelte sich das „Deutsche Orientinstitut“. Nach Max v. Oppenheims Tode 1946 gingen seine Sammlungen und seine 40.000 Bände umfassende Fachbibliothek in den Besitz dieses Institutes über.

Damit ist der Umkreis des Familiengeschichtlichen einigermaßen dargestellt, und es seien noch einige Anmerkungen über das Schicksal der Bank gesagt. Im Jahre 1920 trat der Kölner Bankier Pferdenges in die Firma ein. Obwohl die Oppenheims nicht mehr als „Nichtarisch“ erachtet wurden, musste der Firmenname 1938 in „Pferdenges & Co.“ umgewandelt werden. Zwei Jahre vorher war eine andere ehemals jüdische Kölner Bank von der Oppenheimischen aufgezogen worden. Es war das Bankhaus A. Levy, gegründet im Jahre 1858. 1932 verstarb der Chef der Bank, der Geheime Kommerzienrat Louis Levy, der sich nach seinem Übertritt zum Katholizismus Louis Hagen nannte. Dieser hervorragende Finanzier mit seinen Dutzenden von Aufsichtsratsposten vergass seine jüdische Her-

kunft nicht. Es ist bekannt, dass er alljährlich am Jahrestage nach seinen Eltern einen erheblichen Geldbetrag an die Synagogengemeinde Köln abführte, und dass er zur Zeit, da der Kampf gegen den wachsenden Antisemitismus aufs heftigste geführt wurde, dem „Centralverein“ sehr hohe Geldsummen zur Verfügung stellte, mit der Auflage freilich, dass völliges Schweigen hierüber gewahrt werden müsse. Seine beiden Prokuristen und späteren Teilhaber Nathan Isaac Leubsdorf und dessen Sohn Hermann blieben dem Judentum treu. 1935 schied Hermann aus der Firma aus. Er war — das möge mir nebenbei zu sagen erlaubt sein, mein Nachbar auf dem Strohlager in Dachau. Irre ich mich nicht, so lebt der vornehme, bescheidene hochkultivierte Wohltäter als 88-jähriger in New York.

Seit 1947 firmiert die Bank wieder unter ihrem ursprünglichen Namen. 1953 bezog sie das Haus Unterschlohen 4 im Kölner Bankenviertel. Die meisten Mitglieder der Familie wohnten nicht in Köln. Albert Freiherr v. Oppenheim hatte zeitweise sein Palais neben der Glockengassensynagoge. Noch heute steht am Rheinufer das monumentale Palais der Familie, in welchem eine Spitzenorganisation der Automobilklubs ihren Sitz hat. Ihre letzte Ruhestätte fand die Familie Salomon Oppenheim auf dem alten Friedhof zu Deutz.

Zum Abschluss mögen hier Heinrich Schnees Worte der Würdigung über die Bank der Oppenheims folgen:

„Die industrielle Revolution und das moderne Bankwesen haben der Familie einen meteorhaften Aufstieg ermöglicht, und das Haus hat es verstanden, unter tüchtigen Mitgliedern durch alle Generationen hindurch seine wirtschaftliche Stellung zu behaupten. Nachdem die deutschen Linien des Hauses Rothschild ausgestorben, die Bankhäuser Mendelssohn und Bleichröder noch nicht wieder eröffnet worden sind, repräsentiert heute Salomon Oppenheim jr. das grösste Privatbankhaus in Deutschland. Waren die ersten Generationen mit bekannten Hoffaktorenfamilien verbunden wie den Häusern Obermeyer, Kusel, Beyfuss, Hertz, von Haber, von Kaskel, von Rothschild, Fould, den Brüdern Peire, so folgten nach der Nobilitierung durch Eheschliessungen Verbindungen zu zahlreichen bekannten Adelsfamilien der alten Aristokratie.“

Kirche, die trotzdem dreischiffig gegliedert war — wahrscheinlich die in den Urkunden genannte „Ecclesia triplex“. In der Ostmauer fand sich ein Prunktor mit vier Bogen, wie die Königshalle mit mehrfarbiger Wandverkleidung. Innerhalb des Klosterbezirks liegen noch Reste anderer Mauerzüge, die sich nicht mehr zu Grundrissen ergänzen lassen.

Funde von größerer Bedeutung sind in einem immer wieder ausgeplünderten Kloster nicht zu erwarten. Erwähnenswert ist eine mit Bruchstücken farbiger Glasmalereien gefüllte Abfallgrube, die u. a. einen prachtvollen Christuskopf aus dem 9. Jahrhundert enthielt.

Lorsch ist das einzige Kloster aus der Karolingerzeit, das in vollem Umfang ausgegraben und in seiner ursprünglichen Gestalt wiedergewonnen werden konnte. Die Spaten ruhen; die nächste und zum größeren Teil bereits gelöste Aufgabe ist nun, das ganze Gebiet in einen Zustand zu bringen, der sowohl den wissenschaftlichen Anforderungen gerecht werden als auch dem Besucher ein lebendiges Bild einer der bedeutsamsten Stätten mittelalterlichen Kulturlebens vermitteln kann.

(Zusammenfassung des Vortragenden,  
Vorabdruck im Hanauer Anzeiger vom 24. Oktober 1964)

19. Nov. Dr. jur. Rudolf M. Heilbrunn, Kaiserslautern:  
1964 Das Haus Rothschild  
und seine Bedeutung für die kurhessische Geschichte

Als das reichste deutsche Fürstenhaus des 18. Jahrhunderts galt das der Landgrafen von Hessen-Kassel. Dieses Vermögen war auf eine Weise zusammengekommen, welche die Entrüstung der deutschen nationalliberalen Historiker hervorgerufen hat, nämlich durch sogenannten „Soldatenhandel“. Indes muß man diesen „Menschenschacher“ aus den politischen Anschauungen und wirtschaftlichen Verhältnissen des absolutistischen Zeitalters heraus verstehen, welche solchen Menschenexport verständlich erscheinen lassen. Dieses große Vermögen war zum Teil in Antiquitäten und Kunstgegenständen investiert. Auch Erbprinz Wilhelm, der beim Tode seines Großvaters Wilhelm VIII. die Grafschaft Hanau-Münzenberg erhielt, teilte die antiquarischen Liebhabereien seines Hauses und begann schon frühzeitig, sich eine Münzensammlung anzulegen. Ein Lieferant dieses Münzkabinetts war der Frankfurter Wechsler und Antiquitätenhändler Mayer Amschel Rothschild, der so in geschäftliche Beziehungen zu dem Hanauer Hof kam, so daß der Erbprinz ihn zum Hoffaktor ernannte. Hiermit gelangte Rothschild in die Oberschicht des Frankfurter Ghettos, was ihm ermöglichte, Gutle, die Tochter des angesehenen Handelsmannes Wolf Salomon Schnapper, zu heiraten. Seinem Fleiß und seiner Tüchtigkeit gelang es, bis Ende des Jahrhunderts hauptsächlich durch Warenhandel sein Vermögen stark zu vergrößern, während die Wechselgeschäfte mit Hanau und Kassel noch keine große Rolle gespielt haben dürften. Sein Kapital wurde erhöht durch eine Kommanditierung von dem aus der Frankfurter Kulturgeschichte berühmten Johann Friedrich Städel.

Mit dem englisch-französischen Handelskrieg wurde die Einfuhr von Textilien, welche vermutlich die Hauptsparte der Rothschild'schen Unternehmungen war, erschwert, so daß im Jahre 1798 Nathan Rothschild nach Manchester reiste, um dort für das Frankfurter Haus einzukaufen.

Zu den interessanten Verbindungen Rothschilds gehörte auch die zu der fürstlichen Thurn und Taxis'schen Generalkasse. Auf diese nahm das Patent Bezug, welches im Jahre 1800 Rothschild den Charakter eines kaiserlichen Hoffaktors verlieh, wobei auch seine Tätigkeit als Kriegslieferant gerühmt wurde.

Neues Magazin für Hanauische Geschichte  
H. Bd. Nr. 5. 1965



Obwohl die englischen Importgeschäfte von Textilien und Kolonialwaren im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts noch die Haupttätigkeit des Hauses gebildet haben dürften, wandte sich die Firma jetzt immer mehr reinen Finanzgeschäften zu. Mit der Eroberung Hollands durch die Franzosen 1795 konnte die Amsterdamer Börse ihre bisherige dominierende Rolle nicht mehr behaupten. Neben Londonern vermochten auch die Frankfurter Bankiers die Nachfolge der Holländer anzutreten, und vermutlich hat Rothschild diese Chance frühzeitig erkannt und genutzt. Um diese Zeit wurden die Beziehungen zu Kassel, die bisher in gelegentlichen Münzlieferungen und Wechseldiskontierungen bestanden hatten, intensiviert. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß der Oberkriegskommissar Buderus von der Landkasse in Hanau 1792 als Rechnungsführer zu der Oberrentkammer nach Kassel versetzt wurde, ein ungewöhnlich tüchtiger Finanzbeamter, der als Günstling der Mätresse des Landgrafen zum Geheimen Kriegsrat emporstieg. 1802 wurde er hessischer Kriegszahlamtsdirektor und Kassendirektor, und mit diesem Zeitpunkt beginnt die Tätigkeit des „Handelmannes“ Mayer Amschel Rothschild als Bankier. Indem Rothschild zwischen 1801 und 1806 fünf Anleihen von nahezu fünf Millionen Gulden emittierte, betätigte er sich in einem Geschäftszweig, den in Deutschland vornehmlich die Frankfurter Firma Bethmann entwickelt hatte.

Es ist bemerkenswert, daß Rothschild in dem Zeitpunkt, in dem er als kaiserlicher Hoffaktor die höchste Stufe des Hofjudentums erreichte, aufhörte, im ökonomischen Sinne Hofjude zu sein und statt dessen Staatsbankier wurde.

Indem es Rothschild gelang, für seine ersten Staatsanleihen die Verfügung der großen Kapitalien des Landgrafen zu erlangen, wurde er nunmehr auch vom Soll her der Bankier des Fürsten.

Im Jahre 1806 war seine Position als Staatsbankier bereits so sehr gefestigt, daß er Bethmann niederkonkurrieren konnte. Von den Bethmannschen Anleihen, die wie privatwirtschaftliche Kredite in kurzer Zeit zurückgezahlt werden mußten, unterschieden sich diejenigen Rothschilds durch ihre erheblich längere Dauer. Hiermit näherten sich diese ersten Emissionen Rothschilds dem in England entwickelten Typ der „fundierten“ Staatsanleihen, deren Monopolisierung in der Zeit nach den Kriegen die Bedeutung des Welthauses Rothschild begründete.

Die Stellung Rothschilds als Staatsbankier mußte es mit sich bringen, daß seine Firma in stärkerem Maße von den Ereignissen der großen Politik betroffen wurde. Der mit dem Hause England verwandte Kurfürst versuchte zwar, durch eine wenig mutige Neutralitätspolitik der großen Auseinandersetzung des ancien régime mit dem revolutionären Frankreich entrinnen zu können, aber er konnte nicht verhindern, daß auch sein Land von den Strudeln der Weltkriege überschwemmt wurde. Napoleon besetzte Kassel und erklärte die Dynastie für abgesetzt. Die Flucht Wilhelms nach Schleswig und Böhmen ist der Anlaß zu jener populärsten Rothschildlegende geworden, welche behauptete, daß Rothschild das kurfürstliche Vermögen in Weinfässern in seinem Keller verborgen habe. Diese, selbst von ernsthaften Wirtschaftshistorikern noch in unseren Tagen wiederholte Legende ist von dem Frankfurter Bibliothekar Berghoeffter schon 1923 aktenmäßig zerstört worden, wie auch eine Betrachtung der politischen Verhältnisse in Frankfurt und der Struktur des kurfürstlichen Vermögens den Unsinn dieser Geschichte unschwer erkennen läßt. Aber wie alle Legenden hat auch diese einen echten historischen Kern. Durch die Einverleibung Kassels und Frankfurts in das empire war es für den in Prag domizilierenden Kurfürsten und seinen deutschen Disponenten schwierig, über sein in England befindliches Guthaben zu disponieren. Indem es

Nathan Rothschild, der sich 1804 in London etablierte, gelang, seit 1809 die Verfügung über die hessischen Kapitalien zu bekommen, rettete dieser in einem höheren Sinne, als dies die meisten Geschichtsschreiber meinten, das Vermögen des Kurfürsten.

Selbstverständlich konnten die Beziehungen Rothschilds zu dem von Napoleon Geächteten den französischen Behörden nicht verborgen bleiben und hatten mancherlei Untersuchungen und Verfolgungen durch die französischen Polizeibehörden zur Folge. Das Geschick, das Mayer Amschel Rothschild in der Behandlung des Kurfürsten bewiesen hatte, bewährte sich auch dem Souverän Karl von Dalberg gegenüber, der ihn 1811 zum Großherzoglich Frankfurter Hofbankier ernannte.

Nachdem Mayer Amschel Rothschild somit nicht nur die jüdischen, sondern auch die angesehenen Frankfurter christlichen Firmen überflügelte hatte, starb er im Jahre 1812. Aber erst nach dem Tode des Gründers der Firma Mayer Amschel Rothschild & Söhne wurde das Haus zu jener Finanzmacht, welche für Wirtschaft und Politik Europas im 19. Jahrhundert eine so große Bedeutung gewann.

Die Finanzierung der englischen Armee in Spanien durch die Kooperation von Nathan und Jacob Rothschild hatte Nathan das Vertrauen von J. C. Herries gewinnen lassen, der als Kommissar von 1811 bis 1816 der alliierten und auf dem Kontinent kämpfenden britischen Truppen diese mit Geld zu versehen hatte. Nathan konnte dem englischen Ministerium einen Finanzplan vorlegen, der dies ermöglichte. Die Beziehungen zum britischen Schatzamt veranlaßten dieses, dem Hause die Auszahlung der britischen Subsidien an Rußland und Preußen zu übertragen. Dies vollbrachten die in London, Paris und Frankfurt weilenden Brüder, indem sie diese Beträge durch ein clearing in sich honorierten und so den teuren Wechseldiskont sparten bzw. verdienten. Mit derselben Technik transferierte das Haus auch die französische Kriegsentschädigung von 700 Millionen frs. an die Alliierten nach dem 2. Pariser Frieden. Diese große Transaktion brachte Rothschild in engen Kontakt mit den Finanzministerien der Mächte, die hinfort ein Jahrhundert lang das Schicksal Europas bestimmten.

Die Rothschilds hatten als Kapitalmacht ihren fürstlichen Geschäftsfreund, den hessischen Kurfürsten, bereits weit überholt, als dieser 1813 in seine alte Residenz zurückkehrte. Es war daher für das Haus finanziell von nicht sehr großer Bedeutung, daß es Buderus gelungen war, ihre früheren Konkurrenten in den Geschäften der kurfürstlichen Kapitalisten auszuschalten. Buderus wurde der Gesandte des Kurfürsten am Bundestag, wo er eine wenig glückliche Rolle spielte, da er seine amtliche Stellung zu benutzen suchte, öffentliche Gelder für Rothschild nutzbar zu machen. Buderus war nach der Rückkehr Wilhelms als Buderus von Carlshausen in den erblichen Adelsstand versetzt worden. In Paris besuchte er James Rothschild, um ihm die Interessen des Kurfürsten besonders ans Herz zu legen. Denn das Blatt hatte sich gewendet: waren früher Rothschilds die Bittsteller gewesen, so suchten jetzt der Kurfürst und Buderus den politischen Einfluß des mächtigen Bankhauses für sich zu nutzen.

Die Brüder Rothschild vergaßen nicht, was ihr Haus dem Fürsten verdankte, wenn auch ihr früherer Geldgeber geschäftlich nicht mehr so interessant war wie zur Zeit ihres Vaters. Immerhin spielte das Kapital des Kurfürsten in ihren Unternehmungen noch eine Rolle. An den ersten größeren Anleihen nach dem Kriege beteiligte sich der Kurfürst mit bedeutenden Summen.

Wilhelm I. war ein sparsamer, in seinem Alter ein geiziger Mann. Sein Sohn glich ihm in dieser Hinsicht wenig. Als Erbprinz war er dauernd in Geldnöten und mußte sich mit Wechseln finanzieren, welche Rothschilds



honorierten. Es versteht sich, daß er — als Wilhelm II. auf den Thron gekommen — diese Hilfe seiner Bankiers nicht vergaß. Sein Vater hatte den Toleranzideen des Zeitalters gehuldigt, indem er den hessischen Juden mancherlei Vergünstigungen gab und mit dem Gesetz vom 14. Mai 1816 ihre Emanzipation in die Wege leitete. Im Gegensatz zu ihm war Wilhelm II. kein Freund der Juden. Trotzdem setzte er die Emanzipations-Gesetzgebung fort. Mit Gesetz vom 29. 10. 1833 gab er den Juden die völlige Gleichberechtigung; ausgenommen waren die, die wucherischen Handel trieben.

Wenn Kurhessen, das den Liberalen nicht mit Unrecht als das Hauptland der Reaktion galt, in seiner Judenpolitik die Gesetzgebung der Nationalversammlung in der Paulskirche vorwegnahm, so wird man hierin einen Einfluß des Hauses Rothschild erblicken können, dessen Inhaber sich stets für die Gleichberechtigung ihrer Glaubensgenossen einsetzten. Rothschild dankte dem Regenten für das Gesetz, das „einen besonderen Glanzpunkt seiner Regierungsgeschichte bilde“. Gern wird man heute noch dieses Urteil bestätigen, denn die Regierung Wilhelms II. hatte wenig Glanzpunkte aufzuweisen. Die Julirevolution 1830 zwang den Kurfürsten, dem Land eine Verfassung zu geben und den Staatsschatz in Höhe von 28 1/2 Millionen Gulden mit dem Land zu teilen. Der Konflikt, in den er wegen seiner morganatischen Ehe mit dem Lande geriet, zwang den Kurfürsten, seine Residenz zu verlassen und sich in Hanau anzusiedeln. Im September 1831 setzte er den Kurprinzen zum Mitregenten ein und überließ ihm die Regierung. Aber auch dieser teilte die Neigung seiner Vorfahren zu nicht-standesgemäßen Verbindungen.

Mayer Amschel Rothschild half dem Fürsten bei der Versorgung der fünf aus dessen Ehe entsprossenen Kinder, und es kam oft vor, daß Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin und den Kindern „ganz familiär bei dem guten Geschäftsfreund sein Mittagmahl einnahm“, wie der preußische Geschäftsträger 1846 an den König von Preußen berichtete.

Hessen war dem Zollverein beigetreten, aber als dieser 1863 erneuert werden sollte, weigerte sich Kurhessen als einziges Land. Die Zustimmung wurde erkaufte durch eine Zahlung, die Karl Mayer von Rothschild auf Veranlassung Bismarcks vermittelte. Dies ist das letzte Mal gewesen, daß ein Mitglied des Hauses Rothschild auf die kurhessische Politik Einfluß nahm; am 19. Juni 1866 wurde Kassel von Preußen besetzt und der Kurfürst als Gefangener nach Stettin abgeführt. Zuvor hatte er in offener Befolgung der Legende von der Rettung seines großväterlichen Vermögens sein Silberzeug zu Rothschild nach Frankfurt gesandt. Dieser Teil seines Vermögens wird ihm wohl erhalten geblieben sein, denn als er öffentlichen Protest gegen die ihm und seinem Land widerfahrene Behandlung einlegte, beschlagnahmte Preußen den Hausschatz in Höhe von 18 Millionen Mark. Dies war das Ende des von seinen Vorfahren gesammelten und von Rothschild verwalteten und vermehrten Vermögens.

(Zusammenfassung des Vortragenden,  
auszugsweise abgedruckt im Hanauer Anzeiger vom 12. Dez. 1964)

~~21. Jan. 1965 Prof. Dr. phil. Fritz Arens, Mainz:  
Die Kaiserpfalz Wimpfen und der staufische Burgen- und Städtebau am Mittelrhein  
(mit Lichtbildern)~~

~~Der Vortrag ging von der Pfalz zu Wimpfen aus, die der Redner für eine wohl bald erscheinende Veröffentlichung bearbeitet hat. (Als kurze Zusammenfassung liegt bereits vor: F. Arens und R. Bühnen, Die Kunstdenkmäler in Wimpfen a. N. 3. Aufl. Mainz 1964.) Dieser größte deutsche~~



Im Stil der neuen Zeit:

# Die Rothschilds und ihr Geld

Seit 150 Jahren am Schalthebel der Wirtschaft / Von JOACHIM SCHAUFUSS

Seit 1817, also seit 150 Jahren, residieren sie in Paris als Bankiers und Unternehmer, aber der legendäre Ruf, der dem Bankhaus Rothschild vorausgeht, reicht noch weiter in die Geschichte zurück. Der Anfang ist im Frankfurt des späten sechzehnten Jahrhunderts zu finden; da begann der Aufstieg der Rothschild-Dynastie, legendenumwo-

ben, verleumdet, aber viel mehr noch begehrt von den Mächtigen als Wirtschaftspartner, überdauerte diese Gelddynastie die Zeiten; jetzt wird sie sich in eine Aktiengesellschaft verwandeln. Wie war der geschichtliche Weg dieses Bankhauses, wie mächtig ist es auch heute noch? Darüber berichtet aus Paris unser Wirtschaftskorrespondent Joachim Schaufuss.

Dieses Haus soll auch die nächsten 150 Jahre glücklich überstehen, sagten sie. Dazu werden jetzt die Fundamente gelegt. Im Juli verlassen Guy, Alain und Elie de Rothschild ihre Direktionsräume. Drei Jahre lang werden sie in dem achtgeschossigen Glaspalast in der Rue Laffitte-Will ihr vorläufiges Hauptquartier beziehen, an der Rückseite des Geschäftsgrundstückes, das Baron Jacob de Rothschild, genannt James, im Jahre 1817 von dem nach Prag geflüchteten Pariser Polizeipräfekten Fouché für rund eine Million Goldfrancs erworben hatte. Der Häusertrakt, der sich zur Rue Laffitte öffnet, soll einem modernen Direktionsgebäude weichen mit der elektronischen Datenverarbeitungsanlage im Sous-Sol.

Aber die Statuten der „Bankiers der Rue Laffitte“ werden noch in diesem Jahr in eine neue Form gegossen: Aus dem Bankhaus „Messieurs de Rothschild Frères“, der Personalgesellschaft, an der Guy zu 50 Prozent und seine beiden Cousins Alain und Elie mit je 25 Prozent beteiligt sind, soll eine Aktiengesellschaft mit dem schlichten Titel „Banque Rothschild“ entstehen.

Freilich, eine AG, an der sich das Publikum nicht direkt beteiligen kann. Nur die „reichliche Mehrheit“ ihres Kapitals wird einer neuen Holdinggesellschaft übertragen, die außerdem den größten Teil des übrigen Familienvermögens in mehreren Etappen aufnehmen soll. Die Aktien dieser Gesellschaft werden an der Börse eingeführt und frei gehandelt. Aber mindestens die Sperrminorität will sich auch hier die Familie sichern. So wird es nicht möglich sein, daß ein anderer als die Rothschilds einen beherrschenden Einfluß auf deren Vermögen ausüben können — jedenfalls nicht für die nächste Zeit.

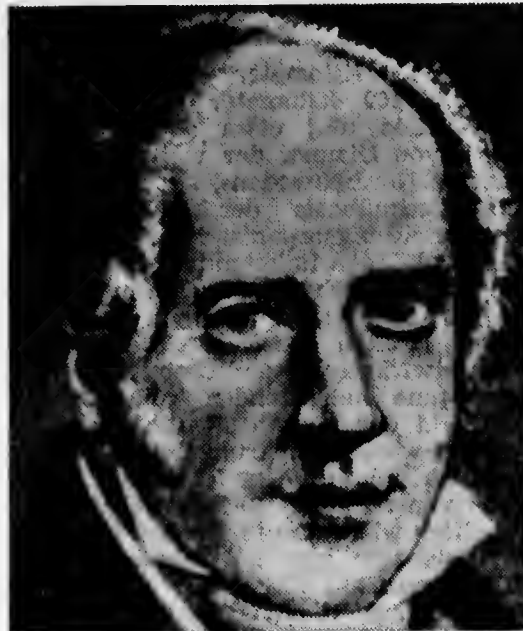
## Münzen für den Fürsten

Den Namen Rothschild hat die Familie einem gewissen Isaac Elchmann zu verdanken, der Ende des 16. Jahrhunderts in der Frankfurter Judengasse ein Haus bewohnte, das mit einem roten Schild an Stelle einer Hausnummer gekennzeichnet war. Den Grundstein für das Familienvermögen aber legte Mayer-Amschel. Wie sein Vater Amschel-Moses handelte er zunächst mit allem Möglichen. Aber sehr bald strebte er nach Höherem.

Dazu bot sich die erste Gelegenheit in der Person des Generals von Erstorff, einem leidenschaftlichen Medallien-

Die Brüder Nathans betätigten sich nicht weniger erfolgreich. Salomon, der älteste, ließ sich in Wien nieder und gründete später auch in Berlin ein Bankinstitut. Mayer-Amschel ging nach Frankfurt, Charles nach Neapel und James nach Paris. Sie alle haben die Umstände ihrer Zeit genutzt, und es würde zu weit führen, alle ihre Transaktionen im einzelnen aufzuzählen. Aber trotzdem wären die Rothschilds heute wohl nicht das, was sie sind, wenn sich damals, im Jahre 1817, die fünf Söhne Mayer-Amschels nicht zu einer Gewinngemeinschaft zusammengeschlossen hätten.

Rückwirkend betrachtet, ist dieser Vertrag das wichtigste Ereignis der Familiengeschichte. Indem sie sich zur Teilung der Ertragssummen aus ihrem Vermögen verpflichteten und außerdem übereinkamen, alle eventuell auftretenden Streitigkeiten nicht vor die Gerichte zu bringen, sondern sie unter sich zu bereinigen, konnten sie den vollen Nutzen aus dieser Zeit des wirtschaftlichen Auf-



Mayer-Amschel Rothschild

Er gründete in Frankfurt das Bankgeschäft, das zur Keimzelle der Finanzdynastie Rothschild wurde

schwung nach den verheerenden Kriegen ziehen. Die Restauration wurde damit für die Gebrüder Rothschild eine Ära der sich ständig wechselseitig vermehrenden Profite.

Sie, die Bankiers der „heiligen Alli-

ten Republik zunächst Finanzminister und schließlich auch Premierminister werden ließ. Andre Rothschild-Repräsentanten, wie Pierre Getten oder René Fillon, haben sich zeitweise in den Spitzenpositionen der Staatsverwaltung betätigt.

Daß die Rothschilds immer noch die Reichsten des Landes wären, wird von der Familie in Abrede gestellt. Es gäbe inzwischen erheblich bedeutendere Vermögen, erklärte Baron Guy de Rothschild als Sprecher des Hauses zum 150jährigen Firmenjubiläum. Vor allem aber wies er darauf hin, daß heute ein Familienunternehmen nicht mehr in der Lage sei, aus eigener Kraft seine Position zu behaupten. Die wirtschaftliche Macht liegt in den Händen der Manager der großen internationalen Kapitalgesellschaften.

## Auf die Zukunft gerichtet

Das Haus Rothschild hat sich entschlossen, die Konsequenzen aus dieser Entwicklung zu ziehen. Es geht den Weg wie das Haus Krupp, nur vielleicht mit dem Unterschied, daß die Einbringung des Familienvermögens in eine Kapitalgesellschaft freiwillig erfolgt und daß nicht der Staat und die Großbanken ihren kontrollierenden Einfluß geltend machen können. Den Rothschild wird künftig eine Vielzahl von kleineren Aktionären zur Seite stehen. Diese werden das Kapital aufbringen, das die neue Holding zu ihrer weiteren weitweiten Expansion benötigt.

Um welches Imperium es sich bei dieser neuen, von den drei Rothschild-Bankiers kontrollierten Gesellschaft handelt, wird sich erst dann überblicken lassen, wenn sie gegründet ist. Das ist ja nicht nur die Mehrheit an der Rothschild-Bank, deren ausgewiesener Wert rund 500 Millionen Franc erreicht. Viel bedeutender sind die industriellen Interessen, die heute noch von verschiedenen familieneigenen Investmentgesellschaften gehalten werden. Dazu gehört die von Baron James gegründete nordfranzösische Eisenbahngesellschaft, die nach der Nationalisierung in eine Finanzholding umgewandelt wurde und nicht nur von den französischen Staatsbahnen jedes Jahr eine beträchtliche Dividende empfängt, sondern auch Nebenbeteiligungen verwaltet, die inzwischen mehr wert sind als das ganze frühere Eisenbahnnetz der Familie.

Hier zeigt sich eine Parallele zur Suezkanalgesellschaft, die heute zu den bedeutendsten Finanzinstituten der Welt gehört. Nur war der Betrieb des von Nasser enteigneten Kanals ein außerordentlich lohnendes Geschäft. Die Chemin de Fer du Nord dagegen steckte in beträchtlichen Defiziten, und man muß sich wundern, warum der Baron einen so erbitterten Kampf mit seiner Regierung geführt hat, um sich diese Gesellschaft zu erhalten. Aber vielleicht wollte er damit nur die Entschädigungsquote erhöhen.

Außer diesen Komplexen besitzen die Pariser Rothschilds direkte Beteiligungen an den Kupfervorkommen des Rio Tinto, an der Penaroya, die das größte Bleivorkommen der Welt und eine der bedeutendsten Zinkgruben ausbeutet. Zusammen mit der „Banque d'Indochine“ kontrolliert die Familie die halbe Nickel-

erzeugung des Westens. Sie besitzt gemeinsam mit dem Chemiekonzern Kuhlmann und Péchiney die Konzession zum Abbau der Uranerzfelder in den ehemaligen französischen Kolonien.

Hervorragend vertreten ist das Haus bei der Erschließung der Erdöl- und Erdgasvorkommen vor allem Nordafrikas. Hier, wie schon so oft, waren die Rothschilds Schrittmacher für die Pläne ihrer Regierung. Und wieder wurden sie vom Staat mit umfassenden Garantien und Privilegien belohnt. So wird es auch sein, wenn man den Armeikanaltunnel baut. „Wir werden dabei eine aktive Rolle übernehmen“, kündigte Baron Guy an.

Die Politik des Hauses ist in die Zukunft gerichtet. Schon haben sich die Rothschilds im Leasinggeschäft engagiert. Sie werden die Vermietung teurer Maschinen finanzieren, die Großcomputer einbeziehen. Sie betätigen sich auch bereits in führender Position auf dem Gebiet des Engineering, dem Verkauf von „matière grise“, den die Europäer erst vor wenigen Jahren bei den Amerikanern gelernt haben. Sie besitzen Hotelketten, erschließen neue Feriengengebiete und bauen Wohnblocks. In dieser Richtung betätigt sich vor allem Edmond de Rothschild, der vierte Urenkel von Baron James. Sein Vermögen wird noch höher veranschlagt als das der drei Bankiers.

Diese jedenfalls wollen jetzt einen neuen Weg einschlagen, und es sieht aus, als ob dieses große Vorhaben gelingt. Denn schon immer haben sie sich rechtzeitig den Notwendigkeiten ihrer Zeit angepaßt.



Drei aus der Dynastie der Mächtigen und Reichen

Edmond de Rothschild (links, mit Ehefrau) ist zwar nicht im Bankgeschäft seiner Familie tätig, aber sein Vermögen wird noch höher eingeschätzt als das von Guy de Rothschild (im Gespräch mit Maria Callas) und Elie de Rothschild. Baron Guy besaß bisher 50 Prozent, Baron Elie 25 Prozent Anteile an der Bank

Fotos: Pandis / Camera-Press

sammler. Dieser brachte Mayer-Amschel in geschäftliche Beziehungen mit dem Erbprinzen von Hessen. Der Frankfurter Händler hatte die seltenen Münzen, die der Fürst suchte. Aber schon bald wurden aus diesen Tauschgeschäften bankenmäßige Transaktionen.

Der Begründer der Rothschild-Dynastie verhalf seinem inzwischen zum König gekrönten Geschäftspartner zu seinem Geld. Zunächst waren es nur Wechsel, die er mit großem Gewinn (auch für sich selbst) eintrieb. Das brachte ihn in Verbindung zu den anderen Monarchen Europas. Sie alle waren dem Haus Hessen verschuldet — und sie brauchten neues Geld. Es war die Zeit der Napoleonischen Kriege. Als die Armeen des Kaisers den König von Hessen in die Flucht trieben, setzte er Mayer-Amschel zum Verwalter seines gesamten hinterlassenen Vermögens ein.

Dadurch allein, so behaupten die Historiker, ist der Frankfurter Münzsammler zu einem eigenen Vermögen von rund einer Million Goldgulden gekommen. Aber er war außerdem der einflussreichste Finanzier an den europäischen Höfen. Seine fünf Söhne standen ihm darin nicht nach.

Nathan gründete in Manchester und später in London ein eigenes Bankhaus. Als er durch seine persönlichen Kuriere 24 Stunden vor Eintreffen der offiziellen Nachricht vom Sieg der Alliierten über Napoleon bei Waterloo erfuhr, verkaufte er alle in seinem Besitz befindlichen britischen Titel, um sie auf dem Höhepunkt der Panik zum niedrigsten Kurs zurückzuerwerben. Am nächsten Tag war er um Millionen reicher.

anz“, placierten praktisch alle Anleihen, mit denen ihre Fürsten die ersten großen Industrievorhaben finanzierten, aber auch ihre Expeditionen und ihre Schulden. An der Anleihe aus dem Jahre 1823 beispielsweise, mit der das Haus Österreich England auszahlte, haben die Rothschilds 600 000 Pfund verdient. Das war ein Viertel des Anleihebetrages. Das Haus der Familie in Neapel besaß das Monopol für sämtliche Emissionen des Papstes. Sie, die fünf Söhne Mayer-Amschels, wurden schließlich von Fürst Metternich in den Adelsstand erhoben.

Seitdem zieht sich wie ein roter Faden dieser direkte Kontakt zur Staatsgewalt durch die Geschichte der Rothschilds. Baron James de Rothschild war unter Ludwig XVIII. wie unter Karl X. wie auch unter Louis Philippe der erste Bankier Frankreichs und eine der mächtigsten Persönlichkeiten seiner Epoche. 51 Jahre lang stand er an der Spitze des „Maison“, des Pariser Bankhauses, in der Rue Laffitte. Als er im Jahre 1868 starb, soll er ein Vermögen von zwei Milliarden Goldfrancs hinterlassen haben.

## Die Macht der Manager

Der Einfluß der Rothschilds, auch ihr politischer, besteht heute noch. Es ist kein Zufall, daß Georges Pompidou, ehe er französischer Ministerpräsident wurde, Generaldirektor des Pariser Bankhauses gewesen war. Schon vor ihm hatte René Mayer seinen Posten als Vizepräsident der von Rothschild beherrschten nordfranzösischen Eisenbahngesellschaft mit einer politischen Karriere getauscht, die ihn in der Vier-



## Das Bankhaus Mendelssohn *M B, 21. Jan. 1972*

Im Vergleich zu Moses Mendelssohn, dem Philosophen der Aufklärungszeit des 18. Jahrhundert, zum Unterschied auch von seinem Enkel, dem Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy (1809—1847), sind die Entwicklung und die Bedeutung des aus der gleichen Familie hervorgegangenen Berliner Bankhauses & Co. und seiner hauptsächlichlichen Träger bisher nicht Gegenstand einer zusammenfassenden Darstellung geworden. Dies erklärt sich im wesentlichen daraus, dass die Quellen, aus denen zu schöpfen wäre, versagen; sie sind entweder vernichtet oder nicht mehr zugänglich. Einen ersten Versuch, diese fühlbare Lücke bis zu einem gewissen Grad zu füllen, hat unlängst der Wirtschaftshistoriker Professor Dr. Wilhelm Treue (Göttingen und Hannover) unternommen, als er in der Mendelssohn-Gesellschaft e.V. in Berlin über „Mendelssohn & Co., eine Privatbank im 19. und 20. Jahrhundert“ referierte. Dabei stellte er, an Hand mühevoll gesammelter und gesichteter Materials, weniger den Geschäftsbetrieb der

Bank in den Vordergrund. Ihm lag vielmehr daran, die Persönlichkeit und die Fähigkeiten der Repräsentanten der generationsreichen (später zum Christentum übergetretenen) Familie, die dem Unternehmen in den 143 Jahren seines Bestehens zu seiner achtunggebietenden Stellung im deutschen und internationalen Wirtschaftsleben verholfen hatten, vor dem Hintergrund der Zeitereignisse zu kennzeichnen.

Es begann mit Joseph Mendelssohn (1770—1848), Moses' ältestem Sohn. Er hatte 1795, gemeinsam mit Moses Friedländer, übrigens einem Sohn des Reformers David Friedländer, in Berlin ein kleines Bankgeschäft gegründet. Nach dessen Ausscheiden nahm Joseph seinen jüngeren Bruder Abraham Mendelssohn (1776—1835) als Partner auf. 1815, als die Firma bereits zu den bedeutenderen Berliner Unternehmungen zählte, zog sie in das Haus in der Jägerstrasse, wo sie bis zu ihrem Ende im Jahre 1938 verblieb. Schon zu jener Zeit stand die Mendelssohn-Bank — mit der von Bleichröder — an der Spitze

der insgesamt 13 Berliner Privatbankhäuser. Mendelssohns Hauptfolge im Verlauf des vorigen Jahrhunderts bestanden in der Bevorschussung der an Preussen zu zahlenden französischen Kriegsentschädigung nach den Befreiungskriegen. In dem ständig zunehmenden Anleihegeschäft (zeitweise in Zusammenarbeit mit dem Haus Rothschild) und dem bankmässigen Zahlungsverkehr im Rahmen des Berliner Cassen-Vereins.

Bis ins hohe Alter blieb Joseph Mendelssohn ein Mann von ausserordentlichem Format, von entscheidendem Einfluss auch nachdem jüngere Mitglieder der Familie, sein Sohn Alexander (1798—1871) und sein Neffe Paul Mendelssohn Bartholdy (1812—1874), seine Sozien geworden waren. Kein Wunder, dass ein preussischer Minister im Jahre 1831 von Joseph als dem mit Abstand bedeutendsten und leistungsfähigsten unter den Berliner Bankiers sprach. Bald sah man ihn im Kreis der Gründer von Unternehmungen auf dem Gebiet des Versicherungs-, des Eisenbahn- und des Wohnungsbauwesens sowie, nach der Krise von 1848, auch von Aktiengrossbanken wie der Berliner Handelsgesellschaft und der Norddeutschen Bank in Hamburg. Um die Mitte des Jahrhunderts kam das Haus Mendelssohn durch die Vermittlung grosser russischer Staatsanleihen und die Unterbringung russischer Eisenbahnpapiere ins Auslandsgeschäft und damit auf den internationalen Kapitalmarkt. In den siebziger Jahren war, als Vertreter der dritten Generation, neben dem ersten Franz von Mendelssohn (1829—1889) Ernst von Mendelssohn Bartholdy (1846—1909) in die Firma eingetreten. Er entwickelte das russische Geschäft und war 1905 am Zustandekommen des deutsch-russischen Handelsvertrages beteiligt.

Ueber Geschäftstätigkeit und Geschäftsbetrieb der Bank in den Perioden 1900—1918 und 1933—1938 ist nur wenig bekannt. Mit Kriegsende, als der zweite Franz von Men-

delssohn (1863—1935) und Paul von Mendelssohn Bartholdy Geschäftsinhaber wurden, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Hauses, das nach der Währungsreform von 1923 seine alte starke Stellung und seine Exklusivität behaupten konnte. Von 1914 an Präsident der Berliner Handelskammer und später auch des Deutschen Industrie- und Handelstages, war Franz namentlich in der Weimarer Zeit nicht ganz ohne Einfluss auf die deutsche Wirtschafts- und Aussenpolitik. 1919 war Rudolf Loeb (1866 in Boston gestorben), nach langjähriger Tätigkeit im Hause, einer der Teilhaber der Firma geworden, der wichtigste und vertrauteste Mitarbeiter. Auf ihn ging 1925 praktisch die Leitung des Hauses über. Er war es auch, der Ende 1938 in die Uebernahme der Angestellten auf die Deutsche Bank einwilligte und, im übrigen, zur Vermeidung einer sogenannten Arierisierung die Liquidierung der Bank Mendelssohn & Co. zum Abschluss brachte. Seine Absicht, eine Geschichte der Firma zu schreiben, kam leider nicht mehr zur Ausführung.

E.G. LOWENTHAL